DIE GARTENLAUBE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

EXCHANGE
FEB 1 '49

AP
30
.N4
397921
1874

UV

S

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustrirt ist.

Gedichte.

Seite

Album der Poesien.
* Der Goldschmiedsgesell. Von Goethe 318
Allerseelentag. Von Hermann Allmers . 703
* Am Beichtstuhl. Von Ernst Scherenberg 150
An Hoffmann von Fallersleben. Von Emil Rittershaus 104
Die Blätter fallen. Von Alexander Duncker 757
Es werde Licht! Von Albert Traeger . . 1
* Gang zur Beichte. Von Albert Traeger 398
Grijn's, Hermann, Kampf mit dem Löwen. Altkölnische Sage. Von Hermann Grieben 417
Ich ziehe mit! Von Reinhard Neuhaus . 810
* Im Klostergarten. Von Ernst Ziel . . 738
* Im Vorbeigehn 447
* Im Walde. Von Ernst Ziel 440
Liebeslieder, drei. Von Hoffmann von Fallersleben 331
Schwüre, zwei, auf Hohbarr 554
* Stelldichein, das. Von Hermann Oelschläger 606
* Steppenbild. Von Ernst Ziel 160
Strauß, David Fr.; Zehn musikalische Sonnette. E. F. Kauffmann gewidmet.
I. 652
II. 716
* Vor dem Schlosse meiner Ahnen. Von Ernst vom Strande 836
* Wappen, des Lenzes. Von Friedrich Hofmann 240
Wem gilt unser Krieg? Von Ernst Scherenberg 64
Wir grüßen Euch, Ihr Todten. (Zur Sedan-Feier) 555
* Zweifel 41

Biographien und Charakteristiken.

* L'Arronge, Adolf. Der Vater von „Mein Leopold." Von Julius Stettenheim . . 639
* Bennigsen, Rudolf von. Der neue Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses . . 93
Blum, Eugenie. Die Wittwe eines Freiheitskämpfers 726
* Bock, Professor Dr. Carl Ernst. Mein Lebensbild 479
* Bürger, Gottfried August. Aus dem Lebens- u. Leidensbuche eines Dichters. Von Adolf Strodtmann. 2. Molly . . 11
* Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Die Großmutter deutscher Kronenträger. Von Georg Horn 277
* Charlotte, Herzogin von Hildburghausen u. Louise, Königin von Preußen. Ein unvergeßliches Schwesternpaar. Von Dr. L. Grobe 452
* Chodowiecki, Daniel. Vom Gewürzkrämer zum Künstler. Von Lorenz Clasen . . 80
David, Ferdinand. Eine Leipziger Musikgröße. Von La Mara 455
* Döring, Theodor, und Minona Frieb-Blumauer. Die Dioskuren der Berliner Hofbühne. Von Oswald Hancke . . . 549
* Engerth, Wilhelm Ritter von. Ein Berg- u. Strombezwinger 287
Gerstäcker, Fr. Zur Biographie Gerstäckers 388
* Gleichen-Rußwurm, Emilie Freifrau von. Schillers letztes Kind 691
* Hammer, Guido. Der Maler der Wild-, Wald- und Waidmannsbilder . . . 770
Hoffmann von Fallersleben. Erinnerungen Von Rudolf Gottschall 161
* Joel, Johann Friedrich. Der Alte von der Schmücke. Von Julius Keßler . . 566
Kaulbach, Wilhelm. Vom Meister Kaulbach 437
* Ludwig II., König von Baiern. Einsam auf dem Throne 840
* Menzel, Adolf. Der Maler des kriegerischen Preußen 271
Miller, Cincinatus Heine. Indianerhäuptling u. Poet. Von Eduard F. Leygh . . . 402
Niemeyer, Felix von. Von Dr. Fritz Keppler 515
Pierson, Caroline. Deutschlands Corinna. Von Dr. C. Beyer 711
Pückler-Muskau, Fürst. Aus seinen letzten Lebenstagen. Von Dr. Liersch in Cottbus 678
Reuter, Fritz. Der Heimgang eines Dichters. Von Friedrich Friedrich 498
* Reuters, Fritz, „Louising". Von Friedrich Friedrich 650
* Rost, Alexander. Ein Thüringer Dichter. Von Albert Traeger 622
* Strauß, David Friedrich. Einer von den Ganzen 142

Erzählungen und Novellen.

Fesseln, gesprengte. Von E. Werner . . 363
Fliederzweige. Von H. S. Waldemar . . 831
Frau, die zweite. Von E. Marlitt . . . 1
Geschichte, die, vom Spötterl. Von Hermann Schmid 635
Haselnuß, die 347
Meteor, ein. Von E. Werber 783
Nach fünfzig Jahren 735

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Aachen.
* Das Rathhaus. Auf ehrwürdigem Boden. Von Rudolf Scipio 390
Die diesjährige Aachener Heiligthumsfahrt 528
Die Aachener Reliquien. Von Carus Sterne
I. 708
II. 760
* Afrika. Die „Afrikanische Gesellschaft" u. die deutsche Expedition an der Loangoküste. Von Dr. H. Lange 613
Aegypten.
Aus dem Innern des vicekönigliches Palastes 195
Mit Hassan beim Scheikh Ali 225
Amerika.
Tweed. Ein New-Yorker Millionär . . 9
Aus amerikanischen Gerichtssälen.
2. Der Mord des Prinzen Eric . . 50
3. Ein neuer Graf von Gleichen . . 147
4. Eine Versicherungsgeschichte. Von Louis Lübkert 610
Der Fels der Mutter. (Aus Venezuela) 86
George Peabody u. Johns Hopkins. Amerikanische Unsterblichkeitspolicen. Von Eduard von Leiygh 97
Der Eisenbahnschwindel in Amerika . . 110
Amerikanischer Frauenkrieg gegen Trinkstuben 210
Bei den Coroados-Indianern. Von F. Keller-Lenzinger 320
* In der Heimath des Lamas. Von Ernst Moßbach 342
Das Waisenhaus in Baltimore. Das Schooßkind der Deutschen Baltimores. Von Louis Lübkert 360
* San Franzisco in der Phantasie u. in der Wirklichkeit. Von Theodor Kirchhoff 462
* Die neuerbaute Brücke über den Mississippi bei St. Louis. Von Dr. J. J. Richter 582
Jakobine Maurer, die deutsche „Cristusin" in Brasilien.
I. 643
II. 696
Amerikanische Gladiatoren 668
Die New-Yorker Hülfsgesellschaft für Kinder. Von Udo Brachvogel 742
* Die Indianer. Von den rothen Teufeln. Von M. Lindemann 754
Peru. Der letzte Sonnensohn. Von Johannes Scherr 775
* Augsburg. Die Augsburger Leineweber. Von Dr. Chr. Meyer 591
Aus der guten alten Zeit.
* Der Hexenthurm in Lindheim. Von M. v. Humbracht 77
Aus den Zeiten der schweren Noth.
Nach der Schlacht von Jena. Von K. Chop 127
Beamtenwelt, aus der.
4. Der Postschein 112
Berlin.
* Eine Sitzung des Reichstages. Von Max Ring 291
Das Lette-Haus. Das Haus der Berliner Frauen. Von Max Ring 400
Die Obstkammer Berlins. (Werder). Von Georg Horn 440

Digitized by Google

Seite

Berlin.
* Zwei stumpfe Ecken Berlins. Das Ephraimsche Haus in der Poststraße u. die Passage an der Ecke der Friedrichs- u. Behrenstraße 777
Der Börsen- u. Gründungsschwindel in Berlin. Von Otto Glagau. 1. Zur Einleitung 788
* Birkenstein. Die Wallfahrt zu Birkenstein 302
Breslau.
Der Elephant im zoologischen Garten. Das Schmerzenskind der Breslauer. Von Dr. Schlegel 216
* Coburg. Lustgang um u. in die „Fränkische Krone.“ Von Friedrich Hofmann . . 325
Diamantendiebstahl, ein, in Kairo. Von Adolf Ebeling 179
Don Juan. Das Original der Don Juane. Von Fr. Helbig 322
* Fjeldlappen, bei den 629
* Frankfurt am Main. Auf den Friedhöfen einer früheren freien Reichsstadt . . . 406
Frankreichs schwarzes Cabinet 288
Frauen der französischen Revolution. Von Rudolf Gottschall.
* Madame Tallien 223
* Madame Roland 352
Galerie historischer Enthüllungen.
4. Arnold von Winkelried. Von Dr. Otto Henne-Am Rhyn 6
* 5. Fugger. Kaufmännische Noblesse. Von Fr. Hofmann 208
Gefängniß- u. Fluchtleben, aus meinem. Von Fritz Rödiger 15
Geistererscheinung, die erste, des neunzehnten Jahrhunderts. Von Ferdinand Dieffenbach in Darmstadt 408
Gerichtssälen, aus deutschen.
Nr. 5. Des Meineids angeklagt . . . 450
Häckerlingsschneider, ein, als Apostel (Aus Leisnig) 823
Hela an der Ostsee. Ein finsterer Winkel im deutschen Reiche 192
* Herzegovina. Aus dem Sennerleben der Herzegovina. Von Franz Zverina . . 470
Holland u. Skandinavien. Stammverwandt. Von Hermann Allmers 811
Holland in Noth. Von J. Loewenberg . 136
* Jagden, die, des Kaisers 130
Java. Hangen u. Bangen in schwebender Pein. Von Dr. B. Beheim-Schwarzbach 466
Italien.
* Olevano. Eine deutsche Malerherberge im Sabinergebirge. Von Paul du Prel 165
Timavo, der. Ein classischer Fluß. Von R. Baumbach 181
Juden, vom Ewigen. Von Fr. Helbig . . 128
* Kiel. Die Taufe des Panzerschiffs: „Friedrich der Große“ 713
Klosterleben, aus dem österreichischen. Von A. Ohorn
1. Das Noviziat u. der Aufenthalt im Seminar zu Prag 483
2. Häusliche u. theologische Erziehung 616
Komödianten. Zur Naturgeschichte der deutschen Komödianten.
5. Theaterdiener und Theaterfriseur. Von Adolf Meyer 306
Berichtigung. Von George Hiltl . 392
6. Mätzchenmacher. Von Arno Hempel 421
Kuli-Handel, deutscher 358
„Lady Milford“ u. „Ferdinand von Walter.“ Von Ferdinand Dieffenbach 313
Land und Leute.
* Nr. 35. Das Elsaß, seine Spiele und Tänze 373
* Nr. 36. Pancratius Sanitabringius im Elsaß 574
* Nr. 37. Familienfeste im Elsaß . . . 658
Leipzig.
Leipzigs Industrien.
Nr. 2. Papierwäsche. Ein überwundenes Vorurtheil in einer Bagatellsache . 377
Eine wunderbare Erscheinung im Rosenthale. (Schrepfer) 662
* Die Puppendoctorin. Von Emil Schmidt 786
London. Aus der Welt des Geldes. Von Dr. H. Beta 260
* Luther-Wirthshaus, das Judenbacher, auf dem Schönberg bei Sonneberg. Ein gefeiertes Wirthshaus. Von Fr. Hofmann 486

Seite

* Malta. Die künftige Residenz des Papstes 100
* Maulbronn, Kloster. Das besuchteste Schwabenkloster 366
Meiningen. Ein Gang durch Meiningen. Von Friedrich Hofmann 627
Mekka. Nach Mekka. Der Auszug der Pilger in Kairo 26
Moränenlandschaft, die. Von E. Desor . 168
* National-Denkmal, das, auf dem Niederwald 533
Oelbilderdruck. Moderne Kunstindustrie. Von Dr. H. Beta 518
Oxford und Cambridge auf der Temse. Die Wettruderfahrt vom 28. März. Von Dr. Karl Damian 262
* Oybin. Auf dem Oybin. Von Andreas Oppermann 31
Papier, das, und seine Verwendung. Aus unserm papiernen Zeitalter. Von Apianus 730
Paris.
Der deutsche Hülfsverein. Ein Hülferuf 138
Pariser Bilder und Geschichten. Von Ludwig Kalisch.
Tage des Schreckens 162
Allerlei sonderbare Erwerbsquellen und Geschäfte 258
Blumen 338
Bei Béranger 578
Unterhaltungen mit Heinrich Heine . 745
Das Cloakenwasser. Moderne Goldgrube. Von Ed. Gieseler 793
Plaue, Schloß. Ein märkisches Zwinguri. Von Georg Horn 530
„Polaris“, das amerikanische Expeditionsschiff, und sein Untergang. Von Dr. Emil Bessels 664
* Rheinsberg. Das Jugend-Eldorado eines großen Königs 82
* Rom. Die kleine Cäcilie. Ein römisches Modell. Von E. Planck 802
Salzburg.
* Der Kapuzinerberg. Von M. Reinitz 545
* Der Zeller See. Die Perle des Salzburger Ländchens 748
* Schiller. Das Grab von Schiller's Mutter 807
* Schmalkalden. Aus der Stadt des ersten protestantischen Bündnisses. Von Hugo Simon 230
Schweiz.
Schützenfestliche Charaktere u. Typen vom eidgenössischen Freischießen in St. Gallen 562
Siebenbürgen. Von unseren sächsischen Landsleuten im Osten.
* 1. Der Dorfrichter in Amtsthätigkeit 256
2. Auch ein verrathener Bruderstamm 274
Sinai, der, des Dr. Beke. Von Georg Ebers 228
Sonnenkraft-Maschinen. Von Carus Sterne 468
Telegraphie.
Ein Plauderstündchen in der Depeschen-Annahme. Von Reinhold Billig . . 418
Störungen in der telegraphischen Correspondenz 625
Theatererinnerungen, aus meinen. Von Wilhelm Koffka 434
* Triest. Ausladung fremdländischer Thiere 648
* Tunis. Israel in Tunis. Von Robert Leinweber 725
Tyrol und bairisches Gebirge.
Ein bairischer Schwärzer. Von Heinrich Noë 95
Winter im Allgäuer Hochgebirge. Von A. Waltenberger 117
* Photographische Abenteuer in der Eisregion 245
Ein Bauerndramaturg im Hochgebirge. Von Fritz Keppler 354
Die Zigeuner am Eibsee. Von Fritz Keppler 488
Brixlegg. In und um Tyrols Oberammergau.
* 1. Das Passionsspiel zu Brixlegg. Von Bernhard Heinzig 501
* 2. „Auf den Bergen die Burgen“ und Notburga's Ruhm und Preis . . 680
* Vesuv-Eisenbahn. Ein in Eisen gelegter Vulcan 517
* Viehwagen, österreichische. Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes 546
Weimar. Eine Wanderung durch die Friedhöfe Weimars. Ehrenrettung für einen Todten. (Riemer). Von Robert Keil . 200
Werder. Die Obstkammer Berlins. Von Georg Horn 440

Seite

* Wetzlar. Die Werther-Erinnerungen in Wetzlar. Von Ernst Ziel 597
Wien.
* Das Mozarthäuschen. Die Geburtsstätte der „Zauberflöte“. Von Alfred Walther 70
* Die Hochquellen-Wasserleitung . . . 213
Zu glücklich 758

Naturwissenschaftliches u. Medicinisches.

* Ai, der. Das faulste Thier. Von Brehm 383
* Antilope, die. Das edelste Jagdthier der Prairie 496
Auge, das, und das Mienenspiel. Von Dr. Hugo Magnus 595
* Fischzuchtanlagen, die, zu Einsiedel. Saat in's Wasser. Von Gampe 124
Fledermäuse. Die wahren Blutsauger. Von Brehm 176
* Flußpferde. Die Jagd auf Flußpferde. Von J. M. Hildebrandt 698
Heilkunst, die, der Heilkünstler und die Curirfreiheit. Von Bock 145
* Kaninchen-Zucht, die, in Deutschland. Von Prof. Dr. Fr. Ant. Zürn 430
* Kranich, der. An der Küste Hinterpommerns. Von Fr. W. Paul 191
Löwe, der. Aus dem Familienleben des Löwen. Von Schlegel 684
* Makuka 64
* Nachtigall, die, im Fliederbusch 414
Sterne, die. Im Weltengarten. Von Dr. Hermann J. Klein 580
Sturm. Von Dr. Herm. J. Klein . . . 844
* Venusdurchgang, der, vom 8./9. December 1874. Von Dr. R. Engelmann . . . 693
Vögel. Die Gefahren der Vogelbrut. Von Karl Müller 356
* Waldmenschen. Was uns die Waldmenschen erzählen 59
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer.
* 39. Schmalrehchens Ende 58
* 40. Eine Hundegeschichte 560
Winter-Studien von Carus Sterne.
1. Rauch und Rauchfrost 44
2. Schnee und Eiszapfen 149
3. Das Eis und die Eisblumen . . . 184

Vermischtes.

Bildergalerie, in der. Von Carus Sterne.
1. Wie wir die Bilder ansehen 340
* 2. Wie die Bilder uns ansehen . . . 386
Briefe, epische. Von Wilhelm Jordan.
I. 504
II. 564
III. 676
IV. 740
V. 828
Dienstboten, unsere schlechten 242
* Feuerbestattung, die. Von Prof. C. Reclam 308
An die Gegner der Feuerbestattung. Von Prof. C. Reclam 608
Literaturbriefe an eine Dame. Von Rudolf Gottschall. XIV. 512
XV. 772
Stenographie, die. Der Vermittler zwischen dem Volke und seinen Vertretern. Von Karl Albrecht 67
Weihe, eine. Von Hermann Allmers . . 8

Blätter und Blüthen.

* Aal, der. Die Fortpflanzung des Aales. Von Dr. K. Eberhard 120 474
Aberglauben. Auch ein Stückchen Aberglaube 36
Beitrag zum Volksaberglauben 537
Zum Volksaberglauben 601
Abstimmungstelegraph, der 266
* Album für Deutschlands Töchter . . . 798

Digitized by Google

Seite

Amerika.
Ives, F., von Auburn. Ein amerikanischer „Reichsfechtmeister" 267
Amerikanische Freigebigkeit 631
Nachträgliches zu dem „New-Yorker Millionär" 634
Guter Rath 653
Zur Charakteristik des nordamerikanischen Beamtenthums 717
Klein-Deutschland in New York 781
Aquarium, das, in der Volksschule 458
Arndt-Denkmal, zu einem, auf dem Rugard auf der Insel Rügen 119
Baiern. Die Wildschützen der baierischen Berge 538
Bauer, Wilhelm 848
Bauernvereine. Aus Steiermark 750
* Beichtzettel. Ablieferung des Beichtzettels 186
Berlin. Ein „Straßenbild" ohne Bild. Von Max Alt 201
Die Friedenslinde an der Hasenhaide 782
Die Studentenloge im königlichen Schauspielhause 847
Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen 750
* Bock's Ruhestätte 670
Bürde, Paul † 394
Bürger's, G. A., Hinterbliebene 490
* Charlotte, Herzogin von Hildburghausen. Ein halb vergessenes Grabmal 521
Coligny, Jacobine von. Für Historiker und Novellisten 653
Conversationslexika, die. Eine neue Pflicht des Publicums 521
Dampfkarawane. Neueste Fahr- u. Reisegelegenheit 814
Dienstboten, unsere schlechten, noch einmal 298
„Dioskuren, die. Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie" 266
Durban, Carl. Ein Verschollener 458
Eisenbahnen.
Auch eine Bitte an Eisenbahn-Directoren 151
Rauchcoupés 281
Gepäckwagen 670
Folgenschwere Fahrlässigkeit 686
Erinnerungen, aus den, einer Siebzigjährigen 330
Es giebt noch gute Menschen 814
Fässer aus Papier 750
Feldkirch. Ein Wunder aus Feldkirch 457
Frauenarbeit 458
Freibeuterei, die literarische, noch einmal 20
Fuchs, der fliegende 766
Gellert, Christian Fürchtegott. Ein Besuch 170
Gerstäcker. Eine Gartenlaubenreflexion 426
Geschichte, die, von der Schwiegermutter. Gedicht von Hermann Grieben 654
Goethe's Jugend 817
Graphologie 717
Handwerkswesen im Mittelalter. Aus den Tagen des letzten Ritters 701
Heidelbergiana 846
Hinterlader, die ältesten, in Europa 750
Hoffmann von Fallersleben. Ein bisher ungedrucktes Gedicht 120
Hoffmann von Fallersleben, noch einmal 522
Holtei. Von unserm alten Holtei 765
Instinct oder Ueberlegung? 298
* Kaisermanöver, die, bei Hannover. Die Rüstung des Friedens 830
* Kaulbach's Grab. Die erste Nacht im Grabe 314
Kirchenrock und Soldatenrock. Von Pfarrer Th. Fingado 52
Komisch und Komiker. Von C. Helmerding 71
Kretschmer, Albert. Ein deutscher Kunstschatz 72
Kunst, deutsche, in Lied und Bild 820
Künstler-Album, deutsches 766
Kürnbach. Noch ein Stück Mittelalter. Von Dr. Kupfer 35
La Mara, „Musikalische Studienköpfe" 378
Lebensretter. Von Schiffsrheder H. B. Hansen 20
Literarisches 186
Lothringen. Der Sprachenkampf in Deutsch-Lothringen 601 686
Makart's, Haus, Künstlerheim 560
Maltzan, Heinrich Freiherr von. † 202
Maltzan, Heinrich Freiherr von. Erinnerungen an Heimgegangene. 1. Von Franz Wallner 297
* Mannheim. Denkmal für die Freiheitskämpfer von 1849. Ein neuer Märtyrerstein 362
Müller, Adolf und Carl, „Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirthschaft" 670
New-York. Unsicherheit des Lebens 119
Ober-Ammergau. Das Passionsspiel 731
Opiumhandel und Opiumindustrie 506
Orthographie. Ein Vorschlag aus Wien 52 104
* Paris. Eine Winter-Erinnerung an die Belagerung von Paris. Von F. W. Heine 36
Petrarca. Ein Welt-Dichterfest 473
Pückler-Muskau, Fürst 622
Reich, E., „der Mensch und die Seele." Portraitirung der Deutschen 154
Reise-Institute 458
Reuter, Fritz. † 490
• Zum Fritz-Reuter-Dank 570
Richter-Album, ein neues 814
Rudolstadt. Aus dem Rechtsleben eines Kleinstaates 378
* Rußland. Ein russischer Nationaltanz [illegible]
Scherenberg, Ernst, „Gegen Rom" [illegible]
Scherenberg's, E., Gedichte 831
* Scherer, Georg, Das deutsche Volkslied 830
Scherflein, das, der Kinderlosen 362
Scherr, J., „die Gekreuzigte oder das Passionsspiel in Wildisbuch" 410
Schiller katholisch! 765
Schlachtmaske, die 134
Schleiermacher. Ein Brief Schleiermachers 119
Schliemann's, Dr. Heinrich, Nachgrabungen in Griechenland. Wahrheit oder Dichtung? 88
Schneckenburger's Grab 88
Schulze-Delitzsch in Frankreich 586
Schürmann's „Magazin für den deutschen Buchhandel" 88
Schwammfischereien, die syrischen 602
* Schwarzburg. Eine helle Perle im dunkeln Kranz 424
Schwindel, ein neuer. (Firmin) 749
Sealsfield, Charles. Vom großen Unbekannten 538
* Shakespeare, ein deutscher, mit Illustrationen 202
* Siebenbürgen. Brautleute in Siebenbürgen 19
Somnambulisten- u. Spiritistenschwindel, der 570
Sprache, die. Sprachliche Kleinigkeiten 474
* Steiermark. Der Mürzsteg zum todten Weibe 731
Strauß, David Friedrich. Zur Erinnerung 153
Noch eine Erinnerung 586
Strom, der galvanische, als unbesoldeter Nachtwächter 813
Studnitz, Oberst Wilhelm von. Einer von der alten Garde. Von Arno Hempel 585
Telegraphie. Die Leistungen derselben 765
Unterhaltungslectüre, christliche, für Jung und Alt 702
* Unter-Riexingen. Die Klosterkirche. Aus alter Zeit 764
Venusdurchgang vom 8./9. December 1874. Ergänzung. Von Dr. R. Engelmann 750
Viehwagen, österreichischer. Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes 602
Vorbei! Gedicht von Alex. Duncker 378
Weihe, eine. Von H. Allmers. Ein Wort zum Wehren und Klären 233
Winke für Großstädte. Von H. Beta 425
Wunder, ein ägyptisches. Von Dr. B. Hirsch 154

Illustrationen.

Aachen. Das Rathhaus. Von Rudolf Scipio 391
Aal-Embryo, vergrößerter 120
Afrikanische Gesellschaft, die
Das Zelt der „Afrikanischen Gesellschaft" 614
Güßfeldt, Dr. Paul. Portrait 615
Ai, der. Von G. Mützel 383
Album für Deutschlands Töchter. Zwei Illustrationen aus demselben von Prof. Thumann u. H. Heubner 794 795
Amerika.
Transport von Kupfererzen durch Lamas auf den Cordillieren. Nach E. Moßbach von H. Leutemann 343
San Francisco 463
Gabelantilopen in der Prairie. Von M. Hoffmann 495
Amerika.
Die neuerbaute Brücke über den Mississippi bei St. Louis 583
Mitglieder der Indianer-Deputation in Washington 755
Angeli, H. von. Am Beichtstuhl 151
L'Arronge, Adolf. Portrait 639
Ascher-Mittwoch. Ein Mene Thekel für Ascher-Mittwoch 109
Augsburg. Das Fuggerhaus 591
Becker, Prof. Karl. Der Fünfte bei Anton Fugger in Augsburg 207
Bennigsen, Rudolf von. Portrait 93
Berlin.
Eine Sitzung des deutschen Reichstags. Von H. Lüders 294
Das Ephraim'sche Haus in der Poststraße. Von Prof. Doepler 778
Die Passage an der Ecke der Friedrichs- u. Behrenstraße. Von Prof. Doepler 779
Beyschlag, Robert. Im Walde 439
Bilder-Galerie, in der. Wie die Bilder uns ansehen 387
Bock, Professor Dr. Carl Ernst. Portrait 479
Bock's Ruhestätte in Wiesbaden 667
Braun, L. Ein Grüß Gott im Vorbeigehen 447
Bürger, Gottfried August.
Bürgers Molly (Auguste Leonhardt). Portrait 12
Dorette Bürger. Portrait 12
Silhouette Bürgers 13
Das Bürgerthal bei Rheinhausen. Von Otto Peters 13
Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Portrait 278
Denkmal derselben 279
Charlotte, Herzogin von Hildburghausen. Portrait 454
Chodowiecki, Daniel. Am Familientisch 81
Coburg und seine Umgebungen. Von Alfred Schröder 326
Dresden.
Der zoologische Garten. Mafuca. Von H. Leutemann 65
Ebersberger. „Spitzbube, — endlich ertappt" 17
Essenberger, H. Der Goldschmiedsgesell 319
Elsaß.
Das Pfingstfest. Von Th. Piris 375
Pancratius Sanitabringius. Von Th. Piris 575
Eine Hochzeit. Von Th. Piris 659
Engerth, Wilhelm Ritter von. Portrait 287
Field-Lappen, die.
Field-Lappen in Festtracht 630
Field-Lappen auf ihrer Sommer-Alm 631
Fischzuchtanlagen, die, zu Einsiedel im sächs. Erzgebirge 125
Flußpferde. Letztes Zusammensein Tommendos mit seiner Mutter. Von H. Leutemann 699
Frankfurt a. M. Die Friedhöfe 407
Fried-Blumauer, Minona, und Theodor Döring. Von Paul Bürde 551
Gabelantilopen in der Prairie. Von Moritz Hoffmann 495
Güßfeldt, Dr. Paul. Portrait 615
Hammer, Guido. Portrait 771
Heine, F. W. Die glücklich geborgene Weihnachtsgans 811
Herzegowina. Eine Sennhütte auf dem Hochgebirge. Von Prof. Fr. Zverina 471
Hildburghausen. Das Denkmal der Königin Louise von Preußen 511
Jagden, die des Kaisers. Von H. Lüders 131
Oberpiqueur und Meute 131
Im Grunewald 132
Das „Gescheide" wird vertheilt 132
Das Aufladen des erlegten Wildes 132
Das Abschlagen der Geweihe 133
Lappenwächter 133
Rückkehr von der Jagd 133
Igler, G. Verhängnißvolle Offenheit 675
Joel, Johann Friedrich. Portrait 567
Italien.
Olevano. Von J. Zielcke 166
Civitella. Von J. Zielcke 167
Kaninchen. Von L. Beltz 431
Kaulbach's Grab. Von R. Püttner 311
Kosaken-Hochwacht am Kubanflusse 159
Leichenverbrennung.
Der Siemens'sche Ofen. Von W. Reiche 311

Digitized by Google

Seite

Leipzig. Die Puppendoctorin. Von E. Schmidt . . . 787
Lindheim in der Wetterau. Der Hexenthurm 77
Ludwig II., Königs von Baiern, nächtliche Bergfahrt mit dem Königsschlitten. Von G. Sundblad . . . 843
Luther-Wirthshaus, das Judenbacher, auf dem Schönberg bei Sonneberg . . . 487
Masuca in guter Laune. Von H. Leutemann 65
Malta. Ansicht von La Valetta . . . 101
Mannheim. Denkmal für die Volkskämpfer von 1849 . . . 359
Manöver, aus den, des zehnten Armeecorps bei Hannover. Von Carl Grote . . . 826
Maulbronn, Kloster . . . 367
Max, Heinrich. Zweifel . . . 40
Meggendorfer, Lothar. Vor der Pforte . 607
Menzel, Adolf. Der Kriegsmaler auf friedlichen Studien. Von H. Lüders . . 271
Muschler, K. Photographische Aufnahme nach der Natur . . . 527
Nachtigall, die. Von E. Schmidt . . 415
National-Denkmal, das, auf dem Niederwald 534
Oybin, der. Von R. Püttner.
  Auf dem Oybin . . . 32 48
  Vor und in der Kirche . . . 33
  Der Friedhof . . . 49
Panzerschiff, das, „Friedrich der Große" auf dem Stapel zu Kiel . . . 715
Paris.
  Eine Winter-Erinnerung aus den Pariser Tagen des Jahres 1870. Von F. W. Heine 25
Püttner, R. Vor dem Schlosse seiner Ahnen 835
Reiher und Krähen. Von Guido Hammer 191
Reuter, Louise. Portrait . . . 651
Rheinsberg, Schloß, und seine Umgebungen. Von Prof. Doepler . . . 84
Roland, Madame. Portrait . . . 351

Seite

Rom. Die kleine Cäcilie. Von Helene Richter . . . 803
Rosenthal, Toby E. Aus dem Regen in die Traufe . . . 707
Rost, Alexander. Portrait . . . 623
Rügen. Der Arndt-Thurm . . . 116
Rußland. Der russische Tanz Horowod. Von Dmitrieff-Orenburgskoy . . . 263
Salzburg.
  Aufgang zum Kapuzinerberge. Von L. v. Eliot . . . 543
Scherer, G. Das deutsche Volkslied. Eine Illustration aus demselben von Prof. Thumann . . . 819
Schillers Mutter. Deren Grab . . . 810
Schmalkalden . . . 231
  Das Lutherhaus . . . 230
Schmid, Mathias. Abgabe der Beichtzettel 175
Schmidt, Emil. Das Wappen des Frühlings 239
Schwarzburg. Von H. Heubner . . . 423
Scholl, L. Am Klostergarten . . . 739
Shakespeare-Illustrationen.
  Die lustigen Weiber von Winsor. Von H. Lossow . . . 198
  Der Sommernachtstraum. Von P. Thumann . . . 199
Siebenbürgen.
  Ein sächsisches Brautpaar aus dem Dorfe Wallendorf bei Bistritz. Von Prof. C. Koller . . . 5
  Ein siebenbürgisch-sächsischer Dorfrichter in Amtsthätigkeit. Von Prof. C. Koller . 255
Siegert, Prof.
  Die Genügsame . . . 182
  Der Feinschmecker . . . 183
Steiermark. Der Mürzsteg zum todten Weibe . . . 731
Strauß, David Friedrich. Portrait . . . 143
Tallien, Madame. Portrait . . . 223

Seite

Tannert, L. Besuch der Pathin . . . 334
Triest. Ausladung einer Sendung afrikanischer Thiere. Von H. Leutemann . . 646
Tunis. Reiche Judenmädchen. Von Robert Leinweber . . . 723
Tyrol und bairisches Gebirge.
  Die Zugspitze. Aufgang über der „Labergrube". Von G. Sundblad . . . 246
  Das Hinaufseilen auf den Kamin. Von G. Sundblad . . . 246
  Capuzinerpredigt zu Birkenstein. Von L. Braun . . . 303
  Brixlegg und Umgegend. Von R. Püttner . . . 502 503 682 683
Ulffers, M. Gang zur Beichte . . . 399
Unter-Rixingen. Die Klosterkirche. Von R. Heck . . . 763
Venusdurchgang, der, vom 8. 9. December 1874. Bildliche Erläuterungen . . . 694
Vesuv-Eisenbahn, die. Von C. E. Obliegbt 519
Viehwagen, ein, der österreichischen Eisenbahn 547
Waldmenschen. Andrian Jeftichew. Portrait 61
Werther-Brunnen, der, bei Wetzlar . . . 599
Wien.
  Das Mozarthäuschen im Freihause. Von A. Ewald . . . 69
  Die Wasserleitung. Von Robert Zander. Der Kaiserbrunnen am Schneeberge. Vor Anlegung der Wasserleitung . 214
  Das Wasserschloß des Kaiserbrunnens nach dem Bau der Hochquellenleitung 215
  Engerth, Wilhelm Ritter von. Portrait 287
Wiesbaden. Bock's Ruhestätte. Von E. Reichmann . . . 667
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer.
  Schmalrehchens Ende . . . 57
  Der Kampf um die Beute . . . 559
Zell am See. Von Ernst Heyn . . . 747

Für den Jahrgang 1874 empfehle ich geschmackvolle

reich vergoldete Einbanddecken

zum Preise von 13 Ngr., welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Wir bitten bei etwaigen Bestellungen genau zu bezeichnen, ob **„alte"** oder **„neue"** Decken gewünscht werden.

Ernst Keil.

No. 1. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Es werde Licht!

Neujahrsgruß von **Albert Traeger**.

Fern liegt noch die mit ew'gem Frieden
Gebenedeite Gnadenzeit,
Schroff sind die Lager noch geschieden,
Das neue Jahr bringt neuen Streit,
Schaut grüßend unser Banner wehen,
Das mancher Kranz schon stolz umflicht,
Und hört es durch die Reihen gehen,
Wie Eidschwur und Gebetesflehen:
Es werde Licht!

Dem schwarzen Troß der Lügengeister
Sei Schonung länger nicht gewährt!
Es ward ihr Frevel immer dreister,
Von feiger Langmuth groß genährt.
Führt alle Fälscher vor die Schranken,
Die Wahrheit sitze zu Gericht!
Des Aberglaubens Tempel wanken —
Macht frei den stürmenden Gedanken,
Es werde Licht!

Macht Alles frei, was Wehr und Waffen
Im großen Kampf der Menschheit trägt!
Es gilt ein streitbar Heer zu schaffen,
Die Stunde der Entscheidung schlägt;
Das Wort, das auf des Geistes Schwingen
Schon längst im Vordertreffen ficht,
Soll endlich uns der Sieg gelingen,
Laßt es den Fesseln sich entringen:
Es werde Licht!

Und wieder steht zu kühnem Wagen
Das Volk geschaart in heißem Drang,
Das alle Feinde noch geschlagen
Und nie des Kampfes Preis errang.
Des letzten, schönsten Sieges Krone
Entwinde der Verrath ihm nicht!
Erlöst aus dieser Knechtschaft Frohne,
Nimmt es die Freiheit sich zum Lohne —
Es werde Licht!

In solchem Sinne aufgerichtet,
Das deutsche Reich auf Felsen steht,
Wenn es den finstern Spuk vernichtet,
Und frei voran den Freien geht.
Frei lass' es den Gedanken walten,
Der sonnengleich die Nacht durchbricht —
Dann wird's der Zukunft Schlüssel halten
Und neu die alte Welt gestalten.
Es werde Licht!

Die zweite Frau.

Von **E. Marlitt**.

1.

Ueber dem Teich, hoch im blauen Frühlingshimmel, hing lange und unbeweglich ein dunkler Punkt. Das blanke Gewässer wimmelte von Fischen; es lag immer so einsam und wehrlos da, und die alten, nahe an seinen Spiegel gerückten Baumriesen konnten auch nicht helfen, wenn der graugefiederte Dieb, jäh aus den Lüften herabstürzend, nach Herzenslust das silberschuppige Leben im Wasser würgte. Heute nun traute er sich nicht herab, denn es waren Menschen da, große und kleine, und die kleinen schrieen und jubelten so ungeberdig und warfen im kindischen Vermessen ihre bunten Bälle nach ihm; rastende Pferde wieherten und stampften das Ufergeröll, und durch die Baumwipfel quollen Rauchwolken und fuhren mit zuckenden Armen gen Himmel. Menschenlärm und Rauch — das war nichts für den heimtückisch hereinbrechenden Räuber, nichts für den Segler des krystallenen Aethers; mißmuthig zog der Reiher immer weitere Kreise und verschwand zuletzt unter einem gellenden Kinderhurrah so spurlos, als sei sein gewichtiger Körper zerblasen und zerstoben.

Am linken Ufer des Teiches lag ein Fischerdörfchen — acht zerstreut umherstehende Häuser, beschattet von vielhundertjährigen Linden, und so niedrig, daß die Strohdächer gerade zwischen den unteren Baumästen auftauchten. Mit ihren Hamen und Netzen an den Wänden, den schmalen Holzbänkchen neben der Thür, und an der Südseite flankirt von Weißdorn und Heckenrosen, hoben sie sich zierlich vom weißen Uferrande. An wuchtige ostfriesische Fischergestalten durfte man dabei freilich nicht denken; auch war es gut, daß der ungeheure Park mit seinen beträchtlichen Waldstrecken die dahinter liegende Residenz vollkommen

Digitized by Google

verdeckte — man glaubte an ländliches Leben und Treiben, bis — eine der schmalen Hausthüren aufging.

Hätte der deutsche Fürst gewußt, daß das harmlose Klein-Trianon der glänzenden Königin von Frankreich schließlich den Kopf kosten sollte, so wäre das Fischerdörfchen sicher nie gebaut worden; aber er war nicht prophetischen Geistes gewesen, und so stand die anmuthige Nachbildung seit beinahe hundert Jahren am Parkteich — die primitivste Idylle von außen, und im Innern das verwöhnteste Menschenkind umschmeichelnd. Der Fuß, an dem der Uferkies hing, trat direct auf schwellende Teppiche; dicke Seidenstoffe glänzten auf den Polstermöbeln und drapirten die Wände, da und dort unter breiten Spiegelflächen verschwindend. Wenn draußen auch bis zur glücklichen Täuschung mit Armuth und Einfachheit coquettirt wurde, an weißgescheuerten Tischen konnte man doch nicht essen, noch weniger aber auf harten Holzbänken vom süßen Spiel ausruhen.

Das Fürstenhaus, dessen einem Sproß das Fischerdörfchen sein Dasein verdankte, hielt seit alten Zeiten fest an dem Brauch, nach welchem jeder Thronerbe in seinem achten Lebensjahre eine Linde pflanzen mußte. Der Wiesengrund am linken Teichufer, das Maienfest genannt, war so zu einer historischen Merkwürdigkeit, zu einer Art Ahnentafel geworden. Selten war wohl einer der gefürsteten Bäume eingegangen — das Maienfest hatte wahre Prachtexemplare aufzuweisen; uralte Recken im eisgrauen Panzer, hielten sie den mächtigen grünen Schild himmelstürmend empor und schützten die Nachgekommenen und die Schwächlinge, denn die waren auch da, trotz der empfangenen Weihe — die Natur läßt sich eben kein Wappen aufnöthigen.

Heute, im Monat Mai, war der wichtige Act für den Erbprinzen Friedrich gekommen. Selbstverständlich feierten der Hof und die loyale Residenz den Tag in der durch das alte Hausgesetz vorgeschriebenen Weise. Sämmtliche Kinder der Hoffähigen waren eingeladen; die minder Glücklichen aber, die über keine fünf- und siebenzinkige Krone zu verfügen hatten, fuhren mit ihren Eltern hinaus, zuzusehen, wie ein wirklicher Prinz den Spaten handhabe. Hinter der Wagenburg trieb sich eine Menge Volks auf Weg und Steg herum, und die wilde Jugend hockte auf den Bäumen, unbestritten den vortheilhaftesten Observationsposten.

Das Fest war auch ein zwiefaches. Vor achtzehn Monaten war der Vater des Erbprinzen, der Landesherr, gestorben, und mit dem heutigen Tage erst hatte die schöne Herzogin-Wittwe die ungewöhnlich lange festgehaltene tiefe Trauer abgelegt.

Dort stand sie, neben dem bereits gepflanzten Lindenstämmchen. Nicht einen Augenblick blieb man im Zweifel, daß sie die Höchstgebietende sei. Sie war schneeweiß gekleidet; nur im Gürtel hing ihr eine blasse Heckenrose, und von dem rothen Futter des kleinen Sonnenschirms, mit welchem sie das unbedeckte Haupt beschattete, fiel ein leichter Rosaschein über das Gesicht, über ein feines, sehr kurzes Näschen und üppig geschwungene, wenn auch nur schwach gefärbte Lippen. Die auffallend unregelmäßigen Linien unter mähnenartig sich aufbäumendem schwarzem Haar, der Schatten, der sich zart bläulich um die Augen legte, und jener wachsweiße, unbelebte Teint, bei welchem wir gleichwohl unwillkürlich an große innere Leidenschaftlichkeit denken müssen, verliehen dem Gesicht den Typus der spanischen Creolin, wenn auch sicher nicht ein Tropfen Blutes jener Race durch die Adern der deutschen Fürstin lief.

Sie verfolgte den kreisenden Reiher mit derselben Aufmerksamkeit, wie die Kinderschaar, die bei seinem Verschwinden in das jubelnde Hurrah ausbrach.

„Du hast wieder nicht mitgeschrieen, Gabriel," sagte zornig ein kleiner Knabe zu einem größeren, neben ihm stehenden, dessen einfacher, weißer Leinenanzug inmitten der elegant gekleideten Kinder seltsam auffiel.

Der Angeredete schwieg und seine Augen suchten den Boden; das versetzte den Kleinen in Wuth.

„Schämst Du Dich denn gar nicht vor den Anderen, elender Junge? . . . Auf der Stelle schreist Du Hurrah! Wir rufen auch mit!" befahl und ermuthigte er zugleich.

Der weißgekleidete Knabe wandte angstvoll das Gesicht weg. Er machte Miene, seinen Platz zu verlassen — da hob der Kleine blitzschnell seine Gerte und schlug ihn in das Gesicht.

Die Kinder stoben auseinander — einen Augenblick stand die kleine zornbebende Gestalt allein — ein ideal-schönes Kind in elegantem grünem Sammetanzuge, mit prächtigen braunen Locken, ein Bild der Kraft und Vornehmheit; der Erbprinz und sein Bruder sammt ihrem kindlichen Gefolge konnten sich mit ihm nicht messen.

Seine Erzieherin kam bleich und erschrocken herbei; aber schon hatte die Herzogin die kleine geballte Hand ergriffen.

„Das war nicht hübsch, Leo," sagte sie; allein in ihrer Stimme klang kein strafendes Zürnen mit, weit eher eine tiefe Zärtlichkeit.

Der Kleine riß seine Hand ungestüm aus den sammetweichen, schmeichelnden Fingern; mit einem scheuen Seitenblicke nach dem Gezüchtigten, der sich eben entfernte, drehte er sich auf dem Absatze herum. „Ach was," grollte er, „es geschieht ihm ganz recht! Papa kann ihn auch nicht leiden — er sagt immer: ‚Diese Memme erschrickt vor ihrer eigenen Stimme.'"

„Wohl, mein kleiner Trotzkopf; weshalb aber bestehst Du dann darauf, daß dieser Gabriel Dich stets begleite?" fragte lächelnd die Herzogin.

„Weil — nun, weil ich's eben so haben will."

Mit diesen trotzigen Worten warf er seinen Lockenkopf zurück, wandte der Gesellschaft den Rücken, als existire sie nicht, und verschwand hinter einem der Häuser. Auf weitem Umwege suchte er die dickstämmige Linde zu erreichen, hinter welche sich der Geschlagene zurückgezogen hatte.

Einsam lehnte die weiße Gestalt an dem Baume. Es war ein Knabe von vielleicht dreizehn Jahren, ein tiefmelancholisches Gesicht über feingebauten, geschmeidigen, aber wenig muskelstarken Gliedern. Er hatte sein Taschentuch in das Teichwasser getaucht und drückte es kühlend gegen die linke Wange, während seine zarten Lippen nervös aufzuckten, vielleicht weniger unter dem Schmerze, den ihm der Schlag verursacht, als in Folge der innern Aufregung.

Der kleine Leo umkreiste ihn mehrere Male, wobei er mit seiner Gerte wild in der Luft fuchtelte.

„Thut es sehr weh?" fragte er plötzlich hart und kurz mit finster gefalteten Brauen und stampfte den kleinen kräftigen Fuß auf. Gabriel hatte das Tuch weggenommen, um es abermals in das Wasser zu tauchen — ein feurig rother, quer über die Wange laufender Striemen war sichtbar geworden.

„Ach nein," antwortete der Knabe mit sanfter, unbeschreiblich wohllautender Stimme, „es brennt nur noch ein wenig."

Im Nu flog die Gerte auf den Boden; mit einem herzzerreißenden Aufschrei schlang der Kleine seine Arme um den Geschlagenen — man hörte seine Zähne aneinanderknirschen.

„Ich bin ein zu schlechter Junge!" stieß er hervor. „Dort liegt meine Gerte, Gabriel; nimm sie und schlage mich auch!"

Die anderen Kinder begafften mit offenem Munde diesen unvorhergesehenen Ausbruch einer tiefen, schmerzlichen Reue. Auch die Herzogin stand in der Nähe; eine seltsame Empfindung mochte sie überwältigen — wie hingerissen zog sie ungestüm das Kind an ihr Herz und bedeckte sein schönes Gesicht mit Küssen.

„Raoul!" flüsterte sie — wie ein Hauch kam der Name von ihren Lippen.

„Ach, dummes Zeug!" murrte der Kleine, derb und kräftig sich loswindend. „Raoul heißt ja mein Papa!"

Die marmorweißen Wangen der fürstlichen Frau errötheten in tiefer Gluth; sie fuhr empor und blieb einen Moment unbeweglich stehen; dann wandte sie langsam den Kopf und warf einen scheuen, unsichern Blick hinter sich — die Damen, die nahe gestanden, waren unter der Thür des nächsten Häuschens verschwunden.

2.

Von der Residenz her rollte eine Hofequipage; ein Herr saß im Fond, und neben ihm auf dem blauen Seidenpolster lagen die Utensilien zum Croquetspiel. Eben bog der Wagen in die Fahrstraße ein, die am Teiche hinlief, als ein Fußgänger aus dem Dämmerdunkel eines Gehölzes trat. Der Herr im Wagen ließ sofort halten.

„Grüß Gott, Mainau!" rief er hinüber. „Na, das nimm mir nicht übel; man hofft mit Schmerzen auf Dich, und da kommst Du flaniren auf dem größtmöglichsten Umwege! . . . Die Linde steht längst — hast dem Hause Mainau die stolze Tradition verwirkt, daß D e i n e Hand es war, die den Stamm

umspannte, während Friedrich der Einundzwanzigste Erde auf die Wurzeln schaufelte."

„Man wird dereinst einen Trauerflor über mein Bild hängen müssen."

Der Herr im Wagen lachte; er öffnete behende mit einer einladenden Handbewegung den Schlag.

„Plagt Dich der Teufel, Rüdiger — im Fond?" wehrte der Andere in komischer Entrüstung. „Gott sei Dank, noch weicht mir das Zipperlein aus! ... Fahre weiter im stolzen Bewußtsein Deiner Mission — hast das vergessene Croquetspiel holen müssen? Beneidenswerther!"

Der Herr sprang auf den Boden, warf den Schlag zu, und während der Wagen weiter fuhr, schlugen die Beiden den Fußpfad ein, der durch Buschwerk nach dem Fischerdörfchen lief. ... Sie sahen seltsam nebeneinander aus — der im Wagen Gekommene klein, beweglich und sehr wohlbeleibt, und sein Begleiter so hoch von Gestalt, daß sein Haupt häufig dem untern Baumgeäst ausweichen mußte. Der Mann hatte etwas überraschend Blendendes in seiner Erscheinung, in dem ausdrucksvollen Kopf und in allen Geberden jenes dämonenhaft wirkende Feuer, das eben als sanfte Gluth fast elegisch dem Auge entströmt und im nächsten Augenblicke die schlanke, scheinbar weiche Hand zur Faust ballt, um einen verhaßten Gegner zu Boden zu schlagen. Der kleine jähzornige Knabe drüben beim Fischerdörfchen glich ihm Zug um Zug, fast bis zur Lächerlichkeit.

„Gehen wir denn!" sagte Herr von Rüdiger. „Zum Diner kommen wir leider heute nie spät genug. ... Brr — Kinderbrei und Puddings in allen erdenklichen Auflagen! ... Eine Strafpredigt brauche ich auch nicht zu fürchten, ich bringe Dich ja mit. ... Apropos, Du warst für zwei Tage verreist, wie Dein Leo der Herzogin sagte?"

„Ich war verreist, Verehrtester."

Diese lakonische Bestätigung klang zu ironisch und abfertigend für den kleinen Beweglichen — das „Wohin" blieb ihm hinter den Lippen sitzen. ... Sie kamen eben an einer Stelle vorüber, wo das Dickicht auseinanderriß und einen Ausblick über den Teich hin gewährte. Man übersah das ganze Dörfchen. Unter den Linden standen weißgedeckte Tafeln; zwischen diesen und einem der Häuser, durch dessen Thür man den fürstlichen Koch in weißer Mütze am Herd beschäftigt sah, liefen Lakaien hin und her — das Diner war in Vorbereitung. Die aufregende Scene, die der kleine Leo veranlaßt, war längst vergessen, man spielte; Alles, was laufen konnte, spielte mit — graciöse Hofdamen und schlanke Kammerjunker, aber auch alle Cavaliere mit steifen Beinen, ja selbst die dicke, asthmatische Oberhofmeisterexcellenz watschelte händeklatschend durch den Kindertumult.

Die Herzogin war so nahe an das seichte Teichufer getreten, daß man meinte, das Wasser spiele an ihre Füße heran. Wie ein Schwanengefieder schwamm ihr weißes Spiegelbild in der klaren Fluth. Einige junge Damen hatten ihr einen Kranz von Waldreben und Blumenglocken gebracht; er lag über ihrer Stirn und ließ lange, grüngefiederte Ranken über die schöne Büste und den Nacken hinab hängen.

„Ophelia!" rief Baron Mainau halblaut mit einer pathetischen Geberde — ein unbeschreiblicher Sarkasmus lag in seiner Stimme.

Sein Begleiter fuhr herum. „Nun bitte ich mir's aber aus — das ist doch wieder einmal die reine Komödie, Mainau!" rief er ganz empört. „Das verfängt wohl bei den Damen, die wie die Lämmer vor Dir zittern, bei mir aber nicht." Er steckte die Hände in die Seitentaschen seines leichten Ueberziehers, zog die Schultern in die Höhe und begann verschmitzt lächelnd: „Es war einmal eine wunderschöne, aber arme Prinzessin und ein glänzender, junger Cavalier. Die Beiden liebten sich, und die Prinzessin wollte die Durchlaucht an den Nagel hängen und eine Frau Baronin werden —" einen Moment hielt er inne, und sein schelmischer Seitenblick streifte den Begleiter; er sah aber nicht, wie der schöne Mann erblaßte, wie er mit zusammengebissenen Zähnen so glühend in das Dickicht starrte, als solle das junge Laub versengen. Er fuhr harmlos fort: „Da kam der Vetter der Prinzessin, der Regierende, und begehrte ihre schöne Hand. Die schönen, schwarzen Augen vergossen bittere Thränen, schließlich siegte aber doch as stolze Fürstenblut über die Liebesleidenschaft, und die Prinzessin ließ es geschehen, daß man ihr die Herzogskrone auf die prächtigen, dunklen Locken setzte. ... Hand auf's Herz, Mainau," unterbrach er sich lebhaft, „wer mochte ihr das damals verdenken? Höchstens die Sentimentalen!"

Mainau legte die Hand nicht auf's Herz, er erwiderte auch nichts — zornig knickte er einen jungen Zweig ab, der so keck gewesen war, seine Wange zu berühren, und schleuderte ihn von sich.

„Wie mag ihr heute das Herz klopfen!" sagte Rüdiger nach einer kurzen Pause — er wollte sichtlich das interessante Thema um keinen Preis fallen lassen. „Die Wittwentrauer ist zu Ende; dem Fürstenstolz ist genügt für alle Zeiten, denn die Herzogin ist und bleibt die Mutter des Regierenden — Du bist auch Deiner Ehefesseln ledig. Alles fügt sich wundervoll ... und jetzt willst Du mir weismachen — na, wer's glaubt! ... Wir wissen, was sich heute ereignen wird —"

„Schlauköpfe, die Ihr seid!" sagte Baron Mainau mit verstellter Bewunderung. Bei diesen Worten traten sie hinaus auf den freien Platz, wo die Wagen standen. Sie geriethen zwischen das Menschengetümmel und hielten sich deshalb mehr auf dem schmalen Uferweg.

„He, Bursche, bist Du toll?" rief Mainau plötzlich und nahm einen halbwüchsigen, kräftigen Betteljungen, der in höchst gefährlicher Position auf einem über dem Wasserspiegel schwankenden Ast schaukelte, beim Kragen; er schüttelte ihn einige Mal tüchtig wie einen nassen Pudel und stellte ihn auf die Füße. „Eine kleine Wäsche könnte Deinem Pelz nicht schaden, mein Junge," lachte er und klopfte seine sauber behandschuhten Hände gegeneinander, „ich bezweifle aber, daß Du schwimmen kannst."

„Pfui, er war sehr schmutzig, der Bengel!" sagte Rüdiger sich schüttelnd.

„Das war er. Ich kann Dir auch versichern, daß ich mich auf dergleichen Berührungen durchaus nicht capricire — das sind so rasche, plebejische Sünden der Hand, um welche die Seele nicht weiß. — Ja, da hast Du's nun wieder — wir haben noch manchen Schritt bis zu jenem erhabenen Moment, wo auch unsere Körpermasse so aristokratisch durchdrungen ist, daß ihr ein solcher Mißgriff unmöglich wird — wie? Meinst Du nicht?"

Rüdiger wandte sich ärgerlich ab; er beschleunigte aber auch zugleich seine Schritte.. „Deine Heldenthat ist drüben auf dem Maienfest gesehen worden," sagte er hastig. „Vorwärts, Mainau! Die Herzogin verläßt ihren Platz. ... Und da kommt auch schon Dein wilder Junge!"

Der kleine Leo umrannte den Teich und lief stürmisch auf den Papa zu. Baron Mainau bog sich einen Augenblick liebkosend über sein Kind und nahm weiterschreitend die kleine Hand in seine Linke.

Während man auf dem Maienfest weiterspielte, kam die Herzogin, von mehreren Herren und Damen des Hofes begleitet, langsam wandelnd daher. ... Sie hatte auch den schwebenden Gang, die unnachahmlich graciöse Geschmeidigkeit der Creolin. ... Ja, die schwere, düstere Wittwentracht war abgestreift, wie die häßliche Puppe von dem hellbeschwingten Schmetterling. Dem Anstand, der Convenienz war genügt worden bis auf die äußersten Anforderungen — nun endlich durfte auch das Glück kommen, nun durften die Flammen der Leidenschaft rückhaltslos aus den Augen brechen, wie in diesem Moment.

„Ich muß schelten, Baron Mainau," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Sie haben mich eben sehr erschreckt durch Ihre rettende That und dann — kommen Sie doch allzu spät."

Er hielt den Hut in der Rechten und verbeugte sich tief. Der Sonnenschein spielte über den braungelockten, räthselvollen Kopf hin, vor welchem die Damen „wie die Lämmer" zitterten.

„Ich würde mit Freund Rüdiger versichern, daß ich sehr unglücklich sei," versetzte er, „allein Eure Hoheit werden mir das sicher nicht mehr glauben, wenn ich sage, wo ich mich verspätet habe."

Die Herzogin richtete ihre Augen groß und befremdet auf sein Gesicht — es war ein wenig bleich geworden, aber sein Blick, dieser selten zu ergründende Blick funkelte ihr in einer Art von wildem Triumph entgegen. Ihre Hand fuhr unwillkürlich nach dem Herzen — die kleine, blasse Rose im Gürtel knickte ab und fiel unbemerkt zu den Füßen des schönen Mannes.

Er wartete umsonst auf eine Frage der fürstlichen Frau — sie schwieg, wie es schien, in athemloser Erwartung. Mit einem ehrerbietigen Kopfneigen fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort: „Ich war in Rudisdorf bei meiner Tante Trachenberg und erlaube mir, Euer Hoheit anzuzeigen, daß ich mich daselbst mit Juliane Gräfin von Trachenberg verlobt habe."

Die Umgebung stand wie versteinert — wer von ihnen hätte den Muth finden können, dieses momentane furchtbare Schweigen mit einem Laute zu unterbrechen, oder gar einen indiscreten Blick auf das Antlitz der Herzogin zu werfen, die entgeistert die blutlosen Lippen aufeinander preßte? ... Nur ihre Nichte, die junge Prinzessin Helene, lachte unbefangen und muthwillig auf. „Welche Idee, Baron Mainau, eine Frau zu heirathen, die Juliane heißt! ... Juliane! Puh — eine Urgroßmutter mit der Brille auf der Nase!"

Er stimmte ein in das heitere Lachen — wie klang das melodisch und harmlos! ... Das war eine Rettung! Die Herzogin lächelte auch mit todesblassen Lippen. Sie sagte dem Bräutigam einige Worte mit so viel Ruhe und vornehmer Haltung, wie nur je eine Souverainin einen Untergebenen beglückwünscht hat.

„Meine Damen," wandte sie sich darauf leicht und ungezwungen an eine Gruppe junger Mädchen, „ich bedaure, Ihren reizenden Schmuck ablegen zu müssen — der Kranz drückt mich an den Schläfen. Ich muß mich für einen Augenblick zurückziehen, um die Blumen zu entfernen. ... Auf Wiedersehen beim Diner!"

Sie wies die Begleitung der Hofdame zurück, welche ihr behülflich sein wollte, und trat in ein Haus, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Lilienweiß war ja ihr Gesicht zu allen Zeiten, und die berühmt schönen Augen hatten so oft jenen heißen Glanz, der an das fiebernde Blut des Südländers denken läßt — sie hatte wie immer gütig lächelnd und grüßend gewinkt und war wie eine schwebende Fee hinter der Thür verschwunden. ... Niemand sah, daß sie drinnen sofort wie eine vom Sturme niedergerissene Tanne auf den teppichbelegten Boden hinschlug, daß sie, wahnwitzig auflachend, den Kranz aus dem Haare riß und in wildem thränenlosem Schmerz die feinen Nägel in die seidene Wanddraperie krallte. ... Und dazu nur eine kurze, streng zugemessene Spanne Zeit, um die Qual austoben zu lassen — dann mußten diese verzerrten Lippen wieder lächeln und alle die Hofschranzen draußen glauben machen, daß das kochende Blut friedlich und leidenschaftslos in den Adern kreise."

Währenddem stand Baron Mainau, seinen Knaben an der Hand, am Ufer und beobachtete, scheinbar amüsirt, den Tumult bei der Wagenburg. Man hatte ihn beglückwünscht; aber es war wie eine Lähmung über die gesammte Hofgesellschaft gekommen — er sah sich sehr rasch allein. Da stand plötzlich Rüdiger an seiner Seite.

„Eine furchtbare Rache! Eine eclatante Revanche!" murmelte der Kleine — in seiner Stimme bebte noch eine Schwingung des Schreckens. „Brr — ich sage mit Gretchen: ‚Heinrich, mir graut vor Dir!' ... Gott steh' mir bei! Sah man je einen Menschen, der seinem gekränkten Mannesstolze so grausam, so raffinirt, so unversöhnlich ein Opfer hinschlachtete, wie Du eben gethan? ... Du bist tollkühn, entsetzlich —"

„Weil ich in nicht ganz gewöhnlicher Form, zur geeigneten Zeit erklärt habe: ‚Nun will ich nicht'? ... Glaubt Ihr, ich werde mich heirathen lassen?"

Der kleine Bewegliche sah ihn eingeschüchtert von der Seite an — dieser sonst so formvollendete Mainau war doch manchmal zu rauh, um nicht zu sagen grob. „Mein Trost dabei ist, daß Du unter den grausamen Maßregeln Deines unbändigen Stolzes selbst schwer leidest," sagte er nach einem kurzen Schweigen, doch fast trotzig.

„Du wirst mir zugeben, daß ich das einzig und allein mit mir auszumachen habe."

„Mein Gott, ja! ... Aber nun — was nun weiter?"

„Was weiter?" lachte Mainau. „Eine Hochzeit, Rüdiger."

„Wahrhaftig? ... Du hast ja nie in diesem Rudisdorf verkehrt — ich weiß es ganz genau. ... Also eine schleunigst acquirirte Braut aus dem Almanach de Gotha?"

„Errathen, Freund."

„Hm — von erlauchtem Geschlecht ist sie, aber, aber — Rudisdorf ist, wie man weiß, jetzt — verödet. ... Wie sieht sie denn aus?"

„Guter Rüdiger, sie ist eine Hopfenstange von zwanzig Jahren mit rothem Haar und niedergeschlagenen Augen — mehr weiß ich auch nicht. Ihr Spiegel wird Das besser wissen. ... Bah, was liegt daran? ... Ich brauche weder eine schöne, noch eine reiche Frau; nur tugendhaft muß sie sein — sie darf mich nicht incommodiren durch Handlungen, für die ich mit einstehen müßte — Du kennst ja meine Ansichten über die Ehe."

Jenes stolzgrausame Lächeln, das vorhin die Gräfin erbleichen gemacht, zuckte wieder über sein Gesicht hin — offenbar in der Erinnerung an die „eclatante Revanche".

„Was bleibt mir übrig?" sagte er nach kurzem Schweigen mit frivoler Leichtigkeit. „Der Onkel hat mir Leo's Hofmeister Knall und Fall fortgejagt, weil er Nachts im Bette las und consequent knarrende Stiefel trug, und die Erzieherin hat die üble Gewohnheit, entsetzlich zu schielen und im Vorübergehen Confect von den Platten zu naschen — sie ist unmöglich. Ich aber will in der Kürze nach dem Orient gehen, ergo — brauche ich eine Frau daheim. ... In sechs Wochen vermähle ich mich — willst Du mein Trauzeuge sein?"

Der Kleine trippelte von einem Fuß auf den anderen. „Was will ich denn machen? Ich muß wohl," versetzte er endlich halb zornig, halb lachend; „denn von Denen dort" — er deutete nach einer Gruppe flüsternder und herüberschielender Cavaliere — „geht Dir Keiner mit — darauf kannst Du Dich verlassen."

„Du, Gabriel," sagte gleich darauf der kleine Leo aufgeregt zu dem weißgekleideten Knaben, „die neue Mama, die kommt, ist eine Hopfenstange — hat der Papa gesagt — und rothe Haare hat sie wie unser Küchenmädchen. ... Ich kann sie nicht leiden; ich will sie nicht haben — ich schlage mit der Gerte nach ihr, wenn sie kommt."

3.

„Liane, da sieh her! Raoul's Brautgeschenk! — Sechstausend Thaler Werth!" rief die Gräfin Trachenberg in das Zimmer herein — dann rauschte sie über die Schwelle.

Der Salon, in welchen sie trat, lag parterre in einem Seitenflügel des stolzen Schlosses. Seine ganze Vorderseite sah aus wie eine riesige, hier und da von feinem Bleigeäder und sehr schmalen Thürpfeilern unterbrochene Glasscheibe, welche einzig und allein das Fußgetäfel des Zimmers von der draußen in grandiosem Stil sich hinbreitenden Terrasse schied. Ueber das Terrassengeländer hinaus sah man auf breite Rasenflächen, durchschnitten von Kieswegen, deren Kreuzpunkte weiße Marmorgruppen bezeichneten. Dieses elegante Parterre umschloß ein Gehölz, scheinbar undurchdringlich wie ein Wald und gerade der Mittelthür des Salons gegenüber von einer schnurgeraden, fast endlos tiefen Allee durchlaufen, welche ein hochaufspringender, im Maienlicht funkelnder Wasserstrahl vor dem fernen blauduftigen Höhenzug abschloß.

Das Ganze — Schloß und Garten — war ein Meisterstück in altfranzösischem Geschmack; aber ach — aus dem Steingefüge der Terrasse stiegen keck und verwegen ganze Schwärme gelber Mauerblümchen, und die unvergleichlich schön modellirten Rasenflächen sträubten sich in despectirlich wuchernden Unkrautbüschen und fingen an, in die Wege auszulaufen; die breite Kiesbahn der Allee aber deckte bereits das intensivste Smaragdgrün. ... Und auf was Alles mußten erst die prachtvollen Stuckfiguren des Plafonds im Gartensalon niedersehen! ... Sie waren abscheulich blind und wackelig, diese Rococomöbel an den Wänden; sie waren vor langen Zeiten als unmodern aus den brillanten Schloßräumen verstoßen worden und hatten alle Stadien der Demüthigung durchlaufen müssen bis in die Stallknechtstuben hinab, wo sie dem Sand und Strohwisch verfielen und abgescheuert wurden. ... Nun standen sie wieder da auf dem Parquet, hohnlächelnde Zeugen der unerbittlichen Consequenzen eines herausgeforderten Schicksals. Alle die Prachtmöbel, die sie einst verdrängt, die kostbaren Spitzengardinen, die Bilder, Uhren, Spiegel, die nach ihnen gekommen, waren dem Hammer verfallen — sie wanderten hinaus nach allen vier Winden, und nur das alte verachtete Gerümpel durfte bleiben und wurde ängstlich reclamirt; denn es gehörte zum Fideicommiß und durfte nicht verkauft werden, als — die Sequestration über sämmtliche Güter des Grafen Trachenberg verhängt wurde. Das war vor vier Jahren geschehen — „ein schmachvolles Zeichen der ruchlosesten Zeit, ein empörender Sieg des Capitals über das Ideale, den ein gerechter Himmel nie hätte zugeben sollen," sagte die Gräfin Trachenberg immer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sächsisches Brautpaar aus dem Dorfe Wallendorf be Bistritz.

Nach einer Photographie des Professor C. Koller in Bistritz in Siebenbürgen

Digitized by Google

Galerie historischer Enthüllungen.

4. Arnold von Winkelried.*

Wenn das schnaubende Dampfroß dahinrast auf jener Straße, die so recht in das Herz der schönen Schweiz hineinführt, auf der Eisenbahn von Basel nach Luzern, so geht es eine Zeitlang durch eine einförmige Ebene ohne nennenswerthe Abwechselung; aber auf einmal erscheint auf der östlichen Seite der Bahn ein schöner See; in Mitteldeutschland, das an Seen arm, wäre er ein respectables Wasserbecken, in Asien und Amerika, in den Reichen der Riesenseen ein unbedeutender Teich; in der Schweiz gehört er zu den Wasserspiegeln mittlerer Größe. Jenseits der ansehnlich breiten blauen Fläche erheben sich mit Wiese und Wald und mit Obstbäumen bedeckte Höhen terrassenförmig, und dort liegt auch am Ufer das winzige Städtchen, das dem See den Namen gegeben hat, der aber zugleich erhebende historische Erinnerungen wachruft. Dort wird jährlich am 9. Juli unter dem Schatten der Bäume bei einer Capelle ein Fest gefeiert, das der Rettung des Vaterlandes durch einen glänzenden Sieg gilt. Wir meinen die Schlacht bei Sempach im Jahre 1386. Und mit diesem Siege ist der Name eines Mannes verknüpft, der nach mehrhundertjähriger Ueberlieferung denselben durch seine That herbeigeführt hat und durch diese unsterblich geworden ist, eines Mannes, der in der Reihe der Schweizer Helden die erste Stelle nach Tell einnimmt und im gegenwärtigen historischen Bewußtsein der Schweizer sowohl, wie der Ausländer, welche die Geschichte der Schweiz kennen, von der Erinnerung an die Schlacht bei Sempach schlechterdings nicht zu trennen ist. Es ist der Name Arnold von Winkelried's aus Unterwalden, dessen schönes Denkmal, die That darstellend, seit zwölf Jahren seinen Heimathsort Stans in Unterwalden schmückt. Zahllose Bilder stellen diese Heldenthat dar, wie er die Mauer der feindlichen Speere bricht und in diesen mit den Worten: „Ich will Euch eine Gasse machen — sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ den Opfertod für das Vaterland findet. Andere Bilder malen den Augenblick nach der That, wieder andere den Abschied des Helden von Weib und Kind. Sehr oft ist die That dramatisch bearbeitet worden, wenn auch nicht von Meisterhand, und Volkslieder variiren das Thema:

„Wir singen heut' ein heilig Lied,
Es gilt dem Helden Winkelried.“

Die Heldengestalt Arnold von Winkelried's hat mit der Zeit auf dem alterthümlichen Goldgrunde der Schlacht bei Sempach einen solchen Umfang an Charakter und Kraft gewonnen, daß gar nicht mehr gefragt wird, wodurch das Häuflein schlecht bewehrter und noch schlechter geübter Eidgenossen gegenüber der kolossalen Uebermacht des österreichisch ritterlichen Heeres den Sieg errang. Es gilt als selbstverständlich, daß dieses Resultat allein der Großthat Winkelried's zu verdanken wär, und der schweizerische Patriotismus sowohl, wie seine Bewunderer vergessen dabei auffallender Weise, daß der Tapferkeit der Schweizer als Volk und als Ganzes nicht viel zu thun übrig blieb, wenn ohne die freiwillige Selbstaufopferung eines Einzelnen die Sache der Freiheit verloren gewesen wäre.

Früher ist nun, in Bezug auf Winkelried, wie auf Tell, wenig danach gefragt worden, seit welcher Zeit sein Name als derjenige des Helden, der die Schlacht entschied, genannt wird. Die Gestalt des Helden stand im Bewußtsein der Schweizer und ihrer Freunde so fest, daß man gar nicht daran dachte, es könnte an seiner historischen Evidenz gerüttelt werden. Es wurde in der That dieser Versuch nicht gewagt, ehe die Geschichte von Wilhelm Tell gründlich in Zweifel gestellt war. Erst da wurde auch in Bezug auf Winkelried gefragt: Welche Berechtigung hat dieser Charakter, in der Geschichte eine Rolle zu spielen? Wie alt ist die Erzählung von seiner That? Konnte der schweizerische Sieg bei Sempach nicht ohne dieselbe erfochten werden?

Sehen wir nun nach, wie wir an der Hand genauer und gewissenhafter historischer Forschung auf diese Fragen antworten. Vorerst wird es nothwendig sein, in gedrängter Kürze bis auf die Ursachen zurückzugehen, welche den Zusammenstoß der österreichischen und schweizerischen Waffen bei Sempach herbeiführten.

Die Schweizer hatten beinahe dreißig Jahre in Frieden mit Oesterreich gelebt, ohne daß deshalb diese Macht ihre Ansprüche auf schweizerische Gebietstheile aufgegeben hätte. Der Friede konnte daher nicht von Bestand sein, namentlich da die ältesten Cantone von ihren Bundesgenossen und Vorposten, Bern und Zürich, durch österreichisches Gebiet getrennt waren, das sie sich aneignen mußten, wenn ihr Bund nicht steter Gefahr vor Angriffen ausgesetzt sein sollte. Am meisten dem Erbfeinde bloßgestellt war Luzern, zudem auch in seinem Verkehre durch die nahe vor seinen Thoren im Widerspruche mit ausgestellten Freiheitsbriefen erhobenen österreichischen Zölle empfindlich beeinträchtigt. Als nun ein an den Herzog Leopold von Oesterreich gerichtetes Verlangen um Aufhebung dieser Zölle keine Beachtung fand, zogen die Luzerner frischweg nach dem Städtchen Rothenburg, wo der lästigste Zoll erhoben wurde, nahmen es ein und rissen Thore und Mauern nieder. Das nämliche Schicksal hatten noch mehrere andere Burgen, und die Folge war, daß die Bevölkerung der ganzen Umgegend, darunter auch die Bürgerschaft von Sempach, sich in das Burgrecht von Luzern aufnehmen ließ. Nun sagte Herzog Leopold den Schweizern den Frieden ab und dasselbe thaten alle seine Bundesgenossen und Vasallen. Er zog mit denselben, die ein stattliches Heer bildeten, gerade auf Luzern los, während er zugleich durch eine Truppenabtheilung Zürich beschäftigte, damit es den Urschweizern nicht beistehen könne. Das Hauptheer langte am 9. Juli 1386 vor Sempach an, und von hier gehen die Berichte verschiedener Zeiten und Parteien auseinander.

Die österreichischen Geschichtsschreiber der nächsten hundert Jahre† erzählen den Hergang der Schlacht bei Sempach ungefähr folgendermaßen: Das Heer des Herzogs stieß unvermuthet (?) auf die Schweizer und Leopold schickte einen Theil seiner Truppen gegen dieselben in's Gefecht, welche sie kampfbereit empfingen. Aber die Ritter waren zu kampflustig und stürmten ungeordnet gegen die Feinde. Auch des Herzogs Banner war dabei. Anfänglich fochten die Oesterreicher mit Glück, doch bald hörte der Herzog ein klägliches Geschrei: „Rette Oesterreich, rette!“ und sah sein Banner in Gefahr. Da rief er seinen Rittern und Knechten, daß sie mit ihm absäßen und den Kämpfenden zu Hülfe eilten. Es geschah so; der Fürst that selbst wie seine Leute und kämpfte wie ein Löwe. Aber obgleich mancher Feind unter seinen und seiner Leute Streichen fiel, neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweizer, und der Herzog, welcher, als es noch Zeit dazu war, hätte flüchten können, wurde mit vielen Rittern und Knechten erschlagen. Viel trug zu diesem für Oesterreich schimpflichen Ende bei, daß ein Theil der Leute des Herzogs zu Pferde geblieben war und bei der Wendung des Schlachtglückes die Flucht ergriffen hatte. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß die österreichischen Berichte behaupten, das Heer des Herzogs sei an Zahl geringer gewesen, als das der Schweizer. Keiner der österreichischen Berichte aber weiß etwas davon, daß die Ritter, nachdem sie abgestiegen, mit vorgehaltenen Speeren eine Mauer gebildet hätten, keiner weiß etwas von Winkelried's Namen und That. Alle schreiben den Ausgang der geringen Zahl der Oesterreicher, ihrem Mangel an

† Es gehören dazu: Der Chronist Gregor Hagen, die Reimchronik Peter Suchenwirt's, die Chronik Königshofen's, die Constanzer und die sogenannte Klingenberger Chronik

* Der Verfasser fühlt sich gedrungen, von vornherein gegen jede falsche Unterschiebung, die ihm in Bezug auf diesen Artikel wieder gemacht werden könnte, zu protestiren. Man hat seine Arbeit über Tell und den Rütlibund (1872, Nr. 49) als einen Angriff auf die patriotischen Gefühle der Schweizer, zu denen er ja selbst gehört, und seine Arbeit über Calvin (1873, Nr. 2) sogar als einen Ausfluß katholisch-jesuitischer Tendenzen verdächtigt. Beides ist gleich ungerechtfertigt. Weder gehört es zum Patriotismus, alle Traditionen seines Landes ohne Rücksicht auf ihre historische Nachweisbarkeit für wahr zu halten, noch zu antirömischer Gesinnung, in welcher der Verfasser gewiß das Aeußerste geleistet, alle Reformatoren und Wortführer des Protestantismus zu feiern und ihre Thaten durch Dick und Dünn zu vertheidigen. Wenn daher der Verfasser nachgewiesen (oder die Nachweise übersichtlich dargestellt), daß Tell nicht gelebt und daß Calvin kein Reformator, sondern ein protestantischer Inquisitor gewesen, so hat er einzig und allein der Wahrheit gedient und es hindert ihn dies so wenig, ein guter Schweizer zu bleiben, als es ihn hindert, wirkliche Reformatoren, wie namentlich Zwingli und Luther, hoch zu verehren und ihrem Auftreten begeisterten Beifall zu zollen.

Ordnung, der großen Hitze des Tages und der Flucht Einzelner, wie auch der Tapferkeit und dem Ungestüm der Schweizer zu. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die österreichischen Chronisten kein Interesse hatten, die That Winkelried's zu verschweigen; im Gegentheil, es war ehrenvoller für Oesterreich und ungünstiger für die Schweiz, wenn die Niederlage durch die unvermuthete That eines Einzelnen, als wenn sie durch die Tapferkeit der Schweizer als Volk und durch die schlechte Haltung der Oesterreicher herbeigeführt wurde.

Wir kommen zu den schweizerischen Schlachtberichten. Der älteste schweizerische Chronist seit der Schlacht bei Sempach, ein Zeitgenosse derselben, der Stadtschreiber Justinger von Bern, erzählt das Ereigniß sehr kurz. Beide Theile stießen aufeinander, die Eidgenossen in Form eines Keils, und letztere siegten, wie der Berichterstatter fromm sagt, durch Gottes Hülfe. Von Winkelried und seiner That geschieht nicht die leiseste Andeutung, ja nicht einmal vom Lanzenwalle der Ritter. Ausführlicher ist der Bericht, welchen zwei Züricher Chroniken von der Schlacht geben. Die eine derselben nun enthält einen Zug, welchen man für die älteste Spur von Winkelried's That hält. Sie sagt: Nachdem die Eidgenossen anfangs großen Schaden erlitten, half Gott ihnen zum Siege. Das hatte man einem getreuen Mann unter den Eidgenossen zu verdanken; da dieser sah, daß es seinen Landsleuten so übel ging und die Herren mit ihren Lanzen und Spießen überall die Vordersten niederstachen, bevor die Schweizer sie mit ihren Hellebarden erreichen konnten, da drang der ehrbare fromme Mann vor und erfaßte so viel Spieße, als er ergreifen konnte, und drückte sie nieder, so daß die Eidgenossen nun vordringen konnten. Und freudig rief er aus: „Sie fliehen Alle da hinten!“ Und da wurden viele Grafen, Ritter und Knechte erschlagen, und die Schweizer behaupteten das Feld.

Die andere, gleichzeitige und sonst mit der erwähnten übereinstimmende und aus gleicher Quelle schöpfende Züricher Chronik hat diesen Zug nicht. Was nun den letzteren betrifft, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß weder der Name des tapfern Eidgenossen, welcher die Speere faßte, noch sein Tod gemeldet wird. Daß er nach erfochtenem Sieg sich über die Flucht der Feinde freut, spricht gegen sein Unterliegen; wäre er gestorben, so hätte es der Chronist sicherlich auch erwähnt. Da nun aber der Zug auf höchst ungeschickte Weise in die Erzählung verflochten ist, indem er erst erwähnt wird, nachdem bereits gesagt worden, daß die Schweizer gesiegt hätten und Leopold mit vielen Herren gefallen sei, so charakterisirt er sich als eine spätere Einschiebung. Die Abschrift, in welcher er enthalten ist, datirt aus dem Jahre 1476, die Abfassung der Chronik von 1466, also immerhin achtzig Jahre nach der Schlacht — eine Frist, nach welcher die Berichterstatter nicht mehr als Zeitgenossen gelten können, und innerhalb welcher eine Sagenbildung durch Gerüchte und Wiederholungen solcher leicht möglich ist. Auch ohne dies wäre ein Mann ohne Namen, welcher durch seine That den Sieg herbeiführt, ohne dabei den Tod zu erleiden, noch lange kein Winkelried. Nicht nur der Name, sondern die That selbst war aber noch dem Luzerner Chronisten Melchior Ruß unbekannt, welcher volle hundert Jahre nach der Schlacht sein Jahrbuch schrieb und darin, ganz Justingern nacherzählend, nicht ein Wort von Winkelried und seiner That sagt. Er fügt sogar der kurzen Darstellung des Berners anekdotenhafte Züge bei, z. B. die Oesterreicher hätten zwei Wagen voll Stricke mit sich geführt, um die Eidgenossen daran aufzuhängen, und die Ritter hätten sich die Schuhschnäbel abgehauen, um besser zu Fuß kämpfen zu können; sollte er da Winkelried's That vergessen oder verschwiegen haben? Er wußte also nichts davon.

Derselbe Geschichtschreiber Ruß fügt seiner Erzählung auch ein Lied über die Sempacher Schlacht bei, in welchem ebensowenig von Winkelried die Rede ist, als in seiner Prosa, obschon es fünfzehn Strophen zählt, eine Menge Einzelheiten und Namen Kämpfender und Gefallener erwähnt und nach des Chronisten Aussage unmittelbar nach der Schlacht entstand. Dieses Lied nun ist beinahe ganz in ein anderes größeres von siebenundsechzig Strophen aufgenommen, welches die älteste Quelle bildet, die Winkelried's That unter seinem Namen meldet, das heißt blos unter seinem Familien- ohne seinen Vornamen. Die letzte Strophe schreibt es einem Luzerner, Namens Halbsuter, zu, welcher es gedichtet habe, als er aus der Schlacht gekommen sei. Die historische Kritik hat aber nachgewiesen, daß dasselbe vor dem dritten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts unbekannt war, die Behauptung der letzten Strophe also unwahr ist, was übrigens schon daraus hervorgeht, daß Ruß nur das kleinere Gedicht kennt. Ja, es ist durch Ottokar Lorenz unzweifelhaft bewiesen, daß das größere Lied aus drei Gedichten zusammengesetzt ist, aus dem kleinern und zwei anderen. Vor dem sechszehnten Jahrhundert wird demnach Winkelried's Name nicht genannt, und in demselben war es nun, daß der Geschichtschreiber Aegidius Tschudi, dem wir auch die letzte Redaction der Tellsage verdanken, die Geschichte von Winkelried in diejenige der Schlacht bei Sempach einfügte und seinem Helden den Vornamen Arnold gab.

Wie bildete sich nun aber die Erzählung von Winkelried's Namen und That aus? So wird der Leser mit Recht fragen. Wir wollen darauf zu antworten suchen.

Die That, wie sie das größere Sempacherlied und Tschudi von Winkelried erzählen, kommt in der schweizerischen Geschichte öfter vor. Der älteste schweizerische Chronist, Johannes von Winterthur, erzählt die That zweimal in Bezug auf sonst unbedeutende Schlachten, in den Jahren 1271 und 1332, jedesmal von Kriegern der Habsburger im Kampfe gegen Bern, und der Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer, welcher bekanntlich den sogenannten Schwabenkrieg Kaiser Maximilian's gegen die Schweizer mitmachte, schreibt eine ähnliche That dem Heini Wolleb bei Frastenz (1499) zu, welcher Letztere sich allerdings, aber auf andere Weise, aufgeopfert hat. Solcher Züge häufiges Vorkommen ist aber gerade ein verdächtiger Umstand bezüglich ihrer Wahrscheinlichkeit, und sie haben daher etwas von der Eigenthümlichkeit der Mythe an sich; kommt ja in derselben die Selbstaufopferung auch ohne Krieg sehr häufig vor, ohne daß wir an einzelne Fälle zu erinnern nöthig hätten.

Wir kommen nun zum Namen Winkelried. So schlimm es in historischer Beziehung um die Existenz einer Familie Tell steht, so günstig verhält es sich mit derjenigen des Hauses Winkelried von Stans in Unterwalden. Die Winkelriede sind durch Urkunden seit alter Zeit wohl ausgewiesen. Der Aelteste des Geschlechtes, von dem wir wissen, war Ritter Rudolf von Winkelried im Jahre 1248, ein eifriger Anhänger des viel angefeindeten Kaisers Friedrich des Zweiten vom Hause Staufen. In den Jahren 1275 bis 1303 erscheint wiederholt Ritter Heinrich von Winkelried, genannt Schrutan, ein Lehenmann Graf Rudolf's von Habsburg-Laufenburg.

Dieser Schrutan ist es aber, von welchem Tschudi seine erste auf die Winkelriede bezügliche Sage erzählt. Tschudi meldet nämlich in vollem Ernste: im Jahre 1250 habe ein großer Drache das Land Unterwalden verwüstet, und keine bewaffneten Maßregeln hätten etwas gegen ihn ausgerichtet. Da habe sich Herr Struth von Winkelried, der wegen eines Todtschlages verbannt gewesen, anerboten, den Drachen zu bekämpfen, wenn man ihm die Rückkehr in's Vaterland erlaube. Es geschah so; er tödtete das Ungeheuer mit seinem von Dornen umwundenen Speere und mit dem Schwerte. Als er aber letzteres emporhob, träufelte ihm das Gift des Drachen auf den Leib, so daß er sterben mußte.

Man sieht klar, daß diese Geschichte rein mythisch ist. Struth Winkelried ist die Unterwaldener Variation von Hercules, Siegfried, St. Georg und Anderen, das heißt ein menschgewordener Gott, der den Drachen der Nacht tödtet, aber selbst wieder untergehen muß. Diese Erzählung Tschudi's vom ältern Winkelried wirft daher ein höchst ungünstiges Licht auf die Wahrheit seiner spätern von Winkelried dem Jüngern bei Sempach.

Als Zeitgenossen der Tellsage und der Schlacht am Morgarten erscheinen (1309 bis 1325) Rudolf und Walther von Winkelried, 1363 Wilhelm von Winkelried und so noch Mehrere dieses Namens, ohne daß ihre Verwandtschaft unter sich bekannt wäre, bis wir endlich 1367 auf einen Zeugen, Namens Erni (Arnold) Winkelried stoßen und 1389 abermals auf einen Erni von Winkelried. Einer dieser beiden Erni ist entweder der von Sempach, dessen Schlacht zwischen jene beiden Jahre fällt, oder sie sind Einer und Derselbe, — dann wäre aber bei Sempach kein Winkelried gefallen. Tschudi führt allerdings seinen Arnold von Winkelried als den im Jahrzeitbuche von

Stans unter den gefallenen Unterwaldnern Erstgenannten auf; wann aber dieses nicht mehr vorhandene Jahrzeitbuch abgefaßt worden, ist nicht nachgewiesen.

Den Ersten und Einzigen der Winkelriede aber, welcher durch eidgenössische Berichte als Kriegsheld wohl ausgewiesen ist, lernen wir seit 1512 in Arnold von Winkelried kennen, welcher in jenen kriegerisch ruhmvollen, aber moralisch traurigen Zeiten, in denen die Eidgenossen zum Schaden ihrer guten Sitten als Herren Oberitaliens auftraten, eine hervorragende Rolle spielte. Wir finden ihn als Gardehauptmann der Schweizer bei Herzog Maximilian Sforza zu Mailand, als tapfersten Kämpfer in der Unglücksschlacht bei Marignano, wo die Franzosen den Kriegsruhm der Schweizer vernichteten, nach dem unseligen Bunde mit Frankreich aber — als französischen Söldner und Vorkämpfer bei Bicocca, wo er seinem alten Waffencameraden Georg von Frundsberg, dem bekannten deutschen Landsknechtführer, zurief: „Du alter Gesell, find' ich Dich da? Du mußt von meiner Hand sterben." Aber nicht Frundsberg fiel, sondern Arnold Winkelried — einer besseren Sache würdig (1522).

Dieser letzte Winkelried (sein Sohn war der Letzte seines Stammes) war zu seiner Zeit so bekannt in der Schweiz, daß sich sein Name wohl an eine Gestalt knüpfen konnte, die sich gerade damals durch das größere Sempacherlied in den Gemüthern festsetzte.

Und nun unser Resultat? Es ist Thatsache, daß etwa anderthalbhundert Jahre nach der Schlacht bei Sempach (die später erzählte That Arnold von Winkelried's nicht bekannt war, die Schlacht aber allgemein so erzählt wurde, daß der Sieg der Schweizer derselben nicht bedurfte, sondern durch die Tapferkeit der Letzteren und die schlechte Disciplin der Oesterreicher hinlänglich erklärt wurde. Ob der zu derselben Zeit lebende Erni Winkelried in der Schlacht mitfocht oder gar darin fiel, kann bei dieser Sachlage leider nicht mehr von Belang sein. Auch muß daher zu unserem lebhaften Bedauern die That Winkelried's, wie sie das große Lied und Tschudi erzählen, als eine nach und nach ausgebildete Sage betrachtet werden und der Held derselben als solcher dem Schicksale Tell's anheimfallen. Dieses unerfreuliche Resultat hat aber weder für die Vaterlandsliebe, noch für den Ruhm der Schweizer irgendwelche nachtheilige Folgen. Unsere Vorfahren bleiben trotzalledem die Sieger von Sempach, ja der Ruhm verbreitet sich über alle Kämpfer, nachdem er bisher auf den Einen beschränkt war, der den Anderen erst die Bahn gebrochen.

Gleichviel aber, ob Sage oder Geschichte, ist der Umstand allein, daß ein solcher erhabener Zug in der Schweiz gedacht werden und Wurzel fassen konnte, ohne Frage schon ein Denkmal von der biderben und zugleich tiefpoetischen — ja sagen wir es gerade heraus, wie es ist —, echt deutschen Grundnatur unseres Volkes.

Dr. Otto Henne-Am Rhyn.

Eine Weihe.

Ein Gespräch über Glaubenssachen mit Orthodoxen hatte von je großen Reiz für mich, vorausgesetzt natürlich, daß dieselben weder Heuchler, noch Flachköpfe, noch Fanatiker waren, sondern auch der Meinung Anderer Gerechtigkeit widerfahren ließen. Eine solche Unterhaltung hatte ich vor längerer Zeit mit dem Regierungsrath F., welcher ebenso strenggläubig und fromm wie geistvoll und duldsam war. Der Gegenstand des Gesprächs waren die Sacramente, die für mich altehrwürdige symbolische Bräuche sind, aber auch nichts weiter, und als solche auch für den Nichtgläubigen immerhin bestehen können, wenn nur Jedem die Kirche das Recht zu Theil werden läßt, sie nach seiner Auffassung zu nehmen; zum Beispiel das Abendmahl einfach als die schöne und rührende Feier zum Gedächtniß des Edelsten und Herrlichsten aller Menschen, die je für ihre sie erfüllende Idee ihr Leben hingaben; die Taufe, entkleidet aller alten Religionslehren, als den einfachen Act der Aufnahme in die christliche Gemeinde, welche vielleicht noch durch viel schönere und sinnvollere Symbole bezeichnet werden könnte.

Dieser Ansicht widersprach mein Gegner auf's Heftigste. „Ja," rief er am Ende unserer Unterhaltung, „ihr Neuerer zerwühlt und zerspült nur den Boden der Glaubenslehren, zersetzt und zerfetzt nur die alten heiligen Dogmen. Ihr werdet sehen, wohin Das führt. Und verwerft ihr den Inhalt derselben, dann werft nur auch die leeren Formen hinterdrein als unnützen Ballast. Aber bald werdet ihr mit Schrecken sehen, welch formenloses Chaos und welch trostlose Oede euch umgiebt, und werdet jammernd euch zurücksehnen nach dem verlorenen Gute."

„Für neuen Wein werden sich auch neue Schläuche finden lassen," erwiderte ich, „ein neuer Inhalt wird auch schon seine neuen entsprechenden Formen entwickeln und zwar in echter Freiheit, Wahrheit und Schönheit."

Wir brachen das Gespräch ab, das schon hitzig zu werden anfing, und bei dem ja doch nichts weiter heraus kam, wie bei allen solchen Wortgefechten

Heimgekehrt, fand ich einen Brief auf meinem Schreibtische mit dem Postzeichen „Jena", der mir viel zu denken geben sollte. Er kam von meinem lieben Freunde und Wandergefährten, dem jungen Professor Häckel, dem berühmten Verfechter und Weiterbildner der Lehre Darwin's, und lud mich ein, als Pathe bei der Taufe seines Erstgeborenen zu fungiren.

Es war im späten November. So lieb ich meinen wackeren Freund auch habe, spürte ich doch wenig Lust, zu so rauher Jahreszeit die weite Reise zu unternehmen; aber auch davon ganz abgesehen — was sollte ich dort? Zeuge sein und gar Pathe bei einer Handlung, zu welcher der Standpunkt des Pathen wie des Vaters so wenig paßte, um nicht zu sagen, in ausgesprochenem Gegensatz stand — das widerstrebte meinem innersten Gefühle. Mußte dadurch die Ceremonie nicht ihre eigentliche Bedeutung verlieren? Und war überhaupt zu hoffen oder vorauszusehen, daß auch der Täufling jener gläubige Christ werden würde, wie ihn die Taufe wollte? —

Doppelt lebendig erhob sich abermals der Gedanke des letzten Gesprächs in meiner Seele. Neuen Wein in neue Schläuche!

Sollten sich denn für ein Glaubensbekenntniß, wie das meines lieben Freundes und das meinige war, nicht auch neue bedeutungsvolle Formen finden? Sollte sich nicht auch für das Kind eines Naturforschers, wenn es der Welt und der menschlichen Gesellschaft dargebracht wird, eine weihevolle Feier bereiten lassen, eine in echter Freiheit, Wahrheit und Schönheit? —

Gedanke auf Gedanke durchzog noch spät in stiller Nacht meine Seele, und endlich entstand aus ihnen eine dem Tauffest meines naturforschenden Freundes gewidmete Dichtung, ein Versuch, in dramatischer Weise die Weihe eines jungen Erdenbürgers vorzuführen, bei der Jeder, welchem Glaubensbekenntnisse er zugethan sei, mit ruhigstem Gewissen seine Pathenstelle einnehmen könnte.

Hier ist meine Dichtung:

Weihe,

ausgedacht und dargebracht dem Erstgebornen seines lieben Ernst Häckel.

(Scene: Festlich geschmückter Gartensaal. Die versammelten Gäste im Halbkreise. Der Knabe wird hereingetragen, und eine feierliche Musik, etwa Mozart's Chor: „O Isis und Osiris!" empfängt ihn. Wenn die Klänge verhallt sind, wird der Knabe zur Sonne emporgehalten. Einer der Pathen [Astronom] legt seine Hand auf dessen Haupt.)

Der Sprecher.

Das ist die Sonne, die hohe, die helle,
Des Lichts und der Wärme erhabene Quelle,
Die Strahlen versendende,
Segen ausspendende,
Das ist die Sonne, das gold'ne Symbol
Ewiger Klarheit,
Ewiger Wahrheit.
Freue Dich ihrer, strebe zum Licht,
Sonst verdienst Du sie nicht!

(Der Knabe wird nun auf die Erde gesetzt. Drei andere Pathen [Geognost, Botaniker, Zoolog] legen ihre Hände auf ihn.)

Das ist, o Sohn, die Allmutter, die Erde.
Drinnen und drauf herrscht ein ewiges Werde;
Das ist die mild in der Sonne erglühende,
Das ist die freundliche, grünende, blühende.
Doch in der Tiefe sind düstere Gluthen;
Unter den Bergen und wallenden Fluthen,
Allüberall ist ein wunderbar Weben,
Sinken und Heben, Streiten und Streben,
Ewiges Sterben, ewig Beleben,
Ewig Verschwinden, ewig Entfalten,
Geschlecht auf Geschlecht und Gestalt auf Gestalten.
Auf ihr sollst Du wohnen, Dich freu'n und genießen,
Sie sollst Du erforschen, sie sollst Du erschließen.
Strebe und streife,
Schwelge und schweife,
Dringe hinein!
Sie sei Dein, sie sei Dein!
Und Du selbst magst der Beste, der Bravste drauf sein!

(Die Eltern nehmen jetzt den Knaben in ihre Mitte. Alle Anwesende treten, ihn zum Willkommen begrüßend, hinzu.)

Das sind die Menschen — ergreif' ihre Hände
Und habe sie lieb, sei getreu bis an's Ende,
Doch fliehe die Falschen, die Schlechten, Gemeinen
Und halte Dich nur zu den Echten und Reinen!
Sei stark in Bedrängniß, sei muthig im Streit,
Doch weich, wenn bei Andern Du Noth siehst und Leid!
Erkennen und Helfen — Genießen und Streben
Und — das Glück des Beglückens, das fülle Dein Leben!

(Kurze Musik von heiterem Charakter. Ein bekränzter Becher mit Wein wird hereingetragen.)

Empfange denn nun die fröhlichste Weihe,
Nicht klebt sie am Dogma, die schöne, die freie,
Empfange der Traube Wundersaft,
Des Geistes Symbol und der Lebenskraft!
Entquollen den Brüsten der Allmutter Erde,
Durchglüht von den Strahlen der himmlischen Sonne,
So ward er bereitet, auf daß er werde
Den irdischen Herzen zur himmlischen Wonne

(Dreimal werden jetzt seine Lippen damit benetzt.)

Lerne sie kennen, die liebliche Labe,
Koste die edle, die köstliche Gabe,
Noch sei sie Dir nur
Symbol der erfreuenden Mutter Natur!

(Indem der Sprecher den Wein über ihn ausgießt:)

Einst werde zu Theil Dir in Ueberfluß
Des Daseins hochherrlicher Vollgenuß! —

(Eine jubelnde Musik fällt ein, die aber bald in eine sanfte und ernste Weise übergeht, während der Knabe wieder in die Arme der Mutter gelegt wird.)

Nun schließe die Augen am Mutterherzen,
Bist frei noch von nagenden Sorgen und Schmerzen.
In der Mutter Arm
Ruht sich's gar warm.
So schlaf' und gedeihe und sammle Dir Stärke
Zum schönen Berufe, zum heiligen Werke!
Doch wirst Du zum Letzten die Augen einst schließen,
Ist's aus mit des Daseins Kampf und Genießen,
Umsteh'n sie Dein Lager mit Klagen und Weinen,
Die treu Dir Verbund'nen, die Lieben, die Deinen,
O mögest Du dann, wenn Dein Auge will brechen,
Zu Deinen Getreuen getrost können sprechen:
„Ich ward ein Mensch, und es war meine Sendung
Zu helfen mit Euch an der Menschheit Vollendung.
Ich that, was ich konnte; — was ich gesollt,
In redlichem Streben hab' ich's gewollt."

Hermann Allmers.

Ein New-Yorker Millionär.

Der Sonnabend Abend, am 22. November 1873, bot in New-York dem aufmerksamen Beobachter des stets unruhig, fast möcht' ich sagen, krampfhaft fluthenden Lebens in der typischen Yankeestadt ein ganz ungewöhnliches Bild. Eine eigenthümliche, tief gehende, aber keineswegs laute Aufregung hatte sich aller Classen der gewaltigen Metropole bemächtigt. In der sogenannten „Abendbörse" des Fünfte-Avenue-Hôtels drängten sich Massen von eifrig discutirenden Männern, die Crême der Geldprotzen, Börsenspieler, Eisenbahn-Actien-Speculanten und Anderer. Wie ernst sie sich unterhielten! Aber auf den Mienen fast Aller lag Befriedigung, ja eine gewisse Feierlichkeit. Sie redeten also wohl nicht über die jüngste Panik (Krach), — nein, in der That nicht; es fehlen ja gänzlich die gewohnten Schlagwörter ihres Börsenrothwelsches. Auf den Straßen, in den Omnibus, in den Pferdebahnwagen schütteln sich Leute vergnügt mit bedeutungsvollem Blicke die Hände, und trennen sich wieder oder ziehen ihre Abendblätter hervor, ohne mehr zu äußern, als eine oder die andere jener kurzen und doch so ausdrucksvollen Einsilben der englischen Sprache. In den Restaurationen, auf den harten Bänken der Lagerbiersalons sitzend, vor den Schenktischen der Giftbuden — bar-rooms genannt, — stehend, dieselbe tiefgehende Aufregung, in letzteren nicht ohne einige Kraftausdrücke, die einem Fluche so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, — am hellerleuchteten Abendtische des Reichen, in dem freundlichen Speisezimmer des wohlhäbigen Kaufmannes, Bürgers und Handwerkers, wie in dem engern Raume, wo der ermüdete Arbeiter die Seinigen um sich versammelt hat — überall dieselbe Aufregung, derselbe Gegenstand der Unterhaltung. War es der mit Spanien wegen des bestialischen Santiago-Autodafés drohende Krieg denn? Nein, auch das nicht. Was nur konnte die Millionen Menschen in einem Grade beschäftigen, wie ich es seit dem Tage nicht gesehen, als im Jahre 1861 die Nachricht von der Beschießung Fort Sumters tausendstimmig durch die Straßen gerufen wurde? Der Mund der zehntausend kleinen Zeitungsträger und Verkäuferinnen in ihrem eiligen Laufe über die Trottoirs, in ihrem katzenartigen Aufspringen und Abspringen von den Pferdebahnwagen verkündet es laut bis in das sechste Stockwerk der Paläste, bis in die tiefsten Bier- und Schnapsspelunken, von der fünften Avenue bis zum schmutzigsten, verrufensten Gäßchen, von Wallstreet bis zu den stillen Gartenhäusern der Vorstädte: „Boss Tweed condemned" (Meister Tweed verurtheilt)!

Wer ist Tweed? und was hatte er verbrochen?

Wilhelm M. Tweed, ein Irländer, war bis vor etwa zehn Jahren dem großen Publicum gänzlich unbekannt, ein Advocat dritter Classe, der mit einer zahlreichen Familie in keineswegs glänzenden Verhältnissen lebte. Er galt für einen tüchtigen Geschäftsmann, von durchschnittlicher Redlichkeit, und hatte sich zu einem der Leiter der ultrademokratischen geheimen Gesellschaft „Tammany" aufgeschwungen, einer politischen Verbindung, die, mit kurzen Unterbrechungen, die Politik des Staates New-York geleitet hat, und nicht ohne Einfluß auf die der Vereinigten Staaten gewesen ist. In dieser Gesellschaft vereinigten und vereinigen sich noch heute alle Elemente, die, bei einer auf allgemeinem und directem Wahlrechte beruhenden Verfassung und der in Republiken schwer vermeidlichen Laxität der Gesetzesanwendung, derselben eine ungeheure, fast unwiderstehliche Macht geben mußten. Die raffinirtesten Leiter, absolut rücksichtslos in den von ihnen zu ergreifenden Maßregeln, mit großartigen Mitteln ausgestattet, von den schlauesten Advocaten berathen, von einem Haufen der gewissenlosesten und verwegensten Wahlfälscher unterstützt, an der Spitze der jeden Augenblick zu einem offenen Faustkampfe fertigen Fälscher, Meineidigen, „Repeaters" (solche, die fünfzigmal und mehr bei einer Wahl stimmen) und wie sie der Katalog des Strafgesetzbuches sonst noch benennen mag, aller Nationen, besonders aber der irischen, und das Alles inspirirt, unterstützt und gesegnet von den Jesuiten und dem ganzen katholischen Pfaffenthum — sollten diese

nicht ein hübsches Werk zu Stande bringen? Es zeugt von der geistigen Bedeutung Tweed's, daß er sich zum Dictator dieser noblen Gesellschaft aufzuschwingen wußte. Allein damit war weder sein Ehrgeiz noch seine Geldgier befriedigt. Für ihn war diese Stellung blos eine Staffel zu größeren Erfolgen. Sein Endziel war, die Casse der Stadt New-York in seine Hand zu bekommen. Zu dem Zwecke wußten er und seine Genossen es dahin zu bringen, daß sie in die Gesetzgebende Versammlung des Staates New-York gewählt wurden. Dort legten sie eine Anzahl von Gesetzen vor, welche die Verfassung der Stadt gänzlich neugestalteten und deren verschiedene Departements einer Anzahl von Commissionen übertrugen. Mit den ihm zu Gebote stehenden reichlichen Mitteln erkaufte Tweed in schamlosester Weise die Stimmen von Senatoren und Repräsentanten, und die Gesetze gingen durch. Natürlich wurden durch den Einfluß der Irländer und leider auch vieler Deutschen Herrn Tweed's Genossen und Gehülfen bei der nächsten Wahl zu denjenigen Aemtern erwählt, die sie sich vorher planmäßig ausgesucht. Dies geschah im Jahre 1867. Die Rollen waren meisterhaft vertheilt. Die unglückliche Stadt blutete aus allen Poren. Massen von Sinecuren wurden den um Tweed verdienten Schurken gegeben. Die Gehälter wurden bedeutend erhöht, unbegreifliche und im Betrage fabelhafte Rechnungen präsentirt und bezahlt; die Presse wurde bestochen oder erkauft. Nichtswürdige Subjecte, zu Richtern erwählt, schützten die Verschwörer durch Rechtsverdrehung und selbst schamloses Zuwiderhandeln — kurz ein Corruptions- und Raubsystem wurde organisirt und in's Werk gesetzt, von dessen Vollkommenheit und Ergiebigkeit die Geschichte kein zweites Beispiel kennt. Natürlich wurden auch die treuen Dienste der Jesuiten auf's Freigebigste belohnt. Die katholischen Schulen und sogenannten wohlthätigen Anstalten erhielten eine jährliche Durchschnittsunterstützung von sechshunderttausend Dollars, nach der Zahl der Katholiken im Vergleich zu Andersdenkenden das Vierfache von Dem, was für letztere abfiel, obwohl gewiß neun Zehntheile der Steuern von den Nichtkatholiken bezahlt wurden. Um nur den unersättlichen Magen der von dem Knechte der Knechte in Rom infallibilistisch dirigirten Kirche versuchsweise auf kurze Zeit zufrieden zu stellen, schenkte der ganz aus Tweed'schen Marionetten der untersten Classe bestehende Stadtrath dieser Kirche zur Erbauung einer Kathedrale, die alle auf dem neuen Continente an Pracht überbieten soll, zwei Stadtviertel, dessen Werth zwei Millionen betrug.

In wenigen, etwa drei Jahren, hatte die Tweed'sche Wirthschaft die städtische Schuld von einigen zwanzig auf nahezu hundert Millionen gebracht. Er selbst und seine Helfershelfer gediehen natürlich trefflich dabei. Er besaß jetzt einen der herrlichsten Paläste der daran so reichen fünften Avenue, von dessen verschwenderischer Einrichtung man sich annähernd einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß sein Pferdestall mit dem schönsten Mahagoniholz sowohl innen wie außen versehen und viel besser ausgestattet war, als die Wohnungen des größten Theiles seiner irischen Landsleute. Und so fest war Tweed's Macht begründet, so genau war jede Eventualität vorgesehen, so trefflich arbeitete unter dem Schutze der nichtswürdigen Richter Dowling, Curdozo, Mac Cunn &c. die Corruptionsmaschine, so vergeblich erwiesen sich alle Anstrengungen der Besseren in den Wahlen und vor den Gerichten, daß Viele an der Möglichkeit einer Besserung zu verzweifeln begannen.

Wo aber nichts mehr half — da that es die freie Presse. Eines der besten New-Yorker Blätter, „The New-York Times“, ließ im Stillen und mit Aufwand erheblicher Summen durch eine Anzahl seiner Berichterstatter, die Tag und Nacht bei Hoch und Niedrig, im Palaste wie in den Hütten herumspionirten, das oder doch ein Sündenregister des „boss“ (so wurde Tweed von dem nobeln Gesindel genannt, auf das er sich stützte) zusammenstellen und veröffentlichte dasselbe in einer Reihenfolge von täglichen Nummern. Die Wirkung war eine kaum glaubliche, denn es war nun nicht mehr möglich sich zu der überall so großen Partei der Leisetreter zu bekennen, „die sich noch keine Meinung gebildet hatten“ (had not made up their mind). Jetzt hieß es: Farbe bekannt, entweder für Tweed oder gegen ihn! Die großen täglichen Zeitungen, die eine Macht sind nicht nur für die Stadt New-York, sondern für die ganzen Vereinigten Staaten, traten nun mehr oder weniger entschieden, je nachdem ihre Hauptredacteure Redlichkeit und Charakter besaßen oder aber mit dem Tweedismus bisher aus der Ferne geliebäugelt hatten und dafür sehr anständig honorirt worden waren, gegen Tweed auf, unter ihnen auch — eine späte Bekehrung! — das größte deutsche Blatt, das früher ebenfalls zur Inthronisation Tweed's beigetragen — die „New-Yorker Staatszeitung“.

Die öffentliche Erbitterung wuchs mit jedem Tage und in gleichem Grade der kühle, freche Trotz der von Tweed geführten Gaunerbande, die bis zum Oberbürgermeister Hall hinaufreichte; denn noch standen die Pfeiler ihrer Macht, jene nichtswürdigen Richter, unerschüttert. Aber bald fingen auch sie zu zittern, zu wanken an vor der allgemeinen Erbitterung. Mac Cunn beging Selbstmord; zwei Andere wurden von dem Senate der Gesetzgebenden Versammlung zur Absetzung verurtheilt; Einer zog sich freiwillig zurück. Jetzt fingen einzelne der Diebe, denen jene Richter noch immer Galgenfrist dazu verschafften, an zu verschwinden. Es bildete sich aus den besten Elementen des Kaufmanns-, Bürger- und Advocatenstandes ein Comité von Siebenzig, denen die Aufgabe gestellt wurde, alle gesetzlichen Mittel zu ergreifen, die Verbrecher vor die Gerichte zu bringen. Es war dies ein höchst mühseliges, beschwerliches und nicht ungefährliches Werk, das nur theilweise zu vollenden beinahe zwei Jahre dauerte.

Boß Tweed fühlte sich — und dies war der erste Fehler, der ihm in seinem großartigen Raubzuge passirte — im Besitze seiner Millionen (man spricht von fünfundzwanzig) so sicher, daß er blos auf einige Wochen unsichtbar wurde, dann aber wieder erschien und gegen Stellung einer Sicherheit von zwei Millionen Dollars bis zur gerichtlichen Verhandlung auf freiem Fuße blieb. Die ersten gerichtlichen Bestrebungen gegen die Diebesbande blieben erfolglos, obwohl unter ihren Gegnern die ersten Advocaten, wie O'Connor und Evarts, sich befanden. Die von Tweed ausgesetzten Honorare, die in die Hunderttausende gingen, sicherten auch ihm und seinen Genossen, die wie eine geschlossene Phalanx fochten, Talente ersten Ranges. Diese Schritte verschleppten sich fast durch ein Jahr, und noch immer war die Schlachtreihe der Diebe unerschüttert, ja sie hatte meistens Siege davongetragen. Wie dies möglich, ist einem mit dem englischen Rechte unvertrauten Verstande schwer begreiflich zu machen; jedenfalls scheint es mir außer meiner Aufgabe zu liegen. Vielleicht war es ein Fehler, daß man zuerst die Civilklage, das heißt die auf Rückerstattung des Gestohlenen und auf Entschädigungen, in den Vordergrund schob. Jedenfalls begann endlich gegen den Boß selbst die Verhandlung der Privatklage. Er erschien vor dem Richter Davis, umgeben von einem Stabe von sieben Vertheidigern, unter denen der unverschämte, aber äußerst schlaue und gewandte Graham die erste Rolle spielte, mit seiner gewöhnlichen Ruhe und verächtlichen Gleichgültigkeit, die zu sagen schien: „Wie! Ihr Zwerge wollt mich, der den ganzen Staat seit Jahren als Despot beherrscht, der Millionen zur Verfügung hat und bereit ist, sie zu verwenden, Ihr wollt mich in New-York, wo ich den Preis eines jeden Einzelnen kenne, verurtheilen? Erspart Euch doch die Farce!“

Nachdem der Versuch der Vertheidiger, den Richter Davis, von dem sie wegen seiner anerkannten großen Befähigung, Unparteilichkeit und Ehrenhaftigkeit Alles zu fürchten hatten, zu beseitigen, gescheitert war, nahm die Bildung der Geschworenenbank drei Tage in Anspruch. Viele hundert Bürger erschienen, blos um nicht angenommen zu werden. Unter den Gebliebenen waren fünf Deutsche, und diese waren, wie die amerikanischen Blätter anerkennen, die entschiedensten. Die interessanten Verhandlungen, beständig von den Vertheidigern unterbrochen, endigten mit einem Schuldig von einundfünfzig dem Tweed zur Last gelegten Vergehen. Richter Davis verurtheilte demnach Tweed zu zwölf Jahren Zuchthaus und zwölftausendfünfhundert Dollars Geldstrafe.

Ich kann nicht umhin, einen Theil der Anrede, die Richter Davis dann an Tweed hielt, hier in der Uebersetzung mitzutheilen. Sie dürfte auch in gewissen Regionen in Deutschland dem Durchlesen und Beherzigen empfohlen werden.

„Wilhelm M. Tweed!“ sprach der Richter Davis. „Sie sind durch den Wahrspruch von verständigen und redlichen Geschworenen einer großen Zahl der in der Anklageschrift enthaltenen Beschuldigungen überführt. Dieser Wahrspruch konnte, nach Ansicht des

Gerichtes, nicht anders ausfallen, ohne Verletzung des von den Geschworenen geleisteten Eides. Der den Geschworenen vorgelegte Beweis war einfach eine mathematische Demonstration Ihrer Schuld. Im Besitze eines hohen Amtes, geehrt und geachtet von einer zahlreichen Classe der Gemeinde, in der Sie lebten, und geliebt, wie ich nicht zweifle, von Ihren Gefährten, haben Sie, bei all diesem in Sie gesetzten Vertrauen, bei all den vielen Gelegenheiten zu treuer Pflichterfüllung, wodurch Sie Ehre und die Achtung des ganzen Gemeinwesens gewinnen konnten, es vorgezogen, die Macht, mit der Sie bekleidet waren, auf eine nichtswürdigere und schändlichere Weise zu mißbrauchen, als dies je in der Geschichte irgend einer civilisirten Nation geschehen. Statt das Gemeinwesen zu schützen, haben Sie es geplündert. Anstatt bei dem Schatze, der Ihnen anvertraut, Wache zu stehen, haben Sie ihn weit geöffnet gehalten, nicht nur Ihrer eigenen Gier, sondern auch der Ihrer Gefährten, und zwar unter Umständen, die keinen Zweifel lassen, daß zwischen Ihnen und Jenen eine Verschwörung zur Beraubung desselben und zu Ihrer und Jener Bereicherung bestand. Der Beweis über diesen Punkt läßt keinen Zweifel über Ihre moralische Verschuldung zu.

Am 5. Mai begannen Sie Ihr Amt mit der Organisation des Rechnungshofes und Annahme der Bestimmungen, wie Rechnungen vorgelegt und belegt werden sollen. Am 6. Mai und von da ab hintereinander, bis die hundertneunzig Rechnungen angenommen und angewiesen und die Beträge bezahlt waren, ist der Beweis unumstößlich, daß Ihr ganzes Verfahren blos ein wohlüberlegter Plan war, sich selbst und Ihre Gehülfen zu bereichern. Gäbe es keine weiteren Umstände, um es darzuthun, so würde, meines Bedünkens, die Thatsache genügen, daß Ihr Raubantheil an jeder einzelnen Rechnung, wie sie zugelassen und bezahlt wurden, ein für allemal auf vierundzwanzig Procent bestimmt war, und der Antheil Ihrer Genossen scheint ähnlich fixirt gewesen zu sein. Es ist unmöglich, anzunehmen, daß Ihr Antheil in hundertneunzig Vertheilungsfällen des geraubten städtischen Geldes stets vierundzwanzig Procent sein sollte, wenn das nicht Ihr voraus vereinbarter Antheil gewesen wäre.

Wenn wir eine Maschine bei jeder Umwälzung ein bestimmtes gleichmäßiges Product liefern sehen, so schließen wir aus diesem Erfolge, daß er das Werk des Nachdenkens und Beschlusses Eines Gedankens ist. Und wenn wir erfahren, daß die Maschinerie, deren Sie und Ihre Genossen sich bedienten, ein ebensolch gleichmäßiges Resultat ergab, dann bleibt kein anderer Schluß möglich als der, daß kraft einer wohlorganisirten Verschwörung Sie mit Andern die Beute theilten. Es ist also vergeblich zu behaupten, daß politischer Haß oder Aemtergier in der Untersuchung mitgewirkt habe. Nein, der ganze Kampf war zwischen Ehrlichkeit und Tugend auf der einen, und Betrug und Verbrechen auf der andern Seite. Wohl hat eine große Zeitung der republikanischen Partei zuerst den Augen der Bürger die infamen Betrügereien vorgelegt, allein redliche Männer aller Parteien haben sich vereinigt, um Licht in die Sache zu bringen, so die demokratischen Leiter Karl O'Connor und Tilden. Ihre Schuldigerklärung ist nicht das Ergebniß von Verfolgungssucht Einzelner oder von Parteien, nein! sondern von einer Beweisaufnahme so einfach und klar, daß ich mich nicht erinnere, weder in meiner Praxis noch in meiner Lectüre einen Fall getroffen zu haben, wo der Beweis so überwältigend und es so unmöglich für die Geschworenen war, sich zu irren. Durch die ganze Untersuchung hindurch bis zu Ihrer Schuldigerklärung blieben Sie so ruhig und heiter, als ob Sie sich für Ihre Freisprechung ganz auf Ihre Unschuld verließen, während es so klar wie die Sonne, daß Ihre Heiterkeit nichts war als Dreistigkeit, Vertrauen auf die Allmacht der Corruption eher als Verlaß auf Unschuld und reines Gewissen. Es ist meine Pflicht, über Sie eine Ihrem Verbrechen einigermaßen angemessene Strafe auszusprechen."

Tweed's Benehmen während der Verhandlungen war so, wie es Richter Davis geschildert, ja es war geradezu impertinent. Es drückte sich darin die Bulldogköpfigkeit seiner Race mit der Ueberhebung des verhätschelten Parvenu aus. Das für unmöglich, ja für geradezu lächerlich gehaltene „Schuldig" schmetterte ihn zusammen wie ein Blitzstrahl. Vorher ein schöner kräftiger, fein aussehender Mann der besseren Jahre, voll geistiger und animalischer Federkraft, erschien er wie durch Wunder in einen hinfälligen, theilnahmlosen, gebrochenen alten Mann verwandelt. Und in der That sind die zwölf Jahre bei seinem Alter gleichbedeutend mit „lebenslänglich". „Lebenslängliches Zuchthaus" in Sträflingstonsur und Jacke für einen Mann, der Millionen auf Millionen besitzt, der in der Stadt und um sie herum Paläste und prachtvolle Landhäuser sein nennt, der seit zehn Jahren Stadt und Staat New-York despotisch regierte, vor dem Hunderttausende schmutzwinselten und den die Besten fürchteten!

Bereits sind gegen zwei seiner Spießgesellen weitere Verurtheilungen ergangen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die ganze Bande, soweit sie nicht den atlantischen Ocean zwischen sich und die Nemesis geschoben, bald im Staatszuchthaus, das den melodischen Namen Sing-Sing führt, sich zusammenfinden wird.

So hat sich denn des Erdballes Lasterhöhle gereinigt; Redlichkeit ist nicht mehr lächerlich, und die Stadt, der Staat und das ganze Land athmen nach einem schweren, langedauernden Alpparoxysmus wieder auf.

Darf man es uns übel nehmen, wenn wir stolz auf dieses Resultat sind und neugierig, was nun im alten Vaterlande mit ähnlichen Millionären und Candidaten der Criminalzelle geschehen wird? Vivat Sequens!

Aus dem Lebens- und Leidensbuche eines Dichters.

Nach handschriftlichen Quellen. Von **Adolf Strodtmann**.

2. Molly.

Wie kam es, daß der Friede einer Ehe, die offenbar nicht aus äußeren Rücksichten, sondern aus inniger Herzensneigung geschlossen ward, so kurzen Bestand hatte? Denn so viel ist sicher, daß Bürger jedenfalls unter dem Einflusse einer trügerischen Erinnerung stand, wenn er später in der sogenannten „Beichte" an das Schwabenmädchen Elise Hahn behauptete, daß er seine erste Frau geheirathet habe, ohne sie zu lieben. Auch war Molly-Auguste zu der Zeit, als er mit ihrer Schwester vor den Altar trat, keineswegs ein „Kind von vierzehn bis fünfzehn Jahren"; sie hatte das erste Viertel ihres siebenzehnten Jahres vollendet und war kaum zwei Jahre jünger als Dorette. Wenn Bürger damals wirklich „schon den Zunder der glühendsten Leidenschaft für sie im Herzen trug", so ist gewiß seiner weiteren Versicherung zu glauben, daß er dies aufkeimende Liebesgefühl aus mangelnder Selbsterkenntniß „höchstens für einen kleinen Fieberanfall hielt, der sich bald geben würde". Es lag ja durchaus im Charakter jener empfindsamen Zeit, die Begriffe „Liebe" und „Freundschaft" im Verkehr der Geschlechter auf eine uns heute fast unverständliche Art zu verwechseln. Theilte doch zum Beispiel auch Schiller lange nach der Verlobung mit Lotte von Lengefeld seine Neigung zwischen seiner Braut und ihrer lebhafteren Schwester, ohne diese Doppelliebe in seinem Gewissen für Sünde zu erachten! Bei der Befriedigung, welche Bürger in der ersten Zeit seiner Ehe empfand, hätte er vielleicht die aufflackernde Leidenschaft für Augusten ebenso wohl zur ruhigen Flamme einer unschuldigen Freundschaft herabgedämpft, wenn nicht besondere Verhältnisse den glimmenden Funken unablässig geschürt hätten.

Verhängnißvoll war zunächst der Umstand, daß das junge Ehepaar ein volles Jahr nach der Hochzeit auf Niedeck wohnen blieb. Schwankte Bürger, nachdem er Doretten zur Gattin gewählt, in allem Ernste über die Natur des Gefühles, das ihn zu der jüngeren Schwester hinzog, so konnte der Ruhe seines Herzens nichts gefährlicher sein, als der tägliche Anblick Augustens, die im Hause ihrer Eltern, gleichsam unter einem Dach mit ihm, wohnte und, bei dem zärtlichen Verhältnisse zwischen den Geschwistern, auch als er nach dem nahegelegenen Wöllmershausen übersiedelte, den regsten Verkehr mit ihm und Doretten unter-

hielt. Molly-Auguste stand in jenem pikanten Alter, das auf poetisch angelegte Gemüther so großen Reiz zu üben pflegt: — Bürger sah den schelmischen Backfisch, den ausgelassenen Springinsfeld sich vor seinen Augen zur herrlich blühenden Jungfrau entfalten, in deren elfenhaft zierlicher, feurig beweglicher Gestalt sich „die schönste Weiberseele" offenbarte.

Dorette war ernster, schüchterner, verschlossener. Sie verstand es nicht, auf die Dauer ihrem durch einen geistvollen Universitätsverkehr verwöhnten Manne dichterische Anregung zu gewähren, und da sie im elterlichen Hause, wo man auf großem Fuß zu leben gewohnt war, weder Sparsamkeit noch Ordnung gelernt hatte, wußte sie sich nicht in beschränkte Verhältnisse zu schicken und die Pflichten einer wirthschaftlichen Hausfrau, wie es nöthig war, zu erfüllen. Dadurch verstimmt, unterschätzte Bürger zuletzt ihren Werth und war überrascht, als er zufällig einmal dahinter kam, daß sie sogar Verse schrieb, „die erstaunlich

Bürger's Molly (Auguste Leonhart).

Nach einem von ihr selbst 1781 gemalten Pastellbilde.

viel Anlage verriethen". Kopfschüttelnd theilte er einem Freunde die Entdeckung mit: „Es ist aber ein gar schnurriges Weib. Von alledem läßt sie keinem Menschen, am allerwenigsten mir 'was sehen. Wüßte sie, daß ich 'was davon ausspionirt hätte, so wäre Alles aus. Ich muß sie also in der Stille beginnen lassen und verstohlen sehen, was heraus kommt."

Ein so schweigsam stilles Wesen, das vielleicht den besten Theil seines inneren Lebens in sich verschloß, paßte schlecht zu einem Manne, der in kindlicher Offenheit stets sein Herz auf der Zunge trug. Er wurde es müde, hinter der spröden Schale den süßen Kern zu suchen, und scheint nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er behauptet, daß sie in ihrem Mangel an Eifersucht „durch einige Herzensgleichgültigkeit unterstützt" wurde. Ihrem jüngsten Bruder schreibt sie selbst einmal über dieses Thema: „Für Deine schöne pathetische Lobrede auf meine Zurückhaltung und Enthaltsamkeit mache ich Dir in Gedanken den tiefsten Knix. Ich glaube aber wirklich, daß ich eine gute Portion Neugierde weniger muß empfangen haben, wie meine theuren Mitschwestern, denn es fällt mir nie ein, Etwas, das für Bürger bestimmt ist, durchwühlen zu wollen, wäre ich auch überzeugt, daß er es mir nicht übel nehmen würde. Es ist also noch die Frage, lieber George, ob dies Tugend oder Temperament ist?"

Auch fremden Besuchern gegenüber mag Dorette nicht sehr gesprächig gewesen sein. In den Briefen der Freunde Bürger's, welche sie kannten, ist selten von ihr die Rede. Die Dichterin Philippine Gatterer schreibt charakteristisch bei der Erinnerung eines Besuches im Bürger'schen Hause: „Mehr als einmal wünschte ich nach Wöllmershausen zu kommen, und Ihre liebe sanfte Frau und Ihr pfiffiges kleines Mädchen wieder zu sehen. Damals, wie ich sie sah, war das letzte einige Wochen alt; ich sah, wie ihm Zwieback-Brey in's Mäulchen geschmiert wurde, und hörte es schreyen; das war nicht viel, mehr konnte man damals aber nicht fordern, jetzt würde sie mich gewiß sehr ergözen. Ihre Frau Gemahlin war noch nicht ganz wieder hergestellt, sah sehr krank aus und schien nicht viel Lust zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens und schrieb's ihrer Schwächlichkeit, und ihr Stillseyn keiner Abneigung gegen mich zu. Sie saß so zärtlich und sittsam auf dem Kanapee. Hatte sich und ihr Kind in

Dorette Bürger (1781).

Nach einem Pastellbilde von ihrer Schwester Molly-Auguste.

einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonna." Diesen Eindruck der Mater dolorosa, der sanft ergebenen Dulderin, machte Dorette also schon damals, zu einer Zeit, wo ihr häusliches Glück noch durch keine Kämpfe gestört war.

Die erste verschleierte Andeutung solcher Kämpfe findet sich in einem Billet an Goethe vom Januar 1776. „Ich habe," schreibt Bürger, „ein gutes Weib und ein schönes Kind vom zweyten Geschlecht, aber was helfen die einem Herzen, über welchem Basilisken brüten? Wie oft ärgere ich mich, daß die mich nicht ärgern können und wollen." Und in einem andern Briefe an Boie vom Sommer desselben Jahres heißt es: „Ach, Freund, was für Projecte und Phantome wälzen sich nicht Kopf unten Kopf oben in meiner Seele herum! Bisweilen denke ich, ich will die Revenüen meines Bischen ererbten Vermögens meiner Frau und Kind zu ihrem Lebensunterhalte anweisen und mich dann nackt und bloß in den weiten Ocean der Welt stürzen. Komm' ich um, so komm' ich um! Erreich' ich aber irgendwo ein schönes gesegnetes Eiland, so will ich die Meinigen nachholen." — „Ja, hättest Du nicht Weib und Kind," antwortet der warnende Freund, „so möchtest Du immer sagen: Haec schola me non capit, und den Staub von Deinen Füßen schütteln."

Digitized by Google

Der Hauptgrund zu dem Unmuthe des Dichters war indeß jetzt noch nicht sein Liebesschmerz, sondern die unfruchtbare Quälerei seiner Amtspflichten, deren Erfüllung ihm durch die beständigen Chicanen des Obristen von Uslar völlig verleidet ward. „Gott erlöse mich aus dem Moraste dieses Verdrusses!" rief er aus. „Schwehr ist mir's, daß ich Weib und Kind habe, und noch schwehrer, daß ich beyde liebe ... Wenn Du das Heyrathen nur einigermaßen lassen kannst, so laß es! Die Ehe — und wenns auch aufs köstlichste mit ihr ist — ist Mühe und Arbeit."

Aehnlich schrieb er mit erzwungenem Humor im Januar des nächsten Jahres an Voß, welcher sich kurz nach seiner Verlobung mit der Schwester Boie's um eine Lehrerstelle zu Hamburg beworben hatte: „So helfe Sie denn der Himmel zum Conrectorat am Johanneo und Ihrem Mädchen. Das wünscht Ihnen, weil Sie's doch nicht anders werden haben wollen, Ihr Freund aus treuem Herzen. Sollten Sie mit der Zeit von beyden gern wieder loosseyn wollen, wie sich dergleichen hin und wieder in der Welt zutragen soll, so mögen Sie sich das selbst wünschen. Ich habe so meine eigene Schadenfreude, wenn ich das wonne- und hoffnungstrunkene Völklein um den bunten gleißenden verschlossenen Tempel Hymens herumtaumeln und nach der Eröffnung seufzen höre. Wir, die wir drinn sind, könnten Euch draußen wohl manches zur Beherzigung eures Wohls und Wehes herausrufen. Allein weil wir angeführt sind, sehen wir gern, daß auch Andere mit uns es werden. Man denkt: Abraham zwing dich, ich habe mich auch gezwungen. — Liebster Voß, wie werdet Ihr Euch verwundern, daß in eben dem Tempel, dessen Außenseite so herrlich erscheint, dessen Kuppeln von Azur und Gold ins Feld glänzen, dessen marmorne Außenseiten mit Statuen, Gruppen, Basreliefs und Mahlereyen al fresco so herrlich verziert sind, daß, sag ich, in diesem Tempel die schönsten Hallen und Gemächer nur mit Tapeten von altem Wachstuch bekleidet und mit ganz ordinären Geräthschaften versehen sind. Mit den Blumen, die manche raffinirte Leute in Töpfen und Gläsern drin aufziehen wollen, ist es lauter Hudeley gegen die Blumen der Natur in freyer Flur unter dem unermeßlichen blauen Himmel. Hieraus, Freund, müßt Ihr nicht schließen, als ob mir etwa ein Stall oder Keller zu Theil geworden wäre. Mit Nichten! Ich bewohne eins von den besten Zimmern. Aber es ist doch darin überall so ordinair als auf einer Studentenstube."

Silhouette Bürger's.
Nach einem Schattenrisse von Dr. Weis (1777).

Das Bürgerthal bei Reinhausen.
Nach einer Originalzeichnung von Otto Peters

Dies war das erste Stadium seiner Leidenschaft. Wie fast alle Gedichte Bürger's ein Spiegel persönlichster Erlebnisse sind, so erzählt die am 2. Februar 1776 vollendete Ballade „Schön Suschen" mit ergreifender Wahrheit die Geschichte seiner Liebe zu Doretten und das allmähliche Erkalten dieser Liebe:

Und wieder kam gar andre Zeit,
Gar anders ward es mir:
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.

Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Fluth zur See.
Ganz wohl mir that es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh.

Das einige Monate nachher entstandene Lied „Das Mädel, das ich meine", schildert noch in beglückter, von inbrünstigem Danke gegen Gott erfüllter Bewunderung den Zauberreiz Molly's, die ihm wie ein Engel des Himmels erschien, und die elegische Schlußwendung:

Doch ach! für wen auf Erden lacht
Das Mädel so in Liebespracht? —
O Gott, bey deinem Sonnenschein!
Bald möcht' ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Dies Mädel mir auf Erden lacht —

ist in ihrer wehmüthigen Resignation, wie das gleichzeitige „Schwanenlied", noch weit entfernt von der stürmischen Gluth, welche in den späteren Ergüssen alle Dämme der Vernunft und des Pflichtgefühls durchbricht.

Einen dämonischen Einfluß scheint auf Bürger's Gemüth die Lectüre von Goethe's „Stella" geübt zu haben, welche ihm dieser als Antwort auf seine Klagen gesandt hatte, damit sie ihm „Liebes- und Lebenswärme in den Schnee bringe". Diese kraftgenialische Verherrlichung einer Doppelliebe, die mit dem Auskunftsmittel einer Doppelehe schloß, wurde durch ihre beredte Dialektik nicht allein Bürger, sondern auch mancher anderen schwärmerischen Seele verderblich. „Mir schwindelt vor mir selbst!" ruft sein Freund Sprickmann aus, der im Herbste 1776 einige Monate in dem benachbarten Benniehausen verlebte und seitdem eine lebhafte Correspondenz über Herzensangelegenheiten mit ihm unterhielt. „Stellas sind keine Träume; aber weiß Gott, auch Fernandos nicht! und wer weiß — Bürger schreibt mir um Gotteswillen!"

Sprickmann scheint der Erste gewesen zu sein, dem Bürger seinen ganzen Liebeskummer enthüllte, und das rückhaltlose Aussprechen desselben, die beständige Berührung der Wunde in dem Briefwechsel der Freunde ist das zweite Stadium dieser tragischen Herzensgeschichte. Bürger verzweifelte daran, die wachsende Gluth insgeheim zu ersticken, er führte ihr neue Nahrung zu, indem er sie offen eingestand, obschon er sie im tiefsten Gewissen verdammte. „Daß es mir" — schrieb er an Sprickmann — „in meiner Lage gar nicht behäglich ist und seyn kann und warum es nicht seyn kann? werden Sie wohl wissen. Phantasie und Herz werden mir wohl bis an das Ende ihre tollen Streiche spielen. Ich brumme so einen Tag nach dem andern hin und bin schier mit Nichts als meinen Schwachheiten zufrieden: und doch sind es bloß diese, die mir wehren, glücklich zu seyn. Es ist ein elend jämmerlich Ding um das Menschenleben. Warum hab ich doch keine Einsiedeley auf dem Pico!" — Ueberreizt und krank von der verzehrenden Gewalt seiner Seelenqual, gedenkt Bürger im nächsten Sommer Heilung durch den Gebrauch einer Brunnencur in Hofgeismar zu suchen. „Aber ach!" fügt er ahnungsvoll hinzu, „alle Gesundbrunnen der weiten Welt werden den Brand nicht kühlen, der mir in allen Adern und in dem

Digitized by Google

innersten Marke wüthet. Gott! Gott! Was ist das im Menschen, was die Leute Liebe nennen?

> Drum Lieb' ist wohl wie Wind im Meer;
> Sein Sausen ihr wohl hört,
> Allein ihr wisset nicht, woher
> Er kommt? wohin er fährt?

Wär' er doch nur schon wieder zu allen T— gefahren!" — „Sie sind also krank gewesen," heißt es im nächsten Briefe, „oder noch krank? Das ist auch von Herzen albern. Es geht mir indessen nicht viel besser. Ich befinde mich fast nie in einem Gefühl vollkommener Gesundheit; werde auch wohl nie wieder dazu gelangen, es wäre denn, daß dieser oder jener Traum erfüllt würde. Einer von diesen Träumen ist, befreyet von allen meinen Hand- und Beinschellen, als ein vollkommener Hans ohne Sorgen unter den Hirten der Alpen, so lange es mir behagte, meinen Aufenthalt aufschlagen zu können.

> Gentle youth, oh tell me true.
> Is it not the same with you?

Könnte ich nur meiner Frau ein hinlängliches Auskommen anweisen, so ließ' ich mir morgen bei Bruder Bethgen ein Pilgerkleid machen und wanderte mit Stock und Ranzen immer zum Dorf hinaus. Aber ach! — würde ich dem Geyer entfliehen, der mir täglich und stündlich das immer wieder wachsende Herz aus dem Leibe hackt? Gott im Himmel! Was soll daraus noch werden? . . . Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschaudere.".

In dieser verzweiflungsvollen Stimmung gewährt ihm ein vierwöchentlicher Besuch bei Boie, der als Stabssecretär des Feldmarschalls von Spörken nach Hannover berufen war, heilsame Erquickung. Der kluge Freund vermied es, ihn zu fruchtlosen Herzensergießungen zu veranlassen, versuchte ihn zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen, indem er ihn in seinen tüchtigen Umgangskreis, in das Kestner'sche und Mejer'sche Haus, einführte und ihn mit seinen literarischen Freunden und dem berühmten Schauspieler Schröder bekannt machte, für welchen die Hexenscenen aus Shakespeare's „Macbeth" übersetzt wurden. In heiterster Laune kehrte Bürger Ende März 1777 nach Hause zurück. Wenige Wochen nachher wurde sein Schwiegervater unvermuthet durch ein bösartiges Brust- und Gallenfieber hinweggerafft, was auf Bürger einen tiefen Eindruck machte und seine Gedanken auf Momente von dem Gegenstande seiner Leidenschaft ablenkte. Die aufopferungsvolle Energie, mit welcher er sofort die Ordnung der verwickelten Geschäfts- und Vermögensverhältnisse seines Schwiegervaters und die Sorge für dessen zahlreiche Familie in die Hand nahm, nöthigte seinen Freunden die wohlverdienteste Bewunderung ab. Er bewarb sich sofort um die erledigte Amtmannsstelle in Niedeck, die er freilich, trotz Boie's warmer Fürsprache, nicht erhielt. Die interimistische Führung der Amtsgeschäfte daselbst, die Pacht- und Vormundschaftsangelegenheiten führten Bürger wieder täglich in Molly's Gegenwart, welche später mit ihrer Mutter und den beiden Stiefschwestern nach dem eine Meile nördlich gelegenen Bösinghausen zog. Neue schmerzliche Kämpfe erwuchsen ihm, in denen jedoch immer noch das Pflichtgefühl Sieger blieb. Wieder war Sprickmann der Vertraute seines Kummers. Bürger schrieb ihm im Sommer 1777:

„Die Sorge für mein Nest voll Schwäger und Schwägerinnen liegt mir schwer auf dem Halse. Wär' es nur allein für das Mädel, das ich meine, dann . … Was soll ich zu dem übrigen Inhalt Eures Briefes sagen? Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben! Dies Sprüchlein ist mir so geläufig geworden, daß ich's in alle Stammbücher schreibe. Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir, und was aus Ihr werden? O, daß mich so viele heilige, wiewohl schwehre, saure Pflichten gegen Andere an die Welt fesseln! Die gegen mich scheinen mir Träume, die ich abschütteln würde. — O Sprickmann, hab' ich Euch wohl von Robinson Crusoe's Insel jemals gesagt? Wie herrlich, wenn wir da wären! Tausend Meilen weit rings umher von den Wogen des Weltmeers umströmt! In süßer, seliger Ruhe und Einsamkeit! Ha! — doch was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfezter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornenhecken dringen." — „Hör' einmal, Pursche," heißt es in dem nächsten Briefe an denselben Freund, der für eine unglückliche Ehe in den wechselvollsten Liebesabenteuern Ersatz suchte, „ich habe einen gar verdammten Gedanken. Nehmlich den: Alles zusammenzuraffen, in Ordnung zu bringen, mein Haus zu bestellen, die Meinigen zu versorgen, und dann . . . erwerthern nicht! aber allenfals bewaschingtonen. Denn unsere Weiber, wenn wir sie versorgen, verliehren nichts an uns. Oder, was meint Ihr, wenn wir so viel noch zusammentragen und mitnehmen könnten, um uns am Rhein oder einer andern anmuthigen geseegneten Gegend ein Häuschen und einen Weinberg zu kaufen? Darinn als ein Bauer zu arbeiten, zu leben und zu sterben, stelle ich mir gar paradiesisch vor. Aber ach! wird der Wurm unserer Qual dort sterben?"

So ist's immer, hier wie dort, der laute Ruf des Gewissens, welcher den stets wiederkehrenden Gedanken einer gewaltsamen Zerreißung der ehelichen Fessel, kaum ausgesprochen, zurückweist.

Um diese Zeit sollte das Herz Bürger's einen neuen herben Verlust erleiden, der ihn auf's Tiefste erschütterte. Ein Fieber entriß ihm sein einziges Kind, Antoinette, das er mit abgöttischer Zärtlichkeit liebte.

„Mein kleines Mädel," hatte er noch vor Kurzem in stolzer Vaterfreude geprahlt, „soll einmal was Rechts werden. Das ist Dir ein Mädel! Andere Leute haben auch Mädels, sehn auch aus wie Mädel, sind auch Mädel, aber mein Mädel ist doch allein ein Mädel. Ich erschrecke manchmal ordentlich über die unerwartete Klarheit und die Strahlen, die aus dieser jungen Seele hervorgehn. Und eine Munterkeit! Ein Leben!"

Und Boie hatte mit theilnehmendem Scherze geantwortet: „Deinem kleinen Mädel gieb einen Kuß von mir. Wenn ich so in meinen Jahren stehen bleiben könnte, solltest Du sie für mich erziehen."

Nun traf ihn ihr Tod wie ein Donnerschlag. „Verwichene Nacht," schrieb er dem Freunde von Niedeck aus, „haben sie mich nebst meiner Frau von unserm einzigen sterbenden Kinde weggerissen und hierher gebracht. „Jetzt merk' ich, ob man's schon noch verhehlt, daß meine ganze einzige Freude, ach! daß die Seele meines Lebens aufgeflogen ist. Gott erbarme sich unser! Laß mich für heute schweigen, liebster Boie, und meinen Jammer, meinen unendlichen Jammer, den Du nicht zu fassen vermagst, in die wüste Nacht ausheulen. So ein enormer Schmerz hat mein Herz noch nie belastet, und später konnt' ich kaum sonst was auf Erden empfinden. Ach! Du hast mein Kind nicht gekannt; aber es war ein Mädchen von Anlagen des Geistes und Herzens, welches auch Blutfremde einen Engel nannten. Vor vierzehn Tagen blühte es noch in seiner wunderschönen Gesundheit. Nun hat ein Fieber — Gott weiß, woher es kam — die schöne Rose entblättert. Barmherziger Vater im Himmel, warum so hart? — Meine einzige Freude! — meine einzige! — Nachschrift. Ich hatte mich in meiner Muthmaßung, als ich Obiges schrieb, betrogen. Das Kind lebte noch und gab Hoffnung zur Besserung. Aber wozu? — Um mit gedoppeltem Schmerz mir diesen Morgen abzusterben."

Bürger suchte die schmerzliche Erinnerung seines Verlustes zu übertäuben, indem er mit Eifer an die Sammlung und Ueberarbeitung seiner Gedichte ging. Anfangs wollte der lähmende Druck nicht weichen, der auf seinem Gemüthe lag, obschon Dorette ihn nach wenig Monden wieder mit einem Mädchen beschenkte, das viel Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Schwesterchen besaß.

„Blos um meinetwillen," klagte er, „würde ich keinen Schritt mehr thun. Denn mir ist alles Erdenglück alleweile gar erstaunlich gleichgültig."

Bald jedoch erwies die Muse sich ihm als treue Trösterin, und manches herrliche Lied entstand noch während des Drucks seiner Gedichte, so daß er, trotz des anfänglichen Zweifels, die versprochene Bogenzahl füllen zu können, zuletzt noch Vieles für eine künftige Sammlung zurücklegen mußte. Aber es war nur ein vorübergehender Anlauf von Kraft, und die Schwingen des Genius sanken müde herab, sobald ihm nicht mehr „das Feuer auf den Nägeln brannte". Er verfiel in die alte Unlust und Traurigkeit, ehe noch seine Gedichtsammlung erschienen war — der Ruhm reizte ihn nicht mehr; überall umschwebte ihn das Bild der fernen Geliebten.

Ernstlicher trat der Gedanke einer längern Reise an ihn

heran, für welche der ansehnliche Ertrag der Subscription auf seine Gedichte ihm genügende Mittel bot. Er theilte Boie seinen Plan mit:

„Von meiner Seelenverfassung ist nicht viel Angenehmes zu sagen. Ich brüte über hundert Entwürfen, die Glückseligkeit meines Lebens betreffend, kann aber zu keinem Entschluß kommen. Es scheint fast um mich gethan zu seyn, da mein Geist und Körper noch nie so erschlafft gewesen sind, als jezt. Es ahndet mir, als stürbe ich bald. Eine vollkommene Zerstreuung würde mir, glaub' ich, allein noch zuträglich sein. Aber wo finde ich die? Ich kann mich doch nie von allen Sorgen, die mein Leben aufzehren, losmachen. Ich mögte wohl mein Amt aufgeben, meine Frau und Kind auf eine Zeitlang anderwärts unterbringen und etwa auf ein Jahr in irgend ein anderes Land (England, Spanien, Portugal) reisen. Was sagst Du dazu? Mich dünkt, wenn ich alsdann gesund an Leib und Geist wiederkäme, so wäre das ja besser, als so noch länger zwischen Leben und Sterben hinzusiechen."

Boie, der Gefahr im Verzuge sah, rieth zu einer Reise durch Deutschland. „Mag die Welt sagen, was sie will; wenn Deine Frau zufrieden damit ist, so geht's keinem Menschen weiter was an. Ich fürchte, Du hast irgend einen Seelenkummer, den Du mir nicht sagst, der Dich abspannt und Dich unthätig macht. Dawider ist kein besser Mittel."

„Ach! freilich," antwortet Bürger, „belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz, und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Kehle. Entweder ich gehe bald zu Grunde oder genese. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders, als der Halbgeräderte, zum Krüppel. Gott stehe mir bei, daß die Verzweiflung mich wenigstens nicht eher überrascht, als bis ich mein Haus bestellt habe. Werde ich wohl reisen können, ohne daß die schwarze Sorge sich mit hinter meinen Sattel setzt? — Gott geb' es!"

Statt zu reisen, beging Bürger die Thorheit, ein Pachtgut des Generals von Uslar in Appenrode zu übernehmen und dadurch seine eben in besseren Zustand gerathenen Finanzen vollends zu ruiniren. Zuerst freilich nahm er sich kräftig der landwirthschaftlichen Angelegenheiten an und hoffte ein gutes Geschäft zu machen, wenn er all die Feld- und Gartenfrüchte, die er sonst theuer hatte kaufen müssen, fortan auf eigenem Boden gewinne. „Ich glaube," schrieb er muthvoll, „diese Veränderung wird mir wohl thun. Ich wühle in meinem Garten wie ein Maulwurf und springe von den Gleichen zu dem Eschenberge und vice versa wie ein junges Reh. Der Geist und die Kraft des Herrn soll, denke ich, wiederkehren." Das hochgelegene Appenrode war allerdings ein gesünderer Aufenthaltsort, als das in sumpfiger Niederung sich hinstreckende Wöllmershausen.

Häufig besuchte der Dichter auch die wildmalerischen Partien der Umgegend zwischen Bremke und Reinhausen. Ein herrliches, von wogenden Kornfeldern umsäumtes Wald- und Felsenthal bei letztgenanntem Orte, das er besonders geliebt und wohin er oft seine Gäste geführt haben soll, führt jetzt noch den Namen „das Bürgerthal". In seinem Garten zog er einen Flor der schönsten Blumen; Rosen und Reben umrankten sein Haus. Aber seine Kenntnisse der Landwirthschaft waren gering für den Betrieb eines so großen Geweses, und Dorette war in der Haushaltung noch nachlässiger, als er selbst. Binnen Kurzem sah er sich tief verschuldet und mußte Jahr für Jahr, bei der hohen Pachtsumme, ein Erkleckliches zusetzen. Die ewige Finanznoth verstimmte ihn und raubte ihm Muth und Kraft. „Wenn ich recht mit Aufmerksamkeit den Quellen meines Unmuts nachspüre," schrieb er an Boie, welcher um diese Zeit Landvoigt von Dittmarschen geworden war, „so ist das eine der Hauptquellen, daß ich bei meinen Scherereien kein hinreichendes Auskommen habe. Mein eigenes Armüthchen setze ich zu und gerathe noch obenein in Schulden. Das; das schlägt mir Leib und Geist am meisten darnieder. Mit dem Uebrigen, was mir nicht behagt, hätte es allenfalls nicht so viel zu sagen." — „Verdruß," fährt er fort, „wird mir sonst von andern wenig gemacht, außer demjenigen, den ich mir selbst mache, daran sind die infamen Finanzaffären Schuld. Freund, Du solltest Dein blaues Wunder sehen, wenn meine Schulden bezahlt wären und ich ein Amt hätte, daß mir ein hinlängliches Auskommen gewährte! Schaff mir nur auch so eine stattliche Landvoigtey!"

(Schluß folgt.)

Aus meinem Gefängniß- und Fluchtleben.

Auch eine Jubiläums-Erinnerung von **Fritz Rödiger.**

Wir befanden uns mitten im sonnigen Brachmonate des Jahres 1849. Die Mai-Ereignisse waren vorübergebraust. Einer oder der Andere hatte sich klüglicher Weise „gedrückt". Viele „saßen" oder waren „eingeschränkt", nach jagdtechnischem Ausdrucke „eingekreist", das heißt, sie durften ohne polizeiliche Erlaubniß ihren Wohnort nicht verlassen. Ich hatte nach Adorf, meinem alten Lieblingsstädtchen, Korn geführt und trank eben ein Glas echt bürgerlich-reihenschenkerischen Gerstensaftes, wie man es jetzt nicht mehr in den Schenken findet, als der „Wachtmeister" des Amtes Adorf mit einem Getreuen am Horizonte des Schenkzimmers auftauchte und in der freundlichsten Weise Goethe's Faust zu commentiren suchte, indem er mir lächelnd andeutete: „Liebes Herrchen, darf ich's wagen, meinen Schutz und Geleit Ihnen anzutragen?" Die Zeit war gefährlich geworden; es bedurfte zwei Mann zum Einheimsen eines Einzigen. Ich wurde vor einen kleinen dicken Actuar geführt, der mir lächelnd und äußerst höflich eine zierliche Standrede hielt und mich tröstete: „Jetzt sind wir wieder am Platze. Hätten die Demokraten gesiegt, so säßen Sie jetzt an meiner Stelle." — „Ich wäre also erster Actuar und Amtsverweser geworden," dachte ich, „hm! hm! und der kleine dicke Actuar . . . Hochverräther? Sonderbare Wandlungen!"

Der Herr Actuar, mit dem ich übrigens privatim auf ganz freundlichem Fuße stand, faßte sofort eine unüberwindliche Neigung zu meiner Persönlichkeit, lud mich ein, es mir einige Zeit „in seinem Hause" gefallen zu lassen, und bot mir sogleich als gastfreundlich Quartier die „Wechselstube" an. Diese Stube ist der Ort, wo „unbezahlbare" Geschäftsleute, Banquerotteure, leichtsinnige Schuldenmacher, Wechselfabrikanten und dergleichen „noblere" Verbrecher vor dem ungestümen Anprall ungeduldiger Gläubiger im amtlichen Essig und Oel aufbewahrt wurden. Das Zimmerchen war hell und freundlich, mit einer gewöhnlichen Thür ohne Fütterungsluke und gewöhnlichen, großen Fenstern mit leichten „Eisenvorhängen" versehen — ein Beweis, daß Madame Gerechtigkeit weit artiger gegen Schelme von „Distinction" ist, als gegen gemeine Diebe und Räuber, für die finstere und frostige Zellen mit bretter vernagelten Pseudofenstern, zu denen später, wie wir sehen werden, auch die politischen Verbrecher „emporsanken", mehr als genügen. Kurz und gut, die „Wechselstube" war ein ganz manierliches Stübchen; dennoch wollte ich diesen Wechsel anfänglich nicht recht „acceptiren". Half aber Alles nichts! Der Herr Actuar war Sieger und warf sein Gerichtsschwert in die Wagschale. Die beiden Gerichtsdiener, wahre Goliaths mir kleinem David gegenüber und Beide mit biblischen Weberschäften als Polizeistöcken in den Händen, nahmen mich in ihre Mitte, und so ging es hinaus zur neuerbauten Frohnveste des Amtes Adorf — zur Freude und Genugthuung aller „Gutgesinnten" jener Tage, die aber zu jener Zeit im oberen Voigtlande sehr dünngesäet und noch dünner aufgegangen waren.

Die Behandlung war während dieser Untersuchung noch eine äußerst humane, und ich war der Einzige von allen Maiverdächtigen, der „saß".

Der amtirende Actuar — Schmieder hieß derselbe — war ebenfalls ein humaner Mann; dies ging schon daraus hervor, daß er die Familienväter in Freiheit ließ und nur die Ledigen, allerdings die Hauptrádelsführer, einsteckte — also auch meine Wenigkeit. Nach etwa sechs oder sieben Wochen stiller Zurückgezogenheit entließ er auch mich sogar wieder, auf „Ehrenwort", das ich ihm, trotz aller Versuchung und Warnung, auch ehrlich gehalten habe.

So war die Untersuchungsweise im Sommer 1849 im oberen Voigtlande in der That noch eine solche, die gegenüber derjenigen in anderen, weniger humanen Justizämtern, alle Anerkennung verdiente. So soll ganz besonders in jenen Tagen das Amt Voigtsberg gleich von vornherein seinem Namen von 1848, „Zwing-Voigtland", alle Ehre haben zu Theil werden lassen.

Doch auch aus der Frohnveste des oberen Voigtlandes spülten die höher und höher steigenden Wogen der Reaction etwaige freundliche Rücksichten gegen politische Gefangene bald genug hinaus.

Es mochte Anfang September 1850 sein. Die Sonne warf lachend und lieblich den prachtvollsten Herbsttag auf die Erde. Es war Morgens fünf Uhr; da fuhr ein Steuerwäglein in das liebe heimathliche Dörfchen Schönberg am Capellenberge, in meine Residenz, herein, bespannt mit zwei etwas mageren Droschkenarabern, geführt von der kundigen Hand des damaligen königlichen Straßeneinnehmers Heckel zu Adorf. Hinten drinnen saß der neue Actuarius Longus, wie wir ihn gewöhnlich nannten — sein wirklicher Name gehört nicht in ein Blatt wie die Gartenlaube — eine lange, magere, etwas klapperige Corpsburschenpersönlichkeit, die man inzwischen mit der politischen Untersuchung des Obervoigtlandes betraut hatte, wahrscheinlich als Specialrichter, nachdem der freundliche Amtsverweser versetzt und endlich das Schwurgericht, das letzte Bollwerk freiheitlicher Errungenschaften, beseitigt worden war. An der Seite dieser Justizperson saß in milchkaffeefarbiger Uniform mit blauen silberbetreßten Aufschlägen und blanken Knöpfen, umgeschnalltem Schleppsäbel, einige Pistolen und die unvermeidlichen Handmüffchen (Handschellen) des eisernen Zeitalters in der Tasche, mein alter Bekannter, Adorfs Wachtmeister. (Der Mann hieß Uhlmann, wahrscheinlich ein Seitensprosse der nachmals so berühmt gewordenen Uhlanen.) Die Zeiten hatten sich sichtlich verschlimmert; unter Bedeckung von drei Mann und zwei Pferden, mit Waffen von allen Arten, wurde ich diesmal vom Hause abgeholt. Ich sah die Herren kommen und hätte langsam und bequem den Berg hinauf nach den böhmischen und bairischen Wäldern entfliehen und diesen vierzehnbeinigen Kelch an mir vorüberrasseln lassen können. Ich that es nicht.

Obgleich meine Mutter zum Tode krank darniederlag und mein Vater alle ihm zu Gebote stehende Bürgschaft anbot, mußte ich mit, „im Bunde der Vierte", und so ging es

Durch die Wälder, durch die Auen
Flott im Morgenstrahl dahin.

Doch wurde ich am Abend desselben Tages gegen fünfzehnhundert Thaler Bürgschaft, die dem Actuarius Longus am Morgen wahrscheinlich nicht sicher genug waren, auf so lange entlassen, bis meine Mutter wieder gesund war, dabei aber dem Dorfrichter, einem alten lieben Manne, noch eigens zu genauer Ueberwachung und täglicher Visitation anempfohlen, was der Alte auch richtig bei einem guten Glase Bier regelmäßig und scherzend vollzog.

Mit den Fackel- und Laternenzügen und den Heimholungsmusiken des achtundvierziger Jahres war es nun freilich vorüber. Zeit und Leute waren traurig geworden. Dagegen schaukelte ich mich während dieser letzten Rückreise in's heimathliche Haus stolz in unserer Landkutsche zwischen zwei frischen Sachsenkindern mit dunklen Haaren, hellem Sinn und blitzenden Augen, die mich als Hochverräther gar nicht so entsetzlich fürchteten. Die Eine ruht schon längst tief unter der Erde; die Andere freut sich weit unten in pommerschen Landen eines glücklichen Lebens und der wiedergekehrten deutschen Kraft und Einheit. Ich sah diese beiden freundlichen Begleiterinnen nicht wieder*; denn bald darauf schloß sich das Gefängnißthor hinter mir auf's Neue für viele Monate, die Pforte meiner Heimath für dreiundzwanzig Jahre.

Mit der gemüthlichen Wechselstube war es nun auch aus. Es ging diesmal zwei Treppen hoch und später, als die Reaction wie ein rauher Nordostwind immer schneidender durch's Land pfiff, immer mehr Maikäfer davonsurrten und immer strengere Maßregeln decretirt wurden, da ging's gar drei Treppen hoch in die Gefängnisse für gemeine Verbrecher. Es war von wegen der „Gleichheit." Seit 1849 war ich sonach bedeutend im Werthe gestiegen, vom Parterre bis unter's Dach.

Jetzt saß ich also drin, mit mir nur noch Advocat Blankmeister. Obgleich Derselbe Mitglied der Zweiten Kammer und früher Bürgermeister von Mühltroff geworden war, campirte er dennoch unter mir. Ein höchst bedenklicher Vorrang! Ich könnte hier nun viel und Vieles erzählen von Gedanken, Gedichten, Gesängen, Briefwechsel und Telegraphenspiel nach außen und innen; dieses Capitel ist aber schon so allseitig erschöpft, daß ich nur einzelne einschneidende Erlebnisse mitzutheilen gedenke.

Ich hielt eine Zeitung, die ich meinem Schicksalsgenossen sendete und dann von ihm zurückempfing. Mit diesen Zeitungen trugen die Beamten unsere Correspondenzen emsig hin und her, in Zeichen, die kein Anderer verstand. Am Tage wurde, so lange die Untersuchung währte, Jeder einzeln in den Garten auf die Weide geführt, wie wir es nannten. Den Abend brachten wir dann und wann bei Wachtmeisters zu. Hier hätten wir öfter Gelegenheit zum Entspringen gehabt; allein ich wollte, wenn ich einmal den Entschluß zur Flucht fassen würde, des Wachtmeisters Familie, die stets zuvorkommend und freundlich gegen uns war, unbetheiligt lassen.

Die Flucht eines Gefangenen, der wegen Dieberei um seine Freiheit gekommen war und von dem der Wachtmeister zu sagen pflegte: „Es kam 'raus; er kam 'nein," hatte für mich und Blankmeister die scheinbar üble Folge, daß wir nicht mehr als die Löwen des Tages nach der Stadt in's Verhör geführt wurden. Auch kamen wir von nun an monatelang nicht mehr auf die Weide. Es wurde die ehedem so gemüthliche Wechselstube in's Verhörlocal umgewandelt, von uns scherzweise die Folterkammer betitelt. Just dies hatte aber für unsere künftige Flucht sehr glückliche Folgen. Blankmeister saß gerade über der Folterkammer. Dazu kam, daß die ganze große Frohnveste neu und, weil für die Zwecke eines Untersuchungsgefängnisses bestimmt, so leicht und leishörig gebaut war, wie eine Windmühle.

Wenn Blankmeister sein Ohr zur Diele neigte, konnte er des Herrn Criminalactuars zürnende oder wohlmeinende Stimme ganz prächtig vernehmen. Ebenso das gewohnheitsgetreue Ja der drei Gerichtsschöppen, das uns immer lebhaft an das Ende der Pfeffel'schen Pfarrwahl erinnerte, wo die oppositionslustigen Bauern, gehörig angedonnert, in den tragikomischen Chorus ausbrechen: „Ach ja! Herr Amtmann, ja!" Diese drei Zeugen bei dem alten Gerichtsverfahren bildeten das fünfte, sechste und siebente Rad am ohnehin schon allzu vielrädrigen Justizkarren. Sie hatten nur eine Verpflichtung, nämlich die „der süßen Gewohnheit des Daseins", um mit Egmont zu reden. Das Gericht erkor sich diese Wache selbst und traf stets die rechten Männer, die nur dann den Kopf erheblich schüttelten, wenn ihnen Gott Morpheus schelmisch in den Nacken oder eine ungezogene Sommerfliege auf die Nase gerieth. Schließlich unterschrieben sie den Leviathan des Actenstoßes ungelesen, wie ihn auch der Gefangene nach angehörtem Vorlesen unterschreiben mußte. Was konnte Alles dazwischen liegen, wenn der Verhörrichter wollte! Und daß Viele wollten, werden Viele erfahren haben. Briefe wurden mir nur gezeigt; ich sollte anerkennen, daß dies meine Handschrift. That ich es, so war ich übel daran, da man in jener Zeit an Freunde viel Ueberschwängliches geschrieben hatte; that ich es nicht, so hätte ich meine unverkennbare Handschrift geleugnet, wie Alles. So wurde in jenen traurigen Tagen oft nach der Schablone inquirirt, und ich hatte keinen andern Genuß, als dabei die drei Zionswächter zu beobachten. Sie waren, nebenbei bemerkt, im bürgerlichen Leben wohlwollende Männer, und meine Bemerkungen gelten nicht ihren vielleicht längst begrabenen Persönlichkeiten, sondern der lächerlichen Einrichtung überhaupt, zumal man von Seiten der Rückwärtsmänner im deutschen Reiche auf's Neue an Untergrabung der Schwurgerichte arbeitet und an deren Stelle ein Zwitterding einschieben möchte, dessen Name schon (Schöppengericht) alle Humoristen und Satiriker der Gegenwart zu brennenden Lobgesängen begeistern muß. Wir Männer von 1849 haben bitter erfahren, was die Unterdrückung der Schwurgerichte zu bedeuten hat. Man nehme sich ein ernstes Beispiel daran!

Blankmeister telegraphirte mir das im Verhörzimmer Gehörte sofort durch Pochen an die Wand herauf, das ich deutlich vernahm, obgleich ich einen Stock höher und nicht direct über ihm logirte.

* Vor zwei Jahren, als ich einige Artikel in die Gartenlaube schrieb, wurde mir die große Freude zu Theil, von der noch lebenden Seele ein freundliches Lebenszeichen durch dieses Blatt zu erhalten. D. V.

„Spitzbube — endlich ertappt!"
Ein Stillleben von Ebersberger in München.

Endlich war der jüngste Tag gekommen. Wir wurden in der Wechselstube versammelt. Als ich eintrat, war Blankmeister schon da, und vorn am Ofen standen mit wahrhaften Armensündergesichtern die noch übrigen drei Hauptmitattentäter: der Stadtförster, der Tuchscheerer und ein Dorfschulmeister. Der Vorsitzende des hohen Gerichts räusperte sich feierlichst. Die d Gerichtsschöppen übten sich in möglichst Bedauern und Mitle andeutendem Mienen- und Geberdenspiel. Endlich ertönten zwisch langen und salbungsvollen Pausen die salomonischen Spruc Der Stadtförster bekam fünfzehn Jahre aufgeförstert, der Tu

Digitized by Google

macher gerieth in die achtjährige Zuchthauswelle, und der Schulmeister notirte dito acht Jahre Schulzwang. Blankmeister bekam zehn blanke und meine Wenigkeit gerade ein volles Dutzend Waldheimer Jahre, dazu noch eine kleine Knochenzulage wegen Preßvergehen in der von mir damals redigirten „Staats- und Hausbrille“, drei Monate Hubertusburg in vier Wochen Waldheim übersetzt.

Zwei der Attentäter am Ofen machten einen kühnen, aber mißlungenen Versuch, Thränen zu vergießen, der Stadtförster und der Schulmeister. Bei Blankmeister lief das kleine Häslein voll des Zornes braudend über; er wurde fuchsteufelswild und schlug ob des harten Urtheils auf den hölzernen Tischaltar der blinden Frau Justitia, so daß Actuarius Longus ebenfalls zornröthlich erglühte und mit ernster Miene und gebieterischer Stimme Blankmeistern daran erinnerte, daß er „vor Amte stehe“. Meine Erwartungen hatte dagegen das Urtheil nicht übertroffen; ich nahm ruhig ein Blatt Papier und schrieb nach Hause, daß ich nur zwölf Jahre erhalten hätte, was meinen Gleichmuth und meine gute Laune nicht im Mindesten unterbrach. In dieser Stunde reifte aber auch der ernste Entschluß zur Flucht, während alle Vorbereitungen, die ich bereits getroffen, mir mehr zur Unterhaltung gedient hatten.

Inzwischen war ich wieder einmal um eine beträchtliche Nüance dunkler, kühler und feuchter aus- und einquartiert worden, nämlich gegen Norden. Dies ging also zu: man hatte mir früher eine Eisensäge zugesteckt, allein dabei nicht ganz reinen Mund gehalten, und als ich bereits einen hoffnungsvollen Versuch gemacht und das Sägelchen die Eisenstangen am Fenstergitter zum Verwundern schön angeschnitten hatte, wurde plötzlich untersucht. Ich warf das Instrument hinaus, allein der Verdacht war erregt, obgleich ich den Anschnitt meisterhaft zu verdecken verstanden, und ich wurde dislocirt. So gerieth ich in eine sehr nachtheilige Lage, in eine Zelle, welche mit „Jalousien“, das heißt mit einem Holzkasten, vulgo Taubenschlag, vor dem ohnehin sehr angelaufenen Fenster, versehen war. Des Schreibzeuges war ich schon seit Langem beraubt. Ebenso war Rauchen und Singen streng verboten. Doch diese aus Gründen größerer Sicherheit hervorgegangene Uebersiedelung brachte mich der Ausführung meines Fluchtversuches um einen Schritt näher. Ich kam nun gegenüber von Blankmeister zu wohnen, der, wenn ich lethargisch und gleichgültig werden und bis zum Zuchthaus den Leidenskelch leeren wollte, mich durch sein Telegraphiren immer wieder auf's Neue zu beharrlichen Studien anspornte, denn er wußte, daß meine monatelangen Vorbereitungen weiter nichts als der Entschiedenheit zur Ausführung bedurften, und da er Familienvater war, so lag ihm natürlich mehr an der Freiheit als mir, der ich mich wirklich mit echt deutscher Gemüthsruhe an's Gefängniß gewöhnt hatte.

Herzlich lachen mußte ich dagegen oft, wenn der eifrige Wachtmeister allnächtlich zwischen zehn und zwölf Uhr Alles ängstlich untersuchte, namentlich die Fensterstäbe, wenn er an die stark mit Blech beschlagene, ohnehin dritthalb Zoll dicke Thür bedachtsam ein Schloß nach dem anderen anlegte, wenn der marmorkalte Amtmann, vulgo steinerner Gast, von Zeit zu Zeit unter der Thür erschien und nachsah, oder gar die ergötzliche Frage stellte, ob mir nichts fehle, oder wenn der Actuar Longus, nachdem irgendwo wieder Einer fort war, mitten in der Nacht mit dem Wachtmeister die Treppen heraufgestürmt kam und mit seinen mächtig dünnen Beinen eiligst hinauf an's Guckloch (Schiffsluke) kletterte, um sich höchstselbst von der guten Gesinnung der Fensterstäbe zu überzeugen, während mein Tunnel der Freiheit längst schon fertig war.

Daß bei solchen Besuchen des steinernen Gastes oder des Untersuchungsrichters niemals von einem „Guten Tag“ oder „Guten Abend“, überhaupt von irgend einer Freundlichkeit die Rede war, verstand sich bei dem Charakter dieser beiden Herren und jener Zeiten von selbst. Ihnen war der politische Verbrecher das Nonplusultra aller Verbrecherlichkeit. Anders verhielten sich die übrigen Actuarien des Justizamtes, die manchmal im Falle der Noth und während der Abwesenheit der Oberen mir etwas mitzutheilen oder einen Besuch einzuführen hatten. Diese Herren pflegten stets Anstand und Höflichkeit, wie es unter Gebildeten in jeder Lage des Lebens deutsche Sitte ist. Ihnen noch heute die Hochachtung jedes redlichen Mannes!

Mit mir ging, nach ergangenem Urtheil, die Verhörplage noch einmal los; weil der Stadtförster, der nun auch schon seit Jahren im selbstgegrabenen Grabe liegt, seine Hasenhaut durch Bekehrung und Denunciation zu retten suchte. Jedoch durften von nun an Blankmeister und ich zusammenkommen und dann und wann selbander, wie zwei Lämmlein, auf die Weide gehen, aber unter steter Aufsicht zweier Hirten.

Am 28. Juli 1851 Morgens war es, als mir Blankmeister, der inzwischen auch um ein Stockwerk erhöht worden und mir gegenüber (im Corridor) eingezellt worden war, telegraphirte: „Wir werden einstweilen bis zur Rückkehr des Urtheils vom Oberappellationsgericht in's Zuchthaus abgeführt. Wagen soll heute schon ankommen“. Dieselbe Nachricht wurde mir etwas später auch von dem Gehülfen mitgetheilt, und als Neuigkeit und mit aufrichtigem Bedauern erzählte mir des Wachtmeisters blondlockiges Töchterlein dasselbe, als sie Mittags das Essen durch die Futterluke, freundlich wie immer, hereinschob.

Blankmeister telegraphirte nochmals: „Heute Nacht, vorwärts!“

An demselben Nachmittag gab die Sonne eine ihrer solennsten Vorstellungen dieses Jahrhunderts. Es war große Sonnenfinsterniß. Zum letzten Mal sollten wir uns des Gartens und zwar des größeren, der Außenwerke erfreuen. Der Wachtmeister und sein Gehülfe Münch führten uns auf und ab. Durch angerußte Gläser betrachteten wir die Sonne gleichgültig, mit mehr Interesse das Publicum, das rings auf den Hügeln und um den Garten stand, saß und lagerte. Darunter manch' gute, befreundete Seele; in nächster Nähe Blankmeister's Kinder und sein treffliches Weib, das trotz aller Strenge im lebhaftesten Briefwechsel mit ihrem Manne stand und von unserm heutnächtigen Fluchtversuch unterrichtet war. Ich hatte mich nämlich nun fest entschlossen, mein Mauerbrecherlicht nicht ferner unter den Gefängnißscheffel zu stellen.

Es war ein toller Tag, dieser 28. Juli! Alles ergab sich dem süßen Nichtsthun. Voraussichtlich kam auch unser Wachtmeister heute Nacht mit einem Haarbeutel nach Hause. Wie ich später erfuhr, hatte er in der heitersten Stimmung verschiedene jener Tempel besucht, aus denen der liebe Gott den Arm heraushängt, und in heiterster Stimmung triumphirend ausgerufen: „Ja, meine Vögel sitzen fest; die kommen nicht 'raus!“

Am Abend telegraphirte ich Blankmeister: „Ich beginne. Auf Wache!“ Ich bereitete Alles vor. Weil ich den Ofen geöffnet hatte, um nochmals zu untersuchen, war die Diele zum Theil rußig geworden. Da ich Solches vorausgesehen, hatte ich mir für den Abend einen großen Krug voll Wasser bringen lassen. Ich schloß den Ofen wieder, wusch die Dielen, trotz der besten Stubenmagd, öffnete die Fenster zum Trocknen, legte mich auf mein Pritschenbett und erwartete nun des Wachtmeisters regelmäßige Nachtvisite. Punkt Mitternacht erschien er, wie Samiel im Freischütz, aber lustig und wohlgemuth. Er bot mir, wie immer, mit seinem feststehenden Sprüchworte: „Das sind Sachen, und wer's nicht weiß, muß darüber lachen“ ein kernhaftes Kapuzinerfrühstück an, wie er die obligate Prise zu nennen beliebte, und trollte, ohne ängstliche Umschau zu halten, aber doch gewohnheitstreu in alle Winkel leuchtend, zum Tempel hinaus. Draußen hing er sorgfältiglich wieder Schloß um Schloß an die eisengepanzerte Thür, Jedes an seinen bestimmten Ort, besuchte hierauf noch, der Gleichheit wegen, die minderen Vögel und stieg dann allmählich, schlüsselklirrend und thürangelknarrend, wie man es in alten Ritter- und Räuberromanen zu lesen gewöhnt ist, die langen steinernen Treppen, geisterhaft schlürfend, hinab in sein Kämmerlein, um einen langen Schlaf zu thun.

Aufgeregt sprang ich von der Pritsche herab und begann sofort meine Maulwurfsarbeit. Ich stellte mein Tischchen an die vordere Platte des viereckigen Ofenkastens, legte Rotteck's Weltgeschichte darauf und nahm aus meinem einzigen Stuhle das längst dazu hergerichtete Stuhlbein heraus, um es als Hebel zu benutzen, von dem jener berühmte englische Naturforscher schon gesagt hatte: „Gieb mir einen Stützpunkt, und ich hebe die Welt aus ihren Angeln.“ Einen solchen Stützpunkt hatte ich; doch mein Heben galt nur dem obern Theile des eisernen Ofens mit Mittelplatte, welcher sinnreich nach hinten an die Mauer angeschlossen war, damit man ihn nicht einreißen sollte. So hob ich Alles mit Leichtigkeit, bis ich die vordere Platte herausnehmen konnte. Dann stellte ich Tisch und Stuhl zur Seite — natürlich

mußte dies Alles im Finstern und tastungsweise geschehen — steckte in den Stiel meines Zellenbesens ein längeres Stück Holz, das im Ofen aufbewahrt lag, und mein ganzer fürchterlicher Apparat zum Ausbruche aus dem Staatsgefängnisse des Obervoigtlandes war fertig. Ein Tisch, ein starkes Buch, ein Stuhlbein, ein Besen, ein Scheitchen Holz! „Ein geborener Künstler bedarf weniger Werkzeuge,“ pflegte Franklin zu sagen und hobelte mit der Holzaxt.

Die letzte Hülle hatte ich abgestreift, um bei allfälligem Mißlingen am Morgen kein verrußtes Nachthemd als Verräther zu besitzen. Auch war die Oeffnung sündhaft eng und ganz und gar nicht für eine behäbige Ausbrecherbequemlichkeit berechnet. Obgleich es Ende Juli war, fror es mich bald erbärmlich, als ich mich zwischen den eisernen Wänden des Oefchens eingekeilt hatte, um wacker drauflos zu arbeiten. Ich klapperte anfänglich vor Frost und Aufregung.

Zuvörderst nahm ich den beweglichen Rost heraus und schob dann durch den Aschenbehälter, dessen Thürchen auf dem Corridor ich am Tage unbemerkt und mit Hülfe einer Kriegslist und zwar in Gegenwart beider Gefängnißwärter geöffnet hatte, meinen verlängerten Besen nach dem Corridor hinaus. Hierauf kam die erste Hauptschwierigkeit: das Herausnehmen des Ofenthürchens, dessen Rahmen so eng war, daß kein Kind hindurch gekonnt hätte. Ueber die Einrichtung desselben hatte mir Blankmeister schon einige Monate vorher telegraphische Mittheilungen gemacht, da er nach meiner Anweisung von seiner früheren Zelle aus gelegentlich eines Neubaues von Gefängnissen genaue Beobachtungen darüber gemacht hatte, wie diese Thürchen eingesetzt werden. Er telegraphirte mir klar und deutlich, wie ein Baumeister, die Auflösung des Räthsels zurück; es war sehr einfach. Ich rüttelte mit der Hand den Rahmen heraus und legte dann Ziegel um Ziegel zurück in die Zelle. Bald war die Oeffnung so groß, daß ich mit den Schultern hindurch konnte.

Zwischen dem Ofenthürchen und der Kaminthür, die auf den Corridor führte und nach innen, wie die Gefängnißthür, mit starkem Blech gefüttert und mit Nägeln beschlagen war wie eine Bergsandale, befand sich ein enger, etwa acht Zoll breiter Raum, der nach oben in das russische, ganz enge Kamin und nach unten in den Aschen- und Zugkasten ausmündete, in welchem mein verlängerter Besen lag. In diesen engen Raum mußte ich nachrücken, so daß ich den Kopf fest an das beblechte und benagelte Kaminthürchen anlehnen, die linke Wange auf den Granitsockel besagter äußerer Thür fest auflegen mußte, um den linken Arm durch den Zwischenraum hinab in den Aschengang zu zwängen. Dies gelang; ich stieß nun meine Besenlanze behutsam zum Thürchen des Aschenbehälters auf den Zwischengang hinaus, drückte den Ellenbogen fest auf den Boden des Aschenraumes und gewann in dieser Lage mit dem linken Vorderarme so viel Raum, um meinen Angriff, mittelst Handgelenk und Besen, auf die beiden an Kettchen befestigten Vorstecker der Kaminthür beginnen zu können, gleichwie erst dann zum Angriffe auf eine Festung vorgerückt wird, wenn die Laufgräben gehörig eröffnet sind. Diese letzte Kanonade, um Bresche zu schießen, vertrieb allen Frost aus den Gliedern, bald dagegen rann der Schweiß aus allen Poren. Es war eine Art Kampf um Sein und Nichtsein. Der untere Vorstecker flog sofort und laut klappernd heraus, aber der obere stellte alle meine Kunst, alle meine Kraft und Geduld auf eine einstündige, fürchterliche Probe; es war ein Uhr, als der erste wich; um zwei Uhr arbeitete ich noch vergeblich nach vielmaligem Ausruhen, fieberhaftem Wassertrinken und, als kein solches mehr vorhanden war, bei quälendem Durste. Die bei der anstrengenden Arbeit einzunehmende Stellung erzeugte öfters peinlichen Krampf, der mich ebenfalls zu unfreiwilligen Pausen nöthigte. Endlich glaubte ich, es sei eine reine Unmöglichkeit, diesen unbarmherzigen eisernen Wächter der „Gerechtigkeit“ mittelst Besenstiels hinwegzudisputiren, und wollte mich schon verzweifelnd zurückziehen und, in Gottes Namen, die Freuden und Segnungen der Zuchthaushalle erwarten, da rief ich mir noch einmal Muth und Beharrlichkeit zu.

Schon begann der Tag allmählich heraufzudämmern — noch ein Stoß — und laut klappernd rasselte der hartnäckige Steckkopf am Thürchen draußen herab. Rasch schlüpfte ich durch die geöffnete Thür auf den Gang hinaus, ein über und über schwarzer Adam. Ebenso rasch befreite ich die gegenüberliegende Kaminthür von ihren zwei Vorsteckern und riß das dortige Ofenthürchen auf, um Freund Blankmeister, der längst laut meiner Anweisung gelernt hatte, den innern Ofen zugänglich zu machen, heraus zu accouchiren. Ein kurzer Augenblick, und des Advocaten schwarzbuschiger Dickkopf tauchte aus seiner Höhle empor. Dem Herrn Collegen hatte die lange Haft gut angeschlagen; er war beleibt geworden. Doch hinten schoben die kurzen Beine sammt dringender Nothwendigkeit emsig nach, und vorn zog ich als Neger mit all der mir zu Gebote stehenden Naturkraft, und seine polizeiwidrige zweite Geburt war vollendet. Alles dies ging so rasch, aber auch so still als möglich vor sich. Immerhin war es wunderbar, daß unser unfern schlummernder denunciationslustiger Stadtförster, wie alle übrigen Gefangenen, von alledem nichts hörten. (Nachwirkungen der Sonnenfinsterniß, die viel Durst gemacht hatte.) Rasch holten wir aus einer leeren Zelle unsere Verhör- und Weidekleider. Ebenso rasch waren wir angekleidet, ich schwarz und nobel, aber in Strümpfen und ohne Hemd, Blankmeister in vom Ofen zerrissener Hose, grüner Wolljacke von mir, böhmischer Mütze mit schwarzrothgoldner Schnur und — Filzschuhen. Blankmeister hatte noch die glückliche Idee, die Uhr mitzunehmen. Ich ließ Alles in der Zelle, denn hier war meines Bleibens nicht mehr; jeder Augenblick war kostbar.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Brautleute im Sachsenlande. (Mit Abbildung, Seite 5.) Es ist länger als siebenhundert Jahre her, daß der Ungarnkönig Geisa der Zweite in das Stück des alten Dacien, das heute von uns Siebenbürgen genannt wird, Deutsche einwandern ließ, zum kleinern Theil aus Flandern und vom Rheinlande, zum größern aus dem Harze, der besonders Bergleute liefern mußte, und aus Thüringen; nach beiden letzteren erhielten im Laufe der Zeit alle siebenbürgischen Deutschen den Namen Sachsen. Ueber Land und Leute im siebenbürgischen Sachsen bringt die Gartenlaube später einen ebenfalls illustrirten und eingehenderen Artikel. Jetzt bleiben wir bei unserm Bilde.

Diese Sachsen behielten nämlich mit vielen anderen guten Sitten der Väter in der alten deutschen Heimath auch die des Verliebens und Verlobens bei, und trotz der weiten räumlichen Entfernung von uns sind sie darin uns so durchaus gleich geblieben, daß gewiß sämmtliche verehrte Leserinnen der Gartenlaube an dem ihnen vorgestellten Brautpaare nicht das Geringste auszusetzen haben. Noch heutzutage wird auch bei uns kein Bräutigam seiner Braut den Trauring anders an den Finger stecken können, als es hier geschieht, und hübsch sind alle Beide; liebe gute deutsche Gesichter haben sich diese unsere Sachsen bewahrt seit siebenhundert Jahren.

Besser ist's, wir treten selbst in die Stube, denn auch in ihrer Einrichtung finden wir Vieles, das uns anheimelt, wenn auch die durchgängige Wohlhabenheit dieses Sachsenvolkes die bäuerliche Einfachheit und Derbheit mit einem eigenthümlichen Luxus aufgeputzt hat. Vor Allem bemerken wir eine außerordentliche Reinlichkeit. In der linken Ecke der Stube sehen wir von dem bis an die Decke aufragenden Schrank (Schüsselramp) für die zahlreichen Schüsseln und Teller der sächsischen Hausfrau nur ein Stückchen hervorstehen; rechts davon findet häufig eine der landesüblichen großen Kisten (Truhen) ihren Platz. All dieser Hausrath ist mit den hellsten Farben, Blau, Weiß, Grün und Roth, bemalt, mit großen Blumen (Rosen und Lilien) und wunderlich geschnörkelten Figuren. Die Zimmerdecke entlang läuft ein hölzerner Rechen, der in der obern Abtheilung die bemalten irdenen Prunkschüsseln und an holzernen Pflöcken eine stattliche Reihe irdener, ebenfalls bemalter Krüge trägt.

Steht der Schüsselschrank in der linken Ecke, so erblicken wir sicherlich in der rechten den reichgestickten, weißen Bettvorhang, der das bis an die Decke aufgethürmte Bett verhüllt, dessen Einzeltheile reichgestickte Linnenüberzüge zeigen. Schönheit und Zahl der Prunkschüsseln und -Krüge und das hohe Himmelbett, so wie ein reicher Vorrath des schönsten Linnen bilden den Stolz und Reichthum der sächsischen Hausfrau und die geschätzte Mitgift für ihre heirathsfähige Tochter. Wählten doch die Bauern eines sächsischen Dorfes Niemand zum Pfarrer, von dem sie wußten, daß er aus Mangel an Linnen mehr als einmal im Jahre waschen müsse. Zwischen Schrank und Bett zieht sich ziemlich in jeder Bauernstube eine Lehnbank hin bis zu dem Tische, auf dem die immer reine weiße, schwarz oder roth gestickte Tischdecke prangt.

Vor dem Tische befindet sich die Hauptgruppe unseres Bildes, der siebenbürgisch-sächsische Bursche (Knecht) und sein Mädchen (Maid). Bei dem ersten Schlage der Kirchenglocke ist der Bursche zu seiner Braut geeilt, um sie, wie es Sitte ist, zur Kirche zu geleiten und dafür den nie fehlenden großen Blumenstrauß (Rosmarin und Muskat dürfen darin nie fehlen) zu empfangen, den er stolz auf seine breite Hutkrämpe steckt oder ehrbar in der Hand trägt. Seine Braut ist offenbar zum Kirchgange schon gerüstet

Dem blauen, bändergeschmückten Rocke hat sie die gestickte weiße Mousselinschürze vorgebunden und darüber den geschmackvoll und reich gestickten Pelz angezogen. Auf dem Haupte sitzt der die siebenbürgisch-sächsische Jungfrau kennzeichnende „Sammetborten“, unter dem die langen, blonden Zöpfe tief herabfallen. Wir überraschen das Paar in dem Augenblicke, wo er ihr den Ring ansteckt. Ist es nicht, als ob er mit dem altsächsischen Volksverse spräche:

„Hier geb' ich Dir den Ring der Treu',
Gott geb', daß es Dich nie gereu'!“

Noch einmal die „literarische Freibeuterei“. Unsere Leser werden sich eines Artikels unter obiger Ueberschrift (Nr. 44, 1873 der Gartenlaube) erinnern, in welchem wir den Anspruch einer Pester Dame auf die Autorschaft der Werner'schen Novellen als einen unberechtigten zurückwiesen. Wir stellten in einem Nachtrage zu jenem Artikel die bisher aus schonender Rücksichtnahme unterlassene Namensnennung der Dame für den Fall in Aussicht, daß dieselbe das durch Herrn Aigner gegebene Versprechen, „uns die Antwort nicht schuldig bleiben zu wollen“, wider Erwarten unerfüllt lassen sollte. Auf diese Aufforderung hin ging nun eine Zuschrift der Dame vom 22. November an unsere Redaction ein, in welcher dieselbe bittet, ihr einige Tage Frist zu der ihr „selbst nothwendig erscheinenden Erwiderung auf den ihr gemachten Vorwurf“ zu gewähren. Nachdem nun seit der Absendung jenes Briefes mehr als ein Monat verflossen ist, ohne daß die Pseudo-Werner uns jene verheißene Erwiderung zugestellt, würden wir jetzt unbedenklich zu der in Aussicht genommenen Veröffentlichung des Namens schreiten, hätten nicht inzwischen eingetroffene Zuschriften von mehr oder weniger an der Sache betheiligten Personen auf die Dame ein Licht so greller Natur geworfen, daß wir nunmehr gezwungen sind, jede Beziehung zu derselben zurückzuweisen.

Der juristische Vertreter des Herrn Aigner, Herr Dr. Adolph Reinitz in Pest, schreibt uns unter dem 6. November Folgendes:

„Euer Wohlgeboren! Im Zusammenhange mit der in der letzten Nummer der ‚Gartenlaube‘ erschienenen auf die Affaire ‚T— Buerstenbinder‘ bezüglichen Erklärung erlaube ich mir Ihnen als Rechtsfreund des Herrn Ludwig Aigner folgende Mittheilung zu machen.

Fräulein —a von T— hat mit Herrn Ludwig Aigner einen Vertrag abgeschlossen, laut welchem sie meinem Clienten fünf Novellen um den Preis von zweihundert Gulden ö. W. verkaufte, ferner das Eigenthumsrecht ihrer unter dem Namen ‚Werner‘ in der ‚Gartenlaube‘ erschienenen Novellen auf denselben übertrug und schließlich sich verpflichtete, einen Roman, dessen Honorar auf zweihundert Gulden ö. W. festgesetzt wurde, zu liefern. Herr Aigner bezahlte auch an Fräulein —a von T— zweihundert Gulden; inzwischen erhielt er jedoch Ihren in der letzten Nummer der ‚Gartenlaube‘ veröffentlichten Brief, in Folge dessen er die weiteren Ratenzahlungen einstellte. Fräulein —a von T— fand es nun für gut, gegen meinen Clienten einen Proceß auf Bezahlung der rückständigen zweihundert Gulden anzustrengen, wurde aber mit ihrer Klage abgewiesen und in die Zurückerstattung des bereits erhaltenen Vorschusses von zweihundert Gulden verurtheilt. Die ganze Angelegenheit wurde seiner Zeit in Nummer 215 des ‚Ungarischen Lloyd‘ vom 19. September dieses Jahres mit voller Nennung der Namen der Betheiligten besprochen und ist daher Ihre Delicatesse, mit welcher Sie den Namen dieser literarischen Freibeuterin verschweigen, mindestens überflüssig. Hier wird Fräulein T— in Folge dieses Processes allgemein die ‚falsche Werner‘ genannt.“

Außer diesem eben reproducirten Briefe sind uns mehrere Zuschriften von anderer Seite zugegangen. Wenn der Reinitz'sche Brief die in Rede stehende Dame als des Betruges schuldig hinstellt und uns das gravirende Urtheil des Gerichts im Zeitungs-Ausschnitt mittheilt, so entwerfen die übrigen Zuschriften von der Dame ein Bild, welches sie uns auch in sittlicher Beziehung auf dem Wege völliger Corruption erscheinen läßt. Es würde das Gefühl der Wohlanständigkeit verletzen, eine nach jenen Nachrichten mit dem Makel der Entsittlichung behaftet erscheinende Person neben der allverehrten Werner-Bürstenbinder genannt zu sehen, wie es uns nunmehr auch als eine Pflicht gegen unser eigenes Blatt erscheint, dasselbe nicht mit einem derartig beleumundeten Namen weiter in Verbindung zu bringen.

Indem wir somit von einer näheren Bezeichnung der —a v. T— absehen, verweisen wir alle Diejenigen unter unseren Lesern, welche dennoch deren Namen zu erfahren wünschen, auf die in dem obigen Briefe des Herrn Dr. Reinitz erwähnte Nr. 215 des „Ungarischen Lloyd“ vom Freitag, den 19. September 1873 (Morgenausgabe: Gerichtszeitung) und wollen damit in dieser uns aufgedrungenen Angelegenheit das letzte Wort gesprochen haben.

Lebensretter. So oft man die Nachricht von dem Untergange eines Schiffes mit vielen Passagieren liest, drängt sich Einem die Frage auf, weshalb nicht praktische Vorkehrungen getroffen werden, um für die Rettung derselben so wie der Mannschaft zu sorgen.

Die gewöhnlichen Behelfe, als Rettungsböte, Flöße, Bettmatratzen mit Kork gefüllt, zeigen sich leider gar zu häufig als unzureichend, indem die Böte in vielen Fällen beim Herunterlassen theils zertrümmert werden, theils lange nicht hinreichend sind, um Alle aufzunehmen. Die Korkbettmatratzen sind aber in den meisten Fällen nicht zahlreich genug vorhanden oder zu unhandlich, um auf's Deck gebracht zu werden, wo Alles, Rettung suchend, aus den unteren Räumen zusammeneilt.

Das einzige wirklich Praktische ist, daß sämmtliche Regierungen durch Gesetz verordnen, daß jedes Schiff verpflichtet sein soll, so viel Korkgurten (gewöhnliche Korkschwimmgurten mit einem Riemen, um sie um den Leib zu schnallen), als Menschen an Bord sind, mit sich zu führen. Diese Korkgurten müssen sämmtlich stets auf dem Deck ihren Platz haben, am zweckmäßigsten rund herum an der Schanzkleidung, auf den Hütten etc. hängen, so daß ein Jeder in dem Augenblicke, wo er auf dem Deck steht und den Untergang des Schiffes vor Augen sieht, einen Gurt umschnallen und damit in's Meer stürzen kann. Ist dann ein Schiff in der Nähe, so kann man mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß sämmtliche Menschen gerettet werden können, während bis jetzt in den meisten Fällen nur ein kleiner Theil davon am Leben erhalten wird.

Damit die Korkgurten bei dem fortwährenden Hängen auf dem Deck durch Wasser nicht zu schnell verdorben werden, müßte die Leinwand, in welche die Korkstücken eingenäht sind, mit Oelfarbe gestrichen sein; es ist durchaus nothwendig, daß sie stets frei vor Augen hängen damit man sie augenblicklich zur Hand hat, wenn die Noth sich einstellt.

Solche Korkgurten sind ganz billig herzustellen, und die Ausgaben dafür stehen in gar keinem Verhältniß zu dem ungeheuren Nutzen, den sie beim Untergange eines Schiffes stiften können, wo sonst oft das Leben vieler Hunderte von Menschen rettungslos verloren gehen würde.

H. W. Hansen, Schiffsrheder.

Für unsere New-Yorker Leser. „Der Neujahrstag in Amerika“, jener frisch geschriebene Artikel von Georg Stein (Nr. 47 des Jahrgangs 1873 der Gartenlaube), war wegen bereits getroffener Dispositionen längere Zeit hindurch als Manuscript in unserem Redactionspulte zurückgehalten worden, so daß der Autor sich begreiflichermaßen auf den Abdruck desselben keine Rechnung mehr machen zu können glaubte und ohne unser Wissen zu dessen anderweitiger Verwendung geschritten war. Hierdurch erklärt sich, daß der Aufsatz fast gleichzeitig mit seiner Veröffentlichung durch unser Blatt in einer amerikanischen Zeitung, freilich in wesentlich veränderter Form, zum Abdrucke kam. Dies zur Verständigung unserer amerikanischen Leser. D. Red.

K. S. in N: Die Beantwortung Ihrer Anfrage ist sehr einfach. Während uns aus Ost- und West-Preußen fast jede Woche wahrhaft erschütternde Schilderungen des Elendes dort angestellter Volkslehrer zugehen, ist aus Sachsen und Thüringen noch keine einzige Klage eingelaufen.

Unsere Sammlung zur

Ehren-Dotation für Roderich Benedix

hat trotz aller Agitationen gegen dieselbe einen erfreulichen Fortgang und nimmt — Dank der Unterstützung anständiger Bühnenvorstände und Dilettantenvereine — immer größere Dimensionen an. Seit unserer letzten Quittung in Nr. 45 des vorigen Jahrganges gingen wieder ein:

Ertrag der Benedix-Vorstellung des Ständischen Theaters in Riga durch den Präses des Verwaltungs-Comités A. Berkholz 236 Thlr. 26 Ngr.; Schillerverein in Leipzig 50 Thlr.; Ernst Seyffarth in Crefeld 5 Thlr.; dritter Beitrag der Redaction der Gartenlaube, Ertrag einer an Herrn Franz Duncker in Berlin verkauften Erzählung 50 Thlr.; Ertrag der studentischen Aufführung in Leipzig zu Gunsten der Benedix-Dotation, übergeben durch die Comitémitglieder Franz Hoffmann, stud. jur. und Richard Altsmann, stud. jur. 421 Thlr.; Vorstellung des Theaters in Frankfurt am Main: die zärtlichen Verwandten, 506 Thlr.; Theaterabend und Ball des Militärvereins der Jäger und Schützen in Leipzig 51 Thlr. 1 Ngr.; A. Silberstein in Elbing 2 Thlr.; Elise Strauch in Berlin 5 Thlr.; C. H. in Quedlinburg 2 Thlr. 7½ Ngr.; A. A. in Bingen 14 Thlr.; Concert des Bürgergesangvereins in Wilhelmshaven 36 Thlr. 22½ Ngr.; von einem Böhmen, aber guten Deutschen 5 fl. ö. W.; aus Eilenburg 10 Ngr.; Freunde der Bühnenwerke von R. Benedix in Berlin 10 Thlr.; Marie Flach in Görlitz 1 Thlr.; R. Z. in Marne 2 Thlr.; confiscirtes Nadelgeld dreier Damen 1 Thlr.; Z. in Braunschweig 2 Thlr.; Bertha Schlag in Lippendorf 1 Thlr.; Ludwig Troppin in London 5 Thlr.; Rudolf Philipp in Hermannstadt 2 fl. ö. W.; durch, mit und von Lust in Frankfurt am Main 4 Thlr.; R. Jordan in Hamburg 5 Thlr.; Dilettanten-Vorstellung des Benedix'schen Lustspiels: „Der Liebesbrief“ in Glauchau, durch Rechtsanwalt Hugo Lucke 45 Thlr.; R. B. in Dortmund 2 Thlr.; Dr. R. zu R. bei L. 2 Thlr. 24½ Ngr.; Ueberschuß des Concerts des Zöllner-Vereines zu Leipzig 62 Thlr. 23½ Ngr.; Aufführung der „Zärtlichen Verwandten“ zu Ostrau bei Döbeln, durch Ostrauer Herren und Damen, angeregt durch einen Jugendfreund Roderich's 40 Thlr.; Ertrag einer Benedixfeier in Coethen, durch Rudolf Bunge 72 Thlr. 14 Ngr.

Gesammtbetrag der heutigen Quittung 1700 Thlr. 12 Ngr.

Noch einmal appelliren wir an die Opferfreudigkeit aller deutschen Bühnen, indem wir sie bitten, zu Ehren des heimgegangenen Dichters dem Beispiele des Kölner, Frankfurter, Rigaer und Karlsruher Theaters zu folgen und ihre Dankbarkeit durch Benefizvorstellungen zu Gunsten der Benedix'schen Hinterlassenen zu documentiren. Der so früh hinüber Geschlummerte hat durch die Schöpfungen seiner lebensfrischen Muse Hunderttausende den Cassen der Bühnendirectionen zugeführt und somit noch im Grabe das Recht, eine Ehrengabe, die ihm im Leben zugedacht war — wenn auch jetzt nur für seine Hinterlassenen — in Anspruch zu nehmen. Mögen die Bühnendirectionen ihrer Ehrenpflicht eingedenk sein!

Auch die Dilettanten- und Liebhaber-Theater, die meist von den Früchten Benedix'scher Poesie zehren, werden ihres Lieblings sicher nicht vergessen und durch Festdarstellungen den Pflichten der Anerkennung und des Dankes nachkommen. **Die Redaction.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Inmitten des Gartensalons stand eine lange eichene Tafel, an deren einem Ende eine Dame von auffallender Häßlichkeit saß. Fast schreckenerregend wirkte der große Kopf mit dem starren, entschieden rothen Haar und der vollkommensten Negerphysiognomie unter der zwar zarten, weißen, aber mit Sommersprossen bedeckten Haut. Nur die Hände, die so emsig arbeiteten, waren von leuchtender Schönheit, wie Marmorgebilde. Sie drehte einen blauen Syringenzweig zwischen den Fingerspitzen — man meinte, der Duft müsse von der Blüthendolde fliegen und das Zimmer erfüllen, so frisch gebrochen schwankte sie am Stengel; aber dieser Stengel wurde eben mit einem feinen, grünen Papierstreifen umwickelt — es war eine künstliche Blume.

Beim Eintritt der Gräfin Trachenberg fuhr die Dame erschrocken zusammen; die Blume flog auf die Werkzeuge, und mit eiligen Händen wurde ein weißes Tuch über die Zeugen der Arbeit geworfen.

„Ach — die Mama!“ stieß ein junges Mädchen halbmurmelnd heraus. Es stand am anderen Ende der Tafel, mit dem Rücken nach der Thür. Ueber diesen Rücken hinab fiel es im flammenden Schein wie ein Mantel — die junge Dame hatte das Haar bis an den Scheitel aufgelöst; gleichmäßig, ohne sich in einzelne Strähne zu theilen, hing das unglaublich reiche, stark röthliche Blond seine glänzenden Spitzen bis auf den Saum des hellen Muslinkleides.

Bei diesem Anblick hemmte die Gräfin einen Moment ihre Schritte.

„Weshalb so derangirt?“ fragte sie kurz, nach dem aufgeflochtenen Haar deutend.

„Ich habe heftige Kopfschmerzen mit heimgebracht, liebe Mama, und da hat mir Ulrike die Flechten gelöst,“ antwortete die junge Dame mit einem Anflug von Aengstlichkeit in der Stimme. „Ach, es ist eine entsetzliche Last!“ seufzte sie auf und hing den Kopf in den Nacken, als gebe sie der Wucht nach.

„Du warst wieder einmal draußen im Sonnenbrand und hast zum Gaudium der Bauern Unkraut heimgeschleppt?“ fragte die Gräfin streng und hohnvoll zugleich. „Wann endlich wird die Kinderei aufhören?“ Sie zuckte die Achseln und ließ einen verachtungsvollen Blick über die Tafel gleiten. Da lagen ganze Stöße Löschpapier neben einer Pflanzenpresse — die junge Dame hatte eben mit vorsichtigen Fingern einige Orchideen aus der Botanisirtrommel genommen, um sie zwischen Papier zu legen.

Ihro Erlaucht, die Gräfin Trachenberg, geborene Prinzessin Lutowiska, wußte sehr genau, daß ihre älteste Tochter, Gräfin Ulrike, künstliche Blumen fertigte, die als Modelle nach Berlin wanderten und gut bezahlt wurden; das Geschäft ging durch die Hand der alten verschwiegenen Amme, und Niemand ahnte die Grafenkrone über der Stirn der gesuchten Künstlerin. … Der Frau Gräfin war es auch nicht verschwiegen geblieben, daß ihr einziger Sohn, der Erbherr von Trachenberg, das verachtete Unkraut, im Verein mit seiner Schwester Juliane, vortrefflich präparirte und als Sammlung einheimischer Pflanzen — unter angenommenem Namen — nach Rußland verkaufte. Aber eine geborene Prinzessin Lutowiska durfte das nicht wissen — wehe der Hand, die sich beim Blumenmachen ertappen ließ, wehe der Zunge, die ein Wort über den Ursprung des erhöhten Einkommens fallen ließ — es war ja Alles eitel Spielerei, zu der man ein Auge zudrücken mußte, und damit basta!

Die Dame griff im Nähertreten nach dem Haar des jungen Mädchens und wog „die entsetzliche Last“ auf der Hand — etwas wie eine Regung mütterlichen Stolzes flog über das schöne, scharfgezeichnete Gesicht.

„Raoul müßte das sehen,“ warf sie hin. „Thörin, Deinen schönen Schmuck hast Du vor ihm versteckt! … die dicken Sammetschleifen, mit welchen Du die Albernheit hattest, Dich ihm zu präsentiren, werde ich Dir nie vergessen. … Mit solchem Haar —“

„Es ist ja roth, Mama.“

„Geschwätz! — Das ist roth,“ sagte sie und deutete auf ihre Tochter Ulrike. „Gott soll mich bewahren — zwei Rothköpfe! Wofür so viel Strafe?“

Gräfin Ulrike, die unterdeß eine Wollstickerei aus der Tasche gezogen hatte, saß bei diesen unbarmherzigen Worten da wie eine Statue. Sie zuckte mit keiner Wimper — die schöne Mutter hatte ja Recht. Ihre Schwester aber flog zu ihr hin, legte den geschmähten Kopf sanft an ihre Brust und küßte unter leisen Wehelauten wiederholt und zärtlich den rothen Scheitel.

„Sentimentalitäten und kein Ende!“ murmelte die Gräfin Trachenberg verdrießlich und legte das Paket, das sie mitgebracht hatte, auf die Tafel. Sie griff nach einer Scheere und löste mit einigen raschen Schnitten die Emballage — sie enthielt ein Schmucketui und einen weißen Seidenstoff mit eingewirkten großen Silberarabesken.

Mit einer wahren Gier öffnete die Dame das Etui — sie bog den Kopf mit prüfendem Blick zurück und konnte ein Gemisch

Digitized by Google

von unangenehmer Ueberraschung und hervorbrechendem Neid kaum bemeistern.

„Sieh, sieh! Mein einfaches Gänschen wird fürstlicher an den Altar treten, als einst die hochgefeierte Prinzeß Lutowiska," sagte sie langsam und betonend und ließ ein Halsband von Brillanten und großen Smaragden in der Sonne glänzen. „Ja, ja, die Mainaus können das! . . . Euer Vater war doch ein armer Schlucker — ich hätte das schon damals merken können."

Ulrike fuhr empor, als sei sie von der Mutter in's Gesicht geschlagen worden; aus den unschön durch wuchtige Lider gedrückten, aber scharfen blauen Augen brach ein Strahl der tiefsten Empörung, gleichwohl zog sie sofort wieder scheinbar ruhig den grünen Wollfaden durch das Gewebe und sagte mit ernster, fast monotoner Stimme: „Die Trachenbergs besaßen damals ein unbelastetes Vermögen von einer halben Million. Sie waren von jeher ein sparsames haushälterisches Geschlecht, und mein lieber Papa ist diesen Tugenden treu geblieben bis zu seinem vierzigsten Jahre, wo er sich verheirathete. . . . Ich habe beim Concurs mit den Herren vom Amte gearbeitet, um Licht in das Chaos zu bringen — ich weiß, daß Papa nur durch grenzenlose Nachgiebigkeit verarmt ist."

„Unverschämte!" brauste die Gräfin auf und holte unwillkürlich aus zum Schlag; aber mit einer verächtlichen Geberde ließ sie die Hand wieder sinken. „Immerhin vertritt Du Deine Trachenbergs — ich habe keinen Theil an Dir, als daß ich Dir das Leben geben mußte. Du wirst das am besten finden, wenn Du drüben die Galerie Deiner Ahnen musterst — rothhaarige Affengesichter vom Anfang bis zum Ende! Ich habe nicht umsonst geweint und — geflucht, als mir vor dreißig Jahren das neugeborene kleine Scheusal, eine echte Trachenberg, in die Arme gelegt wurde."

„Mama!" schrie Liane auf.

„Ruhig, ruhig, Kind!" beschwichtigte sie sanftlächelnd, aber doch mit bebenden Lippen die Schwester. Sie rollte ihre Stickerei zusammen und erhob sich. Beide Schwestern waren von gleicher Größe — es waren weit die Mittelgröße überragende, sylphenhafte Gestalten mit edelschönen Händen und Füßen, feiner, schmiegsamer Taille und zart mädchenhaften Contouren der Büste.

Ulrike entfaltete, während ihre Mutter das Kästchen mit dem Schmuck grollend auf die Tafel warf, hastig den Seidenstoff. Steif und schwer, wie nur je ein Brocat aus den Zeiten unserer Urgroßmütter, entglitt er ihren Händen und fiel förmlich klirrend und zischend auf das Parquet. Mit einem erschrockenen Blick auf die wogende Silberpracht wandte sich Liane ab und sah so angelegentlich hinaus in den Garten, als gelte es, die niedersprühenden Goldfunken der fernen Fontaine zu zählen.

„Du wirst eine majestätische Braut sein, Liane . . . Wenn Papa das sehen könnte!" rief Ulrike.

„Raoul verhöhnt uns," murmelte tief verletzt das junge Mädchen.

„Er verhöhnt uns?" fuhr die Gräfin Trachenberg auf, deren scharfes Ohr die halbgeflüsterten Laute erfangen hatte. „Bist Du von Sinnen? Und willst Du wohl die Freundlichkeit haben, mich zu belehren, inwiefern er sich unterfängt, die Trachenbergs zu verhöhnen?"

Liane deutete auf die zerschlissenen, mißfarbigen Bezüge der alten Lehnstühle, neben denen das pompöse Brautkleid lag. „Läßt sich ein schärferer Contrast denken, Mama? Ist das nicht tactlos herablassend, der — der Armuth gegenüber?" versetzte sie, indem sie sich bemühte, ihrer Furcht vor der leidenschaftlichen Mutter Herr zu werden.

Die Gräfin Trachenberg schlug die Hände zusammen. „Gott sei's geklagt — wie komme ich, gerade ich zu solchen spießbürgerlichen Hohlköpfen, die an die Hoheit ihrer Stellung die Elle des Krämers anlegen? . . . Herablassend! Und das sagt eine Trachenberg! . . . Du steigst herab zu den Mainaus — das merke Dir! . . . Muß ich Dir wirklich erzählen, daß Deine Mutter direct von den alten polnischen Königen abstammt, und daß Deine väterlichen Vorfahren schon lange vor den Kreuzzügen gebietende Herren waren? . . . Und wenn Raoul alle Schätze der Welt Dir vor die Füße schüttete, er kann Dir den Vorrang der hohen makellosen Geburt nicht abkaufen . . . Er hat keine zehn Ahnen — ja, es ist halb und halb eine Mesalliance, die Du eingehst, und wäre es mir nicht ein zu widerwärtiger Gedanke, zwei sitzengebliebene Töchter im Hause zu haben, dann hätte ich sicher seine Werbung zurückgewiesen. Er weiß Das auch recht gut, sonst nähme er Dich nicht so — so unbesehen."

Die junge Dame blieb mit gefaltet niedergesunkenen Händen regungslos stehen. Das rothgoldene Haargewoge fiel jetzt auch über die Brust und verhüllte das Profil. Ihre Schwester aber durchmaß schweigend mit raschen Schritten einige Male den Salon.

In diesem Moment wurde die nach dem Corridor führende Thür behutsam geöffnet; die alte ehemalige Amme und jetzige Köchin steckte den Kopf herein. „Erlaucht halten zu Gnaden," sagte sie mit demüthig leiser Stimme, „der Postbote ist noch drüben; er will nicht länger warten."

„Ach ja — ich hatte den Menschen total vergessen. Nun, er wird ja wohl warten, bis ich komme. Reiche ihm eine Tasse Kaffee in der Küche, Lene!"

Die Magd verschwand, und die Gräfin Trachenberg zog einen Zettel aus der Tasche.

„Der Postbote bekommt ein Trinkgeld, und hier ist eine Postanweisung auf vierzig Thaler, die wir einzulösen haben. Die Krämer in Rheims sind frech genug, mir den bestellten Hochzeits-Champagner per Nachnahme zu schicken . . . Zahle aus!" sagte sie kurz zu Ulrike und reichte ihr den Zettel hin.

Ein jähes Roth des Erschreckens überflog das häßliche Gesicht der Tochter. „Du hast Champagner bestellt, Mama?" rief sie bestürzt. „O Gott — und für eine solche Riesensumme!"

Die Gräfin Trachenberg zeigte höhnisch auflachend ihr perlengleiches falsches Gebiß. „Hast Du gemeint, Du könntest die Herren beim Hochzeits-Dejeuner mit Deinem selbstfabricirten Johannisbeersaft regaliren? . . . Uebrigens habe ich, wie bereits erklärt, nicht im Entferntesten an die Gemeinheit gedacht, mit welcher uns die Bezahlung per Post sofort erpreßt werden soll." Sie zuckte die Achseln. — „Da heißt's eben gute Miene zum bösen Spiel machen und zahlen."

Schweigend schloß Ulrike einen Secretair auf und nahm zwei Geldrollen heraus. „Hier ist die ganze Haushaltungscasse," sagte sie kurz und bestimmt. „Es sind fünfunddreißig Thaler. Davon müssen wir aber leben; denn nicht allein in Rheims verweigert man uns den Credit, wir bekommen auch in der ganzen Umgegend kein Loth Fleisch ohne sofortige Bezahlung. — Darüber kannst Du unmöglich im Unklaren sein."

„Gewiß nicht — meine weise Tochter Ulrike predigt häufig genug über dieses beliebte Thema."

„Ich muß, Mama," versetzte Ulrike ruhig. „Weil Du so oft vergißt — was ja wohl begreiflich ist — daß die Gläubiger unser Jahreseinkommen von fünfundzwanzigtausend Thalern auf sechshundert zusammengeschnitten haben."

Die Gräfin Trachenberg hielt sich die Ohren zu und rannte nach einer der Glasthüren — die große, majestätische Gestalt nahm Geberden an wie ein verzogenes Kind. Sie riß die Thür auf und wollte hinaus stürmen, besann sich aber doch eines Anderen.

„Gut," sagte sie, die Thür zuwerfend, anscheinend ruhig, aber auch mit sichtlicher Bosheit. „Nur sechshundert Thaler. Aber nun frage ich doch auch endlich einmal: Wozu werden sie gebraucht? . . . Wir essen erbärmlich, förmliche Bettelsuppe — Lene füttert uns mit Reis und Eierspeisen bis zum Ekel, und die Prisen Pecco, die Du in den Theekessel wirfst, werden immer homöopathischer. Dazu schleppe ich diese Fahne" — sie deutete auf ihr schwarzseidenes Kleid — „die Ihr die Gnade hattet, mir zu Weihnachten zu schenken, Tag für Tag. Alles, was mein todeseinsames Leben einigermaßen erträglich machen könnte — neue französische Lectüre, Confituren, Parfüms — ist für mich ein längst überwundener Standpunkt . . . ich schließe also mit Recht: Du mußt mehr Gelder zur Verfügung haben, als Du mir weis machen willst."

„Ulrike lügt niemals, Mama!" rief Liane empört.

„Ich kann die Anweisung unmöglich an die Post zurückschicken" — fuhr die Gräfin unbeirrt fort — „Du wirst der Komödie sofort ein Ende machen und den Betrag herausgeben!"

„Soll ich Geld aus der Erde stampfen? . . . Der Wein muß zurückgehen!" versetzte Ulrike gelassen.

Ihre Mutter stieß einen gellenden Laut aus, dann warf sie sich rücklings auf ein Sopha und verfiel in Lachkrämpfe.

Ruhig, mit untergeschlagenen Armen, stand Ulrike zu Häupten der wie toll um sich schlagenden Frau und sah mit einem bitter-ironischen Lächeln auf sie nieder.

„Der arme Magnus!“ flüsterte Liane, nach der Thür des Nebenzimmers deutend. „Er ist drüben — wie wird er erschrecken über diesen Lärm! . . . Bitte, Mama, fasse Dich! Magnus darf Dich nicht so sehen — was soll er denken?“ wandte sie sich halb bittend, halb mit ernstem Nachdruck an ihre Mutter.

Die widerwärtige Scene, welcher die Töchter stets durch Nachgiebigkeit und möglichsten Gehorsam vorzubeugen suchten, spielte sich ja nun doch ab; nun machte sich der tiefe, gerechte Unwille geltend, den das charaktervolle Weib gegenüber den Ausschreitungen einer entarteten Frauennatur empfindet. Die junge Mädchengestalt zitterte nicht mehr vor Furcht — es sprach etwas unbewußt Ueberlegenes aus der Bewegung, mit welcher sie ernst mahnend die Hand hob. Sie predigte tauben Ohren — das Geschrei dauerte fort.

Da wurde in der That die Thür des anstoßenden Zimmers geöffnet. Liane flog durch den Salon.

„Geh', Magnus, bleibe drüben!“ bat sie mit kindlich rührender Stimme und versuchte, den Eintretenden sanft zurückzudrängen. Es hätte wohl keiner besonderen Kraft bedurft, ihn ernstlich zurückzuhalten, diesen knabenhaft schmächtigen jungen Mann.

„Lasse mich nur, kleiner Famulus,“ sagte er freundlich — ein Schimmer verklärender Freude lag auf seinem geistreichen Gesicht. „Ich habe Alles mit angehört und bringe Hülfe.“

Einen Moment aber wurzelte sein Fuß doch auf der Schwelle, als er die Frau mit zuckenden Gliedern und verzerrtem Gesicht auf dem Sopha liegen sah.

„Mama, beruhige Dich,“ sagte er nähertretend mit etwas vibrirender Stimme; „Du kannst den Wein bezahlen. Sieh, hier ist Geld — fünfhundert Thaler, liebe Mama!“ Er zeigte ihr mit hochgehobener Hand eine Anzahl Banknoten.

Ulrike sah ihm mit ängstlicher Spannung in das Gesicht; sie war sehr roth geworden — aber er bemerkte es nicht. Er warf das Papiergeld achtlos auf das Sopha neben seine Mutter und schlug ein Buch auf, das er mitgebracht hatte. „Sieh, Herzchen, da ist es nun,“ sagte er sichtlich bewegt zu Liane. — Die Leidende auf dem Sopha fing an, sich zu beruhigen; sie legte aufstöhnend die Hand über die Augen — durch die gespreizten Finger fuhr ein unglaublich rasch bewußt und scharf gewordener Blick, der das Buch in den Händen des Sohnes fixirte.

„Werde mir nur nicht zu stolz, kleiner, lieber Famulus!“ fuhr er fort. „Unser Manuscript kommt als Prachtwerk zurück. Es ist lebensberechtigt vor dem hohen Stuhl der Wissenschaft; es geht siegreich durch das Kreuzfeuer der Kritik — ach, Liane, lies den Brief des Verlegers —“

„Schweige, Magnus!“ unterbrach ihn Ulrike rauh und gebieterisch.

Die Gräfin Trachenberg saß bereits aufrecht. „Was ist das für ein Buch?“ fragte sie, weder in den impertinent verschärften Zügen, noch in der befehlenden Stimme war eine Spur des soeben beendeten Krampfanfalles zu bemerken.

Ulrike nahm mit einer raschen Bewegung das Buch aus der Hand des Bruders und drückte es mit beiden Armen fest an ihre Brust. „Es ist ein Werk über die fossile Pflanzenwelt — Magnus hat es geschrieben, und Liane die Zeichnungen dazu geliefert,“ sagte sie kurz erklärend.

„Gieb her — ich will es sehen!“

Zögernd, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Bruder, reichte Ulrike den Band hin; Liane aber, bis in die Lippen erblaßt, verschränkte krampfhaft die feinen Finger und vergrub das Gesicht hinein — diesen Ausdruck im Gesicht der Mutter hatte sie von Kindesbeinen an so fürchten gelernt, wie kaum die Höllenstrafen, mit denen die Kinderfrau drohte.

„Fossile Pflanzen — von Magnus, Grafen von Trachenberg,“ las die Gräfin mit lauter Stimme. Ueber das Buch hinweg, mit grimmig einwärts gezogenen Lippen, sah sie einen Moment starr und vernichtend in das Gesicht des Sohnes. „Und wo steht der Name der Zeichnerin?“ fragte sie, das Titelblatt umwendend.

„Liane wollte nicht genannt sein,“ versetzte der junge Mann mit vollkommener Gelassenheit.

„Ah — also doch wenigstens in einem dieser Köpfe ein Funken von Vernunft, ein schwaches Aufdämmern von Standesbewußtsein!“ Sie stieß ein häßliches Gelächter aus und schleuderte den schweren Band mit einer solchen Gewalt weit von sich, daß er klirrend durch die Glaswand hinaus auf die Steinfliesen der Terrasse flog.

„Dahin gehört die Sudelei!“ sagte sie und zeigte auf das Buch, das breit aufgeschlagen liegen blieb und die reizend ausgeführte Zeichnung einer vorweltlichen Farrenform sehen ließ. — „O dreifach glückliche Mutter, welch einem Sohne gabst Du das Leben! Zu feig, um Soldat zu werden, zum Diplomaten zu geistlos, geht der Nachkomme der Fürsten Lutowiski, der letzte Graf Trachenberg, unter — die Buchmacher und läßt sich Honorar zahlen!“

Liane umschlang in leidenschaftlichem Schmerz die schmalen Schultern ihres Bruders, der sichtlich mit sich kämpfte, um angesichts dieser Schmähungen die äußere Ruhe zu bewahren.

„Mama, wie kannst Du es über das Herz bringen, Magnus so zu beleidigen?“ zürnte das junge Mädchen. „Feig nennst Du ihn? — Er hat mich vor sieben Jahren unter eigener Lebensgefahr drüben aus dem See gezogen. Ja, er hat sich entschieden geweigert, Soldat zu werden, aber nur, weil sein mildes, weiches Herz das Blutvergießen verabscheut. . . . Zum Diplomaten fehle ihm der Geist, ihm, dem unermüdlichen, tiefen Denker? O Mama, wie grausam und ungerecht bist Du! Er haßt nur das Doppelzüngige und will seinen edlen, wahrhaftigen Geist nicht durch die Schachzüge der Diplomatenkünste entweihen. . . . Ich bin auch stolz, sehr stolz auf unser altberühmtes Geschlecht; aber ich werde nie begreifen, weshalb der Edelmann nur mit dem Schwert oder der glatten Diplomatenzunge ein Edelmann sein soll —“

„Und dann frage ich,“ fiel Ulrike mit ernstem Nachdruck ein — sie war hinausgetreten und hatte das mißhandelte Werk aufgenommen — „was ist ehrenvoller für den Namen Trachenberg: daß er einer wohlgelungenen Geistesthat voransteht, oder — daß er in der Reihe der Ueberschuldeten zu finden ist?“

„O Du, Du —“ zischte die Gräfin fast wortlos vor innerem Grimm, „Du Geißel meines Lebens!“ Sie fuhr einige Male wie rasend im Salon auf und ab. „Uebrigens sehe ich nicht ein, was mich zwingt, ferner mit Dir zu leben,“ sagte sie, plötzlich stehen bleibend, unheimlich ruhig. „Du bist längst über die Zeit hinaus, wo das Küchlein von Anstandswegen unter die Flügel der Mutter gehört. Ich habe Dich lange genug ertragen und gebe Dir Urlaub, unbeschränkten Urlaub. Mache meinetwegen eine langjährige Besuchsreise durch die ganze Sippe — gehe wohin Du willst, nur spute Dich, daß mein Haus rein wird von Deiner Gegenwart!“

Graf Magnus ergriff die Hand der verstoßenen Schwester. Die drei Geschwister standen innig vereint der herzlosen Frau gegenüber.

„Mama, Du zwingst mich, zum ersten Mal mein Recht als Erbherr von Rudisdorf zu betonen,“ sagte der stille, sanfte Gelehrte mit vor Aufregung tiefgeröthetem Gesicht. „Den Gläubigern gegenüber habe nur ich Anspruch auf eine Wohnung im Schlosse und auf das Einkommen, das sie verwilligt. . . . Die Heimath kannst Du Ulrike nicht nehmen — sie bleibt bei mir.“

Die Gräfin wandte ihm den Rücken und schritt nach der Thür, durch die sie gekommen. Der Sohn war so vollkommen in seinem Rechte, daß sich auch nicht ein Wort gegen seine ernste Erklärung finden ließ. Sie legte die Hand auf den kreischenden Drücker, drehte sich aber noch einmal um.

„Daß Du Dich nicht unterstehst, auch nur einen Groschen von dem Judasgelde unter die Haushaltungscasse zu mischen!“ befahl sie Ulrike und zeigte nach den auf dem Sopha liegenden fünfhundert Thalern. „Ich verhungere lieber, ehe ich einen Bissen anrühre, der mit dem Gelde bezahlt ist. . . . Den Wein löse ich aus. Gott sei Dank, ich habe noch Silberzeug genug aus dem Schiffbruch gerettet! Mag man das Geräth, von welchem meine Vorfahren speisten, einschmelzen — den Schmerz darüber wiegt das Bewußtsein auf, daß ich meine Gäste auf echt fürstliche Weise, und nicht mittels eines Arbeiterhonorars bewirthe. . . . Dich aber wird die Strafe schon ereilen,“ wandte sie sich an Liane, „und zwar dafür, daß auch Du Front gegen Deine Mutter machst! Komme Du nur nach Schönwerth! Raoul, noch mehr aber der alte Onkel Mainau werden Dir Deinen Sentimentalitäts- und Gelehrtenkram schon austreiben.“

Sie rauschte hinaus und warf die Thür so hart in's Schloß, daß der Schall noch an der Steinwölbung der fernsten Corridore schütternd hinlief.

4.

Seit diesem Auftritt im Schloß Rudisdorf waren fünf Wochen verstrichen. Man machte Vorbereitungen zur Hochzeit. Vor sechs Jahren noch wäre das prächtige Schloß bei einer solchen Veranlassung ein wimmelnder Ameisenhaufen gewesen, denn die Frau Gräfin hatte es verstanden, so viel bedienende Hände um sich her in Thätigkeit zu versetzen, wie kaum ein indischer Radscha. Vor sechs Jahren noch hätten blendende Märchenpracht, licht- und lusttrunkene Wogen berauschender Feste dem Freier eine blonde Fee zugetragen — heute holte er die Braut aus verlassenen Gärten, die der Wildniß entgegenwucherten, aus dem statuengeschmückten Steinkoloß, wo die Schemen verrauschter Freuden, hinter Marmorsäulen hockend, sich von den Spinnen mit schmutzigen Schleiern verhängen ließen.... Im großen Saal hatte der Gutspächter Getreide aufgeschüttet; auf allen Fenstern lagen die weißen Läden, und wo ein Lichtstrahl eindrang, da fiel er auf ungefegtes Parquet und vollkommen leere Wände.

Es war gut, daß die erlauchten Herren, im Eisenhut und Panzerhemd oder auch das federgeschmückte Barett auf den rothhaarigen Köpfen, zwischen den glänzenden Marmorplatten der Ahnengalerie eingefügt, an den Wänden stillstehen mußten, daß ihre stolzblickenden Frauen und Töchter in Stuartkragen und starrer Goldstoffschleppe nicht hinunterrauschen konnten in den Gartensalon — sie hätten sicher den blinkenden Pfauenwedel oder die steifblätterige Rose aus den bleichen Händen fallen lassen und sie über dem Kopfe zusammengeschlagen; denn da kniete Ulrike — die echte Trachenberg, wie die Gräfin immer sagte — sie hatte die mottenzerfressenen Bezüge von den Sophas und Lehnstühlen gerissen und schlug mit eigenen gräflichen Händen die Nägel in den großblumigen Zitz, der neuglänzend die Polster deckte. Die alte Lene aber rieb und bohrte das wurmstichige Holz der Möbel, bis ein matter Glanz unter ihren Fäusten entstand und die Linien der eingefügten Prachtmuster schattenhaft hervorkamen. Dank dem rechtzeitig eingetroffenen Buchhändlerhonorar standen auch neue zierliche Sessel und Blumentische von Korbgeflecht umher. Nun stieg Epheugespinnst an den weißen Wänden empor, und aus Gruppen breiter Blattpflanzen hingen Draperien von Clematis und Immergrün auf das Parquet herab. Ein Odem von behaglicher Traulichkeit durchwehte den erst so kahlen Salon, und das war nothwendig, denn hier sollte das Hochzeitsfrühstück eingenommen werden.

Während dieser Vorkehrungen schweifte Liane mit Botanisirbüchse und Grabscheit an der Seite ihres Bruders durch Wald und Feld, als habe sie mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen. Der Bruder vergaß über allen Wundern der Schöpfung, daß sein kleiner Famulus am längsten mit ihm zusammen gelebt und gestrebt habe, und von den Lippen der Schwester kamen geläufig lateinische Namen und kritische Bemerkungen, nie aber auch nur der Name des fernen Verlobten. Es war ein seltsamer Brautstand.

Im Elternhause hatte Liane wohl manchmal die Mainaus nennen hören — ein Lutowiski hatte eine Mainau heimgeführt — aber nie hatte ein persönlicher Verkehr mit den entfernten Verwandten stattgefunden. Da waren plötzlich Briefe aus Schönwerth an die Gräfin Trachenberg eingelaufen, die eifrig beantwortet wurden, und eines Tages kündigte Ihro Erlaucht der jüngsten Tochter kurz und bündig an, daß sie über deren Hand verfügt und sie dem Vetter Mainau zugesagt habe, wobei sie jeden etwaigen Widerspruch mit der Bemerkung abschnitt, daß sie genau auf dieselbe Weise verlobt worden und dies die einzig standesgemäße Form sei.... Dann war der Bräutigam unerwartet gekommen, Liane hatte kaum Zeit gefunden, ihr von Wind und Gesträuch zerwühltes Haar unter den berüchtigten Sammetschleifen zu verbergen, da war sie schon in das Zimmer der Mutter befohlen worden. Wie dann Alles gekommen, wußte sie selbst kaum. Ein schöner großer Mann war ihr aus der Fensternische entgegengetreten; hinter ihm hatte die volle glühende Frühlingssonne durch die Scheiben gefunkelt und sie gezwungen, die Augen niederzuschlagen. Darauf hatte er fast väterlich freundlich zu ihr gesprochen und ihr schließlich seine Hand hingehalten, in die sie auf Befehl der Mutter, noch mehr aber auf die vorhergegangenen geheimen und inständigen Bitten Ulrikens hin, die ihrige gelegt. Er war sofort wieder abgereist, zur unaussprechlichen Erleichterung der Gräfin Trachenberg; denn wie aufgescheuchte Gespenster waren ihre Gedanken während der Verlobung durch die öden Kellerräume, oder die todeseinsamen Johannisbeersaftetiquetten hingeirrt, und die alte Lene hatte drunten in der Küche ihr Gehirn zermartert, wie sie wohl mit den letzten fünf Eiern und einem Restchen Kalbsbraten ein gräfliches Diner herrichte.

Alles die Hochzeit Betreffende wurde zwischen dem Bräutigam und der Mutter schriftlich vereinbart, und nur dem Brautgeschenke hatten einige Zeilen für Liane beigelegen, Zeilen voll ausgesuchter Höflichkeit und Galanterie, aber auch fremd und förmlich — sie wurden mit kalten Augen gelesen und lagen seitdem unberührt bei dem Schmuck im Kasten. Es war dies Alles aber so „prächtig standesgemäß und aristokratisch steif“ und das „Hineinfinden“ Lianens, ihre widerspruchslose Ruhe befriedigten die Gräfin Mutter so sehr, daß sie sich einige Tage nach der stürmischen Scene wieder herbeiließ, mit ihren Kindern zu essen und dann und wann ein gnädiges Wort an sie zu richten. Sie wußte freilich nicht, daß das junge Mädchen unter dem Trennungsschmerze bereits unsäglich litt — das aber erfuhren ja selbst die Geschwister nicht....

Der Hochzeitsmorgen war da — ein kühler, grauverhangener Julimorgen. Nach trockenheißen Tagen tröpfelte ein sanfter Regen durch das Gehölzdickicht, und draußen auf den großen ausgedörrten Staudenblättern der Rasenflächen klatschte er in leisem unermüdlichem Ticktack und sammelte sich zu rollenden Silberperlen. Aus Busch und Baum und von den Dachrinnen herab zwitscherten und schrieen jubelnd die Vögel, und die alte Lene sah von ihren schmorenden Pfannen hinweg in das graue Geriesel hinein und freute sich, daß es der Braut in den Kranz regne.

Ein einziger Wagen rollte in den Schloßhof, noch dazu ein Miethwagen von der nächsten Eisenbahnstation. Während er in einer der ungeheuren leeren Remisen verschwand, stiegen die zwei Angekommenen langsam die Freitreppe des Schlosses hinauf. Baron Mainau zeigte sich auf die Minute pünktlich; er traf der Verabredung gemäß genau eine halbe Stunde vor der Trauung ein.

„Daß Gott erbarm' — das will ein Hochzeiter sein!“ seufzte die alte Lene betrübt auf und trat vom Küchenfenster zurück.

Droben flog die Glasthür weit auf und die Gräfin Trachenberg eilte heraus. Die Regentropfen sprühten auf ihre dunkelviolette Sammetschleppe und glitzerten in den schwarzen Scheitelpuffen neben einigen aus dem Schiffbruche geretteten Brillanten. Schmachtend und mit sanfter Anmuth streckte sie begrüßend die feinen Hände aus den reichen Spitzenärmeln — wer hätte ihnen zugetraut, daß sie einen schweren Gegenstand mit der Kraft der Furie zertrümmernd durch die Glasscheiben schleudern konnten!

Man flüchtete vor dem Regen in das Wohnzimmer der Gräfin, und Baron Mainau stellte seinen Trauzeugen, Herrn von Rüdiger, vor. Zwischen die leichte Plauderei, die sich an die Vorstellung knüpfte, kreischte ein Ara in der Fensternische, und auf dem verblichenen Fußteppich balgten sich knurrend zwei schneeweiße Exemplare einer kleinen Pudelrace.... Hätte die alte Lene nicht eine dicke Guirlande über die Glasthür gehängt, durch welche der Bräutigam kommen mußte, und wäre nicht die effectvolle, königlich stolze Toilette der Gräfin gewesen, es hätte Niemand einfallen können, an einen bevorstehenden feierlichen Act in diesem Hause zu denken, so banal und obenhin plauderte die Dame, so gleichmüthig und unbewegt stand die elegante schwarzbefrackte Gestalt des Bräutigams am Fenster und sah in den stäubenden Regen hinaus, und eine so tiefe Stille und Oede lag seit dem Verrollen der vier Wagenräder wieder über dem weiten, verlassenen Schlosse. Herr von Rüdiger wußte, daß es sich bei dieser Vermählung wie um ein Geschäft handelte; er war selbst zu sehr Weltmann und Cavalier, um ein solches Uebereinkommen nicht ganz in der Ordnung zu finden; aber die spukhafte Einsamkeit ging dem kleinen Beweglichen denn doch „über den Spaß“ — es lief ihm fröstelnd über den Rücken, und er athmete ängstlich auf, als endlich die Flügel der gegenüberliegenden Thür feierlich langsam zurückgeschlagen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winter-Erinnerung aus den Pariser Tagen des Jahres 1870.
Nach dem Oelgemälde unseres frühern Specialartisten F. W. Heine in Dresden.

Nach Mekka!

Der Auszug der Pilger in Kairo.

Gewiß haben viele Leser der Gartenlaube in der Wiener Weltausstellung das großmächtige vom Vicekönig von Aegypten angekaufte Bild des Florentiners Ussi gesehen, den Auszug der Pilger nach Mekka darstellend. Niemand wird dem italienischen Maler nachsagen können, daß sein Bild nicht trefflich gemalt, das Wesentliche dieses charakteristischen Zuges nicht in bunten, reichen Farben auf der Leinwand wiedergegeben sei, doch giebt diese Darstellung von der Wirklichkeit keinen klareren Begriff als ein Wassertropfen von der ungestümen See mit ihren windgepeitschten Wellen, dem Getöse ihrer Brandung, ihrem Sausen und Brausen. Man muß dieses merkwürdige Fest vom Anfang bis zum Ende durchgemacht haben, man muß wissen, daß die fanatischen Söhne Mohammed's in ihrer religiösen Verzückung gleich Riesen heulen und mit solcher Riesenkraft auf Pauken und Trommeln schlagen, daß die Fenster der Häuser klirren, man muß wissen, daß sie jauchzen und beten, jubeln und stöhnen, daß sie die tollsten Sprünge ausführen, all Das muß man wissen, um sich von diesem eigenthümlichen Feste einen Begriff machen zu können.

Es ist über dieses größte und merkwürdigste Fest Kairos schon Manches geschrieben worden, allein ich habe noch in keinem Buche, selbst nicht in der unübertrefflichen Lane'schen Schilderung ägyptischen Lebens, den ganzen Hergang der Feier gelesen, wodurch dem fremden Leser das Verständniß derselben ermöglicht würde. Ehe ich in dieses Land kam und sah und forschte, hatte auch ich durch all die vorhandenen Schilderungen von der Mekka'schen Pilgerfahrt einen ganz verwirrten Begriff bekommen. Ich will sie den Lesern der Gartenlaube jetzt schildern, wie ich sie gesehen habe.

Jedem Mohammedaner ist bekanntlich als Religionsgebot vorgeschrieben, ein Mal im Leben nach Mekka zu pilgern. Dort, im heiligen Tempel von Haram, steht die Kaabah, jenes anfangs durch die Engel dem Throne Allah's nachgebaute, später durch Adam, Abraham und verschiedene Khalifen und Sultane restaurirte heilige Gebäude. Die Muselmänner erzählen, daß die Kaabah einst eine große Lücke hatte, welche auszufüllen Abraham nicht vermochte, so daß ihm der Herrgott zu Hülfe kam, indem er ihm durch den Erzengel Gabriel einen großen schwarzen Stein sandte, der gerade in besagte Lücke hineinpaßte. Der Stein, welcher heute an der südlichen Ecke der Kaabah eingemauert ist, soll noch immer der gottgesandte sein, allein bei all den geschichtlich bekannten Restaurationen und Wiederaufbauten dürfte wohl von den sämmtlichen Steinen, welche jene ehrwürdigen Herren im grauesten Alterthum aufhäuften, auch kein einziger mehr vorhanden sein. Wie Dem auch sei, so ist doch die Kaabah für jeden Muslim der heiligste Fleck der Erde; dorthin richtet er beim Gebet seinen Blick.

Die Monate der Wallfahrt sind gemäß der Vorschrift die drei letzten des Jahres, das heißt Schewwal, Dsulkade und Dsulhedsche. Indeß ziehen viele Pilger vor, den Ramadhan, nämlich den Fastenmonat, der vor den ersten der drei genannten fällt, in den heiligen Städten von Mekka und Medina, in welcher letzteren der große Prophet begraben liegt, zuzubringen. Viele langen daselbst auch in den drei dem Fastenmonat vorhergehenden Monaten an, so daß die Zeit der Pilgerfahrt eigentlich einen Zeitraum von sieben Monaten umfaßt.

Der Auszug der Pilger findet aber in Kairo immer an einem bestimmten Zeitpunkt statt, nämlich vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Schewwal, dem zehnten Monat der mohammedanischen Zeitrechnung. Mit diesem Auszug hängt die Sendung der jährlich zu erneuernden, den heiligen Grabmälern und der Kaabah bestimmten Ueberzüge und Decken zusammen, die in Kairo auf Kosten der Regierung verfertigt und alle Jahre mit Kanonen und Cavallerie nach Mekka und Medina gesandt werden. Diese Cavallerie, aus vierhundert Mann bestehend, wird von der Regierung das ganze Jahr hindurch lediglich darum unterhalten, daß sie jährlich diesen heiligen Decken durch die Wüste das Geleit gebe, freilich eine vierzig Tage dauernde saure Arbeit, während welcher viele Pferde umkommen und auch zuweilen die Reiter.

Besagte Decken sind sämmtlich aus schwerem schwarzem Brocate, mit goldenen Arabesken in hohem Relief ausgeschmückt und mit farbigem Tuche benäht, auf welches wieder goldene Koransprüche gestickt sind. Diese Stickereien beschäftigen etwa hundert eigens dazu angestellte Schneider vollauf sieben Monate; diese müssen die Arbeit dem Gouverneur der Stadt in den ersten Tagen des Monats Schewwal vollendet überliefern.

Zunächst werden die gestickten Decken in einem Saal des Regierungsgebäudes ausgehängt. Priester müssen die Nacht hindurch in diesem Gemach beten. Es ist dies eine geisterhafte Ceremonie, die bis auf diesen Tag exclusiv islamisch war, indeß jetzt, und zwar auf Antrieb des Vicekönigs, der seinem intoleranten Volke etwas Toleranz einbleuen möchte, einen Christen als Beobachter geduldet hat. Und dieser Christ war ich.

Die Feier fand in einem geräumigen, länglichen Gemache statt, um welches ringsherum weiche Kissen lagen. Längs den mit den goldenen Decken behängten Wänden der einen Hälfte des Gemachs saßen die Eingeladenen mit gekreuzten Beinen, in der anderen Hälfte, welche ein persischer Teppich schmückte, kauerten die Priester. In der Mitte des teppichbedeckten Raumes steht eine Art Katafalk, dem Grabmal Abraham's bestimmt, durch einen brocatenen, mit den zierlichsten Stickereien in Gold ausgestatteten Ueberzug bedeckt; derselbe war von vier Riesenkerzen, die ein flackerndes, unstetes Licht auf die Versammlung warfen, umgeben.

Jetzt stimmt einer der Priester einen Koranspruch an; er singt ihn nach üblicher Weise, mit klagender, auf gewissen Noten lange anhaltender Stimme; dabei wiegt er den Leib unausgesetzt hin und her, was in den Pausen besonders unheimlich aussieht.

Den Eingeladenen wurde nach Landessitte duftender Mokka in niedlichen Schalen gereicht, auch die Priester genossen von demselben, wie ich überhaupt bemerkte, daß diejenigen, welche mit dem Beten nicht gerade beschäftigt waren, gar nicht der Welt entrückt zu sein schienen und unter einander gar munter plauderten. Sobald der eine mit seinem Spruch fertig war, fing gleich ein anderer Beturbanter zu singen an, und zwar noch klagevoller als der Vorhergehende, gleichsam als ob er die Steine mit seinem Gesange rühren wollte.

Unten im Hofe ließ ein Scheich seinen Derwischen den sogenannten Zikr beten, ein Gebet, das mir jenes Kinderspiel in's Gedächtniß rief, bei welchem Eines voranmarschirt und allerlei dumme Bewegungen macht, welche die ihm in der Reihe Nachfolgenden genau nachahmen müssen. Der Scheich befiehlt nämlich seinen umstehenden Getreuen, zu springen, zu kreiseln, den Kopf nach hinten oder vorn, links oder rechts zu werfen, wozu der Name Gottes gebrüllt werden muß. Ich glaube nicht, daß ein Mensch jemals mehr entwürdigt aussehen kann, als wenn er den Zikr betet. Die von Minute zu Minute rascher und gewaltsamer werdenden Bewegungen und das unaufhörliche Allahrufen haben eine berauschende Wirkung, die sich durch Stöhnen, Röcheln und Schnauben Luft macht; der Schaum tritt an die Lippen … Es war ein empörender Anblick, bei welchem dieselbe Wehmuth über mich kam, welche mich einst im Irrenhaus zu Reggio beschlich.

Am darauf folgenden Morgen brachte man die Decken mäuschenstill, um kein Aufsehen zu machen, durch Seitengäßchen in die Citadelle. Von dort aus müssen sie unter großem Gepränge in die Moschee Hassanin transportirt werden. Um acht Uhr Morgens und schon vorher waren alle die Straßen, durch welche der Zug kommen sollte, die Dächer der Häuser, die Fenster der Kaufläden von Menschen dicht angefüllt. Unter Kanonendonner wand sich der Zug aus der Citadelle heraus. Nach einer unabsehbaren Linie von Militär kamen die vier Theile des Kaabahüberzuges zum Vorschein, die zusammengerollt auf hölzernen Bahren lagen, von brüllenden Muselmännern getragen. Um das Machmal taumelten die religionstrunkenen Pilger, die heulenden Derwische mit ihren Bannern und Schäften.

Bevor ich fortfahre, muß ich zum besseren Verständniß des Nachstehenden vom Machmal sprechen. Es ist dies ein von einem reich aufgeschirrten Kameel getragener goldener Baldachin, dessen Grundfarbe, der vielen Goldstickereien halber, nicht mehr zu er-

kennen ist. An den vier Kanten desselben und an der kuppelartigen Spitze sind große goldene Kugeln angebracht, welche mit dem Halbmond geschmückt sind. Unter diesem Baldachin oder Zelt befindet sich Niemand. Das Machmal, welches leer nach Mekka geht und leer zurückkehrt, wird heutzutage blos mitgenommen, um der Ceremonie größeres Gepräge zu verleihen.

Als ich aber die verzückten Muslimen gewahrte, wie sie sich sicherem Zerquetschen aussetzten, nur um die Hand über das goldene Zelt zu streifen, die sie dann mit Küssen bedeckten und über die Stirn strichen, wobei ihr Gesichtsausdruck eine Seligkeit verrieth, gleichsam als ob sie Ambrosia genossen, als ich den unvergeßlichen Ausdruck der Augen der Frauen sah, wie sie die Schleier und Kopftücher zu den Fenstern hinunterließen, um das Zelt damit zu berühren, da sagte ich mir: Dieser Fanatismus kann nicht aus Liebe zu Prunk entstehen; ein goldenes Zelt kann auch in dem schausüchtigen Volke keine solche Vergötterung hervorrufen. Es muß ein religiöser Glaube dahinter stecken.

Vergebens suchte ich bei den Arabern Auskunft. „Das Machmal? Ach! Das ist etwas sehr Heiliges." Man verdrehte die Augen und — Punctum. Auch in den Reisebeschreibungen ist es mir nicht viel besser ergangen.

Ueber keinen Gegenstand ist wohl noch so viel gefaselt worden, wie über das Machmal. Der Eine sagt, es habe die Bestimmung, die Kaabah zu bedecken, der Andere, es gehöre auf das Grabmal Mohammed's 2c. Der unübertreffliche Lane erzählt, daß Scheger ed-Durr, die Favoritin des Sultans Es-Saleh-Negm-ed-Din, die Erste war, welche unter einem Machmal nach Mekka wallfahrte. Die Frauen der Khalifen sollen für einige Zeit dasselbe gethan haben; später wären sie sein zu Hause geblieben und hätten blos ihr Zelt mit der Pilgerkarawane nach Mekka geschickt. Seit der Zeit werde es als Symbol königlicher Würde mitgenommen. Auch Burckhardt ist dieser Meinung. Lane giebt indeß zu, daß er niemals hätte ausklügeln können, aus welchem Grunde die Muslimen für's Machmal so fanatisch sind.

Trotz der Meinungsverschiedenheit oder vielmehr der Unkenntniß der Sache sind sämmtliche Reisende in Einem einig, nämlich, daß auf dem Machmal zwei Koranexemplare befestigt sind, und dies hat mich zur Ueberzeugung geführt, daß Alfred von Kremer den richtigen Ursprung des Machmals gefunden hat. „Geht ein Beduinenstamm in's Gefecht," erzählt besagter Autor, „so pflegt man das schönste und muthigste Mädchen des Stammes in eine Sänfte zu setzen, die von einem Kameel getragen wird, das man in's dichteste Kampfgewühl leitet. Während die Feinde sich der schönen Beute zu bemächtigen suchen, wird sie von den Ihrigen vertheidigt. Sie spricht denselben Muth ein, belobt tapfere, vor ihren Augen vollführte Thaten und verspricht dem Tapfersten der Tapferen ihre Hand; so wird dann der Kampf um sie herum am heftigsten. Auf diese Sitte gründet sich auch der Gebrauch, daß bei der Pilgerkarawane der Koran unter einem Zelt von einem edlen Kameel, das kostbar aufgeputzt ist, getragen wird. Man nennt dies das Machmal. Dasselbe soll der Sammelpunkt sein, um den sich im Fall des Angriffs der Karawane die Kämpfenden zu schaaren haben, um ihr Heiligstes zu vertheidigen."

Anfangs sahen die frommen Muslimen beim Anblick des Machmals nur den Koran, von dessen Göttlichkeit sie bekanntlich Alle überzeugt sind; der Fanatismus wurde von Vater auf Kind überliefert, bis zuletzt die Verzückung beim Erscheinen des heiligen Zeltes eingeboren ward und des Muslimen Eifer nicht mehr dem Koran, sondern dem Machmal galt. Das Curiose bei der Geschichte ist aber, daß das Machmal in der That jetzt keinen Koran trägt. Ich habe den Chef selbst gefragt, und er antwortete mir: „Koran? Ich weiß von keinem Koranexemplar. Wißt Ihr Etwas davon?" frug er seine Leute. Jeder schüttelte den Kopf und sagte: „Mafisch Koran," was auf Deutsch so viel als „Nix Koran" heißt. Man hat den Koran also vergessen. Armer Islam! hohl sind die Feiern deiner einst so getreuen Muslimen; die noch bleibenden Zeloten hangen blindlings an dir. Oeffnet ihnen die Augen, und sie werden zu Skeptikern!

Jetzt wollen wir wieder zur Feier zurückkommen. Der Sitte gemäß, bleiben die heiligen Decken zwei Wochen in der Moschee Hassanin, wo das Haupt Hussein's, des Enkels Mohammed's, aufbewahrt wird. Hussein wurde in der Ebene von Kerbela auf des Khalifen Jezid's Befehl getödtet. Er starb also nach den Mohammedanern den Tod eines Märtyrers und wird von diesen als solcher verehrt. Diese Moschee, das größte Sanctuarium Aegyptens, ist äußerst schön. Um Vieles höher als unsere Kirchen, ist sie durch Riesensäulen von grauem Marmor und mit goldenen Sprüchen aus dem Koran geziert. Den Boden decken farbenreiche, werthvolle Teppiche. Die grünen Thore des Sanctuariums sind mit silbernen Verzierungen beschlagen. In dieser Moschee wurden die Teppiche verpackt, auf Kameele geladen, um am 20. Schewwal (12. December 1873) nach dem unmittelbar außerhalb der Stadt gelegenen Sandfelde von Abbassijjeh gebracht. Am folgenden Morgen findet die Uebergabe der Machmalschnur statt.

Alle Jahre meldet sich freiwillig ein höherer Officier, das Machmal durch die Wüste zu geleiten und die Machmalsgarde zu befehligen. Früher war dies eine hohe Ehre, und man riß sich darum. Heute mögen die Jüngeren von dieser Strapaze nichts mehr wissen, und es bewerben sich nur noch alte Zeloten um die heilige Mission. Auch jetzt ist der Emir der Pilgerfahrt ein alter Mann, Namens Manuch-Aga. Diesem Manne überreichte der Kronprinz — der Vicekönig mag von solchen Geschichten nichts wissen — die Schnur des Machmals. Dasselbe war durch Soldaten dreimal um den mit Infanteristen und Cavalleristen besetzten großen Plan geführt und dann vor das prächtige Zelt des Kronprinzen geleitet worden, in welchem nebst demselben die Großen des Reichs saßen. Tewfik-Pascha legte die besagte Schnur in Manuch-Aga's Hände; der Scheich el Bekri, ein Nachkomme Abu Bekr's und als solcher Haupt sämmtlicher Derwische Aegyptens, sprach ein Gebet und somit war die Ceremonie beendet. Man hatte mich auf langes Beten, wie es die feierliche Gelegenheit heischte, vorbereitet, doch das Gebet des Scheichs el Bekri mußte von sehr kurzem Inhalt gewesen sein, wenn überhaupt eins ausgesprochen worden, sintemalen es keine Secunde dauerte.

Mäßigen Schrittes, von Kanonen und Soldaten gefolgt, trug das edle Kameel das Machmal nach Abbassijjeh. Hier wurde der Baldachin auf den Sand gesetzt und mit einer grünen, mit weißen Schnörkeln benähten Decke, die wieder mit farbigen Lettern (Anpreisungen Allah's und Mohammed's) ausgestattet war, verhüllt, damit die Farbe des Machmals nicht unter den glühenden Strahlen der Sonne verschieße. Rings um dasselbe wurde ein grünes Paravent (Windschirm) ausgestellt, durch Stricke befestigt, die schräg in den Sand liefen. Neben dem Machmal stand das Zelt des Chefs aufgeschlagen. Ringsum, in einiger Entfernung, sah man die Zelte der Soldaten, der Proviantmeister, der Schneider und der übrigen Handwerker. Die Karawane nimmt nämlich Leute von jedem Handwerk mit, um allen Bedürfnissen Genüge zu leisten. Ich sah sogar kleine Stiefelputzer.

Drei Tage pflegt die Karawane in Abbassijjeh zu lagern, um die zur Wüstenreise nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Am Abende des dritten Tages schlossen sich ihr die Pilger an, die sämmtlich die Nacht daselbst verbrachten, um am folgenden Tage beim Aufbruche der Karawane an Ort und Stelle zu sein.

Da ich den Abzug sehen wollte, bestellte ich gestern meinen schönen Esel, der mich denn heute früh abholte. Sein liebliches Geschrei weckte mich gegen vier Uhr aus den süßesten Träumen. Im Nu war ich angekleidet. In einen dicken Mantel gehüllt — denn hier ist es Morgens und Abends kalt —, schwang ich mich auf das kühne Eselchen. Der Treiber schrie: „Uau!" und fort ging's in Galopp durch die engen Gäßchen Kairos. Die Esel vertreten hier die Stelle der Droschken; sie sind hierzulande kräftiger und schöner als irgend anderswo und leisten die trefflichsten Dienste.

Es wurde mir eigen zu Muthe, als ich so durch die dunklen Gassen zwischen hohen Häusern ritt, die das Mondlicht nicht einließen, die hohe Gestalt des dunklen Aegypters an meiner Seite mit seinem schlichten Gewande, das bei jeder Bewegung das Ebenmaß der Glieder verrieth, in der Hand die ägyptische Laterne mit den farbigen Glasscheibchen. Er erzählte mir wundersame Dinge, Alles mit dem gläubigsten Tone, als ob er die Richtigkeit des Behaupteten verbürgen könnte. Wie er einen „Hund von Christen" vor einigen Tagen einlud, mit ihm zu essen. „Ich bin ein armer Mann," sagte er, „aber ich kann nicht essen, wenn der Beistehende nicht mein schlichtes Mahl

theilt" — und wie dieser „Hund" ein abscheuliches Wort ausgesprochen und es ihm angethan habe. Seit er dieses Wort gehört, habe er nicht mehr essen können; es habe ihm die Kehle zugeschnürt. Heute sei der Christ wieder vorübergegangen; da habe er gewisse beschwörende Worte gesprochen und einige Lumpen in's Feuer geworfen, und nun stehe es mit dem Appetit wieder besser.

Wir sprachen dann vo[illegible] Procession des Machmals. Mein Mann verdrehte die Au[illegible] er mich von der Heiligkeit Derjenigen zu überzeugen su[illegible] mehr als einmal in Mekka gewesen sind.

„Und hast Du den Schlüssel b[illegible]erkt, der auf goldenem Kissen hinter dem Machmal einhergetragen wurde?" frug er mich.

„Ja! Das ist der Schlüssel der Kaabah. Nicht?"

„Du sprichst die Wahrheit, Herr; es ist der Schlüssel der Kaabah. Mit diesem Schlüssel hat es eine eigene Bewandtniß. Beim Aufschließen des Thores der Kaabah geschieht jährlich schon seit undenklicher Zeit ein Wunder. Kein Mensch außer der in Mekka ansässigen Familie Scheiba kann dieses Thor öffnen. Die Stärksten mögen stundenlang daran rütteln, und es bleibt hartnäckig verschlossen, während ein Säugling der Scheiba es mit dem kleinen Finger öffnen kann."

(Später erfuhr ich, daß mit dem Aufschließen der Kaabahthür in der That ein Geheimniß verbunden ist, dessen nur die Familie Scheiba kundig ist. Die Mitglieder dieser Familie, der wohlhabendsten der Umgebung, halten streng zusammen und vermählen sich niemals mit fremdem Blute.)

Wir bogen um eine Ecke und hatten die weite Sandebene von Abbassijjeh vor uns. In der Ferne konnte man Menschengewimmel unterscheiden; oben am lichtblauen Himmel stand noch der Mond, auf die Umgebung ein sanftes Licht gießend; im Osten leuchtete der Morgenstern wie ein tiefes Auge, und dort oben auf dem nahen Minaret hub der Mueddin die wehmüthige Weise, den Ruf zum Gebete, an.

Es lag ein wundersamer Zauber in dem Anblicke. Der Zauber wich indeß, als ich mich dem Lager der Pilger nahte.

Es war inzwischen Tag geworden. Ein Kanonenschuß, und die Karawane bewegte sich. Voran das Geschütz, gefolgt von einer langen Reihe Soldaten zu Pferde, zu Zwei und Zwei reitend, hinter diesen die mit den heiligen Teppichen bepackten Kameele und hinterdrein ein Schwarm taumelnder, heulender, jauchzender, betender Menschenkinder — es ist völlig unmöglich, diese Menschenmasse zu veranschaulichen.

Man sah Derwische mit langen lebendigen Schlangen und bunten Fahnen, Spießen, Speeren und Netzen, auf Reifen aufgespannt, worin Fische zappelten, dem Kadirijjeh-Orden angehörend, deren Glieder meist Fischermänner sind, Possenreißer, in scheckigem Anzuge mit Fransen statt der Haare und des Bartes, Fechter mit Schilden und Säbeln, Kleinkrämer, die Imams der vier orthodoxen Secten des Islams, weiße, rothe und grüne Turbane, schwarze, orangefarbene, weiße, himmelblaue, weiß und braun gestreifte Kaftane, farbenreiche Gürtel, deren Träger theils auf buntscheckig aufgeputzten Kameelen, theils zu Fuß waren, Alles mit intelligenten, aber durch die Erregung hier und da verzerrten Gesichtern, vom leuchtenden Schwarz bis in's Braune und Gelbliche.

Hinter den Pilgern ritt der Stab des Befehlshabers Manuch-Aga selbst dicht neben dem Machmal. Diesem folgte auf einem mit rothen Latzen, Spiegelchen, Muscheln, keck aufstehenden Federn und Palmenzweigen gezierten Kameele der sogenannte Scheich el Gemel (Scheikh des Kameels), der das Machmal schon unzählige Male nach Mekka begleitet hat. Dafür sprach ihn das Volk heilig. Es ist dies ein ekliger, fetter Mann mit grauem Barte, der, bis an den Leib nackt, gar nichts mehr von der Außenwelt zu bemerken scheint und mit der den Irren eigenen Monotonie seinen Kopf herumrollt. Hinterdrein trabten die mit den Nakadirs beladenen Kameele; Nakadirs sind eine Art Pauken mit dumpfem Schalle, die während der Reise unausgesetzt geschlagen werden, um den Pilgern, welche sich von der Karawane etwa entfernen, den Ort derselben anzudeuten.

Da ziehen sie nun, die fanatischen Söhne Mohammed's, unter den glühenden Strahlen der ägyptischen und asiatischen Sonne, auf glühendem sandigem Boden. Längs des Weges schließen sich ihnen Pilger aus allen Theilen des türkischen Reiches, aus Kaukasien, den russischen Südprovinzen, aus der Krim, ja selbst aus Persien und Bokhara an. Constantinopel, Damaskus, Smyrna und zahllose andere Städte senden werthvolle Angebinde nach der heiligen Stadt des Islams. Der Kairiner Pilgerstrom wird durch alle diese Seitenströme mit jedem Tage größer, bis über hunderttausend durch die Strapazen der Wüstenreise hager gewordene Muselmänner vor den Thoren Mekkas stehen. Hier müssen sie sieben Male um die Kaabah gehen, den schwarzen Stein Abraham's küssen, drei Tage im Thale von Mina beten und eilenden Schrittes den heiligen Berg Arafat herabkommen, was ihnen Alles in dem Koran so deutlich vorgeschrieben ist.

Und nach vier Monaten wird das Machmal in Kairo wieder seinen feierlichen Einzug halten. Dann wird man Mütter jammern, Gattinnen schluchzen und Kinder heulen hören, denn so Mancher war frisch und gesund ausgezogen und kehrt nicht wieder zurück. Jetzt ruhen die Gebeine der den Strapazen erlegenen Pilger im glühenden Sande der Wüste.

Und leider wiederholt sich dies alle Jahre! Ismaïl-Pascha, der ein Jahrhundert älter ist als sein Volk, schaut grollend zu. Indeß ist heute mit diesen abergläubischen Muslimen nichts zu machen. Der letzte Vice-König, Saïd-Pascha, hatte im Jahre 1861 wohl versucht, aus der ganzen heiligen Geschichte ein Paket zu machen und sie zur See von Suez nach der Mekka-Hafenstadt, Dschedda, zu befördern — aber die altgläubigen Mohammedaner schüttelten ihre Köpfe so lange, bis das Machmal wieder den langwierigen Landweg nahm. Die Pilger mußten diesen ohnehin einschlagen, weil ihnen das Fahrgeld des Dampfers zu kostspielig war.

Kairo, im December 1873. C. v. N.

Aus meinem Gefängniß- und Fluchtleben.

Auch eine Jubiläums-Erinnerung von **Fritz Rödiger**.

(Fortsetzung.)

Im Corridor lagen zwei Eßmesser, womit wir am Abend vorher Adorfer Knackwürste kunstgerecht secirt hatten. Diese Messer waren passabel scharf, stark und spitzig. Jeder steckte eins zu sich, damit es im Falle der Noth nach Schiller's Tell ein „Bringer bitterer Schmerzen" werden könne. Hierauf brach ich mit Leichtigkeit aus der nicht eben schwachen Gatterthür zum Dachboden einige starke Sprossen nur mit der Hand heraus — die Kraft dazu ist mir noch heute unerklärlich. Es prasselte ziemlich stark, allein der Gott des Schlafes, der Veranstalter der Sonnenfinsterniß und ihrer Folgen, war diesmal mit uns. Niemand hörte. Wir kamen auf den Dachboden; ich hatte auf die hier befindlichen Wäschleinen gerechnet; denn ich wollte sie neben dem unzuverlässigen und schwachen Blitzableiter zum Abstieg, wie die Bergsteiger sagen, benutzen. Ein unglücklicher Zufall oder Wachtmeisters Vorsicht hatte sie entführt — hinter uns waren die Schiffe verbrannt. Es wurde heller und heller. Der frühe Julimorgen suchte sich bereits im Osten Bahn zu brechen; einzelne Lerchen belehrten uns, wie dereinst den sentimentalen Romeo, daß die Stunden der Nachtigall vorüber seien. Ich stieg hinauf auf's thauglatte Schieferdach, denn ich wollte zuerst hinab, da ich noch kein Weib und keine Kinder hatte; brach der Blitzableiter, so konnte Blankmeister zurück und ich hatte so ziemlich sicher nichts mehr nöthig. Dies waren so ungefähr meine Morgengedanken, als ich mit meinem Körper einen großen Bogen beschrieb, und zwar um den weit vorstehenden Dachsims gegen den Hof hin, am schwankenden, biegsamen und von der Mauer vielfach losgerissenen Blitzableiter hinab. Es war die gefährlichste Stelle. Nur von den Händen gehalten,

schaukelte ich da in frischer, freier Morgenluft zwischen Erde und Himmel. In weniger als zwei Minuten war ich mittelst eines kunstgerechten Turnergriffes im Gefängnißhofe angelangt, der, von oben gesehen, soeben noch „bergetief, in purpurner Finsterniß“ dalag.

Die ziemlich starke Thür nach dem größeren Garten war geschlossen. Ein Druck mit einem Klasterhobel aus dem Holzhause genügte, um den Schloßkloben aus der Wand zu sprengen. Inzwischen schwebte auch Blankmeister majestätisch zwischen Himmel und Erde, und sein Hemd flatterte siegverheißend durch die verwundeten Unaussprechlichen im Sommermorgenwinde. Niemand hatte uns gehört; es war ein Glück für uns; aber auch ein Glück für etwaige Verfolger, denn wir waren fest entschlossen, unseren Sieg zu vertheidigen bis auf's Messer. Wie zwei Hirsche, die nach frischem Wasser lechzen, setzten wir durch den größeren Garten und hatten eben den Riesenschwung über den Zaun vollendet, als der dicke Schießhauswirth, der selige Klarner, der damalige Herbergsvater der Demokratenzunft, vom nahen Schießhause hergetrollt kam. Wir hielten es für besser, ihm heute keinen „Guten Morgen, Herr Klarner!“ zuzurufen, denn unter solchen Umständen gilt Schiller's praktisch-poetische Anweisung:

„— — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz.“ —

Wir schwenkten kühn gerade gegen die Stadt zu, um noch zeitig genug das rechte Ufer der Elster, die Straße nach dem Städtchen Schöneck und somit den geraden Weg nach dem Innern von Sachsen zu gewinnen. Während des Dauerlaufs waren zwischen Blankmeister und mir zwei Hauptfragen entschieden worden. Er wollte in die Stadt, um seiner Frau Lebewohl zu sagen; ich ließ es nicht zu, denn dies hätte geheißen, sich wieder fangen lassen. Dann drang er darauf, direct die Flucht über die nahe böhmische und bairische Grenze zu nehmen. Auch diesen Vorschlag bekämpfte ich aus strategischen Gründen; denn wir hätten dort über zwei damals scharf besetzte Grenzen hinüber gemußt und Alles würde uns gerade dort zuerst gesucht haben, während uns auf den von mir geplanten Wegen kein Mensch vermuthete. Also hinein in die voigtländischen Wälder!

Blankmeister erkannte die Richtigkeit meiner Folgerungen — denn ich vermied ja selbst meinen nahen Heimathsort —, und nun ging es um Adorf herum, beim Kirchhofe hinunter, ruhigen Schrittes, damit wir kein Aufsehen erregten, gegen die Elster-Brücke, allwo zwei einsame Schlagbäume mir Gelegenheit boten, dem damaligen Herrn Straßengeldeinnehmer, der mich im vorigen Jahre so liebevoll in's Gefängniß kutschirt hatte, noch „ein stilles Adje“ zuzurufen. Unser Zweigespann gab diesmal aber kein Chaussee-, sondern nur brav Fersengeld.

Wir hatten Beide einen Höllendurst, wie wir wohl seit den Flitterwochen unserer Studentenzeit keinen empfunden hatten. Lockend lag das Adorfer Feldschlößchen vor uns, allwo Frau Becker (nun auch schon todt), als Wittwe eines der ersten obervoigtländischen Vorkämpfer für deutsche Einheit und Freiheit, ein Allerbestes ihren Gästen bot, aber — da war keine Zeit zum Durstlöschen. Fort ging es in angestrengtem Dauerlaufe die Bergstraße hinauf, Schöneck zu, dem alten freien Reichsstädtchen, hoch oben auf waldiger Höhe zwischen Ober- und Untervoigtland, zwischen Bauer und Stadtbürger mitten drin liegend. Hier und da begegnete uns ein früher Wanderer, allein wir zogen dann sofort Faust's Zauberkäppchen in Gestalt eines Roggenfeldes über die Ohren und machten uns unsichtbar. Endlich — noch stak die Sonne hinter den Bergen, aber die Dämmerung hellte sichtlich empor — erreichten wir den Wald.

Ich habe den Wald unendlich lieb, aber so mit Inbrunst an's Herz gedrückt habe ich ihn niemals wieder. Jeden Baum hätte ich umarmen mögen; waren es doch alle uralte Bekannte, die mit dem Knaben und Jüngling aufgewachsen waren und die ich so manches Mal besucht und begrüßt hatte, die lieben, dunkelgrünen Säulen meiner heimathlichen Berge!

„Sei gegrüßt, liebherz'ger Wald,
Sei gegrüßt viel' Tausendmal!“

Und der alte liebe Kumpan nickte freundlich mit seinen Morgenwipfeln, flüsterte leise seinen Gegengruß und hüllte uns barmherzig in seinen schatten- und faltenreichen Mantel, wusch uns die rußigen Gesichter und [illegible]nt seinem plätschernden Waldbache, reichte uns im [illegible]ilen Moosteiche einen krystallenen Spiegel zur nöthi[illegible]toilette und verstärkte unsere hausbackenen Dolche mit [illegible]gen Wanderstäben aus des Bergwachholders urzähem St[illegible] um etwaigen Widersachern ein bedeutsam Wörtlein von [illegible]voigtländischer Kraft damit hinter die Ohren schreiben zu können. Der Wald credenzte aber auch den Halbverschmachteten kühlenden Labetrunk aus frischsprudelnder Quelle und deckte uns auf freier Haide gastfreundlich die Morgen-, Mittags- und Abendtafel mit köstlichem Gebeere von aller Art —

„Wie es der Wand'rer findet in den Bergen.“

Jetzt erst sahen wir einander an. Wir waren prächtige Kerle! Trotz erster und zweiter Mohrenwäsche waren wir immer noch „Ebenholz“, und Blankmeister mit seinem struppigen Vollbarte, in mächtigen Filzschuhen zu Ende Juli, in der Rechten den wuchtigen Wachholder, glich auf's Haar einem riesigen Gnomen der Unterwelt, oder noch besser einem in der Umwandlung begriffenen Darwin'schen „Menschenwerder“. Betrachtete ich ihn und mich in irgend einem Wasserspiegel des Waldes, so glichen wir Beide vollkommen Dem, was wir waren — zwei soeben dem Zuchthause Entlaufenen.

Nach kurzer Zeit bogen wir um das Städtchen Schöneck herum, warfen dem idyllischen „Waldhaus“ und wohl mehr noch dessen frischem „Waldkeller“ einen freundlichen Blick zu und schlugen uns, wie Seume's Indianer, rechtwärts in die Büsche, obgleich wir auf classisch-demokratischem Boden standen. Hier, auf weitem, waldumkränztem Felde, hatten wir im Juni des Jahres 1848 die erste große Volksversammlung des Voigtlandes gehalten. Aus allen Thälern, weit und breit, ja selbst aus Böhmen und Baiern, hatten sich freiheitbegeisterte Männer eingefunden, und dort, am schattigen Waldhaus, wurde noch lange von den riesigen Bierfässern herab fortgeredners, bis die Sonne sich neigte vor dem unvergeßlichen Tage. Droben in der alterthümlichen Oberstube aber saßen, von da an, zu öfterem die Führer der voigtländischen Vaterlandsvereine zusammen und sahen hoffnungsreich hinab auf das blaugrüne, prachtvolle Waldmeer.

„Ganz wie Amerika!“ rief ich einst in jugendlicher Schwärmerei aus.

„Möcht' es so sein!“ erwiderte mir ein alter, ehrlicher Fabrikant; „wird es aber wieder nichts, wie Anno 30, so schnür' ich meinen Bündel und gehe noch in meinen alten Tagen hinüber in's Land der Freiheit.“

Ich sah den Alten mitleidig an. Meine Jugend konnte die Möglichkeit eines Rückschlages gar nicht fassen, und nun, kaum drei Jahre später, stand ich barfuß, heimathlos, geächtet, verfolgt, ohne Obdach und ohne Kleider, zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilt, vor demselben Hause, vor derselben wunderlieblichen Waldlandschaft, mich weislich in den Büschen bergend, auf unsicherer, dornenvoller Flucht nach — Amerika oder einem anderen freien Lande.

Sollte der alte Prophet von Auerbach noch leben, so sei er recht herzlich von der freien Schweiz aus gegrüßt, nach fünfundzwanzig Jahren! Ich habe seiner oftmals gedacht.

Hier hatten wir den nördlichen Chimborasso des Voigtlandes passirt. Eine Stunde weiter abwärts deckte uns Meister Jungwald geschäftig die Mittagstafel und servirte gastfreundlich seine saftigsten Heidelbeeren. Dann stiegen wir in ein enges, von Bergwassern ausgewaschenes Thälchen hinab und nahmen im sonnigblinkenden Waldbach, tiefverborgen und wohlversteckt, ein herzhaftes Bad, um uns den amtlichen Ruß des Gefängnißofens sowohl, wie dessen schornsteinfegerlichen Geruch — der aber trotzdem noch wochenlang meine Nase beleidigte — vom Leibe zu waschen. Der Erfolg durfte kein glänzender genannt werden.

Indessen waren meine Strümpfe auf den körnigen Granit- und den dornigen Waldpfaden den Weg aller Strümpfe gegangen, und Blankmeister's sibirische Filzschuhe hatten ebenfalls des Daseins Zweck erfüllt. So stand ich, wie dereinst der deutsche Kaiser Heinrich der Vierte im Hofe zu Canossa, im Hofe der Natur, barfüßig, verbannt, vogelfrei, aber ohne Büßerhemd, weil ich im Drang des Augenblicks vergessen hatte, eins anzulegen.

Wir waren Beide des Gehens nicht mehr gewöhnt,

geschweige denn des Barfußgehens, und so machte sich denn in unseren Füßen allmählich ein heftiger Trieb zur Arbeitseinstellung geltend. Wir illustrirten sprechend ähnlich das alte Volksbild: „Er geht auf Eiern". Dazu zwei Nächte nicht geschlafen, denn auch die vorhergehende war unruhvoll, dann die stete Aufregung! Daneben die Beeren und das Brod, die Waldkost, für die wir zwar äußerst dankbar waren, die aber trotz aller vegetarianischen Schwärmerei in solchen Fällen nicht genügt! Wir sehnten uns zu allererst nach des Schusters Rappen.

Doch die Sonne sank hernieder,
Und im Abendglockenklang
Tönte leis' das Lied der Lieder,
Das so lieb die Mutter sang,
Von dem Schmerz des Heimwehs wieder.

In der Heimath heimathlos, saßen wir am Waldesrand und sahen hinunter in ein freundlich stilles Bergthal. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Kirchthurmspitze eines vor uns liegenden Dörfchens, das, fern vom Getöse der lauten Heerstraßen, der Eisenbahnen und Telegraphen, recht glückliche Menschen zu bergen schien. Ich kannte dieses bescheidene Dorf und hatte als Schüler, als Student und als Philister oftmals diese einsame Oase durchwandert. Mit welchen Gefühlen aber sah ich heute hinab auf die grauen Schindeldächer, mit den rothen oder weißen Schornsteinen, aus denen soeben der blaue Rauch gastlich emporkräuselte, der das einfache Nachtmahl verkündete! Auch unsere Alles bewegende Lebensmaschine sehnte sich dringend nach etwas Verdaulichem, aber Niemand lud uns freundlich zu Gaste; scheu wichen wir der Menschheit aus. Endlich, als die Dämmerung kräftiger herabstieg, stiegen wir empor zu dem Gedanken, alle Sentimentalität an den Nagel des Humors zu hängen, und recitirten aus den „Räubern", denen wir ähnlich sahen, die trefflichen Worte:

„Heut' kehren wir beim Pfaffen ein,
Bei reichen Pächtern morgen."

Im lieben Dörflein Bergen lebte nämlich zur selbigen Zeit der uns wohlbekannte und werthe Pfarrer Röller, der nun auch schon längst in Walhallas Gefilden predigt. Ein Mann von seltenen Talenten, aber schon als Student politisch anrüchig, sintemalen er eifriger Burschenschafter und am Frankfurter Putsch betheiligt gewesen war. Er konnte sich auch noch als Candidatus die lichtere Anschauung der Welt und die Sehnsucht nach einem einigen, großen, freien und starken Deutschland nicht abgewöhnen und er hätte deshalb wohl auch das Schicksal vieler Zukunftspastoren von damals gehabt, das heißt: er wäre ohne Pfarre geblieben, und hätte als armer Hauslehrer oder als beneidenswerther Dorfschulmeister den Abend seines Lebens herbeimagistern können, wenn ihn nicht gerade das Jahr 1848 mit einem demokratisch gesinnten Patronatsherrn zusammengeführt hätte, der ihn ohne langes Federlesen auf die nicht ganz üble Pfründe zu Bergen versetzte. Dieser seltene Kirchenpatron war Wilhelm Adolph von Trützschler auf Falkenstein, Mitglied des deutschen Parlaments zu Frankfurt.

Hut ab! wir sprechen von Trützschler. Welchem Volksmann aus jener Zeit dränge dieser Name eines deutschen Märtyrers nicht durch Herz und Seele? Auch mich ergriff die Erinnerung an diesen grausam geknickten Stamm aus den Bergen des Voigtlandes tief, doppelt tief bei dem Anblick dieses lieblichen Dorfes, einer bescheidenen Stelle, die aber dennoch zu Trützschler's stillem Wirkungskreise, zu seiner speciellen Heimath gehörte. Der Geist dieses edlen Todten umschwebte uns schützend in seinem Dörfchen. Hier galt es, Proviant aufzutreiben, Kleider und besonders Schuhwerk zu requiriren. Dazu eine Scheere, um unsere sehr überflüssigen Bärte zu beseitigen.

Ich hatte mich mit gutem Vorbedacht nach diesem Dörfchen gewendet. Hier war ich sicher, das Allernöthigste zu erhalten. Die Frau Pfarrerin war meine erste und wärmste Schulliebe und eine wackere Cameradin meiner Knabenzeit gewesen, welches freundliche Verhältniß sich noch in die ersten Jünglingsjahre hineinzog. Frau Pfarrerin war ruhig, fest und entschlossen. „Sie wird gewiß Rath schaffen," dachte ich. Die einzige Schwierigkeit war, wie wir in unseren nicht eben modernen Anzügen in's Pfarrhaus gelangen wollten, ohne Aufsehen zu erregen, denn zu unserer halben Verzweiflung wollte es gar nicht dunkel werden, und außerdem wollten wir das Pochen aus dem Schlafe wohlweislich vermeiden.

Kurz entschlossen, ließ ich Blankmeister im Walde zurück, da seine Gestalt immer noch weitaus die verdächtigere war. Ich sah nach beiderseitigem Urtheile noch leidlich aus, knöpfte den schwarzen Rock über die unbehemdete Brust und wandelte herzhaft auf den Pfarrhof los. Barfüßige Handwerksbursche, die um einen Zehrpfennig und um ein Nachtlager anhielten, waren in jener Gegend gewiß auch nichts Seltenes, und außer der Pfarrfamilie kannte mich Niemand im Dorfe.

Mariens Mutter begegnete mir im Hofe mit einem Kinde auf dem Arme. Sie erkannte mich sofort; allein sie hatte Geistesgegenwart genug, da fremde Leute um uns herum waren, mich nicht zu kennen, und wies mich, wie wahrscheinlich noch manch andern Handwerksburschen, an den Herrn Pfarrer. Der Herr Pfarrer aber, der von jeher etwas ängstlich gewesen war und dem man außerdem zu jener Zeit einen politischen Proceß an den liberalen Hals zu hängen beflissen war — was ich natürlich nicht wissen konnte —, verlor bei meinem nicht ganz gewöhnlichen Anblicke beinahe den Kopf. Glücklicher Weise war er mit mir allein im Zimmer.

„Fritz," rief er fast entsetzt aus, „Du machst mich unglücklich. Fort — fort!"

„Ich will nichts von Dir als Brod," antwortete ich, „und was ich sonst brauche. Ich rathe Dir, zu geben und zu schweigen, oder ich stecke Dir den rothen Hahn auf's Dach. Wir sind eine ganze Bande."

Selbstverständlich brauchte ich diese Drohung, um dem Pfarrer im Falle des Verrathes meiner Einkehr die kräftige Entschuldigung zu ermöglichen, als sei er durch meine fürchterliche Drohung gezwungen worden, mir zu willfahren.

Das Beste war jedoch, daß der Herr Pfarrer verschwand und die Frau Pfarrerin mich ohne langes Besinnen zur Hand nahm. So war ich denn in die rechten Hände gerathen. Sie fürchtete den tollen Jungen von ehedem nicht, der heute als eine Art Räuberhauptmann in ihr Haus gefallen war. Sie schaffte rasch einen Laib Gerstenbrod zur Stelle, schnitt ihn auf und brachte nach voigtländischer Bauernsitte ein gehöriges Stück Butter in ein ausgehöhltes Loch; das hiermit wieder ordnungsgemäß verschlossen und somit transportabel gemacht wurde, brachte zwei Paar Stiefel, zwei Hemden, ein Paar „Unaussprechliche" für meinen Exbürgermeister, eine flotte Scheere und ein paar Thalerchen Geld — „Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?" — führte mich im tiefsten Zimmer- und Abenddunkel noch zu ihrer Schwester, die krank im Bette lag und sich über meine Flucht beinahe gesund freute; dann ging es, ohne den Herrn Pfarrer noch einmal zu besuchen, das Bündel auf dem Rücken, über einen langen dunkeln Heuboden hinweg, und nach einem kurzen Abschiede, nach einem tiefherzigen „Leb' wohl, Marie!" — „Leb' recht wohl, Fritz, und denke zuweilen an uns!" — stand ich mit Einem Satze unten im Baumgarten und huschte durch Häuser und Büsche, über Hecken und Zäune wie ein echter und gerechter Zigeuner

Zum Wald, zum Wald,
Zum frischen, grünen Wald.

Dort wurde zuvörderst ernhaft und mit einem echt obervoigtländischen Appetit Gerstenbrod und Butter getafelt. Dann ging es an die Toilette; Hemden und Stiefel wurden mit Wonne angezogen, und zum Schluß schoren wir uns, soweit es der helle Abend noch gestattete, gegenseitig die Bärte aus dem Gesicht, wenn auch nur im Gröbsten. Adieu, mon Henri quatre

Nun wurde der übrige Brocken sorgfältig eingepackt, und vorwärts ging es wieder auf Schusters Rappen und auf geistlichen Sohlen durch das thauige Thal hinab, in die Nacht und in die Fremde hinein.

Bei Sturm und Wind marschiren wir,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist uns're Sonne.

Bei allem Criminalhumor entwickelte sich jedoch immer fühlbarer eine ziemliche Müdigkeit. Ohne uns lange zu besinnen, huschten wir in einen Kornacker und verschwanden in diesem uns vertraut gewordenen Zauberkäppchen. Allein — trotz 29. Juli — Erde und Nacht war kühl. Mein dünner Rock

und Blankmeister's wollene Jacke waren keine Soldatenmäntel, und Brod allein vermochte die Feldflasche nicht zu ersetzen. Wir konnten nicht schlafen. Da trabte noch zum Ueberfluß ein Reiter zu Pferd nahe an uns vorüber. Wir hörten so Etwas wie einen Säbel rasseln, und unsere noch immer aufgeregte Phantasie sah natürlich sofort einen leibhaftigen reitenden Gensdarm, der wie der Erlkönig durch die weißen lichten Nebel des kleinen erlengespickten Thales dahinsprang, und da wir ja doch nicht schlafen konnten, so spornten wir unsere flüchtigen Beine ernstlichst zur Weiterbeförderung an und passirten so gegen Mitternacht das gut demokratische Städtchen Treuen, um hier den letzten königlich sächsischen Nachtwächter und dessen harmonischen Stundenruf zu genießen, der mit dem bekannten vormärzlich diplomatischen Zuruf schloß:

„Bewahrt das Feuer und das Licht,
Damit Niemandem kein Schaden geschicht!"

Wir beiden achtundvierziger und neunundvierziger Lichtaufstecker begriffen Dies. Schweigend durchschritten wir die alten Gassen, grade und krumme, und suchten so rasch wie möglich den schützenden Wald zu erreichen, in dessen Dunkel bei friedlichem Wipfelrauschen wir uns in's weiche Moos betteten, um uns zum letzten Male in der engeren Heimath, „auf der Flur, wo wir als Knaben spielten", eine Spanne Nacht lang in der lieblichen Wiege des Traumes zu schaukeln.

Während wir hier so harmlos in des Waldes Armen schlummern, sei mir ein kurzer Rückblick auf die von uns so treulos Verlassenen gestattet. Das Scheiden von der traulich düsteren Frohnveste war uns nach der Parodie des Chamisso'schen Zopfliedes:

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß man' ihn für das Zuchthaus fing —
Er wollt' es anders haben!

sehr zu Herzen gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Oybin.

Ein Gedenkblatt von Andreas Oppermann.

Es war im Junimonate des Jahres 1868. Nach den bewegten Tagen des Lutherfestes zu Worms war ich in's grüne Neckarthal geeilt und lag träumend in einem Fenster der Schloßruine des Wilhelmsbaues zwischen den Gräsern, die aus den Mauerritzen hervorquollen und, von linder Luft bewegt, sich hin- und herwiegten. Ich schaute hinauf in die herrlichen Gestaltungen, welche die Zinnen der Ruine krönten, welche die Fenster schmückten, hinauf in den blauen Himmel, der zwischen den edlen Decorationen des Mauerwerkes, welches so satt gefärbt in goldigem Tone erglänzte, nur um so tiefer erschien. Ich wurde nicht müde, die schönen Gebilde einer reichen Zeit, einer verschwenderischen Fülle von Phantasie zu betrachten. Vorüber rauschten die Gestalten des phantastischen Winterkönigs und seines üppigen Hofes; vorüber zogen die Bilder jener wilden Tage, in denen das stolzeste Schloß im deutschen Lande von den Welschen in Brand gesteckt wurde, vorüber die Erinnerung an die teuflische Freude, mit welcher der stolze Herrscher Frankreichs eine Gedenk- und Ehrenmünze auf die Mordbrennerei seines Feldherrn schlagen ließ, auf welcher die Aufschrift: „Heidelberga deleta" zu erblicken war. Um mich her summten die Bienen; mir klang's wie ein fernes Lied, wie ein Chorgesang; „Heidelberga deleta" hörte ich deutlich daraus hervorklingen, traurig und monoton.

Ich wurde den Klang des Bienenliedes nicht los. Es verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und es verschwand der Ton und das Gefühl, das es mir in der Seele erweckt hatte, erst, als ich von der Freiung des Schlosses am Abende in das glückliche, blühende Neckarthal herniederschaute. Unten in der freundlichen Stadt Heidelberg erklangen die Abendglocken, und über dem golddurchleuchteten sagenreichen Rheinland lagerte der ganze Zauber eines Sommerabends. Wer einen solchen Abend auf dem Heidelberger Schlosse erlebte, wessen Blick jemals von der herrlichen Ruine nach den fernen Bergen schweifte, welche bereits französisches Land beherrschten, der begreift es wohl, daß es hier den Menschen drängt, die Hände still zu falten und mit den tausend Gebeten, welche der Abend in der Menschen Brust erweckt, das seinige zu vereinen, der begreift es, daß sich hier Vergangenheit und holdes gegenwärtiges Glück um den Besitz der Seele streiten, der begreift es aber auch, wie traurig in der Seele des Deutschen immer wieder der Refrain des Liedes „Heidelberga deleta" wie ein Hohn auf unsere Vergangenheit dazwischen klang.

Heute ist das anders als damals. Nicht mehr wird der Blick in die Ferne durch Frankreichs Berge begrenzt. So weit man auch in die dämmernden blauen Linien am Horizonte schauen kann, überall erblickt man deutsches Land auch jenseit des Rheines. Vergessen ist heute das koboldartige Schwirren und Zirpen des höhnisch frohlockenden Liedes von „Heidelberga deleta"! Was auch das Rheinland durch den Franzmann an Wunden und Schmerzen erlitten, gerächt ist es und gesühnt im größten Stile. Der Zauber der Heidelberger Ruine aber ist derselbe geblieben, wenn er auch nicht mehr umwoben ist von dem Gefühle patriotischen Schmerzes und der Hoffnung auf die Stunde der Vergeltung — und für jeden Deutschen gehört die Erinnerung an Heidelberg heute, wie in den Tagen unserer Väter, zu den schönsten und unvertilgbarsten des Lebens.

Auf meiner Rückreise nach der Heimath führte mich der Weg durch Thüringen. Ich konnte es mir nicht versagen, von der Heerstraße weg einen Abstecher nach einer nicht minder berühmten Ruine Deutschlands, nach Paulinzelle zu machen. Während Heidelberg den Blick in die Fülle des reichen Lebens der Renaissance eröffnet, tritt Einem mitten in dem einsamen thüringischen Wiesenthale, umgeben ringsum von grünem Walde, die einfache Großartigkeit des romanischen Baustiles überwältigend entgegen.

Sanft überragten zwei Thürme das in schönen Rundbogen sich wölbende Portal. Nur einer ist noch übrig, der noch heute als Glockenthurm benutzt wird. Ehrfurcht beschleicht den Beschauer beim Betreten des Kirchenschiffes, aus dessen grünem Rasenteppiche die mächtigen Säulen sich erheben. Dazwischen wölben sich die einfachen Bogen des romanischen Rundbaues; mächtige blühende Linden beschatten das hohe Gemäuer; hellgrünende Buchen, von goldigem Sonnenlicht durchwoben, ersetzen beim Durchblick durch die offenen Fenster den Schmelz der verschwundenen Glasmalereien. Der Duft der Linden durchströmt den Tempel Gottes, über welchem der blaue Himmel sich wölbt, mit köstlicherem Geruche als Weihrauch. Lieblich schmiegt sich an den alten Bau neues Leben; aus dem blumengeschmückten Fenster des gemüthlichen thüringischen Hauses, welches an die Kirchenruine unmittelbar angebaut ist, schaut das freundliche Gesicht einer Frau, welche ein Kind auf dem Arme trägt, hernieder, und ein lieblicher Garten, mit Blumen wohl gehegt, breitet sich bis in die Ruine hinein. Jetzt tönen vom Thurme die alten Glocken in silbernem Klange, wie sie wohl ehedem den einsamen Mönchen erklungen. Die Herde kehrt mit melodischem Geläute an der Kirchenruine vorüber heim; eine Kuh versucht es, aus dem alten Taufbecken, das vor dem Portale in tiefem Grase liegt und in welchem sich etwas Wasser angesammelt hat, zu trinken. Freundlich das Köpfchen neigend, schauen die Vöglein zu, welche in den Bogen des Portales, an dem noch die Spuren musivischer Malerei sichtbar sind, ihre Nester aufgeschlagen haben.

Wenn Heidelbergs Ruine die harmonische Pracht der Entfaltung in Natur und Kunst charakterisirt, so ist es hier in Paulinzelle der das Gemüth ergreifende Contrast, welcher zwischen dem Denkmale einer längst entschwundenen Zeit, Welt- und Gottesanschauung und der behaglichen Idylle des gegenwärtigen Lebens ringsum liegt.

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß mein erster Weg, nachdem ich in meine Heimath zurückgekehrt war, nach dem Oybin führte. Die Meinigen hatten dort Sommeraufenthalt genommen, und ich eilte, sie zu begrüßen und frohe Tage mit ihnen zusammen zu sein. So reihte sich, wie von selbst, zu den Bildern der beiden merkwürdigsten Ruinen Deutschlands, Schloß Heidelberg und Paulinzelle, als kostbare Perle das Bild der dritten Ruine, welche würdig ist, jenen beiden zur Seite gestellt zu

Auf dem Oybin.

Nach der Natur aufgenommen von Richard Püttner

Digitized by Google

Vor und in der Kirche des Oybin.
Nach der Natur aufgenommen von Richard Püttner

werden, des Oybin an. Die Kloster- und Kirchenruine Oybin mit den alten Trümmern eines Raubritterschlosses ergänzt die herrliche Dreigestalt auch nach der Richtung der Kunst hin. Denn, wenn in Paulinzelle uns die schlichte Großartigkeit des romanischen Baustiles entgegentritt, wenn in Schloß Heidelberg unsere Phantasie von der reichen Fülle sinnlicher Gestaltungen des Renaissance-Zeitalters gefangen wird, so umgiebt uns im Rauschen der Tannen auf Oybin der vollste Zauber gothischer Kunst, ein Hauch lebensvoller Romantik des späteren Mittelalters. Keine der beiden anderen berühmten Schwesterruinen ist also so umwoben, gleichsam so umsponnen von dem tausendfältigen Leben des deutschen Waldes.

Dem liebenswürdigen Künstler ist es gelungen, in den beifolgenden Zeichnungen, deren Interpret der Verfasser dieser Zeilen nur sein will, den Eindruck des Märchenhaften, den köstlichen Duft von Romantik und [illegible] werk aus vergangener Zeit gleichmäßig ausgebreitet ist und Beide zu einem wunderbar schönen, einheitlichen Bilde gestaltet, festzuhalten und zur Darstellung zu bringen. Nicht möglich ist es der Feder, gleich lebendig

Digitized by Google

wie der Maler zu schildern; sie kann nur erläutern, und allein der Dichter vermöchte es im Liede, den ganzen Reiz dieses glücklichen Stückes Erde Oybin zu besingen.

Mitten aus einem von waldigen Bergen umgebenen grünen Thale erhebt sich der Bergfelsen Oybin mit seinen wunderlichen phantastischen Sandsteinformationen, etwa tausendsiebenhundert Fuß über dem Meeresspiegel, von reicher Vegetation geschmückt. Er bildet fast die Mitte des südlausitzischen Gebirgszuges, welcher Sachsen von Böhmen scheidet, und ist etwa anderthalb Stunde von der freundlichen Stadt Zittau, der Hauptstadt der südlichen Oberlausitz, entfernt. Aus grünem Rasenboden steigen die mächtigen senkrechten, rundgeformten Felsenwände empor; rings um den Bergkegel zieht sich ein breiter Gürtel von Wiesen und Feldern im Thale, welches auf der anderen Seite kreisförmig von Bergen, daran Forsten bis zum Thale herniedersteigen, umgeben ist.

Vor allen hervorragend an kühn geschwungenen Linien und Schönheit der Form, erhebt sich dem Berge Oybin gegenüber der mächtige Hochwaldberg mit seinem breiten Rücken, welcher die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen bildet und über dessen Joch die alte Straße in's böhmische Land hinüberführt. In dem stillen blühenden Thale auf grünenden Matten rings um den Oybinberg herum lagert sich das Dörfchen Oybin mit seinen freundlichen hölzernen Weberhäusern. Es ist ein rühriges, fleißiges und genügsames Völkchen, welches diese braunen Holzhäuser, die in neuerer Zeit theilweise reizenden Villen weichen mußten, bewohnt. Oft, wenn ich noch in später Nacht durch das Thal schritt, da leuchteten noch die spärlichen Lämpchen aus den dunkeln Hütten, und weithin dröhnte der dumpfe Stoß des rastlosen Webstuhles.

In neuerer Zeit entstehen, wie bereits erwähnt worden, an Stelle der kleinen Hütten freundliche Villen, und nicht lange mehr wird es dauern, so ist von dem armen Gebirgsdörfchen wenig mehr zu sehen, und anstatt desselben eine heitere „Sommerfrische" erstanden. Neben den ärmlichen Häusern giebt und gab es aber auch gar freundliche, blanke und wohlig ausschauende Gebirgshäuser. Besonders anmuthig gelegen sind die Häuser, welche sich auf der Anlehne ausbreiten, die sich nach dem Hochwalde zu, aus dem Thale aufsteigend, bildet. Das letzte Haus am Waldesrande, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf den Oybinfelsen und auf das Dorf im Thale hatte, dessen Giebel mit den Schornsteinthürmchen malerisch zwischen den Obstbäumen lagen, war das sogenannte Forsthaus. Im Sommer nahm es fröhliche Gäste auf. Es war das Ideal eines echten Oybinhauses, behaglich sauber, von jenem eigenthümlich schmuckhaften Aussehen, das fast allen reicheren Häusern in Gebirgsgegenden eigen ist. Bis an den geschnitzten First des Hauses rankte sich der Wein- und wilde Epheu; freundlich blinkten die Fenster aus dem mit Zierrathen geschmückten Gebälk, und stattlich prangte in Stein gehauen über der Thür die verzierte Inschrift des Erbauers. Von einem blühenden Garten war das freundliche Haus umgeben. Die Bienen summten vor den zahlreichen Stöcken, und vor der Thür des Hauses rauschte der Brunnen mit köstlichem Bergwasser. Vom Garten aus blickte man nach der anderen Seite hinunter in einen kühlen Wiesengrund, aus dem uns am heißen Mittag Kühlung entgegenströmte. Würzig duftete der Wald hinterm Hause. Welches blühende sonnige Leben hier am Morgen, welche zauberische Ruhe am Abend, nur durch das Girren der wilden Tauben unterbrochen! Wenn heißer und heißer am Mittag die Sonne erglüht, wenn der Vogelsang verstummt war und man nur noch dann und wann halbverloren den Kukuk schreien hörte, hier war immer Kühle und Erquickung zu finden, hier fächelte, auch wenn draußen im Lande die Felder und Wiesen von der Sonnengluth versengt waren, stets leise Luft uns neues Leben zu.

Es war ein glücklicher Aufenthalt für genügsame Menschen, das Ideal einer Sommerfrische, wie deren mehrere noch heute in dem kleinen Gebirgsdorfe zu finden sind. Das alte Forsthaus ist verschwunden. Heute erhebt sich ein stattlicher Landsitz an seiner Stelle. Das Gärtchen hat sich in eine reizende Parkanlage verwandelt, die herniederreicht bis in den kühlen Wiesengrund; vor dem Hause rauscht eine mächtige Fontaine, und haushoch steigt das köstliche Bergwasser in tausend Diamanttropfen zum heitern Himmel empor. Der Comfort hat die Einfachheit der Idylle verdrängt, aber der Zauber der Natur macht heute, wie früher, den Aufenthalt hier und in den angrenzenden Villen zu einem der beneidenswerthesten in deutschen Landen.

Unmittelbar an die steile Felswand des Bergkegels Oybin angelehnt, erhebt sich über den Häusern des Ortes die kleine Kirche mit ihrem hölzernen Thurm. Der Schall der hellen Glocken, der von der nahen Felswand abprallt, wird durch das Echo weit in die Berge hineingetragen. Der Ort bildet nur eine kleine Filiale eines anderen Gebirgsdorfes Lückendorf, dessen Seelsorger alle vierzehn Tage, auch im Winter und im tiefsten Gebirgsschnee, den weiten Weg über die Berge herübermacht, um der Gemeinde das Wort Gottes zu predigen. Ein steiler Treppenpfad, theilweise in den Felsen gehauen, führt, an dem Kirchlein vorbei und zwischen herrlichen Bäumen hindurch, den Felsen hinan.

Als ich im Sommer 1868, von der Reise heimgekehrt, die Meinigen am Sonntagmorgen besuchte, da begruben sie gerade die Frau des ehemaligen Försters, unsere Hauswirthin. Ich wollte den leidtragenden ernsten Männern und Frauen in schwarzer schwerer Tracht aus dem Wege gehen, nahm mein einjährig Bübchen auf den Arm und ging mit Weib und Kind nach der anmuthigen Schenke am Fuße des Berges unmittelbar bei der Kirche. Ihr gegenüber lagerte ich mich auf einer Anhöhe in's Grüne. Am blauen Sommerhimmel zeichnete sich der Umriß des Berges mit seiner Ruine, unterbrochen von mächtigen Buchenwipfeln, scharf ab. Es war Sonntagsweihe und Stille über die ganze Natur ergossen. Wohliger und melodischer rauschten die Brunnen; diamantener erblitzten die Gräser vom morgendlichen Thau; prachtvoller als je schien mir da oben im blauen Duft die Krone des Hochwaldes zu dämmern. Jetzt begann die Glocke hell zu läuten. Nicht lange dauerte es, so kam der Leichenzug mit der stillen Last im Thale unten vorbei und stieg dann den steilen Felsenpfad gegenüber empor. Die Glocke verstummte — statt dessen begann der fromme Gesang der Knaben, und langsam wand sich, von Zeit zu Zeit durch Bäume oder Felsen verdeckt, dann wieder sichtbar, der Leichenzug empor, voran der weiße Sarg, der mit seinen Verzierungen wie Silber glänzte. Immer höher wurde er emporgetragen. Noch einmal ertönten die Glocken, dann ward es still, aber jetzt war auch der silberglänzende Sarg in dem Thore der Klosterruine oben verschwunden, und Stille herrschte nah und fern. Es war, als hätte sich der Himmel geöffnet, um die fromme Dulderin, die sie droben so feierlich begruben, aufzunehmen. Uhland's Empfindung klang lebhaft in dem Bilde wieder: „Droben steht die Capelle ꝛc. ꝛc."

In ferne Zeiten war ich entrückt — ich konnte mich der Erinnerung an das Bild nicht erwehren, in welchem Moriz von Schwind die Beisetzung der heiligen Elisabeth schildert. Es war etwas von der feierlichen Romantik desselben in dem Leichenzuge der einfachen Dörfler. Sie sind stolz darauf, ihre lieben Todten dort oben auf dem Berge begraben zu können. Sie ertragen unverdrossen die Mühen, welche bei Beerdigungen im Winter überwunden werden müssen, wenn eisige Stürme wehen und die Felssteige und Treppen von Eisesglätte bedeckt sind. Sie freuen sich aber des Abends, wenn sie in ihren traulichen Hütten beisammen sitzen und der Lücken gedenken, die der Tod in ihrem engen Kreise gemacht hat, daß ihre Todten da oben ruhen „auf dem Berge" über ihren Häuptern, ein Stück näher dem Himmel, und nicht im engen Thale, daß ihre Lieben gleichsam auf sie herniederschauen.

Der Tourist, der im Dorfe Oybin angelangt ist, kann sich im Kretscham oder in der hübschen Restauration Dürrling's unmittelbar am Fuße des Berges erquicken. Ein Trunk guten Bieres und Weines, ein schmackhafter Imbiß ist hier stets zu finden, und noch sind hier nicht die exorbitanten Preise anderer Sommerfrischen eingedrungen. Bescheiden sind im Ganzen die Ansprüche der Bewohner, die Wohnungen billig, und Sauberkeit ist durchgängig im kleinen Orte zu finden. Erst seit etwa acht Jahren wird derselbe von Fremden besucht, ja selbst der unvermeidliche Berliner soll sich bereits schon im vorigen Jahre dort eingestellt haben. Unter den Stammgästen herrscht ein einfacher ungezwungener Ton. Chignon und Stöckelschuh erscheint in mäßiger Verbreitung, dagegen ist der Appetit in der würzigen Bergluft um so größer. Eine außerordentlich reiche Auswahl der anregendsten Spaziergänge im Walde und auf den Höhen bietet der Abwechselungen genug, und der Wald ist hier in den

heißesten Sommern ein nie versiechender Quell der Erfrischung. Die Verbindung mit Zittau ist gut und bequem — kurz, es fehlt nichts, um den Aufenthalt zu einer beneidenswerthen Sommerfrische zu gestalten, und wenn die Zittauer nicht ohne Ausnahme ihren Sommersitz hier aufschlagen, sondern fernere Orte aufsuchen, so geschieht dies wohl aus der sehr erklärlichen Erwägung, daß man die ehrbaren Gesichter der Zittauer Patrizier, welche man in der Stadt zehn Monate des Jahres hindurch sieht, nicht durch zwei Monate desselben auf dem Lande genießen will, sondern vorzieht, neuen Lebensstoff durch Anschauung anderer Menschengestalten zu gewinnen.

Wollen wir den Oybin besteigen, so können wir dies auf dem oben von mir geschilderten Pfade thun. Wir wollen aber der Führung unseres trefflichen Künstlers folgen und wenden uns von der anderen Seite des Oybinthales rechts in den sogenannten „Hausgrund“, welcher den Oybinfelsen auf der nördlichen Hälfte umschließt, eine üppige Waldschlucht, an deren Ende der dunkle Spiegel eines Forellenteiches uns das Bild der hoch am Felsen hängenden Kirchenruine und des Raubschlosses ernst wiederspiegelt. Gleichsam wie eine märchenhafte Vision, wie eine Phantasmagorie hat der Meister dieses romantische Bild aufgefaßt, und so erscheint es auch dem Wanderer, welchen alsbald der dunkle Wald- und Felsenpfad, der nach der Ruine führt, in seine schattige Kühle aufnimmt.

Noch ergriffen von dem Bilde im Grunde, das ich nur als einen landschaftlichen Juwel von dem tiefsten Glanze bezeichnen kann, gelangen wir nach Ersteigung einer nicht ganz unbeträchtlichen Höhe an's äußere Klosterthor. Mit seinem Sinne hat unser Künstler den Charakter der Ruine in den schönen gothischen Bogenfenstern, in den üppig wuchernden Farnkräutern, in den originellen Capitälchen — lauter Einzelnheiten aus dem schönen Gesammtbilde des herrlichen Baues — angedeutet, und den Geist des Zeitalters in dem Marienbilde, auf welchem sich heitere Schwalben schwingen, gekennzeichnet.

Wir halten vor dem Klosterthore unter herrlichen Buchen und Eichen eine kurze Rast und schauen hernieder in das liebliche Thal unter uns. Aus dem Grün der Gärten lugen die friedlichen Hütten hervor; durch die Matten schlängelt sich der Bach, und in geordneten Reihen lehnen sich bis an den Waldrand die wogenden Kornfelder wie ein ausgebreiteter Teppich an. Am Fuße des Hochwaldes, da wo das Thal etwas lehnan steigt, schimmern freundliche Villen, und darüber ruht in Sommerstille und Mittagsgluth träumerisch der Hochwald.

Durch das äußere Klosterthor gelangt man an den Vorplatz, welcher vor dem Eingange der Kirchenruine liegt. Stolz wölbt sich hier das grüne Dach hochgewachsener Buchen, durch deren schönverzweigtes Geäst und frisches Blättergrün die Kirchruine in vollem Sonnenlichte farbensatt hindurchschimmert. Einige Schritte seitwärts, und es eröffnet sich überraschend der Blick in die jähe Tiefe des Hausgrundes. Wie ein klares Auge des Waldes schaut der von Schilf umgebene Forellenweiher zu uns empor. An der Erzbüste des Oybinforschers Peschek vorüber, einem vorzüglichen Werke des Bildhauers Donndorf in Dresden, das uns mit seinen freundlichen Zügen willkommen heißt, treten wir durch die schattige, architektonisch außerordentlich wirkungsvolle Pforte in die weite Kirchenhalle. Ueberraschend wirkt die kühne Wölbung des Chors; vor Allem aber ist das Maßwerk der Fenster von vollendeter Schönheit und großer Originalität. Der Bau ist aus der bessern Zeit der gothischen Kunst und zeichnet sich durch seinen lebensvollen, schlagkräftigen Eindruck vor vielen anderen gothischen Werken aus.

Welch ein Gegensatz gegen die ruhigen ernsten Massen des romanischen Stiles, gegen die vornehme Feierlichkeit der säulengetragenen Flächen! Hier drängt, strebt, blüht und lebt Alles zum Himmel empor; die ganze Architektur mit allen ihren Einzelnheiten erscheint als ein Hymnus, in dem jedes Capitälchen, jede Rosette, jede Säulenrippe zum Preise Gottes sich dar- und auszuleben berufen ist. Dazu wirken und winken überall in Fenstern und Thüren die blühenden Sträucher herein, und der herrliche stolze Wald umrahmt die Fenster, überragt die Wölbungen. Statt der gemalten Scheiben erblickt das Auge die goldgrünen Buchen auf blauem Himmelsgrunde und dazwischen die sonnengoldgetränkten ernsten Tannen, die sich zum herrlichsten Farbenteppich weben.

Der Gesang der munteren Vögel, vereint mit dem kräftig beleuchteten Architekturbilde, wirkt wie ein Gottesdienst von Form, Farbe und Tönen, gestaltet sich zu einem unvergleichlich harmonischen Stimmungsgebilde. Und nun ertönt auch vom Chore her ein schöner vierstimmiger Gesang. Menschenherzen, erhoben gleich uns von dem erhabenen Eindrucke des Bauwerkes und der Natur, sprechen im Liede ihr Empfinden aus.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Noch ein Stück Mittelalter. Unweit von Maulbronn erhebt sich aus der Hügelkette ein eigenthümlich gestalteter Berg hervor, der Sternenfels, und unmittelbar am Fuß des Sternenfels liegt ein stattliches Dorf, das im Allgemeinen nicht anders aussieht, als die Nachbarorte, und doch ist dieser Ort Kürnbach einzig in seiner Art, was seine politische Gestaltung anbelangt, und von dieser hier ein Wort.

Kürnbach ist nämlich ein Ort, der zugleich badisch und hessisch ist, ein sogenanntes Condominat.

Nun wird man freilich einwenden, der Umstand, daß die Grenze zweier Länder durch eine Ortschaft gehe, sei keine außerordentliche Rarität. Allein in Kürnbach richtet sich das Unterthansverhältniß der Einwohner lediglich nach den Häusern, in denen Dieser oder Jener, und sei es auch nur miethweise, wohnt, und die hundertundvierzehn hessischen und siebenundsechzig badischen Häuser, aus denen Kürnbach besteht, sind nicht nach Straßen oder in anderer Weise voneinander getrennt, sondern sie liegen zerstreut durcheinander. Wer dort in einem hessischen Hause wohnt, ist hessischer Staatsbürger einzig und allein deswegen, weil er auf hessischem Territorium wohnt, und alle Liegenschaften, Aecker, Wiesen &c., die Jemand besitzt, der in einem hessischen Hause — und sei es, wie gesagt, auch nur miethweise — wohnt, sind aus gleichem Grunde hessisch. In dem Augenblicke jedoch, in dem Derselbe ein badisches Haus kauft, miethet oder bewohnt, wird er mit seiner Familie und Hab' und Gut badisch. Dort wechselt man also die „Nation“ nicht mit dem Rocke, wohl aber mit dem Hause und zwar ohne die geringste Schwierigkeit. Es bedarf keiner besonderen Naturalisation, keines Aufnahmeactes, keines Eintrittsgeldes. Man kann dort in einer Stunde badisch, in der andern hessisch werden, ja wohl auch hessisch und badisch zu gleicher Zeit sein, wenn man ein hessisches und ein badisches Haus gleichzeitig bewohnt.

Die hessischen Häuser unterscheiden sich von den badischen durch eine kleine Tafel über der Hausthür, auf welcher eine Hausnummer angebracht ist; die badischen Häuser haben die Tafel nicht. Im Uebrigen sieht man den Häusern keine weiteren Nationalitätsabzeichen an. Es haben diese Häuser überhaupt keine Eigenthümlichkeit, nur das Schulhaus und das Rathhaus fallen unter ihnen auf. Ersteres ist ein neuer, eleganter, vor dem Orte gelegener Bau, welcher an die schönen Schulhäuser der Schweiz erinnert; letzteres, ein uraltes Mauerwerk, trägt zwei Wappen, wahrscheinlich die Wahrzeichen dieser Janusstadt, hat mehrere Thürmchen, ist auf der einen Seite aus rothen, auf der andern aus weißen Steinen aufgeführt und stellt mit seinen vielen Winkeln, An- und Aufsätzen so recht das Bild dieser verwinkelten unnatürlichen politischen Gemeinde dar.

Die Anfänge dieser Staatsbildung reichen natürlich bis in das Mittelalter zurück. Früher theilten sich Hessen und Württemberg in das Herrschafts- oder Oberaufsichtsrecht über Kürnbach. Der württembergische Antheil ist seit 1803 durch Vertrag an das Großherzogthum Baden übergegangen. Der Sitz der badischen Regierung über Kürnbach ist in Bretten, der der hessischen in Wimpfen, einer hessischen Enclave.

Es giebt freilich dort nicht viel zu regieren, denn die beiden, die hessische und die badische Gemeinde, bilden unter sich wieder eine Gesammtgemeinde mit einer besonderen Gemeindeverfassung, und diese genießt eine gewisse „Souverainetät“ in der europäischen Staatengruppe. Die badische sowohl wie die hessische Gemeinde hat wohl ihren besonderen Bürgermeister, allein die Verwaltung der Gesammtgemeinde, die Ortspolizei und den Vorsitz in dem Gesammtgemeinderath übt immer nur einer dieser zwei Bürgermeister aus und zwar alle sechs Jahre abwechselnd. Auch die Gemeindeorgane, Kirche, Pfarrhaus, Schulhaus, Rathhaus, Armenhaus sind Eigenthum der Gesammtgemeinde, welche selbst weder hessisch noch badisch, sondern nur kürnbachisch ist. Früher gehörte sie auch dem Zollverein nicht an und bildete eine Art Freihafen, das heißt einen Stapelplatz für die Schmuggelei im großartigsten Maßstabe. Sie hat noch heute ein besonderes Steuerexemtionsrecht, das heißt sie nimmt in keiner Weise an den badischen oder hessischen Steuern, seien sie direct oder indirect, Antheil, sondern sie zahlt an Baden und Hessen eine Ausgleichungssumme, das auf das Gesammtsteuercapital vertheilt wird. Dagegen sind über den Gerichtsstand in Civil-, Criminal- und Polizeisachen, soweit die Bürgermeister nicht zuständig sind, in vielen Fällen die Bestimmungen nicht ausreichend. Würden zum Beispiel Maßregeln gegen die Einschleppung der Cholera aus einer benachbarten Stadt nöthig sein, so müßte jedenfalls zwischen den betheiligten Staaten erst wieder ein besonderer Vertrag abgeschlossen werden.

Uebrigens entscheidet dort lediglich der Privatvortheil. Man wählt und verändert je nach Lage des einzelnen Falles sein Haus- und sein Unterthanenverhältniß. Erging von einem badischen Gericht gegen einen Badenser ein ungünstiges Urtheil, und es sollte vollstreckt werden, so wechselte er einfach sein Haus- und Unterthansverhältniß, stellte sich unter

die hessischen Gesetze und hatte damit doch wenigstens gewonnen, daß er wieder eine Zeit lang Ruhe hatte vor dem Executor. In dieser Beziehung hat zwar das Reichsgesetz über die Gewährung der Rechtshülfe jetzt bessere Verhältnisse geschaffen, und ebenso ist in der Militärpflichtsübung, die unter dem Bundestag seiner würdig war, durch den Abschluß der hessischen und badischen Militärconvention mit Preußen Ordnung und Gleichförmigkeit eingetreten.

Bei der Wichtigkeit, welche in diesen verworrenen staatsrechtlichen Verhältnissen den Häusern beigelegt ist, muß natürlich auch die Frage von der allergrößten Tragweite sein, wie es bei dem Bau eines neuen Hauses zu halten ist, ob es hessisch, badisch oder schlechtweg kürnbachisch wird. Wie meine wiederholten Nachforschungen ergaben, bewahren dort die Bürgermeister ein stark Theil hessischen und badischen Particularismus auf, so daß sie mit der Absicht umgegangen sein sollen, sämmtliche bestehenden Häuser in die hessischen, respective badischen Landesfarben einzuhüllen, also entweder weißroth oder rothgelb, die gemeinschaftlichen Häuser, insbesondere das Rathhaus und die Kirche, innen und außen weiß auf der einen und roth auf der andern Seite anstreichen, die neuerrichteten Häuser dagegen vierfarbig, nämlich rothweißrothgelb bemalen zu lassen, so daß sie etwa wie die Stieglitze sich ausgenommen hätten.

Die Lösung dieser wichtigen Frage ist jedoch in anderer Weise ergangen; man hat sich nämlich mit Umgehung des Anstreichens dahin geeinigt:

Wird auf einem Platze gebaut, wo früher schon ein badisches oder hessisches Haus stand, so verbleibt es badisch, respective hessisch; von Häusern, welche ganz neu gebaut werden, muß das eine badisch, das andere hessisch werden, angestrichen wird dagegen nicht. Den thatsächlichen Besitzverhältnissen entsprechend ist diese Lösung freilich nicht, denn da es in Kürnbach bei einer Seelenzahl von circa vierzehnhundert etwa zwei Drittel hessische und nur ein Drittel badische Häuser giebt, so hätten bei dieser Art der Lösung stets zwei Häuser erst hessisch werden müssen, ehe das dritte badisch hätte werden können.

Die Stimmung der Einwohner Kürnbachs scheint mir mehr dem Großherzogthum Baden zugeneigt zu sein und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Sitz der hessischen Regierung Wimpfen zu weit von Kürnbach entfernt liegt, wodurch Verwaltung und Justiz nothwendig schleppend werden müssen; in erster Linie ist jedoch die Tendenz der Kürnbacher jedenfalls auf Erhaltung der jetzigen Verhältnisse gerichtet und zwar lediglich deshalb, weil Kürnbach nach Zahlung seiner Ausgleichungssumme an Baden und Hessen von allen Steuern frei ist. Der Geldbeutel spricht hier das entscheidende Wort, und so wird denn wohl diese Ausgeburt staatsrechtlicher Verrücktheit auch ferneren Geschlechtern überliefert werden.

Dr. Kupfer.

Eine Winter-Erinnerung an die Belagerung von Paris. Unser Feldmaler im französischen Kriege, F. W. Heine, hat eine der vielen interessanten Skizzen, welche er aus Frankreich mit heimbrachte, als ein höchst wirkungsvolles Oelgemälde ausgeführt und darnach uns eine Holzzeichnung übergeben. Wir theilen dieselbe unseren Lesern auf Seite 25 mit und lassen die aus der Feder des Künstlers geflossene Schilderung dieser Kriegsscene hier folgen:

„Das sächsische zweite Reiterregiment hielt in der Zeit der großen Ausfälle gegen das zwölfte Corps seitens der Franzosen, an den Tagen vom 29. November bis zum 2. December 1870, meist vereint mit einer Alarmstellung südöstlich von Noisy le Grand, hinter den theils im Gefecht befindlichen, theils in der Reservestellung haltenden Truppen der vierundzwanzigsten Infanteriedivision. Obwohl nach den Terrainverhältnissen das Regiment nicht gut vom Feinde bemerkt werden konnte, fielen doch Granaten, welche die Franzosen in der richtigen Meinung, hinter den kämpfenden Truppen noch Reserven vorzufinden, auf's Gerathewohl in unregelmäßigen Zeiträumen abfeuerten, in der Nähe des Regiments. Die Hauptaufgabe desselben bestand darin, den Ordonnanzdienst für die ganze Division zu thun, die rückwärtige Verbindung der einzelnen Armeecorps- und Divisionsstäbe während der Schlachten vom 30. November und 2. December aufrecht zu erhalten und kleinere Officiers-Patrouillen zu entsenden, um über die Bewegung und Stärke des Feindes genaue Nachricht zu erhalten. Am 30. November und 2. December kamen einzelne Schwadronen als Batteriebedeckung zur Verwendung, wodurch dieselben bis in unmittelbare Nähe der fechtenden Infanterie-Abtheilungen gezogen wurden und dabei vom feindlichen Feuer nicht unerheblich zu leiden hatten.

Meine Auffassung des Bildes stellt den Morgen des 2. December dar. Nachdem wir schon in frühester Morgenstunde aus unsern Quartieren in Champs durch das Geräusch einzelner in der Nähe einschlagender Granaten aufgescheucht waren, zogen Beck, der Artist der „Illustrirten Zeitung“, und ich hinaus, dorthin, wo das Rollen des Kleingewehrfeuers, der schnarrende unheimliche Ton der Mitrailleusen, das gewaltige Donnern der unzähligen Batterien schon stundenlang mit seinen gräßlichen Wirkungen in Thätigkeit war. Der Kampf um die am vorgestrigen Tage von den Franzosen in überlegenen Streitkräften genommenen Positionen war wieder aufgenommen. Die Franzosen sollten keinen Fuß breit von unsern ehemaligen Stellungen behalten, nicht der geringste moralische Sieg durfte ihnen gegönnt sein.

An uns vorbei in der Richtung nach Noisy le Grand und mehr links nach Villiers sur Marne zu zogen die sächsischen Regimenter. Ein kalter Wind wehte und trieb die feinen Schneeflocken den bärtigen kleinen Gestalten der Sachsen in's Gesicht. Wohlbepackt mit Lebensmitteln zogen einige Regimenter hinaus. Andere dagegen waren weniger gesegnet und fielen mit Hast die wenigen Marketender- und andere Vorrathswagen an. Wie fast überall in der Nähe der Forts waren auch hier die Bäume der Chaussee größtentheils von Franzosenseite aus gefällt, nur an einigen hervorragenden Punkten hatten sie einige als Merkzeichen stehen lassen.

Links vom Wege hielt unser Reiterregiment. Schon den vierten Tag waren sie vom frühen Morgen bis zum Dunkelwerden auf einen Fleck gebannt, — eine der schwierigsten Aufgaben für jede Truppe, am meisten aber doch für Cavallerie, wo der Mann um sein Roß meistens mehr leidet, als um sich. Dazu war der Tag vorher bitterlich kalt gewesen. Wie um eine kriegerische Ausnahme zu machen, trat der sonst so milde Pariser Winter diesmal im Eispanzer auf und blies seine Sturmkälte bis in die Knochen von Roß und Mann. Die Kälte wirkt einschläfernd. Es gehörte alle Energie und Aufmerksamkeit der Führer dazu, dagegen anzukämpfen. Dennoch wurden, je näher dem Abend, Roß und Mann ein immer traurigerer Anblick — so todtmüde, so durch und durch von Frost geschüttelt standen sie da. Alles sehnte sich nach Ruhe und Wärme, die Pferdchen ließen die Köpfe hängen und knickten dann und wann halb im Schlaf mit den Beinen. Mager waren sie auch geworden; der Bauch-Sattelgurt war schon bis in's letzte Loch zusammengezogen. Da kam endlich der Sieg und erlöste sie von ihrem Leidensposten.

Der Ausgang der Schlacht ist ja bekannt: als es Abend war, standen unsere Truppen wieder in all ihren am 30. November verloren gegangenen Stellungen, — und damit war des Kampfes Zweck, freilich mit allzuviel deutschem Blut, schließlich doch erreicht worden.“

Auch ein Stückchen Aberglauben. Vor kaum Jahresfrist als Beamter aus der Provinz Brandenburg nach dem Elsaß versetzt, traf mich vor Kurzem das große Unglück, meine liebe Frau, nach dreiwöchentlichem schwerem Krankenlager im Wochenbette, zu verlieren. Das Kind folgte vier Wochen später der Mutter nach.

Bald nach dem Tode meiner Frau riefen mich Amtsgeschäfte nach der Stadt Zabern. Dort in einem der besten Restaurants, wo ich schon öfters eingekehrt, wurde ich von der sonst sehr verständigen Frau Wirthin nach dem Befinden meiner Familie befragt; als sie theilnehmend nach meinem Kinde sich erkundigte, erwiderte ich, dies sei so munter, als würde es von der Mutter ernährt.

„Ja, ja! es ist doch wahr, lieber Herr, daß die Mutter sechs Wochen lang jede Nacht um Mitternacht kommt, um ihr Kind zu säugen.“

„Liebe Frau,“ gab ich zur Antwort, „glauben Sie an Dergleichen nicht! Das Kind liegt in demselben Zimmer, wo ich schlafe, und die Ueberreste meiner verstorbenen Frau ruhen eine Stunde von mir.“

Mit einem Blicke, der da sagen sollte: „Das ist Keiner von unserer Farbe,“ wandte sich die gute Frau von mir und sagte im Fortgehen: „Auch einer von den Ungläubigen!“

Dieselbe Ueberzeugung, daß die Mutter komme, namentlich wenn derselben auf dem Todtenbette Schuhe angezogen wurden, was hier sehr selten geschieht, sprachen noch verschiedene Leute in hiesiger Gegend gegen mich aus, ohne sich vom Gegentheil belehren zu lassen. K.

Kleiner Briefkasten.

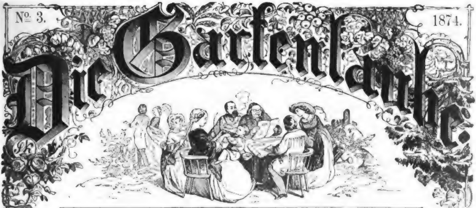
M. in D. Sie suchen ein treues Charakterbild des oberfränkischen Bauern. Wenn Sie die Grenzen nicht geographisch nehmen, also nur das bairische Oberfranken meinen, sondern ethnographisch, nach der Volksart, so finden Sie den ausgeprägtesten fränkischen Charakter nördlich vom Main von der Mündung der Itz bis zu den südlichen Ausläufern des Thüringer und des Frankenwaldes, also in den ehemals sogenannten „sächsischen Ortslanden in Franken“, in deren Mittelpunkt die Veste Coburg als „fränkische Krone“ prangt. Diese „lutherischen“ Franken sind ein kerngesundes, aber mit allem Widerspruchsgeist, Trotz und Stolz des Bauern, der sich fühlt, ausgerüstetes Volk. Wie nun vollendete Charaktere desselben sich zeigen in der Abstufung von äußerster Bravheit bis zur äußersten Schlechtigkeit in ergreifenden, durch die Störrigkeit der Köpfe herbeigeführten Conflicten, das ist uns in einem bescheiden als „oberfränkische Dorfgeschichte“ auftretenden Romane „Vater und Sohn“ von Heinrich Schaumberger auf das Gelungenste dargestellt. Das Buch bildet das zweite und dritte Bändchen von Jul. Zwißler's „Schatz deutscher Volkserzählungen“ (Braunschweig, 1874). Der Verfasser, im Coburgischen heimisch und früher dort als Lehrer thätig und geehrt, lebt jetzt in dem schweizerischen Luftcurort Davos am Platz in Graubünden, um seine kranke Brust zu stärken. Möge ihm dies recht nachhaltig gelingen! Bei dem scharfen Blicke des noch jungen Mannes für die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens würde das durch Natur und Geschichte so reich ausgestattete Nordfranken sich noch mancher Verherrlichung aus dieser gewandten Feder zu erfreuen haben.

Dr. Julian Fabricius, bis 1861 Herausgeber der bekannten Hamburger Jugendzeitung, dann in Upsala und später in Stockholm Lehrer an der dortigen Seecadettenschule, wird behufs Mittheilung gewichtiger Personalangelegenheiten dringend um seine jetzige Adresse ersucht. Sollte wider Erwarten der Genannte nicht mehr am Leben sein, so bitten wir seine etwaigen Erben um genaue Benachrichtigung und Angaben, wie und wo der Genannte verstorben ist.

Baierns Töchterchen in Amerika. Ihr Brief ist so liebenswürdig und Ihre Wünsche sind mit so reizender Schelmerei ausgesprochen, daß die Kritik vor Ihren Poesien leicht in's Complimentenmachen gerathen könnte; wir wollen aber trotzalledem ehrliche Leute bleiben. Sie sind offenbar noch jung, das verräth Ihr walddustfrischer Humor, haben also noch Zeit zum Leben und zum Dichten. Wollen Sie aus letzterem keine ernste Arbeit machen, die ihren ganz gehörigen Schweiß verlangt, so reimen Sie fröhlich drauflos! Sie werden Ihrer freundschaftlichen Umgebung manche Freude bereiten, manches Familienfest verschönen und veredeln. Wollen Sie's aber ernst nehmen, dann thun Sie's gleich, studiren Sie, lernen Sie, üben Sie; denn wer es wirklich bis zum Gelingen eines Gedichts bringen will, muß nicht nur die Sprache völlig in seiner Gewalt haben, sondern auch über ein tüchtiges Wissen gebieten. Aber während Sie noch üben, Bogen voll Verse, Uebersetzungen ꝛc. schreiben, treten Sie immer von Zeit zu Zeit vor den vertrauten Spiegel und fragen sich also: „Freundlich schaust du schon aus; aber müssen denn deshalb alle deine Exercitia gleich gedruckt werden? und gar gleich in der Gartenlaube?“

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 3. 1874.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Ueber-
setzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Von Ulrike gefolgt, trat die Braut am Arme ihres Bruders ein. Der Schleier fiel über ihr Gesicht bis auf die Brust herab, vom Hinterkopfe aber wallte er auf den Saum des weißen Tüllkleides nieder, das in strenger Einfachheit am Halse schloß und nur mit einigen Myrthenzweigen besteckt war — da war kein Faden der silberstrotzenden Robe zu sehen; die einfachste Bürgerbraut konnte nicht bescheidener geschmückt sein. Sie kam mit gesenkten Augen näher und bemerkte so weder den großen, befremdeten Blick, mit welchem Baron Mainau sie maß, noch den darauffolgenden spöttisch mitleidigen Ausdruck in seinen Zügen — aber sie schauerte in sich zusammen, als ihre Mutter in jähem Schrecken auf sie losfuhr.

„Was soll das heißen, Mädchen? Wie siehst Du denn aus? . . . Bist Du toll?“ Das war der Weihespruch, mit welchem die ergrimmte Frau das junge Mädchen auf seinem ernsten Gange begrüßte. Sie war so empört und vergaß sich so weit, daß sie die Hand hob, um die Tochter über die Schwelle zurückzuschieben. „Du gehst sofort auf Dein Zimmer und machst andere Toilette“ — sie verstummte unwillkürlich; Baron Mainau hatte die dräuende Hand erfaßt; er schwieg, aber mit Blick und Geberde verbat er sich so energisch jegliche weitere Auslassung, daß sich schlechterdings nichts mehr sagen ließ.

Hinter einem der zurückgeschlagenen Thürflügel belauschte die alte Lene mit stockendem Athem den Vorgang und wartete nun mit wahrer Inbrunst auf den Moment, wo der Bräutigam ihre „schöne, schlanke Gräfin“ in seine Arme nehmen und herzhaft küssen werde; aber „dem Stock, dem steifen Peter“ fiel das gar nicht ein — mit einigen freundlichen Worten zog er die herabhängende Hand der Braut so leicht und flüchtig an seine Lippen, als fürchte er, sie zu zerbrechen — dabei überreichte er ihr ein prachtvolles Bouquet.

„Blumen haben wir selber,“ grollte die Alte und ließ ihren Blick den Corridor entlang schweifen, den sie dick mit Tannengrün und Blumen bestreut hatte . . . Gleich darauf rieselte das verhängnißvolle Tüllkleid über alle die Monatsrosen und Geraniumblüthen, und die Gräfin Mutter, welche nach Fassung ringend am Arm des bestürzten Herrn von Rüdiger dem Brautpaar folgte, kehrte mit ihrer schweren Sammetschleppe die armen Dinger auf einen Haufen zusammen. . . .

Die steinernen Apostelköpfe, die Kanzel und Altar der Rudisdorfer Schloßkirche umkreisten, hatten wohl oft auf ein blasses, freudloses Brautgesicht niedergesehen, hatten manchmal das „Ja“ von männlichen Lippen leidenschaftslos und kaltentschlossen aussprechen hören — denn es war niemals Sitte im Trachenberger Hause gewesen, die Töchter um ihre Meinung zu befragen, noch der „sentimentalen Liebe“ irgend welche Berechtigung zuzugestehen — aber noch nie war eine Trauung so ohne Sang und Klang vollzogen worden. Der Bräutigam hatte sich alle müßigen Zeugen und Gaffer ernstlich verbeten. Was würden sie auch Alles zu flüstern gehabt haben über den schönen Mann, der allerdings ritterlich galant seine Braut führte, aber keinen Blick für sie hatte! Nur einmal, als sie knieend den Segen empfing, schien es, als gleite sein Auge momentan gefesselt an ihr nieder — ihre Flechten hingen über die Schultern hinab und lagen lang und schwer, wie träge, in rothem Gold funkelnde Schlangen, neben ihr auf dem weißen Steingetäfel des Fußbodens.

Und nach der Ceremonie, wie trieb der Mann zur Eile! Der Geistliche hatte zu lange gesprochen, und der nächste Zug sollte um keinen Preis versäumt werden. . . . Noch während der Trauung waren einzelne Regentropfen gegen das bunte Glas der Kirchenfenster geflogen — die einzige Musik, welche flüsternd die Einsegnungsformel begleitet hatte — nun brach die Sonne durch das zerflatternde Grau droben; sie entzündete in der bleifarbenen Fontainensäule tausend zuckende Lichter; sie lief durch die dunkle feuchtathmende Allee, über das wogende Gras hin und wischte mit ihrem Feuersaum die Thränentropfen von den Blumenblättern; aber sie funkelte auch in den getriebenen Löwenköpfen des mächtigen silbernen Eiskübels, der mit der ganzen Anmaßung einer glanzvollen Vergangenheit im Gartensalon neben dem Frühstückstisch stand — er konnte freilich nicht wissen, daß mancher alte, brave Camerad, der Jahrhunderte hindurch neben ihm im Silberschranke gestanden, inmitten der Eisstücke und unter der Cliquot-Etiquette vergeistigt moussirte. . . . Man nahm das Frühstück stehend ein. Die drei Geschwister aber rührten keinen Bissen an und betheiligten sich auch nicht an dem Gespräche, das der Geistliche angeregt. Sie standen zusammen und sprachen halbflüsternd, und Graf Magnus hielt mit thränenverschleiertem Blicke Lianens Hand — erst in diesem Augenblicke schien sich der stille, menschenscheue Gelehrte bewußt zu werden, was er verlor.

„Juliane, darf ich Dich bitten? — Es ist Zeit!“ sagte plötzlich Baron Mainau in das Stimmengesurr hinein — er war an die Braut herangetreten und hielt ihr seine Uhr hin, die ihre kalten Brillantblitze über sie hinschleuderte.

Digitized by Google

Sie fuhr erschrocken zusammen — zum ersten Male wurde sie von dieser Stimme beim Namen genannt; er sprach ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit aus, dennoch — wie hart, wie fremd klang er ihr in seiner Unverkürztheit! Selbst die strenge, liebeleere Mutter hatte sie nie so gerufen. . . . Sie verbeugte sich leicht gegen ihn und die Anwesenden und verließ, von Ulrike begleitet, den Salon.

Schweigend, aber wie gejagt, eilten die Schwestern treppauf, in das gemeinschaftliche Wohnzimmer.

„Liane, er ist schrecklich!" schrie Ulrike auf, als die Thür hinter ihnen zugefallen war — und in einen Thränenstrom ausbrechend, warf sich das sonst so unerschütterlich ruhige Mädchen auf das Sopha und vergrub ihr Gesicht in den Kissen.

„Still, still — mache mir das Herz nicht schwer! . . . Hast Du es anders erwartet? — Ich nicht," beschwichtigte Liane, während ein bitteres Lächeln schattenhaft über ihr tieferblaßtes Gesichtchen glitt. Sie nahm die schöne Myrthenkrone vorsichtig aus dem Haare und legte sie in den Schrein, der bis dahin alle kleinen Andenken aus der Pensionszeit in sich geschlossen. . . . In wenigen Minuten war die Brauttoilette mit dem grauen Reisekleide vertauscht; der runde, mit einem dichten grauen Schleier besteckte Hut wurde unter dem Kinne gebunden und die Hände glitten in die Handschuhe.

„Und nun noch einmal zu Papa!" sagte Liane gepreßt und griff nach dem Sonnenschirme.

„Nur noch einen Augenblick —" bat Ulrike.

„Halte mich nicht zurück — ich darf Mainau nicht warten lassen," versetzte die junge Dame ernst. Sie umschlang die Schultern der Schwester und trat mit ihr über die Schwelle.

Die sogenannte Marmorgalerie lag in der Beletage und lief in gleicher Richtung mit der drunten sich hinbreitenden Terrasse, auf welche der Gartensalon mündete. Die Schwestern durchschritten sie, umfangen von der tiefen Dämmerung, welche die festgeschlossenen Läden verbreiteten, in ihrer ganzen ungeheuren Länge bis an das äußerste Ende, wo das Tageslicht, dünn und gespenstig hereinschlüpfend, bleiche Reflexe in dem spiegelglatten röthlich glänzenden Marmorfußboden weckte. Ulrike stieß den Laden geräuschlos auf; alle die Portraits der geharnischten Männer mit dem feurig rothen Schnurrbarte und den dräuenden Mienen blieben im tiefen Dunkel; der volle Sonnenschein concentrirte sich verklärend auf dem Bildnisse einer ehrwürdigen Greisengestalt, welche, die volle weiße Hand auf den Tischteppich gelegt, vor einem braunen Sammetvorhange saß. Das unschöne Wahrzeichen der Trachenberg, das rothflammende Haupt- und Barthaar hatte sich hier in seidenweiches Silber umgewandelt und lag voll und glänzend auf dem Scheitel und der Oberlippe.

„Lieber, lieber Papa!" flüsterte Liane und hob die gefalteten Hände zu ihm empor — sie war sein Stolz, sein Liebling, sein Nesthäkchen gewesen, dessen Köpfchen oft schlafend an seiner Brust gelegen und das er noch im schweren Todeskampfe mit der unsicheren Hand schmeichelnd geliebkost hatte. . . . Seitwärts dämmerte ein Frauenbild, eine hagere, steifgestreckte Gestalt; ihre Schleppe umsäumte Hermelin; auch die entblößten Schultern hoben sich spitz und gelb aus dem weißen Pelze, und auf der hohen Frisur saß ein feines Krönchen — das war Lianens Großmutter väterlicherseits, auch eine Prinzessin, aber aus einem kleinen souverainen Fürstenhause. In diesem steifgeschnürten Leibe hatte kein warmes Herz geklopft — die hellen kalten Augen stierten unbarmherzig auf die Enkelin nieder, die niedergeschlagen, mit thränenumflortem Blicke das alte Erbschloß verließ, um dem Glanze und Reichthume entgegenzugehen. Sie reckte den dürren Arm mit dem edelsteinbesetzten Fächer in die Tiefe der Galerie hinein, als wollte sie, mit dieser Bewegung über die Bilderreihe hingleitend, sagen: „Lauter Convenienzheirathen, auserwählte Geschlechter, berufen nicht zum Lieben, wohl aber zum Herrschen bis in alle Ewigkeit." . . .

Und es klang, als gehe ein Flüstern von Lippe zu Lippe — es war aber nur der Zugwind, der hereinsäuselte und den erdentstiegenen Duft, den der Regen geweckt, bis hinunter an die uralten Holztafeln mit den Geharnischten trug. . . . Draußen auf der Terrasse wurde es aber auch lebendig von Männerschritten, die langsam wandelnd vom Gartensalon herkamen und erst am äußersten Ende in gleicher Richtung mit dem offenen Galeriefenster verstummten. Die Schwestern blickten verstohlen hinab. Baron Mainau stand an der Terrassenbrüstung und sah halb abgewendet in die Gegend hinaus — ein vollständig Anderer als der kühle, gehaltene Bräutigam, der bei der Ceremonie pünktlich und tadellos seine Schuldigkeit gethan, nun aber auch mit sichtlichem Wohlbehagen Alles abzuschütteln suchte, was seine stolze, aber auch feurig gewandte Erscheinung für Augenblicke gleichsam in eine Schablone gezwungen hatte. Er war vollkommen reisefertig und hatte sich eine Cigarre angebrannt, deren blaue Wölkchen bis hinauf in die Marmorgalerie stiegen.

„Ich sage nicht ‚Schönheit' — mein Gott, wie viel tausendfältig ist auch der Begriff!" fuhr Freund Rüdiger fort, dessen etwas hohe, weiche Stimme schon während der Wanderung in einzelnen Lauten heraufgeklungen war — jetzt hörte man scharf und klar jede einzelne Silbe. „Nun ja, diese kleine Liane hat weder eine römische, noch griechische Nase — bah, ist auch gar nicht nöthig — das Gesichtchen ist so unsagbar lieblich."

Baron Mainau zuckte die Achseln. „Hm, ja," sagte er in unverkennbar persiflirendem Tone, „ein sittig und bescheiden Mägdelein von furchtsamem Charakter, mit schwärmerischen Mienen und blassen Veilchenaugen à la Lavallière — was weiß ich" — er brach wie gelangweilt ab und zeigte mit einer lebhaften Bewegung in die Landschaft hinaus. „Da sieh 'mal her, Rüdiger! Der Mensch, der den Rudisdorfer Park angelegt hat, ist wirklich ein genialer Kopf gewesen — effectvoller könnte doch der hochgelegene Renaissancebau da drüben nicht herausgehoben sein als durch diese wundervollen Buchengruppen."

„Ach was!" versetzte Herr von Rüdiger geärgert. „Dafür habe ich nie Augen gehabt, das weißt Du. . . . Ein schönes Frauenauge, ein schönes Frauenhaar — tausend noch einmal, was waren das für Flechten, die am Altar heute zu Deinen Füßen lagen!"

„Eine etwas verblaßte Schattirung der Trachenberg'schen Familienfarbe," sagte Mainau leichthin. „Meinetwegen! Das Titianhaar ist ja jetzt en vogue — die Romane wimmeln von rothköpfigen Heldinnen, die alle unsäglich geliebt werden — Geschmacksache! . . . An einer Geliebten wäre es mir undenkbar, aber bei meiner Frau —!!" Er stäubte am Terrassengeländer die Asche von seiner Cigarre und rauchte behaglich weiter.

Liane zog instinctmäßig den dichten Schleier über das Gesicht; nicht einmal die Schwester, die in wortlosem Grimme und Schmerze auf den Sprechenden hinunterstarrte, durfte die tiefe Gluth der Scham, der Demüthigung auf ihren Wangen sehen.

Drüben umkreiste die Gräfin Trachenberg an der Seite des Geistlichen das Parterre; sie kam rasch näher und eilte die Treppe der Terrasse herauf.

„Auf ein Wort, bester Raoul!" bat sie und legte ihren Arm in den seinigen. Langsam mit ihm auf- und abgehend, plauderte sie über alltägliche Dinge, bis die beiden anderen Herren sich so weit entfernt hatten, daß sie kein Wort mehr auffangen konnten.

„Apropos," sagte sie plötzlich stehen bleibend, „Du wirst meinem besorgten Mutterherzen Rechnung tragen und mich nicht für gar zu indiscret halten, wenn ich noch im letzten Augenblicke eine penible Angelegenheit berühre — darf ich erfahren, wie viel Nadelgeld Du Lianen zugestehst?"

Die Schwestern konnten sehen, wie er amüsirt die Frau mit dem „besorgten Mutterherzen" fixirte.

„Genau so viel, wie ich meiner ersten Frau zugestanden habe — dreitausend Thaler."

Die Gräfin nickte befriedigt. „Die kann sich freuen — ich war als junge Frau übler dran." — Der Mann neben ihr belächelte spöttisch den tiefen Seufzer, den sie ausstieß. — „Und nicht wahr, Raoul, Du bist auch ein wenig gut mit ihr?" setzte sie affectirt gefühlvoll hinzu.

„Was verstehen Sie darunter, Tante?" fragte er, sofort seinen Schritt hemmend, mit mißtrauischem Blicke und in sehr scharfem Tone. „Halten Sie mich für so plump und tactlos, daß ich gegenüber meiner Frau, der Trägerin meines Namens, jemals die schuldige Artigkeit aus den Augen setzen könnte? . . . Wollen Sie aber mehr, dann ist es gegen die Abrede. — Ich brauche eine Mutter für meinen Knaben und eine Herrin für mein Haus, die mich in meiner Abwesenheit vertritt — und ich werde viel,

sehr viel abwesend sein. Das Alles wissend, haben Sie mir Juliane als ein sanftes weibliches Wesen zugesagt, das sich vortrefflich in die Stellung finden werde.... Liebe kann ich ihr nicht geben; ich bin aber auch gewissenhaft genug, in ihrem Herzen keine wecken zu wollen."

Schmerzlich aufweinend breitete Ulrike ihre Arme aus und zog die Schwester an ihr Herz.

„Um Gott — ereifere Dich doch nicht, Raoul!" bat eingeschüchtert die Gräfin drunten. „Du hast mich völlig mißverstanden. Wer spricht denn von einem so sentimentalen Verhältniß? Das könnte doch mir am allerwenigsten einfallen.... Ich appellirte einfach an Deine Nachsicht. Du hast ja heute selbst gesehen, wie weit dies ‚ewig Weibliche' in seiner Bescheidenheit gehen kann — uns einen solchen Streich zu spielen mit der Brauttoilette!"

„Lassen Sie das, Tante — Juliane kann darin handeln, wie sie Lust hat. Wenn sie sich in die Verhältnisse zu schicken weiß —"

„Dafür stehe ich ein.... Gott — es ist ja zu unsäglich traurig, es aussprechen zu müssen — aber Magnus ist eine Schlafmütze, ein Mann ohne alle Energie, eine Null, allein was ich an ihm verabscheue, das ziert seine Schwester — Liane ist ein unbeschreiblich harmloses Kind, und wenn erst Ulrike, der böse Geist meines Hauses, nicht mehr auf sie einzuwirken vermag, dann kannst Du sie um den Finger wickeln."

„Mama ist sehr rasch in ihrem Urtheil," sagte Liane bitter, während die Schritte der Sprechenden drunten sich immer weiter entfernten. „Sie hat sich nie Mühe gegeben, einen Blick in mein Seelenleben zu werfen — wir waren ja zu allen Zeiten Fremden überlassen.... Warum weinst Du, Ulrike?... Wir dürfen auf den kalten Egoisten da unten keinen Stein werfen — habe ich denn mein Herz befragt, als ich meine Hand in die seinige legte? Ich habe ‚Ja' gesagt aus Furcht vor Mama —"

„Und aus Liebe zu mir und Magnus," ergänzte Ulrike mit so tonloser Stimme, als sei sie für immer gebrochen an Leib und Seele. „Wir haben Alles aufgeboten, Dich zu überreden; wir wollten Dich retten aus der Hölle unseres Hauses und sind nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, daß Du Liebe finden müßtest, wohin Du auch kämest — und nun wird sie Dir so systematisch verweigert.... Du, so jung —"

„So jung?... Ulrike, ich werde im nächsten Monat einundzwanzig Jahre alt; wir haben viel Bitteres und Schmerzliches zusammen verlebt — ich bin durchaus nicht das Kind an Erfahrung und Lebensanschauung, als welches Mama mich eben hingestellt hat.... Lasse mich ohne Sorge mit Mainau gehen — ich will seine Liebe nicht, und bin stolz genug, ihn darüber nie im Zweifel zu lassen. Meine Institutszeugnisse bezüglich der Sprachfertigkeit geben mir sehr viel Muth — die Baronin Mainau zieht heute in Schönwerth ein, in Wahrheit aber nur die Erzieherin des kleinen Leo. Ich habe dann einen edlen Wirkungskreis und kann vielleicht manches Gute stiften — mehr will ich nicht für mein ganzes Leben.... Lasse uns jetzt Abschied nehmen, Ulrike — bleibe hier bei Papa, während ich das Haus verlasse!"

Sie umarmte die zurückbleibende Schwester wiederholt und stürmisch, dann flog sie, ohne noch einmal die Augen zurückzuwenden, durch die Marmorgalerie hinüber in das Wohnzimmer ihrer Mutter. Dort stand Magnus am Fenster und sah nach dem Wagen, der bereits am Fuß der Freitreppe hielt; die Gräfin Trachenberg kam eben mit den drei Herren über den Schloßhof her. Es war gut, daß sie nicht sehen konnte, wie ihr Sohn, die „Schlafmütze", der „Mensch ohne alle Energie" bitterlich weinend die Schwester umfangen hielt — wie würde sie gezürnt haben über diesen herzzerreißenden Abschied, der „so wenig standesgemäß" war!

Liane stieg mit festem Schritt, den Schleier über das Gesicht gezogen, die Treppe hinab. „Geh' mit Gott und meinem Segen, liebes Kind!" sagte die Gräfin mit theatralischer Geberde und ließ die Hand einen Moment über dem Haupt der Tochter schweben; dann hob sie den Schleier empor und berührte die weiße Stirn der jungen Frau mit kühlen Lippen.

Wenige Minuten darauf rollte der Wagen auf der Chaussee, die nach der nächsten Eisenbahnstation führte.

5.

Nach vierstündiger Fahrt stiegen die Reisenden auf dem Bahnhof der Residenz aus. Hier trat bereits das neue Leben in all seinem Glanz an die junge Frau heran. Die Equipage, die sie erwartete, um sie nach dem eine Stunde entfernten Schönwerth zu bringen, fiel auf durch das Feenhafte ihrer ganzen Ausstattung — man mußte sich sofort sagen, daß der mattsilbern schimmernde, milchweiße Atlas im Fond nur bestimmt sein könne, eine junge, verwöhnte Schönheit zu umschmiegen — das staubgraue, schlichte Reisekleid der jungen Dame, die sich still gelassen in die Ecke zurücklehnte, sah demnach fast aus wie die dürftige Hülle eines Köhlerkindes, das ein verliebter Märchenprinz im Walde aufgelesen hat und in sein Schloß entführt.

Während Herr von Rüdiger den Platz neben Liane einnahm, schwang sich Baron Mainau auf den Bock und ergriff die Zügel. Er saß stolz nachlässig droben; das von ihm beherrschte Gespann aber brauste wie tollkühn die glatte, breite Chaussee hin, die einen Theil des Parkes quer durchschnitt.... Dort blinkte der Teich auf, und über dem Fischerdörfchen kreiste ein Flug weißglänzender Feldtauben, sonst war es todtenstill und verlassen drüben. Nun lief die Fahrstraße zwischen dichtgedrängten Waldbaumriesen hin, die ihr nur widerwillig Raum gaben — hie und da ließ ein jäh vorbeifliegender schmaler Durchhau die sonnige Landschaft draußen wie einen Edelstein im Baumdunkel aufblitzen.

Da flog plötzlich, auf fünfzig Schritt Entfernung, seitwärts aus dem Dickicht eine Reiterin mitten auf die Chaussee — fast schien es, als stelle sie die heranbrausende Equipage.

„Mainau — die Herzogin!" rief Herr von Rüdiger, erschrocken auffahrend; aber schon hemmte das herrliche Gespann, infolge einer einzigen Bewegung seines Lenkers, den rasenden Galopp und ging im Schritt.... Eine zweite Dame sprengte aus dem Walde und folgte der Herzogin. Sie kamen rasch näher. So mag man sich den über das Schlachtfeld reitenden Todesengel denken, wie diese fürstliche Reiterin im langwallenden schwarzen Gewande, unter den in den Nacken zurückgeworfenen bläulich-schwarzen Haarmassen — zu schwer, als daß sie der Windhauch zu heben vermochte — das schöne, aber gespenstig farblose Antlitz, das in diesem Augenblick selbst auf den Lippen nicht die leiseste Färbung der lebendig rollenden Blutwelle zeigte.

„Glück zu, Baron Mainau!" rief sie mit einer stolz grüßenden Handbewegung ihm entgegen, der sich tief vor ihr neigte. Welcher Hohn lag in diesen fast schleppend langsamen, und doch so scharf accentuirten Lauten der vollen, tiefen Frauenstimme.... Hatte sie eine unvorsichtige Bewegung gemacht, oder scheute das schöne, feurige Thier, das sie ritt — genug, es trug sie plötzlich mit einem wilden Satze dicht an den Schlag des langsam vorüberrollenden Wagens.

„Bleiben Sie sitzen, Herr von Rüdiger!" winkte sie dem Emporschnellenden herablassend zu, ohne ihn anzusehen — ihre flammenden Augen suchten vielmehr in verzehrender Unruhe den herabgelassenen Schleier der erschrockenen jungen Frau zu durchdringen — im nächsten Augenblick schon stoben die Reiterinnen wieder dahin; einige Secunden lang jagten die zwei Pferde, Leib an Leib, nebeneinander, und die geschmeidige Hofdame bog sich zu ihrer Herrin hinüber. „Diese kleine, graue Nonne ist wirklich ein Trachenberg'scher Rothkopf, Hoheit," rief der hübsche Mädchenmund ungenirt. Das Rädergeroll verschlang den Zuruf; aber Baron Mainau, der sich zurückgewendet hatte, sah die bezeichnende Geberde der Dame — er lächelte; Liane sah zum ersten Mal dieses stolze Lächeln des Triumphes, der befriedigten Eitelkeit, sah zum ersten Mal seine Augen in jenem Feuer aufstrahlen, das so gefährlich war. Die Ecke, in der seine junge Frau saß, hatte sein Blick nicht einmal gestreift — diese absolute Indolenz und Gleichgültigkeit war so sichtlich unbewußt, daß selbst Freund Rüdiger einsah, sie habe mit jener affectirten geringschätzenden Ruhe nichts gemein, die der schöne Mann aus Caprice oft den blendendsten Frauen gegenüber zeigte.

Die Apfelschimmel brausten wieder über die Chaussee hin, so wildtosend und schwindelnd schnell, als habe die schöne, bleiche Fürstin mit ihrem „Glück zu!" alle Gluth in den Adern des Lenkers zur Flamme geschürt. Der Blick der jungen Frau hing an jeder seiner Bewegungen. Die Begegnung im Walde hatte plötzlich ein Streiflicht auf die neuen Verhältnisse geworfen — nun wußte sie, weshalb Mainau ihr niemals Liebe geben konnte.

Die letzten Waldbäume flogen vorüber, dann ging es bergab in das Schönwerther Thal, durch Anlagen, mit denen sich der herzogliche Park nicht messen durfte. Eine Zeit lang lief ein hohes Gitter, fein wie Spinnweben, in gleicher Richtung mit dem Fahrweg; weit drinnen, von diesem durchsichtigen Drahtschleier grau verhangen, hoben sich fremdartige Wipfel in die blaue Luft; aus ungeheuren Staudenkelchen dämmerten glühende Blüthenrispen herüber, wie Korallenschnüre aus grüner Meerfluth. Dann drängte sich secundenlang eine Wand von Mimosengesträuch verdunkelnd an das Gitter — sie zerriß, und erschreckend jäh trat ein grellbemalter Hindutempel mit goldstrahlenden Kuppeln hervor; an seine breit herniedersteigende Marmortreppe klopften die bläulich durchsichtigen Wasser eines großen Weihers, und im Vordergrunde, auf dem feingeschorenen Uferrasen stand ein mächtiger Stier, die breite Stirn majestätisch nach dem vorüberrollenden Wagen gewandt. . . . Das war wie ein sonnengoldener, über das märchenhafte Indien hinflatternder Traum — mit dem Ende des Drahtnetzes erlosch er spurlos; da rauschten wieder ehrwürdige Linden, und die dunklen Fichten hingen greisenhaft ernst ihre langen Bärte über die jungen weißen Kleeblüthen der Wiesen.

Noch einen kühnen Bogen mitten durch uralten, dunkelnden Maßholderbusch beschrieb der Fahrweg, dann rollte der Wagen über eine freie Kiesfläche und hielt vor dem Portal des Schönwerther Schlosses.

Mehrere Lakaien in Galalivrée stürzten herbei, und der Haushofmeister in schwarzem Frack und weißer Weste öffnete unter einem tiefen Bückling den Wagenschlag . . . Liane war vor mehreren Jahren ungesehen Zeugin gewesen, wie der junge Förster in Rudisdorf seine Braut mit starken Armen aus dem Wagen gehoben und jubelnd in sein Forsthaus getragen hatte — hier warf der neue Eheherr dem Stallknecht die Zügel hin, trat kühlgelassen, wenn auch mit sehr verbindlicher Haltung, an den Wagen, und die linke Hand der jungen Dame zart, mit kaum fühlbarer Berührung ergreifend, half er ihr über den Tritt herab. Unter etwas festerem Druck legte er die unwillkürlich zurückschreckende Hand auf seinen Arm und führte die neue Herrin von Schönwerth über die Schwelle.

Ihr war, als betrete sie einen Dom, so gewaltig, so feierlich-erhaben wölbte sich der Thorbogen über ihrem Haupte, und ein so kirchenartiges Licht fiel durch das bunte Glas der Spitzbogenfenster in die weite Treppenhalle. Diese schillernden Reflexe, die hier das Purpurgewand einer Muttergottes als rosige Fluth auf den hallenden Fußboden warfen, und dort die Palmenkuppel über der ruhenden heiligen Familie leuchtend grün an der rothen Porphyrwand herabfließen ließen, sie waren doch nur ein verfälschtes, erkaltetes Sonnenlicht; selbst der breite, die Treppen herablaufende Teppich, so weich und elastisch er sich auch dem Stein anschmiegte, vervollständigte den Eindruck eines überall absichtlich, wie in einer Abtei, festgehaltenen kirchlichen Stils — er zeigte die sprühende, überladene Farbenpracht, aber auch die steifen, geistlosen Linien des byzantinischen Geschmacks in seiner letzten Periode.

Kaum eingetreten, blieb Mainau überrascht stehen, und seine Augen richteten sich zornfunkelnd auf den Haushofmeister. Der tiefniedergeduckte Mann räusperte sich verlegen hinter der vorgehaltenen Hand — man sah, nicht um die Welt hätte er seine Augen erheben mögen, um dem Blick des Gebieters noch einmal zu begegnen. „Ich durfte nicht, gnädiger Herr," sagte er leise. „Der gnädige Herr Baron haben nicht erlaubt, daß die Orangerie aufgestellt wurde, und die Guirlanden mußten auch wieder abgenommen werden — von wegen der hochseligen gnädigen Frau."

Ein Feuerstrom schoß dem Schloßherrn über das Gesicht. Mit katzenartiger, lautloser Geschmeidigkeit machten die Lakaien einen Rettungsversuch hinaus in's Freie, die klägliche Gestalt des Haushofmeisters aber, der auf seinem Posten aushalten mußte, sank tief in sich zusammen. . . . Der gefürchtete Sturmausbruch beschränkte sich diesmal auf ein unbeschreiblich spöttisches Lächeln, das den Mund des schönen Mannes entstellte.

„Du siehst mich beschämt, Juliane," sagte er — an seiner Stimme hörte man den inneren Kampf mit dem Zorn — „Ich bin außer Stande, mich zu revanchiren. In Rudisdorf hatten wir Blumen auf dem Wege — hier trittst Du in ein ungeschmücktes Haus. Entschuldige den Onkel — diese hochselige gnädige Frau war seine Tochter."

Er ließ ihr keine Zeit zur Antwort. Im Sturmschritt — voran der dahinstiebende, in Dienstfertigkeit ersterbende Haushofmeister und mit Kopfschütteln nachstrebend Freund Rüdiger — führte er die junge Frau die Treppe hinauf durch Prachtsäle, denen sich eine herrliche Spiegelgalerie anschloß. Liane sah sich am Arm des hohen, stolzen Mannes dahinschreiten — der Gestalt und Haltung nach gehörten sie zusammen; aber welch eine himmelweite Kluft lag zwischen den Seelen, die ein geschäftsmäßiger Vertrag, sanctionirt durch Priesterwort, heute aneinander geschmiedet hatte!

Der Haushofmeister schlug mit feierlich bedeutungsvoller Geberde die Flügel der Ausgangsthür zurück — eine Art von Schwindel ergriff die junge Frau; trotz der klafterdicken Steinwände und der imposanten Deckenwölbung war es schwül und heiß in der Galerie; die ganze Glühhitze der Julisonne fiel durch die unverhüllten Scheiben der langen Fensterreihe — und dort an der gegenüberliegenden Wand des weiten Salons loderten die hellen Flammen im Kamin. Dicke Teppichstoffe bedeckten die Wände, den Fußboden und drapirten Fenster und Thüren; auf den letzteren lagen noch besondere, hermetisch schließende, wattirte Flügel — überall sah man das ängstliche Bestreben, Wärme zu erzeugen und die äußere Luft abzuwehren, und in dieser schweren Atmosphäre, die auch noch ganze Wolken starker Essenzen erstickend füllten, saß ein fröstelnder Mann. Seine Füße, nahe an die prasselnden Holzklötze gerückt, waren in seidene Steppdecken gehüllt; ihre ganze Lage hatte etwas leblos Unbewegliches; dagegen zeigte der Oberkörper eine fast jugendlich graziöse Leichtigkeit in der Haltung. Er war im schwarzen Frack, und über der schneeweißen Halsbinde saß ein kleines, feines, kluges Gesicht, dessen kränkliche Bläße leichenhaft angehaucht wurde durch das unerquickliche Gemisch von Tageslicht und bleichgelbem Flammenschein — das war der Hofmarschall Baron von Mainau.

„Lieber Onkel, erlaube mir, Dir meine junge Frau vorzustellen," sagte Mainau ziemlich lakonisch, während Liane den Schleier über die Hutkrempe zurückschlug und sich verbeugte.

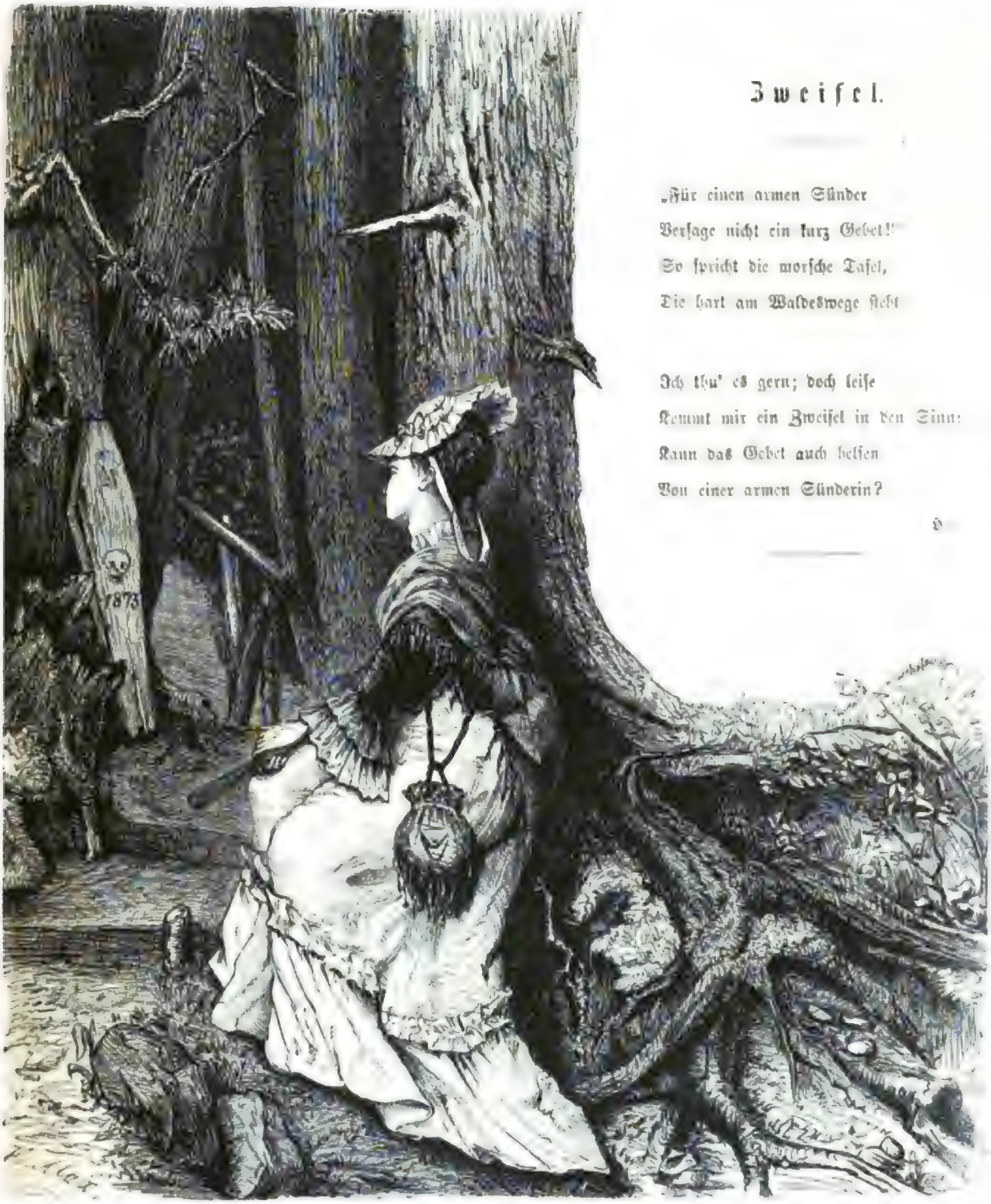
Die kleinen braunen Augen des alten Herrn richteten sich scharf auf ihr Gesicht. „Du weißt ja, mein lieber Raoul," versetzte er langsam und bedächtig, ohne den Blick von der Erröthenden wegzuwenden, „daß ich die junge Dame nicht als Deine Frau begrüßen kann, bevor unsere Kirche die Ehe sanctionirt hat."

„Mit nichten, Onkel!" fuhr Mainau auf. „Ich erfahre erst in diesem Augenblicke, bis zu welcher haarsträubenden Rücksichtslosigkeit Deine Bigotterie sich steigern kann, sonst würde ich wohl einer solchen Auslassung vorzubeugen gewußt haben."

„Ta, ta, ta — nicht ereifern, bester Raoul! Das sind Glaubenssachen, und darüber streiten noble Naturen nicht," sagte der Hofmarschall begütigend — es war nicht zu verkennen, der schwächliche Mann mit dem geistreichen Gesichte hatte Furcht vor der drohenden Stimme des Neffen. „Einstweilen heiße ich Sie als Gräfin Trachenberg willkommen — Sie tragen einen vortrefflichen Namen," wandte er sich an Liane. Er reichte ihr seine Rechte begrüßend hin — sie zögerte, ihre Hand zwischen diese bleichen, schmalen, etwas verkrümmten Finger zu legen; ein zorniger Schrecken zitterte in ihr nach. Sie hatte gewußt, daß die Ehe noch einmal, am selben Tage, nach katholischem Ritus eingesegnet werden solle — die Mainaus waren Katholiken —, aber daß man die in Rudisdorf vollzogene protestantische Trauung für so vollkommen null und nichtig in diesem Hause erklärte, das traf sie wie ein niederschmetternder Schlag.

Der alte Baron that, als bemerke er ihr Zögern nicht, und ergriff statt ihrer Hand die Spitze einer ihrer niederhängenden Flechten. „Sieh da, wie hübsch!" sagte er galant. „Ihr alter, erlauchter Name braucht nicht genannt zu werden, sein untrügliches Wahrzeichen wird Sie überall einführen — Das hat geleuchtet, schon in den Kreuzzügen! . . . Nicht immer ist die Natur so zuvorkommend, den Stempel der Geschlechter in allen Generationen festzuhalten, wie bei der dicken Unterlippe der Habsburger und dem Trachenberger Rothhaar." — Er lächelte so verbindlich, wie man nur lächeln kann nach einer wohlgemeint ausgesprochenen Liebenswürdigkeit.

Freund Rüdiger kämpfte mit einem Hüsteln, und Mainau



Zweifel.

„Für einen armen Sünder
Versage nicht ein kurz Gebet!“
So spricht die morsche Tafel,
Die hart am Waldeswege steht

Ich thu' es gern; doch leise
Kommt mir ein Zweifel in den Sinn:
Kann das Gebet auch helfen
Von einer armen Sünderin?

D.

Originalzeichnung von Heinrich Max in München

wandte sich hastig nach dem nächsten Fenster. Da stand der kleine Leo, regungslos und starren Auges die neue Mama musternd; die reizende Knabengestalt lehnte nachlässig an dem riesigen Körper eines Leonberger Hundes, und die Rechte mit der berühmten Gerte hing über den Rücken des Thieres hinab — es war eine Gruppe, wie für den Pinsel oder Meißel hingestellt.

„Leo, begrüße die liebe Mama,“ befahl Mainau in unverkennbar aufgeregtem Tone. Liane wartete nicht, bis der Knabe zu ihr kam. In dieser entsetzlichen Umgebung leuchtete ihr das schöne Kindergesicht, ungeachtet seines feindselig trotzigen Blickes, wie ein tröstender Lichtschein entgegen. Sie trat rasch hinüber. Das zarte Antlitz mit dem blumenweißen Teint bog sich über den Knaben und ein würziger Athem berührte seine Lippen.

„Willst Du mich ein wenig lieb haben, Leo?“ flüsterte sie — das klang flehend, und in ihrer Stimme klopfte es wie leises Schluchzen. Die großen Augen des Kindes verloren den festen Blick. Aengstlich erstaunt fuhren sie über das Gesicht der neuen Mutter hin — da fiel polternd die Gerte zur Erde, und plötzlich schlangen sich zwei Kinderarme festpressend um den Nacken der jungen Frau.

Digitized by Google

„Ja, Mama, ich will Dich lieb haben!“ versicherte der Kleine in dem ihm eigenen derbaufrichtigen Tone. Er sah neben ihrer Schulter hinweg nach seinem Vater. „Es ist ja gar nicht wahr, Papa,“ sagte er fast brummig, „sie ist keine Hopfenstange, und ihre Zöpfe sind lange nicht so schlimm, wie bei unserem —“

„Leo — vorlauter Bursch'!“ schnitt Mainau die weiteren Auslassungen des Kindes ab. Er war sichtlich beschämt und in der peinlichsten Verlegenheit, während um Lippen und Augen des alten Herrn ein verhaltenes Lachen zuckte. Herr von Rüdiger verfiel abermals in einen heftigen Hustenanfall.

„Mein Gott, was hat denn der arme Sünder da verbrochen?“ unterbrach er plötzlich sein diplomatisches Manöver — er zeigte nach einer der dunkelsten Zimmerecken; dort kniete Gabriel mit gesenktem Kopfe vor einem Stuhle; die Hände lagen gefaltet auf einem dicken Buche.

„Mosje Leo ist unfolgsam gewesen; ich kann den widerhaarigen Burschen nicht empfindlicher züchtigen, als wenn ich Gabriel für ihn büßen lasse,“ sagte der Onkel gelassen.

„Was — sind denn in Schönwerth die Prügelknaben wieder Mode geworden?“

„Wollte Gott, sie wären nie aus der Mode gekommen! Dann stünde es besser um uns Alle,“ versetzte der Hofmarschall schneidend.

„Steh' auf, Gabriel!“ befahl Mainau, seinem Onkel den Rücken wendend. Der Knabe erhob sich, und Mainau nahm mit einem sarkastischen Lächeln das dickleibige Legendenbuch auf, aus welchem der arme Sündenbock allem Anscheine nach hatte vorlesen müssen.

Mitten in diese peinliche Scene hinein trat der Haushofmeister. Er trug eine Platte voll Erfrischungen. So tief gereizt der alte Herr in diesem Momente auch sein mochte, er richtete doch sofort seine Augen scharf musternd auf den reichbesetzten Silberteller, den ihm der Haushofmeister auf seinen Wink hinhielt.

„Ich werde dem hirnlosen Verschwender drunten in der Küche wohl einmal das Handwerk legen müssen,“ murmelte er ingrimmig. „Solche Berge des theuersten Fruchteises! ... Ist er verrückt?“

„Der junge Herr Baron haben so befohlen,“ beeilte sich der Haushofmeister leise zu sagen.

„Was giebt's?“ fragte Mainau; er warf den Folianten auf den Stuhl und trat mit finster gefalteter Stirn näher heran.

„Nichts von Belang, mein Freund,“ begütigte der Onkel mit einem scheuen Seitenblick — er war erschrocken und so roth geworden wie ein junges Mädchen, das man bei einem oft gerügten Fehler ertappt. „Bitte, liebe Gräfin, legen Sie doch endlich einmal den Hut ab,“ sagte er zu der jungen Frau, „und essen Sie ein wenig von diesem Ananaseise! — Sie werden der Erquickung bedürfen nach der heißen Fahrt.“

Liane strich liebkosend mit der Hand über den Lockenkopf des kleinen Leo und küßte abschiednehmend seine Stirn. „Ich muß danken, Herr Hofmarschall,“ versetzte sie sehr ruhig. „Sie verweigern mir vorläufig die Stellung der Hausfrau und den Namen Mainau — die Gräfin Trachenberg aber kann unmöglich dem Anstand und der guten Sitte in das Gesicht schlagen, indem sie ohne weiblichen Schutz in einem fremden Hause in Herrengesellschaft verbleibt. Darf ich bitten, daß man mir ein Zimmer anweist, in welches ich mich bis zu der Ceremonie zurückziehen kann?“

Vielleicht war der alte Herr mit dem impertinenten Diplomatengesicht noch niemals so energisch zurechtgewiesen worden, oder er hatte in der überaus einfach gekleideten Mädchengestalt, unter dem das jugendliche Antlitz halb verdeckenden grauen Schleier die Schüchternheit und das Gedrücktsein der finanziellen Verarmung nothwendig vorausgesetzt — genug, seine Augen öffneten sich weit, und der sonst unleugbar geistvolle Ausdruck seiner Züge wich einer nichts weniger als schlagfertigen Verblüfftheit. ... Herr von Rüdiger rieb sich hinter seinem Rücken schadenfroh die Hände, Mainau aber fuhr in sprachloser Ueberraschung herum — hatte wirklich „das bescheidene Mägdelein mit dem furchtsamen Charakter“ gesprochen?

„Eh — wir sind sehr empfindlich, meine kleine Gräfin,“ sagte der Onkel nach einem verlegenen Räuspern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Lebens- und Leidensbuche eines Dichters.

Nach handschriftlichen Quellen. Von **A. Strodtmann.**

2. Molly.

(Schluß)

Die Pflege ihres schwer erkrankten ältesten Bruders, der im folgenden Herbste an der Schwindsucht starb, führte zum Unglück Molly-Augusten gegen Weihnacht 1780 auf die lange Zeit von anderthalb Jahren in Bürger's Haus. Sie hatte bis dahin theils bei der Stiefmutter, theils bei der verheiratheten Schwester in Bissendorf gelebt und den Geliebten nur selten bei einem flüchtigen Besuche in Gesellschaft Dorettens wiedergesehen.

Die Gedichte Bürger's, vor Allem die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“, verrathen uns, daß ihr frommes, keusches Gemüth noch strenger und pflichtgetreuer, als Jener, die allverzehrende Liebe bekämpft, daß sie dem stürmischen Drängen seiner Leidenschaft, so sehr sie dieselbe theilte, Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden hatte. Der erneuerte Anblick des Geliebten, der ohne das Lächeln ihres Mundes, den beseligenden Strahl ihres blauen Auges, das „süße Huldgekose“ ihrer Flötenstimme einem frühen Grabe entgegen zu siechen schien, brach endlich den Heldenmuth ihrer Tugend. Nicht als Sünde, sondern als ein vorbestimmtes Verhängniß, als eine unheilbare Krankheit oder ein allmächtiges Gebot der Natur erschien es den Liebenden, wenn sie dem „blöden Wahne“ der „Menschensatzung“ Trotz boten und dem lockenden Sirenenliede ihrer Herzen folgten:

> Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
> Hinab will der Bach, nicht hinan;
> Der Sommerwind trocknet; der Regen macht naß;
> Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr das? —
> O laßt es gewähren, wie's kann!

Und Dorette? — Ohne Zweifel hatte das jahrelange eigene Leid und der tägliche Anblick ihres Gatten, der „wie ein Schlaftrunkener, in ein dumpfes Grab verschlossen“, umherschwankte und sich nur noch den Tod wünschte, ihrer tief erschütterten Seele jedes besonnene Denken und sichere Fühlen geraubt. Und dann — auch sie hatte Goethe's „Stella“ gelesen und wieder gelesen. Cäcilie wies ihrer großmüthigen Dulderseele den Weg. Wie die Gemahlin des thüringer Grafen, als dieser ihr die junge Morgenländerin brachte, welche seine Fesseln gelöst und ihn aus der Sclaverei gerettet hatte, rief sie der Schwester — auch wohl „unter tausend Thränen“ — zu: „Nimm Alles, was ich Dir geben kann! Nimm die Hälfte Deß, der ganz Dein gehört. — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! — Du hast ihn gerettet, von ihm selbst gerettet — Du giebst mir ihn wieder.“

Es ist nicht unseres Amtes, diese Sophisterei der Leidenschaft zu entschuldigen oder zu verdammen. Wir suchen einzig, aus dem uns vorliegenden Material das psychologische Verständniß einer Verirrung zu gewinnen, die ein Glied in der langen Kette seltsamer Herzensgeschichten am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts ist. „Werther“, „Stella“, „Die Geschwister“, „Die Wahlverwandtschaften“ führen den Leser nur darum in das Nachtgebiet elementarer Leidenschaft, weil die Krankheit, welche sie schildern, wie eine geistige Epidemie auf den Gemüthern der Zeitgenossen lag. Der Frevel wider das ewige Gesetz der Sittlichkeit rächte sich zudem ja bitter genug an Denen, welche sein in toller Verblendung spotteten.

Während ihres Aufenthaltes in Appenrode malte Auguste in Pastellfarben das wohlgelungene Bild ihrer Schwester Dorette und, vor einem Spiegel sitzend, ihr eigenes Bild, als Geschenk für ihren jüngsten Bruder George, aus dessen Nachlasse mir die beiden Portraits von ihrem jetzigen Besitzer zur Nachbildung für die Gartenlaube freundlichst übersandt worden sind. Ein anderes,

von unbekannter Hand gemaltes Molly-Bild, das sich in Bürger's Nachlaß befand und nach seinem Tode in den Besitz seiner Tochter Marianne kam, ist, wie die Vergleichung mit dem mir vorliegenden Original erweist, durch die Kunstanstalt von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig nicht allzu glücklich nachgebildet worden; namentlich der Ausdruck des schöngeformten Mundes ist durch eine seltsame Zuspitzung der Oberlippe unangenehm entstellt.*

Das naturwidrige Verhältniß einer zwischen den Schwestern getheilten Liebe konnte nicht von Bestand sein. Im Sommer 1782 entriß sich Auguste den Armen des Geliebten, um zunächst bei seiner in Langendorf verheiratheten Schwester Friederike, der Mutter des Dichters Müllner, zu verweilen, und kehrte erst nach dem Tode Dorettens als angetraute Gemahlin in sein Haus zurück. Der Verkehr zwischen den Gatten gestaltete sich nach ihrem Fortgange um Vieles erfreulicher als in den verflossenen Jahren; Bürger begegnete der schwer gekränkten Frau mit warmer Herzlichkeit, und Dorette sah aufathmend einer besseren Zukunft entgegen.

Rührend klingt der innige Weihnachtsbrief, den sie dem Bruder sendet:

„Ich seze mich heute früh nieder, Dir einige Stunden dieses Tages zu widmen. Das Wetter ist so erschrecklich, daß man nicht denken darf in die Kirche zu kommen. Doch die Unterhaltung mit meinem Bruder wird eben so süße, so heilige Empfindungen in mir erregen, wie das was mir von dem heutigen Feste gepredigt würde. Froh sein und fröliche Geschöpfe zu machen, ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unsers Gottes. Lieber George, heute mögte ich beinah Deinen Ausspruch wiederlegen, wo Du sagst, ‚es sey unser Loos Unglücklich und traurig zu sein! &c.‘ — ich fühle in diesen Augenblicken, daß es doch Gefühle giebt, die alles Elend überwiegen, und uns zu seeligen Geschöpfen machen. Du wirst lachen, George, wenn Du nun eigentlich die Ursache erfährst, die mich so froh und heiter macht, wirst sagen, daß es gar kein Vorzug sei, sich auf diese Art heitre Laune zu verschaffen, weil es nichts auserordentliches sei, daß ein Geschöpf seine Pflicht erfülle? Recht, lieber George, ich habe auch nichts weiter gethan, aber herzliche innige Freude durchglüht mich, daß Gott mir die Wonne schenkte, die Pflichten der Wohlthätigkeit ausüben zu können ... O George, so ein Gesicht welches mir mit dankbarer Freude entgegen lächelt — bei Gott, der gnädigste Blick des größten Monarchen würde mir nicht so angenehm sein! Könnte ich mir den nicht auch durch weniger Gute und Edle Mittel erwerben? — Du wirst lachen über mich, George, daß mich die Austheilung einiger Weihnachtsgeschenke an unsere Leute so frohes Muths gemacht hat: — und doch ists nicht anders. Der Dank, welcher aus ihren Seelen in die meinige überging, und hier innige Anbetung gegen Gott wurde, der mir die Mittel gab, Freude verbreiten zu können, hat mich mit diesen Leben auf lange wieder ausgesönt ... Uebrigens jage nur immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß **wir** nun gerade just zum Unglück sollten geboren sein, ich protestire öffentlich dawider. Besonders in meiner heutigen Laune. Es wird Dir schon gut genug gehn, George, Du bist ein guter Junge, und sieh nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weist, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Worts Anspruch machen konnte! ich freue mich des herzlich, ob ich gleich **fürs Künftige** vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe. ... Dank noch für Deine Sorge um meine Augen. Gott sei Dank, noch habe ich sie. Dies ist Beweis davon. Auch glänzen sie gleich 2 hellen Sternlein des Himmels, und lächeln dem Bruder meines Herzens hier Liebe und Dank für seine Liebe und die Versicherung ewiger Treue von seiner Dorette Bürger."

Nicht lange nachher erlag sie derselben auszehrenden Krankheit, an welcher auch ihr Bruder Karl gestorben war. Zuvor gab sie noch einer Tochter das Leben, einem schwächlichen Kinde, das ihr bald in die Gruft folgte. Sie litt lange und schwer, auf's Treueste von ihrem Gatten und ihrer Stiefschwester Wilhelmine gepflegt, und schied ungern aus der Welt, die ihr doch so wenig ungetrübter Freuden beschieert hatte.

„Die ganze Zeit her," schrieb Bürger ihrem Bruder in einem ausführlichen Berichte über ihre Krankheit, „hat die arme Leidende dennoch die durstigste Liebe zum Leben geäußert; aber seit einigen Tagen scheint sie das Herannahen des Todes zu fühlen und sich mehr darein zu ergeben. — Gott mache alles nach seiner Barmherzigkeit! Ich weiß, er wird es gut machen."

Wir eilen zum Ende; denn der Abschluß dieser ergreifenden Liebestragödie ist bekannt. Bekannt ist, wie Bürger, der sein „Hungeramt" niedergelegt und die Laufbahn eines Universitätslehrers in Göttingen ergriffen hatte, nun endlich vor dem Altare mit der „Ganzvermählten seiner Seele" verbunden ward, wie sein hinwelkendes Leben unter dem Sonnenblicke ihres Lächelns „aufzugrünen und zu blühen" begann, wie sich Molly-Auguste durch Fleiß und Sparsamkeit auch der Verbesserung seiner zerrütteten Finanzen befliß, und wie nach kurzem Wonnetraume ein hektisches Fieber sie jählings entraffte, nachdem sie ihm zu dem Sohne, den sie früher geboren, fünfzehn Tage vor ihrem Tode noch eine Tochter geschenkt hatte. Nur das sei erwähnt, daß George Leonhart, der in diesen Trauertagen im Hause seines Schwagers verweilte und neben dem treuen Schwager, Dr. Althof, am Sterbelager seiner Schwester stand, mit den Worten: „Sie hat vollendet!" in das Vorzimmer trat, um dem wortlos zusammenbrechenden Bürger und seiner Tochter Marianne, welcher dieser Moment stets unvergeßlich blieb, das entsetzliche Geschick zu verkünden. Vor mir liegt, während ich diese Erinnerungen aufzeichne, eine seidenweiche, lichtblonde Locke, die George Leonhart, wie die von ihm herstammende Inschrift der vergilbten Papierhülle bezeugt, am Todestage Augustens von ihrem Haupte abgeschnitten. Sie ist zu einem Kranze geflochten und mit einer verblichenen rosaseidenen Schleife befestigt. — —

Sollen wir noch des unseligen Nachspiels jener dritten Ehe gedenken, zu der sich Bürger durch das anscheinend so treuherzige Gedicht des „Schwabenmädchens" verlocken ließ? Ach, er mußte es hart genug büßen, daß er einen Augenblick gewähnt hatte, dieses „Kind der Unnatur" würde ihm seine „Molly-Adonide" ersetzen. Er war fortan ein an Leib und Seele gebrochener Mann, den nur die Sorge für seine Kinder zu fieberhaft rastloser Thätigkeit spornte, und dem diese schwere Sorge noch die letzten Stunden verbitterte. Deutsches Dichterelend! Empfing doch der Sänger unsterblicher Lieder, die sein ganzes Volk entzückten, von der hannoverschen Regierung nach zehnjähriger angestrengter Lehrthätigkeit statt des erbetenen bescheidenen Professorengehalts auf seinem Sterbelager kaum den Bettlerpfennig von fünfzig Thalern, um ihn vor dem Hungertode zu schützen!

Ohne die thatkräftige Hülfe des wackeren Althof würde das Schicksal der armen Waisen traurig genug gewesen sein. Er ließ sich die Vormundschaft über dieselben übertragen, suchte für sie durch Verhandlung mit den Gläubigern aus der stark verschuldeten Erbschaftsmasse zu retten, was möglich war, und nahm den Sohn Agathon aus der unglücklichen letzten Ehe zu seinen eigenen Kindern in's Haus. Der kränkliche, geistig verkrüppelte Knabe starb schon in seinem elften Lebensjahre. — Marianne, die Tochter Dorettens, kam zu der jüngeren Schwester Bürger's in Langendorf bei Weißenfels, welche auch den Sohn Augustens, Emil, erzog. Später folgte sie einer Einladung der ältesten Schwester ihres Vaters, der Wittwe des Pfarrers Oesfeld, nach Waldenburg, und blieb nach dem Ableben derselben bei ihren Kindern und Enkeln, in deren Armen sie hochbetagt und unvermählt am 11. November 1862 zu Remse entschlief.

Die Tochter Molly's, welche gleich ihrer Mutter Auguste hieß, wurde bei der Elderhorst'schen Familie in Bissendorf erzogen und vermählte sich dort mit dem Amtsassessor Mühlenfeld, der 1813 in Winsen an der Luhe als Friedensrichter starb. Sie hatte das trübe Geschick, ihren Gatten, einen erwachsenen Sohn, der als Hauptmann im Geniecorps zu Hannover stand, und eine blühende Tochter, die sich eben verlobt hatte, jählings durch Schlaganfälle in's Grab sinken zu sehen. Sie selber starb zu Celle am 11. November 1847. Zwei ihrer Söhne sind noch am Leben, der älteste als Obergerichtsdirector zu Nienburg an der Weser, der jüngere als Apotheker zu Hoya.

* Das im Jahre 1855 von Herrn Rudolph Neuburg in Göttingen veröffentlichte angebliche Molly-Bild ist von der damals noch lebenden Tochter des Dichters sofort als das Portrait der Stiefschwester Augustens, **Franziska Strecker**, erkannt und dem Herausgeber als solches bezeichnet worden. Der Umstand, daß keine öffentliche Anzeige dem Publicum Nachricht von der zu spät ermittelten Unechtheit dieses Bildes gab, mag es erklären, daß eine Copie desselben auch in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" vom 13. März 1858 als „Bürger's Molly" erschien.

Das unglücklichste Loos fiel dem Sohne Molly's, Emil, und seinen noch lebenden Hinterlassenen zu. Seine ersten Kindheitsjahre verbrachte er, wie erwähnt, bei der Tante in Langendorf; nach der Scheidung Bürger's von seiner dritten Frau verweilte er kurze Zeit im väterlichen Hause. Seine spätere Ausbildung empfing er in der Schulpforte bei Naumburg; als er diese Anstalt verließ, trat er zur Erlernung des Buchhandels bei dem Freunde seines Vaters, J. Ch. Dieterich zu Göttingen, in die Lehre. Nachdem er in mehreren renommirten Buchhandlungen Deutschlands servirt hatte, fand er im F. A. Brockhaus'schen Geschäft zu Leipzig eine Anstellung. Dort verlobte er sich, und der Wunsch, bei Begründung eines eigenen Herdes sich zugleich eine feste Lebensstellung zu schaffen, veranlaßte ihn, sich 1821 in Naumburg zu etabliren. Zwei Jahre später vermählte er sich mit seiner Braut, der am 6. Februar 1801 geborenen Marie Concordia Wilhelmine Anton, die ihn im December desselben Jahres mit einer Tochter, Friederike, und im Sommer 1825 mit einem zweiten Kinde, Emilie, beschenkte. Letztere ist jetzt mit dem Buchdruckerei-Factor einer Leipziger Officin verheirathet.

Trotz des emsigsten Fleißes wollte es Emil Bürger mit seiner Buchhandlung nicht glücken. Ohne ausreichende Mittel, hatte er sich aus Localrücksichten bewegen lassen, den Verlag einiger kostspieliger Werke zu übernehmen, und mußte schließlich sein Geschäft liquidiren. Er zog nach Leipzig zurück, konnte aber als verheiratheter Mann keine seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechende, gut salarirte buchhändlerische Stellung finden. Die Pflicht des Gatten und Vaters nöthigte ihn, ein Unterkommen mit nur spärlichem Ertrag anzunehmen; doch bei dem unterstützenden Fleiße der Mutter hätte der bescheidene Erwerb wohl ausgereicht, wenn nicht der Vater bald erkrankt und nach langem Siechthum am 28. März 1841 seinen Leiden erlegen wäre. Zwar arbeitete die treue Mutter unermüdlich Tag und Nacht mit der Nadel, um die schlimmste Sorge von den Häuptern der geliebten Kinder fernzuhalten, und diese, welche nach zurückgelegter Schulzeit die Anfertigung künstlicher Blumen erlernten, halfen der Mutter nach Kräften, die mäßigen Bedürfnisse der Familie durch den Ertrag ihrer Hände zu bestreiten.

Aber wie karg ist der Gewinn, den weibliche Handarbeit erzielt! Friederike steht heute noch, wie seit achtundzwanzig Jahren, einem Blumengeschäfte vor; allein sie hat in vollstem Maße die Schwere des Kampfes um das Dasein erfahren.

„Gern," schreibt mir das brave Mädchen, welches mir diese Anführung ihrer Worte verzeihen wolle, in einem ihrer anspruchslosen Briefe — „gern möchte ich der Mutter nach einem so vielgeprüften, an Mühen überreichen Leben einen heiteren Lebensabend bereiten, aber der Wunsch bleibt hinter der zwingenden Macht der Verhältnisse zurück. Zumal da alle, auch die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse eine so enorme Steigerung erfahren, reducirt sich der ohnehin mäßige Gewinn auf noch weniger. Wir haben, so weit meine Erinnerung zurückreicht, entbehrt und ertragen, ohne den weniger Eingeweihten ahnen zu lassen, wie schwer es uns oft zu tragen wurde." Wie Friederike mir in demselben Briefe mittheilt, ließ der verstorbene König Friedrich August von Sachsen den Hinterbliebenen des Dichters eine Summe von hundert Thalern anweisen. Die Schillerstiftung erfreute sie zweimal mit einer Pension.

Möge der „Unstern", der bis jetzt über den letzten Erbinnen des großen Dichternamens geruht hat, erbleichen, und mögen sie, belohnt durch das Bewußtsein treu erfüllter Lebenspflicht, dereinst das müde Haupt versöhnter mit dem ihnen beschiedenen Geschicke zur Ruhe legen, als ihr unglücklicher Großvater!*

* Ohne Zweifel werden manche der freundlichen Leser und Leserinnen dieser Nachrichten den Wunsch hegen, für die vielen genußreichen Stunden, welche sie den Dichtungen des so schwer vom Schicksale geprüften Mannes verdanken, einen Theil des Unrechts, das ihm seine Mitwelt zugefügt, nun an seinen noch lebenden Nachkommen gut zu machen, damit der greisen, fast dreiundsiebenzigjährigen Frau seines Sohnes und ihren wackeren Töchtern, die den harten Lebenskampf bis hierher so tapfer gekämpft und die Ehre des gefeierten Namens, den sie tragen, vor jedem Makel rein bewahrt haben, ein sorgloserer, froherer Lebensabend beschieden werde. Von der gleichen Empfindung beseelt, hat der Besitzer der oben erwähnten Haarlocke Molly's mir dies sein theuerstes Kleinod mit der Bitte überantwortet, es zum Besten der Hinterbliebenen des Dichters zu verwerthen. Ich werde die kostbare Reliquie dem Edlen übersenden, der mir zu dem angedeuteten Zwecke bis zum 31. März dieses Jahres das höchste Gebot auf dieselbe zukommen läßt. Zugleich erkläre ich mich mit Freuden bereit, Gaben der Liebe und Theilnahme für die Bürger'sche Familie in Empfang zu nehmen und an dieselbe zu übermitteln, worüber seiner Zeit öffentliche Rechenschaftsablage erfolgen wird.

Adolf Strodtmann,
Henni's Villa in Steglitz bei Berlin.

Winter-Studien.

1. Reif- und Rauhfrost.

In einer klaren Octobernacht, wenn die Sterne hell herniederfunkeln und wir von einer Kirmeß oder einem Beisammensein mit guten Freunden den Heimweg suchen, bemerken wir gewöhnlich zum ersten Male im Herbste ein eigenthümliches, tausendfältiges Flimmern und Glitzern auch vom Erdboden her, und die hölzerne Bachbrücke, Bohlen wie Geländer, erscheint mit einem leichten weißen Anstriche versehen.

Am Morgen sehen wir dann die ganze Landschaft mit Lappen und Streifen des weißen Winterpelzes ausgeziert, von der frischgrünen, kaum aufgegangenen Wintersaat an, bis zu dem entlaubten Gebüsche des Parkes, über dessen Aesten sich in Diamantenschnüre verwandelte Spinngewebe und Fäden des Altweibersommers hinziehen; nur der eiserne Staketenzaun und das Zinkdach der Laube haben vorläufig den weißen Besatz abgelehnt.

Wenn meine alte hustende Großmutter auf unser Thema zu sprechen kam und den Winter eine abscheuliche Jahreszeit schalt, die höchstens dazu gut sei, uns den Frühling werther und theurer zu machen, dann pflegte der Großvater in seiner poetischen Art zu erwidern: „Und ist das nicht auch ein Verdienst? Frühling, der holde, lächelnde Knabe, würde nicht halb so oft besungen, nicht entfernt so heiß ersehnt werden, wenn er nicht auf den gestrengen Herrn Winter folgte; aber was Deine Meinung von der Häßlichkeit und Langweiligkeit des Winters betrifft, da sind wir Nordländer so wenig urtheilsfähig, wie der Schweizer in Betreff der Gebirgsschönheit, und wir alten Leute, die nur noch seine Beschwerden empfinden, sind's erst recht nicht. Man müßte einem Aequatormenschen — natürlich ganz mit Pelzen verwahrt — unsern Winter in seiner Pracht zeigen; der würde sicherlich in einem Feengarten zu wandeln glauben, wenn er Busch und Baum mit edelsteinblinkendem Rauhfroste neubelaubt sähe, und wie die Sonne in unendlicher Klarheit über das unabsehbare Schneefeld, auf die rüstigen Heere munterer Schlittschuhläufer und Schlittenfahrer und die Häuser mit den gastlichen Rauchsäulen strahlt."

Die nachfolgenden Skizzen sollen den Beweis liefern, daß der Winter nicht nur der Augenlust, sondern auch dem Wissensdurste eine Quelle reicher Anregungen bietet. Wir werden uns in das warme Zimmer zurückziehen und durch eine Reihe leicht anstellbarer Versuche das Verständniß der Wunder draußen zu erleichtern suchen.

Wenn es kalt genug ist, können wir uns jeden Augenblick überzeugen, daß ein geheizter eiserner Ofen, lange bevor er die Zimmerluft über den Schmelzpunkt des Eises erwärmt hat, die Fensterscheibenblumen aufzuthauen beginnt. Es gehen also Strahlen von dem erhitzten Metallmantel aus, die ihre Wärme nicht an die kalte Luft verlieren, und solche Wärmestrahlen — wie die Lichtstrahlen eine Wellenbewegung des feinen, das ganze Weltall erfüllenden Stoffes — sind es, durch welche die Sonne mitten durch den ungeheuer kalten Weltraum hindurch (man rechnet auf zweihundert Grad Kälte in demselben) alles Leben unserer Erde weckt und erhält. Wenn wir uns unserer kleinen Zimmersonne, die wir bekanntlich mit verwandelter Sonnenkraft (Holz oder Kohlen) speisen, gegenüberstellen, so bläst sie uns ihre Hitze in recht aufdringlicher Weise entgegen, und wir möchten vorn verbrennen, während wir hinten Frost empfinden, bis die

ganze Zimmerluft auf dem langsamen Wege der Leitung eine behagliche Temperatur angenommen hat. Glücklicher Weise genügt schon ein ganz dünner Papierschirm, uns vor dieser „strahlenden Wärme" vollkommen zu schützen; ein Thermometer zeigt vor diesem Schirme im Bereiche der Strahlungswärme mindestens zehn Grad mehr als unmittelbar hinter demselben. Das Vermögen der Wärmestrahlung richtet sich im Allgemeinen nach der Oberflächenbeschaffenheit der Körper, und zwar erkalten in Folge dieser Wärmeabgabe gegen entfernte Dinge rauhe Körper schneller als glatte oder glänzende, dunkelgefärbte schneller als hellfarbige, solche, welche die Wärme schlecht leiten, stärker als gutleitende. Sie haben dafür das Vermögen, genau in demselben Grade, wie sie die Wärme leichter abgeben, sich in dem Bereiche der strahlenden Wärme anderer Körper, z. B. der Sonne, schneller und stärker zu erwärmen. Wir benöthigen der Kenntniß dieses einfachen Gesetzes zum Verständnisse der Reifbildung. Reif ist gefrorner Thau und folgt daher in seinem Auftreten im Allgemeinen den Gesetzen der Thaubildung.

Man hat früher geglaubt, daß der Thau wie ein feiner Regen vom Himmel herabfalle, bis der Engländer Wells im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch im Grunde höchst einfache, aber mit großem Scharfsinn aneinander gereihete Experimente, die Hauptgesetze dieses Vorganges darthat. Ein Bäuschchen Wolle, welches er bald frei auf die Erde, bald auf Unterlagen mannigfacher Art unter Schutzdächern oder zwischen Schutzwänden der Bethauung aussetzte, und welches, wie das Fell Gideon's in der Bibel, bald stark bethaut erschien, bald völlig trocken blieb, je nachdem seine Eigenwärme durch Ausstrahlung gegen den Nachthimmel mehr oder weniger tief unter die Lufttemperatur gesunken war, bildete sein Hauptbeweisstück. Wenn der Nachthimmel klar bleibt, strahlen alle Gegenstände der Erdoberfläche ihre von den Sonnenstrahlen empfangene Tageswärme mit verschiedener Schnelligkeit gegen die sichtbaren und unsichtbaren Weltkörper des Raumes aus, am schnellsten das mit seinen Rauhigkeiten begabte Pflanzenlaub. Da diese Gegenstände weder vom Boden her, wegen ihrer geringen Leitungsfähigkeit für die Wärme, noch aus der Luft, wenn nicht ein lebhafterer Wind geht, einen hinreichenden Ersatz der verlorenen Wärme erhalten, so sind sie bald stärker abgekühlt, als die umspülende Luft. Wenn aber wärmere, mit aufgelöstem Wasserdampf gesättigte Luft durch Berührung mit einem kalten Körper abgekühlt wird, so muß sie auf der Oberfläche desselben so viel Wassertropfen absetzen, als sie im kälteren Zustande weniger aufgelöst erhalten kann. Das ist eine sehr einfache und bekannte Erscheinung, die wir in dem Beschlagen der Stubenfenster, an dem Bethauen des Glases eines aus dem kühlen Keller in das warme Gastzimmer gebrachten Trunkes, an dem ärgerlichen Beschlagen der Brillengläser beim Betreten menschenerfüllter Räume und bei vielen anderen Gelegenheiten alltäglich wahrnehmen, die aber dessenungeachtet die Leute mitunter in Schrecken versetzt hat, wenn z. B. beim Witterungswechsel ein Götterbild oder ein bronzener Heiliger zu schwitzen anfing. Die Alten dachten dann, der in der Bildsäule steckenden Gottheit sei etwas an ihrem Thun nicht angenehm und sie schwitze vor Angst und Zorn.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß nur solche Gegenstände stark bethauen können, die den klaren Nachthimmel frei über sich sehen und auch von den Seiten her neue Luftmassen zugeweht erhalten können, um ihnen Feuchtigkeit zu entziehen, daß also z. B. der Rasen rings um einen Baumstamm, so weit der Mittagsschatten seiner Krone reicht, nicht ordentlich bethauen kann, daß Laub- und Holzwerk stärker als Steine und Erde, diese wiederum stärker als die gutleitenden Metalle, welche ihre an der Oberfläche abgegebene Wärme leicht wieder durch Leitung von innen her ersetzen können, bethauen, daß hervorragende Theile, z. B. die Zähne der Blattränder, oder die erhabene Nervatur und die Härchen der Blattoberfläche, stärker bethauen und namentlich bereifen, als die dazwischen gelegenen tieferen Theile, und daß endlich ein leichter Luftzug die Erscheinung befördern, stärkerer Wind aber sie gänzlich verhindern wird, indem er es unmöglich macht, daß Erdboden oder Rasen beträchtlich kälter werden können, als die darüber befindliche Luftschicht.

Vor Allem ist es zur Thaubildung erforderlich, daß die Luft frei von Nebeldunst ist. Sobald sich das Firmament mit einer noch so dünnen Wolkenschicht bedeckt, wirkt dieselbe wie der Papierschirm vor dem eisernen Ofen, sie strahlt die sonst im Weltenraume verlorene Wärme zur Erde zurück, und die Thaubildung hat ein Ende. Manche Leute haben diese Rolle der Wolken durchaus nicht begreifen können, und der Naturforscher Sertürner, der ein Buch gegen die Wells'sche Theorie geschrieben hat, nahm ihnen das Wort aus dem Munde, indem er sagte: „Wie ein so zartes, leichtbewegliches, mit so großer Ausdehnungskraft begabtes Etwas wie die Wärme, durch ein meilenweit entferntes Hinderniß abgehalten werden könne, die Erde zu verlassen und jene weite Reise zu den Sternen aufzugeben, das können wir auch beim besten Willen nicht begreifen, wenn wir den Wärmestrahlen nicht einen hohen Grad von Verschlagenheit und Verstand beilegen wollen, so etwa, daß sie aus Furcht vor jenem fernen Gewölke ihren Hinterhalt nicht verlassen." Indessen die Sache ist so schwer begreiflich nicht, und man kann sich leicht von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen, wenn man einen gut polirten Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt die Kugel eines Thermometers angebracht ist, gegen den Himmel richtet. Das Quecksilber fällt dabei um so tiefer, je klarer der Himmel ist, und steigt sogleich wieder, wenn man den Spiegel auf eine Wolke richtet.

Was würde Sertürner erst gesagt haben, wenn er von den neuen Untersuchungen Tyndall's und Garibaldi's (natürlich nicht des Helden von Caprera, sondern eines italienischen Physikers dieses Namens) gehört hätte, nach denen sogar der unserm Auge unsichtbare, in der Luft aufgelöste Wasserdunst der strahlenden Wärme unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen kann. Durch ihre in den letzten Jahren vollendeten Studien ist die Thau- und Reiffrage erst als wirklich aufgeklärt zu betrachten. Professor Garibaldi zeigte, daß die Luft, so lange sie Feuchtigkeit enthält, eine förmliche Schutzhülle um den Erdball zur Verhütung allzu starker Abkühlung durch nächtliche Strahlung bildet und daß sie namentlich die von Wasserflächen ausgehenden Wärmestrahlen unter keinen Umständen passiren läßt. Daher kommt es, daß der Thau die Pflanzen vor einer ferneren Abkühlung durch Strahlung, so lange die Luft einen gewissen Grad von Feuchtigkeit enthält, geradezu schützt. Innerhalb großer Continente, wo die Atmosphäre ungleich trockener ist als bei uns, gestaltet sich der Proceß anders. Die trocknere Lufthülle bietet dort der nächtlichen Wärmestrahlung nur verschwindende Hindernisse, und auf glühendheiße Tage folgen eisigkalte Nächte. In heißen Ländern, wie z. B. in Bengalen, wo die Lufttemperatur auch des Nachts niemals unter den Gefrierpunkt hinabgeht, benutzt man den außerordentlichen Grad der Strahlungskälte, um Wasser in offenen Schalen, die man, um sie vor der wärmenden Wirkung der Winde zu schützen, auf den Boden mit Stroh ausgelegter Erdgruben stellt, zum Gefrieren zu bringen. Hier ist auch die Ursache zu suchen, aus welcher unter den Leuten der französischen Expedition nach Constantine (October 1836) so viele an erfrorenen Gliedmaßen litten, obwohl die Lufttemperatur selbst des Nachts niemals unter den Nullpunkt herabgesunken war.

Bei uns tritt jener Grad der Lufttrockenheit, welcher zur Eisbildung durch nächtliche Strahlung erforderlich ist, erst mit Beginn der kälteren Jahreszeit ein; dann verharrt die an den erkälteten Theilen abgeschiedene Feuchtigkeit nicht mehr in Tropfengestalt, sondern geht durch allmähliches Auswachsen zu den zierlichsten Krystallformen in Reif über. Aus dem Obengesagten ergeben sich von selbst die Mittel, Culturpflanzen vor den schädlichen Einflüssen des Früh- oder Spätreifs zu schützen. Mancher, der es nicht versteht, lächelt über die dünnen Strohhüllen, mit denen der Gärtner seine edlen Obstbäume ꝛc. vor dem Erfrieren zu schützen sucht. Er hält es mit Recht für unmöglich, daß solch undichter Mantel die Luftkälte abhalten könne; er soll aber auch nur vor der viel gefährlicheren Strahlungskälte schützen, und dazu würde selbst eine noch dünnere Hülle genügen. In Ländern, wo die Reifnächte jungen Culturpflanzen gefährlich werden, hat man längst ein anderes Mittel gefunden, die Felder zu beschützen, bestehend in der Erzeugung „künstlicher Wolken".

Der spanische Geschichtschreiber Garcilaso de la Vega berichtet, daß die Peruaner in den Zeiten der Inkas ein besonderes Fest feierten, bei welchem sie der Sonne opferten, damit sie dem Froste gebiete, die Maisfelder zu verschonen. Dieses Fest

wurde natürlich in einer Jahreszeit begangen, in welcher solche Reiffröste, wie bei uns unter dem Regimente der drei „gestrengen Herren“ im Mai, besonders häufig sind. Wenn dann, erzählt Garcilaso, bei hereinbrechender Nacht der Himmel unbedeckt blieb und die Indianer deshalb Frost befürchteten, verbrannten sie Mist, um Rauch zu machen, und jeder von ihnen im Besondern bemühte sich, über seinem Grundstücke auf solche Art zu räuchern. Dabei erklärten sie, der Rauch verhindere den Frost (auf die Pflanzen herabzusteigen), indem er gleich den Wolken eine Decke über die Erde breite. Die ankommenden frommen Väter verboten in ihrer Bornirtheit den Peruanern, solche heidnischen Rauchopfer ferner zuzurichten; aber ihre Gebete mögen schwerlich eine gleich wirksame Hülfe gebracht haben.

Auch die alten römischen Landwirthe kannten, wie man aus Plinius ersieht, den Nutzen des Rauches gegen Reifschaden, den sie übrigens den erkältenden Strahlen des Mondes zuschrieben, weil er allerdings häufig genug dazu leuchtet. Die Pflanzen erfrieren aber jedenfalls noch leichter im Dunklen, denn der Mondschein ist, wie Graf Rossi kürzlich von Neuem gezeigt, keineswegs ohne alle Wärme. In den letzten Jahren hat man in Frankreich eine große Anzahl erfolgreicher Versuche in derselben Richtung angestellt, um die Weinberge gewisser dem Reiffroste sehr ausgesetzter Striche zu schützen. Die Reifbildung ist an locale Verhältnisse gebunden, im Thale stärker als an Bergabhängen, in trockenen Gegenden häufiger als in feuchten, am Rheine zum Beispiel so gering, daß man die Reben im Winter vielfach nicht einmal zudeckt. Eine Anzahl französischer Berichte aus dem vorigen Frühjahre wies auf den allerseits bewährten Nutzen solcher künstlichen Wolken hin und rieth den Weinbauern, eine sich nach der Größe des zu schützenden Grundstückes richtende Anzahl Pechpfannen bereit zu halten, um in stillen und ruhigen Nächten mit Steinkohlentheer oder einem ähnlichen billigen und stark rußenden Feuermaterial zu räuchern. Wenn ein starker Wind geht, ist dieses Verfahren natürlich aus doppeltem Grunde überflüssig, denn einmal ist dann keine Gefahr vorhanden, und zweitens würden sich die Wolken über den betreffenden Grundstücken nicht halten.

Auf die im vergangenen Jahre von V. Wartha gemachte Beobachtung, daß der Schwefelkohlenstoff sehr leicht durch seine eigene Verdunstungskälte zum Gefrieren gebracht werden kann, habe ich einige Experimente begründet, mit deren Hülfe man jeden Augenblick im warmen Zimmer den Proceß der Reifbildung in seiner ganzen Schönheit beobachten kann. Ich bitte alle meine Leser, den nachfolgend beschriebenen einfachen Versuch selbst anzustellen; er wird sie durch seine ungemeine Zierlichkeit reichlich für die geringe aufzuwendende Mühe belohnen. Man bilde aus einigen wenigen vollkommen getrockneten, möglichst reichbeblätterten Moospflänzchen einen Miniaturstrauß und stecke ihn in einen Fingerhut, der zu drei Viertel mit Schwefelkohlenstoff (aus der Apotheke) gefüllt und in einer Schachtel mit Sand festgestellt wurde. In Ermangelung eines geeigneten Moossträußchens kann man, wiewohl mit geringerem Erfolge, aus einem Dreieck von grünem Seidenpapier oder weißem Filtrirpapier, dessen eine Seite blattartig ausgezackt oder eingeschnitten wird, ein etwa anderthalb Zoll hohes Kunstbäumchen rollen, wobei die Auszackungen, spiralig um den Cylinder laufend, die Blätter vorstellen müssen, und dieses in den improvisirten Blumentopf stecken. Wenn das Sträußchen einige Secunden in jener leider übel duftenden Flüssigkeit gestanden und dieselbe emporgesogen hat, so bemerkt man, daß sich die Blättchen allmählich mit einem körnigen schneeweißen Reife bedecken, der immer weiter aus den Blatträndern hervorwächst, sich in außerordentlich zarte Fiederchen zertheilt und endlich das ganze Gebilde einem dichtbereiften Pflanzenreise zum Verwechseln ähnlich macht. Die Kälte wird zwar bei diesem Versuche nicht durch Strahlung, sondern durch die schnelle Verdunstung der Schwefelkohlenstoffflüssigkeit erzeugt; im Uebrigen aber ist der Vorgang der natürlichen Reifbildung sehr ähnlich. Die abgekühlte Oberfläche des Sträußchens schlägt Feuchtigkeit aus der umgebenden Luft auf sich nieder; diese vereinigt sich mit dem Schwefelkohlenstoffe zu einem überaus zarten, blumenkohlartigen Reife. Wenn nach einigen Minuten sämmtlicher Schwefelkohlenstoff emporgesogen ist, erreicht das Gebilde seine höchste Pracht, dieselbe dauert aber nur wenige Augenblicke, denn wenn keine weitere Kälte erzeugende Flüssigkeit mehr nachsteigt, schmilzt der Reif plötzlich von oben herunter, und das Sträußchen erscheint, seines Schmuckes entkleidet, gänzlich von geschmolzenem Reife durchnäßt. Daß dieser Reif eine ziemliche Kälte besitzt, davon kann man sich leicht durch das Gefühl überzeugen, wenn man das Gebilde in der hohlen Hand zusammendrückt, oder sich damit über die Wange streicht. Bei der leisesten Berührung so wie beim Anhauchen schmilzt er sofort. Wer einen sogenannten Rafraicheur besitzt, kann das Experiment leicht abändern und einen beliebigen Strauß aus frischem Grün durch Aufblasen eines Schwefelkohlenstoffnebels sofort mit weißem Reife bedecken; man kann auch zum Scherze Jemandem den Bart ohne Schaden auf einige Augenblicke schneeweiß anreifen: dieser künstliche Reif hält sich im warmen Zimmer beinahe so lange wie der natürliche. Nur die einzige Vorsicht wolle man beobachten, diese Versuche am Tage anzustellen, da der Schwefelkohlenstoff äußerst brennbar ist und wegen seiner Flüchtigkeit schon aus einiger Entfernung Feuer fängt.

Mit dem Thaureif wird öfter der sogenannte Rauhreif oder Rauhfrost verwechselt, obwohl dieser eine ganz verschiedene Entstehungsweise hat, und deshalb auch nicht die Eigenheit des Reifes theilt, nur die oberen Seiten der Zweige und Blätter zu bekleiden und unter keine Bedachung zu treten. Er steigt vielmehr bis in die Wipfel der Bäume empor und bekleidet die gesammten Winterreste der Vegetation mit dem brillantesten, in allen Regenbogenfarben funkelnden Krystallschimmel, im Sonnenschein ein zauberhaftes Bild hervorrufend. In den meteorologischen Handbüchern liest man, daß diese Festdecoration der Reifriesenpaläste eintreten soll, wenn nach einem sehr starken Frost eine wärmere Luftströmung ihren Wassergehalt auf den tief unter Null abgekühlten Zweigen und Blättern in Form langwachsender Krystalle absetze, wie man in jedem Winter die Thür- und Fensterritzen der mit warmem Dunst gefüllten Viehställe mit ähnlichen Eisschimmelgebilden umkränzt findet. Ich kann in einem solchen Zusammentreffen höchstens den ersten Anlaß der Erscheinung erkennen, denn ich habe solche Rauhfrostkrystalle mehrere Tage wachsen sehen, nachdem die vorausgesetzte innere Kälte der Baumzweige längst ausgeglichen sein mußte, und suche die Veranlassung, dem Sprachgenius trauend, in der Rauhigkeit der Baumäste und Blätter, welche einen gerade auf Null abgekühlten Winternebel veranlassen, Eisnadeln auf den dargebotenen Rauhigkeiten abzusetzen. Alle Substanzen neigen dazu, wenn sie aus gasförmiger oder flüssiger Gestalt Krystallform annehmen, sich auf rauhen Flächen anzusiedeln, vor Allem aber haben fertiggebildete Krystalle der eigenen Art die Eigenschaft, weitere krystallinische Abscheidung, das heißt Weiterwachsen anzuregen. Wenn man so viel Glaubersalz in heißem Wasser auflöst, wie sich auflösen will, so bleibt die Auflösung, wenn man sie ruhig stehen läßt, auch nach dem Erkalten flüssig. Sobald man aber einen festen Körper, zum Beispiel einen Glasstab, der aber nicht vorher ausgeglüht sein darf, hineinsteckt, krystallisirt die ganze Masse im Nu. Noch sicherer bewirkt ein hineingeworfenes Glaubersalzkryställchen die Einleitung des Gestaltungsprocesses. Ich nehme an, daß beim Rauhfrost eine ähnliche Einwirkung, wenn die anderen Bedingungen günstig sind, die Hauptrolle spielt. Zur Bildung der ersten Eiskrystalle auf den Zweigen mag eine niedrige Temperatur derselben förderlich sein; sobald aber diese einmal vorhanden sind, wachsen sie im Nullgrad warmen Nebels immerfort, wenn dieser so lange anhält, bis zu einer Ausdehnung, daß zuweilen die Aeste unter dem Gewichte brechen.

Da ich dem Leser Experimente versprochen habe, so will ich auch zeigen, wie man die Rauhfrostbildung im Zimmer studiren kann. Wir wollen ihn zur Abwechselung auf warmem Wege erzeugen und schütten ein paar Messerspitzen Benzoesäure auf den Boden eines eisernen Töpfchens oder einer genieteten Blechpfanne, die über einer Spiritusflamme langsam erhitzt wird. Bedecken wir nun das Gefäß mit einem Stück Pappe, an welches wir ein hartblättriges Sträußchen, zum Beispiel aus Buchsbaumzweigen oder Wachholder, so aufgehängt haben, daß es die heißen Wandungen nirgends berührt, so sehen wir es nach wenigen Augenblicken dicht mit den prachtvollsten silberweißen Krystallnadeln überzogen, die im Sonnenschein ebenfalls in allen Regenbogenfarben funkeln. Hat man das Sträußchen nicht zu lange in dem angenehm riechenden, aber zum Husten reizenden Dampfe

Google

gelassen, so gewahrt man ganz die Eigenthümlichkeit des Rauhfrostes, daß sich die Krystalle hauptsächlich an den hervorstehendsten Theilen, z. B. auf den Rändern der dütenförmig zusammengerollten Buchsbaumblätter angesetzt haben. Ein gut gerathenes Sträußchen mit künstlichem Rauhfrost bietet ebenfalls einen hübschen Anblick, und wenn es nicht ganz so zierlich ist, wie das Reifsträußchen, so hat es dafür den Vorzug der Dauerbarkeit.

Carus Sterne.

Auf dem Oybin.

Ein Gedenkblatt von Andreas Oppermann.

(Schluß.)

Bewegt von dem Eindrucke, schreiten wir weiter, hinaus in die von Farrenkräutern und schwanken grünen Zweigen fast umsponnenen Seitencapellen mit ihren reizenden Consolen, Nischen und Fensterdecorationen, wie sie unser Künstler so charakteristisch wiedergegeben hat. Hier wie bei dem Durchschreiten des Kreuzganges drängt sich, obwohl wir nur eine einfache Klosterkirche vor uns haben, der Eindruck eines gewissen Reichthums und phantasievoller mannigfaltiger individueller Gestaltungsgabe auf.

Die Kirche ist aus der bessern Zeit der Gothik. Nachdem Karl der Vierte 1349 das Raubschloß der Herren von Leipa, welches früher den Berg gekrönt, erobert und zerstört hatte, wurde zwanzig Jahre später das Cölestiner-Kloster, dessen Ruine wir heute vor uns schauen, gestiftet. Den Bau leitete des Kaisers Hofbaumeister Peter Arler von Gemünd. Im Jahre 1384 wurde die prächtige Kirche von dem Erzbischof Johann von Jenzenstein eingeweiht. In höchster Blüthe stand das Kloster bis zum Hussitenkriege. Blieb es auch während desselben selbst verschont, so verarmte es doch von da an mehr und mehr, bis ein vernichtender Blitzstrahl im Jahre 1577 in die Klostergebäude fiel und den schönen Bau in eine Ruine verwandelte. Drei Jahre zuvor war das Kloster durch Kauf in den Besitz der Stadt Zittau gelangt und ist seitdem ohne Unterbrechung, also durch drei Jahrhunderte hindurch, in deren Besitz geblieben und heute noch die Zierde und der Stolz aller Besitzungen Zittaus.

Durch den Kreuzgang hindurch schreitend, aus dessen Fenstern man in die Tiefe des Hausgrundes hinunterschaut, gelangt man auf den Kirchhof. Ich habe manche berühmte Gräberstätte gesehen; berauschend wirkt auf die Seele der Blick vom Camposanto Neapels auf den blauen Golf, tiefernst und melancholisch wie eine Nachtphantasie der Kirchhof in Prag, imposant und würdevoll der Gottesacker Pisas und der Veronas, reich der Friedhof Münchens; aber eine Todesstätte, die so von dem vollen Zauber einer üppigen Natur, so von Romantik umwoben ist, wie der kleine Dorfkirchhof auf dem Berge Oybin, habe ich nicht wiedergefunden.

Ein besonderer Reiz dieses auf der Höhe gelegenen Friedhofes ist, daß er nicht blos ein Kirchhof der Vergangenheit ist, etwa als malerische Curiosität conservirt wird, sondern daß man ihn noch heute benutzt, daß neben dem Denkmale des Ritters dort in stattlicher Rüstung, welcher schon manches Jahrhundert hier oben schläft, ein frischer Hügel sich hebt, mit frischen Blumenkränzen, bethaut noch von den Thränen der Geliebten, daß Ginster und Epheu dort um den moosigen verwitterten Stein — eine Last von Jahrhunderten — sich schlingt, während sich daneben eine frische Rose wiegt, von goldenen Bienen umschwirrt. Und wendet man den Blick zurück nach der Ruine, von welcher man gekommen ist, so überrascht von Neuem der prächtig gothische Bau, welcher zwischen den hundertjährigen Linden hervorlugt. Ueberall ringsum hat man das Gefühl seliger Befriedigung, einer Umhegung von glücklicher Fülle. Von allen Seiten strömt durch das sonnverklärte Laub frische Bergluft auf uns ein. Ist dem Auge irgendwo ein Durchblick durch den üppigen Wuchs gestattet, so erblickt es in violettem Lichte die Gipfel der Berge ringsum und erfreut sich an ihrem Farbenzauber. Aber bei aller Freiheit und Frische der Empfindung, welch ein stiller, heiliger Ernst an dieser Stätte! Hier lösen sich die Gegensätze von Tod und blühendem Leben in Poesie auf.

Ist's ein Wunder, daß die Seele des armen Dörflers da unten im tiefen Thale mit poetischer Kraft an diesem Friedhofe hängt? Zwar geht die bureaukratische Nüchternheit darauf aus, ihm den schönen Platz hier oben zu entreißen, weil es ihr nicht passend erscheinen will, daß der Kirchhof in unmittelbarer Nähe eines Belustigungsplatzes sich befindet, denn nur wenige Schritte davon, getrennt durch eine kleine Schlucht, liegt die zierliche Schweizerhausrestauration des Berges. Als ob jemals Einer, der hier oben begraben liegt, sich durch die frohe Lust spielender Kinder, die sich wohl einmal zwischen den Grabhügeln herumtummeln, hätte stören lassen! Als ob jemals Einer, der hier traurig an einem Grabe gestanden, sich durch den Klang froher Stimmen, welche an Sommernachmittagen wohl ertönen, gekränkt gefühlt! Als ob irgend Jemand, der hier oben sich bei Lieb' und Wein des Lebens freute, durch die zauberisch schöne Weihe des ernsten Ortes sich unangenehm berührt gefühlt hätte!

Es muß aber doch solche Käuze geben, wozu sonst mit solchem Eifer darauf hinarbeiten, daß dem Thalbewohner seine liebe letzte Heimath hier oben entzogen werde! Gesundheitsrücksichten können es nicht sein, wenn man aus der freien Höhenluft den Kirchhof in's enge Thal verlegen will, wo die Häuser nahe bei aneinander stehen, wo freundliche Villen und blühende Gärten emporwachsen. Doch lassen wir die beiden Gegner den Streit ausmachen! Die Liebe zur alten, hundertjährigen schönen Sitte — die Poesie — wird hoffentlich hier die nüchterne und geschäftige Gleichmacherei besiegen, und der Wanderer wird sich auch noch im nächsten Jahrhundert an der zauberischsten aller Grabstätten erfreuen, welche unser Künstler in so entzückend wahrer Weise dargestellt hat.

Nur wenige Schritte noch, und wir befinden uns auf dem sogenannten Gesellschaftsplatz mit seinem zierlichen Schweizerhaus, von schattigen Bäumen und Felsen umgeben. Von hier aus hat man einen herrlichen Tief- und Fernblick in den Eingang des Oybinthales. Vom Einschnitt des Gebirges umrahmt, öffnet sich das reiche Bild von Zittau und Umgebung bis zum fernen Horizont in der Gegend von Görlitz. Namentlich Abends, wenn schon kühle Schatten im Thale lagern, gewährt die im Sonnenlicht erglänzende Stadt mit ihren reichen Fluren ein zauberisches Ruhe- und Friedensbild. Der Steig, der vom Gesellschaftsplatz aus um den runden Felskegel des Oybin führt, oft zwischen engen Felsengassen hindurch, an schwindelnden Abhängen vorbei, bietet eine Fülle der reichsten Aussichtspunkte in das Thal und auf die Höhen. „Der Abend ist das Beste“, lautet ein altes Sprüchwort; so denken auch alle Die, welche in Oybin längeren Sommeraufenthalt nehmen. Sie kehren meist des Abends hierher „auf den Berg“, um erquickende Stunden bis zum Aufgang der Sterne hier zu genießen. Am Tage zerstreut die Gesellschaft sich nach den verschiedensten Richtungen; überallhin laden malerische Punkte in der nächsten Umgebung Oybins zu Spaziergängen und Bergpartien ein. Vor allen anderen sind der sogenannte Pferdeberg und der Johannisfelsen beliebte Aussichtspunkte. Dort lagert sich's im köstlichen Moos bei einem heiteren Piknik, wenn froher Sang durch den Wald weithin schallt, unter fröhlichen Menschen gar köstlich. Phantastische Landschaftsbilder gewähren die seltsamen Formen der Mönchshöhe und der Kelchsteine; reizende Waldwege führen nach dem Eschengrund, den Dachslöchern, dem Töpfer, wo Bilder von Waldeinsamkeit sich aufthun, wie man sie nur noch selten erblickt. Erfrischend ist eine Besteigung des Hochwaldes, von wo aus man eines der großartigsten Panoramen nach Böhmen und dem Riesengebirge zu hat; interessant ist der Spaziergang durch die dichten Wälder nach Jonsdorf auf der einen und nach Lückendorf und dem einsamen Jagdhaus Numero Sechs auf der andern Seite. Aber trotz dieser Fülle schöner Excursionen kehrt man Abends gern „auf den Oybin“ zurück. Hier findet man stets fröhliche Menschen, die sich der schönen Natur erfreuen, zu denen Zittau das hauptsächlichste Contingent stellt.

Es ist in der That rührend, wie der Bewohner von Zittau

Auf dem Oybin.

Nach der Natur aufgenommen von Richard Püttner.

an seinem Oybin mit aller Liebe hängt. Sein Leben ist aber auch sozusagen mit ihm verwachsen. Schon als Bambino wird der Zittauer Weltbürger im Kinderwagen nach Oybin gefahren; dorthin macht er seine ersten Marschirübungen; als fröhlicher Schüler wandert er mit seinen Cameraden singend nach der Ruine; als Jüngling begleitet er sein schmuckes Liebchen den reizenden Weg durch die wogenden Saaten, durch den schattigen Wald nach dem grünen Oybinthal. Sehr viele Brautleute lassen sich in dem kleinen Kirchlein dort trauen; als rüstiger Mann zieht der ehrbare Bürger mit Weib und Kindern nach der lieben Stätte seiner Jugenderinnerungen, und der Genesende macht nach schwerer Krankheit gewiß seine erste Ausfahrt nach dem Oybin.

Vollends eine schöne Mondnacht auf dem Oybin zuzubringen, gehört zu den Hochgenüssen der Natur. Hier oben ist die Luft noch warm und lind, wenn unten im Thal schon die kühlen Nebel streichen. Hier labt sich ein Kreis heiterer Männer an einer kühlen Bowle, deren edler Stoff aus der großen und altrenommirten Rathskellerei des wackern Onkel Schwertfeger zu Zittau stammt, und manch frohes Lied erklingt über das Thal hinüber nach dem Waldgebirge, dessen Echo den Klang dreifach zurückgiebt. Dort scherzt und kost Jugend mit Schönheit bei schäumenden Bechern. Ist dann die Nacht am Himmel aufgezogen, so geht man wohl die wenigen Schritte nach der Kirchenruine, die wie ein Phantasiegebilde, in glühendem Rothlicht erleuchtet, aus den Bäumen hervorscheint, während aus dem Innern der Kirche ein vierstimmiger Männergesang, wie einst zur Zeit der Mönche die Hora, erklingt. Inzwischen ist auch der Vollmond aufgegangen und übergießt mit seinen funkelnden Lichtern Bäume, Felsen und Gemäuer. Noch einmal setzen wir uns nieder und horchen dem leisen Rauschen des Waldes unter uns zu; noch einmal erklingen die Gläser voll kühlenden Nasses, und der letzte Becher wird zur Erinnerung an die schöne Sommernacht geleert. Dann wandern wir gemeinschaftlich durch die in Silberglanz getauchten Bogen der Ruine, zwischen denen sich geheimnißvoll die Sträucher in leichtem Nachtwind wiegen, hernieder in das mondbeleuchtete Thal, aus dem uns die freundlichen Lichter in den Hütten entgegenwinken. Ein letztes Lebewohl und frohes Wiedersehen — auf dem Oybin!

Der Friedhof auf dem Oybin.

Nach der Natur aufgenommen von Richard Püttner.

Digitized by Google

Aus amerikanischen Gerichtssälen.

2. Der Mord des „Prinzen Erie".

Wie eine Republik ihre Aristokratie haben kann, so kann sie auch ihre Könige und Fürsten haben. Davon ist unsere Union im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwickelung ein Beweis. Es sind dies freilich keine Könige von Gottes Gnaden, auch nicht von Volkes Gnaden, sondern lediglich von Geldes Gnaden; da aber das Geld leider nur zu häufig mehr zu sagen hat als das Volk, so mag daraus auf die Macht unserer Geldfürsten geschlossen werden, die in der That nicht selten eine bedeutend größere ist, als die manches kronentragenden Herrschers jenseits des Oceans. Mehr als irgend eine andere Classe verdienen die Vertreter der Eisenbahncorporationen der Vereinigten Staaten den Namen einer aristokratischen Clique. Die Männer, in deren Händen die Fäden der Verwaltung und die Zügel der Regierung dieser ungeheuren Monopole zusammenlaufen, sind in Wahrheit Fürsten und Könige von fast unumschränkter Gewalt. Commodore Vanderbilt, Thomas Scott und Andere sind Beispiele dafür, welchen verderblichen, Recht und Gesetz beugenden, ja wahrhaft despotischen Einfluß einzelne kühne, rücksichtslose, vom Glück begünstigte Männer selbst in einer scheinbar so freien Republik wie die amerikanische erlangen können. Durch allmähliche Consolidation verschiedener unabhängiger Bahnen haben sich mehrere Corporationen gebildet, die eine vollständige Controle fast über das ganze riesige Eisenbahnnetz der Union und in Folge dessen einen Druck auf das Publicum ausüben, der nachgerade unerträglich geworden ist und gegenwärtig das Volk in seinen innersten Tiefen aufgeregt und zu einem verzweifelten Kampf gegen seine Unterdrücker getrieben hat. Die enormen Geldmittel, über welche diese Blutsauger geboten, öffneten ihnen die Thüren nicht nur fast sämmtlicher Staatsgesetzgebungen, sondern auch des Congresses, ja selbst der Richterstand wurde allmählich so beeinflußt, daß viele hohe Gerichtsstellen von ihren gehorsamen Dienern besetzt wurden und noch eingenommen werden. Die Gesetzgebung stand vollständig in ihrem Solde; ihr Geld kaufte bei jeder gewünschten Gelegenheit Majoritäten in den Hallen der feilen Volksvertreter. Man denke nur an die schmachvolle Affaire des Crédit mobilier in Verbindung mit dem Bau der Central-Pacifischen Bahn, bei deren endlicher Enthüllung sogar der Vicepräsident der Vereinigten Staaten als bestochener Helfershelfer an den Pranger gestellt wurde. Für die Auslegung etwaiger noch ungünstiger Gesetze sorgten die erkauften Richter. Des Volkes Recht wurde dabei selbstverständlich gar nicht beachtet. Dazu kamen die unsinnigen Landschenkungen, die der Congreß den von ihm begünstigten, weil ihm gut zahlenden Linien machte.

Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von der gewissenlosen Verschwendung zu machen, mit welcher der Congreß die öffentlichen Ländereien an diese unersättlichen Moloche verschleuderte. Millionen von Aeckern des herrlichsten Landes, Landstrecken, die an Flächeninhalt mehreren europäischen Großstaaten gleichkommen, sind an einzelne Eisenbahngesellschaften verschenkt worden, und diese Schenkungen haben sich so oft wiederholt, daß schließlich fast nichts mehr übrig geblieben ist, um als Heimstätten an wirkliche Ansiedler verkauft zu werden. Welch ein Schwindelgeschäft unter solchen Verhältnissen mit Eisenbahnpapieren getrieben worden ist, kann leicht ermessen werden und ist seit der letzten großen Finanzkrisis in diesem Herbst, die eine Folge übertriebener und betrügerischer Actienspeculation war, allenthalben bekannt geworden.

Unter den Leuten, welche durch diese ungesunden und corrupten Zustände schnell zu großem Reichthum gelangt waren, nahm James Fisk eine hervorragende Stelle ein. Er war im Staate Vermont geboren, der Sohn eines Hausirers; in eben diesem Geschäft machte er seine ersten Studien. Die abgelegenen Berge und Thäler Vermonts wurden aber seinem unternehmenden Geiste bald zu eng, und er begab sich deshalb bald nach dem Eldorado aller Geldspeculanten und Börsenschwindler, nach New-York. Hier entwickelte sich sein Finanztalent außerordentlich schnell, und bald hatte James Fisk's Name einen guten Klang im Hauptquartier der privilegirten großen Spieler in Wallstreet und auf der Actienbörse. Obgleich noch ein junger Mann, wurde er schnell einer der Matadore jener Gesellschaft, und beherrschte sie zeitweise im Verein mit Jay Gould und anderen Magnaten. Gould und Fisk hatten sich namentlich der Leitung der Erie-eisenbahn so zu bemächtigen gewußt, daß sie bald die unumschränkten Regenten dieser großen Corporation wurden, was dem Letzteren den populären Titel „Prinz Erie" eintrug. Daß die übrigen Actieninhaber auf's Kolossalste beschwindelt wurden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, während Gould und Fisk Millionen in ihre Taschen zu befördern wußten und in ihrem „Ring" so sicher und unangreifbar regierten, wie „Boß Tweed" im „Tammany-Ring". Der Letztgenannte stand übrigens im regsten Geschäftsverkehr mit dem „Erie-Ring" und dessen Leiter, dem „Prinzen Erie".

James Fisk war ein vollendetes Musterbild einer gewissen Classe des heutigen Jungamerikas, wie sie sich besonders seit der großen Rebellion zum Verderb des Landes herangebildet hat. Die Gelegenheit, welche der vierjährige Krieg mit seinen ungeheuren Bedürfnissen an Armeelieferungen aller Art zu Betrügereien und offenkundigen, aber selten gehörig bestraften Schwindeleien bot, war zu lockend, um nicht bis zur äußersten Grenze ausgebeutet zu werden. So entstand die sogenannte Shoddy-Aristokratie, ein roher, aufgeblasener, durch und durch corrupter Geldadel, ein wahrer Fluch unserer Republik. Die nach dem Kriege sich immer steigernde Eisenbahnbauwuth war ein günstiges Feld für diese Classe von Menschen, ihre Operationen fortzusetzen, und bis zum Herbste vergangenen Jahres haben sie es treulich gethan.

Wie die meisten dieser Emporkömmlinge, war auch Fisk ohne alle höhere Bildung, roh, ausschweifend und unwissend, ausgenommen im Punkte des intelligenten Geldgeschäfts. In diesem war er Meister. Sein öffentliches Auftreten war der niedrigen Stufe seiner Cultur entsprechend. Er wollte vor Allem Aufsehen erregen, und da er dies durch seinen Geist nicht zu thun vermochte, so mußte es durch äußeren Prunk und durch eine verschwenderische Lebensweise geschehen. Seine persönliche Erscheinung, seine Equipagen, sein Haushalt, seine Feste bezeugten es, daß er auf fürstlichen Rang unter seinen Genossen Anspruch machte. Er hatte sich zum Obersten eines New-Yorker Miliz-Regiments wählen lassen, das auf seinen Betrieb aus jungen, meist reichen Leuten seines Schlages sich gebildet hatte, und wenn er an der Spitze dieser seiner Leibgarde in seiner glänzenden Uniform durch die Straßen paradirte, dann fühlte „Prinz Erie" sich so recht in seinem Elemente. Auch in seiner Maitressenwirthschaft war er fürstlich. Er hatte zuletzt eine Frau oder ein Fräulein Mansfield, ein Subject aus der höheren Demimonde, zur Hauptfavoritin erhoben, was ihn natürlich nicht abhielt, zahlreiche andere Verbindungen mit verschiedenen Damen von zweifelhaftem Rufe zu haben, ja sogar in einem ihm eigens gehörenden Opernhause ein ganzes Corps französischer Ballettänzerinnen zu seinem und seiner Freunde Vergnügen zu unterhalten.

Dieser zwar grobe, aber prunkvolle Libertinismus, verbunden mit einer völlig grundsatzlosen, kein Mittel scheuenden Kühnheit in den wildesten Speculationen und einer sehr effectvollen Leichtfertigkeit im Durchbringen des schnell und leicht erworbenen Mammons, machten ihn zu einem förmlichen Idol der New-Yorker jeunesse dorée, dem diese ebenso eingebildete wie frivole Gesellschaft ähnlich zu werden sich eifrigst bemühte. Sein Beispiel wurde ein höchst verderbliches, zumal da er die Gelegenheiten geschickt zu benutzen verstand, um seine Popularität zu vergrößern. Als nach dem Brande Chicagos Subscriptionen für die heimgesuchte Stadt allenthalben eröffnet wurden, sah man den Prinzen Erie einen großen mit vier Pferden bespannten Güterwagen durch die Hauptgeschäftsstraßen New-Yorks eigenhändig lenken und rechts und links die Kaufleute auffordern, Beiträge für Chicago auf seinem Wagen niederzulegen. Diese Operation setzte er mehrere Tage fort, erhielt natürlich Alles, was er verlangte, und erreichte seinen Zweck vollständig, der gepriesene Held des Tages zu werden, dessen noble Gesinnung und thätige Menschenliebe für einige Zeit vom Volke laut gepriesen wurden.

Digitized by Google

Was Boß Tweed für die älteren gesetzteren Classen dunkler Ehrenmänner war, das war James Fisk für die jüngere Generation lebenslustiger Schwindler und Verschwender, ein Ideal, zu dem man mit Bewunderung aufblickte. Mitten in dieser glänzenden Laufbahn traf den Prinzen Erie die Hand des Schicksals schnell und unerwartet.

Es war im Anfange des Jahres 1872, als er einigen Damen seiner Bekanntschaft im „Grand-Central-Hotel" einen Besuch abstatten wollte. Er befand sich gerade auf der großen Freitreppe des Hauses, als ein Schuß aus einem der Seitengänge auf ihn abgefeuert wurde und ihn tödtlich verwundet niederstreckte. Trotz der Bemühungen mehrerer herbeigerufener Aerzte verschied James Fisk am nächsten Tage. Der Mörder war Edward Stokes, ein New-Yorker Actienmäkler und alter Bekannter des Ermordeten. Stokes machte keinen Versuch zur Flucht, leugnete auch seine offenkundige That gar nicht und wurde demgemäß nach dem Stadtgefängnisse abgeführt, um seinen Proceß zu erwarten.

Die Affaire erregte natürlich gewaltiges Aufsehen. Im Allgemeinen bedauerte man es freilich nicht allzu sehr, daß ein Mann von Fisk's Charakter und verderblichem Einflusse aus dem Wege geräumt worden war; aber die Art seines Todes erschien eben doch nicht viel anders als gemeiner Meuchelmord, und da überdies nach seinem Tode die Erinnerung an seine besseren Eigenschaften, namentlich in New-York, stark in den Vordergrund trat, so wandte sich die öffentliche Stimmung bald gegen Stokes, und man erwartete allgemein, daß er als Mörder ersten Grades sein feiges Verbrechen mit dem Tode büßen werde. Es sollte aber ganz anders kommen. Der Proceß begann, und da an der Thatsache der Tödtung Fisk's durch Stokes nichts abzuleugnen war, so griff die Vertheidigung zu dem Mittel, zu beweisen, Stokes habe die That nur gezwungen, in Selbstvertheidigung seines von Fisk bedrohten Lebens begangen. Ersterer hatte früher in freundschaftlicher Geschäftsverbindung mit dem Getödteten gestanden; später war eine Spannung zwischen Beiden eingetreten, die endlich in förmliche Feindschaft ausartete.

Man versuchte jetzt zu beweisen, Fisk habe seinem ehemaligen Genossen nach dem Leben getrachtet, er habe geschworen, ihn finanziell zu ruiniren, ja er habe Meuchelmörder gedungen, die ihm überall nachgeschlichen seien, so daß er endlich, um sich von seinem Verfolger zu befreien, in einer Anwandlung von Verzweiflung und Todesangst denselben erschossen habe. Auf diese Weise hoffte man den Mörder wenigstens vom Galgen zu retten. Die Jury ließ sich indeß nicht irre machen, sondern erklärte ihn schuldig des Mordes im ersten Grade. Er wurde als Todescandidat nach den Tombs zurückgeführt. Statt der Execution kam indeß die Bewilligung eines neuen Processes. Stokes triumphirte; er sah sich schon freigesprochen und prahlte laut damit. Diesmal schlug die Vertheidigung einen andern Weg ein. Es wurde zu beweisen gesucht, Fisk sei gar nicht an der erhaltenen Wunde gestorben, sondern an zu starken Opiaten, die ihm von seinen Aerzten gereicht worden seien. Nach langen Versuchen, diese unwahrscheinliche Geschichte glaubhaft zu machen, erschien zum zweiten Male das Verdict der Geschworenen: Schuldig des Mordes im ersten Grade, und der Richter fällte das Urtheil: Tod am Galgen. Schon war der Tag der Hinrichtung bestimmt, aber man fand auch diesmal wieder verschiedene Formfehler in den Gerichtsverhandlungen, die genügend befunden wurden, um die Sache hinauszuschieben; Wochen und Monate vergingen; Stokes war immer noch Gefangener.

Es saßen damals, im Laufe des Jahres 1873, über dreißig Mörder im New-Yorker Stadtgefängnisse. Alle ihrer Verbrechen überwiesen, ohne daß ein Einziger seine Strafe wirklich gebüßt hätte; die Idee, daß sie gehängt werden könnten, wurde sowohl von ihnen selbst wie von ihren sauberen Advocaten förmlich verspottet. Die Volksstimmung begann eine sehr erbitterte zu werden; man sprach sogar von Volksjustiz, wenn die Gerichte nicht ihre Schuldigkeit thun würden. Es mußten also wenigstens einige Opfer gebracht werden, um den Unwillen zu beschwichtigen.

Zum Glück gab es denn unter dieser Mordbande Delinquenten aus den unteren Classen, und einige von diesen wurden auserfehen, als Beruhigungsmittel zu dienen. Sie wurden gehängt. Aber Stokes war nicht unter ihnen. Er hatte Geld, Freunde und berühmte Advocaten, die es sich zur Ehrensache machten, ihren Clienten zu retten. So erschien endlich, zum Erstaunen des Publicums, statt des Befehls zur Hinrichtung, die Bewilligung eines dritten Processes für den durch zwei Juries zum Tode verurtheilten Mörder. Und diesmal hatte man sich gut vorbereitet. Ein Gesetz war für diesen speciellen Fall in Albany durchgesetzt worden, welches bestimmte, daß ein Verbrecher nur dann des Mordes im ersten Grade überführt werden könne, wenn seine Absicht, den Mord zu begehen, als schon längere Zeit vor der That in ihm existirend, klar und unumstößlich nachgewiesen werden könne. Dies war fast gleichbedeutend mit Abschaffung der Todesstrafe.

Ferner fanden sich jetzt, fast zweiundzwanzig Monate nach der That, eine wunderbar große Anzahl Zeugen, die Alle auf's Bestimmteste behaupteten, Fisk habe die Absicht gehabt und dieselbe positiv ausgesprochen, Stokes ermorden zu wollen. Da beschwor ein ehemaliger Polizist, die beiden Hauptbelastungszeugen hätten ihm öfters mitgetheilt, sie seien von Fisk's Freunden gekauft worden, um gegen Stokes auszusagen. Da erschien eine Waschfrau auf dem Zeugenstand und beschwor, ein Gespräch zwischen Fisk und mehreren Damen im „Grand-Central-Hotel" angehört zu haben, im Verlauf dessen derselbe geschworen habe, er werde den Hund Stokes niederschießen, so wahr sein Name James Fisk sei, wobei er ein Pistol zeigte, das er immer bei sich führte. Da fand sich sogar eine andere Frau, die gesehen haben wollte, wie Fisk aus dem Dameneingang des Hôtels herausgetreten und gleich darauf wieder in großer Aufregung mit einer Pistole in der Hand die große Treppe hinaufgestiegen sei; unmittelbar darauf seien zwei Schüsse gefallen. Kurz, es wurde Beweis auf Beweis gehäuft, daß Stokes eigentlich gar nichts Anderes, als der unschuldigste Mensch von der Welt sei, der sich ganz einfach gegen den auf ihn eindringenden Mörder Fisk vertheidigt habe, um sein Leben zu schützen, wobei dann unglücklicher Weise sein Schuß dem Angreifer das Lebenslicht ausgeblasen habe.

Das niederträchtige Spiel der Vertheidigung lag so klar auf der Hand, daß man erwarten durfte, es werde keinen Eindruck auf die Jury machen, zumal derselbe Richter, Davis, dem Gerichtshof präsidirte, welcher ein halbes Jahr zuvor den Vatermörder Walworth auf Lebenszeit nach Sing-Sing gebracht hatte. Allgemein war deshalb die Entrüstung, als die Geschworenen den Angeklagten nur des Todtschlags im vierten Grade schuldig fanden, und ihn so den Händen der Gerechtigkeit entrissen. Richter Davis konnte seinen Unwillen kaum verbergen, als er den Mörder nur zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilen durfte, eine Strafe, die der dem Galgen schon Verfallene natürlich mit einer Art triumphirender Freude hinnahm.

Daß die Jury bestochen war, lag so deutlich am Tage, daß Davis drei der Geschworenen überweisen und zur Strafe ziehen konnte; aber am Urtheil war jetzt nichts mehr zu ändern, und einer der notorischsten Mörder New-Yorks wird in kurzer Zeit die Gesellschaft mit seiner Anwesenheit zieren. Edward Stokes befindet sich gegenwärtig in Sing-Sing, dem Aufenthaltsorte des Vatermörders Walworth. Als Letzterer von der bevorstehenden Ankunft seines Schicksalsgenossen hörte, schickte er ihm ein Billet, das an Frivolität und schamloser Frechheit seines Gleichen suchte. Er versprach ihm in demselben einen glänzenden Empfang im Zuchthause und hofft, daß sie angenehme Zeiten daselbst miteinander verbringen werden, bis die Stunde ihrer Erlösung schlägt. Daß diese Stunde für Beide kommen wird, ist so ziemlich außer allem Zweifel. Beide werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Zellen der Mörder wieder verlassen, der Eine nach Ablauf seiner Strafzeit, der Andere, wenn Freunde und Geld seine Begnadigung erwirkt haben werden. Und wer wird dann noch das Blut sehen, das an ihren Händen klebt? oder das Kainsmal, das an ihren Stirnen brennt? Die Gesellschaft, in welcher sie sich bewegen, hat für so etwas weder Auge noch Gefühl, und das Volk, die große Masse, wird sie dann im Strudel der Ereignisse vergessen haben.

Blätter und Blüthen.

Kirchenrock und Soldatenrock. Indem ich bei der Jahreswende mein Kriegstagebuch durchblättere, werde ich wieder lebhaft an eine Begebenheit erinnert, die zu erfahren vielleicht Manchen freuen dürfte.

Vor Straßburg ist's. Schöne mondhelle Nacht. Kugeln fliegen aus der Stadt und in dieselbe, und Brände zeigen die entsetzlichen Wirkungen. Ich stehe auf Posten; neben mir ein stattlicher Grenadier mit mächtigem Barte, von dem sich bei mir erst schüchterne Versuche zeigen. Natürlich bewegt sich die Unterhaltung in Wünschen und Vermuthungen einer baldigen Uebergabe. Während des Gesprächs nun bemerke ich, wie mein unbekannter Waffengefährte mich beständig scharf prüfend ansieht; auffallend ist noch, daß er den ihm gleichgestellten Cameraden mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Endlich, nachdem er mit seinen Betrachtungen zu einem Resultate gelangt zu sein scheint, sagt er in seinem Pfälzer Dialekt:

„Erlaawe Se gütigst — ich maan als, ich sett Ihne kenne."

„Nun ja, mag wohl sein. Woher denn?"

„Ich getrau' mer's fast nit zu sage."

„Immerzu, frisch!"

„Sein Se vielleicht im Unnerland bekonnt?"

„Allerdings!"

„Nu, sein Se nit der Herr Vicar von Schwetzinge?"

„Das war ich in der That, nun aber, wie Sie sehen, Soldat, und zwar Freiwilliger."

„Ach Gott, Herr Vicar, do heiwe Se jo mai Kind gedaaft!" und die hellen Thränen liefen bei diesen Worten dem harten Krieger von den Wangen, und mir selber schlich Wehmuth in's Herz hinein. Er drückte mir die Hand und meinte, nun habe er keine Sorge mehr, wenn auch „der Herr Vicar" mitgehe; er wolle es gleich seiner „Fraa" schreiben, damit sie beruhigt sei.

Die Ablösung kam. „Gewehr auf! Rechtsum! Marsch!"

„Adjes, Herr Vicar!" ruft es noch von der andern Seite. Ich kroch in die Wachhütte und träumte wirr von vergangenen und gegenwärtigen Zeiten.

Mein Kriegsgefährte hat somit den Lesern verrathen, wer ich bin. Ein halbes Jahr vor Ausbruch des Krieges, als ich über jede Examenpein schon erhaben war, begann ich in dem badischen Städtchen Schwetzingen als Vicar meine theologische Laufbahn. Als der Ruf zum Kampfe ertönte, ließ es auch mir keine Ruhe zu Hause. Noch zu jung zum Feldprediger, wollte ich doch nicht müßig bleiben und stellte mich mit noch manchen Universitätsfreunden zur Einreihung in das Kriegsheer. Ich achtete es nicht für einen Raub an der Würde meines Berufs, den Kirchenrock mit dem Waffenrocke zu vertauschen, und machte bald in dem reizenden an der Mündung der Tauber in den Main gelegenen Städtchen nach Commando rechtsum und linksum, bis ich so glücklich war, zum eigentlichen Heere in's Feld zu kommen. Ich hatte noch studentischen Humor genug, in das Lagerleben mich zu finden.

Zum ersten Male wurde ich durch die eben erzählte Begegnung an meine einstige Lebensstellung erinnert und allmählich lernte ich eine Anzahl früherer Zuhörer meiner Kanzelreden kennen, die nicht wenig erstaunt waren, mich nun in gleicher Uniform mit ihnen zu finden, denen ich als letztes Abschiedswort von der Kanzel zugerufen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollt' uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr — es muß uns doch gelingen!"

Meinen Freund aber von jener Nachtwache fand ich trotz allem Suchen lange nicht mehr. Da kam der für uns Badenser so blutige Tag von Nuits. Des anderen Morgens zogen wir uns auf Dijon zurück. In einem Dorfe war ich so glücklich, ein Stück Brod für meinen Hunger zu erhaschen. Als ich eben mit Behagen dasselbe verzehren will, sieht gar begierig ein Grenadier darnach; natürlich gebe ich ihm ein Stück. Er stutzt; ich kannte ihn im Augenblick nicht, und mein Bart hatte unterdessen höchst kanzelwidrige Fortschritte gemacht.

„Weeß Gott, glaab gar, Sie sinn widder der Herr Vicar." — Wie oft er nach mir gespäht und am gestrigen Tag an mich gedacht habe, und wie seine „Fraa" mich grüßen lasse, das konnte er mir nur in Hast mittheilen. Ein Händedruck und Gott befohlen!

Ich hatte mit ihm schon in anderem Gewande bei feierlichem Anlaß das „Brod gebrochen", ob nicht auch in diesem Augenblick ein unsichtbares Gotteshaus sich über uns wölbte? Wir lebten noch, und er hatte Weib und Kind zu Hause.

„Friede, Friede!" — das war Aller Wunsch. Endlich kam er; aber mich sollte die frohe Botschaft im Lazareth treffen. Nach meiner Genesung eilte ich, die alten Freunde in Schw. zu besuchen; nicht zum Mindesten lag mir daran, zu erfahren, was aus dem biedern Grenadier sammt Weib und Kind geworden. Als Munition zur Eroberung des Kindesherzens versah ich mich mit Zuckerbrod. Große Freude! Er lebte noch, war aber noch nicht zu Hause.

Meine Stunden waren gezählt und mußten zwischen so vielen Freunden getheilt werden. Da siehe! wer kommt? Eine Uniform, die wurstförmig aufgebauschten Unterhosen mit den wenigen Habseligkeiten umgehangen. — Er ist es, derselbe! Liebende Arme empfangen ihn in seinem Hause. — Ich selbst kehre freudig zu meinem Beruf zurück, mit doppeltem Eifer nach dem Krieg das Evangelium des Friedens verkündend.

Der ehemalige Grenadier ist für seine patriotischen Verdienste zum Waldhüter ernannt. Ich weile als einsamer Pfarrer in einem schönen Schwarzwaldthale, und wenn ich den hinter meinem Hause sich erhebenden Berg von fast dreitausend Fuß besteige, sehe ich hinaus in die Rheinebene nach dem Straßburg, das wieder unser ist, und denke mit Freuden: „Auch dabei gewesen!"

Th. Fingado, Pfarrer.

Ein Vorschlag. Wir erhalten aus Wien folgende Zuschrift, die wir vorläufig ohne alle Weiterbemerkung der Oeffentlichkeit übergeben.

Hochgeehrte Redaction!

Es ist leider eine unleugbare Thatsache, daß jedes Jahr die gräuliche Anarchie in der deutschen Orthographie größere, bedauerlichere Fortschritte macht; die Klagen der Erzieher, Professoren, Literaten sind nicht minder an der Tagesordnung als die Beschwerden des großen Publicums, welches fast bei jedem Autor, bei jeder bedeutenden Zeitung verschiedene, oft ganz willkürliche Systeme nicht nur der Orthographie, sondern auch zuweilen der Grammatik angewendet findet, ohne bisher eine Autorität als allein maßgebend in diesem Wirrwarr zu kennen.

Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß dieser schnöde Makel von unserer herrlichen Sprache genommen und auch in dieser hochwichtigen Angelegenheit die Gemeinschaft, die Einigung des glorreichen Deutschlands angestrebt und errungen werde.

Wo es sich um die Ehre Deutschlands handelte, hat die „Gartenlaube" stets mit Energie entweder selbst den Impuls gegeben oder es verstanden, zur Durchführung einer volksthümlichen Reform, kraft ihrer Verbreitung und ihres gewaltigen Ansehens, thatkräftigst mitzuwirken.

Ich glaube nur das Echo der meisten Ihrer Leser und Millionen Deutscher zu sein, wenn ich die Bitte vortrage:

„Die löbliche Redaction der Gartenlaube möge es für gut finden, mit consequenter Energie dahin zu wirken: daß seitens der kaiserlichen deutschen Reichsregierung eine Commission berufener Professoren und sonstiger Gelehrten, Mitglieder der Akademien etc. aus allen Stämmen (Universitäten) Deutschlands mit der Aufgabe betraut werde, mit thunlichster Beschleunigung eine endgültige, für alle Schulen Deutschlands streng maßgebende grammatikalisch richtige Orthographie aufzustellen, welche, wie es bei der Académie française und der bekannten Sprachreinigungsgesellschaft Crusca in Florenz der Fall war, unbedingte Gesetzkraft für alle öffentlichen Schulen im ganzen Reiche und bei allen Behörden zu erlangen hat."

Vielleicht wäre auch dadurch eine Präcedenz gegeben zur Errichtung der schon so lang ersehnten allgemeinen deutschen Akademie.

Die kaiserlich-königlich österreichische Regierung, welche mehr als zwanzig Millionen deutsch sprechende oder wenigstens verstehende Einwohner zählt, wäre einzuladen, sich diesem Congreß und seinen Bestimmungen anzuschließen, und dürfte mit Freuden die Gelegenheit benützen, dem schauderhaften Chaos der Orthographie-Usancen in ihren Schulen ein Ende zu machen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollsten Ergebenheit.

Wien, 7. Januar 1874.

M— H—.

Kein Hasenherz! Der Hase steht, wie männiglich bekannt ist, bezüglich seines Muthes in nicht sonderlich gutem Rufe, und seinen lateinischen Beinamen, timidus, in der Zoologie verdankt er ja seiner eben nicht geringen Furchtsamkeit; daß aber auch er im Stande ist, furchtlos und muthig aufzutreten, wenn es die Vertheidigung seines theuersten Besitzes gilt, dürfte der nachstehend mitgetheilte Fall zur Genüge zeigen.

Einsender dieses war vor einigen Jahren in einem kleinen Dörfchen an dem östlichen Abhange des Westerwaldes in der Nähe des gewerbreichen Städtchens Haiger als Lehrer in Thätigkeit; die freien Nachmittagsstunden benutzte er meistentheils zu Spaziergängen in der nicht uninteressanten Umgebung und richtete dieselben so ein, daß er unterwegs mit einem Freunde, der als Geometer mit der Consolidation der Gemarkung des Dörfchens beschäftigt war, zusammentraf. Wir Beide, mein Freund und ich, waren denn eines Nachmittags aus ganz geringer Entfernung Zuschauer eines Kampfes, der zwischen einem Hasen und einem Raben auf freiem Felde entbrannte. Der Rabe umkreiste beständig die Stelle, in deren Besitz sich der Hase befand und an deren Eroberung ihm außerordentlich viel gelegen schien; der Hase, als Inhaber der gewünschten Position, schien aber nicht gewillt, dieselbe aufzugeben. Die größtmöglichsten Anstrengungen wurden von dem Raben gemacht, den Hasen zu vertreiben; über ihn wegfliegend, ihn dicht umkreisend, suchte er ihn durch Flügelschläge und Schnabelhiebe zur Flucht zu bewegen; mit der größten Gewandtheit und Kaltblütigkeit parirte der Hase und behauptete den Plan.

Nachdem dieses Kämpfen einige Minuten gedauert hatte, schien der Rabe die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einzusehen und ließ vom Kampfe ab, aber nur, um mit List Das zu erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte. Er setzte sich, nicht weit von dem Lager des Hasen entfernt, auf die Erde, zu welchem Zwecke, sollten wir gleich sehen. Hatte sich nämlich der Hase bisher blos auf die Vertheidigung beschränkt, so ging er jetzt — wir trauten unseren Augen kaum — zum Angriffe über, offenbar willens, seinen lästigen Feind ganz aus dem Felde zu schlagen. Der Rabe, dessen Absicht augenscheinlich erreicht war, flog auf und war blitzschnell an dem von dem Gegner so sehr vertheidigten Punkte; letzterer aber, ebenso schnell hinter ihm drein jagend, hatte ihn rasch wieder vertrieben. Dieses aufregende Schauspiel hatte beinahe zehn Minuten Zeit in Anspruch genommen; da gab der Rabe den Kampf auf und ließ den Meister Lampe als Sieger auf dem wohlvertheidigten Schlachtfelde zurück. Und was war es, das den schwachen Hasen für einige Zeit alle Furcht bei Seite setzen ließ und ihm die Kraft gab, mit einem überlegenen Feinde siegreich zu kämpfen? Die Liebe zu seinen Jungen, denn diese waren es, die er gegen einen frechen Räuber vertheidigte.

Bad Ems.

Wilh. Eberling.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wochentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Mainau trat an die Seite seiner jungen Frau. „Du bist sehr im Irrthume, Juliane, wenn Du meinst, Deine Rechte als Hausfrau könnten Dir in Schönwerth auch nur um ein kleines Bruchtheil verkümmert werden,“ sagte er mit verhaltener Stimme — er kämpfte schwer mit seinem hervorbrechenden Ingrimme. „Für mich ist die Rudisdorfer Trauung vollkommen rechtskräftig — sie giebt Dir für immer meinen Namen, und wie man hier in diesen vier Wänden darüber denkt, das darf Dich nicht anfechten. . . . Erlaube mir, Dich in Deine Appartements zu führen.“

Er reichte ihr den Arm und ohne den alten Herrn weiter zu begrüßen, führte er sie hinaus. Während sie die Spiegelgalerie wieder durchschritten, sprach er kein Wort; auf der Treppe aber blieb er einen Moment stehen. „Du bist beleidigt worden, und das trifft meinen Stolz genau so empfindlich wie den Deinen,“ hob er viel ruhiger an, als er droben gesprochen. „Aber ich gebe Dir zu bedenken, daß meine erste Frau die Tochter jenes kranken Mannes, sein einziges Kind gewesen ist. Die zweite Frau muß es sich stets gefallen lassen, ein Gegenstand schmerzlicher Eifersucht für die Verwandten der Verstorbenen zu sein. . . . Ich muß Dich bitten, auszuharren, bis die Macht der Gewohnheit wirkt. . . . Schönwerth zu verlassen und mit Dir auf einem meiner anderen Güter zu leben, vermag ich nicht — es handelt sich hauptsächlich darum, Leo unter mütterliche Aufsicht zu bringen; der Kleine aber muß hier bleiben — ich darf dem Großvater den einzigen Enkel nicht nehmen.“

Liane stieg schweigend die Stufen weiter hinab; es war ihr fast unmöglich, zu diesem grausamen Egoisten zu sprechen, der sie an sich gefesselt, um sie völlig unvorbereitet den widerwärtigsten Verhältnissen gegenüberzustellen.

„Sie werden begreifen, daß ich keinen andern Wunsch habe, als den, wieder da hinaus gehen zu dürfen,“ versetzte sie endlich und zeigte nach der sonnigen Landschaft durch das offene Thor, an welchem sie eben vorüberschritten. „Wäre nicht der Gedanke, daß ich mit meiner sofortigen Heimkehr nach Rudisdorf selbst die bindende Kraft meiner Kirche verneinte —“

„Es sollte Dir auch einigermaßen schwer werden, einen solchen Schritt auszuführen,“ unterbrach er sie eiskalt, indem er einen langen Säulengang im Erdgeschosse mit ihr durchmaß. „Ich brauche Dir wohl nicht erst zu versichern, daß ich mich nicht so ohne Weiteres compromittiren lasse. . . . Hm, ja — Trauung und Trennung so eng beieinander! Das wäre wieder einmal so Etwas für die guten Leute, die sich vor meinen ‚Bizarrerien und Extravaganzen‘ fromm bekreuzen. . . . Ich bin stets herzlich gern bereit, ihnen Stoff zu liefern — warum denn nicht? Diesmal aber verzichte ich auf den pikanten Scandal.“

Er ließ ihren Arm von dem seinen niedergleiten und öffnete eine Thür. „Hier Deine Appartements — siehe zu, wie Du sie Deinen Bedürfnissen und Neigungen unterthan machst! Jeder Deiner Wünsche, bezüglich einer Veränderung, wird selbstverständlich ohne Widerrede sofort erfüllt werden.“ Er trat nach ihr ein und ließ den Blick durch die mit übermäßigem Luxus ausgestattete Zimmerreihe gleiten — ein böses Gemisch von Hohn und Groll lag in dem finstern Lächeln, das über sein schönes Gesicht huschte. „Valerie hat sie bewohnt — aber fürchte Dich nicht,“ sagte er, in den frivolen, persiflirenden Ton verfallend, vor welchem „die Damen wie die Lämmer zitterten“ — „ihre Seele war lustig und flatternd, als sei auch sie nur aus den kostbaren echten Spitzen zusammengewoben, in die sie ihren verwöhnten Körper zu hüllen liebte. Zudem trug sie die untrüglichen Engelsflügel einer strengen Frömmigkeit — sie ist im Himmel.“

Er schellte der Kammerjungfer und stellte sie der neuen Herrin vor. Dann machte er Liane darauf aufmerksam, daß er sie nach einer Stunde zur Trauung abholen werde, und ehe sie noch ein Wort erwidern konnte, hatte er das Zimmer verlassen. Zugleich schlüpfte die Zofe durch die entgegengesetzte Thür, um im Ankleidezimmer Alles zur Toilette vorzubereiten.

6.

Da stand die junge Dame allein, inmitten einer wildfremden Umgebung. Im ersten Augenblicke gab sie dem Gefühle einer fast sinnlosen Angst nach — sie lief durch die Gemächer und griff auf jedes Thürschloß; nein, sie war nicht gefangen, selbst die in's Freie führende Glasthür des einen Salons flog sofort unter dem Drucke ihrer Hand auf, und nichts hinderte sie, das Haus flüchtend zu verlassen. . . . Flüchten? War sie denn nicht freiwillig hierher gekommen? Hatte es nicht doch einzig und allein in ihrer Hand gelegen, Nein zu sagen, trotz der grimmig drohenden Blicke der Mutter und der Bitten ihrer Geschwister? . . . Sie hatte sich stumpfsinnig einem furchtbaren Irrthume hingegeben, und an diesem Irrthume trug ihr Institutsleben die Schuld. Die meisten ihrer Mitschülerinnen, Töchter der ältesten

Digitized by Google

Adelsfamilien, hatten schon nicht mehr über ihre Hand zu verfügen gehabt; sie waren durch Uebereinkommen der Eltern versprochen gewesen und waren fast alle vom Institut aus durch einen sehr kurzen, erklärten Brautstand in die Ehe gegangen, ja, eine derselben, eine schöne junge Dame, von welcher Liane wußte, daß sie eine tiefe Liebe zu einem Bürgerlichen im Herzen trug, hätte sich, ohne ein Wort des Widerspruchs, mit einem alternden Standesherrn verheirathet. . . . Unter dem Einfluß dieser Erfahrungen und Anschauungen und bestärkt durch Mutter und Geschwister, hatte sie gewähnt, daß dazu gar kein besonderer Entschluß gehöre — vielmehr ergebe er sich von selbst aus den gebotenen Verhältnissen. Magnus und Ulrike hatten sie retten wollen aus der Hölle daheim, und sie hatte sich retten lassen — nicht das mindeste Recht stand ihr zu, Mainau anzuklagen, daß er sie betrogen habe. Sie brachte ja auch nichts mit, als den guten Willen, treulich den neuen Pflichten zu leben. Wie fielen ihr jetzt die Schuppen von den Augen! Sie war für immer losgetrennt von Denen, die sie liebte, und hatte nicht die geringste Hoffnung, für dieses Aufgeben je entschädigt zu werden; ja, sie mußte sich auf eine Art Gefrierpunkt dem Manne gegenüberstellen, an den sie zeitlebens gekettet war, der ihr keine Liebe geben konnte und nichts weniger wünschte, als von ihr geliebt zu werden. . . . Ein ganzes, langes Leben in der Fremde ohne das Gefühl, einwurzeln zu dürfen durch gegenseitige Sympathie! . . .

Sie warf einen heißen Blick nach oben — er blieb in Wolken von strahlend blauem Atlas hängen. Jetzt erst sah sie, daß dieser glänzende Stoff sie umrieselte, als schwimme sie im Aether. . . . Nach der bitteren Ironie, mit welcher Mainau von ihr gesprochen, mochte die Frau, die hier gewohnt, wohl ein eigensinniges Köpfchen gewesen sein, ein verzogenes Kind, das in übler Laune mit den kleinen Füßen stampfte und den zarten, verwöhnten Körper rücksichtslos hintenüberwarf, und das konnte sie hier ungestraft — unter den Füßen schwoll ein zolldicker, mit blauen Cyanen bestreuter Teppich, und in dem ganzen kleinen, üppigen Boudoir war nicht eine harte Holzkante zu sehen — Polster und weicher, gleißender Atlas, wohin man sah! . . . Liane öffnete ein Fenster — diese Verstorbene mußte sich in Jasminduft förmlich gebadet haben; er füllte betäubend die Luft und entströmte selbst den Gardinen und Wandbehängen. Zog nicht in diesem Augenblicke, wo die zweite Frau mit dem eigenmächtigen Oeffnen des Fensters gleichsam von diesen Räumen Besitz ergriff, „die flatternde, aus Spitzen gewobene Seele“, die auf den Engelsflügeln strenger Frömmigkeit in den Himmel zurückgekehrt sein sollte, zürnend und aufseufzend droben am Plafond hin? Wie ein Hauch, und doch bestimmt, hatte der weiche Klagelaut einer Frauenstimme Lianens Ohr berührt. Sie blieb mit zurückgehaltenem Athem stehen und horchte. Da trat das Kammermädchen ein, um zu melden, daß zur Toilette Alles vorgerichtet sei.

„Was ist das?“ fragte die junge Dame — sie war im Begriff, über die Schwelle des Nebenzimmers zu gehen, als jener eigenthümliche Klang wieder durch das Zimmer schwebte — diesmal kam er unbestritten durch das Fenster.

„Da drüben in dem Baume hängen Windharfen, gnädige Frau,“ versetzte das Mädchen.

Sie sah hinüber und schüttelte den Kopf. „Aber es rührt sich ja kein Lüftchen!“

„Vielleicht kommt es von dort her, wo die Frau seit vielen Jahren krank liegt,“ meinte sie und zeigte nach dem fern vorüberlaufenden Drahtgitter, hinter welchem ein röthlich blinkender Obelisk in die Lüfte stieg. „Ich weiß es nicht — ich bin selbst erst seit acht Tagen in Schönwerth. . . . Die Leute kümmern sich nicht darum, und in der Küche sagten sie nur, sie hätte das Gnadenbrod im Hause — schrecklich — sie soll nicht einmal getauft sein. . . . Hinter das Gitter traue ich mich nicht — ich fürchte mich vor dem großen, tückischen Ochsen, und die Bäume wimmeln von Affen — gräuliche Thiere — puh!“

Liane ging schweigend in das Nebenzimmer und überließ sich den flinken Händen der Redseligen. Diesmal rauschte und klirrte der Silberstoff um die bräutliche Gestalt her, und als sie nach einer halben Stunde im blauen Boudoir Mainau entgegentrat, da fuhr er sichtlich zurück. . . . Die „Hopfenstange“ verstand es, die Silberschleppe zu tragen, die „Hopfenstange“ hatte Schultern und Arme von so unvergleichlicher Schönheit, daß nur völliger Mangel an Coquetterie und ein keusches, ernstes Denken diese Vorzüge bisher achtlos unter verhüllenden Stoffen hatten verbergen mögen. . . . Ein Orangenblüthenkranz lag in dem hochaufschwellenden, vielverhöhnten Rothhaar — es hob sich in wuchtiger Pracht, wie mit goldfunkelndem Thau überhaucht, von den blauglänzenden Wänden des Zimmers.

„Ich danke Dir, Juliane, daß Du Deine Vorliebe für ein bescheidenes Auftreten so tactvoll unterdrückst und in meinem Hause erscheinst, wie es Deine Stellung nun einmal verlangt,“ sagte er freundlich, wenn auch nicht ohne Betroffenheit im Ton.

Sie hob die dunkelblonden Wimpern — das waren keine blassen Veilchenaugen à la Lavallière — ein Paar großer, dunkelgrauer Augensterne voll Klugheit, aber auch voll finsteren Ernstes sahen ihn fest an. „Denken Sie nicht zu gut von mir!“ versetzte sie gelassen — noch brachte sie das „Du“, das ihm so geläufig war, nicht über ihre Lippen. „Nicht aus Bescheidenheit bin ich in Rudisdorf einfach an den Altar getreten — nennen Sie es Stolz, Hochmuth, wie Sie wollen. . . . Ich weiß recht gut, daß verschiedene Frauen in der Rudisdorfer Marmorgalerie den Hermelin um Schultern und Schleppe tragen — ich habe auch ein Anrecht daran und werde es zu behaupten wissen. . . . Gerade deshalb mochte ich diese geschenkte Pracht hier,“ sie strich mit der Hand über die steife Robe, „nicht an mir leiden und durch mein Vaterhaus schleifen, von welchem uns augenblicklich kein Stein gehört. Ich meinte, das Geräusch müsse alle die Trachenberger aufwecken, die unter dem Altar in der Gruft schlafen — und ihnen ist gerade jetzt der Schlaf zu gönnen. . . . Hier repräsentire ich Ihren Namen und dazu gehört das Geschenk.“

Er biß sich auf die Lippen. Etwas wie eine unliebsame, zornige Ueberraschung lag in dem Blicke, der bald an dem zarten, ruhigsprechenden Munde hing, bald sich in die unerschrockenen Augen bohrte, die nicht zurückwichen.

„Nun, die Trachenberger durften getrost aufwachen,“ sagte er sarkastisch. „Ihr weltbekannter Familienstolz lebt ja fort und weiß sehr energisch aufzutreten, und das hätte sie über die leeren Truhen — die Du eben betontest — sicher getröstet.“

Sie schwieg und trat langsam und majestätisch über die Schwelle der Thür, die er mit einer fast ironisch tiefen Verbeugung öffnete. . . . Wie er so an ihrer Seite dahinschritt, war er ein vollkommen Anderer, als der frivole Weltmann, der sie in Rudisdorf mit einer so graciösen Leichtigkeit, als gehe es zur Tafel, an den Altar geführt — er war ein Anderer, als der kühne Bändiger der wildjagenden Rosse, der bei der Begegnung im Walde, strahlend vor Triumph, der bleichen, dahinfliehenden Fürstin nachgesehen hatte — in diesem Augenblick kämpfte er denselben Kampf, den seine junge Frau eben durchgemacht; er bereute tief und sichtlich den Schritt, den er im Vertrauen auf die Betheuerungen der Gräfin Trachenberg gewagt — sie hatte ihm ja fälschlicher Weise eine Frau versprochen, „die er um den Finger wickeln könne“. . . Noch war es Zeit, noch hatte seine Kirche das ewig bindende Wort nicht gesprochen, das jede Scheidung verneint — das Rauschen der langen, schweren Schleppe verstummte plötzlich; die junge Dame zögerte, den Fuß weiterzusetzen; sie hob die Hand, die auf seinem Arme lag — nothgedrungen hielt er den Schritt an und wandte befremdet das so nachdenklich gewordene Gesicht nach ihr; ein einziges Hinstreifen seiner Augen über ihr tieferblaßtes Antlitz mochte ihn belehren, was in ihr vorging — mit einem ausdrucksvoll spöttischen Lächeln erfing er die niedergleitende Hand, legte sie wieder auf den Arm, wo er sie augenblicklich festhielt, und schritt weiter durch das Spalier, das die festlich geschmückten Schloßleute vor der gewaltigen, erzenen Kirchenthür bildeten. . . . Nun denn — er war trotzalledem entschlossen, und sie ging mit ihm; aber nicht wie ein in sein Schicksal ergebenes Opferlamm — die stolze Prinzessin Großmutter in der Ahnengalerie hätte sicher nichts auszusetzen gewußt an den majestätischen Geberden der Enkelin, an dem verschlossen ruhigen Gesicht, das nicht im Entferntesten auf das beschleunigte Klopfen eines erregten Herzens schließen ließ.

Mit welchem Glanz wurde hier der Betrug in Scene gesetzt! Ein Silberreichthum, wie ihn Liane selbst in Rudisdorf, in den versunkenen Zeiten der Pracht nie gesehen, umringte und bedeckte den Altar, Hunderte von Flammen auf mattblinkenden Armen emportragend, und die Orangerie, die der alte kranke

Mann zur Begrüßung der einziehenden neuen Herrin verweigert hatte, hier dunkelte und duftete sie zu Ehren der heiligen Handlung — ein wahrer Wald breitästiger mit Blüthen bedeckter Bäume. Durchzuckt von den bleichen Lichtflammen und dem goldenglühenden Strahl der hereinfallenden Abendsonne, wogten erstickende Weihrauchwolken in dem säulengetragenen Raume; wie durch einen Nebel sah Liane die Köpfe vieler Anwesenden aus den Betstühlen auftauchen, sah seitwärts die rothseidene Steppdecke leuchten, auf welcher die blassen Hände des Hofmarschalls gefaltet lagen, und das prächtige Meßgewand des Priesters von den Stufen des Altars herabflimmern. Hoch und gebietend stand er droben — sie erschrak, als sie vor ihn hintrat — von dem Gesicht dieses Mannes ging es aus wie ein Feuerstrom; ein seltsam glimmender, tief befremdeter Blick tauchte in ihre großaufgeschlagenen Augen; erst auf ihr scheues Zurückweichen hin wandte er sich zögernd gen Himmel, und nun tönte eine prachtvolle, erschütternde Stimme über ihrem Haupte hin und sprach von der Liebe und Hingebung für immer und ewig — welch ein Frevel! . . . Die schlichten Worte des Geistlichen in Rudisdorf hatten sie ruhig gelassen — erst diese glühende Beredsamkeit warf ein blendendes Licht auf den Hohn und die schwarze Lüge, unter welchen dieser Bund geschlossen wurde; sie machte jedes Wort zu einer Dolchspitze, zu einem Spottpfeil. — Die junge Frau zitterte vor diesem Priester, dessen zündende Augen nicht von ihr wichen, und — sie wußte selbst nicht weshalb — ihre Hände griffen plötzlich nach dem über den Rücken hinabfallenden Schleier und zogen ihn verhüllend über Busen und Arme.

Und dieser Tag, der schwerste und verhängnißvollste ihres ganzen Lebens, er neigte sich endlich auch; es kam der heiß ersehnte Moment, wo sie die nach dem Säulengange führende Hauptthür ihrer Gemächer schließen durfte, die sie von allen Bewohnern des Schlosses schied. Sie schickte das harrende Kammermädchen fort, entledigte sich selbst der Brauttoilette und warf einen weißen Schlafrock über. Ruhen konnte sie noch nicht; sie mußte, so einsam in der Fremde und gequält von schmerzlichem Heimweh, irgend einen mitgebrachten Gegenstand aus der Heimath sehen und berühren. . . . Mit hastigen Händen öffnete sie einen kleinen Koffer, den man auf ihren Wunsch in den Salon gestellt hatte. Ein Heft mit lateinischen Aufsätzen von ihrer Hand lag oben auf — unwillkürlich zuckte sie empor und warf einen scheuen Blick auf das große Oelbild, das ihr gegenüberhing — ja, das war er, der schöne Mann mit dem Räthselgesicht, das in so jähem Wechsel Feuer und tödtliche Kälte, seelenvolle Güte und den beißendsten, verwundenden Spott wiederspiegelte! Ihr graute vor diesen Widersprüchen. Sie rollte hastig das Manuscript zusammen; nicht einmal diese gemalten Augen durften das Geschriebene sehen.

„Mainau wird Dir Deinen Gelehrtenkram schon austreiben!" hatte die Gräfin Trachenberg gesagt, und heute Abend bei Tafel hatte er in Folge einer lebhaften Debatte über die Frauenemancipation mit dem ausgesprochensten Abscheu in allen Geberden geäußert, er wisse nicht, welche Frau er mehr verurtheilen solle, diejenige, die aus Eitelkeit und Vergnügungssucht eine schlechte Mutter sei, oder den Blaustrumpf, der seine Kinder aus dem Zimmer jage, um Verse oder gelehrte Aufsätze machen zu können — ein Tintenklecks an einer Frauenhand sei ihm widerwärtiger als ein häßliches Mal.

Sie trat an den Schreibtisch, um alle Zeugen ihrer bisherigen geistigen Thätigkeit hineinzuflüchten — er war von Rosenholz, das zierlichste Gebild, das je aus kunstreicher Hand hervorgegangen. Welchen Gedanken hatte wohl „die lustige, flatternde Seele" hier nachgehangen? . . . Der Aufsatz des Tisches wurde beinahe erdrückt durch Nippesfiguren und Gruppen, die fast alle einer mehr oder minder frivolen, ja anstößigen Idee entsprungen waren — wie hatte sich das mit der strengen Frömmigkeit vertragen? . . . Liane zog mit Anstrengung ein Fach auf — es war bis an den Rand gefüllt mit Geldrollen — offenbar ihr stipulirtes Nadelgeld. Erschrocken stieß sie den Kasten wieder zurück und drehte den Schlüssel um — das Geld war begraben. Diese Entdeckung und die mit den unvermeidlichen Jasmindüften beschwerte Zimmerluft trieben sie nach der Glasthür des Nebensalons.

Hinter den zugezogenen Vorhängen hatte sie nicht bemerkt, daß draußen der Vollmond am Himmel stand. Sie fuhr zurück, so blendend, so fremdartig lag dieses Schönwerth inmitten felsenzackiger, zum Theil mit dem prächtigsten Hochwald bestandener Berge, die es von allen Seiten umstarrten wie dräuende, ein funkelndes Kleinod hütende Drachenzähne. . . . Sie trat hinaus unter ein Säulendach — welch ein Contrast zwischen der modernen innern Einrichtung der Gemächer und diesen altersgrauen mächtigen Säulenbündeln, die in strenger Schönheit aufstiegen und hoch droben Rundbogen von tadelloser Reinheit scharf in den Mondhimmel schnitten! Nicht das leiseste Wehen des Nachtwindes strich vorüber, und doch mußte in der höheren Luftregion Bewegung sein — nervenberührend wie die geisterhafte Stimme, die im Glase schläft, zitterte manchmal ein vereinzelter Tonhauch von den Windharfen herüber.

In diese feierliche Nachtstille hinein klangen plötzlich fernhereilende Menschentritte, förmlich erschreckend — die junge Frau trat in den Schatten der Pfeiler, während eine Kindergestalt laufend um die nördliche Hausecke kam; es war Leo. Seine kleinen nackten Füße steckten in Schlafschuhen; das in sichtlicher Eile übergeworfene grüne Sammethöschen hielt er mit beiden Händen, und das spitzenbesetzte Nachthemd fiel von den Schultern offen zurück und ließ das Mondlicht über die kräftige, glänzend weiße nackte Büste des Kindes hinspielen. . . . Der Kleine sah sich scheu um und lief spornstreichs auf das Drahtgitter zu. Mit einigen raschen lautlosen Schritten stand die junge Frau hinter ihm.

„Was thust Du hier, Leo?" fragte sie und hielt ihn fest.

Er stieß einen Schreckenslaut aus. „Ach, die neue Mama!" stammelte er gleich darauf sichtlich erleichtert. „Wirst Du's dem Großpapa sagen?"

„Wenn Du ein Unrecht vorhast, allerdings —"

„Nein, Mama," versicherte er in seinem trotzig festen Tone und schüttelte die verwirrten Locken von der Stirn — er hatte offenbar schon im Bette gelegen. „Ich will Gabriel nur Chocoladenfiguren bringen — ich habe sie nicht genommen, ganz gewiß nicht, Mama! — Herr von Rüdiger hat sie mir bei Tische auf den Teller gelegt. Ich spare sie mir immer ab für Gabriel; aber früh sind sie nie mehr in meiner Tasche — Fräulein Berger ißt sie zu gern; sie kaut den ganzen Tag — sie maust, das abscheuliche Ding."

„Wo ist denn dieses Fräulein Berger?" fragte Liane — die Erzieherin war ihr nach der Trauung vorgestellt worden und hatte ihr einen entschieden ungünstigen Eindruck gemacht.

„Pfänderspiele spielt sie im Schulzimmer, und ich darf nicht hinein; sie hat zugeschlossen," murrte er. „Sie machen einen gräulichen Spectakel, und Punsch trinken sie auch — ich riech's durch das Schlüsselloch. . . . Ich habe Gabriel heute gar nicht mehr sehen dürfen, weil ich zu ungezogen gewesen bin — aber ‚gute Nacht' werde ich ihm doch wohl sagen dürfen," stieß er trotzig heraus. „Darf ich, Mama? Ja? darf ich?"

Er bat mit all seinem Ungestüme, aber auch mit dem köstlichen Tone des Vertrauens, der unbestrittenen Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind — ein freudiges Aufschrecken durchzuckte die junge Frau — dieser Knabe mit dem ausgeprägtesten Trotze in den Zügen, er unterwarf sich ihrer mütterlichen Autorität freiwillig in den ersten Stunden. Mild wie das niederfließende Mondlicht fiel ein wehmüthiges Glücksgefühl in ihre verdunkelte Seele; sie umschlang den Kleinen mit beiden Armen und küßte ihn zärtlich.

„Gieb mir das Confect, Leo! Ich will es Gabriel bringen. Du mußt jetzt in Dein Bett zurück," sagte sie und hielt ihm ihre Hand hin. „Ich werde ihm auch ‚gute Nacht' von Dir sagen; aber wo finde ich ihn denn?"

Willig kehrte er seine Taschen um und schüttete den ganzen Inhalt in die schönen, schlanken Hände der Mutter. Sie lächelte — diesen Chocoladenreichthum hätte der Großpapa allerdings nicht sehen dürfen — ihrem feinen Ohre war sein halb verbissenes Schelten über das theure Fruchteis heute Nachmittag nicht entgangen.

„Du mußt da drin am Teiche vorübergehen," versetzte der Kleine, während er auskramte; er zeigte nach dem Drahtgitter. „In das Haus darfst Du aber nicht — der Großpapa hat es streng verboten, und Fräulein Berger sagt, es wäre eine Hexe drin mit langen Zähnen. Dummes Zeug — ich fürchte mich nicht. Beißt sie doch Gabriel auch nicht. . . ."

Die junge Mutter zog ihm das Nachthemd über der Brust zusammen, nahm seine kleine Rechte in ihre Hand und führte ihn in das Schloß zurück.... Eine Ampel brannte am Plafond und goß durch ihr grünes geschliffenes Glas einen magischen Schein über das Schlafzimmer des Kindes. Ein Königssohn konnte nicht üppiger und prächtiger gebettet sein als dieser Sproß der Mainaus; aber was halfen diese seidenrauschenden Bettbehänge, diese mit Spitzen und Stickereien besetzten Kissen und Decken dem armen reichen Kinde! Sein Schlaf war doch kein behüteter, und wenn auch der Bronzeengel droben die Seidenfalten gerafft in seinen Händen hielt und die goldglänzenden Flügel darüber hinbreitete.... Vom Schulzimmer her klang gedämpft ausgelassenes Gelächter und das Zusammenklingen der Gläser. Liane meinte, der Geist der geschiedenen Mutter müsse zürnend durch diese Räume flattern und für die Pflichtvergessene dort drüben ein Mene tekel an die Wand schreiben.

„Mama," sagte der Kleine und ließ in scheuer Raschheit sein Händchen liebkosend über ihre Wange hingleiten, während sie ihn sorgsam zudeckte, „es ist doch zu hübsch, wenn Du da bist! Kommst Du nun immer? Die erste Mama ist nie an mein Bett gekommen.... Gelt, und Du gehst ganz gewiß noch zu Gabriel und bringst ihm die Chocolade?"

Sie versprach ihm Alles. Er legte befriedigt sein Köpfchen auf dem Kissen zurecht, und nach fünf Minuten verriethen seine Athemzüge, daß er fest schlafe. Die junge Frau verließ geräuschlos das Zimmer und schloß draußen die Thür ab, durch welche der Kleine entwischt war.

7.

Es schlug eben halb Elf, als sie das Parterre wieder betrat, das sich vor ihren Appartements hinzog. Graudurchsichtig, als schlüpfe der Saum der wandelnden Frau Sage durch die Gebüschlücken, lief drüben das Drahtgitter hin. Der Prügelknabe, wie ihn Herr von Rüdiger heute genannt, der bleiche, schweigsame Sündenbock, schlief jedenfalls schon längst — er hatte auch weniger Theil an dem geheimnißvollen Reize, der die junge Frau unwiderstehlich nach jenem abgeschlossenen Reviere zog. Ihr Auge überflog, rückwärts gewendet, forschend das Schloß; in altersgrauer Pracht, mit seinen wuchtigen Steinbogen, seinen Kleeblättern in den gemeißelten spitzenklaren Steinrosetten der Bogenfenster und seinem Schutzheiligen dort auf dem Mauervorsprunge, stieg es auch hier wie eine Abtei in die weiße Mondlichtfluth hinein. Nirgends blinkte ein Licht hinter dem Glase — nur aus dem Salon drunten quoll der Lampenschein grellgelb in das Dunkel des Säulenganges.... War es doch, als lehne dort an einem der Pfeiler ein Mensch und starre lauschend nach der halboffenen Glasthür — Täuschung! Nicht ein Sandkorn bewegte sich unter den Füßen der vermeintlichen Gestalt; nicht die leiseste Bewegung zeigte, daß Athem in ihr sei — es war der Pfeilerschatten.

Nun wandelte die junge Frau unter beschleunigtem Herzklopfen drinnen auf dem weißen Sande eines schmalen Weges; die Gitterthür war hinter ihr zugefallen. Noch beschatteten die letzten Zweige der traulich herüberreichenden Wachholder- und Nußbüsche ihr Haupt; aber dort aus dem Rasenspiegel hob sich fremd der gewaltige Schaft der indischen Banane, und der schräg hereinfallende Mondschein streckte den Schatten der imposanten Blattform riesenhaft über die Grasfläche hin. Dann lief der Weg durch dunkeln Busch; zahllose Feuerfunken stoben umher — die kleine Käferleuchte kam in dem Dunkel zur Geltung. Durch das Geäst droben fuhr es hastig und rauschend; ein abgerissener Zweig flog auf die Schulter der jungen Frau; hier und da griff ein kleiner Arm nach ihr, und glänzende, kluge Affenaugen bogen sich aufgeregt neugierig tief zu ihrem Gesicht herab. Unwillkürlich fuhr ihre Hand nach der Stirn, als wolle sie einen beklemmenden Traum wegwischen — züngelte nicht auch die bunte Cobra Capella aus dem duftenden Laube, und brach nicht die plumpe Masse des Elephanten herein, das Gebüsch und sie selbst unter den wuchtigen Füßen zerstampfend?... Sie zögerte; aber nur ein aufgescheuchtes Perlhuhn lief über den Weg, und nach einigen weiteren Schritten traten Busch und Bäume auseinander, und die Wasserfluth des Teiches lag vor ihr, so still und glatt und unbeweglich, wie ein ungeheures, auf den Rasengrund hingeworfenes Silberstück; der Hindu-Tempel aber trug seine goldstrahlenden Kuppeln fest und zuversichtlich in den Nachthimmel, als führe seine Marmortreppe direct in die heiligen Fluthen des Ganges, und nicht in das Teichwasser eines deutschen Thales.

Tiefathmend und durchrieselt von jenen Schauern des Bangens, welche uns in fremder Einsamkeit so leicht überkommen und die uns gleichwohl unwiderstehlich vorwärts treiben, umschritt Liane langsam den Teich. Sie ahnte aber nicht, daß ihre dahinschwebende Gestalt im weißnachfließenden Gewande, mit dem schöngetragenen Haupte, über dessen Stirn das schwellende Haar flimmerte, wie ein Diadem von tiefdunklem Golde, diese Landschaft voll fremdartiger Gebilde zauberhaft belebte — sie ahnte auch nicht, daß sich vorhin beim Knarren der Gitterthür der vermeintliche Schatten vom Pfeiler gelöst hatte und ihr geräuschlos, aber so consequent folgte, als gehe von den über den Rücken hinabsinkenden im Mondlichte fast phosphorescirenden Flechten ein magnetischer Strom aus, dem er folgen müsse.

Die weißen Wände eines niedrigen Hauses tauchten auf. Ein breiter Sandweg umlief das kleine Mauerviereck, und doch lag es wie eingebettet in Rosengebüsch, oder vielmehr in Rosenblüthen — zu Tausenden dufteten sie auf hochstämmigen Kronen und niedrigem Busche, selbst drunten in den Weg herein rankten sich noch einzelne Zweige der Theerose — schwer, wie mondscheintrunken lagen die bleichen Kelche auf dem harten Gerölle.

Man hätte meinen können, jeder stärkere Windhauch müsse das wunderliche Haus zerblasen, so leicht und zierlich stand es da mit seinen Hohlziegeln von Rohr auf dem Dache und den Pfählen aus Bambus, welche die Veranda trugen. Es hatte große Fenster, aber geschnitzte Holzgitter lagen vor dem Glase. Zögernd trat die junge Frau auf die niedrige Verandastufe; der Fußboden war belegt mit Matten von Palmried, so kühl, glatt und glänzend, wie sie nur der heiße Fuß des Indiers ersehnen mag. Hinter dem Holzgitter brannte Licht; es entströmte einer an der Zimmerdecke hängenden Lampe; der niedergelassene Fensterbehang von steifem, buntem Flechtwerke staute sich seitwärts, da wo das verschlungene Gitterwerk einen herzförmigen Ausschnitt bildete — durch diese Oeffnung konnte Liane einen größeren Theil des Inneren überblicken.

An der Hinterwand des Zimmers stand eine Bettstelle von Rohr; auf schneeweißen Decken lag eine Gestalt hingestreckt — war dieses außerordentlich zarte Geschöpf, das eben sein Gesicht in das Kissen einwühlte, Weib oder Kind? Weiche, weiße Mousselinfalten flossen um den hingeschmiegten Leib bis auf die Füße, die nackt, wunderklein, aber auch blutlos wächsern dort ruhten. Ein bis an die Schulter entblößter, schlanker und magerer Arm, wie er kaum dem unentwickelten dreizehnjährigen Mädchen eigen, legte sich in eigenthümlicher Schwere die Hüfte entlang — breite funkelnde Goldreifen umschlossen das Handgelenk und den Oberarm; sie machten den peinlichen Eindruck, als müßten sie dieses weiße, ätherzarte Fleisch wundreiben.... Die große, robuste Frau aber, die, einen Silberlöffel in der Hand, neben dem Bett stand und ihre rauhe Stimme zu sanftbittenden Tönen zwang, kannte Liane bereits. Sie war ihr heute nach der Trauung als Frau Löhn, die Beschließerin, vorgestellt worden.

Der Löffel, den die Frau vorsichtig von ihrer breiten, glänzend sauberen Schürze fernhielt, war offenbar mit Medicin gefüllt und ein Gegenstand des Abscheues für das auf dem Bett liegende Wesen. Alles Zureden, das sanfte Streicheln mit der kräftigen freien Rechten über das tiefeingewühlte Köpfchen verfing nicht.

„Ich kann Dir nicht helfen, Gabriel," sagte Frau Löhn endlich nach der Zimmerseite hin, welche die junge Frau nicht übersehen konnte, „Du mußt ihr den Kopf halten.... Sie muß schlafen, Kind, um jeden Preis schlafen."

Der bleiche Knabe, Leo's Sündenbock, trat in den Lichtkreis der Hängelampe. Behutsam versuchte er, seine Hand zwischen das Kissen und das Gesicht der Dortliegenden zu schieben. Unter dieser Berührung fuhr der Kopf jäh, wie entsetzt, empor und zeigte ein schmales, verzehrtes, und dennoch schönes Frauenantlitz — Liane erschrak bis in's Herz vor dem sprechenden Blick aus übergroßen Augen, der so zärtlich vorwurfsvoll und in Todesangst flehend zu dem Knaben aufsah. Er wich zurück und ließ

Schmalrehchens Ende.

Originalzeichnung von Guido Hammer.

die Hände sinken. „Nein, nein, ich thue Dir nichts!“ sagte er tröstend, und seine sanfte Stimme brach in Jammer und Mitleid. „Es geht nicht, Frau Löhn — ich thue ihr ja weh! ... Ich will sie lieber einsingen.“

„Da kannst Du bis morgen früh singen, Kind,“ versetzte die Frau. „Wenn es so schlimm ist, wie heute, da verfängt das nicht — Du weißt's ja.“ Sie zuckte rathlos die Achseln, hatte aber nicht den Muth, weiter in Gabriel zu dringen. Was für ein weiches Herz schlug in der vierschrötigen Frauengestalt mit den groben scharfkantigen Gesichtszügen, die heute so barsch und unzugänglich ernsthaft der neuen Herrin bei der Vorstellung gegenüber gestanden hatte!

Liane drückte die Thür auf, die zwischen den zwei Fenstern in das Zimmer führte, und trat ein. Die Beschließerin stieß einen Schreckensruf aus und hätte fast den Inhalt des Löffels verschüttet.

„Halten Sie die Kranke!“ sagte die junge Frau; „ich werde ihr die Medicin geben.“

Der plötzliche Eintritt der weißen, schlanken Gestalt mit der vornehm gelassenen Geberde mochte förmlich lähmend auf die kranke Frau wirken — sie rührte sich nicht und sah nur groß und starr in das liebliche, junge Gesicht, das sich über sie beugte — ohne jeglichen Widerstand ließ sie sich das Schlafmittel einflößen.

„Sieh, nun ist's geschehen, mein Junge,“ sagte Liane und legte den Löffel auf den Tisch. „Es ist ihr kein Schmerz zugefügt worden, und sie wird schlafen.“ — Sie strich sanft über Gabriel's dunklen Scheitel. — „Du hast sie wohl sehr lieb?“

„Sie ist meine Mutter,“ versetzte der Knabe in überströmender Zärtlichkeit.

„Es sind arme Leute, gnädige Frau, arm und gering,“ fiel die Beschließerin mit harter, trockener Stimme ein. Nicht eine Biegung in diesen Tönen, nicht der leiseste Zug des ernsthaften Gesichts verrieth die Weichherzigkeit und Theilnahme, die vorhin ihr ganzes Wesen charakterisirt hatten.

„Arm?" wiederholte die junge Frau und deutete unwillkürlich nach den blitzenden Armreifen und den Ketten von edlem Metall, die über den Busen der Kranken fielen. Bis zu diesem Moment hatten die Augen der Letzteren unverwandt an Liane gehangen; jetzt aber malte sich Angst und Unruhe in ihren Zügen — sie klammerte die zarten Finger der Linken krampfhaft um einen Gegenstand, der an einer der Ketten hing — allem Anschein nach ein Flacon von Silber.

„Na, na, nur ruhig — die gnädige Frau nimmt's nicht!" beschwichtigte Frau Löhn rauh und gebieterisch. „Arm sind die Leute, sage ich," fuhr sie gegen Liane fort. „Das bischen Zeug da kann man doch nicht essen" — sie zeigte nach dem Geschmeide — „und eigentlich gehört's der Frau auch gar nicht; der alte gnädige Herr Hofmarschall könnte ihr auch den Firlefanz noch wegnehmen, wenn er wollte — sie hat auf der Gotteswelt nichts, gar nichts, und daß sie mit dem Jungen ihr täglich Brod im Hause gereicht kriegt und in der Bude da wohnen darf, das ist die reine Gnade von der Herrschaft, die reine Gnade."

Diese Erklärung, so mitleidslos und in so geflissentlich scharfen und grellen Umrissen gegeben, fuhr der jungen Frau wie ein Messer durch das Herz, um so mehr, als sich Gabriel über seine Mutter bog und sie während der harten Rede streichelte, als sei sie das schutzbedürftige Kind, dem man alles zugefügte Weh durch Liebkosungen vergessen machen könne. . . . Dieser junge, schöne Knabenkopf mit der müden seitlichen Neigung und dem schwermüthigen Zug um den Mund trug das Gepräge der Duldung und sclavischen Fügsamkeit, das ihm jedenfalls eine jahrelange Mißhandlung aufgedrückt hatte. Wohl hätte Liane fragen mögen: „Wer ist diese seltsame Fremde, und wie kommt sie hierher mit ihrem Kinde, das unter einem so furchtbaren Drucke aufwachsen muß?" Allein die Furcht vor weiteren schonungslosen Mittheilungen der Beschließerin schloß ihr den Mund. Sie griff in die Tasche und legte die Chocoladenfiguren auf den Tisch. „Das schickt Dir Leo," sagte sie zu Gabriel, „und ich bringe Dir auch eine ‚gute Nacht' von ihm."

„Er ist gut — und ich habe ihn lieb," versetzte der Knabe mit einem melancholischen Lächeln.

„Recht, mein Kind — aber es darf nicht mehr geschehen, daß Du für seine Unarten gestraft wirst." Sie legte den feinen Zeigefinger unter sein Kinn, hob den gesenkten Kopf und sah liebevoll in seine unschuldigen Augen. „Hast Du nie den Muth, zu sprechen, wenn man Dir Unrecht thut?" fragte sie mit sanftem Ernste.

Ueber das häßliche Gesicht der Beschließerin schoß das Roth der Ueberraschung — sie kämpfte einen Moment sichtlich mit einer tiefen Rührung, aber auch nur einen Moment, dann hing ihr Auge wieder lauernd an der neuen Herrin, und sie sagte mit doppelt scharfer Stimme:

„Gnädige Frau, das schadet dem Gabriel gar nicht, und wenn sie ihm Unrecht thun drüben im Schlosse, so mag er sich bedanken und die Hand dafür küssen. . . . Er soll ein Mönch werden; er soll in's Kloster — da heißt's erst recht schweigen und nicht mucksen, und wenn die Seele gleich aus dem Leibe fahren möchte vor Zorn und Aerger. . . . Den kleinen Herrn, den Leo, kann er gar nicht lieb genug haben — der setzt es immer wieder durch beim alten Herrn Baron, daß er noch dableiben darf, sonst wär' er schon längst nicht mehr bei seiner Mutter."

Die Augen des Knaben füllten sich mit Thränen.

„Du sollst ein Mönch werden? Man will Dich zwingen, Gabriel?" fragte die junge Frau rasch und dringend.

„Sage die Wahrheit, mein Sohn — wer zwingt Dich?" ermahnte hinter ihr die Stimme des Hofpredigers, der heute die Trauung vollzogen. Er stand in der offenen Verandathür — schwarz hob sich seine schlanke und doch nervige Gestalt vom mondhellen Rosengebüsche draußen. Liane dachte bei diesen Umrissen überrascht an den vermeintlichen Pfeilerschatten — der Mann hatte sie belauscht und war ihr gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 39. Schmalrehchens Ende.

Weil bei Ausübung der Jagd das Gefühl des Triumphes, die erhoffte Beute endlich errungen zu haben, in der Regel von dem Reiz freudiger Aufregung begleitet ist, deshalb darf der Laie nicht meinen, der Jäger finde solchen Hochgenuß etwa im Vernichten eines frischen Lebens. Nein! Vielmehr ist er nur eine Wirkung des geschmeichelten Selbstbewußtseins seiner Ueberlegenheit über das Thier, bekunde diese sich nun in mannhafter Bewältigung eines mit besonderer Kraft und hohem Muthe ausgerüsteten Individuums oder in den Eigenschaften der Klugheit, Vorsicht und Raschheit, mit welchen der Jäger dem ihm hierin stets ebenbürtig ausgestatteten Wilde den Rang abzulaufen verstand. Trotz dieses Gefühls geschmeichelten Selbstbewußtseins kommen aber doch Momente vor, wo selbst der leidenschaftlichste Jagdfreund bittere Reue über einen gethanen siegreichen Schuß empfindet. Kann ich doch aus eigener Erfahrung einen recht schlagenden Beweis für einen solchen Fall anführen, der in mir heute noch — ich schäme mich nicht, es einzugestehen — das nagende Gefühl nur allzu gerechten Unmuthes über mich selber erregt, sobald ich nur daran denke. Nur wie eine Art Sühne betrachte ich es daher, darüber des Weiteren mich auszusprechen.

Ich hatte von dem mir befreundeten, nun längst schon auf himmlischen Etat gesetzten Oberförster C. Schußerlaubniß, ja sogar Befehl auf ein Spießböckchen oder auch Schmalreh — eines oder das andere gleich erwünscht — erhalten, weil gerade solch ein zartes Stücklein Wild für die Tafel einer hochstehenden kränkelnden Dame dringlichst bestellt worden war. Damit diese so ganz ausdrücklich begehrte Lieferung auch sicher beschafft werden möge, begleitete mich des Försters Sohn, mir von Kindheit her ein guter Camerad, wobei wir das Uebereinkommen trafen: daß Jeder für sich einen bestimmten Theil im Reviere abpürschen und, höre dabei Einer den Andern schießen, jener seine Kugel bewahren und diesem schleunigst entgegen eilen sollte.

So verfolgten wir denn bald von einem sich gabelnden Waldsteig aus unsere verschiedenen Pfade, um die auf den vorgenommenen Strecken liegenden alten Graswege, lichten Stangenhölzer, kleinen Blößen und weiten Schläge nach dem Begehrten abzusuchen. Auf einem der letzteren, wo ich noch jedes Mal Rehe angetroffen, ich mochte nun jagend oder nur beobachtend darnach gegangen sein, gewahrte ich denn auch heute alsbald einen ganzen Sprung Rehe. Doch selbst von der Holzwand aus, wohin ich mich überhaupt nothwendig erst noch anzuschleichen hatte, um das ganze Gehau übersehen zu können, standen sie noch viel zu weit entfernt, um beschossen werden zu können.

Als ich daher durch den vor mir gelegenen hohen Bestand, wo ich mich immer von Baum zu Baum decken konnte, bis an den hinter Anflug versteckten Rand vorgedrungen war, lugte ich zuvörderst nach rechts und links aus, die nähere Umgebung zu mustern, ob in dieser nicht etwa schon Schußgerechtes stünde. Und richtig! Gar nicht weit von meiner gut gedeckten Stellung, wohin ich übrigens zuletzt auf dem Bauche, die Büchse dabei immer vor mir her schiebend, durch dichtes Heidelbeergestrüpp lautlos gekrochen war, erblickte ich einen einzelnen Capitalbock. Wohl war es mir eine hohe Freude, dem Stattlichen so völlig unbemerkt angekommen zu sein und ihn nun in Muße beobachten zu können, aber auch wiederum eine harte Pein, gemessenster Schußbefehls halber nicht darauf schießen zu dürfen. Gleich einer schweren Last fiel mir's daher vom Herzen, als der ganz vertraulich Aeßende nun langsam weiter zog und sich endlich meinen Blicken entzog; war ich dadurch doch der Verführung enthoben, trotz des Verbotes auf den gar so prächtigen Burschen „den Finger krumm zu machen".

Während ich nach dieser Prüfung wieder leichter aufathmete und nun erst den inmitten des Gehaues herumnistelnden und zuweilen scherzenden Rehen meine Aufmerksamkeit zuwandte,

regte sich plötzlich wieder seitwärts, links von mir, etwas, und wahrlich — da zog ein altes Reh mit einem Schmalreh heraus! Waren beide auch jetzt noch zu weit entfernt, als daß ich sofort auf sie hätte schießen können, so nahmen sie doch alsbald ihre Richtung, wenn auch unter mancherlei Aufenthalt, weil bald hier bald dort nach süßen Gräslein suchend, schräg auf mich zu. So kam denn das Pärchen näher und näher, zuweilen aber doch recht peinlich lange hinter Hügeln blühender Haide oder anderer Deckung verschwindend, wo die Traulichen dann wohl ruhig äßen mochten.

Unter solcher Verzögerung war aber auch die Sonne, welche im Scheiden noch die pinienartigen Wipfel der übergehaltenen Kiefern mit purpurner Pracht durchglühte, hinter einer mir gegenüberliegenden Waldwand niedergesunken, und heimliche Dämmerung breitete sich nun über die ganze weite, stille Haide. Mit Ungeduld wartete ich daher auf das endliche, hoffentlich diesmal recht nahe Wiedererscheinen meines ersehnten Zieles, denn nicht nur daß mir bei längerem Ausbleiben desselben um's genügende Büchsenlicht bangte, sondern mit Aufregung lauschte ich dabei auch des Schusses meines Mitpürschenden, welcher jeden Augenblick erschallen konnte, wonach — der getroffenen Bestimmung zufolge — ich ja auf den meinigen verzichten mußte. Endlich trat das Mutterreh wieder und zwar hinter dichtem Fichtenanflug hervor. Es stand in bester Schußweite. Noch fehlte aber sein Schützling, und diesem ja galt heute einzig und allein die Jagd. Da — mit graziösem Sprunge — war er plötzlich an der Seite seiner Mutter. Nun aber begann eine wahre Marter für mich, denn wohl hatte ich endlich mein langersehntes Stück schußweit vor mir, aber bald stand dasselbe dicht vor der Alten, bald deckte diese wieder den gefährdeten Sprößling, und ward dieser wirklich einmal frei, dann blieb er doch jedes Mal spitz nach vorn oder nach hinten gewandt. Kurzum, es schien, als sollte es mir heute nimmer glücken, und diese etwa zehn Minuten, die mich eine Ewigkeit dünkten, brachten mich fast zum Verzweifeln. Solche Stimmung aber ließ mich denn durchaus nicht zu sentimentalen Regungen kommen, die sonst wohl, im ruhigen Anblick der gar so lieben Geschöpfe, dem schmucken Geischen das Leben und dem Altreh seinen Liebling gerettet haben würden. Vielmehr erfaßte mich ob der vorwaltenden Hindernisse ein so leidenschaftliches Gefühl, daß ich nur mit verstärktem Begehr nach der ausersehenen Beute trachtete. Darum, als endlich doch einmal das schmächtige Backfischchen nur einen Fuß breit hinter der Rike zurückblieb, benutzte ich rasch diesen Augenblick und, scharfes Korn nehmend, berührte ich den Stecher.

Dröhnend hallte der scharfe Büchsenknall durch den in abendlicher Ruhe grabesstill daliegenden Forst und brach sich in mehrfachem Echo an der gegenüber liegenden hohen Holzwand, das lichtblaue Pulverwölkchen aber strich zurück, mir über die Achsel — und niedergeschmettert lag draußen auf moosigem Grunde das zum Tode getroffene niedliche Thier. Aber nicht verlassen war es — die Mutter stand mit den zierlichen, schreckhaft gespreizten Läufsten, wie in den Boden gewurzelt, vor dem todeswunden Liebling und starrte diesen, ihren feingeformten Kopf und Hals darüber hinneigend, mit schmerzberedtem Auge an. Und eine bange Weile, während das Schmalreh vergeblich sich aufzuraffen trachtete, fesselte treue Mutterliebe das alte Reh regungslos an die verhängnißvolle Stelle; ja so lange, bis ich wieder geladen hatte und nun rasch auf mein Opfer einsprang, um es, das immer noch lebende, von seiner Qual durch einen Nickfang zu erlösen. Nun erst verließ das geängstete Mutterwild, aber immer noch zögernd, die Unglücksstätte und folgte dem Wechsel der nach dem Schuß flüchtig Gewordenen, welche draußen auf dem Gehau gestanden, um wie diese drüben im nun tief düster gewordenen Walde sich dem grausamen menschlichen Auge zu entziehen.

Von Mitleid gequält, beeilte ich mich möglichst, dem noch immer nicht Verendeten den Gnadenstoß zu geben, aber so sicher ich solchen zu vollstrecken meinte — sterben wollte das Aermste doch nicht daran. Und so oft ich den Fang noch wiederholte — zum Tode traf er heute nicht. Noch einmal aber darauf zu schießen, unterließ ich, um bei meinem Protector, dem Oberförster — so ist der Mensch! — meiner Waidmannsehre nichts zu vergeben. Dazu war auf den Schuß jetzt auch mein Freund herbeigeeilt, und willig überließ ich nun diesem, das leidende Thier zu tödten. Mitleidlos und darum völlig ruhig versuchte es auch Dieser — doch mit nicht besserem Erfolg als ich. Weinen hätte ich mögen, der ich mir in diesem Augenblicke wahrlich wie ein Mörder vorkam, und so recht ward mir dabei die Entstehung des Volksaberglaubens klar, der da meint: dasjenige Thier, welches man bei seinem Todesnahen bedauere, könne nicht ersterben. Endlich, als selbst die wiederholte Anwendung des Nickfängers von der erprobten Hand meines Waidgenossen nicht zum Ziele führte, knüpfte dieser die Fangleine vom Hirschfängerkoppel los, und eine Schlinge daran knüpfend — erwürgte der harte Jägersmann gleich einem Henker das sanftäugige, jungfräuliche Wesen damit, dabei in die Worte ausbrechend: „In's Lazareth können wir dich doch nicht schaffen.“

Ich aber nahm mir vor, auf Jungwild nie wieder zu schießen, und obwohl noch manches Mal die Aufforderung zum Abschuß auf Schmalrehe und Wildkälbchen an mich erging, da solche Leckerbissen gar oft in die feinen Küchen verlangt werden — ich habe mir mein Wort gehalten.

Was uns die Waldmenschen erzählen.

Gustav zu Putlitz hat ein hübsches Märchen erdacht, in welchem sich der Wald erzählt, wie es vordem auf der Erde hergegangen; so harmlos wie in jener Plauderei dürfte es, wenn die Waldmenschen zu erzählen anfangen, nicht abgehen. Ich fürchte, wir werden schreckliche Dinge zu hören bekommen, und will deshalb die weichgeschaffenen Seelen, und Solche, die etwas auf ihre Abstammung halten, im Voraus gewarnt haben. Die Naturspiele und sogenannten Monstra sind heutzutage nicht mehr, wie vor grauen Zeiten, in denen man sie als Drohzeichen des erzürnten Himmels betrachtete, der Gegenstand eines abergläubischen Schreckens, wenn auch, wie wir kürzlich in einer Zeitung lasen, hier und da ein in der Cultur zurückgebliebener Pastor sie wohl heute noch als Strafgerichte und Bußaufforderungen zu betrachten beliebt. Für den Laien ein Gegenstand neugierigen Staunens, können sie dem Forscher oft wichtigere Aufschlüsse über den Verlauf des Bildungsprocesses geben, als selbst die regelmäßig entwickelten Gestalten. Eine phänomenale Erscheinung dieser Art, die sogenannten russischen Waldmenschen Andrian Jestichew, dessen Portrait wir heute bringen, und sein dreijähriger Sohn Fedor, haben an allen Orten, wo sie sich bisher öffentlich zur Schau stellten, nämlich in Petersburg, Berlin und Paris, an welchem letzteren Orte sie bis vor Kurzem weilten, das höchste Interesse, namentlich bei Aerzten und Naturforschern, hervorgerufen, da sie ganz und gar nichts mit den gewöhnlichen Fällen übermäßigen Behaartseins, z. B. der Frauen, die sich eines Bartes erfreuen, zu thun haben.

Die biographischen Nachrichten aus dem Munde des „Directors“ der beiden Waldmenschen sind dürftig genug. Der jetzt fünfundfünfzigjährige Andrian soll von regelmäßig gebildeten Eltern, die im russischen Gouvernement Kostroma wohnhaft waren, abstammen. Da er zwei vollkommen regelmäßig gebildete Geschwister besaß, wurde seine abnorme Erscheinung im Volksmunde natürlicherweise von einem sogenannten Versehen der Mutter abgeleitet. Sie soll sich bei einem unglücklichen Falle ihres Mannes, der ihm alle Oberzähne kostete, und vor einem Pudel, der sie beißen wollte, dermaßen erschreckt haben, daß das Kind einen Pudelkopf und keine Oberzähne bekam. So weit ist die Sache also höchst einfach und natürlich. Von den Bewohnern seines Dorfes als Pudelhund behandelt, zog er sich in eine einsame Waldhöhle zurück und ertränkte seinen Weltschmerz in Branntwein. Durch das Versprechen, von diesem edeln Getränke soviel zu erhalten, wie er vertragen könne, ist er aus seiner Höhle hervorgelockt worden, und wird, dem Vernehmen nach, hauptsächlich mit Sauerkohl und Schnaps ernährt. Mit Aus-

nahme der Lippen ist sein Gesicht vollständig mit langen, weichen, braun-schwärzlichen Haaren bedeckt; auch der übrige Körper ist stellenweise stark, obgleich nicht in demselben Grade, behaart. Der Kopf empfängt dadurch eine wirklich frappirende Aehnlichkeit mit dem eines schlichthaarigen Pudels oder Spitzes, ja, der Anblick würde noch wilder sein, da hier auch die Nase bis zur Spitze mit Haaren bedeckt ist, wenn nicht Augen und Mundbildung einen menschlichen Zug in ihre thierische Umrahmung zurückbrächten. Jedenfalls bleibt der Anblick für Jeden unvergeßlich. Das Merkwürdigste indessen ist, daß diese ungewöhnliche Behaarung mit einer unvollkommenen Gebißbildung vergesellschaftet ist. Andrian soll bis zu seinem siebenzehnten Jahre vollkommen zahnlos gewesen sein; seitdem hat er vier Schneidezähne im Unterkiefer erhalten, während der hartgaumige Oberkiefer bis auf einen linken Eckzahn gänzlich zahnlos geblieben ist.

Sein jetzt ungefähr dreijähriger Sohn Fedor scheint die meisten dieser Eigenthümlichkeiten geerbt zu haben. Sein hübsches kindliches Gesicht wird bereits durch zahlreiche Bäuschchen eines ungemein weichen, seidenglänzenden weißblonden Haares, welches über den Augen wohl Zolllänge erreicht hat, entstellt. Wie dem Vater, hängt auch ihm aus dem innern Ohre und den Nasenlöchern je ein Haarlöckchen hervor; das äußere Ohr ist wie bei einem Seidenhäschen lang behaart. Das Kind hat ebenfalls einen zahnlosen Oberkiefer, aber bereits vier Schneidezähne im Unterkiefer. Es scheint von einem ungemein munteren Temperamente zu sein und wendet sich auf den Armen des Wärters, der es bei den Vorstellungen durch den Zuschauerraum trägt, mit der Lebhaftigkeit eines Aeffchens hin und her, hastig nach den Zuckerdüten und Süßigkeiten greifend, welche ihm meist in reichlicher Menge geboten werden. Es küßt die Spender und stößt zuweilen einen hellen Freudenschrei aus, während der Vater, welcher nur Russisch versteht und spricht, bärbeißig hinterdrein schreitet und, wie man sagt, den Jungen um die Gunst des Publicums beneidet. Einigen Personen, die sich mit ihm in seiner Muttersprache unterhalten konnten, soll er sogar gesagt haben, es sei nicht sein Kind, man habe es ihm nur der Aehnlichkeit wegen beigegeben. Uebrigens wird er als ziemlich sanft und im Essen mäßig geschildert; er läßt seine Behaarung und seine Kiefer ohne eine Miene zu verziehen befühlen, obwohl er dabei von übermüthigen jungen Leuten zuweilen, wie ich selbst gesehen, derb an den Haaren gezogen wird.

Das Vorkommen solcher pudelköpfigen Familien scheint nicht so gar selten zu sein, wenn man die große Menge von Berichten überblickt, die von älteren Naturhistorikern und Reisenden über ähnliche Sehenswürdigkeiten gegeben wurden. Die Schriften der Alten sind voll von Erzählungen über europäische, indische und afrikanische Völkerschaften mit behaartem Gesicht und Körper, die sie Hundsköpfige oder gewöhnlicher Waldmenschen nennen. Es ist heute bei den meisten dieser, wie gesagt, sehr zahlreichen Berichte nicht mehr zu unterscheiden, in welchen Fällen etwa ähnliche Phänomene wie das beschriebene, in welchen Verwechselungen mit thierfellumhüllten Wilden, menschenähnlichen Affen, oder bloße Schiffersagen die Veranlassung zu diesen Nachrichten gegeben haben. Einige darunter lassen sich indessen ziemlich sicher auf entsprechende Abnormitäten zurückführen. Der gelehrte Dominicanermönch Vincentius von Beauvais erzählt, zu seiner Zeit (etwa 1260) habe sich ein Waldmensch am französischen Hofe aufgehalten, im Uebrigen gestaltet wie ein anderer Mensch, nur daß er einen Hundskopf und einen dicht behaarten Rücken gehabt habe. Aldrovandi, einer der Begründer der wissenschaftlichen Zoologie im sechszehnten Jahrhunderte, hat in seiner „Historia monstrorum" Portraits und Bericht von einer von den canarischen Inseln stammenden Waldmenschenfamilie gegeben. Das Gesicht dieser Menschen war dicht behaart, ebenso der ganze Körper mit Ausnahme der Kehle, Brust, der Hände und Füße. Am stärksten behaart war auch hier der Rücken. Ueber die Beschaffenheit des Gebisses sagt er, oder wenigstens meine unmittelbare Quelle (Caspar Schott's „Physica curiosa") leider nichts. Im Jahre 1663 ließ sich wiederum eine Frau mit völlig behaartem Antlitze, Namens Barbara van Beck, in London öffentlich sehen.

Der für die Deutung dieser Abnormitäten neben den russischen Waldmenschen wichtigste Fall wurde indessen in neuerer Zeit bei einer siamesischen Familie beobachtet. John Crawford in seinem „Journal der englischen Gesandtschaft in Arta" erzählt, im Jahre 1829 am dortigen Hofe einen dreißigjährigen Mann gesehen zu haben, dessen Gesicht mit Ausnahme der Lippen, dafür aber bis in die Nasenlöcher und Ohrmuscheln hinein, dicht mit schlichtem silbergrauem Seidenhaare bedeckt war, welches an Wangen und Ohren acht Zoll, an Kinn und Nase etwa halb so lang war. Auch der übrige Körper war mit Ausnahme von Händen und Füßen mit dichtem Seidenhaare bedeckt, welches auf den Schultern eine Länge von fünf Zoll erreichte. Im Uebrigen war er von mittlerer Größe und zarter Körperconstitution; er besaß einen hellen Teint und braune Augen; das Merkwürdigste aber ist, daß dieser Mann, wie Andrian, keine Backzähne erhalten hatte, sondern nur je vier Schneidezähne im Ober- und Unterkiefer und einen Eckzahn im Unterkiefer. Alle diese Zähne waren überdem klein und erst im zwanzigsten Jahre hervorgetreten.

Der König hatte diesen Mann, welcher Schwe-Maon hieß und aus dem Canton Laos gebürtig war, im Alter von fünf Jahren von dem Cantonschef gesendet erhalten und, da er sich für diese Naturmerkwürdigkeit interessirte, den Werbungen des Waldmenschen um eine Frau Vorschub geleistet, um zu sehen, ob die Abnormität fortarten würde. Aus seiner Ehe entsprang ein Mädchen, Marhoon, welches, wie ehemals ihr Vater, mit innen und außen behaarten Ohren geboren wurde. Das Haar verbreitete sich wiederum über den ganzen Körper. Als Capitain Yule im Jahre 1855 diesen Hof besuchte, fand er das Mädchen erwachsen und ihr Antlitz gänzlich behaart, während auch sie nur vier Schneidezähne oben und unten bekommen hatte. Der regierende König hatte Sorge getragen, ihr einen Mann zu verschaffen, was in Ansehung ihres sehr fremdartigen Aussehens nur unter Aufwand einer bedeutenden Summe Geldes gelungen war. Aus dieser Ehe ward ein Knabe geboren, der, obgleich er bei Yule's Anwesenheit erst vierzehn Monate alt war, schon einen Kinn- und Schnurrbart besaß. Auch die Ohren waren wiederum behaart. Ob er Zähne bekommen hat, weiß ich nicht. Vater und Tochter hatten außerdem andere normal gebildete Kinder.

Man entnimmt leicht aus dem Mitgetheilten, daß dieses Zusammentreffen eines übermäßigen Haarwuchses mit abnormer Zahnbildung in zwei wohlconstatirten Fällen und jedesmal durch mehrere Generationen hindurch doch schwerlich ein bloßer Zufall sein kann, und die Vermuthung des nähern Zusammenhanges der beiden Abnormitäten wird ferner auch durch das Beispiel der wegen ihres behaarten Gesichtes und ihrer abschreckenden Häßlichkeit auf ihren Kunstreisen viel bewunderten spanischen Tänzerin Julia Pastrana bestätigt, welche nach dem Berichte des Zahnarztes Dr. Purland mit einer unregelmäßigen doppelten Zahnreihe im Ober- und Unterkiefer versehen war, wodurch das affenartige Hervorspringen der Kieferpartie ihres Gesichtes bedingt war. Aus allen diesen einen tiefern Zusammenhang mit der Entwickelungsgeschichte bekundenden Abweichungen haben mehrere Naturforscher den Schluß gezogen, daß man es in diesen Fällen mit einer Art von Rückschlagbildung zu thun haben möchte, die uns in mancher Beziehung in der jetzt so vielfach verhandelten Frage nach der Abstammung des Menschen als Wegweiser dienen könne. Selbst der in diesen Fragen so höchst vorsichtige Forscher Professor Virchow in Berlin, welcher der sogenannten Vogt'schen Affen- und Mikrocephalentheorie immer einen entschiedenen Widerstand geleistet hat, empfing bei seiner Untersuchung der russischen Waldmenschen „den Eindruck eines bis zu den Löwenaffen und Affenpintschern zurückgehenden Atavismus" und gesteht, daß man sich durch den Zahnmangel noch weiter rückwärts bis zu den sogenannten Edentaten (Zahnarmen) leiten lassen könne.

Was es mit jenem Rückschlagen, welches man nach der oft beobachteten Thatsache, daß Kinder zuweilen weniger Aehnlichkeit mit ihrem Vater als mit ihrem Großvater oder einem ihrer Urgroßväter (atavus) zeigen, Atavismus genannt, für Bewandtniß hat, und welche Schlüsse man aus ihm für die Abstammungslehre ziehen kann, wollen wir sogleich sehen. Wenn der geneigte Leser den vortrefflichen Aufsatz über die Abstammungslehre von Professor Bock (Nr. 43 und 44 des vorigen Jahrganges) nachschlagen will, so findet er dort auf Seite 713 eine Erläuterung der Lehre von der Ontogenie, die, namentlich in neuerer Zeit von Häckel entwickelt, ganz abgesehen von allen erdgeschichtlichen Theorien und von der Entwickelungsgeschichte jedes organischen Wesens, den sichtbaren Beweis liefert, daß dasselbe aus niederen Vorstufen herausgebildet sein muß. Erinnern wir hier kurz an

die Hauptstufen der Entwickelung, welche die Anlage des höchsten Naturwesens, welches wir kennen, durchlaufen muß, um die ihm eigene vollkommene Gestalt zu erlangen.

Zuerst erscheint sie als ein kaum mit bloßem Auge wahrnehmbares Bläschen, welches durch kein Mittel der heutigen Wissenschaft von dem Keime irgend eines anderen höheren oder niederen Thieres zu unterscheiden ist. Dieses Bläschen theilt sich in zwei, diese in vier Zellen und so fort, bis die Anlage eines Wirbelthieres deutlich wird. Ob es aber ein Fisch, ein Frosch, ein Vogel oder ein Säugethier werden will, ist auf dieser Stufe nicht zu unterscheiden; der erste Anschein würde für einen Fisch sprechen, denn es sind vier Kiemenbogen in der Nähe des Halses und die deutliche Anlage einer Schwimmblase vorhanden. Aber die Kiemen bilden sich zurück und aus der Schwimmblase wird eine Lunge; statt der Flossen haben sich vier deutliche fünffach getheilte Extremitäten gebildet. Da die Glieder derselben durch Schwimmhäute verbunden sind, so könnten wir, abgesehen von andern Gründen, auf dieser Stufe schließen, einen jungen Frosch oder doch wenigstens einen Sumpfvogel vor uns zu haben. Jetzt wird die Aehnlichkeit mit einem kleinen Hunde oder auch sonst einem Säugethier immer größer. Es ist ein deutliches Schwänzchen vorhanden, und der ganze Leib mit Ausnahme der Hand- und Fußflächen wird von einem dichten Wollhaar überzogen, welches an der Mundpartie am dichtesten zu stehen pflegt. Aber siehe da, auch Schwänzchen und Haar verschwinden wieder, und aus den niedern Anfängen hat sich endlich das anmaßende Wesen entwickelt, welches von alledem nichts wissen will.

Andrian Jeftichew.

Nach einer Photographie.

Angesichts dieses Bildungsprocesses, der gewiß in der Schnelligkeit seines Vollzugs tausend Mal wunderbarer ist, als jener von den Ungläubigen als undenkbar bezeichnete Umwandlungsproceß, durch welchen sich nach Darwin im Laufe der Zeiten die niederen Naturwesen zu höheren entwickelt haben sollen, ist es unbegreiflich, daß es noch Menschen geben kann, welche der Descendenz-Theorie Unwahrscheinlichkeit vorwerfen.

Die Erscheinungsformen des Atavismus, wie sie namentlich in dem Zurückschlagen der Hausthiere und Culturpflanzen auf ihre Stammeltern in unzähligen Fällen beobachtet sind, erklären sich aus dem entwickelungsgeschichtlichen Grundgesetze — aber auch nur mit dessen Hülfe — ziemlich einfach. Wenn man sich vorstellt, daß jedes einzelne Pflanzen- oder Thierwesen sich wieder durch den Zustand seiner Ahnen selbst hindurcharbeiten, und gleichsam die ihm voraufgegangenen Formen in seiner eigenen Entwickelung kurz — das heißt nur den allgemeinsten Umrissen nach — wieder durchmachen muß, so ist es nicht schwer einzusehen, daß es gelegentlich wenigstens nach der einen oder anderen Richtung auf einer älteren Stufe stehen bleiben kann, wenn auch nur auf einer solchen, die seinem eigentlichen Entwickelungsziele, in welchem es selbstständig lebensfähig wird, nicht allzu fern steht. Man begreift aber auch weiter, daß man aus den hierbei zu Tage tretenden Erscheinungen Rückschlüsse auf die Vorfahren des betreffenden Wesens wird machen können. Von Pferden zum Beispiel, die sich durch nichts von ihres Gleichen unterscheiden, hat man an den verschiedensten Orten zebraartig gestreifte Fohlen fallen sehen; man schließt daraus, daß die Stammform unseres Pferdes ein zebraartig gestreiftes Fell gehabt haben möge. Beim Menschen hat man ähnliche Schlüsse aus entsprechenden Beobachtungen gezogen.

Zuweilen erscheinen bei einzelnen Individuen vorspringende Eckzähne mit Spuren eines Diastema daneben, das heißt jenes offenen Raumes zur Aufnahme des Eckzahnes der anderen Kinnlade beim Schließen des Mundes. Woran soll man dabei anders denken, als daß solche Waffen gewissen Ataven des Menschen eigen und nöthig waren, und nun gelegentlich beim Enkel entstellend wieder erscheinen, um ihn daran zu erinnern, woher er gekommen ist? Aus theoretischen Erwägungen, wie aus Beobachtungen kann man, wie schon angedeutet, erkennen, daß ein Rückschlagen nur auf die nächsten Vorfahren vorkommen kann und also bei dem Menschen mit seiner fortschreitenden Entwickelung immer seltener in das ausgesprochen thierische Bereich fallen wird.

Vielleicht sind die Waldmenschen früher häufiger aufgetreten, und wer möchte nach den ausgezeichneten Beispielen derselben, die man in unseren Tagen gesehen, die alten Berichte von gänzlich behaarten Völkerstämmen unbedingt in's Fabelreich verweisen? Dem sei nun aber, wie ihm wolle, die allgemeine Behaarung der Waldmenschen lehrt eigentlich dem Embryologen nichts Neues, denn jeder Mann und sogar jede Frau ist in dieser Richtung einmal gründlich Waldmensch gewesen, aber im regelmäßigen Verlaufe bildet sich der allgemeine Pelz zu einem kaum sichtbaren Flaume zurück. Desto lehrreicher ist die Zahnarmuth der Waldmenschen. Sie scheint darauf hinzudeuten, daß der Mensch zu seinen nicht allzu entfernten Vorfahren einen sogenannten Edentaten gehabt, und die erst in neuester Zeit erkannte Verwandtschaft der Lemuren oder Halbaffen mit jener zahnarmen Thierclasse wirft einiges Licht auf die Richtung, in welcher wir den Stammbaum des Menschengeschlechtes rückwärts zu verfolgen haben. Und wie sich zuletzt alle Wege der Wissenschaft begegnen, so ist aus anderen Gründen schon längst die Urheimath des Menschen mit derjenigen der Lemuren auf einen jetzt vom Meere bedeckten Welttheil zwischen Vorderindien und Afrika verlegt worden. Es ist mehr als ein Scherz, in unserem Andrian ein vererbtes Abbild eines unserer Ururahnen zu erkennen, und schließlich wird man finden, daß er so ganz und gar abschreckend nicht aussieht, vielmehr einen höchst gemüthlichen Zug um den Mund besitzt. Wie mit diesem Portrait, wird sich die Menschheit mit der Abstammungslehre nach und nach befreunden; wahrscheinlich werden schon nach hundert Jahren unsere Nachkommen fragen, wie es denn nur möglich gewesen ist, daß diese so einfache und einleuchtende Theorie nicht mit einem allgemeinen Jubelgeschrei bei ihrem Auftreten begrüßt worden ist. Aber die Theorie von der Erdbewegung um die Sonne ist auch höchst einfach, und — ich kann mich nicht recht besinnen — ist sie nicht auch einigem Widerspruch bei Gelehrten und Ungelehrten begegnet?

Aus meinem Gefängniß- und Fluchtleben.

Auch eine Jubiläums-Erinnerung von **Fritz Rödiger.**

(Fortsetzung.)

Nach dem Tage der Sonnenfinsterniß stand selbstverständlich Jedermann spät auf; so auch Amtmanns, Actuariusens, Kanzlistens und Copistens, Wachtmeisters und Hülfsgeisters. Ja, unser zarter Freund, der Actuarius Longus, soll in jenen Tagen sogar an den Folgen eines unfreiwilligen Falles in die Elster bedenklich erkrankt gewesen sein. Als uns nun unser guter Rabe das übliche Morgenfutter an den Thürbarren zu bringen gedachte, hatten die beiden leichtsinnigen Vögel, die gestern Abend noch so fest saßen, ihre Käfige ohne alle Aufkündigung verlassen. Statt ihrer — ein buntes Gemengsel von Ziegeln, Holz, Kohlen, Asche, Kalk, Ofenthüren, zerbrochenen Thürlatten, Besen, wie in einem verlassenen Pfahlbau! Die beiden Kamine von Nr. 12 und 13 starrten dem starren Auge des treuen Wachtmeisters entgegen wie zwei ausgebrannte Krater eines Vulcans, die sein ganzes Glück, all seinen Stolz und all seine Freude auf immerdar verschlungen hatten.

„Hört' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geknarrt?"

Nichts von alle Dem. Auch keine Spur mehr als die zersplitterte Thüre nach dem Oberboden! Kein Seil? kein Dietrich? kein Brecheisen? Nichts! nichts!

Kurz darauf war das ganze Städtchen alarmirt. Zuerst vernahmen die Officiellen die Schreckenskunde: „Sie sind fort!" Dann brandete die entsetzliche Nachricht an das Ohr der Officiösen: „Die Kerle sind fort!" Hierauf aber jubelte es durch alle Gassen, in allen Häusern, auf allen Wegen und Stegen, wo Freunde sich begegneten: „Gottlob! sie sind fort!"

Gleichzeitig durchflogen Beamtencolonnen und Depeschen das ganze Land, und in Adorf selbst wurden die Häuser aller Verdächtigen vom Giebel bis zum Keller durchsucht und weder das Lager kranker Frauen noch die Hutschachteln unschuldiger Handelshäuser waren sicher vor den aufgeregten Argusaugen der Hermandad.

Die noch gegen Caution entlassenen „Maikäfer" mußten sofort die vacant gewordenen Plätze für uns einnehmen, und sie summten und brummten zornschnaubende Reden herab auf das Pflaster gegen die entflohenen Collegen und Rädelsführer. Die Verzweiflung, uns, die Verführer, fort, sich die Verführten, in Banden zu wissen, hatte ihnen für den Augenblick den Kopf verdreht. Kurz, wurle gestern zu Ehren der Sonnenverschleierung ein halber Tag den Göttern Bacchus und Bummelius geopfert, so gab es heute unter den Demokraten des Obervoigtlandes einen ganzen Tag „Ausflugfeier". Auch hob eine gewaltige Untersuchung wegen Fluchtbegünstigung sofort und allen Ernstes an, welcher aber einzig mein frühester Jugendfreund, Schneidermeister Franz in Adorf, zum Opfer fiel, der wegen der Unthat, mir bei einem früheren Fluchtgelüste eine famose Eisensäge zugesteckt zu haben, sechs oder acht Wochen lang in der so gastlichen Frohnveste Aufenthalt zu nehmen gezwungen wurde.

Draußen aber ging es an jenem 29. Julius ganz furibund zu. Wie ich vorauscalculirt hatte, wurde die böhmische und bairische Grenze mit wahren Perlen der Grenzaufseherkunde besetzt, alle gutgesinnten Waldheger, Polizeidiener, Dorfwirthe, Straßenreiter und Dorfrichter mußten „auf Deck". Wiederfangungsnachrichten durchkreuzten die Luft, und bis nach Friedrichshafen und Lindau hinauf, an die wohlbekannten Ausladungshäfen jener Zeit am schwäbischen Meer, gingen Fahndungsagenten ab; ja, der ehedem so gemüthliche Wachtmeister bedauerte unsere Abreise so sehr, daß er einige hundert Thaler auf unsere Köpfe aussetzte. Wohl mehr Blitzableiter für ihn, als Blitz für uns.

In dem böhmischen Städtchen Asch, dessen Turnlehrer uns heraus geholt haben sollte und sich der That vielfach selbst rühmte, in dem bairischen Städtchen Selb und nach vielen andern Himmelsgegenden hin wurde gesucht, allein, wie wir wissen, auf falscher Fährte.

Um Mittag herum wälzte sich endlich auch eine Untersuchungscolonne gegen meinen Wohnort, gegen das wunderschöne, wie ein heller Maimorgen am südlichen Abhange des Capellenberges hängende Dörfchen Schönberg in der äußersten Südspitze des königlichen Sachsenreiches. Eben wollten die Meinigen daheim, nach alter Väter Sitte, zu Tische sitzen, als ein Actuarius (jedoch nicht mein viel gerühmter Leibcriminalist!), merkwürdiger Weise gerade jener, der schon im Jahre 1848 zu Voigtsberg mein Revolutionsfieber in erste Behandlung genommen hatte, feierlichst hineintrat. Hinter ihm der gute Wachtmeister, der aber heute, nach seinem Lieblingssprüchworte, nicht „lachen mußte", trotzdem er's „nicht wußte". Eine halbe Compagnie Gerichtsschöppen, Richter und Oberrichter durften nicht fehlen. Meine Mutter hatte sich in jenen Zeitläufen an die Haussuchungen gewöhnt. Unberührt von der etwas unbefangenen Situation ihrer Gäste, lud sie alle scherzweise zum Mittagessen ein. Da schüttelte der Actuar trauernd das Haupt und sprach mit hohler Stimme: „Ihr Sohn ist entsprungen."

Das überraschte meine alte um mich schwer besorgte Mutter so, daß sie Messer und Gabeln fallen ließ, und mit dem Rufe, der das ganze Haus alarmirte: „Der Fritz ist fort" stürzte sie zur Thür hinaus, über den Hof, in die nahe Dorfkirche, um dort am Altare ein heißes Dankgebet zum Herrn der Heerschaaren emporzusenden für meine aufgegebene Rettung.

Die Gerichtsbeamten ließen sie ruhig gewähren, und als mein Vater bald nach Hause kam, begann die Hausdurchsuchung. Der Herr Actuarius begriff wohl, daß der Fritz nicht so einfältig war, sich in's väterliche Haus zu setzen, dennoch wurde jedes Winkelchen (das sie fanden) pflichtgetreu durchstöbert. Die Arbeit muß gethan werden, dazu ist sie da.

Von all den officiellen und nicht officiellen Pfiffici vermuthete, ganz nach meiner Berechnung, kein Einziger unsern wirklichen Fluchtpfad. Erst nach vierzehn Tagen erfuhr man aus einem „natürlich" aufgefangenen, das heißt von der Post ausgelieferten Briefe eines unvorsichtigen Freundes, bei dem wir logirt hatten, die Gegend, in welcher wir waren. Kein Einziger glaubte auch an unsere Flucht, wie sie sich wirklich einfach zugetragen. Erst nachdem ich aus der Schweiz dieselbe heimgeschrieben und mein Brief überall sehr rasch bekannt geworden war, mußte sie ein kühner Kaminfegergehülfe für einen blanken Thaler nachexerciren, und erst als dieser kleine Waghals uns richtig nachausgebrochen war, beruhigte sich Mutter Justitia einigermaßen und stellte die Jagd auf Fluchtgehülfen allmählich ein.

Noch heute glauben manche Bewohner jener Gegend — wie die Franzosen von 1870 — nicht die Kraft habe gesiegt, sondern der Verrath, und der Verdacht heftete sich leider auch an die Familie des alten Wachtmeisters, was mir recht in der Seele leid that. Besagte Familie behandelte uns recht freundlich, aber von einer Pflichtverletzung konnte bei Uhlmann's strengem amtlichem Pflichtgefühl und seiner starken Familie nicht die Rede sein. Diese Erklärung bin ich dem Manne im Grabe, nach dreiundzwanzig Jahren und unter dermalen ganz ungefährlichen Verhältnissen, zu geben schuldig. —

Es war Morgens gegen drei Uhr, als uns die Kühle aus den „Waldflaumen" aufjagte. Gerade etwa vierundzwanzig Stunden nach unserm Ausbruch. Schon belebte sich die Straße; Krämer, nach Gespräch und Körben zu urtheilen, suchten einen Markt;

Denn hier war keine Heimath! Hier ging
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte . . . Flüchtling.

Ich wußte nicht zu fern eine einsame Waldschenke. Diese Aussicht war für uns romantisch und praktisch zugleich. Wir sehnten uns nach etwas Wärmerem als Waldeshauch. Bald standen wir vor der niedrigen Pforte dieser sehr bescheidenen Osteria des mittleren Voigtlandes. Wir klopften leise. Eine nicht mehr ganz im Flügelkleide rosiger Jugend sich befindende Walddame, barfuß, im leichteren Nachtgewande, als die schwere Zeit erlaubte, ein wenig schiefwinkelig gebaut, die Haare etwas morgenlich unwirsch, öffnete die Pforte. Statt zu brummen, wie wir nach dem ersten Anschauungsunterricht erwartet hatten, war das Mütterchen äußerst artig. Es lud uns zuvorkommend

„in die Stube" ein, und uns erging es, wie es so manchmal geht im Menschenleben: ein allzuschlichter Band umfing ein freundlich Buch, an das man gern denkt sein Lebtag.

„Ihr werdet zum Markt wollen?" eröffnete sie das Gespräch.

„Ja, ja, Mutter! Wir kommen von Schöneck und sind schon die halbe Nacht auf dem Wege —"

„So, so — Weber! Ist ein Glas Branntwein gefällig?"

„Ein Kaffee wär' uns lieber!"

„Je nun, den könnt Ihr auf der Stelle haben. Geht gar nicht lang!" sagte sie und verschwand im dunklen Raum der Küche.

In kaum fünfzehn Minuten brachte uns die „Frau Wirthin" wirklich einen landesüblichen Mocca mit Butter, Brod und Handkäse, wie ihn der stolzeste Fuhrmann, alten Datums, Land auf Land ab, nicht stattlicher hätte verlangen können,

„in Anbetracht der Stunde und des Zweckes."

Hungrige Husaren auf Commissariatseilvormärschen, die vierundzwanzig Stunden lang im Sattel standen, können nicht toller einhauen, als wir es thaten. „Waldmütterchen" schaute uns schmunzelnd zu, sichtlich erfreut über die Ehre, die wir ihrer Kochkunst angedeihen ließen. Sie unterbrach uns nur einmal mit der Frage: „Ihr sucht wahrscheinlich Arbeit?" denn für einen ehrlichen Marktkrämer schien ihr denn doch unser Appetit allzu en gros.

„Ja, Mutter, wir haben unsern alten ‚Schütz' quittirt, um uns auf die ‚Walze' (Wanderschaft) zu begeben."

Endlich fragten wir nach der „Schuldigkeit". Sie lautete auf ganze drei Neugroschen vier Pfennige. In unsern dermaligen Zeitläufen ein wahres Waldmärchen!

Dies war wieder der erste Verkehr mit einem vaterländischen Wirthshaus, mit einer menschlich fühlenden Brust. Heiter und wohlgemuth, von den besten Wünschen der geraden Seele unter gekrümmtem Rücken begleitet, verließen wir die edle Waldschenke, deren Schild ich leider nicht erkannte. Sie heißt „Zur Heimath".

Auf mir wohlbekannten Wald- und Feldwegen schlugen wir nun die directeste Linie nach Greiz ein, um die Grenzen eines zweiten deutschen Großstaates gelassen zu überschreiten. Nicht lange, und wir huschten zwischen zwei Wärterhäuschen über die bairisch-sächsische Eisenbahn, unter dem Telegraphendraht hinweg, der gestern und heute gewiß etwas Weniges von uns zu erzählen gewußt hatte; dann hinab in das Göltzschthal und hinüber auf den gegen die Residenzstadt vorspringenden Waldhügel, dessen Stirne damals noch das unverkennbare Merkzeichen „höherer" Gerichtspflege trug, einen sichtlich wohlgepflegten Galgen. So waren wir dem Zuchthaus entsprungen, um am Galgen Anker zu werfen. Da wir es nicht für rathsam hielten, in der Hauptstadt Greiz mit ihren schwarz-roth-goldenen Schlagbäumen und Verbotstafeln am hellen Tage unsern Triumpheinzug zu halten, so wurde das letzte Marienbrod aus der Bergner Pfarre verzehrt und hierauf im warmen duftigen Waldschatten „ein Schläfchen unterm Galgen" draufgesetzt.

Als es dunkelte, sagten wir unserem Galgenberg fröhlich Adieu und stiegen guter Dinge hinab in die civilisirten Staaten der später noch berühmt gewordenen Carolina.

Kurz wurde die weithin bekannte Hellmund'sche Liqueurfabrik sondirt und hierauf bei Papa Berg, dem damaligen ununumschränkten Beherrscher unzähliger geistreicher Fässer, eingefahren — wie der Drache in der Volkssage. Hier, im Hinterhause, besorgt und aufgehoben, genossen wir wieder das erste christmenschliche Nachtessen in der Freiheit. Suppe! Braten! Bier! Herz und Mund ging über und unsere Seelen flammten empor zu einem verzehrenden Hymnus an die Küche der liebenswürdigsten deutschen Hausfrau. — Auch die erste Zeitung kam uns hier in Sicht; es war die gute alte „Leipziger"; an ihrer Brust das urgemüthliche königlich sächsische Wappen, auf ihrem Rücken eine Masse Concursanzeigen, Edictalladungen, Verlobungs-, Geburts-, Todesnachrichten und unsere solennen — — Steckbriefe! — Unsere Freude war groß bei einem Glase echt fürstlichen Schloßbieres, uns von sachverständiger Hand so recht Schwarz auf Weiß abconterfeit zu lesen. Blankmeister's Bildniß, ebenso bezaubernd schön wie das meinige, ging mir verloren. Das letztere habe ich für die Unsterblichkeit und meine spätesten Nachkommen gerettet. Die „Tante" aber drückte ich noch einmal zärtlich an's Herz. Dann lullte sie mich ein in lieblichen Schlummer.

Selbstverständlich interessirt ein größeres Publicum nicht Alles, was den Flüchtlingen damals und heute noch Herz und Erinnerung erfreut, und so werde ich von nun an nur die wichtigeren „Augenblicke" hervorheben, „wo uns der Weltgeist näher stand als sonst".

... In kurzer Zeit trug uns ein zweispänniger Fiaker durch die landstädtischen Thore der großherzoglich weimarischen Kreishauptstadt Weida. Das genannte Großherzogthum schwamm damals, wie später und früher, nicht mit in dem dicken Schlammstrome der Reaction. Wir waren in diesem Ländchen ein gut Theil sicherer, als auf jedem anderen Stückchen deutscher Erde. Dazu kam, daß ich von Jena her, burschikosen Angedenkens, eine ziemliche Anzahl Freunde in der „Kümmeltürkei" besaß. In Weida selbst residirte und regierte einer meiner intimsten Jugend- und Universitätsfreunde, als wohlbestallter und gestrenger Herr Bürgermeister, und so rief ich Blankmeister zu:

„Zu ihm laß mich mit Dir, Geliebter, ziehn!"

Zum Tyrannen von Weida!

Kutsche und Kutscher schwammen wie ein Staubwolkenkomet in's Greizer Ländel zurück. Wir zogen stolzen Schrittes, wie zwei Spanier, in Weidas Mauern ein. Mitten unter den Vätern der Stadt saß August, der lebensfrohe Kämpe, und sonnte sich in den Strahlen seiner Macht. Ich winkte ihm. Er nahm mich in das Nebenzimmer. Ein flotter Kuß und: „Ich habe Dich erwartet, Junge, laut Steckbrief. Ich kann die Stadtverordnetenversammlung nicht aufheben. Hier der Schlüssel zu meinem Bureau! Dort ruht aus. Ich komme nach."

Wir besetzten das Bureau und ebenso eilig benutzten wir die schöne Stunde und entnahmen dem ziemlich umfangreichen Paß- und Paßkartenvorrath das Nöthigste. Blankmeister reiste von nun an als simpler Müller und ich als „jebildeter" Tapetenhändler Fischer. Alles in Ordnung, ohne August's Mithülfe.

Sobald es tief Abend geworden war und selbst Freund August nicht zu uns sagen durfte: „Herr, bleibe bei uns!" verließen wir aus naheliegenden Nützlichkeitsgründen auch diese Metropole deutschen Gewerbfleißes selbdritt und hoch auf Schusters Rappen, um auf's Neue die Nacht, die rabenschwarze Nacht, auf unsere Pfade zu streuen.

Es wurde Vielerlei geplaudert, und wir gedachten einen langen Marsch zu thun; jedoch der Mensch denkt — der Bürgermeister lenkt, und auch in Großebersdorf war das Wirthshaus nicht umsonst an die Straße gebaut, wenigstens nicht für ehemalige Studenten, die heute zum letzten Male miteinander kneipen sollten:

„So zogen die Bursche wohl gegen den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein:
Die hatte ein schönes Töchterlein."

Ja wahrhaftig, die hatte ein schönes Töchterlein, und uns kam die uralte heitere Studentenstrophe in den Sinn:

„Des Landes Töchter an das Herz zu pressen,
Des Dorfes Bier und seine Stärke messen,
Ist praktische Geographie."

Hier wollten wir nun geographische Studien, wenigstens im Betreff des zweiten Capitels, beginnen, während andere, nicht vom Schicksale so wie wir hinausgerüttelte und -geschüttelte Menschenkinder längst schon auf dem Ruheohr lagen. Der Wirthin Töchterlein führte uns auf einen Wink des gestrengen Herrn Bürgermeisters in das matterleuchtete Hinterstübchen; aber so hold und süß auch diese letzte Rose des Voigtlandes dareinsah, so sauer war leider das neue Schenkbier, vermuthlich eine traurige Folge der vorgestrigen Sonnenfinsterniß, so daß uns von solch fürchterlicher Sauertöpferei das Töchterlein selbst besorgt und ernstlich abrieth. Meine beiden Bürgermeister dagegen („Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten"), die von Alters her einem gespürlichen Tropfen gar nicht abhold waren, ließen sich von dem hübschen Kinde, der Königin Agnes, wie sie sie nannten, einen steifen Grog brauen. Ich blieb, der fortzusetzenden Waldnachtwanderung wegen, beim prosaischen Zuckerwasser und Mädchengeplauder. Die beiden Verfechter der menschlichen Gerechtigkeit geriethen nur allzubald in eine gewaltige Aufregung und seltene Schwerhörigkeit, so daß sie unsere Fahrt so leise und geheimnißvoll behandelten, daß man es deutlich vor den Fenstern hätte vernehmen können, weß Geistes

Kind die späten Wanderer waren. So wurde denn der Wirthin Töchterlein wohl oder übel zur gewissenbeladenen Mitwisserin zweier flüchtiger Hochverräther. Es hat ihm das Herz nicht gebrochen, denn so viel ich aus den sagenhaften Klängen vergangener Tage erlauschen konnte, credenzt unsere jugendliche Wirthin von damals noch heute munter und frisch die Becher der wandernden, wie der stabilen Menschheit.

Mübler's „G'rad' aus dem Wirthshaus' komm' ich heraus ꝛc.“ wäre nicht übel angebracht gewesen, allein — die Scheidestunde hatte uns betrübt gemacht. Wir drückten uns warm an die Brust. Ein letzter Kuß, ein letzter trauter Druck der Hand! Es war der allerletzte!*

August und der Wirthin Töchterlein hatten fürsorglich für uns gedacht; der „Nachtwächter von Großebersdorf“, ein ernstes Exemplar seiner nun halbverschollenen Zunft, begleitete uns für ein angemessenes Trinkgeld und im altgermanischen Ornate, mit Horn und Pike, bis an die Marken seiner Staaten, allwo uns am rauschenden Walde die breite, mir wohlbekannte Straße aufnahm. — Noch ein letzter Blick hinab zur freundlichen Herberge, in welcher das Licht soeben erlosch — und wir standen wieder allein „auf weiter Flur“. Wem wäre da wohl nicht die bittersüße Strophe eingefallen:

> Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
> Daß ich am Morgen weiter geh'.
> Sie konnten's halten nach Belieben —
> Von Einer nur, da that mir's weh.

Etwa anderthalb Stunde später, Morgens nach drei Uhr, schwangen wir uns im Städtchen Münchenbernsdorf über den Gartenzaun des damals dort wohnenden Apothekers Becker, ebenfalls eines alten Universitäts- und Herzfreundes von mir. Auch in diesem stillen Wirkungskreise der alten Firma Mercur und Aesculapius war „der Steckbrief als Vorreiter“ bereits galoppirend eingetroffen. Wir ruhten in diesem Hafen um so sicherer.

(Schluß folgt.)

* August Berg, der damalige Bürgermeister von Weida, starb vierzehn Jahre später in Weimar als Director einer Versicherungsgesellschaft in seinen kräftigsten Jahren. Ich sah ihn seit meiner Flucht nicht wieder.

Wem gilt unser Krieg?

Wem gilt unser Krieg? — Euch sei es gesagt,
Die mit tückischer Lippe ihr winselt und klagt,
Daß er wider den Glauben gerichtet,
Daß in Fesseln geschlagen das göttliche Wort,
Daß geschändet die Priester am heiligen Ort,
Daß die christliche Kirche vernichtet!

Wem gilt unser Krieg? — Euch werde es kund,
Die im Dunkeln ihr schleicht, zu verderblichem Bund
Eure Fäden und Maschen zu schürzen;
Die nimmermehr deutsch ihr gedacht und gefühlt,
Die mit Wälschen ihr äugelt, mit Wälschen ihr wühlt,
Unser Reich und den Kaiser zu stürzen.

Wem gilt unser Krieg? — O, ihr wißt es so gut!
Er gilt jener pfäffisch verlegenen Brut,
Die von Rom ihre Losung bekommen;
Er gilt nicht der Kirche und nicht dem Altar,
Er gilt jener heuchlerisch frömmelnden Schaar,
Doch nimmer dem Glauben der Frommen.

Wem gilt unser Krieg? — Nicht dem stillen Gebet,
Das den Segen der Liebe vom Himmel erfleht,
Gleichviel, wie die Lippe es flüstert —
Doch dem Priesterhaß und dem Dogmenzwang,
Der die Seele des Volkes vergiftend durchdrang
Und den Frieden des Hauses umdüstert.

Wem gilt unser Krieg? — Allem Pfaffenbetrug,
Der Afterkirche, dem Götzen voll Lug,
Daß dem Sturm er des Geistes erliege
Du Gottheit der Treue, der Liebe, des Lichts,
Du schleuderst die Lüge zum Abgrund des Nichts
Und führest die Wahrheit zum Siege.

Ernst Scherenberg.

Mafuca.

Als ich mich im August vorigen Jahres auf der Durchreise nach Wien kurze Zeit in Dresden aufhielt, wurde ich, noch ehe ich in den dortigen zoologischen Garten ging, durch große Anschlagezettel darauf aufmerksam gemacht, daß seit Kurzem dort ein Schimpanse, „noch nie hier gesehen“, gezeigt werde. Im Interesse des Gartens freute ich mich darüber, denn daß dieser Affe, ich wollte sagen dieser Halbmensch, eine große Anziehungskraft auf das Publicum ausüben und den zoologischen Finanzen sehr unter die Arme greifen würde, war nach aller Erfahrung vorauszusehen. Sonst aber versprach ich mir keinen neuen Anblick, denn Schimpanses kommen in der That jetzt bereits fast zu viel herüber, insofern nämlich, als die ganz kleinen offenbar besser thäten, wenn sie zu Hause in ihren Wäldern blieben. Um so erstaunter war ich, als ich Mafuca, so heißt die Schimpansin, von Angesicht zu Angesicht sah; denn der Anblick war mir in vieler Beziehung ein neuer. Alle Geschöpfe dieser Art, die ich bisher sah, trugen sich im Gesicht fleischfarbig, Mafuca aber ist besonders um die Augen herum nebst der ganzen, nicht kleinen Gegend bis an's Maul, Mund wollte ich sagen, ganz schwarz, und auch die anderen noch fleischfarbenen Gesichtsstellen zeigen durch viele schwarze Flecken eine zärtliche Neigung zum Schwarzwerden an. Dieser Unterschied zwischen Mafuca und den mir sonst bekannt gewordenen Schimpanses — denn auch die fleischfarbenen Theile der Hände und Füße haben diese Flecken — kann sehr wohl einen dazu geneigten Naturforscher veranlassen, diesen Halbmenschen einen anderen Artennamen zu geben, denn die eigentliche Basis für die Artenunterscheidung ist ja bekanntlich, Gott sei's geklagt, spurlos verloren gegangen. Dem sei wie ihm wolle, Mafuca ist schwarz im Gesicht — das war das Eine, was mir auffiel; das Zweite war aber das außerordentlich behagliche Daheim, welches der Director Schöpff ihr eingerichtet hatte

Alle Schimpanses, die ich bisher sah, befanden sich in einem Käfig, Mafuca aber wohnt. Sie bewohnt einen Raum im Winterhaus, der in Leipzig, wenn ein Ofen darin steht, sofort ein Zimmer genannt wird, wenn er auch nochlange nicht so hoch ist, wie die Wohnung Mafucas. In diesem Zimmer also steht ein Tisch, ein Stuhl, eine Bettstelle; an den Wänden befinden sich verschiedene Bücherbretter, aber ohne Bücher, einige Sitzstangen, und von oben hängen sogar mehrere Seile herab, welche Einrichtung bekanntlich unseren Wohnungen sonst noch fehlt. Ein Kasten mit Holzgitter, worin Mafuca früher eingesperrt gewesen sein mag, vervollständigt die Ausstattung, die also für einen Schimpanse ganz nett ist. Strohsack zum Schlafen und Bettdecke zum Zudecken bekommt sie erst Abends, denn am Tage würde sie beides sehr bald zerbissen und zerrissen haben, da ihre Bildung erst im Werden begriffen ist. Denn — und nun kommt das Dritte, das mir auffiel — Mafuca ist von einer Ausgelassenheit, über welche, wenn sie ihre Eltern sähen, diese gewiß den Kopf schütteln würden, und die in der That für ein junges Frauenzimmer etwas Auffallendes hat. Selbst ihre Gesellschafterin muß oft darunter leiden, schickt sich aber glücklicherweise mit gutem Humor in die ihr angewiesene Rolle. Diese Gesellschafterin, eine Schnurrbartmeerkatze, die wir aber auch mit ihrem Taufnamen „Membrole“ nennen wollen, ist mit Mafuca zugleich aus Afrika gekommen. Sie sind von daher auf's Innigste befreundet, und so jagt denn die große Freundin in ihrer rosigen Laune oft hinter Membrole her, packt sie, wenn sie kann, an deren überflüssig langem Schwanze und schleudert sie nach dem Sprüchwort: „Was sich liebt, das neckt sich“, mit solcher Energie

Mafuca in guter Laune

umher, daß der armen Membrole Hören und Sehen vergeht, und der Director auf Aushülfe sinnen mußte. Es wurde deßhalb in ziemlicher Höhe ein Loch in die Holzwand geschnitten, gerade groß genug zum Durchschlüpfen für Membrole, und dahinter nun ein geräumiger Verschlag für dieselbe eingerichtet. Hier findet sie also in ihren Nöthen stets eine sichere Zuflucht; hier steckt ihr der Director die Delicatessen hinein, die ihr bestimmt sind, weil Mafuca sonst in aller Freundschaft ihr Alles entreißt. Aber auch so sah ich es, daß, als ein feiner Apfel in Membrole's Gemach spedirt war, Mafuca sofort hinzusprang, den Arm bis an die Schulter in's Schlupfloch steckte und den Apfel glücklich erwischte. Hat aber hingegen Membrole etwas ihr Zugedachtes wirklich erlangt, dann verhöhnt sie wohl ihrerseits ihre Freundin, indem sie derselben aus dem Loch heraus die Beute lächelnd — denn so sieht sie immer aus — zeigt und dann verschwindet.

Gleich meine erste Anwesenheit vor Mafuca's Wohnung sollte mir eine interessante Scene bringen. Die Essenkehrer waren gerade im Winterhaus in ihrem dunkeln Berufe thätig gewesen und ein kleiner Schornsteinfeger, angethan mit dem ganzen Reiz seiner Erscheinung, trat ebenfalls vor das Gitter, wobei wir ihm natürlich ehrerbietig Platz machten. Wie ganz anders aber wirkte dieses Zeichen auf Mafuca ein! Alles, was sie bisher beschäftigt hatte, war vergessen, und nur der kleine Schimpanse, denn für einen solchen hielt sie offenbar den Schwarzen, nahm ihre ganzen Sinne gefangen. Sie betupfte ihn durch das Gitter mit ihren Fingern, roch dann diese an, um die Echtheit der Farbe zu prüfen, und suchte den kleinen Verwandten zur genaueren Untersuchung näher an sich heranzuziehen. Wir bauten darauf den Plan, später eine noch anziehendere Scene dadurch herbeizuführen, daß wir bei Abwesenheit des Publicums diesen oder einen andern Schornsteinfeger mit in das Zimmer Mafuca's hereinnehmen wollten. Aber dieser schöne Gedanke scheiterte an ihrer Unzuverlässigkeit. Denn als sie dann später wieder einen Kaminfeger, allerdings einen andern, erblickte, trat sie sofort feindlich gegen ihn auf, zog ihn zwar auch an sich, aber blos um ihn zu beißen, so daß alles Weitere unterblieb. Noch später, als einmal unaufgefordert ein erwachsener Schornsteinfeger zu ihr in's Zimmer getreten ist, hat sie denselben so durch Bisse und Kratzen angefallen, daß dessen schleunigste Entfernung nöthig wurde. Es muß so etwas wie Concurrenzneid bei ihr aufgetaucht sein, ein Gefühl, das ja selbst bei uns herrlichen Menschen, vom Schleußenräumer bis zum göttlichen Dichter, nicht ganz selten ist, und selbst bei den sonst tadellosen Malern vorkommen soll.

Selbstverständlich geht Mafuca mit Löffel, Tasse und Topf ganz angemessen um, obgleich sie auch manchmal zur Abwechselung den Kopf in den dastehenden Blechtopf steckt, um bequemer zum Ziele zu kommen, wenn der Director eben nicht hinsieht. Dieser nämlich bringt aus gewissenhafter Fürsorge für das Wohl des wichtigen Pfleglings demselben täglich sein reichliches Frühstück selbst und ebenso Nachmittags den Thee, und diese Zeiten sind nun allerdings die, wo Mafuca ihre ganzen Talente entfalten kann. In kühnem Bogen schwingt sie sich ihrem Pfleger entgegen, umarmt ihn zärtlich und küßt ihn, untersucht dabei seine Taschen nach mitgebrachten Delicatessen und ist im Nu an der Decke, wenn sie etwas wegstibitzt hat. Kann sie den Schlüssel zur Eingangsthür erwischen, so steckt sie denselben sofort in's Schlüsselloch, und schließt auch auf, wenn der Außenriegel nicht vorgeschoben ist. Dabei sieht sie sich aber, ganz mit der Miene eines vorsichtigen Gauners, immer um, ob sie bemerkt wird, und wie der Blitz schwingt sie sich nach oben, wenn ihr Herr sie hindern will. Beim Sägespähnstreuen, wenn die Dielen gekehrt werden sollen, ist sie äußerst behülflich, und mit geschwungenem Arm greift sie in den Kasten, um mit königlicher Freigebigkeit die Spähne umherzuschlendern. Ebenso ist Mafuca's Anlage zur Scheuerfrau eine außerordentliche. Wird ihr ein Waschlappen zur Verfügung gestellt, so taucht sie denselben mit großer Umsicht in ihren Blechtopf, ringt ihn aus, fängt manchmal wirklich an, die Dielen oder die Bretterwand zu scheuern und springt mit dem Lappen in ihrem Salon herum, daß die Nässe den Zuschauern hinter dem Gitter in das Gesicht spritzt. Der durch diese Drangsale immer nachgiebiger werdende Lappen geht natürlich bald auseinander, und Mafuca ist gern bereit, ihn dabei durch Reißen zu unterstützen, windet sich dann den kläglich Gedehnten graziös um die haarigen Schultern und Arme, und nachdem sie so abermals herumgetollt, geht das Eintauchen und Ausringen von Neuem los, bis der Topf leer ist und ihr etwas Anderes gereicht wird.

Mafuca ist eine wahre Tausendkünstlerin. Sie ist eben im Begriff, eine neue Kunstfertigkeit zum Besten zu geben: sie zieht ihrem Herrn die Stiefeln aus. Das hat sie keineswegs erst in Dresden gelernt, denn der Director Schöpff, als sie ihn so bediente, war selbst erstaunt darüber, und sogar ihr vorheriger Herr, der mehrere Jahre in den holländischen Factoreien Westafrikas gewesen war und sie von dort mitgebracht hatte, kannte diese ihre Fertigkeit nicht. Daß die Schimpanses dort schon Stiefeln tragen, ist von den Naturforschern noch nicht behauptet worden. Es muß Das also seine eigene Bewandtniß haben. Genug, es ist ein urkomischer Anblick, wenn Mafuca die Stiefeln ihres Herrn kunstgerecht mit der einen Hand an der Spitze, mit der andern an der Ferse erfaßt und nun, sich stemmend, ruckweise dieselben auszieht, wobei sie gewöhnlich zuletzt auf den Rücken fällt. Dann sucht sie selbst dieselben anzuziehen, fährt, wenn Das mit dem Fuße zu langsam geht, mit dem Arme hinein und schwingt sich nun so am Seile empor, und mit der Hand tief im Stiefel, benutzt sie dieselbe immer noch zum Klettern. Wer denkt dabei nicht an die famose Affenfangmethode mit den geleimten Stiefeln?

Den höchsten Grad von Uebermuth zeigt Mafuca, wenn Jemand anders als der Director sie besucht. Denn vor diesem hat sie selbstverständlich immer einigen Respect, und deswegen flüchtet sich auch Membrole auf dessen Schulter, wenn sie doch bei der Partie sein will; aber jeder Andere ist für Mafuca der willkommene Gegenstand ihrer tollsten Laune. Das Bild stellt dar, wie einer der Wärter in Mafuca's Zimmer tritt. Wie ein schwarzer Kobold schwingt sie sich mit lachender Miene auf denselben los, sitzt ihm sofort im Nacken, stampft mit dem Fuße auf ihm herum, um ihn dann, an dem Seile in die andere Ecke fliegend, auf einen Augenblick zu verlassen, aber schon im nächsten ist sie wieder da; hörbar kichernd erfaßt sie ihn abermals, tractirt ihn mit einigen ganz correcten Ohrfeigen, reißt an den gar nicht mehr überzähligen Haaren und packt ihn an der Nase, als wolle sie dieselbe entwurzeln, so daß der Arme gar nicht weiß, welche Stellungen er zum Schutze der verschiedenen bedrohten Gegenden annehmen soll. Der Eifer, welchen dabei beide Parteien entwickeln, die eine, um die Gelegenheit zum Jux möglichst auszubeuten, die andere, um dem zu groben Spaße zu entgehen und sich den Rückzug zu sichern, war in der That hochkomisch, und um so mehr, je schneller die immer mit Lachen ausgeführten Angriffe Mafuca's geschahen. Werfen oder schlagen mit einem Stock oder dergleichen kann Mafuca so wenig wie andere Affen; denn das stoßartige Vorstrecken des Armes mit gleichzeitigem Fallenlassen eines Gegenstandes ist kein Werfen.

Das schon erwähnte Aufstampfen mit dem Fuße übt sie überhaupt sehr gern aus, besonders wenn sie mit Membrole herumjagt und diese sich unter den Stuhl, den Tisch oder die Bettstelle versteckt; dann springt Mafuca auf das betreffende Möbel hinauf und stampft so dröhnend mit dem Fuße darauf, daß die kleine Membrole stets erschreckt hervorfährt. Uebrigens stellt sich Membrole nicht selten zur Wehr und schlägt manchmal ihre große Freundin in die Flucht.

Töne hört man von Mafuca nicht weiter als das erwähnte Kichern und das allen Schimpanses eigenthümliche O, O, O, welches als Aeußerung sehr verschiedener Empfindungen zu gelten pflegt. Es müssen schwere organische Hindernisse sein, welche es diesem großen Affen unmöglich machen, Wörter nachzusprechen. Bei dem Menschen knüpft sich an die Entstehung der Sprache erst die Möglichkeit des eigentlichen Denkens, denn außerdem können wir uns nur Bilder und Töne vorstellen, und auch die Entstehung des Bewußtseins, dieses räthselhaften Vorganges im aufwachsenden Menschen, dürfte nicht außer Zusammenhang damit stehen. Mafuca hat offenbar noch kein Bewußtsein, wohl aber scheint sie schon Gewissensanfänge zu bekommen, denn wenn sie zum Beispiel manchmal durch ihre Plumpheit dem Director wehe gethan hatte und dieser den Schmerz äußerte, so näherte sie sich reuevoll, suchte ihm die Hände aus dem Gesicht zu schieben und ihn durch Küssen zu versöhnen. Diese Gewissensregungen scheinen

sich überhaupt bei manchen in der Umgebung des Menschen lebenden Thieren zu entwickeln, zwar bei den Insecten nicht, denn diese, mögen sie kriechen, hüpfen oder fliegen, handeln bekanntlich alle mit grenzenloser Gewissenlosigkeit, wohl aber kann man zum Beispiel bei einem guten Hunde dergleichen oft beobachten.

Mafuca giebt sich natürlich, auch wenn sie allein mit Membrolé ist, solchen Betrachtungen nicht hin; in solchen Stunden gehen ihre Beschäftigungen fort, nur in gemäßigterem Tempo. Das Verzehren der Carotten, deren äußere Hülle sie sehr sorgfältig abschält, kann sie sehr lange beschäftigen. Ich selbst sah früher einmal einen Knaben, meinen Neffen, mit den Kniekehlen am Reck, also mit dem Kopfe nach unten hängend, ganz gemüthlich sein Vesperbrod verzehren. Es hat mich daher gar nicht gewundert, als ich Mafuca in ähnlichen Stellungen ihre Carotten bearbeiten sah, ja ich halte das bei ihren Anlagen dazu für ihre Schuldigkeit, und wenn sie dadurch etwas aufgehalten wird — nun, für sie ist Zeit noch nicht Geld.

Die bisher nach Europa gebrachten Schimpanses waren, so viel ich mich erinnere, alle von der Westküste Afrikas nördlich vom Aequator, Mafuca aber stammt aus der Gegend südlich vom Gleicher, ungefähr aus der Gegend, von wo aus die neueste deutsche Expedition das innere Afrika zu erreichen sucht. Vielleicht hängt ihr schwarzes Gesicht auch mit dieser anderen Herkunft zusammen. Es ist schade, daß, obgleich Mafuca offenbar jetzt kerngesund ist, doch selbst im glücklichsten Falle keine Aussicht ist, sie länger als einige Jahre am Leben zu erhalten. Für den Dresdener zoologischen Garten wäre auch diese kurze Lebensdauer Mafuca's zwar schon ein großer Vortheil, aber recht folgenreiche Beobachtungen könnten doch nur gemacht werden, wenn ihre Entwickelung bis zur völligen Ausbildung verfolgt werden könnte. Gewachsen ist sie in den vier Monaten ihres Dresdener Aufenthaltes sehr merklich und jetzt, ganz aufrecht stehend, ziemlich einen Meter hoch, aber das ist, selbst in Betracht ihres Geschlechts, noch lange nicht die volle Größe eines ausgewachsenen Schimpanses. Mafuca fängt übrigens auch erst jetzt an, ihre Milchzähne zu verlieren.

Wer sich für dergleichen Thiererscheinungen interessirt, Der versäume nicht, wenn er nach Lübeck kommen sollte, das dortige naturgeschichtliche Museum zu besuchen. Dort stehen drei ausgestopfte erwachsene Gorillas und ein Schimpanse. Es graut Einem vor diesen furchtbaren Gestalten, und sind ähnliche Kerle wirklich unsere Vorfahren, dann ist es kein Wunder, daß in uns sonst so himmlischen Menschen noch ein natürlich nur ganz kleiner Rest von Bestialität zurückgeblieben ist. Denn man mag es nehmen, wie man will, der noch so genial eingefädelte und ausgeführte Krieg ist doch im Grunde nichts Anderes, als eine mit außerordentlich viel Bildung und nach einem großen Maßstabe ausgeführte — Bestialität. L.

Die Vermittler zwischen dem Volke und seinen Vertretern.

Eine tröstliche Erscheinung steht jener Gleichgültigkeit gegenüber, mit welcher so manche Staatsbürger ihre wichtigsten Rechte betrachten, jener Theilnahmlosigkeit, welche die Bethätigung bei politischen Wahlen zum Beispiel versäumen läßt — das ist die lebendige Begier, mit welcher andererseits die Verhandlungen unserer maßgebenden Staatskörper verfolgt werden: das Volk will wenigstens wissen, bis auf das Härchen wissen, *wie* es von seinen Abgeordneten vertreten wird. Niemand ist heute mehr zufrieden, wenn ihm die Drahtbotschaft das Ergebniß einer hervorragenden Sitzung des Reichstages kundgiebt; kein Gebildeter begnügt sich mehr mit den bloßen Berichten und Erläuterungen der Tagesblätter über Gesetzesverhandlungen; man verschlingt das Alles wohl, aber — man nimmt es nur hin als eine Abschlagszahlung, und gespannt harrt man des nächsten Morgens, welcher den *stenographischen Bericht* bieten soll, an dessen verbrecherisch kleinem Drucke man sich dann mit Beharrlichkeit die Sehkraft schädigt.

Einst schätzte man den Werth eines Romans nur danach, daß er „vor Allem recht viel geschehen ließ“; erlebnißreich, Gefahr auf Gefahr heraufbeschwörend und besiegend, kurz abenteuerlich mußte die Erzählung sein, und die beste war die, welche die meisten von ihren Helden durch Gift und Dolch, durch Feuer und Wasser vom Schauplatze ihrer Pilgerfahrt wegräumte. Und jetzt? — Eine Dorfgeschichte der alltäglichsten Art, arm an Ereignissen, reich aber an Schilderungen des innern Menschen, vermag uns mehr zu fesseln und zu rühren, als selbst der thatenreiche „rasende Roland“. In ähnlicher Weise ist man in den Naturwissenschaften in die Tiefen des Thierlebens hinabgestiegen und läßt uns in die Falten eines „Löwengemüthes“ blicken (welchen Ausdruck uns Brehm gewiß erlauben wird). Ein verwandter Zug, ein Verlangen nach Einblick in die innerste Eigenthümlichkeit ist es, welcher uns drängt, in allen Einzelzügen auch jene Männer zu belauschen, welche über das nationale Wohl und Wehe berathen und beschließen. Wir möchten alle selbst den Schall ihrer Rede vernehmen, und da wir Deutschen, selbst nach Abzug der Sondergelüstler, auch im dereinstigen neuen Reichstagsgebäude doch kaum alle Platz finden dürften, so soll im entlegensten Winkel des Vaterlandes jeder Laut, der von der Rednerbühne des Reichstages erklang, wenigstens nachhallen.

Ob nicht Manches nur gesprochen wird, *weil* es solchen Widerklang findet? Da Gelehrten gut predigen ist; da der Schwerpunkt der Arbeiten eines gesetzgebenden Körpers keineswegs in den öffentlichen Sitzungen, sondern in den Vorberathungen der Ausschüsse ruht; da die schönste Rede wohl schwerlich einen einzigen Abgeordneten von der Ueberzeugung abwendig macht, welche er beim Eintritte in die Versammlung fertig mitbrachte — so sind wir gar nicht abgeneigt zu glauben, daß wohl manches treffliche Wort nicht für das „Haus“, sondern nur für die *Stenographen* gesprochen wird, für diese Vermittler zwischen dem ganzen Volke und seinen Vertretern.

Was leistet nun ein Stenograph als Diener der Oeffentlichkeit? Ist der Mann zu seiner wichtigen Aufgabe gerüstet, wenn er seine Schnellschrift meisterlich zu üben weiß? — O nein. Den Stenographen macht die Stenographie *allein* nicht. Wenn er sich nicht auf einen einzelnen Zweig, zum Beispiel Parlamentsstenographie, beschränken will, so muß er an erster Stelle ein Mann von tüchtiger Bildung sein, zugleich ein Mann von Geistesgegenwart und Gewandtheit. Auf dem Felde, wo er arbeiten soll, muß er wenigstens einigermaßen zu Hause sein, sonst wird seine Arbeit immerdar mangelhaft ausfallen. Bedenkt man, daß ein ausübender Stenograph in den allerverschiedensten Gebieten selbstständige Dienste leisten soll — so wird man vielleicht zugeben, daß einem so weit gehenden Vertrauen gegenüber eine encyklopädische Ausrüstung in weitestem Umfange sehr wünschenswerth ist.

Wer da weiß, was es heißt, stundenlang mit gespanntester Aufmerksamkeit jeder Silbe eines Vortrages zu folgen, wird sich leicht ein Bild davon machen können, welch geistige Anstrengung die Arbeit des Stenographirens verlangt. Der Hörer, welcher sich nicht mehr gefesselt fühlt, läßt seine Gedanken in andere Gegenden wandern, wenn er nicht vorzieht, sich selbst auf das Wandern zu begeben. Der Stenograph aber, welchen der verehrte Redner vielleicht auf das Peinlichste langweilt, ist festgenagelt an seinem Pulte, er muß durch Dick und Dünn, über Korn und Dorn, wie weiland der arme Sünder auf der Kuhhaut. — Und umgekehrt, wenn ein einzelner Gedanke ihn fesselt, wenn er diesen weiter verfolgen, ihn ausdenken möchte — er darf nicht: „Schreib', schreib', schreib'!“ ruft die Stimme der Pflicht, und er — schreibt. Oder wenn der Sprecher den Kreis seiner Hörer ergreift, erschüttert, wenn er dem Gefühle in ihrer Brust beredsame, warme, begeisterte Worte leiht, daß Alles erregt aufjauchzt, dem Redner zujubelt — der arme Stenograph muß sich mühen, daß ihm im Gewirr der Erregung nicht etwa ein Wörtlein entflieht, und daß er gebührend „Bravo“ in Klammern hinter die Rede setzt, wie es sich geziemt. Noch übler ist er daran, wenn ein Redner etwa in Humor macht und die Lachmuskeln der Hörerschaft reizt — gleich dem trübselig-kindlichen Komiker darf der Stenograph keine Miene verziehen, denn niemals schreibt sich's schlechter, als beim Lachen. Nur im Vorbeigehen wollen wir noch bemerken, daß auch die körperliche

Thätigkeit des Stenographen, namentlich in Bezug auf Hand und Auge, sehr fühlbar werden kann, wenn dieselbe gar zu lange anhält. Und da wir gerade bei den Schwierigkeiten des Berufes sind, so sei noch erwähnt, wie oft, besonders bei größeren Versammlungen und in größeren Räumen, noch allerhand erschwerende Umstände eintreten: leises Reden der Sprecher, undeutliche Aussprache, fremdartiger Dialekt, häufiges Versprechen und Verbessern oder auch offenbare Fehler des Ausdrucks, Störungen, Zwischenrufe und Unterbrechungen sowie Geräusch.

Das Werkzeug des Stenographen ist in der Regel Bleistift, glattes Papier oder Pergament, Alles von der vorzüglichsten Beschaffenheit. Tinte und Feder empfehlen sich schon deshalb nicht für die Zwecke des Stenographirens, weil der ewige Weg vom und zum Tintenfaß viel zu viel Zeit wegnimmt, auch ein unglücklicher Klex leicht ein Wort, ja einen halben Satz der so gedrängten Schrift verdecken könnte. Bei größeren Versammlungen, beim Reichstage, bei Landtagen &c. wird ein stenographisches Bureau von acht, zehn bis zwölf Personen gebildet. Je zwei versehen, der größeren Sicherheit halber, den Dienst gleichzeitig; sie schreiben zusammen einen gewissen, vorher festgesetzten Zeitraum hindurch, gewöhnlich zehn bis fünfzehn Minuten, und werden dann pünktlich von den folgenden Beiden abgelöst. Sobald die Ablösung Platz genommen, verlassen Jene den Sitzungssaal und begeben sich in das Uebertragungszimmer, in welchem bereits zwei flotte Dictandoschreiber ihres Winkes gewärtig harren. Die beiden Stenographen theilen Das, was sie soeben niedergeschrieben, in zwei gleiche Hälften und jeder dictirt die auf ihn treffende Hälfte. Hatten sie zehn Minuten zu stenographiren, so hat also jeder nur das Ergebniß von fünf Minuten in gewöhnliche Schrift umschreiben zu lassen; das nimmt indeß, wenn die betreffenden Redner gerade danach waren, recht wohl dreißig bis vierzig Minuten in Anspruch. Während dieser Zeit arbeiten nun die übrigen Abtheilungen wechselsweise im Sitzungssaale, und wenn die Ersten mit dem Dictiren fertig sind, bleibt ihnen gewöhnlich gar nicht viel Zeit übrig, ehe sie wiederum an die Reihe kommen.

Ist das Bureau stark genug besetzt und geht Alles glatt ab, so kann die Uebertragung der gesammten Verhandlungen einer Sitzung gleich nach Schluß derselben fertig in Currentschrift vorliegen und den betreffenden Rednern zur Durchsicht und etwaigen Verbesserung überreicht werden. Ganz ohne Nachhülfe kann selten eine Rede gedruckt werden, wenn sie auch buchstäblich getreu niedergeschrieben worden ist; es geht den todten, schwarzen Zeichen auf dem Papier so Manches ab, was der lebendigen Rede zu Gebote stand: Ausdruck und Betonung, langsamer Nachdruck und stürmisches Feuer, Blick, Geberde und Bewegung des Sprechers. Es kann eine Stelle, eindringlich gesprochen, sehr wirksam gewesen sein, auf dem Papiere aber blaß verschwimmen. („Der Vortrag macht des Redners Glück!") Etwas Feilen wird daher in vielen Fällen wohl angebracht sein. Kleinen Unebenheiten oder Versehen, welche in der Hitze der Debatte auch dem geschultesten Redner unterlaufen können, wird der Stenograph schon beim Umdictiren abgeholfen haben — mehr zu thun ist er nicht berechtigt. Desto freier schaltet mancher Sprecher mit seinen Reden, obschon diese, einmal öffentlich erklungen, gar nicht mehr sein alleiniges Eigenthum sind. Namentlich früher kam das ziemlich häufig vor; es geschah zum Beispiel, daß ein Redner ein leidenschaftliches Wort beseitigte, welches ihm den Ordnungsruf des Vorsitzenden zugezogen hatte. Dicht hinterher folgte dann natürlich diese ebenfalls im Stenogramm verzeichnete Zurechtweisung, und der verblüffte Leser suchte vergeblich nach dem Grunde derselben.

Solche elastische Zustände bestehen jetzt wohl nirgends mehr, sonst würde auch für die Stenographie die Möglichkeit aufhören, ihrer schönsten Aufgabe im öffentlichen Dienste gerecht zu werden: Hüterin der *Wahrheit* zu sein.

Welcher Kunstmittel bedient sich nun der Stenograph? Wie ist seine Schrift beschaffen? Früher hatte so ziemlich jeder einzelne Stenograph sein eigenthümliches Verfahren, so daß Jeder nur seine eigene Schrift lesen konnte, und nur zu oft verließ er sich darauf, das gute Gedächtniß werde das ergänzen, was der Stift bösartig unterschlagen hatte. Das ist jetzt anders. In England, Frankreich, Italien und anderen Ländern, ganz besonders aber in Deutschland, giebt es Systeme, welche den Stenographen in den Stand setzen, das geflügelte Wort in sichtbare Zeichen zu bannen, ohne daß er seinem Gedächtniß etwas bei der Wiedergabe des Geschriebenen zuzumuthen braucht. Auch kann Das, was der Eine geschrieben hat, stets von dem Andern gelesen werden, der das System kennt. Darin liegt zugleich ausgesprochen, daß die Stenographie nicht nur für das Nachschreiben von Reden geeignet ist, daß sie vielmehr auch für jede Verwendung im Geschäftskreis und im Privatleben vollkommen ausreicht und jeden Gebildeten aus den Banden der Currentschrift zu befreien und ihm vorzügliche Dienste zu leisten vermag.

Wir sprachen eben von einem *System* der Stenographie und kommen damit auf die Qual der Wahl, auf die Reichthumsverlegenheit, welche auch in stenographischer Beziehung obwaltet, und zwar bei den Deutschen ebensowohl wie bei den Völkern anderer Zunge. Wenn wir von jenen Systemen absehen, welche sich nicht auf die Dauer oder noch nicht in hinreichendem Maße Geltung verschaffen konnten, so sind es zwei ganz verschiedene Arten der Kurzschrift, welche alle anderen in den Hintergrund gedrängt haben, die Stenographie von *Gabelsberger* und die von *Stolze*, von welchen die letztere sich noch dazu neuerdings in Folge gewisser einschneidender Umgestaltungen in zweierlei Schrift gesondert hat. Thatsache ist, daß beide Systeme, das Gabelsberger'sche wie das Stolze'sche, begeisterte, ja manchmal fanatische Anhänger gefunden und daß tüchtige Vertreter beider Systeme treffliche praktische Arbeiten geliefert haben. Beim deutschen Reichstage arbeiten sechs Stolze'sche und sechs Gabelsberger'sche Stenographen; Stolzeaner und Gabelsbergerianer vereint versehen auch den Dienst beim ungarischen Landtage. Beim österreichischen Reichstage, bei den Landtagen von Baiern, Sachsen, Württemberg &c. arbeiten nur Gabelsbergerianer. Gabelsberger's Schrift hat sich auch — in der Uebertragung auf die betreffenden Sprachen — bei den Versammlungen der Volksvertreter von Dänemark, Schweden, Finnland, Dalmatien, Illyrien, Italien und Griechenland seit Jahren bewährt. Gabelsberger's System wird zur Zeit von etwa hundertachtzig Vereinen gepflegt, die beiden Stolze'schen Systeme (Alt- und Neu-Stolzisch) haben über hundert Vereine aufzuweisen. Jedes dieser Systeme behauptet das bessere zu sein, während ein drittes, noch wenig in den Vordergrund getretenes, das von *Arends* in Berlin, sich in ausgeprägter Bescheidenheit als die einzige, wirklich und wahrhaft „rationelle Kurzschrift" zu bezeichnen beliebt. Es fällt uns nicht ein, an diesem Orte in einen Streit über die Vorzüge der verschiedenen Systeme einzutreten; dazu haben wir stenographische Fachblätter zu Dutzenden.

Gabelsberger'schem wie Stolze'schem (wenigstens Alt-Stolze'schem) Systeme gemeinsam sind folgende Grundzüge:

1) Die *Orthographie* der Wörter wird dem hochdeutschen Laute gemäß etwas vereinfacht, so jedoch, daß das Wort noch leicht erkennbar bleibt; man schreibt z. B. „Tal" für „Thal", „tot" für „todt", „di Hare" für „die Haare". Schon durch diese Reinigung der Schreibweise von unnützen Zeichen ergiebt sich eine nicht zu verachtende Ersparniß. Aufgabe des Stenographen ist ja nur, schnell zu sein, nicht aber jedem Worte den Stammbaum seiner Herkunft auf das Gesicht zu drücken. Er beachtet daher sogenannte orthographische Unterscheidungen nur da, wo eine Verwechselung zu befürchten wäre, was weit seltener der Fall ist, als ein im Schulzwange ängstlich Gewordener glaubt. Andererseits vermag die Stenographie solche Wörter der Sprache, welche verschieden klingen, aber dennoch in der Currentschrift ganz gleich aussehen, wohl zu unterscheiden (z. B. „modern" und „modern", „Gebet" und „gebet").

2) Die Buchstaben des stenographischen Alphabets sind äußerst kurz und einfach; zu der gewöhnlichen Schreibschrift verhalten sie sich ungefähr so, wie diese zu der alten ägyptischen Monumentalschrift, oder wie die Ziffern 1888 zu den Zeichen MDCCCLXXXVIII, oder genauer wie die Ziffern 1888 zu den Buchstaben eintausendachthundertachtundachtzig. Die Züge aber, welche die stenographischen Buchstaben bilden, sind nichts Ungewöhnliches; sie finden sich überall in der Currentschrift wieder, und jeder unserer Leser hat schon Millionen stenographischer Buchstaben geschrieben, nur — ohne es zu wissen.

3) Wichtiger als die Einfachheit der Buchstaben ist ihre *Verbindungsfähigkeit*. Es war eben ein Irrthum fast aller französischer und englischer Kurzschriften, daß sie zu den

verschiedenen Formen der einfachen geometrischen Linie griffen, um recht kurze Theilzüge zu erhalten. Man übersah, daß diese sich oft nicht ohne Schwierigkeit aneinanderreihen. Wie wenig die Currentschrift in dieser Hinsicht leistet, zeigen z. B. die Wörtchen „So“, „Sie“, die man bei all ihrer Kürze in zwei Absätzen schreiben muß, sobald sie mit großem S anfangen.

4) Die Vocale inmitten der Wörter werden nicht ausdrücklich, nicht durch besondere Buchstaben bezeichnet, sondern durch ein für die Hand des Schreibenden nicht aufhältliches, dem Leser aber leicht ins Auge fallendes Kennzeichen ausgedrückt.

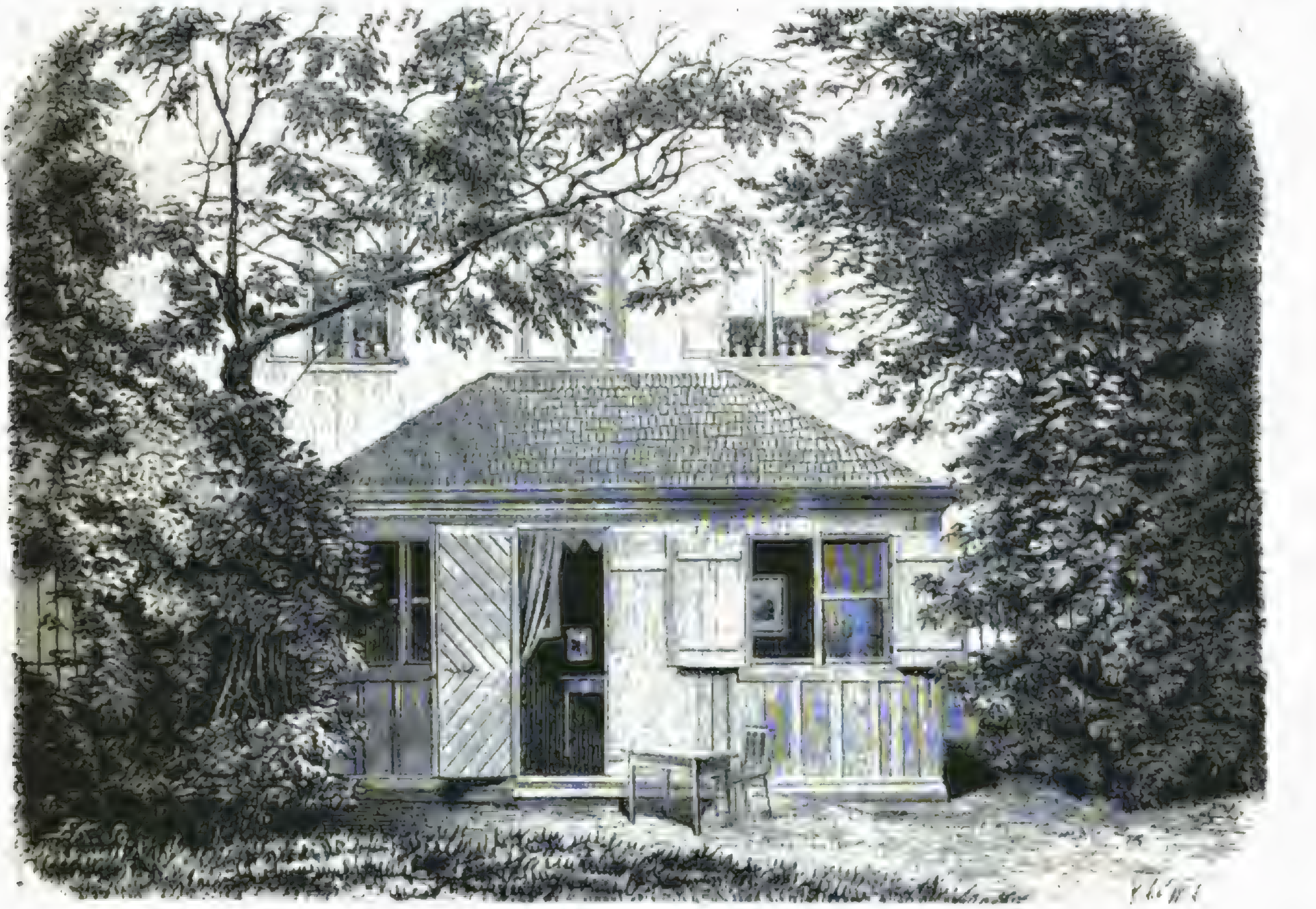
5) Für manche besonders häufige Vor- und Nachsilben, sowie für eine Anzahl von Wörtern giebt es feststehende Abkürzungen wie in Currentschrift (z. B. Febr., Dr., Thlr., ꝛc.).

6) Die Bezeichnung der runden Zahlen geschieht auf eigenthümliche kurze Weise.

7) Die Anwendung der Interpunctionszeichen beschränkt sich auf das Unentbehrlichste.

undeutliche Currentschrift, ja selbst in der Druckschrift können Verwechselungen (zum Beispiel zwischen ſ und f, r und x, u und n, e und c) vorkommen, die beim eiligen Stenographiren geradezu unmöglich sind, weil den stenographischen Zügen eine gewisse unverlöschbare Charakterfestigkeit innewohnt. Endlich ist bei der Auswahl der stenographischen Buchstaben auch darauf Rücksicht genommen, die bequemsten Zeichen für die am häufigsten in der Sprache wiederkehrenden Laute zu bestimmen. Wie geschmeidig aber die Gabelsbergerschen Buchstaben sind, möge man daraus abnehmen, daß es öfters möglich ist, zwei bis drei Zeichen in eins zu verschmelzen, das noch nicht den Umfang eines Currentzeichens hat und dennoch die Einzelzüge, aus welchen es zusammengesetzt ist, deutlich erkennen läßt (so in den Verbindungen der zusammenlautenden Buchstaben mp, mpf, schm, cht, dr, spr, str und andern). Das ist für eine consonantenreiche Sprache, wie die deutsche, von wesentlichem Nutzen.

Die Mitlauter bilden den eigentlichen Körper der Wörter,



Das Mozarthäuschen im Freihause zu Wien.
Nach einer Zeichnung von A. Ewald.

Wenn wir auf eine einzelne Erläuterung einiger dieser Grundsätze eingehen, so ist es der Klarheit halber gerathen, daß wir uns auf ein System beschränken. Wir legen daher dem Folgenden das Gabelsberger'sche System zu Grunde, welches das verbreitetste ist, in einer großen Zahl von Schulen Baierns, Oesterreichs und Sachsens, auch Preußens, bereits Eingang gefunden hat, in Sachsen von einer besondern Staatsanstalt, dem „Königlichen Stenographischen Institut“, sorgsam gepflegt wird.

Wir sprachen von einem stenographischen Alphabet. Damit ist die früher verbreitete Ansicht abgethan, als sei die Stenographie eine Wort- oder Silbenschrift. Stenographische Wörter setzen sich ebensogut aus einzelnen Buchstaben zusammen, wie in der Alltagsschrift, nur auf geschicktere Weise. Unser Alphabet ist um einige Buchstaben reicher, als das der Currentschrift, und seine Zeichen sind so gewählt, daß sie nicht leicht, auch wenn sie äußerst flüchtig geschrieben werden, miteinander zu verwechseln sind. Schlechte Stenographie ist viel eher wieder zu lesen, als die Vocale sind in unzähligen Fällen von selbst zu errathen. Frühere, namentlich die englisch-französischen Systeme der Stenographie, unterdrückten daher die Selbstlauter ganz, englische und französische Praktiker thun es wohl auch jetzt noch. Daß es wohl möglich ist, ganze Sätze zu lesen, in welchen nicht ein einziger Vocal geschrieben ist, möge folgendes Beispiel zeigen: „Jdrmnn ht snr Zt dvn ghrt, dß S. M. Ksr Npln dr Drtt b Sdn d shnlchst gwnscht Kgl schlchtrdngs ncht fndn knnt.“

Nicht, daß wir in der deutschen Stenographie soweit gingen, die Vocale über Bord zu werfen, aber wir betrachten sie inmitten der Wörter nicht als selbstständige Dinge, sondern nur als Eigenschaften der sie begleitenden Consonanten; diese müssen den Selbstlaut gleich mit angeben, und zwar geschieht dies durch eine gewisse Färbung, die ihnen auch in der größten Eile noch gegeben werden kann, durch eine leichte Schattirung der Zeichnung, durch eine besondere Stellung und dergleichen, Merkmale des Lautes, welche meist in der Sprache ihre Begründung haben.

Feststehende Abkürzungen waren sonst die Hauptwaffe der Stenographie; auch das Alt-Stolzesche System hat noch ein reich ausgestattetes Zeughaus solcher Geschosse aufzuweisen, während die Zahl solcher Abkürzungen (Sigel genannt) bei Gabelsberger nur unbedeutend ist. Bei Aufstellung dieser Kürzungen hat man keineswegs darauf zu sehen, besonders lange Wörter zu verkürzen; man sorgt vielmehr für kurze Bezeichnung solcher Wörter, welche in der Sprache jeden Augenblick vorkommen; man kürzt also die Artikel, die Hülfszeitwörter, die Fürwörter, die gebräuchlichsten Bindewörter und Verhältnißwörter.

Die runden Zahlen werden nicht nur kürzer, sondern auch übersichtlicher, unverwechselbarer geschrieben, als in der gewöhnlichen Schrift. Unsere Ziffern sind dieselben, wie sie Jedermann schreibt. Um nun die Zehner auszudrücken, setzt man der Ziffer eine kleine Null auf der Zeile bei; es ist also 10 gleich 1_0. Bei den Hunderten dagegen tritt diese kleine Null oben neben die Ziffer, mithin ist 100 gleich 1^0, 800 gleich 8^0. Für die Tausende dient ein oben neben die Zahl gesetztes Komma, zum Beispiel 4' gleich 4000. Aus der Verbindung der Null und des Komma ergiebt sich dann die Bezeichnung der Zehntausende, der Hunderttausende ꝛc.

Diese Schrift, wie wir sie in allerdings nur dürftigen Zügen geschildert haben, ist mindestens fünfmal kürzer, als die gewöhnliche Schrift, das heißt, mit ihr kann man in einer Stunde schreiben, was bei Currentschrift fünf Stunden erfordert. Für den alltäglichen Gebrauch, für jede schriftliche Arbeit, wie auch für den Briefwechsel ist sie im allerhöchsten Grade empfehlenswerth. Ich habe diese Schrift nunmehr dreißig Jahre hindurch Tag für Tag angewandt, und zwar zu den verschiedenartigsten Aufzeichnungen, auch zu philologischen Arbeiten, wo es vorkam, daß auf einer Seite drei, vier oder noch mehr Sprachen sich mischten, aber nirgends hat sie mich im Stich gelassen, selbst bei Anlegung von Listen nicht, welche nur abgerissene deutsche, lateinische, griechische und arabische Namen enthielten. Ich halte es für eine schwärmerische Ansicht, wenn man die Currentschrift vollständig durch die Stenographie verdrängen und ersetzen zu können glaubt („caviare to the general!“), aber ich meine auch, jeder Gebildete, und nun vollends gar ein Gelehrter, sollte froh sein, durch die Stenographie sich von den Fesseln und Fußangeln der lästigen und langweiligen Currentschrift frei machen zu können, um so mehr, da das Erlernen dieser so reichlich lohnenden Kunst durchaus nicht mit besonderer Schwierigkeit verknüpft ist. Das Schriftthum beider Stenographiesysteme bietet eine reiche Auswahl von Lehrmitteln, auch für den Selbstunterricht, die Jedermann leicht zugänglich sein dürften. Gelegenheit zu der allerdings erforderlichen Uebung findet sich im Gang der Geschäfte oder der Studien ganz von selbst. Nicht zum Stenographen von Fach möchten wir jeden Gebildeten machen, aber wir würden es jedem Gebildeten gönnen, sich der angenehmen Vortheile der Stenographie zu erfreuen, der einzigen sich für praktische Menschen im neunzehnten Jahrhundert noch geziemenden Schrift.

Vor Allem würde die Stenographie sich als Unterrichtsgegenstand für jede Lehranstalt mit etwas höherem Ziele eignen, sie ist, im Anschluß an den Sprachunterricht, vielfacher Erfahrung nach ein werthvolles formales Bildungsmittel, wird gerade von jugendlichen Schülern gern aufgenommen und lohnt auch bald ihren Eifer.

Karl Albrecht.

Die Geburtsstätte der „Zauberflöte“.

Mit Abbildung

Wer, die enge, stets menschenüberfüllte Kärnthnerstraße in Wien verlassend, die Ringstraße und statuengeschmückte Elisabethbrücke überschreitet, gewahrt jenseits der letzteren zur rechten Seite ein weitläufiges, altes Gebäude, das die Spuren vorübergegangener Jahrhunderte deutlich an sich trägt — es ist das Starhemberg'sche Freihaus. Auf einem riesigen Flächenraume mit wahrer Raumverschwendung erbaut und seiner Bauart nach längst nicht mehr den Anforderungen modernen Geschmacks und Comforts entsprechend, mußte es in einer Zeit so reger Baulust bald die Aufmerksamkeit einer begehrlichen Baugesellschaft auf sich ziehen; so wurde das Haus denn auch zur Demolirung bestimmt, und bald werden sich an seiner Stelle neue Gebäude erheben und neue Straßenzüge dem Verkehre Raum schaffen.

Mit dem alten Freihause aber sind persönliche Erinnerungen an den großen Meister der Tonkunst verknüpft, der innerhalb jener Mauern eines seiner bedeutendsten Werke, „Die Zauberflöte“, geschaffen hat — und darum sei der nun der Vernichtung anheimgefallenen Stätte hier in weihevoller Erinnerung gedacht.

Es war im Frühlinge des Jahres 1791, als der Theaterdirector Emanuel Schikaneder an Mozart, dessen Bekanntschaft er schon vor elf Jahren in Salzburg gemacht hatte, mit der Aufforderung herantrat, eine Oper für sein Theater zu componiren, um dem etwas herabgekommenen Musentempel wieder auf die Beine zu helfen. Mozart war die Idee, eine deutsche Oper zu schreiben, hochwillkommen; hatte er ja doch selbst oft genug seine Sehnsucht nach Befreiung der deutschen Bühne von der Herrschaft der Wälschen und nach Begründung einer nationalen Oper ausgesprochen. Am deutlichsten erhellt dies aus seinem Briefe vom 21. März 1785 an den Theaterdirector und Dramaturgen Anton Klein in Mannheim; nachdem er in diesem Schreiben seinen Unwillen über die Ränke der italienischen und die mangelnde Thatkraft der deutschen Partei Ausdruck gegeben, schließt er dasselbe folgendermaßen:

„Die Idee dermalen ist, sich bei der deutschen Oper mit Acteurs und Actricen zu behelfen, die nur zur Noth singen; zum größten Unglück sind die Directeurs des Theaters sowohl als des Orchesters beibehalten worden, welche durch ihre Unwissenheit und Unthätigkeit das Meiste dazu beigetragen haben, ihr eigenes Werk fallen zu machen. Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! — Doch würde vielleicht das so schön aufkeimende National-Theater zur Blüthe gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen! — Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Herr geheimer Rath, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin. Gänzlich überzeugt, mit einem deutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freien Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung keck einen Rausch trinken dürfte, ohne Gefahr zu laufen, seine Gesundheit zu verderben.“

Wenn sich Mozart trotzdem anfänglich weigerte, die Musik zur Zauberflöte zu schreiben, so geschah es wegen des mangelhaften Textes, der ihm nicht zusagen wollte; die dringenden Bitten Schikaneder's und mehr noch der mächtige Drang zum Schaffen besiegten jedoch seine Bedenken, und er willigte ein. Entscheidend für diesen Entschluß mochte wohl auch die Hoffnung auf pecuniären Erfolg eingewirkt haben; denn vom Wiener Hofe nach dem Tode des Kaisers Joseph schmählich vernachlässigt und ignorirt, in seinem Ringen nach einer festen Lebensstellung stets durch seine zahlreichen Feinde gehindert, mußte er die dargebotene Gelegenheit schon um seiner bedrohten Existenz willen ergreifen. Leider sollte er gerade in diesem Punkte um eine traurige Erfahrung reicher werden. Da in Schikaneder's Casse die vollständigste Ebbe herrschte, wollte oder konnte Mozart keinen Anspruch auf das dazumal für die Composition einer Oper übliche Honorar von hundert Ducaten erheben, und er begnügte sich damit, daß ihm das Erträgniß von dem Verkaufe seiner Partitur an andere Bühnen zugesagt wurde. Wahrlich bescheidene Ansprüche, wenn man die Forderungen moderner Operncomponisten damit vergleicht! Und ein trauriges Merkzeichen der guten alten Zeit, daß man sich die Werke eines Künstlers wohl gefallen ließ, um den Menschen aber sich blutwenig bekümmerte. Mozart's gutmüthige Bescheidenheit wurde schlecht belohnt, denn der biedere Schikaneder verkaufte später in aller Stille die Partitur für seine eigene Rechnung, und Mozart blieb das leere Nachsehen.

Da es dem Theaterdirector vor Allem darum zu thun war, die neue Oper möglichst bald auf die Bretter zu bringen, war er bemüht, für den Componisten einen Ort aufzufinden, wo dieser möglichst ungestört an's Werk gehen könne, und er fand ein Plätzchen, wie es den Neigungen Mozart's, der ein warmer Freund der Natur und ihrer unvergänglichen Reize war, nicht besser entsprechen konnte.

In dem altmodisch umfriedeten Garten, der die eine Hälfte des mittleren großen Hofes im Freihause einnimmt, räumte er Mozart den schmucklosen, hölzernen Gartenpavillon ein, welcher, an die Einfassungsmauer gelehnt, dem Auge einen reizenden Ausblick auf das Gärtchen gewährte. Hier, die blumenbesäeten Wiesen und blühenden Bäume vor seinen Augen, konnte der Meister den Eingebungen seiner überreichen Phantasie lauschen, und im verständnißvollen Anschauen der Natur enthüllte sich ihm das, was in seinen Werken mit den Mitteln höchster Kunst zum Ausdrucke kam, *das Schöne*.

Mit vollem Eifer gab sich Mozart dem Schaffen hin, so daß die Oper der Hauptsache nach schon im Juli beendet war; doch verzögerte sich die erste Aufführung noch einige Monate, da in der Zwischenzeit noch die Reise nach Prag und dort die Aufführung der zum großen Theile während der Reise dahin componirten Oper „Titus" erfolgte.

Zur selben Zeit entstand auch jenes berühmte Ave verum, das, an Schönheit des musikalischen Gedankens und an Formenadel selbst unter Mozart's eigenen Werken einzig dastehend, den Stempel Mozart'scher Weihe am reinsten an sich trägt. Die weihevolle, religiöse Stimmung, die über dieser Tondichtung ruht, beherrscht auch die ernsteren Theile der „Zauberflöte"; ein Hauch tiefer, edler Trauer zieht durch diese Musik und giebt Zeugniß von dem Gemüthszustande, der den Meister jetzt erfaßt hatte. Die rauhe Wirklichkeit des Lebens hatte mit allzu harter Hand an diese zartbesaitete Natur gegriffen, zugleich aber auch das innerste Wesen Mozart's vertieft und geläutert.

Am 30. September 1791 ging die „Zauberflöte" zum ersten Male in Scene. Das Schikaneder'sche Theater, nur aus Riegelwänden erbaut, ist längst verschwunden, und an seiner Stelle erhob sich später ein neuer Tract des Freihauses. Ein Exemplar des Theaterzettels aber, welcher die erste Aufführung der Oper ankündigt, ist noch erhalten und zeigt, welch große Wichtigkeit der Theaterdirector seiner eigenen werthen Persönlichkeit beilegte. Nach den in großen Lettern gedruckten Worten: „Zum ersten Male: ‚Die Zauberflöte'. Eine große Oper in 2 Acten, von Emanuel Schikaneder," sind die handelnden Personen aufgeführt, und erst darunter finden sich in kleinerem Drucke die Worte:

„Die Musik ist von Herrn Wolfgang Amade Mozart, Kapellmeister und wirklicher K. K. Kammerkompositeur. Herr Mozart wird aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stücks, das Orchester heute selbst dirigiren."

Der Erfolg der Oper, anfangs ein schwacher, steigerte sich in jeder folgenden Aufführung, je mehr die wunderbaren Schönheiten dieses Werkes in's Verständniß drangen. —

Bald wird die Stätte, wo die „Zauberflöte" das Licht der Welt erblickt hat, nicht mehr erkennbar sein, und wo sich im Garten einst die gefiederten Sänger lustig in den Zweigen wiegten, wird geschäftiges Treiben und Wagengerassel wiederhallen. Das hölzerne Gartenhäuschen aber wird den Verehrern Mozart's auch in Zukunft erhalten bleiben. Nachdem es nach Mozart's Tode lange verwaist und unbeachtet gestanden, nahm sich seiner der im Jahre 1862 verstorbene Fürst Camillo Rüdiger von Starhemberg an, sorgte für die Erhaltung desselben und ließ eine hölzerne Votivtafel daran anbringen. Als nun in jüngster Zeit die Kunde in die Oeffentlichkeit drang, daß das Freihaus verkauft werden sollte, bewarb sich die „Internationale Mozart-Stiftung" in Salzburg auf Anregung ihres kunstsinnigen Präsidenten, Freiherrn von Sterneck, um das Häuschen, und nachdem Fürst Starhemberg es bereitwilligst der genannten Stiftung zur Verfügung gestellt hat, wird es künftig die Geburtsstadt des großen deutschen Tondichters zieren. Der nächste Herbst wird es, neu aufgerichtet, in alter Form unter den Bäumen des Mirabellgartens wiederfinden.

Alfred Walter.

Blätter und Blüthen.

Komisch und Komiker. Der Verfasser nachfolgender Zeilen läßt als Verw..hrung vorausgeben, daß die Ansichten, welche er hier den geehrten Lesern zu unterbreiten sich erlaubt, lediglich die seinen sind, welche, obwohl dieselben nur auf selbstgemachten Erfahrungen beruhen, durchaus nicht den Anspruch auf positive Richtigkeit zu machen sich anmaßen. Es sind aber über Komik und Komiker so merkwürdige Dinge verbreitet, daß es wohl nicht überflüssig ist, wenn einmal ein Praktiker sich darüber ausläßt.

Sprechen wir von der Komik auf der Bühne. Es giebt geborene Komiker und es giebt dazu gemachte. Der *geborene* Komiker kommt in zwei Gattungen vor — man entschuldige diesen naturgeschichtlichen Ausdruck! Der geborene Komiker Nr. 1 giebt die Komik von innen heraus; er erfaßt die an ihm im Leben vorübergehenden Charaktere mit dem ihm angeborenen Talent m.ist unbewußt. Alles, was sich auf das bezieht, was er dem Publicum in heiterer Weise wiedergeben und veranschaulichen soll, bleibt, an ihm vorüberziehend, in seinen Eigenheiten gleichsam kleben, ohne daß er augenblicklich daran denkt, den für seine Kunst so wichtigen Moment festzuhalten. Zum Beispiel ist dem Komiker die Aufgabe gestellt, das Aufgeblasene eines Gecken zu zeigen, seine Manieren im Sprechen, im Sichbewegen oder die Unbehülflichkeit, gutmüthige Tölpelhaftigkeit eines dicken Fleischers hinzustellen, die Leichtfüßigkeit und eigenthümliche Beweglichkeit eines Barbiers, die Manieren eines gewesenen, alt gewordenen Tänzers wiederzugeben oder einen Trunkenen feinen und groben Genres (Ersteres bedeutend schwieriger) vorzuführen: so werden ihm diese Aufgaben so gelingen, daß das Publicum sagt: „Der muß einmal Tänzer gewesen sein," ein Barbier ausruft: „Wo hat der *Kerl* die Bewegungen her? und wie geschickt wetzt er das Messer!" („Kerl" ist nämlich der Lieblingsausdruck des Publicums für einen Schauspieler, den es gern hat.) Und der Komiker, der talentirte, hat dies nicht studirt, er sagt sich selbst: „Ich habe alle diese Leute gesehen; sie sind Alle an mir vorübergegangen, aber daß ich in jenem Augenblick daran dachte, sie, so zu sagen, in charakteristischer Beziehung bei mir einzuprägen, oder nachträglich mich ihrer erinnernd, mir ihre Manieren durch Uebung anzueignen, kann ich mit gutem Gewissen verneinen."

Meine Behauptung ist die, daß ein Komiker — ich spreche nur von diesem — der sich vornimmt, diesen oder jenen Charakter zu studiren, nie den Nagel richtig auf den Kopf treffen wird. Es kommt und es ist da!

Wie viele Schauspieler, welche die sogenannte edle Richtung verfolgen, sehen oft mit Achselzucken auf ihre das Publicum erheiternden Collegen herab. Sie, die nur gewohnt sind, auf dem Cothurn einherzustolziren, und es unter ihrer Würde halten müßten, sich in die Garderobe eines Hausknechts oder Barbiers zu stecken, sie denken nicht daran, daß der Komiker wenigstens ein ebenso guter Schauspieler sein muß, wie sie, und daß die Musen mit der Göttergabe „Humor", welche dem Komiker außerdem noch zuertheilt sein muß, nicht allzu verschwenderisch umzugehen gewohnt sind.

Wie oft passirt es dem Berufenen nicht, daß er sich auf der Bühne vergeblich müht, die so oft gespielte und vom Publicum belachte Rolle so wiederzugeben, wie er es früher that — es geht nicht, mag er sich mühen wie er will; wenn das Publicum auch wie immer lachte — er ist mit sich selbst unzufrieden und ärgert sich mehr über den ihm gespendeten, sich selbst gegenüber ungerechten Beifall, als daß er darüber erfreut wäre. Und er hat Recht. Der Humor ist mit eisernen Ketten da oben angeschlossen und löst sich nicht immer auf Commando des Schauspielers — er kommt, wann er will.

Eine Erfahrung, welche der Verfasser machte und welche vielleicht auch Anderen seines Faches begegnete, ist ebenfalls eine eigenthümliche und unerklärliche.

Der eben angegebene Fal von der periodisch auftretenden Humorlosigkeit ist häufig mit äußeren Zufälligkeiten verknüpft, welche nach jedes Menschen Meinung gerade dazu beitragen müßten, den Humor zu fördern, statt im Gegentheil ihm hinderlich in den Weg zu treten. Doch wunderbar! Wie oft ist es mir passirt, daß ich, durch äußere Eindrücke in die rosenfarbenste Laune versetzt, hinter der Coulisse stehend mir selbst sagte: „Heute wirst Du einmal Deinem Affen Zucker geben," (ein gebräuchlicher Bühnenausdruck), dann hinausging und wie Petrus bitterlich weinte, daß trotz meiner guten Laune der vorerwähnte Casus eingetreten, das heißt der festgebannte Humor nicht gekommen war, wie ich es wünschte.

Im entgegengesetzten Falle indeß kann ich sicher darauf rechnen, daß der göttliche Humor, sei es nun aus Mitleid für den Zustand des Betreffenden, nicht eine Minute auf sich warten läßt, ja in reichster Fülle herabströmt, sobald der Komiker mißgestimmt, traurig ist, ja vielleicht ein vor wenigen Stunden dahingegangenes liebes Familienmitglied, wenn nicht sein Kind betrauert. — Ist das zu erklären? Nein! Aber bei Gott, es ist so!

Wenden wir uns zu der zweiten Gattung geborener Komiker. Hier spreche ich von Verschiedenheiten, über die ich — selbst Komiker — eigentlich nicht sprechen sollte, und einer oder der andere meiner komischen Collegen könnte vielleicht die nicht ganz unrichtige Aeußerung thun: „Erst spricht er von sich selbst — das ist schon arrogant, und nun will er sich gar noch dadurch hervorheben, daß er uns, als Nr. 2, so ansieht, wie er sich oben von den edeln Charakterspielern angesehen glaubte." O nein, das will ich nicht; es handelt sich hier nur um die Verschiedenheit der Individualitäten. Der andere Komiker, über den sich das Publicum oft noch mehr vor Lachen ausschüttet als über den erstgenannten, ist wirklich ein *geborener* Komiker, das heißt er ist schon komisch, sobald er das Licht der Welt erblickt. Dieses gemüthliche und possirliche und doch dabei hübsche Gesicht, die großen brennenden Augen, das schalkhafte Lächeln, das Jeden, der es sieht, wieder zum Lächeln reizt, sagen uns schon: „Er ist wirklich komisch." Dieser geborene Komiker ist jedenfalls der bevorzugteste von Beiden, denn

er mag sagen was er will, es wird Allen, selbst Denen auf der Bühne, komisch vorkommen. Und ist Das, was er zu sagen hat, nicht wirklich geeignet, großen Jubel hervorzubringen, so macht es sein Blick mit den großen Augen, sein unwiderstehliches Schmunzeln, seine komische Redeweise wieder gut, und der Verfasser des Stückes muß Gott danken, daß die schwache Rolle in die Hände eines solchen Schauspielers gefallen ist.

Was diesem Komiker möglicher Weise das Charakterisiren erschweren könnte, ist eben das angeborene Aeußere, und will er sich wirklich bemühen, dies zu verleugnen, es gelingt ihm nicht; er muß sich immer wieder sagen: „Bleibe, wer du bist, und du wirst dem Publicum stets Liebling sein.“ Von den gemachten Komikern haben wir die größte Anzahl, und — — sie gefallen auch.

Es sind allerdings solche, die sich zwingen, komisch zu sein, die sich einen Humor selbst fabricirt haben, der sich zu dem wahren ungefähr so verhält wie Cichorien zum Kaffee, Komiker, welche über jeden Witz, den sie zu produciren haben, möglicher Weise schon fünf Minuten vorher und wieder fünf Minuten hinterher lachen, Leute, welche im Gesichterschneiden und im Verschmieren ihres Gesichtes beim Schminken ihre Force suchen, die sich mehr als die anderen einbilden, wirkliche Komiker zu sein, ohne zu bedenken, daß auch der Gebildetste im Publicum über die Späße des Clowns im Circus lacht und daß es sehr oft vom Verfasser einer Posse abhängt, ob der Komiker bejubelt wird oder nicht, denn ein guter Witz oder Kalauer, wie man oft auch jetzt den Witz nennt, wirkt doch immer, aus welchem Munde er auch kommen mag, wenn der Witz nur eben gut ist

Manche dieser Komiker haben auch die Gewohnheit, fortwährend zu lachen und gut zu lachen, so daß sie endlich das Publicum dadurch mit hinreißen; aber das paßt doch nicht überall hin. Man verzeihe mir den Vergleich: wer einzelne von Dr Bodinus' Zöglingen beachtet und studirt hat, der muß bekennen, daß dem Komiker vor allen anderen Schauspielern in den meisten Fällen der Ernst anzurathen ist, um komisch zu wirken. Seht Euch den Affen, den Bären, die spielenden kleinen Löwen, besonders diese an, wie sie bei ihren urkomischen Spielen, bei ihren zum Aufschreien possirlichen Angriffen und bei ihrem zum Lachen reizenden Beobachten irgend eines Gegenstandes den unerschütterlichsten Ernst bewahren. Die Thiere können nicht lachen und sind doch so komisch.

Wie treffend ist doch die vielleicht nicht hierher passende Antwort auf die Frage: „Warum lachen die Thiere nicht?“ „Weil, als sie geschaffen worden, noch kein Mensch vorhanden war; worüber sollten sie lachen!“

Ja, wir Menschen sind eigentlich alle geborene Komiker; die Zeitungen, welche wunderbarer Weise auch von Menschen geschrieben werden, machen uns jeden Tag lächeln über uns und unsere Mitmenschen sowie über die Possen, welche sie aufführen, sei es nun in Italien, in Frankreich oder anderswo. Streichen wir also unsere letzte Betrachtung über gemachte Komiker, und stellen wir uns Alle in eine und dieselbe Kategorie

C. Helmerding.

Ein deutscher Kunstschatz. Am letzten Mai 1872 trug man in Leipzig einen Künstler zu Grabe, der durch seine Darstellungen des Thier- und Pflanzenlebens sich weitverbreiteten Ruf erworben: Robert Kretschmer. Am bekanntesten ist derselbe geworden durch seine Illustrationen zu dem Prachtwerke des Bibliographischen Instituts: „Brehm's Thierleben“ und zu Settegast's „Thierzucht“, sowie durch seine Theilnahme an der Reise des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha nach den Bogosländern in Afrika im Jahre 1862. Außerdem zeugen die besten illustrirten Zeitschriften für die Vortrefflichkeit und Gesuchtheit seiner Leistungen. Wie sein Bruder Albert als der „Costüm-Kretschmer“, war Robert als der „Thier-Kretschmer“ in der Kunstwelt allbekannt. — In künstlerischer Gewissenhaftigkeit machte er zu jeder seiner Illustrationen ernste Studien und führte viele davon in Aquarellbildern aus. Da nun nicht blos die afrikanische Reise, sondern auch der Besuch vieler zoologischer und botanischer Gärten ihm Gelegenheit zu Studien bot, so sind dieselben nach und nach zu einer Sammlung angewachsen, die, wohlgeordnet in drei Mappen, hundertzweiundachtzig Cartons umfaßt, auf welche etwa tausend Gegenstände aufgeklebt sind. Davon enthalten 60 Blätter 521 Vögel, 62 Blätter 285 Säugethiere und 60 Blätter 80 afrikanische Studien, meistens aus Abessinien und Aegypten, Menschen, Thiere, Pflanzen, Landschaften aus den Bogosländern, Geräthschaften, Vogelnester etc. Außerdem enthalten die Mappen noch 124 Vögel und 53 Säugethiere in unaufgeklebten Zeichnungen und Aquarellbildern.

Ueber den wissenschaftlichen und künstlerischen Werth dieser reichen Sammlung haben Fach-Autoritäten die glänzendsten Zeugnisse abgegeben, und einstimmig wurde gewünscht, daß dieselbe nicht zerstreut, sondern als Ganzes erworben und womöglich Deutschland erhalten werde.

Gewiß ist dieser Wunsch beherzigenswerth; nur sollten doch Alle, die denselben, namentlich bei verschiedenen Naturforscher-Versammlungen, mit Entschiedenheit äußerten, nun auch das Ihrige dazu beitragen, daß ein Käufer für das Ganze sich finde, und bald finde. Dieser deutsche Kunstschatz bildet das einzige Erbe, welches Robert Kretschmer, der rastlos thätige Mann, seiner Familie hinterlassen konnte. Wie schön nun auch jener patriotische Wunsch klingt, so haben die Sorgen einer Mutter und Wittwe doch auch ihr Gewicht — und die Sammlung liegt schon in's zweite Jahr vielgepriesen, aber von Käufern unbeachtet da. Alle öffentlichen naturwissenschaftlichen und Kunst-Anstalten kennen sie, aber die meisten bedauern den Mangel an Mitteln zum Erwerbe derselben. Folglich bliebe Nichts übrig, als Versteigerung oder Verkauf in's Ausland, wäre nicht eine Hoffnung noch vorhanden: die, daß ein reicher und edeldenkender Mann diesen Kunstschatz erwerbe, um einer öffentlichen Sammlung ein Geschenk damit zu machen und so seinem Namen ein unvergängliches Denkmal zu setzen. Sollte unter den vielen reichen und edeldenkenden Männern und Frauen deutscher Nation dieser Gedanke nicht recht bald eine werkthätige Hand, das rechte Herz finden?

Gegenwärtig liegt die ganze Sammlung bei dem Maler, Herrn Albert Kretschmer in Berlin, Ritterstraße Nr. 56 drei Treppen, täglich von zwei bis vier Uhr zur Beschauung auf.

Sammlung für die Wasserbeschädigten an der Ostsee. Wir sind den zahlreichen Gebern über die von uns vereinnahmten Gelder bisher einen Rechenschaftsbericht noch schuldig geblieben und geben denselben hiermit in summarischer Zusammenstellung:

Die gesammte Einnahme betrug		Thlr. 13636. 7. 6.
Hiervon empfingen:		
der Hülfsverein in Berlin . .	Thlr. 10214. —. —.	
das Unterst.-Comité in Altona	„ 2421. —. —.	
das prov. Comité in Stettin	„ 500. —. —.	
das Centralcomité in Stralsund	„ 500. —. —.	
Coursdifferenz an ausländischem Golde und Coupons	„ 1. 7. 6.	
	Thlr. 13636. 7. 6.	Thlr. 13636. 7. 6.

Leipzig, im Januar 1874.

Die Redaction der Gartenlaube.

Kleiner Briefkasten.

W. Z. in L. Ihre Anschauung über den jüngst verstorbenen schwungvollen und formgewandten Dichter Hermann Kurz theilen wir in jeder Beziehung, namentlich aber sind wir auch darin mit Ihnen einer Meinung, daß das poetische Streben des Verstorbenen noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist. Gewiß werden Sie die nachfolgenden Strophen Ihres Lieblings, welchen der Tod desselben eine besondere Weihe giebt und welche Ihnen vielleicht noch nicht bekannt sind, mit Interesse lesen:

Ich werde so von hinnen eilen
Mit tief geschlossenem Visier,
Und ein paar arme stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.

Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob,
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde,
Verschmelzend Geist in Geist gewebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes volles Leben durchgelebt,
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel,
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!

Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Berichtigung. In Nr. 1 unseres Blattes ist in dem Artikel „Aus meinem Gefängniß- und Fluchtleben“ von Fritz Rödiger statt „jener berühmte englische Naturforscher“ (Spalte 2, Zeile 8 v. u.) zu lesen „jener berühmte griechische Naturforscher“.

Helfer in der Noth.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist soeben erschienen:

Dr. **Carl Ernst Bock,**

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Mit gegen 120 feinen Abbildungen. — **Neunte verbesserte und vermehrte Auflage.**

Broschirt 2 Thlr. 15 Ngr. Elegant geb. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wie sehr die Gemeinnützigkeit dieses Werkes von dem großen Publicum anerkannt worden ist, dafür spricht die günstige Aufnahme der achten Auflage. Dieselbe ist **binnen zwei Jahren in 20,000 Exemplaren** verkauft worden und das jetzt in neunter Auflage vorliegende Buch nunmehr in den Händen von einigen 90,000 Menschen. Hierin dürfte wohl der Beweis liegen, daß dasselbe jede Concurrenz hinter sich zurückgelassen hat und zu den literarischen Bedürfnissen des Lebens zählt. In Familien, wo es sich schon seit seinem ersten Erscheinen als ein **Helfer in der Noth** bewährt hat, ist es geradezu unentbehrlich geworden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Frau Löhn knixte, während der Hofprediger im Eintreten lächelnd und mit einer sehr eleganten Verbeugung sagte: „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau — wir sind sehr harmlos in Schönwerth; mit solchen haarsträubenden Gewaltthaten, wie sie das Märchen vom Knaben Mortara der gerngläubigen Welt auftischt, befassen wir uns nicht — gelt, mein Knabe?“ Er legte seine geschmeidige weiße Hand vertraulich auf Gabriel's Schulter.

Wären nicht der lange, klösterliche Rock und der elfenbeinweiße Fleck auf dem Scheitel inmitten der dunkellockigen Haarfülle gewesen, man hätte nie und nimmer den Geistlichen in dieser Erscheinung gesucht. Keine Spur jener geflissentlich würdevollen Langsamkeit der Bewegungen, die oft so widerlich gespreizt wird und auf Studium und schauspielerische Vorbereitung zurückführt — keine Spur der breiten Salbung in Ton und Wort! . . . Es war heute bei Tafel heiß hergegangen auf politischem Gebiet, und da hatte die metallene Stimme dieses Mannes kriegerisch und herausfordernd geklungen wie Trompetengeschmetter.

Bei seinem Eintreten hatte die Kranke das Gesicht wieder in die Kissen gedrückt und war still, als schlafe sie; aber ihr Busen hob sich in stürmischen Athemzügen — sie lag dort wie ein scheuer, zitternder Vogel, der sich unter der greifenden Hand angstvoll niederduckt.

„Was ist das heute wieder, Frau Löhn?“ fragte der Hofprediger. „Sie ist sehr aufgeregt — bis in die Sacristei habe ich ihre Klagelaute gehört.“

„Ihro Hoheit, die Frau Herzogin, ist wieder einmal am Hause vorbeigeritten, Hochwürden — da geht stets der Spectakel los, das wissen wir ja,“ versetzte die Beschließerin respectvoll, aber nicht ohne hörbar hervorplatzenden Aerger und Unmuth.

Ein Zug von feinem Spott flog blitzschnell um seinen Mund. „Dann muß es eben ertragen werden,“ sagte er achselzuckend. „Die Frau Herzogin wird auf diesen Spazierritt im ‚Thal von Kaschmir‘ sicher nicht verzichten — wer würde auch den Muth haben, ein solches Opfer von ihr zu verlangen?“ Er trat näher an das Bett — eine Bewegung, die ein sofortiges Aufzucken der leidenden Frau zur Folge hatte.

„Bei all Ihrer Strenge geben Sie der Kranken doch wohl zu sehr nach, beste Frau Löhn,“ sagte er über die Schulter zurück zu der Beschließerin. „Wozu immer noch diese schweren Armspangen an den gelähmten Gliedern, dieses Kettenwerk auf der Brust?“

„Es wär' ihr Tod, Hochwürden, wenn ich mich an den Sachen vergreifen wollte,“ sagte die Frau — das klang eigenthümlich gepreßt zwischen den Zähnen. In den tiefen, schmalgeschlitzten Augen der Frau glomm es wie ein verhaltener Funke.

„Glauben Sie doch das nicht — sie ist ja schwach und abgezehrt zum Zerblasen. Diese Last bei ihrer Unbehülflichkeit regt sie mehr auf, als Sie denken. . . . Kommen Sie, machen wir den Versuch!“

Jetzt öffnete die Kranke ihre Augen weit — sie waren voll Entsetzen. Die Linke fest an den Busen gepreßt, stieß sie einen jener weichen und doch durchdringenden Klagetöne aus, wie sie heute Nachmittag zu Liane gedrungen waren. Frau Löhn stand sofort zwischen ihr und dem Mann im schwarzen Rock, der sie bedrohte. Sie legte ihre breite, knochige Linke bedeckend auf das blasse, krampfhaft geballte Händchen.

„Hochwürden, da muß ich bitten!“ protestirte sie — es lag eine seltsame Wildheit in dieser entschiedenen Haltung und Geberde. „Das geht mich auch an! . . . Wenn Sie mir sie wild machen, wer hat nachher die schlaflosen Nächte? Ich armes Weib. . . . Ich brauchte es freilich nicht — ich könnte es ja auch machen, wie die Anderen im Schlosse, die um keinen Preis einen Fuß hierhersetzen, und hätte meine Ruhe. . . . Ich will auch gar nicht etwa sagen, daß ich's aus Liebe thue, oder aus Mitleiden — ich bin ein hartes Weib und will mich nicht besser machen, als ich bin. . . . Die Leute gehen mich ja auf der Gotteswelt nichts an,“ fuhr sie ruhiger, aber auch mürrisch und verdrossen fort. „Wenn ich hier aus- und eingehe und so viel wie möglich für Ruhe sorge, so thue ich's für meine Herrschaft, von der ich das Brod habe.“

„Frau, was ficht Sie an?“ beschwichtigte der Hofprediger lächelnd — er schüttelte leise den Kopf. „Wer zweifelt denn an der Pflichttreue, dem kalten Blut der Löhn? . . . Mag doch die Kranke ihr Spielzeug behalten — ich bin der Letzte, der Ihnen Ihr Amt erschweren möchte.“

Mittlerweile ging die junge Frau mit unhörbaren Schritten hinaus. Sie mußte den klaren Nachthimmel über sich sehen und den Sand des Weges unter ihren Füßen knirschen hören, um zu empfinden, daß sie nicht in der Nebelwolke eines phantastischen Traumes wandle, einen so schwerbeklemmenden Eindruck machten ihr die seltsam zusammengewürfelten Menschen unter dem

Digitized by Google

Bambusdache. Es war ihr, als habe sie ein Bild voll Anachronismen gesehen — jenes fremdartige, feingliedrige Wesen, das schmuckbeladen, in einer weißen Mouslinwolke, wie eine indische Fürstentochter auf dem Rohrbette lag, und das hünenhafte, rauhe Weib mit dem grobkörnigen Deutsch auf den Lippen, mit der steifgestärkten Leinenschürze und dem hochaufgesteckten Hornkamm im graumelirten Zopfknäul am Hinterkopf — ein fast unglaubliches Nebeneinander! . . .

Betäubend schlugen der Hinaustretenden die Rosendüfte entgegen. Der Nachtwind hatte sich aufgemacht. Er blies durch die schwüle, vom flimmernden Silberlicht gleichsam starrende Luft und trug einen langgezogenen Harfenton über die Gärten. Die junge Frau legte unwillkürlich ihre schlanken kühlen Hände an die klopfenden Schläfen und verließ die Verandastufen.

„Das Thal von Kaschmir — das Paradies, das die erste athmende Menschenbrust nicht verstanden und für uns Alle verwirkt haben soll!“ sagte der Mann im schwarzen Rock, der ihr gefolgt war und nun neben ihr herschritt. „Die Meisten suchen es und gehen, vom alten Fluch geblendet, blöde vorüber; — der Ascet streicht es, seine Entzückungen verlachend, hart und eigenmächtig aus seinem Lebensplan, bis ein Blitz niederfährt und ihm zeigt, daß er ein Thor war, daß er den Fluch nicht ererbt, sondern durch eigene Vermessenheit auf sich geladen hat.“ Seine Stimme klang verschleiert, als dämpfe auch sie der erstickend heiße Athem der Julinacht.

Liane blieb stehen und sah in seine unregelmäßigen, aber tiefbewegten Züge; sie wollte antworten — da stieg plötzlich eine klare Blutwelle in ihr Antlitz bis über die perlmutterweißen Schläfen hinauf, und ihre großen, klugen Augen wurden hart und kalt wie Stahl — unter diesem feurig beredten Männerblick ging sie nicht auf ein solch seelenbewegendes Thema ein. Sie überwand eine peinliche Empfindung und sagte sehr kühl und abweisend: „Bei solchen Klagetönen, wie ich sie eben gehört habe, kann ich unmöglich an das Paradies denken. . . . Wer ist die Unglückliche in dem Hause dort?“

Die Wangen des Mannes wurden blaß. Sichtlich gereizt ließ er einen finstern Seitenblick über die junge Dame hinstreifen, die mit einer einzigen stolzen Wendung ihres lieblichen Hauptes sich völlig unnahbar machte. Das war die Gräfin Trachenberg mit ihrer tadellosen Ahnenreihe hinter sich. „Wird es Ihr stolzes Gefühl nicht beleidigen, gnädige Frau, zu wissen, daß man in Schönwerth eine Verlorene beherbergt?“ sagte er mit scharfer Ironie. „Es giebt nichts Unbeugsameres, als die tugendstolze Frau — wohl ihr! Aber auch wehe Denen, die mit ihrem heißen Herzen abirren! . . . Ich kenne diesen keuschkalten, richtenden Frauenblick — er schneidet wie ein Schwert!“ — Was für Aussprüche von einem Priestermunde! . . . Er wandte sich um und zeigte nach dem Hause mit dem Rohrdach, das bereits hinter den Rosenhecken verschwunden war. „Wer könnte sich jetzt noch denken, daß jenes gelähmte, stammelnde Geschöpf, dessen Füße und Arme bereits vom Tode berührt sind, einst in den Straßen von Benares getanzt hat? Sie war eine Bajadere, ein armes Hindumädchen, das ein Mainau über das Meer entführt hat. . . . Dieses sogenannte Thal von Kaschmir unter deutschem Himmel ist um ihretwillen entstanden — Tausende sind verschwendet worden, um ihr ein Lächeln zu entlocken, um ihr den Himmel der Heimath vergessen zu machen —“

„Und jetzt ißt sie das Gnadenbrod in diesem Schönwerth und ist der harten Frau auf Gnade und Ungnade hingegeben,“ murmelte Liane tief erregt. „Und ihr Kind, das man mißhandelt —“

„Gnädige Frau, in Ihrem eigenen Interesse möchte ich Sie bitten, dem Herrn Hofmarschall gegenüber nicht in so scharfer Weise zu urtheilen,“ unterbrach er sie. „Es war sein Bruder, der mit diesem Liebeshandel der Welt ein schweres Aergerniß gegeben hat — der Mann ist seit Jahren todt, aber noch heute darf man dieses Thema nicht berühren, ohne den alten Herrn in stürmische Aufregung zu versetzen. Er ist ein strenger Katholik —“

„Sein strenger Glaube giebt ihm trotzalledem kein Recht, den unschuldigen Knaben zu unterdrücken, und das geschieht — ich war Zeugin,“ sagte Liane unerbittlich.

Sie betraten in diesem Augenblicke das dämmernde Bosquet; die junge Dame konnte das Gesicht ihres Begleiters nicht sehen, aber sie hörte verlegenes Räuspern, und nach einem momentanen Verstummen antwortete er in sonderbar stockenden Sätzen:

„Ich habe jene Frau bereits als eine Verlorene bezeichnet — sie war treulos wie alle Hindus — der Knabe hat nicht mehr Anspruch an das Haus Mainau, als jeder andere Bettler auch, der an das Schönwerther Schloßthor anklopft.“

Liane sagte kein Wort mehr. Sie schritt rascher nach dem Ende des Laubganges — es war erstickend heiß unter den engverschränkten Aesten. Die unheimliche Vorstellung drängte sich ihr auf, dieser Gluthstrom gehe von dem Manne aus, der sie begleitete. Eine ihrer Flechten blieb, wie sie meinte, am Gesträuche hängen — sie griff danach und berührte eine jäh zurückzuckende Hand. Fast hätte sie aufgeschrieen; wäre in Wahrheit der schlüpfrige Leib der Cobra über ihre Hand geglitten, sie hätte nicht erschrockener in sich zusammenschaudern können, als bei dieser Berührung.

Draußen suchte ihr Blick scheu und unwillkürlich die mondbeleuchteten Züge des Priesters — sie waren sehr ruhig, fast steinern. Die kurze Strecke bis zum Ausgange schritten sie schweigend nebeneinander; als die Gitterthür hinter ihnen zuschlug, blieb der Hofprediger stehen — fast schien es, als ringe er nach dem Ausdrucke Dessen, was er noch zu sagen habe. . . . „Dieses Schönwerth ist ein heißer Boden für zarte Frauenfüße, gleichviel ob sie aus Indien oder aus — einem deutschen Grafenhause kommen,“ hob er mit gedämpfter Stimme an. „Gnädige Frau, durch die Welt geht jetzt ein Sturm, und das Feldgeschrei heißt: ‚Nieder mit den Ultramontanen, mit den Jesuiten!‘ . . . Man wird Ihnen sagen, ich sei der Schlimmsten Einer, ein fanatischer Römling — man wird Ihnen sagen, daß ich im vollsten Maße die verderbliche Macht über Hochgestellte errungen habe, welche der Jesuitenorden auf dem ganzen Erdenrund erstrebe — denken Sie darüber, wie Sie wollen. . . . Aber wenn Sie je in schlimmen Augenblicken — und die werden nicht ausbleiben — einer eingreifenden, stützenden Hand bedürfen, so rufen Sie nach mir — und ich werde da sein.“

Er verbeugte sich und schritt rasch und elastisch nach dem nördlichen Schloßflügel. Liane eilte in den Salon zurück. Sie verschloß mit bebenden Händen die in's Freie führende Doppelthür und untersuchte mißtrauisch jeden Spalt zwischen den Vorhängen, damit kein unberufener Blick hier wieder eindringe. . . . Nie war ihr im Hinblick auf Das, was die Zukunft bringen sollte, unheimlicher zu Muthe gewesen, als in dieser Stunde — nie! selbst nicht in jenen schrecklichen Tagen, wo der Hammer des Auctionators durch das Rudisdorfer Schloß scholl, wo ihre Mutter händeringend durch die kahlen, hallenden Säle und Zimmer lief, sich in wildester Verzweiflung auf den Boden warf und Gott anklagte, daß er die letzten Trachenberger Hungers sterben lasse. . . . Damals hatte die geistesstarke Ulrike das Steuer ergriffen und in ein verhältnißmäßig erträgliches Leben eingelenkt, und der Retter für sie und ihre Geschwister war — die Arbeit gewesen. Die Arbeit — eine ehrlichere Stütze, als „die eingreifende Hand“ jenes katholischen Priesters! Nein, lieber sterben im Ringen mit den „schlimmen Augenblicken“, als nach ihr rufen! . . .

8.

Liane entdeckte am anderen Morgen neben ihrem Ankleidezimmer ein dürftig eingerichtetes, aber freundliches Cabinet, das offenbar als Garderobe dienen sollte. Sie trug ihre Pflanzenpresse, ihre Bücher und Malutensilien herüber — hier wollte sie arbeiten. Das große Fenster gewährte ihr einen Ausblick auf malerische Partien des Gartens und darüber hinaus nach den hochaufgethürmten Waldbergen. Sie zog den Schlüssel ab und machte dem eben eintretenden Kammermädchen begreiflich, daß die Garderobe in einem anderen Raume unterzubringen sei. Die Jungfer entschuldigte athemlos ihr spätes Erscheinen mit der Messe — noch hing der Weihrauchduft in ihren Kleidern. Der Herr Hofprediger sei zu streng, klagte sie, und wenn der kranke Mensch nur noch kriechen könne, in die Messe müsse er. . . . Er bleibe oft zwei bis drei Tage in Schönwerth, habe da seine eigenen Appartements, und regiere dann immer noch viel strenger, als der Herr Hofmarschall selbst. In der Residenz sei das nicht anders; der Herr Hofprediger gelte Alles bei der Frau Herzogin. . . . Damit war die langathmige Entschuldigung

beendet, von der die Schlußworte: „Gott sei Dank, er ist eben nach der Stadt zurück!“ auch für die Herrin tiefberuhigend klangen.

Ein Bedienter kam und meldete, daß das Frühstück im Eßzimmer vorbereitet sei. Dieser Speisesaal schloß die Flucht der Gemächer, welche der Hofmarschall bewohnte; aber die Fenster lagen nach Morgen und mündeten in den weiten Schloßhof. Mit schwerfälligeren Eichenmöbeln, einer größeren Anzahl von Hirsch- und Eberköpfen an den Wänden und mächtigeren Humpen auf dem Schenktische konnte auch im wuchtigen, wildmordenden und durstigen Mittelalter kein Rittersaal ausgestattet gewesen sein, als dieser große, holzgetäfelte Raum. Aus dem einen Eckkamine knisterten Funken in den breit über das Parquet hinfließenden Morgensonnenstrahl; aber die Gluth der lodernden Scheite drang nicht weit über den Rollstuhl des Hofmarschalls und das daneben placirte, weißgedeckte Tischchen hinaus — der Saal war zu groß.

Mit den Gichtschmerzen in den Füßen des alten Herrn mußte es heute besser gehen — er hatte seinen Stuhl verlassen, stand aufrecht, allerdings auf einen Krückstock gestützt, in einem der Fenster und sah hinab in den Hof, als Liane eintrat. Sie sah seine ganze Erscheinung im Profil. Er war ein hoher, magerer Mann, der einst, wie alle Mainaus, schön gewesen sein mußte, nur mochten diese Gesichtslinien für einen Männerkopf immer ein wenig zu fein und gedrückt erschienen sein — die starke Vertiefung zwischen Stirn und Nasenwurzel, der geringe Raum zwischen Kinn und Nase, Eigenthümlichkeiten, die vor Jahren das Gesicht jedenfalls als pikant charakterisirt hatten, waren jetzt der Sitz der ausgeprägtesten Malice.

Aus der halboffenen Thür des Nebenzimmers klang die kräftig lärmende Stimme des kleinen Leo; sie wirkte — sonderbar genug — angesichts der Erscheinung im Fenster, förmlich ermuthigend auf die eintretende junge Dame.... Seitwärts vom Hofmarschall, in respectvoller Entfernung, stand die Beschließerin. Sie hatte ein Buch und verschiedene Papiere — jedenfalls ein Wirthschaftsbuch sammt Belegen — in der Hand, machte aber auch einen langen Hals und bemühte sich, über die Schulter des alten Herrn in den Hof hinabzusehen. . . . Nicht ein Zug im Gesichte der Frau verrieth, daß sie des nächtlichen Vorfalles gedenke, als die neue Herrin an ihr vorüberglitt und mit einer höflichen Verbeugung den Hofmarschall begrüßte. Er wandte sich um und erwiderte den Gruß ritterlich und gewandt, aber auch mit sichtlicher Hast — sein ganzes Interesse schien durch irgend einen Gegenstand im Hofe gefesselt zu sein.

„Da — da sehen Sie!“ sagte er erregt zu der neben ihn tretenden jungen Dame und deutete durch das Fenster. „Diese infamen Rangen da unten haben in den neuen Anpflanzungen junge Stämme abgeschnitten — Gesindel das! . . . Es weiß recht gut, daß die Hetzpeitsche am Nagel hängt, seit ich zum Sitzen verurtheilt bin. . . . Na, diesmal wenigstens wird Raoul ein Exempel statuiren — es geht ihm an den Kragen — die Anpflanzungen sind sein Werk!“

Baron Mainau mußte eben von einem frühen Morgenritte heimgekehrt sein — er trug Sporen, hatte die Reitgerte in der Hand und sah bestaubt aus. Vor ihm standen die „infamen Rangen“, ein Paar Dorfkinder, ein Knabe und ein Mädchen. Ein Feldhüter, an dem Alles verwittert schien, nur das blanke Messingschild nicht, hatte sie eingebracht und berichtete, den Knaben an der Schulter haltend, über die Missethat in den Anlagen. Aus allen Fenstern lauschten Köpfe, und der Blick eines Stallknechtes, der breitspurig und behaglich in einem Remisenthore stand, hing gespannt an der Reitgerte, die „der gnädige Herr“ während des Berichtes spielend durch die Luft pfeifen ließ. Das kleine Mädchen weinte bitterlich in die Schürze, und das jämmerlich gesenkte Jungengesicht war weiß wie eine Kalkwand.

Der Feldhüter war zu Ende; Baron Mainau schalt heftig — seine Stimme schallte herauf. Er schwang seine Reitgerte, jedenfalls in Verheißung einer kräftigen Züchtigung bei einem Rückfalle, ein paar Mal drohend über den Köpfen der kleinen Delinquenten, dann zeigte er mit derselben nach dem offenen Hofthore — das Mädchen ließ seine Schürze fallen und gab Fersengeld; der Junge folgte schleunigst, und in wenigen Augenblicken waren sie unter dem Gelächter der Schloßleute um die Ecke verschwunden.

„Der Narr, der!“ murmelte der Hofmarschall wüthend und hinkte vom Fenster weg zu seinem Rollstuhle — er war in der übelsten Laune. Frau Löhn schlug die Steppdecke um seine Füße, schürte das Kaminfeuer und fragte mit monotoner Stimme nach den weiteren Befehlen des „gnädigen Herrn“, indem sie auf das Wirthschaftsbuch zeigte.

„Nichts,“ sagte er mürrisch, „als was ich bereits befohlen habe — keinen Madeira mehr drüben im indischen Hause! . . . Sie sind nicht bei Trost, Löhn, und müssen denken, das Geld falle mir aus dem Aermel. Warum nicht lieber gleich Wein- und Bouillonbäder? — Sie wären dazu im Stande.“

„Mir kann's recht sein, gnädiger Herr — was geht's mich denn an?“ versetzte die Beschließerin gleichmüthig. „Es kann mir doch sehr egal sein, ob ich Wein oder Wasser in den Löffel gieße, den ich ihr gebe. . . . Der neue Doctor hat einfach gesagt: ‚Sie muß Madeira bekommen —‘“

„Der Einfaltspinsel mit seiner Weisheit soll sich zum Kukuk scheren! Er hat nichts da drüben zu suchen.“

„An dem Tage, wo er Schloßdoctor geworden ist, hat's ihm der junge Herr Baron selbst befohlen,“ referirte die Frau weiter, völlig unberührt von dem groben Ton ihres Herrn. „Er hat sie untersucht und hat mich schon zweimal gefragt — als ob ich es wissen könnte! — ob der Lähmung nicht ein Erstickungsanfall vorausgegangen wäre.“

Liane war inzwischen an den großen, runden Tisch inmitten des Saales getreten — er trug das Frühstück auf seiner Platte. Sie nahm die Kaffeemaschine vor und stand mit dem Rücken den Sprechenden zugewandt — aber sie fuhr erschrocken herum und griff nach ihrem leichten Battistkleide, ein solcher Funkenregen knisterte plötzlich vom Kamine herüber — der Hofmarschall hatte seinen Krückstock mit wüthender Vehemenz zwischen die brennenden Scheite gestoßen.

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Löhn!“ schalt er mit funkelnden Augen und zeigte nach der Thür. „Sie langweilen mich mit Ihrem Altweibergewäsch.“

Die Beschließerin marschirte pflichtschuldigst nach der Thür und legte die Hand derb auf das Schloß. Bei diesem Geräusch stieß er abermals heftig in die Flammen, aber er wandte das Gesicht nach der Hinausgehenden. „Löhn!“ rief er sie zurück. „Sie sind das unausstehlichste Frauenzimmer, das mir je vorgekommen ist — aber Sie haben wenigstens den einen Vorzug vor dem übrigen Schloßgesindel, daß Sie in den meisten Fällen Ihre Weisheit für sich behalten.“ . . . Er räusperte sich. — „Geben Sie ihr meinetwegen den Madeira fort, aber nur theelöffelweise — hören Sie? theelöffelweise! — mehr ist ihr unbedingt schädlich. . . . Die Besuche des Doctors aber verbiete ich hiermit ein- für allemal. Er incommodirt sie mit seinen Untersuchungen und kann ihr doch nicht helfen.“

In diesem Augenblicke scholl aus dem Nebenzimmer ein zorniger Aufschrei, dem eine Fluth von Scheltworten aus Leo's Munde folgte — dazu hörte man den Knaben mit den Füßen stampfen.

„Holla — was ist los da drüben?“ rief der Hofmarschall. „Wo steckt denn wieder einmal diese Person, die Berger —“

„Ich bin hier, gnädiger Herr,“ antwortete die Erzieherin und trat mit gekränkter, aber dennoch demüthiger Miene auf die Schwelle. „Ich bin immer hier im Zimmer gewesen . . . Leo'chen war erst ganz artig, sehr artig; aber da fiel dem Gabriel eine Zeichnung aus dem Gebetbuche. Der Junge ist doch zu albern, zu dickköpfig, gnädiger Herr. Statt dem Kleinen das Blatt zu lassen, reißt er es ihm aus der Hand —“

Der kleine Leo unterbrach sie, schob sie mit kräftigen Fäusten bei Seite und stürmte herein — in jeder Hand hielt er einen Papierfetzen.

„Zu zerreißen brauchte sie es doch nicht? — war das nicht dumm, Großpapa?“ rief er ganz empört. „Ich wollte es gern haben, das Bild — das ist wahr — und Gabriel gab es mir nicht, durchaus nicht — da nimmt sie den wunderhübschen Löwen und zerreißt ihn in zwei Stücke — sieh nur her!“

„Ich mache Ihnen mein Compliment für die unvergleichliche Entscheidung, Fräulein Weisheit,“ sagte der Hofmarschall mit beißendem Sarkasmus zu der Gouvernante, die im Bewußtsein ihres Rechtes näher getreten war und nun verlegen ihre schielenden Augen wegwendete. Er nahm die Papierstücke und warf einen

Blick darauf. „Gabriel!" rief er mit hartbefehlender Stimme nach dem anstoßenden Zimmer.

Der Knabe kam herüber und blieb, noch blässer als gewöhnlich, mit niedergeschlagenen Lidern an der Thür stehen.

„Du hast wieder einmal geklext?" fragte der Hofmarschall kurz — er zog seine kleinen Augen blinzelnd zusammen. Wie ein Giftpfeil fuhr der concentrirte Blick durch die grauen Wimpern nach dem sichtbar bebenden Kind hinüber.

Gabriel schwieg.

„Da stehst Du nun wieder und thust, als könntest Du nicht Drei zählen, Du Duckmäuser! Und drüben hinter dem Drahtgitter treibst Du Allotria — ich kenne Dich, Bursche. Verdirbst das theure Papier mit Deinem unberufenen Stift und singst weltliche Lieder, keck wie eine Haidelerche —"

Erschüttert sah Liane nach dem Gescholtenen — das waren die Lieder, die das unglückliche Kind mit angstvollem Herzen sang, um seine aufgeregte Mutter zu beschwichtigen.

Der Hofmarschall rieb das Papier zwischen den Fingern. „Und was ist das für ein prachtvolles Papier, das Du da besudelt hast?" inquirirte er weiter.

Die Beschließerin, die, das Thürschloß in der Hand, das Hinausgehen vergessen zu haben schien, kam rasch um einige Schritte näher; sie hatte ein vollkommen ruhiges Gesicht — vielleicht war das starke Roth ihrer Wangen ein wenig tiefer, als gewöhnlich. „Das hat er von mir, gnädiger Herr," sagte sie in ihrem kurzen, resoluten Ton.

Der alte Herr fuhr herum. „Was soll das heißen, Löhn? Wie kommen Sie dazu, gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen —"

„I, gnädiger Herr, zu Weihnachten nimmt man's nicht so genau; da kommt's nur d'rauf an, daß man für seine paar Pfennige auch einen Dank hat — und dem Jungen sein ganzes Herz hängt ja an dem Papier.... Dem Kutscher Martin seinen Kindern habe ich einen ganzen Tisch voll Kram bescheert, und da hat kein Mensch etwas Unrechtes d'rin gefunden.... Ich kümmere mich das ganze Jahr nicht d'rum, ob der Gabriel malt oder schreibt — das ist ja nicht meine Sache, und ich versteh's auch nicht; aber ich hab' mir gedacht: ‚I nun, wenn er auch einmal eine Muttergottes hinmalt, das kann doch keine Sünde sein.'"

Der Hofmarschall maß sie mit einem langen, tiefmißtrauischen Blick. „Ich weiß nicht, spricht eine grenzenlose Dummheit aus Ihnen, oder — sind Sie gerieben schlau," sagte er mit langsamer Betonung.

Frau Löhn hielt den Blick unbefangen aus. „Du lieber Gott — ein Schlaukopf bin ich mein Lebtag nicht gewesen — wird's ja wohl die Dummheit sein, gnädiger Herr."

„Nun, dann bitte ich mir's aus, daß Sie künftig am Weihnachtsabend Ihre dummen Streiche unterlassen. Behalten Sie Ihre paar Pfennige in der Tasche für die Tage, wo Sie nicht mehr dienen und arbeiten können!" schalt er und schlug heftig mit dem Stock auf das Parquet. „Der Junge soll nicht zeichnen, absolut nicht — es zerstreut ihn.... Ist das eine Muttergottes?" zürnte er und hielt ihr das Bruchstück eines correct gezeichneten, im Sprung begriffenen Löwen hin. „Ich sag's ja, der Mosje treibt Allotria da drüben, und Sie sind bornirt genug, ihn darin auch noch zu unterstützen.... Antworte!" herrschte er dem Knaben zu. „Was wird Dein Beruf sein?"

„Ich werde in ein Kloster gehen," lautete der leise gegebene Bescheid.

„Und weshalb"

„Ich soll für meine Mutter beten," sagte der Knabe — jetzt brachen Thränen unter den tiefgesenkten Lidern hervor.

„Recht — Du sollst für Deine Mutter beten — dazu bist Du geboren, dazu hat Dich Gott auf die Welt geschickt... Und wenn Du Dir die Kniee wundrutschest und Tag und Nacht Gottes Barmherzigkeit anrufst — Du kannst nie genug thun. Das weißt Du, das hat Dir der Herr Hofprediger unzähligemal wiederholt — und doch hängst Du Deine Seele an weltliche Dinge und legst gar Deine streng verbotenen Sudeleien in das Gebetbuch — schäme Dich — Du bist ein miserabler Junge! ... Marsch, hinaus mit Dir!"

Die geschmeidige Gestalt des Knaben verschwand hinter der Thür wie ein Schatten.

„Löhn, Sie werden drüben das Weihnachtspapier zusammensuchen und mir bringen!" sagte der Hofmarschall.

„Zu Befehl, gnädiger Herr," versetzte die Beschließerin und strich mit der Hand sorgsam glättend über die steife Schürze — diese Hand war ein wenig unsicher, sonst aber behielt die Frau ihre ernsthafteste Miene und verließ nach einer unbeholfenen Verbeugung das Zimmer.

„Der Großpapa ist aber auch zu schlimm heute," murrte Leo leise nach der Gouvernante hin. Sie legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund. Erbost schleuderte er sie weg, schlug nach ihr und rieb sich in sehr unartiger Weise mit dem Aermel die Lippen ab. „Sie sollen mir nicht in das Gesicht kommen mit Ihrer kalten Hand — ich kann's nicht leiden," brummte er grob.

Vergebens wartete Liane auf einen Verweis von Seiten des Hofmarschalls — er sah abgewendet in das Kaminfeuer, als habe er den derben Schlag auf die Hand der Erzieherin nicht gehört. „Du bist ein sehr unartiges Kind und verdienst Strafe, Leo," sagte die junge Frau endlich streng.

„O bitte, das ist ja nicht so böse gemeint," lispelte die Gouvernante, indem sie dem Knaben die Frühstücksservietle umband. „Wir vertragen uns im Allgemeinen sehr gut — nicht wahr, Leo, mein Liebling?"

„Mit diesen Maximen werden Sie nicht weit kommen, Fräulein Berger," versetzte die junge Frau. „Und für das Kind selbst ist eine solche Behandlungsweise —"

„Bitte, ich handle nach höherer Instruction," unterbrach sie die Gouvernante schnippisch mit einem Seitenblicke nach dem Hofmarschall, „und werde mich stets beeifern, nach dieser Richtung hin Beifall zu erringen — Niemand kann zweien Herren dienen und —"

„Wollen Sie mich nicht ausreden lassen, mein Fräulein?" schnitt Liane gelassen, aber mit einer so vornehmen Geberde den Redefluß ab, daß die Erzieherin schwieg und die Augen niederschlug.

„Erlauben Sie dagegen mir, daß ich Sie unterbreche, meine Gnädigste," rief der alte Herr herüber. Er hatte sich nachlässig in seinen Stuhl zurückgelehnt und stippte die ausgespreizten Finger spielend gegeneinander — ein abscheulich impertinentes Lächeln schwebte um seine Lippen. „Sie waren gestern eine imposante, und doch mädchenhaft reizende Braut — ich kann Ihnen versichern, daß Sie mir weit besser gefielen, als heute in dieser angenommenen Mutterwürde; die weise Miene steht Ihrem jungen Gesicht schlecht.... Sagen Sie, woher haben Sie die Neigung, sich in die Kindererziehung zu mischen? Von der erlauchten Mama ganz gewiß nicht — die kenne ich."

Er sagte das Alles lächelnd, scherzend, wobei er unablässig das Spiel mit den Händen fortsetzte und, den Kopf an die Lehne zurückgelegt, sein schöngehaltenes, schneeweißes Gebiß zeigte. „Ah — Sie haben vielleicht in der Pension den ‚Emile' von Rousseau, seligen Andenkens, gelesen — mit oder ohne Vorwissen der Frau Pröbstin, gleichviel!... Diese Ideen sind einmal sehr Mode gewesen, und man hat so lange mit ihnen kokettirt, bis die Meisten ihre verdrehten Köpfe unter der Guillotine gänzlich verloren.... Meine Gnädigste, wir sind abermals auf einer schiefen Bahn — die Männer, die nach uns kommen, müssen eisern sein. Da heißt es, Drachenzähne säen, und nicht jene sogenannten ‚Samenkörner des Guten', wovon die heutigen Schulmeister alle Rocktaschen voll haben und mit denen sie sich so mausig machen, wenn sie ‚tagen'. Also verderben Sie künftig Ihre zarten, sehr kindlichen Züge nicht durch unzeitige Strenge, schöne Frau, und lassen Sie nach wie vor mich sorgen.... Und nun bitte ich um eine Tasse Chocolade aus Ihren weißen Händen."

Liane stellte eine Tasse auf einen kleinen Silberteller und präsentirte ihm dieselbe. Sie war äußerlich sehr ruhig und ließ sich weder durch die triumphirenden Schielangen der Gouvernante, noch durch das fortgesetzte Spottlächeln des Hofmarschalls aus der Fassung bringen. Er blickte einen Moment zu ihr auf, ehe er die Tasse nahm — sie konnte zum ersten Male tief in diese kleinen geistvollen Augen sehen; sie waren voll funkelnder Bosheit. Dieser Mann war ihr unversöhnlicher Feind, mit dem sie ringen mußte, so lange er lebte — das sagte sie sich sofort. Sie war auch viel zu klug, um nicht einzusehen, daß sie hier bei sanfter

Nachgiebigkeit ohne Weiteres verloren sei und unter seine Füße käme, und daß sie ihren Platz nur behaupten könne, wenn sie imponire, das heißt wo möglich „mit gleicher Münze zahle“.

Er ergriff ihre Linke und betrachtete sie. „Eine schöne Hand, eine echt aristokratische Hand!“ Leicht prüfend fuhr er über die Spitze des Zeigefingers. „Sie ist sehr rauh; Sie haben genäht — nicht gestickt — sondern genäht, meine Gnädigste, — wohl Ihre Ausstattung an Wäsche? ... Hm, diese zahllosen Stiche und Narben müssen geglättet sein, ehe wir Sie — bei Hofe präsentiren können — der Prüfstein für eine tüchtige Kammerjungfer paßt nicht an den Finger der Baronin Mainau.... Mein Gott, wie ändern sich doch die Dinge! Was würde wohl der rothe Job von Trachenberg, der reichste und gewaltigste unter den Kreuzrittern, zu diesen kleinen Wunden sagen!“

Jahrhunderte, die nach ihm gekommen sind, nicht spurlos an den verschiedenen Geschlechtern vorübergehen konnten.... Die Mainaus sind ja auch nicht immer Verächter der Arbeit gewesen. Ich habe unser Familienarchiv oft genug durchstöbert, und weiß aus den Aufzeichnungen eines meiner Ahnherren, daß ein Mainau lange Zeit sein Burgvogt und, wie er selbst lobend ausspricht, ‚ein wackerer, getreuer und vielfleißiger Mann‘ gewesen ist.“

Sie trat an den großen Tisch zurück und machte den Kaffee fertig — es war für einen Moment sehr still geworden im weiten Saale. Der Hofmarschall hatte bei den letzten Worten der jungen Frau seine Tasse so hastig zum Munde geführt, als sei er dem Verschmachten nahe gewesen; nun hörte sie hinter sich das leise Aneinanderklirren des Porcellans in

Der Hexenthurm im Dorfe Lindheim in der Wetterau.
Nach einer Skizze von M. v. H.

Die junge Dame sah mit einem ernsten Lächeln auf ihn nieder. „Zu seiner Zeit schändeten fleißige Hände eine Dame von Stande noch nicht,“ sagte sie, „und was unsere Verarmung betrifft, mit der Sie diese kleinen Wunden in Verbindung bringen, so wäre er vielleicht weise genug, sich zu sagen, daß der Wechsel mächtiger ist, als der Menschenwille und daß die

seinen Händen, und als er nach einer kurzen Pause rauh und gebieterisch nach etwas geröstetem Weißbrod verlangte, da reichte sie ihm den Teller so zuvorkommend hin, als sei nicht das Mindeste vorgefallen. Er griff tastend nach einigen Schnitten und sah dabei angelegentlich in die Kaminwölbung.

(Fortsetzung folgt)

Aus der guten alten Zeit.

Der Hexenthurm in Lindheim.

Wer hörte sie nicht schon preisen, die besseren Tage einer fernen Vergangenheit? Wen aber erfüllte diese sogenannte „gute“ alte Zeit nicht auch schon mit Entsetzen und Schauder, stand er vor den Denkmalen jener lang vorübergezogenen Epochen, in denen Fanatismus und Aberglaube sich häufig zu kaum noch begreifbarer Höhe gipfelten und — sagen wir's offen — ebenso oft Unverstand und Dummheit sich mit einer an Unmenschlichkeit streifenden Grausamkeit verbanden? Voll Ungerechtigkeit den Nebenmenschen zu richten und zu strafen und in unerbittlich starrer Consequenz den Unschuldigen zum Schuldigen zu stempeln — das gehörte zum Wesen dieser Grausamkeit.

Wie Nürnbergs düstere Folterkammern und ihre auf jener romantischen, alten Hohenzollernschen Burg aufbewahrten Folterinstrumente unserer Ansicht nach höchst geeignet sind, alle romantischen Begriffe über die „gute“ alte Zeit zu berichtigen, so sind es auch jene furchtbarsten Denkmale des Aberglaubens, die alten

Digitized by Google

Hexenthürme, die wir noch hier und da auf deutscher Gau finden. Angesichts derselben fühlen wir uns mit Freude und Dankbarkeit darüber erfüllt, daß wir einem aufgeklärteren Jahrhundert angehören und Kinder einer in dieser Beziehung jedenfalls besseren Zeit sind.

Ein solches Schreckensdenkmal früherer Epochen wird in einem der anmuthigsten Thäler der Wetterau, im Dorfe Lindheim, aufbewahrt. Im Lindheimer Pfarrhause beglaubigen eine alte Chronik und vergilbte Documente die vor zwei Jahrhunderten daselbst geschehenen Thaten der Barbarei. Der wundervolle Park des stattlichen Lindheimer Herrenhauses umgiebt jetzt dieses schauerliche Denkmal der Vorzeit, einen alten Hexenthurm. Wie friedlich sich auch nur in geringer Entfernung von demselben die kleine Dorfkirche erhebt, wie reizend und freundlich die ganze herrliche Umgebung, durchströmt und durchfluthet vom hellen, warmen Sonnenglanz, sich im vollen Schmuck des Sommers auch zeigt, jene düstern alten Mauern breiten über alle Pracht und allen Zauber der Natur einen finsteren Schatten, und ihr Anblick bedrückt geradezu gewaltsam Seele und Geist. Vergebens beschwören wir sie herauf, die besseren Erinnerungen, die jenes alte Herrenhaus umwehen; vergebens erzählt man uns so viel von des Schlosses früheren Besitzern, dem edlen und vortrefflichen Gutsherrn von Schrautenbach, dem Freunde und Gönner des Grafen Nikolaus von Zinzendorf, und vielen anderen berühmten Männern, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts dort so oft weilten und deren Namen im Dorfe unvergessen blieben; vergebens nennt man uns unter jenen Gästen des Herrenhauses die Namen des berühmten Spener, der Grafen von Stolberg und Isenburg, Zinzendorf sowie Anderer — die Berichte über den Lindheimer Hexenthurm sind so furchtbar und entsetzlich, daß ich nur mit bebender Hand die trostlose Stätte gezeichnet und unter der Beschäftigung mich immer und immer wieder am Blau des Himmels, am unendlichen Reiz der ganzen poesievollen Umgebung erquicken mußte, um das alte Schreckensdenkmal nur auf's Papier bringen zu können.

Ja, in jenem Thurme, den jetzt die Ranken des üppigsten Schlingkrauts umwinden, den prachtvolle Bäume schattend umstehen, ketteten die Gewalthaber des Gesetzes von 1663 und 1664 die Unglücklichen, die man der Hexerei beschuldigte, an den Wänden an, so daß sie in schwebender Stellung entsetzliche Qualen litten. Sie durften bei der grausamen Execution des Verbrennens keinen Boden unter den Füßen haben, weil der Ueberlieferung zufolge eine verbrennende Hexe durch Berührung der Erde neuen Zauber säete. Jenes kleine Bogenfenster in der Mauer des Thurms, das heute so romantisch in den schattenreichen Park hineinschaut, diente ehemals als Zugloch und mußte jenes furchtbare Feuer in loderndem Brand erhalten, über dem unschuldige Menschen, den Aberglauben ihrer Zeit büßend, unter Höllenqualen ihren Geist aufgaben.

Wie auf unglaubliche Geschichten, blicken wir auf die Blätter in Lindheims Chronik, die über jene Jahre berichten, wo ein Amtmann Namens Geis in dem Dorfe regierte. Dieser Blutmensch brachte, theils um sich zu bereichern, theils um persönliche Rache zu befriedigen, seine Mitbürger als der „Hexerei und Zauberei" Verdächtige in's Gefängniß und ließ sie foltern und verbrennen. Wohlweislich hatte er sich zu seinen Schandthaten die Erlaubniß der Obrigkeit, der Burgherren und Ganerben — d. h. der zu gemeinsamem Zwecke, zu Schutz und Trutz verbundenen Burgherren, welche die Gerichtsbarkeit in Händen hatten — von Lindheim eingeholt. Daß sie aber auf seine Eingabe und Bitte um Vollmacht eine zustimmende Antwort ertheilten, ist ein Beweis dafür, eine wie entsetzlich abergläubische Verblendung damals auch in den höheren Kreisen herrschte. Amtmann Geis sagte in jener beglaubigten Urkunde vom 31. December 1662 wörtlich: „daß das leudige Zauberwerk wiederum in Lindheim stark im Schwange sei, daß ein Schmiedsgeselle an einem Trunke gestorben, den man ihm gebracht habe", setzt dann hinzu: „wenn die hochadligen Gestrengen Lust zum Brennen hätten, wie schon anno 1650 geschehen, die Bürgerschaft das Holz liefern würde", und deutet an, „daß das Vermögen der schuldig Befundenen nicht nur ausreichen würde, Brücke und Kirche gut in Stand zu setzen", sondern auch „der Gestrengen Diener besser zu besolden". Den Schluß des interessanten Briefes, in dem keine Silbe den Gesetzen der Orthographie gerecht wird, bilden die Worte: „Erwarten derowegen von Ew. hochadligen Gestreng gnädige Einsicht und Verordnung in dieser Sachen."

Die umgehende Antwort lautet:

„Wir Baumeister und Ganerben des Schlosses Lindheim thun kund und bekennen kraft dieser Vollmacht, daß wir unseren getreuen Amtmann Georgium Ludovicum Geisium auf sein bittliches Fürstellen, wie das leudige Zauberwerk, so wir Anno 50 mit Feuer und Schwert zu vertilgen gemeint, wiederum Ueberhand genommen, ermächtigt haben, nach Kaiser Caroli V Halsordnung zu verfahren und das Hexengeschmeiß auszutilgen. Alles zu unserer getreuen Unterthanen Nutz und zur Ehr' des dreifaltigen Gottes.

Johann Hartmann von Rosenbach. Franz Christoph von Rosenbach. Henrich Herrmann von Oynhausen. Franz Rudolph von Rosenbach."

Wohlthuend berührt uns in dieser Zeit der Verblendung, daß bereits einige der Ganerben sich von einer derartigen Vollmacht ausschlossen und ihre Unterschrift versagten. Mit Bewunderung aber erfüllt uns geradezu das Benehmen Einzelner in der unglücklichen Opferschaar, der Muth, der Heroismus, mit dem sie die entsetzlichsten Qualen, den schrecklichsten Tod ertrugen, ohne ein Zugeständniß ihrer Schuld zu machen. Oft genügte schon die einfache Angabe eines Anderen, den sie der Zauberei anklagten, um sich selbst zu befreien und zu retten — dennoch starben Viele unter den Unglücklichen den Tod in den Flammen, ohne daß alle Martern sie hätten bewegen können, die eigenen Qualen den Mitmenschen aufzuerlegen.

Zu den Ganerben zählten die Familien Buches, Stockheim, Wolf von Wolfskehl, Schelmen von Bergen, Rosenbach, Pfrauenheim, Weiß von Fauerbach, von Büdingen, von und zu der Heese, Wallenstein, Reifenberg und viele andere noch jetzt in Oberhessen vertretene adelige Geschlechter. Mit besonderer Auszeichnung nennt die Chronik von Lindheim indessen den Namen des Junkers Hans von Heese, welcher damals die Burg zu Lindheim bewohnte. Gleich guten Klang hat der Name seiner Tochter Bertha, von der wir später hören werden.

Durch die Vermittelung des Junkers von der Heese kam nun zwar zur Zeit von Lindheims Noth und Schrecken ein Abgesandter der Ganerben auf die Burg, um dem Unwesen zu steuern und Ungerechtigkeiten des blutdürstigen Amtmanns zu verhindern. Der Erwählte, ein Junker von Grünrodt, wurde indessen vom Amtmann gegen die Hexen und Zauberer eingenommen; er scheint alles Angeordnete gerecht und natürlich gefunden zu haben, denn den Urkunden zufolge that er keiner der Barbareien Einhalt, sah dem Foltern sogar zu, ging auf die Jagd und lachte seine einstmalige Spielgefährtin, die schöne Bertha, aus, weil sie sich die Strafe der Hexen zu Herzen nahm.

Viele Einwohner Lindheims suchten sich durch die Flucht vor dem Geschicke eines martervollen Todes zu retten, das Jeden zu bedrohen anfing, denn bald schon begnügte sich der Amtmann nicht mehr, alte Frauen zu verbrennen, nein, auch Männer wurden als Mitschuldige der Hexen erklärt, junge Mädchen und Frauen der Zauberei beschuldigt und sogar die kleinsten Kinder so lange nicht mit Foltern verschont, bis Rechtsgelehrte zu Büdingen, Fulda und Rinteln, die man über „die Gefahr, Hexenkinder zu schonen", zu Rathe herbeizog, deren Unschuld nachwiesen und nur geboten: „durch vielstündiges Beten die List und Macht des bösen Feindes in ihnen zu brechen". Die Lindheimer opferten nun lieber Habe und Gut, Haus und Heimath, um sich und ihre Kinder dem Amtmanne zu entziehen, und flüchteten in Berge und Steinbrüche, wo sie durch Barricaden, so gut es ging, Blut und Leben zu schützen suchten.

In dem vom damaligen Geistlichen des Orts geführten Buche befindet sich eine Stelle, die den klarsten Einblick in die Lage und Verhältnisse gewährt und über die Schreckensjahre von 1663 und 1664 berichtet. Sie lautet:

„Von der Bürgerschaft habe ich seit drei Tagen Niemand gesehen; aus dem Dorfe kommt keine Menschenseele über die Brücken in die Burg, wenn nicht der Büttel eine Hexe vorüberschleppt. Sie haben schon zu Asche verbrannt Heinrich Kuhn's Frau, den Bierbrauer und sein Weib und Wöppel. Bin nicht bei der Execution gewesen, sondern habe mit den armen Hexenleuten gebetet, ehe sie abgeführt wurden. War auch Niemand

von der Bürgerschaft dabei, denn allein die Henker. Metzlers Wittib und Andres Aulaß Frau, wie Just Vollbrecht haben sie am Galgen abgethan und an der Kirchhofsmauer begraben. Gott sei ihren Seelen gnädig!"

„Es ist so still im Ort, daß man meint, er wäre ausgestorben. Der Müller hat die Mühl' stehen lassen. Wer mag auch an Brod denken, wo das Leben in Gefahr ist."

„Bin heut', Sonntag Jubilate, in die Kirche gegangen, hab' aber Niemand darin gefunden, denn allein den Schulmeister und Nikolaus Kraft. Konnte kein Gottesdienst gehalten werden. Erzählten mir die Männer, wie die ganze Nacht hindurch der Zug Flüchtiger in den Steinbergswald gegangen und wie sie sich verschworen, dem Ersten den Garaus zu machen, der sie vor den Amtmann bringen wolle."

Des Ortsgeistlichen, eines Pfarrers Höller, Bemühen, den Amtmann, der namentlich die Wohlhabenden dem Scheiterhaufen überlieferte und sich durch deren Eigenthum bereicherte, milder zu stimmen, war ohne Erfolg, denn dieser zeigte ihm die Vollmacht der Ganerben und drohte, den Mahner aus dem Hause zu werfen, wenn er sich gegen die Obrigkeit auflehne. Der wackere Mann sagte ihm laut Urkunde: „Reißt mich in Stücke, Herr Amtmann! Aber das Maul halt' ich nicht dazu, denn es sind keine Hexenleute in Lindheim."

Das Elend der Gefangenen, die in den engen Behältern des Hexenthurms so lange eingekerkert saßen, bis ihnen der Proceß gemacht wurde, der — wie mir scheint — nur in Foltern bestand, suchte des Burgherrn Heese Tochter, Bertha, zu mildern. Ihre Erscheinung, ihr Handeln zieht sich wie ein lichter Faden durch's Dunkel der Lindheimer Schreckenszeit. Sie wußte die Wächter zu bestechen, daß sie sie in den Thurm ließen, um die durch's Foltern entstandenen Schmerzen der Unglücklichen durch Balsam zu lindern und den armen „Hexen" Nahrung zu bringen. Selbst als der Amtmann endlich Kunde von ihrem Thun erhielt, ließ er sie gewähren. Seine Opfer waren ihm sicher, und die schöne Bertha, die er liebte, wollte er nicht erzürnen; denn trotz aller Abweisung, die er erfuhr, gab er die Hoffnung, sie zu gewinnen, nicht auf.

Zu den ergreifendsten Beispielen des Duldens gehört Leben und Sterben eines der Hexerei angeklagten Weibes Namens Anna Kraft, der keine noch so furchtbare Marter die Geständnisse über Anderer Schuld entriß, die man von ihr erpressen wollte. Sie betete einzig auf der Folter, der sie auch erlag, denn als man sie zum Feuer schleppen wollte, saß sie mit gefalteten Händen und verklärten Zügen todt da, was aber nicht hinderte, daß sie noch durch Flammen vertilgt wurde. Unter den heroischen Geschichten nimmt folgende eines Ehepaars den ersten Rang ein. Des Amtmanns Geldgier brachte endlich auch den reichen Müller und sein junges Weib in den Thurm. Die unglückliche Frau wollte unter den Folterqualen verzagen, als ihr Mann ihr die Bitte zurief, „kein Geständniß zu machen, das der Wahrheit entgegen sei, oder gar durch Angabe Anderer sich zu retten." — Sie ertrug danach Alles standhafter. Als später der Ortsgeistliche, des Burgherrn Tochter und mehrere Bürger sich verbanden, das allgemein beliebte Paar zu befreien, während der Amtmann eine Nacht abwesend war, da gestatteten die durch das Foltern zerrissenen Glieder der Müllerin nicht, sich zu erheben und mit Hülfe ihres Mannes das Fenster des Thurmes zu erreichen, das unsere Illustration zeigt. Alle Ueberredungen seiner Freunde, daß er sich rettete, scheiterten daran beim Müller. Er wollte sein Weib nicht verlassen. Sie aber richtete eine Gegenbitte an ihn, deren Erfüllung sie auch erzwang. Sie sagte: „Geh — eile! Bist Du frei, so zieh' gen Speyer an's Reichskammergericht, oder zum Domdechanten von Rosenbach nach Würzburg! Da sage treulich, wie Dir und mir geschehen ist, die wir unschuldig sind!"

Als der Lindheimer Müller nun nach Würzburg kam, fand er den Domdechanten von Rosenbach nicht mehr dort. Er war bereits gen Lindheim aufgebrochen, dessen Lage er durch den Junker von Heese endlich erfahren. Der Müllerin konnte sein Kommen nicht mehr zum Segen gereichen. Sie war bereits verbrannt, als er an Ort und Stelle erschien. Dennoch kam er als rettender Engel gerade in dem Augenblicke in Lindheim an, wo der Pfarrer sein verzweifelndes Weib über die Brücke geleitete, die auch der Hexerei beschuldigt worden war. Der Geistliche wollte seine Frau auf ihrem Wege zum Kerker begleiten. Als nun der Herr von Rosenbach ihnen auf der Brücke begegnete, da entliefen die Büttel und Henker in großer Angst. Der Amtmann verbarg sich; die Pfarrerin aber war gerettet. Man stürzte nun zum Hexenthurm, auch rasch die übrigen Eingekerkerten zu retten.

Ich erzähle keine Märchen; alle von mir aufgeführten Fälle sind urkundlich festgestellt, und die Geschichte des Müller-Ehepaars ist der Chronik entnommen

Mit eigenthümlich bewegtem Herzen betrachtet man in Lindheim noch heute die alte Steinbrücke, über welche die angeklagten Opfer zum Hexenthurm geschleppt wurden und auf deren verwitterten Quadern nun fröhlich und friedlich eine muthwillig heitere Dorfjugend ihre equilibristischen Kunststücke macht. Sehen wir im Hintergrunde jener alterthümlichen Brücke aber die poetisch gelegene Mühle mit ihren treibenden Rädern, in der ein intelligenter Müller mit seiner Familie haust, dann freuen wir uns beim Anblicke des friedlichen Bildes, beim Gedanken der gesicherten Existenzen arbeitsamer Menschen, daß kein Amtmann Geis sie mehr zerstören kann, daß die „gute" alte Zeit, die so böse war, vorüber ist und sich eine neue, bessere Epoche auf der Grundlage der Menschlichkeit und Aufklärung erhob.

Die trotz der vernichtenden Gewalt der Zeit noch aufgefundenen Knochen der verbrannten Unglücklichen sind auf dem Kirchhofe beerdigt worden. — Die That ist geschehen — die Nachkommen wollten sühnen, was die Voreltern durch Aberglauben verschuldet hatten.

Wie verwachsen jene ganze frühere Schreckensperiode noch mit der Jetztzeit ist und wie lebhaft die Erinnerung an dieselbe im Volke fortlebt, erfahen wir bei der Fahrt durch die Berge Lindheims. In einer Schlucht hielt plötzlich der Kutscher, der sich bis dahin ganz stumm verhalten hatte, an und verkündete in fast feierlicher Weise: „Hier endete der Blutmensch Geis, Lindheims früherer Amtmann! Er verfolgte eine arme, Kräuter sammelnde Frau, sie der Hexerei zu beschuldigen — da stürzte sein Pferd mit ihm in den Abgrund hinunter, und er brach den Hals. Die Leute jener Zeit sagten, der Teufel habe ihn geholt, und bis zur Stunde heißt dieser Ort ‚die Teufelsschlucht'."

Die Teufelsschlucht ist ein reizendes Stück der schönen weiten Gotteswelt, wie denn überhaupt die Wetterau bezaubernd schöne Landschaftsbilder bietet. Sie werden sicher bei der übrigen Welt zur Geltung kommen, wenn die Eisenbahn erst die geheimen Schätze dieser stillen Gebirgsgegend erschlossen hat.

Wer übrigens das Schreckensdenkmal auf Lindheims ländlicher Flur erschaut, der wähne nicht: nur an einer so von der Welt abgeschiedenen Stelle sei möglich gewesen, daß der Aberglaube Wurzel schlug, derartig blühte und so schauerliche Früchte trug. Nein, Hexenprocesse und -Verfolgungen waren bekanntlich selbst Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nicht einmal in den großen Städten ausgerottet. Ich erinnere nur an den Dresdener Hexenproceß „der Frauen von Neidschütz" (1694), in welchem August der Starke die liebliche Sibylle von Neidschütz, die Geliebte seines Bruders Johann Georg, noch im Tode der Zauberei beschuldigte.

Als Junker von Grünrodt, der Abgesandte der Ganerben, um des Burgherrn von der Heese schöne Tochter, seine Jugendgefährtin, warb, die er lange schon liebte, da führte die edle Bertha, welche den Junker oft vergebens an seine Pflicht gemahnt hatte, ihn zum Fenster ihrer väterlichen Burg, und hindeutend auf den nahen Hexenthurm, in dem so viel Unschuldige den gräßlichsten Tod in den Flammen gefunden, sagte sie einfach: „Der Thurm liegt zwischen Dir und meiner Liebe, und die dort geschehenen Thaten scheiden uns für immer."

M. von Humbracht.

Vom Gewürzkrämer zum Künstler.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand es bekanntermaßen mit den zeichnenden und malenden Künsten recht schlimm. Nicht als ob es den damaligen Künstlern an technischer Gewandtheit und an akademischen Studien gefehlt hätte. Im Gegentheil, aber die Unnatur, die Hohlheit und Affectation der Zopf- und Roccocozeit hatten das Gefühl für die naive Wiedergabe der Natur und das Verständniß für das eigentlich Seelische verloren gehen lassen. Zwar gab es einzelne Künstler, die den ernsten Willen hatten, sich von der Geschmacklosigkeit ihrer Zeit loszusagen, so der talentvolle Dietrich, der theoretisch und praktisch tüchtig geschulte Raphael Mengs, die begabte Angelika Kaufmann und einige Andere. Aber theils fehlte es ihnen an eigenartiger schöpferischer Kraft, theils waren ihre Vorstellungen denn doch immer noch zu befangen von dem Einflusse ihrer Zeit. Nur einer, Daniel Chodowiecki, der lange Zeit die Kunst nur als dilettantische Nebenbeschäftigung übte, erkannte mittelst seines feinen künstlerischen Gefühls, daß in der naiven, ungezierten und ungeschminkten Auffassung der Natur und des seelischen Ausdrucks nicht nur ein großer Reiz, sondern auch der Kernpunkt jedes wahren künstlerischen Strebens liege. Wenigstens in allen seinen Darstellungen aus dem wirklichen Leben bleibt er dieser Erkenntniß mit hingebender Innigkeit treu. Und Diese sind es denn auch, an denen sich heute noch alle Kunstfreunde und -Kenner ergötzen.

Daniel Chodowiecki wurde zu Danzig am 16. October 1726 geboren, verlebte auch dort seine Jugendzeit bis zu seinem siebenzehnten Jahre. Sein Vater war Kornhändler, muß aber kein gewöhnlicher Kornhändler gewesen sein, denn er ertheilte seinem Sohn den ersten Unterricht im Zeichnen. Auch ist es für seinen altbürgerlichen, patriarchalischen Charakter bezeichnend, daß er bei der Geburt seiner beiden Söhne für jeden einen Baum vor seiner Hausthür pflanzte und diese Bäume wie seine Söhne taufte, den einen Gottfried, den anderen Daniel. Sie standen noch, frisch und kräftig, als Daniel bereits ein Fünfziger war. Ueberhaupt muß in der ganzen Familie ein sinniges Wesen und eine künstlerische Neigung obgewaltet haben. So unterrichtete Daniel's Tante, eine Schwester seiner Mutter, ihn und seinen Bruder Gottfried in der Emailmalerei. Doch wurde diese nur als eine nicht ganz uneinträgliche Nebenbeschäftigung betrieben, und nach seines Vaters Tode mußte Daniel als Lehrling in das Spécereigeschäft einer Wittwe treten.

So vom Morgen bis zum Abend hinter dem Ladentisch zu stehen, bald Kaffee und Zucker, bald Grütze und Pflaumen und was Alles sonst noch abzuwiegen, scheint allerdings nicht die befriedigendste Beschäftigung für eine junge Künstlerseele zu sein. Doch Ausharren führt mitunter auch unter den ungünstigsten Verhältnissen zum Ziel und auch die prosaischste Seite des Lebens hat ihr Theilchen Seele, das sich künstlerisch oder poetisch verwerthen läßt. Das mochte auch Daniel im Stillen gedacht haben, der trotzalledem mit seiner künstlerischen Sehnsucht nicht brechen konnte. Und wirklich sprach der Beruf zu laut in ihm. Wenn endlich die Erlösungsstunde schlug, wenn am Abend der Laden geschlossen wurde und der lange Abendsegen gesprochen war, eilte er auf sein Stübchen und zeichnete so lange, bis das Talglicht niedergebrannt oder die Augen schlaftrunken den Dienst versagten. Anfangs hatte er nach Kupferstichen gezeichnet, dann aber, als diese nicht mehr zu erlangen waren, machte er sich an seine lebende Umgebung, an die Kunden des Geschäfts, denen es an Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit der äußeren Erscheinung nicht gefehlt haben wird, auch an die Principalin selbst. Kurz, Alles wurde gezeichnet und zu zeichnen versucht, was irgend wie dazu geeignet schien. Seinem aufmerksamen, stets beobachtenden Auge entging nichts. Sogar während der Predigt in der Kirche folgte er diesem Trieb, indem er sich die Bilder an den Wänden dadurch in's Gedächtniß zu prägen suchte, daß er ihre Umrisse mit dem Finger in der Handfläche oder auf dem Deckel des Gesangbuchs wiederholt nachahmte, um sie zu Hause aufzeichnen zu können. Ohne Zweifel haben gerade diese frühen Uebungen des Formgedächtnisses nicht wenig dazu beigetragen, seinen Blick für das Charakteristische an den Dingen zu schärfen; denn um sich eine Form einzuprägen, muß man sich zunächst Dasjenige besonders merken, was sie am meisten von anderen Formen unterscheidet, was beim Künstler bald bewußt, bald unbewußt geschieht, je nach der Eigenartigkeit der Begabung.

Ein Glück für ihn war es, daß er 1743 nach Berlin kam, wo er bei seinem Onkel Ayrer als Buchhalter eintrat. Dieser bekam alsbald eine sehr günstige Meinung von seinen künstlerischen Anlagen und gab ihm den Maler Haid zum Lehrer, unter dessen Einfluß bei ihm der Entschluß reifte, dem kaufmännischen Berufe zu entsagen und sich ganz der Kunst zu widmen — im achtundzwanzigsten Lebensjahre immerhin ein gewagter Schritt, besonders unter seinen Verhältnissen, denn die Tochter des Berliner Goldstickers Barez, die schöne Jeanne, hatte bereits sein Herz so sehr gefesselt, daß er ernstlich daran dachte, sie zum Altar zu führen. Daniel war ein energischer, beharrlicher Charakter. Er führte durch, was er sich vorgenommen. Ueber seine Liebe vergaß er nicht seine Kunst und über seine Kunst nicht seine Liebe. Den Tag über malte er lediglich für den Broderwerb Emailbilder — zum Schmuck der Dosen — und Miniaturbildnisse von zarter und sauberer Behandlung, Abends aber zeichnete er in der Privatkunstschule von Rode nach dem lebenden Modell. Und was ihm dann noch von Mußestunden verblieb, verwendete er auf seine wissenschaftliche Ausbildung und die Erlernung fremder Sprachen.

Mitten in diesem Werden und dieser vielseitigen Thätigkeit — 1755 — verheirathete er sich. Nun galt es erst recht zu schaffen und zu streben, um den vermehrten häuslichen Bedürfnissen zu genügen, ohne die höheren Ziele der Kunst darunter leiden zu lassen. Recht schwer mag ihm dies geworden sein, als im folgenden Jahre der siebenjährige Krieg ausbrach. Halbe Nächte hindurch saß er bei der Arbeit, bemüht durch verdoppelten Fleiß den Ausfall in seinen Einnahmen auszugleichen. Gewiß ist dies bei anderen Arbeiten leichter als bei künstlerischen, welcher Art von Kunst sie auch angehören mögen. Man soll ihnen nicht die Noth und Sorgen ihres Schöpfers, nicht einmal das Mühevolle ihrer Herstellung anspüren. Aus der vollen unbekümmerten Hingebung an den Gegenstand, aus der heiteren, friedensseligen Weihestunde des Geistes sollen sie hervorgegangen scheinen, und müssen es auch sein; dazu bedarf der Künstler in hohem Grade der Kraft, in den Stunden seines Schaffens nur seinem inneren Wesen zu leben und sich von Allem zu isoliren, was ihn darin stören könnte.

Daß dies oft seine argen Schwierigkeiten hat und daß der Künstler trotz seines heiligsten Strebens so gut wie andere Menschenkinder auch den maßgebenden Factoren des äußeren Lebens Rechnung zu tragen gezwungen ist, wird auch der höchstfliegende Idealist zugeben müssen, ja, er wird es in der Ordnung finden. Auch unser Daniel Chodowiecki ist ohne Zweifel oft in dieser Lage gewesen. Aber er war eine praktische Natur und wußte sich zurecht zu finden. Er hatte ja in seiner kaufmännischen Carrière Buchhalten gelernt und kannte den großen Unterschied zwischen Soll und Haben und die außerordentlich wichtige Rolle, die diese Beiden im irdischen Dasein spielen. Er zeichnete und radirte, was die Zeit brachte und wie sie es brachte, wenn es nur irgendwie ein Stück Leben eigenthümlicher Art bot. So stach er während des siebenjährigen Krieges eine Menge kleinere und größere Episoden aus den Zeitereignissen und Tagesbegebenheiten, darunter die russischen Gefangenen in Berlin, ein jetzt sehr seltenes Blatt. Aus den an sich unbedeutendsten Motiven wußte er durch seine Auffassung und geistvolle Zeichnung reizende Kunstblätter, bald gemüthlicher, bald graciöser, bald humoristischer Art, zu machen. Hier ist es ein alter lesender Bauer, dort sind es Bettelbuben und Soldatenweiber, Herumtreiber und Würfelspieler, die er uns vorführt; ein anderes Mal elegante hochfrisirte Frauen mit Reifrock in überaus zierlicher Tournüre, daneben nicht minder zierliche Herren mit Haarbeutel und Chapeauclaque; dann wieder Soldaten, Kammermädchen, Bedienten und Kinder in der Tracht seiner Zeit. Und gerade diese meist kleinen, mit der Radirnadel ausgeführten Arbeiten sind es, die ihn in sein eigentliches Gleis brachten.

Fast zehn Jahre hatte er in dieser Weise gearbeitet, als er sich zu einem Gegenstande von größerem Umfange hingezogen fühlte, der schon an sich durch das höchst Tragische und Rührende

seines Inhalts die Sympathien des Publicums in außerordentlichem Grade für sich hatte. Alle Welt sprach damals mit Theilnahme und Entrüstung von dem an dem Kaufmann Jean Calas zu Toulouse verübten Justizmorde. Man hatte ihn nach vorhergegangener Tortur hingerichtet, weil er beschuldigt worden war, seinen angeblich zum Katholicismus übergetretenen Sohn ermordet zu haben. Der junge, an Schwermuth leidende Mann war in dem Waarenmagazine erhängt gefunden worden. Religiöser Fanatismus bemächtigte sich des traurigen Falls und beutete ihn aus. Die Geistlichkeit that alles Mögliche, um das Volk aufzuregen, besonders die Mönche, und das Parlament zu Toulouse war so schwach und leichtsinnig, auf die Aussagen theils in Fanatismus befangener, theils bestochener Zeugen hin, mit acht Stimmen gegen fünf das Todesurtheil zu fällen und vollstrecken zu lassen — an einem bisher als wohlwollend und rechtschaffen bekannten und mit den Seinigen im besten Einverständniß lebenden Manne. Die ganze Familie stürzte in's Unglück. Ihr Vermögen wurde confiscirt. Da wandte sich die nach der Schweiz geflohene Wittwe an Voltaire; dieser nahm sich ihrer an und brachte, unter Beihülfe einiger Juristen, es durch seine energische Agitation dahin, daß das Parlament zu Paris den Proceß einer strengen Prüfung unterwarf. Und Calas und seine Familie wurden für vollkommen unschuldig befunden.

Chodowiecki wählte den Moment des Abschiedes des unschuldigen Calas von seiner Familie. Eben wird der Unglückliche gefesselt. Die Kinder umringen ihn weinend. Er weist mit liebevoller Geberde auf die ohnmächtig hingesunkene Mutter, welcher ein Freund des Hauses und die alte Magd beistehen. Soldaten, hinter denen Mönche hereinblicken, halten die Thür besetzt. Die Scene ist klar ausgesprochen, der Ausdruck in den Bewegungen und den Köpfen lebendig und rührend. Das Blatt zündete und förderte Chodowiecki's Ruf und Ruhm außerordentlich.

Von allen Seiten gingen ihm nun Aufträge zu Stichen und Radirungen zu. Es ist geradezu erstaunlich, wie er allen zu genügen vermochte. Kaum irgend ein Buch erschien, wozu er nicht etwas geliefert hätte, und wäre es auch nur eine Vignette gewesen. Freilich ist auch Vieles darunter, was unseren heutigen Anforderungen nicht im Entferntesten entspricht. Für Ritter- und Heldengestalten, so wie für alles Romantische, Mythologische, Allegorische und selbst für das Historische fehlte ihm die Anschauung, das Verständniß. Auch die malerische Auffassung des Landschaftlichen und des Architektonischen lag ihm fern. Er versteht das Leben und die Menschen nur da, wo er sie in der allernächsten Nähe gesehen; da aber, im Focus seines Gesichtskreises, erkennt und ergreift er sie mit großer Feinheit und mit seelischem Verständniß. Und sein geistreicher Zeitgenosse Lichtenberg hat gewiß Recht, wenn er von ihm rühmt, er wisse auch in den kleinsten Figuren Seelen darzustellen und erscheine darum lehrreicher, als mancher der Romane, zu denen er die Illustrationen geliefert.

Es ist hier nicht der Ort, auch nur einen Theil seiner besten Schöpfungen einzeln anzuführen. Die Gartenlaube ist ja kein Kunstfachjournal. Die Gesammtzahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als Dreitausend. Es mag genügen, zu sagen, daß er die Werke fast aller seiner großen deutschen Zeitgenossen illustrirt, so von Gellert, Lessing, Schiller, Goethe, Voß, Basedow, Pestalozzi und Anderen, außerdem noch nach eigener poetischer Erfindung eine große Zahl von Blättern geschaffen hat, in denen er das bürgerliche Leben seiner Zeit theils in den unterhaltendsten und ergötzlichsten Variationen schildert, theils es in scherzhafter, wohlwollender Weise persiflirt. Darüber kam er freilich nur sehr selten zur Oelmalerei, doch zeigen seine wenigen hinterlassenen Bilder — Genrestücke in der Weise Watteau's und Lancret's — eine präcise Behandlung und mitunter einen feinen sonnigen Silberton in der Farbe.

Auch in das Innere seines eigenen Familienlebens führt er uns wiederholt ein. Eines der frühesten Blätter dieser Art ist dasjenige, welches diesem Artikel in einem vortrefflichen Holzschnitte nach einer Originalzeichnung des Künstlers beigegeben ist, die sich in der überaus vollständigen und aus den schönsten Exemplaren bestehenden Chodowiecki-Sammlung des Verlagsbuchhändlers Herrn Dr. Engelmann in Leipzig befindet. Die

Am Familientisch.

Nach einer Originalzeichnung von Daniel Chodowiecki aus der Sammlung des Herrn Dr. W. Engelmann in Leipzig, auf Holz übertragen von A. Neumann.

Digitized by Google

Zeichnung trägt das Datum vom 3. November 1758, zeigt uns also Chodowiecki's häusliches Leben ein paar Jahre nach seiner Verheirathung. Die Abendstunden scheinen bereits vorgerückt und des Tages Geschäfte und Sorgen allerseits erledigt. Man ruht aus, spielt, plaudert, erholt sich. Links sitzt der Künstler selbst, behaglich die Beine vor sich hinstreckend. Ich glaube, er beobachtet weniger das Kartenspiel der Frauen und Mädchen, als deren Haltung, Geberden und Mienen. Zunächst neben ihm sitzt seine junge Frau, ein interessantes Profil und einen schönen Augenaufschlag zeigend, neben dieser seine Schwiegermutter. Die beiden Damen gegenüber sind muthmaßlich seine Schwestern, und die stehende schlanke Gestalt, die uns den Rücken zuwendet und liest, ist wohl seine Schwägerin, die Frau seines nebenan sitzenden Bruders Gottfried, der etwas schläfrig dareinschaut und seinen eigenen Gedanken hingegeben scheint.

„Was ist denn," wird vielleicht mancher unserer Leser fragen, „so vorzüglich, so außerordentlich an diesem Bilde? Haben wir nicht heutigen Tages Hunderte von Künstlern, die solche Scenen mindestens ebenso anschaulich und noch interessanter darstellen?" Ohne Zweifel, aber an Schlichtheit und Anspruchslosigkeit der Auffassung und an Feinheit der Zeichnung bei solcher Einfachheit werden doch nur Wenige den Meister des vorigen Jahrhunderts übertreffen.

„An Feinheit der Zeichnung?" frug mich einst erstaunt eine Dame, als ich bei einer anderen Gelegenheit mich ähnlich ausdrückte. Es stellte sich heraus, daß sie unter „feiner Zeichnung" eine glatte, sauber gestrichelte, sorgfältig ausschattirte verstanden hatte. Ich meinte nun allerdings etwas ganz Anderes. Und was? Das möchten vielleicht auch einige Leserinnen und Leser der Gartenlaube wissen. Es ist Das nicht so leicht zu definiren, doch ich will es versuchen. Unter „feiner Zeichnung" in höchster Potenz verstehe ich eine solche, die alle jene, oft für das ungeübtere Auge des Nichtkenners kaum bemerkbaren, feinen Formbewegungen wiedergiebt, welche sich innerhalb der größeren Formengestaltungen — als letzte und leiseste Lebensäußerung gewissermaßen des verborgenen Pulsschlages der Natur — offenbaren. Ich sage: in höchster Potenz, gebe also mittlere Potenzen zu, in denen die feine Zeichnung zwar nicht alle jene feineren Formbewegungen wiedergiebt, aber doch den wesentlichsten Theil derselben. So kann eine bloße Contourzeichnung mit Recht fein genannt werden, wenn sie alles Dasjenige giebt, was sich im Contour geben läßt. Andererseits kann eine ausgeführte Zeichnung streng und vollständig correct und dennoch nicht fein gezeichnet sein. Endlich möchte ich nicht behaupten, daß Chodowiecki in vorstehender Gruppe eine feine Zeichnung in höchster Potenz geliefert, immer aber eine Zeichnung von seltener Feinheit. Und nun Verzeihung, daß ich diese ästhetischen Spitzfindigkeiten hier herbeigezogen.

Noch sei mir gestattet, eines späteren Blattes aus dem Familienleben des Künstlers kurz zu erwähnen, für diesmal weniger wegen seines bedeutenden Kunstwerths, den es anerkanntermaßen hat, als weil es hier eine biographische Ergänzung bildet. Er nennt es: le cabinet d'un peintre. Wir sehen ihn hier als glücklichen Familienvater und als wohlsituirten Künstler. Fünf liebenswürdige Kinder bilden, mit der Mutter am Tische sitzend, eine reizende Gruppe, die der Vater, der unweit davon am Fenster sitzt, eben zu zeichnen im Begriff ist. Ich denke, er bereut es heute nicht, die kaufmännische Thätigkeit dem Künstlerberuf geopfert zu haben.

Aus dem ehemaligen Ladengehülfen ist jetzt ein weit und breit berühmter, mit gewinnreichen Arbeiten gesegneter Künstler geworden. Da überkommt ihn die Sehnsucht, einmal seine alte Mutter und seine beiden Schwestern, die er in Danzig zurückgelassen, wiederzusehen. Durften doch beide Theile ein freudiges Wiedersehen erwarten. Dreißig Jahre lagen dazwischen. Damals war eine Reise von Berlin nach Danzig ein großes gefahrvolles Unternehmen. Wie er sie angetreten, wie er feierlichen Abschied von den Seinigen genommen, wie sein Gaul ausgesehen — denn nach der Sitte seiner Zeit machte er die Reise zu Pferde — mit was für zum Theil seltsamen Leuten er zusammengetroffen, was für Quartiere er gefunden, welche kleinen Abenteuer er bestanden, wie er endlich bei dem elterlichen Hause angekommen, und wie er dort die schon erwähnten beiden Bäume, die sein Vater gepflanzt, noch frisch und kräftig vorgefunden, und schließlich von Mutter und Schwestern empfangen und liebevoll umarmt wird: das Alles erzählt er in einem Tagebuch, das er nicht geschrieben, sondern auf gerade hundert Blättchen meist mit der Feder gezeichnet. Auch erzählt er von den Besuchen, die er in Danzig bei hohen Personen, beim Fürsten Primas, beim Prediger, bei angesehenen Kaufleuten, bei dem überaus schönen Fräulein Ladikowska rc. gemacht, wie er empfangen und eingeladen worden und was für Leute er portraitirt. Dieses originelle Tagebuch, das bis vor Kurzem von seinen Nachkommen als Familienschatz aufbewahrt wurde und sich jetzt in der Berliner Akademie-Bibliothek befindet, der es von der letzten Trägerin seines Namens überwiesen wurde, versetzt uns recht mitten in seine sinnige und gemüthliche Lebensanschauung, die, stets beobachtend, eine Freude darin findet, die Außenwelt mit all ihren kleinen Abwechselungen in den Charakteren und Scenen in sich aufzunehmen und künstlerisch festzuhalten.

Am Spätabend seines Lebens, bereits einundsiebenzig Jahre alt, wurde dem Meister noch die Ehre zu Theil, die höchste Kunststelle im preußischen Staate als Director der Berliner Kunstakademie, an der er viele Jahre Vicedirector gewesen, zu bekleiden. Wohl schwerlich ahnte er, als er am 7. Februar 1801 seine Augen im Tode schloß, den mächtigen Umschwung der Kunst des eben anbrechenden Jahrhunderts zur entgegengesetzten Richtung, zum Großartigen und Idealen, zur Poesie des Erhabenen in der Weltgeschichte und im Empfindungsleben der Menschenseele. — Welche Richtung den Anschauungen unserer Zeit näher liegt, ist unschwer zu entscheiden.

Lorenz Clasen.

Das Jugend-Eldorado eines großen Königs.

„Rheinsberg, das göttliche, himmlische Rheinsberg, das Eden des jungen Friedrich des Großen", oder „die schönen, goldenen Tage von Rheinsberg", oder auch „die Oase in der Wüste der Mark", so könnten wir die unsere Zeichnung begleitenden Worte beginnen. Wozu? Vielleicht der größte Theil der Leser der Gartenlaube weiß längst, daß die Mark nicht so schlimm ist, wie ihr Ruf, und daß es auch im classischen Italien, dem gelobten Lande der Touristen und Enthusiasten, langweiligere und reizlosere Strecken giebt, als in der Mark, die mit ihrem Reichthum an schilfumkränzten Seen in ihren dunklen Kiefern- und sonniggrünen Buchenforsten dem Auge und Herzen mannigfache Abwechselung zu bieten im Stande ist.

So wollen wir denn mit nüchternem Verstande an Rheinsberg herantreten, ohne allen übertreibenden Touristenenthusiasmus dem Leser vorzuführen suchen, was wir gefunden, und nichts mehr, damit uns kein Vorwurf gemacht werde, dem neugierigen Wallfahrer kommender Tage mehr versprochen zu haben, als wir verantworten können.

Eine Vorliebe für jene Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welcher der knospende Genius desselben seinen schönsten und goldigsten Jugendtraum in Rheinsberg träumte, hatte uns längst schon mit dem sehnsüchtigen Verlangen erfüllt, die Stätte zu besuchen, wo der geistvolle Fürst und Dichter in geheiligtem Bunde mit gleichgesinnten Genossen seiner Jugend, scheinbar unter der Maske der Poesie und Romantik tändelnd, sich vorbereitete zu dem ernsten großen Werke, dessen Erfüllung Europa staunen machen sollte über den kleinen „Marquis de Brandebourg".

Ueber Neustadt an der Dosse per Eisenbahn und von dort per Omnibus über Neu-Ruppin machten wir vor zwei Jahren einen Ausflug nach Rheinsberg. In Neu-Ruppin nahmen wir einen kurzen Aufenthalt. Dort, wo bekanntlich das Regiment des Kronprinzen Friedrich stand, finden sich noch interessante Spuren seines Aufenthalts. In der alten, verwitterten, mächtigen Stadtmauer sieht man ein jetzt vermauertes Pförtchen im Stile des vorigen Jahrhunderts, einfach und edel in den Linien, durch welches Friedrich von seinem Palais aus die Stadt ver-

ließ, um im angrenzenden sogenannten Tempelgarten seine Abende in einer Art von halboffenem Tempel mit seinen Freunden und Officieren des Regiments zuzubringen. Herr Gentz, Bruder des bekannten Malers in Berlin, der jetzige Besitzer dieses reizenden, höchst malerischen Gartens, hat es sich angelegen sein lassen, die historischen Erinnerungen, die sich an dieses Fleckchen Erde knüpfen, in pietätvollster Weise zu pflegen. Der Tempel ist im Innern mit Reliquien und Möbeln jener Zeit ausgestattet, und die Umgebung desselben hat Herr Gentz im Geiste der Zeit mit plastischen Marmor- und Sandsteingruppen, Einzelfiguren und Vasen zu bevölkern gewußt, so daß der überraschte Beschauer eine Schöpfung aus der Blüthezeit der Allongeperrücke und des Zopfes vor sich zu sehen glaubt. Für den Maler der Zeit des vorigen Jahrhunderts ist dieser Garten ein reicher Fundort für Motive und Detailstudien, und hat Herr Gentz sich schon dadurch ein bleibendes, nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben.

Rheinsberg selbst ist ein Städtchen von etwa über zweitausend Einwohnern; bisher von allem Verkehre abgeschnitten, mußte es sich selbst genügen und genügte sich selbst. Man lebt dort ruhig und harmlos und läßt die Zeiten an sich vorüberziehen, bis sie einmal etwas Neues und Besseres mit sich bringen. Solche Tage scheinen nun bald für Rheinsberg mit dem erleichterten Verkehre, mit der in's Leben tretenden Verbindung des Ortes mit der übrigen Welt herankommen zu wollen; ob es dann noch so gemüthlich und idyllisch sein wird, wenn die schattigen Kastanienalleen des Marktes und des Triangelplatzes von staubigen Berlinern durchwimmelt werden, wenn in Rheinsberg Wohnungsnoth die ewige Parole des Tages sein wird? Wir lieben das Rheinsberg, wie wir es gefunden haben, einsam, etwas verkommen, wie einen Ort, der einst bessere Zeiten gesehen, aber umwebt von jenem elegischen Hauche dahingegangener, unwiederbringlicher Tage des Glanzes und des Glücks. —

Ueber das Schloß und den herrlichen Park ist schon Manches bekannt geworden, wie auch die Gartenlaube in der letzten Nummer des Jahrgangs 1862 dem Leben in Rheinsberg zur Zeit Friedrich's, des Kronprinzen, einen eigenen Artikel gewidmet hat. Nach allen diesen Schilderungen und Fontane's liebenswürdigem Führer durch die Mark noch etwas über Rheinsberg sagen zu wollen, wäre unnöthig; darum verzichten wir darauf und beschränken uns, die einzelnen Bilder, die unsere heutige Zeichnung uns vorführt, zu erläutern.

Während das Mittelbild uns die Ansicht des Schlosses in seiner heutigen Gestalt von der Seeseite wiedergiebt, zeigt uns die einem gleichzeitigen Kupferstiche entnommene Ansicht darüber das Schloß des Kronprinzen Friedrich, wo noch die Thürme frei sind von den plumpen Ziegeldächern, welche die moderne Barbarei an die Stelle der zierlichen Traillenbrüstungen gesetzt hat; überhaupt ist und wird an dem reizenden Schlößchen viel gesündigt durch sogenannte Reparaturen, die leider mehr zerstören, als sie repariren, durch den beliebten, womöglich alljährlich wiederholten fingerdicken Anstrich selbst der Sandsteinsäulen, der Verbindungscolonnade, ja sogar der darin in Nischen aufgestellten Amorettengruppen.

Das Herz des Kunst- und Alterthumsfreundes möchte bluten, wenn er sieht, wie auf Schritt und Tritt muthwillig zerstört und modernisirt wird, wo es doch im Interesse der Sache läge, in Pietät für die Bedeutung des Ortes Das zu erhalten, was leicht und mit geringen Opfern zu erhalten wäre.

So sind z. B. in dem in reizenden Verhältnissen von Knobelsdorf, dem Erbauer des Schlosses, geschaffenen Concertsaale, von dem wir rechts vom Mittelbilde eine kleine Skizze geben, die figürlichen Thürfüllungen, welche ursprünglich vergoldet gewesen, plump mit dicker grauer Farbe überstrichen und dadurch fast unkenntlich gemacht worden Das noch ziemlich gut erhaltene Deckengemälde dieses Saales, von Pesne gemalt, ist groß gedacht. Pesne hat in seinem Bilde, das den Sieg des Sonnengottes und des Lichts über Nacht und Finsterniß darstellt, in prophetischer Weise der Geschichte, die sich damals noch nicht erfüllt hatte, vorgegriffen, indem er dem Sonnengotte die Züge Friedrich's lieh und hiermit die neue Aera vorausgesagt hatte.

Links vom Mittelbilde sehen wir das Studirzimmer Friedrich's des Großen, des Verfassers des Antimachiavell. Auch hier ist Manches gefrevelt worden. Die Wände sind mit einem dicken Anstrich von graugrüner Leimfarbe bedeckt; von den Möbeln scheinen uns nur der zierliche Schreibtisch, die Banquettes in den Fensterbrüstungen, sowie ein Marmortischchen links von der Thür echt zu sein. Die Consolen der Büsten gehören einer bei Weitem späteren Zeit an; die Möbelüberzüge, sowie der Ueberzug der Schreibtischplatte sind vernichtet, wahrscheinlich Opfer der Reliquiensammler geworden.

Die Aussicht aus dem Mittelfenster ist bezaubernd schön und findet ihren Abschluß jenseits des Sees in dem vom Prinzen Heinrich dem Andenken des Prinzen Wilhelm August errichteten Obelisken.

Der Umstand, daß der Kronprinz in Begleitung seiner beiden Söhne in diesem Jahre Rheinsberg einen Besuch abgestattet, dürfte wohl vielverheißend sein für die schon früher gehegte Hoffnung, daß die Tage nicht mehr fern sind, wo die Gestade des Rheinsberger Sees sich wieder der bleibenden Gegenwart eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses erfreuen werden. Wenn man verschiedenen, durch die Zeitungen laufenden Gerüchten trauen darf, so wäre über das Schloß bereits zu Gunsten des Prinzen Heinrich disponirt, was denn allerdings den kühnsten Wünschen der Rheinsberger die Krone aufzusetzen geeignet sein möchte.

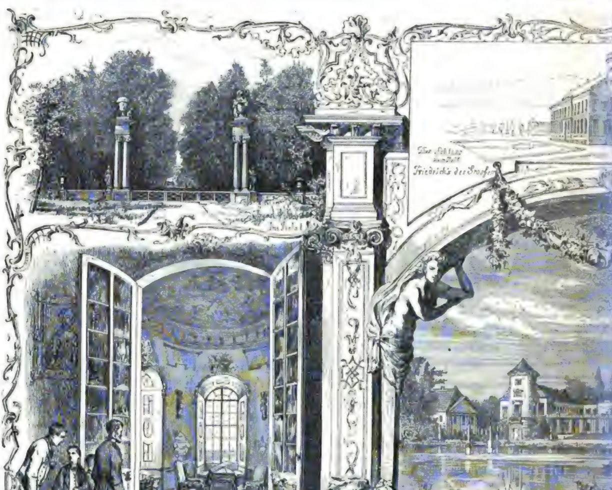
Bei Gelegenheit des eben erwähnten Besuches des Kronprinzen gewann dieses Studirzimmer Friedrich's des Großen ein neues historisches Interesse durch eine That „unseres Fritz", die wir, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu sein, uns nicht versagen können der Oeffentlichkeit hiermit zu übergeben.

Nachdem der Kronprinz in Begleitung seiner Söhne, der Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich, und des Militär-Gouverneurs derselben, Generalmajor von Gottberg, gegen zehn Uhr im Schlosse zu Rheinsberg ohne vorherige Anmeldung angekommen war, hatte er die Behörden empfangen und war, so zu sagen, den im Schlosse versammelten Herren plötzlich entschwunden. Man suchte und fand schließlich den Kronprinzen im Studirzimmer Friedrich's des Großen mit den jugendlichen Prinzen eigenhändig beschäftigt, mit Hülfe von einigen Resten der Möbelüberzüge und einem Napfe voll Wasser, die dicke, schon erwähnte, graugrüne Farbendecke der Wände unterhalb der Büsten und Consolen abzuwaschen. Zu großer Freude der emsig Arbeitenden zeigte sich auch sehr bald unter der Schicht eine Malerei, welche goldene Blumenvasen zeigt. (Auf unserer heutigen Zeichnung ist die Stelle angegeben.)

Es mag ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein, die hohen Herrschaften bei einer solchen Arbeit zu überraschen und des Kronprinzen scherzenden Ausruf zu vernehmen: „Was nur die Hofkammer dazu sagen wird!" Die Zeit, welche sehr knapp wurde, ließ die hohen Gäste ihr Werk nicht vollenden; die Spuren ihres Waltens werden aber bleiben und, hoffen wir, Denjenigen, die bisher nur zerstören konnten, ein Fingerzeig sein, in Zukunft zu erhalten und wiederherzustellen.

Für einen sachkundigen Künstler wäre es eine schöne begeisternde Aufgabe, das Schloß, wie auch den Park seiner Geschichte und Vergangenheit würdig wieder herzustellen, und es ließe sich wahrlich bei der ursprünglich bescheidenen Anlage des Ganzen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ein hübsches Resultat erzielen, wenn man frei und unbehindert von der bureaukratischen Commissionsknebelmaschinerie arbeiten könnte — ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung unter den obwaltenden Verhältnissen wohl zu den Unmöglichkeiten dieser Welt zu rechnen sein dürfte.

Zur weiteren Beschreibung unserer Zeichnung zurückkehrend, sehen wir oben links den Eingang zum Park von der alten Ruppiner Landstraße her; die Anordnung dieses Eingangs ist dieselbe, wie bei dem zum Park von Sanssouci, welch letzterer nur in größerem Maßstabe ausgeführt ist. Rechts oben der sogenannte Salon, eine offene Halle, die, früher zu Diners und Soupers im Park benutzt, links und rechts noch kleinere Flügel hatte, welche man noch zur Zeit des Prinzen Heinrich entfernt hat. Den dieses Gebäude umgebenden, mit Anlagen und Blumengruppen geschmückten offenen Platz zieren die Marmorfiguren der vier Jahreszeiten, und von hier aus führt eine breite, schattige Allee nach der Grotte der Egeria, die wir unten links abgebildet sehen. Jeder Schmuck derselben, bestehend in Muschelwerk aller Art, sowie die Figur der Egeria sind verschwunden, und der Ort macht einen



Schloß Rheinsberg, und seine Umgebungen.

tur aufgenommen von Prof. Doepler in Berlin

melancholischen, verkommenen, elegischen Gedanken raumgebenden Eindruck. Die Mittelansicht unten zeigt uns die sogenannte Sphinxtreppe mit zwei trefflich gearbeiteten Sphinxen, die eine Allee von alten Tannen begrenzen, welche nach dem oben erwähnten Parkeingang führt. Ein Parterre am Fuße der Treppe, welches in früheren Zeiten mit Orangerie besetzt war, zeigt jetzt nur zwei schmale Streifen gut gepflegter Blumenbeete, auf welchen prachtvolle Stockrosen mit dem herrlichen Grün der umgebenden beschnittenen Buchenwände brillante Farbeneffecte bilden; am Ende dieser Blumenbeete stehen die zu beiden Seiten der Zeichnung abgebildeten Gruppen, die eine Apoll und Daphne, die andere den Raub der Proserpina darstellend; beide Statuen sind sehr verstümmelt, aber dafür desto malerischer in Farbe und Wirkung.

Unten rechts sehen wir eine der verschiedenen im Park zerstreuten Vasen, umgeben von einer charakteristischen Baumpartie.

Die Vasen links und rechts der beiden Figuren-Gruppen befinden sich auch im Parke. Die zwei den Bogen stützenden Karyatiden, sowie die übrigen Details der Zeichnung sind alle dem Schlosse entnommen.

Was nun das Leben in Rheinsberg selbst anbetrifft, so kann man sich wohl kaum einen reizenderen Ort behufs einer Sommerfrische denken, als gerade dieses begnadete Fleckchen märkischen Bodens. Vor dem Rathskeller in unmittelbarer Nähe des Schlosses wölben sich hundertfünfzigjährige Kastanien zu einem grünen, schattigen Dache für den Müden, den Hungrigen und Dürstenden. Während unseres Aufenthaltes vor zwei Jahren und diesen Sommer haben wir fast jede Mahlzeit dort im Freien eingenommen und uns bei herrlichem Lindower Bier und freundlicher Gesellschaft Rheinsberger Einwohner wohl sein lassen.

Eine reizende Partie müssen wir noch erwähnen, nämlich die nach der Remus-Insel, so genannt nach einer alten Sage, die, toll genug, Remus, den Bruder des Romulus (Beide einer der ältesten Gründerfamilien angehörend), mit der Mark in Verbindung setzt und denselben dort begraben wissen will — eine Sage, die in einer Zeit, welche für Romantik aller Art so empfänglich war, wie die des vorigen Jahrhunderts, allen Ernstes aufgenommen wurde, so daß man selbst den Namen Rheinsberg auf das ursprüngliche Remusberg zurückzuführen bemüht war und der Kronprinz Friedrich sich selbst nicht ungern den Gärtner von der Remus-Insel nannte.

C. F. D.

Der Fels der Mutter.

Historische Skizze von Fr. Fr.

Der Leser möge dem Verfasser, ehe derselbe seine kurze Erzählung beginnt, wenige Worte zur Einleitung gestatten. In einer Zeit, in welcher der durch die Jesuiten geschürte Kampf ganz Deutschland bewegt, in welcher die Jesuiten und Ultramontanen unter dem Schleier der Religion die politische Fahne aufpflanzen, in der sie zu den schärfsten Waffen greifen, um ihre erschütterte Macht wiederzuerlangen und die Reste derselben aufrecht zu erhalten, in der sie alle ihnen zu Gebote stehenden Hülfstruppen in's Feld führen, um gegen die Freiheit des Glaubens und des Geistes zu kämpfen — in einer solchen Zeit ist es auch Pflicht des Erzählers, sich offen auf die Seite der guten Sache zu stellen und diese selbst durch die Unterhaltung, welche er bietet, zu vertheidigen.

Dieser kleinen Erzählung liegt eine entschiedene Tendenz zu Grunde, der Verfasser fügt aber sogleich hinzu, daß durch die Tendenz die Wahrheit in keiner Weise beeinträchtigt wird. Er will den Lesern eine Episode aus dem Treiben der Jesuiten vorführen, die auf das Deutlichste zeigt, wie diese Jünger des so gefährlichen Ordens vor keinem Mittel zurückschrecken, wie sie unter der Maske der Frömmigkeit und des frommen Strebens zu jeder Handlung fähig sind.

Im vorigen Jahrhundert schickten die Jesuiten zahlreiche Ordensbrüder als Missionäre nach Südamerika, um das Christenthum unter den Ureinwohnern jenes Landes zu verbreiten, vor Allem aber auch, um dem Orden dort neue Hülfsquellen zu eröffnen und seine Macht zu verstärken. Diesen letzten Zweck haben die Missionäre ganz besonders vor Augen gehabt, denn sie zogen den Handel in jenen Gegenden an sich und erwarben ihrem Orden dadurch große Reichthümer. Während sie, was sich nicht leugnen läßt, ein Stück europäischer Cultur in jene unwirthbaren Gegenden trugen, brachten sie zugleich viel Unheil mit sich. Ganze Stämme der Wilden wurden durch den Haß, den sie unter denselben entflammten, vernichtet; sie impften den Wilden Laster und Leidenschaften ein, die denselben bis dahin unbekannt gewesen waren. Während die Missionäre die Wilden zu taufen suchten, um sie für die Religion zu gewinnen, deren höchstes und edelstes Princip die Liebe ist, verfuhren sie oft in so grausamer Weise, daß man mit Abscheu sich von ihnen wenden muß. Der Zweck heiligt bei ihnen ja das Mittel.

Einen solchen Fall wollen wir erzählen.

Am westlichen Ufer des Atabapo, eines Nebenflusses des Orinoco in Venezuela, erhebt sich eine Granitkuppe, welche einst den Namen „Der Fels der Guahiba-Indianerin" oder „Der Fels der Mutter", „Piedra de la madre", führte, weil er Zeuge gewesen war der rührenden Mutterliebe einer Wilden und zugleich einer herzlosen, teuflischen Grausamkeit eines Missionärs, des Präsidenten der Missionscolonie San Fernando am Ufer des Orinoco, wo der Guiwara sich in denselben ergießt.

Die Missionäre von San Fernando hatten Indianer von der kriegerischen Nation der Guaypunabis durch Geschenke an sich gelockt, theils um durch sie gegen die Indianer anderer Stämme geschützt zu werden, theils um sich derselben zu verschiedenen Unternehmungen zu bedienen, zu denen sie selbst weder den Muth, noch die Kraft, noch die Erfahrung besaßen. Die frommen Patres, welche die Religion der Liebe unter den Wilden verbreiten sollten, benutzten oft die ihnen ergebenen Indianer, um mit ihnen die Hütten von Indianern anderer Stämme zu überfallen und namentlich die Kinder zu rauben, die sie dann tauften und auf ihren Missionen als Sclaven benutzten.

Selten wurde ein solcher Ueberfall ohne Grausamkeit ausgeführt. Die Männer und Frauen, welche ihre Kinder vertheidigten, wurden meist erschlagen, denn sie waren nicht zu Sclavendiensten zu benutzen, und die Missionäre hinderten auch die größten Grausamkeiten nicht; sie reizten sogar die Indianer dazu, da die geraubten Kinder in ihrem Besitze viel sicherer waren, wenn ihre Eltern erschlagen waren und keinen Versuch zu ihrer Befreiung mehr machen konnten. Mochten die spanischen Gesetze auch einen solchen Menschenraub verbieten, die Jesuiten kümmerten sich nicht um das Gesetz, wie sie sich stets über die ihnen unbequemen Gesetze hinweggesetzt haben, zumal wenn die Macht des Staates nicht stark genug war, dieselben aufrecht zu erhalten und die Uebertretung zu bestrafen.

Zu einem solchen Raubzuge war auch der Präsident der Mission San Fernando, ein frommer Pater, mit seinen ihm ergebenen Indianern ausgezogen. Er bedurfte Sclaven in seiner Mission, und sein Ruf stieg, wenn er einige Kinder der Wilden mehr getauft hatte. Daß diese Taufe eine erzwungene war, daß die Kinder geraubt waren und daß sich vielleicht blutige und grausame Thaten an die Taufe knüpften, das wurde natürlich in dem Berichte nicht erwähnt, den er über das Wachsen seiner Mission nach Europa sandte.

Er hatte sich mit den Indianern an den Guaviare begeben, und während er im sicheren Boote zurückblieb, durchsuchten die Indianer die Ufer. Bald hatten sie die Hütte eines Wilden vom Stamme der Guahibos entdeckt. Vorsichtig und geräuschlos wie Schlangen schlichen sie hinan, um die Bewohner der Hütte zu überraschen; sie mußten auf einen verzweifelten Kampf gefaßt sein, wenn ihr Ueberfall zu früh bemerkt wurde.

Als sie, zwischen Gebüsch und hohem Grase versteckt, sich der Hütte bis auf wenige Schritte genähert hatten, sprangen sie empor und stürzten auf die Hütte zu. In der Hütte befand sich jedoch nur eine Frau mit drei Kindern, von denen zwei noch nicht erwachsen waren. Sie bereiteten Maniocmehl.

An Widerstand war nicht zu denken, da der Vater am Flusse beim Fischfange beschäftigt war nnd von dem Ueberfalle der Seinen keine Ahnung hatte. Die Mutter suchte sich deshalb

mit ihren Kindern durch die Flucht zu retten. Die Indianer der Mission folgten ihnen jedoch gleich angelernten Bluthunden, und kaum hatten die Unglücklichen die Savane erreicht, so wurden sie von ihren Verfolgern eingeholt, nach kurzem Widerstande niedergeworfen, an Händen und Füßen gebunden und zu dem Boote geschleppt, in welchem der fromme Pater sie erwartete, erfreut über den glücklichen Erfolg der Menschenjagd. Drei junge Sclaven konnte er nun mehr in seiner Mission zählen, das Taufen der Geraubten machte ja ohnehin wenig Schwierigkeit.

In dem Boote wurde die Mutter mit den Kindern nach San Fernando gebracht, und der Präsident der Mission war der festen Ueberzeugung, daß es der Frau nicht gelingen werde, zu fliehen und zu Lande ihre Heimath wiederzufinden. Jene Gegenden, welche dichter Wald bedeckt, sind nämlich während eines großen Theiles des Jahres überschwemmt, und ein Durchdringen dieser überschwemmten Wälder ist in der Zeit fast nur in einem Boote möglich und mit den größten Beschwerden verbunden. Selbst die Indianer benutzen zu ihren Fahrten und Reisen nur die Flüsse und besuchen benachbarte Niederlassungen nie zu Lande, selbst wenn die Entfernung nur wenige Meilen beträgt. Der Pater hatte indessen die Liebe und den Muth einer Mutter nicht in Berechnung gezogen. Das unglückliche Weib hatte daheim noch mehrere Kinder, welche bei dem Ueberfalle mit ihrem Vater auf dem Fischfange gewesen waren. Zu ihnen und zu ihrem Gatten sehnte sie sich. Sie hatte nur den einen Gedanken, dem Vater die geraubten Kinder zurückzubringen, und mehrere Male entfloh sie mit den Kindern.

Der fromme Pater sandte ihr jedesmal seine zur Menschenjagd angelernten Indianer nach, welche die Unglückliche stets wieder ergriffen. Der Pater ließ sie auf das Unbarmherzigste peitschen, in der Hoffnung, daß sie nun ihr Verlangen aufgeben werde, allein die Mutterliebe war stärker. Mochte auch ihr Rücken wund und blutig geschlagen sein, die Sehnsucht nach ihrer stillen Hütte, nach ihren Kindern und ihrem Gatten wich nicht von ihr, und sie entfloh mit den Kindern auf's Neue.

Und wieder wurde sie von den Indianern eingeholt, zurückgeschleppt und auf den Befehl des Paters auf's Neue und Heftigste gepeitscht. Kein Mitleid mit der unglücklichen Mutter erfaßte ihn; er beschloß sogar, sie von ihren Kindern zu trennen und zu den Missionen am Rio Negro zu bringen. Von seinen Indianern begleitet, führte er sie den Atabapo hinauf. Sie war von den Mißhandlungen noch geschwächt. Deshalb nur leicht gebunden, saß sie auf dem Vordertheile des Fahrzeuges. Hinter ihr befanden sich ihre grausamen Peiniger. Niemand hatte ihr gesagt, welches Geschick ihrer wartete; es war ihr nicht mitgetheilt worden, daß sie von ihren Kindern getrennt werden sollte, allein ihr Auge war auf die Sonne gerichtet und aus dem Stande derselben erkannte sie, daß das Boot sie immer weiter von ihren Kindern und ihrer Heimath forttrug. Sie errieth den teuflischen Plan des frommen Paters, und Verzweiflung erfaßte sie. Langsam lockerte ihre Hand die Bande, welche sie fesselten — endlich gelang es ihr, dieselben abzustreifen; sie sprang empor, stürzte sich in den Fluß und schwamm dem linken Ufer zu. Die Strömung trug sie an eine Felsbank, welche später ihren Namen trug. Von dort aus gelang es ihr, das Land und den nahen Wald zu erreichen.

Erbittert, daß seine Beute ihm auf's Neue entkommen war, ließ der Präsident der Mission das Fahrzeug an's Ufer fahren und befahl den Indianern, der Spur der Unglücklichen zu folgen. Die Menschenjagd begann auf's Neue. Die abgerichteten Bluthunde erkannten nur zu sicher jede Spur, welche der Fuß der Flüchtigen zurückgelassen hatte. Wieder wurde die unglückliche Mutter eingeholt und am Abende zurückgebracht. Der fromme Pater ließ sie auf dem Felsen, dem Piedra de la madre, niederlegen und mit einem Seekuhriemen, der dort als Peitsche benutzt wurde, schlagen. Ruhig stand er dabei, und sein Auge weidete sich an der grausamen Scene. Als die Indianer endlich erschöpft inne hielten, rief der Unmensch: „Peitscht sie!" und auf's Neue wurde die bereits mit Blut Bedeckte gemißhandelt.

Dann ließ der Präsident der Unglücklichen mit starken Mavacureranken die Hände auf den Rücken binden. Sie wurde in das Boot geschleppt, zu der Mission Javita gebracht und dort in eines der Caravanserais gesperrt.

Es war in der Regenzeit und finstere Nacht. Wälder lagen, fünfundzwanzig Meilen in gerader Linie breit, zwischen Javita und der Mission San Fernando. Man kannte keinen andern Weg als die Flüsse; niemals hatte ein Mensch versucht, zu Lande von einem Dorfe zum andern zu gehen. Hier war an eine Flucht und Rückkehr des unglücklichen Weibes zu ihren Kindern nicht zu denken, denn ein Boot hatte sie nicht, und den Weg zu Lande zurückzulegen hielt man für eine Unmöglichkeit. Aber das Mutterherz kannte keine Schwierigkeit und würde selbst vor Größerem nicht zurückgeschreckt sein. Ihre Kinder befanden sich in San Fernando in den Händen des grausamen Christen, und in ihr lebte nur der eine Gedanke, dieselben zu befreien und zu ihrem Vater am Guaviare zurückzubringen. Sie fragte nicht, ob ihre Kräfte zu dem schweren Werke ausreichten — sie wollte und konnte nicht ohne ihre Kinder leben. Ihr trauriger Zustand, ihre blutenden Arme, ihr geschlagener Rücken hatten selbst das Mitleid der Indianer von Javita erregt; ohne Wissen des Missionärs und des Alcaden hatten diese ihre drückenden und einschneidenden Fesseln gelockert; mit den Zähnen zernagte sie dieselben; es gelang ihr, dieselben abzustreifen, und während der Nacht entfloh sie. Auch jetzt wieder wurde den Indianern befohlen, sie zu verfolgen, aber in den überschwemmten Wäldern war ihre Spur nicht aufzufinden.

Inzwischen war der fromme Pater, der die Unglückliche von ihren Kindern getrennt und nach Javita gebracht hatte, nach San Fernando zurückgekehrt und endlich glaubte er die Mutter, welche von ihren Kindern nicht lassen wollte, in sicherm Gewahrsam. Eine Entfernung von fünfundzwanzig Meilen trennte sie von ihm, und kein menschlicher Fuß schien den Raum, der zwischen ihr und ihm lag, durchschreiten zu können.

Als die Sonne zum vierten Male aufging, sah man die unglückliche Mutter um die Mission von San Fernando, in welcher ihre Kinder eingeschlossen waren, schleichen. Als dies dem Präsidenten gemeldet wurde, hielt er es für unmöglich. Wie konnte Jemand in dieser Jahreszeit durch die Wälder dringen, wo der Boden überschwemmt war, wo düstere Wolken den Himmel bedeckten und Nachts kein Stern die einzuschlagende Richtung zeigte, wo die Sonne tagelang nur für einige Minuten zum Vorschein kam! Wie war es möglich, durch den Wald zu dringen, in welchem stachlige Lianen jeden Schritt hemmten, den zahlreiche tiefe Bäche durchströmten!

Er sandte seine Indianer aus, um die unglückliche Mutter aufzugreifen, für welche kein Hinderniß zu groß war, die Das ausgeführt hatte, wovor der kräftigste und unerschrockenste Indianer, der mit der Gegend vertraut war, zurückgebebt wäre — und diese erfaßten das arme Weib. Gefragt, schilderte sie die unsagbaren Beschwerden ihrer Wanderung, wie sie völlig erschöpft sich stets auf's Neue aufgerafft, weil das Verlangen nach ihren Kindern ihre Kräfte belebt, wie sie während der vier Tage keine andere Nahrung zu sich genommen als Vachacos, große schwarze Ameisen, welche in langen Zügen an den Bäumen emporkrochen, um ihre harzigen Nester an denselben aufzuhängen, wie ihre nackten Füße von den Dornen der Lianen wundgerissen seien, wie sie alle Erschöpfung, Hunger und Schmerzen überwunden habe, um zu ihren Kindern zu gelangen.

Die Leser werden jetzt erleichtert aufathmen; der Gedanke, daß es der unglücklichen Mutter nun endlich gegönnt war, wieder mit ihren Kindern und ihrem Gatten vereint zu werden, wird sie beruhigen. Wenn ein Mensch, nur durch die Liebe geleitet, so Unsagbares erduldet und so Unglaubliches ausführt, muß er ja selbst das härteste Herz erweichen, der erbittertste Feind muß dadurch versöhnt werden — es kann kein Gemüth so grausam, so sehr entmenscht sein, um solchen Thatsachen gegenüber unbewegt zu bleiben.

Und der Präsident der Mission — der fromme Pater, der Jesuit, der Missionär, der ausgezogen war, um dem Christenthume, der Religion der Liebe, neue Jünger zu gewinnen? Der fromme Pater ließ der unglücklichen Guahiba nicht Zeit, um von ihren Wunden zu genesen und sich von ihren unsagbaren Beschwerden zu erholen; die Indianer mußten sie auf's Neue blutig peitschen, dann wurde sie in ein Boot geschleppt und in eine Mission am oberen Orinoco gebracht, um dort besser bewacht zu werden. Am Orte ihrer neuen Gefangenschaft angekommen, wies die unglückliche Mutter, welche die Trennung

von den Ihrigen nicht überleben mochte, alle Nahrung von sich und starb nach wenigen Tagen.

Lange Zeit führte die Granitkuppe am Ufer des Atabapo zur Erinnerung an diese rührende Mutterliebe einer Wilden den Namen „Fels der Guahiba-Indianerin“ oder „Piedra de la madre“ — sie hätte noch eine zweite Inschrift tragen müssen: „Der Fels eines Jesuiten“. —

Die Leser werden sicherlich glauben, daß diese erschütternde Skizze übertrieben sei, daß die Tendenz sie gefärbt habe; sie werden sich nicht vorstellen können, daß ein Mensch so sehr entarten könne. Der Verfasser nennt als Bürgschaft der Wahrheit seine Quelle: er hat diese Skizze aus den Reisen Alexander's von Humboldt geschöpft und ist bemüht gewesen, die Darstellung des großen Mannes möglichst getreu wiederzugeben. Chamisso hat denselben Stoff bekanntlich einem seiner schönsten Gedichte zu Grunde gelegt.

Blätter und Blüthen.

Schneckenburger's Grab. Nachdem uns zur würdigen Ausschmückung von Max Schneckenburger's Grabstätte zahlreiche Gaben aus vielen Gegenden Deutschlands zugegangen, haben wir uns wegen zweckdienlicher Verwendung derselben an Herrn F. Edinger, einen bewährten Kenner der Schweizer Verhältnisse, Vorstand des deutschen Hülfsvereins in Bern, gewandt. Derselbe schreibt uns in dieser Angelegenheit Folgendes:

Meinem Versprechen gemäß begab ich mich an einem der ersten Tage meiner Neujahrsferien nach Burgdorf, wo mir einer meiner Freunde bei den einflußreichsten Personen schon glücklich vorgearbeitet hatte. Was ich dort gesehen und erfahren, will ich Ihnen heute kurz mittheilen; in nächster Zeit sollen Sie, falls Sie mit meinem Plane im Allgemeinen einverstanden sind, specielle Vorlagen mit Zeichnungen erhalten.

Der Friedhof, auf welchem M. Schneckenburger begraben liegt, ist aufgegeben und wird zwar noch etwa zwanzig Jahre in seinem jetzigen Zustande belassen werden, dann aber sicherlich dem Burgdorfer Unternehmungsgeiste weichen und zu Bauplätzen oder anderen profanen Zwecken dienen müssen. Nun könnte man freilich, wenn man sich durchaus an die Grabstätte halten will, diese während der noch gegebenen Frist bestmöglichst in Ehren halten, um sie später doch eingehen zu lassen. Denn auch ein Ankauf der Stätte würde, selbst wenn er noch so gut verbrieft wäre, dieselbe vor anderweitiger Verwendung nicht sichern, wie ich an mehreren Beispielen in Betreff des Berner Friedhofs Monbijou bestimmt erfahren habe. Eine nur vorübergehende, nach etwa zwanzig Jahren aufhörende Pflege des Grabes kann aber den Gabenspendern, welche dem Sänger der „Wacht am Rhein“ ein bleibendes Andenken wahren wollen, kann dem deutschen Volke, aus dessen Herzen und zu dessen Herzen der Sänger so mächtig gesungen, nicht genügen. Es bleibt darum, wenn man demselben an dem Orte, wo er gewirkt und gesungen, ein sichtbares Andenken gründen will, kaum ein anderer Rath übrig, als ein einfaches, jedoch des Sängers würdiges Denkmal zu setzen, etwa einen Obelisk oder sonst einen architektonischen Denkstein aus Solothurner Marmor, wobei das schlichte Kreuz, das ihm die Pietät seiner Freunde auf das Grab gepflanzt hat, wohl auch erhalten werden könnte. Von einer Büste oder selbst von einem bloßen Reliefbilde Schneckenburger's kann, abgesehen von anderen Gründen, schon deshalb nicht die Rede sein, weil das einzige Bild des Dichters, das seinen Freunden bekannt ist, nach deren Aussage nichts als eine Carricatur ist, einige Wochen nach des Dichters Tode aus dem Gedächtniß angefertigt von einem unglücklichen Künstler, der später sein Leben in der Berner Irrenanstalt beschloß. Doch ich will über die Form des Denkmals dem Künstler, welcher heute nach Burgdorf gefahren ist, um sich die Oertlichkeit anzusehen und danach seine Vorlagen zu entwerfen, nicht vorgreifen und Ihnen lieber über den Platz, wohin ein Denkmal gestellt werden könnte, einige Worte schreiben.

Das Bild der Grabstätte, das die Gartenlaube seiner Zeit gebracht, liegt mir leider nicht vor; soweit ich mich erinnern kann, hat aber dasselbe die sehr schlichte Localität nicht wenig idealisirt. Ein Denkmal an der Stelle, wo des Dichters Gebeine ruhen, ist nach meiner Ansicht, welche von Allen, die ich darüber gesprochen, getheilt wird, eine reine Unmöglichkeit, denn das Grab lehnt sich unmittelbar an die nichts weniger als ästhetische Hinterseite eines Oekonomiegebäudes, das die eine Seite des Friedhofs begrenzt. „Wo aber könnte man,“ schreibt mit Recht einer meiner Burgdorfer Freunde, „einen schöneren Platz finden, als vor dem Gymnasium unter den schattigen Kastanien der sogenannten Grabenpromenade? Max Schneckenburger soll den Schülern ja immer als das Bild eines warmen Patrioten, eines ideal gesinnten Menschen vor Augen schweben, und unseren jungen Kaufmannssöhnen wollen wir sagen: werdet einst so, wie der dort gewesen ist! Und haben nicht seine deutschen Freunde in Burgdorf Vieles gethan, haben sie nicht in den dreißiger Jahren einen idealen Zug in unsere Schulen gebracht, der in anderen Schweizerstädtchen vergeblich gesucht wurde, einen idealen Zug, welcher in den Leitern unseres kleinen Gemeinwesens noch heute fortwirkt und unsere neue Anstalt, das Gymnasium, geschaffen hat?“ So mein Burgdorfer Freund über die im Innern der Stadt gelegene und dabei doch eine ungemein liebliche Aussicht gewährende Grabenpromenade.

Sollte dieser Platz, etwa aus Besorgniß, es möchte durch das Denkmal der Spiel- und Tummelplatz für die Schuljugend zu sehr geschmälert werden, nicht eingeräumt werden können, so steht ein anderer, fast noch schöner gelegener zur Verfügung. Derselbe liegt, einen weiten Ausblick auf die Ebene und den Jura gewährend, nicht weit von der Grabstätte, am Aufstieg vom Bahnhofe zur oberen Stadt und bildet ein durch die Straße, welche sich in tief eingeschnittener Schlangenlinie um ihn herumwindet, rings abgegrenztes, mit Bäumen bepflanztes Rondel, das zu einem Denkmal eigens geschaffen scheint und den nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, daß es unter keinen Umständen zu einem anderen Zwecke verwendet werden wird. Bei den Gemeindebehörden in Burgdorf und zumal bei dem Gemeindepräsidenten, Herrn Nationalrath Bucher, einem persönlichen Freunde Max Schneckenburger's, findet der Gedanke an ein Denkmal für den Dichter, der in Burgdorf „keinen einzigen Menschen zum Feinde gehabt“, vielen Anklang und freundliches Entgegenkommen.

Die Ausführung desselben würde zwar eine bedeutend höhere Summe erfordern, als bis jetzt zur Verfügung steht, aber hoffentlich bedarf es nur der Veröffentlichung dieser Mittheilungen, um die Gaben recht zahlreich strömen zu machen; auch ich hoffe bei den deutschen Hülfsvereinen in der Schweiz, mit denen ich als Vorstand des hiesigen seit Jahren im Verkehre stehe, einen erklecklichen Beitrag aufzubringen.

Wahrheit oder Dichtung? Seit Herculanum und Pompeji unter dem Schutte der Jahrhunderte wieder an das Licht des Tages hervorgezogen worden sind, hat keine Bemühung, handgreifliche Zeugnisse für ein durch die Dichtkunst verherrlichtes Leben frühester Vergangenheit zu entdecken, mehr und rascher die Theilnahme der Gegenwart gewonnen, als Dr. Heinrich Schliemann's Nachgrabungen und Funde auf der Kampfstätte des trojanischen Krieges. Die einzelnen Berichte über den Fortgang und Erfolg dieser Arbeiten fanden bereitwillige Leser und Gläubige, und fast etwas spät für die deutsche Forschungsgründlichkeit erhob die Kritik ihre Zweifel — nicht gegen den gewiß für die Alterthumskunde immer sehr werthvollen Fund von Gefäßen, Geräthen und Waffen aller Art, sondern gegen den Zusammenhang desselben mit dem von Homer besungenen Schicksale der griechischen Helden und Trojas. Seltsamerweise ist es der Sohn des berühmten „Griechenliederdichters“ für Sieg und Ruhm des neuen Griechenlands, welcher sich dagegen stemmt, den altgriechischen Sagenruhm über die Grenzlinie bezeugter Geschichte herüberzuziehen, was Heinrich Schliemann damit gewagt hat, daß er namentlich die Schätze von edeln Metallen, die er bei seinen Ausgrabungen gefunden, ohne Weiteres für den Schatz des Priamos und der Hekuba erklärt. Max Müller, unser sprach- und alterthumskundiger Landsmann in Oxford (augenblicklich in Straßburg), hat in der englischen Zeitschrift „Academy“ nachgewiesen, daß die Schliemann'schen Alterthümer mit geringen Ausnahmen von roher Arbeit und gar nicht mit den Schilderungen Homer's übereinstimmend erscheinen; daß die wenigen Inschriften höchstens auf phönicische Schriftzüge hindeuten, aber ohne erklärbare Zusammenstellung sind. Vor Allem aber weist er nach, daß man es bei Homer nur mit Sage und Dichtung zu thun habe, ja daß, wenn man der Erzählung alles Mythologische wegnehme, nichts Faßliches mehr übrig bleibe. Die Möglichkeit, daß die Dichtung auf einer Thatsache beruhe, könne uns so wenig veranlassen, auf dem ihr vom Dichter angewiesenen Schauplatze auch geschichtliche Denkmäler zu suchen, als wir es berechtigt finden würden, wenn man bei Worms im Rheine dem Horte der Nibelungen oder im Kyffhäuser der Krone des Barbarossa nachgraben wollte.

Wir theilen diese Notiz mit, weil die Schliemann'schen Ausgrabungen auf den Feldern von Troja wohl auch vielen unserer Leser ein Interesse gewähren.

„Magazin für den deutschen Buchhandel“. Mit diesem Jahre ist unter obigem Titel ein von Aug. Schürmann in Leipzig herausgegebenes Monatsblatt in's Leben getreten, welches, wie schon die beiden ersten Nummern zeigen, keineswegs allein für den Buchhandel, sondern auch für weitere, namentlich für literarische, juristische und volkswirthschaftliche Kreise von Interesse zu werden verspricht. Das Blatt ist durch die Thatsache hervorgerufen worden, daß über das eigenartige buchhändlerische und literarische Verkehrswesen heute noch im Allgemeinen nur mangelhafte, vielfach sogar ganz unrichtige Vorstellungen herrschen, wofür unter Anderem auch der deutsche Reichstag Beispiele geliefert hat, die in seiner Mitte keine Berichtigung gefunden haben. Der auf seinem Felde gut bewanderte Herausgeber hofft, indem er sich nicht auf die Darstellung deutscher Verhältnisse beschränkt, sondern die ausländischen vergleichend heranzieht, allmählich ein Gesammtbild des buchhändlerischen und literarischen Weltverkehrs entrollen zu können. Bei der Bedeutung, welche der Buchhandel für die Entwickelung und den Fortschritt des Volks- und Culturlebens hat, darf Herrn Schürmann's Unternehmen sicher auf eine freundliche Aufnahme in weiteren Kreisen rechnen.

Kleiner Briefkasten.

C. St. in Br. August Becker ist der wirkliche Name des Verfassers von „Des Rabbi's Vermächtniß“. Der Dichter wohnt seit einigen Jahren in Eisenach.

W. H. in E. Artikel rein raisonnirender Art, wie der Ihrige, finden in der Gartenlaube keine Aufnahme.

G. W. in T. Wir haben Ihr Manuscript empfangen und gelesen. Näheres nur brieflich, also nach mitgetheilter Adresse.

Fräulein Clara Pfeiffer, im Sommer 1867 Soubrette am Canstatter Theater, wird dringend ersucht, ihrem Bruder Ferdinand in Amerika Nachricht und genaue Adresse anzugeben. Ferdinand ist vollständig in der Lage, seiner Familie beizustehen, und würde sich unendlich freuen, wenn durch diese Aufforderung Mutter, Sohn und Tochter wieder vereinigt würden. Die Redaction der Gartenlaube ist gern bereit, etwaige Mittheilungen weiter zu befördern.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

9.

„Mama,“ sagte Leo und reckte seine kleinen Arme schmeichelnd zu ihr empor, „ich will artig sein und nie wieder nach der Berger schlagen, aber lasse mich auch neben Dir sitzen!“

Sie nahm ihn an ihre Seite, unbekümmert um den Zornblick, der vom Kamin herüberfuhr, und machte ihm das Frühstück zurecht. Da trat Baron Mainau durch die gegenüberliegende Thür ein. Er blieb einen Augenblick mit sichtlicher Befriedigung an der Schwelle stehen. So war es recht, so hatte er die neue Herrin von Schönwerth gewünscht. Da saß sie, im züchtig am Halse schließenden Battistkleide, unscheinbar, auffallend blaß und farblos neben dem prächtig blühenden Knabengesicht, und von dem hellen Wandgetäfel hob sich das Haar roth, entschieden roth ab. . . . Gestern hatte ihm die imposante, anspruchsvolle Erscheinung förmlich bange gemacht. Die reizvolle Gestalt mit dem selbstbewußt getragenen, goldflimmernden Köpfchen und den entschiedenen Worten auf den Lippen hatte ihn erschreckt; sie war nichts weniger als der hochaufgeschossene, unbedeutende Rothkopf, jenes stille Mädchen mit dem furchtsamen Gemüth gewesen, wie er es für sich und die ganzen Verhältnisse in Schönwerth als einzig passend ausgesucht. Diese unliebsame Entdeckung hatte ihm bereits schwer zu schaffen gemacht und ihn bis zu diesem Augenblick mit geheimem Verdruß und Aerger darüber erfüllt, daß er doch wohl von der alten, geriebenen Erlaucht in Rudisdorf überlistet und nun an eine hochmüthige, anspruchsvolle Frau gebunden sei, die, auf ihre lange Ahnenreihe und äußere Vorzüge pochend, ihm seine sorglich reservirte Freiheit verkümmern könne. . . . Nun sah er sie wieder in Amt und Würden als Hausfrau von so bescheidenem Aeußern, daß selbst die durchaus nicht hübsche Gouvernante ganz passabel neben ihr erschien. . . . Sie hatte seinen Knaben an ihrer Seite, und der grillige Onkel schien gut verpflegt zu sein.

Mit heiterem Morgengruß kam er rasch näher. Es war, als ströme die ganze Farbengluth und Frische des jungen Sommertages mit ihm herein, so übermüthig, kraft- und lebenathmend schritt der schöne Mann durch den weiten Saal. Niemand empfand das wohl tiefer, als der kranke Mann im Rollstuhl; er zog die feinen Brauen tief zusammen, und ein schmerzlicher Seufzer hob seine Brust — seine gallige Laune wurde dadurch sicher nicht gebessert.

„Nun, Raoul, wie viel von Deinen gerühmten Prunus tribola-Stämmchen stehen noch in den neuen Anlagen?“ fragte er spöttisch nach dem Neffen hinüber, der eben die Hand seiner jungen Frau leicht mit den Lippen berührte — ein Schatten flog über seine breite, weiße Stirn, dann aber lachte er.

„Diese Schlanköpfe — ‚nur ein Häuschen‘ haben sie bauen wollen, und dazu waren ihnen meine prächtigen Prunus gut genug,“ sagte er mit leichtem Humor. „Sie sind glücklicher Weise in dem Moment erwischt worden, als sie Miene machten, das stattlichste Exemplar, meinen Liebling, zu annectiren — der Schaden ist im Ganzen unbedeutend —“

„Er ist nicht unbedeutend, und wenn sie auch nur einen Zweig abgeknickt hätten,“ unterbrach ihn der Hofmarschall heftig. „Es ist weit gekommen. So lange ich auf den Füßen stand, hätte Keiner gewagt, auch nur ein Blatt anzurühren — diese freche Brut mußte gestraft werden, exemplarisch gestraft werden. . . . Ich hätte die Reitpeitsche in der Hand haben müssen.“ . . .

„Ich habe keinen Genuß dabei, solch ein heulendes, kleines Ding zu schlagen, und der Junge war mir zu blaß,“ sagte Baron Mainau langsam und nachlässig, wobei er in eines der Fenster trat — welch ein Contrast zwischen dem angenommenen Phlegma des sonst so ungestümen Mannes und dem sprudelnden Grimm seines Onkels! . . Tiefgereizt wandte der alte Herr den Kopf nach dem Neffen, der mit den Fingerspitzen leise auf den Scheiben trommelte.

„Das sind so humane Anwandlungen, die von Gevatter Schneider und Schuster wüthend applaudirt werden — mit ihnen wird man allerdings über Nacht populär — bei seinen Standesgenossen macht man sich einfach lächerlich,“ warf der Hofmarschall hin.

Baron Mainau ließ die Finger auf den Scheiben weiter spielen; aber das Blut stieg ihm in das Gesicht.

„Mein lieber Raoul, als ich vorhin die allerliebste Scene im Hofe mit ansah, da kam mir mit lebhaftem Erschrecken der Verdacht, es sei doch wohl wahr, was man Dir nachsagt.“

„Und was sagt man mir nach?“ fragte Baron Mainau, indem er sich umwandte.

„Eh — nicht heftig werden, mein Freund!“ begütigte der Onkel — der schöne Mann dort stand plötzlich so gebieterisch und Rechenschaft heischend im Rahmen der Fensternische. — „Deine Ehre schädigt es weniger, Du verfällst — wie gesagt — einfach dem Fluch der Lächerlichkeit, wenn Du einen notorischen Verbrecher aus Humanitätsrücksichten entwischen lässest — dem Strolch, dem Hesse, der seit Jahren den Schönwerther Forst

unsicher gemacht hat, soll ein ‚Höherer' fortgeholfen haben just in dem Moment, wo ihn endlich die Gensdarmerie beim Kragen nehmen wollte —"

Ein spöttisch heiteres Lächeln flog hell und ausdrucksvoll über Mainau's Gesicht hin.

„Ei, ist wirklich auch diese kleine Sünde zu Deinen Ohren gekommen, Onkel?" fragte er. „Allen Respect vor dem Kunstgewebe der Spinne — wohin die unglückliche Fliege auch tritt, sie berührt einen heiklen Faden, der elektrische Schläge in das Centrum zurückführt. . . . Dieser Mensch, dieser Hesse, war wirklich ein lästiges Individuum — er schoß mir meine Capitalhirsche vor der Nase weg. Wenn es noch aus Passion geschehen wäre — ich hätte ein Auge zugedrückt — aber er that es aus Noth — fi donc! . . . Ehemals war das freilich anders; da hatten die Herren von Schönwerth das gute Recht, solch einen Eindringling ohne Weiteres niederzuschießen und sich nach Belieben Handschuhleder aus seiner Haut gerben zu lassen. Himmel, muß das ein Machtgefühl gewesen sein! Die Haut des lieben Nächsten über seine Finger ziehen zu dürfen!"

Bei diesen letzten Worten drehte sich der Hofmarschall um und sah scharf prüfend nach dem Sprechenden; dann wandte er ihm ungeduldig den Rücken und stieß mit dem Stock tactmäßig gegen die bronzene Kaminverzierung, daß sie unablässig klirrte.

„Die meisten dieser unserer Standesvorrechte haben uns die fatalen modernen Ideen aus der Hand gewunden," fuhr Baron Mainau fort, „und was sie uns dafür bieten, will ich nicht. . . . Der Spitzbube, der den Laden ‚der Gevatter Schneider und Schuster' ausräumt, wird genau so gestraft, wie mein Sünder, mein Wilddieb — ei, das paßt mir nicht! Er wird eingesteckt, und weil er nach der Haft erst recht nichts zu beißen und zu brechen hat, da pirscht er mir schon am nächsten Abend wieder unverdrossen in meinem Revier. Da helfe ich mir, wie vordem, selber und schaffe den Burschen aus dem Wege — in Amerika schadet er mir nicht mehr."

„Narretheien!" murmelte der alte Herr grimmig, während Baron Mainau unbefangen an den Kaffeetisch zurücktrat und Leo's Lockenkopf streichelte. „Nach Tische fahren wir aus, mein Junge; wir müssen doch der Mama die Fasanerie und die anderen Herrlichkeiten von Schönwerth zeigen — bist Du einverstanden, Juliane?" fragte er. Sie bejahte bereitwillig, ohne die Augen von der Stickerei zu heben, an der sie arbeitete.

Er brannte sich eine Cigarre an und griff nach seinem Hut. Liane erhob sich. „Darf ich für wenige Augenblicke um Gehör bitten?" fragte sie. . . . Da stand sie wieder vor ihm, hoch, schlank, unnahbar vornehm; er sah in nächster Nähe die wundervoll belebte, weiße Sammethaut, wie sie das Rothhaar gern begleitet, er sah in die stahlfarbenen Augen, die den seinen so ruhig und leidenschaftslos begegneten. Höflich reichte er ihr den Arm.

„Nimm Dich in Acht, Raoul! Die schöne Frau hat eine ganze Tasche voll interessanter Neuigkeiten aus Rudisdorf mitgebracht," rief der Hofmarschall, scherzhaft mit dem Finger drohend, ihm nach. „Sie ist in ihren Familientraditionen bewandert, wie kaum ein Archivar. Ich habe eben hören müssen, daß ein Mainau Dienstmann bei den erlauchten Trachenbergern gewesen ist."

Mainau ließ mit einer ungestümen Wendung den Arm sinken, auf welchem die Fingerspitzen seiner jungen Frau lagen. Schweigend, aber mit tiefverfinstertem Gesicht, schritt er allein nach der Thür, öffnete sie weit und ließ die junge Frau an sich vorübergehen.

Sie erhob die Augen erst wieder, als sie vor einer zweiten Thür mit einer Handbewegung aufgefordert wurde, einzutreten. Von dem pompejanischen Roth der entgegengesetzten Zimmerwand flog es ihr beim Eintreten wie eine weiße Wolke entgegen — jenes schwebende junge Wesen mit der eigensinnig hochmüthigen Wendung des reizenden Köpfchens, mit der flachen Brust, den schmalen Schultern und dürftigen Kinderarmen inmitten der täuschend hingehauchten, gelblichen Spitzenwogen sah in dem schweren Rahmen wie ein weißer Schmetterling aus, der, an einen Faden gebunden, vergebens strebt, weiter zu flattern. Das war die erste Frau, und Liane sagte sich unter leichtem Erschrecken, daß sie in Mainau's Zimmer stehe. Halb und halb flüchtend näherte sie sich dem Fenster.

„Ich werde schnell zu Ende sein," sagte sie, den Fauteuil ablehnend, den er ihr hinschob. Sie blieb stehen und legte die Hand auf die Ecke des Schreibtisches, der in dem Fensterbogen stand; dabei stieß sie unwillkürlich an eine der großen Photographien, die im Medaillonrahmen die Tischplatte schmückten.

„Die Herzogin," sagte Mainau, wie vorstellend, mit einem halben Lächeln und schob das Bild der üppig schönen Frau vorsichtig wieder an seinen Platz. Mit einem Ruck ließ er das Rouleau um ein Stück niedergleiten — ein schmaler Sonnenstreifen zitterte auf der Stirn der jungen Dame und zwang sie, die Augen niederzuschlagen. „Nun," sagte er, bei der Beschäftigung dem Fenster zugewendet, „darf ich Deine Wünsche hören, Juliane? Stehen sie wirklich in Beziehung zu Rudisdorf, wie der Onkel, meinte? — Er war sehr schlechter Laune, der alte Herr — Deine Bemerkung hat ihn offenbar gereizt —"

„Nothwehr," versetzte Liane gelassen, aber sehr bestimmt.

„Wie, er hat es dennoch wieder gewagt, Dich zu kränken? Ich habe sein Wort —"

„Lassen Sie das!" unterbrach sie ihn mit einer ihrer ruhig edlen Handbewegungen. „Ich halte den Mann für sehr krank und vergesse das keinen Augenblick. Der wirklichen Böswilligkeit aber werde ich so lange entschieden zu begegnen wissen, bis sie sich nicht mehr hervorwagt."

Mainau sah über die Schulter zurück mit einer Art von grübelnder Prüfung in ihr Gesicht. „Das klingt sehr vernünftig," sagte er langsam. „Auf diese Weise werden wir den Frieden haben, den ich so sehnlich für mein Dasein wünsche. . . . Glaube mir, Nichts stört Einem das Behagen beim Reisen so consequent und gründlich, als wenn man sein Haus nicht so bestellt weiß, wie es sein sollte."

„Darüber eben wollte ich mit Ihnen reden. Sie —"

Er lächelte heiter und belustigt. „Das geht aber wirklich nicht mehr, Juliane," unterbrach er sie. „Wer dieses Gespräch mit anhören könnte, der müßte doch laut auflachen. . . . Es hilft Dir nichts, einmal mußt Du Dich entschließen, das ‚Sie' mit dem ‚Du' zu vertauschen — schon um der Schloßleute willen, die darin nur einen ganz unpassenden Respectsausdruck sehen würden. Und den Nimbus will ich nicht, oder vielmehr — was schlimm, aber wahr ist — ich verdiene ihn nicht bei meinen vielen Fehlern."

Wie unwillkürlich überflogen seine Augen bei diesen Worten den Schreibtisch und die tiefe Fensterwölbung, in welcher das große, prächtig geschnitzte Möbel stand. Liane folgte diesem Blicke. Es war in der That eine Schönheitsgalerie, die alle diese Bronzerahmen an der Wand umfaßten — hier und da ein schönes aristokratisches Frauengesicht mit schwärmerischem Augenaufschlag oder stolz zurückgeworfenem Kopfe und dazwischen Tänzerinnen in den verwegensten Stellungen und Toiletten. Inmitten des Tischaufsatzes aber, da, wo am passendsten Leo's Bild gestanden hätte, lag auf weißem Sammetkissen und unter einer Glasglocke ein ziemlich verblaßter hellblauer Atlasschuh.

Der jungen Dame war diese Art von Cultus unter den Cavalieren nicht neu; ihre Mitschülerinnen im Stifte hatten genug davon zu erzählen gewußt; hier aber sah sie den ersten Beweis und erröthete heftig. Mainau bemerkte es.

„Reminiscenzen aus der unglücklichen Zeit, wo man ‚geraſt' hat," sagte er heiter und klopfte mit dem Zeigefinger so hart an die Glasglocke, daß ein scharfer Ton durch das Zimmer schrillte. „Mein Gott, ich habe den Anblick herzlich satt — aber ‚ein Mann ein Wort!' . . . In einer begeisterungsvollen Stunde gelobte ich der Trägerin, diesen Zeugen ihrer Triumphe in Ehren zu halten, und da liegt er nun, und bei jedem Briefe, den ich schreibe, verwundet dieses blaue Gegenüber durch seine mehr als respectable Länge und Breite meinen Schönheitssinn und meine Eitelkeit, indem es mir sagt, ich sei dazumal doch ein ungewöhnlich dummer Junge gewesen. . . . Aber nun noch einmal, Juliane!" brach er, ernster werdend, die Selbstironisirung ab. „Ich bitte Dich ernstlich, nunmehr in den unbefangenen Umgangston einzulenken, der Dir Deine Stellung im Hause weit mehr erleichtern wird, als Du denkst. . . . Wir wollen gute Freunde sein, Juliane, ein paar wackere Cameraden, die sich vertragen, ohne die gegenseitigen Ansprüche in das Bereich der Sentimentalität hinaufzuschrauben. Und Du sollst sehen — so

viel Wankelmuth man mir auch nachzusagen weiß —, in der Freundschaft bin ich zuverlässig und habe ich nie betrogen."

„Ich gebe darauf ein, schon um Leo's willen," versetzte sie, mit seltenem Tacte die eigenthümliche Lage auffassend, in der sie sich doch nun einmal befand. „Ich habe um diese Unterredung gebeten, um Dir zu sagen, daß das Kind in den unzuverlässigsten Händen ist, daß Du sofort Schritte thun mußt —"

Er ließ sie nicht ausreden. „Die überlasse ich Dir!" rief er ziemlich ungeduldig. „Jage diese Person auf der Stelle fort, wenn es Dir beliebt, aber mich lasse aus dem Spiele! . . . Ich bitte Dich um's Himmels willen, mache es nicht wie Valerie! Die hätte mich auch am liebsten zum Büttel im Hause gemacht und hat anfänglich Thränen der Erbitterung genug geweint, weil ich mich nicht herbeiließ, ihrer Kammerfrau für jede schlecht gesteckte Schleife einen Verweis zu ertheilen. . . . Nur kein Echauffement daheim, Juliane — nur das nicht! . . . Je ruhiger, leidenschaftsloser und gleichmäßiger das häusliche Leben in Schönwerth verläuft, desto dankbarer werde ich meinem guten Cameraden sein. . . . Im Uebrigen hat sich ja der Onkel bereits mit einer neuen Gouvernante in Verbindung gesetzt, die sehr empfohlen wird."

Liane zog einige Papiere aus der Tasche. „Es wäre mir sehr lieb, wenn sie nicht käme," sagte sie. „Vielleicht siehst Du gelegentlich in diese Blätter — es ist in wenigen Augenblicken geschehen — sie enthalten meine Schulzeugnisse aus dem Stifte. Ich bin grammatisch vollkommen fest in den neueren Sprachen, und was die Aussprache betrifft, so nimmst Du Dir vielleicht die Mühe, selbst zu urtheilen. Die Zeugnisse sind auch in anderen Fächern günstig; trotzalledem würde ich nicht wagen, mich zum Unterrichte des Knaben anzubieten, dürfte ich mir nicht sagen, daß ich mit Ernst und Lust gelernt habe. . . . Du würdest mich glücklich machen, wolltest Du die Lebensaufgabe, die ich mir gestellt habe, acceptiren und die Erziehung Deines Kindes einzig und allein in meine Hände legen."

Er war einige Male rasch im Zimmer auf- und abgegangen und blieb jetzt mit sichtlichem Befremden in seinen Zügen vor ihr stehen. „Die Sprache ist mir neu aus Frauenmunde — ich habe sie noch nicht gehört," sagte er. „Ich würde ihr auch unbedingt glauben, wärst Du um zehn Jahre älter und im Leben erfahrener, Juliane." Sein Blick flog spöttisch und halb verächtlich über die Schönheitsgalerie in die Fensternische und blieb dann einen Augenblick an der spitzenumwogten ersten Frau hängen.

„‚Der Löwe hat noch nicht Blut geleckt!' pflegen wir der siegesgewissen Unerfahrenheit gegenüber zu sagen. . . . Wer weiß es, in vielen dieser Köpfe haben vielleicht auch ‚tugendsame Lebensaufgaben' gespukt, bis — die Gesellschaft sie in ihren Strudel gezogen hat," fuhr er fort und deutete mit der Hand nach den Bilderreihen. „Du bist im Stifte erzogen, und kaum in Dein Elternhaus zurückgekehrt, sahst Du — verzeihe! — die Rudisdorfer Herrlichkeit zusammenbrechen. . . . Du weißt ja nicht, welchen hinreißenden Zauber das Leben bietet, das — die Frau Gräfin Trachenberg bis auf die Neige ausgekostet hat."

Bei Erwähnung ihrer verschwenderischen Mutter erröthete die junge Dame bis über die Schläfen. „Was soll ich Dir antworten," versetzte sie leise, „da Du ja doch nicht glaubst, daß auch die Mädchenseele stark genug sein kann, das Warnende im Beispiele einzusehen? . . . Laß uns ganz aufrichtig untereinander sein, wie es guten Cameraden ziemt," fuhr sie rasch und energisch fort. „Ich habe meinen Lebensplan festgestellt, so gut wie Du den Deinigen, und werde an ihm halten. Vor Allem möchte ich Dich dringend bitten, nichts mehr in das obere Fach meines Schreibtisches zu legen — mir machen diese Geldrollen namenlose Angst, und — was soll schließlich aus ihnen werden?"

„Und Das soll ich Dir glauben, Juliane?" lachte Mainau auf. „Das soll ich Dir glauben, nachdem Du mich gestern versichert hast, Du würdest das Vorrecht, den Hermelin zu tragen, zu behaupten wissen? . . . Wo willst Du ihn denn tragen? Doch nicht im Schulzimmer? — Du wirst ihn majestätisch über das Parquet der Hofsäle gleiten lassen, und daß dann noch mehr dazu gehört, Das wirst Du sehr schnell einsehen. Es wird eine Zeit kommen, wo Du mich bittest, Dein Nadelgeld zu erhöhen — Diese da" — er zeigte auf das Bild der ersten Frau — „hat Das aus dem Grunde verstanden, und Du — Du wirst es auch lernen."

„Nie!" rief die junge Frau entschieden. „Niemals! . . . Und nun laß Dir zu meiner Vertheidigung sagen: Ja, ich bin stolz auf meine Ahnen — es waren Ehrenmänner von Geschlecht zu Geschlecht — ich kenne nichts Lieberes, als in den Blättern ihres Lebens nachzuschlagen. Aber auf diese Verdienste kann ich mich ja nicht stützen, wenn es darauf ankommt, mich selbst geltend zu machen. Ich würde mich auch niemals dieses ererbten Glanzes Leuten gegenüber bedienen, die auf äußere Stellung kein Gewicht legen. Nur da, wo mir die Anmaßung, der Uebermuth des begüterten Adels entgegentritt, da klopfe ich auf mein Ahnenschild, daß es klingt."

Er stand einen Moment schweigend mit untergeschlagenen Armen vor ihr. „Ich möchte wohl fragen: ‚warum zeigst Du diese Augen erst in Schönwerth, Juliane?'" sagte er langsam.

Sie wandte die Augen, die ihn so beredt und glänzend angesehen, erschrocken weg. „Darf ich nun um eine definitive Entscheidung bitten?" fragte sie unsicher und mit einer peinlichen Verlegenheit ringend. „Darf ich für Leo Mutter und alleinige Erzieherin zugleich sein, und wirst Du beim Hofmarschall dahin wirken, daß auch er mir freie Hand läßt?" setzte sie wieder gefaßt und dringend hinzu.

„Er wird Schwierigkeiten machen," antwortete Mainau und strich sich mit der Hand über die Stirn; „aber das soll mich nicht abhalten, Dir unbeschränkte Vollmacht zu ertheilen. . . . Wir werden ja sehen, wer in Deiner Natur siegt — ob die selbstgewählte Lebensaufgabe mit ihren vielen Schattenseiten, oder — die Weltdame, die Tochter der Prinzessin Lutowiska."

„Ich danke Dir, Mainau," sagte sie fast kindlich froh und herzlich, indem sie seine letzte, sehr ironische Bemerkung ignorirte.

Er griff nach ihrer Hand, um sie zu küssen — sie wandte sich ab und schritt rasch nach der Thür. „Ist nicht nöthig bei guten Cameraden — wir werden uns auch so verstehen," rief sie mit einem reizend heiteren Lächeln über die Schulter zurück und ging hinaus.

10.

Frau Löhn hatte es jetzt schlimm, wie sie sich auszudrücken pflegte. Sie nickte zu dieser Behauptung stets mit dem steifgehaltenen Kopfe und stieß grimmig den tadellos sitzenden Hornkamm tiefer in ihr graues Zopfbündel. Ihre Kranke machte ihr schwer zu schaffen; sie war sehr aufgeregt, weil ja die Frau Herzogin alle Tage — „selbst wenn der liebe Herrgott Spitzbuben regnen ließ" — am indischen Hause vorbeiritt. . . . Seltsam — in den Hofkreisen hatte man sicher vorausgesetzt, Mainau's plötzliche Vermählung, „dieser halbverrückte, abenteuerliche Schritt", werde seine Beziehungen zum Hofe sofort lösen und die ehemalige Gunst in die erbittertste Feindseligkeit wandeln — es kam ganz anders. Die Eingeweihten flüsterten sich zu, die Herzogin sei wie erlöst aus ihrer starren Haltung, seit sie wisse, daß die Verbindung im vollsten Sinne des Wortes eine Convenienzheirath sei, die auch der alte Hofmarschall tödtlich anfeinde und allmählich wieder zu lösen hoffe. Um was diese Scharfsinnigen aber nicht wußten, das war eines der tiefen Räthsel der Frauennatur, die im stolzen Herzen der Aristokratin, wie in dem der Grisette schlummern — die Herzogin hatte den schönen, übermüthigen Mann nie leidenschaftlicher und demuthsvoller geliebt, als nachdem er sie so furchtbar, so eclatant gestraft, ja, moralisch fast mit Füßen getreten hatte. . . . „Der Rothkopf", wie die neue Herrin des Schönwerther Schlosses von Hofdamenlippen genannt wurde, war kein Gegenstand der Eifersucht mehr, seit die Herzogin im Fluge durch den „Nonnenschleier" gesehen und keinerlei Reize entdeckt hatte. Während die erste Frau durch prachtvolle Toiletten und ihre pikante, Lebenslust und Vergnügungssucht athmende Erscheinung ein Schmuck, ein jederzeit umschmeichelter Gast des Hofes gewesen war, hatte Mainau die zweite gar nicht einmal vorgestellt. Er bewohnte nach wie vor, oft auf mehrere Tage allein, wie ein Garçon, seine elegante Miethwohnung in der Residenz und sprach unbefangen von seiner bevorstehenden Reise nach dem Orient. . . . Das Alles genügte, um die Herzogin zu überzeugen, daß mit dem vollzogenen Strafact der glühende Rachedurst des leidenschaftlichen Mannes für immer gelöscht und das weitere Geschick

des dazu benutzten Werkzeuges ihm sehr gleichgültig sei. Nun ritt sie wieder fast täglich durch den Schönwerther Park, und zwar in sehr gehobener Stimmung.

Seit die Erzieherin das Schloß verlassen, was auf Mainau's Befehl schon wenige Tage nach der Besprechung mit Liane geschehen war, kam auch der Hofprediger öfter als je nach Schönwerth — er ertheilte Leo selbst den Religionsunterricht. ... Es hatte einen schlimmen Auftritt zwischen Onkel und Neffen gegeben; die Dienerschaft war der Meinung gewesen, die Splitter müßten umherfliegen, so wüthend hatte der Stock des Kranken das Parquet bearbeitet — eine völlig nutzlose Erhitzung — denn eine halbe Stunde später war Leo's Schlafzimmer neben das der jungen Frau verlegt worden, und von diesem Augenblicke an trat sie in alle Rechte der Mutter ein und wurde als solche im Hause streng respectirt. Denn obgleich die Schloßleute sich zuraunten, der Hofmarschall könne die junge Frau nicht ausstehen, und „der junge Herr mache sich doch auch gar nichts aus ihr“, so verhehlten sie sich dabei nicht, daß man ihr die Gräfin auf zehn Schritte ansehe und nie den Muth finde, ihr unhöflich zu widersprechen. Anfangs staunten sie freilich, wenn „diese Zweite“, so schweigsam und lautlos wie die weiße Frau, plötzlich unter ihnen erschien, um nach „dem Rechten“ zu sehen; aber sie gewöhnten sich um so schneller an „diese Eigenheit“, als auch die sonst so spröde Beschließerin widerspruchlos ihre Leinenschränke vor den grauen, prüfenden Augen der Herrin öffnete.

Liane vermied seit jenem Gespräch, mit Mainau allein zu sein, und ihm fiel es nicht ein, sie zu suchen. Er hatte auch nie wieder Gelegenheit gehabt, sich über ihre Augen zu wundern. Selbst bei den anregendsten Gesprächen und Debatten zwischen ihm und dem Hofprediger am Theetisch sah sie so still auf ihre schönen, unermüdlich an einem Teppich stickenden Hände nieder, daß Mainau überzeugt war, sie gehe im Geiste Leo's Vocabeln durch, oder zähle die Seifenstücken, die man in der Waschküche verbraucht habe. Er, der „die deutsche Langeweile“ floh, wie tödtliches Gift, er hatte sie grundsätzlich mit dieser „stillen, passiven Natur“ in sein Haus verpflanzt. Dazu waren alle seine neuen Anlagen im Parke fertig, es blieb ihm, wie er sich ausdrückte, für das nächste halbe Jahr nicht eine einzige Aufgabe in der Heimath zu erfüllen, und so rüstete er energisch zur Abreise.... „Das Vagabondenblut der Mainau“ siede in ihm, sagte er eines Abends beim Thee lachend zum Hofmarschall.

Der alte Herr wurde spitz und verbat sich in seinem und seiner edlen Vorfahren Namen dergleichen Bezeichnungen — es kam zu einem scharfgeführten Wortwechsel, der grelle Schlaglichter auf die Vergangenheit warf.... Während Liane, scheinbar indolent, Stich um Stich weiter stickte, sah sie im Geiste die drei Brüder Mainau, die vor circa fünfunddreißig Jahren viel von sich reden gemacht hatten — sie waren schön, vornehm und gesucht gewesen. ... Der Greis dort mit dem tadellos frisirten grauen Kopf, dem fortgesetzt fahlrothe Lichter der inneren Erregung über die Wangen flackerten, er hatte Recht, wenn er gegen das Vagabondenblut protestirte. Ihm, dem mittleren dieser Brüder, wäre es unmöglich gewesen, in einer anderen als der Hofatmosphäre seine Lebensluft zu suchen. Er hatte immer nach den höchsten Zielen gestrebt, wie die Gräfin Trachenberg zu sagen pflegte, wenn sie andeuten wollte, daß sie ihm einen Korb gegeben habe.... „Standesgemäß“ am Hofe placirt, hatte er sich auch „standesgemäß“ eine ebenbürtige Gemahlin durch die damals regierende Herzogin „anbefehlen“ lassen und konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß seine feinen Sohlen nie das grobe Pflaster der Alltäglichkeit berührt hatten. Sein ältester Bruder dagegen war frühzeitig ausgeschwärmt; er war in die Eisregion des Nordpoles vorgedrungen und hatte nomadenhaft die Jagdgründe der Indianer durchstreift, und wenn er einmal wieder „das kleine Klatsch- und Hofnest in dem deutschen Erdenwinkel“ aufgesucht, dann hatten seine Extravaganzen und Rücksichtslosigkeiten eine Gänsehaut um die andere über den Rücken des brüderlichen Höflings laufen lassen. Einmal aber war es einer schönen, reichen Erbin gelungen, ihn festzuhalten; er hatte sich mit ihr vermählt und war genau so lange in der Residenz verblieben, um dem jungen, lieblichen Geschöpfe nach einem schweren Wochenbette die Augen zuzudrücken, seinem verwaisten Kind bei der Taufe den Namen Raoul zu geben und sein Testament zu machen. Dann hatte er den Staub von den Füßen geschüttelt und es schließlich der deutschen Gesandtschaft in Brasilien überlassen, Nachricht von ihm zu geben — er war am Fieber gestorben.

Das Alles kam zur Sprache, und Liane fühlte sich einen Augenblick versucht, den ihr angetrauten Mann zu bedauern, der so früh schon allein gestanden — aber wozu denn?... Er war reich, schön, voll sprühender Lebenskraft, und in seiner Unabhängigkeit rücksichtslos gegen Andere bis zur äußersten Grenze. Die ganze Welt mit ihren Genüssen lag ihm zu Füßen, und über eine strenge Auswahl derselben hatte sich sein Feuerkopf wohl niemals Scrupel gemacht. So saß er dort neben dem keifenden Greis und sah den blauen Dampfringen seiner Cigarre nach, wie sie dem Fenster zuschwebten, um sich mit dem Goldhauch der letzten Abendsonnenstrahlen zu mischen.

„Liebliches Schönwerth,“ rief er mit lächelndem Pathos, wobei sein ausgestreckter Arm einen weiten Bogen über die draußen sich hinbreitende, unvergleichlich schöne Landschaft beschrieb. „Vielbeneideter Besitz! Dich verdanken wir einzig diesem verfehmten Wandertrieb. Onkel Hofmarschall sähe noch aus den Fenstern seiner Amtswohnung in der Residenz, wenn Gisbert von Mainau hinter dem Ofen sitzen geblieben wäre.“

Der Hofprediger hatte neulich Recht gehabt mit seiner Behauptung, daß man den dritten und jüngsten Bruder nicht nennen dürfe, ohne den alten Herrn außer Fassung zu bringen. Er fuhr empor; aber das Ungewitter, das über einen unvorsichtigen Untergebenen sicher losgebrochen wäre, reducirte sich auf ein Geplänkel von feinen Eissplittern. Während er hastig, als mache er sich reisefertig, sein neben ihm liegendes rothseidenes Taschentuch nebst den verschiedenen Flacons in die Tasche steckte, sagte er:

„Pardon, es wird Zeit, daß ich mich zurückziehe — für Abendluft und Kraftgenialität sind meine Nerven nun einmal mimosenhaft empfindlich — wer kann sich robuster und derber machen, als er ist? ... Ja, das liebe Alter! Ich habe die französischen Moden immer so gern gehabt, und jetzt bin ich so bärbeißig, oder vielmehr so spottsüchtig, es lächerlich zu finden, wenn der deutsche Nachahmungstrieb auch versucht, in den Fußstapfen großer Onkels zu gehen. ... Mein bester Raoul, Du hast viel vom Onkel Gisbert — wer wollte die Aehnlichkeit leugnen? —, und da Du das schön findest, so mache ich Dir mein Compliment darüber; ja, ich muß sogar lebhaft wünschen, daß Du Dich treulich an den Weg hältst, den er gegangen — jener Wandertrieb, er ist ja schließlich doch in dem heißen Sehnen und Trachten nach dem rechten Ziele, nach dem ewigen Heile aufgegangen.“

„Mein Gott, ja — wie kläglich! Der arme Onkel, er war siech und — fromm geworden,“ versetzte Mainau kalt lächelnd, während der Hofmarschall mit der silbernen Handklingel förmlich Sturm läutete.

Sein Kammerdiener erschien, um ihn in das Schlafzimmer zu fahren. Mainau schob den Dienstfertigen bei Seite und rollte den Stuhl eigenhändig bis zur Thür.

„Du erlaubst wohl, daß ich Leo's Großpapa den schuldigen Respect erweise,“ sagte er höflich, wenn auch in sehr reservirtem Tone zu dem Hofmarschalle, der steif das Haupt neigte; dann schloß er die Thür hinter dem fortrollenden Fahrstuhle und kehrte an den Theetisch zurück.

Die junge Frau hätte am liebsten ihre Arbeit zusammengelegt und wäre auch gegangen; denn sie war allein mit ihm und hatte keine Lust, ihn, der so geistreich mit dem Hofprediger und seinem Onkel zu disputiren wußte, in solchen seltenen Momenten immer nur über die alltäglichsten Dinge reden zu hören, wobei er gar nicht verbarg, daß er mit Ueberwindung in die Kühle einer phantasielosen, prosaischen Welt herabsteige. Aber sie fand keinen schicklichen Vorwand, das Zimmer zu verlassen; es war noch nicht Zeit, Leo zu Bett zu bringen, der Gabriel einen Zügel um den Arm gebunden hatte und ihn über die draußen vor der Glasthür niedersteigende Freitreppe lärmend auf- und abjagte. Sie rückte deshalb ihren Stuhl näher an das Fenster, um unter dem voller hereinfallenden Abendlichte eine feurige Cactusblüthe fertig zu sticken.

„Graut Dir nicht vor der phantastischen Familie, in die ich Dich versetzt habe, Juliane?“ fragte Mainau mit halbem Lächeln nach einer kleinen Pause, während welcher er sich eine

frische Cigarre angesteckt hatte. „Du hast gesehen, dem Onkel sträubt sich jedes Haar auf dem Kopfe bei dem Verdachte, es könne sich ein Tropfen unseres ‚Narrenblutes' in seine Adern verirrt haben — er hat in seiner Art Recht, der Mann der Regeln und Formen —, und Du mit Deiner unverrückbar ruhigen, sehr vernünftigen Anschauungsweise stehst zu ihm — soweit kenne ich Dich bereits."

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses.

Rudolf von Bennigsen.

Auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Wenn man in der gegenwärtigen Session des preußischen Abgeordnetenhauses einer der zahlreichen interessanten Verhandlungen beiwohnt, so erblickt man in dem Präsidentenstuhle, den bisher der bekannte Herr von Forckenbeck mit so großer Ehre eingenommen hat, einen Mann, dessen aristokratisch stattliche Figur und intelligente Züge unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die ganze Erscheinung trägt den Typus der norddeutschen Natur und imponirt weniger durch bestechende Eigenschaften, durch glänzende Genialität, durch hinreißende Beredsamkeit, durch geistreiche Blitze, durch überraschenden Witz, als durch eine harmonische Bildung, durch praktische Tüchtigkeit und männliche Kraft, die unwillkürlich Vertrauen und Achtung fordert und verdient. Die Sicherheit und Ruhe, womit der neue Präsident die oft nur zu stürmischen Verhandlungen leitet, die Unparteilichkeit, welche er bei solchen Gelegenheiten zeigt, die Würde, die er sich und dem Hause stets zu wahren weiß, verrathen eine langjährige parlamentarische Thätigkeit, einen festen Charakter, ein bedeutendes staatsmännisches Talent.

Rudolf von Bennigsen stammt aus einem alten niedersächsischen Adelsgeschlecht und wurde am 10. Juli 1824 in Lüneburg geboren, wo sein höchst gebildeter Vater damals als Major in Garnison stand. Der Knabe genoß im elterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung, die ihn vor den Vorurtheilen seiner hannoverschen Standesgenossen, die bekanntlich zu den beschränkt übermüthigsten Aristokraten zählen, glücklich bewahrte. Genügend wissenschaftlich vorbereitet, bezog er die Universität Göttingen, später Heidelberg, um die Rechte zu studiren. Obgleich er als Corpsbursche sich an einer Verbindung betheiligte, so zeigte er schon damals einen gewissen Ernst und eine ihm angeborene Zurückhaltung, die fast an Verschlossenheit grenzte.

Digitized by Google

Seine Commilitonen behaupteten, daß Bennigsen erst bei der zweiten oder dritten Flasche aufthaute und auch dann noch seine unerschütterliche Ruhe behauptete.

Nachdem er seine Studien beendet hatte, trat er in den hannoverschen Justizdienst. Obgleich ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet wurden, zog er eine bescheidene, aber unabhängige Richterstellung an dem Obergerichte in Göttingen vor. Hier trat er bald mit einigen ausgezeichneten Männern in Verbindung, unter denen der berühmte Zachariä und der bekannte Abgeordnete Miquel einen großen Einfluß auf seine politische Richtung ausübten, während die reichen Hülfsmittel der Universität ihm die Gelegenheit boten, sein juristisches und staatsmännisches Wissen zu bereichern.

Im Jahre 1855 ward er von der hannoverschen Stadt Aurich zum Mitgliede der zweiten Kammer gewählt, doch versagte ihm der Justizminister zum Eintritt die erbetene Erlaubniß. Ohne sich zu besinnen, verzichtete Bennigsen auf den Staatsdienst und auf seine Richterstelle, die er ohne Pension verließ. Ihm stand seine Unabhängigkeit und der Wunsch, dem Volke zu nützen, höher, als alle Güter der Welt, als die Gunst des Fürsten, als die eigene Zukunft.

Mit der ihm angeborenen Energie und praktischen Tüchtigkeit widmete er sich der Landwirthschaft und übernahm, nachdem er einige Zeit die Oekonomie gründlich betrieben, das väterliche Erbgut Bennigsen.

Bei den Neuwahlen im Jahre 1857 mit großer Mehrheit zugleich für Danneberg und Göttingen gewählt, trat er für die letztere Stadt in die Kammer. Hier bekämpfte er an der Spitze der kleinen Opposition das verderbliche System des Ministeriums Borries, welches die im Jahre 1848 errungene Freiheit des Landes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken suchte. Er begnügte sich jedoch nicht mit den hannoverschen Zuständen, mit den Verhältnissen seines engeren Vaterlandes, die er nach Kräften zu bessern und zu heben versuchte. Sein staatsmännischer Blick ließ ihn bereits im Jahre 1859 die Gefahren erkennen, welche dem zersplitterten, in sich zerrissenen Deutschland damals von einem auswärtigen Feinde drohten. Ganz von diesem Gedanken erfüllt, vereinigte er sich mit mehreren seiner bewährten Gesinnungsgenossen, um einen Mittelpunkt für die politisch-nationalen Bestrebungen zu schaffen. Mit seinem Freunde Miquel entwarf er eine Erklärung, welche gleichsam das Programm des neuen deutschen Reiches enthielt und durch die nachfolgenden Ereignisse fast wörtlich verwirklicht wurde. Schon damals forderte Bennigsen ein gemeinsames deutsches Parlament, eine starke Centralgewalt, die er der preußischen Regierung übertragen wissen wollte. Dieses historisch wichtige Programm erhielt sogleich die Unterschrift von fünfunddreißig hervorragenden, liberalen Männern.

Wenige Wochen später berief Bennigsen eine Versammlung aus allen Theilen Deutschlands nach Eisenach, welche jene bekannte, wie ein Blitz zündende Ansprache erließ. Die Wirkung war überraschend, überwältigend; durch ganz Deutschland flog von Neuem der Ruf nach Einheit und fand in allen Herzen den mächtigsten Wiederhall.

In der alten Kaiserstadt, in Frankfurt am Main, wurde der Grundstein zu dem neuen Baue gelegt, der in kurzer Zeit, wenn auch von anderen Händen, vollendet werden sollte. Am 15. und 16. September 1859 wurde unter Vorsitz von Bennigsen und im Verein mit Feodor Streit, Fries in Weimar, Schulze-Delitzsch, Unruh, Löwe-Calbe, Brater in München, Miquel 2c. 2c. der Deutsche Nationalverein gegründet, welcher trotz aller Hindernisse und Anfechtungen von Seiten eines beschränkten Particularismus mit bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer sein hohes Ziel verfolgte, den Boden vorbereitete und die segensreiche Saat ausstreute, welche erst nach Jahren die sehnlichst erwünschten Früchte tragen sollte. Dies ist und bleibt Bennigsen's unsterbliches Verdienst, daß er zu dieser wichtigen historischen Verbindung die erste Anregung gegeben, daß er zuerst den einzig richtigen Weg zur Erlangung der deutschen Einheit gezeigt und die dahin zielende Bewegung in Fluß gebracht hat, indem er sein Ziel auf friedlichem Wege und ohne blutigen Kampf zu erringen hoffte. Muthig ertrug er die unausbleiblichen Anfeindungen der hannoverschen Particularisten, welche ihre Angriffe gegen ihn verdoppelten. Nichtsdestoweniger bewahrte er sich die Liebe und die Achtung seiner aufgeklärten Landsleute, die ihn als Vertrauensmann in die Vorsynode zur Entwerfung einer verbesserten Presbyterial- und Synodalverfassung wählten.

Obgleich Bennigsen diesen religiösen Streitigkeiten fern stand und offen erklärte, wenig oder gar nichts davon zu verstehen, so genügte ein kurzes Studium und sein scharfer Blick in wenigen Tagen, das ihm fremde Gebiet zu bewältigen und sich eine so klare Ansicht zu verschaffen, daß er seine Freunde und Gegner überraschte und das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen rechtfertigte.

Daß er auch in diesen kirchlichen Streitigkeiten das freisinnige Gemeindeprincip vertrat, bedarf keiner besondern Erwähnung. Hauptsächlich durch seine Bemühungen wurde die beschlossene Synodal- und Presbyterialverfassung angenommen und dadurch das bereits erschütterte System des Ministeriums Borries beseitigt.

Nach wie vor stand Bennigsen an der Spitze der hannoverschen Opposition und kämpfte gegen das neue, zwar gemäßigte, aber großdeutsch oder vielmehr österreichisch gesinnte Ministerium. Vergebens ließ er vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1866 seine warnende Stimme ertönen; umsonst suchte er mit seinen Freunden die hannoversche Neutralität zu wahren. Der bethörte blinde König und die noch blinderen Räthe der Krone verschlossen diesen wohlgemeinten Mahnungen ihre Ohren und führten die unausbleibliche Katastrophe herbei, welche den Thron der Welfen und die Selbstständigkeit des Landes nach der Schlacht von Langensalza vernichtete.

Die nächste Folge dieser veränderten politischen Verhältnisse war die Bildung der nationalliberalen Partei, deren Führung Bennigsen übernahm. Mit seinen Freunden stellte er sich zunächst die Aufgabe, Deutschland in einen parlamentarischen Bundesstaat umzuwandeln, was nur mit Hülfe und im Verein mit der preußischen Regierung möglich schien. Ohne seine liberalen Grundsätze aufzugeben, glaubte er der vor allem von ihm gewünschten deutschen Einheit manche Concession machen zu müssen, wodurch er sich den Vorwurf der Vertrauensseligkeit und einer allzu großen Nachgiebigkeit gegen die preußische Regierung zuzog. Sowohl im norddeutschen Reichstag, wie im preußischen Abgeordnetenhause, zu dessen Vicepräsidenten er gewählt wurde, nahm er als Führer der nationalliberalen Partei den lebendigsten Antheil an den parlamentarischen Kämpfen, in denen er oft durch sein Wort und seinen Achtung gebietenden Einfluß den Ausschlag gab. Obgleich von jeher der entschiedenste Gegner eines beschränkten Particularismus, bewahrte er doch seinem engeren Vaterlande eine treue Anhänglichkeit, indem er der neuerworbenen Provinz Hannover ein möglichst zulässiges Maß provinzieller Selbstständigkeit zu bewahren und die gute administrative und communale Organisation zu erhalten suchte. Er wurde deshalb von den Provinzialständen zum Landesdirector gewählt und an die Spitze der Selbstverwaltung gestellt. Auch die preußische Regierung wußte die staatsmännische Fähigkeit Bennigsen's zu würdigen und schenkte ihm ihr ehrenvolles Vertrauen.

Während des deutsch-französischen Krieges begab er sich mehrere Male im Auftrage seiner politischen Freunde nach Süddeutschland, um sich mit den dortigen Liberalen über eine gemeinsame Haltung in der deutschen Verfassungsfrage zu verständigen. Hauptsächlich seinen Bemühungen gelang es, das gewünschte Resultat herbeizuführen und die vielfachen Vorurtheile und Hindernisse zu beseitigen, wozu seine objective Ruhe und vermittelnde Natur, sowie seine hochgeachtete Persönlichkeit das Meiste beitrugen. Aus demselben Grunde wurde er im December 1870 von der preußischen Regierung nach dem deutschen Hauptquartier in Versailles berufen, um an den Berathungen über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem norddeutschen Bunde theilzunehmen. Nach dem Kriege widmete er sich von Neuem mit gleichem Eifer der parlamentarischen Thätigkeit sowohl im deutschen Reichstage, wie im preußischen Abgeordnetenhause, das ihn nach dem Ausscheiden Forckenbeck's mit großer Majorität zu seinem Präsidenten gewählt hat. Auch in dieser neuen Stellung bewährt er seine ihm eigene Tüchtigkeit. Hier, wie in allen Lagen seines Lebens, leistet Bennigsen mehr, als seine Freunde und Gegner von ihm erwarteten; ein echter Deutscher, ein Aristokrat im schönsten Sinne des Wortes, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, edel, wahr und treu, im gewöhn-

lichen Verkehr verschlossen, lebhaft in der Unterhaltung über ernste Fragen, ist er weniger geschickt zum Organisiren der Partei im Kleinen, desto trefflicher aber in der Oberleitung derselben, als Redner in der Form musterhaft, voll tiefer Gedanken und staatsmännischer Anschauungen, tiefblickend in die zukünftigen Ereignisse, niemals muthlos, sondern stets zuversichtlich auf den endlichen Sieg seiner Ideen. Hier und da wünschten früher seine Freunde wohl ein entschiedeneres Auftreten, aber von Niemandem, auch von seinen Gegnern nicht, wird der Vorwurf erhoben werden, daß er jemals seiner Ueberzeugung untreu geworden. R.

Ein bairischer Schwärzer.

Vor wenigen Jahrzehnten noch war das wilde Wettersteingebirge, die Grenze zwischen Baiern und Tirol, der Schauplatz einer Art von Romantik, welche immer mehr und mehr ausstirbt. Noch finden Diejenigen, welche von Mittenwald oder Partenkirchen aus in die erhabenen Einöden des Rainthales, der oberen Leutasch, in die Felsenwüsten des Kalkgebirges vordringen, in ihren Reisehandbüchern an manchen Stellen angegeben, daß hier und dort ein Schwärzersteig über die steilen Jöcher führe. Solche finden sich zum Beispiel angegeben in einiger Entfernung von dem wunderbaren Wasser der Blauen Gumpe, bei der Lochhütte, von wo früher die Schwärzer über die gewaltigen Schutthalden des Hundsstalles oder über die Wände, die sich zwischen dem Teufelsgrate oberhalb der Rainthaler Schrofen hinziehen, nach Tirol hinübergestiegen sind. Es giebt aber deren in Wirklichkeit noch viel mehr, als diese Bücher angeben.

Eines Tages befand ich mich in Gesellschaft eines alten Leutaschers, dessen Name wegen der untenstehenden Geschichten der Mitwelt verschwiegen bleiben soll, bei der eben erwähnten Lochhütte, zu welcher wir über das sogenannte „Teufelsg'saß" herübergestiegen waren. Schon unterwegs hatte er mich auf verschiedene Stellen aufmerksam gemacht, die ihm aus der Zeit seiner Jugendabenteuer her im Gedächtnisse geblieben waren. Doch die Anstrengung des scharfen Anstieges, den ich überhaupt nicht Jedem empfehlen möchte, hemmte die Redseligkeit des nunmehr schon ziemlich bejahrten Burschen. Erst nachdem wir das Frauenalple im Rücken hatten, gewann er mehr Athem.

Als wir aber unten dort rasteten, wo das aus dem oberen Rainthale kommende Wasser sich mit den Wellen der Partnach vermengt und der mitgebrachte Wein die Zunge löste, da wurden die alten Erinnerungen lebendig, nahmen Gestaltung an, und im Angesichte des eben überkletterten Felsgrates entstanden die Umrisse der Skizze, welche hier dem Leser vorgeführt wird.

Heutzutage wird deshalb nicht mehr über diese hohen Jöcher geschmuggelt, weil kein Zoll hoch genug ist, um durch dessen Ersparniß die Leute zu solcher Mühe und Lebensgefahr anzuspornen. Was man heute schmuggelt, geht meist an der Landstraße hin und besteht aus Kleinigkeiten, für die sich kein Mensch einem größeren Abenteuer unterzieht: einigen Päckchen Feigenkaffee, ein paar Kistchen Cigarren, einem Pack groben Tuches, einem Fäßchen mittelmäßigen Tiroler Weines. Damals aber, als mein Leutascher noch jung war, gab es Zölle, die allerdings so hoch waren, daß sie die Lust am Gewinne herausforderten. Zu Mittenwald hat sich manches Haus, welches den Schmugglern ein sicheres Obdach bot, durch den damaligen Schleichhandel eine gewisse Wohlhabenheit erworben.

Vor Allem waren es Seidenwaaren, welche die bairische Zollgesetzgebung mit einer unverhältnißmäßigen Abgabe belastete. Diese Seidenwaaren konnte man in dem mit Italien zusammenhängenden Tirol damals um die Hälfte von Dem kaufen, was man in Baiern dafür zu zahlen hatte. — Auch die sechs Burschen, welche eines Tages vor einer Reihe von Jahren auf dem nämlichen Pfade heraufstiegen, den ich heute mit manchem heimlichen Ach- und Wehrufe überklettert hatte, schleppten theure Seidenwaaren mit sich. Bald stiegen sie keuchend die jähen Wände an, bald rasteten sie, und das nicht selten, denn eine solche Last schier lothrecht aufwärts zu schleppen, hält Niemand lange aus. Wenn sie rasteten, entfernten sich immer Zwei von ihnen und setzten sich in verschiedener Richtung nieder, um nach allen Seiten hin ausspähen zu können. Die Anderen aber thaten sich abwechselungsweise bei Speck, Brod, Branntwein und bei einem Pfeifchen Tabak gütlich. Die Gewehre, welche sie bei sich trugen, versteckten sie während einer Rast immer in den nächstgelegenen Büschen.

„Die Kropfglocken" — diesen Spitznamen führte damals mein Gewährsmann — besaß ein ziemlich gutes Fernrohr und schaute damit in der Richtung gegen die enge Schlucht des sogenannten Scharnitzthales und darüber hinweg bis gegen die oberen Häuser der Leutasch hinab. Manchmal kam es ihm wohl vor, als ob er einige verdächtige Gestalten hinter großen Steinen sich bewegen sähe. Er machte seine Genossen darauf aufmerksam, diese aber behaupteten, es sei eine Täuschung des Nebels, welcher in dunkeln Ballen über das feuchte Gestein hin- und herzog. Im Uebrigen fühlten sie sich ein paar Zollwächtern gegenüber durch ihre Bewaffnung und Zahl vollständig sicher. Ueber die steilen Schneehänge, die sie hüben wie drüben an- und abzusteigen hatten, ging es langsam, bedächtigen Schrittes, Schritt für Schritt hinüber, denn nichts wäre für sie verderblicher gewesen, als wenn sie eine Lawine, wie man im Gebirge sagt, „angetreten" hätten.

Es wurde ihnen aber bald klar, daß Dasjenige, was sie hinter den Steinblöcken sich hatten bewegen sehen, keine schwanken Nebelschatten gewesen waren. Denn plötzlich krachte es hervor und „die Kropfglocken" hatte zwei Schüsse im Leibe, den einen an der linken Hand, den andern am linken Fuße. Doch fühlte er sofort, daß kein Knochen zerschmettert war. Auch ein anderer Genosse, der „Duxer Neuner", blutete stark.

Doch derlei Abenteuer waren nichts Ungewöhnliches und das Benehmen der Schmuggler in einem solchen Falle vorgesehen. Sie liefen langsam in der nämlichen Reihenfolge, in welcher sie vorwärts geschritten waren, zurück, so daß der Vorderste der Letzte und der Hinterste der Erste wurde. Die beiden Verwundeten nahmen sie in die Mitte und führten sie so weit, bis sie außer Tragweite der vorhin abgeschossenen Gewehre waren. Dann erst wurden die Wunden untersucht, während sich Zwei mit Gewehren hinter einigen Steinblöcken aufstellten, um die etwa herannahenden Zollwächter abzuhalten. Die Wunden erwiesen sich als Streifschüsse und ziemlich ungefährlich. Sie wurden, so gut es ging, verbunden, dann aber Rath gehalten, was im Angesichte der drohenden Gefahr zu thun sei. — Die Schmuggler waren darin einig, daß sie verrathen worden seien und zwar von ihrem eigenen Zuträger. Sie erinnerten sich, daß sie ihm den Botenlohn von dem letzten Gange her schuldig geblieben seien. Der Mann versuchte deshalb sein Glück mit den Zollwächtern. Nach der Anzahl der Schüsse, welche auf sie abgefeuert worden waren, schien es, als ob die Zollwächter ihnen um das Doppelte überlegen seien. Es konnte also von einem weiteren Fortschreiten auf diesem Wege nicht mehr die Rede sein. Denn die Verwundeten waren nicht mehr kampffähig, und so geschwächt konnten sie dem Trupp der Zöllner nicht gegenübertreten.

Nach ihrer Berechnung konnten die Feinde, welche vom gegenüberliegenden Hange aus geschossen hatten, unter zwei Stunden nicht zur Stelle sein. Es wurde deshalb zwischen zwei Felsen unter vielen Schwierigkeiten ein Feuer angemacht. Die Verwundeten hatten einen Anfall von Schüttelfrost; sie hatten auch seit langer Zeit nichts Warmes mehr genossen, und einige Pflege war deshalb unumgänglich nothwendig.

Mittlerweile wurde es dunkel, und die ausgestellte Wache meldete durch den nachgeahmten Schrei eines Raben, daß die Verfolger herannahten. Obwohl es schon dunkel war, bemerkten die Schmuggler doch, daß jene ihre Körper nicht einem möglichen Feuer aussetzten, sondern fortwährend springend hinter den Blöcken Deckung suchten.

Die Schmuggler hätten indessen, auch wenn sie sich frei gezeigt hätten, schwerlich auf sie geschossen. Es war überhaupt nicht ihre Art, durch unnützes Blutvergießen Verfolgungen im größten Maßstabe auf sich zu ziehen. Als ihnen überdies nach einer weiteren Viertelstunde von ihrer Wache gemeldet wurde,

daß die Zollwächter nicht mehr vorrückten, so vermutheten sie, daß jene am Ende ihres Muthes angelangt und gesonnen seien, für jetzt in gedeckter Stellung zu verbleiben.

Nach langer Berathung beschlossen sie, ihren Weg nunmehr auf der entgegengesetzten Seite fortzusetzen. Er war zwar um ein Beträchtliches weiter, auch mußte er durch tiefen Schnee gebahnt werden, aber es blieb ihnen in der That nichts Anderes übrig, wenn sie nicht die theuren Waaren und die Verwundeten zurücklassen wollten. Aber selbst wenn sie den schwierigen Gang auf den Schneefeldern versuchten, befanden sie sich deshalb doch nicht außerhalb der Gefahr feindlicher Kugeln, denn es war nicht so dunkel, daß sich die schwarzen Gestalten nicht deutlich von der weißen Fläche abgehoben haben würden. Um das zu vermeiden, zog Jeder aus der Umhüllung, in der die Seidenwaaren staken, ein großes Leinentuch und schlug es sich in der Art eines Plaids um den Leib. So waren sie Alle weiß eingehüllt und konnten vom Schnee nur schwer unterschieden werden. Ehe sie den Marsch antraten, wurde dem Feuer noch eine Menge Nahrung zugeschleppt, damit die Grünröcke glauben sollten, sie blieben hier über Nacht und bereiteten ihnen einen Hinterhalt.

Zu einem Kampfe hätten es die Verwegenen nicht mehr kommen lassen dürfen; denn abgesehen von der Noth, die sie mit den Verwundeten hatten, waren bei dem Schneewaten Munition und Gewehre naß und unbrauchbar geworden. Die Flucht gelang ihnen, obwohl sie oft mit Sack und Pack tief in den Schnee hineinstürzten und dadurch naß und starr wurden. Auch ging ihnen auf diesem Wege mancher nothwendige Gegenstand verloren.

Endlich erreichten sie einen Thalboden und luden in einem alten Bergmannsstollen den Inhalt ihrer Bündel ab. Obwohl rings herum Schnee lag, hatten sie doch von einem Auffinden dieses Stollens durch unberufene Lauscher nichts zu fürchten. Man konnte ihre Spuren deshalb nicht entdecken, weil aus dem Stollen ein Wässerlein herausfloß, das niemals zufror, ringsherum auf mehrere Hand breit den Schnee wegleckte, keine verrätherische Kruste trug und also die Schritte Derjenigen, die in ihm selbst auf- und abwärtsgingen, Niemanden verrieth.

Aber auch den Fall angenommen, es wäre ein Unkundiger in den finsteren Schacht hineingerathen, so wäre er ohne Zweifel ertrunken oder über einen Absturz im Innern hinabgefallen. Der Stollen zieht sich nämlich zuerst eben und wagrecht in den Berg hinein, endet aber an einem sehr tiefen und breiten Schacht, der ganz und gar mit Wasser ausgefüllt ist. Wer hier nicht Bescheid weiß, kann unmöglich darüber hinwegkommen. Seitwärts an der Felsenwand liegt etwa zwei Fuß unter dem Wasser versteckt ein an Ketten wohl befestigter Baumstamm. Der Uneingeweihte sieht ihn nicht, wer ihn aber kennt, der vermag ganz gut auf ihm fortzuwaten.

Am anderen Ufer des Schachtes, welches einige Klafter weit entfernt ist, zieht sich der Stollen wieder weiter und zwar in eine sehr geräumige Höhle hinein. Diese Höhle ist vollkommen trocken, weil die aus dem Berg abtriefenden Wasser in dem Schacht ihr Bett gefunden haben. Die Höhle war also zum Aufbewahren der Päcke um so mehr geeignet, als das Weiterschaffen von da in gesicherte Unterkunftsörter als eine Kleinigkeit betrachtet werden konnte.

Noch Mancherlei wäre anzuführen von nächtlichen Schmuggelfahrten, die über den Eibsee hin veranstaltet wurden, von Kämpfen im Wald und in den hohen Felsklippen. Doch würde das Alles hier zu weit führen, und ich beschränke mich darauf, nach den Mittheilungen meines Gewährsmannes ein Bild von dem schließlichen Schicksale eines der Hauptunternehmer dieser Züge, nämlich des oben erwähnten sozenannten Durer Neuner, zu entwerfen.

Da steht am Bergabhang ein altes Holzhaus inmitten von Feldern. Oberhalb der Zäune zieht sich ein ansehnlicher Wald, mit Felsblöcken untermischt, von Schluchten und Gräben durchzogen, hin. Es ist das eine Gegend wie gemacht für Rehe, Füchse, Hasen, Marder und — Wildschützen. Man hat von hier eine sehr hübsche Aussicht auf die hohen Kalkschrofen, aber auch die Staffage macht keinen unangenehmen Eindruck. Aus einem Felsenbrunnen sprudelte helles Wasser; zwei Kühe standen im Stalle; Schweine und Hühner trieben sich vor dem Hause herum. Dem Anscheine nach waltet hier ein glücklicher Hausstand. Die Thür ist verschlossen, aber die sichtbaren Fußtritte deuten darauf hin, daß der Bewohner oder letzte Besucher des Hauses bergauf in den Wald gegangen ist.

Nach dem Stand der Sonne muß es etwa vier Uhr Nachmittags, das heißt Melkzeit, sein. Wir werden deshalb im Schatten des blühenden Holunderbaumes nicht lange zu warten haben, bis irgend Jemand zur Bedienung des Viehes erscheint. In der That kommt hinter dem Feldsaum her ein Mann von mittlerem Alter geschritten. An der Thür angekommen, öffnet er dieselbe mit einem sogenannten Züngl und verschwindet im Hausgang. Bald darauf kehrt derselbe mit einem Melkseiher und einem mit Kleien gefüllten Geschirr zurück. Die Thiere werden gefüttert, gemolken; die schäumende Milch wird in's Haus gebracht. Dieser Mann ist kein Anderer als der „Durer Neuner", der sich von seinem Geschäft zur Ruhe gesetzt und in diesem versteckten Winkel angesiedelt hat. Er ist aber unbeweibt geblieben, wie viele unserer Gebirgsbauern, die dennoch ihren eigenen Haushalt führen.

Bald darauf erscheint auf dieser Bühne ein Schicksalsgenosse, nämlich „die Kropfglocken" in eigener Person. Welches die Beziehungen dieses Letzteren, der sich aus seinen Unternehmungen weniger erübrigt hat, zu dem klugen Ersteren waren, das werden wir sofort sehen.

„Neuner, ich möcht' einen Hochwurzenen (Branntwein)," sagt er zum alten Gefährten, der unter die Thür getreten ist. „Aber echt muß er sein, und das Gährfaßl darf nicht zu nah' beim hinteren Thürl draußen (das heißt beim Brunnen) gestanden haben. Verstehst Du mich? Zahlen möcht' ich ihn schon, zuerst aber verkosten."

Der „Neuner" begrüßte den Ankömmling freundlich und brachte bald ein großes mit Enzian-Branntwein gefülltes Glas. Aus diesem goß er in ein Kelchgläschen und reichte es ihm zum Versuchen.

„Doch geh' herein!" setzte er hinzu, „die Sonne ist heiß, und bei der Hitze könnte es leicht den Geist austreiben."

Da ich den Leser nicht in die Dialekteigenthümlichkeiten der Leutascher einweihen kann, so berichte ich hochdeutsch und in indirecter Redeform über die stattgefundene Unterredung und ihre Folgen.

Der „Neuner" sagte, es gehe ihm da heroben in seiner Einsamkeit recht gut. Wenn ihm die Zeit zu lang würde, ginge er in den Wald, machte Fallen, finge Füchse, Dachse, Marder und was ihm sonst unterkäme. Er hätte zwar auch ein Schießgewehr, doch das gebrauchte er nur im Nothfalle und ginge nicht gern damit aus. Denn beim Schießen würde man leicht entdeckt, und überdies hatte der Neuner mehrmals eine Ursache gehabt, sich vollständig ruhig zu verhalten und so wenig als möglich von sich sprechen zu machen, damit nicht alte Geschichten wieder aufgerührt würden. Doch löste der Einsiedler vom Wildpret so viel, als er von seiner kleinen Besitzung gewann, insbesondere vom Rauchwerk. Das trug er in's Oberinnthal hinunter, wo er für diese Felle seine sicheren Abnehmer hatte. Damit aber, wenn er einmal in eine Untersuchung von Seiten der neugierigen Gerichte geriethe, seine Werkstätte nicht entdeckt werden sollte, so hatte er sich einen versteckten Ort für diese seine Thätigkeit ausgesucht. Dort wurde den eingefangenen Thieren die Haut abgezogen und dieselbe gedörrt. Diejenigen, welche verfrüht eingefangen wurden, räucherte er eben dort selbst, damit das Pelzwerk keinen Schaden nähme. Das Fleisch wurde von ihm in gesottenem, gebratenem oder geräuchertem Zustande gegessen. An ein Auffinden dieses Versteckes durch Späher war nach des Neuner Behauptung in keiner Weise zu denken.

„Die Kropfglocken" wurde, wie man begreift, sehr neugierig und bat den Genossen, ihm diese absonderliche Oertlichkeit zu zeigen. Der aber wollte davon durchaus nichts wissen. Er würde, sagte er, keine ruhige Stunde mehr haben, wenn er wüßte, daß noch ein Anderer sein Geheimniß kenne, und überdies habe er gelobt, niemals irgend Jemanden in dieser Beziehung zu seinem Vertrauten zu machen.

„Die Kropfglocken" aber antwortete ungefähr so: „Wenn ich mir etwas in den Kopf setze, so finde ich es. Und ich entdecke zuversichtlich diese Gegend, wenn nicht im heurigen Jahre, so im nächsten."

Der Neuner wußte zwar aus ihren gemeinschaftlichen Schmugglerabenteuern, daß seinem Genossen ein sehr feiner Spür-

sinn zugemuthet werden könne, aber in Anbetracht der Versteckheit seiner Werkstätte und Vorrathskammer fühlte er sich so sicher, daß er unbedenklich auf eine von diesem vorgeschlagene Wette, bei welcher es sich um den Werth einer Kuh handelte, einging. Zum Schlusse dieses Besuches zeigte er seinem Gaste die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses, gleichsam, als wollte er ihm andeuten, daß er hier nichts zu suchen habe, und ihm so die Arbeit des Nachspürens abkürzen.

Trotz vielen Suchens fand „die Kropfglocken", dem das Auffinden des Versteckes so zu sagen eine Ehrensache geworden war, in der Umgebung nichts, als einen engausgetretenen Fußsteig im Schwarzbeeren- und Alpenrosengestrüpp, der aber kreuz und quer im Walde und zwischen den Felsblöcken herumführte und an dem weder Anfang noch Ende zu erkennen war. Der alte Schmuggler beschloß deshalb, den ersten Schnee abzuwarten, um auf Fußspuren zu kommen. Als im Spätherbste die Gegend weiß geworden war, ging er wieder in den Wald und fand Fährten in allen Richtungen, die sich an vielen Stellen kreuzten und aus denen er ebensowenig klug zu werden vermochte, wie aus dem Fußpfad im Sommer. Schon gab er die Wette für verloren, als er bemerkte, daß gegen einen Punkt hin die Fährten hin und wieder zurückgingen. Es war dies allerdings an mehreren Stellen wahrzunehmen, doch erschienen hier die Spuren häufiger als sonstwo und viel mehr ausgetreten. Eine Fährte führte zu einem alten Baumstamm hin, den wahrscheinlich einmal der Blitz getroffen hatte, denn er war seines Wipfels beraubt und mehrere Aeste, die von ihm abstanden, waren halb verkohlt. Vor diesem Baum, in der Entfernung weniger Klafter, zog sich eine niedrige Felswand hin. Es waren Spuren menschlicher Füße auch zwischen dem Baum und dem Felsen zu sehen. Am Felsen entdeckte „die Kropfglocken" allerdings ein kleines Bett aus Moos, dieses konnte aber selbstverständlich nur im Sommer benutzt werden. Ueberdies waren die Spuren zwischen Fels und Baum viel weniger ausgetreten. Was konnte auch ein Mensch im Winter an dieser Wand zu schaffen haben?

Der Baum zeigte bei näherer Besichtigung einige dicke, dürre Stümpfe von abgebrochenen Aesten. Auf diesen kletterte der Schmuggler empor und entdeckte nun, daß der Stamm, der mehr als eine Klafter im Durchmesser hatte, inwendig ausgehöhlt und oben mit einem Brette verschlossen sei. Bei diesem Anblicke wurde er der Ueberzeugung, daß er vor der Lösung des Räthsels stehe.

Er drückte an dem Brette, welches den Deckel der Baumhöhlung vorstellte, herum. Plötzlich neigte sich derselbe senkrecht um seine aus einem durchgesteckten Stück Holz bestehende Achse. Hinabschauend sah er sofort eine Leiter, die im Innern des Baumes befestigt war. So sehr ihn diese Entdeckung freute, so wenig getraute er sich, sie sogleich zu verfolgen. Er spähte vorsichtig umher, ob ihn Niemand gesehen habe, und beschloß, die Untersuchung auf die Nacht zu verschieben. Denn er fürchtete, daß „Neuner", wenn er ihn hier überraschen würde, von seiner Leidenschaftlichkeit so weit hingerissen werden könne, daß er im Stande wäre, sich an dem Eindringling zu vergreifen.

Als es dunkel geworden war, verfügte er sich mit einer Laterne zu dem Baume. Auch hatte er eine Waffe mitgenommen, um sich gegen „Neuner" vertheidigen zu können, falls dieser ihn ertappen und angreifen sollte. Er öffnete das Brett, stieg auf der Leiter hinab und erreichte, auf dem Erdboden angekommen, einen Schlüpfgang, der so eng war, daß sich ein Mensch mit Mühe durch ihn hinabwinden konnte. Zwei oder drei Klafter tiefer aber wurde er breiter und führte, nunmehr in Felsen ausgehauen, um die Felswand herum. Nachdem er, auf- und absteigend, einige Krümmungen zurückgelegt hatte, mündete er in eine Höhle, deren Anblick vollständig dem eines Zerwirkgewölbes glich. Da hingen Rehe, Hasen, Füchse, Fleischstücke, Keulen in einem vom Räuchern ganz und gar geschwärzten Raume. Aber auch Schmelztiegel, Schlacken, Geschirre, Bleierze, wie man sie an vielen Stellen im Wettersteingebirge findet, lagen herum. In der Mitte stand ein Windofen, zum Schmelzen eingerichtet.

„Die Kropfglocken" wollte nunmehr auch entdecken, wohin der Rauch aus diesem Laboratorium abgeleitet werde und wo Gang und Höhlung endigten.

Was die letzte Frage anbelangt, so war sie bald entschieden. Es gab keine Fortsetzung mehr. Der Rauch aber schien durch zerklüftetes Felsgestein seinen Ausweg zu finden. Denn als der Schmuggler sich eine Pfeife ansteckte, merkte er an dem Luftzuge, der den Tabaksqualm nach einer gewissen Richtung trieb, daß sich irgendwo Oeffnungen befinden mußten.

„Die Kropfglocken" führte sich eine geselchte Rehkeule zu Gemüthe und übernachtete auf Moos in seines Freundes Speisekammer. Als er diesem am nächsten Tage den Verlust seiner Wette ankündigte, war der „Neuner" anfänglich sehr bestürzt. Bald aber faßte er die Sache von der vernünftigeren Seite auf und machte seinem alten Gefährten den Vorschlag, zu ihm zu ziehen und fortan das Geschäft gemeinschaftlich mit ihm zu betreiben.

So geschah es auch. Beide „arbeiteten" fort bis zu „Neuner's" Tode. Dann setzten Alter und andere Verhältnisse dem Betrieb ein Ende. Das Häuschen wurde verkauft und von der romantischen Sippe sind nur der alte Knabe und die Erinnerung übrig geblieben.

Heinrich Noë.

Amerikanische Unsterblichkeitspolicen.

Um wahrhaft großartige Freigebigkeit kennen zu lernen, muß man nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen. Kein Land der Welt hat so viele öffentliche Wohlthäter aufzuzählen, wie gerade das, welches wegen seiner rastlosen Dollarjagd, wegen seines crassen Materialismus am meisten verrufen ist. Fast jede größere amerikanische Stadt hat ihren speciellen Wohlthäter, wie im Mittelalter jede europäische ihren Schutzheiligen hatte, und man könnte ein dickes, interessantes Buch über die zahllosen Vermächtnisse schreiben, welche fast allenthalben im Lande zum Besten der Volksbildung und Jugenderziehung, der Armen und Kranken bestehen. Man ist hier bereits so daran gewöhnt, reiche Leute einen Theil ihres Vermögens wohlthätigen Zwecken überweisen zu sehen, daß es förmlich auffällt, wenn ein reicher Mann stirbt, ohne diesem Brauche in seinem Testamente Rechnung getragen zu haben, und die kleineren Legate sind thatsächlich schon so zahlreich, daß Vermächtnisse unter fünfzigtausend Dollars kaum noch besonders beachtet werden.

Wie hier zu Lande der reiche Mann erst mit dem Millionär anfängt, so auch der öffentliche Wohlthäter, welcher auf Nachruhm Anspruch machen will. Wer die amerikanischen Philanthropen in einem kurzen Journal-Artikel vorübergehend erwähnen will, der darf thatsächlich nur die nennen, welche halbe und ganze Millionen verschenkten, und diese bilden bereits eine stattliche Reihe. New-York hat seinen Astor, Cooper und Stewart; der New-Yorker Eisenbahnmagnat Vanderbilt hat zwei Hochschulen seiner Religionssecte mit je fünfhunderttausend Dollars dotirt, was ihn übrigens durchaus nicht hinderte, seinen nächsten Angehörigen, denen der Bankerott drohte, jede Hülfe hartherzig zu versagen; Philadelphia hatte seinen Girard, Boston seine Warrens, Hoboken seinen Stevens, St. Louis seinen Mullanphy, Washington seinen Smithson und seinen Corcoran; am glücklichsten ist jedoch Baltimore, es hat nicht weniger als drei Millionen-Wohlthäter und dabei noch Etwelche in Aussicht. Von diesen Baltimorer Philanthropen soll hier speciell die Rede sein; ihre Namen sind: John Mac Donogh, George Peabody und Johns Hopkins.

Von diesen drei Männern hat bis jetzt nur Peabody einen europäischen Namen, resp. einen Weltruhm. — Man wird sich noch recht wohl des Aufsehens erinnern, welches vor einigen Jahren die Nachricht hervorrief, daß der in London lebende amerikanische Banquier George Peabody Millionen auf öffentliche Stiftungen zum Zwecke der Volks- und Jugendbildung verwendet habe; das Staunen der Welt dürfte jedenfalls noch etwas wachsen, wenn sie erfährt, daß Peabody in Baltimore, derjenigen Stadt, welche das mit 1,400,000 Dollars dotirte Peabody-Institut besitzt, zwei Pairs hat, die es ihm gleich gethan, und von denen Einer jenes großartige Werk durch weit

glänzendere Vermächtnisse noch um ein Bedeutendes übertroffen hat.

Der erste Wohlthäter der Stadt war John Mac Donogh, Stifter des nach ihm benannten landwirthschaftlichen Instituts, welches im October vorigen Jahres in der Nähe von Baltimore eröffnet wurde und in welchem eine Anzahl armer Knaben eine vortreffliche landwirthschaftliche Ausbildung erhalten. Die Zöglinge dieser Anstalt, die mit circa fünfhunderttausend Dollars dotirt ist und jährlich etwa dreißigtausend Dollars aufzuwenden hat, werden während eines vierjährigen Cursus in Allem, was ein gebildeter amerikanischer Oekonom wissen muß, unentgeltlich unterrichtet, außerdem beköstigt und gekleidet, und wenn sie das Institut verlassen, wird für ihr weiteres Fortkommen in väterlicher Weise gesorgt. John Mac Donogh wurde gegen 1780 in Baltimore geboren und wandte sich 1806 als junger Abenteurer nach New-Orleans, um dort sein Glück zu machen. New-Orleans war damals für die östlichen Städte des Landes, was in den dreißiger Jahren Cincinnati, in den vierziger Jahren Texas und Californien, in den fünfziger Jahren Chicago war und heutzutage etwa Duluth oder Omaha ist — der Sammelplatz aller speculativen jungen Leute und problematischen Existenzen des Ostens. Wer in New-York, Boston, Philadelphia oder Baltimore einen dummen Streich gemacht hatte, ging nach der jungen Stadt am unteren Mississippi, um dort Lethe zu trinken und ein neues Leben anzufangen; wer ein kleines Vermögen rasch vermehren wollte, ging nach Louisiana. Unter letzterer Classe von Leuten war auch John Mac Donogh von Baltimore, der wohlerzogene Sohn achtbarer Eltern.

Ein glücklicher Zufall hatte dem jungen Menschen sechstausend Dollars in die Hände gespielt, und mit dieser Summe begann er seine Operationen. Kaum war das Feld einigermaßen sondirt, so kaufte Mac Donogh in der sogenannten Red-River-Gegend eine Strecke werthlosen Landes, natürlich für ein Butterbrod. Der junge Speculant sprach von Stund' an von Nichts weiter, als von seinen prachtvollen Besitzungen, und nachdem er verschiedene Scheinverkäufe an einen Baltimorer Freund gemacht, gelang es ihm wirklich, einem angesehenen Kaufmanne eine Parcelle seines Landes zu einem ziemlich hohen Preise aufzuschwatzen. Sobald dieser Verkauf bekannt wurde, kauften auch Andere von ihm; seine Transactionen gewannen immer größeren Umfang, und im Jahre 1821 belief sich sein Vermögen bereits auf fünfzehn Millionen Dollars. Mac Donogh war ein Einsiedler und Sonderling, der seine Bedürfnisse auf das geringste Maß beschränkte; da er von Jugend auf für einen Weiberfeind galt, so glaubt man, daß er nie mehr als Ja und Nein mit einem weiblichen Wesen gesprochen habe. So einsam und im eigentlichen Sinne des Wortes freundlos er gelebt hat, starb er auch. Sein Testament machte den als Geizhals bekannten Mann berühmt. Der größte Theil seines Vermögens war der Regierung zum Zwecke der Volkserziehung vermacht; zahlreiche Legate zeigten den Sonderling im grellsten Lichte; nur eins mag hier Erwähnung finden. Mac Donogh, ein medicinischer Autodidakt, bildete sich ein, ein großer Heilkünstler zu sein. Eines Tages kaufte er eine französische Novelle, in welcher der Schriftsteller Leon Gozlan eine neue Heilmethode verfocht. Diese fand den Beifall des Millionärs. Der Novellist, welcher weder als Schriftsteller noch als Heilkünstler den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen vermochte, lebte 1852 elend und arm in Paris und sah einem trostlosen Alter entgegen. Eines Tages suchte ihn der amerikanische Consul von Havre de Grace auf und fragte, ob er der Verfasser jener Novelle sei. Die Frage wird bejaht. „Dann haben Sie in Amerika zehntausend Dollars geerbt, welche Summe Ihnen die Firma Albrecht und Compagnie auszahlen wird," sagte der Consul, und die Zukunft des Schriftstellers war sicher gestellt. Der Testator war Mac Donogh.

Das schönste Vermächtniß erhielten jedoch die Städte Baltimore und New-Orleans. Ueber dasselbe schreibt Mac Donogh in seinem Testamente: „Dieser Plan, welchen mein Geist, ohne Zweifel auf höhere Eingebung, entworfen hat und welchen ich jetzt nahezu vierzig Jahre lang mit mir herumtrage, geht dahin, große Besitzungen, Bauplätze in Städten und Häuser zu erwerben, und die Erträge dieser Güter zur Ausbildung armer Kinder zu verwenden. Diese Besitzthümer werden mit der Zeit unzweifelhaft solche Revenuen abwerfen, daß mit denselben die Ausbildung aller armen Kinder in Maryland und Louisiana, sowie noch vieler unbemittelten Kinder anderer Staaten in unserer glücklichen Union bestritten werden kann. Um dieses zu bezwecken und in's Leben zu rufen, habe ich ein breites und tiefes Fundament gelegt, große Grundflächen in und bei New-Orleans aufgekauft, so daß, wenn gut verwaltet, in künftigen Jahrhunderten deren Revenuen bei der beständigen Ausdehnung der Stadt, welche bestimmt ist, eine der größten und volkreichsten Städte der Welt zu werden, allein jährlich sich auf Millionen belaufen werden. Wenn deshalb Diejenigen, welche nach mir kommen, und welche diese Güter, welche ich aufzuhäufen bestrebt war, zu verwalten haben, darnach trachten, dieselben mit derselben Treue, mit welcher ich gewirthschaftet, zu vermehren und productiv zu machen, dann wird in der That einmal ein förmlicher Berg des Reichthums daraus werden, der noch ungeborenen Geschlechtern durch Jahrhunderte zum Segen gereichen muß."

Leider sind diese frommen Wünsche des guten Mac Donogh nicht ganz in Erfüllung gegangen und seine praktischen Winke schlecht befolgt worden. Das New-Orleanser Vermächtniß ist nämlich bis auf die Lumperei von fünfundzwanzigtausend Dollars von den Politikern gänzlich gestohlen worden. Die Stadt Baltimore hatte einen kostspieligen Proceß mit New-Orleans zu führen, ehe sie ihr Legat erhielt. Auch hier versuchten die „öffentlichen Diebe", wie man in den Vereinigten Staaten die Politiker nennen muß, an diesen reichen Fond zu gelangen, um denselben zu reduciren. Er ist jedoch glücklicher Weise sicher gestellt worden. Da die Anstalt kaum zwei Drittel der Zinsen jährlich verzehrt, so kann der Fond mit der Zeit immer noch auf eine Million gebracht werden.

Peabody's Leben und die Geschichte seiner zahlreichen Stiftungen setze ich als bekannt voraus; es sei nur bemerkt, daß der Banquier der Stadt, in welcher er seine Jugend verlebte und den Grund seines immensen Vermögens legte, stets ein liebevolles Andenken bewahrte, welches er in dem nach ihm genannten Institute verewigte. Dasselbe war anfangs mit fünfhunderttausend Dollars dotirt, erhielt aber später, da die Curatoren sich scheuten, mit einem so geringen Einkommen — wie die Zinsen des obigen Fonds — das Institut in Wirksamkeit treten zu lassen, noch fünfhunderttausend Dollars, und als endlich im Jahre 1866 die Eröffnung stattfinden konnte, bei welcher der Stifter persönlich anwesend war, gefiel ihm das Werk dermaßen, daß er es abermals mit vierhunderttausend Dollars beschenkte. Das Institut enthält eine gewählte Bibliothek, in welcher die classischen Originalwerke aller Culturvölker von den Kings der Chinesen, den Vedas der Inder bis zu Ulfilas' Bibel und Goethe's Faust in den besten Ausgaben zu finden sind. Die Bibliothek, welche fortwährend vermehrt wird — wobei man den Wünschen Derjenigen, welche sie frequentiren, in der liebenswürdigsten Weise Rechnung trägt — hat in allen Centralplätzen des Buchhandels, in Leipzig, London, Paris und New-York ihre Agenten, welche derselben beständig neue Schätze zuführen. In der Person des Herrn Dr. Uhler besitzt dieselbe einen umsichtigen und gewissenhaften Custos.

Das Institut zerfällt in drei Hauptabtheilungen. Nämlich außer der Bibliothek, welche im Winter noch für gediegene Vorlesungen in englischer, deutscher und französischer Sprache über wissenschaftliche oder schöngeistige Themata zu sorgen hat, besteht bereits eine Musikschule, die sich wohl mit der Zeit den stolzen Namen Conservatorium erwerben wird. Dieselbe steht unter Leitung des jungen dänischen Componisten Asger Hamerik. Ein Cyklus classischer Orchesterconcerte wird jeden Winter unter der Aegide dieses Zweiges bei dem nominellen Entrée von fünfzig Cents geboten. Sobald der neue Anbau vollendet ist, wird auch eine Abtheilung für bildende Künste in's Leben treten; das Institut hat schon eine Anzahl von Kunstwerken erworben, so daß der Anfang zu einer Glyptothek und Pinakothek thatsächlich vorhanden ist.

Jetzt zu dem dritten großen Wohlthäter der Stadt, dem Manne, der Peabody übertroffen hat. — Bis vor Kurzem lebte hier ein alter Quäker, Namens Johns Hopkins, der bereits seit einem Menschenalter für den reichsten Kaufmann der Stadt gelten mußte; dabei machte er stets den Eindruck, als ob er seine Kleider beim Trödler kaufe, und wer ihn nicht kannte, der hätte versucht sein können, ihm ein Almosen anzubieten. Der

Mann galt für außerordentlich sparsam, sogar geizig, und als vor drei oder vier Jahren eines Morgens eine Zeitung berichtete, daß der alte Hopkins beabsichtige, zwei ebenso großartige Institute zu stiften wie das, welches Peabody's Namen trägt, lachte Jedermann über den vermeintlichen Witz, denn in der ganzen Stadt konnte sich Niemand erinnern, daß der Millionär jemals etwas zu verschenken gehabt habe. Obgleich der Mann bereits hoch in den Siebenzigern stand, arbeitete er noch rastlos an der Vermehrung und Verwaltung seines ungeheuren Vermögens weiter, baute und kaufte Magazine und war in den Bureaustunden unfehlbar in seiner alten Spelunke von Comptoir zu finden.

Am 24. December vorigen Jahres starb er nach kurzer Krankheit, und als am zweiten Weihnachtstage sein Testament bekannt wurde, fand sich's, welch herrliches Weihnachtsgeschenk der alte Hopkins der Stadt gemacht hatte. Der Nachlaß des Millionärs wird auf zehn Millionen Dollars veranschlagt; davon erhalten seine Blutsverwandten, etwa sechszehn an der Zahl, circa zwei und eine halbe bis drei Millionen. Der Testator verordnet, daß eine Universität gegründet werde, welche seinen Namen tragen und welcher sein vor der Stadt gelegener Landsitz Clifton, zweihundertdreißig Acker groß, mit einem prachtvollen Schlosse zufallen soll, ferner daß auf einem andern ihm gehörigen Platze ein großes Hospital erbaut werde, in welchem Kranke aller Nationalitäten unentgeltlich Aufnahme finden. Beide Anstalten sind in Bausch und Bogen von vornherein mit sechs Millionen Dollars dotirt und erhalten außerdem noch Alles, was in seinem Nachlasse vorgefunden wird und worüber in dem Testamente nicht speciell verfügt ist. Die Curatoren des Hospitals haben mit diesem Institute eine Schule für Krankenpflege zu verbinden und außerdem ein Waisenhaus für Negerkinder zu errichten. Die Universität soll nach dem Willen des Stifters eine der ersten Hochschulen der Welt werden; jedenfalls wird sie die reichste sein.

Verschiedene andere Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten der Stadt erhalten noch Legate von zehn-, respective zwanzigtausend Dollars. Sollte einer seiner Verwandten sich beikommen lassen, dieses Testament zu bestreiten, so fällt der ihm ausgesetzte Antheil der Universität und dem Hospitale zu.

Hopkins wurde 1795 als der Sohn unbemittelter Bauersleute im Staate Maryland geboren und kam 1812 nach Baltimore, wo er in dem Engrosgeschäfte eines Onkels eine sehr untergeordnete Stelle erhielt, in welcher er sich zum tüchtigen Kaufmanne heranbildete. Im Jahre 1818 etablirte er ohne jegliches Capital, außer seinen unbedeutenden Ersparnissen, mit einem andern jungen Manne, der ebenfalls nichts weiter als den guten Willen mitbrachte, die Firma Hopkins und Moore. Der Onkel verschaffte dem jungen Hause limitirten Credit, und dasselbe arbeitete sich mühsam empor. Als Moore im Jahre 1822 austrat, nahm Hopkins zwei oder drei Brüder auf, und die Firma hieß fortan Gebrüder Hopkins. Im Jahre 1844 zog sich der Chef als Millionär aus dem Hause zurück und lebte seitdem nur seinen großartigen Speculationen. Fast die Hälfte aller großen Magazine im Geschäftstheile der Stadt war sein Eigenthum; in dieser Gegend kaufte er fortwährend Häuser auf, verkaufte aber nie eins wieder; an Stelle der alten Baracken, welche den früheren Handelsfürsten, den Pattersons, Ollivers, Parrishes, O'Donnells &c. dienten, ließ er solide Bauten aufführen, die heute thatsächlich unbezahlbar sind.

Dabei hatte er ein scharfes Auge für gute Actien; er war außer dem Staate Maryland und der Stadt Baltimore der bedeutendste Actionär der „Baltimore-Ohio-Bahn", dieses großen Monopols, welches, wie der fabelhafte Polyp, mit seinen Riesenfängen die halbe Welt umspannt; überhaupt existirte kaum ein profitables Unternehmen, an dem der alte Hopkins nicht interessirt gewesen wäre. Wie Mac Donogh und Peabody, war auch er ein Junggeselle, doch konnte man ihm nicht gerade nachsagen, daß er, wie der Erstere, ein Weiberfeind gewesen wäre; er hütete sich aber, sein Lebensschiff mit dem in Amerika kostspieligen Ballaste einer Gattin zu beschweren.

Durch und durch Geschäftsmann, kannte er während seines langen Lebens keine Freude und keinen Genuß, als gewinnbringende Arbeit; er war Director zahlreicher Gesellschaften, aber in keiner derselben eine Null oder Drohne; allenthalben arbeitete er unermüdlich mit, sei es im Finanzausschusse einer jener Titanen-Corporationen, in deren Bureaus in Wallstreet, am Exchange-Place oder Camdenstraße über Krieg und Frieden in West-Indien oder Central-Amerika entschieden wird, oder deren Launen der alten Welt nach Belieben den Brodkorb höher hängen, sei es im Directorium einer Bank, welche die locale Discontorate feststellt; an allen diesen Orten war sein Wort von Gewicht, wenn nicht gar maßgebend und entscheidend. Welch ein umsichtiger und fernblickender Financier er war, zeigen die genauen Bestimmungen seines Testaments. Sogar aus den Auslassungen dieses Instruments ließe sich dies nachweisen. Hierfür nur ein Beispiel.

Als vor etwa vier Jahren die Bauwuth in der mittleren Stadt herrschte, sah sich auch Hopkins veranlaßt, etwas zur Verschönerung dieses Stadttheils zu thun, zumal keines seiner Waarenhäuser und Magazine auf Eleganz Anspruch machen kann. Er ließ deshalb in der Nähe der Post ein prachtvolles Gebäude aus Marmorquadern im venetianischen Stile ausführen, welches ihm über dreihunderttausend Dollars kostete. Das Haus heißt wegen seiner Aehnlichkeit mit dem berühmten Palaste der Lagunenstadt „der Rialto". Natürlich decken die Miethen der verschiedenen Räumlichkeiten kaum ein Procent Zinsen des Baucapitals. Jedermann war gespannt, welche Verfügung in dem Testamente über diesen Prachtbau getroffen war, derselbe ist jedoch mit keiner Silbe erwähnt und fällt jetzt dem Stiftungsfond zu. Der praktische Geschäftsmann muß diese Auslassung selbstverständlich finden; war der Bau doch eine „schlechte Speculation", die sich niemals bezahlen wird; warum noch Zeit und Tinte daran verschwenden?

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der drei wohlthätigen Junggesellen Baltimores; sie haben sich einen Platz neben den größten Philanthropen aller Zeiten und Völker erworben. Im Lichte ihrer Generosität wird das Wort „fürstliche Freigebigkeit" zur hohlen Phrase.

Fragt man sich nach der Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung von Männern, welche ihr kolossales Vermögen, anstatt es von lachenden Erben verjubeln zu lassen, zum Segen vieler Generationen in solchen ruhmwürdigen Stiftungen als beredte Denkmäler für die Nachwelt hinstellen, so ist die einfache Erklärung: es geschah aus Menschenliebe, vielleicht ungenügend, und wenn man der Sache auf den Grund geht, geradezu eine falsche. Weiß man es doch zu wohl, daß diese Männer im Leben gewöhnlich steinhart waren, und wie manchen edeln Zug man auch von dem Einen oder Andern erzählen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger Thatsache, daß sie in der Regel mit der Herzlosigkeit des Wucherers „auf ihrem Scheine bestanden" und ihren Geldinteressen alles Andere unterordneten.

Hier muß noch eine andere Ursache zu Grunde liegen, und man wird wohl das Richtige treffen, wenn man sagt: es ist eben in Amerika Mode geworden, solche Institute zu dotiren, gerade wie es unter den Karolingern, unter den Saliern und Staufen in Deutschland Mode war, Kirchen und Klöster auszustatten, und wie es in den Tagen der Reformation Sitte wurde, Universitätsstipendien zu stiften. Seitdem Girard und Astor sich durch solche Stiftungen die Unsterblichkeit erkauften, während jetzt schon weit reichere und bedeutendere Zeitgenossen jener beiden Kaufleute vergessen sind, ist es in Amerika stark in Aufnahme gekommen, sich durch die Versicherungssumme von einer halben oder einer ganzen Million eine Unsterblichkeitspolice zu erwerben.

Indem wir hier das Kind beim rechten Namen nennen, soll durchaus nicht angedeutet werden, daß wir deshalb die Wohlthaten weniger hoch achten. Ehre den Männern, welche ihren sauer erworbenen und ängstlich zu Rathe gehaltenen Mammon auf solche Weise durch Jahrhunderte hindurch segenbringend wirken lassen! Es mag himmlisch sein, ein Diadem auszuschlagen, göttlich ist es jedenfalls, die Bevölkerung einer Stadt zur Erbin seiner Millionen zu machen und in dem Bewußtsein zu sterben, ganzen Geschlechtern zum Segen gelebt und gewirkt zu haben. Welch sonderbare Heiligen diese Millionenwohlthäter auch im Leben mitunter gewesen sein mögen, die Nachwelt wird ihre Namen stets mit Dank und Achtung nennen, und die Geschichte wird ihnen einen Platz neben den Edelsten und Besten ihrer Zeit anweisen.

Eduard von Leyh.

Die künftige Residenz des Papstes.

Die neuerdings durch die Presse gehenden Nachrichten von [e]iner beabsichtigten Uebersiedelung des „Gefangenen des Vaticans" [n]ach Malta, und einer Verlegung der Papstwahl von Rom nach [L]a Valetta, Nachrichten, welche von Zeit zu Zeit immer wiederk[e]hren, veranlassen uns zu den folgenden historischen Mittheilungen [ü]ber diese Insel der kreuzgeschmückten Ritter, und wir glauben, [d]aß unser Aufsatz gerade jetzt, wo die Blicke Aller sich auf's Neue [g]en Malta wenden, auf das Interesse der Leser rechnen darf.

Kaum dürfte es einen zweiten Ort auf unserer Erde geben, [d]er so von der Vergänglichkeit der Völker und ihrer Macht [p]redigte, wie die kleine Insel **Malta**, die, von der Gluth [a]frikanischer Sonne beschienen, als weißglänzender Fels aus den [sch]äumenden Wogen des Mittelmeeres auftaucht. Hier war es, [w]o vor mehr als dreitausend Jahren, als die Geschichte zu [d]ämmern begann, das see- und handelskundige Volk der Phönicier [f]esten Fuß faßte, hier saßen Griechen und Römer, denen im [S]turm der Völkerwanderung Vandalen, Gothen und die Byzan[t]iner folgten, bis das nach Westen strömende Volk der Araber, [v]or jetzt gerade tausend Jahren, sich auf Malta niederließ und [i]hm den Grundstock seiner heutigen Bevölkerung verlieh, bei der [i]n Sprache, Sitten und Gebräuchen, nur nicht in der Religion, [d]as arabische Wesen noch jetzt das Uebergewicht behauptet. [D]och nicht genug mit diesen kaleidoskopisch wechselnden Völker[sch]aften! Als achte Nation traten die sicilischen Normannen hinzu, [w]elche die Insel unterwarfen und ihrerseits abgelöst wurden [d]urch den Johanniterorden, der aus Malta das feste, ruhm[g]ekrönte Bollwerk schuf, an dem die Macht der Türken zerschellte, der den Namen des kleinen Eilandes weltberühmt machte, [s]o daß, wo von ausdauernder Opferfreudigkeit, von todesmuthiger [V]ertheidigung ein Beispiel aufgestellt werden soll, das kleine [E]iland in erster Linie genannt zu werden verdient. Vor [N]apoleon's Macht sank auch Malta, mit ihm der Johanniter[o]rden dahin und die Insel wurde französisch — seit dem Unter[g]ange des gewaltigen Corsen flattert aber dort Englands stolzes [B]anner, und die blondhaarigen, blauäugigen Söhne Albions [h]errschen jetzt über die Insel, welche vor ihnen zehn andere [V]ölker besaßen. Und England hat guten Grund, daß es sich [h]ier festgesetzt und den Felsen gleichsam mit Kanonen gespickt [h]at; denn hier ist seine bedeutendste Dampferstation im Mittel[m]eer; hier ankert die Panzerflotte, die von dem ewig drohenden [G]espenst der orientalischen Frage in diese Gewässer gelockt wurde; [h]ier wird der Ueberlandweg nach Indien, Englands kostbarstem [K]leinod, bewacht. Was Wunder, daß das große Inselreich weit über dritthalb Millionen Thaler jährlich darauf verwendet, den [w]ichtigen Punkt zu erhalten, und daß hier auch in Friedenszeiten [m]ehr als sechstausend Mann garnisoniren!

Wer mit dem Dampfer sich dem sonnengebadeten Eilande nähert, um in die Marsa, den großen Hafen, einzulaufen, Dem wird es durch die zahllosen Forts und Festungsmauern sofort [k]lar, daß nur übermenschliche Anstrengungen den heutigen Besitzer [a]us diesen trotzigen Wällen zu vertreiben vermögen. Dort oben [l]euchtet mit Thürmen und Zinnen das berühmte Castell Sanct [E]lmo, hier links am Eingange des Hafens das von Doppelbastionen gegürtete Ricasolifort; dort starren die Mauern des [B]orgo di La Sangle auf weit vorspringender Felsenzunge mit ihren Schießscharten uns entgegen, und hinter diesen imposanten [F]ortificationen steigt malerisch, dicht gedrängt in stolzem Amphitheater, die Stadt La Valetta mit ihren Palästen und Schlössern terrassenförmig empor, grell den Lichtstrom der afrikanischen Sonne von ihren weißen Häusern zurückwerfend, daß er weit herausleuchtet in das blaue Meer.

Wir landen und treten durch das Thor, welches den Namen des Großmeisters Lascaris führt, in die Stadt. Ist es nicht, [a]ls ob die ganze Levante sich hier ein Stelldichein gegeben habe? Wer kennt die Völker, nennt die Namen? Von Afrikas heißer Küste kam der schwarze Sohn der Wüste und der schlanke Berber herüber. Die griechische Inselwelt sendet ihre schlauen Söhne in der reichen Fustanella. Der dunkeläugige Italiener kreuzt sich mit der blonden britischen Rothjacke, und Frankreichs leichtblütige Kinder treffen auf die würdigen Gestalten der Türken. Ein babylonisches Sprachgewirr schwirrt durcheinander, und fast ist es, als hätten alle Nationen, die hier einst weilten, ihre Vertreter zurückgelassen, um dem Forscher eine ethnographische Musterkarte vor Augen zu führen.

Doch lassen wir die Menschen von heute, steigen wir hinauf in die Stadt und erfreuen wir uns an den Erinnerungen der Vergangenheit, an der Stein gewordenen Geschichte, die auf Schritt und Tritt uns entgegenblickt! Zwischen stolzen, reichverzierten Palästen mit orientalischen Balconen sind wir auf steilen Treppen hinaufgelangt zur Strada reale. Sie ist die Hauptpulsader des Verkehrs und durchschneidet die Stadt ihrer ganzen Länge nach, während neben ihr noch zehn andere, gerade und schöngelegte Parallelstraßen hinlaufen. Nur in diesen Längenstraßen, die auf dem Rücken des Berges liegen, vermag man zu fahren, während in den kleinen, aber höchst malerischen, sie im rechten Winkel durchschneidenden Quergassen nur Fußgänger sich bewegen können; so sehr steigen sie auf und ab. Doch das ist gerade, was La Valettas Bauart nicht einförmig erscheinen läßt, ein Eindruck, den sonst unwandelbar alle nach der modernen quadratischen Schablone gebauten Städte hervorrufen.

Am Giorgioplatze, nach dem wir, von Wißbegierde getrieben, zuerst uns begaben, liegt der Palast der Großmeister, von dem aus die tapferen Führer des geistlichen Ritterordens gleich souverainen Fürsten ihre Befehle ertheilten. Das Gebäude zeigt eine lange, drei Stockwerk hohe Façade mit massivem Thurme, bewahrt aber im Innern nur noch wenig, was an die alte Zeit erinnert; denn heute ist es Wohnung des englischen Gouverneurs, der es nach Möglichkeit modernisirt hat. Aber nicht weit davon treffen wir auf die altehrwürdige Kathedrale des heiligen Johannes, im Aeußeren wohl ein schwerfälliger Bau, aber durch den Inhalt geeignet, uns ganz zurückzuversetzen in jene großen Tage, als hier im frommen Gebete, angethan mit dem kreuzgeschmückten Mantel, die muthigen Ritter sich zum Siegen oder Sterben vorbereiteten. Der Marmorboden des kühn gespannten Domes ist gepflastert mit den Grabsteinen der muthigen Kämpen für den christlichen Glauben, die hier zur letzten Ruhe eingingen. Da liegen sie friedlich beisammen, Männer aus deutschem, französischem und spanischem Blute, die alle zu einem Zwecke sich zusammenfanden, für eine Idee fochten. Unten in der Krypta aber, wo schauerliche Grabesluft uns entgegenweht, ruhen, abgesondert von den übrigen, die größten Meister, die dem Orden vorstanden: La Valette und Villiers de l'Isle Adam.

Doch nicht hier in der Gruft, sondern draußen in der freien Natur lernen wir ihre Großthaten kennen, wenn wir den Blick über die Stadt mit ihren Kuppeln, Thürmen, Terrassen, Wällen und Bastionen schweifen lassen. Außer dem Elmoschloß, welches ein geschlossenes Ganze mit furchtbaren, mit den Felsen verwachsenen Doppelbastionen und vierfacher, den Hafen vertheidigender Batterienreihe bildet, schützen noch andere, nicht minder starke Befestigungen diesen Hafen, der einen Theil der britischen Panzerflotte beherbergt. Fünf Felsenzungen springen nämlich gegenüber der Stadt in die Marsa vor und bilden auf diese Weise vier Seitenhäfen, die rings von Forts und Batterien geschützt sind, so daß kein Zollbreit Landes unvertheidigt daliegt.

Der innerste dieser Häfen trägt den Namen des Großmeisters La Sangle, während Jean de la Valette es vorbehalten blieb, seinen Namen der Hauptstadt zu geben, welche er nach der denkwürdigen Vertheidigung des S. Angeloschlosses gegen Mustapha-Pascha anlegte und die heute, von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmend, mit ihren Vorstädten neunzigtausend Einwohner zählt. Von heißer Luft überweht, ist sie, in der Fahrbahn der Dampfer gelegen, die das Mittelmeer kreuzen, eine der Pforten des Orients, ein Punkt von hoher strategischer Wichtigkeit, über den der britische Leu schützend seine Pranken hält, wie über Gibraltar, Perim, Aden, Singapur, Hongkong und die vielen anderen festen Plätze, von denen seine Flotten auslaufen, um das Wort wahr bleiben zu lassen: Britannia, rule the waves (Britannia, beherrsche die Wogen)!

Ansicht von La Valetta auf Malta.

Digitized by Google

Ob die bisher noch unverbürgte Mittheilung von der in Aussicht genommenen Uebersiedelung des Pio nono nach La Valetta Wahrheit werden, ob der Vertreter Petri hinter dem mit Kanonen gespickten Felsenbollwerk Malta's eine sicherere Stätte für seinen päpstlichen Stuhl und im Schatten der britischen Fahne ein sanfteres Ruhekissen für sein heiliges Haupt finden wird — die Zeit wird es lehren.

Aus meinem Gefängniß- und Fluchtleben.

Auch eine Jubiläums-Erinnerung von **Fritz Rödiger.**

(Schluß.)

Ueber Jena, Dornburg, Camburg,
Zogen die Hussiten vor Naumburg;

Ueber Rohda, Lob'da, Wöllnitz — zogen wir, in sothanen prosaischen Stunden aus dem Reim fallend, vor Jena, das unvergeßliche Saal-Athen. In Wöllnitz mußte Halt gemacht werden, um von diesem bekannten strategisch wichtigen Punkte aus die Laufgräben weiter zu eröffnen. In Wöllnitz kamen wir in frühester Stunde an, die grünbelaubten Weinberge, von denen der Student so erbarmungslos singt —

daß sie uns den Magen zwicken
und den Strumpf zusammenflicken —

hoben sich lachend aus dem Morgengrauen heraus, das die alten Exkneipen, Burgen und Bierstaatsresidenzen noch in gemüthlichen Nebel hüllte. Hoch droben liebäugelte schon mit den ersten Sonnenstrahlen der weltberühmte Paukplatz, wo ich gar manchmal mitgewaltet als Zuschauer, Zeuge, Secundant oder als Paukant, und wo wir öfter von dem „verfluchtesten Kerl" unter allen Pedellen, dem dicken Kahle, im Schweiß unseres Angesichtes noch weiter auswärts getrieben wurden, umpanzert von unbefriedigtem Blutdurst und Paukwichs. — Beim Burgvogt aller Burgvögte jener Zeiten, „bei Häring" (ein wahrer Häring für alle Katzenjammer der Herren Studenten) — stiegen wir ab. — Von da holten uns am Abend, nachdem wir dem berühmten Wöllnitzer, das zwischen Reben aus Malz und Hopfen als Broyhan trefflichst gedeiht, alle Ehre angethan hatten, einige mir befreundete Burschenschafter nach Saal-Athen. In der alten, ewig jungen Musenstadt hielten wir uns vom 3. bis zum 10. August auf, theils bei den Germanen, theils bei den Teutonen, deren alter Mitbegründer ich war, versteckt, aber nicht sonderlich, denn bald wußte es fast die ganze Studentenschaft, daß abermals sächsische Maikäfer herumschwirrten. Hier erwartete ich, um studentisch zu reden, vom väterlichen Hause meinen Reise-„Wechsel", um nach Einnahme dieser Ladung sobald wie möglich mich aus dem verführerischen Hafen hinaus bugsiren zu lassen auf die weite, unbekannte See des Lebens. Wir waren hier nur allzu sicher, so daß Blankmeister sogar unter der Maske eines Vehmrichters einen Umzug durch die Stadt mitmachte. Die hohe Stadtpolizei selbst, ein alter Commilito, hatte uns zugesichert: sie würde sofort einen väterlichen Wink geben, wenn „Etwas los wäre". Hier nahm ich auch von treuen und lieben Seelen, die meine Sturmjahre zu allen Zeiten lieblich umblühen werden, wie wunderbare Märchenrosen aus „Tausend und einer Nacht", schwerbeklommenen Abschied. „Es war bestimmt in Gottes Rath!" — So schwanden die Tage rasch dahin, und als ich mich gehörig herausstaffirt hatte und Tags zuvor der berühmte Polizeianzeigermann Eberhardt von Dresden, laut Polizeibericht eines alten Jenensers, in Saal-Athen angekommen war, ohne etwas von uns zu merken, nahm ich von meinem Genossen Blankmeister Abschied, dessen beflügelter Kiel mit einigen Mecklenburgern hinab in die Ostsee segelte, um in Amerika sagenklangartig wieder aufzutauchen. Seine weiteren Abenteuer und Lebensläufe sind mir bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben. Er hat mir, seinem Befreier, nicht eine einzige Nachricht zukommen lassen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. August wanderte ich mit dem Germanen Ferdinand Becker, stud. med., durch das Thor der alten Musenstadt.

„Bemooster Bursche zog' ich aus, Adje!"

An der Oelmühle und an andern Mühlenrädern „im kühlen Grunde" vorüber, wo Anno 1844 ein liebliches Röschen und Bäschen gewohnt hat, die berühmte Schnecke empor auf das classische Ilm-Athen los. Es war eine freundliche Sonntagnacht. In den Schenken an der Heerstraße „tönte Geig' und Clarinette", wie Lenau singt, allein wir kehrten nicht beim nächsten und nicht bei einem Wirthshaus ein.

Wir pilgerten ruhig unsere Straße; auf meine Seele lagerte sich eine ganze Welt von Erinnerungen, denn wir wandelten auf historischem Boden, in doppelter Beziehung. War ich auch Voigtländer von ganzer Seele, so war doch Thüringen, das schöne, sagenreiche und classische Thüringen, das Land meiner Väter. Viele Dörfer und Namen dieser Gauen wanden sich wie Blumenkränze um die Erinnerungen meiner frühesten Jugend. In Thüringen, welches ich heute durchzog, flüchtigen Fußes und vaterlandslos, wohnte als stattlicher Bauer vor etwa zweihundert Jahren mein ältester durch Kirchenbücher erreichbarer Ahnherr auf freiem Hofe; ihm folgte manch kräftiger Stammhalter bis herab zu meinem Vater, der abermals in Tiffurth und Zwätzen seine Lehrjahre bestanden, in Jena seine Studien gemacht hatte und 1813 auch von hier aus, als freiwilliger Reitersmann, für das deutsche Vaterland

Mit Friedrich Wilhelm's Macht
Gezogen in die Leipz'ger Schlacht —

und noch in manche Schlacht und in manch Scharmützel von 1813 bis 1850 für Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes. Meine Mutter war die älteste Tochter Klinger's, des Hofgärtners der Großherzogin Amalie in Tiffurth bei Weimar, der unsterblichen Mutter des unsterblichen Herzogs Karl August. Ueber sie waren, als achtjähriges Kind, die furchtbaren Kriegsdrangsale von 1806 bis 1812 dahingebraust, mit fürchterlicher Wucht vor Allem die Folgen der Schlacht bei Jena, auf deren Schauplatz wir soeben dahinschritten. Ihr Vater gehörte zu den Freunden Frankreichs jener Tage, die dem verführerischen Rufe: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" vertraut hatten, bis sie dreimal geplündert, verarmt und elend, ohne Hütte, dem Kriegs- und Hungertyphus unterlagen, um mit Heine, dem Bewunderer jener Tage, ausrufen zu können:

„Du hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?"

Meine Mutter hatte aber auch noch die Abendsonnentage der glorreichen Dichterheroenzeit Ilm-Athens und Tiffurths gesehen und konnte sich recht wohl an die meisten hervorragenden Persönlichkeiten, selbst an Schiller, noch erinnern, und Wieland wohnte eine Zeit lang in ihres Vaters Hause; ebenso an Goethe, Herder, kurz an alle die Günstlinge der Musen ihrer Zeit, sowie vor Allem an Karl August, den Herzog ohne Furcht und Tadel. Sie sämmtlich waren Zeitgenossen und unvergängliche Bilder ihrer Kindheit. Sie sah noch die zauberischen Schäferspiele und Komödien im Parke zu Tiffurth mit eigenen Augen an, in denen die Gnomen und Bergmännlein durch die goldglänzenden Büsche und Wipfel schlüpften, Elfen und Wassernixchen sich auf den krystallenen Fluthen der Ilm schaukelnd wiegten, Sirenengesänge, Aeolsharfen und Zaubermusik aus weiter, weiter Ferne die lauschende Seele durchhauchten, Blitze zuckten, Donner rollten, Bauer, Edelmann und Prinz in Eintracht mit Prinzessin, Edelfräulein und Bauerdirne auf dem grünen Plane dahinwalzten. Diese Erlebnisse ihrer Kinderjahre durchwoben wie lichte und liebliche Blumensterne ihr ganzes, langes Leben, und all diese hundert Erzählungen und Erinnerungen hatten sich auch in meine Seele tief eingeprägt, denn „auch ich war in Arkadien geboren". Auch ich hatte als Knabe und als Student unter dem Schatten flüsternder Riesenlinden den Manen jener unsterblichen Sänger des deutschen Volkes gelauscht, indeß die Wellen des Dichterflusses zu meinen Füßen dahinrollten, die eine große Zeit und deren Träger geschaukelt, gespiegelt und gebadet hatten. —

Die alten Buchen des Webichtwäldchens bei Weimar mit allen ihren gemeinen, Silber- und Goldfasanen, ein Bild der Welt, grüßten mich als alten Bekannten, denn auch „in diesen heil'gen Hallen" hatte ich als Knabe, an der Hand meines Onkels und meiner Tante frisches Waldleben genossen und zum ersten Male ein Hoftheater und darin das „Tausendschönchen" gesehen, eine Zauberoper aus älterer Zeit; dieselbe würde mir längst entschwunden sein, wenn nicht darin der Hauptheld, ein zwerghafter Jägersmann, die kleinen „Gernegroße" aller Zeiten in Wort und Bild auf's Trefflichste persiflirt hätte. Er und nur er hatte Alles gedacht, vorausgesehen, erfunden und gethan, und mit hoher Selbstbefriedigung sang er der Welt sein schönstes Lied mit dem ewigen Refrain:

„Denn in der Stadt
Nennt man mich nur
Den Riesen Goliath." —

In Weimar verließ mich mein treuer Begleiter, und ich besuchte Tante, Vettern und Bäschen. Die treue Tante und zwei Bäschen — ich hatte sie, wie so viele herzige Freunde meiner Jugend, zum letzten Male gesehen. Die Tante war eine dichterische, ideale Seele, von kleinbürgerlichen Verhältnissen in eine Lebensbahn gedrängt, die sie hohen Muthes wandelte, doch war sie, als Spiegelbild und spätes Echo jener frühen Dichter- und Künstlerzeiten ihrer Heimath, zu Höherem geboren. Ob sie glücklicher geworden wäre? — Sie ruhe sanft auf jenem weiten Friedhofe Weimars, auf welchem eine große Zeit begraben liegt. Sie, die stille, bescheidene Frau, gehörte ihr geistig an wie Wenige.

Bald jedoch drängte mich ein lieber freundlicher Verwandter, ein Hofbeamter der vierziger Jahre, möglichst rasch „zum Städtle hinaus". Er hatte nicht ganz Unrecht, denn leicht konnte es dem Telegraphen einfallen, mich auf der Vetternstraße zu überraschen. Wir wanderten selbander hinaus auf ein einsames Dörfchen, das schon in der Nähe von Erfurt, dem Gärtnerparadiese, liegen mußte, denn es war gewürzig reich umkränzt von langen und breiten Feldern, von Coriander, Hirse, Mohn, Raps, Hanf, Flachs, kurz von einem wahren Meere von Handelspflanzen. Hier suchten wir bei einer freundlichen Lehrerfamilie behagliches Nachtquartier. Ich galt als ein Verwandter meines Vetters, als irgend ein Jäger aus Kurpfalz — aber statt allein zu bleiben, trafen gleichzeitig noch mehrere Lehrer ein. Es mußten Ferien sein. Unter Anderen war auch ein redseliges Haus dabei, der, alle Hochachtung vor seiner Pädagogik vorbehalten, ein ganz vorzügliches Jägerlatein sprach.

Dieser Herr Lehrer erzählte uns beim Morgenkaffee mit allen möglichen Ausschmückungen meine Fluchtgeschichte, da er soeben aus dem obern Voigtlande ankam. Im Anfange glaubte ich, er kenne mich und wolle sich einen Spaß mit mir machen; allein bald erkannte ich, daß er auf eigene Faust fabelte. Man hatte uns in tiefer Nacht mittelst langer Himmelsleitern, die man an die Frohnveste gelegt, herausgeholt. Wer die „Man" waren, wußte er nicht, wahrscheinlich ein Corps Böhmen aus den böhmischen Wäldern. Bei alle dem Eindringen über Gärten und Hofmauern und bei allem Einbringen von fürchterlich langen Feuerleitern — denn das Dach war sehr hoch — hatte Niemand etwas gehört. Der gute Dichter ahnte nicht, daß er dem Helden seines Romanes gegenüber saß; denn er fügte mir noch die Versicherung bei, daß er den Rödiger von Jena her ganz gut kenne. Mir machte dies natürlich viel Spaß; mein Hofmann saß dagegen sichtlich auf Kohlen.

Die Gesellschaft begleitete mich noch eine Strecke hinaus in die bäuerlichen Gewürzparadiese; dann wandelte ich allein zum Vetter Anton nach Gebesee, und von dort ließ mich der Vetter mit zwei fetten Ackergäulen nach dem 1866 so viel genannten Langensalza kutschiren. Meine Mutter hatte als Jungfrau einige schöne Jahre in dieser Stadt zugebracht, Grund genug, ihr ebenfalls einige Stunden zu widmen. Dort sah ich auch zum ersten Male Ulanen, jene preußische Reiterschaar, die in dem Kriege von 1870 und 1871 eine so glänzende Rolle gespielt hat.

Ein Langensalzaer Fiaker rumpelte mich glücklich nach Eisenach hinein. Ich war von Jena aus in den „Rautenkranz" gewiesen. Dort sollte ich alte und sichere Freunde treffen. Ja wohl! Alte Freunde traf ich dort schon, allein mit der Sicherheit schien es mir so, so.

An der Speisetafel erschienen zu meiner Rechten und Linken zwei alte gute Freunde von ehedem, dermalen aber total umgesattelte Burschenschafter, der eine davon, Schmid von Jena, vulgo Flez — noch hängt sein sprechendes Portrait über meinem Clavier — Polizeisecretär und aus puren Reactionsgelüsten katholisch geworden. Beide kannten mich natürlich, wie ich sie, auf der Stelle. Von dem Andern, Förster mit Namen, fürchtete ich nichts. Von Flez merkwürdiger Weise Vieles; obgleich ich gerade in Jena mit Flez, wo er eine bedeutende Rolle in unserem Verbindungsleben spielte, sehr intim war und ihm in Kneipe, Versammlung und Mensur stets auf's Tapferste secundirt hatte. Allein mir kam dabei der verflixte Becker aus Chemnitz nicht aus dem Sinn, der seinen ehemaligen Studiengenossen Heubner ja auch verrathen hatte, und dabei erschien mir Flez merklich unruhig und unangenehm berührt zu sein; kurz, ich zog mich so rasch wie möglich zurück, durchschlenderte aber doch noch einige Gassen, da ich mich ja doch so wie so in Flezens Hand gegeben sah; sobald ich aber auf einen öffentlichen Platz heraustrat, stand merkwürdiger Weise Freund Flez, gar nicht fern, mir gegenüber. Und doch — es ist zum Lachen heute — wagte Keiner den Anderen anzureden. Ich sah Gespenster, und ihn hinderte seine Stellung, und wahrscheinlich mehr noch seine Wandlung, sich mir zu nähern. Darauf besuchte Flez die Schweiz und erzählte daselbst einem unserer gemeinsamen Freunde selbst dieses Abenteuer und lachte, wie ich heute, über unser „kindliches" Benehmen. Der Mann soll längst schon „zur großen Armee" einberufen worden sein.

Es scheint, daß es, wie damals, so auch heute noch, wie ein Beispiel im reformirten Zürich andeutet, zur Taktik der Ultramontanen gehört, auch auf protestantischen Universitäten Proselyten zu suchen und zu machen; denn neben Schmid sind noch zwei „Burschenschafter" jener Tage und jenes engeren Kreises von Jena her mir bekannt geworden, die heute zu den Säulen der Unfehlbarkeit zählen.

Bald genug schüttelte ich den Eisenacher Staub von den Füßen und zog mich, wieder zu Fuß, unter der Wartburg herum, hinein in tiefe und frischgrüne Waldreviere, dann durch prächtige Walddörfer und über fruchtbare Waldwiesen, bis ich nach einigen Stunden abermals in der Nähe einer meiner Vetterstationen anlangte.

Lange und freundlich blickte mir durch enge Waldthäler und neugierig durch die hohen Baumwipfel herab die alte ehrenfeste Wartburg nach. Sie hat im Laufe vieler Jahrhunderte viele Tausende deutscher Patrioten und Flüchtlinge kommen und gehen sehen und hat manch wackeres deutsches Herz bewirthet und beherbergt. Ihr Name ist mit den Kämpfen für Deutschlands innere Befreiung schon seit Luther's Tagen auf's Innigste verwachsen. Ich winkte ihr herzlichen Gruß hinüber und meine beste Entschuldigung, daß ich sie diesmal nicht besuchen könne. Sie schien dem alten gesinnungsverwandten Burschenschafter recht glückliche Reise zu wünschen. Hierauf verklärte die Sonne noch einmal auf's Freundlichste ihr faltenreiches Antlitz und vergoldete weithin das rauschende und brausende Waldmeer, aus dem die alte deutsche Burg wie ein Zaubereiland glühend emporragte.

Bald zeigte mir ein reitender Gensdarm meinen Vetter „Förster", denselben, den ich in jenem Lehrerkränzchen bei Erfurt vorzustellen die Ehre gehabt hatte. Den guten Reiter hielt ich im ersten Augenblicke für einen Sendling meines Polizeifreundes Flez, doch auch hierin hatte ich mich getäuscht. — Nach einiger Rast kutschirte mich der joviale „Vetter" mit des Gensdarmen Gaul abermals zu einem lustigen Vetter und dessen Schwester, zur letzten Vetterschaft in deutschen Landen.

Ich verlebte im einsamen Dorfe *Dermbach* einige fidele Tage. Meine strategische Idee war — und fünfzehn Jahre später haben mir die Preußen das exact nachgemacht —, von hier aus durch Hessen oder Baiern gegen Frankfurt am Main vorzudringen, um sodann den Rhein, von Mainz auswärts, zur Grundlage meiner nächsten Operationen gegen Frankreich zu benutzen und vor allen Dingen — *Straßburg* zu gewinnen.

Und dem geschah also. Von meinen nicht uninteressanten Erlebnissen in Frankfurt und auf dem Vater Rhein, der mich einen vollen Tag und eine ganze Nacht lang auf seinem geduldigen Rücken schaukelte, vielleicht ein anderes Mal.

Frankreich war 1851 gerade eine solche Republik wie heutzutage. Am Hause des Präfecten von Straßburg flatterte die Tricolore blau, weiß und roth. Daß zwanzig Jahre später schon von dem berühmten Dome jener alten Stadt die deutsche Tricolore mit ihren Reformfarben wehen werde und das romanische Gelb von der Sonne der Zeit in ein germanisches Weiß umgewandelt sein würde — das hätte ich mir, gerade so wie alle anderen Leute, nicht träumen lassen, als ich beim Frühstücke im „Holländischen Hofe“ als flüchtiger Prätendent deutscher Freiheit und Einheit das erste Sendschreiben an meine Lieben und Getreuen im Heimathlande ergehen ließ, gegeben zu Straßburg, am 19. August 1851.

An Hoffmann von Fallersleben.

Zu Corvey war's. Durch den Kastaniengang
Bin ich mit Dir des Wegs zum Schloß geschritten
Und saß gar bald bei hellem Gläserklang
In Deines blüthgeschmückten Zimmers Mitten.
Es lag die Flur im Julisonnenbrand,
Rheinwein in Eis. Der Mann im Silberhaare,
Er füllte unsre Becher bis zum Rand
Und sprach: „Stoß' an! O, blieb' es immer so!
Noch bin ich jung und meiner Jugend froh,
Trotz meiner vollen fünfundsiebzig Jahre.“ —

Mein alter Freund, noch keinen sah ich je,
Der so den Lenz des Daseins festgehalten.
Hin auf die Schultern floß der Locken Schnee;
Wohl lagen auf der Stirne tiefe Falten,
Doch von der Lippe sprühte der Humor;
Satire wußt' den scharfen Pfeil zu spitzen,
Und tief im Herzen sproß ein Blumenflor;
Da klang's wie eines Haidevögleins Schlag
Mir war's, als säh' ich einen Maientag
Hervor aus Deinen blauen Augen blitzen.

Nun ist vorbei auch Deine Erdenfahrt
Die blauen Augen hat der Tod geschlossen;
Nicht streichst Du, schelmisch lächelnd, mehr den Bart
Vergnügt im Kreise heit'rer Zechgenossen.
Der Zeit erlag auch Deine Riesenkraft;
Nun ward auch Dir das Todtenlied gesungen;
Du ruhst nach einer langen Wanderschaft. —
Um Deinen Hügel strahlt des Ruhmes Glanz:
Den Kranz des Forschers und des Dichters Kranz,
Du hast die Kränze beide Dir errungen.

Im Reich des Wissens hat Dein ernster Fleiß
Erworben längst Dir eine Ehrenstelle,
Und des Poeten grünes Lorbeerreis,
Du brachst es fast im Spiele Dir, Geselle.
Treuherzig, innig, wie ein Volkslied fast,
Einfach und schlicht, bar alles Phrasenschwalles,
So klingt das Lied, das Du gedichtet hast.
Hoch schlägt das Herz uns, wenn Dein Sang erschallt,
Dein „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“,
Dein herrlich „Deutschland, Deutschland über Alles“

Dem Vaterlande und der Freiheit schlug
In gleicher, treuer Lieb' Dein Herz entgegen;
Den Haß der Priester und der Mächt'gen trug
Dein Haupt auf harten, langen Dornenwegen;
Dich machte zahm kein Pfaff' und kein Despot:
Des Volkes Streiter war und blieb der Barde.
Du grüßtest froh der Einheit Morgenroth
Und kämpftest fort für Freiheit, Recht und Licht;
Um Herrengunst und Gnade hast Du nicht
Gewechselt Deine Fahne und Cocarde. —

Die Leiche birgt das Grab im Weserthal;
Verhallet ist der Klang der Sterbeglocken —
Die Stunden flieh'n; bald wird der Sonnenstrahl
Aus Deiner Gruft hervor die Blumen locken.
In Frieden schlaf'! Dein Tagwerk ist gethan
Das Volk, die Wissenschaft, die Sanggenossen
Der stillen Schlummerstätte trauernd nah'n;
Sie bringen Dir dreifaches Lorbeerblatt,
Dreifachen Kranz — und Deinen Namen hat
In Liebe Deutschland in sein Herz geschlossen

Emil Rittershaus.

Blätter und Blüthen.

Der „Vorschlag“ zur Orthographie-Reform in Nr. 3 der „Gartenlaube“ hat gewiß das Interesse aller derjenigen Deutschen erregt, denen es darum zu thun ist, ihre schöne Muttersprache in tadellosem Gewande zu erblicken. Gab doch die Aufnahme dieser Notiz zugleich die Versicherung, daß die „Gartenlaube“ ihre bisherige Zurückhaltung in dieser Frage aufgegeben habe und mit eintreten wolle in den bereits seit Decennien geführten, neuerdings in der Schweiz, wie im Osten Deutschlands wieder frisch auflodernden Kampf gegen ein widerliches Zopfthum, einen aus den Zeiten deutscher Schmach vererbten, von sprachkundigen Grammatikern und grämlichen Pedanten wohlconservirten Mißstand.

Daß für die Reform der Orthographie etwas gethan werden muß, kann Niemand mehr bezweifeln. Es ist hier nicht der Ort, die Mängel unserer sogenannten „Rechtschreibung“ einzeln aufzuzählen. Jeder, der sie mit vorurtheilsfreiem Blicke geprüft, stimmt Jacob Grimm bei, der sie „eine schimpfliche, die Gliedmaßen der Sprache unsäglich verkleisternde und entstellende Schreibweise“ nennt; Niemand kann leugnen, daß sie eine unwürdige Hülle für unsere herrliche deutsche Sprache, ja, daß sie mit ihrem verworrenen Regelkrame nichts als ein wüstes Gewirr von Willkür und Unsinn ist. Sie erschwert nicht nur ganz außerordentlich die Arbeit der Lehrer in den Schulen, sie wirkt auch in Folge ihrer vielen Unregelmäßigkeiten und Schwankungen verwirrend auf das schreibende Publicum ein und schreckt Viele aus den untern Volksclassen ab, nach der Schulzeit die Feder nochmals in die Hand zu nehmen. Jeder, dem die Hebung unserer Volksbildung am Herzen liegt, muß mit Hand anlegen an das Werk der Reform.

Jedoch kann ich nicht ganz der Ansicht des geehrten Herrn Einsenders der betreffenden Notiz aus Wien über die Weise der Reformdurchführung beitreten. Nach meiner Ueberzeugung darf uns eine Reform nicht von oben herab durch eine orthodoxe Commission aufgedrängt werden; sie muß vielmehr von unten herauf, aus dem Volke selbst angeregt werden. Es muß zunächst das Interesse der Lehrerwelt wie des größeren Publicums für diese Angelegenheit erregt werden. Es gilt zuvörderst, noch manches hemmende Vorurtheil zu beseitigen, das Widerstreben der „Conservativen“ um jeden Preis zu brechen und überall für das Neue bereite Bahn zu schaffen. Ist dies geschehen, dann mag die Commission mit ihren Gesetzen eintreten, dann erst kann ihr Wirken auf Erfolg rechnen.

In Schlesien ist bereits ein erster Schritt gethan. Der Pädagogische Verein zu Görlitz hatte im vergangenen Sommer beschlossen, eine orthographische Reform-Bewegung zunächst in der schlesischen Lehrerschaft anzuregen, und versandte zu diesem Zwecke gegen Ende des vorigen Jahres eine von ihm ausgearbeitete, von Professor Dr. Jacob Bucher in Luzern durchgesehene und äußerst günstig beurtheilte Abhandlung „Ueber Neugestaltung unserer Rechtschreibung“ an die einzelnen Zweigvereine (über fünfzig) des schlesischen Provinzial-Lehrervereins mit dem Ersuchen um Berathung der darin aufgestellten Thesen, von denen die drei ersten principieller Natur sind und wie folgt lauten:

1) Unsere Rechtschreibung ist als eine zum Theil ungenaue und regellose, selbst unpraktische zu bezeichnen. Es ist darum eine Verbesserung derselben anzustreben.

2) Zur Durchführung einer solchen ist das historische Princip ungeeignet.

3) Eine zweckentsprechende Orthographie-Reform kann nur unter Zugrundelegung des phonetischen (Laut-)Princips erreicht werden.

Der Verein hegt die Absicht, zunächst eine Einigung der schlesischen Lehrer herbeizuführen, dann aber auch der Sache größere Ausdehnung zu geben und das Reformwerk zu einer Angelegenheit der gesammten Lehrerwelt Deutschlands zu machen.

Es ist zu wünschen, daß das Streben der schlesischen Lehrer von der Theilnahme des ganzen Volkes unterstützt werde. Vielleicht ist es unserer Zeit, der Zeit der politischen Einigung Deutschlands, vergönnt, auch eine Einigung auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung herbeizuführen. R.

Kleiner Briefkasten.

Schr. in Mbg. Wenn Sie den vollen Abonnementsbetrag der Gartenlaube bei der Postexpedition eingezahlt haben, so ist diese auch verpflichtet, die sämmtlichen Nummern des Quartals zu liefern. Von Seiten der Verlagshandlung werden der kaiserlichen Post nicht nur einzelne, sondern stets die sämmtlichen bisher erschienenen Nummern des Quartals ausgehändigt. Dagegen ist durch eine Generalverfügung der kaiserlichen Postdirection allerdings bestimmt worden, daß bei verspäteter Bestellung die bereits erschienenen Quartalnummern nur gegen einen Portoersatz von einem Groschen ausgeliefert werden sollen. Diese kleine Strafe für verspätete Abonnementsaufgabe haben auch Sie zu zahlen, wogegen, wie bereits bemerkt, die Postbehörde Ihnen unweigerlich die sämmtlichen Nummern des Quartals auszuhändigen hat. Nachweislich auf der Post beschmutzte Exemplare haben Sie das Recht zurückzuweisen.

Breslau. Ich fühle mich bei zunehmender Kränklichkeit nicht mehr fähig, vielfache, in diesen Tagen empfangene Zuschriften gütiger Gönner und Freunde dankbar zu erwidern, und bitte um Nachsicht für den müden Alten.

Breslau, den 25. Januar 1874. Holtei.

O. M. in Chemnitz. Ihre Arbeit ist zum Abdruck nicht geeignet. Bei etwaigen weiteren Einsendungen wollen Sie durch deutlichere Schrift schonendere Rücksicht auf unsere Augen nehmen.

Flora B. in Freiberg. Richtig vermuthet!

R. in W. Recht brav, aber für die Gartenlaube nicht geeignet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 7. Die Gartenlaube. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Mainau hielt inne, wie in Erwartung einer bestätigenden Antwort; aber sie sah ihn nicht einmal an. Sie meinte, es sei überflüssig, ihn vom Gegentheil zu überzeugen, was er gar nicht wünschte. Prüfend bog sie den Kopf zurück und verglich eine eben eingesetzte Schattirung mit dem Ganzen. Ihre zarten Lippen lagen sanft geschlossen aufeinander, und die bleiche Sammethaut ihrer Wangen nahm nicht einen Hauch von Röthe an; bei der ausgeprägtesten Lieblichkeit, die den beobachtenden Mann in diesem Momente abermals frappirte, hatte der junge Frauenkopf mit den seitwärts gewendeten Augen doch die Leblosigkeit eines Steinbildes, und unwillkürlich mußte er denken, ob es denn wirklich einzig und allein der Familienstolz vermöchte, diese tief in das Innerste zurückgezogene Seele aufzuregen — im nächsten Augenblicke erfüllte ihn eine tiefe Genugthuung darüber, daß es so und nicht anders sei.

„Das ist doch eine reizende Zeichnung," sagte er und deutete auf die Cactusblüthe. „Ich begreife, wie sich eine stille Frauennatur in diese Art von Beschäftigung so tief versenken kann, daß ihr von der lärmenden Außenwelt viel Unerquickliches entgeht. Du hast den Differenzen zwischen dem Onkel und mir wohl kaum Beachtung geschenkt?" Das klang so wohlwollend nachsichtig, als wünsche er zu hören, daß sie in der That so indolent gewesen sei.

„Ich habe genug gehört, um mich zu wundern, daß Du Dein mir aufgestelltes Programm selbst so wenig respectirst," versetzte sie gelassen. „Du wünschest ein ruhiges, leidenschaftslos und gleichmäßig verlaufendes Familienleben, und hast doch vor wenigen Augenblicken Alles gethan, um den Hofmarschall zu reizen." — Sie nannte den alten Herrn nie Onkel.

„Liebe Juliane, das ist ein kleines Mißverständniß," rief er lachend, indem er aufstand. „Das Programm ist nicht so bitterernst gemeint, so lange ich da bin, so lange ich den Zügel in der Hand habe und lenken kann, wie ich will — ich werde mich doch wahrhaftig nicht selbst ertränken in diesem stagnirenden Wasser der Langeweile!"

„Ich will nur nicht, daß man sich zankt, wenn ich auf Reisen bin," fuhr er fort. „Gott im Himmel, — was für eine Fluth von lamentablen Briefen stürmt da von allen Seiten auf solch einen unglücklichen Abwesenden ein! . . . Was hat nur Valerie allein in dieser Beziehung gesündigt! . . . Im dunkelsten Winkel meines Schreibtisches liegen sie noch, diese Boten der — Liebe. Ich habe sie damals pflichtschuldigst mit einem zärtlichen Rosenbande umwickelt, aber berührt hat meine Hand sie nie wieder, aus Angst vor den herausplatzenden Geistern der Zwietracht, der Herrschsucht und der kindischen Launen. . . . Und dabei kam ich doch immer erst in zweiter Linie — die kleine Frau hatte den vortrefflichen Beichtvater, den Hofprediger, zur Seite, dem sie ihr Herz stets in der ersten Aufwallung rückhaltlos auszuschütten pflegte."

Ein böses Lächeln erschien und verschwand wie ein Blitz auf seinem schönen Gesichte.

„Bah, was willst Du?" sagte er plötzlich nach längerem Schweigen wieder — er war in die offene Glasthür getreten und hatte dem Spiele der beiden Knaben zugesehen. „Gerade auf meine Art und Weise, mit dem Onkel zu verkehren, bin ich stolz, ungefähr so eingebildet, wie ein Kind auf die Heldenthat, ein Stück Kuchen nicht anzubeißen, das der Mutter mitgebracht werden soll. Sahst Du mich jemals jähzornig? Frage die lieben Nächsten — die Haut wird Dir schaudern, was sie Alles von meiner brutalen Heftigkeit zu erzählen wissen. . . . Hier beherrsche ich mich, allerdings zuvörderst in dem Wunsche, auch einmal ein wenig — wie andere Glückliche ihr ganzes Leben lang — in die Wonne der Selbstbewunderung versinken zu können."

Die junge Frau warf einen Blick nach ihm hinüber, welcher dem seinen begegnete. Da war nicht eine Spur jener Flamme, die blitzähnlich von Auge zu Auge züngelt und das Verständniß zweier Menschen vermittelt. Sie sagte sich, daß über die vom Schicksale verzogene, durch Frauengunst verhätschelte Männerseele dort Nichts auf Erden je Gewalt haben werde, als das eigene stürmische Wünschen und Wollen, und er griff achselzuckend nach seinem Hute und meinte, in den grauen Augen die Zahl der Stiche lesen zu können, die sie während seiner Rede mit dem rothen Seidenfaden gemacht hatte.

„Ich gehe," sagte er. „Nimm Dich in Acht, Juliane — es wird dämmerig, und unsere tapferen Schloßleute verschwören Leben und Seligkeit, daß Onkel Gisbert's Schatten dort in dem Fensterbogen sein Wesen treibe — er hatte sich im Todeskampf hierher tragen lassen. Doch was ich rede — sündenlosen Seelen, wie der Deinen, passirt dergleichen nicht."

„Andere Geister haben nur Macht über uns, je nachdem wir sie fürchten oder lieben," versetzte sie einfach, ohne den Spott

Digitized by Google

in seiner Stimme zu beachten. „Ich fürchte Onkel Gisbert's Schatten nicht, möchte ihn aber wohl fragen, weshalb er gewünscht hat gerade hier zu sterben."

„Das kann ich Dir auch sagen. Er hat einen letzten Blick auf sein Thal von Kaschmir werfen wollen," erwiderte er lebhafter. Er trat dicht neben sie und zeigte über sie hinweg nach dem Garten. „Dort unter dem Obelisken hat er sich begraben lassen.... Ach, Du kannst das Monument nicht sehen; es liegt zu sehr seitwärts — dort." Er nahm plötzlich ihren Kopf mit sanftem Drucke zwischen seine Hände, um ihrem Blicke die Richtung zu geben — seine Finger versanken tief in den rothgoldenen Haarmassen. Die junge Frau fuhr empor, schüttelte heftig seine Hände ab und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen beleidigt, in unverstelltem Widerwillen an. Er stand einen Augenblick fassungslos vor ihr — eine dunkle Gluth schoß über sein Gesicht.

„Verzeihe! Ich habe Dich und mich erschreckt.... Ich wußte nicht, daß Dein Haar bei der Berührung solche Funken sprühe," sagte er mit unsicherer Stimme, indem er von ihr wegtrat.

Sie saß schon wieder und bückte sich über ihre Stickerei. Das war dasselbe ruhige „Insichzusammenschmiegen" der classischen Gestalt, wie vorher, aber Mainau fiel es nicht mehr ein, zu denken, daß diese Frau die Stiche ihrer Nadel zähle. Sein Auge haftete auf dem schmalen Streifen ihres Nackens, der erst so gleichmäßig perlmutterweiß zwischen den niederhängenden Haarflechten geleuchtet — jetzt sah er ein dunkles Rosenroth unter der Haut fließen. Er griff nicht wieder nach dem Hute, den er hingeworfen — er war erbittert über das unberechenbar hervorbrechende verneinende Element in „diesem rothhaarigen Frauenkopfe", noch zorniger aber auf sich selbst, daß er im harmlosen Sichgehenlassen eine Niederlage erlitten, noch dazu durch eine ungeliebte Frau. Darüber hinweg half nur ein völliges Ignoriren des Geschehenen.

„Ich möchte wirklich wünschen, Onkel Gisbert könnte wiederkommen und da hinabsehen," sagte er, in den spukhaften Fensterbogen tretend — er sprach sehr ruhig. „Dreizehn lange Jahre liegt er dort unter dem rothen Marmor; unterdeß haben seine indischen Pflanzenlieblinge unter dem nordischen Himmel eine Ausdehnung erreicht, wie er sie vielleicht selbst nicht geträumt hat. Das ist auch häufig ein streitiger Punkt in Schönwerth. Die ganze Pflanzenherrlichkeit muß mit dem Eintreten der rauhen Jahreszeit unter riesige Glashäuser gesteckt werden, und die exotische Thierwelt verlangt sorgfältige Pflege — das kostet viel Geld. Der Onkel macht jedes Jahr neue Anstrengungen, die kostspielige Schöpfung womöglich von der Erde wegzurasiren, und ich leide entschieden nicht, daß auch nur ein Blatt abgepflückt wird."

„Und das Menschenleben, das der deutsche Edelmann unter den nordischen Himmel entführt hat?" fragte sie hinüber — ihre melodische Stimme verschärfte sich.

Er stand rasch wieder neben ihr. „Du meinst die Frau im indischen Hause," sagte er. „Da, sieh Dir einmal den Burschen an!" — Er deutete auf Gabriel. Leo war auf den Rücken des Knaben gesprungen. Die feingliedrige Gestalt des improvisirten Pferdes bog sich geduldig trabend unter dem wilden Peitschenschwinger. — „Das ist der Typus der Menschenrace, die als kostbarstes Kleinod über das Meer gebracht worden ist — feig, hündisch unterwürfig und treulos, sobald die Verführung an sie herantritt.... Der Knabe ist mir unsäglich zuwider. Ich würde ihm ein paar blaue Flecken der Satisfaction auf dem Rücken meines Jungen weit eher verzeihen, als diesen hündischen Unterwerfungstrieb hinter einem gottähnlichen Menschengesichte.... Leo, wirst Du gleich heruntergehen!" schalt er hart, mit grimmig gerunzelten Brauen zur offenen Thür hinaus.

Gabriel stieg eben die letzten Stufen herauf. Er war sehr erhitzt durch die unruhige Last, die er auf seinen Schultern treppauf getragen; trotzdem erschien sein Gesicht bleich, wenn auch die schöne Linie des Ovals so fest und gesund verlief, als begrenze sie gelbangehauchten Marmor.

„Mache, daß Du heimkommst!" befahl Baron Mainau barsch und drehte ihm den Rücken.

Das kindlich naive, und doch melancholische Lächeln, das beim Ersteigen der letzten Stufe um die ausathmenden Lippen des Knaben geflogen war, verschwand — der Schrecken trieb ihm den letzten Blutstropfen aus dem Gesichte. Es durchschnitt der jungen Frau das Herz, zu sehen, wie er trotzdem mit zärtlicher Aufmerksamkeit das Kind des harten Mannes auf den Boden gleiten ließ, wie er sich nicht versagen konnte, noch einmal scheuliebkosend mit der geschmeidigen Hand über Leo's Lockenkopf hinzustreichen.... Der arme Prügelknabe! Seine junge Seele war in die Hand der strengen Kirche und der orthodoxesten Aristokratie gegeben, und der herrische Mann dort, der sie mittelst seiner Energie beschützen konnte, er trat blind und vorurtheilsvoll in tödtlicher Verachtung auch noch mit dem Fuße darauf.

„Gute Nacht, mein liebes Kind!" rief sie hinaus, als der Knabe unhörbar die Treppe hinabhuschte. Zugleich legte sie ihre Arbeit zusammen und erhob sich. Im Bewußtsein ihrer vollkommenen Einflußlosigkeit ließ sie kein Wort zu Gunsten des mißhandelten Kindes fallen, aber so, wie sie jetzt dastand, war ihre ganze Erscheinung ein Protest gegen das Verfahren des rauhen Schloßherrn.

Er sah sie einen Augenblick schweigend von der Seite an; dann bemühte er sich, seine Cigarre auf's Neue in Brand zu stecken.

„Siehst Du die köstliche Musa dort?" fragte er kalt und zeigte nach einer der Bananen im indischen Garten. „Sie strebt dankbar empor zu dem kalten Himmel, während das fremdländische Menschengeschmeiße sich sofort hinabverirrte bis in die Region der — Stallbedienung. Da kenne ich kein Erbarmen."

Die junge Frau stand mit dem Rücken nach ihm und ordnete die Stickwolle im Arbeitskorbe — sie hob die Wimpern nicht.

„Willst Du wohl die Güte haben, mich auch einmal anzusehen?" sagte er plötzlich streng. Er fiel zum ersten Male aus dem Umgangstone des guten Cameraden und sprach als Herr und Gebieter — er war beleidigt. „Es hätte noch gefehlt, daß sich meine Frau mit dem ganzen Rüstzeuge ihrer tugendhaften Verachtung, ihres moralischen Uebergewichts umgürte, um dieses — Bastards willen!"

Ein ähnlicher Schrecken durchfuhr sie wie daheim, wenn unvermuthet die gebieterische Stimme der Mutter ihr Ohr berührt hatte. Sie wandte ängstlich das entfärbte Gesicht nach ihm — in diesem Augenblicke der Bestürzung war es das lieblichste, unschuldigste Mädchengesicht, das mit großen, erschreckten Augen zu ihm hinsah.

Sein Blick voll Aerger und Verdruß milderte sich sofort.

„Mein Gott, wie blaß Du bist, Juliane! Du siehst mich ja mit Augen an, wie Rothkäppchen den bösen Wolf.... Nun ist's wohl auch um unser gutes, cameradschaftliches Einvernehmen geschehen — wie? — Das sollte mir leid thun," sagte er mit einem Achselzucken des Bedauerns, als wollte er seine Angst um die sorgfältig cultivirte Langeweile im Schlosse Schönwerth ausdrücken.

„Ich will Dich ein wenig über die Verhältnisse aufklären," setzte er hinzu, nachdem er einmal im Salon rasch auf- und abgeschritten war. „Als Onkel Gisbert nach langer Abwesenheit in die deutsche Heimath zurückkehrte, war ich ein Knabe von vierzehn Jahren, der den ‚indischen Onkel' vergötterte, ohne ihn je gesehen zu haben. Man wußte, daß er sein Erbtheil auf dem Handelswege vertausendfacht hatte; man erzählte sich Dinge von seinem Leben und Treiben, die recht gut unter den Märchen von ‚Tausend und einer Nacht' hätten figuriren können — und doch, als er Schönwerth noch von Benares aus ankaufen und nach seinem Sinne einrichten ließ, da sperrten die Pfahlbürger unserer guten Residenz Mund und Nase auf.... Ich werde ihn nie vergessen, niemals — den schönen Mann mit den eigenartigen Geberden und dem genialen Kopf, in welchem bereits die finsterste Schwermuth brütete. Sein Thal von Kaschmir war sein Idol, und hinter dem Drahtgitter athmete ein Wesen, das er vom Reisewagen in die Sänfte und von da in das indische Haus hatte tragen lassen, und die so glücklich gewesen waren, ‚die blasse Lotosblume des Ganges' während dieser Procedur auf den Armen zu halten, sie schwuren, es sei kein Frauenleib, sondern ‚eine Nixe aus Luft und Duft zusammengeblasen' gewesen."

Den Eindruck machte es noch, jenes fremdländische Geschöpf, das, halb Weib, halb Kind, drüben auf dem Rohrbette lag, eine Luftgestalt, die scheinbar nur die metallenen Ketten und Ringe an der Erde festhielten.

„Außer dem Onkel Hofmarschall und dem Hofprediger, der damals noch ein simpler Caplan war, verkehrten nur Wenige in

Schloß Schönwerth — die stolze Haltung des Besitzers scheuchte Alles zurück," fuhr Mainau fort. „Ich selbst habe nur einmal die Gunst genossen, ihn auf drei Tage besuchen zu dürfen — und da erging es mir wie den neugierigen Frauen im ‚Blaubart'." Er lachte belustigt vor sich hin und stippte die Asche von seiner Cigarre. „Um Blut und Leben ging es freilich nicht, aber der Onkel verbat sich einfach das Wiederkommen... Die Indierin hinter dem Drahtgitter spukte mehr, als gut war, in meinem heißen Jungenkopfe. — Bekreuze Dich, Juliane! Es ist ein toller Reigen von Narrheiten um der Frauenschönheit willen, auf den ich zurückblicken muß — ich bin durch reißende Flüsse geschwommen, um eine weggewehte Busenschleife zu erhaschen, und habe landesüblich Champagner aus Balletschuhen getrunken — warum sollte ich da nicht auch über das Drahtgitter von Schönwerth klettern, um das Weib zu sehen, das Onkel Gisbert ‚wie toll' lieben sollte? Die Thür war zwar nicht verschlossen, und die ‚Lotosblume' wurde nichts weniger als in Gefangenschaft gehalten; aber ich bin überzeugt, sie hat von dem bartlosen Neffen ihres Herrn und Gebieters nicht belästigt sein wollen, und deshalb war mir das Umherwandeln im Thale von Kaschmir verboten.... Nun also, ich kroch unter stürmischem Herzklopfen durch das Gebüsch und sah nicht eher auf, als bis — der Onkel vor mir stand. Er sagte kein Wort; aber der mitleidig lächelnde Spott, der seine düsteren Augen für einen Moment förmlich erhellte, beschämte mich dergestalt, daß ich meinen ganzen gewaltigen Jünglingsstolz vergaß und schleunigst Fersengeld gab. . . . Noch denselben Morgen hielt, ohne daß ich Befehl gegeben, mein Reisewagen vor dem Schönwerther Schloßthore; der tödtlich bestürzte Junge wurde von dem Onkel unter freundlichem Abschiedsgruße ohne Weiteres hineingeschoben und in das Institut zurückgeschickt — das war kaltes Wasser."

Er trat lächelnd in das Fenster und sah hinüber nach dem indischen Garten. Es dämmerte stark — das niedrige Rohrdach des indischen Hauses verschwamm bereits mit den Wipfeln der Rosenbäume, und nur auf den goldglänzenden Kuppeln des Tempels sammelten sich noch schwarze Reflexe des verlöschenden Abendlichtes.

„Ich habe den Onkel erst wieder gesehen," sagte er nach einer Pause sich umwendend, „als sein letzter Wunsch erfüllt werden sollte, als der Arzt im Begriff war, seine Leiche mit einem zersetzenden Präparat zu tränken. Man hatte mich von der Universität zur Beisetzung nach Schönwerth berufen. . . . Da lag er entstellt in weißen Atlasdecken — statt der Rosendüfte von Kaschmir flossen häßliche Weihrauchwolken über ihn hin; kein Nachtigallenton drang durch die schwarzumhüllten Fenster — dafür umflüsterten ihn gemurmelte Gebete, und aus geistlichem Munde wurde er gepriesen, daß er zur rechten Stunde noch aus der Irre auf den wahren Heilsweg zurückgekehrt sei — unrühmlich genug für diese Dogmen" — unterbrach er sich grollend — „daß die Seele sie erst annimmt, wenn sie vom kranken Körper angesteckt ist, wenn alle Nervensaiten verstimmt und gebrochen sind und das arme Gehirn urtheilslos und beängstigt in den Nebelwolken des herannahenden Todes schwimmt! — Ja, das war das Ende, der jammervolle Schluß eines märchengeschmückten Lebens voller Ideale."

Die junge Frau stand noch vor dem Arbeitskorbe — sie war sich selbst nicht bewußt geworden, daß sie die bunten Wollsträhne unzählige Male aus- und eingepackt hatte. . . . Dort wölbte sich der mächtig geschwungene Fensterbogen, in welchem Onkel Gisbert gestorben war, gestorben mit dem Blicke auf seine irdische Schöpfung, und mit diesem Bilde „aus der Irre" war die Seele heimgegangen, trotz aller Weihrauchwolken und sonstigen kirchlichen Apparate und Anstrengungen. . . Ein graues, spukhaftes Dämmerlicht kroch in Fensterbreite über das Parquet und ließ in schwarzen Umrissen ein riesiges Kreuz auf die Eichentafeln fallen; es floß auch über den erzählenden Mann, dessen Stimme alle Register von der heitersten Selbstverspottung bis zum Ingrimm durchlaufen hatte.

„Ich wußte, daß ein Kind im indischen Hause geboren worden war," fuhr er nach einem augenblicklichen Schweigen fort. „Ich hatte es auch auf dem Arme der Frau Löhn gesehen — damals rührte mich das kleine Geschöpf mit dem melancholischen Gesichte. . . . Es war kein Testament da, und nach meiner moralischen Ueberzeugung war der Knabe als erster Erbe anzusehen. Ich sprach Das aus — da wurde mir ein Zettel vorgelegt. Onkel Gisbert war an einem furchtbaren Halsübel gestorben; er hatte schon monatelang vor seinem Tode kein Wort mehr gesprochen und sich nur noch mittelst der Feder verständlich machen können — solcher Zettel sind viele da — hier" — er zeigte auf einen Rococoschreibtisch mit hohem Aufsatze — „in diesen sogenannten Raritätenkästen des Hofmarschalls sind sie aufbewahrt. Jener eine Zettel verstieß in strengen Worten die Frau im indischen Hause als eine Treulose und verlangte auf das Bestimmteste, daß ihr Knabe im Dienste der Kirche erzogen werde. Dagegen ließ sich nichts thun, und ich wollte auch gar nicht mehr; ich war empört und bin es noch heute, daß selbst ein Mann wie er unter der Schlangenfalschheit des Weibes schwer leiden mußte. . . . Der Onkel und ich waren die rechtmäßigen Erben. Wir traten die Hinterlassenschaft an. . . . Nun war ich selbst Herr im indischen Garten; nun trat sie mir nicht mehr entgegen, die prächtige Gestalt des Onkels, mit ruhig verschränkten Armen und dem feurigen Schwerte des Spottlächelns — und im Hause mit dem Rohrdache lag die vergötterte Lotosblume wie von einem rächenden Blitzstrahle getroffen —"

„Nun durftest Du sie sehen," kam es wie unwillkürlich von Lianens Lippen.

Er fuhr mit einer Geberde voll Abscheu herum.

„Meinst Du? — Mit nichten! Ich war geheilt für immer! Ein treuloses Weib stoße ich nicht mit der Fußspitze an. Und dann" — er schüttelte sich — „ich kann keinen so kranken Menschen sehen; jede gesunde Fiber in mir empört sich dagegen. . . . Die Frau ist wirr im Kopfe, gelähmt an allen Gliedern und schreit zu Zeiten, daß Einem die Ohren gellen — sie stirbt seit dreizehn Jahren. — Ich habe sie nie gesehen und vermeide, so viel ich kann, den Weg am indischen Hause."

Liane legte den Deckel auf den Korb und rief nach Leo, der sich unterdessen mit Steinwerfen drunten auf dem Kiesplatze die Zeit vertrieben hatte. Während Mainau's Erzählung war ihr gewesen, als müsse sie zu ihm treten und, das Geschilderte warm miterlebend, zu ihm aufsehen — nun zischte der häßliche Schlangenkopf des empörendsten Egoismus plötzlich wieder empor und trieb sie weit weg von dem Uebermüthigen, der im unüberwindlichen Kraftgefühle sich selbst gegen jede Heimsuchung gefeit wähnte, und das ihn widerwärtig Berührende ohne Weiteres bei Seite schob, um sich den Lebensgenuß in keiner Weise verkümmern zu lassen.

„Sage dem Papa gute Nacht, Leo!" ermahnte sie den Knaben, der stürmisch auf sie zuflog und sich an ihren Arm hing.

Mainau hob ihn empor und küßte ihn. „Nun wirst Du nicht wieder nach der Frau im indischen Hause fragen, Juliane?"

„Nein."

„Ich hoffe auch nie mehr das oppositionelle und zärtliche ‚Gute Nacht, mein liebes Kind' zu hören. Du begreifst, daß ich so handeln muß —"

„Ich bin langsam im Denken und brauche Zeit, um mir ein Urtheil zu bilden," unterbrach sie ihn. Sie verbeugte sich leicht und verließ mit Leo den Salon.

„Schulmeister!" murmelte er verdrießlich zwischen den Zähnen, indem er ihr den Rücken wandte. . . . „Bah, sie paßt vortrefflich," dachte er gleich darauf erheitert und rief nach seinem Pferde. Er ritt noch nach der Residenz, um den Spätabend und die Nacht dort zu verbringen.

Eine Stunde später sagte er im adeligen Casino zu Freund Rüdiger: „Ich habe das große Loos gezogen: Meine Frau singt nicht, malt nicht und spielt auch nicht Clavier. — Gott sei gedankt, ich werde nie durch Dilettantenaufdringlichkeit ennuyirt! . . . Sie sieht manchmal hübscher aus, als ich ihr anfänglich zugetraut; aber sie hat keinen Esprit und nicht die geringste Neigung zum Coquettiren — sie wird nie gefährlich werden. . . . Bei weitem nicht so beschränkt, wie ich meinte, und viel weniger sentimental, denkt sie doch sehr langsam und wird ihre im Pensionate empfangenen Anschauungen mit der zähen Beharrlichkeit phantasieloser Menschen zeitlebens festhalten — desto besser für mich! — Ihre Briefe an mich kann ich jetzt schon analysiren — steife Stilübungen einer ernsthaften Pensionairin mit Wirthschaftsberichten als Vorwurf — sie werden mir keine schlaflose Nacht verursachen. . . . Leo hat sich sehr an sie attachirt und lernt gut, und dem Onkel scheint sie zu imponiren durch ihre Ruhe, ihre

natürliche Kälte und den Trachenberg'schen Hochmuth, den sie in geeigneten Momenten prächtig herauszukehren versteht — in vierzehn Tagen reise ich."

17.

Die Frau Herzogin hatte sich mit ihren beiden Knaben beim Hofmarschall angemeldet — das konnte nicht auffallen. Zu Lebzeiten ihres Gemahls hatte der Hof fast ganze Tage in Schönwerth verlebt; denn der Hofmarschall stand hoch in Ehren und wurde stets mit Gnadenbeweisen überschüttet, als ein „in unerschütterlicher Treue ersterbender Anhänger" des herzoglichen Hauses. Selbst während des Trauerjahres, wo sich die hohe Frau mit musterhafter Strenge von Allem fernhielt, was auch nur den leisesten Anstrich einer geselligen Vergnügung annehmen konnte, hatte sie auf ihren Spazierritten durch das Thal von Kaschmir öfter den Nachmittagskaffee im Schönwerther Schlosse eingenommen. Freilich war dabei ihr schönes Gesicht unter der schwarzen Kreppr üsche stets wie in Leid versteinert erschienen, und selbst der Hofmarschall mit seinem geübten Höflingsblicke hatte sich allmählich der Ueberzeugung hingegeben, diese gebeugte Wittwe müsse ihren Gemahl in der That innig geliebt haben. Während der Zeit vor und nach Mainau's Vermählung war sie nicht im Schlosse eingekehrt und hatte es bei einem hinübergesandten Gruß bewenden lassen, weil ja der alte Freund schlimmer als je von seiner Gicht geplagt wurde.

Nun erschien eines Nachmittags Herr von Rüdiger und beglückte ihn mit der Nachricht, daß die kleinen Prinzen morgen, wie bisher jedes Jahr geschehen, sich höchsteigenhändig Frühtrauben und Zwergobst von den Spalieren im Schönwerther Schloßgarten zu pflücken wünschten. . . . Man saß gerade beim Dessert. Der Hofmarschall erhob sich wie verjüngt; er lehnte seinen Krückstock in die Ecke und machte mit zusammengebissenen Zähnen und einem schielenden Seitenblicke nach dem Spiegel einen Gehversuch ohne Stütze bis nach dem nächsten Fenster; von dort aus winkte er Liane zu sich und gab ihr Befehle für Küche und Keller.

„Da haben wir's!" sagte Mainau zu der jungen Frau — er war ihr gefolgt, als sie das Zimmer verlassen hatte. „Ich bin gern auf Deinen Wunsch eingegangen, Dich erst nach meiner Rückkehr vorzustellen; nun zwingt Dich die Herzogin, morgen vor ihr zu erscheinen." Er zuckte mit einem schwer zu beschreibenden Gemisch von verhaltenem Lachen, geschmeichelter Eitelkeit und boshaftem Spotte die Achseln. „Da giebt es kein Ausweichen mehr."

„Ich weiß es," erwiderte sie mit vollkommener Gelassenheit und zog ein Notizbuch aus der Tasche, um im langsamen Weitergehen die Befehle des Hofmarschalls flüchtig zu notiren."

„Schön — Deine Gemüthsruhe in allen Lagen und Verhältnissen ist wahrhaft bewundernswürdig. Nur auf Eins möchte ich Dich ein wenig aufmerksam machen — Du erlaubst es wohl, Juliane? Die Herzogin hat für allzu gesuchte Einfachheit in Toilettenangelegenheit sehr leicht ein verwundendes Spottlächeln — Deine Neigung —"

„Ich hoffe, Du traust mir so viel Tact zu, daß ich zu unterscheiden weiß, wo ich meiner Neigung oder den Pflichten meiner Stellung zu folgen habe," unterbrach sie ihn freundlich ernst und steckte den Bleistift in das Notizbuch.

Sie hatten mittlerweile die Corridorthür vor Mainau's Appartements erreicht. Dort standen ein paar neue Reisekoffer von Juchtenleder, die man während des Diners gebracht hatte. Mainau's Augen leuchteten auf bei ihrem Anblick, als sähe er sich schon über Berg und Thal, weit, weit weg von Schloß Schönwerth, in die Welt hineinfliegen. Er hob einen der Koffer empor und prüfte die Beschläge — währenddem stieg Liane in die Schloßküche hinab, um mit Frau Löhn und dem Koch zu verhandeln.

Der Hofmarschall hatte es stillschweigend acceptirt, daß sie die Oberaufsicht über das Hauswesen in die Hand genommen. Damit hatte sie sich freilich wie auf Brennnesseln gebettet. Unausgesetzt mußte sie ringen mit dem schmutzigen Geiz des alten Herrn, der um jeden Pfennig feilschte. Sein grenzenloses Mißtrauen, die Furcht, bestohlen und betrogen zu werden, machten sich stündlich in fast ekelerregender Weise geltend. Dazu kam sein unverminderter Groll über die verhaßte zweite Heirath Mainau's — die junge Frau stand fortwährend in Waffen ihm gegenüber. Sie wußte, daß er jeden ihrer Schritte belauerte, so weit es ihm möglich, daß sogar die Briefe aus der Heimath durch seine Hände gingen, ehe sie zu ihr gelangten. Die Briefe der Geschwister mochten ihm unverfänglicher erscheinen — sie trugen selten die Spuren eines Attentates. Dagegen war vor einigen Tagen ein Schreiben ihrer Mutter eingelaufen — das erste seit Lianens Verheirathung. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß das Siegel erbrochen gewesen war, und das empörte sie doppelt im Hinblick auf den Inhalt. Die Gräfin Trachenberg erging sich in Klagen über ihr Leben, das ihr die schrecklichsten Entbehrungen auferlege. Von ärztlicher Seite sei ihr eine Badereise dringend zur Pflicht gemacht worden; Ulrike hüte jedoch das Einkommen wie ein Drache und bewillige ihr keinen Groschen; sie wende sich daher an „die Lieblingstochter" und ersuche sie, ihr einen kleinen Theil ihres reichen Nadelgeldes zufließen zu lassen. Daß der Hofmarschall diesen Brief in der That gelesen hatte, bestätigte ihr der stechende, boshaft fixirende Blick, mit welchem sie an jenem Tage bei ihrem Erscheinen im Eßzimmer von ihm begrüßt wurde. . . . Diese fortgesetzten Kämpfe blieben Mainau verborgen. In seinem Beisein hütete der Hofmarschall Gesicht und Zunge mit der Meisterschaft des gewiegten Höflings, und ihn zu verklagen bei dem Manne, der um jeden Preis Frieden sehen wollte, fiel der jungen Frau nicht ein.

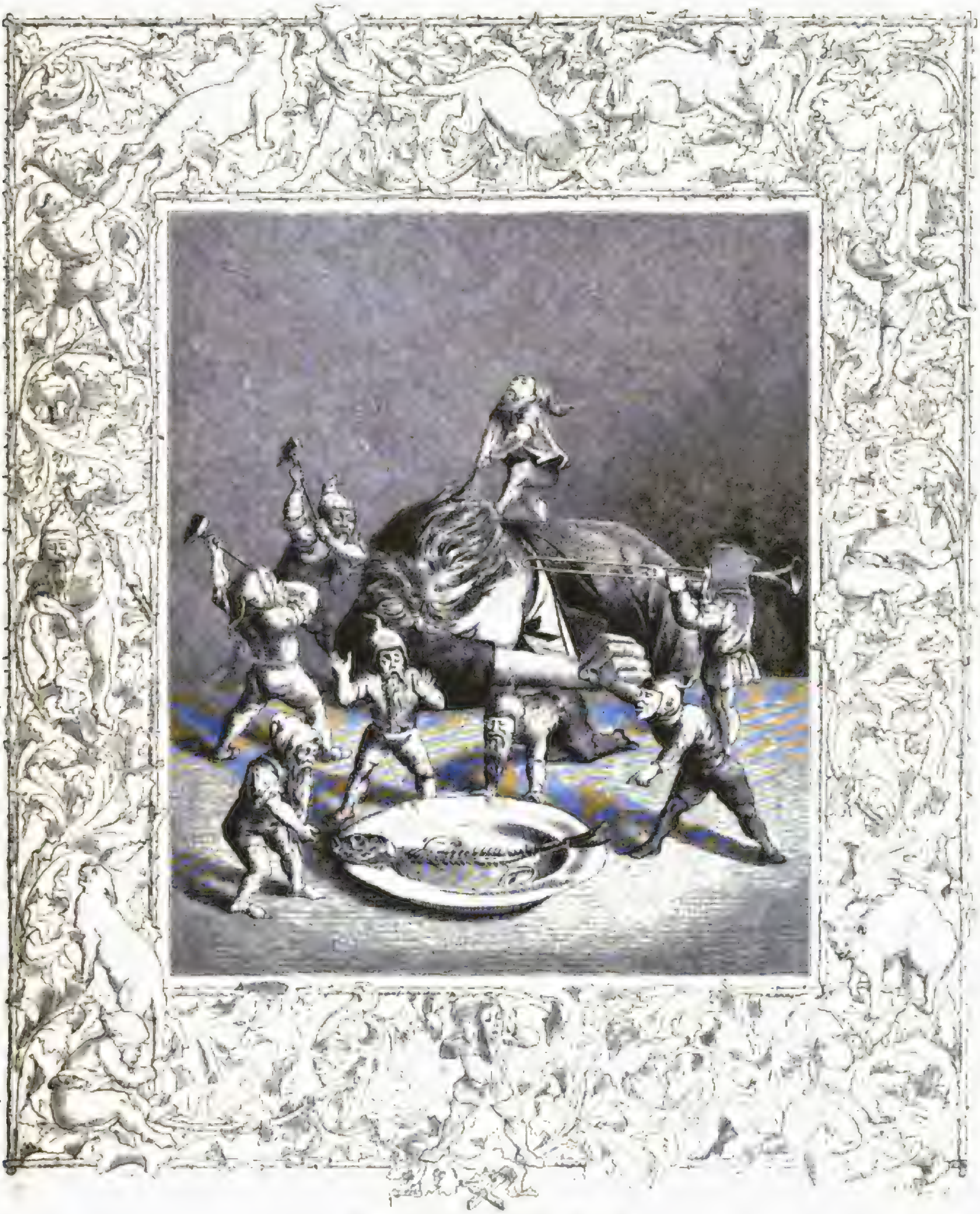
Es war in der dritten Nachmittagsstunde, als Liane in den Salon trat, dessen Glasthür auf die große Freitreppe mündete — von dieser Freitreppe aus wollte der Hofmarschall die Herzogin beim Vorfahren begrüßen. Er war bereits im Salon anwesend und sprach mit dem Hofprediger, der neben ihm saß.

Als die junge Frau hereintrat, war es, als fliege mit ihr ein verklärender Schein in das Zimmer. Sie trug eine mäßig lange Schleppe von seeblauem Seidenstoff, den Oberkörper dagegen umschloß Sammet von einer tieferen Nüance. Das schimmernde, gesättigte Blau und der dunkle Goldglanz der Haarwellen über der Stirn dieser mädchenhaften Frau waren von wundervoller Wirkung. Weite, offene, mit Seide gefütterte Aermel fielen bis weit über die Hüften hinab und ließen die Arme völlig frei, die, wie die Büste im viereckigen Ausschnitt, von einem weißen Spitzenchemisette wie von einem Schleier leicht umrieselt erschienen. Selbst im silberstoffnen Brautkleide war die tadellose Gestalt der „Trachenbergerin", die köstlich reine und klare Hautfarbe dieses „Rothkopfes" nicht so zur Geltung gekommen, wie heute.

„Noch viel zu früh, meine Gnädigste!" rief ihr der Hofmarschall entgegen. „Die Herzogin kommt nicht vor vier Uhr." Er fixirte mit unverkennbarem Aerger das riesige Bouquet, das die junge Frau in der Hand hielt. „Mein Gott, was für eine Blumenverschwendung! Sie müssen ja das ganze Warmhaus geplündert haben, meine Liebe! . . . Raoul ist ein Narr mit seinen Gloxinien, Gesneriaceen und wie diese kostspieligen Südamerikanerinnen alle heißen mögen! . . . Kosten Unsummen und dienen zu nichts, als in unberufenen Händen zu verwelken — von der Hausfrau verlangt man nicht, daß sie ballmäßig erscheint."

Liane war stehen geblieben und hatte ihn auspoltern lassen. Sie hätte ihm entgegnen können, daß seine Tochter die köstlichsten Bouquets in Uebermuth oder schlechter Laune oft in Atome zerpflückt und auf dem Boden verstreut habe, um sie mit ihren kleinen Füßen zu zerstampfen — aber sie begnügte sich zu sagen: „Mainau hat gewünscht, daß ich der Herzogin diese Blumen bei der Begrüßung überreiche."

„Ah so — dann bitte ich tausendmal um Verzeihung!" Er sah nach seiner Uhr. „Wir haben Zeit, und die will ich benutzen, um Ihnen etwas mitzutheilen, das mir höchst fatal und peinlich ist — ich kann aber leider das Geschehene nicht ändern. . . . Sie haben heute Morgen ein Kistchen nach Rudisdorf an die Gräfin Ulrike abgeschickt. Ich habe es gern, wenn alle Poststücke vor meinen Augen in den Blechkasten gelegt werden, der jeden Morgen nach der Stadt abgeht. . . . Ich weiß nicht, was für ungeschickte Hände es gewesen sind, denen man die kleine Kiste anvertraut hat — genug, sie wurde mir zerbrochen über-



Ein Mene Thekel für Ascher-Mittwoch.

geben.“ Er zog unter seinem Stuhle das Kistchen hervor, von welchem ein Stück Deckel lose herabhing.

Im ersten Augenblick schoß eine helle Gluth über das Gesicht der jungen Frau, dann aber wurde sie auch ebenso schnell todtenbleich, selbst die in fast harter Weise geschlossenen Lippen erschienen völlig farblos — man hätte meinen können, sie müsse an den jäh nach dem Inneren zurücktretenden Blutwellen ersticken. . . . Ihr Blick fiel unwillkürlich auf den Hofprediger, der eine Bewegung machte — seine beredten heißen Augen hingen an ihrem Gesicht mit einem seltsamen Gemisch von düsterer Gluth und angstvoller Besorgniß. Dieser eine Blick gab ihr sofort die Haltung zurück. Sie legte das Bouquet auf einen Tisch und trat näher.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenbahnschwindel in Amerika.

Zur Warnung für meine Landsleute in Deutschland.

Es ist wohl zu erwarten, daß die Streiflichter, welche der jüngste Börsenkrach in New-York, durch die Zahlungseinstellung von Jay Cooke und Compagnie veranlaßt, auf das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten geworfen, auch dem deutschen Volke sichtbar geworden und ihm künftig zur Lehre dienen werden. Gleichwohl sind die Anerbietungen der amerikanischen Eisenbahnmusterreiter so verlockend, und die Empfehlungen und Anpreisungen deutscher Geschäftshäuser, ihrer nach Procentsätzen des von ihnen angebrachten Capitales bezahlten Unterhändler, so verführerisch, daß es nicht eine unverdienstliche Aufgabe sein dürfte, durch ein Blatt wie die Gartenlaube, die allen Classen der Deutschen eine willkommene Lectüre ist, ein Bild von der Weise zu geben, wie hier Eisenbahnen zu Stande kommen. Es scheint dies um so dringender, als diese Weise so total verschieden von der deutschen ist und als kaum ein Zweifel besteht, daß dieses System binnen Kurzem wieder in voller Blüthe stehen wird.

Es ist hier nicht nöthig, auf die deutsche, oder ich kann wohl sagen europäische, Weise des Zusammenbringens des benöthigten Capitals und dessen Verwendung zu dem bestimmten Zwecke durch die aus der Wahl der Actionäre hervorgehenden Gesellschaftsbehörden einzugehen. Ich darf das wohl als meinen Lesern bekannt voraussetzen. Einigermaßen diesem System ähnlich war das, welches in den weitaus meisten Fällen in den Vereinigten Staaten vor Beginn des Secessionskrieges vorherrschte. Allerdings bedingten einerseits die ungeheure Ausdehnung des Landes und die mit reißender Schnelle nach Westen über neue Territorien sich hinwälzende Ansiedlung, sowie andrerseits der jedem neuen, allseitiger Verwendung und Speculation ein reiches Feld bietenden Staate anklebende Mangel an brach liegendem Capitale Abweichungen von dem Baarsysteme Europas. Ein Theil des nöthigen Capitales (meistens zwei Drittheile) wurde baar unterzeichnet und in Einzahlungen abgetragen, wie sie die Bedürfnisse des Baues erheischten. Für ein Drittheil wurden Schuldscheine (bonds) ausgestellt, welchen die Rechte erster Hypothekenschuld auf die ganze Bahn und alles Zubehör gegeben wurden, die also Aehnlichkeit mit den in Deutschland üblichen Prioritätsactien hatten.

Schon während des Krieges, besonders aber nach dessen Beendigung, trat eine vollständige Aenderung ein. Die Ueberfluthung des weitaus größten Theiles der Vereinigten Staaten mit über achthundert Millionen Dollars Papiergeld (greenbacks) (Texas, gestützt durch seinen Nachbar Mexico, und alle Staaten und Territorien westlich von Ogden am großen Salzsee haben Gold- und Silberwährung beibehalten) und Noten der Nationalbanken rief in der ganzen Nation einen wahren Speculationstaumel hervor, der um so gefährlicher werden mußte, als die großartigen Betrügereien, zu welchen der vierjährige Krieg gegen die Rebellion die schönste und nie verschmähte Gelegenheit geboten, die allgemeine Moralität tief unter das bisherige Niveau herabgedrückt hatte. Nach allen Richtungen hin entwickelte sich ein Unternehmungsfieber, das vor keiner Summe zurückschreckte, dem kein Hinderniß unüberwindlich erschien.

Als nun drei Jahre vor der durch Congreßacte vorgeschriebenen Zeit die Eisenbahn nach San Francisco fertig gestellt und es sichbar wurde, daß dabei eine Anzahl Männer von fünf bis zu fünfzehn Millionen Jeder gewonnen hatte, da warf sich die Speculation mit wahrer Tollhauswuth auf den Eisenbahnbau. Schreiber Dieses wohnte damals — es war in den Jahren 1868 und 1869 — den Sitzungen des Congresses bei und hatte Gelegenheit, nicht nur die zahllose Menge der gewissenlosesten Mondscheinprojecte kennen zu lernen, sondern auch die Befriedigung, eine Zahl derselben hintertreiben zu helfen und damals schon — der Erste von Allen — auf die Gefahren der Land- und Geldverschleuderung durch den Congreß aufmerksam zu machen. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, das nicht dem rasenden Schwindel Opfer lieferte Die Hallen des Congresses wurden der bevorzugte Tummelplatz desselben; fast schien es, als ob jedes Mitglied desselben seinen Preis hätte, und das amerikanische Volk mußte die tiefe, unvergeßliche Schmach erleben, Männer, die es zu seinen Besten gezählt und mit Ehren überhäuft hatte, der Verführung der Eisenbahnlobbyisten unterliegen zu sehen. Hunderte von Millionen von Aeckern Landes, das geheiligte Erbe kommender Generationen und die künftige Heimstätte von Hunderttausenden von Einwanderern aus der alten Welt, wurden dem Moloch des Eisenbahnschwindels in den nimmersatten Rachen geworfen und dazu noch als Würze über hundert Millionen Vereinigte-Staaten-Schuldscheine.

Aber auch mit den weitesten Länderstrecken und mit ganzen Schiffsladungen von Staatsschulden allein baut man noch keine Eisenbahnen, dazu bedarf man des baaren Geldes. Dieses zu beschaffen war also die Aufgabe, und mit dieser Aufgabe beschäftigten sich Tag und Nacht und Jahr um Jahr viele der tüchtigsten und ersten Geschäftsleute, aber mehr noch Tausende der gewitzigtsten, schlauesten und gewissenlosesten Schurken aller Nationalitäten.

In kaum glaublich kurzer Zeit entwickelte sich aus dem auf das Höchste gespannten Gährungsprocesse all dieser Elemente ein System, das an Vollkommenheit alles bisher in dieser Richtung Geleistete übertrifft, und mit geringen Abweichungen oder speciellen Verhältnissen Rechnung tragenden Zusätzen und Aufstutzungen bis zum Septemberkrach wunderbar arbeitete, eine und zwar die kühnste Verwirklichung jener Lehre, die ein Yankee einst seinem Sohne als Lebensregel empfohlen haben soll mit den Worten: „Gewinne Geld, auf ehrliche Weise, wenn Du kannst, aber auf alle Fälle erwirb Geld!“

Kraft dieses neuen „amerikanischen“ Systems wurde der Bau von Eisenbahnen nunmehr, anstatt wie bisher das Ergebniß eines commerciellen Bedürfnisses, ein Geschäft, dem sich Contractoren und Speculanten widmeten, oft nicht mit Geld oder Credit genug, um eine einzige Schiene zu bezahlen. Das Verfahren ist folgendes:

Der Speculant sammelt um sich eine Anzahl Leute, welche einigermaßen auf der projectirten Linie bekannt, von gewandten, einschmeichelnden Manieren und der öffentlichen Rede, entweder für den Farmersconsum oder den feinen städtischen Gebrauch, mächtig sind. Diese — in Amerikanisch the ring, der Ring — unterzeichnen einige Actien und es ist ihre Aufgabe, bei ihren Freunden und Bekannten auf der Linie noch einige Unterschriften mehr zu erhalten, was denn auch leicht gelingt, denn wer wollte nicht mit einem kleinen Opfer sich eine Eisenbahnverbindung sichern? Es wird diesen Zeichnern zugleich zu verstehen gegeben, daß man es nicht wünsche, viele Actien genommen zu sehen, da ja dadurch der beabsichtigte Vortheil für die Ringleute geschmälert werde, und zugleich die Zusicherung, daß nur ein ganz kleiner Procentsatz des unterzeichneten Capitals eingefordert werden würde. Bis zu welchem kaum glaublichen Grade dies prakticirt wurde, beweist zum Beispiel die St. Joseph- und Denver-City-Eisenbahn, die unter passender Behandlung über zwölf Millionen Dollars gekostet hat, noch nicht ausgebaut ist, keinen Verkehr hat, und blos mit vierzehnhundert Dollars Baarunterschrift begonnen wurde!!

Nunmehr beginnt Seitens der Unternehmer wie der Zeichner, denn sie sind nun „in einem Boote“, durch die Presse, deren Herausgeber mit Versprechungen geködert werden, und in Volksversammlungen die Bearbeitung der Bevölkerung, die regelmäßig bald auf Fiebertemperatur steht. Die Grafschaften, Städte, Städtchen und Dörfer werden um Schenkungen, nicht in Geld, bewahre, nein, blos in Schuldscheinen, meistens in zwanzig Jahren zahlbar mit Zinsen, angegangen. Warum sollte man sich weigern? Geld kostet es nicht; wenn's zur Zahlung kommt, ist man durch die Bank reich geworden, oder fortgezogen, oder todt. Ja, es liegt ein gewisses Hochgefühl darin, zu wissen, daß die Stadt Abdera, die Grafschaft Münchhausen, von der bisher kaum Mitchell's Atlas etwas wußte, auf den Londoner, Berliner oder Frankfurter Markt kommen sollen. Es entsteht ein Wetteifer, in dem sich die Grafschaften und Gemeinden überbieten. Fünfzigtausend, hunderttausend, ja fünfhunderttausend Dollars werden votirt. Es geht herrlich. Aber mit dem größten Schlage haben die aufopfernden Bürger, die sich der schweren

Aufgabe unterzogen haben, alle ihre Mitbürger reich zu machen, bis jetzt gewartet. Denn es steht nächstens eine Wahl von Abgeordneten nach der Staatslegislatur und nach dem Vereinigten-Staaten-Congresse bevor. Die Bahn aber ist für die Entwickelung des Staates, wenn nicht für seine Existenz unentbehrlich, und die Vereinigte-Staaten-Regierung würde auf irgend eine haarscharf nachgewiesene Weise durch den Bau derselben jährlich Millionen gewinnen. Man muß daher den Congreß und die Staatslegislatur wenigstens um Landschenkungen, womöglich aber um Unterstützung durch Bonds angehen. Es müssen deshalb blos Leute als Abgeordnete gewählt werden, die das Wohl des Staats im Auge haben und die ganze Bedeutung des Projects verstehen und zu würdigen wissen. Wer verstände dies aber besser als die Herren Scharf, Schneid rc., das heißt Mitglieder des Ringes oder der Actionäre. Gewöhnlich gelingt es diesen denn auch in der That — durch welche Mittel mag hier übergangen werden, da es mich zu weit führen würde und zu tief in den Schmutz, der die Hallen des Congresses und der Staatslegislaturen umgiebt.

Ist man so weit gelangt, so wird eine hübsche runde Summe erste Hypothekenbonds angefertigt (in dem oben angeführten Falle der St. Joseph- und Denver-City-Bahn mit eintausendvierhundert Dollars gezeichnete Actien nur für nahezu sieben Millionen), und nun reisen die Herren Speculanten, mit Hypothekenbonds, Staats-, Grafschafts-, Stadt- und Dorfschuldscheinen beladen, nach New-York. Sie reisen wie Prinzen und kehren in den ersten und theuersten Gasthöfen ein. Es wird dafür gesorgt, daß ihre persönliche und ihres Unternehmens Bedeutung in den sofortigen Ankündigungen eines oder mehrerer der ersten Tagesblätter nicht zu kurz kommen. Bald erfährt man, wenn nicht Grund vorhanden, es zu verheimlichen — und dies sind die bedenklichsten Fälle —, daß diese oder jene Bank, ein Banquier oder Stockjobber den Vertrieb jener Papiere übernommen. Im Anfange und so lange das Manöver dem Publicum weniger bekannt oder der damit beabsichtigte Betrug nicht so offenbar war, fanden dieselben in den Vereinigten Staaten willige Käufer. Farmer, Handwerker, Wittwen zeigten besonderes Vertrauen dazu und zogen es vor, ihre Ersparnisse in denselben statt in den blos sechs Procent Zinsen zahlenden Sparbanken anzulegen.

Allein bald bemächtigte sich ein sehr still wachsendes Mißtrauen der Masse Derjenigen, welche Geld in kleineren Beträgen anlegen. Das Manöver zog nicht mehr recht — es mußte ein anderes Feld gesucht werden. Da war ja ganz Europa, strotzend von Schätzen: England, das unerschöpfliche; Frankreich, das nach jedem Falle kräftiger sich wieder erhob; Deutschland, das, von der Wünschelruthe des Zauberers Chase vor einigen Jahren berührt, erst anfing zum Bewußtsein seiner Vermöglichkeit zu gelangen. Germany above all! (Deutschland vor Allem) war der Traum und nicht selten der Spruch der verzweifelten Eisenbahnschwindler. Englisches Capital hatte bereits etwas unangenehme Erfahrungen hier (Erie-Eisenbahn), in Canada (Stille-Meer-Bahn), in Central-Amerika (Honduras- und Costarica-Bahn) gemacht. In Frankreich braute es etwas drohend. Aber die Deutschen, denen noch der Mund überlief von dem hübschen Geschäfte, das sie in Vereinigte-Staaten-Fünf-Zwanzigern gemacht, die keine amerikanischen Zeitungen lesen, die nichts von amerikanischen Verhältnissen wissen und verstehen und so ehrlich sind, daß sie solche Schwindeleien für unmöglich halten, ohne ein Einschreiten der Behörden zu veranlassen — das sind unsere Leute. Und wie leicht macht sich die Sache! Haben wir nicht Hunderte von deutschen Häusern ersten Ranges hier? und wenn diese die Sache nicht im rechten Lichte sehen wollen, so können ja einer oder mehrere unserer unternehmenden Unternehmer einen kurzen dreimonatlichen Ausflug nach Frankfurt und Berlin machen. Ja, so geschah es, und die Yankees hatten richtig gerechnet — Millionen und abermals Millionen Dollars befinden sich heute in den Händen von Deutschen in Actien, die nicht das Papier werth sind, auf das sie gedruckt wurden.

Es ist hier natürlich unmöglich, schon der Raum verbietet es, in jedem einzelnen Falle nachzuweisen, was aus den durch den Papierverkauf erzielten ungeheuren Summen geworden, doch will ich den Versuch machen, meinen Lesern wenigstens einen oberflächlichen Einblick zu geben. Dieselben muß ich vor Allem vor der altmodischen Idee warnen, als sei es die Absicht jener Leute, überhaupt Eisenbahnen zu bauen. Bewahre: sie wollen einfach stehlen; der Eisenbahnbau ist blos der Lockvogel, um Gimpel heranzuziehen, und der Vorwand wird blos so lange und so weit festgehalten und vorgeschoben, wie der Endzweck es dringlich erheischt. Die Gesetze und Gerichte kümmern sich so wenig oder so unvollständig darum, daß der Vereinigte-Staaten-Schatz selbst noch allhalbjährlich die ihm abgeschwindelten Zinsen der Eisenbahn nach dem Stillen Meere bezahlen muß, obwohl er schon weit über sechzig Millionen derselben für die zwei Gesellschaften vorgeschossen und nicht die entfernteste Aussicht auf Wiedererstattung hat. Und nun zu den versprochenen Andeutungen.

1) Es ist leicht begreiflich, daß ein Haus, welches sich mit einem derartigen Unternehmen abgiebt und seinen Namen damit in Verbindung bringt, dies nicht ohne eine hübsche runde Commission thut. Es ist ein ganz Anderes, die Schuldscheine eines Unternehmens gleichsam als Pflegevater auf den Markt zu bringen oder in den auf dem Markte befindlichen zu speculiren. Das Letztere thut Jeder, je nach den Constellationen und seinen Berechnungen; das Erstere führt eine gewisse moralische Verantwortlichkeit mit sich, die auf sich zu laden früher gute Häuser sehr zögerten. In dem mehrangeführten Falle der St. Joseph- rc. Bahn betrug der Verlust an Papieren zum Gesammtwerthe von sieben Millionen achthundertfünfzigtausend Dollars fast genau zwei und eine halbe Million, also etwa dreiunddreißig Procent. Dies ist so ziemlich ein durchschnittlicher Satz, manchmal etwas höher, ein anderes Mal etwas niedriger.

2) Der oben erzählte Gang des Unternehmens macht es unumgänglich, die active Hülfe einer großen Menge von Mittelspersonen zu gewinnen, entgegenstehende Interessen abzukaufen und principiellen oder speculativen Gegnern den Mund zu stopfen. Alle diese Elemente aber verstehen das Spiel vollständig, und da sie die Unternehmer auf Millionen Jagd machen sehen, so stellen sie ihre Forderungen demgemäß. Vom gewöhnlichen Wirthshauspolitiker und Wahlrowdy durch die Reihe der einflußreichen Männer, Stadträthe, Grafschaftscommissäre und Richter bis zum Abgeordneten in der Staatslegislatur und im Congreß und dem unentbehrlichen Lobbyisten, hält Alles die Hände auf, und manches Hunderttausend wandert dahin, natürlich in Schuldscheinen oder auf die Realisirung des Projectes gestellten Versprechungen, damit alle diese Leute und ganz besonders die Presse mit den Unternehmern „in ihres Glückes Schiff steigen".

3) Der unverkäuflich bleibende Theil der Schuldscheine wird an in- und ausländische, besonders englische Lieferanten von Schienen, anderen Eisentheilen, Locomotiven, Wagen u. dgl. als Theilzahlung abgeliefert.

4) Wie sich aus dem oben über den Ursprung des Unternehmens Gesagten ergiebt, besteht eigentlich gar keine Eisenbahngesellschaft im deutschen Sinne mit den von den Actionären gewählten Collegien der Directoren und Verwaltungsräthe. Die „kühnen" Unternehmer mit den wenigen oft blos euphemistisch so genannten Actionären haben das Ganze in's Leben gerufen und betrachten sich also auch vollständig berechtigt, ohne alle Controle und ganz nach ihrem Gutdünken mit ihren zusammengebrachten Mitteln zu wirthschaften. Sehr natürlich und entschuldbar halten sie sich selbst und alle ihre Verwandten bis zum fernsten Grade berechtigt, zuerst jeden möglichen Privatvortheil zu ziehen. In dem vielseitigen Geschäftsbetriebe wird eine an's Unglaubliche grenzende Verschwendung in Gehältern und Beamtenpersonal organisirt, und die Verschleuderung und das Raubsystem hat keine andere Grenze als blos die durch die Erwägung gezogene, es nicht zu toll zu treiben, damit man nicht die Gans schlachte, bevor sie noch Zeit gehabt, alle ihre goldenen Eier zu legen.

5) Mit dem Beginne des Baues und den fällig werdenden ersten Zinsen für die ersten Hypothekenscheine wird es nöthig, auf der Zinszahlung durch die Städte, Grafschaften rc. zu bestehen. Diese, denen mittlerweile einige Streiflichter aufgegangen, machen allerlei Einwendungen, weigern sich zuletzt. Die Folge sind zahlreiche, weitläufige und kostspielige Processe.

Man kann als ziemlich sicher annehmen, daß die ursprünglichen Unternehmer und Unterzeichner inzwischen die von ihnen genommenen oder unterschriebenen Antheile veräußert haben. Dies ist wohl meistens und namentlich dann der Fall, wenn das

Unternehmen nur darauf ausging, seinen „Gründern" Gelegenheit zu geben, sich während der dem Baue selbst vorhergehenden Schritte zu bereichern. Die höheren Eisenbahnschwindler sehen aber auf Leute solchen Calibers als Stümper herab; denn da, wo diese sich befriedigt, fast beschämt und die Nemesis fürchtend, möglichst still zurückziehen, fängt das Talent und die eiserne Frechheit jener erst an sich zu entwickeln, und zwar in einem Manöver, das vorläufig als die höchste Blüthe der Eisenbahnwissenschaft bezeichnet zu werden verdient. Es ist dies das in den Vereinigten Staaten sogenannte Credit-Mobilier-System, dessen Erfinder Oakes Ames von Boston war. Er setzte es zuerst beim Baue der Union-Pacific-Eisenbahn (von Omaha am Missouri bis Ogden am Großen Salzsee) in's Werk und hinterließ bei seinem vor einigen Monaten erfolgten Tode über fünfzehn Millionen Dollars als Lohn seiner Erfindung, bei deren Beginne er kaum so viele Tausende besaß. Es ist dies Derselbe, der, zum Durchsetzen seiner schönen Idee in den Congreß gewählt, die bedeutendsten Männer desselben mit seinen Credit-Mobilier-Actien bestach. Um meinen Lesern das System verständlicher zu machen, will ich den Fall einer solchen Bahn erzählen, bei dem es angewendet wurde.

Im Staate Illinois wurde von Gilman nach Springfield eine hundertzwanzig Meilen lange Bahn für ein und eine halbe Million Dollars erbaut. Sie zahlte die laufenden Ausgaben und einen bedeutenden Ueberschuß zur Deckung der Zinsen des Anlagecapitals, so daß nicht einzusehen war, weshalb es nicht eine gute Speculation sein sollte. Aber nun wollen wir einmal zusehen, wie manipulirt wurde. Die ersten Faiseurs unterzeichneten für dreißigtausend Dollars Actien und zahlten darauf zehn Procent oder dreitausend Dollars. Sie bewogen Grafschaften und Städte dazu, für fünfhundertachtundneunzigtausend Dollars Actien zu zeichnen, die mit Schuldscheinen bezahlt wurden. Dann gaben sie für drei Millionen Dollars (also das Doppelte der ganzen Kosten der Bahn) erste Hypothekenscheine (Prioritätsactien) aus. Die thatsächliche Folge hiervon war, daß der Werth aller früher unterzeichneten Actien auf Nichts reducirt wurde, und ihnen für weitere Operationen ein nettes Sümmchen zur Verfügung blieb. Wie sollte man es nun anfangen, um so viel wie möglich hiervon sich anzueignen? Die Directoren oder einige derselben begaben sich nach Philadelphia, woselbst sie unter Zuziehung einiger Andern ein „Credit-Mobilier"-Geschäftchen unter dem Namen die „Morgan-Verbesserungsgesellschaft" organisirten. Diese letztere Gesellschaft, — d. h. die Directoren, als Credit-Mobilier organisirt, — übernahm nun von denselben Personen als Directoren der genannten Eisenbahngesellschaft den Bau der Bahn und erhielt als Zahlung 1) zwei Millionen der Prioritätsactien (die übrige Million blieb für Betriebsmaterial stehn), — 2) eine Million und vierhunderttausend Dollars in Actien, — 3) fünfhundertachtundneunzigtausend in Stadt- und Grafschaftsschuldscheinen (also im Ganzen drei Millionen neunhundertachtundneunzigtausend Dollars). Darauf verpachteten dieselben Directoren die Bahn auf ewige Zeiten an die Pennsylvanische Eisenbahngesellschaft, — so daß den Actionären absolut nichts übrig blieb. Aber damit noch nicht genug, machten der Präsident und zwei Directoren, als Zwei-Drittheil-Eigenthümer einer Steinkohlenmine, mit sich selbst als Präsident und Directoren der Eisenbahn einen Vertrag, wodurch die Bahn verpflichtet wurde, alle ihre Kohlen zu einem festgesetzten Preise von jener Mine zu kaufen und die Kohlen derselben zu einem bestimmten Preise zu verfahren.

Ich habe diesen Fall so ausführlich beschrieben, weil er als Muster für ähnliche dienen kann und weil die Thatsachen gerichtlich festgestellt wurden in einem Verfahren, das die Actionäre gegen die Directoren anstrengten und dessen Ergebniß war, daß die Handlungsweise der Directoren für Vertrauensbruch erklärt und die Bahn einem vom Gerichte bestellten Dritten (Receiver) so lange zur Verwaltung übergeben wurde, bis sie den wahren Eigenthümern zurückerstattet werden könnte. Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die Bahnen aufzählen, die in dem erläuterten Systeme gebaut werden. Der Ausnahmen sind so wenige, daß ich mich für berechtigt halte zu sagen: alle.

Ich habe in Vorstehendem ängstlich vermieden, Namen von Personen zu nennen, obwohl mir die Hauptunternehmer und Schwindler ebenso gut bekannt sind, wie die hiesigen und deutschen Häuser, welche sich mit dem sauberen Geschäfte abgeben, das Vertrauen ihrer Mitbürger zu mißbrauchen und die Ersparnisse fleißiger Arbeiter, ja die von Wittwen und Waisen in den Strudel hiesigen Eisenbahnschwindels zu werfen, sie, die Millionäre, um ein paar Dollars Commission zu gewinnen. Ich habe es vermieden, nicht weil ich meiner Sache nicht gewiß wäre oder persönliche Unannehmlichkeiten scheute, sondern weil ich es für unpassend halte, ein Blatt wie die Gartenlaube zum Pranger zu benutzen. Ich schrieb nicht um Verbrechen zu strafen — dafür sind die Gerichte —, sondern um, getreu der Mission der Presse, die Unerfahrenen zu warnen, sie zu warnen nicht nur vor dem fremden Verführer, sondern auch vor der eigenen Geldgier, die jeder vernünftigen Ueberlegung spottet. Wenn wahr wäre, was ihnen vorgespiegelt wird, dann würden die Eisenbahnpapiere nicht den Deutschen angeboten werden, es würden sich Käufer genug hier finden, denn für jede wohlbegründete Speculation ist Geld genug hier. Die hölzernen Schinken und gedrechselten Muscatnüsse — eine hübsche Yankee-Erfindung — wurden nicht im eigenen Lande consumirt, sondern nach den spanischen Colonien vertrieben.

New-York, im Januar 1874. G. D.

Aus der Beamtenwelt.

Nr. 4. Der Postschein.

Am 9. März 1869 saß ich Morgens in meiner Amtsstube hinter dem Schalter und hatte alle Hände voll zu thun. Vor dem Fenster stand eine Menge von Leuten, die sich drängten und stießen, um einen Platz möglichst nahe an meinem Schiebefensterchen zu erhalten, und die in der Absicht, schnell abgefertigt zu werden, mir Rufe und Bitten zukommen ließen, welche mich nur störten und die Erledigung meiner Geschäfte verlangsamten. Ich sollte nach ihrer Ansicht zugleich Geldbriefe eintragen, Passagiere einschreiben und Francosätze in den Listen nachschlagen. Während ich in der vollsten Arbeit war, mir die Kehle heiser schrie, mir die Finger lahm schrieb und innerlich über die Rücksichtslosigkeit eines Theiles der Menschen da draußen, die nie das Warten gelernt zu haben schienen, fluchte, trat einer unserer Unterbeamten an mich heran

„Herr Postexpedient," sagte er, „da draußen ist ein Herr, der Sie auf einen Augenblick zu sprechen wünscht."

„Sagen Sie ihm," entgegnete ich, „daß ich augenblicklich keine Secunde Zeit zu Gesprächen übrig hätte!"

Der Unterbeamte ging hinaus und kam nach einigen Minuten zurück.

„Der Herr will sich durchaus nicht abweisen lassen; er sagt, in einem Scheine, den Sie ihm ausgestellt hätten, wäre ein Irrthum enthalten, und wenn Sie ihm nicht einen Augenblick zur Aufklärung schenken könnten, so müßte er sich bei der Oberpostdirection beschweren."

Jeder Beamte weiß, wie entsetzlich diese Beschwerden sind. Wenn man seine Pflicht thut — und die erfüllen, Gott sei Dank! ja fast Alle —, so befindet sich der Beschwerdeführer im Unrecht und bekommt auch Unrecht; aber wie viel Schreiberei erfordert das nicht erst! Die Beschwerde geht durch alle Instanzen bis zu Demjenigen, über den die Beschwerde lautet, hinunter, zur Verantwortung etwa binnen drei Tagen. Um nicht Unrecht zu bekommen, muß man den Herren Vorgesetzten die Sache ganz außerordentlich deutlich machen und den gehorsamsten Bericht so verfassen, daß Form und Inhalt tadellos sind. Hat man sich damit auch genugsam gequält, so kann es doch Jedem begegnen, daß er im Berichte ungenaue Kenntniß dieser oder jener Bestimmung verrathen hat, und dann wehe dem Unglücklichen, gegen welchen dem Vorgesetzten ja ein ganzes Arsenal von Mahnungen, Verweisen, Geldstrafen und anderen schönen Mitteln zu Gebote steht! Kurz, das Berichten auch auf die alleralbernsten Beschwerden ist immer ein Ding, das Jeder,

der es kennt, auf das Peinlichste vermeidet. Ich entschloß mich daher, dem Petenten Gehör zu geben, und sagte dem Unterbeamten, er könne den Herrn in das Bureau führen.

Gleich darauf stand ein sehr elegant gekleideter Herr vor mir, der mir völlig fremd war. Er hatte einen schwarzen, in der Mitte ausgeschnittenen Bart, graues Haar, etwas eingefallene Wangen, eine auffallend bleiche Gesichtsfarbe und große graue Augen. Sein Benehmen war sehr sicher, gewandt und höflich.

„Was wünschen Sie?“ fragte ich kurz.

„Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, Herr Oberpostsecretär,“ redete er mich mit einer leichten Verbeugung an, „daß ich Sie in so vieler Arbeit störe. Es handelt sich nur um ein ganz unbedeutendes Versehen, das ich erst in diesen Tagen zufällig entdeckt habe.“ Er griff in die Tasche und holte einen Zettel heraus. „Sind Sie nicht derselbe Herr, der mir am Sylvesterabend diesen Posteinlieferungsschein ertheilt hat?“

Ich warf einen flüchtigen Blick auf den Schein. Da er von meiner Hand herrührte, bejahte ich seine Frage und erkundigte mich, worin denn der Irrthum stecke.

„Im Datum. Ich habe Ihnen den Geldbrief, wie gesagt, letzten Sylvester, also am 31. December 1866 übergeben; Sie haben mir aber hier hineingeschrieben: ‚.....burg, den 31. December 1867.‘ Da wir heute den 9. März 1867 zählen, haben wir bis zu dem Tage der Einlieferung des Briefes noch mehr als neun Monate. Sie haben mir vielleicht dieses unmögliche Datum auf den Schein gesetzt, weil Sie einzelne Sachen am letzten December schon mit der Jahreszahl 1867 versehen mußten. ...“

„Und was wünschen Sie nun?“

„Daß Sie gefälligst das richtige Datum auf dem Scheine angeben.“

Ich nahm den Schein und betrachtete ihn aufmerksam. Gegenstand war ein Brief, angegebener Werth dreitausend Thaler, Zeichen und Gewicht drei und ein Drittel Loth, Adressat Gutsbesitzer Fernow und Bestimmungsort Hagen. Alle diese Bezeichnungen hatte ich geschrieben. Auch meine Namenszüge waren es, die unter dem Worte „Post-Annahmestelle“ standen. Während ich mich noch bedachte, was ich thun sollte, hörte ich, wie sich in der Menge vor dem Schalter laute Rufe nach Abfertigung erhoben, und als jetzt noch der Fremde sagte: „Wenn Sie mir keinen richtigen Schein ausstellen wollen, so fällt die Verantwortung etwaiger Folgen ganz auf Sie; geben Sie mir den Schein nur wieder!“ — nahm ich rasch meine Feder und malte über die Ziffer 7 in der Zahl 1867 eine dicke 6. Dann gab ich den Schein dem Herrn zurück, der ihn leichthin in die Brieftasche steckte, und stürzte zu meinen Geschäften am Schalter, ohne weiter auf ihn Acht zu geben.

Nachdem ich bis ein Uhr eine wahre Sündfluth von Arbeit bewältigt hatte, ging ich zu Tische und dann zu meiner Braut. Im Gespräch mit derselben erinnerte ich mich, wie schwer es mir immer wird, im Anfange des neuen Jahres die Zahl des verflossenen zu vermeiden, und daß ich in den ersten Tagen des neuen Jahres stets irrthümlich aus alter Gewohnheit die Zahl des vorhergehenden hinsetze. Ich wußte nicht, daß mir je das Umgekehrte begegnet wäre, und es kam mir höchst wunderbar vor, daß ich am 31. December 1866 die Zahl 1867 lediglich aus Vergeßlichkeit geschrieben haben sollte. Allein es war ja sehr leicht möglich, und in der Annahme dieser Möglichkeit hatte ich auch das Verlangen des Fremden erfüllt und ihm den Schein verbessert. Ich nahm mir vor, am Abend die Bücher nachzusehen und zu prüfen, ob ich bei der Eintragung des Geldbriefes in die Annahmeliste denselben Fehler begangen hätte. Aber als ich Nachmittags in die Amtsstube kam, fand ich wieder so viel Arbeit vor, daß ich mein Vorhaben vergaß. Später fiel mir die Begebenheit noch einmal ein, und ich tröstete mich damit, daß, da ich mich in den letzten Tagen des Jahres 1866 verlobt hatte, in dem Rausche jener Tage meine Hand mechanisch verschiedene Dinge geschrieben haben mochte, von denen mein Kopf nichts wußte, so wenig mir dies auch wahrscheinlich war. — —

Es war am 14. Juni Morgens gegen zehn Uhr — ich werde dieses Datum nie vergessen — als der Postdirector einen Eleven in das Bureau schickte, welcher mir die Geldbriefannahmeliste vom Monat December 1866 abforderte. Ich suchte sie heraus und gab sie dem Eleven. Nach kurzer Zeit kam dieser zurück und citirte mich zum Director. Ich zog meinen Schreibärmel aus und begab mich in dessen Arbeitszimmer. In diesem fand ich außer dem Director, der mich auffallend kühl empfing, zwei mir unbekannte Herren vor, mit denen der Director augenscheinlich soeben ein sehr erregtes Gespräch geführt haben mußte. Auf den großen Linden vor den Fenstern des Zimmers und auf dem grünen Tuche des Pultes lag der prächtigste Sonnenschein und die Finken jubilirten draußen, als hielten sie Hochzeit, während das Gesicht meines Vorgesetzten nur Sturm und Gewitter verkündete. Als ich eben überlegte, was ich denn verbrochen haben könne, wandte sich der Director an die beiden Herren und sagte:

„Die Angelegenheit ist zu wichtig, als daß ich mir eine Entscheidung in derselben anmaßen dürfte. Haben Sie die Güte, ich bitte Sie, und folgen mir mit dem Postexpedienten da zum Chef, dem Herrn Oberpostdirector, derselbe wird auf Ihren Vortrag befinden.“ Der Director schritt zur Thür und begab sich mit uns in das elegante Bureau des Chefs.

Wir waren bald in dasselbe gelangt. Derselbe, ein äußerst liebenswürdiger, herzensguter und wohlwollender alter Herr, erhob sich bei unserm Eintritte von seinem Bocke, zog sich einige weiße spärliche Haare aus dem Nacken über den kahlen Scheitel und fragte nach unserm Begehre.

„Hier sind,“ nahm der Director das Wort, „die Herren Justizrath Giese aus Hagen und Rechtsanwalt Helmreich von hier. Herr Oberpostdirector Schmidt. Herr Justizrath, Sie wollen die Freundlichkeit haben, den Herrn Oberpostdirector selbst unter Mittheilung des Sachverhalts zu befragen.“

„Ich werde mich kurz fassen,“ sagte dieser, ein hoher stattlicher Mann mit rundem Gesichte und blondem Schnurrbarte. „Ich komme im Namen und Auftrage meines Mandanten, des Gutsbesitzers Fernow in Hagen. Herr Fernow hat eine Darlehnsforderung an den Rittergutsbesitzer Kuntz hierselbst zum Betrage von sechszigtausend Thalern. Diese Forderung ist auf dem Gute des Herrn Kuntz eingetragen, und Herr Kuntz hat am ersten Januar jedes Jahres die Zinsen des Capitals im Belaufe von dreitausend Thalern an meinen Mandanten in Hagen zu zahlen. Die am ersten Januar 1867 fällige Zinszahlung ist ausgeblieben. Nachdem wir den Herrn Kuntz verklagt haben, hat derselbe eingewendet, er habe das Geld rechtzeitig zur Post gegeben. Auf diese Einrede kommt es im Processe meines Erachtens nicht an; denn Herr Kuntz ist durch die Darlehnsurkunde, wie ich sie auslege, verpflichtet, das Geld in Hagen zu zahlen, entweder persönlich oder durch einen Bevollmächtigten. Wir wollen jedoch Herrn Kuntz nicht drücken, ihm namentlich nicht unnütze Kosten verursachen, und so sind wir denn mit seinem Vertreter, Herrn Rechtsanwalt Helmreich hier, dahin übereingekommen, daß wir eventuell die Klage zurücknehmen, wenn uns Herr Kuntz, juristisch gesprochen, seinen Regreß cedirt. Das heißt: Herr Kuntz soll uns den Entschädigungsanspruch abtreten, den er an die Post hat —“

„Und wir sind hier,“ nahm der Rechtsanwalt Helmreich das Wort, „um Sie zu bitten, Herr Oberpostdirector, uns gütigst Ihre Ansicht über die Anerkennung dieses Anspruchs mittheilen zu wollen. Sagen Sie uns, daß die Postbehörde für den verlorenen Geldbrief ohne Weiteres aufkommen wird, so cedire ich sofort unsere Forderung an Sie dem Herrn Fernow. Müssen Sie aber Schwierigkeiten erheben, so —“

„Wird aus der Zurücknahme der Klage nichts,“ unterbrach ihn Giese, „denn mein Mandant hat keine Lust, auf den Ausgang eines Processes zwischen Herrn Kuntz und der Post über den Schadenersatz zu warten. Unser Proceß mit Herrn Kuntz mag dann seinen Gang gehen.“

„Meine Herren,“ nahm der Chef das Wort, während mir plötzlich eine dunkle Ahnung aufstieg, „Sie interpelliren mich da über eine Sache, für die mir noch alle Grundlagen fehlen. Zunächst muß ich Sie bitten, mir Ihre Beweise dafür, daß der Geldbrief verloren gegangen, vorzuführen.“

„Der Beweis, daß er verloren gegangen ist, liegt mir nicht ob, Herr Oberpostdirector,“ antwortete der Rechtsanwalt Helmreich, „ich habe nur den Beweis zu führen, daß der Brief aufgegeben ist. Und das ist er; denn wir haben nicht allein mehrere Zeugen, welche gesehen haben, wie Herr Kuntz am 31. December 1866 das Geld einpackte und zur Post trug, wir haben auch hier diesen Annahmeschein Ihres Postexpedienten; wir haben ferner

(ess)en am 9. März 1867 im Bureau vor drei Zeugen abgegebenes, ausdrückliches Anerkenntniß, es habe mit dem Postscheine seine Richtigkeit — was wünschen Sie mehr?"

Wie mit einem Schlage trat mir jetzt der Vorfall vom 9. März mit voller Helligkeit vor die Seele, und der kalte Angstschweiß kam mir auf die Stirn.

„Daß der Brief nicht angekommen ist," fuhr Herr Helmreich fort, „hat Ihnen Herr Justizrath Giese schon erzählt."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt," warf dieser ein, „daß ein solcher Beweis meines Erachtens ganz unerheblich ist, weil wir den Schaden nicht tragen würden, sondern Sie oder die Post; aber wenn es darauf ankäme, könnte ich ihn allerdings führen. Mein Freund, der Postvorsteher Lauk in Hagen, hat schon privatim constatirt, daß ein solcher Brief in Hagen nie eingelaufen und ausgegeben ist. Er sagte, erfahrungsmäßig verschwänden Werthsachen, wenn sie fortkämen, in der Regel am Aufgabe- oder Ausgabeort, selten dagegen auf dem Transporte, und Alles spreche hier dafür, daß der Geldbrief nicht am Ausgabeort verschwunden sei. Ich und mein College haben uns ganz zufällig hier getroffen und dachten die Sache kurzer Hand durch eine Audienz bei Ihnen, Herr Oberpostdirector, abmachen zu können. Wollen Sie die Güte haben, uns Bescheid zu geben, so werden wir Sie auch keine Minute länger als nöthig belästigen."

Der Oberpostdirector hatte während des ganzen Gesprächs dasselbe gleichgültige Aussehen beibehalten. Er sagte höflich zu den Advocaten: „Die Herren werden wohl so freundlich sein, einen Augenblick in mein Sprechzimmer hier links zu treten. Ich muß mit meinen Beamten conferiren, ehe ich Ihnen Bescheid geben kann."

Als die Beiden abgetreten waren, wandte er sich an den Director mit der Aufforderung, ihm Vortrag über die Sache zu halten, und hieß mich, so lange dieser dauere, draußen zu verweilen. Nach einer für mich endlos langen Zeit rief er mich wieder hinein. Er war allein. Sein gutes Gesicht sah sehr bekümmert aus.

„Haben Sie am 31. December 1866 einen Geldbrief mit dreitausend Thalern angenommen?"

Ich konnte nicht Ja und nicht Nein antworten. In den letzten Tagen des December ist der Geldverkehr ein außerordentlich reger und er hatte kurz vor Neujahr 1867 zehn- bis zwanzigtausend Thaler täglich betragen. Ob darunter auch ein Brief mit dreitausend Thalern gewesen war, wer konnte sich dessen erinnern? Ich sagte das dem Vorgesetzten.

„Schlimm," erwiderte er, „dann haben wir als nächsten Anhalt nur den Schein und die Bücher. In den Büchern — hier sind sie — ist der Brief nicht verzeichnet . . ."

„Um Gotteswillen," stieß ich, auf das Höchste erschreckt, hervor. „Unmöglich, unmöglich . . ."

„Nicht verzeichnet, also bleibt nur der Schein. Betrachten Sie den! Ist er von Ihnen ausgestellt worden?"

Bleich vor innerer Aufregung, starrte ich das Papier an. Ich hoffte, es sollte mir irgend etwas daran fremd sein; aber nein, es war das gewöhnliche Formular, ausgefüllt mit meinen Schriftzügen und an diesen meinen Buchstaben war kein Häkchen und kein Punkt, den ein Anderer als ich gemacht haben konnte. Und doch sagte mir eine innere Stimme, die Sache könne nicht in Ordnung sein.

„Es ist unbestritten," antwortete ich, „daß ich das Papier beschrieben habe. Es hat jedoch schon einmal in meinem Leben eine Rolle gespielt, und zwar folgende." Ich erzählte dem Vorgesetzten darauf den Vorfall vom 9. März, den er kopfschüttelnd anhörte.

„Das ist ja eine fatale, merkwürdige Geschichte," sagte er nachdenklich, „das heißt nur dann merkwürdig, wenn Sie von jeder Schuld frei sind. Das ist aber schon der dritte Geldbrief, der seit Ihrer Amtsführung verloren gegangen ist. Sie wollen heirathen; Ihre Braut ist arm; Sie schaffen die ganze Aussteuer an; Sie brauchen dazu Geld —"

„Halten Sie ein, Herr Oberpostdirector!" rief ich empört, „verurtheilen Sie nicht, ehe Sie die Sache kennen! Ich schwöre Ihnen, daß ich niemals auch nur einen Pfennig bei Seite gebracht habe."

Der Oberpostdirector sah mir mit bewegter Miene einen Moment tief in die Augen. Sein Blick war so scharf und durchdringend, daß ich ihn nicht ausgehalten haben würde, hätte ich auch nur das mindeste Schuldbewußtsein gehabt. Ich blickte ihm frei und frank in's Gesicht, dann lenkte er seine Augen wieder auf das verhängnißvolle Papier, das vor ihm lag, und sagte kurz:

„Leider spricht der Schein gegen Sie. Ich kann unter diesen Umständen nichts Anderes thun, als Ihnen achtundvierzig Stunden Bedenkzeit geben. Binnen dieser Frist haben Sie den Beweis zu schaffen, daß der Brief niemals eingeliefert worden ist. Gelingt Ihnen dies nicht, so haben Sie um Ihre Entlassung einzukommen. Dies ist mein letztes Wort. Sie können Gott danken, daß ich Sie, nachdem Sie die Ausstellung des Scheines eingeräumt haben, nicht sofort verhaften lasse."

Dann schritt er zu dem Zimmer, in dem die Adressaten verweilten, gab Helmreich den Schein zurück und theilte ihnen mit, daß er ihnen nach drei Tagen die bestimmteste Antwort geben könne und werde. Ich hörte dies, auf meinem Platz wie angenagelt stehen bleibend, mit an, ja, ich sah deutlich, wie einer der Adressaten, der Justizrath Giese, beim Fortgehen sein Taschentuch verlor; ich machte die Bemerkung, wie dick die Stiefelsohlen des Herrn Oberpostdirectors seien, und zugleich wußte ich, daß ein ungeheures Unglück über mir schwebte und daß ich nach achtundvierzig Stunden wahrscheinlich ein ehrloser und brodloser Mensch sein würde, ein Hund, auf den die Anderen mit Fingern zeigten, ein —

Eine Handbewegung des Oberpostdirectors wies mich zur Thür hinaus.

Es begann jetzt die Hetzjagd auf Beweise. Ich hatte bis zum Sechszehnten Mittags Zeit für meine Nachforschungen und überlegte in der ersten Stunde, wie ich diese Zeit verwenden solle. Ich entwarf einen Feldzugsplan. Zunächst schien mir die Ermittelung erforderlich, ob der Rittergutsbesitzer Kuntz Gründe zur Vornahme einer Fälschung hatte. Ich begann deshalb damit, daß ich Erkundigungen über seine Verhältnisse einzog, und hatte das große Glück, sehr bald auf einen Mann zu stoßen, der mit der Lage des Herrn Kuntz genau vertraut war und mir für einen Zehnthalerschein noch an demselben Abend Alles erzählte, was ich wissen wollte. Der Inhalt seiner Mittheilungen war kurz folgender.

Der Rittergutsbesitzer Kuntz besaß ein sehr hübsches und ertragreiches Areal. Dasselbe war für jene sechszigtausend Thaler, die der Gutsbesitzer Fernow zu fordern hatte, verpfändet. Außerdem hatte Herr Kuntz aber noch andere Schulden zum Betrage von sechs- bis achttausend Thalern, nicht eingetragene große und kleine Lappenschulden. Um die Schuld von sechszigtausend Thalern auf einen niedrigeren Zinsfuß zu bringen und die Lappenschulden zu bezahlen, hatte er sein Gut zur Aufnahme in die sogenannte „Landschaft" angemeldet und um ein Darlehen von achtzigtausend Thalern in Pfandbriefen nachgesucht. Die Gewährung dieses Gesuches hing von dem Syndicus des Verbandes der Rittergüter ab, und dieser, das wußte man allgemein, befürwortete kein Darlehen an einen Schuldner, gegen den im letzten Jahre Execution vollstreckt war. Unter diesen Umständen mußte sich Kuntz, wollte er die Aussicht auf Ordnung seiner Verhältnisse nicht verscherzen, ängstlich vor Executionen hüten. Er hatte im December 1866 gerade das Geld zusammen, das er als Zinsen nach Hagen zu schicken hatte, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, er sei insolvent geworden. Jetzt stürmten ihm die Gläubiger das Haus. Er hatte sich darauf an Bekannte, Verwandte, Freunde und Fremde mit der Bitte gewandt, ihm wenigstens so lange das Geld für die Befriedigung der am meisten stürmischen Gläubiger zu leihen, bis er die Pfandbriefe erhalte, sie verkaufe und mit dem Erlös ihnen Alles zurückzahle. Meine Quelle wußte, daß ihm diese Bitten an vielen Orten abgeschlagen worden waren. Am letzten December 1866 hatte er dann die dreitausend Thaler eingepackt und sie zur Post getragen. Er war darauf mit dem Annahmeschein zurückgekehrt. Im Anfang des Monats Januar hatte er sämmtliche auf Bezahlung dringende Gläubiger befriedigt und dazu mindestens drei- bis viertausend Thaler ausgegeben. Bis zu einer Execution war es so nicht gekommen.

Der, welcher mir das erzählte, war bisher Inspector,

Schreiber, Commissionär und Factotum bei Kuntz gewesen, daher seine genaue Kenntniß.

Der folgende Morgen fand mich im Bureau des Rechtsanwalts Helmreich. Ich erlangte eine Unterredung mit dem Bureauvorsteher, bevor der Rechtsanwalt in seiner Geschäftsstube erschienen war. Diese Unterredung kostete mich den zweiten Zehnthalerschein; dafür wurde mir aber auch der Einblick in die Manualacten des Advocaten gestattet. In diesen steckte der Original-Einlieferungsschein, den ich ausgestellt haben sollte und von dem nur eine Copie als Beweisstück zu den Proceßacten Fernow wider Kuntz gegeben worden war. Ich nahm das Actenheft in die Hand und trat damit zum Fenster. Vor diesem lag ein öder Hof, auf welchen ab und zu ein Regenschauer niederklatschte. Hier und da trat auch die Sonne durch die Wolken und erhellte den nassen Hof und die staubigen Acten da drinnen mit demselben freundlichen Glanz. Ich hob den Postschein, der lose im Heft lag, aus demselben heraus und betrachtete ihn. Ein Fremder müßte geglaubt haben, ich hätte das Papier mit den Augen durchbohren wollen; so stierte ich es an. Natürlich richtete ich meine Aufmerksamkeit zunächst auf die Jahreszahl; denn hätte es mit dieser seine volle Richtigkeit gehabt, so würde der Absender wohl nicht in die Amtsstube gekommen sein, dachte ich, um die Zahl von mir verändern zu lassen. Allein mit welcher Herzensangst ich auch jeden Strich prüfte und studirte, es war ganz unzweifelhaft: da hatte früher gestanden: „den 31. December 1867“, und ich hatte durch die unzweifelhafte Sieben dick eine Sechs geschrieben. Ich hielt den Schein gegen das Licht, wendete ihn links, wendete ihn rechts, besah die Vorder-, durchforschte die Rückseite; aber Alles vergeblich. Trostlos ließen meine Hände das Papier sinken; es war gar nicht anders möglich: war dieser Schein echt, so hatte Herr Kuntz den Brief auch eingeliefert und dann, so unglaublich es mir schien, mußte ich ihn einzutragen vergessen haben, und er mußte verschwunden sein. Aber es war ja gar nicht denkbar, daß ich die Eintragung vergessen haben sollte, und daher war der Brief nicht eingeliefert, und deshalb mußte der Schein falsch sein. Der Bureauvorsteher, der mein Gebahren schon lange mit ängstlichen Blicken verfolgt hatte, sagte barsch:

„Jetzt geben Sie mir meine Acten wieder, Gutester! Es könnte sonst durch irgend einen Zufall etwas wegkommen.“

Ich nahm den Schein nochmals auf und hielt denselben, ihn wie ein Ertrinkender, der den Horizont über sich zum letzten Male sieht, betrachtend, in die Höhe. In diesem Augenblicke flog ein freundlicher Sonnenstrahl zum Fenster herein und auf den Schein. Da, da war es! Ich hatte es gefunden! Gott sei Dank!

Ein nervöses Zittern durchlief mich vom Scheitel bis zur Sohle. Ich versuchte, mich möglichst zu beherrschen, legte das Papier anscheinend ruhig wieder in die Acten, übergab diese dem Bureauvorsteher, ergriff meinen Hut, empfahl mich und stürzte davon. Ich eilte auf dem kürzesten Wege zum Postgebäude. Ich glaube, daß ich auf der Straße ein halbes Dutzend kleine Kinder umgerannt habe und mit tausend Personen carambolirt bin; ich erinnere mich dunkel, daß ich gegen einen Milchwagen rannte und Gefäße mit Milch umstieß. Ich meine, daß ich einen Leichenzug durchbrechen mußte und dabei fürchterliche Püffe erhielt, aber endlich, endlich war ich am Ziele.

Im Postgebäude angekommen, eilte ich zu meinem Freunde, dem Postassistenten B., welcher den Schlüssel zu der Stube der reponirten Acten hatte, bat ihn, mir dieselbe aufzuschließen, und stürzte dann, während er mir langsam folgte, zu jenem Zimmer. Dort erklärte er sich bereit, mir zu helfen, wenn ich irgend etwas suchen wollte, und als ich ihm entgegnete; ich müsse in der Annahmeliste für December 1864 nachforschen, ob sich dort nicht ein Geldbrief von dreitausend Thalern nach Hagen eingetragen fände, fingen wir Beide an, in dem Actenwust zu wühlen, daß die Staubwolken um uns aufwirbelten.

„Um ein Haar,“ sagte B., „wärst Du zu spät gekommen; denn die Listen für 1864 werden binnen Kurzem zum Einstampfen verkauft werden. Jetzt ist es aber noch früh genug, wie es scheint; denn hier habe ich die letzte Liste von 1864.“

In fünf Minuten mußte sich mein Schicksal entschieden haben. Während mein Freund gleichgültig in dem Actenstücke blätterte, nahm ich wahr, wie mir dicke, schwere, kalte Tropfen über die Stirn rannen. Ich fühlte, wie mich eine große Schwäche überkam, und mußte mich an ein Repositorium lehnen, damit ich nicht umfiel. Ich wollte meinem Freunde die Acten fortnehmen und selbst darin blättern, allein ich hatte nicht die Kraft dazu und ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken.

„Mein Gott, was ist Dir?“ sagte B. erschreckt. „Du bist ja weiß, wie die Wand. Ich will Dir Wasser holen.“

„Nein, nein, fliege zuvor die Liste durch, ob Du den Geldbrief findest!“

B. hatte zwei Seiten flüchtig angesehen, dann, in der Mitte der dritten stutzend, sagte er:

„Nummer 219, dreitausend Thaler, Fernow, Hagen.“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust.

„Und Colonne ‚Gewicht‘?“

„Drei und ein Drittel Loth.“

„Und angenommen?“

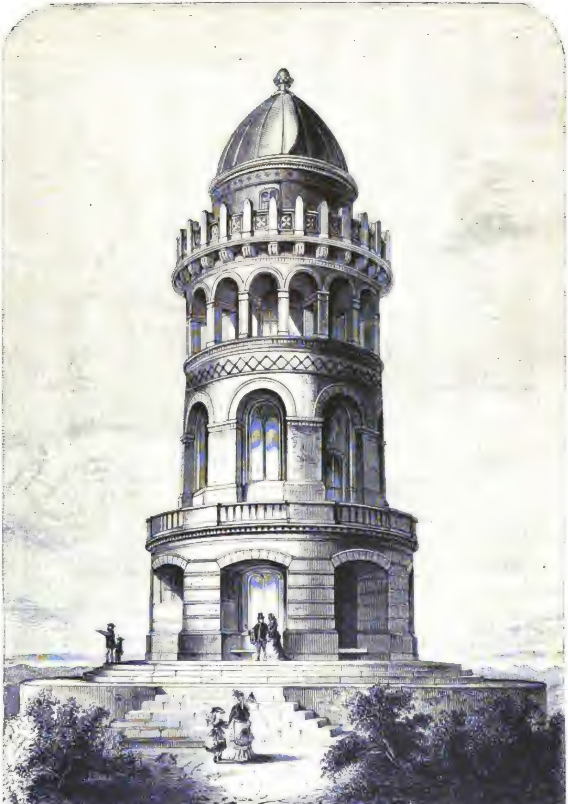
„Von Dir.“

Ich hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken. Ich hatte Recht gehabt: der Einlieferungsschein vom December 1867 war falsch. Er war damals auf den Brief hier in dieser Liste ertheilt und nun von dem Absender für neu ausgegeben worden. Um letzteres zu ermöglichen, hatte Kuntz auf dem Scheine aus der 4 in der Zahl 1864 eine 7 gemacht. Dies hatte er einzig und allein durch Folgendes bewerkstelligt. Die Ziffer 4 besteht aus einem Verticalstriche und einem Winkel, dessen einer Schenkel den Strich trifft. Die Linie jenseits des Punktes, in dem der Strich von dem einen Schenkel getroffen wird, nach oben zu, hatte Kuntz ausradirt und so aus der 4 ein Zeichen gemacht, das von der Ziffer 7 durchaus nicht zu unterscheiden war. Dann hatte er mich, den Zeitpunkt, wo ich viel Arbeit unter den Händen hatte, auswählend, bewogen, über diese 7 noch die 6 zu malen, und ich hatte seine Manipulation erst recht unfindbar gemacht und versteckt, obendrein auch noch den Schein als richtig anerkannt.

Pünktlich beim Ablaufe der mir gegebenen Frist stand ich vor dem Oberpostdirector. Ich hatte kaum meinen Vortrag beendigt, als auch schon die Requisition an den Staatsanwalt um Beschlagnahme des Scheins bei dem Rechtsanwalte Helmreich unterwegs war.

Drei Monate später standen der Rittergutsbesitzer Kuntz und ich uns wieder gegenüber; aber diesmal nicht in meinem Bureau, sondern im Schwurgerichtssaale. Unter den Geschworenen waren nur zwei, welche erklärten, daß sie die Rasur in dem ihnen vorgelegten Einlieferungsscheine erkennen könnten, die Augen der übrigen Herren reichten dafür nicht aus. Der Angeklagte, der während der ganzen Verhandlung alle Anschuldigungen mit dem Scheine der tiefsten Entrüstung bestritten und das Ganze für ein ruchloses Complot, eine Komödie der Post erklärt hatte, ließ, als ihm der Präsident verkündigte, die Geschworenen hätten die Thatfrage bejaht, plötzlich die Maske fallen. Er flehte den Gerichtshof um Milde bei der Strafzumessung an und erzählte von den schlimmen Umständen, in denen er sich befunden habe, von der Nothwendigkeit, die dreitausend Thaler zur Deckung anderer Schulden als der Zinsschuld zu verwenden, und von der Reue, die er darüber empfinde, in dieser Noth gefehlt zu haben. Er räumte Alles ein, was vorher von ihm so energisch zurückgewiesen worden war. Der Gerichtshof nahm aber mehr Rücksicht auf die fürchterliche Lage, in welche mich der Unselige gebracht hatte, als auf seine Bitten. Er verurtheilte ihn wegen Urkundenfälschung zu fünf Jahren Zuchthaus.

Ab und zu begegne ich einem gänzlich verkommen aussehenden Individuum mit langem struppigem Barte und großen grauen Augen. Es richtet sie immer starr auf mich, murmelt etwas in den wirren Bart, das einem bösen Fluche gleicht, und wendet dann heftig den Kopf zur Seite, wie um mir seinen Haß zu zeigen. Er scheint mir noch nicht vergeben zu haben, wie ich ihm längst vergeben habe, obwohl jene Stunden solche waren, die ich nie wieder erleben möchte. Sch.



Der Arndt-Thurm auf der Insel Rügen.
Nach dem Entwurf und der Aquarelle vom Baumeister Eggert in Berlin.

Digitized by Google

Winter im Allgäuer Hochgebirge.

Stürme in den Bergen. — Im Allgäu. — Hart neben dem Vieh. — Gegen Langeweile. — Das Schalenkern. — In der Sennkuchn. — Hausindustrie im Winter. — Die Bregenzer Stickerinnen. — Bei verschneiten Wegen.

Der Winter im Gebirge, besonders hoch oben in den abgelegensten Winkeln und Thälern, ist ein wilder, ungestümer Geselle, dessen eisiger Hauch als tobender Schneesturm die uralten Wettertannen oben auf den Felsschrofen erzittern macht, zugleich aber auch die Zacken und Hörner der hochragenden Berge mit unvergleichlicher Pracht versilbert. Wenn er im Spätherbste einzieht in die Berge und von ihrem eisbehängten Lockenhaupte den ersten Schnee in die stillen Thäler schüttelt, so beginnt für die Bergbewohner die lange Zeit stiller, abgeschlossener Zurückgezogenheit. Während in der fernen Großstadt mit dem ersten Schnee die genußreiche Saison beginnt, in welcher die glänzenden Theater und Concertsäle sich füllen und unter rauschenden Klängen der Musik im Kreise froh genießender Gesellschaft die langen Winterabende rasch entschwinden, kehren in den Hütten der Bergbewohner Ruhe, Einförmigkeit und Einsamkeit ein und wird deren ganzes Leben und Treiben nebst Lust und Leid in die engbegrenzten Räume des Hauses gedrängt.

Der Mensch in den Bergen ruht aus im Winter gleichwie die Natur. Die im Sommer von zahlreichen Heerden und dem Jauchzen der Sennen belebten Hochalpen sind vereinsamt und still; die steilen Bergwiesen, auf denen noch im Herbste die Sensen und Sicheln erklangen, womit das duftende Alpenheu gewonnen wurde, liegen unter tiefem Schnee — nur noch in den Wäldern regt sich hier und da Leben, wenn „die Holzer" mit dampfenden Rossen auf rohgezimmerten Schlitten mächtige Baumstämme und Scheitholz zu Thale befördern und der hartgefrorene Schnee unter den harzduftenden Holzlasten knirscht.

Verwöhnten Städtern würde ein Winter im Hochgebirge freilich nicht besonders behagen. Wenn es so recht wettert und stürmt und die Jahreszeit ihre rauhesten und unangenehmsten Seiten hervorkehrt, so geht selbst der abgehärtete Bergler nicht vor die Thür hinaus in das „wüste kehle Wetter" und bleibt ruhig in seiner niedrigen Stube am mächtigen Ofen sitzen, in welchem schwere Fichtenklötze prasseln. Ein echter stürmischer Wintertag zeigt den Kampf der Elemente in voller Kraft und Lebendigkeit und bietet ein hoch interessantes Schauspiel. Millionen von Flocken, vom Winde gepeitscht, wirbeln durch die Luft, eilen in tausendfach verschlungenen Linien von den düsteren Wolken zur Erde und weben die schimmernde Decke, in welche Mutter Erde sich hüllt, um nach blüthe- und fruchtreichen Monaten langen Winterschlaf zu halten. Einzelne Windstöße zerwühlen die aufgehäuften Schneemassen, fegen mit Macht über die steilen Höhen und durch die engen Thäler, durchziehen rauschend die dunklen Tannenwälder und führen von den niedrigen steinbelasteten Schindeldächern den Schnee in langen wehenden Schleiern durch die Luft. Hier baut der Wind in wenigen Minuten mannshohe Schneewälle auf; dort stürzen morsche Tannen krachend unter der eisigen Last zusammen, und die Schneekrystalle hüllen unter unaufhörlich wechselndem Spiele und in lustigem Tanze Feld und Flur, Wälder und Gipfel in das schneeige Kleid. Hoch auf den Bergen zieht sich das Murmelthier in die Felsklüfte, um den Winterschlaf zu beginnen; die schnelle Gemse flüchtet in geschützte Schluchten und die Alpenkrähe in ihr versteckt liegendes Nest. Oed und scheinbar leblos ist die Natur. —

Tagelang dauert oft dieses Stürmen und Stöbern, so daß aller Verkehr zwischen den höchstgelegenen Orten unterbrochen wird und derselbe selbst in dem geschützten Innern der Gebirgsstädtchen auf das Nothwendigste beschränkt wird. Dann erscheint allerdings das Leben im Gebirge manchmal sehr einförmig und einsam, und wenn der Blick sinnend durch die Fenster auf die wirbelnden Flocken fällt, regt sich wohl die Sehnsucht nach den sonnigen Tagen des Sommers und vor dem Geiste steigen die Berge auf mit alpgrünen Matten, rothen Felsen und Schrofen und hochragenden Gipfeln, auf welchen das Alpenglühen thront. Dann weiß man aber auch das trauliche Heim mit seinen gemüthlichen Räumen zu schätzen und freut sich doppelt auf die Herrlichkeit sonnenbeschienener Bergnatur.

Der Winter äußert selbstverständlich bedeutenden Einfluß auf die Lebensweise der Bergbewohner. Wir reden hier nicht von den Gebirgsstädtchen, in welchen der Winter in ähnlicher Weise wie in den übrigen Kleinstädten zugebracht wird, wo die in engbegrenzter Anschauungsweise befangenen Bewohner mit naiver Selbstgefälligkeit sich gewaltig anstrengen, durch Veranstaltung „feiner Abendunterhaltungen, geistreicher Spielpartien und urfideler Kneipereien" die Winterabende „höchst gemüthlich" auszufüllen, — sondern wir wollen uns umsehen, wie es in den verschneiten abgelegensten Gebirgswinkeln aussieht und was da die Menschen thun und treiben. Die Bewohner der oft von allem Verkehr abgeschnittenen Gebirgsdörfer und hoch gelegenen Einzelhöfe kommen tage- und oft auch wochenlang nicht aus ihren Häusern, die im tiefsten Schnee halb vergraben liegen. Die ländlichen Beschäftigungen im Freien sind größtentheils eingestellt, und die Arbeit des Gebirgsbauern ist auf die Räume im Innern des Hauses beschränkt.

In den Gebieten des Allgäu und der angrenzenden Gebirgsbezirke von Vorarlberg concentrirt sich die Hauptthätigkeit auf die Besorgung des Viehstandes, der Haupterwerbsquelle der meisten Gebirgsländer. Aufzucht und Pflege desselben, Gewinnung von Milch, Butter, Käse und Eiern, sowie Verkauf von Kühen und Kälbern bilden die Angelpunkte, um welche sich daselbst sämmtliche Interessen der Landbevölkerung drehen und die auch im Winter nicht aus dem Auge gelassen werden. Unmittelbar hinter den Wohnräumen, von denselben nur durch die zum Theil als Küche benutzte Hausflur getrennt, befinden sich die Stallungen, über welchen geräumige Böden die Lasten des würzigen Alpenheues bergen. Sorgsam werden diese Futtervorräthe gesammelt und aufbewahrt, denn von ihnen hängen die Erhaltung und das Gedeihen des werthvollen Viehstandes während der langen Wintermonate ab.

In diesem Vereintsein der Stallungen mit den Wohnräumen unter einem Dache des schmucken Gebirgshauses drückt sich die hohe Bedeutung aus, welche der Bergbauer seinen gehörnten Zöglingen beilegt. Er will das Vieh in seiner Nähe und unmittelbar unter seiner Aufsicht haben und hat sich schon aus diesem Grunde die Bauart seines Hauses so eingerichtet, daß er nur wenige Schritte zu gehen braucht, um von der Wohnstube in den Stall zu gelangen. Dieser ist für ihn überhaupt der wichtigste Bestandtheil des Gebäudes; daher baut er ihn auch bei Ausführung eines neuen Gehöftes zuerst fertig und geht erst nach Vollendung desselben an den Ausbau der Wohnräume. Der Stall ist auch im Winter vorzugsweise der Schauplatz seiner Thätigkeit, und er besucht denselben täglich mehrmals, um die Fütterung und das Melken des Viehes zu besorgen. In den Zwischenstunden hat er allerdings wenig zu thun und Zeit genug, einen Theil des Tages auf der sogenannten Gautsche, einem in der Nähe des Ofens befindlichen Sopha von höchst primitiver Form, in behaglichem Nichtsthun zu verbringen.

Die Wintermonate sind somit für den Gebirgsbauer eigentlich die Zeit der Ruhe, welche er größtentheils in einer Art von Winterschlaf zubringt. In seinem hölzernen Hause ist er wohlgeschützt gegen Wind, Kälte und Schneegestöber, denn das Holzhaus hält warm, und wenn es recht arg wettert und die Schneestürme an den Pfosten des Gebäudes rütteln, so verschließt er die Fenster mit den bemalten Holzläden und schiebt auch wohl in der Wohnstube ein weiteres Ladenpaar vor, welches sich auf Falzen aus dem Getäfel schieben läßt. Wintervorräthe, bestehend in Brod, Mehl, Kraut und Rauchfleisch, hat der Gebirgsbauer schon im Herbste gesammelt, und der mächtige, oft nahezu den vierten Theil der Wohnstube einnehmende Ofen verbreitet die behaglichste Wärme. Unter diesen Umständen kann er dem Winter in seiner reinlich gehaltenen, niedrigen Stube getrost entgegensehen. Hat er vielleicht einmal Langeweile — und das kommt beim Bauer ohnehin selten vor — so holt er ein Paquet vergilbter Karten aus der Lade, steckt sich eine frische Pfeife an und macht mit seinen Hausgenossen oder Nachbarn einige Spiele, oder wenn es gut geht, liest er im Kalender oder in einem Zeitungsblatte und studirt allenfalls auch noch in einem alten Flurplane. Eingeweihte versichern übrigens, daß die meisten Processe, welche der

Gebirgsbauer führt, in den langen Wintermonaten während seines Nichtsthuns ausgeklügelt werden.

Die häuslichen Beschäftigungen des Gebirgsbauern werden übrigens durch Arbeiten in den Wäldern, den Transport des Bergheues und die Besorgung des Milchverkaufes unterbrochen. Von hochgelegenen und mit wilden tiefen Schluchten durchzogenen Waldparcellen wird das im Sommer gefällte Holz meist im Winter abwärts geführt, da der Transport desselben in vielen Fällen wegen ungünstiger Terrainbeschaffenheit nur dann vorgenommen werden kann, wenn eine feste Schneedecke den Gebrauch von Schlitten gestattet. Im Sommer würden die schweren Holzfuhren und mehr noch das Abwärtsschleifen der Stämme über die steilen Bergwiesen den weichen Boden aufwühlen und die Holzbeförderung sehr erschweren. Das Bergheu, welches auf den steilsten, hochgelegenen Wiesen im Herbst gemäht und in kleinen Städeln, den sogenannten Schinten, die zu Tausenden im Hochgebirge zerstreut liegen, aufbewahrt wird, bringt man ebenfalls erst im Winter thalabwärts. Man bedient sich dabei kleiner Schlitten oder wendet noch häufiger das „Schalenkern" an, eine originelle, allerdings nur den Bergsöhnen gefahrlos erscheinende Speditionsweise. Man bindet dabei das Heu zu großen, centnerschweren Ballen zusammen, verschnürt diese fest mit Stricken und reiht dieselben zu drei bis vier mit Seilen aneinander. Diese zusammengehängten Bündel bringt man an steile und tief gegen das Thal absteigende, schneebedeckte Bergblößen. Ein starker Ruck reicht hin, um die Ballen in sausenden Galopp zu versetzen; mit Windeseile gleiten dieselben über die glatte gefrorene Fläche, und hoch stieben die glänzenden Schneeflocken in die Luft; nach wenigen Secunden hat das eigenthümliche Fuhrwerk einen Weg von vielen tausend Fuß zurückgelegt. Will sich nun der Bergler einen besondern Spaß machen, so setzt er sich auf einen dieser Bündel und fährt mit ihm jauchzend in die Tiefe. Allerdings kommt es vor, daß durch Unebenheiten des Bodens oder unrichtige Vertheilung des Gewichtes der einzelnen Ballen der Schlittenfahrer plötzlich aus dem Sattel geworfen wird und dann über die steile Schneefläche mit größter Geschwindigkeit abwärts kollert. Wenn ihm dies passirt, so gewärtigt er übrigens nur, daß er von seinen Cameraden, die, hoch oben am Ausgangspunkt der Schlittenbahn stehend, seine Fahrt aufmerksam verfolgten, tüchtig ausgelacht wird.

Wie schon erwähnt, beschäftigt den Gebirgsbewohner, besonders im Allgäu, auch während des Winters der Verkauf von Milch und die Käseproduction. In den meisten Gebirgsdörfern bildet die „Sennkuchn" das Centrum, in welchem alle Bestrebungen des Bauern zusammenlaufen. Dieselbe stellt gleichsam die Sennhütte des Thales vor. Wie man im Sommer hoch oben in der auf grüner Fläche gelegenen Alpenhütte die Milch, das Haupterträgniß der Viehzucht in den Bergen, in Käse und Butter verwandelt, so wird auch im Winter in der Sennküche die aus allen Stallungen des Dorfes zusammengetragene Milch zum größten Theil in dem riesigen kupfernen Kessel zu Käse verarbeitet, zum geringeren Theil im blanken Butterfasse zu Butter gerührt. Täglich zweimal zu bestimmten Stunden tragen junge Mädchen und Bursche die frischgemolkene Milch auf dem Rücken in blechernen oder hölzernen Butten zur Sennerei, und selbst von entfernteren Gehöften wandeln die jugendlichen Träger und Trägerinnen durch den tiefen Schnee zur Sennküche. Schon Morgens prasselt das Feuer lustig unter dem rußigen Kessel, der mit Ketten an mächtigen hölzernen Krahnen aufgehängt ist. Der Obersenn, dem die Leitung der Käserei obliegt, eine wichtige Persönlichkeit, ist sich seiner Würde und Bedeutung wohl bewußt. Mit Leichtigkeit wendet der starke Bergsohn die über einen Centner schweren Käslaibe, welchen er in Bezug auf Aufbewahrung, Einsalzen ꝛc. die größte Sorgfalt zu Theil werden läßt. In seinem Reiche herrscht er mit unumschränkter Machtvollkommenheit, welche nur durch die von den klugen Gebirgsbauern mit ihm abgeschlossenen Verträge über seine Regentenpflichten einigermaßen eingeschränkt wird. Mit Vorliebe trägt er gleichsam als Zeichen seiner Herrscherwürde eine rothe fezartige Kappe mit langer Troddel auf dem mit kräftigem Vollbart umrahmten Kopfe. Unmittelbar unter seinen Befehlen stehen im Sommer Hirten, Melker und der Untersenn, welch Letzterer auch im Winter seinen Gehülfen bildet.

Wenn es während der Wintermonate in den einsamen Dörfchen auch sonst still und ruhig ist, so entwickelt sich doch immer bei der Sennerei einiges Leben. Aus dem niedrigen Gebäude leuchtet der rothe Feuerschein auf die fest gefrorenen Schneeflächen; am Kessel hantiren hemdärmelig die kräftigen Gestalten der Sennen, und um das flackernde Feuer versammeln sich die Milchträger mit ihren Butten und verplaudern unter lustigen Scherzen manches Stündchen in dem rußigen, niedrigen Raume.

Mit den geschilderten Beschäftigungen ist übrigens das Leben und Treiben der Bergbewohner während des Winters noch nicht vollständig abgeschlossen. Es werden nämlich außerdem in vielen Gegenden des Hochgebirges auch verschiedene Arten von Hausindustrie gepflegt, wozu jedenfalls die Wintermonate, in welchen die Arbeiten im Freien größtentheils eingeschränkt werden müssen, Veranlassung gegeben haben. Im Allgäu wurde früher besonders lebhaft Leineweberei betrieben, und dieselbe bildete die Hauptbeschäftigung während der strengen Jahreszeit. Der Webstuhl schnurrte in jedem Hause, denn damals hatte dieser Industriezweig nahezu dieselbe Bedeutung, wie gegenwärtig die Käseproduction. Alljährlich wurden die gefertigten Gewebe zur Leinwandbeschau gebracht, mit welchem Namen man die Leinwandmärkte bezeichnete, die vorzugsweise in Immenstadt abgehalten wurden. Mit dem Emporblühen der Käserei gewann die Graswirthschaft mehr und mehr an Bedeutung, der Anbau von Flachs wurde aufgegeben und die Leineweberei eingestellt. Dafür rief die Käseproduction eine andere Winterbeschäftigung hervor, nämlich die Fertigung hölzerner Geräthschaften für die Sennerei. Aus dem weißen Holze der Bergtannen und dem festen, mit engen Jahresringen durchzogenen Holze des Gebirgsahorns schnitzte man besonders im Allgäuer Oberlande Butter- und Milchfässer, Milchkübel, Stotzen, in welchen die Milch zum Aufziehen des Rahmes im Keller aufbewahrt wird, Käseschuessen zum Abnehmen der Sahne, Melkstühle u. dgl.

Der weibliche Theil der Gebirgsbevölkerung beschäftigt sich im Allgäu, besonders aber in den Bergen des Bregenzerwaldes mit Weißstickerei. Die Stickerinnen, welche im Sommer vor dem schindelgepanzerten Gebirgshause unter schattigen Bäumen ihre Beschäftigung ausüben, sammeln sich im Winter in der gemüthlichen Wohnstube und kommen in Dörfern abwechselnd in dem einen oder anderen Hause in größerer Zahl zusammen, um mit munterem Geplauder ihre Arbeit zu verkürzen. Tritt man in ein Bregenzerwälderhaus, so trifft man oft ein Dutzend Mädchen und Frauen in emsiger Thätigkeit vor ihrer Stickerei, welche über einen kreisrunden Rahmen, das Tambourin, gespannt und auf einem drehbaren senkrechten Stocke befestigt ist. Hier begegnet man jenen feingeschnittenen, von dichtgeflochtenen Zöpfen eingerahmten Gesichtern mit den meist dunkeln Augen, welche dem Typus der weiblichen Bevölkerung des reizenden Bregenzerwaldes eigen sind. (Siehe Abbildung in Nr. 12, Jahrgang 1872.) Die graciösen, jugendlichen, mit schwarzen und enggefalteten Röcken bekleideten Gestalten der meist hübschen Arbeiterinnen beugen sich in anmuthiger Haltung über das weiße feine Linnen, flechten in dasselbe mit kunstfertiger Hand die schönsten Blumen und durchweben den Stoff mit Früchten und lieblichen Arabesken. Eine solche Stickgesellschaft in der getäfelten Stube, in welcher die Schwarzwälderuhr in braunem Holzkasten mit ihrem gemessenen Ticktack und das Gezwitscher einer Anzahl von Singvögeln das muntere Geplauder der Mädchen begleiten, gewährt ein Genrebild von Alpenfrische und Originalität, zumal wenn durch die hellen kleinen Fensterscheiben die schneeglänzenden Berge leuchten. Die kunstgeübteren Stickerinnen oder eine mit Hornbrille bewaffnete würdige Matrone, die gröbere Muster ausführt, überwachen die jungen Anfängerinnen, welche als ersten Versuch kleine vereinzelte Blümchen in den weißen Stoff einzusticken haben. Die ersten Künstlerinnen im Fache der Weißstickerei, die besonders bedeutend im benachbarten Appenzellerlande getrieben wird, führen dagegen mit unverwüstlicher Geduld Stickereien aus, welche durch unendliche Zartheit die Bewunderung jedes Kenners herausfordern.

Wie wenige der Damen, die mit dem in feinster, durchwobener Arbeit ausgeführten Spitzenschmucke im strahlend erleuchteten Ballsaale glänzen, denken an die einfachen Stickerinnen, die vielleicht zur selben Stunde fern in den verschneiten Gebirgsdörfchen des Bregenzerwaldes und Appenzellerlandes beim Scheine

einer kleinen Lampe Tausende und Abertausende von Stichen ausführen, um die bevorzugten Schwestern in der Großstadt schmücken zu helfen.

Mit der Außenwelt steht der Mensch in den Bergen zur Winterszeit in geringem Verkehr. Doch ist dieser, die höchstgelegenen Orte und Einzelhöfe abgerechnet, nur zeitweise ganz eingestellt. Schon im Spätherbste werden die zum Hauptdorf führenden Pfade mit aufgesteckten Stangen bezeichnet, welche hoch genug sind, um auch nach dem stärksten Schneefalle aus den Schneemassen hervorragen zu können. Auf den Hauptverbindungswegen in den Thälern wird zuweilen der Schnee ausgeschaufelt oder mit großen hölzernen Schneepflügen beseitigt, und zu diesen winterlichen Arbeiten vereinigen sich oft sämmtliche Bewohner einer Gemeinde. An Sonn- und Feiertagen wandeln die Bergler zur Kirche, und treffen sich dann in den Wirthschaften des Pfarrdorfes, um in denselben einige Stunden zuzubringen, gemeindliche Angelegenheiten zu besprechen u. dgl. Hier und da kommen auch wohl Jäger in die abgelegenen Winkel, um Alpenhasen und Füchsen nachzuspüren, und kehren dann auch in den einsamen Gebirgshäusern ein, in denen sie sich nach frostiger Wanderung erwärmen. Kindstaufen und Hochzeiten geben auch im Winter willkommene Gelegenheit zu ländlichen Festen, wodurch ebenfalls einige Abwechselung in das einförmige Leben der Bergbewohner gebracht wird. Auch Gevatter Tod, welcher bekanntlich weder Sonnengluth, noch das wildeste Schneegestöber scheut, macht zuweilen seine Wanderungen in die Hochalpen und giebt hierdurch ihren Bewohnern Veranlassung, zusammenzukommen, um Leid und Trost bei der letzten Thalfahrt eines Dahingeschiedenen auszutauschen. Von allen Seiten steigen dann die schwarzbekleideten Gestalten auf den beeisten Bergpfaden von den beschneiten Höhen herunter und wandeln dem Pfarrdorfe zu, dessen Kirchthurm tief unten im Thale die niedrigen wetterbraunen Holzhäuser überragt. Es ist übrigens schon vorgekommen, daß haushohe Schneewälle den Transport und die Beerdigung der Leichen aus hochgelegenen Berghütten unmöglich machten, und in solchen Fällen werden dieselben in den oberen Räumen des Hauses bis zum Eintritte günstiger Witterungsverhältnisse aufbewahrt. Die schneidende Kälte, die monatelang in solchen unzugänglichen Bergwinkeln herrscht, schützt die Leichen vor Verwesung.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Zu einem Denkmal für Ernst Moritz Arndt ist an seinem hundertjährigen Geburtstage, am 26. December 1869, auf dem Rugard bei Bergen auf der Insel Rügen, seinem Geburtslande, der Grundstein gelegt worden, und es beginnt bereits auf diesem höchsten Punkte des größten deutschen Eilandes das Denkmal in Form eines Wartthurmes emporzusteigen.

Von neunzehn Zeichnungen, welche deutsche Architekten für den Bau einsandten, hat die Beurtheilungs-Commission des Architektenvereins zu Berlin auf Veranlassung des Baucomités die Wahl getroffen und den von dem Baumeister Eggert in Berlin gezeichneten Thurm, welcher auf S. 116 dieser Nummer der Gartenlaube bildlich dargestellt ist, als den passendsten Entwurf empfohlen. In ihrer Beurtheilung macht die Commission an das Denkmal für Arndt folgende Anforderung: „Die äußere Gestaltung muß neben dem praktischen Zwecke eines Aussichtsthurmes in erster Linie den Eindruck eines Ehrendenkmals erwecken, da durch dieses Bauwerk das deutsche Vaterland die Stätte ehren will, wo Arndt geboren und wo er oft genug, ein Flüchtling von deutscher Erde, hinüber gesehen hat in das deutsche Vaterland.“ Dieser Anforderung — sagt die Beurtheilung — entspricht der Eggert'sche Entwurf am meisten. Deshalb hat das Comité den Bau dieses Thurmes begonnen.

Eine etwa zehn Fuß hohe aufgeschüttete Terrasse bereitet die nächste landschaftliche Umgebung für das Bauwerk architektonisch vor. In untereinander wohl abgewogenen Höhenverhältnissen erhebt sich fast neunzig Fuß hoch ein Rundthurm in drei Geschossen, das untere Geschoß mit tiefen gegen außen sich öffnenden Nischen, zum Schutze gegen Wind und Wetter. In der Mitte führt eine Wendeltreppe zum zweiten und dritten Geschoß, und von dort zur Rundschau unterhalb der Kuppel. Das Mauerwerk von rothen Ziegeln ist durch dunkle Glasuren passend verziert. Die derbe Ziegelbauart hat allzu zarte und feine Details in den Gesimsen 2c. glücklich vermieden.

Das erste Geschoß steht im Rohbau vollendet. Ueber den die Nischen bildenden Pfeilern läuft rings um das zweite Geschoß ein genügend breiter und mit einer Brüstung versehener Umgang, von wo Denen, welche nicht höher steigen wollen, der Ueberblick über die reizende Insel frei ist. In seiner Vollendung wird das schöne Bauwerk weit hinaus leuchten auf das Meer, ein Merkzeichen deutschen Landes, an dieser weihevollen Stätte dem Andenken des großen Vaterlandsfreundes würdig.

Unsere Leser kennen das Bild, welches vom Arndtthurm ihnen sich aufthun wird; eine Illustration, die wir im Frühling desselben Jahres (1870, Nr. 5) mittheilten, in welchem endlich, nach fünfundsechzig Jahren, des Schicksals Antwort kam auf die weltbekannte Frage des alten Heldenbarden: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — gestattete uns einen Blick in die den Rugard umgebende Naturpracht. Der Thurm wird auf jener Höh' Tausende erfreuen und mit der Erinnerung an „den alten Arndt“ den doppelten Dank erwecken, daß er ein solcher Mann war, dem man hier einen solchen Ehrenthurm erbauen mußte.

Umsomehr wäre es aber zu beklagen, wenn dieser „deutsche Ehrenthurm“ das Schicksal des babylonischen Thurmes oder des Gothaischen Museums theilen, d. h. in Folge des neuesten traurigen inneren Parteikrieges oder aus Geldmangel unvollendet bleiben müßte. Eine solche Schmach darf uns nicht treffen! Und wer kann und muß da in erster Linie hervortreten, um in der würdigsten Weise die fehlenden Mittel zu beschaffen? Die große Gesammtheit unserer Liedertafeln und Sängervereine ist es, ihr steht die Macht zu Gebote, Volk und Volksgeld herbeizuziehen zu einer Sängerthat für den Sänger der That, für das reinste Spiegelbild des „deutschen Gewissens“! Wir sind überzeugt, daß unsere deutschen Sänger ihre Pflicht verstehen und thun!

Ein Brief Schleiermacher's. Nachstehender Brief, welcher — leider ohne Datum — durch die Güte einer entfernten Verwandten des großen Theologen in unsere Hände gelangte, stammt nachweislich aus der zweiten Hälfte des zweiten oder aus der ersten des dritten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts und wurde von Schleiermacher an einen ihm verschwägerten jungen Theologen gerichtet. Zum Verständnisse des Briefes schicken wir voran, daß der Adressat, welcher sich später um das praktische Schulwesen Preußens ein hervorragendes Verdienst erworben hat, gerade um jene Zeit glücklicher Bräutigam geworden war. Zum Abdrucke des bisher noch nicht veröffentlichten Briefes veranlaßte uns der in demselben enthaltene schöne und echt männliche Ausspruch Schleiermacher's über die Berufserfüllung des Mannes und seine davon auch innerlich abhängige Stellung zum weiblichen Herzen. Der Brief lautet:

„Schon lange habe ich Ihnen danken wollen für das Vertrauen, das Sie mir bewiesen, und für die Art, wie Sie mich in Ihr Leben hineinschauen lassen. Nur weil ich gern ausführlich schreiben wollte, ist es immer unterblieben, und nun werde ich auch heute nur in wenige Worte zusammendrängen müssen, was ich Ihnen sagen möchte.

Die Art, wie sich Manches schon in Ihrem früheren Leben auf das Glück, dessen Sie sich jetzt erfreuen, bezieht, und wie Sie sich im Vergleich mit früheren Zuständen beruhigt fühlen, das muß Ihnen noch eine höhere Bürgschaft geben von der Wahrheit und Sicherheit desselben. Mir ist nun bei Ihrer Darstellung Etwas eingefallen, das ich nicht umhin kann, Ihnen mitzutheilen; daß nämlich doch nicht Alles, was früher in Ihnen unstät und unruhig war, sich auf dieses Bedürfniß des Herzens bezogen hat, und daß Sie sich leicht in ein tiefes Mißverständniß verwickeln können, wenn Sie sich ganz gestillt glauben. — Den Mann treibt in seinem Innern noch etwas Anderes; er muß einen Beruf haben, einen sichern Antheil am gemeinsamen Leben und Wirken, den er nicht nur betreibt um des Lebens willen, oder weil es so sein muß, oder untergeordnet neben und hinter einer andern Liebe her, sondern so ganz aus voller Seele, daß dieser Beruf sich nichts Anderem unterordnet, sondern alles Andere nur verschmilzt und aufnimmt. Ohne dies können auch die treuesten und reinsten Verhältnisse der Freundschaft und Liebe uns nicht ganz zufrieden stellen, ja, sie können nicht einmal bestehen; die Gefühle stumpfen sich ab oder nehmen einen weichlichen Charakter an, bei dem wir dann auch des weiblichen Herzens nicht recht werth sind, welches immer diesen Enthusiasmus des Berufes an uns über alles Andere schätzt, weil es nur so durch uns unmittelbar mit der ganzen Welt zusammenhängt. Ich wollte, Sie hätten mir darüber ein Wort gesagt, welches Ziel Sie sich in dieser Hinsicht für Ihr Leben gesteckt haben, und welches der Gegenstand Ihrer Bestrebungen und Ihres Eifers ist — oder wenn Ihnen darin die volle Klarheit und Wahrheit noch fehlt, so möchte ich Ihnen durch meine Worte einen Stachel einsetzen können, der Ihnen nicht Ruhe ließ, bis Sie auch Das gefunden hätten. — Sehen Sie darin nur die thätige und lebendige Hinneigung meines Herzens, und lassen Sie uns schon immer vorläufig näher bekannt werden, bis eine günstige Zeit uns zusammenführt.“

In der Unsicherheit des Lebens scheint New-York der Kaiserstadt Berlin doch noch „über“ zu sein. In den Gewässern, welche New-York umspülen, wurden hunderteinundfünfzig Leichen gefunden, von denen sechsundfünfzig unerkannt im Armenfriedhofe eingescharrt wurden. Nur in wenigen Fällen konnte constatirt werden, ob Absicht, Unfall oder Mord die Schuld an dem Tode der Unglücklichen trug. — Hundertdreizehn neugeborene Kinder fand man leblos in den Straßen, auf Hofräumen und in Cloaken, und sechsundzwanzig wurden von ihren Müttern absichtslos im Bette erstickt. Hundertundein Selbstmorde fanden, die meisten im April und September, statt, wovon in vierunddreißig Fällen Gift als der schmerzloseste, in achtundzwanzig Fällen die Kugel als der schnellste und in fünfzehn Fällen der Strick als der einfachste Vermittler des Todes gewählt wurden, während Fünfzehn sich an Stichwunden verbluteten. Mord und Todtschlag waren in sechsundfünfzig Fällen nachweisbar — aber Hinrichtungen fanden nur zwei statt. „Zufällig“ erschossen oder vergiftet (letzteres fast immer durch die Unvorsichtigkeit von Apothekergehülfen) wurden Fünfzehn. Unvorsichtigkeit in der Handhabung von Feuer und Licht kostete zweiundfünfzig Personen das Leben, und den Feuertod in brennenden Gebäuden fanden sieben. Verbrüht wurden (meist bei Dampfkesselexplosionen) Siebenundvierzig. Die Dampfeisenbahnzüge innerhalb des Stadtgebietes tödteten Sechsunddreißig, die Pferdeeisenbahnen

brachten es dagegen auf Zweiundfünfzig (meistens durch unvorsichtiges Herabspringen, während der Wagen im Laufe war); gewöhnliche Gefährte nahmen achtunddreißig Personen das Leben. Die tödtlichen, durch Sturz veranlaßten Unfälle waren am zahlreichsten; Siebenundvierzig starben durch einen Sturz auf den Straßen, größtentheils zur Winterszeit auf dem Glatteise; Neunundreißig durch einen Fall aus dem Fenster; Fünfundvierzig durch einen auf der Treppe erlittenen Fall. Fünfundzwanzig fielen in offene Kellerluken, Einunddreißig von im Baue begriffenen Häusern, Sechsundzwanzig von Stellagen und Leitern, Zwanzig in Schiffsräume, Fünfzehn von Dächern, Neunzehn von Wagen rc. Sonstige Unfälle von verschiedener Beschaffenheit erforderten hundertzehn Menschenleben. Unvorsichtige Felsensprengungen brachten neun Personen den Tod, Explosionen acht, und von Maschinen zerrissen oder zerstampft wurden neunzehn. Elf wurden von Pferden erschlagen, Siebenzehn von wilden Stieren getödtet und Zwei von Hunden zerfleischt.

Dies macht ein Jahresopfer von tausendeinhundertsiebenundzwanzig Menschenleben bei einer kaum eine Million erreichenden Bevölkerung!

A. D.

Die Fortpflanzung des Aales. Wer mit den Erfolgen der künstlichen Fischzucht vertraut ist und die Bedeutung derselben für das Gemeinwohl kennt, wird nicht bezweifeln, daß die Kenntniß der Entwickelung der Fische nicht nur für die Wissenschaft werthvoll, sondern auch von großem praktischen Nutzen ist. Schon Aristoteles und nach ihm viele bedeutende Naturforscher bis auf die Jetztzeit suchten unter Anderem auch die Fortpflanzungsweise des Aales zu ergründen, ohne jedoch durch zweifellose Thatsachen ihre Ansichten beweisen zu können. Es ist immerhin auffallend, daß man bisher so wenig Sicheres über die ganze Lebensweise eines so gemeinen Fisches, wie der Aal es ist, hat in Erfahrung bringen können. Man hat weder die Beziehung des Weibchens, noch die des Männchens zur Fortpflanzung in genügender Weise kennen gelernt; ja man hat noch nicht einmal erreicht, mit Sicherheit einen männlichen Aal nachweisen zu können.

Vergrößerter Aal-Embryo.

Mir ist es durch die Aufmerksamkeit eines Schülers unserer Lehranstalt, Namens Westendorf, möglich geworden, in den Besitz einer ziemlich ausgebildeten Aalbrut zu gelangen. Derselbe hatte seiner Tante, welche im Hause einer hiesigen Aalräucherin wohnt, mitgetheilt, daß man trotz der vielen jährlich gefangenen Aale über die Entstehungsweise derselben bis jetzt noch nicht im Klaren sei. Als nun vor einigen Wochen die Aalräucherin beim Aufschneiden eines solchen einen außergewöhnlichen Inhalt fand, theilte sie die Merkwürdigkeit ihrer Hausgenossin mit. Diese, sich der Worte ihres Neffen erinnernd, nahm einen Theil des Fundes an sich, um mir denselben durch Westendorf zukommen zu lassen. Leider kam ich durch ein Versehen erst einige Wochen später in den Besitz der Sendung, so daß mir die Möglichkeit abgeschnitten war, auch den seltenen Mutteraal zu erlangen.

Von der Aalräucherin erfuhr ich, daß der Fisch von gewöhnlicher Länge, aber auffallender Dicke war. Im Innern des Leibes, in einem netzartigen Beutel, befanden sich gegen tausend jener kleinen Embryonen — denn aus solchen bestand der Inhalt — und dieselben krochen noch längere Zeit munter umher, nachdem sie an's Tageslicht befördert waren. Siebenundzwanzig dieser Aalsprößlinge habe ich erhalten und in Spiritus aufbewahrt; beifolgende Abbildung stellt einen derselben in fünffacher Vergrößerung dar. Die Farbe derselben ist grünlich weiß, die des Kopfes und Bauches mehr gelblich. Die Länge der Embryonen beträgt durchschnittlich fünfundzwanzig Millimeter. Die dunklen Augen fallen durch ihre Größe auf, und ein grauer, etwas verschwommener Ring deutet die Iris an. Der Unterkiefer ist etwas länger als der Oberkiefer. Auf dem Rücken, ein wenig vom Kopf entfernt, beginnt eine den ganzen Rücken umspannende zarte Flosse. Auch zwei Brustflossen sind sichtbar, dagegen fehlen Bauchflossen. Schon mit bloßem Auge bemerkt man das durchscheinende Skelet. Vermittelst einer vollkommen durchsichtigen zähen Haut ist eine gallertartige Substanz, die einen gelben Tropfen enthält, an der Brust befestigt: dies ist der Dottersack. Der Leib ist aufgetrieben.

Daß wir es hier mit einem Fisch zu thun haben, ist eben so klar, als daß dieser Fisch ein junger Aal ist. Der Möglichkeit, daß ein alter Aal einige seiner nächsten, in sehr jugendlichem Zustande befindlichen Verwandten verschluckt habe, treten von vornherein zwei Umstände entgegen, nämlich erstens der, daß die Embryonen so zahlreich waren, und zweitens, daß sie lebend aus dem schon vor längerer Zeit eingefangenen Aal herausgenommen werden konnten.

Ich glaube nun, mich auf die angegebenen Verhältnisse stützend, die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß der Aal lebendige Junge zur Welt bringt, und ferner glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich aus dem Vorhandensein des Dottersackes schließe, daß die Ernährung der Jungen im Mutterleibe auf dieselbe Weise vor sich geht wie bei den Haien, nämlich auf Kosten jenes Dottersackes. —

Ohne Zweifel würde der Laie viel zur Aufklärung mancher Geheimnisse der Thierwelt beitragen können, wenn er die sich hier und da bietende Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen, benutzen und etwaige Entdeckungen veröffentlichen oder einem Fachmann mittheilen wollte. Gelingt es mir, einen Theil der zahlreichen Leser der Gartenlaube für die Sache zu interessiren, dann werden wir gewiß bald neue Aufschlüsse über die geheimnißvolle Herkunft derartiger Fischsonderlinge zu erwarten haben.

Rostock, Anfang December.

Dr. K. Eberhard.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht von Hoffmann von Fallersleben. Das nachstehend mitgetheilte Lied des nun zur Ruhe eingegangenen Sängers von Schloß Corvey dürfte unseren Lesern als ein Gedenkblatt an den Verewigten willkommen sein. Bezüglich der Entstehung des Gedichtes bemerken wir, daß es vor zwölf Jahren gelegentlich eines Zusammentreffens des Dichters mit dem nun auch verstorbenen geistvollen Componisten H. Hugo Pierson in Nürnberg verfaßt und dem Letztern beim Abschiede überreicht wurde. Das zur Composition bestimmte Lied wurde uns aus dem Nachlasse Pierson's freundlichst zur Verfügung gestellt, und wir erfüllen durch den Abdruck desselben eine Pflicht der Pietät gegen die beiden heimgegangenen Liederdichter.

Abschied.

Die duftenden Kräuter auf der Au,
Die Halm' im frischen Morgenthau,
Die Bäum' im grünen Kleide,
Ein jedes ruft: ich scheide,
Leb' wohl! ich scheide.

Die Rosen in ihrer lichten Pracht,
Die Lilien in ihrer Engelstracht,
Das Blümchen auf der Haide,
Ein jedes ruft: ich scheide,
Leb' wohl! ich scheide.

Ist Alles nur ein Kommen und Geh'n,
Ein Scheiden mehr als Wiederseh'n;
Wir freu'n uns, hoffen und leiden,
Und müssen endlich scheiden,
Lebt wohl! wir scheiden.

Und muß es denn geschieden sein,
Lebt wohl! gedenket freundlich mein,
In Freude wie im Leide!
Lebt wohl! lebt wohl! ich scheide;
Lebt wohl! ich scheide.

Nürnberg, 9. September 1862.

Herrn Pierson
H. v. F.

Pierson ist zur Composition des Liedes nicht gekommen. Vielleicht stellt eine jüngere musikalische Kraft sich die lohnende Aufgabe, diesen schönen „Abschied“ in Tönen nachzudichten.

Kleiner Briefkasten.

Kl. in Drdd. Nachdem wir bereits verschiedene Male die Erklärung abgegeben haben, daß die Gartenlaube an ihre Abonnenten keinerlei Prämien liefert, laufen doch bei Beginn des neuen Jahrgangs immer wieder Anfragen wie die Ihrigen an uns ein. Ein für alle Male denn: Die Gartenlaube hat mit etwaigen Versprechungen von Prämien, wie Bildern, goldenen Herrenringen oder Damenbroschen rc., gar nichts zu schaffen und mißbilligt diese Manipulationen einzelner Colporteure, die damit ihre Abonnenten mehr oder weniger beschwindeln, auf das Allerentschiedenste. Wir bitten aber dringend, von dieser Erklärung endlich Notiz zu nehmen.

Gr. in Blackhawk. Für die Gartenlaube nicht verwendbar, aber den betreffenden Autoren zur Einsichtnahme zugesandt.

Aus Stuttgart sind uns vor einigen Wochen 20 fl. nur mit der Bezeichnung: „Einem Bedürftigen“ zugesandt worden. Indem wir dafür freundlichst danken, benachrichtigen wir den unbekannten Geber zugleich, daß wir den Betrag an zwei hülfsbedürftige Lehrer vertheilt haben.

J. D—r in Wien. Jedenfalls waren Sie in einer fröhlichen Carnevalslaune, als Sie uns die beiden Manuscripte „Meine Frau geht auf den Ball“ und das „Capitel aus dem Buche des Hellsehers Davis“ übersandten. Verfügen Sie über Ihre Stilübungen und verschonen Sie uns für die Zukunft mit Hellsehereien, denen nach Ihrer Zuschrift in Amerika einige Millionen „vernünftige“ Männer anhängen sollen.

Zur Ehren-Dotation für Roderich Benedix

gingen abermals ein: Von der General-Intendanz des k. k. Hoftheaters in Wien, durch Hofrath von Dingelstedt 1000 fl.; Klevetzer Gesangverein in Vierraut 2 Thlr.; Dr. W in U. 1 Thlr.; Fidelio in Berlin 9 Thlr. 10 Sgr.; B. L. K. 1 Thlr.; N. N. in Birkenfeld 3 Thlr.; R. M. in Höchstedt 1 Thlr.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No 8. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von **E. Marlitt.**

(Fortsetzung.)

„Ich muß etwas zur Sprache bringen, was mich tief verlegen macht," fuhr der Hofmarschall affectirt zögernd fort — er räusperte sich und strich mit der Hand über die Oberlippe, als wolle er in seiner Verlegenheit einen Bart streichen, der nicht vorhanden war; dabei aber funkelten seine kleinen, geistvollen Augen die junge Frau fest und gleichsam beherend an wie die furchterweckenden Lichter des heimtückischen Katzengeschlechts. „Uebrigens sind wir ja ganz unter uns, meine beste kleine Frau, und es wird nie über diese Wände hinausdringen, daß Sie sich in einem kleinen Irrthume befunden haben — wie ich vermuthe." Langsam griff er in die Brusttasche seines Fracks und nahm eine kleine Schmuckkapsel heraus. „Dieser Gegenstand fiel mir entgegen, als ich, ärgerlich über die Ungeschicklichkeit unserer Leute, das Kistchen ein wenig zu hastig aufnahm." Sein feiner Zeigefinger mit dem tief einwärts gekrümmten bleichen Nagel drückte auf die Mechanik und der atlasgefütterte Deckel sprang auf. Ein schöner Amethyst, von kleinen Brillanten umgeben, ließ sein rothblaues Feuer aufsprühen. Die Steine waren in Rosettenform gefaßt, um als Brosche oder auch am Halsbande getragen zu werden.

„Verzeihen Sie, wenn ich mich irre," sagte er, ihr den Schmuck hinhaltend, fast sanft, „aber ich wollte d'rauf schwören, daß ich diese hübsche, kleine Rosette oft am Halse meiner Tochter gesehen habe — ist es nicht ein Stück aus Raoul's Familienschmucke?" —

„Nein," versetzte Liane vollkommen ruhig und nahm die Rosette von der dunkeln Sammetunterlage — sie schob die Goldplatte auf der Rückseite weg. „Das Wappen des Fürsten von Thurgau kennen Sie jedenfalls, Herr Hofmarschall — haben Sie die Freundlichkeit, sich zu überzeugen, daß es hier im Innern der Rosette eingravirt ist. Ich habe sie von meiner Großmama, väterlicherseits, geerbt — Sie werden sich dabei sagen müssen, daß dem Enkelkinde dieser Prinzessin von Thurgau ein derartiger Mißgriff, oder, wie Sie ‚vermutheten', Irrthum, ganz unmöglich ist . . ."

„Um Gott — liebe, kleine Frau," rief er, jetzt mit einer wirklichen Verlegenheit ringend, „habe ich mich denn so ungeschickt ausgedrückt, daß Sie mich so total mißverstehen konnten? Unmöglich! Man kann doch nicht etwas aussprechen, woran die Seele nicht denkt. Uebrigens hatte ich ja immerhin Recht, wenn ich an einen Irrthum, das heißt eine Verwechselung glaubte — in unserem Hause existirt in der That dasselbe Schmuckstück."

„Ich weiß es — der Koffer mit Raoul's Familienschmucke steht in meinem Ankleidezimmer; ich habe bald nach meiner Hierherkunft die einzelnen Stücke mit dem Verzeichnisse verglichen."

„Das heißt, Sie haben sofort Besitz ergriffen, was ich Ihnen keinen Augenblick verdenke, meine Gnädigste. Angesichts dieses Reichthums haben Sie ferner vollkommen Recht, wenn Sie die Brosamen einstiger Herrlichkeit an Ihr Haus, respective an Ihre Schwester Ulrike zurückverschenken — Sie brauchen sie nicht mehr, und ihr werden sie willkommen sein."

Eine grenzenlose Erbitterung lag in diesen Tönen, der abscheulichste Hohn in dem Lächeln, das die Lippen des alten Herrn häßlich verzog. Liane rang hart mit sich selbst, um keine Thräne im Auge aufkommen zu lassen — sah er diesen Zeugen einer inneren Niederlage, dann war sie verloren. Sie nahm das Kistchen vom Fußboden und stellte es auf den Rococoschreibtisch „mit den Raritätenkästen", neben welchem der alte Herr saß.

„Sie irren, Herr Hofmarschall," erwiderte sie, ihm fest in das Gesicht blickend, „ich werde das Andenken Ihrer Frau Tochter ehren und die Juwelen, mit denen sie sich geschmückt hat, nie tragen. Ich habe sie nur revidirt, weil ich für ihre Vollständigkeit einstehen muß. . . . Sie irren ferner, wenn Sie meinen, ich schicke den Schmuck nach Rudisdorf, um mit ‚diesen Brosamen einstiger Herrlichkeit' meine Schwester zu schmücken — meine Ulrike, wie würde sie lächeln bei diesem Gedanken!" Sie stemmte ein auf der Tischplatte liegendes Papiermesser zwischen das Kistchen und den Deckelrest und hob den letzteren ab. Mit hastigen Händen nahm sie einen Stoß Fließpapier voll getrockneter Pflanzen heraus und legte ihn seitwärts, ebenso einen in Seidenpapier gehüllten flachen Gegenstand, anscheinend ein Bild — dann drehte sie das leere Kistchen um und klopfte mit der Hand leicht auf den Boden desselben. „Außer dem Erbstücke von meiner Großmama enthält es nichts von klingendem Geldeswerthe," sagte sie herb, mit fliegendem Athem, und sah stolz auf den Mann mit der ordinären Denkweise nieder, dem jetzt doch ein leichtes Roth der Beschämung über die fahlen Wangen huschte — diese Züchtigung hatte er vollkommen verdient.

„Gott im Himmel, wozu diesen Beweis?" rief er. „Soll ich um Vergebung bitten, wo es mir nicht eingefallen ist, zu beleidigen? Wie könnte ich mir je anmaßen, Zweifel in Ihre Wahrhaftigkeit zu setzen! . . . Ich glaube Ihnen stets auf's Wort, meine Gnädigste, glaube Ihnen Alles, selbst wenn Sie

Digitized by Google

mir in diesem Augenblicke versichern wollten, daß Sie das Schmuckstück lediglich in die Heimath zurücksenden, um es — dem Schooßhunde Ihrer Frau Mama um den Hals zu hängen."

Seine Stimme klang zu impertinent — der grimme Spott jagte der jungen Frau das siedende Blut nach den Schläfen. Sie war im Begriff, dem Hofmarschall den Rücken zu kehren und das Zimmer zu verlassen — da sah sie, wie der Hofprediger, der sich bis dahin schweigend verhalten hatte, die verschränkten Arme mit einer heftigen Bewegung löste und dem alten Herrn einen Seitenblick zuwarf, als wolle er ihn mit seinen glühenden Augen erdolchen. . . . Wollte er ihr zu Hülfe kommen, sie vertheidigen? . . . War das einer der „schlimmen Augenblicke", wo er von ihr gerufen zu sein wünschte? Nie, nie reichte sie diesem Priester auch nur eine Fingerspitze zum gemeinsamen Vorgehen, der mit eherner Faust, mit aller ihm zu Gebote stehenden weltlichen Macht die Menschenseelen knebelte, die in sein Bereich geriethen.

„Zu solchen Absurditäten verirrt sich allerdings mein Gehirn nicht," sagte sie sich rasch beherrschend, um jedem Laut von den Lippen des Geistlichen zuvorzukommen. „Ich bin eine Tochter der Trachenberge, und die haben es stets mit dem Leben zu ernst genommen, um so kindisch frivol zu sein. . . . Wozu soll ich es verschweigen? Die ganze Welt weiß, daß wir verarmt sind — ich schicke die Rosette meiner Mutter, um ihr eine Badereise zu ermöglichen."

„Ei, was wollen Sie mir da weismachen?" lachte der Hofmarschall auf. „Oder soll ich Sie der engherzigsten Knickerei beschuldigen? Sie beziehen Nadelgelder bis zu dreitausend Thalern —"

„Ich glaube, es ist einzig und allein meine Sache, wie ich über diese Gelder verfügen will," unterbrach sie ihn mit ernster Abwehr.

„Sehr wohl — ich habe nicht das Recht zu fragen, ob Sie sie in Staatspapieren anlegen, oder Ihre Muslintoiletten davon bestreiten. . . . Uebrigens, was mögen Sie für Begriffe vom Werth der Schmucksteine haben!" Er tippte verächtlich mit dem Finger gegen das auf dem Tische liegende Etui — „das Ding ist keine achtzig Thaler werth. . . . Ihr Götter, achtzig Thaler für die Badereise der Gräfin Trachenberg!"

„Das Stück ist bereits einmal taxirt worden," versetzte sie, ihre Fassung tapfer behauptend. „Ich weiß, daß der Erlös für den Zweck nicht ausreichen wird. Eben darum habe ich" — sie stockte plötzlich, während eine heiße Röthe ihr zartes Gesicht überflog. Sie hatte sich hinreißen lassen, weiter zu gehen, als ihr die Klugheit gebot.

„Nun?" fragte der Hofmarschall — er bog sich vor und sah ihr mit boshaftem Lächeln unter das Gesicht.

„Ich habe einen Gegenstand beigefügt, den Ulrike nicht unter vierzig Thalern verkaufen wird," sagte sie nach einem tiefen Athemholen mit leiserer, bei Weitem nicht mehr so zuversichtlicher Stimme, als vorher.

„Ei, was für merkwürdige Hülfsquellen stehen Ihnen zur Verfügung, gnädige Frau? . . . Ist es dieser Gegenstand?" — Er zeigte nach der Seidenpapierumhüllung, auf die sie unwillkürlich die Hand gelegt hatte. „Es ist ein Bild, wie ich vermuthe —"

„Ja."

„Eine Arbeit Ihrer eigenen Hände?"

„Ich habe es gemalt." — Sie preßte die verschränkten Hände auf die Brust, als fehle ihr der Athem. Wie ein Blitz flog die Terrasse des Rudisdorfer Schlosses an ihrem geistigen Auge vorüber, und sie sah das von Mutterhand verächtlich hinausgeschleuderte Pflanzenbuch auf den Steinfliesen liegen.

„Und das Bild wollen Sie nun verkaufen?"

„Ich habe es vorhin schon gesagt." — Sie sah nicht auf. Sie wußte, daß sie in ein funkelndes Auge voll grausamen Triumphes blicken würde, so langsam lauernd war die Frage gestellt worden — es war das empörende Spiel zwischen Katze und Maus.

„Sie haben bereits einen Liebhaber dazu, wie ich denke — irgend einen guten, reichen Freund und Mäcen, der in Rudisdorf verkehrt und pflichtschuldigst dergleichen — Kunstwerke bezahlt?" —

Jetzt war sie Herr ihrer furchtbaren inneren Aufregung geworden — die Ruhe, die ein rascher, fester Entschluß giebt, kam über sie. „Diese Art von Erwerb, die der Bettelei gleicht, wie ein Ei dem anderen, habe ich selbstverständlich verschmäht und meine Arbeiten lieber an den Kunsthändler verkauft," sagte sie vollkommen gelassen.

Der Hofmarschall fuhr empor, als sei er gestochen worden. „Das heißt mit anderen Worten, Sie haben sich vor Ihrer Verheirathung das Brod durch Ihrer Hände Arbeit verdient?"

„Zum Theil, ja! . . . Ich weiß, daß ich mich mit diesem Bekenntniß vollends in Ihre Hände gebe, weiß, daß ich mir die Stellung hier im Hause noch unerträglicher mache; aber ich will das weit lieber auf mich nehmen, als die Last der Verheimlichung, welche die Seele verdirbt. Ich will und darf hier nicht fortsetzen, was ich, um die Mama nicht aufzuregen, in Rudisdorf immer und immer wieder gethan habe."

„Tausend noch einmal, da hat mir ja Raoul einen kostbaren Ersatz für mein stolzes, vornehmes Kind, meine Valerie, in das Haus gebracht!" rief der Hofmarschall bitter auflachend, während er sich in den Stuhl zurückwarf.

Der Hofprediger war aufgesprungen und griff nach der Hand der jungen Frau; aber sie wich mit abwehrend ausgestreckten Armen vor ihm in die Tiefe des Zimmers zurück.

„Sie wüthen gegen sich selbst, gnädige Frau," rief er fast demüthig bittend. „Geben Sie zu, daß Sie jetzt in der höchsten Aufregung, in einer Art von Trotz Dinge aussagen, die, ruhig betrachtet, sich ganz anders verhalten!"

„Nein, Herr Hofprediger, das gebe ich nicht zu — es wäre gegen die Wahrheit. Ich wiederhole es ausdrücklich: Diese meine Hände haben bereits Geld verdient, haben um den Erwerb gearbeitet! . . . In diesem Augenblicke, wo ich den Eindruck sehe, den mein Geständniß gemacht hat, athme ich auf." — Ein bitteres Lächeln flog über ihr reizendes Gesicht. „Ich weiß, daß dem scharfen Blick des Herrn Hofmarschalls nichts verborgen bleibt — er hätte früher oder später den wahren Sachverhalt doch erfahren; dann wäre mir lebenslänglich ein Vorwurf aus meinem Schweigen gemacht worden, und ich hätte mir den Anschein gegeben, als schäme ich mich meiner Vergangenheit — Gott soll mich behüten! . . . Wäre es Ihnen in der That lieber, zu hören, daß ich vor meiner Verheirathung von Almosen gelebt hätte?" wandte sie sich an den Hofmarschall. „Sie verachten die adelige Hand, die arbeitet, weil ihr keine ererbten Revenüen zu Gebote stehen? Wie sollen dann die anderen Stände Respect vor dem Geburtsadel haben, wenn er selbst meint, sein Wappen dürfe nur auf einem goldenen Hintergrunde liegen? Zertrümmert er mit diesem Tanz um das goldene Kalb nicht selbst die Idee, die ihn über die anderen Stände erhebt? . . . Gott sei Dank, unser Jahrhundert zeigt uns Standesgenossen genug, die zu adelig denken, um sich der ausübenden Kunst zu schämen!"

„Kunst!" lachte der Hofmarschall abermals auf — „Kunst, die Klexerei, die der Zeichenlehrer im Stift den hochgeborenen Fräuleins nach ein und derselben Schablone eintrichtert, und" — er hatte dabei das Bild ergriffen und schlug das Seidenpapier zurück — das letzte Wort ging unter in einer Art von Zischlaut — wär es Schrecken oder Beschämung, die dem Manne eine Flamme nach der andern über das fahle Gesicht jagte? Er lehnte wiederholt, als überkomme ihn eine Schwäche, den Kopf mit zugesunkenen Lidern an die Stuhllehne zurück, und als ihm der Hofprediger betroffen näher trat, da breitete er die Hand über das Bild, als wolle er ihm den Anblick vorenthalten.

Die junge Frau hatte den tiefen Eindruck, den sie im indischen Hause empfangen, auf dem Papiere fixirt, allerdings in etwas idealisirter Weise. „Die Lotosblume" lag nicht auf dem Rohrbette, dem Marterroste, an den sie die Lähmung seit dreizehn Jahren schmiedete — in schwellendes, sammetweiches Rasengrün schmiegte sich der zarte Frauenleib, dem der Stift die elastischen Formen der Jugend zurückgegeben hatte. Das war die Bajadere aus Benares, wie sie der deutsche Edelmann über das Meer gebracht hatte. Den Oberkörper halb aufgerichtet, stützte sie den Kopf in die Hand. Angereihte Goldmünzen lagen verstreut über Stirn und Scheitel und hingen neben den langen schwarzen Flechten auf den Busen nieder, auf das goldgesäumte purpurseidene Jäckchen, das nur die Schultern und einen kurzen Theil der Oberarme deckte die gewaltigen, zerfransten Blätter

einer Musa warfen einen günstigen Halbschatten über die liegende Gestalt, während im fernen Hintergrunde das Sonnenlicht auf der Marmortreppe des Hindutempels, in dem leicht bewegten Teichwasser glitzerte. . . . In Wasserfarben ausgeführt, war die Zeichnung, besonders in der Staffage, fast skizzenhaft hingeworfen — man sah, sie wurde aus der Hand gegeben, ohne ganz vollendet zu sein; aber in den Linien lag die geniale Sicherheit des Meisters. Der Kopf mit den schwermüthig dämmernden Augen in dem dämonisch schönen, schmalen Gesichte, die Art und Weise, wie sich die nackten, an den Knöcheln goldenberingten Füßchen in den Rasen drückten, so daß einzelne Halme darüber hinschwankten, die unnachahmlich graciöse Biegung der Taille und Hüften unter den weichen Falten des Bajaderenschleiers — das Alles war sorgfältig, mit größter Freiheit und doch kräftig ausgeführt und machte das Bild in der That zu einem Kunstwerke, was der Herr Hofmarschall eben noch so sehr angezweifelt hatte.

Er gewann übrigens ziemlich rasch seine Fassung wieder. „Ei, sieh da — selbst diese junge Frau mit der passiven, kalten Außenseite hat ihre ganz beträchtliche Dosis weiblicher Neugier, die sie daheim in den Familienarchiven und hier im indischen Garten ‚das Pikante' unseres Hauses aufstöbern läßt," sagte er beißend. „Sie haben sich ja meisterhaft in die vergangenen Zeiten zu versetzen gewußt — das läßt auf peinlich sorgfältige Studien schließen. Aus eben diesem Grunde aber werden Sie auch begreifen, daß dieses Bild die Mauern von Schönwerth nie verlassen darf. Daß wir Narren wären, und ein Stück Schande unseres Hauses — es sei leider gesagt — noch einmal an die große Glocke der Oeffentlichkeit schlagen ließen, und zwar durch eine Frau, die unter dem Vorwande töchterlicher Liebe und Aufopferung als Künstlerin in der Welt brilliren möchte! . . . Meine Liebe, das Bild bleibt in meinen Händen — ich werde der Frau Gräfin Trachenberg so viel Geld zur Badereise schicken, wie sie wünscht."

„Ich danke, Herr Hofmarschall — ich protestire im Namen meiner Mutter," rief Liane zum ersten Male mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Sie wird stolz genug sein, lieber zu Hause zu bleiben."

Der Hofmarschall stieß ein schallendes Gelächter aus. Er erhob sich mühsam, schloß einen der Raritätenkästen auf und nahm ein kleines, rosenfarbenes Billet heraus, das er entfaltete und ihr hinhielt. „Meine Gnädigste, lesen Sie diese Zeilen und überzeugen Sie sich, daß eine Frau, die einen ehemaligen Anbeter um viertausend Thaler Darlehen zur Tilgung heimlicher Spielschulden bittet, ganz sicher nicht so penible ist, seine wohlmeinende Freundeshand mit der Unterstützung zu einer heißgewünschten Badereise zurückzuweisen. . . . Sie hat damals die Viertausend mit glühender Dankbarkeit entgegengenommen, deren Zurückgabe dann leider — der Concurs verhindert hat."

Automatenhaft, mit versagenden Blicken, ergriff die junge Frau das compromittirende Papier und schwankte seitwärts nach dem Fenster. Sie konnte und wollte sie ja nicht lesen, die wohlbekannten unschönen Züge der mütterlichen Hand — schon die Aufschrift „mon cher ami" traf sie wie ein Messerstich — sie wollte nur für einen kurzen Moment den Augen der zwei Herren entrückt sein und trat in die Nische; aber erschrocken fuhr sie zurück. Der Fensterflügel war geöffnet, und da draußen auf der Freitreppe, mit dem Rücken nach dem Hause und die Hände auf das Steingeländer gestemmt, keine zwei Schritte von ihr entfernt, stand Mainau unbeweglich — von Allem, was im Salon vorgefallen war, konnte ihm kein Wort, auch nicht die leiseste Silbe, verloren gegangen sein. Hatte er wirklich den ganzen Wortwechsel mit angehört und sie mit ihrem heimtückischen Gegner allein ringen lassen, dann war er ein Elender. Sie war ja himmelweit entfernt, Liebe von ihm zu heischen, aber den ritterlichen Schutz durfte er ihr nicht versagen, den gewährte ja auch ein Bruder der Schwester.

„Eh — geben Sie mir das Papier zurück, kleine Frau!" rief der Hofmarschall herüber — er mochte fürchten, sie werde es in die Tasche stecken, weil sie unwillkürlich die Hand sinken ließ. „Für Sie, in Ihrer Oppositionslust, muß man einen Dämpfer in den Händen haben — Sie sind eine nicht zu unterschätzende Gegnerin — ich habe Sie heute kennen gelernt; es steckt Nerv und Race in Ihnen — Sie haben mehr Geist, als Sie zu verrathen wünschen. . . . Bitte, bitte, geben Sie mir mein allerliebstes, kleines, rosenfarbenes Briefchen!"

Sie reichte ihm den Brief hin; er ergriff ihn hastig, um ihn wieder im Kasten zu verschließen.

In dem Augenblick trat Mainau auf die Schwelle der Glasthür; diesmal nicht mit jener eleganten Lässigkeit, jenem oft verletzenden Gemisch von Langeweile und pflichtschuldiger Höflichkeit, mit welchem er stets im Versammlungszimmer der Familie einzutreten pflegte — er sah stark erhitzt aus, als habe er eben einen anstrengenden Ritt zurückgelegt.

Der Hofmarschall fuhr zusammen und sank in den Stuhl zurück, als der hohe Mann so unerwartet erschien, und wie eine dräuende Wetterwolke einen dunklen Schatten in das Zimmer warf — man hatte kein Geräusch von Schritten auf den Steinstufen gehört. „Mein Gott, Raoul, wie hast Du mich erschreckt!" stieß er heraus.

„Weshalb? Ist es etwas Absonderliches, wenn ich von drunten herauf komme, um die Herzogin hier zu empfangen, wie Du auch?" versetzte Mainau gleichgültig — er sah über den kranken Mann im Rollstuhl hinweg wie in athemloser Spannung nach der Stelle, wo seine junge Frau stand. . . . Sie hatte die Linke auf die Ecke des Schreibtisches gestützt; an den duftigen Kanten des Spitzenärmels sah man, daß diese Hand heftig bebte. Die boshafte Mittheilung des Hofmarschalls über ihre Mutter hatte sie zu tief getroffen, sie fühlte, daß diese Erschütterung lebenslang in ihr nachzittern werde — trotzdem erkämpfte sie sich eine aufrechte, ungebrochene äußere Haltung, und die grauen Augen unter den leicht zusammengezogenen Brauen begegneten dem Blick ihres Mannes fest und finster; sie machte sich auf neue Kämpfe gefaßt.

Vorläufig schritt er nach dem großen Tisch inmitten des Salons, nahm eine dort stehende Caraffe und goß etwas Wasser in ein Glas. „Du siehst fieberhaft aus, Juliane — ich bitte Dich, trinke!" sagte er, ihr das Glas hinreichend.

Sie wies es erstaunt, nicht ohne Entrüstung zurück — er bot ihr einen Schluck Wasser, um die Aufregung zu dämpfen, die er mit einigen strengen, energischen Worten, ihrem unversöhnlichen Feind gegenüber, hätte verhindern können.

„Lasse Dich durch diese Fieberrosen nicht erschrecken, bester Raoul!" beruhigte der Hofmarschall, während Mainau das Glas wegstellte. „Es ist das Fieber der Debütantin, das heißt der Debütantin in Schloß Schönwerth — draußen in der Kunstwelt, respective im Laden der Kunsthändler, ist die schöne Frau als Gräfin Trachenberg längst mit Glück aufgetreten — was sagst Du dazu, Du geschworener Feind aller weiblichen Raphaele, Blaustrümpfe und dergleichen? Da sieh 'mal her, was für ein Talent sich heimlicher Weise, um den Ehecontract herum, in Schönwerth eingeschmuggelt hat! Nur schade, daß die Verhältnisse mich zwingen, dieses Blatt zu confisciren."

Mainau hatte das Bild schon ergriffen und betrachtete es. Liane sah mit Herzklopfen, wie ihm das Blut in die gebräunten Schläfen stieg. Sie erwartete jeden Augenblick einen gegen „die Stümperei" gerichteten Spottpfeil hinnehmen zu müssen; aber ohne den Blick von dem Blatt in seiner Hand wegzuwenden, sagte er nur in kaltem Ton über die Schulter zu dem alten Herrn: „Du wirst nicht vergessen, daß das Recht zu confisciren oder zu erlauben in diesem Fall einzig mir zusteht. . . . Wie kommt das Bild hierher?"

„Ja, wie kommt es hierher?" wiederholte achselzuckend und sichtlich verlegen der Hofmarschall. „Durch die Ungeschicklichkeit unserer Leute, Raoul — das Kistchen, in welchem es verschickt werden sollte, wurde mir zerbrochen übergeben."

„Ei, das werde ich streng untersuchen. Solche grob ungeschickte Hände dürfen nicht straflos ausgehen," sagte Mainau. Er legte das Bild ohne ein Wort des Beifalles, oder auch nur des Tadels wieder hin. „Und was ist das?" fragte er und nahm das Paquet Fließpapier mit den getrockneten Pflanzen in die Hand; obenauf lag ein dünnes, beschriebenes Heftchen. „Lag das auch in dem verunglückten Kistchen?"

„Ja," sagte Liane an Stelle des Hofmarschalls, fest, fast rauh, wie im Trotze der Verzweiflung. „Es sind getrocknete, wildwachsende Pflanzen, wie Du siehst — einige Gattungen aus dem Orchideengeschlecht, die man in der Umgebung von Rudisdorf nur äußerst selten findet. . . . Magnus verkauft Herbarien

nach Rußland, und ich habe bei der Zusammenstellung ihm stets geholfen. . . . Habe ich auch mit dieser harmlosen Beschäftigung gegen die Etiquette, die Ansichten im Hause Mainau verstoßen, so bedaure ich den abermaligen Mißgriff.“ — Sie streckte Mainau, der das Heftchen mit den Augen überflog, bitterlächelnd ihre edelschönen Hände hin. — „Du wirst mir bezeugen müssen, daß keine Tintenflecken an den Fingern sind, und daß ich niemals die Sünde begangen habe, Dich auch nur mit einem Wort über dieses Bischen lückenhafte botanische Wissen zu langweilen. . . . Dank der Ungeschicklichkeit Deiner Leute, stehe ich da vor Deinen Augen wie entlarvt, und ich muß still halten.“ — Mit einer lieblich sanften Geberde legte sie die schlanken, biegsamen Hände an die Schläfen, als wolle sie die klopfenden Pulse beschwichtigen. „Es thut mir leid, daß ich wider Willen diese Scene veranlaßt und gegen Dein mir aufgestelltes Programm, dieses — lasse es mich nur einmal, nur dieses einzige Mal aussprechen! — dieses grausam ausgeklügelte Programm geistiger Tödtung — verstoßen habe. Meine Schuld war es nicht — es geschieht auch nicht wieder. . . . Nur Eines habe ich noch zu sagen, ich muß die Beschuldigung des Herrn Hofmarschalls, daß ich in der Kunstwelt mit meinen kleinen Leistungen aufgetreten sei, um zu brilliren, entschieden zurückweisen. . . . Als ich mein erstes Bild den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt wußte, da hat mich wochenlang das Fieber geschüttelt — nicht aus Angst um den Erfolg, nein, vor Beschämung über mein Wagniß; das Geld aber, das man dafür in meine Hand legte, hat mir bittere Thränen erpreßt, weil ich einen Theil meiner Seele, meines Empfindens verkauft hatte — und doch mußte es immer wieder geschehen.“

Der Hofprediger war während dieser peinlichen Scene, die fast den Charakter einer Inquisitionssitzung trug, im Hintergrund des Salons auf- und abgegangen. Seine Hände lagen ruhig gefaltet auf dem Rücken; aber die breite Brust wogte und hob sich schweratmend, als ringe er mit einem Erstickungsanfall. Ein einziger Blick hätte die beiden Herren überzeugen müssen, daß der Mann im langen schwarzen Rock, mit dem elfenbeinbleichen Fleck der Tonsur auf dem Haupte, heftig mit sich kämpfte, um nicht wie ein gereizter Tiger auf sie loszustürzen. . . . Bei den letzten Worten der jungen Frau trat er in die Glasthür und sah angestrengt, die Hand über die Augen haltend, seitwärts über den Park hinweg, wo die Linie der Chaussee, schmal und blendend, für eine kurze Strecke bloßgelegt erschien. „Ich habe recht gehört,“ rief er tiefaufathmend in das Zimmer zurück, „die Herzogin wird gleich hier sein.“

„Ah, sehr gut, wir waren auf dem besten Wege, sentimental zu werden!“ sagte der Hofmarschall. „Vorwärts denn!“ Er erhob sich; seine schmale, lange Gestalt mit nicht zu unterdrückendem Aechzen hoch aufreckend, trat er vor den Spiegel, zupfte an der weißen Halsbinde, goß eine Odeurfluth über das Taschentuch und besprengte Frack und Weste mit den köstlich duftenden Tropfen; dann nahm er den Hut in die Hand und ging halb steifbeinig, halb zusammenknickend hinaus. Die junge Frau aber legte ruhig die Papiere in das Kistchen und versuchte den Deckel darauf zu drücken.

„Nun, Hochwürden,“ sagte Mainau zu dem Geistlichen, der wie ein Fels an der Thür verharrte — er wartete offenbar darauf, daß Mainau vor ihm den Salon verlasse. „Vergessen Sie, daß die Frau Herzogin es Ihnen sehr übel vermerken wird, wenn der übliche Weihespruch aus Ihrem Munde sie beim Aussteigen nicht begrüßt?“

Beider Blicke begegneten sich — spöttisches Befremden in Mainau's Augen und glühender, unverhohlener Ingrimm in denen des Geistlichen trafen aufeinander — es sprühten Funken.

„Bitte, bitte, nach Ihnen, Herr Hofprediger!“ protestirte Mainau mit der Hand hinauswinkend, aber keineswegs in ritterlich achtungsvollem Zurücktreten vor der geistlichen Würde — sondern als höflich gebietender Schloßherr, wobei er ein sarkastisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. „Sorgen Sie sich nicht um mich — ich werde im rechten Moment unten stehen,“ versicherte er.

Der Hofprediger ging mit einer leichten Kopfneigung hinaus. Mainau verfolgte den Zipfel des schwarzen Rockes, wie er langsam zögernd von Stufe zu Stufe glitt — dann wandte er sich plötzlich um, und mit einem feurigen Aufblicke seiner dämonischen Augen trat er rasch auf die junge Frau zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Wozu das?“ fragte sie, unbeweglich wie eine Statue auf ihrem Platze verharrend. „Soll das ein Act großmüthiger Verzeihung sein? Ich appellire nicht an sie, denn ich habe nichts verbrochen. Ich bin mir bewußt, weder meine Pflichten als Leo's Mutter, noch die der Hausfrau und dame d'honneur in irgend einer Weise durch meine kleinen Studien beeinträchtigt zu haben. Die Pflanzen habe ich auf meinen Spaziergängen mit Leo gesammelt und bereits das ABC der Botanik für ihn darangeknüpft. Gemalt und geschrieben aber habe ich nur in den frühesten Morgenstunden, wo Niemand meiner bedurfte. . . . Ist es Dein Wunsch und Wille, daß ich auch diesen erholenden Beschäftigungen entsage, dann soll und muß es geschehen. Aber ich gebe Dir zu bedenken, daß, wenn der Mann das Recht für sich beansprucht, allen Unannehmlichkeiten, aller Langeweile des Familienhauses ohne Weiteres den Rücken zu kehren und jahrelang in der Fremde umherzuschweifen, der Frau dann wenigstens einige Erholungsstunden nicht versagt werden dürfen, in denen sie sich über die stündlichen Plackereien und Anfechtungen während seiner Abwesenheit erheben kann. . . . Wie bereits versichert, unterwerfe ich mich auch in diesem Punkte, jedoch nicht als Deine blind und gehorsam nachgebende Frau, sondern als Leo's Mutter. Ich habe die mütterlichen Pflichten übernommen und werde meine Aufgabe durchführen — wäre das nicht, dann ginge ich jetzt nicht der Herzogin entgegen, sondern, wie es der eben stattgefundene Auftritt und meine Sehnsucht fordern — in die Heimath zurück.“ . . .

Sie nahm ihre Schleppe auf, ergriff das Bouquet und wollte mit vornehm ruhiger Haltung an ihm vorüberschreiten; aber er vertrat ihr den Weg. Fast überkam es sie wie Furcht und Angst, als sie so nahe vor ihm stand — ein blühend kräftiges, von einem ungestümen Geist beseeltes Männerantlitz tief erbleichen zu sehen, hat stets etwas Erschreckendes für die Frauenseele.

„Noch einen Augenblick!“ sagte er die Hand aufhebend, beherrscht, aber mit tiefer Bitterkeit. „Du irrst, wenn Du meinst, ich habe Dich mit meiner Verzeihung behelligen wollen — in der Weise kann ich mich Dir vorhin unmöglich genähert haben. Ich bin nicht so verstandesüberlegen wie Du, um genau das zu analysiren und zu controliren, was in meinem Innern vorgeht — ich lasse mich hinreißen, es unbedenklich auszusprechen, wie es emporquillt, und so mag es vorhin weit eher das Verlangen gewesen sein, Dich um Verzeihung zu bitten, als der Wunsch, Dich zu demüthigen. Entweder Du hast kein Verständniß für den Gesichtsausdruck Anderer — was ich bei Deiner außerordentlichen künstlerischen Begabung nicht annehmen kann — oder die stolze, tief verletzte Gräfin Trachenberg hat nicht verstehen wollen. Ich glaube das Letztere und respectire Deinen Wunsch und Willen, der eine innere Ausgleichung zurückweist. . . . Trotzalledem müssen wir uns doch der Welt als friedliches Ehepaar präsentiren,“ fuhr er, wieder in seine leicht frivole Ausdrucksweise verfallend, fort, „und darum habe die Güte, Deine Fingerspitzen auf meinen Arm zu legen, wenn wir die Treppen hinabsteigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Saat in's Wasser.

Schütz' und stütz' die Natur, belausch' ihr verborgenes Walten,
Forsche nach Willen und Drang, zügle Verschwendung der Kraft!
Wahrlich, sie lohnet dich reich; die wohlgeleitete Freundin
Danket der schirmenden Hand mit hundertfältiger Frucht.

Dieses Motto enthält eine so alte Wahrheit und berührt eine so selbstverständliche Thatsache, daß Mancher sich über die Naivetät des Gesagten wundern wird, und doch hat der Mensch so oft und schwer gegen die Natur gesündigt. Der dürre, ermüdete Acker des Landwirths und dessen versumpfte Wiesen sind nur kleine Beispiele, denn es sind leider auch große Naturtragödien anzuführen, bei denen die menschliche Habsucht und Verblendung die tragische Schuld vertritt und die Rache der beleidigten Natur das ewig waltende Fatum. Die entwaldeten und deshalb ausgedörrten und entvölkerten Strecken Spaniens, Griechenlands

Die Fischzuchtanlagen in Einsiedel im Erzgebirge.

Nach der Natur aufgenommen

Digitized by Google

und des Karstgebirges sind uns und den kommenden Geschlechtern ungeheure Warnungszeichen. Trotzdem macht der Mensch sich noch immer, wenn auch nicht so schwerer, so doch bedenklicher Mißhandlungen an der Natur schuldig.

Eine ganze Thiergattung scheint einer unsinnigen Verfolgungswuth ausgesetzt zu sein, und nur wenige Maßnahmen deuten in den letzten Jahrzehnten auf eine Umkehr hin. Ich meine die stumme Gesellschaft des Wassers, die Fische.

„Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund!"

singt Goethe; aber das ist schon lange her! Zu einem Wohlbefinden läßt der Mensch die Fischlein nicht mehr kommen; selbst in den ungeheuren Jagdgebieten des Meeres hat er es fertig gebracht, einzelne Gattungen zu decimiren, und in den Binnengewässern, namentlich in den kleineren, führen die Fische kein ruhigeres Dasein als die Hasen in England, wo bekanntlich seit Jahrhunderten keiner mehr eines natürlichen Todes gestorben ist. Und Freund Lampe erfreut sich dort noch einer Schonzeit, wo er sich den süßen Sorgen um eine Nachkommenschaft hingeben kann; der unglückliche Fisch aber kennt eine solche Begünstigung nicht, ja, in den meisten Fällen trifft ihn der Tod in den erfolgreichsten und glücklichsten Stunden, in denen er sich der Zukunft seines Geschlechts gewidmet hatte. Die Gewässer namentlich unseres Erzgebirges sind ferner durch die niederträchtigsten Fangarten, wie die durch Kalk, Kockelskörner, Dynamit :c., mit denen wohl Hunderte von Fischen getödtet, aber nur wenige erbeutet werden, geradezu entvölkert worden; auch Mutter Industrie mit ihren malitiösen Abgängen in die Flüsse hat das Ihrige dazu beigetragen, obwohl sie ihren Unrath auf leichte Weise oft noch verwerthen oder wenigstens filtriren könnte; im Ganzen wollen wir ihr indeß keine großen Vorwürfe machen, denn ihr Gedeihen hebt einen guten Fischbestand mittlerer Flüsse, wie solche unser Erzgebirge durchströmen, reichlich auf; nur wo sie unnöthiges Unheil anrichtet, da sollte sie in Strafe genommen werden.

Dem aristokratischen Touristenfische, Ritter Salm, muß es bei uns längst zu bürgerlich industriös geworden sein; er besucht uns fast gar nicht mehr, und thut er es hier und da noch, so bezahlt er seine alte Anhänglichkeit fast regelmäßig mit dem Tode. Die vielen Fabrikwehre mit ihren mörderischen Fangvorrichtungen sind ihm zum Sterben unbequem geworden, und einer frisch-fromm-fröhlich-freien Springstange, die ihm eigentlich, nach Darwin'scher Theorie, wachsen müßte, erfreut er sich zur Stunde noch nicht. Fast ebenso selten sind die Forellen bei uns geworden, und im übrigen Deutschland sieht es nicht viel besser aus.

Der Schottländer Burns vergleicht in einem seiner herrlichen Volkslieder die Freude mit einer Forelle; wer aber die Freude auf Grund seines hungrigen Magens mit Forelle definiren wollte, der darf nicht zu uns in das einst so forellenberühmte Erzgebirge kommen, wo gegenwärtig das Pfund Forellen mit drei Mark bezahlt wird und dafür noch schwer zu haben ist. Kurz, es ist nicht nur Etwas, es ist Alles faul im Staate der Ichthyophagen. Aber, wie gewöhnlich, wenn die Noth am höchsten ist, so ist auch diesmal — eine Erfindung am nächsten, wenigstens die Ausbeutung einer solchen, ich meine die Ausbeutung der Jacobi'schen Erfindung, die künstliche Befruchtung der Fischeier. Andere Länder sind bereits darin vorangegangen und Sachsen reiht sich jetzt mit einem umfangreichen Unternehmen diesen Bestrebungen an.

Gelehrte und Volkswirthe hat das Versiechen der einst so reichen und gesunden Ernährungsquelle längst beängstigt, und in Büchern und Zeitschriften, auch in der Gartenlaube, haben sie warnend oder belehrend ihre Stimme erhoben. Wenigen ist jedoch Gelegenheit geboten gewesen, der schwerfälligen Menge mit augenscheinlichen Beispielen voranzugehen und ihr zu zeigen, welche Reichthümer sie sich erschließen könnte. Bloße Belehrungen sind nicht hinreichend; um so mehr darf des Verdienstes eines Mannes gedacht werden, der, ohne viel Aufhebens davon zu machen, unermüdlich arbeitete, um einen so wichtigen Zweig der modernen Cultur in Credit und Aufnahme zu bringen, eines Mannes, der, von Mißerfolgen nicht entmuthigt, dem Volke zeigen wollte, daß auch eine Saat in's Wasser sich lohnt, ja bei Weitem ertragfähiger werden kann als eine solche in das Erdreich. Es ist dies der königlich sächsische Forstwirth Richard Bruhm, der Gründer der Gesellschaft für Edelfischzucht zu Chemnitz, welcher bereits seit 1869, und zwar zuerst in Dittersdorf, sich mit der Anlage von Fischzuchtanstalten beschäftigte und später durch Ankauf zweier Bauergüter zu Einsiedel für zwanzigtausend Thaler die Anstalt in's Leben rief, unterstützt durch das schöne silberreine Quellwasser, welches jenes Grundstück in reicher Fülle darbietet.

Große Reisen in die verschiedenen Anstalten Oesterreichs, Deutschlands und Frankreichs ergänzten die praktischen Erfahrungen Bruhm's. Der Bau der Einsiedler Anstalt begann vor etwa drei Jahren mit zahlreichen Arbeitskräften, so daß die Herstellung der ganzen Arbeit bis auf einige erweiternde Teichbauten bis zur gegenwärtigen Brutsaison ermöglicht werden konnte.

Es ist eine für das Gedeihen der Anstalt zwar gleichgültige, aber recht angenehme Thatsache, daß dieselbe eine anmuthige, wahrhaft poetische Stätte gefunden hat. Die beiden erkauften Güter, welche eine Grundfläche von zwanzig Hectaren umfassen, liegen in einem kleinen Seitenthale des Zwönitzflusses, wie es lieblicher nicht gedacht werden kann; das Gute dabei ist, daß diese romantische bergige Beschaffenheit die Ausnutzung des Terrains außerordentlich erleichterte und verbilligte; fichtengrüne Höhenzüge schließen die Stätte fast ringsum ein. Vierzehn tiefe, meergrüne Teiche reihen sich an einander; eine Menge von krystallhellen Quellen liegen wie ebenso viele klare Augen verstreut auf den Fluren, und ihre silbernen Thränen plätschern, zu einem kleinen Bach vereinigt, von Teich zu Teich und dem Zwönitzthale zu. Neben den Teichen erstrecken sich schlangenartig verschlungen etwa achthundert Meter lange Gräben, zur Aufnahme der jungen Fischbrut angelegt. In den Teichen selbst zanken sich drei- bis viertausend angekaufte Zuchtforellen um das Futter. Diese selbst bilden den Stamm des zukünftigen Bestandes und repräsentiren ein schwimmendes, eierlegendes Capital von über fünfzehntausend Mark.

Ein Hauptfactor des Gedeihens und ein nicht genug zu schätzender Vorzug dieser Anstalt vor anderen ihrer Art ist der, daß kein Wasser verwendet zu werden braucht, welches nicht auf eigenen Grundstücken entsprungen wäre. Mutter Industrie wäscht sich jetzt fast an jedem Wässerlein ihre schwieligen unreinen Hände, und die Anstalt müßte in beständiger Angst um ihre Zöglinge leben, wenn es Jener einmal einfallen sollte, dem Lämmlein das Wasser zu trüben und es hinterher auch noch aufzufressen. Ferner ist der bedeutende Fall des Terrains ein großer Vortheil; er ermöglicht die eigene Aufzucht eines guten Theils der ausgebrüteten Fische und reducirt die Kosten der Teichanlagen auf die Hälfte. Man konnte sich an den meisten Stellen mit einem bloßen Querdamm begnügen. Die deutsche Verwaltung der großen Fischbrutanstalt zu Hüningen im Elsaß hat dagegen mit Bedauern erkannt, daß die Franzosen in der Wahl des Platzes sich unbegreiflicher Weise vergriffen haben; sie sieht sich der ebenen Lage wegen außer Stande, Lachse und Forellen in großen Menge selbst aufzuziehen. Ein weiterer Vortheil der Einsiedler Anlage ist der, daß zur Verbrütung der Eier ganz nach Belieben Quellwasser oder auch das im Winter kältere Bachwasser verwendet werden kann; hierdurch ermöglicht sich eine ganz genaue Regulirung der bei diesem Geschäfte so wichtigen Temperatur. Der für die Entwickelung der Eier günstigste Wärmegrad kann also bei ganz extremen Witterungszuständen festgehalten werden, da die Quellen bekanntlich nur wenig differiren. Eine Wasserleitung von Steingutröhren führt das zum Brüten bestimmte Quellwasser in ein dreißig Meter langes und zwanzig Meter breites Bruthaus, in welchem achtundzwanzig große, von Cement gegossene Bruttröge stehen, von denen ein jeder sechszigtausend Eier aufzunehmen im Stande ist. Das Wasser vertheilt sich im ganzen Gebäude durch eine Rohrleitung, so daß jeder einzelne Trog seinen selbstständigen Zu- und Abfluß hat. Das Haus für die Beamten der Anstalt ist ein stattliches Gebäude mit schönen geräumigen Wohnungen, und es wäre sehr zu wünschen, daß jede andere Industrie für ihre Mitglieder ebenso gut sorgte. Unter dem Wohngebäude befinden sich in einer Art Halbstock die Verpackungsräume, von welchen aus die jungen erst halblebendigen Wesen, die in der Anstalt nicht selbst aufgezüchtet werden können, ihre Reise in die weite Welt wohlverpackt antreten sollen.

Die Anstalt macht in allen ihren Theilen den Eindruck der frischesten Gesundheit; Kinderkrankheiten werden auch ihr freilich nicht ganz erspart bleiben, ist doch die Wissenschaft der Fischzucht noch sehr jung; aber Vertrauen erweckend ist es, daß die unternehmenden Leiter der Anstalt selbst von dem besten Vertrauen beseelt sind.

Die Direction gedenkt die Lebensdauer einer Anstaltsforelle auf fünf bis sechs Jahre auszudehnen, will also der Anzucht eine Mast folgen lassen. Die künstliche Befruchtung der etwa erbsengroßen Eier, welche sich der Laie, durch das Wort „künstlich" verführt, gewöhnlich sehr complicirt vorstellt, ist eine einfache Vermengung des Rogens mit der Milch und kommt dadurch zu Stande, daß man durch einen leisen Druck auf die Bauchfläche der laichfähigen Fische diese veranlaßt, die Milch oder die Eier von sich zu geben. In den feineren Vorgang bei der Verbindung beider Substanzen läßt uns die Natur absolut nicht blicken, und er wird uns ein Geheimniß sein und bleiben. Die Befruchtung gelingt, wenn ein sachkundiges Auge die gehörige Reife des Rogens vorher richtig erkannte, fast auf alle Fälle. Die Eier nehmen sofort eine glänzende blaßrothe Farbe an und man vertheilt sie dann in zartester Weise, vermittelst der Fahnen von Gänsefedern, gleichmäßig in die Bruttröge und überläßt das Geschäft der Ausbrütung dem Wasser und der Zeit. Das Wärmebedürfniß ist hierbei ein ganz geringes; die Forelle sucht auch in der Natur als sogenannter Winterlaichfisch die frischesten Gewässer hierzu auf. Der Mensch hat in der eigentlichen Brutzeit nichts zu thun, als für einen regelmäßigen Zufluß von sauerstoffreichem Wasser zu sorgen und außerdem die Feinde fernzuhalten. Unter diesen zählt merkwürdiger Weise unser Aller Freund, das Licht, zu den gefährlichsten.

In der Natur bedeckt die weibliche Forelle diejenigen Eier, welche der hinterdreinschwimmende Herr Gemahl nicht gleich auffrißt, durch Wedeln der Schwanzflossen mit Sand; wahrscheinlich lebt auch schon in ihrem Instinct das dumpfe Bewußtsein von der Lichtschen ihrer zukünftigen Sprossen. Diese an und für sich so häßliche vaticanische Eigenschaft begründet sich ganz wie bei den Römlingen auf Furcht vor neuem jungem Leben, und so sehr wir wünschen müssen, daß das junge Licht und Leben des Geistes dem vergreisten Institut zu Rom bald vollends heimleuchten möge, ebenso sehr müssen wir hoffen, daß unser Einsiedler Institut dem jungen Leben dauernd trotzen möge, nämlich dem vegetabilischen, welches das frische animalische bedroht. Das Licht bringt nämlich die massenhaften Samensporen im Wasser zur Entwickelung, und die verschiedenartigsten Algen und Pilze ersticken, zerfressen und zersetzen das junge animalische Leben. Ein weiterer sehr gefährlicher Feind ist unreines Wasser. Der abgesetzte Schlamm befördert die Entwickelung jener gefährlichen Feinde und die Samensporen sind in ihm in viel größeren Mengen vorhanden, so daß selbst die dichteste Finsterniß, welche man durch einfache Holzdecken in den Brutkästen herstellt, nicht im Stande ist, das Uebel ganz aufzuheben. Glücklicher Weise liegen die Quellen der Anstalt sehr tief im Schiefergebirge, so daß sich das Wasser selbst nach langem Regen nicht trübt.

Nach ungefähr ein bis zwei Monaten nach der Befruchtung werden die Augen des jungen Wesens als zwei unverhältnißmäßig große schwarze Punkte sichtbar und das Leben hat begonnen; bei leisem Druck dreht das Thierchen sich in seiner gummiartigen zähen Hülle im Kreise herum. Jetzt sind die Eier am wenigsten empfindlich, und die Zeit ist gekommen, in welcher sich die Anstalt der Ueberzahl ihrer Zöglinge entledigen muß. In Holzkästen, etwa auf zwei- bis dreitausend Stück berechnet, wird das halblebendige Volk in feuchtes Moos sorgfältig verpackt und den Bestellern per Post oder Bahn zugesandt. Auf diese Weise hat man selbst von England aus embryonirte Lachseier mit Erfolg nach Australien spedirt.

Die zurückbleibenden, die eigentlichen Zöglinge der Anstalt, kriechen je nach der Temperatur des Wassers in zwei bis drei Monaten aus ihren immer dünner gewordenen Hüllen, ähnlich wie der Keim aus einer enthülsten Erbse, und es kommt ein Geschöpf zum Vorschein, welches der Nichteingeweihte eher für einen vorweltlichen Lurch, als für eine Forelle halten wird. Ein dünnes, durchsichtiges, fadenartiges Gallert mit einem großen Kopf, der eigentlich nur aus zwei Augen besteht, schwankt unbehülflich auf einem gelblichen Dottersack und müht sich mit dieser Last vergeblich vorwärts. In dieser Dotterblase hat ihm die Natur für die erste Zeit seines Lebens einen Freßkorb mitgegeben, dessen Vorrath circa vier bis fünf Wochen ausreicht. In dieser Zeit ist das junge Wesen so unbehülflich, daß jedenfalls in der Natur Abermillionen derselben zu Grunde gehen.

Nicht einmal gegen die Welle kann es sich halten und seinen zahllosen Feinden (seine liebevollen Eltern inbegriffen) ist es hülflos preisgegeben; ein einziger Elritze, dieser bubenböse Sperling des Wassers, kann in kurzer Zeit ganze Massen dieser gesuchten Nahrung vertilgen. Selbst der aufgewirbelte Sand wird ihnen schon gefährlich — ein Körnchen, das sich in die Kiemen legt, führt sehr oft den Erstickungstod herbei. Man sieht, wie erfolgreich hier die Menschenhand die Natur unterstützen und schützen kann.

Nach abermals vier Wochen hat sich die Nabel-Ernährung unmerklich in eine Freßwerkzeug-Ernährung verwandelt. Die Durchsichtigkeit, welche anfänglich dem bloßen Auge schon allerhand Beobachtungen des inneren Baues, des Herzschlages ꝛc. zuließ, hat sich verloren, und das Thierchen ist reif, nunmehr selbstständig seine Laufbahn zu beginnen Jetzt drängen sie sich tausendweise an die künstlich hergestellten Rüsche und zeigen ihren Pflegern damit, daß sie Hunger haben und daß sie fähig geworden sind, ihr Futter selbst zu suchen. Die Quellen werden nun aus dem Bruthause in die bereits genannten Gräben geleitet und das schwärzliche, fröhlich wimmelnde Volk folgt ihnen nach. Die feine und so verschiedenartige Nahrung, wie sie das Wasser enthält und wie sie das junge Fischchen bedarf, kann ihm nur die Natur bieten. Der Mensch hat jetzt ein Vierteljahr lang nur auf Schutz gegen Krähen, Wasserratten und ähnliches Gethier bedacht zu sein; später gewöhnt man sie allmählich an das Mastfutter. Maden, Kerbthierchen, feingehacktes Pferdefleisch wird ihnen wechselsweise gereicht, bis sie sich schließlich mit bloßem Pferdefleische begnügen müssen. Es bilden sich bald sogenannte „Fresser" heraus, welche ihre Cameraden oft an Umfang um Leibeslänge überholen. Diese gefährlichen Burschen müssen entfernt und allein gehalten werden, denn hier schont die Schwester leider den Bruder nicht. Ein einziges solches Exemplar kann nach und nach, à la Hecht, ganze Teichbevölkerungen auffressen.

Je größer nun das Völkchen wird, je weniger dicht darf es gehalten werden; was die Anstalt in den Teichen nicht unterbringt, verkauft sie als Satzforellen weiter. Die fernere Pflege ist ohne Interesse. Man hält die Jahrgänge sorgsam auseinander und füttert sie mit Pferdefleisch; zu bemerken ist nur, daß auch die Forelle in gewisser Hinsicht sich civilisiren läßt. Sie sucht bald, wie ein Hausthier, regelmäßig die Futterbänke auf und denkt nicht mehr an das gegenseitige Auffressen. Nach drei Jahren stellen die nunmehr unter die Reihe der erwachsenen Forellen aufgenommenen Fische ihre erste Lieferung an Eiern für die Anstalt. Die Männchen werden jetzt meistens ausgeschieden und verkauft, denn zur Zucht bedarf man etwa auf vierzig Weibchen ein Männchen. Man nimmt ihnen, wie es bereits mit den Eltern geschah, die Sorge für Nachkommen, vielleicht in unliebsamer, aber gewiß sehr „zuvorkommender" Weise ab, und der Rundlauf beginnt von Neuem.

In fünf bis sechs Jahren ist die „Saat im Wasser" zur wohlschmeckenden, gesunden Frucht herangereift und harrt blau oder in Butter ihrer endlichen Bestimmung entgegen.

Das ist, dem reichen Stoffe gegenüber in kurzen Worten, das Schicksal einer Anstaltsforelle. Möchten aber auch diejenigen Zöglinge der Anstalt, welche hier nicht aufgezogen werden können, immer eine Stätte finden, daß der Absatz leicht von Statten gehe und daß die in's Leben gerufenen Thierchen nicht frühzeitig wieder zu Grunde gehen. Und darum rufe ich den Besitzern von Seen, Teichen, Flüssen, Bächen und Quellen zu:

Saat in's Wasser! Verwandelt Eure todten Moore in lebendige! Hier ist die Anstalt, aus der Ihr jetzt embryonirte Eier und im Frühjahre junge Satzforellen beziehen könnt. Manche Quelle, die sich jetzt miasmenträge durch das Moor dahinwindet, kann Euch zu einer silbernen werden. Ihr namentlich im Erzgebirge, die Ihr es so in der Nähe habt und dazu die schönen forellenfrischen Gewässer, eßt Euch und Euren Nachkommen nicht mit den ewigen Kartoffeln die Scrophulose an den Hals, schafft Euch eine gesündere Nahrung an, schüttet

den letzten Teich nicht zu oder legt ihn trocken, um saures Futter darauf zu erbauen. Bebaut die flüssige Ackerkrume rationell! Sie ist nicht weniger dankbar, als das Feld! darum: Saat in's Wasser! Vielleicht erleben wir noch, daß die traditionellen Forellenwirthshäuser des Erzgebirges wieder in die alten Rechte ihres Ruhmes eintreten, die sie mit ihren bejammernswerthen Miniaturausgaben gegenwärtig ganz verloren haben.

Den Männern aber, welche die Natur so wacker unterstützen, ein treues erzgebirgisches Glückauf! Möge sie Euch danken mit hundertfältiger Frucht!

Gampe.

Vom Ewigen Juden.

An einem winterlichen Sonntage des Jahres 1542 bemerkten die andächtigen Besucher einer der Hauptkirchen Hamburgs während der Predigt einen Mann von auffallendem Aeußern, welcher der Kanzel gerade gegenüber stand. Trotz der strengen Winterkälte war er barfuß und trug an Kleidern nur ein Paar durchlöcherte Hosen, einen bis zu den Knieen herabreichenden mit einem Strick um die Hüften gegürteten Rock und darüber einen grauen fadenscheinigen Mantel, der bis zu den Füßen hinabreichte. Das ergraute Haar des unbedeckten Hauptes wallte in langen Strähnen auf die Schulter herab. Seine hohe mächtige Gestalt ragte weit über die Umstehenden empor. Er lauschte mit solcher Andacht den Worten des Predigers, daß seine Gestalt unbeweglich schien. Nur wenn der Name Christi von der Kanzel erscholl, verneigte er sich, kreuzte die Arme über der Brust und seufzte tief auf.

Die Erscheinung erregte Aufsehen, und man forschte ihr weiter nach. Da erfuhr man, daß der geheimnißvolle Fremde schon einige Zeit sich in Hamburg aufhalte, in Jerusalem geboren, seines Handwerks ein Schuster sei und sich nenne Ahasver. Er sei, so hieß es, ein persönlicher Zeuge der Kreuzigung Christi gewesen und seitdem am Leben geblieben. Zur Bestätigung dieser seltsamen Mähr erzählte er die Umstände, unter denen das Leiden und die Kreuzschlagung Christi vor sich gegangen, weit genauer, als die Evangelien und heiligen Geschichten. Ebenso genau kannte er die Ereignisse, welche in den nächsten Jahrhunderten nach Christi Tode im Morgenlande sich zugetragen hatten, wußte die Lebensschicksale, das Lehren und Leiden der Apostel. Er führte ein stilles und eingezogenes Leben, war in sich gekehrt und schweigsam, sprach nur, wenn man fragend in ihn drang, und nie sah man ihn lachen. Dabei redete er die Sprache fast aller Länder. Um ihn zu sehen und zu hören, kamen viele Neugierige oft aus weiter Ferne nach Hamburg. Manche luden ihn auch wohl zu sich ein. Dann bekundete er stets eine große Mäßigkeit im Essen und Trinken. Kleine Geldgeschenke nahm er gern an, vertheilte sie aber sofort unter die Armen, indem er angab, selbst nichts zu bedürfen.

Einigen, darunter namentlich dem späteren Bischof von Schleswig, Doctor der heiligen Schrift, Paulus von Fitzen, der damals noch in Wittenberg studirte, sich aber besuchsweise bei seinen Eltern in Hamburg aufhielt, gelang es, weiter in das Geheimniß einzudringen, das den Fremden umgab. Diesem erzählte er: Er habe zur Zeit des Auftretens Christi das Schuhmacherhandwerk in Jerusalem betrieben, gleichzeitig aber viel Verkehr gehabt mit den Schriftgelehrten und Pharisäern. Mit ihnen und den Hohenpriestern habe er Jesus, den er für einen Volksverführer gehalten, verfolgt, an seiner Gefangennahme mitgewirkt und das „kreuzige" über ihn mitgerufen. Als derselbe nun auf dem Gange zum Tode an seinem Hause vorübergekommen, habe er sein Hausgesinde zusammengerufen, damit sie sich Alle an dem Anblick des Verurtheilten laben möchten. Sein kleines Kind habe er selbst auf den Arm genommen, um ihm den Vorüberwandelnden zu zeigen. Da sei dieser unter der Last seines Kreuzes zusammengebrochen und habe sich an die Pfosten seiner, Ahasver's, Hausthür gelehnt, um ein wenig auszuruhen. Er, Ahasver, sei aber scheltend zu ihm herangetreten und habe ihn gehen heißen. Da habe Jesus sich erhoben, ihn angesehen und also geredet: „Ich will stehen und ruhen, Du aber sollst gehen und wandern immerdar." Und von Stund an habe es ihn im eigenen Hause nicht mehr gelitten, er habe sein Kind hingesetzt, sei dem Zuge nachgefolgt gen Golgatha, habe die Kreuzigung mit angesehen und nicht vermocht, in die Stadt Jerusalem zurückzukehren. Ohne Weib und Kind wieder zu begrüßen, sei er ruhelos gewandert von Land zu Land. Als er nach hundert Jahren wieder nach Palästina gekommen, sei Jerusalem ein Trümmerhaufen gewesen. Inbrünstig sehne er sich nach Ruhe und Erlösung.

Dies Alles erzählt uns das Volksbuch vom Ewigen Juden, das als solches in erster Ausgabe, „gedruckt in diesem Jahre" (1662) zu Leyden und gleichzeitig zu Bautzen erschien. Es gründet sich auf einen Bericht eines der Schüler jenes Paulus von Fitzen, des Westphalen Chrysostomus Dädalus, der diesen nach einer mündlichen Erzählung seines theologischen Lehrers bereits im Jahre 1564 hatte zum Druck gelangen lassen.

Doch war Das nicht die erste schriftliche Erwähnung des wunderbaren Wanderers. Schon im dreizehnten Jahrhunderte hatte ein englischer Chronist, der Mönch Paris (Matthäus Parisiensis) in seiner historia major berichtet, daß ein armenischer Bischof die Nachricht nach England gebracht habe, in Armenien lebe ein Mann, der Jesus noch gesehen hätte. Er sei unter dem Namen Cartaphilus Pförtner des Palastes von Pontius Pilatus gewesen, habe Jesus, als er durch das Thor des Palastes gegangen, mit der Faust in den Nacken geschlagen und spottend zu ihm gesagt:

„Geh' hin, Jesus, immer geh' schnell! Was zögerst Du?"

Darauf habe Jesus geantwortet: „Ich gehe, und Du sollst warten, bis ich wiederkomme."

Alle hundert Jahre befalle diesen Armenier eine unheilbare Schwäche, er liege eine Zeitlang in Ohnmacht, lebe dann aber wieder auf und komme wieder in das Alter, in welchem der Herr zur Passionszeit gestanden habe. Später sei er Christ geworden und habe in der Taufe den Namen Joseph erhalten. Er harre der Wiederkunft Jesu und damit seiner Erlösung.

Das Stillleben in dieser seiner Heimath Armenien mochte ihm später wohl nicht behagt haben; er bricht also auf und beginnt im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts als Ahasver seine Wanderung durch Europa, durch die Welt. Denn nach seinem Auftauchen in Hamburg — einige Jahre vorher auch in Böhmen — kommt er rasch nacheinander zum Vorschein in Madrid, Wien, Lübeck, Krakau, Moskau, Paris, Naumburg, Stade, Brüssel, Leipzig und München. In den Niederlanden führte er den Namen Isaak Laquedem; in Spanien bemerkte man ihn mit einer schwarzen Binde auf der Stirn, mit welcher er ein flammendes Kreuz bedeckt, das sein Gehirn ebenso rasch, als es wächst, wieder verzehrt.

So war denn die geheimnißvolle Figur des Ewigen Juden, welche den Beinamen Ahasver sich erwarb, auf einmal in der Welt. War die Sage früher da, als die sie tragende Person? Trug man sie erst auf diese über oder ist die Sage erst von der auftretenden Person erfunden worden, sei es aus egoistischem Interesse, sei es aus geistigem Wahne? Wer weiß es? Das Geheimniß aller Schöpfung liegt auch zumeist auf der Entstehung der Sagen. Aus der Bibel stammt unsere Sage nicht. Im neuen Testamente kommt nicht einmal der Name Ahasver's, geschweige seine Geschichte, vor, im alten wenigstens die letztere nicht. Der Versuch, die Stelle im Capitel 21 des Evangeliums Johannis mit ihr in Beziehung zu bringen, nach welcher Jesus in Bezug auf seinen Lieblingsjünger geäußert haben soll: „Dieser Jünger stirbt nicht, er wird bleiben, bis ich komme," ist so gezwungen, daß er jedenfalls erst später gemacht worden ist, nachdem die Sage bereits entstanden war.

Es besteht vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß die Figur und ihr angedichtetes Schicksal eine ursprünglich geistliche Erfindung war, in der Absicht geschaffen, gegenüber dem hier und da auftauchenden Unglauben an die einstige wirkliche Existenz Jesu ein lebendiges Zeugniß zu gewinnen. Auch gehört der Fluch, der Ahasver's Unglauben folgt, gewissermaßen in das Capitel der Erbsünde. Jedenfalls aber hat sich die Sage bald aus dem geistlichen Gewande herausgeschält. Sie drang ein in das Bewußt-

Digitized by Google

sein des Volkes, ganz besonders des deutschen Volkes. Sie wurde, um mit Julius Mosen zu reden, zu einem deutschen Nationalmythus neben der Faustsage, wie einst beim Volke der Hellenen die ihr nah verwandte Prometheussage.

Wenn auch die leibliche Person Ahasver's selbst nicht mehr zur Erscheinung kam, obwohl Mosen sich erinnert, daß sie zu seiner Jugendzeit noch durch sein voigtländisches Heimathsdorf gegangen sein soll, so entwickelte sich um so mehr die Sagenperson des Ewigen Juden. Der Gedanke des irdischen Fortlebens in Folge einer unseligen That oder gottverhöhnenden Wandels, dem wir hier begegnen, war der germanischen Anschauung durchaus nicht fremd. Er fand sich in vielen anderen Sagen niedergelegt, so in der „Frau Holle", dem „Wilden Jäger", „Fliegenden Holländer", „Ritter Tannhäuser", und bei so manchen in Burgen und Klöstern nächtig umgehenden Geistern. Lebte doch fast die ganze altgermanische und heidnische Götterwelt, soweit sie sich nicht in ein christliches Gewand einzuschließen vermocht hatte, heimlich in Bergen, in den Lüften und Wässern. Zu ihnen gesellten sich dann allerhand volksthümliche Helden, Fürsten und Könige, nicht fluch-, sondern segenbeladen, von Theodorich und Karl dem Großen an bis hinauf zu den erhabenen Staufenkaisern Friedrich dem Ersten und Zweiten, obwohl die neuere Forschung in ihrer sagenhaften Erscheinung auch in ihnen nur Nachfolger des alten germanischen Hauptgottes Odin erblickt, den das Volksgemüth nicht sterben lassen konnte.

Zuletzt war ja dieser ewige Wanderer nichts weiter als das unstät und flüchtig auf der Welt umherirrende Volk der Juden mit seiner unverwüstlichen Lebenskraft. Wie sehr man das Schicksal dieses Volkes mit der Person unserer Sage in's Gleiche stellte, ergiebt unter Anderm der Umstand, daß man an die Erscheinung der letztern Unheil und Verderben knüpft, gleichwie man auch jenem Schuld gab, daß es Pest und Seuchen bringe.

So lebte die Sage lange im Volke ihr heimliches Dasein, bis Poesie und Reflexion sich ihrer bemächtigten, und wie diese aus dem Schwarzkünstler Johannes Faust den Träger des Menschengeistes in seinem Streben und Ringen nach Wahrheit und Vollendung zu schaffen verstand, so machte sie auch den armen wandernden Schuster zum Repräsentanten tiefsinniger Probleme.

Auf dieser geistigen Wanderung Ahasver zu folgen, zu sehen, wie er sich da wandelte und fortentwickelte, ist von großem Interesse.

Die Reihe dieser Ahasver-Dichter und -Denker beginnt mit Christian Schubart und endet mit Robert Hamerling. Novelle, Roman, Ballade und Epos haben sich seiner bemächtigt; ja selbst über die Bühne ist er gewandelt, der ewige Wanderer, und fand dort in der dämonisch angelegten Natur Ludwig Devrient's einen vortrefflichen Interpreten.

Der Schubart'sche Ahasver füllt die gräßliche Oede seines Lebens damit aus, daß er Todtenschädel in wahnsinniger Freude von sich wirft, daß sie hüpfen und splittern, darunter die Schädel seiner Eltern, seines Weibes, seiner Kinder. Die Vernichtung tritt in allen Gestalten zu ihm heran; er empfindet alle ihre Qualen bis zum letzten Moment, zum — Tode, der jedoch nie eintritt. Im Gegensatze zu ihm ist der Ahasver von Alois Schreiber ein empfindungsloser Schatten, dem die Ruhelosigkeit seines Dahinstürmens jeden Genuß, jede Theilnahme an den Leiden und Freuden der Erde versagt. Bei Lenau wird er zur Folie tiefsinnigen Weltschmerzes, der in der Erde nur eine Lüge des Paradieses, immer nur den „alten Tand von Blüthentreiben und Zerstören im öden Spiele" sich wiederholen sieht. Auch Wilhelm Müller gewinnt in dem ruhelosen Wanderer ein Bild der Verödung, der Qual des übersättigten und nur noch im Tode Ruhe suchenden und Ruhe findenden Lebens. Aehnlich läßt Gustav Horn seinen Ahasver nur leben, um die Unzulänglichkeit des bloßen Lebens quälend zu empfinden, um zu erkennen, daß das Leben nichts ist als ein immerwährendes Sterben, daß der Tod kein Unglück, sondern eine Wohlthat der Menschheit ist. In dieser Erkenntniß erfüllt sich bei ihm der Fluch, da er, der Lebemann, der nichts mehr haßte als den Tod, sich der Hoffnung hingegeben hatte, Christus, der Auferwecker des Lazarus, werde den Tod abschaffen, und im Grolle über diese Enttäuschung den zum Tode Schreitenden verhöhnt hatte. Klingemann, der sein Drama Ahasver nach Horn's Novelle bildete, findet in der Sage die Idee der Läuterung der Menschheit zur unumgänglichen Freiheit durch das Leid: „Sie, die Sage, wäre dann das höchste religiöse und zugleich poetisch-tragische Mysterium, sowie Christus selbst als der echte Vermittler des Irdischen zum Ueberirdischen erscheint und den ewigen Wanderer auf sein kommendes Reich verweist."

Lebhaft gefesselt von dem Träger unserer Sage wurde auch Goethe. Er faßte wiederholt den Gedanken, ihn zum Helden eines Epos zu formen, in welchem „die hervorragendsten Punkte der Religions- und Kirchengeschichte zur Darstellung kämen". In „Wahrheit und Dichtung" giebt er seine Auffassung des Verhältnisses des jüdischen Schusters zu Jesus. Das Epos selbst, obwohl er wiederholt darauf zurückkommt, kam jedoch nicht zu Stande. In den wenigen „Fetzen" — wir gebrauchen hier sein eigenes Wort — seines Fragments „Der Ewige Jude" hebt sich nur der tiefsinnige Gedanke der Wiederentsendung Christi zur Erde über das niedrige Niveau der Burleske. Auch bei Schiller mag zu der geheimnißvollen Figur des Armeniers im „Geisterseher" der armenische Ahasver, Cartaphilus, Modell gesessen haben.

Und wie vielerlei sind die Wanderziele, die dem abgehetzten Meister von der Ahle angedichtet worden sind! Während in der alten Sage, auch bei Schubart und Goethe, die Wiederkunft Christi auf Erden seiner Wallfahrt ein Ziel setzt, soll er nach Ludwig Köhler wandern, bis die Freiheit in die Welt kommt, bei Zedlitz, bis „die weiße Friedenstaube der Arche Noäh wiederkehrt, bis von Land und Meer der Freude Jauchzen tönt, die Wuth gebunden und der Haß versöhnt, in neuer Liebe sich die Völker küssen", was ungefähr mit dem goldenen Zeitalter Elihu Burritt's zusammentreffen wird. Weit schlimmer ergeht es ihm bei Oelckers, der ihn nicht eher rasten läßt, bis das Ende der Zeit überhaupt gekommen ist, und der dabei die Qual seines Daseins noch dadurch verschärft, daß er ihn das Schicksal aller seiner Nachkommen voraussehen läßt. Nach Julius Mosen's Auffassung würde der Zeitpunkt seiner Erlösung dann einzutreten haben, wenn die Menschheit sich mit dem Christenthum völlig versöhnt haben wird, denn er erblickt in Ahasver, den er zum Gegenstande eines längeren, viel Geist sprühenden Gedichts gemacht hat, die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam den in einem Einzelwesen verleiblichten Geist der Weltgeschichte, der erst im unbewußten Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christenthums sich entgegenstellt. In ähnlicher Weise ist es bei Sue, der aus dem weiland Schuster sogar eine Species von Socialdemokraten gemacht hat, der Zeitpunkt, in welchem der christliche Liebesgedanke seine allgemeine Verbreitung gefunden und die Aufhebung aller Classenunterschiede herbeigeführt haben wird. Andersen, der in ihm einen zur Erde gestiegenen Engel, Ahas, den Engel des Zweifels, erkannt hat, läßt ihn nicht eher zur Ruhe kommen, d. h. zum Himmel wieder zurückkehren, als bis die Entwickelung der Menschheit derart gewachsen und fortgeschritten ist, daß das zweifelnde, verworfene Geschlecht der Kinder Eva's in Kraft und Wahrheit dem Himmel zugeführt ist. Es ist darnach also die Himmlischwerdung der Menschheit das Ziel der Erdenwallfahrt Ahasver's. S. Heller, der die umfangreichste dichterische Wiedergeburt der Sage geliefert hat, sieht den Höhepunkt der menschlichen Entwickelung schon da erreicht, wo der Cultus des freien Menschenthums als höchste und letzte Religion in der Menschheit oder doch zunächst in ihren höchsten geistigen Vertretern herrscht. Diesem Culminationspunkte schritt die Menschheit schon seit Erfindung der Buchdruckerkunst, der Entdeckung der neuen Welt rüstig entgegen; er ist aber nach Heller bereits eingetreten in der Person Goethe's, des echten Menschen. Sonach läßt Heller seinen geplagten Wanderer bereits die ersehnte Ruhe finden, die ihm fast alle Anderen versagen.

Um seine Wanderung daher einigermaßen zu versüßen, hat der galante Sue ihm eine ewige Jüdin in der Person jener Herodias beigesellt, die einst das Haupt Johannes des Täufers um einen Tanz begehrte und um dieser glaubenslosen Unthat willen der gleichen Fluch der Ruhelosigkeit verfiel.

In anderer Weise bringt Levin Schücking in einer prachtvollen Episode seines Romans „Der Bauernfürst" den Ewigen Juden in Verbindung mit dem fliegenden Holländer und dem wilden Jäger — drei Geächtete, von denen der Eine der Erde, der

Andere dem Wasser, der Dritte der Luft angehört, im feindlichen Gegensatze zu einem alle Drei beherrschenden Vierten, dem Satan, dem Herrn des Feuers. Auch Heller läßt am Ausgang seines Gedichts Ahasver einen Bund schließen mit Faust und Don Juan. In ihnen incarnirt sich „die Menschheit in ihrer Zauberblüthe“, denn sie vertreten dieselbe in den drei Richtungen des Glaubens (Ahasver), des Denkens (Faust) und der Kunst (Don Juan), richtiger wohl der Sinnlichkeit, des Lebensgenusses.

Hamerling, der neueste aller dieser Ahasver-Poeten, stellt ihn in Gegensatz zu Nero, dem eigentlichen Helden seines Poems „Ahasver in Rom“. Hier in Nero unermessener Lebensdrang, dort bei Ahasver unermessene Todessehnsucht. Beide erfüllen trotz dieser Gegensätze insoweit eine Mission, als sie gemeinsam arbeiten an der Entwickelung der Menschheit, denn diese bedarf, um rascher fortzuschreiten, namentlich in Zeitaltern, wo Ueberlebtes und todtreif Altes mit neuen Lebensformen ringt, solcher Titanen der Zerstörung wie Nero. Der in ihm vertretenen negativen Macht der Zerstörung tritt in Ahasver dann das Unzerstörbare positiv entgegen und bereitet in der hervorgerufenen Erkenntniß seiner Ohnmacht seinen Sturz vor. Dies Unzerstörbare, das zu vernichten keine Kraft stark genug ist, das „wie ein Phönix aus ewigen Verwandelungen sich erhebt, das aus erloschenen Daseins Ueberresten die Funken neuer Lebensblüthe lockt“, ist, wie Hamerling meint, die ewige Menschheit. Das Spiegelbild, der Vertreter derselben ist danach Ahasver. Seine Todessehnsucht ist nur die Ruhesehnsucht der ewig ringenden, nie zum Frieden kommenden Menschheit. Es ist also nicht mehr der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Die Consequenz dieser Auffassung führte den Dichter dahin, Ahasver auch so alt sein zu lassen, wie die Menschheit. Deshalb identificirte er ihn mit dem ersten Menschen, mit Kain, der den Tod in die Welt gebracht.

So hat im Laufe seiner poetischen Wanderung und Wandlung der Schuster von Jerusalem sein Pharisäerthum, Judenthum und Christenthum abgeworfen und sich endlich zum ewigen Menschen gewandelt. Bewundernswerth ist hierbei namentlich die stetige Steigerung, die sich in diesem Processe ausspricht. Rechnet man hinzu, wie außerdem in allen Denen, welche sich dichtend und denkend in die Sage versenkten, dieselbe nach den verschiedenartigsten Seiten hin — rollen doch Andersen und Heller die ganze Weltgeschichte vor unseren Blicken auf — befruchtende Gedanken angeregt hat, Gedanken, welche in ihrer Zusammenfassung ein eigenes philosophisches System, eine Art Ahasver-Philosophie darstellen, die sich in dem Schlußsatze gipfelt, daß Tod und Leben eigentlich Eins sind — so wissen wir nicht, ob wir nun noch die Sage oder nicht vielmehr die schöpferische Beweglichkeit des menschlichen Geistes bewundern sollen, der aus dem unscheinbaren Samenkorne ein so reiches Leben zu locken verstanden hat und uns gleichzeitig dafür bürgt, daß die geistige Wanderung Ahasver's noch nicht beendet ist. Immer noch wird die alte wunderliche Figur die Folie abgeben für neue Gedanken und Axiome, immer von Neuem werden wir ihm in dem Wunderlande der Poesie begegnen, dem müden Waller mit seinem harten, furchenreichen Gesichte, seinen tiefglühenden Augen mit den darüber herabhängenden buschigen Brauen, den weißen strähnigen Haaren, im schleppenden zerfetzten Gewande, wie er dahin geht durch die Welt, ohne Ruhe, ohne Rast weiter — und weiter.

Fr. Helbig.

Anmerkung. Ausführlicher ist derselbe Gegenstand von dem Verfasser in einer Abhandlung in Heft 196 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff (Verlag der Lüderitz'schen Buchhandlung) behandelt, auf welche wir Freunde des Stoffes hinweisen. D. Red.

Die Jagden des Kaisers.

Mit Illustrationen von H. Lüders.

Was der Wald von Fontainebleau für Paris, das ist „der Grunewald“ für Berlin. Wie jener das alte Jagdrevier der Bourbons, so ist dieser gleichsam der privilegirte Hofforst für die Hohenzollern, mögen diese auch keine so hervortretenden Jagdpassionen haben wie die Nachkommen des Bearners. Wie von Paris im Sommer Alles, was ein paar Franken in der Tasche, einen leidlichen Sommeranzug auf dem Leibe und ein verstaubtes und nach Grün und reiner Luft sehnsüchtiges Herz besitzt, nach dem Forêt von Fontainebleau auswandert, so ist für das Berliner Publicum der Grunewald das Lustrevier, wo es seine Sommerfeste feiert. Am Morgen geht es mit gefüllten Kobern und unter Singen und Klingen, wobei die in unseren Tagen so vernachlässigte Guitarre wieder zu Ehren kommt, hinaus in „den Grunewald“. In anderthalb bis zwei Stunden ist der grüne Hag erreicht. Zwar nicht die üppige Vegetation wie im Walde von Fontainebleau schützt die Wandernden vor den brennenden Sonnenstrahlen, es ist lediglich Kiefernbestand, und das Marschiren in dem tiefen Sande ist oft sehr beschwerlich, aber es sind doch recht respectable Bäume, die da ihre grünen Nadeläste niederbeugen, und die saftgrünen, behaglichen und schattigen Plätzchen, welche sie den Ankömmlingen bereitet haben, sind deutscher Boden. Durch die grauen Stämme hindurch blinkt das dunkelblaue Wasser eines Sees; ein Kranz von Kiefern und Fichten schlingt sich um denselben, und in dem klaren Spiegel des Wassers zeigen sich die Fronten und Giebel eines ansehnlichen Hauses aus der Renaissancezeit, dem man die Bezeichnung eines Schlosses beigelegt hat, einfach in den Ornamenten, hin und wieder sogar verwittert, sonst ist es ernst und still im grünen Tann — nur manchmal fliegt aus dem dichten Schilfe ein Wasservogel auf —, bis der Berliner kommt mit seiner Amusirlust. Dann geht das Singen und Jauchzen durch den ganzen sonnenlichten Tag — und am andern Morgen kann der Wald aus fetten Papieren, zerstreuten Wursthäuten und geknickten Kümmelflaschen von dem Sommervergnügen der Berliner erzählen.

Das geht so bis Ende September. Dann werden die Morgen und Abende kühl, das Laub gelb und der Grunewald bereitet sich zur Winterruhe vor. Zuvor aber ladet er noch zu einem letzten Feste ein. Das findet am 3. November, am Namenstage des heiligen Hubertus, des Herzogssohnes von Guyenne, statt, der ein so gewaltiger Nimrod war, daß der Schöpfer und Erhalter der Thiere im Walde das Abschießen seiner prächtigen Geschöpfe nicht mehr so ruhig ansehen konnte und ihm als Mahner einen Hirsch mit einem goldenen Kreuze zwischen dem Geweihe sandte, worauf der Genannte von seinen blutdürstigen Neigungen sich bekehrte, ein frommer Bischof und sogar selig gesprochen wurde, was indeß seine ganze jagdlustige Nachkommenschaft nicht hinderte, ihn als ihren Patron zu betrachten und dem edeln Waidwerke je nach den Bedingungen und Wandelungen der Zeit noch ferner nachzugehen.

Am dritten November wird's im Grunewalde noch einmal lebendig. Zu Tausenden strömt das Publicum herbei, aus Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Spandau. Für alle diese Städte ist der Wald gleich günstig gelegen. Sie kommen zu Fuße und zu Wagen; sie kommen im Arbeitskittel mit dem Pfeifenstummel im Munde und der platten „Kümmelpulle“ in der Seitentasche; sie kommen in prächtigen Kaleschen, mit duftenden Havannas, mit feinen Damen und gefüllten Speisekörben, und stellen sich am Wege beim Ausgange aus dem Schloßhofe auf. In den weiten Hof fahren nur die Equipagen des Kaisers und der Prinzessinnen ein. Die Prinzen sind zu Pferde. Für sie wie für die übrigen an der Jagd Theilnehmenden ist ebenfalls der Schloßhof der Sammelplatz.

Die Parforcereiter ergänzen sich zumeist aus den Officieren der Garde, und die jugendlichen schönen Gestalten nehmen sich in den kleidsamen Jagdcostümen gar schmuck aus. Roth war von Alters her die brandenburgische Jagdfarbe, wie aus den im Schlosse aufgehängten Schildereien berühmter Hetzjagden zu ersehen ist. Nur ist aus den goldbetreßten Röcken, in denen die Herren vom Hofe des großen Kurfürsten erschienen, ein eleganter Frack geworden und weiße oder graue hirschlederne Beinkleider, Stulpenstiefel, eine weiße Weste und Cravatte und ein schwarzer Cylinderhut vervollständigen die Toilette eines Parforcereiters. Nur Einer von den im Hofe beim Frühstück Versammelten macht davon eine Ausnahme. Er trägt einen schwarzen Sammetrock und Brust und Rücken mit einem grellfarbigen Plaid umwickelt. Er ist der Aelteste unter Allen und

zwischen ihm und dieser Blüthe der adligen Jugend Preußens ist keine vermittelnde Altersstufe. Aber wie könnte er, gleichsam der Reorganisator der preußischen Cavallerie, auf deren Ausbildung diese Reiterübungen von nicht unwesentlichem Einflusse sind — wie könnte „Papa Wrangel" bei einer Hubertusjagd zu Hause bleiben! Ebenso fehlt fast bei keiner der wöchentlichen Parforcejagden, welche dieser letzten am 3. November vorausgehen, der Protector derselben, Prinz Karl, der älteste Bruder Kaiser Wilhelm's. Obwohl schon Anfangs der Siebenziger, reitet er drauf und drein, mit den Jüngsten und Kühnsten um die Wette. Schmetternde Fanfaren haben seine Ankunft verkündigt.

Sie kommen! Wer? die Reiter? Nein, vorerst die Herren Hunde. Es ist die königliche Meute, die im Parke des Prinzen Karl, in dem reizenden Glienike bei Potsdam unterhalten wird. Es ist zum größten Theile englische Race und unser heutiges Bildchen stellt den Moment dar, wie sie, die Jagd witternd, in Erwartung des Momentes sind, wo die Fährte „verbrochen" wird. Der Oberpiqueur Salomon im rothen Jagdrocke, mit dem blanken Hüfthorn um die Schultern und mit dem zarten, aber deutlichen Mahner in der Hand, führt sie. Schnaubend und scharrend bezeigen die Rüden, etwa sechszig an der Zahl, ihre Ungeduld; nur der Respect vor der Hetzpeitsche ihres Führers ist im Stande, sie beisammen zu halten. Von der vortrefflichen Disciplin, in der sie erzogen werden, zeugt der Umstand, daß sie in einem so damwildreichen Revier, wie dem des Grunewalds, dieselbe Fährte festhalten. Sie zählen mit ihrem scharfen Instincte gleichsam die Minuten, bis sie losgelassen werden. Unterdeß ist das zur Jagd bestimmte Wildschwein aus der „Bucht" losgelassen worden. Fünfzehn Minuten sind seitdem verstrichen — noch fünf Minuten — nun ist der Augenblick da. Der Leithund wird auf die Fährte gelassen — die übrigen Hunde nehmen dieselbe auf — der Oberpiqueur bläst die Jagd an. Voran die Meute, mit Wuthgeheul die Fährte des gehetzten Wildes suchend, ihnen nach der Führer und nach diesem der Leiter der Jagd mit sämmtlichen Jagdreitern und dem Vornehmsten voraus — so geht die verwegene Jagd, durch Dick und Dünn, über Dämme und Gräben.

Unser zweites Bild zeigt uns einen Parforcereiter, wie er auf seinem etwas langgestreckten Gaule eben über ein Terrainhinderniß hinwegsetzt. Zum Sprunge ausholend, macht das Pferd mit schnaubenden Nüstern vielleicht eine letzte Kraftanstrengung. Es hat vor den übrigen einen Vorsprung um einige Pferdelängen; vor ihm her tobt die Meute — das Wild ist in Sicht, und da ist es von den Rüden auch schon „gedeckt", d. h. erreicht und festgehalten. In gleichem Augenblicke steht auch schon der Gaul; mit einem Sprunge ist der Reiter auf der Erde und legt die Hand an den linken Hinterlauf des Wildschweins. Er hat „ausgehoben" — er ist Sieger und überläßt es von den Nachkommenden dem vornehmsten Jagdherrn, dasselbe „abzufangen", d. h. mit dem Hirschfänger zu tödten. Der Forst hallt von dem lauten fröhlichen Jagdruf wieder — das Hallali wird geblasen und aus der Hand desjenigen Herrn, der ausgehoben hat, erhält jeder der beim Hallali anwesenden Reiter einen „Bruch"; d. h. einen grünen Zweig. Das ist so alter Jagdgebrauch.

Die königliche Jagd beschränkt sich indeß nicht bloß auf die Umgebung von Berlin und Potsdam. Da giebt es im weiten Lande noch viele Jagdreviere mit vorzüglichem Hochwildstande. So ein uralt märkisches ist die „Werbelliner Forst". Ein wildreicheres Revier giebt es wohl so leicht nicht. Seit einem halben Jahrtausend, und jedenfalls noch viel weiter zurück, ist es zur Brunstzeit ein Sammelplatz von Tausenden von Hirschen, die von weit und breit, selbst aus dem fernen Polen, hierher kommen. Da wird es dann um das stille Jagdhaus Hubertusstock lebendig. Die Zweige krachen ringsum unter den Läufen der Hirsche, und grausig tönt ihr Geschrei über den ruhigen Werbelliner See. Der alte Wärter, der vor dem Jagdhause dann Abends vor der Thür steht, kann merkwürdige Beiträge zu dem Thierleben im Walde liefern, wie die sinnlichen Triebe der Creatur sich rückhaltslos in dem Thiere offenbaren, wie dasselbe nicht minder als das Menschenherz von Leidenschaft und Eifersucht bewegt wird, so daß oft zuletzt ein erbitterter Kampf die Entscheidung herbeiführt, wer die Braut heimführen wird. Wie viele solche Geweihduelle zwischen Capitalhirschen hat der Alte von Hubertusstock gesehen! Ebenso kann er viel von der Gefahr erzählen, welcher die Jäger in der Brunstzeit der Hirsche ausgesetzt sind. Sonst scheu und flüchtig vor dem Menschen, nehmen sie ihn in dieser Periode geradezu an. Hubertusstock hat von allen königlichen Jagdschlössern die meiste Poesie. Hierher führte Kaiser Wilhelm seinen Gast, Victor Emanuel, den waidgerechten Fürsten aus Italien, damit dieser sehen sollte, was eine Jagd in märkischer Haide ist, und daß der Waidmann des Nordlandes für die Romantik der südlichen Landschaft durch den Reichthum des Jagdbaren vollauf entschädigt werden kann.

Weiter muß man von königlichen Jagdrevieren noch Königswusterhausen nennen, den Lieblingsaufenthalt des Vaters Friedrich's des Großen, und ferner die Göhrde im Hannoverschen. Auf diesen Revieren veranstaltet das Hofjagdamt alljährlich große Treibjagden, zu denen Einladungen an die Prinzen des Hauses, an die Minister, Generale und Hofchargen ergehen. Der Minister des königlichen Hauses, Freiherr von Schleinitz, macht in Abwesenheit des Kaisers dabei die Honneurs. Nicht regelmäßig

Oberpiqueur und Meute.

nimmt der Kaiser an diesen Jagden Theil. In diesem Jahre nöthigte der körperliche Zustand den Monarchen, auf die ihm angenehme Bewegung in frischer Luft zu verzichten, wogegen früher nicht die Unbilden des Spätherbstes höchstens nur die Geschäfte, vermögend waren, bei dem Kaiser ein Veto gegen die Uebungen des Waidwerkes einzulegen. Kaiser Wilhelm ist keine Jägernatur, wie z. B. sein Neffe, der Prinz Friedrich Karl; aber er ist ein Jagdfreund, wenn auch immer nur in den Grenzen seiner maßvollen Natur. Dazu kommt, daß die Jagd traditionell zu den Vergnügungen des Hofes gehört; außerdem bekam die Bewegung in frischer Luft ihm gut; darum wurden, wenn die ersten Herbstnebel fielen, in früheren Jahren vom Garderobier der graue dicke Jagdrock und der gleichfarbige runde Filzhut, die langen grauen Beinkleider und dicken rindsledernen Stiefel hervorgeholt und die Jagdtoilette in Stand gesetzt, welches Costüm der graue Militärmantel vervollständigte, und so fuhr der König von Preußen und Kaiser von Deutschland zur Jagd entweder nach den beiden zuletzt genannten Revieren, oder auch wohl zu einem der großen Gutsbesitzer des Landes, wie zu Herrn von Jagow auf Aulosen, der eine große Fasanerie hält, und jährlich fast regelmäßig nach Blankenburg zu dem Herzoge von Braunschweig, in dasselbe Harzrevier, wo schon die salischen Kaiser dem Hirsche, wenn auch noch nicht mit dem Lefaucheux, nachgegangen sind.

Im Grunewald.

Alle die Fahrten haben gleichsam einen privaten Charakter; als königlicher Jagdherr dagegen tritt der Kaiser in Letzlingen auf. Das genannte Revier, die Haide genannt und in der Altmark, im Regierungsbezirk Magdeburg, gelegen, ist eins der größten der preußischen Monarchie; es hat vier Oberförstereien, den prächtigsten Wildstand und ein vollkommen eingerichtetes Schloß, welches eine zahlreiche Jagdgesellschaft beherbergen kann. Hält der Kaiser die übrigen Jagden mit kleinem Gefolge ab, so entbietet er hierher die vornehmsten Würdenträger des Hofes und Staates, fremde Fürsten und Gesandten. Ein Extrazug führt die ganze Jagdgesellschaft bis Gardelegen an der Lehrter Bahn; von da sind noch einige Stunden Weges per Wagen zurückzulegen. Die Letzlinger Jagden finden Ende Novembers statt und dauern gewöhnlich drei Tage.

Das „Geschelde“ wird vertheilt.

Eine spätere Illustration läßt uns einen Einblick in die Vorbereitungen thun, welche zu dieser Jagd gemacht sind. Das Wild ist „eingestellt“, das heißt auf den Umkreis der Jagd zusammengetrieben. Den Be-

Das Auflanden des erlegten Wildes.

Digitized by Google

reich derselben bezeichnen die Lappen aus Leinewand; sie hängen an Stricken, die von Stamm zu Stamm gezogen sind. Der schwarze Adler deutet an, daß sie zum Hofjagdzeug gehören. Ein Leichtes wäre es für die Sprungkraft eines Rothhirsches, über die Leine hinwegzusetzen. Um jedoch dem Ausbrechen derselben zu begegnen, ist ein Mann hingestellt — ein Treiber — ein Holzfäller aus der Umgegend — seine Aufgabe ist es, die Lappen zu bewegen und das Thier dadurch zu schrecken. Das Nachts unterhält er auch wohl die Feuer, die rings um die Einstellung angezündet werden. Sie haben denselben Zweck, wie die Leinwandstücke, welche in der Dunkelheit ihre beabsichtigte Wirkung auf das eingestellte Wild verlieren.

Solche Jagden erfordern ein großes Personal; meilenweit werden Forstleute und Treiber dazu in Bewegung gesetzt. Die Linie der Schützen, die in eigens dazu hergerichteten Schirmen sich aufstellen, ist viele hundert Schritte lang. Nachdem nun Alles so vorbereitet, erwarten Fürst Pleß als Oberjägermeister an der Spitze des höheren Jagdpersonals und die übrige geladene Gesellschaft des Morgens am Rendezvousplatze die Ankunft des Kaisers. — Ihnen hat sich ein zahlreiches Publicum aus der Umgegend zugesellt. Aller Augen gehen in die Richtung des Schlosses. Da — zwei Pferde — auf dem Handgaule ein königlicher Bereiter — ein offener Halbwagen — der Kaiser! Ein lautes Hurrah schallt weithin in den Wald. Leicht schwingt sich der Monarch aus dem Wagen und begrüßt die Gesellschaft.

Das Abschlagen der Geweihe auf der Wildstrecke.

Lappenwächter.

Dann geht es zum Frühstück. In großen Körben haben die königlichen Lakaien Wein und kalte Küche herbeigeschafft. Auf einer Maschine brodelt der Punsch. Zum regelrechten Serviren ist hier der Platz nicht. Jeder der Herren langt zu, wo und wie es seinem Gaumen und Appetite entsprechend ist. Es ist ein echtes Jägerfrühstück, bei dem die heiterste Stimmung herrscht. Der Himmel ist etwas bedeckt, der Boden weich; der Wind und die Witterung sind günstig. „Es wird eine gute Jagd werden," sagt einer der alten Oberförster zum Oberjägermeister, und bald beginnt das Treiben.

Fünf oder sechs Stunden später. Der Abend ist hereingebrochen. Es ist still geworden im Walde, nachdem es den ganzen Tag über mit einer kurzen Unterbrechung auf der Schützenlinie tüchtig geknallt hatte. Jetzt gehen die Töne eines Jägerhorns durch den Forst und den Abend, langgezogen, melancholisch, abschiedstraurig. Eine

Rückkehr von der Jagd.

Digitized by Google

kurze Pause, dann ein anderer Ruf, aber in derselben Tonfärbung. Es ist gleichsam die Begräbnißmusik für das erlegte Wild, das da in langen Reihen auf der Wildstrecke liegt. Der Jäger von Profession wird sagen: die Wildstrecke wird abgeblasen. Da liegen sie, die Capitalrothhirsche, das Damwild, die Sauen, die das Geschoß des Jägers erreicht hatte. Vor wenig Minuten noch stürzten sie geängstigt von dem lebhaften Feuer der Schützen in wilder Todesverzweiflung an den Gehegen entlang, aber der Kugeln und der Jäger waren zu viele. Nun sind ihre Leichname in einer gewissen Rangordnung nach der Vornehmheit des Wildes gestreckt. Für jede einzelne Gattung gilt ein besonderer Ruf des Jagdhorns, und nachdem dieser verstummt ist, hört man im Walde nur noch Töne, ähnlich denen, welche durch das Fällen von Kleinholz hervorgebracht werden. Der Mann, welcher auf dem Bilde vor einem feisten Hirsche kniet, ist in der That ein Holzfäller, vielleicht derselbe, der die Lappen bewegt hat. Er hält das Tempo seines Handwerkes fest, auch wenn er den Schädel mit dem Geweih abschlägt.

Ein anderes Bild! Ein Vorgang fast zu gleicher Zeit. Zur Erhaltung des Wildes ist es nöthig, daß es noch vor dem Verladen „aufgebrochen", das heißt der Eingeweide entledigt wird. Vom Beginne der Jagd an lauern arme Bauerfrauen der Umgegend mit ihren Tragkörben, meistens die Frauen der Treiber, um das „Gescheide" in Empfang zu nehmen. Namentlich ist ihnen das der Wildschweine erwünscht, indem sie die Gedärme derselben zum Wurstmachen verwerthen.

Nehmen wir an, daß die vor dem Korbe Knieende die Frau des Schädelabschlägers ist. Eine Zierde ihres Geschlechtes ist sie freilich nicht zu nennen, aber mit welchen Anzeichen der Freude und Dankbarkeit nimmt sie die Gabe des Försters in Empfang! Der Forstmann übt eine besondere Höflichkeit gegen das zarte und schöne Geschlecht, indem er das Geschenk selbst in den Tragkorb legt. Aber wenn die Frau achtzehn Jahre wäre, und wenn er selbst sein Herz mit in den Korb legte, etwas würde er nimmermehr mit hineingeben — die Leber des Wildes. Die gebührt ihm nach uraltem Wald- und Jagdgebrauche, und die Jäger sind die conservativsten Leute, die von solchem Herkommen nicht ablassen. Das nächste Bild läßt es unentschieden, ob die geladenen Theilnehmer der Jagd das Geweih des Wildes, das sie erlegt haben, vom königlichen Jagdherrn, vielmehr dessen Bevollmächtigten, zum Geschenk erhalten haben, wie das so die Sitte verlangt. Möglich, daß der junge Forstbeamte, der die Aufsammlung des Wildes controlirt, die auf dem Wagen liegenden Geweihe nach dem Schlosse bringen läßt, möglich auch, daß die Hirsche nicht für die Jagdbeute bereits harrender Wildhändler, sondern für die Küche des Kaisers bestimmt sind. Eines ist gewiß, daß an dem Abende der Jagd der unter Fackelschein in Begleitung seines Oberjägermeisters nach dem Schlosse zurückfahrende Jagdherr Eines mit dem geringsten Holzfäller des Waldes gemeinsam hat — einen tüchtigen Jägerappetit, für dessen Befriedigung jedenfalls der königliche Mundkoch wohl gesorgt haben wird.

Den Abend bringt die Jagdgesellschaft beim Gläserklange an fröhlicher Tafel zu. Hier schmettert die Tafelmusik der altmärkischen Ulanen. Die Fenster des sonst so ruhigen einsamen Schlosses leuchten weit in den Wald hinein. In den Wirthshäusern des Dorfes sitzt derweilen das nicht geladene Jagdpublicum, beim Biere die Ereignisse und Ergebnisse des Tages zu besprechen. Im reinsten Jägerlatein werden die seltsamsten Jagdgeschichten erzählt, die nie gedruckt werden und doch immer wieder zum Vorschein kommen. Dem Jägersmanne, der ohne Gesellschaft monatelang schweigend seine Pflicht thun muß, geht bei solcher Gelegenheit das Herz auf; sind doch diese paar Tage die einzige Zeit im Jahre, wo er alte Freunde und Gefährten von weit und breit wiedersieht, um sich dann wieder auf ein Jahr in seiner grünen Einsamkeit zu verlieren, bis zu dem Tage, wo der Kaiser wieder in Letzlingen erscheinen wird. Das ist für die Jäger und die ganze dortige Gegend eine Festzeit.

Winter im Allgäuer Hochgebirge.

(Schluß.)

Die Natur im Schneekleide. — Aufbruch zu einer Winterfahrt in die Berge. — Ausrüstung in Einödsbach. — Zwischen Schnee und Eis. — In der Wirthsstube zu Lechleiten. — Kraxen-Michel. — Winternöthen. — Die rauchenden Hochlandsschönen. — Mensch und Thier im Kampf mit dem Schnee. — Am Bodensee.

Nicht blos das Leben der Bergbewohner im Winter bietet manche originelle Eigenthümlichkeiten dar, auch die Hochgebirgsnatur zeigt in ihrem Schneekleide interessante Seiten. Eine Wanderung in die Berge und in die stillen Hochthäler mitten im tiefsten Winter gewährt unstreitig hohen Genuß, der allerdings in der Regel mit nicht geringer Anstrengung erkauft werden muß. Da es dem freundlichen Leser keine besondere Mühe verursachen wird, im gemüthlich durchwärmten Zimmer zu sitzen und dabei im Geiste eine solche Winterfahrt mitzumachen, so dürfen wir es wagen, denselben hierzu einzuladen. Allerdings wird von allen Seiten von einer solchen Schneetour abgerathen. Haushoher Schnee, unübersteigliche Schneewehen, „Gehwinden" wie der Allgäuer sagt, sollen die Wanderung und besonders den Aufstieg zum Schrofenpaß, der auf dem Wege der projectirten Route liegt, gefährlich machen. Doch der Himmel ist so blau und rein, und die Berge glänzen in so wunderbarer Pracht, daß der Lust, in den stillen Hochgebirgswinkel einzudringen, nicht widerstanden werden kann. Pfeilschnell fliegt der Schlitten auf festgefrorner Bahn von Oberstdorf zum Dörfchen Birgsau, jenem reizend gelegenen, im Sommer von Touristen zahlreich besuchten Orte, bei welchem der Blick auf die im südöstlichen Winkel des Rappenalpenthales majestätisch emporragenden Zacken der Mädelegabel sich öffnet. Neben ihr blickt der hohe Felskoloß des Wilden Mannes auf das steile Thal hernieder. Seine Felsstirne ziert ein schimmerndes Diadem von blendendem Schnee, und unwillig scheint er sein finsteres Haupt über das frevle Beginnen der kleinen Erdenmenschen zu schütteln, welche es auch im Winter nicht unterlassen können, in das Bergheiligthum einzudringen. Von Birgsau beginnt die Fußwanderung nach Einödsbach, um daselbst den als tüchtigen Bergführer und Kletterer bekannten „Moosrainer-Sepp" zum Mitgehn zu bewegen; denn ohne Führer im Winter die Tour über den Schrofenpaß zu unternehmen, möchte wohl Keinem anzurathen sein.

Auf dem schmalen Pfade knirscht der festgefrorne Schnee unter den Füßen. Die scharfe Winterluft beschleunigt die Schritte; bald zeigen sich die wenigen Häuser des Weilers Einödsbach, des südlichst gelegenen Wohnorts im gesammten deutschen Reiche. Die blauen Rauchsäulen, welche senkrecht in die klare Luft emporsteigen, bezeichnen die Stellen, wo die an die äußersten von erhabenen Felsgipfeln gebildeten Marken des großen Vaterlandes vorgeschobenen Herdstätten liegen. Moosrainer-Sepp leistete der Aufforderung Folge, trotz der in Oberstdorf und Birgsau wiederholten Prophezeiung: „Es gaht koi Mensch üb'rn Schrofen". Die nöthigen Reise-Vorbereitungen waren bald getroffen und besonders wurde nicht vergessen, ein paar tüchtige Schneereife, ein unentbehrlicher Ausrüstungsgegenstand für Hochgebirgswanderungen im Winter, mitzunehmen. Die „Wobsbilder", wie Sepp die weiblichen Bewohner seines Hauses nannte, sorgten auch noch für eine „Buttl echten Enzioners", jener Branntweinsorte, mit der man nach Behauptung des Berglers alle Uebel, Seuchen und Pestilenzen beschwören kann. Hinter Einödsbach endete bald jegliche Pfadspur, und die Schneemassen mehrten sich in dem Maße, als man in dem engen Rappenalpenthale aufwärtsstieg. Das im Sommer von Heerdengeläute und den Jodlern der Sennen belebte Thal ist nunmehr höchst einsam und still. Die ernsten weißen Berggestalten scheinen noch feierlicher und mächtiger auf das unbewohnte Thal niederzublicken. Da, wo sonst kleine Wasserfälle rauschten, hängen starre Eismassen und groteske Eiszapfen, und die dunklen Tannen beugen ihre Aeste unter schweren Schneelasten zur Erde.

Die Darstellung der Schwierigkeiten der Wanderung über den stellenweise erweichten Schnee, aus dem kaum mehr die Firste

der Heustädel ragen, und des Aufstieges zu dem fünftausendzweihundertsechsundzwanzig Fuß hohen Schrofenpasse werden die Leser um so weniger vermissen, als heut zu Tage kühne Gipfelstürmer ohnehin mit zahlreichen Schilderungen von Berg- und Gletscherfahrten die Menschheit beglücken; doch kann das Geständniß nicht unterdrückt werden, daß, wenn nicht Sepp mit seiner Bärenkraft über zahlreiche wilde Schneewehen und höchst fatale Stellen hinweggeholfen hätte, die Schlußhälfte dieses Aufsatzes buchstäblich im Schnee stecken geblieben wäre. Nach vielen Mühen rückten endlich die gewaltigen Wände des Biberkopfes näher, nach und nach verschwanden auch die höchst gelegenen Zeugen alpiner Baumvegetation, und nur hier und da ragten noch einzelne Wettertannen aus dem Schnee hervor. Diese gewähren einen eigenthümlichen Anblick durch die hohen Schneewälle, welche sich am Stamme anlehnen und diesen so wie die unteren Aeste gleichsam vor den rauhen Winterstürmen schützen. Die aus dem Schnee hervorragende obere Hälfte ist bis an die äußersten Spitzen der Tannennadeln mit schimmernden Schneekrystallen behangen, die im Sonnenscheine die prachtvollsten Lichteffecte und Farbenspiele zeigen. Wem fällt beim Anblicke einer solchen silberweißen, halb im Schnee vergrabenen, wetterfesten Tanne nicht der Vers Heine's ein:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Der Anblick der Berge im Winter von solchen Höhen ist ein unvergleichlicher. Mit ungemein klaren Contouren ragen die majestätischen Felsgipfel in die Luft und werfen tiefblaue Schatten in die verschneiten Schluchten und Thäler. Ringsum glitzern und funkeln auf dem Schnee Millionen von Sternen, die bei jedem Schritte mit wechselndem Lichtgefunkel aufleuchten. Ueber den Rand der Felshänge, die im Herbste vom Rosenschein der untergehenden Sonne erglühen und an denen sonst die purpurne Alpenrose leuchtet, ragen weit hinaus hartgefrorne Schneewände, in denen Wind und Sonne die bizarrsten Figuren geformt haben. Von der Paßhöhe fällt der Blick auf die mächtigen Berge des obersten Lechgebietes. Der kleine Kirchthurm von Warth ragt mit den wenigen Häusern des Dörfchens aus der mit hohem Schnee bedeckten jenseitigen Bergterrasse unmerklich hervor, und tief zu Füßen des Beschauers bezeichnen emporsteigende bläuliche Rauchwolken die Lage des einsamen Weilers Lechleiten. Schnee, nichts als Schnee erblickt das Auge und die Stille der ganzen Natur erhöht den Ernst der Landschaft. Würde nicht die Sonne so schön leuchten und das Blau des Himmels lächeln, man könnte sagen: hier sieht es traurig aus.

In Lechleiten erregte die Ankunft der „Städtler" das unverhohlene Erstaunen nicht blos des Wirthes, der sich ob dieses unverhofften Besuches sogar entschloß, für einige Minuten die qualmende Tabakspfeife aus dem Munde zu nehmen, um die mit weißem Reife dicht überzogenen Ankömmlinge besser anstaunen zu können, sondern auch aller Anwesenden in der Wirthsstube. Diese war nämlich gedrängt voll und ein dichter Tabaksrauch erfüllte den niedrigen Raum, in welchem die Gluthhitze eines Backofens herrschte. Ein Dutzend Bursche und Mädchen gaben sich Sonntags-Vergnügungen hin und tanzten auf dem beschränkten Platze, welchen der ungeheure gemauerte Ofen und drei bis vier rohgezimmerte Holztische frei ließen. Die Tänzer stampften mit wahrhaft bewunderungswürdiger Ausdauer mit den schweren nägelbeschlagenen Bergschuhen auf den Dielen und schwenkten bei dem Klange einer Cither ihre Mädchen wirbelnd im Kreise, so daß die Fensterscheiben der Stube erzitterten. Die Bauern des Dorfes saßen, unbekümmert um den Höllenspectakel, eng aneinander gedrängt mit Pelzkappen oder spitzen Hüten auf dem Kopfe um die schweren Tische und sprachen dem „Tiroler" fleißig zu. Sie unterhielten sich einsilbig und richteten ihr Hauptaugenmerk auf ihre dampfenden Pfeifen, die, mit österreichischem Knaster gefüllt, gerade nicht das feinste Parfüm in der Wirthsstube verbreiteten. Ab und zu trugen der Wirth und die Wirthin, ein knochiges Mannweib, deren ungeschlachte Gestalt auf die Prädicate graziös und zart gewiß keinen Anspruch machte, die „Seidel" und „Halben".

Der gräuliche Spectakel, welcher die dumpfe Wirthsstube erfüllte, wurde plötzlich noch vermehrt, als der Kraxen-Michel eintrat und sich bei der Unterhaltung betheiligte. Dieser, seines Gewerbes ein Maurer, der im Sommer sein Geschäft in den hoch gelegenen Orten des Lechgebietes ausübt, im Winter dagegen seinen Verdienst verjubelt, war eine Art von Dorfdemokrat, wie aus seinen lärmenden Aeußerungen hervorging. Mit herausfordernden Mienen zog er seinen Geldbeutel und ließ dem Spielmann eine Halbe kommen, damit dieser einen Extratanz für ihn aufspiele. Dabei betheuerte er hoch und theuer, kein Mensch hätte ihm etwas einzureden, wenn er auch sein ganzes Geld vertrinke, er habe es im Sommer verdient und die reichen Bauern — dabei warf er einen zweiten herausfordernden Blick auf die an dem Tische sitzenden Dorfaristokraten — hätten ihm noch nie etwas zu schenken gebraucht. Mit einem Zuge leerte er hierauf ein Glas, bestellte eine frische Halbe und tanzte wie toll nach dem Tacte des lustig klingenden Ländlers, den der alte Citherspieler anschlug, in der Stube herum. Da er in seinem stolzen Selbstbewußtsein keine der Tänzerinnen beachtete, so machte er sich das Privatvergnügen, allein herumzuhüpfen, die verwegensten Capriolen auszuführen, dabei die wunderlichsten Gesichter zu schneiden und die Gäste mit Jauchzen und Schnaderhüpfeln zu vergnügen.

Diese Sonntags-Belustigungen dauerten bis spät in die Nacht. Kraxen-Michel wurde zum Schlusse von den Burschen an die Luft gesetzt und schimpfte noch weidlich auf die Reichen und die ganze Dorfschaft. Nach und nach verließen auch die Zecher die Schenke. Allmählich wurde es ruhiger im Wirthshause, und die Tanzpaare eilten über die vom Monde beleuchteten beschneiten Pfade. So endete ein Sonntagsball in Lechleiten.

Lechleiten gehört mit Warth, Hochkrummbach, Zürs, Bürselegg, Zug und Anger zu den höchst gelegenen Orten von Vorarlberg und Westtirol und zu dem Bergbezirke, der mit dem Namen Thamberg bezeichnet wird. Dieses Bergland liegt im rauhesten Gebiete der Lechthaler und Vorarlberger Alpen. Die ungewöhnlich hohe Lage über der Meeresfläche (Hochkrummbach liegt fünftausendzweihundertzweiundsiebzig, Bürselegg fünftausendzweihundertzweiundachtzig Fuß hoch) bedingt ungemein strenge, schneereiche Winter, und besonders Hochkrummbach ist in dieser Beziehung berüchtigt. Der Schnee liegt oft mehr als zwanzig Fuß hoch auf dem öden Plateau, über welches sich die ärmlichen Häuser des Dörfchens zerstreuen. Da die Höhenlage und die rauhen Winde jegliche Baumvegetation unterdrücken, so müssen die Einwohner die Holzvorräthe für den Winter während der bessern Jahreszeit von tiefern Lagen herauftransportiren, und traurig genug ist es, wenn bei ungewöhnlich lang dauerndem strengem Winter das gesammelte Holz zu früh zu Ende geht und starker Schneefall den Verkehr mit den nächst gelegenen Orten unterbrochen hat. In einem solchen Winter soll sich der Pfarrer des Ortes nur dadurch vor dem Erfrieren gerettet haben, daß er, als sein Holzvorrath verbraucht war, Betstühle und zuletzt die hölzernen Heiligen des Kirchleins zum Einheizen benutzte. Der ehrwürdige St. Petrus und die übrigen Apostel mußten den Feuertod erleiden und sollen im mächtigen Ofen des Seelenhirten gar gräulich geprasselt haben. In solchen strengen Wintern, die in ähnlicher Weise auch im Orte Balderschwang, dem sogenannten baierischen Sibirien, vorkommen, werden unter dem haushohen Schnee förmliche Tunnel ausgeschaufelt, welche den nothdürftigsten Verkehr zwischen den einzelnen Häusern des Ortes vermitteln. Uebrigens ziehen die meisten Bewohner im Herbste von Hochkrummbach nach Warth, da hier das Klima etwas milder ist. Welchen Begriff von mildem Klima man in diesen Gegenden hat, möchte aus der Höhenlage von Warth, die nicht weniger als viertausendsechshundert Fuß beträgt, hervorgehen.

Von einer Wanderung nach Hochkrummbach wurde um so mehr abgesehen, als nach glücklich vollbrachter Uebersteigung des Schrofenpasses die Sehnsucht nach wirthlicheren Gegenden erwachte. Moosrainer-Sepp machte noch bis Anger, dem Hauptorte des ganzen Hochlandes, den getreuen Begleiter. Von da besserte sich der Weg einigermaßen, indem der Pfad von genanntem Orte nach Stuben häufiger begangen und daher auch mehr ausgetreten wird.

Auf dem Flexenjoche zwischen Zürs und Stuben kam eine Anzahl von Bauern mit Schaufeln bewaffnet den Berg herauf; unter der rasch dahin schreitenden Schaar befanden sich

auch ein paar Gebirgsschöne, die gleich ihren männlichen Begleitern aus mächtigen Pfeifen rauchten, denn es gehört beim zarten Geschlechte dieses rauhen Hochlandes zur allgemeinen Sitte, den ganzen Tag dieser Passion nachzuhängen. Wie in Stuben, dem obersten Orte des Klosterthales, zu hören war, kam die Schaar eben vom Arlberge herunter, wo auf der Höhe bei St. Christoph, dem höchst gelegenen Kirchlein der österreichischen Monarchie, der Postschlitten im Schnee stecken geblieben war. Die Bewohner der umliegenden Orte eilten daher zur Freimachung der Straßenbahn mit Schaufeln und Schneepflügen herbei. Schon sechs Tage lang war die Postverbindung unterbrochen. Passagiere, Postillon und Pferde mußten im Hospiz von St. Christoph untergebracht werden, und erst nach angestrengtester Arbeit gelang es, die Straße practicabel zu machen. Gegen hundert Personen arbeiteten im Schnee auf den Höhen des Arlberges, und der mit zwanzig Pferden bespannte große Schneepflug wurde durch die hoch aufgehäuften Schneewälle gezogen. Im Posthause zu Stuben herrschte in Folge dieses Zwischenfalls das regste Leben; die schmucken Wirthstöchter hatten vollauf zu thun, den Hunger und Durst der vom Arlberge zurückgekommenen Schneearbeiter zu befriedigen, und im Herrenzimmer erholten sich die eben angekommenen vom unfreiwilligen Aufenthalte auf den Höhen von St. Christoph erlösten Passagiere und Conducteure an den Erzeugnissen der Postküche.

Der Postillon blies zum Aufbruche. Alles stieg ein, und die lustigen Klänge des Posthorns verkündeten laut, daß die Verbindung wieder hergestellt sei. Rasch eilte der mit vier Pferden bespannte Schlitten abwärts gegen Bludenz.

Das links an der Straße aus dem Schnee hervorragende Vermessungssignal, welches den Ausgang des projectirten großen Tunnels durch den Arlberg bezeichnete, lenkte den Blick in die Zukunft, wo das geflügelte Dampfroß auf Tausende von Fuß langen Strecken durch den Berg brausen wird, und in durchwärmten Waggons die Reisenden die Tunnelfahrt verschlafen können, während hoch oben das Kirchlein von St. Christoph und der verödete Arlberger Paß unter Eis und Schnee begraben liegen.

Die Eisenbahn führt von Bludenz in wenigen Stunden an die Spiegelfläche des Bodensees. An seinen schönen milden Ufern reihen sich freundliche Landhäuser, Villen und Schlösser aneinander. Die Weinberge sind in lichtes Weiß gekleidet; auf der spiegelnden Eisfläche der freundlichen Inselstadt tummeln sich muntere Schlittschuhfahrer, und von den Lippen gewandter Eisläuferinnen hört man wohl auch den Ausruf: wie schön sie doch sind, die silberglänzenden Berge und die eisumstarrten Gipfel des Hochgebirges im Winter, die fern im Hintergrunde hoch über den blauen Fluthen emporsteigen! —

A. Waltenberger.

Holland in Noth.

Als Papst Alexander der Sechste durch die berüchtigte Demarcationslinie alle Länder der Erde zwischen den katholischen Majestäten der Spanier und Portugiesen theilte, hatte seine Unfehlbarkeit keine Ahnung davon, daß alsbald auch die ketzerischen, protestantischen Holländer Ansprüche auf solchen Länderbesitz mit glücklichstem Erfolge geltend machen würden. Der Freiheitskampf derselben gegen Spaniens Despotismus hatte für Holland nicht nur die Freiheit in der Heimath errungen, sondern auch einen Theil der fernen Meeresherrschaft. Die Holländer bethätigten damals alle Eigenschaften und Kräfte, die zum Ziele großer Unternehmungen führen; sie hatten Ausdauer, Standhaftigkeit, Kühnheit, Glück.

Aber allmählich zeigte sich die Verschiedenheit der natürlichen Eigenart und der Grundsätze zwischen den Holländern und Iberiern, den Spaniern, Portugiesen. Die Seeunternehmungen der Holländer waren anfangs mehr darauf gerichtet, den Feind an leicht verletzbaren Stellen anzugreifen und seine Macht zu schwächen, als Eroberungen und Entdeckungen zu machen. Darum schlichen sie nur an meistens schon bekannten Küsten umher. Der Spanier trat überall als Ritter auf, der Holländer als Krämer. Der Iberier suchte Abenteuer und glänzende Thaten, der Holländer Geschäfte und kaufmännischen Gewinn; der Iberier suchte Heiden, um sie zu bekehren, der Holländer zweibeinige Wesen, um mit ihnen zu handeln. Der Iberier durstete nach Gold, um alsbald seine stolze Grandezza, seine Prachtliebe und Genußsucht zu befriedigen; der Holländer hungerte nach Schätzen, um sie aufzuspeichern für die stille Behaglichkeit in altersschwachen Jahren. Unähnlich den Spaniern, die auf ihre Opfer losstürzten und nicht eher rasteten, als bis mächtige Reiche ihnen zitternd zu Füßen lagen, überließen die Holländer die Erringung ihrer Herrschaft dem schleichenden Gange der Zeit und waren vorläufig mit dem ersten Theile ihres Wahlspruchs, divide et impera (theile und herrsche)! zufrieden.

Schweigsam waren sie Beide, der Iberier und der Holländer; aber der Erstere brütete, der Letztere calculirte. Auf der geschlossenen Lippe des Iberiers saß Stolz, Verwegenheit, Verachtung, auf der Lippe des Holländers Kälte und Schlauheit. Das Feuer, das dem Iberier aus dem Auge blitzte, sein durchbohrender Falkenblick, die Gluth, die seine dunkle Wange im Zorne überflog, sie zeigten offen die glühenden Leidenschaften im Innersten seines Busens, während die blutleere Wange des Holländers, seine amphibienhafte Kaltblütigkeit, der nebelhafte Blick im feuchten, grauen Auge die angenommene Maske nur täuschender machten.

Daher traten auch die Holländer anfangs in keine feindliche Berührung mit den Eingeborenen. Nur Verdrängung, Vernichtung der Iberier war ihre Hauptaufgabe, zu deren Lösung der Eingeborene ihnen hülfreich beistand. Seitdem vollends Portugal und seine ostindischen Colonien 1580 mit Spanien vereint wurden, waren es diese einst portugiesischen Colonien, gegen welche die Holländer ihre Angriffe richteten, und sie erwarben dabei als Schutzmacht der Eingeborenen außer dem Krämergewinn auch noch Dank und Ruhm. So fallen in die drei ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts ihre wichtigsten Erwerbungen. Sämmtliche portugiesische Besitzungen an der Küste Malabar und Koromandel wurden bis auf Goa und einige unbedeutende Niederlassungen erobert; die gewürzreichen Molukken und Sundainseln wurden besetzt, in Japan ein ausschließlicher Handel und am Cap der guten Hoffnung, wie in einzelnen Punkten auf Ceylon die vortrefflichste Vormauer der östlichen Besitzungen gesichert.

Aber in der Wahl ihrer Ansiedelungen waren sie nicht immer glücklich; für Moräste behielten sie die heimische Vorliebe. Batavia, gegründet 1621, sollte an den Ruhm der alten Bataver erinnern und wurde ein indisches Amsterdam. Diese Hauptstadt, fast unter dem Aequator, ist ebenso von Canälen und Cloaken, von infernalen, mephitischen Dünsten durchzogen, wie die europäische Mutterstadt unter dem zweiundfünfzigsten Breitengrade. Batavia ist die größte Leichenkammer der Europäer geworden. In dreiundzwanzig Jahren erlagen hier nach Sir Stamford Raffles eine Million und hunderttausend Menschen. Die tropische Sonne hat hier das dicke Holländerblut, statt es zu wallender Leidenschaft zu entflammen, nur zu phlegmatischer Indolenz verdickt. Die unendliche Lebensfülle hat zu keinem höheren Aufschwung beseelt; der feenhafte Glanz des indischen Lebens, die blitzende Pracht der Juwelen und Perlen, der Farbenglanz, der berauschende Duft blühender Wälder, Alles ging spurlos an ihnen vorüber. Die steife Förmlichkeit der Heimath wurde nur darin gemildert, daß in heißen Tagen der schwere Rock mit leichtem Camisol, die Stutzperrücke mit baumwollener Schlafmütze vertauscht wurde.

Seitdem aber diese Zustände, namentlich durch die erbliche Colonialaristokratie, hier bleibend geworden, folgte Zerrüttung und Verfall noch schneller, als der Aufschwung gekommen. Die Schulden der ostindischen Handelscompagnie wurden untilgbar. Der Staat konnte nicht helfen; die Besitzungen wurden ein unheilbar schadhaftes Glied, dessen Amputation das Leben des Ganzen gefährdete. Inzwischen hatten auch die Engländer weit und breit, auch auf Sumatra, festen Fuß gefaßt und, seitdem Holland 1810 französisch geworden, alle holländischen Colonien in Besitz genommen. Hollands Colonialmacht in Ostindien war erloschen. Erst mit der Restauration der europäischen

Machtverhältnisse, 1814, kam Holland wieder in Besitz seiner früheren Colonien, mit Ausnahme des Caps der guten Hoffnung und einiger anderer Punkte. Endlich vertauschte es 1824 seine Besitzungen auf dem asiatischen Festlande und die Insel Singapore an England gegen dessen Colonien im indischen Archipel. So wurde Holland nach unvermeidlichen, aber glücklichen Kämpfen mit den Eingeborenen die größte europäische Macht im ostindischen Archipel, und sein Colonialbesitz hier, der nur dem Englands nachsteht, bildet die Grundlage für den Wohlstand des europäischen Mutterlandes. Das gesammte Ländergebiet mit fast neunundzwanzigtausend Quadratmeilen und über dreiundzwanzig Millionen Bewohnern ist überreich an Naturproducten jeder Art, an Edelsteinen, Gold, Zinn, Eisen, vor allem an edlen Gewürzen, Zimmt, Muscaten, Nelken, Pfeffer, an Kaffee, Tabak, Opium, Betel, Thee, Reis, Zucker, Campher, an Indigo und Cochenille und den vortrefflichsten Holzarten. Und wie die Flora bietet auch die Fauna werthvolle Producte, wie Elfenbein, Thierhäute, Vögel und viele andere, so daß die Gesammtausfuhr jährlich hundert Millionen holländische Gulden übersteigt.

Was Wunder, daß die Holländer diese Colonien in hohem Werthe halten und sie fort und fort durch Tausch, Verträge und blutige Kämpfe zu verstärken und zu vergrößern suchen. Gegenwärtig sind sie auf Sumatra schwer beschäftigt, und hier kam in letzter Zeit — — „Holland in Noth".

Sumatra, von allen Inseln auf der Erde, wenn man Neuholland ausnimmt, der Größe nach die dritte, liegt in paralleler Nähe von Malakka, fast sechs Breitengrade auf beiden Seiten des Aequators. Von ihrem auf acht- bis zehntausend Quadratmeilen geschätzten Areal besitzt Holland im Süden und an der Westküste weit über die Hälfte mit über anderthalb Millionen Bewohnern.

Das Innere von Sumatra ist größtentheils noch wenig bekannt, von vulcanischen, in einzelnen Höhen auf über zehntausend Fuß aufsteigenden Gebirgen durchzogen und von wilden Stämmen bewohnt, von denen die Battas Menschenfleisch auch noch roh, wie Beefsteak à la Tartare, verschmausen. Das Klima ist in den heißen und niedrigen Küstenstrichen nicht besser, als das von Java; die Wärme variirt zwischen achtundzwanzig und dreiunddreißig, und im innern Hochlande zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Centesimalgraden. Die Westküste, von der die Holländer über drei Viertel inne haben, unterscheidet sich indeß vortheilhaft von der im Osten durch eine Reihe mehr oder weniger geschützter Häfen und Ankerplätze, von denen die unter anderthalb Grad nördlicher Breite gelegene Bai von Tappanoli groß und tief genug ist, um eine Kriegsflotte, wie die englische, aufzunehmen. Die Ostküste ist dagegen flach, nur an den Flußmündungen von mephitischen Morästen unterbrochen, und meilenweit landeinwärts unbewohnbar.

Die Mannigfaltigkeit, Fülle und Schönheit der Naturproducte ist größer als auf irgend einer andern Insel des indischen Archipels und übertrifft selbst den wunderbaren Reichthum Javas. Vor Allem ist die Vegetation an Nahrungsstoffen, edlen Gewürzen, Pflanzen- und Baumgattungen, die in technischer oder ökonomischer Weise hochgewerthet werden, überschwänglich groß. Hier blühen die Muscaten- und Cardamomwälder, hier ist seit Alters her die unerschöpfliche Urheimath der Pfeffersäcke, von andern Gewürzen und Harzen, von Kaffee, Tabak, Baumwolle u. dgl. gar nicht zu reden.

Die Menge der Holzarten ist zahllos in allen nur denkbaren Abstufungen und Uebergängen, von den leichtesten und losesten bis zu den allerhärtesten und festesten. Während das Holz der Aeschynomene-Arten kaum ein Gewicht besitzt und sich wie Hollundermark zwischen den Fingern zusammendrücken läßt, ist das verschiedener Sideroxylon-Arten so hart, fest und schwer, daß das schärfste Beil sich daran nach wenigen Hieben abstumpft, und alle sonst zerstörenden Einflüsse des Klimas und der Atmosphäre machtlos gegen dasselbe erscheinen. Dieses Eisenholz ist das vortrefflichste Material für den Schiffsbau.

Auch die Thierwelt ist hier reichlichst vertreten. Wir nennen nur die Aristokraten von uraltem Grundbesitze, den Elephanten, Tiger, Büffel, das Nashorn, den Orangutang nicht zu vergessen, der hier von den Eingeborenen schon lange vor Darwin und Vogt als Urahn und Erzvater verehrt und daher niemals getödtet wurde, weil in ihm die Seelen ihrer Voreltern wohnen sollen.

Den nördlichen Theil dieser an werthvollen Ausfuhrproducten überreichen Insel Sumatra bildet das Königreich oder Sultanat Atschin mit der Hauptstadt gleichen Namens. Auf einem Areal von etwa achthundert Quadratmeilen mit zwei Millionen Bewohnern hat es von jeher vollen Antheil an dem Productenreichthume der Insel und für die Verwerthung derselben durch die Nähe Malakka's die günstigste Lage. Die Ausfuhr an Pfeffer allein beträgt an zweihunderttausend Picol oder eine Viertelmillion Zollcentner. Hier liegt der Hase im Pfeffer, und dies der Grund, die Besitzlust der Holländer zu reizen, die seit Kurzem in blutigen Krieg ausgebrochen ist.

Atschin ist das einzige Reich auf der großen Insel, welches eine Geschichte in unserem Sinne hat und die schon bis zur Zeit der Hedschra hinaufreicht. Es war immer unabhängig und mächtig durch Handel und mußte schon eben deswegen mit den Portugiesen und ihren Nachfolgern, den Holländern, in mehr oder minder harte und anhaltende Conflicte kommen. Bemerkenswerth ist indeß, daß nach dem Tode des mächtigsten Herrschers, Iskander Muda, 1641, vier Frauen in ungestörter Folge nacheinander achtundfünfzig Jahre, bis 1699, die Regierung führten, von denen die erste sich sogar mit einem Holländer vermählen wollte, wozu indeß die Handelscompagnie die Zustimmung versagte.

In neuerer Zeit sollen — sagen die Holländer — anhaltende Beleidigungen, Menschenraub, Grenzverletzungen, Piraterie alle friedlichen Vermittelungen vereitelt haben, und es sei ihnen nichts übrig geblieben, als am 26. März 1873 dem Fürsten von Atschin den Krieg zu erklären. Wie gewöhnlich in solchen Fällen wurde auch hier das sachliche und formale Recht auf die Interpellation eines Abgeordneten den überraschten Kammern nachträglich vom Colonial- und Kriegsminister vordemonstrirt, als die Holländer schon nach ihren ersten Angriffen im April 1873 mit einem Verlust von zweiunddreißig Officieren, unter denen auch der commandirende Generalmajor von Köhler, und über vierhundert Mann zurückgeschlagen waren, ein Verlust, der bei dem nur viertausend Mann starken Expeditionscorps schwer in's Gewicht fällt. Und noch schwerer wiegt die Schuld der Unwissenheit und Indolenz, die das Eintreten des hier beginnenden Monsuns nicht früh genug beachtet, die ganze Expedition der größten Gefahr ausgesetzt und zu einer fluchtähnlichen Heimkehr genöthigt hat.

Die Atschinesen sind übrigens kriegerisch, groß, kräftig, heftiger und stolzer Gemüthsart und zeichnen sich vor allen übrigen eingeborenen Bewohnern Sumatras durch Intelligenz und manche Kunstfertigkeit aus. Sie sind größtentheils Mohammedaner. Die Hauptstadt Atschin ist zwar lange nicht mehr von der früheren Bedeutung, zählt aber noch immer in achttausend Häusern an dreißig- bis vierzigtausend Einwohner. Der Palast des Sultans, der „Kraton", ist ziemlich verfallen, aber auch nicht der einzige und Hauptpalast, wie denn überhaupt der Besitz der Stadt Atschin noch in keiner Weise für die Eroberung des Landes maßgebend wäre, das sehr respectable Mittel hat, den Widerstand längere Zeit mit Erfolg fortzusetzen. Die Befestigung von Atschin, das an der äußersten Nordspitze etwa zwei und eine halbe englische Meile vom Meere entfernt liegt, beschränkt sich auf einige Schanzen und Wälle an der Küste, von denen der „Missigit" am stärksten ist. Von den drei Mündungen des Flusses, an dem die Hauptstadt liegt, ist die mittlere zwanzig bis dreißig Fuß tief und an dreihundert Fuß breit, während die beiden andern meist ziemlich seicht sind und nur zur Regenzeit einigen Tiefgang gewähren.

Wer sich der brüsken Haltung der Holländer gegenüber Deutschland zur Zeit des letzten Krieges mit Frankreich erinnert, wird ihren Eifer erklärlich finden, die Schmach vor Atschin zu rächen und zu tilgen. Ein Credit von fünf und einer halben Million holländischen Gulden wurde dem Ministerium zur Fortführung des Krieges bewilligt. Die Küsten Atschins wurden in Blokadezustand versetzt. Von vierzehn zu vierzehn Tagen gingen aus den holländischen Häfen Truppentransporte, Waffen und Munition ab, und die holländische Armada soll an neunundzwanzigtausend Mann zählen, unter denen aber kaum dreitausend Europäer, während die Atchinesen an fünfzigtausend Krieger haben, die durch befreundete Stämme noch vermehrt werden. General van Swieten, in den Kriegen der ostindischen

Colonien wohl erfahren, ist in seinem sechsundsechszigsten Jahre aus dem Haag als Obercommandirender abgegangen und Ende August vorigen Jahres in Batavia gelandet.

Seit einigen Wochen nun wissen wir, daß neuntausend Mann Holländer, mit allen Erfordernissen zu einer energischen Kriegführung ausgerüstet, am 9. December 1873 vor Atschin unter lebhaftem Feuer zwischen ihren Schiffen und den Küstenbatterien der Eingeborenen gelandet sind, um nicht allein den Sultan zu strafen, sondern auch sein Reich in Besitz zu nehmen. Und am 27. Januar wurde aus dem Haag gemeldet: „Officielle Nachrichten aus Penang vom gestrigen Tage bestätigen, daß der Kraton, nachdem derselbe ringsum eingeschlossen und seine Verbindung mit dem Lande abgeschnitten worden war, am 24. dieses Monats von den Holländern genommen worden ist. Von der Westseite aus wurde ein Angriff auf den Kraton gemacht und hierbei derselbe von den Vertheidigern verlassen gefunden."

Der „Kraton" ist indeß, wie schon bemerkt, kein Malakoff; er war nicht befestigt und ist nicht vertheidigt worden, aber die Natur des Tropenlandes kommt hier dem Angegriffenen vielfach zu Hülfe. Voraussichtlich wird der Krieg langwierig, und Holland befindet sich vor Atschin in ungleich schwierigerer Lage als die Russen vor Chiwa gewesen und die Engländer jetzt vor Cumassie sind, da die Kosten und Anstrengungen ihm mit der Zeit zu groß werden dürften und seine Marine kaum ein Schatten ihrer ehemaligen Größe ist.

J. Loewenberg.

Deutscher Hülferuf aus Paris.

Aus dem brausenden Menschenmeer von Paris ist soeben ein Nothruf zu uns herübergedrungen, ein herzbewegender Hülferuf für stilles, und doch unbeschreiblich schmerzenreiches und vielseitiges Elend. Wäre der Ruf von Franzosen gekommen und für Franzosen laut geworden, so würde er schon einen Anspruch auf unsere menschliche Theilnahme mit sich führen. Es ist aber deutsche Noth, die er unseren Blicken enthüllt, es ist deutsche Bedrängniß und Hülfsbedürftigkeit, die flehend aus ihm uns ihre Hände entgegenstreckt. Deutsche Noth und Hülfsbedürftigkeit in dem heutigen Paris! Das Wort sagt Alles, und sein bloßer Klang schon muß zehndoppelt erschütternd auf Jeden wirken, dem die dortigen Stimmungen und Verhältnisse nicht gänzlich fremd geblieben sind.

Obwohl die glänzende Weltstadt an der Seine seit dem letzten Kriege für jeden Deutschen ein ungastlich harter, frieden- und freudenloser Boden geworden, so lebt doch wiederum eine sehr beträchtliche Zahl unserer Landsleute inmitten dieser feindseligen, von den wildesten Haß- und Rachegefühlen gegen Deutschland erfüllten Bevölkerung. Viele Derjenigen, welche im Sommer 1870 so grausam hinausgetrieben wurden, haben nach erfolgtem Frieden allen Schrecken und Gefahren der Wiederkehr sich aussetzen müssen, weil sie durch wichtige Lebens- und Nahrungsinteressen, durch Besitz und Geschäft, durch Bande der Familie, des Berufs und der Arbeit an diesen Leidensplatz gefesselt sind.

Es sind das aber nicht etwa lauter Wohlhabende und Begüterte. Ein großer Theil der deutschen Bevölkerung von Paris besteht vielmehr aus durchaus mittellosen Leuten jeden Alters, Geschlechtes und Standes, die hier rettungslos verloren, den Qualen des Verhungerns, der Verzweiflung und dem Untergange preisgegeben sind, wenn ihnen in Fällen des Mißgeschicks und Rückgangs, der Arbeitslosigkeit oder Krankheit nicht eine hülfreiche Stütze wird. Und zu diesen regelmäßigen Armen gesellt sich nach wie vor der unaufhaltsame Strom jener unerfahrenen und abenteuernden Deutschen, die, trotz aller Warnungen, dem anlockenden Glanze der Weltstadt nicht widerstehen können. Gänzlich entblößt oder mit nicht ausreichenden Mitteln versehen, kommen sie noch fort und fort nach Paris, um hier ihr Glück zu versuchen, und dann nach dem nur selten ausbleibenden Scheitern ihrer Hoffnungen an den Rand des Abgrundes zu gerathen.

Eine Fülle deutschen Elends hatte Paris schon in früheren harmloseren Zeiten geborgen, und schon vor dreißig Jahren hatte dasselbe zur Gründung und Organisation jenes Pariser „Deutschen Hülfs-Vereins" geführt, der seitdem in der Geschichte des Wohlthuns und der patriotischen Bestrebungen eine hervorragend glänzende Stellung behauptet hat. Nicht weniger als 14,000 Deutsche jeden Stammes und Landes waren es, welche früher der Verein jährlich in Paris liebreich unterstützen, die er vor dem Versinken bewahren, aus vorübergehenden Gefährdungen erlösen, in Krankheiten verpflegen, in den Tagen des Alters und der Schwäche mit Nothwendigem versehen, oder denen er wenigstens die Rückkehr in die Heimath ermöglichen konnte. So stand es bis zum Ausbruche des Nationalkrieges, der natürlich all diesem Wirken eine tiefgreifende Störung bereiten mußte.

Obwohl aber der Verein in den Kriegsjahren 1870 bis 1872 sich auf eine ganz stille Thätigkeit beschränken mußte, gab es doch in dieser schweren Zeit viel und Schweres für ihn zu thun. Außer der österreichischen, der deutschen und baierischen Regierung zahlten damals nur noch wenige Mitglieder ihre Beiträge. Die Einnahmen deckten bei Weitem nicht die Ausgaben und es mußte der Reservefond angegriffen werden, welcher dadurch bei der Wiederaufrichtung des Vereins am 10. Mai des vergangenen Jahres von 40,765 auf 33,432 Franken herabgesunken war, unter denen sich jene 20,000 Franken befinden, welche die bairische Regierung dem Verein als unantastbares Capital geschenkt hat.

Im letzten Rechnungsjahre vor dem Kriege (1869) betrug die Gesammteinnahme des Pariser „Deutschen Hülfsvereins" noch 54,969 Franken, darunter Zuschüsse deutscher Regierungen: 6828 Franken, Reinertrag eines Balles mit Ausspielung 13,020 Franken, Beiträge der 674 Mitglieder 22,295 Franken. Wie anders im vergangenen Jahre 1873! Hier erreichte die Gesammteinnahme nur die Summe von 19,500 Franken, worunter sich die Jahresbeiträge der deutschen Regierung (4000 Franken), der baierischen und elsässisch-lothringischen Regierung (2000 und 1000 Franken), sowie des Großherzogs von Hessen (500 Franken) befinden, während in Folge des Krieges und durch den erfolgten Austritt der Oesterreicher und Ungarn die Mitgliederzahl von 674 auf 152 gesunken ist, deren Opferfreudigkeit die verhältnißmäßig bedeutende Summe von 9300 Franken aufbrachte.

Mit diesen schwachen Mitteln soll der Verein den verschiedenartigen und vielfach sehr gesteigerten Anforderungen genügen, welche täglich auf ihn einstürmen, soll er der oft himmelschreienden Noth armer Landsleute steuern, deren Unglück dort unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein doppelt verhängnißvolles geworden, da sie mit der verzweiflungsvollen Armuth auch noch alle Folgen eines zornentbrannten, in Schimpf und Kränkung, in persönlicher Achtung, Bedrückung und Mißhandlung sich äußernden Nationalhasses zu tragen haben. Zwar hat der Aufschwung unseres Nationalbewußtseins und des Gefühls deutscher Zusammengehörigkeit die Kinder unseres Vaterlandes überall in der Fremde und namentlich in dem feindseligen Frankreich zu innigerem Bunde aneinandergeschlossen; aber für die Aufgabe des gegenseitigen Beistandes, der Hülfe und Rettung, welche dieses Bündniß in sich schließt, reichen die jetzt in Paris vorhandenen Kräfte um so weniger aus, als die Zahl der Hülfsbedürftigen auch durch den nothleidenden Theil jener Elsaß-Lothringer vermehrt ist, die nicht für Frankreich optirt haben und deshalb gleichfalls unterstützt werden müssen.

Niemals in seinem bisherigen dreißigjährigen Wirken hatte sich der „Deutsche Hülfsverein in Paris" mit einer Bitte um Gaben an das deutsche Publicum gewendet, so lange er sich selber erhalten, frei den Kreis der Beitragenden erweitern und durch Veranstaltung öffentlicher Festlichkeiten sich erhebliche Zuschüsse verschaffen konnte. Alle diese Wege sind ihm jetzt verschlossen und abgeschnitten, und bei der vollständigen Unmöglichkeit, dem Andrange bitterer Noth auch nur annähernd genügen zu können, bleibt ihm nichts weiter übrig, als an die Thüren der deutschen Häuser zu klopfen und von der Mildthätigkeit der Heimath zu erbitten, was er selber nicht mehr zu erschwingen vermag.

Wenn aber jemals, so handelt es sich für uns in diesem Falle um eine Bethätigung deutschen Familiengeistes, um eine Pflicht des Erbarmens und eine Pflicht der Ehre. Wir dürfen arme Landsleute nicht elend in einer feindseligen Fremde verkommen lassen; wir dürfen den Franzosen nicht das Schauspiel geben, Hunderte von Angehörigen der deutschen Nation fortwährend schutzlos unter ihren Augen in Nöthen aller Art verzweifeln und verkümmern zu sehen. Wäre eine Organisation wie der „Deutsche Hülfsverein" in Paris nicht vorhanden, wir müßten sie von Deutschland aus zu schaffen suchen. Da sie besteht, müssen wir sie hinreichend ausstatten, daß sie ihren Pflichten nicht blos in Paris genügen, sondern der Verein seine helfende Thätigkeit auf alle Orte erstrecken kann, wo in Frankreich jetzt arme Deutsche ohnedies unter dem mitleidslosen Hohne eines verfolgungssüchtigen Nationalhasses seufzen.

Möge also Niemand bei uns diesem so edeln Zwecke sich entziehen, möge Jeder sein Scherflein beitragen und mögen auch die wohlhabenden Deutschen im Auslande, in England, Rußland, Amerika etc. der doppelt schweren Gebeugtheit ihrer armen Brüder und Schwestern in Paris gedenken! Eine Sammlung für den „Deutschen Hülfsverein" daselbst ist am heutigen Tage von uns eröffnet. Wir zweifeln nicht, daß der Ertrag ein neues Zeugniß geben wird von der Humanität und Menschenliebe sowohl, wie von dem nationalen Ehr- und Pflichtgefühle unseres deutschen Volkes.

An Beiträgen für den „Deutschen Hülfsverein" gingen uns bis jetzt zu: Frau Harkort-Brenschedt 10 Thlr — Von Ald., der vor Jahren in Paris war, 10 Thlr. — Redaction der Gartenlaube 50 Thlr.

Die Redaction.

Im Verlage von Ernst Keil in Leipzig ist so eben erschienen:

G. A. Wislicenus,

Gegenwart und Zukunft der Religion.

Zu der von Strauß angeregten Frage

über

„den alten und den neuen Glauben".

8. brosch. Preis 14 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

12.

Zwei Equipagen waren drunten vorgefahren; in der ersten, die am Fuß der Freitreppe hielt, saßen die allerhöchsten Herrschaften; die zweite, in ehrerbietiger Entfernung haltende hatte den Prinzenerzieher und die Hofdame gebracht. Noch hatte sich die Herzogin nicht erhoben, um auszusteigen; sie streckte huldvoll und herzlich dem Hofmarschall die Hand entgegen und war mitten in einem Redesatze, der ihre Freude über sein Wiedererstandensein von dem bösen Gichtanfall aussprach, als Mainau mit seiner jungen Frau droben auf der Treppe erschien. Ein Feuerblick aus den schwarzen Augen flog hinauf — einen Moment stockten die Worte auf den Lippen der fürstlichen Frau; sie wandte hastig, wie überrascht und fragend den Kopf nach der Hofdame, die bereits ausgestiegen und an den Wagenschlag der herzoglichen Equipage getreten war und nun auch tiefbetroffen die näher kommende junge Dame fixirte — dann aber wurde der unterbrochene Satz rasch mit einer graziösen Handbewegung zu Ende gesprochen, und die Herzogin verließ, vom Hofprediger unterstützt, den Wagen.

Ja freilich, wer hätte auch denken können, daß die graue, ängstlich in die Wagenecke gedrückte „Nonne“ in so majestätischer Weise die Herrin von Schönwerth repräsentiren werde, wie sie jetzt in rauschender Schleppe, die Hand auf den Arm ihres Mannes gelegt, herniederstieg? Wer hätte gedacht, daß diese Frau den Fluch einer verpönten Haarfarbe so unbefangen trage, um das flimmernde Roth in seiner ganzen Flechtenwucht über den Rücken hinabfallen zu lassen, und daß das Sonnenlicht in Schönwerth so schmeichlerisch und lügenhaft diese wogenden, rothlockigen Massen zu einem wie aus Goldspitzen gewobenen Glorienschein über der Stirn wandeln werde?

Die zwei Frauen standen sich gegenüber. Man sagte der Herzogin nach, sie bemühe sich, nach Ablegen der Trauer, in außerordentlich frischen und hellen Toiletten noch einmal die Mädchenjugend heraufzubeschwören, und das bestätigte sich heute in auffallender Weise. Sie war in rosafarbene Seide gehüllt, bis auf die sehr tief entblößten Schultern und Arme, die ein weißer, klarer Spitzenfichu bedeckte — auf dem runden Brüsseler Strohhütchen steckte ein Strauß von Apfelblüthen.

Einen Augenblick senkte es sich wie ein Schatten über die Züge der fürstlichen Frau — die klugen, stahlfarbenen Augen begegneten den ihren in so stolzer Unbefangenheit, und die Thaufrische dieses jungen Gesichts ließ sich auch in allernächster Nähe absolut nicht wegleugnen — aber ein Seitenblick auf Baron Mainau machte sofort das sonnige Lächeln um ihre Lippen wieder aufstrahlen. Die Leute hatten Recht, wenn sie behaupteten, er habe ohne jegliche Spur von Neigung gewählt. Er stand kalt, wie eine Marmorstatue neben seiner jungen Frau, die sich bei seinen sie kurz und frostig vorstellenden Worten ehrerbietig, jedoch nicht allzutief, verneigte und der Herzogin das Bouquet übergab.

Es wurde sehr huldvoll entgegengenommen, und die Herzogin hätte sich vielleicht noch mehr in jenen liebenswürdigen Phrasen erschöpft, welche die Meisten als Reliquien eines solchen Vorstellungsmomentes zeitlebens im innersten Herzensschrein aufbewahren, wäre nicht ihr Blick auf den Hofmarschall gefallen — er stand hülflos zusammenknickend, mit fest aufeinandergebissenen Zähnen da, fahl wie ein Gespenst. „Ich habe meine Kräfte überschätzt,“ stammelte er, „und bin untröstlich, um die Gnade bitten zu müssen, daß ich mich eines Fahrstuhles bedienen darf.“

Auf einen Wink der Herzogin wurde das Möbel gebracht, und der Kranke sank hinein — ein bitterer Augenblick für den Mann, der einst vielbegehrt und gefeiert auf leichten Höflingssohlen die Gestirne des Hofes umschwebt hatte. Kreischend rollte der schwere Stuhl über den Kies nach dem Park, dem ja heute der Besuch der fürstlichen Gäste galt. . . . Die schöne, rosenfarbenstrahlende Herzogin rauschte plaudernd an Mainau's Arm vorüber — noch nie hatte sie sich so zwanglos heiter und angeregt gezeigt, und doch saß der Mann, der einst gemeint, einzig durch seine glänzende Unterhaltungsgabe diesem stolzen, zurückhaltenden Frauengeist Funken zu entlocken, schweigend auf seinem Stuhl — er war vergessen. Die Prinzen stürmten mit Leo jubelnd vorbei — sonst hatten sie sich an die Frackschöße des Hofmarschalls gehangen, ohne ihn war kein Spiel zu Stande gekommen — jetzt war es so selbstverständlich, daß er alt und siech dahinrollte und plötzlich zum Statisten wurde auf seinem eigenen Grund und Boden — eine niederschmetternde Erfahrung für ein gefeiertes Höflingstalent, noch lebend zu den Todten geworfen zu werden! . . . Und zu alledem schritt auch noch der „Rothkopf“ dort so anmaßend und selbstbewußt als Herrin von Schönwerth dahin, ja, der alte Höfling sagte sich erbittert, daß sich diese Gräfin von Habenichts wahrhaftig vermesse, größer, edler und vornehmer in der Haltung zu sein, als die Frau Herzogin selbst — er hätte ersticken mögen vor Aerger und Ingrimm!

Digitized by Google

„Mit Verlaub, meine Gnädigste!“ rief er in schneidenden Tönen der jungen Frau zu, als sie sich im Vorübergehen bückte, um eine kleine, in den Sammetrasen verirrte Karthäusernelke zu pflücken. „Heute werden keine Orchideen oder sonstiges Unkraut für Rußland gesammelt!“

Mainau fuhr mit dunkelrothem Gesichte herum — er hatte vielleicht eine scharfe Replik für den Hofmarschall auf den Lippen; aber nach einem Blicke auf die junge Frau, die so „hochmüthig schweigend“ und gelassen die kleine, rothe Blume in den Gürtel steckte, zuckte er wie in grollender Ungeduld die Achseln und nahm, rasch weitergehend, das unterbrochene Gespräch mit der Herzogin wieder auf.

Der Parktheil, in welchem das köstliche Schönwerther Obst gezogen wurde, lag neben dem indischen Garten, im Schutze der Berge, deren glückliche Gruppirung es möglich machte, in kühler, spröder Zone ein Stück indischer Wunderwelt am Leben zu erhalten. Die concentrirten Sonnenstrahlen, die hier, unbehelligt von Nord- und Weststürmen, den Schaft der Bananen hoch in die Lüfte trieben, reiften auch Prachtexemplare von Pfirsichen, die empfindlichsten Trauben- und Obstsorten an Spalieren und Cordons und auf den Pyramidenstämmchen, die gruppenweise in weiten Rasenflächen standen. Diese Anlagen, die allerdings mehr den Gaumen, als das Auge reizten, liefen schließlich in den Wald aus — selbstverständlich nicht sofort in die uralte, prächtige Wildniß, wie sie tiefer hinein und höher hinauf mit ihrem wirren Gestrüppe und Unterholze nur einer Fahrstraße widerwillig Raum gab — eine bedeutende Strecke noch schlängelten sich die hellen saubergehaltenen Linien der Fußwege um die Stämme, und unter der ersten Ahorngruppe breitete sich eine weiße, kühlbeschattete Kiesfläche hin.

Auf dieses Kiesrund sah auch die Giebelseite des sogenannten Jägerhäuschens. Es war ein hübscher, kleiner Bau aus Ziegelsteinen mit blanken Fenstern und den obligaten Hirschgeweihen auf dem Dache und konnte gewissermaßen als eine Station zwischen dem Schlosse und dem eigentlichen, zur Schönwerther Herrschaft gehörigen Forsthause gelten, das, über eine halbe Wegstunde entfernt, tief und einsam im Walde lag. In diesem Häuschen war ein Jägerbursche mit den Jagdhunden einquartiert; Mainau's reicher Gewehrschrank stand unter seiner Controle, und bei Festivitäten figurirte er in Galauniform als Jäger des Herrn Barons.

Sollte ein wenig Idylle gespielt werden, dann verlegte man sie unter die Ahorngruppe vor dem Jägerhause — es war einer der lieblichsten Punkte von Schönwerth; man athmete unverfälschte Waldluft und sah doch den farbensprühenden Hindutempel inmitten einer fremdartigen Vegetation herüberschimmern, während sich fern die Zinnen und Mosaikdächer des Schlosses in mittelalterlicher Romantik über den köstlichen Baumschlag der vorderen Parkpartien malerisch erhoben.

Bei solchen Festen mit ländlichem Anstriche functionirte auch niemals der Schloßkoch in Person — da stand Frau Löhn am schneeweißen Kachelherde des Jägerhäuschens und kochte den Kaffee. Das war seit Jahren hergebracht, und die breitschulterige Gestalt im unsterblichen schwarzseidenen Staatskleide durfte unter der Thür des Hauses so wenig fehlen, wie die kläffenden oder faul in den Sand hingestreckten prächtigen Rüden. ... Das ernsthafte Gesicht unter der Haube mit den stereotypen schottischen Bändern lachte zwar niemals, und der „Hofknix“ fiel stets zum Erbarmen aus; aber der Kaffee war delicat und Alles, was aus den Händen der Frau kam, so sauber und appetitlich auf köstlichem Weißzeuge geordnet, daß man ihr herbes, mürrisch trockenes Wesen stillschweigend mit in den Kauf nahm.

War es heute schwüler als sonst in der kleinen Küche, oder hatte ihr das Arrangement viel zu schaffen gemacht — die Frau sah echauffirt aus, und wäre es bei diesem ausgesprochen harten Charakter nicht fast undenkbar gewesen, man hätte meinen mögen, sie habe geweint, so fieberhaft glimmend lagen die Augen unter der stark gewölbten Stirn.

„Sind Sie krank, liebe Löhn?“ fragte die Herzogin leutselig.

„Ei, beileibe nicht, Hoheit! Danke unterthänigst für gnädige Nachfrage — frisch und gesund, wie ein Fisch im Wasser!“ versetzte sie fast erschrocken mit einem raschen Seitenblicke nach dem Hofmarschall. ... Sie brachte eine Anzahl weißer, feingeflochtener Weidenkörbchen, die von den kleinen Prinzen sofort mit Beschlag belegt wurden. Der Kaffeetisch blieb für den ersten Moment verödet; die Kinder stürmten in die Obstplantage, und in ehrerbietiger Entfernung stand der Schloßgärtner und sah in stiller Verzweiflung zu, wie die kleinen Vandalen ohne Auswahl und Schonung die aufopfernd gehegten und gepflegten Spaliere plünderten und das feine Obst polternd in die Körbe warfen.

Der Hofmarschall hatte sich auch hinüberrollen lassen — es mußte gehen, der klägliche Eindruck seiner Hülflosigkeit mußte verwischt werden, und sollte es unter tausend Martern geschehen. Er erhob sich und stelzte ein großes, üppig belaubtes Weinspalier entlang, das bis an das Drahtgitter des indischen Gartens lief. Wirklich glückte es ihm, zu Fuße und in ziemlich strammer Haltung den Kaffeetisch wieder zu erreichen, an welchem sich die Herzogin eben niedergelassen hatte. Mit eitlem Lächeln überreichte er ihr in einem der Körbchen mehrere von ihm selbst abgeschnittene Frühtrauben — aber das Lächeln erlosch plötzlich; er wurde roth vor Schrecken.

„Mein Ring!“ rief er aufgeregt; er warf hastig das Körbchen auf den Tisch und besah den dünnen Zeigefinger seiner Rechten, an welchem vor wenigen Minuten noch ein kostbarer Smaragd gefunkelt hatte.

Alle, mit Ausnahme der Herzogin, sprangen auf und suchten. Der Ring, „der immer so fest gesessen hatte,“ wie der Hofmarschall klagend versicherte, war von dem mager gewordenen Finger jedenfalls beim Traubenpflücken niedergeglitten und zwischen dem Weinlaube versunken — aber wie aufmerksam man auch suchte, er fand sich nicht.

„Das Schloßgesinde wird später unter meiner speciellen Aufsicht das Suchen fortsetzen,“ sagte Mainau, an den Tisch zurückkehrend — aus Etiquetterücksichten mußte dieses fatale Intermezzo endlich abgekürzt werden.

„Ja später — wenn er in irgend einer Rocktasche rettungslos versunken sein wird,“ erwiderte der Hofmarschall mit einem finstern Lächeln. „Traue Einer den Domestiken! Sie verkehren hauptsächlich an diesem Weinspalier — der Hauptweg läuft ja vorüber. ... Hoheit mögen verzeihen, wenn mich die Sache ein wenig alterirt!“ wandte er sich bittend an die Herzogin. „Aber der Ring ist mir sehr werthvoll als ein seltsames Vermächtniß Gisbert's. Wenige Tage vor seinem Tode übergab er mir denselben in Gegenwart von Zeugen, wobei er die Worte niederschrieb: ‚Vergiß nie, daß Du den Siegelring am zehnten September erhalten hast!‘ — Er hat ihn **mir** speciell vererben wollen, und Das rührt mich bis auf den heutigen Tag. ... Hoheit wissen, daß ich mit diesem Bruder nicht harmonirt, daß ich im Gegentheil seinen stürmischen, gegen die Moral verstoßenden Lebensgang stets entschieden verurtheilt habe — aber mein Gott, das Herz behauptet doch seine Rechte. Ich habe ihn trotz alledem lieb gehabt, und deshalb würde mich der Verlust tief schmerzen —“

„Abgesehen von dem wirklich fabelhaft hohen Werthe des Steines selbst,“ warf Mainau trocken hin. Er saß bereits wieder neben der Herzogin, während die Anderen eben zurückkamen.

„Nun ja doch, in zweiter Linie allerdings — wer wollte Das leugnen?“ sagte der Hofmarschall mit affectirtem Gleichmuth — fast zugleich aber schob er mit einem Rucke — die Bewegung sah ziemlich desperat aus — seinen Stuhl mehr seitwärts; von da aus konnte er die ganze Wegstrecke an dem verhängnißvollen Spalier überwachen. — „Der Smaragd ist kostbar und die Gravirung eine seltene Arbeit, eine Art Wunder. ... Es ist auch ein kleines Geheimniß dabei. In der Nähe des Wappens macht sich ein feiner Punkt bemerklich — man meint, ein winziger Splitter sei von dem Steine abgesprungen; unter der Loupe aber tritt Einem scharf ausgeprägt ein schöner Männerkopf entgegen. Tief in Wachs oder feinen Lack eingedrückt, gilt dieses Siegel in meinen Augen mehr als eine Namensunterschrift.“

„Wir werden jetzt Kaffee trinken, und dann gehe ich auch mit suchen,“ sagte die Herzogin liebenswürdig. „Der interessante Ring muß sich wiederfinden.“

Frau Löhn ging inzwischen mit dem großen silbernen Kaffeebrette herum. Sie verzog keine Miene; in die eingetretene secundenlange Stille hinein knisterte ihr Seidenkleid und der Sand unter ihren kräftig ausschreitenden Füßen. Plötzlich klirrte

aber auch das Geschirr auf der Platte aneinander, als mache ein Zusammenschrecken die Hände der Frau unsicher. Der Hofmarschall, dem sie in diesem Augenblicke präsentirte, sah überrascht empor und folgte der Richtung ihres Blickes — Gabriel kam den Weingang herauf.

„Was will der Bursche?“ fragte er sie scharf fixirend.

„Hab' keine Ahnung, gnädiger Herr,“ versicherte sie bereits wieder sehr ruhig.

Gabriel schritt direct auf den Hofmarschall zu und überreichte ihm mit tief gesenkten Lidern den verlorenen Ring. — Es waren schön gebogene, schlanke Finger, die das Kleinod zierlich gefaßt hielten — eine fleckenlos saubere Kinderhand, zaghaft und scheu dargeboten — und doch stieß sie der Hofmarschall mit sichtlichem Widerwillen zurück, als sie die seinige leicht berührte.

„Stehen da nicht Teller genug?“ schalt er, auf den Tisch zeigend. „Und hast Du Dir bei Deinem Verkehr im Schlosse so wenig Manier angeeignet, daß Du nicht einmal weißt, wie man anständiger Weise einen Gegenstand überreicht.... Wo hast Du den Ring gefunden?“

„Er lag am Drahtgitter — ich erkannte ihn gleich — ich habe ihn immer so gern an Ihrer Hand gesehen,“ sagte der Knabe schüchtern und gleichsam um Vergebung bittend, daß er den Ring sofort an die rechte Adresse zurückgegeben.

„So — in der That? Sehr schmeichelhaft!“ — Der Hofmarschall wiegte spöttisch den Kopf und steckte den Smaragd an den Finger. „Löhn, geben Sie ihm ein Stück Kuchen und fragen Sie, was er will!“

Die Beschließerin griff in die Tasche und brachte einen Schlüssel zum Vorschein. „Den hast Du holen wollen — gelt?“ sagte sie zu Gabriel — er bejahte. „Die Frau will trinken, und ich habe den Himbeersaft eingeschlossen —“

„Larifari — es läuft Dienerschaft genug herum. Er konnte herüberschicken; aber der Mosje ist verwöhnt und meint, er müsse schlechterdings bei Allem sein, was im Schlosse vorgeht — und das heute, wo ihm der Herr Hofprediger in Ihrem Beisein die Betheiligung an jedem Vergnügen streng untersagt hat! Haben Sie das vergessen, Löhn?... Er soll sich vorbereiten,“ wandte er sich an die Herzogin, „wir haben heute Morgen festgestellt, daß er in drei Wochen endlich nach dem Seminar abgeht — es ist die höchste Zeit.“

Liane sah überrascht zu der Beschließerin auf. Also darum hatte diese Frau heute Morgen vor ihren Augen so eigenthümlich zweck- und ziellos in der Wäschkammer hantirt und den feinsten Damast vom groben Gespinnst nicht zu unterscheiden gewußt, sie, diese Autorität in Leinenangelegenheiten! Darum hatte sie den Schlüsselbund verlegt, ein unerhörtes Begebniß!... So steinern und stumpf auch diese Frau erschien, so rauh und gefühllos sie auch im Beisein Anderer dem Knaben begegnete — Liane hatte längst im Stillen vermuthet, daß sie ihn abgöttisch liebe.... Jetzt stand sie da, wortlos und dunkelroth im Gesicht — für alle Anderen eine geärgerte Frau, die ein unverdienter Vorwurf tief erbittert, in Lianens Augen aber ein angstvolles Mutterherz, das schon die Erwähnung einer gefürchteten Thatsache heftiger schlagen macht.

Die Herzogin fixirte den Knaben durch die Lorgnette. „Sie haben den Beruf des Missionars für ihn im Auge?“ fragte sie kopfschüttelnd den Hofprediger. „Meines Erachtens paßt er ganz und gar nicht für den Knaben.“

Dieser Ausspruch wirkte wie elektrisirend auf Liane; zum ersten Male hörte sie eine auflehnende Ansicht gegen den Machtspruch des Geistlichen und des Hofmarschalls aussprechen, noch dazu von Lippen, die mit einigen beschützenden Worten das Geschick eines Menschen sofort in andere Bahnen lenken konnten.... Dort saß freilich der alte Herr, gespannt aufhorchend — ein Nervenschauer überlief sie bei dem Gedanken, ihn geflissentlich gegen sich aufzureizen; Alle, die sich hier um den Tisch reihten, waren mehr oder minder dem Knaben ungünstig gesinnt oder gleichgültig gegen sein Geschick — wie kalt musterte Mainau eben „den feigen Jungen“, der wie ein Angeklagter sich nicht von der Stelle traute, die ihm doch unter den Füßen brennen mußte! — Die junge Frau nahm all ihren Muth zusammen — war es denn nicht ein Frauenherz, an das sie appellirte?

„Gabriel trägt bereits eine Mission in sich, Hoheit — es ist die des Künstlers,“ sagte sie, die schöne Fürstin nicht ohne Befangenheit, aber doch beharrlich ansehend. Aller Augen richteten sich erstaunt auf die Lippen, die bis dahin noch nicht gesprochen hatten. — „Ohne alle und jede Anleitung hat er den Stift bereits mit einer Sicherheit führen gelernt, die mich in Erstaunen setzt. Ich habe auf Leo's Spieltisch Zeichnungen von ihm gefunden, mit denen er jede akademische Prüfung so bestehen kann, daß er unentgeltlich aufgenommen wird.... In dem Knabenkopf steckt ein seltenes Compositionstalent, eine glühende Hingabe an die Kunst, die sich durchringt und durchkämpft, wie es eben nur der Genius vermag.... Hoheit haben Recht, er paßt nicht zum Missionar — dazu gehört der innere Trieb, die Concentration aller Geisteskräfte auf diesen einen Punkt, die ganze Energie der Seele, in der kein anderes Ideal leben darf — es wäre grausam gegen den Knaben selbst und ein Unrecht gegenüber der Kunst, wollte man ihn zwingen.“

Die Herzogin sah sie groß, mit unverhülltem Befremden an. „Sie haben mich total mißverstanden, Frau von Mainau,“ sagte sie sehr gemessen. „Meine Bemerkung galt der schlaffen Körperhaltung, der sichtlich kränklichen Constitution des Knaben, nicht aber seiner geistigen Befähigung, oder gar seiner Lust und Liebe zur Sache — da sage ich ganz entschieden: ‚Er muß passen!‘ ... Es thut mir wahrlich leid, daß es Frauenseelen giebt, die nicht der Ansicht sind, daß vor diesem heiligsten Lebenszweck jeder andere verschwinden muß.... Mögen aufrührerische Männerköpfe ihr Bischen Wissen, das sich doch zumeist auf falsche Schlüsse stützt, an die Stelle des Heiligsten setzen — es ist traurig genug, daß es geschehen darf — wir Frauen aber sollen deshalb doppelt beflissen sein, in Phalanx gegen dieses Vorstürmen zu stehen, indem wir festhalten am einzigen Heil, indem wir glauben und abermals glauben, und uns niemals verführen lassen, zu grübeln.“

„Hoheit, das heißt der Frauenwelt ihre Aufgabe allzu leicht machen; das heißt auch zugleich dem Aberglauben, dem Glauben an eine spukhafte Geisterwelt, an die Gewalt des Satans — wozu leider der Frauenkopf so leicht geneigt ist — Thür und Thor öffnen.“

Ein Geräusch von Stuhlrücken und verlegenem Räuspern wurde plötzlich laut, während die junge Frau, die eben gesprochen, sich ruhig und unbeweglich verhielt. Ihr gegenüber saß ihr Mann — seine Hand lag auf dem Tische und wiegte einen Kaffeelöffel auf dem Finger. Er hielt den Kopf vorgeneigt, wobei sein Blick unter den tief gesenkten Brauen hervor nicht einen Moment von dem zarterrötheten Gesicht wich, das sich ausschließlich der Herzogin zuwendete. Jetzt beim letzten Wort sah sie wie zufällig seitwärts — ihr Blick traf ihn so tödtlich kalt, als kenne sie ihn nicht. Eine jähe Gluth schoß über seine Wangen — er warf klirrend den Löffel hin, worüber die Herzogin lächelte.

„Nun, Baron Mainau, das regt Sie auf? ... Wie denken Sie darüber?“ fragte sie mit schmeichelnd verlockender Stimme.

Seine Lippen verzogen sich in bitterem Spott. „Hoheit wissen sehr gut, daß die Frauen, die an Hexen und Gespenster glauben, etwas Verführerisches für uns haben,“ versetzte er in seinem frivolsten Ton. „Die Frau ist reizend in ihrer Hülflosigkeit und Furcht; wir ziehen sie, wie ein Kind, beschwichtigend in unsere Arme, und damit kommt — die Liebe.“ — Seine Augen verfinsterten sich und streiften durchbohrend seine Frau. — „Eine Pallas Athene dagegen haucht uns eisig an, wie die Gletscherjungfrau — wir wenden ihr den Rücken.“

War das dieselbe Frau, die am Hochzeitstage bleich und gespensterhaft wie der Todesengel an der einziehenden Braut vorübergebraust war? ... Strahlender Triumph verklärte das schöne Gesicht und machte es wahrhaft hinreißend in seinem Ausdruck.

„Und Sie?“ neigte sie sich zu dem Hofprediger, der mit übereinandergeschlagenen Armen ihr gegenüber saß; er fuhr wie aus tiefem Nachsinnen empor — die Frau Herzogin berief alle ihre Heerschaaren, wie es schien, gegen diese junge Frau, die sich unterfing, selbstständig zu denken. „Haben Sie keine Waffen gegen den Antichrist in sanfter, weiblicher Gestalt?“ fragte sie fast scherzhaft.

„Hoheit werden die Gnade haben, sich zu erinnern, daß ich dergleichen Erörterungen am Kaffeetische nicht billige,“ ver-

setzte der Hofprediger streng und hart — er war plötzlich der allmächtige Beichtvater, der diese hochgeborene Seele unter der Faust hielt. — „Lassen wir das Alles einstweilen dahingestellt sein und begnügen wir uns mit der Ueberzeugung, daß Frau von Mainau mit ihrem Ausspruch das Hereinragen einer übersinnlichen Welt in die Wirklichkeit sicher nicht leugnen will."

Er wollte ihr abermals zu Hülfe kommen — sie brauchte einfach billigend das Haupt zu neigen, und der Kampf war beendet; aber damit mußte sie lügen und reichte dem Priester in der That die Fingerspitzen — zum zweiten Mal wies sie heute seine rettende Hand zurück.

„Dieses Hineinragen einer übersinnlichen Welt in die Wirklichkeit leugne ich allerdings," sagte sie mit etwas bebender Stimme — die neben ihr sitzende Hofdame rückte geräuschvoll von ihr weg. „Ich glaube nicht an die Wunder und himmlischen Visionen, wie sie die Kirche lehrt. Wollte der Allmächtige uns Boten aus dieser übersinnlichen Welt schicken, dann müßten sie auch ihre Spuren tragen — so aber haben die guten Engel ein schönes und das böse Princip ein verzerrtes, abstoßendes, aber immer menschliches Antlitz — die Flügel, die den Seraph herabtragen, und das häßliche Kennzeichen ‚des Bösen' sind der Thierwelt entlehnt, Himmel und Hölle erscheinen ausgeschmückt mit den Elementen, die unseren Erdball beleben und halten — wir können eben mit unseren Vorstellungen nicht über ihn hinaus, und nur in der originellen Auffassung alles Dessen, was uns umgiebt, sei es in Tönen, Bildern oder Worten, waltet unsere Phantasie."

Ein secundenlanges tiefes, unheimliches Schweigen folgte auf die letzten Worte — die schöne Herzogin saß wie versteinert da, nur ihre Augen glitten in verzehrender Unruhe, fast angstvoll, zwischen Mainau und seiner jungen Frau hin und her. Er hatte vorhin klar genug ausgesprochen, daß ihn solch ein selbstständiges, mit kaltem Verstand forschendes weibliches Wesen anwidere — aber das dort war ja keine geharnischte Pallas Athene, sondern die lieblichste Mädchenerscheinung, die mit Herzklopfen und unter abwechselndem Erröthen und Blaßwerden der Macht der Ueberzeugung nachgab und sie in melodisch sanften Tönen aussprach. Seinen Gesichtsausdruck konnte die Fürstin nicht sehen; er hatte sich halb abgewendet — seine Haltung aber zeigte so vollständig die geringschätzende Ruhe und Blasirtheit, in die er sich meist hüllte, daß man hätte meinen mögen, er werde unter gleichgültigem Achselzucken auf jede Anrede spöttisch sagen: „Lasset sie doch reden — was geht's mich an?"

„Sie stehen dem Standpunkte des strenggläubigen Christen so fern, gnädige Frau, daß ich auf eine Polemik hier an Ort und Stelle nicht eingehe, so gewiß ich auch des siegreichen Ausgangs auf meiner Seite bin," unterbrach der Hofprediger mit seiner tiefen, schönen, etwas verschleierten Stimme die momentane Stille — er mußte ihr antworten, sie hatte ihn dazu gezwungen. „Ich will Ihnen aber gewissermaßen Concessionen machen, indem ich den biblischen Standpunkt verlasse und Sie an einen der größten Dichter erinnere, der seinen grübelnden Helden sagen läßt: ‚Es giebt mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.'"

„Wohl wahr — doch ich verstehe darunter das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte. Die meisten unserer Mitlebenden betrachten noch immer die Natur als etwas Selbstverständliches, über das sie nicht nachzudenken brauchen, weil sie es ja sehen, hören und begreifen können — daß aber eben dieses Sehen, Hören und Begreifen das Wunder ist, fällt ihnen nicht ein. Und nun dichtet man dem weisen Schöpfer willkürliche Eingriffe in seine ewigen Gesetze an, oft nur um winziger menschlicher Interessen willen, ja, die Kirche geht noch weiter — sie läßt untergeordnete Geister dieses vollendete Gewebe zerstörend durchbrechen, lediglich, um irgend ein Hirtenmädchen oder sonst eine einsame Seele von Gottes Dasein zu überzeugen, und nennt das ‚Wunder'. Wie kläglich und theatralisch aufgeputzt erscheinen sie neben Gottes wirklichem Schaffen und Walten — ein ganzer Wolkenhimmel voll Engelsköpfe versinkt neben der treibenden Wunderkraft, die einen kleinen, bunten Blumenkelch aus der Erde steigen läßt. . . . Es ist wohl wahr, ‚Gott läßt sich nicht spotten' — er läßt sich nicht spotten in dem, was Eins ist mit ihm, in der Natur, und wie streng er unser Festhalten an ihr fordert, beweist er, indem er sie als Selbsträcherin auftreten läßt, wenn wir uns an ihr versündigen."

Der Hofprediger sah ihr mit demselben Ausdrucke in das Gesicht, mit welchem er heute schon einmal angstvoll und flehend ihr zugerufen hatte: „Sie wüthen gegen sich selbst, gnädige Frau!"

„Und vergessen Sie ganz den Begründer Ihrer Kirche — Luther, der dem bösen, Gott gegenüber wirkenden Principe selbst einen Thron, eine Macht auf Erden eingeräumt hat, wie es zuvor nie besessen?" sagte er wie beschwörend.

„Er würde in unserem Jahrhunderte nicht allein das Tintenfaß, sondern auch seine gewaltige Feder gegen diese Ausgeburt der menschlichen Phantasie richten —"

„Genug, genug!" rief der Hofmarschall empört und streckte der jungen Frau Schweigen gebietend die Hand entgegen. „Hoheit, verzeihen Sie, daß Sie an meinem Tische dergleichen irreligiöse Auslassungen ertragen mußten," wandte er sich mit unheimlicher Ruhe zu der Herzogin. „Frau von Mainau hat die verlassene Stille im Rudisdorfer Schlosse ausgenutzt und Studien gemacht, die durch ihre Nüchternheit auf ihren Ursprung zurückführen — Studien bei Wasser und Brod."

Die Herzogin erhob sich rasch — sie mußte; als Fürstin und Frau durfte sie nicht gestatten, daß es in ihrer Gegenwart zu einem ausgesprochenen Familienzerwürfnisse komme. „Gehen wir nun hinüber, Obst zu pflücken!" sagte sie mit so heiterer Liebenswürdigkeit, als sei nichts vorgefallen. Sie setzte ihr Hütchen vorsichtig auf die Locken und ergriff ihren Sonnenschirm. „Wo mögen die Prinzen stecken? Ich höre und sehe nichts von ihnen, Herr Werther," sagte sie zu dem Prinzenerzieher, der sofort davon stob. . . . Den Hofprediger an ihre linke Seite winkend, legte sie ihre Hand auf den dargebotenen Arm Mainau's — er führte sie, ohne noch einen Blick auf seine Frau zu werfen, nach den Plantagen — die Hofdame folgte schleunigst, und so stand Liane plötzlich, wie eine Geächtete, allein unter den Ahornbäumen.

„Fühlen Sie nichts, meine Gnädigste? — Sie haben heute das Genick gebrochen," sagte der Hofmarschall malitiös, während er langsam an ihr vorübergefahren wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Einer von den „Ganzen".

Nicht umsonst hat ein Gefühl tiefer Wehmuth aller Denkenden und Gebildeten Deutschlands bei der aus Ludwigsburg gekommenen Trauerkunde sich bemächtigt, daß David Friedrich Strauß dem schweren mit der Geduld des Weisen ertragenen Krankheitsleiden erlegen ist, das ihn seit ungefähr Jahresfrist ergriffen hatte. Der Verlust, der unserer deutschen Wissenschaft, unserer Literatur und unserem nationalen Leben durch den Heimgang dieses lichtspendenden Denkers, dieses großen Kämpfers und „Rufers im Streit" bereitet wurde, ist ein unersetzlicher und es ziemt sich wohl, einen Rückblick auf den gewaltigen Umschwung im Reiche der Gedankenwelt zu werfen, der mit dem ersten plötzlichen Auftreten des nunmehr verstorbenen Apostels der freien Forschung begonnen hat.

Seit länger als einem Menschenalter (1835) war Strauß in Bezug auf die Erkenntniß des Christenthums der Lehrer der Gebildeten, wie das Aergerniß der kirchlichen Reaction und der Orthodoxie, und im Jahre 1863 wurde er auch der Schöpfer einer geschichtlichen Auffassung des Christenthums für's allgemeine deutsche Volk. Weil er ein „Ganzer" war und unvermittelt das Ergebniß seiner Forschung verkündete, hat er die Bedeutung eines Reformators und Vorkämpfers gewonnen, verehrt von Tausenden, die sich zum Kampfe gegen die Halben ihm angeschlossen, und gehaßt von Tausenden, welche durch ihn aus ihrer Gefühlsseligkeit aufgeschreckt wurden. Seit den „Wolfenbüttler Fragmenten" und den theologischen Streitschriften Lessing's hat kein Werk über Bibel und Christenthum eine Auf-

regung, wie das „Leben Jesu“ von Strauß, hervorgebracht. Die vier starken Auflagen desselben von 1835 bis 1839, die spätere für die größern Massen unternommene Bearbeitung für das deutsche Volk und die Hunderte von Gegenschriften und Vertheidigungen, welche seitdem erschienen sind, beweisen hinlänglich, daß Strauß durch seine Beleuchtung der Grundlagen des Christenthums die Gebildeten wie das Volk aus der bewegungs- und prüfungslosen Glaubensseligkeit aufgerüttelt hat.

Der freisinnige Geschichtschreiber der neuesten Theologie (Schwarz) behauptet, daß mit dem Jahre 1835, in welchem das „Leben Jesu“ von Strauß zuerst erschienen war, die Geschichte der neuesten Theologie, der neuesten theologischen Entwickelung beginne. Allein diese Anschauung ist eine zu einseitig theologische. Das Leben Jesu von Strauß bezeichnet eine neue Epoche nicht nur in der Theologie, sondern in unserer religiösen Erkenntniß überhaupt, einen Wendepunkt in unserer gesammten religiösen Cultur. Wie alle wahrhaft schöpferischen und reformirenden Gedanken wirkt es umstürzend und grundlegend zugleich, führt es eine Krise und einen neuen schöpferischen Boden herbei. Seine Zerstörung vieler Illusionen, seine Vernichtung aller Halbheiten, seine erschütternde Gewalt gegen alles gläubig hingenommene Unklare, seine kritische Zersetzung des urkundlichen christlichen Glaubens, alles Dies rief die Krise herbei und bezeichnet die verneinend wirkende Kraft. Allein der schöpferisch belebende Gedanke, die geschichtliche Seite des Christenthums zur Erkenntniß zu bringen, das religiöse Gemüthsleben mit seiner äußerlichen Weltanschauung, mit seiner Trennung von Gott und Welt und dem phantastischen Wunderglauben in geschichtliches Wissen umzusetzen, das ist seine positive, volksthümlich aufbauende Macht. Nach beiden Seiten hin hat Strauß umwälzend gewirkt.

Auf dem Gebiete der christlichen Erkenntniß giebt es wie in der Wissenschaft, in der Philosophie und in der Politik tief einschneidende Revolutionen, welche Schlußpunkte einer vorangegangenen und Anfangspunkte einer neuen Epoche bilden, alten Gährstoff in sich aufnehmen und neue Grundlagen entwickeln. Für unsere socialen Zustände und für unser politisches Staatsleben war eine solche Revolution im Jahre 1848; für unsern Glauben des Christenthums datirt die neue Aera von 1835, dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß. Wenn jedoch unsere politische Revolution weniger schnell das Bewußtsein des deutschen Volkes durchdrungen hat, aus Gründen des politischen Unvermögens und wegen der deutschen Zerrissenheit zunächst unfruchtbar geblieben war, obgleich die Wirkungen selbst unter den nachfolgenden reactionären Gegenschlägen niemals wieder erloschen — so wirkte die durch Strauß hervorgerufene Revolution durch ein ganzes Menschenalter lebendig fort, hat jetzt selbst innerhalb der Kirche ihre kräftigen Blüthen getrieben und die Anschauung vom Christenthum mit der Gewalt des Geistes verbessert.

David Friedrich Strauß.

Die doppelte epochemachende Bewegung des Strauß'schen Werkes, die umstürzende und erzeugende Einwirkung, wurde durch geschichtliche Zustände der damaligen Zeit und die wissenschaftlichen Vorarbeiten hervorgerufen. Der Zustand der damaligen Theologie und die kirchliche Gährung im deutschen Volke, die Vorarbeiten aus der damals bereits ausgelebten Richtung von Hegel und das „Leben Jesu“ von Schleiermacher, verbunden mit der allgemein sich regenden Abneigung gegen Illusionen, gegen die Verirrungen der philosophischen Speculation, dies Alles zusammen ermöglichte das umbildende Auftreten von Strauß und machte sein „Leben Jesu“ zu einer historischen Nothwendigkeit. Eine politische Revolution wird zur geschichtlichen Nothwendigkeit, wenn sie die zerstreut in der vorangegangenen Zeit liegenden Fortschrittsideen zusammenfaßt und zur Grundlage der Zukunft macht, und dasselbe ist mit einem epochemachenden Werke auf kirchlichem Gebiete der Fall. Das „Leben Jesu“ von Strauß ist die reife Frucht der Vorarbeiten; die Vergangenheit hat daran mitgearbeitet und wurde darin zum Abschlusse gebracht. Aber im Abschlusse wurde sie vervollständigt, zugespitzt und auf einen Grundgedanken zurückgeführt, und der Grundgedanke wurde sodann zum Boden für eine künftige Erkenntniß des Christenthums. In den Forschungen von Strauß laufen alle kritischen Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts über Jesum zusammen; die Masse des einzeln Erforschten tritt hier zum Schrecken der Halben in geschlossener Reihe auf, verbunden mit einer Meisterschaft der Form, mit einer ästhetischen Vollendung und mit einer seltenen Herrschaft über den Stoff. „Das ‚Leben Jesu‘ steht da,“ sagt Schwarz, „mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals. Die Schlußrechnung in der Kritik der evangelischen Geschichte ist gezogen und die Inventur lautet auf Bankerott.“

Strauß hat zu seinem Werke außer den vereinzelten Kritiken der theologischen Vorgänger noch vorzüglich die philosophischen Forschungen von Hegel und Schleiermacher verwendet. Im Jahre 1831 war er Repetent am theologischen Stifte in Tübingen und als solcher ging er nach Berlin, um Schleiermacher's Vorlesungen über das Leben Jesu zu hören. Die Vorlesungen dieses Denkers, mit seiner zersetzenden Zweifelsucht und dem combinirenden Scharfsinne, regten Strauß zu seinem „Leben Jesu“ an. Schleiermacher hatte aber bekanntlich noch immer eine theologische Scheu, mit dem alten Kirchenglauben und mit seinem Amte ganz zu brechen; er wollte das Ueberlieferte durch Vergeistigung weiterbilden, alte Bausteine zum Neubaue verwenden, ohne zu bedenken, daß er dadurch seinem Standpunkte untreu geworden, daß er sein System selbst durchbrochen. Durch solche theologische

Anwandlungen, die kirchlichen Dogmen bald zu bestreiten, bald über den menschlichen Kreis hinauszurücken, wurden Halbheiten erzeugt, welche viele Schüler des großen Mannes zur völligen Orthodoxie geführt. Es war der Punkt, der dem Scharfblicke und energievollen Wahrheitssinne des jungen Strauß nicht einleuchten wollte.

Schon im Jahre 1830 trat er gegen die nach kirchlichen Bedürfnissen zurecht gedrehten Auffassungen des Christenthums als ein Ganzer auf. Sein „Leben Jesu" aber bekundete die größte Entschiedenheit, den glänzendsten Freimuth und die reinste Liebe zur Wahrheit. Die besten Köpfe der damaligen Zeit, wie Twesten, Nitzsch, Lücke, Umbreit, Dorner u. A., sind über das Vermitteln, über die Halbheit nicht hinausgekommen. Das Christenthum schien in die engen Mauern der rein theologischen Schulen gebannt, wo über die Echtheit der Evangelien, über Mythus und Geschichte in der Schulsprache gestritten wurde, und die Gebildeten unter den Laien spähten nach einem Manne aus, der, mit der Theologie und Philosophie vertraut, durch eine unerbittliche Kritik in den Stand gesetzt sei, die Nebel der Illusionen zu verscheuchen. Und dieser Mann erschien in dem damals (1835) siebenundzwanzigjährigen Magister Strauß, in dem Repetenten des theologischen Stifts zu Tübingen. Sein „Leben Jesu" wurde ein Wetter, das in die „Versöhnung von Glauben und Wissen", in die friedliche Vermittelung der Theologie hereingebrochen war; es wurde zur Brandfackel, in die Feste des kirchlichen Glaubens geschleudert. Allmählich jedoch hat das Entsetzen und die Erschütterung aufgehört; das deutsche Volk hat sich mit der leidenschaftslosen objectiven Darstellung des Christenthums befreundet und dieselbe wie einen sich vollziehenden Naturproceß angesehen.

Was seit dreißig Jahren in religiöser Aufklärung des Volkes, in Förderung des Fortschrittes für das Verständniß der biblischen Urkunden geschehen ist, muß dem Werke von Strauß zugeschrieben werden, da der geniale Verfasser bis zu der letzten abweichenden Phase seines reichen Lebens an seinem Werke fortgearbeitet hatte. Seine „Streitschriften" (drei Hefte), in denen er 1837 die Unzahl der Gegenschriften abfertigte und dabei das Leben Jesu noch schärfer entwickelte, seine 1840 bis 1841 herausgegebene „Christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft", seine 1839 veröffentlichten „Charakteristiken und Kritiken", namentlich aber sein neues, 1863 bearbeitetes „Leben Jesu für das deutsche Volk", sind nur geistvolle Weiterarbeiten auf dem Gebiete der Evangelienkritik im Dienste eines Christenthums der Zukunft.

Was ist aber das Charakteristische dieses noch immer fortwirkenden Werkes, und was gab ihm jene Geschlossenheit und Gewalt auf alle Denkenden des Volks? Die Antwort würde lauten: Der feste Zusammenhang zwischen wahrer Philosophie und geschichtlicher Kritik, die nüchterne Scheidung zwischen dichterischem Mythus und Geschichte in den Evangelien und der wahrhaft religiöse Sinn, aus dem wahren Jesus der Geschichte und dem natürlichen und idealen Christus mit seiner Sittenlehre das Christenthum der Zukunft aufzubauen. Aus der Philosophie hat Strauß die Erkenntniß gewonnen, daß das Wirken Gottes in der Welt ein gesetzmäßiges sein muß, so daß für Wunder, für äußerliche Eingriffe in die Welt gar kein Raum sein kann. Aus dieser Weltbetrachtung kam der Antrieb für die geschichtliche Kritik. Die Urkunden des Christenthums, die Evangelien, werden bekanntlich von der Orthodoxie für übernatürliche Geschichte gehalten; der Rationalismus scheiterte mit seiner Beseitigung der Wunder durch natürliche Erklärung derselben; Strauß aber verwarf diese Beschränktheit und Halbheit und untersuchte, ob und wie weit die evangelischen Urkunden überhaupt auf geschichtlichem Grund und Boden stehen. Die gewissenhafte, voraussetzungslose Untersuchung dieser Frage führte ihn dazu, in den Evangelien Producte des mythenbildenden Volksgeistes zu sehen. Das Wunderhafte in den Erzählungen, die unauflöslichen Widersprüche zwischen den einzelnen Evangelisten, die chronologischen Räthsel und die thatsächlichen Ungenauigkeiten im Verhältniß zu den gleichzeitigen weltlichen Schriftstellern, dies Alles leitet auf die sagenhafte Dichtung, die Legende und den poetischen Mythus hin. Dazu kommt noch, daß für die Evangelien nur späte Zeugnisse vorhanden sind, die nicht über das Ende des zweiten Jahrhunderts hinaufreichen, und die offenkundige Thatsache, daß die wunderhaften Erzählungen des alten Testaments, die jüdischen Vorstellungen und Hoffnungen offenbar die mythische Fassung des Lebens Jesu erzeugten. Die Wunder des Moses, des Elia und die vorbildliche Redeweise des alten Testamentes offenbarten sich Strauß als die Anlässe und Grundfäden vieler evangelischen Geschichten, und dieser ungeschichtliche Grundzug, den man durch Mythus bezeichnet, dringt, wie er meint, bis in das Innerste der evangelischen Erzählungen.

Die glänzende Ausführung dieser Kritik, den ganzen zweiten Theil seines volksthümlichen Lebens Jesu bildend, die umfängliche Forschung über Entstehung und Ausbildung der sagenhaften Geschichte Jesu und das klare Ergebniß, daß die Geschichterzählungen der Evangelien nicht wirkliche Geschichte, sondern dichterisch gestaltete Mythen seien, bildet den Kern des Strauß'schen Werkes. Die unerbittliche Macht seiner Beweise, verbunden mit einer Meisterschaft und Plastik der Form, hat jene gewaltige Umwälzung in der Anschauung des Christenthums hervorgebracht, die noch immer fortwirkt. Eine Fluth von Gegenschriften, die fast eine ganze Bibliothek bilden, brach gegen Strauß herein, aber er blieb in seinen zahlreichen Streitschriften die Antworten nicht schuldig. Seinem Lehrer Steudel in Tübingen, seinem ersten Gegner, welcher ihm die wunderhafte Geschichtlichkeit der Evangelien schon daraus zu beweisen meinte, weil sonst „ein gekreuzigter Jude nicht die christliche Kirche gestiftet haben würde", ruft Strauß zu: „Wenn wir die vielen Wunder in den Evangelien für wahr nehmen, so begreifen wir den anfänglichen Unglauben des Volkes nicht, und dann wäre die Kreuzigung ein Räthsel. Es wäre unbegreiflich, wie die Juden einen Mann, der Tausende durch ein Wunder gespeist, Blindgeborene und Gelähmte geheilt und Todte erweckt hat, kreuzigen lassen sollten. Nicht der zahlreichen mythischen Erzählungen wegen ist die Person Christi bedeutsam, vielmehr wegen der geistig fesselnden Macht seiner Persönlichkeit. Der Eckstein, auf welchem der Apostel Paulus das Christenthum erbauete, war blos Christus, nicht seine wunderhafte Geburt, das Wandeln auf dem Meere &c. Und mußte man nicht schon im alten Testament zum Mythus greifen? Wer wird die redende Eselin Bileam's, die stillstehende Sonne Josua's, das Leben Jona's im Bauche des Walfisches für Geschichte nehmen?"

Strauß vertheidigte sich in den „Streitschriften" gegen die mannigfachen Angriffe und Vorwürfe der Gegner, wie er auch sonst die Schmähungen verachtete. Auf den Vorwurf, „daß sein Herz hart und daß ihm das Gefühl für den Gekreuzigten fehle, daß er mit Kaltblütigkeit den Gesalbten antaste, ohne daß seinem Auge eine Thräne der Wehmuth entquelle", erwiderte er, daß er niemals den Geist der Wissenschaft verletzt, niemals den Ton der Frivolität und des Hohnes angeschlagen. „Ja," sagte er einmal, „ich hasse und verachte jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritte sich und den Leser mit dem Verluste der Seligkeit bedroht sieht. In wissenschaftlichen Dingen erhält der Geist sich frei, soll also auch freimüthig das Haupt erheben. Für die Wissenschaft existirt überhaupt kein Heiliges, sondern nur ein Wahres, dieses aber verlangt keine Weihrauchwolke der Andacht, sondern Klarheit des Denkens und Redens."

Schon das alte „Leben Jesu" in seiner tief gelehrten Form ist das geschichtliche Denkmal eines Wendepunktes in unserer Entwickelung, ein Bildungsbuch für strebsame junge Lehrer des Volkes. Die spätere Bearbeitung für das deutsche Volk, worin nur die Grundgedanken aus dem alten geblieben, die sonst aber ganz neu ist, hat für unser Volk eine reformatorische Bedeutung. Denn unsere Zeit mit ihren Bildungsverhältnissen, welche das Joch einer absoluten geistlichen Autorität nicht mehr tragen mag, die in den Lehren der Orthodoxen nur die theologische Zunft mit ihren Vorurtheilen sieht, will die Bibel mit ihrer Geschichte und Lehre selbst prüfen. Unsere Zeit will nicht einem papiernen Papst, dem Buchstaben der Bibel blindlings gehorchen. Das Volk sehnt sich nach einer Anleitung, um zu unterscheiden zwischen dem, was für alle Zeiten wahr und verbindlich, und dem, was nur in einstmaligen Zeitvorstellungen und Zeitverhältnissen begründet ist. Der Zweifel und das Denken ist auch in die untersten Schichten der Gesellschaft gedrungen und verlang tnach Aufschluß; es widerstrebt selbst schon vielen Ungeweckten, das Ueberlieferte in den Urkunden ohne allen Widerspruch hinzunehmen.

Es ist in dem Obigen zunächst nur die weltgeschichtliche

Haupt- und Grundthat in dem Leben des großen deutschen Denkers und Schriftstellers hervorgehoben, den unsere Zeit stets mit Stolz als einen ihrer leuchtendsten Sterne bezeichnet hat, dem selbst seine Gegner die makellose Reinheit der Gesinnung, die Ueberlegenheit einer hoch über alles Mittelmäßige hinausragenden Kraft, die unabweisbare Gewalt des tief in den Gang der Dinge greifenden Genius nicht absprechen konnten. Ein Gesammtbild seiner Persönlichkeit und seines ganzen Lebenswerks, seines arbeitsvollen, vielgestaltigen und vielseitigen Wirkens auf den verschiedensten Gebieten unserer Literatur, der er eine Reihe unsterblicher, nach Inhalt und Form vollendeter Meisterwerke gegeben, wird den Lesern der Gartenlaube nicht vorenthalten bleiben.

Die Heilkunst, der Heilkünstler und die Curirfreiheit.

Der Kaiser von Deutschland verweigerte es, wie Zeitungen berichten, bei seinem Kranksein Arznei einzunehmen, und er wurde trotzdem gesund. Dies passirt übrigens noch jeden Tag sehr vielen anderen Kranken, welche den Muth haben, Arznei zu verschmähen. Solche Heilungen, bei welchen der Kranke von selbst gesund wird und die man früher einem besondern „Arzte im Menschen“ zuschrieb, würden einen weit bessern Ruf genießen, als dies der Fall ist, wenn die Wiedergenesenden nicht viel zu zeitig volle Gesundheit beanspruchten und die vorher erkrankten Organe noch längere Zeit vorsichtig behandelten. Es müßte z. B. ein Reconvalescent, der von sogenannten Brustbeschwerden (Husten, Auswurf, Kurzathmigkeit &c.) heimgesucht wurde, noch längere Zeit alle Verstöße vermeiden, welche den Athmungsorganen schädlich werden könnten, wie: die Behinderung des Athmens (durch enge Kleidung, Uniform, Schnürleib, enge Halsbinden &c.), Einathmen kalter, rauher, unreiner (rauchiger und staubiger) Luft, zumal bei Nacht, besonders den schnellen Wechsel zwischen kalter und warmer Luft, Störungen im Blutlaufe durch Herz und Lungen, die sich hauptsächlich durch stärkeres Herzklopfen zu erkennen geben (wie anstrengende Bewegungen, vieles und lautes Sprechen, aufregende Getränke und Gemüthsbewegungen &c.). Eine große Gefahr für solche Reconvalescenten bergen aber vorzeitige Cur- und Badereisen, zumal in rauher Jahreszeit und ohne Respirator. Man beherzige ja, daß in der Wiedergenesungsperiode der Mensch für alle Schädlichkeiten leichter empfänglich ist und daß durch solche das frühere Leiden nicht nur sehr leicht zurückgerufen, sondern auch zu lebensgefährlicher Höhe gesteigert werden kann. Als eine Hauptregel möge sich deshalb jeder in der Wiedergenesung Begriffene merken, daß es nach dem Schwinden der Krankheitserscheinungen und selbst nach Eintritt des Wohlseinsgefühles doch noch längere oder kürzere Zeit bedarf, ehe dem erkrankten Organe, sowie überhaupt dem ganzen Körper eine angestrengte Thätigkeit, sei es auch in seinen Vergnügungen, zugemuthet werden darf.

Und warum erlangen denn nun Diejenigen, welche bei ihrem Kranksein Arzneien verschmähten, doch auch ihre Gesundheit wieder? Und warum werden denn überhaupt Kranke bei den allerverschiedenartigsten, vernünftigen und unvernünftigen Behandlungsweisen ebensowohl sehr gelehrter, wie auch sehr ungelehrter Heilkünstler doch gesund? Diese Fragen sind von der Wissenschaft durch Thatsachen ziemlich sicher zu beantworten. Jeder Krankheit liegt nämlich eine von der naturgemäßen abweichende Beschaffenheit irgend eines festen oder flüssigen Körperbestandtheiles zu Grunde. Leider sind diese sogenannten organischen oder materiellen (anatomischen) Störungen zur Zeit noch nicht bei allen Krankheiten, am wenigsten noch bei den sogenannten Nervenkrankheiten, ergründet. Es ziehen nun diese Abweichungen stets (ganz besonders bei fieberhaften Krankheiten) andere und zwar ganz bestimmte materielle Veränderungen nach sich, welche die ersteren entweder vollständig oder doch zum größten Theile aufheben und auf diese Weise die Krankheit heilen, oft sogar auch dann noch, wenn der kranke Theil durch unpassende Behandlung maltraitirt wird. Man bezeichnet diese ganz nach denselben im menschlichen Körper herrschenden physiologischen (chemisch-physikalischen) Gesetzen vor sich gehenden heilsamen Vorgänge als „Naturheilungsprocesse“. Ihnen ist die Heilung fast aller inneren Krankheiten zu verdanken; sie haben den Heilkünstlern und den sogenannten Heilmitteln den Ruf von Helfern in der Krankheitsnoth verschafft. Nicht immer freilich führen diese Processe zur Heilung; oft ziehen sie auch, zumal wenn sie in ihrem Verlaufe durch unpassende Eingriffe gestört werden, bleibende Veränderungen, sogenannte organische Fehler nach sich, wie z. B. die Herzentzündung der Grund zu unheilbaren Herzfehlern sein kann. Ja, manchmal veranlaßt ein solcher Proceß dadurch, daß er andere Organe in Mitleidenschaft zieht, einen tödtlichen Ausgang, wie dies z. B. die Entzündung der Hirnmasse thut, welche rings um einen sonst nicht tödtlichen Schlagflußherd (d. i. eine aus geborstenen Gefäßen in's Gehirn ausgetretene größere oder kleinere Portion Blutes) entsteht.

Es dürfte nun wohl leicht zu begreifen sein, daß der gebildete Heilkünstler jene Naturheilungsprocesse, auf deren enorme Wichtigkeit vom Verfasser schon zu wiederholten Malen aufmerksam gemacht wurde und auf welche leider die Aerzte nicht genug Werth legen, nicht nur in ihrem Verlaufe genau kennen, sondern auch naturgemäß, das heißt durch richtiges diätetisches, den Lebens- und Gesundheitsbedingungen entsprechendes Verfahren zu unterstützen im Stande sein muß. Da nun aber bei den verschiedenen Krankheiten der Naturheilungsproceß ein ganz verschiedener sein, ja auch bei derselben Krankheit in mehrfacher und verschiedener Weise vor sich gehen kann, so muß der Arzt vor allen Dingen die ihm vorliegende Krankheit (das heißt die den Krankheitserscheinungen zu Grunde liegenden Gewebsveränderungen) zu erkennen (diagnosticiren) verstehen. Ohne die Fähigkeit, die vorhandene Krankheit sicher erkennen zu können, und ohne die Kenntniß vom Verlaufe der Krankheit, ganz besonders aber ihrer nachfolgenden Heilprocesse, ist ein wissenschaftlicher Heilkünstler gar nicht denkbar. Sicherlich wird der Arzt der Zukunft weit weniger gelehrt (das heißt mehr ein Mann der Heilkunst als der medicinischen Wissenschaft) und weniger in der Arzneimittellehre erfahren sein, als der Arzt der Jetztzeit, wohl aber wird er durch längeres Studium am Leichentische und am Krankenbette besser im Stande sein, die Krankheit sicher zu erkennen und sie durch richtige, auf Physiologie gegründete Unterstützung der ihr eigenthümlichen Naturheilprocesse zu heilen. Natürlich wird es auch Sache dieses ärztlichen Rathgebers sein, an der Hand der Gesundheitslehre (Hygieine) die Anleitung zum Verhüten der Krankheiten zu geben.

Von einem wissenschaftlich gebildeten Heilkünstler muß also durchaus verlangt werden, daß er in der Diagnostik (der Lehre von der Erkennung der Krankheiten) und in der pathologischen Anatomie (der Lehre von den der Krankheit zu Grunde liegenden Veränderungen) gehörig zu Hause sei. Dies ist aber nur dann möglich, wenn der Studirende, außer der Kenntniß des Baues vom gesunden menschlichen Körper (normalen Anatomie) und der Lebensvorgänge innerhalb desselben (Physiologie), jene beiden Wissenschaften an zahlreichen Leichen und Kranken, sowie unter gehöriger Anleitung gründlich studirt hat. Ob dies nun die sogenannten „Naturdoctors“ aus den verschiedenen Ständen bei ihrer Vorbildung zu lernen im Stande sein können, diese Frage kann sich der vorurtheilsfreie und denkende Leser wohl selbst beantworten.

Mögen einige Beispiele den Leser mit der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Diagnostik bekannt machen. Diese besteht nicht etwa blos im Pulszählen und Zungebesehen, sondern verlangt ganz besonders große Uebung im Behorchen (Auscultiren), Beklopfen (Percutiren), im mikroskopischen und chemischen Untersuchen, im Besichtigen innerer Theile mit sogenannten Spiegeln (z. B. des Kehlkopfs, Mastdarms, des Auges, Ohres &c.), in Erforschung und Beurtheilung der Fieberhitze durch das Thermometer. — Bei dem Behorchen des Herzens werden nicht selten Geräusche gehört, welche in der Mehrzahl der Fälle auf ein sogenanntes organisches Herzleiden (Verengerung der Herzöffnungen, Nichtschließen der Herzklappen) hindeuten. Sie finden

sich nun aber nicht selten auch bei ganz gesundem Herzen, wie z. B. bei der Blutarmuth. Würde nun der Arzt diese Geräusche nicht richtig zu beurtheilen verstehen, so könnte er bei Verwechselung der Blutarmuth mit einem Herzfehler dem Kranken durch eine falsche (diätetische wie arzneiliche) Behandlung großen Schaden zufügen. — Beim Beklopfen des Brustkastens über den Lungenspitzen wird, wenn diese nicht ganz gesund sind, ein dumpfer Ton gehört, der aber aus ganz verschiedenartigen Zuständen des Lungengewebes entstehen und bei verschiedenartiger Fülle des Tones bestehen kann. Einen ungeübten Arzt könnte diese Dämpfung veranlassen, Lungenschwindsucht mit Lungenerweiterung zu verwechseln und eine ganz falsche Behandlung einzuschlagen. — Hieraus wird der denkende Leser entnehmen können, wie durchaus nöthig bei einer Krankheit eine genaue Untersuchung von Seiten eines in der Diagnostik erfahrenen Arztes ist und wie die Behandlung eines Kranken ohne eine solche Untersuchung, wohl gar nur brieflich, geradezu an's Verbrecherische grenzt, da das Leben des Kranken dabei gefährdet sein kann. Wenn z. B. dem Arzte ein Kranker schreibt, daß er an Blutandrang nach dem Kopfe leide und von Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Schwindel, Ohrensausen, Krämpfen heimgesucht werde, so könnte ein Heilkünstler, der den Kranken nicht sieht und nicht weiß, daß diese Krankheitserscheinungen auch der Blutarmuth im Gehirne zukommen, den Kranken sehr schlimm zurichten, wie dies übrigens bei der Kaltwasserwirthschaft gar nicht selten der Fall ist.

Also nur wenn der Arzt den Verlauf kennt, welchen die Naturheilungsprocesse bei den verschiedenen Krankheiten zur Heilung einschlagen, wird er im Stande sein diese in richtiger Weise zu unterstützen. Bei jeder Krankheit verlangt nun aber der dieser Krankheit eigenthümliche Naturheilungsproceß seine ganz bestimmte Behandlung, und diese, wenn überhaupt eine solche erforderlich ist, braucht in den allermeisten Fällen nur eine diätetische, keine arzneiliche zu sein. Als oberstes Gesetz hierbei gilt: Der kranke Theil verlangt die äußerste Schonung und der kranke Körper neben milder Nahrung stets auch reine, mäßig warme Luft. Eine diätetische Behandlung zieht nun aber die verschiedenartigsten naturgemäßen Hülfsmittel in Gebrauch, wie: die Nahrung (mehr vegetabilische oder animalische, eiweiß- oder fettreiche etc.), die einzuathmende Luft (warme, kalte, trockene oder feuchte), Kälte oder Wärme (innerlich oder äußerlich angewendet, örtlich oder allgemein), Wasser (als kaltes oder warmes, als Getränk oder Bad), Ruhe und Bewegung (active oder passive). — Als Beweis diene: Bei der Lungenentzündung wird ein Stück des lufthaltigen Lungengewebes durch Austritt festwerdenden Stoffes (gerinnenden Faserstoffs) aus den mit Blut überfüllten Haargefäßchen luftleer (was nur mit Hülfe des Beklopfens und Behorchens der Lunge zu erkennen ist) und nur dann wieder gesund, d. h. zur Luftaufnahme wieder geschickt, wenn diese feste Masse durch den Naturheilungsproceß entfernt wird. Dies kommt aber dadurch zu Stande, daß diese feste Masse zuvörderst durch Zerweichen in eine dicke Flüssigkeit (den eiterigen sogenannten kritischen Auswurf bildend) verwandelt und sodann durch Aufsaugung und Aushusten entfernt wird. Würde hierbei der Arzt den Kranken zu warme und zu feuchte Luft einathmen lassen, dann zerflösse das Feste zu schnell und zerstörte durch Vereiterung das Lungengewebe. Würde im Gegentheil zu trockene und zu kalte Luft geathmet, dann würde das Zerfließen des Festen erschwert oder ganz verhindert und es bliebe das entzündete Lungenstück lange Zeit oder auch zeitlebens hart und zum Athmen untauglich.

Aus dem bis jetzt Gesagten wird der Leser hoffentlich ersehen haben, wie und warum Krankheiten ohne Anwendung von Arzneimitteln, nämlich durch den Naturheilungsproceß, heilen können, wie ferner bei Anwendung von falschen Arzneistoffen durch Störung des Naturheilprocesses die Krankheit gefährlicher verlaufen kann. Es wird ihm sodann wohl auch klar geworden sein, daß das Erkennen einer Krankheit keine Aufgabe für einen Curirlaien ist, selbst dann nicht, wenn derselbe sich einige halbverstandene medicinische Weisheit aus Büchern geholt hat, und daß die diätetische Behandlung von Krankheiten durchaus eine genaue Kenntniß nicht nur der Naturheilungsprocesse, sondern auch der Wirksamkeit der sogenannten diätetischen oder physiologischen Heilmittel erfordert. In welche Lebensgefahr demnach ein Kranker gerathen kann, der sich der Behandlung eines sich Naturarzt nennenden, unwissenden Laien unterwirft, oder der sich mit Geheimmitteln und ohne Untersuchung aus der Ferne brieflich curiren läßt, sollte von Verstandes wegen jedem nur halbwegs Gebildeten offenbar werden

Fragt man, wie es kommt, daß eine Menge sonst ganz verständiger Leute bei ihrem Kranksein sich Raths bei Personen erholen, von denen sie doch mit Sicherheit wissen könnten, daß dieselben jedes wissenschaftlichen Urtheils entbehren und meist die verschiedenartigsten Krankheiten ganz nach derselben Schablone behandeln; daß sie Geheimmittel anwenden, aus deren plumper reclamenhafter Empfehlung sie schon merken könnten, daß der Verfertiger, meist ein in der Heilkunst ganz Unkundiger, auf Geldprellerei ausgeht; daß sie populär-medicinischen Schriften Vertrauen schenken, welche alle Krankheiten schnell und sicher zu beseitigen versprechen, und daß sie auf diese Weise den jetzigen blödsinnigen Heilunfug und verächtlichen Geheimmittelschwindel unterstützen: so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß diese Personen sahen, wie bei den aufgezählten Mißbräuchen in der Heilkunst doch Krankheiten verschwinden. Nach der gegebenen Erklärung der Krankheitsheilung durch den Naturheilproceß dürfte nun aber wohl nachgewiesen sein, welchen unwesentlichen Antheil die erwähnten sogenannten Heilmittel an der Genesung des Kranken besitzen und wie man im Gegentheil berechtigt ist zu sagen, daß der Kranke *nicht durch*, sondern *trotz* derselben gesund geworden sei. Uebrigens ist es dem Naturheilungsprocesse auch zuzuschreiben, daß die Homöopathen ihren Nichtsen Heilkraft zuschreiben, und daß die Allopathen eine Unmasse von nichtsnutzigen Arzneistoffen besitzen, welche unter dem Namen „*obsolete*“ in die Rumpelkammer der Apotheke zurückgesetzt sind, ein Schicksal, welches den allermeisten unserer jetzigen Arzneistoffe in nicht zu langer Zeit ebenfalls bevorsteht.

Nun noch einige Worte über die „*Curirfreiheit*“ oder richtiger gesagt über die heutzutage florirende „*Curirfrechheit*“. Jedenfalls ist es die Aufgabe der Civilisation, den Menschen so frei wie nur möglich von jeder Art von Bevormundung und Einschränkung zu machen und ihm zur allergrößten Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu verhelfen. Dann muß aber auch der Mensch *durch richtige Erziehung* befähigt werden, von der Freiheit den richtigen Gebrauch machen zu können. Eine solche Erziehung läßt sich aber bei den in verkehrten Ansichten und Autoritätsglauben *Aufgewachsenen* nicht mehr mit Erfolg anwenden; sie muß schon *in der ersten Jugend* durch passenden, den Fortschritten der Wissenschaft und Moral entsprechenden Unterricht und mit einer verständigen Anleitung und Angewöhnung zur wahren Sittlichkeit beginnen. — Will man jedem Hans und Kunz zu curiren und mit giftigen Stoffen zu handeln erlauben, dann lasse man den Menschen aber auch in der Schule schon den nöthigen Unterricht in der Natur- und Gesundheitslehre geben, damit sie sich vor den oft äußerst gefährlichen Eingriffen jener Geheimmittelschwindler und Curirlaien zu schützen im Stande sind. Jedenfalls müßte, wie bei der Preßfreiheit gegen den Mißbrauch derselben ein Preßgesetz, so auch bei der Curirfreiheit ein *Gesetz* bestehen, nach welchem, wie in Amerika, Jeder, welcher sich mit Heilungen von Krankheiten abgiebt und dabei seinem kranken Mitmenschen offenbaren Schaden an seinem Leben und seiner Gesundheit zufügt, entschieden bestraft wird. Oder ist es nicht geradezu ein offenbarer Mord, wenn, was übrigens gar nicht so selten vorkommt, bei einem eingeklemmten Bruchschaden der ärztliche Berather ohne Untersuchung des Kranken und ohne Versuche, den Schaden zurückzubringen (was oft in wenigen Minuten Heilung veranlassen kann), innere Mittel oder irgend welchen Heilfirlefanz anwendet?

Um es kurz zu sagen: verständiger und urtheilsfähiger, besser und humaner, ja auch gesünder wird die Menschheit nur dann erst werden, wenn die richtige, auf Wissen und nicht auf Glauben gegründete Erziehung derselben nicht erst beim Erwachsenen, sondern schon beim Kinde, und zwar vom ersten Augenblicke seines Lebens an, *durch besser gebildete Mütter*, welche denken gelernt haben; eingeschlagen wird. Man bedenke doch nur, daß das seines Bewußtseins noch nicht mächtige Kind sehr leicht durch das Gesetz der Gewöhnung und Nachahmung, ebenso zum Bösen wie zum Guten, zum gedankenlosen blinden Glauben, wie zum Denken, ebenso zur Erb-

fünde wie zu einer Erbtugend erzogen werden kann und daß ihm von Jugend auf die verschiedenartigsten Ideen und Gemüthsstimmungen der Art in das Gehirn einzupflanzen sind, daß es, wenn es erwachsen ist, meint, es seien ihm dieselben angeboren. Bevor aber unser Schulunterricht nicht mehr als jetzt für die Aufklärung thut, bevor sich nicht naturwissenschaftliches Wissen mehr Eingang in das tägliche Leben verschafft und Eigenthum des Volkes geworden ist, werden die Menschen auch nicht befähigt werden, von der Freiheit, sie mag betreffen was immer sie will, den richtigen Gebrauch machen zu können. Es wird aber sicherlich noch langer Zeit bedürfen, ehe die Erbtugend die große Mehrzahl der Menschen für die ganze volle Freiheit und für den Materialismus befähigt. Daß die jetzige Menschheit dieser Wohlthaten noch nicht würdig ist, dies beweist recht deutlich unser jetziges politisches Treiben, sowie der heftige Widerspruch, welchen heutzutage wissenschaftliche Thatsachen, die doch so segensreiche Wirkungen für das ganze menschliche Geschlecht haben könnten, erfahren, wenn sie gegen den Altgroßmutterwunderglauben verstoßen; es beweist dies auch die Theilnahmlosigkeit, welche die Gutsituirten den humanen Bestrebungen für Volksbildung und Volkswohl (Volksbildungsvereine, Kindergärten, Arbeiterwohnungen, Volksbäder 2c.) gegenüber behaupten.

Nur durch die von aller Beeinflussung durch die Kirche befreite Schule (wenn sie nämlich so ist, wie sie sein soll) führt der Weg zur wahren Freiheit, zur edelsten Humanität, zur Volksgesundheit, zur Vernunft und reinsten Sittlichkeit. **Bock.**

Aus amerikanischen Gerichtssälen.

3. Ein neuer Graf von Gleichen.

Vor etwas mehr als zwei Jahren kam ein Engländer, mit Namen Oades, nach San Bernardino County im südlichen Theile des Staates Californien. Da er ein gebildeter, im Umgange liebenswürdiger und, wie es schien, bemittelter Mann war, so wurde er allgemein als ein schätzenswerther Zuwachs zu der spärlichen Bevölkerung betrachtet, als es verlautete, daß er in Temescal Township eine Farm angekauft und sich auf derselben niedergelassen habe. Im Januar 1873 heirathete er daselbst eine junge Wittwe von großer Schönheit, Frau Nanie Foreland, die ihm im darauffolgenden December ein Kind gebar. Herr und Frau Oades wurden von der ganzen Nachbarschaft als im höchsten Grade achtungswerth betrachtet.

Im Monate November 1873 erschien in der Stadt San Bernardino eine Frau mit drei Kindern — zwei Knaben und einem Mädchen —, die sich nach Oades' Wohnsitz erkundigte und, nachdem sie ihn ausgefunden, sich dorthin begab. Seitdem wohnt sie dort.

Vor Kurzem wurde es bekannt, daß Oades und diese Frau in ehelicher Gemeinschaft zusammenlebten. Die Nachbarn, empört hierüber, verklagten Oades vor dem Criminalrichter Billings „wegen offenen Beiwohnens und Ehebruchs". Die Verklagten erschienen vor dem Richter, legten ein vollgültiges Ehezeugniß vor und bewiesen durch dieses und andere authentische Urkunden, daß das Weib Oades' Ehefrau ist, daß sie ihm vor etwa zwanzig Jahren in England gesetzlich angetraut wurde und dann mit ihm nach Neu-Seeland auswanderte, wo ihre Kinder geboren wurden. Natürlich wurden die Verklagten hierauf freigesprochen. Sie kehrten zu ihrer Farm zurück, und Oades fuhr fort, mit beiden Frauen zu leben wie früher.

Durch das Fehlschlagen dieses ersten Versuches nicht abgeschreckt, strengten die Nachbarn nunmehr eine zweite Klage vor demselben Richter an, und zwar diesmal gegen Herrn Oades und Gattin Nummer Zwei, die schöne Wittwe. In der Verhandlung dieses Processes wurde nachgewiesen, daß vor etwa acht Jahren Oades in Wellington County, Neu-Seeland, und zwar in einer Grenzansiedelung lebte, als die Maoris — ein Stamm von Eingeborenen in Frieden mit England — in die Ansiedelung einbrachen. Oades war gerade abwesend in Victoria und fand, als er zurückkehrte, seine Wohnstätte niedergebrannt und seine Familie spurlos verschwunden. Reste menschlicher Gebeine wurden unter den Ruinen aufgefunden, und diese Thatsache sowie weitere Indicien, die er während zweijähriger Nachforschungen ermittelte, drängten ihm nach und nach die Ueberzeugung auf, daß sein Weib und seine Kinder todt wären. Er vermochte es nicht länger, auf dem Schauplatze seines einstigen häuslichen Glückes, jetzt dem dunkeln Grabe desselben, zu verweilen, verließ deshalb Neu-Seeland und kam nach Californien.

Auf Grund dieser Thatsachen behauptet Oades, daß seine Heirath mit seiner zweiten Frau gültig sei, weil Paragraph Zwei der einundsechzigsten Abtheilung des Civilgesetzbuches sagt: „Die Ehe einer Person, die einen früheren Ehemann oder eine frühere Ehefrau am Leben hat, ist ungültig, ausgenommen jener frühere Mann oder jene frühere Frau wären abwesend, und die Person hätte nichts davon gewußt, daß sie innerhalb der der neuen Heirath vorhergehenden fünf auseinander folgenden Jahre gelebt hatte, in welchem Falle die neue Ehe blos ungültig wird von dem Zeitpunkte an, daß ein zuständiges Gericht die Nichtigkeit ausgesprochen hat." Eine genaue Prüfung des Gesetzes ergab, daß dieses Argument unbestreitbar war, da kein Zweifel herrschen konnte, daß, als Oades seine zweite Frau heirathete, er während mehr als fünf Jahren von der Existenz seines ersten Weibes nichts wußte. Die Klage wurde demnach abgewiesen.

Da Oades immer noch fortfuhr mit den beiden Frauen zu leben, so schickten die Nachbarn eine Deputation an Coleman, den Staatsanwalt des Districts, um ihm die Sache vorzulegen. Dieser, nach ernstlicher Prüfung, unterbreitete den Fall der Großen Jury, die denn auch gegen Oades eine Anklage wegen Doppelehe beschloß.

Die vor Kurzem stattgehabte öffentliche Verhandlung des Falles zog natürlich eine ungewöhnliche Menschenmenge herbei, deren ganze Aufmerksamkeit auf die beiden Damen Oades gefesselt blieb. Dieselben Thatsachen wie früher wurden bewiesen, und nach dem Schlusse des Beweisverfahrens eröffnete der genannte Districtsanwalt die Anklage in einem geschickten und beredten Vortrage. Ohne demselben im Einzelnen zu folgen, müssen wir doch, um auch dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen, sowohl über die Hauptfrage als auch über den Werth des Verfahrens, die Hauptsätze uns zu wiederholen gestatten. Das Gesetz muß nach seinem Geiste und seiner Absicht ausgelegt werden, und wo die Worte diesem widersprechen, da müssen sie gegen Geist und Absicht zurückstehen. Wo der Grund einer Gesetzesbestimmung fehlt, da kann letztere nicht zur Anwendung kommen. Wo derselbe Gesetzesgrund besteht, sollte die Entscheidung dieselbe sein. Wer nur dem Wortlaute folgt, bleibt blos in der Schale des Gesetzes haften.* Die klare Absicht des Gesetzes war, der Illegitimität der Kinder zweiter Ehe vorzubeugen, allein gewiß konnte es nicht die gewesen sein, Doppelehen gesetzlich zu machen. Zwar wußte Oades im Augenblicke des Eingehens der zweiten Ehe nichts von der Existenz seiner ersten Ehefrau, allein sein fortgesetztes Zusammenleben mit beiden Frauen, nachdem er dies erfahren, ist ausreichender Beweis seiner strafbaren Absicht von vornherein.

Der Vertheidiger des Beschuldigten bezog sich auf die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Doppelehe, die ausdrücklich vorschreiben, daß Niemand für schuldig erachtet werden soll, „dessen Ehemann oder Ehefrau fünf aufeinanderfolgende Jahre abwesend gewesen (vor Abschluß der zweiten Ehe), ohne daß deren Existenz ihm bekannt gewesen". Er führte aus, daß die vom Districtsanwalte vertheidigte ausdehnende Auslegung in Strafsachen sehr gefährlich sei, und setzte den von ihm angeführten römischen Interpretationsregeln schlagende in den Worten entgegen: „Man muß sich an des Gesetzes Buchstaben halten." Zwar müsse die Absicht des Gesetzes entscheiden, allein die Worte seien der Beweis der Absicht, und wer den Gesetzestext verändere, der interpretire nicht mehr.

* Da dieser Fall auch für deutsche Rechtsgelehrte von Interesse sein dürfte, so will ich die Interpretationsregeln des römischen Rechts, wie sie vom Districtsanwalte citirt wurden, kurz hier anführen: „Cessante ratione legis, cessat lex ipsa. — Ubi eadem ratio, ibi idem jus. — Qui haeret in litera, haeret in cortice.

Der gelehrte Richter entschied hierauf, daß, wie wünschenswerth es auch immer sein möge, den Angeschuldigten zu überführen, doch offenbar die Ansicht des Vertheidigers die richtige sei; er instruirte daher die Geschworenen, auf Nichtschuldig zu erkennen, was auch geschah. Zum dritten Male kehrte Oades triumphirend mit seinen zwei Frauen nach Hause zurück.

Wer jedoch glaubt, daß die Widersacher Oades' nunmehr sich beruhigt hätten, der kennt die zähe, kein Opfer scheuende Ausdauer des Amerikaners, wenn er sein Recht verficht oder dem nach seiner Ansicht verletzten Gesetze Geltung verschaffen will, schlecht. Diejenigen Bürger, welche die Sittlichkeit der Gesellschaft für gefährdet ansahen, nahmen nunmehr alle die tüchtigsten Advocaten von San Bernardino an, um ein Mittel ausfindig zu machen, den „schrecklichen Scandal" des Oades mit seinen zwei Frauen zu beseitigen. Die Rechtsgelehrten kamen zu der Ansicht, daß die einzige Weise, die zweite Ehe zu vernichten, die sei, nach § 2 Section 82 des Civilgesetzbuches zu verfahren, der die Nichtigkeit der zweiten Ehe vorschreibt, wenn zur Zeit ihrer Eingehung der frühere Gatte noch lebte. Allein da nach dem zweiten Paragraph der dreiundachtzigsten Section a. a. O. die Klage auf Vernichtung einer solchen Ehe nur von einem der Gatten zur zweiten Ehe oder von des Gatten Weib zur ersten Ehe angestrengt werden kann, so lag es auf der Hand, daß die Schwierigkeit in keiner Weise gehoben war, weil weder Oades noch eine seiner Frauen zum Anbringen der Klage willig waren.

Man hat sich nun mit den ausgezeichnetsten Advocaten von San Francisco und Sacramento in Verbindung gesetzt, auch an einen der Commissäre geschrieben, die mit der Abfassung des Civilgesetzbuches betraut waren, in der Zwischenzeit aber den Versuch gemacht, durch persönliche Einwirkung auf die betheiligten Parteien zum Ziele zu gelangen. Zu dem Ende wurde ein Herr Johann Howlet, auf den Rath der Advocaten, an Frau Oades Nr. 1 mit dem Auftrage abgeschickt, ihr die geeigneten Anerbietungen zu machen, um sie zur Klage auf Nichtigkeitserklärung der Ehe mit Frau Oades Nr. 2 zu bewegen. Man glaubte, daß sie, die durch die zweite Ehe Gekränkte, leicht dazu überredet werden könnte. Nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten und einiger Gefahr — Oades vertrieb ihn einmal mit dem Gewehre in der Hand — gelang es Howlet, sich mit Frau Oades Nr. 1, während Oades mit seiner zweiten Frau einen Spazierritt machte, eine Privatunterredung zu verschaffen. Sie erschien als eine sanfte, ängstliche Frau; allein es war unmöglich, sie zu einem Schritte in der Sache trotz eines Anerbietens von fünftausend Dollars zu bewegen. Sie äußerte, Oades habe geschworen, im Falle sie versuche, die zweite Ehe zu vernichten, wolle er sie halb todt schlagen und überdies nie mehr mit ihr leben; sie kenne Oades genug, um zu wissen, daß er Wort halten werde; sie mache sich nicht viel aus den Schlägen, allein sie zöge es vor, sich den gegenwärtigen Verhältnissen anzubequemen, als Oades ganz zu verlieren, besonders da sie, einmal verheirathet, nicht zu einer andern Verbindung schreiten könne.

So kehrte denn Howlet ganz erfolglos zurück. Er wurde demnächst, nach stattgehabter Berathung mit Rechtsverständigen, mit demselben Vorschlage an die zweite Frau Oades abgesandt. Aber auch sie wollte nicht darein willigen. Wenn es irgend ein Mittel gäbe, sagte sie, Oades' erste Ehe für ungültig zu erklären, so möchte sie sich bewegen lassen, Schritte zu thun, obwohl Frau Oades Nr. 1 ihr wenig Sorge mache, da sie bereits zu alt sei, um eine gefährliche Nebenbuhlerin zu sein; überdies wäre sie ihr im Hauswesen eine wesentliche Stütze; allein was den Antrag auf Ungültigkeitserklärung ihrer eigenen Ehe angehe, so solle man sich nur jede Mühe ersparen, da sie mit Oades vollständig zufrieden sei, selbst mit der Zugabe der ersten Frau und der Kinder derselben.

Nach Empfang dieses Bescheides wurde der Geistliche Kiggett, ein Mann, der eines großen und wohlverdienten Einflusses in der Gemeinde sich erfreut, entboten, um Oades selbst Vorstellungen zu machen. Letzterer empfing ihn freundlich, und verhandelte den Gegenstand mit großer Offenheit. In der Theorie, sagte er, sei er Anhänger der Einehe, und glaube, daß das Gesetz dem Manne nicht erlauben solle, mehr als eine Gattin zu haben; er stimme daher mit dem Geistlichen in der Verdammung der Gesetzescompilatoren, die Doppelehe erlaubten, überein. „Allein," fuhr er fort, „solche Fragen müssen denn doch zuletzt in jedem Staate so abgemacht werden, wie die Gesetzgeber in ihrer Weisheit vorgeschrieben hätten, da es jetzt ein in der Rechtslehre festgestellter Grundsatz sei, daß Rechte und Verpflichtungen blos aus einer Willenserklärung des Gesetzgebers entsprängen, daß alle die berühmtesten Juristen, einschließlich der New-Yorker und californischen Compilatoren, darin übereinstimmten, daß Recht ist, was die gesetzgebende Gewalt will; dies sei der Grundstein des bürgerlichen Gesetzbuches. Was die alte Idee eines natürlichen Rechtes betreffe, so sei dieselbe längst aufgegeben. Wenn etwas Derartiges bestehe, so wäre die Bestellung einer Commission von Compilatoren, um jedes Gesetz oder Recht in einem Codex zusammenzufassen, ebenso absurd gewesen, als wenn man ihnen aufgetragen hätte, Chemie oder Mathematik zu codificiren; es wäre dasselbe gewesen, als wolle man Principien abschaffen, die der Allmächtige eingesetzt, und an deren Stelle die seichten Meinungen unwissender und fehlbarer Menschen einschieben. Für seinen Theil mache er keinen Anspruch darauf, weiser oder tugendhafter zu sein als die Gesetze, und da diese ihm den Besitz zweier Frauen gestatteten, so beunruhige es sein Gewissen nicht, sie zu haben; keine seiner zwei Frauen wollte ihn aufgeben, und er könne, um die Wahrheit zu sagen, nicht gut ohne beide auskommen. Ueberdies, wenn eine der beiden Ehen für ungültig erklärt werden sollte, so müßte es die letzte sein, und wenn er für seine Person sich auch in den Verlust der alten Frau würde zu finden wissen, so würde ihn andererseits nichts auf der Welt dazu bewegen, sich von der zweiten zu trennen." Der ehrwürdige Herr verließ darauf, wie sich denken läßt, in großem und gerechtem Aerger das Haus, einem Aerger, der noch bedeutend zunahm, als er am nächsten Sonntage Oades — der stets ein sehr regelmäßiger Kirchenbesucher war — mit seinen zwei Frauen in seinem Pulte sitzen und wohlgefällig seiner Predigt zuhören sah.

Die Antwort des einen Gesetzbuchs-Compilators ist nun mittlerweile eingegangen, und sie ist so originell und zugleich charakteristisch amerikanisch, daß wir uns nicht enthalten können, sie im Wesentlichen wiederzugeben. Dieser vortreffliche Gesetzgeber ist der Ansicht, daß die ganze Sache sehr böse sei, allein daß er nicht einsehe, was gethan werden könne; die Commission, deren Mitglied er gewesen, sei nicht dafür verantwortlich; alles, was sie gethan, sei gewesen, das Gesetzbuch des ausgezeichneten Compilators David Dudley Field (der New-Yorker Codex) abzuschreiben; daß solches offenbar auch die Absicht der gesetzgebenden Versammlung gewesen, da, im Fall sie die Entwerfung eines neuen Codex beabsichtigt hätte, sie zu verständig gewesen, eine solche Arbeit seiner Commission anzuvertrauen; daß man ja gar nicht hätte erwarten können, daß eine Commission von drei Personen, die zu dem Ende weder besondere Ausbildung noch Erfahrung besessen, in zwei Jahren ein Werk vollenden könnte, zu dessen Erledigung der Kaiser Justinian es nöthig gefunden habe, den großen Tribonian und noch siebenzehn der ersten Advocaten des ganzen römischen Reiches während vieler Jahre zu verwenden; ein Werk &c. Er für seine Person habe nie den Anspruch erhoben, ein großer Compilator von Gesetzbüchern zu sein, aber die Stelle wäre ihm angeboten worden mit einem guten Gehalt, und er habe sich nicht für berufen gehalten, sie abzulehnen; es sei eine seiner Lebensregeln, nie auf den Grund seiner Nichtbefähigung etwas ihm Angebotenes abzulehnen, seine Befähigung oder Nichtbefähigung sei ja nur für diejenigen von Interesse, welche ihn verwendeten; trüge ihm Jemand auf, ein Piano oder eine Dampfmaschine zu erbauen — Aufgaben, denen er ebensowenig gewachsen sei, als dem Compiliren eines Gesetzbuches —, so würde er den Auftrag annehmen, immer vorausgesetzt, daß er mit einem festen Gehalte und nicht für das vollendete Werk bezahlt werde; seiner Ansicht nach wären seine zwei Collegen nicht befähigter, als er selbst, und die ganze Commission habe ihn stark an Pentaganel's Meinung von den französischen Advocaten erinnert, dahin gehend: „In Betracht der Thatsache, daß das Gesetz dem wahren Innersten der Moral- und Naturphilosophie entnommen ist, wie könnten diese Narren es verstehen, die mit Philosophie sich weniger beschäftigt haben, als meine Maulthiere!"

Diese Herzensergießung des ehrlichen Gesetzgebers fiel auf die Ohren der enragirten San Bernardiner Sittenwächter wie die

Antworten des gleichbefähigten weiland Candidaten Jobses auf die seiner gelehrten Examinatoren. Sie beschlossen nunmehr, zu versuchen, welchen Erfolg ein Ausspruch des souverainen Volkswillens haben möchte. Es wurde eine Massenversammlung ausgeschrieben, die denn auch von einer großen Menge von Bürgern aus San Bernardino, Los Angeles und sogar dem entfernten San Diego besucht war. Nach langem Hin- und Herreden einigte man sich in der Ansicht, das einzige Hülfsmittel sei, ein Gesuch um Vernichtung der letzten Ehe von Oades durch einen Gesetzesact an die Legislatur zu richten. Allein Oades, der anwesend war, erhob sich sofort und sagte, das ginge nicht, weil die zwanzigste Section des vierten Artikels der Californischen Verfassung ausdrücklich bestimme: „Die Legislatur soll nie eine Ehescheidung aussprechen." Da Oades die gedruckte Verfassung selbst vorlegte, so war natürlich kein Einwand mehr möglich. Es wurde demnächst der Vorschlag gemacht, die Legislatur darum anzugehen, eine Convention zur Abfassung einer neuen Constitution zu berufen, zu dem Ende, um die eine oder andere von Oades' Ehen für ungültig zu erklären. Aber auch hier trat der stets schlagfertige Oades dazwischen, indem er die Verfassung der Vereinigten Staaten hervorzog, und aus derselben die zehnte Section des ersten Artikels vorlas, welche wörtlich bestimmt: „Kein Staat soll ein Gesetz erlassen, das die aus Contracten sich ergebenden Verpflichtungen antastet." Es wäre ein ausgemachter Satz, daß der Ehebund ein Contract sei, und deshalb könne keine irdische Macht ihn seines wohlbegründeten Rechts auf seine beiden Frauen berauben.

Wenn bis hierher das vollständig innerhalb der Gesetze sich bewegende Verfahren der Gegner von Oades' ehelichen Verhältnissen unsern ganzen Beifall verdient, so bedauern wir hinzusetzen zu müssen, daß in dem zuletzt erwähnten Stadium in der Versammlung sich eine Stimme erhob, die zur Abhülfe auf eines jener Mittel hinzielte, wie sie nur zu oft die ersten Jahre unserer so schnell aufschießenden Pionieransiedelungen mit Blut und Verbrechen besudelten.

Das Schweigen, welches Oades' Berufung auf die Verfassung der Vereinigten Staaten — das Buch, dem an Heiligkeit in der Schätzung der Amerkaner nur noch ein anderes, die Bibel, gleichsteht — folgte, wurde durch einen angesehenen Bürger von Los Angeles unterbrochen, der als das einfachste und wirksamste Mittel, der Schwierigkeit abzuhelfen, vorschlug, Oades zu hängen. „Dies," so setzte der freundliche Mann hinzu, „ist die gewöhnliche Weise, wie wir in Los Angeles derartige Angelegenheiten aus der Welt schaffen, und es ist stets unter allgemeinem Beifalle geschehen, außer einmal, wo man vielleicht etwas zu weit gegangen ist, indem man siebenzehn Chinesen durch den Strick in's Jenseits beförderte." Dieser menschenfreundliche Wink schien der Massenversammlung so sehr zu gefallen, daß Oades plötzlich die Temperatur zu heiß und erstickend fand und sich entfernte, während der Los Angeles-Mann seine Ansicht näher begründete. Die Massenversammlung löste sich in Streit auf, denn die „Engelsstimme" fand auch sehr entschiedene Widersacher, und Oades erreichte, nach einem scharfen Wettritte mit seinen Verfolgern, seine Wohnung, die er sofort verbarrikadirte. Er vertrieb seine Feinde mit einem Gewehre.

Nachdem sich die Menge zerstreut hatte, besuchte ein Zeitungsberichterstatter Herrn Oades. Er fand ihn bei Tische mit seinen beiden Frauen, Alle in bester Stimmung, und wurde freundlich zur Theilnahme eingeladen. Der Berichterstatter hatte eine lange und sehr interessante Unterredung mit Herrn Oades, so behauptete er wenigstens, allein höchst unglücklicher Weise hatte er am nächsten Morgen, als er seinen Bericht zu Papier bringen wollte, den Inhalt der Unterredung total vergessen. Er wußte nur noch, daß Oades ein capitalfideler Kerl — also darin verschieden vom Grafen Gleichen — sei, daß sie bis drei Uhr Nachts sich sehr vergnügt unterhalten und während dieser langen Zeit blos drei Flaschen Whiskey getrunken hätten. Oades' Unterredungskunst und Whiskey hatten einen solch mächtigen Einfluß auf des Berichterstatters Geist, und dessen häusliches Glück auf sein Herz geübt, daß er steif und fest behauptet, die ganze Aufregung entstehe nur aus Eifersucht unter den Leuten von San Bernardino, einer alten Mormonenansiedelung, und aus bloßem Neide gegen Oades, den sie im Genusse einer Bevorzugung sehen, welche die Gesetze ihnen verweigern.

Dies war der Stand der Sache Mitte Januar 1874. Sobald ich Weiteres erfahre, werde ich Fortsetzung und Schluß dieser interessanten Ehegeschichte meinen Landsleuten in Deutschland mittheilen.

Winter-Studien.

2. Schnee und Eiszapfen.

Bei uns giebt das Wetter bekanntlich ein ebenso beliebtes, wie verpöntes Gesprächsthema, und die meisten Unterhaltungen beginnen mit demselben. Das kommt daher, weil unsere Heimath sich mehr als andere Länder einer unberechenbaren, an Wechsel und Ueberraschungen reichen Witterung erfreut. Unberechenbar bleibt sie, als Resultat des Kampfes zweier Gegner, deren Streitkräfte wir nicht kennen, weil sie aus fernen Himmelsstrichen herkommen; wir können deshalb mit Gewißheit in keinem Falle vorhersehen, welcher von ihnen dem Andern für die nächste Zeit das Feld und die Oberherrschaft einräumen wird. In Ländern, wo es alle Tage zur selben Zeit ein Gewitter giebt, zu einer andern Stunde ein bestimmter Wind sich erhebt, spricht man nicht vom Wetter, denn nur das Unbestimmbare regt uns auf, und nur in ungewissen Zeiten und Lagen werden die Propheten aufgesucht.

Jene beiden Gegner sind die Passatwinde der nördlichen Halbkugel, der vom Aequator nach dem Nordpol gerichtete Südwind, und der in entgegengesetzter Richtung wehende Nordwind. Seinem Entstehungsherde näher fließt der Aequatorialstrom ungehindert über den Rücken des Polarstroms hinweg, je mehr er sich aber unseren Breiten nähert, desto mehr senkt er sich und steigt in das Gebiet des letzteren hinab, so daß ein Kampf unvermeidlich wird, wobei Einer den Andern aus seinem Bette zu verdrängen sucht. Die ursprünglich rein nördliche, respective südliche Richtung der beiden Winde wird durch die Erdumdrehung abgelenkt. Der Nordstrom kommt fortschreitend beständig in Breiten, die eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit besitzen, als er selbst; er trifft deshalb zurückgeblieben in mehr nordöstlicher Richtung, der Südstrom wegen umgekehrten Verhältnisses von Südwesten her bei uns ein. Wir müssen uns diese beiden Winde ein wenig genauer ansehen, da sie und nicht die Hexen auf dem Blocksberg, wie man vor Zeiten glaubte, unser Wetter brauen. Der heiße Aequatorwind beladet sich, indem er sich über die großen Meeresbecken im Südwesten Europas hinabsenkt, dort stark mit Feuchtigkeit; er bringt uns warmes Wetter und läßt das Barometer sinken, weil diese warme und feuchte Luft leichter ist, als die kalte und trockene des Nordstromes, welche die Quecksilbersäule durch ihre Last in die Höhe gedrückt hatte. Wenn man sich einen Augenblick die Meridiane als Mauern vorstellt, die gegen den Pol spitz zusammenlaufen, so begreift man leichter, warum der Südwind in seinem schmaler werdenden Bette wie in lauter hohle Gassen hineinrast, während der Nordwind sich langsamer in sein immer breiter werdendes Bett ergießt. Dieser verschiedene Charakter der beiden herrschenden Winde unserer Heimath trägt viel dazu bei, daß die Natur im Herbste, wo letzterer die Oberhand gewinnt, wie Dove sagt, „langsam einschläft, um im Frühjahr fieberhaft zu erwachen."

So oft nun diese beiden Winde ihre Richtung ändern und dabei aufeinandertreffen, giebt es in der Regel einen Niederschlag der Feuchtigkeit des Südwindes, im Sommer oft unter Begleitung von Donnerwetter, im Winter meist ohne dieses in Gestalt von Schnee. Der Schneefall bezeichnet deshalb in der Mehrzahl der Fälle den Wendepunkt der vielen kleinen Winter, die wir in jedem größeren durchzumachen haben; er erinnert uns, das Barometer zu befragen. Beim Beginne eines Schneegestöbers ist es, wenn nicht schon vorher niedrig stehend, in der Regel gefallen; steigt es nun während des Niederschlages allmählich, so ist zu erwarten, daß der Nordstrom die Oberhand

Am Beichtstuhl.

Im Dome ist's, im Schutz der heil'gen Mauern;
Am Beichtstuhl hingesunken kniet ein Weib,
— Der Priester zürnt — und wie in Fieberschauern
Durchzuckt es schmerzensvoll den jungen Leib.

Du Aermste, sprich, was Schweres du verschuldet,
Daß dich der Eif'rer in den Bann gethan!
Hast eines Ketzers Liebe du geduldet?
Ergriff dich selbst des Ketzerglaubens Wahn?

Dem Beicht'ger nur gestand'st du dein Verbrechen;
Er stieß dich strafend in den „Sündenpfuhl";
Unfehlbarkeit weiß Andrer Fehl zu rächen —
Schon schreitet starr der Priester aus dem Stuhl.

Umsonst erflehst du seines Segens Spende,
Aus diesem Auge bricht kein Gnadenschein,
Umsonst ringst du verzweifelnd deine Hände —
Des Priesters Hand winkt nur ein kaltes Nein!

Genug, o Weib! Hör' auf, dich zu erniedern!
Wenn Pfaffenhaß ein Menschenglück zertrat:
Der Gott der Liebe wird dein Fleh'n erwidern,
Und sprießen läßt er der Vergeltung Saat.

— Auch du, mein Volk, jahrhundertlang im Staube
Hast du gekniet vor röm'scher Tyrannei;
Der Kirche ward dein bestes Theil zum Raube —
Mach' endlich dich von ihrem Joche frei!

Steh' auf und stürme mit des Geistes Speeren
Die Zwingburg Roms in raschem Siegeslauf!
Will man die alten Himmel uns verwehren,
So schließen wir uns neue Himmel auf.

Ernst Scherenberg.

---

gewinnen und der Schnee liegen bleiben werde, im anderen Falle giebt es Schmutzwetter Der Gang der Winterwitterung ist bei uns in der Regel folgender. Während des Septembers und der ersten Hälfte des Octobers, im sogenannten Altweibersommer, hat uns Nordostwind anhaltend schönes, klares Wetter gebracht, in welchem freilich als erstes Zeichen des Winters bereits Reif auftrat. Im November kommt dann wieder der Südstrom zur Geltung und erzeugt im Zusammentreffen mit jenem die dicke, nebelige Luft, welche Jedermann verstimmt und in dazu neigenden Gemüthern sogar Selbstmordgedanken reifen soll. Setzt sich aber in dieser Zeit der Nordoststurm gehörig zur Wehre, so giebt es den ersten Schnee, der in der Regel in der zweiten Hälfte des Novembers fällt, indessen in seiner Ankunft so wenig pünktlich ist, daß der Volkswitz bei uns die unerfüllbaren Wünsche der Kinder auf „drei Tage vor dem ersten Schnee" vertröstet. Es ist gewöhnlich ein so dichtes Gestöber, daß man kaum über die Straße sehen kann, wobei die großen Flocken wie Flaumfedern umherfliegen, und uns an das Volksmärchen erinnern, nach welchem Frau Holle dann ihre Betten ausschüttelt. Diese Auffassung mag sehr alt sein, denn schon Herodot kannte den Vergleich, bei dessen Mittheilung er bedächtig hinzusetzt, daß unter den Federn, die bei den Scythen die Luft verdunkeln, Schneeflocken zu verstehen seien.

Der erste Schnee bleibt selten liegen, aber nach seinem Hingange wiederholt sich dieses Scharmützel zu unseren Häuptern, das „Müllergeprügel", wie der Volksmund es getauft hat, häufiger, und in der zweiten Hälfte des Decembers pflegt dann der Nordost dauernd die Herrschaft zu behaupten. Das Resultat seines Kampfes um den Thron deckt als weißer, flimmernder Prachtteppich den Boden. Wir freuen uns allemal, wenn dieser liegenbleibende Schnee *vor* dem Weihnachtsabend angekommen ist, denn wir haben immer noch so viel heidnisches Blut in den Adern, daß wir den Julblock nicht vergessen können, und das Wintersonnenwendefest auch gern mit winterlicher Decoration begehen, wenn auch immerhin aus der schneienden Frau Holle eine „Maria zum Schnee" geworden, die in unzähligen Kirchen und Capellen verehrt wird. Es ist ein wunderbares Bild, wenn die Flocken ruhig herniederschweben und sich drunten anhäufen und in immer dickerer Schicht die Landschaft langsam einhüllen, und das letzte darunter hervorblinkende Grün, sei es nun Fichte, Stechpalme oder Krauskohl, zur symbolischen Weihnachtspflanze heiligen, und den Boden für die himmelblauen Schatten bereiten, die in der Dämmerung mit dem gelbrothen Licht der erleuchteten Fenster so malerisch wetteifern. Wir abgestumpften Nordländer empfinden in der Mehrzahl den Reiz dieses Schauspieles nicht, aber der römische Dichter hat ihn festgehalten in jenem Epigramm, welches den Schneefall im Amphitheater schildert und beginnt:

„Sehet, wie dicht ein Vließ von geräuschlos fallendem Wasser
Sich auf des Kaisers Gesicht und auf den Busen ergießt."

Zum großen Bedauern des Landmanns, der in dieser Decke den sichersten Schutz der schlummernden Keime des Bodens begrüßt, wird auch sie gewöhnlich im Januar noch einmal vom Südwinde aufgelöst; und erst im dritten Winter, „wenn die Tage anfangen zu langen", tritt der Nordost, von kurzen Revolten unbehelligt, ein längeres Regiment an und häuft Schnee auf Schnee, ohne daß sein Fall einen Wetterwechsel in Aussicht stellte. Es ist die Zeit, wo der Kamin mit dem knisternden Feuer jene unwiderstehliche Anziehungskraft gewinnt, für welche uns Horaz empfänglich machen will, wenn er beginnt:

„Siehst du, wie dort im Glanze von hohem Schnee
Soracte steht, wie mühsam der schweren Last
Die Wälder fast erliegen und von
Schneidender Kälte die Flüsse starren?"

Wenn es in dieser Zeit bei mäßig verhülltem Himmel und ruhiger Luft spärlich schneit, dann ist die beste Gelegenheit da, sich mit den entzückenden Gestalten des Schnees bekannt zu machen. Man fängt die einzelnen Sternchen, die sich jetzt nicht mehr zu dichten Flocken verbinden, auf dem Aermel eines dunkeln Ueberrockes oder auf einer Schiefertafel auf, welche aber beide vorher Lufttemperatur angenommen haben müssen. Man hat nur nöthig, den Athem etwas anzuhalten, um ohne Vergrößerungsglas Sternbildungen zu gewahren, deren Schönheit uns noch in der Zeichnung überrascht. Die Alten haben nichts von dem Wunder der Schneeflocke geahnt, aber auch den Meisten unter uns ist sie nur aus den Abbildungen physikalischer Werke bekannt, und doch geht selten ein Winter vorüber, in welchem uns nicht wiederholt Gelegenheit geboten würde, dieses wahrhaftige Wunder mit eigenen Augen zu schauen. Unser Johann Kepler, dessen Gedächtnißfeier wir vor zwei Jahren begingen, hat zu seinem offenkundigen Verdienste, das Geheimniß des Weltbaues ergründet zu haben, auch das heimlichere gefügt, seine Mitmenschen auf den herrlichen Bau der Schneeflocke zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Zu Neujahr 1611 schenkte er seinem Freunde, dem kaiserlichen Geheimrathe Wacker von Wackenfels, als Angebinde eine kleine Schrift über den sechseckigen Schnee. In der Einleitung dieser seltenen Neujahrskarte malt sich uns der sinnende, überall sein Empfinden in die Natur hineintragende Deutsche, wie er leibt und lebt, wenn er erzählt, wie er in Verlegenheit, für den philosophischen Freund, der so tief von der Nichtigkeit aller Dinge überzeugt sei, und so viel Forschungen über das Nichts angestellt, eine passende Neujahrsnichtigkeit ausfindig zu machen, und ärgerlich nichts zu finden, über eine Brücke gegangen sei, und wie dort hin und wieder frische Schneeflocken auf seine Kleider gefallen seien, alle sechseckig. „Siehe da! ein Ding kleiner als ein Tröpfchen und mit vollendeter Gestalt begabt, gewiß ein erwünschtes Angebinde für den Liebhaber des Nichts, und nicht weniger passend für den mathematischen Geber, der Nichts hat und Nichts empfängt." Der Crösus in der Welt des Geistes und Habenichts in der anderen spielt dabei in anmuthiger Weise mit dem Wörtchen Nix, welches in der lateinischen Abhandlung bald als ein niederdeutsches, bald als lateinisches Wort genommen wird und dann Schnee bedeutet.

Allein so viele Mathematiker und Physiker sich seither mit der Schneeflocke beschäftigt haben, das Geheimniß ihrer Bildung hat noch keiner ergründet. Wohl weiß man, daß alle Elemente derselben sechsseitige Säulchen sind — entweder lange dünne

Am Beichtstuhl.

Nach dem Oelgemälde von H. von Angeli.

Nadeln oder zur breiteren sechsseitigen Platte verkürzt — und daß diese Theile sich stets unter Winkeln von sechszig, respective einhundertzwanzig Graden zu regelmäßigen sechs- (seltener drei-) theiligen Sternfiguren vereinigen, aber der Grund dieser Mannigfaltigkeiten ist noch von Niemandem ergründet worden. In der Regel sind die sechs Strahlen des Sternes beiderseits mit unter sechszig Graden angesetzten Seitenkrystallen verziert, aber in der Zahl und den Abständen und Verbindungen derselben herrscht die größte Abwechselung, da dem Grundgesetze genügt ist, wenn die Bildung der sechs Strahlen untereinander gleich ausfällt. Bald stehen die Seitenkrystalle in dichter Folge, und der Stern scheint aus sechs Federn zusammengesetzt, bald sind sie von kürzeren Fiedern unterbrochen und jeder Theil gleicht einem gezähnten Blatte, dann stehen sie wieder in größeren Abständen oder einzeln, verbinden und kreuzen sich endlich mit den entsprechenden Fiederchen des Nachbarstrahls. Sehr häufig ist auch ein kleinerer Stern wie eine erhabene Arbeit auf einen größeren aufgelegt, so daß die Mittelrippen im Relief hervortreten. Es giebt in der Natur nicht zum zweiten Male, und weder in der Pflanzen- noch in der Thierwelt eine so erschöpfende Variation einer einfachen Grundform, die so viel Eleganz mit so viel gesetzmäßiger Starrheit verbände. Scoresby, der berühmte Walfischfänger, hat sechsundneunzig Stück durchweg verschiedene und in sich vollendete Gestalten, eine immer schöner als die andere, abgebildet, und andere Beobachter haben mindestens noch ein zweites Hundert hinzugefügt.

Kein anorganischer Stoff, dessen Krystallformen beobachtet sind, hat einen annähernden Formenreichthum aufzuweisen wie das Wasser, wenn die Kälte der in ihm schlummernden Gestaltungskraft zu Hülfe kommt und — ich möchte sagen — seine Gedanken festhält. Wer die Schneeflocke aufmerksam betrachtet, wird sich bald der Anschauung zuneigen, daß die anorganischen Körper doch nicht so ganz jener Zusammenwirkung innerer Kräfte ermangeln, die wir bei Pflanzen und Thieren als Seele bezeichnen, das heißt als jene unbekannte Kraft, welche das Entstehen, Gestalten, Wachsen und Sein des Individuums bedingt und mit ihm vergeht. Vergleicht man die Schneesterne gemeinschaftlicher Bildung, so findet man, daß sie alle einer und derselben oder einigen wenigen nahestehenden Formen angehören, während die des nächsten Tages vielleicht ganz und gar abweichend gebaut sind. Daraus läßt sich schließen, daß jede dieser Gestalten der genaue Ausdruck eines besonderen Mischungsverhältnisses von Feuchtigkeit, Bewegung, Druck, Temperatur, Belichtung, elektrischer Spannung und chemischer Mischung der Luft sein mag, das bei ihrer Bildung vorhanden war. Es ginge hier also umgekehrt zu, wie im Menschenleben nach astrologischen Ansichten: hier sollen die Sterne die Verhältnisse regeln, dort regeln die Verhältnisse den Stern. Wer weiß, ob die Schneeflocken für den durchdringenden Blick des Naturforschers nicht dereinst die Zeichenschrift werden, aus welcher er die Vorgänge und Zustände der höheren Luftregionen entziffert?

Ueber den vermuthlichen Bildungsvorgang des Schnees sind die Naturforscher nichts weniger als einig. So viel ist gewiß, daß der Schnee niemals, wie man mitunter liest, gefrorener Regen sein kann — den umgekehrten Fall beobachtet man im Gebirge häufig — sondern direct wie Reif und Rauhfrost aus dem Wasserdampfe der Luft abgeschieden wird, darin verschieden von Graupeln und Hagel, die zum Theil wenigstens aus gefrierendem Wasser geballt werden. In nordischen Ländern bemerkt man nicht selten, daß in Räumen, die mit sehr feuchter Luft gefüllt sind, z. B. in Ballsälen oder Viehställen, ein wirbelnder Schneefall entsteht, wenn die eiskalte Luft von draußen plötzlich Gelegenheit findet, stürmisch einzudringen.

In neuerer Zeit hat man Maschinen gebaut, welche künstliche Kälte für fabrikmäßigen Betrieb dadurch erzeugen, daß die Luft in ihnen auf engen Raum zusammengepreßt und, nachdem sie ihrer bei der Verdichtung freiwerdenden Wärme durch Wasserkühlung beraubt, wieder ausgedehnt wird. Wenn diese verdichtete Luft viel Feuchtigkeit enthält, so entsteht bei ihrer mit starker Wärmebindung verbundenen Ausdehnung eine dichte weiße Wasserdampfwolke, und wenn die Ausdehnung recht plötzlich geschieht, ein Schneeschauer. Wahrscheinlich wird man das künftig benutzen, um für die Bretter, die die Welt bedeuten, künstlich Schneegestöber zu erzeugen; indessen bei solchen improvisirten Schneefällen im Zimmer können sich keine regelmäßigen Schneerosetten bilden, dazu gehört gleichsam Bedacht und Ueberlegung. Der Vorgang ist vermuthlich ein zusammengesetzter und hat mehrere Bildungsstufen.

In sehr hohen und kalten Luftschichten nimmt der Wasserdampf im Sommer wie im Winter nicht selten die Form mikroskopischer sechsseitiger Säulchen und Plättchen an, die aber so stäublein sind, daß sie, unterstützt von ihrer Durchsichtigkeit, mit bloßem Auge gar nicht wahrgenommen werden können. Auf ihre Gegenwart zu gewissen Zeiten aber haben die Physiker seit vielen Jahren aus einigen optischen Erscheinungen — den großen Höfen um Sonne und Mond, Nebensonnen — mit eben der Sicherheit geschlossen, mit welcher wir bei Erscheinung eines Regenbogens schließen, daß sich, wo er erscheint, Wassertropfen in der Luft befinden. Arago hat sich daraus die öfter beobachtete Thatsache erklärt, daß es zuweilen einige Minuten bei völlig klarem Himmel regnen kann, wenn nämlich solche Krystallchen in Masse niedersinken und schmelzen. In nordischen Breiten bildet sich ein solcher unsichtbarer oder fast unsichtbarer Staubschnee auch in niedern Schichten der kalten und trockenen Atmosphäre, und macht, durch alle Ritzen der Kleider und Wohnungen dringend, den Aufenthalt sehr unbehaglich. Der spätere Präsident der Berliner Akademie Maupertuis, welcher im Jahre 1736 im nördlichen Lappland Gradmessungen anstellte, hat von den Belästigungen dieses unentfliehbaren Staubschnees Schilderungen hinterlassen, bei denen Einem das Herz im Leibe friert, wenn auch Einiges davon auf Rechnung des frostigen, zu Uebertreibungen geneigten Franzosen zu setzen sein mag. In unseren Breiten haben die französischen Luftschiffer Barral und Bixio bei ihrer Auffahrt am 27. Juli 1850 zum ersten Male eine solche Eisnadel-Wolke angetroffen und durchschifft. Sie bestand unten aus Wasserdampf, der unter den Gefrierpunkt abgekühlt war, ohne zu erstarren, und erst bei achtzehntausend Fuß Höhe, bei einer Temperatur von zehn Grad in Eisnadeln überging, die sie nicht sahen, aber die auf ihren Wangen ein sehr schneidendes Gefühl hervorbrachten. Wenn auf eine solche Eisnadelwolke ein feuchter Luftstrom einfällt, so wird ein ähnlicher Vorgang in hoher Luft stattfinden, wie bei der Rauhfrostbildung auf der Erde. Der Wasserdampf wird sich in strahlig krystallinischer Form auf den Eisplättchen abscheiden, wenn die Einwirkung eine allmähliche ist.

Man kann sich durch ein zierliches Experiment ein Bild des Vorganges machen, wenn man gleiche Gewichtstheile Bittersalz, Wasser und Gummischleim mit geringem Glycerinzusatz warm auflösen läßt und mit einem Haarpinsel davon im warmen Zimmer auf weißes Papier streicht, als wenn man dasselbe dick lackiren wollte. Wirft man nun sogleich einige ganz kleine, vereinzelte Sandkörnchen auf die bestrichene Fläche, oder berührt sie hier und da mit einer Nadelspitze, so werden diese Eindrücke die Mittelpunkte einer aus vielen hundert Strahlen sonnenartig gebildeten Krystallisation, die immer weiter wächst, bis sich die einzelnen Rosetten begrenzen. So bereitetes Krystallpapier, welches bei Anwendung des giftigen Bleizuckers statt des Bittersalzes besondere Schönheit erlangt, kam bekanntlich vor einigen Jahren als Material für Visitenkarten vielfach in den Handel. Seine Darstellung lehrt uns, daß feste Körperchen in einer krystallisirenden Flüssigkeit leicht sternförmige Abscheidungen bewirken, allein das sechsseitige Plättchen des Staubschnees, welches wir zuweilen gewachsen im Centrum des Schneesternes erkennen können, wirkt entschiedener bestimmend auf den Ansatz des Wassers ein. Seine sechs Ecken oder Kanten wirken wie eben so viele Magnetpole, wie ein Grundriß, nach dem der fernere Bau auszuführen ist. In seinen Strahlungsachsen vergrößert sich das Gebilde allmählich und verliert, schwerer werdend, die Fähigkeit zu schweben, indem es, immer noch wachsend, herabsinkt. Wenn die Lufttemperatur in den untern Schichten ebenfalls niedrig ist, so gelangt das Sternchen unversehrt bis auf unsere Mütze, ist sie aber daselbst höher, so ballen die einzelnen Sternchen aus Gründen, die uns der nächste Aufsatz darlegen wird, zusammen.

Daß diese Erklärung wahrscheinlich die richtige ist, können wir daraus schließen, daß jene durch schwebende Eisnadeln hervorgebrachten optischen Erscheinungen bei starker Winterkälte

oftmals die Vorboten des nahen Schneefalles sind. Nach langen heiter-kalten Tagen sieht man am Ende des Februars hoch am Himmel ein zartes Federgewölk sich bilden, und am Abende erscheint der Mond mit einem Ringhofe umgeben. Das sind die ersten Zeichen von der Ankunft des „leichten Südländers“ da oben, den das Barometer bereits mit einem Fallen begrüßt, während die Wetterfahne auf dem Dache noch gar nichts merkt und immerfort Nordost anzeigt. Aber dann fängt es bald an zu schneien, und es wird wärmer.

Auch die einfache Erscheinung der Eiszapfen hat ihre Sonderbarkeiten. Zuerst könnte man fragen, wie das Schmelzwasser des Schnees frieren kann, wenn die Luft zum Thauen warm ist. Bei thauwarmer Luft werden die Eiszapfen nicht lange fortwachsen, desto mehr aber, wenn die Sonne warm auf den Schnee und den Kopf des Eiszapfens brennt, während das Thermometer im Schatten weit unter Null steht. Die Eiszapfen sind Kinder der strahlenden Wärme, obwohl sie nur hinter ihrem Rücken wachsen. Geben weitere Schneefälle abwechselnd neues Material zum Schmelzen, so können diese Zapfen zu erschreckender Größe fortwachsen, bis sie die Aeste der Bäume niederziehen und abbrechen. Es kann dann lebensgefährlich werden, im Walde spazieren zu gehen.

Eine meisterhafte Schilderung eines jener höchst unheimlichen Eiszapfenwinter, in welchem sich die Leute kaum mehr aus den Wohnungen getrauten, hat Stifter in der „Mappe des Urgroßvaters“ gegeben. Dabei tritt zuweilen eine Erscheinung ein, die dem Laien beim ersten Anblicke ein vollkommenes Räthsel zu sein scheint: die Bildung sichelförmig gekrümmter Eiszapfen an den Baumästen. Sie entstehen sehr einfach dadurch, daß die zunehmende Schwere des Eises die Baumäste immer tiefer herunterzieht und dadurch die Verlängerungsaxe der Zapfen aus ihrer ursprünglichen Richtung bringt.

Carus Sterne.

Blätter und Blüthen.

Eine Erinnerung an David Friedrich Strauß. Es war im Jahr 1840, wenn ich nicht irre, als ich eines Abends das Hoftheater in Stuttgart besuchte. Es wurde „Don Carlos“ gegeben. Seidelmann spielte den Groß-Inquisitor, der dicke Maurer den Marquis Posa, der damalige erste Liebhaber, Moritz, den Don Carlos und Fräulein Stubenrauch, die intime „Freundin“ des verstorbenen Königs, die Königin. Die übrige Rollenbesetzung ist mir nicht mehr erinnerlich, thut auch nichts zur Sache.

Das Haus war gut besucht, und das Publicum folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der sehr gewandten und größtentheils sehr gelungenen Darstellung. In einer der Zwischenpausen hörte ich hinter mir zwei Herren über die Vorzüge und Schwächen des Stückes ihre Ansichten austauschen. Des ganzen Gesprächs weiß ich mich nicht mehr zu entsinnen, und nur eine Bemerkung, die mich besonders frappirte, ist mir geblieben.

„Was ich besonders an dem Stücke auszusetzen habe,“ sagte einer der beiden Herren, „das ist die allzu scharf zugespitzte Scenirung. Es soll zwar die Scenenfolge, bei aller Natürlichkeit im Fortgang der Handlung, überraschen, aber sie muß immer verständlich bleiben und darf den Zuhörer nicht in die Nothwendigkeit versetzen, den Faden, der die Scenen unter einander verbindet, mühselig erst wieder aufzusuchen. Der Faden muß offen zu Tage liegen, und für die Zuschauer darf es, selbst vorübergehend, keine dunklen Momente in der Handlung geben. Andernfalls entsteht eine ganz ähnliche Wirkung wie bei einem geistreichen Gedanken, den Jemand äußert, der aber so fein zugeschliffen ist, daß der Zuhörer erst auf dem Umweg der Reflexion hinter die Pointe zu kommen vermag. Ein geistreiches Wort übt nur dann eine zündende Wirkung, wenn der Sinn blitzartig klar wird. Dem Sinn erst nachgrübeln müssen, das heißt den Blitz mit der Laterne suchen.“

Ich drehte mich um, um nach dem Sprecher zu sehen. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit geistvollem Gesicht, blaß, mager, die blonden Haare hinter die Ohren zurückgestrichen. Ein Bekannter, der neben mir saß und bemerkte, wie scharf ich den Sprecher fixirte, neigte sich meinem Ohre zu und sagte flüsternd:

„Wissen Sie, wer dieser Herr ist?“

Ich verneinte es.

„Das ist der Doctor Strauß, der Verfasser vom ‚Leben Jesu‘.“

Begreiflicherweise sah ich mir nun den Mann ein zweites Mal an. Ich hatte zwar sein berühmtes Buch damals noch nicht gelesen — ich war zu jener Zeit noch ein blutjunger Bursche und kümmerte mich um alle anderen Dinge eher als um theologische Werke — aber dem Namen nach waren mir Buch und Autor gar wohl bekannt. War doch das „Leben Jesu“ wenige Jahre zuvor wie eine Bombe mitten in die gläubige Christenheit hineingefahren und hatte unter Theologen und Laien eine Wirkung geübt, wie kein anderes, das in unserem Jahrhunderte bisjetzt erschien. Auch galt von Strauß keineswegs der alte Spruch, daß Propheten im eigenen Lande nichts gelten. Strauß galt schon damals im Schwabenlande gar viel. Seine Landsleute, die Frommen nämlich, betrachteten ihn zwar als etwas wie den Antichrist, und nur die Welt der Denker und Gelehrten würdigte seine kühne und mit bewunderungswürdigem Scharfsinn ausgeführte That nach Verdienst; allein Freund und Feind, die geistig Unmündigen wie die Mündigen, schauten mit einer Art scheuer Ehrfurcht zu dem Manne auf, der gewagt hatte, was keiner vor ihm. Man wird also begreifen, wie sehr ich meinem Glückssterne dankte, daß er mich dem berühmten Manne in so unmittelbare Nähe gebracht hatte.

Später sah ich Strauß öfter und zwar in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, wo ich mich Berufsgeschäfte halber längere Zeit aufzuhalten gezwungen war. Ich sage mit gutem Bedacht gezwungen, weil Ludwigsburg unter allen langweiligen Orten, die es in der Alten und Neuen Welt giebt, sicher der langweiligste ist, der daher Niemanden zum freiwilligen Aufenthalte reizt. Die Stadt macht den Eindruck eines Kleides, das für den Körper, den es bedecken soll, viel zu weit ist. Ludwigsburg ist eine Soldatenstadt wie Potsdam, nur in Taschenformat. Das bürgerliche Element ist daselbst nur sehr schwach vertreten. Die Stadt gleicht einem Lager, in welchem die Zelte zu Häusern erstarrt sind. Außer Militär sieht man in den breiten, mit der Größe der Häuser in schreiendem Verhältnisse stehenden Straßen zu gewissen Tagesstunden nicht einen einzigen Civilmenschen; die paar Tausend Einwohner, die nicht dem Militärstande angehören, verlieren sich in der weitläufigen Stadt über die Gebühr. Wie die Eltern unseres Strauß dazu gekommen sind, sich in dieser Einöde niederzulassen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß sie im sogenannten „Thal“ einen Kaufmannsladen hatten, in welchem sie Kaffee, Zucker, Specerei- und Schnittwaaren feil hielten. Sie waren wohlhabende Leute und verscheuchten durch ihr strenges Wesen oft die Kinder.

Seinen ersten Unterricht erhielt Strauß in seiner Vaterstadt. Es ist möglich, daß gerade die Langweiligkeit des Ortes, der Mangel an Zerstreuung der Entwickelung seines sinnenden Geistes günstig waren. Erst als er die lateinische Schule hinter sich hatte, kam er in das evangelische „Stift“ nach Blaubeuren und später an die Universität nach Tübingen.

Zur Zeit, als ich mit ihm seine Vaterstadt bewohnte, hatte Strauß, obgleich erst zweiunddreißig Jahre alt, schon eine reiche Geschichte hinter sich. Nicht nur hatte er außer seinem epochemachenden „Leben Jesu“, dessen erste Auflage im Jahre 1835 erschien, verschiedene andere bedeutende Werke publicirt, er war auch inzwischen Repetent in Tübingen, Professor in Maulbronn, Professor in Berlin und in Zürich gewesen. Zeitgenossen wissen sich des Spectakels zu erinnern, zu dem seine Berufung an die Hochschule der letzteren Stadt Anlaß gegeben hatte.

Während seines damaligen Aufenthalts in Ludwigsburg begegnete ich Strauß im dortigen Schloßgarten fast täglich. Er pflegte zwischen elf und zwölf Uhr, bevor er zum Mittagstisch ging, seinen Spaziergang zu machen. Er wählte dazu die abgelegensten Alleen, meist jene, welche im oberen Theile, gegen die Schorndorfer Straße zu, gelegen sind. Dort wandelte er, die Hände auf dem Rücken, den Blick sinnend vor sich auf den Boden geheftet, unter den schattigen Bäumen dahin. Für gewöhnlich lagerte auf seinem Gesichte ein starrer, man möchte fast sagen eisiger Ernst. So etwa mag sich Schiller den Jüngling gedacht haben, der sich erkühnte, das Bild von Sais zu enthüllen. Grüßte man ihn aber oder sprach man mit ihm, so verschwand der Ernst wie mit einem Zauberschlage, und man hatte ein von reinster Humanität durchgeistigtes, freundliches Menschenantlitz vor sich. Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, bei welchem solche Umwandlung so vollständig und so plötzlich gewesen wäre. Man denke sich eine nordische Winterlandschaft ohne alle Staffage und überhängt von Schneewolken, starr und regungslos. Plötzlich verwandelt sich die Scene, und man hat eine im Frühlingsschmucke prangende, von einer lachenden Sonne beschienene Landschaft des mittleren oder südlichen Europa vor sich. Nur dieses Bild vermag den Contrast wiederzugeben zwischen Strauß' Zügen bei sinnendem Ernste und bei belebtem Gespräche.

Da ich, ohne ein Strauß zu sein, ebenfalls gern solche Spaziergänge aufsuchte, wo ich nach Möglichkeit ungestört war, so begegneten wir uns, wie schon erwähnt, ziemlich häufig im Schloßgarten. Ich hätte ihn für mein Leben gern angesprochen, enthielt mich dessen aber aus Besorgniß, zudringlich zu erscheinen.

Ich erinnere mich sehr gut noch der Worte, die ich zwei Jahre früher während eines kurzen Aufenthalts in Aarau von Heinrich Zschokke gehört hatte.

„Sie glauben nicht,“ sagte er einmal, „was ein Mensch, dessen Name in der Welt einigermaßen bekannt ist, von gewissen Besuchern auszustehen hat. Von der besten Arbeit soll man aufstehen und sich angaffen lassen, wie sich Riesen und Zwerge und Kälber mit zwei Köpfen müssen begucken lassen. Und wenn sie sich nur mit dem Ansehen begnügten! Aber da soll man auch noch reden und die plumpesten und albernsten Complimente anhören! Und was haben diese Muskitos unter den Touristen von ihren Besuchen, die sie Einem machen? Weiter nichts als ein Mensch, der in eine Bibliothek kommt, aber kein Buch aufmachen darf; er sieht nichts als — Buchbinderarbeit.“

Diese Worte prägten sich meinem Gedächtnisse tief ein, und ich hütete mich seit jener Zeit fast ängstlich, mich an berühmte Leute hinanzudrängen, obgleich ich dazu in meinem bewegten Leben vielfach Gelegenheit gehabt hätte. Auch bei Strauß hielt mich diese Scheu zurück. Mein Wunsch sollte aber doch, ohne daß ich es absichtlich herbeiführte, befriedigt werden.

Einmal, es war der erste schöne Tag nach mehrtägigem Regenwetter, ging ich wieder im Schloßgarten spazieren. Das Gras und das Laubwerk, vom Regen förmlich abgewaschen und von Staub gereinigt, prangte im frischesten Grün. Es war einer jener Auferstehungstage, wo man, vor lauter Freude am Dasein, die ganze Welt an sein Herz drücken möchte. Ich nahm mir auch vor, mich für den mehrtägigen unfreiwilligen Verzicht auf den gewohnten Spaziergang durch eine um so ausgiebigere Promenade zu entschädigen. Der Boden freilich war nicht sehr einladend dazu. Der Regen hatte die Wege ganz durchweicht. An einigen vertieften Stellen

hatten sich breite Pfützen gebildet, die schwer zu passiren waren. An einer der breitesten derselben angekommen, überlegte ich eben, ob ich umkehren oder aber den Versuch machen solle, das Terrainhinderniß durch einen kühnen Sprung zu überwinden, als ich eine Stimme neben mir höre:

„Hindurchgehen, oder Nichthindurchgehen, das ist hier die Frage, nicht wahr?"

Ich wende mich rasch um und sehe Dr. Strauß vor mir, der, ohne daß ich es bemerkt hatte, hinter mir drein gekommen war, nun lächelnd den Hut zog und mit komischer Geberde auf die Pfütze wies.

„Sie haben ganz Recht," entgegnete ich, den Gruß erwidernd, „eine ähnliche Frage habe ich mir in diesem Augenblicke wirklich gestellt, wenn ich dabei auch nicht, wie Sie es thaten, an den berühmten Monolog des Hamlet dachte."

Damit war die Bekanntschaft gemacht und das Gespräch eingeleitet. Da Strauß keine Lust bezeigte, seine Geschicklichkeit im Voltigiren zu erproben, so kehrte ich mit ihm um, und wir setzten Seite an Seite unsern Spaziergang auf gangbareren Wegen fort. Unterwegs erwähnte er, daß er zwar nicht wisse, wer ich sei und wie ich heiße, daß er mich aber vom häufigen Begegnen gar wohl kenne und daß dies ihn auch entschuldigen müsse, wenn er sich erlaubt habe, mich auf so vertrauliche Weise anzureden.

Ich entgegnete, daß mir seine Ansprache sehr willkommen sei, weil sie mir Gelegenheit gebe, einen längst genährten Wunsch zu verwirklichen, nämlich den, ihn persönlich kennen zu lernen, denn ich wisse wohl, daß ich in seiner Person den berühmten Verfasser des „Leben Jesu" vor mir sehe.

Er erröthete wie ein schüchternes Mädchen und versetzte: „Sagen Sie lieber berüchtigt, so wenigstens pflegen meine fanatischen Gegner sich auszudrücken." Er ließ sich im Verlaufe des Gespräches noch weiter über sein Buch aus und that es mit großer Bescheidenheit.

„Ich leugne nicht," bemerkte er, „daß ich mir sagte, der verwegene Riß, den ich in langgewohnte, liebgewordene, allem Zweifel entrückte Anschauungen that, werde Aufsehen machen und mir viele Feinde zuziehen. Ich war mir auch bewußt, meine Behauptungen durch alle Beweismittel, welche die Wissenschaft an die Hand giebt, erhärtet zu haben; ich hatte die Arbeit mit allem Eifer eines feurigen, von einer starken Ueberzeugung durchdrungenen Gemüthes unternommen, dennoch ging der Erfolg weit über meine Erwartungen hinaus. Ich müßte sehr eigenliebig sein, wollte ich mir einbilden, Andere hätten das Buch nicht ebenfalls und vielleicht weit besser machen können, als ich. Ich weiß auch, daß ich keineswegs etwas absolut Neues sagte, daß gar Mancher meine Ansichten über die Natur Christi theilte. Mein Verdienst, wenn man mir ein solches zuerkennen will, beruht darin, daß ich auszusprechen wagte, was Andere nur dachten."

Zu einem anderen Thema übergehend, fragte er mich, woher ich ihn kenne. Ich erzählte ihm nun, wie ich ihn im Theater in Stuttgart zuerst gesehen, wie ich seinen Ausstellungen über „Don Carlos" gelauscht und wie ich namentlich von der Aeußerung frappirt gewesen sei, daß man die Pointe eines geistreichen Wortes nicht erst durch Reflexion zu finden gezwungen werden dürfe, weil dies so viel heiße, als den Blitz mit der Laterne suchen.

„Sie haben ein treueres Gedächtniß als ich," entgegnete er lachend. „Ich erinnere mich wohl jener Aufführung des ‚Don Carlos', ich erinnere mich auch, daß ich Dies und Jenes über dieses Drama sagte, aber speciell jenes Ausspruches von Blitz und Laterne, der nichts weniger als ein treffendes Bild ist, kann ich mich nicht mehr entsinnen."

Von diesem Tage an verkehrte ich mit dem Philosophen noch öfter, aber nie in seinem Hause, sondern nur ab und zu bei zufälligem Begegnen im Schloßgarten. Ein Gespräch in's Besondere steht noch lebhaft in meiner Erinnerung. Es hatte die Eigenschaften der Materie und die ideale und reale Welt zum Gegenstand, worüber ich vielleicht später berichten werde.

—Dt.

Portraitirung der Deutschen. Aus Neapel schickt uns ein dort wohnender Landsmann nachfolgende Mittheilung.

In einem vor Kurzem veröffentlichten Buche von E. Reich, „Der Mensch und die Seele" (Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung) ist Folgendes zu lesen: „Ob der Deutsche ohne die Knechtschaft, welche die kleinen Zaunkönige über ihn ausübten, ohne das übermäßige Biersaufen und Tabakqualmen ‚phlegmatisch' geworden wäre? Kaum; denn die weintrinkenden Rheinländer, obgleich richtigere Deutsche, als die Brandenburger und Pommern, sind nicht nur nicht phlegmatisch, sondern geradezu sanguinisch. Im Großen und Ganzen aber, und so wie die Dinge heutzutage liegen, wird man berechtigt sein, die deutsche Nation eine phlegmatische zu nennen, und zum Theil eine phlegmatisch melancholische."

Hierauf bringt der Verfasser ein längeres Citat von Carus über die Deutschen, „theilweise ein Posaunenconcert von Selbstlob und Weihrauch der Selbstverherrlichung," und fährt dann fort:

„Der Deutsche ist ein fleißiger Arbeiter, aber der Engländer, Franzose, Italiener ꝛc. nicht minder, der Deutsche hat Mancherlei erfunden, aber jede der anderen Nationen nicht minder. Der Deutsche ist voll von Mißtrauen, der Engländer und Franzose ohne Mißtrauen; der Deutsche ist gut und redlich, aber die anderen Nationen sind desgleichen. Unter allen Völkern giebt es Schurken, und in Deutschland lebt dieses Geschlecht gleichfalls und in allen Schichten, nur zuweilen verkappter, als anderswo; der Deutsche ist vielfach der Theologie verfallen, gleich dem Engländer, aber der Franzose und der Italiener drehen der Theologie eine Nase. Der Deutsche ist deshalb nicht revolutionär, weil sein Herr es nicht erlaubt. Gelehrig sind Pudel und Menschen, und wenn der Deutsche in Gelehrigkeit den Vorrang zu behaupten sich bestrebt, so thut er dies auf Grund der Thatsache, daß an seinen geistigen Abrichtungsanstalten ehedem die Patente der Weisheit öffentlich gegen gleich baare Zahlung verkauft wurden. Der Deutsche lehrt meistens Doctrinen und lernt, anstatt die Tugenden, die Laster anderer Völker. Das Ganze können in jeder Nation, sei diese chinesisch, englisch, deutsch oder französisch, immer nur sehr wenige Auserlesene denken, und der große Haufe der deutschen Hochgelehrten zeichnet sich dadurch aus, daß er das Ganze nicht nur nicht hell, sondern gar nicht denken kann.

Wißbegierde und Scharfsinn findet man auch in O-Tahiti, und die Welt wäre zu beklagen, wenn nur die Deutschen Wißbegierde und Scharfsinn gepachtet hätten. Unter allen Völkern der Gegenwart hat der Deutsche die höchste Meinung von sich selbst, besonders seitdem er die Dänen, Oesterreicher und Franzosen beseitigt; die Titel- und Ordenssucht der Deutschen ist weit größer, als die anderer Völker, und nirgends wird der Mensch so sehr nach seinem äußeren Rang beurtheilt, als in Deutschland. Wo Barbarei in Deutschland vorkommt, nimmt sie entweder feine Formen an, wie im Norden, oder sie nimmt rüpelhafte Formen an, wie im Süden; in Nachahmung, Verleumdung, Neid, Verkleinerung leistet der Deutsche Großes, dürfte aber diese Eigenschaften in dem Maße ablegen, in welchem die Einigung und Borussificirung seines Vaterlandes vorwärts schreitet. Die Deutschen haben fast gar keinen Gemeinsinn und sind nicht im Stande, für gemeinnützige Dinge im Geheimen Opfer zu bringen, große Ideen und Unternehmungen zu protegiren; sie überlassen dies ihren Herren, und diese — schicken das Geld in die Bank von England und lassen die Gelehrten, Künstler ꝛc. verhungern."

So weit Herr Reich. Es steckt in der That etwas von Bedientenhaftigkeit im deutschen Charakter! Nachdem die Franzosen mit großem Geschrei die in den Tuilerien aufgefundenen deutschen Bettelbriefe publicirt haben, veranstaltet man hier eine deutsche Ausgabe derselben mit illustrirenden Randbemerkungen. Keine andere Nation wäre fähig, sich mit solchem Behagen selbst an den Pranger zu stellen.

Auf vorstehenden Passus des Reich'schen Buches machte ein Italiener den Einsender Dieses triumphirend aufmerksam, konnte sich jedoch nicht enthalten, zu bemerken, daß, wenn ein Italiener so über seine Nation schriebe, er öffentlich durchgeprügelt würde.

Noch eine Bitte an Eisenbahndirectionen. Auf den obscursten Bahnhöfen im lieben Deutschland sieht man jetzt zeigende Hände und Tafeln mit den erbaulichen Inschriften: Brunnen, Pumpe ꝛc. Wie wohlthätig ist dies, was man jahrelang unbegreiflicher Weise entbehrte, entbehren mußte wegen Sorglosigkeit und Inhumanität mancher Bahnverwaltungen! Dankbar ruft mancher Vorbeifahrende wohl aus:

„Das hat mit ihrem Artikel
Die Gartenlaube gethan!"

Diese könnte noch etwas thun, da es fast ebenso unbegreiflich lässig und inhuman ist, die Fahrpläne dem Publicum überhaupt nicht oder nicht lesbar auszuhängen.

Wie man nach Baltimore und Odessa kommt, das ist breit auf allen Corridoren und Wartesälen angeschlagen — aber die Nachbarstationen?

Selbst auf königlichen Bahnen sah ich oft neben dem Billetschalter den Befehl: „Das Bahngeld abgezählt bereit zu halten!" Wie aber, wenn weder Plan noch Taxe irgendwo zu lesen? In irgend einem Winkel des Flurs hängt ein abgelaufener und unlesbar gemachter Plan, dessen Ziffern gar nicht zu entziffern sind. Wie wäre es, wenn Befehl erlassen würde, neben jedem Billetschalter in angemessener Entfernung von Zugwind und Gepäckträgercarambolage einen auffallend eingerahmten Fahrplan der eigenen Bahn wenigstens anzubringen? Geschieht dies unter einer starken Glasplatte, so ist der Beschädigung auch besser vorgebeugt. Die einzelnen Stationen selbst müßten auf den verschiedenen Plänen nebst Abfahrtszeiten farbig unterstrichen werden.

Erwerben Sie sich durch Besprechung dieser Angelegenheiten neue Verdienste um die reisende Menschheit, der von Reichswegen Manches jetzt zugestanden werden kann!

Ein orientirungslustiger Vielreisender.

Ein ägyptisches Wunder. „Mose hob den Stab auf und schlug in's Wasser und alles Wasser im Strome ward in Blut verwandelt." 2. Buch Mose, Cap. 7, V. 20.

Nahe bei Kahla in Thüringen findet man auf dem Grunde eines Teiches zur Zeit einige quadratellengroße rothaussehende Stellen, während das sie umgebende, ein bis zwei Ellen tiefe Wasser völlig klar ist. Werden die auf dem Boden befindlichen Pflanzen (Sumpfschachtelhalm) mit einem Stocke in Bewegung gebracht, so steigen alsbald rothe Wolken im Wasser empor, die sich ausbreiten und der Wassermenge ringsum rasch eine rosenrothe Färbung verleihen. Ein Tropfen dieses röthlich gefärbten Wassers zeigt unter dem Mikroskop Tausende von länglich-runden blaßröthlichen Infusorien, die noch nicht ganz die Größe der Blutkörperchen haben und sich schwimmend fortbewegen.

Bleibt derartiges Wasser einige Zeit in einem Glase stehen, und haben sich die mikroskopischen Thierchen, wie es bald geschieht, an irgend einem Pflanzenreste oder Schlammtheilchen angesammelt, dann erscheinen sie unter dem Mikroskop in der Dichtigkeit der Blutkörperchen im Blut.

Dr. B. Hirsch.

Berichtigung. Zu dem in der vorigen Nummer unseres Blattes mitgetheilten Liede, „Abschied" von Hoffmann von Fallersleben, haben wir berichtigend hinzuzufügen, daß dasselbe, wie uns von mehreren Seiten geschrieben wird, bereits vor Jahren in dem Capellmeister Herrn Wilhelm Tschirch in Gera seinen Componisten gefunden hat und in dieser Composition schon in mehrere Liedersammlungen übergegangen ist. Die irrthümliche Mittheilung, daß Hoffmann's „Abschied" noch nicht componirt worden, machten wir auf Grund einer Zuschrift des Einsenders jenes Liedes.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber **Ernst Keil.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

†

Drei Tage nach Schluß der letzten Nummer traf von Wiesbaden die unerwartete Trauerbotschaft hier ein, daß der Tod einen der treuesten und ausgezeichnetsten Mitarbeiter der Gartenlaube, den

Herrn Professor Dr. Carl Ernst Bock,

uns für immer entrissen hat.

Was Bock der fortschrittlichen Wissenschaft auf dem Felde der Medicin war, wird eine berufene Feder den Lesern der Gartenlaube schildern, ich vermag heute in dieser kurzen Anzeige nur einen Kranz auf sein frühes Grab niederzulegen, einen Lorbeerkranz der vollsten Verehrung und meinen herzlichsten tiefgefühltesten Dank für seine treue hingebende Mitarbeiterschaft, für seinen unerschrockenen heldenmüthigen Kampf gegen Alles, was ihm schlecht oder verwerflich erschien, für seine aufrichtige Freundschaft, die er der Gartenlaube in allen Wechselfällen ihres Bestehens bewahrt hat. Fest und unentwegt; ein schneidiger und unermüdlicher Streiter, ging er mit der ganzen Kraft seiner wissenschaftlichen Autorität auf sein weitgestecktes Ziel der Volksaufklärung vor und wußte durch seine hinreißenden, klaren und wuchtigen Darstellungen so überzeugend zu belehren und alte Vorurtheile zu beseitigen, wie es vor ihm noch Keinem gelungen. Seinem eifrigen Bestreben, die Wissenschaft zum Gemeingut aller Menschen zu machen, und so die Massen von geistigem Drucke zu befreien, dankt die Gartenlaube eine Reihe Artikel von unvergänglichem Werthe, wie denn sein Wirken auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und der Naturwissenschaft überhaupt ein reichgesegnetes und weitgreifendes war und unvergessen bleiben wird wie sein Name!

Friede seiner Asche und nochmals über das kaum geschlossene Grab hinaus den wärmsten Dank der Gartenlaube!

Leipzig, den 20. Februar 1874. **Ernst Keil,** Redacteur der Gartenlaube.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von **E. Marlitt.**

(Fortsetzung.)

13.

Sie wandte sich schweigend ab und betrat einen Weg, der am Jägerhäuschen vorüber nach dem Walde lief. Hinter den Scheiben des Küchenfensters sah sie Frau Löhn am Herde stehen, und nicht weit von ihr tauchte Gabriel's blasses Gesicht wie ein Schemen aus einer dunklen Ecke auf; dahin war er vorhin geflüchtet, als ihn der Hofmarschall während der Debatte mit einer heftig fortscheuchenden Bewegung aus dem Kreise der Hochgeborenen verwiesen hatte. … Es war ein arger Mißgriff ihrerseits gewesen, zu Gunsten des Knaben zu sprechen — sie hatte damit seine Lage unzweifelhaft verschlimmert und dabei „ihr Genick gebrochen“, wie ihr eben der Hofmarschall triumphirend und unfein versichert — die widerwillig geduldete „zweite Frau“ hatte mit diesem Schritt ihre Stellung dermaßen erschüttert, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann sie in die Heimath zurückkehre. … Bei diesem Schluß athmete sie wie befreit auf, ein blendendes, hochbeglückendes Licht fiel in ihre Seele — jetzt ging der Anstoß zur Trennung von der anderen Seite aus, jetzt brauchte sie selbst nicht Hand anzulegen, um die Kette abzustreifen, in die sie, von einem grenzenlosen Irrthume befangen, selbst den Kopf gesteckt hatte. Jetzt freute sie sich des Muthes, mit welchem sie diesen orthodoxen Teufelsgläubigen ihre Ueberzeugung in's Angesicht geschleudert hatte — war nicht jedes Wort ein zerschmetternder Schlag auf Mainau's Verdummungsprogramm gewesen? … In *ihren* Händen konnte er unmöglich die Sorge für den Hausfrieden, die Erziehung des Erben von Mainau belassen, wenn er verreiste; das litt schon der Hofmarschall nun und nimmer, und ihm selbst war sicher auch das Verlangen danach vergangen. Er brauchte auch das widerwärtige Aufsehen nicht mehr zu berücksichtigen — zum Eclat war es ja eben am Kaffeetische gekommen. … Frei werden! … Dort das verhaßte Schloß, in welchem sie schon so viel gelitten, erschien ihr

Digitized by Google

von einem versöhnlichen Schimmer umgeben; sie wollte die hier verlebte Prüfungszeit, wenn sie einmal hinter ihr versunken war, für einen schweren, glücklich abgestreiften Traum halten und seiner nicht mehr gedenken. . . . Zurück zu Magnus und Ulrike! Mit ihnen wieder zusammenleben und weiter forschen in Rudisdorf, im trauten Gartensalon! . . . Wie gern wollte sie jetzt die schlimmen Launen der Mama, ihre heftigen Zornausbrüche ertragen! Die Hölle dort — wie die Geschwister sich ausgedrückt, war nichts gegen die Qualen des Verlassenseins in der Fremde. Sie ging ja auch nicht zur Mutter, sondern zu Magnus — er hatte es ja fest und entschieden erklärt, daß Rudisdorf Heimath und Zufluchtsort für die Schwestern zu allen Zeiten sein werde. . . . O Magnus! Thränen füllten ihre Augen bei der Vorstellung, ihn wiederzusehen.

Hinter ihr stürmten in diesem Augenblicke die Jagdhunde freudig bellend aus dem Jägerhäuschen; sie wandte den Kopf — dort kam eben Mainau und beschwichtigte mit einer gebieterischen Handbewegung die an ihm aufspringende Meute. . . . Wollte er in das Jägerhaus gehen, vielleicht den Shawl der Herzogin holen, der dort niedergelegt war? . . . Wie stolz und hoch er seinen Kopf trug, als sei er die personificirte Mannesthat und Manneskraft! Und er war doch der Erbärmlichste von Allen — er sprach wider Wissen und Gewissen und schwieg wiederum bei den rohesten Angriffen, lediglich um einer Frau nicht beizustehen, die nicht in seine Pläne paßte. . . . Sie ging rasch weiter, als habe sie ihn nicht gesehen; aber da stand er schon neben ihr.

„Wie, Thränen, Juliane? . . . Du kannst weinen?" sagte er mit der ganzen Wollust gesättigter Grausamkeit und sah ihr mit funkelnden Augen unter das Gesicht. Zornig fuhr sie mit dem Taschentuch über die Augen. „Nun, ereifere Dich nicht — Niemand weiß besser als ich, daß sie nicht aus weichem Herzen kommen. Es giebt Thränen der Erbitterung, des gekränkten Stolzes" —

„Und der tiefsten Reue," unterbrach sie ihn.

„Ah, Du bereust Deinen Heldenmuth von vorhin? . . . Wie schade — ich habe Alles, was Du sagtest, für die innigste Ueberzeugung gehalten, habe gemeint, Du würdest nöthigenfalls für jedes Wort märtyrhaft zu sterben wissen. . . . Du bereust also? . . . Soll ich Dir den Hofprediger schicken? Er suchte Dir vorhin mit ganz unerklärlicher Bereitwilligkeit zu Hülfe zu kommen — die Herzogin ist außer sich darüber. . . . Soll ich ihn schicken, Juliane? — Einen liebenswürdigeren Beichtvater hat die Welt nicht — ich weiß es von Valerie."

„Ich sollte es gestatten," sagte sie, erbittert auf seinen lächelnden Hohn eingehend, „um mich im Hexen- und Gespensterglauben unterrichten zu lassen, damit ich" — sie verstummte unter glühendem Erröthen mit einer ausdrucksvoll zurückweisenden Geberde gegen ihn.

„Damit Du geliebt würdest, wie ich vorhin ausgesprochen," ergänzte er.

„Hier nicht! Hier nicht!" rief sie in Leidenschaft ausbrechend und streckte die Arme verneinend über die Schönwerther Gegend nach dem Schlosse hin. „Ich bereue," setzte sie ruhiger hinzu, „daß ich mit meiner unbesonnenen Fürsprache Gabriel's Geschick beschleunigt habe — alles Andere, was ich ausgesprochen, bin ich bereit Wort für Wort zu wiederholen, ja, wenn ich dazu herausgefordert werden sollte, noch ganz anders zu begründen, jener hochgestellten Lügenhaftigkeit und Deinem ätzenden Spott gegenüber . . . Ich bereue ferner" —

„Lasse mich das aussprechen, Juliane — ich möchte mir das nicht gern aus Frauenmunde sagen lassen," unterbrach er sie plötzlich sehr ernst unter jenem raschen Farbenwechsel seiner Wangen, der sie heute schon einmal innerlich erschüttert hatte. „Du bereust ferner, daß Du so blindlings, unwissend, so taubenhaft harmlos in die Ehe gegangen bist, und richtest nun gegen mich, ‚den erfahrenen Mann, der genau wissen mußte, was er that, was er verlangte', Deine leidenschaftlichen Anklagen" —

„Ja, ja!"

„Und wenn nun auch er bereute?"

„Du wolltest, Mainau? Du würdest mir gestatten zu gehen? Heute noch?" fragte sie mit zurückgehaltenem Athem und aufstrahlenden Augen — sie preßte beide Hände wie inbrünstig bittend auf ihre Brust.

„So war es nicht gemeint, Juliane," antwortete er, sichtlich bestürzt über diesen mühsam verhaltenen Jubel. „Du hast mich falsch verstanden," betonte er mit einem eigenthümlich nervösen Aufzucken der Lippen. „Lassen wir das jetzt — es ist hier weder Zeit noch Ort für eine Verständigung."

„Verständigung?" wiederholte sie tonlos und ließ die Arme sinken. „Sie ist ja ganz unmöglich! Wozu denn dieses Hinschleppen? . . . Mein Gott, ich habe ja jetzt nicht einmal mehr den guten Willen, die ehrlich gemeinten Vorsätze, mit denen ich die neue Lebensstellung angetreten — ich bin verbittert und behaupte nur mühsam meine äußere Ruhe — mit Kopf und Herzen bin ich in Rudisdorf — nicht hier! Das läßt sich wohl eine kurze Zeit durchsetzen, aber lebenslang — unmöglich! . . . Eine Verständigung!" — Sie lachte bitter auf — „Vor vier Wochen noch hätte ich sie aus eigenem Antriebe gesucht, im aufrichtigen Wunsche, die so unverzeihlich leichtsinnig übernommenen Pflichten zu erfüllen; heute, nach Allem, was vorgefallen, nicht mehr! Ich weise sie zurück."

„Aber ich nicht, Juliane!" rief er heftig, mit schwellenden Stirnadern. . . . Einen Moment stand sie stumm und eingeschüchtert vor ihm, den sie in solchen Augenblicken fürchtete; aber war es nicht am besten für beide Theile, wenn es noch in dieser Stunde zum Bruch kam?

„Ich glaube zu verstehen, weshalb Du vorderhand mein Verbleiben in Deinem Hause wünschest, und das ist mir in diesem schweren Moment eine große Genugthuung," sagte sie sanft. „Du hast erkannt, daß ich Dein Kind mit aufrichtiger Liebe an mein Herz genommen habe — gieb mir Leo mit nach Rudisdorf, Mainau! Ich schwöre Dir, daß ich nur für ihn leben, ihn wie meinen Augapfel behüten will. Ich weiß, Magnus und Ulrike werden ihn freudig aufnehmen; was Alles kann er lernen von diesen zwei Menschen, die geistig so hochbegabt sind! . . . Dann kannst Du unbesorgt draußen in der Welt sein und auf Jahre verreisen — gieb mir Leo mit, Mainau!" Sie hielt ihm bittend die Hand hin — er stieß sie heftig zurück.

„Wahrhaftig, es giebt eine Nemesis! . . . Ich möchte sie lachen hören, Alle, Alle!" Er warf, selbst hohnlachend, den Kopf zurück und starrte in die blaue Luft hinein, als sähe er Alle, die er meinte, vorübersteigen. „Weißt Du, wie die furchtbar gezüchtigte Eitelkeit aussieht, Juliane? . . . Ich werde es Dir später einmal sagen; jetzt nicht, noch lange nicht, bis —" Die junge Frau schritt plötzlich, ihm, der mit dem Rücken nach dem Jägerhäuschen stand, schweigend ausbiegend, nach den Ahornbäumen — dort kam die Herzogin in Begleitung der Hofdame. . . . Wie peinlich für Liane! Die brennenden, neugierig vorwärtsstrebenden Augen der fürstlichen Frau hatten die heftige Bewegung beobachtet, mit welcher Mainau ihre Hand zurückgestoßen. Tieferröthend, wie mit Rosengluth überschüttet, ging sie den Damen entgegen — das boshafte Lächeln, das den Mund der Hofdame verzog, entging ihr nicht und machte sie noch befangener.

Ah, die Frau Herzogin hatte eben einen unerquicklichen ehelichen Auftritt durch ihr Erscheinen unterbrochen! Der Eheherr hatte die junge Frau wegen ihrer Tactlosigkeit von vorhin gescholten und ihre Bitte um Verzeihung in so rauher Weise zurückgewiesen, wie es eben nur — die entschiedenste Abneigung vermochte. Jetzt gestand sie sich mit vollkommenster Ruhe, daß dem befangen daherkommenden „Rothkopf" dort zum vollendeten Bild des echt deutschen Gretchens nur die weissagende Sternblume in der Hand fehle — warum sollte sie nicht zugeben, daß diese von allen Seiten geschmähte und angefeindete zweite Frau von bestechendem Liebreiz sei? — Faust liebte sie ja nicht; er behandelte sie grausam, weil — nun, weil sein Tollkopf dieses Mädchen mit den rothgoldenen Flechten nicht so rasch wieder abzuschütteln vermochte, wie er es in glühender Rachsucht an sich gerissen hatte.

„Meine beste Frau von Mainau, warum isoliren Sie sich?" rief sie der jungen Frau gütig und herzlich entgegen. Sie trug ein Körbchen voll Obst in den Händen und hätte sie es ein wenig höher gehalten, so wäre man versucht gewesen, zu glauben, sie wolle „Tizian's Tochter" als lebendes Bild verkörpern, in einer so anmuthigen Stellung blieb sie stehen und erwartete die Herankommenden. „Hier mein Dank für Ihre schönen Blumen — ich habe sie mit eigener Hand gebrochen," sagte sie und reichte Liane eine Frucht hin. Die Hofdame warf einen erstaunten

Blick auf die Gabe; sie war nicht gewohnt, ihre stolze Herzogin auf diese freundschaftliche Art und Weise danken zu sehen — vielleicht wußte sie noch nicht, daß eine leidenschaftlich empfindende Frau, im Bewußtsein des vollendeten Sieges, über die Grenzen hinaus glück- und gnadenspendend zu sein vermag gegen — die Unterlegene. . . . Die Frau Herzogin ging noch weiter — war diese wunderschöne Hand, die nach der Frucht griff, nicht eben in unüberwindlicher Antipathie fortgestoßen worden? „Und nun einen Vorwurf, liebe, junge Frau! Warum haben Sie uns bis heute gemieden?“ fragte sie mit sanfter Freundlichkeit. „Ich hoffe, Sie in der allernächsten Zeit bei mir zu sehen.“

Liane streifte mit einem raschen Seitenblick den neben ihr stehenden Mann — seine Nasenflügel bebten leise, als unterdrücke er ein ironisches Lächeln; im Uebrigen hatte er wieder jene vornehm lässige Haltung angenommen, die jedes Interesse an dem, was um ihn her vorging, leugnete. „Hoheit mögen mich entschuldigen, wenn ich dem Befehl nicht nachkomme,“ sagte die junge Frau entschlossen. „Mainau wird in wenigen Tagen seine Reise antreten und mir erlauben, mich nach Rudisdorf zurückzuziehen.“ — Da war es ausgesprochen, und zwar so unbefangen wie möglich; die Lösung geschah unter vollkommen friedlichem Anstrich.

„Wie, Baron Mainau — soll ich das glauben?“ fragte die Herzogin allzu rasch, wie athemlos — sie vergaß sich so sehr, daß die Hofdame in ein verlegenes Hüsteln verfiel.

„Warum denn nicht, Hoheit?“ antwortete er gleichmüthig die Schultern emporziehend; „Rudisdorf hat eine außerordentlich gesunde Lage und bietet die ungestörteste Stille für Geister, die sich am liebsten in sich selbst vertiefen. . . . Wenn auch selbst ein unstäter Wandervogel, denke ich doch billig genug, einem anderen es nicht zu verwehren, wenn er in sein Nest zurückkehren will. . . . Nimm Dich in Acht, Juliane, er wird Dein hübsches Kleid zerreißen!“ — er meinte Leo's riesenhaften Leonberger Hund, der wahrscheinlich, bis dahin im Jägerhaus eingesperrt, sich eigenmächtig befreit hatte, und nun wie rasend vor Freude an der jungen Frau in die Höhe sprang. „Der tolle Bursche hat sich wahrhaftig in eine förmliche Passion für Dich verrannt, — was soll aus dem armen Narren werden, Juliane? — Leo wird sich von ihm nicht trennen wollen!“

Liane biß sich auf die Lippen — das war die Antwort auf ihre Bitte von vorhin, und in welcher frivolen, kaltlächelnden Weise wurde sie ihr gegeben! . . . Den Blick, der sie begleitete, sah nur die Hofdame; sie beschrieb ihn später der Herzogin als den Inbegriff von Widerwillen — wie ein Funken sei er über „die rothhaarige Frau“ hingefahren.

14.

Mittlerweile durchstreiften die fürstlichen Kinder mit Leo den Park. Sie hatten es sehr bald langweilig gefunden, reifes und unreifes Obst abzureißen und den Weg mit angebissenen Früchten zu bestreuen. Der Kaffeetisch hatte auch keine Anziehungskraft für sie — Frau Löhn wurde mit ihren Tassen, Milchgläsern und Kuchentellern entschieden zurückgewiesen; desto verlockender klangen die einzelnen kreischenden Laute aus den Affenkehlen vom indischen Garten herüber. Zwar war es den Prinzen streng verboten, das Thal von Kaschmir allein, ohne die Begleitung Erwachsener, zu betreten, hauptsächlich des Teiches wegen, der eine bedeutende, ja, verrufene Tiefe hatte. Aber jenes Verbot beirrte sie wenig; drüben unter den Ahornbäumen ging es ja so laut und lebhaft zu; die Mama und Herr Werther kamen jetzt gewiß nicht, und die Hofdame „hatte ihnen ganz und gar nichts zu sagen“, wie der Erbprinz seinem Gespielen Leo im tiefsten Vertrauen versicherte.

Zuerst wurde der Stier aufgescheucht, der sich vergnügt auf dem Uferrasen sonnte; er war aber bejahrt und sehr friedfertiger Natur und zog sich schleunigst hinter die Boscage zurück. Die Schwäne auf dem Teiche flohen vor den gutgezielten Steinwürfen flügelschlagend in ihr Haus, und das flimmernde Volk der Gold- und Glanzfasane zerstob lautlos in alle Schlupfwinkel beim Geräusche der trabenden und verfolgenden Kinderfüße.

„Du, Leo, steckt denn die Hexe noch immer d'rin?“ fragte der Erbprinz, nach dem indischen Hause zeigend.

Leo nickte. „Wenn ich nur dürfte“ — sagte er und hieb mit seiner Gerte durch die Luft.

„Jagt sie doch fort — oder werft sie in's Wasser!“

„Dummheit — der weiß nicht einmal, daß die Hexen nicht untergehen! Sie schwimmen doch immer obendrauf, und wenn es hundert Jahre dauern sollte — die Berger hat's gesagt, die wußte es ganz genau.“

Der Erbprinz blieb mit offenem Munde stehen; das Wunder war ihm neu; aber er wurde dadurch erst recht in seinen Vernichtungsplänen bestärkt. „Wenn wir Schießpulver hätten,“ meinte er, „da könnten wir sie ganz bequem in die Luft sprengen. Hauptmann von Horst hat mir gestern in der Stunde erklärt, wie man das macht — man legt einen Schwefelfaden hin —“

„Pulver giebt's im Jägerhäuschen,“ schrie Leo auf — er war Feuer und Flamme. Die Hexe in die Luft sprengen! Heisa, das gäbe einen Hauptspaß!

Die Kinder liefen durch die Plantagen; sie begegneten dem Erzieher, der sie suchte, und kamen auch an dem Spaliere vorüber, wo die Mama Obst pflückte; aber sie waren schlau genug, von ihrem Geheimnisse kein Wort verlauten zu lassen — es sollte ja eine große Ueberraschung geben. Geräuschlos huschten sie in das Jägerhaus.

Der Schlüssel steckte wirklich im Gewehrschranke; hinter den Glasscheiben hing verlockend ein zwar in den Ruhestand versetztes, aber reichverziertes Pulverhorn, und der Jägerbursche war nicht in seiner Stube. Der Erbprinz stieg auf einen Stuhl, nahm das Horn vom Nagel und prüfte den Inhalt — es war bis herauf gefüllt. Nach Schwefelfaden aber sah er sich vergeblich um; indeß der kleine durchlauchtigste Kopf wußte sich zu helfen. Dort auf dem Nachttische lag das fadendünne Endchen eines Wachsstockes, und aus einem Becher guckten Schwefelhölzchen. „Es geht auch so,“ sagte er und steckte das gesammte Material in die Tasche.

In diesem Augenblicke trat der Jägerbursche herein und überflog mit einem Blicke die ganze Situation. Er war ein junger Mann mit finsteren Zügen, von dem sich Mosje Leo nichts Gutes versprechen mochte. „Mache, daß Du hinauskommst!“ befahl der Kleine in grobem, herrischem Tone, dem man aber doch die Angst um das eroberte Pulverhorn anhörte.

„Oho — aus meiner eigenen Stube?“ versetzte der Jäger — das Blut stieg ihm in das braune Gesicht. Er ging auf den Erbprinzen zu, der, das Pulverhorn mit beiden Händen auf den Rücken haltend, in eine Ecke retirirte, und griff ohne Umstände über die Schulter des fürstlichen Knaben; aber er kam schlimm an — Seine Durchlaucht trat mit den Füßen nach ihm; der andere kleine Prinz zerrte ihn am Rockschoß zurück, und Leo sprang mit hochgehobener Gerte auf ihn los.

„Warte, ich werde es machen, wie der Großpapa!“ schrie er. „Weißt Du noch, wie er Dich mit der Hetzpeitsche über das Gesicht geschlagen hat?“

Der Bursche wurde bleich bis in die Lippen — er hob die Faust, um den ungeberdigen Knaben zu Boden zu schlagen. „Brut!“ knirschte er, sich mühsam bezwingend. „Meinetwegen! Thut doch, was Ihr wollt! Immerhin! Für Euch Alle wär's am besten, man steckte einen Schwefelfaden unter Euch an!“

Er ging hinaus und warf die Thür schmetternd in das Schloß. Die Kinder warteten in athemloser Spannung, bis seine Schritte auch hinter der Küchenthür verklungen waren, dann schlüpften sie hinaus.

Wenige Minuten darauf kam die Beschließerin aus dem Hause gelaufen und sah, die Hand gegen den Sonnenschein über die Augen haltend, angestrengt über die Anlagen hin. Das geschah in dem Augenblick, wo Baron Mainau in Begleitung der Damen nach den Ahornbäumen zurückkehrte.

„Was giebt's, Löhn?“ fragte er die sichtlich erregte Frau.

„Im indischen Garten sind sie — die Kinder nämlich, gnädiger Herr — ich hab' den kleinen Baron noch laufen sehen,“ versetzte sie hastig. „Daß Gott erbarm — sie haben ja Schießpulver und Schwefelhölzchen mitgenommen! Eben sagt's mir der Jäger.“

Die Herzogin stieß einen Schreckenslaut aus und hing sich an Mainau's Arm, der sofort den Weg nach dem Thal von Kaschmir einschlug. Liane und die Hofdame folgten, und der Erzieher, der sorglos drüben durch die Spaliere schlenderte, setzte auf einen sehr ungnädigen Zuruf der Herzogin hin auch schleunigst seine langen Beine in Bewegung.

Sie kamen eben recht, um jenes Entsetzen zu empfinden,

das uns angesichts einer furchtbaren, an einem Haar schwebenden Gefahr schüttelt. Inmitten der Veranda des indischen Hauses, unmittelbar auf der schimmernden Palmriedmatte, hatten die Kinder das Schießpulver zu einem kleinen Haufen zusammengeschüttet, ihn in der Mitte vertieft und das Lichtstümpfchen hineingesteckt — da brannte das dünne Stengelchen lichterloh — die leiseste Erschütterung, ein starkes Ausathmen konnte es umwerfen, oder einen Funken vom Docht lösen. Die Pulvermenge hätte allerdings nicht genügt, um, wie es gewünscht wurde, „das Hexenhaus“ in die Luft zu sprengen; die Gefahr lag in der grenzenlosen Harmlosigkeit der Kinder, die sich selbst ganz und gar nicht in die Mitleidenschaft bei der Sache zu denken vermochten — sie hockten aneinander gedrängt um die sogenannte „Mine“, und die Gesichter darüber neigend, warteten sie athemlos auf den interessanten Moment, wo die Flamme soweit niedergekrochen sei, um an dem Pulver zu lecken.

Leo kauerte zwischen den beiden Prinzen und konnte zuerst die Herbeieilenden sehen. „Still, Papa — wir sprengen die Hexe in die Luft!“ rief er halb flüsternd und die Augen kaum bewegend hinüber.

Mit einem Sprunge stand Mainau vor der Veranda, und ohne die leicht zu erschütternden Stufen zu betreten, reckte er sich weit hinüber und zerdrückte die kleine Flamme in seiner Hand. Als er das Gesicht zurückwandte, war es fahl wie das eines Gespenstes; die Herzogin aber sank unter einem hysterischen Aufschluchzen in die Arme der Hofdame. Sie erholte sich jedoch augenblicklich wieder.

„Die Prinzen gehen heute ohne Abendbrod zu Bette, und dürfen morgen zur Strafe nicht ausreiten, Herr Werther!“ befahl sie hart und streng, während Mainau seinen Knaben an den Schultern hielt und ihn unter heftigem Schelten derb schüttelte.

Liane trat hinzu und legte beide Arme um das aufweinende Kind. „Willst Du ihn wirklich für die Sünden seiner vorigen Erzieherin züchtigen, Mainau?“ fragte sie mit sanftem Ernst. „Ich meine, Du darfst das so wenig, wie man das Volk für derartige Grausamkeiten verantwortlich machen kann, sobald es in seinen finsteren Wahnvorstellungen systematisch erhalten und bestärkt wird.“ — Sie strich mit bebender Hand zärtlich über die wunderschönen Kinderaugen, die nur der entschlossene Griff der väterlichen Hand vor dem furchtbaren Geschick der Erblindung behütet hatte.

Das Gesicht der Herzogin nahm plötzlich jene todtenhafte Wachsweiße an, die Liane schon bei ihrer ersten Begegnung im Walde erschreckt hatte — die fürstliche Frau vergaß, daß der Erzieher ihrer Kinder, die Hofdame, er selbst, dem so leicht das gefürchtete, triumphirende Spottlächeln auf die Lippen trat, um sie her standen; sie sah nur, wie das junge liebliche Weib den Knaben an das Herz drückte, und das war *sein* Kind, sein Ebenbild, an welches diese gelassene junge Frau so ruhig und selbstverständlich ihre Mutterrechte geltend machte — das war nicht zu ertragen! — Die mühsam niedergehaltene Eifersucht fiel sie an wie ein plötzlich eintretender Wahnsinn. Soweit vermochte sie sich aber doch zu beherrschen, daß sie der Verhaßten nicht sofort mit höchsteigenen Händen den Knaben wegriß, wenn sie auch völlig aus der Rolle der gnädig und huldvoll gesinnten Herrscherin fiel.

„Verzeihen Sie, meine Liebe! Ihre Anschauungen sind so seltsamer Art, daß sie mir zu meinem alten, lieben Schönwerth zu passen scheinen, als wolle man die Tricolore auf die ehrwürdigen Thürme dort pflanzen,“ sagte sie schneidend und zeigte nach dem Schlosse. „Ich kann mir nicht helfen, und Sie mögen mir deshalb auch nicht gram sein, aber mir ist immer, als hörte ich irgend eine Gouvernante, irgend eine simple Schulze oder Müller, ihre wunderlichen Ansichten entwickeln — gilt Ihnen das Vorrecht, den glänzenden Namen Mainau zu tragen, so wenig —“

„Hoheit, bis vor wenigen Wochen war ich die *Gräfin Trachenberg*,“ unterbrach sie die junge Frau, mit stolzer Ruhe ihren alten, hocharistokratischen Familiennamen betonend. „Wir sind verarmt, und auf den letzten Trägern des Namens liegt der Makel der Selbstverschuldung — aber der Stolz auf die Heldenthaten und das fleckenlose Verhalten einer langen Ahnenreihe ist trotzalledem mein Erbtheil; ich weiß gewiß, daß ich es nicht schädige, wenn ich *menschlich* fühle und denke, und deshalb können auch die Mainau's unbesorgt sein.“

Die Herzogin klemmte zornig die Unterlippe zwischen ihre feinen, spitzen Perlenzähnchen, und an der wogenden Bewegung der Rockfalbeln sah man, daß ihre kleinen Füße den Kies ungeduldig bearbeiteten — die Hofdame und der Prinzenerzieher bemerkten erbebend dieses Zeichen ausgesprochenster allerhöchster Ungnade.

Mainau hatte sich, so lange Liane sprach, abgewendet, als wolle er gehen; jetzt sah er über die Schulter zurück. „Hoheit, ich bin unschuldig,“ versicherte er, beide Hände spöttisch betheuernd auf das Herz legend. „Ich kann wirklich nicht dafür, daß Sie im ‚lieben, alten‘ Schönwerth eine solche Antwort hören müssen — ich glaubte selbst an schlichten Taubensinn. Diese Dame mit dem sanften Lavallière-Gesichtchen hat nicht allein den berühmten Namen, sondern auch das Schwert ihrer heldenhaften Vorfahren geerbt — es sitzt ihr in der Zungenspitze — ich weiß ein Lied davon zu singen.“ Er zuckte unter höhnischem Auflachen die Achseln.

Diese kleine, scharf zugespitzte Scene, bei der jedes Wort der eben zerdrückten Lichtflamme inmitten des Schießpulvers glich, wurde unausgesetzt von dem leisen Weinen der kleinen Prinzen begleitet — der heldenmüthige Erbprinz wollte sein geliebtes Carottengericht auf dem Abendtisch nicht einbüßen, und sein Bruder weinte um den Pony, den er morgen nicht sehen durfte. Herrn Werther's eifrig geflüstertes Zureden verfing nicht, und als er sie ohnehin geängstigt durch das sichtbare Zürnen der Herzogin, rasch hinwegführen wollte, da brach das moderirte Klageduett in ein lautes Aufschreien aus.

Fast zugleich hörte man den Fahrstuhl des Hofmarschalls eiligst heranrollen. Mit angstbleichem Gesicht kam der alte Herr näher; als er aber die gesammte Gesellschaft heil und unversehrt erblickte, befahl er dem Jägerburschen, der ihn fuhr, zu halten — er wollte offenbar den nächsten Umkreis des indischen Hauses meiden. Mit ihm kamen auch der Hofprediger und Frau Löhn, Beide in sichtlicher Aufregung, die wohl das Weinen der Kinder erhöht hatte.

„Um Gotteswillen, Raoul, was gehen hier für unerhörte Dinge vor?“ rief der alte Herr. „Ist es wahr, wie die Löhn sagt, daß die Kinder mit Schießpulver gespielt haben?“

„Ein Spiel mit tieferem Sinn, Onkel — die Lotosblume sollte schließlich doch noch in die Gefahr kommen, als Hexe zu sterben: die Kinder haben sie in die Luft sprengen wollen,“ antwortete Mainau mit halbem Lächeln.

„Wär's nur vor sechszehn Jahren geschehen!“ stieß der Hofmarschall mehr murmelnd heraus, wobei sein Blick scheu das Bambusdach streifte. „Aber nun frage ich, wie kommt das Pulver in die Hände der Kinder? . . . Wer hat es Ihnen gegeben, mein Prinz?“ wandte er sich an den consequent heulenden Erbprinzen.

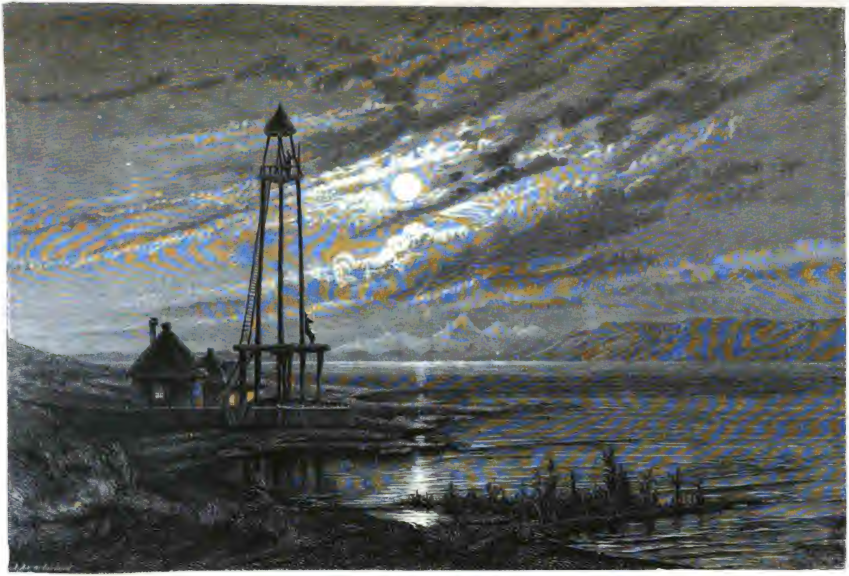
„Der Mann da!“ sagte er und zeigte nach dem Jägerburschen, der unbeweglich, in dienstlicher Haltung, hinter dem Fahrstuhl stand. Der kleine Feigling hatte nicht den Muth, für seine That verantwortlich zu sein; er wälzte sie auf die Schultern eines Anderen.

„Aber das ist ja gar nicht wahr!“ rief Leo aufgebracht — seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Geradheit empörten sich gegen diese Lüge. „Dammer hat uns das Pulver nicht gegeben; er wollte es ja gar nicht leiden — er war nur schrecklich grob und wollte mich zu Boden schlagen, und dabei hat er uns ‚Brut‘ geschimpft und hat gesagt, für uns Alle wär' es besser, wenn ein Schwefelfaden unter uns angesteckt würde.“

„Hund!“ fuhr der Hofmarschall wüthend nach dem Jägerburschen herum — er schnellte empor, sank aber ächzend vor Schmerz wieder zurück. „Da siehst Du nun, Raoul, wohin Deine Humanitätsanwandlungen führen! Man ernährt diese Tagediebe und schützt sie mit unerschöpflicher Güte vor dem Hungertode; wenn man aber nicht stündlich mit der Hetzpeitsche hinter ihnen steht, da werden sie frech, stehlen, wo sie können, und schließlich ist man nicht einmal seines Lebens vor ihnen sicher.“

„Beweisen Sie mir einen einzigen Diebstahl, gnädiger Herr!“ rief der Jäger mit auflodernder Heftigkeit — der Mann war schrecklich anzusehen mit seinen rollenden Augen und der dunklen Zornluth, die seine Wangen bedeckte. „Ein Tagedieb wär' ich? Ich arbeite redlich —“

„Ruhig, Dammer — entfernen Sie sich!“ gebot Mainau und zeigte nach dem Jägerhause.



Kosaken-Hochwacht am Kubanflusse.
Nach der Skizze eines russischen Offiziers.

Digitized by Google

„Nein, gnädiger Herr, ich habe meine Ehre so gut wie Sie, und ich halte vielleicht mehr darauf als die großen Herren, denn ich hab' nichts weiter! . . . Geschlagen haben Sie mich schon einmal mit der Hetzpeitsche," sagte er mit fliegendem Athem zu dem Hofmarschall — die Worte stürzten ihm förmlich von den Lippen — „ich bin still gewesen, denn ich muß meinen alten Vater ernähren — aber vergessen hab' ich's nicht. Von Ihrer unerschöpflichen Güte sprechen Sie? — Wo Sie können, beschneiden Sie uns den Lohn — Sie schämen sich nicht, uns groschenweise das Geld abzupressen — die ganze Welt weiß, wie geizig und hart Sie sind! . . . So, nun ist's gesagt, nun gehe ich fort aus Schönwerth; aber hüten Sie sich, hüten Sie sich vor mir!" Er ergriff mit seinen kräftigen Fäusten den Fahrstuhl, schüttelte ihn heftig und stieß ihn dann von sich, daß er tief in das Gebüsch hineinfuhr.

Die Hofdame und die Kinder schrieen auf, und die Herzogin flüchtete nach dem indischen Hause zurück; Mainau aber riß in sprachloser Empörung einen Pfahl aus der Erde und holte weit aus — ein weicher Schmerzensschrei zitterte durch die Luft.

„Nicht schlagen, Mainau!" rief Liane unmittelbar darauf mit zuckenden Lippen und ließ die rechte Hand an der Seite niedersinken — sie war lautlos herbeigeflogen, um den Schlag abzuwehren, und während der Jägerbursche gewandt auswich und hohnlachend fortstürmte, war sie getroffen worden.

Einen Augenblick stand Mainau wie versteinert vor dem Geschehenen — dann schleuderte er unter einer Verwünschung den Pfahl weit von sich und wollte mit beiden Händen die verletzte Rechte erfassen; aber er fuhr unwillkürlich zurück vor dem Hofprediger. Dieser Priester hätte sich nicht fanatischer vor das Tabernakel stürzen können, um es gegen Barbarenhorden zu schützen, als er plötzlich zwischen Mainau und der jungen Frau stand — er handelte sichtlich unter der zwingenden Gewalt einer jäh auflodernden Leidenschaft; wie hätte er sonst Miene machen können, den schlanken Leib der geschlagenen Frau an sich zu ziehen, während er mit einer heftigen Geberde die Rechte gegen den Thäter erhob!

„Nun, Herr Hofprediger, wollen Sie mich ermorden?" fragte Mainau, unbeweglich stehen bleibend, mit langsamem Nachdrucke — er maß den Mann im langen Rocke mit tödtlicher Kälte von Kopf bis zu Füßen; das schmerzliche Entsetzen, das eben noch sein Gesicht geisterhaft gefärbt hatte, war einem verletzenden Ausdrucke von lächelndem Hohne gewichen — diese Ruhe brachte den Geistlichen sofort zur Besinnung. Er trat zurück und ließ beide Arme sinken.

„Der Schlag war zu entsetzlich," murmelte er, wie entschuldigend

Mainau wandte ihm den Rücken. Dicht vor Liane stehend, versuchte er, in ihre Augen zu sehen — sie blieben tief gesenkt. Mit einer sanften Bewegung griff er nach der geschlagenen Hand; sie wurde tiefer in die Falten des Kleides gedrückt.

„Es hat nichts zu bedeuten — ich kann die einzelnen Finger leicht bewegen," versicherte die junge Frau sanft unter einem schattenhaften Lächeln. Jetzt sah sie auf — ihre Augen glitten theilnahmlos, fast müde an dem sprechenden Blicke hin, der auf ihr ruhte, und sahen mit einem schwer zu beschreibenden Ausdrucke von Sehnsucht in die blaue Luft hinaus.

„Sie hören, es hat nichts zu sagen, Sie können sich beruhigen, Herr Hofprediger," sagte Mainau, sich umwendend. „Mir wird es schon schwerer — die schöne Hand dort wird morgen schon wieder mit gewohnter Meisterschaft den Stift führen; ich dagegen muß zeitlebens den Makel, eine Dame körperlich verletzt zu haben, auf meinem Rufe als Cavalier herumschleppen." — Welche schneidende Schärfe stand dieser Stimme zu Gebote! — „Nur an Eines möchte ich auch Sie erinnern, Herr Hofprediger — wie mag der unversöhnliche Orden, dem Sie angehören, über Ihre ungewöhnliche Theilnahme denken? . . . Es ist die Hand einer Ketzerin — verzeihe, Juliane! —, die Sie bemitleiden." . . .

Der Hofprediger hatte sich bereits vollkommen gefaßt. „Sie sprechen gegen Ihr besseres Wissen, Herr Baron, indem Sie uns einer solchen Härte zeihen," versetzte er kalt. „Wir werden im Gegentheile nie vergessen, daß auch jene Verirrten uns angehören durch die Taufe —"

„Diese Auffassung dürfte wohl auf einigen Widerspruch bei Luther's Bekennern stoßen," unterbrach ihn Mainau kurz auflachend — er schien Lianens energisch protestirende Geberde nicht zu bemerken und ging der Herzogin entgegen, die sich eben wieder näherte.

„Was für haarsträubende Dinge müssen Hoheit in Schönwerth erleben!" sagte er, unbefangen und leicht in den oberflächlichen Hofjargon übergehend.

Die fürstliche Frau sah ihn ungläubig prüfend an — er hatte wirklich ein eiskaltes Gesicht. . . . Bei aller Todfeindschaft, die sie im tiefsten Herzen der jungen Frau entgegentrug, erweckte ihr doch der Schmerz, der dort auf dem erblaßten Antlitze nachzuckte, eine mitleidige Regung — und er blieb ungerührt, er hatte nicht ein bittendes Wort um Verzeihung über die Lippen gebracht — diese zwei Menschen kamen sich nicht näher bis in alle Ewigkeit.

„Ach, Mama, wie sieht Deine Hand aus!" schrie Leo auf; er hatte, sich an die Mutter anschmiegend, die verhüllenden Rockfalten weggeschoben, und da war die wie mit Scharlach bedeckte, niederhängende Hand sichtbar geworden. „Papa, so schlimm hab' ich's mit Gabriel doch nie gemacht!"

So unverdient der Vorwurf auch war, aus dem Munde des Knaben klang er erschütternd. Liane selbst beeilte sich, den Eindruck zu verwischen. Sie wehrte Mainau ab, der, wenn auch mit finsterer Stirn, abermals auf sie zutrat, und versicherte auf den Vorschlag der Herzogin, heimfahren und den Arzt herausschicken zu wollen, daß sich mit frischem Wasser das Brennen in der Haut am schnellsten werde beseitigen lassen; man möge ihr gestatten, sich auf eine Viertelstunde an den Brunnen neben dem indischen Hause zurückzuziehen.

„Das haben Sie von Ihrer Komödie, meine Gnädigste!" sagte der Hofmarschall impertinent, während der Prinzenerzieher langsam den Rollstuhl wendete, um ihn fortzufahren. „Sie haben vielleicht auf der Bühne gesehen, wie sich eine Dame zwischen zwei Duellanten wirft — da macht sich's ganz nett — aber die wohlverdiente Züchtigung eines frechen Burschen mit aristokratischen Händen abzuwehren, fi donc — ich halte Das für sehr unanständig! Die geborene Prinzessin von Thurgau, Ihre erlauchte Großmama, auf die Sie sich mit so großem Nachdrucke berufen, müßte sich in der Erde umdrehen —" er verstummte und fuhr erstaunt herum. Mainau hatte schweigend, die Lippen fest aufeinandergepreßt, den Erzieher ohne Weiteres bei Seite geschoben und rollte nun den Stuhl in förmlichem Sturmschritte vorwärts. Die Anderen folgten, während der Hofprediger den indischen Garten bereits verlassen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Steppenbild.

(Mit Abbildung.)

Wild und rauschend, wenn die Mondnacht auf Kaukasiens Steppen ruht,
Wälzt der Kuban durch die Eb'ne silbern schimmernd seine Fluth.

Magisch ist die Nacht der Wüste, lichterfüllt und mittaghell;
Ueber wirres Fluthgestrüppe wirbelt schäumend Well' auf Well'.

Durch die baumlos öden Weiten leisen Fußes geht die Nacht,
Und die Sterne leuchten droben feierlich in ernster Pracht.

Horch! am Ufer wird es rege: lärmend aus der Hütte steigt
Auf die Hochwacht der Kosake, während rings die Wüste schweigt.

Nach dem Feinde, dem Tscherkessen, schaut er spähend über's Feld,
Welcher drüben, hinter'm Kuban, hoch der Freiheit Banner hält.

Krieg und Tod denkt der Kosake — plötzlich wird das Herz ihm schwer:
Ferne, fern von der Staniza tönt die Steppenflöte her.

Ihre Weisen, langgezogen, klingen wie ein Klagelied,
Und das ganze Weh der Steppe leis' durch ihre Klänge zieht:

Daß so groß und wundermächtig, überwält'gend die Natur,
Und der Mensch in ihrem Schooße ein verschwindend Staubkorn nur.

Und die Töne, echoweckend, ziehn zum Meere mit dem Fluß —
Himmelwärts am Horizonte hebt das Haupt der Kaukasus.

Ernst Ziel.

Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben.

Von Rudolf Gottschall.

Wenn die Zeitungen die Kunde von dem Tod eines hervorragenden Mannes bringen, so blättern wir unser Erinnerungsalbum durch und rufen, wenn er uns persönlich bekannt gewesen, die mit ihm verlebten Stunden uns in das Gedächtniß zurück. Hoffmann von Fallersleben, der jüngst in der Benedictinerabtei zu Corvey an der Weser starb, ein Liederdichter im Stil der alten Minne- und Meistersänger, gehörte zu den hervorragendsten Vertretern der vormärzlichen Epoche, ja zu ihren denkwürdigen Typen, und es wäre schade, wenn sein Bild nur in der abgeblaßten Gestalt und Farbengebung fortleben sollte, wie es in unsern Literaturgeschichten zur Schau gestellt ist. Mit Recht verherrlicht man ihn wie alle Männer, welche sich um die Entwickelung deutschen Staats- und Gemüthslebens verdient gemacht haben; doch so viel er auch nach dem März 1848 gesungen, gedichtet und gesammelt hat — seine Bedeutung ist eine durchaus vormärzliche; er ist der politische Wanderdichter der Bewegungsjahre, und wenn er auch jetzt noch satirisch „streiflichterte" oder seine Stimme hier und da in der „Nationalzeitung" mit dichterischen Mahnungen ertönen ließ — diese späten Blüthen seiner Muse fanden nur Beachtung, nicht weil sie aus dem Klostergarten von Corvey kamen, sondern weil ihr Gärtner in vormärzlichen Zeiten mit seiner politischen Blumenzucht sich nationale Prämien erworben hatte.

Es war noch auf der Prima, mitten unter Horaz und Sophokles, wo ich die Bekanntschaft der „Unpolitischen Lieder" Hoffmann's von Fallersleben machte; sie waren bis in das ostpreußische Landstädtchen gedrungen, wo der Cultus der großen Dichter des Alterthums dicht neben der Arabia petraea des stein- und seereichen Masurens getrieben wurde. Der Eindruck, den diese kleinen geflügelten Epigramme auf jugendliche Gemüther machten, war zwar kein bedeutender. Man war im damaligen Staatswesen noch zu wenig zu Hause, um alle die Mißstände zu kennen, gegen welche der „harmlose" Liederdichter seine ferntreffenden Bolzen abschoß; doch man hatte das Gefühl, daß da manchen hochwichtigen und hochmächtigen Persönlichkeiten und Einrichtungen des Staates, die noch mit dem chinesischen Zopf behaftet waren, ein Schnippchen geschlagen wurde, und das war ein wohlthuendes Gefühl von Schadenfreude. Auch wußte man ja aus den Schulstunden, was der Satiriker Juvenalis oder der Epigrammatiker Martialis für unsterbliche Männer waren, obschon sie keine großen Helden- und Liebesgedichte verfaßt hatten, und so nahmen wir unsere Mütze auch vor dem unpolitischen Liederdichter ab; man kann ja auch groß sein im Kleinen. Wir waren zwar von den Polizei- und Censurschereien wenig geplagt worden; aber es kamen doch auch Gerüchte zu uns, wie es damit aussehe im Preußenlande, und was Herwegh in einem begeisterten Liede: „Der Sclaverei Idylle" nannte, statt welcher er ein „Trauerspiel der Freiheit" verlangte, das schilderte uns Hoffmann so anschaulich, daß wir erst einen Begriff davon bekamen:

> Wie ist doch die Zeitung interessant
> Für unser liebes Vaterland!
> Was ist uns nicht Alles berichtet worden!
> Ein Portepéefähnrich ist Leutnant geworden,
> Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
> Die Lakaien erhielten silberne Borden,
> Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
> Und zeitig ist es Frühling geworden —
> Wie interessant, wie interessant!
> Gott segne das liebe Vaterland!

In der That, es war dieselbe Sehnsucht nach Thaten, nur in satirischer Form ausgesprochen, wie wenn Herwegh von der Jugend sang, die sich in „Gluthen eines Meleager" verzehrte!

Die Einförmigkeit des militärischen Friedensdienstes, dem es an jedem kriegerischen Lorbeer fehlte, wurde in diesen Liedern verspottet, wie wenn in der „Tragischen Geschichte" der General zur Mitternachtsstunde aus einem angstvollen Traume erwacht:

> War's Krieg und Pest, war's Hungersnoth?
> War's Hülf- und Feuerschrei?
> War's Hochverrath und Mord und Tod?
> War's blut'ge Meuterei?
>
> Ihm träumte — nun, es war enorm! —
> Daß durch das ganze Heer
> Erhalte jede Uniform
> Hinfort zwei Knöpfe mehr!

Das Alles amüsirte uns Primaner weidlich; es waren niedliche Neck- und Spottgeisterchen, in poetischen Spiritus gesetzte Duodezteufelchen. Und wenn der Dichter Herwegh als politischer Prophet erschien, so war Hoffmann doch mindestens ein poetischer Laubfrosch, der einen politischen Witterungswechsel verkündete.

Einige Jahre darauf, in der Blüthe der vormärzlichen Epoche, sollte ich den Dichter nun persönlich kennen lernen. Es war zur Zeit seines höchsten Ruhmes; denn er war kurz vorher in Breslau seiner Professur entsetzt worden. Solche Amtsentsetzungen waren aber damals Anweisungen auf glänzenden Zeitungsruhm, und der Dichter hatte selbst dieses Ereigniß in einem sangbaren Liede gefeiert:

> Ich bin Professor gewesen,
> Nun bin ich abgesetzt.
> Einst konnt' ich Collegia lesen,
> Was aber kann ich jetzt?
>
> Jetzt kann ich dichten und denken
> Bei voller Lehrfreiheit.
> Und Keiner soll mich beschränken
> Von nun bis in Ewigkeit.

Hoffmann hatte zunächst ein Asyl in Waltdorf, dem Gute des Grafen Eduard von Reichenbach, in der Nähe der schlesischen Festung Neisse gefunden. Unter diesem „säulengetragenen" gastlichen Dache des feurigen Burschenschafters trafen sich viele Mißvergnügte, besonders die von dem Eichhorn'schen Cultusministerium Gemaßregelten, mochten sie nun Lehrer oder Schüler einer alma mater gewesen sein. Hier sah ich zuerst den hochaufgeschossenen, aber stattlichen, lebensvollen Sänger der „Unpolitischen Lieder". Nichts von Schwärmerei, von blassem Byronismus, von Weltschmerz, von fliegenden Halstuchschleifen und ähnlichen, in jungdeutschen Kreisen fashionabeln Zügen des Charakters und der Toilette war in seinem Wesen zu finden; er hatte eine frische und blühende Gesichtsfarbe, ein schalkhaftes Lächeln und suchte den „nägelbeschuhten Minne- und Meistersänger" in schlichten urgermanischen Formen lebensfähig darzustellen. Ein langgetragenes, etwas gekräuseltes Haupthaar, ein weitübergeschlagener weißer Kragen, ein studentischer „Flausrock" und in der Hand irgend ein urwüchsiger Wanderstock — so trat der in noch frischen Mannesjahren stehende Sänger vor mich hin. Wir Jüngeren hatten damals den Kopf voller philosophischen Gedanken; wir waren bei dem jüngeren Hegelthume in die Schule gegangen. Das mußte man vergessen, wenn man mit Hoffmann zusammenkam; er hatte gar keine philosophischen Steckenpferde und alle dichterischen Tiefsinnigkeiten waren ihm fremd.

Er war seines Zeichens ein Germanist — und niemals hat sich ein Germanist um Philosophie gekümmert: seine Passion waren alte Manuscripte und Drucke; er hatte sie in den Klöstern Deutschlands und der Schweiz aufgesucht, und die „Volkspoesie", der man seit den Zeiten der Romantiker in Deutschland nachzugehen pflegte, war seine Muse. Er war in dieser seiner Bildung so einseitig wie möglich, und wer die fünf Bände seiner Lebensbeschreibung durchstudirt, der wird ihn immerfort sich in diesem Kreise bewegen sehen. Doch darin war er eben ein ganz tüchtiger Mann, im Leben und Dichten solch eine Nachblüthe altdeutscher Sangesfreudigkeit.

Dabei war er ein warmer Naturfreund. Wie viel sind wir zusammengewandert in dieser von anmuthigen Gehölzen durchzogenen Hügelgegend, für welche die bald heller, bald dunkler blauenden Sudeten den abgrenzenden Horizont bilden! Da, in der Frische des Morgens war er in seinem Elemente, und hinstreifend über die thauigen Waldgründe, sann er über die Lieder nach, die sich zugleich mit ihren Melodien in seiner Seele regten. Er war kein Naturforscher, nicht mit dem Detail der Natur vertraut, etwa wie Jean Paul oder Stifter, kein „Allträumer", wie Rückert und Schefer; aber er freute sich jeder Blume, wenn er sie auch nicht benennen konnte, und wenn ihn die frischen Lüfte umwehten, dann fühlte er sich wiedergeboren und verjüngt. Jagden, Uebungen im Pistolen- und Büchsenschießen machte er nicht mit; dergleichen gehörte nicht zu seinen Passionen; er war ein friedlicher Wanderer, der nur Blumen sammelte, aber nicht

für das Herbarium, und Volkslieder, die er allerdings in seine Mappen legte. Er ging im Dorfe umher, um diese naturwüchsigen Poesien aufzuzeichnen; die Frau Gräfin und der Schulmeister loci unterstützten ihn bei diesen Einsammlungen, und wenn auch nicht lauter Goldkäfer, sondern auch mancher Mistkäfer in den Glaskasten dieser Volksliedersammlung kamen — für einen echten Kenner sind solche poetische Naturwunder alle von gleichem Werthe.

Am meisten aber imponirte der minnigliche Liederdichter, wenn er Abends bei einem Glase Wein ältere und neu gedichtete, unpolitische und politische Lieder selbst vortrug, mit seiner etwas hellen Stimme sie nach selbstgefundenen oder benutzten Melodien singend. Es lag eine oft eigenthümliche Gemüthswärme in diesen Vorträgen, die später vielfach der Bänkelsängerei beschuldigt wurden, als er auf seinen Wanderungen durch Deutschland an den Wirthstafeln diese politischen Lerchenlieder oft zum Geräusche der springenden Champagnerpfropfen sang. Ein großer Theil dieser kleinen Nörgeleien ist jetzt veraltet, und man muß sich in vormärzliche Stimmungen versetzen, wenn man ihnen Geschmack abgewinnen will; aber sein Lieblingslied:

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt —

ein Lied, das er stets mit ganz besonderer Wärme vortrug, hat noch jetzt nicht seinen vollen Klang verloren.

Hoffmann hatte eine verschiedene Vortragsweise für seine Lieder. Wenn er seinen unpolitischen Bienenstock schwärmen ließ, da trat der satirische Zug um seinen Mund schärfer hervor. Es war zwar keine bitterböse Satire, sondern mehr eine lächelnde Schalkhaftigkeit, die da den Ausdruck seiner Züge bestimmte. Wenn er aber seine mehr ernsten und patriotischen Ergüsse vortrug, dann leuchtete sein klares Auge geistreich auf, und die schlichte Einfachheit dieser Gedichte wurde durch den Gesang und die kühne Rhythmik seines Vortrags gehoben. Er fühlte sich als Volksdichter, und jedes Publicum war ihm recht, mochten es geputzte Neisser Stadtdamen sein oder Knecht und Magd vom Hofe und aus dem Dorfe. Sehr gern ließ er die Kindlein zu sich kommen, unterhielt sich mit ihnen und sang ihnen vor, wie er ja auch eine Menge hübscher Lieder für die deutsche Kinderwelt gedichtet hat.

Von Walldorf aus setzte er seinen Wanderstab weiter fort in die deutschen Lande, viel gefeiert mit Hochs auf Straßen und in Wirthshäusern, mit Ständchen und auch mit Fackelzügen. Er hat das Alles sehr ausführlich in seinen Aufzeichnungen und Erinnerungen „Mein Leben" beschrieben. Damals kam er auch in die Rheinlande und blies mit Freiligrath im Coblenzer „Riesen" den Champagnerschaum von den Gläsern. Ein „Glaubensbekenntniß" und die Rücksendung der Pension waren die Folgen dieser Begegnung.

Viele Jahre vergingen, ohne daß ich den Wandersänger wiedersah. Die Zeit war inzwischen eine andere geworden, die Märztage und die darauf folgende Reaction hatten die ganze Atmosphäre geändert. An den Table-d'hôtes wurde wenig Politik mehr getrieben; gegenüber den Aufständen und blutigen Kämpfen in Deutschland erschienen vormärzliche Ereignisse, wie die Amtsentsetzung eines Professors ohne Pension als sehr unwichtige und harmlose Vorgänge. Sangesfreudigkeit war nirgends in Deutschland zu spüren und gegen die vormärzliche Zeit herrschte die größte Gleichgültigkeit. „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen".*

* Dieses Citat gehört zu denjenigen, die in Deutschland consequent in Wort und Schrift falsch angeführt werden. Alle Welt sagt: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan".

Es war auf der Altenburg in Ilm-Athen, wo ich Hoffmann wiedersah. Kein größerer Gegensatz als dieser schlichte deutsche Liederdichter und der geniale kosmopolitische Franz Liszt, der so vieler Menschen Städte und Sitten gesehen hatte, Ungar, Franzose, Italiener und Deutscher in einer Person war. Das Morgenroth der deutschen Zukunftsmusik stieg damals am Horizont empor und Liszt in Weimar war ihr begeisterter Apostel. Von hier aus machten „Tannhäuser" und „Lohengrin" die Runde über die deutschen Bühnen, nicht blos durch den Tactirstock des genialen Capellmeisters, sondern auch durch seine Feder der Welt empfohlen. Es war ein pikanter Contrast: das schlichte deutsche Volkslied zu Gast bei der Programm- und Zukunftsmusik, welche die nicht immer schwindelfreien Höhen musikalischer Kunst erstiegen hatte. Hoffmann war etwas gedrückt; seine vormärzliche Blüthenzeit war vorüber; er gehörte zu den kaltgestellten literarischen Größen, obgleich er noch immer frisch seine harmlosen, oft recht duftigen Lieder unter den verschiedensten Etiquetten in die Welt hinaussendete. Auch gab er damals in Weimar eine germanistische Zeitschrift heraus, indem er diesen Studien immer treu geblieben war. Doch die liebenswürdige Gesellschaft ließ keinerlei Mißstimmung aufkommen, wie sie sonst leicht durch die Erinnerung an bessere Zeiten hervorgerufen werden konnte, die durch unsere Begegnung ihm wieder nähergerückt wurden.

Doctor Liszt, wie auch jetzt das thüringische Publicum den römischen Abbé am liebsten nennt, war ebenfalls in rosenfarbener Laune; denn von einem Ausfluge zurückkehrend, wurde er durch die Mittheilung überrascht, daß ihn der Kaiser von Oesterreich zum Ritter der eisernen Krone ernannt habe. Die Fürstin Wittgenstein und ihre anmuthige und geistreiche Tochter machten die Honneurs des Hauses mit großer Freundlichkeit. Bei so frischer Anregung wurde denn Hoffmann's poetische Ader geweckt; er sattelte seinen Pegasus und ließ beim Champagnerglase einige köstlich frische Improvisationen hervorquellen, zur Verherrlichung des Ritters Liszt und meines armen Selbst.

Seit jenem Abende auf der Altenburg habe ich den Sänger der „Unpolitischen Lieder" nur noch einmal flüchtig gesehen. Ich freute mich, als ich erfuhr, daß er in der Abtei zu Corvey ein sicheres Asyl gefunden, welches ihm der Herzog von Ratibor gewährte. Da konnte er sich in die alten Drucke und Manuscripte vertiefen, was von jeher seine eifrigste Liebhaberei gewesen war, und auch die Gegend um den Weserstrom war anmuthig genug, um seiner Freude an der Natur willkommene Nahrung zu bieten; denn er war nie bloßer Bücherwurm, er blieb bis zuletzt auch ein frischer Liederdichter, der seine Begeisterung aus Waldesduft und Sonnenschein zog. Seine „Fundgruben" und Leistungen für die Geschichte der deutschen Sprache mögen von der gleichstrebenden Gelehrsamkeit gewürdigt werden; das deutsche Volk kennt ihn als einen unerschöpflichen Liederdichter, der auch mit seinem poetischen Glöcklein nicht wenig dazu beigetragen hat, daß die Lawine der deutschen politischen Bewegung in's Rollen kam. Und diejenigen, die jetzt auf den bequemen Bänken deutscher Volksvertretung sitzen, werden wohl daran thun, den Männern der vormärzlichen Zeit, welche mit eigenen Opfern dem Volke eine Vertretung erst erkämpfen halfen, ein dankbares Angedenken zu bewahren. Zu diesen Männern gehört der Exprofessor Hoffmann von Fallersleben, der Wanderpoet einer Epoche, in welcher man Jeden, der von Parlamenten sprach, für eine Art von Hochverräther hielt. In der Erinnerung des deutschen Volkes aber mag er fortleben, wie er in seiner Blüthenepoche erschien — ein frischer, heiterlächelnder deutscher Mann voll Leben und Gesundheit und etwas Schelmerei, mit dem Knotenstocke in der Hand, ein echter deutscher Liederdichter!

Pariser Bilder und Geschichten.

Tage des Schreckens.

Von Ludwig Kalisch.

Die Rue de la Roquette ist gewiß eine der interessantesten Straßen von Paris. Sie erstreckt sich von Westen nach Osten, vom Bastilleplatze bis zum Boulevard Montménil; allein sie hat nicht in allen Theilen dieselbe Physiognomie. Wenn man vom genannten Platze in diese Straße tritt, wird man versucht, sie für ein Ghetto zu halten. Sie ist eng und schmutzig und das Pflaster stets schlüpfrig, da hier die Sonne mit ihren Strahlen geizt. Die Häuser sind größtentheils niedrig, jedoch mit geräumigen Höfen versehen. In diesen Höfen herrscht vom frühesten Morgen bis zum späten Abende die regsamste Thätig-

keit. Schwere, wuchtige Schläge fallen auf den Ambos; die Blasebälge schnauben; die Dampfmaschinen ächzen und krächzen und aus den Schloten qualmen dichte Rauchwolken, die bei Regenwetter sich als flüssiger Ruß auf die geschwärzten Häuser senken und dieselben noch dunkler färben. Hier befinden sich Blei-, Zink- und Bronzegießereien, Glashütten, Tapetenfabriken, zahlreiche Werkstätten der Holzschnitzer, Elfenbeindrechsler, Marmorschleifer und Ciselirer. Dieser volkreichste aller Pariser Stadttheile wird fast ausschließlich von der Arbeiterclasse bewohnt. Hier herrscht die Blouse vor, die man nicht gern in den eleganten Stadttheilen sieht; denn die schwieligen Hände, die in ruhigen, friedlichen Zeiten die geschmackvollen Gegenstände verfertigen, welche als „Articles de Paris“ nach allen Enden der Welt versendet werden, um die Kamingesimse oder die Nipptische zu zieren, dieselben Hände greifen in Zeiten der Aufregung schnell zur Waffe und legen sie nicht ebenso schnell nieder.

Ist man etwa zehn Minuten lang durch diese Straße gewandert, so befindet man sich auf einem weiten Platze, von dem sich, rechts bis zur Place Saint Antoine und links bis zum Chateau d'Eau, der unter der Herrschaft Napoleon's des Dritten und des Herrn Haußmann neu angelegte Boulevard du Prince Eugène mit seinen prachtvollen Häusern ausdehnt. Auf diesem schönen Platze befindet sich die Mairie des elften Arrondissements. Wie der Boulevard selbst trug dieser Platz früher den Namen des Prinzen, dessen Bildsäule auf einem granitenen Sockel vor der Mairie stand. Nach dem Sturze des zweiten Empire wurde der Name Eugène durch den Namen Voltaire verdrängt. Die Statue des Prinzen ward entfernt und an deren Stelle die Bildsäule des Philosophen von Ferney aufgerichtet. Am Fuße derselben ließ die Commune an einem Aprilmorgen die Guillotine, oder wie man dieses Instrument beschönigend nennt: die „bois de Justice“, feierlichst verbrennen. Dieser Verbrennungsproceß hatte dieselben Folgen wie der Scheiterhaufen, auf welchem im Jahre 1848 der Thron Louis Philipp's in Asche verwandelt worden. Der Thron des Bürgerkönigs ward nämlich bald darauf durch einen andern, durch einen Kaiserthron ersetzt; und so sind auch die verbrannten „Hölzer der Gerechtigkeit“ längst durch eine neue Guillotine ersetzt, welche im Dienste der rächenden Justiz schon rechtschaffen gearbeitet hat.

Was nun die Bildsäule Voltaire's betrifft, so ist ihr während des Kampfes der Commune der unterste Theil des Rückens durch eine Bombe zerschmettert worden. Man hat das beschädigte Werk vom Sockel gehoben und, nachdem es ausgeflickt war, in dem Jardin Monge am linken Seine-Ufer aufgestellt. Im Quartier latin ist Voltaire's Statue auch mehr an ihrem Platze. Da man jedoch den Prinzen Eugène nicht wieder aufgerichtet, so steht jetzt der granitene Sockel ohne Bildsäule.

Wir legen diesen Platz zurück und befinden uns in der Fortsetzung der Rue de la Roquette, die sanft aufsteigend einen andern, viel kleineren, mit Platanen bepflanzten Platz durchschneidet. Es ist dies der Platz de la Roquette, der allen Parisern einen Schauder einflößt. Hier finden nämlich die Hinrichtungen statt. Das hohe Thor, das wir rechts in der Mauer erblicken, führt zum Gefängnisse gleichen Namens, und etwa zehn Schritte vor dem Thore bemerken wir am Boden fünf weiße Quadersteine. Auf diesen Steinen wird das Gerüst mit dem Fallbeile errichtet.

Haben wir diesen düstern Platz hinter uns, so erblicken wir zu beiden Seiten der Straße in fast ununterbrochener Reihe große und kleine Magazine und Schuppen, in welchen Grabsteine, Kreuze, Immortellenkränze und sonstige Gegenstände verkauft werden, mit denen der Ueberlebende die Ruhestätten seiner theuren Hingeschiedenen schmückt. Die Straße de la Roquette, die am Bastillenplatze, im Mittelpunkte des Pariser Volkslebens, beginnt, mündet nämlich in den Boulevard Montménil, zwanzig Schritte vor dem Thore des Père Lachaise, wo alles Leben aufhört und Groß und Klein, Jung und Alt, Hoch und Niedrig den ewigen Schlaf schlafen.

In der Rue de la Roquette, in den Seitenstraßen und auf dem Père Lachaise wurde der letzte Kampf der Communards mit den Versaillern gekämpft. In diesem blutigsten aller Bürgerkriege wurde selbst der Schlummer der Todten nicht geschont; denn zwischen den Gräbern hatten die Communards eine Batterie aufgepflanzt, die unaufhörlich Verderben und Zerstörung auf die Stadt schleuderte.

Abwesend von Paris, hatte ich die Schilderungen dieses gräßlichen Kampfes mit um so größerer Angst gelesen, als einer meiner besten Freunde damals in der Straße de la Roquette, und zwar in der Nähe der Bastille, wohnte. Es ist dies ein polnischer Gelehrter, der mit seiner Gattin, einer gutmüthigen, lebhaften Rheinländerin, und zwei Knaben in stiller Zurückgezogenheit lebt. Ich wußte nicht, ob er während der Belagerung und der Herrschaft der Commune in Paris geblieben und was aus ihm geworden war. Ich entschloß mich daher, bei meiner Rückkehr nach Paris seine Wohnung aufzusuchen. Indessen entschwanden mehrere Wochen, bevor ich diesen Entschluß auszuführen vermochte. Ich traf die Familie wohlbehalten, wenn auch etwas bleich und abgemagert, an. Sie hatten Paris keinen Augenblick verlassen, und Mann und Frau versicherten, daß die Belagerung trotz aller Entbehrungen, die sie ihnen verursachte, trotz des Mangels an Feuerung in dem ausnahmsweise strengen Winter, trotz der allerdürftigsten und fast ungenießbaren Nahrung, die unmittelbar vor der Capitulation nur aus Kleienbrod und dürrem Obst bestand, kaum einen Eindruck in ihnen zurückgelassen; denn die Erinnerung an alle Noth und alle Leiden während jenes Winters sei verwischt worden durch den entsetzlichen Kampf, der in ihrer Straße, der vor ihrer Thür gewüthet, und durch die schauderhaften Scenen, die er in ihrem Hause und selbst in ihrer Wohnung veranlaßte.

Ich bat meinen Freund, als ich mit ihm allein war, mir etwas von seinen Erlebnissen mitzutheilen, und er begann:

„Während der Woche, in welcher die Versailler einen Stadttheil nach dem andern den Communards entrissen, lebten wir in beständiger Angst, da wir wußten, daß die Katastrophe in unserer nächsten Nähe stattfinden und wie viel Blut sie kosten würde. Schon der fünfundzwanzigste Mai sollte uns von Dem, was uns erwartete, einen Vorgeschmack geben. Trotz meiner Ermahnungen wollte sich meine Frau, muthig und entschlossen, wie sie ist, nicht abhalten lassen, über den Bastillenplatz zu gehen, um einige Einkäufe für die Haushaltung zu machen.

‚Heute kann ich noch den Gang thun,‘ sagte sie; ‚morgen ist es gewiß schon zu spät. Ich bin ein Weib. Niemand wird mir ein Leid zufügen. Ich gehe nur nach der Rue St. Antoine und bin bald wieder zurück.‘

Sie nahm den Korb und ging.

Aber eine Stunde nach der andern verging, und sie kam nicht. Mich hielt's nicht mehr in der Wohnung. Ich ermahnte meinen ältern Jungen, seinen Bruder zu überwachen, und begab mich auf den Bastillenplatz, wo rings umher furchtbare Barrikaden aufgerichtet waren. Kaum war ich dort angelangt, als ich auf einige Communards stieß. Einer von ihnen hielt mich sogleich fest.

‚Was treiben Sie sich hier müßig herum?‘ rief er. ‚An die Barrikaden!‘

‚Ich kann keine Barrikaden machen,‘ erwiderte ich.

‚Die Barrikaden sind längst gemacht. Sie werden dieselben vertheidigen helfen, statt hier herumzulungern!‘

‚Ich bin ein Gelehrter,‘ sagte ich.

‚Die Gelehrsamkeit wird Sie nicht verhindern, auf unsere Feinde zu schießen,‘ entgegnete er.

‚Ich habe Weib und Kind,‘ rief ich in Verzweiflung.

‚Wir haben ebenfalls Weib und Kind,‘ schnaubte er mich an und fügte hinzu, indem er mir den Lauf des Gewehrs vor die Brust hielt: ‚Ich schieße Sie nieder, wenn Sie nicht ruhig stehen bleiben. Man wird Ihnen ein Chassepot geben, und Sie werden mit uns kämpfen. Kein Wort mehr!‘

Er hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als ich meinen Namen rufen hörte. Mein Weib stürzte herbei und wollte mich den Händen des Communards entreißen. ‚Ich bin seine Gattin,‘ fuhr sie ihn an, indem sie sein Gewehr bei Seite stieß. ‚Es ist feige, einen friedfertigen Familienvater, der als Ausländer sich nicht in Euern Bürgerkrieg mischen will, zum Kampfe zwingen zu wollen.‘

Ein Officier, der einige Schritte von uns mit gekreuzten Armen schweigend der Scene zugesehen, kam nun herbei und sagte zu dem Communard: ‚Lassen Sie ihn los!‘

Der Communard gehorchte mit finsterm Gesichte.

Der Officier begleitete uns nun bis fast an unsere Wohnung. ‚Sie sind ein Pole?‘ fragte er mich.

Ich nickte bejahend.

‚Ich habe es an Ihrer Aussprache des Französischen sogleich bemerkt,‘ sagte er. ‚Ich bin ebenfalls Pole. Sie, wie Ihre Gattin haben unklug gehandelt, sich so weit von Ihrem Hause zu entfernen. Verlassen Sie dasselbe nicht mehr, bis der Kampf zu Ende ist! Das Ende wird schrecklich sein. Adieu!‘

In unserm Zimmer angelangt, fiel meine Frau erschöpft in einen Sessel. Sie hatte sich verspätet, da man sie in dem Laden, wo sie Einkäufe gemacht, aus Furcht vor der ihr bevorstehenden Gefahr durchaus zurückhalten gewollt. Wir nahmen uns jetzt vor, den Rath des Officiers zu befolgen und das Unvermeidliche in unseren vier Pfählen geduldig und ergebungsvoll abzuwarten.

Am folgenden Tage, Freitag, wurde bereits in den benachbarten Vierteln gekämpft, und man rüstete sich in unserer Straße zum äußersten Kampfe. Gegen Abend brachte uns eine Arbeiterin aus der Nachbarschaft einen achtjährigen Knaben und bat uns, demselben ein Obdach zu geben.

‚Der Junge ist ein Idiot,‘ sagte sie. ‚Seine Mutter ist während der Belagerung gestorben; sein Vater ist seit einigen Tagen verschwunden. Vielleicht hat er die Flucht ergriffen; vielleicht ist er auf den Barrikaden gefallen. Kein Mensch weiß es, und die arme verkümpelte Creatur hat Niemand, der sich ihrer annimmt; denn Jedermann ist in diesem Augenblicke nur mit sich selbst beschäftigt. Ich würde den Knaben gern zu mir nehmen; allein ich weiß noch nicht, wo ich die Nacht zubringen werde; denn in dieser Straße mag ich nicht länger bleiben. Die Angst reißt mir die Nerven entzwei. Sie sind ein Ausländer, ein Gelehrter; Sie haben nichts zu fürchten. Sie sind auch als Menschenfreund bekannt; darum wende ich mich an Sie. Erbarmen Sie sich des unglücklichen Geschöpfes und lassen Sie mich nicht unverrichteter Dinge von Ihnen scheiden!‘

Ich sah meine Frau fragend an.

‚Wie kannst Du noch zögern, Anton?‘ rief sie. ‚Ich würde keinen Hund vor die Thür stoßen, geschweige ein armes, verlassenes, unschuldiges Kind.‘

Ich drückte ihr die Hand.

Die Arbeiterin entfernte sich unter Thränen der Dankbarkeit und mit dem Versprechen, nach beendigtem Kampfe den Kleinen abzuholen.

Wir gaben dem Jungen, der uns mit seinen großen Augen gleichgültig anstarrte, zu essen und bereiteten ihm ein Nachtlager im Schlafkämmerchen meiner Kinder.

Wir thaten die ganze Nacht kein Auge zu. Am frühen Morgen begann der Kampf auf dem Bastilleplatz und zog sich immer näher, immer näher herbei. Die Kanonen donnerten, die Gewehre knatterten, und dazwischen vernahm man ein dumpfes Heulen und Schreien. Wir hielten uns still in der Schlafstube, die auf den Hof geht. Hier wimmelte es von Communards, die ab- und zuliefen und entschlossen waren, die Barrikade an der Ecke der Rue Keller, schräg über von meinem Hause, auf's Aeußerste zu vertheidigen. Meine Frau hatte Mühe, die Kinder zurückzuhalten, die, von Neugierde gedrängt, in's Vorderzimmer gehen wollten, um auf die Straße zu blicken. Was den armen Simpel betrifft, so sprach er kein Wort; aber er lachte hell auf und sprang lustig in die Höhe, so oft er einen Kanonenschuß hörte.

Nach der Mittagsstunde schlug man sich bereits in unserer Straße. Der Kampf entspann sich um die Barrikade in der Rue Keller. Das Geschrei, das Geheul der Kämpfenden, das Krachen und Klirren eingeschlagener Thüren und Fenster zerfleischte fast unser Ohr. Wir glaubten, der jüngste Tag sei gekommen. Da hören wir Waffengeräusch auf der Treppe, und nach einem Augenblicke stehen sechs Versailler vor uns. Meine Frau hatte schnell die beiden Kinder in die Arme gefaßt, und nachdem ich alle Drei in die Küche zurückgedrängt, näherte ich mich den Soldaten, um ihnen zu erklären, daß ich nicht zu den Communards gehöre. Indessen bevor ich noch den Mund öffne, sagte der Anführer derselben: ‚Fürchten Sie nichts, mein Herr! Es wird Ihnen kein Leid geschehen. Wir kommen, um aus den Fenstern des Vorderzimmers die Straße von den Communards zu säubern und sie an der Flucht hinter die Barrikade zu hindern.‘

Es war dies ein junger Mensch mit schönen Gesichtszügen und schwarzen Augen, ein Marseiller, wie er mir sagte.

Ich folgte den Soldaten in's vordere Zimmer. Sie öffneten die Fenster und schickten sich an, die Chassepotläufe aus denselben zu stecken.

‚Ist es nicht fürchterlich, ist es nicht entsetzlich,‘ fragte ich den Marseiller, der den Hahn seines Gewehrs spannte und vorsichtig aus dem Fenster lugte, ‚auf Menschen wie auf wilde Bestien zu zielen?‘

‚Man zielt auch auf uns, und wir sind ebenfalls keine wilden Bestien,‘ erwiderte er; ‚doch entfernen Sie sich vom Fenster!‘ setzte er hinzu, indem er anlegte, ‚es ist hier nicht —‘

Er konnte den Satz nicht vollenden. Eine Kugel war ihm in die rechte Schläfe gefahren. Ohne einen Seufzer auszustoßen, sank er todt zu meinen Füßen nieder und tränkte den Boden mit seinem Blute.

‚Es war eine von den weiblichen Furien, die ihn getödtet,‘ sagte einer der Soldaten, der eine hellrothe Schramme auf der Stirn hatte. ‚Sie hat sich in einen Durchgang geflüchtet.‘

Ich ging in die Küche zurück und berichtete meiner Frau von dem Vorgefallenen. Sie drückte die Kinder fester an sich und beschwor mich, bei ihr zu bleiben. Ich blieb eine Weile bei ihr; dann ging ich wieder in's Vorderzimmer. Die Soldaten sagten mir, daß die Barrikade in der Rue Keller genommen und daß vom Bastilleplatze bis dorthin der Aufstand völlig besiegt sei. Sie verlangten ein Glas frisches Wasser und versprachen, den todten Cameraden womöglich in der ersten Abendstunde abzuholen. Sie blieben noch etwa zwei Minuten. Ich hörte nun von ihnen, daß der Gefallene Armand Meunier heiße, in der Schlacht bei Sedan mitgefochten und bis zum Friedensschluß als Gefangener in Deutschland gewesen; in vierzehn Tagen würde er seinen Urlaub angetreten haben.

‚Er war ein braver Soldat und hat ein besseres Loos verdient,‘ sagte einer von ihnen.

Ich athmete auf, als sie sich verabschiedeten.

Meine Frau und Kinder zitterten am ganzen Leibe. Sie hatten beim Oeffnen der Thür den Leichnam im Blute gesehen. Ich bedeckte diesen mit einem Teppiche und schloß die Thür ab.

Wir waren nun auf das Schlafzimmer und das Kinderzimmerchen beschränkt, was bei der schwülen Witterung lästig genug war. Wir hatten zwar noch eine Dachkammer; allein das Dach war von eingefallenen Bomben zerschmettert. Indessen hofften wir, daß sie bald den todten Cameraden abholen würden; allein schon war die Dämmerung eingetreten und Niemand ließ sich sehen. Im Hause herrschte Todesstille. Die männlichen Bewohner desselben waren nämlich sämmtlich Communards und hatten sich entweder geflüchtet, oder waren noch im Kampfe auf den Barrikaden in der Nähe des Père Lachaise begriffen. Selbst der Hausmeister, der Concierge, welcher sich ebenfalls den Communards angeschlossen, war verschwunden. Das Haus blieb also unbewacht.

Inzwischen war die Nacht herangenaht, und wir mußten endlich die Hoffnung aufgeben, den Leichnam vor dem folgenden Tage entfernt zu sehen. Meine Frau und Kinder wollten keinen Bissen zu sich nehmen und gingen zu Bett. Die Ruhe war ihnen in der That mehr Bedürfniß als die Nahrung. Den kleinen Gast aber nahm ich mit mir in die Küche, wo ich ihm sein Lager bereitete. Ich selbst setzte mich auf den Küchenherd, auf welchem ich die ganze Nacht schlaflos verbrachte. Die Nacht war schrecklich genug; denn man schlug sich jetzt auf dem Père Lachaise, auf den Gräbern und zwischen den Gräbern, deren Blumenschmuck statt des Thaues der Mainacht das Blut der Erschlagenen trank. In dieser schlaflosen Nacht hatte ich Augenblicke, in welchen ich an der Menschheit verzweifelte.

Als die Morgenröthe anbrach, war der Kampf zu Ende. Allein das Tödten hörte darum nicht auf. Was sich von den flüchtenden Communards blicken ließ und wer als Communard nur einigermaßen verdächtig war, wurde ohne Weiteres niedergeschossen und zwar ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters. Auf den entsetzlichen Kampf folgte die entsetzliche Rache der Sieger. Besonders waren an der Umfassungsmauer des Père Lachaise an jenem Sonntagmorgen die Chassepotgewehre in fortwährender Thätigkeit.

Meine Frau konnte das Bett nicht verlassen. Sie hatte das Fieber. Ich wußte mir nicht zu helfen und zu rathen. Unsere Wohnung, schon sonst eng genug und nun um das größere Zimmer vermindert, wo die Leiche lag, ward unerträglich. Wir waren nahe daran zu ersticken. Und was sollte ich mit dem Leichnam anfangen? Ich durfte mich nicht aus dem Hause wagen, da ich die Meinigen nicht allein lassen wollte und außerdem das Auge beständig auf dem armen Cretin haben mußte. Ich war der Verzweiflung nahe. Endlich kamen gegen zehn Uhr Morgens vier Versailler, um den todten Cameraden abzuholen. Unter denselben befand sich der mit der Schramme. Zwei von ihnen nahmen den Leichnam auf ihre Schultern; die zwei anderen folgten mit ihren Gewehren. Kaum aber waren ihre Schritte auf der Treppe verhallt, als ich einen Lärm vor meiner Hausthür vernahm. Ich hatte die Fenster geöffnet und sah ein Weib in der Uniform der Nationalgarde. Sie hatte sich in einem der benachbarten Höfe versteckt und sollte nun erschossen werden. Es war eine schlanke Gestalt von stolzer Haltung; doch sah sie schrecklich aus. Ihr Gesicht war von Pulver geschwärzt und ihre bestaubte Uniform hing in Fetzen. Drei Mann mit gestreckten Gewehren begleiteten sie auf dem Gange, von dem sie niemals zurückkehren sollte. Sie war just vor meinem Hause angelangt, als man den Leichnam aus demselben trug, und wurde sogleich von dem Soldaten mit der Narbe erkannt.

„Schießt sie nieder! Schießt sie auf der Stelle nieder, die Megäre!" rief er wüthend. ‚Ich erkenne sie. Sie hat dem Armand Meunier die Kugel in den Kopf gejagt.'

Die Gefangene hatte sich bis jetzt ruhig und unbeweglich gehalten; als aber der Soldat den Namen des Getödteten nannte, stieß sie einen solchen Schrei aus, daß es Allen durch Mark und Bein fuhr. Sie wollte sich auf die Leiche stürzen. Man stieß sie mit den Kolben hinweg.

‚Es ist mein Bruder, mein armer Bruder Armand,' rief sie, ‚und ich, ich habe ihn getödtet!'

Sie warf in ihrer Verzweiflung das Käppi vom Kopfe und zerraufte sich das Haar, das ihr nun aufgelöst über die Achseln fiel. ‚Brudermörderin! Furie! Ungeheuer!' schrie es durcheinander, und ein Soldat hob den Kolben in die Höhe, um ihr den Schädel zu zerschmettern. Seine Cameraden hielten ihn davon ab.

Die Einen gingen nun mit der Leiche nach dem Boulevard Richard Lenoir; die Andern führten, oder richtiger, schleppten das Weib nach der Rue Keller.

Bald tönten von dort her einige Schüsse. Das Drama war zu Ende.

Ich sagte meiner Frau nichts von dieser schrecklichen Scene, die kaum so lange gedauert, als ich sie Ihnen erzähle. Erst einige Tage später hat sie dieselbe von einigen Nachbarinnen erfahren.

Ich hatte nun, da mir Niemand an die Hand ging, den Fußboden von den Blutflecken zu säubern, und verbrachte einen Theil des Tages mit dieser gräßlichen Beschäftigung. Als ich Nachmittags auf die Straße ging, um ein Brod zu holen, sah ich, daß die Leichen noch nicht gänzlich fortgeschafft waren. Sie trugen eben einen todten Jungen herbei, den einzigen Sohn unserer Gemüsehändlerin. Er war gestern mit einem Gewehre singend durch die Straßen gegangen und hatte der Nachbarschaft gesagt, daß er sich gegen die Versailler schlagen würde, wie ein Mann. Er schlug sich und fiel auf einer Barrikade in der Rue Servan am Roquetteplatze. Er war noch nicht sechszehn Jahre alt. Das war ein Sonntag, den ich niemals vergessen werde. Es war für mich der schrecklichste jener Schreckenstage, und ein Schauder und ein Grauen erfaßt mich, so oft ich an denselben zurück denke."

„Und was ist aus dem schwachsinnigen Knaben geworden?" fragte ich.

„Wir behielten ihn noch eine Woche lang nach dem Ende des Kampfes," sagte mein Freund, „und erwarteten mit nicht geringer Sehnsucht die Arbeiterin; denn wir wußten nicht, was wir mit ihm anfangen sollten. An die Polizeibehörde uns zu wenden, schien uns nicht rathsam, da wir fürchteten, dadurch dessen Familie und vielleicht auch uns einem gefährlichen Verdacht auszusetzen, jedenfalls aber widerwärtige Untersuchungen zu veranlassen. Endlich traf die Arbeiterin ein. Sie sagte uns im Vertrauen, daß der Vater des Knaben noch lebe, sich aber versteckt halte und gewiß erschossen würde, wenn man ihn entdeckte. Sie nahm den Knaben zu sich und ernährt nicht nur ihn, sondern auch dessen Vater. Wer dieser Mann ist und wo er sich verbirgt, wissen wir nicht und wollen es auch nicht wissen."

Eine deutsche Malerherberge im Sabinergebirge.

Wenn der Frühling seinen Einzug in Italien hält und mit so freigebigen Händen seine Gaben über die Erde streut, daß er schließlich, wenn er schon den deutschen Gauen sich nähert, gleichsam sein halbentleertes Füllhorn gewahrend nur lässige Spenden mehr verabreicht; wenn seinen Spuren folgend schon die ersten Züge der Wandervögel ihren Flug nach dem Norden zu nehmen beginnen — dann ziehen in umgekehrter Richtung Reisende aus allen Ländern der ewigen Stadt zu, die schönste Zeit des Jahres am interessantesten Orte der Welt zu verbringen.

Aber den nach längerem Aufenthalte in Rom heimisch gewordenen Fremden zieht es bald unwiderstehlich hinaus in die Berge, welche rings, die weitgedehnte Fläche der Campagna säumend, in wunderbarem Glanze vor seinen Augen liegen.

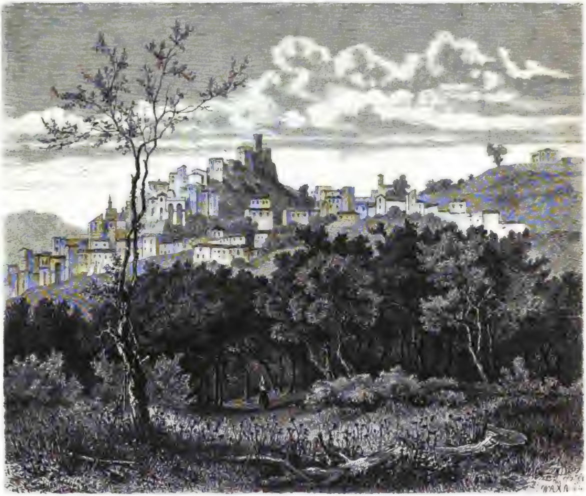
Schwer ist es dann, eine Wahl zu treffen. Unter dem Einflusse des Frühlings verlieren die classischen Citate, welchen die Menschheit meist nachläuft, viel von ihrer Anziehungskraft, und der Reisende wird mehr und mehr geneigt, sich lediglich durch landschaftliche Rücksichten bestimmen zu lassen, ohne daß jedoch dadurch seiner Verlegenheit schon ganz abgeholfen wäre. Bei Unschlüssigkeiten dieser Art thut man wohl immer am besten, sich vom Instincte der Maler leiten zu lassen. Sie sind es von jeher gewesen, die als die ersten Pioniere in solche Gegenden drangen, welche später, zur Berühmtheit gelangt, das Ziel von zahllosen Fremdenzügen wurden. Ich erinnere beispielsweise nur an die von August Kopisch wiederentdeckte blaue Grotte auf der Insel Capri.

So beschließen wir denn diesmal, nach dem Sabinergebirge zu wandern. Oft, wenn wir Abends auf der via Appia, der alten Gräberstraße Roms, am Grabmal der Cäcilia Metella vorüber, in die Campagna hinausgingen, sahen wir im Osten den langen Zug dieser Berge, in welchen einst die Herniker und Aequer hausten, und die vollen Strahlen der untergehenden Sonne malten auf die kahlen grauen Wände die glühendsten Farben, die sich erst allmählich in jenes gesättigte Violett verwandelten, wie es der Campagna von Rom eigen ist. Freilich zweifelt man beim Anblick dieser kahlen Bergreihen, daß ihre einsamen Thäler besondere landschaftliche Schönheiten enthalten können, und es bedarf bei Manchem wiederholter gegentheiliger Versicherung von Seite der Maler, um ihn zu einem Ausfluge nach dieser Richtung zu bewegen.

Es giebt keine Gegend in der Nähe von Rom, ja vielleicht in ganz Italien, welche ein so charakteristisches Gepräge zeigt, wie das gebirgige Sabinerland. In den Contouren dieser Berge und den mannigfachen Bildern dieser Felsenlandschaften trägt die Natur an sich schon das Gepräge des Kolossalen, ja oft des Schrecklichen; aber dieser Eindruck wird noch in hohem Grade gesteigert durch die besondere Lage der Städte und Ortschaften, welche fast ausschließlich oben auf den Bergen, oft in schwindelnder Höhe liegen. Hier wirkt eine düstere Gebirgsnatur nicht als solche allein, sondern in harmonischer Verbindung mit den Zeugen einer meist ebenso düsteren Geschichte, welche diese Berge sahen. Das graue Gemäuer der hohen schmalen Häuser, welche, wie verschüchtert zusammengedrängt, hoch in den Lüften um die Ruinen ehemaliger Castelle liegen, die überragende Stellung dieser Castelle, welche trotzig den Feind zu erwarten scheinen — das Alles, Grau in Grau gemalt, so daß man oft die Orte nicht von den Felsen zu unterscheiden vermag, die sie umgeben, giebt der Landschaft einen ganz fremdartigen Charakter, und es genügt hier ein bloßer Ueberblick, uns im Allgemeinen mit ihrer Geschichte bekannt zu machen.

Nur in einer Gegend, welche fast niemals aufgehört hat, der Schauplatz erbitterter Kämpfe zu sein, konnten solche Verhältnisse allmählich sich bilden und erhalten. Während in anderen Ländern die Geschichte in den Thälern und auf der Ebene spielt, die Gipfel der Berge dagegen einsam in die Wolken ragen, ist hier das Umgekehrte der Fall: die Menschen haben die Tiefen verlassen, um in den Höhen ein beschwerliches, aber wenigstens sicheres Dasein führen zu können. Jetzt freilich ist dieser Zustand unnatürlich geworden, und sein Bestand, ohne irgend welche Vortheile zu bringen, hat nur noch die Folge, daß Jahr aus Jahr ein ein unberechenbares Capital an menschlicher Arbeitskraft verloren geht, wobei eben das wirthschaftliche Gedeihen wandelnd, durch die Tracht der Bewohner, ja theilweise sogar durch maurische Namen, wie Almansor, an die ersten Anfänge dieser Colonie erinnert wird. Sie hat sich gleichsam als Petrefact der Culturgeschichte erhalten.

Der interessanteste, besuchteste und für längeren Aufenthalt auch am besten geeignete Ort des Sabinergebirges ist Olevano. Man erreicht es von Rom aus am bequemsten unter Benutzung der neapolitanischen Bahn bis Valmontone, indem man von dort aus den Weg über Palestrina und Gennazano einschlägt. Bei einer Windung des steinigen Felspfades, der zu den vorliegenden Hügeln hinanführt, erblickt man plötzlich über sich das Städtchen, welches terrassenförmig an einem kahlen Berghang liegt. Die



Olevano. Casa Baldi.
Nach einer Skizze von J. Zielcke in Rom.

solcher Gemeinden ein Ding der Unmöglichkeit bleibt. Aber wie denn das Schöne und der Nutzen meist auseinandergehen, so kann man sich vom malerischen Standpunkte aus damit nur einverstanden erklären, daß dieses Charakteristicum der Sabinergebirge sich noch immer erhalten hat.

Aber auch noch in anderer als malerischer Hinsicht ist diese Landschaft interessant: die außergewöhnlich hohe Lage dieser Städte hat selbstverständlich einen sehr mangelhaften Verkehr mit den benachbarten Orten zur Folge, und bei dieser natürlichen Isolirung erhalten sich mancherlei Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner merkwürdig lange. Eine solche Culturinsel ist z. B. das hoch auf einer Felsenspitze gelegene Saracinesco, eine im Jahre 876 von den Saracenen gegründete Colonie. Man glaubt sich in längst vergangene Zeiten versetzt, wenn man hier, in den Gassen graue Steinmasse der dicht aneinander stehenden hohen Häuser, die gleichsam in geschlossenen Reihen herunterzusteigen scheinen, ist von den malerischen Ruinen eines zerfallenen Castells überragt. Zur Rechten des Städtchens aber liegt ein runder grüner Hügel, von einem einzeln stehenden Häuschen gekrönt.

Dies ist die Casa Baldi, die deutsche Künstlerherberge.

Vor einigen Jahrzehnten noch wagte sich der Fremde nur selten in diese Gegend, die nicht nur öde und unwirthlich, sondern auch noch durch zahlreiche Banditen unsicher gemacht war. Die Maler allein, bei welchen ja meist nichts zu holen war und die ihrerseits sich von den Räubern gerne verschmäht sahen, waren schon früher hier eingedrungen. Der seiner Zeit berühmte deutsche Landschaftsmaler und Radirer Koch war Ende des vergangenen Jahrhunderts der Erste, der nicht nur Olevano häufig besuchte,

Digitized by Google

sondern schließlich sogar eine Olevanerin zur Frau nahm und sich hier niederließ. Die Studien aber, die er anfertigte, fanden bei seinen Landsleuten unter den Künstlern Roms so viel Anklang, daß diese ihm bald in das gleichsam neuentdeckte Land nachfolgten. Bald erfreute sich Olevano großer Berühmtheit und des besten Rufes. Hierzu trug nicht wenig die Freundlichkeit und der Frohsinn seiner Bewohner bei, die sich noch heut zu Tage in dieser Hinsicht in günstigster Weise von jenen der umliegenden Gebirge unterscheiden.

Aber noch manchem Anderen von den Künstlern erging es schließlich wie Koch. Sie kehrten immer und immer wieder nach Olevano zurück, bis sie schließlich ganz dort blieben und ein Heimwesen sich gründeten. Und es ist nicht zu verwundern; denn zu den Eigenthümlichkeiten, welche das in seine wilden Gebirge eingeschlossene Volk der Sabiner seit ältesten Zeiten bewahrt hat, gehört auch die wahrhaft antike Gestalt und Schönheit seiner Frauen. So kommt es denn, daß auch der Raub der Sabinerinnen, wenn auch in modificirter Form, bis in unsere Tage sich erhalten hat.

Schmale steinige Felspfade, die da und dort als Stiegen sich fortsetzen, sind die Straßen von Olevano. Die Wohnungen gleichen dunklen Höhlen, die in unregelmäßiger Architektur neben und über einander gebaut sind. Tritt man in eine solche Höhle, und es hat sich das Auge allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, dann mag man oft die kleinen schwarzen Schweine, deren Zucht hier betrieben wird, in bester Eintracht mit den Kindern sich auf dem Boden herumwälzen sehen. Wenn aber diese Kinder vor die Häuser treten und in den Straßen sich herumtummeln, dann muß man allem Schmutze zum Trotz, der an ihren Kleidern, Händen und Gesichtern haftet, an ihnen Gefallen finden. Sorgfältiger in Bezug auf ihr Aeußeres sind natürlich die erwachsenen Mädchen; aber wiewohl sich in Olevano das Leben zum größten Theile in der Oeffentlichkeit vor den Häusern abwickelt, lassen sie sich doch wenig sehen, und führt sie auch ein Geschäft durch die Gassen, so bemerkt man an ihnen doch nichts mehr von dem tollen Naturell der Kinder. Sie sind immer ernst und von natürlicher Gemessenheit in ihren Bewegungen. In den gebräunten, von schwarzem Haare eingerahmten Gesichtern glühen die dunklen Augen, wie von einem inneren nicht ganz ausstrahlenden Feuer, gleich dem von Granaten. Auffällig aber ist, daß, während die Frauen in Italien fast ausschließlich dunkle Haare haben, an manchen Orten Mädchen sich finden, deren Haarschmuck vom hellsten Blond ist und die nicht nur durch ungebräunte frische Gesichtsfarbe, sondern sogar durch blaue Augen ganz aus der italienischen Art schlagen. Dies fällt um so mehr auf, weil dagegen das brünette Element als Uebergang fast nicht vertreten ist.

Civitella.

Nach einer Skizze von J. Zielcke in Rom.

So treffen wir auch in der Casa Baldi, zu der wir von Olevano aus ansteigen, neben der ältern Tochter, die an Gestalt und Ansehen der Mutter gleicht und ganz den italienischen Typus einhält, noch jüngere Mädchen, die uns durch blaue Augen und die Flachsfarbe ihrer Haare an die besten Mädchentypen in den deutschen Alpen erinnern, so daß man wohl versucht sein könnte, weit in die Vergangenheit zurückgreifend, dieses Blond auf den Liebesseufzer irgend eines Gothen oder Longobarden zurückzuführen, der die ewige Stadt zu belagern gekommen war, schließlich aber selbst capituliren mußte. Aber auch die Freundlichkeit, Offenheit und Heiterkeit, mit welcher der Deutsche sich hier empfangen sieht, wird ihn lebhaft an die Alpen und ihre Bewohner erinnern, und um so angenehmer wird er hiervon überrascht sein, als man in der weitaus überwiegenden Mehrzahl von Gasthäusern in Italien das Gefühl nicht los wird, daß man

in die Hände der Briganten gefallen sei, welches sich denn schließlich auch bestätigt.

Darum genießt diese Casa Baldi unter den Künstlern Roms einen ausgezeichneten Ruf, und die Fremdenbücher, angefüllt mit Portraits und Zeichnungen aller Art, sind voll des Lobes für die freundliche Familie. Wir finden in diesen Büchern manchen Künstlernamen auf vergilbtem Blatte, dessen Träger seither in seiner Heimath zur Berühmtheit gelangt ist; aber auch viele sind hier verzeichnet, über welchen, sei es in deutscher Erde, sei es auf dem Fremdenkirchhofe in Rom bei der Pyramide des Cestius, längst der Leichenstein sich hebt.

In den Sommermonaten, wenn in Rom die Fieberzeit beginnt, flüchten sich die Maler in großer Zahl in die Sabinerberge. Noch immer ist es Olevano, wo sie sich am liebsten aufhalten, und noch immer sind es hauptsächlich Deutsche, welche sich dort einfinden, um oft wochen-, ja monatelang zu bleiben und die Umgebung nach allen Richtungen hin zu durchstreifen. Aber es mögen auch selbst in dem landschaftlich so hochberühmten Italien wenige Orte zu finden sein, wo ein so herrliches und dabei so fremdartiges Panorama sich aufrollt, wie von dem Hügel aus, auf dem unsere Malerherberge steht. Der Blick schweift zunächst hinüber nach einer Linie von Bergen, von deren Kuppen und Spitzen die hohen Orte herabblicken, zu welchen aus den Thälern die Felsenpfade in langgezogenen Windungen, an den kahlen Wänden hängend, hinaufführen. Wenn am frühen Morgen die Nebel aus der Tiefe emporschweben und sich zu Wolken ballen, dann sieht man noch hoch über ihnen im Sonnenlichte glänzend die Felsenspitzen, auf welchen, gleich Inseln im Luftmeere, diese Orte stehen. Gegen Westen dehnt sich das breite Saccothal, wie ein Garten übersäet mit Reben, die gleich Guirlanden von Ulme zu Ulme sich ranken, mit Oelbäumen, Obstangern und Maisfeldern, dazwischen wieder auf weite Fernen sichtbar die weißblühenden Mandelbäume und die dunklen regungslosen Cypressen. Am fernsten Horizonte aber, wo auf einem Ausläufer des seitwärts hereinragenden Albanergebirges die Stadt Veliträ sich über die Ebene hebt, schließt sich die verblauende Fläche der Pontinischen Sümpfe an. Die Südseite des Saccothales wird begrenzt durch die massiven Kuppen des Volskergebirges, zwischen welchen da und dort wieder die menschlichen Niederlassungen herüberschimmern.

Wendet man sich dagegen nordwärts, so hat man vor sich auf groteskem zackigem Felsenkamme Civitella, das alte Hernikernest. Wenn dieser Ort von der an sich schon beträchtlichen Höhe Olevanos aus im höchsten Grade malerisch sich darstellt, wie es unser Bild zeigt, so macht er von der Ebene aus gesehen einen so fremdartigen Eindruck, daß man fast geneigt ist, an eine Täuschung zu glauben, die uns dort menschliche Wohnungen sehen läßt. Schief ansteigend zieht sich höher und höher, gleich einer Felsenmähne, der langgestreckte Grat hinauf, auf dessen höchster Erhebung, näher fast den Wolken als der Ebene, Civitella liegt. Dicht aneinander gedrängt stehen die felsenfarbigen Häuser, als seien sie zusammengerückt, um hier oben alle Platz zu finden.

Nichts könnte der Landschaft so sehr ein historisches Gepräge geben, als diese räthselhafte Lage des Ortes, der ohne alle Rücksicht auf menschliche Bedürfnisse lediglich nach den Erfordernissen bedrohter Sicherheit dort hinaufgebaut wurde und wie ein Adlernest aus den Lüften herabblickt.

Ein vielgewundener Weg durch interessante Felsenlandschaften führt hinauf nach Civitella, von dessen Höhe man weit hinein in die düsteren Abruzzen schaut, während über das tief unten liegende Olevano weg eine Rundschau sich eröffnet, die, als eine der herrlichsten von Italien bekannt, mit dem matten Silberstreifen des Meeres abschließt. Als ein das ganze Thal und die Zugänge der hinter ihm gelegenen Bergwelt beherrschender Punkt mußte der Felsen von Civitella von jeher in den Kämpfen der Gebirgsvölker eine wichtige Rolle gespielt haben. Welchen Namen aber dieses im Alterthume geführt, ob es auf den Ruinen von Bellegra, von Vitellio oder eines anderen Städtchens gebaut ist, bemüht sich der Forscher vergeblich zu ermitteln. So viel nur geht aus den Ueberresten cyklopischer Mauern hervor, auf welchen ein Theil der Häuser steht, daß schon lange, bevor die Römer mit den Sabinern in Krieg lagen, in diesen Bergen fortwährend gekämpft wurde; denn nur die äußerste Noth und Verhältnisse steiger Kriegsgefahren konnten die Menschen veranlassen, auf so unwirthlichen Höhen sich niederzulassen.

So ist Olevano auf allen Seiten von Landschaften der merkwürdigsten und erhabensten Art umgeben. Im Osten nur, wo über die runden Kuppen beschneiete Gipfel herüberglänzen, ist die Aussicht begrenzt. Dort steht im Vordergrunde der Monte Serrone, ein plumper Felsenkoloß, nur zum Theile mit rothbraunem Eichengestrüppe bedeckt. Es ist so lange noch nicht her, daß dieser Monte Serrone ein Hauptlager der Briganten barg; der Reisende, der damals bis hierher drang, konnte mit dem Fernrohre bequem die Gestalten der Räuber entdecken, nach welchen man hier ausschaute, wie es in den Alpen nach Gemsen geschieht. Mit ihren langen Gewehren, den Messern und Pistolen im Gürtel, dabei aber behängt mit allerlei Amuletten, Medaillen und anderen Spielereien, mochten sie eine in hohem Grade malerische Staffage für diese wilde Gebirgsnatur abgeben. Gensd'armerie, welche man in die umliegenden Ortschaften mehrmals zu legen versucht hatte, wurde von ihnen absolut nicht geduldet — einer der mancherlei Beweise dafür, daß der Sinn für weltliche Macht bei den Päpsten keinen Schritt hielt mit ihrer Befähigung zu derselben. Erst in neuerer Zeit ist diesem poetischen Unwesen in nächster Nähe der Stadt Rom ein Ende gemacht worden.

Wir hatten uns, vom Zufalle geführt, in Olevano zusammengefunden: zwei Professoren, ein Arzt, ein Dichter und der Schreiber dieser Zeilen — lauter Deutsche, welche vor der Rückkehr in die Heimath und zu den Bücherschreinen noch in diese Berge zu kommen den Antrieb gefühlt hatten. Aber als die für die gemeinschaftliche Abreise von Olevano festgesetzte Stunde gekommen war, hätten wir wohl gern alle Weltweisheit und Wissenschaft dahingegeben, wenn wir dagegen den Pinsel hätten eintauschen können, der würdig gewesen wäre, der verewigende Nachahmer dieser Natur zu sein.

Nur unser Dichter — es war Martin Greif — hätte in solchen Tausch nicht gewilligt. Er, dem es leicht wurde, den Beweis zu führen, daß dem Poeten vor dem Manne der Wissenschaft der bessere Theil zugefallen, mahnte uns an die Sehnsucht zurück, die wir trotz der mächtigen Anziehung Roms in dessen Mauern nach dem Zauber und der Stille der nahen Berge empfunden, indem er, die frühere Stimmung fixirend, im classischen Versmaße Catull's — der einst in diesen Gegenden lebte und dichtete — folgende Hendekasyllaben improvisirte:

Warum fliehen wir nicht zur Bergesstille,
Aus der lärmenden Stadt zur Bergesstille?
Wenn das purpurne Veilchen rings die Stellen
Süßer Ruhe bedeckt und herzlich üb'rall
Mit den lieblichen wohlbekannten Schwestern
In die Seele uns lacht der frohe Frühling,
Wenn erglühend in leisem Roth die Blüthe
Schon zu schwellen beginnt am Mandelbaume
Und der Pinie schwarzer Schatten absticht
Von dem keimenden Grün der jungen Wiesen; —
Aus dem Staube der Stadt und leerer Unruh'
Warum fliehen wir nicht zur Bergesstille?

Und so gaben wir noch einen Tag zu. Wir bereuten ihn nicht als einen verlorenen.

Karl du Prel.

Die Moränenlandschaft.*

Von **E. Desor.**

Unter den Tausenden, die es alljährlich aus der einförmigen Ebene des Nordens nach der Alpenwelt und ihren ewigen Ueberraschungen zieht, mag es nicht Wenige geben, welche es einem Naturforscher Dank wissen, wenn er ihre Blicke auf Erscheinungen richtet, an denen sie sonst achtungslos vorübergingen. Ist es ja doch die schönste Aufgabe der Wissenschaft, die

* Wir erlauben uns, die Leser der Gartenlaube noch besonders auf obigen Artikel aufmerksam zu machen. Der berühmte Geolog, der Freund Humboldt's und Agassiz's, erörtert hier zum ersten Male eine Erscheinung der Alpenwelt, die für alle Freunde der geologischen Wissenschaft von größtem Interesse sein dürfte. D. Red.

Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene zu steigern und zu veredeln durch ein Lüften jenes Schleiers, durch welchen der Unerfahrene statt des warmen, lebendigen Naturanblicks nur ein verworrenes Schauspiel empfängt.

So wie ein Kunstwerk erst dann uns volle Freude gewähren kann, wenn wir es in seinen zartesten und geheimsten Absichten seinem Urheber nachempfinden und gewissermaßen im Geiste nachbilden, so kann auch die Natur erst dann uns zu ganzem Genusse werden, wenn wir fähig sind, von dem allgemeinen Eindrucke, mit dem sie unsere Phantasie ergreift, auf die Einzelerscheinungen überzugehen und dem großen Schöpfungsgedanken in seine Tiefen zu folgen.

Die Deutung unserer Seen und Höhlen, welche ich vor einigen Jahren unternommen, war wohl mehr auf wissenschaftliche Kreise berechnet; indessen trug ich mich auch dabei mit der Hoffnung, es könnten jene Untersuchungen zugleich das weitere Verständniß verschiedener landschaftlicher Typen erleichtern und den Laien, dessen Auge an den schönen Linien eines Gebirges wohlgefällig haftet, zu tieferer Betrachtung anregen. Es giebt landschaftliche Typen in Menge, welche ausgesprochen genug sind, um von Jedermann sofort aufgefaßt zu werden, und ohne daß es dazu besonderer geologischer und geographischer Studien bedürfte. Wer zum Beispiel erkennt nicht die Alpenlandschaft (eine grüne Matte mit hohen Felsen oder Schneebergen im Hintergrunde), die Juralandschaft (mit ihren dunkeln Tannen und abgerundeten Gebirgszügen), die Landschaft der Molassehügel (mit ihren saftigen Wiesen und frischen Brunnen), die flämische Landschaft, die Wüstenlandschaft, die der vulcanischen Kegel &c.?

Diesen großen, allgemein verständlichen Typen möchte ich hier eine neue anreihen, nämlich die **Moränenlandschaft**, das heißt jene besondere Gestaltung des Bodens, welche sich durch größte Mannigfaltigkeit der Formen und entsprechende Verschiedenheit des Anbaues bei geringer Ausdehnung kennzeichnet und die bisweilen mitten in der Ebene, öfter jedoch am Fuße des Hochgebirges auftritt. Wir brauchen wohl kaum daran zu erinnern, daß man unter Moränen die Felsen- und Schuttmassen versteht, welche, von Gletschern getragen, mit diesen thalwärts wandern und am Fuße derselben mächtige Ablagerungen bilden.

Den ersten Anstoß zur Aufstellung dieses besonderen Typus der Moränenlandschaft fand ich in Oberitalien, als ich zum ersten Male nach Pfahlbauten in den lombardischen Seen forschte. Nächst dem unteren Theile des Lago Maggiore waren es der Lago di Varese und die denselben umlagernden kleinen Seen von Bardello, Monate, Comabbio, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. In der That fand ich auch dort, was ich suchte. Es mag sein, daß das Gelingen meiner Aufgabe mich rosig gestimmt hatte; sicher ist, daß ich nicht genug über den Reiz der Gegend staunen konnte, wenn ich von einem der Seen zum andern wanderte, bald zu Fuße, bald zu Pferde. Selbst die Pfahlbauern aus der Steinzeit erschienen mir nicht mehr auf einer so niedrigen Stufe, jetzt, da ich sah, welch' schöne Sitze sie sich auszuwählen verstanden.

Auch scheint es, daß schon seit langer Zeit dieser reizende Strich von den Künstlern als ein hochbevorzugter anerkannt wird. Unendlich ist in der That die Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben, der Contraste, wenn man auf der Straße bald an einem mit Laubholz gekrönten Hügel, bald an einem See, oder an einem Moos, weiterhin an einem Rebgelände, an einer grünen Wiese vorbeikommt und dazwischen reiche Villen und prächtige Anlagen hervortreten, die von dem Wohlstande ihrer Besitzer zeugen. Wie der Künstler und der Tourist, so darf auch der Geologe sich der herrlichen Landschaft freuen. Während aber der Künstler sich mit der schönen Realität begnügt, ohne sich um den Ursprung der Formen zu kümmern, wird sich dem Naturforscher die Frage aufdrängen, woher es kommt, daß gerade am Fuße des Gebirges der Boden so eigenthümlich gestaltet ist. Und in der That, es ist dies um so auffallender, als dieser Strich einerseits von dem steilansteigenden Hochgebirge und auf der andern Seite von der flachen lombardischen Ebene begrenzt ist. Unzweifelhaft müssen hier besondere Ursachen gewaltet haben, um einen so eigenthümlichen Contrast hervorzubringen.

Untersucht man nun den Boden dieses Gebiets, so ergiebt sich, daß mit Ausnahme einiger Hügel, die aus festem Gestein bestehen, die ganze Gegend aus losem Material zusammengesetzt ist, aus Sandgeröll, Grien, abwechselnd mit Lehm und Mergel; dazwischen liegen erratische Granitblöcke zerstreut, augenscheinlich Trümmer von zerstörten und zerriebenen älteren Formationen.

Indeß ist auf diese Beschaffenheit kein allzu großes Gewicht zu legen, denn die lombardische Ebene ist gleichfalls aus solch' losem Material gebildet, nur mit weniger Abwechselung. Und in der That ist das Kriterium weniger in der Beschaffenheit als in der Gestaltung des Bodens zu suchen. Das sämmtliche Material, sowohl der Ebene wie der malerischen Zwischenzone, ist das Product der einstigen großen Gletscher, die bis in die lombardische Ebene reichten. Nur ist zu unterscheiden, daß am Fuße des Gebirges der Gletscherschutt seine eigenthümliche primitive Gestaltung beibehalten hat. Chaotisch und unregelmäßig, wie der alte Gletscher ihn abgelagert hat, liegt er da, während weiterhin in der Ebene das gleiche Material vielfach durch Fluthen bearbeitet, geschichtet und in regelmäßige Lagerung gebracht worden ist. Wir haben es hier, am Lago di Varese, di Comabbio, die Monate speciell mit den Moränen oder Gletscherwällen des alten Gletschers des Tessiner Thales zu thun, wie er sie am Fuße des Monte Campo de' Fiori zurückgelassen, als er die Ebene aufgab und sich in das Gebirge zurückzuziehen begann. Dies ist die Moränenlandschaft, das heißt das Gebiet der alten Gletscherwälle oder Gandecken.

Aehnlichen Erscheinungen begegnen wir in der Brianza zwischen den zwei Armen des Comersees, in jener herrlichen Landschaft, welche den Mailändern von jeher als eine Art Paradies gegolten, wo nach ihrer Ansicht die Luft und das Wasser gleich frisch und wohlthuend sind, wo es die besten Fische und das herrlichste Obst giebt und wo die Menschen das höchste Alter erreichen. Der Boden zeigt sich hier ähnlich gestaltet wie bei Varese, sei es, daß man auf der Straße von Como über Erba nach Lecco fährt, oder am südlichen Ufer einer ähnlichen Gruppe von kleinen Seen, wie die bei Varese, einherwandert. Lago d'Alserio, Lago di Pusiano, Lago d'Anone sind zierliche Wasserbecken, welche den gleichen Ursprung verrathen wie die früher erwähnten und denselben auch an pittoresker Schönheit kaum nachstehen. Sie gehörten zum erratischen Gebiete des großen Adda-Gletschers, als derselbe sich am Fuße der Corni di Canzo und des Pizzo di Forno ausbreitete. Auch hier ist der Moränen-Charakter ein sehr ausgesprochener durch die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung. Gerade dadurch, daß Thäler, Hügel, Seen fortwährend miteinander abwechseln, erlangt die Landschaft jenen eigenthümlichen Reiz, den man in Mailand so hoch zu schätzen weiß, und der noch gesteigert wird durch den großartigen und imposanten Bau des Hochgebirges und die zwei herrlichen Arme des Comersees, welche die Brianza einschließen.

So sollte durch jene unheimlichste aller Erdrevolutionen, die Eiszeit, das Material geliefert werden zu den entzückendsten Landschaften unseres Erdtheils.

Man entkleide in Gedanken jenen malerischen Gürtel seiner Hügel, Seen und fruchtreichen Gelände — und die Gletscherwälle mit ihrem wild-chaotischen Gepräge stehen uns vor Augen.

Aehnliche Eindrücke lassen sich auch am südlichen Ende des Garda-Sees aufsuchen, namentlich in der Gegend von Castiglione, wo das Terrain äußerst mannigfaltig gestaltet ist. Unzählige Hügel durchziehen den Boden und scheinen sogar sich concentrisch aneinander zu reihen, wie dies bei den Erdmoränen mancher unserer jetzigen Gletscher der Fall ist. Und in der That, es ist bereits mehrfach ausgesprochen worden, daß die Schlacht von Solferino auf den Moränen des alten Etsch-Gletschers geschlagen worden. Der Unterschied zwischen dieser Moränenlandschaft und derjenigen des Vareser und Brianza-Gebiets besteht darin, daß sie sich nicht wie letztere an das Hochgebirge anlehnt, sondern einzeln aus der Ebene auftaucht, weshalb sie bei Weitem nicht den gleich großen Eindruck macht und auch in landschaftlicher Hinsicht nicht dieselbe Wirkung hervorbringt.

Wenn die alten Moränen einen so bleibenden Einfluß auf die Gestaltung des Bodens am Südabhange der Alpen ausgeübt haben, so müssen ähnliche Erscheinungen auch am nördlichen Abhange zu gewärtigen sein, indem hier die alten Gletscher jedenfalls eine ebenso große, wenn nicht bedeutendere Rolle gespielt haben, wie auf der Südseite.

In der That sind wir derselben nicht bar. Die Moränenlandschaft ist auch hier mehrfach vorhanden, wenn auch weniger

Nebst einer Beilage: „Ein Werk redlichen deutschen Fleißes."

in die Augen fallend als in Oberitalien, wo sie die einzige Vermittelung zwischen zwei großen Contrasten, dem steil ansteigenden Hochgebirge und der ganz flachen Ebene, bildet. Bei uns, am Nordabhange, verhält es sich anders. Nicht nur sind die Voralpen weniger hoch, sondern es lagert sich auch noch an dieselben die Zone der gehobenen Molassen mit ihren nichts weniger als einförmigen Hügeln und Höhenzügen, welche dem Südabhange durchaus fehlen. Somit ist der Contrast weniger auffällig. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß auf der italienischen Seite, am Lago di Varese und am Lago Maggiore, das Klima dazu angethan ist, die Eigenthümlichkeiten der Landschaft schärfer hervorzuheben. Der Glanz des südlichen Himmels wie die Mannigfaltigkeit der Bodencultur, je nach Gestaltung, Lage und Richtung der einzelnen Hügel, geben dort der Moränenlandschaft einen Reiz, den sie auf der Nordseite nicht erreichen kann.

Das auffallendste Beispiel schweizerischer Moränenlandschaft bietet uns die Gegend von Amsoldingen am Fuße des Stockhorns, links vom Thuner See. Anstoßend an die Allmend, bietet sie durch ihre mannigfaltige Gestaltung einen Gegensatz zu der einförmigen Fläche der letzteren und ist deshalb von dem eidgenössischen Stabe vielfach zu Kriegsmanövern benutzt worden, da sich nicht leicht eine Gegend findet, die sich so sehr zur Ausführung der verschiedenartigsten taktischen Aufgaben eignet. Zu diesem Zwecke wurde bereits vor Jahren eine Karte in großem Maßstabe (1: 25,000) aufgenommen, auf welcher mit Hülfe der Horizontalcurven die Seiten einzelner Hügel nebst dazwischenliegenden kleinen Mösern mit großer Klarheit hervortreten. Auch die Seen, welche so charakteristisch für die italienische Landschaft sind, fehlen hier nicht. Man zählt deren mehrere, der Amsoldinger See, der Uebertschi-See, der Dittlinger See, der Geißsee.

Die ganze Gegend hat dabei etwas so Abnormes, so Zerstückeltes, daß der Gedanke an alte Moränen des großen Aarthals nur angeregt zu werden braucht, um sofort bei Jedem, der nur einigermaßen ein Auge für Reliefformen hat, das Bild der Gletschergebilde zu erwecken. Zur näheren Vergleichung dürfte besonders die alte Moräne vor dem oberen Grindelwaldgletscher geeignet sein. Dieselbe war mir in der Erinnerung geblieben aus den Zeiten meiner Alpenfahrten, als eines der frappantesten Beispiele der Gletscherthätigkeit. Ich besuchte sie abermals im Laufe dieses Sommers und fand meine Ansicht vollkommen bestätigt. Ich hatte außerdem die Befriedigung, daß unsere beste Autorität in der Kenntniß des Bodenreliefs, Herr Oberst Siegfried, nach vorgenommener Vergleichung der Grindelwald-Moräne seine volle Zustimmung zu der beanspruchten Uebereinstimmung ausdrückte. Man begehe diese Moräne in den verschiedenen Richtungen, besonders aber in der Breite, und man wird die gleiche Grundform erkennen. Das Ganze ist eine Anhäufung von schmalen Kämmen oder wellenförmigen Hügeln, öfter von einem erratischen Block gekrönt, dazwischen manchmal eine Vertiefung, eine begraste Fläche und selbst ein kleiner Weiher oder Teich, Alles freilich in bescheidenem Maßstabe, wie man es nicht anders erwarten kann, wenn man die Dimensionen der jetzigen Gletscher mit denen der Eiszeit vergleicht.

Die Gegend von Amsoldingen ist indeß nicht die einzige am Nordabhang der Alpen, die den Typus der alten Moränenlandschaft bewahrt hat. Es müssen deren noch mehrere Beispiele vorkommen, sei es in der Ebene selbst, überhaupt da, wo der Gletscher auf seinem Rückzuge Halt gemacht hat. Vor allen wären, nach Herrn Brunner von Wattenwyl, die Höhenzüge am Langenberg in der Gegend von Zimmerwald bei Bern hierher zu rechnen. Wenn ich nicht irre, so kommen ähnliche Moränenbildungen in der Gegend von Zürich am rechten Ufer des Sees vor. Auch die Gegend von Montreux und von Nyon am Genfer See dürfte dergleichen aufzuweisen haben, ebenso das Rheinthal und vielleicht das Gebiet des Säntis.

Es sind dies nur Andeutungen, die hauptsächlich zum Zweck haben, die Aufmerksamkeit aller Derjenigen, welche für die Erkenntniß unseres Bodens einiges Interesse hegen und nicht als blinde Touristen ihren Bädeker abwandern, auf diese eigenthümliche Form der Landschaft lenken. Sollte sich die hier aufgestellte Theorie bestätigen, so hätten wir einen Landschaftstypus mehr in der Geographie einzuführen, und zwar einen solchen, der nicht zu den unbestimmtesten und uninteressantesten gehört — die Moränenlandschaft.

Blätter und Blüthen.

Ein Besuch bei Christian Fürchtegott Gellert. Wer wollte es den biederen Hainichern von heute und ehemals verargen, wenn sie den Leipziger Professor mit Stolz den Ihrigen nannten? Zweifelhafter dürfte der Anspruch der Bewohner der umliegenden Ortschaften sein, die den Dichter darum als den Ihrigen betrachteten, weil sie in der Jugend seine Mitschüler und Gespielen und später seines Vaters Beichtkinder waren. So vier Bäuerlein aus dem nahen Berthelsdorf, deren Namen Klio in die Tafeln der Erinnerung glücklicher Weise unlöschbar eingezeichnet hat. Sie unternahmen die für die damalige Zeit gewaltige Reise nach Leipzig, um auch einmal in ihrer Weise in den Genüssen der Messe zu schwelgen und vielleicht auch das durch Gellert unsterblich gewordene Rhinoceros zu sehen. Aber in Leipzig gewesen zu sein und den Professor nicht zu sehen, wahrhaftig! das hieße, „in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben.“ Darum faßt man sich ein Herz und sucht den ehemaligen Spielgenossen, der unterdeß die höchste Staffel europäischen Ruhmes erstiegen — hat ihn doch selbst der alte Fritz einer Audienz gewürdigt und ihm einen Schimmel verehrt! — in seiner bescheidenen Junggesellenwohnung auf. Ermuthigt durch den überaus herzlichen Empfang und in wohlberechtigter Erwägung des Umstandes, daß man daheim, wenn sie ohne handgreiflichen Beweis von ihrem Besuche erzählen, ihnen zurufen könnte: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube,“ faßt endlich Einer, da sie bereits Abschied genommen, den Muth zu der kühnverwegenen Bitte um „ein paar Zeilen“ von seiner Hand. Man tritt in's Zimmer zurück; Müller und Zobel behalten im Entzücken ihres Herzens über die Leutseligkeit des verehrten Landsmannes oder aus angestammter Unkenntniß der nöthigsten Höflichkeitsformen den Dreimaster auf dem Kopfe.

Sinnend blickt Gellert alle Vier nochmals an, setzt sich dann an seinen Schreibtisch, und schalkhaft lächelnd überreicht er nun den Scheidenden das billet-doux. Daheim angekommen, versammeln sie die männlichen Ortsangesessenen im Gasthofe, und ein des Lesens Kundiger muß den andächtig Lauschenden den Inhalt des feierlich entfalteten Documentes verkünden. Groß war nun allerdings das Staunen der Meßreisenden, als sie offenen Mundes und voll gespannter Erwartung das Verslein hörten — man erinnere sich, sie hießen Wohlgemuth, Schütze, Müller und Zobel — das Verslein also:

Wär' ich immer wohlgemuth
Und ein guter Schütze,
Schöß ich Müllern durch den Hut,
Zobeln durch die Mütze.

Dr. G. H.

Kleiner Briefkasten.

G. B. in S. Der allegorische Scherz „Ein Mene Thekel für Aschermittwoch“ in Nr. 7 unseres Blattes ist das Erstlingswerk eines Schlesier Zeichners, Namens Adolf Pettinger. Die Leistungen dieses bisher noch völlig unbekannten Talentes sind um so anerkennenswerther, als Pettinger nicht Künstler von Beruf ist, sondern ohne jede akademische Vorbildung, ja, ohne auch nur eine Stunde Zeichenunterricht genossen zu haben, seine ganze Fertigkeit in der Führung des Stifts durch eigene Kraft errungen hat. Sie werden mit uns in den Wunsch einstimmen: „Ehre und fröhliches Gedeihen diesem wackeren Streben!“

An den Kynologen in Danzig. Von der Redaction der Gartenlaube beauftragt, Ihre Frage, ob die Bergmann'schen Hunde in Waldheim wirklich so schön wie auf meinen Bildern sind, selbst zu beantworten, kann ich nur in vollster Aufrichtigkeit versichern, daß dies der Fall ist. Denn ich bin kein Hundekenner, und habe mich schon aus diesem Grunde, wie ich dies aber auch sonst stets thue, begnügen müssen, Cäsar und die übrigen Hunde nur so treu wie möglich darzustellen, und bei dem im Herbste des vorigen Jahres erschienenen großen Bilde war dies schon deshalb nothwendig, um die bedeutenden Formenunterschiede wiederzugeben, welche wohl auch jeder Hundekenner herausfinden wird. Die Bilder stehen insofern noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, als die herrliche Färbung der Thiere, vor Allem die classische Farbe Cäsar's, gar nicht angedeutet werden konnte. Dagegen ist bei dem im Frühjahre 1872 erschienenen Einzelbilde Cäsar's die Behaarung desselben selbst bis auf die einzelnen Locken völlig genau wiedergegeben, was keine leichte Aufgabe war. Von diesem Blatte und dem zugleich in jener Nummer erschienenen Kopfe Cäsar's würde ich Ihnen aus Freude über Ihr Interesse gern einen Separatabdruck schicken, wenn ich Ihre Adresse wüßte. H. Leutemann.

E. H. in Schw. Ein Institut, wie Sie es im Auge haben, ist das kürzlich unter dem Namen „Berliner Frauenschutz“ (Berlin, Friedrichsstraße Nr. 213) von der Frau Justizrath Helene Martins, geborenen Cosmar, gegründete. Dasselbe macht es sich zur Aufgabe, Vermittler auf dem Gebiete weiblicher Berufsthätigkeit zu sein, und ist seiner Solidität wegen namentlich solchen Damen warm zu empfehlen, welche entweder als Repräsentantinnen, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Vorleserinnen, Gesellschafterinnen, Kindergärtnerinnen, Bonnen oder Wirthschafterinnen placirt zu sein oder Kräfte aus diesen Berufszweigen ihrem Hause zu gewinnen wünschen.

Berichtigung. In Nr. 4 unseres Blattes ist in dem Artikel „Was uns die Waldmenschen erzählen“, auf Seite 60 in der letzten Zeile der ersten Spalte zu lesen: „Gesandtschaft in Ava“, statt „Arta“, und in der drittletzten Zeile der zweiten Spalte: „uns in der Entwickelungsgeschichte“, statt „und von ꝛc.“

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

15.

Eben noch der Schauplatz der aufregendsten Scenen, lag das „Thal von Kaschmir“ jetzt wieder unter jener traumhaften, leise durchsummten Stille, wie sie dem heißen Sommernachmittage auf dem Lande eigen ist. Von dort, wo der steinerne Schwan einen Wasserstrahl in das Brunnenbecken goß, scholl schwaches Plätschern, und aus dem Gebüsche steckte ein metallisch schimmernder Glanzfasan seinen grünen Federbusch, um über die Kiesfläche vor dem Hause unter leisem, geisterhaftem Geräusche hinzuhuschen. Nach dem letzten Verrollen des Fahrstuhles weit drüben hätte man meinen mögen, häßliche, aufregende Schattenbilder einer Laterna magica seien für einen Augenblick an dem Hause mit dem Bambusdache vorbeigeflogen, ein solch unberührter Frieden breitete sich wieder darüber hin — aber dort quer über dem Wege lag noch der weithin geschleuderte Pfahl, und auf der Veranda dräute der verhängnißvolle Pulverhaufen, den der in lautloser Majestät hinter dem Hause hervorkommende Pfau erstaunt beguckte. Auf der kühlen Brunnenfluth des Beckens schwammen weiße Rosenblätter, flockig und so massenhaft, als habe der von Rosengesträuch halb verstrickte, wasserspeiende Schwan sein Gefieder abgeschüttelt. Die junge Frau tauchte ihre schmerzende Hand hinein, und jetzt erschrak sie selber, so unförmlich und rothflammend erschien das verletzte Glied zwischen den schwimmenden Blättern.

„Gnädige Frau, da müssen wir Compressen auflegen,“ sagte Frau Löhn — sie kam aus dem indischen Hause, und über dem Arme hingen ihr weiße Leinwandstreifen. ... Sie bekreuzte sich nicht und schlug auch nicht die Hände zusammen bei dem Anblicke; das war nicht ihre Art — dennoch hatte diese barsche Frau, die ihren unzerstörbaren Gleichmuth, ihre innere Kälte und Herzlosigkeit stets selbst mit einer förmlichen Genugthuung hervorhob, etwas an sich, was Liane auffiel — ihre kräftigen Hände schlugen vor innerer Aufregung, als sie ein Stück Leinen in das Wasser tauchte. „Ja, ja — das ist schon so die Mode in Schönwerth,“ sagte sie mit einem Seitenblicke auf das feurige Mal, „ein Schlag auf die Hand, daß man meint, es bleibt kein Knochen heil, oder ein wüthiger Griff an so eine arme kleine Kehle —“

Die junge Frau sah ihr erstaunt in das Gesicht; aber Frau Löhn rang eben den Leinwandfleck aus und schleuderte einen sprühenden Tropfenregen auf den Kies.

„Die da drin liegt, könnte was erzählen,“ setzte sie dumpf hinzu und zeigte mit der triefenden Hand hinter die Glasthür des indischen Hauses. „Ich sage immer, für die Frauenzimmer ist das Schloß dort ein schlimmer Boden“ — sie sprach dasselbe aus wie der Hofprediger — „und wie Sie angekommen sind, gnädige Frau, so fein, so ‚zärtlich‘ — da haben Sie mir in der Seele leid gethan.“

Ihr geschärfter Blick fuhr über das Gebüsch hin und den Weg entlang, aber kein unberufener Zeuge war zu entdecken — nur ein kleiner Affe glitt von einem Baumwipfel auf das benachbarte Bambusdach und hockte auf den First nieder. ... Frau Löhn nahm behutsam die verletzte Hand aus dem Wasser und legte die Compresse darauf — tief darüber hingebückt, sagte sie mehr vor sich hin: „Ja, da liefen sie dazumal Alle im Schlosse zusammen — ich meine vor dreizehn Jahren — und in der Küche hieß es, vor der rothen Stube — da lag der gnädige Herr schon halb und halb im Sterben — hätten sie ‚Die aus dem indischen Hause‘ todt gefunden, der Schlag hätte sie gerührt; hm ja, so jung und so schmächtig und so schneeweiß — solche Leute rührt der Schlag nicht, gnädige Frau. ... Und nachher wurde sie auch gebracht, und dem Manne, der sie trug, hing sie über dem Arme wie ein armes weißes Lämmchen, das sie erschlagen haben — er hat sie für todt da hineingetragen und auf die Stelle gelegt, wo sie noch liegt — nach dreizehn Jahren. ... Ich bin neben ihm hergegangen; ich bin zwar hart — nein, gnädige Frau, in der Stunde will ich einmal die Wahrheit sagen — ich bin nicht hart; ich hab' gar ein dummes, weichmüthiges Herz in der Brust, und dazumal gar, da hab' ich gemeint, es würde mir in Stücken zerrissen, als die arme Frau unter meinen Händen die Augen wieder aufschlug und sich sogar vor der alten Löhn fürchtete und meinte, sie sollte wieder — gewürgt werden —“

Liane stieß einen Laut des Entsetzens aus — Frau Löhn aber rannte ein Stück Weges entlang und sah über den Garten hinweg; dann umkreiste sie das Haus und kehrte beruhigt zurück.

„Wer ‚A‘ sagt, muß auch ‚B‘ sagen,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „und hab' ich mir einmal das Herz über die Lippen laufen lassen, da kann ich nicht mitten drin aufhören. Der Doctor — auf gut Deutsch gesagt, ein Halunke — meinte, die blauen Flecken an dem schneeweißen Hälschen kämen von Blutstockungen — ja, Blutstockungen! Zehn Finger sind's gewesen, die sich da festgekrallt hatten, zehn Finger, sage ich, gnädige Frau.“

Digitized by Google

„Wer hat es gethan?" fragte Liane mit stockendem Athem. Jedem andern Menschen hätte sie vielleicht klug durch ein entschiedenes Verbot das schlimme Geheimniß in die Brust zurückgedrängt, um nicht Mitwisserin zu werden — aber diese ernsthafte Frau, die dreizehn Jahre lang mit Aufbietung aller Willenskraft und geistigen Stärke eine eiserne Maske vorgehalten, imponirte ihr und riß sie hin durch die Art und Weise, wie sie halb widerwillig, halb überwältigt von innerer Bewegung, für einen Moment die Riegel vor ihrer Seele wegschob.

„Wer es gethan hat?" wiederholte Frau Löhn mit einem funkelnden Blicke. „Die Hände, die immer gleich nach der Hetzpeitsche greifen wollen, die Finger mit den Nägeln, die sich so einwärts biegen, als wollten sie nur immer zusammenscharren und als könnten sie nie genug kriegen. . . . Gnädige Frau, er ist ein Teufel! —"

„Er muß sie bitter gehaßt haben —"

„Gehaßt?" lachte die Beschließerin fast gellend auf. „Ist das Haß bei einem Manne, wenn er sich auf den Boden wirft und um Erbarmen heult und winselt? . . . Ja, ja — wer möchte es dem gelben, vertrockneten Gerippe noch ansehen, daß er wie von der Furie besessen hinter so einem armen Weibe hergewesen ist! . . . Da auf der Veranda habe ich gestanden und habe durch's Fenster mit angesehen, wie er vor ihr auf den Knieen gelegen hat. Mit den Händen hat sie nach ihm gestoßen und geschlagen und ist nachher an mir vorbeigeflogen in die Nacht hinaus. Dazumal war er noch flink auf den Beinen — er hat sie durch den ganzen Garten gehetzt; aber sie war ja nur so eine Feder — wie ein Schneeflöckchen war sie. Sie war längst wieder drin und hatte den Schlüssel umgedreht und lag vor der Wiege, wo der kleine Gabriel schlief — da kam er erst wieder an. Ich habe in meiner dunklen Ecke erst geflucht und nachher gelacht — keine drei Schritte weit von mir hat er gestanden und wüthend mit der Faust auf das Holzgitter geschlagen; aber es half Alles nichts — er mußte abziehen."

Lianen erschien plötzlich die ganze Scenerie um sie her anders beseelt — die Frau erzählte so lebendig. Sie sah das junge Weib auf flüchtigen Füßen den Teich umkreisen, Angst und Abscheu in dem schönen, zurückgewendeten Gesichte — und hinter ihr ihn, den Mann der Formen, den kalten Höfling mit der impertinenten Zunge, als halb wahnwitzigen Verfolger — wie war das möglich? . . . Unwillkürlich trat sie einen Schritt vom Brunnen weg, um einen Einblick in das indische Haus zu gewinnen; aber hinter den Fenstern und der Glasthür hingen unbeweglich die steifen, bunten Matten.

„Ja, nicht wahr, Sie haben Mitleid mit ihr, gnädige Frau?" fragte die Beschließerin den Blick auffangend. „Es ist jetzt seit zwei Tagen immer gar still drin; sie schläft viel — um's kurz zu sagen — sie schläft dem Tode entgegen; keine vier Wochen mehr, da ist Alles vorbei."

„War denn Niemand da, der sie beschützte?" fragte die junge Frau mit feuchtem Auge.

„Wer denn? . . . Der sie über's Meer gebracht hatte, der selige gnädige Herr, der steckte viele Monate in der rothen Stube: da hingen die Rouleaux herunter und kein Fenster durfte aufgemacht werden, und wenn ihm die Angst kam, da ließ er auch noch die Läden vorschlagen und steckte Papierschnitzel in die Schlüssellöcher, daß — der Teufel ja nicht hereinkommen könnte. . . . Er ist ein grundgescheidter Herr gewesen; aber mit der Krankheit hat er auf einmal Alles schwarz gesehen, und daß das nicht besser wurde, dafür haben zwei gesorgt — der mit dem geschorenen Kopfe und der Andere, den sie vorhin fortgefahren haben. Da hat's geheißen, er sei krank, weil er den Heidentempel im indischen Garten gebaut habe, und weil sein Herz an ‚der Straßentänzerin' hing — und er hat's geglaubt. . . . Du lieber Gott, was Alles kann man aus einem Menschen machen, wenn er krank ist und es ihm dunkel im Kopfe wird! Hat er aber einmal nach der Frau gefragt, die ihm doch das Liebste auf der Welt gewesen ist, da haben sie gesagt, sie sei untreu geworden und fände Gefallen an einem Anderen — pfui, wie ist dazumal gelogen und betrogen worden! . . . Und sie haben Alle mitgespielt, wie sie waren im Schlosse — Gott verzeih's ihm — mein verstorbener Mann auch. Er war Kammerdiener beim seligen gnädigen Herrn, und wäre um Amt und Brod gekommen, wenn er nur gemuckst hätte."

Das auszusprechen, mochte ihr sehr schwer werden und einen inneren Kampf kosten, denn zum ersten Male fuhr sie mit der Hand über die Augen, um eine Thräne wegzuwischen. „Und da habe ich mir auch ein bitterböses Gesicht einstudirt und alle Welt grob angeschnurrt, und die Frau im indischen Hause war mir ein Dorn im Auge, und ihr Kind erst recht. . . . So ist's gekommen, daß ich den Gabriel aus der Taufe heben mußte, und daß sie mich gewählt haben, die kranke Frau zu pflegen. . . . Nicht wahr, gnädige Frau, ich kann gut Komödie spielen? Es sieht ganz natürlich aus, wenn ich den Gabriel drüben im Schlosse anfahre und in den Ecken 'rumstoße. . . . Ach, und er ist mein Herzblatt, mein Augentrost — ich könnte mein Herzblut tropfenweise für ihn hingeben. Habe ich ihn doch auferzogen vom ersten Athemzuge an, und Thränen genug geweint über das arme Köpfchen, aus dem mich die Augen doch immer so geduldig und liebevoll ansahen, wenn ich auch noch so hart that!" ihre Stimme brach; jetzt weinte sie in der That bitterlich in ihre Schürze.

„Und er ist doch einer von ihrer Familie," setzte sie nach einer kurzen Pause sich bezwingend hinzu und ließ mit einer trotzigen Geberde die Schürze fallen. „Er ist doch ein Mainau, so wahr die Sonne da oben steht — und wenn der selige gnädige Herr ihn auch nie mit einem Auge hat sehen dürfen — sein Kind ist und bleibt der Gabriel."

„Das Alles hätten Sie dem jungen Herrn sagen sollen, als er die Erbschaft antrat," sagte Liane ernst.

Die Beschließerin prallte förmlich zurück und hob die Hände heftig protestirend. „Gnädige Frau — dem?" fragte sie, als höre sie nicht recht. „Ach, das ist nicht Ihr Ernst! Wenn der junge gnädige Herr den Gabriel nur von der Seite ansieht, da zittere ich schon — hu, *der* Blick geht mir durch Mark und Bein! . . . Es ist ja wahr, der Herr Baron ist sonst sehr gut. Er thut viel für die Armen und leidet kein Unrecht, das auf der Hand liegt; aber — er *will* Vieles nicht sehen; er läßt sich nicht gern stören in seiner Lebensfreude, und da geht's — husch — über Manches weg, was ganz anders untersucht werden müßte. . . . Er weiß ja doch auch, weshalb die Kranke immer so aufschreit, wenn die Frau Herzogin vorbeikommt —" sie verstummte.

„Nun, weshalb?" fragte Liane gespannt.

Die Beschließerin sah sie verlegen von der Seite an. „Je nun — der junge Herr Baron sieht seinem Onkel so ähnlich, daß Unsereins manchmal darauf schwören möchte, der verstorbene gnädige Herr sei leibhaftig wieder da. . . . Und da ist er einmal am indischen Hause vorbeigegangen und hat die Frau Herzogin am Arme gehabt" — sie sah sich scheu um — „und die sieht ihn ja immer mit Augen an, als wollte sie ihn verbrennen — ich bin ja nicht dabei gewesen, ich weiß es ja nicht — aber die kranke Frau hat in ihrem Kopfe gemeint, der da draußen sei ihr Liebster, und hat in heller Eifersucht aufgeschrieen — seitdem ist sie immer so unruhig, wenn die Hoheit vorbeireitet. . . . Das beweist doch, wie lieb sie den verstorbenen Herrn gehabt hat — aber der Herr Baron sagt immer nur: ‚die Frau ist wirr im Kopfe', und damit ist die Sache abgemacht. . . . Nein, er rührt keinen Finger, und wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen hat, da muß mein armer Junge ohne Gnade in drei Wochen fort in die geistliche Dressur — und nachher wird er unter die Heiden geschickt; da ist er ihnen freilich nicht mehr im Wege."

„Das geschieht aber doch nur, weil es der Verstorbene gewünscht hat."

Die Beschließerin sah der jungen Frau mit einem langen, sprechenden Blicke in die Augen. „Ja, so sagen sie drüben im Schlosse, aber — wer's glaubt! Haben Sie den bewußten Zettel gelesen?"

Liane verneinte.

„Ich glaub's — wer weiß, wie er aussieht! . . . Sehen Sie, gnädige Frau, an dem Abende, wo Sie unversehens in das indische Haus kamen und so liebevoll mit dem Gabriel waren, da habe ich innerlich aufgejubelt und habe gedacht: endlich schickt unser Herrgott seinen guten Engel. Der Engel sind Sie auch geblieben — ich habe es vorhin erst wieder gesehen, wo Sie so muthig vor der ganzen schrecklichen Gesellschaft dem armen Jungen beistehen wollten; aber durchdringen werden Sie in *dem* Hause nie. Dahinein paßt nur Eine, wie die selige gnädige Frau, die gleich mit beiden Füßen stampfte und den Schloßleuten

Alles an den Kopf warf, was ihr eben in die Hände kam, und wenn es Stahl und Eisen und spitzige Messer und Scheeren waren.... Und da will ich lieber still sein und von dem, was ich weiß, nichts weiter auf Ihr gutes, sanftes Herz legen, denn — Sie haben für sich selber zu kämpfen, schwer zu kämpfen, wenn Sie nur ein ganz kleines Stückchen Heft in der Hand behalten wollen.... Er, der alte böse Mann, wühlt unter Ihren Füßen wie ein Maulwurf — er will Sie um jeden Preis wieder hinausbeißen — und der Andere, der Sie nach Schönwerth gebracht hat — seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau, aber es muß heraus — der wird Sie nicht schützen, nicht halten. Das wissen und sehen wir Alle. Wenn ihm das Treiben des alten Herrn zu bunt wird, da kehrt er Schönwerth den Rücken, macht drei Kreuze und fährt in die weite Welt hinein — was hinter ihm bleibt, das ist ihm sehr einerlei und — die arme junge Frau dazu."

Eine flammende Röthe ergoß sich über Lianens Gesicht — welche Rolle spielte sie in diesem Hause! Die gerade, ungeschminkte Ausdrucksweise der Frau zeichnete ihre zweifelhafte, unwürdige Stellung in schreckhaft klaren Umrissen. „Das wissen und sehen wir Alle," hatte sie eben gesagt — sie war ein Gegenstand der *mitleidigen* Beobachtung. Der ganze Stolz der „Trachenbergerin", aber auch die gekränkte Frauenwürde wurde in ihr lebendig. Aeußerlich wenigstens durfte sie die Demüthigungen, die sie erleiden mußte, nicht zugestehen. „Das Alles geschieht in Folge eines Uebereinkommens zwischen dem Baron und mir, liebe Frau Löhn; darüber haben Andere kein Urtheil," sagte sie freundlich gelassen und hielt der Frau, die betroffen schwieg, die Hand hin, um über die Compresse einen trockenen Leinwandstreifen binden zu lassen.... Am äußersten Ende des Weges erschien eben auch die abgesandte Hofdame mit Leo, „um sich im allerhöchsten Auftrag der Frau Herzogin nach der armen Patientin umzusehen" — wie sie sich beim Näherkommen ausdrückte.

Die Beschließerin verschwand für einen Augenblick im indischen Hause, während Liane in Begleitung der Hofdame und Leo an der linken Hand führend nach den Ahornbäumen zurückkehrte. Sie schauerte in sich zusammen, als sie dort „dem gelben vertrockneten Gerippe" im Fracke mit jedem Schritte näher kam, als sie die bleichen Hände mit den nervös auf dem Tische spielenden Fingern sah, die mit einem wüthenden Griff ein Menschenleben nahezu erdrückt hatten.... Ob diese Finger nicht auch mörderisch die Kehle der Frau gepackt hätten, die jetzt, rasch hinter ihr herkommend, in das Jägerhaus ging, wenn ihm die Ahnung gekommen wäre, daß sie um sein schwarzes Geheimniß wisse, ja daß sie es eben verrathen? Der Mann hatte einen dunklen Schatten, zwei unablässig nach dem Tag der Enthüllung, der Sühne ausspähende Augen neben sich, ohne es zu wissen. Wer hätte das hinter dem mürrischen Steingesicht, in der so ruhig und derb daherkommenden Gestalt gesucht, die jetzt, als sei kein einziges jener fürchterlichen Worte über ihre Lippen geschlüpft, den Anwesenden, und auch Lianen, unbefangen eine Platte voll Erfrischungen präsentirte!

16.

Das Geräusch der wegfahrenden herzoglichen Equipagen war längst verrollt. Auf einen „bittenden Befehl" der Herzogin hatte Mainau sein Pferd vorführen lassen, um sie ein Stück Weges zu begleiten; zugleich war dem Hofprediger die Auszeichnung zu Theil geworden, im Fond neben die fürstliche Frau befohlen zu werden — die Prinzen mußten sich mit dem Rücksitz begnügen. Die Hoheit war offenbar in sehr glücklicher Stimmung — sie wußte ja nicht, daß sich bei diesem Anblick manche Faust in der Residenz insgeheim ballen würde — wer hätte ihr das sagen sollen? Und wenn auch — bah, was lag ihr an der Meinung im Volke, wenn es galt, ihre Kirche zu verherrlichen? Die regierende Linie des herzoglichen Hauses war nicht katholisch — der Erbprinz und sein Bruder wurden im protestantischen Glauben erzogen; dagegen war die Seitenlinie, welcher die Herzogin entsprossen, im Schooß der alleinseligmachenden Kirche verblieben. Die zumeist protestantische Bevölkerung des Landes war deshalb nie sehr erbaut gewesen von der Wahl des Regierenden, welche die bigotteste der Durchlauchtigsten Cousinen auf den Thron gehoben hatte. Es währte auch damals nicht lange, da war der Caplan des wenig begüterten Seitenzweiges Hofprediger geworden, und wenn nicht die Hand des Todes jäh dazwischen gegriffen hätte, dann wäre — so raunte man sich zu — ein Glaubenswechsel auf dem Throne unausbleiblich gewesen; denn der Herzog hatte seine Gemahlin abgöttisch geliebt und sich ihrem Einfluß in allen Stücken blindlings unterworfen.... Wie das personificirte Glück und Unheil saßen sie bei der Abfahrt von Schönwerth nebeneinander, die rosenfarbene, heiterlächelnde Fürstin und der schwarze Priester mit dem eigenthümlich erblaßten Gesicht, der heute für alle verschwenderisch gespendete Huld und Gnade nur ein finsteres Lächeln hatte.

Mit der Verbeugung gegen die Herzogin hatte sich Liane zugleich von Mainau verabschiedet und ihn gebeten, sich für heute ganz in ihre Appartements zurückziehen zu dürfen, was er ihr vom Pferd herab mit spöttisch zuckenden Mundwinkeln ohne Weiteres zugestanden.... Nun war sie allein — der Hofmarschall hatte Leo reclamirt, um nicht so einsam am Abendtisch zu sein, falls Mainau in der Stadt bleiben werde — allein, sich selbst überlassen, in ihrem blauen Boudoir. Sie hatte einen weißen Schlafrock übergeworfen und sich, weil ein stechender Kopfschmerz sie folterte, von der Kammerjungfer das schwere Haar vollständig lösen lassen — das brachte ihr stets Erleichterung.

Trotz dem Kopfweh und mit der verbundenen, heftig schmerzenden Hand hatte sie sich doch einen kleinen Tisch vor die Chaise longue getragen, um an Ulrike zu schreiben; aber mitten in dem Erguß war sie gezwungen gewesen, die Feder hinzuwerfen und mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen sich auf das Ruhebett hinzustrecken.

Da lag sie, den Kopf auf der untergelegten linken Hand, in das blaue Polster geschmiegt, stundenlang unbeweglich und sah die glänzenden Atlasfalten der gegenüberliegenden Wand alle Tinten der Abendbeleuchtung, vom glühenden Purpur bis zum flimmernden Goldgelb wiederspiegeln. Ueber den Busen herab fiel ihr ein breiter Strom des wogenden Haares und lag drunten auf den blauen Cyanen des Teppichs; diese vollen, schweren Ringel konnte der letzte Abendstrahl noch erreichen — sie funkelten fast dämonisch, wie jenes rothe Metall, das die Gnomen eifersüchtig hüten.... So still und gelassen sie sich auch äußerlich verhielt, so fieberhaft jagte ein Reigen von Gedanken durch ihr aufgeregtes Gehirn. Sie mußte an „die lustige, aus Spitzen zusammengewobene Seele" denken, die mit Messern und Scheeren um sich geworfen hatte — diese jasmindustende Valerie war das Schooßkind bei Hofe gewesen, der böse alte Mann sprach nur in vergötternder Ekstase von ihr, und Mainau — nun, er hatte diese Frau nie geliebt; er gedachte ihrer nur unter dem beißendsten Hohn — es war wohl auch nur eine Convenienzheirath, und zwar eine total verunglückte gewesen. Aber er, der sonst jede irgendwie drückende Fessel rücksichtslos abwarf, er hatte auch hier stillgehalten. Er war, wenn ihm „das Treiben zu bunt" geworden, in die weite Welt gegangen, und nur der Tod, nicht das scheidende Wort war zwischen diese Ehe getreten — und das Alles, um den Eclat zu vermeiden!... Welcher Widerspruch in dem Manne, der in Bezug auf *Verirrungen*, wie Liebesabenteuer, Duellgeschichten, tolle Wetten, nicht die geringste Rücksicht auf das Urtheil der Welt nahm — er fürchtete sich wie ein Kind vor jedem Schritte, der einen begangenen *Irrthum*, einen Mißgriff seines Verstandes gleichsam documentiren und *vielleicht* ein wenig Spott und Schadenfreude bei seinen Standesgenossen hervorrufen konnte.... Diese Schwäche berücksichtigend, hatte sie auch heute der Herzogin gegenüber eigenmächtig, aber in der schonendsten Form die bevorstehende Trennung angedeutet, und so war es ihm sicher erwünscht gewesen, denn er war mit der größten Ruhe auf ihr Bestreben eingegangen.... Nicht lange mehr dauerte die Qual, dann war sie wieder daheim — freilich ohne Leo. Bei diesem Gedanken preßte sie die Augen tiefer in das Kissen; sie hatte das Kind unbeschreiblich lieb, und jetzt schon nagte der Trennungsschmerz an ihr; aber selbst ihm konnte sie das Opfer nicht mehr bringen, zu bleiben, jetzt wo sie einen Blick in die Vergangenheit des Hofmarschalls gethan und täglich, stündlich die Fortwirkung seiner Sünden mit ansehen mußte, ohne einschreiten oder auch nur sprechen zu dürfen.... Ein Schauder, wie Fieberschütteln, rieselte durch die weich, in plastischer Schönheit sich hinschmiegenden Glieder der jungen Frau — ihr graute selbst vor der Luft, die sie

in Gegenwart des Mannes mit den mörderischen Händen noch einathmen mußte.

Inmitten dieser Vorstellungen berührte ein leises Geräusch ihr Ohr — war es doch, als müsse dort an der Thür „das gelbe vertrocknete Gerippe" im Fracke impertinent lächelnd stehen und mit den dünnen, verkrümmten Fingern die Falten der Portière zurückraffen — sie fuhr mit einem schwachen Schreckenslaute empor.

„Ich bin's, Juliane," sagte Mainau unter dem blauen Behänge hervortretend. . . . Ich bin's — als ob das nicht noch erschreckender für sie gewesen wäre! — Seit dem Momente, wo er sie zur Trauung abgeholt, hatte er ihre Zimmer nicht wieder betreten. — Sie sprang auf und griff nach der Klingelschnure.

„Weshalb?" fragte er, ihre Hand erfangend.

Unter glühendem Erröthen schüttelte sie das Haar nach dem Nacken zurück und suchte es zu verbergen, indem sie mit dem Rücken hart an die Wand trat. „Ich brauche Hanna für einen Augenblick," sagte sie kurz und grollend.

Er lächelte. „Du vergissest, daß unsere heutige Damenwelt in dieser Haartracht selbst auf der Promenade erscheint — und dann, wozu diese Etikette? Habe ich nicht das unbestrittene Recht, ohne Anmeldung hier eintreten und nach meiner kranken Frau sehen zu dürfen, wann ich will?" — Er strich langsam über das seidenglänzende Haargewoge, das sich trotz aller Bemühungen der jungen Frau doch wieder über Schulter und Arm ergoß, und wie eine Tunika aus Goldgewebe das weiße Kleid bedeckte. — „Welche Pracht!" sagte er.

„Eine etwas verblaßte Schattirung der Trachenberg'schen Familienfarbe," versetzte sie bitter lächelnd, während ihre Linke mit einer kalten Geberde hinabglitt, um seine Hand abzuwehren.

Er stand einen Augenblick betroffen, wobei seine Wangen sich leise färbten — an Ton und Ausdruck mußte er erkennen, daß sie nur einen seiner rücksichtslosen Aussprüche wiederhole; er sann offenbar darüber, wo sie ihn gehört haben könne. „Ich habe den Arzt mitgebracht, Juliane," sagte er nach momentanem Schweigen rasch über eine sichtlich unangenehme Empfindung hinweggehend. „Darf er hereinkommen?"

„Ich möchte ihn nicht bemühen. In Rudisdorf waren wir nicht gewohnt, den Arzt um jeder Kleinigkeit willen zu consultiren — er wohnte viel zu entfernt und —" sie brach ab, wozu denn abermals bekennen, daß sie zu arm gewesen und aus Ersparniß zum Selbstarzt geworden seien! „Das frische Brunnenwasser hat seine Schuldigkeit vollkommen gethan," setzte sie rasch hinzu.

„Er soll Dich auch nicht durch eine Untersuchung der Hand belästigen — zu meiner großen Beruhigung sehe ich ja, daß sie Dir zu schreiben gestattet," antwortete er mit einem Blicke auf die Schreibutensilien und den daneben liegenden angefangenen Brief an Ulrike. „Ich will nur den Folgen der Gemüthsbewegung vorgebeugt wissen — ich habe eben gesehen, daß Dich eine Art Nervenschauer schüttelte."

Er hatte also schon länger hinter der Portière gestanden und sie beobachtet. . . . Warum mit einem Male die Besorgniß, nachdem er bei dem Vorfalle selbst und auch später die verletzendste Kälte und Theilnahmlosigkeit an den Tag gelegt? — „Deshalb?" betonte sie mit halbem Lächeln, den Kopf über die Schulter nach ihm wendend. „Du scheinst zu vergessen, daß ich eine ganz andere Lebensschule durchmachen mußte, als die meisten meiner Standesgenossinnen — ich müßte nicht Ulrikens Schwester, nicht meines Bruders ‚Famulus' gewesen sein! Wir haben wirklich nie Zeit gehabt, in aristokratischer Weise unsere Nerven zu berücksichtigen und zu verhätscheln; wir haben uns derb abgehärtet, wie es Diejenigen müssen, die innerlich unabhängig bleiben und ihre geistige Bewegung ungehemmt sehen wollen. . . . Ich bitte Dich, den Doctor schleunigst zu entlassen — er wartet doch wohl draußen?" Sie sprach die letzten Worte hastig, aber mit Nachdruck — er konnte nicht mißverstehen, daß sie auf diese Weise seinen „Krankenbesuch" abzukürzen wünsche.

„Er wartet nicht draußen, und wenn auch, er könnte sich das ruhig gefallen lassen — der gute Mann sitzt drüben im Gartensalon und läßt sich seine Flasche Burgunder schmecken," versetzte er spöttisch und trat tiefer in das Zimmer — seine Augen glitten über die Wände hin. „Ach sieh da! Das blaue Boudoir — aufrichtig gestanden, meine ganze Antipathie — ist merkwürdig wohnlich und traulich geworden. Die mattweißen Elfenbeingruppen vor den blauen Atlasbehängen machen einen malerischen Eindruck; sie beleben das Zimmer, wie die weißen Azaleenbäume dort im Fenster. . . . Und daß hier auch einmal ein Tisch steht! — Ja, siehst Du, das ist's gewesen, was mich immer so angewidert hat — dieses stundenlange, sybaritische, faule Versinken Valerie's in diesem gleißenden Polsterwerke."

Er warf einen Blick durch die weit zurückgeschlagene Thür des anstoßenden Salons. „Und wo malst Du denn, Juliane? Ich sehe keinerlei Arrangement — doch nicht in der Kinderstube?"

„Nein, ich habe mir das Cabinet neben meinem Ankleidezimmer dazu eingerichtet."

„Den engen, kleinen Winkel, der, wie ich mich erinnere, nicht einmal eine vortheilhafte Beleuchtung hat? Wie kommst Du auf diese merkwürdige Idee?"

Sie sah ihm fest und voll in das Gesicht. „Ich glaube, Die, welche die Kunst in ihrer Heiligkeit erfassen, haben einige Fühlfäden mehr in der Seele — sie sind sehr empfindlich in unsympathischer, feindlicher Atmosphäre —"

„Und ziehen sich beleidigt zurück — das geht gegen meine Ansichten vom Damendilettantismus. Ich habe doch Recht, wenn ich auch heute dahin belehrt worden bin, daß es Ausnahmen giebt. . . . Was soll denn aber nun im Winter werden? Das Cabinet ist nicht heizbar."

„Im Winter?" wiederholte die junge Frau in staunendem Schrecken — sie faßte sich jedoch rasch. „Ach so — Du hast wahrscheinlich nicht bemerkt, daß im Rudisdorfer Gartensalon ein prächtiger Kamin steht — trotz der Glasfronte läßt sich der große Raum doch sehr gut heizen, und wird es ja zu kalt, dann bewohne ich mit Ulrike in der Bel-Etage ein hübsches, warmes Eckzimmer, das Du nicht kennst."

Eine tiefe Gereiztheit glomm in dem Blicke, welchen er an der vollkommen ruhig dastehenden Gestalt seiner jungen Frau niedergleiten ließ — nur an dem Heben und Senken des Busens konnte er bemerken, daß sie in fast athemloser Spannung sprach.

„Sitzt die Schrulle wirklich so fest da drin?" fragte er langsam und berührte mit dem Zeigefinger leicht ihre weiße Stirn.

„Ich weiß nicht, was Du mit diesem Worte bezeichnen willst," versetzte sie, mit kühlem Ernste zurückweichend — sie strich unwillkürlich über die Stelle, die er berührt hatte, als gelte es, einen Makel wegzuwischen. „Für Schrullen ist mein Kopf wohl noch zu jung — ich nehme mich auch sehr in Acht vor dem innerlichen Cajoliren irgend einer kleinlichen, einseitigen Liebhaberei. . . . Du brachtest aber diese ‚Schrulle' in Verbindung mit meiner Rückkehr nach Rudisdorf — ist sie nicht unser Beider Wunsch und Wille?"

„Ich meine, Dir heute bereits das Gegentheil versichert zu haben," sagte er — es war ein angenommener Gleichmuth, mit dem er die Achseln zuckte — sie wußte, daß er bei dem nächsten widerspruchsvollen Wort ihrerseits auffahren würde, aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Zuerst allerdings," gab sie zu; „aber später, im Beisein der Herzogin, hast Du Dich vollkommen einverstanden erklärt" —

Er lachte auf, so bitter und schallend, daß sie erschrocken verstummte. „Ich glaube wohl, daß es Deinem verletzten Stolz und Hochmuth eine köstliche Genugthuung gewesen wäre, wenn ich in jenem Deinerseits wirklich an den Haaren herbeigezogenen Moment erklärt hätte: ‚Diese Frau will sich um jeden Preis von mir losmachen — ich bitte sie aber fußfällig, mich nicht zu verlassen; sie wirft mir Alles, was ich ihr biete, vor die Füße und kehrt lachenden Muthes in ihre alte Armuth und Entbehrung zurück, lediglich um sich — zu rächen!' . . . Schöne, junge Frau, eine solche eclatante Revanche vor solchen Ohren, wie sie heute begierig auf jedes Deiner Worte lauschten, gestattet kein Mann seiner Frau, selbst wenn er — sie lieben sollte."

Lianens heiße Wangen erblaßten vor innerer Aufregung — sie war tief beleidigt — auf seine letzten Worte hörte sie gar nicht mehr; sie wolle sich rächen, hatte er gesagt

„Mainau, ich bitte Dich ernstlich, nicht in so ungerechter und verletzender Weise vorzugehen," unterbrach sie ihn mit

Abgabe der Beichtzettel. Originalzeichnung von Mathias Schmid in München.

Digitized by Google

fliegendem Athem. „Rache! Ich habe dieses Gefühl nie kennen gelernt und weiß bis zu diesem Augenblicke nicht, in welcher Weise es wohl die Menschenseele erschüttern mag; aber ich denke mir, jeder Racheanwandlung muß wohl eine Leidenschaft vorangehen, und ich wüßte nicht, daß mein Aufenthalt in Schönwerth eine solche, sei es nach welcher Richtung hin, in mir erweckt hätte. . . . Der Hofmarschall hat mich oft tief gekränkt — ich habe Dir aber selbst erklärt, daß ich den Kranken in ihm berücksichtige und so viel wie möglich seine Angriffe mit ruhigem Blute zurückweise. . . . Und Dir gegenüber? Wie könnte ich Kränkungen rächen wollen, die keine sein sollen, und deshalb für mich auch keine sind? — Wir können uns beiderseits kein tiefes Weh zufügen."

„Juliane, hüte Dich! In diesem Augenblicke ist jedes Deiner Worte ein wohlüberlegter Messerstich — Du weißt es sehr genau, daß Du verbittert bist."

„Das verneine ich entschieden," sagte sie ruhig und unbeirrt; „verletzt und entmuthigt bin ich, aber nicht verbittert. Entmuthigt deshalb, weil mir mein Wirken in Deinem Hause vorkommt, als ob ich Wasser mit Sieben schöpfe — auch bei Leo's Erziehung drängt sich mir diese Ueberzeugung auf — es wird mir von anderer Seite zu viel entgegengearbeitet. . . . Ich habe eben angefangen, über die Angelegenheit an Ulrike zu schreiben."

„Ah, das ist ja die beste Gelegenheit, mich zu informiren," rief er, rasch an den Tisch tretend.

„Das wirst Du nicht thun, Mainau," sagte sie ernst, aber mit bebenden Lippen und legte die Hand protestirend auf seinen Arm, der nach dem Briefe griff.

„Das werde ich sicher thun," versetzte er, heftig ihre Hand abschüttelnd. „Ich habe das unbestrittene Recht, Briefe meiner Frau zu lesen, die mir verfänglich erscheinen. . . . Sieh in den Spiegel dort, Juliane! Solche erblaßte Lippen hat das böse Gewissen. . . . Ich werde Dir den Brief vorlesen."

Er trat in das Fenster und las laut, mit sarkastischer Betonung: „‚In vierzehn Tagen spätestens komme ich nach Rudisdorf — für immer, Ulrike! . . . Da steht dieser Erlösungsschrei so kalt und nüchtern auf dem Papier — er wird Dir keine Vorstellung davon geben können, wie sonnig es in mir geworden ist, seit ich weiß, daß ich wieder mit Dir und Magnus zusammenleben werde.' — Armes Schönwerth!" schaltete er mit bitterem Spott ein. — „‚Glaube ja nicht, daß die Lösung eine gewaltsame ist; sie vollzieht sich in richtiger Consequenz zwischen zwei Seelen, die bis in alle Ewigkeit nicht zusammen gehören, von denen die eine aber das Aufsehen bei den Menschen fürchtet, während die andere zurückbebt vor jedem in die Stille der Häuslichkeit fallenden zornigen Wort — der Bruch geschieht mithin leise, unhörbar — die scandalsüchtige Welt bleibt sicher unbefriedigt. . . . Eines Tages wird die Baronin Mainau aus Schloß Schönwerth verschwunden sein, lautlos verschwunden aus den Räumen, in denen sie kurze Zeit als ‚Schattenherrin' gewaltet, aus dem Gedächtniß der Leute, die ihre unhaltbare Stellung vom ersten Augenblicke an begriffen und in der kaum Eingetretenen zugleich die Scheidende gesehen und bemitleidet haben. . . . Und Deine Liane? Man hatte sie nicht mit der Wurzel dem heimischen Boden entnommen, sie wird nach kurzer Unterbrechung weiter wachsen unter dem Sonnenschein Eurer Augen — meinst Du nicht, Ulrike? . . . Du weißt, ich habe es immer grausam gefunden, eine Pflanze abzuschneiden und mit der Wunde in eiskaltes Wasser zu stellen — und jetzt ist dieses Mitgefühl erst recht lebendig in mir geworden; ich weiß, wie das wehe thut. Einige keke Triebe und Schößlinge meiner Seele lasse ich verwelkt in Schönwerth zurück — das allzu kühne Vertrauen auf die eigene moralische Kraft und das unkluge Herausfordern der Gesellschaft, die auch nicht einen Hauch von Lebensodem für mich und meine Anschauungen hat — diese Lehre kann mir nicht schaden. . . . Sieh, ich mußte damals, als er auf der Terrasse zu Mama sagte: ‚Liebe kann ich ihr nicht geben, ich bin aber auch gewissenhaft genug, in ihrem Herzen keine wecken zu wollen,' hinabgehen und ruhig den Ring in seine Hand zurücklegen; nicht um der versagten Liebe willen — dazu hatte ich ja kein Recht; ich brachte ihm ja auch noch kein solches Gefühl entgegen — sondern weil die letzten Worte eine grenzenlose Eitelkeit bekunden'" — das Blut schoß dunkel in Mainau's Gesicht; heftig die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend, hielt er im Lesen inne und warf über das Papier hinweg einen tiefgereizten und doch unsicheren Blick auf seine Frau.

In dem Augenblicke, wo er vom bösen Gewissen gesprochen, hatte sie ihre Arme ruhig unter dem Busen verschränkt; und so stand sie noch; nur war es, als recke sich die schlanke Gestalt unter seinem Blicke noch stolzer auf; ein feiner, schöngewölbter Fuß erschien unter dem Kleidsaume und stemmte sich fest auf den elastischen Cyanenteppich — eine Stellung, welche die sonst so graciös geschmeidige Erscheinung neu und fremd machte — aber die dunkelblonden Wimpern lagen tief auf ihren Wangen; ohne es gewollt zu haben, sagte sie dem Manne dort eine häßliche Wahrheit in das Gesicht; er mußte sich schämen, und sie erröthete mit ihm.

Er trat dicht an sie heran. „Du hast vollkommen Recht mit Deinem Urtheil," sagte er scheinbar beherrscht; „ich bin ja nicht blind gegen diese meine große Schwäche — und wenn ich mir jetzt denke, daß Du mit Deinem fein unterscheidenden Ohr, mit Deiner scharfen Kritik eine so plumpe Aeußerung von mir gehört hast, so — steigt mir das Blut in's Gesicht. . . . Aber nun, Du gestrenge Richterin, mache ich Dir auch einen Vorwurf — ich war eitel; Du aber warst falsch, als Du — Verachtung im Herzen — die Lippen schlossest und mit mir gingst —"

„Lies noch einige Zeilen," unterbrach sie ihn bittend, ohne aufzusehen.

Er ging nach dem Fenster zurück — es dämmerte stark. — „‚Ich wußte, daß ich nach einem solchen Ausspruche aus seinem Munde nie und nimmer in Versuchung kommen würde, auch nur einen Funken von Sympathie für ihn zu empfinden'" — las er mehr für sich — „‚und daß ich dennoch mit ihm ging und zum zweiten Male das heilige Ja am Altare entwürdigte, das machte mich zur Mitschuldigen bei einem ungeheuren Frevel — und dafür giebt es keine Beschönigung, denn ich hatte die urtheilslosen Backfischjahre längst hinter mir.'" —

(Fortsetzung folgt)

Die wahren Blutsauger.

Von **Brehm.**

Die Vampirsage, welche, Dank der fortdauernden Pflege des Aberglaubens, trotz ihrer Wahnwitzigkeit und Abscheulichkeit noch in unseren Zeiten und selbst von sogenannten Gebildeten für wahr gehalten wird, findet auch in der Naturgeschichte der Thiere nicht die geringste Begründung. Wohl hat man einigen Fledermäusen den Namen Vampire gegeben, dies aber ist erst in Folge des Vampirglaubens geschehen; denn die Kenntniß blutsaugender Fledermäuse ist nicht so alt wie jener Aberglaube. Mich kümmert es herzlich wenig, wie viel Antheil die griechischen Pfaffen an der Befestigung und Verallgemeinerung des, wie man sagt, von ihnen ausgehenden Afterglaubens haben; ich will nur die Fledermäuse von dem Verdachte freigesprochen wissen, daß sie es gewesen seien, welche einem so hirnlosen Wahne Vorschub geleistet haben könnten.

Unter den Fledermäusen, welche bekanntlich über die ganze Erde sich verbreiten, giebt es thatsächlich einige, welche mit der Gier eines Raubthieres an dem Blute anderer Säugethiere und verschiedener Vögel sich erlaben. Obschon die meisten Mitglieder dieser arten- und gestaltenreichen Ordnung durch ihre eifrigen Kerbthierjagden zu wahren Wohlthätern der Pflanzenwelt und dadurch für uns zu überaus nützlichen Geschöpfen werden, lassen sich andere doch Eingriffe in das Besitzthum des Menschen zu schulden

kommen, indem sie in Obst- und Weingärten einfallen und hier unter Umständen beträchtlichen Schaden verursachen, und ebenso werden andere dadurch wenigstens lästig, daß sie die Hausthiere anzapfen und unter Umständen selbst Menschen angreifen. Von den letztgenannten Fledermäusen will ich hier sprechen.

Während bei den übrigen Flatterthieren meist nur das Ohr und damit das Gehör eine hohe Entwickelung erlangt hat, bemerkt man bei den Blattnasen, welche ziemlich allgemein im Verdachte des Vampirthums stehen und theilweise als Blutsauger erkannt worden sind, eigenthümliche Wucherungen auf der Nase in Form häutiger Aufsätze, deren Gestalt mannigfachem Wechsel unterworfen ist, im Wesentlichen aber aus einem mehr oder minder entwickelten Hautblatte besteht. Wenn dasselbe vollständig ist, wird es zusammengesetzt durch das sogenannte Hufeisen, den Längskamm und die Lanzette, wogegen es in seiner einfachsten Form als eine quer über die Nasenspitze gehende Hautfalte sich zeigt. Hinter den Nasenlöchern kommen außerdem vielfach eigenthümliche Vertiefungen und Löcher und um die Nasenfalten auf Lippen und Wangen Fleischwarzen vor, welche eine bestimmte Rolle spielen müssen, da sie erfahrungsmäßig den Thieren wichtiger als die Augen sind. Höchst wahrscheinlich schärfen sie den Geruchs- und Gefühlssinn; doch liegt hierüber ein Schleier, welcher bis jetzt noch nicht gelüftet werden konnte. Zur Verschönerung des ohnehin nicht ansprechenden Fledermausgesichts tragen weder die Hautblätter noch die Warzen bei, verhäßlichen im Gegentheil das Thier auf das Höchste. Wer sonst Lust hat, sich mit unfruchtbaren Deuteleien abzugeben, mag annehmen, daß der Ausdruck des Vampirgesichts bereits auf sein unheimliches Treiben hindeute; wer ruhiger und vernünftiger urtheilt, wird in den Hautblättern Organe von außerordentlich feinem Bau, also bewunderungswürdige Gebilde erkennen müssen.

Blattnasen giebt es in allen Erdtheilen und ebensowohl in heißen wie in gemäßigten Gegenden. Auch unser Vaterland besitzt in den Hufeisennasen zwei Arten der Gruppe, zu denen sich in Süd-Europa noch mehrere gesellen; doch erlangt die Familie erst in dem heißen Gürtel der Erde ihre volle Entwickelung. Insbesondere scheint Süd-Amerika alle Bedingungen zu erfüllen, welche das Leben einer Blattnase angenehm machen können; hier leben mindestens die größten und die blutgierigsten Arten. Gleichwohl darf man nicht wähnen, daß das Vampirthum nur in Süd-Amerika üblich sei; neuere Beobachtungen haben im Gegentheile festgestellt, daß auch asiatische Blattnasen Blutsauger sind, ja daß selbst unsere deutschen Arten dann und wann, vielleicht öfter als wir vermeinen, ein lebendes Wesen anzapfen. Zur Beruhigung meiner Leserinnen, unter deren Mißfallen die Fledermäuse ohnehin schwer zu leiden haben, darf ich versichern, daß, bis jetzt wenigstens, noch kein einziger Fall eines rücksichtslosen Angriffes unserer einheimischen Blutsauger auf Menschen bekannt geworden ist, diese vielmehr die üble Gewohnheit ihrer Zunft nur an andern Mitgliedern ihrer Ordnung und höchstens ausnahmsweise noch an einer schlafenden Taube oder einem träumenden Huhne bethätigen. Minder rücksichtsvoll gegen den Gebieter der Erde zeigen sich die Blutsauger Süd-Amerikas, und wahrscheinlich sind es gerade die an Größe die unserigen nicht übertreffenden Arten, denen man die Hauptschuld aufzubürden hat. Wenigstens verzehren die größeren Arten, diejenigen, denen man den Namen Vampire gegeben hat, nach neueren Beobachtungen erwiesenermaßen Kerbthiere und Früchte und sind bis jetzt beim Blutsaugen noch nicht ertappt worden.

Die Berichte und Klagen über das Blutsaugen der Fledermäuse gehören zu den ältesten Nachrichten, welche wir über Amerika haben. Früher weiß man nichts von Vampir- und Fledermausgeschichten; denn die Angaben Herodot's von großen Fledermäusen in Arabien, welche „auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren, so daß die Leute, welche die Casia sammeln, ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder bedecken müssen, um sie von ihrem Leibe abzuhalten", tragen den Stempel der Unwahrheit an der Stirn und beziehen sich vielleicht auch nur auf Flederhunde, welche ihrer Größe halber den Leuten aufgefallen sein können. Dagegen weiß Geßner bereits von Blutsaugern zu erzählen.

„In Darienen der Landschafft des newen Lands," sagt er, „worden die Hispanier in der Nacht von den Flädermäußen geplaget, welche, so sie einen schlaffenden vnversehens gebissen hatten, blutet er sich zu todt, dann man hat etliche von diesem Schaden todt gefunden. So dieses Thier einen Hanen oder Henne vnder offenem Himmel gefunden, hefftet es ihm den Angel in seinen Kamm vnd bringt ihn vmb, als Petrus Martyr schreibet. In mehrertheils Orten Parie oder Indie haben die Hispanier Flädermäuß, so nicht kleiner dann die Turteltauben gewesen, gefunden, welche angehends der Nacht auf sie schossen vnd sie mit irem vergifften Biß taub machten also, daß sie da hinweg zu fliehen gezwungen worden, als obgenannter ausweiset. Solche Flädermäuß sollen auch in Vraba, der grösten Insel deß newen Lands in einem Maß gefunden werden, nicht kleiner dann die obgenannten, thun auch gleichen schaden, als etliche Hispanier erfahren haben. Ancisus der Vogt oder Feldtherr, so dann außgeworffen war, als ich ihn fraget von diesem vergifften Biß, sagt er mir, daß er Sommerszeit, als er von Hitz wegen den Schenkel entdeckt, von einer Flädermauß in eine Versen gebissen war, welches jm nicht mehr Schaden gebracht hab, dann wenn er von einem andern vnvergifften Thier verletzt worden. Andere sagen, der Biß sei gantz vergifft, aber mit Meerwasser bestrichen, werde er von stund an heil, als der obgenannte lehret."

Genauere Berichte giebt der Spanier Azara, welcher die Blutsauger „Beißer" nennt. „Zuweilen," bemerkt er, „beißen sie sich in dem Kamm und in den Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn die Wunden, wie fast immer geschieht, sich entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe und zwar regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit den Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst viermal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglich rund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie an den aufgetriebenen Rändern. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa drittehalb Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag die Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihm hervorbringen. Das Blut kommt weder aus den Hohl- noch aus den Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern blos aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie unzweifelhaft es schlürfen und herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch am Gehen verhindert wurde. Weil diese Fledermäuse aber keine Gefahr bringen, blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen."

Man sieht, daß Geßner's Gewährsleute, ebensowohl wie Azara, das Blutsaugen noch wahrheitsgemäß schildern und sich kaum Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen. Solche finden sich erst später in verschiedenen Berichten und zwar, wie ich bemerken will, auch in solchen der neuesten Zeit. Verschiedene Reisende erzählen mit ersichtlichem Behagen wahre Schauergeschichten von Vampiren, unzweifelhaft einzig und allein in der Absicht, ihren gutwilligen und gläubigen Lesern gelindes Gruseln zu verursachen. Ich will nur einen dieser Berichte hier folgen lassen, um zu beweisen, wie unverantwortlich auch sogenannte Naturforscher sich über das Blutsaugen der Fledermäuse auslassen.

„Am unangenehmsten," so will Appun seine Leser glauben machen, „wurden die in leerstehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle Bewohner derselben beschäftigt waren, meine Anwesenheit zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen. Die Vampire beschränkten sich nicht auf eine oberflächliche Kenntnißnahme meiner Person, sondern waren so rücksichtsvoll und vorsorglich in ihrer eigenthümlichen Weise, nach meinem Puls zu fühlen und eine Untersuchung meines Blutes anzustellen. Es gehört lange Gewohnheit dazu, unter so erschwerenden Umständen in Schlaf zu fallen. Ich hatte es jedoch bald so weit gebracht, mich durch dergleichen harmlose Vorkommnisse nicht stören zu lassen, woraus mir nur der einzige Nachtheil entsprang, daß ich meist, nach einer

in einer einsamen Hütte auf diese Weise verlebten Nacht, Morgens beim Erwachen meine Kleider und Hängematten voller Blut fand, das aus kleinen an meinen Fingern und Zehen befindlichen Wunden, welche von Vampiren verursacht waren, hervorströmte. Ich wurde einst in einer solchen Hütte an sieben Stellen, an Fingern und Zehen während der Nacht gebissen und verlor dabei eine solche Menge Blut, daß dasselbe eine förmliche Lache unter meiner Hängematte bildete, wodurch ich mich so schwach fühlte, daß ich mich ungesäumt von meinen Leuten eine Entfernung von zwanzig Stunden zurücklassen mußte, wo ich in Folge des großen Blutverlustes mehrere Tage lang darnieder lag."

Man braucht nicht in Südamerika gewesen zu sein, um diese Erzählung zum Mindesten für höchst übertrieben zu erklären. Außer Appun haben auch noch andere und jedenfalls glaubwürdigere Reisende jahrelang in Südamerika sich aufgehalten, sorgfältig Blutsauger beobachtet und ähnliche Erfahrungen nicht gesammelt. Gerade diejenigen Reisenden, welche nicht allein den erforderlichen Willen, sondern auch die nöthigen Kenntnisse besaßen, um Fledermäuse beobachten zu können, versichern übereinstimmend, daß nur äußerst selten ein Blutsauger auch an Menschen sich wagt. „Obgleich wir," bemerkt Humboldt, „in den Ländern, wo die vampirähnlichen Fledermausarten häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir noch nie von ihnen gebissen worden." Auch Rengger, welcher viele Jahre lang in Paraguay lebte, kennt nur das von Azara angeführte Beispiel, daß Menschen von Blattnasen angezapft worden sind, und ebenso wenig haben Burmeister und Hensel etwas Aehnliches in Erfahrung gebracht. Gleichwohl läßt sich die Thatsache, daß die Blattnasen schlafenden Menschen Blut aussaugen, nicht bezweifeln; die Anzahl der Leute, welche von ihnen geschröpft worden sind, ist jedoch sehr gering, und Jeder, welcher durch die Thiere einen kleinen Aderlaß erhielt, verfehlt nicht, seine gerechte Entrüstung an den Tag zu legen. Bates verlebte elf Jahre in Brasilien und wurde von Fledermäusen oft behelligt, auch von Vampiren gebissen. Während seines Aufenthaltes in Caripe wohnte er in einem Zimmer, welches seit mehreren Monaten nicht gebraucht und an verschiedenen Stellen offen war. In der ersten Nacht bemerkte er nichts Ungewöhnliches, in der zweiten dagegen wurde er durch das Rauschen erweckt, welches ein im Innern des Raumes hin- und herfliegender, zahlreicher Schwarm von Fledermäusen verursachte. Als unser Forscher die von den Thieren ausgelöschte Lampe wieder angezündet hatte, fand er das Zimmer von ihnen erfüllt. Sie flüchteten, weil er mit einem Stocke nach ihnen schlug, kehrten aber bald wieder zurück und umgaukelten das Licht in dichtem Gedränge. In der folgenden Nacht fanden sich mehrere in der Hängematte ein, Bates griff einige von ihnen, welche auf ihm herumkrabbelten, und warf sie gegen die Mauer des Zimmers. Bei Tagesanbruch fand er an sich eine unzweifelhaft von Blutsaugern herrührende Wunde und ließ nunmehr von den Negern das Dach untersuchen, welches jenen zur Zufluchtsstätte gedient hatte. Die Schwarzen fingen mehrere Hundert ein und brachten die meisten von ihnen um.

Aus allen Angaben dieser glaubwürdigeren Reisenden geht also mit nicht anzuzweifelnder Bestimmtheit hervor, daß der Mensch selbst dann keine Gefahr läuft, wenn die Blutsauger sich mit ihnen zu schaffen machen, und daß alle die schauderhaften Berichte kaum mehr als ein Körnlein Wahrheit enthalten. Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich mit vollster Absicht schröpfen, um die Vampire dabei beobachten zu können. Einer von diesen erschien um Mitternacht in seinem offenen Schlafzimmer, segelte geräuschlosen Zuges von einem Ende des Raumes zum andern, nahete sich sodann dem Ruhenden, flatterte anfänglich unter dem Betthimmel hin und her, verkürzte nach und nach seine Windungen, schwebte mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte seine Fittiche außerordentlich schnell, jedoch ohne jedes Geräusch, dem erwähnten Opfer eine höchst angenehme Kühlung zufächelnd, hierauf senkte er sich vollends herab. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war der Biß und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er doch ein leises Schmerzgefühl, wie wenn ein Blutegel sich angesaugt hätte, griff zu und erwürgte den Blutsauger. Diese Erzählung scheint glaublich, weil andere Beobachter, wenn auch nicht an sich selbst, so doch an Thieren Aehnliches beobachtet haben. Doch bemerkt Rengger ausdrücklich, daß er das Fächeln für unmöglich erachte, weil Fledermäuse nicht zu gleicher Zeit saugen und ihre Fittiche bewegen können, er auch stets gesehen habe, daß sie, wenn sie auf die Pferde sich niedersetzen, die Flügel einziehen.

In Gegenden, wo Blutsauger häufig sind, verrathen sie ihre Anwesenheit vornehmlich an Reit- und Lastthieren, und namentlich in der kalten Jahreszeit, in welcher ihnen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse sehr regelmäßig. Zum Ansaugen wählen sie stets bestimmte Stellen, vor allen solche, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und sie leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Burmeister fand die meisten Bißwunden am Widerrist, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst nackte blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge am Becken, wo die Haare auseinanderstehen, doch auch unten am Beine beißen sie gern, seltener dagegen am Halse und nur ausnahmsweise am Kopfe, an der Nase und an den Lippen. So lange der Gaul oder Esel wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran, wird bei ihrem Kommen unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt. Schlafende Thiere aber lassen sich ruhig besaugen. Wie Vampire beißen, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneten Flügeln niedersetzen, die Haare etwas auseinander schieben, das warzige Kinn niederdrücken und nun zu saugen beginnen. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen wie bei Bißwunden, der Rand dagegen ist immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Je nach dem Theile des Körpers hat sie eine Tiefe von ein bis zu zwei Linien, reicht aber niemals bis auf die Haut hindurch und auf die Muskeln. Die Schnittfläche ist nicht senkrecht gegen die Oberfläche der gebissenen Stelle gerichtet, wie sie bei Wunden durch Eckzähne der Fall sein würde, sondern geht im Ganzen parallel. „Man könnte," bemerkt Hensel, „ähnliche Wunden hervorbringen, wenn man die Haut etwas mit einer Kneifzange in die Höhe ziehen und nun mit einem Messer, das wie beim Rasiren etwas über die Haut führe, die Stelle wegschneiden würde. Durch einen solchen Schnitt oder Biß, mit welchem immer ein Stoffverlust verbunden ist, wird eine große Anzahl feiner Hautgefäße durchschnitten, und es tritt sofort eine reichliche und lange dauernde Blutung ein." Nach Beschaffenheit der Wunde glaubt Hensel, daß sie nur durch die Schneidezähne gewisser Arten hervorgebracht werden könne, und scheint deshalb geneigt, die meisten Blattnasen von dem Verdachte des Vampirthums freizusprechen.

Rengger glaubt nicht, daß die Blutsauger sogleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren die Wunde beibringen, vermuthet vielmehr, daß sie vorher durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann erst mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen, durch welche sie ihre ausdehnbare Zunge bohren. Hierdurch erzeugen sie die trichterförmige Einhöhlung. Die Wunde hat an und für sich nichts Gefährliches; da jedoch zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, werden die Thiere durch den Blutverlust, welchen jene unmittelbar und mittelbar verursachen, sehr geschwächt und haben außerdem daran zu leiden, daß die Schmeißfliegen gern in solche Wunden ihre Eier ablegen und dann sehr bösartige Geschwüre hervorrufen.

Hensel nimmt an, daß die Blutsauger Südamerikas, da das Pferd hier nicht einheimisch ist, ursprünglich auf einen andern Nahrungszweig angewiesen sein müssen. Die größeren Thiere des Waldes sind durch ihre Lebensweise, zum Theil auch durch ihre Geschicklichkeit vor den Bissen der Blutsauger geschützt; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß letztere kleine warmblütige Thiere, Mäuse, Vögel und dergleichen fangen, um ihnen das Blut auszusaugen, und daß sie blos in Ausnahmefällen auf Pferde und Maulthiere gehen. Diese Annahme ist unzweifelhaft richtig, wie auch daraus hervorgeht, daß man Blutsauger beobachtet hat, welche andere Arten ihrer Ordnung anzapften.

Kolenati brachte aus einer Höhle Mährens mehrere Hufeisennasen und Ohrenfledermäuse mit sich heim, ließ die ganze Gesellschaft in seinem Arbeitszimmer umherfliegen und sich selbst

eine Ruhestätte suchen, übernachtete sodann mit den Fledermäusen, um sie genauer beobachten zu können, und fand, daß die Beiden zu sehr verschiedenen Zeiten flatterten, die Hufeisennasen seinem Gesichte auch fast bis zum Berühren sich näherten. Als er wenige Tage später die Gefangenen einem Freunde vorführen wollte, bemerkte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß mehrere Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Flügel aufgefressen und eine von ihnen am Kopfe furchtbar verstümmelt war. Blutige Nasen und angeschwollene Bäuche verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigten jeden etwa noch bestehenden Zweifel. Eine weitere Nachforschung ergab aber, daß auch die Ohrenfledermäuse gelitten hatten; denn Kolenati bemerkte auf ihren Flatterhäuten frische Wunden mit schwammig aufgetriebenen Rändern. Hier mußte also folgender Fall eingetreten sein: Die Ohrenfledermäuse waren, während sie ruhten, von den Hufeisennasen angefallen und angezapft worden, hatten sich aber der Blutsauger bemächtigt und sie einfach aufgefressen.

Günstiger für die Blutsauger gestaltet sich die Sache, wenn sie sich kleiner Fledermäuse bemächtigen können. Hierbei lassen sie es dann nicht einmal beim Blutsaugen bewenden, sondern verzehren nachträglich auch das gepackte Opfer. Dies hat neuerdings Blyth in Erfahrung gebracht. In der Vorhalle seines Wohnhauses in Indien bemerkte dieser Forscher eine ziemlich große Fledermaus und beschloß, sie zu fangen. Während der Jagd ließ die Fledermaus eine andere, nach Blyth's Vermuthung ihr Junges, fallen. Dasselbe wurde also zunächst ergriffen und einstweilen in einem Taschentuche untergebracht. Bald darauf glückte es auch, die größere Fledermaus, eine Leiernase, zu erlangen, und nunmehr ergab der erste Blick auf die beiden Gefangenen, daß man es mit zwei gänzlich verschiedenen Arten zu thun hatte. Das vermeintliche Junge wies sich als eine andere Fledermaus aus, und eine genauere Untersuchung zeigte, daß sie am Halse verwundet und geschröpft, auch durch den Blutverlust bis zum Aeußersten geschwächt worden war. Als Blyth am nächsten Tage beide Fledermäuse in einem Käfige wieder zusammenbrachte, stürzte sich die blutsaugende Leiernase mit der Raubgier eines Tigers auf ihr Opfer, packte dieses wieder hinterm Ohre, versuchte wiederholt mit ihm davon zu fliegen und hing sich endlich, als sie die Flucht nicht bewerkstelligen konnte, an den Hinterbeinen auf, sog von Neuem Blut, so lange solches floß, und fraß sodann die Verwundete bis auf den Kopf und einige Theile der Glieder auf.

Nach diesen Beobachtungen hätten wir es also in den Blutsaugern einfach mit Raubthieren zu thun, welche ihre Beute mehr oder weniger ebenso behandeln wie ein Tiger oder Puma die seinige und nur in Ermangelung kleiner Beutethiere größeren für sie unbezwinglichen Geschöpfen Blut abzapfen. Das unheimliche Gebahren der Vampire verliert somit durch die Aufklärung dieser Thatsache sehr viel von seinem Abschreckenden und Entsetzlichen.

Ein Diamantendiebstahl in Kairo.*

Von Adolf Ebeling.

Wenn man von dem Esbekih-Platze in die sogenannte Muskih, die Hauptstraße von Kairo, eintritt, so bemerkt man gleich links unter den ersten Häusern mehrere elegante Juwelierläden, die in ihrer Ausstattung und Einrichtung ganz an einen europäischen in Paris, Wien oder Berlin erinnern. Der zweite von ihnen gehört den Gebrüdern Rochmann, die seit langen Jahren in Kairo ansässig sind und weit verbreitete Geschäftsverbindungen vorzüglich nach Kleinasien und Constantinopel haben. Hinter den blanken Schaufenstern des geräumigen Ladens liegen goldene Uhren und Ketten, Ringe, Schmuck und Geschmeide aller Art, und die Vorübergehenden drängen sich hinzu und betrachten neugierig und sehnsüchtig alle die Herrlichkeiten, ganz wie bei uns zu Hause.

Das eigentliche Geschäft der Gebrüder Rochmann besteht übrigens im Handel mit Edelsteinen, namentlich mit Brillanten, wie denn bekanntlich dieser Handel in Kairo außerordentlich großartig betrieben wird. Edelsteinhändler aus allen Hauptstädten Europas kommen hierher oder senden ihre Agenten, die sich mit den aus Ostindien und Brasilien angekommenen in directe Verbindung setzen und oft Einkäufe zu fabelhaften Preisen machen. Auch werden in Kairo selbst viele Edelsteine verbraucht, schon der Harems wegen, deren Bewohnerinnen bei festlichen Gelegenheiten oft dergestalt mit Schmuck überladen sind, daß Kopf, Hals, Busen und Arme in allen Regenbogenfarben glänzen.

Gegen Ende des Decembers vorigen Jahres hatte sich J.-Pascha, einer der reichsten hohen Herren am Hofe des Vicekönigs, bei den Gebrüdern Rochmann anmelden lassen, um für die Braut seines Sohnes einen Brillantschmuck zu bestellen und zu diesem Zwecke die Steine selbst auszusuchen. Dergleichen ist in Kairo nichts Ungewöhnliches, und es handelt sich dann in der Regel um einige hunderttausend Franken; deshalb beeilten sich auch die genannten Juweliere, wenigstens für eine Million Brillanten zur Auswahl vorräthig zu haben. Später mußte der Pascha nach Suez reisen und ließ den Herren Rochmann sagen, er könne erst in einigen Wochen zurückkommen; sie sollten bis dahin nur Alles in Bereitschaft halten. Diese thaten, wie ihnen geheißen, ließen auch die Steine unbesorgt in dem wohlverschlossenen Schrank ihres Ladens, wie sie seit Jahren und oft bei doppelt und dreifach größeren Quantitäten gethan hatten. An die Möglichkeit eines Diebstahls oder gar eines Einbruches, ohnehin etwas Unerhörtes in Kairo, dachten sie natürlich nicht; denn schon die Localität selbst bot die vollkommenste Sicherheit.

Der Rochmann'sche Laden besteht nämlich, wie die meisten größeren Läden auf der Muskih, aus einem einzigen Raum, der hier allerdings durch eine Zwischenwand in zwei Hälften abgetheilt ist, aber dieser Raum ist von festen, massiven Mauern umgeben und hat nur eine Thür nach der Straße als alleinigen Ein- und Ausgang. Diese Thür und die Fenster zu beiden Seiten sind durch einen auf- und niedergehenden Verschluß aus Eisenplatten, zu welchem noch starke querliegende Eisenstangen kommen, gut verwahrt, und außerdem liegt Nachts auch vor diesem Laden, nach hiesiger Sitte, ein Wächter im Freien vor der Thür, was Letzteres, nebenbei bemerkt, von den neuangekommenen Fremden stets als etwas sehr Curioses betrachtet wird. Mittags schließen die Gebrüder Rochmann ebenfalls ihren Laden auf eine Stunde, wie die meisten ihrer Collegen auf der Muskih, um zum Frühstück zu gehen, aber der Wächter, ein schwarzer Nubier in weißem Turban und weißem Gewande, sitzt dann getreulich auf einer kleinen Matte vor dem Hause.

So waren die Herren Rochmann auch an jenem verhängnißvollen Decembertage fortgegangen; der Aeltere kam indeß aus irgend einem unwesentlichen Grunde etwas früher zurück, schloß die Ladenthür auf und trat ein, während der Nubier den eisernen Verschluß in die Höhe zog. Herr Rochmann bemerkte anfangs nichts Ungewöhnliches, als er sich aber an sein Bureau setzt, sieht er plötzlich die Schrankthür geöffnet, und zwar gewaltsam erbrochen; er stürzt hin und der erste Blick überzeugt ihn, daß ein verhältnißmäßig nur kleiner Kasten, der aber die bewußten Brillanten enthielt, verschwunden ist. Auch sonst fehlen einige Päckchen mit Edelsteinen, und schließlich hat man aus den Ladenfenstern noch einige werthvolle Schmucksachen mitgenommen.

Mittlerweile ist der Bruder gekommen, und Beide sind in den ersten Minuten fast sprachlos vor Schreck und Entsetzen. Sie fassen sich jedoch bald und untersuchen zunächst die Mauern des Ladens, finden aber keine Spur von einem Einbruch. Der

* Verschiedene europäische Zeitungen, unter ihnen auch einige deutsche, brachten bereits im Januar einzelne Notizen über diesen Diebstahl, aber ohne nähere und vorzüglich amtlich beglaubigte Details. Der vorliegende Bericht ist nach den Erzählungen zuverlässiger Augenzeugen und Bewohner der Muskih, hauptsächlich aber nach den Mittheilungen Elias Effendi's, des ersten Beigeordneten des Polizeidirectors von Kairo, niedergeschrieben, der sehr gut französisch spricht und sich zu diesem Zwecke dem Verfasser mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zur Disposition gestellt hat. E.

Nubier, ein alter zuverlässiger Diener des Hauses, hat nichts gehört und nichts gesehen und weiß von nichts. Sie forschen weiter umher und fühlen auf einmal, daß eine der Steinplatten unter ihren Füßen wackelt und darauf noch eine. Sie heben beide Platten ohne Mühe in die Höhe. . . . sie meinen zu träumen, denn sie finden ein großes dunkles Loch im Boden, das ihnen als Lösung des Räthsels entgegenstarrt. Durch dieses Loch, das auf einen unterirdischen Gang schließen läßt, mußten die Diebe in den Laden eingedrungen sein. Aber wohin führte dieser Gang? Kellergewölbe giebt es nicht auf der Muskih, wie es überhaupt keine Keller in den alten Häusern Kairos giebt, die sämmtlich auf höchstens zwei bis drei Fuß tiefen Fundamenten ruhen, und die Fußböden der Erdgeschosse bestehen durchweg aus viereckigen, etwa anderthalb Fuß im Quadrat haltenden Steinfliesen.

Schon war in der Nachbarschaft der Einbruch bekannt geworden. Polizeimannschaft kam und umstellte das Haus, um die Neugierigen abzuhalten, und man schritt zur näheren Untersuchung. Man leuchtete in den unterirdischen Gang hinab, aber Keiner wollte sich hinein wagen, denn es konnte ja möglicher Weise noch Jemand darin versteckt sein. Die Herren Rochmann boten Geld, um das Wagestück zu unternehmen, hundert Franken und mehr; endlich fand sich ein beherzter Araber, der es für sechs Pfund Sterling zu thun versprach. Dies wurde angenommen. Der Araber versah sich mit Waffen, Feuerzeug und einer Kerze und stieg oder kroch vielmehr in den dunkeln Schlund hinab. Man wartete und wartete, fast eine Viertelstunde, der Araber kam nicht wieder. Schon erschöpfte man sich in allerlei Muthmaßungen, als er plötzlich von der Straße aus zur Thür wieder hereintrat, und nun war auch der Schlüssel des Mysteriums gefunden. Der Araber war behutsam fortgekrochen, weiter und weiter, durch verschiedene Windungen des langen Ganges und endlich in einem nach hinten und ziemlich entfernt liegenden Hofe wieder an's Tageslicht gekommen. Der Gang mündete in einem halbverfallenen Bretterverschlage, der natürlich leer war, aber die Aufklärung des Ganzen kam jetzt von allen Seiten.

Man erinnerte sich, wie ungefähr drei Monate früher einige Griechen und Italiener jene Bretterbude gemiethet und dort ein arabisches Kaffeehaus etablirt hatten. Zu einem solchen Etablissement gehört in Kairo nicht viel, und man muß dabei nur ja nicht an ein europäisches Kaffeehaus, oder gar an ein Café auf einem Pariser Boulevard denken. O nein, einige alte Matten und Teppiche, auf denen sich die Gäste mit gekreuzten Beinen niederlassen und ihren Tschibuk rauchen, ein Dutzend Tassen, ein Kessel für das kochende Wasser, ein steinerner Mörser, um darin die gerösteten Bohnen zu Mehl zu zerstampfen, und endlich die Kanne, um durch einfachen Aufguß den Trank zu bereiten — diese Gegenstände genügen zur Ausrüstung eines solchen Kaffeehauses. Daß trotzdem dieser Trank, ohne alle weitere Zuthat, köstlich ist, bezweifelt gewiß mehr als eine meiner Leserinnen; dem ist aber doch so, man muß nur dazu eben in Kairo sein.

Die neuen Wirthe hatten übrigens nur geringen Zuspruch, denn sie vernachlässigten ihre Kunden, die nach und nach wegblieben, zumal in den kleinen Nebengassen der Muskih derartige Kaffeehäuser in großer Menge zu finden sind. Man bemerkte auch, daß sie viele Tonnen kommen ließen, man wußte nicht, ob mit Wein oder Bier, die sie aber nicht ausschenkten, sondern, wie es schien, wieder an andere Debitanten verschickten. So trieben sie es mehrere Monate lang und Niemand bekümmerte sich weiter um sie.

Aber diese sauberen Patrone waren nur Kaffeewirthe zum Schein; Nachts gingen sie an ihr eigentliches Geschäft, und wir wissen schon, an welches. Sie hatten das Terrain mit großem Geschick ausgekundschaftet und danach ihren Plan gemacht. Die Bretterbude lag von dem Hause der Juwelenhändler kaum sechszig Fuß entfernt, es war also möglich, durch einen unterirdischen Gang dahin zu gelangen. Die Arbeit war allerdings eine gewaltige und mit unendlichen Hindernissen verbunden, aber als Lohn winkte dafür die reiche Beute im Rochmann'schen Laden. Fast drei volle Monate gruben und wühlten sie unverdrossen, wie einer von den Verbrechern sofort bei seiner späteren Verhaftung gestanden, Nacht für Nacht, und dabei hing stets das Damoklesschwert der Entdeckung über ihrem Haupte. Zuerst arbeiteten sie sich unter der Gasse durch, natürlich in der nöthigen Tiefe, um jedem Einsturze vorzubeugen, dann stießen sie auf eine alte Mauer, die sie nicht durchbrechen konnten, sondern in einem Winkel umgehen mußten, um dann wieder die alte Richtung einzuschlagen; darauf stellte sich ihnen eine zweite, aber dünnere Mauer entgegen, die sie mit Brechstangen bewältigten, und so näherten sie sich mehr und mehr ihrem Ziele.

Die lose Erde, die so leicht zur Verrätherin hätte werden können, wurde sorgfältig in die erwähnten leeren Fässer geschüttet und dann am hellen Tage durch Fuhrleute an verschiedene Adressen fortgesandt; viele dieser Fässer gingen sogar als Frachtgut per Eisenbahn nach Alexandrien und Suez.

Ingenieure, die später als Sachverständige zur Besichtigung des Baues gerufen wurden, haben ein Gutachten dahin abgegeben, daß sie denselben nicht besser und zweckmäßiger hätten anlegen können, wenn sie damit beauftragt worden wären. Es war ein wirkliches Tonnengewölbe im Kleinen, neunundzwanzig Meter lang bei einem Durchmesser von zwei und einem halben Fuße; Querpfeiler, Stützen und Ständer, nichts fehlte, um den Gang so solid und sicher wie möglich zu machen. Auch die Richtung war auf das Genaueste berechnet, und doch grenzt es fast an's Wunderbare, daß die Diebe gerade unter jenen zwei Steinplatten in den Boden eingedrungen sind, da sie nur wenige Fuß weiter, rechts oder links, unter verschiedenen schweren Möbeln, einen sehr starken Widerstand gefunden haben würden.

Freilich erinnerte sich jetzt auf einmal der ältere der beiden Brüder, daß wenige Tage vor dem Einbruche ein Herr in den Laden gekommen war, um eine Uhr zu kaufen. Dieser Herr, der gut französisch sprach und auch sonst den Eindruck eines Mannes von Stande machte, ließ während des Gesprächs seinen schweren Spazierstock wie zufällig oder wie spielend mehrere Male auf die Steinplatten fallen und wiederholte dies scheinbar unschuldige Manöver auch, als er die Uhr bezahlte und fortging. War dies ein Zeichen für die unten lauernden Diebe, um ihnen diejenigen Steinplatten anzuzeigen, die sich am besten für den Durchbruch eigneten? Damals beachtete Herr Rochmann diesen Umstand kaum; jetzt kam er ihm auf einmal mit doppeltem Gewichte in Erinnerung.

Der Verlust, den die Juweliere durch den Einbruch erlitten, war leicht festgestellt und durch ihre Geschäftsbücher nachgewiesen; er betrug in runder Summe siebenundzwanzigtausendfünfhundert Pfund Sterling, also gegen siebenhunderttausend Franken. Sie erbaten sich eine Audienz beim Vicekönige, die sie auch sofort erhielten, und sie hatten wenigstens den Trost, daß ihnen das Versprechen gegeben wurde, alle Mittel aufzubieten, um die Diebe zu entdecken.

Die Polizei von Kairo ist, wie man dies auch bei dieser Gelegenheit wieder gesehen hat, keineswegs so mangelhaft, wie man es vielleicht in einem Lande, das in so mancher andern Hinsicht noch weit hinter Europa zurücksteht, glauben möchte. In vorliegendem Falle ging sie wenigstens sehr behutsam und geschickt zu Werke, wie man sagt, auf directe Instruction des Vicekönigs. Daß ein Einzelner die complicirte und freche That nicht vollbracht haben konnte, lag auf der Hand; vermuthlich war es eine ganze Bande (die vier Griechen und Italiener, die das Kaffeehaus gemiethet hatten, waren ja den Bewohnern der Gasse bereits bekannt), und nach vollbrachter That hatten sich dann die Diebe den gestohlenen Schatz getheilt und sich sehr wahrscheinlich getrennt. Hierauf basirte die Polizei ihre Operationen.

Gleich nach Entdeckung des Einbruchs ging kein Dampfer mehr von Alexandrien, von Port-Said oder Suez — die beiden letzteren Städte sind die Endpunkte des neuen Suez-Canals — in See, der nicht einige Agenten zur Ueberwachung der Passagiere an Bord gehabt hätte. In Kairo selbst hatte man nach einigen stillen Nachforschungen, die ohne Resultat geblieben waren, die Sache scheinbar fallen lassen, so daß sie im Volke bald in Vergessenheit gerieth und daß auch Andere, die wohl noch daran dachten, aber nach Verlauf von zwei Monaten gar nichts mehr davon hörten, der Ansicht wurden, den Dieben sei ihre Flucht geglückt und die Bestohlenen hätten sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Aus Neapel, Marseille, Paris, London, Triest, Wien und

anderen großen europäischen Städten liefen dann und wann telegraphische Nachrichten an die Polizeidirection in Kairo ein, die aber sämmtlich nur die Vergeblichkeit aller Nachforschungen meldeten; auch die Depeschen aus Constantinopel, Smyrna, Damascus ꝛc. besagten nichts Anderes, so daß man auch in den Hof- und Regierungskreisen bereits der Befürchtung Raum gab, daß alle aufgewendeten Mühen und Kosten umsonst gewesen seien.

Da plötzlich kam Licht in die dunkle Sache und zugleich volles Licht; man hatte einen der Diebe gefaßt und noch einen und später fünf, also vermuthlich die ganze Bande oder doch jedenfalls die Haupträdelsführer. Zuerst meldete dies eine kurze Depesche aus Triest vom 7. Februar, also fast zwei Monate nach dem Einbruche, und schon am 13. Februar traf ein Agent mit zwei der Schuldigen in Alexandrien ein. Dieser brachte die folgenden näheren Details.

Ende Januar waren in Triest drei Griechen mit dem Lloyddampfer von Brindisi angekommen und hatten sich bei einem italienischen Schneider in der Nähe des Fischmarktes einlogirt. Der Eine von ihnen war bald darauf weiter gereist und zwar, wie er sagte, nach Paris. Die Männer hatten nichts Verdächtiges, schienen Geld zu haben, obwohl sie nicht verschwendeten, und brachten den Tag außer dem Hause zu. In Triest kommen ohnehin täglich Angehörige aus aller Herren Ländern, namentlich aus Aegypten, Kleinasien und der Türkei, an. Die Geschichte des Diamantendiebstahls war übrigens auch in Triest bekannt geworden; sie hatte in mehreren dortigen Zeitungen gestanden, und auch der Schneider hatte sie gelesen. Zufällig begegnet er eines Morgens einem der Griechen, geht ihm unbemerkt nach und sieht ihn in einen Juwelierladen am Corso eintreten. Neugierig wartet er, bis Dieser wieder herauskommt, und folgt ihm dann bis zu einer Osterie am Fischmarkte, wo der Grieche seinen Gefährten trifft, ein heimliches Gespräch mit ihm anknüpft, Goldstücke aus der Tasche zieht, dieselben zählt und mit dem Andern theilt.

Hatte dies den Verdacht des Schneiders erregt, oder hatte er schon vorher allerlei Muthmaßungen gehabt? — genug, er spricht noch an demselben Tage mit einem Freunde davon; dieser geht zu dem Juwelier am Corso und erfährt, daß am Morgen ein Grieche, der sich für den Dragoman eines Engländers ausgegeben und auch dessen Adresse im Hôtel de la Ville zurückgelassen, einen kleinen Brillanten für sechszig Pfund Sterling verkauft habe. Mit dieser Nachricht geht der Schneider, von seinem Freunde begleitet, auf die Polizei; sie finden dort einen der geheimen Agenten aus Kairo, und noch an demselben Abende wurden die beiden Griechen im Hause des Schneiders verhaftet. In einem Ledergürtel, den der Eine von ihnen auf dem bloßen Körper trug, fand man eine Menge großer und kleiner Brillanten, beinahe den vierten Theil des gestohlenen Schatzes. Alles Leugnen war vergebens, und sie wurden in sicheren Gewahrsam gebracht. Ein anderer Agent reiste sofort nach Paris, um auch den Dritten aufzufangen; wie Einige behaupten, hätten die beiden Griechen, als sie sich verloren sahen, sogar die Adresse ihres Complicen angegeben. Auch dieser wird glücklich in Paris zur Haft gebracht, und als die zwei Agenten mit ihren drei Gefangenen in Alexandrien ankommen, führt man ihnen einen verdächtigen Italiener vor, der bei der Zusammenführung mit den Dreien sofort seine Schuld gesteht. Den Fünften, gleichfalls einen Italiener, arretirte man zwei Tage darauf in Suez, wo er sich schon auf dem Dampfer befand, um sich nach Bombay einzuschiffen. Nur der ungünstige und heftige Wind, der einen Sturm im Rothen Meere fürchten ließ, hatte die Abfahrt des Dampfers um einige Tage verzögert, sonst wäre dieser Dieb wahrscheinlich entkommen. Auch er trug Diamanten bei sich im Werthe von einigen hunderttausend Franken. Die Gebrüder Rochmann, die sofort ihre Steine wieder erkannten, kamen auf diese Weise bald wieder in den Besitz von drei Viertheilen des gestohlenen Gutes, und auch das letzte Viertel (natürlich nach Abzug kleinerer von den Dieben bereits verausgabter Summen) hofft man noch aufzufinden, da man nach einer neueren Depesche aus Constantinopel auch dort einen verdächtigen Menschen arretirt hat, der sich über den Besitz mehrerer großer Brillanten nicht ausweisen konnte.

Als die Nachricht von dem glücklichen Fange der Diebe in Kairo bekannt wurde, herrschte große Freude unter der arabischen Bevölkerung, namentlich unter den Bewohnern der Muslih, für die es eine Ehrensache geworden war, jeden Verdacht einer möglichen Theilnahme, der sich anfangs ziemlich laut geltend machte, von sich abzuwälzen. Die Polizeidirection von Kairo verdient aber gerechte Anerkennung für die geschickte Vertheilung ihrer Agenten in drei Welttheilen, denen es, allerdings von günstigen Umständen unterstützt, gelungen war, in so weiter Entfernung der Diebe habhaft zu werden. Diese sollen nun nach einem Verhöre in Alexandrien, über das noch nichts bekannt geworden ist, das aber gewiß noch viele interessante Details enthalten wird, an ihre betreffenden Regierungen ausgeliefert werden, um die verdiente Strafe zu erleiden.

Ein classischer Fluß.

„Auf Deinen Wanderungen an der Küste der Adria hast Du es sicherlich nicht unterlassen, dem hochinteressanten Flusse Timavus, der Dir aus der Aeneis bekannt ist, einen Besuch abzustatten?“

So fragte mich im vergangenen Jahre mein väterlicher Freund und ehemaliger Lehrer, den ich in seinem Heim, einer Stadt Mitteldeutschlands, aufgesucht hatte.

Leider war mir aus der Aeneide nichts in Erinnerung geblieben als die ersten fünfundzwanzig Verse, welche ich einst als Schüler pro poena auswendig lernen mußte, ferner das „Quos ego“ (Wart', ich will Euch! ꝛc.), mit welchem Neptun die Winde zur Ruhe verweist, und schließlich die bewußte Höhlen-Scene, in welcher der fromme Aeneas mit Frau Dido eine Civilehe schließt. Glücklicher Weise hatte ich aber den Timavo, wenn auch nur von den Fenstern des Eisenbahnwagens (zwischen Triest und Monfalcone) aus, gesehen, und ich brauchte daher die an mich gestellte Frage nicht direct zu verneinen. Dem pädagogischen Scharfblick meines Lehrers war es aber nicht entgangen, daß es mit meinen Virgilreminiscenzen einigermaßen hapere; die Aeneide wurde herbeigeholt und die betreffende Stelle aufgesucht. Sie findet sich im ersten Buche.

Aeneas, mit genauer Noth dem von Juno und Aeolus veranstalteten Sturm entronnen, rastet mit der Mannschaft von sieben geretteten Schiffen in einer Bucht der libyschen Küste und beklagt bei Hirschziemer und Wein aus Trinacria sein und seiner Gefährten Loos. Da tritt zu Jupiter, dessen Kopf von Regierungssorgen schwer ist, Venus, die Mutter des troischen Helden, und liest dem Vater der Götter und Menschen den Text:

„Was hat mein Aeneas so Großes an Dir zu verschulden,
Was die Trojaner vermocht, daß ihnen, den Leidenerschöpften,
Gänzlich der Erdkreis jetzt um Italias willen gesperrt wird?
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Jetzo verfolget die Männer, die so viel Jammer erduldet,
Immer dasselbe Geschick; wann endest Du, König, die Mühsal?
Konnte doch einst Antenor, umringenden Griechen entronnen,
Tief in illyrische Bucht und das innerste Reich der Liburner
Ohne Gefahr eingeh'n und umschiffen den Quell des Timavus,
Wo aus der Mündungen neun bei lautem Getöse des Berges
Dieser zum Meer vorbricht und die Flur umbrauset mit Brandung.
Gleichwohl gründete jener Pataviums Stadt“ — — —

(Virgil's Werke. Deutsch von Dr. Wilhelm Binder.)

Diese Stelle, natürlich im Original, mußte ich lesen; die Fehler, die ich mir beim Lesen der Verse zu Schulden kommen ließ, und die mein verehrter Lehrer vor fünfzehn Jahren streng geahndet haben würde, corrigirte er mit Milde, und schließlich nahm er mir das Versprechen ab, den interessanten Ort zu besuchen, sobald ich Gelegenheit dazu haben würde.

An einem klaren Frühlingsmorgen des vergangenen Jahres trat ich meine Entdeckungsreise von Triest aus an. Weniger die Furcht vor den Verfolgungen der Juno und des Aeolus, als der Mangel einer Schiffsgelegenheit bestimmte mich, den Landweg einzuschlagen, und so fuhr ich denn mit dem nach Italien gehenden Frühzuge ab, und nach kurzer schöner Fahrt, immer am Meere hin, rief der Schaffner: „Station Monfalcone, fünf

Minuten!" Ich eilte in's Freie. Ohne mich mit der Besichtigung Monfalcones und seiner Thermen aufzuhalten, wanderte ich auf der nach Triest zurückführenden Landstraße wohlgemuth in den thaufrischen Morgen hinein. Die gutgehaltene Straße, welche sich anfangs zwischen fruchtbaren Gärten und Weingeländen, später zwischen Sumpfwiesen hinwindet, führte mich in dreiviertel Stunden an die Quellen des Timavo, und ich empfand die Freude, welche den erfaßt, der classischen Boden betritt.

Und classischer Boden ist die Umgebung des Timavo, denn nicht nur Virgil, sondern wohl an zwanzig Schriftsteller des Alterthums erwähnen den merkwürdigen Fluß. Er spielt bereits in den Sagen von den Wanderungen der Veneter eine Rolle; an seinem Ufer errichteten sie dem aus dem Hercules-Mythus bekannten thracischen Diomedes, gewissermaßen als dem Patron der Pferdezucht, einen Tempel und umgaben diesen mit einem heiligen Hain, in welchem windschnelle Rosse gezogen wurden. Am Timavus tränkte der Dioskure Castor sein Roß Cyllarus; hier stritten zu Wasser die Argonauten mit den Euganeern, und es wäre ihnen übel ergangen, wenn nicht der Gott Glaucus ermuthigend sein Haupt aus dem Wasser emporgestreckt hätte. Noch im Ausgange des Alterthums bis in das Mittelalter hinein fanden sich sowohl am Timavus als auch an anderen Punkten der adriatischen Küste mannigfache Anklänge an die Argonautensage. Man zeigte einen Berg der Medea, in welchem nach dem Volksglauben eine schöne Zauberin (ähnlich der Frau Venus im Hörselberg in Thüringen) hauste, und ein Vorgebirge bei Durazzo in Albanien hieß noch um das Jahr 1107 das Cap Jason. Jetzt erinnert nichts mehr, kein Ortsname, keine Schiffersage an die Fahrt der Argoschiffer, aber vielleicht ist es den Bemühungen eines Schliemann vorbehalten, aus dem Grundschlamm des Timavo den Toilettekasten der Medea oder das Messer, mit welchem sie ihren Bruder Absyrtos abschlachtete, auszugraben.

Der Timavo würde auch dann, wenn er nicht durch die hellenische Heroensage eine Weihe empfangen hätte, allein durch seinen Anblick auf jeden, der ein Auge für Naturschönheit hat, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Nicht in der Weise anderer Flüsse, die, aus zusammenrieselnden Wasseradern gebildet, sich meilenweit als schwache Bäche hinziehen, tritt er an das Licht, sondern er quillt, wenn auch nicht mit gewaltigem Brausen, wie Virgil singt, aus drei (nicht mehr neun) Spalten des Karstgebirges, durchfließt in ebensoviel Armen eine neunhundertachtzig-Meter lange Strecke und ergießt sich dann als breiter Strom in den Meerbusen von Monfalcone.

Um einen Ueberblick über den Timavo zu erhalten, müssen wir von dem an dem rechten Ufer gelegenen Dörfchen San Giovanni ein paar hundert Schritte bergauf steigen; wir haben alsdann den gewiß seltenen Genuß, einen Fluß von seiner Quelle bis zu seiner Mündung überblicken zu können, einen Fluß, der so mächtig ist, daß er unmittelbar nach seinem Ursprunge eine große Mühle treibt und kleineren Segelschiffen Ankergrund gewährt.

Zudem war ich bei meinem Besuche des merkwürdigen Punktes von dem herrlichsten Wetter begünstigt. Eine mäßige Bora hatte kurz zuvor die Atmosphäre gereinigt; spiegelglatt lag die See, auf welcher sich winzig wie Möven die weißen Segel der Fischerbarken bewegten; scharf abgegrenzt streckten sich die Landzungen in die blinkende Fläche, und vom jenseitigen Ufer der Bucht grüßte die alte Aquileja herüber. Lange saß ich auf einem Felsblocke versunken in den Anblick des wunderbaren Flusses, und erst die höher steigende Frühlingssonne, deren Tücke im Süden mit Recht gefürchtet wird, bewog mich den Schatten einer Osteria aufzusuchen, wo ich mit dunklem Terrano (Landwein) den Argonauten, dem Trojaner Antenor, dem Sänger Virgil und nicht zuletzt meinem väterlichen Freunde in der Heimath ein reichliches Trankopfer brachte.

Die Genügsame.

Originalzeichnung von Prof. Siegert.

Der Timavo ist eines jener Naturwunder, mit denen das österreichische Küstenland und Krain so reich ausgestattet sind. Die Stalaktitengrotte von Adelsberg ist weltberühmt, auch der Zirknitzer See, in dem man fischt, jagt und erntet, ist in weiten Kreisen bekannt, aber die zahlreichen andern Höhlen, die Wasserfälle, die plötzlich verschwindenden und unvermuthet wieder zu Tage tretenden Gewässer, welche das steinige Karstgebirge zu einem der interessantesten von Europa machen, sind noch lange nicht gehörig gewürdigt worden, und doch übertreffen sie an Großartigkeit die meisten der in diese Kategorie gehörenden Naturschönheiten, welche an der breiten Touristenstraße liegen.

Zu jenen soeben erwähnten Flüssen gehört auch unser Timavo, denn sein Wasser ist kein anderes, als das durch unterirdische Zuflüsse verstärkte Wasser der Reka, welche am Mont Lissatz entspringt und bei dem vier Meilen von San Giovanni entfernten Dorfe San Canziano im Grunde eines tiefen Felsentrichters verschwindet.

Ob der Timavo in der That mit der Reka im Zusammenhange stehe, darüber war man lange im Zweifel, bis ein weiser Mann, dessen Namen ich der Nachwelt leider nicht überliefern kann, auf den Einfall kam, in die Reka bei San Canziano Korkstöpsel werfen zu lassen und am Timavo aufzupassen, ob dieselben dort wieder zu Tage kommen würden. Dies geschah

Digitized by Google

und die schwierige Frage war gelöst. Ueber die Richtung des unterirdischen Laufes der Reka, sowie über die Zuflüsse, welche sie empfängt, ist indessen bis heute noch nichts Bestimmtes ermittelt worden.

Es war einige Tage nach der Timavo-Expedition, als ich mich in Begleitung einiger Landsleute nach dem auf dem Karstplateau gelegenen, vier Stunden von Triest entfernten San Canziano auf den Weg machte.

Aus der Steinwüste des entwaldeten und darum wasserarmen Gebirges erhebt sich San Canziano wie eine Oase. Die für den Karst charakteristischen Dollinen (so heißen auf Slovenisch trichterförmige, durch Einsenkungen entstandene Mulden) nehmen um das Dorf herum gewaltige Dimensionen an, und ihre Wände sind mit frischem Grün anmuthig bekleidet. In der Osteria wies man uns den Weg nach der Behausung des Mannes, dem es obliegt, den Fremden die unterirdischen Wunder von San Canziano zu zeigen. Der Führer, ein alter, einäugiger Mann, der außer seiner Muttersprache, der slovenischen, auch italienisch und deutsch sprach, hieß uns in wohlgesetzter Rede willkommen, und nachdem er sich mit einer Pechfackel und einem Bündel Talgkerzen versehen hatte, traten wir unsere Wanderung an.

Oberhalb des Dorfes verschwindet die Reka (slavische Bezeichnung für „Fluß"), nachdem sie einige Mühlen gespeist hat, zum ersten Male, um einige hundert Schritte weiter unten im Grunde einer tiefen Dollina auf kurze Zeit wieder zum Vorscheine zu kommen. Abermals verschwindet das Wasser, durchbricht dann die Wand eines über hundert Meter tiefen Trichters und stürzt in den Grund desselben, wo es sich zum letzten Male verliert, um erst wieder als Timavo zu Tage zu kommen. Der letzte und tiefste Trichter ist zugänglich gemacht worden. Auf steil abwärts führendem Pfade gelangten wir an eine mit einer Thür versehene Mauer, durch welche der Zugang zu dem Schlunde abgesperrt ist. Unser Führer öffnete die Thür, und nachdem er uns zur Vorsicht ermahnt hatte, stiegen wir in die Tiefe. Vorsicht ist allerdings nöthig, und wer von Schwindel nicht frei ist, der thut besser, die Fahrt zu unterlassen. Es sind wohl Stufen gelegt und an den gefährlichsten Stellen Holzgeländer angebracht, doch sind die Stufen so schmal und steil, zudem glatt und schlüpferig, daß sie dem Fuße keinen sicheren Halt gewähren, und was das Geländer anbelangt, so war es so morsch, daß uns der Führer selbst warnte, uns desselben zu bedienen. Wir stiegen behutsam hinab. Hin und wieder rasteten wir und sandten einen Blick in die Tiefe, aus welcher dumpfes Brausen empordrang; dann wieder ruhte unser Auge mit Behagen auf dem jungen Grün, mit welchem die fast senkrechten Wände bedeckt waren. Blütheneschen, Hopfenbuchen, verwilderte Feigenbäume, Eichen und wilde Rosen wurzelten in den Felsenspalten. Jeder Vorsprung war mit saftigem Graswuchse überzogen, und über den grünen Rasen hoben Veilchen, Potentillen, Schlüsselblumen und goldgelbe Aurikeln ihre Köpfchen empor.

Der Feinschmecker.
Originalzeichnung von Prof. Siegert.

Bevor wir noch auf dem Grunde des Trichters ankamen, gelangten wir an den Eingang einer Grotte. Eine Menge wilder Tauben (Columba livia, Stammmutter unserer Haustaube), die hier nisten, flogen bei unserer Annäherung erschreckt auf und stiegen dann in die Höhe, bis sie unserm Auge wie weiße in der Luft schwebende Flaumfedern erschienen und schließlich ganz entschwanden. Die Grotte zieht sich über eine Viertelstunde lang in mannigfachen Windungen in den Berg hinein; aber die Stalaktitengebilde, welche von der Wölbung niederhängen, sind durch das häufig eindringende Wasser verstümmelt und verunreinigt, so daß ein weiteres Vordringen auf dem schlüpfrigen Pfade nicht lohnend genug ist.

Nach kurzer Rast in der Vorhalle der Grotte kletterten wir die letzte Strecke hinunter und standen bald Alle auf einem Felsblocke, der sich über das brausende Wasser erhebt. Uns gegenüber erblickten wir eine tiefe, breite Spalte, welche die Wand des Trichters ihrer ganzen Länge nach durchzieht. Hier stürzt die ganze Wassermasse der Reka senkrecht herab; noch einmal stellt sich ihr ein Felsenvorsprung hemmend in den Weg, dann fällt sie schäumend unter donnerähnlichem Getöse auf den Boden des Kessels, umwogt brandend die glattgewaschenen Steinblöcke und verliert sich nach Westen hin gurgelnd in die unbekannte Tiefe. — Nachdem wir uns hinlänglich Zeit gegönnt hatten, um das erhabene Schauspiel recht zu genießen, kletterten wir wieder in die Höhe. Aber noch einmal machte unser Führer Halt und zwar vor einem natürlichen Stollen, welcher dem Anscheine nach in horizontaler Richtung in den Berg hineinführte. Er entzündete die mitgebrachte Fackel und gab Jedem von uns eine brennende Talgkerze in die Hand; dann legte er sich nieder und kroch ohne Weiteres in die Höhle hinein. Nach einigem Zaudern folgten wir auf Händen und Füßen kriechend nach; aber um die Wahrheit zu gestehen — Jeder von uns wäre wohl gern nach einer Minute wieder umgekehrt, wenn dies nur möglich gewesen wäre; das Gestein, auf welchem wir vorwärts krochen, wurde nämlich schlüpfriger und schlüpfriger, und die anfangs horizontale Richtung des Ganges schien allmählich in die verticale übergehen zu wollen, so daß wir jeden Augenblick befürchteten, kopfüber in die Tiefe zu fahren. Dazu die drückende Luft, der Dampf der

Digitized by Google

Talglichter und die Felskanten, die unsere Köpfe bedrohten — mit Einem Worte, die Lage war höchst unerquicklich. Glücklicher Weise endete unsere Maulwurfspartie schon nach wenigen Minuten; Tageslicht blendete unsere Augen; Wasserstaub besprengte unsere Gesichter; noch ein paar Fuß weiteren Kriechens, und wir befanden uns auf einem schmalen Felsenrande, wenige Armeslängen entfernt von dem Wasserfalle, da, wo er aus dem Gestein hervorbricht.

Die erhabene, fast grausenerregende Schönheit des Punktes, gesteigert durch das die menschliche Rede übertönende Gebrause des Wassers und das ängstliche Flattern der von uns aufgescheuchten Tauben, versetzte uns in jene Stimmung, in welcher der Mensch sich seiner Ohnmacht gegenüber der furchtbaren Gewalt der Elemente bewußt wird.

Wie wir gekommen, begaben wir uns zurück, und nach wenigen Minuten Steigens standen wir wieder am Rande des Schlundes. In der Osteria zeichneten wir unsere Namen in das zerrissene und beklexte Fremdenbuch ein und wanderten dann wohlgemuth, aber müde und hungrig nach dem eine Stunde entfernten Dorfe Corgnale, dessen Tropfsteinhöhle die Adelsberger Grotte in mancher Beziehung übertrifft, und die wohl auch ein Plätzchen in der Gartenlaube verdiente. **R. Baumbach.**

Winter-Studien.

Das Eis und die Eisblumen.

Die Edda, die Bibel unserer heidnischen Vorfahren, hat uns den im Nordosten hausenden Frostriesen Hymir, der alljährlich die Natur in Schlaf versetzt, bis Freyr, der Sonnengott, mit seinen strahlenden Waffen den Eispanzer zertheilt und die Schlafende mit seinem Kusse erweckt, in seiner ganzen Majestät geschildert, in jenem Sange, welcher die Abgesandten der Asen zu ihm kommen läßt, um seinen großen Braukessel zu borgen. Die furchtsamen Boten hatten sich hinter den Säulen seines Saales und hinter den Kesseln versteckt, als der grimmige Reifriese heimkam:

> Er trat in den Saal, die Gletscher dröhnten,
> Ihm war, da er kam, der Kinnwald gefroren.

Da er wußte, wo sich die Abgesandten versteckt hatten, so brauchte er blos einen seiner eiskalten Blicke auf diese Hüllen zu richten, und

> Die Säule zersprang von des Riesen Sehe,
> Und entzweigebrochen sah man den Balken,
> Acht Kessel fielen und einer nur,
> Ein hart gehämmerter, kam heil herab.

Die im Norden bis zur Verwendbarkeit in der poetischen Schilderung bekannte, Alles zersprengende Macht des Frostes, die wir zu unserem Leidwesen so oft an geborstenen Wasserleitungsröhren studiren müssen, war den Griechen so auffallend, daß man ein vom Froste gesprengtes Erzgefäß im Tempel des Aesculap zu Pantikapäum als große Merkwürdigkeit aufbewahrte. Ein Dichter besang es in Versen, welche die gelehrten Geographen Eratosthenes und Strabo der Aufbewahrung würdig gehalten haben:

> Wenn der Sterblichen Einer nicht glaubt, was bei uns sich ereignet,
> Nun, so lern' er es selbst, schauend dies Wassergefäß,
> Welches nicht als schönes Geschenk den Göttern der Priester
> Stratios, sondern als Mal grimmiger Kälte gesetzt!

In der That ist die unwiderstehliche Ausdehnungskraft des Wassers im Augenblicke seines Erstarrens nicht nur eines der wirksamsten Zerstörungsmittel, mit welchem die Natur ihre eigenen Schöpfungen bedroht, sondern auch eine der merkwürdigsten Ausnahmen von der Regel, daß sich die Stoffe um so mehr zusammenziehen, je kälter sie werden. Immerfort arbeitet der Keil des gefrierenden Wassers in den Felsritzen der Alpen, um sie abzutragen, wie er die Gefäße der Pflanzen auseinandertreibt, in denen der Frühjahrssaft vorzeitig pulsirte. Doch sind die Gewächse in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Frost und in ihrem Wärmebedürfniß außerordentlich verschieden. Einige keimen mitten im Eise; die Christwurz drängt um Weihnachten ihre großen weißen Blüthen durch den Schnee; die handlangen Triebe der Polarweide entfalten ihre Blüthenkätzchen, während der untere Theil des Stengels im starren Frost liegt. Den weit verbreiteten Glauben, daß der Frost die Gewächse nicht im Augenblicke des Gefrierens, sondern in dem des allzu schnellen unvorsichtigen Aufthauens tödte, hat Professor Göppert vor zwei Jahren als Irrthum erwiesen, und dies sehr augenfällig an den Blüthen einiger tropischen Orchideen gezeigt, die sich in Folge ihres Indigogehalts beim Absterben blau färben, diese Färbung aber zur Zeit des Erfrierens und nicht erst beim Aufthauen annehmen.

Man hat in älteren Zeiten zahlreiche Versuche angestellt, um die große Sprenggewalt des gefrierenden Wassers darzuthun. Die Physiker der Florentiner Akademie brachten eine kupferne Kugel mit 0,67 Zoll dicken Wandungen, Huygens im Winter 1667 ein sehr starkes eisernes Kanonenrohr, der Artilleriemajor William zu Quebeck sogar Bomben von acht Zoll Wandstärke durch gefrierendes Wasser zum Zerspringen; ich habe im Gegensatze hierzu eine mit Wasser gefüllte Medicinflasche ganz bleiben sehen, während ein dünner Eiscylinder zwei Zoll hoch über die Mündung emporgetrieben wurde. Der französische Naturforscher Boussingault beschloß im Winter 1870 bis 1871 sich zu überzeugen, wie weit die Ausdehnungskraft des gefrierenden Wassers gehen werde. Er wählte ein Gefäß aus dem widerstandsfähigsten Material, das er auftreiben konnte, eine Gußstahlkanone, deren Wandungen einen Druck von mehreren hundert Atmosphären aushalten konnten, füllte das Rohr bis zur Mündung mit Wasser und verschloß es mit einem Schraubenstöpsel, nachdem er eine kleine Stahlkugel hineingeworfen hatte. Und wie er vorhergesehen, so geschah es: das Wasser in diesem Rohre blieb flüssig, obwohl es einer Kälte bis zu zwanzig Grad Celsius ausgesetzt wurde. Er vermochte zwar nicht, sich hiervon durch den Augenschein zu überzeugen, da das Wasser beim Lüften des Stöpsels natürlich sofort erstarrte, aber die Stahlkugel verrieth durch ihr völlig unbehindertes Rollen während des Versuchs den Zustand des Wassers im Rohre.

Man ersieht hieraus, daß der Gefrierpunkt des Wassers durch mechanischen Druck erniedrigt werden kann, daß er also keineswegs unveränderlich ist. Bei einem Körper, der sich im Augenblick des Erstarrens ausdehnt, konnte man dies eigentlich nicht anders erwarten, aber man hat sonst nicht daran gedacht, bei der Bestimmung des Gefrier- und Schmelzpunkts des Wassers, wie bei seinem Siedepunkt üblich, zu sagen: „Null Grad unter gewöhnlichem Atmosphärendruck“. In neuerer Zeit ist aber die Wandelbarkeit des Gefrier- und Schmelzpunktes zum Ausgangspunkte zahlreicher Versuche und Betrachtungen geworden, die zur Erklärung wichtiger Naturerscheinungen dienen. Schnee, der bei großer Kälte fällt, ballt sich, wie wir gesehen haben, nicht nur nicht zu Flocken, sondern er verhält sich auch den Versuchen, einen Schneeball daraus zu machen, gegenüber wie trockener Sand. Auf der Straße wirkt er wie aufgestreutes Colophonium, um die Wagenräder ein quietschendes Concert vollführen zu lassen, welches sich vom warmen Ofen aus leidlich gut anhört. Der Schnee hingegen, welcher in Flocken bei einer nicht unter Null herabgegangenen Temperatur fällt, läßt sich schon durch einen einfachen Händedruck in ein Mittelding von Schnee und Eis verwandeln, „er ballt“, wie die liebe Jugend mit Freuden und Schmerzen empfindet, letzteres wenn so ein wohlgezielter Eisball ein Loch in den Kopf geschlagen hat. Wer eine Presse und entsprechende Formen besitzt, kann aus solchem Schnee Gestalten beliebiger Art, Weingläser, Schalen und dergleichen pressen, die aus klarem Eise gefertigt scheinen, und unter dem Drucke ihre Form ändern. Dasselbe gelingt mit gröblich zerschlagenem Eise, wenn es nicht kälter als Null ist, am besten also in einem geheizten Zimmer. Das Eis und der aus lauter Eisnadeln bestehende Schnee erweist sich als scheinbar völlig plastisch. Aehnliche Erscheinungen hatte man längst mit großem Erstaunen an dem Gletschereise bemerkt, welches bekanntlich aus dem Schnee entsteht, der sich in den Einsattelungen im Gebirge in ungeheuer hohen Schichten ansammelt. Unter dem Einflusse der wärmeren Luft und Sonnenstrahlen sickert der anfangs lockere Schnee all-

mählich zusammen, die einzelnen Eisnadeln und Sternchen verbinden sich zu größeren Körnern, zu einer zusammenhängenden härteren Masse, die der Gebirgsbewohner Firnschnee (von fern, vorjährig) nennt. Aus dieser Masse entsteht bei fortdauernder Einwirkung wärmerer Luft das klare Gletschereis, welches sich in seinem abschüssigen Bette ganz wie eine zähflüssige Masse abwärts bewegt, obwohl es an seiner Oberfläche durch das Entstehen zahlreicher krachender Sprünge von seiner Sprödigkeit Zeugniß ablegt.

Das Räthsel dieses scheinbaren Widerspruches löst sich durch den Einfluß des mechanischen Druckes auf den Schmelzpunkt des Eises, wie wir ihn eben in dem Boussingault'schen Versuche kennen gelernt haben. Erstarrt das Wasser unter seinem Einflusse schwerer, so muß fertig gebildetes Eis durch Druck wieder zum Schmelzen gebracht werden können. Professor Mousson in Genf hat dies umständlich nachgewiesen und gezeigt, daß man noch bei achtzehn Grad Kälte Eis schmelzen könne, wenn man einen Druck von mehreren tausend Atmosphären anwendet. Was durch starken Druck noch bei großer Kälte möglich ist, muß bei geringerem vor sich gehen, wenn das Eis bereits auf den Schmelzpunkt erwärmt ist. Dies ist der Fall des ballenden Schnees, dessen Eisnadeln schon unter dem Einflusse des Handdrucks eines Kindes oberflächlich schmelzen. Da das entstandene Schmelzwasser aber genau Null Grad oder gar ein klein wenig kälter ist, so gefriert es in den Zwischenräumen, wo es dem Drucke entweichen kann, augenblicklich von Neuem und verkittet die einzelnen Nadeln dadurch zu einer glasigen Masse. Im Innern des Gletschers geschieht dasselbe unter dem Einflusse des eigenen gewaltigen Druckes; die Eismasse kann sich allen Unebenheiten des Bodens anpassen, da in ihrem Innern ähnliche Verschiebungen der Theile durch Schmelzung und Wiederzusammenfrieren wie in dem Innern des Schneeballes vor sich gehen.

Diese zuerst von Faraday studirte Erscheinung, welche der englische Physiker Hooker das Wiedergefrierungsvermögen (Regelation) des Eises genannt hat, und welches zu einer scheinbar vollkommenen Plasticität des Eises führt, kann besonders leicht an einigen ohne Vorrichtungen und Apparate anstellbaren Versuchen studirt werden, die Bottomley vor etwa zwei Jahren bekannt gemacht hat. Diese Versuche gelingen, richtig angestellt, immer, und da sie wie ein paar Zauberstücke aussehen, werden sie vielen Leuten besonderes Vergnügen machen. Man legt in einem geheizten Zimmer ein cylindrisches Stück Blockeis als Brücke auf die Ränder zweier nahe zusammengerückten Holzschemel, so daß der mittlere Theil des Eises sich frei über einem darunter gestellten Holzeimer befindet. Eine Schlinge von feinstem Eisen- oder Messingdraht, wie er in jeder Eisenwaarenhandlung zu kaufen ist, wird darauf um das Eis gelegt und unten das Gewicht mehrerer Kilogramme (je dünner der Draht, je weniger brauchen es zu sein) daran gehängt. Man wird darauf die Schlinge allmählich in das Eis einschneiden und tiefer sinken sehen, wie wenn der Seifensieder mit einem Draht die Seife in kleinere Blöcke zerschneidet, und endlich wird Gewicht und Schlinge in den Eimer fallen. Das wäre nun nicht weiter auffallend, denn man wird sagen, der Draht habe sich einfach durchgeschmolzen, aber das Sonderbare ist, daß der Eisblock nach dem Versuche ebenso unzerschnitten erscheint, wie zuvor, und an jeder andern Stelle gerade so leicht zu zerbrechen sein würde, wie in der Durchgangsebene des Drahtes, die übrigens durch eine Menge ganz feiner Luftbläschen sehr deutlich bezeichnet bleibt.

Zu einem anderen Versuche, der noch lehrreicher ist, bedürfen wir eines sogenannten Durchschlages, dessen Boden von einem recht feinfädigen Drahtsiebe gebildet wird, wie es sich in den meisten Haushaltungen finden dürfte. Wir legen dasselbe gleichfalls über die beiden Schemelränder, auf den Drahtboden ein passendes Stück Eis, auf dem ein Brett mit mehreren Kilogrammen lastet. Wir werden sodann das Eis allmählich unterhalb des Drahtnetzes wie einen Brei hindurchgedrückt sehen, aber es dabei stets als hartes mit dem oberen Theile fest zusammenhängendes Stück befinden. Wenn es ganz hindurch ist, sieht man, daß es aus so vielen Eiscylindern wieder zusammengefroren ist, als es Maschen des Netzes passirt hat; es erscheint in seiner ganzen inneren Masse durch seine Luftbläschenröhren gleichsam gemustert, einem Fliegenauge unter dem Mikroskope ähnlich. Das Eis schmilzt also überall, wo es gegen die Drahtfäden drückt; das Schmelzwasser entweicht in die Rinnen und verkittet dieselben da, wo es dem Drucke nicht weiter ausgesetzt ist, durch Gefrieren. Mit Fäden oder Haarsieben lassen sich, beiläufig bemerkt, wegen der geringen Wärmeleitungsfähigkeit derselben diese Versuche nicht ausführen. In dem Versuche mit dem Drahtsiebe gewahren wir ganz besonders deutlich, wie das Eis in Folge einer Reihe von Schmelzungs- und Wiedergefrierungsprocessen unter dem Einflusse mechanischen Druckes das Verhalten eines weichen Breies annimmt, und werden es nun nicht mehr auffallend finden, daß sich die Gletschermasse, einem solchen ganz ähnlich, bei warmer Sommertemperatur thalwärts bewegt und sich dabei fortwährend allen Unebenheiten ihres Bettes anschmiegt.

Wir dürfen nicht verhehlen, daß die obige Erklärung der Regelationserscheinungen ihrem Entdecker Faraday nicht hat genügen wollen, namentlich in Anbetracht der Leichtigkeit, mit welcher Eisstücke unter Wasser bei Anwendung des geringsten Druckes zusammenfrieren. Wenn man in einer Schale mit heißem Wasser, so heiß, daß es die Hand eben noch ertragen kann, zwei Eisstücke — man darf sie nicht zu klein nehmen, da sie sehr schnell abschmelzen — einander nähert, so genügt ein sehr geringer Druck, um sie mitten im heißen Wasser zusammenfrieren zu lassen. Auf diese Weise frieren Eisberge, in wärmeres Meer gelangt, zu ganzen Ketten zusammen, und das Aneinanderhängen der Schneeflocken in warmer Luft hat denselben Grund. Da nun die Erniedrigung des Eisschmelzpunktes durch einen ganzen Atmosphärendruck noch nicht den hundertsten Theil eines Thermometergrades beträgt, so glaubte Faraday dieses unter warmem Wasser beinahe schon durch bloße Berührung erfolgende Zusammenfrieren nicht auf Rechnung des mechanischen Druckes setzen zu dürfen, und suchte die vereinigende Kraft vielmehr in einer Art Oberflächenwirkung des Eises, welche das Erstarren des Schmelzwassers bewirkt, ähnlich wie ein in überkältetes Wasser geworfener Eiskrystall augenblicklich dessen Erstarren bewirkt. Es ist aber nicht abzusehen, warum ein kleiner Druck nicht dieselbe Wirkung wie ein größerer ausüben sollte, besonders wenn durch das warme Wasser die Eisoberfläche genau auf den Schmelzpunkt erwärmt worden ist.

Man hat bis vor Kurzem geglaubt, daß das Flußeis eine in seinem Innern gestaltlose Masse sei; allein neuere von Tyndall angestellte Versuche haben das Gegentheil wahrscheinlich gemacht. Wenn man ein kräftiges Brennglas so gegen ein dickes Stück Flußeis richtet, daß der Brennpunkt in das Innere der durchsichtigen Masse fällt, so sieht man auf dem Wege des Lichtstrahls kleine metallglänzende Punkte entstehen. Beobachtet man diese Pünktchen, während die Sonnenstrahlen weiter in die für die Wärmestrahlen sehr durchlässige Eismasse geworfen werden, mit einer starken Loupe, so bemerkt man, daß es linsenförmige Höhlungen sind, um welche sich sechs Blätter bilden, deren Ränder zackig werden wie Farnkrautblätter. Der ganze Weg des Lichtes im Eise erscheint mit sehr kleinen, aber nicht weniger zierlichen Eisblumensternchen bedeckt, deren Bildung man verfolgen kann, und die sich alle in Flächen ausbreiten, welche den beiden Gefrierungsflächen des Eises parallel sind. Die metallglänzenden Linsen im Mittelpunkte dieser Eisblumen sind luftleere Räume, welche dadurch entstehen, daß das Schmelzwasser einen geringern Raum einnimmt als das vorher dort vorhandene Eis, wovon man sich überzeugen kann, wenn man solches mit Eisblumen gefüllte Eisstück unter heißem Wasser zergehen läßt; es steigen dann kleine Luftbläschen unter diesen Hohlräumen empor. Man nimmt an, daß diese Eisblumen, die hierbei gleichsam aus der ganzen Masse einzeln herausgeschmolzen werden, schon vorher in denselben vorhanden seien und nicht erst entstehen, sondern nur sichtbar gemacht werden.

Auch die gefrorne Fensterscheibe gebietet uns, zu schließen, daß das Flußeis nicht gestaltlos sein könne. Denn die dünne Schicht des Wassers, welche sich auf die Fenster unserer Wohnung niederschlägt, gefriert immer und zuweilen in überraschend schönen Krystallbildungen. Man muß hier übrigens zwei Fälle unterscheiden, nach denen dieser Fensterschmuck sehr verschieden ausfällt, den Fall nämlich, in welchem der Wasserdampf der Luft spärlich vorhanden ist, und sich direct in fester Form auf die

Beilage: „Shakespeare's Werke“ von Grote in Berlin.

den Winden ausgesetzte und daher kältere Tafel abscheidet, und den häufigeren, wo sich der Dampf in Masse als Flüssigkeit niederschlägt und erst dann gefriert. Im ersteren Falle, der nur in ungeheizten Zimmern bei stärkerer Kälte eintritt, gleichen die Krystallbildungen dem Reife, zierliche Bäumchen auf trockenem Glasgrunde bildend. Im zweiten häufigeren Falle sind die Eisblumen glasiger und aus längeren Nadeln gebildet. Man sieht dieselben häufig auf dem feuchten Grunde ziemlich schnell vorwärtswachsen, und kann hier recht studiren, wie die ersten Krystallnadeln die Lage und Richtung der folgenden bestimmen. Da diese Krystallisation gewöhnlich am untern Fensterrande, wo sich die erste Feuchtigkeit sammelt, beginnt, so wachsen die Eispflanzen hübsch vom Grunde aus, wie es sich gehört, und nicht von den Seiten, und obwohl es nicht ein und dieselben Krystallnadeln sind, die vom Grunde bis zum obern Rande der Scheibe wachsen, so scheinen sie doch alle von diesen untern auszustrahlen, da sie von ihnen in ihrer Bildung und Lage bestimmt wurden. Daraus entstehen dann erst überraschend schöne Palmen- und Schilfdickichte, der Traum des Winters vom Frühling, wie Gaudy singt:

Der Blumen Dolden schmiegen sich an's Fenster
Starr, wunderseltsam, silberhell am Saum,
Sie sind der todten Blüthen Eisgespenster,
Sie sind des Frühlings, des verschlafnen, Traum.

Oder wie es ein österreichischer Dichter ausgedrückt hat:

Der Schmuck, den unsrer Fenster
Befrorne Scheiben tragen,
Das sind der Blumen Gespenster,
Die ihren Mörder verklagen.

Man hat diesen Schmuck so schön gefunden, daß es in Mode gekommen ist, statt der Fenstervorsetzer, die untern Scheiben mit künstlichen Eisgespenstern zu verzieren, die im Sommer aushalten. Das Geheimniß besteht darin, eine starke Auflösung von Glaubersalz in Wasser, der etwas Dextrin und Glycerin zugesetzt wird, auf die Scheibe zu gießen, und dann abtropfen und krystallisiren zu lassen. Trifft man das Verhältniß gut, so kann man eine solche Scheibe von einer echten gefrorenen gar nicht unterscheiden, und man sieht den Krystallisationsproceß in wenigen Minuten vollendet.

Carus Sterne.

Blätter und Blüthen.

Ablieferung des Beichtzettels. Unser Bild stammt aus deutschem Alpenlande. Der Gebirgler hält Alles fester in seinem vom Weltsturmlauf abgeschlosseneren Leben, die Sitten und Gewohnheiten des Alltags, die durch den Glauben geweihten Gebräuche der Kirche, ja das Leben selbst mit seiner Gesundheit in frischer Berg- und Waldesluft. Die Erfahrung lehrt, daß dieses in unserem Landvolke allgemein herrschende conservative Element unter bestimmten Umständen eine große Tugend sein kann; wie sehr es aber auch dem Mißbrauche bloßgestellt ist, das lehrt sie auch.

Die Nothwendigkeit der Beichte vor dem Abendmahle ist ein altchristlicher Glaubenssatz, an welchem nur wenige Confessionen und Secten gerüttelt haben, wie die englische Episkopalkirche, die schottische Presbyterialkirche, Herrnhuter, Socinianer etc. Luther verwarf zwar die Ohrenbeichte, behielt aber die Privatbeichte, als biblisch begründet, ebenso bei, wie er dem Predigtamte „die Gewalt der Schlüssel“, das heißt die Macht der Sündenvergebung wahrte. Dagegen erklärte er die Ablegung der Beichte vor dem Genusse des Abendmahls als nicht für absolut nothwendig. Auffällig ist, daß er, der durch Tetzel's Ablaßeinnahmen zur Reformation hingerissen wurde, selbst das Beichtgeld (Beichtgroschen, Beichtpfennig) nicht abschaffte, obwohl er es, wie in der alten Kirche, auch nur als freiwillige Gabe angesehen wissen wollte. Allerdings war dieses Beichtgeld für die kümmerliche Stellung vieler Pfarrer eine unentbehrliche Einnahme, und es ist noch heute — die reformirte Kirche hat es längst abgeschafft — in einzelnen Ländern lutherischer Confession ein nicht zur Ruhe gebrachter Verhandlungsgegenstand.

In der römisch-katholischen Kirche ist jeder Gläubige verpflichtet, wenigstens ein Mal des Jahres, und zwar in der österlichen Zeit, vom Aschermittwoch bis zum dritten Trinitatisfeste, zu Beicht und Abendmahl zu gehen. Früher gehörte auch da das Beichtgeld zu den Stolgebühren oder geistlichen Accidenzien, und da es Uebung wurde, sich vom Geistlichen die Ablegung der Beichte schriftlich bezeugen zu lassen, so verband man mit der Ablieferung dieser Beichtzettel die Ablieferung des „Ostergroschens“ oder „Osterpfennigs“, womit häufig zugleich die Abgabe des Zehnten verbunden worden sein mag. Zehnten und Beichtgeld als Stolgebühr sind in der katholischen Kirche längst abgeschafft; aber das fromme Volk auf dem Lande und in den Bergen behält den Ostergroschen als freiwillige Gabe bei und entrichtet ihn nach alter Gewohnheit auch in der Form von Naturalgaben. Bestimmung der Kirche ist es, daß alle diese freiwilligen Opfer nicht von den Geistlichen für sich, sondern ausschließlich zu „Almosen“ verwendet werden sollen.

Unserem Künstler stand offenbar nicht diese ernste Belehrung vor Augen, als er die Gestalten unseres Bildes entwarf. Der eingangs angedeutete Mißbrauch mit des Volkes Festhalten am Gewohnten mag ihm eine wohl häufig wiederkehrende Scene vor Augen geführt haben, angesichts welcher er nicht hat unterlassen können, den sprüchwörtlich „guten Magen der Kirche“ dem an Gut und Geist so armen Volke gegenüber recht anschaulich zu machen.

Literarisches der Gartenlaube. Marlitt's neueste Erzählung „Die zweite Frau“ ist heute schon in das Holländische und Französische übersetzt; englische und italienische Uebertragungen werden vorbereitet. Drei dramatische Bearbeitungen desselben Romans sind der Redaction der Gartenlaube bereits angezeigt; wie viele unangezeigte noch außerdem verarbeitet werden, können wir natürlich nicht verrathen. Von derselben Verfasserin erschienen vor Kurzem die vielbegehrten Romane „Gold-Else“, „Alte Mamsell“ und „Gisela“ in neunter, sechster und vierter Auflage. — Den vielen Freunden der Werner'schen Erzählung „Glück auf“ dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß vorige Woche die Buchausgabe dieses Romans auf den literarischen Markt gekommen ist. — Auch von dem Hillern'schen Romane „Aus eigener Kraft“ erscheint im Laufe dieses Jahres eine französische Uebersetzung.

Kleiner Briefkasten.

M. M. in Pest. In der Gartenlaube selbst können wir derartige Geschäftsangelegenheiten nicht verhandeln. Geben Sie Ihre genaue Adresse an, und wir werden Ihnen dann das Nöthige mittheilen.

Für den

„Deutschen Hülfsverein in Paris“

gingen auf unsere Bitte bis heute noch folgende Gaben ein: Aus Weimar: von der Großmutter 10, von der Mutter 5 und von dem Sohne 5, zusammen 20 Thlr.; Abendgesellschaft in Deutz 6 Thlr.; L. S. in Cassel 2 Thlr.; H. W. 15 Thlr.; Kattenbach in Freudeneck 1 Thlr. 10 Ngr.; aus Luckenwalde 1 Thlr.; aus Chemnitz „zu Deutschlands Ehre“ 1 Thlr.; L. Auler in Bensheim 10 Thlr.; israelitische Elementarschule Olfen 1 Thlr. 1 Ngr. und der Lehrer L. 10 Ngr.; Dr. Immelmann in Stendal 3 Thlr.; K. K. in Dresden 1 Thlr.; Freimaurerkränzchen in Mittweida 10 Thlr.; A. C. in Leipzig 1 Thlr.; M. G. 5 Thlr. und deren Kinder W. und A. 2 Thlr.; R. Els aus Mühldorf 1 Thlr.; Oberjäger Hoffmann in Burghausen 2 Thlr.; M. in Aachen 5 Thlr.; Max Friedländer in Oppeln 5 Thlr.; Frau Meyer in Geesthacht 5 Thlr.; L. S. in Herford 2 Thlr.; A. Schöll in Aachen 1 Thlr.; Theod. Hinez in Hamburg 2 Thlr.; D. Fr. in Berlin 1 Thlr.; Stein in Dresden 1 Thlr.; Papierfabrik Lange in Zeynitz 10 Thlr.; J. Th. in Dülken 10 Thlr.; Leseverein in Weißenburg 4 Thlr.; O. Str. in Berlin 2 Thlr.; G. R. in S. 3 Thlr.; aus Gleewen 1 Thlr.; Poppenberg in Rheda 5 Thlr.; Gewerbeverein zu Schloß Chemnitz 10 Thlr. 25½ Ngr.; von einer alten Abonnentin 6 Thlr. und von P. in K. 10 Thlr.; eine Elsässerin (Bravo!) 1 Thlr.; C. Hochheim in Braunschweig 10 Thlr.; bei der Taufe von Jenny Feine in Limbach, gesammelt durch die Schulknaben Arthur Feine und Willy Siegel 10 Thlr.; Th. Grieben in Berlin 5 Thlr.; F. U. in R. 10 Thlr.; L. W. D. in Braunschweig 5 Thlr.; N. Hülß in Johanngeorgenstadt 3 Thlr.; E. F. 1 Thlr.; J. M. in Gießen 1 Thlr.; fröhliche Gesellschaft bei Delang in Polnisch-Krone 7 Thlr.; Pfarrer D. S. in Br. 1 Thlr.; H. S. E. P. C. P. P. P. 2 Thlr.; R. A. u. C. in Gr. Emden 3 Thlr.; W. in Oldeslee 1 Thlr.; M. Putzel in Altenkunstadt 1 Thlr.; F. Schrader in Hamburg 2 Thlr.; Schwendy in Neustadt Eberswalde 1 Thlr.; Geibelt in Pirna 2 Thlr.; K. S. F. M. in Dresden 5 Thlr. 4 Ngr.; G. Schönbank in Berlin 10 Thlr.; Hof- und Commerzienrath M. Toepfer in Blasewitz 10 Thlr.; Plenz in L. 1 Thlr.; A. G. K. 1 Thlr.; Markert in Theresienau 2 Thlr.; C. W. in Lübben 1 Thlr.; G. B. in Dresden 20 Thlr.; von einem Kriegsreservisten des sächs. 3. Reiterregiments 25 Thlr.; ein deutscher Soldat in Döbeln 2 Thlr.; aus Buchholz im Erzgebirge 10 Thlr.; Rob. Behrendt in Berlin 10 Thlr.; Richter in Freiberg 2 Thlr.; Reuter in Gülsten 1 Thlr.; X. 2 Thlr.; M. Schl. in Landeshut 10 Thlr.; D. Ms. in Camenz 3 Thlr.; Bernhard Michaelis zu Schloß Chemnitz 5 Thlr.; C. E. L. in Coburg 20 Thlr.; S. in Carlsbad, einer, dem die 20 Franken, mit denen der Verein ihn einstens unterstützte, sehr wohlthaten 2 fl. ö. W.; ein Tropfen, der zum Abflusse Gefährten sucht, 3 fl. rh.; R. K. aus Bayreuth 2 fl.; T. H. in Würzburg 5 fl.; K. S. in St. Ingbert 5 fl.; W. G. in Lindau 10 fl.; „Deutschland über Alles“ (aus Göppingen) 10 fl.; Grebe sen. in Cassel 10 Thlr.; Neuß in Dewsbury 200 Franken.

„Mögen alle Deutsche des In- und Auslandes sofort nach Kräften zur Linderung der Noth beitragen,“ schreibt uns der Geber der letztaufgeführten 200 Franken, „denn allen Berichten nach, die ich empfangen, ist das Elend in Paris wirklich groß.“ — Wollten doch alle Leser unseres Blattes diesen Mahnruf wohl beachten! Möchten namentlich alle Gewerkvereine und Gesellschaften, alle Glücklichen und Frohen, alle Reichen und Wohlhabenden der darbenden Landsleute in der französischen Hauptstadt gedenken und je nach Kräften uns mit kleinen und großen Gaben erfreuen!

☞ Die ersten 2000 Francs gingen vor einigen Tagen nach Paris ab.

Die Redaction der Gartenlaube.
E. K.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 12. — 1874.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Jetzt flog sie auf ihn zu und griff nach dem Briefblatte; aber er streckte den linken Arm kräftig abwehrend nach ihr aus, und den Kopf fast gegen die Scheiben gedrückt, las er weiter: „Ulrike, Mainau ist ein schöner Mann; er ist verschwenderisch ausgestattet mit jenem Esprit, der in der Conversation funkelt und blendet, der, mit seiner unnachahmlichen Nonchalance, gleichsam hingeworfen, wohl ein Frauenherz zu umstricken vermag — aber wie sinkt diese prächtige Salonerscheinung kläglich zusammen neben unserm stillen Denker in der Rudisdorfer Studirstube, neben Magnus, der in seinem schwachen, ungeschmückten Körper einen rastlos arbeitenden Geist birgt, hinter dessen ernster Stirn das komödienhafte ‚was wirst du wohl für Effect machen?‘ niemals Raum gefunden hat! . . . Siehst Du, in dieser einen Frage wurzeln alle Tollheiten, die man Mainau nachsagt, seine Duellgeschichten, Liebesabenteuer, selbst seine belehrenden Reisen, auf denen er da und dort wie ein Märchenprinz phantasiisch emportaucht und von Allem nur das Auffallende, Blendende wegnascht. Niemand betont seine vielen Fehler mehr als er — gleichwohl möchte er um Alles nicht einen einzigen einbüßen, weil sie cavaliermäßige Unarten sind und von der oberflächlichen vornehmen Welt als originell cajolirt werden. . . . Mit mehr Ernst und Strenge gegen sich selbst und weniger umschmeichelt von verlorenen Frauenseelen, hätte er ein ganzer Mann werden können, aber“ — hier hatte sie vorhin die Feder weggeworfen.

„Es ist wahr, verbittert bist Du nicht, Juliane,“ sagte er, unter einem ironischen, aber eigenthümlich heisern Auflachen den Brief auf den Tisch legend. „Verbitterung läßt keine solche objective, leidenschaftslose Beurtheilung zu, mit der Du mein ganzes Sein und Wesen wie einen angespießten unglücklichen Schmetterling unter die Loupe genommen hast. . . . Du hast ferner vollkommen Recht, wenn Du Dich bei dieser Auffassung meines Charakters um jeden Preis von mir loszumachen suchst. — Das wird Dir nach Dem, was heute vorgefallen, nicht mehr schwer werden — selbst im unerbittlichen Rom wird man nicht umhin können, den einen Scheidungsgrund zu berücksichtigen — ich habe Dich ja geschlagen.“

„Mainau!“ schrie sie auf — der Ton, in welchem er sprach, ging ihr durch und durch.

Er schritt, ohne sie anzusehen, an ihr vorüber, in den Salon — dort ging er einige Male auf und ab, dann trat er an die Glasthür und starrte finster schweigend hinaus in die Abenddämmerung. . . . Wie würde Freund Rüdiger in sich hineingelacht haben bei einem Einblicke in die Appartements der jungen Frau! . . . Sie stand zwischen den weißen Azaleenbäumen im blauen Boudoir. Mit dem ganzen Schimmer des gefeierten deutschen Loreleihaares rieselten die gelösten, vielgeschmähten rothen Flechten, „die ‚er‘ wohl bei seiner Frau, niemals aber bei einer Geliebten“ sehen wollte, zwischen dem blüthenbeschneiten zarten Geäste der Azaleen hinab, und die mitleidig belächelten „blassen Veilchenaugen à la Lavallière“ sahen mit dem Ausdrucke eiserner Entschlossenheit vor sich hin. Und Mainau? Noch vor Kurzem hatte er die Briefe, die er von ihr erhalten werde, „als steife Stilübungen einer ernsthaften Pensionärin mit Wirthschaftsberichten als Vorwurf“ prophetisch bezeichnet — jetzt hatte er einen Brief von ihr gelesen — der Aufruhr, der sichtlich hinter dieser düster gefurchten Stirn wogte, das unbewußte nervöse Spiel der Finger auf den leise klingenden Scheiben ließen nicht auf jene „keine schlaflose Nacht“ bringende Gemüthsruhe schließen, die er vorausgesetzt.

17.

Es war so still geworden nach dem Schreckensrufe der jungen Frau. In der Volière des anstoßenden großen Empfangssalons regten sich noch einige Male aufflatternd die kleinen Vögel, ehe sie zur Nachtruhe die Köpfchen unter die Flügel steckten, und draußen auf der hallenden Steinmosaik des langen Säulenganges klang manchmal der flüchtige Fuß eines vorübereilenden Lakaien; aus dem blauen Boudoir aber, das mit seinen hellglänzenden Wänden unter der Portière hervor einen bleichen Schein in den dunkelnden Salon warf, kam auch nicht das leiseste Geräusch — sollte die junge Frau das Zimmer verlassen haben? — Bei diesem Gedanken fuhr Mainau mit dem Schrecken einer plötzlich erlittenen Beleidigung empor — hatte er erwartet, sie werde ihm nachkommen, weil seine Stimme, was ihn in jenem Augenblicke selbst überrascht, sie erschüttert und bewegt hatte, wie alle, ja alle anderen Frauen auch? Hatte er gemeint, dieser unbestechliche, starke Geist habe doch unbewußt jene Saite des schwachen Weibes in sich, die unter den verführerischen Lauten von Männerlippen wiederhallt und ihn schließlich doch zu den Füßen des Siegers zwingt? . . . Rasch, aber unhörbar über den teppichbelegten Boden schreitend, trat er unter die Portière.

Die junge Frau war nicht hinausgegangen — die linke

Digitized by Google

Hand auf den Sims gestützt, das liebliche Profil ihm zugewendet, stand sie in sich gekehrt noch im Fenster; die zartgeschwellten Lippen lagen leicht aufeinander, und bei dem Geräusch, das Mainau's Eintreten verursachte, wandte sie langsam den Kopf, und die großen, tiefen Augen sahen ihn ruhig ernst an. Hier war kein Kampf gekämpft worden — sie war ja längst mit sich fertig.

„Leo wird mir das Leben schwer machen, wenn er wieder in sein altes Quartier umsiedeln muß," warf er hin, ihren Blick mit einer Art von starrer Kälte erwidernd.

Ein tiefer Seufzer glitt über die Lippen der jungen Frau; ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Du wirst Das nicht lange mit ansehen müssen — Du gehst ja fort," sagte sie leise, auf den Boden sehend.

„Ja wohl, ich gehe, und diesmal werde ich mich dem Leben stürmischer als je in die Arme werfen — wer will mir Das verargen? Hinter mir die Eisregion des Tugendstolzes, des kalt zersetzenden Verstandes, und vor mir der bunte Reigen des Genusses — draußen ein umjubelter ‚Märchenprinz', und hier ein gemaßregelter, mit geringschätzendem Seitenblicke kalt gemusterter Mann."

Er schritt nach der Ausgangsthür. „Hast Du noch etwas zu sagen, Juliane?" fragte er, sich halb umwendend, über die Schulter zurück.

Sie schüttelte verneinend den Kopf, und doch preßte sie die Hand auf das Herz, als unterdrücke sie gewaltsam ein aufwallendes Verlangen.

„Wir sind heute zum letzten Male allein zusammen," betonte er, ihre Bewegung mit scharfem Blicke verfolgend.

Rasch entschlossen, näherte sie sich ihm. „Ich habe Dir vorhin viel Bitteres gesagt — ohne es zu wollen; es thut mir leid, und doch — bin ich noch nicht zu Ende.... Du hast mich selbst aufgefordert — willst Du mich anhören?"

Er bejahte, blieb aber, die Hand auf das Thürschloß gelegt, unbeweglich stehen.

„Ich habe Dich wiederholt sagen hören, daß Dir für das nächste halbe Jahr nicht eine einzige Aufgabe in der Heimath zu erfüllen bliebe.... Mainau — sollte wirklich ein Vater — sei seine Lebensstellung, welche sie wolle — berechtigt sein, sich von seinen Pflichten dergestalt loszusagen, daß ihm die Erziehung seines Kindes keine Aufgabe ist? ... Weiter: In welchen Händen lässest Du Dein einziges Kind zurück? ... Du sprichst selbst mit Nichtachtung von dem starren, unhaltbaren Dogmenwerke, das Deine Kirche neuerdings predigt, und das, bis in das Reich des finstersten Aberglaubens hinein, vom Hofprediger und Deinem Onkel streng aufrecht erhalten wird, und doch überlässest Du ihrer Führung sorglos den jungen Kopf Deines Kindes, noch mehr, Du schweigst gegen Deine Ueberzeugung —"

„Ach, Das ist die Strafe dafür, daß ich Dir heute bei dem unerquicklichen Streite um des Teufels Existenz nicht secundirt habe! Bah — wer wird sich herablassen, gegen solchen Widersinn auch nur ein Wort zu verlieren — er geht an sich selbst zu Grunde ... Leo ist auch geistig mein Sohn — er wird den Ballast abschütteln, sobald er selbstständig zu denken anfängt."

„So bequem denken Viele, die handeln müßten, und nur so ist es zu erklären, daß die wahnsinnigste Vermessenheit des Menschengehirns, die der alte Mann in Rom proclamirt, in unserm Jahrhundert auch nur aufzutauchen vermochte.... Bist Du wirklich sicher, daß Leo die innere Wandlung so leicht überstehen wird wie Du? Ich weiß, daß die ersten religiösen Zweifel und Kämpfe Wunden in der Seele zurücklassen — weshalb sie muthwillig und unvermeidlich heraufbeschwören und mit ihnen vielleicht das gesammte religiöse Bewußtsein für immer erschüttern? ... Wie wir auch eine Kindesseele bewachen und studiren mögen, sie bleibt dennoch ein Geheimniß in sich und für uns, die wir auch bei einem geschlossenen Blumenkelche nicht sagen können, ob er nicht doch plötzlich verkrüppelte Blätter entfalten wird — so viel weiß ich nun schon, seit ich mit Leo zusammenlebe und ihn unausgesetzt beobachte. Ich bitte Dich dringend, lasse ihn nicht in den Händen des Hofpredigers!"

Er schwieg, aber seine Finger glitten vom Thürschlosse.

„Gut," sagte er, wie nach einem augenblicklichen Ueberlegen, „ich will diese Bitte als eine Art letzten Willens vor Deinem Scheiden respectiren — ist Dir's recht so?"

„Ich danke Dir!" rief sie herzlich und bot ihm die Linke.

„Nein, mir liegt nichts an solch einem Händedrucke; wir haben ja aufgehört — gute Cameraden zu sein," sagte er sich abwendend. „Uebrigens" — ein unbeschreibliches Gemisch von Satire und frivolem Spotte flog um seinen Mund — „bist Du nicht sehr dankbar. Dein sehr guter Freund, der Herr Hofprediger, bricht, wo er kann, in schrankenloser Selbstverleugnung eine Lanze für Dich — und Du intriguirst gegen ihn?"

„Er weiß am besten, daß ich diese Ritterdienste nicht wünsche," erwiderte sie gelassen. „Am ersten Abende meines Hierseins hat er sich mir bereits genähert — ich bin aber nicht gesonnen, mich auf diesem schlauen, indirecten Wege bekehren zu lassen."

„Bekehren?" lachte Mainau schallend auf. „Sieh mich an, Juliane!" — er ergriff ihre Linke und preßte sie heftig — „meinst Du das wirklich? Bekehren — zum Katholicismus bekehren? — Ich will die Wahrheit wissen! — Hat er seine berühmte Predigerstimme schmeichelnd gemißbraucht, der wundersame Gottesmann? Juliane, sei ehrlich — wenn er je gewagt hat, Dich auch nur mit seinem Athem zu berühren —"

„Was ficht Dich an?" zürnte sie, mit stolzer Geberde ihre Hand aus der seinen ringend. „Ich verstehe Dich nicht. Es fällt mir nicht ein, irgend etwas vor Dir zu verheimlichen, das auf Deinem Grunde und Boden ausgesprochen worden ist, sobald Du mich danach befragst — und so antworte ich Dir: Er hat mir gesagt, Schönwerth sei ein heißer Boden für Frauenfüße, gleichviel, ob sie aus Indien, oder aus einem deutschen Grafenhause kämen — zugleich versuchte er, mich auf unausbleibliche schlimme Augenblicke vorzubereiten."

„Prächtig eingefädelt! ... Das muß man ihm lassen, er hat Geist, der Mann. Er sieht auf den ersten Blick das, was blöde Augen erst dann erkennen, wenn es für sie verloren ist. ... Ja, siehst Du, Juliane — Valerie war ein vortreffliches Beichtkind, und er hat ja Recht, wenn er wünscht, daß auch die neue Herrin von Schönwerth in das alte Geleise einlenke, um — des religiösen Friedens im Hause willen — so ist's gemeint, nicht wahr?"

„Ich denke — oder vielmehr, daran zweifle ich keinen Augenblick," erwiderte sie und sah ihn mit den großaufgeschlagenen Augen ehrlich und fest an. „Deshalb verwahre ich mich ja eben, wie ich Dir bereits erklärt, stets entschieden gegen seine Einmischung."

„Stählern genug mag Dein Wille sein; er wird es ja wohl auch bleiben.... Juliane, ich wollte, ich hätte nicht so tief in den Abgrund der Gesellschaft geblickt, dann würde ich auf diese Schrift hier" — er neigte den Kopf gegen ihr Gesicht — „wie auf das Evangelium schwören; aber" — er lachte bitter auf. „Ja, ja — dieser Kopf da mit der prachtvollen Goldfluth, er würde nicht übel in die Engelschöre der katholischen Kirche passen — ich glaub's dem frommen Bekehrer gern, und es ist auch süß, als Engel verherrlicht zu werden — Du weißt's nur noch nicht, Juliane! — Nun, ich werde selbst energische Mittel und Wege gegen diese Belehrung ergreifen —"

„Wozu dies Alles?" fiel die junge Frau ein. „Du gehst ja fort, und ich —"

„Ich sollte meinen, das hättest Du nun oft genug ausgesprochen!" rief er zornig und stampfte mit dem Fuße auf. „Du wirst wohl die Gnade haben müssen, mir zuzugeben, daß ich einzig und allein zu bestimmen habe, ob und wann ich reisen will."

Sie schwieg — zu welcher Verkehrtheit ließ sich dieser Mann durch sein unberechenbares Temperament hinreißen! — Als ob nicht er selbst bis zu dem heutigen Tage mit dem Vorgefühl des höchsten Genusses von dieser Reise unablässig gesprochen hätte!

„Gestehe es nur, Juliane, bei jener Vorbereitung auf die schlimmen Augenblicke hat der liebenswürdig indiscrete, fromme Mann auch mein Privatleben nicht geschont," sagte er leichthin, während er eine der Elfenbeingestalten vom Sockel herablangte, um sie aufmerksam zu betrachten.

„Das setzt ein ruhiges Anhören meinerseits voraus," antwortete sie verletzt. „So viel Pflichtgefühl wirst Du mir zutrauen, daß ich eine Verunglimpfung Deiner Person nie geduldet haben würde, selbst wenn das fremde Urtheil meiner eigenen Ueberzeugung entsprochen hätte. Der muß eine Frau

schon tief verachten, der ihr Nachtheiliges über ihren Mann mitzutheilen wagt."

„Wenn abgeschiedenen Seelen das Gefühl der Scham verbleibt, wie muß dann Valerie in diesem Augenblick aussehen!" rief er, die elfenbeinerne Ariadne auf das Postament zurückstoßend. „So beruht Deine ungünstige Meinung von mir einzig auf Deiner eigenen Beobachtung?"

Sie wandte sich schweigend ab.

„Wie? — Dann haben Andere in Deiner Gegenwart über mich gesprochen — der Onkel?" — wie stümperhaft spielte er in dem Moment den Gleichgültigen!

„Ja, Mainau. Er klagte neulich dem Hofprediger — Dein ewiges Reisen erfüllte ihn mit Besorgniß — Leo's wegen. Du streifest durch die Welt, um der Langeweile zu entgehen, und doch gäbe es daheim für Dich, auf Jahre hinaus, mehr als genug zu thun. Allerdings seien Deine Besitzungen wahre Goldgruben — sie würden aber von treulosen Händen ebenso rücksichtslos ausgebeutet, wie von Dir selbst. Das Wirrsal in der Verwaltung spotte aller Beschreibung — er schaudere stets, wenn ihm auch nur ein flüchtiger Blick hinein vergönnt werde."

Mainau hatte ihr erbleichend den Rücken gewendet und sah angelegentlich zum Fenster hinaus. Sie sprach mit hörbarer Befangenheit — das war allerdings eine Angelegenheit, in die sie sich nicht mischen durfte, am allerwenigsten jetzt noch, wo sie schon halb und halb die geschiedene Frau war; aber sie sprach für Leo's Zukunft — was sie in diesen kurz zugemessenen Minuten des letzten Alleinseins noch für ihn erreichen konnte, das mußte sofort geschehen.

„Bah — Du kennst ja den Onkel mit seiner fieberhaften Angst vor einer möglichen Verringerung des Mainau'schen Besitzthums — sein gieriges Zusammenraffen wird nachgerade unerträglich; er übertreibt haarsträubend, der alte Mann," sprach er, ohne ihr das Gesicht zuzuwenden. „Ich sage Dir, in wenigen Wochen ist der ganze Plunder geordnet, und die Sache läuft von selbst wieder am Schnürchen — was dann? . . . Soll ich zur Abwechselung selbst hinter dem Pfluge hergehen, oder vielleicht, weil ich keinen Funken Musik in mir habe, Hoftheaterintendant werden? Oder soll ich mich zu irgend einem vacanten Ministerposten melden? Ich habe hier und da, in Berlin und Bonn an der Jurisprudenz genascht, vor Allem aber zwei Feldzüge mitgemacht, dazu mein guter Adel — was braucht es mehr?" — Er schüttelte sich. — „Nie und nimmer! . . . Nun rathe mir, weise Sphinx, wie soll ich mir die Zeit in Schönwerth vertreiben, wenn auch meine zweite Frau mich verlassen haben wird?"

„Ist Dir nie die Lust gekommen, zu schreiben?"

Er fuhr herum und sah sie sprachlos an. „Willst Du mich unter die Schriftsteller stecken?" fragte er endlich mit einem ungläubigen Lächeln.

„Wenn Du denkst wie Mama und der Hofmarschall, dann freilich darfst Du meine Andeutung nicht dahin auffassen, als gelte es — das ‚Gedrucktwerden'," antwortete sie mit einem heiteren Anflug in der Stimme. „Du erzählst interessant und fließend — ich bin überzeugt, Du hast einen vortrefflichen Stil; Du wirst noch effectvoller schreiben, als Du sprichst" — seltsam, der eitle, durch die lockeren Sitten und üppigen Schmeicheleien der Halbwelt verdorbene Mann, er schlug die Augen nieder und erröthete scheu wie ein zartes Mädchen bei dem kargen Lob der ernsten jungen Frau. „Ich hätte Dir manchmal Abends beim Thee nachschreiben mögen," setzte sie hinzu.

„Ah — da hat also die scharfe Kritik verkappt und geräuschlos neben mir gesessen, während ich mich manchmal versucht fühlte, zu fragen, wie viel Nadelstiche wohl zu einem Blumenblatt in dem unvermeidlichen Teppich gehören möchten. . . . Juliane, es war nicht edel, mich diese tölpelhafte Rolle spielen zu lassen — nein, schweige!" rief er, als sie unter einem stolzen Heben des Kopfes die Lippen zu einer herben Erwiderung öffnete — „die Strafe war nur allzu gerecht! . . . Ich muß Dir gestehen," sagte er zögernd, „daß es mir in der That oft in den Fingern gezuckt hat, zum Beispiel meine Reiseeindrücke niederzuschreiben; aber der erste schüchterne Versuch in Briefform, den ich von London aus in die Heimath schickte, hat ein so eclatantes Fiasco gemacht, daß ich die Feder für immer entmuthigt hingeworfen habe. Der Onkel schrieb mir ganz empört über ‚diese langathmigen Saalbadereien, diese tactlosen, indiscreten Mittheilungen' hinsichtlich verschiedener Höfe, bei denen ich doch ‚so unverdient gnädig' aufgenommen worden sei, und verbat sich ernstlich die Fortsetzung, da ein solcher Brief leicht in falsche Hände kommen und ihn wie mich selber compromittiren könne, und bei Valerie fand ich, heimgekehrt, das Fragment einer solchen ‚langweiligen Epistel' — wie sie lachend versicherte — um einen Flaconstöpsel gewickelt."

Leo kam in diesem Augenblicke hereingestürmt — der Doctor sei beim Großpapa, und da habe man ihm erlaubt, nach der Mama zu sehen. Er starrte seinen Papa mit großen Augen erstaunt an — wie kam er denn auf einmal hierher, wo ihn der Kleine noch nie gesehen?

„Je, Papa, was thust Du denn da im blauen Zimmer?" fragte er mit dem ganzen Befremden, aber auch mit der Eifersucht des bisherigen Alleinherrschers in den Wohnräumen der Mama.

Mainau erröthete flüchtig und schob den Knaben sanft an den Schultern zur jungen Frau hin. „Geh', mein Junge, lege einmal Deine Arme um den Hals der Mama — sieh, ich darf nicht um eine Linie weiter vorgehen, als sie erlaubt — und bitte, sie möge noch ein klein wenig Geduld mit Dir und auch — mit mir haben, bis wir von einander gehen!"

„Ach, ich gehe ja mit, Papa!" rief der Kleine und schlang seine Arme um die Hüften der jungen Frau. „Die Mama hat mir Abends beim Schlafengehen immer versprochen, daß sie mich mitnimmt zu Onkel Magnus und Tante Ulrike, wenn sie einmal nach Rudisdorf reist."

„Wie! Woher weißt Du denn schon, daß die Mama nach Rudisdorf geht?" fragte Mainau überrascht.

„Der Herr Hofprediger und dem Erbprinzen seine Mama haben am Jägerhäuschen davon gesprochen — ganz heimlich — wir haben's aber doch gehört, der Erbprinz und ich. . . . Gelt, Mama, Du nimmst mich mit?"

„Du mußt den Papa herzlich bitten, daß er Dir manchmal einen Besuch gestattet," entgegnete sie mit tiefgesenkten Lidern, aber fester Stimme und ließ ihre schönen, schlanken Finger durch die Locken des Kindes gleiten.

„Wir wollen sehen," sagte Mainau kurz und rauh. „Sieh da, Juliane, Deine allerliebste Erklärung von heute Nachmittag scheint die Wirkung des elektrischen Funkens zu haben — morgen werden sich die Spatzen auf den Dächern unserer guten Residenz erzählen, daß Seine Heiligkeit in Rom alle Hände voll zu thun habe, um mit Umgehung des eisernen Gesetzes zwei Menschen von einander zu trennen, die sich schlechterdings nicht in einander finden können. . . . Hm — selbstverständlich wirst Du nicht vor meiner Abreise gehen?"

„Ich füge mich darin ganz und gar Deinen Anordnungen — ist es Dir recht, dann verlasse ich Schönwerth erst, wenn eine Tagereise hinter Dir liegt."

Er nickte leicht mit dem Kopfe, dabei trat er rasch an den Tisch, bog den Brief an Ulrike zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche. „Noch habe ich das Recht, zu confisciren — der Brief gehört mir!" Er verbeugte sich ironisch tief und feierlich, als habe er Audienz bei einer Fürstin gehabt, vor der überraschten jungen Frau und verließ das Zimmer. . . . Leo aber brach plötzlich in ein leidenschaftliches Weinen aus — das Kind fühlte, daß es seinen Schutzengel verlieren sollte.

18.

In der Schönwerther Schloßküche, dem Stelldichein der Domestiken, machte das Gerücht, daß die Frau Baronin während der Abwesenheit des jungen Herrn „auf Besuch" nach Rudisdorf gehen werde, durchaus keinen sensationellen Eindruck. Die Lakaien versicherten, sie hätten diesen „Besuch" schon im ersten Augenblick prophezeit, wo der gnädige Herr beim Aussteigen wirklich nicht gewußt habe, ob er die Braut anrühren solle oder nicht — zuletzt habe sie doch allein aus dem Wagen steigen müssen — die Kammerjungfer, die gerade einen Bügelstahl aus dem Küchenfeuer nahm, sagte gelassen, sie sei froh darüber, es gehe ihr wider die Natur, eine Dame zu bedienen, die ihr Mann nicht estimire, und die immer nur „Muslinfähnchen" trage, und das Küchenmädchen mit den brandrothen Flechten seufzte schwermüthig beim Tellerabtrocknen und meinte, der gnädige Herr sei

nun einmal ein geschworener Feind der „Blondinen", alle Damen, die droben in seinem Zimmer hingen, hätten braune oder schwarze Locken — die erste Frau auch — er müsse die zweite geradezu „unbesehen" genommen haben.... In der höheren Region des Schlosses aber herrschte förmlicher Sonnenschein — das Parquet hatte Ruhe vor dem Krückstock des alten Herrn; Leo bekam einen Marstall voll prächtig aufgezäumter Pferde, der Kammerdiener einen Frack, der noch gar nicht sehr abgenutzt war — dabei kamen auch die sehr geläufigen Titel „Dummkopf" und „Tölpel" in Wegfall; er avancirte, für einige Tage wenigstens, zum „lieben Freund" und „guten, alten Kerl" — und das Alles, weil „die Gnädigste in der That das Genick gebrochen hatte".

Mit seinem Neffen hatte der Hofmarschall noch nicht darüber gesprochen — es war auch gar nicht nöthig. Mainau hatte die protestantische, vermögenslose Frau in das Haus gebracht, ohne die Einwürfe, die inständigen Bitten und Vorstellungen des Onkels auch nur im Mindesten zu berücksichtigen; nun kamen die prophezeiten Folgen des unüberlegten, abenteuerlichen Schrittes, und das war Buße und Demüthigung genug, wenn er auch in Folge seines sprüchwörtlichen Glückes kaum mit einem blauen Auge aus der Affaire hervorging.... Es verlief Alles so hübsch glatt und anständig. Die junge Frau präsidirte nach wie vor als Hausfrau; sie bereitete Abends den Thee und unterrichtete Leo, ganz als sei nichts vorgefallen — nur vermied sie fast angstvoll, mit dem Hofmarschall allein zu sein; er bemerkte das und lachte ihr diabolisch in's Gesicht, als sie einmal, bei Ueberreichen der Theetasse seine Hand berührend, wie von einer Viper gestochen, zurückfuhr — ja freilich, er war aber auch ein schlimmer Prophet gewesen, er hatte ihr ja mit wenigen schneidenden Worten den Moment markirt, wo sie „unmöglich geworden".

Die Abreise des jungen Herrn war allerdings vorläufig verschoben worden und zwar, weil er drüben auf seinem Gute Wolkershausen gewesen und bei einem zufälligen Einblicke in die Verwaltungsbücher eine beispiellose Unordnung vorgefunden hatte. Solche Dinge dürfe man doch nicht im Rücken lassen, wenn man eine so weite Reise antrete, wie er beabsichtige, hatte er zum Hofmarschall gesagt, der vor Erstaunen über diesen plötzlichen energischen Eingriff in das abwärts rollende Rad der Liederlichkeit und Verwahrlosung fast vom Stuhle gefallen wäre.... Die neuen Koffer von Juchtenleder hatten einstweilen in eine luftige Bodenkammer gestellt werden müssen, weil sie noch gar so betäubend stark rochen, und das glänzende Abschiedsdiner, das Mainau den Mitgliedern des Clubs im ersten Hôtel der Residenz geben wollte, war vorläufig vertagt worden.... Im Uebrigen geschah Alles, um dem Gerede in der Residenz die Spitze abzubrechen — die Herzogin bot selbst in ihrer unerschöpflichen Huld die Hand dazu; sie wußte ja am besten, wie die Sachen standen, und konnte deshalb ungefährdet den Wunsch aussprechen, die junge Frau noch vor ihrer „Besuchsreise in die alte Heimath" bei Hofe vorgestellt zu sehen. Liane hatte sich nicht geweigert — es sollte ja das erste und letzte Mal sein —, und so war „die hochblonde Trachenbergerin im unvermeidlichen blauseidenen Kleide", wie die Hofdame sarkastisch bemerkte, auf eine halbe Stunde bei Hofe erschienen, um wenigstens „eine glänzende Erinnerung in die Rudisdorfer Einsamkeit mitzunehmen".

Das Kistchen mit dem Schmucketui und den getrockneten Pflanzen war nun nicht abgeschickt worden — Liane kam ja selbst; auch war sie nicht mehr im Besitze des Bildes, dessen Erlös das Badegeld für die Gräfin Trachenberg vervollständigen sollte. Mainau hatte es ebenfalls confiscirt, „weil man allerdings nicht wünschen könne, daß unliebsame Momente des Hauses Mainau auf diese Weise abermals in die Oeffentlichkeit drängen".... Sehr viel abwesend und mit den Reformen auf seinen Gütern dringend beschäftigt, machte er es aber doch fast immer möglich, Abends beim Thee zu erscheinen, und da schlug er genau den Ton von früher an. Er unterhielt sich mit dem Onkel und dem Hofprediger und bemerkte es nicht, daß der Letztere Schönwerth fast gar nicht mehr verließ — die Herzogin hatte ihn für einige Wochen halb und halb beurlaubt, um seine angegriffenen Nerven in der Schönwerther Landluft zu stärken — nur als er eines Abends den Vorschlag machte, die Religionsstunden aus dem Salon des Hofmarschalls lieber hinunter in die Kinderstube zu verlegen, da er bemerke, daß das monotone Hersagen des Kindes den alten Herrn nervös mache, da zuckte es einen Augenblick sehr bedenklich über Mainau's Gesicht, und mit einer Stimme, die so gepreßt klang, als werde ihm die Kehle zugeschnürt, gab er dem besorgten Geistlichen zu bedenken, daß man seiner protestantischen Gemahlin eine solche Zumuthung nicht wohl machen dürfe.

Nun war seine mehrtägige ununterbrochene Anwesenheit in Wolkershausen dringend nöthig geworden. Er ritt eines Nachmittags fort; oben am Fenster erschien der Hofprediger neben dem Onkel; Beide sahen zu, wie er das Pferd bestieg, während die junge Frau, die eben mit Leo in den Garten gehen wollte, herantrat, um das Kind vom Papa Abschied nehmen zu lassen. Er reichte Leo die Hand vom Pferde herab — seiner Frau nicht. Sein Gesicht, auf welchem die vier Augen droben angelegentlich ruhten, blieb vollkommen unbewegt; den Hals des Pferdes klopfend, bog er sich nieder, und jetzt sah Liane in ein Paar finsterdrohende Augen. „Ich hoffe, Dich gut protestantisch wiederzufinden, Juliane," sagte er mit gedämpfter Stimme. Sie wandte sich erzürnt ab, und er sprengte mit einem flüchtigen Gruße nach oben aus dem Schloßhofe.

Jeden Morgen kam ein reitender Bote aus Wolkershausen mit einem Zettel von Mainau's Hand, der hauptsächlich Nachrichten über Leo's Ergehen verlangte. Der Hofmarschall lachte hell auf über diese neue Marotte des launenhaften Sonderlings, der früher nach Weib und Kind oft monatelang nicht gefragt habe, und sich nun mit einem Male auf die Rolle der zärtlich besorgten Affenmutter capricire. Er schrieb die Antwort stets eigenhändig unter die Nachfrage, die an Niemand speciell gerichtet war. Eines Morgens aber erschien der Bote, nach Abgabe des officiellen Zettels in der Bel-Etage, drunten bei der jungen Frau und brachte ihr einen versiegelten Brief. Beim Oeffnen fielen ihr eine Menge beschriebener Blätter entgegen — auf einer beiliegenden Visitenkarte bezeichnete Mainau dieselben als den Anfang eines Manuscripts, an welchem er nach den Anfechtungen und Sorgen des Tages in späten Nachtstunden zu seiner Erholung schreibe; er unterbreite diesen Anfang ihrem Urtheile.

Mit einem wunderlichen Gemische von froher Ueberraschung und beklemmender Scheu hielt sie die Blätter einen Augenblick unentschlossen in der Hand — diese neue, durch sie selbst heraufbeschworene Beziehung zu dem Manne, den sie binnen Kurzem auf immer verlassen wollte machte, sie stutzig, wie man plötzlich den Fuß zurückzieht auf unbewußt betretenem fremdem Gebiete — dann aber antwortete sie ihm in flüchtigen Zügen, sie bringe jetzt die Nachmittagsstunden mit Leo stets im Forsthause zu — dort, in der Stille des Waldes, wolle sie das Manuscript lesen.

Sie hatte ihm ja selbst gesagt, daß sie ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in ihm vermuthe — und doch, als sie sich in diese an „Juliane" gerichteten Reisebriefe aus Norwegen vertiefte, da stockte ihr der Athem vor Ueberraschung. Diese kräftigen Schriftzüge waren, wie es schien, nicht einmal in's Stocken gerathen. Unaufhaltsam, wie vom Gewittersturm getragen, flogen und stürzten diese in langer Hast gehaltenen glänzenden Bilder und Schilderungen vor ihr vorüber. Die junge Frau dachte nicht mehr daran, wer sie geschrieben — der capriciöse Salonheld mit dem rücksichtslosen Spottpfeile auf den Lippen und der gemachten Blasirtheit in jeder Bewegung war abgefallen von dem einsamen Manne, der von hoher, sturmgepeitschter Klippe sinnend auf das winzige und doch so hochmüthige Treiben der Menschheit herabsah. Der ganze Plunder der höfischen Umgangsformen war abgestreift von dem Jäger, der mit fieberhaft siedendem Blute den Bären verfolgte und weite Schneewüsten verirrt durchkreuzte, um dann wochenlang in den tief in die Einöde versprengten Gehöften zu rasten, hingerissen durch die seiner innersten Natur verwandte altgermanische Kraft, ja Wildheit der Bewohner, durch ihre reinen Sitten, durch die Züchtigkeit der Frauen. Ganz besonders diesen Charakterschilderungen gegenüber gedachte Liane stillbeschämt ihres harten Vorwurfes, daß er überall nur das Auffallende und Blendende wegnasche.

(Fortsetzung folgt.)

An der Küste Hinterpommerns.

Bei dem Ueberschreiten einer der großen Moorflächen, welche die Küste Hinterpommerns theilweise umsäumen und die nur durch einen Dünenstreifen von der Ostsee geschieden sind, wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Schaar Krähen gelenkt. Das eigenthümliche Gebahren dieser stets beutegierigen Vögel hatte mich in jüngster Zeit bald hier, bald dort auf den Mooren schon oft angespornt, ihr Treiben zu belauschen immer aber war trotz der größten Vorsicht mein Nahen von ihnen bemerkt worden, und eilig hatten sie dann, augenscheinlich erbittert über die Störung, die Flucht ergriffen. Heute jedoch erlangte ich endlich die Gewißheit, daß meine Vermuthung, es handele sich hier um irgend einen Raubzug, vollständig begründet sei.

Der Kampf um die Eier.
Originalzeichnung von Guido Hammer

Eine offene Wasserlache breitete sich vor mir aus, bedeckt mit zahlreichen runden Erhöhungen, in einigen Gegenden Kampen genannt, deren Spitzen, mit kurzem Grase bewachsen, aus dem Wasser hervorlugten. Der Ort meiner Beobachtung wurde durch einige Weidenbüsche gedeckt, deren Zweige ich vorsichtig auseinanderbog, um so, ganz geschützt, dennoch Alles wahrnehmen zu können. Die Krähen hatten auf den eben erwähnten Kampen in der Weise Platz genommen, daß sie eine inmitten des Tümpels befindliche größere Fläche vollständig umzingelt hielten, und diese wiederum bildete den Punkt, auf welchen sie die heftigsten Angriffe richteten. Bald erhob sich die eine, bald die andere der Krähen, bald flatterten mehrere gemeinschaftlich auf, um mit lautem Gekrächze, das von den übrigen lebhaft unterstützt wurde, über die Fläche hinzufliegen und besonders die Mitte derselben mit heftigen Stößen nach unten heimzusuchen. Diese Mitte wurde von dem Neste eines Kranichpaares eingenommen, welches von

Digitized by Google

mir bei den häufigen Wanderungen über das Moor, die den Zweck hatten, das Leben und Treiben der zahlreichen Sumpf- und Wasservögel zu beobachten, bereits früher entdeckt worden war.

Den brütenden Kranich beunruhigten die Angriffe der Krähen auf das Aeußerste. Jedesmal bei dem Nahen eines Feindes erhob er sich blitzschnell, um mit kräftigen Schnabelstößen den Zudringlichen zu verscheuchen; immer aber entzog sich dieser den gefährlichen Hieben durch eilige Flucht. Da plötzlich wurde die ganze Krähenschaar mobil. Mit überlautem Krächzen näherte sie sich mehr und mehr dem belagerten Orte und besetzte auch die letzten der ganz nahe an der Fläche befindlichen Kampen. Jetzt, nicht mehr fliegend, sondern halb hüpfend, halb laufend, eröffneten die Muthigsten der großen Gesellschaft sogleich einen neuen heftigen Angriffskampf, bis endlich die eine der Krähen ihren Platz auf der Fläche selbst einnahm und gerade in dem Augenblicke, als von anderer Seite her der Kranich hart bedrängt wurde, sich mit Hast auf das Nest stürzte. Doch die Strafe ereilte die Habgierige. Der Kranich wandte sich um, und ehe ihr Zeit blieb, dem wüthenden Gegner zu entfliehen, trug sie einen so kräftigen Hieb mit dem scharfen, spitzen Schnabel davon, daß sie rücklings in das Wasser taumelte.

Immer heftiger entbrannte der Kampf. Der Kranich stand hochaufgerichtet inmitten des Nestes. Die Flügel schüttelnd und ein scharfes Zischen ausstoßend, wendete er die stets bereite Waffe, den von den Feinden mit vollem Recht gefürchteten Schnabel, den Krähen mit einer Schnelle entgegen, daß es diesen nicht möglich ward, auch nur den geringsten Vortheil zu gewinnen. Und wieder erhob sich die ganze Schaar. In heftiger Erregung schossen die Krähen immer und immer von Neuem auf das Nest herab, bis der Kranich, in die höchste Wuth versetzt, mit weit geöffnetem Schnabel pfauchend und zischend eine Krähe weit über die nächsten Kampen hinaus verfolgte. — Ein Siegesgekrächze ertönte. Mit Gier stürzte das Raubgesindel dem Neste zu und nach einem Augenblick des heißesten Ringens trugen einige Glückliche die Eier als Preis davon. Der erbitterte Kampf wurde nun in der Luft noch einige Zeit hindurch fortgesetzt, indem die eine Krähe der andern die leckere Speise zu entreißen suchte, bis endlich, immer noch lärmend und kämpfend, die ganze Schaar meinen Blicken entschwand. Etwas später fand ich eine bedeutende Strecke vom Neste entfernt im weichen Grase eine noch ganz frische, also eben geraubte Eierschale. Nur das stumpfe Ende derselben zeigte eine kleine, runde Oeffnung; auch nicht die geringste Verletzung war außerdem bemerkbar. Die Krähe hatte den ganzen Inhalt durch dieses eine Loch heraus gesogen. Auf welche Weise aber die Räuberin des wahrlich nicht kleinen Eies dieses hatte an sich reißen, trotz harter Bedrängniß festhalten und bis hierher schaffen können, ist mir immer ein Räthsel geblieben.

Ich wandte den Blick wieder dem Neste zu. Der Kranich stand traurig am Rande desselben. Prüfend steckte er den Schnabel in die Mitte des Nestes, und so oft er sich überzeugt, daß keines der tapfer, wenn auch in Folge des überhand nehmenden Wuthausbruches ungeschickt vertheidigten Eier mehr darin sei, warf er den langen Hals gerade nach oben und stieß einen lauten, kläglich klingenden Schrei aus. Da ertönte ein Rauschen in der Luft. Pfeilschnell kam der zweite Kranich daher geflogen. Wie sein Gefährte setzte auch er sich auf den Rand des Nestes, dasselbe ebenfalls auf das Genaueste untersuchend. Dann stellten beide mit gesenkten Flügeln und eingezogenem Halse sich einander gegenüber, bis sie sich endlich nach längerer Zeit lautlos erhoben und der brausenden See entgegen flogen.

Fr. W. Paul.

Ein finsterer Winkel im deutschen Reiche.

Im Jahre 1836 war in Eisleben und Umgegend der „Hallische Courier" von Schwetschke fast die einzige politische Zeitung, und die Schöngeister der Luther-Stadt nährten sich damals nur von den belletristischen Journalen „Karlsruher Unterhaltungsblatt", „Abendzeitung", „Planeten", „Der Freimüthige", „Weißenseer Unterhaltungsblatt" u. a. m. Als nun der „Hallische Courier" in jenem Jahre die Erzählung von der Hexenprobe zu Ceynowa brachte, waren wir Eisleber in unserem friedlich stillen Thale erstarrt ob solchen Mittelalters; am meisten aber erstarrte ich, als am andern Morgen der Professor N. die Zeitungsnummer mit in die Secunda brachte, den betreffenden Artikel vorlas und dann mich, einen notorisch schlechten Lateiner, aufforderte, diese Geschichte lateinisch wiederzugeben. Der Schmerz ist zwar längst verschwunden; aber als ich 1867 in amtlicher Stellung in die Nähe des Ortes kam, wo die Tragödie gespielt hatte, da lebte jene Stunde wieder in mir auf, wo ich auf der Schulbank ähnliche Angst ausgestanden hatte, wie die Frau in den Fluthen des baltischen Meeres.

Doch bevor ich den Hergang jener Hexenprobe erzähle, erlaube mir der geneigte Leser, ihm die Oertlichkeit zu beschreiben; denn es möchte bei dem Namen „Ceynowa" Manchem so gehen wie mir, der ich mich damals auf den Landkarten halb todt nach ihm gesucht habe.

An der Grenzscheide zwischen Pommern und Westpreußen läuft von Norden nach Süden eine zwölf Stunden lange und fünf Fuß über dem Meeresspiegel erhabene Landzunge, Hela genannt, in die Ostsee. Man hat sie als Halbinsel bezeichnet, obschon sie stellenweise kaum tausend Schritte breit ist, so daß bei großen Stürmen die Wasser der Ostsee über das Land wandern, um auf der andern Seite den Schwestern im Putziger Wieck einen nachbarlichen Besuch abzustatten; die größte Breite hat die keulenförmige Halbinsel an ihrem Ende bei dem Dorfe, von dem sie den Namen empfangen hat; hier ist sie nämlich dreitausend Schritte breit. Ob, wie die Gelehrten sich streiten, die Landzunge gleich mit der Erde erschaffen ist, oder ob Hela anfangs eine Insel war und sich nur im Laufe der Zeit durch Anspülung zu einer Halbinsel verschlechtert hat, das kümmert uns hier nicht; die Halbinsel Hela ist im Selten, Cannabich und Roon angeführt, also ist sie für uns und unser Thema da.

Man kann allerdings die Landzunge zu Wagen bereisen, aber zum Vergnügen hat es noch kein Sterblicher gethan; denn es ist eine Reise mit vielen Hindernissen, und man könnte an den Anfang der Halbinsel Hela (welches Wort von Hel, Hölle, herkommt) ebenso gut eine Warnungstafel hinstellen, wie Dante sie über seine „Hölle" gestellt hat: „Wer hier eintritt, lasse die Hoffnung zurück!" Ja, ich möchte noch hinzufügen: und nehme sich Essen und Trinken mit! denn die Reise geht nur durch arme Fischerdörfer, als Großendorf, Ceynowa, Kußfeldt, Heisterneft und Hela. Hier aber hört das Weiterreisen auf und das Meer ruft uns zu:

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo,
Rückwärts, rückwärts, edler Cid!"

Die Einwohner der genannten Dörfer sind alle kassubisch-slavischen Stammes, das heißt polnisch und katholisch, mit Ausnahme des Fischerstädtchens Hela mit seinen vierhundert Einwohnern, die alle deutschen Geblütes und evangelischer Confession sind und sich in Bezug auf Aufklärung, Frömmigkeit und Reinlichkeit vortheilhaft von den katholischen Collegen unterscheiden.

Sonst muß man der Halbinsel eine gesunde Luft nachrühmen, und Meer und Wald, Wind und Sand, Abgeschlossenheit von den Genüssen der Welt und Hunger, das mögen wohl die Factoren sein, welche die Halbinsel zu einem klimatischen Curorte machen könnten; denn man bleibt hier gesund ohne Arzt, wird krank ohne Arzt und stirbt auch endlich ohne Hülfe des Arztes.

So viel zur Orientirung.

Am 7. Juli 1836 war in Ceynowa der Bock herumgegangen, d. h. der Schulze hatte ein fetischartiges Stückchen Holz zu seinem Nachbar geschickt; der gab es wieder dem Nachbar, und so ging es durch's ganze Dorf, bis es der Letzte an den Schulzen zurückgab; dadurch waren die Ceynowaer Hausväter für den Nachmittag zu einer Versammlung im Schulzenhause geladen; dorthin zogen sie denn durch den tiefen, mahlenden Sand der Dorfstraße, die sich an die Dünen des sogenannten großen Strandes lehnte, wo auf einer mit Strandhafer, Salzkraut und

Meerastern bewachsenen Anhöhe der preußische Adler an einer halb zerfallenen Hütte prangte, die sich nur durch dieses preußische Wappen von den übrigen Wohnungen des Dorfes unterschied. Hinter dem Hause, fünfzig Schritte vom Meere, standen die einzigen Bäume des Ortes, zwölf Föhrenbäume, die wahrscheinlich noch aus der Zeit stammten, wo die ganze Landzunge mit Wald bewachsen war, während jetzt nur noch die Strecke von Hela bis Heisternest mit Wald bestanden ist. Diese letzten Zwölf von dem Regimente, das früher die Halbinsel vor dem Versanden geschützt hatte, neigten sich alle gegen Sonnenaufgang, denn die gewaltigen, oft wehenden Westwinde lassen keinen ungeschützt dastehenden Baum gerade aufwachsen. Ja, die fast immer wehenden Winde, die sich oft zum Sturme, mehrmals im Jahre auch zum Orcane steigern, sind eine Eigenthümlichkeit der Halbinsel. Ich getraue mir zu behaupten, daß alle Windmüller des deutschen Reiches auf mehrere Jahre versorgt wären, wenn unter sie der Helaer Wind Eines Jahres vertheilt würde; ja, ich spreche aus Erfahrung, man weiß wirklich nicht, wie man sich benehmen soll, wenn einmal ein windstiller Tag über Hela angebrochen ist, und wie Ossian von einem Tura der Winde spricht, so könnte ein späterer Ossianide mit vollem Rechte von einem Hela der Winde sprechen.

Unter diesen Bäumen hingen die Fischernetze, standen die Wiemen (Gerüste zum Trocknen der Fische), und hier versammelten sich auch die Väter von Hela, um ihr Thing zu halten, weil da mehr Raum und Kühle war, als in dem Wohn-, Schlaf-, Handwerks- und Viehzimmer des Schulzen. Auch die Weiber waren mitgekommen, denn es ist eine weitere Eigenthümlichkeit der Stranddörfer, daß das schwache Geschlecht (das aber trotzdem sehr oft die härteste Arbeit beim Fischfange oder bei den Meerfahrten nach Danzig auf seine Schultern nimmt) dem starken Geschlechte in solchen Versamlungen zur Seite steht.

Solche Schulzenversammlungen waren wohl schon manchmal stürmisch gewesen; manchmal schon waren die Leute (Geister kann man nicht sagen) aufeinandergeplatzt und hatten polnische Reichstage im Kleinen in Scene gesetzt; — aber heute sollte es schlimmer kommen und tragischer enden. In Ceynowa wohnte nämlich ein Quacksalber, Namens Kaminsky, der im Dorfe selbst als ein Hochgelehrter galt, weil er lesen und schreiben konnte, der aber auch für die übrigen Dörfer der Landzunge ein medicinisches Orakel war, weil er einige Schwindelcuren gethan und bei den Kranken stets mit lateinischen Brocken um sich warf, die er bei dem täglichen Besuche des katholischen Meßgottesdienstes aufgeschnappt hatte und nun in seine Reden einflocht.

Wenn auf der Halbinsel Jemand krank war, so ging man nicht zu dem ordentlichen Arzte nach Putzig, wie's die Leute hätten thun sollen nach Sirach, Cap. 38, sondern man sagte: „Laßt uns gehen zu dem Wunderdoctor nach Ceynowa!" gerade wie man zu Samuel's Zeiten sprach: „Kommt, laßt uns gehen zu dem Seher gen Ramath!"

Besagter Aesculap, der Herr „Doctor" (wie ihn seine Gläubigen nannten), hatte damals einen Kranken im Dorfe, bei dem seit langer Zeit die verordneten Arzneien und die gesprochenen lateinischen Floskeln nicht anschlagen wollten, der aber in Folge seiner kräftigen Constitution trotz der Curen und Mixturen des Katzendoctors (wie ihn die aufgeklärten Putziger nannten) ebensowenig sterben wollte. Damit nun sein Ruf als Arzt nicht leide und damit das Vertrauen in seine Geschicklichkeit nicht erschüttert werde, erklärte Kaminsky mit an die Nase emporgehobenem Rohrstocke einigen Ceynowensern, daß hier weder er, noch Hufeland oder Schönlein zu helfen vermöge, da der Kranke offenbar behext sei; ja, er vertraute ihnen auch noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß die Frau, welche morgen zuerst die Schulzenversammlung verlassen würde, unbestritten die Uebelthäterin sei.

Als nun eine Fischerfrau, die sonderbarer und ominöser Weise den Namen „Zeinowa" führte, als die Erste aus der obenerwähnten Versammlung aufbrach, um ihr zu Hause gelassenes Kind zu säugen, wurde sie von den Vertrauten des Kaminsky gepackt und der ganzen Ortschaft als die Hexe vorgestellt, die seit längerer Zeit alles Unheil über Ceynowa gebracht habe. Freunde und Verwandte der Frau mochten doch wohl nicht ganz von deren Hexenthum überzeugt sein, und darum tödtete man sie nicht auf der Stelle, sondern beschloß sofort in der Versammlung, die Hexenprobe an ihr zu versuchen. Sank sie im Meere nicht unter, so war sie gewißlich eine Hexe, und man konnte sie mit gutem Gewissen und mit vollem Rechte erschlagen; sank sie aber unter und ertrank, so war sie doch wahrscheinlich eine Hexe, denn die höhere Gerechtigkeit hatte sie ereilt. Das war die Logik der letzten Hexenrichter Europas, dieser stupiden, entmenschten Peninsulaner, welche, obgleich sie den von Heinrich Krämer, Jakob Sprenger und Johann Gremper 1489 verfaßten Hexenhammer nicht gelesen hatten, doch wußten, daß die Ceynowa'sche eine wirkliche Hexe sei. Man schritt also zum Gottesurtheile, bemannte ein Boot, warf die Unglückliche hinein und stürzte sie auf hoher See über Bord. Die auf der Landzunge üblichen starken, wollenen Weiberröcke erhielten das Schlachtopfer einige Minuten über Wasser; diese Minuten aber genügten, um den Unholden den Beweis zu liefern, daß sie es hier in Wahrheit mit einer Hexe zu thun hätten; unbarmherzig wurde mit Rudern auf sie losgeschlagen, die ihrerseits erbärmlich um Hülfe und Gnade schrie, sich in ihrer sinnverwirrenden Todesangst für schuldig bekannte und dem Kranken bis nächsten Mittag sein Gebreste wieder abzunehmen versprach. Aber mit jedem Angstschrei der Ertrinkenden steigerte sich die Wuth ihrer Henker, verdoppelten sich die Schläge; dabei aber ließen sie mit raffinirter Grausamkeit die dem Tode Geweihete nicht untersinken — da bekanntlich eine Hexe auf dem Meere nicht sterben kann — sondern, um sicher zu sein, daß sie auch wirklich ihre schwarze Seele aushauchte, rissen sie die Frau wieder in's Boot hinein, fuhren zu Land und schleppten die fast Leblose an den Strand, um sie da für immer unschädlich zu machen.

Die ganze christliche Gemeinde von Ceynowa sah nun zu, wie die vom Teufel Besessene mit Rudern niedergeschlagen, mit Fäusten und den Absätzen der schweren Fischerstiefeln so lange bearbeitet wurde, bis auch die letzte Spur von Leben aus der zerstampften, zuckenden Hülle gewichen war. Ob die Geistlichkeit diese Teufelsaustreibung für eine gottesgefällige That ansah und schwieg, oder diesen Beweis des Glaubens für einen zu schroffen hielt und anzeigte, das habe ich nicht erfahren können; das aber weiß ich, daß das Gericht in Putzig sich der Sache annahm, die Betheiligten verhaften ließ und dieselben je nach dem Maße ihrer Schuld und Betheiligung zu fünf bis zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilte. Das Kind der Zeinowa, das damals die unschuldige Ursache am Tode der Mutter war, lebt jetzt als Arbeitsmann in Putzig und heißt Bernhard Zeinowa. Der zeitige Besitzer von Ceynowa, Herr von Below auf Rutzau, hatte nach den damaligen Gesetzen, wegen Insolvenz der Ceynowaer, sämmtliche Gerichtskosten, sechshundert Thaler, zu bezahlen, und war froh, als er später sein Patronat über diesen ihm so theuer und verabscheut gewordenen Ort durch Verkauf einem Andern übergeben konnte, dem Gutsbesitzer Herrn Schönlein auf Rekau.

Ich könnte hier schließen. Aber nein, die Geschichte ist noch nicht aus. Unter den Mördern der Zeinowa hatte sich einer, Jacob Mrauczeck, durch seine Rohheit und Wildheit bei dem Lynchen besonders hervorgethan. Er war es gewesen, welcher dem armen Weibe den Brustkasten zertreten und damit ihr den Todesstoß gegeben hatte. Er hatte einen ungemessenen Ehrgeiz; wie den Themistocles der Ruhm des Miltiades nicht schlafen ließ, so trachtete er nach dem höchsten Amte in seinem Heimathsdorfe. Durch eine kühne oder außerordentliche That hoffte er eher an das Ziel zu gelangen und sich wie ein zweiter Herostratus zu verewigen, und bei der Hexenprobe bot sich ihm eine günstige Gelegenheit. Aber ich meine, wenn sich Einer mit aller Gewalt verewigen will, da ist es denn doch noch besser, wenn er seinen Namen wie Kiselack an die Gletscher des Montblanc und Monte Rosa schreibt; noch besser freilich ist es, wenn Einer ein geistlich Lied dichtet und in den Anfangsbuchstaben oder -Wörtern der einzelnen Verse seinen Namen hinstellt, wie z. B. Heinrich Müller in dem Passionsliede: Hilf Gott, laß mir's gelingen &c. oder Herberger in dem Sterbeliede: Valet will ich dir geben &c. oder endlich Casimir, Markgraf zu Brandenburg, in dem Dankliede: Capitan, Herr Gott, Vater mein &c. Die beste Art jedoch sich zu verewigen scheint mir zu sein, daß man recht und schlecht lebt wie Hiob, der Mitwelt nach Kräften nützt, seine Stelle im Leben ausfüllt, einen guten Nachruf hat, und der Nachwelt etwas hinterläßt, von dem sie noch zehren kann.

Zu diesen zwei Fehlern des Jacob Mrauczeck kam noch ein dritter hinzu: er war eine jähzornige, gewaltthätige Natur, und wenn seine Zornadern an Stirn und Schläfen aufschwellen, gingen ihm Alle gern aus dem Wege, denn dann stürzte er sich wie ein malayischer Mockläufer auf den Ersten, Besten. Nur Ein Wesen im Dorfe hatte Gewalt über ihn bei solchen Wuthanfällen und Ausschreitungen, so daß das Thierische zurücktrat und dem Menschlichen Platz machte. Vor den Blicken verstummte der tobende Sturm in seiner Seele; vor der Stimme beugte sich sein sonst unbeugsamer Trotz, und dieses Wesen war — doch dazu müssen wir achtzehn Jahre zurückreisen.

In einer Novembernacht des Jahres 1818 hatte ein Nordweststurm ein schwedisches Barkschiff zwischen Rixhöft und Ceynowa auf eine Sandbank geworfen und zerschellt, und als die Ceynowenser am frühen Morgen an den Strand kamen, um nach gescheiterten Schiffen zu spähen und nach deren Ladung, sahen sie unter den Planken und Fässern, die auf den Wogen trieben, einen Korb mit Betten hin- und herschaukeln, und als sie ihn mit ihren Haken an das Land gezogen hatten, fanden sie ein halb erstarrtes, ungefähr anderthalbjähriges Kind darin. Der Strandinspector Husen, der kurz vorher in Putzig angestellt war und hier sich seine ersten Sporen verdiente, kam gerade herbei, wickelte das Würmchen in seinen Mantel und trug es zu einem kinderlosen Ehepaare in's Dorf. Alle Nachforschungen in Schweden blieben fruchtlos, und das Kind ward nun von Staatswegen den Leuten in die Pflege gegeben; es erhielt den Namen seiner Pflegemutter: Esther Strzellin. Hier in der Fischerhütte wuchs das Nordlandskind auf und wurde ein stilles, blondes, blauäugiges, zartgebautes Mädchen, das unter den übrigen Kindern Ceynowa's dasselbe Schicksal hatte, wie der junge Schwan unter den Enten in Andersen's Märchen. Jacob Mrauczeck, ihr vier Jahre älteres Nachbarskind, wußte entweder nichts von Galanterie und Ritterlichkeit gegen das schöne Geschlecht, oder er war noch nicht bis zur vierten Bitte gekommen, in der es heißt: „Getreue Nachbarn und desgleichen", denn er führte die jugendliche Rotte Korah fast allemal an, wenn dem fremden Mädchen ein Streich gespielt oder eine Kränkung zugefügt werden sollte.

So waren neun Jahre vergangen seit jener Novembernacht 1818, in der Esther wie Moses aus dem Wasser gezogen war, als sie wieder einmal, wie sie oft that, auf der Düne saß und ihre Blicke träumerisch auf dem Meere ruhen ließ, dem großen und tiefen Grabe ihrer Eltern. Sie hört es nicht, daß Mädchen und Knaben die Rückseite der Düne erklimmen, um mit ihren Käschern nach der See zu gehen und da am flachen Strande aus dem schwimmenden Seetange Bernstein zu fischen; erst als rohe Fäuste sie fassen, springt sie auf und flieht vor ihren Quälgeistern wie ein gescheuchtes Reh. Aber vergebens.

„Werft sie in's Meer, wo sie hergekommen ist!" ruft Eine, und die Kinder zerren sie an den Strand und schicken sich wirklich an, ein Vorspiel zu dem neun Jahre späteren Trauerspiel aufzuführen: da giebt die Angst und der Zorn dem zarten Schwedenmädchen wunderbare Kraft, so daß sie den einen Knaben rücklings in die See stößt und dann ein Mädchen fest umklammert. Jacob reißt sie los und schleudert sie auf den Strand, aber so unglücklich, daß sie mit der Stirn in die Spitze eines Ankers fällt und aus der klaffenden Wunde das strömende Blut den Sand färbt. Als Jacob, der in Angst vor der Anklage Esther's und vor der Strafe seines strengen Vaters zwei schreckliche Tage verlebt hatte, nach Verlauf dieser Zeit merkte, daß Esther nicht seine Anklägerin geworden war, ging eine merkwürdige Wandlung mit ihm vor; die feurigen Kohlen brannten auf seinem Haupte lichterloh; solche Großmuth brach seinen feindlichen Sinn, und aus dem Beleidiger ward ein Vertheidiger und Beschützer.

Das Meer, die ewige Thalatta, brandete weiter an Helas Küste, wie seit Jahrtausenden; aber die Jahre verrannen und die beiden Kinder wuchsen heran und hatten einander liebgewonnen; das Zarte hatte sich geeint mit dem Strengen. Die schönsten Muscheln, welche die See auswarf; das beste Stück Bernstein, das Jacob fand; die größte Steinbutte, die er fing — das Alles trug er als Tribut seiner Liebe in Esther's Hütte, ihr Erbe nach dem Tode der Pflegeeltern. Und als er nachher als Matrose seine Fahrten auf einem Danziger Kauffahrteischiffe der Link'schen Rhederei nach England machte, brachte er in jedem Herbste dem Häuschen und dessen Herrin einen neuen Schmuck mit in bunten englischen Töpfen, Kannen, Tassen (wie man's häufig findet in den Hausfluren der Fischerhütten der Stranddörfer) oder seidenen Tüchern. Und als er, vierundzwanzig Jahre alt, als „befahrener Mann" für immer nach Ceynowa zurückkehrte, wanderte Esther auch nicht mehr allein zu ihrem Meersitze und die Strahlen der untergehenden Sonne färbten nicht nur die See purpurn, sondern gossen auch ihren goldenen Schein über Esther's feingeschnittenes, rosiges Antlitz und über die wettergebräunten Züge ihres Begleiters, der zu ihren Füßen saß und in das liebe Angesicht schaute, und es war dann, als ob Freiligrath jene köstlichen Stanzen eigens für ihn und über ihn geschrieben hätte:

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' Deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir.

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe Dich — das ist die Fülle!
Ich habe Dich — mein Wünschen ruht!" —

So kam das Jahr 1836; es hatte den einzelnen Fischercompagnien im Mai große Lachszüge und im Juni reichlichen Häringsfang gebracht, und so getrauten sich die Liebenden wohl einen eigenen Hausstand zu gründen, und um die Mitte des Juli sollte sie der Propst von Schwarczau zusammengeben. Darum machte sich Esther einige Tage vor dem Unglückstage von Ceynowa auf zu ihrer Freundin, der Tochter des Bliesenwärters in Rixhöft, um sie als Kranzjungfer zu werben. Mit der Braut aber war des Bräutigams guter Geist weggezogen; und als sie, von einer unerklärlichen Angst getrieben, nach dem Dorfe zurückkehrt, ist die finstere That eben geschehen. Wohl sieht sie das Kainsmal an der Stirn ihres Verlobten, wohl schaudert sie über die That; aber ihre Liebe zu dem Thäter will wenigstens das Letzte noch thun, ihn retten und dann — zu vergessen suchen. Sie hatte beim Rixhöfter Leuchtthurm ein Schiff ankern sehen, das die beim Auslaufen aus dem Danziger Hafen erlittene Havarie ausbessern ließ durch Karwenbrucher Zimmerleute. Dorthin bringt sie den Flüchtling, der dem Capitain ein willkommener Zuwachs zu seiner spärlichen Schiffsbemannung auf der Fahrt nach Amerika ist. Von dem Felsen, auf welchem der Leuchtthurm steht, war eine Bohle auf das nahe anliegende Schiff zum Ein- und Ausgehen gelegt; hier, zwischen Himmel und Meer, wird ein herzlicher Abschied genommen; Jacob springt in das Schiff, Esther aber, geistig und körperlich abgemattet, kommt über die schmale Brücke nicht mehr an's Land; es dunkelt ihr vor den Augen, noch ein Schrei — und die gierigen Fluthen der Ostsee verschlingen wieder ein Opfer.

Noch an demselben Abend zog das Schiff seine Furchen über das Grab Esther's; ein frische Brise schwellte seine Segel, und auf den kurzen Wogen tanzend eilte es dem Kattegat zu. Jacob Mrauczeck entging durch die Flucht wohl dem weltlichen Richter, aber er nahm in seinem Herzen einen Wurm mit sich aus der Heimath, der mit der Zeit wuchs und ein so zähes, ach so zähes Leben hatte, ja zuletzt so unerträglich ward, daß Jacob selbst Hand an sich legte. Und dieser Wurm, der nicht stirbt, war das erwachte Gewissen mit den Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen; das war das hispanische Hündlein, wie Josephson in seinen „Brosamen" (einem wahrhaften Volksbuche) das Gewissen in einigen Erzählungen nennt und schildert; das waren die Schlangenzähne der Reue. Er fing Manches an in der neuen Welt, aber wenn er so weit war, daß er sagen konnte: hier ist gut sein, hier will ich Hütten bauen, dann erwachte der Wurm wieder, der nicht stirbt, und trieb ihn weiter; „das Laster treibt ihn hin und her, und läßt ihm keine Ruh'."

Das Gewissen offenbarte sich hier wieder als jene furchtbare geistige Macht, die schon die Alten kannten und in dem Schreckbild der Furien so ergreifend ausdrückten; es offenbarte sich wieder als ein Bote, der zu Allen gesandt wird, auch zu denen, die ihn fürchten, den die Blinden sehen und die Tauben hören, der oft Jahre lang schläft, dann aber um so stärker aufwacht, wovon die Brüder Joseph's ein Lied singen können, die nach vielen Jahren sagten: das haben wir an

unserm Bruder Joseph verschuldet, da wir sahen die Angst seiner Seele und er uns flehete.

Es war zu Anfang des Jahres 1850, als ein Flüchtling aus den Dresdner Maitagen (wie er in der Schrift: „Meine Flucht aus Sachsen" berichtet) auf einer Reise in Kentucky einen Mann am Wege findet, der sich die Ader geöffnet hat und grauenvoll stöhnt. Nachdem er dem Selbstmörder die Wunde schnell verbunden, überläßt er ihn seinem Reisegefährten, einem alten katholischen Priester, der wie ein barmherziger Samariter Oel und Wein in die Seelenwunde des Unglücklichen gießt und ihm endlich ein offenes Geständniß abringt. Aber er reißt den Verband ab und ruft: „Ich will nicht mehr leben! — ich kann nicht mehr leben! — hier, hier nagt es! — die brechenden Augen jener Frau, die ich gemordet habe, sehen mich starr an — ihr Blick verfolgt mich Tag und Nacht — ihr Todesschrei gellt immerfort in meinen Ohren — Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!" — und röchelnd sank er zurück.

Die beiden Wanderer begaben sich nach Lexington, dem Ziel ihrer Reise; der Eine von ihnen hat, wie schön gesagt, uns das Ende jenes Trauerspiels in Amerika geschildert, das seinen Anfang in Ceynowa nahm, diesem finstern Winkel des deutschen Reichs.

Wenn ich vorstehendem Artikel diese Ueberschrift gegeben habe, so rede mir Keiner von einem geschichtlichen Rechenfehler, weil Ceynowa (und mit ihm die ganze Provinz Preußen) 1836 noch nicht zum deutschen Reiche gehört habe; aber so weit ich die Ceynowenser kenne, bin ich fest überzeugt, daß sie noch heute mit Vergnügen eine Hexe ersäufen würden, wenn die Gerichtscommission in Putzig und das Kreisgericht in Neustadt nicht so nahe wären und wenn die preußische Justiz überhaupt nicht solche Abneigung gegen derartige mittelalterlich-mystische Glaubensauswüchse, dagegen mehr Sinn und Verständniß für nasse, trockne und heiße Autodafé's hätte — mit Einem Worte, wenn ihr mit Eisen und Blut geschriebener Strafcodex solche fromme Uebungen nicht als Glaubensthaten, sondern als Verbrechen behandelte.

Aus dem Innern des vicekoniglichen Palastes.

In meiner nächsten Zuschrift hoffe ich Ihnen eingehende Schilderungen mohammedanischer Feste, namentlich der Todten- und Auferstehungsfeier, einsenden zu können. Als Einleitung mögen Sie vorläufig den nachfolgenden Artikel genehmigen, der durch die Ereignisse der neulichen Hochzeiten ein besonderes Zeitinteresse erhalten haben dürfte.

Der ägyptische Hof hat zu viele Europäer an sich gezogen, europäische Sitten haben sich daselbst zu sehr eingebürgert, als daß hier Neues, Charakteristisches zu finden wäre. Des Vicekönigs Salons sind mit Pariser Möbeln ausgestattet; er selbst, sammt seinem Hofe, kleidet sich auf europäische Art. Der einzige Unterschied zwischen einem Empfange am vicekoniglichen Hofe und dem eines europäischen Souverains sind die rothen Tarbuschs.

Weit interessanter sind die Festtage in den Harems, obgleich auch hier ein Theil der Originalität verloren gegangen ist, da die Damen nicht mehr die orientalische Tracht tragen, sondern sich nach der neuesten europäischen Mode kleiden. Ich, als Mann, habe selbstverständlich keinen Besuch im Harem abgestattet, allein ich bin durch meine kleine Emissärin in der Lage, Ihnen einen solchen genau zu schildern und auch die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung verbürgen zu können.

„Es war schon etwas spät," berichtete mir mein weiblicher Gewährsmann, „als ich neulich durch das Portal des Palastes fuhr, welchen Prinzessin Fatma, die zweite Tochter des Vicekönigs, bewohnt, die sich im vorigen Jahre mit Tussun-Pascha, dem Sohne Said-Pascha's, des letzten Vicekönigs, vermählte. Beim dumpfen Lärme, den die Wagenräder unterm Portale hervorriefen, fing die im Garten des Palastes aufgestellte Musik zu spielen an, nicht etwa zu Ehren meiner geringen Persönlichkeit, sondern weil es Sitte ist, daß jeder Besuch beim Kommen und Gehen mit Musik begrüßt werde.

Die Gartenanlagen der Vorderseite des Palais sind sorgfältig, nur zu sorgfältig gepflegt; dem Eingangsthore gegenüber befindet sich eine Grotte, groß und schön, wenn eine künstliche Grotte je schön sein kann. Unter dem Glasportale des Palastes stehen acht bis zehn Eunuchen, sämmtlich ganz jung und deshalb noch nicht so verunstaltet wie die alten. Sie empfingen mich auf's Freundlichste und führten mich die Stufen hinauf zu den Sclavinnen hinein, die im Halbkreise unter dem Eingangsthore der Vorhalle standen, sämmtlich in Atlas und Seide von den lebhaftesten Farben gekleidet. Die Vorhalle ist ein unermeßlich großer Saal, mit weichen Teppichen belegt, mit purpur- und goldatlassenen Divans ausgestattet, an deren rechter und linker Seite sich andere Säle befinden. Faltenreiche, purpurne Vorhänge und Spitzen vor den hohen Fenstern hüllen diesen fürstlichen Raum in angenehmes Halbdunkel. Eine der Sclavinnen nahm mich beim Arme und führte mich zu der am andern Ende des Saales gelegenen Treppe, einem wahren Meisterstück mit bronzenem Geländer und persischen Teppichen, an deren Fuße uns die Gesellschaftsdame der Prinzessin, eine kleine Italienerin, empfing. Oben sahen wir einen fast gleichen Saal wie unten, nur daß dieser reicher, schöner ist als jener, wenngleich dies unmöglich scheint. Ich wurde links in ein reizendes, nach europäischer Art möblirtes, lichtblaues Boudoir mit drei riesigen Fenstern, welche auf die schöne ägyptische Landschaft schauen, geführt.

Prinzessin Fatma saß in einem rosa seidenen Kleide, welches den Anforderungen der neuesten Mode entsprach und mit einer übermäßig langen Schleppe ausgestattet war, auf dem Sopha. Wegen des vielen diamantenen Geschmeides, das sie auf dem Haare, um den Hals, die Arme, den Gürtel, auf der Brust und an den Fingern trug, glich sie fast einer Sonne. Sie war natürlich entschleiert. Fatma ist kaum zwanzig Jahre alt, und ihr hübsches Gesicht trägt einen mehr nordischen als orientalischen Typus. Ihr schönes Goldhaar ist nach europäischer Art frisirt.

Es waren noch mehrere Damen zugegen, alle in gehöriger Entfernung sitzend. Nachdem mir die Sclavinnen auf den Befehl der Prinzessin einen Stuhl gebracht hatten, wurde dieser gemeldet, daß die dritte Gemahlin des Vicekönigs sogleich bei ihr erscheinen werde. Die Etiquette verlangte, daß Prinzessin Fatma dem hohen Besuche entgegenging. So erhob sie sich denn und ging hinaus — keine so leichte Sache mit solcher Riesenschleppe. Nach einigen Minuten, während welcher mir eine lange, mit Brillanten geschmückte Pfeife gereicht wurde, traten die beiden Damen wieder ein. Der hohe Besuch nahm auf der rechten, die Prinzessin Fatma auf der linken Seite des Sophas Platz.

Die dritte Frau des Khedives ist zwar nicht schön, aber eine ungemein sympathische Erscheinung und hat eine bei den orientalischen Damen höchst seltene Eigenschaft, nämlich viel Geist. Wer sie sah, reden und lachen hörte, wird diesen Ausspruch bestätigt finden. Es ist denn auch diejenige der Frauen Ismail-Pascha's, welche er am meisten liebt. Sie trug ein ganz einfaches, dunkelblaues, kurzes Popelinkleid, eine schwarzsammetne Kasacke und ein Hütchen von demselben Stoffe. Hut und Aermel waren mit großen Solitairs geschmückt; den Saum des Kleides zierten drei Reihen solcher Brillantenknöpfe.

Die Sclavinnen, welche die ganze Zeit stehen müssen und zwar in ehrfurchtsvoller Haltung, reichten jetzt Kaffee, der Dame vom Hause in einer einfachen Schale, dem Besuche hingegen in goldenen Bechern, die mit prächtigen Brillanten bespickt waren.

Es wurde viel von den stattgefundenen Pferderennen, der neuesten Mode, den nächsten Hochzeiten und ähnlichen Dingen geplaudert. Nach einiger Zeit ward das niedliche Kindchen der Prinzessin Mansur, der ältesten Tochter des Vicekönigs, hereingebracht, das nun zum Mittelpunkte der Gesellschaft wurde, wie es in allen Ländern, unter jedem Himmelsstriche beim Erscheinen eines lieben Kindes geht.

Ich verabschiedete mich von den Prinzessinnen, indem ich deren Hände an Lippen und Stirn führte, wie es hier Sitte ist. Unten wurde mir in einem silbernen Kelche Subia gereicht, jenes Festgetränk, welches aus gegohrenem Reis, Zucker,

Zimmet und Anderem gemacht ist und ähnlich wie Chocolade schmeckt. Vorschriftsmäßig trocknete ich, nachdem ich getrunken hatte, meine Lippen mit dem von der Sclavin dargereichten, mit Goldstickereien geschmückten Handtuch; es hieße wider alle Regeln der Höflichkeit handeln, wenn man sich des eigenen Taschentuches zu diesem Zwecke bedienen wollte. Und somit war mein Besuch im Harem zu Ende!"

So weit meine Berichterstatterin. Und nun zu den Hochzeiten!

Auf den Einladungskarten, welche bei dieser Gelegenheit ausgetheilt wurden, ward der Name der Braut nicht genannt; denn die Einladung lautete sehr geheimnißvoll etwa so: „Gala-Diner oder Soirée, gegeben zu Ehren der Vermählung der Prinzessin, Tochter des Khedive, mit Ibrahim-Pascha." Diese geheimnißvolle Art ist hier, wo man von den schönen Bewohnerinnen des Harems so viel wie Nichts wissen darf, ganz am Platze. Indeß will ich die Indiscretion begehen, Alles haarklein erzählen.

Die ungenannte Prinzessin ist Zenab, die Tochter des Vicekönigs, eine Jungfrau von vierzehn Jahren, die schon seit einem Jahre mit dem jungen Ibrahim-Pascha, dem Sohne Achmed-Paschas, des verstorbenen Bruders des Vicekönigs, verlobt ist. Faika-Hanem, das Adoptivtöchterchen der dritten Frau Ismail-Paschas, von welcher oben die Rede war, wurde mit Mustapha-Bey, dem Sohne des Finanzministers, verlobt, und diese beiden Damen haben in der letzten Woche Hochzeit gehalten. Die mohammedanische Heirath wird immer am Vorabende des Freitags oder des Montags vollzogen, und so wurden denn auch die beiden Bräute am vergangenen Donnerstag und gestern (Sonntag) in den Palast ihrer respectiven Bräutigame geführt, nachdem sie einige Tage im Palaste der Königin-Mutter verbracht hatten, wie es der Brauch heischt.

Man kann sich keinen Begriff von dem Gepränge machen, mit welchem die königliche Braut zu ihrem künftigen Gatten geführt wurde. Infanterie und Cavallerie, begleitet von rauschender Musik, eröffneten den Zug; hinterdrein kam eine lange Reihe von vierspännigen Equipagen, in welchen die zahlreiche Verwandtschaft der Braut verschleiert saß. Die Wagen waren von seltener Pracht und mit Gold- und Silberbeschlägen ausgestattet; das funkelnde Geschirr der Pferde zeigte die feinste Arbeit. Die Sais liefen in schöner, malerischer Tracht vor den Wagen her; die grotesken Eunuchen ritten hinterher und Alles rief: „Lob dem Propheten!" Die Braut selbst fuhr in einer sechsspännigen Equipage, welche natürlich alle anderen an Pracht übertraf. Die rothseidenen Gardinen der Wagenfenster waren ganz heruntergezogen. Es lag darin etwas Geheimnißvolles, das mich ungemein angenehm berührte. Kein Sterblicher, außer ihm, darf die Braut gewahren.

Es hat während dieser Zeit Feste die Fülle gegeben, worüber viel Schönes zu sagen wäre. Die Beleuchtung des unermeßlichen Planes vor Kasr el Aali, dem Palaste der Königin-Mutter, die Feuerwerke, die leuchtenden Triumphbogen, die Tänzerinnen und die charakteristische arabische Musik, all das will ich ungeschildert lassen, da die orientalischen Illuminationen schon tausendmal beschrieben, wohl hunderttausendmal mit „Tausend und einer Nacht" verglichen und doch niemals veranschaulicht worden sind, weil das geradezu unmöglich ist. Eher will ich eine der Abendgesellschaften im Harem von Kasr el Aali schildern. Gerne räume ich wieder meiner Emissärin das Feld.

„In der Ferne glänzt und funkelt es wie in einem Zauberlande," so erzählt sie mir, „goldene Ungeheuer schießen himmelan und werden unter Krachen und Donnern zu schönen Sternen; hohe Fontainen sprühen Feuer. Und doch war es kein Zauberland; je mehr man sich nahte, desto reizender wurde der Anblick. Wagen an Wagen rollen unter den leuchtenden Arcaden, inmitten der wimmelnden Menge durch das hohe Portal von Kasr el Aali zu dem Eingange des Harems. Damen in duftigen Gewändern springen leicht vom Wagen und eilen zwischen Reihen von schönen Pflanzen den unabsehbaren Säulengang hinab. Man muß schnell gehen, denn der Gang ist lang und es ist eisig kalt, wenn man gleich im Orient ist. Eunuchen führen die Damen in den ersten Saal, wo ihnen von Sclavinnen die Shawls abgenommen werden, und die Cermonienmeisterinnen führen sie bei den Prinzessinnen ein.

Die Räume sind alle glänzend erleuchtet; außer dem mehr langen als breiten, sehr geräumigen Vorsaal, in welchem es von Sclavinnen wimmelt, außer diesem Saal, der in seinem untersten Ende eine Art Käfig aus goldenem Gitterwerk zeigt, aus welchem die Stimmen der Sängerinnen herausklingen und der einen orientalischen Anstrich hat, sind die Räume nach europäischem Muster möblirt. Auch das Diner wird auf europäische Weise servirt. Nach Tische setzen sich die Prinzessinnen in eine Ecke des hintersten Salons. Zunächst Prinzessin Fatma, neben ihr die Frauen Hussein und Hassan Paschas, dann die dritte Gemahlin des Vicekönigs, die Prinzessin Said und die Mutter des Erbprinzen, welche zwar eine Sclavin war, aber doch zur legitimen Frau wurde, weil die mohammedanische Sitte haben will, daß die Königin-Mutter nach dem König die Wichtigste sei, daß dereinst, wenn der Kronprinz König sein wird, die Königin-Mutter keine Sclavin sein dürfe.

Gegen neun Uhr traten mehrere Damen ein. Sie wurden von den Ceremonienmeisterinnen den Prinzessinnen vorgeführt. Eine Jede mußte die Hände der obengenannten Damen, der Reihe nach, je nach dem Rang, dem sie in der vicekönigliche Familie einnehmen, an Mund und Stirne führen. Die Eingeladenen saßen Alle rings um den Saal. Im Hintergrunde standen die Sclavinnen, welche dann und wann zu den Prinzessinnen traten, um ihnen eine Cigarrette mit der silbernen Aschenschale zu reichen, denn diese Damen rauchen Alle.

In der Mitte des Gemaches tanzten die berühmten Bajaderen. Die Musik, zu welcher sie sich bewegten, hat einen wundersamen Reiz, wenn dieselbe wehmüthig ist. Es liegt in diesen Melodien, in den Stimmen, welche dazu singen, etwas tief Trauriges, das zum Herzen dringt.

Und die Bajaderen? Ja! die Bajaderen sind verführerisch, wenn sie, katzengleich sich beugend, mit den hübschen Füßchen den Boden schleifen; anmuthig ist es, wenn sie die Köpschen drehen, so daß das offene Haar im Kreis herumfliegt; aber die ihnen eigene Bewegung, nämlich das Zittern der Beine, indem der Oberkörper vollkommen regungslos bleibt, ist für unsere Augen im höchsten Grade unschön. Sie erschienen nicht wie früher mit offenem Busen, sondern trugen kurze Sammetkleider, mit goldenen Fransen und prächtigen Goldstickereien ausgestattet; sie waren vom Hals bis zu den Füßen und bis an die Hände bedeckt. Die erste Tänzerschaar trug blaue, die zweite violette Kleider. Sie sind alle von derselben Größe und haben sämmtlich Haar von gleicher Farbe, welches sie — natürlich ist es gefärbt — offen tragen.

Prinzessin Said, der melancholischen Weise müde, ertheilte jetzt den Befehl, dieselbe zu ändern. Kaum war das Wort gesprochen, so wurde der wehmüthige Ton zur schwindelnden Tanzmelodie; die Bajaderen faßten sich bei den Händen, rasten in tollen Kreisen herum, bückten sich und schrieen Juch! . . . . Nein, das war nicht schön. Nun frug man die Damen, ob sie es vorzögen, den Tänzen länger zuzuschauen oder hinunter in's Theater zu gehen. Die Mehrzahl war für's Theater. Und dennoch war dies nichts weniger als interessant. Sämmtliche Logen sind mit Gittern aus Silberdraht versehen, auf denen aus Silberpapier ausgeschnittene Blumen kleben. So sind hier zu Lande alle Logen der Harems-Damen eingerichtet, damit diese von den Schauspielern und Musikanten nicht gesehen werden.

Die Welt sieht hinter solchem Silberdraht noch trauriger aus, als sie so wie so schon ist. Ein Pianist — natürlich mit langen Haaren, die immer in's Gesicht fallen; sonst wäre es ja kein ganzer Pianist — trug uns ein gräßlich langes Potpourri des ‚Rigoletto' mit obligaten Variationen vor; es folgte ein Ballet mit Tänzerinnen in Tricot und dummen Schwänken eines Pulcinellas. Man wird mich nichts eine böse Zunge nennen, wenn ich sage, daß dies in dem Maße langweilig war, wie es für die türkischen Damen amüsant sein mußte, weil diesen Solches ganz neu ist. Leider greift die Manie, europäische Sitten und Gebräuche nachzuahmen, immer mehr um sich und es sieht ganz danach aus, als ob die Damen der Harems mit all den alten, charakteristischen Gewohnheiten brechen wollten, außer mit der des bloßen Vegetirens.

Zum Schluß noch einige Worte über die Hochzeit.

Donnerstag Abends begleiteten sie den Bräutigam in die Moschee; Alles war dabei, Paschas, Reiche und Arme. Flackernde

Fackelbeleuchtung erhöhte die Feierlichkeit der Ceremonie. Zwei Stunden verbrachten sie betend in der Moschee; hierauf ging's feierlichen Schrittes, wie man gekommen war, wieder nach Hause.

Im Hofe des Palastes angekommen, bleibt Alles vor der Haremsthüre stehen. Es verlautet die erste Sure (der Abschnitt) des Korans: ‚Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer!' Beim letzten Worte wird der Bräutigam in die besagte Thür hineingeschoben, und er betritt zum ersten Male die Schwelle des Harems. Oben harrt die Braut seiner im herrlichen Gemach, ihr zur Seite die Mutter; auf dem Teppich, der vor der Verschleierten liegt, fällt er hin und murmelt wiederum: ‚Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichts! Dir wollen wir dienen und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg Derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche Du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden.' Jetzt steht er auf und entschleiert seine Braut ‚im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Allgnädigen.' Einen Kuß auf seine Hand, einen Kuß auf ihre Stirne — und die Trauung ist vollzogen."

Hier wollen wir den Vorhang fallen lassen.

Kairo, 15. Februar 1874. D. N.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nach der Schlacht von Jena.

In allen Tiefen des welligen Hügellandes, welches von der bekannten Inschrift am Dome zu Erfurt als das glückliche Thüringen bezeichnet wird, hatte am frühen Morgen des 14. October 1806 ein bleigrauer, undurchdringlicher Herbstnebel gelegen. Seine schweren Massen waren dann unheimlich träge an den Abhängen der Hainleite wie des Steigers, des Hainichs wie des Unstrutgebirges emporgekrochen und hatten sie endlich überfluthet. Aber die höher und höher emporsteigende Sonne wurde ihrer dennoch Meister. Der finstere Gesell war in den Mittagsstunden schon völlig verschwunden, man wußte nicht wohin, und über unser schönes Land breitete sich nun überall die goldene Herrlichkeit eines sonnenklaren Herbsttages, der am weiten Himmel kaum ein einziges Wölkchen erblicken ließ. Und dennoch wollte es den Schaaren der Landleute, die an diesem Tage, mit ihren Einkäufen vom Jahrmarkte des Schwarzburgischen Fleckens Schernberg heimkehrend, hoch oben am Rande der Hainleite dahin schritten, fast bedünken, als ob es da drüben nach Südost hin donnere. Namentlich an der Schernberger Holzecke, wo man frei über die Tiefen bis zum Thüringer Walde hinüber blicken kann, bildeten sich dichte Gruppen von Landleuten, die mit verwundertem Kopfschütteln dort hinüber in die Ferne sahen, wo der Ettersberg bei Weimar sich mit seinem langgezogenen Rücken hoch über das Hügelland erhebt. Etwa von dort herüber kam in kurzen Pausen jener seltsame dumpfe Ton, jetzt in einzelnen Stößen und dann wieder lang hinrollend, der das Staunen unserer wetterkundigsten Bauern erregte. Wunderbar, daß an solchem Tage sich ein Gewitter in so mächtigen Schlägen entladen konnte! Wohl war es ein furchtbares Wetter, das an jenem unheimlichen Nebelmorgen an den Bergen von Jena und Auerstädt begonnen hatte und jetzt dort drüben bei Capellendorf zu Ende ging, ein Wetter, unter dessen gewaltigen Streichen ein ganzes mächtiges Königreich, von Friedrich dem Großen aufgebaut, und von ganz Europa gefürchtet, in Trümmer geschlagen wurde. Auch jene ahnungslosen Landleute sollten bald genug zu ihrem jähen Schrecken den Sturm, der jenem Völkergewitter auf dem Fuße nachfolgte, über ihre eigenen unglücklichen Häupter dahin brausen, ihr bescheidenes Glück in seinen Grundfesten erschüttern sehen.

Die unglückliche Schlacht von Auerstädt war geschlagen worden, und unser Fürstenthum gerieth in die traurige Lage, eine besiegte und aufgelöste preußische Armee und die verfolgenden übermüthigen und rücksichtslosen Feinde durch seine Fluren rücken zu sehen.

Der König ritt die ganze Nacht hindurch querfeldein bis Sömmerda, wo er Mittwochs am 15. October gegen 7 Uhr Morgens anlangte und im Pfarrhause abstieg. Nach allen überstandenen persönlichen Gefahren durfte er jetzt mit Recht sich und Blücher Glück wünschen, daß sie so durchgekommen seien. Erst hier gönnte der erschöpfte Herrscher sich und seinen Truppen eine kurze Rast. Von hier aus schrieb er auch an Napoleon die Antwort auf dessen Brief, der ihm noch am 12. October von Gera aus den Frieden geboten hatte, unglücklicher Weise aber zu spät nach schon begonnener Schlacht in die Hände des Königs gelangt war.

Schon Mittwochs, am 15. October, hatten einzelne besonders schnellfüßige Flüchtlinge der geschlagenen Armee Greußen, die südlichste Stadt in der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, erreicht. Bald häuften sich ihre Schaaren, und endlich strömten sie unaufhörlich und in dichten Massen die Nacht hindurch und während des ganzen folgenden Morgens durch die Straßen der kleinen Stadt. Aber die Verfolger waren ihnen auch schon dicht genug auf den Fersen. Denn an demselben Vormittage schon sprengten plötzlich zehn französische Husaren, die sich offenbar von ihrem Regimente verirrt hatten, zum Thore herein. Obwohl noch in vielen Häusern in und um Greußen herum Preußen in großer Zahl lagen, wagten es jene kecken Reiter doch, vor dem Rathhause zu halten und von der erschreckten Stadt eine Brandschatzung von hundert Carolin zu erheben. Dann ritten sie im Galopp wieder davon, und sehr zur rechten Stunde, denn gleich nach ihnen traf eine ganze wohlgeordnete Schwadron preußischer Dragoner vom Regimente Königin Louise ein, die mit den frechen Patronen wohl übel umgesprungen wären, wenn sie nur einige Momente früher in dem Orte eingetroffen wären. Einige unschädliche Schüsse, die zwischen diesen Husaren und einzelnen muthigen Preußen gewechselt wurden, gaben übrigens Veranlassung zu einer ebenso komischen wie wohlverbürgten Scene. Die alte, aber noch sehr resolute Frau Messerschmidt, die nicht blos in ihrem Hauswesen, sondern auch in der Stadt auf Ordnung sah, trat bei dem Knallen der Gewehre mit zornig in die Seite gestemmten Händen in die Hausthür und schalt die Fechtenden im besten Greußener Dialect aus. Sie nannte die Kämpfenden „gonz und gor nich geschüt" und hielt ihnen alles Ernstes vor, daß es polizeilich verboten sei, in der Stadt zu schießen.

Am Mittag desselben Tages, also Donnerstag, den 16. October, traf endlich die Nachhut des preußischen Heeres unter der Führung des Generallieutenant von Kalkreuth, der schon von Auerstädt an den Rückzug gedeckt hatte, in Greußen ein. Bei diesen Truppen befanden sich auch die Reste der königlichen Garde, welche hinter der nahegelegenen Steinfurthsmühle auf kurze Zeit rasteten.

Wenn Sternickel, der Chronist von Greußen, behauptet, daß auch der König selbst bei dieser Truppe gewesen sei, so beruht dies auf einem Irrthum und einer Verwechselung mit dem Prinzen August von Preußen. Friedrich Wilhelm der Dritte war allerdings an diesem Tage von Sömmerda her durch Weißensee gekommen, allein eine Stunde früher, als die Franzosen dort anlangten, während Prinz August, Kalkreuth und Blücher sehr unangenehm überrascht waren, bei ihrer Ankunft Weißensee schon von den Franzosen besetzt zu finden. Als Kalkreuth bei Greußen gegen Blücher wiederholt von Capitulation sprach, gedachte er nur der Verantwortung für die Garden und den königlichen Prinzen und nicht des Königs. Letzterer, der zwei Stunden voraus hatte und über raschere Transportmittel verfügte, war sicher früher in Sondershausen, als seine Nachhut nach Greußen gelangte, und dies wird mir in Wahrheit durch einen Augenzeugen, den fürstlichen Mundschenk Kobert, bestätigt.

Die Verfolgung der hierher fliehenden preußischen Truppen lag dem Marschall Soult ob. Zu seinem Corps gehörten die französischen Generale Lasalle und Klein, welche Weißensee schon vor der Ankunft Kalkreuth's besetzt hatten und sich von Blücher und Massenbach vielleicht recht gern durch die Vorspiegelung eines Waffenstillstandes täuschen ließen, da sie allein ohne Soult den Preußen nicht gewachsen waren.

Auch der Generallieutenant von Kalkreuth versuchte bei Greußen zunächst dieselbe Kriegslist anzuwenden, um den Feind aufzuhalten und die Flucht des Königs möglichst zu sichern. Da aber Soult bei einer Unterredung auf dem Hengstberge, etwa eine halbe Wegstunde von Greußen, an welcher auch Blücher theilnahm, klugerweise nicht an einen Waffenstillstand glauben mochte, sondern schroff Streckung der Waffen verlangte, während Blücher durchaus nichts von Capitulation hören mochte, so traf Kalkreuth alsbald Maßnahmen, die leicht hätten zur völligen Verwüstung der Stadt führen können.

Greußen liegt in einer von Westen nach Osten gestreckten, aber schmalen Ebene, welche von mehreren Armen der Helbe durchströmt wird. Südlich von Greußen, dicht hinter der nach Weißensee hinabfließenden sogenannten sächsischen Helbe steigt eine leichte wellenförmige Anhöhe, welche dicht bei Greußen der Warthügel genannt wird, etwas über fünfzig Fuß hoch empor. Von dort her nahte der Feind, und hier stellte der preußische General am Wasser entlang, rings von Weidenbäumen und Dämmen gedeckt, die braven Weimarschen Jäger auf, um den ersten Anprall des Feindes aufzuhalten.

Auf der nördlichen Seite, dicht hinter der erwähnten Steinfurthsmühle, grenzt jene Ebene dagegen an den äußersten Fuß der Hainleite, die sich im Possen bei Sondershausen gegen neunhundert Fuß über das Pflaster von Greußen erhebt, um dann wieder stark zum Wipperthale hinabzufallen. Dorthin über die meilenlange, allmählich aufsteigende Höhe, durch die Dörfer Ober- und Niedertopfstedt, Westerengel, Kirchengel und Oberspier nach Sondershausen hin mußte der Rückzug dieser Nachhut genommen werden. Auf dem Abhange dieses Berges stellte Kalkreuth die rasch noch einmal gesammelte Hauptmenge seiner Truppen in einer langen Linie auf, welche von Greußen bis Grüningen reichte und dort namentlich den von Ottenhausen her anrückenden Franzosen gegenüber durch eine halbe reitende Batterie gedeckt wurde. Greußen selbst lag hiernach zwischen den Verfolgern und den Verfolgten.

Die lustigen Weiber von Windsor.
Illustrations-Probe aus der Grote'schen Shakespeare-Ausgabe.
Von H. Lossow.

Nachmittags halb vier Uhr begann das mit Kleingewehr und Geschütz geführte Gefecht und endete erst Abends halb acht Uhr mit dem Rückzuge der vor der gewaltigen Uebermacht weichenden Preußen. Dieser vierstündige Aufenthalt hatte genügt, um den schon vorausgeeilten König vor seinen Verfolgern in volle Sicherheit zu bringen.

Den Bewohnern von Greußen standen die schwersten Drangsale bevor. Der Flucht der letzten Preußen war eine kurze, bange Stille gefolgt, dann aber rückte der Feind ein, und, wie der Chronist Sternickel mehr kühn, als correct sagt, „es ertönte nun aus mehreren tausend Kehlen das furchtbare Einrücken der Franzosen“. Die zuchtlosen Kriegsvölker wälzten sich wie eine Sturmfluth fluchend und brüllend durch die Straßen. Sie begannen sofort die Thüren einzuschlagen, strömten in die Häuser, mißhandelten in der abscheulichsten Weise Männer und vor Allem Frauen und Mädchen, erbrachen in Stube und Kammer, im Keller wie auf dem Boden alle Schränke, Kisten und Kasten und raubten, was ihnen nur irgend von Werth schien.

Da die Soldaten hierbei mit brennenden Lichtern in der Hand, vom Weine und Branntweine trunken, auch in gefüllte Scheuern und Ställe drangen, so entstand gegen Mitternacht in der Altstadt Feuer, das beim Mangel rettender und helfender Hände bis gegen Mittag des folgenden Tages fortwüthete und eine Reihe von Häusern in Asche legte. Dabei aber dauerten die Gewaltthaten und Räubereien selbst in den kleinsten und ärmsten Häusern ungestört fort.

Auch in dem Dorfe Wasserthaleben, das, wie Greußen, an der Helbe und nur etwa eine Stunde weiter nach Westen und thalaufwärts liegt, erschienen Beute machende Franzosen. Pastor Zahn glaubte zu jener Zeit noch an den unter allen Umständen höflichen Charakter der Franzosen. Er trat ihnen mit einigen bewillkommnenden Redensarten entgegen, wurde aber auch sofort über seinen Irrthum belehrt. Denn statt seine Höflichkeit zu erwidern, packten sie den würdigen Mann am Halse, drängten ihn in die Stube und nöthigten ihn dann unter schweren Drohungen, alles irgend Werthvolle herauszugeben. Auch hier standen den Plünderern vor Allem Geld, Schmucksachen und Kleider an, aber sie nahmen auch die im Hause verwahrten Altargeräthe an Kelchen und Hostienbehältern an sich und waren eben im besten Suchen nach weiteren Schätzen begriffen, als es dem Pastor glücklich gelang, ihnen zu entwischen und durch ein Fenster in das Freie zu entkommen. Er lief sogleich zum Amtsverwalter Böttcher, dem dortigen Domainenpächter, und theilte ihm seine Bedrängniß mit. Dieser, ein riesenstarker und beherzter Mann, war sofort zur Hülfe bereit. Er rief schleunig seine Knechte und Schäfer zusammen und stürmte mit ihnen in das Pfarrhaus hinüber, während zugleich der Flurschütze, durch das Dorf eilend, sein „Mannschaften heraus!“ vor jedem Hause schrie.

Die plündernde Rotte war bald genug entwaffnet und mit einigen derben Püffen und Knuffen aus dem Dorfe gejagt. Die Geflüchteten ließen aber die Schmach nicht auf sich sitzen, sondern riefen rasch ganze Schaaren ihrer vorbeiziehenden Cameraden zur Hülfe herbei, und jetzt wandte sich plötzlich das Blatt. Die Franzosen zogen unter unaufhörlichem Feuern in das Dorf; alle männlichen Einwohner mußten flüchten, und nichts Werthvolles wurde verschmäht.

Der König war, wie oben erwähnt wurde, der Nachhut seines Heeres um mehrere Stunden vorangeeilt und an jenem 16. October schon Vormittags, also früher nach Sondershausen gelangt, als jene nach Greußen kam. Er ließ auf dem Marktplatze halten und stieg aus, aber nicht, um auf das Schloß des Fürsten zu gehen, da dies die dringliche Eile nicht gestattete. Er begab sich vielmehr sofort in das Bertram'sche Haus am Markte und erbat sich hier von der Frau des Oekonomen Tölle Wasser zum Waschen und ein Hemd. Während er noch mit der Toilette beschäftigt war, kam Fürst Günther Friedrich Karl der Erste von Schwarzburg-Sondershausen vom

Digitized by Google

Schlosse herab, um den flüchtigen Gast zu begrüßen. Den hochherzigen Fürsten schreckte die Gefahr, in die er sich hierdurch den rachsüchtigen Franzosen gegenüber begab, durchaus nicht. Jedenfalls empfand er wohl, daß ihn die Neutralität seines Fürstenthums nicht der nationalen Pflichten gegen den König des mächtigsten deutschen Staates überhob. An Stelle der müden Pferde, welche den König hierher gebracht hatten, ließ der Fürst sofort und ohne Bedenken sechs feurige Rosse aus seinem Marstalle spannen, und dann fuhr Friedrich Wilke, ein gewandter Vorreiter, voraus, beim jetzigen Palais und darauf beim Fischerhause vorüber zur Stadt hinaus und in der Richtung nach Nordhausen weiter. Jener ungewöhnliche Weg mußte gewählt werden, weil alle Straßen durch flüchtige Soldaten und Wagen überfüllt waren. Eine Rettung des Königs im engsten Sinne des Wortes lag allerdings in der Handlung des Fürsten von Sondershausen nicht, denn das todmüde Armeecorps des Marschalls Soult blieb an diesem Abende nach dem bestandenen Gefechte bei Greußen liegen. Aber immerhin gebot die allgemeine Unsicherheit der Wege, welche schon durch jene versprengten Husaren in Greußen deutlich bekundet ward, die möglichste Eile, und gewiß entsprang die rasch entschlossene Hülfe aus einem edlen, muthigen und uneigennützigen Herzen.

Es ist für jene Zeiten charakteristisch, daß sich die Bürger von Sondershausen trotz alledem vor den Franzosen selbst sicher glaubten. „Sie können nicht durch das ‚Geschling‘,“ sagte man sich allgemein zum Troste. Und warum nicht? Weil in jenem Thale, durch welches jetzt die Chaussee und Eisenbahn nach Greußen und Erfurt führt, damals die Wege meist so grundlos waren, daß mancher Reisende Bedenken trug, dort hindurch zu fahren. Die Sondershausener hielten sich also, da sich die Neutralität nicht bewährt hatte, wenigstens durch jenen Schmutz für völlig gesichert. Am späten Abende des 16. Octobers langten auch die Flüchtlinge von Greußen in der Umgegend von Sondershausen an. Die Reste der Garde bekamen ihr Quartier in der Stadt und füllten alle Häuser. Sie mochten weder essen noch trinken, sondern nur schlafen, schlafen. Aber nach höchstens zwei Stunden wurden sie von der Alarmtrommel schon wieder geweckt, und schlaftrunken und vor Uebermüdung taumelnd mußten sie zum Abmarsche antreten.

Der Sommernachtstraum.
Illustrations-Probe aus der Grote'schen Shakespeare-Ausgabe.
Von P. Thumann.

Am folgenden Morgen, Freitag den 17. October, waren die letzten hundert Preußen, welche sich in der Neustadt oberhalb der Karngasse nothdürftig geordnet hatten, kaum abgezogen, als einige in die Stadt sprengende feindliche Chasseurs den Sondershausenern bereits die sichere Kunde brachten, daß der bewußte Schmutz im ‚Geschling‘ die Franzosen nicht vom Kommen abgehalten habe.

Gleich darauf quollen die zügellosen Schaaren, die von Greußen mit dem ersten Tagesgrauen aufgebrochen waren, von allen Enden zugleich in die friedliche Hauptstadt des neutralen Fürstenthums, und nun begannen hier dieselben Scenen, die ich schon oben geschildert habe. Mein Urgroßvater, der als Religionsschriftsteller bekannte Kirchenrath Cannabich, der Vater des Geographen, dachte gleichfalls das höflichste Volk der Welt durch einen freundlichen Empfang bezähmen zu können, mußte aber, gleich dem Pastor Zahn in Wasserthaleben, erfahren, wie es mit jener Höflichkeit bestellt sei. In einem Augenblicke seiner Uhr und, wenn ich nicht irre, auch seiner silbernen Schuhschnallen beraubt, flüchtete er eilig in seine Studirstube zurück. Eine kleine Summe in Gold rettete mein Großvater glücklich im Tintefaß. Aehnlich ging es in allen Häusern zu. Plünderung und Gewaltthat herrschten überall und nur Wenige entgingen der völligen Beraubung. Zu ihnen gehörte mein anderer Großvater, der wohlbedacht selbst alle Thüren seiner Wohnung und die Kästen aller Schränke weit öffnete und so bewirkte, daß die Plünderer nach einem flüchtigen Blicke in die Räume weiter eilten. Die Noth in der Stadt war übrigens schon gegen Mittag so groß, daß der erste Beamte des Fürstenthums, Geheimrath von Weise, zu dem meine Großmutter mit vielen anderen Frauen geflüchtet war, meinem damals fünfjährigen Vater nicht einmal ein kleines Stück Brod für den ärgsten Hunger zu geben vermochte. Da nun Nachmittags noch die Schreckensnachricht auftauchte, die Stadt solle angezündet werden, so flohen viele Einwohner mit Weib und Kind in der Richtung nach Frankenhausen, kehrten aber sehr rasch wieder um, da sie auf Flüchtlinge aus allen östlich gelegenen Dörfern stießen und von ihnen erfuhren, daß es dort, wenn möglich, noch schlimmer hergehe, als in Sondershausen.

Der Marschall Soult selbst stieg auf dem Schlosse ab und wurde dort vom Fürsten so höflich empfangen und so gastlich bewirthet, daß er beim Abschiede den Fürsten recht dankbar und gerührt umarmte. Das hinderte aber den Marschall nicht, gleich nach seinem Abschiede sämmtliche achtzig Pferde des Fürsten, fast durchweg von edler Race, und unter ihnen die sechs Renner, die am Tage vorher den König gefahren hatten, aus dem Marstalle herausziehen zu lassen und mit sich zu nehmen, um so den freigebigen Wirth für seine edle Handlung noch recht empfindlich zu strafen.

Diese Scenen dauerten in Sondershausen, da den abziehenden Truppen immer neue beutegierige Schaaren folgten, bis Sonntag, den neunzehnten October, und ließen die kleine und arme Stadt völlig ausgeraubt. Erfahrene behaupten, daß sich unter den Dieben auch verrätherische Einwohner der Stadt befunden haben, von denen leider nur Einer auf dem hiesigen Vorwerk von einem Acte der Lynchjustiz ereilt wurde. Ich würde die Leser zu ermüden fürchten, wenn ich ihnen noch speciell erzählen wollte, daß an demselben Freitag, an welchem die Franzosen in Sondershausen anlangten, noch ein Gefecht mit der über Nordhausen abrückenden preußischen Nachhut bei letzterer Stadt stattfand, in welchem die Franzosen noch viele Gefangene machten und dem dann in Nordhausen dieselben Gräuelscenen folgten, die ich schon zur Genüge beschrieben habe.

Es leben jetzt nur noch wenige Augenzeugen jener Tage in Sondershausen und ihnen verdanke ich diese durchweg glaub-

haften Mittheilungen. Mögen diese Darstellungen wenigstens den Nutzen haben, selbstsüchtige Seelen, die im Hinblick auf einen künftigen Revanchekrieg mit Frankreich vielleicht jetzt schon an eine erbärmliche vaterlandslose Neutralität denken, darüber zu belehren, daß im Jahre des Unheils 1806 dieselbe Neutralität unserem Fürstenthum ebenso wenig genützt hat, wie durch dasselbe Mittel genau drei Wochen nach dem Unglückstage von Greußen, am sechsten November, die freie Hansestadt Lübeck der Besetzung durch Blücher und allen Gräueln der Erstürmung durch die Franzosen entging.

Sieben schwere Jahre voll von Kriegsdrangsalen und kaum erschwinglichen Contributionen folgten der Schlacht von Jena nach. So lange brauchte damals der deutsche Michel, bis er warm wurde und mit seinen kräftigen Armen die Feinde vor sich niederschlug, und dieses Warmmachen haben die Franzosen glücklicher Weise zu allen Zeiten redlich verstanden. Welches Volk hätte auf die Dauer Zustände ertragen können, bei denen zum Beispiel meinem Großvater bei seinem damaligen Einkommen von fünfhundert Thalern in einem einzigen Jahre die Einquartierung achthundert Thaler kostete?

Aber endlich im Jahre 1813 schlug die Stunde der Erlösung. Damals erst durfte es ein Bürger unserer Stadt, den seine Zeitgenossen unter dem seltsamen Namen „Keck Meister Eberhardt" kannten und der nicht zehn Worte zu sprechen vermochte, ohne einmal zu sagen: „Ich setze den Fall", wagen, die auf unserem Batzenhäuschen zechenden Franzosen mit den Worten von der Bank zu schieben: „Platz da! Ich setze den Fall, Ihr geltet nichts mehr."

Uns Sondershausenern aber verblieben noch auf lange Jahre zwei Andenken an jene schwere Zeit. Das Eine war der wackere Lecharby in Jechaburg, der sein Regiment, die französischen Chasseurs à cheval, aus irgend welchen Gründen verlassen hatte, um sich hier eine friedliche Heimath zu gründen, und der als Sergeant der fürstlichen Grenadiergarde bis zum Tode des verstorbenen Fürsten seine „Schuldigkeit" that. Das Andere ist ein prächtiger Schimmel von bester Race, den Friedrich Wilhelm der Dritte seinem Retter nach den Befreiungskriegen schenkte. Dieser ist noch jetzt ausgestopft auf dem fürstlichen Naturaliencabinet als ein stillberedtes Erinnerungszeichen fürstlicher Hochherzigkeit und königlichen Dankes zu sehen.*

K. Chop.

* Der in Sondershausen bis auf die neueste Zeit hier und da verbreitete Glaube, daß der König hier übernachtet habe und dann vom Fürsten selbst weiter gefahren worden sei, beruht nicht auf Wahrheit. Zunächst lag für den flüchtigen Monarchen wahrlich kein Motiv vor, nach einer Fahrt von höchstens acht Wegstunden schon wieder ein Nachtquartier zu machen; im Gegentheile drängte die ganze Sachlage und die gefährliche Nähe der Franzosen zur möglichsten Eile. Die wirklichen Zeitgenossen, wie Mundschenk Kobert hier und Herr Schulter in Nordhausen, wissen auch nichts von diesem Uebernachten, sondern behaupten, der König sei am 16. October gleich nach seiner Ankunft weitergefahren. Wie hätte der König, bei den damaligen Wegen über den Harz rc., schon am achtzehnten von Magdeburg abreisen können (Förster's Geschichte, Band 1, Seite 789), wenn er erst am siebenzehnten von Sondershausen aufgebrochen wäre? Gelangte der Herrscher doch erst in der Nacht vom zwanzigsten auf weit bequemeren Wegen von Magdeburg nach Berlin und am einundzwanzigsten nach dem nahen Küstrin. Weshalb hätte ferner Fürst Hohenlohe am siebenzehnten von Nordhausen über die Ansammlung der Truppen brieflich berichten sollen (Förster, S. 797), wenn der König selbst am gleichen Tage durch Nordhausen gekommen wäre? Der Leibkutscher und spätere Stallinspector Schwendt, welcher den König fuhr, bedauerte übrigens später nach Wegführung der Pferde dem rc. Kobert gegenüber, daß er den König nicht bis Magdeburg weiter gefahren habe, da hierdurch seine Pferde vielleicht gerettet worden wären.

Ehrenrettung für einen Todten.

Im Begriffe, den Jahrgang 1873 der Gartenlaube der stattlichen Reihe seiner älteren Brüder anzureihen, stoße ich bei nochmaliger Durchsicht desselben auf eine in einem fremden Artikel enthaltene, mir früher entgangene Stelle, die zur Ehrenrettung für den Angegriffenen eine Berichtigung dringend erheischt, und zwar um so mehr, als der unverdiente Angriff in einem Weltblatte, wie die Gartenlaube, und am Grabe des Angegriffenen erfolgt ist. Ich meine die in dem interessanten Aufsatze von Moritz Müller „Eine Wanderung durch die Friedhöfe Weimars" enthaltene, auf Riemer bezügliche Stelle.

Ich kann schon dem dortigen Tadel der Riemer'schen Dichtungen als „Goethe ängstlich nachgedrechselter kalter Verse" nicht beipflichten. Riemer, der seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Blumen und Blätter von Silvio Romano", seine späteren Dichtungen unter eigenem Namen edirte, besaß entschiedenes poetisches Talent, war Meister im sinnigen Sonett, im schwungvollen Festgedichte, im witzigen Epigramm und hat auf diesen Gebieten Vorzügliches und in so gediegener Form geleistet, daß er sich schon dadurch einen geachteten Namen in der deutschen Literatur gesichert hat. Graf Reinhard, Goethe's Freund, sagte gewiß nicht zu viel, als er die Riemer'schen Dichtungen „talentvolle Durchführung der Eigenthümlichkeiten einer geistreichen und erheiternden Manier" nannte. Eben dies, und in noch höherem Maße, gilt auch von den noch ungedruckten, in meinem Besitze befindlichen späteren Dichtungen Riemer's.

Wenn aber jener Artikel über Riemer ferner sagt, daß der Letztere zu den strenggläubigsten Goethe-Anbetern gehört habe und sich sogar zu der Behauptung habe fortreißen lassen: alles Gute, was Schiller gehabt, habe er seinem Freunde Goethe listig abgeschwatzt oder gestohlen, — so muß das Andenken eines so vielfach hochverdienten Mannes, wie Riemer, gegen diese ungerechte Beschuldigung geschützt werden. Es richtet sich jene Anschuldigung gegen Riemer's Werk „Mittheilungen über Goethe" (1841). Ich bin weit entfernt davon, dies wahrhaft classische Werk von dem längst erhobenen Vorwurfe, daß es die Lichtseiten Goethe's behandele und darstelle, ohne seiner Schattenseiten, seiner Mängel in gleicher Weise zu gedenken, freizusprechen; aber man darf bei dieser Beurtheilung die Veranlassung und den Zweck des Ganzen nicht außer Acht lassen.

Nachdem Riemer (geboren zu Glatz 1774) als Erzieher in der Familie Wilhelm's von Humboldt dieselbe 1802 nach Italien begleitet hatte und von dort 1803 mit Fernow in die Heimath zurückgekehrt war, wurde er von Goethe als Lehrer und Erzieher seines Sohnes August in sein Haus aufgenommen. Er blieb in dieser Stellung, wie nachher als Lehrer am Gymnasium zu Weimar und als Oberbibliothekar fast dreißig Jahre der Freund, der Vertraute Goethe's. Er ist von der literarischen Thätigkeit Goethe's durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Monent, Corrector und Revisor der Manuscripte gewesen. Aber dem Menschen Goethe, dem „Menschen voll allgemeinen und besonderen Wohlwollens gegen seine Mitbrüder, dem liebreichen Vater, dem zärtlichen Gatten (? D. Red.), dem theilnehmenden Freunde, dem heitern Gesellschafter, dem patriarchalischen Greise im Kreise seiner Enkel, dem freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene, dem leutseligen ansprächigen Manne gegen Niedere und Unglückliche", hat er als vertrauter Freund nahe gestanden.

Als nun nach dem Tode des Dichters die einseitige Darstellung Falk's über ihn erschienen war, als die Fälschungen Bettina's („Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde") das Bild des Verewigten verunstalteten und überdies die Originalität seiner schönsten Dichtungen aus der späteren Zeit, der Sonette und des Divan, zu schmälern suchten, als es in der deutschen Literatur von allerlei wirrem Getöse gegen Goethe erbrauste, und Frömmler, Dichter, Philosophen und allerlei deutsche Publicisten in bunter Reihe die heftigsten Angriffe gegen ihn richteten, da hielt es Riemer, welchem die Person, der Charakter und die schriftstellerische Thätigkeit des Dichters vor Allen bekannt und vertraut war, für seine Pflicht, wahrhaftes Zeugniß über ihn abzulegen, und in diesem Sinne, „als eine Apologie des vielverkannten und vielfach verunglimpften Mannes", schrieb er sein Buch über Goethe, in dem er über dessen Leben und Schriften, zumal aus der früheren weimarischen, noch wenig bekannten Epoche, die interessantesten Aufschlüsse mittheilte. Dasselbe machte das allgemeinste und größte Aufsehen. Kanzler von Müller, welcher, wie der Moritz Müller'sche Artikel selbst bemerkt, für die Erscheinungen in der Literatur ein seltenes Verständniß besaß, war laut eines mir vorliegenden, noch ungedruckten

Briefes „über den stupenden Reichthum des Inhalts, wie über die ausdauernde, gewissenhafte Richtung und die bis in's kleinste Detail sorgliche und treffliche Ausführung" erstaunt; er möchte es ein heiliges Zornbuch nennen; die Indignation über Goethe's Gegner habe brennendes Feuer, nicht griechisches auf die Federspitze gelegt und gleichsam congrevische Raketen werfen lassen.

Wenn in diesem Buche Riemer bei Vergleichung Goethe's und Schiller's „aufrichtig gestand, daß er auf allen Seiten ein Uebergewicht Goethe's zu finden glaube", so war das zu weit gegangen; doch einer Aeußerung über Schiller, wie der von obigem Artikel ihm schuld gegebenen, hat er sich nicht schuldig gemacht. Es können damit nur die Bemerkungen Riemer's über den Tell gemeint sein. Insofern ist es aber in der That Goethe gewesen, dem zuerst der Gedanke poetischer Bearbeitung der Tell-Sage kam. Von Stäfa aus, am 14. October 1797, theilte er seinem Freunde Schiller mit: „Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß sich auch ein poetischer Stoff hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Das beschränkte, höchst bedeutende Local, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, betrachtet habe, und es kommt nur auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann." Am 30. October 1797 erwiderte ihm Schiller: „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt, könnten Sie, nach dem Meister und nach dem Hermann, nur einen solchen, völlig local-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechtes, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." Im Jahre 1798 war Goethe die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell gelungen, doch zur Vollendung kam sein episches Gedicht nicht, während Schiller hingegen denselben Stoff auffaßte und zu seinem unsterblichen dramatischen Meisterwerke verarbeitete, in dessen wunderbar naturtreuen Schilderungen von Land und Volk, wie sie eben nur nach eigner Anschauung des Vierwaldstättersees möglich (Schiller hat die Schweizer Alpen nie gesehen), die Mittheilungen oder Winke des Freundes Goethe sich leicht erkennen lassen.

Den geistigen Einfluß Schiller's auf Goethe hat Riemer nicht geleugnet und dabei offen bekannt, als moralisch günstiger Einfluß sei anzuschlagen die gemüthliche Theilnahme Schiller's an Allem, was Goethe interessirte, also an allen Natur- und Kunststudien, die Förderung seiner Zwecke durch williges Entgegenkommen, wohlmeinenden Rath, treulichen Beistand, einsichtigen Beifall, nebst liebevoller, nicht schulmeisterlicher Ermunterung von Seiten eines selbst reich und eigens begabten Kunstgenossen, da sein Gemüth nur durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt sein wollte; dieses Alles sei allerdings als ein besonderes Glück anzusehen, um so mehr, als Goethe einen solchen Antheil nicht von seinen übrigen älteren Freunden, weder von Herder noch von Knebel, hoffen und erwarten konnte.

Wenn Riemer hiernach den im oben citirten Artikel ihm gemachten Vorwurf nicht verdient hat, so hat er und sein Grab dagegen neben anderen Ruhestätten des Weimarischen Friedhofs eine Würdigung verdient, welche jener Artikel ihm versagt hat. Er war es, der dem großen Dichter, seinem Leben und Wirken drei Decennien hindurch nahe gestanden, der bei fast allen literarischen Arbeiten desselben seit 1803 mitgewirkt, der im Auftrage Goethe's dessen so bedeutsamen und hochwichtigen Briefwechsel mit Zelter herausgegeben, der an der letzten Ausgabe von Goethe's Werken thätigsten Antheil genommen hat. Er war es, der durch seine „Mittheilungen über Goethe", aus seiner eigenen Kenntniß und Erinnerung und aus ungedruckten, Andern unzugänglichen Quellen der Goethe-Literatur die interessantesten Aufschlüsse, die reichen thatsächlichen Materialien geliefert hat, nach denen ein vollständiges und treues Lebensbild unseres Dichters erst möglich geworden. Er war es endlich, der noch kurz vor seinem am 19. December 1845 erfolgten Tode jene wichtigen „Briefe von und an Goethe" druckfertig ordnete, welche im Jahre 1846 erschienen.

Im Leben vielfach angefeindet, nannte er den Trost, daß die Zeit auch ihm Gerechtigkeit werde widerfahren lassen, einen niederträchtigen Trost, denn unterdeß habe man doch gelitten und ausgestanden, gewöhnlich sei es dann erst, wenn man selbst nicht mehr sei; er machte in seinem Vorworte zu den „Mittheilungen" die bezeichnende Bemerkung: „Das Provociren auf die Nachwelt gewährt keinen Trost. Die Nachwelt urtheilt nicht besser als die Mitwelt. Die jetzt Lebenden sind ja auch die Nachwelt einer Vorwelt, und nun frage sich ein Jeder, wie er sich gegen diese verhalte, wie viel, oder vielmehr wie wenig er von ihr weiß, wie richtig oder wie falsch er von ihr urtheilt? Und so wird es ihm bei der Nachwelt auch ergehen. Lebe nur Jeder so fort, wie er kann, um das Gerede der Mit- und Nachwelt gleich unbekümmert; er wird es keiner zu Recht und zu Dank machen." Aber er irrte: die Nachwelt feiert den von ihm verehrten Goethe in seiner unsterblichen Größe; sie hat auch die hohen Verdienste Riemer's um die alte und neue Literatur anerkannt; sie wird dieselben noch höher schätzen müssen, wenn erst seine geheimen Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit übergeben sein werden. Die von ihm genau geführten Tagebücher aus den Jahren 1807 bis 1845, welche bis vor wenigen Jahren auf der Bibliothek in Weimar versiegelt deponirt waren, sind mit seinen reichhaltigen Collectaneen und Manuscripten in meinen Besitz zu Bearbeitung und Edition übergegangen. Während Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" nur den letzten Jahren von dessen Leben, 1823 bis 1832, entstammen, bieten jene Aufzeichnungen über ein dreißigjähriges Zusammenleben mit Goethe das lebhafteste und treueste Bild von dem Leben und Wirken des großen Dichters seit dem Jahre 1807 und von dem Verhältnisse Riemer's zu ihm im interessantesten Detail.

Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist nach Goethe's wahrem Ausspruche Alles, was wir den Todten zu geben vermögen; — möge es auch seinem Freunde und Vertrauten Riemer erhalten bleiben!

Robert Keil.

Blätter und Blüthen.

Ein „Berliner Straßenbild" ohne Bild. Unter den Linden in Berlin bewegte sich in buntem Durcheinander die feine Welt. Glänzende Toiletten und vergnügte Gesichter, elegante, elastische Erscheinungen und Jugend und Reichthum, Alles flog in schnellem Wechsel an mir vorüber, ein Bild des Glückes und des Frohsinns, der Lebensfülle und des Ueberflusses, und über dem Ganzen lag der Sonnenschein eines heiteren Frühlingstages. Ohne es zu wollen, gerieth ich in den Strom der Spaziergänger hinein, und langsam und willenlos ließ ich mich von ihm treiben, ein Fröhlicher unter den Fröhlichen. Um so schärfer war der Contrast, als plötzlich an einem Seitenwege hinter einer starken Rüster hervor ein todtenbleiches Weib auf mich zutrat, ein kleines Mädchen auf dem Arm, ein etwas größeres an der Hand, und mit zitternder Stimme sagte: „Erbarmen, Herr! eine kranke Frau, eine unglückliche Mutter, die kein Brod für ihre Kinder hat!" — Es durchzuckte schmerzlich mein Herz; ich sah, daß es kein gewöhnliches Bettelweib war, das zu mir sprach; ich fühlte, daß ich es nicht mit einem auswendig gelernten Spruch zu thun hatte. Es war ein Nothschrei, den der Augenblick der Armen erpreßte. Sie war noch nicht an der äußersten Grenze des Elends angekommen; eine ärmliche Sauberkeit war noch an ihr bemerkbar. Aber sie war krank; das Fieber schüttelte sie sichtbar, und auch das kleinere Mädchen schmiegte sich fröstelnd an ihre mit einem dünnen Tuch bedeckte Schulter. Sie war für einen Augenblick heftig erröthet, als sie ihre Bitte nicht langsam stotternd, sondern schnell wie einen halb unterdrückten Schrei herausgestoßen hatte. Sie bettelte noch nicht lange, das leuchtete aus Allem hervor, und so griff ich schnell entschlossen in meine Tasche und holte ein größeres Geldstück hervor, das ungefähr den Umständen entsprechen und sie ein paar Tage vor der äußersten Noth schützen mochte. Wie leuchteten ihre Augen, als ich es ihr in die kalte, magere Hand legte, — ihre bleichen Lippen zitterten ein paar Worte des Dankes hervor.

Da ertönte plötzlich eine barsche Stimme hinter uns, bei welcher wir

Beide gleichmäßig erschraken. Ein Schutzmann war unbemerkt herangetreten und sagte grollend: „Wie können Sie sich unterstehen, Frau, hier auf offener Promenade zu betteln! — Sie werden mir nach der Wache folgen!“ — und er drängte sie augenblicklich in den Seitenweg hinein, in der klaren Absicht, den geheiligten Boden von ihr zu befreien. Die Frau zitterte noch stärker als zuvor, während er sie vor sich herschob, und ich hörte sie deutlich schluchzen. Ich entschloß mich schnell, ihnen nachzugehen, und bald war ich nahe genug, um zu hören, wie das arme Weib sagte: „Haben Sie Erbarmen, Herr Schutzmann! Ich bin keine Bettlerin; es ist das erste Mal, Gott weiß es! Mein Mann starb vor vier Wochen; ich bin krank und von Allem entblößt, und die Kinder haben Hunger. Ich war in ein Haus gegangen, wo ich früher gewaschen, um mir dort Arbeit zu suchen. Sie hatten eine andere Frau angenommen, und da sah ich auf dem Rückwege all die feinen Herrschaften und dachte, wenn du ein oder zwei darunter findest, die ein Herz für den Armen haben, so ist dir geholfen, und so kam es auch. Haben Sie Erbarmen, Herr Schutzmann, lassen Sie mich gehen!“

„Sie müssen mit zur Wache, Frau — ich kann Ihnen nicht helfen. Da wollen wir weiter sehen,“ antwortete er in seinem harten Tone.

„Ach!“ jammerte die Arme, „nehmen Sie's nicht übel, aber mit einem Schutzmanne durch die Straßen — es ist mein Tod!“ — Die Kinder schrieen dazwischen, daß es mir das Herz zusammenschnürte.

„Nun, nun, liebe Frau,“ sagte der Schutzmann begütigend, „es sind schon andere Leute mit uns über die Straße gegangen, ohne zu sterben.“

„Mein Gott, die Menschen werden denken, ich habe gestohlen, und ich besitze nichts mehr, nichts, als meinen — guten Namen.“

Ich hielt es nicht länger aus; ich beschleunigte meinen Schritt, um ihnen an die Seite zu kommen, und sagte dann zu dem Manne des Gesetzes:

„Drücken Sie ein Auge zu, Wachtmeister! Die Frau ist krank und sie bettelte nicht eigentlich; sie sah so elend aus, daß ich ihr — meine Gabe aufdrängte.“

„Drücken Sie ein Auge zu, Herr Wachtmeister!“ jammerte die Kranke dazwischen.

„Ich kann es nicht, Herr,“ antwortete der Beamte noch immer in demselben Tone; „ich hätte sie vielleicht nicht bemerkt, denn ich — sehe manchmal schlecht. Aber mein Lieutenant ritt vorüber und zeigte auf die Frau, und da hilft es nichts; ich muß meine Pflicht thun. Er hat mich so schon auf dem Striche, weil ich ihm ‚nicht forsch genug d'raufgehe‘, wie er sagt. Wenn er nach Hause kommt und findet die Frau nicht auf dem Rapporte, so komme ich in Teufels Küche.“

Wir waren jetzt weit von der feinen Promenade entfernt in einer der Queralleen des Thiergartens, und die Kinder schrieen noch immer, und die Arrestantin jammerte ununterbrochen:

„Drücken Sie ein Auge zu, Herr Wachtmeister — drücken Sie ein Auge zu — haben Sie Erbarmen!“

Auch ich machte noch einen Versuch, ihn zu erweichen, da stand der Mann des Gesetzes still und sagte mit dem imponirendsten Tone, der ihm zu Gebote stand:

„Bitte, mein Herr, verlassen Sie uns jetzt! Ich muß Sie dazu auffordern.“

Ich konnte nichts mehr thun; ich blieb hinter ihnen zurück und bog in einen anderen Weg ein, während ich darüber nachdachte, was eigentlich in den Zügen des Mannes lag, das nicht zu seinem Betragen paßte. Unwillkürlich folgten meine Blicke, das noch durchsichtige Unterholz durchdringend, der sich immer weiter von mir entfernenden Gruppe. Ich bemerkte, wie der Schutzmann seinen Schritt mäßigte und sich ein paar Mal forschend umsah. Dann blieb er stehen und fuhr mit der Hand unter den kleinen Schirm seines Helmes. Darauf faßte er, noch immer stillstehend, suchend in seine Tasche und wahrhaftig, jetzt drückte er der Frau die Hand, als ob er von einer alten Bekannten Abschied nähme. Im nächsten Augenblicke lief die Frau mit eiligen Schritten davon, und der Schutzmann ihr nach, aber nach der anderen Seite hin, als ob er Furcht hätte, daß sie ihn wieder einholen könne. Ich folgte ihrem Beispiele und steuerte eilig der dritten Himmelsrichtung zu, als ob auch hinter mir Jemand her wäre. War es ein Zufall, daß diese Richtung mich zurückführte auf die feine Promenade? — Das bunte Treiben herrschte noch immer dort, aber es gefiel mir nicht mehr, so sehr hängen die Eindrücke von unseren Stimmungen ab. Gleichgültig und mit langen Schritten ging ich bei den glänzendsten Erscheinungen vorüber in eine Conditorei, wo ich eine Tasse Kaffee trank. Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, war die feine Welt verschwunden; die letzten Equipagen rollten davon. Es war Zeit, Toilette zum Diner zu machen. Fast einsam lag die Promenade da. Man sah nur einige Spaziergänger, die wirklich ausgegangen waren, um frische Luft zu schöpfen. — An der Stelle, wo das arme Weib gestanden, ging der Schutzmann wieder mit ruhigem Schritte auf und ab, als gälte es, noch immer den geheiligten Boden zu bewachen. Ich trat an ihn heran, ein Streichholz für meine Cigarre erbittend; er reichte es mir galant, schon in Brand gesetzt, und ich tauschte eine Regalia mit ihm aus.

„Sie sind ein braver Mann,“ sagte ich dabei zu ihm. „Sie haben der Frau …“

„Inwiefern brav?“ fiel er mir in's Wort, und dann, indem er mich erkannte, fügte er verlegen, auf seine Stiefelspitzen sehend, ruhig hinzu: „Ach so, Sie meinen die Frau! — Ich werde meinen Rüffel bekommen, aber ich kann's nicht ändern. Das Teufelsweib lief davon, so schnell, daß ich sie nicht wieder einholen konnte. Und ich — ich bin selbst — vor Kurzem — krank gewesen.“

Max Alt.

Ein deutscher Shakespeare mit Illustrationen — was wäre berechtigter? Shakespeare ist unter den großen Dichtern des Auslandes ohne Frage derjenige, welcher dem deutschen Naturell am verwandtesten ist — daher die vielen Verdeutschungen des genialen Briten. Shakespeare ist aber auch in der Zahl der hervorragendsten Vertreter der Weltliteratur unbedingt der phantasie- und gestaltenreichste, und seine dichterischen Schöpfungen eröffnen dem Maler eine nahezu unerschöpfliche Fundgrube. Darum ist es ein dankenswerthes Unternehmen, daß uns die Grote'sche Verlagshandlung in Berlin den deutschen Shakespeare in einer illustrirten Gesammtausgabe bietet, ein um so dankenswertheres, als diese Ausgabe eine in Wort und Bild classische ist. Es ist die anerkanntermaßen beste Verdeutschung Shakespeare's, die Schlegel-Tieck'sche, welche uns hier mit circa sechshundertfünfzig Illustrationen von den bedeutendsten Künstlern, wie Gabriel Max, Eduard Grützner, Karl von Piloty, Adolf Menzel, Alexander Wagner, Heinrich Lossow, Paul Thumann, Adolf Schmitz, P. Grot Johann, Ernst Roeber, Eugen Klimbach, Alexander Zick, H. Knackfuß, Woldemar Friedrich, Fritz Roeber u. A. in trefflichen Holzschnitten geboten wird. Die Verlagshandlung hat den Schlegel-Tieck'schen Text rechtskräftig erworben und jedem Bande des Werkes eine Einleitung aus den kundigen Federn von Professor Dr. Gosche und Dr. Tschischwitz vorangeschickt, das Ganze aber durch eine Biographie Shakespeare's, ebenfalls von den genannten Gelehrten verfaßt, eingeleitet. Außerdem sind dem Texte zahlreiche orientirende Anmerkungen beigegeben worden. Bis jetzt erschienen zwei Lieferungen dieses deutschen Shakespeare, welcher binnen Jahresfrist vollendet vorliegen soll. Neben seinen sonstigen Vorzügen hat das Werk noch den, daß es als das Erzeugniß ausschließlich deutscher Künstler und Gelehrten die deutsche Auffassung Shakespeares repräsentirt und somit dem deutschen Kunstgeschmacke am meisten entsprechen wird.

Wir können uns nicht versagen, den Lesern unseres Blattes in unserer heutigen Nummer zwei der ausgezeichneten Illustrationen dieses Werkes vorzuführen, Thumann's sinnreiche Zeichnung zum Sommernachtstraum und Lossow's humorvolle Wiedergabe der berühmten Korbscene aus den „Lustigen Weibern von Windsor“, zeichnerische Nachdichtungen des großen Dramatikers, welche uns durch die frappante Kraft der Darstellung jedes erklärenden Wortes überheben und als die beste Empfehlung des Grote'schen Unternehmens dienen dürfen.

Heinrich Freiherr von Maltzan. Bresche auf Bresche schießt der Tod in die Reihen der Gartenlauben-Kämpfer. Am 22. Februar hat Heinrich von Maltzan zu Pisa seinem thatenreichen Wanderleben ein frei gewähltes Ziel gesetzt und das müde Haupt, über dem so oft die Sonne der heißen Zone aufgegangen, auf das kühle Todtenkissen gelegt. Eine jahrelang tapfer ertragene heftige Neuralgie, welche dem Kranken wahrhaft folternde Magenkrämpfe verursachte, muß als die einzige Ursache dieses Verzweiflungsactes angesehen werden. Maltzan's letzte Lebenstage bewährten den festen Mannesmuth, welcher den kühnen Reisenden von jeher ausgezeichnet hat.

Die Wissenschaft verliert in ihm einen tüchtigen Ethnographen und Geographen, einen hervorragenden Linguisten und Kenner arabischer und ägyptischer Zustände und Sitten. Die Journalistik, in erster Linie die Gartenlaube, betrauert in ihm einen frischen und stets anregenden Erzähler, der es in seltenem Grade verstanden hat, durch seine ebenso lehrreichen wie fesselnden Schilderungen dem Abendlande das Verständniß des Orients zu vermitteln. Wir bewahren dem zu früh Dahingegangenen — er starb im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens — die Gefühle warmen Dankes über's Grab hinaus. Die Leser unseres Blattes aber werden dem geistvollen Schriftsteller, den sie seit etwa fünf Jahren aus seinen zahlreichen Arbeiten kennen, ein ehrenvolles, freundliches Gedenken gewiß nicht versagen.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir ersuchen also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

aufzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals zu reclamiren. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 13. Die Gartenlaube. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Vor dem Forsthause, das Liane erst jetzt gleichsam entdeckt, hatte sie gestern die Blätter gelesen, und heute lagen sie wieder vor ihr. . . . Das Forsthaus war keines jener modernen, coquett geschmückten Häuser im Schweizerstile, wie man sie gern an den Waldessaum verlegt. Es war ein uraltes Gebäude mit schiefen Wänden und verschobenen Fenstern, hinter welchen die weißen Filetgardinen der Frau Försterin, wie verlegen über ihr unpassendes Placement, nur in schmalen Streifen erschienen. Weder Ziegel noch Schiefer hatten je den alten Veteranen geschützt — ein festes, gutgehaltenes Strohdach stieg in jäher Steilheit empor und trug eine so gewaltige Esse auf seinem Firste, als werde tagtäglich für ein ganzes Regiment Soldaten drunten in der Küche geschmort und gebacken. Ein von niedrigen Staketen eingefaßter, breiter Mittelweg durchschnitt den kleinen Vorgarten und führte zu der tiefgelegenen Hausthür, die, meist gastlich offen, die sandbestreuten Dielen des Flurs sehen ließ. An einer der Staket-Ecken stand eine Holzbank, die ein hochwipfliger Birnbaum vom Gärtchen aus beschattete — eine ganze Rankenwucht von wildem Hopfen fiel über das Geländer und strebte am Stamme des Obstbaumes empor. Hier saß die junge Frau vor einem Tische, den die Försterin mit einer bunten Kaffeeserviette geschmückt hatte. Freilich, von einem Ausblicke in die Ferne war nicht die Rede. Wie vergraben lag das alte Haus inmitten des Hochwaldes, und wohl nur vom erblindeten Giebelfensterchen droben, oder aus dem Taubenschlage dicht unter dem Firste konnte man ferne Höhenzüge, oder vielleicht auch die bunten Mosaikdächer von Schloß Schönwerth sehen. Im kleinen Garten blühten allerdings Verbenen und Dahlien, und neben der Hausthür stand sogar ein schöner Oleander im Kübel — aber kaum zehn Schritte davon entfernt lugten schon wieder unverdrängt die blauen Glockenblumen, das feuchte Grün des Maiblumenschlages und im tieferen Dunkel die bleichen Köpfe zahllos hingestreuter Pilze aus dem Walddichte. . . . Hier überkam die junge Frau stets das Gefühl eines momentanen Verschollenseins, und das that ihr wohl. Sie wurde in keiner Weise belästigt. Die Försterin hielt sich in ehrerbietiger Entfernung und ging ihren häuslichen Geschäften nach; ihr Mann war meist fern mit seinen Gehülfen und Hunden, und so webte um das alte Haus mit dem Strohdache Schweigen, zauberhaftes Schweigen, das nur durch das Rucksen der ab- und zufliegenden Tauben und dann und wann durch ein leises Gebrumme vom Kuhstalle her unterbrochen wurde.

Die junge Frau im hellen Sommerkleide konnte recht wohl für des Försters Töchterlein gelten, so hold, anmuthig und jungfräulich saß sie unter dem Baume; den neben ihr liegenden runden Strohhut wenig respectirend, hatte sich des Försters große, buntgetigerte Hauskatze breit und bequem über die andere Hälfte der Bank hingestreckt; auf dem Tische blinkte eine Kaffeemaschine von Messing neben einem runden Laibe Schwarzbrod und dem dazu gehörigen Butterteller, und in einem [illegible]irten Blechkörbchen lagen gelbe, eben erst vom Baume geschüttelte Birnen.

Dieses appetitliche Arrangement war augenblicklich ein wenig bei Seite geschoben — Leo hatte eine späte Erdbeerblüthe gebracht und war emsig dabei, sie unter Aufsicht und Beihülfe der Mama für sein Herbarium herzurichten. Sein brauner Lockenkopf schmiegte sich nahe an die hellglänzenden Flechten der Mutter — auf Beider Wangen lag die rosige Gluth der Jugend, des erhöhten freudigen Pulsschlages im kräftigen Waldodem, im wohligen ungezwungenen Sichgehenlassen.

„Der Papa!“ schrie Leo plötzlich auf und flog mit ausgebreiteten Armen nach dem Wege, der sich schräg gegenüber schmal und dunkel aufthat. Da trat Mainau wirklich im schlichten braunen Sommerrocke, den Stock in der Hand, mit raschen Schritten heraus. Liane erhob sich und ging ihm entgegen, während er den Knaben hoch in die Lüfte hob und ihn dann mit einem Kusse auf den Boden stellte.

„Aus dem tiefen Walde, Mainau? . . . Und zu Fuße?“ fragte sie überrascht.

„Mein Gott, ich war des Rumpelns auf der Heerstraße müde — ich bin zu Wagen gekommen und habe ihn beim Chausseehause verlassen . . .“

„Von dort bis hierher mag eine tüchtige Wegstunde sein.“

Er zuckte lächelnd die Achseln. „Was thut man nicht, wenn man — seinen Knaben so lange nicht gesehen hat! . . . Aus Deinen Zeilen wußte ich, daß ich um diese Zeit Schönwerth doch leer finden würde.“ — Er schritt auf den Tisch zu. „Sieh da, wie lecker und gemüthlich das aussieht!“ sagte er und ließ sich auf der Bank nieder. Die Katze wurde rücksichtsvoll nur ein wenig nach dem Rande zu geschoben, denn sie hatte hier Heimathsrechte.

Liane verschwand für einen Augenblick im Forsthause und kehrte mit heißem Wasser zurück. Im Nu brannte die Flamme unter der kleinen Maschine, und gleich darauf mischte sich das köstliche Kaffeearoma mit der Waldluft. . . . Den mächtigen Brodlaib an sich gedrückt, schnitt und strich die junge Frau Butterbrode, so flink und mit solcher Lust, als gehöre Das, wie in der That bei Försters Töchterlein, zu ihrem Tagewerke.

Digitized by Google

„Nein, mein Junge, der Platz gehört der Mama," sagte Mainau — er schob Leo, der auf die Bank klettern wollte, fast heftig bei Seite, und lud die junge Frau, die eben die Tasse gefüllt hatte, mit einer Handbewegung ein, sich neben ihn zu setzen.

Sie zögerte — er hätte doch recht gut die Katze fortjagen können, denn der Raum, der auf der anderen Seite blieb, war doch gar zu schmal; aber er that es nicht. In demselben Augenblicke machte die Försterin, die einen Rohrstuhl brachte, ihrer Verlegenheit ein Ende — sie hob Leo auf die Bank und setzte sich unter einem erleichterten Aufathmen auf den Stuhl.... Mainau warf seinen Hut auf den Rasen und fuhr mit beiden Händen durch sein schönes, braunes Lockenhaar — das finstere Lächeln, mit welchem er die diensteifrige Försterin begrüßte, sah nichts weniger als dankbar aus.

„Jetzt hab' ich mit meinen eigenen Augen gesehen, was das für eine unglückliche Ehe ist," sagte sie drin zu ihrer alten Magd. „Guck doch 'nüber! Sie sitzen ja nicht einmal neben einander — und ein Gesicht macht er, als hätte ihm die liebe, sanfte Frau mit ihren bildschönen Händen Essig statt Kaffee eingeschenkt. . . . Für Den ist solch ein Zank- und Sprühteufelchen, wie die erste Gnädige war, am allerbesten — ja, werde nur Einer aus den Männern klug!"

Der Schatten auf Mainau's Stirn war schon wieder verflogen. Er lehnte sich zurück an die Banklehne, so daß die Hopfenranken kühlend seine Stirn streiften — seine Augen glitten langsam über die flüsternden Baumwipfel, die seitwärts hervorkommende Hausecke und den ländlich besetzten Kaffeetisch.

„Wir spielen ein wenig Landprediger von Wakefield, wie mir scheint," sagte er lächelnd. „Bis jetzt habe ich wirklich nicht gewußt, daß wir hier ein so köstliches Stückchen Waldpoesie besitzen. Der Förster möchte gern das Strohdach los sein; er petitionirt eifrig — aber nun bleibt es." — Er führte mit sichtlichem Behagen die Tasse an die Lippen. „Solch ein ‚Tischlein deck' dich' mitten im Walde zu finden, wenn man erst auf der staubigen, heißen Chaussee gefahren und dann eine tüchtige Stunde marschirt ist —"

„Ich weiß, wie das thut," unterbrach ihn die junge Frau lebhaft. „Wenn ich mit Magnus vom Pflanzensuchen zurückkam, müde, hungrig, mit brennenden Händen und Füßen, und bei der Fontaine in die lange Allee einbog, die Du kennst, da sah ich schon von Weitem den weißgedeckten Tisch hinter der Glaswand des Gartensalons stehen — die lieben, alten häßlichen Lehnstühle, die Du auch kennst, umkreisten ihn, und in demselben Momente, wo uns Ulrike bemerkte, schlug die kleine, blaue Flamme unter dem Theekessel auf. Solch ein Heimkommen ist wonnig — besonders, wenn man mit einem heranziehenden Gewitter um die Wette gelaufen ist, wenn man schon die ersten fallenden Tropfen im Gesichte gespürt hat, und nun unter dem heimischen Dache, im süßen Ausruhen, draußen den Sturm pfeifen und die Regenschauer niederprasseln hört."

„Und nach solch einem Heimkommen sehnst Du Dich fast krank, seit Du in Schönwerth bist?"

Sie drückte mit aufstrahlenden Augen die festverschlungenen Hände unwillkürlich auf die Brust — man sah das zustimmende „Ja" auf ihren Lippen schweben, aber sie sprach es nicht aus.

„Mama sagt immer, die letzten Trachenberger seien im Aussterben und im — Ausarten begriffen," versetzte sie, mit einem reizenden Lächeln der directen Antwort ausweichend. „Der Hang, in stiller, friedensvoller Häuslichkeit zu leben, den engen Kreis seiner Lieben, so viel man vermag, zu beglücken und darin selbst das eigene Glück zu finden — er mag schon ‚hausbacken' sein, wie Mama ihm schuld giebt — im Rudisdorfer Schlosse, wie es noch vor zehn Jahren gewesen ist, hätte er allerdings nicht mit der kleinsten Wurzel haften dürfen — aber er, er allein hat uns drei Geschwister stark gemacht in dem furchtbaren Umschwung der Verhältnisse, an welchem die Mama fast gestorben ist. . . . Uebrigens sind wir keine Hausunken, die sich in den engsten Gesichtskreis einspinnen und Egoisten werden, indem sie aus dem großen Verbande der gesammten Menschheit scheiden. Wir haben im Gegentheile unruhige Köpfe, die gern mitarbeiten und vorwärts wollen.... Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß wir uns den Zucker beim Kaffee, die Butter auf dem Brode versagt haben, um gute Werke und Instrumente zu wissenschaftlichen Zwecken kaufen und verschiedene Zeitungen halten zu können.... Solch ein Zusammenleben und Wirken ist unsagbar beglückend, und jetzt, da ich Deine Schilderungen aus Norwegen gelesen habe, begreife ich nicht — ach, sie sind köstlich, herzerschütternd!" unterbrach sie sich selbst und legte die Hand auf das kleine Heft, das auf der Tischecke lag. — „Wenn Du Dich entschließen könntest, sie zu veröffentlichen —"

„St! — kein Wort weiter, Juliane!" rief er — eine tiefe Blässe folgte der Gluth, die bei den ersten begeisterten Worten der jungen Frau in seine Wangen gestiegen war. — „Beschwöre die häßlichen Geister nicht wieder herauf, die entschlafen sind, die Du selbst mit zweischneidiger Waffe angegriffen hast!" — Er drückte die geballte Hand auf die Brusttasche. „Dein Brief war mit mir in Wolkershausen — er ist gut geschrieben, Juliane, so wirksam geschrieben, daß er als Bannfluch gegen die männliche Eitelkeit eigentlich vervielfältigt werden müßte. . . . Du hast einen klaren Philosophenkopf — ich gebe Dir in Vielem Recht, wenn ich auch z. B. nicht glaube, daß man erst verarmen müsse, um einzusehen, daß ein inniges Zusammenleben allerdings das süßeste Glück in sich schließt."

Er nahm mit zerstreutem Blicke sein Manuscript auf und blätterte darin — einzelne kleine Blätter fielen heraus, nach denen er überrascht griff.

„Ja, denke nur," lachte die junge Frau leise auf, „die lebendigen Schilderungen wirkten dergestalt elektrisirend auf mich, daß ich unwillkürlich nach dem Stifte griff und zu illustriren anfing."

„Du hast eine glückliche Hand, Juliane — das ist köstlich gemacht!... Merkwürdig, Dein Stift schmiegt sich den Schilderungen an, als habest Du sie gedacht, nicht ich — Deine Kritik spürt jeder meiner Regungen nach bis auf das kleinste Wurzelfäserchen, dem sie entsprossen, und doch — mein Gott, was grüble ich! — Das ist ja eben die tödtlichste, die leidenschaftsloseste Objectivität, die Dich zu meinem Meister macht." — Er sprach herb, mit einem schneidend scharfen Klange in der Stimme. — „Wie wär's, Juliane, wenn wir uns associirten? das heißt, ich schreibe und Du illustrirst?" sagte er gleich darauf in leichtem Tone.

„Gern — schicke mir Reiseberichte, so viel Du willst —"

„Der geschiedenen Frau?"

Sie schrak unwillkürlich zurück. Wohl hätte sie ihm sagen können: „Unser Verkehr in Schönwerth ist ein abnormer; wir sollen Freud und Leid miteinander theilen und gehen nebeneinander mit völlig getrenntem Geschicke — Du solltest mein Beschützer sein und lässest mich mißhandeln und stündlich in ganzes Fühlen verwunden, ohne daß es Dir auch nur einfällt, einen Finger drum zu rühren — das Verhältniß ist unmoralisch, und ich schüttle es ab; dagegen stelle ich mich über Manches, das die Welt unpassend nennt." — Von Allem, was sie dachte, sagte sie ihm nur dies Letztere. „Ich glaube, der Schriftsteller und die Zeichnerin, die seine Werke illustrirt, können getrost schriftlich miteinander verkehren," setzte sie hinzu. „Wer kann etwas darin finden, wenn wir nicht in Todesfeindschaft auseinandergehen, sondern eine Art von freundschaftlicher Beziehung zwischen uns festhalten —"

„Wie kannst Du wagen, mir Das zu bieten — ich will Deine Freundschaft nicht," fuhr er wild empor und sprang auf. „Wohl — ich bin von meiner selbstbewußten Höhe tief, tief herabgestürzt, aber ich gehöre zu Denen, die lieber hungern als betteln."

Vielleicht hatte die Försterin diesen Ausbruch durch das halboffene Fenster erlauscht und wähnte einen heftigen ehelichen Zwist im Anzuge. Mit halbunterdrückter Stimme rief und lockte sie Leo zu sich, um ihm ein Füllen im Hofe zu zeigen — das Kind that ihr leid.

Mainau war das Staket entlang geschritten und starrte einige Secunden lang in die gelben Ringelblumen, die ein Kohlbeet bekränzten — dann kam er langsam an den Tisch zurück, wo die junge Frau mit bebenden Händen die auf den Rasen hingeschleuderten Papierblätter sammelte.

„In Schönwerth ist während meiner Abwesenheit Alles beim Alten geblieben?" fragte er gezwungen ruhig und trommelte leise mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Ich habe Dir gar nichts Außergewöhnliches zu berichten — höchstens, daß Gabriel über seine nahe Abreise in Thränen schwimmt — Frau Löhn scheint tief bekümmert und erregt zu sein."

„Frau Löhn? Was geht das die Löhn an? Und wie kommst Du auf den sonderbaren Gedanken, daß diese Frau irgend etwas in der Welt errege? — Mit was für Augen, mit was für einer aufgeregten Phantasie siehst Du die Dinge in Schönwerth an! . . . Die Löhn, dieses harte Mannweib, dieser grobzugehauene Holzklotz ohne Nerven — sie dankt sicher Gott, wenn sie den Jungen endlich los wird —"

„Das glaube ich entschieden nicht."

„Ah — Du hältst sie also für eine empfindsame Seele, wie Du auch in dem schlaffen, energielosen Burschen das kühne Genie eines Michel Angelo oder dergleichen entdeckt haben willst?"

Dieses kalte Verhöhnen, die Absicht, sie zu reizen und ihr weh zu thun, erbitterte sie; aber sie wollte keinen Streit mehr mit ihm.

„Ich erinnere mich nicht, Gabriel mit einem berühmten Meister verglichen zu haben," erwiderte sie, ihn mit einem ernsten Blicke messend. „Ich habe nur gesagt, daß ein bedeutendes Malertalent in ihm erstickt wird — und das wiederhole ich in diesem Augenblicke ausdrücklich."

„Bah — wer erstickt es denn? — Ist es so durchschlagend, wie Du meinst, dann hat es gerade im Kloster den besten Boden — die Maler haben manchen hochberühmten Mönch in ihren Reihen. . . . Uebrigens, weshalb um des Kaisers Bart streiten! Weder ich, noch der Onkel haben den Knaben für den geistlichen Beruf bestimmt; wir führen nur den letzten Willen eines Verstorbenen durch."

„Hast Du diesen letzten Willen wirklich gelesen und gewissenhaft — geprüft?"

Er fuhr herum — seine aufglühenden Augen bohrten sich in die ihren. „Juliane, nimm Dich in Acht!" drohte er mit gedämpfter Stimme und hob den Zeigefinger. „Mir scheint, Du möchtest dem Hause, dem Du den Rücken wendest, noch einen Makel anhängen — Du möchtest gerne sagen können: ‚Ich gebe zu, daß durch die Sequestration ein entstellender Flecken auf das Geschlecht der Trachenberger gefallen ist — aber dort im Schönwerther Schlosse geht auch nicht Alles mit rechten Dingen zu, mit dem großen Reichthum hat es seine ganz besondere Bewandtniß.' Auf diese Verdächtigung hin antworte ich Dir: ‚Der Onkel ist geizig; er ist vom Hochmuthsteufel besessen, wie kaum ein Anderer; er hat seine kleinen Bosheiten, gegen die man sich auflehnen muß — aber mit seinem besonnenen Kopf, seiner kühlen Natur, an die nie die Verirrungen schlimmer Leidenschaften herantreten durften, hat er zeitlebens an den Hauptgrundsätzen des echten Edelmannes unerschütterlich festgehalten — darin vertraue ich ihm blind, unbedingt und fasse es als eine tödtliche Verletzung meiner eigenen Ehre auf, wollte man auch nur spielend leise auf ehrenrührige Dinge, wie z. B. einen gefälschten letzten Willen, oder dergleichen, hindeuten. . . . Ich gebe Dir Das zu bedenken, Juliane.' Und nun meine ich, ist es Zeit, heimzugehen — das Rauschen in den Wipfeln wird verdächtig; wenn auch schon in den ersten Septembertagen, sind wir bei der drückenden Schwüle doch nicht sicher vor einem Gewitter. . . . Unser Heimkommen wird freilich kein so wonniges sein, wie Du vorhin geschildert — aber was thut's? — Man muß sich auch darüber hinwegzusetzen wissen."

Sie wandte ihm schweigend den Rücken und ging in das Haus, um Leo zu holen. Jeder Nerv bebte in ihr. „Liane, er ist schrecklich!" hatte Ulrike am Hochzeitstage aufgeschrieen, und da war er doch nur ruhig kalt gewesen — was würde sie sagen solchen Ausbrüchen gegenüber, in denen er Geberden annahm und Töne in seiner Stimme hatte, die geradezu vernichtend wirkten! . . . Und doch — wie wunderlich — Liane verstummte ängstlich und beklommen vor ihnen; sie fühlte sich tief verletzt durch seine ungerechten Beschuldigungen; aber er war ihr verständlicher als in seiner erkünstelten Passivität und Blasirtheit — das war seine Natur, sein Charakter, der ja auch unbewußt aus seinen schriftlichen Darstellungen hervortrat und der sie plötzlich gegen ihren Willen anzog; wie wäre es ihr sonst möglich gewesen, ihm — jetzt, im Hineilen nach dem Hause, schlug sie beschämt die Hände vor das heißerglühende Gesicht, denn sie war ja zurückgewiesen worden — eine Art von freundschaftlicher Beziehung vorzuschlagen?

19.

Schwere Wetterwolken mit hagelweißen Contouren zogen in der That über die Schönwerther Gegend hin, als die Heimkehrenden beim Jägerhäuschen aus dem Walde traten. Mainau, der vorwärts geeilt war, ohne auch nur noch ein Wort zu sprechen, wollte das hereinbrechende Unwetter im Jägerhäuschen abwarten; aber Liane wies auf den Hofmarschall hin, der sich jedenfalls um Leo sehr ängstigen würde, und so ging es weiter im Geschwindschritte durch den Garten. Der Sturm pfiff hinterdrein; in den Obstplantagen wirbelten abgerissene Blätter in den Lüften, und reife Früchte klatschten schwer nieder und kollerten über den Weg.

Mainau stampfte leicht mit dem Fuße auf, als in der Nähe des Schlosses ein Stallbursche im Vorübereilen meldete, die Reitpferde der Frau Herzogin und ihrer Dame ständen im Stalle — sie sei spazierengeritten und im Schlosse während des Wetters „untergetreten".

„Nun, wird mir nicht auch eine süße Heimkehr in Schönwerth? Kann man liebenswürdiger und besorgnißvoller empfangen werden?" fragte Mainau in kaltspöttischem Tone und neigte leicht hinüberdeutend den Kopf nach der Freitreppe des Schlosses. Die Herzogin im königsblauen Reitkleide war rasch aus der Glasthür getreten — der Sturm faßte peitschend ihre lang über den Nacken herabhängenden schwarzen Locken und riß und pflückte an der weißen Straußenfeder ihres Hutes; aber sie ergriff mit beiden Händen das Treppengeländer und starrte so ungläubig erstaunt nieder auf das scheinbar einträchtig daherkommende Paar, welches Leo in seiner Mitte führte, daß sie Mainau's Begrüßung ganz übersah. Sie zog sich mit einer stolzen Wendung des Kopfes ebenso rasch wieder zurück und lehnte bequem in einem Fauteuil zwischen dem Hofprediger und dem alten Herrn, als die Heimkehrenden den Salon betraten.

Es war, als zögen die Wetterwolken auch droben an der Decke des Saales hin, ein so häßlich gedrücktes Halbdunkel webte in dem weiten Raume — die weißen Gypsornamente dämmerten gespenstig an den Wänden; noch fahler aber erschien das maskenhaft bleiche, in grimmem Spotte verzogene Antlitz der fürstlichen Frau; das ungewisse trübe Tageslicht löschte selbst den Glanz ihrer schönen Augen — wie glimmende Kohlen lagen sie unter der tief eingebogenen Krempe des hellgrauen Filzhutes. Sie erwiderte Lianens höfliche Verbeugung mit einem hochmüthigen Kopfnicken.

„Was in aller Welt sind das für Grillen, Raoul?" rief der Hofmarschall seinem Neffen ärgerlich entgegen. „Läßest Wagen und Pferde im Stiche, um eine sentimentale Promenade durch den Wald zu machen! . . . Weißt Du auch, daß es beinahe ein Unglück gegeben hat? Wie kannst Du nur einem so dummen Burschen, wie der André ist, die wilden Wolkershäuser Pferde allein überlassen! Sie sind ihm durchgegangen — er kam halb todt vor Angst und Schrecken hier an."

„Lächerlich — er hat sie seit Jahr und Tag allein unter den Händen — sie werden wieder einmal vor dem Meilensteine gescheut haben. . . . Uebrigens hat meine Heimkehr durch den Wald nicht im Entferntesten etwas mit der leidigen Sentimentalität zu schaffen — ich hatte nur keine Lust, mich ferner vom Sonnenbrand auf dem Kutscherfitz ausdörren zu lassen."

„Und Sie, meine Gnädigste, hätten auch am besten gethan, allein nach Ihrem Forsthaus zu gehen, für welches Sie so plötzlich passionirt sind," sagte der alte Herr mit schneidender Stimme zu der jungen Frau, ohne auch nur den Kopf nach ihr zu wenden — er hielt es nicht für nöthig, seine bequeme Stellung um ihretwillen zu verändern. — „Ich muß Sie dringend bitten, meinen Enkel nicht so ausschließlich als Trachenberg'sches Eigenthum zu reclamiren, mit welchem Sie nach Belieben schalten und walten zu dürfen meinen — ich habe eine angstvolle Stunde um das Kind verlebt."

„Das bedaure ich herzlich, Herr Hofmarschall," entgegnete Liane aufrichtig, die dabei fallenden impertinenten Stiche ruhig verschmerzend.

Die Herzogin war sichtlich heiter geworden. Sie zog Leo zu sich heran und herzte ihn. „Er ist ja unversehrt wieder da, mein bester Herr von Mainau," sagte sie begütigend zu dem alten Herrn.

Leo wand sich mit derber Abwehr aus den schönen Armen

— „dem Erbprinzen seine Mama" hatte er nun einmal nicht lieb, wie er stets hartnäckig versicherte. Desto besser gefiel ihm die Reitgerte der hohen Frau, die vor ihr auf dem Tische lag — der Griff bestand aus einem schöngearbeiteten Tigerkopf von Gold mit Brillantenaugen. „Die Reitgerte ist auch mit auf dem Bild, das auf Papas Schreibtisch gestanden hat," sagte er — er meinte die große Photographie der Herzogin im Reitcostüm. „Aber jetzt steht sie nicht mehr dort" — pfeifend ließ er die Gerte durch die Luft sausen — „alle anderen Bilder auch nicht, und wo sie gehangen haben, ist die Tapete noch sehr schön roth — und der dumme blaue Schuh ist auch fort —"

„Wie, Baron Mainau, haben Sie tabula rasa gemacht?" fragte die Herzogin mit zurückgehaltenem Athem. „Haben Sie alle diese pensionirten Andenken in einen Winkel zurückgestellt?" Der ganze unbändige Stolz der regierenden Frau lag in ihrer Haltung; in ihrer tiefen, halbversagenden Stimme aber klangen tödtlicher Schrecken und eine wilde Angst und Spannung nebeneinander. . . . Sie kannte Mainau's Zimmereinrichtung genau — zu Lebzeiten der ersten Frau hatte sie mancher Soirée in jenen Räumen beigewohnt.

Er stand ihr gegenüber — ruhig, fast amüsirt begegnete sein Blick ihren leidenschaftlich flammenden Augen. „Hoheit, sie sind sorgfältig eingepackt," sagte er. „Ich gehe ja fort auf lange und werde doch diese Andenken nicht dem Staube und den ungeschickten Händen der Bedienung überlassen."

„Aber, Papa, mein Bild hast Du doch nun dahin gestellt, wo erst die Glasglocke mit dem alten Schuh stand," erinnerte Leo hartnäckig; „und darüber hängt das neue Bild, das die Mama gemalt hat."

Nicht auf das Gesicht der Herzogin oder eines der anderen Anwesenden fiel Mainau's Blick in diesem Moment — mit einer jähen Wendung des Kopfes sah er nach der jungen Frau hin, so scheu und dabei so zornig, als sei er wüthend darüber, daß gerade sie diese kindliche Ausplauderei mit angehört habe.

„Also Du hast das Bild confiscirt, Raoul?" rief der Hofmarschall lebhaft. „Ich hatte mir erlaubt, die Behauptung der Frau Baronin, daß sie die Skizze nicht wieder an sich genommen habe, ein wenig zu bezweifeln — um Vergebung, meine Gnädigste! Ich that Ihnen unrecht." Er neigte den Kopf spöttisch feierlich gegen Liane. „Nun meinetwegen — bei Dir ist es gut aufgehoben, Raoul; mag es in der Fensterecke bleiben! . . . Weißt Du aber auch, zu welchem Preise es die Künstlerin selbst abgeschätzt hat? . . . Vierzig Thaler —"

„Ich muß Dich sehr bitten, es mir zu überlassen, wie ich den Ausgleich bewerkstelligen will," unterbrach ihn Mainau heftig. Der alte Herr schrak ein wenig zusammen vor diesem tief verfinsterten Männergesicht — sah es doch fast aus, als wolle die festgeballte Rechte dort sich drohend heben.

Die Herzogin und ihre Hofdame saßen verständnißlos bei diesem kleinen Wortwechsel — der Hofprediger aber, der sich bis dahin vollkommen passiv verhalten, stemmte, den Oberkörper vorgebeugt, beide Hände auf die Armlehnen seines Stuhles — es war eine Stellung, so dämonisch lauernd und gespannt lauschend, als spüre er in Blick, Stimme und Geberden des schönen heftigen Mannes einem scheuen Geheimniß nach.

„Mein Gott, rege Dich nicht unnöthig auf, bester Raoul!" beschwichtigte der Hofmarschall. „Weshalb echauffirst Du Dich denn? Ich will ja nur Gerechtigkeit."

Mainau sah ihm ernst in das Gesicht. „Das will ich glauben, Onkel — nur passirt es Dir leicht, daß Du Dich im Ausüben derselben allzusehr in der Form vergreifst. . . . Niemand schwört lieber auf Dein Rechtsgefühl als ich — Du bist ja der einzige noch lebende Mainau, an den ich mich halten kann mit meinem Standesbewußtsein, mit dem Stolz auf die Ehrenhaftigkeit unseres Geschlechts. . . . Apropos, da fällt mir ein — kann ich nicht noch einmal Einsicht in die Papiere nehmen, durch die sich Onkel Gisbert auf dem Krankenbette seiner Umgebung verständlich gemacht hat? . . . Ich wurde in Wolkershausen lebhaft an ihn erinnert, als ich vor seinem wundervollen Oelbild stand und zu meinem Schrecken bemerkte, daß es durch Staub und Feuchtigkeit gelitten hat und restaurirt werden muß. . . . Aus den Papieren spricht doch noch sein scheidender Gruß zu uns."

„Du sollst sie haben — muß es denn sofort sein?"

„Sie sind ja wohl dort in einem der Raritätenkasten aufbewahrt?" meinte Baron Mainau leichthin und zeigte nach dem Rococoschreibtisch. „Wenn Du die Güte haben wolltest, aufzuschließen —"

Der Hofmarschall stand schon auf seinen Füßen und stelzte bereitwillig durch den Saal. Er schloß denselben Kasten auf, in welchem das Billet der Gräfin Trachenberg lag. Mit spitzen Fingern faßte er zart das rosenfarbene Papier und zeigte es diabolisch lächelnd der Herzogin hinüber. „Schöne Erinnerungen, Hoheit — ein rosiger Duft — nichts weiter, und ist mir doch Tausende werth!" rief er frivol auflachend und warf es in den Kasten zurück. Dann nahm er eine mit schwarzem Band umwickelte dicke Papierrolle heraus. „Hier, mein Freund!" — Er reichte sie Mainau hin, der das Band sofort löste.

„Ah — da liegt ja die Verfügung bezüglich Gabriel's obenauf," sagte Mainau, einen schmalen Papierstreifen aus dem Inneren der Rolle nehmend. „Es war ja wohl der letzte schriftliche Ausdruck seines Willens?"

„Es war sein letzter Wille," bestätigte der Hofmarschall unbefangen, indem er zu seinem Rollstuhl zurückkehrte.

Mainau nahm noch einige Papiere heraus und legte sie nebeneinander auf den Tisch. „Merkwürdig!" rief er. „Diese letzte Verfügung ist nur wenige Stunden vor seinem Tode geschrieben, wie man mir sagt, und doch sind es die unverändert eigenthümlichen, krausverschlungenen Schriftzüge; selbst bis auf Punkt und Komma bleiben sie sich treu — der herannahende Tod hat keine Gewalt über die Festigkeit seiner Hand gehabt. . . . Und das ist gut — wie leicht könnte sonst dieses ohne gerichtliche Zeugen geschriebene Blatt angezweifelt werden."

Die Herzogin nahm ihm neugierig den Papierstreifen aus der Hand. „Charakteristisch, aber schwer zu entziffern ist diese Hand," meinte sie. — „Ich bestimme den Knaben Gabriel ausdrücklich für den geistlichen Beruf — er soll im Kloster für seine tiefgefallene Mutter beten" — las sie stockend einen der Sätze ab.

„Willst Du Dir diese interessanten letztwilligen Verfügungen eines Sterbenden nicht auch einmal ansehen, Juliane?" wandte sich Mainau unbefangen an die junge Frau, die, ihre Hände auf die hohe Lehne gelegt, hinter einem leeren Fauteuil stand. Sie sah nicht auf zu ihm, der sie tief zu beschämen suchte. Niemand von Allen, die um den Tisch saßen, ahnte, was er bezweckte — für sie allein war jedes Wort ein gutgezielter Messerstich. Warum war sie auch so vermessen gewesen, die Hand nach dem bedeckenden Schleier auszustrecken, auf den Frau Löhn bedeutsam hingewiesen! . . . Mainau hielt ihr zwei Blätter hin, und sie verglich sie, ohne dieselben zu berühren, mit pflichtschuldiger Aufmerksamkeit. Es war genau eine und dieselbe Handschrift, genau ein und derselbe Schnörkel am Schlußwort — dabei waren diese Züge zu originell, zu sonderbar eigenwillig, als daß man an eine Fälschung hätte denken können, und doch —

Ein eintretender Lakai, der auf silbernem Teller Mainau eine Karte überbrachte, machte der peinlichen Situation ein Ende.

„Ach ja!" rief der Hofmarschall und schlug sich leicht vor die Stirn; „das habe ich rein vergessen, Raoul! . . . Vor einer Stunde fuhr ein junger Mann vor und stieg aus dem Wagen, so selbstverständlich und ungezwungen, als beabsichtige er hier zu bleiben. . . . Er hat auch behauptet, auf Deinen Befehl gekommen zu sein, und wäre mir nicht das unschätzbare Glück zu Theil geworden, Ihre Hoheit begrüßen zu dürfen, dann hätte ich ihn angenommen, um zu hören, was er eigentlich will —"

„In der That dableiben, Onkel — es ist Leo's neuer Hofmeister," versetzte Mainau gelassen und legte sorgfältig die Papiere aufeinander.

Der Hofmarschall bog sich vor, als höre er nicht recht. „Mein lieber Raoul, ich glaube, ich habe Dich falsch verstanden," sagte er langsam, jedes Wort accentuirend. „Sagtest Du wirklich: Leo's neuer Hofmeister? . . . Mein Gott, sollte ich denn monatelang geschlafen haben oder fieberkrank gewesen sein, daß ich davon nichts weiß?"

Mainau's Mundwinkel zuckten sarkastisch. „Die Veränderung hat sich durchaus nicht monatelang vorbereitet, Onkel. Der junge Mann ist mir früher schon einmal vorgeschlagen worden, und jetzt, wo ich seiner bedurfte, habe ich ihn kommen lassen. Glücklicherweise war er gerade frei und so unbehindert, daß er zwei Tage früher hier eingetroffen ist, als ich bestimmt hatte. Das ist mir

Karl der Fünfte bei Anton Fugger in Augsburg. Nach dem Oelbilde von Professor Becker.

Digitized by Google

insofern nicht lieb, als ich Dir wenigstens einen Tag vorher seine Ankunft anzuzeigen wünschte."

„Es würde wenig an meiner Willensmeinung geändert haben, nach welcher dieser hereingeschneite junge Mann nicht in Schönwerth bleiben wird."

Mainau hatte eben die gelösten Papiere in den Händen und war im Begriffe, sie nach dem Schreibtische zurückzutragen — bei den letzten, mit unglaublicher Impertinenz gesprochenen Worten des alten Herrn blieb er, wie durch einen Ruck festgehalten, sofort stehen und wandte das Gesicht nach dem Sprechenden zurück — die Damen schlugen unwillkürlich und ängstlich die Augen nieder vor dem Ingrimme und der tiefen Gereiztheit, die das schöne Gesicht des Mannes entstellten.

Der Hofmarschall ließ sich nicht beirren; er war innerlich wüthend — man sah es an seinem scharf hervorgeschobenen Kinne, an der Art und Weise, wie er seine bleichen Finger in das purpurseidene, auf seinem Schooße liegende Taschentuch vergrub. „Darf man wenigstens erfahren, was Dich veranlaßt hat zu diesem plötzlichen — Staatsstreiche?"

„Das könntest Du Dir selbst sagen, Onkel," antwortete Mainau sich bezwingend, mit leichtem Hohne. „Ich verreise — was ich wohl nun sattsam ausgesprochen habe — für Jahr und Tag; die Baronin geht nach Rudisdorf; sie wird Leo nicht mehr unterrichten;" — bei dieser eisigkalten Hindeutung hob die Herzogin die gesenkten Lider, und ein unverschleierter Triumphblick flog nach der jungen Frau hin, die still und gelassen in ihrer bisherigen Stellung verharrte — „und — was mir in der That die Hauptsache ist," fuhr Mainau fort — „wir können unmöglich vom Herrn Hofprediger verlangen, daß er auch im Winter so oft nach Schönwerth kommt, um Leo Religionsunterricht zu ertheilen."

„Ah bah — das machst Du mir nicht weis — an diesen Grund glaubst Du selbst nicht. Du weißt im Gegentheile recht gut, daß unser lieber Hofprediger sich kürzlich sogar erboten hat, das Kind auch in anderen Fächern zu unterrichten —"

„O ja, ich erinnere mich," versetzte Mainau trocken; „aber bei meinem Grauen vor gefälschter Welt- und Naturgeschichte wirst Du es begreiflich finden, wenn ich für so viel Güte und Aufopferung danke."

„Herr Baron!" fuhr der Hofprediger auf.

„Hochwürden?" frug Mainau langsam und hohnvoll zurück und ließ aus den halbgesunkenen Augen einen messenden Blick über ihn hinstreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Galerie historischer Enthüllungen.

5. Kaufmännische Noblesse.

Wir leben in einer strengen Zeit, die von Allem, was Geschichte sein will, verlangt, daß es seine Urkunde vorweise. Jede andere Ueberlieferung, und hätten Glaube und Verehrung sie im Herzen der Völker Jahrhunderte geweiht, wird aus den Rollen der Geschichte gestrichen, wenn sie ihren Schein nicht beibringt. So kommt es, daß die Sage, deren Grenzlinie wir früher jenseits der Morgenröthe der Geschichte suchten, in Einzelerscheinungen mit einem Male weit in die geschichtliche Zeit hereintritt, oder daß Personen und Thatsachen, die in der Geschichte bisher ein ganz besonderer Strahlenkranz schmückte, plötzlich zu unverbürgten Gestalten und Nachrichten degradirt und in das Gebiet der Sage zurück verwiesen werden.

So ist der „heilige Nepomuk" vor der historischen Kritik zu einer Erfindung der Jesuiten zusammengeschrumpft; so sind die „Vierhundert von Pforzheim", die wir mit so schönem Stolze der Leonidas-Schaar der Griechen an die Seite stellten, durch die unerbittliche Forschung nach dem Schein uns genommen worden; so ist Wilhelm Tell, trotz Tells-Platte und Tells-Capelle, am Mythenstein vorüber in das Land der Mythe heimgegangen; ja, so haben die Schweizer den größten patriotischen Schmerz erlebt, als sie sogar für den vergöttertsten ihrer Volkshelden, den noch vor neun Jahren mit einem prachtvollen Denkmal verherrlichten Arnold Winkelried, die verbürgende Urkunde nicht aufspüren konnten, und so sank auch er zur ewigen Dämmerung der Sage hinab. Nach solchen Erscheinungen darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch gegen ein Zimmtholzfeuer, welches einen kaiserlichen Schuldbrief verbrannt haben soll, die Vernichtungskritik bereits den Drohfinger erhebt, weil ihm der beglaubigende Schein fehlt.

Der Vorgang, den unser Bild darstellt, wird gewöhnlich und noch heute so erzählt: Zu dem Kriege gegen die Türken, mit welchen der allerchristlichste König von Frankreich sich gegen das Deutsche Reich verbündet hatte, und insbesondere zu dem Seezug gegen Tunis 1535, hätten die Fugger dem Kaiser Karl dem Fünften ansehnliche Summen vorgestreckt. Bekanntlich endete dieser Zug sieg- und ehrenreich für den Kaiser, der den Feind vollkommen demüthigte und über zwanzigtausend gefangene Christen aus der Sclaverei befreite. Als nach diesem Triumph Karl wieder nach Augsburg kam und, wie früher schon, bei Fuggers als Gast herbergte, da habe Herr Anton Fugger im Kamin eines Saales, der heute noch gezeigt wird, dem Kaiser ein Feuer von dem kostbaren Zimmtholze anzünden lassen; aber nicht genug damit: er holte auch jene Schuldverschreibung herbei und warf sie hinein — vor des Kaisers und seiner Begleitung jedenfalls staunenden Augen. So etwa soll die Sache sich zugetragen haben

Und warum nicht? Denn die Möglichkeit ist vorhanden: seine Mittel erlaubten ihm das! — Davon werden wir uns durch einen Gang zu den Fuggers von damals am besten überzeugen.

Wir können in diesem Artikel unsere Leser nicht Schritt vor Schritt durch die Jahrhunderte führen, die zwischen dem Häuschen im Dorfe Graben auf dem Lechfelde, in welchem Hans Fugger's Webstuhl gestanden, und dem Fugger-Hause am Weinmarkte in Augsburg liegen, in welchem Deutschlands römische Kaiser als Gäste der Fugger ein- und ausgingen und welches das Geschlecht der Gegenwart durch die Hand der Kunst auch äußerlich wieder mit fürstlicher Pracht geschmückt hat. Da aber unser Künstler uns gleich einen Einblick in die glanzreichen Tage der Fugger im Reformationszeitalter eröffnet, so überlassen wir einer für die Fugger-Geschichte ganz vorzüglich ausgerüsteten Feder die Darstellung derselben für später und treten sofort in jene Räume, die uns die Beziehungen des Fugger'schen Reichthums zu Kunst, Wissenschaft und Luxus in jener Blüthezeit der Kunstgewerbe vor dem Dreißigjährigen Kriege zur Anschauung bringen.

Waren es auch in Augsburg nicht blos die Fugger, welche das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften zur Pflege eines edeln Luxus benutzten, haben auch die Welser, Peutinger, Walter, Baumgarten, Hainzel, Schwarz rc. darin viel Bewundertes geleistet, so sind Jene doch von Niemandem übertroffen worden, so daß ihr Haus und dessen Einrichtung zu Ende des Mittelalters und zu Anfange der neueren Zeit als Muster für alles Damalige der Art gelten kann.

Die Häuser der reichsten Geschlechter zeichneten sich schon durch ihre Größe sowie durch die Kupferbedachung und den Bilderschmuck an den Außenwänden vor denen der anderen Bürger aus. Die in ganz Süddeutschland zu jener Zeit herrschende Sitte, in besagter Weise hervorragende Gebäude von außen mit großen Bildern auf nassem Wurfe (al fresco) bemalen zu lassen, zog zuerst fremde Künstler herbei und erhob die Lust, auch für den inneren Schmuck nur das Werthvollste zu erwerben. So weiß man, daß Joseph Hainz, der schweizerische Maler und Architekt, und Christoph Amberg aus Nürnberg, ein Schüler des jüngeren Holbein, am Fugger-Hause thätig waren. Aber selbst Titian und nach ihm Giulio Licinio, genannt der jüngere Pordenone, kamen durch die Fugger nach Augsburg; was Ersterer da geschaffen, wurde ihm mit dreitausend Kronen gelohnt; Letzterem gestattete der Kaiser, während des Reichstages von 1559, sein Kunst- und Malwerk, die allein auf römische Art, wie es heißt, gestaltet war, allda zu treiben, und die Stadt gab ihm später sogar ihr Bürgerrecht umsonst. Unter den einheimischen

Künstlern beschäftigten die Fugger namentlich die Holbein, Hans Birkenmaier, Hagenauer und Johannes Fischer, welcher Bildnisse und Historien, meist auf Kupfer, mit Farben von bewundernswerther Dauerhaftigkeit malte. Von ihren Architekten hat sich das glänzendste Denkmal Elias Holl gesetzt in dem von ihm erbauten Rathhause. Graf Hans Jakob Fugger hatte ihn in Venedig zum Meister ausbilden lassen; ihm wird nachgerühmt, er habe „halb Augsburg“ gebaut. In großer Beliebtheit standen auch die Sculptur und die Schnitzereien in Holz und Elfenbein; ebenso hat man noch heute Gelegenheit, in alten Patricierhäusern die feinen Schreiner- und Schlosserarbeiten zu bewundern.

An all solchen Herrlichkeiten fehlte es nirgends weniger als im Fugger-Hause. Man geht natürlich an der Hand der alten Augsburger Chronisten und Geschichtschreiber hinein, denen so gewissenhaft auch der brave Geschichtsforscher und Patriot Hans Karl Dippold (gestorben 1811 in Danzig) nachgegangen ist, um dem deutschen Volke in seiner erbärmlichsten Zeit, 1811, die Bilder großer vergangener Tage zum Troste und zur Ermuthigung vorzuführen. Ihm folgen wir in diesen Schilderungen.

Von marmornen Säulen getragen, deren Knäufe dem Muster der Alten nachgebildet waren — so berichtet er —, stieß ein geräumiges und geschmücktes Gemach an das andere, unterbrochen von warmen Bädern und bedeckten Lustgängen, und überall hatte man die getäfelten Decken und Zierrath aller Art zu bewundern. Im Schlafgemache zog der vergoldete Stubenhimmel und ebenso das Bett wegen seiner Prächtigkeit aller Augen auf sich; an dasselbe stieß ein Betstübchen, dem heiligen Sebastian geweiht, dessen Sessel besonders kostbar an Stoffen und Arbeit waren. In Raymund Fugger's Hause rühmten die Besucher jener Zeit vor Allem die großen Säle mit den reichgeschmückten Kaminen und die Thüren, die durch des Hauses Mitte alle genau aufeinander stießen; auch wird die häusliche und künstlerische Ausstattung aller Räume zwar reich, doch solid und durchaus nicht verschwenderisch genannt. Hier hat sich freilich wiederum der Begriff nach der Größe der Mittel zu dehnen. Denn wenn man an den Wänden nur prächtige Gemälde von den besten, zum nicht geringen Theile italienischen Meistern sah, so war das eben auch nicht Jedermanns Kauf. Mehrere Gemächer enthielten die Antikensammlung, welche Graf Raymund mit ungemeinen Kosten überall her, wo er solcher habhaft werden konnte, meistens aber aus Griechenland und Sicilien herbeigeschafft hatte. Im ersten Zimmer standen die Bronzen, u. A. ein Jupiter, ein Neptun, ein Mercur, eine Pallas &c., Manches kaum kenntlich unter dem Roste des Alterthums. Der Hauptschatz des zweiten Gemachs war eine liegende Circe aus Stein, rings um sie her auf dem Rande der Marmortafel die Opfer ihrer Zauberei. Ein drittes Zimmer füllte eine große Sammlung zum Theil noch wohl erhaltener, zum Theil zertrümmerter Sculpturwerke an. — Die Anlegung von Münzsammlungen war durch Peutinger eine Leidenschaft der Hochmögenden in Augsburg geworden. Die Fugger thaten's ihm zuerst nach, dann zuvor; Beiden folgten die Hopfer, Buroner, Steininger und Hainhofer, deren Sammlungen ein Stolz Augsburgs waren, bis der Dreißigjährige Krieg alle verschlang.

Wie die bildenden Künste, so fanden auch die Wissenschaften an den Fuggern Förderer und Pfleger. Ihre Bibliothek galt für eine der größten nicht blos in Augsburg; doch waren namentlich hierin die Ansprüche in der alten Zeit bescheidener, als in unseren Tagen der Dampf-Schnellpressen. Die Bücherei des Klosters Hirschau zählte im zwölften Jahrhundert sechzig Bände, und das war etwas Außerordentliches. Welch gepriesenes Geschenk war 1421 die Bibliothek, mit welcher der Kurfürst Ludwig von der Pfalz seine Universität Heidelberg beglückte; es waren zweihundertzweiundfünfzig Bände. Peutinger's Sammlung war stärker, doch noch gering gegen die der Fugger, die aus fünfzehntausend Stück bestand — und besonders durch einen Reichthum an griechischen und römischen Handschriften ausgezeichnet war. Letztere verschaffte ihnen, oft um ganz bedeutende Summen und mit unglaublicher Mühe, ihr Sachwalter am türkischen Sultanshofe, Johann Doreschwan. Einer ihrer besten Bibliothekare war der seiner Zeit berühmte Humanist und lateinische Dichter Hieronymus Wolf, dem trotz alles Wissens sein Glaube an Zauberei, Astrologie und Chiromantie ein elendes Leben bereitete, und Heinrich Stephan zu Paris, den Ulrich Fugger zur Herausgabe alter Handschriften in Sold nahm und der gar manches Buch selbst schrieb, setzte und druckte, nannte sich 1558 bis 1567 „des erlauchteten Ulrich's Fugger Buchdrucker“. — Sogar zwei künstliche Sphären, von M. Furtenbach und von Albrecht Dürer's Hand, gehörten zu dem gelehrten Apparat. In eigens dazu eingerichteten Gemächern saßen nun da die Gelehrten und Schriftsteller, oft weit her, als Gäste der Fugger und schwelgten im Genuß der so seltenen Schätze. Wie dieselben von Augsburg fort- und wohin sie gekommen, gehört in die Geschichte der Fugger.

Auch die Pflege der Tonkunst war ihnen nicht fremd. Wie sie im Besitz ihrer eigenen Orgel waren, und zwar in ihrer prächtigen Capelle in der Sanct Annenkirche, in welcher in Stein, Marmor, Holz und Farben die Kunst viel Herrliches geleistet, das bis auf heute bewahrt ist, so hatten die Fugger auch ihre eigenen Organisten und Componisten, wie Gregor Aichinger, dessen „Cantionen“ 1546 zu Augsburg gedruckt wurden, Martin Boets aus Brüssel, einen kunstreichen Mann, und Leo Haßler aus Nürnberg, den Schöpfer vieler Messen und Kirchenstücke.

Manche behaupten, daß noch sehenswerther, als die von aller Kunst erfüllten Häuser und Capellen, die Gärten der Fugger gewesen seien. Sie lagen theils im Bezirke der Ringmauer, theils vor dem Thore. Allerdings gehörte der Geschmack jener Zeit dazu, um von ihrer sorgfältig geschnittenen Buchsbaumwelt, den schnurgeraden Baumgängen und den steifzierlichen Lauben so entzückt zu werden, wie jener poetische Fuggerverherrlicher, welcher, zwischen den „mehr als dädalischen“ Labyrinthen, Springbrunnen, Wasserwerken, Bäumen und italischen Gewächsen lustwandelnd, nur darüber erstaunt war, daß nicht alle Götter des Olymps sofort sich auf die Sohlen machten, um auf dem sammtenen Wasen und des Gartens Tapezerei ihre himmlische Luft zu suchen. Blumen, wie sie diese Gärten erforderten, waren eine kostbare Waare, denn da mußten nicht blos die herrlichsten Hyacinthen und Narcissen blühen, sondern auch die Tulpe begann damals vom Morgenland her ihren Triumphzug nach Europa. Zwar trug der Schweizer Conrad Gesner, der deutsche Plinius genannt, den Sieg davon, die neue Wunderblume Tulipa Gesneriana zu nennen, aber die Augsburger lassen es sich nicht nehmen, daß schon zwei Jahre vor ihm, 1557, ihr Mitbürger Heinrich Herwarts die ersten Tulpenzwiebeln aus Constantinopel erhalten habe. Da werden sie auch die Fugger nicht lange vermißt haben, in deren Gärten außerdem das edelste Obst wuchs, Oliven und Lorbeeren immer grün und Franzosenholz (Buchsbaum) und Weinreben vortrefflich gediehen. Wer will es da einem zeitgenössischen Autor, Herrn Beatus Rhenanus, verargen, wenn er vor all den Lusthäusern, Bädern und Bildsäulen von Erz und Marmor inmitten dieser duftenden und farbenglühenden Herrlichkeit ausruft: Selbst die königlichen Gärten zu Tours und zu Blois, die er doch auch gesehen, seien nichts gegen die der Fugger.

Und in solchen Wohnungen und Gärten beherbergten diese Augsburger Kaufherren und Geldgroßen ihre Kaiser! Und da soll es unglaublich sein, daß sie nicht blos Zimmtholz, sondern auch Schuldscheine ihnen zu Lieb' und Ehren verbrannt hätten? An der Glaubhaftigkeit mäkelt auch Dippold, der gewissenhafte, nicht, aber — die Urkundlichkeit verläßt uns eben doch. Ja, es tritt sogar gegen die Wahrscheinlichkeit der Sage selbst ein Kämpfer auf, dem das ganze Augsburger Stadtarchiv dazu zu Gebote steht. Derselbe theilt der Redaction der Gartenlaube darüber das Folgende mit:

„Die Wahrheit dieser Scene muß aus verschiedenen Gründen auf das Stärkste angezweifelt werden. In keiner einzigen der sämmtlichen gleichzeitigen Geschichtsquellen findet sich eine Andeutung jener Erzählung. Historisch beglaubigt ist nur so viel, daß die Fugger schon seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Hofbanquiers der Habsburger waren. Schon im Jahre 1473, als Kaiser Friedrich sich in Augsburg zum Zuge nach Trier rüstete, um den Herzog Karl von Burgund mit Geldern zu belehnen, begann Ulrich Fugger mit den Fürsten des Hauses Oesterreich Geldgeschäfte, die in der Folge zu enormer Höhe gelangten. 1509 zahlten die Fugger innerhalb acht Wochen an Kaiser Maximilian zum Kriege gegen Venedig die Summe von hundertsiebenzigtausend Ducaten aus. Von ihnen empfing

Karl der Fünfte die Mittel zu seinen Expeditionen gegen Tunis und Algier und zur Unterdrückung des Schmalkaldischen Bundes. Für diese Darlehen erhielten die Fugger große und reiche Herrschaften, Bergwerke in Tirol, Ungarn, Spanien und andere zum Unterpfande und gelangten, da diese Pfandschaften nicht mehr ausgelöst wurden, später in den Besitz derselben. Wenn also wirklich eine solche Verbrennungsscene gespielt hat, so darf sie doch nur in dem Sinne aufgefaßt werden, daß der Vernichtung der Schuldscheine irgend eine ausgleichende Bewilligung Seitens des Kaisers vorausgegangen ist.

„Die ganze Erzählung dürfte vielleicht die Erfindung eines schlauen Kopfes sein. In dem jetzigen Hôtel zu den ‚Drei Mohren', das bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitze der Fugger war, wird noch heute den Fremden ein Saal gezeigt, in dessen Kamin Fugger die Schuldscheine verbrannt haben soll. Die Täfelung der Decke dieses Saales ist unzweifelhaft alt, wenn auch nicht so alt, wie der Fremdenführer angiebt; der Kamin aber stammt sicherlich nicht aus der Zeit Karl's des Fünften, sondern ist um Jahrhunderte jünger. Noch zweifelhafter als der Kamin ist die über demselben angebrachte, auf die Verbrennungsscene Bezug nehmende Inschrift, die geradezu als das Machwerk eines frühern Gasthofsbesitzers erscheint, der, die Eigenschaft seines Hauses als des zum alten Palast der Fugger gehörigen Theiles kennend und auf der alten Tradition der großen Geldgeschäfte der Fugger mit den Habsburgern fußend, unter Benutzung der für das Verständniß des reisenden Publicums leidlich wahrscheinlichen Localitäten zum Vergnügen desselben und zu eigenem Vortheile die ganze Geschichte mit ihren Details erfand."

Das wäre das prosaische Ende, welches auch diesem alten Fugger-Nimbus durch die unerbittliche historische Kritik bereitet wird, und es kann uns hier, wie bei den zur Sagenwelt hinabgesunkenen Schicksalsgenossen dieser Scene, nur Das trösten, daß sie als Geschichte doch recht schön war und selbst als Sage noch schön und einer künstlerischen Darstellung würdig bleibt.

Der Saal aber, in welchen der Künstler uns geführt hat, ist durch ein anderes, wirkliches und uns Allen noch nahe stehendes Ereigniß zu unvergänglicher geschichtlicher Bedeutung gekommen. In diesen selben Räumen hat der deutsche Bundestag, fünfzig Jahre der furchtbare Alp der deutschen Nation, am 24. August 1866 die letzte seiner vielen, für Deutschland nur verderblichen Sitzungen gehalten.

Dieses heilvolle nationale Ereigniß, das zur Rückkehr in das alte Zersplitterungselend Deutschlands die letzte Pforte für immer verschloß, kann uns schon mit dem Verlust eines Stückchens alter Familiengeschichte versöhnen.

Fr. Hofmann.

Amerikanischer Frauenkrieg gegen Trinkstuben.

Der Krieg auf Tod und Leben, den seit Kurzem die Frauen im Staate Ohio gegen die Trinkstuben zu führen begonnen haben, und der sich bereits auf die Nachbarstaaten West-Virginien, Indiana und Illinois auszudehnen beginnt, müßte schon um des Geschlechts der Angreifer willen von höchstem Interesse sein, selbst wenn die Waffe, deren sie sich ausschließlich bedienen, nicht eine so ganz wunderliche wäre, da sie nichts Anderes als das Gebet und der geistliche Gesang ist. Um jedoch meinen Lesern einen klaren Einblick in diese eigenthümliche Erscheinung zu geben und sie zu einem alle Seiten derselben in Betracht ziehenden Urtheile zu befähigen, wird es um so nöthiger, etwas weiter auszuholen, als dem Deutschen nach seinen Anschauungen, Sitten und Einrichtungen, so wie nach seinem nationalen Charakter eine solch gewaltsame Anstrengung ganz unbegreiflich erscheinen muß.

Es kann nicht bestritten werden und ist ein Gegenstand tiefster Besorgniß für jeden Patrioten, daß in den Vereinigten Staaten der Uebergenuß starker Getränke (Whiskey, Brandy, Cognac &c. und all' jener mit den wunderlichsten Namen, wie „Hahnenschwanz" &c., belegten Mischungen derselben) zu einem alle Stände, Geschlechter und Gesellschaftsclassen durchdringenden Laster geworden. So ist in den Abendgesellschaften der ersten Classen in den großen Städten der Union und insbesondere der Hauptstadt, Washington, den gebrannten Weinen ein gewöhnlich offener, häufig aber auch mehr oder weniger verschämt aufgestellter Tisch oder gewählter Nebenraum gewidmet. In den Eisenbahnwagen trägt die Mehrzahl der Reisenden aller Classen und auch Derer, die von in Gold und Sammet strotzenden Damen begleitet werden, eine kleine Flasche mit „etwas Stärkerem als Wasser" bei sich, der nicht selten zugesprochen wird und die ich manchmal sogar schöne Lippen benetzen, öfter aber mit einem Blicke resignirter Scham zurückweisen sah. In der Stadt New-York betrug die Zahl der während des Jahres 1873 wegen Trunkenheit auf den Straßen aufgegriffenen Personen über achttausend, von welcher an sich erschreckenden Summe siebenzig Procent dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es ist kaum glaublich und dennoch von der Polizeibehörde veröffentlicht. Der Umstand, daß diese Unglücklichen von der Straße aufgegriffen wurden, möchte zu dem Schlusse veranlassen, daß sie nur den unteren Classen der Gesellschaft angehörten und daher nur unter ihnen das Laster solch furchtbare Verwüstungen anrichte. Dem scheint jedoch nicht so zu sein, ich sage „scheint", um nicht eine Behauptung zu wagen, die ich zu beweisen außer Stande bin. Allein es ist ein offenes Geheimniß, daß sich das Laster in die ersten Familien eingedrängt hat, und daß über manchen Palast der Millionärstraßen die Trunksucht von Frauen oder selbst Töchtern einen tiefen, trostlosen Schatten wirft, und ich habe mehr als ein Mitglied des Senates der Vereinigten Staaten mühsam in seinen Armstuhl schwanken, fast aus demselben herausfallen und zuletzt darin einschlafen gesehen.

Eine tiefere Untersuchung der Frage, die sich jedem Leser wohl unwillkürlich aufdrängt, wie es komme, daß im amerikanischen Volke der übermäßige Genuß der allerstärksten Getränke so allgemein verbreitet sei, gehört, genau genommen, nicht in ein Unterhaltungsblatt. Allein es mag mir gestattet sein, einige der Ursachen, wie sie sich mir aufgedrängt haben, wenigstens anzudeuten.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß mit vielem Vortrefflichen die Amerikaner ihre Vorliebe für starke Getränke von ihren Stammesgenossen, den Engländern, überkommen haben. Letzteren — ich hörte diesen wunderlichen Beweisgrund noch jüngst anführen — sind diese Getränke unentbehrlich wegen des feuchten, nebeligen Klimas. Ebenso sind sie, nach Autorität der Schnapstrinker, hier absolut nöthig, in dem aufreibenden, stündlich wechselnden Klima und dem überstürzenden Geschäftstreiben der Vereinigten Staaten. Sonderbarer Weise fand ich sie gleich unentbehrlich in dem äußerst trockenen Klima von Texas und den nördlichen Staaten von Mexico. Aber das Wunderbarste war, daß in Central-Amerika, wo man das Jahr so ziemlich in eine regnerische und in eine trockne Hälfte theilen kann, man, dem Rathe der Schnapsanbeter gemäß, in der einen Hälfte Branntwein trinken müsse, um der Feuchtigkeit, in der anderen, um der übermäßigen Trockenheit in ihren äußerst nachtheiligen Folgen auf das „System" entgegenzuwirken. Und ich glaube in der That, die letzteren Schnapsphilosophen haben Recht, und sie irren sich blos über die Stelle, wo die große Trockenheit herrscht und gefährlich ist.

Meiner festen Ueberzeugung und eigenen Erfahrung nach ist dieses Laster, wie die meisten anderen, eine reine Gewohnheit, und die geschickte Weise, in welcher die Amerikaner auf diesem Felde, wie auf jedem andern, es verstanden haben, dem Fröhnen dieser Gewohnheit so Vorschub zu leisten, daß dabei möglichst wenig Zeit verloren wird und der ihr Huldigende durch eiligstes Bedienen, Hinunterstürzen im Stehen vor der Bar (dem Schenktische) und durch eine vor der Localthür aufgestellte spanische Wand vor Beobachtung geschützt wird, hat sicher das Umsichgreifen des Lasters wesentlich befördert. Was aber noch täglich die Zahl der Trinker und das Maß der vertilgten Quantitäten stärkster Branntweine vermehrt, ist das abscheuliche Tractiren (treat). Der Amerikaner trinkt nämlich fast nie allein oder für sich. Entweder ladet er eine Anzahl Bekannter zum Trinken ein, wo dann

Jeder nach seinem Geschmacke aus dem höllischen Trinkzettel bestellt, was ihm beliebt, und der Einlader für Alle bezahlt, oder er läßt sich einladen. Wenn ihm dazu die Mittel fehlen oder der Durst zu groß wird, um auf eine Einladung zu warten, so ist die an die Umgebenden gerichtete Frage: „Wer will tractiren?" fast nie erfolglos.

Gewöhnlich tritt nun der bedauerliche Fall ein, daß mit einem Treat der Durst nicht gestillt ist, oder aber Einer oder der Andere der eben Tractirten hält es für seine Ehrenpflicht, nun auch sich liberal zu zeigen. Es wird also ein zweiter Treat bestellt und abgefertigt, wohl auch ein dritter und vierter ꝛc., bis so ziemlich die Reihe an Jeden gekommen ist, und das Alles geschieht innerhalb fünf bis sechs Minuten. Die Einladung zu einem Treat auszuschlagen,* gilt für eine tödtliche Beleidigung, und es gehört eine äußerst selten anzutreffende Charakter- und nicht selten auch Körperstärke dazu, es ungestraft zu thun. Das fast einzige Schutzmittel ist die Erklärung, man habe den Temperanz-Eid geleistet, wo dann die auch dem verworfensten Amerikaner anklebende Achtung vor jeder sittlichen Anstrengung sich geltend macht. Statt daß also, wie nach deutscher Sitte, sich jene Leute ruhig um einen Tisch gesetzt und im Laufe einer kurzen Unterhaltung Jeder für sich einen Schnaps, ein Glas Bier oder Wein getrunken und dafür eine geringe Ausgabe gemacht hätte, hat er fünf bis sechs in athemloser Hast hinuntergestürzt und eine nicht unbedeutende Zeche bezahlt.

Würde man nun annehmen, daß damit das Tagewerk vollbracht sei, so würde man sich sehr irren. Jeder dieser unserer fünf bis sechs Bekannten spielt dasselbe Stück etwa jede Stunde des Vormittags ab, freilich nicht in derselben Giftbude; diese wechselt mit seiner Beschäftigung und der Vorliebe des ersten Einladenden. Man kann sich hieraus leicht ein Bild vom Zustande des Kopfes und Magens eines solchen Menschen um die Mittags- oder Abendzeit machen, wenn der Herr Gemahl mit leerem Geldbeutel zum häuslichen Herde zurückkehrt. Ich habe Männer, selbst angesehene Kaufleute, Advocaten und mehrmals wiedergewählte Beamte, sogar Richter gekannt und kenne noch solche, die dreißig bis fünfzig „drinks" täglich als ein ihnen zukommendes Minimum ansehen. Auf meine an einen irischen Schnapswirth gestellte Frage, weshalb er nicht lieber Tische hinstelle, an welchen seine Gäste sich niederlassen könnten, erwiderte er: „Dann wäre ich bald nicht mehr Herr im eigenen Locale; die professionellen Schnapstrinker, die Bummler und Strolche würden den ganzen Tag daran sitzen bleiben, im Winter wegen der Wärme, im Sommer wegen der Kühle." Sein Local war nämlich in einem Keller.

Die hier ausgesprochene Ansicht über die Gefährlichkeit der Einrichtung des Bar-Raums habe ich noch nirgends angedeutet gefunden, und ich würde vielleicht selbst auch nicht dazu gekommen sein — der Mensch wird sich meistens über das ihm täglich Begegnende am wenigsten klar —, wenn ich nicht während eines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes in spanisch-amerikanischen Ländern bemerkt hätte, daß mit der Einrichtung eines solchen Etablissements an irgend einem Orte trotz der sprüchwörtlichen Nüchternheit und Enthaltsamkeit der spanischen Race die Trunksucht begann und sich mit zunehmender Zahl derselben vermehrte, zugleich aber auch die Anzahl Derer, die an Säuferwahnsinn starben, zunahm. Es ist nämlich erwiesene Thatsache, daß der reine Rum (aguardiente, aus Zucker bereitet) jener Länder nie jene entsetzliche Erscheinung zur Folge hat, und weiter, daß alten Rumtrinkern dieses Getränk zuletzt schal erscheint und daß sie mit der größten Gier und auch für den höchsten Preis zu den Giftproducten amerikanischer, französischer (Cognac!?) und deutscher Industrie (feine Liqueure) greifen.

Die unabweisliche Nothwendigkeit, gegen dieses entsetzliche, die Grundfesten des Gemeinwesens tückisch benagende Laster Mittel zu ergreifen, machte sich bereits über ein halbes Jahrhundert geltend. Anfänglich war die Bekämpfung des Uebels auf moralische Einwirkung durch die Presse, Kanzel und herumreisende Apostel beschränkt, und das angestrebte Ziel war Mäßigkeit im Genusse der gefährlichsten Gattungen von berauschenden Getränken. Es liegen mir keine Materialien vor, um zu beurtheilen, welchen Erfolg jene Schritte gehabt, und ich kann mich so lange nicht dazu verstehen, aus den nachfolgenden fanatischen Maßregeln der sogenannten Temperanzfreunde auf deren Fehlschlagen zu schließen, so lange mir nicht nachgewiesen wird, daß blinder Fanatismus eher sein Ziel erreicht als allseitig erwägende Vernunft.

Wir sehen demnächst einerseits das sogenannte Licenzsystem einführen, wonach Niemand ohne Erlaubniß einer gesetzlich bestimmten Behörde, der es zusteht, dieselbe auch zu verweigern, eine Schenkwirthschaft eröffnen darf und dafür eine jährliche Abgabe an die Gemeinde oder den Staat zu bezahlen hat, und andererseits den Charakter der Gemeinschädlichkeit auch weniger starken Getränken, wie Bier, Apfel- und Traubenwein, aufdrücken.

Aber auch damit waren die Temperanzfanatiker nicht zu beschwichtigen, und unter ihrem Einflusse erließ die Legislatur des nordöstlichsten Staates der Union, Maine (sprich Mähn), das absolute Verbot jedes Schenklocales und selbst des Einführens von Getränken zu Land oder See und gestattete blos den Apothekern, zu medicinischen Zwecken Branntweine zu halten, und zwar in kleinen Quantitäten, und auf Verschreibung der Aerzte sie zu verabfolgen. Es war erstaunlich, zu beobachten, welch entschieden nachtheiligen Einfluß dieses Gesetz in Maine wie in anderen ihm folgenden Staaten auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung hatte und für welche bisher ungeahnte Menge von Uebeln, „denen das Fleisch unterworfen", geistige Getränke Heilmittel wurden. Das Resultat des unsinnigen Gesetzes war: jede Apotheke, jede Materialienwaarenhandlung, ja ein großer Theil der Privatwohnungen wurden Schnapsbuden, und das gefährlichste aller Symptome dieses Lasters, „der heimliche Soff", riß dermaßen ein, daß die Executivbehörden erschreckt sich zu einer milderen Praxis bequemen mußten, das heißt das Gesetz blieb ein todter Buchstabe.

Die totale Erfolglosigkeit der von den Fanatikern durchgesetzten Repressivmaßregeln und der heftige Widerstand, welchen denselben viele besonnene Leute unter den Amerikanern, besonders aber die Einwanderer vom europäischen Continente, an ihrer Spitze die Deutschen, entgegensetzten, rief eine Partei in's Leben, die, wie es jedem Vermittler zwischen fanatisch Streitenden ergeht, bis jetzt fast noch ganz ohne Erfolg gearbeitet hat. Sie ist der Ansicht, daß es nicht der Genuß, selbst der übermäßige, von geistigen Getränken sei, welcher so beklagenswerthe Erscheinungen zur Folge habe, sondern vielmehr der Genuß verfälschter und aus der Gesundheit nachtheiligen Elementen zusammengesetzter Getränke; alle Getränke sollten daher einer chemischen Analyse unterworfen, die verfälschten und schädlichen zerstört und ihre Verfertiger bestraft werden. Sie wies überdies darauf hin, daß durch die gänzliche Unterdrückung des einheimischen Whiskey und Brandy, des Bieres und Weines fast ein Viertheil der Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten, die theils mit der Erzeugung der dazu nöthigen Rohproducte, wie Mais, Hopfen, Gerste und Trauben, theils mit deren Darstellung und Versendung direct oder indirect beschäftigt sind, in Mitleidenschaft gezogen, wenn nicht brodlos gemacht würden.

In den letzten Jahren ist der Kampf der Temperanzler und ihrer Gegner immer erbitterter geworden. Keine Partei will von Vermittelungsvorschlägen hören. Die Temperanzler haben mehr und mehr eine religiöse Färbung angenommen, und ihre Gegner sind zu Maschinen in der Hand der Vereine von Brauern, Brennern ꝛc. geworden. Es scheint, als ob die Temperanzler ihre fanatischen Zwecke zu verfolgen entschlossen sind, wenn auch Millionen darüber an den Bettelstab kommen sollten, und als ob ihren Gegnern der Ruin von Hunderttausenden von Mitbürgern und von Tausenden von Familien nichts gilt, wenn sie nur ihr Ziel erreichen. Es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß die Mittelpartei noch so der Sache ruhig zusieht und sich nicht einmal ein öffentliches Organ von Bedeutung zur Vertretung ihrer Ansichten und Bekämpfung der Uebertreibungen Seitens der kämpfenden Hauptparteien verschafft hat.

Seit Anfang dieses Monats ist in diesem Kampfe eine ganz neue und völlig unerwartete Phase eingetreten. Wer der Erfinder der darin leitenden Idee, ist ebenso bestritten, wie das Verdienst mancher andern großen Erfindungen. Es scheint jedoch, daß dem seit langen Jahren als Humanist berühmten und vielseitig verdienten Dr. Dio Lewis (sprich Louis) von Boston die Palme zukommt, wenn es eine solche giebt. Für die deutschen Leser, die ja so vielseitige Wahlverwandschaft mit Amerika haben

und von denen Mancher sich zur Auswanderung dahin vorbereitet oder doch sehnsüchtige Blicke herüberschickt, dürfte diese Episode in der Temperanzbewegung um so interessanter sein, als sie ihnen eine in Deutschland ganz unmögliche Erscheinung, die dagegen in den Vereinigten Staaten vom allerentschiedensten Gewichte ist, zur Anschauung bringt.

Schon seit mehreren Jahren kamen, besonders im Gebiete der jüngern Staaten, wo überhaupt die Zustände noch manchmal unter einer keineswegs angenehmen Urwüchsigkeit leiden, Fälle vor, daß die Frauen eines Dorfes, einer Ansiedelung oder einer Stadt sich zusammenschaarten, in Masse einen gewaltsamen Angriff auf ein ihren Männern, Söhnen oder Brüdern besonders gefährliches Schenklocal machten, und in demselben, besonders aber unter den Fässern mit Getränken durch Einschlagen arge Verwüstungen anrichteten. So sehr auch die öffentliche Stimme im Urtheile gegen Frauen respectvoll und nachsichtig ist, und in diesem Falle um so mehr, als sich jeder Besonnene sagen mußte, daß meistens arge Herausforderung vorlag, so konnte doch diese Rücksichtnahme die Tumultuanten höchstens gegen strafrechtliches Verfahren, nicht aber gegen die Entschädigungsklagen derjenigen schützen, welche durch die ungesetzlichen Handlungen derselben Verluste erlitten hatten.

Es mußte also ein Verfahren erfunden werden, das bei gleicher Wirksamkeit doch weniger mit dem Strafgesetz in Conflict kam. Herr Dio Lewis empfahl daher, daß die Frauen, in den kleineren Ortschaften beginnend, sich zu dem Zwecke vereinigen sollten, „in hellen Haufen“ eine nach der anderen der Trinkstuben einnehmen und den Eigenthümer unter allen möglichen friedlichen Argumenten, ihrem häuslichen, durch den Trunk ihrer Männer veranlaßten Unglücke entnommen, bitten und beschwören sollten, ihrem Gewerbe zu entsagen und ihre Vorräthe an Getränken in die Straße laufen zu lassen. Würde ihren Bitten nicht entsprochen, so sollten sie in dem Trinklocale selbst sofort geistliche Lieder und Gebete zur Bekehrung des Widerspenstigen anstimmen und tagelang fortsetzen, bis sie ihr Ziel erreicht hätten. Würde ihnen das Verbleiben im Schenklocale nicht gestattet, dann sollten sie ihre Gebete und Gesänge vor der Thür des Hartnäckigen, auf dem Bürgersteig oder in der Straße, oder in Nebenhäusern fortsetzen, bis das Ziel gewonnen.

Dieser Plan ist nun bereits seit fast einem Monate in praktischer Ausführung begriffen, und, wie es scheint, mit bedeutendem Erfolge, wenigstens auf dem Lande, das heißt, in den kleinern Ortschaften und Städtchen. Die einzige größere Stadt, in welcher diese Kreuzzüglerinnen sich bis jetzt versucht haben, ist die Hauptstadt des Staates Ohio, Columbus. Die in dem Feldzugsplane der Frauen befolgte Taktik ist überall die folgende: Zunächst wird eine Maßenversammlung abgehalten, in der durch geeignete Ansprachen der Widerwille der Amerikanerinnen gegen Trinken und Trunksucht bis zum erforderlichen Grade von Aufregung und Fanatismus gesteigert wird. Dann verbinden sich die Frauen zu einem Mäßigkeitsverein; sie wählen Beamte, und die Geschäftsordnung beginnt. Alsdann werden die Opfer vorgeschlagen, die man zunächst heimzusuchen gedenkt. Ein Wirthshaus wird ausgewählt, eine Deputation ernannt — und die Frauenprocession formirt sich an der Schwelle der Kirche, in der gewöhnlich die Versammlungen stattfinden. Militärisch, zwei Damen immer nebeneinander, und in langem, zuweilen gegen hundert Frauen umschließendem Zuge, zieht die Procession durch die Straßen, bis das Ziel, ein Trinklocal, erreicht ist. Die frommen Damen, deren einzige Waffe in Sanftmuth und Ueberredung besteht, erbitten Eintritt, und wird dieser verweigert, so bleiben sie vor der Thür stehen. Eine Schwester erhebt dann ihre Stimme im Gebet, das sehr viele gute Lehren und noch mehr andächtige Stoßseufzer enthält und das die schwere Schuld des Spirituosenverkäufers und sein fluchwürdiges Gewerbe drastisch behandelt. Dem Sologebete folgt eine vom gesammten Frauenchor gesungene Hymne, am häufigsten eine aus dem schwungvollen, erweckenden methodistischen Gesangbuche. Der bekannte Refrain dieser Lieder gewinnt zuweilen durch den Chorgesang der Zuschauer eine nicht immer melodische Verstärkung. Alsdann tritt eine der Wortführerinnen zu dem entweder zerknirschten oder ergrimmten Wirthe und überreicht ihm ein Document mit der Bitte, dasselbe zu unterzeichnen. Die Denkschrift enthält das Gelübde, daß der Unterfertigte sich unter Verpfändung seines Ehrenwortes verpflichtet, dem Verkaufe geistiger Getränke fortan zu entsagen und zum eigenen Heile, wie zum Wohle seiner Mitbürger ein besseres Gewerbe zu erwählen. Auch die Stammgäste des Locals werden in ähnlicher Weise ermahnt, und in oder vor dem nächsten Trinksalon beginnt ein fernerer Act des seltsamen Schauspiels.

Die Ausdauer und Opferwilligkeit der betenden Frauen umhüllt diese auch zuweilen mit einem Nimbus des Märtyrerthums, der selbstverständlich eine fanatisirende Wirkung auf die umgebenden Volksmassen ausübt. So begann das Beten auf einem Platze, wo ein verstockt sündiger Gastwirth Haus hielt, um neun Uhr Morgens und dauerte ohne Unterbrechung bis zehn Uhr Abends, und zwar während mehrerer Tage. Die Frauen waren so organisirt, daß sie sich regelmäßig in ihrem Amte, die Geister des Weins und des Spiritus zu beschwören, ablösten. An einem anderen Orte, wo den Frauen der Eintritt in's Gastzimmer verweigert wurde, knieten sie auf den kalten Steinen vor der Thür, vom Schneesturm umweht, und beteten für das Seelenheil des Wirthes, dem Gott nicht in gleicher Weise das Thor des Erbarmens verschließen möge. In einem Städtchen Indiana's, wo sie nirgends Einlaß erhielten, zogen sie unter Weinen und Wehklagen in die Kirche zurück, so daß kaum ein Auge, das diesen Trauerzug erblickte, trocken blieb. In einer größeren Stadt Indiana's, Columbus, grassirte die Seuche des Betens in ganz besonders aufregender Weise. Die Frauen erhielten hier Verstärkung durch wahrhaft begeisterte Beterinnen aus der benachbarten Quäkercolonie Azalia. Ein Augenzeuge schildert die Art und Weise, in der diese Quäkerinnen beten, als ganz besonders erschütternd. Tiefer Ernst und eine zum Herzen dringende Aufrichtigkeit charakterisiren diese Gebete, in denen Schwulst und Salbung und selbst das herkömmliche Amen vermieden wird. Die Worte klingen rhythmisch und brechen plötzlich ab, so daß man, seltsam ergriffen, noch lange lauscht, wenn das Gebet bereits verklungen ist.

Bis jetzt hatte der Kampf der Frauen in den Städten keinen bedeutenden Erfolg, doch währt er noch fort, und die Temperanzler sind hoffnungsvoll. Bereits bilden sich Vereine von Männern, welche bedeutende Summen unterzeichnen, um die nachgiebigen Wirthe zu entschädigen und ihnen die Mittel zu gewähren, einen andern Erwerb zu beginnen. Unter dem Einflusse der Mütter bilden sich Kindervereine, um die Bestrebungen der Frauen zu unterstützen. Wohl kann man mit dem Endziele dieser Frauenbewegungen einverstanden sein, und doch die Mittel, deren sie sich bedienen, entschieden verwerfen. Denn es ist nicht zweifelhaft, daß sie sich herausnehmen, gegen ein vom Gesetze anerkanntes und von ihm zu schützendes Gewerbe einen moralischen Zwang auszuüben, der jede andere Classe der Bevölkerung vor den Strafrichter bringen würde. Ueberdies übertreten sie die Polizeigesetze durch Versperrung des Eingangs der von ihnen belagerten Giftfestungen, der Trottoirs und Straßen. Allein dennoch ist es wieder unmöglich, nicht mit den Frauen zu sympathisiren, namentlich in Amerika, wo „das Recht, das mit uns geboren“, nicht selten das positive Gesetz niedertritt, und wo die Verehrung und Achtung vor allen Mitgliedern des weiblichen Geschlechtes ein so tief ausgebildeter nationaler Charakterzug ist, daß die Männer sich schweigend selbst Unarten und Ueberhebungen fügen. Diese Frauen streiten für das Höchste, was ihre Seele kennt, für häuslichen Frieden, für die Gesundheit und das Lebensglück ihrer Ehegatten, Söhne und Brüder; sie thun es muthig und unerschrocken, obwohl Alles gegen sie ist. Während sie in tiefem Schnee oder Straßenschmutz, in strömendem Regen und in schneidender Kälte ausharren, und kein Wort der Bitterkeit oder Drohung über ihre Lippen kommt, ja während sie das Einschreiten des von ihnen angebeteten höchsten Wesens zum Besten ihres Gebetes in inbrünstigen, lauten Gebeten und Gesängen herabrufen, ertragen sie ruhig die ihnen zugerufenen spöttischen Bemerkungen, Verhöhnungen und selbst manchmal Beleidigungen. Aus den Trinkstuben vertrieben, knieen sie in die schmutzigen Straßen, beten für ihren Verfolger und trotzen Wind, Schnee und Regen. Ob auch ein Wirth die in seinem Locale Knieenden mit Bier überschüttet, Schnupftabak über sie ausstreuet oder sie mit dem Stecheisen angreift, was alles vorgekommen ist — keine Widerrede kommt von ihren Lippen. Das Gesetz ist gegen sie angerufen von einem oder mehreren Wirthen; der Richter erläßt einen Einhalts-

befehl — sie gehorchen ihm und ziehen vor andere Locale, bis das gerichtliche Verfahren entschieden sein wird. Ist das nicht edelster, großartigster Heroismus? Das lange stillleidende, niedergedrückte Weib, die von der Trunksucht ihres Mannes und ihrer Kinder in's Herz getroffene Frau und Mutter, die verzweifelnde Schwester und Liebende erheben sich zur Beseitigung jener Höllen, in denen ihnen das ihrem Herzen Theuerste verthiert, verunstaltet und sogar oft getödtet wird.

In wie weit diese Anstrengung, dieser feierliche Aufschwung im Leben der Frauen eines großen Theiles der Vereinigten Staaten einen dauernden Erfolg haben werde, ist freilich eine andere Frage. So viel ist klar, daß selbst wir Amerikaner bisher den Enthusiasmus und die Hingabe der Frauen an eine große Idee unterschätzt haben. Diese hochherzigen Impulse sind etwas mehr als bloße Gefühlsausbrüche, sie sind wichtige Kräfte in dem Gesellschaftsorganismus. Die Bewegung wird schwerlich die Unmäßigkeit ausrotten, oder den Verkauf von berauschenden Getränken auf die Dauer zerstören. Allein sie wird dazu beitragen, das Betrinken, das Uebermaß im Genusse und das Halten von Trinklocalen schimpflicher zu machen, und wohl auch Tausende retten, die noch nicht hoffnungslos dem Laster verfallen sind. Die Gefahr in der Bewegung liegt darin, daß ihre Apostel zu schnell und zu weit gehen, oder daß sie in die Hände der geriebenen, charakterlosen Politiker fallen und diese sie und ihre Bestrebungen als Mittel zu ihren persönlichen Zwecken benutzen.*

* Wenn der Herr Verfasser die Hauptgefahr für die Temperanz-Bewegung der amerikanischen Frauen in der Einmischung selbstsüchtiger Politiker erblickt, so können wir dieser Auffassung unseres bewährten New-Yorker Correspondenten, wie auch einigen anderen Ausführungen des obigen Artikels, nicht überall beistimmen. Wir unsererseits glauben, daß es neben den Politikern namentlich der Clerus ist, der diese sociale Revolution zu seinen Zwecken auszubeuten bestrebt ist, wie denn überhaupt priesterliche Herrschsucht als der Haupthebel der ganzen Bewegung zu betrachten sein dürfte; werden doch die Meetings in den Kirchen gehalten und die Glocken zu den Gebeten und Gesängen der fanatischen Frauen geläutet. D. Red.

Es ist auffallend, wie verschieden die Anschauungsweise des Amerikaners und Irländers einerseits von der des Deutschen andererseits über öffentliche Trinklocale ist. Während der Letztere darin einen Ort sieht, wo sich alle Gesellschaftsclassen in demokratischster Weise dem vertrauten Umgange mit Freunden, der Erholung im Familienkreise nach des Tages Mühen, dem Genusse der Natur und der Musik hingeben und dabei ein mäßiges Quantum eines unschuldigen und billigen Getränkes zu sich nehmen, sehen jene darin (und wohl nicht mit Unrecht) einen von der öffentlichen Moral verfehmten Ort, in dem sich nicht gern Jemand sehen läßt, den man aber doch nicht vermeiden kann, wo man möglichst eilig den Spiritus hinunterschüttet, dessen man bei der aufreibendsten Thätigkeit, geistigen wie körperlichen, nicht entbehren kann, wo man nur so viel spricht wie nöthig, um seinen „drink“ zu erhalten und zu bezahlen, wo sich Niemand zur Unterhaltung niedersetzt, wo Jeder den Andern ignorirt, wo man Giftdünste mit Wollust einathmet und wo nie ein ehrbares Frauenzimmer gesehen oder eine unschuldige Kinderstimme gehört werden darf. Wohl sind in fast allen Städten der Union auch Biergärten errichtet; allein dem Amerikaner, dem das Verständniß der deutschen Anschauung durchaus abgeht, sind sie um nichts besser als seine „bar-rooms“, und es ist unmöglich, daß der Bann, den die Majorität der Bevölkerung gegen diese Gärten ausgesprochen, nicht auf den Charakter derselben, sowie auf den Ton der daselbst sich Versammelnden nachtheilig zurückwirke, da sie ja der Controle entbehren, die ihnen in Deutschland die allgemeine Popularität und die Theilnahme aller Stände und Geschlechter gewährt. Aber die weiblichen Bilderstürmer machen keinen Unterschied, und mit der irisch-amerikanischen Gift- und (gewöhnlich auch) Spielhölle wird auch der deutsche Biergarten in den Vereinigten Staaten sein Ende finden oder doch gleiches Schicksal mit ihr theilen.

New-York, im Februar 1874. G. D.

Die Hochquellen-Wasserleitung von Wien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Wien seit dem 24. October des vergangenen Jahres, dem Tage der Eröffnung seiner neuen Wasserleitung, unter allen Großstädten der Welt das beste Trinkwasser besitzt. Wir brauchen die Leser der Gartenlaube wohl nicht erst über die Nützlichkeit dieses unabweisbarsten Lebensbedürfnisses zu unterhalten, namentlich in dem Falle nicht, wo durch die permanente Anhäufung großer Menschenmassen und durch dichtes Beisammenwohnen die atmosphärische Luft verdorben wird. Erkannten doch schon die Culturvölker des Alterthums, wie z. B. die Römer, bei ihren bleibenden Ansiedlungen die Nothwendigkeit des Bezuges von gutem Trink- und Nutzwasser an, wofür die existirenden Ruinen ihrer Aquäducte noch heute ein sprechendes Zeugniß ablegen. Die Gebirgsquellen des Wiener Waldes und zwar auf der Ostseite desselben, auf denselben Terrains, auf denen sich die neue Wasserleitung hinzieht, waren bereits vor zweitausend Jahren zur Feste Vindobona geleitet, wie die in dem Zeitraum von 1859—65 aufgefundenen Reste römischer Wassercanäle beweisen. — Eine Commune von der Bedeutung, wie das jetzige Wien, mit einer Einwohnerschaft von beinahe einer Million Seelen beansprucht für den Hausverbrauch, zum Trinken, Kochen und Reinigen, für industriellen Bedarf und endlich für öffentliche Zwecke gewaltige Quantitäten Wassers, welche, im Hinblick auf die künftige Vermehrung der Bevölkerung, auch im gesteigerten Maße zuführungsfähig sein müssen.

Die ersten Schwierigkeiten, welche sich einem Unternehmen von solchem Umfang entgegenstellen, sind die in der Natur allenthalben vorkommenden Verunreinigungen der freien Gewässer. Es gilt dies sowohl in Bezug auf Bäche und Flüsse, wie auch auf Haus- und öffentliche Brunnen, da die Wasserreinheit der Letzteren in dem Grade gefährdet erscheint, wie sich in deren Umgebung die Unrathscanäle vermehren. — Chemische Untersuchungen, welche in dieser Richtung angestellt worden sind, ergaben bezüglich des Donauwassers bei Wien das überraschende Resultat, daß solches circa fünfmal mehr verunreinigt ist, als das Wasser der nächstgelegenen Alpenquellen.

Diese und ähnliche Untersuchungen führten denn auch zu dem nicht anzuzweifelnden Schlusse, daß Quellwasser im Allgemeinen selbst dem besten Flußwasser vorzuziehen sei, da das Letztere stets organische Substanzen mit sich zu führen pflegt.

Gleichzeitig wurde der Umstand constatirt, daß die Quellen in Wiens näherer und nächster Umgebung sich genau und ununterbrochen in dem Grade vermindern, wie die Baulichkeiten und die damit verbundene Bodenbenutzung überhand nehmen. Den circa 12000 Grundstücken Wiens stand, die Leistungen aller alten und neuen Wasserleitungen zusammengenommen, ein verfügbares Quantum von beiläufig 500000 Eimern pro Tag gegenüber, für den Verbrauch weder qualitativ noch quantitativ befriedigend, da jene Million Bewohner, ausreichend versorgt, einen Tagesbedarf von $1^{2}/_{3}$ Million Eimer bedingen, wovon die Straßenbespritzung von 1,500000 Quadratklaftern allein 330000 Eimer täglich in Anspruch nimmt.

Selbstverständlich rief die für eine solche Riesenversorgung ausgeschriebene Concurrenz sehr auseinandergehende Projecte hervor. Zwei derselben wurden, als der Erfüllung der gestellten Aufgabe am meisten entsprechend, den eingehendsten Prüfungen unterzogen. Es war dies einerseits die Zuleitung der Königin der österreichischen Alpenquellen, des „Kaiserbrunnens“, aus dem Höllenthale vom Gebirgsstocke des 6600 Fuß hohen Schneebergs herab sammt den dazu gehörenden Seitenquellen, andrerseits die Benutzung des unter dem Steinfelde bei Wiener Neustadt befindlichen unterirdischen Sees. Der Voranschlag für das erstere Project, die Zuleitung jener mächtigen Alpenquellen, welcher auf 16,034000 Gulden sich bezifferte, gewann nach langwierigen Debatten des Wiener Gemeinderaths die Oberhand, wenn schon die zweite Combination für die Heranschaffung größerer Wassermengen vom Steinfelde voraussichtlich um circa 6 Millionen Gulden billiger auszuführen gewesen wäre. Dreierlei Gründe dürften hierbei maßgebend gewesen sein. Zuerst das Gutachten der Gesellschaft der österreichischen Aerzte, welches der idealreinen Quelle des Kaiserbrunnens und Stixensteines in gesund-

heitlicher Beziehung einen unbedingten Vorzug vor den möglicherweise doch verunreinigten Seegewässern des Neustädter Steinfeldes einräumte, ferner die chemische Zusammensetzung, der niedrige Temperaturgehalt der Ersteren und endlich das natürliche Gefälle derselben bis zum Benutzungsorte. Hätte man doch beim Bezuge des Wassers aus dem Neustädter Seebecken innerhalb des Weichbildes von Wien Dampfhebemaschinen bis zu 3000 Pferdekräften bedurft.

Es sei bei dieser Gelegenheit eines hochinteressanten geologischen Vorkommens, des unterirdischen Sees im Neustädter Plateau, gedacht. Dasselbe, im Osten vom Leitha-Gebirge, im Süden und Westen von den Alpen eingeschlossen, enthält auf einem Flächeninhalte von beiläufig dreißig Quadratmeilen bis zu einer Tiefe von dreißig und mehr Schuh wasserführende Kiesschichten (Schotterbänke), welche bei dem Fallen von einem Pariser Zoll Regenmenge über 1100 Millionen Eimer Grundwasser ansammeln; eine Quantität, bedeutend genug, um alle Großstädte der Welt mit Wasser zu versehen.

Mit der definitiven Annahme des Hochquellenprojectes ging die Schenkung der Quellen an die Stadt Wien Hand in Hand. Der Kaiser von Oesterreich übergab, ohne eine Gegenleistung dafür zu beanspruchen, den prachtvollen „Kaiserbrunnenquell" in das Eigenthum seiner Residenzstadt; während der Graf von Hoyos-Sprinzenstein diesem hochherzigen Beispiele folgte und die ihm gehörende, im Thale des Sirning-Baches, unter dem Schlosse Stixenstein hervorsprudelnde Quelle des gleichen Namens der Stadt Wien verehrte. Dagegen waren auf der 14,018 geographische Meilen betragenden Länge der Wasserleitung die Grunderwerbungen von circa 200000 Quadratklaftern Weingärten, sowie von circa 800000 Quadratklaftern Boden von Wäldern, Aeckern und dergleichen mehr mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. In den wasserreichen Thälern des Schneeberges, der gleich hohen Raxalpe und den dazu gehörigen Vorbergen galt es nunmehr die gemachten Detailstudien zur praktischen Ausführung zu bringen, und diese Aufgabe ist, wie wir im Nachstehenden zeigen, technisch keine kleine gewesen.

Unbestritten besitzt Wien jetzt auf dem europäischen Continente die bedeutendste und vollkommenste Wasserleitung, welcher aus der Zahl ähnlicher Bauten aller Länder der Erde technisch höchstens diejenigen von Manchester, Glasgow und New-York zur Seite gestellt werden können. Jedenfalls bleibt die Leitung des Kaiserbrunnens nach Wien für alle Zeit ein großartiger Gedanke. — In den zerklüfteten Oberflächen des Schneeberges, die voll zahlreicher Schluchten und Mulden sind, läuft der darin angesammelte und zerschmolzene Schnee durch das Innere des Kalksteingebirges in zahlreichen Spalten ab und bildet jenen reichen Abfluß im Höllenthale, „Kaiserbrunnen" genannt.

Zu jener Zeit, als diese Hauptquelle des Höllenthals in den Besitz der Residenzstadt überging, schwankte die Tagesergiebigkeit derselben zwischen einer halben und drei Viertel Million Eimer; diejenige des Stixensteines betrug 500000 bis 600000 Eimer; die Altaquelle zeigte eine Tagesdifferenz von 150000 bis 500000 Eimern. Um den größtmöglichen Wasserzufluß herbeizuführen, wurden durch Aussprengungen und Abmauerungen im Bergesinnern der beiden erstgenannten Quellen große Reservoirs, Wasserschlösser genannt, hergestellt. Bei Gelegenheit des Aussprengens im Innern des Kaiserbrunnens entdeckte man weitläufige Höhlengänge mit prachtvollen Stalaktiten angefüllt; auch traten fünf große Felsspalten zu Tage, aus denen die Quellen mächtig hervorsprudelten. Diese Arbeiten, von hundert Mann der österreichischen Genietruppe ausgeführt, boten bei dem enormen Wasserandrange keine geringen Schwierigkeiten dar, da die Soldaten monatelang in einem reißenden Wasser

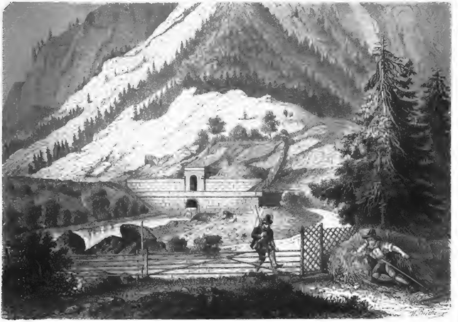
Der Kaiserbrunnen am Schneeberge vor Anlegung der Wasserleitung.

Nach einer Skizze von Robert Zander.

Digitized by Google

von einer Temperatur von 5 Grad Réaumur arbeiten mußten. In Folge dieser Erweiterung des innern Quellenzuflusses ist der Kaiserbrunnen auf eine durchschnittliche Tagesergiebigkeit von 1,400000 Eimern gebracht worden und somit allein schon im Stande, den Wasserbedarf der Großstadt zu decken.

Erwägt man hierbei, daß die sämmtlichen jetzt unbenutzten Zuflüsse des Höllenthales oberhalb des Kaiserbrunnens die annähernde Tagesquantität von einer und zwei Drittel Million Eimer ergeben und daß deren künftige Ausnutzung keine technischen Schwierigkeiten mehr bietet, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß der Wasserbedarf der österreichischen Hauptstadt auf Generationen hinaus gedeckt ist. Die einzuhaltende Richtung bedingte die Ausführung von vier Aquäducten mit einem Gesammtkostenaufwande von circa 1,600000 Gulden; hiervon ist der die legen kann. Bereits im ersten Baujahre 1870 wurden unter der Leitung des Bauunternehmers Gabrielli 2500 bis 3000 Arbeiter täglich verwendet, die sich in den folgenden Jahren, im Verhältnisse des Baufortschrittes, mehr als verdoppelten. Das für eine Stadt von der Größe Wiens erforderliche Röhrennetz ist begreiflicher Weise von ungeheurer Ausdehnung, waren doch schon mit Ende des Jahres 1871 bei 49,000 Currentklaftern oder 12¾ deutsche Meilen Wasserröhren im Betriebe, während die neu hinzutretenden Röhrenanlagen auf 138,839 Currentklaftern mit einem Kostenaufwande von 3,766,771 Gulden in Voranschlag gebracht sind. Die Hauptröhrenstränge, welche von den Reservoirs abzweigen, besitzen eine lichte Weite von 36 und 33 Wiener Zoll und verjüngen sich, dem natürlichen Bedarfe entsprechend, in vielfältigen Abstufungen bis zum kleinsten Caliber.



Das Wasserschloß des Kaiserbrunnens nach dem Bau der Hochquellenleitung.
Nach einer Skizze von Robert Zander.

Stadt Baden übersetzende der bedeutendste. Dreizehn Stollen (Wassertunnel) mit einer Totallänge von 4405 Klaftern (gleich einer und einem Zehntel geographischer Meile) führen die dem Höllenthale entnommene Wassersäule durch die Berge; sie sind theils in den festen Felsen gehauen, theils in Ziegeln mit Portlandcement ausgemauert. Zu diesen Schwierigkeiten kam innerhalb des Weichbildes der Stadt Wien noch die Uebersetzung des Donaucanals und des Wienflusses.

Das Gesammtgefälle der Leitung vom Abflusse des Kaiserbrunnens bis zum Nullpunkte des Donaucanals dürfte 1150 Fuß betragen. Der hierdurch bedingte ungeheure Wasserdruck wird durch drei gewaltige Reservoirs in der unmittelbaren Nähe Wiens, auf dem Rosenhügel nächst Speising, auf der Höhe der Schmelz und auf dem Wienerberge nächst der Spinnerin am Kreuze belegen, neutralisirt, und so kommt es, daß ein Wasserquantum selbst von zwei Millionen Eimern, für welches die Leitung hergestellt ist, innerhalb vierundzwanzig Stunden gefahrlos für die Nachbarschaft seinen Weg vom Hochgebirge herab zurücklegen kann.

Der im letzten Spätherbste in Wien am Schwarzenberg-Platze eröffnete Hochstrahlbrunnen gab dem gigantischen, in seinen Hauptgrundzügen glücklich beendeten Werke eine würdige Weihe; sein 8¼ Zoll im Durchmesser haltender Hochstrahl kann bis zu einer Höhe von 150 Fuß getrieben werden, während ihn 300 vierundzwanzig Fuß hoch springende Seitenfontainen in Form einer Glocke umgeben.

Sind wir recht unterrichtet, so wurden für dieses Riesenunternehmen bis jetzt 23,379,000 Gulden aus städtischen Mitteln verausgabt, jedoch dürften bis zu dessen gänzlicher Vollendung noch mehrere Millionen erforderlich sein. Der Unternehmer des Baues, Gabrielli, wurde für frühere Vollendung als die contractlich bedungene, mit einer Extra-Prämie von einer Million Gulden belohnt.

Gewiß hat dieses in seiner Art einzig dastehende Werk seine Entstehung dem vereinten Zusammenwirken vieler einsichtsvollen und verdienstlichen Männer zu danken, die von der richtigen Ueberzeugung durchdrungen waren, daß eine Commune

Digitized by Google

keine heiligere Verpflichtung haben kann, als für die Gesundheit ihrer Angehörigen zu sorgen. Soll in dieser Beziehung einem Manne der Dank der Bevölkerung Wiens dargebracht werden, so gebührt dies unzweifelhaft dem hochverdienten Professor der Geologie Herrn Sueß; nicht minder haben sich die beiden technischen Chef-Leiter, die Herren Ober-Ingenieure Mihatsch und Junker, ein dauerndes, ehrenvolles Andenken dabei erworben.

Das Schmerzenskind der Breslauer.

„London hat seinen Theodor von Abessinien, einen großmächtigen Elephanten, als Beutestück des bekannten afrikanischen Feldzugs — warum sollten wir in Breslau, einem der Krystallisationspunkte des deutschen Reichs, nicht auch unseren Theodor haben? Unserem zoologischen Garten fehlt ein Elephant! — also schafft auch uns einen Theodor!" heischten die Breslauer, und mit dem hochzuverehrenden Publicum ist bekanntlich nicht zu spaßen. Ein Elephant ist aber ein kostbares Schaustück, kostbar an sich schon, noch kostbarer sein Haus, am kostbarsten sein Unterhalt. Und dann vor allen Dingen — wo einen Elephanten hernehmen? Er fand sich wider Vermuthen schnell. Unser Theodor stand im Londoner zoologischen Garten um den Preis von dreitausend Thalern feil, zwölf Jahre alt, acht Fuß hoch, kerngesund, zugeritten. Nunmehr drängte die nackte Frage: „Wie das Heidengeld zu beschaffen?" Man verfiel auf den nicht mehr ungewöhnlichen Weg, das Geld durch eine Lotterie aufzubringen. Die Idee wirkte elektrisirend, zündend. Von allen Seiten strömten Gewinne herbei, und in wenigen Wochen schon baute sich ein Bazar auf, bunt und reich. Auch für den Futteretat des Elephanten war gesorgt. Ich schiffte mich nach London ein, um das Thier zu mustern, erreichte aber mein Ziel, in Folge einer höchst unerquicklichen Verzögerung durch Sturm und Wetter, sehr verspätet.

In London angekommen, fand ich den Elephanten schön, fromm und sogar zugeritten. Natürlich konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich auf seinem Rücken durch den Garten tragen zu lassen, und bedauerte dabei nur, endlich doch wieder absteigen zu müssen. Am liebsten, wenn nicht ein Stückchen Ocean dazwischen gelegen, würde ich meinen Weg gen Breslau fortgesetzt haben. Bis dahin hatte ich niemals Gelegenheit zu einem Elephantenritte gehabt. Einmal nur versuchte ich neben einem Elephantenreiter einherzuschreiten, mußte aber wirklich traben, um nur dem gemächlichen Schritte des allerdings kolossalen Thieres folgen zu können. Bischof Heber schildert die Bewegung des Thieres als gar nicht so unangenehm, obschon von der eines Pferdes sehr verschieden. Beide Beine einer Seite heben sich nämlich gleichzeitig, und so entsteht das Gefühl, als ob man auf den Schultern eines Mannes getragen würde. Ein anderer englischer Reisender, Williamson, dagegen fand die Arbeit auf einem Elephanten zu reiten höchst unbehaglich, widerlich, sogar peinlich und schier ermüdend, zumal wenn es Tagereisen gilt. Gerade die größten Elephanten schienen ihm die schlechtesten Reitthiere. Ich für meinen Theil fand die Schenkelbewegung recht angenehm, doch will ich nicht in Abrede stellen, daß bei größerer Schnelligkeit und längerer Dauer schließlich doch eine Anwandelung wie Seekrankheit hätte erfolgen können.

Kleine Elephanten kann man mit Sattel und Steigbügel reiten. Gewöhnlich bedeckt man den Rücken des Thieres mit einem Kissen oder sicherer mit einem Armsessel, in London sogar zweiseitig zur Aufnahme mehrerer, vier bis sechs Personen. Beim Aufsteigen wird das Thier knieend oder mittelst Leiter bemannt. Ebenso wird das Absteigen ermöglicht, falls man nicht vorzieht, nach Art der Eingeborenen, sich mittelst Tau herunterzulassen. Sämmtliche Elephanten des Londoner Thiergartens — damals deren vier — sind zugeritten und an großen Tagen sämmtlich in Thätigkeit. In keinem anderen Thiergarten Europas kennt man dieses Vergnügen, obgleich einige derselben mehr als einen Elephanten besitzen. So ohne Weiteres läßt sich das Thier freilich nicht besteigen. Auch ihm muß das angelernt werden. Beim indischen Elephanten, dessen Ahnen seit Jahrtausenden schon im Dienste des Menschen stehen, mag das etwas leichter sein. Der Afrikaner, der uns sein Lebenlang nur als Elfenbeinjäger kennen gelernt hat, gebehrdet sich etwas widerwilliger, nimmt aber schließlich doch Lehre an, ganz der vielgerühmten Intelligenz seines Geschlechtes entsprechend. Die indischen Elephanten gelten obendrein als begabter, und unter ihnen werden die Ceyloneser wieder als besonders brauchbar zu Menschendiensten geschätzt. Unser Theodor rühmt sich, seine Heimstätte auf jener Insel zu haben. Möglich wohl, daß die größere Entwickelung der geistigen Fähigkeiten lediglich durch den langdauernden anregenden Verkehr mit Menschen bedingt worden ist, möglich auch, daß der indische Elephant in seinem Abhängigkeitsgefühle gleichsam sich ohne Mißtrauen ganz in der Weise giebt, wie er es von Natur aus ist, friedlich, zuthulich, anstellig. Jung ist das Thier natürlich leichter zu gewinnen und zu gewöhnen. Doch in Indien werden selbst erwachsene Elephanten unschwer gezähmt, zumal sie unter bereits gesittete Genossen gerathen. Immerhin aber rechnet man fünf bis sechs Monate recht sorgfältige Arbeit, bis daß der Wildling auf den Wink parirt. In Europa zieht man indische Elephanten zur Abrichtung vor und zwar weibliche Thiere, weil diese für gelehriger gelten als die männlichen. Im Londoner Thiergarten werden die Elephanten ohne Unterschied der Nationalität zum Reiten benutzt, und aus neuester Zeit sei nur an den prächtig dressirten Elephanten Broeckman's erinnert, der von Afrika stammt.

Unser Theodor hatte die beste Schule in London genossen, und bei der Aussicht in unserem Garten Gelegenheit zu einem Elephantenritt zu haben jubelte unsere Jugend laut auf. Jeder gelobte sich, fernerhin nie mehr unsere Reitesel, ja kaum die prächtigen bis dahin so sehr beliebten Shetlands-Ponies zu beachten. Schließlich mußte ein Machtspruch gethan und solch romantischer Ritt nur als Belohnung für recht artige, recht fleißige Kinder in Aussicht gestellt werden. Censur Nr. 3 reitet Esel (unter 3 aber rücklings den Schwanz in der Hand), Nr. 2 trabt auf dem Pony und Nr. 1 schaukelt sich als mongolischer Khan auf dem Rücken unseres Elephanten. Der Anblick des imposanten Thieres, hochbeladen mit sechs bis acht Kindern, klein und groß, einem wandelnden Berge oder, wie Aelian sagt, einer Wetterwolke gleich, gelassen an uns vorüberziehend, wirkt geradezu elektrisirend. Dicht neben ihm schrumpft der Beschauer zum Zwerge zusammen. Wirksamer kann keines der Thiere unserer zoologischen Gärten zur Geltung gebracht werden als ein frei sich bewegender, zwischen dem Publicum durchschwankender Elephant.

Der Wärter des Londoner Gartens, der das Thier zu begleiten hatte, war gewonnen, auch wegen Ueberfahrt und Unterkunft des Elephanten mit der Dampfschiffs-Gesellschaft verhandelt worden. Alles in Ordnung. Da kam ein Hinderniß von unerwarteter Seite. Die englische Hausfrau ließ ihren Gatten nicht ziehen, und anderen Tages erklärte mir der Mann ganz entschieden, daß er dem nicht zuwiderhandeln könnte, außer auf Befehl des Directoriums. Die verlockendsten Versprechungen fruchteten nicht. Gezwungen konnte er zu dem immerhin bedenklichen, wenigstens ganz unberechenbaren Transport keinesfalls werden, und der directe Befehl dazu schloß selbstverständlich ein, daß im Fall eines den Mann treffenden Ungemachs für die ganze Familie zu sorgen sei und zwar nach englischem Pfundfuße. Jedenfalls war aber auch der Mann auf Einflüsterung seiner Collegen und seiner wohl rechnenden Ehehälfte zu der Ueberzeugung gekommen, daß es der allerdümmste Streich gewesen wäre, den er sich jemals zu Schulden kommen lassen konnte, zur Entfernung dieses um seiner Intelligenz willen bei dem Publicum äußerst beliebten und darum für des Kornaks Tasche höchst einträglichen Thieres seinerseits bereite Hand zu bieten. Neben dem Wärter hatte ja auch unser Theodor Sitz und Stimme, und der war schlechterdings nicht von seiner altgewohnten Heimstätte wegzubringen, nicht einmal mit Hülfe des Kornaks, unbedingt aber ganz und gar nicht ohne denselben.

Nachdem das Thier zehn Jahre seines Lebens im dortigen Garten und zwar stets in Gesellschaft mehrerer Genossen zu-

gebracht hatte, schien es mit dem Boden gleichsam verwurzelt. Schließlich reifte die Ueberzeugung, das Thier nicht anders als in geschlossenem und zwar elephantenfestem Behälter der Verschiffung aussetzen zu können, wollte man nicht leichtsinnig in den Kauf nehmen, daß hier der Elephant, zwischen Bergen von Kisten, Möbeln und Fässern, einer ganzen Reihe von Rindvieh hinstürmend, Schaden erleidet wie das jüngst erst mit einem dem Thierhändler Hagenbeck in Hamburg gehörigen weit kleineren Elephanten geschehen ist, daß das Thier über Bord gehe oder auf Ordre des Schiffstyrannen im Oceane unschädlich gemacht werde. Das waren vielleicht die geringsten Bedenken; aber daß an Schiff und Ladung so und so viel Schaden angerichtet, Menschenleben gefährdet werden konnten, daran dachte man freilich in meiner Heimath nicht, wenigstens nicht ernstlich und nicht allerwegen. Man ließ eben einfach den gewichtigsten Factor, den Elephanten selbst, gerade das unbekannte X, außer Rechnung. Freilich mit solchen Größen zu rechnen, ist nicht Jedermanns Sache. Und nicht allein darum handelte es sich, das Thier zur Stelle zu schaffen, was Nichtkennern vielfach Hauptaufgabe dünken mochte; denn ein erwachsener Elephant ohne vertrauten oder doch geschulten Wärter ist unbrauchbar, wenigstens dann, wenn er ein handlicher Bewohner des Gartens sein und bleiben soll.

Ganz unbekümmert um die sich überstürzenden Urtheile der Menge Ungeduldiger, lediglich gestützt auf den Beirath der anerkanntesten Sachverständigen, zog ich, wiewohl schweren Herzens, von London ab, beschaffte in Hamburg einen Elephantenwagen und einen Mann dazu, dem die Aufgabe gestellt wurde, sich auf englischem Boden mit unserm Theodor vertraut zu machen und dann dessen Transport nach Breslau zu leiten. Alles Das ging aber nicht schnell genug, wenigstens nicht nach Wunsch schnell genug. Da — es war gerade an dem Tage, wo der Verabredung gemäß der Elephant in London eingeschifft werden sollte — erreichte uns ein Schreiben der Verwaltung des dortigen Gartens mit der Anzeige, daß der von Hamburg angelangte Wärter von dem Thiere an die Wand gerannt worden, nicht unerheblich beschädigt, doch wiederum auf dem Wege der Besserung, daß aber bei dem Widerwillen, den das Thier gegen den Mann gefaßt, es gerathen sei, an Ersatz zu denken. Solches Hinderniß fehlte eben noch. Die Ungeduldigsten wurden geradezu unwillig und darum ungerecht. Ich selbst wußte mir kaum Rath; von allen Seiten stürmten Vorschläge in so großer Menge, wohlgemeint, aber wohlfeil, auf uns ein, daß, um endlich über das Stadium der Redensarten hinauszukommen, ein Aufgebot sich nothwendig machte.

„Freiwillige vor, die Klügsten voran!" hieß es; Niemand aber meldete sich, und so waren wir wieder auf uns selbst angewiesen. Wir gehen einen Schritt weiter. Der Wagen wird durch den Elephanten erprobt; unter seinen Füßen prasselt der Boden; derselbe muß erneuert werden. Auch Das noch! Nunmehr wird von den dortigen Sachverständigen ein zweiter Begleiter gewünscht, und dieser wird von hier aus nachgesandt. Endlich ist Alles zur Abfahrt bereit, da weigert sich das Dampfschiff, den Passagier mitzunehmen, weil er sich durch seinen Eigensinn in den Geruch der Bösartigkeit gebracht hatte. Durch nochmalige Vorstellung bei der Gesellschaft gelang es, deren Zusage zu gewinnen. Wieder ist Alles in Vorbereitung, da stellt sich heraus, daß der am Ladeplatze des Dampfschiffes arbeitende Krahn nicht Kraft genug hat, um den hundertvierzig Centner schweren Elephanten nebst Wagen an Bord zu heben, und weil ein anderer passender in der Nähe nicht zu haben war, hieß es wiederum auf Verladung des Thieres verzichten. So langte ein Schiff nach dem andern an, immer aber ohne unsern Elephanten. Endlich verhandelt man mit dem Stettiner Dampfer, und auf diesem ging nunmehr die Verschiffung glücklich von Statten.

Nach ziemlich stürmischer Ueberfahrt und darum etwas verspätet traf der Dampfer „Norman" in Stettin ein. Endlich, am 14. September, standen wir voller Erwartung auf dem Perron des Posener Bahnhofes. Das Signal ertönt, da erscheint am Ende des langen Zuges hoch emporragend ein Bau, der sofort sehr richtig als der Salonwagen unseres Gastes gedeutet wurde. Wir begrüßten denselben unwillkürlich mit einem herzhaften Hurrah. Der Schah von Persien hatte unser Breslau verschmäht, dafür empfingen wir heute eine andere asiatische Größe und zwar nicht zum Besuche blos, vielmehr als hoffentlich recht ständigen Gast.

Jetzt hält der Zug; der Adjutant öffnet die Thür eben weit genug, daß der hohe Herr seine allerdings mehr als landesüblich lange Nase den auf dem Perron Versammelten entgegenstrecken kann. Ehrfurchtsvoll treten wir in gemessene Ferne abseit, weniger jedoch um der wunderbarlichen Begrüßung mittelst der Nase willen, die uns ja von anderen Asiaten her nicht ganz fremd ist, als vielmehr wegen des unerwarteten Trompetenwillkommens in Antwort auf unser Hurrah. Alsbald zog sich der hohe Reisende zurück, und hinter ihm schloß sich der Salon. Schon warten acht Pferde, mit Laub und Kränzen geschmückt, der Abfahrt. Der Reisewagen rückt zur Rampe; die Pferde werden vorgelegt. Der Uebergang des ungewöhnlich hohen Gebäudes auf die abschüssige und obendrein einseitig abfallende Rampe war ein sehr bedenklicher Augenblick, vor dem, ohne daß der theure Gast eine Ahnung davon hatte, uns Umstehenden recht bangte. Jetzt — die Pferde ziehen an — ein kräftiger Ruck — wir halten den Athem an — der Koloß setzt sich in Bewegung — uns versagt der Puls — eben gleitet Theodor die schiefe Ebene abwärts, glücklich, ohne Unfall — da erst athmen wir auf. Die Tour nach dem zoologischen Garten, unter Begleitung Tausender von Menschen zum Triumphzuge werdend, wurde ohne Störung und Hemmniß zurückgelegt. Die Häuser der vom Zuge berührten Straßen waren dicht belagert, und hätte man überhaupt dem seit vielen Monaten bereits und leider allzu säumigen Freunde solch überraschende Eile zu guter Letzt noch zugetraut, die Ziegel auf den Dächern würden sicher nicht verschont geblieben sein.

Sofort nach Einfahrt in den Garten mußten die Thore gegen die anstürmende Menge geschlossen werden. Im Trabe eilte man mit dem für unsere Gartenwege ungewohnt schweren Gefährte bis nahe dem zur Aufnahme des Gastes bestimmten Palais neuindischen Stils. Hier aber strebte die Last sinkend dem Mittelpunkte der Erde zu. Der Wagen stand, wo er stand und, wohl oder übel, Theodor mußte sich zum Aussteigen bequemen. Die Thür öffnete sich; Kenner aber nur gewahrten, wie dabei Theodor's Hinterfront zum Vorscheine kam, und mancherseits wurde deren Anhängsel als vermeintlicher Rüssel, seiner Unansehnlichkeit wegen, stark bemängelt. Rückwärts nämlich mußte er und blindlings den ihm gänzlich fremden Boden betreten; an ein Umdrehen im Wagen war nicht zu denken. Obwohl der Abstand von den niedrigen Hinterrädern bis zum festen Grunde nicht übermäßig groß war, so trug der wohlbeleibte Herr doch Bedenken, in's Ungewisse hinauszutappen. Mehrmals versuchend, zog er immer wieder sein gewichtiges Pedal aus Mangel an Vertrauen zurück. Der Aufenthalt in dem Reisewagen mag für Theodor, wiewohl er aus den Tropen gebürtig, wegen der Enge des Raumes und der dadurch bedingten Hitze und Stickluft recht beschwerlich gewesen sein. Durch die offene Hinterpforte herein fühlte er sich von kühlenden Lüften angenehm umweht; er vernahm des Kornaks ermunternden Ruf, der Peitsche knallende Mahnung — da entschloß er sich endlich, nochmals einen herzhaften Tritt zu wagen, und siehe, der Boden widersteht seiner Wucht; der andere Fuß folgt nach, der Rumpf, die Vorderfüße auch; jetzt erscheint der Kopf. Zu beiden Seiten werden Balken parallel gehalten, um ihm den Weg zu bezeichnen, den er zu gehen hat. Geschickt sich wendend, schreitet er dem Kornak innerhalb eines enggeschlossenen Menschenspaliers nach, geruhig, wahrhaft grandios in seinen Park hinein und von da weiter in seinen Wohnraum.

Ein Hurrah der Anwesenden schloß das hochinteressante Schauspiel. Zunächst schien dem Thiere Ruhe unerläßliches Bedürfniß; denn neun volle Tage hatte es in der engen Zelle auf schwankem Schiffe und polternder Eisenbahn verbracht. Nach und nach erst überwand es die furchtbaren Strapazen der Reise.

Noch geraume Zeit beherrschte ihn eine heimwehartige Stimmung; die Sprache, in der wir mit ihm verkehrten, war ihm fremd. Genossen suchte er auch vergebens; unser Heu mundete ihm nicht, unser Brod nicht. Jetzt hat er sich bereits in der neuen Welt eingelebt und Tag um Tag die Besucher mit immer neuen Belegen seiner Intelligenz überrascht, bis wir schließlich ganz und voll das Thier wiedererkannten, welches er im Regents-

vark gewesen, welches er Dank seiner vorzüglichen Begabung, Dank seiner vortrefflichen Schule im Laufe eines Jahrzehnts geworden.

Unseres Elephanten Lebensgeschichte betreffend, sei mir gestattet, noch beizufügen, daß er im Jahre 1863 als zweijähriger Bursche von Ceylon in London anlangte. Man erzählt sich, daß der dortige Garten durch Ungefähr in Besitz des Thieres kam. Ein englischer Lord verabschiedete sich nach Indien. Seine schöne Freundin band ihm auf Herz und Seele, ihrer auch in der Ferne zu gedenken, und das rückständige „Vielliebchen“ auszulösen. Tage, Wochen und Monate vergingen; der Lord mußte bereits am Reiseziele sein; wieder verstrich Monat zu Monat, da langt in London die telegraphische Nachricht an, daß am Bord des eingetroffenen Indienfahrers ein Elephant für Mistreß X. gelandet worden. Diese allerdings große Aufmerksamkeit hatte sie ihrem fernen Freunde zu verdanken. Unmöglich ließ sich diese indische Curiosität unter den Nippsachen im Boudoir der Dame unterbringen, und der Londoner zoologische Garten war so freundlich — übrigens unsere continentalen Gärten werden vorkommenden Falles in Galanterie sicher nicht nachstehen — das Geschenk an- und aufzunehmen. So kam man dort leichten Kaufes zu dem Thiere; desto schwerer kamen wir aber dazu. Die Leidensgeschichte des Elephanten oder vielmehr derer, die monatelang Alles aufgeboten hatten, den Unhold für hier zu gewinnen, zu eignem größtem Leidwesen aber nicht so schnell wie erwünscht zum Ziele kommen konnten, nebenbei noch womöglich jedwede Verzögerung auf ihr Conto nehmen mußten, ist heute noch im frischesten Angedenken; kein Wunder also, daß wir unseren Elephanten lieben, gleichwie Mütter Schmerzenskinder in Liebe bevorzugen. Aber nicht allein für uns, für das gesammte Breslau ist er das Schmerzenskind; ein Jeder liebt ihn mit Schmerzen, von Herzen.

Den Schlußstein des endlich doch noch zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossenen Werkes bildete naturgemäß ein Festessen des „Elephanten-Comité's“, dem noch andere Gönner des Institutes sich anschlossen. Bei diesem „Elephanten-Souper“ fand gleichzeitig die officielle Uebergabe des Thieres statt, nebst feierlicher Taufe. Sein Name „Peter“, den er bislang in London geführt, wurde nämlich umgewandelt in „Theodor“, zu dankbarer Erinnerung an den Erfinder unserer Elephanten-Lotterie.

Was wir aber noch ungleich höher anschlagen, als diese immerhin kostbare Bereicherung unseres Thierbestandes, das ist die durch jenes Unternehmen angefachte Belebung des Interesses für unseren Thiergarten. Jeder fühlte sich gedrungen, zu dem Gelingen nach Kräften beizutragen. Jeder hatte somit Theil an der glücklichen Ausführung. Monatelang, ob der Verzögerung fast ein halbes Jahr lang, war unser Elephant das Tagesgespräch; hoffend und fürchtend, tadelnd und klagend erging man sich nach Herzenslust. Immer weitere Kreise, selbst da, wo man sonst ziemlich theilnahmlos sich gezeigt, wurden von dem Elephantenfieber ergriffen; die Reclame bemächtigte sich der Sache mit bestem Erfolge; ein Elephant als Vignette gebot unwiderstehlich Halt in Zeitungen wie an Straßenecken, und selbst das Theater glaubte mit einem flugs erzeugten Localschwank, betitelt: „Der Elephant“, die Tagesfrage zu Capital schlagen zu müssen. Vivat sequens!

Breslau. **Dr. Schlegel.**

Kleiner Briefkasten.

M. N. in Ch. Ein Verlagsgeschäft, welches Ihre im volksthümlichen Stile verfaßten Arbeiten gewiß gern erwerben würde, ist der kürzlich von einer Anzahl hochangesehener Volks- und Vaterlandsfreunde in der Provinz Hannover, dem Großherzogthume Oldenburg und der freien Stadt Bremen in's Leben gerufene Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag in Bremen, eine Actiengesellschaft, welche, unterstützt von den angesehensten deutschen Schriftstellern, es sich zur Aufgabe gemacht hat, gute belehrende und unterhaltende Schriften aller Art zu verlegen und in die weitesten Kreise zu verbreiten. Wir wissen aus verbürgter Quelle, daß die erwähnte Verlagsgesellschaft jede tüchtige volksschriftstellerische Kraft, welche ihre Vermittelung in Anspruch nehmen sollte, mit Freuden begrüßen und bereit sein würde, ihr die Bahnen in's Volk ebnen zu helfen. Dienen Sie daher der guten Sache! Fördern Sie ein Unternehmen, welches die Volksbildung auf sein Panier geschrieben hat und darum die Unterstützung aller wahren Freunde des Fortschrittes verdient.

Berichtigung. In meinem Aufsatze „Saat in's Wasser“ in Nr. 8 der Gartenlaube berührt ein Passus die großen Hüninger Fischzuchtanlagen. Es ist darin gesagt worden, daß die Anstalt die Aufzucht von Edelfischen nicht in großem Maßstabe betreiben könne. Unter der Hand höre ich jedoch, daß die deutsche Leitung jüngerer Zeit auch nach dieser Seite hin Versuche angestellt hat und daß recht respectable Resultate in Aussicht stehen sollen. Jedem guten Deutschen wird lieb sein, zu hören, daß der deutsche volkswirthschaftliche Fleiß in den wiedereroberten Reichslanden sich lohnend erweist. Ich moderire meine ausgesprochene Ansicht mit freudiger Bereitwilligkeit.

Gampe.

Für den

„Deutschen Hülfsverein in Paris“

gingen wieder ein: E. F. S. in Lauban 5 Thlr.; Saling's Börsenblatt in Berlin 5 Thlr.; N. N. in Ulm 2 Thlr.; große Verehrerin der Gartenlaube in Chzelitz 5 Thlr.; N. N. in Lippstadt 1 Thlr.; Bomeister in Floß 2 Thlr.; N. M. 2 Thlr.; Stiller in Sorau 5 Thlr.; C. St. in Calw 2 Thlr.; Hedwig Fr—s in Dresden 1 Thlr.; Ertrag einer Spielgesellschaft in Berlin durch E. Otte 7 Thlr. 15 Ngr.; Dr. Franc von Liechtenstein 2 Thlr.; F. L. in H—städt 10 Thlr.; aus Freude über die Genesung eines theuren Familiengliedes 1 Thlr.; St. 2 Thlr.; S. A. in Leobschütz 2 Thlr.; C. M. in Meißen 2 Thlr.; F. Georgii in Schalkau 10 Thlr.; Pöhlmann in Redwitz 5 Thlr.; Bierkränzchen auf der Pelzmühle bei Sieamar 1 Thlr. 24 Ngr.; Abendgesellschaft im „Goldenen Stern“ zu Weißenburg a. Sand 2 Thlr.; Fr. Schwed aus Berlin 1 Thlr. 10 Ngr.; C. W. C. in Cassel 3 Thlr.; Löw in Blaubeuren 2 Thlr.; R. J. in D. 2 Thlr.; Emma B. in T. 2 Thlr.; A. B. in L. 2 Thlr.; T. 1 Thlr.; Verein für milde Zwecke in Wolkenburg 10 Thlr.; C. D. in Teplitz 5 Thlr.; J. B. Lesser in Berlin 25 Thlr.; Professor Laqueur in Straßburg 6 Thlr. 20 Ngr.; Th. R. in Meerane 1 Thlr.; A. K. in Gumbinnen 2 Thlr.; Frau Ernst Hasenclever 25 Thlr.; Frau Clara Scharlach in Chemnitz 5 Thlr.; O. P. in Berg Gladbach 10 Thlr.; C. F. in Wiesbaden 10 Thlr.; aus Annaberg 2 Thlr.; W. in London 3 Thlr. 10 Ngr.; M. in London 3 Thlr. 10 Ngr.; B. S. in Hzbn. 13 Thlr. 12 Ngr. 8 Pf.; A. G. in Constanz 10 Thlr.; C. K. in Pilsen 5 Thlr.; R. E. in Münster 1 Thlr.; N. in Graz 1 Thlr.; Frau H. in Boppard 2 Thlr.; C. B. in Cranz 5 Thlr.; E. St. 1 Thlr.; Frau D. Heurand und Frau A. K. in K. 10 Thlr.; C. A. P. in Idar 5 Thlr.; Dr. S. (durch Gust. Mayer) 4 Thlr.; Gerber Kr. in Sch. 20 Thlr.; J. J. in Bremen 10 Thlr.; Chr. Rehbach in Regensburg 10 Thlr.; Pfarrhaus zu Großfurra 1 Thlr.; W. Greve in Berlin 5 Thlr.; von drei Lesern der Gartenlaube in Zwönitz 5 Thlr.; Obfr. Bgta. in Grüna 1 Thlr.; Hübnert in Dresden 3 Thlr.; von Hänschen, der auch den unglücklichen Landsleuten in Paris mithelfen will, 1 Thlr.; Unbekannt 1 Thlr.; Frau C. P. in Ballenstedt 2 Thlr.; Rosa 2 Thlr. 15 Ngr.; Hagenbarth's Erben in Haida 7 Thlr. 27 Ngr.; eine alte Schuld aus Oesterreich 10 fl. ö. W.; A. G. in W. M. 1 fl. rh.; Teuffel in Stuttgart 10 Franken; ein patriotischer Deutscher und mildthätiger Oesterreicher 50 fl. ö. W.; Em. Rauvenhof in Klagenfurt 2 fl. ö. W.; A. N. 5 Rubel; Rud. K. 5 Rubel; D. M. 2 Rubel und Constant B. 1 Rubel in Petersburg; F. u. C. W. 5 fl. rh.; aus dem schleswig-holsteinschen Anlehen durch Professor Eisenlohr in Heidelberg 50 Thlr.

Wir wiederholen unsere Bitte um weitere Beiträge auf das Dringendste.

Die Redaction der Gartenlaube.
E. K.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir ersuchen also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

aufzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals zu reclamiren. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Diese ausdrucksvoll verächtliche Geberde Mainau's war nicht zu ertragen — der Hofprediger erhob sich mit hervorbrechendem Ungestüm, aber der alte Herr umklammerte mit beiden Händen seinen Arm und versuchte, ihn wieder an seine Seite niederzuziehen.

„Raoul, ich begreife Dich nicht! Wie kannst Du den Hofprediger so beleidigen, und noch dazu in Gegenwart Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin?“ rief er mit halberstickter Stimme.

„Beleidigen? . . . Habe ich denn von gefälschten Wechseln oder dergleichen gesprochen? . . . Ich frage Dich selbst: lehrt der orthodoxe Theologe die Dinge, wie sie sind? Muß er nicht Vieles — das so sonnenklar ist, wie der Satz, daß zweimal zwei vier ist, und in alle Ewigkeit bleiben wird — hartnäckig verneinen, wenn er auf seiner Basis bleiben will? Läßt er nicht Weltenkörper unverrückbar feststehen, die nach des ewigen Schöpfers Willen und Gesetzen gehen müssen? Läßt er nicht Weltereignisse, die durch den kraftvollen Geist und Willen Einzelner und das Gesammtwirken von Völkerschaften nothwendig heraufbeschworen werden, durch übersinnliche gute und böse Dämonen bewerkstelligen? Stellt er nicht den heiligen Hokuspokus der Bittgänge und Wallfahrten über alle Wirksamkeit des denkenden Arztes, über die vom Allerschaffer uns verliehenen heilsamen Mittel, ja, über Gottes Weisheit selbst, dem er eine Veränderung seiner ewigen Maßregeln abzuzwingen vorgiebt?“ —

Der Hofmarschall schlug sprachlos die Hände zusammen und sank in seinen Stuhl zurück. „Um Gotteswillen, Raoul, ich habe Dich noch nie in der Weise vorgehen sehen.“ —

„Ach ja“ — versetzte Mainau die Achseln zuckend — „Du hast Recht; ich habe mich eigentlich nie in diese Dinge gemischt. Man ärgert sich nur über die schwachen Argumente und Waffen des Gegners, der in der Bedrängniß hinter seinen Schild mit der Devise ‚Bei Gott ist kein Ding unmöglich‘ — im Siegesbewußtsein flüchtet; und schließlich, wer läßt sich wohl gern die schwarzen Wespen um die Ohren summen, wenn er Gottes schöne Welt liebt und sie — genießen will? . . . Aus dieser Friedfertigkeit bin ich nur ein wenig aufgerüttelt worden durch das Hexenvernichtungsproject im indischen Garten, das meinem Kind um ein Haar das Augenlicht gekostet hätte. Ich hege Mißtrauen gegen den Religionsunterricht, bei welchem derartiges Unkraut so lustig fortgedeihen kann, und meine, mit der Radicalcur müsse man schleunigst bei den jungen Köpfen anfangen, denn die alten, die noch zu vielen Tausenden die schöne Erde verderben sind doch nicht mehr zu bessern.“

„Wie ungerecht, Baron Mainau! so denken Sie in Wirklichkeit über die heilige Einfalt?“ rief die bigotte Hofdame, die nicht länger an sich zu halten vermochte. „Haben Sie nicht neulich selbst gesagt, daß Sie dieselbe an den Frauen lieben?“

„Das sage ich heute noch, meine Gnädige,“ entgegnete er, in seinen leicht frivolen Ton verfallend. „Eine schöne, glatte, weiße Stirne unter seidenem Lockenhaar, die nicht grübelt, ein süßer, rother Mund, der harmlos plaudert — wie bequem für uns! . . . O ja, ich liebe diese Frauen, aber ich — bevorzuge sie nicht.“

„Und wenn das seidene Lockenhaar erbleicht und dem süßen, rothen Mund das kindlich ausdruckslose Lächeln nicht wohl mehr anstehen will, dann legt man das Spielzeug in die Ecke — wie, Baron Mainau?“ fragte die Herzogin scharf — sie ließ mit nachlässiger Grazie die Reitgerte figurenzeichnend über die Tischplatte hingleiten, wobei die brillantenen Tigeraugen farbige Blitze umherschleuderten.

„Wollen es diese Frauen anders, Hoheit?“ fragte Mainau kalt lächelnd zurück.

„Ei, da wird man schleunigst sein Latein, seine botanischen und chemischen Studien, mit denen man in der Backfischzeit wahrhaft gepeinigt worden ist, hervorsuchen müssen,“ lachte die fürstliche Frau hart auf. „Man sagt mir nach, daß ich rasch und leicht auffasse — vielleicht hat sich auch mit den Jahren der innere Trieb eingestellt — es käme auf einen Versuch an. . . . Was meinen Sie dazu, Baron Mainau, wenn ich Sie bei Ihrer Rückkehr aus dem Orient mit einer lateinischen Anrede begrüßen und dann in mein Laboratorium führen würde, um Sie mit allen möglichen gelehrten Experimenten zu regaliren?“

„Hu, ein Blaustrumpf in saloppeer Toilette, mit ungeordnetem Haar!“ rief Mainau in ihr Spottgelächter einstimmend. „Hoheit, diese Antipathie wurzelt unausrottbar in meiner Seele — ich bilde mir aber plötzlich ein, es könnte Frauengeister geben, die mit einigem Verständniß den Spuren der Natur nachzugehen und deren Wunder, gleich den Männern, aufzuschließen suchen, die bei klarem Blick den unüberwindlichen Trieb haben, selbstständig, ohne das Gängelband der Tradition, zu denken und den Erscheinungen und Dingen auf unserem Planeten bis auf den Grund zu folgen — wobei sie diesen Trieb jedoch erst in

Digitized by Google

zweiter Linie berücksichtigen, indem sie sich sagen, daß das Behüten der heiligen Herdflamme, das Zusammenhalten ‚des Hauses' mit weichen, linden, und doch starken Armen ihre Hauptlebensaufgabe sei."

„Mein bester Baron Mainau, vielleicht findet sich ein großer Künstler, der Ihnen eine solche Frau — malt," rief die Hofdame, in ein spöttisches Kichern ausbrechend, während sich die Herzogin mit einer ungestümen Geberde erhob.

Liane hatte in dem Moment, wo Mainau und der Hofprediger so hart und ingrimmig aneinander geriethen, die Arme um Leo's Schultern gelegt und war mit ihm in die entfernteste Fensternische getreten. Die Wetterwolken draußen entluden sich in einem prasselnden Regen, der breitströmend an den Scheiben niederklatschte. In einem dicken, grauen Dampf gleichsam versunken, bogen und neigten sich schattenhaft, wie Gespenster, die, an Ort und Stelle gebannt, zu fliehen versuchen, drüben die Baumwipfel unter dem zerzausenden Sturm, und auf den Rasenflachen standen bleifarbene Teiche. Durch die niederstürzenden, erlosenden Wassermassen zuckte längst kein Blitz mehr; aber dort am Tische, dem die junge Frau den Rücken kehrte, war es beängstigend gewitterhaft — lehnte sich doch plötzlich der seltsame Mann unerwartet gegen die leise, aber fest gehandhabte Bevormundung auf, die er bisher stillschweigend ignorirt, weil er — in seinem Lebensgenuß nicht gestört sein wollte — ja, er ging noch weiter, er verwarf frühere Ansichten: war das dieselbe Caprice, in Folge deren er die Verheirathung mit der protestantischen, vermögenslosen Frau durchgesetzt hatte, oder ein wirklicher innerer Umschwung?

Die junge Frau wandte sich nicht um — auch nicht, als sie die Stühle heftig rücken und den Hofprediger mit seinen festen, majestätischen Schritten nach der Glasthür zu gehen hörte — gleich darauf trat Mainau an den Schreibtisch und stieß hörbar den Kasten zu. Fast in demselben Moment rauschte eine Schleppe; ein süßer Jonquillenduft — das Lieblingsparfüm der Herzogin — flog in die Nische, und plötzlich legte sich ein Arm um die weiche Taille der jungen Frau. „Sie haben eine verführerische Gestalt, schöne Frau," zischelte ihr die Herzogin in das Ohr; „aber bemühen Sie sich nicht — ich nehme es mit diesen weichen, linden und doch starken Armen auf — Sie müssen unterliegen — Sie scheitern an der unerbittlich festgehaltenen Reise."

Die Lippen, die das aussprachen, waren weiß wie Schnee und zogen sich krampfhaft nach innen — ein furchterweckendes Medusengesicht, das die erschrockene junge Frau in der That förmlich versteinerte.

„Lasse meine Mama gehen — Du thust ihr ja weh," rief Leo, indem er sich zwischen die beiden Damen drängte; aber schon trat die Herzogin zurück.

„Ei behüte, mein kleiner Mann, wie könnte ich das wohl über das Herz bringen!" scherzte sie heiter auflachend und trat vor den Spiegel im Hintergrunde des Saales, um sich den Hut tiefer in die Stirn zu rücken und die in der hereinströmenden schweren Regenluft sich auflösenden Locken höher zu stecken; die Hofdame eilte herbei, ihr zu helfen.

Währenddem verließ Liane die Fensternische und kam in Mainau's Nähe — noch schlugen ihre Pulse heftig in Folge des Schreckens. „Lasse Dich nie wieder von der Frau berühren — ich will es nicht haben," gebot er finster mit unterdrückter Stimme, so daß nur sie es hören konnte und unwillkürlich stehen blieb.

„Himmel, was für ein Wetter! — Wie fatal! Mein Arminius wird in Schönwerth übernachten müssen," rief die Herzogin in demselben Moment — sie stand zwar mit dem Rücken nach dem Saale, aber ihre großen Augen funkelten aus dem Spiegel herüber. „Wollen Sie die große Güte haben, mich heimfahren zu lassen, Baron Mainau? — Ich muß zurück — es ist schon fast zu spät."

Mainau erbot sich, sie selbst zu fahren, da er die unbändigen Apfelschimmel anderen Händen nicht überlassen dürfe, und ging hinaus, um Befehl zu geben und im Vorbeigehen dem angekommenen Hofmeister einige begrüßende Worte zu sagen.

Als sei nichts vorgefallen, setzte sich die Herzogin noch einmal neben den Hofmarschall, der sich in ein grimmiges Schweigen gehüllt hatte, und plauderte, auch den Hofprediger in das Gespräch ziehend, unbefangen über alltägliche Dinge, bis Mainau im Regenmantel zurückkehrte, die Apfelschimmel schnaubend drunten an der Freitreppe hielten, und zwei Lakaien mit aufgespannten Schirmen sich draußen vor der Glasthür postirten.

„Wollen Sie mitkommen?" fragte sie den Hofprediger.

Er entschuldigte sich mit einer Schachpartie, die er dem Hofmarschall für die späten Abendstunden zugesagt habe, und wich ruhig zurück, als Mainau neben ihm unsanft und klirrend die Glasthür aufriß.

Die schöne Fürstin schwebte verbindlich grüßend an Mainau's Arme hinaus, und ächzend kehrte der Hofmarschall an seinen Stuhl zurück. „Bitte, schließen Sie die Thür, Herr Hofprediger!" sagte er mürrisch und sank in die Polster. „Sie hätten sie vorhin nicht aufmachen sollen, liebster Freund — ich wagte nicht zu protestiren, weil es auch Ihre Hoheit zu wünschen schien — aber diese miserable Luft schlug mir wie Blei in die Beine; morgen bin ich todtkrank — dazu der furchtbare Aerger, der Grimm, der mir die Kehle noch zuschnürt. . . . Bitte, fahren Sie mich in mein warmes Schlafzimmer; dort will ich mich sammeln und warten, bis hier der Kamin geheizt ist — es ist bitter kalt geworden. . . . Allons, Leo, Du gehst mit mir!" rief er dem Knaben zu, der sich an die junge Frau schmiegte.

„Ich möchte gern bei der Mama bleiben — sie ist so allein, Großpapa," sagte das Kind.

„Die Mama ist nie allein — sie empfängt ‚die Naturgeister' und braucht uns nicht," versetzte der alte Herr maliziös. „Komm nur hierher!" Er griff nach der widerstrebenden Hand des Knaben und zog ihn mit sich, während der Hofprediger den Rollstuhl zur Thür hinausschob.

20.

Die junge Frau trat wieder in das Fenster. Eben verbrauste das letzte Rollen des fortfahrenden Wagens — jetzt fuhr sie, in die weißen Atlaskissen geschmiegt, mit den Apfelschimmeln durch den Wald, — die Frau mit dem schönen Medusengesichte, die ihn liebte mit verzehrender Gluth, die ihre fürstliche Hoheit vergaß, ihren berüchtigten Hochmuth abwarf, und in seiner Nähe nichts war, als das leidenschaftlich anbetende Weib voll glühender Eifersucht. . . . Warum hatte er das junge Mädchen aus Rudisdorf an seine Seite geholt? Warum hatte er nicht am Fürstenhofe gefreit? Er wäre mit offenen Armen empfangen worden und hätte glücklich werden können mit ihr, die ihm ja durchaus nicht gleichgültig war — die Begegnung im Walde am Hochzeitstage tauchte in grellen Farben vor der jungen Frau auf — da lag ein Geheimniß. „Sie scheitern an der unerbittlich festgehaltenen Reise," hatte ihr die Herzogin zugeflüstert — noch fühlte sie den heißen Athem der Frau an Hals und Ohr — welche Bemühung sollte denn scheitern? Sie hatte Alles aufgeboten, ihre Pflichten zu erfüllen, aber — Gott sei Dank — ihr Stolz war ihr treu geblieben; sie hatte nie auch nur einen Finger gerührt, um Mainau's Liebe zu erringen — darin irrte sich die Frau Herzogin; aber sie hatte Recht mit ihrer Behauptung, daß die Reise das lose geknüpfte Band vollständig lösen werde, selbst wenn Liane ihren Entschluß fortzugehen nicht mehr ausführen wollte. . . . Es war doch niederschlagend! Wenn er nach Jahr und Tag zurückkehrte, dann wußte Niemand mehr, daß einmal eine Gräfin Trachenberg nach Schönwerth geschleppt worden war, um dort eine Reihe unglücklicher Tage voll Prüfung und Anfechtungen zu verleben; er selbst hatte draußen die unerquickliche Erinnerung abgeschüttelt und kam, um endlich die schöne Hand zu ergreifen, die sich ihm in gebührender Sehnsucht entgegenstreckte.

Unwillkürlich fuhr die junge Frau mit der krampfhaft geballten Hand nach dem Herzen — was quälte sie plötzlich für ein unerklärliches Weh? War es denn so schrecklich, verstoßen zu werden um einer Anderen willen? . . . Sie dachte an den Moment, wo er ihr verboten hatte, sich von der Herzogin berühren zu lassen — was war da sein Motiv gewesen? Doch nur die Eifersucht — er gönnte ihr, seiner Frau, diese Gunstbezeigung nicht. . . . Sie vergrub das Gesicht in den Händen — was für eine erbärmliche Schwäche überkam sie! . . .

Langsam verließ sie das Fenster, um sich in ihre Zimmer zurückzuziehen. Sie ging an dem Schreibtische vorüber und blieb

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf Gottschall.

I. Madame Tallien.

Madame Tallien.

Nach einem altfranzösischen Kupferstich.

Eine große Zeit, die alle Kräfte des Handelns und Duldens entfaltet, läßt auch die Frauen mehr in den Vordergrund treten. So geschah es vor Allem in der französischen Revolution, in welcher einige von ihnen eine hervorragende Rolle spielten. Mitten in dem Kampfe auf Leben und Tod, in dem die Parteien sich befehdeten, mitten in den Gräueln der Schreckensherrschaft sehen wir die Schönheit und den Geist hochbegabter Frauen sich licht abheben von dem dunkeln Hintergrunde. Es lebte in ihnen etwas, was an die schöne Griechin Aspasia erinnerte; aber die krampfhaften Zuckungen der Zeit ließen ihr innerstes Wesen nicht zu voller Geltung kommen. Alles drängte zur That — und so wurden Frauen zu Heldinnen, welche von der Natur für die Kreise schöner Weiblichkeit bestimmt waren. Manche von ihnen theilten das Loos jener Marie Antoinette, welche in der ersten Epoche der Revolution eine so bedeutsame Rolle spielte; sie verfielen dem Beile der Guillotine; Andere retteten sich in eine ruhigere Zeit hinüber — den Salon einer Roland verschüttete der Krater der Revolution; der Salon einer Tallien war das erste Asyl einer feineren Bildung nach den Schrecknissen des Sansculottenthums.

Madame Tallien — welch ein abenteuerliches Leben hat sie geführt! Unter wie vielen Namen ist diese erste Schönheit der Revolution, deren Zauber sich Niemand zu entziehen vermochte, in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet: Theresa de Cabarrus, Madame de Fontenay, Madame Tallien, Princesse de Chimay — aber wie oft sie den Namen und die Ehe wechselte — sie selbst blieb bis in ihr Alter fast unverändert! Mochte sie im Amazonencostüme der Revolution, in der durchsichtigen Gaze der Merveilleuses als Griechin der Salons und Fee des Luxembourg, mochte sie in dem prinzeßlichen Hofcostüme der Restauration erscheinen — es war immer dasselbe ebenso schöne wie reizende Gesicht mit den tiefen strahlenden Augen, den großen schöngeschwungenen Augenbrauen, der feinen Nase, den üppigen Lippen, dem schalkhaften Lächeln, eines jener Gesichter, die einen unvergeßlichen Eindruck machen, die das Imponirende mit dem Verführerischen, geistige Bedeutung mit entzückender Grazie und dem Ausdrucke des Seelenvollen und Geistreichen wunderbar vereinigen, Züge, die den Meißel des Bildhauers herausfordern.

Madame Tallien war eine französirte Spanierin wie Eugenie Montijo; sie wurde 1775 zu Madrid geboren als Tochter des spanischen Finanzmannes, spätern Ministers, Grafen Cabarrus, welcher mit der Kühnheit und Begabung eines John Law dem Danaidenfasse der spanischen Finanzen einen Boden zu geben suchte. Therese Cabarrus erhielt eine vorzügliche Erziehung, lernte französisch, italienisch, selbst etwas lateinisch sprechen und mußte das Schloß Caravanchel, welches gegenwärtig der Gräfin Montijo gehört, mit Paris vertauschen, der hohen Schule der europäischen Bildung, wo sie bei einem Freunde ihres Vaters, dem Parlamentsrathe de Boisdeloup, auf der Insel Saint-Louis abstieg. Die Schönheit des dreizehnjährigen Mädchens erregte Aufsehen; mit spanischer Lebendigkeit sang sie ihre sevillanischen Lieder und tanzte im Carneval 1788 die Jota, den Castagnettentanz der Heimath, in graziösester Weise. Ihr ganzes Wesen, ihre Art zu sein und zu sprechen, hatte die volle Gluth des Südens.

Hier im Hause Boisdeloup's machte sie die Bekanntschaft eines älteren Parlamentsraths, Devin, Marquis de Fontenay, eines geistreichen Don Juan in sehr vorgerückten Jahren, der ein Freund der Frauen und des Spieles war, so feierliche Amtsmienen er sich gelegentlich zu geben wußte. Der Marquis gewann durch seine Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit das Herz des sechszehnjährigen Mädchens; sie wurde Marquise von Fontenay und glänzende Feste auf Schloß Fontenay, die ganz Paris von sich sprechen machten, folgten der Hochzeit.

Der Parlamentsrath gehörte nicht zu den Männern, der alten Schule, welche sich gegen die Bewegung der Zeit feindlich absperrten. Dazu war er zu klug, auch nach seinem ganzen Naturell nicht dafür geschaffen, gegen den Strom zu schwimmen. So empfing Frau von Fontenay nicht blos die Vertreter der alten Aristokratie, die Montmorency und Larochefoucauld, auch die Lafayette und Lameth und später alle hervorragenden Männer der Constituante, Mirabeau und Barnave, selbst Robespierre und Camille Desmoulins in ihren Salons und in ihrem Schlosse. Es war damals die Zeit der Hirtenfeste, und es ist wunderbar, wie diese pastoralen Erheiterungen, denen eine poetische Liebe zur Natur zu Grunde lag, noch in den Sturm und Drang der beginnenden Revolution hineinreichten. Marie Antoinette hatte ihr Trianon und die Marquise von Fontenay eiferte in ihrem Schloßparke dem fürstlichen Beispiele nach. Noch in späteren Lebensjahren erinnerte sie sich gern eines arkadischen Festes, zu welchem selbst der gefeierte Hirtendichter Florian vom Schlosse des Herzogs von Penthièvres herübergekommen war. Der Marquis hatte im Schatten des Parks mehrere Orchester aufgestellt, welche die beliebten Melodien des Devin du village, der Rosière de Salency und andere spielten; junge weißgekleidete Mädchen empfingen am Gitterthore des Parkes mit Blumensträußen die Pariser Gäste; man speiste im Schatten von Kastanienbäumen; man trank auf die Schönheit der Marquise und improvisirte Verse auf ihre spanischen Augen und ihren französischen Geist. Abwechselung in das Fest brachte ein heftiger Windstoß, welcher fast den Tisch umwarf und einige Perrücken entführte. Auch Maximilian Robespierre wurde seiner Perrücke beraubt. Er ahnte damals nicht, daß die reizende Marquise, Notredame de Fontenay, später als Notredame de Thermidor einen Sturm entfesseln sollte, der ihn auch seines Kopfes beraubte.

Nicht lange darauf ließ die Marquise von der berühmten Portraitmalerin Lebrun ihr Bild malen. Es fiel dieser Künstlerin schwer, mit dem Zauber der Natur zu wetteifern, und ein großer Freundeskreis war versammelt, um zu prüfen, in wie weit es ihr gelungen, und einzelne Verbesserungen für ihre künstlerische Leistung vorzuschlagen. Unter den Anwesenden befand sich auch der Publicist Rivarol. Da trat ein junger Corrector in den Saal, ein Manuscript in der Hand; er suchte Rivarol, dessen Handschrift die Setzer und er selbst nicht zu entziffern vermochten. Es war ein schöner Jüngling mit feurigen Augen, von stattlicher Haltung und kühnem Wesen. Frau Lebrun, die mit ihrem Malerauge diese Vorzüge rasch erkannt hatte, rief ihn als Unparteiischen herbei, daß er sein Urtheil über das Bild abgebe. Er verglich es unerschrocken mit dem Originale, dessen tiefe, glühende Blicke ihn trafen. Er rieth, das obere Augenlid etwas mehr herabzuziehen, damit der Glanz der Augen durch den Schatten der Wimpern sich hebe, und dem Munde einen geistreicheren Ausdruck zu geben durch eine leise Hebung der Mundwinkel; er rühmte den Gedanken der Künstlerin, die Marquise mit dem großen beschattenden Hute zu malen, welcher dem Bilde durch das Spiel der Lichter jenen Ton gebe, wie ihn Velasquez liebt. Man war erstaunt über den Kunstsinn des schlichten Jünglings, der sich bald darauf mit dem Manuscripte in der Hand wieder entfernte.

Ein anderes Mal war die Marquise zum Besuch bei ihrer Freundin, der Gattin des gefeierten Deputirten Charles von Lameth. Sie gingen im Garten spazieren, als Abends ein junger Mann, Briefe in der Hand und sehr beschäftigt, zu ihnen trat und sich nach Lameth's Bruder Alexander erkundigte. Frau von Lameth theilte ihm mit, daß dieser nicht hier anwesend sei, und ersuchte ihn gleichzeitig, einige weiße Rosen von einem benachbarten Rosenstrauch für die Marquise zu pflücken. Er that dies und überreichte der Letzteren die Blumen mit etwas theatralischem Anstand. Dabei fiel eine Rose aus dem Bouquet, welche der junge Mann anstandslos für sich behielt zur Erinnerung an diesen Augenblick. Er hatte die Schönheit wiedererkannt, die er einst unter dem Hut à la Velasquez im Atelier der Frau Lebrun gesehen; denn jener kunstsinnige Corrector und dieser galante Schreiber waren eine und dieselbe Person. Als er sich entfernt hatte, entwarf Frau von Lameth ihrer Freundin ein wenig schmeichelhaftes Bild des jungen Mannes, der ebenso leichtsinnig wie träge sei, trotz seiner geistigen Begabung, und den ihr Schwager sobald wie möglich entlassen werde.

Setzer, Corrector, Advocatenschreiber — und zwei Jahre darauf einer der furchtbaren Gewalthaber der französischen Revolution, vor welchem eine der ersten Städte Frankreichs erzitterte! Welche unglaubliche Wandlung des Geschicks in dieser Zeit des gewaltthätigen Umschwungs! Jener junge Mann trug den Namen Tallien, und damals ahnte die schöne Marquise noch nicht, daß sie selbst einst diesen Namen führen werde.

Tallien gab bald darauf seine subalternen Stellungen auf; er wurde Journalist; sein „Ami des citoyens" hatte großen Erfolg; sein Name fand ein Echo in Paris. Er wurde in die Commune gewählt und sprach als Vertreter der Pariser Gemeinde, als Vertheidiger ihrer Beschlüsse und des 10. August im Convent. „Die Männer des 10. August," sagte er, „verlangen nichts als Gerechtigkeit; sie wollten nur dem Willen des Volkes gehorchen." Seine Rede war schwunghaft und unerschrocken; er klagte den Convent an, indem er die Commune vertheidigte. Auf der Tribüne befand sich eine Hörerin, auf welche diese Kühnheit bei so großer Jugend, diese stolze drohende Haltung tiefen Eindruck machte. Sie applaudirte mit den andern; es war die Marquise von Fontenay.

Höher gingen die Wogen der Revolution. Die furchtbaren Metzeleien des 2. Septembers fanden statt, für welche man den Pariser Gemeinderath verantwortlich machte. Auch Tallien, der ihm angehörte, wurde als Septembermörder bezeichnet, so sehr er auch später jede Mitschuld an diesen politischen Morden abzulehnen suchte. Er wurde inzwischen in den Convent gewählt, wo er unter den entschiedensten Männern des Berges Platz nahm. Er donnerte gegen Ludwig den Sechszehnten als einer der Unerbittlichsten. Als der Convent seine Tribunen und Legaten aussandte, um die rebellischen Städte des Landes zu züchtigen, erhielt auch Tallien eine wichtige Mission. Das reiche Bordeaux ergriff die Partei der Girondisten und empörte sich gegen den

plötzlich wie festgewurzelt stehen — an dem Kasten steckte noch der Schlüssel; Mainau hatte vergessen, ihn abzuziehen, und dem Hofmarschall war es „in seinem furchtbaren Aerger und Grimm" nicht eingefallen, ihn zurückzufordern. ... Das Herz der jungen Frau klopfte heftig — da drin lag das Papier, an welchem Gabriel's Schicksal hing — nur einmal mochte sie es herausnehmen; sie wußte, daß man solche Documente ganz anders prüfen müsse, als mit dem bloßen Auge. Aber „der Raritätenkasten" mußte aufgezogen werden; er war fremdes Eigenthum und den Schlüssel hatte man aus Versehen stecken lassen.... War es nicht unehrlich, das Papier herauszunehmen? Nein, sie legte es ja unverletzt wieder an Ort und Stelle, und es zu prüfen, hatte ihr Mainau selbst zur Pflicht gemacht und zu dem Zwecke die Papierrolle dem Hofmarschalle abverlangt. Sie zog rasch entschlossen den Kasten auf — das verhängnißvolle rosenfarbene Billet ihrer Mutter lag vor ihr — wie von einer Viper gestochen, wich ihre Hand zurück, als sie es zufällig berührte — sie griff nach dem obersten, offen daliegenden Blatt — es war das, welches sie suchte.

Athemlos flog sie, das Papier in der Tasche, hinunter in ihre Appartements, und nach wenigen Minuten lag es unter dem Mikroskop, dem treuen Gehülfen bei ihren Studien.... Unwillkürlich prallte sie zurück und schauerte in sich zusammen — da unter dem unerbittlichen Glas lag sonnenklar und erwiesen ein scheußlicher Betrug. Jeder sorgsam ausgeführte Buchstabe war vorher mit Bleistift vorgezeichnet gewesen — was man mit bloßem Auge nicht zu entdecken vermochte, hier trat es als breiter Schatten fast bei allen diesen so ungezwungen scheinenden Zügen neben dem festen Tintenstrich heraus, und da, wo die Tinte selbst dünner aufgetragen war, schimmerte die Linie des Bleistiftes klar durch.... Es war eine mühevolle Arbeit gewesen — der Fälscher hatte die einzelnen Buchstaben aus vorhandenen Schriftstücken zusammensuchen müssen, um sie zu den Worten, die er zu schreiben wünschte, zusammenzusetzen. ... Wer aber hatte das gethan? Und wozu? Der Zettel war ohne gerichtliche Zeugen geschrieben — man hatte mithin nur gefälscht, um einen moralischen Zwang auf eine wichtige Stimme auszuüben, die in der Angelegenheit mitsprechen durfte, und das — war Mainau; er hatte ihr ja selbst gesagt, daß er anfänglich zu Gunsten des Knaben aufgetreten sei.... Handelte es sich hier einzig um Geld und Gut, oder wirkte auch der religiöse Fanatismus mit? ... Da stand ja auch: „Die Frau aber soll und muß die heilige Taufe empfangen, zur Rettung ihrer Seele —"

Die junge Frau warf sich auf das Ruhebett — ihre Pulse schlugen heftig, und durch die Glieder lief ein nervöses Zittern — sie mußte erst ruhiger werden — in dieser Aufregung durfte sie Niemand begegnen.... Mainau war doch eine edle Natur — um seinen gerechten Widerspruch zu beugen, mußte man zum Betruge greifen; die Verführung zu einem wirklichen Unrecht durfte es nicht wagen, ohne geschlossenes Visir an ihn heranzutreten. Das Papier mußte vorläufig an seine Stelle zurück — sie konnte mit dieser Enthüllung nur wirken, wenn sie es vor seinen Augen aus dem Schubfach nahm — ihre Mundwinkel zuckten schmerzlich — er hätte jedenfalls weit eher sie, die neu Eingetretene und Mißtrauische verdächtigt, als es für möglich gehalten, daß in seinem Schönwerth, diesem Sitz der Ehrenhaftigkeit und Sittenstrenge, solche Dinge vorgehen könnten.... Erfahren aber mußte er die Thatsache — es galt, Gabriel zu retten.

Leise huschte sie in den Saal zurück. Man hatte unterdessen den Kamin geheizt. Die schweren Damastvorhänge fielen zugezogen an den hohen Fensternischen nieder, und vor der Glasthür lagen festschließende Eichenholzflügel. Nur als schwaches, eintöniges Murmeln drang das unermüdliche Rauschen und Gießen des Regens herein. Der Theetisch war bereits vorgerichtet, und die große Kugellampe unter wohlthätig grünem Schleier brannte inmitten der weißgedeckten Tischplatte — sie erhellte dürftig den weiten Raum — dunkel, in unförmlichen Gruppen, standen die Polstermöbel an den fernen Wänden, in die Ecken aber drangen nicht einmal die ungewissen Ausläufer des smaragdgrünen Lichtes, und nur vor dem Kamin breitete sich behaglich der volle, gelbe Schein der brennenden Scheite über das glänzende Parquet.

Die junge Frau sah sich scheu um — es war Niemand da. Beruhigt trat sie an den Schreibtisch, zog den Kasten auf, und in ihm selbst die Rolle sorgfältig wieder zurechtschiebend und auseinanderfaltend legte sie den Zettel hinein — in diesem Augenblick wurde ihre Hand erfaßt und gleichsam bei der That im Schubfach selbst festgehalten — sie war nicht einmal fähig, aufzuschreien, das Blut trat ihr im entsetzten Schrecken so rasend schnell nach dem Herzen, daß sie zu sterben meinte — halb zusammenbrechend, sah sie mit versagenden Blicken in das Gesicht — des Hofpredigers. Er erfing sie in seinem Arm, und die hülflose Gestalt an seine Brust drückend, zog er wiederholt die Hand, die er noch festhielt, an seine brennenden Lippen.

„Fassen Sie sich, theure Frau! Ich habe es allein gesehen — es ist Niemand außer mir im Salon," flüsterte er in weichen, tröstenden Tönen.

Diese Stimme gab ihr sofort die Besinnung zurück. Sie riß sich los und schleuderte seine Hand von sich. „Was haben Sie gesehen?" fragte sie mit wankender, klangloser Stimme; aber ihre schöne Gestalt reckte sich empor in stolzer Haltung. „Enthalten diese Schubfächer Gold- und Silberwerth? ... Habe ich — stehlen wollen?"

„Wie könnte ich hinter dieser königlichen Stirn einen solchen Gedanken vermuthen! — Eher würde ich das Andenken meiner Mutter mit einem so häßlichen Verdachte beflecken als Ihre himmlisch reine Seele — Glauben Sie mir das!... Sie werden diesen Ausspruch freilich nicht begreifen können, denn eben durch die Kindesliebe getrieben stehen Sie hier.... Gnädige Frau, wer will es Ihnen verargen, wenn Sie den kleinen Brief, mit welchem man Sie peinigt und demüthigt, vernichten wollen?" Er nahm das Billet aus dem Kasten. — „Verbrennen wir diesen rosenfarbenen Zeugen der mütterlichen Verirrung gemeinschaftlich!"

Mit einem raschen Griffe entriß sie ihm den Brief und warf ihn an seine vorige Stelle. „Ist das nicht Diebstahl? Ist er an mich gerichtet?" zürnte sie. „Er bleibt wo er ist. Mit einem Unrechte kann ich den Flecken vom Rufe meiner Mutter nicht wegwischen." Sie wich zurück und trat an die andere Ecke des Schreibtisches, als könne der Raum zwischen ihr und diesem Priester, der gewagt hatte, sie zu berühren, nicht weit genug sein. Der grüne Lampenschein fiel auf ihr lieblich edles Profil — es erschien steinern in seinem stolzen Ausdruck wie eine Camee.... Er hatte aber versucht, ihr eine Schlinge um den Hals zu werfen; bei weniger Energie, ja nur bei einem augenblicklichen Schwanken der Bestürzung, wäre sie ihm rettungslos verfallen gewesen — er mußte erfahren, daß sie ihn durchschaue. „Wie können Sie die Stirn haben, mir die Hand zu einer lichtscheuen That bieten zu wollen?"

„Sie verkennen meine Motive absichtlich und stellen sich mir feindlich gegenüber, wo Sie können," sagte er mit schmerzlicher Bitterkeit — der Ton, in welchem er sprach, hatte etwas tief Leidenschaftliches; er war nicht gemacht, das mußte sie selbst zugeben; — „und doch haben Sie keinen treueren Freund auf Erden als mich."

„Ich habe zwei Freunde — meine Geschwister — eine andere Freundschaft suche ich nicht," versetzte sie.

Er schlug bei dieser eisigkalten Zurückweisung die geballten Hände vor die Brust, als habe er einen Schuß empfangen — mit unheimlich glimmenden Augen trat er ihr einen Schritt näher. „Gnädige Frau, hier in Schönwerth sollten Sie nicht eine so stolze, verletzende Sprache führen," sagte er mit heiserer Stimme. „Hier, wo Sie wurzellos am Boden hängen, wo Sie der Spielball eines jeden Windhauches sind —"

„Gott sei Dank! vom Standpunkt meiner Grundsätze hat er mich nicht um eine Linie verdrängen können."

„Was fragt die Welt nach diesem innern Halt, die Welt, die sich über Ihre schiefe Stellung hier im Hause, über das Motiv, in Folge dessen man Sie zur Frau von Mainau gemacht hat, lächelnd die demüthigendsten Dinge zuraunt!"

Sie wurde noch blässer als vorher. „Wozu sagen Sie mir das?" fragte sie mit ungewisser Stimme. „Uebrigens kenne ich ‚die Motive', in Folge deren ich hier bin — ich soll Leo Mutter und dem verwaisten Hause Herrin sein — eine Stellung, die mein Frauengefühl in keiner Weise verletzt," fügte sie mit ungebeugter stolzer Haltung und kühler Ruhe hinzu.

Diese Gelassenheit erbitterte ihn sichtlich.

„Wohl — wären Sie es in Wirklichkeit gewesen!“ sagte er rasch. „Aber der Mangel einer Herrin ist in Schönwerth wohl selten empfunden worden. Die vorgerückten Jahre und die Respectabilität des Hofmarschalls machen eine dame d'honneur bei Festivitäten vollkommen überflüssig, und das Hauswesen versteht er ja zu controliren, wie kaum eine Frau; Leo aber soll die militärische Carrière machen — er wird Schönwerth und die mütterliche Obhut früh verlassen müssen — diese Motive sind schwerlich in Betracht gekommen; die Haupttriebfeder ist Rachedurst, glühender Rachedurst gewesen; ich weiß nicht, ob das Gefühl einer Frau auch unverletzt bleibt, wenn man ihr mittheilt, daß sie einzig und allein gewählt worden ist, um eine Andere zu züchtigen, um derselben ein entsetzliches Weh in einer Art und Weise zuzufügen, wie sie sich raffinirter und grausamer nicht denken läßt.“

Die großen, grauen Augen der jungen Frau starrten den Sprechenden wie entgeistert an; aber gerade dieses schmerzliche Verstummen, dieser Blick voll unverhüllten Schreckens ließen ihn hart und unerbittlich fortfahren: „Wer Baron Mainau kennt, der weiß, daß sein ganzes Thun und Wesen auf den Effect berechnet ist. Hören Sie, wie er hier zu Werke gegangen ist! Er hat in seinen Jünglingsjahren eine hochgestellte Dame leidenschaftlich geliebt, und sie hat diese Liebe ebenso glühend erwidert; durch ihre Angehörigen aber ist sie gezwungen worden, zu entsagen, um den höchsten Rang im Lande einzunehmen — Baron Mainau mag vielleicht nicht ganz im Unrechte sein, wenn er das strafbare Untreue nennt; in den Augen aller Eingeweihten aber war es ein furchtbares Hinopfern für Standespflichten. . . . Der Tod hat die Frau, die nie aufgehört, ihn zu lieben, wieder frei gemacht; der armen Dulderin in Hermelin und Purpur ist ein neues Morgenroth aufgegangen — sie hat all den schweren Fürstenglanz abwerfen wollen, um in der elften Stunde noch eine liebende und geliebte Gattin und glücklich zu werden — wem ist es je geglückt, die wahren Absichten, den Endpunkt des Handelns bei Baron Mainau zu berechnen? . . . Er hat ungezwungen, in liebenswürdigster Weise während der Trauerzeit mit der Dame verkehrt und sich wahrhaft teuflisch unbefangen gezeigt bis zu dem Moment, wo sie, glühend vor Liebe und seliger Hoffnung, seine Werbung um ihre Hand erwartet, und er ihr, angesichts des ganzen Hofes, kaltblütig seine Verlobung mit — Juliane, Gräfin von Trachenberg, anzeigt. — Das hat allerdings einen ungeheuren Effect gemacht — es war ein satanischer Triumph.“

Die junge Frau hatte die verschränkten Hände auf den hohen Aufsatz des Schreibtisches gelegt und preßte die Stirn darauf. Sie hätte sich am liebsten tief im Schooß der Erde vergraben mögen, um nur diese mitleidslose Stimme nicht mehr zu hören, die ihrem Familienstolze, ihrer weiblichen Würde und ihrem — ja, ihrem Herzen nie zu heilende Wunden schlug.

„Was nach dieser Komödie kommen mußte, das war ihm sehr gleichgültig,“ fuhr der Hofprediger in überstürzter Hast fort — es klang, als geize er mit jedem Augenblick, in welchem er dieser Frau endlich einmal allein, ohne Zeugen, gegenüberstand. „Für Pflichtgefühl hat ja die Seele dieses Mannes keinen Raum, wie er schon seiner ersten hinreißend liebenswürdigen, edlen Gemahlin gegenüber durch die rücksichtsloseste Vernachlässigung bewiesen“ — jetzt hob sie das Gesicht; er log, der Priester, edel war jene Frau nicht gewesen, die bei jedem Widerspruch mit den Füßen gestampft und mit Messern und Scheeren um sich geworfen hatte — „auch sie hat er einst an seine Seite gerissen, lediglich um der fürstlichen Dame zu beweisen, daß er sich aus ihrer Untreue nichts mache. . . . Gnädige Frau, sie war noch zu beneiden im Vergleich zu der Zweiten, die er seiner verletzten schrankenlosen Eitelkeit opfert — ihr stand der Vater zur Seite — die zweite Frau hat auch ihn gegen sich, ja, er ist ihr furchtbarster Feind. . . . Er weiß jetzt, daß die Einsegnung dieser verhaßten zweiten Ehe nichts als die Besiegelung eines unerhörten Racheactes gewesen ist, er weiß, daß die fürstliche Dame Alles aufbieten wird, doch noch zu siegen, und er ist ihr eifrigster Verbündeter — der Stammtafel der Mainau wird freilich der fürstliche Name mit dem Nimbus der Souverainetät einen beneidenswerthen Glanz verleihen —“

„Ich frage Sie nochmals: wozu sagen Sie mir das Alles?“ unterbrach sie ihn plötzlich — sie hatte ihre feste, hoheitsvolle Haltung wieder errungen. „Ich gehe ja freiwillig, wie Sie Alle wissen — ich werde der Frau Herzogin und ihrem Verbündeten wenig Mühe machen — aber so lange ich den Namen Mainau nicht abgeschüttelt, so lange dulde ich nicht, daß der Mann, dem ich angetraut bin, vor meinen Ohren verunglimpft wird, mag er noch so schuldig sein. Ich bitte, das im Auge zu behalten, Hochwürden. . . . Uebrigens will ich nicht entscheiden, was schwerer zu verdammen ist, ob der Leichtsinn des Weltmannes, oder die Frivolität des Priesters, der, um jenen Frevel wissend, im erschütternden Gebet den Segen des Himmels auf das unwürdige Spiel herabfleht — der Eine zertritt Frauenherzen, ganz im Sinne der meisten seiner Standesgenossen, der Andere aber lästert Gott, indem er den Altar zur Bühne herabwürdigt, wo er als glücklich begabter Schauspieler agirt.“ — Sie sprach laut, heftig; sie vergaß alle Vorsicht, alle Selbstbeherrschung. „Dieses Schönwerth ist ein Abgrund, und zu Mainau's Ehre sei es gesagt, er weiß es nicht — er geht unbewußt an finsteren Thaten vorüber, die gleichsam die Luft des Schlosses erfüllen; er ahnt nicht, daß die Documente, auf welche er sich im guten Glauben stützt, gefälscht sind —“ sie verstummte erschrocken; der Hofprediger fuhr mit einer so ausdrucksvollen Geberde empor, als gehe ihm plötzlich ein Licht auf — blitzschnell griff er in den Kasten, nahm das obenaufliegende Papier und hielt es prüfend in den Lampenschein.

„Sie meinen dieses Document, gnädige Frau? Die Gelehrte, die Denkerin hat es mikroskopisch untersucht und hat entdeckt —“

„Daß es mit Bleistift vorgeschrieben ist,“ sagte sie fest.

„Ganz recht, mit Bleistift ist jeder Buchstabe auf der Fensterscheibe nachgezeichnet und dann mit Tinte überzogen worden,“ bestätigte er vollkommen ruhig; „ich weiß das ganz genau, weiß auch, daß es eine mühevolle, nervenangreifende Arbeit gewesen ist, denn ich — ich selbst habe dieses Document verfaßt und geschrieben — o, nicht diesen Abscheu, gnädige Frau! Gilt es in Ihren Augen so gar nichts, rührt es Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen demüthige und rückhaltslos bekenne? . . . Sie könnten getrost diese Hand berühren — nicht um Geld und Gut, nicht um irdische Macht und Ehren, sondern in Verwirklichung hoher Ideen hat sie gehandelt. . . . Hätte ich nicht ebenso erfolgreich diesem letzten Willen irgend eine Schenkung an Capitalien oder Grundbesitz zu Gunsten meines Ordens anfügen können? Baron Mainau glaubt an die Echtheit des Documentes; er würde auch eine solche Verfügung nicht angetastet haben — und der alte Herr, der Hofmarschall — nun, er hätte aus guten Gründen glauben müssen. — Ein solcher Raub aber lag mir fern — ich wollte nur die zwei Seelen, die heidnische der Mutter für die Taufe, und die des Knaben für die Mission. . . . Unser Jahrhundert haßt und verfolgt diese selbstlose Hingebung einer glühenden Mannesseele an den Priesterberuf als Fanatismus — man bedenkt nicht, daß eiserne Bande, um einen Feuerkern gelegt, die Flammen zum Himmel lodern machen und —“

„Ketzer verbrennen,“ warf sie in eisigem Tone ein und wandte sich ab.

Er zerdrückte den Zettel in der geballten Hand. „Sie lodern nicht mehr,“ murmelte er mit erstickter Stimme — der Mann kämpfte schwer mit einem furchtbaren inneren Aufruhre. „Nicht das inbrünstigste Gebet, nicht die verzweifeltste Selbstkasteiung vermögen sie wieder anzufachen — mich verzehrt eine andere Gluth.“ — Er streckte ihr die Hand mit dem zerknitterten Papiere hin. „Gnädige Frau, Sie können mich der Fälschung anklagen — mit zwei Worten und diesem überführenden Documente können Sie Gabriel befreien, mich von meiner vielbeneideten Stellung herabstürzen und mir allen Einfluß, alle Macht rauben, die ich über Hochgestellte besitze — thun Sie es! Ich will stillhalten, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken — werfen Sie mich meinen zahlreichen Feinden hin — nur gestatten Sie, daß ich — wenn Sie Schönwerth verlassen haben werden — in Ihrer Nähe leben darf!“

Sie sah ihn mit großen Augen wie versteinert an — war er wahnwitzig? . . . Ihre schöne Gestalt wuchs gleichsam vor ihm empor. „Sie vergessen, Hochwürden, daß mein Bruder als Patronatsherr von Rudisdorf die Pfarrerstelle nur an protestantische Geistliche vergeben darf,“ sagte sie mit leichtbebender Stimme, aber kaltlächelnd über die Schulter zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Convent. Tallien wurde als Proconsul der Republik hingesandt, um die Empörung zu dämpfen. Die treugebliebenen Sectionen errangen den Sieg. Die Guillotine begann ihre blutige Arbeit. Die angesehensten Männer der Stadt bestiegen das Schaffot. Zwar wüthete Tallien nicht, wie Collot d'Herbois mit seinen Füsilladen in Lyon oder Carrier mit seinen Noyaden, den massenhaften Ertränkungen in Nantes, aber er war ein fanatischer Jacobiner, der seine Schuldigkeit that. Auch war er kein Spartaner wie Robespierre und Saint-Just, sondern er hatte Sinn für den Luxus, der seiner früheren Lebensstellung so fremd gewesen war. Alle Proconsuln der Republik schwelgten bei üppigen Gelagen, während vor ihrer Thür Kanonen aufgepflanzt waren und ganze Compagnien Wacht hielten. Und daß Tallien kein Republikaner war von jener antiken, unbestechlichen Tugend — das sollte Bordeaux und Frankreich bald erfahren.

Der Dichter der „Lucrèce", Ponsard, hat ein schwunghaftes Drama geschrieben: „Le lion amoureux". Der Held desselben ist ein feuriger Conventsdeputirter, der von der Liebe zu einer aristokratischen Schönheit gebändigt wird. Er hätte diesen Stoff auch treu nach der Geschichte behandeln können, und dann würde das Stück geheißen haben: Tallien in Bordeaux.

Der Marquis von Fontenay flüchtete vor der gesteigerten Bewegung der Revolution, welcher er schon durch seinen alten Adel verdächtig war, mit seiner jungen Gattin nach Spanien, um dort auf dem Schlosse der Schwiegereltern ein Asyl zu finden. Im Hafen von Bordeaux war ein Schiff bereit, unter Segel zu gehen, welches mehrere hundert Bordelesen aus den angesehensten Familien trug, die vor der Schreckensherrschaft flüchteten. Da weigerte sich der Capitain plötzlich, abzusegeln, weil die von ihm geforderte Summe nicht voll im voraus eingezahlt werden konnte. Therese kam dazu; es ergriff sie auf's Tiefste, daß wegen einer kläglichen Summe Geldes so viele Männer und Frauen dem Verderben geweiht werden sollten. Sie ließ sich vom Capitain die Liste der Passagiere geben; sie gab ihm dafür das Geld — und das Schiff lichtete die Anker, nachdem die Schiffsmannschaft noch einen kurzen Kampf mit der erbitterten Volksmenge bestanden hatte. Theresa aber wurde von ihr umringt und mit Mißhandlungen bedroht; sie weigerte sich, die Liste herauszugeben, die sie zerriß — und nur das zufällige Hinzutreten Tallien's errettete sie vor der Wuth des Pöbels. Freilich konnte er die Marquise nicht gegen die Verhaftung schützen, welche der Präsident des Revolutionstribunals über sie verhängte, nachdem ihm der Frevel zu Ohren gekommen war, dessen sie sich schuldig gemacht hatte.

So wanderte Theresa in den finstern Kerker, in dessen Strohlager die Ratten ihr unheimliches Spiel trieben. Noch zur Zeit ihres späteren Glanzes, als die Modetracht des Directoriums erlaubte, die Füße unverhüllt zu zeigen, gefiel sich Theresa darin, auf die Narben der Rattenbisse aus dem Kerker von Bordeaux hinzuweisen, die freilich neben dem glänzenden Schmucke der Zehen, den Rubinen und Smaragden, verschwanden. Tallien hatte Madame de Fontenay wiedererkannt; er ließ sie sich im Gefängniß durch den Schließer vorführen. Wenn auch im düstern Kerker — bei dieser Begegnung zwischen einer zwanzigjährigen jungen Frau und einem fünfundzwanzigjährigen Conventsdeputirten konnte nur die Liebe das Wort führen. Mit ihren großen, thränenfeuchten Augen sah Theresa den Machthaber an; ihre schönen bleichen Züge waren eingerahmt von dem üppigen Gelock; sie bekannte, daß sie eine Freundin der Republik und der Revolution sei — und sie war es! Denn mitten unter den verdammenswerthen Gräueln waren die großen Gedanken der Zeit in den Herzen der Jugend lebendig, und geistreiche Frauen eiferten dem Beispiele einer Manon Roland nach. Konnte Madame von Fontenay nicht für den „Berg" werden, was jene für die Gironde gewesen war? Tallien dachte im Stillen daran. Noch hüllte er sich in die Toga des Proconsuls, spielte den unerbittlichen Schreckensmann; er sprach die Hoffnung aus, die Unschuld der Marquise und ihres Gatten werde vor dem Revolutionstribunal zu Tage kommen; sie aber sträubte sich, vor diesem Tribunale zu erscheinen; sie sei als die Tochter eines Grafen, die Frau eines Marquis schon von Hause aus verurtheilt. Tallien's wilde Blicke und strenge Mienen hielten nicht lange Stand; zu groß war der Zauber der jugendlichen Schönheit, die vor ihm auf den Knieen lag; er erhob sie, er zog sie an sein Herz: „Ich wage meinen Kopf, doch Du sollst frei sein, Bürgerin."

Und so geschah es. Theresa wurde frei, ebenso ihr Gatte, der eilends nach Spanien flüchtete. Die Ehe war unglücklich gewesen; der Marquis war ein Wüstling ohne Herz. Theresa blieb in Bordeaux zurück; sie wurde die Geliebte Tallien's und die Schutzgöttin der Stadt. Ehescheidungen, soweit man sie überhaupt für nöthig hielt, machten damals, nach dem Civilgesetze der Revolution, wenig Umstände. Bald hatte die spanische Kleopatra den Antonius der Bergpartei gänzlich unterjocht; eine wahnsinnige Leidenschaft, die er vor aller Welt zur Schau trug, bemächtigte sich seiner. Unter dem Zujauchzen des Volkes fuhr sie mit ihm in glänzender Equipage durch die Straßen, bekleidet mit den leichten Gewändern der griechischen Statuen, welche die Schönheit ihrer Formen nicht verhüllten, in der einen Hand eine Pike, die andere anmuthig auf die Schulter des Proconsuls gestützt, als die Göttin der Freiheit. Und wohl hatte das Volk von Bordeaux ein Recht, sie mit Jubel zu begrüßen; sie hatte den wilden Löwen gezähmt; Tallien vergaß seine blutige Sendung; die Milde wurde die Losung statt des Schreckens. Unermüdlich suchte Theresa ein Opfer nach dem andern zu retten, einen Namen nach dem andern auf der verhängnißvollen Liste zu streichen, mit Thränen in den Augen, daß sie nicht alle streichen konnte.

Wunderbare Contraste der Zeit! Der rohe Sansculottismus auf der Straße, die Guillotine vor den Fenstern — und im Hause des Proconsuls das Boudoir einer kunstsinnigen Schönheit, welche dem Zeitalter der Medicis anzugehören schien. Marquis von Parry, der, um seinen Vater zu erretten, sich an die gnadenspendende „Göttin der Freiheit" wendete, wurde in dieses Boudoir geführt. Er beschreibt es uns in seinen Denkwürdigkeiten. „Es war das Boudoir der Musen: ein geöffnetes Piano, Noten auf dem Pulte; eine Guitarre auf dem Sopha, eine Harfe in einem Winkel; weiterhin eine Staffelei mit einem kleinen Gemälde, eine Büchse mit Oelfarben, Pinsel auf einem Tabouret, ein Tisch mit Zeichnungen, eine Elfenbeinpalette, ein offener Schreibtisch mit Papieren, Memoiren, Petitionen, eine Bibliothek, deren Bücher in Unordnung dastanden, als wenn sie oft benutzt würden, ein Stickrahmen, auf dem ein Atlasstoff ausgespannt war." Der Gesammteindruck des Boudoirs begeisterte den galanten Marquis zu der Anrede:

„Ihre Talente sind allseitig, Madame, aber Ihre Güte kommt ihnen gleich und Ihre Schönheit könnte sie verdunkeln."

Doch so gnädig sich Theresa den Aristokraten erwies, ihr Herz gehörte der Revolution; nur wollte sie das Erbarmen mit der Freiheit verschwistern. Um ihre Popularität zu vermehren, erschien sie oft in den Clubs und ergriff dort das Wort. Hier trug sie ein Amazonencostüm, einen Hut mit tricoloren Federn, wie unser Bild sie nach einem Gemälde von Debucourt darstellt.

Tallien wurde inzwischen von Bordeaux zurückberufen; an Denunciationen gegen seine Milde hatte es bei den Pariser Machthabern nicht gefehlt. Doch Robespierre brauchte noch seine Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen Danton; erst später kam es zu einem Bruche, der zum Sturze des Dictators führen sollte. Hier war es, wo Therese ihre weltgeschichtliche Rolle spielte. Am 5. Floréal erschien sie noch vor dem Convent, als eine Priesterin der Barmherzigkeit; sie entwickelte in einer langen Rede ihre republikanischen Tendenzen, ihre Ansichten über Frauenemancipation. Sie verwarf die Mannweiblichkeit und das Amazonenthum; aber sie verlangte, daß auch die Frauen dem Dienste des Vaterlandes sich widmen sollten, und zwar indem sie alle in die heiligen Asyle des Unglücks und der Leiden gerufen würden, um dort die Unglücklichen zu pflegen und ihnen Trost zu spenden. Sie sollten sich den Namen „Bürgerin" verdienen; sie selbst aber wollte eine der Ersten sein, um sich einem so herrlichen Dienste zu widmen.

(Schluß folgt.)

Mit Hassan beim Scheikh Ali.

Ich hatte den Schakal in den Bergen des Mokattam gejagt und kehrte, von der Sonne durchglüht, nach Cairo zurück.

„Was war das Resultat Ihrer Jagd?"

„Haben Sie viel Wild gesehen?"

„Lohnt es sich der Mühe, bei so erschlaffender Hitze Berg auf und ab zu laufen?" — so drangen meine Bekannten in mich, als ich in den Garten meines heimathlichen Hôtel du Nile trat und die Flinte von der Schulter nahm, deren Last die ungeduldigen Frager lachend prüften. Ich kam ihnen, gering gesagt, thöricht vor. Bei so viel Hitze auf die kahlen Berge zu laufen und ein beschauliches Leben unter den Palmen des Gartens zu vermeiden, wo Gaukler, Schlangenbändiger, Verkäufer in bunter Tracht ihre sonderbaren Thiere und Künste zeigten und ihre prächtigen Waaren anpriesen — dazu gehörte nach Ansicht der kaffeeschlürfenden Schlaraffen allerdings ein gewisser Grad von Wahnsinn. Ich stand ihnen Rede und Antwort, aber schwieg von den Reizen der Natur, von dem weiten Blicke über das grüne Nilthal zu den Pyramiden hinüber, von den weißen Minarets Cairos, die aus Palmen und Sykomoren schauten — das verstand man nicht.

In der Nähe der Herren, mit denen ich sprach, standen mehrere Araber, die sich als Dragomanen für eine Fahrt auf dem Nile den Fremden erboten. Der Jagdanzug, den ich trug, und die Flinte erregte ihre Aufmerksamkeit.

„Mein Herr," redete mich Einer von ihnen französisch an, als ich mich nach meinem Zimmer begab, „Sie sind ohne Führer zur Jagd gegangen und haben nichts erlegt; ich biete Ihnen meine Dienste an. Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Mein Herr, ich garantire Ihnen ein halbes Dutzend Schakals, wenn Sie mit mir gehen," sagte ein Anderer.

„Und ich," flüsterte mir ein Dritter zu, als ich meine Thür aufschloß, „bringe Sie binnen heute und drei Tagen auf eine Hyäne zu Schuß."

Das ließ sich hören. Ich betrachtete den kühnen Sprecher näher und nahm ihn zu weiterer Verabredung in mein Zimmer mit. Es war ein kleiner brauner Kerl mit ungeheurem Schnurrbarte und großer Nase — ein neuer Louis Napoleon, nur fehlten ihm die freundlichen Augen und die großen Stiefel; dafür hatte er einen katzenartigen, lauernden Blick und ein Paar elegante englische Jagdgamaschen, die in absolutem Widerspruch zu seiner syrischen Tracht standen.

„Wie heißt Du, mein Freund?" redete ich ihn an.

„Hassan nennt man mich, und ganz Aegypten bis hin zum blauen Nil und dem Sudan kennt meinen Namen," lautete die bescheidene Antwort.

„Das genügt mir, wenn es wahr ist. Doch was mache ich mit Dir, wenn ich innerhalb dreier Tage keine Hyäne geschossen habe?"

„Sie krümmen mir kein Haar, denn Sie haben entweder vorbei geschossen oder werden am vierten Tage zum Ziele gelangen."

Gegen die Logik des ersten Satzes hatte ich nichts einzuwenden, die des zweiten war überraschend. Doch genug. Hassan sollte mein Führer werden. Ich traute auf mein gutes Glück und das schlaue Gesicht des Arabers. Ich erklärte bei Besprechung der Ausrüstung Zelte und Koch für überflüssig. Die Dauer der Abwesenheit von Cairo schien mir zu gering, um große Umstände zu machen. Nur Gesellschaft fehlte mir, und die führte mein guter Stern mir bald zu.

Ein stolzer junger Spanier, Marquis C., den ich unlängst hatte kennen lernen und der mir Löwenjagden in Algier erzählte, schloß sich mit Vergnügen der Partie an. Im Selbstgefühl seiner jugendlichen Kräfte hielt auch er Alles für überflüssig, was irgend zur Bequemlichkeit beitragen konnte, und baute darauf, daß seine genaue Kenntniß der arabischen Sprache uns Thür, Bett und Küche jeder ägyptischen Häuslichkeit öffnen würde. — An die Wüste dachte der gute Junge nicht. Unsere Ausrüstung bestand schließlich aus Büchse, Munition, einer großen algerischen Decke und einer Zahnbürste, welch letztere Hassan als zur Jagd für vollkommen unbrauchbar erklärte.

Am Morgen des nächsten Tages begaben wir uns zur Eisenbahnstation in Boulak, um nach der Stadt Fayûm zu fahren, die wir zum Ausgangspunkt unserer Excursionen erkoren hatten. Nach zweistündigen Warten langte endlich der Zug an, und eine Rücksprache mit dem Locomotivführer, begleitet von dem unvermeidlichen „Bakhschisch" (Trinkgeld), brachte den Zug in eine möglichst beschleunigte Gangart. Schon auf der nächsten Station wurde drei Stunden auf einen Pascha gewartet. Der Stationschef warf auf unsere dringende Bitte um Beförderung einfach den Kopf zurück und blieb bei seinem rauhen „la" (Nein).

Also Geduld. Die Klänge eines Saiteninstruments lockten uns nach einem Palmwäldchen am Nil. Ein Araber präludirte und sang in seinen Gutturaltönen ein Liebeslied. Als Zuhörer figurirten Kinder, die mit Jubel die obscönen Scenen des Liedes begrüßten. Taubenschwärme zogen uns von der Scene ab, und eine besondere Kiebitzart, von der uns Hassan erzählte, daß sie im Rachen des Krokodils Käfer und Maden fräßen und sich vermittelst ihrer eigenthümlichen Haken am obersten Gelenk der Flügel den Ausgang erzwängen, wenn sich etwa einmal der große Rachen schließen sollte, ließ uns für eine Weile die Langeweile vergessen. Wir erlegten einige der seltsamen hübschen Thiere und ergötzten uns an der Gewandtheit, mit der junge Araber die geschossenen Vögel aus dem Nil holten.

Laute Klagetöne führten uns nach dem kleinen Stationsgebäude zurück. Der Herr Stationschef ließ einem armen Eisenbahnarbeiter, der wenig oder gar nichts begangen hatte, die Bastonade geben. Der absolute Herrscher dieses Gebietes war jedoch liebenswürdig genug, auf unsere drohende Einrede die weitere Ausführung der Execution fallen zu lassen. Das waren die Ereignisse bis zur Ankunft des Paschas und dem Abgange des Zuges.

Der hohe Herr setzte sich zu uns in's Coupé und verzehrte, durchdrungen von der Würde seiner Erscheinung, ein Stück Hammelbraten, während er die Finger an den Polstern der Bänke reinigte. Die Gegend wurde mehr und mehr einförmig, bis die Bahn einen Theil der Wüste durchschneidet. Hier sahen wir in der Entfernung aufgescheuchte Gazellen flüchten. Ein Wolf, der ganz in der Nähe des Dammes in einer Grube sein Mittagsschläfchen hielt und der beim Herannahen des Zuges mit allen Geberden der Furcht das Weite suchte, ließ unsere Jagdpassion in hellen Flammen auflodern.

Endlich am Abend langten wir in Fayûm an. Die Stadt liegt, umgeben von Wasser, in sumpfiger Gegend. Prächtige Sykomoren beschatten das Eingangsthor, und der eigenthümliche Charakter desselben lieferte die besten Studien für mein Skizzenbuch.

„Wo schlafen wir?" fragte ich Hassan, der sich als aufmerksamer, wenn auch sehr redseliger Führer zu documentiren schien.

„In einem Hause auf weichen Strohmatten, bei sprudelndem Wasser, Ihr Herren, und Allah wird Euch milden Schlaf geben," lautete die vielversprechende Antwort.

Das Haus war eine verlassene, halb eingestürzte Lehmhütte; die weichen Strohmatten waren nur stückweise vorhanden: der Quell bestand aus einer Cisterne mit verfaultem Wasser, und den milden Schlaf verwandelte Allah durch großes und kleines Ungeziefer, vom tückischen Scorpion bis zum heiteren Floh, zu einer Hölle, deren Qualen nur durch die Aussicht auf Erlösung am kommenden Morgen zu ertragen waren. — Laß dir deine Illusionen nicht rauben, poetisches Volk!

Früh wurde aufgebrochen. Ein weißhaariger Araber, der von den Fayûmer Bürgern angestellt war, Raubthiere in den Gemeindepflanzungen zu tödten, und durch die an seinem Leibgurt befestigten Hyänen- und Wolfsohren, freilich vergeblich, darzuthun versuchte, daß er mit seinem alten verrosteten Feuerschloßgewehre die Thiere erlegt habe, schloß sich auf unsern Wunsch als Führer der Partie an. Unsere Behauptung, die Scalpe gehörten räudigen crepirten Hunden an, wies er mit Entrüstung zurück, und sein Zorn war um so gewaltiger, als er seine Lügen von Ungläubigen durchschaut sah.

Beförderungsmittel waren kleine magere Esel, die jedoch im Gegensatze zu den unserigen munter trabten und selbst ohne

besondere Anfeuerungsmittel Terrainhindernisse jeder Art überwanden. Schwierig hingegen war das Lenken der Thiere, denn ohne Zaum, ohne Sattel und Decke brachten ihre Besitzer sie uns. Wir legten unsere algerischen Decken ohne Gurt auf den Rücken des Esels, stiegen hinauf, nahmen die Büchse vor uns und empfahlen unsere Knochen der Gnade Allahs. Schon nach wenigen Minuten lag der stolze Spanier mit Decke und Flinte im Sande; ich folgte unmittelbar seinem Beispiele, weil ich gewagt hatte, mich umzusehen.

Der Weg zog sich durch die sumpfige Niederung Fayûms, und unaufhörlich mußten kleine Wassergräben passirt werden. Anfangs stürzten wir bei jedem Hinderniß in den Schmutz, bis endlich Lehrgeld genug gezahlt war und wir mit Sicherheit vom erhöhten Standpunkte die Gegend betrachten und nach Beute auslugen konnten.

Prächtige Silberreiher, Sumpfvögel aller Art erreichte das tödtliche Blei; nur größeres Wild entzog sich unseren Nachstellungen. Zur Mittagszeit hatten wir die sumpfige Niederung passirt und machten am Rande der Wüste an einer Felswand Halt. Hassan unterstützte unsere Absicht, hier die Nacht zu erwarten, weil wir vermutheten, daß Raubthiere aus der Wüste am späten Abende die Wasserflächen des Sumpfes aufsuchen würden. Unsere kleinen Vorräthe waren bald erschöpft, und schon für den Abend waren wir genöthigt, uns einige selbsterlegte Tauben und Becassinen zu braten.

Die Sonne senkte sich blutroth und vergoldete die Stämme eines Palmenwaldes in der Ferne. In den Wasserflächen der Niederung spiegelten sich die glühenden Wolken. Langsam zogen Reiher zu ihrem Nachtquartiere in den Wipfeln der fernen Palmen. Es war Zeit, unsere Posten einzunehmen. Hinter losgetrennten Steinen an der Felswand, die den Saum der Wüste bildet, legten wir uns in Hinterhalt, nachdem Hassan im Sumpfe die Spuren von Wölfen und Hyänen bemerkt zu haben glaubte. Nach kurzer Zeit erschien auf dem Felsen in einiger Entfernung ein Thier, das den Kopf weit vorstreckte, als wolle es die Niederung besser übersehen. Ich faßte unwillkürlich meine Büchse fester. Da schallte ein langgezogener klagender Ton von der Höhe herab — und wie das Brausen einer sich brechenden Woge tönte ein Geheul aus den Sümpfen als Antwort. Das eigenthümliche musikalische Schauspiel wiederholte sich fort und fort, und ich schlich unter dem Schutze der Steine dem sonderbaren Musikdirector näher. Es war ein Wolf, der seine Brüder auf die genahte Stunde des Raubes aufmerksam machte, so wie der Iman am Abende vom Minaret die Gläubigen zum Gebete ruft. Meine Bemühungen, dem Raubthiere näher zu kommen, blieben fruchtlos.

Mit zunehmender Dunkelheit huschten allenthalben dunkle Gestalten um mich her. Ich drückte mehrfach mein Gewehr ab, – vergebens! Ermüdet von den Strapazen des Tages und den Aufregungen des Anstandes, lagerte ich mich auf die Decke neben dem Feuer, das von Hassan und Mohamed, dem greisen Nimrod, unterhalten wurde, und versuchte zu schlafen. Der blasse Spanier schien unermüdlich.

„Erzähle mir von Deinen Jagden im Sudan, Hassan,“ begann er ein Gespräch, das mehrere Stunden andauern sollte.

Hassan mußte griechisches Blut in den Adern haben — ein Araber fände nie Geschmack an solchem Geschwätz. Ich lauschte seinen Worten; das Ungeziefer, das sich in meiner warmen Decke wohler fühlte, als ich, vertrieb mir den Schlaf. Kühner und freier wurden Hassan's Erzählungen. Von seltsamen Abenteuern ging er zu unglaublichen über, von gut erfundenen Geschichten zu monströsen Lügen. Die Augen des Spaniers glänzten. Die glühende Phantasie des Südländers überlegte nicht.

„Hören Sie, G.,“ rief er mir schließlich begeistert zu, „Sie haben nichts Dringendes in Cairo vor; ich habe nie etwas zu thun — wir gehen nach Sudan, um Löwen zu jagen.“

„Schlafen Sie, liebster Marquis!“ war meine ärgerliche Antwort, „und sammeln Sie Kräfte für Ihre kühnen Pläne! Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen, auch Hassan, dem großen Dichter Aegyptens.“

Die ersten Strahlen der Sonne trieben uns aus unserem Lager. Am Rande der Wüste führte der Weg weiter. Bald durchschritten wir ein sandiges Stück Land, bald wieder einen Sumpf. So ging es den ganzen Tag. Hin und wieder erlegten wir einen Geier, einen Adler, einen merkwürdigen Sumpfvogel — das war Alles. Selten einmal begegneten uns Menschen. Vermummte Beduinen mit langen Flinten auf kleinen zottigen Pferden galoppirten, ohne unseren Gruß zu erwidern, vorüber. Wir befanden uns in einer recht gottverlassenen Gegend.

Hassan war guten Muthes. Er fand am Spanier einen eifrigen Verehrer seiner Abenteuer, und der Mund stand ihm nicht still. Es schien mir bisweilen, als blicke er mit seinen Luchsaugen lange in die Ferne und als hätte er geheim mit dem alten Mohamed zu reden. Ich achtete nicht weiter darauf; mein Interesse war zu ausschließlich auf Natur und Wild gerichtet. Wieder war der Abend genaht. Wieder heulten Wölfe und Schakals, aber der Ort für Hyänenjagd schien nicht gefunden zu sein. Wir kamen diesmal sogar nicht zum Schusse, und Hassan mußte alle Beredsamkeit aufbieten, um am Feuer die zornige Laune des Spaniers zu betäuben, was erst gelang, als er einem Löwen seine Büchse bis zum Schafte durch den Rachen in die Eingeweide gestoßen hatte.

Trotz der Insecten gelang es mir diesmal zu schlafen. Auch der Spanier träumte. Mitten in der Nacht schreckte ihn ein blutiger Kampf mit dem Könige der Wüste aus dem Schlafe, und sein Hülferuf erweckte auch mich. Ich griff nach der Büchse und sah mich erschrocken um.

„Ich habe geträumt,“ sagte er schläfrig und legte sich auf die andere Seite.

Ein riesengroßer brauner Käfer, den ich in diesem Augenblicke in meinem Barte fing, ließ mich des Schlafes vergessen. Ich tödtete das Ungeheuer und rieb mir die Augen. Das Feuer war halb ausgebrannt, und Mohamed schlief daneben, zusammengekauert sitzend. Wo war Hassan? Ich stand auf und suchte ihn in der Nähe. Vergebens! Mohamed meinte, er sei einem Wolfe nachgegangen, der das Feuer umkreist hätte. So viel Jagdpassion traute ich ihm nicht zu. Ich griff zu der Büchse und patrouillirte die Umgegend ab. Heulende Schakals zogen mich weit ab nach allen Richtungen. Hassan war verschwunden. Was mochte ihn bewegen, so weit fortzulaufen? Ich weckte den Spanier und machte ihn auf das sonderbare Betragen unseres Dragomans aufmerksam. Er blieb einige Augenblicke nachdenkend; dann behauptete er, Hassan würde uns einen Wolf bringen, dessen Fell in Cairo als unsere Trophäe gelten könnte. Gegen Anbruch des Tages kam Hassan ermüdet ohne Trophäe zurück, aber sichtlich verlegen, uns wach zu finden. Er hatte nicht nur einen Wolf, sondern sogar einen kleinen Panther verfolgt, deren es in dieser Gegend keine giebt. Der Spanier griff erregt zu seinem Gewehre und Dolche, um die Verfolgung weiter fortzusetzen. Ich erklärte hingegen dem unsichern Führer ganz fest, daß, wenn ich nicht bis zum Abende auf eine Hyäne geschossen hätte, ich direct nach Cairo zurückkehren würde. Der Spanier stimmte erst nach längerer Debatte ein. Gegen Morgen, in der nächsten Nacht sollten wir am Ziele sein, so schwor Hassan bei den Augen seines Vaters.

Bis zum Nachmittage zog sich der Weg durch die Wüste, dann wieder am Rande des Sumpfes an einem Höhenzuge entlang. Ich war hinter den Uebrigen zurückgeblieben, um einen Geier zu schießen, der auf einem Felsenvorsprunge nach Beute spähte. Schon wollte ich schießen, als das Thier eilig davonflog und unweit davon ein braunes Gesicht, halb verhüllt durch die Kuffia, hinter einem Felsblocke hervorlugte. So schnell, wie es erschien, war es verschwunden — ich glaubte mich fast getäuscht zu haben. In dieser Einsamkeit erschien mir die Erscheinung eigenthümlich. Ich blieb aufmerksam, ließ jedoch nichts gegen meine Gefährten verlauten. Ich sah mich häufig um, blieb hin und wieder zurück, und in der That, die seltsame Erscheinung wiederholte sich. Da traf es sich, daß in einem Graben des Sumpfes mehrere junge Araber standen, um Rohr zu schneiden. Ich erklärte, daß wir unter allen Umständen zwei oder drei dieser braunen Burschen als Führer und Treiber zur Jagd mitnehmen müßten, es sei ein Wink des Schicksals, daß wir sie meilenweit von jeglicher Behausung entfernt getroffen hätten.

Hassan's heftiger Widerspruch bei dieser so natürlichen Veranlassung bestärkte, ja bestätigte fast meinen Verdacht, daß er etwas Uebles gegen uns im Schilde führe, und ich bestand um so mehr auf meiner Forderung. Die jungen Kerle folgten unserm Rufe und fragten nach unserm Begehre. Sie waren

nur mit einem weißen Kopftuche bekleidet, wenn nicht der Schlamm, der sie von der Brust bis zum Fuße bedeckte, auch eine Kleidung zu nennen war. Der Spanier in seinem schlechten Arabisch schloß den Vertrag, und die Toilette war bald gemacht. Die langen Flinten warfen sie über die Schultern, und mit zufriedener Miene folgten uns die beiden Stärksten der Gesellschaft.

Hassan wurde sichtbar nachdenkend, und ich beschloß nunmehr, den Spanier in meinen Verdacht einzuweihen. — Ich erzählte ihm meine Beobachtungen.

„Wir schießen ihn über den Haufen," war seine christliche Erwiderung, und die blitzenden Augen schienen seine ernstliche Absicht zu bestätigen.

„Ueben Sie Ihre Lynchjustiz, wenn Sie seine Schuld erwiesen haben, lieber Marquis!" antwortete ich dem heißblütigen Iberier, „aber denken Sie daran, daß uns mit seinem Tode nicht geholfen ist. Wir werden beobachtet und können auch ohne Hassan überfallen werden. Seine Absicht scheint darauf hinzugehen, uns nächste Nacht im Schlafe zu überrumpeln. Die Kerls fürchten am Tage unsere Büchsen, denn die Gelegenheit für einen Ueberfall wäre heute öfter schon günstig gewesen. Ich glaube vielmehr, daß wir versuchen müssen, ein sicheres Unterkommen für die Nacht zu finden. Hassan kann am Tage nicht mehr mit seinen Spießgesellen conferiren."

„Sie haben Recht," antwortete der Spanier, dem entschieden meine kaltblütige germanische Ueberlegung imponirte; „wir begeben uns in den Schutz arabischer Gastfreundschaft. Unsere neugewonnenen Führer werden uns vor Sonnenuntergang noch unter ein gastliches Dach bringen. Dörfer muß es in dem Sumpfe geben. Wozu hätten die braunen Kerls das Schilf in den Gräben geschnitten?"

„Machen Sie uns die Araber zu sicheren Freunden!" unterbrach ich das Gespräch. „Wir müssen für alle Fälle gerüstet sein."

Er winkte die munteren Gesellen heran, während Hassan fünfzig Schritte vor uns mit seinem zweifelhaften Mohamed nichts von unserer Gegenverschwörung ahnte.

„Wollt Ihr Euch Geld verdienen?" begann der Spanier seine diplomatische Aufgabe.

„Du weißt, daß blinkende Goldstücke unsere Weiber zieren," lautete die zustimmende Antwort.

„Wir haben jetzt nichts bei uns. Führt Ihr uns jedoch heute Abend zum Scheikh des nächsten Dorfes und bringt Ihr uns sicher — versteht wohl! — ohne daß Jemand gewagt hätte, uns anzugreifen, binnen zwei Tagen nach Fayûm zurück, so erhält Jeder von Euch drei Goldstücke. Geht Ihr den Handel ein?"

„Allah vergelte Dir die Liebe zu Deinen armen Brüdern, Herr! Gras wird wachsen auf der Schwelle Deiner Feinde; der Schlaf wird Deine Diener fliehen, und sie werden über Dich wachen, wie die Löwin über ihr Kind."

Das genügte. Wir trauten den ehrlich gemeinten, bilderreichen Worten. Die Jünglinge bethätigten sofort ihre ernste Absicht uns zu schützen. Sie hefteten sich an unsere Fersen und blieben jedes kleinen Winkes gewärtig. So holten wir Hassan ein, der einen passenden Platz für unser Mittagsmahl gefunden hatte und sich anschickte, das Feuer anzulegen. Wir lagerten uns und schickten die Esel auf Grasung. Ich hatte Hassan's Gewehr ergriffen und prüfte die Güte desselben.

„Es ist englisches Fabrikat," so rühmte er, „mag die Gazelle noch so flüchtig, die Taube noch so schnell sein, weit in der Ferne erreicht sie das Blei aus meiner Büchse."

„Wenn ich jetzt also abdrückte," sagte ich und wendete das gespannte Gewehr gegen ihn, „bist Du unfehlbar ein todter Mann?"

„Ja, Herr!"

„Nun, so rühre Dich nicht von der Stelle, wenn ich nicht wahr machen soll, was ich fragte," setzte ich plötzlich mit drohender Stimme hinzu, „und höre mir aufmerksam zu!"

Das Holz entsank seinen Händen und er starrte mich sprachlos an.

„Du bist gestern Nacht," so fuhr ich fort, „bei den Beduinen gewesen; heute führst Du uns, so weit Du kannst, in die Wüste. Deine Spießgesellen folgen uns seit frühem Morgen, und in der Nacht, wenn wir ermüdet von der vergeblichen Hyänenjagd am Feuer schlafen, ziehst Du uns aus und läßt uns hülflos in der Einöde liegen, meilenweit von jeder menschlichen Ansiedelung — ich will nicht glauben, daß Du uns umbringen willst, wie jener Dragoman, der ohne den jungen Ungarn im verflossenen Jahre aus diesen Gegenden heimkehrte und log, der Unglückliche sei in den Sümpfen versunken. Nimm Dich in Acht! Beim geringsten Zeichen, das Du giebst, bei der geringsten Widersetzlichkeit, beim ersten Worte, das Du mit Mohamed und den Anderen wechselst, jage ich Dir eine Kugel durch den Kopf! Die beiden Führer weisen uns den Weg zum nächsten Scheikh — und jetzt vorwärts! Wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Allah soll mich blind machen, wenn ich Euch verrathe," stieß Hassan hervor, der, durch die Entdeckung ganz fassungslos, ernstlich für sein Leben fürchtete. Er warf dem Spanier einen scheuen Blick zu, der bedeutlich mit seinem Revolver spielte und „Canaille!" zwischen den Zähnen murmelte.

„Schwöre nicht bei einem Gotte, den Du nicht anbetest! Du bist Grieche und lachst über den Propheten. Du hast Deine arabische Komödie nicht fein genug gespielt," rief ich ihm zu, während ich meinen Esel einfing, um ihm die Decke aufzulegen.

(Schluß folgt.)

Der Sinai des Dr. Beke.

Durch alle englischen Zeitungen geht die Nachricht, Dr. Beke, ein bekannter britischer Geograph und Reisender, der auch vielfach auf dem Gebiete der biblischen Ortskunde thätig gewesen ist, habe den wahren Sinai der Schrift entdeckt. Angesehene deutsche Tagesblätter und Zeitschriften nehmen diese überraschende Nachricht ohne Vorbehalt auf und fragen bisher wenig oder gar nicht nach den Gründen, welche den greisen Geographen bestimmt haben, eine nicht einmal auf der sogenannten Sinaihalbinsel gelegene Höhe für „den Berg des Herrn" zu erklären. Einer Aufforderung der Gartenlaube nachkommend, wollen wir es versuchen, den Lesern zu zeigen, wie viel oder wie wenig von der vielbesprochenen Entdeckung des gelehrten Engländers zu halten sei. Dr. Beke hat gewiß in gutem Glauben das Telegramm verfaßt, welches seinen Namen so schnell in ganz Europa bekannt machte, und die Energie, mit welcher der Siebenziger eine beschwerliche Reise zu einem wenigstens ihm selbst genügenden Ziele brachte, ist immerhin bewunderungswerth. Leider können wir aber nicht umhin vorauszusagen, daß der Glanz seiner Entdeckung eben so schnell untergehen wird, wie er aufgegangen ist, und die Kritik das, was Dr. Beke zuversichtlich seinen „Fund" nennt, bald als seine wenig begründete „Vermuthung" in die Anmerkungen von Specialwerken über biblische Geographie verbannen wird.

Dr. Beke hatte wiederholentlich und eifrig die Ansicht, der Sinai müsse ein Vulcan gewesen sein, ausgesprochen und vertheidigt. Die Stelle 2. Buch Mose Cap. 20, V. 18: „Und das ganze Volk sah die Donner und die Flammen und den Posaunenschall und den rauchenden Berg" führt fast von selbst auf eine solche. Um seinen „Vulcan der Gesetzgebung" zu finden, unternahm er die beschwerliche Reise nach Aegypten; der Vicekönig, welcher gut empfohlenen Gelehrten gern seine Unterstützung leiht, stellte ihm den kleinen Dampfer „Erin" zur Verfügung, und so gelangte unser Reisender, trotz widrigen Wetters auf dem rothen Meere, an die Spitze des Golfs von Akaba, in deren Nordwesten sich auch die längst bekannte Insel Gezîret el Firaun (Insel des Pharao) befindet, deren Vorhandensein ihn vielleicht auf den mindestens abenteuerlichen Vorschlag führte, die Juden nicht, wie man bisher allgemein annahm, durch den Golf von Suez, sondern durch den von Akaba* schreiten und den Pharao in ihm ertrinken zu lassen.

* Die Sinaihalbinsel ist ein von hohen Felsengebirgen erfülltes Wüstenland, das sich in dreieckiger Form in das rothe Meer hineinschiebt. Der schmale Arm des letzteren, der sie im Westen bespült (der Golf von Suez), endet im Norden bei der Stadt Suez. An der nördlichsten Spitze des Meerbusens in ihrem Osten (Golf von Akaba) liegt, mehr nach Morgen hin, der Ort und das Fort von Akaba, in südwestlicher Richtung ihnen gegenüber Gezîret el Firaun, die Pharaoneninsel.

Unter der Führung des Schechs der Beduinen vom Alauwinstamme folgte er dem Wadi (trockenes Flußbett) el Ithem nach Nordosten und schlug am selben Tage sein Lager am Berge Bärghir auf, den die Araber auch Gebel en Nûr (Berg des Lichts) nennen sollen. Ein furchtbares Gewitter erinnerte ihn hier an die Bibelworte: „Und der Berg (Sinai) brannte im Feuer bis hoch in den Himmel bei Finsterniß, Gewölk und Donner." Am folgenden Morgen schickte er seinen Freund Mr. Milne, einen jungen Geologen, zur Erforschung des Berges aus. Dieser fand zuerst einen Stein mit einer halb verloschenen kufischen (altarabischen) Inschrift, in der sich noch die Worte „Ja Allah" (O Gott), erkennen ließen. Bei einem umgefallenen Granitblocke sollen die Beduinen ihre Andacht verrichten und ein Heiliger, Sidi Ali Ibn Elim, soll vor Zeiten aus Syrien hierher gekommen sein, um zu beten. In einer Schlucht fand Mr. Milne ein Mauerstück neben einer Quelle, und etwa hundertfünfzig Ellen von dieser entfernt vier große Blöcke von demselben Granit, aus welchem der Berg besteht. Drei von ihnen standen aufrecht, einer war umgestürzt; alle trugen sehr undeutlich eingekratzte und verwitterte sogenannte sinaitische Inschriften. Auf der Spitze des Berges lagen zahlreiche Schädel und Hörner nebst einigen Knochen von Schafen, die sämmtlich schon vor längerer Zeit geschlachtet worden zu sein schienen. Hier sollten Mose und der Herr miteinander geredet haben, und die Araber ebendeswegen an dieser Stelle beten und opfern. Einige Felsblöcke waren so stark ausgewaschen, daß sich in ihnen weite höhlenartige Oeffnungen zeigten, was Dr. Beke sehr wichtig erscheint, weil es 2. B. Mose Cap. 33, V. 22 heißt, der Herr wolle, wenn er vorübergehe, Mose in eine Kluft des Felsens, also in eine Höhle, stellen. Außerdem weist der Entdecker darauf hin, daß sein Sinai wie der der Schrift von allen Seiten sichtbar sei und sich zu seinen Füßen ein Lagerplatz für viele Menschen befinde.

Sehen wir nun, welches Gewicht Dr. Beke's Argumente haben. Er stützt sich auf folgende Umstände: Der Name „Berg des Lichts" soll nach einem dunklen Gerüchte der Stelle der Zusammenkunft Mose's mit Gott zukommen; es finden sich auf Felsen des Gebel en Nûr sinaitische Inschriften; an seinem Fuße breitet sich eine für ein Lager geeignete Fläche aus; er ist weithin sichtbar; man bringt Opfer auf seiner Spitze dar, bei denen man des Mose gedenkt; Traditionen sind vorhanden, die diese Höhe mit Mose in Verbindung bringen; der Berg enthält eine Höhlung, in der sich der Gesetzgeber verborgen haben könnte, und endlich befindet sich am Fuße des Gebel en Nûr ein Thal, dessen Name Ithem an das Etham der Bibel erinnert. Alles dies veranlaßt ihn, seine Lieblingshypothese, der Sinai müsse ein Vulcan sein, aufzugeben und einen Berg ohne Rauch und Posaunenschall, in dessen Umkreise es aber zeitweise entsetzlich hell blitzt und furchtbar laut donnert, auf's Zuversichtlichste für den Sinai der Schrift zu erklären. Einige von diesen Gründen sind nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen; ja sie würden auf ernstlichere Berücksichtigung Anspruch erheben dürfen, wenn nicht ähnliche und kräftigere Tenen zu Gebote ständen, welche andere Berge für den Berg der Schrift halten. Ernstlich in Frage gekommen sind bisher nur die Gebel Musa-Gruppe mit dem Kloster der sinaitischen Mönche griechischer Confession im Südwesten der Sinaihalbinsel und der anderthalb Tagereisen weiter nach Nordwesten zu gelegene majestätische Serbâl.

Die Namen aller drei sind bedeutungsvoll. Der Gebel Musa hat seinen Namen „Mosesberg" wohl erst in später Zeit empfangen, in dem Serbâl ist längst eine uralte Cultusstätte (auch wegen seines Namens) erkannt worden, und wenn es weiter nach Osten hin einen Gebel en Nûr giebt, so kann auch dieser von den auf Bergeshöhen opfernden Nabathäern bestiegen worden sein, die dort den Gestirnen, die sie anbeteten, ihre Dienste dargebracht haben mögen.

Aber heißt dieser Berg zweifellos Gebel en Nûr oder „Berg des Lichts"? Bisher war er nur unter dem Namen Gebel el Bärghir bekannt und Beke suchte nach einem Gebel en Nûr, von dem er in Aegypten gehört hatte, auf ihm habe Gott mit Mose gesprochen. Jedenfalls wird er den Schech, der sein Führer war, nach dem „Berge des Lichts" gefragt haben, und wer die Wüstensöhne kennt, der muß wissen, wie schnell sie bereit sind, derartige Fragen nach Gutdünken zu beantworten. Ein Firman des Vicekönigs zwang den Schech der Alauwin, Dr. Beke zu begleiten, und je schneller er diesen finden ließ, was er suchte, je eher konnte er hoffen, von seiner ferneren Führung losgesprochen zu werden. Indessen mag der Gebel el Bärghir immerhin auch Gebel en Nûr heißen. Namen beweisen hier gar nichts, denn auf diesem ganzen Gebiete und selbst in dem wüsten Theile des nordöstlichen Aegypten wimmelt es von Stellen, die nach Mose benannt sind. Wir kennen zwanzig Mosesbrunnen und die Gelehrten der großen englischen Expedition (Wilson, Palmer und Holland), denen die Aufgabe gestellt war, das „Heilige Land" zu durchforschen, und die ihre Aufgabe vortrefflich lösten, werden gewiß einem Dutzend Moseshöhen begegnet sein.

Die sogenannten Sinaitischen Inschriften, die Beke's Begleiter an dem Gebel en Nûr gesehen hat, sollen für des greisen Touristen Vermuthung sprechen; aber sie sind selten und unleserlich, während an der Gebel Musa-Gruppe und besonders am Serbâl viele und deutliche Inschriften dieser Art von uns selbst und von Anderen gesehen, copirt und veröffentlicht worden sind. Uebrigens finden sie sich in der ganzen Arabia Peträa, ja bis nach Syrien hin, und haben gar nichts mit dem Auszuge der Israeliten zu schaffen, weil sie, wie sie selbst lehren, in den der Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden vorausgehenden Jahrhunderten von Heiden in das Gestein gekratzt worden sind.

Der Leipziger Professor Eduard Friedrich Ferdinand Beer hat ihr Verständniß zuerst erschlossen und der gleichfalls in Leipzig lehrende Friedrich Tuch die Entzifferungsversuche seines zu früh verstorbenen Collegen sichergestellt und nach jeder Richtung hin verwerthet.

Es war zu erwarten, daß sich in der Gegend von Akaba Nabathäische Inschriften finden würden; aber sie können, wie wir sehen, von Dr. Beke höchstens als Beweismittel dafür herangezogen werden, daß heidnische Nabathäer den „Berg des Lichts", vielleicht um hier zu opfern, besucht haben. Und der Lagerplatz unter dem Gebel en Nûr! Ein solcher (das große und geräumige Wadi er Râha) findet sich auch am Sinai der Mönche am Fuße des Râs es Safsâfeh und, wenn auch in kleineren Dimensionen (das Wadi Feirân), am Serbâl. Die majestätische Höhe des Gebel en Nûr wird von der der beiden anderen Berge um mehrere tausend Fuß übertroffen. Die Araber bringen dem Andenken an die Zusammenkunft des Musa (Mose) mit dem Herrn sowohl auf dem Gebel Musa, wie auf dem Serbâl Opfer dar. Die Traditionen, von denen Dr. Beke zu erzählen weiß, sind äußerst dürftig, während am Serbâl und am Sinai der Mönche früh aufgezeichnete Ueberlieferungen in Fülle vorhanden sind und alte Opferstätten mit dem Namen des Gebel Munâgât, d. i. des Berges der Unterredung (des Mose mit Gott), heute noch existiren.

An der Gebel Musa-Gruppe wird für jede Scene des großen Gesetzgebungsdramas ein nach derselben benannter Schauplatz gezeigt; hier aber haben die Mönche die Stellen, welche ihnen passend schienen, ausgewählt und bezeichnet. Am Serbâl ließe sich schon eher an manchen Stellen an alte Traditionen denken. Freilich ist es mit diesen Ueberlieferungen, so reich sie auch scheinen mögen, traurig genug beschaffen, denn es ist durchaus nicht anzunehmen, daß man zur Zeit der ersten Christen, welche sich als Anachoreten und Coenobiten in diesen felsigen Einöden niederließen, den Berg der Gesetzgebung mit Sicherheit zu bezeichnen im Stande gewesen sei; steht es doch fest, daß das ganze Alte Testament von keinem Besucher des Sinai mit einziger Ausnahme des flüchtigen Elias zu berichten weiß, und daß die Arabia Peträa vor den ersten christlichen Einwanderern viele Jahrhunderte lang von heidnischen Stämmen bevölkert ward, die nicht das Geringste von Mose und der Gesetzgebung zu wissen vermochten.

Durch die christlichen Einsiedler erhielten Höhen und Thäler ihre biblischen Namen, und die frommen Väter zeigten sich nicht sonderlich vorsichtig bei ihrer Wahl. Jede größere Eremitengruppe wünschte eine der heiligen Stätten auf ihrem Gebiete zu besitzen, und so konnte es kommen, daß räumlich ziemlich weit auseinanderliegende Localitäten mit den gleichen heiligen Namen belegt wurden. Der Serbâl scheint von den ersten Anachoreten, erst von späteren die Gebel Musa-Gruppe für den Berg des Herrn gehalten worden zu sein. Als der Islâm in

diese felsigen Wüsteneien einzog, folgten die Anhänger des Propheten ohne Bedenken den besser als sie unterrichteten Mönchen. Der Gebel Musa ist ihnen der von Mohammed heilig gehaltene Sinai. Hier werden dem Mose Opfer in Mengen geschlachtet. Am Serbâl ist gleichfalls die alte Tradition lebendig geblieben. Auch in der zu ihm gehörenden Höhe des Gebel Munâgât befindet sich ein Steinkreis, in dem die Beduinen irgend eine kleine Votivgabe niederlegen, Opfer darbringen und dabei folgende bezeichnende Verse zu singen pflegen: „O Platz des Zwiegesprächs des Mose! Wir suchen Deine Begünstigung. Behüte Dein gutes Volk und wir wollen Dich jedes Jahr besuchen!“ — Was wollen gegen diese Darbringungen und Traditionen diejenigen bedeuten, von denen Dr. Beke zu erzählen weiß?

Was die Höhlen in dem Gefels des „Berges des Lichts“ angeht, so können sie sich wohl kaum mit den gleichfalls durch Verwitterung entstandenen am Serbâl messen, welche der Geologe Fraas eingehend beschrieben hat. Gedenkt man am Gebel en Nûr wirklich des Mose, so ergiebt sich daraus weiter nichts, als daß auch hier Eremiten gehaust und dem Andenken des großen Gesetzgebers, als dessen Nachfolger sie in die Wüste gegangen, eine Stätte geweiht haben, denn zwischen den Tagen des Auszugs der Israeliten und dem Vordringen des Islâm bis nach Alaba haben auch hier (und dafür sprechen gerade die sinaitischen Inschriften) viele Jahrhunderte lang Heiden gehaust.

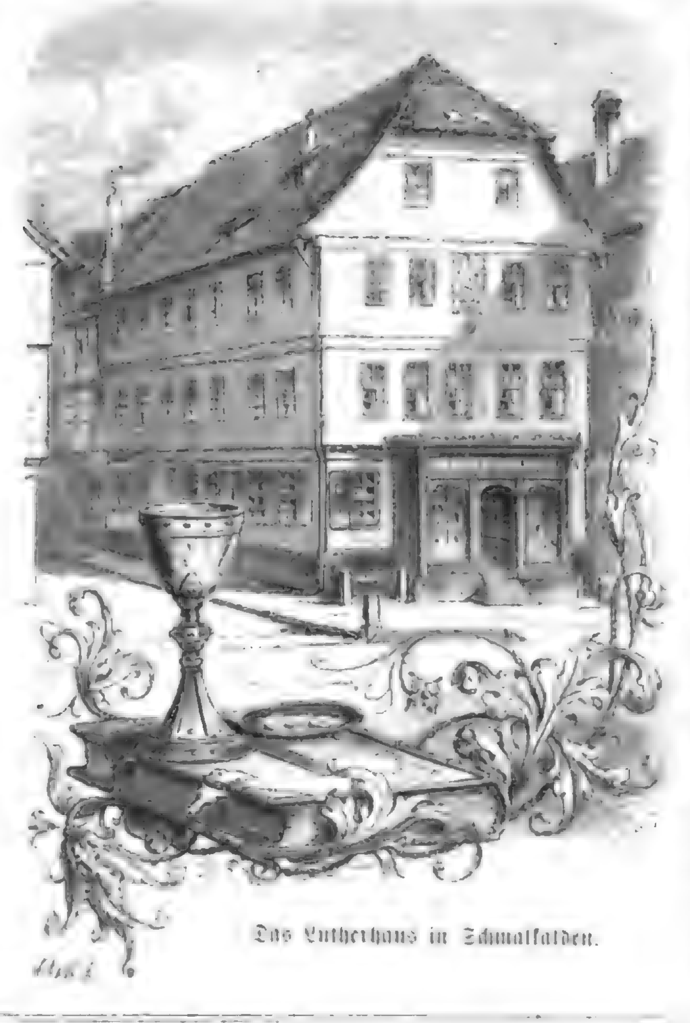
Sollte das Gemäuer an dem Quell, welches Mr. Milne auffand, keiner Eremitenklause angehört haben? Und wie kommt das biblische Etham (Wadi Ithem) hierher? Der strenggläubige Beke wird es schwer haben, die dritte Station der wandernden Juden an den Fuß des Sinai zu verlegen, wenn er auch, und das ist ganz ungeheuerlich, den Pharao in dem Golfe von Alaba ertrinken läßt. Ist das ägyptische Heer mit seinen Wagen durch das unwegsame Hochgebirge gezogen, oder folgte es den Israeliten durch das Rothe Meer auf der Route, die der Dampfer „Erin“, welcher Dr. Beke nach Alaba führte, in zehn Tagen zurücklegte? Die Berichte über den Auszug haben sicher eine historische Grundlage, sind aber erst, nachdem sie längst legendarische Formen angenommen, niedergeschrieben worden. Wollte man Mr. Beke's Hypothese annehmen, so wäre man gezwungen, an Stelle dieser Grundlagen eine Reihe von neuen Wundern zu setzen, von denen der mit der natürlichen Möglichkeit an den meisten Stellen wohlvereinbare biblische Bericht nichts weiß.

Das Gewitter, welches Dr. Beke am Fuße des Gebel en Nûr erlebte, mag sehr heftig gewesen sein; ja es muß den greisen Bibelforscher tief erschüttert haben, denn es läßt sich annehmen, daß sich während der furchtbaren Donner und Blitze, die den Gebel en Nûr in diesem Winter, wie den Sinai bei der Gesetzgebung, umzuckten, Dr. Beke's Ueberzeugung, er stehe vor dem Berge des Herrn, gekräftigt, ja vielleicht erst gebildet habe. Eindrücke entscheiden aber nichts in historischen und geographischen Fragen und wir möchten bezweifeln, ob das Unwetter, das unseren Entdecker bei seinem neuen Sinai überfiel, einen majestätischeren Verlauf genommen habe, als dasjenige, welches uns im Wadi Laboi zwischen dem Gebel Musa und Serbâl überfiel, und das wir in unserem „Durch Gosen zum Sinai, aus dem Wanderbuche und der Bibliothek“ beschrieben haben. Man sieht, mit wie großem Rechte Dr. Beke von einem neuen Sinai spricht! Er stellt, wie wir gezeigt zu haben glauben, an die Freunde der biblischen Geographie das leider sehr bestimmt ausgesprochene Ansinnen, ein besser erwiesenes Altes zu Gunsten eines schlechter erwiesenen Neuen aufzugeben.

Was würde man von einem wenn auch noch so redlich gesinnten Archäologen sagen, der ankündigte, daß er ausziehe, um die Vaterstadt des Homer zu suchen und der, vierundzwanzig Stunden nachdem er den Boden Griechenlands betreten, in die Heimath telegraphiren wollte: „Ich habe, obgleich kein neues schriftliches Zeugniß meine Ansicht unterstützt, mit Sicherheit die Heimath des Sängers der ‚Ilias‘ zu entdecken das Glück gehabt!“?

Georg Ebers.

Aus der Stadt des ersten protestantischen Bündnisses.



Das Lutherhaus in Schmalkalden.

Wenn man, mit der Werrabahn von Eisenach kommend, die Station Wernshausen erreicht hat, so bemerkt man links ein Seitenthal, durch dessen Oeffnung die grünen Berge des Thüringer Waldes grüßend herniederschauen. Eine erst kürzlich vollendete Zweigbahn führt in diesem Thale aufwärts bis zu der Stadt Schmalkalden, die dem Leser der Gartenlaube aus der Reformationsgeschichte und als Geburts- und Sterbeort des Componisten der „Wacht am Rhein“ dem Namen nach bereits bekannt ist.

Besteigen wir den wartenden kleinen Zug! Er führt uns im Fluge über die nette eiserne Werrabrücke, an den Dörfern Nieder- und Mittelschmalkalden, Haindorf und Aue mit den Eisenwerken von Utendörffer und Eichel vorüber, der ehrwürdigen Stadt zu.

Bald liegt sie vor uns, zwischen anmuthigen Höhen, am Fuße des Questenberges, auf dessen Vorsprunge das Schloß Wilhelmsburg thront. Die altmodischen, bunten Häuser sind um die stattliche Hauptkirche geschaart, wie die Küchlein um die Henne, wenn der Habicht in der Luft kreist und ihr ängstliches Glucksen vor der Gefahr warnt, und doppelte Ringmauern umgeben schützend Stadt und Schloß. Es ist die Bauart des Mittelalters, die dem Bedürfnisse der Sicherheit alle anderen Rücksichten opferte. Aber kein bärtiger Geselle mit der Blechhaube auf dem Kopfe und der Armbrust auf der Schulter macht mehr die Runde hinter den schmalen Schießscharten; der breite Wallgraben ist ausgefüllt und in freundliche Gärten verwandelt; die Mauern sind stark verwittert und stellenweise halb verfallen. An drei Punkten ist der graue Doppelgürtel ganz durchbrochen, und Vorstädte sind über ihn hinaus an den Ufern der hier sich vereinigenden Schmalkalde und Stille entlang gewachsen. Ringsum ziehen sich Gärten, Baumpflanzungen und wogende Saatfelder an den Bergwänden hin, und im Hintergrunde erheben sich rechts die schroffen, tannengekrönten Gipfel der Stillersteine und die steilen Buchwaldkuppen der Asbacher Berge, während links von der Queste der majestätische zweitausendsiebenhundert Fuß hohe Höhnberg, mit einem prachtvollen Mantel von dunkeln Tannen-

Ansicht von Schmalkalden. Nach der Natur aufgenommen von H. Heubner.

Digitized by Google

wäldern und frischgrünen duftigen Waldwiesen bekleidet, das altersgraue Felsenhaupt in die klare, blaue Frühlingsluft emporreckt und stolz herabsieht auf den mit gekrümmtem Rücken zu seinen Füßen kauernden Haderholz mit der zähen, röthlichen Porphyrklippe, auf die Menge der umliegenden niedrigeren Waldberge, stillen, lauschigen Wiesgründe und halbversteckten, lieblichen Dörfer. Trillernd steigen die Lerchen über den Kornfeldern in die Höhe. Schaaren schreiender Schwalben tummeln sich über den braunen Ziegeldächern, und aus den blühenden Obstgärten tönt der melodische Gesang der Grasmücken und der schmetternde Schlag der Finken.

Und doch ist es weniger die schöne Umgebung als die Geschichte Schmalkaldens, die unser Interesse in Anspruch nimmt.

Die Entstehung der Stadt ist, wie die vieler anderen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt und mit Sagen umwoben. Eine derselben nennt den Grafen Smalko im achten Jahrhundert, eine andere sogar Julius Cäsar als den Erbauer; aber das schmale Thal mit seinem kalten Wasser bietet eine bessere Erklärung des Namens, und der römische Imperator ist bekanntlich nie in diese Gegend gekommen. Dieselbe gehörte, nach der Zertrümmerung des mächtigen Reiches der Thüringer durch die Sachsen und Franken, zu dem zwischen Rhön und Thüringer Wald gelegenen fränkischen Gau Grabfeld und ist wahrscheinlich, des vortrefflichen Eisensteins wegen, schon lange besiedelt gewesen, ehe sie von Bonifaz, der hier das Bild des Götzen Svantevit zerstört haben soll, zum Christenthume bekehrt wurde. Der Ort besteht wenigstens schon tausend Jahre; denn im Jahre 874 schenkte die reiche Kunhild dem Kloster in Fulda ihre Güter im Grabfelde, und die Schenkungsurkunde erwähnt unter den Ortschaften auch Smalacalta, welches eine Villa (Gut, Hof, Weiler) genannt wird. Nachdem die Gaugrafschaft erblich geworden, kam Schmalkalden als Heirathsgut der Gräfin Gisela an ihren Gemahl, Kaiser Konrad den Zweiten, der es ihrem Vetter Ludwig dem Bärtigen schenkte. Als dessen Nachkomme, Ludwig der Heilige, der Gemahl der heiligen Elisabeth, mit Kaiser Friedrich dem Zweiten in's gelobte Land ziehen wollte, versammelte er hier seine Familie, seine getreuen Räthe und Freunde. Er übertrug seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung und die Sorge für die Seinigen und nahm einen thränenreichen Abschied von Weib und Kindern. Diese riefen ihm noch weinend nach: „Gute Nacht, lieber Vater! Viel tausend gute Nacht, herzgüldener Vater!“

Zwei Bilder, das eine von Schwind's Meisterhand, auf der Wartburg, das andere in der Elisabethenkirche zu Marburg, verherrlichen diese rührende Scene. Es war am 24. Juni 1227, als der fromme Fürst mit einem stattlichen Gefolge von zweihundert Rittern und Reisigen „oppido suo Smalcaldin“ (aus seiner Stadt Schmalkalden), wie der alte Chronist sagt, den Zug antrat, von welchem er nicht wiederkehren sollte; in Otranto raffte ihn im Alter von nur achtunddreißig Jahren eine bösartige Seuche weg. Nach dem Tode Heinrich Raspe's, der sorglos und pflichtvergessen Thüringen an sich gerissen, kam die Stadt noch vor Ende des Thüringer Erbfolgekrieges an Hermann den Zweiten von Henneberg, einen Sohn des Grafen Poppo des Siebenten und der Jutta, der Schwester der letzten thüringischen Landgrafen. Das Henneberger Geschlecht hielt große Stücke auf die neue Besitzung; namentlich begünstigte sie Fürst Berthold der Siebente. Er wählte sie zur Residenz, umgab sie mit Mauern, wirkte ihr reichsstädtische Freiheiten aus und bestimmte in seinem Testamente, daß sein Herz daselbst aufbewahrt werden sollte. Im Jahre 1360 erwarb sie der hessische Landgraf durch Kauf zur Hälfte, und dieses Fürstenhaus besaß sie hinfort mit den Hennebergern gemeinschaftlich bis 1583, wo sie durch das Aussterben der letzteren ganz an Hessen fiel.

Inzwischen war der großartige Kampf für Geistes- und Gewissensfreiheit entbrannt, in welchem deutscher Geist und Muth, deutsche Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und sittliche Kraft die tausendjährigen, von herrschsüchtigen Päpsten geschmiedeten Fesseln brachen und die durch willkürliche, starre Dogmen und verknöcherte Formen zum bloßen äußerlichen Cultus herabgesunkene christliche Religion wieder zur innersten Herzensangelegenheit machten. Mit der Reformation tritt der Name des bescheidenen Städtchens in den Vordergrund der Weltgeschichte, und diese seine Glanzperiode verdient eine genauere Betrachtung.

Wie die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen die grauen Nebel zertheilt und lichtscheue Eulen in ihre dunkeln Schlupfwinkel scheucht, so zerriß Luther's Lehre und Bibelübersetzung das große Spinnengewebe, mit welchem Päpste und Concilien das reine Evangelium umhüllt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatten, und verbreitete Schrecken unter der unwissenden und lasterhaften Geistlichkeit. Es war Licht geworden, und massenhaft war der Abfall von der „alleinseligmachenden Kirche“. Mochte das Wormser Edict den „Ketzer“ Luther mit all seinen Anhängern und Beschützern in die Reichsacht erklären und seine Schriften streng verbieten; mochte der Kaiser, dem ersten Speier'schen Reichstag zum Trotz, geheime Instructionen zur Ausrottung der neuen Lehre ergehen lassen; mochten die katholischen Fürsten zu diesem Zwecke einen Bund schließen; mochte der Reichstag zu Augsburg die evangelische „Secte“ mit dem Interdict und der weltlichen Macht bedrohen, wenn sie nicht binnen sechs Monaten in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte: es schreckte weder den kühnen Reformator, noch die protestantischen Fürsten und das Volk. Täglich wuchs die Zahl der Evangelischen. Aber Vorsicht war der drohenden Haltung der katholischen Mächte gegenüber geboten; darum beriefen die Häupter der Protestanten ihre Glaubensgenossen nach Schmalkalden zum Abschluß eines Bündnisses, das im März 1531 auch zu Stande kam. Von 1529 bis 1543 sind dort überhaupt neun Versammlungen gehalten worden; die wichtigste war die im Jahre 1537.

In den ersten Tagen des Februar jenes Jahres belebten sich die nach Schmalkalden führenden Straßen mit glänzenden Zügen von Fußvolk, Reitern und Wagen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen und Standarten. Fünfundzwanzig evangelische Fürsten und Herren, zunächst die Häupter des Bundes, der biedere Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der ritterliche Landgraf von Hessen Philipp der Großmüthige, dann die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die Fürsten Wolfgang, Georg und Joachim von Anhalt, die Grafen Albrecht und Gebhard von Mansfeld, die Herzöge Philipp von Pommern, Ulrich von Würtemberg und Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, die Grafen Heinrich von Schwarzburg, Wolfgang und Georg von Henneberg, vier Grafen von Nassau, die Markgrafen Johann und Georg von Brandenburg, die Herzöge Ruprecht von Zweibrücken, Friedrich von Liegnitz und Heinrich von Mecklenburg, jeder mit einem zahlreichen Geleite edler Vasallen und handfester Krieger, zogen unter dem Geläute aller Glocken und den Klängen kriegerischer Musik, von den begeisterten Jubel- und Hochrufen einer zahllosen Menschenmenge begrüßt, in die festlich geschmückte Stadt ein. Ihnen hatten sich die Gesandten des Königs von Dänemark und der Städte Ulm, Augsburg, Straßburg, Kempten, Constanz, Eßlingen, Memmingen, Lindau, Schwäbisch-Hall, Magdeburg, Braunschweig, Hamburg, Bremen, Soest, Minden, Nordhausen, Bacha, Salzungen &c. angeschlossen. Im Gefolge der Fürsten waren ferner zweiundvierzig der hervorragendsten Gottesgelehrten, darunter vor allen Luther, der Gegenstand allgemeinster Begeisterung und Verehrung, dann Melanchthon, Bugenhagen, Spalatin, Jonas, Agricola, Amsdorf, Menius, Myconius, Buzer, Melander, Fontius, Kraft, Schnabel, Corvinus, Draconites, Noviomagus und andere.

Von katholischer Seite waren erschienen der alte Graf Wilhelm von Henneberg, der angeblich gegen die Versammlung protestirt hatte, und der kaiserliche Vicekanzler Held mit mehreren Räthen, wozu später noch der päpstliche Legat Peter Vorst, Bischof von Acqui, kam.

Die Bundesfürsten nahmen ihre Wohnung auf dem Schlosse Wallrab, an dessen Stelle jetzt die Wilhelmsburg steht; das Gefolge war in den herrschaftlichen Häusern, die Abgeordneten und Theologen waren in Gasthäusern und Privatwohnungen untergebracht.

Am 7. Februar, einem Donnerstage, wurden nach einem feierlichen Gottesdienste in der Hauptkirche die Verhandlungen auf dem Rathhause eröffnet. Der kaiserliche Gesandte trug der Versammlung vor, daß der Papst auf Verwendung des Kaisers ein allgemeines Concil nach Mantua ausgeschrieben habe, und lud zum Besuche desselben ein. Man erwiderte, mit dem Papste, der offen Partei gegen die Evangelischen ergriffen habe, könne man sich nicht einlassen; jetzt gebühre es dem Kaiser, wie einst Constantin gethan, ein Concil anzuordnen; eine italienische Stadt

gewähre ohnehin nicht die nöthige Sicherheit, auch sei es billig, daß deutsche Angelegenheiten auf deutschem Boden entschieden würden; man verwerfe also das Concil ganz und gar. Auf die Forderung von Hülfe gegen die Türken und Franzosen erklärte der Kurfürst, daß weder er noch seine Bundesgenossen sich zur Stellung von Hülfstruppen entschließen könnten, ehe ein dauerhafter Friede im Innern gesichert sei. — In den folgenden, theils im Rathhause, theils im Gasthofe zur Krone und in Luther's Wohnung gehaltenen Versammlungen schritt man zur Ordnung von Bundesangelegenheiten und zur Berathung der „Schmalkalder Artikel", einer neuen von Luther verfaßten Bekenntnißschrift, die von den Fürsten, Abgeordneten und Theologen einstimmig angenommen und am 24. Februar unterschrieben wurde.

An demselben Tage, wo sich die Evangelischen durch diesen Act entschiedener als je vom Papste und der katholischen Kirche losgesagt hatten, kam der Legat an mit zwei päpstlichen Schreiben an den Kurfürsten. Johann Friedrich empfing ihn kalt; der Landgraf ließ ihn gar nicht vor, sondern entfernte sich, um dem kranken Luther einen Besuch zu machen.

Dieser war am Stein heftig erkrankt und wurde von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert. Aber weder diese, noch die drohende Todesgefahr vermochten den gewaltigen Mann zu beugen. Er blieb sich gleich im felsenfesten Vertrauen auf den Sieg der guten Sache, gleich auch in seiner Liebe und in seinem Hasse. Mit fester Hand hatte er auf seinem Bette die Artikel unterschrieben mit den Worten: „In Gottes Namen! Ich kann nun in Frieden hinfahren! Beiß Dir die Zähne an diesen Artikeln aus, Papstdrache!" Und nun verlangte er heim, um Weib und Kind noch einmal zu sehen, und damit seine Feinde nicht sagen könnten, er sei nach Schmalkalden gefahren, das Concil zu verwerfen, aber dort habe ihn die Hand des Herrn getroffen. Am 26. Februar bestieg er mit seinen Freunden Bugenhagen und Spalatin, seinem Famulus Tipontius und dem aus Erfurt herbeigeholten Arzte Dr. Sturz den kurfürstlichen Wagen, der ihn nach Wittenberg bringen sollte. Weinend und wehklagend umstanden ihn seine Freunde und Verehrer; da lehnte er sich aus dem Schlage heraus und rief ihnen zum Abschiede mit lauter Stimme zu: „Lebt wohl, lebt wohl! Gott erfülle Euch mit Haß gegen den Papst!" In dem nahen Tambach, auf der anderen Seite des Gebirges, trat unerwartet Besserung in seinem Befinden ein. Er schrieb dies seinem Freunde Melanchthon und sandte den Famulus mit dem Briefe zurück. Als Tipontius an der Wohnung des Legaten vorüberkam, schrie er so laut, daß dieser es hören mußte: „Luther lebt!" Dann brachte er den besorgten Freunden die frohe Kunde.

Bis zum 6. März blieben die Verbündeten noch, dann zog Jeder seine Straße; das Städtchen wurde wieder still; die Einwohner kehrten zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück, und von all der Pracht und Herrlichkeit blieb nur die Erinnerung.

Schwere Zeiten brachen später herein: erst der schmalkaldische, dann der dreißigjährige Krieg, in welchem die Stadt von beiden Parteien abwechselnd gebrandschatzt, geplündert und angezündet wurde, von den Kaiserlichen, weil sie protestantisch, von den Schweden, weil sie dem auf Seiten des Kaisers stehenden Landgrafen von Hessen-Darmstadt verpfändet war. Mehr als einmal griffen die verzweifelten Bürger zu den Waffen und vertrieben die verwilderten Kriegerschaaren, wofür sich diese freilich jedesmal blutig rächten.

Trotz dieser und anderer Stürme sind die aus der Reformationszeit merkwürdigen Gebäude noch wohl erhalten, so daß sich ein Gang durch die unregelmäßigen, aber reinlichen Straßen reichlich lohnt.

Hat man von den zierlichen Bahnhofsgebäuden aus den Altenmarkt erreicht, so fällt einem zunächst die imposante Kirche in die Augen, in deren hohen gothischen Hallen im Jahre 1537 vier Wochen lang Tag für Tag die berühmtesten Gottesgelehrten der damaligen Zeit vor einem glänzenden Auditorium predigten. Nicht weit davon steht das alte, steinerne Rathhaus; in dem Rathszimmer hinter jenem großen Bogenfenster wurden die Hauptversammlungen gehalten. Gegenüber ist das Gasthaus zur Krone, ein anderes Versammlungshaus, wie ein daran angebrachtes Wappen und ein Schild anzeigen. Gehen wir von hier über die „Salzbrücke", die enge Steingasse hinauf, so fällt uns dort, wo sie auf den Luthersplatz (ehemals Töpfermarkt) mündet, am Fuße des Schloßbergs ein Haus auf, aus dessen Giebelseite ein Schwan hervorragt. Das ihn umgebende Schild zeigt rechts das Siegel Luther's (Herz, Kreuz und Rose), links das Melanchthon's (die eherne Schlange) und die Inschrift: „Versammlungshaus der evangelischen Stände und Theologen bei Verfertigung der Schmalkalder Artikel. Anno 1537." Dies ist das Lutherhaus. Dort oben im Eckzimmer des zweiten Stocks mit den gemalten Fensterscheiben wohnte der große Reformator bei dem hessischen Rentmeister Balthasar Wilhelm; dort unterschrieb er auf seinem Schmerzenslager die Artikel. Das Haus ist im Wesentlichen unverändert geblieben, nur hat sein jetziger Besitzer, Herr Feodor Wilisch, das Erdgeschoß für seine Buchhandlung eingerichtet.

Wir setzen unsern Weg fort durch die Herrengasse, über den Neumarkt, durch die Weidebrunnergasse, an jenem großen steinernen Hause vorbei, wo der Legat wohnte, und wir gelangen nach dem Weidebrunnerthore, der bedeutendsten der Vorstädte. Sprühende Essen, pfauchende Blasbälge, der Klang der Hämmer und das Geräusch der Feilen bekunden, daß Vulcan hier seine Werkstatt aufgeschlagen, und hier werden bis auf den heutigen Tag „Schmalkalder Artikel" gemacht; freilich keine kirchlichen Bekenntnißschriften, sondern die unter diesem Namen bekannten Eisenwaaren.

Schmalkalden ist jetzt ein betriebsames Städtchen von fast sechstausend Einwohnern, das die geschätzten Erzeugnisse seiner Maschinen-, Ahlen-, Striegel-, Löffel-, Zangen- und anderen Fabriken in alle Welt versendet. Auch hat es ein heilkräftiges Sool- und Mineralbad.

Hiermit sind wir mit einem Male aus der großen Vergangenheit wieder in der nüchternen Gegenwart angelangt. Nüchtern ist sie und doch auch groß und der Reformationszeit in manchen Stücken ähnlich, denn auch sie ist eine Zeit des Kampfes zwischen dem (diesmal unfehlbaren!) Papste und dem protestantischen Deutschland. Aber welch wunderbare Wandlungen von damals bis jetzt! Das durch jenen Religionsstreit zerrissene und geschwächte Vaterland ist wieder geeint und mächtiger als je zuvor; die deutsche Kaiserkrone prangt auf einem protestantischen Haupte, und weise Gesetze gewähren jedem Deutschen freie Religionsübung.

Hugo Simon.

Blätter und Blüthen.

Ein Wort zum Wehren und Klären. Durch ein harmloses Gelegenheitsgedicht, „Eine Weihe" betitelt, welches ich dem Erstgeborenen meines Freundes Häckel (Professor der Zoologie und Anatomie in Jena) gewidmet und die Gartenlaube der Veröffentlichung werth gehalten hatte, ist ein Theil der orthodoxen Geistlichkeit und ihres Anhanges dermaßen in Harnisch gerathen, daß er über mich, meine Dichtung und das Blatt, welches „sich erfrecht", so etwas aufzunehmen, in wahren Zorn und Zeter ausbricht. In einem halben Dutzend frommer Kirchenblätter wie in einer reichen Zahl von Zuschriften, die bald an die Redaction der Gartenlaube, bald an mich gerichtet sind, fährt der heilige Glaubenseifer noch täglich fort, sich Luft zu machen, und verursacht mir und meinen gleichgesinnten Freunden ein Ergötzen, das ich kaum beschreiben kann. Wollte ich mit einer hübschen Blumenlese daraus dieses Blatt schmücken, so würde ich auch wohl dem verehrten Leser ein vergnügtes Viertelstündchen bereiten, doch fürchte ich, Solches dürfte zu weit führen.

Ich begnüge mich denn, nur einige Angriffspunkte hier zu beleuchten, von denen ich annehmen darf, daß sie auch von allgemeinem Interesse sein werden. Interessant schon ist es, anzusehen, wie vollkommen blind der orthodoxe Eifer macht. Alle nämlich kommen darin überein, ich wolle die Welt mit einem neuen Tauffomulare beglücken, was mir im Traume nicht eingefallen ist.

Ich habe, wie gesagt, Nichts als ein echtes Gelegenheitsgedicht verfaßt, in welchem ich versuche, einen Weiheact voll Schönheit und Sinnigkeit zu schildern, so recht geschaffen für das Kind eines freisinnigen Naturforschers, insbesondere für den Sohn Häckel's, des begeisterten und berühmten Kämpfers und Weiterbilders der großen tiefsinnigen Ideen eines Geoffroy St. Hilaire, Lamarck, Goethe und vor Allem Darwin's. Ja, um falschen Auffassungen von vorn herein vorzubeugen, stehen die Worte der Widmung „ausgedacht und dargebracht dem Erstgebornen seines lieben Ernst Häckel" mit gesperrter Schrift gleich darüber. Aber das hilft Alles nicht. Wollen oder können die Orthodoxen es nicht fassen, genug, ich soll eine neue Taufe einführen wollen.

Vor Allem hat man sich natürlich an dem rein Aeußerlichen gestoßen, daß ich nämlich über den jungen Erdenbürger einen Becher Weins ausgießen lasse. — Ich kann indessen versichern, dabei an das sogenannte Reinigungsbad der christlichen Taufe kaum gedacht zu haben, wohl aber

daran, daß der Wein schon im classischen Alterthum das schöne Symbol von Glück, Naturkraft und Naturfreude war. Darum fand ich es schön und sinnvoll, auch den Kleinen unter den Worten:

„Einst werde zu Theil dir im Ueberfluß
Des Daseins hochherrlicher Vollgenuß!“

damit überströmen zu lassen. Wird doch auch die Schiffstaufe mit glückbedeutendem Weine vollzogen. Nur das Christenthum hat den Kelch mit Wein zum schauerlichen Symbol des Bluttrunks gemacht.

Fern vor allem war mir der auch nur leiseste Gedanke einer frivolen Verspottung der christlichen Taufe, wie mich deren Einige beschuldigen möchten. Ich bin wahrlich der Allerletzte, welcher den Stab bricht über irgend eine Religionshandlung, sie gehöre dem Heiden-, dem Juden-, dem Christenthum, dem Islam oder dem Buddhaismus an, wenn sie nur nicht durch Unsittlichkeit oder Unschönheit mein Gefühl verletzt. Solchen Hochmuth haben allein die Orthodoxen jener verschiedenen Religionen, die da glauben, daß nur sie in der Wahrheit wandeln, während unsere große Partei in allererster Linie die volle Gleichberechtigung jeder ehrlichen Religionsäußerung auf ihre Fahne schreibt.

In Bezug auf die Anfangsverse meines Gedichtes schelten mich Einige jener lichtscheuen Schaar geradezu einen Sonnenanbeter. Es heißt dort:

„Das ist die Sonne, die hohe, die helle,
Des Lichts und der Wärme erhabene Quelle &c.

Freue Dich ihrer, strebe zum Licht,
Sonst verdienst Du sie nicht.“

Freilich, wenn das schon Sonnenanbetung ist, dann treibe ich allerdings solche, denn ich freue mich ihrer wirklich und strebe zum Licht.

Andere sahen in der ganzen Dichtung sogar den „crassesten Götzendienst“. Für diese habe ich gar keine Antwort. Wieder Andere finden nur eine Gotteslästerung in dem Worte „Allmutter Erde“. Diesen sage ich einfach: Wenn Ihr keine dichterische Sprache verstehen könnt, müßt Ihr auch keine Gedichte lesen und noch weniger sie beurtheilen. Nach Einem soll ich dem Christenthume feind sein aus purem Schönheitsfanatismus. Da ich nun unter Schönheit nicht blos die äußere, die der Formen, Farben und Verhältnisse verstehe, sondern auch die innere, die sittliche und geistige Schönheit, so danke ich diesem Herrn auf's Wärmste für solch schmeichelhaftes Compliment, das ich mit stolzer Freude annehmen würde, wenn ich es schon dürfte. Wie aber aus solchem Schönheitsfanatismus eine Feindschaft mit dem Christenthume gefolgert werden kann, verstehe ich nicht. Das ewig Wahre und Herrliche des Christenthums, sein ethischer Kern nämlich, wird jedem Schönheitsfanatiker heilig sein, auch wenn das Unschöne und Widersinnige mancher Dogmen ihn abstoßen sollte.

Am meisten habe ich wohl das Herz eines Herrn E. Sulze empört, dessen Organ, „Die Leuchte“, in Chemnitz erscheint, und dem mein Gedicht Anlaß giebt, eine ganze Nummer jenes Blattes mit Taufbetrachtungen zu füllen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch die so einfache und klare Sprache meiner Dichtung so gänzlich mißverstehen kann. Wo ist Natur- und Menschenvergötterung darin, wie er mich deren beschuldigt? – Wo sieht es aus, als ob „das Kind der Sonne übergeben würde“? – Wo ist ein Leser, der bei meinen Worten in Bezug auf die Erde:

„Sie sollst Du erforschen, sie sollst Du erschließen,
Strebe und streife,
Schwelge und schweife,
Dringe hinein,
Sie sei Dein, sie sei Dein –“

nicht sofort ebenso an die geistige Beherrschung wie an die materielle gedacht hat? – Wo endlich ist Jemand, der da glaubt, ich habe bei den Worten:

„Einst werde zu Theil Dir in Ueberfluß
Des Daseins hochherrlicher Vollgenuß“

in frivoler Weise nur an materielle Genüsse gedacht, wie mir Herr Sulze zutraut? Doch genug von Diesem! Daß solche Kirchenlichter eine Tageshelle, wie die sonnenfreudige Gartenlaube sie liebt, nicht gut vertragen können, ist ja bekannt, denn schön und feierlich strahlen sie nur, wenn rings eine mystische Dämmerung herrscht.

Daß man von verschiedenen Seiten das Gedicht selbst fade, unschön und langweilig gefunden hat, berührt mich noch weniger. Das ist eben Geschmackssache. Auch ich habe jede orthodoxe Predigt und jedes fromme Gedicht nicht immer übermäßig interessant und geistvoll finden können.

Zuschriften und Zustimmungen von nah und fern, von bekannter und unbekannter, genannter und ungenannter Hand beruhigen mich über meine Dichtung vollkommen und sagen mir sogar zu meiner hohen Herzensfreude, wie Vielen ich damit aus tiefster Seele ein wahrhaft lösendes Wort gesprochen habe.

Meine Dichtung stellt als unser Aller Aufgabe und Ziel „der Menschheit Vollendung“ hin. Giebt es ein höheres für uns, so nenne man mir's; ich werde dankbar dafür sein.

Eines aber rufe ich hiermit dem ganzen orthodoxen Clerus und seinem Anhange zu: So Jemand in meiner Dichtung auch nur einen einzigen Gedanken nachweist, der mit dem Geiste des Christenthums im Widerspruche steht, bin ich sofort bereit, Alles zu widerrufen.

Rechtenfleth, im März 1874.

Hermann Allmers.

Ein nothgedrungener Protest. Kaum ist die neueste Marlitt'sche Novelle „Die zweite Frau“ in unserem Blatte bis zur Hälfte zum Abdrucke gekommen, und schon lassen drei fingerfertige Dramatiker, Karl Viereck, Hugo Busse und Paul Blumenreich, Personen und Handlung dieser Erzählung über ebenso viele Berliner Bühnen, über die Bretter des Vorstädtischen, des Réunion- und des Belle-Alliance-Theaters gehen. Wenn wir uns schon früher gegen ähnliche Gewaltstreiche, welche theilweise von denselben Dramatiseurs an den Novellen unseres Blattes verübt wurden, auflehnten, so müssen wir gegen dieses neueste dreifache Attentat, auch im Namen der Verfasserin der Erzählung, um so eindringlicher protestiren, als es sich gegen das noch völlig unabgeschlossene Geisteswerk einer allbeliebten Schriftstellerin richtet. „Die zweite Frau“ wird den Lesern der Gartenlaube erst Ende Mai oder Anfang Juni vollendet vorliegen, und bis jetzt sind der Fortgang der Handlung der Novelle und die Entwickelung der in ihr geschilderten Charaktere lediglich unserer Redaction bekannt; nichts destoweniger haben die genannten Herren die Stirn, die ganz unfertige Erzählung aus höchsteigener Phantasie dramatisch zu Ende zu führen, während die noch ungedruckte Hälfte derselben in Handlung und Charakteren eine Entwickelung aufweist, die mit den willkürlichen Abschlüssen der Dramatiseurs nichts gemein hat. Da ein Gesetz, welches die deutschen Schriftsteller gegen die Uebergriffe der dramatischen Speculation schützt, leider noch immer nicht vorhanden, so bleibt uns nichts weiter übrig, als an den öffentlichen Gerechtigkeitssinn zu appelliren und die moralische Entrüstung aller rechtlich Denkenden gegen ein derartiges dramatisches Brigantenthum wach zu rufen.

Die Redaction der Gartenlaube.

Erklärung. Wie ich mehrseits erfahre, wird die Beilage zu Nr. 10 der „Gartenlaube“, überschrieben „Ein Werk redlichen deutschen Fleißes“, dem Bibliographischen Institute in Hildburghausen zugeschoben und als ein anonymer Ausfall gegen das Spaarmann-Pierer'sche Conversationslexikon zum Vorwurf gemacht. Alledem entgegen erkläre ich hiermit, daß ich der Verfasser und alleinige Herausgeber dieser Beilage bin und die Verantwortlichkeit für deren Inhalt trage. Ich füge Dem noch hinzu, daß das Bibliographische Institut erst nachträglich von mir davon unterrichtet worden ist, daß diese „Beilage“ nicht von der Redaction der „Gartenlaube“, sondern ausschließlich von mir ausgegangen sei. – Ob meine Besprechung des betreffenden Werks eine gerechtfertigte war und ihren Zweck erreicht hat, mag das Publicum nach der Thatsache beurtheilen, daß nunmehr Herr Spaarmann selbst den ersten, kaum vollendeten Band seines „Pierer“ – trotz der vielen „brillanten Recensionen“ – für Maculatur erklärt, indem er in einem geschäftlichen Circular denselben neu bearbeiten, drucken und gegen den alten umtauschen zu wollen verspricht. Gewiß: „ein literarisches Ereigniß“!

Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig.

Kleiner Briefkasten.

F. S. in Berlin. Daß die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn-Direction von einem ihr zustehenden Rechte rücksichtslosen Gebrauch macht, indem sie einen dreiundachtzigjährigen Greis, welcher siebenundzwanzig Jahre ihr als Maschinenputzer gedient und aus Altersschwäche dienstuntauglich geworden, mit einem einmaligen „Gnadengeschenk von fünfundzwanzig Thalern“ pensionslos entläßt, ist ebenso traurig, wie die Thatsache, daß derselbe Greis als Kämpfer der Kriege von 1813 bis 1815 nur eine monatliche Militärpension von zwei Thalern bezieht; – aber es sollte diesem Veteranen Sündermann zu Sorau doch von seiner Heimathprovinz geholfen werden können, ohne alle Deutschen der Welt wieder durch die Gartenlauben-Posaune in Bewegung zu setzen. Die Adresse ist genannt; thue Jeder auf eigene Faust, wozu das Herz ihn treibt! – Für Ihre anderen Beilagen besten Dank! Zu gebrauchen sind sie nicht mehr.

Akademische Preisfrage: „Wie, wann und wo ist die Studentensitte des Salamanderreibens als Ehrenbezeigung entstanden?“ Erst zu Anfang der vierziger Jahre kam sie von Heidelberg her nach Jena; der Erfinder derselben kann demnach noch gar wohl selbst am Leben und im Stande sein, Licht in das Dunkel dieses akademischen Brauchs zu bringen.

Eine Beamtenwittwe sieht sich gezwungen, wenn auch mit schwerem Herzen, die selbst gesammelten, schön gebundenen und gut gehaltenen zwanzig Jahrgänge der Gartenlaube von 1853 an, also auch die in der Verlagshandlung gänzlich vergriffenen Bände, zu veräußern. Wir bitten Kaufliebhaber, uns ihre Angebote zu thun.

K. in Berlin. Wenn Sie in den Frühjahrsmonaten nach Dresden übersiedeln, können Sie sich selbst überzeugen. Der von Ihnen so liebenswürdig belobte Künstler Herbert König, unser langjähriger Mitarbeiter, wird dort im Monat Mai die vierte seiner Ausstellungen von Aquarellskizzen eröffnen und somit Ihnen Gelegenheit geben, mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen.

C. J. in Gutschina. Für Uebersetzungen hat unser Blatt keine Verwendung. Senden Sie uns gefälligst ein Couvert mit Ihrer russischen Adresse, damit wir Ihnen darin das Manuscript wieder zugehen lassen können!

Die Pommeranzen von H. Wenn man so liebenswürdig und eindringlich zugleich bittet, wie die beiden Briefstellerinnen aus dem Jerichow'schen Kreise, ist Widerstand unmöglich. Wie Sie sehen, sind wir in den letzten Nummern Ihrem Wunsche nachgekommen.

Frau **B. L. in Bischofswerda.** Ihr Manuscript, welches zum Drucke nicht geeignet ist, wurde uns als unbestellbar von der Post in Bischofswerda retournirt. Verfügen Sie gefälligst über dasselbe!

P. v. M. in H. Eine Charakteristik und ein Bild Bock's erscheinen in einer der nächsten Nummern.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Es ist wahr — der Psycholog hat Recht, wenn er die kälteste Grausamkeit in diejenigen Frauenköpfe verlegt, die den blonden Glorienschein über der Stirn tragen.“ Das kam fast zischend von seinen Lippen. — „Sie sind klug, gnädige Frau, und hochmüthig, wie selten eine aristokratisch Geborene, die Fürstenblut in ihren Adern weiß — mit einer einzigen Wendung Ihres schönen Hauptes meinen Sie sich über ‚das Gesindel‘ zu stellen, das in den Staub gehört. Mag es Ihnen bei Anderen gelingen — bei mir nicht. Ich folge Ihnen Schritt um Schritt: ich hänge mich an Ihre Fersen — nicht um eine Linie ziehe ich die Hand zurück, die ich einmal nach Ihnen ausgestreckt habe, und sollte ich sie dabei verlieren! Schlagen Sie nach mir, treten Sie mich mit Füßen — ich werde Alles dulden, schweigend, ohne Gegenwehr; aber abschütteln werden Sie mich nicht. … Meine Kirche verlangt von ihrem Priester, daß er wache und faste, daß er in rastloser Thätigkeit hier wie ein Maulwurf den Boden unterminire und dort eine Brücke durch die Lüfte schlage — wie ganz anders noch wird mich diese fanatische Hingebung an das Ziel beseelen, bis — Sie mein sind!“ —

Ungekannte Schauer überliefen sie. Jetzt wußte sie, daß er nicht um ihre Seele für seine Kirche ringe — der eidbrüchige Priester liebte das Weib in ihr. Diese Entdeckung machte ihr fast das Blut gerinnen — sie schüttelte sich vor Entsetzen, und doch, wie die Sünde berückend sein kann, so wirkte diese energische Beredsamkeit, die in erschütternden Lauten alle Kämpfe, Stürme und Leiden der Seele bloßlegte, halb abstoßend, halb magnetisch auf die junge Frau — sie hatte ja noch nie die unverstellte Sprache tiefer, Alles vergessender Leidenschaft von Männerlippen gehört. … Las er dieses Gemisch von Grauen und augenblicklichem, halb unbewußtem Hinlauschen in dem verstörten Ausdrucke, mit welchem sie das liebliche, tieferblaßte Antlitz ihm zuwandte? Er trat plötzlich unter einem leidenschaftlichen Zurückwerfen des Kopfes auf sie zu und breitete niedersinkend beide Arme aus, um die Kniee der jungen Frau flehend zu umfassen — das grüne Lampenlicht floß grell über das marmorartige Oval seines Gesichts, über den leblos weißen Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmassen — ihr war, als zeige ein unsichtbarer Finger auf diesen Fleck als auf ein Kainszeichen — sie floh, während ihre schönen Hände wild nach dem knieenden Manne stießen. „Fälscher!“ rief sie heiser und tonlos aus. „Eher will ich drüben im See ertrinken, als daß ich auch nur mein Kleid von Ihren Fingerspitzen berühren lasse.“ — Die Hände angstvoll auf die Brust drückend, zog sie die schmiegsamen Schultern eng zusammen, wie ein Kind, das eine entsetzliche Berührung fürchtet und sich doch nicht von der Stelle traut. Sie durfte nicht gehen, so lange sie das Document in seinen Händen wußte — sie hatte unverantwortlich kopflos ihre Mitwissenschaft verrathen.

Der Hofprediger erhob sich langsam. In die plötzlich eintretende athembeklemmende Stille klang heranbrausendes Rädergeroll, und gleich darauf knirschte drunten der Kies unter den Hufen der Apfelschimmel; Mainau kam schon zurück — er mußte wie toll gefahren sein. Bei diesem Geräusch stampfte der Hofprediger mit dem Fuße auf und wandte in sprachlosem Grimme den Kopf nach den verhüllten Fenstern — man sah, er hätte am liebsten den ersten besten schweren Gegenstand ergreifen und zermalmend auf die Equipage und ihren Insassen hinabschleudern mögen.

Die junge Frau schöpfte tief Athem — es war kein Augenblick zu verlieren. „Ich muß Sie bitten, Hochwürden, das Papier wieder an seinen Platz zu legen,“ sagte sie, vergeblich bemüht, ihrer Stimme Klang und Festigkeit zu geben.

„Trauen Sie mir das wirklich zu, gnädige Frau? Eine so stupide Gutmüthigkeit?“ rief er heiser auflachend. „Sie meinen, Ihr todtwundes Opfer habe nicht die Kraft mehr, sich zu wehren? O, ich kann noch denken. Ich will Ihnen sagen, wie Sie rechnen. Sie sind hier heraufgekommen, um sich des wichtigen Geheimnisses zu bemächtigen — mit dem Mikroskope in der Hand werden Sie Ihrem Gemahle und dem Hofmarschalle beweisen, daß im Hause Mainau ein abscheulicher Betrug, respective eine Erbschleicherei verübt worden ist. Man läßt Sie selbstverständlich mit diesem Geheimnisse nicht nach Rudisdorf zurückkehren und bittet Sie, zu bleiben. … Was aber erringen Sie damit? Baron Mainau liebt Sie nicht, wird Sie nie lieben, schöne Frau — sein Herz gehört trotz alledem und alledem der Herzogin. Jetzt sind Sie ihm noch vollkommen gleichgültig — nach der Entdeckung aber wird er Sie hassen, und — sehen Sie, wie selbstlos meine Liebe ist — das will ich verhindern.“

Ehe sie sich dessen versah, hatte er auch den rosenfarbenen Brief der Gräfin Trachenberg ergriffen und stand mittelst weniger Sätze am Kaminfeuer. Es half ihr nichts, daß sie aufschreiend nachflog und ihre Hände um den Arm des Mannes, der sie nie berühren sollte, selbstvergessend klammerte — Document und Brief lagen inmitten eines Flammenmeeres und sanken eben zu Aschenstäubchen in sich zusammen.

„So, nun klagen Sie mich an, gnädige Frau! Wer nach

dem Zettel sucht, wird auch den Brief der Gräfin Trachenberg vermissen, und daß ich ihn verbrannt habe, wird Ihnen Niemand glauben." Er hielt noch die hochgehobene Linke abwehrend vor die Kaminöffnung, obgleich auch nicht der kleinste verkohlte Rest der Papiere liegen geblieben war.

Die junge Frau ließ schlaff ihre Hände von seinem Arme niedersinken — ihr von den Flammen hell angestrahltes Gesicht zeigte eine namenlose schmerzliche Bestürzung. Dem ränkevollen Geiste des Priesters war diese zwar starke, aber zu reine unschuldvolle Mädchenseele freilich nicht gewachsen, und wie sie dastand, so blumenhaft zart und schlank, so hülflos, mit erschrockenen Augen in die Gluth starrend und die sammetweiche Schläfe unbewußt nahe an die Schulter des Mannes geneigt, da sah es aus, als bedürfe es nur einer seiner energischen Bewegungen, um sich ihrer zu bemächtigen — es war wie eine Lähmung über sie gekommen — nur ein tiefer zitternder Seufzer kam wie ein Hauch von ihren Lippen — er streifte die Wange des Geistlichen.

„Gnädige Frau, noch ist es Zeit," rief er — alles Blut war ihm bei der Berührung aus dem Gesichte gewichen. — „Seien Sie mild und barmherzig gegen mich, und ich gehe sofort zu den Herren von Schönwerth, um zu bekennen."

Sie trat stolz zurück und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. „Das ist einzig und allein Ihre Sache — handeln Sie, wie Ihnen beliebt!" sagte sie — ihre Stimme klang schneidend, vernichtend. „Ich habe allerdings innig gewünscht, Gabriel zu retten — ich würde mich vielleicht sogar zu einem Fußfalle vor — der Herzogin, um des guten Zweckes willen, haben hinreißen lassen; aber in Gemeinschaft mit einem — Jesuiten zu handeln, das vermag ich nicht. . . . Ich kann dem Knaben nicht mehr helfen — mag sich sein grausames Geschick erfüllen. . . . Aber, wahrlich, Deutschland ist im Rechte, wenn es diese Gesellschaft Jesu von seinem Boden verjagt, wenn es endlich die Ruthe aufnimmt, um die grimmigsten Feinde des patriotischen Sinnes, der geistigen Entwickelung und des confessionellen Friedens in das Gesicht zu schlagen. . . . Das war mein letztes Wort an Sie, Hochwürden. Und nun gehen Sie, um die ‚Briefintrigue' gegen mich einzufädeln — fein, aber mit unvergleichlicher Sicherheit — wie es dem Jünger Loyola's ziemt!"

Sie wandte ihm den Rücken und wollte mit raschen Schritten den Saal verlassen, da wurde seitwärts eine Thür geöffnet, und der Hofmarschall, auf seinen Krückstock gestützt, sah herein.

„Wo bleiben Sie denn, verehrter Freund?" rief er — seine Augen fuhren suchend durch den Salon. „Mein Gott, braucht es denn so lange Zeit, einen Schlüssel abzuziehen?"

Die junge Frau war bei seinem Erscheinen stehen geblieben und wandte ihm voll das Gesicht zu, während der Hofprediger in seiner Stellung am Kamine verharrte und nur seine weißen, vollen Hände gegen die Flammen hielt, als friere er.

Der Hofmarschall stelzte herein; er vergaß, die Thür hinter sich zu schließen, so frappirte ihn die Situation.

„Ei, meine Gnädigste, Sie auch schon hier?" sagte er, den Krückstock vor sich auf das Parquet stemmend. „Oder wie — Sie können doch unmöglich die ganze lange Zeit über in dem halbdunkeln Salon verblieben sein — undenkbar bei Ihrer Gewohnheit, jede Secunde spießbürgerlicher Weise thätig auszunutzen."

Urplötzlich, als dämmere eine Ahnung in ihm auf, wandte er den Kopf nach dem Schreibtische mit den Raritätenkästen — das verhängnißvolle Schubfach war noch so weit aufgezogen, daß man meinen konnte, es falle im nächsten Moment aus den Fugen.

Ein langgezogenes „Ah!" kam von den Lippen des alten Herrn. „Wie, meine Gnädigste, Sie haben — gekramt?" fragte er unter einem grausamen Lächeln fast sanft, wie ein gewiegter Untersuchungsrichter, der einen gewandten Angeklagten eben den letzten Stützpunkt verlieren sieht. Er wiegte bedächtig den feinen Kopf. „Impossible — was sagte ich? Diese schönen Hände, diese aristokratischen Hände einer Dame, die so glücklich ist, sich die Enkelin einer Prinzessin von Thurgau nennen zu dürfen, ich sage, solch hochgeborene Hände können sich doch unmöglich so weit herablassen, in dem Eigenthume anderer Leute herumzustören — fi donc — Verzeihung, meine Gnädigste! Ich habe unpassend gescherzt."

Er humpelte nach dem Schreibtische, sah in den Kasten, und sich mit der Linken mühsam auf den Stock stützend, warf er suchend die Papiere durcheinander.

Liane kreuzte die Arme krampfhaft fest unter dem Busen — sie sah Furchtbares kommen. Dort der Mann im langen schwarzen Rocke bog sich so angelegentlich nach den Flammen hin, als höre er nicht ein Wort von Dem, was hinter seinem Rücken vorgehe — er war wohl bereits fertig mit seinem Feldzugsplane.

Der Hofmarschall drehte sich um. „Sie haben auch gescherzt, meine Gnädigste," rief er und zeigte lachend sein schneeweißes Gesicht. „Sie haben mir einen kleinen Schabernack zufügen wollen. Nicht mehr als billig — ich bin heute der Frau Herzogin gegenüber ein wenig indiscret gewesen — aber ich will künftig artiger sein — ich verspreche es Ihnen. Und nun, bitte, bitte, geben Sie mir mein reizendes Billetdoux zurück, an welchem mein ganzes Herz hängt, wie Sie wissen! — Wie, Sie weigern sich? . . . Ich wollte drauf schwören, ich sähe dort aus Ihrer Kleidertasche ein herziges, rosenfarbenes Brieflein gucken. Nein? — Wo ist der Brief der Gräfin Trachenberg, frage ich?" fügte er plötzlich mit völlig veränderter, zornig knurrender Stimme hinzu — im Uebermaße seiner hervorbrechenden Wuth vergaß er sich so weit, den Krückstock drohend zu heben.

„Fragen Sie den Herrn Hofprediger!" antwortete die junge Frau mit todtenbleichen Wangen.

„Den Herrn Hofprediger? Ist die Gräfin Trachenberg seine Mutter? . . . Hm ja, möglicher Weise hat er — den kühnen Eingriff belauscht, und Sie appelliren nun an seine Ritterlichkeit und christliche Milde, respective an seine rettende Hand — aber das hilft Ihnen nichts, schöne Frau. Ich will direct aus Ihrem Munde hören, wo der Brief ist."

Die junge Frau zeigte nach dem Kamine. „Er ist verbrannt," sagte sie in klanglosem, aber festem Tone. In diesem Augenblicke wandte der Hofprediger zum ersten Male den Kopf ein wenig — er warf einen verstörten, halb wahnwitzigen Seitenblick nach der Sprechenden, der es nicht einfiel, zu dem einzigen Mittel, dem Leugnen, zu greifen.

Der Hofmarschall stieß einen heiseren Wuthschrei aus und sank, unfähig, sich länger auf seinen kranken Füßen zu halten, in den nächsten Lehnstuhl.

„Und Sie sind Zeuge gewesen, Hochwürden? Sie haben diese Infamie ruhig geschehen lassen?" preßte er zwischen den Zähnen heraus.

„Ich kann Ihnen in diesem Momente nicht darauf antworten, Herr Hofmarschall — Sie müssen erst ruhiger werden. Die Sache liegt doch anders, als Sie annehmen mögen," versetzte der Hofprediger ausweichend. Er trat vom Kamine weg und kam mit zögernden Schritten näher.

„Nun wahrhaftig, es hat noch gefehlt, daß auch Sie ablenken. Macht denn der ketzerische Geist dort unter den rothen Flechten alle Männerköpfe rebellisch? Raoul traue ich schon längst nicht mehr" — er biß sich auf die Lippen; die letzten Worte waren ihm offenbar wider Willen herausgefahren — auf den Hofprediger aber wirkten sie wie ein unerwarteter Schlag in das Gesicht; mit einem Blicke voll zornigen Schreckens nach der Zuhörerin hob er rasch die Hand, als wolle er sie auf den unvorsichtigen Mund des alten Herrn legen.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Hofmarschall," sagte er, in drohendem Warnungstone jedes Wort markirend.

„Mein Gott, ich sprach in Bezug auf seinen gut katholischen Glauben," rief der Hofmarschall ärgerlich.

Der Mann, um dessen „Glauben" es sich eben handelte, kam in diesem Momente die große, mit den byzantinischen Teppichen belegte Haupttreppe herauf. Liane stand der noch immer offenen Thür gegenüber — der stark beleuchtete Gang, welchen sie übersehen konnte, mündete in dem Treppenhause, das auch in einem förmlichen Lichtmeere schwamm. Auf der obersten Stufe blieb Mainau, noch in seinen dunklen Regenmantel gehüllt, einen Moment stehen. Sah er die hell gekleidete Gestalt seiner Frau inmitten des dämmernden Salons? Er war jedenfalls im Begriffe gewesen, nach seinen Zimmern zu gehen — jetzt lenkte er sofort in den Gang ein.

„Aha, da kommt er ja! Sehr gelegen!" sagte der Hofmarschall sichtlich frohlockend bei den sich rasch nähernden, wohlbekannten Schritten — er richtete sich kampffertig im Stuhle auf und rieb kichernd die dürren, trockenen Hände aneinander.

„Herr Hofmarschall, ich muß Sie dringend bitten, vorläufig noch zu schweigen," rief der Hofprediger in seltsam gebietendem, halbem Flüsterton, dem man aber doch die Angst anhörte.

Aber da stand Mainau schon auf der Schwelle. „Soll ich's nicht wissen, Hochwürden?" fragte er schneidend — sein scharfes, argwöhnisches Ohr hatte den Zuruf erfangen. Durchbohrend glitt sein flammender Blick von dem Geistlichen hinweg auf das Gesicht der jungen Frau. „Ein Geheimniß also — ein Geheimniß zwischen dem Herrn Hofprediger und — meiner Frau, das Du nicht verrathen sollst, Onkel?" setzte er mit langsamem Nachdruck hinzu. „Ich muß gestehen, das könnte mich lebhaft interessiren. Ein Geheimniß zwischen einem streng katholischen Priester und einer ‚Ketzerin' — wie pikant!... Rathe ich recht, interessante Bekehrungsversuche, Onkel?"

„Denke nicht d'ran, Raoul — unser Hofprediger ist viel zu klug und verstandesüberlegen, um sich nicht zu sagen, daß da Hopfen und Malz verloren ist — die Frau Baronin ist ja nicht einmal protestantisch. . . . Nein, mein Freund, das Geheimniß gehört der Gnädigen ganz allein, und der Hofprediger, der es unfreiwillig belauscht, ist so ritterlich und christlich, sie nicht compromittiren zu wollen.... Auch ich würde geschwiegen haben — mein Gott, man ist und bleibt ja doch Cavalier — aber was soll ich Dir nun sagen? Mein Kopf ist viel zu unbeholfen und auch zu alt, um rasch ein Märchen zu erfinden —"

„Zur Sache, Onkel!" rief Mainau mit harter, gepreßter Stimme — sein Gesicht mit den krampfhaft nach innen gezogenen Lippen und den wie im Fieber glimmenden Augen war furchtbar anzusehen.

„Nun ja doch — es ist rasch erzählt. Du hast den Schlüssel am Schreibtische stecken lassen, just an dem Kasten, in welchem der Brief der Gräfin Trachenberg lag. Ich muß mich freilich anklagen, die Frau Baronin allzuhäufig mit dem kleinen, interessanten Actenstücke geneckt zu haben, und da hat sie wohl gemeint, es sei doch besser, wenn es einen schönen Tages für immer verschwinde.... Sie war allein hier im Salon, hat den günstigen Zufall benutzt und meinen kleinen Liebling, das hübsche, rosenrothe Briefchen in — das Kaminfeuer geworfen — eh, was sagst Du dazu? . . . Es war nur sehr fatal, daß ich kurz vorher das Fehlen des Schlüssels bemerken mußte — der Herr Hofprediger erbot sich, ihn zu holen, und so hat ihn seine Gefälligkeit zum unfreiwilligen Zeugen des Autodafés gemacht. Als ich, über sein allzulanges Ausbleiben beunruhigt, hier plötzlich eintrat, da stand mein verehrter Freund in sichtlicher Bestürzung noch am Kamine, und die Frau Baronin machte zu spät den Versuch, vor mir zu fliehen.... Sieh' hin! Das offene Schubfach sagt genug."

Die junge Frau, die den drohenden Sturm nun völlig entfesselt auf sich losstürzen sah, ließ jetzt das Taschentuch sinken, das sie an ihre Lippen gepreßt hatte, und trat mit entfärbtem, fast wachsweißem Gesichte ihrem Manne einen Schritt näher.

„Lasse das, Juliane!" sagte er kalt wie Eis, indem er zurückwich und die Rechte, Schweigen gebietend, erhob. „Der Onkel beurtheilt die Sachlage von seinem vorurtheilsvollen kurzen Gesichtspunkte aus — Du hast das Papier **nicht** berührt — ich weiß es, und wehe dem, der es wagt, diese gemeine Beschuldigung zu wiederholen! . . . Dagegen muß ich mein Befremden aussprechen, Dich zu dieser Zeit **hier** zu sehen —"

„Aha — wir gehen von ein und demselben Punkte aus," lachte der Hofmarschall kurz auf.

„Die Theestunde ist noch fern —" fuhr Mainau fort, ohne den Einwurf zu beachten — „bei dieser armseligen Beleuchtung kannst Du unmöglich gestickt haben — ich sehe auch weder Deinen Arbeitskorb, noch ein Buch, das auf irgend eine Beschäftigung schließen ließe — Du bist ferner stets die **Erste**, die geht und sich in ihre Appartements zurückzieht, und die **Letzte** beim Wiedererscheinen Aller. Ich wiederhole, aus allen diesen Gründen befremdet mich Deine Anwesenheit hier höchlichst, und ich kann sie mir nur so erklären: Es ist irgend eine Aufforderung an Dich ergangen, hierher zu kommen, und — Du bist ihr gefolgt. Juliane — der Vogel hat also doch den Kopf in die Schlinge gesteckt, und ich gebe ihn verloren, unrettbar verloren. Du bist an die Hand gefesselt, die, sicher ohne Deine Billigung und wohl auch zu Deinem eigenen Schrecken, Dir den Liebesdienst erwiesen hat, den compromittirenden Brief zu verbrennen. . . Gefallen bist Du noch nicht, aber verloren dennoch — warum bist Du gekommen!"

„Was soll denn das heißen, Raoul? Was sprichst Du da für tolles Zeug?" rief der Hofmarschall ganz verblüfft.

Mainau lachte auf, so bitter und so schallend, daß es von den Wänden wiedergellte. „Lasse Dir's vom Herrn Hofprediger übersetzen, Onkel! — Er hat so lange die fetten Karpfen in das große römische Fischernetz getrieben, daß es ihm nicht zu verdenken ist, wenn er auch einmal auf eigene Faust fischt und ein schönes, schlankes Goldfischlein für sich behalten will. . . . Hochwürden, Ihr heiliger Orden leugnet zwar in neuester Zeit den oft citirten Grundsatz ‚der Zweck heiligt die Mittel.' Möglich, daß er aus Vorsicht niemals niedergeschrieben worden ist — desto energischer wirkt er als zugeflüstertes Losungswort, und ich mache Ihnen mein Compliment darüber, wie Sie diese kostbare Abfindung mit dem Gewissen auch im Privatinteresse zu verwerthen wissen — oder sollen wirklich die schönen Lippen dort lediglich den Rosenkranz beten?"

„Ich muß gestehen, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Herr Baron," versetzte der Hofprediger vollkommen unbefangen. Er hatte Zeit gefunden, eine imponirend ruhige, ja herausfordernde Haltung anzunehmen, wenn auch die rachefunkelnden Augen in dem fahlgewordenen Gesichte durchaus nicht auf inneren Gleichmuth schließen ließen.

„Possen — ich verstehe absolut nicht, wo Du hinaus willst, Raoul," sagte der alte Herr, ungeduldig auf seinem Stuhle hin- und herrückend.

„Ich weiß es, Mainau," murmelte die junge Frau wie vernichtet — dann streckte sie plötzlich mit einer stummen Geberde die Arme gegen den Himmel — ihr war, als stürze mit der Erkenntniß verzehrendes Feuer auf sie herab.

„Komödie!" sagte der Hofmarschall mit seiner schnarrenden Stimme und wandte indignirt den Kopf auf die Seite — aber der Hofprediger trat mit dröhnenden Schritten vor ihn hin.

„Versündigen Sie sich nicht, Herr Hofmarschall!" warnte er streng und gebieterisch. „Diese arme, gequälte junge Dame steht unter meinem Schutze. Ich leide nicht, daß man die himmlische Reinheit ihrer Seele —"

„Kein Wort weiter, Herr Hofprediger!" rief Liane empört mit flammenden Augen. „Sie wissen doch, daß ich mich ‚mit einer einzigen Wendung meines Hauptes über das Gesindel stelle, das in den Staub gehört —' Sie wissen, daß ich ‚hochmüthig bin, wie kaum eine aristokratisch Geborene, die Fürstenblut in ihren Adern weiß' — Ihre eigenen Worte von vorhin, Herr Hofprediger! — Und dennoch wagen Sie es, unaufgefordert sich zu meinem Vertheidiger aufzuwerfen? Sagen Sie sich nicht selbst, daß die Gräfin Trachenberg eine solche Aufdringlichkeit nicht duldet, sondern gebührend zurückweist? . . . Da steht der Schauspieler, der Komödiant ohne Gleichen, Herr Hofmarschall!" — sie streckte die Hand gegen den Geistlichen aus. — „Werden Sie mit ihm fertig — lassen Sie sich von ihm die Vorgänge hier im Salon erklären, wie es ihm und Ihnen am bequemsten ist! Ich halte es für verlorene Mühe und auch meiner selbst nicht würdig, Ihnen gegenüber zu meiner Vertheidigung auch nur die Lippen zu öffnen."

Sie wandte sich rasch ab und blieb vor ihrem Manne stehen — sie standen Auge in Auge. „Ich gehe, Mainau," sagte sie — so energisch und fest sie eben noch gesprochen, jetzt mischte sich eine Art von Schluchzen in die Töne. „Vor wenig Tagen noch hätte ich Schönwerth verlassen können, ohne auch Dir gegenüber ein Wort zu meiner Ehrenrettung zu verlieren — heute ist das anders — seit ich einen tieferen Blick in Deinen Geist gethan, bin ich ihm näher getreten; ich achte ihn, wenn ich mich auch in diesem Augenblicke wieder zu meinem Schmerze überzeugen muß, wie schwach und verblendet Du sein kannst, und wie vergiftet Deine Anschauungsweise ist, daß Du nicht mehr an den Abscheu vor der Sünde in der Seele Anderer zu glauben vermagst. . . . Ich selbst kann Dir freilich den wahren Sachverhalt weder sagen noch schreiben — aber ich habe ja Geschwister — durch sie sollst Du von mir hören."

Sie schritt durch den Saal nach dem Ausgange.

„Um Gotteswillen, keinen Scandal, Raoul! — Du wirst doch dieser abgefeimten Intriguantin nicht glauben? — Bei dem Andenken Deines Vaters beschwöre ich Dich, lasse Dich nicht

hinreißen gegen den bewährten, treuen Freund unseres Hauses! O Gott — Liebster, bester Hofprediger, führen Sie mich fort — schnell — in mein Schlafzimmer! Mir ist sehr unwohl," hörte die junge Frau den Hofmarschall angstvoll und gellend aufschreien, als die Thür hinter ihr zugefallen war.

In der That, da war ein Komödiant des anderen würdig! Dieses fingirte Unwohlsein war die Flagge, unter welcher der Herr Hofmarschall seinen Freund, seinen Vertrauten vor einem Zusammenstoß mit dem aufgeregten Neffen in sein Schlafzimmer rettete.

21.

Bitter lächelnd und die emporquellenden Thränen gewaltsam niederkämpfend, stieg die junge Frau die Treppe hinab. Die Drei, die sie da oben zurückließ, blieben vielleicht einige Tage lang auf gespanntem Fuße, dann aber nivellirten Zeit und Etiquette die aufgerüttelten feindlichen Elemente, und über dem Opfer, das bei der Katastrophe in die aufgerissene Kluft stürzen mußte, schloß sich der Boden — wer dachte dann noch an die geschiedene Frau? — In der vornehmen Welt wächst das Gras unglaublich schnell über unliebsame Vorfälle.

Vor dem großen Spiegel im Ankleidezimmer brannten die Lampen — Hanna hatte jedenfalls vorausgesetzt, ihre Dame werde noch vor dem Thee die leichte Sommertoilette mit einem warmen Hauskleid vertauschen — es war ja abscheulich feucht und kalt geworden. Der weiße Porcellanofen, der ausnahmsweise in dieser Jahreszeit geheizt worden war, strömte behagliche Wärme aus und ließ durch die Oeffnung der blanken Messingthür den rothglühenden Schein des Kohlenfeuers über den Fußteppich spielen. Und in dieses behagliche Heim, das sie still und traulich empfing, trat die junge Frau mit fieberisch kreisendem Blut und umflorten Blicken zum letzten Mal, um sich zum Weggehen zu rüsten. . . . Sie schickte die Kammerjungfer zum Abendbrod in das Domestikenzimmer und verschloß hinter ihr die Thür, die nach dem Säulengange führte.

Vor allen Fenstern lagen bereits die Läden, nur im blauen Boudoir standen noch beide Fensterflügel weit offen — Liane schloß sie stets selbst, aus Besorgniß, ihre schönen Azaleenbäume könnten durch fremde, ungeschickte Hände beschädigt werden. . . . Wie das draußen unermüdlich rauschte und niederschoß vom dämmernden Himmel! Und wie feuchtschwer die Luft hereinschlug und mit triefendem Athem die gleißenden Atlaswände behauchte! In längeren Pausen stöhnte der Sturm noch immer grollend auf — dann trommelte und schüttete es mit doppelter Vehemenz auf den schwimmenden Kies nieder; in den Windharfen wurden die Accorde lebendig und zogen, halb getragen vom Sturm, halb erstickt durch die stürzenden Wassermassen, ersterbend über die Gärten hin.

Liane stand einen Augenblick am offenen Fenster — sie schüttelte sich unwillkürlich — in dieses Unwetter, in die einbrechende Nacht mußte sie hinaus, und zwar — wandernd. Sie wollte Schönwerth so still und geräuschlos verlassen, daß Niemand sagen konnte, **wann** sie gegangen. . . . Unter dem Dach Dessen, der sie der Hinneigung zur Treulosigkeit beschuldigt, der sie für unrettbar verloren erklärt hatte, durfte sie auch nicht eine Nacht mehr bleiben — man hatte so viel ehrverletzende Anklagen auf ihr Haupt gehäuft, und durch die perfide Handlungsweise des Hofpredigers war sie so vollkommen aller Beweismittel beraubt worden, daß sich nur eine in eigenen Ränken und Hinterlisten geübte Frauenseele der Situation gewachsen zeigen konnte — ihr, der durch ihre Seelenreinheit Hülflosen, blieb eben nur der Ausweg, zu den Geschwistern zu flüchten und in deren Hände ihre Vertheidigung zu legen.

Sie schloß das Fenster und ließ das Rouleau nieder — da kamen plötzlich rasche Schritte durch das anstoßende Vorzimmer, und eine ungestüme Hand ergriff das Thürschloß, aber das blaue Boudoir war verschlossen. . . . Liane preßte beide Hände auf ihr wild schlagendes Herz — Mainau stand draußen und begehrte Einlaß. . . . Nein, um keinen Preis wollte sie ihm noch einmal gegenüberstehen. — Er hatte all' und jedes Entgegenkommen ihrerseits verwirkt.

Mit hartem Finger klopfte er an die Thür. — „Juliane, öffne!" rief er gebieterisch.

Sie stand wie zu Stein erstarrt — auch nicht der leiseste Athemzug säuselte von den Lippen, nur die Augen glitten angstvoll am Kleid nieder, daß auch nicht das schwächste Rauschen einer Falte ihre Anwesenheit verrathe.

Zweimal wiederholte er seinen Anruf, wobei er heftig an der Thür rüttelte; dann hörte sie ihn zurückschreiten und die große Ausgangsthür nach dem Säulengang öffnen — sie bemerkte, daß der Flügel nicht wieder geschlossen wurde; Mainau war offenbar in heftiger, zorniger Aufregung fortgestürmt.

Tief aufseufzend ging sie nach dem Ankleidezimmer zurück — warum weinte sie? — Sie schämte sich dieser Thränen. Giebt es auf Gottes weiter Erde etwas Inconsequenteres, Räthselvolleres, als das Frauenherz? Drohte es nicht in diesem Augenblicke zu brechen in stummer Qual? . . . Sie verbarg das Gesicht in den Händen, als könne ein höhnender Blick in die Wandelung ihrer Seele eindringen — mit dem Selbstbelügen war es vorbei. Wäre er **jetzt** eingetreten, sie wäre wohl schwach genug gewesen, ihm zu sagen: „Ich gehe zwar, aber ich weiß, daß ich Dich nie vergessen werde." . . . Welcher Triumph für diesen dämonischen Charakter! Ihm widerstand also wirklich kein Weib. Selbst die Gemißhandelte, die er, in beleidigend reservirter Haltung und sich ernstlich gegen jede Annäherung ihrerseits verwahrend, dennoch neben sich gerissen, um seine Rache an einer anderen, immer noch Heißgeliebten, zu kühlen — diese Frau, der er wohl seinen Namen, in Wirklichkeit aber nur die Stellung einer Gouvernante in seinem Hause zugestanden, selbst sie warf die Waffen des Stolzes, der mädchenhaften Würde von sich, um ihm zuzurufen: „Ich werde Dich nie vergessen." . . . Nein — Gott sei Dank, er war fort. Er sah diesen Sieg nicht — er erfuhr ihn nie. Ein harter, fremder Zug grub sich um ihre Lippen. Sie sah im Geiste die Apfelschimmel vor dem Portale des herzoglichen Schlosses halten; sie sah den kühnen Lenker im dunkeln Mantel am Schlage stehen, und die höchstgestellte, stolzeste Frau des Landes, von seinem Arme gehalten, den Wagen verlassen — vielleicht war diese Heimfahrt entscheidend für Beide gewesen — die junge Frau war jetzt verbittert und mißtrauisch genug, um zu vermuthen, Mainau habe sie droben absichtlich und gegen seine Ueberzeugung der Treulosigkeit beschuldigt, um — die Trennung zu beschleunigen. . . . Ach Gott, wozu denn dieses schmerzliche Grübeln! — **Liebe** war es ja noch lange nicht, was sie empfand, ganz gewiß nicht — davor bewahrte sie denn doch ihr — Trachenbergischer Familienstolz — sie konnte sich nur des seltsam warmen Wunsches, seine Freundschaft zu besitzen, augenblicklich nicht erwehren; aber, war sie nur erst wieder daheim, da lernte sie rasch überwinden. . . .

Sie schloß den Schmuckkoffer auf und verglich noch einmal seinen Inhalt mit dem Verzeichnisse; ebenso überzählte sie die Geldrollen im Schreibtische — sie hatte nie eine derselben berührt. Sodann versiegelte sie die beiden Schlüssel in einem Couverte, das sie an Mainau adressirte und auf dem Schreibtische liegen ließ. Die Gegenstände, die sie nicht von fremden Händen betastet wissen mochte, packte sie in einen kleinen Koffer; alles Andere überließ sie zur Nachsendung der Kammerjungfer.

Während dieser Vorbereitungen waren nahezu zwei Stunden verstrichen. Sie hob das Rouleau im blauen Boudoir; es war sehr dunkel draußen geworden; der Schein der hinter ihr stehenden Lampe streckte sich über den Kiesplatz hin und zeigte große, trübe Wasserlachen in jener tummelnden Bewegung, wie sie leichtniederplätschernde Tropfen erregen — der Regen hatte nachgelassen, aber der Sturm kam eben wieder um die Ecke, so wild und johlend, als habe er sich in all den Höfen und Höfchen und offenen Säulengängen des ungeheuren Schlosses verirrt und brause nun, neu aufathmend und befreit, über die weiten Gärten hin.

Jetzt war es Zeit, zu gehen. Liane vertauschte ihr helles Kleid mit einer dunkeln Robe, warf einen schwarzen Sammetmantel um und zog die Kapuze über den Kopf. Schmerzlich aufweinend trat sie in Leo's Schlafzimmer und legte die Wange auf das Kissen, neben welchem sie bisher jeden Abend wachend und behütend gesessen, bis dem tief und behaglich hingeschmiegten wilden Lieblinge die glänzenden Augen im süßen Schlummer zugefallen waren. Er saß jetzt oben beim Großpapa und ahnte nicht, daß ihre Thränen auf sein Schlummerkissen fielen, daß sie, an der sein ganzes unbändiges Knabenherz vergötternd hing, in stürmischer Nacht das Schloß verlasse, um nie zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Wappen des Frühlings.

Zusammengestellt und nach der Natur gezeichnet von Emil Schmidt.

Digitized by Google

Des Lenzes Wappen.

Mit Abbildung.

Holla, Menschlein, aufgeschaut!
Seht das Wunder wieder,
Wie der warme Himmel thaut
Auf die Welt hernieder!

Stand der graue Weidenstrunk
Gestern noch verdrossen –
Heute hat vom Himmelstrunk
Selig er genossen.

Gestern fiel noch aus der Höh'
Manches weiße Flöckchen —
Heute blühen, Osterschnee,
Alle deine Glöckchen.

Um die Eiche necken sich
Rings im Kreis die Veilchen,
Nur sie selber lächelt: Ich
Warte noch ein Weilchen!

Wie zum Strauße Flur und Hain
Bieten Perl' um Perle:
Maßlieb, Primel, Waldröslein,
Birke, Ulm' und Erle!

Holla, Menschlein! Führt heraus
Lenzeslust die Sonne,
Wird die ganze Welt ein Strauß
Sel'ger Blumenwonne.

Blumen, Laubwerk, Wiesengrün —
Alles bricht in Masse
Neuem Liebeleben kühn
Eine freie Gasse.

Denn, wo auch des Straußes Bild
Uns entgegen glänze:
Frischer Liebe ist's der Schild,
Wappen ist's dem Lenze.

Bring', o Strauß, dein junges Glück,
Bring' es auch den Alten,
Daß sie immer noch ein Stück
Lenz für sich behalten!

Drückt man mir den letzten Strauß
In die kalten Hände,
Dann erst sei mein Frühling aus
Und mein Lied am Ende!

Friedrich Hofmann.

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf Gottschall.

1. Madame Tallien.

(Schluß.)

Die Rede wurde vom Convent den Comités des Unterrichts und der öffentlichen Wohlfahrt mit ehrenvoller Erwähnung zugesendet. Doch Therese sollte keine barmherzige Schwester werden; der Haß Robespierre's bewahrte sie vor diesem Wirken, das sie selbst mit solcher Begeisterung gepriesen hat. Robespierre haßte die Sirenen und Circen, die verführerischen Schönheiten, die im politischen Leben eine Rolle zu spielen suchten. Hatte er doch selbst eine Manon Roland auf das Schaffot geschickt. Er haßte überdies Tallien, dem er weder seinen Ehrgeiz und seine wachsende Bedeutung, noch seine zur Schau gestellten Liebesabenteuer verzieh. Auf einen Befehl des Wohlfahrtsausschusses wurde Therese verhaftet. Sie selbst erzählt, es sei dies auf ihrem Schlosse Fontenay-aux-Roses geschehen, bei einem Feste, dem anfangs auch Robespierre beiwohnte. Sie erinnerte ihn daran, welche Rolle sie als die Göttin des Erbarmens in Bordeaux gespielt habe; er war bis zu Thränen gerührt und verhieß, daß alle Gefängnisse bald sich öffnen würden. Man träumte sich in Arkadien. Der Advocat von Arras, ein Freund der Musen, gab manches Madrigal zum Besten und sog den Duft seines Blumenbouquets ein, das er stets bei sich trug, im Wohlfahrtsausschuß wie später bei dem Feste des höchsten Wesens. Er verließ die Gesellschaft frühzeitig, indem er galant der schönen Wirthin sein Bouquet zum Abschied überreichte. Therese sprach zu Tallien: „Sieh, wie man ihn verleumdet hat — er ist der gerechteste aller Menschen!" Man tanzte und amüsirte sich noch eine geraume Zeit — da traten plötzlich Gensd'armen in den Saal, drängten sich unter die tanzenden Frauen, stießen sie bei Seite und ergriffen Madame de Fontenay. Tallien wollte die Eindringlinge entwaffnen, doch ihre Uebermacht war zu groß. Der Verhaftsbefehl trug die Unterschrift Robespierre's.

Therese wurde zuerst in das Gefängniß de la Force gebracht, wo es Tallien gelang, ihre Lage zu erleichtern, und wo er mit ihr correspondirte durch Briefe an Steine gebunden, die er von einem benachbarten Dachfenster in den Gefängnißhof warf. Dann wurde sie in das Gefängniß der Carmeliter geführt; hier bewohnte sie mit Anderen einen gemeinsamen Kerker. Man zerstreute sich, indem man mit dem Tode sein Spiel trieb. Man parodirte das Revolutionstribunal, ja selbst die Guillotine, und erschien dann als Gespenst im Leichentuch. Hier saß Therese zusammen mit Josephine Beauharnais, deren Gatte enthauptet worden war, weil er als General der Republik am Rhein unglücklich gewesen war. Dieses Gefängniß barg die Zukunft Frankreichs — den Sturz der Schreckensherrschaft und die Kaiserkrone.

Die Haft und Lebensgefahr der Geliebten drängten Tallien zu raschem Entschluß. Enger schlossen sich die Gegner Robespierre's zusammen, der nach dem Feste des höchsten Wesens immer lauter des Strebens nach der Dictatur beschuldigt wurde. Eines Tages erhielt Tallien in geheimnißvoller Weise einen Dolch. Man wußte nicht, wer ihn gebracht hatte; er fand ihn auf seinem Tische. — Er erkannte den Dolch; er war ein spanisches Erbstück von Therese Cabarrus. Es war eine stumme, aber beredte Mahnung. Der Tyrann mußte gestürzt werden — oder der Dolch war der letzte Gruß seines Opfers.

Und über Robespierre, der sich wochenlang thatlos aus dem Convent und aus den Ausschüssen ferngehalten, welcher nur bei seinen geliebten Jacobinern bisweilen die Macht seiner Beredsamkeit erprobte, welcher gerade jetzt geneigt schien, in milderen Formen die Ideale Rousseau's zu verwirklichen, brach das Verhängniß herein. An dem gluthheißen Tage des 9. Thermidor wagte der bisher lautlose Convent den Sturm auf den Dictator. Und es war ein furchtbarer Sturm, wie ihn selten eine Versammlung von Gesetzgebern erlebt hat; denn es war der gewaltige Losbruch aller lange durch Furcht gefesselten Leidenschaften. „Nieder der Tyrann!" erscholl es von den Bänken des Convents, als Robespierre das Wort ergreifen wollte. Tallien hatte in einer glühenden Rede ihn zu Boden geschmettert und den Dolch der Therese Cabarrus in der Hand, schwang er sich wieder auf die Tribüne mit den Worten: „Ich habe mich mit diesem Dolche bewaffnet, um den neuen Cromwell zu durchbohren, wenn der Convent nicht den Muth hat, ihn in Anklagestand zu setzen. Es geschieht; Robespierre wird verhaftet. Noch einmal schwebt Frankreichs Schicksal auf der Schneide des Schwertes; denn das Volk von Paris befreit seinen Liebling; die Commune greift zu den Waffen; die Kanonen des betrunkenen Henriot richten sich gegen den Convent. Doch die Truppen des Convents sind siegreich; Robespierre wird auf dem Stadthaus abermals gefangen genommen. Er besteigt das Schaffot.

Der Dolch der Therese Cabarrus hatte seine Schuldigkeit gethan. Seit jener Zeit heißt sie „Notredame de Thermidor", und nur ihre Feinde nannten sie, unter Anspielung auf Tallien's Betheiligung an den Septembermorden, die er selbst stets in Abrede gestellt hatte, „Notredame de Septembre".

Therese wurde Madame Tallien und blieb, so lange die Herrschaft der Thermidoristen dauerte, ein Jahr hindurch, die Königin von Frankreich. Kaum hatte sich dieses Land von dem Druck der Schreckensherrschaft etwas erholt, so fing es schon wieder an, auf dem Vulcan zu tanzen. Noch immer war die Guillotine in voller Arbeit; denn die Reaction hat ihre Schrecken wie die Revolution — und schon eröffnete Madame Tallien ihren Salon. Es war ein bahnbrechender, ein erobernder Salon, der sich mitten hineinschob in den Schutt und die Trümmer der Schreckensherrschaft — und darin besteht seine Bedeutung. Das Reich der Künste und der Mode, der Grazien und der Musen fand seine Priesterin in jener Aristokratin, welche wie eine Armide den Schreckensmann gebändigt hatte und jetzt an seiner Seite des höchsten Ansehens genoß, so lange der Sturz Robespierre's als ein Sieg der wahren Freiheit gefeiert wurde. Noch bei dem Jahresfest des 9. Thermidor war Tallien der Held und spielte

dieselbe Rolle, welche Robespierre bei dem Feste des höchsten Wesens spielte. Er vereinigte alle Parteien bei einem großen Festmahl; sie drohten übereinander herzufallen. Da war es wiederum die Königin des Festes, Notredame de Thermidor, welche das Glas erhob und einen Toast ausbrachte darauf, daß alle Irrthümer vergessen, alle Beleidigungen vergeben sein sollten. Man umarmte sich und trank auf das Wohl der schönen Sprecherin.

Es kam die Zeit des Directoriums, die Zeit des „Rococo“ der Revolution, die sich selbst auf einmal auszulachen schien. Die Moden wurden Caricatur; den blutigen Römern folgten burleske Athener, und schöne Griechinnen in leicht verschleierter olympischer Herrlichkeit bevölkerten die Salons. Tallien war kein Mitglied des Directoriums; seine Rolle war ausgespielt. Er hatte revolutionäre Gluth und parlamentarische Gewandtheit; er war der Mann der großen Krisen, und die Tribünen mochten ihm zujubeln, so lange er im Convent erschien. Doch als die Entwickelung Frankreichs in ruhigere Bahnen einlenkte, da wurde er bei Seite geschoben; denn er war ein politischer Autodidakt, ihm fehlte jede tiefere staatsmännische Bildung. Und die Zeit ging über die Vertreter der Schreckensepoche zur Tagesordnung über. Seltsame Ironie — seine Frau wurde sein Schicksal; sie half die Reaction heraufbeschwören, die ihren Gatten gänzlich in den Schatten stellte. Es wird erzählt, daß Madame Tallien den Muth hatte, in Begleitung von Freron und Merlin de Thionville die Thür des Jacobinerlocals abzuschließen. Pitt sagte damals: „diese Frau wäre fähig, die Pforten der Hölle abzuschließen.“ Sie wollte damit ihren Gatten rächen, den die letzten grollenden Anhänger Robespierre's aus dem Club gestoßen hatten; aber sie ahnte nicht, daß sie damit auch Tallien's Zukunft abschloß. Denn dieser war ein Jacobiner von Haus aus und mit dem Club, dem Herd des revolutionären Feuers, erlosch auch der Glanz seiner eigenen Bedeutung.

Doch — le roi est mort, vive la reine! Madame Tallien war die gefeiertste Schönheit, die Modedame des Directoriums, und mit Recht nannte sie ein Geschichtschreiber desselben „die Pompadour, die so vielen Lykurgen auf dem Fuße folgte“. Sie gründete ein Versailles um sich; sie lehrte Frankreich, sich der Todesschauer zu entwöhnen und wieder an das Leben zu glauben. Musik, Tanz, jede Art von Luxus kam wieder auf die Tagesordnung; die unverwüstliche Galanterie der Franzosen trat in ihre alten Rechte. Frankreich hatte wieder seinen Hof — und dieser Hof war der Salon der Madame Tallien.

Versetzen wir uns einmal in diesen Salon; die Zeichnungen eines Charles Vernet und Debucourt werden unserer Phantasie zu Hülfe kommen. Da bilden die Statisten die Vertreter der „goldenen Jugend“ Freron's, welche in Straßenschlägereien mit den Jacobinern die Revolution zu Tode geprügelt hatte und zur Erinnerung daran die vergoldeten Knotenstöcke trug. Welche wunderbaren Zöpfe, welche Berloques und Lorgnons, welche unwahrscheinlichen Röcke — und diese flatternden riesigen Halstücher, diese cravates de guillotinés, die Nankinghosen mit Bändern, diese weißen, rosaschimmernden Westen und grünen Handschuhe, die gestreiften Strümpfe, die romantischen Stiefeln — alle diese Republikaner, die den Fächer tragen, und diese Sansculotten, die mit den Lorgnons spielen — aus welcher Schachtel sind diese wunderbaren Zappelmänner gekrochen, diese „Merveilleux“ und „Impossibles“? Und daneben der Damenflor! Welche Fluth von Bändern, welche Wolken von Gaze umschweben leicht die schönen Gestalten! Da frisirt man sich au repentir; man läßt die Haare von einer Seite auf die Schultern herabfallen, oder das Gelock bedeckt die Stirn und kräuselt sich über die Augen herab, deren Glanz dadurch gewinnt. Der Shawl à la victime — die Mode war witzig; sie verspottete die Herrschaft des Schreckens — wird um den Hals geschlungen, um die Schönheit des Nackens und der Büste nicht zu beeinträchtigen. Ein Ring von Cameen ziert das schöngeformte Bein, das aus dem Gewande hervortritt; antike Sandalen zeigen den Fuß, dessen Zehen prachtvolle Ringe schmücken. Ueber diesem Blumenflor neigen sich die Vertreter der „goldenen Jugend“, diese seltsamen Schmetterlinge — und ein Geflüster von Liebesabenteuern geht durch den Kreis. Alles lauscht — Frau Tallien schlägt die Harfe. Ihre vollen, schönen Arme, ihre melodische Stimme entzücken die Hörer. Dann singt Garat, jener Orpheus, dem sie, wie so vielen Anderen, das Leben gerettet; Cherubini und Mehul begleiten ihn.

Bald änderte sich die Scene. Die drei Grazien des Directoriums, Madame Tallien, Madame de Beauharnais, jene anmuthige Creolin, welche Tallien ebenfalls aus dem Kerker befreit hatte, und Madame Recamier, die glänzende Nebenbuhlerin, deren Salon eine fast noch größere Berühmtheit erlangt hatte, erschienen, sobald die Violine das Signal gegeben hatte, den Schleier auf dem Arme, um mit großer Anmuth den Schleiertanz auszuführen. Sie drapirten sich damit in wechselnden Stellungen. Bald verbarg sich hinter ihm die Erregtheit der Liebe, bald war es das leichte Gewölk der Willis, bald ein Gürtel, der Gürtel der Venus, den die Hand der Grazie schlang und die Hand der Liebe löste. Der Tanz war eine wandelnde Poesie und die Kunst bestand darin, seine stumme Beredsamkeit zu voller Geltung zu bringen.

Eine strenge Frauengestalt sah ernst sinnend dem verlockenden Schauspiel zu; es war die Tochter Necker's, Frau von Staël; hier fand sie die Farben für das Bild ihrer Corinna. Neben dem General Barras mit dem stolz wehenden Federbusch und dem rasselnden Säbel, einem Machthaber Frankreichs und Mitglied des Directoriums, der als ein König en miniature sein kleines Privatversailles hatte, stand ein unscheinbarer Officier mit kalten, marmornen Zügen. Sein Ruhm war von jungem Datum. Er hatte sich vor Toulon ausgezeichnet und die Royalisten in Paris niederkartätscht. Daß ihm neben Barras die Oberleitung in diesem Kampfe anvertraut wurde, verdankte er dem Einfluß der Frau Tallien. So reichte ihre Hand bis zum Cäsarenthum der Zukunft; denn dieser Officier war der General Bonaparte, für den auch die sanfte Josephine Beauharnais, eine Generalswittwe, lebhafte Neigung hegte. Bonaparte hat, wenn er bei Laune war, in diesen Kreisen oft den Wahrsager gespielt. Ob er schon damals in seinen hochfliegenden Träumen an die Herrschaft in Frankreich dachte und sie mit Madame Tallien theilen wollte? Sophie Gay behauptet es, doch wer las in der Seele des merkwürdigen Mannes? Die schöne Therese blieb ihm eine Gönnerin, aber sie zeigte keine Liebe für ihn; die reizende Josephine wurde seine Gattin.

Und vor dem eisernen Tritte dieses Mannes zerstob der Spuk der Merveilleux und Incroyables; doch auch die Glanzzeit Therese's ging vorüber. Tallien verkam; er begleitete als Journalist die ägyptische Expedition; er war eine Zeitlang Consul in Alicante. Später lebte er in Dürftigkeit in Paris; er verkaufte seine Bücher auf dem Quai Voltaire, um zu leben, und wies ein Geldanerbieten seiner längst von ihm geschiedenen Frau zurück. Wohl aber nahm er das Asyl an, das sie ihm in der Chaumière in der Allée des Veuves anbot, an jener Stätte, wo Beide einst eine so glänzende Rolle gespielt hatten.

Und Therese? Sie war seit 1805 die Gattin Joseph's von Caraman, eines früheren Emigranten, welcher nach seiner Rückkehr Prinz von Chimay geworden war. Als Frau eines Grandseigneur huldigte sie auf ihrem herrlichen Schlosse den Künsten, der schönen Natur, ihrer Familie und ihren Erinnerungen. So lebte sie dreißig Jahre als eine vornehme Dame; aber der niederländische Hof verzieh ihr nicht, daß sie vorher die Gattin eines Königsmörders gewesen war, und es gehörte zu ihren schwersten Kränkungen, daß sie, trotz der hohen Stellung des Gatten, an den Höfen nicht Zutritt fand.

Es war nicht leicht, die schlanke Amazone, die anmuthige Tänzerin des Directoriums wiederzuerkennen in einer Gestalt, welche die volleren Formen eines Rubens angenommen hatte. Und diese flamländische Schönheit wurde noch außerdem durch die Moden der Restauration entstellt, durch die Puffärmel und Pyramidenfrisur. Doch die Grazie ihrer Züge und ihrer Seele blieb unverändert. Höchst anziehend waren die Schilderungen ihres Lebens, seiner rührenden Begebenheiten und denkwürdigen Wendungen, mit denen sie die Freundinnen unterhielt. Einer ihrer Söhne, Joseph Fürst von Chimay, ist ein bekannter Diplomat geworden. Eine Schönheit blieb sie bis zu ihrem Tode 1835, und wenn sie mit ihren drei Töchtern in der Loge der Italienischen Oper in Paris erschien, frug man sich, welche der vier Schwestern die schönste sei?

Ein so wechselvolles Leben führte die spanische Banquierstochter, die Siegesgöttin von Bordeaux, die dolchbewehrte Rachegöttin des neunten Thermidor, die Grazie des Directoriums, die niederländische Fürstin!

Unsere „schlechten Dienstboten".

„Giebt es denn wirklich keine guten Dienstboten mehr? Und woher kommt das?"

Diese Fragen fielen als Brandraketen in einen größeren Kreis von Damen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, welche der Hochsommer in dem reizenden Berchtesgaden vereinigt hatte. Es war einer der vielen Regennachmittage des gesegneten Septembers, und statt wieder einmal, wie schon seit acht Tagen, auf der obern Straße in triefenden Regenmänteln zu wandeln und in die wolkenverhüllten Thäler nach gutem Wetter zu spähen, hatte man beschlossen, heute einen gemüthlichen Kaffee zu arrangiren mit gänzlicher Ignorirung des undankbaren Wetters und in der stillen Hoffnung, durch diese entgegengesetzte Behandlungsweise vielleicht einen Umschlag zum Besseren zu erzielen. Alles war heiter und friedlich abgelaufen, bis zu dem Augenblicke, wo die oben angeführte Frage eine plötzliche Wallung der Gemüther veranlaßte.

„Das will ich Ihnen sagen, meine Liebe," nahm Frau Präsidentin von Breda das Wort, indem sie mit einer heftigen Bewegung das Haubenband unter dem Kinne lockerte. „Das kommt Alles von den neumodischen und unchristlichen Anschauungen, die ja jetzt mit Gewalt unter den Arbeitern und Dienstboten verbreitet werden. Seit die Köchinnen Hüte tragen und in den Arbeiterbildungsverein laufen, seitdem ist es fertig mit der guten alten Zeit. Es wäre zum Lachen, wenn man sich nicht darüber todt ärgern müßte. Einer Frau von meinem Alter kann es am Ende gleichgültig sein, denn ich erlebe es nicht mehr, aber Sie werden vielleicht noch alle an mich denken, wenn Sie einmal für Geld und gute Worte Niemanden mehr finden, der sich herbeiläßt, Ihre Hausarbeit zu thun."

Und die Stricknadeln der alten Dame klapperten heftiger, als zuvor.

„Erlauben Sie, Frau Präsidentin," begann etwas gereizt eine lebhafte kleine Schwäbin, die Frau des Redacteurs Michaelis, „der Arbeiterbildungsverein trägt die geringste Schuld an der ‚Verschlechterung der Dienstboten', die ich übrigens gar nicht so himmelschreiend finde. Die früheren werden auch nicht lauter Ideale gewesen sein, und ‚gute Herrschaft, gutes Gesinde' heißt es schon im Sprüchworte. Ich sprach einmal mit einer sehr ausgezeichneten Frau über die Idee eines Vereins zur Besserung der weiblichen Dienstboten. Meine Rike horchte aufmerksam von der Küche her zu und sagte dann zu mir, als jene fort war: ‚Das ischt recht schön mit dem Besserungsverein, aber wäger, mer müsset au glei en Madamenbesserungsverein gründe.'"

Die Damen lachten, nur Frau von Breda sagte verächtlich: „Auf diese Rede hätte ich die Person sofort aus dem Dienste gejagt."

„Warum?" versetzte die unverbesserliche Redacteurin. „Ich hatte keine Ursache, mich getroffen zu fühlen."

„Aber liebe Frau Michaelis," begann nun Frau Dr. Langsdorff, eine zarte, etwas leidende Blondine, „Sie können mir glauben, auch mit der besten Behandlung sind Sie nicht im Stande, sich treue und anhängliche Dienstboten zu verschaffen. Ich habe meine Mädchen vom Anfange unserer Ehe so gütig und schonend behandelt, wie mir möglich war. Wir wechselten unsere erste Wohnung, weil mir Therese, ein Mädchen, mit dem ich sehr zufrieden war, erklärt hatte, sie könne das Wasser nicht drei Treppen hoch tragen, und ich nahm eine Gehülfin für die grobe Arbeit, weil Eduard auch meinte, man dürfe das junge Mädchen nicht mit Waschen und Putzen belasten. Sie war denn auch im Anfange sehr tüchtig, sorgte für Alles und pflegte mich, wenn ich mich leidend fühlte. Dagegen gab ich mir alle Mühe, den Charakter des Mädchens zu ergründen und sie bildend zu mir heranzuziehen. Ich kann wohl sagen, sie war gehalten wie ein Kind vom Hause, bekam viele Geschenke und nie ein strenges Wort zu hören; Eduard, der sehr viel für Volksbildung wirkt, gab ihr gute Bücher und wünschte, daß ich ihr bestimmte Stunden festsetze, damit sie darin lesen könne. Aber schon nach einem halben Jahre fing sie an, mitunter einen ungezogenen schnippischen Ton anzunehmen, den ich ihr umsonst in Güte zu verweisen suchte; sie wurde immer anspruchsvoller, dachte nur noch an Putz und Ausgehen und vernachlässigte ihre Pflichten, während meine täglichen Ausgaben wuchsen, ohne daß ich doch genau nachweisen konnte, wodurch. Zuletzt machten wir denn zufällig die Entdeckung, daß sie ein in jeder Beziehung unwürdiges Geschöpf geworden war, und mußten sie plötzlich entlassen. Es hat uns Beiden diese Erfahrung, die leider nicht die einzige blieb, einen tiefen Eindruck gemacht. Sie werden vielleicht sagen: Das war ein vereinzelter Fall. Allein ich kann Sie versichern, ein wie großes Vertrauen ich auch einem jeden Mädchen entgegengebracht, nie hat es mir den Lohn der Treue von ihrer Seite eingetragen. Es ist das sehr traurig." Und die arme Leidende sank in den Fauteuil zurück, das Occhi-Schiffchen nachlässig zwischen den schlanken blassen Fingern weiter bewegend.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, liebe Frau Doctor, aber ich habe fast lachen müssen über Ihre Geschichte."

Die so sprach, war ein tüchtige runde Mama von heiterem Gesichtsausdrucke. „Wenn Sie durchaus hätten schlechte Dienstboten haben wollen, hätten Sie's gar nicht praktischer anstellen können. Allen Respect vor Ihrem guten, warmen Herzen, aber hier hat es Ihnen einen tüchtigen Streich gespielt. Das kann ich Sie versichern: wenn mir die Theres' gekommen wäre, sie könne das Wasser nicht tragen, so hätte ich ihr ohne Umstände erwidert: ‚dann trägt es morgen eine Andere,' und glauben Sie mir, sie hätte ihren Eimer ruhig zur Hand genommen. Nein, mit der Güte allein ist's nicht gethan; man muß auch daneben gehörig fest sein und Strenge zeigen, ehe es Noth thut."

„Da haben Sie wohl Recht, Frau Meier," erklangen die etwas scharfen Töne des Fräuleins Dernburg, „das ist auch meine Erfahrung. Streng behandelt wollen diese Leute sein, sonst werden sie übermüthig. Man muß sich nur ja keine Illusionen über sie machen; sie betrachten uns als ihre natürlichen Feinde, denen sie nur nothgedrungen dienen, und so ist es ja wohl am besten, das Verhältniß ganz nüchtern aufzufassen und seine Rechte streng zu wahren. Ich führe nun schon seit Jahren meines Vaters Haushalt und habe mich bei diesem Grundsatze immer gut befunden. Allerdings mußte ich die Dienstboten viel wechseln, allein was liegt im Grunde daran? Man hat den Vortheil, keine Mißbräuche einreißen zu lassen, und kann die Leute so sparsam halten, wie es in diesen theuern Zeiten nöthig ist. In meinem Haushalte muß über jeden Tropfen Milch und jedes alte Stückchen Fleisch Rechenschaft abgelegt werden, und es fiel mir nicht ein, das, was für uns auf den Tisch kommt, Alles wieder in die Küche wandern zu lassen. Auf diese Weise behalte ich alle feineren Reste zum Thee Abends und führe mit verhältnißmäßig wenig Mitteln einen hübschen Haushalt."

„Haben Sie aber bei diesen Grundsätzen jemals von Seiten Ihrer Leute Anhänglichkeit an Ihre Person und Ihr Haus erlebt?" fragte jetzt eine Frau, die bis dahin schweigend zugehört hatte. Sie war nicht mehr jung, aber ihre schönen Augen hatten einen verständnißvollen Blick, welcher Nachdenken über eigene und fremde Schicksale verrieth.

„Erlebt die überhaupt Jemand heutzutage?" fragte das Fräulein dagegen, indem ihre dünne Nase sich forschend im ganzen Kreise umherwandte.

„Ich nicht," sagte mit einem leisen Seufzer die leidende Blondine.

„Nein, wahrhaftig," pflichtete ihr Frau von Breda aus tiefstem Herzen bei, „Anhänglichkeit findet man in unserer Zeit bei den Dienstboten nicht mehr. Früher hatte man seine Mädchen acht bis zehn Jahre, aber jetzt? Du lieber Gott, jetzt heißt es schon ‚lange', wenn sie ein Jahr da sind."

„Das kommt darauf an," meinte Frau Michaelis. „Man muß eben nur die alten patriarchalischen Ideen fahren lassen. Die Leute haben begriffen, daß sie keine Sclaven sind, und ziehen natürlich unter zwei Plätzen den einträglicheren und leichteren vor. Alle anderen Gesellschaftsclassen sehen ja auch nur auf ihren Vortheil. Warum sollen es denn Die nicht thun, die es gerade am nöthigsten haben?"

„Nun, mehr braucht man wahrhaftig nicht zu hören," rief eifrig die dicke Präsidentin. „Da sprechen Sie es ja selbst aus, daß wir geradezu auf die amerikanischen Zustände lossteuern, wo man keinen Fleck wegputzt, ohne contractlich dazu engagirt zu sein."

Digitized by Google

„Das wäre noch nicht das Schlimmste," beharrte unerschütterlich die fortschrittliche Redacteurin, aber hier erhob sich auch von Seite derjenigen stillen Seelen, die bisher, nur mit Strickstrumpf und Kuchen beschäftigt, andachtsvoll zugehört hatten, ein Sturm gegen sie, dessen Wellen bald hoch gingen. Jenes anziehende Stadium eines Disputes, während welches Alle sprechen und Keiner hört, hatte schon längere Zeit gedauert, und Frau Michaelis verlor im Gedränge so viel Terrain, daß sie ihre nahe Niederlage voraussah. In dieser Noth beschloß sie, eine Ablenkung zu machen, und rief plötzlich:

„Ich berufe mich auf Frau Heyne; sie ist sicherlich auf meiner Seite. Und Sie werden zugeben, meine Damen, daß eine Frau von ihrer Art in solchen Sachen urtheilsfähig ist."

„Ja," rief ein ganz junges Frauchen mit einem lustigen Kindergesicht, „Frau Heyne soll sprechen. Denn sie ist nicht nur eine ausgezeichnete Hausfrau mit beneidenswerth langjährigen Dienstboten, sondern auch — na, wir wissen ja Alle, daß man drucken kann, was sie denkt und schreibt."

„Ja, ja," hieß es von allen Seiten, „Frau Heyne soll die Sache entscheiden!"

Nicht ohne einiges Zögern überschaute die Frau mit den geistvollen Augen, an deren Person ein gewisser Nimbus stummer Schriftstellerei haftete, den plötzlich schweigsam gewordenen Kreis. „Warum sollte gerade ich hierin ein entscheidendes Urtheil haben?" fragte sie dann.

„Nun, wir haben einmal jetzt das Vertrauen zu Ihnen," rief die kleine Frau von Berg. „Also sagen Sie uns geschwind, ob Sie auch für die amerikanischen Zustände sind, wie Frau Michaelis."

„Das könnte ich nicht sagen, wenigstens nicht unbedingt," nahm Frau Heyne das Wort. „Es schiene mir sehr traurig, wenn die gegenseitige Neigung und Rücksicht, welche in vielen guten deutschen Familien heute noch Herrschaft und Dienstboten verbindet, gänzlich abhanden kommen sollte. Eine der schönen Seiten des deutschen Familienlebens wäre damit verloren."

„Ja, aber bis jetzt wenigstens ging es damit mehr und mehr abwärts," rief Fräulein Dernburg etwas scharf dazwischen.

„Wir leben hierin, wie in so manchem Andern, in einem Uebergangszustande," nahm Frau Heyne ruhig wieder das Wort, „und müssen seine Schattenseiten ertragen. Aber ich habe die sichere Hoffnung, daß mit der steigenden Bildung der dienenden Classen, sowie der Frauen selbst, auch wieder Lichtseiten zum Vorschein kommen, von welchen unsere Mütter ebenfalls so wenig eine Ahnung hatten, wie von den vielbernfenen Uebelständen unserer Zeit."

„Aber das können Sie doch nicht in Abrede stellen, daß man früher bessere Dienstboten hatte," sagte Frau von Breda fast schwermüthig.

„Andere, Frau Präsidentin, bessere schwerlich. Abgesehen davon, daß die Klagen über schlechtes Gesinde in Romanen und Lustspielen des vorigen Jahrhunderts häufig genug vorkommen, glaube ich versichern zu können, daß wir die Dienstboten von ehemals einfach heute nicht mehr ertragen könnten. Stellen Sie sich eine solche bäuerische Magd in Rock und Jacke vor, die in der Regel mit zur Familie gerechnet wurde, Abends nach dem Nachtessen sich mit dem Strickstrumpfe herein in's allgemeine Familienzimmer setzen mußte, ‚um Holz und Licht zu sparen', auf die ungenirteste Weise die Angelegenheiten des Hauses mitbesprach, die Töchter, wenn es hoch kam, ‚Jungfer Line' oder ‚Jungfer Mine' hieß und mit den Söhnen zeitlebens auf ‚Du' stand. Das könnten Sie nicht mehr ertragen und befinden sich sehr wohl bei der schweigenden Zurückhaltung, mit der heute Ihr nettgekleidetes Mädchen in's Zimmer tritt, um geräuschlos ihren Dienst zu thun. Daß aber dieses Mädchen, wenn es ausgeht, auch mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidet sein will und in Folge dessen etwas Zeit zu ihrer Toilette braucht, das kommt Ihnen im Vergleiche gegen die ‚gute alte Zeit' als Prätension vor." —

„Nun, darüber ließe sich allerhand sagen," warf hier Frau Meier ein. „Sie werden doch nicht in Abrede stellen wollen, daß gerade in diesem Punkte noch sehr viel zu verbessern wäre?"

„Es wäre in allen Punkten noch viel zu verbessern, liebe Frau Meier," erwiderte Frau Heyne, „und ich möchte nur alle Frauen auffordern, einmüthig zu diesen Verbesserungen die Hand zu bieten; es würden sich die Zustände bald viel angenehmer gestalten. Wenn Sie eine kurze Geduld haben wollen, so möchte ich Ihnen die Hauptpunkte herausheben, um die es sich nach meiner Ansicht handelt. — Zunächst werden wir einsehen müssen, daß der gewaltige Umschwung unserer Zeit auch in die häuslichen Verhältnisse eingreift, daß es also nur natürlich ist, wenn unsere Dienstboten einen bedeutend höheren Lohn verlangen als früher. Ihnen diesen freiwillig zu gewähren, hatte ich für ein Gebot der Klugheit, ebenso, wie sie in Beziehung auf Kost, Schlafstelle, Ausgang &c. so günstig zu stellen, wie es nach den Verhältnissen der Familie nur möglich ist. Ehe die Anhänglichkeit an die Herrschaft sich entwickeln kann, bindet das Gefühl der angenehmen Existenz die Leute an's Haus, und nun, nachdem für ihre materiellen Bedürfnisse gut gesorgt ist, kann man auch eine tüchtige Arbeitsleistung von ihnen verlangen. In einem gut eingerichteten Haushalte, wo Jeder sein fest angewiesenes Theil Arbeit täglich in derselben Weise zu versehen hat, wo eine tüchtige Hand die Zügel führt und ein helles Auge über Allem wacht, gab und giebt es noch immer gute Dienstboten, denn dem Geiste eines solchen Hauses fügt sich auch ein anfangs widerstrebendes Element, und trotz aller ‚neuen Anschauungen' beherrscht die feste Autorität einer tüchtigen und charakterfesten Frau heute wie ehemals ihre ganze Umgebung.

Aber da kommt nun der Hauptpunkt, über den ich gar nicht sprechen würde, wenn sich die Frage ohne ihn abhandeln ließe. In hundert und aber hundert Fällen hat sich mir die Wahrnehmung immer wieder aufgedrängt: Es fehlt größtentheils an den Frauen, auch sie befinden sich in einem Uebergangszustande von der praktischen Tüchtigkeit ihrer Großmütter zu der gediegenen Bildung kommender Generationen. Was wir aber jetzt vor uns sehen, ist in so vielen Fällen Halbheit, Oberflächlichkeit und untüchtiges Wesen, daß es mit Wundern zugehen müßte, wenn die Dienerinnen solcher Herrinnen etwas Besonderes leisteten."

„Sie sind sehr — aufrichtig, beste Frau Doctorin," brachte Frau von Breda etwas mühsam heraus.

„Ich rechne auf Ihre allseitige Klugheit und Güte, gnädige Frau. Der redliche Wunsch, etwas zur Besserung unserer häuslichen Verhältnisse beizutragen, hat mich schon öfter in dieser Weise sprechen und schreiben lassen — daß ich keine persönlichen Absichten dabei verfolge, wissen Sie Alle gewiß.

An den Frauen wäre es also vor allen Dingen, ihr Haus so zu ordnen, daß es Mann, Kindern und Gesinde wohl darin sein kann. Dies läßt sich durch vernünftige Eintheilung der Arbeit in kleinen wie in großen Verhältnissen erreichen. Aber dazu gehört vor allen Dingen, daß die Frau mit ganzer Seele sich den Pflichten des Haushaltes widmet, jede Arbeit selbst versteht und sie im Nothfalle selbst mustergültig thun kann. Es ist unglaublich, wie rasch die Dienstboten den sachverständigen Tadel von dem unbestimmten zu unterscheiden wissen, wie sie gegen den ersteren schweigen und gegen den letzteren grob werden.

Dann entspringt aber noch ein anderer großer Vortheil aus diesem Selbstkönnen und Wissen: eine solche Frau wird niemals ihr Dienstmädchen mit übertriebenen Forderungen belasten. Wer selbst die Erfahrung hat, wie viel Zeit es braucht, ein Geschäft richtig zu thun, wird es nie in der Hälfte dieser Zeit verlangen. Ich bin oft erstaunt über unsere jungen Frauen: je untüchtiger sie selbst zu jeder Arbeit sind, je mehr dem Innern ihres Hauses entfremdet, um so anspruchsvoller werden sie gegen die Einzige, welcher sie sowohl grobe als feine Arbeit zumuthen, ganz uneingedenk des sehr wahren Wortes: ‚Du hast an Deiner Magd keine Sclavin, sondern eine Gehülfin'. Die ‚Gehülfin' aber setzt eben eigene Thätigkeit voraus."

„Sie haben in Vielem Recht," versetzte nun Frau Meier, „es würde Vieles, so namentlich auch die Erziehung der Kinder, besser stehen, wenn die Frauen selbst vernünftiger wären. Aber alles Uebel läßt sich damit nicht wegschaffen. Die Dienstboten von heutzutage sind, sogut wie die Arbeiter, fauler, widerspenstiger und genußsüchtiger, als sie es früher waren. Es ist für mittlere und kleinere Verhältnisse kaum mehr möglich, eine ordentliche Person zu bekommen oder zu behalten. Wie viele von uns haben diese Erfahrung gemacht und zuletzt Muth und Lust verloren!"

„Ich kann auf diesen sehr begründeten Einwand nur antworten, daß er den großen, socialen Umschwung berührt, welcher in allen Lebensgebieten sich mächtig fühlbar macht. Für einzelne Classen der Gesellschaft ist es eine harte, eiserne Zeit, und wir, als die Generation des Uebergangs, leiden am meisten davon. Aber sehen Sie um sich: das Jagen nach materiellem Genuß, nach raschem Reichthum bei möglichst wenig Anstrengung — ist ja allgemein; sollten die Dienenden allein von dem Fieber nicht ergriffen werden? Und wäre es nicht an uns, hier mit gutem Beispiel ihnen voranzugehen, statt den Luxus zu pflegen und dann nur plötzlich wieder an den Dienstboten sparen zu wollen? Allerdings werden die kleinen Beamten- und Rentiersfamilien die Concurrenz um tüchtig geschulte Dienstboten nicht mehr mitmachen können, aber dafür ist die Haushaltungsarbeit durch die Hülfsmittel unserer modernen Zustände so vereinfacht, daß die Töchter eines solchen Hauses sie mit leichter Mühe und vielleicht einer Hülfe für die gröbste Arbeit selbst versehen können. Dabei müßten sie freilich jenen mühsam gewahrten Schein der ‚Damenhaftigkeit‘ aufgeben, der ohnedies in keiner Weise zu solchen Zuständen paßt.“

„Oder aber selbst Etwas erwerben,“ sagte Frau Michaelis, „wenn sie den Standeshochmuth bei Seite setzen und bedenken wollten, daß heutzutage mit Verdienen mehr zu machen ist, als mit Sparen.“

„Wir kommen weit von unserem eigentlichen Thema ab,“ warf Fräulein Dernburg ein. „Die Frau Doctorin ist uns das eigentliche Recept, aus schlechten Dienstboten gute zu machen, noch schuldig. Ich wäre Ihnen für einige specielle Winke in dieser Beziehung, wie ich ehrlich gestehen muß, sehr dankbar, denn mit dem allgemeinen Klagen über die Unvernunft der Frauen ist im Grunde wenig geleistet.“

„Das ‚Recept‘,“ sagte Frau Heyne mit einem ernsthaften Blick nach ihrem Gegenüber, „ist dasselbe, wie zum friedlichen Umgang mit allen anderen Mitmenschen auch: Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Menschenliebe, nebst unbeugsamer Consequenz im Festhalten des einmal für recht Erkannten. Eine Frau, welche diese Eigenschaften, die Resultate einer tüchtigen Erziehung, in ihrem täglichen Leben bethätigt, wird nie über schlechtes Gesinde klagen, denn wenn sie auch die Schlechte und Gemeine abweisen muß, so wird sie im Stande sein, durch den Eindruck ihrer eigenen Persönlichkeit mit Strenge und Güte aus der Schlechterzogenen, aber noch Gutartigen etwas Tüchtiges zu bilden, während dasselbe Mädchen bei einer anderen Frau vollends verderben würde.“

„Das ist leicht gesagt,“ lachte das Fräulein etwas spöttisch. „Man kann doch wahrhaftig nicht verlangen, daß eine Frau, die ohnedies alle Hände voll zu thun hat, sich auch noch um das ‚Innere‘ ihrer Dienstboten kümmern soll. Da heißt es: Jeder ist sich selbst der Nächste. So lange sie ordentlich arbeiten, behandelt man sie ja gut, ist dies nicht mehr der Fall — fort, ohne lange Umstände! Zu bessern ist in den meisten Fällen Nichts mehr daran, man muß nur die Rohheit dieser Leute kennen.“

„Glauben Sie,“ fragte Frau Heyne, „daß die meisten Mädchen so roh und verwahrlost wären, wenn ihre erste Frau sich die Mühe genommen hätte, in dem jungen, unwissenden Geschöpf das Bewußtsein seiner eigenen Menschenwürde und das Pflichtgefühl zu erwecken, wenn sie strenge gegen Lüge und Unsittlichkeit, dagegen mild gegen die allgemeinen Jugendfehler gewesen wäre? Gewöhnlich geschieht das Umgekehrte: man rügt im heftigsten Ton dieselben Zerstreutheiten an der Magd, welche bei der Tochter des Hauses mit einem lächelnden ‚Das kommt eben nicht vor den Jahren‘ entschuldigt werden.“

„Ja, das ist aber auch etwas ganz Anderes!“ rief hier eine der bis dahin Schweigenden. „Es geht ja gleich die ganze Haushaltung verkehrt, wenn man sich nicht gegen die Unordnungen und Vergeßlichkeiten der Personen wahrt. Mit solchen Duldungen könnte man weit kommen!“

„Es ist auch nicht meine Ansicht, daß man Unordnungen dulden soll; ich glaube ganz im Gegentheile, daß man viel öfter, als es geschieht, die erste Nachlässigkeit, das erste schnippische Wort fest und bestimmt rügen soll, damit die zweite nicht sobald folgt. Die stricteste Ordnung im Hause zu handhaben, ist ja das eigentliche Amt jeder tüchtigen Frau. Aber wenn sie auch äußerlich tadeln muß, soll sie innerlich der Stimme der Billigkeit Gehör geben und sich nicht selbst in Entrüstung und Zorn hineinstürzen gegen ein junges mangelhaft erzogenes Geschöpf. Sie soll bedenken, welch harte, unerfreuliche Existenz diese Menschen auch im besten Haushalte führen. Wir haben im geselligen Verkehre, in den vielen Vergnügungen die Mittel, uns jeden häuslichen Verdruß wieder rasch von der Seele zu spülen; sie stecken den ganzen Tag in dem ewigen Einerlei der groben ermüdenden Arbeit und haben nicht die Möglichkeit, sich einmal nachzugeben, wenn sie sich müde fühlen. Glauben Sie nicht, daß die Leute davon keine Empfindung haben! Sie vergleichen ihr Loos mit dem unsrigen und saugen viel Bitterkeit daraus. Darum ist es an uns, mit Güte und Theilnahme die Kluft zu überbrücken und uns stets zu erinnern, daß es Menschenseelen sind, die hier im Schutze unseres Hauses leben, und daß die Einwirkung einer Menschenseele auf die andere allen ‚modernen Verhältnissen‘ zum Trotze ewig dieselbe bleibt.“

„Das hört sich Alles recht schön an,“ meinte kopfschüttelnd die vorige Sprecherin; „aber ich sollte denken, Sie müßten auch wissen, daß in einem häuslichen Verdrusse und den dummen, ungezogenen Reden einer erbosten Köchin gegenüber keine solche sanften Mittel anschlagen können. Da geht es eben gewöhnlich zum Bruche.“

„Ja,“ sagte Frau Heyne lächelnd, „welche Hausfrau kennt sie nicht, die Tage, wo Alles mit dem linken Fuße zuerst aufgestanden zu sein scheint und Alles verkehrt geht, wo die Oefen rauchen, Geschirre zerbrechen, das Essen anbrennt, der Gemahl brummt und die Kinder unartig sind, bis zuguterletzt noch ein großer Zank zwischen Frau und Köchin dem Ganzen die Krone aufsetzt? Ich habe solche Tage bei Anderen beobachtet und im eigenen Hause erlebt und kann Sie versichern, es wirkt Wunder, gerade dann an sich zu halten und in gutem Tone zu sagen: ‚Heute haben wir einen heißen Tag, Babette oder Katharine; aber er wird auch vorübergehen, und morgen ist's wieder anders. Wenn Sie nicht mit Allem fertig werden können, so lassen Sie Dies oder Jenes!‘ Neunmal unter zehn Fällen wird sich die also Angeredete besinnen und bessere Saiten aufziehen. Tragen aber die Kinder durch Unart oder Bosheit eine Schuld bei der Sache, so erscheint es mir nur billig und gerecht, sie unbedingt zur Abbitte zu zwingen.“

„Nun, ich sehe schon,“ sagte Frau von Breda, „wir armen Frauen kommen schlimm bei Ihnen weg. Aber ich wäre doch neugierig, was Sie mit denjenigen Dienstmädchen anfangen wollen, die es nach Ihrem eigenen Geständnisse doch auch giebt, mit den ganz gemeinen und unverbesserlichen?“

„Mit Solchen würde ich gar nichts anfangen, sondern sie in kürzester Frist wegschicken, wie ich denn überhaupt jede Verbindung mit solchen absolut unbrauchbaren und unwürdigen Personen abbrechen würde. Glücklicher Weise sind die Gewohnheitslügnerinnen, die Diebinnen und verlorenen Mädchen, wenigstens hier in Süddeutschland, noch sehr in der Minorität. Gerade aber als wirksamen Schutz gegen solch verdorbene Elemente könnte man ein sehr einfaches Mittel vorschlagen, das auch auf die Uebrigen seine heilsame Wirkung haben würde.“

„Nun, da wäre ich denn doch begierig,“ rief Fräulein Dernburg.

„Sollten Sie nicht selbst schon in dieser Zeit der Associationen an eine Frauenverbindung in diesem Sinne gedacht haben? Wenn in jeder Stadt ein möglichst großer Kreis Frauen zusammenträte, mit dem festen gegenseitigen Versprechen, wahrheitsgetreue Zeugnisse auszustellen, was bekanntlich nie geschieht, und eine Person nicht aufzunehmen, deren Zeugnißbuch nicht das Wort ‚Ehrlichkeit‘ aufweist, wenn man einen für die verschiedenen Leistungen normirten Durchschnittslohn festsetzte und sich nicht gegenseitig durch Ueberbieten die Mädchen wegkaperte, wenn die so zusammenstehenden Frauen zugleich die Tüchtigsten und Angesehensten wären, so daß ein gutes Zeugniß von ihnen die wirksamste Empfehlung für ein braves Dienstmädchen abgäbe — wäre da nicht schon Vielem abgeholfen? Man könnte auch, ohne in Phantasterei zu verfallen, sich gemeinsame Küchen für eben die kleinen dienstbotenlosen Haushalte denken, wo unter Leitung tüchtiger älterer Mädchen gute Dienstboten systematisch herangebildet würden. Alles Das ist möglich, und jedenfalls wird

die steigende Schulbildung der unteren Classen dazu beitragen, Pflichtgefühl und Gesittung in unseren ‚Arbeitsgehülfen‘ so zu entwickeln, daß dieselben ihre Thätigkeit nicht mehr als eine Kette von Mühsal und Plage, sondern als eine Leistung im Dienste des Ganzen betrachten und eine Ehre darein setzen werden, richtig und tüchtig zu arbeiten. Wir Alle befinden uns in einer starken Strömung; rückwärts zu wollen, ist nutzlos; also heißt es: Vorwärts mit hellen Augen und entschlossenem Willen! Dann wird das Kommende anders, aber gewiß nicht schlechter sein als das Alte, sondern besser und schöner."

Frau Heyne hatte diese letzten Worte mit etwas erhobener Stimme und glänzenden Augen gesprochen, und nun trat eine kleine Pause ein. Jede der Anwesenden war mit ihren Gedanken beschäftigt. Da rief plötzlich das junge Frauchen:

„Die Sonne! Die Sonne bricht durch die Wolken! Und welches Abendroth!"

Nun war kein Halten mehr; Alles stürzte hinaus, sich des lange entbehrten Anblickes zu erfreuen, und Viele waren herzlich froh, den theoretischen Auseinandersetzungen der „gelehrten Frau" entronnen zu sein.

„Na, Liebste," sprach Frau von Breda zu Fräulein Dernburg, „haben Sie je in Ihrem Leben solche Ansichten gehört? Gott behüte uns vor solchen modernen Ideen!"

Und Du, liebe Leserin, was sagst Du zu der Sache?

Photographische Abenteuer in der Eisregion.

Die Landschaftsphotographen sind hinter dem himmelstürmenden Drange des Jahrhunderts nicht zurückgeblieben und in die Gegenden der Erstarrung emporgedrungen. Von solchen halsbrecherischen Gebirgstouren haben die Photographen Bilder mit herabgebracht, durch welche Leute, die zu bequem sind, einen Hügel zu ersteigen, in den Stand gesetzt werden, sich einen zutreffenden Begriff von der Zerrissenheit der Grate, dem Aussehen der Geröll- und Trümmerhaufen, den halb verwehten Eisspalten und ähnlichen Schrecknissen zu machen. Ja, von der stillen Stube aus sogar in die Unermeßlichkeit der weiten Welt zu schauen, ist ihnen hierdurch ermöglicht worden. Denn die Photographen haben Panoramen geliefert, in welchen zahllose Gipfel aufragen und der Horizont vom Eise weiß aufleuchtet.

Solche photographische Unternehmungen bieten schon in niedrigen Regionen viele Schwierigkeiten. Das Mitschleppen des Zeltes, in dessen Dunkel das Silberbad bereitet und das Bild „hervorgerufen" wird, die Last der Camera und insbesondere des dreifüßigen Stativs sind dabei das Geringste. Schwieriger erscheinen die Hindernisse, welche Hitze und Kälte dem geeigneten Zusammenwirken der Chemikalien, Staub, Insecten und andere kleine Teufeleien, die sich auf die feuchte Collodiumschicht der Platte stürzen, dem Manne, der im Schweiße seines Angesichts arbeitet, bereiten. Mit jedem Hundert Meter über der Meeresfläche vermindern sich die Aussichten des Gelingens. Maulthiere oder Träger können an den Werkzeugen etwas verderben; der Wind kann das aufgeschlagene Zelt bedrohen, geeignetes Wasser schwer zu finden sein, im wichtigsten Augenblicke sich Nebel vor das Objectiv legen, die Platten und Kasten können zertrümmert werden — und wie die Störungen, die einer fortgesetzten Reihe von chemischen Experimenten drohen können, alle heißen mögen.

Nach diesen Bemerkungen gehe ich zur Schilderung eines Spaziergangs über, den ich am 17. October 1873 unternommen.

Die Zugspitze in Oberbaiern ist 2974 Meter oder 10123 bairische Fuß hoch. Im Umfange des dermaligen deutschen Reiches bildet sie die höchste Erhebung über das Meer, ein Umstand, der Manchem für diesen erhabenen Giebel besondere Theilnahme beibringen möchte. Die Wände des Stockes, dessen höchste Erhebung die Zugspitze bildet, fallen gegen Baiern und Tirol ab. Die Grenzlinie zieht sich durch ihre Schneewüsten. Während von der bairischen Seite her, von Partenkirchen oder Garmisch aus, Hunderte den Gipfel erstiegen haben, sind es nur sehr Wenige, die vom ersten Tiroler Dorfe, von Ehrwald, aus sich an die Erklimmung der furchtbaren Schrofen gewagt haben, in welchen sich hier das Gebirge gegen den Eibsee streckt. Ich machte die Tour in Begleitung des den Gartenlauben-Lesern bekannten Malers Sundblad und des Photographen Johannes, von dessen Bemühungen, die deutsche Bergwelt in großen Bildern darzustellen, in diesen Blättern schon öfter gesprochen wurde.

Johannes hatte wenige Tage zuvor von einer Höhe aus, die etwa neuntausend Fuß über dem Meere liegt, mehrere Bilder der um ihn gelagerten gewaltigen Natur-Scenerien aufgenommen. Die Absicht, in welcher er uns heute begleitete, war keine andere, als uns den Weg zu zeigen, auf welchem er damals zur Durchführung seiner künstlerischen Absicht vorgedrungen war, und uns angesichts der großartigen Natur die Erlebnisse seines photographischen Höhengangs zu schildern. Sundblad ging mit, um durch den Augenschein sich zu einer zeichnerischen Darstellung der Fährlichkeiten jenes Ganges vorzubereiten, und ich wollte durch die Feder Das ergänzen lernen, was der Letztere durch den Stift festzuhalten trachtete. So traten wir Drei, von dem kühnsten Führer Ehrwalds, Franz Rauch, begleitet, unsere Wanderung an.

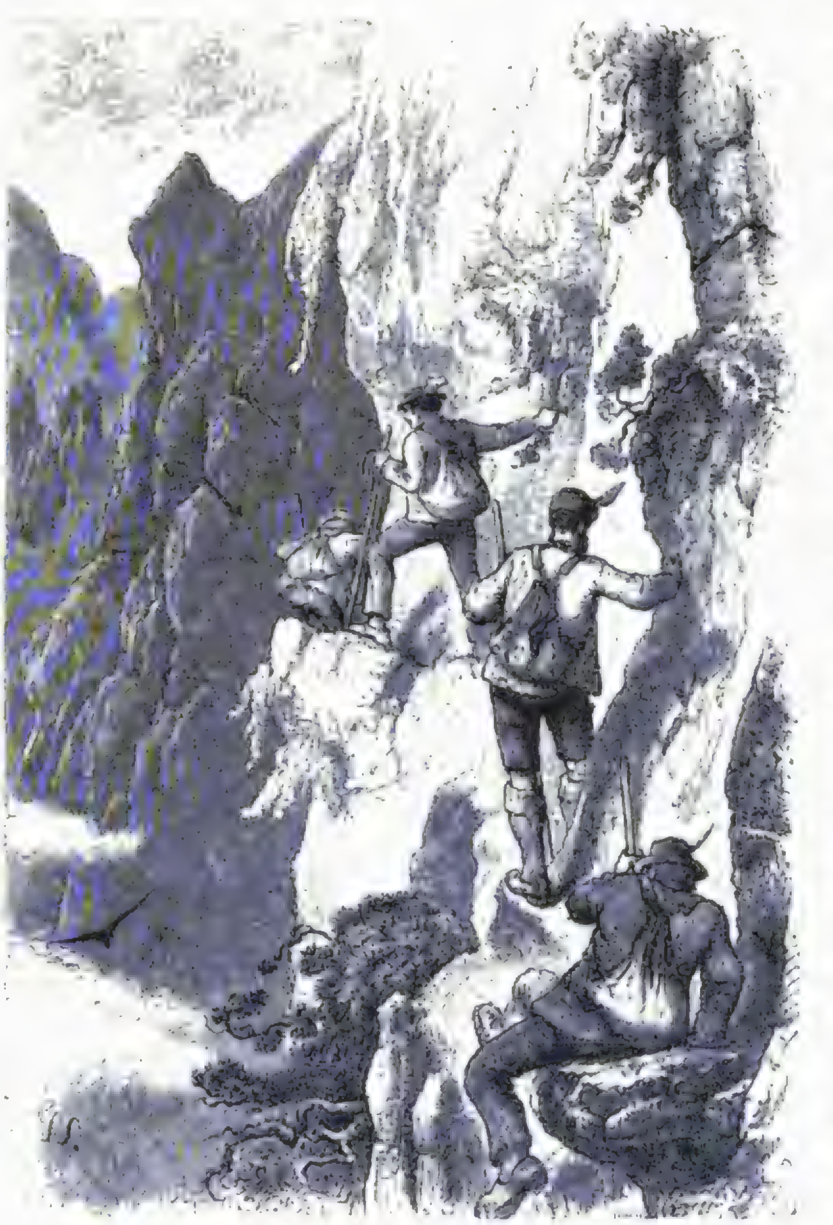
Während wir in der Frühstunde — die Sonne lag noch hinter dem Zugspitzgebirge versteckt — durch die abscheulich verwüsteten Wälder den Felsen und ihren Schneemulden entgegen stiegen, flogen lichte Wolken über die Grate dem Norden zu. Der Südwind tobte um die Spitzen, desto wärmer, je höher wir hinauf kamen. Oben, wo die letzten grauen Baumleichen stehen kurz vor einer kleinen, mit spärlichem Grase bedeckten Mulde die „Das Tieset" genannt wird, war es ein heißer Sturm. Schon dieser allein ließ uns die Schwierigkeiten ahnen, mit welchen beim Hervorbringen von Photographien in den hohen Einöden gekämpft werden muß. Denn ein Zelt, das die Dunkelkammer vorstellt, mußte von ihm im ersten Augenblicke niedergeweht werden.

Der Blick in die Gründe des Thales, in welchem die Loisach fließt, gewährt einen erhabenen Eindruck. Die Wissenschaft berichtet uns von dem ehemaligen Vorhandensein eines Loisachgletschers, der den Zwischenraum zwischen diesen Bergen ausfüllte und sich weit in das Flachland hinaus, bis dahin ausbreitete, wo jetzt blühende Städte stehen, in deren Nähe heute noch die vor ihm fortgeschobenen Felsblöcke seine alten Moränen andeuten. Und eben ein solcher Gletscher lag jetzt unter uns, aber nicht von Eis, sondern von dichtem Nebel gebildet, von oben herab in seiner flockigen Oberfläche silbern beleuchtet. In seiner zusammengeballten Masse zeigten sich Wellen, Brüche, Anschwellungen, Einsenkungen und Klüfte. Es war das wollige Gegenspiel eines Firnmeeres. Das Thal lag, während wir uns der Sonne erfreuten, in feuchtem winterlichem Grau.

Dort, jenseits des „Tieset", wo das letzte Krummholz zwischen weißen Riffen kriecht, begann für uns der Weg der Gefahr. Die wenigen, bereits herbstrothen Gräser bebten im Winde. Die Kniee zitterten mir, während ich hinter den gewandteren Gefährten hinschritt. Bewegungslos lag die Wolke da. Unten die gleißende Hülle starr zwischen Bergen, bei uns hier oben manchmal der rasche Schatten eines Steinhuhnes, das piepend, uns unsichtbar, irgendwo an den Wänden hinstrich. Wenn ein Stein von unseren Schritten in die Tiefe rasselte, bemaß ich bangend die lange Zeit, nach welcher sein Aufschlag von unten heraufscholl. Unter manchem überhängenden Vorsprunge mußte hindurch gekrochen werden. Wehe uns, wenn wir in die „Ludergrube" und den Eibsee, der lothrecht über viertausend Fuß unter uns lag und durch die Nebelhülle dunkelte, hinab geblickt hätten! Der Schwindel hätte uns sicher ergriffen und hinabgestürzt. So wanden wir uns vom „Tieset" ab fast zwei Stunden an den sich ausbeugenden oder einwärtssenkenden Felsen hin, zur Linken die glänzende Tiefe, zur Rechten die Wände, an denen oft die Hand sich nicht halten konnte, die Füße auf einem Boden, dessen Breite meist nicht mehr als vier oder fünf Handflächen betrug.

Unter solchen Umständen begrüßten wir mit Freuden das Ziel unserer heutigen Wanderung, das „Schneekar", eine klein

Mulde, in welcher sich ein winziger Gletscher angesiedelt hat. Sie bot, seit wir das „Tieset" verlassen hatten, uns zum ersten Male die Möglichkeit zum Ausruhen. Während wir im Angesichte der Staffeln, die sich jenseits des Schnees bis zum Zugspitzgrat übereinanderthürmen, von den überstandenen Mühen ausruhten, begann Johannes seine Erzählung. Sie bot, mit Rücksicht darauf, daß sie über den Wolken, die das Flachland verdüsterten, gegeben wurde und der vorzüglichste Schauplatz derselben gerade vor uns lag, einen Reiz, den ich in meiner Schilderung nicht wiedergeben zu können bedauere.



Aufgang über der „Ludergrube".
Nach der Natur aufgenommen von G. Sundblad.

Johannes begann seine Erzählung, indem er mittheilte, er habe den Gipfel der Zugspitze auf dem Wege über die Knorrhütte schon sechszehnmal erstiegen und daher bei seinem neulichen Versuche den viel kürzeren, aber auch um so viel halsbrecherischen Weg von Ehrwald aus eingeschlagen. Auf diesem die Instrumente nach dem Grat zu schaffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit — hatten ja doch wir Mühe gehabt, die unbepackten Leiber an den Wänden glücklich vorbei zu schieben. So waren also die Träger wieder auf dem gewöhnlichen Wege nach der Knorrhütte geschickt worden, wo sie Johannes zu erwarten hatten. Dieser aber brach zu dem verhängnißvollen Gange von Ehrwald an einem Septembertage dieses Jahres um Mittag auf.

Dem Photographen hatten sich kühn die Herren Albert Reiser aus Partenkirchen, Emil Rauscher aus Württemberg und Ungelehrt aus Nürnberg angeschlossen. Vom Aufbruch an leuchtete nur eine fahle Sonne. Ein starker Westwind jagte die Wolken, und die Färbung des Himmels wie der Berge deutete auf schlechtes Wetter. Johannes gedachte noch an demselben Tage über den Zugspitzgrat hinweg die Knorrhütte zu erreichen, um am nächsten Morgen mit dem Apparat, der dorthin für ihn hinaufgeschafft worden war, die Gläser einem Gesichtskreise zuzuwenden, der den Böhmerwald wie die Bernina, die württembergische Rauhe Alp wie die Salzburger Berge umfaßt.

Bis zum Schneekar, wo Johannes uns jetzt seinen Vortrag hielt, war trotz des Weststurmes und der immer bedenklicher sich gestaltenden Wetterzeichen Alles gut gegangen. Man kümmerte sich nicht viel um das Pfeifen in den Klippen, um den blauschwarzen Hauch, der die Berge, und um den nächtlichen Farbenton, der den Eibsee überzog. Die Fährlichkeiten der Abstürze über der „Ludergrube" (so genannt, weil in deren Tiefe oft Aas, „Luder", von zerschmetterten Gemsen ꝛc. gefunden wird), die Vorsprünge über den fahlen Wänden waren überwunden. Man war im Schneekar angekommen und rastete guten Muthes.

Doch war das Aussehen der Umgebung damals ein völlig anderes. Die Tiefe bedeckte nicht ein unbewegliches, glänzendes starres Meer wie jetzt, sondern es zogen Wolkenungethüme mit gewaltiger Schnelle, dem Zuge der Walküren und des Wütenheeres vergleichbar, durch die dem Scheine nach so nahen schieferfarbenen Bergengen. Ueber das Schneekar hatte sich bereits Nebel herabgesenkt — es war nicht möglich, die grauen, mächtigen Staffeln zu sehen, die sich von ihm aus bis zum Kreuze der Spitze übereinander thürmen. Da die Zeit drängte, stieg man nach kurzem Verweilen über den kleinen Gletscher des Schneekars aufwärts. An seinem oberen Ende angekommen, bemerkten die Wanderer, was ihnen bis jetzt der dichte Nebel verhüllt hatte, daß die Randkluft, durch welche der Firnschnee vom Felsen abstand, zu breit und zu tief sich gestaltet hatte, als daß sie hätte überschritten werden können. Man mußte sich deshalb von dem Gletscher wieder entfernen und seitwärts eine steile, steinerfüllte Rinne im Kalkgewände, einen sogenannten „Kamin", aufsuchen. Jenseits dieses Kamins begann man mit dem Hinaufseilen, denn von nun an wurden, wie wir deutlich sahen, die Absätze so steil und hoch, daß es nur einem Franz Rauch und Johann Koser gelingt, hinaufzuklettern. Die Anderen müssen sich das Seil herablangen und sich hinaufziehen lassen. Nur Johannes machte von diesen eine Ausnahme. Er stieg mit den beiden Führern hinauf und verstärkte die Kraft der Ziehenden. Zuletzt wurden die Bergstöcke und Rucksäcke auf diese Weise in die Höhe geschafft.

Die Scenerie hatte sich völlig verändert. Es begann in großen nassen Flocken zu schneien. Die Sonne, ihrem Untergange nahe, blendete unheimlich roth durch schwarzes Gewölke und weißes Gestöber. Ein höllisches Licht flirrte ringsum in Luft und Schnee. Die Führer und Johannes hatten ihre Schuhe wegen der Glätte und Steilheit der Felsen ausziehen müssen. Sie zogen die Uebrigen am Seil hinauf, während sie mit den Strümpfen in jenem eisigen Brei standen, der sich rasch bildet, wenn ein mächtiges, nasses Gestöber von starkem Winde auf den Felsen gejagt wird.

Bei der fortgesetzten Wanderung wiederholte sich mehrfach das Hinaufseilen. Von einem jähen Kamin ging es in den anderen. Gegen die Höhe hin verwandelte sich der West- in einen eisigen Nordsturm. Beim „bösen Ort", etwa eine Stunde unter dem Grat, war es ein Orkan, der die Nahenden wie mit Nadeln blendete. Die Dämmerung begann. Die gute Laune war entschwunden, und Ahnungen der Gefahr tauchten auf. Koser und Johannes kletterten voran. Rauch blieb mit den Uebrigen zurück. Plötzlich wurde

Das Hinaufsteigen auf den Kamm. Nach der Natur aufgenommen von [illegible]

Koser buchstäblich von einem Stoß des Orkans in die Höhe, Johannes aber auf die Seite geworfen. In dieser Lage, aus welcher er sich erst nach einer Weile wieder aufrichtete, sah er unter sich in der Dämmerung die Genossen sich an den übereisten Felsen abmühen und manchmal zwischen ihren Gestalten eine Nebelbank durchjagen, aus welcher es röthlich vom letzten braunrothen Wiederschein des westlichen Sturmhimmels flimmerte.

Johannes hatte kurze Beinkleider an, wie sie von den Holzknechten und Jägern unserer Berge getragen werden. Seine Weste hatte er, des bequemeren Steigens halber, in dem Gepäck gelassen, welches die durch das Rainthal vorausgesandten Träger nach der Knorrhütte gebracht hatten. So drangen ihm die aufgejagten Eisnadeln, vom Wüthen des Sturmes in die Höhe gehoben, unten in die Kniehosen ein und schoben sich bis zu den Hüften innerhalb der weit anliegenden Beinkleider hinauf, so daß er die weichen Massen dort mit den Fingern herausheben konnte. Der Körper begann zu erstarren; die Erschöpfung nahm zu, und weder er noch Koser hofften auf ein Entrinnen aus den Schrecknissen.

Als sie auf dem Grat ankamen, war es beinahe schon Nacht geworden. Sie befanden sich nun nahezu zehntausend Fuß über dem Meer. Niemand hätte vermocht, hier aufrecht zu stehen, so raste der Wind über die wilden Zacken. Die schmale Schneide des Grates war von Schnee überweht, von sogenannten „Gachwinden", gebogen überhängenden Schneedächern, überdeckt.

In jedem Reisehandbuche ist zu lesen, daß der Grat links steil gegen den Eibsee etwa sechstausend Fuß, rechts ebenfalls mehrere tausend Fuß gegen den Schneeferner abstürzt und daß man schwindelfrei sein muß, wenn man denselben begehen will. Man stelle sich diesen Grat bei Nacht und von einem Sturm umwettert vor, der das Ohr betäubt, das Auge blendet und den Athem hemmt, und dazu die gefährliche Erweiterung durch die in's Leere hinaus hängenden Schneedächer: da wird man begreifen, daß er von den halb Erstarrten auf allen Vieren durch langsames Kriechen zurückgelegt werden mußte.

Vom Grat bis zur nächsten bösen Stelle, der „Nase", nennt man den Felsen „Schneeferner-Seite". Hier schöpfte Johannes wieder Hoffnung auf Erhaltung des Lebens, denn sie befanden sich nunmehr wieder in Oertlichkeiten, die ihnen von früheren Besteigungen her bekannt waren, und außerdem hatten sich die wackeren Führer selbst in den Schrecknissen der Wände auf der Ehrwalder Seite so über alles Lob erhaben bewährt, daß man mit einiger Zuversicht in die wilde Schneenacht hinein bergab schreiten konnte.

Nur wegen der „Nase" hegte Johannes noch Besorgnisse. Dies ist eine steil geneigte Felsplatte, unten in lothrechte Wände, welche zum Schneeferner abstürzen, ausgehend. Sie muß quer überschritten werden. Der locker darüber hingehäufte durchfeuchtete Schnee konnte das in der Dunkelheit zu einer gefährlichen Unternehmung machen. Aber sie gelang, und damit wuchs das Selbstvertrauen der nächtlichen Wanderer. Unterhalb der „Nase" legte sich auch der erstarrende Nordwest; dagegen begann ein kalter Ost aus dem Rainthal heraufzuwehen. Eine andere gefürchtete Stelle, der „Kamin", ein röhrenförmiger, steiler, mit lockeren Steinen angefüllter Abstieg, war heute leichter als sonst zu durchklettern, da er mit Schnee angeweht war. Wenn man gleich knietief darin einsank, so bot der Schnee den Füßen doch festeren Halt, als die lockeren Steine, die unter ihm den Felsboden bedecken. Ebenso glücklich wurde die steile „Sandreiße" zurückgelegt.

Nun stand man auf dem Schneeferner. Hier wurde Rath gehalten, in welcher Weise man den Gletscher überschreiten sollte. Die Einen waren dafür, entfernt von den Wänden über ihn hinwegzugehen, um vor den Lawinen sicher zu sein, die in Folge des Schneefalles herabstürzen mußten. Die Anderen wiesen auf die Klüfte hin, die den Schneeferner durchzogen, und betonten die Nothwendigkeit, sich am Rande zu halten und die kleinere Gefahr vorzuziehen. Letztere Ansicht behielt die Oberhand. Der Ferner wurde in dichtem Dunkel an den Wänden hin überschritten, während die Wanderer vor den Graupeln, die ihnen in die Augen rieselten, die eigene Hand nicht sehen konnten. Der Führer Koser sowie Reiser brachen in Klüfte ein, wurden aber herausgezogen. Beim Schneefernereck beginnt das „Weiße Thal", eine rauhe Geröllmulde. Hier hörte der Schnee auf und begann ein eisiger Staubregen.

Während dieser Zeit saßen die auf der Partenkirchener Seite durch's Rainthal heraufgekommenen Führer ruhig in der Knorrhütte. Keiner dachte mehr daran, daß die Gesellschaft noch anlangen würde. Rauch's Bruder, einer der erfahrensten Führer, sagte:

„Entweder sind sie, das nahende Unwetter verspürend, gar nicht von Ehrwald fortgegangen, oder sie sind in ihm zu Grunde gegangen. Vom Kommen ist keine Rede mehr."

Aber sie kamen doch. Vom Weißen Thale aus rannte Johannes voraus, um durch Geschrei Leute aus der Hütte zu locken, damit sie den hinter ihm Nachschreitenden mit Laternen entgegengingen. Als nach vielem vergeblichem Rufen endlich die Leute aus der Hütte herauskamen, erschraken sie, denn ihr erster Gedanke war der an ein großes Unglück.

„Um 's Himmels willen, was ist geschehen?" redete Johann, Koser's Bruder, den herannahenden Johannes an. Und dieser war fürwahr eine seltsame Erscheinung. Die gefrorene Joppe stand weit von seinem Körper ab; der Rucksack war einen halben Schuh hoch mit Eis und Schnee bedeckt; die Haare glichen weißen Drähten -- die ganze Gestalt war mit Glatteis überzogen.

Ich übergehe die Schilderung des Punschabends in der Hütte und der Freude aller Anwesenden über die fast wunderbare Rettung, und komme zu der Unternehmung des nächsten Tages.

Johannes war wie gelähmt, doch unterließ er, um die großen Opfer nicht umsonst gebracht zu haben, es nicht, während der Nacht die Chemikalien zu wärmen, um mit dem Frühesten seine Arbeit beginnen zu können. Auf die Sturmnacht folgte ein frostklarer Morgen. Nun ging es, obwohl dem unternehmenden Photographen alle Glieder wie zerschlagen waren und ihn die Muskeln schmerzten, abermals dem gestern auf so entsetzliche Weise überkletterten Grate zu. Die Luft war rein, wie sie Johannes niemals gesehen hatte. Der Großglockner und der Ortler standen greifbar über dem Gewoge der ewigen Alpen.

Die Absicht, ein Bild von den Wänden aufzunehmen, die gegen den Eibsee abfallen, gelang nicht, weil der Wind auf dem Grate die Aufstellung des Zeltes nicht zuließ. Erst nachdem man einen Schneedamm als Schutzwehr gegen den Wind aufgeführt hatte, war es möglich, das Zelt in einer Nische unter dem Grate aufzurichten. Am Morgen erschienen wegen des entgegengesetzten Standes der beleuchtenden Sonne die West-, am Nachmittage die Ostalpen reiner. So stellte der jetzt von quälenden Schmerzen heimgesuchte Photograph ein prächtiges Bild jener unermeßlichen Bergwelt her, die vom Brenner bis tief in die Schweiz hinein in Giebeln aufragt und in Firnmeeren gleißt. Die Kälte, welche der chemischen Wirkung Eintrag thut und die Niederschläge krystallisiren läßt, hinderte bald den Strebsamen. Es konnten nur wenige Aufnahmen gemacht werden. Abermals durchfroren, kehrte Johannes zur Knorrhütte zurück mit dem Vorsatze, Leben und Gesundheit nie wieder seiner Kunst zu lieb auf's Spiel zu setzen. Ich für meinen Theil bezweifle, daß er diesem Vorsatze treu bleiben wird.

Der Führer Koser war achtzig Mal auf der Zugspitze. Nach seinem Geständnisse hat er aber nie größere Gefahren bestanden als bei dieser photographischen Expedition, und hofft von seinem Schicksale, daß es ihn fortan vor einem ähnlichen Gange bewahre.

Mit Hassan beim Scheikh Ali.

(Schluß.)

Mit einem der Führer an der Spitze setzte sich der Zug in Bewegung. Hassan ging, kleinmüthig, ohne sein Gewehr, hinterdrein. Wir bogen von der Wüste ab in die Sümpfe hinein, wo uns ein wenig betretener Pfad bald an sumpfigen, schilfbewachsenen Seen, bald an grasüberwucherten Flächen vorüberführte, die früher einmal in Cultur gewesen waren. Wir

ließen ungestört die Reiher, Kraniche und Sumpfvögel ihre Nahrung suchen. Weit in der Ferne hob sich wie ein eckiger Fels eine Höhe aus der endlosen Fläche; das war das Dorf, das uns aufnehmen sollte, ein zu entferntes Ziel, als daß wir durch Jagd unsere Reise hätten unterbrechen können. Wir langten nach längerer Wanderung an.

Von allen Seiten war das Dorf mit Wasser umgeben, nur ein Damm führte steil ansteigend hinein. Die Häuser, von Lehm gebaut, wurden von einzelnen hohen Palmen überragt. Taubenhäuser in großer Zahl sahen wohnlicher aus als die Lehmbaracken der Menschen, aus denen der Rauch nicht zum Schornstein heraus — den gab es nicht —, sondern aus allen Oeffnungen drang. Auf einer Seite des Dorfes, jenseits des Wassers, zog sich langgedehnt ein Palmenwald hin, unter dem saftig grünes Gras wucherte. Wir machten an dem Damme Halt und schickten einen Führer zum Scheikh mit einem Gruß und der Bitte um Aufnahme. Neugierig waren Männer und Kinder zu uns gelaufen und befühlten erstaunt unsere Flinten, Revolver und Messer. Wir harrten in einiger Spannung der Antwort. Es mußte uns viel daran liegen, im Hause des Scheikhs zu nächtigen. Im Palmenwalde hätten uns andere Räuber als die Spießgesellen Hassan's, — die Bewohner des Dorfes — bestohlen.

„Scheikh Ali grüßt die Fremdlinge und bittet sie, die Schwelle seines Hauses zu überschreiten," so lautete die Antwort, die uns der Bote brachte.

Wir ritten an das Thor, das zum Vorhofe seines Palastes führte, und traten ein. Der „Palast" war einstöckig, nur von Lehm gebaut. Die buntbemalten Pfosten an Thür und Fenstern und die hübschgedrechselten Muschrabien (Holzgitter, das die Fensterscheiben ersetzt) zeichneten ihn vor den übrigen Häusern aus. Auf einem breiten Sitze von Strohgeflecht saß der Scheikh in seinem Hofe und rauchte seine Narghile, umgeben von den Großen seines Reiches, — schmutzigen braunen Kerls. Er erhob sich zu unserer Begrüßung und lud uns ein, eine Tasse Kaffee zu trinken — das war herzlich wenig!

„Wir sind einflußreiche Leute aus den mächtigsten Ländern des westlichen Europas," begann der Spanier das Gespräch. „Der Ruhm Scheikh Ali's ist zu uns gedrungen, und wir bringen ihm unsere Huldigung dar."

Das war zum Mindesten höflich und der Scheikh schien nicht unempfindlich; er lächelte gnädig und strich mit seinen dicken braunen Fingern über den grauen Bart. Diener setzten uns Narghiles vor und servirten den Kaffee. Ihre einfache Kleidung bestand aus einem weißen Turbane.

Der Scheikh fragte, ob wir Prussiani wären. Ich war so glücklich, es bejahen zu können; von Spanien hatte er nie ein Wort vernommen.

„Der große preußische Feldherr heißt Bismarck," sagte er mit überlegenem Lächeln, und wir beeilten uns, ihm unsere Bewunderung über seine eminenten Kenntnisse auszudrücken. Endlich schien er Gefallen an uns gefunden zu haben; er forderte uns auf, seine Gäste zu bleiben.

Der Sieg war unser; spöttisch blickten wir auf Hassan, der wie ein armer Sünder in einer Ecke des Hofes saß, und wiederholten immer von Neuem dem Scheikh, daß wahre Herrschertugenden Tapferkeit und Höflichkeit gegen Fremde seien; daß er sich ersterer befleißigte, hätten wir schon in Europa vernommen; daß er auch die zweite übte, würde uns jetzt offenbar.

Während die Frauen des Wirthes das Mahl für unsere hungrigen Magen bereiteten, durchstreiften wir das Dorf und den naheliegenden Palmwald. Die Knaben des Ortes folgten uns neugierig, und schmutzige Weiber in langen blauen Hemden blickten verstohlen aus den engen Thüren der Lehmhütten. Zahllose Adler und Geier hielten sich in den Kronen der Palmen auf und kehrten sich wenig oder gar nicht an unsere Schüsse. Die Eingeborenen geben sich nicht die Mühe, sie zu schießen; sie jagen edleres Wild — den nachbarlichen Beduinen.

Die Sonne ging blutroth nieder, wie am verflossenen Abende. Aus der strahlenden Wasserfläche hob sich dunkel das palmenüberragte Dorf. Arbeiter kehrten aus den Baumwollenfeldern heim, Esel vor sich den Damm hinauftreibend. Ein Araber sang, an einen Stamm gelehnt, ein eigenthümlich klagendes Lied. Die friedliche Stimmung des Bildes führte die Gedanken dem fernen heimathlichen Dorfe zu.

Ein Abgesandter des Scheikhs forderte uns auf, das Mahl einzunehmen, und mit Vergnügen folgten wir der Einladung. In einem großen Gemache, zu dem eine hölzerne wacklige Treppe hinaufführte, war das Essen aufgetragen. Ein kleiner Tisch in der Höhe eines Stuhles stand in der Mitte. Wir kreuzten die Beine und ließen uns mit Scheikh Ali davor nieder, der erst nach vielen Complimenten dazu zu bewegen war. Ob die „Christenhunde" oder das vornehme Gebahren seiner Gäste daran schuld war, weiß ich nicht zu beurtheilen.

Deutsche Hausfrauen! Zum leuchtenden Vorbilde sei Euch die Schilderung des Mahles geweiht! Porcellan in Tellerform war als überflüssig erkannt worden und einfache Holzbrettchen ersetzten den Mangel. Messer und Gabel suchte man vergebens; diesen Luxus kennt nur der verweichlichte Europäer. Ein Holzlöffel allein fand sich vor, und der lange Stiel erleichterte das Schöpfen aus der gemeinsamen Suppenschüssel. Der Scheikh sah mit Wohlbehagen auf den Tisch; er griff zu einer Citrone, die neben seinem Brettchen lag, und riß dieselbe auseinander. Ich fand diese Art, sich die Finger zu reinigen, nicht hübsch, die Operation jedoch nothwendig. Leider beruhte meine Ansicht auf Täuschung; der Saft sollte die Hammelbrühe würzen. Die Suppe schmeckte nicht schlecht — sehr aromatisch. Ein Sclave trug das Gemüse auf: Reis mit Tomaten und Pfeffer. Wir häuften auf unsere Brettchen davon und verfolgten die Bewegungen des Scheikhs, um essen zu lernen.

Die rechte Hand ruhte in der Oeffnung des Hemdes auf der Brust, mit dem Daumen, zweiten und dritten Finger der Linken wurde die Speise zum Munde geführt. Die Rechte vertritt ausschließlich das Taschentuch, die Linke das Besteck. Auch der Reis schmeckte nicht schlecht, wenn auch der Pfeffer die Thränen in die Augen trieb.

Die Unterhaltung wurde lebhaft geführt. Der Scheikh entwickelte in großen Zügen seine politischen Ansichten. Er ging davon aus, daß der Sultan Weltherrscher, der Khedive sein erster und Scheikh Ali sein zweiter Vasall sei. Die Scharmützel zwischen Frankreich und Deutschland machten dem Sultan mehr Spaß als Sorge. Er für seine Person sei davon durchdrungen, daß das große Feldherrntalent Bismarck's niemals den Sultan in seinen Rechten schädigen könnte. Großes Interesse erregte meine Schilderung von Bismarck's Kriegsgewand. Die weiße, mit Silber gestickte Uniform erregte seinen Neid. Er wurde nachdenkend und trägt gewiß heute ein weißes Hemd statt des bunten.

Unterdessen war der Braten aufgetragen worden — eine herrliche Hammelkeule. Der Scheikh ergriff dieselbe und erhob sie wie einen Tomahawk zum Schlage. Er riß das Fleisch in langen Fasern von dem Knochen los und häufte es vor sich auf sein Brett, die unvermeidliche Citrone wurde in den fettigen Fingern darüber ausgepreßt und mit liebenswürdigem Lächeln thürmte er die besten Stücke auf unser Brettchen. Trotz mächtigen Hungers begann sich in mir etwas zu regen, was man ungefähr mit Uebelkeit bezeichnen könnte; die Kniee fingen an, mir empfindlich weh zu thun, und ich veränderte, mich räuspernd, meine Stellung. Der Spanier griff frisch zu, und auch bei mir wich der Ekel allmählich dem Hunger. Gierig schlang ich große Stücke hinunter. So recht von Herzen gierig kann nur der hungrige Jagdhund sein und der Mensch, wenn er mit den Fingern ißt. In Fett geröstete Bananen bildeten den würdigen Abschluß des reichen Mahles. Sclaven brachten die Schale, den Wasserkrug und das Handtuch zum Reinigen der Finger, und mit Behagen nahmen wir auf dem breiten Divan Platz, wo uns Kaffee und Narghile gespendet wurde.

Während des Mahles schon traten nacheinander wohl zwanzig eigenthümliche Gestalten in das Gemach. Sie verbeugten sich schweigend bis zur Erde, nahmen schweigend nebeneinander an dem Fußboden Platz, rauchten schweigend ihre Pfeifen, und die Etiquette verbot uns hochstehenden Scheikhs, Notiz von ihnen zu nehmen. Meine Blicke wurden mehr als einmal durch das Abenteuerliche der Erscheinungen gefesselt. Da war ein alter, fast schwarzer Beduine mit langem, weißem Barte, in tadellos weißer Kleidung; die lebhaften Augen und der aufrechte, sichere Gang sprachen von der ungeschwächten Kraft des Alten.

Ein junger Mann, dem eben erst der Bart die Oberlippe deckte, fiel mir seines regelmäßig schönen Gesichtes und der

prächtigen Zähne wegen auf. Wie alle Uebrigen, so verleugnete auch er in seinen Zügen die mit dem Stamme Israel gemeinsame Herkunft von Abraham nicht; aber die Wildheit des Ausdrucks der Söhne Hagar's, die phantastische Kleidung lassen einen Vergleich mit den Söhnen Sarah's an der Börse nicht zu.

Ich hatte eben erfahren, daß jene Männer die Häupter der nächstwohnenden, dem Scheikh Ali untergebenen Beduinen seien, die hierher entboten waren, um durch ihre Gegenwart unsere Anwesenheit zu ehren, als eine neue Gestalt eintrat, die durch den wilden, fast diabolischen Blick meine Befürchtungen zu rechtfertigen schien, daß die prächtige Gesellschaft mehr dazu da sei, uns zu plündern, als uns zu dienen. Der Spanier versicherte jedoch feierlich, daß wir seit der gemeinsam genossenen Mahlzeit unverletzlich seien, und ich mußte mich beruhigen. Der Anblick des zuletzt eingetretenen Kriegers hatte meine Neugierde auf's Höchste gespannt. Ich setzte alle Etiquette aus den Augen und erhob mich, die Anwesenden zu begrüßen. Sie schienen sichtlich erfreut, und zeigten bereitwillig ihre Waffen, die ich zu sehen wünschte. Der wilde Krieger, dessen fanatischer Ausdruck dem Antlitz des Propheten Ehre gemacht hätte, besaß ein reich mit Gold eingelegtes englisches Gewehr und gute Ausrüstung. Er wollte es zum Geschenk erhalten haben. — Gott weiß, wo die Gebeine des rechtmäßigen Besitzers bleichen. Die Bewaffnung der Uebrigen war weniger gefährlich, wenn auch vielleicht glänzender. Die langen Flinten mit Feuerschloß konnten nicht allzu bedenklich werden.

Der Mond stand bereits hoch am Himmel, als die abenteuerliche Gesellschaft die wiehernden Rosse im Vorhof bestieg und nach allen Richtungen hinaus den heimathlichen Zelten zueilte.

Der Scheikh wünschte uns eine gesegnete Nachtruhe und erklärte feierlich, er hätte keine Jagd uns vorzuführen. Ich glaube, er traute seinen Vasallen nicht, und ich beruhigte mich in der Aussicht, wieder einmal unter Dach und Fach zu schlafen. Das hatte aber gute Wege. Das Dorf konnte sich nicht über die Christen beruhigen, die in seinen Mauern Quartier genommen hatten. Im hellen Mondschein umkreisten unaufhörlich weiße Gestalten den „Palast" des Scheikh. Hassan saß, Rache brütend, in der Ecke, und die beiden Führer, deren Einer vor der Thür, der Andere neben dem Divan lag, das Gewehr in der Hand, schienen sowohl mir, wie dem unsicher gewordenen Spanier nicht genügend für einen plötzlichen Ueberfall. Wir hatten unsere Büchsen gespannt neben uns, den Revolver in der Hand. Zu alle Dem umkreisten Unheil verkündend zahllose schreiende Eulen und Käuzchen das Haus.

Die Nacht war recht dazu angethan, Grauen einzuflößen. Hin und wieder stand ich auf, einen Blick zum Fenster hinaus zu werfen. Von dem hochgelegenen Gemach blickte man weit hinaus in das Sumpfland, durchzogen von den glitzernden Silberstreifen des Mondes auf den Wasserflächen. In dem nahen Palmenwalde schien sich hin und wieder etwas zu regen, und die Phantasie ließ immer neue Gestalten aus den Büschen hervorwachsen. Es nahte die zwölfte Stunde, die letzte des Jahres — am Sylvester hatten wir Scheikh Ali kennen lernen. Ich dachte der Heimath, der Familie, die in traulichem Beisammensein das neue Jahr erwartet; ich überlegte meine Situation, die Gefahr, der ich soeben entgangen — und verwünschte für immer jedwedes Abenteuer.

Doch die arabische Gastfreundschaft bewährte sich vortrefflich. Der Morgen des neuen Jahres erschien, ohne daß uns der Hals abgeschnitten worden wäre. Der Scheikh mit seinem mildfreundlichen Lächeln erschien und fragte nach unserm Begehren. Mit Bereitwilligkeit gestand er uns eine Escorte bis Fayûm zu, und die Abschiedsceremonien begannen. Wir theilten Trinkgelder unter die Diener aus, und erhielten als Freundschaftsgabe vom Scheikh Jeder einen hübschen Dolch. Ich hatte nichts ihm zu geben und war einigermaßen in Verlegenheit, bis mir einfiel, daß er am Tage vorher mein Taschenmesser bewundert hatte. Ich zog es hervor und überreichte ihm die bescheidene Gabe mit einigen Worten der Entschuldigung, die ich mir hätte sparen können. Die Wirkung des Geschenkes war eine frappante. Sein Antlitz strahlte vor Glück und mit Hintenansetzung jeglicher Würde und Etiquette zeigte er das Kunstwerk seiner Umgebung. Das Messer hatte zwei Klingen und einen Pfropfenzieher; es kostete mir in Berlin zwanzig Silbergroschen. Man darf den Werth solcher Gegenstände nicht unterschätzen.

Wir versprachen Scheikh Ali, seinen Ruhm in den kleinen osmanischen Provinzen Deutschland und Spanien zu verbreiten, und schieden von ihm mit dem Bewußtsein, einen höchst angenehmen Eindruck hinterlassen zu haben. Unsere aus fünf Beduinen bestehende Escorte machte sich bald durch Bettelei unnütz, bald versuchte sie durch das Schauspiel einer Fantasia unsere Herzen zu rühren. Die kleinen Pferde wurden gewaltig angestrengt.

Von Hassan's verrätherischen Absichten war nichts mehr zu bemerken. Er hatte sich in das Unvermeidliche gefügt und versuchte durch ausgezeichnete Höflichkeit die Prügel von sich abzulenken, die er nach seiner Meinung, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, auf unser Geheiß in Cairo zu erwarten hatte. Von den ägyptischen Gerichten war in diesem Falle nichts zu erwarten.

Ich war zu ergrimmt, um auf seine Liebenswürdigkeiten einzugehen. Der Spanier hatte sich allmählich wieder durch Erzählungen bestechen lassen. Er verstieg sich sogar so weit, mir von Neuem einen Vorschlag zu machen, im Sudan Löwen zu jagen. Hassan hatte ihm mit glühenden Farben eine Belagerung geschildert, die er von dreizehn Löwen auszustehen gehabt, nachdem er sich mitten in der Wüste mit einer Dornenhecke umgeben hatte. Das war mir zu viel. Beinahe wäre ich mit dem Unterthan der osmanischen Provinz Spanien in Streit gerathen.

Am Abende des zweiten Tages langten wir wieder in Fayûm an. Der einzige Europäer der Stadt, ein Franzose, nahm uns mit größter Liebenswürdigkeit auf. Auf herrlichen Teppichen brachten wir eine erquickliche Nacht zu. Beim gemüthlichen Frühstück am nächsten Morgen gaben wir unsere Erlebnisse zum Besten.

„Bei Scheikh Ali haben Sie genächtigt?" rief unser Wirth erstaunt. „Da sind Sie in schlimmer Gesellschaft gewesen. Der alte Kerl hat mehr als einen Mord auf dem Gewissen; ja, es steht ziemlich fest, daß er vor zwei Jahren aus Rache eine Frau mit ihrem Kinde in der Wüste umgebracht hat. Der alte Fuchs ist schlau und hat sich allen Anschuldigungen zu entziehen gewußt. Das Gouvernement hat ihn seit einem Jahre zum Scheikh des Arrondissements gemacht, eine gewiß weise Maßregel, da er in seiner officiellen einflußreichen Stellung nicht mehr im Stande ist, gemeinen Mord zu begehen. Sie sind in der Höhle des Löwen gewesen. Danken Sie Gott, daß Sie mit heiler Haut seinen Krallen entronnen sind!"

P. v. E.

Kleiner Briefkasten.

Dr. med. **Andreas Adam** in **Chicago** (Nr. 810, Süd-Halstedt-Str.) schreibt uns, daß er dort mit dem in der Gartenlaube (1870, S. 756) gesuchten Chemiker gleichen Namens aus Pappenheim in Baiern verwechselt werde, daß man ihn eben deshalb verdächtige, Weib und Kinder in Deutschland verlassen zu haben, und daß Bosheit und Neid die dortige Presse sogar zur Ausbreitung dieser Lüge mißbrauche, um ihn in der Ausübung seines Berufs zu schädigen. Bei einigem guten Willen dazu hätte man dort durch unsern Artikel „Nach neunzehn Jahren" in Nr. 38 der Gartenlaube von 1871, über den Lebenslauf des vermißten Adam belehrt sein müssen. Daß dies dennoch nicht geschehen, sondern Herr Dr. Adam fortwährend über die fortgesetzte Verleumdung zu klagen hat, beweist, daß dieselbe nicht von der Dummheit ihrer Verbreiter allein ausgeht. Darum bezeugen wir Herrn Dr. Adam in Chicago, daß er, der in Schwaben Geborene, nicht der Chemiker Adam aus Franken und daß er auch zu jung ist, als daß er unter den deutschen Rebellen von 1848 schon hätte eine Rolle spielen und als Gatte und Vater zweier nun vier- bis fünfundzwanzigjähriger Kinder hätte entfliehen können.

Zur Nachricht den Verwandten. Friedrich Koch aus Zeitz, ein in Amerika Vermißter, stand, wie ein Herr B. Haentzschel in St. Louis uns schreibt, mit Diesem in derselben Compagnie „E" des 3. Missouri-Infanterie-Regiments, erhielt in der Schlacht bei Resaca, Staat Georgia, von einem feindlichen Scharfschützen eine schwere Verwundung im Oberschenkel und starb nach ein paar Tagen im Feldlazareth.

Collegienrath **H. K.** in **Wladikaukas.** Ihr Schreiben über die Kirchen- und Schulnoth Ihrer deutschen evangelischen Gemeinde haben wir dem Vorsitzenden des „Centralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung", Herrn Geheimen Kirchenrath Dr. C. F. Hoffmann in Leipzig, zugesendet.

Herrn **H. Wachtler** in **Bozen** und Turnlehrer **Hohlfeld** in . Auf Ihre Anfrage diene Ihnen zur Nachricht, daß es uns zwar bekannt war, daß ein Aufsatz über den beregten Gegenstand aus der Feder desselben Verfassers bereits in einem kleinen norddeutschen Localblatte zum Abdrucke gekommen; daß derselbe aber auch in größere Blätter übergegangen, war uns völlig unbekannt. Der von uns gebrachte Artikel ist übrigens in jedem Worte ein Originalbeitrag.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Geräuschlos schob die junge Frau den Riegel an der Thür des blauen Boudoirs weg und trat hinaus, aber bestürzt und geblendet wich sie zurück — sie hatte gemeint, in das tiefdunkle Vorzimmer zu treten, und da brannte nun die große Hängelampe am Plafond, und durch die weit zurückgeschlagenen Flügel der Hauptthür quoll das grelle Gaslicht des Säulenganges herein. ... Sie setzte den Fuß nicht weiter — in athemlosem Schrecken stand sie da — von Licht überschüttet, hob sich ihr zartes, bleiches Gesicht in feenhafter Lieblichkeit aus den schwarzen Sammethüllen — aber der harte fremde Zug, der sich vorhin um ihre Lippen geschlichen hatte, trat verschärft hervor, während die stahlfarbenen Augen, halb verwirrt, halb trotzig zurückweisend, seitwärts die Fensternische streiften, in welcher Mainau mit verschränkten Armen stand.

„Du hast mich lange warten lassen, Juliane,“ sagte er ruhig, fast eintönig, als handele es sich um eine verabredete gemeinschaftliche Fahrt in's Concert oder Theater. Dabei schritt er rasch nach der offenen Thür und schlug beide Flügel zu — es war klar, er hatte sie so weit geöffnet, um den Säulengang übersehen und so das Entweichen der jungen Frau auch vom Ankleidezimmer aus verhindern zu können.

„Du willst noch eine Promenade machen?“ — Er sagte das, vor sie hintretend, mit dem an ihm gefürchteten Sarkasmus, in seinem Blicke aber glomm ein unheimlicher Funke.

„Wie Du siehst,“ versetzte sie kalt — sie bog seitwärts aus, um unbeirrt nach der Thür zu schreiten.

„Ein wunderlicher Einfall bei dem Wetter — hörst Du, wie der Sturm heult? Er läßt Dich nicht bis an das erste Rasenrondel des Gartens kommen; darauf verlasse Dich! Die Wege schwimmen — ich warne Dich, Juliane! ... Diese kleine Caprice wird Dir Schnupfen und Rheumatismus einbringen.“

„Wozu diese Komödie?“ sagte sie stehenbleibend vollkommen gelassen. „Du weißt sehr gut, daß es sich nicht um ‚eine kleine Laune‘ handelt — ich habe Dir oben gesagt, daß ich gehe, und Du siehst mich auf dem Wege.“

„Wirklich? Du willst so, wie Du da bist, im Sammetmantel und den Regenschirm in der Hand, bis — nach Rudisdorf promeniren?“

Sie lächelte schwach. „Nur bis zur Residenz — der Zug geht um zehn Uhr ab.“

„Ach so! Köstlich! Schönwerth hat die Ställe voll Pferde, und in den Remisen steht eine lange Reihe bequemer und hübscher Wagen. Aber die Frau Baronin zieht es vor, per pedes das Haus zu verlassen, weil —“

„In dem Moment, wo ich droben den Saal verließ mit dem Entschlusse, heute noch zu gehen, hörte ich auf, ein Familienglied des Hauses zu sein, und entäußerte mich selbst des Rechtes, hier noch Etwas zu verfügen —“

„Weil es“ — fuhr er unbeirrt und den Einwurf kalt belächelnd mit erhobener Stimme fort — „doch gar so herzerschütternd und todestraurig klingen würde, wenn man sich morgen früh in der Residenz erzählte: ‚Die arme, junge Frau von Mainau! Man hat sie in Schönwerth dergestalt mißhandelt, daß sie in die Nacht hinaus geflohen ist; vom rasenden Sturme gegen die Stämme des Waldes geschleudert, ist sie bewußtlos am Wege des Waldes liegen geblieben, das bleiche Duldergesicht und die prachtvollen Goldflechten von Blut überrieselt‘“ — er vertrat ihr den Weg; denn sie hatte, tief empört, mit einem Ausrufe des Unwillens eine rasche Bewegung nach der Thür gemacht.

„Bei einem so starken, gereiften Geiste, bei einer so gesunden, klaren Anschauung der Dinge eine solch unglaubliche Naivetät, Juliane!“ fuhr er fort. Der Spott war wie weggewischt aus seinen Zügen, von seiner Stimme. „Du denkst wie ein Mann und handelst urplötzlich wie ein erschrecktes Kind. Wenn es gilt, die Wahrheit zu sagen oder Anderen zu nützen, bist Du heldenhaft und hast die scharfe Schneide eines Dolches in der Zunge — aber der Selbstvertheidigung gehst Du aus dem Wege, wie der Vogel Strauß, der den Kopf versteckt. — Du fühlst Dich schuldlos und fliehst dennoch? ... Weißt Du nicht, daß Du mit diesem Schritte das Urtheil der ganzen Welt gegen Dich herausforderst? — Eine Frau, die bei Nacht und Nebel das Haus ihres Mannes allein, auf Nimmerwiederkehr verläßt, ist und bleibt — eine Entlaufene! Das klingt stark und beleidigend für Dein zartes Empfinden, nicht wahr? ... Allein ich kann es Dir nicht ersparen.“

Er griff nach ihrer Hand, die bereits auf dem Thürgriff lag, aber ihre Finger umklammerten ihn fest — nur mit rauher Gewalt hätte er sie herabzureißen vermocht. Ein Ausdruck erschien plötzlich auf seinem Gesichte, so eigenthümlich gespannt und dabei so wild zornig, daß sie erschrak — dennoch sagte sie gefaßt und gelassen: „Vergiß nicht, daß ich Dir vor zwei Zeugen Lebewohl gesagt und Dich von meinem Weggange unterrichtet habe — von einem ‚Entlaufen‘ oder böswilligen Verlassen Deines Hauses kann mithin nicht die Rede sein. ... Und wenn die bösen

Digitized by Google

Zungen über mich herfallen? Mögen sie es doch. . . . Mein Gott, welche Bedeutung hat denn meine Person für die Welt? Ich bin nicht eitel genug, um vorauszusetzen, sie werde sich andauernd mit mir beschäftigen — sie könnte es auch beim besten Willen nicht, denn ich verschwinde vom Schauplatze. . . . Und nun bitte ich Dich, gieb mir den Weg frei! Lebewohl sage ich Dir nicht noch einmal — wir sind Beide nicht sentimental."

„Nein — nur ich armer Gesell habe so ein dummes, störrisches Etwas in der Brust, das aufschreit." . . . Er trat einen Schritt von der Thür weg. „Der Weg ist frei, Juliane — das heißt: er ist frei für uns Beide. Du wirst doch nicht denken, daß ich Dich allein vor den Richter treten lasse, der noch dazu Partei nimmt für die Klägerin? Du willst die Auseinandersetzung mit mir in die Hände Deiner Geschwister legen — gut — ich will aber auch dabei sein. . . . Ich werde den Wagen bestellen, denn ich begleite Dich — Ulrike, die Verständige, die Weise, soll entscheiden."

„Mainau, das wolltest Du wagen?" rief sie erschreckt — bei der heftigen Bewegung, mit der sie emporfuhr, glitt der Capuchon von ihrem Kopfe; das halbgelöste Haar quoll wogend, in schweren, glänzenden Ringeln auf den schwarzen Sammet — der Regenschirm fiel zu Boden. — Sie verschränkte die Hände und drückte sie gegen die Brust. „Es ist mir viel Weh zugefügt worden in Deinem Hause, und dennoch möchte ich Dich nie und nimmer vor Ulrikens streng richtenden Blicken stehen sehen, ich — ertrüge es nicht. . . . Was willst Du antworten, wenn sie Dich fragt, aus welchem Grunde Du die Hand ihrer Schwester verlangt hast? Du wirst sagen müssen: ‚Aus Rache gegen eine Andere — ich habe die Verlobung mit der Gräfin Trachenberg einzig deshalb in Scene gesetzt, um angesichts des ganzen Hofes der Herzogin einen Dolch in die Brust zu stoßen.'"

Er stand vor ihr mit aschbleichem Gesichte — langsam, mechanisch hob er die Rechte, um sie auf der Brust in den halb zugeknöpften Rock zu stecken — sein Schweigen und diese Haltung gaben ihm das Ansehen eines Mannes, der sehr gut weiß, daß er verloren ist, und mit gemachter Ruhe den Verlauf erwartet. — „Und wie dann weiter, Mainau?" fragte sie unerbittlich. „Du wirst fortfahren müssen: ‚Darauf habe ich die unglückliche Statistin, die sich anstandshalber nicht so rasch wieder abschütteln ließ, mit Schmuck und kostbaren Stoffen beladen, in mein Haus geführt und ihr ein Verhaltungsprogramm aufgestellt, so ungefähr, wie man eine Uhr aufzieht, und von ihr verlangt, daß sie auf der vorgeschriebenen Zeitbahn ihr einförmiges Ticktack pflichtschuldigst abarbeite. . . . Ich habe gewußt, daß die Seele meines Hauses ein alter, kranker, verbitterter Mann ist; ich habe gewußt, daß gerade ihm gegenüber das Festhalten an meiner Vorschrift eine Riesenaufgabe sein mußte, daß dazu eine beispiellose Selbstverleugnung, ein völliger Mangel an empfindlichen Nerven, an stolzaufwallendem Blut nöthig sei — o, das verstand sich von selber bei der Puppe, die meinen Namen trug, an meinem Tische aß und das Dach meines Schlosses über dem Haupte hatte.'" — Sie verstummte — athemlos, die Lippen geöffnet, warf sie den Kopf in den Nacken, wie befreit von einer unglaublichen Last, wie erlöst von dem heißen Schmerz, der ihr viele Wochen lang die Kehle zugeschnürt, das Herz zusammengekrampft hatte.

„Bist Du zu Ende, Juliane? Und willst Du mir vergönnen, Ulriken zu antworten?" fragte er tonlos, mit einer unbeschreiblichen Sanftheit in der Stimme, jener Stimme, vor welcher bisher die Damen „wie die Lämmer gezittert".

„Noch nicht," sagte die junge Frau hart — jetzt hatte sie genippt an der Rache; sie fühlte zum ersten Male, daß es süß sei, Wiedervergeltung zu üben, Kälte gegen Kälte, Verachtung gegen Mißachtung zu setzen — es riß sie hin, das berauschende Gift weiterzuschlürfen; sie ahnte nicht, daß gerade dieses heiße Rachegefühl auf eine andere tiefe, hoffnungslose Leidenschaft schließen ließ. — „Dieser arme Automat mit den ewig stickenden Händen und den Vocabeln auf den Lippen beging bei allem guten Willen dennoch eine Tactlosigkeit — er kürzte sein Debüt im Hause Mainau nicht rasch genug ab," fuhr sie bitter fort. „Er verpaßte den richtigen Moment, wo er sich mit Anstand zurückziehen konnte, und da mußte er es sich gefallen lassen, daß man zu dem rauhesten Mittel, zu ehrverletzenden Anklagen griff, um — rasch mit ihm fertig zu werden."

„Juliane!" — Er bog sich über ihr Gesicht und sah in die weit geöffneten Augen, die ihm in der unheimlichen Starrheit höchster Nervenaufregung begegneten. „Wie traurig, daß sich Dein reiner Sinn in den Abgrund eines so häßlichen Mißtrauens verirren konnte! Aber ich bin schuld — ich ließ Dich zu lange allein, und wenn ich Alles vor Ulriken verantworten will, das kann ich nicht . . . Juliane, sieh mich nicht so starr an!" bat er, ihre Hände gegen sich ziehend; „diese furchtbare Aufregung muß Dich krank machen —"

„Darum lasse mich allein — Du kannst keinen kranken Menschen sehen." Sie entzog ihm ihre Hände — ihre Lippen zuckten in trotzigem Weh.

Er wandte sich entmuthigt ab. Wohin er sich auch wenden mochte, sie hielt ihm grausam einen Spiegel vor, aus welchem ihm sein Charakterbild in häßlichen, unheimlich genauen Strichen entgegentrat; sie hatte jeden seiner herzlosen Aussprüche sorgsam notirt. Er konnte so glänzend Conversation machen; — für ihn gab es keine Klippe, keine Kluft in der Gesellschaft — er schlug über Alles die leichte Brücke des geißelnden Spottes, des funkelnden Witzes — und hier, im Conflict mit einer ehrlichen, aber durch sein Verschulden herb gewordenen weiblichen Natur, litt er kläglich Schiffbruch, der brillante, weltgewandte Cavalier. Schweigend wollte er die Hand nach dem Klingelzug ausstrecken, um zu schellen, aber die junge Frau wußte es durch eine rasche Bewegung zu verhindern. „Thue das nicht, Mainau! Ich fahre nicht mit Dir," erklärte sie entschieden, mit finsterem Ernst. „Wozu den häßlichen Streit nach Rudisdorf tragen? Das dürfte ich schon meinem lieben, scheuen Magnus nicht anthun — er würde unter dem rauhen, lauten Conflict schwer leiden. Und die Mama? . . . Mit ihr habe ich einen harten Kampf zu bestehen, wenn ich zurückkehre — das verhehle ich mir nicht; aber ich will ihn doch tausendmal lieber allein auf mich nehmen, als Dich dabei sehen. Sie wird sich sofort auf Deine Seite stellen — in ihren Augen werde ich bis in alle Ewigkeit die Schuldige sein; Du bist der gefeierte, vielbeneidete Cavalier, der Herr von Schönwerth, Wolkershausen &c. und ich bin das verarmte Mädchen, das kaum Anspruch an eine Stiftspfründe hat — was liegt da näher, als daß ich nicht verstanden habe, mich in die Verhältnisse zu schicken und meine beneidenswerthe Stellung würdig einzunehmen?" — welch ein bitteres, herzzerreißendes Lächeln flog um ihre Lippen! — „Aber aus eben diesen Gründen wird Mama auch Alles aufbieten, die völlige Trennung zu verhindern, und dagegen verwahren wir uns doch Beide —"

„In der That, Juliane?" — Er lachte zornig auf. — „Widerstrebte es mir nicht, da rauh und gebieterisch zu nehmen, wo man mir durchaus nicht geben will, da könnte ich allerdings nichts Besseres thun, als die Entscheidung in die Hände der Mama zu legen — so aber muß und soll Ulrike die höchste Instanz bleiben. . . . Ich werde nicht ein Jota von meiner großen Schuld leugnen. Ich werde ihr erzählen, wie die fürstliche Coquette mit mir gespielt, wie sie mich durch ihren Treubruch zu Dem gemacht hat, was ich geworden bin — zum frivolen Spötter, zum gewissenlosen Frauenverächter, zu einem zerfahrenen, ruhelosen Flüchtling, den die ungesühnte tiefe Demüthigung seines Mannesstolzes in den Taumel unwürdiger Genüsse gehetzt hat. Ulrike soll wissen, daß ich, wenn auch längst keinen Funken von Neigung mehr für die Treulose hegend, dennoch unausgesetzt nach einer eclatanten Genugthuung gelechzt habe — vielleicht vermag sie besser als Du sich in die Seele eines tiefgereizten und gekränkten Mannes zu versenken. . . . Ich werde ihr sagen: ‚Es ist wahr, Ulrike, ich habe Deine Schwester in der That heimgeführt, um die Herzogin zu züchtigen und meine Rache zu kühlen, aber auch, um der wahnsinnigen Leidenschaft dieser Frau für mich, die mich anwiderte, Schranken zu setzen.'"

Er schwieg für einige Secunden, als hoffe er auf ein ermuthigendes Wort, aber die Lippen der jungen Frau bewegten sich nicht — sah es doch fast aus, als erstarre sie gegenüber diesen Enthüllungen.

„‚Das junge Mädchen, das ich beim ersten Begegnen kaum mit einem halben Blicke angesehen, war mir gleichgültig,'" fuhr er mit bewegter Stimme fort. „‚Hätte ich damals den Eindruck der Schönheit, des Geistes empfangen — ich wäre sofort zurückgetreten — ich wollte keine innere Fessel wieder auf mich nehmen

und suchte nur einen sanften, weiblichen Charakter mit dem Wunsche, daß er sich als repräsentirende Hausfrau, als geduldige Pflegerin des grilligen Onkels und meines Knaben in die gegebenen Verhältnisse hineinleben möge — ich war ein grausamer Egoist. . . . Der Reisetrieb erwachte auf's Neue in mir — ich sehnte mich hinaus nach Abenteuern aller Art, auch nach denen mit — schönen, pikanten Frauen — ich war wie mit Blindheit geschlagen. . . . Die weiße Rose aus Rudisdorf zeigte mir allerdings schon am ersten Tage einen scharfen Dorn, der mich erschreckte — ich stieß auf einen unbändigen Stolz. . . . Aber sie war auch klug und mir an Geistesschärfe weit überlegen — sie verstand es, ihre körperliche Schönheit, ihren hochgebildeten Geist in die Nonnentracht der strengsten Zurückhaltung zu hüllen — es fiel ihr nicht ein, auch nur einen Finger zu rühren, um den Mann zu gewinnen, der sie verschmäht, mißachtet hatte.... Und so ging ich neben ihr, kalt, spöttisch, über sie hinwegsehend, und nur manchmal durch einen aufsprühenden Blitz erschreckt.... Ich müßte über den Humor der Nemesis lachen, wäre er nicht so entsetzlich bitter. . . . Ist es nicht kläglich, Ulrike, daß der Mann, der in unverzeihlichem Dünkel sagen konnte: ‚*Liebe kann ich ihr nicht geben*‘ — nun das Knie vor Deiner Schwester beugen und sie um Verzeihung bitten will? Ist es nicht jammervoll, daß er nun wirbt und fleht um Das, was er zuerst schnöde und achtlos weggeworfen? . . . Sie will mich verlassen — von gerechtem Mißtrauen gegen mich erfüllt, versteht sie mich absolut nicht. Ein anderes, geübteres Frauenauge hätte längst erkannt, wie es um mich steht, und milde verzeihend und schonend dem Frevler das schwere Eingeständniß seiner totalen Niederlage erspart — aber sie schreitet unbeirrt weiter, ohne zu erwägen, was sie dabei zertritt, und so bleibt mir nichts übrig, als in klaren Worten auszusprechen, daß ich — geistig und moralisch den Tod erleide, wenn Juliane von mir geht.“

Er war schon bei Beginn seiner Beichte einmal rasch nach dem Fenster zugeschritten — dort stand er noch — kein Blick war auf die junge Frau gefallen. Jetzt wandte er den Kopf nach ihr. Mit der Rechten die Augen bedeckend, tastete sie nach dem neben ihr stehenden Sessel — sie schien vor Bestürzung in sich zusammensinken zu wollen.

„Soll der Wagen vorfahren?“ fragte er, näher an sie herantretend, mit entfärbten Lippen, in athemloser Spannung. „Oder hat Juliane mich gehört und will *selbst* entscheiden?“

Sie verschlang krampfhaft die Finger ineinander und ließ die Hände sinken — stürzte nicht die Decke auf sie nieder bei diesem jähen Umschwunge?

„Nur ein Ja oder Nein — mache der Qual ein Ende! Du bleibst bei mir, Juliane?“ —

„Ja.“ — Dieses „Ja“ kam freilich wie ein zitternder Hauch von ihren Lippen, und doch übte es eine wahrhaft berauschende Wirkung auf den Mann. Mit einem stummen Aufblicke, als werde die Marter einer tödtlichen Angst von ihm genommen, hielt er die bebende Frau in den Armen — dann löste er den Reisemantel von ihren Schultern und schleuderte ihn weithin auf den Boden.

Er küßte sie auf den Mund. „Das ist die Verlobung, Juliane — ich werbe um Dich in tiefer, inniger Liebe!“ sagte er feierlich ernst. „Nun mache aus mir, was Du willst! Du sollst Zeit und Gelegenheit haben, Dich zu prüfen, ob Du mich dereinst auch wirst *lieben* lernen, die Du jetzt nur in echt weiblicher Milde und Barmherzigkeit *verzeihst*. . . . Wer mir noch vor einem halben Jahre gesagt hätte, daß ein *Frauen*charakter mich bezwingen würde!... Nun, Gott sei Dank, noch bin ich jung genug, um mein Lebensschiff zu wenden und glücklich zu wenden! Sieh, so wie ich Deine schmiegsame Gestalt jetzt halte, wie sie mich nicht mehr zurückweist mit Händen und Augen, so hingebend bist Du nun auch meine — Liane.“

Er führte sie in das blaue Boudoir. „Himmel, wie magisch!“ rief er. Sein Blick flog über die glänzenden Wände, um dann wie trunken auf dem lieblichen Antlitze seiner jungen Frau zu ruhen. „Ist das wirklich das verhaßte Zimmer mit den penetranten, erstickenden Jasmindüften und den Polstern der Faulheit?“

Auf dem Tische brannte nur eine Lampe unter rothem Schleier — ein rosiger Schein färbte schwach die Atlasfalten. Mainau hatte früher dieses Zimmer ganz anders, ja feenhaft beleuchtet gesehen — Liane wußte von Leo, daß die Appartements der „ersten Mama“ stets in einem Lichtmeer geschwommen hatten. Mit stürmisch klopfendem Herzen sagte sie sich, daß es nur die Morgenröthe der neuen Glückseligkeit sei, die dem Mann an ihrer Seite plötzlich Alles verkläre. War ihr doch auch, als flimmere es magisch um jeden weißen Azaleenkelch in der dunkelnden Fensternische, ja, als müsse ein Flüstern von dort ausgehen, ein seliges Flüstern der kleinen Blumenseelen, die sie, umstürmt von Kämpfen aller Art, dennoch treu gepflegt, und die nun ihr verschämt schweigendes Glück sehen konnten, besser als er, der sich noch ungeliebt glaubte.

„Und nun die *einzige* und *letzte* Frage, bezüglich des Vergangenen, Liane!“ sagte er, in leidenschaftlicher Bitte ihre Hände an seine Brust ziehend. „Du weißt nun, was mich vorhin droben im Salon so hart, so wahnwitzig ungerecht gegen Dich gemacht hat; Du weißt auch, daß ich in Wirklichkeit an eine Schuld Deinerseits nie geglaubt — stünde ich sonst hier? . . . Der vergiftende Hauch des verhaßten Schwarzrockes hat Dich nicht berühren dürfen — darauf will ich schwören, und doch — ich kann nicht ruhig werden, Liane! . . . Ich habe das Gefühl, als würde mir der Hals zugeschnürt, wenn ich mir, inmitten meines Glückstaumels, den räthselhaften Augenblick vergegenwärtige, wo ich Dich mit erschrecktem Gesicht in der halben Dämmerung stehen sah und seine Stimme hörte, die dem Onkel Schweigen auferlegen wollte. . . . Was führte Dich zu so ungewohnter Stunde in den halbdunklen Salon?“ . . .

Und sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, aber klar und besonnen, Alles. Sie beschrieb ihm, wie sie die Fälschung, die sie auf den Wink der Löhn hin vermuthet, entdeckt hatte. Bei der Schilderung dieses abscheulichen Betruges, den er unfreiwillig jahrelang begünstigt, stand Mainau wie eine Bildsäule, keines Wortes mächtig — er war auf schamlose Weise dupirt worden; der intriguante Jesuit hatte ihn spielend am Gängelband geführt, und er hatte agiren müssen, wie es diesem schlauen Kopf beliebte. Und der arme Knabe, den jener Zettel kurz und bündig als Bastard von niedrigster Herkunft bezeichnet und verstoßen, er hatte unter dem furchtbarsten Druck, unter allseitiger Verachtung und Schmähung seine schönsten Kinderjahre hinschleppen müssen; er war getreten und in den Ecken umhergestoßen worden, in den Ecken des Schlosses, das dem Manne gehört, dessen einziges Kind er gewesen. . . . Liane meinte, das Knirschen der Zähne zu hören, ein so gewaltsam verbissener Grimm entstellte Mainau's Gesicht — es war aber auch ein allzu jähes Aufrütteln aus dem blindesten Glauben und Vertrauen.

Nun kam sie an jenen Moment, wo der Hofprediger Brief und Zettel in das Kaminfeuer geworfen. Schamhaft vermied sie, ihre Lippen mit der Wiederholung seiner leidenschaftlichen Bitten und Klagen zu beflecken; sie deutete kaum die Motive seiner verbrecherischen Handlungsweise an, und doch war es um Mainau's Selbstbeherrschung geschehen. Er stürmte wie ein Rasender im anstoßenden Salon auf und ab — dann kam er plötzlich herüber und zog die junge Frau in seine Arme. „Und ich ließ Dich allein in den Klauen des Tigers, während ich jenes verachtete Weib schützend heimgeleitete!“ klagte er.

Sie redete ihm sanft und beschwichtigend zu, und mit diesem Moment begann ihre Mission als Frau, als treue Gefährtin und Berathерin. Doppelt süß klang diese besänftigende Frauenstimme gerade in den Räumen, die einst Zeugen heftiger ehelicher Auftritte gewesen waren. Wie keusch zurückhaltend und doch wie mild stand diese zweite Frau unter dem blau atlassenen Wolkenhimmel, der auch auf jenes launenhafte, verzogene Wesen niedergesehen, wenn es bald wie eine kleine Katze geschmeidig zusammengerollt, nichts denkend und träumend, halbe Tage lang zwischen den Polstern geruht, bald als graciöser, schöner, aber bitterböser Engel umhergeflattert war, um Blumen unter dem kleinen Absatz zu zertreten oder mißliebige weibliche Dienerschaft mit höchsteigenen, aristokratischen Händen zu züchtigen. . . . Das mochte wohl Alles durch Mainau's Seele gleiten — er gab sich dem neuen Zauber überwältigt hin und wurde ruhiger.

„Vorhin noch hatte ich nur den einen Gedanken, Dich und Leo sofort nach Wolkershausen zu bringen und dann hierher zurückzukehren, um Schönwerth für immer von dem unreinen Geist zu säubern,“ sagte er — freilich diese Töne trugen noch die Spuren des inneren Kampfes mit der leidenschaftlichsten

Erbitterung. — „Mir kocht das Blut, wenn ich mir denke, daß dieser Schurke beschützt und gehätschelt droben im Schlafzimmer des Onkels sitzt, während er doch ohne Weiteres über die Schwelle, in Sturm und Nacht hinausgestoßen werden müßte. . . . Aber ich muß mir selbst sagen, es nützt nichts, wenn die rächende Faust des empörten ehrlichen Mannes in diese Fuchsgesellschaft niederfährt; sie stiebt auseinander, um sich im nächsten Augenblick erstickend über ihm zu schließen; er ist der Verlorene, und wenn ihm alle Gesetzbücher der Welt zur Seite stehen. . . . Sieh', mein holdes Weib, die erste eclatante Wirkung Deines Einflusses — ich will mich mäßigen; aber diese Mäßigung soll dem Schwarzrock theuer zu stehen kommen. — Auge um Auge, Zahn um Zahn, mein Herr Hofprediger! Ich will auch einmal den Fuchskopf aufsetzen, um Onkel Gisbert's willen, an dessen Kind ich mich schwer versündigt habe. . . . Der Onkel Hofmarschall ist mit dem Zettel genau so dupirt worden, wie ich — er, mit seinen klugen, scharfen Höflingsaugen, — darin liegt ein ganz klein wenig Trost für mich." — Sein Glaube an die Rechtlichkeit des alten, kranken Mannes war unerschütterlich. Liane zitterte, denn in dem Augenblicke, wo er sich Gabriel's annahm, fiel auch der Riegel vor Frau Löhn's Lippen — welch schwere, bittere Enttäuschung stand ihm bevor! — „Wollte ich ihm aber den wahren Sachverhalt mittheilen, er würde mich einfach auslachen und die vollgültigsten Beweise fordern," fuhr Mainau fort. „Nun werde ich die Sache umkehren. . . . Liane, so schwer es mir auch wird, wir müssen doch nebeneinandergehen wie bisher. Kannst Du Dich überwinden, morgen Deine Hausfrauenpflichten wieder aufzunehmen, als sei Nichts vorgefallen?"

„Ich will es versuchen — ich bin ja Dein treuer Camerad."

„O nein! Mit der Cameradschaft ist's vorbei — der Pact, den wir am ersten Tag geschlossen, ist längst null und nichtig, zerrissen, verweht in alle vier Winde. Unter guten Cameraden gilt eine gewisse Toleranz; aber ich bin ein merkwürdig mißgünstiger Gesell geworden — in dem Falle dulde und gestatte ich nicht. Selbst Leo gegenüber kämpfe ich mit feindseligen Regungen, wenn er so selbstverständlich ‚meine Mama' sagt, und die Namen ‚Magnus' und ‚Ulrike' kann ich von Deinen Lippen nicht hören, ohne den häßlichsten Neid zu fühlen — ich glaube, ich kann ihnen nie gut werden, diesen Namen. . . . Uebrigens sei ohne Sorge — ich wache über Dich, wie es Dein Schutzgeist nicht besser vermöchte; nicht auf Secunden werde ich Dich verlassen, bis die Luft rein ist von dem Raubvogel, der über meinem schlanken Reh kreist."

Die Dienerschaft, die ihm wenige Minuten darauf in den Gängen des Schlosses begegnete, ahnte nicht, daß auf seinen strenggeschlossenen Lippen die Verlobungsküsse fortbrannten, und daß eben die bemitleidete zweite Frau zur Herrscherin über „Alles was sein" geworden war. . . . Und als der Hofprediger eine halbe Stunde später trotz Sturmestoben und Regen das Schloß umkreiste, da sah er Mainau's Schatten im hellerleuchteten Arbeitszimmer auf- und abwandeln, und drunten im Salon saß die junge Frau am Schreibtische — diese zwei Menschen hatten also nicht das Bedürfniß nach gegenseitigem Aussprechen gehabt — der Herr Hofprediger, der wie ein scheues, aber beharrlich lauerndes Raubthier mit heißem Blicke immer wieder das rothgoldene Haargewoge hinter dem leichtklaffenden Fensterladen suchte, er behielt das Heft in der Hand. . . .

22.

Der Sturm, der sich gestern im Verlaufe des Abends zum Orkan gesteigert, hatte bis nach Mitternacht fortgetobt. Von den Schloßleuten waren nur wenige zu Bett gegangen. Man hatte selbst den schweren Mosaikdächern des Schlosses nicht getraut und gefürchtet, der heulende Wütherich werde sie herabstoßen — kein Wunder, daß da das schwache Bambusdach des indischen Hauses in Stücke zerpflückt worden war.

Nun breitete sich der Morgenhimmel so schuldlos klar und glänzend über die gemißhandelte Erde, und die zerzausten Bäume standen beruhigt und kerzengerade; sie verschmerzten die entrissenen Aeste, die abgeschüttelten, alten, weithin verstreuten Vogelnester, die sie treulich geschirmt, und ließen versöhnend ihre Blätter mit dem schmeichelnden Windhauche spielen, zu welchem sich der Unhold gesänftigt hatte. . . . In der Schloßküche aber standen die Leute zusammen und erzählten sich, die Löhn sähe aus wie ein Gespenst — selbst diesem derben Weibe, das sich doch durch nichts in der Welt aus der Fassung bringen ließe, sei der Spuk zu toll geworden; sie habe die Nacht hindurch in dem indischen Hause gewacht, da sei ihr das Dach buchstäblich über dem Kopfe weggerissen worden; die Sterne am Himmel hätten durch große Löcher in der Zimmerdecke hereingesehen, und das sei bis zum anbrechenden Morgen die einzige Beleuchtung gewesen, denn der Sturm habe keine Lichtflamme aufkommen lassen. Und nun könne man den angerichteten Schaden nicht einmal ausbessern, denn das gäbe Lärm, und — die Indierin läge ja im Sterben. . . . Die Strenggläubigen des Hauses meinten, da brauche man sich freilich über das unerhörte Toben und Stürmen nicht mehr zu verwundern — wenn solch eine ungetaufte Seele „geholt" werde, da gäbe es immer Kampf.

Liane hatte auch bis gegen Morgen gewacht. Der Sturm hätte sie wohl schlafen lassen, aber durch ihre Seele war es wie ein Fieber gegangen — es war doch eine nicht zu beschreibende Glückseligkeit, sich so geliebt zu wissen. . . . Wie schnell hatte sie den kleinen Koffer wieder ausgepackt und jeden Gegenstand an seinen Platz zurückgelegt, den er fortan behaupten sollte, wie die zweite Frau den ihrigen am Herzen des theuren Mannes! Ebenso waren die beiden Schlüssel eiligst ihrer Haft entlassen und das an Mainau adressirte Couvert verbrannt worden — es sollte Niemand mehr auch nur ahnen, daß sie bereits auf der Flucht gewesen. . . . Dann hatte sie an Ulrike geschrieben, mit fliegender Feder alle Stadien ihrer Leiden und Anfechtungen durchlaufend, bis — zum glückseligen Ausgange.

Der darauf folgende Schlaf in den Morgenstunden hatte sie unbeschreiblich erquickt, und als die Jungfer die Vorhänge auseinanderschlug und die Fensterflügel öffnete, da meinte die junge Frau, der Himmel habe noch nie in solch krystallenem Blau über ihrem Leben gestanden, die Morgenluft nie so balsamisch ihr Gesicht umschmeichelt, selbst nicht in Rudisdorf, wo sie die frühen Tagesstunden stets allein mit den theuren Geschwistern verbracht hatte. . . . Mit Vorbedacht legte sie ein veilchenfarbenes Kleid an, von welchem Ulrike gesagt, daß es ihr gut stehe — o, sie war coquett geworden. Sie wollte Mainau gefallen.

Wie gewöhnlich Leo an der Hand führend, trat sie in den Frühstückssaal. Sie wußte, daß ihr gehässige Demüthigungen von Seiten des Hofmarschalls bevorstanden, denn sie hatte ihm gestern verachtend den Rücken gewendet, und nun kam sie, ihm seine Morgenchocolade zu credenzen. Es galt, die Zähne zusammenzubeißen und einen gewissen stoischen Muth herauszukehren. . . . Wie der Hofprediger gestern Abend im Schlafzimmer des alten Herrn die Karten gemischt, um sich selbst aus der Affaire zu ziehen, das war ihr freilich dunkel. Hanna hatte ihr in der neunten Stunde Leo gebracht — er war ja bis dahin auch im Schlafzimmer des Großpapa gewesen; aber aus Allem, was er plauderte, mußte sie schließen, daß es keineswegs laut und leidenschaftlich zwischen den beiden Herren zugegangen war; ja, sie hatten sogar Schach gespielt.

Beim Eintritte in den Saal mußte sie an den ersten Morgen denken, den sie in Schönwerth verlebt. Der Hofmarschall saß am Kaminfeuer, und Frau Löhn, die allem Anscheine nach eben erst eingetreten, stand einige Schritte von ihm entfernt. Ohne die ungeschlachte Verbeugung der Beschließerin zu beachten, stemmte er beide Hände auf die Armlehnen seines Stuhles, und den Oberkörper ein wenig emporhebend, bog er sich blinzelnd vor, als traue er seinen Augen nicht.

„Ei, da sind Sie ja, meine Gnädigste!" rief er. „Dachte ich mir doch gleich, als Sie uns gestern Abend so — so brüsk verließen und Ihren längst beabsichtigten Besuch in der Heimath zu einer so ungewöhnlichen Zeit antreten wollten, daß Sie sich bei kälterem Blute denn doch anders besinnen würden. . . . Freilich, bei dem Sturme aber auch! Und dann haben Sie sich doch wohl auch ein wenig überlegt, daß solch ein plötzliches freiwilliges Verlassen unseres Hauses bei einer etwaigen gerichtlichen Entscheidung schwer in die Wagschale fallen und — die Abfindungssumme bedeutend schmälern dürfte — klug genug sind Sie ja, kleine Frau."

Sie war im Begriffe, wieder hinauszugehen; sie fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen. Wo war Mainau? Er hatte ihr versprochen, sie nie allein zu lassen. . . . Leo bemerkte erstaunt ihr Zögern — das Kind begriff ja nicht, welche Beleidigungen

Ein siebenbürgisch-sächsischer Dorfrichter in Amtsthätigkeit.

Nach einer Photographie des Professor C. Koller zu Bistritz in Siebenbürgen

der Mama als Morgengruß in das Gesicht geworfen wurden. Mit seinen beiden kräftigen Händchen ihre Rechte umklammernd, zog er sie lachend tiefer in den Saal herein.

„Recht so, mein Junge!“ lachte auch der Hofmarschall heiter auf. „Führe die Mama zum Frühstückstische und bitte für den Großpapa um eine Tasse Chocolade! Er nimmt sie ja doch am liebsten aus ihren Händen, und sollten auch diese schönen Hände einen leichten Duft von — verbranntem Papiere ausströmen. . . . Na, Löhn,“ wandte er sich rasch an die Beschließerin, als wolle er jede Replik auf den Lippen der gemarterten jungen Frau verhindern — „ist's wahr? Der Sturm soll ja in dieser Nacht das Dach des indischen Hauses zertrümmert haben?“

„Ja, gnädiger Herr — wie es geht und steht, hat er's weggefegt.“

„Auch der Plafond ist beschädigt?“

„Voller Löcher — ein Regen darf nicht kommen.“

„Sehr fatal! . . . Aber erneuert oder ausgebessert wird im indischen Garten absolut nichts — je früher diese Spielerei zerfällt, desto besser! . . . Sorgen Sie dafür, daß die Kranke in den kleinen, runden Pavillon gebracht wird —“

Liane sah bei diesem Befehle nach der Beschließerin — die Leute hatten Recht, „das derbe Weib“ sah aus wie ein Gespenst. Dem feinen Ohre der jungen Frau entging es nicht, daß sie die Antworten nur so kurz und rauh herauspolterte, um ein Brechen der Stimme zu verhindern.

„Ist nicht vonnöthen, gnädiger Herr — die Frau geht von selber,“ antwortete sie auf den Befehl hin, mit einer eigenthümlichen Starrheit im Blicke.

„Was — was! Sind Sie toll?“ fuhr der Hofmarschall herum — zum ersten Male sah Liane dieses greisenhafte Gesicht in tiefer, dunkler Röthe aufflammen. „Dummheit! Wollen Sie mir weismachen, daß sie sich je wieder erheben, oder gar — ihre gelähmte Zunge zu gebrauchen im Stande sein würde?“

„Nein, gnädiger Herr, was todt ist, das ist und bleibt todt, und — das Uebrige, das löscht heute auch noch aus, ehe die Sonne untergeht.“ Die Frau sagte das eintönig, und doch klang es erschütternd, herzzerschneidend.

Der Hofmarschall wandte den Kopf weg und sah in die Kaminflammen. „So — ist's so weit?“ warf er mit gepreßter Stimme hin. (Fortsetzung folgt.)

Von unsern sächsischen Landsleuten im Osten.

1. Der Dorfrichter in Amtsthätigkeit.

Es giebt Landstriche, welche, obgleich fast mitten in Europa gelegen, doch selbst für das wissensfrohe deutsche Publicum in weiteren Kreisen weniger bekannt sind, als manches weitentlegene Gebiet fremder Erdtheile. Zu ihnen gehört Siebenbürgen, das nur gelegentlich die Aufmerksamkeit deutscher Reisender angezogen und noch keinen veranlaßt hat, seinen Eigenthümlichkeiten in Natur, Cultur und Geschichte mehr zu widmen als etwa einige Feuilletonartikel oder einen Vortrag in einer geschlossenen Gesellschaft. Während der Franzose de Gerando und die Engländer Paget und vorzüglich Charles Bones ihren Landsleuten in eingehenden Werken die Erfahrungen und Eindrücke mitgetheilt haben, welche sie in jenem Lande empfangen, begnügt sich Deutschland noch bis zum Augenblicke mit Uebersetzungen dieser fremden Darstellungen, die doch vielfach gerade das nicht bieten, was dem Deutschen nach seiner Art das Bemerkenswertheste sein müßte, tiefere Einblicke in die Aeußerungen des bunten Volkslebens,* das hier, an der Berührungslinie des Orientes und des Occidentes, seit alten Zeiten sich entfaltet hat.

Die Wiener Weltausstellung hat in dem siebenbürgisch-sächsischen und dem szeller Bauernhause, sowie in den Zusammenstellungen der sächsischen, szeller und walachischen Hausindustrie, endlich in den mit dem höchsten Preise ausgezeichneten photographischen Genrebildern des akademischen Malers und früheren Zeichenlehrers am evangelisch-sächsischen Gymnasium in Bistritz Karl Koller weitesten Kreisen Gelegenheit geboten, ihr Augenmerk auch der imposanten Naturfeste der Ostkarpaten zuzuwenden. Das Bild, zu welchem diese Zeilen geschrieben wurden, führt eine Scene aus dem Leben desjenigen Theiles der Bevölkerung Siebenbürgens vor, der durch Abstammung und Sitte, sowie durch seine in einem vielhundertjährigen Martyrium nicht gebrochene Treue zum Deutschthum der Beachtung unserer Leser vorzüglich werth ist.

„Ein siebenbürgisch-sächsischer Dorfrichter in Amtsthätigkeit“, so hat der Künstler sein Bild selbst bezeichnet, und da es, um psychologisch verstanden zu werden, keiner Erklärung bedarf, so wollen diese Begleitworte mehr den culturgeschichtlichen Hintergrund zeichnen, von welchem das naturgetreue Bild selbst sich lebendig und kräftig abhebt.

Die älteste germanische Wanderung nach Siebenbürgen ist in den Fluthen der Völkerwanderung fast spurlos vorübergerauscht. Durch die vom ungarischen König Geisa dem Zweiten veranlaßte Einwanderung wurde die Zahl der deutschen Bewohner Siebenbürgens ungemein gesteigert. Zweck ihrer Ansiedlung war Sicherung des vom Mittelpunkte des Reiches weitentlegenen Gebietes gegen feindliche Nachbarvölker, nicht blos den kaum gegründeten eignen Herd zu schützen, sondern auch dem Reiche zu dienen. Die neuen Colonisten waren Bauern und Kriegsleute zugleich.

Nicht nur der Kampf um das leibliche Dasein ist den flandrischen, sächsischen und niederrheinischen Colonisten in Siebenbürgen nicht erspart geblieben; nicht nur hatten sie sich von Anfang an der Angriffe der auf ihre besondere politische und kirchliche Stellung neidischen königlichen Beamten und geistlichen Würdenträger zu erwehren — auch der Streit im Innern entbrannte schon früh zwischen den reicher und mächtiger gewordenen „Geschlechtern“, die an dem magyarischen Adel bald Sippen und Freunde fanden, und den Gemeinfreien. Mehr als zwei Jahrhunderte hat dieser Streit hier gedauert, bis er sich im Reformationszeitalter zu Gunsten der Letzteren entschied, so daß es auf Sachsenboden einen bevorrechteten Adel nicht geben durfte, und so schroff schlossen zeitweilig die Gegensätze sich aus, daß in manchen Gemeinden ein Adeliger geradezu für unfähig zu einem Amte erklärt wurde.

Aus solchem äußeren und inneren Kampfe und der harten Arbeit des Lebens, worin das deutsche Volk von den mitwohnenden Stämmen selten Freundschaft erfuhr und seinen Schutz fast ausschließlich nur bei sich selbst und der wechselnden und in der Regel theuer erkauften Gunst der Könige fand, erwuchs die harte, herbe, ernste, abgeschlossene Bauernnatur dieses Volkes, die dem Fremden leicht unliebenswürdig und egoistisch erscheint, auf der aber der Fortbestand seiner Nationalität wesentlich mit beruht. Wer so viele Jahrhunderte lang ununterbrochen auf Vorposten gestanden für persönliche Freiheit, für das Recht des Eigenthums und die politische und kirchliche Gleichberechtigung, Der verliert die Anmuth der Erscheinung, die nur im Sonnenstrahle des Behagens gedeiht, und wird leicht mißtrauisch auch da, wo der Begegnende auf Vertrauen Anspruch zu haben meint. Als der jetzt regierende Kaiser und König sich zum ersten Male in Siebenbürgen befand, wurde er in einer sächsischen Dorfgemeinde von dem Dorfrichter mit den treuherzigen, einfachen Worten begrüßt:

„Willkommen, Herr Kaiser, in unserem Lande!“

Der Fürst — es war damals in der Blüthezeit des Absolutismus — erwiderte: „Ich denke, das Land ist mein Land.“

Der Bauer, schnell gefaßt, antwortete darauf: „Um Vergebung, Herr Kaiser, dieses Land hat der König Geisa unseren Vorfahren verliehen.“

Und als Jemand aus der Suite darauf, allerdings dem Sachsen gegenüber unpassend genug, einwandte: „Aber wir haben's erobert,“ da spielte Jener den Trumpf aus:

„Ich weiß es; mein Sohn war auch dabei.“

Es liegt ein gewisses starres Rechtsbewußtsein in der Natur

* Diesem Volksleben droht im gegenwärtigen Augenblicke eine schwere Gefahr, über welche unsere Leser in einer unserer nächsten Nummern eingehendere Mittheilungen erhalten werden. D. Red.

des Sachsen und besonders des sächsischen Bauern im Verkehre mit anderen Gewalten des öffentlichen Lebens, das wohl zum Schweigen gebracht werden kann, aber immer wieder hervorbricht, das geduldig wartet, bis, wie er sich ausdrückt, „Recht wieder Recht wird." Unter der Kaiserin Maria Theresia galt der Uebertritt zur katholischen Kirche für ein Mittel, auch wohl einen sonst verzweifelten Proceß zu gewinnen. So hatte eine magyarische Gemeinde, wie die Sachsen glaubten, einen Grenzproceß gegen eine sächsische dadurch gewonnen, daß ein Theil ihrer Bewohner katholisch wurde. Als Joseph der Zweite auf seiner Reise durch Siebenbürgen in die Nähe jener Gemeinde kam und ihre Bewohner zu seiner Begrüßung herbeieilten, drehte sich der Sachse, der ihn fuhr, im Sattel um und sagte: „Herr Kaiser, dies sind die schlechten Leute, die, um einen Busch zu bekommen, katholisch geworden sind."

Und als der Kaiser erwiderte: „Sie werden ihn auch behalten," fiel der Bauer rasch ein: „Oho, das lassen unsere Herren nicht zu."

Wo das Recht auf friedlichem Wege nicht zu erwarten war oder zu lange ausblieb, da trat auch wohl die Selbsthülfe in rohester Gewaltthat in Wirksamkeit. 1277 verbrannte der Sohn des Richters Alard von Salzburg, welches damals eine sächsische Gemeinde war, mit seiner Freundschaft die Domkirche von Weißenburg mit nahe an zweitausend Menschen, welche sich in dieselbe geflüchtet hatten, mit Reliquien, Kreuzen, geistlichen Gewändern und sonstigen Kirchenschätzen, weil der Bischof im Bunde mit einigen Domherren seinen Vater hatte ermorden lassen. — Als ein szekler Graf dicht an der Grenze der sächsischen Gemeinde Tartlau eine Burg erbaute, lud er zur Einweihung derselben auch die sächsischen Nachbarn ein. Beim lauten Mahle wurde der Burgherr gefragt, wie die Feste heißen werde. „Zwingburzenland" (Burzenland heißt der Gau, zu dem Tartlau gehört) war die höhnende Antwort. Da erhebt sich der Richter von Tartlau und ruft: „Heißt sie denn Zwingburzenland, so wird sie auch zerstören unsere Hand" und verläßt mit seinen Genossen die ungastliche Stätte. In einer der nächsten stürmischen Nächte reitet die Sachsengemeinde vor das drohende Schloß, das am folgenden Morgen nur ein wüster Trümmerhaufe mehr ist. Die Schloßthür nahmen sie mit und zeigen sie dem Fremden heute noch in der eigenen „Burg".

Neueren Datums und mehr sagenhaft ist Folgendes. Eine sächsische Gemeinde hatte viel zu leiden von der bösen Nachbarschaft einer walachischen und sah in fortwährenden Feuersbrünsten, deren Entstehung sie dieser zuschrieb, ihre Habe verzehrt. Vergebens war Warnung und Drohung und unsicher die Aussicht auf gerichtlichen Schutz, da die Nachbargemeinde nicht auf Sachsenboden lag. Da brennt es an einem stürmischen Abend wieder einmal. Das Feuer wird gelöscht. Aber der Richter „warnt", das heißt beruft die Geschworenen. Die Rosse werden gesattelt, von der Brandstätte nehmen die ernsten Reiter die glühenden Brände, und fort geht's im nächtlichen Sturme zur Nachbargemeinde, die, an allen Ecken und Enden angezündet, in wenig Augenblicken in Asche sinkt. Seither hat die Sachsengemeinde lange Zeit Ruhe gehabt.

Dieses Selbstgefühl in der Bauerngemeinde fand seine Nahrung in der politischen Verfassung der Ansiedler, deren Grundzüge so alt sind, wie die Einwanderung, und die, von Ungarns Königen und Oesterreichs Kaisern, wenn auch nicht ohne Einschränkungen, behütet, dem magyarischen „Parlamentarismus" ein Dorn im Auge geworden, so daß er jetzt eben den kühnen Versuch macht, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande für die nichtmagyarischen Nationalitäten aus der Asche alles dessen zu destilliren, was ihnen bisher werth und dem Staate nützlich gewesen. Der Richter der Dorfgemeinde hatte seinen Sitz in der Gauversammlung neben dem „Königsgrafen", und im Stuhle gehörten zum Stuhlamte außer den gelehrten Herren, die am Vororte saßen, die „Stuhlgeschworenen" oder „Stuhlherren" aus den bedeutenderen freien Bauerngemeinden, welche zuweilen so gewaltig waren, daß, wenn sie heimritten, der Königsrichter sich nicht geschmäht fühlte, ihnen in den Sattel zu helfen.

Wie der hohen Aristokratie, so ist es dem freien Bauern von Haus aus eigen, die Formen des äußeren Umganges strenger zu ordnen und zäher festzuhalten. Wo beides sich lockert, da ist es ein Zeichen einer in ihrer rechten, guten Bauernart herabkommenden Gemeinde. Die Form hält hier oft allein noch das Wesen empor. Die „aufgeklärten" Leute nennen das zuweilen altfränkisch; wer tiefer sieht, erkennt unter der starren Rinde einen wohlbehüteten gesunden Kern. Der siebenbürgisch sächsische Bauer redet seines Gleichen mit „Ihr" an; die selbstständigen Gemeindeglieder sind „Bürger", nicht „Leute"; der Gemeindeausschuß wird „Herren" titulirt; der Dorfvorsteher (in Deutschland Schulze oder Bürgermeister, hier „Honn", „Graf" oder „Richter" genannt) heißt „ihre Weisheit"; die Communität, das Amt und die Geschworenen (d. h. Beisitzer des Gemeindeamtes) nennt man „ehrsam". Wer unverheirathet ist und keinen eigenen Hausstand führt, wird geduzt, gehört zum jungen Volke oder „Gesinde" und der Einzelne heißt noch gut altdeutsch „Knecht" oder „Magd", auch wenn er in keinem fremden Dienstverhältnisse steht. Der „Borger" ist das Executivorgan des Richters und führt — wie der Richter selbst — einen oft geschälten Haselstab als Zeichen des Amtes. Er „warnt" die „Zehntschaften", in welche die politische Gemeinde sich gliedert, wie die kirchliche in Nachbarschaften, und an deren Spitze die Zehntmänner stehen, und besorgt den ehrlichen Trunk, von welchem, häufiger als gut thut, die Arbeit des Amtes und der Communität begleitet oder geschlossen wird. Ganz wie in Tacitus' Erzählung versammeln sie sich langsam; dann aber sitzen sie bewunderswerth fest auf den harten Holzbänken, mit ernsten Mienen, oft scheinbar theilnahmlos, während Richter und Schreiber den Gegenstand den „Herren" „vorgeben", oder ein Kläger, der zuvor seine „Zunge gelöst" haben muß (d. h. durch Erlegung eines kleinen Geldbetrages das Recht zu sprechen sich erwirkte), sein Begehren vorbringt. Darauf langes Schweigen, denn schnell zur Sache sprechen ist unschicklich; endlich eine kurze Frage und rascher Spruch. Nur wo das „Recht" oder, wie überall in der Welt, der persönliche Vortheil in's Spiel kommt, werden der Worte mehr und gehen die Wogen von Rede und Gegenrede höher, bis endlich die Entscheidung fällt, die der diplomatische Vorsitzer häufig so lange hinausschiebt, bis die Kämpfer müde und die Kehlen durstig geworden und Niemand mehr Lust hat, den Beschluß anzufechten, wenn auch so, wie ihn der Vorsitzer endlich verkündigt, die Mehrheit für ihn vielleicht mehr als zweifelhaft schien.

Das Präsidialrecht ist groß; auf dem „Herrn", dem „Honnen" ruht die schwere Verantwortlichkeit für Feld und Gemeinde, und so läßt man es hingehen, wenn er zuweilen nach dem auch altmagyarischen Grundsatze die Stimmen nicht *zählt*, sondern *wägt*. Vieles ordnet er auch selbstständig; doch weiß er, daß es bedenklich wäre, die Communität übermäßig lange nicht zu berufen. Die Gemeinde würde darin eine „Verschätzung" sehen und bei der nächsten Wahl den Schuldtragenden es entgelten lassen. Daß er recht und gerecht regiere und ohne Furcht vor der Rache des Bestraften, dafür versichert die Gemeinde ihm Stall und Scheune gegen Brandschaden und sieht es in der Regel lieber, wenn er die Zügel zu straff als zu locker führt. Vor seinem Hause errichtet sie den Pferch, in den auf verbotener Weide betretenes Vieh gesperrt wird, bis der Eigenthümer es mit Strafe „löst". Seiner vielen Mühe bester Lohn ist die Ehre; denn der Gehalt, den er in Baargeld bezieht, ist kaum nennenswerth, und das „Loos" und das „Freithum", das er genießt, d. h. bei jeder Austheilung von Gemeindeeigenthum, besonders Wald und Wiese, ein Doppeltheil und die Befreiung von allen Gemeindelasten, sind auch nur eine geringe Vergütung für viel Mühe und Aergerniß und die in der Regel damit verbundene Vernachlässigung der eigenen Wirthschaft. Die größte Gefahr für ihn liegt in der allzu häufigen Gelegenheit zum Trinken; denn in Siebenbürgen wird im Bauernleben schlechthin Alles, Kauf und Verkauf, Geburt und Begräbniß, Recht und Unrecht, trinkend vollendet, und es braucht eine „starke Natur", hier ohne Schaden mitzuthun oder zu widerstehen. Ernst, wie die Arbeit auf dem Felde und wie das Wort in der Rathsstube, nimmt der sächsische Bauer im Amte auch das Trinken. Wie die alten Senatoren Roms auf ihren Prunksesseln bei dem Eindrange der Gallier, so sitzen diese Bauern nach beendetem Rathe auf ihren Plätzen und empfangen nach Alter und Würde der Reihe nach das Glas aus der Hand des credenzenden „Borgers", des Verwalters über die irdene Eimerkanne. Austrinken gilt für unanständig; aber die Summe der einzelnen Züge läßt nichts zu wünschen übrig, und es ist gut, daß in der

Regel erst nach gefaßten Beschlüssen die „Wirthschaft" ihren Anfang nimmt.

So spinnt in schwerer Arbeit und kargem, zweifelhaftem Genusse auch das öffentliche Leben des sächsischen Bauern in seiner Gemeinde sich ab. Ob es ein Leben der Freiheit sei, darüber zu entscheiden, steht kaum Jemandem anders zu, als ihm selbst. Jedenfalls aber ist es dieser Bauer gewesen, der im Lande die stattlichsten Dörfer gebaut, seine Kinder ausnahmslos zur Schule geschickt, dem Staate der pünktlichste Steuerzahler gewesen, die wenigsten seiner Söhne der Wehrpflicht durch die Flucht entzogen und, wo König und Vaterland gerufen, allezeit seine Treue zu Beiden auch durch mehr noch als die bloße Schuldigkeit erwiesen, obwohl er schon seit lange wenig Dank dafür zu ernten gewohnt ist.

Pariser Bilder und Geschichten.

Allerlei sonderbare Erwerbsquellen und Geschäfte.

Von Ludwig Kalisch.

Tausende und aber Tausende sehen in Paris die Sonne untergehen, ohne zu wissen, wo sie ein Nachtlager finden werden; und Viele von denen, die sich endlich eine Ruhestätte verschafft, wissen nicht, auf welche Weise sie beim Sonnenaufgang zu einem Frühstücke gelangen können. Der knurrende Magen will befriedigt sein und er läßt sich nur auf einige Stunden befriedigen. Wer arbeiten will und arbeiten kann, findet am Ende doch sein Brod; allein es giebt in Paris unzählige Leute, die zu träge, um ernstlich arbeiten zu wollen, doch ehrlich genug sind, um sich nicht mit der Justiz zu überwerfen. Diese erfinden sich einen Erwerb, der keine Anstrengung erfordert, der in müßiger Thätigkeit oder in thätigem Müßiggang besteht. Ich beginne mit der Erwähnung eines Erwerbszweiges, der im eigentlichen Sinne darin besteht, die Zeit todt zu schlagen.

Meine Leser wissen, daß man in Paris vor den Theatern Queue macht. Bei gewöhnlichen Vorstellungen, bei wenig beliebten Stücken bilden sich diese Queues ungefähr eine Stunde vor der Eröffnung des Hauses und sind eben nicht von beträchtlicher Länge. Findet aber die Vorstellung einer neuen Oper oder eines neuen Stückes von einem berühmten Autor statt, so bilden sich die Queues schon in den ersten Nachmittagsstunden und dehnen sich allmählich zu einer solch kometenartigen Länge aus, daß die Spätankommenden keine Hoffnung hegen dürfen, ihre Schaugier zu befriedigen; denn der Platz, den man im Queue einnimmt, wird als ein unverletzliches Recht von Jedermann geachtet, und wer Miene macht, seinen Vordermann zu verdrängen, wird sogleich durch den allgemeinen Ruf „A la Queue!" genöthigt, auf seinem Platze zu verharren. Die ersten Reihen der Queues sind natürlich die beneidenswerthesten. Dieselben werden nun zum Theil von Individuen gebildet, die aus dem einfachsten Grunde von der Welt gar nicht daran denken, ihre hungrige Schaugierde im Theater zu befriedigen. Sie haben nämlich bei dem größten Ueberfluß an Zeit den allergrößten Mangel an Geld. Nun giebt es aber gar viele Leute, die mehr Geld als Zeit haben und erst kurz vor der Eröffnung des Theaters sich vor demselben einfinden. Sie wollen sich nicht an's äußerste Ende der langen Queues stellen, oder unverrichteter Sache nach Hause gehen; sie sind daher froh, wenn ihnen einer der Lungerer, der bereits drei Stunden in den ersten Reihen der Queue steht, für Geld und gute Worte den Platz abtritt. Zuweilen verkauft ein solcher Pflastertreter zwei Queue-Plätze an einem und demselben Tage. Findet nämlich die Unterzeichnung auf eine Staats- oder Stadtanleihe, oder die Auszahlung von Coupons statt, so pflanzt er sich, noch bevor die rosenfingerige Eos den Osten küßt, vor der Thür des betreffenden Hauses auf und verkauft dann seinen Platz an den Ersten, Besten, den es drängt, seinen Namen auf das Anleihen zu zeichnen, oder seine Coupons in klingende Münze zu verwandeln. Diese queuemachenden Hungerleider bilden nicht selten eine kleine Societät, die den Gewinn mit einander theilt.

Sprechen wir jetzt von einer andern sonderbaren Erwerbsquelle! Es fehlt in Paris nicht an Damen, die mit der Tugend auf gespanntem Fuße leben und denen es nicht einfällt, sich mit derselben wieder auszusöhnen. Diese Töchter Eva's besuchen gern die öffentlichen Belustigungsplätze. Nun giebt es aber unter diesen mehrere, in welche keine Dame ohne Begleiter zugelassen wird. Eine solche isolirte Dame wendet sich daher an irgend Jemand aus dem starken Geschlechte, der gegen ein angemessenes Honorar ihr den Arm giebt. Man nennt einen solchen Menschen einen „Cavalier de dames seules". Diese Ritter ohne Furcht und voll Tadel bilden in Paris keine unbeträchtliche Zahl. —

Es giebt Leute in Paris, die von der Reclamenmacherei leben. Sie besitzen nämlich eine große Fertigkeit im Verfassen von Anzeigen aller Art. Diese Fertigkeit findet sich nicht so häufig, wie man glaubt; denn mit den schmetternden Trompetenstößen, mit dem betäubenden Paukengerassel und den grellen Tamtamschlägen allein ist es noch nicht abgethan. Der Reclamenmacher, der aufgesucht sein will, muß eine gefällige Harmonie in seine Janitscharenmusik bringen. Die Reclame muß pikant sein und das Publicum zum Lesen derselben aufmuntern. Sie muß auch kurz und bündig sein, da man sie sonst nicht durchlesen und ihre Veröffentlichung auch zu viel kosten würde. Ein gewandter Reclamenmacher verdient daher sehr erkleckliche Summen. Er macht seinen Preis und läßt im Bewußtsein seines Talentes nicht mit sich handeln. Léo Lespès, der unter dem Namen Timothée Trimm eine Reihe von Jahren tagtäglich dem Petit Journal einen Artikel lieferte, und die außerordentliche Verbreitung dieses Blättchens verursachte, Léo Lespès war der gewandteste aller Reclamenfabrikanten. Finanzmänner, Industrielle, Speculanten aller Art wendeten sich an ihn und er forderte ein Honorar, daß gar Manchem von ihnen sich das Haar zu Berg sträubte. Allein er blieb unerbittlich. Es wurde ihm nicht selten eine Reclame mit tausend Franken bezahlt.

Die Zeugenschaft bildet in Paris ebenfalls einen Erwerbszweig. Auf den Mairien bedarf man jeden Augenblick, wie bei Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen, zweier Zeugen. Es halten sich in der Nähe der zwanzig Pariser Mairien immer Individuen auf, welche gegen eine gewisse Gebühr die Zeugenschaft verrichten.

Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur grünt in Paris auch gar mancher Erwerbszweig, von dem sich die deutsche Philosophie nichts träumen läßt. So giebt es hier Leute, die ein glückliches Sujet für ein Theaterstück besitzen, aber weder Zeit noch Lust, weder Talent noch Verbindungen haben, um ein Stück zu Stande und auf die Bühne zu bringen. Sie verkaufen daher dieses Sujet, das Rohmaterial, an einen bühnengewandten Schriftsteller, der es, je nach Umständen, zu einem komischen oder tragischen Werke verarbeitet. Häufiger werden die schon angearbeiteten dramatischen Rohmaterialien, die sogenannten „Scenarios" verkauft. Dieses Wort, welchem das Wörterbuch der französischen Akademie kein Obdach verliehen, bezeichnet den ausführlichen scenischen Entwurf eines dramatischen Werkes. Die Exposition, die Schürzung und Lösung des Knotens sind genau angegeben; es fehlt nur noch die Hauptsache, der Dialog. Wer nun einen lebhaften Dialog zu schreiben weiß, aber keinen Erfindungsgeist besitzt, kauft das Scenario, versieht es mit dem nöthigen Füllsel und sucht es auf die Bretter zu bringen, welche, wie man behauptet, die Welt bedeuten. Der Besitzer eines guten Scenarios ist immer sicher, dasselbe an den Mann zu bringen. Ist es ihm nicht blos um das Geld zu thun, will er auch etwa Lorbeerduft einathmen, so verbindet er sich mit einem dramatischen Schriftsteller und hat dann die Genugthuung, neben dem Namen desselben seinen eigenen Namen auf dem Theaterzettel zu sehen. Man sieht, daß wie in den Fabriken auch bei den dramatischen Hervorbringungen eine Theilung der Arbeit stattfindet. Solche dramatische Musenkinder, die sich zweier oder gar dreier Väter erfreuen, sind nicht nur nicht selten, sondern bilden sogar die große Mehrheit unter

den Pariser Bühnenerzeugnissen, und wenn ihnen diese doppelte und dreifache Vaterschaft auch nicht den Erfolg sichert, so verhindert sie denselben keineswegs, wie das Repertoire aller europäischen Schaubühnen hinlänglich beweist.

Geschieht es nun, daß sich ein Verkäufer des Sujets oder des Scenarios mit dem Geldpreise begnügt und bescheiden in der Anonymität bleibt, so sieht man nicht selten auf dem Theaterzettel den Namen eines Mitautors, der zur Vaterschaft des Stückes nicht mehr beigetragen als der Lampenputzer, der nach dem Schlusse desselben im Tempel der Thalia die ägyptische Finsterniß verbreitet. Wie ist dies zu erklären? Ganz einfach dadurch, daß es in Paris Leute giebt, die sich nicht damit begnügen, von Renten leben zu können, sondern auch nach Ehre und Ruhm geizen. Ein solcher reicher, von chronischem Unsterblichkeitskitzel gequälter Mann wendet sich an einen dramatischen Schriftsteller und erwirkt gegen eine bestimmte Summe das Recht, als Mitverfasser eines von dessen Stücken genannt zu werden und den Erfolg mit ihm zu theilen. Wenn aber das Stück durchfällt? So hält ihn die Niederlage durchaus nicht ab, die Coupons ferner abzuschneiden und wie der wirkliche Autor auf das Publicum als auf ein vielköpfiges Ungeheuer zu schimpfen, das kein wahres Kunstwerk zu schätzen wisse, oder über Intriguen zu klagen, welche das Fiasco herbeigeführt. Jedenfalls genießt er die Befriedigung, seinen Namen in den Blättern zu lesen und seine Mitarbeiterschaft von seinen näheren Bekannten weniger bezweifelt zu sehen, als wenn das Stück mit Beifall aufgenommen worden wäre.

Ich brauche nicht erst besonders zu bemerken, daß es eben so selten Talente unter den Millionären giebt, wie Millionäre unter den Talenten; merkwürdig ist es aber, daß die reichen Leute, die gewöhnlich mit einem gewissen Mitleiden auf die Talente herabsehen, doch selbst als Talente gelten möchten. Es giebt Rentner, die sich als Maler, Andere, die sich als Musiker, wiederum Andere, die sich als Schriftsteller einen Namen erwerben wollen. Sie lassen sich ihr Farbengeklecks von einem befreundeten Maler, ihre Arien von einem Tonkünstler, ihre Verse mit den verwachsenen Füßen von einem Dichter ausbessern, und ihre Namen prangen dann in den Katalogen der Kunstausstellungen, auf Concertprogrammen und in Gedichtsammlungen. Ich kenne einen Millionär, der die Musen liebt, ohne von ihnen geliebt zu werden, und da sie bei ihm nicht freiwillig einkehren, so zieht er sie bei den Haaren herbei. Er ist nicht damit zufrieden, sein Clavier vom frühen Morgen bis spät am Abend so zu quälen, daß es vor Schmerz und Zorn ein Zetergeschrei erhebt und die Ohren der Nachbarschaft zerfleischt, er will auch als Operncomponist mit Meyerbeer um die Palme ringen. Da nun kein Theaterdirector sich dazu verstehen mag, die Werke des reichen Musenliebhabers in Scene zu setzen, so bezahlt dieser außer den beträchtlichen Kosten der Aufführung noch obendrein dem Director und der Claque eine bedeutende Summe und hat dann das Vergnügen, mit dem einfältigen Kinde seiner musikalischen Laune das Publicum einen oder zwei Tage gähnen zu machen.

Ich kenne einen Andern, der an der Börse ein großes Vermögen erworben und jetzt in seiner Zurückgezogenheit durchaus als Gelehrter gelten will. Er giebt jungen Gelehrten große Diners, läßt sich von Einigen derselben die Notizen sammeln, von den Anderen die einzelnen Capitel ausarbeiten und schickt unter seinem Namen das zusammengestoppelte Buch in die Welt. Es fehlt dann auch nicht an Recensenten, welche sich die Straßburger Gänseleberpasteten, die getrüffelten Feldhühner, den Château Laffitte und die Havannacigarren vortrefflich schmecken lassen und aus Dankbarkeit das Werk loben, das nicht seinen Meister lobt.

„Namen thun nichts zur Sache“, sagt das deutsche Sprüchwort. Das deutsche Sprüchwort sagt aber auch: „Jedes Kind muß einen Namen haben“. Nun giebt es aber Kinder, die durch gewisse Umstände verhindert sind, den Namen ihres Vaters zu tragen. Man wendet sich in einem solchen kritischen Falle, besonders wenn er sich in angesehenen Familien ereignet, an irgend Jemanden, der einen stolzen Namen trägt und sich gegen eine erkleckliche Summe dazu versteht, ihn dem Neugeborenen zu geben. Ein unter dem zweiten Empire viel genannter Staatsmann hat einen solchen Namen getragen. Es kommt auch wohl vor, daß eine Dame in die Lage kommt, sich in aller Eile zu verheirathen. Man wendet sich dann an einen hochbetagten Mann, der niemals ein Ehejoch getragen, und er läßt sich gegen eine mehr oder minder bedeutende Geldsumme verheirathen. Er sieht seine Zukünftige, der er seinen Namen giebt, nur einmal, um sie niemals wiederzusehen; oder man weiß es so einzurichten, daß er sie auch nicht ein einziges Mal sieht. Ist er rücksichtsvoll genug, schnell das Zeitliche zu segnen, so tritt seine Wittwe zum zweiten Male in die Ehe, diesmal aber alles Ernstes und ohne erst den Gatten ein züchtig Jahr zu betrauern.

Steigen wir nun in die alleruntersten Schichten der Gesellschaft, wo auch häufig sehr sonderbare Geschäfte gemacht werden.

Jedermann weiß, daß es in Paris Lumpensammler giebt, die während der Nacht, mit einer Butte auf dem Rücken, mit einer kleinen Laterne in der Linken und einem Haken in der Rechten, die Straßen durchwandeln und aus jedem Kehrichthaufen mit geübter Hand das Brauchbare an den Haken spießen und in die Butte werfen. Unter diesen Chiffonniers sind nicht nur beide Geschlechter, sondern auch jedes Alter vertreten; doch sind sie nicht Alle an Intelligenz und Manieren gleich. Es giebt unter ihnen Individuen, die sich in den Vierteln, wo sie des Nachts ihr Sammlertalent ausüben, so beliebt zu machen wissen, daß das Hausgesinde ihnen den Abhub aufbewahrt. In reicheren Stadtvierteln hat natürlich auch der Kehricht vor der Thür mehr Werth und der Gewinn des Chiffonniers ist dort bedeutender. Will nun ein solch aristokratischer Chiffonnier sich zur Ruhe setzen oder in einem anderen Stadttheile sein nächtliches Gewerbe ausüben, so verkauft er seinen Fonds an einen andern Lumpensammler, den er als einen schätzbaren Nachfolger mit warmen Empfehlungen ausstattet.

Die Individuen, welche sich durch Begünstigung das Recht erworben, vor den Kirchen die Wagen der Ankommenden zu öffnen, haben sich auch nicht zu beklagen. Bei Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an Sonn- und Feiertagen fehlt es nicht an Gästen und Andächtigen, die in glänzenden Equipagen anlangen und dem Oeffner des Kutschenschlages ein Trinkgeld verabreichen. Das Individuum, das in der Kirche dem Eintretenden den Weihwedel überreicht, leistet diesen unverlangten Dienst ebenfalls nicht umsonst und gewinnt sein reichliches Auskommen; wie denn überhaupt Alles, was zu dem Kirchenwesen in Beziehung steht, nichts um Gottes willen zu thun pflegt. Auch diese Leute verkaufen nicht selten ihre Stellen, sobald sie ihr Schäfchen im Trocknen haben.

Ich muß noch einer sonderbaren Erwerbsquelle erwähnen, derjenigen der sogenannten „Compères“ oder Helfershelfer. Es giebt in Paris gewisse Geschäfte und Thätigkeiten, die der Compères durchaus nicht entrathen können. Der Compère ist ein schützender Genius, der vor Gefahren warnt. Wenn nämlich Einer seine Waaren auf der Straße feil bietet, wo der Verkauf nicht gestattet ist, oder wenn er solche Waaren feil bietet, welche die Sittlichkeit beleidigen, so ist er fortwährend ausgesetzt, von den Dienern der öffentlichen Sicherheit ertappt und der strengen Themis überliefert zu werden. Ein Compère hält sich deshalb in der Nähe, und sobald sein geübtes Auge einen Polizeiagenten in Uniform oder in Civilkleidern entdeckt, giebt er ein Zeichen, worauf sein Patron sich rasch entfernt, um an einer anderen Stelle seine Waaren an den Mann zu bringen.

Bei schöner Witterung, wenn die Pariser Straßen und Plätze sehr belebt sind, sieht man unzählige Individuen, gewöhnlich junge Leute, die mit einem großen Aufwand von Beredsamkeit allerlei Tand zu einem in der That spottbilligen Preise feilbieten. Uhrketten, Halsketten, Spangen, Ringe und Ohrringe blitzen und glitzern in ihren Händen. Von den Vorübergehenden bleiben manche stehen, bilden einen Kreis um den Verkäufer, bewundern den Glanz seiner Waare und sein oratorisches Talent, das er in seinem „Boniment“ entfaltet. Dieses rothwälsche Wort bezeichnet die hochtrabenden geschwollenen Phrasen, mit welchen ein Quacksalber oder Marktschreier seine Kunst und seinen Kram anpreist. Das Boniment verräth nicht selten mehr Geist und Witz, mehr Phantasie und Humor als die Rede manches Deputirten. Aber was hilft das Boniment, wenn Niemand in den Seckel greift? Da tritt endlich Jemand aus dem Kreise, betrachtet und mustert einige Augenblicke mit stillem Wohlgefallen einen der Gegenstände, bezahlt den Preis dafür und geht bescheiden und schweigend von dannen. Dieser

Kunde war ein Compère, der die Kauflust des Publicums anregen wollte. Die Kunst des Compère besteht natürlich darin, seine Rolle nicht zu verrathen. Wer aber das Pariser Straßenleben kennt, weiß den harmlosen Kunden von dem Compère leicht zu unterscheiden.

Es giebt in Paris Leute, die ein Gewerbe aus ihrer Liebenswürdigkeit machen. Sie sind von jedem politischen, literarischen und artistischen Klatsch unterrichtet und wissen vortrefflich zu erzählen. Man sieht sie daher gern bei Tische, und sie leben von der Gastfreundschaft. Diese Leute gehören indessen zur zahlreichen Classe der Schmarotzer, von denen ich ein anderes Mal die Leser der Gartenlaube zu unterhalten gedenke.

Aus der Welt des Geldes.

Das Geld ist flüssig wie Wasser, weshalb es auch so leicht zu Wasser wird. Nein, noch viel flüssiger und feiner. Diebes- und feuerfest verschlossen, steigt und fällt es mit der Fluth und der Ebbe des „Geld-Weltmarktes“, gewinnt und verliert es an „Kaufkraft“. Die Ueberschwemmung Deutschlands mit mehr als Tausend Millionen Thalern aus Frankreich verwandelte jeden ehrlichen deutschen Thaler in einen sehr fraglichen halben, obgleich er vielleicht just deshalb lange für einen „Heckethaler“ gehalten ward. Was gebar er? Nichts. Oft fraß er sich sogar noch selbst auf. Unzählige andere eingeschwemmte Thaler flossen durch die Weltmarktscanäle davon, sogar nach Frankreich zurück.

Es ging uns beinahe wie den Weintrinkern in Auerbach's Keller, als der zapfende Teufel auf der Tonne davon geritten war — welche Pleite! „Mir däuchte doch, ich tränke Wein!“

Ja, wenn wir damals schon gewußt hätten, was „Geldmarkt“ heißt, schon das englische Buch gelesen hätten, welches zum ersten Male die Geheimnisse dieses Marktes verrieth!

Die Engländer selbst, sonst erfahrungsreiche Geldmenschen, wußten's auch nicht und kauften das Buch binnen weniger Monate in vier Auflagen weg. Der englische Titel lautet: „Lombard Street. A Description of the Money Market. By Walter Bagehot.“ (Lombard-Straße. Eine Schilderung des Geldmarktes. Von Walter Bagehot.) Mit Leben und Literatur Englands vertraute Männer, wie Professor F. von Holtzendorff, entdeckten bald die Wichtigkeit dieses Werkes auch für Deutschland. Auf dessen Veranlassung und mit einem Vorworte von ihm, erscheint es denn nun auch bald deutsch (bei Hartung und Sohn), so daß jetzt auch wir die unverbrüchlichen Gesetze, durch welche diese eigenthümliche kosmopolitische Flüssigkeit, Geld genannt, bewegt wird, ganz genau, zum ersten Male genau kennen und anwenden lernen können. Wir eröffnen hier vorläufig die Vorhalle zu diesen Geheimnissen und zwar meist mit des Verfassers eigenen Worten.

Es herrscht die Meinung, der Geldmarkt sei etwas so Unfaßbares, daß man ihn nur mit allgemeinen Worten beschreiben könne und Bücher darüber stets ungemein schwierig seien. Aber ich behaupte, daß der Geldmarkt eben so concret und wirklich sei, wie irgend etwas Anderes, in einfachen Worten geschildert und so erklärt werden könne.

Am kürzesten und wahrsten läßt sich Lombardstreet, die Bank- und Geldmarktstraße in der City von London, als die größte Verbindung ökonomischer Kraft mit ökonomischer Delicatesse, welche die Welt je sah, bezeichnen. An der Größe dieser Macht wird Niemand zweifeln. Geld ist eine ökonomische Macht. Jeder weiß, daß England das größte Geldland der Welt ist; Jeder giebt zu, daß es mehr unmittelbar disponibles baares Geld, als jedes andere Land habe. Aber nur Wenige wissen, wie viel größer diese fertig liegende Bilanz — die flüssigen Fonds, die Jedem für jeden Zweck geliehen werden können — in England als irgendwo in der Welt sind. Zeigen wir dies durch einige Zahlen. Die bekannt gewordenen Depositen der Banken, welche Berichte veröffentlichten, waren am Ende des Jahres 1872 und zu Anfang 1873 so:

London (31. Dec. 1872)	120,000,000	Pfund.
Paris (27. Febr. 1873)	13,000,000	„
New-York (Febr. 1873)	40,000,000	„
Deutsches Reich (31. Jan. 1873)	8,000,000	„ (Nur? D. R.)

Und die unbekannten Depositen in Banken, welche keine Uebersichten veröffentlichen, sind zudem in London viel größer als in irgend einer dieser Städte. Depositen bei Banquiers in London sind vielmals größer als die irgend einer andern Stadt — die von England vielmals größer als die eines andern Landes. Allerdings sind diese Bank-Depositen kein genauer Maßstab für die Quellen eines Geldmarktes. Im Gegentheil giebt es außerhalb der Banken Frankreichs und Deutschlands und aller nicht „bankenden“ Länder viel mehr baares Geld, als in England und Schottland mit einem entwickelten Bankwesen. Aber dieses baare Geld ist nicht sogenanntes „Geldmarkt-Geld“: es ist nicht zu bekommen. Aber das englische Geld ist verborgbares Geld. Wir sind kühner mit Benutzung unseres Geldes als irgend eine Nation des Continents, und die bloße Thatsache, daß unser Geld in Banken deponirt ist, macht es viel leichter zugänglich. Eine Million in den Händen eines einzigen Banquiers ist eine große Macht; er kann sie sofort beliebig verleihen, und Leute, die Geld brauchen, können ohne Weiteres zu ihm gehen. Aber dieselbe Summe ist, wenn zehn- bis fünfzigfach durch eine ganze Nation verstreut, überhaupt keine Macht; Niemand weiß, wie er sie finden und wen er darum angehen kann. Concentration des Geldes in Banken ist die Hauptursache, weshalb der englische Geldmarkt so beispiellos reich geworden ist.

Man sieht die Wirkung beständig. Wir verleihen ungeheure Summen, die anderswo zu bekommen unmöglich sein würde. Man sagt zuweilen, daß jedes beliebige Ausland für einen Preis Geld in Lombardstreet borgen könne, einige billiger, andere theurer, also Jeder, wenn er nur genug dafür bezahle. Mit Unternehmungen zu Hause ist's ebenso. Wir haben ganz die Vorstellung verloren, daß irgend ein gewinnversprechendes Unternehmen aus Mangel an Geld unausführbar sei. Ein Ort nun wie Lombardstreet, wo man, mit höchst seltenen Ausnahmen, gegen gute Sicherheit für jeden anständigen, Gewinn versprechenden Zweck Geld haben kann, ist deshalb ein Luxus, dessen sich kein Land je vorher erfreut hat.

Der englische Verkehr wird in einer Ausdehnung, von welcher Ausländer kaum eine Vorstellung haben, mit geborgtem Capital betrieben. In jedem District giebt es kleine Gewerbtreibende, welche ihre Wechsel tüchtig discontiren und mit dem so geborgten Capital den alten Capitalisten bedrängen oder wohl gar vertreiben. Dieser neue Gewerbtreibende hat offenbar einen ungeheuren Vortheil in dem Verkehrswettkampfe. Wenn ein Kaufmann mit 50,000 Pfund eigenem Gelde zehn Procent gewinnen will, muß er 5000 Pfund jährlich damit verdienen und für seine Waaren demgemäß fordern; aber wenn ein Anderer zu seinen nur 10,000 Pfund sich, wie dies jetzt nicht mehr ungewöhnlich ist, noch 40,000 durch Discontos borgt, hat er dasselbe Capital viel billiger und kann viel billiger verkaufen. Hat er zu fünf Procent geborgt, muß er 2000 Pfund Zinsen zahlen, und wenn er, wie der alte Gewerbsmann, 5000 Pfund jährlich verdient, hat er nach Zahlung der Zinsen noch 3000 Pfund oder dreißig Procent von seinen eigenen 10,000 Pfund. Da nun die meisten Kaufleute mit viel weniger Gewinn zufrieden sind, so kann er mit etwas weniger Profit den Preis seiner Waare erniedrigen und den alten mit blos eigenem Capital arbeitenden Concurrenten vom Markte drängen. So giebt's im modernen englischen Geschäft wegen der Sicherheit, Geld durch Discontirung von Wechseln oder sonst wie gegen mäßige Zinsen zu bekommen, eine sichere Prämie auf Arbeit mit geborgtem Capital und eine beständige Entmuthigung der Einschränkung auf eigenes Capital.

Die zunehmend demokratische Structur des englischen Verkehrs ist in manchen Kreisen sehr unpopulär und deren Wirkung allerdings sehr gemischter Art. Einerseits wird dadurch die Dauer großer Familien von Kaufmannsfürsten wie einst in Venedig und Genua, diese Vereinigung großen Reichthums mit aristokratischem Geschmacke, verhütet. Sie werden sozusagen von dem schmutzigen Haufen kleiner Leute verdrängt und ziehen sich nach ein oder zwei Menschenaltern in müßigen Luxus zurück.

Aber diese Fehler der Verkehrs-Demokratie werden durch einen großen Vorzug ausgeglichen. Kein Land mit großem er-

erbtem Verkehrsruhm war in Europa je so wenig schläfrig, wie England, keines stets so frisch bei der Hand, um neue Vortheile sofort zu benutzen. Ein Land mit großen Kaufmannsfürsten ist nie so prompt; ihr Verkehr schlüpft immer mehr und mehr in Routine. Ein Mann mit großem Vermögen, wenn auch noch intelligent, denkt immer: „ich habe ein großes Einkommen und will es mir erhalten. Wenn Alles so bleibt, wie es ist, bin ich sicher, aber Veränderungen könnten dieses Einkommen gefährden.“ Deshalb ist ihm jede Aenderung der Verhältnisse ärgerlich, und er denkt so wenig als möglich daran. Aber ein neuer Mann, der sich noch emporarbeiten muß, weiß, daß solche Aenderungen zu günstigen Gelegenheiten für ihn werden können. Er sieht sich immer danach um, und so wie er eine findet, benutzt er sie. Die rohe und gemeine Structur des englischen Verkehrs ist das Geheimniß seines Lebens; denn sie enthält die „Geneigtheit zur Variation“, welche im menschlichen, wie im Thierbereiche das Princip des Fortschrittes ist.

Bei diesen beständigen Verborgungen ist Lombardstreet die große Vermittlerin, eine Art von beständigem Makler zwischen ruhig sparenden und thätig arbeitenden Districten. Politische Oekonomisten sagen, daß das Capital sich den gewinnreichsten Gewerben zuwende und sich schnell von weniger gewinnreichen Gewerben zurückziehe. Aber in gewöhnlichen Ländern ist dies ein langsamer Proceß, und Einige, die ihn mit Augen sehen wollen, um sich von einer abstracten Wahrheit zu überzeugen, zweifeln daran. Doch in England wäre der Proceß sichtbar genug, wenn man nur die Bücher der Banquiers und Wechselmakler besichtigen könnte. Ihre Wechselportefeuilles sind in der Regel voll von Wechseln, die in den gewinnreichsten Gewerben gezogen wurden, und vergleichungsweise leer an solchen aus weniger gewinnreichen. So läuft englisches Capital ebenso sicher und augenblicklich nach Orten des größten Bedarfs und Gewinnes, wie Wasser, um sein Gleichgewicht herzustellen.

Diese wirksame, stets flüssige Organisation giebt uns einen ungemeinen Vortheil im Wettstreite mit im Creditwesen weniger vorgerückten Staaten. Englisches Capital steht fähigen und sachverständigen Personen für ein neues Gewerbe immer sofort zur Verfügung. In Ländern, wo es wenig Geld zu verleihen giebt und dieses zögernd und widerstrebend verliehen wird, werden unternehmende Geschäftsleute lange zurückgehalten, weil sie nicht zugleich das Capital borgen können, ohne welches Geschicklichkeit und Kenntniß nutzlos sind. Alle plötzlichen Unternehmungen kommen nach England und enttäuschen dabei oft rationelle Wahrscheinlichkeit und die Prophezeiungen von Philosophen.

Diese „unbewußte Organisation des Capitals“ macht die Engländer nicht nur besonders lebhaft im Vergleich zu ihren Nachbarn auf dem Continente, um sich neuer mercantiler Begünstigungen zu bemächtigen, sondern auch fähig und kräftig, jedes Geschäft, dessen sie sich einmal regelmäßig bemächtigt haben, festzuhalten. Wie schon gezeigt, kann ein Neuling mit wenig eignem und viel geborgtem Capitale einen reichen Concurrenten, der blos mit seinem eigenen Gelde arbeitet, unterbieten, billiger verkaufen. Nun hat England eine ganz besondere Maschinerie, um neue Kräfte, welche sich mit niedrigen Preisen begnügen, in's Geschäftsleben hineinzuziehen, und diese Maschinerie wird wahrscheinlich unseren weiteren Erfolg sichern, denn kein anderes Land wird so leicht darin mit Erfolg wetteifern können.

Die Hauptsache ist ganz klar, nämlich daß der englische Verkehr wesentlich mit geborgtem Capitale getrieben wird und wir nur durch die Verfeinerung unseres Banksystems befähigt sind, diesen Verkehr in dieser Massenhaftigkeit zu bewältigen. Aber genau im Verhältnisse zu dieser Macht steht dessen Empfindlichkeit, ich könnte wohl sagen, dessen Gefahr. Blos unsere Vertrautheit damit blendet uns für die merkwürdige Natur dieses Systems. Niemals war so viel geborgtes Geld in der Welt beisammen, wie jetzt in London. Von den vielen Millionen in Lombardstreet besitzen bei Weitem den größten Theil unsere Banquiers oder Andere auf kurze Frist oder gegen Zahlung bei Sicht, das heißt die Eigenthümer des Geldes könnten es jeden beliebigen Tag zurückfordern. In einer Panik* thun es denn auch Manche. Würden sie plötzlich viel zurückfordern, so wäre unser Bank- und Industriesystem zugleich in großer Gefahr.

Einige dieser Depositen sind außerdem eigenthümlichen und sehr bestimmten Charakters. Seit dem deutsch-französischen Kriege sind wir in viel bedeutenderer Ausdehnung die Banquiers Europas geworden. Eine sehr bedeutende Summe ausländischen Geldes ist für verschiedene Zwecke hier in London niedergelegt worden. An einer anderen Stelle weist der Verfasser nach, daß das deutsche Reich während der Zahlungen aus Frankreich öfter zwischen zwanzig und dreißig Millionen Thaler in Lombardstreet gut gehabt und es, falls Alles auf einmal gefordert worden wäre, die Bank von England gesprengt haben würde.

Man könnte erwidern, daß dafür auch unsere jetzigen Mittel viel bedeutender seien; aber im Gegentheile giebt es und gab es niemals ein Land, in welchem das Verhältniß des reservirten baaren Geldes so gering war und ist, wie jetzt in England. Dafür giebt es ganz schlagende Beweise, aus welchen hervorgeht, daß wir, weit entfernt, uns auf die verhältnißmäßige Menge disponibeln Geldes in unseren Händen verlassen zu können, so ungeheuer wenig davon besitzen, daß ein Unbetheiligter von außen beinahe zittert, wenn er diese geringe Summe mit der Unermeßlichkeit des darauf gegründeten Credits vergleicht.

Die Ansammlung dieser unermeßlichen Summen in einem Orte und in wenigen Händen ist durchaus neu. Die Passiva unserer vier großen Londoner Actienbanken waren 1844 noch 10,637,000 und sind jetzt auf mehr als 60,000,000 Pfund gestiegen, die Privatdepositen der Bank von England von 9,000,000 auf 18,000,000 Pfund. Damals existirte nur ein ganz kleiner Theil des jetzigen ungeheuren Depositengeschäfts. Wir können uns deshalb für den Beweis der Sicherheit unseres Systems nicht auf lange Erfahrung berufen, denn die jetzige Größe dieses Systems ist durchaus neu. Offenbar mag ein System fähig sein, einige wenige Millionen zu reguliren, aber durchaus nicht so vielen Millionen gewachsen sein. So mag es denn auch mit Lombardstreet sein, so schnell war ihr Wachsthum und so ohne alles Beispiel ihr Wesen und Wirken. —

Die Gegenstände, welche man in Lombardstreet und rings um diese Geldwelt gruppirt sieht, sind die Bank von England, die Privatbanken, die Actienbanken und die Wechselmakler. Ehe wir jedoch diese einzeln schildern, müssen wir uns ansehen, was sie mit einander gemein und welches Verhältniß sie zu einander haben.

Die besondere Arbeit des Banquiers beginnt nach Ricardo, sobald er das Geld Anderer gebraucht; so lange er sich auf sein eigenes Geld beschränkt, ist er blos Capitalist. Demgemäß haben alle Banken in Lombardstreet (und Wechselhändler sind hier bloß eine Art von Banquiers) viel Geld, welches Anderen gehört, auf laufende Rechnung und in Depot. In continentaler Sprache ist Lombardstreet eine Organisation des Credits, und wir müssen sehen, ob es in ihrer Art eine gute oder schlechte Organisation ist.

Credit heißt, daß ein gewisses Vertrauen geschenkt und ein gewisser Glaube dafür gegeben wird. Ist dieser Glaube gerechtfertigt? Und ist dieses Vertrauen weise? Das sind die Hauptfragen. Um es einfacher auszudrücken, so ist Credit eine Reihe von Versprechungen, zu bezahlen. Werden diese Versprechungen gehalten werden? Nun ist beim „Banken“ (wie wir es der Kürze wegen nach englischem Muster auch zeitwörtlich brauchen wollen) die jederzeitige Fähigkeit, Verpflichtungen zu erfüllen, die Cardinaltugend, da hier Verpflichtungen oder Versprechungen, zu zahlen, so groß und die Frist für diese Zahlungen, wenn's verlangt wird, so kurz ist.

Alles, was ein Banquier seinen Gläubigern zu zahlen braucht, ist eine hinreichende Menge der gesetzlichen Tender (wie wir auch statt „Zahlungsmittel im Lande“ sagen werden), wobei es ganz gleichgültig ist, woraus dieser gesetzliche Tender bestehe. Wie viel davon hält nun die Bank von England? Gewöhnlich, aber nicht gesetzlich, ein Drittel. Und die anderen Banken? Nichts oder so viel wie Nichts.

Keine derselben hält irgend einen substantiellen Betrag über das tägliche Bedürfniß hinaus. Alle Londoner Banken verwahren ihre Hauptreserve als Depot in dem Bankdepartement der Bank von England. Das ist bei Weitem der leichteste und sicherste Platz für sie. So hat die Bank von England die Ver-

* „Panik“, creditlose, geldgefährliche Zeit, entsteht in England meist, wenn die einzige Bankreserve des Landes in der Bank von England unter ein Drittel der Passiva, der Geldverpflichtungen, des darin deponirten und wieder verborgten Geldes sinkt oder nur zu sinken droht.

antwortlichkeit für Aufbewahrung dieser Reserven. Dieselben Gründe, welche eine Privatperson veranlassen, sich einen Banquier zu halten, bewegen auch jeden Banquier in Bezug auf seine Reserve, wenn er es mit Sicherheit kann, bei einem anderen Banquier zu banken. Die Bewachung großer Summen, solider Cassa verursacht viel Sorge und einige Kosten; Jeder wünscht diese Anderen zuzuschieben, wenn er es ohne Nachtheil kann. Alle anderen Londoner Banquiers benutzen daher wegen des vollkommenen Vertrauens in die Bank von England dieselbe zur Aufbewahrung ihrer Reserven. Die Wechselmakler machen's vielfach ebenso. Diese sind eigentlich eine besondere Art von Banquiers, welche tägliche Zinsen auf deponirte Gelder bewilligen und meist für ihr Geld Sicherheit geben. Sie verleihen den größten Theil ihres Geldes und deponiren den Rest entweder in der Bank von England oder bei einem der Londoner Banquiers. Letztere verleihen auch beliebig viel und lassen den Rest in der Bank von England. Wir kommen zuletzt immer wieder auf die Bank von England zurück.

Aber die, welche große Summen bei einem Banquier halten, gewinnen eine Bequemlichkeit auf Kosten einer Gefahr. Sie können ihr Geld verlieren, wenn die Bank bricht. Da nun alle anderen Banquiers ihre Reserven in der Bank von England haben, so sind sie alle der Gefahr des Bankerotts ausgesetzt, wenn diese Bankerott macht. Sie sind von der Verwaltung der Bank von England abhängig und zwar gerade in Zeiten einer Krisis für das reservirte Geld, welches sie halten, um einer Schwierigkeit, einer Krisis zu begegnen. Und darin liegt sicherlich eine beträchtliche Gefahr. Die Bank von England konnte bereits dreimal (seit 1844) nur durch Gesetzesbruch und Staatsgewalt vor Bankerott gerettet werden.

Aber die Gefahr für die Depositenbanken ist nicht die einzige der hauptsächlichsten Folgen von dieser Methode, die Londoner Reserven aufzubewahren. Die Hauptwirkung ist, daß die Reserven viel kleiner im Verhältniß zu den Verpflichtungen gehalten werden, als es sonst der Fall sein würde. Die Reserven der Londoner Banken befinden sich im Depot der Bank von England, und diese verleiht immer einen Haupttheil davon. Nehmen wir den günstigen Fall, daß dieses Bankdepartement mehr als zwei Fünftel ihrer Verpflichtungen in Cassa besitze, drei Fünftel von ihren Depositen verleihe und blos zwei Fünftel in Reserve behalte. Beträgt nun das Depositencapital der Banquiers 5,000,000, so werden 3,000,000 von dem Bankdepartement verliehen und nur 2,000,000 zurückbehalten. Folglich sind diese 2,000,000 Alles, was die Bank von England an wirklicher Cassa gegenüber den Verpflichtungen der Depositenbanken besitzt. Wenn Lombardstreet plötzlich zur Liquidation gezwungen würde und so viel zahlen müßte, als es sofort im Stande wäre, so würden diese 2,000,000 Alles sein, was die Bank von England diesen Depositenbanken geben könnte, und folglich würden diese Banken den Personen, welche bei ihnen deponirt haben, nur ebenso viel, höchstens mit Hinzufügung der kleinen Summen für das Tagesgeschäft, zahlen können.

Wir sehen also, daß die Reserven der Bank von England — neuerdings durchschnittlich 10,000,000 und früher viel weniger — Alles sind, was gegen die Verpflichtungen von Lombardstreet festgehalten wird. Wäre dies Alles, so könnten wir wohl über die ungeheuerliche Entwickelung unseres Creditsystems erstaunt sein — erstaunt über die unermeßliche Höhe unserer Schulden, zahlbar bei Sicht, und die geringfügige Summe wirklichen Geldes, welches wir halten, um gleich auf Verlangen zu bezahlen. Aber es kommt noch mehr. Lombardstreet ist nicht blos ein Ort, der verlangt, daß Reserven für ihn gehalten werden, es ist selbst ein Ort, wo Reserven gehalten werden. Alle Provinzialbanquiers lassen ihre Reserven in London aufbewahren. Sie behalten in ihrer Provinzialstadt möglichst wenig baaren Geldes für die laufenden Geschäfte dieser Stadt zurück. Sie schicken ihr Geld nach London, legen einen Theil in Sicherheiten an und halten den Rest bei Londoner Banquiers und Wechselmaklern. Schottische und irische Banquiers machen's ungefähr ebenso. All' ihr überflüssiges Geld ist in London und angelegt wie alles andere Geld in London. Deshalb sind die Reserven im Bankdepartement der Bank in England nicht blos die dieser Bank, sondern von ganz London, und nicht blos von ganz London, sondern von England, Schottland und Irland dazu.

Neuerdings sind unsere Verpflichtungen noch weiter und höher gestiegen. Wir können sagen, daß wir seit dem deutsch-französischen Kriege auch die Reserven von Europa in Verwahrung haben. Bankdepots sind auf dem Continente so gering, daß keine großen Reserven für dieselben gehalten zu werden brauchen. Aber alle großen Gemeindeverbände haben zuweilen große Summen baar zu zahlen, und diese müssen irgendwo vorräthig gehalten werden. Solcher Vorrathskammern gab es früher zwei in Europa, die Bank von Frankreich und die Bank von England. Aber seit Suspendirung der Speciezahlungen durch erstere ist sie kein Reservoir mehr dafür. In Folge davon ist die ganze Verpflichtung für solche internationale Baarzahlungen der Bank von England zugefallen. Nun können Ausländer ohne Zweifel uns unser Geld nicht nehmen; sie müssen „Werth" in einer oder der anderen Form für Alles, was sie wegnehmen, schicken. Sie brauchen aber nicht baares Geld zu senden; sie mögen gute Wechsel in Lombardstreet präsentiren und sie discontiren lassen und dafür jeden Theil des Werthes oder den ganzen baar entnehmen. Mit anderen Worten heißt dies nur, daß sich alle Wechseloperationen mehr und mehr in London concentriren. Früher war Paris für viele Geldgeschäfte ein europäisches Abrechnungshaus; jetzt ist es das nicht mehr. London ist deshalb das einzige große Abrechnungshaus für europäische Wechselgeschäfte geworden. Und diesen Vorzug wird es wahrscheinlich behaupten; aber die damit verbundenen Gefahren schildert der Verfasser als so groß, so sachverständig durchsichtig, daß alle Personen, die irgendwie mit Wechseln zu thun haben, mit geborgtem Gelde arbeiten oder verliehenes beschäftigen, nichts Vortheilhafteres thun können, als sich durch genaues Lesen seines Buches mit der Größe und Bedrohlichkeit dieser Gefahren vertraut zu machen. Giebt er doch zugleich auch die sichersten Mittel an, wie England und jeder Einzelne sich dagegen schützen müsse, um nicht „reinzufallen".

Dr. H. Beta.

Oxford und Cambridge auf der Themse.

Von Dr. Karl Damian.

„Oxford oder Cambridge! dunkelblau oder hellblau!" dies waren die Gegensätze, die in den verwichenen drei Wochen die britische Hauptstadt in zwei gewaltige Heerlager spalteten. Die Wettruderfahrt der beiden großen Landesuniversitäten war auf Sonnabend den 28. März anberaumt; die betreffenden Auserkorenen rüsteten sich zu dem Turnier in täglichen Uebungsfahrten auf der Themse; die fashionable Welt setzte ihre Spazierritte nach Rotten-Row eine Weile aus, um zwischen Putney und Mortlake zu Wagen und zu Pferde dem Spiele zuzuschauen und die Chancen beider gegeneinander abzuwägen, und das ganze übrige London verfolgte tagtäglich mit verhaltenem Athem die Berichte der Tagespresse, welche alle Bewegungen der Preisruderer mit Argusaugen überwachte und mit der Genauigkeit und Langweiligkeit eines mittelalterlichen Chronisten zu Papier brachte.

Der Engländer gewöhnlichen Schlags ist von Natur ein mundfauler Geselle. Zwar ist jene Species, welche auf dem Continente vor dreißig Jahren unter der Bezeichnung der „zahmen Engländer" gang und gebe war, die in gelben Nanking-Unaussprechlichen und carrirtem Shawl steckte und deren Unterhaltung hauptsächlich aus den drei Worten „Yes", „No" und „Indeed" bestand — diese Species ist längst ausgestorben. Aber der Ideenkreis John Bull's von heute ist nach wie vor beschränkt, und wenn wir nach den Hauptinteressen fragen, die den geborenen Londoner nach Untergang der Hahnenkämpfe und Preisboxer in größere Aufregung versetzen, so ist es besagte Wettruderei, das große Derby-Rennen, irgend ein Cricketspiel und im Herbste die Frage, ob Ramsgate oder Margate der dem Beutel und dem Stande angemessenste Ausflugsort sei; für die

Der russische Tanz Horowod.
Nach der Natur aufgenommen von Dmitrieff-Orenburgskoy.

letzten sieben Jahre könnte man mit vollem Rechte noch den dicken Tichborne hinzusetzen. Diese Ereignisse aber, so gering auch ihre Zahl, werden mit lobenswerthem Eifer discutirt; zumal hat die Universitätsbootfahrt sich in den letzten Jahren zu einer stetig wachsenden Popularität emporgeschwungen und sogar eine gesellschaftliche Krankheit erzeugt. Sie heißt „das blaue Fieber".

„Hellblau oder dunkelblau?" fragt Dich der Freund auf der Straße beim Händeschütteln.

„Wie können Sie für das häßliche Dunkelblau sein?" schmollt die semmelblonde Miß, der das lichte Blau vortrefflich zu Gesichte steht.

Und diese Bläue schleicht sich in alle Verhältnisse des Londoner Lebens hinein. Blaue Cravatten und Orden bei den Herren, blaue Pantoffel, Haarnetze und Mieder bei den Damen bezeichnen den Beginn der Blausucht; während aber Jene gewöhnlich es bei diesen beiden Symptomen bewähren lassen, nimmt beim weiblichen Geschlechte die Manie immer mehr zu, je näher die Fahrt herankommt, bis endlich der Tag der Entscheidung sie von oben bis unten in einer einzigen blauen Umhüllung erblickt. Sogar die weiße Wäsche hat sich in Folge intensiverer Stärkung zu Ehren des Festes etwas verblaut, und Diejenige, der die Natur die „blauen Veilchen der Aeugelein" verliehen, ist sicher, die Bewunderer auf ihrer Seite zu haben. Der Liebesgott aber ärgert sich, da die Liebesseufzer in dieser blautollen Zeit auf blauem und nicht auf rosenrothem Papiere niedergeschrieben werden; und wer sich sonst noch über die bis zur Seekrankheit wiederkehrende Farbe ärgert, der möchte mit Heine singen:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß!"

Und der Wettergott selbst nahm an der Verschwörung Theil, indem er das schönste Himmelszelt, das die rauchige Metropole seit October geschaut, über der Themse ausspannte.

Wie viele neugierige Augen am 28. März von den beiden Themseufern und den Flußbrücken auf die zwei Kähne hinschauten, ich weiß es nicht. Nach meiner nicht hochgreifenden Berechnung waren es wenigstens so viele, wie Xerxes bei seinem Einfalle in Griechenland über den Hellespont führte. Wenn sich der große Riese, London genannt, einmal zu einem Feiertagsausfluge reckt und streckt, so darf man nur nach Hunderttausenden rechnen. Die ganze Strecke zwischen Putney und Mortlake, dem Anfangs- und Ausgangspunkte der Wettfahrt, bot den Anblick eines gefüllten Amphitheaters dar, dessen höchste Sitze die Häuser im Hintergrunde und eine Wagenburg bildeten; die mittleren Sitze, der Landstrich zwischen den Wagen und dem Flusse, wird von Schaulustigen zu Fuße eingenommen, und das Parterre bildete die Themse selbst, die von einer Einfassung von Kähnen, Nachen, Barken, Canoes, Gondeln und wie die vielen Fahrzeuge der ruderlustigen Engländer auch heißen mögen, hüben und drüben bedeckt war. Die verschiedenen Brücken über dem Fluß sahen aus, als hätte sich ein schwarzer Ameisenhaufen auf ihnen niedergelassen, so starrte Kopf an Kopf; Alles drängte, stieß, schrie und schimpfte. Am vortheilhaftesten und bequemsten — wenn man nicht zufällig einen Platz auf den vier die Wettruderer begleitenden Dampfern erhielt — gestaltete sich die Aussicht auf der Eisenbahnbrücke von Barnes, wo der Zug von Waterloo-Station die Passagiere gegen die Summe von fünfzehn Schilling, gleich fünf Thalern, absetzte, um sie nach Verlauf von anderthalb Stunden wieder abzuholen.

Emsig fuhren in der freigelassenen Fahrgasse die Boote der Themsepolizei hin und her, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Roughs und Rowdies der Londoner Straßencrawalle, für die der Ausdruck Pöbel eine zu schmeichelhafte Bezeichnung wäre, zeigten sich auch unter den Insassen der Gondeln vertreten, und trotz Zuruf und Zurede wagten sich allenthalben freche Subjecte aus der Fahrlinie hinaus, bespritzten durch malitiöse Ruderschläge die damenbesetzten Kähne mit Ladungen von Themsewasser und suchten dann, von der Polizei verfolgt, schleunigst das Weite. Am Ufer entlang erscholl Gesang und Musik; Drehorgeln und Ziehharmonikas spielten den Verschwörungschor und den Walzer aus Lecocq's „Fille de Madame Angot"; schwarze Minstrels sangen Negerlieder und Gassentroubadours gaben komische Gesänge, die letzten Producte der hauptstädtischen Musenhallen, zum Besten; selbst die komische Muse war durch das Puppentheater von Punch und Judy repräsentirt.

In dem Gewühle entdeckte ich auch meinen alten Bekannten, einen bejahrten Hornbläser, der einsam und allein an den Straßenecken der Hauptstadt melancholische Weisen lustig und lustige Weisen melancholisch vorzutragen pflegt. Er gehört zu jener Classe, die Dickens „schäbig-nobel" nennt, weil sie den Bettlermantel mit dem Anstande eines Königs tragen und unter ihren Lumpen immer noch der Gentleman hervorschaut. Der Meinige hat unzweifelhaft bessere Tage gesehen, liebt es, seinen Worten lateinische Brocken, die Reminiscenzen einer höheren Schulbildung, beizumischen, und läßt die ihm angebotenen Geldstücke wie etwas Nebensächliches, ohne zu danken, in die Taschen seines weiten Havelocks verschwinden. Er hatte eben das Lied vom Prinzen von Wales beendet und putzte das Mundstück seines riesigen Horns ab, als ich ihm auf die Schulter klopfte.

„Quid agis, dulcissima rerum?" (Was machst Du, mein gutes Ding?) redete ich ihn an; „Wie steht's, old boy? Wie geht's mit dem Geschäfte?"

„Ich meinerseits wünschte, es wäre alle Tage Wettfahrt!" antwortete er und wies auf seine mit Kupfer gefüllte Tasche. „Quaerenda pecunia primum," fügte er, sich wegen seiner ungewöhnlichen Geldgier entschuldigend, hinzu; „zuerst Geld! Denn ohne Geld plebs eris, bleibt man ein Lump. Ich fürchte nur, ich werde zeitlebens ein Lump bleiben! Sie haben doch nicht etwa auf Oxford gewettet?"

Ich hatte ein Veilchen im Knopfloch.

„Jawohl," entgegnete ich.

„Sie könnten ebensogut beim Derby-Rennen auf eine lahme Stute wetten. Oxford ist verloren. Ich machte vorigen Montag eine Kunstreise" — er blickte lächelnd auf sein riesiges Instrument — „nach Putney und sah die Dunkelblauen rudern. Mehercle, eine geflicktere Lehrlingsbande habe ich selten am Riemen ziehen sehen. Ihr Stroke (der zunächst beim Steuermann sitzende, nach dessen Ruderschlag sich die Andern richten sollen) war erträglich, aber die übrigen Gründlinge arbeiteten jeder auf eigene Rechnung und das Boot flog bei glattem Wasserspiegel wie auf einer Schaukel auf und nieder. Und dazu haben sie ein weit besseres Fahrzeug, während die Cantabs das ihrige schon dreimal in diesem Jahre gewechselt und noch kein gutes haben. Ich rathe Ihnen, wetten Sie noch schnell den gleichen Betrag auf Cambridge." Und damit steckte er das Horn wieder an den Mund und blies das Frühlingslied aus ‚Babil and Bijou'.

Der Alte hatte mit seinem Urtheile über die dunkelblaue Universität Recht. Die Oxforder waren ihren Gegnern an Körpergewicht und physischer Kraft unterlegen, waren durch einige neuerdings im Personal erfolgte Veränderungen nicht an einander gewöhnt, und da sie eine Woche später auf der Themse zu den Probefahrten erschienen, besaßen sie die so unentbehrliche Kenntniß des Terrains weit weniger gründlich als die Cambridger. Die öffentliche Meinung erklärte sich daher auch bald gegen sie, und wer auf ihre trügerische Karte eine Wette einging, galt wenigstens für einen sonderbaren Menschen. Trotzdem stand ich bei Oxford, obgleich ich nicht zu der letzteren Kategorie gehörte. Einmal, weil ich für diese Hochschule eine besondere Verehrung habe, weil unser Landsmann, Max Müller, dort docirt und — Nein, seien wir aufrichtig. Ein kleiner, hübscher englischer Backfisch mit hellblauen Augen saß mir bei Tische gegenüber und bot schalkhaft Wetten für Cambridge aus, und da ich an den Händchen des hübschen Mädchens gerne ein Paar Glacés, von meinem Gelde gekauft, sehen möchte, so nahm ich die Wette um ein Paar echter „French Kid-gloves" an, unter der Bedingung, sie ihr selbst anziehen zu dürfen.

„Um so besser!" lachte sie; „nichts widerlicher als das erste Hineinkriechen!"

Spaßvögel am Ufer hatten sich unterdeß mehrere Male den Spaß erlaubt, falschen Alarm zu machen, als seien die Preisruderer schon in Sicht. Aller Hälse reckten sich, die Gegenstände des Neides für die männlichen und der maßlosen Bewunderung für die weiblichen Beschauer zu Gesichte zu bekommen. „Arme Kerle!" dachte ich bei mir, „ich beneide euch nicht." Monatelang sich einer anstrengenden und langweiligen Dressur auszusetzen, eine bis in's Einzelnste vorgeschriebene Diät zu befolgen, sich des Weins und des Tabaks zu enthalten, geistige Arbeiten nach Kräften einzuschränken und sich zu einem modernen Gladiator auszubilden, blos um der unterhaltungsbedürftigen Hauptstadt

für eine Weile als Gesprächsstoff zu dienen und von einer Million neugieriger Augen eine Weile auf dem Flusse angeglotzt zu werden. Und das Schlimmste kommt hinten nach: chronisches Herzklopfen, Herzfehler aller Art, nervöse Zufälle, das sind die Folgen der unnatürlichen Ueberanstrengung der körperlichen Organe, und Viele wandeln im Mannesalter als entnervte Greise einher, die in der Jugend den Preis des Athletenthums errangen. An warnenden Stimmen hat es wahrlich nicht gefehlt. Statistische Untersuchungen haben dargethan, wie gering der Procentsatz ist, der von den Preis-Rennern, -Boxern und -Ruderern ein hohes Alter erreicht.

Plötzlich kam Bewegung in die Masse, und — da waren sie. Ein Freudengeheul von tausend und aber tausend Stimmen, das sich am Flusse wie eine brandende Meereswelle fortpflanzte, kündigte die Ersehnten an, und bald kamen sie an der Flußbiegung heraus, zwei lange Boote mit je neun Insassen, sich dem Blicke stetig vergrößernd und pfeilschnell vorwärtseilend. Die Menge bewegte sich wie ein Aehrenfeld unter dem Hauche des Westwindes; Taschentücher flatterten, Hüte wurden geschwenkt, und als die Ruderer an uns vorbeischossen — „O weh, die Handschuhe!" dachte ich — die blaubeflaggten Oxforder waren um eine halbe Bootslänge voraus.

„Oxford! Oxford! Gut gerudert, Oxford! Du gewinnst, Oxford!" tönte es um mich her, tönte es von den Wagen, tönte es vom Flusse, wälzte es sich am Ufer lawinenartig fort.

So hatte ich denn trotz der Voraussagung des Hornbläsers aller Wahrscheinlichkeit nach gewonnen, und trübselig überlegte ich in meinem Herzen, was angenehmer sei, Handschuhe einer hübschen fremden Hand anzuziehen, oder von hübscher Hand behandschuht zu werden, als ein Themseferge neben mir mich aus meiner Ungewißheit erlöste.

„Wenn Oxford gewinnt, so werd' ich Lord Mayor im nächsten Jahre. Sie haben jetzt die günstige Flußseite; in Kurzem wird sich das ändern; überdies sind sie schon vollständig ermüdet, und ehe sie Barnes-Bridge erreichen, ist's aus mit ihnen. Ich würde keinen Heller auf sie wetten. Sie, Herr?"

Die Boote waren bald dem Auge entschwunden, und nicht lange mehr konnte das Resultat verborgen bleiben. Die ganze Fahrt beträgt gewöhnlich nur zwanzig Minuten — die diesjährige nahm des widrigen Windes wegen zweiundzwanzig in Anspruch — und erstreckt sich über einen vier und ein Viertel englische Meilen langen Schauplatz. Von Putney nimmt sie ihren Ausgang. Dort hatten sich am Morgen um elf Uhr die Wettruderer, zum Kampfe bereit, eingefunden; in ihrer Nähe hielten zwei Dampfer mit Vertretern von Oxford und Cambridge, der Preßdampfer und der des Schiedsrichters mit dem Prinzen von Wales und dem Herzoge von Edinburgh an Bord.

Als die Zeit der Abfahrt nahe war, entledigten sich die achtzehn Kämpfer ihrer Hüte und Jacken, die an Bord des Schiedsrichterdampfers gebracht wurden, und setzten sich in Positur. Elf Uhr fünfzehn Minuten ward die übliche Frage gestellt: „Seid Ihr Alle bereit, Gentlemen?" und als sie bejaht wurde, erfolgte das Losungswort „Vorwärts!" und sofort ließen die Männer, welche die beiden Boote von festgeankerten Schaluppen aus am Steuerknopfe festhielten, die Hände los, und die Jagd war eröffnet. Cambridge begann mit vierzig Ruderschlägen in der Minute, während Oxford, ganz im Gegensatze zu seiner im vorigen Jahre beobachteten Politik, sich auf sechsunddreißig beschränkte. Es dauerte nicht lange, so waren die Hellblauen an der Spitze, und bei Rose Bank hatten sie schon drei Viertel Länge voraus. Vor Hammersmith aber ermannten die Oxforder sich und holten den Verzug theilweise ein; beim Durchfahren unter der dortigen Brücke waren die Schiffsschnäbel wieder gleich, wie beim Anfange der Fahrt; bald sah man beim Bathing Place, daß die Dunkeln ihre Gegner um eine volle halbe Bootslänge hinter sich gelassen. Die Schuld lag weniger an einer neuen Kraftanstrengung der Einen oder Ermattung der Anderen, sondern an dem Winde, der hier mit großer Kraft einfiel, das Wasser rauh und stürmisch machte und dadurch dem Cambridger Boote unverhoffte Schwierigkeiten in den Weg legte, während das vortrefflich gebaute Boot der Gegner mit graciöser Leichtigkeit durch die Wellen schnitt. Dieser Triumph der Dunkelblauen fand überall die größte Sympathie, besonders bei dem Volke an den Ufern, das sich gern auf Seite der fünfmal nacheinander Besiegten stellte. Auch auf den Dampfern, welche die Wettboote in nächster Nähe begleiteten, herrschte freudige Aufregung; nur auf dem Dampfer, der die Cambridger Studenten und bemoosten Häupter trug, so wie bei Allen, die hohe Wetten auf die Hochschule an dem Cam gemacht, wogen bange Besorgnisse vor. Aber nur für kurze Zeit. Der plötzliche Vorstoß Oxfords war das letzte Aufflackern einer in regellosen Anstrengungen verzettelten Kraft.

Als die Boote die Brücke von Barnes passirt hatten, flogen sofort mehrere Brieftauben in die Luft, um der Hauptstadt zu verkünden, daß die Oxforder eine halbe Länge zurück und desorganisirt seien und Cambridge ohne Zweifel siegen werde. Und so ging's in Erfüllung. Die Entfernung zwischen den beiden Kielen vergrößerte sich mit jeder Secunde, und als sie am Ziele anlangten, hatte Cambridge mit drei vollen Bootlängen den Preis, das blaue Band der Themse — das sechste Mal nacheinander —, gewonnen.

Nachdem die beiden Mannschaften wieder nach Putney zurückgerudert und ihre Rudercostüme mit einem fashionablen Anzuge vertauscht, begaben sie sich, nicht wie bisher zum Bankett des Lord Mayor, mit dem die Oxforder sich überworfen, sondern in das „Criterion", die neueste Schöpfung der Allerweltsgastwirthe Spiers und Ponds, ein Conglomerat von Bierhaus, Café, Musikhalle, Theater und Speisehaus, in Piccadilly, tranken dort bei einem fröhlichen Diner ihre gegenseitige Gesundheit, und hielten die in England unerläßlichen, nie endenden Nachtischreden, bei denen Jeder im Besonderen als der Superlativ irgend einer Tugend hingestellt wurde.

Nicht minder lustig ging's unterdessen in den türkischen und griechischen Cafés des Haymarket zu, zumal nach Mitternacht, als Alhambra, Argyll-Rooms und die übrigen Ressorts der weiblichen Demi-Monde ihre Gäste vor die Thür gesetzt. Die Blauseuche grassirte hier in souveräner Stärke und zwar entschieden in der helleren Nüancirung. Wehe dem dunkelblau Decorirten, der in diese Forts der Universität Cambridge einzutreten wagte! „An die Luft mit ihm! Hinaus!" erscholl's von allen Seiten, und als der Wirth sich auf die Seite des Armen stellte, wurden Kaffeetassen, Gläser und Spiegel zertrümmert, Tische umgeworfen und ein wahres Indianergeheul ausgestoßen, bis die Polizisten des Districts in Reih und Glied aufzogen und den Platz säuberten.

Ich aber zog am andern Tag dem kleinen Backfische die Handschuhe Nr. 5¾ an, eine Procedur, bei der ich mich nicht im Geringsten beeilte.

Blätter und Blüthen.

Ein russischer Nationaltanz. (Mit Abbildung, S. 263.) In einem russischen Dorfe vergeht kein Sonntag ohne Tanzvergnügungen. Obschon die Auswahl der Tänze nicht groß ist, weil die russischen Bauern und Bäuerinnen bis jetzt noch keine Ahnung von den verschiedenen Tänzen haben, wie Walzer, Polka, Galopp, Française, Cotillon, so finden sie doch großes Vergnügen an ihren eigenen Nationaltänzen und hauptsächlich an einem Tanz, Horowod genannt, welcher von allen russischen Landleuten gekannt und mit Liebe jeden Sonn- und Festtag getanzt wird. Der Name Horowod ist hergeleitet aus zwei Wörtern hor und wodity, das heißt Chor-führen; dieser Tanz oder dieses Spiel, wie es die Bauern nennen, besteht darin, daß die jungen Leute einen Rundkreis bilden, sich an den Händen festhalten, im Kreise drehen und mit lauter Stimme Volkslieder singen, wobei besonders die jungen Mädchen sehr laut und wie aus einem Munde zu singen pflegen. Es giebt hierzu mehrere Volkslieder, die nur zu diesem Zwecke gedichtet sind. Zwei junge Leute gehen dann in den Kreis hinein und machen die Bewegungen, welche zu dem Inhalt des Liedes passen; sie wählen aus dem Kreise zwei junge Mädchen; dieselben tanzen mit ihnen und machen sehr graziöse Bewegungen mit den Schultern, langsam oder schnell, drehen sich dann um die jungen Leute herum, lassen dieselben vorbeiziehen und bedecken ihr Gesicht recht schelmisch mit ihren breiten weißen Hemdärmeln; dann legen sie sich auf die Schultern des jungen Mannes und sehen ihm in's Gesicht. Dieses Spiel ist sehr reich an verschiedenen Touren, Stellungen und Bewegungen. In unserer heutigen Abbildung ist eine Tour dargestellt, welche darin besteht, daß die jungen Mädchen ihre Taschentücher nehmen, dieselben an zwei Ecken halten und sie graziös auf den Hals ihrer Tänzer werfen, welche gewissermaßen dadurch ihre Gefangenen werden. Diese lassen sich alsdann an dem improvisirten Seile willenlos herumführen und hinziehen, wohin es den Tänzerinnen gefällt. Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst gefesselt durch die beiden Tänzer, die steif dastehen wie ein paar Baumstämme, was sehr charakteristisch nach der Natur aufgefaßt ist. Ueberhaupt fehlt den jungen Leuten, den jungen Mädchen gegenüber, jegliche Gewandt-

Digitized by Google

heit und Liebenswürdigkeit; dennoch wissen sie den jungen Mädchen zu gefallen, wahrscheinlich dadurch, daß sie meist alle begabt sind mit großem Scharfsinn, natürlicher Heiterkeit und blühender Gesundheit. Das Bild zeigt uns den Tanz Horowod in einem Dorfe einer Fabrikgegend; man erkennt dies sofort an den Anzügen und an den Dächern der Häuser, welche in der Ferne zu sehen sind. Das russische National-Costüm ist im höchsten Grade eigenthümlich, malerisch, reich bis zum Märchenhaften und dem harten Klima ganz angepaßt. Mitunter wird mit dem Costüm großer Luxus getrieben. So kaufte auf der Messe in Nishni-Nowgorod ein schmutziger, ärmlich gekleideter Bauer zur Mitgift für seine Tochter für sechstausend Rubel echte Perlen. Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß die Kopfbedeckung aus Sammet, mit Perlen bestickt, und einem seidenen Tuch, welches mit Gold und Silber ausgenäht ist, besteht, daß Mieder und Rock aus seidenem Stoff gemacht, mit Gold- und Silberblumen durchwirkt sind und dreißig bis vierzig silberdurchbrochene Knöpfe von der Größe einer Nuß tragen, so kann man die Kostbarkeit eines solchen Anzuges annähernd ermessen.

Solche Costüme werden freilich nur an Sonn- und Festtagen angezogen und in den meisten Fällen auf Kind und Kindeskind vererbt. Die Hauptrolle spielt bei einem russischen Frauencostüm ein langes Kleid, unten sehr weit und oben sehr eng zugeschnitten; ganz ohne Aermel, wird es nur durch Achselbänder gehalten; dieses Kleid heißt auf Russisch „Sarafan“. Es wird aus selbstgewebtem Zeuge genäht, oder auch aus Kattun oder sogar aus jenem oben erwähnten golddurchwirkten Stoff, je nachdem es der Zweck erfordert und die Mittel dazu da sind; auf diesen „Sarafan“ wird eine Schürze gebunden. Auf unserem Bilde tragen die im Kreise stehenden Mädchen, die das Tuch dem jungen Manne überwerfen, und zwei rechts zuletztstehende Frauenfiguren ein solches Kleid; die übrigen Frauen haben entweder Mieder über ihren Sarafan oder Letzteres zu einem europäischen Kleide zugeschnitten, welches sie dem Einflusse der Fabriken und der Städte verdanken. Die Kopfbedeckung, ausgenommen die der Nationaltracht, besteht aus Kopftüchern. Die jungen Mädchen binden sie so, wie es in dem Kreise zu sehen ist, und die Frauen so, wie die drei vorletzten rechtsstehenden Figuren es zeigen. Von den Männern ist nur Einer — er sitzt auf den umgehauenen Baumstämmen — im altrussischen Costüm. Er trägt einen hohen Hut. Die Füße sind mit Lappen umwickelt und mit Kordeln umbunden, ähnlich wie bei den Italienern; die Schuhe sind aus Bast geflochten. Auch Mützen und hohe Stiefeln kommen vor, wie unser Bild zeigt.

Der Zeichner des Bildes sieht sich veranlaßt, schließlich noch hinzuzufügen, daß russische Zeichnungen und Motive bisher immer nur von Fremden nach Beschreibungen und Erzählungen, nicht aber von einem sachkundigen russischen Künstler angefertigt wurden; daher mangelte ihnen immer der echt russische, charakteristische und nationale Typus, worin doch eigentlich das Interessante besteht. Die von uns dargebrachte Zeichnung ist von einem russischen Genremaler gezeichnet und von ihm durch die obigen Mittheilungen erklärt; derselbe hat viele Studienreisen in Rußland gemacht und ist daher im Besitze von reichen Materialien und Motiven aus dem russischen Nationalleben.

Der Abstimmungstelegraph. Von der bekannten Firma Siemens und Halske in Berlin ist, wie auch die Tagesblätter bereits gemeldet haben, dem preußischen Abgeordnetenhause ein Abstimmungstelegraph vorgeschlagen. Ueber die sinnreiche Erfindung danken wir der Liebenswürdigkeit der genannten Firma folgendes Nähere. Der Zweck des Apparats ist ein doppelter: Einmal soll er auf drei Zählerwerken die Gesammtzahl der Abstimmenden, die Zahl der mit „Ja“ und diejenige der mit „Nein“ Stimmenden unzweifelhaft angeben. Die Controle der Richtigkeit dieser Angaben besteht darin, daß die Summe der Ja- und Nein-Stimmen mit den Angaben des Summenzählers übereinstimmen muß. Das andere Mal soll der Apparat auf einem Papierbande, welches mit den Namen sämmtlicher Abgeordneten bedruckt ist, neben dem Namen eines jeden, der seine Stimme abgegeben hat, mit Oelfarbe deutlich vermerken, ob derselbe mit Ja oder Nein gestimmt hat. Die Ausführung geschieht dadurch, daß auf die Aufforderung des Präsidenten jeder Abgeordnete sich auf seinen Platz begiebt und seinen Abstimmungshebel nach rechts oder links dreht, je nachdem er mit Ja oder Nein stimmen will. Um dies nur dem betreffenden Abgeordneten und keinem Anderen möglich zu machen, kann diese Drehung des Abstimmungshebels einzig durch einen Schlüssel bewirkt werden, welcher nur zu dem betreffenden Platze paßt und der dem Inhaber desselben übergeben wird. Hat der Präsident die Ueberzeugung gewonnen, daß alle Abstimmenden ihren Hebel eingestellt haben, so läßt er durch einen Diener die Kurbel des Magnetinductors so lange herumdrehen, bis sie fest steht. Hierdurch wird eine Reihe wechselnder Ströme erzeugt und gleichzeitig ein Contacthebel gedreht, der nacheinander alle Abstimmungshebel in den Stromkreis einschaltet. Alle mit Ja bezeichneten Contacte auf den Plätzen stehen mit den Umwindungen eines Elektromagneten, alle Nein-Contacte mit denen eines anderen Elektromagneten in Verbindung und der Stromlauf ist so geordnet, daß, je nachdem der Hebel auf Ja oder Nein gestellt ist, bei vorerwähnter Drehung der Kurbel der Anker des einen oder anderen Elektromagneten zum Anzug gebracht wird. An jedem Anker ist ein Schreibrädchen nach Art unserer Morsefarbschreiber befestigt; es entsteht also auf dem entsprechend fortbewegten Papierstreifen bei jedem Ankeranzug ein farbiger Punkt, und da die Schreibrädchen der beiden Elektromagnete nebeneinander liegen, ist aus der Stellung des Punktes auf dem Papierstreifen die Stellung des betreffenden Abstimmungshebels zu erkennen. Außerdem sind die Anker dieser beiden Elektromagneten so wie der eines dritten, in den gemeinschaftlichen Rückleitungsdraht eingeschalteten Elektromagneten noch mit Sperrfedern versehen, womit sie auf drei kleinere Zählerwerke mechanisch einwirken und so die Zählung der Abstimmenden in der vorerwähnten Weise ermöglichen.

Wir bemerken übrigens noch, daß die Herren Siemens und Halske bereits im Jahre 1859 dem Abgeordnetenhause die Anlage eines solchen Abstimmungstelegraphen empfohlen hatten. Damals wurde der Vorschlag aber bis zur Fertigstellung des neuen Parlamentsgebäudes verschoben. Seitdem ist in Nord-Amerika (1869) ein ähnlicher Apparat zur Anwendung gekommen, der sich aber nach erhaltenen Mittheilungen darauf beschränken soll, daß jeder Abgeordnete durch Drücken eines Ja- oder Neinknopfes ein bleibendes Signal giebt, welches dem Präsidenten die Möglichkeit gewährt, die Stimmen nachträglich zu zählen. Durch den obenbeschriebenen Siemens und Halske'schen Apparat wird die Zeit einer namentlichen Abstimmung, die jetzt mindestens eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, auf eine halbe Minute reducirt und gleichzeitig ein unzweifelhaftes Document der Abstimmung erworben, welches sich leicht und schnell direct vervielfältigen läßt, so daß jedem Abgeordneten und jedem Berichterstatter noch vor Schluß der Sitzung ein Exemplar ausgehändigt werden kann. Wir sind der Ueberzeugung, daß der Siemens und Halske'sche Abstimmungstelegraph bald den Weg in alle anderen Parlamente finden wird.

Ein Verein und sein Jahrbuch. Ein stattlicher Band, wie er in unserer Zeit der zierlichen Formate nur selten die Neugier des Bücherfreundes erregt, über 34 Bogen, 548 hohe, breite, elegant gedruckte Seiten, auf denen sich in bunter Mischung eine Fülle der Gaben findet: Verse, Erzählungen, literarische und wissenschaftliche Abhandlungen von nicht weniger als vierundsechzig Autoren. Und nun gar erst die Zahl der Herausgeber! Als solche werden uns 35,227 Personen bezeichnet. Mögen unsere Leser nicht ungläubig lächeln, die Sache hat ihre Richtigkeit. Aus 35,227 Mitgliedern besteht jetzt der erste allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie, ein Institut wirksamer Selbsthülfe einzig in seiner Art; wir wüßten nicht, daß irgend ein anderes Land ein ähnliches aufzuweisen hat. Mehr als jede andere Bevölkerungsclasse ist der meistens so unbarmherzig karg gehaltene Beamtenstand darauf hingewiesen, sich durch Vereinigung selber zu helfen und sein Leben freundlicher, seine Zukunft sorgenloser zu gestalten. Wie sehr hier auch die einzelnen Zweige und Berufsarten auseinander liegen mögen, gleiche Lagen und Interessen bieten doch der Hauptmasse der besoldeten Menschen einen lebendigen Mittelpunkt der Einigung. Es ist erstaunlich, daß die aller Orten mit Recht klagenden Beamten nicht überall schon darauf gekommen sind; in Oesterreich haben sie es erkannt. Wir können nicht sagen, wo und in welchem Kreise dort zuerst der glückliche Gedanke entstanden ist, der Beamten-Verein steht aber als eine Thatsache da und erfreut sich eines blühenden und segensreichen Gedeihens.

Sein Zweck ist Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthülfe. Zu diesem Zwecke bietet er seinen Angehörigen Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege, von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall, auch von Invalidenpensionen. Damit aber ist sein Wirken noch nicht erschöpft. Es erstreckt sich auch auf Spar- und Vorschußgeschäfte, auf Beschaffung von Dienst-Cautionen und Vermittelung von Dienststellen, Stipendienvertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten, Unterstützung von Unglück betroffener Standesgenossen, sowie auch Vertretung des gesammten Beamtenstandes in seinen bürgerlichen und dienstlichen Interessen. Zur Mitgliedschaft ist nicht blos diese oder jene Beamtenkategorie berechtigt. Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamten der Monarchie, auch die Officiere, Geistlichen, Advocaten, Lehrer, Notare und Aerzte können beitreten. Alle Functionen sind Ehrenämter und werden unentgeltlich verrichtet. Der Sitz des Vereins ist in Wien, wo er ein großes Vereinshaus besitzt, dessen Werth auf siebenhunderttausend Gulden veranschlagt wird. In seinem Dienste wirken 1719 Vereinsärzte, Bevollmächtigte und Agenten; die Summe seiner in Kraft stehenden Versicherungen belief sich Ende 1873 auf neunzehn Millionen Gulden. Ferner rechnet er zu den Ergebnissen seiner Thätigkeit die Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten, die Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen, sowie jenes „Literarischen Jahrbuchs“, dessen dritter Jahrgang hier in so stattlicher Erscheinung vor uns liegt.

Das im Selbstverlage des Vereins erschienene Buch führt den Titel „Die Dioskuren“, und es soll der Reinertrag den mannigfachen Segnungen, welche die Genossenschaft ihren Mitgliedern bietet, eine neue hinzufügen: die Errichtung einer höheren Töchterschule. Führen wir das an, so wollen wir damit keineswegs sagen, daß das Buch zu seiner Empfehlung eines Hinweises auf seinen wohlthätigen Zweck bedarf. Es hat in der That an sich selber einen ganz eigenthümlichen Reiz und Werth. Daß unter einer so großen Zahl von Producten auch Mittelmäßiges sich findet, ist nun einmal das unvermeidliche Schicksal aller solcher aus „Liebesgaben“ errichteten Sammelwerke. Wir glauben, die Prüfungs- und Sichtungsarbeit der Redaction ist ohnedies eine sehr große und schwierige gewesen. Rechnet man aber jene minder bedeutenden Beiträge ab, so bleibt doch eine überwiegende Menge von herrlichen Blüthen aus dem Bereiche der Dichtung wie des reflectirenden Gedankens. Die Gaben sind aus den verschiedenen Theilen der Monarchie geflossen, und darin liegt für uns in Deutschland die Anziehungskraft des Ganzen. Sein Grundcharakter ist deutsch wie die Sprache aller einzelnen Artikel. Aber aus dem unterhaltenden Wechsel ihrer vielfach so ganz verwandtschaftlich uns anheimelnden Reihenfolge tönt und duftet uns doch auch jene besondere Art deutsch-österreichischen Geistes entgegen, der in dauernder Berührung mit slavischen und orientalischen Einflüssen eine eigenthümlich reizvolle Färbung erhält und diese in der Sphäre deutscher Bildung zu läutern weiß. Das ist nicht blos pikant und genußreich, es hat auch für die ernstere Betrachtung ein cultur- und völkergeschichtliches Interesse. Auf Einzelnes einzugehen kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Hervorheben wollen wir nur, daß neben vielen anderen namhaften Autoren auch Anastasius Grün eine größere Dichtung „Im Veldes“ geliefert hat, die an die frischeste Jugendzeit des verehrten Dichters erinnert.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 17. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Liane stellte die Chocoladentasse, die sie ihm eben reichen wollte, wieder auf den Tisch — sie konnte sich nicht überwinden, sich jetzt dem Gesichte des mörderischen Mannes zu nähern, das wiederholt so sonderbar lechzend die Lippen öffnete und dann einen Moment völlig geistesabwesend niederstarrte auf die gekrümmten, krankhaft gebleichten Finger, die den Krückstock umklammerten. . . . Richtete sich die zertretene Lotosblume vor ihrem gänzlichen Auslöschen doch noch einmal von ihrem Marterroste auf, anklagend auf die blauen Streifen an ihrem zarten Halse deutend? . . . Er sah plötzlich auf, als fühle er die Augen der jungen Frau auf sich ruhen — sein Blick verschärfte sich sofort. „Nun, meine Gnädigste, Sie sehen, ich warte auf meine Chocolade — warum haben Sie sie denn wieder weggestellt? Vielleicht weil ich ein klein wenig nachdenklich ausgesehen? . . . Ah bah — mir war nur, als gucke dort aus der Asche in der Kaminecke ein kleiner rosenfarbener Rest."

Es war schrecklich! Aber jetzt wurde die junge Frau erlöst — sie hörte Mainau kommen. Er trat rasch ein — welch ein Unterschied zwischen heute und jenem ersten Morgen! Sein Blick streifte nicht über sie hinweg, wie damals. Alle Vorsicht vergessend, ruhte dieser feurige Blick auf ihrem Gesichte, als könne er sich nicht losreißen. . . . Der alte, kranke Mann in seinem Lehnstuhle bemerkte das nicht; er saß mit dem Rücken nach der Thür — aber Frau Löhn sah plötzlich ganz bestürzt aus; sie strich aus allen Kräften mit ihren rauhen Händen über die steife, rauschende Schürze und schlug die Augen zu Boden.

„Du schon hier, Juliane?" fragte Mainau leichthin — er sah nach seiner Uhr, als meine er, sich in der Zeit geirrt zu haben. „Hier — weshalb ich abgerufen wurde, Onkel," wandte er sich an den Hofmarschall und reichte ihm eine Karte hin. „Ein reitender Bote der Herzogin ist drunten und hat die Einladung zum Hofconcert für heute Abend gebracht. . . . Die Herzogin sprach schon gestern davon, daß ihre Lieblingsprimadonna die Residenz passiren werde, und sich bereit erklärt habe, bei Hofe zu singen. Nun ist sie einen Tag früher eingetroffen und reist morgen weiter — daher diese rasche Improvisation — nimmst Du an?"

„Ei das versteht sich! Habe lange genug in diesem einsamen Schönwerth hocken und verkümmern müssen. Du weißt auch, daß ich stets zur Stelle bin, wenn mein Hof befiehlt, und sollte ich mich auf allen Vieren hinschleppen."

Mainau öffnete ironisch lächelnd] die Thür und gab dem draußen harrenden Lakai den Bescheid.

„Mir kommt diese Zerstreuung sehr gelegen," setzte der Hofmarschall hinzu. „Die Verwüstung, die der Sturm diese Nacht in den Gärten angerichtet hat, verstimmt mich — dazu kommen noch allerlei unerquickliche Dinge. . . . Da, die Löhn", — er zeigte, ohne hinüberzusehen, mit dem Daumen über die Schulter weg, nach der Beschließerin — „zeigt mir eben an, daß es mit ‚Der' im indischen Hause heute noch zu Ende gehen wird. . . . Ich alterire mich immer, wenn ich eine — eine Leiche auf meinem Grunde und Boden weiß; deshalb habe ich auch vor zwei Jahren den verunglückten Hausburschen sofort in die Leichenhalle der Stadt schaffen lassen — wie machen wir es nun in dem Falle?"

„Ich muß Dir sagen, Onkel — das klingt abscheulich! Das empört mir jeden Blutstropfen," sagte Mainau entrüstet. „Wie kannst Du über einen Menschen, der noch athmet, in einer solchen Weise verhandeln? . . . Haben Sie nicht sofort zum Arzt geschickt, Frau Löhn?" wandte er sich mit sanfterer Stimme zu der Beschließerin.

„Nein, gnädiger Herr — wozu denn auch? Er kann ihr nicht mehr helfen und martert sie nur mit seinen Kunststückchen. . . . Ich sage, von ihrer Seele ist schon nichts mehr auf der Erde, sonst würde sie nicht mit so stillen, starren Augen vor sich hinsehen, wenn der Gabriel so entsetzlich weint und jammert — "

„Hören Sie mir auf mit dieser larmoyanten Tonart, Löhn!" rief der Hofmarschall tief erbittert. „Wenn Sie wüßten, wie Ihrer groben Stimme das Gewinsel ansteht, da hielten Sie Ihren Mund. Ob sich Dir nun jeder Blutstropfen empört oder nicht, Raoul, darauf kann ich nicht die mindeste Rücksicht n?hmen," sagte er in steigender Erregung zu Mainau. „In einem solchen Falle bin ich mir selbst der Nächste — meine Aversion läßt sich nicht beschreiben. — Mir graut vor jedem Athemzuge Luft, den ich einschlucken muß in solcher Umgebung. . . . Du sollst sehen, daß ich ein todtkranker Mensch werde, wenn Du nicht nach eingetretener Katastrophe sofort dafür sorgst, daß die Ueberreste dahin geschafft werden, wo sie für immer bleiben sollen — nach dem Stadtkirchhofe."

Liane begriff seine Angst, das namenlose Grauen, das so wahr aus der Stimme, aus dem nervösen Schütteln des Körpers sprach. Er hatte die gmarterte Seele des unglücklichen Weibes nicht gefürchtet, so lange der schwer verletzte Körper sie nieder-

Digitized by Google

hielt — nun sollte sie befreit aufflattern und, wie der Volksglaube annimmt, über dem verlassenen Leichname frohlockend kreisen, bis die Erde ihn deckte — nur das nicht auf „seinem Grund und Boden"!

„Die Frau wird in der Gruft, unter dem Obelisken schlafen," sagte Mainau mit ernstem Nachdrucke. „Onkel Gisbert hat sie ihrer Heimath entrissen, und sie ist die einzige Frau gewesen, die er geliebt hat — sie gehört von Rechtswegen an seine Seite; und damit sei diesen herzlosen Erörterungen ein Ende gemacht!"

„Sie gehört von Rechtswegen an seine Seite?" wiederholte der Hofmarschall unter einem heisern Auflachen. „Wage es, Raoul, und Du sollst mich kennen lernen. . . . Ich — hasse dieses Weib bis in den Tod. Sie darf nicht an seine Seite, und sollte ich mich dazwischen betten."

Was war das? . . . Mainau sah bestürzt mit großen Augen nach diesem Greise, von dem er gesagt hatte: „Der Onkel ist geizig; er ist vom Hochmuthsteufel besessen; er hat seine kleinen Bosheiten, aber einen besonnenen Kopf, eine kühle Natur, an die nie Verirrungen schlimmer Leidenschaften herantreten durften." . . . Was war es denn Anderes, als lange verhaltene, wahnwitzige Leidenschaft, die aus diesen wild protestirenden Geberden, diesen fieberlodernden Augen so abschreckend jäh hervorbrach?

Der Hofmarschall erhob sich und ging ziemlich raschen, sichern Schrittes nach dem nächsten Fenster. Er kam dicht an Frau Löhn vorüber und streifte fast diese seine heimliche, aber unerbittliche Feindin — allein seine Augen strebten vorwärts, in's Leere; er sah nicht, daß dieses starre, eingerostete Dienstbotengesicht auch Geist haben konnte, einen unheimlichen Geist, der dem hochgeborenen Herrn Hofmarschall auf der Ferse folgte und bedeutungsvoll auf jede seiner Fußspuren hinwies.

Der Morgenwind blies durch das halboffene Fenster herein und hob dem alten Manne das sorgfältig geordnete greise Haar auf der Stirn; aber er, der sonst jedem Luftzuge wie seinem tödtlichsten Feinde auswich, er fühlte das nicht.

„Ich begreife Dich nicht, Raoul," sagte er, schwer mit seiner Aufregung kämpfend, vom Fenster herüber. „Willst Du meinen Bruder in der Gruft noch beschimpfen?"

„Hat er es nicht für einen Schimpf gehalten, das Hindumädchen an sein Herz zu nehmen und ihr eine abgöttische Liebe zu weihen, so" — der Hofmarschall lachte gellend auf. „Onkel!" rief Mainau und wies ihn mit finster gerunzelten Brauen in die Schranken der Selbstbeherrschung. „Ich bin nur ein einziges Mal zu jener Zeit in Schönwerth gewesen; aber ich weiß, daß mir damals die Erzählungen der Schloßleute das Herz fieberisch klopfen gemacht haben. Ein Mann, der den Gegenstand seiner Leidenschaft mit solch angstvoller Zärtlichkeit hütet" — er verstummte unwillkürlich vor der Flamme, die drohend aus den sonst so kühl und scharf blickenden Augen des Hofmarschalls brach. Er ahnte ja nicht, an was er da mit unvorsichtiger Hand rühre. Die verführerische Hülle der unglückseligen Lotosblume lag drüben „mit stillen, starren Augen", um zu sterben, in Staub zu zerfallen, und der Mann, der sie einst mit angstvoller Zärtlichkeit auf seinen Armen durch die Gärten getragen, damit kein Kiesel ihre wunderfeine Sohle drücke, er schlief längst unter dem Obelisken — und dennoch überwältigte eine rasende Eifersucht den Verschmähten dort; er gönnte dem todten Bruder bis heute nicht, daß das glühend begehrte Weib sein eigen gewesen. . . .

„Diese ‚angstvolle Zärtlichkeit' war glücklicher Weise nicht von Dauer," sagte er heiser. „Der gute Gisbert ist noch rechtzeitig zur Vernunft gekommen; er hat die ‚berühmte Lotosblume' als — eine Unwürdige verstoßen."

„Dafür fehlen mir die vollgültigen Beweise, Onkel —"

Als quelle die Windsbraut von gestern durch das Fenster und treibe die verdorrte, gebrechliche Höflingsgestalt vor sich her, so plötzlich verließ der Hofmarschall den Fensterbogen und stand vor seinem Neffen.

„Die vollgültigen Beweise, Raoul? Sie liegen drüben im weißen Saale im Raritätenkasten, der gestern leider das Opfer einer Attaque gewesen ist. Ich werde Dir doch wahrhaftig nicht wiederholen sollen, daß Du Onkel Gisbert's fest und unwiderruflich ausgesprochenen letzten Wunsch und Willen gestern Nachmittag erst prüfend in den Händen gehabt hast?"

„Ist jener Zettel das einzige Document, auf welches Du Dich stützest?" fragte Mainau kurz und rauh — der impertinente Ausfall gegen Liane hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben.

„Das einzige allerdings — Raoul, wie kommst Du mir vor? Was soll noch gelten auf Erden, wenn nicht die eigenhändige Niederschrift des Sterbenden?"

„Hast Du ihn schreiben sehen, Onkel?"

„Nein — das nicht — ich war selbst krank. Aber ich kann Dir einen Zeugen beibringen, der es mit gutem Gewissen beschwören wird, daß er Buchstaben für Buchstaben hat niederschreiben sehen — schade, daß er vor einer Stunde nach der Stadt zurückgefahren ist. Du hast Dich zwar in neuester Zeit seltsam zu unserem Hofprediger gestellt —"

Mainau lachte fast heiter auf. „Lieber Onkel, diesen classischen Zeugen verwerfe ich hier und vor dem Gesetze. Zugleich erkläre ich die Wirksamkeit jenes sogenannten Documentes für null und nichtig und außer aller Kraft. O ja, ich glaube, daß der Herr Hofprediger bereit ist, zu schwören — er schwört bei seiner Seelen Seligkeit, daß er dem Sterbenden die Feder eingetaucht hat — warum denn nicht? Den Herren Jesuiten ist ja ein Schleichpförtchen in den Himmel garantirt, wenn sie das große Entrée der Seligen allzusehr verwirken sollten. . . . Ich muß mich selbst anklagen, gehandelt zu haben, wie ein Mann von Gewissen nicht handeln soll. Ich war nicht zugegen, als der Onkel gestorben ist — als Miterbe seiner reichen Hinterlassenschaft mußte ich doppelt vorsichtig sein und durfte nicht Anordnungen sanctioniren, lediglich gestützt auf ein kleines Stück Papier, das kein gerichtlicher Zeuge beglaubigt. In einem solchen Falle soll und darf man sich nur an den klaren Wegweiser des Gesetzes halten."

„Gut, mein Freund," nickte der Hofmarschall — er war unheimlich ruhig geworden. Den Krückstock vor sich auf das Parquet stemmend, stützte er beide Hände darauf und ließ seine kleinen, funkelnden Augen über das schöne Gesicht des Neffen hinspielen. „Nun bezeichne mir aber auch das Gesetz, unter dessen Schutze die Frau im indischen Hause steht. Sie ist vogelfrei, denn sie war nicht meines Bruders eheliches Weib. . . . Wenn wir uns also an den ‚klaren Wegweiser' halten wollten, dann hatten wir das Recht, sie sofort über die Schwelle zu stoßen, denn es existirte kein gerichtlich beglaubigtes Testament, das ihr auch nur einen Bissen Brod oder ein Nachtlager auf Schönwerther Grund und Boden zusicherte. Haben wir in dem Punkte nicht nach dem eisernen Gesetze gefragt, so sind wir in dem anderen Falle auch davon entbunden."

„Onkel, soll das Logik sein? Also weil wir nicht teuflisch erbarmungslos gewesen sind, darum steht uns nun das gute Recht zu, nach einer unverbürgten letztwilligen Verfügung zu handeln, die eine grausame ist? . . . Gesetzt aber, Onkel Gisbert habe in der That das Document verfaßt und geschrieben und die Frau verstoßen, weil Gabriel nicht sein Kind gewesen, was, frage ich, gab ihm dann die Befugniß, über das Schicksal des ihm völlig fernstehenden Knaben aus eigener Machtvollkommenheit zu entscheiden? . . . Ich war ein noch junger, unbesonnener Kopf, als Onkel Gisbert starb. Was frug ich damals nach Gesetz und gründlicher Prüfung! — Mir genügte Deine Mittheilung, daß die Indierin eine Treulose gewesen, um mich toll und blind zu machen, denn ich hatte den Onkel innig geliebt. . . . Nur das entschuldigt mich einigermaßen. Später bestärkte mich der Knabe durch seine sclavische Fügsamkeit in dem festen Glauben, daß er keinen Tropfen des herrischen, stolzen Blutes der Mainaus in seinen Adern habe — ich stieß ihn wie einen Hund mit dem Fuße aus meinem Wege und habe die Verfügung, daß er Mönch werde, als vortrefflich passend, stets gebilligt — das widerrufe ich hiermit als einen beklagenswerthen Irrthum meinerseits."

Auf diese letzten feierlichen Worte folgte eine secundenlange, athemlose Stille. Selbst Leo mochte instinctmäßig fühlen, daß im nächsten Augenblicke ein Riß durch das Haus Mainau gehen werde — er bog, seitwärts an die junge Frau geschmiegt, den Kopf vor und sah mit großoffenen, ängstlichen Augen in das tiefernste Gesicht seines Vaters.

„Willst Du die Güte haben, Dich deutlicher auszusprechen? Du weißt, mein Kopf ist alt; er faßt nicht mehr rasch; am wenigsten aber das, was nach modernem Umsturze aussieht," sagte der Hofmarschall. Seine hagere Gestalt streckte sich steif

und fremd, in einer Art von eisiger Unnahbarkeit — in diesem Moment bedurfte er des stützenden Stockes nicht; die Spannung hielt ihn aufrecht.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel. Ich sage kurz und bündig: Gabriel wird nicht Mönch, nicht Missionär“ — er hielt inne und trat rasch auf die Beschließerin zu; diese robuste, vierschrötige Gestalt wankte und taumelte plötzlich, als erliege sie einem Schlaganfall. Liane hatte bereits ihren Arm stützend um sie gelegt und führte sie zu einem Stuhl.

„Ist Ihnen übel, Frau Löhn?“ fragte Mainau, sich besorgt über sie beugend.

„I Gott bewahre, gnädiger Herr — in meinem ganzen, langen Leben ist mir nicht so wohl gewesen,“ murmelte sie halb lachend, halb weinend. „Es flimmerte mir nur so vor den Augen, und ich dachte in meinem dummen Kopfe, der Himmel müßte einfallen. . . . O du mein Herr und Vater droben!“ seufzte sie aus tiefster Brust und bedeckte das dunkelroth gewordene Gesicht mit der Schürze.

Der Hofmarschall warf ihr einen stechenden Blick zu. Bei aller Aufregung, die in ihm tobte, verwand er es nicht, daß diese Untergebene in seiner Gegenwart saß, und nach ihrer Erklärung, daß ihr wohl sei, nicht sofort wieder aufstand.

„Also Gabriel wird nicht Mönch, nicht Missionär?“ fragte er höhnisch, indem er den Kopf wegwandte, um die Tactlosigkeit der Beschließerin nicht mehr zu sehen. „Darf man fragen, welche hohe Bestimmung Du für dieses kostbare Menschenexemplar im Auge hast?“

„Onkel, der Ton verfängt nicht mehr bei mir. Ich bin so lange so schwach gewesen, diesen ‚guten Ton‘ zu fürchten — ich habe mich auf den herzlosen Spötter gespielt, um nur ja nicht als ‚Gefühlsmensch‘ dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen. Aber ich zerschneide das Tischtuch zwischen mir und denjenigen meiner Standesgenossen, unter denen dieser Ton fortlebt. . . . Ich bin fest davon überzeugt, daß Gabriel mein Vetter ist. Willst Du als erster Erbe seines Vaters nicht einen Theil der unermeßlichen Hinterlassenschaft herausgeben — wohl, es kann Dich Niemand zwingen, denn Gabriel ist kein legitimes Kind . . . Ich aber halte mich hier nicht an den ‚klaren Wegweiser‘ der weltlichen Gerechtigkeit, sondern an den meines Rechtsgefühles und werde dem Knaben den Namen seines Vaters und die Mittel zu einer standesgemäßen Stellung geben, indem ich ihn adoptire.“

Der Riß war geschehen, auch hier das Tischtuch zerschnitten. Aber der gewiegte Höfling, der bei bedrohlichen Disputen sehr bissig werden konnte, um das Heft in die Hand zu bekommen, er hatte gelernt, einer vollendeten Thatsache äußerlich völlig gefaßt gegenüberzustehen.

„Hier lassen sich nur zwei Momente denken,“ sagte er kalt und schneidend. „Entweder Du bist krank,“ — er griff mit einer beleidigenden Geberde nach der Stirne, — „oder Du bist, was ich längst geahnt, rettungslos in die Schlingen der rothen Flechten dort gefallen; ich glaube das Letztere — zu Deinem Unheil. Wehe Dir, Raoul! Ich kenne diese Frauengattung auch — gottlob, sie ist selten! Von dem brennenden Haar und der weißen Haut geht ein Phosphorlicht aus, wie von den Nixenleibern; sie fachen mit kühlem Athem Flammen an, ohne sie je zu löschen . . . Geist, aber keine Inbrunst der Seele — blendende Floskeln auf den Lippen, aber nie den holden Wahnsinn der Liebe, die leidenschaftliche Hingebung des Weibes im Herzen! Du wirst schon auf Erden im Fegefeuer brennen — denke an mich! . . Sieh, wie Du blaß wirst —“

„Das glaube ich — das Blut stockt mir vor Bestürzung über Deine Sprache! Mein Ohr ist allerdings nicht allzu difficile — leider — aber hier trifft mich jedes Deiner Worte wie ein Schlag in das Gesicht. . . Muß ich Dich an Dein weißes Haar erinnern? —“

„Bemühe Dich nicht — ich weiß sehr wohl, was ich thue und sage. — Ich habe Dich gewarnt vor der Stiefmutter meines Enkels. Und nun nimm sie an Dein Herz, das nie Verständniß für mein inbrünstig frommes, mein inbrünstig liebendes Kind, meine Valerie, gehabt hat! . . . Bezüglich Deines neuen Protégé, — ich meine den Burschen im indischen Hause — verliere ich kein Wort — das ist Sache der Kirche. Leib und Seele des Knaben sind ihr specielles Eigenthum — sie wird Dir zu antworten wissen, wenn Du es wagen solltest, ihn zu reclamiren. Preis und Ehre dem Herrn, dem sie dient! Mit seiner Hülfe hat sie noch stets die Widerspenstigen zu ihren Füßen niedergezwungen, die Einzelnen sowohl, wie die Nationen — Du verlierst das Spiel, wie Alle, die sie jetzt anfeinden und ihre Diener zu Märtyrern machen — schließlich bleiben wir oben.“

Er wandte Mainau den Rücken, um zu gehen, aber den Krückstock auf den Boden stampfend, blieb er schon nach dem ersten Schritt stehen.

„Na, Löhn, haben Sie sich noch immer nicht genugsam ausgeruht? Es sitzt sich wohl recht schön auf den seidenbezogenen Stühlen der Herrschaft?“ schalt er.

Die Beschließerin, die in unbeschreiblicher Spannung und völliger Selbstvergessenheit dem Verlaufe der heftigen Scene gefolgt war, sprang tödtlich erschrocken auf.

„Ordnen Sie mir mein Frühstück auf einer Platte,“ befahl er, mit dem Kopf nach dem Tische hinübernickend, „und tragen Sie es mir nach in mein Arbeitszimmer — ich will allein sein.“

Er ging hinaus. Der Stock stampfte das Parquet, und der Schlüsselbund der Beschließerin und das Geschirr auf dem Silberteller, den sie trug, klirrten heftig dazu. In der Seele des Vorangehenden tobte der Ingrimm, und die Frau, die ihm pflichtschuldigst, mit schweigendem Munde folgte, zitterte vor innerem Jubel, aber auch vor „Gift und Galle“ — am liebsten hätte sie ihm seine Chocolade vor die Füße geworfen, „dem gelben Gerippe im Fracke, weil er von dem lieben, reinen Engel da drin so ganz niederträchtige Dinge gesagt hatte.“

In dem Augenblicke, wo die Thür hinter den Hinausgehenden schallend in's Schloß fiel, kam Liane aus der fernen Fensterecke, wohin sie sich vorhin geflüchtet, auf Mainau zugeflogen — sie ergriff seine Rechte und zog sie an ihre Lippen.

„Was thust Du, Liane?“ rief er, in jäher Ueberraschung die Hand wegziehend. „Du mir?“ — Dann aber ging es wie eine Verklärung über sein Gesicht, und er breitete die Arme aus — die junge Frau schmiegte sich zum ersten Male freiwillig an seine Brust.

Leo stand, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ganz blaß vor Ueberraschung; aber so ungenirt er sonst seine Meinung herauspolterte, diesem ungewohnten Anblicke gegenüber blieb er sprachlos. Lächelnd zog ihn die junge Frau zu sich herüber, und er legte, halb in Eifersucht trotzend, halb schmeichelnd die kleinen Arme um ihre Hüfte. Diese drei schönen Menschen bildeten eine Gruppe, wie man sie zur Verkörperung des häuslichen Glückes, der süßesten Eintracht nicht anmuthiger zusammenstellen konnte.

„Ich werde mich doch morgen von Euch Beiden trennen müssen,“ sagte Mainau im Tone der Entmuthigung. „Nach dem Austritte mit dem Onkel darfst Du nicht hier bleiben, Liane. Ich aber kann Schönwerth nicht verlassen, bevor die offenen Fragen erledigt, die ausgebrochenen Kämpfe geschlichtet sind.“

„Ich bleibe bei Dir, Mainau,“ sagte sie entschieden. Sie wußte ja, daß ihm noch niederschmetternde Enthüllungen unvermeidlich bevorstanden — in diesen schweren Momenten gehörte sie an seine Seite. „Du sprichst von Kämpfen, und ich sollte Dich allein lassen? . . . Ich kann mich hier genau so isoliren wie in Wolkershausen — dem Hofmarschall brauche ich nie mehr zu begegnen —“

„Einmal noch wirst Du es müssen,“ unterbrach er sie, indem er ihr zärtlich das schwere, wuchtige Haar aus der Stirn strich. „Du hast gehört, er wird heute zu Hofe gehen, und müßte er sich ‚auf allen Vieren hinschleppen‘. Ich gehe aber auch — es ist das letzte Mal, Liane — wirst Du Dich überwinden können, mich zu begleiten, wenn ich Dich herzlich darum bitte?“

„Ich gehe mit Dir, wohin Du willst.“ — Sie sagte das muthig, wenn auch die Flamme eines lebhaften Erschreckens über ihr zartes Gesicht hinflog. Das Herz klopfte ihr doch bang und angstvoll bei dem Gedanken, daß sie noch einmal vor die Frau hintreten sollte, die ihre ergrimmte Feindin war, die Himmel und Erde in Bewegung setzen wollte, um sie aus ihrer Stellung zu verdrängen, ihr das Herz zu entreißen, das sich ihr gestern unter den heiligsten Betheuerungen für immer zu eigen gegeben.

23.

Der Hofmarschall blieb den Tag über in seinem Zimmer — er aß allein und verlangte nicht einmal nach Leo. Die Schloßleute aber waren plötzlich wie aus den Wolken gefallen, denn der junge Herr hatte mit Leo und dem neuen Hofmeister drunten in einem Salon der gnädigen Frau gespeist. . . . Er hatte auch den Arzt aus der Stadt holen lassen und war selbst mit ihm in das indische Haus zu der Sterbenden gegangen. Auf seinen Befehl und in seinem Beisein hatte man mit lautloser Behutsamkeit die schadhaften Stellen im Plafond des verwüsteten Hauses zudecken müssen, damit kein belästigender Sonnenstrahl hereinfalle — die exotische Thierwelt, die das Thal von Kaschmir bevölkerte, war in ihre Hütten und Schlupfwinkel eingesperrt worden, und „der junge Herr“ hatte die Röhre des nahen, rauschenden Laufbrunnens eigenhändig geschlossen — die scheidende Menschenseele sollte auch nicht durch das leiseste Geräusch beunruhigt werden.

Diese Anstalten genügten, um das wandelbare Völkchen der Bedientenseelen sofort umzustimmen. Die sterbende Frau, die man so lange Jahre eine unnütze Brodesserin gescholten, war mit einem Male eine arme Dulderin, und weil Baron Mainau mit einem so feierlichen Ernste aus dem indischen Garten zurückgekehrt war, schwebten die Lakaien noch leiser als sonst auf den Zehenspitzen durch die Gänge, und in den Ställen und Remisen wurde alles unnöthige Poltern, alles Singen und Pfeifen vermieden, als ob die Sterbende im Schlosse selbst läge. . . . Auch Hanna ging mit rothgeweinten Augen umher. Sie hatte heute zwei merkwürdige Dinge erlebt; einmal hatte sie durch das Schlüsselloch des Speisesalons gesehen, wie der Herr Baron „ihre Dame“ geküßt hatte — und dann war sie zum ersten Male im indischen Garten gewesen. Eine Tasse Bouillon für die Löhn in den Händen, war sie in das Sterbezimmer eingedrungen — seitdem weinte sie unaufhörlich und behauptete in der Küche, sie sei hier unter lauter Barbaren und Einfaltspinsel gerathen, denn Niemand, die harte, grobe Löhn ausgenommen, habe sich um die arme Kranke gekümmert, die doch, das sähe der gebildete Mensch auf den ersten Blick, ein aus der Fremde hergeschlepptes Fürstenkind sein müsse.

Auch Mainau hatte einen tieferschütternden Eindruck im indischen Hause empfangen. Das Antlitz, nach dessen verhüllenden Schleiern er einst in brennender Neugier vergeblich die Hand ausgestreckt, und welches er dann voll Abscheu geflohen, in dem Wahn, es müsse das Kainszeichen des tiefen Falles, das Grinsen des Irrsinns in seinen verheerten Zügen tragen — es hatte vor ihm auf dem Kissen gelegen, bleich, in friedlicher, unentstellter Schönheit — nicht Onkel Gisbert's treulose Geliebte, nicht Gabriel's Mutter — ein sündenlos sterbendes Kind, ein weißes Rosenblatt, das ein Lüftchen sanft aus dem heimischen Kelche gelöst und zum Sterben auf die Erde niedergestreut hat. . . . Der scharfe, unbestechliche Geist der zweiten Frau hatte eine grellleuchtende Fackel in das verschüttete Dunkel einer fernen Zeit geworfen; ein noch intensiveres Licht aber ging von diesem stillen Gesichte aus. Mainau wußte jetzt, daß sein tadellos ehrenhaftes Schönwerth Fallthüren des Verbrechens genug aufzuweisen habe — sie waren der Boden unter seinen Füßen gewesen, und er hatte es nie für nöthig gefunden, auch nur einmal prüfend auf diesen Boden zu klopfen, so abenteuerlich auch die Dinge, die sich auf demselben abgespielt, damals seinen jugendlichen Augen erschienen waren. Er fühlte sich tiefschuldig, der frivole Mann, der nur allzu gern sein blindes Vertrauen auf des Onkels unbestechliches Rechtsgefühl innerlich cajolirt hatte, um sich durch unliebsame Gründlichkeit, langweilige Untersuchungen im Lebensgenuß nicht stören zu lassen. . . . Hier hatte er in der That kein Mißtrauen gehegt; aber bei dieser augenblicklichen, unerbittlich richtenden, inneren Einkehr mußte er sich zu seiner Beschämung sagen, daß er noch vor wenigen Monaten bei dem ersten beleuchtenden Blitze auch „dieser unangenehmen Geschichte“ möglichst aus dem Wege gegangen sein würde. . . . Daß er nun, durch ein charaktervolles Weib aufgerüttelt, Urtheil und Willenskraft zusammenraffte und handelnd eingriff, änderte nicht viel mehr an dem, was er durch Indolenz und Egoismus gesündigt. Die Augen unter den zugesunkenen Lidern sahen nicht mehr, wie er das gemißhandelte Kind, das im thränenlosen Schmerze die letzten Athemzüge der Mutter bewachte, emporzog und an sein Herz nahm — die Frau hörte nicht, wie der arme „Bastard“ liebevoll „mein Sohn“ genannt wurde — sie empfand das so wenig wie der Knabe selbst, der keines Anderen Kind sein wollte, als ihr, der Scheidenden, an deren Herz ihn die harte, kalte abscheuliche Welt draußen zurückgestoßen hatte. . . . Noch konnte Mainau dem Hofmarschall keinen anderen Vorwurf machen, als daß auch er blind geglaubt habe. Bei der Unterschiebung des Documentes war er nicht betheiligt gewesen — er hatte sich heute zu unbefangen und sicher auf das Papier berufen, das nicht mehr existirte. Der Hofprediger ging hier auf eigenen Wegen, wie er auch der Briefaffaire jedenfalls eine zufriedenstellende Wendung dem Hofmarschalle gegenüber zu geben gewußt hatte, ohne die Wahrheit zu verrathen. Das sagte sich Mainau zur Selbstbeschwichtigung, und doch konnte er den Verdacht, ja, die schmerzliche Ueberzeugung nicht abschütteln, daß der Ruf der Mainaus geschädigt werde, sobald man fortfahre, den Schutt von jener halbverschollenen Zeit wegzuräumen. . . .

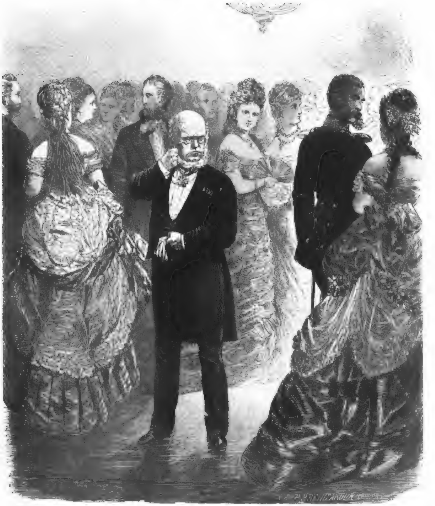
Zur späten Nachmittagszeit ging Liane auch in das indische Haus. Mainau hatte dringende Botschaft aus Wolkershausen erhalten und mußte sich für einige Stunden in sein Arbeitszimmer zurückziehen — Leo aber befand sich vortrefflich unter der Aufsicht des neuen Hofmeisters, an den er sich merkwürdiger Weise sogleich attachirt hatte. . . . Eine ungewohnte Stille umfing die junge Frau, als die Thür des Drahtgitters hinter ihr zugefallen war — ein so athemloses Schweigen, als habe die über dem Bambushause kreisende dunkle Gewalt auch alles pulsirende Leben aus der Luft und von der Erde weg aufgesogen. Seltsam — Onkel Gisbert's Lieblinge gingen zusammen heim. Seine prachtvolle Musa, die so muthig in den fremden, nordischen Himmel hinaufgestiegen war, lag wie hingemäht auf dem Rasenplatze — der Sturm hatte sie grausam zerpflückt — je eher diese Spielerei zerfiel, desto besser, hatte ja der Herr Hofmarschall gesagt. . . . Die junge Frau mußte über weithingeschleuderte Baumäste wegsteigen, die quer die Wege versperrten; sie ging ganze Strecken lang auf abgeschüttelten Rosenblättern, und da, wo sie vereinzelt auf freien, weiten Rasenflächen standen, waren die Kronen alter, dickstämmiger Rosenbäume scheinbar so mühelos abgeknickt, wie ein Kinderfinger einen mürben Blumenstengel zerbricht. . . . Zerstörung, wohin der Blick fiel — nur der Hindutempel strahlte nach dem Regenbade frischer und goldiger als je, und der Teich breitete sich glatt und blauglänzend zu seinen Füßen, als sei er der falsche Nachbar nicht gewesen, der gestern den Gischt seiner gepeitschten Wellen über die Marmorstufen hinweg bis in die Tempelhalle hineingeschleudert hatte. An seinen sumpfigen Ufern aber waren über Nacht Hunderte von weißen Seerosen aufgegangen — die nordischen Wasserblüthen lagen frisch und lebenathmend auf dem hingebreiteten Blätterpfühle, während die indische vergehend das Haupt senkte.

Was würde wohl im Innern des mörderischen Verfolgers drüben im Schönwerther Schlosse vorgegangen sein, wenn er einen Blick auf dieses Röhrbett hätte werfen können! O, dagegen war er geschützt! Liane hatte gesehen, daß selbst die Fenster seiner Wohnung, die nach dem indischen Garten gingen, förmlich verbarricadirt waren. . . . Von leuchtenderer Schönheit konnte die Bajadere auch damals nicht gewesen sein, wo sie ihm die vertrocknete Höflingsseele in verzehrender Leidenschaft aufgestürmt, als jetzt in der Verklärung der letzten Lebensstunden. Frau Löhn hatte den leichten Körper, „diese Schneeflocke“, noch einmal in die frischeste, weiße Muslinwolke gehüllt, „weil sie das immer so gern gehabt.“ Auf der unmerklich athmenden Brust lag der Schmuck der Goldmünzen, und die linke Hand umschloß das an einer Kette hängende Amulet. Diese durchsichtigen bläulichen Lider hoben sich wohl noch einmal — wenn die Augen verglasten, aber den lieblichen Zug von Glückseligkeit, in welchem die halboffenen Lippen bereits erstarrt waren, nahm sie mit hinab unter den rothen Obelisken.

„Denken Sie um Gotteswillen nicht, daß ich um die arme Seele da weine, gnädige Frau,“ sagte die Löhn mit gedämpfter Stimme, als ihr Liane liebevoll unter die starkgeschwollenen Lider sah.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maler des kriegerischen Preußen.



Der Kriegsmaler auf friedlichen Studien.
Nach der Natur aufgenommen von H. Lüders.

Es ist ein Februarabend in Berlin. Eine dichte Wagenreihe zieht sich in ununterbrochener Kette unter den Linden bis zum Thore des Opernhauses hin. Jeder geöffneten Kutschenthür, ohne Ausnahme, entsteigen, wenn die Equipage endlich langsam vorrückend vor jener Pforte anbelangt ist, Frauengestalten, die meist ganz umhüllt und umwogt sind von dem leichten, lichten Gewölk des Mulls, Krepps oder Tarlatans hochaufgenommener, enormer Robenschleppen. Schleunig, wie eine Sternschnuppe im nächtlichen Dunkel verschwinden die Trägerinnen derselben im Vorflur des Hauses den neugierigen Blicken der ringsum geschaarten Menge, welche dem winterlichen Schneesturme muthig trotzt.

Drinnen ist Alles verwandelt. In den Foyers strahlen heute große Spiegel, zwischen roth- und weißblühenden, tiefgrünen, laubreichen Gebüschen angebracht, die Bilder der Vorbeipassirenden gefällig zurück. Nicht zu den Bänken des Parquets öffnen sich heute die beiden Seitenthüren am rechten und linken Ende dieses halbrunden Ganges. Ein paar Stufen führen nur von dort hinauf in einen neugeschaffenen Riesensaal, welcher sich vom Fuße der

Digitized by Google

Logenbrüstung des ersten Ranges bis zur letzten Hinterwand des Bühnenraums erstreckt. Der Vorhang, welcher das Auditorium sonst von diesem trennte, ist verschwunden, das Parquet mit seinen Bankreihen begraben unter den Dielen des in der Höhe der Scene darüber gelegten Bodens. Die Kronen, Lüstres und Wandleuchter verbreiten ein taghelles Licht durch den kolossalen Raum. Allseitig einströmend, hebt dasselbe jeden Schatten auf und läßt nichts als die Farben wirken. Alle Ränge sind dicht besetzt mit einer in allen Tönen des Prismas in Seidenstoffen, Spitzen, Sammet, Edelsteinen und Perlen prangenden Menge. Auf den Stufen, welche von der großen königlichen Mittelloge zum Saale herabführen, sowie in diesem selbst drängt sich „ganz Berlin" und was die Residenz gerade von genußfrohen ausländischen oder provinzialen Gästen der guten Gesellschaft beherbergt. Zum Klange der Orchester, beim Rauschen der Springbrunnen wallt diese schillernde Menge, immer wieder stockend, aufgehalten, zertheilt durch den entgegengesetzten Strom und die von der anderen Seite neu Eindringenden, den Saal auf und ab. Jeder und Jede ist zugleich Acteur und Zuschauer in diesem brillanten Schauspiele.

In den Prosceniumslogen zur Linken haben die Mitglieder der königlichen Familie Platz genommen. Davor staut unten im Saale die Menschenwoge. Alle Blicke richten sich dort hinauf. Des deutschen Kaisers ehrwürdiges Antlitz erscheint wieder wie seit so manchen Jahren, heiter theilnehmend, die wechselnden lebendigen Bilder hier unten betrachtend, im dunklen purpurnen Fond der Loge, in deren vorderster Sesselreihe die Damen des Königshauses, Kaiserin Augusta, Kronprinzessin Victoria, die Prinzessinnen Karl und Friedrich Karl und Andere sich niedergelassen haben. Die vom Orchester intonirte Weise der Königspolonaise ruft sie, die Prinzen und den gesammten Hof zu dem herkömmlichen „Umgang" herab in den Saal. Das ist die Eröffnungsstunde eines jener weit berühmten Berliner Opernhaus- oder „Subscriptionsbälle".

Wer dieses vornehme Ballfest häufig besuchte, der hat dort sicher wiederholt zwischen den Gruppen von ritterlichen Cavalieren der Garde in blitzenden Gala-Uniformen, zwischen den eleganten Schönheiten des Hofes und der Stadt, von den knisternden, farbigen Seidenwellen ihrer Schlepproben umwogt, einen Herrn von kaum mittlerer Größe bemerkt, dessen Erscheinung und Verhalten in dieser Umgebung so eigenartig, so charakteristisch ist, daß sich der Eindruck davon tief einprägen muß. Eine untersetzte, feste Gestalt, ein mächtiger kahler Schädel von ergrautem Haare umsäumt, eine stark vordringende, hügelige Stirn, graue tief beschattete Augen, von der Brille verdeckt, klare Intelligenz, scharfe Beobachtung und starken Willen in den energisch zusammengefaßten Zügen des von kurzem grauem Barte rings umrahmten, sonst glatt rasirten Antlitzes — so steht der Mann vor uns.

Wer ihn, wie festgewurzelt, im Gedränge dastehen oder ruhig seinen Weg durch dasselbe suchen sieht, den Blick durchdringend auf die ihn umgebenden Objecte gerichtet oder hier und da seinen verständnißvollen Bekannten, denen er im Gewühle begegnet, fast ohne ein Wort zu sprechen, auf den Gegenstand seiner Beobachtung hinweisend, der muß sich, auch ohne „Nam' und Art" des Mannes zu kennen, sagen: Das kann kein Ballgast gewöhnlichen Schlages und keiner von den Hunderten sein, welche hierhergekommen sind, um nur das leichtrauschende Vergnügen eines solchen Festes zu finden oder gar um die eigene werthe Person, Würde und Bedeutung im Dunstkreise der „hohen Herrschaften" und der schönen Welt Berlins zur Schau zu stellen. Und was sucht er denn hier? Wer mich so fragte, dem würde ich antworten: Das, was ihn hierhergeführt und hier fesselt, ist das ernsthafteste Interesse vor Allem für die malerische Erscheinung der Dinge, der Gestalten, der wechselnden Gruppirungen, der Stoffe, welche jene umrauschen, der Lichteffecte, der Farbencombinationen, der anmuthigen und der scharf charakteristischen Bildungen, der blühenden, lachenden Jugend und des gebrechlichen oder künstlich versteckten Alters.

Hier in diesem aufgeregten festlichen Wirbel, wie draußen in schweigender Landschaft, auf den lärmenden Märkten und Straßen der Großstadt, wie im kühlen Dämmer der Kirchen, im strahlenden Prunksaale des Königsschlosses, wie im Lazareth, ja, wenn es die Gelegenheit gäbe, auf leichenbesäeter Wahlstatt, immer und überall gilt **ihm** die Welt des Sichtbaren zunächst als das überreiche vor ihm ausgebreitete Feld des künstlerischen, speciell malerischen Studiums. Ob er auch längst schon mehr weiß von der Natur aller erscheinenden Dinge als irgend einer der lebenden Meister der Künste, so ist ihm doch jede Wirklichkeit eine Lehrerin, die er in gewissenhaftem Aufmerken auf ihren wahren Sinn dankbar verehrt.

Dieser Meister ist **Adolf Menzel** in Berlin.

Es war längere Zeit gebräuchlich, denselben mit dem künstlerischen Ehrentitel „der Maler Friedrich's des Großen" zu bezeichnen und zu charakterisiren. Diese Bezeichnung hat indeß ihre Berechtigung verloren, weil sie eine zu einseitige, zu ausschließliche ist. Die allgemein gewordene Ansicht, daß sie es sei, hat sie seit einigen Jahren aus der Mode gebracht.

Aber es gab eine Periode in Menzel's Leben, wo dieselbe, wenigstens für das große Publicum, welches nur seine damals rasch auf einander folgenden Hauptgemälde und zahlreich vervielfältigten Zeichnungen sah und kannte, wohl begründet erscheinen konnte. Sein Jugendwerk, die Illustrationen zu Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" zeugt von reifster künstlerischer Bildung und männlichem Ernste der Natur- und Geschichtsanschauung und schien Menzel's Malerkraft für seine ganze Zukunft diesem **einen** Helden geweiht zu haben. Diese unübertroffenen kleinen Schöpfungen, deren Entstehung auf mehr als dreißig Jahre zurückweist, bewähren eine ähnliche Eigenschaft wie edle Weine. Ihre Würze scheint sich mit dem Alter nur zu steigern. Während so vieles damals Hochgepriesene unter den zu jener Zeit entstandenen Werken der deutschen Malerei für uns Menschen von heute schal und ungenießbar geworden ist, uns matt, schwächlich, dilettantisch, geschmacklos erscheinen will, halten diese Holzschnittbildchen die geschärfte Prüfung aus und bewahren die gleiche Frische, mit welcher sie uns ehemals erquickten. An ihrem Bestehen im Wandel der Geschmacksrichtungen hat ihre innerste echte Wahrhaftigkeit einen Hauptantheil. Diese Wahrhaftigkeit ist immer die eigentliche Weise unseres Meisters gewesen und geblieben. Er hat sie nie verleugnet, und sie hat ihn zu hohen Zielen geführt.

Von Solchen, welche Menzel's gesammtes künstlerisches Schaffen und dessen Entwickelung sowie die ganze zeitgenössische Kunst zur Genüge kennen gelernt haben, um vergleichen zu können, ist dieser Meister treffend der größte **künstlerische** Charakter unserer Zeit genannt worden. Er steht heute in demselben Lebensalter, wie der gewaltige deutsche Mann, welchen man als den größten politischen staatsmännischen Charakter nicht nur **unseres** Volkes zu bezeichnen gewohnt ist.

Menzel ist 1815 in Breslau geboren, der schönen geistig regsamen Hauptstadt Schlesiens, welche dem ganzen Vaterlande einen reichen Segen von hervorragenden Männern und Talenten auf allen Gebieten, besonders aber den künstlerischen, gegeben hat. Sein Vater war Vorsteher eines Lehr- und Erziehungsinstituts, übersiedelte, als der Sohn noch im Knabenalter stand, nach Berlin, um hier die damals eben aufblühende Lithographie zur Errichtung eines eigenen lithographischen Ateliers zu studiren, starb aber hier, als jener kaum das vierzehnte Jahr erreicht hatte. Der Sohn hatte gezeichnet, seit seine kindliche Hand einen Stift halten konnte. Nach dem Tode des Vaters sah er sich einer Aufgabe gegenübergestellt, welche seine natürliche Talent- und Geisteskraft hob und stählte; denn er mußte die durch seine bisherigen Versuche und Bemühungen errungenen künstlerischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zur Erwerbung des Lebensunterhalts der Seinigen verwerthen, ohne darum doch dem fortgesetzten Studium, dem Streben und Ringen nach den höchsten Zielen der Kunst zu entsagen. Sein eigenthümlicher künstlerischer Bildungsgang lag weit ab von dem damals bei uns gebräuchlichen. Es war die Blüthezeit der Alt-Düsseldorfer Romantik, jenes schwächlichen künstlerischen Nachklangs einer bereits ausgelebten und wenig gesunden literarischen Epoche. Die schönen Theaterritter, Kreuzfahrer und Saracenen, die Priester, Rathsherren, Edelknaben, die minniglichen Mägdlein und Kirchengängerinnen, meist unmögliche Existenzen, die weder dem Studium der Wirklichkeit noch dem der Geschichte oder der großen Schöpfungen der älteren Kunst entstammten, wuchsen dort zum Entzücken des Publicums empor, bevölkerten alle Ausstellungen und beherrschten den allgemeinen Geschmack. Auch in Berlin,

welches für diese Art von Kunst, seiner Vergangenheit gemäß, kein günstiger Boden war, gehörten sie zur Tagesordnung.

Künstlergeister von ganz anderem Schlage hatten hier in der Hauptstadt des jungen preußischen Staates und des ganzen protestantischen Norddeutschland gearbeitet und gewirkt. Es waren Talente voller Mark und Charakter; in der Natur sahen und verehrten sie „aller Meister Meister“. Nicht mit literarischen Träumen hatten sie ihre Phantasie befruchtet; aus der scharfen, unbefangenen Beobachtung, aus dem eindringenden unablässigen Studium der Natur hatten sie ihre Kraft gesogen, den Geschöpfen ihrer reichen Einbildungskraft wahrhaft lebensfähige und unvergleichlich lebendige Gestalt zu geben: Andreas Schlüter, Daniel Chodowiecky und Gottfried Schadow. Ihre von dem deutschen Künstlergeschlecht der dreißiger Jahre nach ihrer wahren Bedeutung zu wenig gewürdigten und verstandenen Meisterwerke wurden die eigentlichen Quellen der künstlerischen Bildung A. Menzel's. Wohl zeichnete er für die Hofkunsthandlung von L. Sachse und Andere Titel- und Gedenkblätter, Illustrationen, freie phantastische Compositionen, Neujahrskarten, Arabesken, Randbilder, Etiquettes, Fest- und Tischkarten, Alles und Jedes, was bei ihm bestellt wurde, mit der Feder oder der lithographischen Kreide auf den Stein, um seine und der Seinen Existenz zu erhalten. Aber zugleich wußte er Zeit zum ernstlichsten Studium zu gewinnen. Und auch jede jener kleinen Erwerbsarbeiten trägt den Stempel dieses hohen und reinen Strebens; jede überrascht durch originelle geistreiche und phantasievolle Erfindung, durch den Ernst und die Solidität, die tiefe künstlerische Gewissenhaftigkeit, die reiche Naturkenntniß, welche sich in der zeichnerischen Lösung auch der geringsten Aufgabe noch bekundet. Aus der unabsehbaren Menge derartiger Jugendarbeiten Menzel's seien hier nur die Einzelblätter: „das Vaterunser“, „die fünf Sinne“, von den cyclischen Werken „Künstlers Erdenwallen“, „Blätter aus brandenburgisch-preußischer Geschichte“, „das Gedenkbuch“ (Alle in Sachse's Verlag) genannt.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre schrieb Franz Kugler seine schon oben erwähnte populäre „Geschichte Friedrich's des Großen“, die bei J. J. Weber (jetzt bei Mendelssohn) in Leipzig erschien. Sie sollte ein Gegenstück zu dem bekannten französischen Werk „Das Leben Napoleon's“ von Laurent, mit den Holzschnitt-illustrationen von Horace Vernet bilden. Ein richtiger Tact ließ ihn den jungen Menzel wählen, die Illustrationen des Buches auszuführen. Dieser nahm den Auftrag an und ging mit dem ihm eigenen Ernst an's Werk. Er machte sich durch das genaueste Studium alter Denkmale und erhaltener Zeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts dessen gesammte Erscheinungsformen, Menschen, Architekturen, Sitten so zu eigen, wie es Keinem vor noch nach ihm gelungen ist. So erreichte er es, mit der Welt und Zeit des großen Königs auf's Intimste vertraut zu werden. Ihre Charaktere, Scenen, Localitäten, jede ihrer Lebensäußerungen in Krieg und Frieden sah er „mit seines Geistes Aug'“ so genau und richtig, wie die ihn umgebende Wirklichkeit, und verstand es, sie demgemäß zu gestalten und somit dem preußischen Volke seines echten großen Friedrich's Bild zuerst so wieder zu geben, wie es der Art und Größe dieses Königs und Helden entsprach. Aber diese Illustrationen haben für uns noch eine andere wichtig und folgenreich gewordene Bedeutung. Von ihnen ist der neue prächtige Aufschwung des deutschen Holzschnitts ausgegangen, des ersten und segensvollsten unter allen Mitteln, das Kunstschöne zum Gemeinbesitz des ganzen Volkes werden zu lassen, wozu später (sie kann es ohne falsche Bescheidenheit sagen) auch die „Gartenlaube“ ihr redlich Theil und mit vollem Erfolge beigetragen hat. Und an diesen bewundernswerthen Arbeiten bildete sich die künstlerische und technische Kraft der an ihrem Facsimileschnitt thätigen Xylographen Unzelmann, A. und O. Vogel, Kretzschmar, Georgy, Ritschl, zur Meisterschaft heran.

Friedrich Wilhelm der Vierte beauftragte A. Menzel 1842 mit der Illustrirung der Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen. Bis zum Jahre 1849 hat ihn, allerdings neben einer Menge gleichzeitiger anderer Arbeiten, diese Aufgabe beschäftigt. Wohl ohne Gleichen in der gesammten illustrirenden Kunst ist eine solche Vereinigung aller besten und wichtigsten Eigenschaften wie hier: diese Spiegelung, dieses reine Wiederstrahlen des Geistes des darin illustrirten Autors und seiner Epoche, diese Fülle des Ideengehalts, des Witzes, des Tiefsinnes, der Poesie, dieser umfassende Reichthum des künstlerischen Könnens und Wissens, diese Beherrschung des ganzen weiten Gebietes der Phantasiewelt, wie der wirklichen, der menschlichen wie der landschaftlichen.

Die Beschäftigung mit dem Zeitalter Friedrich's des Großen führte Menzel in demselben Jahrzehnt zu einer der merkwürdigsten und eigenartigsten künstlerischen Unternehmungen, zu deren Durchführung in so eminenter und vollendeter Weise es eben einer Willensenergie, Arbeitskraft und Consequenz wie Menzel's, aber auch zugleich einer so divinatorischen Phantasie wie der seinigen bedurfte. Es ist das die von ihm in dreihundert Blättern mit der Feder auf den Stein gezeichnete Galerie der Truppentypen und Uniformen der „Armee Friedrich's des Zweiten“. Er benutzte die noch vorhandenen erhaltenen Montirungs-, Waffen- und Ausrüstungsstücke, um alle jene lebendigen soldatischen Instrumente der Thaten des großen Königs, mit ihnen bekleidet und gerüstet, noch einmal in voller überzeugender Wahrhaftigkeit und Charakterechtheit in diesen erstaunlichen Zeichnungen vor unserem Blick heraufzubeschwören. Das berühmte Werk existirt nur in kaum mehr als dreißig Exemplaren, im Besitze großer öffentlicher Bibliotheken und Museen. Die Platten sind, nach dem Abzuge jener — vernichtet.

In ähnlicher Weise hat Menzel im Anfange der fünfziger Jahre die Generale, die Paladine des großen Königs, wieder „lebig“ gemacht, indem er sie in charakteristischen Situationen auf Holz zeichnete, die dann, in A. Kretzschmar's Institute geschnitten, bei A. Duncker in Berlin, mit Text vom Verleger erschienen.

Während dieser illustrirenden und zeichnerischen Thätigkeit, welche so manches arbeitsvolle Jahr seines Leben in Anspruch nahm, hatte er dennoch nie die malerische ruhen lassen. Mit der Gleichgültigkeit und dem Unverständnisse des damaligen Ausstattung- und Liebhaberpublicums hatte er manchen Kampf zu bestehen. Weil die ergreifenden Bilder der Natur, des gegenwärtigen und des historischen Lebens, wie er sie schuf, von allem theatralisch declamatorischen Phrasenwesen, woran die zeitgenössische Modekunst uns gewöhnt hatte, frei waren, sprach man wohl ihrem Maler die Fähigkeit ab, die Sinne zu entzücken, die zarten Seelen zu rühren, nannte ihn wohl den „Maler des Häßlichen“. Auf der großen Berliner Kunstausstellung von 1850 erst schlug er siegreich durch mit jenem jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Oelgemälde, welches seinen bisherigen Lieblingshelden Friedrich den Zweiten, umgeben von den Männern seiner geistigen Tafelrunde, Voltaire, d'Argens, Maupertuis, Lord Keith ꝛc. im runden Speisesaale zu Sanssouci darstellte. Schnell folgten die anderen berühmten Gemälde aus Friedrich's Leben: „Das Flötenconcert zu Sanssouci“ (1854 für zweitausendfünfhundert Thaler an einen Liebhaber verkauft, 1873 von Banquier Magnus Herrmann in Berlin um — dreißigtausend Thaler erstanden), 1856 „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“ (im Besitze des Kaisers, im Berliner Schlosse), 1858 „Friedrich der Zweite auf Reisen“.

Mit einem der umfangreichsten künstlerisch und geistig bedeutendsten Werke seines Lebens, „Der König im Kreise seiner Generale am Morgen der Schlacht von Leuthen“, beschäftigt, rief ihn lange vor dessen Vollendung der Auftrag ab, das große Bild der Krönung König Wilhelm's des Ersten in Königsberg zu malen. Eine, Dank der Menzel'schen Art, sie aufzufassen und anzugreifen, unendlich mühevolle und langwierige Arbeit! Nicht nur ein großes Kunstwerk, vor Allem ein unschätzbares historisches Denkmal, das wahrheits- und geistgetreue Spiegelbild des ganzen officiellen Preußen, aller Hauptträger seiner Staats- und Waffenmacht hat Menzel darin geschaffen.

Seit dieses Werkes Abschluß wandte er sich fast ausschließlich der Malerei von Bildern aus dem Leben der Gegenwart, und meist kleinen Maßstabes, zu. An Erfindungs-, Beobachtungs- und Darstellungskraft wie in der malerischen Kunst schien sein Talent noch fort und fort zu wachsen. Seine Kunst ist der beste und kräftigste praktische Protest gegen jene noch immer in unserer Kunstlehre spukende zopfige Rubricirung, Ordnung und Unterordnung der malerischen Gattungen nach ihren Gegenständen. Wo er die Welt und das Leben — und nicht blos das „volle Menschenleben“ — packt, da ist's interessant.

Von Menzel's neueren Oelbildern führe ich hier einige der bekanntesten an: „Der Tuileriengarten“, „Die Straße in Paris“,

„Gottesdienst im Freien", „Auf dem Hofballe" (Tanzpause), „Abfahrt König Wilhelm's zur Armee 19. Juli 1870". Gegenwärtig beschäftigt ihn ein größeres Bild, „Das Innere der Schmiedewerkstätten zu Königshütte mit den Arbeitern in voller Thätigkeit an den gluthsprühenden Oefen". Schlechthin unabsehbar und unregistrirbar aber ist die Zahl der vollendetsten Aquarell- und Gouachebilder, der Gedenkblätter, der Radirungen, Lithographien in Kreide, Pinsel und Schabeisen, Transparentgemälde; der Tausende von Zeichnungen, Natur-Studien, welche seine Mappen und Schränke füllen, gar nicht zu gedenken.

Er hat seine Zeit, seine Kunstgenossen und sein Volk, die sich lange abweisend gegen ihn verhielten, „durch seine Kraft bezwungen, in seinem Kreise willig festgebannt", durch die Kraft des Genies gewiß, aber eben so durch die der Wahrheit und des Gewissens, die sich in ihm jederzeit auf's Innigste verbanden. Jedes Stück, das er geschaffen, legt dafür Zeugniß ab.

Viel ist dieser große Realist der deutschen Kunst geworden; viel noch mag sie von ihm erwarten. Er bildet in seiner Werkstatt zwar keine Schüler aus, aber es geht doch von ihm eine wohlthätige Zucht des künstlerischen Geistes aus. Das leuchtende Beispiel der Wahrhaftigkeit, der sittlichen Energie in Kunst und Leben, des heiligen Respectes vor der Natur, der vollen Freiheit von Allem, was Phrase, Lüge, falscher Aufputz, täuschende hohle Virtuosität heißt, der vordringenden Arbeit, des unablässigen, sich nie genügenden Fleißes, wie dieser Mann und Meister es giebt, kann nicht ohne segensreichen Einfluß auch auf die weiteren Kreise der Genossen, auf die Kunstanschauung und Kunstübung der Gegenwart bleiben. — Erscheint er auf dem Hof- oder Opernball zwischen den Höchsten dieser Erde, im Salon zwischen schönen Damen und geistreichen Cavalieren, in der Collegen Werkstatt, im Kreise der Jungen wie der Alten, in der Kneipe oder im gastlichen Haus: — Keiner, wie verschieden auch die Meinungen, Richtungen, Lebensalter und -Stellungen sein mögen, der Menzel nicht mit einer gewissen der Ehrfurcht sehr nah verwandten Empfindung entgegenträte. Es ist seine von allem pedantischen, gemachten Wesen freie und in ihrer Natürlichkeit so imposante, künstlerische und sittliche Persönlichkeit, welche durch ihr Thun und Sein jene Empfindung ungesucht und unbeabsichtigt erweckt.

L. P.

Von unsern sächsischen Landsleuten im Osten.

Nr. 2. Auch ein verrathener Bruderstamm.

In den Gedenkbüchern des deutschen Volkes findet sich vom Jahre 1870 ab ein recht unerquickliches Blatt, das wir aus Gründen der Versöhnlichkeit gerne herausreißen und vergessen möchten, wenn es nicht Winke und Lehren gäbe, die uns nöthig sind. Das Blatt erzählt von neidvoller Bosheit und gehässiger Schmähung, deren verschiedene Völkerschaften des Auslandes wider den deutschen Namen sich befleißigten, von heimlichen Genickstößen und offenen Beschimpfungen und Mißhandlungen, welche die als friedliche Mitbürger unter diesen Völkerschaften lebenden Deutschen erdulden mußten, weil ihr Vaterland es gewagt hatte, einen feindseligen Bedroher ihrer Existenz niederzuwerfen und wider den Willen desselben zu Eintracht und Macht sich aufzuringen. Die Liste der betreffenden Thatsachen ist groß, und überblickte man sie noch vor Kurzem, so zeigte sie eine so vielseitige Blumenlese des unverständigen Uebelwollens, der Schnödigkeit und Ungerechtigkeit, daß man wirklich glauben durfte, es sei genug des vermessenen Spiels und wir könnten durch Neues aus diesen Windrichtungen eines frevelhaften Nationalhasses nicht mehr überrascht werden. Dennoch befinden wir uns heute in diesem Falle.

Kaum jemals hat Deutschland von bedrängten Volksgenossen des Auslandes einen so tief begründeten, so machtlos aus den Herzen quellenden, so erschütternd in die Seelen greifenden Angst- und Verzweiflungsschrei gehört, wie denjenigen, der soeben aus den fernen Grenzlanden Ungarns in den bewegendsten Tönen unserer Muttersprache zu uns herüberdringt. Und was diesen Nothruf aus weiter Ferne für uns noch ergreifender macht, das ist der Umstand, daß er in schonungsvoller Berücksichtigung unseres eigenen Werdekampfes nicht speciell an uns sich wendet, sondern ein Appell unterdrückter Deutscher an die öffentliche Meinung des gesammten Europas und an das Sittengesetz der richtenden Geschichte ist.

Ungarn ist nach seiner Geschichte und nach der Art seiner Bevölkerung kein Magyarenland. Wenn die Magyaren auch einen großen und hervorragenden Haupt- und Kernstamm der ungarischen Bevölkerung bilden, so besteht die Gesammtmasse dieses Volkes doch aus verschiedenen, zusammen an Seelenzahl den Magyaren überlegenen Nationalitäten, unter denen sich auch beinahe zwei Millionen Deutsch-Ungarn befinden, die notorisch das eigentliche Culturvolk sind. Daß sie das sind, zeigt sich in vielen dortigen Erscheinungen, besonders aber in dem Vorherrschen der deutschen Sprache. Immer mehr und mehr ist sie in Ungarn die Sprache der Bildung, des Handels und Völkerverkehrs geworden, und es lesen und schreiben dort viel mehr Menschen deutsch als ungarisch. Ganz ohne innere Reibungen freilich ist es zwischen den verschiedenen Nationalitäten im Laufe der Zeit nicht immer abgegangen, im Ganzen aber war das Verhältniß ein friedliches; die Völkerschaften lebten ruhig beieinander, weil jede unberührt blieb in ihrer nationalen Sprache, Tracht und Sitte, und sie dabei fast sämmtlich dem gemeinsamen Vaterlande eine treue Anhänglichkeit und Liebe bewahrten. So war es bis zu den preußischen Siegen im Jahre 1866, welche Ungarn unerwartet zu jener selbstständigen Stellung verhalfen, für die es in der Revolution von 1848 unter der warmen Theilnahme der europäischen Völker so mannhaft geblutet, welche in den folgenden Zeiten der Niederwerfung und des Reactionsdruckes das Ziel seines Ringens und seiner heißesten Wünsche geblieben war. Nun war das Ziel erreicht und eine neue Aera des Aufschwunges heraufgezogen, die Früchte aber kamen nicht allen Bewohnern des Landes zu Gute, sondern fielen ausschließlich den Magyaren in den Schooß. In ihre Hände legte der Ausgleich mit Oesterreich die volle Herrschaft über Ungarn. Niemand mißgönnte ihnen das im Anfange; es war auch in der That eine andere Stellung des Verhältnisses kaum denkbar, und das Arrangement enthielt nichts, was nicht zum Segen für das neugebildete Staatswesen hätte führen können, wenn nur die Magyaren neben ihren vielen vortrefflichen Eigenschaften, neben ihrer Energie und ihrem politischen Talent auch jene weise Mäßigung besäßen, jener mitfühlenden Rücksicht auf die Rechte Anderer fähig wären, jener großmüthigen und edlen Gesinnung, welche die Völker oft schon in der Schule des Unglücks für die Tage aufsteigenden Glanzes erworben haben.

Davon aber zeigte das Verhalten der Magyaren während ihrer nunmehr siebenjährigen Staatsführung keine irgend merkbare Spur. Indem sie die Zügel der Regierung ergriffen, ließen sie ihrer selbstsüchtigen Nationaleitelkeit, ihrem bis zur Ueberspanntheit leidenschaftlichen, bis zur Krankhaftigkeit reizbaren Nationalstolze den zügellosesten Lauf. Nicht die wahre Förderung des Landeswohls durch Lösung großer Culturaufgaben, denen vor Allem ihre Aufmerksamkeit sich hätte zuwenden sollen, sondern die Magyarisirung des Landes, die bis zur Exaltation gesteigerte Sucht, Anderen gewaltsam das eigene Volksthum aufzupfropfen, wurde die Richtschnur ihrer inneren Politik und all ihres Planens und Denkens. Und je weniger dieses Unternehmen ein leichtes war, je mehr es rings umher und weit und breit im Umkreise namentlich das überlegene Deutschthum, die deutsche Cultur und Bildung als ein schweres Hinderniß auf seinem Wege fand, um so mehr wuchs die eigensinnige und wilde Hartnäckigkeit, vor Allem diesen so stark sich ausprägenden Gegensatz mit nachdrücklicher Kraft hinwegzufegen. Alles, was bisher deutsch gewesen, sollte nun im Sturme magyarisch werden, die Gesetzbücher und Gerichte, die höheren und mittleren Schulen, selbst die Amtssprache der Gemeinden. Ueberall wurden die deutschen Professoren und Beamten vertrieben, überallhin Magyaren oder ihre Lakaien geschickt, gleichviel, ob sie für die Aufgabe befähigt waren oder nicht. Was diesem Treiben widerstand, wurde verdächtigt, verfolgt, untergraben. Das brennende

Verlangen nach dem „großen magyarischen Nationalstaat" war der Quell geworden, aus welchem sich in übersteigender Hast Gesetze, Einrichtungen und Unternehmungen ergossen, welche Ungarns übrige Völkerschaften bis zum Grunde aufwühlten und bei keiner einzigen nur den Schimmer einer Befriedigung erreichten.

Auf Seiten der Hunderttausende in Ungarn zerstreut wohnender, unter die übrigen Bevölkerungen gemischter Deutscher — oft der Mehrzahl großer Stadt- und Dorfgemeinden — hat freilich bisher das mit allen Mitteln der Regierungsgewalt betriebene Entnationalisirungswerk eine thatkräftige Gegenwehr nicht finden können. Nicht Wenige dieser Deutschen haben sogar durch liebedienerisches Ueberlaufen in das Lager der herrschenden Macht ihren Vortheil wahrzunehmen gewußt, spielen mit oder ohne Geschick die Rolle der heißspornigen Magyaren und beißen eine wüthige Deutschenfresserei heraus, ohne sich daran zu kehren, daß sie wegen dieser ehrlosen und vielfach sehr lächerlichen Verleugnung ihrer Abkunft der Verachtung preisgegeben und ihre magyarisirten Familiennamen — denn so weit geht die Erbärmlichkeit dieser Renegaten — wiederholt an den Schandpfahl geschlagen wurden. Ein anderer Theil hat allerdings den Wünschen und Forderungen der neuen Oberherren nicht eine so entgegenkommende Fügsamkeit gezeigt; er leistet vielmehr eine Art passiven und grollenden Widerstandes, der sich zuwartend verhält, aber den Fortschritt der Unterdrückung nicht hindern kann. Ein zusammenhanglos über ein ganzes Land sich verbreitendes Volkselement, mag es durch seine Zahl und seine höhere Cultur immerhin die gerechtesten Ansprüche besitzen, wird doch nur selten im Stande sein, den feindselig auf seine Vernichtung ausgehenden Maßregeln eines regierenden Stammes mit irgend einem durchgreifenden Erfolge Trotz zu bieten. War bisher in Ungarn von einer tapferen Gegenwehr des Deutschthums die Rede, so fand sich dieselbe nur bei der sogenannten „Sächsischen Nation", jenen zweimalhunderttausend Sachsen Siebenbürgens, die hier, verbunden durch ein fest organisirtes Gemeinwesen, auf einem und demselben Territorium beieinander leben. Hat jemals ein der Heimath entrückter Stamm in vollständig fremder Umgebung die unzerstörbare Kraft seines Volksthums offenbart, so ist es Seitens dieser Deutschen im entlegensten Lande der österreichischen Monarchie, an dem äußersten Endpunkte der europäischen Civilisation geschehen. Vor sechshundert Jahren haben ihre Väter als friedliche Colonisten auf dem fernen Boden sich angesiedelt, und sechs Jahrhunderte hindurch haben alle ihre weiteren Geschlechter, oft genug von wilden Kämpfen umwogt, die von den Vätern ihnen gegründete Heimath als eine stolze Heim- und Pflanzstätte deutscher Cultur und Bildung, deutscher Sprache, Sitte und Sittlichkeit mit einer Ausdauer ohne Gleichen zu behaupten gewußt.

Von deutschen Reisenden, welche in jene Gegenden gekommen und sich hier plötzlich in deutsche Städte und Dörfer versetzt sahen, von deutschem Laut und Wesen sich angeheimelt fühlten, ist uns der überraschende Zauber dieses Eindruckes inmitten einer rumänischen Welt, sowie die ergreifende und schicksalsreiche Geschichte des wunderbar zäh seine Eigenart bewahrenden Völkchens längst in den wärmsten Farben geschildert worden. Seinem Ackerbau und seinem emsigen Landwirthschaftsbetriebe, seinem rüstigen und rührigen Gewerbfleiße, dem verständigen und gesitteten Ernste seines Charakters ist der behagliche Wohlstand des wahrhaft „prangenden" Gebietes zu danken, und auf diesem Gebiete streuen vortreffliche deutsche Volks- und Mittelschulen, sowie höhere Lehranstalten den Samen geistiger Erweckung aus, ertönt in den Kirchen aus meistens freisinnigem Munde das deutsche Predigtwort, spricht eine wohlgeleitete Presse in reinem und schönem Deutsch zu einer Bevölkerung, deren gebildete Classen ihr Wissen und ihr Geistesleben durch einen innigen und regen Zusammenhang mit den Bewegungen der deutschen Literatur, der deutschen Wissenschaft und Kunst in frischer Strömung zu erhalten suchen. Niemals haben die deutschen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen Siebenbürgens aufgehört, sich mit nachdrücklichem Stolze als Deutsche zu bekennen; das Bewußtsein ihrer Abkunft ist ihnen keine bloße geschichtliche Erinnerung, es ist der lebendige Kern ihres Daseins, die innerste Richtschnur ihres Denkens und Fühlens geblieben. Als es sich im Jahre 1870 für Deutschland um Sein oder Nichtsein handelte, da merkten wir die ganze Innigkeit der Wärme, mit welcher dort fern an den Karpathen ein längst versprengter Theil der deutschen Volksfamilie ob der uns drohenden Gefahren bangte und jubelnd das Hochgefühl der Rettung mit uns theilte wie einen Sieg der eigenen Sache.

Irgend ein verständiger politischer Grund, der eine Staatsregierung veranlassen könnte, den Frieden dieses Menschenhäufleins durch einen Angriff auf ihre nationale Besonderheit zu stören, irgend ein Nutzen, der aus solchem Angriffe dem Bestande und dem Wohle des Gesammtlandes erwachsen sollte, läßt sich bei ruhiger und unbefangener Erwägung der Verhältnisse nicht finden. Die Siebenbürger Sachsen sind kein Staat im Staate, treu dem Boden anhängend, auf dem sie wohnen, sind sie seit Menschengedenken hingebend treue Bürger des Reiches, zu dem sie gehören, mit dem sie durch Bande der Liebe, der Gewohnheit und der Interessen verwachsen sind. Ihre Geschichte verzeichnet manche That der Nothwehr, aber keine That der Auflehnung oder Feindseligkeit gegen Oesterreich und Ungarn. Wie sie heute anerkannt die pünktlichsten Steuerzahler, die pflichtgetreuesten Patrioten sind, sind sie auch stets mit Herz und Hand opfervoll und aus ureigenem Eifer dabei gewesen, wo es das Gesammtland zu vertheidigen, seine Freiheit zu erringen, sein Wohl zu fördern galt. Verlangen sie also Selbstständigkeit, so ist es eine wesentlich ideale und besteht nur in der Wahrung innerer Güter: unbeschränkt wollen sie das Recht behalten, Deutsche zu bleiben in Sprache und Bildung, Sitte und Cultur, wollen sie weiter innerhalb des Staates gleichsam eine einheitliche Familie, eine zu Culturzwecken vereinigte Gemeinschaft bleiben, wollen sie die freie Verfügung über ihr althergebrachtes, in Stiftungen bestehendes gemeinsames Privateigenthum, das sächsische Nationalvermögen behalten, mit dem sie bisher die Kosten ihres blühenden Schul- und Bildungswesens gedeckt haben. Alle diese natürlichen Rechte sind ihnen denn auch früher nicht bestritten, sondern in zahllosen Urkunden ausdrücklich verbrieft, durch Gesetze, Verträge und Krönungseide gewährleistet, auch bei dem Ausgleiche des Jahres 1867 von Neuem feierlich bewilligt worden. Nüchterne und tiefer blickende Staatsmänner haben stets erkannt, daß der Staat von der sorgfältigen Erhaltung eines so edeln Gemeinwesens, eines solchen Cultureinflusses inmitten halbbarbarischer Umgebungen nur Vortheil, aber keinerlei Schaden hat. Nur die Magyaren verschließen sich dieser Einsicht, und von welcher Seite man ihr Verhalten auch betrachten mag, es läßt sich für dasselbe kein anderer Grund erkennen, als eben die Verblendung des zur Leidenschaft gewordenen Nationaldünkels, ein engherziger Widerwille gegen alles fremde Verdienst, der eingefleischte National- und Deutschenhaß. Seitdem die Magyaren an's Ruder gekommen, ist ihnen das selbstbewußte Deutschthum Siebenbürgens ein Dorn im Auge, haben sie ihm den Strick immer fester um den Hals gelegt, so daß es in den letzten Jahren nur eine Frage der Zeit war, wann der Henker die in seinen Händen befindliche Schlinge anziehen und seine Vernichtungsarbeit vollbringen würde.

Dieser Augenblick scheint jetzt gekommen zu sein, und wenn die Magyaren in ihren gegenwärtig so schweren Wirrsalen zu einer so gänzlich unnöthigen, so weit von ihren wichtigsten Lebensfragen ablenkenden und die Verwirrungen nur vermehrenden Grausamkeit sich entschlossen haben, so zeigt das am besten, daß es hier nicht um ein Resultat besonnenen Ueberlegens sich handelt, sondern um die Befriedigung eines stürmischen und blinden Verlangens, die unwiderstehlich treibende Macht einer fixen Idee. Vielleicht rechneten sie auch darauf, daß gerade bei den heute so vielfachen Erregungen der europäischen Völker die Erdrosselung da draußen im fernen Winkel ganz in der Stille und ohne alles Aufsehen vollführt werden könnte und die Welt dann nachher der vollendeten Thatsache eine sonderliche Beachtung nicht schenken würde. Um aber das Urtheil des befreundeten Deutschlands schon im Voraus gegen das etwa herüberdringende Geschrei der Mißhandelten unempfänglich zu machen, wurden von Ungarn aus sogenannte aufklärende Artikel in die liberale deutsche Presse gespielt, welche den Sachverhalt beschönigen und das schnöde Attentat mit einem Walde großer Redensarten umhüllen sollten.

Darin aber hatten die diplomatischen Herren in Pest sich geirrt. Die Zeit der heimlichen Unterdrückungen ist vorüber, und wenn man heute in Europa Gewaltthat und Rechtsbruch verüben will, so muß man sich wenigstens darauf gefaßt machen, seinen Namen fortan mit einem unsterblichen Flecken behaftet zu sehen. Ob die Magyaren den traurigen Act ausführen werden, steht noch dahin; daß sie es wollen, ist unzweifelhaft. Man

höre. Im December vorigen Jahres legte plötzlich das Ministerium in Pest dem ungarischen Reichstage den Entwurf eines Gesetzes vor, durch welches eine neue Eintheilung und Abrundung der Bezirke und Kreise herbeigeführt werden soll. Das Gesetz ist angeblich im Interesse des Landes und der Verwaltung beantragt und zeigt dem Unkundigen kaum etwas Verfängliches. Sieht man es aber mit einiger Kenntniß der Verhältnisse an, so ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß es in der Form einer als nothwendig und nützlich bezeichneten Administrationsmaßregel nichts Geringeres als einen Völkermord bezwecken, gegen die nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns und namentlich gegen das sächsische Gemeinwesen in Siebenbürgen den längst beabsichtigten Todesstreich unter dem Scheine der Gesetzlichkeit vollführen will.

Nachdem man ihnen Jahre hindurch schon einen Mangel an Wohlwollen gezeigt, ihnen quälerisch zugesetzt, allen ihren Klagen und Bitten verletzenden Hohn entgegengesetzt hat, ohne ihre Gesinnung ändern und ihren Willen brechen zu können, will man jetzt durch einfache Zerstückelung ihres Gebietes ihre Gemeinschaft auseinanderreißen und die losgetrennten Theile mit den Bruchstücken ganz ungleichartiger Bezirke in einer Weise zusammenkoppeln, daß die einzelnen Volksfetzen entweder in magyarischen Volksmehrheiten verschwinden, oder in der Zusammengebundenheit mit anderen Nationalitäten allmählich aufgerieben werden. Daß das Gesetz diesen Sinn und keinen andern hat, wird kein irgend ehrlicher magyarischer Politiker zu leugnen wagen. Sollte aber Jemand noch einen Zweifel hegen können, so würde er eines Besseren durch den unscheinbar unter alle anderen Bestimmungen gemischten § 97 des sogenannten Arrondirungsgesetzes belehrt werden, der in trockener Gelassenheit das große Wort spricht: „Ueber das unter Aufsicht und Verwaltung der Siebenbürger Sachsen-Universität stehende gemeinschaftliche Vermögen wird ein besonderes Gesetz verfügen.“ Wir haben oben bereits von diesem Vermögen gesprochen, das bisher ein sorgsam gehütetes, von Geschlecht zu Geschlecht überpflanztes, niemals von einer Regierung angetastetes Kleinod des sächsischen Stammes, sein wohlerworbenes Privateigenthum gewesen und von ihm nur zu den höchsten und edelsten Zwecken verwendet worden ist. Seit wann verfügen Gesetze über die längst als rechtmäßig anerkannten Besitzthümer von Personen oder Corporationen? Indem der Magyarismus sich hier das Recht einer etwaigen Confiscation zuspricht, setzt er seiner gewaltthätigen Anmaßung die Krone auf. Was man damit will, liegt ja auf der Hand. Sind diese so beharrlichen Deutschen auseinandergesprengt, da- und dorthin verstreut, und hat man ihnen obendrein auch ihr Geld genommen, so mögen sie zusehen, wie sie ihr Deutschthum und ihre überlegene Cultur ferner aus eigener Kraft erhalten und auf ihre Nachkommen verpflanzen wollen!

Als die erste Nachricht dieser schnell hereingebrochenen Gefahr mit Windeseile nach Siebenbürgen drang, bemächtigte sich ein unbeschreiblicher Schmerz, eine heiße Angst und bittere Entrüstung der in ihren geliebtesten und heiligsten Gütern bedrohten Sachsen. In früheren Schilderungen amerikanischer Sclavenmärkte hat man mit Entsetzen von der fühllosen Grausamkeit gelesen, mit der hier die Familienglieder der unglücklichen Opfer von einander gerissen und ihrer herzzerreißenden Proteste nicht geachtet wurde. Was aber die Magyaren gegenwärtig dem ihnen verhaßten Sachsenvolke anthun wollen, das steht moralisch mit jener Handlungsweise brutaler Seelenverkäufer auf gleicher Stufe. Ihr Angriff ist ein Angriff auf die ersten Natur- und Menschenrechte eines durch Bande des Blutes, der Lebensinteressen und Sitte vereinigten, durch Verdienst und Herkommen geheiligten Familienwesens, das bisher dem Staate niemals einen Anlaß zu Beschwerde, wohl aber an hingebender und aufopfernder Pflichterfüllung stets dem Kaiser gegeben hat, was des Kaisers ist.

Auf jahrelange Kämpfe, auf endlose Nörgeleien und Störungen von Pest aus waren die Sachsen allerdings gefaßt, aber einen so plötzlich herniederfahrenden, so listig ausgesonnenen, gegen ihre Zusammengehörigkeit und auf die völlige Vernichtung ihrer gemeinsamen Culturwerke gerichteten Schlag hatten sie nicht erwartet. Sollten sie fügsam der tödtlichen Gefährdung den Nacken beugen und schweigend das Unerhörteste und Unerträglichste über sich ergehen lassen? Kann denn jede übermüthige Herrscherlaune des Starken ohne Weiteres das unwidersprechlich klare Recht des Schwachen zu einem bloßen Spielball seiner abenteuerlichen Wünsche machen? O nein, das kann er ohne ein Umwerfen der gesetzlich entgegenstehenden Hindernisse gegen die Sachsen in Siebenbürgen nicht. Ihr Recht auf Erhaltung ihrer Nationalität ist ihnen nicht blos durch vollgültige Verträge gewährleistet, seit einem halben Jahrtausend besitzen sie auch in der bereits oben erwähnten sogenannten „Nations-Universität“ einen erwählten Vertretungskörper, eine Art Provinzial- oder Communallandtag, der stets bei wichtigen politischen Differenzen sein ehrwürdiges und altbewährtes Ansehen in die Wagschale geworfen und der Stimme der Gemeinden den gesetzlichen Ausdruck gegeben hat.

Wenn jemals, so war jetzt für die vierunddreißig Mitglieder dieses Bezirksparlaments der Augenblick gekommen, wo sie handeln mußten. In einem energischen, aber bescheiden und maßvoll gehaltenen Schreiben an den Minister des Innern, Graf Julius Szapary, erhoben sie am 19. December 1873 mit Gründen belegten Einspruch gegen die beabsichtigte Vergewaltigung. Der Minister erwiderte erst nach einigen Wochen, aber seine Worte waren schneidend und voll kalten und abweisenden Hohnes. In derbem Tone kanzelte er die an ihn ergangene Vorstellung als eine ungehörige herunter, nahm einen verschollenen Wiener Hofukas aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Magyarenthums in die Hand und sprach der Vertretung der sächsischen Nation unter Berufung auf jene einstmalige Maßregel der Reactionsperiode geradezu das Recht zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten ab, indem er den von der Regierung ernannten Vorsitzenden dafür verantwortlich machte, daß die Nations-Universität durch Verhandlungen „solcher Art“ ihren Wirkungskreis nicht wieder überschreite.

Und nun spielte sich am 16. Februar 1874 im altehrwürdigen Berathungssaale des sächsischen Nationshauses zu Hermannstadt eine erschütternde Scene ab, die als einzig in ihrer Art bezeichnet wurde, seitdem ein Sachsenstamm in diesem Lande besteht. Die Mitglieder der Landesvertretung hatten, der ministeriellen Warnung nicht achtend, von ihrem niemals angetasteten Rechte Gebrauch gemacht und versammelten sich, um ihrer Pflicht gemäß eine Angelegenheit zu berathen, bei der es sich um Leben oder Untergang der von ihnen vertretenen Gemeinschaft handelt. Was konnte ihnen näher liegen und sie tiefer bewegen? Bevor sie aber die Besprechung eröffnen konnten, wurde ihnen jede Verhandlung des Gegenstandes im Namen des Ministers untersagt. Mit geknebeltem Munde mußten sie von dannen ziehen, ihre Versammlung wurde geschlossen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, falls Alles sich nach den Wünschen der magyarischen Deutschenfresser gestalten sollte. Eine Bestürzung und ein Wehklagen ohne Gleichen ging durch die Gemeinden der Sachsen ob solchen unverdienten Fußtrittes der Gewaltigen. Selbst das verfassungsmäßige Recht der Petition und Beschwerde, dieses Grundrecht jeder Dorfgemeinde und jeder einzelnen Person, hatte man ihnen also entzogen, ihnen eigenmächtig das Organ genommen, das bisher ihre Sachen in allen Wirrnissen der Geschichte geführt und vertheidigt hatte. Wahrlich, aus dieser Handlungsweise spricht noch etwas Anderes als eine rücksichtslose, von Haß und Hochmuth eingegebene Politik, es spricht aus ihr die widerwärtige Feigheit eines bösen Gewissens.

Die Abgeordneten der mundtodt gemachten Nations-Universität sind jedoch nicht auseinander gegangen, ohne eine „Verwahrung“ zu erlassen, die ihren Weg in unsere Zeitungen gefunden und bei uns bereits Aufregung hervorgerufen und die Aufmerksamkeit vieler denkenden Patrioten auf den bittern Ernst des außerordentlichen Vorganges gelenkt hat. Um jedoch über jenes Schriftstück und andere über diese Sache verbreitete Mittheilungen eine volle Klarheit zu erlangen, muß man eine ausführliche Darlegung gelesen haben, die unter dem Eindrucke der furchtbaren Verfolgung aus der Mitte des Sachsenstammes hervorgegangen ist. Es ist dies jener Verzweiflungsschrei, der gegen die heraufdrohende Gewaltthat an die öffentliche Meinung Europas sich wendet und von dem wir am Eingange unseres Artikels gesprochen haben. Unter dem Titel „Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn“ ist das gewaltige, von Franz von Löher warm bevorwortete Denkschriftchen (in München bei Ackermann) erschienen, und es wäre traurig, wenn es in Deutschland nicht die ihm gebührende Beachtung fände.

Noch freilich ist das düstere Vernichtungsgesetz nur ein weiser Vorschlag, eine Willenskundgebung, ein verschmitztes Hamansplänchen der Regierung, noch ist darüber im ungarischen Reichstage nicht berathen und entschieden worden. Im Reichstage sitzen auch sächsische Abgeordnete, die für das längst schon geknickte Recht der Ungarn ihres Stammes mit aller Kraft eines reinen Bewußtseins in die Schranken treten werden. Da sie aber mit den Mitgliedern der anderen, gleichfalls bedrohten Nationalitäten nur einen Bruchtheil der Versammlung bilden, deren Mehrheit eine magyarische ist, so liegt die Befürchtung sehr nahe, daß die neue „Arrondirung" demnächst beschlossen wird. Gelangt sie zur Ausführung, so hat ein deutsches Volksthum in Ungarn und namentlich in Siebenbürgen aufgehört zu existiren, nur weil es den Magyaren so beliebt. Ist die lebenskräftige sächsische Gemeinschaft über den Haufen geworfen und räuberisch über ihre Geldmittel verfügt, so muß auch das höchste und edelste Product ihres Strebens, ihr ausgezeichnetes deutsches Schul- und Bildungswesen, rettungslos dahinsinken.

Als im vorigen Jahre Franz von Löher schon erstaunliche Thatsachen dieses unterdrückerischen Treibens zusammenstellte, sprach er noch die Hoffnung aus: „Todtschlagen kann man ja diese treuen Deutschen doch nicht!" Nun, daß es jetzt auch an das „Todtschlagen" im moralischen Sinne des Wortes geht, glauben wir durch unsere ganze Darstellung hinlänglich bewiesen zu haben. Kann ein solcher Streich auf das Haupt eines Gliedes der deutschen Nation, eines wichtigen Außenpostens unserer Cultur fallen, ohne daß eine Zuckung des Schmerzes erweckend durch alle Nerven unseres Volkes zittert? Die Siebenbürger Sachsen sind nicht Angehörige unseres Reiches und werden es niemals sein; die deutsche Regierung kann ihnen nicht beistehen, da sie nicht amtlich in die Angelegenheiten und inneren Kämpfe eines fremden Landes sich mischen kann. Gewiß aber ist es hohe Zeit und eine heilige Ehren- und Gewissenspflicht des deutschen Volkes, daß es in seiner Presse, in seinen Vereinen und Versammlungen durch Kundgebungen aller Art laut und unablässig Zeugniß ablege wider die Beschimpfer seines Namens für jene verfolgten Brüder, die hülflos unter den Fußtritten eines Unterjochers sich winden und flehend ihre Hände ausstrecken mit dem Rufe: „Solche schnöde Frevelthat will man an uns verüben, weil wir Deutsche sind und von unserm Deutschthum nicht lassen können!" **A. Fr.**

Die Großmutter deutscher Kronenträger.

Schmähe mir die kleinen deutschen Residenzen nicht, du modern-politisches Geschlecht, das mit Recht so stolz und selbstbewußt von seiner hohen deutschen Warte hinaus in die Welt schaut! Bedenke stets, daß auch das politische Großwerden seine innere organische Entwickelung hat, und daß diese kleinen Fürstensitze, an denen du natürlich in Drang und Hast des modernen Lebens auf Flügeln des Dampfes vorübersausest, die Stätten waren, an denen die Apostel der Offenbarungen eines neuen Geistes und einer neuen Zeit Schutz, Gehör und Pflege fanden. Das deutsche Bürgerthum that das nicht; das hatte sich bei ihrem Auftreten abwehrend — sogar feindlich gegen sie verhalten; es war zu eifrig mit der Aufbesserung der materiellen und ökonomischen Verheerungen beschäftigt, die der dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte. Und die auf dem großen deutschen Throne als Herrscher und Gebieter saßen, ihnen schwebten andere politisch-dynastische Zwecke und Ziele vor. Aber die kleinen Höfe der gegenwärtig mit so vornehmer Ueberhebung behandelten Duodezstaaten, diese setzten in der Pflege der geistigen und künstlerischen Interessen den ersten Hebel an, um das Vaterland wieder in die Höhe zu bringen, indem sie die zerstreuten oder brachliegenden geistigen Kräfte sammelten und pflegten. Ob philosophirt oder gemalt, gedichtet oder musicirt wurde, gleichviel, der Idealismus war die Atzung, mit welcher der deutsche Adler groß gezogen werden mußte, daß er mit seinen Schwingen so stolz und hehr durch die Gegenwart rauschen konnte. Ehe Juno den Mars, das heißt die schlagfertige That, gebären konnte, mußte sie zuerst an einer Blume riechen — darum, du junges Geschlecht, vergiß nicht, wenn du an Dessau, Gotha oder Weimar — an Eutin, Bückeburg oder Braunschweig vorüberfährst, daß dort die Keime des stolzen nationalen Bewußtseins liegen, mit dem du auf diese stillen Orte hinüberschaust.

Auch Darmstadt ist so ein Ort. Jenes hohe Kuppeldach, welches der Passagier vom Bahnhofe aus erblickt, birgt eine der größten und kostbarsten Bibliotheken Deutschlands, ein naturhistorisches Cabinet, über das Goethe viel geschrieben, und wo er nach dieser wissenschaftlichen Richtung hin seine ersten Eindrücke empfangen hat. Aber nicht genug — unter jenem Kuppeldache hat eine der herrlichsten Frauen Deutschlands einen großen Theil ihres Lebens verbracht, und unter den hohen Bäumen, die dort über den flachen Dächern der Häuser aufragen, ihre letzte Ruhestatt gefunden unter Tannen- und Cypressengrün und dem Blau des Himmels — unter dem Wehen und Wirken der Elemente, aus denen sie ihr körperliches Dasein erhalten hatte, und denen sie es durch ihre Auflösung wieder anheim gab.

Dies war die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts als „die große Landgräfin" bekannt und gefeiert. Was sie gethan hat, um sich diesen Beinamen zu verdienen? wird mancher Leser fragen. Sie hat keine Kriege geführt und keine Schlachten gewonnen oder auch verloren, sie hat auch nicht durch große organisatorische Gesetze in den Entwickelungsgang eines großen Staates eingreifen können, wie ihre Zeitgenossinnen Maria Theresia oder Katharina von Rußland — sie war keine Heldin unter den Fürstinnen jener Zeit, auch keine Aspasia, keine Sappho — sie war aus dem nach außen beschränkt weiblichen Kreise nicht herausgetreten, nichts mehr und nichts weniger als eine Frau, aber diese in dem höchsten Begriffe der vollsten, edelsten und erhabensten Weiblichkeit. Ein solches Wesen zeichnet sich im Grunde lediglich durch das, was es nicht thut, aus, namentlich in einem Zeitalter, wie das der Landgräfin, wo die Unnatur, die Frivolität, die Herzlosigkeit und geistige Stumpfheit auf den Thronen saßen. Verwandeln wir diese Eigenschaften in ihr höchstes Gegentheil, dann gewinnen wir einige annähernde Begriffe für den edlen, lauteren Kern ihres Wesens, für den hohen, sittlichen und geistigen Adel ihrer Persönlichkeit.

Abgesehen von individuellen Aeußerungen in ihrem reichhaltigen Briefwechsel tritt diese der Gegenwart eigentlich nur aus dem Reflexe auf Andere, aber dann klar und voll entgegen, und immer gewinnt man daraus die Ueberzeugung, daß sie den mächtigen Eindruck, den sie auf die größten ihrer Zeitgenossen hervorgebracht hat, der echten Weiblichkeit angemessen, weniger durch das, was sie that, als das, was sie war, übte. Das Jahrhundert blickte zu ihr als zu einer neuen Offenbarung idealer deutscher Weiblichkeit empor. Das Schicksal schien sie mit Absicht auf eine so hervorragende Stelle socialer Verhältnisse gestellt zu haben, damit sie als Frau und Fürstin der Zeit weithin eine Leuchte sei. Für eine Ehe hätte man nicht zwei verschiedenartigere Naturen zusammen bringen können, als die zwanzigjährige Prinzessin Caroline von Pfalz-Birkenfeld und den zweiundzwanzigjährigen Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Jene wohnte mit ihrer Mutter in dem reizenden Bergzabern; dort machte der Erbe von Darmstadt, der für eine arme apanagirte Prinzessin eine glänzende Partie war, öfters Besuche, und vielleicht war es bei einer so edel und groß denkenden Natur gar nicht die Rücksicht auf die äußeren Vortheile, welche Caroline bestimmte, ihm die Hand zu reichen; jedenfalls sprachen zu ihrem Herzen die persönlichen Eigenschaften des Erbprinzen, seine äußere vortheilhafte Erscheinung, die er mit allen Mitgliedern seines Hauses gemeinsam hatte, weiter sein frisches soldatisches Wesen, das freilich später mehr die Dressur des Zopfes, als die Ausbildung soldatischen Geistes zum Ausgangspunkte nahm. Als junge Erbprinzessin wohnte Caroline in Buchsweiler, einer jener kleinen Residenzen von Fürsten, die gern groß sein wollten. Goethe hat uns aus seiner Straßburger Zeit eine begeisterte Schilderung des Ortes hinterlassen. Er war von der Hauptstadt des Elsasses oft nach der kleinen Residenz gekommen, aber damals war er der Erbprinzessin noch nicht näher getreten.

Buchsweiler blieb Aufenthaltsort der Erbprinzessin, auch

Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt.

Nach dem Oelgemälde im Darmstädter Residenzschlosse auf Holz übertragen von Adolf Neumann.

nachdem ihr Gemahl an die Spitze eines Regiments getreten war, das in Straßburg in Garnison lag. Später schied der Erbprinz Ludwig aus dem französischen Dienste aus, und die Vermuthung liegt nahe, daß Caroline es war, die ihn hierzu und zu dem Entschlusse veranlaßte, Friedrich dem Großen seinen Degen anzubieten. Der junge Preußenkönig, der seine Fahne bereits gegen Maria Theresia entfaltet hatte, hieß den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt in seiner Armee willkommen. In welchen Zeitpunkt die erste persönliche Bekanntschaft des jungen Ehepaares mit Friedrich dem Zweiten fallen mag, ist historisch nicht festgestellt, selbst ein so gewissenhafter Forscher, wie der Oberbibliothekar Dr. Walther in Darmstadt, der Verfasser eines in hohem Grade anziehenden Lebensbildes der „großen Landgräfin", giebt darüber keine bestimmten Data, aber jedenfalls traf das Ehepaar im Jahre 1744 mit dem jugendlichen Preußenkönig zuerst zusammen. Der Erbprinz begab sich damals zum ersten Male nach Potsdam; hier bekam er das Regiment von Selchow, das in Prenzlau in der Uckermarck in Garnison lag. Auch die Erbprinzessin war dabei, und bei diesem Aufenthalte knüpften sich zwischen Ludwig und Caroline einerseits und dem Könige und seiner Schwester Amalie andererseits die innigen Beziehungen, welche fast ein ganzes Menschenalter hindurch ihre Lauterkeit und Festigkeit bewährten und bei dem großen Friedrich über das Grab hinaus dauerten.

Digitized by Google

Beide Ehegatten theilten sich gewissermaßen in das Wesen des Königs; die Erbprinzessin erfaßte die ideale Seite desselben, den Dichter, den Denker, den Menschen; der Erbprinz verstand nur den König, der die besten und schönsten Soldaten mit den steifsten Seitenlocken und Zöpfen hatte, und der anerkannt der erste Exercirmeister Europas war. Wenn schon zwischen den blühenden Gefilden des Elsasses und den Haiden der Uckermark sich für die naturgestimmte Erbprinzessin einiger Unterschied ergeben mochte, so schien sie mit den reichen Gaben ihres Geistes und dem Schatze ihrer Bildung doch den einen Ausgleich gefunden zu haben. Und dann erkannte sie in jeder Bewegung der Bataillone, die der Erbprinz mit Eifer exercirte, in jeder Maßregel der Regentenfürsorge des Königs seinen Geist — war sie doch hier in dem reizlosen Städtchen der Mark den Aeußerungen seiner gewaltigen Persönlichkeit näher als daheim im Elsasser Land. Und wenn es am Ende gar nicht mehr länger gehen wollte, dann war Potsdam ja wohl nur eine Tagereise von Prenzlau entfernt.

Dem alten Nimrod von Darmstadt, Landgrafen Ludwig dem Achten, dem Vater des Erbprinzen, der von seinem Jagdschlosse Kranichstein mit einem Gespann von Hirschen in seine Residenz zu fahren pflegte, ihm war der Eintritt seines Sohnes in preußische Dienste eine Quelle großen Kummers. Von jeher war die darmstädtische Linie des Hauses Hessen gut kaiserlich gesinnt gewesen; zudem hatte er in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient und war von der jugendlichen Maria Theresia ob seiner herrlichen Erscheinung stets sehr wohlgefällig bemerkt worden. Ja, eine Zeit lang wurde in den Kreisen des Wiener Hofes die Möglichkeit einer Verbindung der Tochter Karl's des Sechsten mit ihm ganz ernsthaft in Erwägung gezogen, bis diese dann zuletzt, wohl mehr aus religiösen Rücksichten, den Lothringer Franz dem schönen Hessenprinzen vorzog.

Aber in dem alt gewordenen Liebhaber war der Kaiserin darob kein Gegner erwachsen — im Gegentheile blieb er durch sein ganzes Leben ihr in ritterlicher Treue zugethan, und nun mußte er den Sohn in den Reihen ihres Feindes sehen! Das ließ er bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges gewähren, aber dann setzte er Alles in Bewegung, um den Erbprinzen aus der preußischen Armee zur Rückkehr nach seinem Erblande zu vermögen. Er erreichte es, gewiß nicht ohne Einfluß der Erbprinzessin. Sie war dem alten Landgrafen mit kindlicher Liebe zugethan, und jedenfalls ging es nicht ohne Kämpfe ab, wobei sie ihren Gemahl wohl an die Pflichten eines Sohnes gegen den Vater erinnert haben mag. Im Uebrigen kannte sie den erhabenen Sinn ihres königlichen Freundes zu gut, als daß sie aus diesem Schritte, den Pietät und vielleicht auch politische Nothwendigkeit vorschrieben, ein Erkalten ihrer durch persönliche Begegnung noch erhöhten freundschaftlichen Gefühle hätte besorgen müssen. Aber mit wie schwerem Herzen mag sie im Jahre 1756 von Potsdam, vom Könige geschieden sein! Dann saß sie wieder in dem stillen Buchsweiler, während der Erbprinz in dem pfälzischen Pirmasenz, auf seinem eigenen Grund und Boden seiner Soldatenliebhaberei

Denkmal der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt.

Nach der Natur aufgenommen von Neitel

mehr als je nachhing. Pirmasenz wurde in dieser Beziehung das pfälzer Potsdam (siehe Gartenlaube 1871, Nr. 31 und 32) — dort hielt er ein Regiment der schönsten geworbenen Leute; exerciren lassen war seine Lust, und er selbst rühmte sich, der beste Trommelschläger Europas zu sein. Ja, bei Gelegenheiten großer Schaustellungen, zu denen Zuschauer aus aller Herren Länder kamen, verschmähte er es nicht, den Soldaten selbst die Bärte zu wichsen und die Zöpfe zu drehen, damit nur Alles recht stramm und proper sich ansah. Daß bei einem so gearteten Charakter kein tieferes, seelisches und geistiges Verhältniß möglich war — braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden. Und doch war die erbprinzliche Ehe keine unglückliche, und daß sie das nicht war, mag wohl allein das Verdienst der Erbprinzessin gewesen sein. Die ihr eigene tiefe Charakteranlage bekundet sich wohl darin am deutlichsten, daß sie das Achtungswerthe und Treffliche in dem Wesen des Erbprinzen, sein klares, praktisches Denken, sein höfliches Wesen, seine Rechtlichkeit und Einfachheit und seine Willenskraft herauszufinden wußte. Indem sie so den inneren sittlichen Kern aller seiner Handlungen loslöste, schuf sie sich dadurch eine praktische Lebensbasis, die sie wenigstens vor innerem Unbefriedigtsein bewahrte. So reich und vielseitig ihr geistiges Wesen war, so bestimmt und praktisch war es in seinen Zwecken und Zielen. Das war etwas ganz Außerordentliches in jenem Jahrhundert, das so viel Geist zeigte, und diesen so wenig bewährte.

Aber auch zur Vermeidung dieses Fehlers mag ihr der Weise von Sanssouci Form und Richtung gewesen sein. Er war ihr Held, und die Begeisterung für ihn trug ihre reichen Früchte, namentlich als der alte Verehrer Maria Theresia's zu seinen Vätern eingegangen war und der Erbprinz als Landgraf Ludwig der Neunte die Regierung des Landes angetreten hatte. Hier zeigte es sich, was die geistige Kraft einer Frau im Verein mit feinem Tacte, mit graziöser Anmuth und einer unversiechbaren Güte des Herzens zu schaffen vermag.

Die Landgräfin verstand es, den guten wie den schlimmen Eigenschaften ihres Gemahles eine Richtung zu geben, die zum Segen des Landes und der Unterthanen wurde. Auf ihre Veranlassung geschah es, daß der Minister von Moser in das Land gezogen wurde; mit ihm begann eine Reihe von Reformen, die den Wohlstand in Städten und Dörfern durch Einführung rationeller, von den Banden des Feudalstaates befreiter Landwirthschaft und Industrie hoben, Reformen, welche auch die Hebung der Finanzkraft des Landes, in erster Linie Tilgung und Verminderung der Landesschulden, bezweckten und sich namentlich auf Schulen und Unterricht erstreckten, hauptsächlich aber die Uebung und Aufrechthaltung religiöser Toleranz zur Folge hatten, welche den Frieden in die Herzen und in die Hütten trug. Aber auch dem Schmucke, dem Reize und der Schönheit des Lebens wurde bei der so allseitigen Begabung der Landgräfin ihr Theil.

Sie hielt im Schlosse von Darmstadt Hof — nicht für Höflinge, sondern für die Geister der Nation, für die Barden und Weisen, die dem Volke der Lieder Kunst enthüllten und hohe Lehren vortrugen.

Da kam der graciöse Wieland und der feurige junge Goethe und hatte jenes Abenteuer, von dem einst den Lesern dieses Blattes Levin Schücking in seiner Novelle „Der gefangene Dichter" (Gartenlaube, Jahrgang 1858, Nr. 6 und folg.) erzählt hat; da verkehrte Herder und holte sich seine Braut, Caroline Flachsland, vom Darmstädter Hofe hinweg; da drückte der geniale Merck dem dortigen Kreise seine geistige Signatur auf; da erschienen Georg Schlosser, der phantastische Leuchsenring, Herr von Grimm, und so viele Andere, und Jeder ging beglückt und begeistert von dannen, und Jeder trug von dem Walten der Persönlichkeit der Landgräfin eine innere Befruchtung davon, und wie der Vogel auf seinen Flügeln den Samen in weit entlegene Gegenden trägt, so wurde jeder Mund zum Verkündiger ihres Ruhmes, der ihr schon von ihren Zeitgenossen den Beinamen „Die große Landgräfin" eintrug.

Entsprechen nicht die leiblichen Züge des beifolgenden Portraits, welches nach einem Originalölbilde im Darmstädter Schlosse angefertigt und durch die Güte der Frau Prinzessin Ludwig von Hessen der Gartenlaube zugänglich gemacht worden ist, entsprechen sie nicht dem geistigen Bilde, welches wir soeben von ihr entworfen haben? Jedenfalls stammt das Bildniß aus den späteren Zeiten ihres Lebens, und während aus allen Portraits fürstlicher Personen dieser Zeit nur die Coquetterie spricht, sieht uns hier ein charaktervolles Gesicht an, das in jedem Zuge den Stempel der Wahrheit trägt. Schön war die Landgräfin wohl auch in ihrer Jugend nicht gewesen, dazu ist das Gesicht zu lang gezogen; aber wie edel ist die Stirn geformt, wie eigenthümlich und stark entwickelt ist der untere Theil des Gesichtes, die Partien des Kinns! Hier sind die Eigenschaften des Charakters ausgedrückt, während an der Stirn und aus den klugen, hellen Denkeraugen die Strahlen geistiger Freiheit leuchten, in deren Cultus sie ihr Leben gegeben hatte. Auch die lautere Güte und die Wärme des Herzens sprechen zu uns aus diesen Blicken; aber das vereinte Wesen der Frau, die volle schöne Natur liegt in ihrem Munde, in der Form, dem Zuge der Lippen, in die ein unnachahmlicher Liebreiz gelegt ist, von dem Maler, der ein ganz bedeutender Künstler gewesen sein muß, von der Natur, welche gerade diesen Theil des Gesichtes der Landgräfin, diesen Theil, in dem sich Geist und Herz äußern, zum Sitze der Schönheit gemacht hat. Dieser Mund scheint eben ein menschenbeglückendes Wort gesprochen zu haben.

Man muß wissen, wie die Fürstenkinder des vorigen Jahrhunderts erzogen wurden, wie alle dahin ausgehenden Bestrebungen auf äußerliche Dressur gerichtet waren, wie Herz, Charakter, Geist und Leib dabei verkümmerten, um die hohe, ihre Zeit weit überragende Stellung beurtheilen zu können, welche die Landgräfin als Erzieherin ihrer Kinder einnahm. Sie hatte deren neun, drei Söhne und sechs Töchter. Namentlich beschäftigte sie die Sorge um Heranbildung des Erbprinzen Ludwig, des spätern ersten Großherzogs, zu einem tüchtigen Menschen und guten Regenten. Von welcher Anschauung sie dabei geleitet ward, möchte aus folgender kurzen Briefstelle hervorgehen:

„Ich will nicht, daß ein Kind von mir sich einbildet, es sei mehr werth als die übrigen Menschen, und daß es darum Alles, was Andere für dasselbe thun, nur als eine Pflicht derselben ansehe. Bitten wir den lieben Gott für Louis, daß er einst sein Land glücklich mache. Das ist Alles, was ich wünsche."

Ueber die körperliche Ausbildung der Kinder dachte sie in einer Weise, die den Professor Bock in Leipzig zu ihrem begeisterten Freunde gemacht hätte.

„Lasse Karl zu Fuß gehen," so schreibt sie einmal an ihre Schwägerin von Baden, „ich befehle es Dir an, und wenn er nicht daran gewöhnt ist, dann gewöhne ihn eben nach und nach. Spaziergänge zu Fuß härten die Kinder ab und geben ihnen ein frisches Aussehen."

Eine Stelle eines Prenzlauer Briefes an die Prinzessin Amalie in Preußen lautet:

„Sie würden sich über mich moquiren, sähen Sie mich in meinem Wagen, von meinen zwei Kindern begleitet, ausfahren. Ich lasse sie dann laufen, sich tummeln, wenn wir draußen im Freien sind. Man könnte sagen, das sei zu spießbürgerlich; Sie, theuerste Prinzessin, denken das nicht."

Selbst als die Töchter schon verheirathet waren, glaubte sie ihr Erziehungswerk damit noch nicht vollendet. Sie setzte es brieflich fort. Sie suchte ebenso sehr auf Gemüth und Charakter einzuwirken, wie sie ihnen Rathschläge für ihre äußere Erscheinung, ihr Auftreten vor der Welt gab. „Daß man nicht die Frisur zum Schrecken des Mr. Snieder (damals ein berühmter Friseur in Berlin, wahrscheinlich Herr Schneider deutschen Namens) betaste und daß die Finger nichts im Gesicht und an der Nase zu thun haben — daß man gleich beim Aufstehen sich frisiren oder wenigstens die Haare in Ordnung bringen lasse; man muß besonders schön sein, wenn die Unordnung nicht auffallen soll," schreibt sie einmal an die Tochter in Preußen, der sie dabei eine besondere Sorgfalt im Morgenanzuge empfiehlt. „Wenn dasselbe selbst etwas raffinirt erscheint, schadet das nichts; denn es ist eine Pflicht für eine junge Frau, sich in den Augen ihres Gemahles so anziehend wie möglich zu machen."

Wie sie hier ihre Welterfahrung zeigt, so gewinnt man aus einem anderen Briefe an dieselbe Tochter einen Einblick in ihr Inneres: „Ich bitte Dich inständigst, Jedermann in seiner Art glücklich zu machen, und wenn Du Anwandlungen von übler Laune und Heftigkeit hast, Dich dem einen und dem andern gegenüber zu prüfen. Bemühe Dich nicht, Deine Heftigkeit zu zügeln, sondern sie auszurotten; denn sie verletzt die Menschen. — Hüte Dein Herz, damit es niemals lernt, Jemandem zu

schaden, damit man es nur kenne an der Wohlthätigkeit und an den Wünschen, die Welt einig zu sehen.“

Durch die Heirathen, welche ihre Töchter machten, wurde sie die Großmutter Deutschlands. Es giebt heutzutage keinen deutschen Thron, auf dem nicht ein Urenkel oder eine Urenkelin von ihr säße. Ja zu ihrer Nachkommenschaft gehört auch noch die russische und schwedische Dynastie.

Die älteste Tochter heirathete ihren Vetter von Homburg. Prinzessin Friederike wurde Gemahlin Friedrich Wilhelm's des Zweiten, des Neffen Friedrich's des Großen, und als Mutter Friedrich Wilhelm's des Dritten die Stammmutter der heutigen königlichen Hohenzollern; die dritte Prinzessin Louise flößte als Gemahlin Karl August's von Sachsen-Weimar selbst einem Napoleon Respect ein, und die Jüngste ward Erbprinzessin von Baden und Großmutter der Kinder König Max des Ersten von Bayern. Wohl auch nur allein die hohen und außergewöhnlichen Vorzüge der Mutter waren es, welche die Aufmerksamkeit der nordischen Semiramis, Katharina's der Zweiten von Rußland, auf die Darmstädtischen Töchter lenkte. Eine derselben sollte ihr Sohn, der Großfürst-Thronfolger Paul als Gemahlin wählen. Es bedurfte langer Unterhandlungen und der kräftigen Fürsprache des königlichen Freundes von Sanssouci, um die Landgräfin zu bewegen, mit drei Prinzessinnen zur Auswahl die Reise nach Rußland anzutreten.

Das Heirathsproject wurde zwischen den Eingeweihten unter dem Titel einer „Subscription zur Herausgabe eines Werkes“ verhandelt; die Kaiserin figurirte als „Buchhändler“, Friedrich der Große als „Associé des Buchhändlers“ und die drei Prinzessinnen waren die einzelnen Bände des Buches. Die spätere Großherzogin Louise von Sachsen war unter der Dreizahl und erzählte noch in späten Jahren, wie sie sich alle erdentliche Mühe gegeben habe, recht unliebenswürdig zu erscheinen, damit die Wahl des Großfürsten-Thronfolgers nur nicht auf sie fiele. Es geschah auch nicht, Paul oder vielmehr seine Mutter wählte die Prinzessin Wilhelmine, die als Großfürstin Natalie Alexejewna ihm angetraut wurde. Diese Reise dauerte vom Mai bis December. Die Strapazen derselben, die Anstrengungen, die der Aufenthalt in Petersburg von der ohnehin nicht sehr starken Gesundheit der Landgräfin forderte, hatten ihre Kräfte tief erschöpft. Auf der Hin- und auf der Rückreise hatte sie ihren großen Freund in Potsdam gesehen und in dankbarer Erinnerung an die Hochgenüsse, welche das Beisammensein mit ihm ihr bereitete, schrieb sie ihm bei ihrer Abreise und Rückkehr nach Darmstadt: „Ich verlasse mit schmerzlichem Bedauern Euer Majestät Staaten, durchdrungen von Respect und Verehrung für den Helden und großen Menschen. Der Himmel schütze immerdar Ihre Tage. Sie sind seine vollkommenste Schöpfung.“ — Liegt es in diesen Worten nicht wie eine Thräne des Abschiedes von der Hoffnung „den ersten Mann des Weltalls“ je wiederzusehn — des Abschiedes vom Leben? Diese Ahnung, welche die Landgräfin beim Schreiben und den König beim Empfang des Briefes beschleichen mochte — leider hatte sie nicht getrogen! Am 30. März 1774 endete ein schneller Tod dieses durch seine reiche und tiefe Innerlichkeit so große, durch seine sittlichen und geistigen Bestrebungen nach allen Seiten hin so ausgiebige, so harmonische und segensreiche Leben „der besten Fürstin“, wie Wieland's Grabschrift sagt, „erhaben durch Geburt und Verbindungen, erhabener durch ihren Geist und ihre Tugenden, geprüft in beiderlei Glück und in Beiden gleich groß.“ — Wenige Stunden vor ihrem Tode und wohl im Vorgefühle desselben hatte sie an ihren Gemahl folgenden Brief geschrieben.

„Theuerster und liebster Gemahl! Die entscheidende Stunde meines Todes kommt und eilt heran, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glücke in der Welt noch des Glückes werth hält, sie mir so laut anzukündigen. Auf Erden setzt mich nichts mehr in große Unruhe. Meine Seele genießt schon den Vorgeschmack der Freuden jener Welt.

Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben, das größte Glück, das sich nur denken läßt, ein ruhiges, seliges Ende! —

Meine Schatulle wird Ihnen Baron von Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in Hände kommt, die sich ebenso sehr gerne wie die meinigen für die Dürftigen öffnen. — Aber noch einen Wunsch habe ich, und dieser ist der letzte, den ich in die Welt schicke. Lassen Sie mich in dem großen Bosquet im englischen Garten begraben! Man wird daselbst eine Grotte finden, die außer mir bisher Niemand als Ihrem Werkmeister bekannt war. Hierin ist mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Theil mit eigenen Händen vollendet. Hier an dem Orte, wo ich dem Geräusche des Hofes mich entzogen und meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenschaft geben werde, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, getheilt; hier an dem Orte, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe; hier, wo Gott alle meine Wünsche gnädigst erhört hat; hier will ich ausruhen! Sie, mein theuerster Gemahl und Herr, erwartet jenseits des Grabes, in einer besseren Welt, Ihre gute Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen theilt.“

Sie wollte in keiner Kirche beigesetzt sein — sie hatte sich ihre Grabstätte bei Lebzeiten selbst bereitet in dem von ihr angelegten und mit fremden Baumarten bepflanzten Garten. Nicht ohne Mühe fand man einen unterirdischen Gang, der zu einer Felsengrotte führte; durch eine Oeffnung von sechs Zoll Umfang fiel in dieselbe so viel Licht, wie zum Lesen nothwendig war; die Oeffnung konnte man durch einen Stein von innen verschließen. Hier fand man ein Ruhebett, mehrere Andachtsbücher und das mit Steinen bezeichnete Grab. Nach dieser Stelle bewegte sich in der Nacht des dritten April 1774 vom Schlosse zu Darmstadt aus ein stiller Trauerzug, der „die Zierde und Bewunderung des Jahrhunderts“, wie Friedrich der Große die Dahingeschiedene nannte, zur Grabesruhe brachte.

Wenn der Lebende der Gegenwart, vielleicht angeregt durch diese im Hinblicke auf die Bedeutung seines Gegenstandes so unvollkommene Skizze, dem Andenken Carolinens von Darmstadt einen Gang der Pietät weihen will, der Weg nach dem stillen Orte ist leicht zu finden. Unter alten mächtigen Bäumen des Herrengartens von Darmstadt führt ein schmaler Pfad rechts abseits. Die tieferen Laubfärbungen bereiten die Stimmung vor — allmählich wird es stiller und dunkler. Ein runder Platz, von einem Eisengitter umgeben, überragt von Fichten und Cypressen, die sich kuppelförmig über demselben wölben; inmitten desselben ein sanftgewölbter Hügel mit Epheu bewachsen und auf dessen Spitze eine Urne von Marmor, der früher weiß war, den aber ein Jahrhundert dunkel gefärbt hat — eine Urne, auf der zwei Genien lagern und welche die Aufschrift trägt: „Femina sexu — ingenio vir.“ (Von Geschlecht ein Weib — von Geist ein Mann.) Unsere Illustration ist eine getreue Abbildung. Friedrich der Große hatte den Marmor auf den Grabeshügel gesandt, um künftigen Jahrhunderten, wie er schrieb, seine Gefühle der Verehrung für die großen Geistesgaben und reichen Tugenden der Dahingeschiedenen zu verkünden und, möchte man hinzufügen, um die Gegenwart daran zu mahnen, welch erhabener Gegenstand nationalen Gedankens dieser Grabhügel mit dem von Thränen der Liebe und Freundschaft benetzten Staube einer deutschen Frau und Fürstin ist.

Georg Horn.

Blätter und Blüthen.

Rauchcoupés in Eisenbahnzügen. Als Schreiber dieser Zeilen in Nr. 19 und 24 der Gartenlaube von 1873 dem Wunsche Ausdruck gab, daß zur Bequemlichkeit des reisenden Publicums auf den Eisenbahnstationen Brunnen angelegt werden möchten, war kaum zu hoffen, daß dieser Wunsch so rasch seine Erfüllung finden würde, wie dies thatsächlich durch eine bald darauf erfolgte Verfügung des preußischen Handelsministers Dr. Achenbach wenigstens für die preußischen Staatsbahnen geschah. Freilich hat noch nichts verlautet, daß die übrigen Verwaltungen deutscher Staatseisenbahnen diesem rühmlichen Beispiele gefolgt seien. Doch werden sie hinter demselben gewiß nicht lange zurückbleiben. Was aber die Privateisenbahnen betrifft, welche, mit seltenen Ausnahmen, aus Rücksicht auf eine möglichst hohe Dividende gewöhnlich am hartnäckigsten selbst die billigsten Wünsche des Publicums mißachten, so wird hoffentlich das neubegründete Reichseisenbahnamt und das von demselben bereits entworfene Reichseisenbahngesetz in dieser wie in vielen anderen Beziehungen gründlichen Wandel schaffen.

Als einen Mißstand, dessen Beseitigung dringend gewünscht werden muß, betrachte ich auch die gegenwärtig noch sehr ungenügende Einrichtung

von abgesonderten Coupés zweiter Classe für Damen und für Nichtraucher. Nach meinen Erfahrungen befindet sich gewöhnlich in einem Zuge nur ein Damencoupé und nur ein Coupé für Nichtraucher. Dies ist entschieden nicht ausreichend. Das Damencoupé ist in der Regel, namentlich während der sommerlichen Reisezeit, sehr rasch von alleinreisenden Damen gefüllt, und diejenigen Damen, welche dort keinen Platz mehr finden, melden sich dann meist für das Nichtrauchercoupé, so daß auch dieses vorherrschend von Damen besetzt wird. Viele Damen aber, welche auch hier keinen Platz mehr finden, werden einfach in jedes beliebige Coupé zweiter Classe verwiesen, wo nach deutscher Gewohnheit die meisten der mitreisenden Herren sich nicht verpflichtet glauben, aus Rücksicht für eine Dame hinsichtlich des Rauchens sich Zwang anzuthun. Denn, so denken sie, warum ist die Dame, wenn sie den Tabaksrauch nicht vertragen kann, nicht in das Damen- oder in das Nichtrauchercoupé gestiegen? Daß sie dort keinen Platz mehr gefunden, darum kümmert sich Niemand, das ist ihr specielles Unglück.

Wenn aber die reservirten Coupés schon von den Damen so stark in Anspruch genommen werden, wo bleibt dann genügender Raum für die Herren, die sich aus Gesundheitsrücksichten oder aus Gewohnheit dem Tabaksqualme zu entziehen wünschen? Die deutschen Eisenbahnverwaltungen befolgen bis jetzt den Grundsatz, daß für Herren das Rauchen normal, das Nichtrauchen hingegen abnorm sei. Nun giebt es aber, abgesehen von der allerdings kleinen Zahl solcher Herren, die gar nicht rauchen, nicht wenige, welche an sich keine starken Raucher sind und auf Reisen lieber auf die Cigarre verzichten, als daß sie in demselben Coupé mit gewohnheitsmäßigen Rauchern zusammensitzen, welche an der zu Ende gehenden Cigarre sofort eine neue anzünden und den engen für acht Menschen bestimmten Raum des Coupés mit einem Qualme erfüllen, welcher oft einer Räucherkammer alle Ehre machen würde. Besonders lästig ist solcher Rauch bei Nachtfahrten, wenn man der nächtlichen Kühle halber die Fenster geschlossen halten muß und in einer Atmosphäre, die kaum noch zu athmen ist, vergeblich zu schlafen versucht. In solchen peinlichen Stunden ist mir wiederholt der Gedanke gekommen, ob dieser Zustand, wie er bei uns in Deutschland besteht, wirklich als der normale betrachtet werden dürfe, ob auf deutschen Eisenbahnen jede Dame, die nicht mehr in dem Damen- und Nichtrauch-Coupé, und jeder Herr, der nicht in letzterm ein Unterkommen findet, ohne Weiteres dem Tabaksqualme verfallen sein soll.

Ich glaube, wir Deutsche könnten in dieser Beziehung noch etwas lernen von fremden Nationen, insbesondere von den Engländern und den Franzosen. Bei Diesen gilt es zunächst als Regel, daß in Gegenwart von Damen überhaupt nicht geraucht wird, was freilich uns Deutschen als ein längst überwundener Standpunkt erscheint, was aber im Grunde nicht mehr als recht und billig ist, so lange die herrschende Sitte den Damen nicht allgemein das Recht zugesteht, sich gleichzeitig mit den Herren ihre Cigarre anzuzünden und durch Mitrauchen die Dampfatmosphäre sich weniger fühlbar zu machen. Sodann herrscht in Betreff des Rauches auf englischen und französischen Eisenbahnen gerade die umgekehrte Einrichtung gegenüber der unsrigen. Man geht dort zu Lande von der offenbar richtigeren Ansicht aus, daß durch Erlegung des Fahrpreises der Reisende den Anspruch auf einen Platz mit möglichst reiner, athembarer Luft erwirkt, daß ein oder mehrere Menschen, welche in Gesellschaft Anderer reisen, nicht ohne Weiteres das Recht haben, den Mitreisenden durch Tabaksrauch die Luft zu verderben, daß mit einem Worte beim gesellschaftlichen Reisen in geschlossenem Raume das Nichtrauchen die Norm und das Rauchen die erlaubte Ausnahme ist. Daraus folgt, daß nicht, wie bei uns in Deutschland, Damen und Nichtraucher verpflichtet sind, sich einen besonderen Platz zu suchen, wo sie vom Tabaksqualm verschont bleiben, sondern daß im Gegentheil, wie in England und Frankreich, den Rauchern besondere Coupés anzuweisen sind, wo sie völlig unter sich sind und nach Herzenslust, ohne Belästigung der Mitreisenden, ihrer Gewohnheit, die ihnen ja nicht verkümmert werden soll, sich hingeben können.

Also fort mit dem armseligen einen Coupé für Nichtraucher! Möglichst viel abgesonderte Coupés für Raucher! M.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um eine andere Reform der Eisenbahnverwaltung zu berühren, welche augenblicklich in England Aufsehen erregt.

Es ist schon längst ein Gegenstand der Verwunderung gewesen, daß beim Verkaufe der Eisenbahnbillets keine besseren Einrichtungen getroffen worden, als die bis jetzt bestehenden. Es ist durchaus kein anderer Zweck dabei abzusehen, als der, dem Publicum Unannehmlichkeiten zu bereiten, wenn man den Zeitraum, in welchem die Billets zu erlangen sind, auf wenige Minuten vor dem Abgange des Zuges beschränkt, für welchen dieselben gültig, und sodann die Ausgabe durch eine ganz kleine Oeffnung stattfinden läßt, deren Anlage darauf berechnet zu sein scheint, die unglücklichen Reisenden den größten Mühseligkeiten und der Gefahr des Zerquetschtwerdens auszusetzen. Die Directoren der Lancashire- und Yorkshire-Eisenbahn sind es, welche zuerst einen Schritt zur Besserung gethan, indem sie eine Reform einführten, die Anerkennung und von Seiten der übrigen Eisenbahngesellschaften Nachahmung verdient. Die Bureaus der Hauptstationen ihrer Linie, Manchester, Liverpool, Leeds, Rochdale, Wakefield, Bolton, Blackburn &c., werden von jetzt ab an allen Wochentagen von früh acht Uhr bis Abends sieben Uhr ununterbrochen geöffnet sein, um jederzeit und für jeden Zug während des Tags Billets daselbst entnehmen zu können.

Hoffen wir, daß diese Einrichtung nur der Vorläufer weiterer Verbesserungen, und daß der Tag nicht mehr fern ist, wo die Ausgabe der Billets sich nicht nur auf die Bahnhöfe beschränkt, sondern auch in Verkaufsstellen an verschiedenen Punkten der Stadt stattfindet, damit man dieselben ebenso bequem erhalten kann wie jetzt die Postmarken. Auch dürften sich wohl keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg stellen, wenn die Eisenbahnen die Entnahme der Billets schon einen Tag vor Abgang des betreffenden Zuges gestatten wollten, falls hier überhaupt eine Beschränkung nöthig. Die Eisenbahn-Unfälle sind jetzt leider so häufig, daß die Reisenden in dem letzten Momente vor der Abfahrt noch einmal auf ihr vergangenes Leben zurückblicken, Abschied von den Eitelkeiten dieser Welt nehmen und ernste Betrachtungen anstellen, nicht aber sich herum stoßen und drängen sollten in einem Augenblicke, wo sie vielleicht schon vor den Pforten der Ewigkeit stehen. Die Red.

Kleiner Briefkasten.

Heinr. St. in Troy. Empfangen, aber nicht verwendbar. Geben Sie zum Zwecke der Zurücksendung Ihre Adresse genau an! Welches Troy?

G. V. in N. Die Adresse des Herrn Fritz Rödiger lautet: Meierhof Bellach, Solothurn in der Schweiz.

Für den

„Deutschen Hülfsverein in Paris“

gingen wieder ein: Gottfried Stommel in Düsseldorf 50 Thlr.; Dr. Gustav Kühne in Dresden, Europa-Honorar, 12 Thlr.; Pauline Meißner Keil 2 Thlr.; ges. beim Geburtsfeste des Kaisers von den Zittauer Vereinen, durch Gymnasiallehrer Held 25 Thlr.; Dr. E. P. in Weida 5 Thlr.; L. W. in Wiesbaden 2 Thlr.; R. Fleischer, J. Samter u. G. G. in Bradford 5 Thlr.; J. Kz. in Walldürn 5 Thlr. 21 Ngr. 4 Pf.; Nit-Nat-Nu in Celle 3 Thlr. 17 Ngr. 7 Pf.; Harmonie-Gesellschaft in Münchberg 10 Thlr.; Stammgäste des Gasthofs „Zum heitern Blick“ in Neu Oppach 3 Thlr. 18 Ngr.; Volkmarsen 1 Thlr.; Henr. Nautmann in Magdeburg 3 Thlr. 10 Ngr.; Unbekannt 2 Thlr.; A. G. 1 Thlr.; F. M. in Frankfurt a. M. 1 Thlr.; J. Sch. in Tetenbüll 10 Thlr.; Dr. Müller in Goslar 2 Thlr. 7½ Ngr.; E. K. in Adrianopel 20 Franken (9 Ngr. für Porto ab); Frau F. Th. in Rostock 2 Thlr.; von Mitgliedern des dramat. Vereins in Frankenberg 1 Thlr. 16 Ngr. 5 Pf.; durch die Redaction des „Windsheimer Wochenblattes“ 12 Thlr.; Leseverein zu Cotta bei Pirna 5 Thlr.; B. N. in Soden 1 Thlr.; Dr. B. in Thiersheim 2 Thlr. 25 Ngr. 8 Pf.; Th. Abdt. u. Gustav Schmidt. in Dresden 10 Thlr.; Julius Schomburgk 10 Thlr.; Emil Honck in Dürkheim 1 Thlr.; Comm. Rath L. W. in Köthen 5 Thlr.; ges. in der Gemeinde Schönheide, durch Gemeindevorsteher Lenk 41 Thlr. (Bravo und zur Nachahmung empfohlen!); Dr. E. in Frankfurt 1 Thlr.; ges. in einer fröhlichen Gesellschaft zu Klingenthal 6 Thlr. 26 Ngr.; Theatervorstellung des Ersten geselligen Vereins in Grünhainichen, zum Besten der Nothleidenden in Paris 20 Thlr.; W. B. in Regensburg 2 Thlr.; beim Geburtstage des Kaisers ges. in Grebendorf 1 Thlr. 3½ Ngr.; aus der Oberpfalz 5 Thlr. 20 Ngr.; von einem Butjadinger Bauer 3 Thlr.; Frau E. S. in Crossen 1 Thlr.; A. B. in Boizenburg 5 Thlr.; ges. durch Förster Stampe in Reisewitz 1 Thlr.; H. Reinhard in Solenhofen 2 Thlr.; W. Schubart in Bochum 2 Thlr.; Wulsten in Danzig 2 Thlr.; Ex post 3 Thlr. 22½ Ngr.; M. Lange in Dresden 1 Thlr.; Grundstock einer Reisecasse von H. Th. in Düsseldorf 4 Thlr.; vom Paradies-Club in Dresden 4 Thlr.; Conrad S. in Berlin 5 Thlr.; Paul Sch. 3 Thlr.; M. Z. 2 Thlr.; P. R. in Frankfurt a. M. 3 Thlr.; J. Hm. in Rochlitz 10 Thlr.; Trinks in Neustadt 2 Thlr.; Gott segne es 1 Thlr.; A. H. 1 Thlr.; K. X. in Mühlhausen (Elsaß) 1 Thlr.; Sammlung durch Buchdr. Bes. Kaiser in Künzelsau 1 Thlr. 21 Ngr. 5 Pf.; J. R. in Berlin 2 Thlr.; Dr. W. in U. 1 Thlr.; Adv. Naumann in Neustadt 2 Thlr.; A. M. in Baireuth 1 Thlr.; A. H. in Mainz 10 Thlr.; Fr. Gundelach in Lpzg. 2 Thlr.; Ws. in N. 2 Thlr.; ein Forstmann 1 Thlr.; A. K. in Bromberg 2 Thlr.; ges. in einer Gesellschaft Deutscher in Prag 36 Thlr.; Th. Arends in Hamburg 10 Thlr.; A. Apell in Dresden 2 Thlr.; Advocat Kotte 1 Thlr.; E. F. in Marktbreit 10 Thlr.; L. Schafer in Heidelberg 1 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf.; J. St. in Calw 2 Thlr; M. L 1 Thlr.; P. Harkort in Schede 20 Thlr.; aus Pegau 1 Thlr.; J. H. in Hbg. 1 Thlr.; aus Dewsbury und zwar: Klien u. Steigerwald 2 Pfd. St., F. Liebig 2 Pf, Reiskammer und Lindener 2 Pf., C. Thiele 1 Pf., zusammen 7 Pf. oder 175 Franken; fünf Offenbacher Realschüler 1 Thlr. 24 Ngr.; Sammlung bei einem fröhlichen Familienfeste in Berlin 7 Thlr.; aus Treuchtlingen 10 fl. südd.; Prof. K. u. B. in Dresden 5 fl. ö. u. 1 Thlr; Sammlung durch A. Brieff in Kiew 35 Franken 40 Cent; R. Philipp in Hermannstadt 2 fl. ö.; beim Geburtsfeste des Kaisers, ges. durch das Burgermeisteramt in Gengenbach (Baden) 19 fl 15 kr. südd.; E. P. in Fiume 5 fl. ö.; Dr. Lesko in Constantinopel 1 Thlr.; Unbekannt 1 Thlr.; Hielle und Dittrich in Schönlinde (die stets Opferwilligen) 50 Thlr.; Nachlaß des deutschen Nationalvereins, eingef. aus Weimar 65 Thlr.; Heinrich B. in Hamburg 50 Thlr.; Julius Lehmann in Leipzig 10 Thlr.; von opferwilligen Menschen aus Lemberg, ohne Unterschied der Nationalität, gesammelt durch die Ingenieure Zeka und Christian 80 fl. Banknoten; aus Weißenburg am Sande (Baiern) 98 Thlr. 11 Ngr., Ertrag einer theatralisch musikalischen Abendunterhaltung, ermöglicht durch die opferwillige Mitwirkung von vier Damen (Fräulein Henniger, Frl. Stolberg, Frl. Tröltsch u. Frl. Werner) und sechs Herren (Gehring, Kern, Leuchs, Friedrich und Wilhelm Tröltsch, Walser) und der Fürst'schen Capelle. „Wir sind ein Volk und einig wollen wir handeln.“

Wir freuen uns, den opferwilligen Gebern heute mittheilen zu können, daß wir abermals eine Geldsendung von **4210 Francs** an den Hülfsverein in Paris abgehen ließen, und bitten gleichzeitig nochmals uns für unsere armen Landsleute dort weitere Gaben einzuschicken.

Die Redaction der Gartenlaube.
E. K.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 18. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Ich hab' sie lieb gehabt,“ fuhr Frau Löhn fort, „so recht herzlich lieb, als wär' sie mein Kind; aber gerade deswegen mache ich ein Kreuz d'rüber und sage: ‚Gott sei gelobt! die Qual ist von ihr genommen‘. . . Heute Morgen im Frühstückssaal, da kamen mir die Thränen, und ich meinte, ich müßte gleich ersticken vor Freude, wenn ich nicht aufschreien dürfte — sehen Sie, das war's! Ich bin dann 'rüber gegangen in das Haus, das so viel Marter und Herzeleid mit angesehen hat, und da hab' ich mich so recht von Herzen ausgeweint — nun darf ich's ja. Nun heißt's nicht mehr Komödie spielen und der Gesellschaft da drüben ein X für ein U vormachen; nun wird die Larve in die Ecke geworfen, die ein ernsthaftes Gesicht machen mußte, wenn ich den Spitzbuben, den Hallunken am liebsten die Augen ausgekratzt hätte. Nichts für ungut, gnädige Frau, denn heraus muß es! Aber ich befühle mir noch manchmal den Kopf, ob's auch wahr ist, was ich jetzt erlebte, und nachher kommt mir die Angst, weil der mit dem geschorenen Kopfe die Sache doch wieder dreht wie er will, und wenn der junge gnädige Herr auch den allerbesten Willen hat. Da heißt's nun schnell sein und zuerst kommen. . . . Was hab' ich gesagt, gnädige Frau? Sie sind richtig der gute Engel gewesen, den der liebe Gott geschickt hat — seine Langmuth war zu Ende, und dem jungen Herrn Baron sind endlich die Augen aufgegangen — wie er heute Morgen in den Saal trat und Sie ansah, da wußte ich auf einmal, was die Glocke geschlagen hatte. . . . Also, um's kurz zu machen: Ihnen ganz allein verdankt der Gabriel sein Glück, Ihrer Klugheit und Ihrem guten Herzen, und da müssen Sie nun auch die Sache zu Ende bringen. . . . Mit dem jungen gnädigen Herrn ist's nichts — nehmen Sie mir's nicht übel! Aber er ist zu lange böse und hart gewesen, als daß ich und der Gabriel so schnell ein Herz zu ihm fassen könnten. Ich hab's heute Morgen versucht; aber es ging absolut nicht; der Doctor war auch dabei, und da stand ich wie auf den Mund geschlagen. . . . Gabriel, gehe einmal hinaus! Die frische Luft ist Dir nöthig wie das liebe Brod, und ich hab' der gnädigen Frau mancherlei zu sagen.“

Der Knabe, um dessen Schultern die junge Frau tröstend ihren Arm gelegt hatte, stand auf und ging in den Garten, um sich auf die Bank unter das Rosengebüsch zu setzen — von dort aus konnte er durch das zertrümmerte Glasfenster der Thür bis auf das Rohrbett sehen.

„Also der junge Herr Baron läßt den Zettel nicht mehr gelten, den der selige gnädige Herr geschrieben haben soll; warum er das auf einmal thut, weiß ich nicht. Ich kann nur dem lieben Gott danken, daß es so ist,“ fuhr die Beschließerin fort. „Das Schlimme ist nur, daß es nun einen heillosen Krieg mit den — Gott verzeih' mir's! — mit den Pfaffen giebt, und daß wir da nicht Recht behalten, das steht so fest wie der Himmel droben. Sie haben's ja heute vom Herrn Hofmarschall gehört; er lachte dem jungen Herrn geradezu in's Gesicht. . . . Nun weiß ich aber was“ — sie dämpfte ihre Stimme zum leisesten Flüstertone — „gnädige Frau, es ist etwas Schriftliches da, auch ein Zettel vom seligen Herrn, den er vor meinen Augen, wirklich Buchstaben für Buchstaben, geschrieben hat. Dort“ — sie zeigte auf die linke Hand der Sterbenden — „sie hat es in ihrer Hand. Es ist eine kleine Büchse, sieht aus wie ein Buch von Silber, und da drin liegt der Zettel. . . . Die arme, liebe Seele — soll Einem da das Herz nicht brechen? Da sagen die Unmenschen, sie sei ihrem Herzliebsten untreu geworden, und da liegt sie nun seit dreizehn Jahren und behütet den armseligen, kleinen Zettel ängstlicher als ihr Kind und leidet Schmerzen in den kranken Fingern, die sie in der Angst darum klammert, weil es das Letzte ist, was er ihr gegeben hat, und weil sie denkt, Jeder, der ihr nahe kommt, will es ihr nehmen.“

Der Moment trat der jungen Frau vor die Augen, wo der Hofprediger nach dem Schmucke gegriffen hatte. Jetzt verstand sie die folternde Angst des armen Weibes, das kühne Auftreten der Löhn, ihre wildverzweifelte Abwehr, mit der sie sich zwischen die Kranke und den Hofprediger gestellt hatte. Ein Nervenschauer überlief sie bei dem Gedanken, daß dort zwischen den dünnen, blassen, halberkalteten Kinderfingern ein Zeuge auf die Stunde der Auferstehung wartete. Der Priester hatte ihn unwissentlich halb und halb in der Hand gehabt, ohne daß ihm der hülfreiche Geist seines Herrn und Meisters ein „Zermalme ihn!“ zugeflüstert.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Unglück und die Noth mußten erst kommen, ehe das arme Ding dort mich auch nur mit einem Auge ansah,“ sagte die Beschließerin weiter. „Ich bin immer ein häßliches, unfeines Weib gewesen, und da konnte ich's ja auch gar nicht verlangen. Wie sie der selige gnädige Herr nach Schönwerth brachte, da war's ein Gethue in dem Schlosse, als dürfte ein anderes Menschenkind zu dem indischen Hause nur auf den Knieen rutschen. Der Herr war ja selbst wie närrisch und verlangte es so von seinen Leuten. Unsereins

durfte sie kaum ansehen, geschweige denn anreden, wenn sie wie ein kleines Kind durch die Schloßgänge lief und ihr Reh nachzerrte und sich von ihrem Schatze nicht haschen ließ, und wenn er wie toll hinterdrein brauste, bis sie sich auf einmal wie ein flinkes Bachstelzchen schwenkte und husch mit beiden Armen an seinem Halse hing — da mußte ich manchmal die Zähne zusammenbeißen, um nicht hinzulaufen und das federleichte Ding im rothen Jäckchen und Florkleidchen vor Liebe zwischen meinen groben Händen zu zerdrücken. Sehen Sie sie doch an! So was Wunderschönes sieht die Welt so bald nicht wieder."

Jetzt brach ihre Stimme; sie stand auf und schob ordnend wie eine zärtlich stolze Mutter an den schweren, schwarzblauen Flechten, die zu beiden Seiten der leise verathmenden Brust niederhingen.

„Ja, die Haare, die hat er manchmal auf der Hand gewogen und geküßt," seufzte sie auf — sie blieb am Bett stehen. „Er mag wohl auch gedacht haben wie ich, daß sie schwerer seien, als das ganze kleine Mädchen selbst. Perlen und Rubinsteine und Goldstücke sind nur immer so drüber hingestreut gewesen; das Alles hab' ich dem Herrn Hofmarschall herausgeben müssen.... Sie hatte eine feine Kammerjungfer, die der Herr Baron aus Paris oder Gott weiß woher mitgebracht hatte; die mußte sie bedienen, und mit der war sie gut wie ein Engel — die gelbhäutige Hexe hat's ihr schlecht genug vergolten.... Der gnädige Herr ist einmal früh umgefallen und für ein paar Stunden so gut wie todt gewesen, und nachher beim Aufwachen, da hat es sich gezeigt, daß die Dunkelheit in seinem Kopfe — sie sagen, die Melancholie — die schon vorher angefangen hatte, vollends ausgebrochen ist. Von dem Augenblicke an waren der Herr Hofmarschall und der Caplan, der jetzige Herr Hofprediger, die Herren im Schönwerther Schlosse.

Ich hab' Ihnen ja schon einmal erzählt, daß die ganze Schloßgesellschaft zu den zwei — Spitzbuben gehalten hat — nichts für ungut, gnädige Frau — und die Schlimmste ist die noble Kammerjungfer gewesen. Sie hat die schändliche Geschichte, daß die arme Frau den schönen Reitknecht Joseph lieb habe, ausgeheckt und dem kranken Herrn weisgemacht. Dafür hat sie auch ein paar tausend Thaler mitgenommen, wie sie nach Hause gereist ist. . . . Nun bin ich 'nübergegangen in's indische Haus — heimlich, denn mein Mann durfte es ja nicht wissen. Sie kauerte dazumal hier auf dem Bette, verwildert und halb verhungert; aus Angst vor dem Hofmarschall wollte sie lieber nicht essen und im unordentlichen Bette schlafen, um nur die Riegel nicht wegzuschieben. . . . Ich weiß bis heute nicht, wie es gekommen ist, aber er hat nie gemerkt, daß sie an mir eine Stütze gehabt hat; vielleicht bin ich doch nicht so dumm, wie er immer sagt.... Sechs Monate lang hat sie wie eine Gefangene hier im Hause gesteckt. Das Jammern und Weinen vor Sehnsucht nach dem Manne, der nichts mehr von ihr wissen wollte, vergesse ich in meinem Leben nicht.... Nachher ist der Gabriel geboren worden, und von da an wurde ‚die harte, grobe, unbarmherzige Löhn' als Zuchtmeister im indischen Hause angestellt. . . . Manchmal bin ich auch bei dem kranken gnädigen Herrn gewesen, wenn mein Mann seine Schwindelanfälle hatte, da mußte ich bedienen, denn ich wußte, wie er's gern hatte. . . . Wie oft habe ich da ihren Namen auf der Zunge gehabt, um ihn nur einmal an sie zu erinnern und ihm zu sagen, daß er einen Sohn habe, und daß Alles niederträchtige Lüge sei, was sie ihm weisgemacht hatten, aber es mußte tapfer wieder hinuntergeschluckt werden, denn wenn er auch noch so gut und gescheidt war, sobald seine schwarze Stunde kam, da beichtete er dem Caplan Alles, und da wäre ich ohne Gnade an die Luft gesetzt worden, und die Beiden im indischen Hause hätten gar Niemand mehr auf der Welt gehabt."

Liane griff nach ihrer Hand und drückte sie innig; diese Frau hatte einen unglaublichen Fond von Liebe, Selbstverleugnung und zärtlicher List für die beiden Unglücklichen entwickelt, wie kaum eine Mutter für ihr eigen Fleisch und Blut. . . . Sie wurde ganz roth und schlug förmlich erschrocken die Augen nieder, als die schöne Hand sich so weich und lind um ihre groben Fingerknöchel legte.

„Nun ging's aber bei dem kranken Herrn auf's Sterben los," fuhr sie unsicher, fast bewegt fort. „Der Herr Hofmarschall und der Caplan waren die ganze lange Zeit nicht von seiner Seite gewichen. Einer war immer da und sah d'rauf, daß Alles am Schnürchen ging, wie sie's eingefädelt hatten, und da mußte es doch passiren, daß der Herr Hofmarschall sich erkältete und krank wurde, und der Caplan mußte in die Stadt, um dem katholischen Prinzen Adolph die Sterbesacramente zu reichen — und das war eine Fügung vom lieben Gott; es mußte Alles so kommen; denn wie der geschorene Kopf zum Schloßthor 'naus war, da kriegte mein Mann seinen Schwindelanfall so derb, daß er nicht vom Kanapee aufstehen konnte. Na, ich war ja da! . . . Ich stand im rothen Zimmer neben dem kranken Herrn und reichte ihm die Medicin — und die dunklen Vorhänge hatte ich von den Fenstern wegziehen müssen; da fiel die liebe Sonne herein auf sein Bett, und da war's doch gerade, als wäre auch ein Vorhang von seinen Augen weggezogen worden; er sah mich ganz hell an, und auf einmal streichelte er meine Hand, als wollte er mich loben für meine Bedienung — da ging mir's wie Feuer durch den Kopf. ‚Du riskirst's,'' sagte ich mir und rannte fort. Zehn Minuten d'rauf kroch ich mit der armen Frau durch das Maßholdergebüsch drüben beim rechten Flügel und durch die kleine Bohlenthür an der eisernen Wendeltreppe. Niemand sah uns; kein Mensch hatte eine Ahnung, daß da Etwas passirte, wofür die ganze Schloßgesellschaft vom Herrn Hofmarschall ausgepeitscht worden wäre, wenn er's gewußt hätte. . . . Ich machte die Thür im rothen Zimmer auf — mein Herz hämmerte ordentlich vor Angst — und sie flog mir voraus — den Aufschrei vergess' ich nicht, so lange mir die Augen im Kopfe stehen. Das arme Weib! Aus ihrem schönen Herzallerliebsten, aus dem stolzesten Herrn war ein Gespenst geworden. . . . Sie warf sich über sein Bett hin. Ach, neben seinem gelben, hohlen Gesichte sah man erst, wie frisch und schön sie war; wie eine rothweiße Apfelblüthe lag sie auf den grünseidenen Decken.... Er sah sie zuerst ernsthaft an, bis sie ihre Arme um seinen Hals legte und ihr kleines Gesicht an seines drückte, ganz so wie früher. Da streichelte er ihr das Haar, und sie fing an zu sprechen, in ihrer Sprache — ich verstand kein Wort — und das ging immer schneller, und sie mußte wohl Alles 'runter sagen, was sie auf dem Herzen hatte, denn seine Augen wurden immer größer und funkelten, und das bischen Blut, das er noch in den Adern hatte, trat ihm in die Stirn. . . . Und was ich auf dem Herzen hatte, das sagte ich auch. . . . Herr Gott, mir wurde aber doch angst und bange; ich dachte, er stürbe auf der Stelle.

Er wollte mit aller Gewalt sprechen — es ging nicht. Da schrieb er auf ein Papier: ‚Können Sie mir Gerichtspersonen herbeischaffen?' Ich schüttelte den Kopf; das war unmöglich; er mochte es wohl selbst am besten wissen. . . . Da schrieb er nun wieder. Wie mich das dauerte! Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und in den Augen hatte er Angst, ich sah's wohl, wahre Seelenangst um das schöne, liebe Wesen, das ihm fortwährend das Gesicht streichelte und so selig war, daß es wieder bei ihm sein durfte. . . . Er war fertig, und ich mußte ein Licht anbrennen und Siegellack bringen. Mit dem kostbaren Ringe, den er dem Herrn Hofmarschall geschenkt hat, machte er zwei große Siegel unter das Geschriebene — er that es selbst; aber weil er zu schwach war, so mußte ich seine Hände derb niederdrücken, damit das Wappen ja recht klar und scharf in dem Lacke ausgeprägt wurde. Er sah es nachher durch ein Glas an, und es mußte recht sein, denn er nickte mit dem Kopfe. Er hielt mir den Zettel hin; ich sollte die Aufschrift laut lesen; und da buchstabirte ich denn auch heraus: ‚An den Freiherrn Raoul von Mainau.' Und da übergab er mir das Papier zur Besorgung; aber sie sprang auf und riß es mir weg und küßte es in einem fort; nachher schüttete sie das, was in dem kleinen, silbernen Buche lag, auf die Erde und legte den Zettel dafür hinein. . . . Wie ein Lachen ging es dabei über sein Gesicht, und er winkte mir zu, als wollte er sagen, es sei da einstweilen gut aufgehoben. Er hat sie nachher noch geherzt und geküßt — zum letzten Male auf Erden; er hat's gewußt, aber sie dachte es nicht. . . . Sie wollte auch nicht fort, als er mir ein Zeichen machte, daß ich sie heimbringen sollte. Sie fing zu weinen an wie ein Kind; aber sie war ja so sanft und folgsam — er sah sie nur ernsthaft an und hob den Finger, und da ging sie hinaus. . . . Wenn sie nur immer so gefolgt hätte!

Aber nun, wo sie ihn wiedergesehen hatte, sehnte sie sich krank; sie sah nicht einmal den kleinen Gabriel an, so sehr setzte ihr der eine Gedanke zu — und da geschah's eben. Sie entwischte mir und war ohne mich in das Schloß gelaufen, und der Herr Hofmarschall hat sie im Gange vor dem Krankenzimmer ertappt.... Wie es dann gekommen ist, ob sie hat schreien wollen, und er hat ihr deshalb die Kehle zugedrückt, oder ob er's in der wüthenden Eifersucht gethan hat, das weiß Niemand, und an die Sonne wird's auch niemals kommen; aber gethan hat er's; ich weiß es von ihr selber, denn ich verstand ihr Wesen und ihre Augen so gut, als ob sie spräche. Im Anfange war ja ihr Kopf auch noch ganz klar, bis der Hofprediger gekommen ist und immer so in sie hineingeredet hat — da schrie sie endlich einmal auf, so gräßlich, wie Jemand, der gefoltert wird. Herr Gott, der ist gelaufen! Er hat's nicht wieder probirt; aber sein Schönthun verfing auch nicht mehr — das arme Gehirn war nicht wieder in Ordnung zu bringen.... Nun habe ich Alles gesagt, und nun bitte ich Sie, nehmen Sie die Kette mit dem silbernen Büchelchen an sich —"

„In diesem Augenblicke doch nicht?" rief Liane entsetzt. Sie trat an das Bett und bog sich über die Sterbende. Aus den geöffneten Lippen wehte es ihr schon wie aus einer Gruft entgegen; aber der Busen hob und senkte sich immer noch fast gleichmäßig. „Ich würde mich nie beruhigen, wenn sich ihre Augen im Momente der Berührung doch noch einmal öffneten und die Wegnahme ihres Kleinods als letzten Eindruck in sich aufnähmen," sagte die junge Frau zurücktretend. „Wenn Alles vorüber ist, dann holen Sie mich, und sei es in tiefster Nacht. Ich will ihr das Document aus der Hand nehmen; Sie haben Recht, das muß ich selbst thun; aber bis dahin darf diese arme Hand nicht berührt werden.... Frau Löhn, es thut mir leid, allein ich muß Ihnen einen Vorwurf machen: Sie mußten damals den Zettel auf alle Fälle an die Adresse abgeben."

„Gnädige Frau!" fuhr die Beschließerin fast wild empor. „Das sagen Sie jetzt, wo Alles gut ausgeht — aber damals? Ich stand mutterseelenallein; die ganze Gesellschaft hatte ich gegen mich. Männern, wie dem alten Herrn und dem Pfaffen, war ich nicht gewachsen, da werden gescheidtere Köpfe als ich zu Schanden — und der junge Herr, der die Sache hätte ausfechten sollen? Du lieber Gott! Ja, wenn man sie, wie den blauen Schuh, unter die Glasglocke hätte legen können!" Eine tiefe Gluth schoß der jungen Frau in die Wangen, und die Beschließerin verstummte erschrocken. „Ach, was schwätz' ich da! Es ist ja Alles gut gemacht," verbesserte sie sich kleinlaut. „Aber damals war's schlimm. Gnädige Frau, Sie haben's ja heute selbst gehört, daß er den armen Jungen wie einen Hund aus dem Wege gestoßen hat.... Ich will Ihnen sagen, wie die Sache gekommen wär': Der gnädige Herr hätte mir den Zettel aus der Hand genommen und ihn den beiden anderen Herren gezeigt; die hätten hellauf gelacht und ihm gesagt, daß sie das besser wissen müßten, denn sie seien Tag und Nacht um den Kranken gewesen. Und der Betrug wär' auf mir sitzen geblieben, so gewiß, wie zwei mal zwei vier ist, so gewiß, wie sie mich zum Schloßthore 'nausgepeitscht hätten.... Nein, nein, da hieß es, aufpassen und warten.... Ja, wenn ich wüßte, was auf dem Zettel steht, das wäre noch anders; aber ich stand dem sel'gen Herrn nicht so nahe beim Schreiben, und wie er mir das Papier hinhielt, da hatte ich vollauf zu thun, um die Adresse herauszubuchstabiren.... Es ist noch gar nicht lange her, da hab' ich der Frau einmal in ihrem tiefsten Morphiumschlafe das Büchelchen abgenommen, um mir die Sache anzusehen; aber das Ding ist nicht aufzubringen; man mag es ansehen, wo man will, es ist wie zusammengehämmert; kein Schloß, kein Drücker ist zu finden — ich glaube, es wird aufgebrochen werden müssen."

„Desto besser," sagte Liane. Sie trat an die Glasthür und winkte Gabriel herein. Es war spät geworden, viel zu spät für die junge Frau, um Mainau noch eine Mittheilung zu machen, bevor er zu Hofe ging, und er hatte ihr ja gesagt, er müsse aus besonderen Gründen der Einladung folgen. Fast war es auch für sie zu spät, noch Toilette zu machen. Ihr ganzes Gefühl empörte sich: schmücken sollte sie sich, vor dem Spiegel stehen in diesen furchtbaren Stunden, wo alte, verschollene Sünden zum Austrag kommen mußten.... Sie verließ rasch das indische Haus, um dennoch Mainau aufzusuchen und ihm in flüchtigen Umrissen das Nöthigste mitzutheilen; aber er war nicht zu finden, und ein Lakai sagte ihr, der gnädige Herr sei in Folge der Wolkershäuser Nachrichten noch einmal fortgegangen, wohin wisse er nicht, vielleicht zum Schloßgärtner. Sie ging mit schwerem Herzen in ihr Ankleidezimmer.

24.

Auf dem weiten Parterre vor dem Schönwerther Schlosse hielt die Equipage mit den Apfelschimmeln, und dicht am Portale stand der Glaswagen des Hofmarschalls. Dem wohlgenährten, gesetzten Kutscher auf dem Bocke machte sein Gespann keine Mühe. Es waren schöne, sanftmüthige Pferde; sie standen wie die Lämmer, während die Apfelschimmel drüben wildschnaubend Funkenregen aus dem Kies stampften.

„Die Bestien!" knurrte der Hofmarschall, der sich im Rollstuhle die Treppe hinabtragen ließ. Er hätte gehen können; allein im Hinblicke auf so manche anhaltende Stehmarter in Gegenwart der allerhöchsten Herrschaften mußte er mit seinen Kräften haushalten.

Drunten im Vestibül ging Mainau wartend auf und ab, und in dem Augenblicke, wo die Lakaien den Rollstuhl auf den Mosaikfußboden niedersetzten, kam auch ein Mann aus einem Seitencorridor. Als er den alten Herrn erblickte, verdoppelte er seine Schritte und verließ das Schloß durch die große Glasthür.

Der Hofmarschall reckte sich in seinem Stuhle empor, als traue er seinen Augen nicht. „Wie, war denn das nicht der Lump, der Dammer, der Knall und Fall fortgejagt werden mußte?" rief er Mainau zu.

„Ja, Onkel."

„Nun, in des Kukuks Namen — wie kommt denn der Mensch dazu, so sans façons hier durchzugehen?" wandte er sich scheltend an die Lakaien.

„Gnädiger Herr, er hat in der Domestikenstube sein Abendbrod gegessen," antwortete einer derselben zögernd.

Der Hofmarschall schnellte empor; er stand kerzengerade auf seinen kranken Beinen. „In meiner Domestikenstube? An meinem Gesindetische?"

„Lieber Onkel, über diese Domestikenstube und diesen Eßtisch habe ich doch vielleicht auch ein klein wenig zu verfügen — wie?" sagte Mainau gelassen. „Dammer hat mir Nachrichten aus Wolkershausen gebracht; er kann erst morgen zurück reiten; soll er inzwischen hier in Schönwerth hungern?... Es war eine Tactlosigkeit von ihm, daß er Deinen Weg gekreuzt hat; im Uebrigen war er mit meiner Erlaubniß da."

„Ach so, ich verstehe! Du bist ja Philanthrop und hast jedenfalls aus Wolkershausen eine Besserungsanstalt, eine Art Verbrechercolonie gemacht — sehr gut!" Der Hofmarschall ließ sich in seinen Stuhl zurückfallen.

„Dammer hat den Respect Dir gegenüber aus den Augen gesetzt. Es war selbstverständlich, daß er aus Schönwerth entfernt wurde." Mainau sprach mit unerschütterlicher Ruhe. „Aber man hatte ihn auch zu verschiedenen Malen furchtbar gereizt. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einem Menschen, nicht aber mit einem Hunde zu thun haben, den wir für eine natürliche und gerechte Opposition peitschen." Die hohe Röthe, die bei diesen letzten Worten seine Wangen bedeckte, bewies, daß er sich recht gut des Momentes erinnere, wo er sich durch seinen Jähzorn hatte hinreißen lassen, die Hand so unwürdig gegen einen Menschen zu erheben. „Zudem litt ein Anderer, Unschuldiger, sein alter Vater, unter der allzu harten Strafe der sofortigen Entlassung. Er hat einen strengen Verweis erhalten und ist nach Wolkershausen versetzt worden. Damit war wohl die Sache ausgeglichen."

„So? meinst Du? Ein famoser Ausgleich zwischen dem Hofmarschall von Mainau und einem Halunken! Gut, gut — es rollt sich eben Alles ab, wie es muß, und der längste Faden hat ein Ende.... Willst Du die Güte haben, diesmal den Vortritt zu nehmen? Ich möchte Deine wilden Bestien nicht im Rücken haben."

„Ich warte auf meine Frau, Onkel." Fast zugleich mit diesen Worten erscholl das Rieseln einer seidenen Schleppe vom

Säulengange her, und Liane trat in das Vestibül. Mainau hatte ihr gesagt, daß die Damen in großer Toilette befohlen seien; deshalb erschien sie im silberstoffenen Brautkleide. Die einzelnen großen Smaragden ihres Brauthalsbandes funkelten als Nadeln im Haare und hielten da und dort einen kleinen Schneeglöckchenstrauß in den zurückgeschlagenen rothblonden Wellen fest.

„Ah, welche Ueberraschung für unsern Hof!" stieß der Hofmarschall heraus; er war wüthend. Der Gedanke, daß sie mitkommen werde, hatte ihm augenscheinlich vollkommen fern gelegen. „Allez toujours, Madame!" sagte er, nach dem Ausgange winkend und seinen Stuhl mittelst eines Ruckes selbst zurückschnellend, als sie zögerte, an ihm vorüberzugehen.

Mainau reichte ihr den Arm und führte sie hinaus. „Meine Braut ist lieblich wie Schneewittchen, aber über ihrem holden Gesicht liegt ein Trauerflor," flüsterte er ihr zärtlich zu.

„Ich habe Dir viel Ernstes mitzutheilen; mir ist, als schritte ich über glühende Kohlen," sagte sie hastig und angstvoll. „Wären wir nur wieder daheim!"

„Geduld! Ich werde meine Mission am Hofe möglichst rasch durchführen und dann, dann fliege ich, Feinsliebchen im Arm, in die weite, weite Welt hinein."

Er hob sie in den Wagen. Die Apfelschimmel brausten davon, und in gemächlichem Trabe folgten die Braunen des Hofmarschalls.

In der Residenz hatte man sich daran gewöhnt, die zweite Heirath des Baron Mainau — trotz der hohen Abkunft der jungen Frau — als eine Art Mésalliance anzusehen. Man erzählte sich, sie sei eigentlich nur Beschließerin und Gouvernante; die schwarzseidene Schürze vorgebunden, den Schlüsselkorb am Arme, wandere sie durch Küche, Keller und Waschhaus; das sei ihr Element — abscheulich! Eine Baronin Mainau, die Gemahlin eines der reichsten Herren im Lande! . . . Gott, welche reizende Naivetät und Unwissenheit in solchen Dingen hatte doch das ganze Wesen der ersten Frau so anziehend, so unbeschreiblich distinguirt gemacht! Sie war nicht die Frau, sondern die Fee des Hauses, die echt aristokratische „Lilie des Feldes" gewesen. Sie war nur auf Erden gewandelt, damit man kostbare Spitzenhüllen für sie klöppele, der feinste Champagner für ihre kleine Kehle perle, und zahllosen Händen und Füßen das Glück werden sollte, ihr zartes, flaches Körperchen zu tragen, zu pflegen und zu schmücken. Hätte sie Jemand gefragt, wo die Küche in Schönwerth sei, sie würde dem Unverschämten im allerliebsten Zorn mit der Reitpeitsche Eins hinter das Ohr versetzt haben; dagegen war sie in den Pferdeställen zu Hause gewesen, wie in ihrem Boudoir, und der berühmte Jasmindust hatte oft das Stallparfüm in ihren Kleidern nicht zu decken vermocht; aber das war ja eben so undefinirbar aristokratisch, so köstlich originell gewesen. Die zweite Frau hatte von allen diesen guten Leuten noch keiner gesehen; man wußte aber, daß sie groß und rothhaarig sei und fügte nun diesen zwei Eigenschaften als nothwendige Folge robuste Schulterbreite, derbe Füße, rothe Hände und die intensivsten Sommersprossen hinzu. . . . Weiter war man gewöhnt, den Baron Mainau als Garçon in der Residenz, am Hofe erscheinen zu sehen, und bei der letzten großen Soirée hatte er auf die boshafte Frage, wie es seiner jungen Frau gehe, achselzuckend geantwortet: „Ich vermuthe, gut — seit drei Tagen bin ich nicht in Schönwerth gewesen." . . . Es war ferner unumstößlich festgestellt, daß seine Abreise das Signal zur Scheidung sein werde — und nun, nun trat er auf einmal in den Concertsaal des herzoglichen Schlosses, und an seinem Arme hing ein junges Wesen, schneeig weiß von der Stirne bis auf die feine atlasbedeckte Fußspitze, von so bleicher, ernster, aber auch kalter Schönheit, als habe er sich die schneeüberrieselte Eiskönigin von den Gletscherbergen herabgeholt.

Die Frau Herzogin hatte einen ganz besonderen Glanz zu entfalten gewünscht; es war das erste Hofconcert seit dem Tode des Herzogs und, wie man sich freudig zuraunte, auch der erste, kleine, scheinbar improvisirte Ball, mit welchem sie die hoffähige Jugend zu überraschen gedachte. Der Concertsaal mit der anstoßenden Reihe von kleineren Sälen schwamm in weißem Tageslicht. Es troff von den mächtigen Gaskronen am Plafond, den Candelabern in den Ecken, und im fernen Wintergarten, der die Zimmerreihe beschloß, schossen Lichtfontänen aus riesigen Lilienstengeln, aus Maiblumenglocken von weißem Glas, die sich gleichsam aus der fremdländischen Pflanzenwucht der Boscage emporrangen. Was die hoffähigen Damen an Juwelen aufzubringen vermochten, es lag hingestreut auf Locken, Busen, auf schwerniedersinkendem Atlas und in hochgepuffter Gaze. Und die Seidenpracht rauschte; die flimmernden Fächer schwirrten, und alte wie junge, schöne wie häßliche Lippen flüsterten und kicherten in den Tönen der Medisance, der Schmeichelei, der heimlichen Liebe und des versteckten Neides. Dieses verworrene Geräusch verstummte einen Augenblick vollständig beim Eintritt „der Schönwerther". . . . So sah sie aus, die fast mythenhaft gewordene zweite Frau? So eigenartig stolz und gelassen? So wenig berührt und eingeschüchtert durch die versammelte glänzende Hofgesellschaft? Und was war das nun wieder für eine neue Marotte des Sonderlings, des Phantasten, der sie führte? Er hatte diese Gräfin Trachenberg durch die Scheinehe in ein abscheulich schiefes Licht gebracht; er hatte sie, als schäme er sich ihrer, bisher scheu versteckt; sie war der Gegenstand mitleidiger Spöttereien gerade bei Hofe gewesen, und weil dadurch das Verhältniß nachgerade ein unhaltbares geworden, so befand sich die Bitte um Lösung desselben bereits auf dem Wege nach Rom. Da gab es keinen Zweifel mehr, und gerade da führte er sie bei Hofe auf, mit einer Ostentation, als wollte er sagen: „Seht, so schlecht ist mein Geschmack doch nicht gewesen! Selbst zum Zwecke meiner Komödie habe ich es nicht über mich vermocht, meinen Schönheitssinn ganz zu verleugnen. Seht sie Euch noch einmal an, die Vielbespöttelte, ehe ich sie — heimschicke!" Und die Herren meinten, er sei geradezu toll geworden vor Uebermuth und Eitelkeit; etwas Harmonischeres als diese zwei hohen Gestalten nebeneinander lasse sich nicht denken. Die erste Frau sei stets wie ein Schmetterling vor ihm hergegaukelt, und wenn sie ja einmal um der Etiquette willen ihre Fingerspitzen auf seinen Arm gelegt und ihr schmales Figürchen an ihm in die Höhe gereckt habe, so sei das ein fast lächerlich gezwungener Anblick gewesen. Ehe die zweite Frau noch ihren Weg durch den ungeheuren Saal vollendet, war es bereits festgestellt, daß sie eine Lorelei-Erscheinung und er — ein blinder Narr sei.

Man sah freilich nicht, wie er plötzlich den schönen, weißen Arm fester an sich drückte, als überkomme ihn die Reue, sein junges Weib diesen sie gierig anstarrenden Augen ausgesetzt zu haben; man hörte nicht, daß es zärtliche Worte, Worte einer jäh erwachenden, heftigen Eifersucht waren, die er ihr zuflüsterte; man verstand ihn nicht, als er sie so feierlich betonend mehreren alten Damen als seine Frau vorstellte — es war eine Farce, eine neue Caprice, in der er sich gefiel und bei welcher das arme Opfer an seiner Seite und der ganze Hof wohl oder übel mitwirken mußten — wie immer.

Die einzelnen Töne aus dem Orchester herüber schwiegen plötzlich; die Anwesenden standen wie die Statuen, und sämmtliche Augen richteten sich auf die Seitenthür, durch welche die Herzogin kommen mußte. Die Flügel wurden feierlich zurückgeschlagen, und Serenissima, gefolgt von den beiden kleinen Prinzen und mehreren Damen und Herren, trat in den Saal.

In diesem Augenblicke suchte Liane unwillkürlich Mainau's Gesicht. Eine dunkle Flamme lief ihm bis über die Schläfen, und ein böses Lächeln flog um seinen Mund.

„Ah, in gelber Seide, und Granatblüthen in den Locken!" sagte er leise, ohne den Blick der jungen Frau zu erwidern. „Liane, sieh Dir diese schöne Fürstin genau an! So sah sie aus an dem Ballabende, an welchem sie mir versprach, mein zu werden. Himmlische Reminiscenzen, die sie, wie es scheint, gerade heute aufzufrischen wünscht!"

Die Herzogin sah in der That überraschend schön aus. Das feurige, glänzende Gelb, das um die tief entblößten Schultern wogte, die gluthvollen, ungezwungen aus den schwarzen Locken auf die Stirn fallenden Blumenkelche hoben das blutlose, wachsartige Weiß ihrer Haut in fast dämonischer Wirkung; dazu die geschmeidigen, schlangenhaft weichen Bewegungen, der seltsame, lustathmende Zug um die blaßrothen Lippen, um die leicht bebenden Nasenflügel, das Flammen der großen Augen — Liane mußte unwillkürlich an die Willis denken, die den Gegenstand ihrer Leidenschaft zu Tode tanzen. . . . Wenn er diesem Zauber abermals verfiel? . . . Die junge Frau bebte in sich hinein; sie legte ihre schönen, schlanken Finger enger um seinen Arm und

schmiegte sich so fest an ihn, daß er den unruhigen Schlag ihres Herzens fühlen konnte.

„Raoul!“ flüsterte sie zu ihm hinauf, ihn erinnernd, daß sie da sei. Er fuhr überrascht herum; dieser zärtlich weiche Herzenston von ihren Lippen traf zum ersten Male sein Ohr; zum ersten Male lag ihre ganze Seele unverschleiert in den großen stahlfarbigen Augen, welche die seinigen suchten — angesichts der eintretenden Herzogin, des ganzen Hofes verrieth ihm ein einziger angstzitternder Laut, daß seine Liebe erwidert werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Berg- und Strom-Bezwinger.

Vor wenigen Wochen beging in Wien der österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, nachdem nur sieben Tage vorher der Präsident desselben durch eine neue außerordentliche Leistung in seinem Berufe abermals dargethan, daß er seiner Stellung an der Spitze eines so bedeutenden Vereins vollkommen würdig sei. Die letztere Leistung ist das bereits vielbesprochene und oft abgebildete Eissperrschiff, welches den Wiener Donaucanal vor Vereisung und die Vorstädte Wiens an der Donau vor Ueberschwemmung beschützen soll und das am dreizehnten December vorigen Jahres seiner Bestimmung übergeben worden ist. Da nun derselbe Mann nicht blos wegen seiner Präsidentschaft bei dem genannten Verein, sondern zuerst wegen der von ihm construirten Gebirgslocomotive für die Semmeringbahn, dann als Mitglied der Donauregulirungs-Commission und als Chef-Ingenieur der Wiener Weltausstellung sich längst einen geehrten Namen erworben, so kommen wir gern dem Seitens unserer Leser mehrseitig ausgesprochenen Wunsche entgegen, diesen hervorragenden Meister der Ingenieurkunst, Wilhelm Ritter von Engerth, in Wort und Bild hier darzustellen.

Wilhelm Ritter von Engerth.

Engerth ist nicht vom Glück verhätschelt, sondern vom Schicksale zeitig auf sich selbst angewiesen worden. Ein Preußisch-Schlesier deutscher Abkunft, 1814 in Pleß geboren, widmete er, der frühverwaiste Sohn eines armen Malers, sich der Baukunst, gab aber die bereits erlangte Stellung als Architekt auf, um sich mit ganzer Kraft auf das Maschinenfach zu werfen. Als Professor der Mechanik an dem Wiener Polytechnikum und seit 1844 in gleicher Würde am Joanneum in Graz trat er bald in Beziehungen zu den ersten Capacitäten der Landwirthschaft und Industrie, wurde Vorstand einer Abtheilung des damals eben im Aufblühen begriffenen österreichischen Gewerbevereines und fungirte bei der Weltausstellung in London sowie bei der Münchener deutschen Industrieausstellung als Preisrichter. Auf der Pariser Weltausstellung (1855) zeichnete er sich schon durch seine eigenen Leistungen im Maschinenwesen aus und erhielt die große goldene Ehrenmedaille.

Noch während er die Lehrkanzel beherrschte, wurde sein Rath in Fragen des Eisenbahnwesens häufig begehrt. Als nun Ghiga die Semmeringbahn gebaut hatte, fehlte der zweite und wichtigste Factor, die berganfahrende Locomotive. Man schrieb Concurse aus, aber die Praxis spottete der Theorie; keine der preisgekrönten Constructionen vermochte vollständig zu entsprechen. Da traf mit sicherem Blicke Engerth das Richtige. Durch Vergrößerung der Heizfläche und des Adhäsionsgewichtes löste er das Problem, welches seit Jahren die Maschinen-Ingenieure beschäftigt hatte. Frankreich zuerst bestellte in deutschen Fabriken Locomotiven des Engerth-Systems und bald standen dieselben in der ganzen Eisenbahnwelt in erfolgreicher Verwendung. Engerth's stetige Leistungen als Rathgeber der Regierung in den wichtigsten wissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Fragen, seine Wirksamkeit als General-Director der österreichischen Staatseisenbahn-Gesellschaft, eines Schienencomplexes von nahezu zweihundertfünfzig Meilen, sein fachlicher Einfluß als Vorstand des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines, sein humanes Wirken zur Verbesserung des Looses der Beamten und der Arbeiter sind mehrfach öffentlich besprochen und gewürdigt worden. Auch in der Donauregulirungsfrage (vergleiche Gartenlaube 1870, Seite 378) leistete er Tüchtiges. Von ihm hat man ein meisterhaftes „Exposé“, das namentlich auf Kaiser Franz Joseph, hinsichtlich der sofortigen Ausführung der Donauregulirung in ihrer heutigen Gestalt, bestimmend eingewirkt haben soll.

Engerth's wesentlicher Antheil an der Beplanung und Durchführung der Wiener Weltausstellung ist seiner Zeit von der Tagespresse nach Verdienst gewürdigt worden und es bedarf hier nur der Hinweisung darauf, da uns der Raum dieses Blattes nicht gestattet, seine desfallsige Thätigkeit in's Einzelne zu verfolgen. Dagegen möge noch ein Blick auf seine jüngste, oben bereits erwähnte Leistung geworfen werden. Als es sich nämlich darum handelte, für den Wiener Donaucanal eine Absperrvorrichtung herzustellen, um den Eintritt der Eismassen in denselben abzuhalten und so die eigentliche Ursache der jährlichen Ueberschwemmung eines der bevölkertsten und dem lebhaftesten Verkehre angehörigen Theiles von Wien zu heben, war Retter in der Noth abermals Engerth, und zwar durch das Project des Schwimmthores, welches, wie ebenfalls oben bereits bemerkt, im letzten Winter seine Probe zu bestehen hatte.

Um den Eintritt der Eismassen in den Donaucanal zu verhindern und doch das Durchfließen der normalen Wassermenge zu gestatten, sperrte Engerth den Canal mittelst eines schwimmenden eisernen Schiffes, das er querüber vor der Mündung des Canals unweit Nußdorf aufstellte und an zwei an den Ufern angebrachten

Widerlagsflächen anlegte. Dieses Schiff, von Cockerill in Seraing ausgeführt, wiegt über siebentausend Centner, ist hundertfünfzig Fuß lang, achtzehn Fuß hoch, hat eine größte Breite von dreißig Fuß und einen normalen Tiefgang von vier Fuß. Die Seitenwände desselben sind nicht unten zum Kiel hin geschweift, sondern fallen senkrecht ab, bilden also gleiche Deck- und Bodenflächen. Nach beiden Seiten sich, wie ein Weberschiffchen, verjüngend, kann das Sperrschiff, um durch Tiefersinken den Durchgang des Eises zu verwehren, mittelst Stein- oder Wasserlast, die in's Innere des Schiffes eingelassen und wieder ausgepreßt werden kann, beschwert werden. Ist der Eisandrang vorüber, so wird das Sperrschiff oder Schwimmthor aus seiner Querlage mittelst Winden und Ketten gedreht, so daß es, vom Wasser stromabwärts getrieben, den Canal öffnet und den noch oberhalb desselben anschwimmenden Eismassen den Durchgang gestattet. Ein in der Nähe der Widerlager hergestellter Hafen giebt dann dem Sperrfahrzeuge Schutz bis zum nächsten Winter.

Solche Siege der Technik unserer Tage, welche zur Verminderung menschlicher Leiden und Gefahren beitragen, verdienen Kränze des Dankes von allen Völkern.

Frankreichs schwarzes Cabinet.

Das Auffangen von Correspondenzen und das Erbrechen von der Post anvertrauten Papieren war eine Ueberlieferung des alten Regimes, die schon unter Ludwig dem Elften bestand. Dieser hatte überhaupt den Grundsatz aufgestellt, daß die königlichen Couriere nur solche Briefe befördern dürften, welche die Behörde vorher durchgelesen hätte, um sich zu überzeugen, daß dieselben nichts enthielten, was der Regierung Nachtheil bringen könne. Von einem Monarchen seines Schlages darf das nicht Wunder nehmen.

Als der Cardinal Richelieu den Postendienst, der bis dahin den Universitätsboten reservirt war, den königlichen Courieren zuwandte, hatte er einen Hintergedanken, welcher den Ausspruch Montesquieu's erklärt: „Die Conspirationen im Staate sind schwieriger geworden, weil seit der Einrichtung der Posten die Privatgeheimnisse ein öffentliches Geheimniß geworden sind." Der fromme Cardinal nannte das Oeffnen der Briefe ganz einfach „Das Ausweichen des Siegellacks".

Ludwig der Vierzehnte vervollkommnete das Werk Richelieu's, indem er ein politisches Polizeibureau errichtete, das speciell mit der Ueberwachung der Correspondenzen betraut war. Er nannte dasselbe „das geheime Cabinet der Posten", woraus sich später die Bezeichnung „schwarzes Cabinet", „cabinet noir", bildete, welche Benennung sich seit jener Zeit bis auf unsere Tage erhalten hat. Man versteht darunter das in despotisch regierten Staaten mit der Postverwaltung in Verbindung stehende, zu dem Zwecke errichtete Cabinet, durch Erbrechen und geschickte Wiederverschließung der Briefe der Regierung Einblicke in die Geheimnisse der Privatcorrespondenz zu eröffnen. Ludwig's des Vierzehnten berüchtigter Minister Louvois war die Seele des geheimen Spionir- und Brieferbrechungssystems. Die verschiedenen Abtheilungen des „geheimen Cabinets der Posten" gingen erblich auf die Glieder derselben Familie über, welche eigens für dieses saubere Geschäft erzogen wurden. Diese geheimen Beamten waren ebenso verschwiegen, wie geschickt. Sobald eine politische Persönlichkeit ihrer Controle unterworfen war, nahmen sie einen Abdruck ihres Siegels, erbrachen und verschlossen deren Briefe mit einer solchen Gewandtheit, daß der betrügerische Verrath selbst nicht geahnt werden konnte. Mit diesem einfachen Mittel spionirte die bourbonische Monarchie nicht nur Frankreich, sondern auch ganz Europa aus. Sie durchbrach alle Mauern und drang bis unter die Dächer; sie durchforschte die stolzesten Paläste wie die elendesten Hütten. Sie entdeckte Alles, geheime Pläne, Complote und diplomatische Intriguen. Prinzen von Geblüt, die höchsten Würdenträger des Staates, Gesandte, Hohe und Geringe unterlagen der Controle des cabinet noir. Das „Ochsenauge" im „schwarzen Cabinet" spähete nach der ganzen Welt aus.

Ludwig der Fünfzehnte amüsirte sich mit dieser ungeheuren Spionage. Unter ihm hatte dasselbe jedoch mehr den Zweck, den Schleier vom Privatleben zu ziehen, und ist nicht mit jener politischen Agentur zu verwechseln, deren Zweck die Enthüllung diplomatischer Mysterien war, und als deren Directoren Prinz Conti und Graf Broglie functionirten. Eine Kammerfrau der Marquise Pompadour, Madame du Hausset, erzählt darüber Folgendes in ihren Memoiren: „Der König ließ dem Herzog von Choiseul das Geheimniß der Post, das heißt, den Auszug aus den geöffneten Briefen mittheilen, eine Gunst, deren der Herzog von Argenson, sein Vorgänger im Ministerium, sich niemals erfreut hatte. Choiseul mißbrauchte aber die Bevorzugung und amüsirte seine Freunde durch die Erzählung von launigen Geschichten und Liebesintriguen, die er auf diesem Wege erfahren. Ein halbes Dutzend Beamte im Hôtel der Post nahmen von den Briefen, deren Eröffnung ihnen anbefohlen war, einen Abdruck des Petschafts mit einer Quecksilberkugel, legten das Siegel über einen Becher mit warmem Wasser, bis das Wachs schmolz, öffneten den Brief dann, machten den Auszug und schlossen ihn wieder. Mit den Auszügen kam der Intendant alle Sonntage zum Immediat-Vortrage, ganz wie ein wirklicher Minister." Madame du Hausset hat hier Wahres mit Falschem gemengt; der Wasserdampf kann nicht Harz, sondern höchstens Oblaten auflösen, und was das Quecksilber anlangt, so ist eine Mischung aus Quecksilber und Silber gemeint, die sehr geschmeidig ist, schnell hart wird und einen Druck so klar wieder giebt, daß sie ganz gut als Petschaft gebraucht werden kann. Seither hat die Entdeckung neuer Metalle diesem letzteren Theile des Geschäfts eine große Ausbildung gegeben, und Chemiker ersten Ranges haben es unter der Restauration, wo überhaupt das „schwarze Cabinet" in der höchsten Blüthe stand, nicht verschmäht, die Kunst der „Siegelerweichung" zu einer so hohen Vollendung zu bringen, daß dadurch auch der Mißtrauischste getäuscht werden kann.

Ludwig der Sechszehnte wollte in seiner Ehrenhaftigkeit dem Scandale, der den beliebtesten Zeitvertreib seines Vorgängers gebildet hatte, ein Ende machen und erklärte in einem Decrete vom 18. August 1775 „die geheime Correspondenz der Bürger für ein Heiligthum, das sich den Blicken der Gerichte wie der Privatpersonen entziehen müsse".

Allein man wußte den schwachen König sehr bald zu überreden, daß die Staatsklugheit die Wahrung des Briefgeheimnisses nicht gestatte, und bald war das schwarze Cabinet wieder so thätig wie zuvor. In den Cahiers, welche die Wähler ihren Repräsentanten für die Generalstände 1789 mitgaben, spielte das stürmische Verlangen nach Beseitigung der Beschwerden über Verletzung des Briefgeheimnisses und nach strenger Bestrafung jedes Postbeamten, der sich dazu hergebe, Briefe zu öffnen, eine Hauptrolle. Allein schon in der Sitzung vom 25. Juli 1789 hatte Robespierre, der bekanntlich seine Ansicht wechselte, wie es ihm paßte, Mirabeau entgegnet: „Gewiß sind die Briefe unverletzlich; aber wenn eine ganze Nation in Gefahr schwebt, wenn man sich gegen ihre Freiheit verschwört, dann wird, was sonst ein Verbrechen ist, zur lobenswerthen Handlung. Schonung der Verschwörer ist Verrath am Volke."

Am 8. Juli 1790 strich die Nationalversammlung auf Biron's Bericht die Fonds für die Spionirdienste des schwarzen Cabinets, und am 22. August ward beschlossen, daß die Administratoren und Beamten der Post in die Hände der Richter den feierlichen Eid abzulegen hätten, für die gesammte Correspondenz des Königreichs die dem Briefgeheimnisse schuldige Achtung zu bewahren und durch alle in ihrer Macht befindlichen Mittel zur Geltung zu bringen. Trotzdem wurden fast um dieselbe Zeit, in welcher die Emigranten allseitig gegen die Nation conspirirten, die Depeschen des Grafen von Artois an Herrn von Castelnau, den französischen Minister zu Genf, confiscirt. Ein Deputirter der Constituante verlangte, daß alle seit dem Beginne der Unruhen in Paris aufgefangenen Briefe in einem sichern Depot zu verwahren seien, um der Nationalversammlung vorgelegt zu werden, wenn diese es passend finden werde; aber Mirabeau erhob sich gegen den Antrag.

„Paßt es für ein Volk, das frei werden will," ruft er in die Nationalversammlung hinein, „Maximen und Proceduren

von der Tyrannei zu entlehnen? Kann es einem Volke passend erscheinen, die Moral zu verletzen, nachdem es so lange ein Opfer Jener war, welche sie verletzten? Was werden wir durch die schmähliche Briefinquisition erfahren? Elende und schmutzige Intriguen, scandalöse Umtriebe, verächtliche Frivolitäten. Wie, das letzte Asyl der Freiheit sollte von Jenen selbst verletzt werden, welche die Nation zur Wahrung ihrer Rechte abgeordnet hat? Die geheimsten Seelenmittheilungen, die geheimsten Geistesconjecturen, die Ausbrüche eines grundlosen Zornes, die oft im nächsten Momente berichtigten Irrthümer sollten als Zeugniß gegen Parteien verwendet werden dürfen? Der Bürger, der Freund, der Vater und Sohn würden so, ohne es zu wissen, zu gegenseitigen Richtern werden. Sie könnten gelegentlich Einer den Andern verrathen. Und die Nationalversammlung sollte zur Basis ihrer Urtheilserkenntnisse zweideutige Mittheilungen machen, die sie sich nur auf dem Wege des Verbrechens verschaffen konnte?“

Mirabeau weist mit der Beredsamkeit eines empörten Geistes einen Antrag zurück, welcher die Versammlung entehren würde, und diese geht unter Beifallsrufen zur Tagesordnung über. Sie thut noch mehr: sie wandelt den von Mirabeau ausgesprochenen hochherzigen Grundsatz in ein Gesetz um, und schon am 14. August 1790 proclamirt sie die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Am 26. August decretirt sie, daß fortan „die Postverwalter und Beamten den Eid zu leisten hätten, das Briefgeheimniß unverbrüchlich zu bewahren und alle Verletzungen, die zu ihrer Kenntniß kämen, sofort anzuzeigen“. Gleichzeitig verhängt sie gegen die Zuwiderhandelnden strenge Strafen, als Geld-, Freiheitsstrafen und Verlust der bürgerlichen Rechte ꝛc. Nach der Varenner Flucht wurden die Bedenken der Versammlung auf eine entscheidende Probe gestellt. Zwei an den König adressirte Briefe waren in den Tuilerien aufgefangen worden. Diese beiden Briefe konnten werthvolle Aufschlüsse über die Absichten, Beziehungen und etwaigen sträflichen Unternehmungen Ludwig's des Sechszehnten geben. Sie waren außerdem erbrochen. Allein die Versammlung weigerte sich, von deren Inhalt Kenntniß zu nehmen, und verfügte, daß diese Briefe wieder versiegelt und dann dem Adressaten zugestellt werden sollten. So scheiterte das Uebermaß des Verraths an der anerkennungswerthen Ehrenhaftigkeit der Versammlung.

Derselbe Robespierre, der 1789 noch für Verletzung des Briefgeheimnisses eingetreten war, hatte am 28. Januar 1791, als es sich um gewisse Correspondenzen, welche der Nationalversammlung zur Prüfung unterbreitet waren, handelte, entrüstet ausgerufen: „Wie ist man zur Kenntniß dieser Schriften gegen die Nationalversammlung gelangt? Man hat also das Briefgeheimniß verletzt. Das ist ein Attentat gegen die öffentliche Sittlichkeit.“ Daß später das Sicherheitscomité solche freisinnige Auffassung wieder dementirte, versteht sich von selbst. Nach dem 9. Thermidor wollte der Convent von der Staatsraison zur Ehrlichkeit zurückkehren und beschloß am 9. December 1794: „Das Briefgeheimniß darf im Innern der Republik nicht verletzt werden, und die über die Verwaltung der Posten gemachten Bemerkungen werden dem Transportcomité zugewiesen.“

Indessen die Sittenlosigkeit der Thermidorianer, die Geriebenheit und Käuflichkeit ihrer Polizei ist wohl zu bekannt, als daß jener Resolution in der Praxis große Bedeutung beizulegen wäre. Daß das schwarze Cabinet unter dem Consulate und unter dem ersten Kaiserreiche wieder arbeitete, unterliegt wohl keinem Zweifel. Napoleon der Erste nahm die von Ludwig dem Vierzehnten eingeweihte Briefinquisition wieder auf. Der Despotismus griff wieder zu seinem finstern Geschäfte. Der Gedanke, gleichviel in welcher Form er auftrat, ob gedruckt oder handschriftlich, war der polizeilichen Ueberwachung unterworfen.

Die Präfecten konnten alle ihnen verdächtig scheinenden Briefschaften auf der Post in Beschlag nehmen lassen. Die seltsamsten und interessantesten, die amüsantesten und ernstesten wurden dem Herrn und Meister rapportirt. Als Verbannter freilich war Napoleon anderer Ueberzeugung geworden. Auf Sanct Helena sprach er sich dahin aus, daß das Cabinet noir eine schlechte Institution sei, die mehr Uebles anrichte, als Gutes stifte. — „Ich benutzte das schwarze Cabinet,“ äußerte er sich öfter, „hauptsächlich um die geheime Correspondenz meiner Kämmerlinge, meiner Minister, meiner Großofficiere, Berthier's, selbst Duroc's kennen zu lernen.“ Uebrigens mißbilligte der Kaiser die Einrichtung des schwarzen Cabinets nicht, weil es unsittlich, sondern weil es unwirksam sei. Er beklagte sich darüber, daß seine gefährlichsten Feinde dieser Spionage entronnen seien, und sagte mit einem Seufzer das unerhörte Wort: „Es gab einen meiner Minister, von dem ich nie einen Brief auffangen konnte.“

Las Cases meldet über das schwarze Cabinet unter dem Kaiser Napoleon dem Ersten: „Sobald Jemand auf dieser wichtigen Ueberwachungsliste eingetragen war, ließ das Bureau sofort seine Wappen und seine Siegel graviren, so daß seine Briefe nach erfolgter Durchlesung und Wiederverschluß ruhig und ohne das leiseste Merkmal an ihre Adresse befördert werden konnten. Die Kosten des Bureaus beliefen sich auf sechshunderttausend Franken. Die Correspondenz von Privatleuten hielt der Kaiser eher für schädlich als für nützlich.“

Selbst ein Mensch wie der Polizeiminister Savary, der Vollstrecker so vieler geheimen Missionen, z. B. der gegen den Herzog von Enghien, verdammt vom Nützlichkeitsstandpunkte aus das schwarze Cabinet in den entschiedensten Ausdrücken. „Mehr als einmal hat man sich gerade dieses Mittels bedient, durch das der Chef des Staates die ungefälschte Wahrheit zu erfahren hofft, um wohlpräparirte Lüge bis unmittelbar zu ihm dringen zu lassen,“ schreibt Savary. „Mit Hülfe dieser Einrichtung kann ein Individuum einer beabsichtigten Denunciation doppelte Wahrscheinlichkeit verleihen; es braucht nur einen Brief auf die Post zu geben, welcher geeignet ist, die Meinung, um deren Verbreitung es sich handelt, zu unterstützen. Der ehrenwertheste Mann kann so durch einen Brief compromittirt werden, den er nie zu lesen bekommt und den er auch nicht verstehen würde. Ich spreche aus Erfahrung,“ fügt er hinzu.

Desgleichen erklärt Bourienne die offenbare Ungnade, die während des ganzen Empire auf General Kellermann lastete, in nachstehender Manier: „Der General-Postdirector Delaforest arbeitete oft mit dem ersten Consul, und man weiß wohl, was das heißen will, wenn ein General-Postdirector mit dem Staatsoberhaupte arbeitet. In einer dieser Sitzungen nun las Napoleon einen Brief Kellermann's an Lasalle, worin es hieß: ‚Glaubst Du, mein Freund, daß Bonaparte mich nicht einmal zum Divisions-General gemacht hat — mich, der ich ihm die Krone auf's Haupt gedrückt habe?‘ (Anspielung auf die Schlacht bei Marengo.) Der Brief ging an seine Adresse ab; Bonaparte aber hat den Inhalt des Briefes dem General Kellermann nie vergessen.“

Die Bourbonen behielten das von Napoleon dem Ersten wieder eingeführte Cabinet noir bei. Es ward wie bisher mit sechshunderttausend Franken aus den geheimen Fonds des Auswärtigen Amtes erhalten und von zweiundzwanzig Beamten verwaltet, unter denen sich sehr vornehme Personen befanden.

Bei dem Sturze Villèle's (1828), der den Polizei-Präfecten Delevau mitriß, erklärte das neue Ministerium officiell, „das schwarze Cabinet existire nicht mehr in der Postverwaltung“, eine Zweideutigkeit oder besser eine Lüge; denn man hatte es einfach verlegt. Nach der Julirevolution hatte man keine Mühe, es aufzufinden oder den Beweis zu führen, daß es bis zum letzten Augenblicke functionirt hatte. Der Name eines Beamten, den man damals entdeckte, gab zu einem berühmten Processe Veranlassung.

Eine junge Dame aus bester Familie hatte 1821 einen sehr hohen Postbeamten, eine einflußreiche, direct mit den Tuilerien in Verbindung stehende Persönlichkeit geheirathet. Der Gemahl mußte fast jeden Abend auf seinem Bureau sein, oft einen großen Theil der Nacht daselbst zubringen. Die Julirevolution klärte das Räthsel auf: der Biedermann war einer der Vorsteher des „schwarzen Cabinets“. Empört über diese Ehrlosigkeit, klagte die Frau auf Trennung ihrer Ehe vor dem Seine-Tribunal. Sie verlor indessen ihren Proceß, obgleich derselbe von einem der talentvollsten Advocaten geführt wurde; aber die öffentliche Meinung gab ihr Recht und nie hat sie der Mann wiedergesehen, der sie um eines sehr hohen Gehaltes willen mit in seine Schande hinabgerissen.

Selbst der Bürgerkönig Ludwig Philipp unterhielt diese Briefspionage, und noch im Jahre 1847 waren hierfür unter dem Titel „Pensionen für Beamte des ehemaligen schwarzen

Cabinets" auf die geheimen Fonds des auswärtigen Amtes fünfundsechszigtausend Franken angewiesen.

Unter der Regierung Ludwig Philipp's und zwar unter dem Ministerium Guizot im Jahre 1847 ereignete es sich, daß dem schwedischen Gesandten in dem Couverte seiner Regierung die für den preußischen Gesandten bestimmten Depeschen übergeben wurden, während der preußische die Depeschen des schwedischen Gesandten erhielt. Die Dunkelmänner des schwarzen Cabinets hatten die Depeschen der beiden Regierungen einfach verwechselt. Correspondenzen, welche auf der Post mit Beschlag belegt waren und für die Anklageacten benutzt wurden, spielten in politischen Processen mehrmals eine Rolle. Indessen scheint unter Ludwig Philipp's Regierung die Verletzung des Briefgeheimnisses mehr eine Waffe gewesen zu sein, deren man sich ausnahmsweise in gefährlichen Momenten bediente, als eine permanente Instruction; wenigstens hat die Februar-Revolution keine Aufschlüsse zu Tage gefördert, welche das letztere bewiesen.

Nach dem Staatsstreiche gelangte man zur napoleonischen Tradition zurück, und namentlich die Briefe der Verbannten oder nach dem Auslande Entflohenen wurden regelmäßig erbrochen. „Was gilt," so schreibt ein von Napoleon's des Dritten Regierung Verbannter, „die Verletzung des Briefgeheimnisses für eine Regierung, die so Vieles verletzt hatte! Ein frecher Einbruch mehr oder weniger, was liegt daran? Wenn man eine Constitution zerrissen, die Thüren einer Nationalversammlung erbrochen, bei Nacht die Volksvertreter aus ihren Betten ausgehoben, mit Kanonenschüssen die Häuser eines Boulevards in Grund und Boden geschossen, Paris mit Blut besudelt, die Provinzen ausgeplündert hat, sollte man da ein Bedenken haben, einen Briefumschlag zu entsiegeln? Soll man fürchten gegen Leute indiscret zu sein, die man mit Kartätschen niedergemetzelt hat? Man wird von der Regierung zu Grunde gerichtet, deportirt, ausgetrieben, des Daches, der Familie, der Heimath, des Vermögens, des Glückes beraubt, und diese Regierung sollte ein Bedenken haben, die geheiligte Völkercorrespondenz zu unterschlagen?"

Die ehrlichen Briefträger jenseits des Canals waren anfangs ob des scandalösen Vorgehens der kaiserlichen Post äußerst entrüstet; allmählich gewöhnten sie sich aber daran. Dieser briefliche Verkehr hat allerdings Jahre hindurch gewährt, und Jahre lang hat die bonapartistische Polizei die intimsten Geheimnisse des Privatlebens der Verbannten ausspionirt. Auf Grund eines Beschlusses des Cassationshofes vom 21. November 1853, in dem es hieß, daß „die Correspondenzen, durch welche Attentate gegen den öffentlichen Frieden, gegen das Eigenthum und gegen die Sicherheit der Bürger angezettelt und begangen werden, nicht in die Classe derjenigen gehören, die durch das Gesetz geschützt werden müssen," hat die bonapartistische Partei nicht abgelassen, die an die Verbannten adressirten und von diesen geschriebenen Briefe einer geheimen Auslese zu unterwerfen. Und dürfte man sich deshalb wundern, daß seiner Zeit der Briefwechsel des nach Belgien geflüchteten Herausgebers der „Laterne" ganz besonders die Neugierde der französischen Regierung erregte? Der künftige Seinedeputirte sagte damals ganz witzig, das sicherste Mittel, eine Petition an Herrn Vandal gelangen zu lassen, wäre, diese an Heinrich Rochefort zu adressiren. Der Generalpostdirector Vandal wurde von seinem Eifer so weit getrieben, daß er durch ein besonderes Circular anordnete, die unter den Behörden Frankreichs vorkommenden Correspondenzen zu controliren, da er auf einen Brief des Grafen Chambord fahndete. Zum Spott wurde dieser Eifer „Vandalismus" genannt.

Vandal, in Folge dieses Circulairs in der Presse heftig angegriffen, suchte in einer Vertheidigungsschrift Etienne Arago, welcher 1848 Postdirector war, zu beschuldigen, indem er behauptete, daß dieser im Interesse des Fiscus ähnliche Maßregeln getroffen hätte. Arago entgegnete dem General-Postdirector, er möge nur das zu jener Zeit erlassene Circulair veröffentlichen, woraus zur Genüge hervorgehen würde, daß nur die Karten oder sonstige portopflichtige Gegenstände enthaltenden Briefe nicht an die Adressaten bestellt, sondern in deren Gegenwart geöffnet worden seien. Den Beamten sei übrigens auf's Strengste untersagt gewesen, derartige geöffnete Briefe zu lesen. Es dürfte sonach schwer sein, irgend eine Verwandtschaft zwischen dem Circulair Arago's und dem des Vandal anzunehmen. Nichtsdestoweniger versuchte Rouher, wenngleich vergeblich, Vandal als gerechtfertigt hinzustellen; er behielt ihn auch trotz seines Entlassungsgesuches als General-Postdirector, und es verblieb im Bereiche der Postverwaltung beim Alten. Das Publicum wurde indessen durch diese Vorkommnisse vorsichtiger.

Uebrigens war das Circulair Vandal's, welches so großes Aufsehen verursachte, nicht das erste; Vandal hatte deren vielmehr fünfzehn an die Postdirectionen erlassen. Man hatte eine peinliche Untersuchung unter den Beamten angestellt, um zu ermitteln, auf welche Weise Vandal's geheimes Circulair in die Oeffentlichkeit gelangt sei, und dies geschah so auffallend, daß die Presse, der das Verfahren nicht verborgen blieb, die Vandal'sche Inquisition derartig geißelte, daß von jeder weiteren Untersuchung Abstand genommen werden mußte.

Man muß übrigens anführen, daß das schwarze Cabinet Napoleon's des Dritten am wenigsten geheimnißvoll bei dem Oeffnen der Briefe zu Werke ging. Vandal beging somit ein großes Unrecht, dies in seiner Vertheidigung nicht anzuführen; vielleicht wäre es ihm gelungen, den Glauben an das Vorhandensein eines schwarzen Cabinets wenigstens unter dem leichtgläubigsten Theile der Franzosen zu zerstreuen. Und in der That hatten schon Personen das Vorhandensein des schwarzen Cabinets bezweifelt, wie aus einem Artikel Ducamp's hervorgeht, an dessen Schlusse es wörtlich heißt: „Giebt es in der jetzigen Zeit noch ein Cabinet noir?" Ducamp antwortet mit „Nein", Montaigne sagt, er wisse es nicht, und Rabelais „vielleicht". Es ist uns ein Leichtes, durch eine Reihe von Thatsachen zu verbürgen, daß unter Louis Napoleon das schwarze Cabinet in vollster Blüthe stand.

Der Gesandte des Kurfürsten von Hessen bediente sich des schwarzen Cabinets, um der französischen Regierung gewisse Nachrichten, welche er schicklicherweise derselben nicht wohl mittheilen konnte, zur Kenntniß zu bringen, indem er an seine Regierung eine Depesche des Inhalts richtete, daß er Dieses oder Jenes nicht thun dürfe. Diese Depesche übergab er der Post zur Beförderung. Da nun die Späheraugen des schwarzen Cabinets am allerwenigsten diplomatische Correspondenzen und Actenstücke verschonten, so kam der Inhalt selbstverständlich sofort zur Kenntniß der französischen Regierung. Während er dieses einfache Mittel anwandte, die französische Regierung irre zu leiten, ließ er die wirklich geheimen Nachrichten von anderen deutschen Courieren über die Grenze bringen.

Im Jahre 1865 empfing Baron Rothschild in Paris per Telegraph von seinem Londoner Hause die Nachricht, daß ein mit Wechseln beladener Brief an seine Adresse per Post abgesandt worden sei. Die Post kam an, aber nicht der Brief für den Banquier der Rue Lafitte. Baron von Rothschild sandte einen seiner Vertrauten zu dem General-Postdirector Vandal, nach dem Verbleib des avisirten Briefes zu recherchiren. Vandal entgegnete, es sei kein derartiger Brief von London eingetroffen. Der Secretair Rothschild's zeigte das von London gekommene, das Eintreffen des Briefes anzeigende Telegramm und drohte, wegen des eigenthümlichen Verfahrens bei der britischen Regierung Beschwerde zu führen. Dies wirkte. Vandal begab sich in ein angrenzendes Gemach und kehrte in wenigen Minuten mit dem erwähnten Briefe zurück.

Eine nach Napoleon's Sturz aufgefundene, mit Randbemerkungen Napoleon's versehene Note lautet wörtlich: „Die Briefträger Henocq, Decisy, Basson, Houdé, Thibault, welche die Straßen Varennes, Celle, Chasse, St. Nicolas, d'Antin, Caumartin, die Chaussee d'Antin bedienen, sind für Geld der geheimen Polizei im Ministerium des Innern gewonnen, die von Saintomer geleitet wird. Ihr Dienst besteht darin, die Correspondenz der ihnen bezeichneten Personen abzuliefern. Sie werden dabei von Thürhütern unterstützt, die ebenfalls für die Einrichtung gewonnen sind. Sie treten bei der Briefvertheilung in die Loge dieser Thürhüter, geben dort ihre etwaigen Briefe ab und holen sie bei der nächsten Vertheilung wieder. Auf diese Weise entgehen sie dem Verdachte; denn sie können ja zu dem Thürhüter zu kommen haben, um Briefe für die Bewohner des betreffenden Hauses zu bestellen."

Das Laster hatte unter Louis Napoleon sogar die Hülle abgestreift und liegt in seiner ganzen Nacktheit vor unseren Augen. Jeder Präfect und der Polizeipräfect von Paris hatten,

nach dem schon erwähnten Beschlusse vom 21. November 1853 das Recht, sich von der Post durch einen gewöhnlichen Commissar, dem sie ein Mandat für den speciellen Fall mitgaben, die Correspondenz an ein näher bezeichnetes Individuum ausliefern zu lassen. Erhielt die Post die Briefe später zurück, so wurden sie vor der Absendung an die Adresse mit einem Stempel versehen: „Geöffnet auf Befehl der Justiz.“ Was die Justiz mit dieser Procedur zu thun hatte, bleibt dabei freilich ebenso ein Räthsel, wie auf welche Art der Cassationshof sein Verdict mit Artikel 187 des Strafcodex in Einklang brachte, worin „jeder Beamte oder Agent der Regierung oder Postverwaltung, der bei Unterschlagung und Erbrechung von Briefen hülfreiche Hand leistet, mit sechszehn bis fünfhundert Frcs. Geldstrafe, mit Gefängniß von drei Monaten bis zu fünf Jahren und mit Entziehung der Fähigkeit, ein Amt zu bekleiden, auf fünf bis zehn Jahre“ bedroht wird.

Daß neben dieser brutalen Maßregelung des Briefgeheimnisses übrigens noch außerdem das schwarze Cabinet arbeitete, haben wir schon bewiesen. Man bediente sich desselben hauptsächlich in den Fällen, in denen man die Oeffentlichkeit scheute oder erst allmählich den Urhebern mißliebiger Mittheilungen in der auswärtigen Presse auf die Spur kommen wollte. Die meisten Berichterstatter ausländischer Blätter wußten ein Lied davon zu singen.

Ebenso ist die Thatsache bekannt, daß das schwarze Cabinet ganz vorzüglich in Thätigkeit war, wenn die Legitimisten nach Frohsdorf oder die Orleanisten nach Claremont wallfahrteten. Die beliebteste Methode der Brieferbrechung war, wie wir schon angedeutet, das Aufschneiden einer Seite des Converts mit einem Rasirmesser. Nachdem der durchgelesene Brief wieder in das Couvert gesteckt war, wurde die aufgeschnittene Seite mit einer aufgelösten Papiermasse bestrichen, welche schnell trocknet und nicht die leiseste Spur des Verbrechens zurückläßt.

Nun, das kaiserliche Gebäude ist in Trümmer gelegt; das schwarze Cabinet aber glaubte selbst der große Republikaner Gambetta nicht entbehren zu können. Derselbe hatte während des deutsch-französischen Krieges ein schwarzes Cabinet in Tours errichtet. Demselben stand ein „Prévôt Civil“ vor. Das Document, worin derselbe zur Verletzung des Briefgeheimnisses ermächtigt wurde, lautet: „Kriegsministerium. Herr Dutré, der der Residenz der Regierung attachirte Prévôt Civil, ist ermächtigt, auf der Post die Auslieferung aller Briefe zu requiriren, deren Adresse er angiebt. Tours, 17. November 1870. Der Minister des Innern und des Krieges.“

Daß sich auch die Commune des schwarzen Cabinets bediente, auch dafür haben sich in Paris nach ihrer Niederwerfung die Beweise vorgefunden. Im Posthôtel wurde das Geschäft in großartigem Maßstabe, gerade wie unter dem zweiten Empire, betrieben. Ja, bei der Mehrzahl der Briefe gaben sich ihre Beamten nicht einmal die Mühe, sie wieder zu verschließen; man warf sie einfach zu Hunderten und Tausenden in's Feuer.

Der zunehmenden Immoralität der französischen Regierung des zweiten Kaiserreichs gegenüber blieb den Regierten nur der Eine Trost, daß die riesigen Proportionen, in denen der Briefverkehr zunahm, am Ende den Kunststücken das Cabinet noir und der geheimen Polizei in Bezug auf Schändung des Briefgeheimnisses eine Grenze ziehen müßten. Da die Post von Frankreich schon unter Louis Napoleon jährlich über siebenhundert Millionen Stück Briefe beförderte, so stand die Spionage zuletzt rathlos vor einer physischen Unmöglichkeit; sie würde selbst nicht mehr Kenntniß von dem Inhalte der Briefe nehmen können, wenn dieselben, wie unter Ludwig dem Elften, offen zur Post gegeben werden müßten.

E. K.

Eine Sitzung des Reichstages.

Die beiden Berliner „Häuser“. — Die Räume des Sitzungssaals im Reichstagsgebäude. — Delbrück. — Forckenbeck. — Schulze-Delitzsch. — Löwe-Calbe. — Franz Duncker. — Kirchmann. — Ziegler. — Moritz Wiggers. — Hoverbeck. — Eugen Richter. — Albert Traeger. — Die Socialisten. — Die Nationalliberalen. — Lasker. — v. Treitschke. — Bamberger. — Das schwarze Centrum. Windthorst, Mallinckrodt, Majunke und die übrigen Mitglieder des Centrums. — Professor Ewald und die Elsässer. — Die Rechte. — Die Debatte um die Militärvorlage.

Wenn wir in Berlin durch die Leipziger Straße gehen, so bemerken wir in der Nähe des Kriegsministeriums zwei große Gebäude, denen man trotz ihres stattlichen Aeußeren schwerlich ihre hohe Bestimmung ansieht. Das eine dieser Häuser war einst im Besitze der mit Geist und Glücksgütern so reich gesegneten Familie Mendelssohn. In denselben Räumen, worin einst der geniale Felix seine ersten Compositionen vor einem auserlesenen Familienkreise aufgeführt, wo die Elite der Berliner Gesellschaft, Männer wie Zelter, Alexander von Humboldt und der junge Heine, Frauen wie Rahel, Bettina und die schöne Herz, verkehrt hat, hält jetzt das preußische Herrenhaus seine Sitzungen und statt der musikalen Harmonien, statt der Ouverturen zum „Sommernachtstraum“ und zu den „Hebriden“, statt der geistreichen, humanen Gespräche über Kunst und Literatur hört man jetzt die oft verletzenden Dissonanzen der politischen Debatte und die nichts weniger als humanen Reden des Herrn von Kleist und des Grafen Brühl. Weit bedeutender ist das daran stoßende Haus, worin sich noch vor Kurzem die königliche Porcellan-Manufactur befand, da in demselben gegenwärtig der deutsche Reichstag provisorisch sich niedergelassen hat, nachdem durch einen nothwendigen Umbau ein der hohen Würde der Versammlung einigermaßen entsprechender Sitzungssaal hergestellt worden ist.

Erst wenn wir, mit der nöthigen Eintrittskarte versehen, durch das hohe Portal in das Innere treten, wo uns der Portier und Constabler empfangen und die in den Gängen aufgestellten Diener uns zurecht weisen, erkennen wir die öffentliche Bedeutung des Hauses, das sich äußerlich wenig oder gar nicht von der Wohnung eines reichen und angesehenen Privatmannes unterscheidet. Wir steigen zunächst einige Treppen zu der bereits mit Zuhörern überfüllten Tribüne empor, von der aus wir den noch leeren Sitzungssaal mit Bequemlichkeit übersehen können. Derselbe ist höchst einfach, aber mit Geschmack decorirt. Die Wände sind dunkelblau, ohne allen Schmuck, außer einer großen schwarz-weiß-rothen Fahne mit in Gold gestickter Inschrift, einem Geschenk der deutschen Frauen in Amerika, und einer gerade dem Präsidentenstuhle gegenüber befindlichen Uhr. Für Beleuchtung und Ventilation ist hinlänglich gesorgt, weniger für die Akustik, welche vieles zu wünschen übrig läßt.

In der Mitte der durch einige Thüren mit den verschiedenen Bureaus verbundenen Hauptseite erhebt sich der erhöhte Präsidentenstuhl mit den Sitzen der Schriftführer; vor demselben sehen wir die Redner-Tribüne und die Tische der Referenten und Stenographen, woran sich die Bänke für die Vertreter des Bundesrathes anschließen. An ihrer Spitze sitzt gewöhnlich Bismarck's rechte Hand, Herr Dr. Delbrück, einer der bedeutendsten Regierungsmänner, ein organisatorisches Talent ersten Ranges und auch ein sachgemäßer Redner, der den Reichskanzler in allen wichtigen Verhandlungen zu vertreten pflegt, wenn dieser am Erscheinen verhindert ist. Rings um den Saal ziehen sich von drei Seiten die Tribünen für die Zuhörer, welche jedoch nur selten ausreichen, die königliche und Diplomaten-Loge, die Tribüne der Abgeordneten und der Journalisten, in der die Vertreter der Presse den Verhandlungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgen und dieselben mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und möglichster Genauigkeit wiedergeben, was nur durch die ausgezeichnete Organisation und Theilung der Arbeit möglich ist. Als Vertrauensmann der Presse fungirt Herr Moritz Gumbinner, der besondere Reichstags-Correspondent der Kölner Zeitung, neben welchem Herr Oldenberg, der Herausgeber der lithographirten Reichstags-Correspondenz, als einer unserer geistreichsten Journalisten vorzugsweise unsere Beachtung verdient.

Nach und nach erscheinen einzelne Abgeordnete in dem leeren Saale, während die Mehrzahl noch in den Gängen und in der großen, mit sinnigen Sprüchen gezierten Halle in eifrigem Gespräche auf- und niedergeht oder in der anstoßenden Restauration behaglich frühstückt, um sich für das schwere Werk zu stärken. Hier findet man die Mitglieder aller Parteien, die sich feindlich

gegenüberstehen, jetzt friedlich an demselben Tische, wo Centrums- und Fortschrittsmänner, Nationalliberale und Conservative die bekannte, gemüthliche Fraction Müller oder Rubin bilden, welche ihren Namen keinem berühmten Führer, sondern dem jedesmaligen Wirth der Restauration verdankt. Hier werden auch die Neuigkeiten des Tages harmlos erzählt, gute und schlechte Witze gerissen, aber auch manche ernste und bedeutende Worte gesprochen. Zur bestimmten Stunde erscheint der Präsident des Reichstags in Begleitung der Schriftführer, welche seinen Generalstab bilden. Herr von Forckenbeck, der statt des Jubiläums-Präsidenten Simson augenblicklich diese hohe Würde bekleidet, ist eine allgemein beliebte, von allen Parteien hochgeachtete und auch den maßgebenden Kreisen angenehme Persönlichkeit, ein angehender Fünfziger, mit intelligenten, freundlichernsten Zügen. Bekannt als einer der vorzüglichsten freisinnigen Redner im preußischen Abgeordnetenhause, zeichnet er sich in seiner jetzigen Stellung durch seine seltene Unparteilichkeit sowie die parlamentarische Sicherheit und Geschicklichkeit, womit er die oft schwierigen Debatten leitet, vortheilhaft aus. Bewunderungswürdig sind die Klarheit seiner Fragestellung, der Aufbau und die lichtvolle Anordnung, die er dem oft kaum zu bewältigenden Stoffe zu Theil werden läßt. Forckenbeck ist ein scharfsinniger Jurist, ein bedeutendes organisatorisches Talent; früher Rechtsanwalt in Elbing, ist er seit 1873 Oberbürgermeister von Breslau und als solcher Mitglied des preußischen Herrenhauses.

In diesem Augenblicke ordnet er mit den Schriftführern die eingegangenen Anträge und nimmt die Wünsche der verschiedenen Abgeordneten und Regierungsbevollmächtigten entgegen, bevor er mit der Glocke das Zeichen zum Beginne der Sitzung giebt. Unterdessen suchen auch die Abgeordneten ihre Plätze auf. Bekannte begrüßen sich; Parteigenossen treffen Verabredungen, und es vergeht noch einige Zeit, bevor die nothwendige Ruhe und Sammlung eintritt. — Die Sitze der Abgeordneten bilden gewissermaßen einen großen unregelmäßigen Fächer, dessen Stäbe die schmalen Gänge darstellen, in denen man sich frei bewegen und leicht von einer Bank zur andern gelangen kann. Vor jedem Sitze befindet sich ein besonderes Pult zum Schreiben. Die Parteien und Fractionen sind so vertheilt, daß auf der rechten Seite des Saales die Conservativen und die deutsche Reichspartei, in der Mitte das Centrum und die Polen, auf der Linken die Nationalliberalen, die Fortschrittspartei und Socialdemokraten ihre Plätze haben, obgleich diese Ordnung nicht immer streng beobachtet wird.

Wenden wir zunächst unsere Blicke nach der linken Seite, so begegnen wir manchem alten Bekannten und lieben Freunde unserer Gartenlaube. Gleich in der vordersten Reihe sehen wir Schulze-Delitzsch in eifriger Unterhaltung mit Löwe-Calbe. Der berühmte Vater der deutschen Genossenschaften zeigt noch immer in seiner kräftig gedrungenen Erscheinung die unverwüstliche Kraft und Frische seines Geistes, so daß die Jahre spurlos an ihm vorüberzugehen scheinen. Auch sein Organ hat nicht gelitten und nichts von seiner hinreißenden Gewalt verloren, wenn er auf der Tribüne steht. Ebenso hat sich Löwe-Calbe wenig oder gar nicht verändert, höchstens daß sich die Spitzen seines dunklen Haars und Bartes ein wenig grauer färben. Beide gleichen zwei sturmerprobten Eichen, um die sich der jüngere Nachwuchs schaart. Dort jener interessante Kopf mit langem, weißem Haar und Bart, die seltsam mit dem noch jugendlichen, scharf geschnittenen Gesichte contrastiren, gehört dem bekannten Herausgeber der Volkszeitung, die soeben ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, dem Vorsitzenden des großen Berliner Handwerkervereins — Franz Duncker. In seiner Nähe sitzen der Präsident Kirchmann, ebenso ausgezeichnet als tüchtiger Jurist, wie als philosophischer Schriftsteller, und der frühere Bürgermeister Ziegler aus Brandenburg, der populäre Verfasser des „Landwehrmann Krille", ein echter Märker, zäh und elastisch, spitz und stachlig wie die Kiefern der Mark, wovon so mancher Gegner, und vor Allem der verstorbene Cultusminister von Mühler ein Lied zu singen weiß. Mit Vergnügen sehen wir unsern alten Freund Moritz Wiggers, den Mitbefreier Kinkel's, und Herrn von Hoverbeck, den treuen Eckard der Fortschrittspartei. Aber auch der junge Nachwuchs ist in die Höhe geschossen, vor Allen der stattliche Eugen Richter, früher das enfant terrible der Fraction, jetzt aber ein gefürchteter Gegner der Regierung, der durch seine gediegenen Sachkenntnisse in allen Finanzfragen, besonders bei der Feststellung des Budgets und neuerdings bei der Militärvorlage sich verdientermaßen die größte Anerkennung erworben hat; ferner der ehemalige Kreisrichter Ludolf Parisius, bekannt durch seine geistvolle Broschüre: „Ein Minister, der seinen Beruf verfehlt hat", der humoristische Hausmann, der dem kleinen Fürsten von Lippe auf die Finger sieht, Herz aus Baiern, den der dritte Berliner Wahlkreis an Hoverbeck's Stelle gewählt, ein sprechender Beweis, daß Nord und Süd sich die Hand zum Bruderbunde reichen, der gute Eberty, ein feingebildeter Publicist und Kenner der italienischen Literatur, und last not least der liebenswürdige Dichter der Gartenlaube Albert Traeger, dessen mit vielem Beifalle aufgenommene Jungfernrede den Beweis liefert, daß unser Freund nicht nur ein vortrefflicher Dichter, sondern auch ein ausgezeichneter parlamentarischer Redner ist.

Auf dem eigentlichen Berge der Linken thronen die Herren Socialisten Hasenclever, Hasselmann, Vahlteich etc., meist noch junge und ganz manierliche Leute, die bis jetzt durch ihre Reden und besonders durch ihre geschichtlichen Citate nicht gerade Furcht erregt haben. In ihrer Mitte bewegt sich der elegante Herr Sonnemann aus Frankfurt am Main, ein interessanter Kopf mit sorgfältig frisirtem Scheitel und dichten Bartcoteletten à l'anglaise, der Aristokrat seiner Partei, der mehr nach Eau de Cologne als nach Petroleum zu riechen und lieber Champagner als Blut zu vergießen scheint, weshalb er den Namen eines Social-Aristokraten mit vollem Rechte verdient. Ursprünglich Kaufmann, vertauschte später Herr Sonnemann den Courszettel mit der Feder, wurde ein geistreicher und pikanter Journalist und gründete als solcher die Frankfurter Zeitung, welche gegen die preußische Regierung eine scharfe Opposition unterhält. Außerdem wirkt Herr Sonnemann für den Deutschen Arbeiterverband und für Elsaß-Lothringen im föderalistischen Sinne. Consequenter Weise stimmte er, obgleich er Israelit ist, mit den Ultramontanen gegen den bekannten Kanzelparagraphen und das Jesuitengesetz.

Auch unter den zahlreich vertretenen Nationalliberalen begrüßen wir manchen alten Bekannten, den unermüdlichen, redegewandten und durchaus braven Lasker, den Schrecken aller modernen Gründer, die beiden unzertrennlichen Dioskuren Bennigsen und Miquel und den berühmten Professor Gneist, gleich ausgezeichnet als geistvoller Jurist wie als parlamentarischer Redner. Unter den jüngeren oder neugewählten Notabilitäten der Partei bemerken wir Herrn von Treitschke, der, abgesehen von seinem schriftstellerischen Ruf, unwillkürlich unser Interesse in Anspruch nimmt. Obgleich er an schwerer Taubheit leidet, folgt er mit Hülfe seines Nachbars und Freundes, des Doctor Wehrenpfennig, der ihm fortwährend schriftliche Mittheilungen über die stattfindenden Verhandlungen macht, dem Gange der Debatte mit gespannter Aufmerksamkeit. Zuweilen ergreift er selbst das Wort und entwickelt eine unter diesen Verhältnissen doppelt überraschende Beredsamkeit. Zwar zeigt sein Organ eine gewisse Schwerfälligkeit, seine Sprache etwas Monotones, man möchte sagen Accentloses; auch stören die eigenthümlichen, fast krampfhaften Bewegungen seines sonst nicht unschönen Kopfes, aber nichtsdestoweniger fesseln seine stets gedankenreichen, gediegenen Worte, wenn sie auch mehr den Eindruck geistvoller Essais als parlamentarischer Reden machen. Jener hochblonde blasse Herr ist Ludwig Bamberger, eine Autorität in allen volkswirthschaftlichen und Finanzangelegenheiten, da er, früher Advocat, als Flüchtling in Paris ein großes Bankhaus leitete, worin er sich die nöthigen praktischen Kenntnisse erwarb, um als Redner und Schriftsteller in allen socialen Fragen eine entscheidende und beachtungswerthe Stimme abzugeben. Ein gleiches Ansehen genießt auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung Professor von Schulten aus Bonn, der eifrige Freund und Vertheidiger des Altkatholicismus, dem würdig der jüngere Professor Hinschius aus Berlin zur Seite steht. Der Letztere hat im Bunde mit dem süddeutschen Abgeordneten Völk, der einer der muthigsten Streiter in dem großen Culturkampfe gegen die römische Kirche ist, das neue Ehegesetz eingebracht. Außerdem besitzt gerade die nationalliberale Partei einen Ueberfluß an bedeutenden Talenten,

Digitized by Google

zu denen außer den Genannten der ausgezeichnete Jurist Wolffen aus Hamburg, Friedrich Kapp, der Geschichtsschreiber der Deutschen in Amerika, Professor Tellkampf aus Breslau, bekannt als juristisch-politischer Schriftsteller, der geistvolle Publicist und Biograph Waldeck's Heinrich Bernhard Oppenheim und „unser Braun" gehören.

Wenden wir uns jetzt dem schwarzen Centrum zu, so zieht sogleich eine der interessantesten und bekanntesten Persönlichkeiten des Reichstages unsere Aufmerksamkeit auf sich. Gerade gegenüber dem Präsidentenstuhle sitzt auf der ersten Bank in Gedanken versunken ein kleiner untersetzter Herr mit kahlem Kopfe, kleinen kurzsichtigen, unter der stark gewölbten Stirn sich gleichsam versteckenden Augen und einer eigenthümlich herabhängenden Oberlippe, so daß ihn, wie man zu sagen pflegt, gerade die Schönheit nicht erdrückt. Aber auch hier gilt die französische Redensart: C'est sa laideur qui fait sa beauté, da ein gewisser geistreicher Ausdruck der nichts weniger als durch Schönheit blendenden Physiognomie einen eigenen Reiz verleiht, besonders wenn im Laufe der Debatte sich sein gewöhnlich scheinbar ruhiges, aber still lauerndes Gesicht belebt. Dann funkeln die kleinen Augen; die schlaffen Züge spannen sich, und um die herabhängende Lippe zuckt ein ironisches, spöttisches Lächeln. Plötzlich unterbricht er den Redner auf der Tribüne und schleudert eine sarkastische Bemerkung in die Versammlung, welche gewöhnlich die allgemeine Heiterkeit erregt, oder auch zuweilen ein unwilliges Murren hervorruft. Der kleine, originelle Mann ist kein Anderer, als „die Perle von Meppen", der Abgeordnete von Windthorst, früher hannoverscher Staatsminister des Königs Georg und gegenwärtig der Führer und das Haupt der Centrumspartei. Zum großen Redner und Staatsmanne, der er gewiß gern sein möchte, fehlt ihm vor Allem die Kraft der Wahrheit und die Wärme der Ueberzeugung, welche die Hörer unwillkürlich fortreißt. Dafür besitzt er einen scharfen Verstand, schlagenden Witz und die kühnste Rücksichtslosigkeit im Kampfe mit seinen Gegnern. Er erinnert vielfach an die Manier der französischen Fechtmeister mit ihrem spitzen, elastischen Fleuret. Wie sie, erspäht er mit scharfen Blicken jede Blöße seines Gegners und führt mit schlangenartiger Gewandtheit blitzschnell seine fein berechneten Stöße. Am interessantesten wird der Kampf, wenn er dem Fürsten Bismarck, seinem intimen Feinde, gegenübersteht. Dann verdoppelt sich seine Kühnheit und Rücksichtslosigkeit; seine kleinen Augen sprühen von Malice, und sein Witz wird immer beißender und schneidender. Aber trotzdem erliegt gewöhnlich der kleine Windthorst den wuchtigen Keulenschlägen des großen Bismarck, dem er mit seinem französischen Fleuret nicht gewachsen ist. Immerhin bleibt die Perle von Meppen ein gefährlicher Gegner, da er nach allen Seiten bis in die höchsten Regionen einflußreiche Verbindungen unterhält und in der Wahl seiner Mittel echt jesuitischen Grundsätzen huldigt. Bald reicht er den Elsässern die Hand, bald sieht man ihn Arm in Arm mit dem Socialaristokraten Sonnemann, bald lächelt er den Conservativen und Particularisten zu, bald coquettirt er selbst mit den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei, wenn es sich darum handelt, der Regierung und besonders dem verhaßten Reichskanzler eine unangenehme Verlegenheit zu bereiten, ein schlauer Plänkler, ein unermüdlicher Parteigänger, ausgezeichnet im kleinen Kriege, aber kein Feldherr, der welthistorische Schlachten schlägt.

Sein nächster Nachbar ist der auch geistig ihm nahestehende und verwandte Herr von Mallinckrodt, ein begabter Redner, dem ebenfalls die Waffe des Witzes, wenn auch nicht in demselben Maße wie seinem Freunde Windthorst, zu Gebote steht, den er noch an Fanatismus, aber auch an Ehrlichkeit übertrifft. Beiden zur Seite sitzen die Brüder Reichensperger, gleichfalls Mitglieder der streitenden Kirche, sonst ebenso begabte wie achtungswerthe Männer, von denen der ältere, August, durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der christlichen Kunst sich einen Namen erworben hat, während Peter, Mitglied des Obertribunals und scharfsinniger Jurist, auch als parlamentarischer Redner einen bedeutenden Ruf genießt, obgleich seine Reden an einer gewissen Breite und salbungsvollen Selbstgefälligkeit leiden. Aber jener junge, schlanke Mann in schwarzem Talar, dessen blasses, glattes Gesicht mit den bald zu Boden gesenkten, bald keck herumschweifenden und herausfordernden Blicken den unverkennbaren Typus des jüngeren katholischen Clerus zeigt, jene seltsame Mischung von seminaristischer Demuth und ultramontaner Streitlust, von römischem Uebermuthe und jesuitischer Schlauheit, kann wohl kaum ein Anderer sein, als der vielgenannte Herausgeber der „Germania", Paul Majunke, der Journalist im Priesterkleide, der den Ton und die Taktik der auswärtigen ultramontanen Zeitschriften und Jesuitenorgane mit anerkennenswerther Geschicklichkeit in's Deutsche übersetzt und mit seinen französischen und italienischen Vorbildern an Feindseligkeit gegen den protestantischen Staat wetteifert. Auch als Redner zeichnet er sich mehr durch eine gewisse kecke Schlagfertigkeit aus, als durch Reichthum an Gedanken und priesterliche Würde. Der helle Klang seiner Stimme hat etwas Schreiendes, Herausforderndes und erinnert im Vereine mit seiner ganzen demonstrativen Haltung an die Disputationsübungen junger Theologen im Convicte.

Ebensowenig kann der Herr Domcapitular Moufang aus Mainz den katholischen Geistlichen verleugnen, wenn er auch einen ganz andern Typus repräsentirt. Eine untersetzte, gedrungene Gestalt mit kahlem, auf dem kurzen Nacken sitzendem Kopfe, an dessen breiter, flacher Stirn man das berüchtigte „Non possumus" zu lesen, den Consultor der römischen Curie und Vertheidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit zu erkennen glaubt, ebenso starr und unnachgiebig wie sein College Majunke elastisch und beweglich erscheint, der Eine ein mittelalterlicher Ketzerrichter, mit dem Scheiterhaufen, der Andere ein moderner Jesuitenzögling, mit dem socialistischen Petroleum drohend. Unter den übrigen schwarzen Herren, welche diesmal im Reichstage stark vertreten sind, bemerken wir noch den bekannten geistlichen Rath Müller aus Berlin, einen äußerlich gemüthlich aussehenden, blonden, wohlgenährten Herrn mit rosigen Wangen, der besonders auf socialem Gebiete unter den katholischen Arbeitern und Gesellen für den Ultramontanismus Propaganda macht; ferner den Stadtpfarrer Westermaier aus München und den Prinzen Radziwill aus Beuthen, eine elegante hocharistokratische Erscheinung, halb vornehmer Dandy, halb frommer Priester und ganz von dem Holze, woraus man in Rom gefügige Werkzeuge, deutsche Bischöfe und Kirchenfürsten zu machen pflegt.

Einen seltsamen Contrast mit diesen geistlichen Elementen bilden die weltlichen Herren des Centrums, unter denen man vorzugsweise den hohen Adel der Rheinprovinzen, Schlesiens, Westphalens, Baierns, Badens und Württembergs findet, die Grafen Stollberg-Stollberg, von der bekannten katholischen Linie, die Freiherren von Aretin, von Heeremann-Zuydwyk, von Landsberg und von Hafenbrädl, die Grafen Nayhauß, Ballestrem, Praschma, Chamaré, Galen, Preysing, Bissingen-Nippenberg und Waldenburg-Zeil, meist junge, lebenslustige Herren, die im ultramontanen Lager ohne besondere Auszeichnung dienen, zum Theil Schüler der Jesuiten, kaiserlich-königlich österreichische Kammerherren und Ritter päpstlicher Orden, von denen Einer oder der Andere sogar unter Lamoricière die Waffen für den heiligen Vater getragen, moderne Kreuzfahrer, die jedoch bis jetzt keine nennenswerthen Eroberungen gemacht haben.

Bedeutender sind dagegen die beiden Diplomaten des Centrums, die Herren von Savigny und von Kehler; Ersterer, der frühere Bevollmächtigte und Minister Preußens bei der Bundesversammlung in Frankfurt am Main bis zur verhängnißvollen Katastrophe am 14. Juni 1866, schloß sich später aus Unzufriedenheit mit der Politik des Fürsten Bismarck den Ultramontanen an, obgleich er ein Sohn des bekannten preußischen Justizministers und Rechtsgelehrten, von Savigny ist. Ebenso stand auch Herr von Kehler als Legationsrath in preußischen Diensten; gegenwärtig aber gilt er für einen besonders eifrigen und in alle Geheimnisse eingeweihten römischen Emissär. Außerdem zählt die Partei noch einige bemerkenswerthe Persönlichkeiten, wie den Inspector der königlichen Erzgießerei in München, Herrn von Miller, der sich durch den schwierigen Guß der „Bavaria" einen Namen und den Adel erworben hat, den Historienmaler Baudri, dem die neuere Glasmalerei manche gelungene Arbeit verdankt, und den Professor Herrn von Buß aus Freiburg im Breisgau, Verfasser verschiedener staats- und kirchenrechtlicher Schriften.

Umgeben von diesen Mitgliedern des Centrums erblicken wir einen alten Herrn, dessen weißes, würdiges Haupt uns statt

Eine Sitzung des deutschen Reichstag

1. Fürst Bismarck. — 2. v. Wedell Malchow. — 3. Weckfel. — 4. Dr. Lieber. — 5. Präsident v. Forckenbeck. — 6. Schulze Delitzsch. — 7. Buhl
Bethusy-Huc. — 14 b. v. Mallinckrodt. — 15. Herzog v. Ujest. — 16. v. Windthorst Meppen. — 17 a. Reichensperger Crefeld. — 17 b. Peter Reichensp
26. Braun Wiesbaden. — 27. Sonnemann. — 28. Krüger (Däne). — 29. v. Bockum-Dolffs

e Natur aufgenommen von H. Lüders.

Prinz Radziwill. — 9. Die Elsässer. — 9. Graf Moltke. — 10. Völk. — 11. v. Kardorff. — 12. v. Behr. — 13. Fürst Hohenlohe. — 14a. Graf
Traeger. — 19. Hasenclever. — 20. Wiggers. — 21. v. Saucken-Tarputschen. — 22. v. Hoverbeck. — 23. Duncker. — 24. v. Bennigsen. — 25. Lasker. —
err v. Stauffenberg. — 31. Stumm. — 32. Denzin. — 33. Dr. Lucius. — 34. Dr. Löwe.

Digitized by Google

Ehrfurcht nur Mitleid einflößt, wenn wir seinen Namen hören, der einst einen so guten Klang in Deutschland hatte. Es ist der oft genannte Professor Ewald, einer der sieben Göttinger Kämpfer gegen die Willkür des Königs Ernst August von Hannover, jetzt der wüthendste und verbissenste Particularist, dessen tragikomische Erscheinung und Reden unwillkürlich Heiterkeit erregen, eine traurige Ruine, in der statt des früheren Geistes der Freiheit jetzt nur das Gespenst des Welfenthums spukt. Mit dem Centrum mehr oder minder verbunden sind die Polen, unter denen der Abgeordnete Dr. Niegolewski durch Geist und Rednergabe hervorragt, ferner die reichsfeindlichen Elsasser, welche eine ganz besondere Beachtung verdienen. An ihrer Spitze steht der Bischof Räß von Straßburg, ein kleiner, klug aussehender Greis mit scharfen Zügen, der in seinem violetten Talare und mit dem gleichfarbigen Käppchen auf dem weißen Kopfe einen recht würdigen Eindruck macht, obgleich ihn Herr About wegen des bekannten Protestes gegen den Antrag seines Collegen Teutsch für einen verkleideten Weinhändler hält. Ein nicht gewöhnliches Redetalent entwickelte der Canonicus Gerber oder Guerber aus Hagenau, der mit vielem und rührendem Pathos den Klagen seiner Landsleute Worte lieh, und sein College, der Pfarrer Winterer aus Mühlhausen, welcher in ähnlichem Sinne mit jener leidenschaftlich theatralischen Rhetorik sprach, welche die französische Rednerschule charakterisirt. Ihre zum Theile begründeten Vorwürfe gaben dem Fürsten Bismarck die Gelegenheit, eine seiner glänzendsten Reden zu improvisiren, gegen die ihre französische Rhetorik sich nicht behaupten konnte, obgleich sie sichtlich Eindruck machten.

Auf der rechten Seite des Hauses herrscht wieder entschieden das aristokratische Element vor, das sich auch äußerlich durch die hohen, eleganten und vornehmen Gestalten kund giebt. Mitten unter diesen Herren zeichnet sich Graf Moltke durch seine schlichte, bescheidene Erscheinung aus. Der weltberühmte Stratege hat sich auch als bedeutender Redner mehrfach gezeigt, obgleich er sich nur selten hören läßt und es vorzieht, gedankenvoll zu schweigen. Sein schlanker Nachbar mit aristokratischem Gesichte und blondem Vollbarte ist der Prinz Wilhelm von Baden, Bruder des regierenden Großherzogs, früher Commandeur der badischen Truppen im Jahre 1866, gegenwärtig preußischer General der Infanterie und Commandeur der ersten badischen Infanterie-Brigade im Feldzuge gegen Frankreich, ein fein gebildeter und allgemein beliebter Herr. In seiner Nähe sitzt der Fürst von Lichnowski, der Bruder des genialen, unglücklichen Felix, mit dem er jedoch wenig oder gar keine Aehnlichkeit zu haben scheint. Interessanter sind die nächsten beiden Abgeordneten, die als Führer der sogenannten deutschen Reichspartei gelten, der bekannte Graf Bethusy-Huc, ein gewandter Redner, der nur mitunter allzu kühne Bilder braucht, und Herr von Kardorff, jener schlanke Herr mit seinen intelligenten Zügen. An Beide schließt sich der frühere Landrath Friedenthal an, zwar kein Aristokrat von Geburt, aber ein reicher Gutsbesitzer, der sich um die neue Kreisordnung entschiedene Verdienste erworben hat und dessen Rath in allen ähnlichen Fragen von der Regierung gern gehört und beachtet wird. Hinter demselben erblicken wir die beiden Herzöge von Ratibor und Ujest, den Fürsten von Pleß und den — Cultusminister Falk, einen angehenden Vierziger, dessen schlichte äußere Erscheinung keineswegs den energischen Gegner aller kirchlichen Uebergriffe vermuthen läßt. Das Gleiche gilt von seinem Collegen, dem Handelsminister Achenbach, dem Nachfolger des vielberufenen Grafen Itzenplitz. Eine besondere Gruppe bilden die alten Excellenzen, unter denen man manche interessante und bedeutende Persönlichkeit findet, wie den früheren Reichsminister für Justiz im Jahre 1848 und jetzigen Präsidenten der Oberrechnungskammer von Mohl aus Karlsruhe, der die deutschen Grundrechte verkündigt hat, ferner von Bernuth, gleichfalls Justizminister der neuen Aera in Preußen unter dem Ministerium Hohenzollern, und endlich noch den ehemaligen bairischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, den Nachfolger des Herrn von der Pfordten, Vicepräsidenten des Zollparlaments und des deutschen Reichstags, bekannt durch seine echt patriotische Gesinnung.

Die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Versammlung bietet natürlich dem Beobachter ein ebenso interessantes wie bewegtes Schauspiel, das an manchen Tagen, wenn eine besonders wichtige Verhandlung vorliegt, einen bedeutenden Eindruck macht. Im Ganzen herrscht meist ein ruhiger, gemessener Ton vor, der nur selten durch einen stürmischen Auftritt unterbrochen wird und den Ordnungsruf des Präsidenten nöthig macht. Die politischen Gegensätze haben im Laufe der Zeit von ihrer Schärfe verloren und sich aneinander abgeschliffen; auch finden sie in den Commissionssitzungen hinlängliche Gelegenheit, sich auszusprechen und zu bekämpfen. Nur in den religiösen Fragen verrathen die Heißsporne des Centrums eine große Reizbarkeit, die sich zuweilen in scharfen Worten oder unarticulirten Lauten Luft macht. Auch fehlt es nicht an Rednern, welche eine unwillkürliche Heiterkeit erregen oder durch ihre bloße Erscheinung eine wahre Panik verbreiten, indem sie den Saal leeren und die Fraction Rubin füllen.

Dagegen giebt es Momente der höchsten Spannung und einer wahrhaft heiligen Stille. Dies ist stets der Fall, wenn bei einer großen Verhandlung sich ein besonders hervorragender Redner zum Worte meldet, oder wenn gar Fürst Bismarck sich von seinem Sitze erhebt, um in seiner bekannten Weise sich selbst oder eine Maßregel der Regierung gegen die Angriffe eines Abgeordneten zu vertheidigen. Meist beginnt er mit leiser Stimme, von der Tribüne kaum vernehmbar, stockend und zögernd, bis er wärmer und erregter Schlag auf Schlag immer dichter und vernichtender auf das Haupt seiner Gegner niederfallen läßt, bald mit würdigem Ernste und staatsmännischer Größe, bald mit vernichtendem Spotte und schlagendem Witze ihre Gründe widerlegend, trotz Krankheit, Schmerzen und sichtlicher Schwäche die Hörer fesselnd und mit sich fortreißend, kein eigentlicher kunstvoller, schulgerechter, aber ein geborener, genialer Redner, den wir unwillkürlich bewundern müssen, auch wenn wir nicht mit seiner Politik immer einverstanden sind.

Ein ganz besonderes Interesse erregte in der letzten Zeit die große und wichtige Debatte um die Militärvorlage, wobei es sich eigentlich um das Budgetrecht handelte. Wenn auch die Mehrzahl der Versammlung die Nothwendigkeit einer starken Heeresmacht anerkannte und auch bereit war, aus diesem Grunde die Forderungen der Regierung zu bewilligen, so war doch selbst ein großer Theil der Nationalliberalen nicht geneigt, sich für ewige Zeiten durch die Annahme des Gesetzes binden zu lassen und auf das Bewilligungsrecht der nöthigen Kosten für immer zu verzichten. Von Neuem drohte daher ein sowohl für die Regierung wie für den Reichstag und das ganze Land höchst gefährlicher Conflict, der durch den bekannten Compromiß beseitigt wurde.

Während der schwebenden Verhandlungen herrschte die größte Aufregung, die sich auch in den Debatten des Hauses kund gab und leider eine Spaltung der Fortschrittspartei herbeiführte, indem zehn Mitglieder derselben unter der Führung von Löwe-Calbe, wie wir hören, mehr aus persönlichen als aus sachlichen Gründen ihren Austritt aus der Fraction erklärten, ohne deshalb ihre politische Gemeinschaft mit derselben aufzugeben. Obgleich durch die vorher erfolgte Vereinbarung, woran sich hauptsächlich der kranke Reichskanzler und die Herren von Forckenbeck und Bennigsen lebhaft betheiligten, dem Kampfe die Spitze abgebrochen war und der Erfolg sich mit Gewißheit voraussehen ließ, so waren doch die Tribünen bis auf den letzten Platz besetzt und die Abgeordneten selbst leidenschaftlich bewegt. In den Gängen und der großen Halle des Hauses machte sich schon früher eine fast stürmische Unruhe bemerkbar; alte Freunde und Fractionsgenossen begegneten sich in heftigem Streite und schieden als Gegner, da sie sich über ihre Stellung zu der Militärvorlage nicht vereinigen konnten. Selbst in dem Lager der Nationalliberalen drohte ein Zwiespalt auszubrechen, weil Lasker mit anerkennungswerther Festigkeit das Budgetrecht gewahrt wissen und sich höchstens zu der siebenjährigen Frist verstehen wollte. Unterdessen fanden an dem Lager des leidenden Fürsten Bismarck in der Wilhelmstraße fortwährende Besprechungen mit den bereits genannten Herren und selbst ernste Berathungen unter dem Vorsitze des greisen Kaisers statt, deren Resultate die Abgeordneten jetzt mehr oder minder erregt besprachen.

Unter so gespannten Verhältnissen wurden die höchst interessanten Verhandlungen über die Militärvorlage mit einem durchaus objectiven und klaren Bericht des Abgeordneten Miquel

eröffnet, an den sich eine überaus lebhafte Debatte knüpfte. Mit schneidender Schärfe griff Windthorst das Gesetz an, welches von Bennigsen in einer seiner glänzendsten Reden vertheidigt wurde, wobei er der Perle von Meppen mit gleicher Münze zahlte und die politische Vergangenheit des früheren hannöverischen Ministers einer geistreichen, fein ironischen Kritik unterwarf. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Beredsamkeit kämpfte Richter von der Fortschrittspartei für das Budgetrecht des Reichstags, von dem häufigen und wohlverdienten Beifall seiner Parteigenossen unterbrochen. Auch das Centrum schickte außer Windthorst noch seine besten Redner, Mallinckrodt und Reichensperger in's Gefecht, während von Seiten der Nationalliberalen Treitschke und Lasker das Wort ergriffen. Obgleich der Sieg der Regierung, nachdem sie in den Compromiß gewilligt, nicht länger zweifelhaft sein konnte, entbehrte doch die Debatte und die namentliche Abstimmung nicht eines hohen dramatischen Interesses.

So erscheint der deutsche Reichstag in seiner jetzigen Gestalt und Wirksamkeit ungeachtet mancher Mängel und Schwächen als eine der bedeutendsten und großartigsten Schöpfungen der Neuzeit, als der verkörperte Ausdruck des deutschen Volkswillens, als die Arena, in welcher die Geister auf einander platzen und die großen Fragen der Zeit in friedlicher Weise gelöst werden, als eine Bürgschaft für die Einheit und Größe unseres Vaterlandes, wenn es auch nicht an manchen feindlichen und trüben Elementen fehlt, welche die großen Errungenschaften der letzten Jahre bedrohen. Nichtsdestoweniger scheiden wir mit der Ueberzeugung, daß das deutsche Volk und die deutschen Regierungen mit Hülfe des Reichstags über alle inneren und äußeren Feinde triumphiren und in dem großen Culturkampfe gegen Ultramontanismus und Socialismus stets ihre Pflicht thun werden.

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Erinnerungen an Heimgegangene. Nr. 1. Es sind eigentlich nur kleine, meist unbedeutende Charakterzüge, die ich den Lesern hier mittheile, ja sie würden wohl kaum die Mühe des Aufzeichnens lohnen, wenn es nicht Erinnerungen an bedeutende Menschen wären, die eben dadurch, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilen, an Werth und Wichtigkeit gewinnen. Als „Menschen-Bädeker“, wie mich Freund Auerbach nennt, bin ich auf meiner vielbewegten Lebensbahn mit den meisten der hervorragenden Zeitgenossen in Berührung gekommen, und so mögen denn diese einfachen Mittheilungen über jüngst Heimgegangene hier eine Stelle finden.

Einen unruhigeren Zimmernachbar, als ich ihn 1872 in Cairo, im Hôtel du Nil hatte, kann man sich wohl nicht denken. Von zehn Uhr Nachts bis zur Morgendämmerung lief er mit der Unruhe eines Raubthieres in seinem Käfig auf und ab, laute aber unverständliche Selbstgespräche führend, ohne Pause, ohne Rast. Erst wenn es in dem prächtigen Garten unseres braven deutschen Wirthes lebendig wurde, die Gäste aus den Thüren traten, um unter dem breiten Blätterdache der Bananen das Frühstück zu genießen, herrschte in meiner Nachbarstube eine tiefe, geisterhafte Stille; wahrscheinlich hatte sich der Bewohner derselben, nach dem rastlosen zehnstündigen Marsche erschöpft, auf's Lager geworfen.

„Kennen Sie schon Ihren neuen Nachbar?“ frug mich am nächsten Abende der bekannte und gelehrte Dr. von Laurent, der Afrika und Asien nach allen Richtungen bereits durchkreuzt hatte zu einer Zeit, wo diese Passion noch mit weit mehr Gefahren und Unbequemlichkeiten verknüpft war, als jetzt, wo das Reisen in fremde, ferne Welttheile fast Modesache geworden ist.

„Meinen Nachbar?“ antwortete ich, „vom Ansehen kenne ich ihn nicht, aber ‚die Blinden in Genua kennen seinen Tritt‘. Sagen Sie mir um Gottes willen, was treibt denn der Mann die ganze lange Nacht?“

„Ich glaube, er ist nervenkrank. Es ist der bekannte Orientreisende, Baron von Maltzan,“ entgegnete Laurent.

Bei Tische stellte er mich meinem seltsamen Nachbar vor. Hier wurde dieser, wenn auch nicht besonders redselig, doch mittheilsamer und freundlich. Er hatte die Absicht, demnächst nach dem sogenannten „steinigen Arabien“ zu gehen und die dortigen unbekannten Stämme zu studiren, zunächst aber dachte er sich über die Zustände in Cairo zu informiren. Wie er das Letztere anfangen werde bei seiner Manier, Tag und Nacht sich in die vier Wände einzuschließen, blieb uns allerdings ein Räthsel. Außer unserem liebenswürdigen, für alle wissenschaftlichen Fortschritte lebhaft sich interessirenden deutschen Generalconsul von Jasmund besuchte er Niemand. Dem Vicekönig von Aegypten ließ er sich von dem Vertreter Deutschlands auf den dringenden Wunsch des Ersteren vorstellen. Der Vicekönig empfing ihn, wie uns Maltzan selbst erzählte, mit der Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit, mit welcher alle Europäer von einiger Bedeutung an seinem Hofe aufgenommen werden, eine Eigenschaft, die nur zu oft von den Fremden mißbraucht wird.

In seiner Lebensweise änderte mein Nachbar nichts; ich hörte ihn in stiller Verzweiflung noch einige Tage neben mir auf- und niedergehen und laute Selbstgespräche führen. Unsere Bekanntschaft im fernen Welttheile beschränkte sich auf eine freundliche, aber nicht sehr lebhafte Conversation. Eines Tages hatte der Ruhelose sein Zelt abgebrochen und war wieder hinausgewandert in ferne unbekannte Wüsteneien. Eine Karte, mit „Heinrich Freiherr von Maltzan“ und P. pr. c. bezeichnet, wurde mir von ihm übergeben. Er war spurlos verschwunden. Niemand hatte er in Kenntniß gesetzt, wohin er reisen würde. Und das war vorsichtig gehandelt, denn seine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ kurz darauf veröffentlichten etwas wunderlichen „Briefe aus Cairo“ wirbelten viel Staub auf und würden jedenfalls zu Rencontres geführt haben, die den nervenkranken Mann unangenehm aufgeregt hätten.

Ab und zu las ich einen und den andern seiner brillant geschriebenen Berichte aus entlegenen Erdstrichen über Ereignisse, die ich nicht kenne und über deren Richtigkeit ich kein Urtheil habe. — Vor wenigen Tagen erfuhr ich mit Erschütterung die Nachricht von seinem freiwilligen Ende. In Pisa, wo die tödtliche Langweile auch dem Gesunden verderblich werden kann, hat er das Dasein abgeschüttelt, welches, nach dem kurzen Einblicke zu urtheilen, der mir in dasselbe geworden, wohl schon seit Jahren für ihn ein qualvolles gewesen sein mag.

Nur dunkel weiß ich mich noch auf Hoffmann von Fallersleben zu erinnern, aber zusammengetroffen bin ich auch mit ihm. Wir fuhren, wenn ich nicht irre, ein paar Tage und Nächte lang im Coupé des Eilwagens als gute Reisecameraden von Cassel nach Bremen, damals eine lange Tour, die noch kein Schienenweg berührt hatte. Ein Gespräch war bald in Gang gebracht und wohl unterhalten, denn gar viele Anknüpfungspunkte für dasselbe Thema fanden wir beiderseitig, und doch konnte Keiner von uns aus dem Andern klug werden. Ich suchte eher Alles in ihm, dem fidelen Kumpan, dem alle, alle deutschen Volkslieder so geläufig waren und so frisch aus der vollen breiten Brust erschollen, als den Dichter, den Gelehrten. Auf jeder Station — und an wie vielen Stationen hielt damals die deutsche Postschnecke! — ließ er sich einen Schoppen Wein schmecken, roth oder weiß, wenn er nur gut war; zu jedem Glase hatte er ein heiteres Liedel parat, das er ungenirt zum Besten gab. Dazwischen erzählte er mir, dem eifrig Zuhorchenden, an allen bekannten Orten alles, was in Sage und Geschichte sich an die betreffenden Punkte anknüpfen ließ, aber ohne Schulmeisterei, ohne alle Pedanterie, aus reinem Mittheilungsdrang. Ich zerbrach mir den Kopf, wer der Mann sein könne, der so frisch und heiter in der Welt herumcariolte, und ihm ging es, wie er mir später erzählte, ebenso mit mir. Kaufmann war ich nicht, wie ich auf sein Befragen mittheilte — auf einen Commis voyageur hatte er zuerst gerathen. Dann war er irre geworden, weil ich die ganze moderne Literatur kannte, und persönlich wohl auch die bedeutendsten Träger derselben. Plötzlich platzte er los: „Ich heiße Hoffmann von Fallersleben. Wie heißen denn Sie?“

„Franz Wallner.“

Ein Name, fremd seinem Ohre, wie seinem Herzen. „Sind Sie auch Schriftsteller?“

„Leider nein.“

„Nun, in drei Teufelsnamen, was sind Sie denn?“

„Schauspieler.“

„Schauspieler?“ gab er lang gedehnt zurück; ich las in seinem Innern, daß er dachte, was Scholz einst von den Böhmen sagte: „Nun, wissen Sie, es ist zwar keine Schande, aber hübsch ist es gerade auch nicht.“

„Ja, ich bin Schauspieler,“ sagte ich etwas trotzig, „und reise zum Gastspiele an das neue Theater in Bremen.“

„Da werde ich Sie sehen, obgleich ich selten in's Theater gehe.“

Er hielt Wort. Nach meiner ersten Rolle als Valentin in Raimund's Verschwender lauerte er mir an einer Straßenecke auf, sagte mir kurz und derb einige treuherzige, anerkennende Worte über meine Leistung und lud mich ein, mit ihm „einen Schoppen“ zu trinken, da er morgen verreise. Wir verlebten eine recht fröhliche Nacht miteinander.

Das war mein erstes und letztes Zusammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben.

Franz Wallner

Ein amerikanischer „Reichsfechtmeister“. Wir haben hier in Amerika etwas Aehnliches, freilich nicht so Respectables wie der „deutsche Reichsfechtmeister“ (Gartenlaube Nr. 49, 1873), einen „großen Bettler“, wie man Rev. F. Ines von Auburn zu benennen pflegt. Derselbe spielt seine Rolle aber amerikanisch, indem er sich sein Bettelgenie — sehr anständig bezahlen läßt. Die Specialität dieses bettelnden Reverend ist, Gelder zusammen zu betteln, um die Schulden von Kirchengemeinden tilgen zu helfen. Solcher Bettel pflegt jedes Mal beim Einweihen oder vielmehr bei der „Widmung“ eines Kirchenbaues loszugehen. Der „große Bettler“ Amerikas hat schon für mehr als achthundert Kirchen auf diese Weise mit gutem Erfolge sein Talent verwerthet. Gewöhnlich bedarf er nur einige Tage, um seine Vorbereitungen zu treffen. Es werden Zusammenkünfte gehalten, Operationspläne besprochen und verabredet und endlich einflußreiche Männer in's Interesse gezogen, die sich schließlich zur Zeichnung erklecklicher Summen verstehen müssen. Ist Alles gehörig vorbereitet, so erklärt der Reverend „das Deck klar für die Action“. Das Auditorium darf freilich nicht hinter die Coulissen sehen.

In ein paar Stunden hat der große Bettler bei solchen Festivitäten sein Werk gethan, und steht ihm hierbei ein reicher Schatz von Anekdoten, Schnurren und Possen zu Gebote, um die Leute in die passende Stimmung zu bringen. Ist Alles in guter Laune, dann thut er, als wisse er nicht, wie er gleich beginnen solle, und schlägt vor, lieber gleich mit den Eintausenddollars- oder jenachdem mit den Fünfhundertdollars-Subscriptionen

Hierzu die „Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube“, Verlag von G. L. Daube & Comp.

anfangen zu wollen. Hierauf geben die Männer, welche (schon voraus) sich zur Subscription solcher Beträge verbindlich gemacht haben und die sehr geschickt unter dem Auditorium vertheilt sind, mit sonorer Stimme den erforderlichen Bescheid. Und ist der Stein auf solche Weise in's Rollen gekommen, so sorgt schon das große Bettlertalent, daß er gleich anfangs tüchtige Sprünge macht, bis er endlich bis unter den Hunderten herunter um nichts weniger lebhaft hüpft und zuletzt unter einer Masse von Fünfdollarsbeiträgen verrinnt. — Ein solcher Bettel wurde erst neulich auch in Brooklyn (bei New-York) bei der Wiedereröffnung des abgebrannten und wieder aufgebauten „Tabernacle“, der bekannten „fashionablen“ Kirche Henry Ward Beecher's in Scene gesetzt. Von dem „großen Bettler“ wurden Subscriptionen im Betrage von fünfunddreißigtausend Dollars zu Stande gebracht. Der Reverend erhält für seine „Arbeit“ zweihundertfünfzig bis tausend Dollars per Sonntag, je nach der Höhe der aufgebrachten Summe. Er steht einzig und unübertroffen da in seiner Sphäre und soll — sehr beschäftigt sein.

D.

„Gegen Rom!“ Die Dichtung soll ein Spiegelbild ihrer Zeit sein. Dieser Forderung ist die deutsche Lyrik namentlich in den letzten Decennien in erhöhtem Grade gerecht geworden. Als vor nunmehr vier Jahren Frankreich Alldeutschland bedrohete, da trat unsere patriotische Dichtung, zuerst anspornend und dann verherrlichend, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger ein und half den großen Kampf glorreich entscheiden.

Heut heißt das Feldgeschrei: „Gegen Rom!“ Der alte Krieg zwischen Kaiser und Papst, der ehedem Jahrhunderte hindurch Deutschland im Harnisch erhielt, ist auf's Neue entbrannt, und wie damals die Dichter unserer ersten classischen Literatur-Periode, unter ihnen vor Allem ein Walther von der Vogelweide, die Stimme erhoben für Kaiser und Reich, so stellt angesichts der allgemeinen Schilderhebung auch heute die deutsche Lyrik ein streitbares Contingent in die Schlachtlinie und liefert dadurch, wie schon oft, den Beweis, daß ihr die heiligsten Interessen der Nation nicht fremd sind.

„Gegen Rom!“ ist der Titel einer von Ernst Scherenberg in der Bädeker'schen Buchhandlung in Elberfeld herausgegebenen Sammlung von Gedichten reichstreuer deutscher Poeten. Das Buch verdankt die erste Anregung zu seinem Entstehen zunächst dem in Nr. 4 unseres Blattes abgedruckten und mit so allgemeinem Beifalle aufgenommenen Liede „Wem gilt unser Krieg?“ von Ernst Scherenberg, welches an der Spitze dieses kriegerischen Aufgebots geharnischter Lyrik einhermarschirt. Ihm folgen auf hundertelf Seiten Gedichte von 65 meist namhaften Poeten, scharfe Abkanzelungen des Jesuiten- und Pfaffenthums und bissige Epigramme auf den Papst und seine Schildträger, flotte Fehde-Lieder und schneidige Satiren auf die Unfehlbarkeit und das ganze römische Regiment, kecke Humoresken aus der Geschichte der Zeit und weihevolle Apotheosen der Freiheit in Staat und Leben. Neben anderen trefflichen und einigen matteren Producten enthält das Buch hervorragende Beiträge von Emanuel Geibel, Robert Hamerling, Rudolf Gottschall, Friedrich Bodenstedt, P. J. Willatzen, Friedrich Hofmann, Hermann Lingg, Emil Rittershaus, Hoffmann von Fallersleben, Albert Traeger, Ernst Ziel, Julius Große und dem Herausgeber selbst. Durch das Ganze weht ein so frischer Geist der Propaganda für die Ideen der Freiheit und des Lichts, daß alle Freunde von Kaiser und Reich die Verbreitung dieses echt patriotischen Buches als eine nationale Sache betrachten sollten.

Noch einmal „Unsere schlechten Dienstboten“. Die so gesunden und frischen Aeußerungen der Frau Heyne über dieses Thema (in Nr. 15 der Gartenlaube) sollen im Folgenden durch die Ansichten eines Mannes ergänzt werden, der in der Sache wahrlich ein Wort mitzusprechen befugt ist.

Der im Jahre 1797 verstorbene württembergische Pfarrer J. Fr. Flattich, in Folge seines eigenen großen Haushalts und wiederholter an ihn gebrachter Klagen oft und viel mit der Dienstbotenfrage beschäftigt, that eines Tags einen Ausspruch, der sich an die beherzigenswerthen Haushaltungsregeln unserer Frau Heyne ungesucht anreiht, als ein gar kräftiges Hausmittel gegen allerlei Schäden, die dort in jenem Damenkreise zu Berchtesgaden auf's Tapet kamen. „Gegen Fehler,“ sagte er aus Anlaß einer solchen Klage, „die wir an unseren Dienstboten wahrnehmen, muß man mit Nachsicht und Geduld verfahren; denn Fehler haben wir Herrschaften alle auch an uns; Fehler dürfen sie wohl haben, wenn es nur keine Laster sind.“

Ich meine, dieser Ausspruch ist ein trefflicher Wegweiser für viele Fälle des häuslichen Lebens, ein Führer zum Frieden, wie ihn gleichfalls Flattich auch sonst als die einzig richtige Sorte von Wegzeigern bezeichnet, der nicht blos wie ein hölzerner Stock am Wege über dem Graben steht, sondern auf dem Wege uns zur Seite bleibt und, wenn man ihm Gehör schenkt, täglich und stündlich viel Gutes stiftet. Auch Frau Heyne wird ihn willkommen heißen und ihm zugestehen, daß er ihr einen der Grund- und Ecksteine bezeichnet, auf dem der wohlgefügte Bau eines guten Hauswesens, wofür sie so gediegene Materialien liefert, zu ruhen hat.

Auch für die Frage, welche doch gleichfalls bei dieser Angelegenheit von Bedeutung ist: wie man es mit auffallend gedankenlosen Dienstboten zu halten habe, liegt die Antwort in diesem Ausspruche. Ein Anderes ist es jedoch, wenn man solche schon hat, ein Anderes, was bei der Wahl neuer Knechte und Mägde zu thun sei; ob man dann lieber auf Leute sein Absehen richten soll, die vor allen Dingen unbedingt, ohne selbst zu denken, sonder Wider- und Hinrede gehorchen, wie man das so häufig als erstes Erforderniß eines guten Dienstboten verlangt, und nicht vielmehr solchen den Vorzug zu geben hat, die eigenes Nachdenken zu den Arbeiten mitbringen. Die gewiß richtige Entscheidung giebt ein anderes Vorkommniß im Haushalte desselben Flattich. Er bedurfte eines neuen Haus- und Gartenknechtes. Eines Morgens erscheint ein Liebhaber zu der Stelle in seinem Studirzimmer. Schweigend tritt er mit ihm an ein Fenster, vor dem ein im besten Alter befindlicher Birnbaum steht. „Der Baum wirft mir zu viel Schatten in's Zimmer,“ sagt er zu dem Burschen, „geh' hinunter in den Garten und haue ihn um, damit ich sehe, wie Du arbeiten kannst.“ Ohne etwas zu erwidern, trollt der Angeredete fort, wird aber auf der Schwelle zurückgerufen mit den Worten: „So, jetzt weiß ich schon, daß Du mir nicht taugst. Ich brauche viele Leute im Hause und kann nicht überall dabei sein, wenn sie arbeiten; sie müssen also selbst mit Verstand schaffen. Wer aber ohne Widerrede sich heißen läßt, einen solchen kräftigen Baum umzuhauen, zeigt, daß er selber gar nicht nachdenkt.“

K. L.

Instinct oder Ueberlegung? Als ich vor längerer Zeit eines Abends einen Spaziergang durch den Garten machte, hörte ich in dem nahen Hühnerhofe ein Toben und Lärmen von den betreffenden Insassen, daß ich auf den Gedanken kam, es könnte vielleicht ein hungriger Iltis in den Stall gedrungen sein. Ich öffnete also rasch, aber doch ziemlich leise die Thür und gewann bald die Ueberzeugung, daß in diesen kleinen Staat keine äußere feindliche Macht gedrungen sei, merkte aber eben so schnell, daß das Reich hier mit sich selbst uneins geworden sei. Auf dem Querbalken des Hühnerhauses saßen oder vielmehr standen sechszehn bis zwanzig Hühner in der größten Aufregung. An dem Ende des Balkens stand der stolze Herrscher, der Hahn, und theilte mit seinem Schnabel einem Unterthan seines Reiches solche empfindliche Schläge aus, daß derselbe gezwungen wurde, das Weite zu suchen. Unten standen sechs Küchlein, die durch ihre kläglichen Stimmen zu erkennen gaben, daß sie der Mutter entbehrten, und augenblicklich ruhig wurden, als sie in der verstoßenen Henne die eigene Mutter erkannten. Letztere mochte es für überflüssig erachten, ihre schützende Decke noch länger über die Jungen auszubreiten, und in der Voraussetzung, daß die Kleinen folgen würden, hatte sie den alten Platz oben wieder eingenommen. Der Hahn suchte nun der lieblosen Mutter durch seine handgreifliche Vermittlung die Mutterpflicht wieder zum Bewußtsein zu bringen. Jedoch kaum war die Henne unten, so suchte sie an der entgegengesetzten Seite einen neuen Platz für sich aus, und unten entstand natürlich derselbe Lärm wieder. Der Hahn machte sich nun zum zweiten Male mit noch derberen Schnabelhieben über die Henne her, so daß die Federn davon flogen. Natürlich mußte die Henne wieder hinunter, kam aber eben so rasch wieder nach oben und gab durch solches Benehmen ihrem Gemahle zu verstehen, daß sie unter keiner Bedingung gewillt sei, auf seine Anforderungen einzugehen. Was that nun der Hahn? Er handelte, wenn auch unbewußt, nach dem Sprüchwort: „Nachgeben stillt den Krieg“, flog hinunter, stellte sich in eine Ecke des Hühnerhauses und lockte mit seiner groben Baßstimme so lange, bis er die ganze Nachkommenschaft unter seine Flügel gebracht hatte, und Alles war ruhig.

Bei denjenigen Vögeln, welche paarig leben, wo also Männchen und Weibchen für die Jungen sorgen, wird solches Handeln nicht sonderlich auffallen, wohl aber muß es wunderbar erscheinen bei den Vögeln, welche nicht paarig leben, wo also die Pflege der Jungen ausschließlich der Mutter überlassen ist.

W. Höpke.

Für die Roderich Benedix-Dotation gingen noch ein: Polyhymnia 1 Thlr. 1 Ngr.; Gesellschaft Eintracht in Markneukirchen 2 Thlr.; durch Aufführung des „Doctor Wespe“ in der Liebhabertheatergesellschaft in Lenzburg (Schweiz) 80 Thlr. (300 Franken); Gesellschaft Fidelio in Essen, durch Theatervorstellung zum Besten der Benedix-Stiftung 47 Thlr. 1½ Ngr.; Kränzchen in Preußisch-Stargard 10 Thlr.; ein Kriegsreservist des dritten sächsischen Reiterregiments 5 Thlr.; vom Bürgervereine und Vereine Paradies in Zerbst, Nettoertrag einer Vorstellung des „Steckbriefs“ 30 Thlr.; Dilettanten-Verein Victoria in Frankfurt a. M. 60 fl.; Ertrag einer Aufführung des „Doctor Wespe“ durch den dramatischen Verein Thalia in Elsfleth 33 Thlr. 10 Ngr.

Die Gesammtsumme der Benedix-Dotation beträgt nunmehr:

5132 Thlr. 22 Ngr. 5 Pf.

über deren Empfang ich hiermit im Namen des Comités nochmals dankend quittire. Das Comité wird sich später selbst über die Verwendung der Gelder des Weiteren aussprechen.

Ernst Keil.

In der Verlagshandlung der „Gartenlaube“ sind erschienen:

Marlitt, E., Goldelse. Illustrirt von Paul Thumann. Salon-Ausgabe. Imp.-8. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3½ Thlr.
——— **Goldelse.** Volksausgabe. 9. Auflage. . . . . Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 8 Ngr. brosch. 1 Thlr.
——— **Das Geheimniß der alten Mamsell.** 6. Auflage. 2 Bände. brosch. . . . . 2 Thlr.
——— **Thüringer Erzählungen.** 3. Auflage. brosch. . . . . 1½ Thlr.
——— **Die Reichsgräfin Gisela.** 4. Auflage. 2 Bände. brosch. . . . . 2⅔ Thlr.
——— **Das Haideprinzeßchen.** 2 Bände. . . . . 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 19. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis **2** Bogen. Vierteljährlich **16** Ngr. — In Heften à **5** Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von **E. Marlitt.**

(Fortsetzung.)

Die fürstliche Frau hemmte secundenlang ihre Schritte; sah es doch aus, als falle aus den Lüften ein schwarzer Schleier verdüsternd über die strahlende Erscheinung; die schöngebogenen Brauen zogen sich finster zusammen. Dort die milchweiße, silberbestreute Robe, die wie ein Mondstrahl unter all' den bunten Toiletten flimmerte, schien sie sehr zu befremden; die Frau Herzogin theilte offenbar die allgemeine Verwunderung über das Erscheinen der jungen Frau am heutigen Abende, aber sie schritt sofort weiter, winkte huldvoll grüßend nach allen Seiten, bevorzugte den so lange ferngebliebenen Hofmarschall, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte und ihn in gnädiger und schmeichelhafter Weise auf's Neue willkommen hieß, und machte es mit glänzender Gewandtheit möglich, im langsamen Vorüberschreiten eine lange Reihe der Eingeladenen mit einigen passenden Worten zu beglücken. Der edelsteinbesetzte Fächer in ihrer Hand sprühte einen bunten Funkenregen, und die gelben Gazewogen schwebten über der nachrieselnden Atlasschleppe wie ein leichtaufsteigendes Dunstgewölk, das die Sonne vergoldet. So stand sie plötzlich vor Liane.

„Ei, sieh da! Wir haben gemeint, die gelehrte Einsiedlerin von Schönwerth sei den geselligen Freuden so abhold, daß eine directe Einladung zu unserem harmlosen musikalischen Abende gar nicht gewagt worden ist,“ sagte sie kaltblütig und gleichsam entschuldigend, daß die junge Frau eigentlich nicht eingeladen sei.

Liane wurde dunkelroth und sah erschrocken zu ihm auf, der sie hierhergebracht hatte; aber es schien, als bemerke er den Verdruß nicht, der die fürstliche Dame so unfein werden ließ.

„Hoheit, man läßt Ausnahmen gelten, wenn große Wandlungen an uns herantreten,“ sagte er in seinem gefürchteten, in Spottlust förmlich getränkten Tone; „aus dem Grunde habe ich die Baronin veranlaßt, mich heute zu begleiten — wir reisen in den nächsten Tagen ab.“

„Wirklich, Baron Mainau?“ rief die Herzogin freudig überrascht. „Diese Orientreise kreist in Ihrem Blute wie ein Fieber. Ich glaube, Sie würden sie antreten, und wenn die Welt in Flammen stünde. . . . Gut denn! Sie werden endlich reisemüde und dann vielleicht auch ein wenig — umgänglicher zu uns zurückkehren.“ Ihr Gesicht hatte sich aufgehellt; aber gerade, weil sie eben die Bestätigung erhalten, daß die glühend ersehnte Katastrophe in den nächsten Tagen unwiderruflich eintreten werde, empörte sie doppelt die stolze Ruhe und Zuversicht, mit welcher diese junge Frau neben Mainau verharrte. Stand sie nicht mit einem Fuße bereits auf dem Heimwege, der sie nie wieder nach Schönwerth zurückbringen sollte, die Geschiedene? Und doch fiel es ihr nicht ein, die Hand zurückzuziehen, die so fest, „so auf ihr gutes Recht pochend“ auf Mainau's Arme lag.

„Sie werden sich freuen, Ihr stilles Rudisdorf wiederzusehen?“ fragte sie mit einem feindseligen Seitenblicke nach den verhaßten feinen Fingerspitzen.

„Ich habe die Reise nach Rudisdorf aufgegeben, Hoheit,“ versetzte Liane beklommen und verlegen; es war ihr peinlich, Das auszusprechen, aber der directen Frage gegenuber gab es kein Ausweichen.

Die Herzogin wich unwillkürlich zurück; die graciös gehobene Hand mit dem Fächer glitt schlaff an der knisternden Atlasrobe nieder. „Wie? Sie bleiben?“ — Ein spöttisches Lächeln zuckte um die entfärbten Lippen. „Ah, ich verstehe! Sie sind großmüthig und wollen unsern guten Hofmarschall nicht verlassen,“ setzte sie rasch hinzu, wobei sie huldvoll das Haupt gegen den alten Herrn neigte, der allmählich näher gekommen war. Er hatte, trotz des stark summenden Geräusches im Saale, mit gespanntem Ohre doch jedes Wort erfangen. Jetzt fuhr er in zürnendem Schrecken empor:

„Hoheit, ich muß unterthänigst bitten — Ihr alter getreuer Hofmarschall hat mit diesen Entschließungen durchaus nichts zu schaffen,“ erklärte er, im feierlichen Proteste die Hand auf das Herz legend.

„Das ist wahr; der Onkel hat dabei gar keine Stimme gehabt,“ bestätigte Mainau vollkommen ruhig und ziemlich laut. Fast schien es, als spräche er zu den Umstehenden und nicht zu der Herzogin. „So sehr ich auch stets wünschen muß, ihn in treuen, fürsorgenden Händen zurückzulassen, in dem Falle stehe ich mir doch selbst am nächsten. Ich konnte mich nicht zur Trennung entschließen; deshalb hat meine Frau in ihrer selbstlosen Güte eingewilligt, mit mir zu gehen.“

Das klang so selbstverständlich, so ernst und würdevoll, als habe sich dieser Mund nie in verletzendem, frivolem Spotte verzogen, als habe es nie eine Zeit gegeben, wo er die schlanke, schweigende Frau an seiner Seite mitleidslos den bösen Zungen, der gehässigsten Beurtheilung überlassen, ja, sie in dieselbe hineingedrängt.

Die Herzogin setzte plötzlich ihren hastig und rauschend entfalteten Fächer in Bewegung, als sei es erstickend schwül im weiten Saale geworden. „Also eine neue Caprice, Baron

Digitized by Google

Mainau?" sagte sie, vergeblich bemüht, ihrer Stimme einen spöttisch heiteren Klang zu geben. „Bisher haben Sie eifersüchtig Alles von sich gewiesen, was den Nimbus des interessanten Reisenden irgendwie schmälern konnte — Sie wollten allein Märchenprinz sein. . . . Und nun auf einmal dieses Erscheinen an der Seite einer modernen Lady Stanhope — nicht übel! Das muß verblüffen, ganz besonderes Aufsehen erregen."

„Sicher nicht lange, Hoheit," sagte Mainau ruhig lächelnd, „da ich mit meiner ‚Lady Stanhope' nicht im Oriente reisen, sondern auf meinem einsam gelegenen Gute Blankenau in Franken leben werde."

Serenissima wandte sich ab und gab mit einer sichern Bewegung das Zeichen zum Beginne des Concertes. Wer sie näher kannte, zitterte. Mit diesen unnatürlich weit geöffneten Augen in dem todtenhaft weißen Gesichte, mit den streng zusammengezogenen Lippen und dem fast brutal entschlossen vorgeschobenen Kinne gab sie nie einer Bitte Gehör, war sie nie einer sanfteren Regung zugänglich.

25.

Die herzogliche Capelle spielte meisterhaft, und die Primadonna sang hinreißend. Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, gab selbst das Signal zum rauschenden Applaus und überhäufte die fremde Sängerin in den Pausen mit Beweisen ihrer Huld und Gnade. Es verlief Alles so glatt, so scheinbar zwanglos und doch die festen Linien der Etiquette innehaltend, daß Liane meinte, nur ihr treibe die innere qualvolle Unruhe, eine ahnungsvolle Bangigkeit das Blut fiebernd durch die Adern. Sie konnte das bleiche Medusenprofil der Herzogin nicht ansehen, ohne heiß zu erschrecken. Dort, inmitten einer Officiersgruppe, seltsam den Glanz der Gala-Uniformen unterbrechend, saßen zwei schwarze Gestalten, der Hofmarschall und der Hofprediger. Die junge Frau hätte aus den Zügen des alten Herrn fast lesen können, was er, leidenschaftlich erregt, seinem Nachbar unablässig zuflüsterte und in das Ohr zischelte; aber sie wandte in aufquellendem Zorne die Augen weg. Der Priester fixirte ungescheut und so dämonisch ausdrucksvoll ihr Gesicht, als schwebe ihm jenes furchtbare „Ich werde Alles dulden, schweigend, ohne Gegenwehr; aber abschütteln werden Sie mich nicht" auf den Lippen. . . . Sie fürchtete ihn nicht mehr. Der hochgewachsene Mann, der neben ihrem Sitze mit verschränkten Armen an der Wand lehnte, beschützte sie; er war mächtig und willensstark genug, die Viper, die zerstörend nach seinem häuslichen Glücke züngelte, zu zertreten. . . . Hätte sie nur erst diesen Saal mit den geschmückten Menschen im Rücken gehabt! Aber die Erlösungsstunde schlug noch nicht. Die wundersame Mähr, daß Mainau mit seiner jungen Frau nach Franken übersiedeln wollte, war wie ein Losungswort von Mund zu Mund geflogen, und nun, nach dem Concerte, strömten die Wißbegierigen herbei, um aus dem Munde der Betreffenden selbst die Bestätigung zu hören. Und dann wurde Mainau die Auszeichnung zu Theil, mit der Frau Herzogin den Ball zu eröffnen.

„Bitte, führen Sie mich in den anstoßenden Saal!" befahl sie, den Walzer unterbrechend, in welchen sich die Polonaise aufgelöst hatte. „Zu viel Gaslicht und zu viele Menschen! Die Hitze ist wahrhaft tropisch."

Sie traten über die Schwelle. Die anderen Paare flogen weiter in wirbelndem Reigen.

„Sie spielen Ihre neue Rolle unvergleichlich, Baron Mainau," sagte die Herzogin halblaut, während sie im Weiterschreiten mehreren erschrocken emporspringenden Herren zuwinkte, sich nicht stören zu lassen — sie thaten sich gütlich am Büffet.

„Darf ich erfahren, wie das Stück heißt, das der Hof aufführt und bei welchem ich mitwirke, ohne es zu wissen?" versetzte er, auf den leichten, frivolen Ton eingehend, den sie angeschlagen.

„Mephisto!" Sie hob graciös drohend den Fächer. „Nicht wir spielen; dazu sind wir zu gedrückt, zu müde und unelastisch — Dank den aufreibenden inneren Kämpfen. Wir haben auch nicht die Gabe, wie der geniale Baron Mainau, einen mächtigen Impuls immer wieder so wirksam, so packend auf die Scene treten zu lassen. . . . Soll ich Ihnen wirklich sagen, daß man sich drüben im Saale zuraunt, es sei heute der zweite Act des ‚Drama mit der Rachetendenz' aufgeführt worden?"

Bei diesen Worten betraten sie den Wintergarten. Im raschem Weitergehen hatten Beide nicht bemerkt, daß in dem letzten, anscheinend leeren Salon dennoch zwei Menschen saßen, der Hofmarschall und sein Freund, der Hofprediger. Sie hatten Fruchteis und Champagner vor sich stehen; aber ein aufmerksames Auge hätte sehen können, daß das Eis zerschmolz und der köstliche Sect unberührt verschäumte.

Mainau zog mit einer raschen Wendung seinen Arm an sich, so daß die Hand der Herzogin ihre Stütze verlor und herabsank. . . . Sie waren allein unter Palmen, unter einem grünen Regen tropischer Schlingpflanzen, der von der Glasdecke niedersank. Wie die vom Wunderbaume mit Gold überschüttete Aschenbrödelgestalt stand die schöne, blasse Frau in gelbem Atlaskleide da, dem das blendende Gaslicht metallisch glitzernde Farbenströme entlockte.

„Vollständig gekühlte Rache hat keinen zweiten Act; sie stirbt wie die Biene in dem Augenblicke, wo sie den Stachel eingesenkt," sagte Mainau mit leicht erblaßtem Gesichte.

Die Herzogin sah ihn mit funkelnden Augen an. „Ah, Pardon! Da haben sich also die guten Leute da drüben geirrt," sagte sie, die schönen Schultern emporziehend. „Nun denn, ein anderes Motiv! Das aber, was Sie uns in augenblicklicher, eigensinniger Laune octroyiren möchten, glaubt man Ihnen so wenig, wie man im Stande ist, zu denken, der prächtige Granatbaum dort mit seinen glühenden Blüthen fühle Neigung, im — Gletschereis zu wurzeln. . . . Mag Ihnen diese blonde Gräfin Juliane mit ihrer studirten Denkermiene, ihrem mühsam aufgepfropften Bischen Männerwissen imponiren, in Wirklichkeit geliebt wird eine solche Frau nie."

„Sie sprechen von jener Leidenschaft, die auch ich einmal empfunden," versetzte Mainau in hartem, eiskaltem Tone. Es empörte ihn, den geliebten Namen von diesen Lippen aussprechen zu hören. „Wie wenig Wurzel gerade sie schlägt, hat sie am schlagendsten dadurch bewiesen, daß sie so vollständig — sterben konnte."

Die Herzogin fuhr aufstöhnend zurück, als habe er eine todbringende Waffe gegen sie gezückt.

„Ist es so, wie Sie sagen," fuhr er unerbittlich fort, „daß eine solche Frau selten geliebt wird — wohl mir! Dann werde ich Qualen, die ich früher nie gekannt, und die jetzt oft an mich herantreten, die Qualen der Eifersucht, allmählich wieder von mir abschütteln können. . . . Und nun will ich Euer Hoheit sagen, weshalb ich heute in Begleitung ‚dieser blonden Gräfin Juliane' hier bin. Es ist kein Act der Rache, sondern der Buße, der öffentlichen Abbitte meiner beleidigten Frau gegenüber."

Die fürstliche Dame lachte so überlaut und krampfhaft, als sei sie wahnsinnig geworden.

„Verzeihung!" rief sie wie athemlos, wie halb erstickt vor Lachen, „aber das Bild ist zu drastisch. Der kühne Duellant, respective Raufbold — Pardon! — der tapfere Soldat, der gefürchtete Spötter und Leugner aller Frauentugend — bußfertig vor der Gräfin mit den rothen Flechten! Nach Jahren noch wird man sich amüsiren über den Löwen, der sich fromm vor dem Spinnrocken niederduckt."

Er trat einen Schritt zurück. Ueber dieser Stirne schwebte die gefeierte Krone der Herrscherin; in ihre Hand war es gelegt, für den minderjährigen Landesfürsten zu entscheiden über Leben und Tod, Wohl und Wehe im Volke — und da stand sie vor ihm, in bacchantischem Gelächter sich schüttelnd, baar selbst der Würde, die die einfachste Frau aus dem Volke zu bewahren versteht.

„Hoheit, der Duellant, respective Raufbold, braucht nicht viel wirklichen Muth," sagte er mit finsterer Stirne, „weit mehr Willenskraft und innere Ueberwindung kostet es z. B. dem Spötter Mainau, dem frivolen Frauenverächter, die innere Umkehr zu bekennen, den ‚guten Leuten dort drüben' zu zeigen, daß der eifrige Fürsprecher der Convenienzehe keinen innigeren Wunsch hat, als — die eigene Frau zu erobern. Aber diese Sühne schulde ich ‚der blonden Gräfin Juliane', dem reinen Mädchen mit der enthusiastischen Künstlerseele, mit den unerschrockenen, eigenen Gedanken. . . . Ich habe mir die Buße auferlegt, ehe ich mir gestatte, mein neues Glück mir anzueignen."

Der Fächer war den Händen der Herzogin entfallen; er schaukelte funkelnd an der feinen Kette, die vom Gürtel niederhing. Mainau den Rücken zuwendend, stand die schöne Frau

vor einem vollblühenden Orangenbaume und zupfte hastig an den Blüthen, als gönne sie diesen schönbelaubten Zweigen nicht, auch nur eine einzige Frucht zu tragen. . . . Sie war still geworden; kein Laut kam von ihren Lippen, in dem nervösen Spiele der Hände aber lag etwas wie unterdrückte Verzweiflung, und da kam ihm doch eine Regung von Bedauern.

„Ich möchte, ich könnte alle Tollheiten meines Lebens ungeschehen machen;“ sagte er weiter, „es ist da so Vieles, dessen ich mich schämen muß, weil es gegen Edelmuth und Rittersinn verstößt. . . . Meine innerste Natur werde ich freilich nicht ändern. Ich hasse, die mich hassen, und ‚die Milch der frommen Denkungsart‘ wird mir nie die Pulse sänftigen, aber deswegen bereue ich doch, wo ich zu wild in der Rache gewesen bin. . . . Hoheit, ich wünsche lebhaft, daß auch da Ruhe und Glück einziehen möchten, wo ich einst Fluch und Unheil herabzubeschwören gesucht habe.“

Die Herzogin fuhr mit einem total veränderten Gesicht herum. „Ei, wer sagt Ihnen denn, mein Herr von Mainau, daß ich nicht glücklich bin?“ fragte sie den Baron mit höhnischer, kalter Stimme. Sie reckte ihre üppige Gestalt empor und sah plötzlich aus, als stehe sie vor dem Thronsessel und ertheile einem Untergebenen Audienz. Die Herrscherhaltung gelang, nicht aber der Herrscherblick; aus den schwarzen Augen brach das furienhaft wilde Feuer des tiefgereizten Weibes. „Glücklich? Ich bin es! Ich darf meinen Fuß auf den Nacken Derer setzen, die ich glühend hasse, denn ich habe die Macht. Ich kann vernichtend da eingreifen, wo man den Traum von Glück und Seligkeit träumt, denn ich habe die Macht. . . . Mächtig sein, heißt glücklich sein für den stolzen, ehrgeizigen Frauengeist. Merken Sie sich das, Freiherr von Mainau! Ihr frommer Wunsch war vollkommen überflüssig, wie Sie sich sagen werden.“

Sie schritt nach dem Ausgange; aber an der Schwelle blieb sie stehen, und durch die lange Reihe der offenen Thüren zeigend, wandte sie den Kopf über die Schulter zurück. „Da kommt sie, mild und bleich wie eine kühle Mondnacht,“ sagte sie, und ihre kleinen, weißen Zähne blitzten unter der im diabolischen Lächeln hoch emporgezogenen Oberlippe. „Wahrhaftig, Baron Mainau, Sie sind zu beneiden. . . . Aber Eines möchte ich Ihnen rathen: Gehen Sie nicht nach Franken! Sicilien ohngefähr möchte die Temperatur haben, in der sich das Anfrösteln von so viel strenger Tugend und selbstbewußter Weiblichkeit ertragen läßt.“

Liane kam an der Seite eines Kammerherrn, mit welchem sie die Polonaise getanzt, langsam wandelnd daher. Die Herzogin verließ den Wintergarten, während Mainau auf die Schwelle desselben trat, um seine Frau zu erwarten. An der gegenüberliegenden Thür blieb das näherkommende Paar stehen, um die rasch, mit hochgehobenem Kopfe und stolzem Nacken herausschreitende Herzogin vorüber zu lassen; aber dicht vor der jungen Frau blieb sie stehen.

„Liebe Frau von Mainau,“ sagte sie mit etwas belegter, aber vollkommen fester Stimme, „man wird Sie uns entführen. . . . Sie sind in der That berufen, Mann und Haus ‚mit linden und doch starken Armen‘ zu umfassen. Halten Sie fest, damit Ihnen das Phantom nicht dennoch entschlüpft in dem Augenblicke, wo Sie es am sichersten zu umschließen wähnen! Der Schmetterling muß fliegen — es ist seine Lebensbedingung. . . . Und nun Glück auf den Weg, schöne Braut!“ Mit leichter Grazie hob sie ihre weißen Arme, und die krampfhaft geballten Hände öffnend, ließ sie einen Regen zerdrückter, fast unkenntlich gewordener Orangenblüthen über Schultern und Arme der jungen Frau niederrieseln.

Sie nahm den Fächer wieder auf. „Herr von Lieven, ich wünsche, den nächsten Galopp mit dem Grafen Brandau zu tanzen,“ wandte sie sich mit lauter, voller Stimme an den Kammerherrn

Er flog davon, um den schönen, schlanken Lieutenant zum Tanz mit Ihrer Hoheit „zu befehlen“. Leicht mit dem Fächer grüßend, rauschte die fürstliche Dame an der sich verneigenden jungen Frau vorüber und begab sich in den Concertsaal zurück.

„Der Schmetterling fliegt nicht mehr — sei ruhig!“ sagte Mainau heiter lächelnd indem er Liane über die Schwelle des Wintergartens an sich heranzog und sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust drückte. „Er ist überhaupt nie Schmetterling aus wirklicher Neigung gewesen, und hätte er seine Liane gleich gefunden, so brauchte er jetzt nicht so viel tolle, verzweifelte Streiche zu bereuen.“

Sie wand sich scheu und schweigend aus seinen Armen und deutete nach dem anstoßenden Salon zurück; sie hatte die beiden Herren in der Ecke sitzen sehen; jetzt hörte sie, wie sie aufstanden und der Herzogin in den Saal folgten.

„Ach, da sind Sie ja — wo haben Sie denn gesteckt, Herr Hofmarschall?“ fragte die stolze Fürstin; Graf Brandau stand vor ihr und beugte seine hohe Gestalt fast bis zur Erde, während der Hofmarschall sichtlich beklommen in ihre Nähe trat. „Man hört ja wunderliche Dinge. Baron Mainau will nach Franken übersiedeln; werden Sie mitgehen?“

Der Hofmarschall prallte vor Entsetzen zurück. „Ich, Hoheit?“ rief er mit alterirter Stimme. „Eher in die Gruft! Eher will ich von Haus zu Haus betteln gehen, als auch nur noch einen Tag im Zusammenleben mit meinem — entarteten Neffen verbringen! . . . Ich bleibe in meinem Schönwerth, und wenn Euer Hoheit dann und wann einen Sonnenstrahl der Huld und Gnade in das einsame Leben eines alten, treuen Dieners werfen wollen, indem Sie Schönwerth nach wie vor als Ziel der Spazierritte wählen —“

„Herr von Mainau,“ unterbrach sie ihn frostig mit harter Stimme, wobei sie ihre Hand auf den Arm des Grafen Brandau legte, „ich höre, der Sturm hat heute Nacht Ihre prächtige Musa umgebrochen — sie war es ja hauptsächlich, wie Sie sich erinnern werden, die mich immer wieder in das Thal von Kaschmir gezogen hat — vorüber, vorüber! . . . Zudem muß ich Ihnen gestehen, daß ich bis zu dieser Stunde das Grauen nicht los werde in der Erinnerung an die gräßliche Pulvergeschichte, durch welche der Erbprinz und sein Bruder um ein Haar auf Ihrem Grund und Boden verunglückt wären. Sie werden begreifen, daß Jahre vergehen müssen, ehe ein Mutterherz solche Schrecknisse überwindet.“

Von der Tribüne erbrauste ein feuriger Galopp, und die schöne Herzogin flog, nach einem hochmüthigen Kopfneigen gegen den vernichteten Höfling, im Arm ihres Tänzers dahin — „seltsam wild und aufgeregt“, wie sich einige alte, scandalsüchtige Damen in das Ohr zischelten. Der Hofmarschall aber sah ihr mit aschbleichem Gesichte und schlotternden Knieen einen Augenblick wie versteinert nach. Unfaßlich, unerhört! . . . Erhoben sich nicht die stolzen Vorfahren in der Ahnengruft und stießen mit den Händen nach ihm? That sich nicht die Erde auf, um ihn, den Unseligen, den Gebrandmarkten, zu verschlingen? Er war in Ungnade gefallen, er, der Leib und Seele dem Bösen verschrieben hätte, um nur nie ein solches Unglück zu erleben! Und da war es, ohne sein Verschulden, und hing wie eine schwarze Wetterwolke über seinem Haupte! Und nach zehn Minuten kreiste „die köstliche, die unbezahlbare Neuigkeit“ auf den Lippen der Neider und Mißgünstigen, und hundert Augen und Finger richteten sich schadenfroh auf den gestürzten Hofmarschall; er verschwand aus dem Saale.

Bald nach dem Glaswagen des Hofmarschalls fuhr auch die Equipage mit den Apfelschimmeln am Portale des herzoglichen Schlosses vor.

„Meine Mission ist erfüllt — nun darf ich die Braut heimführen,“ flüsterte Mainau Liane zu, indem er sie in den Wagen hob.

26.

Er saß wieder droben und lenkte das Gespann, und sie lehnte in der Wagenecke; aber nicht, wie damals, als unscheinbare, graue Nonne mit der Kälte und Resignation im Herzen — über die weißen Atlaspolster breitete sich das kostbare, einst verschmähte Brautkleid; aus dem Haare zuckte der grünfunkelnde Strahl der Smaragden, und die schönen, klugen Augen der jungen Frau verfolgten aufglänzend jede Bewegung der prächtigen Männergestalt, der gegenüber sie den Widerstand des verletzten Stolzes, der kalten, strengen, trotzigen Zurückhaltung nun so vollständig aufgegeben.

Es war eine warme, lautlose Mondnacht, durch die sie fuhren. Das bleiche Nachtgestirn schwebte droben, eine über das dunkle Blau hingerollte Silberkugel; aber zwischen Himmel und

Erde wogte jenes glänzende Flimmern, das schleierartig die Contouren verwischt. Dort hinter dem regungslosen Parkteiche ballten sich die majestätischen Lindenwipfel des Maienfestes zu dunklen, gestaltlosen Massen; in ihrem Schatten verschwand das Fischerdörfchen so spurlos, als habe eine Riesenfaust die fürstliche Spielerei auf den Grund des Gewässers versenkt. . . . Liane wußte nicht, daß dort zum ersten Male ihr Name vor der Herzogin genannt worden war, daß man „die Gräfin mit den rothen Flechten“ unter jene Linden beschworen hatte, um sie ein jahrelang genährtes Rachewerk wider Willen ausführen zu lassen. Dennoch wandte sie, in sich hineinfröstelnd, den Kopf weg; der ungeheure, nachtschwarze Baumcomplex und die bleifarbene, todtenstille Wasserfläche gaben ein gespenstiges Bild. Die junge Frau hatte ohnehin mit unheimlichen Empfindungen zu kämpfen. Sie wußte, daß in dem Glaswagen, der weit vor ihnen Schönwerth zurollte, auch der Hofprediger saß; er war dem Hofmarschall wie sein Schatten gefolgt. Sie hatte ihn vom Garderobezimmer aus einsteigen und den Schlag zuwerfen sehen. . . . Dieser entsetzliche Priester war bereits da, wenn sie das Schönwerther Schloß zum letzten Male betrat; er hatte in der That die Kühnheit, die zähe Beharrlichkeit, mit der das Raubthier seinem Wilde auf der Ferse folgt. . . . Eine heiße Angst überlief sie, als der Wagen den Wald verließ und in das liebliche, von Mondlicht erfüllte Schönwerther Thal hinabbrauste. Dort unten flog eben die Equipage des Hofmarschalls hin; man sah die Glasfenster aufblinken, ehe sie hinter dem Maßholderbusch verschwand. Liane mußte all ihren Muth, ihre Vernunft aufbieten, um Mainau nicht zu bitten, daß er an Schönwerth vorüberfahre und sie noch in dieser Nacht nach Wolkershausen bringe. . . .

In dem Augenblicke, wo der Wagen vor dem Schlosse hielt, stand Frau Löhn, wie aus der Erde gewachsen, am Schlage. „Seit einer Stunde ist Alles vorüber, gnädige Frau,“ flüsterte sie mit fliegendem Athem. „Der mit dem geschorenen Kopfe ist vorhin auch wieder mitgekommen. Er ist im Stande und verlangt mir heute Nacht noch die Schmucksachen für den alten Herrn ab; das erste Mal ist's auch so gewesen.“

„Ich komme,“ sagte Liane. Sie sprang aus dem Wagen, während Frau Löhn über den Kiesplatz nach dem indischen Hause zurückkehrte. Jetzt trat ein schwerer, ein furchtbarer Moment an die junge Frau heran: sie mußte Mainau den Vorgang an Onkel Gisbert's Sterbebette mittheilen; sie mußte ihm Alles sagen, was sie wußte, dann sollte er mit ihr hinübergehen und das verhängnißvolle, kleine, silberne Buch selbst an sich nehmen.

Er hatte die Beschließerin nicht bemerkt und führte Liane ahnungslos nach ihren Appartements. Beide prallten zurück, als sie aus dem blauen Boudoir in den anstoßenden Salon traten — auf dem Tische, inmitten des Zimmers, brannte eine Lampe, und daneben stand der Hofmarschall, aufrecht, in kerzengerader Haltung, nur die Rechte leicht auf die Tischplatte stützend.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich in Ihre Räume eingedrungen bin,“ sagte er mit monotoner, kalter Höflichkeit. „Aber es ist zehn Uhr vorüber. Ich war im Zweifel, ob Ihr Gemahl geneigt sein würde, mir heute noch einige Augenblicke, behufs einer Auseinandersetzung, zu gewähren, und da es geschehen muß, so habe ich es vorgezogen, ihn hier zu erwarten.“

Mainau ließ den Arm seiner Frau fallen und trat mit festen Schritten auf den alten Herrn zu. „Da bin ich, Onkel! Ich wäre auf Deinen Wunsch auch sehr gern hinaufgekommen. Was hast Du mir zu sagen?“ fragte er gelassen, aber mit der Haltung eines Mannes, der nicht gewillt ist, sich irgend eine Ungehörigkeit bieten zu lassen.

„Was ich Dir zu sagen habe?“ wiederholte der Hofmarschall mit unterdrückter Wuth. „Vor allen Dingen möchte ich mir den Titel ‚Onkel‘ verbitten. . . . Du hast, wie Du heute Morgen selbst sagtest, zwischen Dir und Deinen Standesgenossen das Tischtuch zerschnitten. Ich stehe aber zu ihnen mit Kopf und Herzen, mit Gut und Blut; der Riß trennt Dich mithin auch von Deinem Vatersbruder, unwiderruflich und für immer.“

„Ich werde den Verlust zu tragen wissen,“ versetzte Mainau mit tieferblaßtem Gesichte, aber ruhiger, klarer Stimme. „Die Zukunft wird zeigen, was Du gewinnst, indem Du alles auf eine Karte setzest. Ein sogenannter guter Freund raunte mir in aller Eile zu, als ich das herzogliche Schloß verließ, Du seiest um meinetwillen eclatant in Ungnade verfallen“ — bei dem so ruhig ausgesprochenen Wort „Ungnade“ hob der Hofmarschall aufschreckend die Hände, als wolle er die Bezeichnung der furchtbaren Thatsache hinter die Lippen des Sprechenden zurückdrängen — „eine solche erbärmliche, kleinliche Revanche, an einem Unbetheiligten verübt, kann höchstens Ekel erregen, und Du hast nichts Eiligeres zu thun, als Deine einzigen Verwandten abzuschütteln, mit Allem zu brechen, was Deinem Leben, Deiner einsamen Zukunft in Wirklichkeit einen Zweck, einen Halt zu geben vermag? Und das muß unerbittlich zur Stunde, noch in dieser Nacht geschehen, damit Du morgen in der Frühe Deine völlige Lostrennung von ‚den Tiefgefallenen‘ rapportiren und um Gotteswillen die Wiederkehr der herzoglichen Gnade erbitten kannst? . . . Was verlierst Du denn an —“

„Was ich verliere?“ schrie der Hofmarschall. „Das Augenlicht, die Lebensluft! Ich sterbe, wenn diese — diese fürchterliche Ungnade auch nur Monate andauert. . . . Wie Du darüber denkst, ist Deine Sache — ich scheere mich nicht darum.“ Er taumelte, unfähig sich länger auf den Füßen zu halten, in den nächsten Lehnstuhl.

Mainau wandte ihm in unverhohlener Verachtung den Rücken. „Dann bleibt mir freilich kein Wort mehr zu sagen,“ murmelte er achselzuckend. „Ich hatte gemeint, noch einmal an die großväterliche Liebe für Leo appelliren zu müssen —“

„Aha, da sind wir ja bei dem Punkte angekommen, der einzig und allein mich vermocht hat, noch einmal mit Dir zusammen zu treffen. . . . Mein Enkel, das Kind meiner einzigen Tochter —“

„Ist mein Sohn,“ unterbrach ihn Mainau, sein Gesicht ihm voll zuwendend, mit tiefer Ruhe. „Er bleibt selbstverständlich bei mir.“

„Mit nichten! . . . Für die erste Zeit magst Du ihn nach Franken schleppen — das kann ich freilich nicht verhindern; aber schon nach einigen Monaten wirst Du erfahren, was es heißt, Mächtige im weltlichen und im geistlichen Regimente brüsk herauszufordern.“

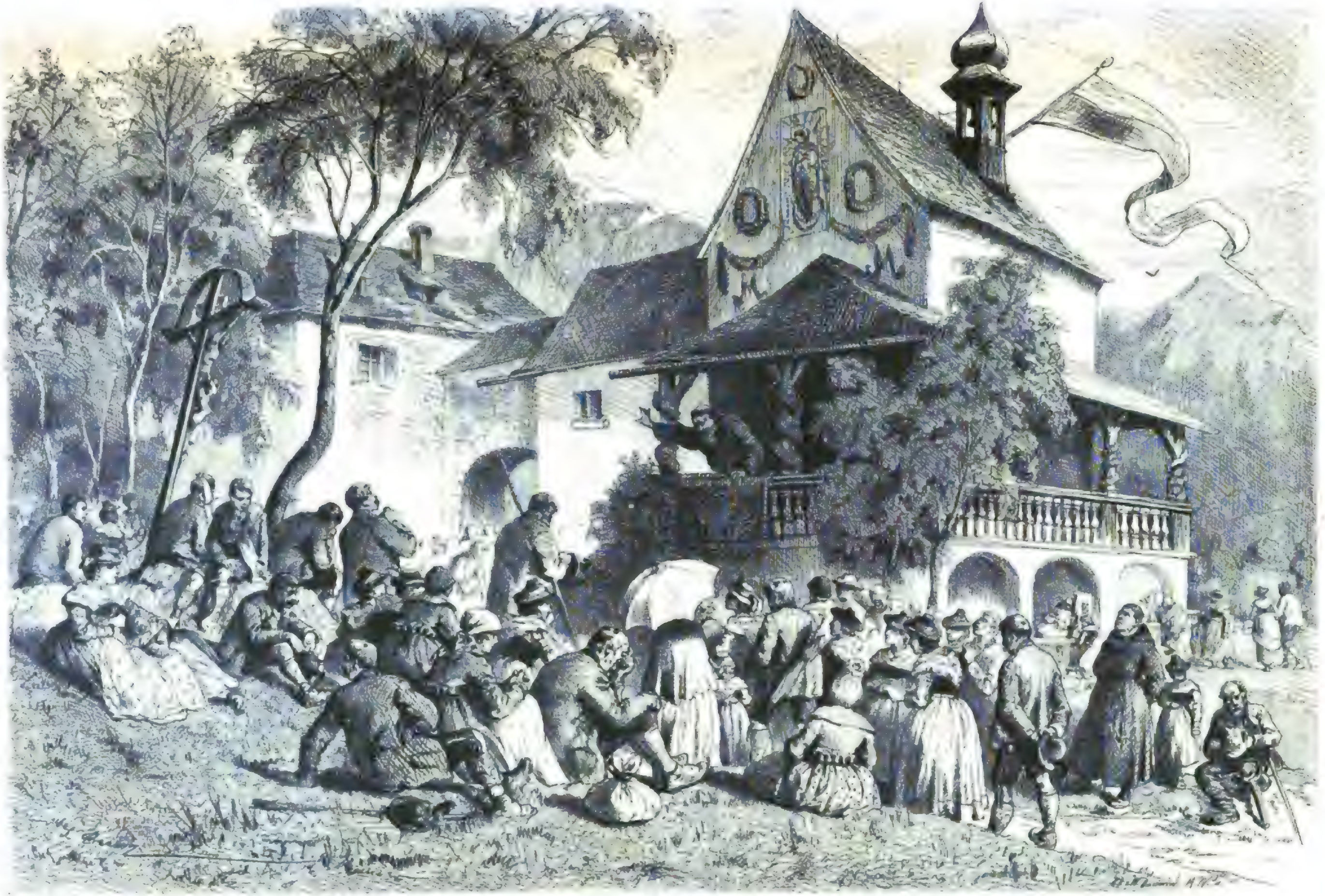
(Fortsetzung folgt.)

Die Wallfahrt zu Birkenstein.

Wieder einmal ein Bild aus dem bairischen Hochlande, eine Capuzinerpredigt zu Birkenstein. Dieses Oertchen liegt im Miesbacher Gericht, ganz nahe bei dem Dorfe Fischbachau, an den Füßen des almenreichen Breitensteins, der ein Nachbar des gefeierten Wendelsteins ist. Unten im Thale fließt die Leizach, ein rascher Bergbach, der von Bairisch-Zell herausrinnt. Gegen Abend, über dem Rouberg drüben, fluthet der rühmlichst bekannte Schliersee, an welchem Schliers, das alte Dorf, liegt. Wer eine gute Karte zur Hand hat, wird das betreffende Oertlein nach diesen Angaben leicht zu finden wissen, wer nicht so wohl versehen, der muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß er jetzt in die Gegend zwischen der Isar und dem Inn geführt wird.

Diese Gegend ist eigentlich das bairische Arkadien. Land und Leute sind hier noch eines alpenhaften Schlags. Ersteres, das Land nämlich, wird dieses Gepräge wohl immer bewahren, obwohl die neu erstehenden Villen, Fabriken und Hüttenwerke dem bäuerlichen Aussehen der Landschaft doch etwas Eintrag thun. Wie es nachgerade mit den Leuten gehen wird, ist eine andere Frage, doch muß man zugestehen, daß sie trotz des Fremdentrosses, der jeden Sommer durch ihre Thäler wimmelt, bisher noch immer nicht merklich aus der Art geschlagen sind. Hier ist der Ursitz des Haberfeldtreibens, jenes bäuerischen Vehmgerichts, das, einst so geachtet und gefürchtet, erst in den letzten Zeiten zu roher Ausgelassenheit heruntersank und vor wenigen Jahren mit sanfter Gewalt unterdrückt wurde.

Seit etlichen Jahren geht eine Eisenbahn von München



Capuzinerpredigt zu Birkenstein.
Nach der Natur aufgenommen von L. Braun in München.

Digitized by Google

über Holzkirchen nach Miesbach und Schliers. Der bewegliche Münchener genießt jetzt das lang ersehnte Vergnügen, in drei kurzen Stunden mitten im bairischen Hochlande zu sein. Doch sprechen wir zunächst von Miesbach, dem trefflichen Markte an der Schlierach.

Wer ein altes Oertlein in junger Blüthe zu sehen wünscht, der muß eigentlich nach Miesbach gehen. Da ist in den letzten Jahren, seit nämlich die Eisenbahn an dem Markte vorüberzieht, ein schwer zu zählender Haufe neuer Häuser aus dem Boden gewachsen, fast alle im zierlichen Alpenstile, alle mit sanft gesenkten Dächern, mit grünen Altanen, mit grünen Fensterläden, alle so jugendlich, so heiter und lachend, daß man sie kichern zu hören glaubt. Wie sich von selbst versteht, haben sich auch die Gasthäuser und die Wohnungen für die Sommergäste in dieser Zeit entsprechend gemehrt und vergrößert. Jetzt herrschen da in den schönen Monaten noch die biedern Münchener, welche die Nähe, die Billigkeit des Ortes und die gute Luft anzieht, doch werden auch andere anständige Deutsche, ja sogar Engländer und Amerikaner zugelassen. Socialer Herd und Horst des aufstrebenden Fleckens ist aber der Frau Waitzinger ehrenwerther Gasthof, welcher an dem schönen Marktplatze steht. Frau Waitzinger theilt mit ihrer berühmten Collegin, der Frau Ruch, genannt Tiefenbrunner, zu Kitzbichel, den guten Ruf, eine treffliche Wirthin zu sein — mit dieser theilt sie aber auch einen leisen Widerwillen gegen ihr eigenes, nämlich gegen das schöne Geschlecht, wie es jetzt die Welt durchläuft, ein Gefühl, an das ich mich, wenn ich Wirthin wäre, vielleicht auch bald anschließen würde. Wenn den Herren, heißt es, in der Frühe die Schuhe gewichst oder geschmiert sind, so hört man den ganzen Tag nichts mehr von ihnen, die Damen aber läuten alle fünf Minuten. Frau Ruch-Tiefenbrunner sieht ihren Schwestern aus Berlin, Hamburg oder Bremen, wenn sie im Reisewagen daherrollen, von Weitem schon an, ob sie viel oder wenig Prätensionen machen werden. Besorgt sie ersteres, so spricht sie einfach: Kein Quartier, und dreht sich um, auch wenn das ganze Haus noch leer wäre.

Um aber wieder in unser Miesbach zurückzukehren, so hat man in neuerer Zeit gefunden, daß daselbst eine vortreffliche Luft wehe; namentlich überarbeitete Geschäftsleute und Staatsmänner, die an geschwächten Nerven leiden, erhalten hier rasch wieder die alte Frische. Mit Stolz erzählt man, daß ein berühmter Professor der Würzburger Hochschule einst, an seinem Wiederaufkommen fast verzweifelnd, so schwach bei Frau Waitzinger angekommen sei, daß man ihn in seine Stube tragen mußte, und dennoch drei Wochen später so rüstig auf die rothe Wand, über sechstausend Fuß hoch, gestiegen sei, daß ihm selbst jüngere Leute kaum nachkommen konnten. Hierher und nur hierher, meint man, sollte unser Bismarck kommen — nur hier würde er seine Kraft und Schlagfertigkeit wiederfinden, an welcher dem ganzen deutschen Reiche so viel gelegen ist. Wenn man nur eine Zeitung fände, die ihn darauf aufmerksam machen wollte! — Auch der ehrwürdige Clerus hiesiger Gegend würde auf seine Anwesenheit nicht störend einwirken, da er Charaktergröße nicht nur an sich selber, sondern auch an Anderen zu ehren weiß.

Von Miesbach fährt man in einer starken Viertelstunde nach Schliers am Schliersee, der zweiten Hauptstation, der wir einige Aufmerksamkeit erweisen müssen.

Der Stamm, der diese idyllische Gegend bewohnt, ist ein Kernvolk; schlank und hochgewachsen, im Ganzen wohlgestaltet, hält der Schlierser wie die Schlierserin sehr viel auf ein sauberes Feiertagsgewand und weiß sich überhaupt gut zu präsentiren. Er ist ehrlich und menschenfreundlich, auch viel weniger roh, als der Bauer im Flachlande. Er theilt zwar die cholerische Natur der Bajuvaren überhaupt, allein er ist auch versöhnlich. Am Sonntag Abend, wenn das Nationalgetränk zu wirken beginnt, kommt es zwar nicht selten zu heftigen Reden, welche leicht zu Thätlichkeiten führen; allein die handelnden Personen des Dramas stechen nicht mit dem Messer zu, wie anderswo, sondern hauen sich ein paar Püffe um die Ohren, setzen sich dann wieder zusammen und gehen in alter unerschütterter Freundschaft auseinander.

Die Untugenden, die man diesem Völklein vorwerfen möchte, fallen nicht schwer in's Gewicht. So soll es z. B. etwas bequem sein und die Ruhe der Arbeit merklich vorziehen, allein da Getreidebau nicht getrieben wird und die Viehzucht weniger anstrengt, so hat man sich hier auch nicht so zu plagen, wie im Unterland. Die viele Muße erlaubt in der That ein menschenwürdiges Dasein, und giebt selbst Raum für literarische Beschäftigung. Man wendet hier nämlich manche Stunde an die Zeitungen, und die Postexpedition zu Schliers giebt täglich über fünfzig Blätter aus. Auch die Gartenlaube ist da nicht unbekannt. Manche bäuerliche Hofherren in dieser Gegend kaufen sich sogar Bücher und lesen sie — ein Brauch, der in der Stadt so selten vorkommt, daß er auf dem Lande um so mehr überrascht.

Für eine andere Untugend möchte man die etwas stark hervortretende Lebenslust ansehen. Zwar führt der Bauer annoch einen sehr einfachen Tisch, begnügt sich die ganze Woche, wie sein Hausgesinde, mit Milch- und Mehlspeisen, Butter, Schmalz und Brod, nimmt an Sonntagen im Wirthshause zwar gerne ein Würstchen zu sich, weil dies die Sitte mild beurtheilt, hält sich aber von theuren Speisen, als z. B. von Kalbs- und Schweinebraten fern, weil ihr Genuß als eine Verschwendung gilt, die dem Landmanne nicht wohl anstehe. Das edle Trinkvergnügen wird dagegen an Sonn- und Feiertagen mit großer Beflissenheit sowie ohne bestimmtes Maß betrieben, und auch der Minderbemittelte nimmt daran redlich Theil, was ihm um so eher erschwinglich, als selbst der Tagelöhner sich täglich fast auf drei Gulden hinaufarbeiten kann.

Es ist in den jüngsten Zeiten aufgefallen, daß unsere Hochländer, die doch so frisch und aufgeweckt sind und nur liberale Zeitungen lesen, beim letzten Wahlkampf für's deutsche Reich sich auf die Schattenseite stellten. In der Nähe betrachtet, sieht aber die Sache nicht so seltsam aus. Kaiser und Reich und die Hauptstadt Berlin, sie liegen dem Bauern noch ziemlich fern. Die letzten drei Jahre haben noch nicht viel vermocht gegen die Traditionen eines fast tausendjährigen Particularismus. Die Dinge, die sich im entlegenen Norden abspielen, sie erregen den Landmann nicht dergestalt, daß er sich bewogen fühlte, eine bestimmte Stellung zu ihnen einzunehmen. Er hätte am Ende auch liberal gewählt, wenn man zur rechten Zeit etwas dazu gethan hätte. So kam aber der Clerus den Liberalen zuvor, schlug mit Meisterschaft die große Trommel und rief: Nicht lutherisch werden! Dieses Mal haben es übrigens die Frauen durchgesetzt. Auf der Kanzel und im Beichtstuhl wurden die weiblichen Herzen durch den bevorstehenden Einsturz der katholischen Religion beängstigt, welcher nur beschworen werden könne, wenn die gläubigen Lande ihre gläubigsten Vertreter nach Berlin entsenden würden.

Vor dem Tage der Wahl gingen die geistlichen Herren noch von einem Hause zum andern, spielten die letzten Schrecknisse aus und ließen in den Händen der Hausfrau den rettenden Wahlzettel zurück. Die Frauen lagen dann den Männern an, setzten ihnen die politisch-religiöse Lage nach jenen Offenbarungen auseinander und baten sie schluchzend und weinend, nicht mit den Ketzern zu gehen, sondern zum Herrn Pfarrer zu halten, von dem der Wettersegen, Kindstaufe, Hochzeit und letzte Oelung abhänge. So gaben denn die meisten Männer nach und erklärten öffentlich, das heißt im Wirthshause: am Hausfrieden sei ihnen mehr gelegen, als an der Reichstagswahl. Auch den Wirthen wurde erheblich zugesetzt. Sie sind ohnedem schon lange das Augenmerk der ultramontanen Agitationen. „Wenn Ihr diese und diese Zeitung nicht abschafft," heißt es, „so werden wir Euer Herrenstübel nicht mehr mit unserm Besuche beehren, und wenn Ihr öffentlich zu den Liberalen haltet, so werden wir Euch heimlich in unaufsichtlichen Bann thun." Der Wirth hält auf sein Herrenstübel und auf sein Gewerbe natürlich auch viel mehr, als auf die Reichstagswahl, und so schließt er sich, obwohl widerwillig, dem großen Haufen an. „Als Staatsbürger," sagt er dann unter vier Augen, „bin ich liberal, aber als Geschäftsmann darf ich's mit dem Pfarrer nicht verderben."

Am kürzesten hat sich neulich ein Landmann folgendermaßen ausgedrückt: „Liberal sind wir wohl Alle, aber wählen thun wir schwarz." In den kleineren Städten und Märkten wird ohnedem jeder Gewerbsmann und jeder Händler bald den geistlichen Herren in die Hände gefallen sein, da die katholischen Casinos, die man überall gegründet hat oder zu gründen sucht, immer auch Handel und Wandel katholisiren, und die Hartnäckigen, die nicht beigehen wollen, auch vom commerciellen Verkehre ausschließen.

Ein angenehmer Gegensatz zu jenen Casino's sind die Veteranenvereine, die jetzt allenthalben entstehen. Gewöhnlich vereinigen sich zwei oder drei Dörfer, stellen den Brüdern, die im letzten Kriege gefallen, im Friedhofe oder auch im grünen Walde ein Denkmal auf, ziehen zu dessen Enthüllung mit Musik und Fahnen hinaus, stellen sich in Parade auf, halten ihre Reden, setzen sich dann zusammen, toastiren auf Kaiser und Reich und schließen die Feier mit Gesang und Tanz, um sie nächstes Jahr in ähnlicher Weise zu wiederholen. Diese Vereine wären ein Band, das die reichsfreundlichen Kräfte im Lande trefflich zusammenhalten könnte, allein es ist nicht zu bemerken, daß ihnen die gebildeten Liberalen oder die Behörden irgend eine Ehre oder Aufmerksamkeit erweisen. Niemand scheint zu ahnen, welche Bedeutung ihnen mit geringer Mühe zu verleihen wäre.

„Nur nicht lutherisch werden!" hallt es jetzt aus allen Winkeln der Kirche. Nur schade, daß wir's schon sind oder wenigstens schon in einer ganz protestantischen Atmosphäre leben! Wir erinnern nicht an die mächtigen Ketzerschaaren in unserer Hauptstadt, aber auf dem Lande, ja selbst in Miesbach, in Schliersee, wo immer eine Fabrik, ein Hüttenwerk, eine größere oder kleinere Unternehmung ersteht, sind die Vorstände, die Verwalter, die Leiter, alle die, die gute einträgliche Stellen einnehmen, entweder aus dem protestantischen Franken, aus Württemberg oder aus Norddeutschland. Die katholische Erziehung in Altbaiern liefert diese Gattung nicht. In der dreihundertjährigen geistigen Erstarrung, welche die Jesuiten bekanntlich über das Land verbreitet, ist das Nationalgenie in der That etwas eingeschlummert. Bis zum Anbruche der Reformation ging Altbaiern auf den Wegen der deutschen Kunst und Wissenschaft freudig mit; seitdem die Väter Jesu in's Land kamen, ist es in allen Fächern zurückgeblieben und vom Auslande abhängig geworden. König Max der Erste hat die Dickhaut nur etwas aufgeschürft; Ludwig's des Ersten Seltsamkeiten und Max des Zweiten Milde ließ sie gemüthlich wieder zuheilen. Altbaiern führt wohl sein Nationalgetränk in's Ausland, aber geistige Erübrigungen hat es nie versandt. Es mußte vielmehr seine Blößen immer mit Berufungen decken. Unter den Kurfürsten führte man die Gelehrten und die Künstler aus Frankreich und Italien ein; unter den Königen fing man an, sie aus dem protestantischen Deutschland zu verschreiben. Letzteres war den frommen Patrioten immer ein Dorn im Auge; aber das sichere Mittel dagegen ist doch noch unheimlicher als das Uebel. Man müßte dem Volke nämlich die Augen öffnen, es etwas denken lehren, es innerlich und äußerlich erziehen, es an Kunst und Wissenschaft gewöhnen (denn der „ordentliche" Altbaier weiß zur Zeit mit Liebig so wenig anzufangen wie mit Kaulbach), kurz, man müßte es geistig heben und eine andere geistige Luft schaffen, als es jetzt athmen muß. Dann würde es vielleicht selbstständig werden und keine Fremden mehr brauchen, vielmehr sogar eigene Celebritäten exportiren können. Aber wo käme nach einer solchen Hebung die jetzige Kirche mit allen ihren Mißbräuchen hin, wo die Infallibilität, die unbefleckte Empfängniß und die schönen, genußreichen Wallfahrten nach Birkenstein, nach Altenötting oder gar zum Judenmord in Deggendorf? Auch möchte wohl manches Kirchenlicht erwägen, daß jetzt noch die Flagge die Waare deckt, während die kritischen Augen einer späteren Zeit in seinem Wesen leicht Mängel entdecken möchten, die zum Besten der Kirche besser verhüllt bleiben. Darum lassen wir's lieber beim Alten!

Unter solchen Betrachtungen sind wir nach Birkenstein gekommen. Dort steht also unter alten und jungen Birken eine Wallfahrtskirche, welche nach dem Muster des Heiligthums zu Loreto gebaut sein soll. Das heilige Haus zu Loreto ist aber dasselbe, in welchem Maria zu Nazareth wohnte, dasselbe, welches von den Engeln bekanntlich einmal aus Galiläa dahin getragen wurde, wo es jetzt die Pilger zur Andacht ladet. Ihren Ursprung verdankt aber die Kirche zu Birkenstein einem Traumgesichte, welches 1663 drei Männer zu Fischbachau, der Pfarrer, der Wirth und ein Bauer, zu gleicher Zeit erlebten. Es erschien ihnen nämlich die allerseligste Jungfrau und theilte ihnen mit, daß sie auf dem Birkenstein verehrt sein wollte. Dem frommen Wirthe mag wohl die heilige Mahnung am tiefsten zu Herzen gegangen sein, denn ein guter Wirth gedeiht nirgends besser als bei einer guten Wallfahrt. Und so kam nach manchen Hindernissen die Capelle zu Stande.

Unser heutiges kunstreiches Bild, das Herr L. Braun aufgenommen hat, zeigt uns die Capelle mit ihrem Thürmchen und dem hölzernen Umgang, der ihr vorgebaut ist. Vom Thurme weht eine Flagge, wahrscheinlich in den baierischen Farben; die Vorderseite des Kirchleins und die Tragbalken des Umgangs sind mit Blumengewinden verziert. Es scheint ein großes Fest, ein Frauentag, eine Kirchweih, ein Jubiläum gefeiert zu werden.

Vielleicht giebt es Leute, welche es für überflüssig halten, sich eigens aufzumachen und nach Birkenstein zu gehen, denn wenn Gott überall allmächtig und allgegenwärtig ist, warum soll er in Birkenstein noch mächtiger und noch näher sein als anderswo? Allein so ist die Sache nicht aufzufassen, sondern vielmehr ganz anders. Der liebe Gott ist nämlich dem katholischen Landvolke ein unbekanntes, tief in dunklem Hintergrunde schwebendes Wesen, mit dem es persönlich keinen Verkehr unterhält. Es wendet sich nur an seinen Hofstaat, an die allerseligste Jungfrau, gleichsam die Königin-Mutter, und an die lieben Heiligen. Daß diese nicht allmächtig sind, ist ziemlich gewiß; ob sie allgegenwärtig, ist eher zweifelhaft. Man bietet ihnen daher auf dieser Erde gewisse Heiligthümer an, die sie gleichsam als ihre Wohnung beziehen und wo sie immer sicher zu sprechen sind. Dort trägt man ihnen dann vor, was man auf dem Herzen hat, und bittet sie um ihre Verwendung bei dem unbekannten Gott.

Uebrigens trägt zur Blüthe der Wallfahrten auch die germanische Wanderlust bei. Nicht Alle können nach Maria-Einsiedeln oder gar nach Loreto pilgern; aber ein Ausflug, der nur einen oder zwei Tage beansprucht, ist für Männlein und Weiblein leicht erschwinglich. Kommt also die schöne Sommerszeit, so erwacht die Sehnsucht nach der blauen Ferne, und der Bauer, die Bäuerin, die Söhne und die Töchter freuen sich auf eine Wallfahrt nach Birkenstein ebenso herzlich, wie sich ein gebildeter Berliner oder Hamburger auf den Rigi oder auf den Comersee freut.

Diese Wanderlust können wir auch aus den weiblichen Trachten, die das Bild uns bietet, mit ziemlicher Sicherheit herauslesen. Die ländlichen Schönen mit dem kegelförmigen Hütchen, welches eine Goldschnur einfaßt, sind freilich nicht weit her, da dies die jetzige Mode der Miesbacher Gegend ist; aber die Figur, die gerade unter dem Prediger steht, mit dem niedrigen Hute, von dem zwei breite Bänder wallen, sie mag schon eine halbe Tagereise weit gegangen sein, denn dieser Hut deutet auf die Gegend von Audorf oder Brannenburg im Innthal. Den Weltpreis unter den Anwesenden erhält aber jedenfalls die breitschulterige Person, die vorn im Grase sitzt. Die Grenadiermütze, die sie schmückt, ist nämlich eine sogenannte Schwazerhaube, ein uraltes tirolisches Wahrzeichen, das schon die Heldinnen von Anno Neun geführt. Leicht möglich, daß diese Dame in dieser Versammlung auch die Ehre der Alterspräsidentin ansprechen dürfte, denn die Schwazerhauben sind in Nordtirol jetzt fast verschwunden und werden als Andenken an die gute alte Zeit nur noch von hochbetagten Mütterchen getragen.

Auf der Laube steht ein Capuziner und predigt. Was mag er vortragen? Als August von Platen vor bald sechszig Jahren eines Sonntags nach Birkenstein gekommen war, wurde da auch gepredigt und zwar von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers und von den gräßlichen Qualen des Fegefeuers, aus welchen die heilige Jungfrau alle Samstage eine Anzahl Seelen zu erlösen pflege. Das Scapulier, die lodene Schulterdecke, die in ihren Ausläufern vorn bis auf die Füße heruntergeht, ist ein wichtiges Kleidungsstück in der Geschichte des Carmeliterordens. Ein Prior desselben soll nämlich zur Zeit der Hohenstaufen ein besonderes Exemplar aus den eigenen Händen der heiligen Jungfrau Maria und damit die Versicherung empfangen haben, daß, wer darin sterbe, der ewigen Strafen enthoben sei. Kein Wunder, daß sich viele Kaiser, Könige und andere Fürsten mit großen Kosten dieses Scapulier verschrieben, um darin den letzten Seufzer auszuhauchen.

In der katholischen Kirche, also auch in der Wallfahrt zu Birkenstein, ändert sich sehr wenig. Es ist daher wohl möglich, daß der Capuziner, den Herr L. Braun im vorigen Jahre dort gehört, wieder über das heilige Scapulier gepredigt hat. Solche Gegenstände sind auch die passendsten, denn sie geben kein Aergerniß. Spricht der Prediger dagegen über Keuschheit,

Mäßigkeit, Ehrlichkeit, christliche Liebe und Verträglichkeit, so findet man darin nur zu gern boshafte Anspielungen. Der Wirth, der Jagdgehülfe, der Krämer und andere Honoratioren mit ihren Gattinnen oder Liebchen fühlen sich leicht getroffen, und zuletzt zieht man gar noch Vergleiche zwischen den Worten und den Thaten des Predigers selbst. Also keine Moral! Nach der „Donauzeitung" ist das altbairische Volk ohnedem das beste und edelste in der Welt, und es hieße also Eulen nach Athen tragen, wenn man von der Kanzel herunter Tugenden predigen wollte, die es theils nicht braucht, theils schon hat.

Unter den Bogen des Umgangs sieht der aufmerksame Beschauer auf dem Bilde auch zwei tragbare Beichtstühle, die an solchen Tagen, um im Innern der Kirche Raum zu schaffen, in's Freie gestellt werden, so daß sich die Gläubigen ihrer Sünden in der kühlen Morgenluft, im Angesicht der grünen Alpen poetisch entleeren können. Die Ohrenbeichte soll übrigens für ältere Leute ganz unschädlich sein, was ficht ein altes Mütterchen einen alten Capuziner an! Unter den jungen Leuten ist's aber nicht immer geheuer. Man sagt manchen jungen Caplänen nach, daß sie den blühenden Mädchen aus ihren reichen Erfahrungen manche anziehende, wenn auch nicht nothwendige Eröffnung machen, so daß die katholischen Mütter sich oft verabreden, ihre Töchter nicht in den Beichtstuhl zu lassen, bis sie verheirathet sind.

Rechts im Hintergrunde erscheint ein weichendes Paar, das erste, das Reißaus nimmt. Es wird ein Landmann und seine Frau sein, welche, im Beichtstuhle eben entsündigt, nun auch einer leiblichen Erfrischung nachgehen. Sie werden nicht weit zu wandern haben, denn das Wirthshaus liegt in erfreulicher Nähe. Es ist ein altes Sprüchwort: „Wo der liebe Gott eine Kirche entstehen läßt, setzt der Teufel ein Wirthshaus daneben", allein dieser Spruch ist allzusehr pessimistisch und stimmt nicht zu den thatsächlichen Verhältnissen. Eher ließe sich sagen:

„Kirche und Wirthshaus sind innig verwandt,
Es knüpfet sie Beide ein himmlisches Band."

Denn hätten die Wallfahrer nicht auch die Erquickung, die ihnen nach der Andacht das Wirthshaus bietet, im Auge, so kämen sie nicht so zahlreich zur Kirche, und kämen sie nicht so zahlreich zur Kirche, so fielen sie auch nicht so zahlreich in's Wirthshaus ein. Dort aber gehen ihnen nach dem morgendlichen Gottesdienste die schönsten Stunden auf. Alle miteinander, die Väter, die Söhne, die Töchter, sie sitzen — ein fröhlicher Anblick — im schönsten Feiertagsgewande und in rosigster Laune beim Humpen und sprechen mit alpenhaftem Appetite den Würsteln, ja, heute sogar den Schweinshaxeln zu, die die gute Wirthin für diesen Tag hat reichlich vorbereiten lassen. Dabei geht ein heiteres Geplauder durch die Halle, und später kommt es wohl auch zu Gesang und Tanz. Da weitaus die Mehrzahl der Wallfahrer in der Nähe zu Hause ist, so zerstreut sich die Menge gegen Abend und wallt in munterem Zuge der Heimath zu, wo sie sich in süßen Erinnerungen schlafen legt, während an den großen Wunderstätten, wie zu Altenötting oder Deggendorf, wo die Wallfahrer aus größeren Fernen kommen und daher über Nacht zu bleiben pflegen, die Gensdarmerie all' ihren Witz aufbieten muß, daß der christliche Gnadenort am späten Abende nicht zu einem heidnischen Paphos oder anderen cyprischen Heiligthume werde.

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.

5. Theaterdiener und Theaterfriseur.

Im sogenannten technischen Personale der deutschen Schaubühne findet man zuweilen Persönlichkeiten von urkomischer Wirkung, die dem Gedächtniß, hat man sie im Leben nur einmal gesehen, unverwischbar sind. Fast Alle, die zu diesem Genre gehörten und die ich auf meiner langen Bühnenlaufbahn Gelegenheit hatte zu beobachten, deckt längst die gute Mutter Erde. Einige von ihnen verdienen ihrer Originalität wegen der Vergessenheit entrissen zu werden.

Als Knabe ward mir unter des berühmten Ludwig Devrient Zeiten Gelegenheit, bei der königlichen Bühne zu Berlin einen Mann kennen zu lernen, dessen originelles Thun und Treiben in seinem Amte als Theaterdiener mir unvergeßlich ist. Jeder, der dem königlichen Theater irgend wie nahe stand, wird sich des alten würdigen Jäger, vom Damenpersonal der königlichen Bühne kurzweg „Jägerchen" genannt, wohl noch erinnern. Zu jener Zeit war Jäger schon ein hochbetagter Mann, der eine höchst interessante Vergangenheit hinter sich hatte. Seine subalterne Stellung bei der Bühne wußte er durch eine nicht nachzuahmende Würde und Wichtigthuerei Leuten gegenüber, die mit Gesuchen zum Generalintendanten kamen, zu bemänteln, doch behandelte er Niemanden unhöflich oder gar grob, im Gegentheil, sofort schnallte er diesen gegenüber die Protectionsmiene vor und that so, als ob er allein der Mann sei, der ihre Wünsche erfüllen könne. „Das wollen wir schon's machen, mein lieber Mann. Ich und der Herr Generalintendant werden uns die Sache überlegen. Kommen Sie man morgen wieder!"

Nie sah man Jäger vor seinem Chef oder sonstigen Vorgesetzten kriechen oder Klatschereien hinterbringen. Der Alte ging seinen geraden Weg, doch lag in seiner Art zu reden eine gewisse Vertraulichkeit, die nicht den mindesten Schein von vorlautem Wesen an sich trug. Mich zeichnete der alte Jäger ganz besonders vor anderen Knaben meines Alters aus; ich war sein kleiner Protégé. Diese seine Vorliebe für mich brachte mich sehr oft mit ihm in Berührung. Durch kleine Dienstleistungen, die ich dem guten Alten herzlich gern that, erwarb ich mir immer mehr und mehr seine Gunst. Wo es etwas Besonderes gab, trieb ich mich im Opern- wie im Schauspielhause umher, und so sammelte sich Manches in meinem Raritätenkästlein, Gedächtniß genannt, von dem ich dann und wann etwas auskrame, um damit Andere zu erfreuen.

Es war mir gestattet mich mitunter im Vorzimmer des Generalintendanten, damals Graf von Redern, blicken zu lassen, um hin und wieder dem alten Jäger, der Vormittags darin Dienst hatte, einen Gang abzunehmen; stets empfing er mich dann mit den Worten: „Na, sackerlotscher Junge, bist Du da? Des is mir lieb, deß Du gekommen bist. Sollst für mich wohin gehen. Kann jetzt hier nich fort. Ich und der Chef müssen immer bei der Hand sind, sonst geht hier alles drunter und drüber. Da nimm die Rolle! Es ist die Lady Macbethen; trage sie zu Frau Krelingern! Sie soll mir den einzigen Gefallen thun und übermorgen die Macbethen spielen, denn wird geändert, nimmt das Gerenne und Gelofe für mich keen Ende;" und damit schob er mich zur Thüre hinaus, der ich vor Stolz und Freude außer mir war, mit Frau Krelinger sprechen zu können, und mit der Rolle nach der Charlottenstraße Nr. 73 rannte. Wirklich hatte ich das Glück, die berühmte Tragödin persönlich zu sprechen und ihr die Rolle der Lady Macbeth zu übergeben, die sie versprach übermorgen zu spielen. Diese Nachricht überbrachte ich denn sofort triumphirend dem alten Jäger, der schmunzelnd zu mir sagte: „Siehst Du wohl, mein Jüngken, was Keener fertig kriegt, kriege ich fertig. Die Krelingern hat nich spielen wollen, hat es dem Chef rund abgeschlagen — nu spielt sie doch." Dabei steckte er mir als Botenlohn ein Galleriebillet zu der Abendvorstellung in die Hand.

Ich hatte die Erlaubniß, mich im Schauspiel wie in der Oper als Pagen oder sonstiges stummes Gesindel verwenden zu lassen, wozu auch die Affen in der Zauberflöte gehörten. Für solche Dienste gab es allabendlich zwei Groschen, die der Inspicient oder Statistengeneral, wie wir Jungens ihn nannten, Herr von Michelis, auszuzahlen hatte. Dieser Herr verdient, daß seiner hier vorübergehend gedacht wird. Herr von Michelis spielte, so lange er der königlichen Bühne angehörte, nur eine Rolle, den Samiel im Freischütz. Die hoffnungsvollen Herren Söhne des Herrn von Michelis, die sich auch, um Statisten zu machen, auf der Bühne umhertrieben, besangen den Herrn Papa folgendermaßen:

„Mein Vater soll auf Erden
Nichts mehr als Teufel werden."

War im Opern- oder Schauspielhause eine Generalprobe, so sah man den alten Jäger, das schwarze Sammetkäppchen schief auf dem beschneiten Haupte, im ersten Coulissenflügel stehen, den Oberregisseur Stavinsky, der neben dem Souffleurkasten in einem

Sessel saß, mit seinen großen Augen unaufhörlich beobachten, als wenn er jeden Gedanken unter dessen Stirn entziffern wollte. Zeger hatte wirklich schöne Augen, auf die er sich nicht wenig einbildete, denn sie hatten, wie er selbst sagte, Aehnlichkeit mit den Augen des alten Fritzen. „Mein Großvater selig," erzählte er oft, „wenn der mich so auf seinem Knie reiten ließ und mir dabei in die Ogen sah, sagte immer: ‚Der Junge hat die ganzen Ogen von dem ollen Fritzen.'"

Stavinsky trug stets ein großes spanisches Rohr mit einem Goldknopfe, mit dem er bei Proben bald hierhin, bald dorthin deutete, wenn etwas nicht nach seinem Sinne gemacht wurde; dabei zog sich dann seine hohe Stirn in düstere Falten, die Zeger sofort nachahmte, indem er zu irgend Jemandem, der gerade in seiner Nähe stand, sehr wichtig thuend sagte:

„Da! Das habe ich längst vorhergesehen, daß die Krelingern ihm das nicht recht macht. So was kann sie och nich; das müssen Sie einmal von meiner Tochter bei mir zu Hause sehen, die hat das weg. Ich und Stavinsky wissen gleich, wo der Hase im Pfeffer liegt. Wir kennen den Rummel. Was die dramatische Kunst anbelangt, will ich 'mal zwei Menschen, wie ich und Stavinsky, suchen, die so rinnjedrungen sind, er durch das Studium, ich durch das viele Sehen."

Hatte Stavinsky den alten Zeger gerufen, so zog dieser sein Käppchen, ging mit dem sogenannten Trauerspielschritt gravitätisch zu dem Oberregisseur und fragte echt Berlinisch: „Wat befehlen Sie, Herr Stavinsky?"

Hatte Zeger Dienst im Vorzimmer des Generalintendanten, so zeigte er Leuten, die zum ersten Male mit ihm in Berührung kamen, seine wichtige Breitspurigkeit, ohne sie zu verletzen; vor solchen Leuten spielte er den allmächtigen Protector und that, als ginge Alles durch seine Hand. Niemandem konnte der gutmüthige alte Mann irgend etwas abschlagen, wenn es in seiner Macht lag, die an ihn gestellte Bitte zu gewähren. Dahin gehörte ganz besonders das schnelle Anmelden beim Generalintendanten. Wehe aber der Persönlichkeit, die ihm irgendwie Interesse erregte! Sie konnte sicher sein, mit der Meldung zuallerletzt an die Reihe zu kommen. Solch eine Persönlichkeit nahm er, um sich die Langeweile zu vertreiben, sofort für sich in Beschlag; sie fiel ihm zum Opfer. Mit freundlichem Lächeln reichte er so einem Opfer einen Sessel, und indem er sich diesem schmunzelnd gegenübersetzte, sagte er zu seinem Langeweilevertreiber:

„Haben Sie man Geduld! Sie kommen och an die Reihe. Der große Ludewig ist bei dem Chef drinn — der macht nich lange. Hören Sie ihn, wie er kräht? Das is ein Mensch? Was sage ich, Mensch? Ein Gott is er! So einen Künstler kann man mit der Laterne suchen — so einen findet man nicht mehr. Haben Sie ihn gestern als Franz Moor gesehen? Groß! Alle Höferweiber auf dem Gensd'armenmarkt haben eine Gänsehaut bekommen, so schrecklich niederträchtig war er."

„Habe den großen Devrient gestern als Franz gesehen und theile vollkommen Ihre Meinung," erwiderte schüchtern das Opfer und erhob sich dabei aus seinem Sessel.

Doch indem er sein Opfer schnell wieder in den Sessel drückte, sagte er: „Des is mir lieb, daß Sie derselben Ansicht sind. Bin ein oller Kunstkenner, der in seinem Leben Vieles gesehen hat."

„Wollen Sie mich nicht dem Herrn Generalintendanten —"

„Melden?" rief der alte Zeger. „Das versteht sich! Aber warten Sie man noch ein Bischen! Der Generalintendant lost Ihnen nich fort," und dabei drückte er sein Opfer, das sich abermals erhoben, wieder in den Sessel. „Zuerst müssen die vier Balletmädchen, die da am Fenster stehen und zusammen tuscheln, über Seite gebracht werden. Die Couleur kennen Sie nich. Sie wollen Zulage — kriegen sie och, denn unser alter König geht gar zu gerne in das Ballet. Das ist eine Sorte! Lasse ich die nich vor Ihnen rinn, giebt es hier einen Mordspectakel."

Als die Mädchen in der Fensternische bei ihrer Berathung etwas allzu laut wurden, erhob sich Zeger von seinem Sessel, und voller Würde auf das vierblätterige Kleeblatt zuschreitend, rief er:

„Ruhig hier oben! Hier ist keen Balletsaal, wo Ihr dem Balletmeister Hoguet auf der Nase danzen könnt. Hier bin ich. Verstanden?" Und sich wieder zu seinem Opfer wendend, sagte er, indem er es wieder in den Sessel drückte: „Was sagen Sie zu der Gesellschaft? Den Schlag könnte Einem die Bande an den Hals ärgern."

Da trennte sich ein Blättchen vom Kleeblatte, hüpfte wie eine Elfe auf den Zehenspitzen gar zierlich zu dem alten Zeger, und ihm vertraulich die Schulter klopfend, sagte das Blättchen, ihn hold anlächelnd: „Papa Zegerchen thut uns nichts, der hat uns Alle viel zu lieb." Und damit sprang es in die Fensternische zu den Gefährten zurück.

„Na, was sagen Sie zu der Gesellschaft?" fragte Zeger sein Opfer, es abermals in den Sessel drückend. „Schmeicheln kann die Sorte wie die Katzen."

Da öffnete sich plötzlich die Thür des gräflichen Bureaus, und es erschien in derselben ein Mann, hell wie ein Prometheus, vom Sonnenglanze umstrahlt, dessen Kopf dichte dunkle Locken schmückten und dessen Augen, zwischen denen eine Adlernase thronte, glühende Funken zu sprühen schienen. Freundlich begrüßte er Alle, die sich im Vorzimmer befanden, und indem er dem alten Zeger vertraulich auf die Schulter klopfte, rief er:

„Na, Alter, wie habe ich Dir gestern als Franz gefallen?"

Schmunzelnd erwiderte Zeger: „Jottvoll! Das heißt: Sie waren niederträchtig — man konnte Ihre Schlechtigkeiten gar nicht mehr mit ansehen."

„Das freut mich. Guten Morgen!" Und damit ging der Mann mit dem Feuerblicke schnell zur Thür hinaus.

„Wissen Sie, wer das war?" fragte er mit leuchtenden Augen sein Opfer. „Das war mein Ludewig, mein großer Ludewig Devrient. Mich fragt er jedes Mal, wie er mir gefallen habe. Auf mein Urtheil giebt er Alles. Der Ludewig is ein großer, großer Künstler. Wenn der einmal dahin geht, wo ihn keen Inspicient wieder zur Scene rufen kann, kommt so Einer nie wieder, und bei alledem ist er eine Seele von einem Menschen. So niederträchtig, wie er auf der Bühne ist, so gut ist er im Leben. Alles giebt er weg, wenn er auch selbst nichts hat."

Da tönte die Glocke im Bureau des Chefs.

„Komm' gleich wieder," ruft Zeger seinem Opfer zu und eilt in das Bureau des Generalintendanten, aus dem er sofort wieder erscheint und den Balletmädchen zuruft: „Rinn, Bande!" Sie eilen schnell in's Bureau des Generalintendanten. Und sich zu seinem Opfer wendend, sagte er: „Wenn die Bagage fertig ist, kommen Sie ran. Habe Sie dem Generalintendanten schon gemeldet," und setzte sich ihm behaglich wieder gegenüber. „Hier war das früher, noch unter Brühl's* Zeiten, ganz anders, mein lieber junger Mann. Wie Iffland noch Generaldirector war, gab es noch so eigentlich keenen königlichen Hoftheaterdiener, wie ich es gegenwärtig bin — noch lange nich; da wurden olle ausgediente Unteroffiziere von der Garde mit langen Zöpfen commandirt, die etwas lesen und schreiben konnten; die mußten den Dienst besorgen. Ich bin der erste, wirklich studirte, angestellte königliche Hoftheaterdiener; dazu hat mir der Geheimerath Rust verholfen, dessen Famulus ich war, das heißt, ich barbierte ihn und leistete bei seinen Operationen allerlei Handleistungen. In seinem Hause habe ich mir die hohe Bildung zu eigen gemacht, denn da verkehrten alle großen Dichters. Im Jahre 1803 war Schiller bei Rusten zum Besuch; das war Ihnen ein lieber leutseliger Mensch! der echte Schwabe! keene Idee von Stolz. Auch Goethe kam zum Besuch — der war gerade das Gegentheil von Schillern, der reene Fürst! puh! der war stolz! Auch der Oberconsistorialrath Herder aus Weimar und Herr Wieland kamen zu Rusten. Diese ganze Dichtergesellschaft habe ich an der Nase gehabt, denn ich habe Alle barbieren müssen. Den Schiller sehe ich noch wie lebend vor mir; der hatte Ihnen ein Gesichte voller Sommersprossen, als wenn es ihm Einer aus Niederträchtigkeit mit gelbem Ocker bespritzt hätte."

Plötzlich stürmten die vier Ballerinen mit einem „Guten Morgen, Papa Zegerchen!" zur Thür des Bureaus und durch das Vorzimmer.

„Na nu man rinn, junger Mann! Nu sind Sie dran" — damit schob er sein Opfer in das Bureau seines Chefs.

Zeger besaß während seiner langen Dienstzeit einen speciellen Freund, der in seiner Art ebenso originell war, wie er; dieser war der alte Hoftheaterfriseur Breuicke. Jeder Berliner von damals, der irgend wie dem Theater nahe gestanden,

* Generalintendant vor Röder.

wird sich dieser drolligen Figur noch erinnern. Brenicke trug Winter und Sommer einen hechtgrauen Anzug mit gleichen Gamaschen. Mochte es regnen oder schneien, mochte Sonnenschein oder Sturm herrschen, stets trug er sein graues Mützchen in der Hand auf seinem Rücken. Niemand hat Brenicken auf der Straße je mit bedecktem Kopfe gesehen. Aus den weiten Taschen seines Rockes sahen neugierig verschiedene Brenneisen in die Welt. Jeden Morgen zehn und Abends fünf Uhr sah man dieses originelle Männlein von der „Alten Schönhauser Straße" nach dem Opern- oder Schauspielhause gehen. So hat der berühmte Maler Wilhelm Krüger unsern Brenicke auf einem Bilde verewigt, das sich gegenwärtig im Winterpalaste zu St. Petersburg befindet; es stellt eine große Parade „Unter den Linden" vor Nicolaus dem Ersten von Rußland dar.

Brenicke gehörte schon unter Iffland dem königlichen Theater an und wurde erst unter dem Generalintendanten Herrn von Küstner pensionirt. Zeger, der alte verdienstvolle Regisseur Weiß und dieser Brenicke waren ganz besonders befreundet; sie gaben zusammen ein kostbares Trifolium ab. Obgleich Brenicke schon lange nichts mehr im Theater zu thun hatte, konnte er es nicht über's Herz bringen, je eine Aufführung zu versäumen. War in beiden Häusern Vorstellung, so ging er aus dem einen in das andere, ordnete hier und da an den Frisuren der Damen etwas, und war solches geschehen, ging er in die Garderobe des alten Weiß, wo er entweder mit Letzterem eine Partie Schach oder, war Zeger zugegen, Präferenz spielte. Dieses harmlose Vergnügen wurde dem Trifolium durch ein Mandat des Generalintendanten bald zu Wasser gemacht.

Als Hermann Hendrichs in voller Jugendblüthe zum ersten Male die königliche Bühne als Don Carlos betrat, saß während der Vorstellung das Trifolium in der Garderobe, um sich an einer Partie Schach, die Weiß und Brenicke spielten, während Zeger interessevoll zusah, zu ergötzen. Weiß, im Costüm des Domingo, die hohe Stirn mit der Hand stützend, dachte eben einen siegverheißenden Zug zu thun, als plötzlich von unten herauf aus dem Zuschauerraum ein ungeheures Pfeifen und Trommeln erscholl. Weiß, im Zuge inne haltend, sagte: „Na, das ist doch zu toll von den Berlinern! So einen talentvollen Menschen wie den Hendrichs auszupfeifen! Was wollen denn die Berliner? Die jugendlichen Liebhaber und Helden wachsen nicht auf den Bäumen."

Da wird plötzlich die Thür der Garderobe aufgerissen und der Inspicient ruft mit Stentorstimme: „Herr Weiß! Um des Himmels willen! Sie kommen ja! Das Publicum wüthet! Eine Mordpause!"

„Ach so!" antwortete Weiß, indem er mit dem weiten Aermel seiner Mönchskutte das ganze Schachspiel zusammenfegte, „das galt mir."

Und damit ging er gelassen zur Garderobe hinaus. Dieser Affaire wegen wurde dem alten Brenicke der Zutritt zur Bühne verboten. Mit jenem Verbote hat die Generalintendanz den alten Mann schach und matt gesetzt; Niemand sah das freundliche Männlein mehr Abends fünf Uhr hinter der „neuen Wache" hervor kommen, um in's Opern- oder Schauspielhaus zu gehen, sein Schach oder Präferenz zu spielen — der Tod setzte ihn bald darauf matt. Kurz nach ihm starb auch Zeger, von Allen geehrt und geachtet.

Adolph Meyer.

Die Feuerbestattung.

Vor einigen Jahren wurde mir das Glück zu Theil, den Frühling in der Schweiz zu verleben. Zu keiner Jahreszeit ist die Poesie der Berge holder und großartiger als im Lenze. Dann wird das Grün der Vegetation nicht vom Schnee und Eise der Bergesspitzen durch einen breiten Gürtel öden, grauen Gesteins getrennt, sondern jeder der stolzen Bergesriesen erscheint in der Majestät eines Gletschers, dem das weiße Gewand vom hohen Gipfel herab bis dicht und unmittelbar an das Grün der Föhren- und Lärchenwaldungen sich erstreckt. Man erkennt seine alten Freunde kaum wieder. Dieselben Berge, welche im August bedeutungslos und unschön erschienen, treten jetzt in vollen Prachten dem Besucher entgegen und entzücken durch die nun scharf hervorleuchtenden Einzelheiten ihrer Formen.

Und die Bäche, die Wasserfälle! Während der herbstlichen Reise hielten sie ebenso ihre Ferien wie der sie Besuchende. Jetzt aber sind sie in voller Arbeit. Rauschend und schwatzend schnellen sich die grünlichweißen Achen über das Steingeröll ihres Bettes. In mächtigen Garben gesellt sich zu ihnen das von der Höhe herabstürzende frischgeschmolzene Wasser, welches mit dem Tosen und Brausen des Jugendübermuthes seiner Fessel entrinnt und in's Dasein tritt. Welche Umgebung ist ihm aber auch bereitet! Kaum ist der Schnee in dem Thale oder auf dem Bergeshange verschwunden, so zeigt sich ein Teppich des saftigsten Smaragdgrüns, und nach wenigen Tagen ist er mit Blumen übersäet. In allen Farben blühen sie hervor, leuchtend und strahlend im hellsten Farbenglanze. Fällt noch einmal eine leichte Schneedecke, so wird sie bald von der wirksamen Mittagssonne durchsichtig gemacht, und unter dem eisigen Schleier schauen vertrauensvoll und froh die Blumenaugen empor. Zauberhafte Schönheit!

Wer inmitten dieser Herrlichkeiten die reine Bergesluft einschlürfen darf, deß Auge schweift mit Entzücken von Bild zu Bild und saugt sich Kräftigung. Wenn irgendwo, so ist hier der Monat Mai ein Liebeskuß, der Erde aufgedrückt vom Himmel. Ich genoß diese Zeit am schönsten in Schuls (Graubünden), dem herrlich gelegenen Oertchen, welches oberhalb des tief unten in feuchter Schlucht dicht am Flusse gelegenen Curhauses Tarasp in schönster Umgebung und Aussicht erbaut ist. Nur das noch höher auf dem Bergesrücken aus höchst reizvoller Umgebung weit in das Land schauende Fettan kann mit ihm wetteifern; eine kleine, wohlhabende, von Touristen viel zu wenig gekannte und besuchte, zum klimatischen Aufenthalte vorzüglich geeignete Ortschaft. Vor meinem Fenster thronte das Kirchlein von Schuls hoch oben auf dem schroff aus dem Inn aufsteigenden Felsen. Die Glocke lud zur Kirche ein, und ich eilte, dem Rufe zu folgen, um der Aussicht von dem am Werkeltage verschlossenen Kirchhofe mich zu erfreuen. Dicht um die Kirche fanden sich Grabhügel in engen Reihen. Sie schienen alle neu, denn noch hatte kein Rasen sie überzogen. Aber — kein Grab war verziert. Kein Kreuz, kein Denkstein verkündete des Schläfers Namen. Selten nur, auf wenigen Gräbern, blühten ausgehobene Wiesenblumen. Sollte die Bewohnerschaft so arm sein? Sollte sie der Pietät für ihre Todten entbehren? Daß das Letztere nicht der Fall war, hatte ich schon aus der anmuthenden Sitte erkannt, daß für jeden Gestorbenen in Schuls nicht nur die Hinterlassenen, sondern die Bewohner des ganzen Dorfes trauern. Die gesammte Gemeinde fühlte sich also als eine einzige große Familie. Um so mehr überraschte mich der schmucklose Zustand der Gräber.

Wie ward mir aber, als ich näher trat und auf der dunklen Erde der Grabhügel zahllose weiße Gegenstände im Sonnenlichte blinken sah. Es waren menschliche Gebeine! — Als ich später ein Grab graben sah, zeigte sich die Kirchhofserde an allen Stellen von Knochen durchsetzt. Knirschend fuhren Hacke und Grabscheit durch Schädel und Knochen. So kam es, daß auch die Oberfläche der Hügel dieselbe widerliche Beimengung zur Schau trug. Hier lag ein Stirnbein, dort ein Hinterhauptsbein, da ein halb zerbrochener Oberarm, daneben Stücke des Fußes. Alle Knochen waren von den Weichtheilen befreit, aber so wohlerhalten, als ob ein Anatom sie sorgfältig präparirt hätte. Zwischen den Knochen aber lagen Fetzen der Kleidung, hier ein Aermel von einer Männerjacke, weiterhin ein Stück des Beinkleides, und unten ragte ein Stiefelabsatz aus der Erde. Aus einem Grabhügel hing ein wohlerhaltenes Leinenband, blau mit weißen Streifen. Ich zog an dem derben, groben Bande. Da kam eine Schleife zum Vorschein, das andere Ende des Bandes, und nun hängt die noch fest gebundene Schleife mit beiden Enden an zwei langen Bändern aus dem Grabe. Ein altes Mütterchen belehrte mich, daß dies das Schürzenband eines jungen ihr wohlbekannten Mädchens gewesen, welches vor wenigen Tagen durch neue Benutzung des Grabes in seiner sogenannten „ewigen Ruhe" gestört worden sei; sie habe die Verstorbene gekannt, und eine ihr ebenfalls bekannte Freundin habe der Entschlafenen damals den Liebesdienst der letzten Bekleidung erwiesen.

Also die Knochen und Kleider bekannter Personen lagen und liegen noch zerstreut auf diesem angeblichen „Friedhofe". Die weinende Wittwe sieht an den Kleidern ihres Gatten, daß seine Skelettheile es sind, mit denen muthwillige Knaben spielen. Der bekümmerte Vater erkennt an wohlerhaltenen Resten des Anzuges die von ihnen noch umhüllten Knochenreste seines verstorbenen Lieblings und muß sehen, wie Spaten und Fuß des Todtengräbers sie zertrümmern. Und diese herzlose Barbarei, diese kaum glaubliche Rohheit vollzieht sich inmitten einer paradiesischen Gegend, eines wunderbar schönen Stückleins Erde, vollzieht sich in einem kleinen Orte mit geringer Bevölkerung!

In Schuls sterben jährlich nur etwa zwanzig Personen. Da der Raum um die Kirche nur etwa dreihundertfünfzig Gräber gestattet, so wird in der kurzen Zeit von siebenzehn bis achtzehn Jahren jedes Grab wieder in Gebrauch genommen. Auch diese kurze Zeit hat im Anfange gewiß genügt, die daselbst begrabenen Leichen in „Verwesung" überzuführen, denn der Begräbnißort ist der Sonne und dem Winde reichlich ausgesetzt, und so lange die Erde noch porös, das heißt für Luft durchgängig war, konnte zur Leiche genügende Menge Luft dringen, deren Sauerstoff sich mit dem Kohlenstoffe und Wasserstoffe der Körperbestandtheile verband, so daß neben Stickstoffgas nur Kohlensäure und Wasserdunst dem Grabe entströmten, und der Vorgang der Zersetzung keine schädlichen Dünste aushauchte. In allen neuen Kirchhöfen ist dies der Fall. Die Zersetzung geht schnell vor sich und hat die Form der „Verwesung", das heißt einer langsamen Verbrennung unter der Erde.

Allein sobald mehr Leichen rasch hintereinander an derselben Stelle beerdigt werden, ändert sich das Verhältniß. Die Fäulnißstoffe verstopfen zum Theil die Poren der Erde; es kann weniger Sauerstoff eindringen. Ebenso, wie der gährende und theilweise faulende Schnupftabak schwarz wird und Humussäure enthält, so geht auch die Leiche nicht mehr in „Verwesung", sondern in „Fäulniß" (das heißt Zersetzung bei wenig Wärme und Sauerstoff, aber genügendem Wasser, oder Zersetzung im Wege der Verjauchung) über und bildet zum Theil aus ihren faulenden Stoffen schwarze Humuserde. Diese letztere nun zersetzt sich weiter und nimmt von dem eindringenden Sauerstoff einen Theil an sich, entzieht ihn also der in diese Humuserde begrabenen Leiche. Schließlich wird die Erde durch faulende Leichenbestandtheile „gesättigt" und vermag nur noch wenig aufzunehmen. Die frühere poröse, lockere, helle Sanderde ist dann in eine fette, knetbare, dunkle, lehmartige Erdmasse umgewandelt, welche der Luft keinen Zutritt in das Innere gestattet. Deshalb umschließt sie zuletzt die Leichen und läßt sie in eine Art Käse (das sogenannte Leichenfett, Leichenwachs, Adipocire) sich umwandeln, erhält aber die Gestalt derselben und die Theile ihrer Bekleidung, wie man dies in gleicher Weise und aus dem gleichen Grunde in den humushaltigen fetten Torfmooren des hohen Nordens beobachtet hat, welche den Riesenhirsch und seine Jäger seit Jahrtausenden in ihrer Hülle aufbewahrt gehalten haben. Im kleinen Schuls konnte die Sättigung der Erde auf dem Friedhofe trotz günstigster Umgebungen verhältnißmäßig schnell erfolgen, weil die Schicht der Erde nur dünn ist und unter ihr das feste Gestein der Felsen sich breitet. In großen Städten erfolgt sie durch die Masse der Begrabenen unfehlbar; mögen die Bedingungen im Uebrigen so günstige sein, wie sie wollen, schließlich ist die Erde des Kirchhofes „gesättigt".

Dann verläßt man wohl den Ort und sucht zum Begräbniß einen neuen aus. Aber bleiben deshalb die ekeln Dünste für die Nachbarschaft aus, welche die mit Fäulnißstoffen durchsetzte Erde in die Luft haucht und dadurch den Genuß der Luft widerlich und gesundheitswidrig macht? Bleiben die Beimischungen der Fäulnißstoffe, Fäulnißproducte und Fäulnißerreger an das Brunnenwasser aus? Wir haben keine Wahl für Luft und Wasser, sondern wir sind gezwungen, diejenige Luft einzuathmen, welche gerade unseren Athmungsorganen zunächst ist; wir sind gezwungen, dasjenige unterhalb der Erdbodenfläche fließende Wasser (Grundwasser oder Unterwasser genannt) zu trinken, welches gerade dem saugenden Rohre unseres Brunnens oder unserer Wasserleitung zunächst war. Deshalb haben wir alle Mittel aufzuwenden, um Luft und Wasser uns „rein" zu erhalten.

Wenn wir aber faulende Leichen ihre Dünste in die Luft und ihre lösbaren oder abspülbaren Stoffe in das vorbeifließende Wasser abgeben lassen, so verpesten wir uns Luft und Wasser — und zwar verpesten wir uns dieselben durch Fäulnißerreger, welche zugleich für den lebenden Organismus Krankheitserreger sind.

Noch im Jahre 1840 konnte der geistvolle Arzt Professor Henle in Göttingen diese Krankheitserreger nicht direct nachweisen. Heute vermögen wir dies, und zahlreiche tüchtige Beobachter haben das Leben und Treiben dieser winzigen Unholde, sowie ihre Einwirkung auf den gesunden und kranken Menschen erforscht. Es besteht für Denjenigen, welcher diese Einzelheiten kennt, kein Zweifel über Macht und Einfluß dieser uns feindlichen kleinsten Organismen, über welche ich vielleicht später Mittheilungen bringe. Wenn trotz der feststehenden Thatsachen gelegentlich noch Zweifel laut werden, so liegt dies daran, daß die bisherige Schulbildung auf classisch-philosophischer Grundlage sich nicht günstig erweist für das naturwissenschaftlich geschulte Denken. „Thatsachen", welche nicht in die gewohnten Vorstellungen sich ohne Weiteres einfügen lassen, werden von Manchem wie eine willkürliche „Annahme" betrachtet und — zurückgewiesen. Aber nicht durch Folgerungen und Speculationen können Beobachtung und Thatsache widerlegt werden, sondern nur durch den Nachweis von Beobachtungsfehlern und von factischen Irrthümern. Dieser Nachweis kann eben nur durch neue Beobachtungen und Thatsachen geführt werden. Sind diese Unterlagen des neuen Beweises nicht vorhanden, so ist der hochmüthige Zweifel nur ein Denkfehler, oder ist, historisch betrachtet, ein ohnmächtiges Ankämpfen der alten lateinischen Mönchsschule, aus welcher unser classisch-philosophisches Gymnasium hervorging, gegen den frischen und vorurtheilslosen Geist der beobachtenden und experimentirenden Naturforschung.

Wer aber nicht gewaltsam Auge und Ohr verschließt, der erkennt die gewaltige Macht der Fäulnißerreger ebenso in den Typhusepidemien zu Islington (im Jahre 1870) und zu Armley (1872), wie in der Uebertragung des Milzbrandblutes und des Leichengiftes — der weiß, daß schon viele Epidemien, viele Tausende von Erkrankungen und Sterbefällen und unsagbares Elend, unsagbare Noth hervorgerufen wurden durch die Fäulnißerreger, vor denen eben der Einzelne sich nicht zu schützen vermag, weil er nicht freie Wahl hat in Bezug auf Wasser und Luft. Deshalb verlangt die öffentliche Gesundheitspflege, daß Wasser und Luft rein erhalten werden. Eines der hierzu anzuwendenden Mittel ist: die Leichen nicht langsam in der Erde faulen und Gift entwickeln zu lassen, sondern sie schnell durch Verbrennung zu zersetzen und unschädlich zu machen.

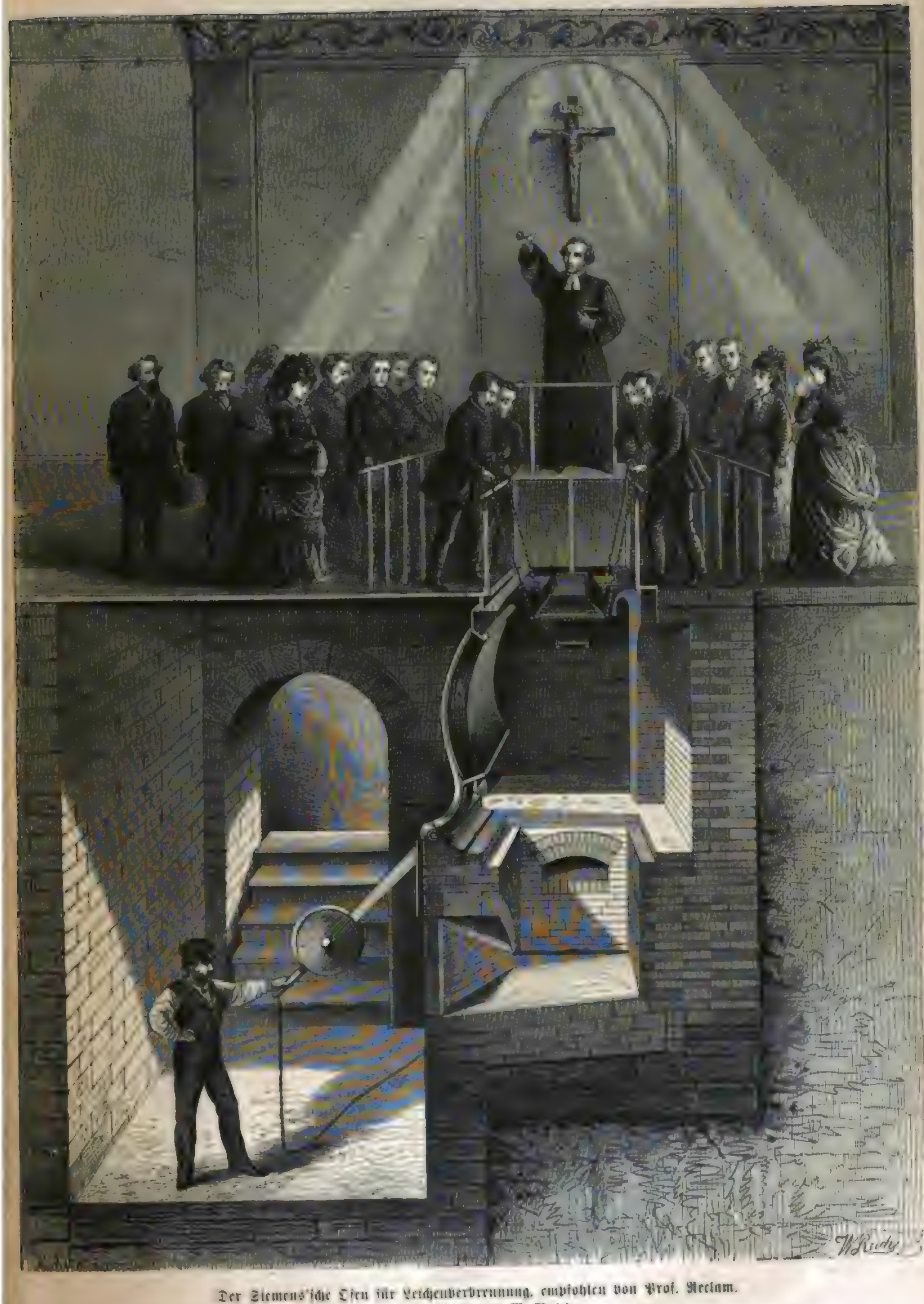
Die Leichenverbrennung ist kein neuer Gedanke. Bis zu den ältesten Tagen der Geschichte und bis zur vorhistorischen Zeit reicht die Sitte, die Körper der Geschiedenen dem Feuer zu überantworten. Eine der ältesten Nachrichten einer Leichenverbrennung liefert uns zugleich ein Beispiel treuester Gattenliebe. Artemisia, Gemahlin des Königs Mausolus von Carien, suchte ihren Schmerz über den Verlust des geliebten Lebensgefährten dadurch zu sänftigen, daß sie von seiner in Wein gestreuten Asche genoß, und daß sie für die Aschenurne eine prächtige Tempelhalle bauen ließ; letztere bekam nach dem Namen des Königs die Benennung „Mausoleum" (das heißt: dem Mausolus zugehörig) und hält durch diese jetzt allgemein gewordene Bezeichnung für ein schönes Grabgewölbe die Erinnerung an jene Liebesthat fest bis auf unsere Tage. Während bei den Juden die Verbrennung der Leiche nur für Könige als besondere Ehrenbezeigung üblich war (1. Buch Samuel 31, V. 12, Jeremias 34, V. 5, und 2. Buch der Chron. 21, V. 19), war in Italien schon früh diese königliche Ehre Gemeingut aller Bürger geworden. Im alten Latium fand man unter der Lava eines vorhistorischen Ausbruchs des Berges Albanus noch in der Tiefe rohe Aschenurnen. Wie allgemein verbreitet die Verbrennung bei den Griechen war, erkennt man nicht nur aus den Schilderungen der Ilias über die Feuerbestattung des Patroklus und des Hektor, sondern mehr noch aus der Waffenruhe, welche Agamemnon und Priamus sich gegenseitig nach der Schlacht zum Verbrennen der Gefallenen zugestanden, wie dies in den heutigen Kriegen zum Zwecke der Beerdigung geschieht, und besonders aus den Worten des Nestor, der zur Verbrennung der Todten mahnt, um den Kindern die Asche heimzubringen.

Im nördlichen und mittleren Europa war die Verbrennung der Todten allgemeiner Gebrauch. Außer durch sagenhafte Ueberlieferungen erfahren wir dies aus den großen Urnenfeldern mit nichtrömischen Aschenkrügen; wir besitzen dafür auch Zeugnisse von Zeitgenossen. So erzählt Eckehardt, daß noch 925 nach Christus die Ungarn bei ihrem Einfalle in Deutschland ihre schehen, zog man des Todten Schiff an das Land, setzte diesen auf eine mit prächtigen Teppichen bedeckte Bank, gab ihm Speise, berauschende Getränke und eine Anzahl getödteter Thiere, führte dann auf das Schiff ein Mädchen, welches sich freiwillig mit verbrennen lassen wollte und nachdem sie vor dem Volke ein langes Lied gesungen und einen Becher Meth getrunken, wurde

Kaulbach's Grab am Frühmorgen des 11. April.
Nach der Natur aufgenommen von Richard Püttner in München.

Todten verbrannten und daß Attila in vollem Reiterschmucke und in der Stellung eines Reiters den Flammen des Scheiterhaufens überliefert wurde. Ferner berichtet der Araber Ibn Forßlan, daß er als Gesandter bei den heidnischen Russen an der Wolga 922 nach Christus der Verbrennung eines Vornehmen beigewohnt habe. Man legte den Verstorbenen zuerst in ein Grab, bis die zur Feierlichkeit für nöthig erachteten Prunkgewänder gefertigt waren, und als dies nach zehn Tagen gesie gleichzeitig erwürgt und erstochen. Nun verließen alle Lebenden das Schiff; der nächste Verwandte des Verstorbenen entzündete rückwärts den Holzstoß; Jeder aus dem Volke warf ein brennendes Holzscheit auf das Schiff, und bei heftigem Winde verbrannte dieses mit dem Holzstoße in kurzer Zeit. Hierauf wurde auf der Stelle, wo das Schiff gestanden, ein runder Hügel aus Erde errichtet, in dessen Mitte ein Buchenscheit mit dem Namen des Königs seinen Platz erhielt. Die Kurten ver-

Digitized by Google



Der Siemens'sche Ofen für Leichenverbrennung, empfohlen von Prof. Reclam.
Originalzeichnung von W. Reiche

brannten ihre Todten noch 1205, die Esthen 1225, und die Litthauer mußten den deutschen Rittern in einem Vertrage 1249 feierlich versprechen, daß sie als Neubekehrte von nun ab das Verbrennen der Todten unterlassen wollten.

Aus diesem Vertrage erfahren wir den Grund, weshalb auch in Deutschland die sonst allgemein gebräuchliche Sitte des Verbrennens verlassen wurde. Der Gebrauch galt als „heidnisch". Das genügte, ihn bei den christlichen Priestern verhaßt zu machen. Mit derselben Urtheilslosigkeit, mit welcher fanatische Priester die Schriftdenkmale und Culturzeichen der Urbevölkerung des neu entdeckten Amerika zur großen Schädigung unserer Geschichtsforschung vernichteten, mit derselben Urtheilslosigkeit, mit welcher Bonifacius seinen Täuflingen den Genuß des Pferdefleisches untersagte, mit derselben Urtheilslosigkeit drang man auch auf Unterlassung der Feuerbestattung. Später erhielt geistige Trägheit und Denkfaulheit das den Urahnen gegebene Verbot in Kraft. Sollen diese Hemmnisse sich mächtiger erweisen als Vernunftgründe? Soll die Geistesarmuth einiger Urtheilslosen nach Jahrhunderten das für richtig Erkannte verhindern?

Die Verbrennung der Leichen ist ein Culturfortschritt, denn sie hindert, daß die Todten die Lebenden vergiften. Hierauf machte auch Professor Hermann Richter in Dresden aufmerksam, welcher sich das Verdienst erwarb, zuerst wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken (Gartenlaube 1856, Nr. 49).

Dieser Richter'sche Vorschlag erregte damals vielseitige Theilnahme und bezüglich der technischen Verwerthung von Verbrennungsproducten bei den Laien wie bei den Technikern Widerspruch. Er ist, so viel bekannt, niemals im Großen ausgeführt worden, und eine von mir unternommene Probe im Kleinen ermuthigte nicht zu weiteren Versuchen. Immerhin ist der Grundgedanke Richter's, die Leichen mit Hülfe von Gas und Luft zu verbrennen, auch bei den neuesten Methoden wieder aufgenommen worden.

In Deutschland schien das Interesse an der Feuerbestattung nicht mehr rege zu sein. Aber in Italien arbeiteten zahlreiche Gelehrte an den Mitteln für die Ausführung des Verbrennungsverfahrens. Unter ihnen ist an erster Stelle Brunetti zu nennen, weil er die Ausführbarkeit seiner Methode bereits an sechs Leichen erprobt hat.

Brunetti, Professor der pathologischen Anatomie zu Padua, bedient sich zur Verbrennung eines Ofens, der die Form eines länglich viereckigen Kastens hat. Dem Erfinder bleibt das Verdienst, durch energisches Vorgehen nach einer Pause von Jahrhunderten nachgewiesen zu haben, daß man mit verhältnißmäßig wenig Brennmaterial einen menschlichen Leichnam verbrennen könne — aber nicht das Verbrennen allein ist unser Ziel, sondern es soll die Verbrennung auch so ausgeübt werden, daß der Pietät, welche wir der Hülle unserer geschiedenen Lieben schuldig sind, daß dem Gemüth der Hinterbliebenen das volle Recht gewahrt werde. Bei aller Unsauberkeit und Schädlichkeit hat das Vergraben in der Erde doch eben den Vortheil, daß, so lange wir den Leichnam des Verwandten oder Freundes vor Augen haben, mit ihm in zartsinniger Weise verfahren wird. Freilich ändert sich das, sobald er den Mächten der Fäulniß im Schooße der Erde verfallen ist. Dort wird der Leichnam eine widerwärtige, scheußliche Carricatur. Aber die wenigsten Menschen wissen das, nur wenige haben es jemals gesehen; so gilt das „Begraben" immer für ästhetisch nicht verletzend. Aber Brunetti's Leichen werden geschmort und verkohlt; sie müssen angebunden werden, weil sie im Verkohlen Bewegungen ausführen — ein gräßliches Bild für unsere Phantasie. Jeder Fühlende lehnt diese Methode ab.

Prof. Gorini in Lodi veröffentlichte 1873 bei Gelegenheit der Einbalsamirung der Leiche seines geistreichen Landsmannes Mazzini Mittheilungen über eine neue Methode der Feuerbestattung. „Ich kenne," schreibt er, „eine Substanz, welche, auf eine äußerst hohe Temperatur gebracht, eine Flüssigkeit erzeugt, die in wahrhaft wunderbarer Weise in wenigen Augenblicken (?) eine Leiche, welche mit derselben behandelt wird, in ihre kleinsten Elemente auflöst. Wenn man dem Zerstörungsprocesse zuschaut, und die Leiche so äußerst schnell verschwinden sieht, so scheint es, daß die Flüssigkeit sich derselben bemächtige und sie buchstäblich auffresse. Kaum ist die Leiche" (hier ist zu bemerken, daß Gorini noch niemals eine ganze Leiche auf ein Mal verbrannte, sondern nur Stücke derselben) „auf dieselbe gelegt, so schäumt letztere auf und erstere entbrennt lichterloh und geruchlos (?) und verwandelt sich gänzlich in ganz durchsichtige, ganz helle, gasige Substanzen, welche sich in Nichts (?) von der atmosphärischen Luft unterscheiden, mit der sie sich vermischen und in deren Schooß sie sich verlieren. In der Flüssigkeit bleibt nur die weiße Asche, und wenn man will, kann man diese mit Leichtigkeit durch Decantirung (Abklärung) oder Filtration aus der Flüssigkeit abscheiden."

Die vorstehenden Worte sind die Uebersetzung der Darlegung des Erfinders, entnommen der sehr interessanten und empfehlenswerthen Schrift: „Ueber Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart" von Wegmann-Ercolani (Zürich, Cäsar Schmidt, 1874). Gorini glaubt mit dem geringen Kostenaufwande von etwa 6 Francs, also 1 Thaler 18 Groschen, die Verbrennung durchführen zu können. Er glaubt es, aber er weiß es nicht aus Erfahrung. Niemand Anderes kann es wissen, da er die Substanz, welche zur Verbrennung dient, geheim hält. Was wollen wir bei wissenschaftlichem Fortschritte mit Geheimnißkrämerei? Wie soll man über diese Methode urtheilen, wenn man nicht weiß, durch welche Mittel sie erreicht wird, und daher die Erfolge nicht prüfen kann? Dazu kommt die unglaubhafte Angabe der „geruchlosen" Verbrennung „binnen wenigen Augenblicken". Diese Angaben stehen mit allen bisherigen Erfahrungen in Widerspruch.

Professor Polli in Mailand hat eine Verbrennung der Leichen durch Leuchtgas erdacht und von dem Mailänder Ingenieur Professor Clericetti den Apparat dazu construiren lassen.

So weit man dieses Verfahren nach Beschreibung und Abbildung beurtheilen kann, hat es alle Nachtheile des Brunetti'schen, also großen Zeitaufwand, da es nur die mäßige Hitze der gewöhnlichen Flamme benutzt, und unter Umständen nur eine „Verkohlung", nicht vollständige „Verbrennung" der Leiche liefert.

Diese Uebelstände zu beseitigen, wählte ich für Feuerbestattung die von Fr. und C. W. Siemens eingerichtete Regenerativ-Feuerung, welche, für technische Zwecke vielfach verwerthet, auf der Ausstellung in Paris 1867 mit dem Preise gekrönt, mir von allen mir bekannten pyrotechnischen Verfahrungsweisen die größte Aussicht auf Erfolg zu bieten schien. Lassen wir über den auf meine Veranlassung construirten Ofen Herrn F. Siemens in Dresden selber reden:

„Der ganze Apparat besteht aus drei voneinander getrennten Theilen: 1) einem Gaserzeuger zur Herstellung des zum Aufhitzen des Ofens nöthigen Gases, außerhalb des Gebäudes; 2) dem eigentlichen Ofen mit dem Regenerator und dem Verbrennungsraume innerhalb des Gebäudes (siehe Abbildung); 3) dem Schornsteine zur Abführung der Verbrennungsproducte.

Denken wir uns ein großes, schönes, dem Zwecke entsprechend gebautes Leichenhaus, in dessen Mitte, unsichtbar für die in demselben befindlichen Personen, der Ofen erbaut ist. Der Leichenconduct langt vor demselben an und tritt, nachdem der Sarg dem Wagen entnommen ist, in dasselbe, gleich wie jetzt in den Kirchhof, ein. Nachdem der Sarg auf einen Katafalk niedergesetzt und die übliche Ceremonie beendet ist, wird er in die Gruft hinabgesenkt. (Diesen Moment veranschaulicht unser Bild.) Kurz vor dem Niedersenken des Sarges wird der Deckel des Ofens geöffnet und, sobald Letzterer den Sarg aufgenommen, alsbald wieder geschlossen.

Die Manipulation der Leichenverbrennung mittelst erhitzter Luft würde folgende sein: der Gaserzeuger wird derart in Betrieb erhalten, daß durch die Füllvorrichtung in Intervallen von vier bis sechs Stunden eine Wiederanfüllung des consumirten Brennmaterials an Steinkohle, Braunkohle, Torf oder Holz stattfindet. Das gebildete Gas wird durch einen mit einer Regulirungsklappe versehenen Canal in den Regenerator geführt, wo dasselbe, mit einem ebenfalls regulirbaren Luftstrome zusammentreffend, in Flamme verwandelt wird. Die so gebildete Flamme durchstreicht die Regeneratorkammer, wodurch das darin aufgeschichtete Ziegelmaterial bis zur Weißgluth erhitzt und so erhalten wird. Die der Flamme anhaftende noch übrige Wärme dient dazu, den Ofen oder die Kammer, welche zur Aufnahme der Leiche bestimmt ist, noch bis zur schwachen Rothgluth vorzuwärmen, worauf die Flamme durch einen Canal in die Esse entweicht.

Digitized by Google

Sobald sich der Ofen in dem oben beschriebenen Zustande befindet, kann der Proceß der Leichenverbrennung folgendermaßen vor sich gehen. Der Ofendeckel wird, wie die Abbildung darstellt, durch den den Ofen bedienenden Mann gehoben und der zu verbrennende Körper in die Verbrennungskammer versenkt, der Deckel wieder zugemacht und der Körper je nach der physischen Beschaffenheit desselben einer langen oder kurzen Zeit der Einwirkung der Rothgluth ausgesetzt. Nachdem dies geschehen, schließt man die Gasklappe, in Folge dessen nur Luft durch den Regenerator in den Verbrennungsraum gelangt. Diese wärmt sich im Regenerator bis nahe zur Weißgluth vor, in welchem Zustande dieselbe den vorgewärmten und theilweise ausgetrockneten Körper trifft, was eine schnelle Verzehrung aller verbrennbaren Theile desselben zur Folge haben wird. Die nichtverbrennbaren Knochentheile werden durch die Einwirkung der Hitze zersetzt, indem die Kohlensäure entweicht und der Kalk ꝛc. als Pulver übrig bleibt. Es ist eine Vorrichtung getroffen dieses Pulver zu sammeln, um es in einer Urne oder einem anderen Gefäße den Angehörigen zur Beisetzung zu übergeben."

Soweit Herr Siemens. — Einen ähnlichen Apparat, nach denselben Principien, hatte bereits früher Herr Steinmann in Dresden, Verfasser eines trefflichen Werkes über das Regenerativverfahren, entworfen. Ich gebe aber dem Siemens'schen wegen größerer Einfachheit und Zweckmäßigkeit den Vorzug, obgleich die Besserungen mit demselben noch nicht abgeschlossen.

Daß die von mir vorgeschlagene Regenerativfeuerung zum Verbrennen der Leichen günstig ist, haben Versuche an Thieren erwiesen. Ich will von diesen nur denjenigen eines völlig unparteiischen Zeugen erwähnen, des Sir Henry Thompson, Professor der Chirurgie in London, welcher, angeregt durch meine Wahl des Regenerativofens, mit einem solchen zu experimentiren Gelegenheit suchte und fand, der sich im Besitze des Herrn W. Siemens in London befand. Professor Thomson verbrannte unter Anderem ein Schwein von zweihundertsiebenundzwanzig Pfund Gewicht binnen fünfundfünfzig Minuten zu weißer Asche. Dabei nahm auch er, ebenso wie ich, wahr, daß kein irgendwie bemerkbares Gas durch den Schlot entwich; nicht eine Spur von Rauch wird sichtbar. Alles wird aufgezehrt.

Wir haben also in dieser Form der Verbrennung eine Art der Leichenbestattung gewonnen, welche wirklich ohne irgend welche Nachtheile für die Lebenden ist, und welche die theuren Reste lieber Verblichener in der schonendsten Weise, ohne sie mit irgend welchen fremden Stoffen zu mengen und in möglichst kurzer Zeit einer sicheren raschen Verwesung oberhalb der Erde übergiebt, statt sie der unsicheren, langsamen Verbrennung unterhalb der Erde auszusetzen, welche zu leicht in Fäulniß ausartet und dann den Lebenden Verderben und Tod bringt. Unschädlich ist die in der Urne eingeschlossene Asche, und doch ein Anhalt für treues Gedächtniß. Wer sollte nicht vorziehen, nach seinem Tode den Erdenbrüdern kein Gegenstand des Grauens und des Nachtheiles zu sein? Wer möchte nicht seine Lieben vor dem widerlichen langsamen Verfaulen in der Erde bewahren? Wer erkennt nicht, daß in jeder größeren Stadt mit dem Wegfalle des Friedhofes ein Capital gewonnen wird, welches Segen bringen kann, während es bisher nur Unheil verursachte?

Gewiß, im Interesse einer gesunden Finanzwirthschaft der Gemeinden, im Interesse der Pietät gegen unsere Todten, im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege, im Interesse der persönlichen Freiheit fordern wir das Recht der Feuerbestattung für Denjenigen, der dasselbe verlangt.

„Wir wollen nicht," sprach Professor Gottfried Kinkel in der Züricher Versammlung am 10. März, „wir wollen nicht eine neue Sitte mit Gewalt einführen. Wem's gemüthlicher ist, im Schooße der Erde zu ruhen, dem soll sein Wille geschehen. Ich würde es grausam finden, wenn man dem Menschen den Tod schwer machen würde, indem man ihm sagt: Du mußt gegen Deinen Willen verbrannt werden. Aber es ist noch grausamer, wenn der Staat zu Dem, der sich lieber verbrennen lassen würde, sagt: Du sollst und mußt Dich auf diesem Miethacker begraben lassen, und wenn's dem Staat einfällt, mußt Du Dich fortmachen und einen Andern an Deine Stelle treten lassen. Erst mit der Verbrennung werden wir unseren Todten eine gesicherte Ruhestätte bereiten."

Prof. C. Reclam.

„Lady Milford" und „Ferdinand von Walter".

„Das Stück ist kraß," hört man in unserer Zeit nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe" manchmal ausrufen. Was würde erst ein großer Theil unserer nervenschwachen und blutarmen Generation empfinden, wenn er in die Umgebung versetzt würde, in welcher jenes Jugendwerk unseres großen Dichters entstand! Was würde er empfinden bei dem Anblick des Tyrannen Karl Eugen? Schubart hat uns in seiner „Fürstengruft" ein portraitähnliches Bild dieses Despoten entworfen, der den Wohlstand seines Landes und das Glück zahlloser Familien in sträflichem Leichtsinne vernichtet hat.

„Beräuchert das durchlauchtige Gerippe mit Weihrauch wie zuvor," spricht der Dichter zu den Höflingen;

„Er steht nicht auf Euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und frech wie er."

Auch bei dem Schiller'schen Stücke fühlt man, daß dem Dichter kein anderes Vorbild vorgeschwebt haben kann, als dasjenige des württembergischen Despoten. Man erräth zwar diese schreckliche Gestalt nur hinter den Coulissen. Die Gründe, warum der Dichter keinen „Herzog", keinen „Fürsten" auf den Brettern erscheinen ließ, liegen zu nahe, als daß wir sie hier zu berühren brauchten, allein man fühlt es, daß das Vorbild jenes Staates, dessen Fürst und Minister Alles, was dem Menschen heilig, mit Füßen treten, nur in Württemberg gesucht werden kann.

„Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort," erzählt der Kammerdiener. „Es traten wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe. — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatze aufmarschiren und ließ die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen das Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika!"

Allein nicht blos solche Vorgänge, auch die Hofscenen und Schilderungen der gesellschaftlichen Zustände gleichen der damaligen Umgebung des Dichters; in einzelnen Figuren tritt uns sogar die Wirklichkeit entgegen. Dieses Weib, das in Ferdinand einen Erretter aus dem Schmutze des Hoflebens sucht und mit ihm „in den äußersten Winkel der Welt" fliehen will, erinnert an Vorfälle mit einzelnen Geliebten, namentlich an eine dieser Unglücklichen, die sich mit Entsetzen und Ekel von ihrem Gebieter hinwegwandte. Eine Venetianerin, verließ sie ihn, als sie mit ihm auf einer Reise nach Italien den Boden ihres Vaterlandes betreten hatte.

„Ich bin nicht mehr in Ihren Staaten," sagte sie, „sondern in Venedig. Ich habe nunmehr, Gott sei gelobt, meine Freiheit wieder. Ich bin sicher vor Ihren Mißhandlungen und trenne mich hier von Ihnen. Sind Sie das nicht zufrieden, so fordern Sie mich vor die Tribunale meines Vaterlandes, das mich schützen wird."

Noch mehr erinnern uns einzelne Züge aus dem Bilde Ferdinand's an einen wirklichen Vorgang.

Der Geheimerath von Vollstädt stand seit mehr als einem halben Jahrhundert in den Diensten des herzoglichen Hauses. Dem guten Manne wurde noch in späten Jahren eine Tochter geboren, welche zu einer blendenden Schönheit heranwuchs. Der Fürst sah sie, entführte sie, und ihr grauer Vater, der von dem Schicksale seines Kindes noch keine Ahnung hatte, mußte die furchtbare Schmach erleben, ihr nach wenigen Tagen auf einem Hofballe in hellblauseidenen Schuhen — dem Abzeichen der herzoglichen Geliebten — zu begegnen. Der alte Vollstädt bat um seine Entlassung und eilte mit seiner tiefgebeugten Gattin auf eines seiner Güter, um nicht Zeuge von Juliens Schande zu sein.

Es dauerte nicht lange, nur wenige Wochen, und eine Andere reizte die Sinnlichkeit des Herzogs. Er beschloß, sich der Vollstädt durch ihre Verheirathung zu entledigen.

Auf einem einsamen Forsthause, zwanzig Meilen von Stuttgart, lebte ein junger Edelmann, Eduard von Schilling, der durch seinen trefflichen ehrliebenden Charakter die allgemeine Achtung genoß. Er lebte bei seinem Vater, dem achtzigjährigen Oberforstmeister von Schilling, der schon unter dem Großvater des Herzogs seine Laufbahn begonnen hatte. Dieser war der gewissenhafteste und rechtlichste, aber auch vielleicht der ärmste aller herzoglichen Beamten.

Eines Tages erhält Eduard den Befehl, sich zu dem Herzoge zu begeben.

„Hör' Er,“ sagt der Herzog, „ich will Ihn versorgen.“

„Eure Durchlaucht sind sehr gnädig.“

„Ich will Ihn mit dem Fräulein von Vollstädt verheirathen. Er wird Jagdjunker und Seinem Vater adjungirt.“

„Wie, Ihrer Durchlaucht Geliebte? Bedenken Sie meine Ehre!“

„Von Seiner Ehre wird Er sich nicht satt essen.“

„Bedenken Ihre Durchlaucht meine Ahnen!“

„Sie sind todt.“

„Mein Wappen, die Verachtung der Welt!“

„Ist Einbildung.“

„Mein Gefühl empört sich.“

„Trink' Er ein Glas Wein mehr.“

„Und mein Vater, Durchlaucht?“

„Muß wollen.“

„Gezwungen? Unmöglich!“

„Mit einem Worte, ich will es. Er muß. Und wenn Er sie nicht nimmt, so ist Er entlassen sammt seinem Vater, dann könnt Ihr sehen, wer Euch zu fressen giebt.“ —

Eduard von Schilling heirathete die Geliebte des Herzogs. Der Herzog hatte auf seine Kosten für die Hochzeit die großartigsten Anstalten getroffen. Die Trauung fand in einem zu einer Capelle hergerichteten Gemache seines Schlosses statt. Eduard erschien in prächtiger Galakleidung, allein das heitere Grün seiner Jagduniform stimmte nicht zu dem matten Ausdrucke seiner edlen Gesichtszüge, zu den tiefen blauen Ringen, welche sein sanftes Auge umrahmten. Vor dem Altare erhielt die Braut, deren Gesicht eine tiefe Schamröthe überfloß, aus der Hand des Fürsten den Solitär, welchen sie an des Bräutigams Finger steckte. Ein prächtiges Souper schloß die kirchliche Feier.

Nach Mitternacht führte der Herzog das Paar zu der auf seinem eigenen Schlosse zubereiteten Brautkammer. Eduard machte eine tiefe Verbeugung und begab sich, nachdem sich der Fürst verabschiedet, nach einem nahe gelegenen Bedientenzimmer, wo er sich ein Lager auf einigen Stühlen herrichtete, indeß die Braut unter Thränen und Seufzern dem Morgen entgegenharrte.

Den anderen Tag machte er mit ihr seine Besuche, ohne auch nur ein einziges Mal ein Wort an sie zu richten. Als er ihr den Arm bot, berührte er zum letzten Mal in seinem Leben ihren Körper. Von diesem Unglückstage an würdigte er sie keines Blickes mehr. Sie wohnte mit ihm auf seinem Forsthause, allein er floh sie, und lag sie ermattet und von Fieberhitze gepeinigt auf dem Krankenbette, so stürzte er hinaus in die Wälder und suchte durch wilde Jagdfreuden den Wurm, der an seinem Herzen nagte, zu vergessen.

Julie war nicht so allen Gefühls baar, daß der Gemüthskummer ihres dem Wahnsinne zueilenden Gemahls spurlos an ihr vorübergegangen wäre, und ihr abgehärmtes Gesicht zeigte bald die tiefen Spuren der Reue, welche sie ergriff. Es dauerte nur wenige Jahre, und das Grab barg zwei Menschen, deren Existenz, sammt dem Glücke ihrer Angehörigen, die rohe Sinnenlust eines einzigen Menschen vernichtet hatte.

Wer erinnert sich nicht bei diesen einem Zeitgenossen nacherzählten Mittheilungen des Verhältnisses zwischen Schiller's Ferdinand und Lady Milford und namentlich jener ergreifenden Scene, in welcher der jugendliche Held der fürstlichen Geliebten, die ihn heirathen will, seine Ehre, sein Wappen, seinen Stand als Officier entgegenhält?

Das eigentliche Charakterbild der Lady Milford hat unser Dichter unzweifelhaft der schönen Franziska von Hohenheim entnommen, der späteren Gemahlin Karl Eugen's, einem Wesen, das bekanntlich, reich an Zügen edler Weiblichkeit, durch wohlthätiges Wirken die öffentliche Meinung mit sich auszusöhnen verstand und auch vor dem Richterstuhle der Geschichte seine Rechtfertigung erlangte. Indem Schiller den einzig und allein der Stimme seiner Ehre Gehör schenkenden Jüngling einem Weibe voll trefflicher Charakteranlagen gegenüberstellt, gelangt er zu den ergreifendsten dramatischen Conflicten, in welchen sich seine ganze dichterische Größe offenbart.

„Die Wollust der Großen,“ rechtfertigt sich die Geliebte, „ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. Fürchterlich hat sie schon in diesem Lande gewüthet, hat Braut und Bräutigam getrennt, hat selbst der Ehe göttliches Band zerrissen, hier das stille Glück einer Familie geschleift, dort ein junges unerfahrenes Herz der verheerenden Pest aufgeschlossen, und sterbende Schülerinnen schäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen aus. Ich stellte mich zwischen das Lamm und den Tiger, nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft, und diese abscheuliche Opferung mußte aufhören.“

In der That wurde die schöne Franziska eine Wohlthäterin des Landes. So wie Karl's frühere Jahre durch Ausschweifungen aller Art, Verschwendung und Prunksucht berüchtigt sind, so ist es auch gewiß, daß er sich unter dem Einflusse Franziska's bemühte, durch Ordnung und eine weise Regierung seine furchtbare Vergangenheit einigermaßen wieder gut zu machen. Noch lange nach ihrem Tode seufzten die Bürger, wenn sie den Namen „Franziska“ aussprachen, und wünschten sich ihre gute Landesmutter zurück.

Ferdinand Dieffenbach.

Die erste Nacht im Grabe.* (Mit Abbildung, S. 310.) Es war noch Morgendämmerung, als mich der Herzensdrang nach einer stillen Feier zur Grabstätte unseres todten Meisters trieb. Gestern Abend haben sie ihn bestattet, den Wilhelm Kaulbach! Es war eine Feier, wie sie der Kampfgeist unserer geharnischten Zeit erforderte und wie sein eigenes Herz sie nicht anders hätte wünschen können. Wie ein Wallfahrtsheiligthum lag das Grab unter seinem Blumenbaldachin, umstanden von den erhabensten Priestern der Wahrheit und Schönheit und den tapfersten Rittern der Freiheit und des Rechts: ihnen gebührte der Altardienst bei dieser Feier des deutschen Genius. Und ringsumher in endlosen Kreisen lauschte voll Andacht das Volk als freie große Gemeinde der Verherrlichung eines Unsterblichen aus seiner Mitte. Es war Dämmerung geworden, ehe die Schaaren wie die vorüberbrausende Sturmfluth verronnen waren, und es war gut, daß die Nacht die Spuren bedeckte, die sie auf Tausenden von Gräbern hinterlassen hatten. Ueber sie hin schritt ich im Morgengrauen zur Schlummerstätte des Meisters. Die erste Nacht im Grabe — sie war kaum vorüber, und schon hatte die Liebe und Verehrung den kränzereichen Hügel mit neuen frischen Blumen geschmückt. Ebenbilder jener Goethe'schen Frauengestalten, die des Meisters Griffel verewigt hat, kamen aus der dunklen Umrahmung des Grabes mir entgegen; sie waren noch vor der Sonne hier gewesen mit den sinnigen Spenden ihrer Huldigung und ihres Dankes. So wie sie das theure Grab verlassen haben, so, dachte ich, mußt du es den Freunden der Gartenlaube vor Augen stellen, überwölbt von seiner Blumenlaube, von der Liebe geschmückt und begrüßt vom ersten Morgen, der über ihm aufging.

R. P.

Kleiner Briefkasten.

Frau „**Selma**“ in **Br.** Die sogenannten schwedischen Streichzündhölzchen sind zwar frei von der Zündmasse der gewöhnlichen Streichhölzchen, die bekanntlich in Leimauflösung etwa ein Zwölftel fein vertheilten Phosphor und salpetersaures Bleioxyd und Bleisuperoxyd enthält, etwas Blei haben sie aber doch, und wenn ein Kind auch ein bis drei solcher Zündhölzchen ohne Schaden in den Mund nehmen kann, so könnte eine größere Anzahl doch von unangenehmen Folgen sein. Dennoch empfehlen sie sich für Räume, wo muntere Kinder verweilen, von allen Zündhölzchensorten noch am meisten, weil sie, abgesehen von dieser äußerst geringen Gifthaltigkeit, sich nur auf der für sie besonders präparirten Reibfläche, welche rothen Phosphor enthält, entzünden, in Kinderhändchen also ohne diese Reibfläche weniger feuergefährlich sind. Da man aber die Erfahrung gemacht hat, daß größere Schachteln derselben bei raschem Oeffnen leicht explodiren, so ist immerhin im Beisein von Kindern sehr vorsichtig damit zu verfahren.

Frau **Elisabeth.** Ihre Frage können wir Ihnen nur brieflich beantworten. Also, bitte, Ihre Adresse!

Berichtigung. In Nr. 6 des laufenden Jahrgangs ist der Artikel „Amerikanische Unsterblichkeitspolicen“ irrthümlicher Weise mit der Unterschrift Eduard von Leyh statt Eduard Leyh zum Druck gekommen. Indem wir diesen Setzerfehler hiermit berichtigen, bedarf es wohl nicht der Erklärung, daß eine Fälschung gut bürgerlicher Namen in adlige niemals in unserer Absicht liegen kann. Mögen aber die Herren Autoren an diesem Beispiele ersehen, zu welchen Entstellungen die heute fast epidemisch gewordene Undeutlichkeit der Namensunterschriften führen kann!

---

* Selbstverständlich beschränkt die Gartenlaube ihre Todtenfeier Kaulbach's nicht auf diese nur vorläufige Mittheilung; ein des großen Meisters würdiger Nachruf wird bald folgen. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 20. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Fast könnte ich mich fürchten,“ sagte Mainau mit verächtlicher Ironie, „stünde ich nicht da auf meinen eigenen Füßen. . . . Ich weiß, wo Du den Hebel ansetzen willst. Weil ich meinem katholisch getauften Kinde eine protestantische Mutter und einen freisinnigen Theologen als Religionslehrer gegeben habe, so ist die Kirche berechtigt, die ihr gehörige Seele zu reclamiren, respective zu retten. Die Rechte des Vaters kommen denen des päpstlichen Stuhles gegenüber selbstverständlich gar nicht in Betracht. Wer wird denn um eine solche unerhebliche Kleinigkeit rechten in einer Zeit, wo der Endspruch des weltlichen Herrschers, die Beschlüsse der Volksvertretung als Seifenblasen von Rom aus ignorirt werden! . . . Ich könnte mich auf die Linie stellen, wo der erbitterte Kampf gegen die clericale Anmaßung entbrannt ist, wenn ich nicht vorzöge, die schwarze Schaar allein, als einzeln Angegriffener, auf der Mensur zu erwarten — mag sie kommen!“

„Sie wird kommen — darauf verlasse Dich! Deine frevelhafte Opposition wird gezüchtigt werden, wie sie es verdient, und wie es alle Treugesinnten wünschen müssen,“ rief der Hofmarschall in namenloser Erbitterung. „Poche Du nur auf Deinen Geist, auf den Kopf, mit dem Du glaubst durchrennen zu können — gerade mit ihm wirst Du kläglich Fiasco machen! Frage morgen Alle, die drinnen bei Hofe sind! Nicht Einer wird Dir zugeben, daß Du heute Abend im vollen Besitze Deiner Geisteskräfte gewesen bist. Ein Mensch mit seinen gesunden fünf Sinnen, einem ungetrübten Gehirne —“

„‚Trägt nicht seinen Kopf fest auf dem geraden Rücken, sondern kriecht und scherwenzelt vor den Mächtigen‘, willst Du sagen?“

„Ich will sagen: Dein Thun und Treiben, Dein ganzes Gebahren ist in den letzten Tagen ein so auffälliges geworden, daß ein *ärztlicher* Ausspruch wird entscheiden müssen,“ schrie der alte Herr, blind vor Wuth.

„Ah! Das die Bresche, durch welche mir die *weltliche* Macht beikommen wird.“ Eine tiefe Blässe überflog secundenlang die Wangen des schönen Mannes. Er war tiefergrimmt; aber die Arme über der Brust verschränkt, sagte er leichthin, wenn auch in beißendem Tone: „Ich wundere mich über Dich. Es ist eines so gewiegten Diplomaten und Hofmannes nicht würdig, im Zorne einen ganzen geheimen Feldzugsplan zu verrathen. . . . Also wenn der Kampf mit den Clericalen glücklich ausgefochten ist, dann tritt der Gerichtshof auf und erklärt den Mann für ‚unzurechnungsfähig‘, eben *weil* er gekämpft hat, und weil eine ganze große Hofgesellschaft — Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, selbstverständlich an der Spitze — eidlich erhärtet, daß er eines Abends nicht bei Sinnen gewesen ist.“

Der Hofmarschall erhob sich. „Ich muß bitten, die erhabene Frau vor meinen Ohren nicht zu verunglimpfen,“ protestirte er kurz mit seiner abscheulich schnarrenden Stimme. „Uebrigens habe ich Dir diesen sogenannten geheimen Feldzugsplan geflissentlich mitgetheilt. Du *sollst* ihn wissen, weil ich den Handel nicht bis zum Aeußersten kommen lassen möchte, weil ich als ein Mainau mich verpflichtet fühle, einen Scandal, ein öffentliches Aergerniß von unserem Namen so lange wie möglich abzuwehren. Ich kann aber auch von meiner Forderung nicht um ein Jota abgehen, schon um meines heimgegangenen, strenggläubigen Kindes willen, und deshalb frage ich Dich kurz und bündig: ‚Willst Du mir Leo freiwillig überlassen, an den ich ein heiliges Anrecht habe, so gut wie Du —‘“

Er kam nicht weiter. Mainau unterbrach ihn mit einem hellen, scharfen Auflachen. In dem Momente glitt die junge Frau unbemerkt in das Ankleidezimmer und von da in den Säulengang. Nicht einen Augenblick länger durfte sie zögern. Das beispiellos anmaßende Auftreten des Hofmarschalls ließ nur zu deutlich erkennen, daß er auf mächtige Streitkräfte zu Gunsten seiner unberechtigten Forderung pochen durfte. Der siegesgewisse, erbärmliche Höfling mit den mörderischen Händen mußte heute zum zweiten Male stürzen — jetzt aber durch die eigene schwere Schuld! . . . Wie that ihr das Herz weh im Mitgefühle für Mainau! Wie liebte sie ihn, der so mannhaft gegenüberstand den unvermeidlichen Folgen, die seine Neigung für sie heraufbeschworen!

Sie vergaß, daß sie Capuchon und Mantille im Salon zurückgelassen; sie sah auch nicht, wie die auf den Lärm der streitenden Stimmen horchenden Lakaien im Vestibule zurückwichen vor der eilig daherrauschenden Frauengestalt, die, Haupt und Nacken unbedeckt und feenhaft geschmückt, in die Mondnacht hinausflog.

Der indische Garten breitete sich hin, so fremdartig, so silbern funkelnd im Mondlichte, wie in jener ersten Nacht, die sie in Schönwerth verlebt — aber welch ein Contrast zwischen heute und damals! Noch in diesen nächtlichen Stunden brachen die morschen Verhältnisse unter den Streichen der Nemesis zusammen, wie der Sturm mit Einem Griffe die gewaltige Banane dort umgestürzt hatte.

Google

Die flüchtigen Füße der jungen Frau berührten kaum den Boden. Desto unheimlicher klang das schwere Rauschen des starren Schleppsaumes in die athemlose Nachtstille hinein. . . . Beim Betreten des dunklen Laubganges, des Lieblingsaufenthaltes der Affen und Papageien, hemmte sie zusammenfahrend ihre Schritte; kein Rauschen der Thiere in den Zweigen, wohl aber das Knirschen des Kieses unter einem starken Fußtritte hatte ihr Ohr berührt.

„Wer ist hier?“ fragte sie, vorsichtig nach dem Ausgange zurückweichend.

„Der Jäger Dammer, gnädige Frau,“ meldete eine hörbar verlegene Stimme.

Sie athmete befreit auf und ging weiter, während der junge Mann eilig vor ihr herschritt und sich, ehrerbietig grüßend, am jenseitigen Ausgange postirte. Ein Blick zur Seite machte ihr draußen sofort klar, was den Jäger hierhergeführt hatte — das purpurrothe Gesicht auf die Brust gesenkt, stand eines der hübschen Hausmädchen da und knixte — es handelte sich um ein Rendezvous zwischen zwei jungen Leuten, welche die Versetzung des Burschen für längere Zeit getrennt hatte. War es doch, als sei Liane ein Alp von der Brust genommen durch die Gewißheit, daß Menschen in der Nähe seien.

Die Thür des indischen Hauses war verschlossen. Hinter den Fenstern hingen die steifen Matten, und die zerbrochenen Glasscheiben der Thür waren einstweilen durch Bretter ersetzt. Auf Lianens leises Klopfen wurde mit vorsichtiger Hand eine der Matten ein wenig seitwärts geschoben. Gleich darauf öffnete sich geräuschlos die Thür.

„Wäre der Schwarze gekommen, er hätte nicht hereingedurft,“ flüsterte Frau Löhn, indem sie den Riegel wieder vorschob.

Ueber die Todte auf dem Ruhebette war ein weißes Leinentuch gebreitet, und in einem Lehnstuhle lag Gabriel erschöpft in tiefem Schlafe. Die Beschließerin hatte eine wärmende Decke über ihn gelegt, dessen abgehärmtes Antlitz sich todtenhaft von dem dunklen Polster abhob. Unruhig flackerte der Lichtschein darüber hin, den ein vielarmiger, mit Wachskerzen besteckter Silberleuchter verbreitete.

„Auch ein Rest aus der alten Zeit, den ich vor dem geizigen alten Manne drüben im Schlosse gerettet habe,“ sagte die Beschließerin, auf den prachtvollen Leuchter zeigend; „das arme Ding da ist mehr als jede Andere Schloßfrau gewesen, und da soll sie nun auch die letzten Ehren haben.“

Mit sanfter Hand schlug sie das Leichentuch zurück. Das Herz der armen Lotosblume schlug nicht mehr, und doch sah es aus, als hebe sich die schöne frische Seerose auf ihrer Brust noch unter gleichmäßigen Athemzügen. Auch über das Kleid und das Kopfkissen der Todten lagen die weißen Wasserblüthen hingestreut.

„Gabriel hat sie gebracht,“ sagte Frau Löhn; „es waren ihre liebsten Blumen, und der arme Teufel hat manchen Schlag vom Schloßgärtner gekriegt, wenn sie ihn am Teiche ‚beim Holen‘ erwischt haben.“

Bei diesen Worten hob sie sanft das Köpfchen vom Kissen, während Liane mit bebenden Händen die Kette darüber streifte; ebenso leicht ließ sich das kleine silberne Buch aus den erkalteten Fingern lösen; sie leisteten nicht den geringsten Widerstand mehr. . . . Die junge Frau legte die Kette um den Nacken und steckte das verhängnißvolle Schmuckstück in den Busen.

„Morgen!“ sagte sie mit halb erstickter Stimme zu Frau Löhn und ging hinaus. Eine namenlose Beklemmung, das unerklärliche Gefühl, als habe sie mit dem kältenden Silber auf der Brust ihren eigenen Untergang auf sich genommen, machte ihr den Herzschlag stocken. . . . Umsonst ließ sie ihre Blicke von der Veranda aus über das von Rosengebüsch begrenzte Terrain hinschweifen; umsonst lauschte sie mit zurückgehaltenem Athem auf irgend ein Zeichen, daß ein menschliches Wesen in ihrer Nähe sei. Der Jäger und sein Mädchen hatten jedenfalls, durch ihr Erscheinen erschreckt, den Garten verlassen. Sie schauerte in sich zusammen bei dem Versuche, die Verandastufen hinabzusteigen und weiter zu gehen, und dennoch schämte sie sich, die Frau, die hinter ihr die Thür wieder verriegelt hatte, abermals herauszuklopfen und um ihre Begleitung zu bitten. Und zögern durfte sie nicht mehr; jede Secunde Zeit, die den unnatürlichen Kampf verlängerte, welchen Mainau und sein Kind kämpfen mußte, hatte sie zu verantworten.

Sie flog die Stufen hinab durch das Rosengebüsch — da — da stand das Entsetzliche, dessen Nähe sie gefühlt hatte, wie der Vogel die seines Todfeindes — da stand die schwarze Gestalt mit aschbleichen, verwüsteten Zügen, und der geschorene Fleck inmitten der dunkellockigen Haarmassen dämmerte gespenstig, als die unheimliche Erscheinung feierlich grüßend das Haupt neigte.

Im ersten Augenblicke machte der Schrecken der jungen Frau das Blut gerinnen, dann aber wallte ein Gefühl der Erbitterung, des Zürnens in ihr auf, wie sie nie solches vorher empfunden. Und dieses Gefühl siegte; es machte sie hart, schonungslos. . . . Ihr Kleid mit einer ausdrucksvollen Geberde an sich heranziehend, als dürfte nicht einmal sein Saum den ihren Weg kreuzenden Mann streifen, wich sie aus und wollte weiter gehen, ohne seinen Gruß zu beachten; aber er vertrat ihr auf's Neue den Weg, er wagte sogar seine Hand auf ihren entblößten Arm zu legen, um sie zurückzuhalten; sie erblich bis in die Lippen bei der Berührung. Die Hand mit einer kraftvollen Bewegung von sich schleudernd, nahm sie stumm den kostbaren Spitzenärmel, der von ihrer Schulter niederhing, und strich mit dem Gewebe wiederholt über die Stelle, die seine Finger berührt hatten.

„Erbarmungslose!“ stieß er hervor. „Sie kommen von einer Sterbenden —“

„Von einer *Todten*, Herr Hofprediger, von Einer, die im Heidenthume gestorben ist, und deshalb, wie wir Christen sagen, gestorben ist an Leib und Seele. Ob Gott wirklich die Menschenseelen nur annimmt aus der Hand der Priester, mag sie auch *fälschen* und vor Nichts zurückschrecken, was die Geister als Schemel unter die Füße der Priestermacht zu werfen vermag? Sie müssen es ja wissen. . . . Gehen Sie mir aus dem Wege, Herr!“ gebot sie stolz und heftig. „Den *echten* Predigern des Christenthumes unterwerfe ich mich in Ehrfurcht — und, Gott sei Dank, wir haben deren noch! Sie aber haben mich selbst in Ihre verwerflichen Karten sehen lassen; nicht eine Spur von Weihe liegt auf Ihrer Stirn, und deßhalb wundere ich mich auch nicht über Theaterphrasen, wie ich sie eben gehört, aus Ihrem geistlichen Munde. Lassen Sie mich vorüber!“

„Wozu diese Eile?“ fragte er hohnvoll, aber doch im Tone heftiger innerer Bewegung. „Sie kommen noch rechtzeitig genug, um zu sehen, wie sich der unheilbare Bruch zwischen Onkel und Neffen vollzieht, wie der interessante Herr von Mainau alle alten Bande und Beziehungen von sich wirft, um — ausschließlich *Ihnen* zu gehören!“ — Er hatte also wieder draußen unter den Säulen vor der Glasthüre gestanden und dem Streite gelauscht; er war ihr dann gefolgt, wie in jener ersten Nacht. In diesem Augenblicke gelang es ihr, an ihm vorüberzukommen — sie betrat nothgedrungen den Uferrasen des Teiches, weil er auch jetzt schon wieder neben ihr herging. „Ja, Ihnen ausschließlich, gnädige Frau!“ wiederholte er beißend. „Ihre gestrige Drohung, zu gehen, hat ihn ohne Zweifel zu Ihren Füßen geführt — wie und wann? — ich gäbe ein Glied meines Körpers d'rum, wenn ich das wüßte. . . . Aber ich sah heute Abend im Concertsaale diesen Triumph auf Ihrem schönen Gesichte glänzen — Sie sind stolz darauf — wie lange? . . . ‚Der Schmetterling *muß* fliegen!‘ sagte die Herzogin — er *muß* fliegen, der strahlende Falter, damit die Welt das schillernde Farbenspiel seines originellen Wesens bewundern kann, sage auch ich. Ein Jahr des geträumten, stolzen Glückes gebe ich Ihnen — nicht einen Tag länger.“

„Nun gut“, versetzte sie mit ausstrahlenden Augen den Kopf zurückwerfend — im unwillkürlichen, fortgesetzten Ausweichen vor der andrängenden Gestalt des Geistlichen war sie allmählich dicht an den Rand des Ufers getreten — da blieb sie stehen, die Hände inbrünstig über der Brust verschränkt, und auf dem mondbeglänzten, lieblichen Antlitze lag ein Ausdruck von Verzückung. „Ein einzig Jahr denn! Aber ein Jahr voll unaussprechlichen Glückes! Ich liebe ihn, ich liebe ihn bis in alle Ewigkeit, und nehme dieses eine Jahr der Gegenliebe dankbar aus seinen Händen.“

Ein halbunterdrückter Schrei, wie ihn nur Wuth und Verzweiflung ausstoßen können, rang sich aus der Brust des Mannes.

„Sie belügen sich selbst,“ stieß er hervor, „um das Gefühl des gesättigten Trachenberg'schen Stolzes darüber zu beschönigen,

daß dieser Mainau für einen Augenblick wirklich niedergeworfen zu Ihren Füßen liegt. . . . Sie können ihn nicht lieben, der Sie oft genug in meiner und Anderer Gegenwart mit der schneidendsten Kälte behandelt, der der ganzen Welt gezeigt hat, daß es ihm widerstrebt, diesen schönen Körper auch nur mit seinem Athem zu berühren; er hat Sie beleidigt, wie ein Mann das Weib nicht schmählicher beleidigen kann — und das hätten Sie nie gefühlt? Es hätte Sie nie erbittert, und triebe Ihnen nicht noch zur Stunde die Gluth der Demüthigung in das Gesicht? Sehen Sie in diesen klaren Spiegel hinab!" — er zeigte auf die durchsichtige Wasserfläche, die fast an ihre atlasschimmernden Füße schlug. — „Sehen Sie in Ihre eigenen Augen hinein! Sie können nicht wiederholen, daß Sie ihm für seine augenblickliche herablassende Laune das Wonnegeschenk Ihrer Liebe hinwerfen wollen."

Sie sah in der That seitwärts in die Fluth hinab — aus namenloser Furcht vor den Augen, die sie anglühten.

„Sie lieben ja diesen See, schöne Frau," sagte er mit seltsam gedämpfter Stimme, als handle es sich um ein Geheimniß. „Sie haben mir verrathen, daß Sie seine weichen Wellen meiner Berührung weit vorzögen. Sehen Sie, wie er lockt und schmeichelt!"

Jäh zusammenschreckend fuhr sie empor und sah ihm mit einer wilden Angst in das Gesicht.

„Fürchten Sie sich vor mir?" fragte er sardonisch lächelnd. „Ich will ja Nichts von Ihnen, als angesichts dieses reinen, klaren Spiegels die Erklärung, daß Sie für ‚Jenen' die Neigung und für mich der Abscheu nicht so erfüllt, wie Sie mich überzeugen möchten."

Sie raffte ihre ganze Willenskraft, ihren Muth zusammen. „Unerhört! . . . Was ficht Sie an, mir eine Erklärung abzufordern? Ich bin Protestantin, und nicht Ihr Beichtkind; ich bin die Herrin von Schönwerth, und Sie der Gast; ich bin eine Frau, die ihr gegebenes Wort erfüllt, und Sie ein eidbrüchiger Priester. Ich könnte Sie einfach meinen Stolz fühlen lassen und schweigend gehen, aber weil Sie drohend vor mir stehen, sollen Sie wissen, daß ich mich nicht vor Ihnen fürchte, daß ich Sie vom Grunde meiner Seele verachte, schon deshalb, weil Sie so plump die erste und einzige Liebe eines Frauenherzens anfechten und zu entweihen suchen."

Sie hob den Fuß zum Gehen, aber zwei Arme umschlangen sie: „Darf ich nicht, dann soll auch er Sie nie berühren," murmelte es vor ihrem Ohre. Sie wollte aufschreien, aber heiße Lippen preßten sich wild auf die ihren . . . dann ein Stoß, und die schlanke Frauengestalt stürzte kopfüber in die aufzischende Fluth. . . . Ein furchtbarer Schrei gellte über das Wasser hin, aber nicht die Hinabgestürzte stieß ihn aus — vom Laubgange flog das Hausmädchen her, ihr nach der Jägerbursche. . . . „Wir haben's gesehen, elender Mörder!" schrie sie wie toll, beide Arme weit ausbreitend, um den nach dem Laubgange fliehenden Priester aufzuhalten; „Hülfe, Hülfe! Haltet ihn!" . . . Mit einem einzigen Griffe schleuderte der wie wahnwitzig fortstürzende Mann das Mädchen aus dem Wege und verschwand im Laubgange.

Inzwischen hatte der Jäger den Teich erreicht und den Rock von sich geworfen. Gerade hier war das Ufer nicht sumpfig und seicht; es stieg fast senkrecht hinab in die verrufene Tiefe. Das Wasser war so durchsichtig klar und ungetrübt, wie inmitten des Teiches. Im ersten Momente schlossen sich die Wellen über dem hinabgeschleuderten Körper; dann aber — es sah geisterhaft schön aus — wogte der starre Silberstoff des Gewandes empor; er sog das Wasser nicht ein und breitete sich wie ein glitzerndes Schwanengefieder weit entfaltet über den Teichspiegel hin, und darüber erschien der wasserüberströmte Frauenkopf mit den Juwelen im Haar; er sank tief in den Nacken zurück, während die weißen Arme hoch in der leeren Luft vergebens nach einem Halt griffen. Jetzt zitterte ein schwacher Hülferuf von den Lippen der jungen Frau herüber. Seltsam, der steife Silberbrocat schien sie zu tragen.

Der Jäger schwamm gut; er mußte sich aber ziemlich weit hineinarbeiten; denn die Wucht des Stoßes hatte die unglückliche Frau sofort weitab vom Ufer getrieben; dennoch gelang es ihm, einen ihrer Arme zu erfassen, in dem Augenblicke, wo der Körper abermals zu sinken begann; er zog ihn an sich, und langsam, aber sicher schwamm er mit der Geretteten dem Ufer zu. Noch hatte er den festen Boden nicht erreicht, als es im Garten nach verschiedenen Richtungen hin plötzlich lebendig wurde. Das markerschütternde Aufschreien, das Hülferufen des Mädchens war sowohl im indischen Hause wie im Vestibüle des Schlosses gehört worden. Frau Löhn kam durch das Rosengebüsch gestürzt — sie sah noch, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, wie ihre Herrin abermals unterzugehen drohte, und vom Schlosse stürmten die Lakaien her, gerade rechtzeitig, um die Halbbewußtlose an das Land zu ziehen. . . .

27.

Frau Löhn kniete auf dem Rasen und hielt den Oberkörper der jungen Frau in den Armen. Sie weinte und schrie laut, als das Mädchen mit heiserer, gebrochener Stimme den entsetzten Leuten zuflüsterte, was geschehen war. Die Kleine hatte das saubere, weiße Battistschürzchen abgenommen und trocknete sanft das niederrieselnde Wasser von Gesicht und Schultern der Herrin. Diese belebende Berührung und das laute Jammern der Beschließerin gaben der jungen Frau sehr schnell die volle Besinnung zurück. „Still, still, Frau Löhn!" flüsterte sie sich aufrichtend. „Der Herr darf nicht erschreckt werden." . . . Mit einem lieblichen Lächeln reichte sie ihrem Retter herzlich die Hand, dann stellte sie sich mittelst einer energischen Bewegung auf die Füße. Die Bäume schwankten, wie vom starken Winde bewegt, vor ihren Augen, und der Weg zu ihren Füßen nahm eine wunderlich schlängelnde Bewegung an; es war ihr, als wandle sie in greifbarem Nebel, und dennoch ging sie vorwärts, und ihre Hand fuhr erschrocken nach dem Nacken — da hing die Kette noch — das wichtige Document lag nicht im See.

Mit jedem Schritte weiter verlor sich der Schwindel, der so beängstigend ihren Kopf gefangen gehalten, immer mehr; sie ging hastiger und wandte sich nur dann und wann, den Finger auf die Lippen legend, nach den ihr folgenden Leuten um, wenn ein Laut der Entrüstung ihr Ohr traf.

Im Vestibüle lief die übrige Dienerschaft durcheinander. Man wußte, daß etwas Unerhörtes geschehen sei; aber Keiner konnte sagen, was und wo. Die dienstthuenden Lakaien waren aus der Halle verschwunden, und ein fernes, wildes Schreien hatte man in der Küche und in den Gängen auch gehört, der Kutscher des Hofmarschalls aber schwur aufgebracht, er habe Seine Hochwürden keuchend, mit hochgehobenen Armen, wie einen Rasenden über den Kiesplatz stürzen und hinter dem nördlichen Flügel verschwinden sehen. . . . Dazu scholl aus den Gemächern der „gnädigen Frau" unausgesetzt die aufgeregte, zornbebende Stimme des Hofmarschalls, manchmal unterbrochen von einem mahnenden oder auch heftig drohenden Ausruf des jungen Herrn. . . .

Da trat Liane auf die Schwelle und schritt an den erschreckt Zurückweichenden vorüber, das Gesicht blutlos und starr, wie das einer Wachsfigur; von den langen Flechten rieselten die Wasserbäche unaufhörlich über das silberrauschende Kleid, das sie als rollende Perlen abstieß, und die lange Schleppe zog einen breiten, feuchtglänzenden Streifen über die Steinmosaik des Fußbodens; es machte den Eindruck, als käme „die gespenstige Wasserfrau" direct vom Grunde des Sees, um eine Seele hinab zu holen. . . .

Sie verschwand im Säulengange, und Hanna flog ihr nach in das Ankleidezimmer; dem Mädchen sträubte sich das Haar vor Entsetzen; sie hatte eben noch mit halbem Ohre erfangen, was die hereintretenden Leute den Anderen mittheilten; sie hörte das Stimmengewoge hinter sich in Ausrufen der Wuth, der Erbitterung gipfeln.

In angstvoller Hast kleidete sich die junge Frau um. Sie sprach nicht; aber ihre Zähne schlugen hörbar wie im Fieberfroste zusammen. Durch die Thür des anstoßenden Salons drang die scharfe, schrille Stimme des Hofmarschalls unermüdlich herüber; man konnte jede Silbe verstehen. . . . Er erging sich mit einer wahren Wollust in Schmähungen seiner verstorbenen Brüder und des „Landstreicherlebens", das sie geführt. Er griff in die fernste Vergangenheit zurück, um darzuthun, welch eine lange Kette von Leiden und Anfechtungen er, der echte Sohn seiner Väter, der allein den Nimbus und die Principien des Edel-

mannes zu bewahren verstanden, um dieser „zwei Hirngestörten" willen habe erdulden müssen. . . . Jeden drohenden Einwurf Mainau's, jede Zurückweisung in die Schranken der Selbstbeherrschung belachte er verächtlich — was konnte ihm der erzürnte Mann anhaben, der unablässig, in höchster Aufregung das Zimmer durchmaß? Morgen mußte er Schönwerth verlassen, und wenn sie auch Beide gleiche Rechte an die Besitzung hatten, so war doch nach Allem, was die boshafte Zunge des Einen an Beleidigungen gegen den Anderen geschleudert, ein ferneres Zusammentreffen, ja auch nur das Athmen einer und derselben Luft Beiden für alle Zeiten undenkbar geworden. Und daß der Herr Hofmarschall, der Stolz des Hauses Mainau, das Feld nicht räumte, verstand sich von selbst.

Hanna hatte die Flechten ihrer Dame einigermaßen getrocknet und ihr ein schwarzes Hauskleid übergeworfen. Sie erschrak über diesen „Mißgriff in der Eile" und bebte zurück, so entgeistert, so fahlweiß hob sich das Gesicht mit den bläulichen, krampfhaft zusammengezogenen Lippen von dem tiefen Schwarz.

„Gnädige Frau — nicht hinüber!" bat sie angstvoll und griff unwillkürlich nach dem Kleide der jungen Frau, die auf die Salonthür zuschritt; heiße, zitternde Finger schoben die zurückhaltende Hand weg und zeigten nach der Thür, die in den Säulengang mündete. Die Kammerjungfer ging hinaus; sie hörte, wie hinter ihr der Riegel vorgeschoben wurde.

„Du wirst nicht leugnen, daß sich auch eine tüchtige Dosis dieses Narrenblutes bereits bei Leo geltend macht. Er nimmt leider, zu meiner Verzweiflung, nur allzu oft jenen ‚genialen Chic' an, der zum Fluch für unsere einst so respectable, ehrenfeste Familie geworden ist," sagte drinnen der Hofmarschall. „Nur eine strenge, vernünftige und gottesfürchtige Erziehung kann da helfen; ich sage nochmals, nur die großväterliche, nöthigenfalls eiserne Hand wird ihn retten — und das soll geschehen, so wahr ich dereinst auf einen gnädigen Richter hoffe. Und wenn Du Deine väterlichen Ansprüche von einem Gerichtshof zum andern schleppst, Leo ist mein! . . . Uebrigens hast Du ja einen Ersatz — Deinen Adoptivsohn Gabriel! Ha, ha, ha!"

Da wurde der Thürflügel zurückgeschlagen, und die junge Frau trat in den Salon. Sie stand dem in einen Lehnstuhl hohnlachend zurückgesunkenen alten Herrn gegenüber.

„Gabriel's Mutter ist todt," sagte sie langsam vorschreitend.

„Mag sie zur Hölle fahren!" schrie der Hofmarschall wie wüthend.

„Sie hatte eine Seele so gut wie Sie, und Gott ist barmherzig," rief Liane. Das Blut kehrte in ihre Wangen zurück. „Sie sind strenggläubig, Herr Hofmarschall, und wissen, daß er ein unbestechlicher Richter ist. . . . Mögen Sie auch in die eine Wagschale den ‚stetsbehaupteten' Nimbus des Edelmannes, die strenge Ausübung der Standespflichten werfen, sie wird dennoch zu leicht befunden. . . . Wo ein Richter zu entscheiden hat, da müssen auch Ankläger sein, und sie steht jetzt vor ihm und zeigt auf die Fingermale an ihrem Halse."

Der Hofmarschall hatte sich anfänglich scheinbar galant vorgebeugt und die Sprechende unbeschreiblich malitiös angelächelt. Bei den letzten Worten fiel er zurück; als ihm der Unterkiefer vor sprachlosem Schrecken herabsank und den meist so impertinent zugespitzten Mund weit offen erscheinen ließ, da sah es aus, als berühre ihn die überraschende Hand des Todes. . . . Mainau aber, der bei Lianens Eintreten am entgegengesetzten Ende des Salons gestanden, kam jetzt auf sie zu; er schien kaum gehört zu haben, was sie gesprochen; er vergaß den verzweifelten Kampf, den er eben um sein Kind kämpfte, den beispiellosen Zorn, der in ihm kochte, über dem Anblicke der Frau, die, so seltsam verändert an Stimme und Erscheinung, wieder eingetreten war. . . . Er schlang den Arm um sie und zog sie näher an das Lampenlicht; er wollte ihr den Kopf in den Nacken biegen, um das Gesicht voll beleuchten zu lassen, und legte die Hand auf ihren Scheitel — entsetzt fuhr er zurück.

„Was ist das?" schrie er auf. „Dein Haar trieft von Nässe. Was ist mit Dir vorgegangen, Liane? Ich will es wissen."

„**Krank** ist die Gnädige!" rief der Hofmarschall mit klangloser Stimme herüber; er saß bereits wieder aufrecht und legte mit einer ausdrucksvollen Geberde den Zeigefinger an die Stirn. „Ich sah es sofort an ihrer gespreizten, theatralischen Haltung, und ihre letzten Worte bestätigen vollkommen, daß die Dame an Nervenaffectionen, respective Visionen leidet. Lasse den Arzt holen!"

Liane wandte die Augen mit einem kalten verächtlichen Lächeln von ihm weg und ergriff Mainau's Hand. „Du sollst Alles erfahren — später, Raoul. . . . Ich habe Dir schon heute einmal angedeutet, daß ich Dir Schweres mitzutheilen habe. Die Todte im indischen Hause —"

„Ah, da ist ja wohl die Erscheinung wieder!" lachte der Hofmarschall heiter auf. „Wo haben Sie denn eigentlich das Phantom gesehen, meine Gnädigste?"

„Vor der Thür des rothen Zimmers, Herr Hofmarschall. Ein Mann schlang die Hände um den kleinen Hals der armen Bajadere und drückte ihr die Kehle zu, bis sie für todt auf den Boden niedersank."

„Liane!" rief Mainau in leidenschaftlicher Angst. Er zog sie an sich und zog ihren Kopf beschwichtigend an seine Brust; er glaubte immer noch eher an eine plötzliche Geistesstörung dieses geliebten Wesens, als — an einen Mordversuch in „dem höchst ehrenhaften Schönwerth".

Der Hofmarschall erhob sich in demselben Augenblicke. „Ich gehe — ich kann keinen gehirnkranken Menschen sehen." Er sagte das mit dem ausgesprochensten Abscheu in Stimme und Geberde; aber er vermochte nicht allein zu stehen und griff mit unsicher tastender Hand nach der Armlehne des Stuhles.

„Beruhige Dich, Raoul! Ich werde Dir beweisen, daß ich nicht ‚gehirnkrank' bin," sagte Liane. Sie wand sich von ihm los und trat dem alten Herrn näher.

(Schluß folgt.)

Album der Poesien.

Der Goldschmiedsgesell.

Es ist doch meine Nachbarin
Ein allerliebstes Mädchen.
Wie früh ich in der Werkstatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drähtchen.
Ach, denk' ich, wann, und wieder wann
Ist solch ein Ring für Käthchen?

Und thut sie erst die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilscht und wirbt mit hellem Hauf
Um's Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Drähtchen.
Der Meister brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel still,
Gleich greift sie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was sie spinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O, wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Goethe.

Der Goldschmiedsgesell.
Originalzeichnung von H. Effenberger.

Digitized by Google

Bei den Coroados-Indianern.

Es war im Monat Juli des Jahres 1864, als ich mich mit meinem Vater und einem alten portugiesischen Major als technischem Gehülfen mitten auf dem Ivahy, einem Seitenflusse des gewaltigen Parana, in der brasilianischen Provinz letzteren Namens, befand. Vierzig Mestizen und Mulatten als Ruderknechte und Bemannung von acht kleinen, je aus einem Stamme gezimmerten Canots begleiteten uns.

Mehr als zwei Monate waren schon verflossen, seitdem wir zu Pferde die sechszig geographische Meilen, meist wellenförmiges Prairieland, von dem Hafenorte Antonina über das hochliegende Städtchen Curityba nach der Colonie Thereza zurückgelegt hatten. Unter theilweisem Landtransporte unserer Fahrzeuge hatten wir auf diesem äußersten Vorposten civilisirten oder vielmehr halbcivilisirten Lebens gegen die endlosen Urwälder des Innern uns nach mühevollen Vorbereitungen schließlich eingeschifft und durch brausende Stromschnellen, aus deren weißem Gischt glänzend schwarze Doleritklippen drohend hervorlugten, eine Region des Thales erreicht, wo die sich mehrenden Anzeichen der Anwesenheit von wilden Indianern zur Vorsicht mahnten. Wir fanden nämlich Schlingen zum Einfangen von Säugethieren und schön befiederte Pfeile, untrügliche Spuren von Indianern.

Regelmäßiger als sonst wurde Munition vertheilt und die Waffen in steter Bereitschaft gehalten; die Mannschaften der einzelnen Canots erhielten den Befehl, sich nicht, wie bisher geschehen, den Tag über oft vollständig außer Sicht zu begeben, sondern mehr beisammen zu bleiben, und für die Nacht mußte der Wachtdienst, welcher, obgleich im Beginne der Fahrt richtig organisirt, schon seit längerer Zeit mehr oder weniger zur Mythe geworden war, wieder regelmäßig gethan werden.

Wie gering jedoch bei alledem die Sicherheit war, welche uns diese bei dem kindisch-leichtfertigen Wesen der an keine Disciplin gewöhnten Mulattenbande nur mit vieler Mühe durchzuführenden Maßregeln gaben, sollte mir gerade in jener Zeit durch einen charakteristischen Zwischenfall klar werden.

Müde von der Tagesarbeit, dem Ausschreiben topographischer Notizen, Mikrometer-Ablesungen, Sondirungen und Geschwindigkeitsmessungen, hatten wir uns, nachdem ich noch kurz nach Sonnenuntergang eine Monddistanz behufs der Längenbestimmung gemessen, bald nach der Einnahme unseres einfachen, aus Tapirbraten und schwarzen Bohnen bestehenden Mahles zur Ruhe begeben. Es war Winter auf der südlichen Hemisphäre; fröstelnd hatte ich mich in meine wollenen Decken gehüllt, und war, das Haupt auf meinem kleinen ledernen Reisekoffer, auf der harten, als Unterlage dienenden Kuhhaut unter Gedanken an die ferne Heimath alsbald in tiefen Schlaf versunken, als ich durch einen in nächster Nähe abgefeuerten Schuß, der, kaum gebrochen durch die dünne Zeltwand, wie der Donner eines schweren Geschützes an mein Ohr schlug, plötzlich aufgeschreckt wurde.

Mein erster Griff war nach dem mir zur Seite liegenden Revolver, um im nächsten Augenblicke, als gerade ein zweiter Schuß krachte, die feuchte Zeltwand aufzuschlagen und mit einem Sprunge in's Freie zu treten. Ich erwartete schwirrende Pfeile, Kampfgewühl und gellendes Geheul, kurz die ganze Inscenirung eines regelrechten Indianerüberfalles, für den die Tageszeit — es ging schon gegen Morgen — nicht passender hätte sein können. Statt dessen — wer beschreibt mein Erstaunen? — lagen der breite Strom, dessen Oberfläche qualmende Nebel bis in's Unendliche zu verlängern schienen, sowie die unter dem überhängenden Buschwerke des Ufers halb versteckten Zelte der Mannschaft und die verglimmenden Reste des Wachtfeuers im Morgengrauen des anbrechenden Tages so friedlich, so zauberhaft still vor meinen schlaftrunkenen Blicken, daß ich die erhobene Waffe mit lautem Lachen zur Erde senkte.

Doch da kam ja der nächtliche Schütze, einer der beiden Wache haltenden Ruderer, dessen Leidenschaft für die Jagd ich wohl kannte, hinter dem Zelte hervor, den noch rauchenden Trabuco im Arm.

„Aber was zum Kukuk, Hippolyto, machst Du denn?“ fuhr ich ihn an.

„Jawohl, mein Patron, sie ist leider entwischt; es war wirklich nicht hell genug, um scharf zielen zu können, aber fett, sehr fett war sie,“ antwortete er im Tone höchsten Bedauerns.

„Aber wer denn, was denn?“

„Nun, die Anta (Tapir); sehen Sie hier den ‚rasto‘!“ und er wies auf eine tief in den feuchten Ufersand eingedrückte Tapirspur, „und wie der mittlere Ballen schön rund sich abgeformt hat; ich sagt' es ja, sie war fett wie ein gemästetes Schwein.“

Ueberdem und gerade als ich dem tollen Burschen, dem es unfaßlich war, daß es Umstände geben könne, unter welchen man auf ein in Schußweite kommendes Wild auch einmal **nicht** anlegen solle, sein rücksichtsloses Gebahren verwies, waren unsere halbwilden Burschen aus ihren Zelten hervorgekrochen, zuerst erstaunt um sich spähend, dann aber schwatzend und lärmend die Antaspur umstehend und den spaßhaften „Caso“ besprechend.

Nach einer längeren Disputation begab sich Jeder auf seinen Posten; die Köche, deren jede Bootsmannschaft einen stellte, besorgten die großen Kessel, in welchen die schwer weich zu kochenden Bohnen die Nacht über am verglimmenden Feuer gestanden; Andere schleppten die Säcke mit Mais und Mandiocca-Mehl, das im ganzen Innern Südamerikas die Stelle des Brodes vertritt, herbei, und nachdem Jedem seine Portion in die selbst verfertigten Hornschüsseln zugemessen und er von dem keineswegs beliebten, nach unserer Ansicht jedoch ausgezeichneten Palmkohl, der à discrétion war, sich selbst bedient, wozu irgend ein Spießbraten, sei es Tapir, Pecari oder Reh, ein Waldhuhn, Jacu oder Jacutinga, oder einer der herrlichen Fische jener Ströme kam, breitete sich jene feierliche Stille über die Versammlung, welche die natürliche Folge einer ausschließlichen und eifrigen Thätigkeit der Kauwerkzeuge zu sein pflegt.

Nach dem Essen macht in jenen Ländern, den Südprovinzen Brasiliens, wie in der argentinischen Republik, Montevideo &c., stets die unvermeidliche kleine Calebasse mit dem etwas vegetabilisch zusammenziehend, im Allgemeinen jedoch angenehm schmeckenden Paraguay-Thee, Herva-Mate, einer Ilexart und nahen Verwandten unserer Stechpalme mit den prächtig glänzenden Blättern, die Runde, und auch unsere Ruderer hätten sicherlich viel lieber den von Zeit zu Zeit gespendeten Branntwein, so sehr sie ihn auch liebten, als das geliebte Nationalgetränk entbehrt.

Für uns jedoch war selbst die Süßigkeit des Mateschlürfens nicht von Dauer und rastloses Vorwärtsdringen unsere Losung.

Das Zeichen zum Aufbruche wurde also gegeben, die Zelte, Decken, Waffen, Kessel und Lebensmittel wieder in den engen Canots, so gut es ging, verstaut, und nachdem ich zuletzt noch eigenhändig die Chronometer, jene empfindlichsten aller Instrumente, an Bord gebracht, wurde endlich die Reise stromab fortgesetzt.

Nicht weit jedoch waren wir gefahren, als die Bemannung der vordersten Canots, welche soeben in eine starke Krümmung eingelenkt hatten, gegen ein paar Felsen in der Nähe des rechtseitigen Ufers sich drückend, uns durch Winken und Zeichen zu verstehen gab, daß stromabwärts etwas Neues in Sicht sei.

Eiligst rückten wir Alle bis dahin vor und sahen nun auf eine Entfernung von vielleicht achthundert Metern das hohe Ufer einer kleinen, dichtbewachsenen Insel von einer großen Zahl von Indianern besetzt. Durch das Fernrohr konnten wir beobachten, wie auch sie durch den Anblick unserer Boote lebhaft erregt waren und mit einem andern auf der Insel postirten Trupp Zeichen wechselten.

Es hatte wirklich allen Anschein, als wollten sie uns den Durchgang verwehren, und ich begann zu befürchten, daß es ohne Kampf nicht ablaufen werde, um so mehr, als ich die blutige Tradition, eine Art von Vendetta, welche in diesen Grenzdistricten zwischen den Ansiedlern und den Ureinwohnern leider immer noch lebendig ist, recht wohl kannte. Hatten doch mehrere unserer Ruderer vor mehreren Jahren die Leichen von vier Bewohnern der Colonie Thereza, welche beim Einsammeln von Herva-Mate von den Coroados überrascht und erschlagen worden waren, nach Hause gebracht, und war der Eine und der Andere auf der Jagd schon durch einen von unsichtbarer Hand abgeschossenen Pfeil oder durch gellendes Indianergeheul erschreckt worden. Zu Einem jedoch war ich fest entschlossen: zu verhindern, daß von unserer Seite der geringste Schritt zur Eröffnung der

Feindseligkeiten gethan würde. Ich wandte mich daher an die Bemannung der Bootsflotille, welche sich um uns gesammelt hatte, und drohte Jedem, der Feuer geben würde, ohne daß der erste schwirrende Pfeil im Bord unserer Canots stecke, mit strenger Ahndung. Wir seien nicht gekommen, um die alte Fehde zu erneuern, sondern um Straßen, Eisenbahnen und Schifffahrtscanäle anzulegen und gerade die bis jetzt unzugängliche Wildniß, den „Sertao" des Parana, zu erschließen. Die Regierung werde es daher sehr übel nehmen, wenn durch unsere Schuld die Erreichung dieses Zweckes erschwert werde, und ich für meinen Theil würde dafür sorgen, daß der Uebelthäter seiner Strafe nicht entginge.

Sie hörten mich ernst und schweigend an, und wir setzten, als ich noch etwas Munition vertheilt hatte und die Waffen schußbereit zur Hand lagen, die Fahrt stromab langsam fort unter steter Beobachtung der, wie es schien, an Zahl wachsenden Indianerhorde. Kaum hatten wir jedoch 2—300 Meter zurückgelegt, als sich am gegenüber liegenden Punkte des Ufers die Büsche theilten und ein gänzlich unbekleideter junger Indianer, vollständig unbewaffnet, auf eine flache Felsplatte heraustrat und uns Zeichen machte, heranzukommen.

Wenngleich der eine oder der andere unserer Leute, besonders ein paar furchtsame Neger, deren tiefen, psychologisch interessanten Abscheu vor den Rothhäuten ich öfters zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas von Hinterhalt murmelte, so ließ ich doch alsbald anlegen und war auf's Angenehmste überrascht, als der Indianer, ohne sich lange zu besinnen, in mein Boot sprang und sich zu uns setzte, als seien wir alte Bekannte. Es war ein kräftig gebauter, untersetzter Bursche von etwa zwanzig Jahren, dem die den ganzen oberen Theil des Hauptes einnehmende scharf abgegrenzte Tonsur ein eigenthümliches Aussehen gab. Einige Reihen weißer Glasperlen um den Hals bildeten, wie schon bemerkt, seine ganze Ausstattung.

Um die Conversation in einer allgemein verständlichen, für ihn angenehmen Weise zu eröffnen, ließ ich ihm ein Stück gebackenen Angu oder Polenta reichen, das er sogleich verspeiste, sowie eine Ziehharmonika, deren Töne, als einer der Ruderer sie spielte, seine Bewunderung zu erregen schienen. Er versuchte dasselbe zu leisten, ärgerte sich, daß es ihm nicht gelang, betrachtete das Instrument von allen Seiten, durchbohrte endlich wahrscheinlich behufs eingehenderen physiologischen Studiums, dessen Blasebalg mit den Fingern, suchte das tönende Princip im Innern zu erspähen, und warf, zuletzt ungeduldig werdend, den ganzen Plunder über Bord.

Nach diesem stummen, aber ausdrucksvollen Intermezzo setzten wir unsere Fahrt stromabwärts mit um so größerer Zuversicht fort, als wir nun von den friedlichen Absichten der uns Erwartenden überzeugt sein durften und der „Parlamentär", welcher sich so vertrauensvoll zu uns gesellt hatte, uns durch Zeichen zur Weiterfahrt aufforderte.

Wir waren nach und nach in den Bereich der Schnelle gekommen; pfeilschnell schossen die Wasser dahin und bald saßen selbst unsere keineswegs tiefgehenden Fahrzeuge auf einem der Riffe fest. Unter stets getheilter Aufmerksamkeit auf den schwer ausfindig zu machenden Fahrweg und auf die am Ufer versammelten Indianer, welche bei unserer Annäherung ein lautes Geschrei erhoben, gelangten wir endlich in den Canal zwischen der Insel und dem rechtseitigen Ufer, hart unter dem hohen Gelände, auf dem die Hauptmasse der Rothhäute, etwa sechzig Männer und nahezu ebensoviel Frauen, sich versammelt hatten. Als die Canots wegen mangelnder Wassertiefe hier nochmals festsaßen, fanden wir uns im nächsten Augenblicke von der ganzen Bande umringt, so daß ich mir sagen mußte, wir seien, im Falle sie wirklich noch feindselige Absichten hegten, so ziemlich ihrer Gnade anheim gegeben.

Wir hatten jedoch, wie sich alsbald herausstellte, eher von allzu großer Zudringlichkeit und Freundlichkeit, als von Feindseligkeiten zu leiden, denn kaum hatte ich angefangen einige Geschenke: grobe Wollstoffe, rothe Taschentücher, Scheeren, Glasperlen 2c., unter sie zu vertheilen, als ein solches Drängen, Schieben und Zugreifen rings um mich her entstand, daß ich mir, um nur einigermaßen die Freiheit meiner Bewegungen zu wahren, von Zeit zu Zeit durch meine Ruderer etwas Luft schaffen lassen mußte.

Männer, Frauen und halberwachsene Kinder, bis an die Kniee im Wasser stehend, suchten durch die lebhaftesten Geberden das Bedürfniß nach schützender Kleidung, von welcher die Männer und Kinder gar nichts, die Frauen nur ein grobes Lendentuch auf sich hatten, auszudrücken, und trotz aller Anstrengung von unserer Seite konnten wir es nicht verhindern, daß der Eine oder der Andere, der seinen Antheil schon empfangen, zum zweiten Male sich vordrängte.

Noch wartete unser jedoch die größte Ueberraschung: Mühevoll bewegte sich eine Gruppe von Indianern von der Insel her, von Stein zu Stein springend oder durch die brausenden Rinnen watend, auf unsere Boote zu, von Zeit zu Zeit eine Lanze mit einem an deren Spitze befestigten Bündelchen hoch haltend oder schwenkend.

Laut schreiend und gesticulirend machten uns die Umstehenden darauf aufmerksam; da wir jedoch ihre Sprache, die von dem bekannteren Guarany durchaus verschieden ist, nicht verstanden, so mußten wir uns gedulden, bis das Räthsel von selbst sich löste. Endlich waren sie keuchend und triefend neben unsern Fahrzeugen angelangt und ein schöner, ernst blickender Indianer von etwa fünfzig Jahren, der, auf zwei jüngere Bursche sich stützend, allem Anscheine nach der Häuptling sein mußte, übergab uns mit einer gewissen Würde und nicht zu verkennender freudiger Erregung einen sorgfältig in glatte Palmitohüllen gewickelten — Brief! — Jawohl! — einen wirklichen, echten, mit schwarzer Tinte auf etwas grobes, graues Papier geschriebenen Brief in portugiesischer Sprache, der obendrein noch so sorgfältig wie möglich, und zwar an die „Ingenieure José und Francisco Keller auf dem Ivahy", adressirt war. Auf dem Ivahy, der auf seiner ganzen Länge zwischen endlosen Urwäldern, die noch nie der Fuß eines Weißen durchmessen, dahinfließt!!

Das merkwürdige, mit wenig gewandter Feder in steifen, ich möchte sagen klösterlichen, Zügen geschriebene Document kam von der Hand des Fray Timotheo de Castelnuovo, eines genuesischen Capuzinermönches, der zur Zeit die Stelle eines Directors in der von der Regierung am Tibagy in Sao Pedro d'Alcántara gegründeten Indianer-Colonie oder Aldeamento einnahm. Er hatte von dem Präsidenten der Provinz, unserem verehrten Freunde Herrn André Augusto de Padua Fleury, durch einen expressen Boten von unserer Expedition Nachricht erhalten, und erkundigte sich darnach, wann wir etwa, von der Ivahymündung den Parana aufwärts fahrend, an der Mündung des Paranapanema ankommen könnten, um uns dorthin ein Canot mit frischen Lebensmitteln entgegen zu schicken.

Der Gedanke war gut, doch dessen Ausführung nicht so leicht, da wir kaum hoffen konnten, noch so weit vom Ziele, in nahezu gänzlicher Unkenntniß der Schwierigkeiten, die unser noch warten konnten, nur auf die Basis höchst ungenauer und unvollständiger Karten hin den Zeitpunkt unserer Ankunft am Paranapanema auch nur annäherungsweise angeben zu können.

Doch was war zu machen? Die zu erwartenden Vortheile waren zu groß, als daß wir nicht hätten Gefahr laufen sollen, eine vielleicht nicht zutreffende Angabe zu machen, und so schrieb ich denn auf ein aus meinem Notizbuche gerissenes Blatt ein paar Zeilen an den guten Pater, worin wir ihm nicht nur für die pünktliche Ausführung des vom Präsidenten erhaltenen Auftrags die gebührende Anerkennung zollten, sondern ihm auch den Tag unserer muthmaßlichen Ankunft an jenem dem Ivahy nächstliegenden Seitenstrome des Parana anzugeben suchten. Der Zufall wollte, daß wir wirklich an dem in dieser Weise voraus bestimmten Tage, und zwar nahezu zwei Monate nach Empfang des Briefes, dort anlangten, woselbst das vom Tibagy herunter gekommene Canot mit einem Quantum höchst willkommenen frischen Proviants (von dem uns nicht nur der Speck, sondern auch schon das Salz zu mangeln begann) schon einige Tage auf uns wartete.

Wie wir später in Sao Pedro d'Alcántara erfuhren, hatten die vom Ivahy, dem gewöhnlichen Ziele ihrer Jagdausflüge, nach der Mission zurückkehrenden Coroados nicht nur mein Billet richtig übergeben, sondern auch durch einen daselbst wohnenden Dolmetscher (wohl den einzigen weißen Mann, der ihre Sprache versteht) einen umständlichen Bericht über unsere Expedition, deren Stärke 2c. abgegeben und dabei die wohlverdienten Geschenke vorgezeigt.

Das Geschick, womit diese Wilden den inmitten jener Wälder, bei der zwischen der weißen und rothen Race leider

obwaltenden feindseligen Stimmung keineswegs gefahrlosen Auftrag ausgeführt und gerade an einer Stelle, wo durch die schwer zu passirende Stromschwelle unvermeidlich ein gewisser Aufenthalt eintreten mußte, in zwei verschiedenen Partieen, am Ufer und auf der kleinen Insel, uns erwartet hatten, verdiente allerdings einige Anerkennung. Sie hatten übrigens noch einen anderen Grund, unser gerade an dieser unter den allzu zahlreichen Schnellen des Ivahy zu harren, denn an demselben Platze befand sich einer ihrer sogenannten Pary's, das ist ein zum Zwecke des Fischfangs errichteter Bau.

Indem sie nämlich auf der vielfach gebrochenen Kante des Absturzes durch eingeworfene Steine die Mehrzahl der Canäle verbauen und nur zwei oder drei der Hauptöffnungen offen lassen, zwingen sie die Fische, welche, einem eigenthümlichen Naturtriebe folgend, zur Laichzeit in zahllosen Schwärmen stromaufwärts gegangen waren, bei der Rückkehr thalabwärts den Weg durch diese Luken zu nehmen.

Dort aber fallen sie in die Hände der schlauen Rothhäute, welche eine aus gespaltenen Bambusrohren etwas weit geflochtene Rinne von vier bis fünf Meter Breite und entsprechender Länge derart zwischen die Steine eingesetzt haben, daß, wenngleich die Hauptwassermasse am oberen Ende sich sprudelnd und schäumend auf dieselbe ergießt, der untere Theil derselben doch trocken zu liegen kommt. Hier nun ist es, wo die irregeleiteten Schuppenträger plötzlich an's Licht geschleudert, machtlos um sich schlagend, von den mit Speeren und Stöcken bewehrten, toll lärmenden und schreienden Wilden mit Leichtigkeit erlegt und dann auf's feste Ufer gebracht werden.

Wenngleich ein Theil der zu Thal gehenden Fische, die kleineren besonders, so glücklich ist, durch die Zwischenräume des wenig dichten Steinwalles zu entwischen, so ist die Menge der gefangenen und getödteten Fische doch so groß, daß die ganze Indianerbande sammt deren magern Hunden damit nicht zu Ende kommen kann und große Quantitäten eines ausgezeichneten Nahrungsmittels in schmählichster Weise verderben müssen.

Zerstörten die Hochwasser nicht regelmäßig den wenig soliden Bau und erschwerte nicht die gewaltige Breite jener Ströme, die gerade an den Schnellen das Doppelte und Dreifache der normalen erreicht, den vollkommenen Abschluß, so wäre wohl selbst der außerordentliche Fischreichthum jener Gewässer nicht genügend, auf die Dauer einer solchen Verwüstung zu widerstehen, und längst schon vernichtet. Bei alledem soll jedoch an jenen Punkten, wo, wie bei Sao Pedro d'Alcántara, beinahe ständig zahlreiche Indianerhorden sich aufhalten und den Strom durch mehrere Parys verbaut haben, eine bedeutende Abnahme bemerklich sein. Doch kehren wir zu der denkwürdigen Episode unserer Ivahyfahrt zurück.

Nachdem wir noch auf einen Augenblick das hohe Ufer erkletternd an Land gegangen und uns die aus Palmwedeln leicht zusammengestellten provisorischen Hüttchen angesehen, trafen wir endlich Anstalten zum Aufbruche, da wir aus guten Gründen trotz nicht mißzuverstehender Einladung von Seiten unserer neuen Freunde unter keiner Bedingung in deren unmittelbarer Nähe übernachten wollten. Die Mannschaften, von welchen nur ein Theil zur Bewachung der Canots zurückgeblieben war, wurden also zusammengerufen und unter Beihülfe der Coroados die letzten Riffe der langen Schnelle glücklich passirt.

Einen charakteristischen Zwischenfall, der sich gerade in den letzten Augenblicken unseres Zusammenseins abspielte, kann ich, so unbedeutend er an und für sich war, nicht übergehen.

Als wir nämlich, noch umgeben von mehreren Dutzend Indianern, vor uns den glatten Strom, auf unsere Bootsstangen gestützt, ruhig dalagen und ich nach all' dem Treiben endlich die nöthige Ruhe fand, noch ein paar lange Bogen und schönbefiederte Pfeile einzutauschen, von denen wir schon an Land einige mitgenommen, riß einer der rothen Burschen einen schon an Bord befindlichen schönen Bogen, für den ich kurz vorher ein großes Messer gegeben, mit Blitzesgeschwindigkeit wieder an sich und klatschte, nachdem er ihn geschickt unter Wasser und unter seine Füße gebracht, gerade so wie die Anderen unter lautem Geschrei und mit der unschuldigsten Miene von der Welt in die freigewordenen Hände. Seine List war jedoch bemerkt worden und ein nicht zu sanfter Stoß, durch den er auf einen Augenblick das Gleichgewicht verlor, so daß die schon geborgene Beute an die Oberfläche des Wassers kam und von einem unserer Ruderer ergriffen werden konnte, brachte ihm die unter den Weißen gangbare Auffassung von Mein und Dein in eindringliche Erinnerung. Möglicher Weise wäre bei längerem Verweilen das gute Einvernehmen durch Aehnliches noch ernstlich gestört worden; so wie es war, glitten die Boote alsbald in tieferes Wasser, und wir sahen uns mit einem Male von der nach und nach allzu lästig werdenden Umgebung befreit. Einige Dutzend Ruderschläge brachten uns an die nächste Flußkrümmung; unter überhängendem Buschwerke und gordisch verschlungenen Lianen schossen die schmalen Fahrzeuge pfeilschnell dahin, und in wenig Augenblicken waren uns Pary und Coroados entschwunden.

Die Fahrt wurde dann noch fortgesetzt, bis die langgestreckten Schatten der Palmwedel, die sich auf den weißen Sandbänken malten, und die Tinten, mit denen die Sonnenstrahlen golden durch die Laubkronen brachen, dazu mahnten, beizulegen und die Vorbereitungen zum Nachtlager zu treffen.

Nachdem einige Notizen niedergeschrieben und die eingehandelten Waffen, die sich bei näherer Betrachtung als außerordentlich schön und vollkommen gearbeitet erwiesen, in feste Bündel zusammengeschnürt und an passendem Platze verstaut waren, wurden dann am flackernden Wachtfeuer bei einem Glase dampfenden Punsches die Erlebnisse des Tages nochmals durchgesprochen.

F. Keller-Leuzinger.

Das Original der Don Juane.

„Schöne Dame! Dieses kurze Register giebt von einigen Herzensgeschichten meines Herrn einen kleinen Prospect. Wenn's beliebt, so laufen wir's durch.“ Wer von den vielen Herren der Schöpfung, an deren Ohr schon die Worte dieses treuen Dieners seines Herrn geschlagen sind, hat sich nicht im Stillen sagen müssen, daß auch er einen Beitrag zu diesem Schatzregister Leporello's leisten könne? Gestehen wir's nur offen: Den Glauben an eine Unwiderstehlichkeit gegenüber dem schwachen Geschlechte hat fast Jeder von uns — und war's auch nur ein „süßer Wahn“ — eine Zeitlang in sich getragen. Wollen wir doch immer etwas von Faust in uns haben! Dann müssen wir aber auch den Don Juan mit in den Kauf nehmen, denn Beide stehen, sich ergänzend, zueinander. Freilich sind wir dabei gegenüber unserem großen Vorbilde, das es allein in Spanien auf tausendunddrei gebracht, doch nur erbärmliche Stümper. Dafür empfangen uns aber nach Ablauf unserer Don-Juan-Periode auch nicht die Pforten der Hölle, sondern die — der Ehe. Und es sind nur schlechte Spaßmacher, welche behaupten wollen, daß diese beiden Begriffe sich decken.

Wir sind gewohnt, immer Mozart dafür verantwortlich zu machen, daß er dieses bedenkliche Beispiel, dieses Hauptexemplar aller Herzensräuber, diesen gottlosen Heuchler und verführerischen Schmeichler, diesen Bekenner des männlichen Unfehlbarkeitsdogmas unserem biederen deutschen Gemüthe noch dazu unter der Zaubergewalt einer berückenden Musik zugängig gemacht hat. Indeß sind Mozart und seine Librettodichter nicht die eigentlichen Schöpfer dieser gewaltigen, dämonischen Figur. Als sie umrauscht von den zauberhaftesten aller Melodienklänge im Jahre 1787 zum ersten Male über die Prager Bühne schritt, hatte sie bereits eine Geschichte. Langsam und in großen Pausen war sie schon von ihrem Heimathlande Spanien aus durch Italien nach Frankreich gewandert, überall dort Herzen und Boden erobernd.

Das Land der blühenden Kastanien ist also die jedenfalls auch naturgemäßeste Heimath unseres Helden. Andalusische Chroniken berichten uns zuerst die Historie seines Lebens und verlegen dessen Anfangs- und Endpunkt nach Sevilla, dieser Stadt, welche in ihrer Verschmelzung maurisch-romanischer Elemente immer als das Arkadien aller Romantik gegolten hat.

Diese Chroniken beschränken sich indeß wesentlich auf die Mittheilung der That der Ermordung des Comthurs und deren begleitende Umstände. Sie erzählen darüber Folgendes.

Don Juan Tenorio, der Sohn einer vornehmen Familie aus dem Geschlechte der Vierundzwanziger, erstach den greisen Comthur Gonzalo de Ulloa in Sevilla, als dieser die gewaltsame Entführung seiner Tochter hindern wollte. Der Leichnam wurde im Kloster zu St. Francisco, im welchem die Familie eine Capelle besaß, beigesetzt und das Grabmal mit der Statue des Gemordeten geziert. Den Mörder selbst schützte seine hohe Geburt vor dem Arme der Justiz. Indeß gelang es den Mönchen des Klosters, die an dem wüsten Treiben Don Juan's längst ein Aergerniß genommen hatten, diesen in ihr Kloster zu locken und durch seine Ermordung den Rachegefühlen des Ulloa'schen Geschlechts Genüge zu leisten, wogegen sie nach außen das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe die Statue des Comthurs in gotteslästerlicher Weise verhöhnt, da habe ihn diese erfaßt und durch die klaffenden Steinplatten in das höllische Feuer gestürzt. Mit der Zeit trat diese klösterliche Erfindung ganz an die Stelle der Wahrheit und die Kirche hatte damit durch Aufstellung eines Beispiels für das Walten des göttlichen Strafgerichts sich selbst, gleichzeitig aber auch der Poesie ein Verdienst erworben. Es ist bekanntlich dies nicht der einzige Fall, in welchem die Dichtkunst bei der Kirche sich zu bedanken hat.

Englische Forscher haben bei Gelegenheit der Kritik des Byron'schen Don Juan herausgefunden, daß ein vornehmes Hidalgogeschlecht, Namens Tenorio, in der That in Andalusien existirt hat, daß unser Weiberheld der jüngste Sohn eines berühmten Admirals aus jenem Geschlechte und der vertraute Freund des castilischen Königs Peter des Grausamen, sein Oberkellermeister und Genosse seiner Unthaten und Grausamkeiten gewesen ist. Es fiele dann sein Leben in die Zeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Das schreckliche Ende des Don Juan wurde im Gedächtnisse des Volkes festgehalten und, um dasselbe immer mehr mit der höheren Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, seine Person zu einem immer größeren Sünder im Reiche der Liebe, zu einem professionellen Verführer und Lebemann, zu einem dämonischen Verhöhner und Zertreter aller christlichen Lebensordnung hinaufgeschraubt und zu diesem Ende ihm verschiedene abenteuerliche Thaten angedichtet. So wurde unter Anderen folgendes Bravourstück von ihm erzählt.

Nach einem schwelgerisch vollbrachten Tage ging er Abends am Ufer des Guadalquivir spazieren und bat einen am anderen Ufer wandelnden Fremden um Feuer für seine Cigarrette. Sogleich langte dieser Fremde, den Don Juan nur hatte verhöhnen wollen, seinen Arm in immer wachsender Verlängerung über den Fluß herüber, und Don Juan brannte kaltblütig seine Cigarre an dem herübergereichten Feuer der fremden Cigarre an. Dieses Abenteuer ist, wie schon der Brauch des Rauchens andeutet, unserem Helden jedenfalls erst später und zwar zu einer Zeit angedichtet, wo jeder ausschweifende Lebenswandel auf ein Bündniß mit dem Teufel zurückgeführt wurde.

Nachdem so die Sage ein paar Jahrhunderte durch das Mittel der Tradition sich heimlich forterhalten hatte, nahm sich die Dichtkunst ihrer an, sammelte die einzelnen Züge und gestaltete sie zu einem Drama. Die Hand, die dies that, war wieder eine geistliche. Der Predigermönch Gabriel Tellez, Beneficiat des Ordens Unserer lieben Frauen von der Gnade zu Madrid, gab neben vielen anderen Komödien unter dem Schriftstellernamen Tirso de Molina auch ein Schauspiel: „Der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast“ (el burlador de Sevilla y convidado de piedra) 1634 zuerst gedruckt heraus, als dessen Held Don Juan Tenorio figurirt. Erst mit dieser dichterischen Belebung wurde die Figur auch über die Grenzen Andalusiens hinaus bekannt; von da an entwickelt sich erst ihr kosmopolitischer Charakter; sie wird typisch für alle Zeiten, und selbst die in dem Drama weiter auftretenden Personen und vorgeführten Handlungen theilten dieses Schicksal. Es ist also in diesem Don Juan des Tirso de Molina das zuerst ausgeprägte Original der späteren Don Juane, die in Dramen, Epen, Romanen und im wirklichen Leben spuken, zu suchen. Deshalb ist es wohl am Platze, die äußerst lebensvolle und bewegliche Handlung dieses Dramas einer kurzen Skizzirung zu unterwerfen.

Wir treffen gleich in der ersten Scene Don Juan mitten in seiner charakteristischen Thätigkeit. Kaum hat er sich in Neapel zum Besuche seines Oheims, des spanischen Gesandten Don Pedro Tenorio eingefunden, nachdem ihn sein Vater bereits wegen Kränkung einer edlen Sevillanerin fortgeschickt hatte, als er der Herzogin Isabella unter der Maske ihres Verlobten Don Octavio einen nächtlichen Besuch im Palaste des Königs macht. Die den Betrug frühzeitig wahrnehmende Donna ruft nach Hülfe; der König erscheint, läßt Don Juan durch Don Pedro gefangen nehmen, dieser aber den sauberen Vogel, als er in ihm seinen Neffen erkennt, entschlüpfen. Er flieht zur See, leidet unterwegs Schiffbruch, wird ohnmächtig an eine Küste geschleudert und erwacht in dem Schooße eines hübschen Fischermädchens, die eben noch, ehe ihr die zweideutige Gabe des Meeres in den Schooß gefallen, die Freiheit ihres jungen Herzens von jedem Banne der Liebe in begeisterten Versen gepriesen hatte. Don Juan schlägt die Augen auf, nicht um sich des wiedergewonnenen Daseins zu erfreuen, sondern um sofort zu entdecken, daß es in der That ein allerliebstes Mädchen ist, die ihn in ihren Armen hält. Diese Entdeckung und der Entschluß, das Entdeckte zu besitzen, fallen bei ihm stets zusammen. Sie bilden nur einen Moment. Und so öffnet er den Mund auch nicht etwa um seiner Retterin zu danken, sondern um ihr ahnungsloses Herz sofort mit den verführerischsten Schmeichelreden zu bestürmen und durch die heißesten Schwüre an sich zu ketten. Die Aermste empfindet zu spät, wie weit gefährlicher es ist, Menschen statt, wie sie seither that, Fische zu angeln. In der über sie jäh hereinbrechenden Erkenntniß ruft sie ihre Nachbarn, ihre bisher abgewiesenen Freier zur Verfolgung des Treulosen auf, dem sie in der Unschuld ihres Glaubens an seine Treue sogar selbst zur Flucht verholfen, und stürzt sich reuegefoltert in das Meer.

Don Juan ist indessen wieder in seiner Vaterstadt Sevilla angelangt. Auch Don Octavio ist dahin gegangen, um Jenen wegen des Attentats auf seine Verlobte anzuklagen. Des Letzteren Vater erhebt lauten Jammer über das wüste Treiben seines Sohnes, den der König nach der Anklage Octavio's aus Sevilla verbannt. Don Juan beantwortet solche väterliche „Moralpredigten“ mit Spott und Hohn, ist indeß wieder im Begriffe, ein neues galantes Abenteuer auszuführen. Diesmal gilt es der Geliebten seines eignen Freundes und einstigen Genossen seiner Thaten — in einem solchen Falle kehrt er sich weder an Freund noch Feind —, des Marquis de la Mota, eines gewöhnlichen Wüstlings, der auf noch weit niedrigerem Niveau steht als Don Juan. Des Freundes rother Mantel übernimmt die Täuschung, aber der Betrug gelingt auch diesmal nicht. Die Dame, auf deren Herz es abgezielt war, ist die Tochter des Comthurs Gonzalo de Ulloa, Donna Anna. Auf ihr Hülfegeschrei kommt der Vater hinzu, fällt Don Juan an und wird von diesem erstochen. Don Juan entkommt, und der eben eintreffende Freund gilt als Mörder. Dieser taucht hierauf bei einer bäuerlichen Hochzeitsfeier wieder auf. Die Braut hat das Verhängniß, ihm zu gefallen, und er weiß durch ein wahrhaft raffinirtes Mittel den eifersüchtigen Bräutigam sich vom Halse zu schaffen. Er macht ihm weis, seine Braut habe bereits mit ihm die Treue gebrochen. Mit einer solchen Braut mag selbst ein Patricio nichts mehr zu schaffen haben. Er verläßt sie; Don Juan hat freies Spiel, und seiner überlegenen Rede und einigen kräftigen Eidschwüren gelingt es sehr bald, das Herz der ländlichen Schönen zu erobern.

Diesen beiden Figuren begegnen wir als Zerline und Masetto im Mozart'schen Don Juan. Die Grundzüge ihrer Charaktere sind hier beibehalten, wenn auch in etwas weiterer Ausführung. Die Fischerin Tisbea ist nicht mit aufgenommen.

Damit enden zunächst die Liebesabenteuer unseres Helden. Die verlassenen und gekränkten Geliebten treten nun an der Seite ihrer betrogenen Freier als Rächerinnen auf. Auch das Fischermädchen ist unter ihnen. Einer ihrer Werber hat sie aus der See gefischt. Der Uebermuth des siegreich über die Mächte der Erde triumphirenden Don Juan ist auf's Höchste gestiegen. Er wagt sich jetzt auch an die Mächte des Jenseits. Er stößt mit seinem ein seltsames Gegenstück von Glaubens- und Todesfurcht bildenden Diener Catalinon, der über die lockeren Thaten seines Herrn immer weidlich schimpft, aber ihn doch nie verläßt,

auf die Statue des Comthur. Zur Beantwortung ihrer Inschrift, darin es heißt:

Für erlittnen Schimpf und Spott
Harrt ein Edler hier auf Rache.
Den Verräther strafe Gott!

lädt er den steinernen Gast zum Abendessen ein. Das Steinbild hält Wort. Der todtblasse Diener forscht es aus über die Geheimnisse des Jenseits. Der unerschrockene Don Juan verspricht ihm, morgen in die Capelle zum Nachtmahl zu kommen. Als er, den überkommenen Schauer durch Spott besiegend, der abgehenden Statue leuchten will, ruft diese ihm zu:

„Laß das! Mich erleuchtet Gott.“

Don Juan soll inzwischen auf Befehl des Königs mit der verlassenen Isabella verheirathet werden. Er willigt darein, will aber cavaliermäßig, dem Flehen seines Dieners zum Trotze, erst der Statue das gegebene Wort einlösen. Das Gastmahl in der Capelle beginnt. Unsichtbare Chöre intoniren den Gesang des dies irae; Scorpionen und Schlangen werden als Speise aufgetragen; essigsaure Galle dient als Wein; der Galgenhumor der Gäste liefert die Würze. Nach aufgehobener Tafel tritt der steinerne Gastgeber zu Don Juan, streckt die eisige Rechte aus und ruft: „Jetzt reiche mir die Hand!“

„Weh, ich brenne!“ schreit Don Juan, „Gluth und Flammen verzehren mich.“

„Noch kein Vergleich mit Deinen künftigen Qualen,“ replicirt die Statue.

Im Muthe der Verzweiflung greift Don Juan sie mit dem Dolche an und muß sehen, daß die Waffe ihr nichts anhat, daß er in Luft und Hauch hinein stößt. Da ruft er gebrochen nach einem Beichtiger.

„Allzu spät ist dieses Verlangen,“ spricht der Bewohner des Jenseits und versinkt mit ihm in die flammende Tiefe. Die Capelle brennt; Catalinon, der Diener, aber kriecht, wie es im Texte des Stückes heißt, auf allen Vieren nach vorn. Der Verfasser des Mozart'schen Don Juan-Textes hat dem großen Sünder die letzte kleine Schwäche erspart. Ohne Beichtruf, ohne Reue bis zuletzt verharrend in energischem Trotze wider den Himmel und seine Gnade stolz ablehnend, läßt er ihn den Mächten der Unterwelt verfallen.

Nach dieser erschütternden Katastrophe geht das Molina'sche Stück noch wie ein Lustspiel aus, indem alle durch Don Juan's Eingriffe in Frage gestellten Liebesbündnisse sich von Neuem schließen, so daß wir am Vorabend von nicht weniger als vier Hochzeiten stehen. Nach dem Texte der Mozart'schen Oper treten zum Schlusse auch Octavio und Genossen wieder auf, um die himmlische Gerechtigkeit zu preisen, welche an ihrer Statt das Vergeltungsamt vollzogen hat. Um jedoch den großartigen Eindruck der Katastrophe nicht zu zerstören, wird bei der Aufführung dieser matte Schluß gewöhnlich gestrichen.

So haben wir also hier bereits die Figuren der Mozart'schen Oper bis auf Donna Elvira. Auch die Charaktere sind wesentlich beibehalten, namentlich besteht auch schon der wirksame Contrast zwischen dem thatkräftigen Don Juan, der rücksichtslos den Eingebungen seines sinnlichen Dranges folgt, und dem empfindsamen und nie zur That sich aufraffenden Octavio, nur hat der Charakter der Donna Anna bei Mozart weit mächtigere Dimensionen angenommen, wie denn auch das Stück mit der Ermordung des Comthurs eröffnet wurde, also zur Entwickelung des Charakters ein weiterer Spielraum bleibt. Indeß ist auch die Mozart'sche Elvira keine Originalfigur. Ihr Schöpfer ist Molière. Das spanische Stück wanderte nämlich zunächst nach Italien und wurde dort in einer Umarbeitung aufgeführt. Diese Umarbeitung ist knapper, bühnengerechter, namentlich nach dem Schlusse zu, wo die Höllenfahrt Don Juan's den Ausgang des Stücks bildet. Durch die Hereinziehung der dort typischen Figuren des Arlequino und Pantalon wurde dem komischen Elemente viel Raum gegeben und lassen sich auf diese italienische Taufe die Hauptnuancen der Leporellofigur zurückdatiren, namentlich auch das berühmte Register. Arlequino-Leporello warf, nachdem er die viele Ellen lange Rolle theilweis abgelesen, sie mit dem einen Ende noch in's Parterre und rief dem Publicum zu: „Bitte, meine Herren, sehen Sie zu, ob nicht vielleicht der Name Ihrer Frau, Schwester oder Braut sich darauf verzeichnet findet.“ Italienische Wandertruppen brachten sodann das Schauspiel nach Paris. Dort erregte es die Aufmerksamkeit des bereits berühmt gewordenen französischen Lustspieldichters und er arbeitete danach sein Drama „Don Juan oder das Gastmahl des Don Pedro“.

Hier erscheint Don Juan als Ehemann. Er hat Elvira aus dem Kloster entführt und geheirathet. Das eheliche Leben ist aber nicht nach seinem Geschmacke. Er bekommt es bald satt; er verläßt Elvira, um einer Schöneren nachzuziehen. Jene reist ihm nach und sucht nun während des ganzen Stückes den Treulosen sich und der Tugend wiederzuerobern. Ihr Herz ist dabei ebenso zwischen Haß und Liebe getheilt wie später bei Mozart. Dieser Molière'sche Don Juan ist nicht blos, wie sein Diener Sganarella ihn wiederholt bezeichnet, ein Allerweltsheirather, er ist Philosoph, als solcher Epicuräer und Atheist. Er verficht seine Philosophie durch die Dialektik der Rede, auf welche der alte Don Juan sich gar nicht einläßt. Letzterer ist ein guter Katholik. Er verneint nicht den Glauben; er weiß recht gut, daß ihn einst das göttliche Strafgericht treffen wird. „Pah,“ meint er aber, „das hat noch lange Zeit.“ Er pocht auf die Kraft seiner Jugend und hält sich an den Genuß des Augenblicks. Jener hingegen ist ein Bild der platten, herzlosen Wüstlinge der damaligen französischen Aristokratie, jener frivolen Marquis, deren Schicksal sich nicht am Grabmale des Comthurs, sondern auf dem Grèveplatze zu Paris erfüllte. Auch das bei Mozart angewandte Motiv des Kleiderwechsels ist hier zuerst gebraucht.

In einer späteren italienischen Bearbeitung von Goldoni wird die Strafe des beleidigten Himmels an Don Juan nicht durch die Verstoßung in die Hölle, sondern durch einen Blitzstrahl vollzogen.

Nachdem der Stoff dann weiter zur Unterlage eines Ballets mit Gluck'scher Musik gedient, nachdem er bereits auch schon als Oper durch einen Italiener Righini bearbeitet worden, wurde die Geschichte unseres Helden endlich im Jahre 1787 von dem Abte Lorenzo da Ponte für Mozart als Operntext bearbeitet und ihm eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung gesichert. Damit war aber sein Lebenslauf noch keineswegs abgeschlossen, vielmehr begannen nun erst die Don Juane an allen Orten und Enden, in den Literaturen fast aller Länder hervorzusprießen, freilich, folgend den Gesetzen der Zuchtwahl, in oft sehr starker Abweichung von ihrem gemeinsamen Stammvater.

Man unterschied bereits in Spanien neben dem Don Juan de Tenorio noch einen Don Juan de Maranna. Beide geben sich in Bezug auf die Zügellosigkeit ihres Lebenswandels nichts nach. Um so verschiedener aber ist ihr Ende. Der von Maranna wird in Folge einer Vision, die er kurz vor dem Momente der Entführung einer Nonne hat, einer Vision, welche ihm den Act seiner eigenen Bestattung vorgaukelt, zum reuevoll Bekehrten. Er wird Mönch. So maßlos wie sein Leben, so maßlos ist nun seine Reue. Er steigert die Selbstpein, namentlich nach einem Rückfalle, auf's Höchste. Seinen Leib befiehlt er unter den Fußboden der Kathedrale zu begraben, damit Alle ihn mit Füßen treten. Im Gegensatze zu seinem wilden und wildgebliebenen Namensvetter könnte man diesen den zahmen oder zahmgewordenen Don Juan nennen. Ihm ist das geistige Ursprungszeugniß noch deutlicher auf die Stirn geschrieben. Eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Strebens giebt uns Prosper Merimée in seiner Erzählung „Die Seelen des Fegefeuers oder die beiden Don Juane“.

Aber auch außerdem ist die Zahl der Verehrer dieses zahmen Don Juan eine sehr große und hat seinen wilden Vorgänger fast ganz verdrängt. Er ist nicht blos allein nach dem Geschmacke der Gräfin Hahn-Hahn bei der Vorführung ihrer weiblichen Don Juane. Läßt doch selbst Goethe, dessen eigene Leporelloliste von Gretchen bis zur Minna Herzlieb eine recht anständige Summe von Namen aufweist, seinen Faust während seiner Don-Juan-Periode auch in einer etwas kläglichen Armensünderverfassung auftreten, und auch die Weislingen und Consorten leiden stark an sanften Wallungen und Gewissensbissen, während Lenau gar seinen Don Juan, nachdem derselbe seine zahlreiche Nachkommenschaft testamentarisch vorher gut versorgte, an melancholischem Lebensüberdrusse, an philiströser Langeweile zu Grunde gehen heißt, wogegen Lord Byron sich begnügt, ihn als verführerischen Liebhaber von Sieg zu Sieg zu schleppen, ohne sich dabei um sein Ende weiter zu kümmern. Das Volks-

und Puppentheater ließ andererseits das „verliebte Wesen“ seines Don Juan vor dessen verbrecherischer Natur, die ihn von Mord zu Mord treibt, fast ganz in den Hintergrund treten. Der deutsche Idealismus konnte natürlich nicht umhin, ihn mit dem herkömmlichen Ideale zu versehen und seinem Treiben die entsprechenden „höheren Gesichtspunkte“ zu geben. Da muß er in jedem Frauenherz, das ihm verfällt, das ersehnte Ideal des Weibes suchen, und da er's nie oder nur sehr spät findet, müssen darüber so und so Viele erst zu Grunde gehen, denen er dann ein mitleidiges Achselzucken über sein und ihr Verhängniß nicht versagt. In anderen Fällen übernimmt auch eine „reine Mädchenseele“ die sittliche Bekehrung und Reinigung des vom Dichter verhätschelten Sünders. Nur der große Grabbe blieb der alten Auffassung, dem alten wilden Don Juan treu und ließ ihm jene energische Größe, welche die Figur bei Mozart und seinen Vorgängern besaß und welche ihn ebenbürtig einstellt in die Reihe der großen Bösewichtscharaktere Shakespeare's.

Die moderne Zeit und ihre Cultur kann sich in der That den alten Don Juan nur denken unter einer starken Beimischung von Faust; sie glaubt trotz der neuesten Belehrung des „Philosophen des Unbewußten“ nicht an das bloße dunkle Walten jenes elementaren Instincts, dessen willensstarker Hingabe das ganze Leben des Originals aller Don Juane galt.

Fr. Helbig.

Lustgang um und in die „Fränkische Krone“.

Ein Heimathbild, von **Friedrich Hofmann.**

Die Stadt. — Alter Kern mit frischen Armen. — „Der Ort Landes in Franken“. — Prinz Albert bei den Bratwürsten. — Markttreiben. — Regiomontanus und der Liebesfrühlingsdichter. — Rückertbüste. — Callenberg. — Gekaufte Bäume. — Rosenau. — Königin Victoria. — Die Veste. — Wallenstein's Kriegsspuren. — Thor und Höfe. — Rothbart. — Die Trophäenhalle. — Das Naturaliencabinet. — Dreihundert Colibris. — Tiefer Brunnen. — Brautfestzug. — Brautwägen. — Der Spanier im Sack. — Bärenbesuch. — Lutherstube. — Waffensaal. — Ein grausiges Beil und Schwert.

Ein gemeinschaftlicher Ausflug nach Coburg wurde von einem Leipziger Freundeskreis in trübseligen Wintertagen fest beschlossen und in schönster Sommerzeit ausgeführt. Da ich zu diesem Kreis gehörte, so fiel mir von selbst das Wegweiseramt in der alten Heimath zu.

Mit dem Mittagszuge der Werrabahn kamen wir in Coburg an. Es war Sonnabend. Wie sehnsüchtig auch besonders unsere Künstler die Blicke nach der jenseits der Stadt hochaufragenden Veste richteten, so bestand ich doch darauf, dem unterwegs entworfenen Programm treu zu bleiben: diesen Nachmittag der Stadt, den andern Morgen der Fahrt über Neuseß und Schloß Callenberg zur Rosenau und den Rest des Tages bis tief in die Nacht der Veste zu widmen.

Auf dem Wege vom Bahnhof zur Stadt wiederholte sich uns, sobald wir die Brücke (Judenbrücke) über die Itz überschritten hatten, das Bild so vieler Städte: aus dem alten Kern strecken überall sich die neuen frischen Arme aus. Den Coburgern muß man in ihren Neubauten ungewöhnlichen Geschmack nachrühmen; ihre Baumeister verstehen es, ihre Bauformen dem Bilde ihrer lieblichen fränkischen Hügellandschaft anzuschmiegen. Dabei unterstützt sie der schöne Sandstein, der dem Leipziger ein so seltener Anblick ist.

Das Innere der Stadt ist eben alt; die Straßen sind meist schmal und krumm, manche stattlichere aber durch ihre Erker oder Eckthürmchen an Nürnberg erinnernd, Alles recht wacker altfränkisch. „Was Sie nur immer mit Ihrem ‚Fränkisch‘ wollen? Coburg gehört doch noch zu Thüringen!“ zürnte da Einer. — „Der Staat,“ sagte ich, „ja, aber das Volksleben, nein! Uebrigens heißt in der ganzen mittelsächsischen Geschichte dieses Ländchen ausdrücklich ‚der Ort Landes in Franken‘; Ort aber bedeutet so viel wie Bezirk oder meinetwegen Provinz.“ Wir waren derweil auf dem Marktplatz angekommen, den der Wochenmarkt mit seinem bunten Treiben erfüllte. „Da, seht Euch diese Itzgründer Bauern und Bauernmädel an! Ob das nicht echtfränkischer Schlag ist?“ Und da standen sie der Bratwurstbudenreihe entlang, jeder seine Semmel mit der eingelegten Wurst in der Hand, — und wie theilnehmend schaute hoch von seinem Postament auf des Marktes Mitte „der Albert“ zu ihnen herab, der nur äußerlich, in seinem Hosenbandsordens-Ornat, so fremd aussieht. Schade, daß man diese Statue nicht lieber in England aufgestellt und den Deutschen es überlassen hat, ihn in ihrer Kunst selbst zu verewigen! Wer kennt in dieser Gestalt den Prinzen wieder, der einst hier an denselben Bratwurstbuden zwischen den Bauern stand und sich halbtodtlachen wollte, weil seine englischen Cavaliere sich so überaus ungeschickt anstellten, als sie, wie er, Wurst und Semmel ohne Teller, Messer und Gabel verzehren sollten.

Wir durchschritten die Hauptstraßen mit ihrem lebhaften Volksgewühl und Verkehrstreiben, aber auch die Reihen der Käse- und Butterweiber, der Bamberger Gärtner, der Getreidebauern und erfreuten uns der Sprach- und Tracht-Verschiedenheiten, je nachdem die Leutchen Thüringen oder Baiern näher wohnten oder gar dort her waren. Denn in Coburg reichen sich beide, die Südthüringer und Nordfranken, zum Austausch ihrer Producte und zum gegenseitigen Befriedigen ihrer Bedürfnisse die Hand, und diese glückliche Mittellage hauptsächlich hat Coburg zur wohlhäbigen Stadt gemacht.

Die Sehenswürdigkeiten, zu denen ich in den Nachmittagsstunden bis zum Abend meine Gesellschaft führte, brauche ich hier nicht zu nennen. Sie sind nicht unbekannt, unsere Reisebücher von Meyer und Bädeker führen sie sämmtlich auf. Die Statue, welche auf unserer Illustration des Residenzschlosses „Ehrenburg“ sichtbar ist, stellt den Vater des jetzigen Landesherrn, Herzog Ernst den Ersten, dar. Das Modell dazu ist aus Schwanthaler's Atelier hervorgegangen. Zwei andere plastische Monumentalstücke werden in den Reisebüchern nicht erwähnt, weil es nicht üblich ist, den Fremden in Schulsäle zu führen. Die Aula des Gymnasiums schmückt eine Colossalbüste des Herzogs Johann Casimir, den wir noch sehr oft zu nennen haben, und eine andere, die eines der berühmtesten Coburger Landeskinder, des großen Mathematikers **Regiomontanus** (Johann Müller aus dem coburgischen Städtchen Königsberg in Franken), der dem deutschen Volke seinen **ersten Kalender** geschrieben hat, beide von dem trotzalledem verlassenen und vergessenen Bildhauer G. von Dornis. Dazu kam neuerdings ein treffliches Relief-Medaillon Rückert's aus der Zeit, wo er in Coburg seinen Liebesfrühling lebte und dichtete. Am Coburger Wohnhaus des Liebesfrühlingsdichters hat man in Erz den alten Brahmanen verewigt.

Prächtig war die Fahrt am andern Morgen. Wind, Welt und Wetter, Alles frisch und klar, als wir die dumpfen Gassen hinter uns hatten. Da geht's über die Judenbrücke. Wie grün vor uns der Adamiberg lacht! Was meine Mutter mit **Jean Paul** da oben erlebt hat, habe ich in der Gartenlaube 1863 (Seite 143) erzählt. Am Bahnhofe vorüber, im Schatten buschiger Hügel dahin. Da erhebt sich links der Jagdthurm, den nach einem Muster aus seinem spanisch-maroccanischen Reisealbum Graf Arthur Mensdorff baute, derselbe, dem wir das Bild von Radhen Saleh (1865, Nr. 23) verdanken. Gleich daneben ragt Thümmel's Grabsäule auf. Aber rechts ist **Rückert's** Neuseß, und nahe an der Landstraße in seinem Garten steht des Dichters Denkmalbüste. Unsere Abbildung giebt sein Haus nicht von der Gartenseite. An dieser saß ich einmal, in der Laube neben der Thür lesend, als der alte Herr, jedenfalls einem drohenden Besuch entweichend, fuchswild zur Thür herauskam und, an mir vorüberschreitend, im besten Fränkisch murrte: „Wenn nur der Teufel die Leut' holet!“ — Die Rückert-Büste von Ernst **Conrad** in Hildburghausen ist eine sinnige, wohldurchdachte Arbeit, von wahrer Künstlerhand ausgeführt. Rückert saß 1846 dazu. Die Müller'sche Marmorarbeit danach, die hier als Denkmal steht, verdient ebenfalls alles Lob.

Auf der weitern Fahrt hatten wir den schmucken **Callenberg** auf seinem grünen Hügel vor uns, bis dieses Grün uns selbst umfing und wir im Schatten desselben bis hinauf zum Schlosse gelangten. Auf diesem seinem Lieblingssitze — und es

Coburg und seine Umgebungen. Nach

Digitized by Google

fgenommen von Alfred Schroder.

ist ein beneidenswerther Aufenthalt! — hat Herzog Ernst bis auf die Kirche und das neue Schloß Vieles neu schaffen und Alles umgestalten lassen und zwar hauptsächlich durch einen Künstler, den wir auf der Veste des Näheren kennen lernen werden. Er hat das alte Schloß um-, den Marstall, die Wasserleitung mit Dampfkraft und auch die Musterfarm neugebaut, über welche wir in der Gartenlaube (1863) Bild und Beschreibung gebracht haben und die, selbst trefflich gedeihend, durch ihr Beispiel sich auf das Gedeihlichste auch für das Land bewährt hat. Meine Freunde waren nicht nur von dem echtritterlichen Aeußern, sondern ebenso von der inneren Einrichtung und Ausschmückung, die durchweg mehr dem Geschmack als der Pracht huldigt, sehr befriedigt. Der Rundblick auf der reizenden Terrasse hat den Vorzug, daß er die Veste mit als Hauptzierde in sein Bild einschließt.

Vom Callenberg führt ein Fahrweg mitten durch die fruchtbare Flur und durch die Dörfer Neuseß, Bertelsdorf und Esbach bis zum Park und Gasthaus der Rosenau. Auf dieser Fahrt sprach einer unserer Baumeister seine Freude aus über die schönen Bäume und Baumgruppen, die oft mitten auf den Feldern und Wiesen stehen.

„Die Landleute müssen hier mehr Sinn für solchen landschaftlichen Schmuck haben als bei uns, wo Derlei sofort zu Geld gemacht würde.“

„Das ist leider ein Irrthum,“ entgegnete ich. „Sehr viele dieser Bäume sind für die Besitzer des Grund und Bodens längst in blanke Gulden verwandelt. Der vorige Herzog Ernst war ein so eifriger Naturfreund, daß er schöne Bäume, denen die Gefahr des Umgeschlagenwerdens drohte, kaufte und sie stehen und pflegen ließ, wenn sie zur Zierde der Landschaft gehörten. Sein feines Verständniß für Naturschönheiten bekundete er namentlich hier, denn Ihr werdet sehen, daß der Uebergang von der freien Flur zum Park der Rosenau so unmerklich geschieht, daß man sich plötzlich darin fühlt, ohne zu wissen, wo man hineingekommen ist.“

Und so war es auch.

Wir stiegen vor dem Gasthause aus und nahmen auf den einladenden weißen Bänken unter einem der prächtigen Bäume Platz; hier hatten wir das Bild des Schlosses vor uns, wie unsere Illustration es giebt. Schloß und Park waren, wie die Schöpfung, auch der Lieblingssitz des „alten Herzogs“, der, im Gegensatze zu seinem Sohne und Nachfolger, neben der Naturpflege auch fürstlicher Pracht huldigte, und darnach unterscheidet sich auch der innere Charakter von Callenberg und Rosenau. Bekanntlich ist das Schloß die Geburtsstätte des Prinzen Albert und der Lieblingsaufenthalt der Königin Victoria, so oft sie die Heimath ihres Gemahls besucht. Stille und Frieden umfängt sie da wohl; Straßen und Bahnen ziehen fern vorüber, und wohin das Auge sich wendet, wird es von einem lieblichen Bilde begrüßt. Die anmuthigste Stelle ist bei dem wunderschönen Springbrunnen vor dem Schlosse mit dem Ausblicke nach Norden. Breite Wiesenflächen, durchschlängelt von der noch rasch im Gebirgsschritte vorwärts rauschenden Itz mit ihrer Erlen-Umgebung, dehnen sich bis zu sanften Hügeln aus, an denen die Kornfelder bis zur halben Höhe hinansteigen. Dort die hellaufragende Ruine Lauterburg frei vor dem Tannenwalde, der ihren dunklen Hintergrund bildet. Und ein wenig rechts davon öffnet es sich, wie ein tiefes, breites Thor zum Thüringerwalde. Wie Coulissen schieben von links und rechts die Höhen ihre Wände hervor, unten in goldnen Ackerflächen und grünen Thälern sich berührend. Und wie sie von der Nähe in die Ferne immer höher übereinander aufsteigen, so wechseln ihre Farben vom saftigsten Grün bis zum Nebelschleier über dem verschwindenden Blau. Das ist ein Plätzchen wie dazu geschaffen, in selig sich selbst vergessendes Hinträumen sich leise zu verlieren. Das kosende Plätschern des Wasserspiels trägt redlich dazu bei. Die Gefahr eines sanften Einnickens war uns drohend nahe, da ermannten wir uns rasch und energisch; noch einen Blick auf das herrliche Bild, und so schieden wir von der Rosenau an ihrer verführerischsten Stelle, um unsere größte Sehnsucht, die nach der mahnend winkenden Veste Coburg, endlich zu befriedigen.

Von der Rosenau führte ich unsere naturselige Schaar den schönsten Weg zur Veste zu Fuß durch den Buchenwald des Bausenbergs, eines der südlichen Vorberge des Thüringerwaldgebirgs, der nach Südwesten hin gleichsam eine Faust vorstreckt, auf welcher die alte Veste Coburg steht. Als wir, nach etwa anderthalbstündigem naturgenußreichem Gange, aus dem Walde heraustraten, hatten wir die Veste vor uns, die sich hier mit ihrem dreifach übereinander aufragenden Mauergürtel stattlich erhebt.

Hier war einst ihre gefährdetste Seite; von allen anderen Seiten der Veste fällt der Berg steil zu Thale ab, nur von hier konnte eine stürmende Schaar vordringen und von den zu nahen Berghöhen das feindliche Geschütz wirken. Von hier aus versuchte Wallenstein (1631) mehrere Stürme, aber vergeblich; dafür trägt die „Hohe Bastei“ noch heute die Spuren seiner Karthaunen in dem mit Backsteinen ausgeflickten Mauerwerk. Da die äußere Wallmauer (Contreescarpe) längst vollständig beseitigt und der Wallgraben eingeebnet ist, so gewinnt man nur bei der Brücke zum Hauptthor noch ein Bild von der ehemaligen äußeren Befestigung. Dieses Thor ist wegen seines Steinbildhauereischmucks ansehenswerth und deshalb in unseren Randbilderkranz aufgenommen.

Nun hinein in das von einem neuen Thurm überragte und fünfundzwanzig Schritte tiefe letzte Thor, in dessen Mitte die Zacken eines Fallgatters auf unsere Köpfe herabdrohen. Jenseits desselben haben wir unser zweites Festungsbildchen, den äußeren Hof, vor uns. Links der in den Hof hervortretende Steinbau, der in Verbindung mit der daranstoßenden Mauer sammt Thor diesen ersten, äußeren vom zweiten, inneren Hof abschließt, heißt der alte Fürstenbau; im rechten Winkel schließt sich ihm der durch seine Holzconstruction ausgezeichnete neue Fürstenbau an, der mit der Capelle endet. Rechts davon führen Treppen zu einer Terrasse und der „Hohen Bastei“, die wieder mit dem neuen Wirthshause zusammenhängt, welches mit seiner Terrasse bis zum Thorthurm reicht und die südöstliche Seite des Hofes abschließt.

Erhitzt von der Nachmittagssonne und dem Berggange zogen wir den Aufenthalt im zugfreien Zimmer vor, und zwar öffnete Herr Christian Barth, der unseren Lesern aus dem „Heimweh“ (1866, Nr. 28 der Gartenlaube) bereits bekannte Gärtner und Wirth der Veste, uns das Seitencabinet neben der allgemeinen Gaststube, die sogenannte „Humpenburg“. Hier hatte ich gleich Gelegenheit, meine Gesellschaft mit dem schon auf dem Callenberg erwähnten Künstler bekannt zu machen, dem nicht blos die Veste, sondern auch die Stadt und Umgegend manche bauliche Zierde verdankt. Die Restaurirung der alten Veste hatte unter Herzog Ernst dem Ersten begonnen und war von dem berühmten Heideloff und dem Baumeister Görgel ausgeführt worden. Zu ihnen trat als Dritter im Bunde im Jahre 1839 Ferdinand Rothbart aus Nürnberg, der seitdem die bauliche und decorative Wiederherstellung der Veste vollendete und durch seine vielseitigen Kenntnisse und Fertigkeiten als Maler, Baumeister und Kunsthistoriker auch um die Aufstellung, Vervollständigung und Pflege der kunst- und culturgeschichtlich wichtigen Sammlungen der Veste sich große Verdienste erwarb. Er ist noch jetzt, mit dem Titel „Hofbaurath“, Inspector derselben.

Unsere Künstler lernten ihn sofort schätzen an seinem flott hingeworfenen Frescobilde des auf einem Fasse reitenden Bacchus an der Wand. Da Rothbart, dem ich einen Besuch machte, sich erbot, nach einer halben Stunde selbst uns durch seine Sammlungen zu führen, so schlug ich, um die Zeit möglichst auszunützen, vor, sogleich das Naturaliencabinet zu besehen.

Wir gingen über den äußeren Hof zum Thore in den inneren Hof. Im Vorbeigehen warfen wir einen Blick in die Trophäenhalle des alten Fürstenbaues, über welcher der Ritter Sanct Georg, von Heinrich Schneider, dem Director der Gothaischen Bildergallerie, in Fresco gemalt, Wache hält. Bei den Siegeszeichen von Eckernförde sind jetzt auch eine Kanone aus Metz und französische Waffen von den Schlachtfeldern aufbewahrt. — Der innere Hof, den wir nun betraten, imponirt mehr durch seine Größe, als durch seine Gebäude, die sämmtlich ziemlich einfach und schmucklos sind: links das große ehemalige Zeughaus, jetzt Beamtenwohnung, geradeaus das kleine Zeughaus, rechts die ehemalige Caserne, jetzt Naturaliencabinet, und, gegen Osten den Hof abschließend, der alte Fürstenbau mit der Thormauer.

„Na, so ein altes Gemäuer! Da wird viel d'rin sein!“ räsonnirte

es hinter mir. Im selben Augenblicke begrüßte uns in der Thür der Conservator der Sammlung, Herr Ehrhardt, ein Mann von anerkannter naturwissenschaftlicher Tüchtigkeit, und lud uns ohne alle Phrasen zum Eintritte ein. Ein „Ah!“ der Verwunderung entfuhr Allen beim Anblicke des ersten Saales. Einen solchen Prachtraum hatte Rothbart aus der alten, baufälligen Kaserne zu schaffen verstanden! Galerien verzieren und Oberlicht erhellt den stattlichen Saal, den eine Vögelsammlung vollständig einnimmt. In derselben sind die europäischen Vogelarten nahezu sämmtlich, die der übrigen Erdtheile ziemlich reich vertreten. Der Conservator fragte uns, ob Fachmänner unter uns seien. Als wir dies verneinten, meinte er: „Dann wird Ihnen weniger an unseren naturwissenschaftlichen Seltenheiten als an unserer Hauptzierde gelegen sein. Hier ist sie!“ Und wahrlich, vor solch einem Bilde muß jedes Auge von selbst lachen. Nicht weniger als dreihundert Colibris, die etwa hundertsiebenzig Arten vertreten, entfalten hier die Pracht ihrer Farben. Man weiß nicht, soll man diese oder die geschmackvolle Aufstellung mehr bewundern. Ungern trennt man sich von den köstlichen Geschöpfchen, wie vom ganzen gleichsam lebenvollen Raum.

Im nächsten Saal machte sich eine größere Mannigfaltigkeit in schöner Ordnung geltend. Wir sahen Eier und Nester, Amphibien, Fische, Insecten, Krebse, Stachelhäuter (Seesterne ꝛc.) und Pflanzenthiere (Korallen ꝛc.); einen dritten Saal nahmen Conchylien und Petrefacten ein, und in einem vierten fanden wir eine Mineraliensammlung, in eine oryktognostische und eine geognostische Abtheilung geschieden. Als Glanzstück derselben zeigte uns Herr Ehrhardt eine Chalcedonkugel aus China, die ein ziemliches Quantum Urwasser einschließt, ein Naß, dessen Alter wir voll Ehrfurcht anstaunten.

„Zu dieser Sammlung,“ belehrte uns zum Abschiede Herr Ehrhardt, „die unter der Direction des Oberbibliothekars Dr. von Schauroth steht, haben Herzog Ernst und sein Bruder, der Prinz Albert, 1846 den Grund gelegt und der Herzog von Edinburg ist für die Vermehrung derselben wacker in seines Vaters Fußstapfen getreten. Die afrikanische Reise des Ersteren und die Jagden des Letzteren auf den Falklandsinseln und auf Neuseeland waren besonders ausgiebig für alle Theile des Cabinets.“ Wir schieden, und meine Leipziger hatte dieser erste Gang nun mit ganz anderen Erwartungen für das noch Kommende erfüllt.

Rothbart, den wir bei den vier „Falconettlein“ fanden, die er aus der Sammlung alter Schießwaffen hier vor dem Wachtlocal aufgestellt hat, machte, nach kurzer gegenseitiger Vorstellung, meine Leipziger zunächst auf den nahen, dritthalbhundert Fuß tiefen Festungsbrunnen aufmerksam; dann ging es sofort hinauf in den Fürstenbau, der ebenfalls durch sein schlichtes Aeußere seinen reichen Inhalt nicht verräth. Auf einer Freitreppe zu einer offenen Galerie gelangt, haben wir auf der ganzen langen Rückwand derselben das von Heinrich Schneider und Rothbart gemalte und jüngst wieder aufgefrischte Frescobild des Einzugs des Herzogs Johann Casimir (er hat kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege, wie in der Ahnung an die schlimme Zeit, die ehemalige Burg erst zur Festung umgeschaffen) mit einer seiner beiden Bräute vor uns. Unter dem zahlreichen Personal sind viele Portraits, darunter auch das Friedrich Rückert's. Rothbart zeigte auf den fürstlichen Brautwagen des Bildes hin, indem er eine Thür aufschloß und rief: „Hier steht das Original!“

Wirklich birgt die aufgeschlossene Halle vier solcher culturgeschichtlicher Seltenheiten: den Brautwagen Johann Friedrich's des Großmüthigen und die beiden Brautwagen Johann Casimir's als Denkmale des Geschmacks und der Holzbildhauerei vor, und den Ernst's des Frommen als ein solches nach den Verwüstungen des deutschen Lebens durch den Dreißigjährigen Krieg. Der Unterschied ist merkwürdig belehrend; nur die Echtheit der überreichen Vergoldung und der Farben hat sich bei allen gleich bewährt. — Neben dieser Halle öffnet sich eine andere mit ebenso beachtenswerthen alten Festschlitten, die mit mythologischen, in Holz geschnitzten und bunt bemalten Figuren verziert sind, und mit Sätteln und Pferdegeschirren aus verschiedenen Zeiten, beachtenswerth für Geschichtsschreiber und Dichter, Künstler und Kunsthandwerker, an deren Adresse wir uns in diesen Sammlungen überhaupt noch oft zu wenden haben.

Von der Galerie aus folgten wir Rothbart in eine Vorhalle des alten Fürstenbaus, in welchem er meine Freunde besonders auf die hier aufgestellten sogenannten Orgelgeschütze (die Ahnen der Mitrailleusen) hinwies. Es sind deren zwei, das eine mit neunundzwanzig, das andere mit neunundvierzig Läufen, die zugleich losgeschossen wurden. Von diesem Vorplatze führt links eine an sich sehenswerthe Thür zum großen Waffensaale, rechts eine andere in das sogenannte Lutherzimmer. Links von der Waffensaalthür stellt ein altes Oelgemälde den Ritter Eberhard Rauber, genannt der deutsche Hercules, dar. Der in zwei Zöpfen geflochtene Bart desselben reicht bis zu den Füßen und wieder herauf bis zum Gürtel, wo die Zopfenden festgesteckt sind. Von ihm wird ein gar seltsamer Zweikampf erzählt. Auf dem letzten deutschen Turnier machte ein spanischer Ritter sich so üppig, daß Helene, des Kaisers Maximilian Töchterlein, Demjenigen den Preis verhieß, welcher den Spanier in einen Sack stecken werde. Ritter Rauber war der Held, welcher einen solchen Kampf einging und den Spanier nach gewaltigem Ringen richtig einsackte. Ich sah dasselbe Bild in den Sammlungen des Ständehauses zu Graz, wo jenes Turnier stattfand.

Rechts von der Waffensaalthür füllt die ganze Seite bis zur Fensterwand ein Frescogemälde von Heinrich Schneider aus. Es stellt die tragikomische Scene dar, wie einst die Bären, deren man stets einige in einem Zwinger hielt, sich aus demselben befreit hatten und zur Thür des Banquetsaales hereinmarschirten, wo man eben an der fürstlichen Tafel saß. Die allgemeine Flucht ist prächtig zu sehen; nur eine Hofdame besaß Geistesgegenwart und Muth genug, den Bären mit einer Schüssel voll Obst und Zuckerwerk entgegenzutreten und die Leckermäuler zu besänftigen. Was aber die Bären betrifft, so darf der geneigte Leser nur die Fenster öffnen, um in dem Bärenzwinger die späten Nachkommen der Helden jenes Bildes zu beschauen.

Wir begeben uns nun in die sogenannte Lutherstube. Ich sage „sogenannte“, weil ich nicht glaube, daß Luther, dem nachweislich der ganze obere Fürstenbau zur Verfügung gestellt worden war, sich diese düstere enge Klause zu einem halbjährigen Aufenthalte ausgewählt haben sollte. Ueberhaupt hat die Veste Coburg bei ihren gediegenen und so höchst werthvollen übrigen historischen Reichthümern nicht nöthig, sich mit unverbürgten Reformationsreliquien auszuputzen. Wer sich von der außerordentlichen Wichtigkeit von Luther's Aufenthalt auf der Veste überzeugen will, der lese Ernst Pfeilschmidt's treffliche Schrift: „Luther in Coburg“; er wird dann nicht mehr darnach fragen, in welchem Raume gerade der große Mann so Bewundernswerthes geleistet hat. Auch bedenke man, daß die Veste nach seiner Zeit den Dreißigjährigen Krieg erlebt hat, daß sie längere Zeit im Besitz der Kaiserlichen war, die schwerlich Luther-Erinnerungen mit besonderer Liebe behandelten, und man wird auch dem Lutherbett nicht viel Glauben schenken. Dem Volk freilich war es das echte Lutherbett; die Spähne desselben haben unzählig viele Zahnschmerzen vertrieben, und dieser Glaube hat es in den dermaligen Zustand gebracht. Ich selbst habe als Knabe, meiner Mutter zu Liebe, mehrmals sogar die Bettpflöcke davongetragen — und stets durch neue ersetzt gefunden; also genau wie es mit den alten Stiefeln des Andreas Hofer erging, die, so oft sie auch von Engländern gekauft wurden, für den nächsten Engländer immer durch ein neues Paar alte Stiefel ersetzt waren. — Wie gesagt, die Veste hat solche Reliquienspielerei nicht nöthig, Luther bleibt darum doch ihr Stolz und ihre höchste geschichtliche Ehre. Deshalb ist auch das Ansammeln von Luther-Erinnerungen in einem Raum der Veste, wozu neuerdings sogar eine Luther-Bibliothek gekommen ist, aller Anerkennung werth.

Und nun hinüber zum Waffensaal. Der Anblick dieser trefflich und geschmackvoll aufgestellten reichen Waffensammlung ist in der That überraschend. Vom zwölften bis zum siebenzehnten Jahrhundert herauf fehlt hier nicht leicht eine Gattung von Waffen und Rüstzeug, und sämmtliche Waffenstücke sind in einem so vollkommenen Zustand und so gut gehalten, daß die Kunstfertigkeit und Pracht, welche die Alten in diesen Dingen kund gaben, sich hier vollkommen erkennen läßt. Der Saal nimmt das ganze Mittelgeschoß des alten Fürstenbaues ein, und ist einundachtzig Fuß lang und einundvierzig Fuß breit. Auf einer Empore im Hintergrunde stehen sich zwei Ritterpaare in vollem Turnierschmuck hoch zu Roß mit eingelegten Lanzen gegenüber.

Während ich mir für diesmal den alten riesigen gußeisernen Ofen, vielleicht noch das einzig erhaltene Gußwerk aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Beschauung vornahm, überließ ich die Freunde der Führung Rothbart's, der ihre Aufmerksamkeit namentlich auf Stücke hinlenkte, die in den Reisebüchern theils falsch angegeben, theils ganz übergangen sind. Er zeigte ihnen, als Stücke von besonderem geschichtlichem Kunstwerth, die Rüstung des Herzogs Bernhard von Weimar, der die Veste vor Wallenstein gerettet, ferner zwei geriefte Rüstungen aus der Zeit Maximilian's und einen Helm aus dem dreizehnten Jahrhundert, dann die uralten Holzschilde, die Bauernwaffen (nägelgespickte Dreschflegel, Morgensterne etc.) aus dem Bauernkriege, die zum Theil außerordentlich prächtigen Schwerter von Toledo und Ferrara mit ihren kunstvollen Gefäßen, in Eisen geschnitten, reich vergoldet oder ciselirt, niellirt, mit Edelsteinen besetzt oder mit Gold und Silber eingeschlagen. Als er aber bei den Richtschwertern auf eines hinweisend sagte: „Mit diesem ist Kanzler Brück in Gotha enthauptet worden,“ mußte ich „Halt!“ rufen.

„Hier,“ sagte ich, „ist ein aus dem Kataloge der Sammlung in alle Reisebücher übergegangener Fehler zu berichtigen. Brück wurde, wie Grumbach, von unten auf geviertheilt, ebenso ihr Mitgeächteter, Wilhelm von Stein, der jedoch vorher erst, wie nach ihm David Baumgarten, der Patricier von Augsburg, enthauptet worden ist. Das Beil hier (es ist bei den Richtschwertern aufbewahrt) hat daher wohl für jene Drei, das Schwert nur für die beiden Letzteren gedient. Darnach sind diese Angaben zu berichtigen; das Grausige von beiden verliert dadurch nichts.“ (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Aus den Erinnerungen einer Siebzigjährigen. Die vor Kurzem an die Oeffentlichkeit gezogenen Ereignisse in Münster rufen eine lebhafte Erinnerung in mir wach an einen Aufenthalt in jener Stadt, die wohl zu den schlimmen, jedoch zu den nie zu vergessenden gehört. Mit Hülfe meiner „Erinnerungsblätter“ und meines treuen Gedächtnisses will ich hier von dem berichten, was ich in jener Stadt in meiner frühesten Jugendzeit erlebte, leider nur ein Zeugniß mehr unter den zahllosen heute zu Tage tretenden, wie schwer es der vorwärts schreitenden Zeit wird, tief eingewurzelte Uebel zu besiegen.

Im Winter des Jahres 1809 brachte ein Brief aus Münster meiner Mutter die Einladung ihrer Freundin, der Gräfin Plettenberg-Mietingen, sie auf längere Zeit zu besuchen. In der ersten Hälfte des März langten wir in Münster an, fanden aber die Gräfin krank und für längere Zeit an das Zimmer gefesselt. In gütiger Rücksicht für mich veranlaßte sie es, daß wir einige der als Merkwürdigkeiten geltenden Dinge kennen lernten. Der düstere, unheimliche Eindruck, den der Ort sogleich auf mich gemacht, ward dadurch nicht gemildert, daß wir, in der vielgepriesenen Kapuzinerkirche im stillen Gebete auf einer Bank sitzend, nicht allzu sanft an der Schulter uns berührt fühlten und die Worte aus eines Kapuzinermönches Munde hörten:

„Machen Sie, daß Sie 'raus kommen! Man hat bemerkt, daß Sie nicht des Glaubens sind. Wenn Sie nicht Unangenehmes erleben wollen, so trollen Sie sich fort.“

Als wir vor dem Rathhause anlangten, zeigte der uns Begleitende auf die dort aufgehängten Zangen, Ketten, Halseisen, all jene Denkmäler mittelalterlicher Grausamkeit, womit man den halb wahnsinnigen Johann von Leyden und seinen bösen Rath Knipper-Dolling gemartert und sie dann todeswund in einsamen Käfigen an den beiden Thürmen der nahe gelegenen Lambertikirche hinaufgehißt und elend hatte verschmachten lassen.*

Das Grauen, das damals mein junges Herz durchschauerte, steigerte sich, als man uns nach dem Domplatze führte, dessen düsterer Eindruck mir unvergeßlich geblieben. Es war, als flüsterten unheimliche Stimmen in den noch unbelaubten hohen Bäumen von schauerlichen Dingen, die hier geschehen und von denen auch die Sage im Volke sich noch erhalten. — In der Mitte des Platzes zeigte man uns einen viereckigen Stein, auf welchem, der Sage nach, der Richtblock gestanden, auf welchem Johann von Leyden diejenige seiner zwölf Frauen, die so unglücklich gewesen, durch ein Wort, eine Miene seinen Zorn zu erregen, durch den Henker hinrichten ließ, während welches Actes er mit den elf anderen einen Rundtanz mit Gesang um die Schauerscene aufführte.

Ich erholte mich erst von all diesen Eindrücken, als unser Begleiter uns verständiger Weise auf die Promenade um die Stadt führte, die sehr wohlgehalten mit herrlichen Bäumen und vielen Ruhesitzen versehen war.

Es standen mir noch andere, mich persönlich berührende Eindrücke bevor. Die Stimmung der Bevölkerung unter Hoch und Niedrig gab sich so erkennbar kund, daß sie selbst meinem so jugendlich unbefangenen Gemüthe bemerkbar wurde. Die mir völlig fremde Erscheinung von Mönchen, denen man dort immer begegnete, war mir zwar als Neuheit interessant, allein der finstere Ausdruck dieser Gesichter, der stechende Blick, dem ich öfter begegnete, machten mir den Eindruck, als sähen sie es mir an, daß ich nicht „des Glaubens“ sei. Bei den wenigen Personen, die wir bei der Gräfin sahen, gab sich eine eisige Zurückhaltung kund.

Man konnte es nicht ertragen, sich unter einer ketzerischen Regierung zu befinden, und als nun diese Regierung es wagte, eine der vielen Kirchen der Stadt für den protestantischen Gottesdienst in Beschlag zu nehmen, da entbrannte ein fanatischer Haß, ein Groll, den nur die Furcht vor der Macht zurück in's Innere drängte und der bis jetzt nur selten laut wurde. Wir hatten wohl schon von Störungen des protestantischen Gottesdienstes gehört. Da mich, die ich vor Kurzem erst eingesegnet worden, unter all diesen mir widerstrebenden Umgebungen herzlich nach der Kirche verlangte, besuchten wir diese am nächsten Sonntage. Auf dem Hinwege war Alles ruhig; kaum ertönte aber von der Orgel das erste Lied, so flogen Steine gegen die Kirchthür; der Küster, der draußen stehen sollte, um zur Ruhe zu ermahnen, ward verhöhnt und zuletzt so pöbelhaft bedrängt, daß er sich, um Mißhandlungen zu entgehen, eiligst in die Kirche flüchtete und die Thür schnell schloß. Das Bombardement dauerte fort, so lange die Orgel tönte. — So toll hatte der Pöbel noch nicht getobt. — Der Consistorialrath führte Beschwerde und von jenem Sonntage an wurden die Kirchgänger durch ein an den Kirchthüren aufgestelltes Piquet Militär geschützt.

Da die völlige Genesung der Gräfin sich länger, als man erwartet, verzögert hatte, konnte meine Mutter nicht umhin, es auszusprechen, daß es endlich Zeit sein dürfe, der Baronin von Ketteler, Schwiegermutter der Gräfin und früheren verwittweten Reichsgräfin Plettenberg, mit welcher sie schon einige Male zusammengetroffen, den schuldigen Höflichkeitsbesuch zu machen, da sie sonst der Dame gegenüber als aller gesellschaftlichen Bildung baar erscheinen müsse.

„Ach!“ entgegnete die Gräfin, „meine Schwiegermutter weiß sehr wohl, daß Sie ihr nicht eher Ihren Besuch machen können, als bis Sie einen andern gemacht haben, über den zu sprechen mir schon lange schwer auf dem Herzen liegt.“

„Weshalb?“

„Ja, das ist mir Ihnen gegenüber deshalb schwer,“ sagte die Gräfin nicht ohne sichtbare peinliche Verlegenheit, „weil ich die Visite bei Plettenberg's Großmutter als ein Freundschaftsopfer von Ihnen erbitten muß.“

„Das klingt ja sonderbar! Und wer ist diese Dame?“

„Es ist die hochbetagte Gräfin Galen Excellenz, ci-devant Oberhofmeisterin der Kaiserin Maria Theresia.“

„Nun, darin kann doch weder für Sie, noch für mich etwas Peinliches liegen?“

„Darin freilich nicht, aber dennoch dürfte bei diesem Besuche sich Manches zutragen, was Sie verletzen würde, denn, gerade herausgesagt, die alte Dame ist entsetzlich bigott und weiß es längst, daß Sie —“

„Daß ich eine Ketzerin bin,“ unterbrach meine Mutter lachend die peinliche Rede der Gräfin. „Beruhigen Sie sich, Liebe! Lassen Sie morgen schon anspannen und mich das Wagniß unternehmen, mir einige innerliche Anathema nachgesandt zu wissen! Als Frau von Welt werde ich blind und taub sein für Alles, was meinem Ketzerthume gilt.“

Am nächsten Vormittage führte uns die Gala-Equipage des Grafen zu dem Hause der alten Excellenz, das ich nicht ohne ein gewisses Bangen betreten konnte. In der Vorhalle schon umgab uns eine Wolke von Weihrauch, der das ganze Haus zu erfüllen schien. Durch ein großes mit Teppichen belegtes Vorzimmer geführt, ward die Hälfte einer Flügelthür geöffnet und wir traten in ein großes, aber dennoch düsteres Gemach. Alle Wände waren mit schwarzeingerahmten Bildern bedeckt, welche Heilige darstellten, die in ihrem Martyrium begriffen waren. Die alte Dame, deren Antlitz trotz des hohen Alters Spuren großer Schönheit zeigte, saß im Lehnsessel, von welchem sie sich ein wenig erhob. Mit der Hand auf zwei nicht allzu nahe von ihr stehende Stühle zeigend, begrüßte sie uns mit einigen Worten. Sie war höflich, aber äußerst reservirt, und so bewegte sich die Unterhaltung in den gewöhnlichen Phrasen der Leute aus der großen Welt.

Mir war die Erscheinung dieser in Formen erstarrten Seele zu merkwürdig, als daß ich nicht mit jugendlicher Neugier hätte auf Alles achten sollen. Das schwere schwarzseidene Kleid, die schönen Points am Kragen und an den Händen, die breiten Spitzenbarben an der Haube, die Insignien ihrer früheren Würde und vor Allem der prächtige Rosenkranz, der an ihrem Gürtel herabhing und den sie während der kurzen Zeit dieses Besuches sehr oft in die Hände nahm und durchgleiten ließ, nichts entging meinen Augen, wenn ich sie auch nicht unbescheiden umherschauen ließ.

Nur so lange, als strengste Etiquette einen solchen Besuch gestattet, verweilte meine Mutter. Wie es schien, wurden wir etwas freundlicher entlassen, als wir empfangen worden. Kaum hatten wir die Thür geöffnet, so sahen wir dicht an derselben die Kammerfrau stehen, in der einen Hand den stark tröpfelnden Weihwedel, in der andern das dampfende Rauchbecken, und sobald unser Fuß die Schwelle des Zimmers überschritten, besprengte die Person, deren Blicke feindselig unsere Schritte zu überwachen schienen, hastig die durch die Füße der Ketzerinnen entweihte Schwelle und folgte uns Schritt für Schritt, den Weg bis zur Ausgangsthür, die der Lakai schnell aufriß, besprengend, räuchernd und Worte zwischen den Lippen murmelnd, von welchen mein scharfes Gehör jedoch nicht unterscheiden konnte, ob es Gebete oder Flüche waren.

Ich war ganz empört über das Erlebte, das einen tiefen Eindruck auf mein junges Gemüth machte.

Es ward nun sogleich auch der Besuch bei der Baronin von Ketteler abgestattet. Dort war soeben ihr Enkelsohn, der jetzige Bischof von Mainz, eingetreten, der sich, glückselig herumstolzirend, Großmama in den ersten Höschen, die er heute bekommen, präsentirte. Wer hätte wohl ahnen können, welche Rolle dieses in echt kindlicher Weise sich brüstende Knäblein dereinst spielen werde? Aber zu verwundern hat man sich wohl nicht, daß auf solchem Boden solche Pflanzen gedeihen. N. v. B.

* Die Marterwerkzeuge und Käfige sind nicht mehr dort.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 21. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber **Ernst Keil.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Drei Liebeslieder.*

Von **Hoffmann von Fallersleben.**

Du hast mir keinen Kranz gewunden,
Auch nicht ein Blümlein mir geweiht,
Doch einen Kranz der schönsten Stunden
Den schönern Tagen angereiht.

Du hast mir keinen Wein credenzet,
Auch nicht ein einzig Tröpfelein,
Doch hat Dein Auge mir geglänzet,
Als schenkt' es Deine Seele ein.

Du hast kein Liedlein mir gesungen
Von Liebeslust und Liebesleid,
Doch ist mir jedes Wort erklungen
Wie lauter Liebesseligkeit.

Du bist nicht nahe mir geblieben,
Kurz war des Lebens süßes Glück,
Doch immer zaubert mir mein Lieben
Dein süßes holdes Bild zurück.

Heil Dir, daß etwas Dich begeistert,
Was Deine Schönheit noch verschönt,
Wenn auch die ganze Welt Dich meistert
Und Dich verspottet und verhöhnt.

Bleib' allem, was nach Wahrheit strebet,
Bleib' allem Guten zugewandt,
Und jede Seele, die da lebet
Für Freiheit, sei mit Dir verwandt!

Nie soll sich Dir ein Freier nahen,
Der nicht zugleich ein Freier ist,
Kein Mann soll Deine Hand empfahen,
Der Dir nicht ist, was Du mir bist.

Heil Dir, daß etwas Dich begeistert,
Was Deine Schönheit noch verschönt,
Wenn auch die ganze Welt Dich meistert
Und Dich verspottet und verhöhnt.

Mich könnte noch die Welt versöhnen,
Wenn sie Dich liebte wie ich Dich,
Wenn sie sich sehnte nach dem Schönen
Und am Gesund'nen freute sich.

Doch nein! sie kann Dich nur beneiden,
Hohn ist der Sold, den sie Dir bringt.
So muß es auch die Rose leiden,
Daß sie der Dornen Neid umringt.

Des Frühlings Boten send' ich Dir,
In diesen winterlichen Tagen,
Daß sie noch einen Gruß von mir,
Ein stilles Lebewohl Dir sagen.

Könnt' ich für meines Lebens Müh'n
Vom Schicksal Eine Gunst erwerben!
Wie diese Blumen möcht' ich blüh'n
Und so an Deinen Blicken sterben.

Die Blumen sind verwelket,
Die Du empfangst von mir,
Verklungen sind die Lieder,
Die ich gesungen Dir.

Gern hätt' ich Dir erneuet,
Was Freude Dir gemacht,
Gern hätt' ich frische Blumen
Und Lieder Dir gebracht.

Ach! wär ich nicht gezogen
So weit von Dir hinaus,
Noch heute brächt' ich Blumen
Und Lieder Dir in's Haus.

Nun ist mir in der Ferne
Nach Dir so bang' und weh,
Als ob ich nie Dich wieder,
Nie, nie Dich wieder säh.

* Die obigen, wohl noch nicht veröffentlichten Lieder Hoffmann's von Fallersleben gingen uns aus dem Nachlasse des Dichters von vertrauenswürdiger Seite zu. Hoffmann dichtete sie im Jahre 1845 während seines Aufenthaltes in Mecklenburg an eine dortige junge Dame. D. R.

Die zweite Frau.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von **E. Marlitt.**

(Schluß.)

Lianens sonst so liebliches Antlitz mit den weichen Zügen erschien wie versteinert in Entschlossenheit und Härte. „Herr Hofmarschall," fuhr sie in ihrer Rede fort, „der Mann verfolgte die schöne Indierin auch Nachts durch die Gärten, um sie dem armen Sterbenden im rothen Zimmer zu rauben; sie mußte sich hinter Schloß und Riegel flüchten vor ihm. — Sieh hin, Raoul," unterbrach sie sich und deutete nach dem Hofmarschalle, der vernichtet in sich zusammengesunken war, „Herr von Mainau will Dir Dein Kind entreißen, unter dem Vorwande, daß der einzige ehrenfeste, unbescholtene Mann der Familie auch nur den einzigen jungen Träger des Namens erziehen dürfe, aber seine Hand hat ein Menschenleben schwer geschädigt, und die Intrigue, durch die Gabriel und seine Mutter verstoßen worden sind, wirft unauslöschliche Flecken auf den ‚Nimbus des Edelmannes'. Du kannst ruhig sein angedrohtes Vorgehen abwarten; Leo wird ihm nie zugesprochen werden."

Hatte sie gemeint, der Schuldige sei unter der Wucht der Anklagen und des so plötzlich aufgerüttelten Gewissens vollständig zusammengebrochen, so war das ein Irrthum gewesen. Schon bei ihrem Hinweise auf seine geknickte Haltung hatte er sich mittels eines energischen Ruckes steif aufgerichtet; bei der Anschuldigung bezüglich Gabriel's und seiner Mutter nickte er

Digitized by Google

wiederholt, wie amüsirt, mit dem Kopfe, und jetzt brach er in schallendes Hohngelächter aus.

„Das Tableau meiner Verbrechen ist ja famos zusammengestellt, schöne Frau. . . . Ich sag's ja, diese Weiber mit den rothen Flechten sind Teufel im kühl ausgesonnenen Intriguiren. Tausend noch einmal, was für pikante Sachen! . . . Und das wird theatralisch effectvoll vorgetragen im eilig übergeworfenen schwarzen Trauergewande, das Sie, beiläufig gesagt, blaß und unschön wie ein Gespenst macht —"

„Onkel, kein Wort weiter!" rief Mainau erbittert und zeigte zum ersten Male nach der Thür.

„Schön, schön — ich werde gehen, wenn es mir beliebt. Aber jetzt bin ich der Angegriffene und bin es mir selbst schuldig, Licht in diese Geschichte zu bringen. . . . Was Sie plötzlich so siegesgewiß, so unglaublich herausfordernd mir gegenüber macht, gnädige Frau — ich kann mir's denken. Während wir hier stritten, sind Sie voll leicht verzeihlicher Neugier hinübergegangen, um das ‚unglückliche Weib' sterben zu sehen. Das giebt einen köstlichen Nervenreiz; das cajolirt den schauerbedürftigen diabolischen Zug in der weiblichen Natur —"

„Ich bitte Dich, Raoul, thue Nichts, was Du später bitter bereuen müßtest!" rief Liane, mit beiden Armen Mainau umschlingend, der, außer sich, auf den giftigen Sprecher losstürzen zu wollen schien.

„Der weiblichen Natur," wiederholte der alte Herr hämisch lächelnd, da Mainau, zornig den Boden stampfend, ihm den Rücken zuwandte. „Möglich, daß die gelähmte Zunge der ‚armen Bajadere' im Delirium des Sterbens noch einmal — es soll ja dergleichen vorkommen — so viel Beweglichkeit zurückerhalten hat, verwirrtes Zeug zu lallen, sehr möglich sogar. Aber welcher vernünftige Mensch nimmt dergleichen für baare Münze, oder formulirt gar solch' miraculeuses Zeug zu ehrenkränkenden Anklagen? . . . Meinen Standesgenossen, wie sie auch heißen mögen, dürften Sie mit diesen allerliebsten Neuigkeiten nicht kommen. Man kennt mich und würde von der zweiten Frau meines Schwiegersohnes einfach behaupten, daß sie mit Ränken umzugehen wisse."

„Sprich weiter, Liane! Ich fürchte, die Herren Standesgenossen werden Dinge zu hören bekommen, die den Begriff vom angeborenen Adel kläglich zu Schanden machen," sagte Mainau schneidend. „Aber sprich zu mir! Du hörst ja, der Herr Hofmarschall hat mit der Sache nichts zu schaffen, mich aber spannt sie auf die Folter."

„Die Frau im indischen Hause war todt, als ich hinüberkam; über ihre Lippen ist dreizehn Jahre lang kein verständliches Wort mehr gekommen, und so ist sie auch gestorben," versetzte die junge Frau; sie verstummte für einen Moment wieder und schloß die Augen; ein abermaliger Schwindel überfiel sie. Sie stützte sich fest auf die Tischplatte und fuhr rascher fort: „Was ich zu sagen habe, weiß ich von einem Zeugen, der seit Onkel Gisbert's Rückkehr aus Indien in Schönwerth gewesen ist, einem Zeugen, der nicht faselt, sondern genau weiß, daß er das, was er behauptet, nöthigenfalls beschwören muß." Sie sprach in der That zu Mainau, als sei der Mann mit der aufhorchenden, nicht zu unterdrückenden Besorgniß in den gespannten Zügen hinausgegangen, und sie erzählte, wie er sich, unterstützt von dem Geistlichen, zum Herrn von Schönwerth gemacht, mit welcher raffinirten Grausamkeit Onkel Gisbert von der Frau getrennt worden war, die er bis zu seinem letzten Athemzuge geliebt hatte. . . . Dazwischen klang spöttisches Kichern oder ein gemurmelter Fluch zu ihr herüber, aber sie ließ sich nicht beirren. Nur als der Name der Löhn zum ersten Male auf ihre Lippen trat, da mußte sie innehalten.

„Die Bestie! Diese Natter!" unterbrach sie der Hofmarschall in einem Gemische von Wuth und schrillem Auflachen. „Sie ist Ihr Gewährsmann, meine Gnädigste? . . . Sie haben mit dem rohesten, ungeschliffensten Weibe der gesammten Schönwerther Dienerschaft geklatscht und wollen nun darauf hin mich, mich angreifen?"

„Weiter, Liane!" drängte Mainau mit bleichem Gesichte, „Lasse Dich nicht irre machen! Ich sehe bereits allzu klar."

„Mögen Sie auch alle diese Behauptungen der Löhn zu entkräften verstehen, weil Sie allerdings mit scharfem Auge selbst über jeden, auch den kleinsten Vorgang in Schönwerth gewacht haben — Eines können Sie nicht bestreiten, denn Sie wissen nicht darum, Sie haben keine Ahnung von dem Geschehenen," wandte sich die junge Frau noch einmal an den Hofmarschall selbst, „die Indierin war, trotz Ihrer Wachsamkeit, wenige Tage vor seinem Tode noch einmal bei Onkel Gisbert; er ist gestorben mit der Ueberzeugung, daß sie unschuldig verleumdet worden ist."

„Bah, Sie tragen die Farben allzu dick auf, liebe kleine Frau. Sie sollten wissen, daß das jedweder Darstellung die Grundbedingung, die Glaubwürdigkeit, nimmt," versetzte der alte Herr mit gut gespielter spöttischer Nachlässigkeit; allein so erloschen, so gleichsam aus vertrockneter Kehle sich ringend hatte seine Stimme noch nicht geklungen. „Von dieser rührenden Scene weiß ich allerdings nichts — sehr begreiflich! Sie wird schließlich, wie alles Andere auch, auf die pure nackte Erfindung hinauslaufen. . . . Uebrigens sehe ich nicht ein, weshalb ich so lammgeduldig dieses nichtswürdige Intriguengespinnst länger anhören soll. Ich bin droben in meinen Appartements jederzeit zu finden für den — Gerichtsdiener, den Sie mir so liebenswürdig auf den Hals schicken möchten — ha, ha, ha! . . . Gehen Sie jetzt schlafen, gnädige Frau! Sie sind entsetzlich bleich und sehen aus, als stünden Sie nicht fest auf den Füßen; ja, ja, das Dichten greift an, sagen die Leute. . . . Gute Nacht, meine schöne Feindin!"

„Bitte, Onkel!" rief Mainau und trat vor die Thür, auf welche der Hofmarschall sehr eilig zuschritt. „Ich habe Dich mit unerhörter Geduld und Langmuth stundenlang mich und meine Familie verunglimpfen lassen — jetzt fordere ich von Dir, daß Du in meinem Beisein das Ende der Mittheilungen erwartest, wenn Du nicht den letzten Rest von Deiner ‚Cavaliersehre' in meinen Augen verlieren willst."

„Poltron!" zischte der Hofmarschall zwischen den Zähnen und warf sich in den Stuhl zurück.

Die junge Frau erzählte den Vorfall an Onkel Gisbert's Sterbebett. Es war todtenstill im Zimmer geworden, in dem Moment aber, wo sie beschrieb, wie der Sterbende die zwei Siegel mit so peinlicher Sorgfalt unter das Geschriebene gedrückt, da fuhren beide Zuhörer empor.

„Lüge, infame Lüge!" schrie der Hofmarschall.

„Ah!" rief Mainau, als falle plötzlich ein grelles Licht in tiefe Nacht. „Onkel, die Herzogin und ihr Gefolge werden bezeugen müssen, daß sie den Siegelring gesehen haben, den Smaragd, von welchem Du beiläufig erzähltest, er sei Dir vor Zeugen am 10. September von Onkel Gisbert feierlich übergeben worden. . . . Und jener Zettel, den er auf diese Weise einigermaßen rechtskräftig zu machen suchte, existirt er noch, Liane?"

Die junge Frau nahm schweigend, mit bebenden Händen die Kette vom Nacken und legte sie in seine Hand.

Das kleine Schmuckstück war allerdings wie „zugehämmert"; keine Spur von Mechanik ließ sich entdecken. Mainau nahm die starke Klinge eines Taschenmessers und schob sie zwischen das Gefüge — ein starker Druck, und der dünne Deckel zerbrach. . . . Lässig, aber doch so glücklich zusammengebrochen, daß die emporstehenden Enden die zwei Siegel vor jedweder verwischenden Berührung geschützt hatten, lag ein Zettel in dem schmalen Behälter, jedenfalls noch so, wie ihn die Indierin von ihren küssenden Lippen weg hineingelegt hatte.

„Diese Abdrücke sind, noch dazu unter dem Schutze einer so klug eingeleiteten Maßregel, für mich eine absolute Bürgschaft, so gut wie für Dich, Onkel, der Du selbst erklärt hast, ein solcher Abdruck gelte Dir mehr als die eigenhändige Unterschrift."

Keine Antwort, kein Laut erfolgte.

„Hier die scheinbar defecte Stelle des Steines, sie tritt klar und scharf hervor. Morgen beim Tageslichte, unter der Loupe, werden wir den schönen Männerkopf bewundern können. . . . Und hier unten das Datum, zweimal unterstrichen: ‚Geschrieben in Schönwerth am 10. September.'"

Er legte einen Augenblick in unbeschreiblicher Bewegung die Hand auf die Augen, dann entfaltete er das Papier. „An mich adressirt? an mich?" rief er erschüttert. . . . Er trat näher an das Lampenlicht und las den Inhalt mit lauter Stimme.

Der Sterbende erklärte gleich bei Beginn, er sei in Folge seines geistigen und körperlichen Gebrochenseins der Gefangene seines Bruders und des Geistlichen. Er habe, obgleich in dem

Wahne, daß die Indierin treulos sei, dennoch zu ihren Gunsten testiren wollen; allein es sei Alles geschehen, ihn zu verhindern; selbst der Arzt sei bestochen gewesen und habe seine Bitten um eine gerichtliche Commission stets als einen im Fieberdelirium ausgesprochenen Wunsch ignorirt. In solchen Momenten seien dann Alle beflissen gewesen, ihm das Vergehen, die moralische Gesunkenheit der verstoßenen Frau und das Strafbare seiner früheren Beziehungen zu ihr, in den schwärzesten Farben hinzustellen, und er, in seiner grenzenlosen Hinfälligkeit und oft bis zum Wahnsinne geängstigt durch Hallucinationen, habe sich gefügt. . . . Nun aber wisse er, daß man ihn in fluchwürdiger Weise hintergangen habe. Er wisse, daß ihm ein Sohn geboren sei, dessen Existenz man ihm verschwiegen habe. Er wisse ferner, daß sein Bruder das Weib seines Herzens mit glühender Leidenschaft verfolge und ihr jedes, auch das kleinste Erbtheil zu entziehen suche, um die Unglückliche ganz in seine Hand zu bringen. . . . Unter all den Schurken, die ihn in eiserne Ketten geschnürt, sei nicht Einer, der ihm einer mitleidigen Regung fähig schiene; wohl aber erinnere er sich in diesem Augenblicke namenloser Verlassenheit seines jugendlichen Neffen „mit dem tollen, heißen Kopfe, aber großmüthigen Herzen". Angesichts des nahenden Todes, der ihn stündlich bedrohe, wende er sich an ihn mit seiner letzten Bitte. Er halte es dabei für seine Pflicht, auszusprechen, daß die Indierin makellos an Ruf und Sitten und nicht, wie man gefabelt, eine Bajadere gewesen sei, als sie sein Eigen geworden. Er erkenne ferner den kleinen Gabriel als seinen Sohn an und beschwöre seinen Neffen, die beiden verfolgten unglücklichen Wesen zu schützen und ihnen zu ihren Rechten zu verhelfen, so zwar, daß ihnen der dritte Theil seiner gesammten Hinterlassenschaft ungeschmälert überantwortet und seinem Kinde der Familienname des Vaters zuerkannt werde. . . . Frau Löhn, die treue Seele, solle dem Neffen, der Sicherheit wegen, persönlich den Zettel übergeben, dessen Glaubwürdigkeit er noch in der Weise verbürgen wolle, daß er unmittelbar nach geschehenem Abdrucke des Siegels den Smaragdring in die „ungetreuen" Hände seines „entarteten" Bruders lege.

„Schön, schön! Der Herr Landstreicher hat mich ja sehr schmeichelhaft geschildert — dies der Dank für meine unermüdliche Pflege, die vielen schlaflosen Nächte!" sagte der Hofmarschall sich erhebend mit nervös zuckendem Gesichte, während Mainau das Document in seine Brusttasche steckte. „Er ist eben ein charakterloser Bursche bis zu seinem letzten Athemzuge gewesen, den die zwei lügnerischen Weiberzungen windelweich gemacht haben. . . . Bah, mich ärgert nur, daß ein Geschöpf, wie diese Löhn, mich dupiren durfte."

Mainau trat von dem Sprechenden weit zurück, mit Ostentation zeigend, daß nun auch er jede Beziehung zu dem „ehrenfestesten, respectabelsten Manne der Familie" als gelöst ansehe.

„Soll ich morgen als Bevollmächtigter Gisbert's von Mainau das" — er drückte die Rechte bezeichnend auf die Brusttasche — „vor Gericht niederlegen?"

„Eh, man wird sich die Sache überlegen. . . . Man hat ja auch seine Documente. Es wird sich herausstellen, wer siegt, ob Du mit diesem Wische, oder die Kirche mit dem Zettel, der im Raritätenkasten liegt. Der Hofprediger ist ja auch noch da, ein anderer Zeuge als Frau Löhn, die Beschließerin! . . . Hm, ich glaube, das famose Schriftstück, das Du so zärtlich an Dein Herz genommen, wird Dir mehr Kopfschmerzen machen, als Du denkst. . . . Einstweilen nimm Dich der Dame dort an! Die nichtswürdige Intrigue, die sie so liebevoll und bereitwillig in Scene gesetzt, scheint sie doch ein wenig mitgenommen zu haben."

Schon während Mainau las, hatten unheimliche Nervenschauer die junge Frau überrieselt. Es war ihr, als habe ein blutrother, wallender Nebel das Zimmer erfüllt, der auf- und abfluthend das verstörte Gesicht des gegenübersitzenden Hofmarschalls fratzenhaft verzerre. . . . Nun breitete sich eine tiefe, eisige Nacht über sie hin. Ein halbirres Lächeln erzwingend, streckte sie beide Hände nach der Richtung aus, wo Mainau stand, und brach, von seinen Armen aufgefangen, mit einem dumpfen Schrei bewußtlos zusammen. . . . Fünf Minuten später brauste eine Equipage nach der Stadt, um Aerzte an das Bett der schwer erkrankten Herrin von Schönwerth zu holen.

28.

Es waren liebliche, sonnenglänzende Herbsttage, die über das Schönwerther Thal hinzogen. Der warme, weiche Lufthauch trug schwer an den Düften der Resedabeete und des reifenden Obstes, und der wilde Wein breitete seine wuchtige Purpurfahne über graue Thurmmauern und die majestätischen Säulenbündel der offenen Gänge.

Vor zwei Fenstern im Erdgeschosse des Schlosses hingen zugezogene blaue Vorhänge; ein Fensterflügel stand offen, und das duftererfüllte Nachmittagslüftchen stieß an die schweren Seidenfalten und schob sie wie mit muthwilliger Kinderhand auf einen kurzen Moment auseinander. Dann flog stets ein feuriger Sonnenpfeil durch die blaue Dämmerung drinnen und weckte glitzernde Reflexe in dem rothgoldenen Haargespinnst, das auf der weißen Bettdecke lag. . . . Wochenlang hatten Leben und Tod um den dort ruhenden, jungen, tieferschöpften Frauenleib erbittert gerungen; seit gestern aber hofften die Aerzte wieder, und jetzt, in dem Augenblicke, wo das Sonnenlicht abermals wie ein zitterndes Goldstäbchen bis auf die sanftathmende Brust hineinschlüpfte, hoben sich die blonden Wimpern, und der erste verständnißvolle Blick brach aus den verschleierten Augen. Er fiel auf den Mann, der zu Füßen des Bettes saß. Das war sein Platz gewesen von der Stunde an, wo er die Bewußtlose auf ihr Schmerzenslager niedergelegt — da hatte er zum ersten Male in seinem bisher so sorgenlosen, dem Genusse hingegebenen Leben alle Stadien jener unbeschreiblichen Seelenangst durchlaufen, die uns am Krankenbette wünschen läßt, selbst zu sterben, weil jeder Nerv in uns unausgesetzt auf der Folter liegt und weil wir meinen, nach dem letzten Herzschlage dort müsse es tiefe, grausige Nacht werden für immer.

„Raoul!" — Wer ihm gesagt hätte, als er in der Rudisdorfer Schloßkirche von diesen Lippen das „Ja" so gleichgültig hingenommen, sie würden ihn binnen Kurzem mit einem einzigen geflüsterten Laut in einen Wonnerausch versetzen! . . . Er zog die schmale Hand an sich und bedeckte sie mit Küssen, dann legte er den Finger auf den Mund. Die Augen irrten mit lächelndem Ausdrucke weiter — wie wurden sie weit und glänzend! Vom Tische her, den Löffel mit der Medicin sorgsam in der Hand haltend, trat die unschöne Dame mit dem brennendrothen, starren Haare, dem sommersprossenbedeckten Gesichte, an das Bett — ihre Ulrike. Noch in jener furchtbaren Nacht hatte Mainau die Schwester telegraphisch herbeigerufen; sie war seine Stütze, sein Halt geworden, das häßliche Mädchen mit dem besonnenen, willenskräftigen Kopfe und dem Herzen voll zärtlicher, aufopfernder Mutterliebe für sein junges Weib. Keine andere Hand, als die ihre, hatte Liane berühren dürfen. Er hatte damit schwere Opfer an Kraft und Hingebung auch für sich gefordert, und sie waren freudig gebracht worden.

Beide legten mit bittend gehobenen Händen der Kranken Schweigen auf; aber sie lächelte. „Wie geht es meinem Kinde?" flüsterte sie.

„Leo ist gesund," sagte Mainau. „Er schreibt täglich ein halbes Dutzend zärtliche Briefe an die kranke Mama — dort liegen sie aufgestapelt."

„Und Gabriel?"

„Er wohnt im Schlosse, hat sein Zimmer neben dem Hofmeister, der ihn unterrichtet, und wartet sehnsüchtig auf den Moment, wo er seinem schönen, muthigen Anwalte dankbar die Hand küssen darf."

Die Augen schlossen sich wieder, und die Kranke fiel in einen tiefen Genesungsschlaf.

Acht Tage später schritt sie an Mainau's Arme zum ersten Male wieder durch ihre Gemächer. Es war der letzte Tag im September, und noch wölbte sich ein krystallblauer Sommerhimmel droben; noch taumelte selten ein angekränkeltes Blatt zur Erde. Die Kronen der hochstämmigen Rosen strotzten in unerschöpflicher Blüthenfülle, und auf den Rasenflächen lag ein jugendgrüner Flaum wie im Frühling. Die Welt draußen strahlte, als könne es nie Nacht, nie Winter werden.

Die junge Frau blieb im Salon, der Glasthür gegenüber, stehen. „Ach, Raoul, es ist doch himmlisch, zu leben, und —"

„Und, Liane?"

„Und zu lieben," sagte sie und schmiegte sich an seine Brust. Fast in demselben Momente schauerte sie aber auch in sich zu-

sammen und horchte mit erschreckten Augen auf ein dumpfrollendes Geräusch draußen.

„Leo fährt mit seinen Ziegenböcken durch die Halle," beschwichtigte Mainau. „Sei unbesorgt, der Fahrstuhl, der Dich in Deinen Fieberphantasien Tag und Nacht verfolgt hat, rollt schon längst nicht mehr durch das Schönwerther Schloß." . . . Es geschah zum ersten Male, daß er der unseligen Ereignisse wieder gedachte; aber er biß sich sofort auf die Lippen. „Ich bin Dir Erklärungen, vor Allem Beruhigung schuldig, Liane, und der Arzt hat auch jede Mittheilung erlaubt; aber es ist mir noch unmöglich, darüber zu sprechen, so wenig, wie ich im Stande bin, den indischen Garten zu betreten, wo das Furchtbare geschehen ist. Ulrike, unsere weise, verständige Schwester, wird Dir im blauen Boudoir Alles sagen, was Du wissen willst und mußt."

Nun lag sie wieder auf dem Ruhebette, und der blauatlassene Wolkenhimmel hing über ihr. . . . Was zwischen heute und ihrem ersten Eintreten in dieses kleine, blaue Boudoir lag, es war genug des Schlimmen für ein ganzes langes Frauenleben, und sie hatte es in wenigen Monaten durchleiden müssen. Und doch durfte kein Glied in der Kette fehlen, die zwei gleichgültig nebeneinander verharrende Geister allmählich entzündet und schließlich so rasch zusammengeführt hatte. . . . Noch sah sie nicht muthig und innerlich befreit auf das Ueberwundene zurück; sie wußte ja nicht, was nach jenem Augenblicke gekommen war, wo sie zusammenbrechend den Hofmarschall in all' seiner Impertinenz, seinem ungebrochenen Uebermuthe drohend und hohnlächelnd vor Mainau hatte stehen sehen. Dieses Bild war ihr in der Seele haften geblieben, und wie der unverwüstliche Jasminduft von Zeit zu Zeit, als schüttle ihn die Geisterhand der vorüberschwebenden, „aus Spitzen gewobenen Seele" höhnisch aus den Atlasfalten der Wände, sie unheimlich anhauchte, so traten die furchterweckenden Gestalten vor sie hin und ließen sie nicht ruhig werden. . . . Ulrike saß neben ihr. Frau Löhn trat eben ein und brachte ein Körbchen voll Trauben, welche Mainau für die Damen abgeschnitten hatte. „Von dem Spalier, das dem Herrn Hofmarschall allein gehörte," sagte sie. „Es sind die besten Trauben im ganzen Garten; die schönsten schickte er immer der Frau Herzogin, und die anderen wurden für theueres Geld — verkauft nicht einmal der kleine Baron Leo kriegte eine Beere."

Mainau hatte sie offenbar instruirt; sie erwähnte — was bisher streng verboten gewesen war — so sicher die früheren Verhältnisse.

„Wann hat der alte Herr Schönwerth verlassen?" fragte Liane unumwunden.

„Gleich am anderen Morgen, gnädige Frau. Er kam in der Nacht vom Säulengange her, und war so böse und bissig, wie ich ihn mein Lebtage nicht gesehen — na, ich wußte ja, wo ihn der Schuh drückte. Wir standen noch Alle in der Halle. ‚Na, was steht Ihr da und gafft und horcht? Und gleich die ganze Gesellschaft beieinander? Geh' hinauf zum Herrn Hofprediger!' sagte er zu dem Anton; ‚ich lasse ihn dringend bitten, in mein Schlafzimmer zu kommen.' Der Anton stand da wie ein Geist, und alle Anderen machten sich aus dem Staube. ‚Na, was wird's?' fuhr er den Burschen an, und da sagte ihm der, was geschehen war, und daß er den Herrn Hofprediger nicht holen könne, weil er auf und davon sei. Ich stand hinter der Treppe — den Anblick vergess' ich in meinem ganzen Leben nicht. . . . Der Anton mußte ihn die Treppe hinaufführen. In's Bett ist er nicht gekommen; er hat die ganze Nacht gepackt; nur ein paarmal ist er 'nübergegangen und hat die Thüre aufgemacht und in die dunkle Stube geguckt und hat gemeint, der mit dem geschorenen Kopfe müsse absolut d'rin sein. . . . Am andern Morgen, punkt sieben Uhr, fuhr er zum Schloßthore 'naus."

„Er ist ein ganz erbärmliches Subject, dieser Herr Hofmarschall," sagte Ulrike, während Frau Löhn einen Theil der Trauben auf den Kiesplatz hinaustrug, wo Leo noch mit seinen Ziegenböcken auf- und abfuhr. Gabriel war der Insasse des Wagens. „Von seinem Enkel hat er keinen Abschied genommen; er muß ihn geradezu vergessen haben. . . . Er hat nach wenigen Tagen nur insofern ein Lebenszeichen gegeben, als er durch seinen Anwalt den **dritten** Theil von Onkel Gisbert's Hinterlassenschaft reclamiren ließ. . . . Schönwerth wird verkauft werden. Mainau will diese Besitzung nie wieder betreten, wenn er sie einmal im Rücken hat. Schon ein Aufblinken des Teiches von ferne versetzt ihn in eine unbeschreibliche Aufregung. . . . Nach Franken geht er aber vorläufig nicht, später allerdings, denn er will seine Güter, so viel wie möglich, selbst beaufsichtigen. . . . Weißt Du, Herzchen, wo Dir diesmal der Weihnachtsbaum brennen wird? Im weißen Saale zu Rudisdorf, auf der Stelle, wo Papa uns immer bescheerte. Mainau hat von den Gläubigern Schloß und Park auf Jahre hinaus gemiethet; dort sollst Du völlig genesen. Ich gehe vor Euch zurück, um Alles einzurichten; die neuen Möbel sind bereits bestellt. Magnus schreibt mir, die alte Lene renne wie toll vor Freude im Schlosse umher, und juble, daß die schöne, ‚vornehme' Zeit wiederkomme. . . . Mama werden wir freilich nicht in unserer Mitte haben. Sie ist ebenso glücklich wie Lene, aber darüber, daß ihr Mainau die Wahl gelassen hat zwischen Rudisdorf und einem andauernden Aufenthalte in Dresden, den er bestreiten will. Selbstverständlich ist sie nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen und wird nur noch so lange in Rudisdorf verbleiben, um Dich und Deinen Mann anständiger Weise zu begrüßen, dann geht endlich, wie sie mir schreibt, ein Strahl der Lebenssonne für eine einsame, unverdient leidende Frau auf — das sind eben Ansichtssachen, Kind. . . . Frau Löhn geht mit uns. Mainau will sie stets in Deiner Nähe wissen, weil sie so goldtreu ist. Er möchte sie auch noch nicht von Gabriel trennen, der noch einige Zeit den vortrefflichen Unterricht des Hofmeisters genießen, dann aber als junger Herr von Mainau behufs seiner künstlerischen Ausbildung nach Düsseldorf gehen soll. Dein Retter aber, der Jäger Dammer, ist wohlbestallter Förster in Wolkershausen geworden und wird schon in zwei Monaten seine kleine, tapfere Försterin heimführen. . . . Das wäre so ziemlich Alles, was ich Dir auf Wunsch Deines Herrn und Gemahls mitzutheilen habe; er schmeichelt sich, es sei Alles auf diese Weise nach Deinem Sinne eingerichtet. . . . Sieh, liebes Herz, ich gehöre nicht zu den überschwänglichen Seelen, aber mir ist es stets, als müsse ich eine Dankeshymne anstimmen, wenn ich sehe, wie mein Liebling geliebt wird. Und was meinst Du denn dazu, daß ich, Ulrike, Gräfin von Trachenberg, in eigener Person das große Wirthschaftsgebäude in Rudisdorf von den Gläubigern gemiethet habe, um eine ausgedehnte Blumenfabrik zu errichten? Mainau billigt meinen Entschluß vollkommen; er giebt mir — selbstverständlich leihweise — das Einrichtungscapital und hofft zuversichtlich mit mir, daß es mir glücken wird, durch Thätigkeit und Arbeit allmählich etwas von Dem wieder frei zu machen, was Uebermuth und Verschwendung in die Haft der Sequestration gebracht haben. Gott gebe mir Kraft dazu!"

Sie schwieg, während die junge Frau, die verschränkten Hände auf die Brust gedrückt, mit geschlossenen Augen und einem entzückten Lächeln da lag, kaum athmend, als könne ein einziger Hauch alle diese lieblichen Gebilde der Zukunft verwehen; nur ein dunkler Schatten flog darüber hin. „Der Schwarze, Ulrike!" fuhr sie empor.

„Er ist spurlos verschwunden," versetzte die Schwester. „Man glaubt allgemein, daß er sich unter klösterlichen Schutz geflüchtet hat. Er kann Dir nichts mehr anhaben; sei ruhig! In die Oeffentlichkeit darf er sich nie wieder wagen; der Vorfall macht ein derartiges Aufsehen, und die gesammte protestantische Bevölkerung ist so aufgebracht, daß selbst seine Beschützerin, die Herzogin, es für nöthig gefunden hat, sich für längere Zeit nach Meran ‚zur Heilung ihrer angegriffenen Brust' zurückzuziehen —"

Mainau trat ein. Die beiden Knaben folgten ihm.

„Raoul, wie soll ich Dir danken?" rief die junge Frau.

Er lachte und setzte sich neben sie. „**Du mir danken?** Lächerlich! Ich habe mir als rechtschaffener, unverbesserlicher Egoist Alles wohlüberlegt zu einer glücklichen Zukunft eingefädelt; daß es aber auch so himmlisch schön wird, wie ich mir träume, das liegt allein in den Händen meiner — **zweiten Frau.**"

Besuch der Pathin.
Originalzeichnung von L. Tannert in Düsseldorf.

Digitized by Google

Lustgang um und in die „Fränkische Krone“.

Ein Heimathbild von **Friedrich Hofmann.**

(Schluß.)

Ein Stück deutscher Geschichte. — Heiteres und frommes Mittelalter. — Reformation und Mutterwürde. — Dreißigjähriger Krieg. — Tausendthaler Gewehre und Hunderthaler-Apostelkrüge. — Hofer's Stutzen und sein Hildburghäuser Mißgeschick. — Hinterlader, gezogene Kanonen und Revolver alter Zeit. — Die Ludwigskanone. — Ein Unicum der Holz-Mosaik. — Kupferstichsammlung. — Die Dürer und der jüngste Schatz. — Lutherkirchlein. — In der alten Laube. — Schluß der Festung und des Artikels.

Wir stiegen nun auf der Treppe im Vorsaale zum obern Geschoß des alten Fürstenbaues. Hier bat ich Rothbart mir für die Räume zur Linken die Richtung der Führung zu überlassen. „Wir wollen ein Stück deutscher Geschichte durchwandern,“ sagte ich und ermahnte meine Freunde, von dieser bis zur nächsten Thür sich weder links noch rechts umzusehen, um sich den beabsichtigten Eindruck nicht zu verderben. Nachdem sie so einen Raum von der halben Länge des großen Waffensaales durchwandelt und die nächste Thür hinter sich geschlossen hatten, erkannten sie, daß sie sich plötzlich im schönsten Mittelalter befanden. Die schöne Kunst spielte damals noch gern, und darum hat sie die Decke dieses langen geräumigen Zimmers, das einst als Trinkstube gedient hat, mit etwa vierhundert Holz-Rosen geschmückt, von denen nicht zwei sich gleichen. Hoch an den Wänden wandeln, al Fresco, die Ahnen der Wettiner bis zum Ende des Mittelalters, stets Paar und Paar. Auf den Seiten der Fensternischen Bilder des häuslichen Ritterlebens und an dem bunten Kachelofen Bilder zum Theil recht derben Inhalts aus dem damaligen Volksleben. In der Mitte ein langer Tisch mit Aufsatz für eine ausgezeichnete Trinkgläsersammlung, über deren Seltenheiten die Reisebücher hinlänglich belehren.

„Nun laßt uns aus dem weltlich heiteren in das christlich fromme Mittelalter gehen!“ — und die nächste Thür führte uns in das „Marienzimmer“. Man sollte es, rascher bezeichnend, „Madonnenzimmer“ nennen. Hier ist aufbewahrt, was aus den ehemaligen Klöstern des Landes (namentlich Mönchröden) an Kunstwerken gerettet wurde. Der Hauptschmuck dieses Raumes voll heiliger Dämmerung sind eine Statue der Madonna von dem tapferen Bildhauer und Bürgermeister Riemenschneider in Würzburg, dem Meister der Kaisersarkophage im Dom zu Bamberg, und neun Reliefdarstellungen aus dem Leben der Maria, nach Zeichnungen des Israel von Meken in Holz gearbeitet. Aber noch ehe wir uns durch die stille Beschauung der schönen Madonnen in die Hindämmerung zur Glaubensseligkeit jener Tage verlieren, rüttelt uns ein ahnungsvolles Donnern auf, das von Sachsen und von der Schweiz dahertönt —

Es wächst zum mächtigen Chor an und faßt mit Gewalt im Nu
Des Mittelalters Thor an und schmettert es auf ewig zu!

Die Reformation that's! Nun öffn' ich Euch die Thür:
Da treten aus lichtem Golde die muthigen Geister herfür.

Sie sind hierher beschworen von Künstlers Zauberhand,
All' die Reformatoren, wie einst ihr Kreis um Luther stand.

Bei Luthern auch von Bora sein Käthchen lobesam,
Die vom Gesang der Hora zu Wiegenliedern kam,
Die sie gleich fromm gesungen zu Gottes Freud' und Ehr':
Denn über die Mutterwürde geht Ihm auf dieser Welt
nichts mehr.

So stehen wir im goldstrahlenden Triumphraume der Reformation. Aber was wird nun kommen? Wohin wird unser nächster Schritt durch die verhängnißvolle Thür uns führen? Oeffnet und tretet ein: Ihr seid mitten im Dreißigjährigen Krieg!

Da stehen sie, lebensgroß an der Wand, im alten Trotz sich gegenüber: da Kaiser Ferdinand und dort der Schwedenkönig Gustav Adolf, da Wallenstein und dort der Herzog Bernhard von Weimar, da der finstere Tilly und dort der Fürst des Landes in dieser großen Noth, der Herzog Johann Casimir von Coburg. Wer fühlt hier nicht den eisigen und doch erhebenden Hauch der Geschichte, des ungeheuren deutschen Schicksals! — Seid Ihr mit meiner Führung zufrieden?

Sie waren's, und Alle bedauerten nur, daß dieser Saal nicht einzig dem Andenken an jenen Krieg gewidmet werden könne; derselbe hat noch die zweite Bestimmung eines Gewehrsaales. Hier, wie im Waffensaal hat der Castellan Merkel sich um die Reinigung und decorative Aufstellung der Waffen aller Art große Verdienste erworben. Man findet hier vom ersten wirklichen und wahrhaftigen „Schießprügel“, dem Urahn aller Handfeuerwaffen, an durch alle Verbesserungen des Gewehrschlosses guterhaltene und zum Theil außerordentlich kostbare Exemplare bis zu den neuesten und feinsten Erfindungen. Aeußerlich geschieden sind die etwa 700 Stück der Sammlung in Kriegs-, Luxus- und Jagdgewehre, unter den ersteren auch schwedische Musketen, die auf den Schlachtfeldern von Lützen und Breitenfeld, viele noch mit der Ladung, aufgefunden worden sind.

„Wie viel mag ein solches Stück werth sein?“ fragte ich, auf ein auffallend schönes Gewehr zeigend.

Rothbart lachte und sagte: „Sie haben gut gewählt. Dieses Cabinetsstück in Construction und künstlerischer Ausschmückung wird von Kennern jetzt sehr gern mit zwei- bis dreitausend Thalern bezahlt.“

Selbst bei allen Anderen rief diese Angabe ein staunendes „Was?“ hervor. Rothbart schritt ruhig zu dem mit den verschiedenartigsten Trinkgefäßen reich beladenen Büffet und ergriff einen der in langer Reihe dort aufgestellten Apostelkrüge. „Wie hoch schätzen Sie diesen?“ fragte er.

Niemand wagte zu antworten. Da zeigte er das schöne und seltene Exemplar näher und sagte: „Die Sammlungen gratuliren sich, wenn sie jetzt ein solches Stück für hundert bis hundertfünfzig Thaler erhalten können.“

Welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist! Gestanden doch Viele, daß es wie ein neuer Respect vor diesen Sammlungen in sie gefahren sei, seitdem sie auch bedenken müßten, welcher Baarwerth hier aufgehäuft liege.

„Aber wo ist denn Hofer's Stutzen?“ fragte plötzlich Einer, in seinem „Thüringer Wegweiser“ blätternd. „Da lese ich, daß es das interessanteste Stück dieser Sammlung sei, wenn nicht Zweifel an seiner Echtheit erlaubt wären.“ — „Dieser Stutzen war hier,“ erklärte Rothbart, „Herzog Ernst hat ihn jedoch dem Lande Tirol zurückgegeben; er befindet sich jetzt im städtischen Museum zu Innsbruck.“ — „Und was die Echtheit betrifft,“ fügte ich hinzu, „so kann ich darüber einen Aufschluß geben, der früher aus besonderen Rücksichten verschwiegen bleiben mußte und überhaupt wohl nur Wenigen bekannt geworden ist. Der Stutzen war echt. Kaiser Napoleon, in dessen Besitz er zuerst nach Hofer's Gefangennehmung gekommen war, hatte ihn dem Könige Maximilian von Baiern zum Geschenke gemacht. Dieser verehrte ihn dem Schwiegervater seines Sohnes, des Kronprinzen Ludwig, dem Herzog Friedrich von Hildburghausen, einem leidenschaftlichen Waidmann. Als im Jahre 1826 die drei fürstlichen Erben des ausgestorbenen Hauses Gotha über die Erbtheilung im Residenzschlosse zu Hildburghausen verhandelten, sah Herzog Ernst der Erste von Coburg den Stutzen mit so sprechenden Blicken an, daß er ihn zum Geschenk erhielt. So kam er in die Coburger Gewehrkammer, die damals im Zeughause in Coburg unter der Aufsicht des alten Hofjägers Koch stand, der mütterlicherseits uns nahe verwandt war. Einstmals erbot sich der ‚Vetter Hofjäger‘, meinen Eltern die Gewehrsammlung zu zeigen; ich, als ihr ‚Größter‘, durfte mit. Als bei den Jagdgewehren auch ‚Andreas Hofer's Stutzen‘ an die Reihe kam, fragte mein Vater, der aus einer Jägerfamilie stammte, ein wenig ungläubig: ‚Sollte der Tirol gesehen haben?‘ — ‚Freilich!‘ erwiderte der Vetter Hofjäger. ‚Aber wenn großen Herren ein Streich passirt, so müssen wir Kleinen das Maul halten, sonst geht's an Dienst und Brod. Dir will ich's sagen, Vetter; aber es bleibt unter uns. Siehst Du, da steht Dir einmal der alt (Herzog) Friedrich mit ein paar von seinen Cavalieren zufällig vor dem Stutzen und meint so: ‚Das gäb' eine gute Bürschbüchse, aber der Schaft ist mir gar zu unbequem.‘ Und was geschieht? Schicken Sie den Stutzen zum Büchsenmacher und lassen einen neuen Schaft hinanmachen! Da hast Du das Ding, und nun ist nichts mehr echt dran als das Schloß und der Lauf. Unser Herzog hat mich wohl zehnmal nach Hildburghausen um den alten Schaft geschickt; ich habe bei

allen Bedienten und Büchsenmachern danach gesucht, aber er war nimmer zu finden.' Das ist die wahre Geschichte von Hofer's Stutzen."

Nachdem Rothbart noch auf den dem Büffet gegenüber aufgestellten Schrank, ein Prachtwerk der Renaissance in Zeichnung und Ausführung, aufmerksam gemacht, folgten wir ihm quer über den Vorplatz in ein Zimmer voll größerer Schießwaffen. „Hier," sagte er, auf zwei Falconets auf Rädern zeigend, „sind unsere ältesten Hinterlader-Kanonen. Die eine trägt die Jahrzahl ‚1504'. Noch älter und wohl der älteste Hinterlader der Art, welcher bis jetzt aufgefunden wurde, ist dieser ‚Gaisfuß' (ein Handfeuergewehr) mit Luntenschloß aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Er erinnert in der Idee ganz an das Zündnadelgewehr: die Patrone, eine eiserne Hülse mit angelötheter Zündpfanne, wird von hinten in den Lauf gesteckt und dieser dann ähnlich wie das Zündnadelgewehr geschlossen." Bei den zahlreich an den Wänden lehnenden alten Wallbüchsen erzählte Rothbart, daß er im Jahre 1851 in einem auf der Themse liegenden chinesischen Schiff Gewehre gesehen habe, die, zwar kleineren Calibers, aber mit Luntenschloß, diesen Wallbüchsen auf's Haar glichen. „Man kam wirklich in Versuchung zu glauben, daß das Schiff aus den alten Vorräthen eines deutschen Zeughauses armirt worden sei." Wie der Hinterlader, ist auch die gezogene Kanone schon dagewesen. Man hat die Angabe alter Festungsbewohner, daß die Veste im Besitze einer solchen gewesen, die leider in schlimmster Zeit mit vielem andern Geschütz verschleudert worden sei, belächelt, bis endlich der Beweis für diese Behauptung gefunden wurde: eine sechspfündige Kanonenkugel, welche unterhalb der Veste in einer alten Eiche, und zwar auf der Seite nach der Festung hin, stak, also von dieser aus geschossen worden war. Diese Kugel, innen von Eisen, ist etwa einen Finger dick mit Blei umhüllt, ganz so wie in Preußen die ersten derartigen Projectile construirt waren, und in der Bleiumhüllung sind auf der einen Seite die Züge deutlich eingedrückt. Neuerdings sind auch einige sehr alte Spreng-Wurfgeschosse und sogar ältere Revolver, Gewehre, in welche mehrere Schüsse aufeinander geladen und nacheinander abgefeuert werden können, ein neuer Schmuck dieser geschichtlich gewiß höchst werthvollen Sammlung geworden.

Die Gesellschaft wollte das Zimmer verlassen, ohne ein kleines, freilich unansehnliches Stück, das mir aber an's Herz gewachsen ist, nur eines Blickes gewürdigt zu haben. „Halt!" rief ich. „Da Ihr den Geldwerth so hoch schätzt, so sagt mir, was wohl diese kleine Kanone da gekostet hat." Rothbart lachte; er verstand mich. Die Andern lachten auch und meinten: „Dieses Böllerchen wird wohl für ein paar Thaler zu haben sein." — „Respect, meine Herren!" rief ich da, „für diese Kanone hat Herzog Ernst zehntausend Gulden bezahlt." — „Unmöglich!" — „Und doch wahr, seht sie Euch recht genau an! Das ist die Kanone, welche Wilhelm Bauer mit dem Dampfschiffe ‚Ludwig' aus dem Bodensee gehoben hat. Diese kühne Schiffhebung, welche man damals, im patriotischen Festjahre 1863, als einen deutschen Triumph pries, wäre unmöglich gewesen, wenn nicht der Herzog unserm Bauer in dessen tiefster Noth durch jene Summe zur Erreichung seines Zieles geholfen hätte. Also, Achtung vor dem ‚Böllerchen'! Es gereicht jedenfalls der Veste und dem Herzoge stets zur Ehre." Jetzt war's freilich etwas Anderes. Alle drängten nach dem kleinen Stücke hin, beguckten es wie eine Merkwürdigkeit ersten Ranges und nahmen schließlich fast zärtlichen Abschied von der kleinen „Ludwigskanone".

Von da führte Rothbart uns zu dem sogenannten Hornzimmer (das „Jagdzimmer" unserer Illustration). Sämmtliche Wände desselben sind mit den seltensten Schnitzarbeiten ausgeschmückt, einer kunstvollen Holzmosaik, welche die großartigen Jagden des Herzogs Johann Casimir darstellt, und ebenso ist die Decke mit solcher eingelegten Arbeit bekleidet, Alles im reinsten Renaissance-Styl. Rothbart sagte: „Man darf mit Fug und Recht auch dieses ein Unicum nennen. Ich kenne nichts Reicheres und Besseres in diesem Genre." Die Zeichnungen dazu sind von Wolf Birkner, dem Hofmaler des Herzogs. Nach den noch vorhandenen Rechnungen betrug der Kostenaufwand dafür zwanzigtausend Gulden, eine Summe, die jetzt mindestens den dreifachen Werth haben würde.

Wir rüsteten uns nun zum Besuche der letzten der großen Sammlungen der Veste, der Kupferstichsammlung, indem wir im Voraus — der Abend nahte heran — auf die Beschauung der Münz- und Autographensammlung verzichteten, wie sehr wir auch dies bedauerten, denn auch diese Sammlungen zeichnen sich, wie wir bei allen anderen gesehen haben, durch mit besonderem Glücke erworbene Glanzstücke aus.

Ueber die für Künstler und Gelehrte (Kunsthistoriker, Alterthumsforscher rc.) ohne Zweifel hochwichtige Kupferstichsammlung, eine der bedeutendsten in Deutschland, gab Rothbart uns eine sehr dankenswerthe Belehrung. Nachdem er uns erst durch die drei Säle geführt hatte, von denen einer den Deutschen allein gewidmet ist, der zweite die Niederländer und Franzosen, der dritte die Italiener, Engländer rc. enthält und in welchen diese Kunstschätze in Eichenholzschränken aufbewahrt sind, benutzte er die Verwunderungsfrage eines unserer Künstler, „wie es möglich gewesen sei, daß ein so kleiner Hof so große Kunstreichthümer habe erwerben können," zu folgender Auseinandersetzung.

„Die herzogliche Kupferstichsammlung ist gesammelt von dem Großvater des jetzigen Landesherrn, dem Herzog Franz (starb 1806) in der Zeit, in welcher es im lieben deutschen Vaterlande nur Wenige gab, die auf solche Dinge besonderen Werth legten, und wo leider und besonders in unseren alten Reichsstädten, wie in Nürnberg rc. diese Schätze um ein elendes Stückchen Geld an Juden und sonstige Zwischenhändler im wahren Sinne des Wortes verschleudert wurden. Zum großen Theil sind sie in's Ausland gewandert, denn der heimische Markt hatte keinen Begehr danach. Aus diesem Grunde ist Ihnen nun erklärlich, wie der in seinen Mitteln so sehr beschränkte Herzog Franz im Stande war, eine so werthvolle, zwischen zweihundert- bis zweihundertfünfzigtausend Nummern enthaltende Sammlung Kupferstiche, Holzschnitte und Handzeichnungen zusammenzubringen. Seine Hauptbezugsquelle waren Nürnberg, die alten Patricierhäuser und sein Vermittler dort Frauenholz.

Die Sammlung ist vor zwölf Jahren auf Befehl des Herzogs Ernst des Zweiten hierher auf die Veste gebracht und chronologisch und nach Schulen geordnet aufgestellt. Die Kataloge sind soweit vorgeschritten, daß auf Verlangen jeder Meister sofort vorgelegt werden kann, und Kenner und Liebhaber haben jeden Tag Zutritt zu der Sammlung, können auch auf Wunsch dieselbe zu Studien rc. benutzen. Wegen der dazu nöthigen Erlaubniß wendet man sich an mich.

Am reichhaltigsten vertreten ist die deutsche Schule; sie umfaßt etwa siebenzigtausend Blätter und beginnt mit den Blättern des Meisters E. S. — um 1460. Aber auch die übrigen Schulen, besonders die italienische und französische, sind, wenn auch nicht so zahlreich, so doch in ihren besten Meistern und in guten Abdrücken vertreten. Als besonders bemerkenswerth sind zu bezeichnen Originalkupferplatten von Marco Antonio Reymondi, Agostina Veneziano und J. E. Ridinger.

Für uns Deutsche ist offenbar hier der liebste und werthvollste Schatz bewahrt. Hier ist der fast vollständige Albrecht Dürer! In durchgängig sehr guten, zum Theil vortrefflichen Abdrücken besitzt unsere Sammlung seine derartigen Werke vollständig bis auf etwa zehn Holzschnitte und folgende sechs Kupferstiche: ‚Die Dreieinigkeit', ‚Sanct Hieronymus', ‚Veronica', ‚Das Urtheil des Paris', ‚Der große Courier' und ‚Joachim Patenier'. Im Ganzen enthält die Dürer-Sammlung einhundertsiebenzehn Blätter Kupferstiche, vierhundertsiebenzig Blätter Holzschnitte, darunter ‚Die Eule' als ein Unicum, und eine Anzahl Handzeichnungen, unter letzteren eine Armstudie zu einem Christus am Kreuze und das Brustbild einer Nürnbergerin, beide in Kohle gezeichnet und in natürlicher Größe."

Nicht blos unsere Künstler, auch wir Laien betrachteten mit patriotischer Erhebung diesen deutschen Kunstschatz; trotzalledem konnte Einer die Frage nicht unterdrücken: „Wie hoch möchte sich wohl der Geldwerth dieser großen Kupferstichsammlung belaufen?"

„Darauf," antwortete Rothbart, „muß ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Nur Das kann ich Ihnen sagen, daß diese unsere Dürer allein jetzt nicht unter vierzigtausend Thaler erworben, bei einer Auction aber leicht auf sechszigtausend Thaler gesteigert werden könnten."

Zum Schlusse zeigte uns Rothbart die letzte Erwerbung

dieser Sammlung, ein Geschenk des sächsischen Generalconsuls Gerson in Frankfurt am Main, bestehend in zweihundertundzwölf Handzeichnungen, die in Rom zwischen 1550 und 1555, also zu einer Zeit, wo die antiquarischen Studien dort einen höchst bemerkenswerthen Aufschwung nahmen, entstanden sind und unschätzbaren Werth für die classische Alterthumskunde dadurch erhalten, daß ein nicht geringer Theil der hier dargestellten Monumente seitdem vollständig verschollen ist. Auch von den noch existirenden sind, wie uns diese Zeichnungen belehren, nur sehr wenig noch in demselben Zustande, in dem sie das sechszehnte Jahrhundert kannte. Es wird daraus klar erkennbar, wie unglaublich diese Denkmäler unter den Restaurationen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelitten haben. Eine ausführliche Beschreibung derselben gab Dr. Matz in Göttingen in einem Monatsberichte der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, die deren Werth so hoch stellt, daß sie eine Vervielfältigung dieser Blätter auf ihre Kosten angeordnet hat.

Wir gingen nur noch durch die Räume der Münz- und Autographensammlung, um wenigstens ein Bild ihrer äußeren Anordnung mitzunehmen. Im Vorbeigehen traten wir in den ehemaligen Fürstenstand der Luther-Capelle ein. Das ist der Raum, den in den verhängnißvollsten Tagen seines Glaubenskampfes so oft Luther's Stimme erfüllt hat. Wie klein und schmucklos ist dieses Kirchlein! Und doch spricht aus ihm gerade in diesem Augenblick, wo der vor vierthalbhundert Jahren begonnene Kampf von Neuem und am erbittertsten in Deutschland tobt, sein Geist mahnend und stärkend zu unseren Herzen.

Und nun hinaus in's Freie! Welchen Gang durch die deutsche Geschichte hatten wir auf unserer dreistündigen Wanderung vollbracht! Es war ein Uebermaß von Eindrücken, das uns nicht sogleich zum Genusse der Naturschönheit kommen ließ, die hier von allen Himmelsgegenden aus der Nähe und Ferne uns winkt. Nach kurzer Rast und Erquickung machten wir rasch noch einen Gang um den Wall, um einige beachtenswerthe alte Geschütze der Bärenbastei zu besehen und uns des Rundblicks ins Land zu erfreuen. Letzterer ist oft geschildert und bedarf hier meines Lobes nicht mehr.

Auf der hohen Bastei hatte Barth uns das schönste Plätzchen bewahrt, eine uralte Laube hart vor dem Wirthshause mit dem freien Blicke nach Süden und Osten. Wir erreichten sie noch im rechten Augenblick. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten die Thürme von Banz, die Kirchenfenster von Vierzehnheiligen, die Capelle des Staffelberges und die fernen Berghäupter des Fichtelgebirgs und des näheren Franken-Jura; auf den anmuthigen Itzgrund sank schon die Dämmerung hinab. Auf der Bastei und auf den Terrassen herrschte überall munteres Leben; für uns aber hatte der Tag so reichen Stoff aufgesponnen, daß der Faden der Unterhaltung kein Ende genommen hätte, wenn nicht, wie Alles in der Welt, auch eine Festung endlich geschlossen würde.

Als wir am äußern Burgthor den in der Veste wohnenden Freunden den letzten Handdruck gereicht und im Freien waren, gingen wir, weil wir vom Berg noch nicht lassen konnten, noch einmal um den äußern, parkartigen Wall, und Alle stimmten mir zu, als ich, an meine alte Dichtung von der Veste erinnernd und auf das Land hinabzeigend, sprach: „Ja, es ist und bleibt herrlich, hier

Zu wandeln rings um die Bastei'n,
Zu weilen in den Mauerscharten
Im Hauch der Nacht, im Sternenschein
Umblüht von diesem Wundergarten!"

Pariser Bilder und Geschichten.

Blumen

Von Ludwig Kalisch.

Von Blumen sollte man eigentlich nur in gebundener Rede sprechen; allein unsere Zeit liebt die Verse nicht mehr. Sie betrachtet Alles von dem nationalökonomischen Standpunkte und man beweist ihr nicht leicht eine Wahrheit, wenn man sie nicht in Prosa und durch Zahlen beweist. So will ich denn diese Skizze mit der statistischen Bemerkung einleiten, daß Paris vier große Blumenmärkte besitzt, von denen einer auf dem Quai aux fleurs, am Hôtel Dieu, der zweite auf dem Platze St. Sulpice, vor der Kirche gleichen Namens, der dritte am Chateau d'Eau zwischen dem Boulevard St. Martin und dem Boulevard du Temple und endlich der vierte sich dicht an der Madeleine befindet. Zweimal in der Woche und je an verschiedenen Tagen bieten diese Märkte ihre reizenden Waaren feil, so daß Paris jeden Tag seinen großen Blumenmarkt hat.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß der Culturzustand eines Volkes sich am sichersten nach der Quantität Seife bemessen lasse, die dasselbe verbraucht, und es giebt vielleicht Nationalökonomen, die genau berechnet haben, wie viel Portion Cultur auf einen Centner Windsor- oder Mandelseife kommt. Was aber beweist die Pflege der Blumen für die Civilisation eines Volkes oder einer Stadtbevölkerung? Kann man von der Vorliebe für Harlemer Zwiebeln auf den sittlichen Zustand, auf den Geschmack, auf das poetische Gefühl einer städtischen Bevölkerung schließen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Stadt Paris jährlich viele Millionen Franken für Blumen ausgiebt und daß hier die Blumenzucht sich immer mehr ausbreitet und mit einer wahren Leidenschaft betrieben wird.

Die eingefleischten Pariser, die niemals in das Weichbild der Riesenstadt kommen, die während der schönen Jahreszeit nicht viel mehr als die kränkelnden Bäume auf den Boulevards und im Winter gar nichts grünen sehen, würden am Ende ganz vergessen, daß außerhalb des Festungsgürtels, wo kein Asphalt und Macadam die Mutter Erde deckt, die Natur allerlei Knospen und Blüthen treibt, wenn sie nicht durch ein schüchternes Pflänzchen, das in einem Topfe vor ihrem Fenster vegetirt, daran erinnert würden. Man sieht in Paris selten ein Empfangszimmer, in welchem nicht einige Zierpflanzen prangten oder zu prangen sich bemühten. Diejenigen Pariser aber, die über alles Irdische am meisten erhaben sind, die nämlich im fünften, sechsten oder gar im siebenten Stockwerke wohnen, lieben es besonders, ihre Fenster und Fensterchen mit Pflanzen zu verzieren. Befindet sich, wie dies häufig der Fall ist, vor ihrer Wohnung eine Altane, so verwandeln sie diese in ein hängendes Gärtchen; und wenn sie sich aus dem Zimmer auf dasselbe begeben, glauben sie auf's Land zu gehen. Die Pariser sind auf diese Taschenausgabe der hängenden Gärten nicht weniger stolz, als Semiramis auf die ihrigen war. Keine Classe der Pariser Bevölkerung liebt indessen die Blumen so sehr wie die Grisetten. Man findet selten ein Pariser Nähmädchen, dessen Kammerfensterchen nicht mit einer Zierpflanze geschmückt wäre. Eine Grisette pflegt jeden Morgen ihre Blumen, wie eine Mutter ihre Kleinen pflegt. Sie denkt an die Toilette ihrer Fuchsias früher als an ihre eigene. Sie wäscht und säubert ihnen die staubigen Blätter; sie giebt ihnen zu trinken. Sie freut sich, wenn sie gedeihen; sie ist traurig, wenn sie dieselben verkommen sieht, und trennt sich von dem sauer ersparten Frankenstück, um sie durch neue zu ersetzen. Der Blumenmarkt auf dem Quai aux fleurs im lateinischen Viertel zählt die Grisetten zu den treuesten Kunden, und es ist bekannt, daß in schweren Zeiten, wenn die Arbeit stockt, dieser Markt es sogleich und auf's Empfindlichste spürt.

Außer den erwähnten Blumenmärkten giebt es auch viele Läden, wo zu jeder Jahreszeit die prachtvollsten Blumen vorhanden sind. Man findet dort einen beständigen Vorrath an exotischen Blüthen, die sehr theuer bezahlt werden. In diesen Läden werden auch die großen kunstvollen Sträuße verkauft, von denen ein einziger hundert, ja zweihundert Franken und darüber kostet. Der Umsatz eines solchen Blumengeschäfts ist oft sehr bedeutend, zumal im Winter und während der Faschingszeit. Man braucht in Paris nicht um Blumen, Sträuße und Kränze in Verlegenheit zu sein. Wer von den Trillern einer Prima Donna oder von den Sprüngen einer Tänzerin begeistert ist und ihr ein kostbares Bouquet vor die Füße werfen will, findet in der nächsten Nachbarschaft der Theater eine reiche Auswahl. Es giebt in diesen Blumenläden stets mehr Lorbeerkränze

als Leute, die dieselben verdienen, und mehr vorräthige Myrthenkränze als vorräthige Bräute. In Paris wartet die Waare immer auf den Käufer, und wem Fortuna die Taschen gefüllt, braucht sich kaum einen Wunsch zu versagen, der durch Geld befriedigt werden kann. Der Reiche ist nirgendwo reicher als in Paris, vielleicht aber auch der Arme nirgendwo ärmer. Ein gähnender Abgrund, ja, die gähnenden Pforten der Hölle sind nicht so fürchterlich, so schrecklich, so entsetzlich wie ein gähnender Geldbeutel in Paris.

Es giebt in Paris auch viele Mädchen, die auf den Straßen Blumen feilbieten; doch befinden sich unter ihnen wenige Lilien, unter diesen Mädchen nämlich. Sie bieten, wie auch wohl in Deutschland, ihre Waare gewöhnlich den Herren an, die eine Dame am Arme führen, und sind in der Regel höchst unschüchtern. Auch giebt es ältere Frauen, die in Körben und auf Kippkarren allerlei billige Blumen feilbieten. Wie manche dieser Matronen hat nicht früher die Huldigungen der Löwen des Tages empfangen! Wie manche von ihnen ist nicht täglich von allen Seiten mit den duftigsten und prächtigsten Sträußen überhäuft worden! Aber sie hat den Fehler begangen, alt zu werden, und diesen Fehler verzeiht man in Paris am allerwenigsten. Die Waare, die sie verkauft, erinnert sie beständig daran, welch kurzes Dasein den Blüthen beschert ist.

Ich muß bei dieser Gelegenheit von einem Blumenmädchen sprechen, deren Name sich in gewissen Kreisen einer großen Popularität erfreut. Es ist dies Isabelle, die ausschließlich im Dienste des Jockeyclubs steht und in diesem höchst einträglichen Dienste ihre Zukunft nicht vergißt. Isabelle begleitet seit Jahren jedes Wettrennen mit den holden Kindern der Flora. Sie reicht den Zuschauern und Zuschauerinnen der vornehmen Welt ihre schönen duftigen Sträuße und bewahrt den schönsten und duftigsten für den Sieger, der sich durch ein ansehnliches Geldgeschenk mit ihr abfindet. Am Derby-Tage aber, an dem großen Wettrennen in Chantilly, erhält sie von dem Sieger nicht nur ein höchst erkleckliches Geldgeschenk, sondern auch einen neuen vollständigen Anzug und zwar in den Farben des Siegenden. Diesen Anzug trägt sie dann bei allen Pferderennen bis zum nächsten Derby-Tage, wo sie von einem andern Sieger auf dieselbe Weise wie von dessen Vorgänger belohnt wird. Unter dem zweiten Empire überreichte Isabelle bei den großen Rennen ihre Sträuße dem Kaiser, der Kaiserin und dem glänzenden Gefolge, sowie dem diplomatischen Corps in der kaiserlichen Loge. Ein solcher Renntag war für die Blumenspenderin ein sehr reicher Erntetag. Durch den Sturz des Kaiserreichs haben sich ihre Einkünfte zwar vermindert, indessen sind dieselben noch immer bedeutend genug. Selbst wenn die Saison der Rennen vorüber ist, während der rauhen Jahreszeit, hat sie dennoch ihre täglichen Einnahmen. Sie hält sich beständig im Gebäude des Jockeyclubs auf, bietet den Mitgliedern desselben einen kleinen Strauß oder eine Knospe dar und streicht behaglich die Gratification ein. Isabelle hat bereits das Schwabenalter erreicht oder gar zurückgelegt. Sie war, wie gesagt, auf ihre Zukunft bedacht und könnte sehr bequem von ihren Renten leben. Schon vor mehreren Jahren hat ihr Vermögen einige Frevler verleitet, während der Nacht sie in ihrer Wohnung zu überfallen, um sich ihrer Ersparnisse zu bemächtigen. Isabelle hat sich aber so tapfer gewehrt, daß es ihr gelang, die Uebelthäter den Händen der Justiz zu überliefern. Dieser Muth hat ihre Popularität noch vermehrt, welche sie mit Intelligenz ausbeutet.

Woher kommen aber die Blumen, deren die Weltstadt so viele verbraucht? Sie kommen aus der Umgegend von Paris, wo man ihnen nicht nur im Allgemeinen eine ganz besondere Pflege widmet, sondern auch gewisse Gattungen mit außerordentlicher Sorgfalt hegt. So werden in Brie-Comte-Robert fast ausschließlich Rosen gezogen, und man sieht dort wie in Persien ganze Rosenfelder. Andere Ortschaften wenden den Camelien, wiederum andere den Dahlien ihre Pflege zu. Diese Blumen werden jeden Morgen nach den Pariser Centralhallen gebracht, wo sie in dem „Pavillon des Fleurs" von den Detailhändlern gekauft werden. Die Prachtexemplare sind sehr theuer. Eine schöne Rose kostet zwei Franken, eine Camelie drei Franken, natürlich während der rauhen Jahreszeit; denn sobald der Frühling kommt und überall Blüthen und Blumen hervorzaubert, sinken dieselben sehr im Preise, und die Pariser Blumenläden machen dann nur wenig oder gar keine Geschäfte mehr.

Es versteht sich von selbst, daß die geringere Classe der Bevölkerung nicht im Stande ist, ihrer Blumenliebe große Geldopfer zu bringen. Sie begnügt sich daher mit einigen Veilchen. Die Veilchen werden in Paris bis in den Winter hinein und schon vor dem Beginne des Frühlings feilgeboten. Das Veilchen ist die Lieblingsblume der Pariser Arbeiterclasse.

Die Blumen spielen auch in der Politik eine Rolle; und wenn einst in England die rothe und die weiße Rose, Lancaster und York, in einen langen, blutigen Kampf geriethen, so haben später in Frankreich die Lilie und das Veilchen, das Sinnbild der Unschuld und das Sinnbild der Bescheidenheit, sich ebenfalls auf's Bitterste bekämpft. Jedermann weiß, daß die Lilie das Wappen des alten französischen Herrscherhauses ist; vielleicht wissen aber nur Wenige, warum das bescheidene Veilchen von den Bonapartisten zum Symbol ihrer Partei gewählt worden. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Während der ersten Restauration hegten die Anhänger Napoleon's die Hoffnung, daß der Kaiser, sobald die ersten Veilchen sprießen, die Insel Elba verlassen und nach Frankreich zurückkehren würde. Sie wagten jedoch nicht, diese Hoffnung unumwunden zu äußern, und sie nannten Napoleon nur den „Père la Violette". Unter den vielen Gassenhauern, die damals in den Pariser Theatern und Kaffeehäusern gesungen wurden, befand sich einer, der unter dem Titel „Le Père Violette à Messieurs les chevaliers de l'Eteignoir ou les Prédictions d'un bon Luron" (Vater Violette an die Herren Ritter vom Löschhute, oder die Prophezeiungen eines braven Kerls) besonders populär war. Männer und Frauen fingen nun an, Veilchensträuße zur Schau zu tragen und somit ihre Abneigung gegen die Bourbonen und ihre Anhänglichkeit an den gestürzten Heros öffentlich zu bekunden. Ein besonderer Umstand diente dazu, die Popularität der Veilchen zu vermehren. Mademoiselle Mars, die berühmte Schauspielerin, war eine in der Wolle gefärbte Bonapartistin, und als sie während der ersten Restauration die Rolle der Elmire in Molière's „Tartuffe" gab, trat sie mit einem Veilchenbouquet auf die Bretter. Ein ungeheurer Tumult brach los. Die anwesenden Royalisten verlangten, daß sie als Abbitte für die begangene Dreistigkeit „Vive le roi!" rufe.

„Ich habe gerufen," erwiderte sie.

„Man hat es nicht gehört," schrieen die Royalisten, unter denen sich besonders viele Gardes du Corps befanden.

„Ich behaupte, daß ich gerufen habe," wiederholte die unerschrockene Künstlerin und sagte dann zu ihren Gefährten auf der Bühne: „Laßt uns fortfahren!" Die Aufführung litt keine Unterbrechung mehr. Da es nun in Paris niemals ohne Witz und Wortspiel abgehen kann, so versicherte man, die Künstlerin habe nach dieser Darstellung geäußert: „Die Gardes du Corps haben nichts mit Mars gemein." Kurz, seit jenem Abende wurden die Veilchen das Sinnbild der bonapartistischen Partei, und wir haben gesehen, daß die Bonapartisten, welche am achtzehnten März die Gratulationsreise nach Chislehurst machten, sich vorher mit ungeheuren Veilchensträußen versehen hatten.

Man sagt von den Büchern, daß sie ihr eigenes Schicksal haben; man kann dies von den Blumen, die ihr kurzes Leben in Paris beschließen, mit ebenso großem Rechte behaupten. Die Rose, die heute im Garten des Floristen die Knospe durchbricht, weiß nicht, in welchem Strauße sie morgen prangen, an welchem Busen sie duften und welchen Zwecken sie dienen wird. Die Blumen prangen auf den Tafeln der Reichen; sie erhöhen die Pracht öffentlicher Feste; sie zieren die Wiege; sie schmücken das Grab. Die meisten werden jedoch auf den Altar der Liebe gelegt, und ich meine hier nicht blos die Liebe, welche den bleichen Mond mit verweinten Augen anschmachtet und die Nächte mit lyrischen Seufzern verbringt, sondern auch die antiplatonische. Die Pariser Theater allein consumiren Tausende und aber Tausende der herrlichsten Blumensträuße. Die Herrlichkeit dauert jedoch nicht lange, und die kostbaren Bouquets, die heute aus den Theaterlogen auf die Scene fliegen, werden schon übermorgen aus dem Fenster auf die Straße geschleudert und wandern in die Butte des Lumpensammlers. Man kann nicht schöner leben und nicht erbärmlicher sterben, als diese armen Blumen.

Das Straußflechten ist eine Kunst, die nicht nur erlernt sein will, sondern ohne natürliches Talent, ohne Geschmack und Farbensinn sich gar nicht erlernen läßt. Die Pariser haben es in dieser Kunst zu einer großen Meisterschaft gebracht, und es ist nicht zu verwundern, daß Paris täglich eine bedeutende Menge Sträuße in die Provinzen und selbst in's Ausland versendet.

Da der Cultus der Todten kaum in einer anderen Stadt so lebhaft ist, wie in Paris, so sieht man auf den Pariser Kirchhöfen, und besonders auf dem Père Lachaise die schönsten Sträuße und Kränze. Wie es in Paris viele Magasins de deuil giebt, Läden, in welchen man die Toilette für Trauernde verkauft, so giebt es auch Blumenläden, in welchen Blumen und Kränze zum Schmucke der Gräber verkauft werden, und ich habe in diesen Blättern bereits erwähnt, daß in der Nähe des Père Lachaise sich eine Reihe von Magazinen befindet, wo Blumen aller Art und Immortellenkränze mit eingeflochtenen oder bemalten Inschriften in großer Auswahl auf die Kunden warten. Diese Inschriften künden die verschiedenen Grade der Verwandtschaft an, wie z. B.: **à mon mari! à mon frère! à ma soeur! à ma tante!** Der Käufer sucht sich den Kranz mit der entsprechenden Inschrift aus. Gar manche arme Wittwe, gar manche betrübte Mutter giebt ihren letzten Sou hin, oder trägt ein Kleidungsstück in's Pfandhaus, um am Tage aller Seelen das Grab ihres Gatten oder ihres einzigen Kindes schmücken zu können. Freilich kauft hier auch mancher lachende Erbe, dem der reiche Oheim zu lange gelebt hat, voll innigen Behagens einen Kranz mit der Inschrift: à mon oncle! Es giebt in Paris, und nicht blos in Paris, unzählige Hüte, die sich nach dem schwarzen Flore sehnen. Die innere Trauer hört oft auf, wenn die äußere beginnt. —

Ich komme jetzt von den natürlichen Blumen auf die künstlichen.

Es ist bekannt, daß schon die Alten künstliche Blumen verfertigten; ich glaube indessen nicht, daß die Alten in dieser Kunstindustrie auch nur im entferntesten den Vergleich mit der Pariser ausgehalten hätten, so sehr sie in jeder andern Kunst uns Alle übertreffen. In der Pariser Blumenfabrikation sind nur wenige Männer beschäftigt, und diesen ist blos ein Theil der Arbeit, das Ausschneiden der Blätter, anvertraut, eine Arbeit, die viel körperliche Kraft erfordert.

Die Arbeiterinnen werden in zwei Classen eingetheilt, in die eigentlichen Ouvrières (Arbeiterinnen) und in die sogenannten „Monteuses". Die Ouvrières verfertigen die Blumen auf eine höchst mechanische Weise. Man liefert jeder derselben die einzelnen Bestandtheile, die sie dann zu einer Blume zusammenfügt, etwa wie der Uhrmacher aus den einzelnen ihm gelieferten Theilen eines Gehäuses die Uhr herstellt. Jede Ouvrière ist Specialistin. Die Eine verfertigt ausschließlich Veilchen, die Andere bloß Vergißmeinnicht und wiederum eine Andere nur Dahlien. Eine solche Arbeiterin wird auf's Stück bezahlt und verdient täglich ungefähr zwei Franken. Manchen von ihnen gelingt es, nach jahrelanger Arbeit ein kleines Etablissement zu gründen, in welchem ihre frühere Specialität fortgesetzt wird. Es giebt in Paris viele solcher kleinen Werkstätten, von denen jede nur immer eine und dieselbe Blumenart liefert; ja, es giebt Fabrikanten, die ausschließlich blaue Blumen, andere, die nur weiße Blumen für Communionen und Brautkränze, oder Strohblumen für Grabstätten verfertigen Durch diese Specialität wird eine große Vollkommenheit erwirkt, die sich besonders an der Rose zeigt. Die Rosenfabrikanten die „Rosiers" — bilden wieder gewisse Classen, von denen Einige die feinen Rosen für Kopfschmuck, die Anderen für Kleiderverzierungen herstellen. In keiner anderen Stadt der Welt wird diese Blume so trefflich im Einzelnen und so täuschend im Ganzen nachgeahmt wie in Paris.

Die einzelnen Blumen werden dann der „Monteuse" übergeben, welche dieselben zu Sträußen, Kränzen, Hutverzierungen und Kleidergarnituren zusammensetzt. Die Monteuse kann keine Blumen verfertigen; sie hat diese nur geschmackvoll zu gruppiren. Sie wird nicht nach dem Stück bezahlt, sondern bezieht einen Monatsgehalt. Eine Monteuse, die sich durch feinen Geschmack auszeichnet, gewinnt monatlich zweihundert bis zweihundertfünfzig Franken. Es giebt Pariser Häuser, in denen viele Monteuses beschäftigt sind. Ich habe eine solche Werkstätte gesehen. Dieselbe ist im Besitze eines wackeren Deutschen, dessen liebenswürdiger Zuvorkommenheit ich manche Belehrung über den hier besprochenen Industriezweig verdanke. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken als eine Gruppe junger Mädchen, die mit feinen geübten Fingern die Blumen zu malerischen Sträußen, zu farbenprächtigen Kränzen flechten und winden. Ich wurde an die Geliebte und spätere Gattin unseres großen Dichters erinnert, an Christiane Vulpius, die sich vor ihrer Bekanntschaft mit ihm bekanntlich durch Verfertigen künstlicher Blumen ernährte und die ihn unter Anderm zu den schönen Gedichten „Der neue Pausias" und die „Metamorphose der Pflanzen" begeisterte.

Die Ausfuhr der französischen künstlichen Blumen beläuft sich auf mehr als dreißig Millionen im Jahre. Den meisten Absatz finden dieselben in Amerika, in England und Deutschland. Sonderbar ist es, daß diese unechten Kinder der Flora auch in Südamerika sehr gesucht sind, wo doch die Natur die allerherrlichsten Blumen hervorbringt und den Blüthenschmuck in keiner Jahreszeit ablegt. Die Kunden in den südamerikanischen Ländern verlangen gewöhnlich an den künstlichen Blumen den eigenthümlichen Duft der natürlichen. Die Blätter von jenen werden also mit den entsprechenden Essenzen getränkt, die Blätter der Rose mit Rosenessenz, die Blätter der Nelke mit Nelkenessenz 2c. Ein Verfahren, das, beiläufig gesagt, die Alten auch schon kannten.

Unter den Stoffen, die zur Herstellung der künstlichen Blumen verwendet werden, befindet sich ein eigner Sammt, der, wie ich gehört, in Deutschland in besonderer Güte verfertigt und auch von dort bezogen wird. Von Deutschland werden auch zum großen Theil die Federn bezogen, aus denen man ebenfalls künstliche Blumen herstellt. Diese Federn werden in Paris gefärbt und überhaupt den entsprechenden Zwecken gemäß behandelt. Neben diesen gefärbten Federn verarbeitet man auch die natürlichen buntfarbigen aus den tropischen Ländern.

Es giebt unter den Pariser Blumenfabrikanten mehrere Deutsche. Früher waren sehr viele deutsche Mädchen in den Blumenfabriken beschäftigt. Seit dem jüngsten deutsch-französischen Kriege hat sich dies jedoch sehr geändert, wie denn überhaupt unsere Landsleute jetzt in den Pariser Werkstätten nur wenig vertreten sind. Ich habe vor einer Reihe von Jahren einen unserer Landsleute kennen gelernt, der in der Nähe von Paris eine Lederblumenfabrik besaß. Die fabricirten Blumen unseres Landsmannes waren höchst geschmackvoll, und daß sie sich auch durch seltene Solidität auszeichneten, versteht sich von selbst.

Mehrere Knollengewächse werden ebenfalls als Materialien zu künstlichen Blumen benutzt, die man auf den Pariser Straßen fast täglich sieht. Rosen und Dahlien, aus Kartoffeln, Tulpen und Astern, aus weißen Rüben geschnitzt und naturgemäß gefärbt, finden ihre Käufer unter der ärmeren Volksschichte. Diese Blumen bieten den Vortheil, daß sie erst als Augenweide dienen und dann als Gemüse verspeist werden können. Sie vereinigen das Angenehme mit dem Nützlichen und unterscheiden sich dadurch von einer anderen Gattung künstlicher Blumen, von den rhetorischen Blumen nämlich, die auf den politischen Rednerbühnen fabricirt werden und an denen keines von beiden zu rühmen ist.

In der Bildergalerie.

1. Wie wir die Bilder ansehen.

In einem illustrirten Familienblatte, welches nicht blos durch den todten Buchstaben, sondern auch durch das lebendige Bild auf den Geist zu wirken strebt und häufig gute Holzschnittcopien berühmter Gemälde veröffentlicht, sind ein paar Worte über die schwierige Kunst, Bilder zu betrachten, gewiß nicht am unrechten Orte. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß zum Sehen unendlich viel mehr gehört, als das Oeffnen der Wimpern, daß diese Sinnesthätigkeit eine überaus zusammen-

gesetzte, mit Nachdenken und geistigen Schlüssen unbewußt durchwebte und durchsättigte Arbeit ist, daß in Folge dessen nur die wenigsten Menschen mit einiger Vollendung sehen lernen, daß sich ein Mensch mit geübten Augen von einem Naturkinde so unterscheidet, wie ein beschäftigter Redacteur, der ganze Schriftseiten mit zwei Blicken übersliegt, von einem Abeschützen, der stotternd und mit unzähligen Fehlern seine erste Fibelseite herbetet. Es ist schier unglaublich, was Künstler, Naturkundige, Geometer &c. auf einem Ausfluge Alles sehen, wovon ihre harmlosen Begleiter nicht die Spur wahrnehmen.

Ein Kind lernt — wie der angehende Mikroskopiker zum zweiten Male — nur sehr allmählich die Gegenstände, welche sich auf seiner Augennetzhaut verkehrt abbilden, unterscheiden, ihre Gestalt, Größe und gegenseitige Entfernung richtig beurtheilen; Hand und Mund, das heißt das Tastgefühl derselben, sind dabei seine Lehrmeister. Diejenigen, welche sich nicht in jenen Zustand zurückversetzen können, in welchem sie mit der Hand nach dem blanken Schüsselchen griffen, welches, von der Amme Mond genannt, noch lange neben ihrem Kinderwagen hertrabte, müssen deshalb immer wieder an die seitdem oft wiederholte Erfahrung erinnert werden, welche der englische Chirurg Chiselden im Jahre 1729 bei einer Staaroperation machte. Wie es Locke und einige andere Tiefdenker vorhergesagt hatten, gerieth der vierzehnjährige blindgeborne junge Mann bei der Eröffnung des neuen Sinnes, den er niemals vermißt hatte, in die größte Bestürzung und vermochte die Gegenstände nunmehr sehr viel schlechter zu unterscheiden, als vorher mit der bloßen Hand. Er glaubte, daß alle Gegenstände, die er sah, seine Augen berührten, und daß die nahen und fernen Dinge alle in derselben Ebene unmittelbar vor ihm aneinander gedrängt stünden, und hielt demgemäß die aus der Ferne herankeilenden Menschen für drohend anwachsende Zwerge.

Erst nach mehrmonatlicher angestrengter Uebung brachte er es so weit, den Gesichtssinn mit der tastenden Hand in Einverständniß zu finden, und ging nicht mehr mit ängstlich vorgestreckten Händen, aus Furcht vor den allerseits in seine Augen dringenden Gestalten, auf der Straße umher. Als man ihn in dieser Zeit wieder einmal vor ein Gemälde führte, in welchem er anfangs nichts als eine bunte Klexerei zu erkennen vermocht hatte, begann er nun mit umgekehrtem Erstaunen die Leinwand zu betasten, um sich zu vergewissern, ob das Dargestellte greifbar sei, und frug, da er die Bildfläche eben fand, erschreckt, welcher von beiden Sinnen ihn nun eigentlich betrüge, der neu erschlossene, oder die immer zuverlässig befundene Hand? Einem Kinde, welches das erste Bild zu sehen bekommt, muß es zur Schande des besten Malers unzählige Male wiederholt werden, was es vorstellen soll, und erwachsenen Leuten, die zum ersten Male eine Malerei erblicken, geht es nicht besser. Der Reisende Oldfield versichert wenigstens, daß, als er einem Haufen Australier ihr gut getroffenes und colorirtes Racenportrait vorgeführt habe, der Eine darin ein Schiff, der Andere ein Känguruh &c. erblickt habe; unter zwölf Personen sei keine einzige gewesen, die das Bild in irgend eine Beziehung mit sich selbst gebracht habe.

Aber auch wir hochgebildeten Europäer, die wir seit früher Kindheit mit den Bilderbüchern enge Freundschaft schließen und uns an ihren täglichen Umgang gewöhnen, erblicken selten in einem Bilde Alles, was man darin sehen kann, was uns der Künstler in demselben zeigen wollte. Ich denke hierbei nicht an die verborgenen Ideen beziehungsreicher Compositionen, sondern nur an das Jedem erkennbar Ausgedrückte, nicht an die geheime Spiegelkraft jedes echten Kunstwerkes, gerade so viel Geist zurückzustrahlen, als hineinschaut, sondern nur an Dasjenige, was auf dem Wege zum Auge verloren geht, wenn wir dem Bilde nicht auf die rechte Weise gegenübertreten. Wollte ich mich aber hierüber ausführlich aussprechen, so würde das ein Buch geben; ich muß mich auf ein paar Hauptpunkte beschränken, zu deren Erörterung wir uns zunächst darüber verständigen müssen, welche Hauptunterschiede zwischen dem Eindrucke einer Malerei oder Zeichnung und der Wirklichkeit bestehen.

Der wichtigste Unterschied liegt nun darin, daß sich von den drei Ausdehnungen der Körperwelt wohl zwei, nämlich die Längen- und Höhenumrisse der Gegenstände, genau wie sie sich dem Sinne darstellen, im Bilde wiedergeben lassen, die dritte Dimension hingegen, die Tiefe, auf dem Wege unmittelbarer Darstellung ebenso wenig, wie im einzelnen Netzhautbilde. Wir wissen aus unserem Umgange mit dem Stereoskope, daß diese die Körperlichkeit und Raumausfüllung erst vollendende Tiefenwahrnehmung nur durch das gleichzeitige Erblicken zweier ungleichen Bilder vermittelst unserer beiden Augen zu Stande kommt, namentlich so weit es die Betrachtung naher Gegenstände betrifft. Wer sich darüber noch nicht klar geworden ist, braucht nur vor sich auf den Tisch in die Verlängerung seiner Nasenspitze einen Würfel zu legen und denselben abwechselnd mit dem rechten und linken Auge zu betrachten. Er wird dabei zwei ganz verschiedene Ansichten erhalten, die nur durch zwei ungleiche Zeichnungen, aber nimmermehr durch eine einzige, noch so geschickte Malerei für beide Augen dargestellt werden können, obwohl wir doch sonst mit diesen immer nur ein einfaches Bild sehen. Erhalten wir nun aber in beiden Augen, wie natürlich beim Betrachten eines Gemäldes, genau gleiche Netzhautbilder, so dient dieser Umstand dem Sinnenapparate geradezu als Beweis, daß er keinen wirklich plastischen Gegenstand, sondern eine flächenhafte Darstellung mit blos zwei Ausdehnungen vor sich habe. Der Maler nimmt zu mancherlei Kunstgriffen seine Zuflucht, um uns die dritte im Einzelbilde nicht darstellbare Ausdehnung vorzutäuschen; er übertreibt zu diesem Zwecke die Schlag- und Eigenschatten der Körper, sowie die Wirkung der Luftperspective; er wirkt durch starke Lichtcontraste oder führt ein geschlossenes Licht ein &c., aber dennoch müssen wir ihm auf halbem Wege entgegenkommen, um den Erfolg zu sichern.

Schon Leonardo da Vinci erörterte es ausführlich in seinen Werken, daß ein Gemälde im glücklichsten Falle die Dinge dieser Welt getreu so zeigen kann, wie sie einem Einäugigen erscheinen, und daß deshalb der Beschauer einäugig sein müsse, um es seinem Inhalte nach zu würdigen. Obwohl die Meisten diese Lehre aus ihrem Unterrichte in der Perspective kennen, es sich auch sofort durch das Ansehen des Würfels in's Gedächtniß zurückrufen können, sieht man außer Künstlern doch nur sehr wenige Leute, welche beim Betrachten von Galerien oder Bilderwerken jeder Art von dieser Erfahrung Nutzen ziehen. Während wir beim Betrachten eines plastischen Kunstwerkes sowie eines jeden körperlichen Dinges unsere beiden Augen mit höchstem Nutzen und Genuß beschäftigen, müssen wir vor allem Gemalten das eine derselben schließen, weil seine Mitwirkung nicht nur unnütz, sondern hinderlich ist. Man thut gut, wenn man zugleich durch Anwendung der hohlen Hand den Anblick des störenden Rahmens oder der umgebenden Wand beseitigt, die uns sonst zur Unzeit immer wieder erinnern, daß es nur ein Bild ist, was wir betrachten. Es ist nicht mit wenigen Worten auszudrücken, um wieviel vollkommener ein gutes Bild durch diesen einfachen Handgriff, wenn man so sagen darf, auf uns wirkt. Eine Landschaft vertieft sich zusehends bis zu ihren verschwindenden Horizontlinien; die Figuren stehen frei in derselben und lösen sich von einander; die Verkürzungen werden verständlich und naturwahr, und es ist fast, als ob man mit zwei Augen in ein Stereoskop blickt. Diese Wirkung kommt vielleicht nicht im ersten Augenblicke. Man muß sich erst, wie der landläufige Ausdruck so richtig sagt, in den Anblick vertiefen, aber endlich wird man das Bild genießen, wie es der Maler gesehen haben will und selbst sah. Das gilt nicht nur für Oelgemälde, sondern ebenso für jede Flächendarstellung, für Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien und Zeichnungen, sowie namentlich für Photographien. Natürlich sind nicht alle Bilder gleichmäßig geeignet, den Vortheil dieser Betrachtungsweise augenfällig zu zeigen, am besten eignen sich dazu Ansichten mit in einem weiten Raume frei gruppirten Figuren oder Gebäuden &c.*

Ist freilich die Zeichnung mangelhaft und das Auge geübt, so erscheinen die Sünden des Zeichners gegen die Perspective dem einäugigen Betrachter um so viel deutlicher und greifbarer, als dem mit beiden Augen Dreinschauenden, der sich dadurch seines

* Man betrachte z. B. die Illustrationen der Gartenlaube Nr. 3, (Jahrgang 1873) „In der Partnach-Klamm“, Nr. 7 „Bitte, bitte“, Nr. 9 „Norwegisches Liebespaar“, Nr. 17 „Bastei und Stadtgraben von Nürnberg“ und „Liebespaar“, den Holzschnitt nach Grützner's Gemälde „Löcher im Kirchengut“ in Nr. 43 (besonders brillant), Nr. 44 „Obstplatz in Botzen“, Nr. 3 (1874) „Kirchhof auf dem Oybin“, Nr. 16 „Dorfrichter in Siebenbürgen“, durch die hohle Hand und mit beiden Augen, um den Unterschied zu sehen. Von andern den Meisten zugänglichen Bildern empfehle ich z. B. die Baum-Allee vor Dornröschen's Schloß in Doré's Märchenbuch, die Flucht der Königstochter (Eselshaut) ebendaselbst u. A.

genauen Urtheils über die dritte Ausdehnung begeben hat. Letzterer ist in dem umgekehrten Falle einem Bilde gegenüber, wie der Einäugige in der Körperwelt; es ist bekannt, wie schwer der letztere z. B. einen frei aufgehängten Ring mit einem Stocke zu treffen vermag. Es klingt paradox, daß man mit einem Auge mehr und besser sehen soll, als mit zweien, und doch überzeugt man sich leicht von der Richtigkeit dieser aus der Theorie folgenden Thatsache. Im Grunde erreicht man dabei mehr, als man hoffen durfte, denn eigentlich sollte man mit dem einen Auge nur die Gewißheit ausschließen, daß das Dargestellte flächenhaft in einer bestimmten Entfernung vor uns steht, d. h. bis zur Unentschiedenheit kommen, ob, was wir sehen, gemalt oder körperlich sei. Unsere sodann zur letzteren Ansicht neigende Zuversicht entstammt einestheils den oben erwähnten Uebertreibungen der Schattirung und Lichtabstufung im Bilde und dann dem Umstande, daß wir überzeugt sind, auch mit einem Auge die Körperlichkeit der Dinge erkennen zu können. Vielleicht ist dies in Wirklichkeit nur insofern möglich, als sich das Auge immerfort bewegt und sich dabei überführt, daß die körperlichen Gegenstände dadurch eine geringe Verschiedenheit des Ansehens gewinnen; dies trifft nun beim Bilde nicht zu, wird aber durch das Vorerwähnte aufgehoben, und die Willigkeit des Geistes thut das Uebrige. Die erzielte Wirkung ist also eine mehr negative, die Beförderung einer Illusion durch Ausschluß des Gegenbeweises.

Doch kommen einzelne Nebenumstände derselben zu Hülfe, z. B. das Glänzen spiegelnder Glas- und Wasserflächen, polirter Metall- und Holzgegenstände. Wir haben bekanntlich erst durch neuere Untersuchungen von Dove, Oppel, Helmholtz und anderen Physikern erfahren, daß der Glanz eine von dem zweiäugigen Sehen kaum trennbare psychologische Empfindung ist, die durch eine Art Wettstreit der beiden Netzhautbilder entsteht, wenn gleichartige Stellen derselben hier dunkel und dort hell, oder auch nur verschiedenfarbig erscheinen. Werden glänzende oder spiegelnde Flächen, z. B. das Meer im Abendsonnenlichte, oder Säle mit gebohntem Parquet, blanken Möbeln, Krystallgegenständen 2c. für das Stereoskop doppelt aufgenommen, so bemerkt man trotz des blendenden Glanzeffectes, welchen das Bild im Apparate ergiebt, bei Betrachtung jeder der beiden Hälften für sich (mit zwei Augen) nichts davon, wohl aber, daß der Spiegelschein bei jeder der beiden Aufnahmen eine etwas andere Stellung einnimmt, so daß sich dunklere und hellere Partien bei der stereoskopischen Betrachtung decken müssen. Die Maler wissen es sehr gut, daß sich Glanzeffecte eigentlich durch ein einfaches Bild nicht darstellen lassen; sie pflegen daher auch wohl glänzende Gegenstände, z. B. Perlen, Goldschmuck 2c. pastös, das heißt körperhaft aufzutragen, wodurch in der That der verlangte Effect erzielt werden kann, weil sich nun die gefirnißte Erhöhung selbst als spiegelnder Körper den beiden Augen gegenüber verhält. Dies ist also eine Uebertreibung, die den übertriebenen Eigenschatten 2c. entspricht. Wenn aber der blos flächenhafte Glanzfleck der zweiäugigen Betrachtung gegenüber auch nothwendig stumpf und wirkungslos bleiben muß, so kann er dem einzelnen Auge doch einen vollkommen befriedigenden Effect ergeben, da dieses für sich in Folge seiner Beweglichkeit für die Empfindung von Glanzeffecten nicht ungeeignet ist und durch Ausschließung des andern Auges wie oben des Gegenbeweises überhoben wird. Es wird also alle schroffaufgesetzten Lichter eines Gemäldes, das heißt seine „Glanzstellen“, als solche anerkennen und dadurch die Wirkung des Ganzen entsprechend steigern.

An diese erste Bedingung einäugiger Betrachtung knüpft sich eine zweite, minder wichtige, die Aufsuchung des Punktes, auf welchen das Auge des Malers wie des Betrachters gerichtet angenommen werden, den man den Augenpunkt nennt. Bei Figurenbildern und historischen Compositionen nimmt man in der Regel diesen Punkt als auf der Mitte der Horizontlinie liegend an, und es bedarf dann bei der Betrachtung keiner besonderen Bestimmung. Sorgfältige Maler, welche die physikalischen Gesetze des Sehens näher studirten, haben in diese Richtung die Hauptgruppe ihrer Composition verlegt und sie durch schärfere und eingehendere Detailausführung vor den nebensächlicheren Seitengruppen hervorgehoben, gerade wie wir beim Anblicken einer Sache, die uns interessirt, die Umgebung derselben nur undeutlich wahrnehmen.

Bei weitgeöffneten Landschaften und namentlich bei Architekturbildern pflegt der Maler den Augenpunkt hingegen, um einer gewissen ermüdenden Gleichmäßigkeit der Linienführung zu entgehen, aus dem Centrum auf eine Seite des Bildes zu verlegen, und es ist dann zu einem vollkommenen Genusse des Bildes, namentlich wenn es größere Dimensionen besitzt, sehr nothwendig, dorthin das Auge mit der Hohlhand zu richten. Man findet auf derartigen Bildern diesen Punkt sehr leicht, wenn man sich aus der Lehre von der Linearperspective erinnert, daß in diesem Punkte der Horizontlinie alle Linien der Gebäude, Straßen, Felder 2c. zusammenlaufen, und sich schneiden müssen, die gleichsam auf der Bilderfläche senkrecht stehend, also die Tiefe des Bildes bis zum Horizonte ausdrückend, gedacht werden. Die übrigen Bestimmungen über den Standpunkt des Betrachtenden 2c. sind weniger wesentlich.

Noch muß ich erwähnen, daß man auch durch künstliche Veranstaltungen dahin gelangen kann, einem gewöhnlichen Bilde stereoskopisches Relief zu verleihen. Das einfachste Mittel ist die Verdoppelung der Bilder mit Hülfe eines rechtwinkligen Glasprismas, welches man vor das eine Auge hält, während das andere wie gewöhnlich das Bild betrachtet. Bei photographischen Bildern in Visitenkartenformat ist es noch viel einfacher, zwei derselben, die aber von demselben Negativ copirt sein müssen, nebeneinander in's Stereoskop zu schieben. Ich habe noch nirgends auf diesen Weg zur Vermehrung des Eindrucks z. B. von Familienportraits hingewiesen gefunden und glaube, daß mancher meiner Leser mir für den Wink dankbar sein wird. Von einer wirklichen Verkörperung, wie bei echten Stereoskopaufnahmen, kann natürlich keine Rede sein, jedenfalls aber ist diese Betrachtungsweise von kleinen Photographien weit der üblichen Glaslinsenvorrichtung mit einfachem Bilde vorzuziehen. Copien nach berühmten Gemälden können bei dieser Betrachtungsweise eine Wirkung geben, die außerordentlich bedeutend ist und sogar die einäugige Betrachtung erheblich übersteigt, weil hierbei zugleich eine Lichtvermehrung und Vergrößerung des Bildes stattfindet, während von der einäugigen Methode Helligkeitsverminderung und scheinbare Verkleinerung unzertrennlich sind. Denen, welche sich an dem Genusse classischer Meisterwerke der Malerei erfreuen, kann ich nur rathen, je zwei gleiche Visitenkartencopien derselben zu Pseudo-Stereoskopbildern vereinigt zu betrachten; die Landschaften Claude Lorrain's oder Poussin's, ja selbst Figurenbilder mit perspectivischen Hintergründen, wie z. B. die Madonna im Grünen zu Florenz von Raphael, geben hierbei einen wunderbaren Anblick. Da man das Stück einer solchen Copie heutzutage für ein Spottgeld (einen Silbergroschen) kauft, so läßt sich in dieser Richtung für geringe Kosten leicht eine Sammlung beschaffen, die als Quelle reichen Genusses dient.

Carus Sterne.

In der Heimath des Lamas.

Von **Ernst Mohbach.**

Bis zum heutigen Tage ist das Innere der Länder Südamerikas, welche am stillen Ocean liegen, für den Verkehr auf Fahrstraßen und Eisenbahnen noch verschlossen geblieben. Nur auf dem verhältnißmäßig schmalen Küstenstriche westlich von den Cordilleren sind schon länger größere und kleinere Strecken Eisenbahnen im Betriebe, welche aber, mit wenigen Ausnahmen, zu keiner besonderen Bedeutung gelangt sind.

Vor der Inangriffnahme der Centralpacificbahn in Nordamerika hielt man es sogar für unmöglich, die steilaufstrebenden Rücken der südamerikanischen Küstencordilleren mittelst der modernen Verkehrswege zu überschreiten. Jetzt hält man selbst jenen Felsenwall nicht mehr für unüberwindlich durch die Macht des Dampfes. In Peru ist der Eisenbahnbau mit vollster Energie begonnen worden; das Küstengebiet mit seinen Häfen soll mit

Transport von Kupfererzen durch Lamas auf den Cordilleren. Nach einer Skizze von E. Moßbach, auf Holz übertragen von H. Leutemann.

Digitized by Google

den reichen Hochländern jenseit des Gebirges durch vier Schienenwege verbunden werden, die an Kühnheit und Großartigkeit nicht ihres Gleichen haben, außer, wenn wir die Verschiedenheit der zu Gebote stehenden Mittel in Betracht ziehen, vielleicht die berühmten alten Inkastraßen, durch welche in früherer Zeit schon die gleichen Zwecke und zum Theil auf derselben Linie erstrebt wurden.

Die Kosten sämmtlicher projectirter Bahnen sind auf mehr als vierhundert Millionen Thaler veranschlagt. Die wichtige Bahnstrecke, welche von Lima aus über einen bis zu viertausendsechshundertneunundvierzig Meter aufsteigenden Paß nach Oroya im Xauxathale führen wird, geht unter der Leitung des Bauunternehmers Henry Meiggs schnell ihrer Vollendung entgegen; auf einer südlicheren Strecke keucht schon das Dampfroß von Arequipa über die Cordilleren bis nach Puno am dreitausendachthundertzweiundvierzig Meter hoch liegenden großen und schönen Titicacasee, auf welchem, Dank der Energie der peruanischen Regierung, seit Kurzem zwei tüchtige Dampfboote den Verkehr vermitteln. So ergreift denn die Cultur auch Besitz von jenen bisher fast unzugänglichen Gebieten und bald wird die Locomotive den Reisenden auf glattem Schienenwege von der Meeresküste in wenigen Stunden bis fast zur Montblanc-Höhe emporführen, von den heißen Küstenstrichen in die kalte dünne Luft der hohen Engpässe und nach den Hochebenen und prächtigen Thälern im Herzen jener großartigen Gebirge.

Vorläufig aber müssen wir noch, wenn wir das Innere Bolivias auf dem Wege nach La Paz bereisen wollen, die Bahn von Arica nach Tacna benutzen und uns hier dem Rücken eines Maulthieres oder sicheren Pferdes anvertrauen, oder schon in Arica satteln, wenn wir den zweiten Weg nach Cochabamba einzuschlagen gedenken. Nachdem wir die heiße Sandwüste der Küste passirt haben, reiten wir auf beschwerlichen Wegen über die immergrünen Ausläufer der Cordilleren, durch die Steinklee- (Alfala) und Cacteen-Regionen und erreichen endlich in zwei anstrengenden Tagereisen die berüchtigten Engpässe des Hochgebirges.

An der Küste hatten wir 25 bis 28 Grad Réaumur Wärme; hier oben finden wir eine merklich dünnere Luft und 2 bis 3 Grad Réaumur Kälte. Ein schneidend scharfer Wind macht uns erschauern. Den Neuling befällt hier ein Leiden, das höchst unangenehm, ja gefährlich werden kann, die Bergkrankheit, von der freilich die Gebirgsindianer vollständig frei sind. In Folge der in dieser Höhe außerordentlich verdünnten Luft, in welche der Reisende beim Aufsteigen in verhältnißmäßig so kurzer Zeit gelangt, treten bald Herzklopfen, Ohrensausen, Athembeschwerden und Blutspeien ein, hierzu gesellen sich Uebelkeit, Kopfschmerz und Schwindel und steigern sich oft so, daß Ohnmachten eintreten und der Kranke gänzlich entkräftet und hülflos wird. Auch viele Hausthiere, welche auf jene Höhen gebracht werden, werden von diesem Leiden befallen und erliegen demselben häufig.

Bald gelangen wir auf das Puna-Plateau des Gebirges, den Despoblado, bei dessen Anblick selbst unser Führer, ein kupferbrauner Aymara-Indianer des Hochlandes, freudig in die Hände schlägt und ruft: „Auki tukunjama", „Vater, ich preise Dich." Der Despoblado d. h. „das unbevölkerte Land" breitet sich vor unseren Blicken in einer weiten von kolossalen Schneebergen begrenzten Fläche aus, auf der sanfte Hügel und groteske Trachytwände öfter mit zerrissenen Betten von Gebirgsbächen und kleinen Seen abwechseln. Die Gegend ist nicht monoton, aber es herrscht dort eine Todtenstille, nur unterbrochen vom Sausen des durch das spärliche Gras und Gestrüpp streichenden Windes. Ein Trupp Vicuñas, die vielleicht aus tieferen Zonen verjagt wurden, flieht in der Ferne und verschwindet in einer Bergspalte; dann und wann fliegen kreischend einige Wasservögel von einer Lagune auf. Sonst großartige Einsamkeit ringsum. Da erschallt plötzlich ein Glöckchen, und die Töne einer Flöte dringen in einfacher hübscher Melodie zu unserem Ohre. Wir lauschen — und siehe da, zwischen den Hügeln vor uns tauchen die langen Hälse mehrerer Lamas auf, von denen eines das Glöckchen am Halse trägt. Der Flötenspieler, der Besitzer der Lamas, ein Indianer der Pampa-Hochebene, eilt auf uns zu und küßt unsere Steigbügel mit abgezogenem Hute und dem üblichem Gruße: „Dios aski uru tschuratam" (Gott schenke Dir einen guten Tag), den wir mit „Humarus ukamaraki" (Dir ebenfalls) erwidern. Es ist ein Transportzug von Kupfererzen der fünf Tagereisen entfernten Gruben von Corocoro, aus denen während ihres kaum vierzigjährigem Bestehens schon Millionen von Centnern gewonnen und auf diese Weise nach der Küste des Stillen Oceanes verschickt wurden.

Nach kurzem Halt setzt die Karawane ihren Marsch fort. Die Lamas schreiten mit ihrem eigenthümlichen klagenden Tone an uns vorüber, indem sie uns neugierig betrachten; der zottige Hund, der sie begleitet, zeigt uns die Zähne, unterläßt aber das Bellen, da seine Aufmerksamkeit durch den Geruch des halbverwesten Gerippes eines seiner Last hier unterlegenen Maulthieres von uns abgelenkt wird. Die Frau des Indianers wirft wieder ihre Spindel aus, mit der sie selbst im Gehen geschickt zu spinnen versteht, und der Indianer stimmt wieder seine Weise an, unbekümmert um seinen mächtigen schnellfüßigen Concurrenten, die Locomotive, welche bald mit schrillem Pfeifen die feierliche Stille dieser Hochebene unterbrechen und seinen Thieren die Lasten abnehmen wird.

Es ist ein eigenes Volk, diese Indianer. Mit einer Ausdauer, die für sie sprichwörtlich geworden, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit der Zucht und Dressur der Lamas, und wenn auch erstere keine besondere Geduldsproben beansprucht, letztere fordert diese um so mehr. Das Lama ist von Natur ein störrisches Thier, welches sich nicht sogleich dem Willen des Menschen fügt, am wenigsten aber, wenn es körperlich gezüchtigt wird. Dann sprühen boshafte Blicke aus seinen großen braunen Augen; es stampft mit den Vorderfüßen, schlägt mit großer Kraft und Gewandtheit aus und speit seinem Zuchtmeister einen Speichel in's Gesicht, der Hautflecken und Augenentzündungen verursacht. Ein wüthendes Lama läßt sich eher todtschlagen, als daß es einen Schritt gegen seinen Willen thut. Doch der Indianer weiß mit ihm fertig zu werden; er hat Geduld, viel Geduld, und Dank dieser bringt er es endlich so weit, daß ihm sein Zögling nicht allein gehorcht, sondern sogar große Zuneigung zu ihm gewinnt, die er ihm dann auch bewahrt.

Der Indianer legt dem Lama vor dem vierten Jahre keine Last auf; letztere steigert er auch nur allmählich vom Viertel- bis zum ganzen Centner; eine größere Last bürdet er ihm nicht auf und läßt ihn dieselbe in einem Tage auch höchstens fünf Leguas (vier deutsche Meilen) weit transportiren. Und doch vermögen diese großen starken Thiere, die man freilich nicht mit den verkümmerten Exemplaren unserer zoologischen Gärten vergleichen darf, recht gut das Doppelte zu tragen, wenigstens auf kürzere Entfernungen. Ich selbst habe mir öfter den Spaß vergönnt, Lamas zu reiten. Freiwillig galoppirten sie mit mir, der ich mich keineswegs zu den Leichten rechne, ohne große Anstrengung davon. Man reitet die Lamas (jedoch mehr zur Belustigung) ohne Sattel und ohne Zaum. Ersterer wird durch die dicke Wolle des Rückens zur Genüge ersetzt; als letzterer dienen Hals und Ohren, d. h. man hält sich mit der einen Hand an der Wolle des Nackens fest und versetzt mit der andern kleine Schläge an das rechte oder linke Ohr, je nachdem man das Thier nach links oder rechts dirigiren will. Uebrigens erfordert das Reiten auf dem beweglichen Felle immerhin Geschicklichkeit. Hat man einmal das Gleichgewicht verloren, so kann man ziemlich sicher sein, neben der Bekanntschaft mit der Erde auch noch die eines Schnellschlages zu machen.

Der Indianer verwendet nur die männlichen Lamas zum Lasttragen; die weiblichen dienen ausschließlich zur Fortzucht; selbst Wolle müssen ihm die männlichen unverhältnißmäßig mehr als die weiblichen lassen; sie genießen überdies noch das besondere Vorrecht, ihre eigene Wolle zu Markte zu tragen. Der Indianer lebt in gutem Einverständnisse mit seinen Lamas, die er fast mehr liebt als seine Frau und Kinder. Daß ihm diese Liebe auch erwidert wird, sieht man an der Anhänglichkeit, mit welcher die sonst menschenscheuen Thiere zu ihm halten. Sie lagern, von der Weide zurückgekehrt, um seine Hütte, die dürftige Aeßung wiederkäuend; ohne Stallung oder sonstigen Schutz gegen die in jenen Gegenden oft schnell wechselnde Kälte und Wärme, oder gegen Regen, Schnee, Hagel und Wind, sind sie zufrieden mit den saftlosen Gräsern der Einöde und können, als echte Südamerikaner, Alles ertragen, Alles entbehren. Sie folgen ihrem Herrn als Lastträger auf seinen Märschen über die unfruchtbaren, rauhen Hochebenen, tagelang hungernd und durstend und so das Schicksal ihres Herrn und Gebieters theilend, der sein Leben während jener Märsche auch nur kärglich

mit trockenen Cocablättern fristet. Wenn dieses oder jenes Thier auf den steinigen scharfen Wegen die Hornhaut der Füße durchgelaufen hat, bekommt es allenfalls Sandalen aus Leder, die sich von denen seines Herrn nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kleiner und sorgfältiger angepaßt sind.

Kein Wunder, daß der Indianer bei so wohlfeiler Anlage bald reich wird, zumal er sich den Transport sowohl wie auch die Wolle gut bezahlen läßt und selbst ein höchst einfaches, fast erbärmliches Leben führt. Ja, er verdient gern Geld, obschon er eigentlich keinen Genuß davon hat; denn er vergräbt es in der Absicht, wie man hier allgemein glaubt, es dem Inka zu geben, von dem er hofft, daß er einst wiederkommen und die Indianer vom Joche der fremden Eindringlinge befreien wird.

Aber auch auf die äußere Erscheinung des Lamas giebt der Indianer viel; er liebt die rein schwarzen, weißen und braunen ebenso wie die mit diesen Farben regelmäßig gefleckten. Anders gezeichnete werden geschlachtet und gegessen. Bei den Festen spielen die Lamas keine geringere Rolle als die Glieder seiner Familie. Frau und Kinder flechten ihnen rothe Bänder mit kleinen Quasten in die Wolle und hängen ihnen rothe Troddeln in die Spitzen der Ohren; eine Reinigung ist nicht nöthig, da das Lama als Symbol der Reinlichkeit gelten kann. Die so geschmückten Thiere werden dann von geputzten Indianerknaben bestiegen, welche die Gäste der umliegenden Dörfer und Estancias (kleinen Ansiedelungen) einladen — eine besonders für den Fremden überraschende, anmuthige Erscheinung.

Wir reiten weiter durch die großartige baumlose Landschaft, welche rings von hochaufragenden schneebedeckten Bergriesen eingerahmt wird und in gleichmäßiger Oede sich unter dem reinen Blau des Himmels ausdehnt. Auf ganz ebenen Flächen oder zwischen Hügeln und nacktem Gestein, an Teichen und großen und kleinen Seen vorüber, deren Ränder mit spärlichem Schilf bewachsen sind und von Vögeln umschwärmt werden, führt unser Weg entlang. Ein Condor zieht vielleicht hoch in der Luft seine Kreise über uns und dann und wann erspähen wir ein Vicuña an einer Berglehne und fühlen uns fast verlockt, mit der treuen Büchse im Arm, es zu beschleichen. Aber wir müssen vorwärts eilen. Wir können uns Glück wünschen, wenn uns nicht einer jener furchtbaren Gewitterstürme überfällt, die so oft mit entsetzlicher Wuth über jene kahlen Höhen hintoben und ihre Massen von Schnee und Hagel über den schutzlosen Reisenden entladen, oder wenn uns nicht tagelang ein eisiger Nebel umschließt, in dem wir nur mit großer Mühe unsern Marsch fortsetzen können. Von dem Despoblado steigen wir während einer vollen Tagereise auf tiefer gelegene Flächen, die sogenannten Pampas, hinab, wo uns die Strohhütten verschiedener Indianer-Estancias, umgeben von dickwolligen Alpacas, Lamas und Schafen, mitten in cultivirten Gerste- und Kartoffelfeldern friedlich entgegenblicken, und wo wir fühlen, daß wir wieder unter Menschen sind.

Wer sie aber jemals durchritten hat, jene Hochflächen der Andes, wer sie nach allen Richtungen durchstreift hat, der hat sie lieb gewonnen, der sehnt sich immer wieder zurück nach ihnen; er fühlt sich dort dem Himmel näher und ist mit sich allein in der erhabenen Einsamkeit des Gebirges.

Aus der Briefmappe der Gartenlaube.

Von E. K.

W. in Sttgrt. Die Mittheilungen über die Entstehung Ihres Buches waren für mich von großem Interesse, indeß dürfte Ihre Behauptung, daß derartige literarische oder kritische Schriften nicht zufällig entstehen und nur das Resultat jahrelanger unausgesetzter Studien sein könnten, doch nicht immer zutreffen. Es liegt mir zufällig ein schlagender Beweis des Gegentheils vor. Der erst vor zwei Jahren verstorbene, durch seine politische und literarische Wirksamkeit bekannte Dr. Adolf Ellissen in Göttingen stand seit 1870 mit David Strauß, dem genialen Verfasser des „Leben Jesu“, in lebhafter Correspondenz. Der erste der Strauß'schen Briefe, den ich der Freundlichkeit des Sohnes Ellissen's verdanke, spricht sich über die Entstehung des geistreichen Buches von Strauß: „Voltaire“ sehr offen aus, und Sie mögen daraus ersehen, wie das Werk eigentlich gegen den Willen des Autors und nur gelegentlich entstand. Der Privatbrief enthält übrigens über Strauß's Stimmung, seine Beurtheilung des Publicums ꝛc. so viel des Interessanten, daß eine Veröffentlichung desselben sicher gerechtfertigt ist.

„Darmstadt, den 18. October 1870.

Daß es gerade meine kleine Schrift über Voltaire sein würde, die mir die Freude einer neuen persönlichen Berührung mit Ihnen verschaffen sollte, dachte ich allerdings nicht. Ihre früheren Arbeiten über denselben Gegenstand mochten noch so bekannt geworden sein, sie blieben mir verborgen, da ich selbst erst seit Kurzem mit Voltaire und Voltarianis Bekanntschaft gemacht hatte. Uns von diesen alten Aufklärern zu unterscheiden, war ja für die Leute meiner Richtung eine Art Ehrensache gewesen; idealistisch und begeistert, wie wir waren, fanden wir uns insbesondere von allem, was frivol war oder auch nur schien, abgestoßen, und so kam es, daß ich Voltaire bis vor wenigen Jahren geradezu aus dem Wege gegangen war. An seinem Charles Douze hatte ich zwar, wie üblich, mein Bischen Französisch gelernt; wie ich aber später zu meinem Vergnügen unter Anderem den Candide lesen wollte, konnte ich ihm keinen Geschmack abgewinnen. Da fiel ich im Winter 1867—68, entsinne ich mich recht, mehr Friedrich's als Voltaire's wegen, auf den Briefwechsel dieser beiden Männer. Die Briefe Voltaire's führten mich auf seine Werke, und so ließ ich mir in München, wo ich mich jenen Winter aufhielt, ein Dutzend Bände der trefflichen Beuchold'schen Ausgabe um's andere holen, bis ich alle durchstöbert, alles mir wichtig Erscheinende gelesen hatte. Aber schreiben wollte ich nichts über ihn; ich war damals gegen das deutsche Publicum, dessen Männer nur Zeitungen, dessen Frauen (so schien es mir) nur noch Romane lesen, gründlich verstimmt. Darum excerpirte ich von dem Gelesenen nichts, und zwar nicht nur weil ich kein Buch machen wollte, sondern damit es mir nicht einfallen könnte, es zu wollen. Nun aber kam ich aus dem Lesen nicht mehr heraus. Es zeigte sich, wenn ich den Gegenstand los werden wollte, mußte ich etwas daraus machen. Also mußte ich einen guten Theil der Voltaire'schen Werke noch einmal lesen, diesmal excerpendo. Aber nun schreiben, wieder etwas schreiben, für wen? Für dieses Publicum, von dem ich ein paar Jahre vorher in mein Schreibbuch die Verse eingeschrieben hatte:

Das Publicum ist eine Kuh,
Sie grast und grast nur immerzu;
Kommt eine Blum' ihr vor die Nas',
Sie nimmt sie mit und fragt nicht: was?
Ist ihr wie andres Futter auch,
Beschäftigt das Maul und füllt den Bauch.

Da fiel mir die geistvolle Prinzessin ein, deren Bekanntschaft und, ich darf wohl sagen, Vertrauen ich seit einigen Jahren gewonnen hatte, und für sie schrieb ich nun das Büchlein, ohne mich (außer dem stoffreichen Werke von Desnoiresterres) nach anderen Werken über Voltaire umzusehen, rein nur aus dem Eindrucke heraus, den ich für mich aus dem Studium seiner Werke bekommen hatte. Daher des Büchleins — Vorzüge, wenn es deren hat, und Mängel, deren es sicher sehr viele hat.

Natürlich hat mich nun nachträglich Ihre Schrift „Voltaire als politischer Dichter“ in hohem Grade interessirt; ich finde Ihre Uebersetzungen vortrefflich, treu und doch leicht, wie mit dem Pinsel Ming's* gemalt, Ihren Commentar instructiv und erleuchtend — ich und Meinesgleichen würden uns sehr freuen, das Büchlein in verjüngter Gestalt erscheinen zu sehen; — aber über das Publicum wage ich keine Vorhersagung, da ich mich in meinen Erwartungen von demselben gar zu oft für mich selbst getäuscht habe. Nur eins glaube ich jetzt zu wissen: da wir es nicht unterlassen können (ich meine Schriftsteller wie Sie und ich), ihm zu denken zu geben, so müssen wir dies wenigstens so thun, daß das Publicum sein eigenes Denken nicht gewahr wird; es muß merken, wir erzählen ihm nur oder conversiren mit ihm — so lange hört es uns zu; sowie es entdeckt, daß es denken muß, läuft es davon.

Doch nicht blos über Voltaire's politische Gedichte, auch über unsere jetzigen politischen Verhältnisse wünschte ich Ihre Meinung (die zum Theil wohl schon in Ihrem Büchlein über französische Thronfolger liegt) gelegentlich kennen zu lernen. Wie behagt Ihnen die preußische Annexion? wie macht sich die Stimmung in Hannover? was hoffen oder fürchten Sie von unserer deutschen Zukunft? Diesmal gehört zu den Hoffern

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.“

* Eine Anspielung auf Ellissen's durch Hans Hopfen's Erwiderung bekannt gewordenes Originalgedicht: „Der Pinsel Ming's“.

Kl. in Kbg. Immer und immer wieder das alte Mißtrauen in die Wahrhaftigkeit Andersdenkender. Wo sind denn die Vortheile, die sich dem Manne bieten, den Sie als einen „ehrgeizigen Egoisten“ bezeichnen — wo die Carrièrebahnen, auf denen er in Amt und Würden einlaufen soll? Bekämpfen Sie mit rücksichtsloser Energie die Tendenzen des Parteimannes, wenn sie Ihnen verwerflich und allgemein schädlich erscheinen, aber legen Sie dem Ehrenmanne nicht schmutzige Motive unter, die er nicht kennt und deren Vorhandensein Sie erst noch zu beweisen haben. Karl Vogt in Genf, der auch ein reiches politisches Leben hinter sich hat, schrieb mir vor Jahren einmal sehr richtig:

„Der hat aber jedenfalls Unrecht und großes Unrecht, der seine Abwägung als die allein ehrliche und die des Andern als eine von nicht ehrlichen Motiven bestimmte bezeichnet. Ich sehe unter meinen nächsten und liebsten Freunden ebenso viel tüchtige und überzeugungstreue Menschen auf der einen wie auf der andern Seite, ohne darum glauben zu können, daß die Einen Götter und die Anderen Lumpen sind,“ und ich denke, es wird fast Jedem, der eine etwas längere politische Laufbahn hinter sich hat, ebenso gehen.“

M. in Rof. Auch wir haben H. Oßwald wohl gekannt und in ihm einen treuen Kämpfer der Jahre 1848 u. 49 verehrt. Er war aber nicht, wie Sie vermuthen, aus Braunschweig gebürtig, wo er im Jahre 1848 die „Reichszeitung“ redigirte, sondern aus Würtemberg und bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre Oberlieutenant in einem dortigen Regimente. Dann trat er in die Dienste des Volkes, indem er schriftstellerisch für die Rechte desselben stritt, und griff, als die Feder nicht mehr ausreichte, im Jahre 1849 wieder zum Schwerte. Von der provisorischen Regierung in Baden zum Oberbefehlshaber des die Festung Germersheim beobachtenden Cernirungscorps ernannt, ward er später in dem Gefecht von Durlach verwundet und wanderte nach kurzem Aufenthalte in der Schweiz nach Texas aus, wo er die vielverbreitete und einflußreiche „Texas-Staatszeitung“ gründete, ein Blatt, das in der deutsch-amerikanischen Presse einen hervorragenden Platz einnahm. Noch nicht vierzig Jahre alt, starb er 1859 in San Antonio, von allen Landsleuten wegen seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften und seines trefflichen Charakters viel geliebt und verehrt.

Hoffmann von Fallersleben war es, der damals dem nach Amerika auswandernden Gesinnungsgenossen in einem größern bis jetzt ungedruckten Gedichte einen schönen Abschiedsgruß nachrief, dem wir folgende Verse entnehmen:

> Die Freiheit hat Dich groß gezogen,
> Sie blieb Dir treu, blieb Dir gewogen.
> Sie ward Dein Banner in schlimmen Tagen;
> Du hast Dich tapfer für sie geschlagen.
> Sie wird Dir sein auf allen Wegen
> Dein Wort und Lied, Dein Fluch und Segen.
> Du wirst für sie nur leben und kriegen,
> Mit ihr nur fallen oder siegen.
> Wie unter der Heimath blauem Himmelsbogen,
> So auf des unendlichen Weltmeers grünen Wogen
> Ist sie Dein Trost, Dein Schutz und Wehr,
> Die Freiheit ruft: viel Feind viel Ehr!
> Was willst Du mehr?

Oßwald ruht, wie viele seiner Gesinnungsgenossen, in fremder Erde und hat die von ihm mit so großer Sehnsucht erwartete Auferstehung des deutschen Reiches nicht erlebt. Sein Name aber lebt in dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen fort. Er hat sich ein sicheres Andenken in schwerer Arbeit für das Volk verdient, und das Volk kann wohl eine Zeitlang die Erinnerung an ihre Vorkämpfer durch gewaltige neuere Ereignisse in den Hintergrund drängen — vergessen aber wird es keinen der Wackern aus den glorreichen Jahren der Bewegung, die sich einst für sein Wohl in schwerer Bedrängniß opferten.

M. in M. Vom pädagogischen Standpunkte aus mögen Ihre Angriffe eine Berechtigung haben, im Uebrigen aber schmähen Sie mir die Großmütter nicht! Kennen Sie das reizende Genrebild, auf dem ein kleiner Knabe abgebildet steht, der aus Furcht vor den unausbleiblichen Schlägen weinend auf die Scherben seines Milchtopfes herabsieht und, wie die Unterschrift besagt, von einem mitleidigen Spielcameraden getröstet wird: „Aber Moritz, hast Du denn keine Großmutter?“

Welch ein felsenfester Glaube an die Großmutter und ihre Macht über Alles, was Strafe und Schläge heißt, spricht aus dieser einfachen Kindesfrage! Wer von uns, die wir die sanfte Hand einer Großmama auf dem Lockenkopfe fühlten, erinnert sich nicht mit wehmüthiger Dankbarkeit dieses trauten Familienvermittlers, der für Alles eintrat, wenn ein Gewitter im Anzuge, der das verbotene Lutschen am Finger vertuschte, der stets eine Entschuldigung hatte für zerbrochene Teller oder Fensterscheiben, oder zerrissene Kleider und herausgestotterte Nothlügen? Wer hielt, wenn es mit dem Lernen etwas windig aussah, bei jeder Gelegenheit Magen- oder Kopfschmerzen so bequem bereit, um auf das Mitleid der Eltern zu wirken und den geliebten Enkel vor der drohenden Ruthe hinter dem Spiegel zu schützen? Wessen Arbeitskorb war so gefüllt mit Trost spendenden Biscuitstückchen oder Zuckerstengelchen und Topfkuchen, und wer hatte immer die zum Pferdespiele erforderlichen Leitschnüre, Fußbänkchen und Großmuttersessel bei der Hand, um die Extrapost und den stolzen Kutscher fertig zu machen und sich immer und immer wieder in die improvisirte Kutsche zu setzen und von dem stolzen Enkel fahren zu lassen, Gott weiß wie weit!? Und wer vermochte so niedliche Puppen aus den Abfällen der Nähterin hervorzuzaubern, oder so prächtige Schlitten aus Kartenpapier zu schneiden, oder so niedliche Schiffchen für das Wasser des Springbrunnens oder der Gosse draußen vor dem Hause?

Ach, und wer war es, der zwischen Taglicht und Dunkelwerden so unendlich viele und schöne Geschichten zu erzählen wußte von Rothkäppchen und den Todtenbeinchen mit dem singenden Vogel und von dem schönen Kutscher Hermann mit den weißen Handschuhen und der langen Klatschpeitsche auf dem hohen Kutschenbocke, der Großmutter und Enkelkind hinausfahren sollte auf das Landgut mit den vielen Kühen und Schweinen und den stolzen Pfauhähnen? Wer blieb bei den Kindern immer daheim und war glücklicher dabei als irgend Jemand, wenn Mama und Papa ausgingen, Besuche zu machen oder sich zu amüsiren? Und wer – Gott behüte alle Eltern davor! — wer streckte die kleinen wächsernen Glieder aus für den Sarg, wenn Mama und Papa erblindet von vielem Weinen an dem letzten Ruhebettchen des Lieblings standen und fast vergehen wollten vor Herzeleid? Wer las dann alle die nun nutzlos gewordenen Kleidchen, Schuhchen und Spielzeug zusammen und schaffte sie bei Seite, hinweg aus dem qualvollen Anblicke der schwer geprüften Eltern, bis des Himmels Balsam sich über die wunden Herzen ergossen und sie geheilt hatte? Wer war es?

Schmähen Sie mir die Großmütter nicht!

N. L. in L. Sie sind unzufrieden, verweisen auf „Die zweite Frau“ und beanspruchen mehr Glück in der Liebe, als Sie gefunden. In Ihrem Gatten achten Sie zwar den Ehrenmann, aber Sie vergleichen die glühenden Briefe des Bräutigams mit dem jetzigen ruhigen Wesen des Ehemannes und beschweren sich über Abnahme der Leidenschaft, über kalten Egoismus der Männerwelt. Und sind doch so glücklich, Mutter zu sein! Erlauben Sie, daß ich Ihre Klagen mit den Aussprüchen zweier deutscher Dichter zu beantworten suche. Jean Paul sagt etwas nüchtern, aber jedenfalls richtig: „Wenn das Weib liebt, liebt es in Einem fort — der Mann hat dazwischen zu thun.“ — Und Gustav Freytag fragt in einer seiner erzählenden Dichtungen: „Waren es Deine Thränen oder war es Dein Lachen, womit Du sein Herz umstrickt hast? Ich denke wohl, mit Lächeln begann's und die Thränen folgten; das ist das Schicksal Aller, welche einander lieb haben auf dieser Erde.“

Hoffnungslos! Nach der Versicherung eines Arztes, der Ihren Brief gelesen, sind Sie durchaus nicht hoffnungslos krank und Ihr Leiden ist nicht gefährlich. Aber lesen Sie keine meist von Beutelschneidern über diese Leiden verfaßten Schriften, sondern suchen Sie Arbeit und Zerstreuung und vor Allem wenden Sie sich vertrauensvoll an einen tüchtigen rationellen Arzt.

C. H. in Santa-Rosa (Californien). Lieber Herr, Sie wünschen den „Entwurf einer Weltsprache“ zu schreiben, und weil Sie sich nicht ganz „tactfest“ fühlen, das Werk selbst zu verfassen und ihre „wackelige“ Gesundheit Ihnen auch nicht erlaubt, nach Leipzig zu reisen, so verlangen Sie, daß ein Mitglied der Redaction nach Santa-Rosa kommen und mit Ihnen das „volksthümliche und epochemachende Buch“ schreiben solle. Muß das gleich sein, verehrter Landsmann? Der Omnibus ist eben abgegangen, und es fehlen der Redaction augenblicklich nur noch einige wenige Stunden Zeit, um die kleine Landpartie mitzumachen.

C. M. A. C. Texas. Ihre liebenswürdigen und wahrhaft rührenden Zeilen habe ich der Wittwe unseres Gerstäcker übersandt, und heute bin ich in der Lage, Ihnen — freilich etwas verspätet — Genaueres über die Ruhestätte des Heimgegangenen mitzutheilen. Wenn auch nicht, wie er so sehnlichst wünschte, im Waldesschatten, so ist er auf dem Braunschweiger Friedhofe doch in der Nähe großer Bäume gebettet, aus deren Zweigen mit jedem Frühjahre der Nachtigallensang tönt, den er, wie alles Vogelgeschmetter, so sehr liebte. Ein Ahornbaum beschattet außerdem seinen Hügel. Ein anderer Wunsch dagegen, den er in seiner „Nacht auf dem Kirchhofe von Valparaiso“ in so rührenden Worten aussprach, ist erfüllt — kein kalter unbeweglicher Steinblock deckt die irdischen Reste des Rastlosen. Eingedenk des von ihm ausgesprochenen Protestes: „Die Erde drückt schon schwer genug, wenn wir Abschied von ihr und alledem nehmen mußten, was uns auf ihr, ach! so unendlich lieb und theuer war“, haben Gatten- und Kindespietät die einfache Marmorplatte mit Namen, Geburts- und Sterbetag zu Füßen des von Ephen überwucherten Hügels placirt und die schlanken hohen Rosenstämmchen, die Gerstäcker im Leben selbst noch täglich gepflegt, an die Seitenlängen des Grabes gepflanzt. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß die Ruhestätte des Braven mit Sorgfalt gehütet und gepflegt wird.

Ihnen aber Tausend Dank für die warme Theilnahme, mit der Sie unseres unvergeßlichen Freundes auch heute noch und aus weiter Ferne gedenken!

Kr. in St. (Böhmen.) Sie wünschen von der Redaction die Angabe von Büchern, deren Inhalt auf die Entwickelung wahrhaft-sittlicher Jünglinge wirken und deren Lectüre ihnen einen Stab durch's Leben geben könne. Bücher allein, lieber Herr, bilden noch keinen Charakter, noch keinen guten Menschen. Es ist gewißlich wahr: nichts ist roher als die Unwissenheit und nichts macht den Menschen liebenswürdiger als wahres Wissen, aber Herzensbildung wird nur durch Umgang mit wissenschaftlich hochstehenden und zugleich guten Menschen gefördert. Um Ihren Wunsch annähernd erfüllen zu können, bedarf es indeß vor Allem einer genauen Mittheilung über den Bildungsgrad Ihrer Zöglinge.

Geburtstagsmorgen. (Mit Abbildung, S. 335.) Wozu noch viel der Worte? Unser sprechendes Bild erklärt sich selbst. Das Geburtstagskind liegt noch tief in den Federn. Aber mit dem ersten Sonnenstrahle, da die junge fröhliche Mutter kaum das Geburtstagstischlein geschmückt hatte, hat die Frau Pathe — die prächtige Alte thut's nicht anders — sich aufgemacht, ist durch die stillen Gassen des Dorfes leise daher gekommen — und nun ist sie da, das derbe Pferdchen von Sonneberg oder Nürnberg unter der reinlichen Schürze. Glücklich das Kind, das so eine Pathe hat!

Berichtigungen. In einem kleinen Theile der Auflage unserer Nr. 19 haben sich zwei Druckfehler eingeschlichen. Es ist dort in dem Artikel „Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten“ in der Anmerkung auf Seite 307 nicht zu lesen: Generalintendant von Röder, sondern: Generalintendant von Redern und ferner an allen betreffenden Stellen des Aufsatzes nicht Brenicke, sondern: Warnicke. — Uebrigens gehen uns von mehreren Seiten Mittheilungen zu, welche diesem Artikel tiefer greifende Unrichtigkeiten nachweisen. Wir werden daher in einer der nächsten Nummern noch einmal auf denselben zurückkommen.

Bekanntlich wird die Gartenlaube vier- auch fünfmal gesetzt. Es leuchtet ein, daß in Folge dessen die Chancen für Druckfehler in unserer Zeitschrift verhältnißmäßig größere sind als in solchen Blättern, welche nur einmal gesetzt werden. So ist denn auch in einem sehr kleinen Theil (in etwa fünftausend Exemplaren) der Auflage unserer Nr. 20 ein Setzerfehler übersehen worden, den wir hiermit berichtigen: Es ist nämlich Seite 318 in dem Goethe'schen Gedichte „Der Goldschmiedsgesell“ Strophe 3 statt: „Und feilt und wirbt“ zu lesen: „Und feilscht und wirbt“.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

Nº 22. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Haselnuß.

Eine freundliche Geschichte aus dem Walde.

Es ging dem Frühling entgegen. Draußen im Forste keimte es schon lustig auf, und ein duftiger Harzgeruch strich mit dem Winde durch die Tannenreihen, um die sich das Unterholz gehorsam gruppirte, wie geneigt vor der Majestät der Kraft und Größe. So war es aber nur am Tage. Bei Nacht spukte noch der Winter mit Schneewehen oder kaltem Regengeriesel und rächte sich für die lauen Tageslüfte und die Sonnenstrahlen, die hurtigen Spinnen gleich in den Tannenalleen umhergehuscht waren, ein Netz von Licht auf dem Moosboden webend. Stürmisch und fröstelnd war es auch in der Nacht, in der diese Geschichte beginnt.

Um das Forsthaus, das eine Viertelstunde von dem Dorfe Ebensee sich so reinlich und weiß hineingebettet hatte in den grünen Forst, wie eine Glasperle in das Moos, pfiff der Wind, und die Schatten der Haselnußstauden, die das weiße Gebäude umkränzten, nickten gespensterhaft hinein in die braungetäfelte Stube, in der die Lampe so friedlich brannte und der Ofen so freundliche Wärme spendete.

Der Förster Waldraff war drüben in Ebensee in der „Blauen Ente“ und trank seinen Abendschoppen. In der braunen Stube waren nur seine beiden Kinder Ellen und Felix. Der kleine, etwa achtjährige Felix lag auf dem Sopha und zog das Deckbett, das ihm Ellen gebracht, wie frierend über sich her. Er fieberte, und sein hübsches, kleines Gesicht brannte, während die Glieder froren. Der kleine, eigensinnige Knirps wollte nicht zu Bette, bis Papa käme, obwohl ihm Schwester Ellen aus mehr als zwanzig Gründen, die sie an den schlanken Fingern abzählte, die Nothwendigkeit des Schlafes demonstrirte.

Ellen war etwa zwanzig Jahre alt, hoch und schlank, biegsam wie eine Weide und sanft wie eine Taube; das hörte man schon an der Stimme, die so süß und beschwichtigend reden konnte. Ihr Haar war blond und ihr Auge blauschwarz, wie die Einbeere. Es lag viel Seele darin, und heute war es wie feucht verklärt, als habe sie einen Kummer und möchte lieber weinen als lachen. Sie setzte sich jetzt an ein kleines Piano, das vor dem Spiegel stand, von dem zwei riesige Hirschgeweihe herabdrohten, sang mit ihrer zarten Altstimme zu dem sanften Tone des Instrumentes ein altes Schlummerliedchen und wiederholte mit eindringlich mahnender Stimme:

„Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du,
Schließe die blauen Guckäugelein zu!“

Aber die blauen Guckäugelein wollten sich eben nicht schließen, obwohl Ellen jetzt mit ihrer feinen weißen Hand darüber hin strich und eine ihrer schweren Flechten, die sich gelöst, wie ein Windhauch die heißen Wangen des Kindes kühlte.

Auf einmal sagte das Mädchen, ganz in sich verloren, indem ihre schönen Augen das Fenster suchten:

„Wenn nur Felix nicht kommt. Es ist gar so stürmisch.“

„Ich bin ja schon da, lieb Schwesterchen,“ sagte der Kleine erstaunt. „Träumst Du? Sieh, wie die Haselstauden herein nicken! Das ist schaurig, und — hu, ein Geist!“ schrie er auf einmal auf und preßte zitternd die Hand der Schwester, während seine glühenden Augen entsetzt an dem Fenster hingen, um das die Haselstauden wogten.

„Ein Geist?“ fragte Ellen zitternd, und suchte verwirrt den Boden mit den schönen Augen. „Du phantasirst, Felix. Schlafe doch, bis Papa kommt!“

„Ich sag' Dir, ein Geist,“ behauptete der Kleine fest, „ich habe ihn deutlich gesehen; er hat sein Gesicht ganz an das Fenster gedrückt, und aus dem Gesichte sahen zwei große glühende Augen schrecklich nach Dir her.“

„Nach mir?“ forschte Ellen.

„Nach Dir — gieb Acht, er kommt noch einmal. Du hast gewiß noch nicht zu Nacht gebetet. Wenn er Dir nur nichts thut! O, er ist so schrecklich und hat einen so langen Bart.“ Und der Kleine spannte seine Arme aus, so weit er konnte.

Ellen mußte lächeln.

„Geister haben wohl keinen Bart,“ meinte sie. „Du hast jedenfalls geträumt. Schlafe jetzt — dann paßt das Träumen.“

Und der Knabe schloß wirklich die Augen und athmete bald tief und schwer. Er schlief.

Ellen schlich nun leise an's Fenster. Sie schien keine Gespensterfurcht zu kennen, denn sie öffnete es, trotz des kalten Luftzuges, der straußfröhlich seinen Kampf mit dem Lampenlichte begann und daran zerrte, daß es ängstlich zitterte. Es war ja so schwach.

Das Mädchen hatte freilich nicht bemerkt, daß der kalte Luftzug auch den Knaben geweckt hatte, der nun mit weit offenen Augen nach dem Fenster starrte und während der folgenden Scene still und wie gebannt von Entsetzen verharrte. Und es war eigentlich gar nicht entsetzlich, was sich dort am Fenster begab. Aus den Haselstauden trat eine dunkle Gestalt und naherte sich schnell dem Fenster. Der Knabe sah nur einen Augenblick den langen Bart — es war also der Geist.

Der Geist aber faßte nach der Hand Ellen's und fing an, sie heftig zu küssen. Dann, als er die weichen Haare an seiner

Digitized by Google

Wange fühlte, suchte er nach den frischen Lippen und trank sich dort fest wie ein stiller Zecher. Und Ellen fürchtete sich gar nicht, was dem Knaben schrecklich vorkam. Ja, sie begann sogar mit dem Geiste zu reden.

„Wie kalt Du bist,“ hörte der kleine Kranke sie sagen, „und bei diesem Wetter kommst Du aus dem Dorfe zu mir heraus, und es ist doch schon mehr als elf Uhr.“

„Die Geisterstunde,“ murmelte der kleine Felix, „er wird vom Dorfkirchhofe kommen. O Gott!“

„Alles um Dich, geliebte Ellen,“ sagte der Geist mit dem langen Barte. „Aber darf ich nicht ein wenig hinein in die warme Stube? Mich friert; nur meine Lippen sind warm von Deinen Küssen.“

„Pst!“ warnte Ellen, „der Kleine liegt dort auf dem Sopha; ich habe ihn nicht zu Bett bringen können, aber gottlob, er schläft wenigstens und ich kann doch wieder einmal eine Minute bei Dir sein, lieber Felix, eine Minute nur, denn Papa wird bald kommen.“

„O, er sitzt noch fest in der ‚Blauen Ente‘; ich bin eben erst noch dort gewesen,“ sagte heiter der Geist, der Felix hieß.

„Er ist also unsichtbar,“ calculirte der Knabe, „sonst müßte man ihn in der ‚Blauen Ente‘ gesehen haben. Und Felix heißt er — das ist schrecklich.“ Er schloß die Augen und zog die Decke über die Ohren, um nichts mehr zu hören.

„Es kann nicht gut enden, Felix,“ sagte Ellen, „wenn der Vater von unserer Liebe erfährt. Du bist nur ein armer Unterlehrer, und er ist so stolz und hat mich, wie Du weißt, einem Andern versprochen; sein Wort hält er, und wenn er mehr als ein Herz damit bräche.“

„Wir sind jung, Ellen, und können warten,“ erwiderte der Geist leichthin. „Wenn er sieht, daß Du lieber eine alte Jungfer wirst, als daß Du Dein Herz um Geld verkaufst, wird er nachgeben. Und noch etwas — der Schuldienst in Ebensee ist vacant, weil der alte Lehrer sich pensioniren läßt; ich werde um ihn anhalten.“

„Das wäre etwas, aber nicht viel,“ war Ellen's Antwort. „Und dann ist es auch so ungewiß. Der alte Baron Bisam hat das Patronatsrecht, und der ist mehr als kindisch, denn er mag fast hundert Jahre alt sein. Er lebt in nichts als in seiner Münzsammlung, und ich glaube, wer ihm eine alte Münze bringt, die er noch nicht hat, der erhält den Dienst —“

„Und wenn er Bileam's Esel wäre,“ meinte der Geist, der um einen Schuldienst anhalten wollte. „Immerhin! Ich werde es thun; ich verlasse mich auf meinen Mutterwitz, und mit dem alten Herrn wird sich doch auch reden lassen.“

„Etwas Gutes mag es freilich haben,“ meinte Ellen, „wenn Du den Dienst erhältst; man kann Dich dann doch nicht nach Belieben versetzen, und Du kannst bei mir bleiben.“ Sie preßte den Geist fest an sich und drückte ihr Gesichtchen in den langen schwarzen Bart. Es war ja so kühl draußen.

„Ja — kommt Zeit, kommt Rath,“ erwiderte mit der Logik der Liebe der Geist. „Noch etwas jetzt, Ellen. Sehen wir uns bald wieder in der alten Waldkirche drüben?“

„Bald, aber wann, weiß ich noch nicht,“ gab das Mädchen zurück; „Du wirst es an der Zahl der Rosen erkennen, die ich am Sonntage an der Brust trage. Mein Vater schilt immer, daß ich unsere Topfrosen so schrecklich plündere — o, wenn er die Wahrheit ahnte! Wenn er wüßte, daß der Mann, der mir Clavierstunden gab, mehr mit wegnahm als das Honorar! Es ist eine Sünde von mir, und ich bin so schwach.“

„Drum bist Du ein Weib geworden,“ tröstete der Geist, der früher Clavierstunden gegeben hatte. „Noch eins,“ fügte er bei, „ehe ich gehe. Heute habe ich die erste Schlüsselblume gefunden, da ist sie. Und einen Vers habe ich auch dazu gemacht, für Dich und mich.“ Er sagte heiter, indem er die Blume an Ellen's Brust befestigte:

„Diesen Schlüssel will ich stecken
An Dein Herz, das freudenwarme,
Und es dann voll Kraft bedecken
Mit der Klammer meiner Arme.“

Und er that, wie er gesagt, umklammerte die zarte Gestalt und löste die Klammern nicht eher, als bis er in der Ferne einen Hund anschlagen hörte. Jetzt gab es ein schnelles Trennen. Der Geist verschwand, wie weggehaucht, unter den Haselstauden, und Ellen schloß das Fenster. Gleich darauf trat der Förster ein und hing die Flinte an das Hirschgeweih, das über dem Sopha angeheftet war.

„Ich habe lang warten lassen,“ begann er, „es ist aber auch ein Hundewetter und der Wein war gut. Dann ist auch noch der alte Baron Bisam heruntergekommen und hat eine ewige Geschichte von seinen Münzen erzählt. Und man muß ihn doch anhören. Wie geht es denn dem kleinen Schlingel da?“ fuhr er fort, während Ellen sich in den Schatten vergrub, der in der Tischecke herrschte. Waldraff beugte sich über den Knaben, der schweißgebadet unter der Decke lag und die kleinen Hände zitternd um die großen des Vaters schlang.

„O Papa,“ konnte er nur sagen; dann fing er zu weinen an.

„Es ist schlimmer mit dem armen Felix,“ meinte der Förster und sah besorgt in die großen Pupillen des Kleinen. „Ich will Dich hinaustragen — aber weine nur nicht! Thut Dir etwas weh, liebes Herz?“

Der Knabe richtete sich auf und sagte dann hastig:

„O Papa, Ellen muß sterben.“

„Sterben? — warum sterben?“

„Sie hat einen Geist geküßt.“

Ellen stieß einen leisen Schrei aus; sie wollte vorspringen und ihre Hand auf den Mund des Schwätzers legen. Aber der Förster sagte beschwichtigend zu ihr:

„Er phantasirt; wir müssen morgen zum Arzt schicken.“

„Was heißt phantasiren, Papa?“ fragte hartnäckig der Knabe.

„Das heißt im Traume reden von Dingen, die gar nicht sind, oder verkehrt reden,“ erläuterte der Förster, dem eben keine bessere Erklärung bei der Hand war und der eine genauere auch nicht für nöthig hielt.

„Aber ich habe ja nicht geträumt und träume auch jetzt nicht,“ sagte eigensinnig der Knirps. „Ich bin wach gewesen. Dort am Fenster sind sie beieinander gewesen, Ellen und der Geist, und haben sich geküßt, o, so oft, es war schrecklich. Der Geist hat einen langen Bart und heißt Felix, wie ich. Er hat gesagt, er sei auch in der ‚Blauen Ente‘ gewesen und habe Dich gesehn. O, ich hab' es wohl verstanden, dann aber habe ich die Decke über die Ohren gezogen. Es ist so schrecklich, und Ellen muß gewiß sterben.“

Die Genannte verhüllte das Gesicht, und Todesangst durchzitterte ihr Herz.

Der Förster hatte sich stumm erhoben, trat auf sie zu und zog sie in das Licht der Lampe. Er sah in ein todtenbleiches Gesicht mit scheuen Augen, und die Hand, die er hielt, zitterte wie draußen die Zweige der Haselstauden.

„Rede!“ donnerte er sie an und die Enden seines weißen Schnurrbarts zitterten.

Aber die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie konnte nicht reden. „Hat Dir der Geist die Blume da gegeben?“ fragte mit zornigem Hohne der Förster, „ich habe sie vorher im Knopfloche eines Menschen gesehen. Rede!“ donnerte er noch lauter.

Und der Donner fand endlich ein schwaches Echo.

„O Vater, zürnt nicht zu sehr! Ich will ja Alles gestehen,“ sagte Ellen mit bebenden Lippen. „Es ist der Felix gewesen. Es war in allen Ehren — und — und wir lieben uns und können uns nicht lassen.“

„Ich kenne den Felix,“ knurrte der Alte, „Du brauchst nicht weiter zu reden.“ Er schleuderte die Hand seiner Tochter hinweg und durchmaß die Stube mit mächtigen Schritten. Er kämpfte schwer mit sich, sonst wäre wohl die sehnige Faust auf das blonde Haar seiner Tochter niedergefallen, die jetzt mit gefalteten Händen im Lichte der Lampe stand — eine büßende Magdalena.

„Du weißt,“ grollte jetzt Waldraff dumpf, „daß ich Dich mit meinem Manneswort dem jungen Leon Eiler versprochen habe, seinem Vater eigentlich, aber das ist dasselbe. Geh' zu Bett!“ fuhr er dann auf einmal auf. „Hinter dem Rücken des Vaters sich an einen jungen Menschen wegwerfen, ohne Amt, ohne Vermögen, heimlich, einem gegebenen Worte entgegen! Und das ist meine Tochter! Geh' zum — geh' zu Bett!“ verbesserte er sich.

Digitized by Google

Ellen ging stumm mit schwankenden Schritten; sie konnte nicht mehr gute Nacht sagen.

Als der Vater den kleinen Felix, der wie Espenlaub zitterte, hinaustrug in die Kammer, sagte dieser mit Thränen in den Augen: „Du wirst sehen, Papa, Ellen muß sterben."

Der Baron Bisam hauste fast wie ein Einsiedler in dem alten verwitterten Schlosse Ebensee. Er hatte Niemanden bei sich als eine taube Haushälterin und einen uralten Diener, der seinem Herrn im Alter wenig nachstand und ebenso kindisch war wie der gnädige Herr, den unser Herrgott vergessen hatte von der Welt abzurufen. Der Verwalter wohnte im Dorfe und führte Rechnung für seinen Herrn, der reiche Forsten und viele hundert Morgen Felder besaß. Er selbst kümmerte sich um nichts mehr auf der Welt als um seine Münzsammlung, für die er sein altes Leben gelassen hätte, wenn sie mit ihm gegangen wäre in's Jenseits. Im Sammeln alter Münzen war der Alte von Ebensee unermüdlich und seine Gedanken drehten sich nur um diese seine Welt. Es hatte sich in seinem Gehirne eine Art Manie festgesetzt, die den Mittelpunkt seiner geistigen Thätigkeit schon seit langen Jahren bildete. Er wußte nicht mehr, wie alt er war. „Fast hundert," sagte er, wenn man ihn fragte.

An dem verrosteten Klingelzuge am Schlosse zog, einige Tage nach den eben erzählten Begebenheiten, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der einen langen schwarzen Bart trug. In seinen braunen Augen blitzte froher Muth, und ein etwas schwärmerischer Zug um den Mund ließ ihn jünger erscheinen, als er war.

Der uralte Diener öffnete und fragte mit einem faden Lächeln nach seinem Begehr.

„Ich wünsche den Herrn Baron Bisam zu sprechen," erklärte bescheiden der Ankömmling.

„Droben bei seinen Kindern," sagte der Alte mit einem schlau sein- sollenden Lächeln, indem er mit den beiden Zeigefingern eine kreisrunde Bewegung machte. „Frau Mike wird Sie hinaufführen." Dann fügte er noch leise hinzu:

„Haben Sie einen?"

„Was für einen?"

„Einen Nero?"

„Ist mir unverständlich."

„Wird schon werden. Gehen Sie nur!"

Frau Mike, eine uralte Person mit schneeweißen Haaren, führte unsern Geist, denn er war es, die alte Eichentreppe hinauf und suchte in seinen Zügen zu lesen, was ihn wohl herführe.

Felix redete sie freundlich an, indem er sie auf die Schulter tippte und sagte:

„Es geht eben etwas langsam im Alter, gute Frau."

„Ein neues Kleid, meinen Sie?" antwortete sie mitleidig lächelnd. „Es ist wenigstens seine vierzig Jahre alt." Sie hatte aus seiner Handbewegung die Frage nach dem Alter ihres Kleides geschlossen.

Er rief ihr jetzt laut in das Ohr: „Können oder wollen Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen bei dem gnädigen Herrn? Ich bin ein Bewerber um den Schuldienst in Ebensee."

„Ein Gerber sind Sie aus Ebensee?" war die erstaunte Antwort. „Dann müssen Sie wohl noch nicht lange in das Dorf gezogen sein; mir ist nichts von Ihnen bekannt. Nimmt mich Wunder, was Sie bei dem Baron wollen. Haben Sie vielleicht in einer Lohgrube Münzen gefunden?"

„Nein," sagte er lachend und schüttelte den Kopf.

„Dann haben Sie einen ‚Metzgergang' gemacht," meinte die Alte mitleidig.

„Einen Metzgergang als Gerber?" murmelte Felix leise und klopfte an die bezeichnete Thüre.

„Herein!" schnarrte eine unangenehme Fistel.

Der Unterlehrer von Ebensee befand sich in einem hohen gewölbten Gemach mit zwei Fensterstöcken, durch deren bleiumrahmte kleine Fenster das Morgenlicht fiel. Der Baron, ein gebücktes Männchen mit einem weißen Haarkranz unter dem schwarzen Hauskäppchen, schlittete in ungeheueren Filzschuhen in dem Gemache auf und ab und warf die Schöße seines Schlafrockes immer wie fröstelnd übereinander. Von Zeit zu Zeit blieb er vor einem riesigen Secretäre stehen, in dem eine Unmasse kleiner Fächer sich befand, so daß er mit seinen Aufschriften auf Porcellan fast einem Arzneikasten glich.

Er schien den Eingetretenen schon wieder vergessen zu haben, denn er murmelte unverständliche Worte vor sich hin, und sein wasserfarbenes Auge streifte den Besuch so kalt, als ob er ein Luftgebilde wäre, durch das er hindurchsähe. Endlich schien er sich zu finden und schnarrte:

„Wie heißen Sie?"

„Felix, gnädiger Herr," war die Antwort.

„Felix — der Glückliche," murmelte der alte Baron und schien an diesen Namen eine lange Reihe von Gedanken zu knüpfen, denn er schlittete wieder emsig murmelnd auf und ab.

„Wie noch?" fragte er endlich. „Den Geschlechtsnamen meine ich."

„Kaiser, Herr Baron."

„Kaiser? Kaiser Nero?" entfuhr hastig den Lippen des Alten. Doch besann er sich gleich wieder und sagte wie entschuldigend: „Ich muß immer an ihn denken. Aber —" und er trat eilfertig näher — „haben Sie vielleicht einen?"

„Was für ‚einen'?" fragte Felix erstaunt, wie vorher unten am Schloßthore.

„Einen Nero meine ich, haben Sie keinen Nero?" fragte der Baron ungeduldig.

Felix vermochte die Frage nicht zu fassen. Dann glaubte er endlich den Sinn derselben zu verstehen und sagte bescheiden:

„Der kärgliche Gehalt eines Unterlehrers erlaubt den Luxus eines Hundes nicht."

Mit kindischem Erstaunen betrachtete ihn der alte Baron von oben bis unten und schien nicht zu begreifen, wie man mit einem solch langen Barte so einfältig sein könnte.

„Einen K a i s e r Nero meine ich," erklärte er endlich.

„Ich habe noch nicht die Ehre, die Frage des gnädigen Herrn zu begreifen."

„Nun, so will ich sehr deutlich sein," sagte der Alte wichtig. „Ich suche schon viele Jahre nach einem Goldstücke aus der Zeit und mit dem Bildnisse des Kaisers Nero. Es gehört zur Vervollständigung meiner Sammlung, und ich habe keine Ruhe, bis ich einen Nero habe."

„Nero, Nero," schnarrte auf einmal eine sonderbare Stimme aus der Ecke des Gemachs, so daß Felix erstaunt herumfuhr.

Er mußte unwillkürlich lachen, als er eine Dohle herbeihüpfen sah, die unermüdlich „Nero, Nero!" knarrte und die scharfen Augen auf die glänzenden Stiefeln des Besuchers richtete, um diese gleich nachher mit ihrem Schnabel zu bearbeiten.

„Mein kleiner Nero," sagte kindisch lächelnd der Baron und ließ die Dohle eine Krume Brod von seinen Lippen nehmen. „Sie erinnert mich immer an das, was mir fehlt." Dann schlittete er, mit der Dohle auf der Hand, wieder auf und ab und sagte wie zu sich selber: „Ja, der Graf Hinko drüben auf Hackenburg, der hat einen herrlichen Nero, und ich soll ihn erben, wenn er stirbt. Aber er ist fast dreißig Jahre jünger als ich — und ich bin fast hundert," sagte er mit weinerlicher Stimme. — „Ja, was wollen Sie denn," wandte er sich endlich wieder an Felix, den er eine Zeitlang vergessen hatte, „wenn Sie keinen Nero haben?"

Dem Bewerber war es ziemlich schwül und unheimlich zu Muthe hier, in diesem engen Gemache bei dem kindischen Alten und seiner boshaften Dohle. Doch wagte er einen Anlauf und sagte laut: „Ich bin gegenwärtig Unterlehrer in Ebensee, wie der gnädige Herr wohl wissen, und da der Schuldienst erledigt ist, bitte ich geziemend, der gnädige Herr Baron möchte ihn mir kraft seiner Patronatsgerechtigkeit übertragen. Hier ist meine Supplik mit den nöthigen Zeugnissen." Er zog ein Paket aus der Rocktasche und überreichte es dem Patronatsherrn, der es mit einer wichtigen Miene entgegennahm und dann kurz sagte:

„So? Richtig. Wie alt sind Sie denn?"

„Dreißig Jahre, gnädiger Herr."

„Ein halbes Kind noch," murmelte der Alte und betrachtete dann wie erstaunt den langen schwarzen Bart. „Haben Sie gar nichts mitgebracht?" forschte er weiter.

„Ich besitze nichts als meinen guten Namen und sehr gute Zeugnisse. Belieben der Herr Baron nur zu lesen!"

„Hm, das ist ungeschickt," sagte der Alte mitleidig. „Es sind schon drei Bewerber hier gewesen, und jeder hat mir ein interessantes Stück gebracht." Er riß einige der Schubladen auf und nahm aus einem Sammetetui eine dreieckige Münze. „Sehen Sie, das ist ein seltenes Stück; der hat Aussichten, gegründete Aussichten. Aber," fügte er hinzu, „Sie gefallen mir. Bringen Sie mir einen Nero, dann sollen Sie den Dienst haben!" Er schlittete wieder weiter und rieb seine alten runzeligen Hände.

„Das ist sehr schwer, Herr Baron," wagte Felix einzuwerfen. „Dürfte es nicht ohnedem gehen? Offen gestanden, ich habe mein Herz an ein holdes Mädchen verloren, und — ich denke, wenn ich den Dienst nicht erhalte, so sind Herz und Dienst und Mädchen zugleich verloren."

Er konnte den Humor selbst jetzt nicht lassen und erwartete die Wirkung seiner Argumente.

„Hm, hm, gerade da fällt mir ein," sagte wichtig der Alte, „der Förster war neulich bei mir und meinte, man solle darauf hinwirken, daß der Unterlehrer von Ebensee versetzt werde. Hm, hm, wissen Sie auch, warum?"

Felix erbleichte, erwiderte aber nichts.

„Die Ellen, die schöne Ellen!" kicherte der Baron. „Ich begreife es, erinnere mich auch — — in den Haselstauden im Herbste, . . . nicht wahr? hm, hm!"

„Ja, da haben wir Nüsse gesucht, Herr Baron," versicherte Felix mit möglichster Unbefangenheit.

„Nüsse und Küsse, hab's wohl gesehen," krächzte der Alte und schlittete weiter. „Nun, junges Blut, kann mir gleich sein; aber dem Förster ist es nicht gleich," fuhr er fort.

„Nero, Nero!" krächzte die Dohle aus ihrem Winkel und kollerte einen goldenen Ring über die Diele, den ihr der Baron zum Spielen gegeben hatte.

„Ja, ja, Wütherich, gut gemacht, gut gesagt, kleiner Nero! Aber" — er blickte stumpf auf seine Fächer — „einen Nero müssen Sie mir schaffen! Dann bekommen Sie den Dienst und vielleicht die schöne Ellen auch. Der Förster ist hochmüthig, fast hochmüthiger als ich," setzte er mit naiver Selbstironie hinzu. „Ich werde noch einmal mit ihm reden." Sogleich aber auf den alten Gedanken überspringend, den er wie ein Tretrad bearbeitete, sagte er, indem er ein altes vergilbtes Register aus einem Fache hervorholte:

„Mein Großvater hat eine herrliche Münzsammlung angelegt. Hier ist Stück für Stück verzeichnet und darunter war ein Nero —"

„Nero, Nero," heulte die Dohle als Echo.

„Ein Nero, sage ich Ihnen, wie der Graf Hinko keinen hat. Es ist zum Verzweifeln. Denken Sie, die Münzsammlung ist fort, gestohlen, verkauft, versteckt, verloren, was weiß ich!" Er weinte fast, der alte kindische Mann, und schlittete in heller Verzweiflung auf und ab. „Geben Sie mir meinen Nero wieder, und Sie sollen den Dienst und die schöne Ellen und Alles haben. Nur meinen Nero möchte ich."

„Nero, Nero!" echote die Dohle.

Felix wußte nicht, sollte er lachen oder weinen. Er that aber keines von Beidem, sondern sagte mit sauersüßem Gesichte, indem er sich empfahl:

„Ich will einmal nachforschen und bitte nur, die Verleihung des Dienstes nicht übereilen zu wollen. Kommt Zeit, kommt Rath," sagte er wie beschwichtigend zu dem alten Kinde, das wieder trostlos auf seine Fächer starrte.

„Meinen Sie?" fuhr der Baron auf. „Also suchen Sie — aber nicht Nüsse und Küsse — suchen Sie meinen Nero!"

„Nero, Nero!" kreischte die Dohle noch, und im nächsten Augenblicke stand Felix auf dem Gange und freute sich, wenigstens nicht ganz dem Wütherich Nero zum Opfer gefallen zu sein.

Er ging an dem uralten Diener vorbei, der ihn wieder fade anlächelte, und schlug den Weg nach der sogenannten Waldkirche ein. —

Die Waldkirche war der Rest eines alten Klosters, dessen Bewohner längst weggezogen waren. Sie gehörte zu dem Gute des Barons Bisam, diente aber längst nicht mehr zum gottesdienstlichen Gebrauche. Unter ihren Steinfliesen, die mit alten Figuren und ausgetretenen Steinlettern bedeckt waren, ruhten die ehemaligen Aebte des Klosters in Metallsärgen. Alles war alt und zerfallen; das Weihwasserbecken war umgestürzt; die Fenster waren zerborsten; selbst das Crucifix auf dem Hauptaltare, der noch stand, war in Stücke zerfallen, und nur der eiserne Fuß ragte kahl in die Höhe. Die Steine hatten alle Risse und Höhlungen, und aus ihren Ritzen krochen die Ranken der Brombeere und falbes Moos. Zu den Fenstern herein nickten, wie am Forsthause, Haselstauden, die sich eben begrünten. Sie waren das Bild des Lebens gegen den Tod da innen. Ueberall zitterte der Staub nieder, wenn ein Fußtritt in dem alten Gemäuer hörbar wurde, und dann schrieen die Schwalben und Elstern, die in den alten Winkeln hausten.

Auf den Stufen des Altars saß Ellen; sie glich einem Engel, der an den Gräbern der Vergangenheit trauert. Ja, sie trauerte, aber über die Gegenwart, die so gar nicht frühlingsgrün war für sie, sondern herbstlich kahl. Sie war heimlich her übergeschlichen vom Forsthause, das nicht weit entfernt war — sie wartete auf Felix.

Was hätten wohl die alten Herren da unten gesagt, wenn sie gesehen hätten, wie es da oben ein Stelldichein gab zwischen Liebenden? Wer weiß es? Sie hätten vielleicht trübe gelächelt mit ihren bleichen Gesichtern und geschwiegen, wie jetzt.

Bald saß Felix an der Seite Ellen's und drückte sie fest an sich, denn es war gar kühl in den alten dicken Mauern. Er hatte an den Rosen, die sie am Sonntage an der Brust getragen, die Bestellung für den heutigen Tag erkannt.

„Was bringst Du Gutes?" fragte sie.

„Wenig," antwortete er. „Der Baron ist ein completer Narr, und wenn ich ihm nichts vorschwindeln kann, mit einer Goldmünze nämlich, die er verlangt, kann mein Stündlein in Ebensee bald schlagen." Er erzählte kurz, aber mit so komischen Randglossen seine Audienz, daß auch über Ellen's Lippen ein Lächeln hinzitterte.

„Es könnte schlimmer sein," meinte sie, „obwohl es schlimm genug ist, daß mein Vater auf Deine Beseitigung sinnt. Ich bringe Schlimmeres." Und jetzt erzählte sie die Begebnisse jener Sturmnacht, deren Nachwehen ihn bei diesen Eröffnungen kühl durchschauerten. „Das Schlimmste ist," endete sie, „daß mein Vater den Sohn seines Freundes, dem er meine Hand zugesagt, zum Besuche eingeladen hat. Warum, kannst Du Dir denken. Es ist drei Jahre, daß er auf Besuch bei mir war, und ich fürchte für diesmal Alles."

„Es muß bald eine Wendung zum Bessern nehmen, Ellen," beruhigte Felix. „Mein fröhlicher Sinn hat mich noch nicht verlassen, und das ist ein gutes Zeichen. Da, ein kleines Andenken!" Er nahm ein Sträußchen von Veilchen aus dem Knopfloche und steckte es, wie damals die Schlüsselblume, an Ellen's Brust, indem er sagte:

„Erst wenn Du ein Paar Thränen auf diese Blümchen geweint hast, paßt mein Vers, den ich dazu gemacht habe, denn bei dem Thau habe ich an Deine Thränen gedacht." Er recitirte:

„O mein Veilchen, zartes, blaues!
Sag' mir eine Blume, welche
Schöner sei als mit des Thaues
Perltrund du in deinem Kelche."

„O wie schön das ist und wie lieb du bist!" sagte Ellen mit ihrer verschleierten Stimme und gab ihm einen süßen Kuß.

„Jetzt mußt Du mir aber auch ein Andenken schenken," bat Felix.

„Was kann ich Dir geben, daß es der Vater nicht erführe?" meinte sie sorgend. „Einen Ring vermißt er sogleich; die Halskette hier ist von meiner Mutter selig und sonst habe ich nichts." Sie suchte in ihrer Tasche, und plötzlich ging ein schelmisches Lächeln sonnig über ihre frischen Lippen. „Weißt Du noch, Felix," sagte sie dann mit einem Anfluge des frühern Jugendübermuthes, „wie wir im letzten Herbste so oft Haselnüsse zu suchen gingen und —".

„Nüsse und Küsse," lachte Felix, dem der Baron Bisam einfiel.

„Ich habe einen ganzen Korb voll zusammengebracht. Aber wie gewonnen, so zerronnen; der große Felix hat sie mit Mühe und Noth gesammelt und der kleine Felix hat sie leichtfertig aufgegessen — bis auf eine, die ich heute gefunden habe und aufheben wollte als Andenken an Dich. Da Du aber eines

Madame Roland.

Nach einem altfranzösischen Kupferstich.

von mir willst und ich nichts Besseres habe, sollst Du sie bekommen, bis etwas Besseres nachkommt."

Sie nahm eine schön gebräunte Haselnuß aus der Tasche und hielt sie mit ihren rothen Lippen fest. Sie sah dabei so komisch aus, daß Felix laut auflachen mußte.

„Ich will sie von Deinen Lippen picken oder küssen, wie man sagen will," rief er scherzend und erhaschte wirklich mit einem Kusse die Frucht, die aus einer so schönen Blume wuchs. Und beide lachten wieder herzlich miteinander nach langer Zeit.

„Wer weiß, zu was die Nuß gut sein mag," meinte Ellen mit komischer Wichtigkeit. „Man muß nichts verachten; sie kann vielleicht Glück bringen und wir könnten es wohl brauchen."

„Hoffen wir es," sagte Felix heiter, dem schon wieder alles voll Sonne erschien. „Sieh, wie die Haselstauden hereinwinken! Sie wünschen uns Glück."

„Jawohl, wir wünschen Euch Glück," rief eine zarte Stimme zum hohen Kirchenfenster herein und eine große Haselstaude verneigte sich bis in die Fensteröffnung. Obenauf saß der kleine Felix und klatschte in die Hände.

„Jetzt weiß ich," rief der boshafte Knirps, „wer der Geist ist, der Felix heißt und einen so langen Bart hat." Er spreizte die Hände auseinander und schaukelte übermüthig auf der schwanken Staude. Indem er aus der Fensteröffnung auf den Altar sprang und von diesem zu den zwei Bestürzten, setzte er mit kindischer Wichtigkeit hinzu:

„Ich weiß jetzt, daß Ellen nicht sterben muß," und indem er sie küßte, flüsterte er ihr in's Ohr: „Ich werde Papa nichts sagen. Bist Du dann zufrieden, lieb Schwesterchen?"

Und sie war zufrieden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf Gottschall.

2. Madame Roland.

Madame Tallien ist die lächelnde Grazie der Revolution; Madame Roland ist ihre ernste Muse. Das Leben der Madame Tallien ist ein Roman, dasjenige der Madame Roland ein Heldengedicht, eine Tragödie.

Freilich, man darf sich unter Madame Roland keine jener Jeanne d'Arcs, jener gewaltigen Heldinnen denken, welche das heroische Bühnenmaß besitzen und um Hauptеslänge über die andern Sterblichen emporragen. Sie hatte nur die Seele, nicht die Statur der Heldin. Ebensowenig hatte sie das wilde Temperament, die weitgreifenden Gesten einer Theroigne von Mericourt; sie hat sich nie mit dem Schwerte gewaffnet, nie nachstürmende Volksmassen begeistert; sie hatte nicht einmal das revolutionaire Blut, die Freude an Tumult und Aufruhr. Sie hat sich in die Revolution hineinstudirt und hineingelesen. Der Weg der Madame Roland ging aus dem Lesezimmer in den Salon und auf das Schaffot; auf diesem Wege aber zeigte sie geistige Kraft und Seelengröße, wie wenige Frauen der Geschichte.

Interessant ist ihre geistige Verwandtschaft mit ihrem gefährlichsten Gegner, Maximilian Robespierre. Sie theilte mit ihm die Begeisterung für die Tugenden des Alterthums; auch von ihm kann man sagen, daß er sich in die Revolution hineingelesen habe. Die Roland war für die Partei der Gironde, was Robespierre für die Partei des Berges war: der geistige Mittelpunkt, die Doctrin, das System, das begeisterte Priesterthum. Beide schwärmten für Rousseau und die Republik, und wie Robespierre den König, so haßte die Roland die Königin als Urheberin des ganzen über Frankreich hereingebrochenen Unglücks. Beide zeigten im Leben und Sterben eine heroische Gesinnung, nur war der Heldenmuth der Roland dem Tode gegenüber ein herausfordernder und beredsamer, derjenige Robespierre's das Schweigen dumpfer Apathie.

Ueber ihr Leben hat uns Madame Roland selbst in ihren Memoiren Auskunft gegeben. Diese Memoiren, im Kerker und gleichsam im Angesichte des Todes geschrieben, sind schon an sich ein merkwürdiges Denkmal eines starken Charakters. Man merkt die Schatten des Todes kaum, welche auf diese Blätter fallen, so angelegentlich ist die Beschäftigung mit den kleinen und großen Interessen des Lebens, so unbefangen die Hingabe an alle Erinnerungen, selbst an diejenigen, welche dem Bereiche des „ewig Weiblichen“ angehören. Sie schrieb diese Memoiren, fortwährend unterbrochen theils vom Lärme todgeweihter Kerkergenossen, theils von den eindringenden Häschern, vor denen sie dieselben sorgfältig verbergen mußte; sie vertheilte Blatt auf Blatt zur Erinnerung an ihre Freunde.

Madame Roland war im Jahre 1754 zu Paris als die Tochter eines kleinen Goldschmieds Phlipon geboren, der nicht ohne künstlerische Bildung und künstlerische Neigungen war, aber in beschränkten Verhältnissen sich ihnen nicht hingeben konnte. Seiner Tochter Manon ließ er indeß eine vorzügliche Erziehung zu Theil werden. Frühzeitig schon zeigte sie hervorstechende Anlagen, indem sie mit vier Jahren lesen lernte und dann im Zeichnen, in der Musik, Arithmetik und Geometrie große Fortschritte machte. Sie selbst erzählt Anekdoten aus ihrer Kindheit, welche beweisen, daß sie bereits damals einen sehr unbeugsamen Sinn hatte, der sich besonders strengen Erziehungsmaßregeln auf das Aeußerste widersetzte; sie erzählt diese Anekdoten mit einer Naivetät, welche für die damalige Zeit sowohl wie für die Ungenirtheit dieser spartanisch gesinnten Frau charakteristisch ist. Die älter werdende Manon las viel, alte Classiker, Tasso, Voltaire, Reisebeschreibungen, Romane, Predigten, aber außer Plutarch, von dem sie erklärt, daß er die Kraft und den Stolz, welche den Charakter machen, in ihr erweckt, ihr den wahren Enthusiasmus für die öffentlichen Tugenden und die Freiheit eingehaucht habe, war ihr Lieblingsautor Rousseau, mit dem sie für den stillen Reiz der Natur schwärmte und sich gegen die Ungleichheiten der Gesellschaft empörte.

Die „confessions“ Rousseau's waren damals Mode und sie sind für die Memoiren der Roland geworden, was der „contrat social“ für Robespierre's politische Beredsamkeit. Es gehörte zum guten Ton, von einer erstaunlichen Offenherzigkeit zu sein, die eigenen Sünden und Laster aller Welt zu verkünden, ja mit ihnen zu kokettiren. Im Haß gegen die Heuchelei und gesellschaftliche Verlarvung ging man bis zu einer antiken Nacktheit; alles Natürliche schien verklärt und geweiht; es gab keine Mysterien des Körpers und der Seele. Hierfür spricht die Art und Weise, wie uns Madame Roland ihr eigenes Portrait entwirft und uns ihre körperliche Beschaffenheit photographisch und stereoskopisch wiedergiebt. Und während sie sich so der Erinnerung an ihre Jugendschönheit hingiebt und unbefangen erwägt, wie viel und was ihr davon noch geblieben sei, fällt ihr plötzlich ein, daß der garstige Camille Desmoulins, dieser von der Natur verwahrloste Witzbold der Revolution, dem nichts heilig war, nicht einmal die Reize einer Manon, seine Verwunderung ausgesprochen, wie sie in ihrem Alter und bei so wenig Schönheit noch so viele Verehrer habe finden können, und da weiß sie zu seiner Entschuldigung nichts anzuführen, als daß er sie nie gesprochen, und wohl nur deshalb sie falsch beurtheile. „Freilich,“ fügt sie hinzu, „wäre ich gegen einen Menschen solcher Art kalt, schweigend, vielleicht sogar abstoßend gewesen.“

Der garstige Camille! Ob Manon Roland in diesem Augenblicke Robespierre, der sie auf das Schaffot schickte, mehr haßte, als Camille, der ihre weiblichen Reize bezweifelte: das ist eine offene Frage für die Nachwelt. Eine Frau, die zu den großen Seelen ihres Geschlechts zählte, die dem Tode auf dem Schaffot entgegensah und später mit bewunderungswerthem Heroismus entgegenging, kann doch nicht umhin, einem kleinen Groll gegen den Spötter Ausdruck zu geben, der ihre körperliche Vollkommenheit nicht anerkennen wollte.

Doch kehren wir zur kleinen Manon zurück. Das zudringliche und ungebührliche Benehmen eines Lehrjungen gegen das elfjährige Mädchen reifte in ihr den Entschluß, sich auf ein Jahr in ein Kloster zu begeben. Sie erlangte die Erlaubniß ihrer Eltern dazu und verweilte dann ein Jahr bei den Damen der Congregation im Faubourg Saint-Marcel. Ihre religiösen Gefühle verschmolzen in jener Zeit mit einem innigen Naturgefühl; die Schönheit der Natur, das Wehen des Windes, der Duft der Blumen: alles stimmte ihr Gemüth andächtig. Noch später, als sie in ihr elterliches Haus auf dem Pont-neuf zurückgekehrt war, hatte sie mitten in dem tumultuarischen Treiben der Hauptstadt ihr tiefes Naturempfinden sich bewahrt; sie war ergriffen von dem Schauspiele des Abendhimmels, dessen prächtiges azurnes Gewölbe sie betrachtete, von dem bläulichen Ostrande, weit hinter dem Pont-aux-champs bis gegen Westen, wo er, von Gold und Purpur umsäumt, sich hinter die Bäume der Tuilerien und die Häuser von Chaillot hinabsenkte. Noch glücklicher war sie bei einem Sommeraufenthalte in Meudon, wo sie den Reizen des Landlebens sich mit voller Seele hingab.

Die Begabung der jungen Manon entwickelte sich immer mehr mit der eifrigen Lectüre, welche sie pflegte. Bald fing sie an, gegen die religiösen Ueberlieferungen sich aufzulehnen; das Studium der freigeistigen Schriftsteller machte sie immer unabhängiger von ihren klösterlichen Erinnerungen. Am meisten fühlte sie sich zu den stoischen Philosophen des Alterthums hingezogen; mit Seelengröße der Tugend zu huldigen, mit Opferfreudigkeit die Pflicht zu erfüllen, das wurde ihr Lebensideal. Tief ergriff sie der Tod ihrer Mutter, einer schönen und edeln Frau, an der sie mit Hingebung hing; sie hatte diesen Tod Tags vorher in einem ahnungsvollen Traume vorausgeschaut. Lange konnte sie sich über diesen Verlust nicht trösten; erst die Lectüre der „Nouvelle Héloïse“ von Rousseau weckte ihre Lebensgeister wieder. Durch regelmäßige Correspondenzen mit ihren Jugendfreundinnen aus dem Kloster hatte sie ihren Stil gebildet, und ihr wissenschaftliches Streben war so ernst, daß sie sich sogar an der Lösung einer von der Akademie von Besançon gestellten Aufgabe mit betheiligte.

Inzwischen waren nach dem Tode der Mutter die Verhältnisse des Vaters in arge Zerrüttung gerathen; auch knüpfte dieser zu mehreren Frauen Beziehungen an, welche der Tochter

das Verweilen im väterlichen Hause verleideten. In diese Zeit fällt ihre erste Bekanntschaft mit Roland de la Platière, der sich durch den Brief einer Jugendfreundin bei ihr einführte. Er war zwanzig Jahre älter als Manon, und seine Persönlichkeit hatte nichts Gewinnendes. Hochgewachsen, von nachlässiger Haltung, dabei starr und steif in seinem Wesen, lakonisch in seiner Sprechweise, außer wenn er von sich selbst sprach, was er mit Vorliebe zu thun pflegte, dabei mit einem rauhen, unharmonischen Organe ausgestattet, war er nicht dazu geschaffen, bei dem ersten Anlaufe das Herz einer Frau zu erobern. Eine nähere Bekanntschaft zeigte freilich Vorzüge des Geistes und Charakters, welche für das Unvortheilhafte seiner äußeren Erscheinung entschädigen konnten. Er hatte sich dem Studium des Alterthums, für dessen große Männer er sich wie Manon begeisterte, mit Eifer hingegeben und war außerdem ein Anhänger der freigeistigen Encyklopädisten und Mitarbeiter an dem großen Sammelwerke in der technischen industriellen Abtheilung, in welcher er bedeutende Kenntnisse besaß. Dies Alles flößte der jungen Manon Sympathie und Achtung ein, und da sie sich aus dem Vaterhause fortsehnte, so war es ihr Wunsch, sich zu verheirathen. Wohl fehlte es ihr nicht an Bewerbern, doch sie zog den Pedanten Roland als einen tüchtigen Mann den geistlosen Freiern vor, die sich um ihre Gunst bemühten. Der Vater wies zwar Roland's Antrag anfangs zurück; doch Manon sagte sich inzwischen ganz von demselben los, und als Roland von einer italienischen Reise zurückgekehrt war, reichte sie ihm am 4. Februar 1780 ihre Hand. Die Reisebriefe, die er ihr aus Italien geschrieben hatte und die später in sechs Bänden herausgegeben wurden, mögen die Achtung, die sie für seinen Charakter und seine Kenntnisse hegte, noch gesteigert haben.

Manon hatte, im Drange der Verhältnisse und dem Gefühle der Achtung folgend, eine Vernunftheirath geschlossen, die ihr niemals volle Befriedigung gewähren konnte.

Daß das Glück oft weit von ihnen war, bekennt sie ganz offenherzig. In der That, so groß ihre Achtung vor dem braven Gelehrten sein mochte, der sein Interesse für die alten Römer mit demjenigen für die Statistik der Schafzucht und der Baumwollenmanufacturen zu vereinigen wußte, so vollständig der Einklang ihrer politischen Ueberzeugungen war: sie konnte sich doch nicht, als die glühende Jugend der Gironde sich in ihrem Salon versammelte, dagegen verblenden, daß ihr Gatte ein etwas hölzerner antiker Römer war, verglichen mit diesen geistig hochbegabten jungen Männern, die sich zum Theil auch durch körperliche Schönheit auszeichneten. Die Schwerfälligkeit ihres Gatten, die ihn oft geistig vollständig hülflos machte, trat immer mehr hervor; sie lenkte ihn wie der Kornak den Elephanten, leider! zuletzt auch in gefährliche Untiefen, in denen Beide zu Grunde gingen.

Anfangs lebten die Neuvermählten in Paris, wo Roland einige wissenschaftliche Schriften herausgab; sie war seine Abschreiberin und Correctorin und gab seinem ungelenken Stile dabei Glätte und Abrundung. Später siedelten sie nach Amiens über, wo die Roland Mutter einer Tochter wurde. Sie lebte hier sehr zurückgezogen und verließ das Haus nur, um botanische Excursionen zu machen, da die stille Poesie der Pflanzenwelt sie schon lange angezogen hatte. Außerdem sorgte sie als echte Hausfrau für die Küche.

Eine Reise nach England unterbrach diese Idylle in der Provinz. Im Jahre 1781 wurde Roland nach Lyon versetzt, wo er eine vortheilhafte Stellung erhielt; er verdankte dieselbe den Bemühungen seiner Frau, die in Paris sich eifrig für ihn verwendet hatte. Die ausbrechende Revolution wurde von Beiden mit Begeisterung begrüßt. Als in Lyon im Jahre 1790 das große Föderationsfest gefeiert wurde, gab Madame Roland im „Courrier de Lyon" eine begeisterte und so glänzend stilisirte Beschreibung desselben, daß die betreffende Nummer in mehr als sechszigtausend Exemplaren verkauft wurde. Gehoben durch diesen schriftstellerischen Erfolg, begab sie sich mit ihrem Gatten nach Paris, um die großen Männer der neuen Bewegung persönlich kennen zu lernen. Sie lauschte den Worten eines Mirabeau und Barnave; sie betrachtete die düstere Gestalt eines Robespierre, die sich unheimlich am Horizont der Revolution abzeichnete; ihr imponirte jetzt wie später die Charakterfestigkeit und die Zähigkeit, mit welcher dieser Volksmann an seinen Ueberzeugungen festhielt; doch es waren Männer wie Brissot, Petion, Buzot, welche, durch gleiche politische Anschauungen eng verbunden, im Hause Roland's heimisch wurden und einmal wöchentlich hier ihre Abende zubrachten. Roland und seine Frau besuchten auch den Jacobinerclub und ließen sich ganz von den Wogen der politischen Bewegung treiben. Er selbst war diesmal als Abgesandter des Gemeinderaths von Lyon in Paris, um die trostlose Lage der Stadt, wo fast alle Fabriken stillstanden und zwanzigtausend Arbeiter brodlos waren, der Nationalversammlung zu schildern, und er setzte auch günstige Beschlüsse durch.

Nach Lyon zurückgekehrt, gründete Roland in dieser Stadt ebenfalls einen Jacobinerclub, der mit dem Pariser in nahe Beziehungen trat; doch war seines Bleibens in Lyon nicht; die Stelle, die er bekleidete, wurde aufgehoben und er begab sich nach Paris, um eine Pension zu erlangen und seine encyklopädischen Arbeiten fortzuführen. Hier schloß er sich noch enger an die gleichgesinnten Abgeordneten der gesetzgebenden Versammlung an und wurde auf ihren Vorschlag in das Ministerium gewählt, welches König Ludwig der Sechszehnte aus Dumouriez und Mitgliedern der Gironde zu bilden sich durch seine Machtlosigkeit und völlige Abhängigkeit von der Versammlung genöthigt sah.

Das Ministercabinet, der Ministersalon — welch ein Tummelplatz für eine begabte und unternehmende Frau, welche jetzt erst, wie sie selbst bekennt, ihre ganze Bedeutung zu fühlen anfing! Die geringe Begabung der damaligen Staatsmänner, welche nur in einer gewissen Entfernung zu imponiren vermochten, war in der Nähe unverkennbar. Madame Roland sprach ihre Verwunderung aus über die allgemeine Mittelmäßigkeit, die Alles übertreffe, was die kühnste Einbildungskraft sich denken konnte; ihr Ideal von großen Männern, das ihr Gatte so schlecht verwirklichte, kam auch bei den anderen Berühmtheiten des Ministeriums zu kurz. Doch wie viele berühmte Staatsmänner auch anderer Zeiten sind im Grunde mittelmäßige Köpfe gewesen, die nur durch gewisse Charaktereigenschaften und glückliche Erfolge sich einen weitreichenden Ruhm erwarben! Sie hatten die Hände voller Trümpfe und machten einen Stich nach dem andern; aber es fehlte eine Roland, um ihr Spiel zu controliren.

Manon Roland wurde der Cabinetssecretär ihres Mannes, aber einer jener Secretäre, welche mehr dictiren als nachschreiben. Sie selbst erzählt, daß sie bei allen Rundschreiben, bei Instructionen, bei wichtigen Veröffentlichungen selbst zur Feder gegriffen habe; sie erkennt das Administrationstalent ihres Mannes an; aber sie meint doch, daß mit ihrer Beihülfe Alles, was er schrieb, mehr Nachdruck und Wirkung gewonnen habe, „denn es gelang mir, in seine Manifeste eine Mischung von Kraft und Milde, die Macht der Vernunft und den Reiz der Empfindung zu bringen, die vielleicht nur bei einer Frau vereinigt zu finden sind, welche Gefühl und einen klaren Kopf besitzt".

Ohne Frage unterschätzte sich Manon Roland nicht — und wenn in ihrem Zimmer die Girondisten berathschlagten, während sie selbst mit weiblichen Arbeiten beschäftigt war oder Briefe schrieb, ohne daß ihr ein Wort der Berathung verloren ging, da hatte sie oft das Gefühl, daß sie nicht nur der einzig klare Kopf, sondern daß sie auch als Weib weit entschiedener sei als diese Männer. „Was mich am meisten befremdete," sagt sie, „war das Hin- und Herreden und der Leichtsinn, mit welchem Männer von tüchtigem Verstande drei bis vier Stunden zubrachten, ohne zu einem festen Entschlusse zu kommen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Gesinnung und der Reinheit ihrer Absichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können." Das that sie nun freilich nicht, aber sie redete jedem Einzelnen in's Herz; sie citirte Einen nach dem Andern vor ihren politischen Beichtstuhl, hielt ihm eine Strafpredigt und mahnte ihn, sich zu bessern. Sie war mißtrauisch gegen den Hof und dessen Intriguen, besonders gegen die Königin Marie Antoinette. Als Jemand Mitleid bei der Beschimpfung derselben und des kleinen Dauphin zeigte, wandte sie sich ab mit den Worten: es handle sich in der Revolution um größere Dinge, als um ein Weib und ein Kind. Während ihre Freunde noch Vermittelungen mit dem Königthume suchten, hatte sie vollständig mit ihm gebrochen. Die Royalisten ihrer Zeit verglich sie mit jener Wirthsfrau, die, als einmal über Manon's Vater der Betthimmel bei dem Zusammenziehen der Vorhänge

herabgefallen war, erstaunt ausrief: „Aber, mein Gott, wie ist das möglich! Seit siebenzehn Jahren ist er in Gebrauch und hat sich noch nicht gerührt."

Es ist ein eigenthümlicher und seltener Anblick, eine geistvolle, liebenswürdige Frau als die Seele einer politischen Partei! Numa hatte seine Egeria, Perikles seine Aspasia; doch es waren das gleichsam Haus- und Privatgottheiten, welche ihre Offenbarungen nur im traulichen Verkehre verkündeten. Die Roland war die Egeria und Aspasia der ganzen Gironde; ihr Einfluß reichte in das Ministerium wie in die gesetzgebende Versammlung; sie war eine parlamentarische Größe hinter den Coulissen des Parlaments. Welch eine Zahl hervorragender Männer versammelte sich in ihren Salons! Da war der träge Vergniaud, vielleicht das größte Rednertalent der Revolution, dessen schlummernde Beredsamkeit es zu wecken galt: da war Brissot, der rührige Journalist, ein tumultuarischer Kopf, der Freude hatte an der Unruhe und Verwirrung; da war der feurige, jugendlich schöne Barbaroux, der ungestüme Guadet und andere, welche eine klar denkende Frau zu mäßigen und zu zügeln wußte: da war vor allem Buzot, der Einzige, dem sie sich unterordnete, den sie verherrlichte, weil sie ihn liebte.

Nicht, wie man oft annahm, Barbaroux, nicht der hochbegabte Vergniaud, nicht Bancal des Issarts, mit dem sie in einem 1835 veröffentlichten Briefwechsel stand — Buzot war es, den sie mit der glühendsten Neigung ihres Herzens umfaßte. Man hat neuerdings vier Briefe aufgefunden, die sie an ihn geschrieben, zwei Portraits mit einer von ihr selbst verfaßten Charakteristik des Originals. Ihm errichtet sie ein glänzendes Piedestal; man fühlt es heraus, er ist ihr nicht berühmt genug; seine Tugenden, seine geistige Bedeutung sind nicht genug anerkannt; sie will gut machen, was die undankbare Mitwelt versäumt. Sie schildert ihn als einen Mann von erhabenem Charakter, von stolzem Sinne und feurigem Muthe, gefühlvoll, auflodernd, als einen leidenschaftlichen Bewunderer der Natur, einen Freund der Menschheit, empfänglich für die zartesten Regungen der Seele, des höchsten Aufschwungs fähig, als einen begeisterten Republikaner; sie vergißt nicht sein gefälliges Aeußere, sein edles Gesicht zu erwähnen, und was sie an ihm tadelt, jene Trägheit, die er mit Vergniaud gemein hatte, das war ein Fehler, der ihr nicht unwillkommen war; denn gerade hier konnte sie, die stets entschlossene Frau, ihren Einfluß, ihre Macht auf sein Gemüth bewähren. Mit Eifer vertheidigt sie ihn gegen alle Gegner. Buzot war verheirathet wie Manon Roland; beide opferten ihre Neigung der Pflicht. Erst im Gefängnisse vollzog sich ein Umschwung im Gemüthe der heldenmüthigen Frau; sie opferte sich für Roland, um seine Unschuld zu beweisen. Durch dieses Opfer aber glaubte sie ein Recht zu gewinnen, nun auch ihrem Herzen zu folgen, die Sprache der Leidenschaft zu sprechen, frei von Schranken, aber auch frei von Vorwürfen. Es sind merkwürdige Bekenntnisse in diesen Briefen an Buzot, die auf das Geheimniß ihres Lebens ein ungeahntes Licht werfen. Die stolze Denkerin wird zur Sophistin; das Palladium der Pflicht zerbricht in ihren Händen; über die Todgeweihte bricht überwältigend das volle Bewußtsein vom Glück des Lebens und der Liebe herein, und fast klingt es wie Reue über die lange pflichtgetreue Entsagung, wenn sie in ihrem dritten Briefe an Buzot schreibt: „Du kannst Dir, mein Freund, den Reiz einer Gefangenschaft nicht vorstellen, in welcher man von dem Thun und Lassen jedes Augenblicks nur seinem eigenen Herzen Rechenschaft abzulegen braucht. Keine verdrießliche Störung, kein peinliches Opfer, keine langweilige Berufspflicht, nichts von jenen Pflichten, die um so drückender auf uns lasten, je mehr ein reines und edles Herz sie glaubt aufrecht halten zu müssen, nichts von jenen Gesetzen und Vorurtheilen der Gesellschaft, die mit den süßesten Empfindungen der menschlichen Natur in Widerspruch stehen."

(Schluß folgt.)

Ein Bauerndramaturg im Hochgebirge.

Culturbild aus den Alpen von **Fritz Keppler**.

Ueber mir den tiefblauen Himmel, der sich wie eine ungeheure Kuppel aus leuchtendem Azur über das Hochgebirge herwölbte, lag ich, von tagelanger Wanderung müde, auf der wild zerklüfteten Felsenspitze des Sonnwendjochs und schaute hinüber zu den hinter dem Zillerthale emporragenden krystallblanken Eisgipfeln der Tauern, an denen sich die Strahlen der Abendsonne purpurfarbig brachen, und hinab in's tiefe, sonnige Innthal, das in der bunten Fülle herbstlicher Farbenpracht tief unter mir schwamm. Winzig kleine blaue und rothe Punkte wimmelten auf dem marmorweißen Straßenstreifen, der sich am silberblinkenden Strome entlang von der Mündung des Alpach- zu der des Zillerthales erstreckt. Es sind die Sommerfrischlerinnen aus Brixlegg, die ihre reichen städtischen Gewänder, vielleicht zum letzten Male in diesem Jahre, in der Alpenwildniß zur Schau tragen. Ein eigenthümliches Gefühl der Sehnsucht nach Seinesgleichen übermannt häufig, wie Heimweh, den Menschen, der sich aus dem lärmenden Gewühle der Großstadt in die Stille der Einsamkeit geflüchtet, wenn er aus sicherer Ferne einen Blick in's wirre Wogen der großen Welt wirft. So erging's auch mir, der ich hoch erhaben über dem Treiben der Menschheit auf dem Gipfel des Sonnwendjoches stand und mit mitleidigem Spotte auf das fremdartige Gebahren der Leute da unten herabsah, die all ihren städtischen Putz und Plunder in das stille Alpenthal mit sich geschleppt, wo sie Jedermann, zumeist aber sich selber, damit zur Last fielen. Ich mußte lächeln über die Leutchen da unten, und dennoch zog's mich unwiderstehlich hinab, wieder einige Stunden mit ihnen zu verleben. Noch einen Blick warf ich zurück zu der grünen Alme auf dem fernen Gussertjoche, wo ich mondelang in beschaulicher Einsamkeit gewohnt, dann flog ich über stundenlanges Gerölle am schwanken Bergstocke in's Innthal hinunter.

Während ich den steilen Abhang des Sonnwendjoches hinabsauste, zogen am östlichen Himmel schwarze Wetterwolken empor, die mit unheimlicher Eile über das Ziller- und Alpachthal herüberrückten und langsam von den jenseitigen Bergspitzen in's Innthal hinabkrochen. Mit langen, gellenden Athemzügen pfiff der Sturmwind durch das Thal, daß sich die Lärchen, die an den Berghalden hinaufwuchsen, zitternd neigten, und dichte Staubwolken vor ihm auf zum verfinsterten Himmel emporwirbelten, den schwarzen Nebelballen entgegen, die sich schwerfällig von den Bergen herabwälzten. Ein wüstes Wolkenmeer, wirr durcheinander wogend, lag unter mir und füllte mit seinen hochgehenden Wogen das Thal aus, in das ich mit rasender Eile hinabflog. Aus der qualmenden Finsterniß züngelten blaue Blitze herauf zu mir, um den noch die Lichtfluthen des Tages wogten, und vor der Stimme des Donners erbebte das Gebirge in all seinen Fugen, so daß ich wähnte, die Gipfel des Sonnwendjoches brächen krachend über mir zusammen. Jetzt rauschten die nassen Wellen des Nebelmeeres auch über mich herein, und von allen Schauern des Unwetters überfluthet, kam ich nur mit Mühe vollends nach Brixlegg hinunter.

Während mir des „Judenwirths" freundliches Töchterlein, die braunäugige Marie, die durchnäßten Kleider am Herdfeuer trocknete, verzog sich, fast ebenso schnell, wie es gekommen war, das Gewitter, und der Mond schüttete seine goldgrünen Strahlen durch die zahllosen Spalten und Luken, die der siegende Sturmwind in den Wolkenhimmel gerissen. Von einer warmen Wollendecke umhüllt, lag ich am Fenster meines Stübchens, der trockenen Kleider harrend, und schaute hinab in den Garten des Judenwirthes, der im taghellen Mondenlichte vor mir lag. Eine mächtige Gruppe alter Kastanienbäume schloß ihn nach hinten zu ab und warf ihren unheimlichen, tiefen Schatten weit hinein auf die hellbeleuchtete Grasfläche. Plötzlich flackerten blutrothe Lichter zwischen den schwarzen Blättermassen hindurch und ein dumpfes Summen von vielen Menschenstimmen drang aus dem Hintergrunde des Gartens hervor. In demselben Augenblicke trat mit in die Augen fallender Eilfertigkeit die flinke Tochter des Judenwirths in meine Stube, um mir die mittlerweile getrockneten Kleider zu bringen. Sie war mit auffälliger Sorgfalt in die ernst-anmuthige Tracht des untern Innthales gekleidet.

Ich frug sie, wohin sie denn noch so spät am Abend gehen wollte.

„In's Theater," war die Antwort.

„Habt Ihr denn ein Theater im Orte?"

„Versteht sich, und ein recht schönes dazu."

„Da sind wohl Schauspieler aus Innsbruck heruntergekommen?"

„Warum nicht gar! Das können wir selber besorgen."

„So! da spielst Du am Ende gar die erste Liebhaberin?"

„Wer denn sonst! Sehe ich nicht hübsch genug dafür aus?" Dabei wiegte sie sich keck auf den schlanken Hüften und machte den vergeblichen Versuch, einen selbstgefälligen Blick in den alten Spiegel zu werfen, der viel zu hoch für den zierlichen Wuchs des hübschen Mädchens an der Wand hing.

„Da spielt Ihr wohl eine heilige Geschichte?" frug ich weiter.

„So fromm sind wir heute nicht; für diesmal giebt's ein Lustspiel."

„Ein Lustspiel!" rief ich verdutzt und muß dabei ein ziemlich einfältiges Gesicht gemacht haben, weil das muthwillige Mädchen in ein glockenhelles Lachen ausbrach.

„Von wem ist denn Euer Lustspiel?" fuhr ich fort zu fragen.

„Von unserem Roßknecht."

Jetzt war die Reihe des Lachens an mir, damit kam ich aber bei der zungenfertigen Tirolerin übel an, denn sie meinte schnippisch:

„Wenn der Herr lachen will, so komm' er nur in unser Lustspiel — da giebt's mehr zum Lachen als hier."

„Das werde ich gewiß nicht unterlassen, mein kleines Mariechen, und hoffe heute noch recht nach Herzenslust lachen zu können. Wie heißt denn das Lustspiel Eures Roßknechtes?"

„Der Müller und sein Schatz."

„Dann machst Du wohl den Schatz des Müllers?"

„Und wie!" rief die leichtfüßige Dirne und sprang mit einem Jodler die Treppe hinab.

„So sehen wir uns einmal das Lustspiel an, das im Kopfe eines Tiroler Roßknechts gewachsen! Zu lachen wird es da wohl mancherlei geben, wenn auch in anderem Sinne, als meine lustige Wirthin meint," dachte ich bei mir selber, während ich in meine getrockneten Kleider schlüpfte.

Mittlerweile war es im Garten unten lebendig geworden. Zahlreiche dunkle Gestalten huschten eilfertig dem Kastaniengehölze zu, in dessen Schatten sie verschwanden. Ich eilte hinab und schloß mich dem allgemeinen Zuge an. Hinter dem Kastanienhaine stand ein langes Gebäude, dessen vorgeschobene Langseite auf kurzen massigen Steinpfeilern ruhte. Es sah aus, wie die große Stallung eines alten wohlhabenden Bauerngutes. Zwischen den Pfeilern waren plumpe Tische aufgestellt, auf denen trübrothe Oellampen flackerten. Vereinzelte Gäste saßen noch herum vor halbgeleerten Bierkrügen, die Mehrzahl aber drängte nach einer großen Thür, hinter der eine altersmorsche Treppe zu den oberen Räumlichkeiten des Gebäudes hinaufführte. Ein struppiger Bursche stand unter ihr und erhob das Eintrittsgeld in das Theater, zwanzig Kreuzer für den ersten, zehn für den zweiten und letzten Platz. Das Theater selbst wurde durch einen großen, von qualmenden Oellampen spärlich erleuchteten, von Rauch und Ruß geschwärzten Saal vorgestellt, in dem eine lange Reihe von plumpen Holzbänken hintereinander aufgestellt war; diese bildeten den „ersten Platz"; sie waren durch eine Stange vom zweiten geschieden, wo es keinerlei Vorrichtung zum Sitzen gab. Die nur mäßig erhöhte Bühne war durch einen plump, aber nicht ohne sinnige Auffassung gemalten Vorhang verhüllt. Zwischen ihr und dem ersten Platze saßen auf einer Schranne drei Musikanten, die auf Geige, Cither und Flöte einen Ländler spielten.

Die Gesellschaft der sehr zahlreichen Zuschauer war eine in des Wortes uneigentlichster Bedeutung gemischte zu nennen. Im Hintergrunde des Saales, auf dem zweiten Platze, standen eng zusammengedrängt ausschließlich Männer, zumeist Tiroler Bauernbursche, schlanke, schöne Gestalten mit sonnverbrannten Gesichtern und offenen, kühn geschnittenen Zügen, den Hut mit der herausfordernden Spielhahnfeder trutzig in die kurzgeschnittenen dunkeln Kraushaare gedrückt, zwischen ihnen vereinzelte Baiern, leicht kenntlich am kürzeren vierschrötigen Wuchse und den tückisch schielenden Augen.

Manche von ihnen hielten schwere Holzäxte in breiter, schwieliger Hand, alle aber rauchten aus großen Pfeifen mit kurzen Röhren, so daß der ganze Raum mit dichten Tabakswolken erfüllt war, durch welche die ohnedies trüben Flämmchen der qualmenden Oellampen kaum durchzudringen vermochten. Auf dem ersten Platze saßen Mädchen und Frauen aus dem untern Innthale; ihre freundlichen Gesichter, von braunen neugierigen Augen belebt, waren halbverdeckt von den breiten Rändern ihrer schwarzen Strohhüte. Unter die Kinder des Innthales hatten sich dicke bairische Bauernweiber gemischt mit großen Mützen aus Fischotterpelz auf den unförmlichen Köpfen. Zwischen den Bewohnern der Berge aber waren in bunter Abwechslung zahlreiche fremdartige Gestalten zerstreut, in gewählten, ja zum Theil reichen und prunkhaften Gewändern, was der Versammlung einen eigenthümlichen phantastischen Anstrich gab; neben der grauen Lodenjoppe des Tiroler Wildschützen wogten weiße oder rosenrothe Atlasmieder unter dem widerspenstigen Drucke eines eingezwängten jugendlichen Busens; braungoldige Sammetjacken schimmerten dazwischen und an der kurzen verschossenen Lederhose des Gemsjägers rieb sich das schillernde Seidenkleid der Wiener Baronin. Spielhahnfedern, Adler- und Straußenflaume schwankten und flatterten, vom Windzuge bewegt, durch einander und zwischen Edelweiß und Almenrosen prangten lackglänzende Camelien und farbenprächtige Pariser Blumen in modisch aufgedonnerten Haaren.

Auch manches wohlbekannte Gesicht entdeckte mein suchendes Auge in dem bunten Gedränge; da war, mir zunächst, eine ganze Bank mit Münchener Malern angefüllt, zum Theil alten lieben Freunden; neben dem sinnigen Kurzbauer saßen Laubheimer, der den besten deutschen Nachtwächter gemalt, und der jugendliche Zügel, einer der genialsten Thiermaler Deutschlands; aus dem Winkel dahinter winkten die spaßhaften Augen meines Landsmannes Gustav Mayer hervor, der beim Judenwirth in Brixlegg die volksthümlichen Gestalten zu seinem „ersten Rausche" gefunden. Vor ihnen, zwischen zwei lieblichen Mädchengestalten mit flachsblonden Haaren und Wangen, frisch und rosig wie Apfelblüthen, die mit ihren Vergißmeinnichtaugen so fromm und lustig zugleich in die Welt hineinschauten, wie die Posaunenenglein auf den Bildern der Renaissancemaler, saß ein stattlicher Mann mit gedankenvoller Stirne und lockigem, schon ergrautem Haupt- und Barthaar, Ludwig Steub, der anziehendste unter den Beschreibern des heiligen Landes Tirol. Das seelenvolle blaue Auge, das mit leuchtenden Blicken aus der Ecke dort drüben herübergrüßt, gehört dem schönen Kopfe einer der anmuthigsten unter den deutschen Schauspielerinnen, der liebenswürdigen Anna Glenk. Marmorbleich, wie eine lebendig gewordene Statue, lehnte vor ihr die „geschiedene Frau", die in der „Passionsgeschichte eines Idealisten" eine so dämonische Rolle spielt: alle Schauer der Verdammniß zuckten in düstern Blitzstrahlen aus der dunkeln Tiefe ihrer wunderbaren Glühaugen empor, und unheimliche Schatten zitterten zwischen den stolzen Brauen hervor über die königliche Stirn hin, von der die Haare, gleich schwarzen Schlangen, sich hinab zu der halbenthüllten Pracht ihrer Schultern ringelten. Eine gnomenhafte Erscheinung wand und krümmte sich ihr zur Seite in qualvoll spaßhaften Krämpfen, welche an die Todeszuckungen eines Heupferdchens erinnerten, das in's Erntefeuer geflogen. Hinter dem Lockenkopfe der steirischen Amazone blitzte das Auge des Philosophen Du Prel hervor, der sich mit dem Darwinismus so eingehend beschäftigt hat.

Jetzt hörte die echt tirolermäßig gemüthliche Tanzmusik auf, und der Vorhang ging langsam in die Höhe. Die Scene stellte eine Landschaft aus dem Hochgebirge dar; die Coulissen waren plump zwar und mit dilettantenhafter Aengstlichkeit, aber nicht ohne liebevolles Naturverständniß entworfen und gemalt. Das Lustspiel des poetischen Roßknechts behandelte in vier Acten einen dürftigen und in seinen Hauptwirkungen ziemlich hausbackenen Stoff: ein junger Müller, fromm und bieder, liebt die Tochter eines reichen Bauern, die ihn selbstverständlich wieder liebt; derselbe hat aber einen vom Vater des Mädchens ausschließlich begünstigten Nebenbuhler — an dem Bader, der „schon ein gesetzter Mann, aber noch in seinen besten Jahren ist", obgleich er die Seifenschüssel bereits so lange durch's Leben getragen hat, daß er sich schon etwas Namhaftes zurücklegen konnte; trotz alledem wird er gründlich angeführt, ein Loos, in das er sich

mit dem Vater des Mädchens zu theilen hat, der ein ehrwürdiger, aber etwas einfältiger und, wie alle alten Väter, eigensinniger Greis ist. Den Schalk im Stücke spielt der Barbiergeselle, ein junger Schlingel, „der mit allen Hunden gehetzt ist und an keinen Teufel glaubt" und zum Ueberflusse gleichfalls in das Mädchen verliebt ist; ebenso entschieden, wie er letzteres liebt, haßt er seinen Brodherrn, der neben seinen sonstigen respectabeln Eigenschaften auch ein gut Theil Heuchelei besitzt und „es faustdick hinter den Ohren hat", und nimmt jede Gelegenheit wahr, ihm, wie ein richtiger Figaro, „auf die sauberen Schliche zu kommen". Die Heldin endlich ist ein recht verständiges Bauerndirnchen, ohne jeglichen Anflug von Sentimentalität, überhaupt, wie ein echtes Bauernkind, mehr praktisch als poetisch gestimmt; obwohl sie dem Müllerburschen, der, wie alle Liebhaber im Lustspiele, nicht gerade an Ueberfülle von Verstand leidet, „von Herzen gut ist", zieht sie doch auch die Heirath mit dem ökonomisch so wohlsituirten Bader ernstlich und, wie mich fast bedünken will, für eine richtige Liebhaberin fast allzu ernstlich in Erwägung, dabei hat sie zu allem Ueberflusse in einer geheimen Falte ihres Herzens eine kleine, stille Zuneigung halb mütterlicher, halb schwesterlicher Gattung, die jedoch nicht ganz über jeden Verdacht erhaben ist, zu dem pfiffigen Barbiergesellen versteckt, der freilich als Heirathscandidat für die kluge Tochter der Berge nicht wohl in Betracht kommen kann, immerhin aber die leichten Herzensregungen, die sie von Zeit zu Zeit für ihn verspürt, noch am ehesten verdient. Nimmt man noch dazu zwei zufällig des Weges kommende Handwerksburschen, die keinen Heller in der Tasche haben, und eine alte Dorfklatschbase, so hat man die Träger der Handlung beisammen.

Selbstverständlich „kriegen sich" die Liebenden am Schlusse des vierten Actes trotz aller Dorfcabalen, und zwar weil der verliebte Müllerbursche mit Gefährdung seiner biedern Persönlichkeit seinen Schatz aus einem brennenden Hause rettet, das der heimtückische Dorfbarbier angezündet. Man sieht hieraus, daß der Theaterdichter von Brixlegg es sich nicht minder bequem gemacht hat als seine bekannteren Collegen an den verschiedenen Hof- und Stadttheatern des deutschen Reiches, und daß er, wie diese, sein Publicum kennt, das eben überall nur sich selbst und seine guten Bekannten, seine häusliche Noth und Misère auf den Schaubuden sucht und sehen will. Auf der andern Seite aber müssen wir dem poetischen Roßknecht das Zugeständniß machen, daß er es unleugbar verstanden hat, seinen an und für sich einfachen Stoff dramatisch wie sprachlich zu gestalten; so waren namentlich einzelne Episoden von urkomischer Wirkung und machten einen geradezu hinreißenden Eindruck; vor Allem müssen wir hervorheben, daß der aufgeklärte Dorfpoet den bäurischen Aberglauben ganz meisterhaft komisch zu verwerthen gewußt hat. Was mir aber am meisten auffiel, war das vortreffliche Zusammenspiel der Darsteller, zu denen durchweg Dorfbewohner aus Brixlegg verwandt worden waren. Sie hatten ihre Rollen so musterhaft auswendig gelernt, daß sie, obwohl das Stück zum ersten Male aufgeführt wurde, keines Souffleurs bedurften.

Nach der Vorstellung brachte ich noch in Erfahrung, daß der Vater, der neben dem jungen Georg gerade am besten gespielt, ein vollständig tauber Greis war, der sich also sein Stichwort lediglich aus dem Mienenspiele der Mitspielenden ablesen mußte. Das Spiel selbst war zwar entschieden schablonenhaft, aber nicht ungefällig, und zeugte unleugbar von ganz sorgfältiger Einübung. Die ganze Darstellung machte den wohlthuenden Eindruck vollendeter Sicherheit, und die Ausstattung des Stückes war durchaus sachgemäß, obgleich sie mit den allereinfachsten Mitteln bewerkstelligt wurde.

Meine Theilnahme an dem ländlichen Kunstinstitute wurde noch um ein Merkliches gesteigert, als ich mich nach dem Leiter desselben erkundigte und zu meiner Verwunderung erfuhr, daß derselbe Niemand anders sei, als wieder „der Roßknecht des Judenwirths". Selbst Vorhang und Coulissen, sowie sämmtliche Inventarstücke und die ganze Maschinerie des Theaters hatte er allein mit eigener Hand angefertigt. So war er Theater-Dichter, -Director, -Maler, -Maschinist, -Inspicient und -Hauptdarsteller, Alles in einer Person, denn die Rolle des jugendlichen Komikers, des Barbiergehülfen Georg, hatte er gleichfalls gespielt.

Die unleugbar hohe geistige Begabung dieses Bauernknechtes und das ernste Streben, das ihn beseelt, in den enggezogenen Grenzen seines künstlerischen Wirkens etwas Tüchtiges zu leisten, würden genügen, ihm unsere volle Achtung zu erwerben; dazu kommt aber noch ein eigenthümliches Lebensschicksal, das er mit einem bekannten norddeutschen Grafen gemein hat, der seiner Liebhaberei für die Schauspielkunst eine glänzende Stellung und einen fürstlichen Reichthum zum Opfer gebracht, obwohl, wenn wir die beiden Schicksalsgenossen nach den Erfolgen ihrer künstlerischen Neigungen messen, die Wagschale entschieden zu Gunsten des „gemeineren" Mannes sinken wird.

„Des Judenwirths Roßknecht" nämlich war vor Zeiten ein reicher Bauer, so reich, wie nur irgend einer im Innthale; die stattliche Mühle, die der Alpbach treibt, ehe er sich in den Inn ergießt, war sein eigen und dazu Wiesen und Felder und manches schöne Stück Vieh. Allein der unselige Hang zur Schauspielkunst ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er in seiner Mühle ein Theater eingerichtet und seine Bekannten und Freunde alle zu Schauspielern abgerichtet hatte. Jetzt wurde gespielt und gedichtet, was das Zeug hielt, aber die Mühle ging dabei von Tag zu Tag langsamer, bis sie schließlich ganz stille stand. Und der Müller verkaufte zuerst die Kühe und dann die Wiesen, die er doch nicht mehr brauchte, weil er keine Kühe mehr zu füttern hatte, zuletzt aber kam das Gericht und jagte ihn von Haus und Hof. Da gab ihm der pfiffige Judenwirth ein enges Kämmerlein neben seinem Pferdestalle und das tägliche Brod dazu, wofür ihm der Arme die Gäule seiner Gäste verpflegen und in seinen Freistunden in einer alten Scheune ein Theater einrichten mußte. Und der Judenwirth hatte seine Rechnung gut gemacht, denn so oft sein Roßknecht ein Stück aufführte, war das Theater ausverkauft und die erheiterten Gäste tranken an einem Abende mehr von seinem Wein und Bier, als er sonst in einem ganzen Monat verbraucht hatte. So ward allen Theilen geholfen, das Dörflein Brixlegg aber kam zu einem Theater, und der Dichter fand sein ordentliches Auskommen, was wohl schwerlich bei allen seinen Collegen der Fall ist.

Als ich am andern Morgen die gastliche Herberge verließ, stand der Roßknecht in Hemdärmeln unter dem Thore und striegelte einen Fuhrmannsgaul. Freundlich und bescheiden wünschte er mir Glück auf die Reise, ich aber mußte bei mir selber denken: Wie wenig braucht ein braver Mensch, um glücklich zu sein!

Die Gefahren der Vogelbrut.

Der Menge zufälliger Zerstörungen der Vogelnester anläßlich des menschlichen Verkehrs und der umgestaltenden Anordnungen eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, liegt nicht in Plan und Entwurf des nachfolgenden kleinen Artikels. Wohl aber sind es die bisher wenig in Betracht gezogenen Einflüsse der Witterung zunächst, auf die meine Mittheilungen umfassendere Rücksicht nehmen sollen, und ich werde nachweisen, daß jene Einflüsse das Gedeihen der Bruten vielfach beeinträchtigen.

Schon im März erwacht der Paarungstrieb einiger unserer Sängerarten. Schwarzamsel und Singdrossel wählen sich geeignete Nistorte aus, und der aufmerksame Waidmann findet schon zu Ende dieses Monats oder zu Anfang des April gelegentlich der Schnepfensuche manchen brütenden Vogel. Da erfolgt plötzlich ein empfindlicher Rückschlag, der uns wieder in den Winter hineinwirft und die Landschaften in eine dicke Schneedecke hüllt, die von dem herrschenden eisigen Nordwinde widerstandsfähig erhalten wird gegen die Wirkungen der höher gestiegenen Sonne. Was bleibt da oft den brütenden Vögeln anders übrig, als schließlich den mächtigen Fortpflanzungstrieb unter den noch mächtigeren Ernährungstrieb zu beugen und den Kampf um Dasein und Selbsterhaltung zu unternehmen? Wohl wird, wie ich mich überzeugt habe, das Aeußerste von den Paaren gewagt, um die Brut zu retten. Aller Scharfsinn, alle zu Gebote stehenden Erinnerungen und gemachten Erfahrungen

werden zusammengenommen, um trotz der hemmenden und die Quellen der Nahrung verstopfenden Elemente treu in dem begonnenen Unternehmen auszuharren. Mit unermüdlicher Sorgfalt schützen die Brutvögel ihre Eier vor dem Zutritt der Kälte, indem sie die Brutfederlage am Bauche fester an die Brut anschmiegen und sich tiefer in das Nestinnere niederdrücken, während der Ehegatte pflichtgetreu der Nahrung nachgeht, um sich und die Gefährtin dem drohenden Verderben zu entziehen. In vielen Fällen beobachtete ich Tage lang unter solchen Verhältnissen Schwarzamselpaare, die wahrhaft heldenmüthig sich durchkämpften und ihre Brut retteten. Es kommt dabei wesentlich darauf an, ob die Eier längere Zeit schon bebrütet worden sind oder ob das Brüten kürzlich erst begonnen hatte; in letzterem Falle bedürfen die Eier der gleichmäßigen und höheren Erwärmung nicht in dem Maße, wie in dem ersteren. Auch entscheidet der Grad der Härte des Frostes vor dem Schneefalle, da Drossel und Amsel den Boden mit dem Schnabel bearbeiten müssen, um sich Nahrung zu verschaffen. Gar häufig habe ich übrigens unter der Ungunst solcher Frühlingswitterung die Nester der Drosseln und theilweise auch der rauheren Amseln verlassen und den Lebenskeim der Eier durch die Kälte getödtet gefunden. Mein Bruder Adolf fand in Frühjahren bei Spätfrost mehrmals schon erstarrte Brut in Drossel- und Amselnestern. Aehnliche Beobachtungen machte ich bei Edelfinken, die ihre vollständig ausgebauten Nester beim Eintritte strenger Unwirthlichkeit der Witterung gänzlich verließen. Nicht minder gefährlich als Frost mit Schneefall ist der Brut schwerer Hagelschlag, der den brütenden Vogel zuweilen verletzt oder ihn nöthigt, das Nest zu verlassen, um sich in Sicherheit zu bringen. Entweder zerschlägt dann der Hagel die Eier oder er häuft sich im Neste an und wirkt zerstörend durch die Kälte. In gleicher Weise wird im Sommer gar manchen Nestern der Gewitterhagel, der sie sammt Eiern oder Jungen zerschlägt, verderblich.

Heftige Stürme, die während der Fortpflanzungsperiode der Vögel sich erheben und, wenn auch nur durch Gewitter veranlaßt, kurze Zeit toben, zerreißen das eine oder andere Nest auf Baum und Strauch, oder werfen es auf die Seite, so daß der Inhalt über Bord geschleudert wird oder durch die defecten Stellen zu Boden fällt.

Selbstverständlich leiden die solid und dauerhaft gebauten Nester unter solchen Umständen nicht so leicht, wie die lose und liederlich gebauten, sowie im Allgemeinen die auf schwankenden Zweigen stehenden den Gefahren durch Sturm weit mehr ausgesetzt sind, als die auf stärkerer Grundlage erbauten. So werden zum Beispiel Eier und Junge des waghalsig bauenden Stieglitzen bei solchen Naturereignissen aus den Nestern geworfen, obschon die Eltern gewöhnlich durch festes Anklammern auf den Nestern das Ihrige aufbieten, um das Herausgeworfenwerden der Brut zu verhindern.

Anhaltende Regenströme erweichen nach und nach die freistehenden Nester und durchwässern den brütenden Vogel dermaßen, daß er sich zur Bewegung und Einölung seines Gefieders bewogen fühlt, ja in gar nicht seltnen Fällen das Nest gänzlich seinem Schicksale überläßt. Bei solcher andauernden Nässe fand ich nackte Junge im Neste liegen, die erstarrt waren; selbst halbflügge Nestlinge werden unter Tage lang währendem Landregen zur Flucht aus der durchnäßten Wohnung bewogen und sterben dann auf dem Boden, wenn sie nicht einen sicheren Schutzwinkel erreichen. Die frühere oder spätere Zeitigung der Eier wird wesentlich durch die Witterungseinflüsse bedingt.

Unter der Herrschaft naßkalter Tage und Nächte steht den Insectenfressern natürlich weit weniger Nahrung zu Gebote, als zur Zeit trockener und warmer Witterung. Da wird der brütende Vogel nicht immer von dem ihm Futter zutragenden Gatten in der erforderlichen Weise versorgt, und seine Entfernung von den Eiern zum Zwecke des Aufsuchens von Insecten und deren Larven wiederholt sich öfter, wodurch eine langsamere Entwickelung der Embryonen eintritt. Ebenso unleugbar ist die günstigere oder ungünstigere Entwicklung der ausgeschlüpften Jungen von der Fülle oder dem Mangel der Ernährung abhängig, welche letztere durch den Witterungseinfluß gefördert oder geschmälert wird. Die Erscheinung stärkerer oder schwächerer Exemplare unter den Vögeln derselben Art ist nicht blos zurückzuführen auf die ursprünglich in Stärke und Größe sehr verschiedenen Insassen eines jeden Nestes, sondern auch auf die durch bedeutende Witterungseinflüsse bedingte Ernährung während der Zeit der Unmündigkeit.

Die in Feldern und Wiesen bauenden Lerchen und Wiesenschmätzer erfahren es häufig, daß Platzregen ihre Nester zerstört, zumal an abschüssigen Stellen, wo sich rasch durch starken Zufluß Wassermengen zur Fluth zusammendrängen. Die an den Ufern der Gewässer nistenden Vögel haben es der Gunst der Witterung in erster Linie zu danken, wenn ihre Brut gedeiht. Wie oft aber machen der Eisvogel in der Uferhöhle, die Wasseramsel unter den Wurzelausschlägen, die gelbe und die Gebirgsstelze in ihrem Schlupfwinkel, der Rohrsänger in seinem angehängten Kunstbaue die schlimmste Erfahrung! Anhaltende Regengüsse verursachen Anschwellungen der Gewässer und das Eindringen des Wassers in die Wohnungen der liebenswürdigen Flußbewohner. Man hat von einem Ahnungsvermögen der Rohr- und Schilfsänger selbst von wissenschaftlicher Seite geschrieben, welches die Thierchen bestimmen soll, in denjenigen Sommern, welche Fluthen und Hochwasser mit sich führen, ihre Nester in gefahrloser Höhe anzulegen, aber damit ein Dogma verkündet, welches genügender Begründung entbehrt, ja sogar durch unsere Erfahrung widerlegt wird. Noch jedesmal habe ich viele Jahre hindurch an schilf- und rohrbewachsenen Flüssen und Bächen nach zurückgetretenem Hochwasser überschwemmte Nester der Rohrsänger gefunden. Das Anlegen der Nester in Sicherheit versprechender Höhe kann nur, wenn nicht zufällig die anlockende passende Gelegenheit geboten ist, auf die Erfahrung älterer und gewitzigter Paare zurückgeführt werden.

Tiefer noch greifen befiederte und unbefiederte Räuber aus der Thierwelt in das Familienheiligthum unserer Lieblinge ein. Hier ist's die sausende Wucht des Falken oder Sperbers, dem der eine oder andere Ehegatte zur Beute wird, und durch den Schlag des Mörders wird zugleich ein ganzes Gelege der Eier oder das Leben hülfloser Nestlinge vernichtet. In seltenen Fällen füttert der überlebende Gatte dennoch die Kleinen unter doppelter Anstrengung groß, ja ich habe wahrgenommen, daß das Weibchen einer schwarzköpfigen Grasmücke, das vor meinen Augen den Ehegatten durch den geschickt ausgeführten Sprung eines alten Katers nach dem Neste verlor, die stark bebrüteten Eier völlig ausbrütete und die Jungen sämmtlich allein erzog. Das war auch nur dadurch möglich, daß die Brütezeit beinahe beendigt und das Wetter warm und schön war.

Während die edleren Raubvögel nicht als unmittelbare Nestzerstörer gelten können, sondern nur in der erwähnten Weise mittelbar die Brut vernichten, erscheinen die Bussarde hier und da als wirkliche Plünderer der auf dem Boden angelegten Nester. Derartige Plünderungen beobachtete ich mehrmals auf Wiesen, auf welchen durch die Schur Lerchennester bloßgestellt worden waren. Die Würgerarten erlauern auf Büschen und Bäumen den Standpunkt der Nester an dem Ab- und Zufliegen der sie umgebenden Paare der Kleinvögel und rauben Eier und Junge. Elster und Heher durchforschen Baumgruppen und junge Hegen und ermitteln mit ebenso viel Scharfsinn wie List in der Benutzung des günstigen Augenblicks die Nester vieler Singvögel, von denen nur diejenigen Gnade vor ihnen finden, die leer stehen. Aber sie wissen genau die ausgedienten von den neuerrichteten zu unterscheiden, und ich habe mit Bewunderung ihrer Intelligenz und Berechnung ihre tägliche Wiederkehr zur Stelle ihrer Entdeckungen wahrgenommen. Sobald ein Ei gelegt war, stahl es der Heher während der kürzeren oder längeren Abwesenheit der Nesteigenthümer. So trieb es der Frevler einige Male, bis das Weibchen des betrogenen Paares, mißtrauisch und der ferneren Hingabe an das Legegeschäft müde, dem Männchen das wohlverstandene Zeichen zum Verlassen des Nestes gab. Kolkrabe, Krähe und Dohle entdecken auf der Flur manches Nest, das sie plündern, ersterer nicht minder häufig in der Nähe seines Brutortes zur Zeit, wo das Gebüsch noch nicht belaubt ist, Amsel- und Drosselnester, die er schonungslos ihres Inhaltes beraubt. Der mordsüchtige Storch findet auf seinen Gängen durch Flur und Wiesengründe theils zufällig und unwillkürlich, auf Grund solcher Zufälligkeiten nachher aber auch auf dem Wege der Ausspähung manches Vogelnest. Selbst unser vielgepriesener Staar verdient insofern an den Pranger gestellt zu werden, als er im Frühjahre die Nester der Finken und

anderer früh nistender Vögel zerreißt und die Baustoffe seiner Höhle zuträgt. Seine Kühnheit geht sogar so weit, daß er die nackten Jungen kleiner Vögel raubt, um seine eigenen flüggen Nestlinge damit zu füttern. Wir Brüder haben eine derartige Beobachtung in unserem Buche über nützliche und schädliche Thiere als eine von uns erforschte neue Thatsache bereits zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Die mehrfachen Eingriffe eines Kukukweibchens in das Eheleben einer Menge insectenvertilgender Vögel sind keineswegs als unbedeutend zu betrachten. Es wird indessen der durch die Zerstörung der fremden Bruten zu Gunsten der untergeschobenen Leibesfrucht von diesem Vogel verursachte Schaden insofern ausgeglichen, als die Nützlichkeit der Kukuke als unersättlicher Raupenfresser zweifellos feststeht. Uebrigens ist es nach den Beobachtungen meines Bruders Adolf sehr wahrscheinlich, daß gar manche Nester von Kleinvögeln von dem Kukuke aus Raubsucht ihrer Brut beraubt werden, da der Kukuk Eier und selbst Nestlinge nicht verschmäht.

Wer kennt nicht die entschiedene Neigung unserer Katzen, der Brut der Kleinvögel auf die Spur zu kommen?

Weit gehen oft erfahrungsmäßige Klugheit und Sicherheitsmaßregeln der hartnäckig gestörten Paare. Ich habe gesehen, daß ein gelber Spötter seinem angeborenen Triebe zuwider das Gebüsch mit der Krone eines hohen, einzeln stehenden Zwetschenbaumes zur Anlage seines Kunstbaues, eine graue Grasmücke die Gartenhecke mit einem hochragenden Zweige einer Linde der Allee zur Sicherung ihres dünnen Halmennestes vertauschte. Marder, Iltis, großes und kleines Wiesel entdecken und zerstören auf der Erde sowohl wie in Löchern, Höhlen und auf Zweigen auf ihren Raubzügen viele Vogelnester; auch der Igel ist hierbei nicht auszunehmen.

Die große Haselmaus usurpirt manches Drossel- und Amselnest, Eier oder Junge verzehrend und die Wohnung ihren eigenen Bedürfnissen gemäß für sich einrichtend. Aber auch in die Mauerspalten und Baumhöhlen dringt sie ein und zerstört mörderisch die Brut der Höhlenbrüter. Wasser- und Landspitzmäuse gelangen auf ihren Raubzügen zu Lande an die Nester der Rothkehlchen, Fitise, Buchenlaubvögelchen und Bachstelzen, gierig über den Inhalt herfallend. Auf das Pfeifen der Spitzmäuse und das erregte Gebahren eines Rothkehlchenpaares hinzugeeilt, fand ich in dem Neste der Vögelchen zwei sich wüthend bekämpfende Spitzmäuse mitten unter nackten, bereits mißhandelten jungen Vögelchen. Selbst einen Maulwurf sah ich im Sommer ein halb flügges Fitischen (Laubvögelchen) aus dem Neste zerren und seinem daneben geöffneten unterirdischen Gange zuschieben, indem er sich weder um das Geschrei des Opfers, noch um das verzweiflungsvolle Flattern und Klagen der alten Vögel kümmerte. Im Walde zerstört das Eichhörnchen weit mehr Vogelnester, als der Uneingeweihte sich denken mag; ihm sind Eier und nackte Vögelchen wahre Leckerbissen.

Eine weniger in die Wagschale fallende Ursache der Nestzerstörung ist der Kampf der verschiedenen und gleichartigen Vogelpaare um den Besitz eines geeigneten Nistplatzes. Der Sperling verdrängt die Schwalbe und schleudert Eier und nackte Schwälbchen aus der Lehmwohnung. Der Mauersegler verfährt mit dem Sperlingspaare in derselben rücksichtslosen Weise, um in der Mauerspalte geeigneten Platz zur Wiege seiner Nachkommenschaft zu gewinnen. Männliche Blaumeisen unternehmen zu diesem Zwecke untereinander Kämpfe, die nicht selten mit dem Tode des unterliegenden Theiles endigen. Es ist eben wiederum der Kampf um das Dasein, der sich durch die Schöpfung in tausend und aber tausend Erscheinungen und Formen unter der Macht mannigfaltiger Veranlassungen und der Anziehungskraft der Ziele und Zwecke hindurchzieht und so viele harmlos glückliche Verbindungen, so viele Werke friedlichen Stilllebens, so viele Bilder ergreifender Fürsorge und Pflege, so viele Keime und Grundlagen neuer Generationen vernichtet. Auf die Selbstsucht des Individuums führen uns diese Auftritte alle zurück, und doch nehmen wir zugleich zu unserer Aussöhnung nicht blos an den Thaten der gebildeten Vernunftwesen, sondern auch an der Naturanlage tiefer stehender Geschöpfe den edlen, rührenden Zug der Opferfähigkeit und der Hingebung an das Leben der Gemeinschaft wahr.

Karl Müller.

Deutscher Kuli-Handel.

Die Ueberschrift des nachstehenden Artikels scheint gewählt zu sein, um Sensation zu verursachen, ist aber leider der nur allzu treffende Ausdruck für einen Menschenschacher, der während der letzten Jahre unter dem Aushängeschilde „Auswanderung nach Brasilien" in unserem Vaterlande schwunghaft betrieben worden ist. Es ist in der Presse schon mehrfach vor einer Auswanderung nach Brasilien gewarnt, ohne daß jedoch selbst der größte Schwarzseher eine Ahnung davon gehabt haben kann, gegen welche Fülle von Gewissenlosigkeit auf der einen und Unglück auf der andern Seite er seine Feder erhebe.

Anfang Mai dieses Jahres kam das Schiff Polyxena mit circa hundert Angehörigen des deutschen Reiches aus Brasilien zurück. Diese im traurigsten Zustande befindlichen Unglücklichen bildeten die erste Sendung von Auswanderern, welche die brasilianische Regierung auf die energischen Vorstellungen der deutschen Reichsregierung für ihre Kosten in die Heimath beförderte.

Was diese Menschen erduldet haben, übersteigt geradezu alles Maß. Die Beschreibung des von ihnen erlittenen Elends kann als Warnung vor weiterer Auswanderung nach Brasilien nicht weit genug verbreitet werden. Die Geschichte ihres Unglücks ist ungefähr die folgende.

Vor etwa zwei Jahren entstand in Westpreußen, besonders in der Nähe von Stargard, unter der zumeist polnisch redenden Bevölkerung plötzlich das Gerücht, die Auswanderung nach Nordamerika sei ganz verfehlt, aber in Brasilien seien goldene Berge zu erwerben. Zuvörderst traute natürlich der dort wie überall mißtrauische Bauer nicht dem allenthalben entstehenden Gerüchte. Aber es erschienen gedruckte Prospecte und in allen Kneipen wurden dieselben vorgelesen; der Eine erzählte dem andern von den Wunderdingen, die darin ständen; bald hieß es hier und da, der Bauer X. und der Arbeiter Z. hätten bereits ihre Habe verkauft, um nach Brasilien zu reisen, und schließlich ergriff ein solcher Rausch die Köpfe, daß Jeder Hab' und Gut um den halben, ja um den vierten Theil des Werthes verkaufte, um nur recht rasch das transoceanische Eldorado zu erreichen.

Was stand nun in den Prospecten, das so die nüchternen Phantasien ergriff? Man höre!

„Die brasilianische Colonie Santa Leopoldina — oder die brasilianische Colonie Moniz, wofür ein anderes Haus arbeitete — liegt in einer höchst gesunden Gegend; die Hitze ist wenig höher, als in Deutschland, die Kälte nie größer als acht Grad Réaumur. Jedes deutsche Getreide und Gemüse (natürlich auch Kartoffeln) wächst daselbst im Ueberfluß; Fieber und Ruhren sind fast unbekannt; Arzt und Apotheker werden zwar eigentlich nie gebraucht, sind aber doch unentgeltlich für die Colonisten zu haben. Für Schulen und Kirchen ist auf's Beste gesorgt, auch für Wohnung. Die brasilianische Regierung unterstützt jeden Einwanderer dreiviertel Jahre lang und liefert unentgeltlich oder doch für wenige Silbergroschen bebautes und in unbeschränkter Menge unbebautes Land. Viele Einwanderer, welche ganz mittellos angekommen sind, haben in wenigen Jahren sich einen bedeutenden Wohlstand verschafft. Und alle diese Herrlichkeiten sind zu haben, wenn man mir für den Kopf siebenzehn Thaler Passagegeld bezahlt."

Soweit der Prospect, unterschrieben Louis Knorr und Compagnie in Hamburg oder, falls man nach Moniz auswandern will, L. Hermes in Antwerpen.

Ja, die beiden Geschäftsinhaber gehen noch weiter. Wer per Kopf die fraglichen siebenzehn Thaler bezahlen kann, nun gut, der bezahlt sie; wer dies aber nicht kann, der bezahlt weniger, nämlich per Kopf nur fünf Thaler oder gar nur zwei und einen halben Thaler, oder endlich blos fünf Thaler für eine ganze Familie. Wer kann da widerstehen? Also nur schnell einen Vorschuß von fünf Thalern an Louis Knorr und Compagnie in Hamburg oder L. Hermes in Antwerpen geschickt! Ist das Geld glücklich angekommen, so trifft allsobald ein schön

Denkmal für die Volkskämpfer von 1849 auf dem Friedhof zu Mannheim.
Nach einer Skizze auf Holz übertragen von W. Reiche.

versiegelter Prospect — einen Contract nannten es die guten Leute — ein und die Reise kann vor sich gehen. In Hamburg oder Antwerpen eingetroffen, werden den Auswanderern noch schnell per Familie circa zehn Thaler für Blechgeschirr abgenommen, was der hochherzige Expedient natürlich ebenfalls liefert, und es geht zu Schiffe.

Knorr und Compagnie denken jedoch vorab: besser ist besser, und lassen sich alle Prospecte — die sogenannten Contracte — von den Auswanderern zurückgeben, um (sic) dieselben nach Brasilien vorauszuschicken. L. Hermes in Antwerpen hält solche Vorsicht nicht für nöthig. Die Brust geschwellt von den kühnsten Hoffnungen, ertragen unsere etwa dreihundert Auswanderer die Unannehmlichkeiten der Seereise mit stoischer Geduld. Endlich aber wird eine ferne Küste sichtbar, und vor den erstaunten Blicken liegt das lang ersehnte herrliche Land Brasilien.

Wer nach der Colonie Moniz will, fährt dann noch den bei Bahia mündenden Commandantuba einige Tagereisen hinauf; wer nach Santa Leopoldina trachtet, geht in Victoria an's Land.

In Victoria geht es noch etwas wild her, aber das wird in Leopoldina besser werden. In Leopoldina nun — doch hier

Digitized by Google

fängt die Sache an, so entsetzlich tragisch zu werden, daß nur das objective Imperfectum am Platze ist. In Leopoldina — so erzählten übereinstimmend alle Zurückgekehrten — wies man etwa achtzig Familien einen mit Schilf bedeckten Schuppen an, in welchem Männer, Frauen und Kinder ungetrennt nebeneinander lagerten. Wenn es regnete, floß es in Strömen durch's Dach. Dann jagte man uns in den Urwald, um Wege zu bauen. Hier war nun erst die rechte Hölle. Sechs bis zwölf Familien zusammen, lagerten wir in den Negerhütten, die Tags nicht vor der glühenden Sonne, Nachts nicht vor Thau und Regen schützten. Rings um uns her war eine uns vollkommen fremde Natur. Affen hockten auf den Bäumen und warfen mit Aesten nach unseren Kindern; Schlangen lauerten in jedem Busche, und was das Schlimmste war, eine Unzahl Insecten peinigten uns Tag und Nacht. Aasfliegen setzten sich in die Augen- und Ohrenhöhlen, ja selbst in die Mundhöhle, legten dort ihre Eier und brachten so Würmer hervor, welche die fürchterlichsten Schmerzen erzeugten. Sandflöhe ferner krochen unter die Nägel und hoben dieselben ab.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Krankheiten nie aufhörten und die Colonisten schaarenweise starben. Einen Arzt oder Apotheker hat Niemand gesehen. Hautkrankheiten und Fieber waren die größte Plage. Dabei war die Kost in jeder Beziehung unzulänglich. Bohnen, Mehl und getrocknetes Fleisch war das Einzige, was wir erhalten konnten. Alles war furchtbar theuer, so daß wir mit dem jämmerlichen Tagelohne von fünfundzwanzig Silbergroschen bis einen Thaler zwei Silbergroschen durchaus nicht auskamen und Hunger litten. Bohnen kosteten beispielsweise fünf Silbergroschen, Mehl vier Silbergroschen das Pfund. Wir Männer arbeiteten mehrere Meilen von Leopoldina entfernt und mußten Alles von dort herbeischaffen. Manche baten sich Land aus und klagten dem Director der Colonie, daß man sie betrogen habe. Letzterer aber fragte, ob sie Contracte hätten, und erklärte Anderen, sie müßten erst auf den Knieen zu ihm kommen, ehe sie Land erhielten. Dasselbe Unglück wiederholte sich auf der Colonie Moniz, welche im Gegensatze zu Santa Leopoldina Privateigenthum ist und dem Herrn Egoz Moniz Baretto de Aragao gehört.

Auch hier wieder hat es den Auswanderern — von Schule und Kirche natürlich ganz abgesehen — an allem Nothwendigsten gefehlt, nur sind die Krankheiten hier in der Nähe des Mangrove-Sumpfes noch entsetzlicher gewesen. Land haben sie dort allerdings in Hülle und Fülle bekommen, aber durchaus unfruchtbares. Der Boden — eine dünne Schicht Humus auf Quarzsand und Grauwacke, mit Eisen vermischt — hat selbst für Mais und die gewöhnlichsten Getreidearten nicht die erforderlichen Voraussetzungen enthalten.

Im Laufe weniger Wochen sind auf der Colonie Moniz von etwa zweitausend Colonisten circa hundertdreißig gestorben. Daß unter diesen Umständen von Reinlichkeit und Moralität gar keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand.

All' dieses Elend, dem die Einwanderer schließlich durch das Dazwischentreten des deutschen Consuls in Rio de Janeiro entronnen sind, haben jene Unglücklichen neben ihrer eigenen Leichtgläubigkeit zunächst dem speculativen Geschicke einiger deutschen (!!) Auswanderungsagenten zu verdanken. Bedenkt man, daß in den letzten zwei Jahren über zweitausend Deutsche so aus der Heimath, aus größtentheils ganz leidlichen Verhältnissen, gelockt sind, um in fernen Landen einem finanziellen Ruine, dem Tode oder doch mindestens der Zerrüttung ihrer Gesundheit entgegenzugehen, so kann man nicht hart genug über diese Handlungsweise urtheilen. Wollte man selbst den kaum denkbaren Fall annehmen, daß diese Expedienten von dem eigentlichen Zustande jener Colonien keine der Wahrheit gleichkommende Vorstellung gehabt hätten, so verdient mindestens die Gewissenlosigkeit gebrandmarkt zu werden, mit der sie in's Ungewisse hinein Versprechungen gaben, die zu erfüllen sie gar nicht versuchten.

Welch ein Glück, daß des deutschen Reiches Macht überhaupt im Stande ist, seine irregeleiteten Unterthanen aus solchen Höllen zu befreien! Schmach und Schande aber über jenen Krämergeist, dem wenige Silberlinge höher stehen, als das Wohl und Wehe von Tausenden seiner Landsleute!

Das Schooßkind der Deutschen Baltimores.

In der aufblühenden Großstadt am Patapsco, die seit vielen Jahren mit Stolz den Namen „Stadt der Monumente" trägt, hat die deutsche Bevölkerung kürzlich einen Bau aus der Erde steigen lassen, welcher wohl mit Recht als ein neues Monument bezeichnet werden darf, als ein Denkmal, das der Deutsche der Humanität auf fremder Erde errichtete.

Dieses Denkmal ist das Allgemeine deutsche Waisenhaus, eine Heimstätte für die Kinder, welche der sterbende Emigrant an einem Gestade zurückläßt, wo eine fremde Sprache geredet wird, wo die verschiedensten Nationalitäten untereinander gewürfelt sind und das arme vater- und mutterlose Kind allein und ohne Schutz umherirren würde, wenn nicht deutsche Hände dasselbe in ihre Obhut nähmen und für dessen Pflege und Erziehung Sorge trügen. Mancher Emigrant langt sterbend in amerikanischen Häfen an. Bereits vom Alter geschwächt, ergreift er noch den Wanderstab und tritt die Reise nach dem Lande an, dessen Name seit einem halben Jahrhundert wie ein Zauberwort durch Europa gehallt und Manchem ein Bild aus „Tausend und einer Nacht" vor die Augen gegaukelt, aber nur sterbend erreicht er das Land der Verheißung. Welch ein Trost erblüht ihm jedoch noch in der letzten Stunde, wenn er weiß, daß seine Kinder nicht verlassen das Gestade der neuen Welt betreten, sondern eine Heimath finden, wo ihnen keiner der Stürme, denen die Einwanderer in Amerika so oft ausgesetzt sind, Etwas anhaben kann! Wenn aber Jemand dafür gepriesen zu werden verdient, daß den Kindern der Deutschen, die auf den Friedhöfen der Monumentenstadt kühle Ruhestätten gefunden, eine Zuflucht bereitet wurde, so ist es die ganze deutsche Bevölkerung Baltimores, denn jeder deutsche Adoptivbürger hat zum Gelingen des Werkes beigetragen. — Das Deutschthum Baltimores, welches gegenwärtig ungefähr achtzigtausend Seelen zählt, spielte vor vierzig Jahren eine sehr untergeordnete Rolle. Von den Hunderten deutscher Vereine und Gesellschaften, die zur Zeit existiren, war damals noch keine Rede. Es war nichts vorhanden, was ein geistiges Band um die deutschen Einwohner Baltimores hätte schlingen können, weder ein Gesang- noch ein Bildungsverein, weder eine Unterstützungs- noch eine Versicherungsgesellschaft, weder eine deutsche Sparbank noch ein deutsches Zeitungsblatt. Eine deutsche Wochenschrift war allerdings, so unglaublich dies auch klingen mag, bereits im Jahre 1792 unter dem Namen „Maryländer Bote" erschienen, doch nach kurzer Dauer wieder eingegangen. Der erste größere Verein, welcher in Baltimore in's Leben trat, war der „Liederkranz", ein seit achtunddreißig Jahren bestehender Gesangverein, der noch heute unter den vielen, später entstandenen ähnlichen Organisationen den ersten Rang einnimmt. Diesem Vereine folgten bald andere.

Die Einsetzung einer deutschen Loge der „Odd Fellows" gab Veranlassung zur Gründung neuer geheimer Orden und Gesellschaften, und seit zwanzig Jahren schossen derartige Körperschaften massenhaft aus der Erde. Es giebt gegenwärtig in Baltimore „Freimaurer", „Tempelritter", „Sonderbare Brüder", „Ordenssöhne der Freiheit", „Harugari", „Pythias-Ritter", „Johanniter", „Schwarze Ritter", „Rothmänner", „Druiden" und unzählige andere geheime Orden, die ausschließlich wohlthätige Zwecke verfolgen. Vor zwölf Jahren zählte Baltimore schon mehr als hundert deutscher Vereine und Gesellschaften, aber selbst damals existirte noch kein Band, welches sich gemeinsam um die Organisationen schlang und die Deutschen Baltimores näher aneinander brachte. Der gebildete deutsche Einwohner war Mitglied der größeren Gesangvereine und der „Baltimorer Schützengesellschaft", auf deren Park in diesem Sommer das erste Bundesschießen des „Nordöstlichen Schützenbundes" stattfindet; Derjenige dagegen, welcher keinen Anspruch auf höhere Bildung machte, „belongte" (wie es auf gut Deutsch in den Vereinigten Staaten heißt) zu dieser oder jener Loge und hielt sich den Gesangvereinen meistens fern.

Erst dem Jahre 1863 war es vorbehalten, die verschiedenen deutschen Elemente näher aneinander zu bringen, indem in diesem Jahre der Grund zu einer Anstalt gelegt wurde, welche im Laufe der Zeit der Liebling, das Schooßkind und sogar der Stolz des ganzen Deutschthums Baltimores geworden ist — wir meinen das Allgemeine deutsche Waisenhaus. Keine von Deutsch-Amerikanern in's Leben gerufene Anstalt, selbst in New-York, St. Louis und Chicago nicht, ist von allen Seiten so thatkräftig unterstützt worden, wie die obige Anstalt, deren Name schon besagt, daß dieses Unternehmen, soweit es die Unterbringung und Versorgung der Waisenkinder anbetrifft, dem ganzen deutschen Publicum der Monumentenstadt zu gute kommt, weil die Anstalt weder unter der Controle, noch unter dem Einflusse einer besonderen Gemeinschaft steht.

Seine ursprüngliche Gründung verdankt das Waisenhaus Herrn Martin Kratt, einem lutherischen Geistlichen Baltimores. Derselbe organisirte am 12. Juli 1863 in Verbindung mit mehreren Mitgliedern seiner Gemeinde einen Waisenverein, aus welchem eine Anstalt unter dem Namen „Das deutsche protestantische Waisenhaus" hervorging. Das junge Institut hatte in den ersten Jahren seines Bestehens mit vielen Mühsalen zu kämpfen, und die Gründer wurden bei dem materiellen Ringen um die Existenz desselben häufig von Zagen ergriffen, aber stets rafften sie ihren Muth auf's Neue wieder zusammen. Am 8. November 1863 ward das erste Gebäude für die Anstalt angekauft. So dürftig dasselbe auch anfangs eingerichtet wurde und so sehr man sich in jeder Weise einschränkte, so hatte man doch mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um die fällig werdenden Rechnungen zu bezahlen, denn bei dem Ankauf des Gebäudes hatte man nicht den kleinsten Fond in den Händen gehabt. Herr Kratt sah bald ein, daß das schöne Werk in Trümmer zusammensinken müsse, wenn es nicht zum Eigenthum der ganzen deutschen Bevölkerung gemacht werde. Jetzt trat eine neue Aufgabe an die Männer heran, deren Entschluß feststand, den Waisen eine Heimath zu schaffen; es galt, das Waisenhaus auf der Basis der Gleichberechtigung aller Confessionen neu zu begründen. Der Lösung dieser Aufgabe traten neue Schwierigkeiten in den Weg; man hatte mit Vorurtheilen zu kämpfen, und die Gründer waren sogar persönlichen Verfolgungen ausgesetzt. Nach und nach lernte man jedoch die Verdienste der Männer, welche so warm für die Sache der Waisen stritten, würdigen, und die Klippen, die sich anfangs um das Unternehmen aufgethürmt hatten, schwanden allmählich. Die Gesuche um Aufnahme mehrten sich, und als die Zahl der Kinder von acht auf vierunddreißig angewachsen war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ein größeres Haus anzuschaffen. Lange mußte man jedoch suchen, ehe man ein geeignetes Gebäude fand. Endlich erstand man ein geräumiges dreistöckiges Haus an der Nord-Calvertstraße um den Preis von sechszehntausend Dollars. Mehrere Vereine und Logen traten dem Waisenvereine bei und ihren vereinten Bemühungen gelang es, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Summe des Ankaufs zu decken.

Am 7. Juli 1867 fand die Einweihung des Gebäudes statt, bei welcher Gelegenheit ein Festzug veranstaltet wurde, an dem sich die Mitglieder von fünfundfünfzig deutschen Gesellschaften, Logen und Vereinen betheiligten. Im neuen Waisenhause blühte das Unternehmen ersichtlich immer mehr auf. Die stetige Zunahme der Kinder, sowie die schädliche Ueberfüllung der Räume mußten indessen das Directorium, nachdem erst vier Jahre seit dem Einzuge in das Waisenhaus an der Calvertstraße verflossen waren, auf Mittel und Wege weisen, den Verhältnissen eine entschieden andere Gestaltung zu geben.

Man entschied sich für den Ankauf eines Carmeliterinnenklosters an der Aisquithstraße und beschloß einen gänzlichen Neubau auf dem erworbenen Grundstücke zu unternehmen. Nachdem ein Plan für den Bau angenommen worden war, wurde sofort mit dem Abbruche des Klosters begonnen, und nicht lange währte es, so war das alte finstere Gebäude, welches schon seit geraumer Zeit eine Unzierde der Aisquithstraße gewesen, von der Erde verschwunden, und langsam wuchs der neue Prachtbau aus dem Boden.

Am Sonntag, den 22. Juni 1873, fand die Grundsteinlegung statt, und die hiermit verbundene Feier war vielleicht die erhebendste, welche jemals von Deutschen in Amerika veranstaltet wurde. Fast jeder Deutsche, von dem Interesse für die edle Sache getrieben, nahm an der Feier Theil. Der Festzug, welcher ebenso wenig fehlte wie bei der Einweihung des alten Waisenhauses im Jahre 1867, bestand aus mehr als hundert Gesellschaften und Vereinen. Die Häuser der Stadt waren mit unzähligen deutschen und amerikanischen Fahnen geschmückt und die Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, allenthalben mit einer dichten Menschenmenge besäet. Ganz Baltimore schien auf den Beinen zu sein; selbst die frommen, strenggläubigen Amerikaner vergaßen an diesem Tage die Kirche zu besuchen. Die Tempel der Methodisten, Baptisten, Unitarier, Quäker &c. standen verlassen, und die Verkündiger des Evangeliums in diesen Bethäusern predigten vor leeren Bänken.

Schon dreimal vor diesem Feste hatte Baltimore große von Deutschen ausgehende Processionen aufzuweisen: beim Steubenfeste, bei der Ankunft des ersten Bremer Dampfers und bei dem Friedensfeste nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges. So groß die Begeisterung auch bei jenen Gelegenheiten gewesen, so schnell war sie doch wieder, nachdem der specielle Zweck erreicht und der Jubel verklungen war, verraucht. Anders war es bei der Grundsteinlegung des Waisenhauses. Während sich in früheren Jahren die Vereine, nachdem eine derartige Festlichkeit ihr Ende erreicht, wieder auf ihr eigenes Feld zurückgezogen und isolirt dastanden, wurden die einzelnen Organisationen durch die Grundsteinlegung nur noch näher verbunden, und diejenigen Körperschaften, welche dem Waisenvereine noch nicht beigetreten und nicht durch Repräsentanten im Directorium der Anstalt vertreten waren, beeilten sich, diese bisher versäumte Pflicht einzuholen.

Natürlich wurden bei der Feier der Grundsteinlegung auch Reden gehalten, und selbst der damalige Gouverneur des Staates Maryland, der Achtb. W. Pinkney Whyte, erschien an jenem Tage unter seinen Mitbürgern und hielt die englische Festrede. Seine Worte fanden den Weg zu Aller Herzen, und gewaltig war die Wirkung, welche dieser Redner, der zur Zeit Mitglied des Bundessenats ist, mit seinen Worten auf die Masse ausübte. Als deutsche Redner traten Herr Gustav Facius, der Präsident des Waisenhauses, Herr Heinrich Scheib, Geistlicher der deutschen Zionsgemeinde, und Herr Martin Kratt, der Gründer der Anstalt, auf.

Eine während der Feier unter der versammelten Menge veranstaltete Collecte ergab den hübschen Betrag von mehr als dreitausend Dollars.

Die Arbeiten an dem Baue nahmen jetzt einen rüstigen Fortgang, und seit wenigen Wochen ist das Gebäude, wenn man von einigen Arbeiten im Innern absieht, als vollendet zu betrachten. Am 22. Juni, dem Jahrestage der Grundsteinlegung, wird die Einweihung der neuen Waisenheimath stattfinden, und daß dieser Tag sich abermals zu einem Festtage für die ganze deutsche Bevölkerung, deren Schooßkind das Asyl geworden ist, gestalten wird, kann nur Der bezweifeln, der nicht den Geist des Wohlthuns und der Mildthätigkeit kennt, welcher unter den Deutschamerikanern herrscht und in deren Herzen tiefe Wurzeln gefaßt hat.

Mit dem Waisenvereine ist ein Damennähverein verbunden, der für die Bedürfnisse der Kinder sorgt und den Haushalt der Anstalt mit Dem versorgt, was gerade nothwendig ist. Dieser Nähverein, ein wackerer Compagnon des Directoriums, zählt gegenwärtig dreihundertfünfundsiebenzig Mitglieder, von denen jedes einen jährlichen Beitrag von drei Dollars zahlt. Der Verein befindet sich, obwohl er jährlich Hunderte von Dollars für Bekleidungs- und Haushaltungsgegenstände ausgiebt, dennoch finanziell in einem blühenden Zustande und überwies erst kürzlich dem Baucomité zur Bestreitung von Baukosten für das neue Waisenhaus einen Beitrag von tausendfünfhundert Dollars.

Die Kinder der Anstalt erhalten freien Unterricht in verschiedenen deutschamerikanischen Schulen, doch wird hoffentlich der Tag nicht mehr fern sein, wo das Waisenhaus seine eigene Schule aufzuweisen haben wird.

Das neue Asyl, dessen Einweihung nunmehr vor der Thür steht, umfaßt ein Front- und ein Hintergebäude nebst Waschhaus. Der Hauptbau beginnt in einer Entfernung von vierundzwanzig Fuß von der Baulinie und schließt sich mit seiner nördlichen Seite unmittelbar an die Capelle, ein kleines Gebäude, welches

von den Carmeliterinnen als Betsaal benutzt wurde und beim Abbruche des Klosters stehen blieb, um für die Zwecke der Waisenanstalt eingerichtet zu werden. In Zukunft beabsichtigt man, die Capelle als ein Hospital zur Aufnahme solcher Kinder zu benutzen, welche an ansteckenden Krankheiten leiden. Die Länge der Front des Hauptbaues beträgt hundertvier Fuß. Durch die Mitte des Gebäudes laufen zwei durch alle Stockwerke gehende Scheidewände, welche den Hauptgang oder die Halle einschließen. Das Gebäude besteht aus einem Erdgeschoß, drei Stockwerken und den nöthigen Dachräumen. Zum Haupteingange gelangt man mittelst einer von zwei Seiten hinaufführenden Granittreppe, zwischen welcher sich der geräumige Eingang zum Erdgeschosse befindet. Im ersten Stockwerke sind der geräumige Speisesaal, das große Zimmer des Damennähvereins und mehrere andere Räumlichkeiten, die größtentheils den Zwecken des Directoriums dienen, gelegen. Auf der Südseite des zweiten Stockwerks befindet sich der Schlafsaal für die Mädchen nebst Balkonzimmer. Der bedeutende, zweitausendvierhundertachtzig Quadratfuß haltende Raum des Schlafsaales gestattet die Aufstellung von zweiundachtzig Betten. Die nördliche Seite dieses Stockwerks enthält zwei große und drei etwas kleinere Zimmer, welche letztere als Krankenzimmer für die Knaben und Mädchen dienen sollen. Im dritten Stockwerke liegt außer anderen Räumlichkeiten der Schlafsaal für die Knaben, dessen Dimensionen genau mit dem für die Mädchen bestimmten Schlafraum übereinstimmen. Vor dem Haupteingange des neuen Gebäudes liegt ein von Bogen, Säulen und Pfeilern gebildeter Porticus. Das Hintergebäude hat eine Breite von sechsundzwanzig und eine Länge von vierzig Fuß und enthält die Küche, die Speisekammer, die Backstube, zwei Waschzimmer, zwei Badezimmer ꝛc. Das Waschhaus stößt an die Küche, von der aus es zu jeder Zeit mit heißem Wasser versehen werden kann.

Obgleich der ganzen deutschen Bevölkerung Baltimores die Ehre gebührt, zum Aufbau der Waisenanstalt beigetragen zu haben, so sind es doch besonders zwei Männer, die seit Jahren fast alle ihre Kräfte dem Waisenhause gewidmet und unendlich viel für dessen Aufblühen gewirkt und gethan haben. Der Eine dieser beiden Männer ist der Präsident des Waisenvereins, Herr Gustav Facius, und der Andere der Secretär, Herr E. C. Linden. Beiden hat das Schicksal keine goldenen Schätze in den Schooß geworfen, aber ein edles Herz für ihre Mitmenschen schlägt in ihrer Brust, und die Sache der Waisen geht ihnen über Alles. Manchen Tag und manche Nacht haben sie für das Wohl der verlassenen Kinder gearbeitet, ohne eine andere Entschädigung zu erwerben, als den Dank ihrer Mitbürger. Und ist dies nicht der schönste Lohn für ihre Mühe und Arbeit? **Louis Lübkert.**

Blätter und Blüthen.

Ein neuer Märtyrerstein. (Mit Abbildung S. 359.) Daß die großen Ereignisse unsrer Zeit auch auf die Anschauung und Beurtheilung unserer näheren Vergangenheit klärend und versöhnend wirken, hat schon vor zwei Jahren die Gartenlaube anzuerkennen gehabt, als sie (1872, Nr. 37) in Bild und Wort das Denkmal brachte, welches zu Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz den Volkskämpfern errichtet worden ist, welche in der Vertheidigung der auf dem gesetzlichsten Wege zu Stande gekommenen deutschen Reichsgrundgesetze von 1849 den Tod fanden.

Heute schon können wir unsere Leser vor ein zweites Erinnerungsmal jener Zeit führen. Diesmal hat es jedoch nicht den Tod mit den Waffen in der Hand zu preisen, sondern es trauert jenen Opfern nach, welchen der Spruch eines Kriegsgerichts das rasche Ende bereitete.

Die Namen auf der Denkmalplatte nennen die Fünfe, welche auf dem Mannheimer Friedhofe jenseits des Neckar erschossen und begraben worden sind. An ihrer Spitze steht — Trützschler, — einer der edelsten und hochsinnigsten Männer der That, welcher der nationalen Bewegung des Jahres Achtundvierzig mit allem Feuer idealer Begeisterung sich anschloß, in der festen Ueberzeugung der Reinheit seines auf Deutschlands Größe und Einheit gerichteten Strebens. Standen vielleicht auch die andern Vier, die sein Schicksal theilten, nicht ganz auf seiner Bildungshöhe, so waren sie ihm doch gleich im tapferen Streben nach dem Ziele, das erst unsere Zeit, wohl auf viel blutigerem Wege, aber auch mit größerem Triumphe und Heimführung altverlorener Länder- und Städte-Perlen, endlich erreicht hat.

Wer an einem so errungenen Ziele steht, errungen nicht durch einen siegreichen Feldzug allein, sondern auch durch das vorhergegangene fünfzigjährige Bekämpfen des bösen Geistes der Undeutschheit, des Freiheitshasses und der Machteifersucht in den Kreisen, die den sogenannten deutschen Bund beherrschten — wer an dem Ziele steht, wo der deutsche Kaiser und der deutsche Reichstag gemeinsam für die Geistesfreiheit der Nation eintreten und die Einigkeit durch die Einheit der Macht gesichert ist — der darf sich wohl umsehen auf der langen Kampfbahn und gerecht und treu die Leiber der zerstreut gefallenen Helden desselben Kampfes zusammensuchen und unter einem Denkstein bestatten.

Dieser Gedanke ist's, der in Mannheim zur Ausführung vorbereitet wird. Die im Mannheimer Friedhofe zerstreut begrabenen Opfer jener Zeit sollen in einer Gruft beisammen ruhen und über ihnen sich das Denkmal erheben, das unsere Abbildung mittheilt. Die dazu gewählte Stätte findet sich gleich am Anfang der zweiten Abtheilung des Friedhofs auf einem durch Wege abgegrenzten und nach der Eingangseite der Abtheilung abgestumpften Vierecke und umgeben von reich durch die Kunst geschmückten Familiengrüften.

Möge der gute Gedanke recht bald verwirklicht werden! Solche Märtyrersteine sind in unseren Tagen nicht Merkmale nachträglichen Vorwurfs und kleinlicher Genugthuung, sondern Zeugnisse der Versöhnung und der Gerechtigkeit, denen selbst der ehemalige Gegner jener Todten nunmehr, nachdem viel Vorurtheil und Wahn mit der alten Zwietracht versunken ist, die verdiente Ehre und Theilnahme nicht mehr versagt.

Das Scherflein der Kinderlosen. Unsere „Deutschen Blätter“ („Literarisch-politische Beilage zur Gartenlaube“) veröffentlichten im Jahre 1873 eine den Lehrerstand betreffende Anregung des Herrn Gustav Rietz, eines deutschen Kaufmanns in Bukarest. Der in der Ferne lebende patriotisch fühlende Mann beschäftigt sich seit Jahren ebenso herzlich wie emsig mit der Frage, wie Deutschland seinen Volksschullehrern eine ihrer wichtigen Aufgabe, der Hohheit und Würde ihres Berufes angemessene Lebensstellung verschaffen und sichern könne. Deutschland habe große Ziele errungen, sei zu machtvollem Aufschwunge gediehen, aber die bedrängte Lage seiner Lehrer, denen es doch zum großen Theile diese Erfolge zu danken habe, von denen es einen so wirksamen Einfluß auf die glückliche Gestaltung der weiteren Zukunft erwarten müsse, sei ein schwacher Punkt seiner Kraft und ein unleugbarer Flecken auf dem Glanze seines Ruhmes. Ob der Staat den Lehrern nicht durchgreifend helfen wolle, oder ob er es nicht könne, ist wirklich zunächst für die Nothleidenden gleichgültig, denn ihre Bedrängniß bleibt bis zur Entscheidung der Streitfrage nach wie vor dieselbe. Während aber der Staat doch etwas thut, verhält sich das Volk und der Bürgerstand dem argen Schaden, der schweren und beschämenden Calamität gegenüber noch immer theilnahmlos und unthätig, als ob es eine Sache beträfe, die sie nichts anginge, in die sie nicht gleichfalls aus eigenem Antriebe einzugreifen hätten. Eltern freilich, denen die Erziehung von Kindern obliegt, zahlen dem Schulwesen und somit den höheren Aufgaben der Gesellschaft schon einen entsprechenden Tribut, und man weiß, wie sauer ihnen das in zahllosen Fällen wird. Was aber thut die große Masse der Kinderlosen und Unverheiratheten, die sich doch gleichfalls aller Segnungen, Vortheile und Annehmlichkeiten erfreuen, welche die Förderung und der Fortschritt der Cultur der Gesammtheit aller Staatsbürger bringt?

Hier ist der Punkt, an welchen der Vorschlag des Herrn Rietz sich knüpft. Ungefähr nach der Organisation des Gustav-Adolf-Vereins will er einen über ganz Deutschland sich verbreitenden, etwa in Berlin centralisirten Verein gegründet sehen, in dessen Casse jeder selbstständige Mann, der keine Kinder zu ernähren und zu erziehen hat, jährlich nicht mehr als einen einzigen Thaler zahlt. Aus den reichen Mitteln, die hierdurch zusammen kämen, sollen dann Volkspensionen für alte und gebrechliche Lehrer, für Wittwen und Waisen von Lehrern und zur Aufbesserung von Lehrergehalten in armen Gemeinden bestritten werden. Der Anreger des Gedankens setzt voraus, daß in jeder Stadt, in jedem Städtchen und Dorfe sich einige Männer finden, die sich der Sache annehmen, und daß kein „Kinderloser“ sich der kleinen Steuer entziehen wird, wenn er den Blick auf den Nachbar richtet, der jährlich so viele Thaler für die Kinder ausgeben muß. Wir unsererseits setzen das nicht so ohne Weiteres voraus, aber schon die „Deutschen Blätter“ bemerkten zur Zeit, daß Schwierigkeiten allein nicht von der Verwirklichung eines guten und edlen Planes zurückschrecken dürfen. In der That ist die Idee schon in vielen Kreisen mit warmer Theilnahme aufgenommen worden, so daß Herr Rietz sich ermuthigt fühlte, die Verwirklichung der von ihm sehr rüstig betriebenen Angelegenheit der binnen Kurzem in Breslau tagenden „Allgemeinen deutschen Lehrer-Versammlung“ in einem besonderen Flugblatte an's Herz zu legen. Was freilich die Lehrer selber in Bezug auf eine Dotation thun können, die ihnen von dem dankbaren Pflichtgefühle des Volkes entgegengebracht werden soll, steht noch dahin. Jedenfalls aber hielten wir uns für verpflichtet, auch unsererseits die Aufmerksamkeit auf ein immerhin der ernsten Erwägung würdiges, aus den reinsten und selbstlosesten Motiven hervorgegangenes Project zu lenken.

Kleiner Briefkasten.

H. M. in Minden. Lieber Herr, warum so viel Lärm über die „Erinnerungen einer Siebzigjährigen“? Wer es trotz „dieses Lebens Ungemach“ zu so hohen Jahren gebracht hat, der darf sich wohl einmal ungestraft einen kleinen Gedächtnißfehler zu Schulden kommen lassen. Es ist nach so langen Jahren kein Verbrechen, der Lamberti-Kirche in Münster, welche — Sie haben Recht — nur einen Thurm hat, einen zweiten anzudichten und die Käfige der Wiedertäufer zu vergessen.

Mit nächster Nummer beginnt die bereits angekündigte Novelle:

„Gesprengte Fesseln“.

Von **E. Werner**, Verfasser von „Am Altar“, „Glück auf!“ ꝛc.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 23. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

Der Vorhang sank unter dem Beifallssturme des ganzen Hauses. Logen, Parterre und Galerien verlangten einstimmig das Wiedererscheinen der Sängerin, die in dem Finale des soeben beendigten Actes Alles zur Begeisterung fortgerissen hatte. Das ganze Parquet gerieth in Aufruhr, und man ruhte nicht, bis die Gefeierte sich endlich zeigte, um, begrüßt von dem mit neuer Macht hervorbrechenden Beifall, von Blumen, Kränzen und Huldigungen aller Art, dem Publicum zu danken.

„Das ist ja heut' ein echt italienischer Theaterabend," sagte ein älterer Herr, in eine der Logen des ersten Ranges tretend. „Signora Biancona scheint die Kunst zu verstehen, das sonst so ruhig und gesetzt fließende Patricierblut unserer edlen Hansastadt mit dem südlichen Feuer ihrer Heimath zu erfüllen. Die Begeisterung für sie fängt nachgerade an, epidemisch zu werden. Wenn das noch weiter um sich greift, so erleben wir, daß die Börse ihr einen Fackelzug votirt, und der Senat der freien Reichsstadt in corpore bei ihr erscheint, um ihr die Huldigung derselben zu Füßen zu legen. An Ihrer Stelle, Herr Consul, würde ich beiden hohen Körperschaften diesen Vorschlag unterbreiten. Ich bin überzeugt, daß er eine enthusiastische Aufnahme findet."

Der Herr, an den diese Worte gerichtet waren, und der an der Seite einer Dame, augenscheinlich seiner Gattin, im Vordergrunde der Loge saß, schien sich der soeben verspotteten allgemeinen Begeisterung gleichfalls nicht entziehen zu können. Er hatte das Klatschen mit einer Ausdauer und Energie betrieben, die einer besseren Sache würdig war, und wandte sich jetzt halb lachend, halb ärgerlich um.

„Dachte ich es doch, daß die Kritik sich wieder in Opposition zu der allgemeinen Stimme setzen würde! Freilich, Doctor, Sie schonen in Ihrem entsetzlichen Morgenblatte ja weder Börse noch Senat; wie sollte da Signora Biancona Gnade finden?"

Der Doctor lächelte ein wenig malitiös und trat an den Sessel der Dame, als ein junger Mann, der hinter demselben seinen Sitz hatte, sich artig erhob, um ihm Platz zu machen.

„Herr Almbach," sagte die Dame vorstellend, „Herr Doctor Welding, der Redacteur unseres Morgenblattes, dessen Feder —"

„Um Gotteswillen, gnädige Frau," unterbrach sie Welding, „discreditiren Sie mich nicht gleich von vornherein in den Augen dieses Herrn. Man braucht einem jungen Künstler nur als Kritiker vorgestellt zu werden, um sofort seiner vollsten Antipathie sicher zu sein."

„Möglich!" lachte der Consul, „aber diesmal hat Sie Ihr Scharfblick doch getäuscht. Herr Almbach wird, Gott sei Dank' nie in den Fall kommen, vor Ihrem Richterstuhle zu erscheinen. Er ist Kaufmann."

„Kaufmann?" Ein Blick der Verwunderung streifte die Gestalt des jungen Mannes. „Dann bitte ich allerdings um Verzeihung wegen meines Irrthums. Ich hätte Sie für einen Künstler gehalten."

„Sehen Sie, lieber Almbach, da spielen Ihnen Ihre Stirn und Augen schon wieder den schlimmen Streich!" scherzte der Consul. „Was würden die Ihrigen daheim zu dieser Verwechselung sagen? Ich fürchte beinahe, sie nähmen das als eine Art von Beleidigung."

„Vielleicht! Ich nehme es als keine solche," sagte Almbach sich leicht gegen Welding verneigend. Die Worte sollten wohl den angeschlagenen Ton des Scherzes fortsetzen, aber es lag in ihnen eine halb verborgene Bitterkeit, die dem Doctor nicht entging. Sein Auge heftete sich forschend auf die Züge des jungen Fremden, aber gerade in diesem Augenblicke wandte sich die Dame zu ihm und nahm das vorhin berührte Thema wieder auf.

„Sie werden doch zugeben, Herr Doctor, daß die Biancona heute ganz hinreißend war. Dieses junge, eben erst auftauchende Talent ist in der That ein neuer Stern an unserem Theaterhimmel —"

„Der einst zur strahlenden Sonne werden wird, wenn er hält, was er uns heute verspricht — gewiß, gnädige Frau, das leugne ich auch keineswegs, wenn diese künftige Sonne auch gegenwärtig noch einige Flecken und Unvollkommenheiten zeigt, die einem so begeisterten Publicum natürlich entgehen."

„Nun, dann rathe ich Ihnen, diese Unvollkommenheiten nicht gar zu stark zu betonen," sagte der Consul, in das Parquet zeigend. „Dort unten sitzt eine Schaar von begeisterten Rittern der Signora. Nehmen Sie sich in Acht, Doctor, sonst erhalten Sie mindestens sechs Herausforderungen."

Das malitiöse Lächeln spielte wieder um Welding's Lippen, während er mit einem ironischen Blicke den jungen Almbach streifte, der schweigend, aber mit finster gerunzelter Stirn dem Gespräche gefolgt war.

„Und vielleicht die siebente noch dazu! Herr Almbach zum Beispiel scheint meine eben geäußerte Ansicht als eine Art von Hochverrath zu betrachten."

„Ich bedaure, Herr Doctor, im Punkte der Kritik noch sehr weit zurück zu sein," entgegnete der Angeredete kühl. „Ich,"

Digitized by Google

hier flammte es fast leidenschaftlich auf in seinem Auge, „ich pflege den Genius unbedingt zu bewundern."

„Eine höchst poetische Art der Kritik," spottete Welding. „Wenn Sie das unserer schönen Signora persönlich und in diesem Tonfalle wiederholen, so kann ich Sie im Voraus ihrer vollsten Gnade versichern. Uebrigens bin auch ich diesmal in der angenehmen Lage, ihr in dem morgen erscheinenden Artikel sagen zu können, daß sie in der That ein Talent ersten Ranges ist, daß ihre Fehler und Mängel nur die der Anfängerin sind, und daß es allein in ihrer Hand liegt, dereinst eine musikalische Größe zu werden. Für den Augenblick ist sie es noch nicht."

„Nun, das ist vorläufig genug des Lobes in Ihrem Munde," sagte der Consul. „Aber ich denke, wir brechen jetzt auf. Die Glanzpartie der Biancona ist zu Ende; der letzte Act bietet ihrer Rolle fast gar nichts, kaum daß sie noch einmal auf der Bühne erscheint, und uns ruft die Pflicht der Wirthe an unserem heutigen Empfangsabende. Darf ich Ihnen einen Platz in unserem Wagen anbieten, Doctor? Ihre kritische Pflicht ist ja wohl gleichfalls zu Ende, und Sie, lieber Almbach, begleiten Sie uns auch, oder wollen Sie den Schluß abwarten?"

Der junge Mann hatte sich ebenfalls erhoben. „Wenn Sie und die gnädige Frau es gestatten — die Oper ist mir noch fremd, ich würde gern —"

„Nun, dann bleiben Sie ohne Umstände!" unterbrach ihn Jener freundlich. „Aber sein Sie pünktlich heute Abend! Wir rechnen bestimmt auf Ihr Kommen."

Er reichte seiner Frau den Arm, um sie hinauszuführen. Doctor Welding begleitete die Beiden.

„Wie können Sie nur glauben," spottete er draußen auf dem Corridore, „Ihr junger Gast würde vom Platze weichen, so lange die Biancona noch einen Ton zu singen hat, oder er würde es sich nehmen lassen, mit unserer übrigen Herrenwelt an ihrem Wagen Spalier zu bilden! Die schönen Augen der Signora haben schon manches Unheil angerichtet — der hat Feuer gefangen, ärger als alle Uebrigen."

„Das wollen wir doch nicht hoffen," sagte die Dame mit einem leisen Anfluge von Besorgniß in ihrer Stimme. „Was würden dazu die Schwiegereltern und vor Allem die junge Frau sagen?"

„Ist Herr Almbach bereits verheirathet?" fragte Welding überrascht.

„Schon seit zwei Jahren," bestätigte der Consul. „Er ist der Neffe und Schwiegersohn meines Geschäftsfreundes. Die Firma ist Almbach und Compagnie, kein sehr bedeutendes Haus, aber höchst solid und respectabel. Uebrigens thun Sie dem jungen Manne doch wohl Unrecht mit Ihrem Verdachte. In solchen Jahren ist man leicht hingerissen, besonders wenn einem der Kunstgenuß so selten zu Theil wird, wie es gerade hier der Fall ist. Unter uns gesagt, Almbach hegt in solchen Dingen etwas spießbürgerliche Ansichten und hat seinen Schwiegersohn scharf im Zügel. Er wird schon dafür sorgen, daß das Unheil, das jene Augen etwa anrichten könnten, seinem Hause fern bleibt; darauf kenne ich ihn."

„Um so besser für ihn!" sagte der Doctor lakonisch, während er neben dem Ehepaare im Wagen Platz nahm, der die Richtung nach dem Hafen einschlug, wo die Paläste der reichen Handelsherren liegen.

Eine Stunde darauf war in den Salons des Kaufmannes eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Consul Erlau gehörte zu den reichsten und angesehensten Handelsherren der reichen Handelsstadt, und wenn schon dieser Umstand hinreichend war, ihm dort eine unbestrittene Bedeutung zu sichern, so setzte er andererseits eine Ehre darein, sein glänzendes und gastfreies Haus als das erste in H. genannt zu sehen. Seine Empfangsabende vereinigten gewöhnlich Alles, was die Stadt an Capacitäten überhaupt zu bieten hatte. Es gab nicht leicht eine Berühmtheit, die sich nicht wenigstens einige Male dort zeigte, und auch der Stern der gegenwärtigen Saison, die Primadonna der augenblicklich hier gastirenden italienischen Operngesellschaft, Signora Biancona, hatte der an sie ergangenen Einladung Folge geleistet, und war nach Beendigung der Oper erschienen.

Die junge Künstlerin bildete nach ihrem heutigen Triumphe im Theater natürlich den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Von den Herren mit Huldigungen aller Art bestürmt, von den Damen mit Artigkeiten überhäuft, von dem Wirthe und seiner Gattin mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit ausgezeichnet, vermochte sie sich kaum zu retten vor dem Strome der Bewunderung, der ihr von allen Seiten entgegenfluthete und der vielleicht in ebenso hohem Maße der Schönheit als der Kunst galt.

Hier fand sich freilich beides vereinigt. Auch ohne ihr so hoch gefeiertes Talent wäre Signora Biancona schwerlich in den Fall gekommen, irgendwo übersehen zu werden. Sie war eine von jenen Frauen, die überall, wo sie nur erscheinen, Auge und Sinn zu fesseln und in einer oft gefährlichen Weise festzuhalten wissen, deren bestrickender Reiz nicht allein in ihrer Schönheit liegt, sondern weit mehr noch in dem seltsamen, fast dämonischen Zauber, den gewisse Naturen ausüben, ohne daß man sich Rechenschaft zu geben vermag, woher er stammt. Es lag wie ein Hauch des glühenden farbenreichen Südens über dieser Erscheinung, die sich mit ihrem dunklen Haar und Teint, mit den großen tiefschwarzen Augen, aus denen ein so volles heißes Leben strahlte, fremdartig genug ausnahm in dieser nordischen Umgebung. Ihre Art zu sprechen, sich zu bewegen, war vielleicht lebhafter und zwangloser, als es die strengen Formen der Convenienz verlangten, aber das Feuer eines südlichen Naturells, das bei jeder Regung unwillkürlich hervorbrach, war von hinreißender Grazie. Der leichte idealische Anzug schloß sich wenig der herrschenden Mode an, aber er schien wie eigens erfunden, um die Vorzüge dieser Gestalt in das hellste Licht zu setzen, und behauptete sich siegreich neben der ringsum entfalteten Toilettenpracht der übrigen Damen. Die junge Italienerin war eben ein Wesen, das über all den Schranken und Formen des Alltagslebens zu stehen schien, und es gab wohl Keinen in der Gesellschaft, der ihr diese Ausnahme nicht bereitwillig zugestand.

Auch Almbach hatte sich nach dem Schlusse des Theaters eingefunden, aber er war völlig fremd in diesem Kreise und schien es auch zu bleiben, trotz der wohlgemeinten Versuche des Consuls, ihn mit Diesem oder Jenem bekannt zu machen. Sie scheiterten, theils an der fast düsteren Schweigsamkeit des jungen Mannes, theils an dem Benehmen der Herren, denen er vorgestellt wurde, und die, fast durchweg den höheren Börsen- oder Finanzkreisen angehörig, es nicht der Mühe werth hielten, mit dem Vertreter eines kleinen Geschäftshauses viel Umstände zu machen. Augenblicklich stand er ganz isolirt am unteren Ende des Saales und blickte scheinbar gleichgültig auf das glänzende Gewühl, aber die Augen kehrten immer wieder zu dem einen Punkte zurück, der heute Abend der Magnet für die gesammte Herrenwelt zu sein schien.

„Nun, Herr Almbach, Sie machen ja gar keinen Versuch, sich dem eigentlichen Sonnenkreise des Salons zu nähern," sagte Doctor Welding, an ihn herantretend. „Soll ich Sie dort einführen?"

Eine leichte Röthe der Verlegenheit darüber, daß man seinen geheimen Wunsch errieth, färbte das Antlitz des jungen Mannes.

„Signora Biancona wird von allen Seiten so in Anspruch genommen, daß ich es nicht wagte, sie auch noch zu belästigen."

Welding lachte. „Ja, die Herren scheinen sich sämmtlich Ihrer kritischen Methode anzuschließen und gleichfalls ‚den Genius unbedingt zu bewundern'. Nun, die Kunst hat ja das Vorrecht, Jedem Begeisterung einzuflößen. Kommen Sie! Ich werde Sie der Signora vorstellen."

Sie schritten nach der anderen Seite des Saales, wo sich die junge Italienerin befand, aber es kostete ihnen wirklich einige Mühe, den Kreis der Bewunderer zu durchbrechen, der den gefeierten Gast umgab, und sich diesem zu nähern. Der Doctor übernahm die Vorstellung; er nannte seinen Begleiter, der heute zum ersten Male das Glück gehabt habe, Signora auf der Bühne bewundern zu dürfen, und überließ es ihm dann, sich allein im „Sonnenkreise" zurecht zu finden. Die Bezeichnung war nicht so übel gewählt; es lag wirklich etwas von der sengenden Gluth dieses Gestirns auf seiner Mittagshöhe in dem Blicke, der sich jetzt auf Almbach richtete.

„Also auch Sie waren heute Abend im Theater?" fragte die Sängerin leicht.

„Ja, Signora."

Die Antwort klang kurz und düster. Kein Wort weiter, keins von jenen Complimenten, deren die Künstlerin heute bereits

so viele gehört hatte — aber der Blick des jungen Mannes mußte die einsilbige Antwort wohl wieder gut machen. Zwar begegnete er nur einen Moment lang dem der Signora Biancona, aber das Aufleuchten darin war gesehen und verstanden worden; es sagte unendlich mehr als alle die Schmeicheleien.

Die übrigen Herren mochten keinen hohen Begriff von den gesellschaftlichen Talenten des neuen Ankömmlings erhalten, der es nicht einmal verstand, einer schönen Frau irgend eine Artigkeit zu sagen. Sie ignorirten ihn vollständig. Die Unterhaltung, an der sich jetzt auch der Consul betheiligte, wurde allgemeiner; man sprach von der Musik, von einem bekannten Componisten und einem gerade epochemachenden Werke desselben, über dessen Auffassung Signora Biancona und Doctor Welding in Meinungsdifferenz geriethen. Erstere begeisterte sich dafür, während der Letztere ihm gar keinen höhern Werth beimaß. Die Signora vertheidigte ihre Ansicht mit südlicher Lebhaftigkeit und wurde dabei von sämmtlichen Herren unterstützt, die von vornherein ihre Partei nahmen; der Doctor beharrte kühl auf der seinigen. Der Streit wurde hartnäckiger, bis sich endlich die Sängerin unmuthig und etwas gereizt von ihrem Widersacher abwandte.

„Ich bedaure sehr, daß unser Capellmeister verhindert war, die heutige Einladung anzunehmen. Er spielt gerade diese Composition meisterhaft, und ich fürchte, es bedarf eines Vortrages, um die Gesellschaft zum Richter darüber zu machen, wer von uns Beiden Recht hat."

Die Gesellschaft war auch dieser Meinung und vermißte den Herrn Capellmeister sehr schmerzlich; zum Ersatz erbot sich Niemand. Die sehr zur Schau getragene Begeisterung für die Musik schien bei Keinem mit der Ausübung derselben gleichen Schritt zu halten, bis auf einmal Almbach vortrat und ruhig sagte:

„Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, Signora."

Diese wendete sich rasch und mit sichtlicher Genugthuung zu ihm. „Sie sind musikalisch, Signor?"

„Wenn Sie und die Gesellschaft mit dem Versuche eines Dilettanten vorlieb nehmen wollen —" er machte eine fragende Bewegung nach dem Herrn des Hauses hin, und als dieser eifrig beistimmte, trat er an den Flügel.

Die in Rede stehende Composition, ein modernes Paradestück im vollsten Sinne des Wortes, verdankte ihre allgemeine Beliebtheit wohl weniger ihrem innern Gehalte — sie besaß in der That nicht allzu viel davon — als der enormen Schwierigkeit der Ausführung. Schon die bloße Möglichkeit, sie zu spielen, erforderte eine Meisterschaft in der Beherrschung des Flügels. Man war gewohnt, diesen Vortrag nur von Virtuosen ersten Ranges zu hören, und blickte daher halb überrascht, halb spöttisch auf den jungen Mann, der sich ohne Weiteres dazu erbot. Er hatte sich freilich mit seinem Dilettantismus entschuldigt, aber es war doch immerhin eine Keckheit, diesen im Salon des Consuls Erlau zu probiren, wo man schon das Spiel so mancher Berühmtheit gehört und bewundert hatte.

Um so erstaunter war daher die Gesellschaft, als Almbach sich all diesen Schwierigkeiten vollkommen gewachsen zeigte, als er, ohne auch nur eine Note vor sich zu haben, sie gleichsam spielend überwand, mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die einem Künstler von Fach Ehre gemacht hätte. Zugleich aber wußte er in seinen Vortrag ein Feuer zu legen, das selbst die älteren und anspruchsvolleren Zuhörer mit fortriß. Das Musikstück schien unter seinen Händen eine ganz andere Gestalt anzunehmen; er lieh ihm eine Bedeutung, die bisher noch Niemand, vielleicht der Componist selbst am wenigsten, hineingelegt hatte, und besonders der in etwas stürmischem Tempo vorgetragene Schluß trug ihm von allen Seiten den reichsten Beifall ein.

„Bravo, bravissimo, Herr Almbach!" rief der Consul, der zuerst hervortrat und ihm herzlich die Hand schüttelte. „Wir müssen wirklich der Signora und dem Doctor dankbar sein, daß ihr musikalischer Streit uns zur Entdeckung eines solchen Talentes verhalf. Da kündigen Sie uns ganz bescheiden einen Versuch an und geben uns eine Leistung, deren sich der vollendetste Künstler nicht zu schämen hätte. Sie haben unserer Signora zu einem glänzenden Siege verholfen; sie hat Recht, unbedingt Recht, und der Doctor bleibt diesmal mit seinem Angriffe entschieden in der Minorität."

Die Sängerin war gleichfalls vor den Flügel getreten. „Auch ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meinem Wunsche so ritterlich nachkamen," sagte sie lächelnd; „aber" — hier senkte sie die Stimme — „aber nehmen Sie sich in Acht! Ich fürchte, mein kritischer Gegner wird noch mit Ihnen rechten über die Art, wie Sie meiner Ansicht Geltung verschafften. War das Spiel und vor Allem der Schluß so ganz correct?"

Eine verrätherische Gluth flog über das Antlitz des jungen Mannes, aber er lächelte gleichfalls. „Er entsprach Ihrer Auffassung und fand Ihren Beifall, Signora — das ist für mich genug."

„Wir sprechen noch darüber," flüsterte die Sängerin schnell, denn jetzt trat die Dame des Hauses heran, um ihrem jungen Gaste gleichfalls einige Artigkeiten zu sagen, und der größte Theil der Gesellschaft folgte ihrem Beispiele. Ein Strom von Redensarten und Complimenten rauschte auf Almbach ein; man war entzückt von seinem Spiele, seiner Auffassung; man wollte wissen, wo er seine musikalischen Studien gemacht; je weniger man ihn früher beachtet hatte, je unbekannter er den Meisten war, desto mehr überraschte sein plötzliches Hervortreten, und dazu die Bescheidenheit des jungen Mannes, die ihm kaum erlaubte, auf all die an ihn gerichteten Fragen zu antworten; ein Jeder aus der Gesellschaft fühlte augenblicklich etwas vom Kunstmäcen in sich und war bereit, diesem jungen Talente seine volle Protection angedeihen zu lassen.

Ob es wirklich nur Bescheidenheit war, was Almbach's Lippen schloß? Es blitzte bisweilen wie eine Art von Spott in seinem Auge, wenn man immer und immer wieder seine geniale Auffassung hervorhob und behauptete, die Composition noch nie in dieser Vollendung gehört zu haben. Er benutzte die erste Gelegenheit, sich der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit zu entziehen, und ward bei diesem Versuche von Doctor Welding in Beschlag genommen.

„Kann man endlich auch einmal zu Ihnen gelangen? Man läuft ja förmlich Sturm auf Sie mit Complimenten. Nur ein Wort, Herr Almbach! Wollen wir hier eintreten?"

Er wies in ein Nebenzimmer, das Beide kaum betreten hatten, als der Doctor in ziemlich scharfem Tone fortfuhr:

„Signora Biancona hat Recht behalten, das heißt in Folge Ihres Vortrages. Mein Angriff richtete sich gegen die Composition, wie sie im Original existirt. Darf ich fragen, wo Sie diese sehr eigenthümliche Bearbeitung aufgefunden haben? Mir war sie bis zu dieser Stunde völlig unbekannt."

„Wie meinen Sie, Herr Doctor?" fragte der junge Mann kühl. „Ich kenne das Musikstück nur in dieser Gestalt."

Welding sah ihn von oben bis unten an; in seinem Gesichte stritt ein ärgerlicher Ausdruck mit einem unverhohlenen Interesse, als er entgegnete:

„Sie scheinen die Musikkenntniß der Gesellschaft ganz richtig zu taxiren, da Sie ihr dergleichen zu bieten wagen. Man hört das bekannte Thema heraus und ist zufrieden; aber es giebt doch zuweilen Ausnahmen. Mich zum Beispiel würde es sehr interessiren, zu wissen, von wem gewisse Variationen stammen, die den Charakter des Ganzen total verändern, und was nun vollends den Schluß betrifft — war diese kühne Improvisation vielleicht auch der ‚Versuch eines Dilettanten'?"

Almbach hob ein wenig trotzig den Kopf. „Und wenn sie es nun wäre, was würden Sie dazu sagen?"

„Daß es ein arger Mißgriff der Ihrigen war, Sie zum — Kaufmann zu machen."

„Herr Doctor, wir sind im Hause eines Kaufmannes."

„Gewiß," sagte Welding ruhig, „und ich bin der Letzte, diesen Stand gering zu schätzen, zumal wenn er, wie bei unserm Wirthe, mit tüchtiger rastloser Arbeit beginnt und mit dem Ausruhen auf Millionen endigt; aber er paßt eben nicht für Jeden. Es gehört vor allen Dingen ein klarer kühler Kopf dazu, und der Ihrige scheint mir gerade nicht dazu geschaffen, sich einzig mit dem nüchternen Soll und Haben abzugeben. Verzeihen Sie, Herr Almbach! Das ist nur so meine unmaßgebliche Meinung; im Uebrigen tadele ich Sie gar nicht wegen Ihrer Keckheit. Was thut man nicht, um dem Eigensinne einer schönen Frau Recht zu geben! In diesem Falle war das Manöver sogar äußerst genial; ein Anderer hätte das mit dem besten Willen nicht fertig gebracht. Ich gratulire Ihnen dazu."

Er machte eine halb ironische Verbeugung und verließ das

Gemach. Es lag zwar dicht neben dem Saale, aber die halb geschlossenen Portièren schieden es von demselben, und völlig einsam und matt erleuchtet, bot es wenigstens ein minutenlanges Alleinsein Dem, der danach verlangte. Der junge Mann hatte sich in einen Sessel geworfen und schaute träumend vor sich hin. Woran er dachte, das wagte er sich vielleicht selbst nicht zu gestehen, und doch verrieth es sein jähes Auffahren beim Klange einer Stimme, die im Tone leichter Ueberraschung sagte:

„Ah Signor Almbach, Sie hier?"

Es war Signora Biancona; ob sie beim Eintritte den bereits Anwesenden wirklich nicht bemerkt hatte, ließ sich nicht entscheiden, denn sie fuhr mit voller Unbefangenheit fort:

„Ich suchte auf einen Augenblick Erholung von der Hitze und dem Gewühle des Salons. Auch Sie haben sich der Gesellschaft so kurz nach Ihrem Triumphe entzogen?"

Almbach hatte sich schnell erhoben. „Wenn von Triumphen die Rede ist, so bleibt wohl kein Zweifel, wer sie heute feiert. Meine improvisirte Leistung vermag sich nicht entfernt mit dem zu messen, was Sie dem Publicum gaben."

Die Sängerin lächelte. „Ich gab ihm auch nur Töne, wie Sie, aber ich gestehe Ihnen offen, daß es mich überrascht hat, erst heute und hier von einem Künstler zu hören, der gewiß schon längst —"

„Verzeihung, Signora," unterbrach sie der junge Mann kalt. „Ich habe bereits im Salon erklärt, daß ich nur auf Dilettantismus Anspruch machen darf. Ich gehöre dem Kaufmannsstande an."

Derselbe Blick der Verwunderung, den er bei Welding im Theater gesehen, streifte hier zum zweiten Male das Gesicht Almbach's.

„Unmöglich! Sie scherzen!"

„Weshalb unmöglich, Signora? Weil ich ein schwieriges Bravourstück geläufig vorzutragen vermochte?"

„Weil Sie es so vorzutragen vermochten und weil —" sie sah ihn eine Secunde lang fest an und setzte dann mit voller Bestimmtheit hinzu: „weil Ihr Antlitz den Stempel zeigt, den, wie man sich immer einbildet, das Genie an der Stirne tragen muß."

„Sie sehen, wie sehr der Schein bisweilen trügt."

Signora Biancona schien dieser Ansicht nicht beizustimmen; sie ließ sich auf den Divan nieder; das helle Gewand legte sich leicht und luftig wie eine Wolke auf den dunklen Sammet.

„Ich bewundere Sie," begann sie von Neuem, „daß Sie im Stande sind, mit solchen künstlerischen Anlagen sich einem Alltagsberufe zu widmen. Mir wäre das unmöglich. Ich bin in der Welt der Klänge und Töne aufgewachsen und vermag nicht zu begreifen, wie sich in ihr noch Raum finden kann für andere Pflichten."

Es lag eine diesmal unverhohlene Bitterkeit in der Stimme des jungen Mannes, als er entgegnete: „Ihre Heimath ist auch Italien, die meine — eine norddeutsche Handelsstadt. In unserem Alltagsleben ist die Poesie nur ein seltener, flüchtiger Gast, dem oft genug die Stätte versagt wird. Die Arbeit, das Mühen um den Erwerb steht immer und ewig im Vordergrunde."

„Auch bei Ihnen, Signor?"

„Es sollte wenigstens dort stehen; daß es nicht immer der Fall ist, hat Ihnen wohl mein musikalischer Versuch gezeigt."

Die Sängerin schüttelte zweifelnd das Haupt. „Ihr Versuch? Ich möchte darauf hin Ihre Meisterschaft kennen lernen. Aber es kann doch unmöglich Ihre Absicht sein, dieses Talent der Oeffentlichkeit ganz zu entziehen und es nur im Kreise der Ihrigen zu üben?"

„Im Kreise der Meinigen?" wiederholte Almbach mit eigenthümlicher Betonung. „Ich pflege dort keine Taste anzurühren, am wenigsten in Gegenwart meiner Frau."

„Sie sind bereits vermählt?" fragte die Italienerin rasch, während eine momentane Blässe ihr Antlitz überflog.

„Ja, Signora."

Es klang schwer und kalt dieses Ja, und der halb spöttische Ausdruck, der einen Augenblick lang um die Lippen der Sängerin spielte, als sie den kaum vierundzwanzigjährigen Mann betrachtete, verschwand vor diesem Tone.

„Man vermählt sich, wie es scheint, sehr früh in Deutschland," bemerkte sie ruhig.

„Bisweilen."

Die junge Italienerin schien die Pause, welche diesen Worten folgte, etwas peinlich zu finden; sie ging rasch zu einem anderen Thema über.

„Ich fürchte, Sie haben bereits das Examen bestehen müssen, vor dem ich Sie vorhin warnte. Die Gesellschaft war nichtsdestoweniger entzückt von Ihrem Vortrage."

„Vielleicht!" sagte der junge Mann halb verächtlich. „Und doch war er sicher nicht für die Gesellschaft bestimmt."

„Nicht? Und wem galt er denn?" fragte Signora Biancona den Blick fest auf ihn richtend.

Auch er sah sie an; es lag etwas Verwandtes in den beiden Augenpaaren, die jetzt einander begegneten, beide groß, dunkel und räthselhaft. Auch in dem Blicke Almbach's leuchtete der gleiche Strahl, wie in dem der Künstlerin; auch dort flammte eine heiße leidenschaftliche Seele; auch dort schlummerte in der Tiefe der dämonische Funke, der so oft das Erbtheil genialer Naturen ist und ihnen zum Fluche wird, wenn keine schützende Hand ihn mehr behütet, wenn er zur Flamme angefacht wird, die dann nicht mehr Licht, sondern nur noch Verderben bringt.

Er trat einen Schritt näher und dämpfte die Stimme, aber die tiefe Erregung darin verrieth sich doch.

„Nur der Einen, die mir und uns Allen vor wenig Stunden die höchste Schönheit und die höchste Poesie verkörperte, getragen von den Tönen eines unsterblichen Meisterwerkes. Man hat Ihnen heute tausendfach gehuldigt, Signora! Was die Begeisterung nur zu erfinden vermochte, das legte man zu Ihren Füßen. Der Fremde, Unbekannte wollte Ihnen doch auch sagen, wie sehr er Sie bewundert, und da that er es denn in der Sprache, die Ihrer allein würdig ist. Ganz fremd ist sie auch mir nicht geblieben."

In der Huldigung lag etwas, was sie über jede Schmeichelei erhob, der Ton echter, voller Begeisterung, und Signora Biancona war doch Künstlerin genug, um diesen Ton zu kennen, Weib genug, um zu ahnen, was sich dahinter barg; sie lächelte mit bezaubernder Anmuth.

„Nun, ich habe es ja gesehen, wie sehr diese Sprache Ihnen zu Gebote steht. Werde ich sie nicht öfter von Ihnen hören?"

„Schwerlich!" sagte der junge Mann düster. „Sie kehren, wie ich höre, in Kurzem nach Italien zurück, ich — bleibe hier im Norden. Wer weiß, ob wir je wieder einander begegnen."

„Unser Impressario beabsichtigt bis zum Mai hier zu bleiben," fiel die Sängerin rasch ein. „Da wird unsere heutige Begegnung doch wohl nicht die letzte sein? Gewiß nicht, ich rechne bestimmt darauf, Sie wiederzusehen."

„Signora!" Das leidenschaftliche Aufflammen Almbach's dauerte nur eine Secunde. Es schien ihn plötzlich eine Erinnerung oder Warnung zu durchzucken; er trat zurück und verneigte sich tief und fremd.

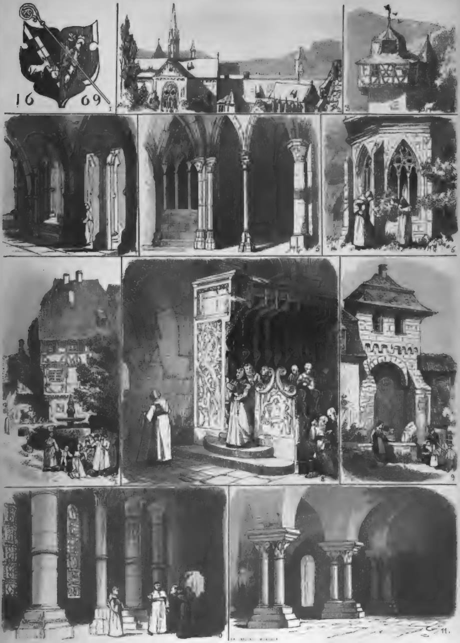
„Ich fürchte, es muß die letzte sein — leben Sie wohl, Signora!"

Er war fort, noch ehe es der Sängerin möglich war, ein Wort der Befremdung über diesen seltsamen Abschied zu äußern, und es schien ihm Ernst damit zu sein, denn nicht ein einziges Mal während des ganzen Abends näherte er sich wieder dem verhängnißvollen „Sonnenkreise".

(Fortsetzung folgt.)

Das besuchteste Schwabenkloster.

Auf der Eisenbahnstrecke, welche Stuttgart und Bruchsal verbindet, vernimmt der Reisende zwischen Bretten und Mühlacker den Ausruf des Schaffners: „Station Maulbronn!" Und wenn der Name, der so berühmten Klang hat, ihn an das Wagenfenster lockt, weil bei demselben ihm Klostermauern und Thürme im Geist emporsteigen, so wird er freilich rasch enttäuscht, denn er muß Glück haben, wenn im Vorbeifahren in dreiviertelstündiger Entfernung ihm die Häuser des Dorfes gleichen Namens



Kloster Maulbronn.

1. Wappen. — 2. Ansicht von Maulbronn. — 3. Faustthurm. — 4. Capitelsaal. — 5. Kreuzgang. — 6. Brunnencapelle. — 7. Das Brundnerhaus. — 8. Die Chorstühle. — 9. Klosterthor. — 10. Sommer-Refectorium. — 11. Winter-Refectorium.

sichtbar werden, das erst im Laufe dieses Jahrhunderts in der freieren Lage vor dem Kloster sich angesiedelt hat.

Die Aelteren unter unsern Lesern sind schon im Jahrgang 1864 der Gartenlaube von kundiger Hand in den Räumen und in der Menschen- und Gespenstergeschichte dieser ehemaligen Cisterzienser-Abtei, die in vier Jahren (am vierzehnten Mai 1878) ihre siebenhundertjährige Kirchenweihe feiern kann, herumgeführt worden. Indeß sind seitdem fast zehn Jahre verflossen und zu den damaligen Abnehmern unsres Blattes anderthalbhunderttausend hinzugekommen, so daß wir uns für verpflichtet halten, unserem heutigen Bilde wenigstens den nöthigsten erklärenden Text beizufügen.

Maulbronn zeigt nicht nur in Schwaben, sondern in ganz Deutschland die am besten erhaltenen Klostergebäude von so hohem Alter, denn nicht blos die Kirche und die eigentlichen Klosterräume, sondern auch die Nebengebäude, die ehedem zu dem reichen Klosterhaushalt gehörten, stehen größtentheils noch vor uns aus den Tagen ihrer ersten Erbauung. Vom Bahnhofe her kommend, gelangt man in dem freundlichen Thale zuerst zu einigen neueren Wohnhäusern, darunter das Gasthaus zum Kloster oder zur Post. Gleich dahinter erhebt sich das altehrwürdige malerische Klosterthor (Nr. 9 unserer Abbildung). Es steht an der Südwestseite der Umfassungsmauer, die, aus mächtigen Buckelsteinen errichtet, von da zur linken Seite hin sich hinter einem breiten Graben voll wild durcheinander verwachsenen Gestrüppes hinzieht und auf ihrem grauen Rücken eine Reihe alter Gebäude trägt. Dieses Klosterthor stammt noch aus der Zeit des Rundbogenstils und ist mit einem Rundbogenfries geschmückt. Durchschreiten wir es, so gelangen wir in den weiten Vorhof des Klosters, auf drei Seiten begrenzt von den steinernen Nebenbauten, dem Frühmeßhaus, der Wagnerei, Schmiede und Mühle, dem Speicher, der Küfermeisterei &c., deren steile, oft von Kreuzblumen oder Knöpfen bekrönte Giebel hoch aufragen, während im Grunde des Hofes uns hinter prächtigen Lindenbäumen die Schauseite der Kirche entgegentritt mit ihrer edel-schlanken Vorhalle und dem links daranstoßenden, jetzt vielfach verbauten Kloster.

Die Klosterkirche (Nr. 2), der heiligen Marie geweiht und ein Prachtwerk des Rundbogenstils, ist eine schlanke Pfeilerbasilika in der Form des lateinischen Kreuzes mit geradgeschlossenem Chor und sechs rechteckigen Capellen im Querschiff. Sie erhebt sich im Süden der Klostergebäude um drei Stufen höher als diese. Die dreihundert Fuß lange, aus den prächtigsten Sandsteinquadern aufgerichtete Schauseite muß einen imponirenden Anblick gewährt haben, ehe sie theilweise im Laufe der Zeit stark verändert und durch zwei Vorhallen und sogar durch moderne Zweckmäßigkeitsgebäude versteckt wurde. Als besonders bemerkenswerth wird von den Baukunstkennern der steinerne Lettner (Art Querempore zur Scheidung von Schiff und Chor der Kirche) aus dem zwölften Jahrhundert und dann der Vorzug gepriesen, daß die Ornamentik der Kirche und sämmtlicher Klostergebäude vollkommen frei seien von den so verbreiteten Fratzengebilden. Sehenswerth sind auch die Chorstühle mit ihrer kunstreichen Holzschnitzerei, von denen wir in Nr. 8 eine bildliche Andeutung geben. Eine sehr bemerkbare Erscheinung dabei sind die tief ausgetretenen Fußstapfen der Mönche im Fußboden dieser Chorstühle.

Der größte bedeckte Raum nach der Kirche ist das Laien- oder Winter-Refectorium (Nr. 11). Bei einer Länge von hundertsechsundzwanzig, einer Breite von siebenunddreißig und einer Höhe von neunzehn Fuß wird der stattliche Raum in der Mitte von sieben Doppelsäulen durchstellt, die auf ihren prächtigen Blättercapitälen rippenlose Kreuzgewölbe tragen, und gewährt einen großartigen Anblick. In unseren Tagen wurde die Halle unter bedeutenden Schwierigkeiten, weil jetzt auf ihren Gewölben das mehrstockige Oberamtsgebäude ruht, erneuert; es wurden die Säulen sammt Capitälen neu eingesetzt, die alten aber, als der jetzigen Vorbilder, in den Fensternischen aufgestellt.

Aehnlicher architektonischer Bevorzugung, wie dieses, erfreuen sich das ehedem nur durch die Klosterküche von jenem geschiedene sogenannte Sommer-Refectorium (Nr. 10) und der große Kreuzgang (Nr. 5), die sich besonders durch ihre Säulenpracht auszeichnen. Namentlich gehören, nach dem Urtheil der Baugelehrten, die Säulencapitäle zu dem Schönsten ihrer Art, und die Doppelung derselben im Winter-Refectorium wird als ewig mustergültig hingestellt.

Ein Bau des zwölften Jahrhunderts ist noch das Herrenhaus, hundertfünf Fuß lang und halb so breit. Es nimmt die Nordostecke der Klosteranlage ein; am besten ist an seiner Südseite der sich am großen, malerisch verwachsenen Klostergarten hinziehende Capitelsaal (Nr. 4) erhalten, an dessen Rückwand rundbogige Thüren und Fenster angebracht sind. Nr. 6 stellt eine höchst zierliche Brunnencapelle und Nr. 7 das alte Pfründnerhaus dar. Nr. 3 ist der bewohnliche Dachtheil eines alten, zum Theil verfallenen Eckthurmes, „der Faustthurm“ genannt, weil in ihm Doctor Faust, der Teufelsknecht, wegen seiner Kunst in der Goldmacherei vom damaligen Prälaten Schlotterbeck häufig beherbergt und schließlich vom Teufel geholt worden sein soll.

Von der Geschichte und den denkwürdigen Rechtsalterthümern des Klosters muß wenigstens Folgendes angemerkt werden. Gründer dieses ersten schwäbischen Cisterzienserklosters war der edle Ritter Walther von Lomersheim und erster und bedeutendster Beschützer desselben Bischof Günther (ein Graf von Henneberg) in Speier; beider Grabsteine werden bis heute dort bewahrt. Das Kloster wurde außerordentlich reich, hat aber für die Cultur des Geistes weit weniger geleistet, als für die des Bodens, namentlich in Acker- und Weinbau, Gemüse-, Obst- und Fischzucht. Der Umstand, daß Kurpfalz das Schirmrecht über Maulbronn erhielt, machte es häufig zum Zankapfel zwischen dieser, Württemberg und Baden. Pfalzgraf Philipp verwandelte das Kloster sogar in eine Festung mit weit hinausreichenden Basteien und Thürmen und trotzte darin selbst dem Kaiser, der vergebens im October 1492 gebot, die Befestigungen niederzureißen. Dagegen waren sie im Bauernkriege dem Kloster ein guter Schutz. Später kam Maulbronn an Württemberg. Herzog Ulrich setzte sich in den Besitz desselben und führte die Reformation ein. Indeß wechselte noch katholische und protestantische Herrschaft je nach den Launen des Kriegsglücks; im Jahre 1548 wurde ein Conventuale hier ausgewiesen, weil er bei Mondschein in der deutschen Bibel gelesen hatte. Für immer in protestantische Hände kam Maulbronn erst in Folge des Westphälischen Friedens, und darauf mag wohl die Jahrzahl 1649 (nicht 1669) hindeuten, die wir bei dem Wappen desselben (Nr. 1 der Illustration) finden, denn: „am 29. Januar 1649 erfolgte die Besitzergreifung und die Huldigung der (nach den Kriegsdrangsalen) noch übrigen dreihundertdreiundsiebenzig erwachsenen Amtsangehörigen unter großer Bewegung.“ Aus der ursprünglichen evangelischen Klosterschule, die bei den noch fortdauernden Nachwehen des dreißigjährigen Krieges erst 1656 wieder hergestellt werden konnte, ist ein berühmtes theologisches Seminar geworden, dessen Zöglinge landüblich auf der Universität Tübingen ihre letzte Vollendung erhalten. Auch Schelling war ein Zögling dieser Anstalt.

„Maulbronn verdiente ein eigenes Prachtwerk durch einen kunstgeschichtkundigen Architekten“ — dieser Wunsch, welchen Gustav Schwab in seinem schwäbischen Beitrag zum „Malerischen und romantischen Deutschland“ vor vierzig Jahren ausgesprochen, geht heute erst in Erfüllung. „Die Cisterzienserabtei Maulbronn, bearbeitet von Dr. E. Paulus. Herausgegeben vom Württembergischen Alterthumsverein“ &c., verspricht dieses Werk zu werden; wir haben es, so weit wie möglich, zu diesen Mittheilungen benutzt.

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf Gottschall.

2. Madame Roland.

(Schluß.)

„Meinen Henkern," schreibt Madame Roland in einem Briefe an Buzot, „verdanke ich die himmlische Seligkeit, daß ich in Einem Athem meiner Pflicht genügen und meiner Liebe mich hingeben kann. O, beklage mich nicht, mein Theuerer!" Und in einem andern Schreiben sagt sie: „Mein süßestes Glück würde es sein, wenn ich durch das Opfer meines Lebens für Roland das Recht erhielte, Dir allein meinen letzten Seufzer zu widmen."

Welch ein Kampf zwischen Pflicht und Neigung im Herzen der merkwürdigen Frau! Als starre Heldin der Tugend, wie sie bis dahin erschien, würde sie uns unbedingt Achtung abnöthigen, aber daß ihr Herz auch empfänglich war für den Zauber der Leidenschaft, daß ihre unerbittliche Logik zu seltsamen Trugschlüssen verleitet wurde durch diese Gewalt einer unwiderstehlichen Liebe: das mag ihr mit Recht den Heiligenschein einer über alle Versuchungen erhabenen Frau nehmen, aber es läßt das Weibliche ihres Wesens aus all der Verpuppung in Gelehrsamkeit und politische Weisheit in den lebhaftesten Zügen hervortreten!

Und welch ein Licht wirft dieses briefliche Vermächtniß auf ihr ganzes Leben! Da sehen wir sie, eine Hohepriesterin der Pflicht, bald die Manifeste ihres Gatten ausarbeiten, bald seine Leibgerichte in der Küche besorgen; doch eifersüchtig ruht sein Auge auf ihr, wenn sie im Kreise der jüngeren Genossen sich bewegt, und auf ihr selber lastet's wie ein bleierner Druck endloser Langeweile; denn ihr Herz sehnt sich nach einer Freiheit, welche der Sturz des Königthums, um den sie so eifrig sich bemüht, ihr nicht zu verschaffen vermag.

Als politische Rathgeberin ihres Gatten war sie unermüdlich. Zweifellos ist es, daß sie den berühmten Brief Roland's an den König vom 10. Juni selbst dictirt hat. Ludwig der Sechszehnte wollte damals in der Priesterfrage nicht nachgeben, das Verbannungsdecret gegen volksfeindliche Priester nicht unterzeichnen, auch nicht zugeben, daß ein Lager der Föderirten bei Paris sich einfinde. In jenem Briefe wurde dem Könige mit großer Rücksichtslosigkeit gesagt, daß die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge, zu welcher er durch seine Erziehung stark neige, unmöglich sei. Die Nation werde sich eher unter den Trümmern der Verfassung begraben lassen, als irgend einer Gewalt gestatten, diese umzustürzen. Die Folge dieses Briefes war die Entlassung Roland's und seiner girondistischen Collegen aus dem Ministerium. In der Versammlung wurde der Brief mit Jubel aufgenommen und der Druck und die Versendung in die Departements beschlossen. Manon Roland hatte ihren zögernden Freunden bewiesen, daß ihr Mißtrauen gegen den guten Willen des Königs wohlbegründet war. Der Brief wurde ein wichtiges Ferment der politischen Bewegung. Es folgte bald darauf der Sturm auf die Tuilerien am 10. August. An den Vorbereitungen zu diesem entscheidenden Tage hatte Manon Roland Antheil; denn der Führer der Marseiller, Barbaroux, gehörte ihrem Kreise an. Wiederum wurde ein girondistisches Ministerium gebildet, in welches Roland eintrat, zugleich aber mit ihm Danton, welcher „die Cirkel der Gironde störte". Madame Roland, welche für den gewissenhaften und unbestechlichen Robespierre, wenn sie auch dessen neidische Gemüthsart nicht verkannte, Sympathien hegte, war eine durch nichts zu gewinnende Gegnerin Danton's, dieses gewaltigen Volksmannes, der durch den Einsatz seiner imposanten Persönlichkeit und die genialen Eingebungen des Augenblicks eine machtvolle Wirkung übte, im Uebrigen aber ein Genie in der Liederlichkeit wie Mirabeau und überdies nicht abgeneigt war, sich auf Staatsunkosten zu bereichern. Gegen derartige Kraftmenschen hatte die Roland eine unüberwindliche Abneigung. Als die Schlächtereien des Septembers stattgefunden hatten, deren Hauptbegünstiger, wenn nicht Urheber, Danton war, empfand die Roland einen Schauder gegen diese Gluth gemeiner Leidenschaften, gegen diese maßlosen Metzeleien und spornte ihren Gatten an, in der Nationalversammlung die Förderer und Schützer derselben anzuklagen. Das wurde verhängnißvoll für sie wie für die Gironde. Der Haß der Jacobiner begann sich gegen sie zu richten; man nannte sie die Circe der Gironde; man verglich sie mit der Königin Coco; Danton sagte, als man Roland, obgleich er zum Abgeordneten der Versammlung gewählt war, ersuchen wollte, sein Portefeuille beizubehalten: „Wenn man Herrn Roland mit dieser Einladung beehrt, muß man sie auch an Madame richten. Ich kenne alle Tugenden des Ministers; aber wir haben Männer nöthig, die nicht blos mit den Augen ihrer Frauen sehen."

Die Abstimmung über den Tod des Königs hatte die unklare Haltung der Gironde auf das Unzweideutigste dargelegt, die Bergpartei dagegen gekräftigt. Die Schwäche und Zersplitterung seiner Partei machte Roland das Verbleiben im Ministerium unmöglich; die Montagnards griffen ihn auf's Aeußerste an; er legte sein Portefeuille nieder, im Einverständnisse mit seiner Frau und unter Ablegung eines höchst eingehenden Rechenschaftsberichts. Er war der Mann der Ziffer, aber die Parteien respectirten die Ziffern nicht. Man verlangte Glaubensbekenntnisse, keine Rechenexempel. Je mehr die Gironde den Boden verlor, desto herausfordernder wurden ihre Vertreter. Nur Ein Mann konnte und wollte sie retten: es war Danton; doch gerade gegen Diesen war die Abneigung gewachsen. Die Beredsamkeit der anmuthigen Manon hatte gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Groll gegen den genialen Wüstling in ihren Kreisen zu verbreiten und gerade damit den Untergang der Gironde zu beschleunigen.

In einem Augenblicke stolzer Selbstüberhebung hatte sie erklärt, sie sei berufen, die Vorsehung zu spielen. Sie hat dieselbe schlecht genug gespielt; sie hatte wohl die lebhafte Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, aber ihre Rathschläge riefen es näher herbei, anstatt es aufzuhalten. Klägliche Vorsehung, der in einer Secunde das Fallbeil der Guillotine ein Ende machte!

Die Tage des 31. März und des 2. Juni, an denen eine große Volksbewegung zur Verhaftung der Gironde führte, bezeichnen den Wendepunkt im Leben der Madame Roland. Von jetzt ab ist dasselbe einem tragischen Schicksale verfallen. Und wenn man die freigeistige Republikanerin, die männlicher als die Männer sich an der Politik betheiligt, die in ihrem Salon eine geistige Oberherrschaft über eine ganze Partei ausübt, nicht weiblich genug findet, wenn man in diesem begabten und thätigen Unterstaatssecretär des Ministeriums Roland eine Verzeichnung des Frauenideals erblickt, so entwickelt sie dafür von dem Augenblicke ab, wo das Geschick sich gegen sie erklärt, einen Adel der Gesinnung und eine Seelengröße, welche auch den mißgünstigen Blick auf sie zurücklenken und selbst eine ungern gewährte Anerkennung erzwingen.

Sie hielt Frankreich und ihre eigene Sache für verloren und begünstigte die Flucht Roland's, während sie selbst in Paris zurückblieb. Sie wollte der Ungerechtigkeit Trotz bieten und traute sich gewiß die Kraft zu, die Sache ihres Gatten mit glänzender Beredsamkeit zu vertheidigen. Sie gefiel sich in dem Gedanken, sich für Roland zu opfern; es erschien ihr dies als eine Sühne für die Untreue ihres Herzens. Buzot war auch geflüchtet und außer dem Bereich der Jacobinischen Gräuelthaten; sie wollte vor der Mit- und Nachwelt die Freunde vertheidigen, an denen sie mit Bewunderung hing.

Am 2. Juni wurde Madame Roland verhaftet und in die Abtei geführt, die sie kurze Zeit darauf mit Saint-Pélagie vertauschte. Die vor kurzem in dem Archive gefundenen Papiere verbreiten über diese Verhaftung ein neues Licht. Wir sind aus den Romanen der jüngsten Zeit gewöhnt, uns unter Gouvernanten meistens sehr edle Wesen zu denken, welche des Monthyon'schen Tugendpreises würdig sind; doch es gab und giebt auch sehr bösartige Exemplare dieser weitverbreiteten Species. Durch das Gefühl ihrer untergeordneten Stellung, die in solchem Mißverhältnisse steht zu ihrer geistigen Bildung, mit Groll erfüllt, benutzen diese oft jede, auch die bedenklichste Gelegenheit, die ihnen erlaubt, sich ihrer Brodherrschaft überlegen zu zeigen.

Das war wohl auch das Motiv, welches Fräulein Mignot, die Gouvernante des Fräulein Roland, zur Denunciantin machte. Madame Roland hatte sie mit Wohlthaten überhäuft, ihr ein schrankenloses Vertrauen gezeigt, ja ihr sogar die Tochter übergeben wollen, wenn sie selbst der wechselnden Bewegung der Revolution zum Opfer fallen sollte. Dieses Fräulein Mignot hatte zum Theil die Unterhaltungen der Girondisten in dem Salon und bei den Diners der Madame Roland mit angehört und überbrachte einzelne Aeußerungen dem Revolutionscomité der Section des Pantheons. Gelobt wegen ihres Patriotismus, stolz auf den Triumph, den sie über ihre Gebieterin davon trug, steigerte sie sich in ihren Aussagen zu Uebertreibungen und Unwahrheiten. Man mag den Namen dieser Clavierlehrerin und Erzieherin der Nachwelt aufbewahren — die Demoiselle Mignot der Geschichte schlägt die Jane Eyre des Romans.

Unaufhörlich beschwerte sich die Roland über die Formwidrigkeit ihrer Verhaftung. Da trieb man ein böses Spiel mit ihr — man kündigte ihr die Freiheit an; sie verließ eilends die blumengeschmückte Kerkerzelle, welcher der Gefängnißwärter von jetzt ab den Namen des Pavillons der Flora zu geben versprach. Doch kaum hatte sie die Schwelle ihres Hauses wiederbetreten, als sie von neuem verhaftet wurde, diesmal nach allen Formen des Gesetzes. Ein junger Mann, der sich ihrer annahm, erbittert über dieses treulose Verfahren, büßte seinen Edelmuth mit dem Tode. Wieder in dem traurigen Gefängnisse von Saint-Pélagie verweilend, wies sie einen Befreiungsversuch von Seiten ihrer Freunde mit den Worten zurück: „Ich würde nur die Wuth der Feinde meines Gatten erregen; ich bleibe hier — mein Entschluß steht fest.“ Und in der That war es unmöglich, ihn zum Wanken zu bringen. Hier im Gefängnisse las sie den Tacitus, für den sie schwärmte; sie sah in seinen Annalen das Spiegelbild der eignen Zeit. Die damalige Regierung Frankreichs erschien ihr als ein Ungeheuer, dessen Formen und Auftreten gleich empörend seien, welches alles zerstöre, was es berühre, und sich selbst verzehre. Ihre ganze Seele weilte bei den Freunden, Buzot und Barbaroux, welche im Departement des Calvados den Aufstand gegen den Convent organisirten. Von ihnen erhielt sie auch Briefe durch Vermittlung eines Deputirten Duperret, der indeß später selbst verhaftet wurde; unter seinen Briefschaften fand sich Vieles, was Madame Roland compromittiren mußte. Am 31. October, am Tage der Hinrichtung der Girondisten, wurde sie in die Conciergerie gebracht.

Es war gewiß der trübste Tag ihres Lebens — so viele Freunde auf einmal dem Henkerbeile verfallen! Nach einem schönen begeisterten Todesmahle starben sie wie jugendliche Helden des Alterthums. Kaum eine halbe Stunde währte die Hinrichtung; es bedurfte nur so kurzer Zeit, um Talente in Masse aus der Welt zu schaffen. Die Rechnung des Todtengräbers lautete: „Für zweiundzwanzig Deputirte der Gironde an Särgen hundertsiebenundvierzig Francs; für Beerdigungskosten dreiundsechszig Francs, zusammen zweihundertzehn Francs.“ So wohlfeil kam der Tod dieser glänzenden Jugend Frankreichs zu stehn. Wenige beweinten sie damals; zu ihnen gehörte Manon Roland in ihrem Kerker. Zur Zeit, als die Männer der Gironde vor dem Revolutionstribunale standen, hatte sie gehofft, zur Zeugenschaft zugelassen zu werden. Als man sie nicht aufrief, aus Furcht vor ihrer Beredsamkeit und ihrer Unerschrockenheit, brachte sie ihr Zeugniß für die Nachwelt auf das Papier. Sie fügte den Anklageacten Amar's „flüchtige Bemerkungen“ bei, zur Vertheidigung der Hauptvertreter ihrer Partei, und diese uns erhaltenen Bemerkungen sind der glänzendste Beweis für ihren scharfen Verstand, für ihre feine Menschenbeobachtung, für ihre edle Begeisterung für Freiheit und Freundschaft.

Wenn in früheren Aufzeichnungen uns Manon Roland als das vollkommene Abbild von Rousseau's Julie geschildert und die hervorstechende Schönheit ihrer Augen, ihrer Haare, ihres Wuchses und ihres Teints gerühmt wird, so hat uns ein Mitgefangener in der Conciergerie, Riouffe, ein anziehendes Bild der ebenso anmuthigen wie seelenstarken Frau aus ihrer letzten Lebenszeit gegeben: „Ihr ganzer Gesichtsausdruck war vergeistigter Art. Das Unglück und ihre lange Haft hatten allerdings in ihrem Gesichte Spuren des Tiefsinns zurückgelassen, allein diese wurden durch ihre natürliche Lebhaftigkeit gemildert; sie besaß eine wahrhaft republikanische Seele in einem Körper, der bei aller Anmuth eine Haltung zeigte, wie man sie nur an einem Königshofe sich wünschen mag; in ihren großen, dunkeln Augen voll Sanftmuth und Feuer malte sich etwas mehr, als was sich gewöhnlich in den Augen der Frauen spiegelt. Mit der Freiheit und dem Muthe einer großen Seele sprach sie oft mit mir durch das Gitter ihres Gefängnisses. Diese freie und kühne Sprache in dem Munde einer anmuthigen französischen Frau, deren Schaffot schon errichtet war, erschien als ein Wunder der Revolution. Wir alle um sie her lauschten mit einer Art von Bewunderung und Erstaunen ihrer Unterhaltung, die hohen Ernst mit liebenswürdiger Wärme vereinigte. Sie wußte sich mit seltener Anmuth und mit solcher Schönheit der Sprache auszudrücken, daß, wenn man sie vernahm, man eine dem Ohre bisher fremde Musik zu hören glaubte.“

Sie erschien vor dem Revolutionstribunale in einem weißen Kleide; das gelöste schöne Haar wallte ihr bis zum Gürtel herab. Bei dem Verhöre hatte man die unwürdigsten Fragen an sie gerichtet, ohne sie aus der Fassung zu bringen. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, Roland selbst zu vertheidigen. Sie sprach mit gewohnter Anmuth und Energie. „Ihr könnt mich auf das Blutgerüst schicken,“ rief sie aus, „aber mir nicht die freudige Genugthuung rauben, die ein gutes Gewissen und die Ueberzeugung giebt, daß die Nachwelt mich und Roland rächen wird, indem sie unsere Verfolger der ewigen Schande preisgiebt.“ Sie sprach stolz und muthig, bis man ihr das Wort entzog, aber die ihr angethane Schmach konnte sie nicht verwinden und mit Thränen in den Augen kehrte sie nach dem Verhöre in ihren Kerker zurück.

Als ihr Advocat, Chauveau-Lagarde, zu ihr kam, um sich mit ihr zu berathen, hörte Madame Roland mit ruhiger Miene zu, besprach kaltblütig die zu ihrer Vertheidigung vorgeschlagenen Mittel; dann aber zog sie gerührt einen Ring von ihrem Finger und reichte ihn ihrem Advocaten, indem sie sagte: „Kommt morgen nicht zum Tribunale! Das hieße Euch verderben ohne mich zu retten; empfangt das einzige Pfand, das meine Dankbarkeit Euch darzubieten vermag. . . . Morgen werde ich nicht mehr sein.“

Das Todesurtheil wurde über sie gesprochen. Sie rief ihren Richtern zu: „Ihr haltet mich für würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, die Ihr gemordet habt; ich danke Euch, indem ich Euch zugleich die Versicherung gebe, daß ich mich bemühen werde, auf dem Wege zum Blutgerüste denselben Muth zu zeigen, wie sie.“

Als sie in die Conciergerie zurückkehrte, umdrängten sie die Gefangenen mit inniger Theilnahme und mit der Frage, wie es um sie stehe. Sie antwortete mit einer nicht mißzuverstehenden Pantomime, indem sie mit der rechten Hand an ihrem Halse die Bewegung eines Messers nachahmte, das einen Kopf abschneidet. Sie blieb ruhig; doch rings um sie klagte und weinte man.

Sie besaß Opium, doch sie machte nicht Gebrauch davon. Der Gedanke, daß ihre Hinrichtung noch ihrem Vaterlande nützlich sein könne, hielt sie von Selbstmord ab.

Ihre letzten Aufzeichnungen zeugen von seltener Seelengröße; der Adel des Ausdrucks giebt ihnen ein classisches Gepräge. „Wenn die Unschuld,“ ruft sie aus, „zur Richtstätte schreitet, verurtheilt von dem Irrthume und der Nichtswürdigkeit, so findet sie dort unvergänglichen Ruhm. Möchte ich das letzte Opfer sein, das der Wuth des Parteihasses anheimfällt! Ich würde mit Freuden diese unglückliche Erde verlassen, welche die Guten verschlingt und mit dem Blute der Gerechten befleckt ist.“ Ihre letzten aufgezeichneten Worte waren eine Verherrlichung jener wahren Freiheit, welche nur für die großen Seelen ist, die den Tod verachten und für sie zu sterben wissen, nicht für die schwachen Menschen, welche mit dem Verbrechen unterhandeln, nicht für die Verdorbenen, die aus dem Bette der Schande und dem Schmutze des Elends emporsteigen, um sich in dem Blute zu baden, das von dem Schaffote fließt, nur für ein weises und gerechtes Volk. „So lange Ihr nicht ein solches Volk seid,“ ruft sie ihren Mitbürgern zu, „so lange wird für Euch die Freiheit nur ein leerer Schall sein. Ihr werdet nur die Freiheit haben, Einer dem Andern zum Opfer zu fallen, Ihr werdet Brod verlangen und man wird Euch Leichen geben; Ihr werdet unter dem Joche der Knechtschaft enden.“

Dies waren ihre letzten Zeilen. Noch auf dem Blutgerüste soll sie Schreibzeug verlangt haben, um die ganz besonderen

Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. „Schade," sagt Goethe in seinen Prosasprüchen, „daß man es ihr versagte! Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare, sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen."

Mit großer Ruhe hatte Madame Roland alle Vorbereitungen zu ihrem Tode getroffen, Abschied von den Ihrigen genommen, ihre Tochter ermahnt, der Eltern würdig zu sein, die ihr große Beispiele hinterlassen, und dann ihr Testament gemacht. Sie schmückte sich zum letzten Gange in ähnlicher Weise, wie sie vor dem Tribunale erschienen war. Ein weißes Gewand, langherabwallende Haare — ihre Züge zeigten eine leichte Röthe, eine jugendliche Verklärung. Den wüthenden Furien, welche den Leichenkarren umtanzten mit dem Rufe „Zur Guillotine!" rief sie zu: „Beruhigt Euch! Ihr seht ja, daß ich schon auf dem Wege dahin bin; doch Diejenigen, welche mich hinschicken, werden mir nachfolgen, und Ihr werdet ihren Tod beklatschen, wie heute den meinigen." Auf dem Leichenkarren saß mit ihr ein Greis, Lamarche, ein Director der Assignatenfabrik, dessen Muth dem ihrigen nicht gleich kam; sie wußte ihn auf dem Wege zum Schaffote zu erheitern, so daß sie ihm selbst ein Lächeln ablockte. Hinter dem Schaffote erhob sich die Statue der Freiheit; sie verneigte sich vor derselben mit den Worten: „O Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Sie bat den Scharfrichter, Lamarche vor ihr zu enthaupten, damit dem alten Manne erspart werde, ihr Blut zu sehen, und als dieser nach einigem Zögern sich dazu verstand, führte sie den Greis selbst an das Schaffot und drückte ihm die zitternde Hand mit den Worten: „Es ist bald gethan." Sie sah der Hinrichtung mit Fassung zu, stieg empor, ohne einen Wink abzuwarten, und hob oben ihr Kleid ein wenig in die Höhe, damit es nicht von dem entgegenströmenden Blute befleckt werde.

Der 10. November 1793 war der Tag ihrer Hinrichtung. So starb eine edle und begabte Frau, deren Charakter in seiner ganzen Größe erst ein tragisches Schicksal der Mit- und Nachwelt enthüllen sollte. Fünf Tage darauf fand man etwa vier Meilen von Rouen an der Landstraße einen todten Mann, der sich den Degen in die Brust gebohrt hatte — es war der Exminister Roland de la Platière. Im Jahre 1794 fand man im südlichen Frankreich, von den Wölfen angenagt, die Leichen zweier Männer; man erkannte Petion und Buzot; sie hatten sich durch Gift den Tod gegeben. So hatten die Genossen ihres Lebens und Herzens nicht lange die seltene Frau überlebt.

Die Haselnuß.

Eine freundliche Geschichte aus dem Walde.

(Schluß.)

Ein Herbstnachmittag lag blau und sonnig über dem Walde, still und feierlich, als wäre Sonntag und Alles wäre versunken in ein inbrünstiges Gebet. Die Birken standen wie gelbe Standarten im grünen Haselgesträuch, und die Nüsse des letzteren fielen überreif nieder in's Moos.

Felix und Ellen konnten nicht mehr mit einander gehen, um Nüsse und Küsse zu pflücken, denn der alte Waldraff hielt sie streng geschieden. Er hatte keine fernere Annäherung bemerkt und glaubte, Ellen ergebe sich in ihr Schicksal und der langbärtige Unterlehrer sei ungefährlich geworden. Noch war der Schuldienst in Ebensee unbesetzt, denn es hatten sich Competenzstreitigkeiten erhoben, die der alte Baron mit merkwürdiger Hartnäckigkeit zu einem für ihn günstigen Ende führte. Er verglich sich nach Beendigung der Streitsache mit großer Selbstgefälligkeit mit Kaiser Nero, der Alles durchgeführt habe, sogar den Brand der Stadt Rom. Es mußte sich jetzt bald für Felix entscheiden, und wenn ihm nicht Kaiser Nero zu Hülfe kam, war guter Rath theuer.

Er war heute wieder zur alten Waldkirche gegangen, aber nicht um Nüsse, sondern um Küsse. Das Rosenorakel hatte ihn auf heute berufen, und er erwartete Wichtiges vom heutigen Tage. Im Forsthause war nämlich, wie er wohl wußte, Besuch aus der Stadt, der vom Vater protegirte Nebenbuhler, den Felix in's Pfefferland wünschte. Er war begierig, was Ellen sagen und thun werde.

Die alte Kirche war wundersam vergoldet von der Herbstsonne, und ein breiter Strahl ruhte auf den Altarstufen, auf denen Felix saß oder eigentlich lag. Er hatte sich nämlich weit vornübergebeugt und schnitzelte eifrig an einem kleinen Gegenstande herum. Es war die Haselnuß, die er von Ellen's Lippen gepflückt und in die er sorgfältig etwas gravirte.

Bald traten die Buchstaben deutlich hervor, und er flüsterte leise den Namen vor sich hin, den er hineingeschnitten in die braune Nuß: „Ellen."

„Ich bin ein ganzes Kind," murmelte er, „obwohl der Baron meint, ich sei nur ein halbes. Ich werde die Nuß an meiner Uhrkette tragen, dann ist Ellen gut angebunden." Er mußte lächeln über seine Phantasien. „Jetzt noch ein Herz darüber als Symbol meiner Liebe," fügte er hinzu und ging sofort an die Arbeit.

Auf einmal wich ihm die Nuß unter einem zu starken Drucke unter den Fingern, machte einen Satz und kollerte dann die Stufen hinunter, so daß er sie einen Augenblick aus den Augen verlor. Er begann sofort Jagd auf sie zu machen und entdeckte sie auch bald in einer Steinritze, wo sie sich eingezwängt hatte und unter dem Drucke seiner Finger sich noch weiter in die Spalte hinunterschob. Mit aller Anstrengung vermochte er nicht sie heraufzuzwängen.

„Was fangen wir jetzt an?" fragte er sich und suchte nach einem Gegenstande, den er als Hebestange hätte benutzen können. Sein Auge fiel sofort auf den eisernen Fuß des ehemaligen Crucifixes, der noch in dem metallenen Sockel stand. Rasch drehte er ihn aus dem zerbröckelnden Steine und hatte den kräftigsten Hebel gewonnen.

„Was thut man doch um eine Nuß!" schalt er sich selber lächelnd, als er das Eisenstück in die Steinfuge einsetzte. Ein Druck — die Platte wich, und eine Wolke von Staub quoll aus der Oeffnung herauf, in welche die Haselnuß mit einem klingenden „Tipp" hinuntergefallen war. Als die Wolke verschwommen, stand Felix sprachlos vor der Oeffnung und rieb sich wiederholt die Augen, denn ihm war, als träume er. Die entsprungene Nuß lag wie eine braune Perle in einer mit Silberstücken gefüllten Urne obenauf, und der Name „Ellen" blickte so harmlos aus dem Schatze herauf, als gehöre er zu demselben.

Der Schatzfinder hatte sich aber bald wieder gefaßt, hob die Last schnell zu Tage und stellte sie in den breiten Sonnenstrahl, der auf dem Altare schlief. Felix setzte sich nieder, denn seine Kniee zitterten. Er sah von Zeit zu Zeit schüchtern zur Seite, wie um sich zu überzeugen, daß es kein Spuk sei. Eine ganze Reihe von Combinationen drängte sich in seinem Kopfe, auf den er beide Hände preßte, so daß er den Eintritt Ellen's gar nicht bemerkte.

Ellen wußte offenbar auch nicht, wie ihr geschah, denn sie starrte lange mit verwunderten Blicken auf den Silberschatz, der wie eine Krone leuchtete und eine Haselnuß als Gipfelperle trug.

„Ellen," fuhr Felix auf, „Ellen, ich bin reich. Dort" — er wies auf die dunkle Oeffnung — „dort habe ich den Schatz gefunden, gefunden durch die Haselnuß, die ich von Deinen Lippen naschte und in die ich Deinen süßen Namen eingrub. Ellen, wir werden glücklich sein." Er zitterte vor Aufregung.

„Gott sei's gedankt!" flüsterte das erregte Mädchen. „Es ist hohe Zeit. Der mir bestimmte Bräutigam aus der Stadt ist angekommen, und der Vater hat mir schon bedeutet, daß er ein Ende machen werde mit mir. O, es wäre ein Ende mit Schrecken! Aber Alles wird nun gut werden. O Felix, Du hast einen bedeutungsvollen Namen, Felix — der Glückliche."

Und er trank glücklich, der Glückliche, an den Lippen, die für ihn blühten.

„Und wo sind sie?" fragte er dann.

„Im Walde, sonst hätte ich nicht gehen können," war die Antwort.

Die beiden Glücklichen hatten das Anfahren eines Wagens überhört, denn die ganze Welt war für sie untergegangen; sie hätten die Posaunen des jüngsten Gerichtes nicht vernommen.

„Jetzt wollen wir aber auch nach unserm Schatze sehen," begann Felix, der ruhiger geworden war. „Er wird sich hoffentlich unter unseren Händen nicht in dürres Laub verwandeln."

Nachdem er die schönste Perle, die Haselnuß, sorgfältig geborgen hatte, ging er an die Untersuchung des Schatzes. Er nahm Stück um Stück heraus und murmelte beim Lesen der Inschriften und der Jahreszahlen: „Maria Theresia, Kaiser Ferdinand, Hamburg, 1246, 1525 — das sind ja lauter alte Münzen, einige Jahreszahlen sind gar nicht mehr zu erkennen. Herr des Himmels!" fuhr er auf einmal auf, „das ist nichts Anderes als die alte Münzsammlung, von der mir der Baron Bisam erzählte. O Gott, jetzt ist Alles verloren. Das Geld gehört Niemandem anders, als dem Barone." Er schlug die Hände vor's Gesicht.

„Jawohl, dem Baron, Niemand anders als dem Baron," krächzte eine überschnappende Fistel aus dem Schiffe der Kirche herauf, und der alte Baron schlitterte in höchster Eile in den Chor herauf, während er die Arme in die Luft warf und kreischend lachte.

Ihm nach trippelte die Dohle und schrie aus Leibeskräften: „Nero, Nero!"

An der Kirchthür aber stand der alte Diener in seiner fadenscheinigen Livrée, rieb die Hände und lächelte stumpf vor sich hin. Als wäre ein Geist erschienen, fuhren die beiden Liebenden auf und sahen mit neugierigem Entsetzen, wie der kindische Baron die Arme um die Urne schlang, dann mit den Händen in den Silberstücken wühlte und wie wahnsinnig auflachte.

Auf einmal schien er einem neuen Gedanken zu folgen, denn er schüttete den ganzen Inhalt der Urne auf die Altarplatte, wühlte darin mit zitternden Händen umher und schrie dann mit seiner spitzen Stimme, wie wahnwitzig: „Ein Nero, mein Nero, mein Kaiser Nero!"

„Nero, Nero!" kreischte auch die Dohle und flatterte auf den Altar, um dem alten Barone das gefundene Goldstück aus den Händen zu picken. Aber er ließ es nicht los, sondern murmelte immer nur entzückt vor sich hin:

„Jetzt kann sich der Graf Hinko von Hackenburg trollen mit seinem Nero. Der meinige ist zehnmal schöner, jawohl, zehnmal schöner."

Und es war wirklich ein schönes Goldstück, mit deutlicher Inschrift und dem scharfausgeprägten Brustbilde des Kaisers Nero. Ellen und Felix mußten es wohl zwanzigmal von beiden Seiten betrachten, und der Alte wurde nicht müde, ihnen den hohen Werth des Goldstücks zu erklären. Er war ruhiger geworden, denn die schönste Hoffnung seiner alten Tage war erfüllt. Er schien die Anwesenheit der Beiden gar nicht auffallend zu finden, und erst nach einer langen Pause fragte er, welches Wunder ihn in den Besitz der alten Münzsammlung gesetzt habe.

Felix erklärte ihm Alles, und der Alte starrte mit Verwunderung auf die Haselnuß, der er eine eigenthümlich geheimnißvolle Kraft zuzuschreiben schien, denn er streichelte sie schüchtern mit seinen kleinen runzeligen Händen und flüsterte andächtig: „Ellen — Nüsse — Küsse! Es ist merkwürdig! — Sie brauchen nicht so traurig zu sein, junger Mann!" sagte er dann zu Felix. „Der alte Baron Bisam weiß schon, was sich schickt." Er rieb die Hände. „Felix heißen Sie? Felix — der Glückliche. Hm, wir werden's schon machen. Sie sollen Geld genug haben und — der Kaiser Nero wird's recht machen." Er versank wieder in den Anblick des goldenen Wütherichs.

Zu der schweigenden Gruppe traten auf einmal der Förster Waldraff mit dem kleinen Felix und einem hübschen jungen Manne, der aufmerksam die alten Inschriften an den Wänden betrachtete.

„Was zum Henker ist denn da?" fragte Waldraff mit einem Gemische von Zorn und Verwunderung.

Ellen war todtenbleich, Felix aber stand mit hochgehobenem Haupte. Er wollte ein Mann sein in der Gefahr.

„Ei, Papa, sieh doch das viele Geld!" jauchzte der kleine Felix. „Und der Geist ist auch dabei. Man sagt ja, bei einem Schatze müsse jedesmal ein Geist sein."

Der Baron lachte wie ein Kind bei dem unbeabsichtigten Witze des kleinen Knirpses und fragte dann: „Wie kommen wir denn hier eigentlich zusammen?"

„Entschuldigen Herr Baron!" sagte Waldraff trocken, „wir haben den gnädigen Herrn schon auf eine große Strecke jubeln und declamiren hören, und wir gingen der Stimme nach."

„Ebenso ist's mir gegangen," kicherte der Alte, „ich habe den jungen Mann da schon von weiter Ferne jauchzen hören und fuhr dem Klange nach. Es war Felix — der Glückliche, bei meinem Nero! Hurrah!"

„Was thust Du hier, Ellen?" fragte der Förster mit grollender Stimme, aber der Baron fiel ihm in die Rede und erzählte in seiner abgebrochenen Weise den seltsamen Vorgang von der Auffindung der Münzsammlung. Felix mußte auch die Haselnuß zeigen, und Waldraff faltete finster die Stirn, als er den Namen „Ellen" und das eingravirte Herz erblickte.

Der Fremde hatte staunend zugehört und sagte dann lächelnd:

„Es liegt also auch eine merkwürdige Kraft in der Frucht des Haselnußstrauches; sie entdeckt Schätze wie der Zweig, der als Wünschelruthe dient. Wie mag aber diese werthvolle Sammlung da unter den Stein gekommen sein?"

Der Förster antwortete leise:

„Wenn der frühere Besitzer, der Großvater des Barons, so kindisch war wie sein Nachfolger, so war es eben eine Schrulle. Er machte es wie die Elstern und Dohlen, die alles Glänzende verstecken, so daß man es erst nach Jahren findet."

Herr Eiler lächelte fein und sagte zum Baron:

„Es mögen vielleicht Kriegsereignisse den früheren Besitzer dieser Münzen zum Begraben derselben veranlaßt haben."

Den Alten schien das wenig zu kümmern; er starrte nur mit einem blöden Lächeln auf den jungen Mann, den ihm der Förster dann mit den Worten vorstellte:

„Herr Leo Eiler aus der Hauptstadt, der Bräutigam meiner Tochter."

Maßloses Erstaunen malte sich auf dem Gesichte des Vorgestellten, während Felix überrascht ausrief: „Bist Du's wirklich, Leo? Ich hätte Dich kaum wiedererkannt."

„Jawohl bin ich's," rief der Angeredete, „und Du bist Felix — der Glückliche, wie wir Dich auf dem Gymnasium hießen. Komm an mein Herz, altes fideles Haus!" Und die beiden Studiengenossen umarmten sich zum Erstaunen aller Anwesenden.

Dann wandte sich Herr Eiler an den Förster mit den Worten:

„Bitte, Herr Waldraff, erklären Sie mir doch, wie ich zu der Ehre komme, von Ihnen als der Bräutigam Ihres Fräulein Tochter vorgestellt zu werden!"

Ellen horchte in athemloser Spannung.

„Ja zum Henker," fuhr der Förster auf, „hat Ihnen denn Ihr Herr Vater nichts von unserer Verabredung gesagt?"

„Keine Silbe."

„Ich kam doch mit ihm überein, daß Sie mit Ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre unser Vorhaben erfahren sollten. Auch hat Ihnen meine Ellen bei Ihrem letzten Besuche bei uns sehr gefallen."

„Das ist nicht zu leugnen," lächelte Herr Eiler, „ich finde sie auch heute noch höchst begehrenswerth. Leider kann ich aber auf Bräutigamsehren keinen Anspruch mehr machen, da ich schon zwei Jahre verheirathet bin."

Es ließe sich schwer sagen, wer am meisten überrascht war. Wer aber förmlich aufathmete, das war Ellen, das war Felix.

„Und warum haben Sie mir das nicht gesagt?" brauste der Förster auf.

Herr Eiler erwiderte ruhig:

„Sie haben mich nicht darnach gefragt, und ich schwieg auch, weil ich aus Ihrem seltsamen Gebahren seit meinem Hiersein nicht recht klug werden konnte."

„Da werde der Teufel klug!" polterte Waldraff. „Warum hat mir denn Ihr Herr Vater nicht geschrieben?"

„Er ist schon fast drei Jahre todt," gab der Gefragte ernst zur Antwort.

Auch der Förster wurde ernst und murmelte für sich: „Also darum? Man sollte nie speculiren und besonders nicht mit Wesen, die einen eigenen Verstand und ein eigenes Herz haben." Er war höchst verdrießlich, Ellen aber und Felix drückten dem genialen jungen Manne innig die Hände.

Der beglückte Baron kicherte. Ihn amüsirte das Wortgeplänkel, von dem er genug verstand, um jetzt mit wichtiger Miene zu beginnen:

„Hm, hm, da schlage ich einen andern Bräutigam vor, nicht mich," fügte er grinsend hinzu, als er die erstaunten Blicke des Försters sah, „ich bin zu alt, fast hundert; aber den da. Er heißt Felix — der Glückliche, und kennt seine Ellen."

„Und die Wünschelruthe hat er auch gekannt," meinte Herr Eiler lachend.

„Ja, Nüsse — Küsse," sagte der Alte und rieb sich die Hände.

„Bah —" sagte mürrisch der Förster, „davon kann keine Rede sein."

„Nero, Nero!" kreischte die Dohle, die der Baron mit seinem großen Filzschuh getreten hatte.

„Hi, hi, hören Sie es, Waldraff?" rief der Alte. „Nehmen Sie Sich eine Lehre daran! Nero — Wütherich, hi, hi. Uebrigens" — setzte er hinzu, „soll der junge Mann da den Schuldienst in Ebensee haben, denn er hat mir meinen Nero verschafft, und an Geld gebe ich ihm soviel, wie all die Thaler da werth sind." Er wühlte mit seinen zitternden Händen in dem Silberhaufen und blinzelte schlau nach dem Förster hinüber.

„Vater!" sagte Ellen und Felix zugleich.

„Papa," schmeichelte der kleine Felix, „sei nicht so bös! Sie haben sich schon so oft geküßt, und wenn Du nicht Ja sagst, so muß Ellen doch sterben."

Diese Argumente leuchteten dem Förster wohl am besten ein, denn er sagte in seiner rauhen Weise: „Ich bin rein selber schuld. Nun denn in Henk—, in Gottes Namen!"

Er drehte sich auf dem Absatze um und ging. Aber die Glücklichen holten ihn schnell ein, und er machte bald gute Miene zum bösen Spiel.

Der ganze Zug ging nach dem Forsthause, voran die Kutsche des Barons mit der Urne, in die der Silberschatz wieder eingefüllt worden war und auf die der alte Diener ein zärtliches Auge hatte. Dann folgten der Förster und der junge Eiler, der einen Schwank nach dem andern erzählte. In der Mitte ging Ellen mit dem Baron, der ganz selig neben ihr herschlitterte und ihr immer wieder die Schönheiten seines Nero anpries. Er hatte einen Kranz wilden Hopfens um Ellen's weiße Stirn gelegt und rieb sich vergnügt die Hände über seinen guten Einfall. Dann kamen die beiden Felix. Der Kleine durfte die glückbringende Nuß tragen und sang laut in den schweigenden Wald hinein:

„Mein Schwager heißt Felix, wie ich, Vallera!"

Den Schluß bildete die Dohle, die emsig nachtrippelte und nicht müde wurde zu krächzen:

„Nero, Nero!"

Beim Weine noch und bei einer dampfenden Pfeife fertigte Baron Bisam die Nominationsurkunde für Felix aus und reichte sie dann dem Förster. Dieser mußte laut auflachen, als er sie gelesen, und erwiderte den erstaunten Blick des alten Patronatsherrn mit den Worten:

„Sie haben ja ‚Kaiser Nero' unterzeichnet." Wieder lachte er laut, und die Anwesenden mußten unwillkürlich einstimmen.

„Hm, hm," machte der Alte, „das ist fatal." Dann strich er den Namen aus und schrieb säuberlich: „Baron von Bisam," sagte aber dann mit seinem kindischen Lächeln:

„Und er muß doch noch auf die Urkunde."

Er drückte seinen Nero in das Siegellack und sammelte ringsum die Münze des Beifalls ein für seinen guten Einfall.

Felix aber setzte sich an's Clavier und spielte eine muntere Tanzweise, zu deren Tact Ellen mit ihrem ehemaligen Bräutigam sich im Kreise drehte, während der alte Baron mit seinem Nero am Weinglase klingelte. —

An ihrem Hochzeitstage trug Ellen ein herrliches Perlenhalsband, ein Geschenk des Barons von Bisam. Vorn in der Mitte saß eine Perle ohne Glanz und hatte doch all diesen Glanz gestiftet. Es war — die Haselnuß. —

August Butscher.

Land und Leute.

Nr. 35. Das Elsaß, seine Spiele und Tänze.

„Juchhei! bald bin ich wieder im schönen Heimathlande, so reich an herrlichen Triften, Weinbergen, Wäldern und Matten. Bald rege ich mich wieder unter dem gemüthlichen Volke, das unter der Tünche der Neuzeit noch nicht seine ursprüngliche Frische in Sitten, Gebräuchen und Trachten verloren hat."

So redete, jubelte und dachte ich wechselsweise, indem ich dabei immer rascher meine Schritte beflügelte.

Da stehe ich auf der Berghöhe vor Zabern, an dem Orte, wo man die Vorspannpferde beseitigt. Hier beginnt der sogenannte Zaberner Steg, welcher auf der Abendseite anfängt und unvermerkt in vielen Krümmungen über die Vogesen hinab in das herrliche Rheinthal führt. Ein üppiger Pflanzen- und Baumwuchs umsäumt diese schöne Kunststraße; rechts ruhen die Ruinen der romantischen Burg Hohbarr, weiter südwärts die des Schlosses Greifenstein, und in weiter Ferne begrüße ich das Münster von Straßburg, bei dessen Anblick das Herz eines jeden Elsässers lacht. Da liegt endlich das alterthümliche Zabern, bekannt als ehemalige Residenz der Bischöfe von Straßburg; da ragt noch das prächtige Schloß des Bischofcardinals von Rohan, das er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts neu erbaute. Zabern ist bekannt durch die furchtbare Niedermetzelung von sechszehntausend Bauern im Bauernkriege im Jahre 1525 durch den Herzog Anton von Lothringen, der den arglosen Landleuten, die sich ihm gegen freien Abzug aus Zabern ergeben hatten, auf so fluchwürdige Weise ihr Zutrauen vergalt. In ausgedehntem Sinne des Wortes berühmt ist es jedoch erst durch das Gedicht Schiller's „Der Gang nach dem Eisenhammer" geworden, obschon eigentlich „ohn' Verdienst und Würdigkeit", d. h. ohne alle locale und geschichtliche Begründung.

Nach kurzer Rast eile ich weiter. Auf- und abwärts geht's mit Sehnsuchtsschritten über die Hügel und Thäler der Vorberge der Vogesen und vorwärts selbst am Bastberge vorbei, dem Blocksberge des elsässischen Unterlandes. Es ist zwei Uhr Nachmittags. Dabei streut der liebliche Mai von den auf beiden Seiten des Weges stehenden Bäumen seine Blüthen auf den fröhlichen Wanderer, der weit aus dem Innern Frankreichs herkommt und der nach zweijähriger Abwesenheit von diesem freundlichen Gruße hoch überrascht ist. Nur das liebliche Buchsweiler, nordöstlich am Bastberg gelegen, die Residenz der einstigen Dynasten des Elsasses, der Grafen von Hanau-Lichtenberg, fesselte mich zu kurzer Rast seines Gymnasiums wegen, das meine erste Jugend gesehen hatte, und einem theuren Oheim zu Liebe, der zuerst Professor an dem Gymnasium und dann Inspector und Oberconsistorialrath wurde, bekannt weit und breit durch edel ausgeübte Gastfreundschaft.

Aber nicht lange — es reißt mich fort, denn immer ist die engere Heimath noch nicht erreicht. Weiter geht es über Berg und Thal, Thal und Berg. Da sehe ich meinen alten Kirchthurm ragen. Das Herz pocht. Unten im Thal höre ich den Klang jugendlicher Stimmen. Ich breite meine Arme betend und segnend über die liebe Heimath und steige, wie sonderbar! langsam und zögernd hinunter gegen das Dorf, das auf der andern Seite des Hügels sich längshin ausdehnt. Die fröhlichen Stimmen werden immer deutlicher. Es ist ja Sonntag Abend. Die Erinnerung aus der Jugendzeit erwacht. Da wird ja jetzt, wo es Abend ist, des Kreisspiels gepflogen, an dem ich einst in den Tagen der Kindheit so eifrig theilgenommen. Tiefer hinabschreitend, erblicke ich in einem dichtumhegten Obstgarten Buben und Mädchen versammelt zum ländlichen Spiele. Ich lehne mich an einen auf hohem Raine

stehenden Baum und sehe dem Treiben zu, dessen Bedeutung ich aus alter Zeit kenne. Die blendend weißen Fürtücher der Mädchen schimmern mir entgegen. Die mit grün- und rothseidenen Bändern umbordeten Röcke von allen Farben, die mit Iltis- oder Marderpelzen breit besetzten Kappen der Knaben, ihre mit blinkenden stählernen Knöpfen dicht besetzten Wämse, die scharlachenen Brusttücher verkünden mir die originelle bunte Sonntagspracht und den schimmernden Wohlstand des Heimathortes.

Doch indem ich auf dieses bunte Treiben schaue, muß ich, im Fluge gleichsam, des schönen Spieles gedenken, das hier vorgeht. Beim Beginne des Frühlings, wenn in den Matten und an den Rainen der Rebhügel und der Wege das Veilchen und die Himmelsschlüssel erst aufblühen, machen die Mädchen des Dorfes schon Sträuße, und wenn sie in ihrem wohlgepflegten Garten noch keinen Morgenstern und keine Hyacinthe finden, so gehen sie hinaus in das Feld oder in den Wald und suchen die gelbe Butterblume, die rothviolette Fleischnelke, die Kukuksblume, das weiße Schneeglöcklein und die duftende heimlichblaue Veiltodte, und stecken wohl auch einen immer frischen Rosmarin dazu. Diese Sträuße hegen sie sorgfältig im Wasserglase bis zum Sonntagabend. Ist der Nachmittagsgottesdienst vorüber, das häusliche Geschäft vollbracht und der Abendimbiß genossen, dann kommen die Mädchen von je neun bis fünfzehn Jahren zusammen. Wie sie geheimnißvoll thun! Sie kichern und flüstern so emsig miteinander. Gewöhnlich sind sie bei einer Gespielin im Küchengarten hinter der Scheune versammelt und schleichen sich durch die Hinterthür des Gartens, die meistens auf das Feld oder in die Obstgärten und Matten führt, hinaus. Was bedeutet dieses geheimnißvolle und scheue Wesen? Das ahnungsvolle, kaum bewußte Gefühl der reinen zarten Jugendliebe für einen der Knaben des Dorfes regt sich in den jungen Herzchen. Und sie wollen nicht belauscht und geneckt werden, wenn sie gehen und wieder nach Hause kommen. Ein jedes Mädchen trägt verschämt unter der reinen weißen, schön gefältelten Schürze seinen Strauß.

Draußen vor dem Dorfe in einem dicht umhegten Obstgarten oder in einer von hohen Haselnußstauden umgebenen Matte warten die Knaben schon lange, spielen unterdessen irgend ein Spiel, das sie aber vor Ungeduld bald aufgeben. Da kommt Einer eilig von einem Baume gesprungen und meldet hastig das Herannahen der Maide. Diese stehen beisammen in einem benachbarten Garten. Sie wollen schlechterdings nicht herüber. Da setzt die ungeduldige Schaar über den Zaun, den scheuen Gespielinnen entgegen. Die Mädchen, wie sie die Knaben erblicken, stieben wie flüchtige Rehe auseinander. Aber sie werden von den schnellen Knaben eingeholt und nach langem Zögern in den zum Spiele bestimmten Garten geführt. So kommen sie immer zusammen. Immer müssen die Maide, die scheuen, von den Knaben herbeigeholt werden.

Jetzt stellen sie sich in einen Kreis mit einwärts gekehrten Gesichtern, immer ein Knabe abwechselnd mit einem Mädchen. Dann tritt ein Knabe aus dem Reihen, umgeht ihn von außen langsam, wie wenn er sich auf Etwas besinnen wollte. Plötzlich geht er rascher und schlägt flüchtig mit der Hand einem Mädchen auf den Rücken. Es dreht sich um. Der Knabe führt es, indem er seinen Arm um dessen Achseln oder Hüften gelegt hat, eine Strecke weiter. Nun wird miteinander geredet; aber oft wird, besonders bei den erstmaligen Zusammenkünften, nicht gesprochen. Endlich zieht das Mädchen, wenn der Knabe der Erwählte ist, verschämt unter dem Fürtuche den bis jetzt verborgen gehaltenen Strauß hervor und giebt ihn, oft erröthend, dem nunmehrigen Schatze; der Knabe ergreift ihn fröhlich und jetzt kehrt das Pärchen wieder zum Kreise zurück.

Der Knabe stellt sich wieder in den Reihen und das Mädchen muß um den Kreis herum. Es bezeichnet mit einem Schlage der Hand gewöhnlich den Schatz seiner Camerädin, damit dieser an die Reihe komme, den Strauß von seinem Mädchen zu erhalten. So geht das Spiel fort, bis Alle ihre Sträuße haben, so führt ein Jedes dem Andern sein Schätzchen zu. Mit dem eigenen Schatze hat man nicht das Herz, viel zu reden. Aber mit den Andern wird gelacht und geschäkert. Wenn ein Knabe herzhaft ist, so wagt er wohl auch einen Kuß, aber es geschieht sehr selten. Die Mädchen haben beim Beginne der idyllischen Liebschaft auch nicht immer den Muth, den Buben ihre Sträuße zu geben. Oefters „klopfen“ sie einen Andern als Denjenigen, der den Strauß haben soll, so daß das Spiel manchmal lange dauert, bis sie Alle ihre Sträuße haben.

Hat Jeder seinen Strauß, so löst sich der Reihen auf und es wird wohl noch ein anderes Spiel gespielt, wie „Fangedissels“ oder „Blindmihsels“ (Blindekuh). Aber gewöhnlich ist es Abendglockezeit, und beim Nachtglockeläuten müssen die Jungen zum Gebete daheim sein. Nur die confirmirten Knaben dürfen nach der Nachtglocke auf der Gasse bleiben, wenn sie sich gegen ein paar Maß Wein, die sie den älteren Burschen als Einstand bezahlen, in ihr Recht als Bursche einkaufen. Dies geschieht gewöhnlich im sechszehnten Jahre.

In der größten Eile setzte die Schaar, die ich so ganz in der Nähe spielen sah, beim Tone der Nachtglocke auseinander. Ich eilte ihnen nach; dem heimischen schönen Brauche folgend, war ich froh, in diesem Augenblicke meine Lieben zu begrüßen. Als ich durch den hochgelegenen Hof in das liebe Haus eintrat, standen noch meine jüngeren Geschwister um die Eltern im Reihen und beteten. Ich blieb vor der geöffneten Thür stehen und faltete nach alter Gewohnheit die Hände mit den Anderen. Die Schatten des Abends verbargen mein Gesicht. Als das Gebet vorüber war, trat ich näher. Das war ein seliges Herzen und Umfangen! Ich kam aus der Fremde. Da empfand ich erst recht die Süßigkeit treuer Eltern- und Geschwisterliebe.

Der Anblick des Kreisspiels hatte alle meine Jugenderinnerungen wachgerufen. Hatte ich doch selbst in meiner Kindheit alle diese unschuldigen Jugendspiele mitgemacht. Jetzt, wo ich daheim war, nachdem ich mich draußen in der übertünchten uniformirten Welt herumgetummelt, fand ich die Gebräuche meiner Heimath erst recht reizend; und ich will fortfahren sie zu schildern, so gut und einfach ich es vermag. Man wird mir nicht verargen, wenn ich mich dabei auf das Büchlein eines meiner elsässischen Freunde, Länzebäwi, die „Liederstellerin“ genannt, berufe. Dieser Freund hat mir dazu unbedingte Erlaubniß gegeben.

So lange es Blumen im Jahre giebt, wird das Kreisspiel gespielt, oder wie die Kinder sagen, „Kreises gemacht“. Ist die Ostern da mit ihren Eierfreuden, so giebt das Mädchen seinem Kreisschatze zwei bis drei buntfarbige Ostereier. Hier zeigt sich die Kunstfertigkeit der Mädchen, denen wohl auch ältere Schwestern oder ein sonstiges Dorfgenie nachhelfen, in ihren ersten Anfängen. Auf den Eiern sind abgemalt Rosen, Tulpen und Vergißmeinnicht. Oder die lieblichen Abdrücke von Blättern und Blumen, welche die ländlichen Künstlerinnen rings um die Eier binden und diese dann, so zugerüstet, in Zwiebelschalen kochen, werden auf gebleichtem Grunde dargestellt.

Auf einigen Eiern stehen zwischen den Blumen und Blättern mit Scheidewasser eingeschrieben allerlei sinnige Sprüchlein, wie:

Aus lauter Lieb' und Treu'
Geb' ich Dir dies Ei;
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

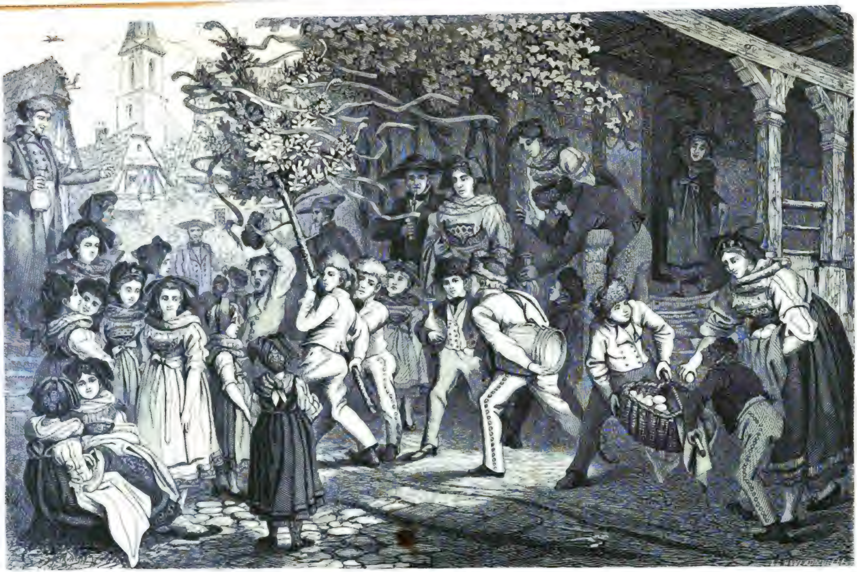
oder:

Ich liebe Dich so fest,
Als wie der Baum die Aest',
Als wie der Weinstock die Reben —
Wann wird uns Gott zusammengeben?

Auch die älteren Mädchen verehren ihrem Schatze, wenn sie einen solchen haben, ebenso gezierte und beschriebene Eier, wofür sie bei Gelegenheit des „Meßtis“ (Kirchweih) runde und herzförmige Lebkuchen erhalten, auf denen allerlei derbe oder zarte Sprüche stehen, die auf ihr Liebesverhältniß Bezug haben.

Aber was für einen Dank hat denn das Mädchen dafür, daß es vom Frühlinge bis Herbst, von dem Schneeglöcklein bis zur Zeitlose dem Liebsten Sträuße windet? Es erhält am zweiten Pfingsttage ein einfaches seidenes Band, roth, blau oder grün, wenige Ellen lang; denn Pfingsten ist für die fröhliche Jugend ein großes Fest.

Ein altes Recht erlaubt den Knaben, im benachbarten Walde sich den schönsten Maien von „Furlen“ (Föhren) oder Tannen zu holen, je nach der Altersstärke der Knaben, die ihn tragen müssen, zwei- oder dreistöckig. Am Vorabende des Festes erschallt durch das ganze Dorf der Peitschenknall der Jungen,



Das Pfingstfest im Elsaß.

Nach der Natur aufgenommen von Theod. Pixis in München.

Digitized by Google

die vor jedem Hause eine Salve loslassen und dadurch das am folgenden Tage zu fordernde „Pfingsterecht“ ankündigen. Vor den Thüren stehen die Väter und die älteren Burschen des Dorfes, schauen dem Treiben zu und beloben oder tadeln, je nach Geschicklichkeit ihres Klatschens, die Knaben.

Am Morgen des zweiten Feiertags, bei Tagesgrauen, wenn die Alten noch ruhen, kommen die Knaben zusammen, ihre Maien zu schmücken. Die Mädchen bringen ihren Strauß, die Knaben ihr Band. Jeder Knabe bindet sein Band an den Strauß seines Mädchens. Und so wird jeder Strauß an einen der Aeste befestigt und die also gezierte Maie wogt stattlich unter der bunten Last.

Ist der Morgengottesdienst vorüber, so ziehen die Knaben in Truppen von 10—15 mit ihren Maien im Dorfe herum, um von Haus zu Haus die Festgaben an Eiern, Dürrfleisch und Wein zu sammeln. Ihre frischen Gesichter verkünden hohen Jubel. Die bunten Bänder wehen in der Luft. Einer trägt den Maien, ein Paar den Korb mit Eiern und Dürrfleisch, noch ein Anderer das Logel, worein der Wein geschüttet wird. In manchen Dörfern wird ein Knabe ganz mit grünen Zweigen umgeben, und die grüne wandelnde Pyramide bedeutet den Frühling, den die Knaben heimführen mit dem Rufe der Meise: „Zitt ésch da! Zitt ésch da!“ Die Mädchen schauen in einer Ecke dem Zuge nach und blicken begehrlich nach den ihnen bestimmten Bändern. Die ältere Jugend steht in Gruppen vor den Häusern und sieht, die „Maienknechte“ freundlich neckend, dem Zuge zu, der bald von einem anderen ersetzt wird, während dem die Hausmutter das Hühnerhaus und die Rauchkammer besucht und den Maienknechten, worunter sie vielleicht einen Sohn hat, die übliche Gabe bereitet.

Welche malerische Tracht! Die Knaben tragen schwarzgraue, reich mit hellen blinkenden Metallknöpfen besetzte Mutzen (Wämser), die kaum bis zur Hüfte gehen, und gleichfarbige Hosen, die ebenfalls stark mit stählernen Knöpfen besetzt sind. Unter dem offenen Wamse blickt das scharlachrothe Brusttuch hervor, das auf dem Rücken von gleicher Farbe ist. Dabei tragen die Knaben die scheckigen, Wohlstand verkündenden Pelzkappen von Iltis, an welchen inwendig das Scharlachtuch hervorschimmert. Es ist die alte alemannische Tracht, wie sie noch theilweise in Schwaben, im Schwarzwald und den hanauischen Gegenden Badens von Stammverwandten getragen wird.

Die Maide sind noch bei weitem malerischer angethan. Kurze Röcke von allen Farben, grün, roth und blau, nicht so kurz wie diejenigen der Bäuerinnen des Berner Oberlandes, aber ungefähr nach dem nämlichen Schnitt, mit unten am Saume des Rockes besetzten breiten seidenen Bändern, die von anderer Farbe als die des Rockes sind. Desgleichen ist das vorne scharf ausgeschnittene Mieder mit Bändern ähnlicher Farbe besetzt. Das Mieder aber ist von andersfarbigem, seidendurchwirktem, blumigem Stoffe. Vorn steckt in dem Mieder der Brustlatz oder das Brusttuch, herzförmig mit den buntesten Bändern und Silber- und Goldflitter geziert. Auf den Köpfen haben die Mädchen kleine, niedrige Hauben, deren Rand mit breiten Seidenbändern besetzt ist, die vorn auf der Stirne in einen gewaltigen Schlupf auslaufen. Die Schuhe der Mädchen, alt oder jung, sind oben ganz ausgeschnitten, bis fast auf die Zehen und lassen von der an dem Ende des Leders angebrachten Schleife von Seidenband die schönen weißen Zwickelstrümpfe sehen, auf die sich die Mädchen viel zu gute thun.

Die älteren Personen sind meist in dunklere Farben gekleidet. Doch auch die Frauen tragen, wenn sie nicht im Leide sind um verstorbene Angehörige, blinkend weiße, leinene Schürzen.

Doch wir kehren zu unserm Maienfeste zurück. Auf ihrem Umzuge stimmen die immer herzhafter werdenden Knaben einen recitativartigen Gesang an, der also lautet:

Da komme die junge Majeknecht'
Und habe gerne Pfingsterecht!
Drei Eier, unn e Stück Speck
Von der Mohre Seit' ewäck,
E halb Moos Wein
In de Küwwel 'nein,
Do wölle, do wölle
Die lustige Majeknecht' zefredde sein.

Sie erhalten das Begehrte, Eier, und wenn die Hausmutter an ihre glücklich verlebte Jugendzeit zurückdenkt, so erweitert sich das Herz und sie holt aus der wohlgefüllten Rauchkammer ein Stück aus der Seite eines Schweines; der Vater steigt wohl auch in ähnlichen Gedanken hinab in den Keller, zapft vom weniger starken Weine, indem er den Knaben doch mit der Stärke desselben droht und sie vor dem Rausche warnt.

So wird das ganze Dorf durchzogen. Kein Haus wird übergegangen, es sei reich oder arm. Der Eierkorb, den zwei Knaben an einem durch die beiden Henkel durchgestoßenen Stabe tragen, füllt sich mit Eiern und Speck. Der große Weinlogel muß, wenn der Wein im Vorjahre gerathen ist, wohl ein oder zwei Mal geleert werden.

Ist der Umzug vollendet, so wird aus den Vorräthen in dem Hause eines Cameraden die Mahlzeit bereitet. Die Knaben eilen heim und holen sich Jeder ein tüchtiges Stück Mohzen (weißer Semmelkuchen), den man auf die Feiertage bäckt, wie es auf den Dörfern üblich ist.

Nun aber wollen auch die Sträußespenderinnen ihren Dank. Sie nähern sich allmählich dem Hause, wo der Maien prangt. Manche bleiben scheu in der Ferne stehen. Die Buben knüpfen jetzt ihre Bänder vom Maien los und bringen sie ihren Schätzchen. Wie eigen! Oft muß Einer dem Seinigen weit durch das Dorf nachlaufen und ihm das Band gleichsam aufdringen.

Auch die Mädchen haben sich Eier und sonstige Lebensmittel, auch etwas Wein zusammengetragen und freuen sich miteinander ihrer Bänder. Aber bald wird es draußen auf der Gasse immer lebendiger. Rauschende Musik aus der Ferne erschallt. Die Jauchzer der Bursche des Dorfes, die, mit den Musikanten an der Spitze, ihre Maide zum Tanze abholen wollen, kommen immer näher. Die Knaben lassen sich bei ihrem Essen nicht mehr länger halten. Der leichte Wein hat doch am Ende die jungen Herzen fröhlicher gestimmt. Sie eilen hinaus und schließen sich springend und singend dem Zuge der größeren Jugend an. Die Musikanten spielen die im Dorfe seit alter Zeit beliebtesten stattlichen Märsche. Mit Jauchzern vermischt ertönt der Gesang:

Jetzt kome—n ihr Maide
Zum Spiele, zum Tanz.
Der Pfingstequack springet
Im grüne Kranz.

Wir drehen euch lustig
Im Wirbel herum; —
Der Spielmann, er spielet
Mit der kleine Gikelgeia,
Mit der große Bumbum.

Den Jungen ist der Tanzplatz nicht verwehrt, und wie die älteren „Burscht“ kaufen sie ihren Mädchen einige scheibenförmige, in der Mitte mit einer Mandel gezierte Lebkuchen oder ein mit Rosen, Tulpen und Vergißmeinnicht bemaltes Lebkuchenherz, das diese verschämt und freudig hinter den Brustlatz stecken und so zum Tanze geführt werden.

Welche schöne harmlose Jugendzeit, wo noch jede rohere Regung schweigt! Es ist die Zeit der reinsten Liebe. Die Kinder, sie lieben, wie ihre Eltern es gethan: durch den losen Hag der Nachbarsgärten ihrer Eltern reichen sie sich die Händchen, kommen zusammen an der trautesten Stelle, spielen allerlei Spiele, „Hochzitles“, „Kindtäufels“, „Grablöchels“, wobei sie einen todten Vogel oder ein in dem Stalle von dem Großvieh todtgetretenes Kaninchen weinend und lachend begraben und auf den Grabhügel ein mit zwei Stäben verfertigtes Kreuz pflanzen. Bald treffen sie sich auf dem Kreisplatze, ersetzen die ihnen vorangehende ältere Jugend und werden wieder ersetzt. Die Liebe erwacht lebendiger, aber ach! auch die Leidenschaft und das Leiden. Doch vor Liebesweh stirbt nicht leicht an Auszehrung Einer oder Eine. Dafür ist das Landvolk noch zu kernhaft, die Luft zu gesund, der Wein zu gut, die Burscht und die Maide dabei allzu fröhlich, und der festeste Stab für jeden Lebenspfad ein unbegrenztes Gottvertrauen.

Leipzigs Industrien.

Nr. 2. Ein überwundenes Vorurtheil in einer Bagatellsache.

Wenn die Natur ideal nachzuahmen der eigentliche Beruf der Kunst ist, so leben wir jetzt in der That in einem künstlerischen Zeitalter. Wer kennt nicht die künstlichen Blumen und Blätter, die den Hut oder das bloße Haupt, die künstlichen Diamanten und Perlen, welche Brust, Hals und Arm so mancher Schönen schmücken, ohne daß wir im einzelnen Falle nachzuweisen vermöchten, ob Natur oder Kunst hier thätig gewesen? Man ahmt heute die Natur so treu nach, daß in manchen Dingen Niemand sie vermißt. So ist's mit den in unserem ersten Aufsatze erwähnten „Aetherischen Oelen und Essenzen", so ist's mit der Papierwäsche, der wir heute einen kurzen Artikel in der Ueberzeugung widmen, daß dieser von Vielen gewiß als Bagatelle betrachtete Gegenstand einer näheren Beachtung sehr wohl würdig ist.

Unter Papierwäsche versteht man Halskragen und Manschetten für Frauen, Männer und Kinder sowie Vorhemdchen aus Papier. Früher waren diese Gegenstände mit dem Hemde vereinigt und von ihm unzertrennbar, da man aber bald fand, daß diese Theile am leichtesten schmutzen, und es in Folge dessen oft nöthig war, täglich mehrmals die Leibwäsche zu wechseln, so fabricirte man sehr bald Kragen, Manschetten und Vorhemdchen aus Leinwand separat. Man ermöglichte auf diese Weise, ohne sich entkleiden zu müssen, die dem Auge Anderer sichtbaren Theile der Wäsche oft und ohne Zeitverlust zu wechseln. Vor dreißig Jahren konnte man nur rein leinene Wäsche, dieselbe hat jedoch immer den Nachtheil gehabt, sehr leicht zu erkälten, da Leinwand den Schweiß des Menschen nicht leicht absorbirt. Später kam von England das Gewebe „Shirting". Es wurde aus Baumwollfaden fabricirt und hatte den Vortheil, billiger als Leinwand zu sein und sich angenehmer und für den Körper wohlthuender zu tragen. Trotzdem führte es sich schwer ein. Auch Kragen, Manschetten und Vorhemdchen wurden nun aus Shirting gefertigt; sie verloren aber beim Waschen sehr leicht ihre ursprüngliche Form, weil der Faden der Baumwolle, sobald er feucht wird, sich in jede beliebige Form ziehen läßt.

Neue Kragen, Manschetten und Vorhemdchen aus Leinwand oder Shirting haben immer eine schöne, ansprechende Façon, schönen Glanz oder Appret, und sitzen meistentheils tadellos und bequem. Sobald sie aber in die Wäsche kommen, um gereinigt zu werden, verlieren sie diese guten Eigenschaften leider zu schnell, und nur eine ganz tüchtige Plätterin ist im Stande, den gewaschenen Kragen und Manschetten annähernd wieder die alte Façon zu geben. Dabei werden diese Bekleidungsgegenstände aber hart und steif. Wir behaupten wohl nicht zu viel, wenn wir sagen, daß ein Halskragen, nachdem er acht- bis zehnmal gewaschen und geplättet worden ist, seine ursprüngliche Form vollständig verloren hat, und entweder seinem Besitzer zu eng oder zu weit geworden ist, daß er am Halse oft reibt oder kratzt, daß er den Hals unter Umständen geradezu zuschnürt, oder doch wenigstens beim Tragen ein sehr unangenehmes, unbehagliches Gefühl verursacht. Uns ist es selbst vorgekommen, daß wir von unseren Leinenkragen vier bis fünf Stück nacheinander haben versuchen müssen, ehe wir einen gut passenden gefunden haben.

Diese Uebelstände brachten denn intelligente Leute auf den Gedanken, diese täglich nothwendigen Bekleidungsgegenstände aus einer Substanz herzustellen, welche die oben gerügten Nachtheile beseitigen. Man wollte gleichzeitig die vielen Mühen und Ausgaben für das Waschen vermeiden oder ganz beseitigen. Man kam auf das Fabriciren von Papierkragen, Manschetten und Chemisettes.

Es ist einleuchtend, daß man zu dieser Fabrikation kein dünnes Papier, wie etwa Schreibpapier, nahm, sondern daß man dazu einen Carton wählte, der ungefähr die Stärke der zu verdrängenden Leinenkragen hatte. Man mußte auch ein ganz kerniges, solides Papier dazu nehmen, damit es nicht leicht zerreiße. Die ersten Versuche waren der Art, daß man nur langsam vorwärts kam. Man schnitt die Formen der Kragen mit dem Messer oder der Scheere und konnte nur Stehkragen erzeugen, da man einen glatten Bruch dem starken Papiere nicht beibringen konnte. Jedoch schon dieser erste Versuch fand Anklang, freilich nur in der Weise, daß jeder Consument sein eigener Fabrikant war; namentlich wurden in den vierziger Jahren auf unseren Hochschulen die sogenannten „Vatermörder", lange spitze Stehkragen, gern und vielleicht aus Scherz von den Herren Studenten selbst fabricirt und getragen.

Bald aber suchte man mit Maschinen, die eigens dazu construirt wurden, Papierwäsche auf mechanischem Wege zu fabriciren. Man machte Versuche, den glatten Bruch des Papieres zu erlangen, um Umlegekragen herzustellen. Es gelang. Wenn auch die Formen der erzeugten Fabrikate noch nicht so geschmackvoll ausgeführt werden konnten, da man sich im Anfange an das Einfache halten mußte, so war man wirklich sehr bald im Stande, Papierwäsche auf mechanischem Wege herzustellen.

Die ersten Fabrikate waren verhältnißmäßig theuer und wurden wohl mehr der Curiosität halber gekauft. Niemand, der diese Kragen trug, sagte dem Andern davon, denn er schämte sich zu bekennen, daß er Papier am Halse oder Arme trüge. Man fand aber sehr bald, daß diese Papierwäsche länger weiß und reinlich blieb, als die leinene oder shirtingene. Das war schon ein Fortschritt. Man mußte nun daran denken, dieselbe auch billig herzustellen, und bald kam man auch dahin, den Wäscherinnen in den großen Städten Concurrenz zu machen, denn die Papierkragen, Manschetten und Chemisetten wurden fast für dasselbe Geld neu verkauft, das man als Waschlohn der leinenen Kragen zahlen mußte. Damit war der praktische Werth der Papierwäsche bewiesen.

Noch war das aber nicht Alles, um diesem neuen Industriezweige den Weg zu bahnen. Man hegte ja das große Vorurtheil, daß es nicht schicklich sei, Papierwäsche zu tragen. Es war ja viel richtiger, sich in seinem leinenen Kragen unbequem und unbehaglich zu fühlen, als die bequemeren und gut passenden Papierkragen zu tragen; man hätte ja glauben können, daß man nicht in der Lage sei, sich Leinwandkragen zu kaufen. Wie doch der Mensch ein Sclave der Gewohnheit und des Vorurtheils ist! Das Praktische wird nicht adoptirt, weil es nicht fashionable ist. Jedoch die Papierwäsche ist auch fashionable geworden, und heute braucht sich Niemand mehr zu schämen, offen zu bekennen, daß er Papierwäsche trage, weil dieselbe factisch die Leinenwäsche in jeder Beziehung übertroffen hat.

Namentlich unsere Leipziger Fabrik, welche wir später erwähnen werden, hat die Fabrikation von Papierwäsche dermaßen vervollkommnet, daß die vollständige Adoptirung derselben nur noch eine Frage der Zeit ist; nämlich *sie modellirt* ihre Papierwäsche, das heißt sie formt Kragen, Manschetten und Vorhemdchen genau nach dem Körpertheile, welcher mit denselben bekleidet werden soll. Keiner Leinenwäschefabrik ist es bis jetzt gelungen, diese Modellirung nachzuahmen, obgleich es vielfach versucht worden ist, und erreichte sie wirklich dieses Ziel, die Waschfrau würde die erlangte Form bei der ersten Wäsche wieder zerstören. Auch keine andere Papierwäschefabrik konnte bis jetzt die Modellirung nachahmen, und sicher ist dies die außerordentlichste Leistung, die in dieser Industrie gemacht worden ist. Denken Sie sich einen Umlegekragen; derselbe ist naturgemäß an dem Theile, welcher oben am Halse anliegt, am engsten. Die Modellirung erweitert nun diesen Theil um ein Beträchtliches, und der Hals ist nicht mehr eingeengt, bewegt sich frei und ungenirt im Kragen, und ein angenehmes freies Gefühl ist die Folge davon. Durch dieses Modelliren ist das mit Recht früher streng getadelte Reiben der Papierwäsche am Halse und Arme sofort beseitigt worden.

Jeder Papierkragen, jede Papiermanschette, jedes Vorhemdchen läßt sich mindestens drei Tage tragen, ohne unsauber zu werden, ein Vortheil, den man der Leinenwäsche nicht nachsagen kann. Bedenkt man, daß man diese Artikel selbst im Dutzend zum ungefähren Preis des Waschlohns kauft (die meisten Artikel unter diesem Preis), so liegt es auf der Hand, daß man bei Adoptirung der Papierwäsche mindestens jährlich die Ausgabe für neue Leinenkragen und Manschetten erspart. Das dürfte aber doch immerhin fünf Thaler pro Person sein, eine Summe, welche für Manchen schon eine Rolle spielt. Wenn man aber noch in

Betracht zieht, daß man eine Arbeit und viel Unannehmlichkeit dadurch erspart, indem man seine unreinen Kragen und Manschetten nur wegzuwerfen hat, anstatt dieselben zusammenzusuchen, zu zählen, zu notiren, um sie waschen zu lassen, daß man sehr oft über schlechtes Plätten dieser Stücke, über falsch erhaltene, anderen Personen gehörige Kragen oder Manschetten zu einem gelinden Aerger kommt, so wird man sich rasch entschließen, Papierwäsche wenigstens einmal zu versuchen.

Die Amerikaner als die praktischsten Menschen des Weltalls verbrauchten im Jahre 1872 nahe an vierhundertfünfzig Millionen Papierkragen, die Engländer ziemlich zweihundert Millionen, die Franzosen, und zwar die besser situirten Leute, nahe an hundert Millionen; nur in Deutschland war der Verbrauch höchstens dreißig Millionen. Da eine Person circa hundertzwanzig Papierkragen im Jahr braucht, so trugen also in Deutschland auf vierzig Millionen Einwohner höchstens zweihundertfünfzigtausend Papierkragen. Man kann dies jedoch nur dem Umstande zuschreiben, daß die meisten unserer Landsleute überhaupt noch nichts von dieser neuen Industrie wissen.

Man fabricirt jetzt alle Sorten Steh- und Umlegekragen für Herren und Kinder etwa im Preise von einem und einem Viertel bis zwei und einem halben Thaler das Groß von hundertvierundvierzig Stück, Frauenkragen schon im Preise von zwanzig Silbergroschen bis zwei Thaler das Groß. Die Manschetten kosten ungefähr zwei Thaler zwanzig Groschen bis fünf Thaler das Groß Paar, die Vorhemdchen je nach der Größe von einem Thaler zwanzig Groschen bis fünf Thaler. Der Preis richtet sich nur nach dem Verbrauch des Rohmaterials; die Qualität ist immer dieselbe; je größer also eine Façon ist, desto höher ist der Preis.

Wir fanden mit Vergnügen, daß in Leipzig verschiedene Institute die Papierkragen vollständig bei den ihnen anvertrauten Knaben eingeführt hatten, und können bestätigen, daß die Zöglinge, obgleich sie in ihrem jugendlichen Alter nicht gerade zartfühlend mit den Kragen umgingen, oft einen einzigen eine ganze Woche trugen. Ebenso ist es Thatsache, daß namentlich in Leipzig Herren, die ihren Verhältnissen nach nicht ängstlich den Thaler anzusehen brauchen, die papierne Wäsche der früheren leinenen vorziehen.

Die Papierwäschefabrication ist amerikanischen Ursprungs. Salomon Sally Gray in Boston eröffnete im Jahre 1857 die erste mechanische Papierwäschefabrik. Die Kragen, nach seinem Systeme verfertigt, haben bis auf den heutigen Tag den Namen „Gray's Kragen" behalten und sind anerkannt die besten. Eine von diesem Herrn im Jahre 1865 in Paris gegründete Fabrik ging 1867 in die Hände von zwei Deutschen, den Herren Mey und Edlich, über. Im Jahre 1870 errichteten diese Herren in Plagwitz-Leipzig eine Papierwäschefabrik, welche unter den Industrien Leipzigs eine nicht unbedeutende Stellung einnimmt.

Diese Mey und Edlich'sche Fabrik ist jedenfalls die bedeutendste in Deutschland. Sie ist so eingerichtet, daß sie täglich 400,000 Stück Kragen, 100,000 Stück Manschetten und 30,000 Stück Vorhemdchen liefern kann. Sie beschäftigt jetzt schon 150 weibliche und 50 männliche Arbeiter, hat nur Dampfbetrieb, eigene Cartonnagenfabrik, Tischlerei, mechanisches Atelier und verarbeitete im Jahre 1872 circa 700,000 Pfund Cartonpapier, aus welchen ungefähr 25 Millionen Kragen und fünf Millionen Manschetten und Vorhemdchen verfertigt wurden. Die sogenannten Papierabfälle, aus welchen dann in den Papierfabriken die feinsten Briefpapiere fabricirt werden, betrugen ungefähr 70,000 Pfund. Der Absatz dieses Etablissements geht hauptsächlich nach Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, nach Japan, Indien und Süd-Amerika, nach Schweden, Norwegen und Rußland.

Blätter und Blüthen.

Aus dem Rechtsleben eines Kleinstaates. Jedem Touristen ist bekannt, daß das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt bewundernswerthe Reste des Mittelalters bewahrt. Kyffhäuser und Rothenburg, Schwarzburg, Greifenstein und Paulinzelle liegen innerhalb seiner sechszehn Quadratmeilen. Weniger bekannt dürfte aber ein Stück aus dem Rudolstädtischen Rechtsleben sein, das wenigstens aus dem Mittelalter zu stammen verdiente, sonst aber mehr auffällig als bewunderswerth ist.

Bekanntlich kosten Rechtsstreite, wie andere Kriege, Geld, Geld, Geld, und alle Rechtsstaaten lassen sich für die Rechtsprechung bezahlen. Unsere Socialdemokraten zwar fordern mit dem stereotypen „Zorn im Antlitze" auch unentgeltliche Justiz; sie vergessen aber, daß unter den Gerichtskosten manche baare Auslagen begriffen sind und daß die Erfüllung ihrer Bitte die friedliebenden Bürger zu Gunsten der streitsüchtigen widerrechtlich belasten würde. Es ist deshalb nur zu billigen, wenn auch die freiesten Republiken Bedenken tragen, solche Forderungen zu erfüllen. In so schneidiger und harter Weise aber wie im Staate Rudolstadt dürfte jenes Recht sonst nirgends gehandhabt werden. Die Gerichte dieses kleinen deutschen Vaterlandes dürfen nämlich ihre Urtheile den Parteien gar nicht verkünden, wenn die Gerichtskosten nicht vorher bezahlt werden. „Kein Geld, kein Schweizer," hieß es früher bei unseren westlichen Nachbarn. „Kein Geld, kein Bescheid," sagt das Recht im Rudolstädtischen. Mögen für die Parteien viele Tausende, ja ganze Vermögen auf dem Spiele stehen, für den Staat aber nur fünf oder zehn Thaler Kosten in Frage kommen, einerlei, man erfährt eben den Rechtsspruch ohne vorgängige Zahlung nicht.

Nun verdient zwar die Gerechtigkeitsliebe und die Rechtskenntniß der Rudolstädter Richter gewiß alle mögliche Achtung; aber das Dogma der Unfehlbarkeit nehmen sie für ihre Urtheile ebenso gewiß nicht in Anspruch. Es kann also hier wie anderwärts den Parteien durch den Bescheid ein Unrecht widerfahren. Ist es daher billig und entspricht es dem Rechtssinne unserer Zeit, wenn zu Gunsten einer unbedeutenden Forderung der Sportelcasse das Recht der Berufung an die höheren Richter den Parteien nicht blos verkümmert, sondern geradezu entzogen wird? Gewiß ebenso wenig, wie wenn ein Staat seine polizeiliche Hülfe dem Bedürftigen nur gegen baare Zahlung gewähren wollte. Eine solche drakonische Härte des Rechts liegt aber hier unzweifelhaft vor; denn man kann gegen ein nach Form und Inhalt unbekanntes Urtheil thatsächlich nicht appelliren. Das unveräußerliche Recht der Berufung gegen irrige Entscheidungen ist also im Rudolstädtischen zwar auf dem geduldigen Papiere durchweg gewährleistet, es wird aber dem zufällig am Tage der Publication Zahlungsunfähigen um ganz geringfügiger Forderungen der fürstlichen Sportelcassen willen auch wieder entzogen, mögen darüber die Parteien zu Grunde gehen oder nicht.

Da dem Staate zur Einziehung solcher Posten seine Executoren sofort dienstbereit zur Hand sind, so handelt es sich hier um eine kleinstaatliche Eigenthümlichkeit, die man sicher heutzutage nicht berechtigt schelten und deshalb bewahren darf, sondern die sobald wie möglich aus unserm deutschen Rechtsleben getilgt werden muß. Wir wollen uns also des Tages freuen, an welchem man auch diese Bestimmung zu den interessantesten Ruinen des Fürstenthums zählen kann. Karl Chop.

Vorbei!

An dem kleinen Fenster stand sie,
Als ich schüchtern ging vorbei;
Bunte Blumen lächelnd wand sie
In dem Wonnemonat Mai.

Blickte grüßend zu mir nieder,
Als ich schüchtern ging vorbei.
Und beseligt grüßt' ich wieder
In dem Wonnemonat Mai.

Jahre kamen, Jahre gingen
Jener schönen Zeit vorbei,
Doch dem Glücklichen nur bringen
Sie den Wonnemonat Mai.

An dem kleinen Fenster sind nun
Gruß und Küsse längst vorbei,
Und es geht des Herbstes Wind nun
Ueber meines Lebens Mai. Alex. Duncker.

Charakterköpfe. Seit Rochlitz seine Aufsätze „Für Freunde der Tonkunst" herausgegeben, sind selten so anziehend geschriebene Biographien von Tonsetzern erschienen, wie die in La Mara's „Musikalische Studienköpfe" enthaltenen. Für einen großen Leserkreis haben sie den Vorzug, die rechten Grenzen inne zu halten zwischen den kurzen, oft trockenen Notizen eines Lexikons und den weitläufigen, bändereichen Lebensbeschreibungen, welche hauptsächlich nur ernsten Musikern und gelehrten Forschern zum Studium dienen. Gern werden Viele, die sich an den Werken Karl Maria von Weber's, Schubert's, Schumann's, Mendelssohn's erfreuten, denen die Schöpfungen Cherubini's, Spontini's, Rossini's, Boieldieu's Genuß gewährten, die ihr Interesse Berlioz, Liszt, Wagner, Chopin zuwandten, nun auch Näheres und Zuverlässiges wissen wollen über die Lebensumstände der Genannten, gern auch den Eindruck von deren Persönlichkeit empfangen, soweit er sich schriftstellerisch wiedergeben läßt. Solche finden in La Mara's bereits mehrfach aufgelegtem Werke (zwei Bände zu 359 und 256 Seiten) sorgfältige, auf Benutzung von alten und neuesten Originalquellen beruhende, warm und liebevoll ausgeführte, mit fesselndem Detail geschmückte Biographien, welche die Wißbegier der Leser angenehm befriedigen und ihre Liebe und Verehrung für die genannten Meister zu erhöhen wohl im Stande sind.

Kleiner Briefkasten.

B. Wir bedauern, auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückkommen zu können.

M. H. in Z. Bezeichnen Sie uns das Manuscript gefälligst genauer! Gedichte, wenn sie nicht zum Druck kommen, werden übrigens stets sofort vernichtet.

M. G. in L. Ungeeignet. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Das ist zu arg. Diese Manie fängt wirklich an, alle Grenzen zu übersteigen. Ich werde dem Reinhold das musikalische Handwerk noch ganz und gar legen müssen, wenn er fortfährt, es in so unsinniger Weise zu betreiben.“

Mit diesen Worten eröffnete der Kaufmann Almbach eine Familiendebatte, die im Wohnzimmer in Gegenwart seiner Frau und Tochter stattfand und der zum Glück der eigentliche Gegenstand derselben nicht beiwohnte. Herr Almbach, ein Mann von fünfzig Jahren etwa, dessen ruhiges, gemessenes und etwas pedantisches Wesen sonst dem ganzen Comptoirpersonale als Muster vorleuchtete, schien durch die oben erwähnte „Manie“ völlig aus der Fassung gebracht zu sein, denn er fuhr in vollster Aufregung fort:

„Da kommt der Buchhalter heute Morgen gegen vier Uhr von dem Jubiläum zurück, das ich schon gleich nach Mitternacht verlassen hatte. Von der Brücke aus sieht er das Gartenhaus erleuchtet und hört den Reinhold über die Tasten hinrasen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Natürlich konnte er mich zum Feste nicht begleiten; er behauptete krank zu sein, aber in dem eiskalten Gartenzimmer bis an den hellen lichten Morgen seinen Flügel zu maltraitiren, daran hinderte ihn der ‚unerträgliche Kopfschmerz‘ nicht. Ich werde es wohl nächstens wieder von meinen Collegen zu hören bekommen, daß mein Herr Schwiegersohn wie in der Unbrauchbarkeit, so auch in der Rücksichtslosigkeit das Möglichste leistet. Es ist kaum zu glauben. Der jüngste Commis weiß besser Bescheid in den Büchern und hat mehr Interesse für das Geschäft, als der Compagnon und dereinstige Chef des Hauses Almbach und Compagnie. Mein Leben lang habe ich geschafft und gearbeitet, um meine Firma zu einer festgegründeten, geachteten zu machen — und nun die Aussicht, sie einst in solchen Händen lassen zu müssen!“

„Ich habe es Dir stets gesagt, Du solltest ihm den Umgang mit dem Musikdirector Wilkens verbieten,“ fiel Frau Almbach ein. „Der allein ist an Allem schuld. Mit diesem alten menschenfeindlichen Musiknarren konnte Niemand auskommen; Jedermann floh und haßte ihn, aber für Reinhold war das nur ein Grund mehr, die intimste Freundschaft mit ihm zu schließen. Tag für Tag war er drüben, und dort allein ist der Grund zu all dem musikalischen Unsinn gelegt worden, den der Herr Lehrer bei seinem Tode auf ihn vererbt zu haben scheint. Es ist kaum mehr zu ertragen, seit wir das Vermächtniß des Alten, den Flügel, im Hause haben. Ella, was sagst Du denn eigentlich zu diesem Benehmen Deines Mannes?“

Die junge Frau, an welche die letzten Worte gerichtet waren, hatte bisher noch nicht eine Silbe gesprochen. Sie saß am Fenster, den Kopf tief auf ihre Näherei herabgebeugt, und blickte erst bei dieser direct an sie gerichteten Frage empor.

„Ich, liebe Mutter?“

„Ja, Du mein Kind, denn Dich geht die Sache doch wohl zumeist an. Oder fühlst Du es wirklich gar nicht, in welcher unverantwortlichen Weise Reinhold Dich und das Kind vernachlässigt?“

„Er liebt die Musik so sehr,“ sagte Ella leise.

„Willst Du ihn etwa noch entschuldigen?“ eiferte die Mutter. „Das ist ja eben das Unglück, daß er sie mehr liebt als Frau und Kind, daß er nach Euch Beiden nichts fragt, wenn er nur an seinem Flügel sitzen und phantasiren kann. Hast Du denn gar keinen Begriff davon, was eine Frau von ihrem Manne fordern darf und fordern muß, und daß sie vor Allem die Pflicht hat, ihn zur Vernunft zu bringen? Aber freilich, von Dir ist niemals auch nur das Geringste zu erwarten.“

Die junge Frau sah nun allerdings nicht aus, als ob von ihr viel zu erwarten wäre. Sie hatte überhaupt wenig Anziehendes in ihrer Erscheinung, und das Einzige, was an dieser vielleicht hübsch zu nennen war, die zarte, noch mädchenhaft schlanke Gestalt, verbarg sich völlig unter einem höchst unkleidsamen Hausanzuge, der in seiner grenzenlosen Einfachheit eher auf eine dienende Person, als auf die Tochter des Hauses schließen ließ und ganz dazu gemacht war, jeden etwaigen Vorzug möglichst zu verstecken. Von dem blonden Haare war nur ein einziger, schmaler Streifen sichtbar, der glatt gescheitelt über der Stirn lag; das Uebrige verschwand gänzlich unter einer Haube, die wohl besser für die Jahre ihrer Mutter gepaßt hätte und einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Gesichte der kaum zwanzigjährigen Frau bildete. Dieses blasse Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen war nicht geeignet, irgend ein Interesse zu erwecken; es hatte gar keinen Ausdruck; es lag etwas Starres, Leeres darin, etwas, das beinahe an Stumpfheit streifte, und in diesem Augenblicke, wo sie die Näherei sinken ließ und ihre Mutter anblickte, zeigte es eine so hülflose Aengstlichkeit und Rathlosigkeit, daß Almbach sich veranlaßt fand, seiner Tochter zu Hülfe zu kommen.

„Laß Ella in Ruhe!“ sagte er mit jenem halb ärgerlichen, halb mitleidigen Tone, mit dem man die Einmischung eines Kindes zurückweist. „Du weißt ja, daß mit ihr nichts anzufangen ist, und was sollte sie auch wohl hier ausrichten!“

Digitized by Google

Er zuckte die Achseln und fuhr dann bitter fort: „Das ist der Lohn für die Aufopferung, mit der ich mich der verwaisten Knaben meines Bruders angenommen habe! Hugo schlägt aller Dankbarkeit, aller Vernunft und Erziehung in's Gesicht und geht heimlich auf und davon, und Reinhold, der hier in meinem Hause unter meinen Augen aufgewachsen ist, macht mir die schwersten Sorgen mit seinem unseligen Hange zu allen möglichen Phantastereien. Aber bei ihm wenigstens habe ich den Zügel in Händen behalten und werde ihn jetzt so straff anziehen, daß ihm die Lust vergehen soll, sich noch ferner dagegen zu sträuben."

„Ja, Hugo's Undankbarkeit war wirklich himmelschreiend," stimmte Frau Almbach ein. „Bei Nacht und Nebel aus unserem Hause zu entfliehen, zur See zu gehen, um ‚sein Glück allein in der Welt zu versuchen', wie es in dem kecken Abschiedsbriefe hieß, den er zurückließ! Nun, er scheint es trotzalledem draußen gefunden zu haben. Schon vor zwei Jahren kam der erste Brief des ‚Herrn Capitain' an Reinhold an, und dieser deutete erst kürzlich ganz offen auf die bevorstehende Rückkehr hin. Ich fürchte, er weiß bereits ganz Bestimmtes darüber."

„Ueber meine Schwelle darf Hugo nicht kommen," erklärte der Kaufmann mit einer feierlichen Handbewegung. „Ich weiß nichts von seinem Briefwechsel mit Reinhold, will nichts davon wissen. Mögen sie hinter meinem Rücken correspondiren; aber wenn der Ungerathene die Frechheit haben sollte, mir vor Augen zu kommen, so wird er den Zorn eines beleidigten Oheims und Vormundes kennen lernen."

Während die Eltern sich anschickten, dies augenscheinlich sehr oft behandelte Thema mit der gewohnten Ausführlichkeit und Empörung zu erörtern, hatte Ella unbemerkt das Zimmer verlassen und stieg jetzt die Treppe hinunter, die nach dem zu ebener Erde gelegenen Comptoir führte. Die junge Frau wußte, daß jetzt, zur Mittagszeit, das Personal abwesend war, und das gab ihr wohl den Muth, dort einzutreten.

Es war ein großer düsterer Raum, dem die kahlen Wände und die vergitterten Fenster etwas Gefängnißartiges verliehen. Man hatte sich nicht die Mühe genommen, dem Geschäftszimmer irgend einen Comfort oder auch nur ein freundlicheres Ansehen zu geben. Wozu auch! Was zur Arbeit gehörte, war vorhanden; das Uebrige war Luxus, und einen Luxus pflegte sich das Haus Almbach und Compagnie trotz seines notorisch nicht unbedeutenden Vermögens nie zu gestatten.

Es befand sich augenblicklich Niemand im Comptoir außer dem jungen Manne, der an einem der Pulte saß und das große Hauptbuch vor sich aufgeschlagen hatte. Er sah bleich und überwacht aus, und die Augen, die sich mit den Zahlen beschäftigen sollten, hafteten unverwandt auf dem schmalen Sonnenstreif, der schräg in das Zimmer fiel. Es lag in dem Blicke etwas von der Sehnsucht und Bitterkeit des Gefangenen, dem der Sonnenstrahl, der in seine Zelle dringt, Kunde giebt von dem Leben und der Freiheit draußen. Er wandte kaum den Kopf beim Oeffnen der Thür und fragte gleichgültig:

„Was giebt es? Was willst Du, Ella?"

Jede andere Frau wäre bei der nun folgenden Frage wohl zu ihrem Manne getreten und hätte den Arm um seine Schulter gelegt. Ella blieb dicht an der Schwelle stehen. Es klang doch gar zu eisig, dieses „Was willst Du?" Sie kam ihm offenbar ungelegen.

„Ich wollte fragen, wie es mit Deinem Kopfschmerz steht," begann sie schüchtern.

„Mein Kopfschmerz?" Reinhold besann sich plötzlich. „Ja so. Ich denke, er ist vorüber."

Die junge Frau schloß die Thür und kam einige Schritte näher.

„Die Eltern sind wieder recht ungehalten, daß Du gestern nicht beim Feste warst und statt dessen die ganze Nacht hindurch gespielt hast," berichtete sie zögernd.

Reinhold runzelte die Stirn. „Wer hat ihnen denn das wieder einmal gesagt? Du vielleicht?"

„Ich?" Es klang wie ein halber Vorwurf in der Stimme. „Der Buchhalter hat heute Morgen bei der Rückkehr das Gartenhaus noch erleuchtet gesehen und Dein Spiel gehört."

Ein Ausdruck verächtlichen Spottes zuckte um die Lippen des jungen Mannes. „Ach so; daran hatte ich allerdings nicht gedacht. Ich glaubte nicht, daß die Herren nach ihrem Jubiläum noch Zeit und Lust zu Beobachtungen übrig hätten. Freilich, zum Spioniren sind sie immer nüchtern genug."

„Der Vater meint —" begann Ella wieder.

„Was meint er?" fuhr Reinhold gereizt auf. „Ist es ihm vielleicht noch nicht genug, daß ich vom Morgen bis zum Abend hier an's Comptoir gefesselt bin? Mißgönnt er mir sogar die Erholung, die ich Nachts in der Musik suche? Ich dächte, ich und mein Flügel wären weit genug verbannt worden; das Gartenzimmer liegt ja so fern und einsam, daß ich nicht in Gefahr komme, den Schlaf eines der Gerechten hier im Hause zu stören. Man kann zum Glück keinen Laut vernehmen."

„Doch!" sagte die junge Frau leise. „Ich höre jeden Ton, wenn es ringsum so still ist und ich ganz allein wach liege."

Reinhold wandte sich um und sah seine Frau an. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen und völlig ausdruckslosem Gesichte vor ihm. Sein Blick glitt langsam an ihrer Gestalt nieder, als stelle er unbewußt irgend eine Vergleichung an, und die Bitterkeit in seinen Zügen trat noch deutlicher hervor.

„Das thut mir leid," entgegnete er kalt; „aber ich kann es nicht ändern, daß Deine Fenster nach dem Garten hinausgehen. Schließe künftig die Läden! Dann werden Dich meine musikalischen ‚Extravaganzen' hoffentlich nicht mehr im Schlafe stören."

Er schlug die Seiten des Buches um und schien sich wieder in die Zahlen zu vertiefen. Ella wartete wohl noch eine Minute lang; als sie aber sah, daß von ihrer Gegenwart nicht die geringste Notiz genommen wurde, ging sie so still und lautlos, wie sie gekommen war.

Kaum war sie fort, so schleuderte Reinhold mit einer leidenschaftlichen Bewegung das Hauptbuch zur Seite. Der Blick, der auf den so verächtlich behandelten Gegenstand fiel und dann durch das ganze Comptoir schweifte, zeugte von bitterstem Hasse; dann legte er schwer athmend den Kopf auf beide Arme und schloß die Augen, als wolle er nichts mehr von der ganzen Umgebung sehen und hören.

„Grüß Gott, Reinhold!" sagte auf einmal eine fremde Stimme dicht neben ihm.

Der Gerufene fuhr empor und blickte verwirrt und fragend den Fremden in Seemannstracht an, der unbemerkt eingetreten war und jetzt vor ihm stand. Auf einmal aber schien ihn eine Erinnerung zu durchblitzen; mit einem Aufschrei der Freude warf er sich an die Brust des Ankömmlings.

„Ist's möglich, Hugo! Du schon hier?"

Zwei kräftige Arme umschlossen ihn fest, und ein paar warme Lippen drückten sich wieder und immer wieder auf die seinigen.

„Kennst Du mich wirklich noch? Ich hätte Dich unter Hunderten herausgefunden. Freilich etwas anders siehst Du aus, als der kleine Reinhold, den ich hier zurückließ. Nun, mit mir mag es wohl auch nicht viel besser sein."

Die ersten Worte klangen noch in tiefer Bewegung, die letzten hatten schon wieder einen etwas übermüthigen Ton. Reinhold's Arm lag noch zärtlich um den Hals des Bruders.

„Und Du kommst so plötzlich, so ganz unangemeldet? Ich erwartete Dich erst in Wochen."

„Wir haben eine ungewöhnlich schnelle Fahrt gehabt," sagte der junge Capitain heiter. „Und als ich erst einmal im Hafen war, litt es mich auch nicht eine Minute länger an Bord; ich mußte zu Dir. Gott sei Dank, daß ich Dich allein fand! Ich fürchtete schon, ich müsse das ganze Fegefeuer des heimathlichen Zornes passiren und mich mit der gesammten Verwandtschaft herumschlagen, um zu Dir zu gelangen."

Reinhold's Gesicht, das noch in der ganzen Freude des Wiedersehens strahlte, verdüsterte sich bei dieser Erinnerung und sein Arm sank langsam nieder.

„Es hat Dich doch noch Niemand gesehen?" fragte er. „Du weißt, wie der Onkel gegen Dich gesinnt ist, seit —"

„Seit ich mich seiner hochweisen Bestimmung entzog, die mich durchaus an den Comptoirtisch schrauben wollte, und auf und davon ging?" unterbrach ihn Hugo. „Ja, das weiß ich, und ich hätte den Lärm mit ansehen mögen, der im Hause losbrach, als sie entdeckten, ich sei durchgegangen. Aber die Geschichte ist ja beinahe zehn Jahre her. Der Taugenichts ist nicht

g storben und verdorben, wie es die verwandtschaftliche Liebe ohne Zweifel hundertmal prophezeit und noch öfter gewünscht hat; er kehrt zurück als höchst respectabler Capitain eines höchst vortrefflichen Schiffes, mit allen nur möglichen Empfehlungen an Eure ersten Handelshäuser. Sollten diese maritimen und mercantilischen Vorzüge nicht endlich das Herz des zürnenden Hauses Almbach und Compagnie erweichen?"

Reinhold unterdrückte einen Seufzer. „Spotte nicht, Hugo! Du kennst den Onkel nicht, kennst nicht das Leben in seinem Hause."

„Nein, ich ging noch zu rechter Zeit durch," bekräftigte der Capitain. „Und das ist überhaupt das Gescheidteste — so solltest Du es auch machen."

„Was fällt Dir ein? Meine Frau, das Kind —"

„Ja so!" sagte Hugo etwas verlegen. „Ich vergesse immer, daß Du verheirathet bist. Armer Junge, Dich haben sie bei Zeiten festgekettet. Solch ein Traualtar ist der sicherste Riegel, den man allen etwaigen Freiheitsgelüsten vorschiebt. Nun, fahre nur nicht gleich auf! Ich glaube ja gerne, daß man Dich zu dem Jawort nicht geradezu gezwungen hat. Wie Du aber dazu gekommen bist, das wird wohl der Onkel zu verantworten haben, und die melancholische Stellung, in der ich Dich traf, spricht auch nicht gerade sehr für die Glückseligkeit eines jungen Ehemannes. Laß Dir doch einmal in's Auge blicken, damit ich sehe, wie es drinnen ausschaut!"

Er ergriff ihn ohne Umstände beim Arme und zog ihn nach dem Fenster hin. Erst hier im hellen Tageslichte sah man, wie unendlich ungleich die beiden Brüder waren, trotz einer unleugbaren Aehnlichkeit in ihren Zügen. Der Capitain, der Aeltere von Beiden, war von kräftiger und doch eleganter Gestalt, das hübsche, offene Antlitz gebräunt von Luft und Sonne; sein Haar kräuselte sich leicht, und die braunen Augen sprühten Lebenslust und Lebensmuth. Seine Haltung war leicht und sicher, wie die eines Mannes, der gewohnt ist, sich in den verschiedensten Umgebungen und Verhältnissen zu bewegen, und das ganze Wesen hatte einen Zug kecker, übermüthiger Laune, die bei jeder Gelegenheit hervorbrach, aber zugleich eine so frische, offene Liebenswürdigkeit, daß es schwer war, ihm zu widerstehen.

Der um einige Jahre jüngere Reinhold machte einen durchaus verschiedenen Eindruck. Er war schlanker, bleicher als der Bruder; Haar und Augen waren dunkler, und die letzteren blickten ernst, ja düster. Aber es lag etwas auf dieser Stirn und in diesen Augen, das um so mehr anzog, als sich nicht leicht enträthseln ließ, was sich eigentlich dahinter barg. Hugo war vielleicht der Hübschere von Beiden, und doch entschied eine Vergleichung unbedingt zu Gunsten des jüngeren Bruders, der im vollsten Maße jenen seltenen und gefährlichen Reiz des „Interessantseins" besaß, dem oft genug die vollendete Schönheit weichen muß.

Der junge Mann machte einen hastigen Versuch, sich der angedrohten Beobachtung zu entziehen. „Hier darfst Du nicht bleiben," sagte er bestimmt. „Der Onkel kann jeden Moment eintreten, und dann giebt es eine furchtbare Scene. Ich bringe Dich vorläufig nach dem Gartenhause, das ich für mich allein habe einrichten lassen. Du wirst schwerlich der Familie vor die Augen kommen dürfen, aber Deine Ankunft muß sie doch — erfahren. Ich werde sie ihr mittheilen —"

„Und den ganzen Sturm allein aushalten?" unterbrach ihn der Capitain. „Bitte, das ist meine Sache! Ich gehe jetzt stehenden Fußes hinauf zu dem Herrn Onkel und der Frau Tante und stelle mich ihnen als gehorsamer Neffe vor."

„Aber Hugo! Bist Du denn ganz von Sinnen? Sie ahnen ja noch gar nichts von Deinem Hiersein."

„Eben deshalb! Mit Ueberrumpelung nimmt man die stärksten Festungen, und ich habe mich lange darauf gefreut, einmal wie eine Bombe mitten unter die grollende Verwandtschaft zu fahren und zu sehen, was für ein Gesicht sie macht. Aber noch eins, Reinhold, Du giebst mir das Versprechen, ruhig hier unten zu bleiben, bis ich zurückkomme. Du sollst nicht in die peinliche Lage gerathen, Zeuge davon zu sein, wie die ganze Schale des Familienzornes auf mein sündiges Haupt geleert wird. Du könntest in brüderlicher Aufopferung etwas davon auffangen wollen, und das stört mir den ganzen Feldzugsplan. — Jonas, komm einmal herein!"

Er öffnete die Thür und ließ einen Mann ein, der bisher draußen im Hausflur geharrt hatte. „Das ist mein Bruder. Sieh ihn Dir ordentlich an! Du hast Dich bei ihm zu melden und Dein Compliment zu machen. Noch einmal, Reinhold, Du versprichst mir, während der nächsten halben Stunde das Familienzimmer nicht zu betreten. Ich werde schon allein da oben Ordnung schaffen, und müßte ich die ganze Baracke mit Sturm nehmen."

Er war zur Thür hinaus, ehe der jüngere Bruder auch nur eine Einwendung machen konnte. Noch halb betäubt von dem schnellen Wechsel der letzten zehn Minuten, blickte er auf die breite vierschrötige Gestalt des neuen Ankömmlings, der jetzt einen eleganten Reisekoffer auf die Dielen niedersetzte und sich dicht daneben aufpflanzte.

„Matrose Wilhelm Jonas von der ‚Ellida', jetzt zur Dienstleistung bei dem Herrn Capitain Almbach!" rapportirte er vorschriftmäßig, und versuchte dabei eine Bewegung, die wahrscheinlich eine Verbeugung ausdrücken sollte, mit dem anbefohlenen Complimente aber nicht die geringste Aehnlichkeit hatte.

„Es ist gut," sagte Reinhold zerstreut. „Lassen Sie das Gepäck einstweilen hier! Ich muß erst hören, wie lange mein Bruder zu bleiben gedenkt."

„Wir bleiben einige Tage hier bei dem Herrn Onkel," versicherte Jonas in großer Gemüthsruhe.

„So? Ist das schon fest bestimmt?"

„Ganz fest."

„Ich begreife Hugo nicht," murmelte Reinhold. „Er scheint keine Ahnung von dem zu haben, was ihm hier bevorsteht, und doch müssen meine Briefe ihn darauf vorbereitet haben. Unmöglich kann ich ihn den ganzen Sturm allein aushalten lassen."

Er machte eine Bewegung nach der Thür hin, aber diese war vollständig blockirt durch die breite Gestalt des Matrosen, die auch auf den unwillig fragenden Blick des jungen Mannes sich nicht vom Platze rührte.

„Der Herr Capitain hat gesagt, er würde schon allein da oben Ordnung schaffen," erklärte er lakonisch, „also schafft er sie auch. Der setzt Alles durch."

„Wirklich?" fragte Reinhold, etwas betroffen von der unerschütterlichen Zuversicht dieser Worte. „Sie scheinen meinen Bruder sehr genau zu kennen."

„Ganz genau."

Unschlüssig, ob er dem Wunsche Hugo's Folge leisten solle oder nicht, trat Reinhold an das nach dem Hofe hinausgehende Fenster und gewahrte dort drei oder vier Gesichter, dem Dienstpersonal angehörig, die mit dem Ausdruck grenzenloser Wißbegierde einen Einblick in das Comptoir zu gewinnen strebten. Der junge Mann ließ einen Ausruf unterdrückten Aergers hören und wandte sich wieder zu dem Matrosen.

„Die Ankunft meines Bruders scheint bereits im Hause bekannt zu sein," sagte er hastig. „Fremde sind doch sonst nicht eine solche Seltenheit im Comptoir, und die Neugierde gilt offenbar Ihnen."

„Hat nichts zu sagen," brummte Jonas. „Wenn auch das ganze Nest rebellisch wird und uns angafft. Dergleichen ist uns gar nichts Neues mehr. Die Wilden auf den Südseeinseln machen es gerade ebenso, wenn unsere ‚Ellida' anlegt."

Es mag dahingestellt bleiben, ob der eben gezogene Vergleich den Hausbewohnern gerade besonders schmeichelhaft erschienen wäre. Zum Glück vernahm ihn Niemand als Reinhold, der es jetzt doch für nothwendig hielt, den Gegenstand dieser Neugierde zu entfernen. Er hieß ihn in das Nebenzimmer treten und dort warten; er selbst blieb zurück und horchte unruhig, ob sich nicht etwa streitende Stimmen vernehmen ließen, aber freilich, das Familienzimmer lag im oberen Stockwerk, und auf der anderen Seite des Hauses. Der junge Mann kämpfte mit sich selber, ob er dem halb und halb gegebenen Versprechen treu bleiben und Hugo gewähren lassen oder ob er nicht wenigstens versuchen solle, ihm den unvermeidlichen Rückzug zu decken, denn daß ein solcher bevorstand, glaubte er ganz genau zu wissen. Er war zu oft Zeuge des Verdammungsurtheils gewesen, das in der Familie über seinen Bruder gefällt wurde, um nicht eine Scene zu fürchten, der selbst dieser nicht Stand halten konnte, aber er kannte seine eigene Stellung dem Onkel gegenüber zu genau, um sich nicht zu sagen, daß sein Einschreiten die Sache nur verschlimmern würde.

Mehr als eine halbe Stunde war in dieser peinigenden Besorgniß vergangen, da endlich ließen sich Schritte vernehmen und der Capitain trat ein.

„Da bin ich. Die Sache ist abgemacht.“

„Was ist abgemacht?“ fragte Reinhold hastig.

„Nun, die Begnadigung natürlich. Ich habe als vielgeliebter Neffe soeben abwechselnd in den Armen des Onkels und der Tante gelegen. Komm mit hinauf, Reinhold! Du fehlst noch im Versöhnungstableau, aber auf eine unendliche Rührung mußt Du Dich gefaßt machen; sie weinen allesammt.“

Der Bruder sah ihn ungewiß an. „Ich weiß nicht, Hugo, soll das Scherz sein oder —“

Der junge Capitain lachte übermüthig. „Du scheinst meinem diplomatischen Talente sehr wenig zu trauen. Glaube übrigens nicht, daß mir die Sache diesmal sehr leicht geworden ist! Auf einen Sturm hatte ich mich allerdings gefaßt gemacht. Hier aber tobte entschieden ein Orcan — pah, wie Seeleute sind an Dergleichen gewöhnt — und als ich erst zu Worte kam, was freilich lange dauerte, da war der Sieg auch schon entschieden. Ich setzte die Rückkehr des verlorenen Sohnes meisterhaft in Scene; ich rief Himmel und Erde zum Zeugen meiner Besserung an; ich riskirte einen Fußfall — das schlug durch, bei der Tante wenigstens. Ich versicherte mich nun zuvörderst des wankenden weiblichen Flügels, um dann mit ihm vereint das Centrum zu stürmen, und der Sieg war glänzend. Begnadigung in aller Form — allgemeine Rührung und Umarmung — Versöhnungsgruppe — mein Himmel, so sieh doch nicht so ungläubig aus! Ich versichere Dir, daß ich im vollen Ernste spreche.“

Reinhold schüttelte den Kopf, aber er athmete doch unwillkürlich auf. „Das begreife, wer da kann! Ich hätte es für unmöglich gehalten! Hast Du“ — die Frage klang eigenthümlich unsicher — „hast Du meine Frau gesehen?“

„Ja wohl,“ sagte Hugo gedehnt. „Das heißt, viel habe ich eigentlich nicht von ihr gesehen, und noch weniger gehört, denn sie verhielt sich ganz passiv bei der Scene und weinte nicht einmal wie die Uebrigen. Noch immer die kleine Cousine Eleonore, die stets so still und scheu in ihrem Winkelchen saß, aus dem sie selbst unsere wildesten Knabenneckereien nicht hervorscheuchten — und das ist Deine Frau geworden! Aber jetzt muß ich vor allen Dingen den Stammhalter des Hauses Almbach bewundern. Wo habt Ihr ihn?“

Reinhold sah auf und ein helles Aufleuchten verdrängte für einen Augenblick alle Düsterheit in seinem Antlitze. „Meinen Knaben? Ich will ihn Dir zeigen. Komm, wir wollen zu ihm.“

„Gott sei Dank, doch endlich einmal ein Zug von Glück in Deinem Gesichte!“ sagte der Capitain mit einem Ernste, den man seinem Uebermuthe kaum zugetraut hätte, und mit sinkender Stimme setzte er hinzu: „Ich habe ihn bis jetzt vergebens darin gesucht.“

Das Haus Almbach und Compagnie gehörte zu denen, deren Name an der Börse wie in der Handelswelt überhaupt einen guten Klang hatte, ohne gleichwohl irgendwie von hervorragender Bedeutung zu sein. Die Beziehungen seines Chefs zu dem Consul Erlau waren nicht blos geschäftlicher Natur; sie datirten noch aus früheren Zeiten, wo Beide, gleich jung und mittellos, bei einem und demselben Handlungshause in die Lehre traten, der Eine, um sich zum reichen Kaufherrn aufzuschwingen, dessen Schiffe auf allen Meeren schwammen und dessen Verbindungen in alle Welttheile hinüberreichten, der Andere, um ein bescheidenes Geschäft zu gründen, dessen Umfang sich nie über gewisse Grenzen hinaus erstreckte. Almbach scheute jede gewagtere Speculation, jede größere Unternehmung, und war auch keineswegs der Mann, dergleichen zu überblicken und zu leiten; er zog einen mäßigen, aber sicheren Gewinn vor, der ihm auch im vollsten Maße zu Theil ward. Seine gesellschaftliche Stellung war von der Erlau's freilich so verschieden, wie das alterthümliche, düstere Haus in der Canalstraße mit seinem hohen Giebel und vergitterten Comptoirfenstern von dem fürstlich eingerichteten Palais am Hafenbassin. Die Freundschaft zwischen den ehemaligen Jugendgefährten hatte sich allmählich mehr und mehr gelockert, aber es war wohl hauptsächlich Almbach, der die Schuld daran trug. Er konnte sich nicht darein finden, daß der Consul, nachdem er zum Millionär geworden, auch auf einem Fuße lebte, der dieser Stellung entsprach. Vielleicht verzieh er es ihm auch nicht, daß Jener den ersten Platz einnahm, wo er selbst erst in dritter oder vierter Reihe stand, und so sehr er in geschäftlicher Hinsicht die Vortheile zu benutzen wußte, die eine nähere Bekanntschaft mit der großen Erlau'schen Firma ihm eröffnete, so sehr hielt er seinen streng bürgerlichen und etwas altfränkischen Haushalt außer aller Berührung mit dem des Consuls. Die Einladungen desselben hatten aufgehört, als er sah, daß sie nicht gern angenommen wurden; jetzt beschränkte sich die beiderseitige Begegnung schon seit Jahren auf ein gelegentliches Zusammentreffen an der Börse oder am dritten Orte, und kürzlich hatte sich Almbach sogar, als eine Geschäftssache persönliche Rücksprache verlangte, durch seinen Schwiegersohn vertreten lassen. Es war ihm durchaus nicht lieb, daß dem jungen Manne bei dieser Gelegenheit die Einladung zur Oper und zu der darauffolgenden Soirée zu Theil wurde, und so wenig sich diese Artigkeit ablehnen ließ, so wenig verhehlte der Kaufmann seiner Familie gegenüber seinen Unmuth über die Einführung Reinhold's in das „Nabobleben“, eine Bezeichnung, mit der er gewöhnlich den Haushalt seines alten Freundes beehrte.

Trotz alledem war Almbach ein wohlhabender, ja, wie von vielen Seiten behauptet wurde, sogar ein sehr vermögender Mann geworden und in dieser Eigenschaft der Mittelpunkt und die Stütze einer zahlreichen, nicht gerade sehr mit Glücksgütern gesegneten Verwandtschaft. So fiel ihm denn auch die Sorge für die Erziehung seiner beiden verwaisten Neffen anheim, die ihr Vater, ein Schiffscapitain, gänzlich mittellos zurückgelassen hatte.

Almbach besaß nur ein einziges Kind, dessen Existenz er freilich nie eine besondere Wichtigkeit beigelegt hatte, da es ein Mädchen war. Der Consul und dessen Gattin waren die Pathen der Kleinen gewesen, und es konnte immerhin als ein Act der Selbstüberwindung gelten, daß Almbach seiner Tochter den Namen der Frau Erlau beilegte, denn er haßte das vornehm und romantisch klingende „Eleonore“ ganz außerordentlich und beeilte sich sehr bald, es in das weit einfachere „Ella“ umzugestalten. Diese Bezeichnung war wohl auch die passendere, denn Ella Almbach galt überall für ein nicht bloß einfaches, sondern sogar für ein äußerst beschränktes Wesen, dessen Horizont sich nie über die kleinen Vorkommnisse der Häuslichkeit und der Wirthschaft hinaus erstreckte. Das Kind war in früheren Zeiten sehr kränklich gewesen, und das mochte auch auf die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten lähmend gewirkt haben. Sie waren in der That sehr untergeordneter Natur, und die äußerst einseitige, streng wirthschaftliche Erziehung im Elternhause, die jeden andern Ideen- und Gedankenkreis ausschloß, schien auch nicht geeignet, ihnen eine höhere Richtung zu geben. So war das Mädchen denn still und scheu herangewachsen, stets übersehen, überall bei Seite geschoben und ohne die geringste Geltung selbst bei den nächsten Familiengliedern. Man hatte sich gewöhnt, sie als ganz unselbstständig und halb unzurechnungsfähig zu betrachten, und auch ihre spätere Heirath änderte darin durchaus nichts.

Keines der jungen Leute erhob einen Einwand gegen den längst gehegten und ihnen längst bekannten Plan einer Verbindung. Ein siebenzehnjähriges Mädchen und ein zweiundzwanzigjähriger Mann haben wohl überhaupt noch nicht viel Selbstbestimmung, am wenigsten, wenn sie in so abhängigen Verhältnissen aufgewachsen sind. Hier kam noch die Gewohnheit eines steten Zusammenlebens hinzu, das doch immerhin eine Art von Neigung erzeugt hatte, obgleich diese bei Reinhold eigentlich nur mitleidige Duldung und bei Ella geheime Furcht vor dem ihr geistig so sehr überlegenen Vetter war. Sie reichten sich also gehorsam die Hand zur Verlobung, der in Jahresfrist die Trauung folgte. Ueber Beiden waltete nach wie vor das Scepter Almbach's, der seinem nunmehrigen Schwiegersohne, der dem Namen nach jetzt sogar Compagnon war, so wenig irgend eine Selbstständigkeit im Geschäfte gestattete, wie seine Gattin der jungen Frau im Haushalte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ai.

Nach der Natur aufgenommen von G. Mützel.

Digitized by Google

Das faulste Thier.

Von **Brehm**.

In seinem „Gaudeamus“, diesem unerschöpflichen Schatze von Geist, Humor und Laune, giebt Josef Victor Scheffel, der noch immer viel zu wenig gekannte, dafür aber von verhältnißmäßig Wenigen auch umsomehr geschätzte, gelehrte und gemüthvolle Dichter des „Ekkehard“, eine Schilderung des Megatherium und damit den Kern der ungünstigen Nachreden wieder, welche bis zum heutigen Tage die Naturgeschichte der Faulthiere trüben. Es ist noch nicht lange her, daß jene Nachreden und gewisse Uebertreibungen, welcher man sich bei Schilderungen besagter Thiere zu schulden kommen ließ, selbst von Naturforschern geglaubt wurden, und somit erscheint es, wenn auch nicht verzeihlich, so doch erklärlich, daß geistlose Schriftsteller noch gegenwärtig das im Ernste wiederkäuen, was der geistvolle Dichter zu anmuthigem Scherze gestaltete.

„Das hurtige Hündchen,“ sagt der Spanier Gonsalvo Fernando Oviedo, dem wir die ersten Nachrichten über die Faulthiere verdanken, „ist das trägste Thier der Erde. So schwerfällig und langsam bewegt es sich, daß es einen ganzen Tag braucht, um nur fünfzig Schritte zurückzulegen. Die ersten Christen, welche es gesehen, erinnerten sich, daß man in Spanien die Neger ‚weiße Hänse‘ nennt, und gaben ihm daher spottweise den Namen ‚hurtiges Hündchen‘. Es ist eines der sonderbarsten aller Thiere. Den Hals bewegt es, als ob es staune. Sein einziger Wunsch und sein Vergnügen ist, hoch an Bäumen zu hängen oder sonst an etwas, wo es klettern kann, und daher sieht man es oft an Bäumen, an denen es langsam hinaufklettert, immer mit den Klauen sich festhaltend. Seine Stimme ist von der aller anderen Thieren sehr verschieden; es singt auch immer nur bei Nacht. Hat es einmal gesungen, so wartet es eine Zeit lang und wiederholt dann dasselbe; aber nur bei Nacht läßt es sich vernehmen, und deßhalb sowie seiner kleinen Augen wegen halte ich es für ein Nachtthier. Findet es einen Baum, so klettert es sogleich auf die höchsten Aeste des Wipfels und bleibt daselbst zehn, zwölf, ja zwanzig Tage, ohne daß man weiß, was es frißt. Bisweilen fangen es die Christen und tragen es nach Hause; dann läuft es mit seiner natürlichen Langsamkeit und läßt sich weder durch Drohungen noch Stöße zu größerer Schnelligkeit bewegen, als es ohne äußere Anreizung an den Tag zu legen pflegt. Ich habe es zu Hause gehabt, und nach meiner Erfahrung muß es von der Luft leben; dieser Meinung sind auch noch viele Andere, denn Niemand hat es irgend etwas fressen sehen. Meist wendet es den Kopf und das Maul nach der Gegend, woher der Wind weht, woraus folgt, daß ihm die Luft sehr angenehm sein muß. Es beißt nicht und kann es auch nicht, wegen seines sehr kleinen Maules; es ist auch nicht giftig, übrigens aber das dümmste und unnützeste Geschöpf, welches ich bis zur Stunde gesehen habe.“

Ich mußte diese erste Beschreibung des Ai oder dreizehigen Faulthieres — denn nur dieses oder einer seiner nächsten Verwandten kann gemeint sein — hier anführen, weil sie von einer Reihe späterer Berichterstatter entweder einfach wiederholt oder mit Zusätzen bereichert wird, welche noch weit weniger Beobachtungsgabe und Verständniß bekunden, als beides Oviedo besaß.

Unsere treffliche, von Mützel dem Leben abgelauschte, treu wiedergegebene Abbildung des Ai (Bradypus tridactylus), wohl die beste und richtigste Zeichnung, welche bis jetzt verallgemeinert wurde, überhebt mich einer eingehenden Beschreibung der Aeußerlichkeit dieser, von dem Unau oder „zweizehigen Faulthiere“ nicht unerheblich abweichenden Art. Doch glaube ich auf die eigenthümliche Richtung, den „Strich“ der sehr richtig mit winterdürrem, das heißt, abgestorbenem Heu verglichenen Haare aufmerksam machen zu müssen. Während bekanntlich bei den Säugethieren insgemein der Strich von der oberen nach der unteren Seite, vom Rücken nach dem Bauche sich richtet, ist bei den Faulthieren, entsprechend ihrer hängenden Lebensweise, das gerade Gegentheil der Fall: die Haare scheiteln sich auf der Brust und fallen nach dem Rücken zu, aber ebenfalls hinab, nicht hinauf. Der Ai mit seinen nächsten Verwandten macht insofern eine Ausnahme von der Regel, als sein reiches Haupthaar von oben nach unten hängt; dies aber erklärt sich aus seiner geradezu beispiellosen Kopfhaltung, welche ermöglicht wird durch eine ungewöhnliche Anzahl von Halswirbeln. Gerade hierdurch, innerlich, das heißt im Gerippe, also ungleich mehr als äußerlich, weichen die Faulthiere von allen übrigen Säugethieren ab. Der Mensch wie der Walfisch, die Fledermaus wie das Beutelthier, der Maulwurf wie die Giraffe, der Löwe, wie der Elephant haben übereinstimmend sieben Halswirbel, und wenn einmal weniger vorzukommen scheinen, wie bei einzelnen Delfinen, ist eine Verschmelzung, nicht aber ein Fehlen als Ursache anzunehmen. Bei den Faulthieren scheint die Regellosigkeit zur Regel geworden zu sein. Der Unau, das sogenannte zweizehige Faulthier (Choelopus didactylus), hat allerdings ebenfalls sieben Halswirbel, eine ihm verwandte, gegenwärtig im Kölner Thiergarten lebende Art (Choelopus Hoffmanni) aber besitzt deren nur sechs, während bei dem Ai deren neun, bei dem diesen verwandten Kapuzenfaulthier (Bradypus cucullatus) deren zehn oder, da die Artbestimmung der zergliederten Stücke nicht zweifellos ist, bei jenen zehn und bei diesen neun gefunden werden. Man hat deuteln und die überzähligen Halswirbel als Brustwirbel erklären wollen, um die außerordentliche Abweichung in Einklang mit der Regel zu bringen; gedachte Deutelei erweist sich jedoch demjenigen, welcher ein lebendes Faulthier der Sippe Bradypus beobachtet, als gänzlich unfruchtbar. Denn letzteres macht von neun oder zehn Halswirbeln einen dieser Anzahl durchaus entsprechenden, umfassenden und den Beschauer anfänglich geradezu verblüffenden Gebrauch; es ist, wie unsere Abbildung deutlich erkennen läßt, im Stande, seinen Kopf soweit zu drehen, daß das Gesicht geradezu die entgegengesetzte Stellung wie bei anderen Thieren einnehmen kann und meist einzunehmen pflegt.

Die Faulthiere sind auf Süd- und Mittelamerika beschränkt. Sie bewohnen hier die ausgedehnten, wenig bevölkerten Waldungen der Tiefebenen und Stromthäler, welche, durch Feuchtigkeit und die aufregenden Strahlen der Sonne zum üppigsten Stande gebracht, in einer uns Nordländer zur Bewunderung hinreißenden Weise ihre drei- und mehrfach übereinander geschichteten und gedrängten, mannigfaltig verschiedenen Laubmassen entwickeln. An diese Waldungen sind sie gebunden; sie stehen und fallen mit ihnen. Wo die Axt zur Geltung kommt, wo im frisch gerodeten Walde die Kaffeepflanzung entsteht, das Haus des Ansiedlers aufgebaut wird, verschwinden sie, wie sie in vielen Gegenden bereits verschwunden sind. Doch giebt es immerhin noch ausgedehnte, von dem Alles vernichtenden Weißen kaum berührte Strecken, auf denen sie nicht selten auftreten. Häufig im eigentlichen Sinne des Wortes bemerkt man sie nirgends; denn sie vermehren sich schwach und scheinen durchaus nicht gesellig zu sein. Fast wehrlos, weder zu erfolgreicher Vertheidigung noch zu rettender Flucht befähigt, fallen sie, wenn sie in dem Laubgewoge einmal entdeckt wurden, dem ewig hungrigen Indianer wie dem mordsüchtigen Weißen leicht zur Beute, und auch sonst haben sie von Feinden zu leiden. Vor größeren Raubsäugethieren, die kletternden Katzen vielleicht ausgenommen, sichert sie ihr Leben in der Höhe; das scharfe Auge der Raubvögel aber vermag ihr rindenfarbiges Haarkleid doch von der Umgebung zu unterscheiden, und so fest sie sich auch an den Zweig, welcher sie trägt, anzuklammern oder so kräftig sie die langen Sichelkrallen, ihre einzige, nicht ungefährliche Vertheidigungswaffe, zu gebrauchen versuchen, die erdolchende Klaue des größeren Raubvogels ist schärfer als die ihrige, die Kraft des Adlers ihrer Ohnmacht bei weitem überlegen: die Harpyie, der gewaltigste und raubtüchtigste Adler der Erde, soll sie stückweise von den Aesten reißen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Faulthiere insgesammt zu den am wenigsten entwickelten Säugethieren zählen; so tief, wie man anzunehmen gewohnt ist, stehen sie jedoch nicht. Die meisten Beobachter, welche sie während ihres Freilebens kennen lernten, haben sich, selbst wenn sie durch Vorurtheile nicht befangen waren, in schwer begreiflicher Weise täuschen lassen; sie haben nicht erkannt, daß Oviedo's Vermuthung die einfache Wahrheit ist, daß nämlich die Faulthiere nur bei Nacht, nicht

aber bei Tage thätig sind. Hierin finde ich die Erklärung aller Fabeln und Unwahrheiten, aller Uebertreibungen und Ausschweifungen, welche die Naturgeschichte der Faulthiere enthält.

Ein bei Tage überraschtes, noch schlaftrunkenes oder doch aus dem gewohnten Geleise gebrachtes Faulthier macht allerdings keinen ansprechenden Eindruck auf den Beschauer. „Träg' glotzt es in die Welt hinein," sagt Scheffel vom Megatherium richtiger, als Schomburgk vom Aï, indem er von „wehmüthigen und bittenden Blicken" spricht. Eigenthümlich glotzend, wie die aller Nachtthiere, sind auch mir diese Blicke erschienen, und merkwürdig unsicher, wie geistesabwesend, obendrein, nicht aber bittend und wehmüthig. Ohne zu flüchten, läßt es den Menschen an sich herankommen und nur in Ausnahmsfällen schickt es sich, wenn man es ergreift und von seinem Aste loszureißen sucht, zur Vertheidigung an.

An eine Abwehr durch Beißen, wie das zweizehige Faulthier ohne Weiteres thut, denkt der Aï nicht; sein Maul ist auch viel zu klein, als daß er ein größeres Glied packen könnte. Hat man die Sichelkrallen, welche das Faulthier sehr fest um den Ast schlägt, glücklich gelöst, und setzt man es auf den flachen Boden, so bewegt es sich hier in wahrhaft erbarmenerweckender Weise. Vergebens müht es sich ab, vorwärts zu kommen, vergebens tastet und greift es mit beiden Vorderfüßen in allen Richtungen umher, in der Absicht, einen ihm passend erscheinenden Anhaltspunkt zu suchen. Gelingt es ihm, solchen zu finden, so hält es die Sichelkrallen des einen Fußes an ihm fest, streckt schnell den anderen Vorderfuß ebenfalls darnach aus und zieht nunmehr mühsam den Leib nach. Mit ersichtlicher Anstrengung, unter schweren Athemzügen, unsicher in jeder Bewegung, tastend und versuchend, das eben Erstrebte oder Erreichte sofort wieder aufgebend, bald hierhin, bald dorthin sich wendend, kriecht es im Laufe von Stunden thatsächlich nur wenige Schritte weit, und erscheint dann wirklich als ein Stiefkind der Natur, scheint allerdings seinen Namen zu verdienen. Hat es endlich einen Ast erreicht, und ist es im Stande, hier in üblicher Lage sich aufzuhängen, so blickt es noch einige Male in die Runde und nimmt dann so bald wie möglich seine (auf unserer Abbildung unten rechts dargestellte) Schlafstellung an. In sich zusammengeknäuelt, den Kopf auf die Brust gebeugt und zwischen den vier dicht aneinander gepreßten Beinen verborgen, einem an seinen Tragriemen aufgehangenen Ranzen vergleichbar, hängt es an seinem Aste und verharrt fortan regungslos bis zum Einbruche der Dämmerung. Daß man unter all solchen Umständen von den geistigen Eigenschaften des Aï wenig wahrnimmt, muß begreiflich erscheinen, und somit erklären sich auch die absprechenden Urtheile der Reisenden in dieser Beziehung.

In den Augen einzelner Naturforscher gelten die Faulthiere als stumpfsinnige, geistlose, dummgleichgültige Geschöpfe. Man sagt ihnen nach, daß sie weder Leidenschaften noch andere geistige Regungen bekunden, weder Liebe noch Haß, weder Freundschaft noch Feindschaft zeigen, weder Furcht noch Muth bethätigen, veränderten Umständen willen- und verständnißlos sich fügen und höchstens Naturtrieb untergeordneter Art erkennen lassen sollen. Unterstützt wird diese Annahme durch die Trägheit ihrer Lebensäußerungen und Lebensthätigkeiten, wie durch eine Lebenszähigkeit, von welcher man geradezu unglaubliche Dinge berichtet. Hunger und Durst, Luftmangel und anderweitige Entbehrungen, Verwundungen und Gifte ertragen die Faulthiere mit einer uns räthselhaft dünkenden Fühllosigkeit und scheinbar mit Gleichmuth. Schomburgk hielt einen Aï, um ihn zu tödten, zwanzig Minuten lang unter Wasser, ohne seinen Zweck zu erreichen; er vergiftete andere Stücke mit dem furchtbaren Urari, welches, in das Blut des größten Raubthieres gebracht, dieses binnen wenigen Secunden lähmt und unter Krämpfen verenden macht, und erfuhr, daß das vergiftete Faulthier erst nach Verlauf von einer Viertelstunde seinen letzten Athemzug aushauchte. „Wurde ein solches Thier," so berichtet derselbe, „das Ziel meiner Flinte, so veränderte es weder seine Stellung, noch stieß es einen Schmerzenslaut aus. Bei der einen Gelegenheit schoß ich viermal nach einem, welches kaum dreißig Fuß über mir an einem Aste klebte, ohne daß es herabgefallen wäre oder eine schmerzhafte Bewegung gezeigt hätte."

Derartige Wahrnehmungen verleiten um so leichter zu falschen Schlußfolgerungen, je weniger sie durch Beobachtungen des wirklich wachen und thätigen Thieres berichtigt werden können. Die Schweigsamkeit der Faulthiere, ihre Anspruchslosigkeit betreffs der Nahrung, ihre geringe Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer ihres Gleichen, das eigene an der Mutterbrust hängende Junge nicht ausgenommen, tragen ebenfalls das Ihrige zu der ungünstigen Beurtheilung der geistigen Kräfte bei, und so wird es erklärlich, daß man auch gefangenen Aïs oder Unaus von vornherein mit Vorurtheilen gegenübertrat und es kaum der Mühe werth hielt, sich längere Zeit eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Und doch kann man nur hierdurch über sie und ihr Wesen ein einigermaßen richtiges Urtheil gewinnen.

Seitdem unsere Dampfschiffe unmittelbar mit den südamerikanischen Häfen verkehren, gelangen gefangene Faulthiere ziemlich regelmäßig zu uns. Sie widerlegen schon hierdurch die ebenfalls aufgestellte Behauptung, daß man sie nicht an ein Ersatzfutter gewöhnen und somit längere Zeit im Käfige halten könne. So wie einen eben seiner Freiheit beraubten Wiederkäuer oder Nager darf man sie freilich nicht behandeln, will man nicht Gefahr laufen, sie Hungers sterben zu sehen. Gewohnt, ihre Nahrung, Baumblätter und Früchte in hängender Stellung, über sich, wegzunehmen, gehen viele, ich glaube sogar die meisten Faulthiere, elendiglich zu Grunde, einfach deshalb, weil man ihnen Futterstoffe und Trinkwasser in Gefäßen auf den Boden der Versandkiste setzt, in der Erwartung, daß sie sich der Nahrungsstoffe bedienen werden, während sie, auch abgesehen von ihrer Unbekanntschaft mit den gewöhnlich gereichten Futterstoffen selbst, gar nicht daran denken, nach unten zu sehen und unter ihnen liegende Nahrung aufzunehmen. Giebt man sich dagegen die Mühe, sie wie kleine unmündige Kinder zu atzen, indem man ihnen die Nahrung vor das Maul hält, so fressen sie, sobald sie hungrig sind, gewöhnen sich allmählich an Ersatzstoffe mancherlei Art, Obst und andere Früchte, gekochten Reis, Eier, Milchbrod z. B., und lernen es auch in nicht allzu langer Zeit, von oben herab selbst zuzugreifen. Entsprechend ihren geringen Fähigkeiten macht ihre Zähmung nur langsame Fortschritte, aber doch solche, welche vorgefaßte Meinungen hinsichtlich ihrer Stumpfgeistigkeit auf das Bestimmteste widerlegen. Allmählich gewöhnen sie sich an Käfig und Wärter, machen sich im ersteren heimisch und schließen sich dem Letzteren mit ersichtlicher Zuneigung an, achten auf den Ruf, lassen sich ohne Abwehr oder Widerstreben ergreifen, von ihrem Sitze, beziehentlich von ihrer Hängestange loslösen, in den Schooß nehmen, atzen &c., gehen der Wärme nach, entäußern sich ihrer Gewohnheiten, indem sie sich beispielsweise in erwärmtes Heu oder Stroh verkriechen, und bekunden auch sonst noch entschieden Verständniß für die veränderten Umstände, unter denen sie zu leben gezwungen sind.

Der beobachtungseifrige Naturforscher, in dessen Besitz und Pflege ein gefangenes Faulthier gelangt, kann sich tage- und wochenlang mit ihm beschäftigen, bevor er seine wesentlichsten Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat. An einer Querstange der Versandkiste hängt der schlafende Aï in der oben beschriebenen Stellung, ohne von seinem Kopfe das Geringste sehen zu lassen, das stummelhafte Schwänzchen gerade ausgestreckt, das in verkehrter Richtung gestrichene Haar etwas gesträubt. Gelindes Schütteln mit der herausgehobenen Stange stört seinen Schlummer nicht; denn jeder Windhauch versetzt das freilebende Thier in ein ähnliches Schaukeln. Endlich aber, vielleicht in Folge der ihm zum Bewußtsein gelangenden Stimmlaute seiner bewundernden Beschauer, erwacht es doch, und hervor streckt sich ein auf langem, schmächtigem Halse sitzender, mäßig großer Kopf „mit rundem Eulenangesicht" und unendlich gutmüthigem Ausdrucke des recht hübsch gezeichneten Antlitzes. Noch liegt die Mittellinie des Scheitels in derselben Richtung wie das Rückgrat, also nach unten; plötzlich aber führt der Aï eine Drehung aus, wie kein zweites Säugethier, auch nicht der Unau und seine Verwandten, es vermag: er dreht den Kopf um volle hundertachtzig Grade, von rechts oder links beginnend, sodaß die Scheitellinie mit dem Brustbeine in eine Richtung zu liegen kommt. Dies geschieht mit derselben Leichtigkeit, mit welcher man eine Hand umwendet, und wirkt so überraschend, daß man sich an den auffallenden Anblick gewöhnen muß, bevor man ihn verstehen lernt. Ungeübte Beobachter gelangen in der Regel erst, wenn sie darauf aufmerksam gemacht worden sind, zum Bewußtsein des

Absonderlichen dieser Stellung. Alle übrigen Bewegungen des Thieres geschehen mit außerordentlicher Langsamkeit und Bedächtigkeit, auch ungleich schwerfälliger als die des zweizehigen Faulthieres, welches unzweifelhaft viel höher begabt ist, als der Aï, und durch eine gewisse Behendigkeit in den Füßen das zu ersetzen weiß, was dieser durch die Gelenkigkeit des Halses vor ihm voraus hat.

Beim Klettern setzt der Aï langsam einen Fuß vor den anderen, die langen Sichelkrallen einfach wie Haken benutzend, und ehe er einen anderen Ast gepackt hat, läßt er den ersten sicherlich nicht los. So ungeschickte Werkzeuge die hakigen Krallen zu sein scheinen, so trefflich erfüllen sie ihren Zweck. Die Fertigkeit aller Faulthiere, an einen Ast oder auch an eine glatte Stange sich anzuklammern, setzt in Erstaunen. Man kann solche Stange drehen und wenden, wage- oder senkrecht, schief nach oben oder nach unten halten, ohne daß das Thier seinen Halt verliert. Selbst wenn es sich nur mit zwei Füßen, gleichviel ob mit den beiden vorderen oder hinteren, denen einer Seite oder mit einem Vorder- und dem anderseitigen Hinterfuße angehakt hat, hängt es fest und sicher, ohne jemals Ermüdung bemerken zu lassen, möge seine Stellung sein wie sie wolle. Die Gliedmaßen zeigen bei dem Wechsel der verschiedenen Stellungen eine Gelenkigkeit, welche man am liebsten Gelenklosigkeit nennen möchte, so vollständig weiß das Thier sie um ihre Achse zu drehen. Ob die Krallen nach dieser oder nach jener Seite hin gewendet werden, ist dem Faulthiere gleichgültig; seine Beine gleichen in Ansehen und Bewegung Stricken mehr als gegliederten Geh- beziehentlich Hängewerkzeugen.

In der Regel verschläft das Faulthier den ganzen Tag, es sei denn, daß trübes Wetter es an der Tageszeit irre werden läßt. Es erwacht in den späteren Nachmittagsstunden und beginnt nun zunächst, das Haarkleid zu ordnen. Zu diesem Ende hängt es sich mit den beiden Beinen einer Seite auf und benutzt die Klauen der freigewordenen Füße als Kämme. Ist die eine Seite geputzt, so wechselt es die es tragenden und strählenden Füße einfach um. Die Ordnung der Haare geschieht mit ebensoviel Sorgfalt als Bedachtsamkeit, und in dem so wenig beweglichen Gesichte zeigt sich dabei der unverkennbare Ausdruck jener Behaglichkeit, welche alle Thiere beim Kratzen ihrer Haut oder Krauen ihres Felles erkennen lassen. Nachdem das Geschäft des Putzens beendet, denkt das Faulthier an seine Nahrung. Ist es gewöhnt worden, aus einem Napfe zu fressen, so läßt es mit den Vorderfüßen die Hängestange los, beugt sich kopfabwärts nach unten, stützt sich vielleicht auch leicht mit den Vorderfüßen auf und frißt; wird es von seinem Pfleger geatzt, so läuft es, unruhig denselben erwartend, im Käfige hin und her, geht oder klettert dem endlich erscheinenden Manne eilfertig entgegen, versucht sich an ihn anzuhängen und nimmt, ergriffen und in den Schooß des sitzenden Pflegers gelegt, sofort die diesem bequemste Stellung ein, indem es sich auf den Rücken legt, alle vier Glieder von sich streckt und mit den Krallen an den Kleidern seines Freundes sich festhält. Der Unau öffnet sein großes Maul weit und frißt, eifrig kauend, mehrere Bissen rasch nacheinander; der Aï ißt sehr zierlich und nur kleine dünne Scheibchen. Eine Art wie die andere bekundet Vorliebe für den einen oder den andern Nahrungsstoff und nicht allein einen keineswegs unentwickelten Geschmack, sondern selbst eine gewisse Leckerhaftigkeit. Nach geschehener Sättigung pflegt das Thier eine nochmalige Ordnung seines Haarkleides vorzunehmen, hierauf in seiner Weise spazieren zu gehen, sodann verdauend eine Weile zu ruhen, hierauf sich wieder zu bewegen 2c. So verbringt es die Nacht.

Um andere lebende Wesen bekümmert sich das Faulthier erst dann, wenn dieselben ihm in unerwünschte Nähe kommen. Daß es weder Haß noch Liebe an den Tag legen soll, ist falsch. Wenig gesellig, läßt es sich zwar anscheinend mit Gleichmuth gefallen, wenn man ein zweites Stück seiner Art zu ihm bringt, keineswegs aber, wenn man ihm die Gesellschaft anderer Thiere aufzwingt. Als ich versuchsweise einen Aï zu einem längere Zeit von mir gepflegten, in seinem Käfige bereits eingewohnten Unau unterbringen wollte, gerieth letzterer in eine Aufregung, welche mich in Erstaunen setzte, eilte rasch auf den Ankömmling zu, versetzte ihm zunächst, weit ausholend, einige Schläge mit den Klauen des einen Vorderfußes, näherte sich sodann mehr und gebrauchte die Zähne, so gut deren Mangelhaftigkeit gestattete. Der Wärter, welcher beide Thiere trennen mußte, bekam ebenfalls den Zorn des erbosten Geschöpfes zu fühlen. Daß das Thier auch der Liebe nicht unzugänglich ist, erfuhr mein Berufsgenosse Funk, Leiter des Kölner Thiergartens, welcher das außerordentliche Glück hatte, ein trächtiges Faulthier und von ihm ein Junges zu erhalten. Letzteres wurde von seiner Mutter sehr sorgfältig gepflegt und erst, nachdem es halb erwachsen war, von ihr abgestreift und zur Selbstständigkeit gezwungen.

Ich habe mit vorliegender Skizze die Naturgeschichte der Faulthiere selbstverständlich nur in groben Umrissen zeichnen können, glaube aber doch bewiesen zu haben, daß sie die Geringschätzung, unter welcher sie bisher zu leiden gehabt haben, nicht verdienen. Was uns an ihnen unverständlich erscheinen will, wird uns klar, wenn wir sie im Zusammenhange mit ihrem Wohngebiete betrachten. In ihm erfüllen auch sie, wennschon vielleicht nicht einen besondern Zweck, so doch wohl einen bestimmten Wirkungskreis, und dieser ist größer, als wir bisher angenommen haben.

In der Bildergalerie.

2. Wie die Bilder uns ansehen.

Im vorigen Aufsatze wurde von der absichtlichen Verkörperung der Gemälde gesprochen; im Folgenden wird von einer mehr unfreiwilligen Belebung derselben die Rede sein, welche in Romanen eine große Rolle spielt, und auf gläubige oder abergläubige Gemüther stets eine gewaltige Wirkung ausgeübt hat. Wir meinen zunächst die bekannte Eigenthümlichkeit vieler Portraits, immer „Aug' in Auge" mit dem Beschauer zu bleiben, scheinbar also den Augapfel zu bewegen. Dichter und Erzähler aller Art haben die Scenen weit ausgemalt, in denen ein Gemälde die Rolle einer handelnden Person übernimmt. Sie schildern die Seligkeit des Liebenden, wenn die Augen eines Portraits des geliebten Gegenstandes auf ihm ruhen, woran sich freilich auch, wie in der liebenswürdigen „Zimmerreise" Xavier de Maistre's, ein Ausbruch der Eifersucht schließen kann, wenn er bemerkt, daß das Portrait mit allen im Zimmer anwesenden Personen auf gleiche Weise liebäugelt. Sie schildern die qualvollen Scenen, welche das ungerathene Kind vor dem Portrait seiner im Grame verstorbenen Mutter, der Mörder vor dem Bilde seines Opfers zu bestehen hat, wie solche Bilder endlich beseitigt oder mit Vorhängen bedeckt werden müssen, da die Geängstigten sich an keiner Stelle des Zimmers sicher fühlen, ja selbst die peinliche Empfindung haben, im Rücken angeschaut zu werden, wenn sie sich umgewendet haben. In den Ritterromanen führen uns ähnliche Schilderungen meistens in die ehrwürdigen Ahnen-Galerien. Den Feigling peinigen dort die zürnenden Blicke seiner braven und tapferen Vorfahren; der Erbe des Hauses sieht die Blicke des ganzen Geschlechtes auf sich vereinigt; der Zögernde wird ermuthigt und der Frevelnde erschreckt. In Stunden der Erregung bleibt es nicht bei der bloßen Augenbewegung. Die Ahnen neigen sich zustimmend gegen den würdigen Träger ihres Namens oder blicken durchbohrend und drohend auf den entarteten Nachkommen; sie scheinen aus den Rahmen zu springen, wenn er sich schnell von ihnen abwendet.

Diese zuweilen bis zu einem gespenstigen Eindrucke gesteigerten Gesichtstäuschungen sind in der flächenhaften Fixirung des Bildes begründet. Die Umstände, welche uns über die Richtung der Blicke einer Person belehren, betreffen einestheils die Stellung des Augapfels in der Augenlidspalte, die wir an der Lage der Pupille erkennen, und dann die Richtung des Gesichtes selbst. Nur die Verbindung beider Bedingungen gewährt einen sichern Schluß, wie der berühmte englische Physiker Wollaston in einer lehrreichen Abhandlung über diesen Gegenstand nachgewiesen hat. Er zeigt darin nämlich, daß dasselbe Augenpaar in einer Zeichnung ganz verschiedene Richtungen anzunehmen scheint, sowie auch

durchaus unähnliche Gemüthsbewegungen ausdrücken kann, je nachdem man ihm eine untere Gesichtspartie mit veränderter Nasenrichtung und verschiedenem Mundwinkel-Ausdruck anfügt. Wenn bei einem Portrait Augapfel und Gesicht nach ungleichen Richtungen gewendet sind, so ist es oft schwer, mit Bestimmtheit zu erkennen, wohinaus der Blick schweift. Dies ist die Gesichtslage, welche die besseren Portraitmaler und Photographen mit Vorliebe festhalten, um das störende Ueberallhinblicken des Portraits zu vermeiden.

Wenn uns Jemand anschaut, so wendet er nicht nur sein volles Gesicht gegen uns, sondern die Pupille befindet sich auch genau in der Mitte des Auges, so daß auf beiden Seiten der Iris gleich große Ausschnitte des weißen Augapfels sichtbar sind. Verharrt diese Person nun in Blick und Stellung unverändert, während wir vor ihr auf- und niedergehen, so treten wir auf beiden Seiten alsbald aus der Richtung ihres Blickes, während wir uns die Profilansicht verschaffen; der fixirte Blick trifft eben nur einen Punkt oder einen beschränkten Umkreis. Ganz anders bei einem Portrait. Ist dieses einmal en face gemalt, und sind seine Augen auf einen gerade davorstehenden Beobachter gerichtet, so wird Letzterer unverwandt den gleichen Anblick erhalten müssen,

er möge nun das Gemälde seitwärts von rechts oder links, von oben oder unten betrachten. Ja sogar, wenn er sein Auge ganz nahe an die Gemäldewand legt, werden die Augen in dieser sehr schrägen Richtung auf ihn zugewendet bleiben, sobald nur die Umrisse des Bildes recht scharf und die Bildfläche vollkommen eben, zum Beispiel eine Holzplatte ist. Denn wenn durch eine solche Veränderung des Standpunktes auch einzelne Linien verkürzt erscheinen, so geschieht dies doch mit ziemlicher Gleichmäßigkeit und die Pupille behauptet unverändert die Mitte der Augenlidspalte, wie dies der Fall sein muß, wenn der Blick auf uns gerichtet bleiben soll. Da nun eine Person, die uns dergestalt mit ihrem Blicke folgen wollte, sich unserer Bewegung entsprechend herumdrehen oder wenigstens die Augäpfel bewegen müßte, so werden wir, namentlich bei einer hastigen Wendung, die Täuschung erhalten, als führe das Bild wirklich die erforderliche Bewegung aus.

Der Leser wolle sich hiervon an dem Bilde des römischen Hirtenknaben oder Pifferari überzeugen, welcher, mit einigen Veränderungen aus einer größeren Composition von Heinrich Lehmann herauscopirt, deutlich die Augen zu rollen scheint, wenn man das Blatt hin- und herbewegt. Besitzt das Gesicht zugleich einen drohenden Ausdruck oder das Auge eine stechende Schärfe, so kann sich der Eindruck einer solchen Malerei leicht in's Unheimliche steigern. Ein von Raphael gemaltes Portrait des Cesare Borgia, welches sich im Palaste Borghese in Rom befindet, soll sich durch eine derartige, fast dämonische Wirkung auszeichnen. Alte Madonnen- und Heiligenbilder sind sehr häufig absichtlich so gemalt worden, daß ihr Blick vom Altare aus die Augen aller in der Kirche versammelten Gläubigen gleichmäßig trifft. Der schöne, von Correggio auf Seide gemalte Christuskopf der Berliner Galerie, welcher bei vielen kirchlichen Ceremonien unseres Kaiserhauses als Hausaltar dient, verdankt einen Theil seiner bedeutenden Wirkung der nämlichen Eigenschaft des tiefschwermüthigen Blickes. Nicht selten geben derartige Bilder zu Wundererscheinungen Anlaß, indem die Gläubigen behaupten, eine Augenbewegung oder ein Wimperzucken wahrzunehmen. Noch im Jahre 1850 fand ein Madonnenbild in dem Städtchen Subiaco des ehemaligen Kirchenstaats wegen dieses häufig an ihm beobachteten „Wunders" vielen Zulauf. Die älteren Portraitmaler haben sich desselben Mittels mit Vorliebe bedient, um den Zügen ihrer Schöpfungen eine von der Darstellung unabhängige Lebendigkeit mitzutheilen.

Wenn einzelne Theile einer solchen Figur in starker Verkürzung dargestellt sind, so kann die scheinbare Bewegung einen gewaltsamen Charakter annehmen. Ein lehrreiches Beispiel hierzu

giebt die Darstellung eines Leichnams auf dem Secirtische, welchen ein belgischer Maler in solcher Verkürzung gemalt hat, daß man das Gesicht mit den starrgeöffneten Augen zwischen den Fußspitzen erblickt. Geht man vor diesem Bilde schnell auf und nieder, so scheint sich der Körper auf dem Tische um seinen Kopf zu drehen; macht man dagegen mit darauf gerichteten Augen einen kleinen Sprung, so scheint der Leichnam sich ebenso plötzlich herumzuwerfen. Diese Wirkung läßt sich am leichtesten erläutern durch die Abbildung eines Schützen, der so dargestellt ist, als ziele er genau nach dem Auge des Beschauers. Alsdann sieht man natürlich von dem ganzen Gewehre fast nichts weiter als die Mündung des Laufes, durch die man würde hindurchsehen können, wenn das Rohr hinten unverschlossen wäre (vergleiche die Abbildung). Ginge die Richtung des Laufes auch nur ein ganz klein wenig neben dem Auge vorbei, so müßte sofort etwas von der Seitenfläche des Gewehres sichtbar werden. Wir können uns deshalb, insbesondere wenn wir das eine Auge schließen, zu einem solchen Gemälde stellen, wie wir wollen, der Schuß wird stets, sogar wenn man das Blatt verkehrt nimmt, unsern Kopf bedrohen, denn wir sehen ja von allen diesen Standpunkten in die Mündung des Rohres hinein. Man hat dieses Kunststück früher mit großer Vorliebe angebracht. So sah man Freund Hein mit einem überallhin treffenden Bogen auf den Klosterwänden dargestellt und den Spruch darunter: Semper ubique suos mors inopina videt! (Immer und überall ersieht der unvermuthete Tod seine Opfer.) Ein Bild dieser Art befindet sich unter anderen in dem Wallraf-Richartz'schen Museum zu Köln, einen Schweizer Scharfschützen darstellend, der mit seinem

Stutzen den Beschauer in jeder Ecke des Saales zu treffen weiß. Wenn auf solchen Bildern ein Theil von der obern Fläche des Laufes sichtbar wird, so scheint der Schuß nicht den Kopf, sondern das Herz des Beschauers zu bedrohen.

Auf dem nämlichen Principe beruht eine Reihe ähnlicher Spielereien, unter denen sich der Affe an der Vorhallendecke des japanischen Gartenhauses in Sanssouci eines weit verbreiteten Rufes erfreut. Die nunmehr ziemlich verblichene Malerei stellt einen Affen dar, welcher durch einen Reifen gerade auf den Beschauer losspringt. Ersteigt man die Stufen zur Vorhalle, so scheint er dem Ankommenden entgegen, also nach dem Garten zu springen; tritt derselbe jedoch aus dem Innern des Gartenhauses, so springt er ihm ebenfalls entgegen, diesmal also zur Halle herein. Die Täuschung liegt natürlich wieder darin, daß das Thier vollkommen en face dargestellt ist.

Man könnte nach dem Gesagten schließen, daß diese Täuschungen ausschließlich bei Gemälden eintreten; allein für eine geringere Veränderung des Standpunktes sind sie ebensowohl bei einem plastischen Bildwerke möglich. Wenn nämlich das Antlitz kein allzu starkes Relief besitzt und die in der Mitte des Auges stehende Pupille sehr hervorleuchtend, etwa aus einem Edelsteine gebildet ist, so kann auch hier die obengedachte Erscheinung mit aller Lebendigkeit auftreten. Selbstverständlich vermag ein solches Bildwerk nicht, sich nach dem Beschauer umzuwenden; es folgt ihm nur mit den Augen. Der alte Schriftsteller Lucian erzählt mit großer Verwunderung von einer Statue der syrischen Göttin zu Hierapolis, welche dem Andächtigen in ihrem Tempel an jedem Orte nachgeblickt habe, und ähnliche Beispiele berichten Plinius und Strabo. Eine Anzahl Sagen des christlichen Mittelalters bringen Mittheilungen von Christus- und Marienbildern, deren Blick Ungläubige belehrt, Gläubige aber durch Zuwinken ermuntert und zu großen Thaten gestärkt habe.

Es ist hierbei zu bemerken, daß sehr viel auf den „guten Willen" oder Wunsch des Andächtigen oder Abergläubigen, Dergleichen zu sehen, ankommt. Das ist keine bloße Redensart, sondern die Macht des Willens auf das Gesichtsbild läßt sich beweisen. An Silhouetten kann man die gestaltende und belebende Macht der Phantasie erproben; man kann sie nämlich ganz nach Belieben umkehren, sei es, daß sie ihre Gestalten im Profil oder in der Angesichtsstellung zeigen. Am auffallendsten tritt dies hervor bei der Betrachtung von Statuen, von denen man, sei es der Dämmerung oder der weiten Entfernung wegen, nichts als die Silhouette erblickt, besonders wenn sie sich scharf von einem grauen Himmel abhebt. Man kann ihnen dann mit sicherer Aussicht auf ihren Gehorsam ein „Kehrt Euch!" zurufen. Recht schön kann man dies, wie Dr. Mohr bemerkt hat, an der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore in Berlin beobachten. Sobald man „Unter den Linden" weit genug von dem Kunstwerke entfernt ist, um nur die Silhouette desselben zu sehen, so kann man nach Gefallen das Viergespann zur Stadt hinaus oder herein sprengen lassen. Bei der Silhouette einer mahlenden Windmühle, der wir in schräger Richtung gegenüberstehen, so daß sich die Drehungsebene der Flügel als schmales Oval auf dem dunklen Abendhimmel darstellt, bringen wir es sogar dahin, den Lauf der Flügel plötzlich zu ändern, sie jetzt scheinbar links herum, dann wieder rechts herum laufen zu lassen, je nachdem wir uns denken, das Mühlenhaus stehe in Bezug auf unsern Beobachtungsort vor oder hinter den Flügeln.

Es ist das Unvollendete der Silhouette, welches die Phantasie zu solchen Gestaltungen herausfordert, und man darf daher den Werth derselben in pädagogischer Beziehung nicht unterschätzen. Wem aber das höchst frappirende Windmühlenexperiment bei nüchterner Beobachtung gelungen ist, was in der Dämmerung stets zu erreichen ist, der wird nicht mehr daran zweifeln, daß dem aufgeregten oder abgespannten Schwärmer ganze Gemälde lebendig werden können, um zu thun, was er ihnen, freilich unbewußt, zumuthet. Das aber streift in das Gebiet der Hallucinationen, auf welches ich hier nicht näher einzugehen beabsichtige.

Carus Sterne.

Zur Biographie Gerstäcker's.*

„Gottlob! Da bin ich endlich einmal wieder in meinem alten lieben Cincinnati, das ich seit so langen und vielbewegten Jahren nicht mehr gesehen habe, angelangt. Wie geht's Euch denn noch Allen?" Mit diesen Worten und einem kräftigen Händedruck empfing ein Herr von kleiner Statur und gesetzten Jahren, mit einem rothen Flanellhemde, doch sonst keiner auffallenden Kleidung angethan, eine Gesellschaft von vier oder fünf Herren, welche sich in dem Parlor der „Tante" Pfeiffer am 21. August 1867 versammelt hatte. „Aber wie schön ist sie geworden, die ‚Königin des Westens'; zu einer blühenden Jungfrau ist sie emporgewachsen, die vor fünfundzwanzig Jahren noch ein kleines Mädchen war. Ich habe fürwahr, seit ich gestern hier angekommen bin, bereits meine helle Freude an ihr gehabt," fuhr der Herr mit dem rothen Hemde lebhaft fort, „und hätte ich nicht in dem lieben guten Deutschland eine Familie, die mich wie ein Anker an die alte Heimath kettete: ich könnte noch in meinen alten Tagen in Versuchung gerathen, meinen Hafen nach Eurer blühenden Stadt am Ohio zu verlegen."

Der Herr, welcher diese Worte zu der kleinen Gesellschaft, unter der sich auch Schreiber dieses befand, sprach, war der vielbekannte Schriftsteller und Reisende Friedrich Gerstäcker. Jahre waren dahingeeilt, seit er die stürmischen Tage seiner Jugend, denen man gewöhnlich den Titel „die Flegeljahre" beilegt, in der „Pork-Stadt" zugebracht hatte. Dahingeschieden ist seither Mancher, der zur Zeit die allabendliche Gesellschaft mit dem jungen Abenteurer in der Schenk- und Gastwirthschaft des Jacob Schweizerhof am Fly-Market (Fliegenmarkt, wie der sechste Straßenmarkt damals genannt wurde) theilte. Vogel ist todt; Vater Mühl ist todt; Renz ist todt; Rehfuß ist todt; Walker, Rödter, Felsenbeck, Dr. Paul, Liedel, Linsenmayer, Apotheker Backhaus und der Wirth Schweizerhof, sie Alle weilen nicht mehr unter den Lebenden. Auch der Gegenstand unseres Aufsatzes hat das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht.

Friedrich Gerstäcker schiffte sich im Frühjahre 1837 zu Bremen nach Amerika ein, wo er von New-York aus alsbald in das Innere des Landes zog. „Mit der Büchse über der Schulter," sagt Klauprecht in seiner „Deutschen Chronik in der Geschichte des Ohio-Thales", „hatte er den ganzen Weg von New-York nach Cincinnati — wo er im Herbste 1837 ankam — in einem Jagd- und Streifzuge durch das Land zurückgelegt." Er trug einen sonderbaren phantastischen Anzug, ein blaugestreiftes Zwillchwams, das ein Gürtel umwand, worin ein Jagdmesser und ein Tomahawk steckten, breite Beinkleider von gleichem Zeuge und einen wettererfahrenen umgestülpten Strohhut.

Ohne jegliche Bekanntschaft, wandte er sich an Herrn Schweizerhof, welcher zur Zeit, wie bereits vorbemerkt, am sechsten Straßenmarkt eine Schenk- und Gastwirthschaft hielt, wo er vorläufig gute Aufnahme fand. Hier war auch damals der Sammelplatz der Notabilitäten des Deutschthums Cincinnatis. Rödter, Rümelin, Walker, Molitor, Dr. Rölker, Dr. Oberdorf, Apotheker Rehfuß, Dr. Schneider, Dr. Schmidt, Klauprecht, die beiden Franks, bis auf die letzteren Vier lauter Anhänger der demokratischen Organisation, waren hier Stammgäste und discutirten allabendlich über politische, religiöse, sociale und andere Themata, an welchen Discussionen der junge geistreiche Gerstäcker lebhaften Antheil nahm. Begabt mit scharfer Beobachtungsgabe und satirischer Schlagfertigkeit, war er bald ein Liebling der ganzen Gesellschaft.

* Es ist auffallend, daß sich noch immer keine Feder für ein authentisches und in sich abgeschlossenes Bild von Gerstäcker's Leben gefunden hat. Vielleicht liegt dies zum Theil daran, daß das nöthige Material dazu bis jetzt noch nicht in dem erforderlichen Grade allgemein zugängig war. Im Widerspruch mit unserem Principe, nur Original-Artikel zum Druck zu bringen, entschließen wir uns daher heute, unseren Lesern den obigen an neuen Daten über Gerstäcker reichen Aufsatz aus der in Cincinnati erscheinenden deutschen Zeitung „Pionnier", welche in Europa wenig gelesen wird, mitzutheilen. D. Red.

Seine Idee, Landwirthschaft zu betreiben, ging dabei in die Brüche. Anfangs machte er Jagdpartien in die damals noch wildreichen Wälder Ohios und Indianas und verkaufte die erbeuteten Racoon-, Bisam-, Hirsch- und anderen Felle und Pelze an Gerber Keßler und Kürschner Tubach. Allein das konnte nicht lange währen, denn seine Ausgaben waren dabei größer als die Einnahmen, und bald ging die ganze Baarschaft auf die Neige. Begabt mit einer speculativen Phantasie, etablirte er jetzt eine Chocoladefabrik, welche er unter der Backhaus'schen Apotheke, Ecke der siebenten und Mainstraße, im Keller betrieb. Hier stand er oft halb nackt und röstete die Cacaobohnen, mahlte dieselben und bereitete sie zu Chocoladetafeln. Allein auch das rentirte sich nicht. Er war mittlerweile sehr ökonomisch geworden und führte mit seinem Freunde Max Wocher, den er auch in der Gesellschaft bei Schweizerhof kennen gelernt hatte und der an der Walnut-Straße, zwischen vierter und fünfter Straße, sein Geschäft, „Chirurgische Instrumentenmacherei", betrieb, eine Junggesellenwirthschaft. Sein Mittagessen holte er sich in Eiteljörg's Bäckerei an der fünften Straße (das Gebäude ist unlängst abgerissen worden, weil auf dem Straßengeviert das neue Zollamtsgebäude errichtet werden soll); dasselbe bestand in einem Paar Semmeln und etwas „Western-Reserve"-Käse.

Phantast, wie Gerstäcker war, ließ er sich durch die Schilderungen Sealsfield's von den reichen Pflanzungen am Red River verleiten, eine Fahrt nach dem Mississippi- und den Red River-Gebieten zu unternehmen, welche er im Herbste 1838 in Gesellschaft von Peter Ruhl ausführte. Ausgerüstet waren die Beiden mit allen Jagdapparaten, trefflichen Büchsen, Jagdmessern, Pulver und Blei, sowie mit guter Kleidung. Ruhl kehrte jedoch bereits nach etlichen Monaten zurück und berichtete, daß Gerstäcker den Red River hinauf nach Arkansas gegangen sei.

Nun hörte man nichts mehr von ihm, bis er plötzlich eines Morgens, im Herbste 1839, in höchst verwahrlostem Zustande als Feuermann auf einem New-Orleans-Dampfer wieder in Cincinnati ankam. „Um Gotteswillen!" rief Wocher, zu dessen Werkstatt er sich direct vom Boote gewandt hatte, aus; „um's Himmels willen, wie siehst Du aus!" Sein ganzer Anzug bestand aus einer zerrissenen leinenen Hose, einem Flanellhemde, welches ehemals roth gewesen war, und einem Paar abgetragenen zerrissenen Schlappschuhen. Er war ohne Hut, der Kopf allein bedeckt von dem prächtigen Haarwuchse, der ihn damals in voller Ueppigkeit zierte. Dabei war er durch Fieberkrankheiten körperlich heruntergekommen; seine Füße waren wund; er stellte nur noch ein Jammerbild des ehemals so kräftigen, blühenden jungen Mannes dar.

Sein Freund Wocher eilte alsdann nach der 5. Straße in den Kleiderladen eines Israeliten Namens Hilps und kaufte einen neuen „Kentucky Jeans" Anzug, Hemd, Unterkleider, Strümpfe und Schuhe, die Gerstäcker unter der Treppe in Wocher's Werkstätte anzog. Während ihm Apotheker Vogel seine wunden Füße heilte, hielt er sich abwechselnd in Wocher's Werkstatt, in der daran grenzenden Scheerenschleiferbude Klauberg's und in der Backhaus'schen Apotheke auf.

Vogel und Vater Mühl schimpften ihn weidlich aus über sein unstetes Leben und bewogen ihn, sich während des Winters auf das Studium der englischen Sprache zu verlegen, um sich für eine Lehrerstelle an der damals hier gerade in Bewegung gebrachten deutsch-englischen Freischule vorzubereiten. Er machte nun auch im Jahre 1840, zusammen mit Heman und Pöppelmann, sein Examen in dem Locale des Schulboards an der 4. Straße, zwischen Main- und Walnut-Straße, vor den Examinatoren Dr. Aydelotte, Mr. Green, Schwiegervater von Dr. Rölker, und einem dritten Herrn, dessen Name mir entfallen ist. Nun stand ihm wohl eine Schullehrerstelle offen, allein sein nachmaliges Motto „Rast' ich, so rost' ich" saß ihm schon damals so tief in den Knochen, daß er statt dessen im Sommer 1840 in Gesellschaft von Tubach, den er dazu überredete und der auch ein kleines Vermögen besaß, eine zweite Reise nach dem unteren Mississippi unternahm. Vorher hatte er noch gehört, daß er in Pittsburg eine Büchse bekommen könne, wenn er dieselbe kommen lassen wollte, was ihn bewog, sich als Feuerschürer auf einem Dampfboot zu verdingen und die Fahrt nach Pittsburg hin und zurück zu machen, blos um den Schießprügel zu holen.

Im Spätherbste kamen die Beiden denn auch richtig zurück und brachten eine Ladung Rohre mit — sie waren in den Louisiana Canebreaks (Rohrsümpfen) gewesen — welche sie auf Drays, vom Dampfer, nach Wocher's Behausung brachten, und dort Keller und Hofraum mit dieser sonderbaren Waare gänzlich anfüllten. Während nun Tubach wieder in sein Hut- und Kappengeschäft ging, schnitt Gerstäcker Angelrohre und Pfeifenstengel, mit welchen er dann, ein Bündel Angelrohre auf der Schulter und einen Korb voll Pfeifenrohre am Arm, von Kramladen zu Kramladen hausirte. Aber auch das Geschäft lohnte sich nicht recht, und Tubach hat wohl schwerlich je sein eingelegtes Capital wieder zurückerhalten.

Während all dieser Zeit besuchte Gerstäcker, wenn er in Cincinnati war, die alte Gesellschaft bei Schweizerhof, welche im Sommer auch wohl in Fein's „Plaisir-Garten", in der Walnut-, oberhalb Liberty-Straße, oder nach Drach's „Bellevue" hinauf, zusammenkam, wo natürlich geistreiche Unterhaltung gepflogen wurde. Auch kam er um diese Zeit sehr oft in den Kleiderladen des Herrn Steinberg in der Main-Straße, oberhalb des Canals, wo er sich einen neuen Jagdanzug machen ließ und, so en passant, dessen Tochter, der jetzigen Frau Grönland, den Hof machte.

Im Frühjahre 1841 aber duldete es ihn nicht länger in Cincinnati, und von seinem Freunde Wocher dessen sechs Fuß lange Entenflinte sich erbittend, zog er abermals nach Louisiana, von wo er im Herbste desselben Jahres eine große Sammlung Klapperschlangen, Scorpionen und sonstiger Reptilien, die er in Spiritusflaschen aufbewahrte, auch Racoons, Stachelschweine, Eulen und andere Thiere, theils lebendig, theils die Bälge derselben, mitbrachte, „eine kleine Privatmenagerie", wie Klauprecht sagt, „mit deren Duft ein deutscher Opticus, Namens Gerhardt, seine Werkstätte wie das Haus des Advocaten Fox in der 5. Straße, in welchem sie sich befand, erfüllt hatte." Die Reptilien verehrte er zum Theil seinen Freunden Dr. Rölker, Apotheker Vogel, Apotheker Backhaus und Anderen, zum Theil verkaufte er sie an die verschiedenen Apotheken.

Im Winter darauf arbeitete er in der Silberschmiede des Herrn Kinsey an der fünften Straße, wo er den großen Hammer bei der Umgestaltung der Silberplatten und Barren schwang. Abends nahm er auch wohl einen Korb voll silberner Löffel zum Schleifen und Poliren mit nach Hause, womit er sich dann eine kleine Summe Geldes verdiente, das er aber im nächsten Jahre alsbald wieder einer neuen Speculation opferte. Er machte nämlich eine vierte Reise nach Louisiana, von welcher er nicht mehr nach Cincinnati zurückkehrte, bis zu dem Tage, wo wir zuerst anhuben. Was er in Louisiana in diesem Jahre Alles trieb, ist mir unbekannt, außer daß er in Point-Coupee, einem Städtchen am Mississippi, etwa dreißig englische Meilen oberhalb Baton-Rouge, als Steward in einem Hôtel fungirte. Im Jahre 1843 zog ihn die Sehnsucht zu den Seinen nach Deutschland zurück.

Bis dahin hatte Gerstäcker außer einigen kleinen Aufsätzen für die deutsch-amerikanische Tagespresse, größtentheils polemischen Inhalts, noch keine literarischen Arbeiten geliefert. Ich erinnere mich nur eines Aufsatzes, den er in der New-Yorker Staatszeitung über einen Dr. Langen, den Gerstäcker übrigens Dr. Langer nannte, veröffentlichte, worin er diesen der Quacksalberei beschuldigte und ihm vorwarf, einem Patienten ein Klystier in den Mund gegeben zu haben. Jedoch führte Gerstäcker während jener Zeit beständig ein Memorandumbuch mit sich, worin er jede Merkwürdigkeit, die ihm aufstieß, sorgfältig notirte. Hiervon machte er nun in Deutschland Gebrauch, und fanden seine Mittheilungen aus Amerika in Zeitschriften stets eine gute Aufnahme. Das gab ihm nun die erste Anregung, auf Grund seiner transatlantischen Erlebnisse und Anschauungen sich der literarischen Thätigkeit zuzuwenden. Nach Gerstäcker's eigener Mittheilung war es Herr Traugott Bromme in Hamburg,* welcher ihn animirte, diese Erlebnisse in Novellenform zusammenzutragen und zu veröffentlichen; bei dem Verleger Arnold in Dresden erschien denn im Jahre 1844 bereits sein erstes Werk: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas" in zwei Bänden, denen nacheinander „Die Regulatoren in Arkansas", „Die Flußpiraten des Mississippi" und andere Werke folgten.

Unterstützt vom deutschen Reichsministerium, unternahm er im März 1849 eine Reise nach Süd-Amerika, welches er durchstreifte und von wo er sich nach Californien begab, dann die

* Namentlich auch R. Heller und A. Diezmann. D. Red.

Sandwichsinseln besuchte, wo er sich auf einem Walfischfahrer nach den Gesellschaftsinseln einschiffte, dann von hier aus nach Sidney fuhr, Australien durchstreifte und endlich 1852 über Java nach Deutschland zurückkehrte.

Im Jahre 1860 unternahm er ein dritte größere Reise nach Süd-Amerika, von wo er 1861 über Brasilien zurückkehrte. Im Jahre 1862 begleitete er den Herzog Ernst von Gotha nach Aegypten und Abessinien. Auch verlegte er nun seine dauernde Wohnung nach Gotha und gedachte sich der größeren Reisen zu begeben. Aber sein „Rast' ich, so rost' ich" ließ ihm keine Ruhe, und so schiffte er sich im Frühjahr 1867 auf's Neue zu einer größeren Reise nach der westlichen Hemisphäre ein, wo er zur Zeit in New-York mit gastlichen Ehren empfangen wurde. Von New-York aus ging er mit den New-Yorker Gesangvereinen nach Philadelphia zum Sängerfeste des „Nordöstlichen Sängerbundes", welches um diese Zeit in der Quäkerstadt abgehalten wurde. Hierauf kam er nach Cincinnati, woselbst er am 20. August (wie zu Anfang dieses Aufsatzes bemerkt) ankam und wo er sich etwa vier Wochen lang, mit kleinen Unterbrechungen, aufhielt. Der „Männerchor" brachte ihm unter Direction des Professor Barus am Abend nach seiner Ankunft eine Serenade, und sein alter Freund, Apotheker Carl Backhaus, widmete ihm folgenden Willkommsgruß:

Friedrich Gerstäcker.

Der du rastlosen Fußes der Erde Weiten durchzogen,
  Alter Freund! sei gegrüßt in uns'rer „Queen of the West".
Wie du vor Jahren sie sah'st, war klein sie, schwach und ohnmächtig,
  G'rade so wie auch du, unbekannt, wenig genannt;
Jetzt doch ist Königin sie und du bist König geworden,
  Sie durch Reichthum und Pracht, du durch Geist und Verstand;
Und wie ein Jeder jetzt kennt das Krondiadem am Ohio,
  Ebenso wird in der Welt jetzt auch dein Name genannt.
Darum wachset nur fort, ihr Beide, im edelen Wettstreit
  Bis an's entfernteste Ziel, bis in unendliche Zeit!
Und so wie auch sie die Heimath ist aller Nationen,
  Bleibt auch die weiteste Welt dir nur das heimische Land.

Andere Willkommgrüße empfing er in der gesammten Cincinnatier Presse, und die Wiederkehr Gerstäcker's bildete überall das Tagesgespräch. Am Tage hielt er sich zurückgezogen und arbeitete auf seinem Zimmer. Abends jedoch ging's im trauten Freundeskreise zu Wein und Bier; Schreiber dieses hat damals manches gesellige Stündchen mit Anderen in Gesellschaft des geistreichen Reisenden zugebracht.

Am Samstag, den 31. August, wohnte er dem „Price Fight" zwischen Mich. McCoole und Aaron Jones, welcher auf der Busenbach'schen Farm, in der Nachbarschaft der Stadt Hamilton, in Butler County stattfand, bei, und am darauffolgenden Abend hielt er, zum Besten des hiesigen Hospitals der armen Schwestern und des Deutschen Protestantischen Waisenhauses auf Mt. Auburn, eine Vorlesung in der Mozart-Halle — es war eigentlich nur ein Vortrag (in abgeänderter Form) seines Schriftchens „Zur Naturgeschichte des Menschen", eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung, welche in seinem „Hell und Dunkel" enthalten ist. — Das Thema war nicht vorher angekündigt worden.

Am 3. September schloß er sich den Cincinnatier Sängern zu einer Betheiligung an dem fünzehnten Sängerfeste, welches vom 3. bis 6. September in Indianopolis stattfand, an, und kehrte auch mit diesen wieder nach Cincinnati zurück. Von hier aus reiste er dann gegen Ende September mit der Pacific-Eisenbahn nach Californien und Utah, sowie nach Neu-Mexico und Mexico selber. Von dort aus wandte er sich nach den Südstaaten, um sich die Folgen des amerikanischen Bürgerkrieges mit eigenen Augen anzuschauen; er hat nicht wenig dazu beigetragen, die irrigen Mittheilungen, welche einseitige Anschauung und Fanatismus während der Hitze des Bürgerkrieges verbreitet hatten, zu corrigiren.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte er die Absicht, sich nicht sobald wieder auf Reisen zu begeben. „Gott sei Dank," sagte er zu Herbert König, „daß ich wieder da bin! Ich sattle so leicht nicht wieder." Und doch hatte er — wie Herr Keil in der Gartenlaube berichtete — die Absicht, nochmals eine große Reise anzutreten. Er trat sie in Wirklichkeit an, die größte aller seiner Reisen, von der er nie mehr zurückkehrt, die Reise in die Ewigkeit. Er starb am 31. Mai 1872 in Braunschweig, wohin er etliche Jahre vor seinem Tode aus Gotha übergesiedelt war.

Die Wanderlust Gerstäcker's entsprang wohl dem nothwendigen Bedürfnisse, da er Weniges aus sich selber schöpfte, sich für seine schriftstellerische Thätigkeit das nöthige Material zu sammeln. Dabei aber war er über die Maßen fleißig. Tagtäglich arbeitete er sechs bis acht Stunden ohne Unterlaß, und nur wenn er sich durch wochen-, ja monatelange Ueberanstrengung fast gänzlich abgespannt hatte, griff er zur Büchse oder zum Wanderstabe.

Auf ehrwürdigem Boden.

„Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr.
Weit glänzt es über die Lande, bis an das blaue Meer."

Unwillkürlich fielen diese, wenngleich einem andern, unbekannten und fabelhaften Schlosse geltenden Worte uns ein, als wir in der alten Kaiserstadt Aachen die Stelle betraten, auf der sich einst die Pfalz Karl's des Großen erhob. Bis an das ferne Meer glänzten auch ihre stolzen Zinnen über ein Reich, welches von den Dünen der Nordsee bis zu den Gestaden des Mittelmeeres, vom Eiderstrande bis jenseits der Pyrenäen sich ausdehnte.

Aachen, das alte Ach oder Ahha (Wasser), der Mittelpunkt des mächtigen Frankenreiches, ist zugleich auch die Heimath des Geschlechts seiner Herrscher. Schon Karl's des Großen Vorfahren, die ehemaligen merowingischen Hausmeier, hatten zwischen der Maas und dem sogenannten Kohlenwalde ausgedehnte Besitzungen, in deren wildreichen Forsten sie des edlen Waidwerks pflegten, und Pipin von Heristal besaß urkundlich bereits im Jahre 753 in Aachen eine Pfalz. Wenn deshalb die Sage Karl den Großen die heilkräftigen, warmen Aachener Quellen auf der Jagd entdecken läßt, so ist das nicht so ganz streng zu nehmen, zumal diese Quellen als aquae Grani, Wasser des Granus, eines alten celtischen Heilgottes, wie aus zahlreichen in ihrer Nähe aufgefundenen römischen Gräbern, Straßenanlagen, Wasserleitungen, Bädern und Münzen hervorgeht, bereits von den Römern besucht und benutzt wurden.

Es scheint allerdings, als ob Aachen zu jener Zeit ein ziemlich unbedeutender und im Allgemeinen wenig bekannter Ort gewesen sei, da man seinen Namen nirgendwo in den damaligen Itinerarien und Karten verzeichnet findet, was allerdings auch wohl darin seinen Grund haben mag, daß es abseits der gewöhnlichen Heerstraßen lag, welche damals die römischen Niederlassungen des Rheins, der Maas und Mosel miteinander verbanden. Erst mit dem Jahre 778, als Karl der Große hier einen Palast erbauen ließ und Aachen zu seiner vornehmsten Residenz erkor, begann die Stadt allgemeiner bekannt zu werden, welche wenige Jahre später schon den Namen eines zweiten Rom sich erwarb. Die von Karl dem Großen hier errichteten Bauten sind wohl als eine Erweiterung der bereits erwähnten Pfalz Pipin's zu betrachten, indem Angilbert, Karl's Schwiegersohn, von Reliquien spricht, welche Karl und dessen Vorfahren in dem ehrwürdigen Palaste gesammelt hätten. Leider sind von jenem stolzen Baue, zu dem Säulen und Marmorquadern aus Italien herbeigeschafft wurden, nur einzelne Mauerreste erhalten geblieben, welche indessen hinreichen, um mit Hülfe schriftlicher Ueberlieferungen aus damaliger Zeit ein ziemlich genaues Bild der einstigen Kaiserpfalz zu gewähren.

Der vornehmste Theil des Palastes, welcher die Wohnungen des Kaisers und seiner Familie enthielt, erhob sich auf dem heutigen Marktplatze. Zu ihm dürfte auch wohl der Flügel gehört haben, auf dessen Trümmern später das jetzige Rathhaus erbaut wurde. Eine zweite Abtheilung des Palastes erstreckte sich von hier über den südlichen Abhang des Markthügels bis zur Pfalzcapelle, dem jetzigen Liebfrauenmünster, und enthielt die Wohnungen der Hofbeamten, die Quartiere der Leibwache, Kloster-, Schul- und Wirthschaftsgebäude, welche ebenso, wie dir obere Burg, einen weiten Hof umschlossen. Einen dieser Höfe zierte die Reiter-

statue des Ostgothenkönigs Theodorich, welche Karl im Jahre 801 von Ravenna nach Aachen gebracht hatte.

Längs der Westseite des Palastes zog sich die von Köln nach Mastricht führende Heerstraße hin, welche durch ein Thor mit dem unteren Burghofe in Verbindung stand. Längs desselben führten überdeckte, nach den Seiten offene Gänge hin, welche diesen Theil des Palastes und die Capelle mit den Wohnungen des Kaisers verbanden. Der ganze Palast war, wie aus dem Capitular de disciplinis palatii aquisgranensis hervorgeht, durch eine denselben umgebende Mauer von dem dabei liegenden Flecken getrennt, hatte aber keine eigentlichen Befestigungen, die überhaupt zu jener Zeit an den Schlössern der Fürsten nicht gebräuchlich waren. Von den diese Mauer flankirenden Thürmen, deren bei verschiedenen Chronisten Erwähnung geschieht, ist, wie man annimmt, noch ein Stück Mauerwerk von etwa zwanzig Fuß Höhe in dem östlichen

auch gerade in dieser Hinsicht nicht geringe Anforderungen an die Hofburg eines so mächtigen und angesehenen Herrschers gestellt, in welcher nicht nur die kaiserliche Familie, sondern auch die häufig anwesenden fremden Fürsten und Gesandtschaften mit ihren Gefolgen Platz finden mußten. Daß man hierbei zu jener Zeit in der Gastfreundschaft ziemlich freigebig war, geht unter Anderem daraus hervor, daß z. B. König Egbert von England dreizehn Jahre als Gast am Hofe Karl's des Großen weilte.

Nach Allem, was wir über das Leben und Treiben an dem kaiserlichen Hoflager erfahren, scheint dieses ein in jeder Beziehung reges und an den mannigfachsten Abwechselungen reiches gewesen zu sein. Dabei erblicken wir in dem Kaiser selbst überall nicht nur den Mittelpunkt, sondern auch die Triebfeder desselben. Zahlreiche Nachrichten beweisen, daß nichts von Bedeutung in seinem weiten Reiche geschah, woran er nicht persönlich lebhaften

Das Rathhaus zu Aachen.
Nach einer Skizze von Rudolf Scipio.

der beiden Rathhausthürme, dem sogenannten Granusthurme, enthalten.

Die Großartigkeit und Pracht des Kaiser-Palastes wissen die Chronisten jener Zeit nicht genug zu rühmen. So schildert Angilbert unter Anderen auch die Schönheit der ehernen Kuppeln, welche von der Bergeshöhe weit in das Thal hinabglänzten, und der Dichter des Titurel, welcher zu einer Zeit schrieb, in welcher jener Bau bereits manchen Sturm ausgehalten, weiß die Herrlichkeit der Burg Montsalvatsch nicht besser zu preisen, als dadurch, daß er ihr die Paläste von Rom und Aachen nachstellte.

„Sein rom gein ache den verten wart nie den geliche."

Für die große räumliche Ausdehnung des Palastes sprechen eben so wohl verschiedene Nachrichten aus jener Zeit, wie die noch vorhandenen Reste seines Mauerwerkes. Es wurden aber

Antheil genommen hätte. Neben den sonstigen Regierungsgeschäften wandte er den verschiedenartigsten Dingen seine Aufmerksamkeit zu, und während er Fürsten und Gesandtschaften an seinem Hofe empfing und bewirthete, fand gleichzeitig der geringste seiner Unterthanen bei ihm Rath und Hülfe. In einer nach der längs des Palastes dahinführenden Heerstraße sich öffnenden Halle sitzend, unterzog sich der Kaiser geduldig der Mühe, die Recht suchenden Parteien anzuhören, und obgleich, wie Walafried erzählt, die Zahl der von allen Enden des weiten Reiches herbeigekommenen Bittsteller oft so groß war, daß der ganze Weg von ihrem Geschrei widerhallte, hören wir von Eginhard, daß der Kaiser häufig den Rechtsuchenden in den innern kaiserlichen Gemächern Gehör gab, was dieser Biograph als einen Beweis für die große Leutseligkeit seines Gebieters anführt.

Nicht minder als das Recht ließ Kaiser Karl sich bekanntlich

Digitized by Google

das wirthschaftliche Wohlergehen seines Volkes angelegen sein. Seine Wirthschafts- und Gewerbeordnungen enthalten unter Anderem genaue Angaben über das Verfahren beim Weben, Walken, Rauhen, Scheeren und Färben des Tuches, welche Industrien noch bis auf den heutigen Tag in Aachen blühen. Ebenso bekannt ist die Aufmerksamkeit, welche der Kaiser den Wissenschaften, insbesondere dem Schulunterrichte, widmete.

Unter den interessanten Ereignissen, welche uns die Hofchronik berichtet, steht die Ankunft einer Gesandtschaft des Chalifen Harun al Raschid mit oben an. Die seltsamen Gäste aus dem fernen Morgenlande, welche dem Kaiser nach damaliger Sitte bekanntlich reiche Geschenke überbrachten, darunter einen Elephanten und eine höchst kunstvoll construirte astronomische Uhr, waren über die am kaiserlichen Hofe herrschende Pracht ebenso sehr erstaunt, wie sie selbst durch ihre fremdartige Erscheinung das höchste Aufsehen erregten. Außer dem prächtigen Palaste im Allgemeinen sollen es namentlich die kostbaren, aus massivem Gold und Silber bestehenden Tische gewesen sein, welche die höchste Bewunderung selbst dieser an die glänzende Hofhaltung der Chalifen gewöhnten Orientalen hervorriefen.

So hatte sich die Residenz des mächtigsten Fürsten des Abendlandes in wenigen Jahrzehnten von einem unbekannten kleinen Flecken zum höchsten Ansehen und Glanze emporgeschwungen und ihren Ruhm über die ganze damals bekannte Welt verbreitet; kaum minder schnell als ihr Aufsteigen war indessen auch ihr Hinabsinken von dieser Höhe. Nachdem der Schöpfer aller dieser Herrlichkeit nach einer siebenundvierzigjährigen ruhmvollen Regierung im Jahre 814 sein Haupt zur Ruhe gelegt, ging auch der von ihm erbaute Palast rasch seinem Untergange entgegen. Schon im Jahre 881 wurden Stadt und Schloß von den Normannen verwüstet, was sich sieben Jahre später wiederholte. Eine dritte Einnahme des Palastes erfolgte im Jahre 978 durch den fränkischen König Lothar. Auch hierbei wurde die Burg von den Troßknechten ausgeplündert und dann, wie der Chronist Thietmar berichtet, der als Zeichen der kaiserlichen Macht mit ausgebreiteten Flügeln auf dem östlichen Theile des Palastes stehende, nach Westen schauende goldene Adler, um den Wechsel der Herrschaft anzukünden, nach Südosten gewandt.

Nachdem der Palast zum vierten Male während der Kämpfe zwischen den Welfen und Hohenstaufen im Jahre 1198 von Otto dem Vierten von Braunschweig eingenommen war, wurde er in den Jahren 1224 und 1236 durch Feuersbrünste verheert und nach dieser Zeit begannen auch die von jenen verschont gebliebenen Theile in dem Maße, als die Blüthe und der Reichthum der dabei liegenden Stadt sich hob, immer mehr zu veröden. Die stolze Kaiserpfalz wurde zerstückelt, wie das Reich, welches einst von hier aus regiert worden war; einzelne Theile kamen als kaiserliches Lehen in den Besitz adeliger Geschlechter, Mauern und Thürme zerfielen oder wurden durch andere Bauten ersetzt, und so verschwand der Palast allmählich unter dem Wogenschlage der Zeit.

Von dem ganzen Baue ist außer den bereits erwähnten Mauerresten des Granusthurmes und einigen Ueberbleibseln ehemaliger Gewölbe und Bogengänge nur die Palastcapelle, die Krönungsstätte von siebenunddreißig deutschen Kaisern (von Ludwig dem Frommen bis zu Ferdinand dem Ersten, 1531), erhalten geblieben. Die eigentliche casa regia ist völlig verschwunden; auf einem Theile ihrer Trümmer erhebt sich das im Jahre 1353 von dem damaligen Bürgermeister Gerhard Chorus erbaute Rathhaus; alles Uebrige hat dem Marktplatze weichen müssen, und nur das hier aufgestellte, den Marktbrunnen zierende Erzbild des großen Karl erinnert noch an jene Zeit.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf das durch die nebenstehende Abbildung dargestellte Rathhaus.

Dieser von zwei mächtigen Thürmen flankirte, ursprünglich gothische Bau ist nach einem großen Brande, welcher die Stadt im Jahre 1656 verheerte und auch das Rathhaus mit ergriff, in dem Stile jener Zeit restaurirt und in Folge dessen in seinen äußeren Verzierungen von dem Zopfe jenes Zeitalters überwuchert, welches den edeln gothischen Formen überall seine Perrücke aufsetzte. Alte Abbildungen aus dem sechszehnten Jahrhunderte zeigen uns in den Nischen der dem Markte zugekehrten Nordfront die Bildsäulen der hier gekrönten Kaiser, welche ebenfalls verschwunden sind. Bei der bereits begonnenen Restauration ist man indessen sowohl darauf bedacht, jene späteren Anhängsel wieder zu entfernen, wie auch die verloren gegangenen Standbilder durch neue zu ersetzen.

Betreten wir das Innere, so steigen wir aus dem unteren Stock, welches die Bureaux und den Sitzungssaal der Stadtverwaltung enthält, durch ein ebenfalls der neueren Zeit angehörendes gothisches Treppenhaus zu dem im oberen Stock befindlichen und die ganze Breite des Rathhauses einnehmenden Kaisersaale hinauf, in welchem seiner Zeit die Krönungsfeierlichkeiten stattfanden.

Nachdem seit der Krönung Ferdinand's des Ersten die Krönungsstätte nach Frankfurt verlegt und so der Saal für seinen ursprünglichen Zweck entbehrlich geworden war, hatte man, als nach jenem Brande überall an dem alten Bau geflickt wurde, auch diesen Saal durchbaut und den südlichen Theil desselben zu Arbeitszimmern hergerichtet, während die andere Hälfte einstweilen als Saal gelassen, aber ebenfalls im Perrückenstil zurechtgestutzt wurde. In dieser Gestalt diente er unter anderen feierlichen Gelegenheiten dem Congreß von 1748 als Sitzungssaal, und später im Jahre 1818 gab Friedrich Wilhelm der Dritte hier den zum Friedenscongreß in Aachen versammelten Monarchen ein Banket.

Der inzwischen in seiner früheren Gestalt wieder hergestellte, hundertundzweiundsechszig Fuß lange und sechszig Fuß breite Saal, dessen gewölbte Decke von vier mächtigen Pfeilern getragen wird, ist an der dem Marktplatz gegenüberliegenden Wand mit den berühmten Fresken von Alfred Rethel und J. Kahr, Scenen aus dem Leben Karl's des Großen darstellend, geziert und gewährt mit seinem durch fünfzehn hohe Fenster beleuchteten Bilderschmuck, seinen stilvoll in Tempera-Malerei decorirten Pfeilern, Sockeln und Gewölben einen wirklich großartigen Eindruck.

So ist man überall eifrig bestrebt, dieses Denkmal einstiger Größe und Herrlichkeit von den ihm anklebenden Schlacken einer in jeder Beziehung traurigen Zeit zu befreien und die ehemalige Krönungsstätte unserer Kaiser auch ihrer äußeren Gestalt nach würdig zu machen des in neuem Glanze auferstandenen Reiches deutscher Nation.

Rudolf Scipio.

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.*

Berichtigung.

Die Nummer 19 der Gartenlaube enthält einen Artikel „Theaterdiener und Theaterfriseur“, welcher die Fortsetzung einer Reihe von Erinnerungen aus dem Bühnenleben bildet. Sie tragen den Titel „Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten“. Wie viel oder wenig des Authentischen die früher erschienenen Abtheilungen enthalten, vermag ich nicht zu entscheiden; aber der Artikel in Nr. 19 bringt eine Anzahl von Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, gewisse Anekdoten und Mittheilungen, welche die königliche Bühne zu Berlin, resp. deren Angehörige betreffen, und es scheint mir geboten, diesen Aufzeichnungen entgegenzutreten, welche größtentheils vollständig unrichtig sind.

Man kann mir einwenden, daß die in dem Artikel enthaltenen Schilderungen Personen betreffen, deren Lebensstellungen nicht von so hervorragender Bedeutung gewesen sind, daß es sich der Mühe einer Berichtigung lohne. Abgesehen davon, daß nicht alle in dem Aufsatze der Nr. 19 besprochenen Personen zu den Unbedeutenden gehören, bin ich der Ansicht, man dürfe die Verbreitung unrichtiger oder entstellter Mittheilungen nicht stillschweigend geschehen lassen, wenn es sich um Personen- und Zeitschilderungen handelt, welche in einem Blatte von dem Range der „Gartenlaube“ Aufnahme gefunden haben, man dürfe dies um so weniger geschehen lassen, wenn man sich in der Lage befindet, jene

* Indem wir wegen der mannigfachen Unrichtigkeiten, welche der Artikel „Theaterdiener und Theaterfriseur“ in Nr. 19 unseres Blattes enthält, noch einmal eines Längeren auf denselben zurückkommen, folgen wir darin nur dem Gefühle der Gerechtigkeit. Wir sehen uns zu einer Berichtigung des Aufsatzes namentlich deßhalb veranlaßt, weil es gilt, zwei in demselben falsch geschilderte Persönlichkeiten in dem Andenken der Gegenwart und Nachwelt wieder in das richtige Licht zu setzen. D. Red.

Unrichtigkeiten widerlegen zu können. Die Gartenlaube wird ohne Zweifel in späteren Zeiten eine Quelle sein, aus der Schriftsteller Material für umfangreiche Arbeiten, Schilderungen und Belege schöpfen. Weshalb soll diese Quelle getrübt werden? Und gerade für die Zeitgeschichte, insbesondere für die des Theaters, sind Details von höchstem Werthe; sie bilden die Steine, aus welchen der ganze Bau sich zusammensetzt.

Ich will gern annehmen, daß der Verfasser des betreffenden Artikels nicht absichtlich jene vielfachen Unrichtigkeiten seinem Aufsatze einverleibte; sie sind ihm augenscheinlich von Leuten mitgetheilt worden, die er für glaubhaft hielt, die, wie man zu sagen pflegt, Glocken läuten hörten, ohne zu wissen, wo sie hingen — und er nahm jene Mittheilungen auf Treu' und Glauben hin; dann aber sei es erlaubt, ihm den Vorwurf zu machen, daß er sich selbst als handelnde Person einführte und den Leser dadurch zu der sehr verzeihlichen Annahme verleitete, daß alle von ihm gebrachten Aufzeichnungen den Anspruch auf vollständige Richtigkeit und Glaubwürdigkeit erheben dürften.

Der Verfasser will als Knabe zur Zeit des berühmten Ludwig Devrient die genaue Bekanntschaft des alten würdigen Jäger gemacht, sich seiner besondern Protection erfreut haben. Er hat, seinen Aufzeichnungen nach, den Alten noch eine ganze Zeit lang durch das Leben begleitet, muß also, wenn seine Aussagen richtig sind, sehr wohl Gelegenheit gehabt haben, den Charakter, die Art und Weise, das ganze Gebahren des alten Herrn kennen zu lernen. Dieses Charakterstudium ist aber jedenfalls ein sehr oberflächliches gewesen, denn der alte Jäger hat niemals ein solches Wesen zur Schau getragen, sich niemals in solchen Ausdrücken gefallen, wie der Herr Verfasser in Nr. 19 den Lesern der Gartenlaube glauben machen will. Wahr und richtig ist, daß Jäger in Folge seiner Rechtlichkeit das Vertrauen seiner Vorgesetzten in hohem Grade genoß, daß er ein sehr braver, gutmüthiger und freundlicher Mann war, dem Jeder ohne Ausnahme wohlwollte; schon mit diesen vom Verfasser angeführten Eigenschaften möchte die betonte „Wichtigthuerei“ sich ebenso wenig vereinbaren lassen, als das fast brutale Betragen gegen die Zöglinge des Ballets im Vorzimmer des Intendanten. Jäger war vielmehr ein sehr bescheidener, äußerst höflicher Mann, über dessen Lippen Ausdrücke wie „Bande“, „Bagage“, „Couleur“, „Sorte“ ꝛc. niemals kamen. Ich bemerke hier sogleich, daß ich, seit dreißig Jahren der königlichen Bühne angehörend, fast täglich mit dem Alten — während einer Reihe von siebenzehn Jahren — zusammengekommen bin und stets dieselbe artige, freundliche und bescheidene Weise an ihm wahrgenommen habe, welche ihn uns Allen lieb und werth machte. Jäger hat niemals vergessen, daß seine Stellung eine subalterne war; das werden außer mir dem Herrn Verfasser noch viele meiner Collegen und die Beamten der Generalintendantur bezeugen können.

Dies zur allgemeinen Berichtigung. Gehen wir nun auf Details über, so findet sich gleich im ersten Satze ein gewaltiger Fehler in der Zeitrechnung. Verfasser hat zur Zeit Devrient's den Alten kennen gelernt. Nehmen wir das Aeußerste an, so wäre diese Zeit etwa das Jahr 1830 bis 1831 gewesen, weil Devrient, der 1832 starb, noch als Darsteller des Franz Moor angeführt wird. Damals soll Jäger schon ein hochbetagter Mann gewesen sein. Jäger starb im Jahre 1861 im Alter von neunundsiebenzig Jahren; nehmen wir an, der Verfasser lernte ihn Anno 1831 kennen, so hätte er die Bekanntschaft eines neunundvierzig Jahre alten Mannes gemacht, den er sehr irrthümlich hochbetagt nennt.

Die folgende dem Alten in den Mund gelegte Aeußerung: „Ich und der Intendant werden uns die Sache überlegen“, ist entschieden nie von ihm gemacht worden. Er war dazu viel zu bescheiden; daß die Diener des königlichen Theaters den Ausdruck: „Morgen spielen wir dies oder das“, oder „wir probiren morgen“, gebrauchen, ist bekannt, und die Bezeichnung „wir“ wird von einzelnen Subalternen auch bei anderen Ressorts, als es das königliche Theater ist, angewendet.

Für total unwahr erkläre ich die Geschichte der Ueberbringung der Rolle der Lady Macbeth an Frau Crelinger. Es hätte Einer dem alten Jäger zumuthen sollen, solch einen Auftrag durch einen Fremden ausführen zu lassen! Bis in die letzten Tage seines Lebens, schon krank und leidend, bestand er immer darauf, jeden Auftrag selbst zu vollziehen. Am allerwenigsten würde aber der — wie bemerkt — durch seine strenge Rechtschaffenheit, seine Pünktlichkeit den Vorgesetzten werthe Diener einen so wichtigen Auftrag durch einen „Jungen“ zur Erledigung gebracht haben. Der Herr Verfasser muß seltsame Anschauungen von dem Getriebe der Verwaltung des königlichen Theaters haben. Einer Crelinger, der ersten, der gefeiertsten Künstlerin des Hoftheaters, bringt ein Junge die Rolle der Lady Macbeth mit der Bitte, dem braven Theaterdiener Jäger zu Gefallen keine Störung zu machen. Was Frau Crelinger wohl geantwortet hätte? Und Jäger beauftragt den „Jungen“ mit einer Mission von so großer Wichtigkeit, weil er nicht „fort kann, denn es geht ohne ihn nicht“. — Der Verfasser documentirt hier seine vollständige Unkenntniß des Verwaltungsbetriebes des Hoftheaters, denn schon zu Zeiten Sr. Excellenz des Herrn Grafen Redern waren vier Theaterdiener (Schulz, Jäger, Linke, Hoffmann) angestellt, von denen stets einer für besondere Fälle auf dem Posten sein mußte, wie dies heute noch der Brauch; Jäger hätte also wahrlich nicht nöthig gehabt, einen „Jungen“ zur ersten Darstellerin der Bühne mit einer Rolle wie die der Lady Macbeth zu senden. Außerdem möchte ich fragen: „Wie kommt die Rolle in Jäger's Hand?“ Frau Crelinger war ja Besitzerin der Rolle, und es ist niemals Brauch, eine Rolle von solcher Bedeutung der Verwaltung einzusenden, wenn eine Störung, Krankheit oder sonstige Hindernisse dem Darsteller die Ausübung seines Dienstes unmöglich machen — für Lady Macbeths giebt es keinen sofortigen Ersatz.

Der Verfasser will als Knabe sich dem Statistendienste in Oper und Schauspiel gewidmet, er will als Affe in der Zauberflöte gewirkt haben — möglich, daß er zu solchem Dienst verwendet wurde, dann hat er aber die „Zwei Groschen“ nicht durch den „Statistengeneral“ Herrn von Michelis ausgezahlt erhalten, denn zur Zeit Devrient's war mit jener Würde der alte Wack betraut. Michaelis — nicht Herr von Michelis — erhielt die Stelle viel später, etwa Mitte der vierziger Jahre. Der lange Michaelis, unser guter College, spielte nicht nur eine Rolle, den Samiel, sondern war vielmehr ein sehr stark beschäftigter Schauspieler, ein Darsteller kleiner, oft nicht unwichtiger Rollen in der Oper wie im Schauspiel, z. B. als Bob in „Die weiße Dame“, Frießhardt in „Tell“ und Andere mehr. Seine Söhne haben niemals die Bretter betreten, sondern eine viel zu gute Erziehung genossen, als daß sie sich als „Statisten“ auf der Bühne „umhergetrieben“ hätten.

Die Notiz über eine kleine Probenscene erkläre ich für ebenso unwahr, wie die Geschichte der Lady-Macbeth-Rolle. Der treffliche Stawinsky, ein wahrhaft feiner, hochgebildeter Mann, würde niemals seine Mißbilligung der Darstellung einer Crelinger dem Theaterdiener Jäger mitgetheilt haben. Stawinsky war — und mit vollem Rechte — ein hoher Verehrer der großen Darstellerin, und der alte Jäger würde es seinem ganzen bescheidenen Wesen nach nie gewagt haben, Aeußerungen, wie sie der Herr Verfasser mittheilt, über die Crelinger laut werden zu lassen. Mit einem spanischen Rohre dirigirte Stawinsky nicht. Er zog, wenn die Probe begann, seine Brille hoch und hielt seine Dose in der Hand; in den Opernproben stampfte er zuweilen mit seinem Stocke auf, wenn er reden wollte, um sich bei dem Geräusche und dem Schalle der Instrumente Gehör zu verschaffen.

Jäger hat nie „Breitspurigkeit“ im Vorzimmer des Intendanten gezeigt. Ebenso wenig war er „aufdringlich“ mit seiner Unterhaltung. Er war vielmehr sehr einsilbig, und nur mit genauen Bekannten ließ er sich in Gespräche ein, wobei er durchaus nicht schnell und geschwätzig war, es auch nicht sein konnte, weil er stotterte. Die Mittheilungen von Kritiken und Bemerkungen Jäger's über Devrient gehören wohl ebenfalls in die Kategorie der oben angefochtenen; ebenso wenig nannte er sich einen „ollen Kunstkenner“, und seine Tochter, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, welche Pagen und kleine Soubretten darstellte — sie lebt heute noch im besten Wohlsein — würde Jäger nie mit einer Crelinger zu vergleichen gewagt haben.

Das Benehmen Jäger's gegen die Tänzerinnen im Vorzimmer des Intendanten gehört, der Schilderung des Herrn Verfassers nach, in die Kategorie des Brutalen. Die Schmeicheleien der jungen Mädchen scheinen eine Art von humoristischer Beilage bilden zu sollen, welche der simulirten Grobheit Jäger's die Schärfe nehmen soll; ich habe mich über diese schon oben ausgesprochen, bemerke aber doch dem Herrn Verfasser noch nachträglich, daß ein solcher Ton in den Vorzimmern des Intendanten des Berliner Hoftheaters von den Theaterdienern nicht angeschlagen wurde und bis heute auch nicht angeschlagen wird. Mit „Sorte“, „Bande“ ꝛc. redet kaum der Director einer reisenden Truppe heutzutage seine Mitglieder an. Bei der Hofbühne zu Berlin sind dergleichen Bezeichnungen nicht gebräuchlich — Jäger wäre der Letzte gewesen, sie anzuwenden. Die Zuneigung für den Alten Seitens der Balletdamen scheint mir bei den Haaren herbeigezogen, denn Jäger konnte niemals in so genauer Beziehung zu den Mitgliedern des Ballets stehen, weil seine Functionen ihn selten mit denselben in Berührung brachten. Die Theaterdiener der königlichen Bühne sind für Dienste bei Oper und Schauspiel bestimmt; Dienste beim Ballet verrichtet der Avertisseur, welcher mit den Dienern der Oper und des Schauspiels gar keine Gemeinschaft hat.

Total unrichtig sind die über Jäger's frühere Lebensstellung gebrachten Notizen. Er war nicht Factotum bei Rust, sondern bei Hufeland. Hier haben wir die läutenden Glocken, die man hört, ohne sie zu sehen.

Im Dienste Hufeland's kam Jäger mit Schiller in Berührung, der nach Berlin gekommen war, um neben anderen Angelegenheiten auch die Untersuchung seines Körpers durch Hufeland zu betreiben. Schiller wohnte bei Hufeland. Hier rasirte Jäger ihn täglich, und da der große Dichter an heftigem Husten litt, mußte Jäger des Nachts bei ihm wachen und zur Linderung der Hustenanfälle isländischen Moosthee bereit halten. Jäger hat mir oft genug sein Zusammensein mit Schiller erzählt, der beispielsweise an Hufeland's Tafel die Geschichte seiner Flucht aus Stuttgart zum Besten gab. Jäger schilderte ihn allerdings als sehr liebenswürdig.

Nun hat man aber dem Herrn Verfasser in Nr. 19 wieder allerlei confuse Dinge mitgetheilt; Jäger lernte Herder, Wieland und Goethe kennen, aber sie waren nicht bei Rust (!!), auch nicht bei dem wirklichen Brodherrn Jäger's, dem berühmten Hufeland, zum Besuche. Hufeland war dagegen in Weimar, wohin Jäger ihn begleitete. Hier sah er die Größen der Dichtkunst; er erzählte mir oftmals, wie Herder ihn in seinem Garten umhergeführt habe. Sein Urtheil über Goethe, der meines Wissens überhaupt nicht in Berlin war, stimmte allerdings mit dem in dem genannten Aufsatze angeführten überein, dagegen habe ich nie von ihm Schiller's Gesicht in solcher Weise schildern hören, wie es der Herr Verfasser in Nr. 19 berichtet. Er pflegte zu sagen: „An seiner schönen, langen Nase habe ich ihn oft beim Rasiren gehalten.“ Daher mag auch wohl in dem Aufsatze die Notiz Platz gefunden haben: der Alte habe die ganze Dichtergesellschaft bei der Nase gehabt. Bemerkt sei noch, daß Jäger mir erzählte, wie Hufeland ohne jede Rückhaltung in Weimar dem großen Dichter die Zeit seines Absterbens fast bis auf Tag und Stunde vorausgesagt habe.

Die Notizen über den alten Warnicke sind so gehalten, wie sie Jeder bringen würde, der in den Straßen Berlins flanirte und den merkwürdigen alten Herrn in seinem sonderbaren Aufzuge sah, doch habe ich Warnicke oft mit bedecktem Haupte gesehen. Eine intime Freundschaft zwischen ihm und Jäger bestand durchaus nicht.

Bis hierher kann man die von dem Verfasser in Nr. 19 gebrachten Notizen noch als pure Irrthümer bezeichnen.

Anders aber verhält es sich mit der den Schlußsatz bildenden Erzählung. In derselben wird eines bedeutenden Mannes in einer Weise

gedacht, welche ganz dazu angethan erscheint, dem Andenken desselben zu schaden. Der Verfasser zieht die Person des Regisseurs Weiß in den Kreis seiner Betrachtung.

Weiß war eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, welche überhaupt die Geschichte des deutschen Theaters aufzuweisen hat. Nicht allein glänzte er als Darsteller in dem ihm zugewiesenen Rollenfache, seine hohe geistige Begabung, sein glänzendes Talent für den geistigen Theil der Regie, die Macht des Wortes, welche ihm namentlich in der Unterhaltung über künstlerische Gegenstände zu Gebote stand, seine großartige Anschauungsweise — dies Alles machte ihn schon zu einem Gegenstande hoher Verehrung für alle diejenigen, welche das Glück hatten ihm näher treten zu können. Vermehrt aber wurde diese Hochachtung noch besonders durch das Beispiel des regsten Eifers für die Sache der Schauspielkunst, welcher Weiß thatsächlich sein ganzes Leben gewidmet hat, durch die fast übertriebene Pflichttreue, welche er — oft im Kampfe gegen die Leiden seines zarten Körpers — an den Tag legte.

Mit dem Glockenschlage erschien er zur bestimmten Zeit auf den Proben. Gleichviel ob ausübender Darsteller oder nur mit der Regie betraut, fand er sich jeden Abend zur rechten Zeit im Theater ein. Er nahm, wenn er nicht als Darsteller beschäftigt war, sofort seinen Sitz im Versammlungszimmer ein. Ehe die Vorstellung begann, revidirte er genau die Bühne, die Requisiten &c. und kehrte dann wieder zu seinem Platze in das Versammlungszimmer zurück. Hier saß er in der Ecke des noch heute vorhandenen Sophas; hier konnte man in freien Momenten sich an seiner hochinteressanten Unterhaltung, an den Spenden seines seltenen Geistes erfreuen; hier war es, wo man sich oftmals Rath und treffliche Hinweise erholen durfte, mit denen der ausgezeichnete Mann niemals kargte. Er war von der liebenswürdigsten, vollendetsten Form im gesellschaftlichen Umgange und schätzte jedes Talent; wodurch aber auch der Begabteste seine Gunst verscherzen konnte, das war eine Verletzung der Dienstpflicht, eine Unpünktlichkeit. Er verzieh dergleichen nur schwer — er vergaß es nie.

Einen solchen Mann läßt der Verfasser in Nr. 19 mit Warnicke und Jäger, dem Friseur und dem Theaterdiener, schach- und kartenspielend auftreten, während draußen die Vorstellung stattfindet, in welcher Weiß beschäftigt ist, der denn auch natürlich den richtigen Moment des Auftretens versäumt und dafür ein Mal vom Publicum durch Pfeifen und Zischen, das andere Mal von der Intendanz durch ein Mandat, welches die Spielpartie in der Garderobe verbietet — gestraft wird.

Ich enthalte mich der näheren Bezeichnungen, welche diesen Mittheilungen gebühren, aber dem Herrn Verfasser kann ich die Versicherung geben, daß sie eine wahrhafte Entrüstung bei allen den Mitgliedern des Hoftheaters wach gerufen haben, welche jemals in irgend einer Beziehung zu Weiß standen. Ihm nahte man sich nur mit jener Ehrerbietung, die uns unwillkürlich erfaßt, wenn wir ausgezeichneten Menschen gegenübertreten; sie macht bei aller Liebenswürdigkeit jede Cordialität unmöglich. Die hervorragendsten Persönlichkeiten hatten vor Weiß gewaltigen Respect. Er hatte es vermocht, Ludwig Devrient, als diesen die unselige Leidenschaft des Trunkes erfaßt hatte, eine Zeitlang von der Champagnerflasche fern zu halten. Als leider Devrient im Kampfe gegen seine Gelüste erlag, wagte er es nicht, Weiß sofort gegenüber zu treten, und als dieser ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Blick fest auf das gewaltige Antlitz des großen Menschendarstellers geheftet, nahte, senkte Devrient beschämt seine Feueraugen zur Erde und stotterte, mit der von der Gicht gekrümmten Hand jene bekannte, schnellende Bewegung machend: „Ach — was Du Dir wieder denkst!“ Weiß war ein aristokratischer Schauspieler. Er würde niemals mit Leuten wie Warnicke und Jäger vertraulich geworden sein, so sehr er sie auch als brave Männer schätzte. Er war in den ersten Kreisen gesucht, und jene Beiden zählten sich, bescheiden und sich ihrer Stellung bewußt, zu den Untergebenen des Regisseurs, dem sie, wie Alle, ihre Hochachtung zollten.

Warnicke schlich nicht in das Theater, um hier und da an den Frisuren der Damen etwas zu ordnen; als er pensionirt worden war, besuchte er wohl hin und wieder die Stätte seines ehemaligen Wirkens, aber er that keine Dienste daselbst. Diese Pensionirung soll nun nach Nr. 19 schon zu jener Zeit und zwar damals „schon lange“ stattgehabt haben, als Hendrichs zum ersten Male die Hofbühne betrat. Dieses Auftreten geschah am 28. Juni 1838. Warnicke ist pensionirt worden am 1. November 1846, also etwa acht Jahre später, als der Artikel in Nr. 19 angiebt.

Weiß spielte überhaupt weder Schach noch Karten. Er kannte beide Spiele nur dem Namen und dem Ansehen nach. Die noch lebende Gattin und die beiden Söhne, die Herren Maler Ferdinand und Professor Hermann Weiß, Vorsteher des königlichen Kupferstich-Cabinets und Verfasser des berühmten Werkes über Costümkunde, können dies bezeugen.

Hendrichs ist nicht bei seinem ersten Erscheinen an der Berliner Hofbühne als Don Carlos, sondern als Don Cesar (Braut von Messina) aufgetreten, hat überhaupt während jenes Gastspiels nur den Clavigo, den Isidor, den Prinzen in Emilia Galotti und den Sittig in „Bürgerlich und romantisch“, nicht aber den Infanten Don Carlos dargestellt. Weiß konnte daher auch nicht als Domingo bei dem Gastspiele eines Künstlers fungiren, der den Carlos nicht darstellte. Wenn aber Hendrichs auch den Sohn des zweiten Philipp zur Darstellung gebracht hätte, so würde Weiß den Domingo nicht gespielt haben, da jene Rolle sich schon seit 1837 gar nicht mehr in seinen Händen, sondern im Besitze von Emil Franz, gegenwärtig am kaiserlich königlichen Hofburgtheater zu Wien, befand.

Eines Vorfalles, der irgend welche Aehnlichkeit mit dem in Nr. 19 angeführten haben konnte, weiß sich Niemand bei uns zu erinnern, er müßte aber zu ermitteln sein, und zwar amtlich, denn der Verfasser jenes Aufsatzes theilt mit, daß durch ein Mandat der Intendanz dem Trifolium das Vergnügen des Spiels zu Wasser gemacht worden sei. Ein solches Mandat ist in den Acten des königlichen Hoftheaters, welche mit größter Gewissenhaftigkeit durch Herrn Geheimerath Heuser geführt werden, nicht zu finden. Heuser ist zu jener Zeit schon längst in Function gewesen, und bezeugt, daß solcher Vorgang nie zur Kenntniß der Intendanz gekommen oder irgend eine darauf bezügliche Anordnung erlassen worden sei. Es konnte also auch dem alten Warnicke deshalb nicht der Zutritt zur Bühne verboten werden. Er besuchte sie noch öfter nach seiner Pensionirung. Niemand weigerte ihm dies. Und damit der Artikel in Nr. 19 auch bis zum letzten Satze mit Unrichtigkeiten angefüllt bleibe, wird noch erzählt, daß Jäger kurze Zeit nach seinem Freunde (!) Warnicke gestorben sei. Warnicke starb 1851 den 1. October, Jäger am 29. März 1861 (!!) — Es dürfte mit diesem Allen wohl dargethan sein, was von der Richtigkeit jener Schilderungen in Nr. 19 zu halten sei. Sie zu widerlegen erschien als Pflicht. Die Verhältnisse des Theaters sind ohnehin schon, ebenso wie die Leistungen der Darsteller, mit dem traurigen Vorzuge begabt, eine willkommene Beute für Jeden zu sein, der sich ihrer bemächtigen will. Dagegen giebt es eben kein Mittel als das der Widerlegung, das leider nicht immer zur Hand ist, das aber, wo es irgend thunlich scheint, angewendet werden muß. Verhehlen kann ich mein Erstaunen darüber nicht, daß der Herr Verfasser, der selbst darstellender Künstler war (oder es noch ist?), mit so wenig Vorsicht und ohne alle Prüfung gewisse ihm zugegangene Mittheilungen benutzt, in denen unrichtige und entstellte Thatsachen über Personen beigebracht werden, von deren hoher Bedeutung für die Bühne er als Darsteller und Schilderer vergangener Zeiten ohne Zweifel Kenntniß haben mußte. Genaue Prüfung des zugegangenen Materials war hier um so mehr geboten, als die Redaction der Gartenlaube in solchen Fällen der Zuverlässigkeit ihrer Mitarbeiter vertrauen muß.

George Hiltl.

Blätter und Blüthen.

Paul Bürde, der talentvolle Zeichner der Gartenlaube, ist todt. erlag einem Brustleiden am Nachmittage des 23. vorigen Monats in Berlin, nachdem er noch in der letzten Stunde seines Lebens den Rest seiner Kräfte einer Holzzeichnung gewidmet, welche wir in einer der nächsten Nummern unseren Lesern mitzutheilen gedenken. Bürde's Talent wurde neben einer anerkennenswerthen Erfindungs- und Compositionsgabe durch die glückliche Anlage charakterisirt, die Mannigfaltigkeit der Stoffe, welche Leben und Zeit ihm boten, frisch und unmittelbar zu ergreifen und schnell und keck, gewissermaßen noch mit dem Duft ursprünglicher Inspiration malerisch zu verkörpern. Als Portraiteur, namentlich Berliner Persönlichkeiten, hat er sowohl mit der Kreide wie mit dem Pinsel Vortreffliches geleistet. Ungemein fein fühlend in der Wahl seiner Gegenstände, wußte er auch bei Leistungen auf anderen Gebieten der Malerei durch Vorzüge der Composition und der Technik, sowie durch Eigenartigkeit der Charakteristik eine oft sehr ansprechende Wirkung zu erzielen. Aus seinen Zeichnungen und Bildern spricht die zarte Sinnigkeit und Reinheit seines Gemüthes den Beschauer äußerst wohlthuend an. Seine Beiträge für die Gartenlaube — wir erinnern nur an seine Pendants „Der Landwehrmann und die Picarde“ und „Der Landwehrmann und die Kurmärkerin“ (Nr. 1, 1873), an seine beiden Jugend-Portraits Bismarck's (Nr. 25, 1873) und an seine Zeichnung „Bischof Ketteler segnet die Leiche des Fürsten Lichnowsky ein“ (Nr. 40, 1873) — sind fast ausnahmslos mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, der Name Paul Bürde werde im Gedächtnisse der Freunde der Gartenlaube fortleben als derjenige eines der liebenswürdigsten unter den Künstlern unseres Blattes.

Zur Notiznahme. Zu dem in Nr. 9 erschienenen Bilde „Am Beichtstuhl“ von H. von Angeli ist nachträglich zu bemerken: „Nach einer Photographie aus dem Verlage der photographischen Gesellschaft in Berlin.“

Kleiner Briefkasten.

Abonnent **von R.** in S. Auf Ihre Frage: „Ob sich Leichenverbrennungen auch im criminalistischen Interesse empfehlen würden?“ ist zu erwidern, daß durch Ausgraben der Leiche keineswegs jede „Vergiftung noch längere Zeit nach dem Tode nachzuweisen“ ist, wie Sie voraussetzen, sondern daß dies nur bei wenigen Giften der Fall ist. Die Ausgrabungen von Leichen haben auch nur in sehr geringer Zahl ein für den Richter verwendbares Beweismaterial geliefert. Im schlimmsten Falle ist es aber, wie Statthalter Dr. Schauberg in Zürich sehr treffend bemerkt hat, „besser, es bleibe bei Tausend Vergiftungsfällen ein Mal der Missethäter ungestraft, als daß durch die jetzt übliche Bestattungsweise Tausende vergiftet werden.“ Uebrigens läßt sich auch dem Durchschlüpfen des einzelnen Verbrechers erfolgreich vorbeugen, wenn man eine von geschworenen Aerzten ausgeübte Todtenschau einrichtet, welche zugleich den für die Gesundheitspflege des Volkes hoch anzuschlagenden Nebenvortheil einer zuverlässigen „Sterblichkeits-Statistik“ ergeben würde. Eine solche Leichenschau besteht bereits in einzelnen Städten (zum Beispiel in Leipzig) und hat sich bewährt. Sie beugt zugleich dem „Lebendigbegrabenwerden“ vor, von dessen angeblich zahlreichen Fällen übrigens im laufenden Jahrhundert kein einziger sich nachweisen ließ. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Laien durch die bloße Möglichkeit eines solchen Falles in sehr begreiflicher Weise beängstigt. Bei gutem Willen läßt sich in jeder Gemeinde ärztliche Todtenschau ausführen. Wem auch sie nicht genügen sollte, der müßte einen allgemeinen „Sections-Zwang“ beim Reichstage beantragen, ein Zwang, welcher mindestens ebenso berechtigt wäre, wie der „Impf-Zwang“.

K. L. in B. Wird in den nächsten zehn Tagen, nach der Rückkehr des Herrn Ernst Keil, erledigt werden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 25. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Es war Sonntag Morgen. Das Comptoir war geschlossen, und Reinhold hatte einmal einen freien Vormittag vor sich, was ihm allerdings nur selten zu Theil wurde. Er befand sich im Gartenhause, dessen ausschließliche Benutzung er endlich errungen hatte, allerdings erst nach manchen Kämpfen und nur durch den wiederholten Hinweis auf seine musikalischen Uebungen, die man im Hause selbst allzu störend fand. Der junge Mann war nur hier einigermaßen sicher vor der fortwährenden Controlle seiner Schwiegereltern, die sich bis in die Wohnung des jungen Paares hinein erstreckte, und er benutzte jede freie Stunde, sich in sein Asyl zu flüchten.

Der sogenannte „Garten“ war von jener Beschaffenheit, wie sie in einem enggebauten, alten und menschenvollen Stadtviertel die allein mögliche ist. Ueberall hohe Mauern und Giebel, die von allen Seiten das Stückchen Erde einengten, dem Luft und Sonnenschein nur spärlich zugemessen war, und auf dem einige Bäume und Gesträuche ein kümmerliches Dasein fristeten. Als Grenzlinie hatte das Gärtchen einen jener kleinen Canäle, welche die Stadt nach allen Richtungen hin durchzogen, und dessen stille dunkle Fluth einen recht trübseligen Hintergrund bildete; jenseit desselben aber sah man wieder Mauern und Giebel; das Gefängnißartige, das dem ganzen Almbach'schen Hause anhaftete, schien sich auch auf den einzigen freien Raum desselben zu erstrecken.

Das Gartenhaus selbst war nicht viel freundlicher, das einzige geräumige Gemach sogar mehr als einfach eingerichtet. Man sah es den wenigen altertümlichen Möbeln an, daß sie als überflüssig irgendwo bei Seite gestellt und jetzt hervorgesucht waren, um das Zimmer nothdürftig herzustellen. Nur am Fenster, um das sich einige kümmerliche Weinranken schlangen, stand ein großer, kostbar gearbeiteter Flügel, das Vermächtniß des verstorbenen Musikdirector Willens an seinen Schüler, ein Prachtstück, das sich in der nüchternen Umgebung ebenso seltsam und fremdartig ausnahm, wie die Gestalt des jungen Mannes mit der idealen Stirn und den großen flammenden Augen hinter den vergitterten Comptoirfenstern des Vorderhauses.

Reinhold saß am Tische und schrieb, aber sein Gesicht trug heute nicht jenen müden, apathischen Ausdruck, der stets darauf ruhte, sobald er die Zahlen der Handlungsbücher vor sich hatte; seine Wangen waren tief, fast fieberhaft geröthet, und die Hand, die in raschen Zügen einen Namen auf das vor ihm liegende Briefcouvert warf, zitterte leise, wie in verhaltener Erregung. Da ließen sich Schritte draußen hören und die Glasthür wurde geöffnet, mit einer schnellen unmuthigen Bewegung schob der junge Mann das Couvert unter die auf dem Tische liegenden Notenblätter und wandte sich um.

Es war Jonas, der Diener des Capitains, der die ihm angebotene Gastfreundschaft seiner Verwandten nur auf einige Tage angenommen hatte, und dann in eine eigene Wohnung übergesiedelt war. Der Matrose brachte Gruß und Eintritt in der ihm eigenen derben und etwas ungeschickten Art zuwege und legte dann einige Bücher auf den Tisch.

„Eine Empfehlung von dem Herrn Capitain, und er schickt hier das Versprochene aus seiner Reisebibliothek.“

„Kommt mein Bruder nicht selbst?“ fragte Reinhold befremdet. „Er versprach es doch.“

„Der Herr Capitain ist schon längst da,“ rapportirte Jonas, „aber sie haben ihn richtig wieder im Hause abgefangen: der Herr Onkel wünschen eine Conferenz mit ihm in Familiensachen; die Frau Tante verlangen seine Hülfe bei einer Aenderung im Besuchszimmer, und der Buchhalter will ihn für seinen Verein kapern. Alle reißen sie sich um ihn; er kann nicht loskommen.“

„Hugo scheint im Laufe einer einzigen Woche bereits das ganze Haus erobert zu haben,“ bemerkte Reinhold ironisch.

„Das machen wir überall so,“ sagte Jonas voll Selbstgefühl, und schien sehr geneigt, noch Einiges über diese Eroberungen hinzuzufügen, als er durch den Eintritt seines Herrn unterbrochen wurde, der in heiterster Laune den Bruder begrüßte.

„Guten Morgen, Reinhold! Nun, Jonas, was stehst Du denn noch hier? Man bedarf Deiner im Hause. Ich habe der Tante versprochen, daß Du bei der heutigen Mittagsgesellschaft Aushülfe leisten sollst. Rasch hinaus in die Küche!“

„Unter die Frauenzimmer?“ fragte Jonas, dessen Gesicht sich bei dem Befehle natürlich verlängerte.

„Unter die Frauenzimmer! Weiß der Himmel,“ wandte sich Hugo lachend an seinen Bruder, „wo dieser Mensch den Haß gegen alles Weibliche gelernt hat. Bei mir sicher nicht; ich bewundere das schöne Geschlecht ganz außerordentlich.“

„Ja, leider Gottes, gar zu außerordentlich!“ brummte Jonas, machte aber gehorsam Kehrt und marschirte zur Thür hinaus, während der Capitain dicht an Reinhold hinantrat.

„Es ist heute große Familientafel,“ hob er an, den pedantisch feierlichen Ton seines Onkels Almbach täuschend nachahmend. „Mir zu Ehren, natürlich! Ich hoffe, daß Du diesem bedeutsamen Acte die gebührende Hochachtung entgegenbringst, und Dich

Digitized by Google

nicht wieder so benimmst, daß ich Dich höchstens als Folie für meine eigene zu entwickelnde Liebenswürdigkeit benutzen kann."

Reinhold runzelte ein wenig die Stirn. „Ich bitte Dich, Hugo, werde endlich einmal vernünftig! Wie lange denkst Du denn eigentlich noch diese Komödie fortzuspielen und Dich über das ganze Haus lustig zu machen? Nimm Dich in Acht, wenn sie dahinter kommen, von welcher Beschaffenheit Deine Liebenswürdigkeit eigentlich ist, und daß Du im Grunde nur Deinen Spott mit ihnen Allen treibst."

„Das wäre allerdings schlimm," sagte Hugo ruhig. „Sie kommen aber nicht dahinter; verlaß Dich darauf!"

„So thue mir wenigstens den Gefallen, und laß' Deine entsetzlichen Indianergeschichten! Du muthest ihnen wirklich zu viel damit zu. Der Onkel debattirte erst gestern mit dem Buchhalter über den Kampf mit der Riesenschlange, den Du ihnen neulich auftischtest, und der denn doch auch ihm etwas unerhört schien. Ich gerieth in die grenzenloseste Verlegenheit beim Zuhören."

„In Verlegenheit hat Dich das gebracht?" spottete der Capitain. „Wäre ich dabei gewesen, ich hätte ihnen sofort noch eine Elephantenjagd, eine Tigergeschichte und einige Ueberfälle der Wilden mit so haarsträubenden Effecten zum Besten gegeben, daß ihnen die Sache mit der Riesenschlange darnach höchst wahrscheinlich vorgekommen wäre. Sei unbesorgt! Ich kenne meine Zuhörer; das ganze Haus erdrückt mich ja fast mit Sympathiebeweisen."

„Ella ausgenommen," warf Reinhold ein. „Es ist doch eigenthümlich, daß ihre Scheu vor Dir in keiner Art zu überwinden ist."

„Jawohl, das ist sehr eigenthümlich," stimmte Hugo mit beleidigter Miene bei. „Ich kann durchaus nicht zugeben, daß Jemand im Hause existirt, der von meiner Vortrefflichkeit nicht unbedingt überzeugt scheint, und habe mir bereits vorgenommen, mich heute in meiner ganzen unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit meiner Frau Schwägerin zu präsentiren. Ich zweifle durchaus nicht, daß sie sich darauf hin gleichfalls der Majorität anschließen wird. Du bist doch hoffentlich nicht eifersüchtig?"

„Eifersüchtig? Ich? Und um Ella's willen?" Der junge Mann zuckte halb mitleidig, halb verächtlich die Achseln. „Was fällt Dir ein?"

„Nun, es hat auch keine Gefahr! Ich suchte schon vorhin eine Unterredung mit ihr, aber sie war ausschließlich mit dem Kleinen beschäftigt. — Sage einmal, Reinhold, woher hat das Kind die wunderschönen blauen Märchenaugen? Die Deinen sind es nicht; da ist auch nicht die leiseste Spur einer Aehnlichkeit vorhanden, und sonst wüßte ich doch Niemanden in der Familie —"

„Ich glaube, Ella's Augen sind blau," unterbrach ihn der Bruder gleichgültig.

„Das glaubst Du nur? Ueberzeugt hast Du Dich davon wohl noch nie? Allerdings mag das schwierig sein; sie schlägt sie ja niemals auf, und unter dieser unendlichen Haube ist überhaupt nichts von ihrem Gesichte zu erblicken. Reinhold, um Gotteswillen, wie kannst Du Deiner Frau eine solche vorsündfluthliche Tracht erlauben! Ich versichere Dir, für mich wäre diese Haube ein unbedingter Scheidungsgrund."

Reinhold hatte sich an den Flügel gesetzt und ließ mechanisch die Hand über die Tasten gleiten, während er mit vollkommener Theilnahmlosigkeit erwiderte: „Ich kümmere mich nie um Ella's Toilette, und ich glaube, es wäre auch nutzlos, da Aenderungen durchsetzen zu wollen. Was geht es mich auch an?"

„Was es Dich angeht, wie Deine Frau aussieht?" wiederholte der Capitain, indem er einige der auf dem Tische liegenden Notenblätter ergriff und flüchtig durchsah; „eine allerliebste Frage für einen jungen Ehemann! Du hattest doch sonst einen nur allzu reizbaren Sinn für das Schöne, und ich möchte beinahe fürchten — was ist denn das? ‚Signora Beatrice Biancona in H.' Hast Du italienische Correspondenzen hier in der Stadt?"

Reinhold sprang auf. Verlegenheit und Unmuth stritten in seinem Gesichte, als er den Brief, den er vorhin unter die Noten geschoben, in der Hand des Bruders sah, der unbefangen die Adresse wiederholte:

„Beatrice Biancona? Das ist ja die Primadonna der italienischen Oper, die hier ein so unglaubliches Furore machen soll. Kennst Du die Dame?"

„Oberflächlich," sagte Reinhold, ihm den Brief rasch aus der Hand nehmend. „Ich wurde ihr kürzlich beim Consul Erlau vorgestellt."

„Und Du correspondirst bereits mit ihr?"

„Nicht doch! Der Brief enthält nicht eine einzige Zeile."

Hugo lachte laut auf. „Ein Couvert mit einer vollständigen Adresse darauf und einem sehr umfangreichen Papier darin und keine einzige Zeile? Lieber Reinhold, das ist noch wunderbarer, als meine Geschichte mit der Riesenschlange. Verlangst Du im Ernst Glauben dafür? Nun, sieh nur nicht so finster aus! Ich beabsichtige durchaus nicht, mich in Deine Geheimnisse zu drängen."

Statt aller Antwort zog der junge Mann das Papier aus dem noch nicht geschlossenen Couverte hervor und hielt es dem Bruder hin, der verwundert darauf niederblickte.

„Was soll das heißen? Nur ein Lied — Noten und Text — kein Wort der Erklärung dabei — einzig Dein Name darunter. Hast Du das etwa componirt?"

Reinhold nahm das Papier wieder zurück, schloß den Brief und steckte ihn zu sich.

„Es ist ein Versuch, weiter nichts. Sie ist Künstlerin genug, um darüber zu urtheilen. Mag sie es annehmen oder verwerfen!"

„Du componirst also auch?" fragte der Capitain, dessen Gesicht auf einmal ernst geworden war. „Ich glaubte nicht, daß Deine leidenschaftliche Neigung für die Musik bis zum eigenen Schaffen ginge. Armer Reinhold, wie hältst Du es nur aus in diesem Leben, unter all dieser Engherzigkeit und Beschränktheit, die jeden Funken von Poesie als überflüssig oder gefährlich ersticken möchte? Ich habe es nicht gekonnt."

Reinhold hatte sich wieder auf den Sessel vor seinem Flügel geworfen. „Frage mich nicht, wie ich es aushalte!" entgegnete er gepreßt. „Genug, daß ich es thue!"

„Ich ahnte es längst, daß Deine Briefe nicht aufrichtig waren," fuhr Hugo fort, „daß hinter all der Zufriedenheit, mit der Du mich täuschen wolltest, sich etwas ganz Anderes barg. In dieser einen Woche hier im Hause ist mir die Wahrheit klar geworden, trotzdem Du Dir alle nur erdenkliche Mühe gabst, sie mir zu verbergen."

Der junge Mann blickte düster vor sich hin. „Wozu sollte ich Dich in der Ferne auch noch mit der Sorge um mich quälen? Du hattest genug zu thun, Dich selber durchzubringen, und es gab ja auch eine Zeit, wo ich zufrieden war, oder es wenigstens zu sein glaubte, weil mein ganzes geistiges Leben wie in einem Banne lag, wo ich in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über mich ergehen ließ und willig der Kette die Hand bot. Ich habe es gethan, nun ja! Ich habe aber auch mein ganzes Leben lang daran zu tragen."

Hugo war zu ihm getreten und legte die Hand auf seine Schulter. „Du meinst Deine Heirath mit Ella? Bei der ersten Nachricht davon wußte ich, daß es einzig das Werk des Onkels war."

Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen des jungen Mannes, als er fast schneidend erwiderte: „Er war von jeher ein ausgezeichneter Rechenmeister, und das hat er auch hier wieder gezeigt. Der arme, aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommene Verwandte mußte es ja als ein Glück betrachten, daß man ihn zum Sohn und Erben des Hauses erhob, und die Tochter mußte doch einmal verheirathet werden; da galt es, mit ihrer Hand der Firma einen Nachfolger zu sichern, der den gleichen Namen trug. Es war nicht Ella's Schuld und nicht die meine, daß man uns so zusammenband. Wir waren Beide jung, willenlos, ohne Verständniß des Lebens und unser selbst. Sie wird es ewig bleiben — wohl ihr! Mir ist es nicht so gut geworden."

Man hätte es den kecken braunen Augen des jungen Capitains kaum zugetraut, daß sie so ernst blicken konnten, wie in diesem Momente, wo er sich zu dem Bruder herabbeugte. „Reinhold!" sagte er halblaut. „In der Nacht, als ich entfloh, um mich einer Willkür zu entreißen, die mir Freiheit und Zukunft verschütten wollte, da hatte ich Alles geplant und vorhergesehen, nur das Eine, Schwerste nicht, die Minute, wo ich an Deinem Bette stand, um Dir Lebewohl zu sagen. Du schliefst ruhig und ahntest nichts von der Trennung, aber ich — als ich Dein kleines blasses Gesicht auf dem Kissen sah und mir sagte,

daß ich es nun lange Jahre nicht, daß ich es vielleicht nie wieder sehen würde, da wollten all die Freiheitsgelüste nicht Stand halten, und ich rang schwer mit der Versuchung, Dich zu wecken und mit mir zu nehmen. Später, als ich die dornenvolle Laufbahn des abenteuernden, heimathlosen Knaben mit all ihren Gefahren und Entbehrungen kosten mußte, da habe ich oft Gott gedankt, daß ich der Versuchung widerstand, wußte ich Dich doch sicher und geborgen im Hause der Verwandten, und jetzt" — die kräftige Stimme Hugo's bebte wie im unterdrückten Grolle oder Schmerz — „jetzt wollte ich, ich hätte Dich damals mit hinausgerissen in Mangel und Entbehrung, in Sturm und Gefahr, aber auch in die Freiheit hinaus; es wäre besser gewesen."

„Es wäre besser gewesen," wiederholte Reinhold tonlos; dann auf einmal erhob er sich ungestüm. „Laß uns abbrechen! Wozu die Klagen, die das einmal Geschehene doch nicht ändern? Komm'! Man erwartet uns oben im Hause."

„Ich wollte, ich hätte Dich auf meiner ‚Ellida' und wir könnten der ganzen Sippschaft den Rücken kehren auf Nimmerwiedersehen!" sagte der junge Seemann mit einem Seufzer, während er sich anschickte, der Aufforderung nachzukommen. „So schlimm habe ich mir die Sache doch nicht gedacht."

Die Brüder hatten kaum das Haus betreten, als die Unentbehrlichkeit Hugo's sich auch schon wieder zu zeigen begann. Von nicht weniger als drei Seiten ward er zugleich in Anspruch genommen. Jeder verlangte seinen Rath, seine Hülfe. Der junge Capitain schien die beneidenswerthe Fähigkeit zu besitzen, sich sofort von einer Stimmung in die andere werfen zu können, denn unmittelbar nach dem tiefernsten Gespräch mit dem Bruder sprühte er schon wieder von Heiterkeit und Uebermuth, half Jedem, sagte Jedem Artigkeiten und verspottete dabei Alle in der schonungslosesten Weise. Diesmal war es der Buchhalter, der ihn schließlich „abfing", wie Jonas sich ausdrückte, um seine Vereinsangelegenheit vorzutragen, und während die beiden Herren darüber debattirten, trat Reinhold in das Eßzimmer, wo er seine Frau bereits mit den Vorbereitungen für die erwähnte Gesellschaft beschäftigt fand.

Ella war heute in Sonntagstracht, aber das änderte wenig in ihrer Erscheinung. Der Anzug von feinerem Stoffe war deshalb nicht kleidsamer; die Haube, die ihrem Schwager ein solches Entsetzen einflößte, umgab und entstellte auch heute das Gesicht. Die junge Frau widmete sich ihren Hausfrauenpflichten so emsig und ausschließlich, daß sie kaum den Eintritt ihres Gatten zu bemerken schien, der sich mit ziemlich finsterer Miene ihr näherte.

„Ich möchte Dich doch bitten, Ella," begann er, „in Zukunft etwas mehr Rücksicht auf meine Wünsche zu nehmen und meinem Bruder in der Weise zu begegnen, die er von seiner Schwägerin erwarten kann und darf. Ich sollte meinen, das Benehmen Deiner Eltern und des ganzen Hauses könnte Dir als ein Beispiel dienen; aber Du scheinst ein eigenes Vergnügen darin zu finden, ihm jedes Verwandtenrecht zu versagen und ihm eine förmliche Antipathie zu zeigen."

Die junge Frau sah bei dieser in nichts weniger als liebevollem Tone gegebenen Zurechtweisung genau so furchtsam und hülflos aus, wie damals, als die Mutter von ihr verlangte, sie solle gegen die musikalische „Manie" ihres Mannes einschreiten. „Sei nicht böse, lieber Reinhold!" entgegnete sie zaghaft, „aber ich — ich kann wirklich nicht anders."

„Du kannst nicht?" fragte Reinhold scharf. „Freilich, das ist ja Deine stete Antwort, wenn ich etwas von Dir verlange, und ich dächte, es käme doch selten genug vor, daß ich einmal eine Bitte an Dich richte. Diesmal aber bestehe ich ganz entschieden darauf, daß Du Dein Benehmen gegen Hugo änderst. Dieses scheue Ausweichen und consequente Schweigen auf jede seiner Anreden ist ja geradezu lächerlich. Ich bitte Dich jetzt ernstlich, etwas mehr dafür zu sorgen, daß ich meinem Bruder nicht gar zu bemitleidenswerth erscheine."

Ella schien im Begriff zu sein, zu antworten; aber die letzte schonungslose Bemerkung schloß ihr die Lippen. Sie senkte den Kopf und machte auch nicht den leisesten Versuch mehr, sich zu vertheidigen. Es war eine Bewegung so sanfter, geduldiger Fügsamkeit, daß sie wohl Jeden entwaffnet hätte; Reinhold aber achtete gar nicht darauf, denn in diesem Augenblicke hörte man drinnen im Nebenzimmer den alten Buchhalter sich verabschieden.

„Wir dürfen also auf die Ehre Ihrer Mitgliedschaft rechnen, Herr Capitain? Und hinsichtlich unserer Präsidentenwahl habe ich Ihr Wort, daß Sie zu der Opposition stehen?"

„Ganz der Ihrige, verehrter Herr!" tönte Hugo's Stimme. „Und selbstverständlich nur bei der Opposition. Ich schlage mich grundsätzlich immer zur Opposition, wo eine existirt; es ist gewöhnlich die einzige Partei, bei der es amüsant zuzugehen pflegt. Bitte, die Ehre ist ganz auf meiner Seite."

Der Buchhalter ging, und der Herr Capitain erschien jetzt im Zimmer. Er schien Lust bekommen zu haben, das vorhin gegebene Versprechen einzulösen und die junge Frau seines Bruders gleichfalls von seiner Vortrefflichkeit zu überzeugen, denn er näherte sich ihr mit der ganzen Keckheit und dem ganzen Uebermuthe seines Wesens, dem eine gewisse ritterliche Galanterie beigemischt war.

„Also dem Zufalle muß ich es danken, daß ich endlich einmal meine liebenswürdige Schwägerin zu Gesicht bekomme und sie mir nothgedrungen auf einige Minuten Stand halten muß? Sie selbst freilich hätte mir dieses Glück nie zu Theil werden lassen. Ich habe mich bereits heute Morgen bitter bei Reinhold über diese Zurücksetzung beklagt, die verdient zu haben ich mir in keiner Weise bewußt bin."

Er wollte ihre Hand ergreifen, jedenfalls um sie zu küssen; aber Ella zog mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit die Hand zurück.

„Herr Capitain!"

„Herr Capitain!" wiederholte Hugo entrüstet. „Nein, Ella, das geht zu weit. Ich hätte als Schwager wohl mehr als je ein Recht, das vertrauliche ‚Du' zu beanspruchen, das Sie dem Vetter und Jugendgespielen nie verweigert haben; aber da Sie vom ersten Tage meines Hierseins an die fremde Anrede so entschieden betonten, so folgte ich dem mir gegebenen Winke. Dieses ‚Herr Capitain' aber dulde ich nicht; das ist eine Beleidigung, gegen die ich Reinhold zu Hülfe rufe. Er soll mir sagen, ob ich es wirklich ertragen muß, mich von diesen Lippen ‚Herr Capitain' genannt zu hören."

„Nicht doch!" sagte Reinhold, indem er sich zum Gehen wandte. „Ella wird diese Anrede wie überhaupt den fremden Ton gegen Dich fallen lassen. Ich habe sie soeben ausdrücklich darum gebeten."

Er ging wirklich, und sein Blick befahl der jungen Frau ebenso bestimmt, zu bleiben, als sein Ton Gehorsam forderte. Dem Capitain entging Beides nicht.

„Um Gotteswillen, komm' mir nicht mit Deiner Ehemannsautorität dazwischen! Willst Du die Freundlichkeit gegen mich etwa anbefehlen?" rief er dem Bruder nach und wandte sich dann rasch wieder zu Ella, während er galant fortfuhr: „Das wäre der sicherste Weg, mich nun und nimmermehr Gnade finden zu lassen vor den Augen meiner schönen Schwägerin. Aber nicht wahr, dessen bedarf es auch nicht zwischen uns? Sie erlauben mir endlich, Ihnen den schuldigen Tribut der Ehrfurcht zu Füßen zu legen, Ihnen die freudige Ueberraschung zu schildern, mit der ich die Nachricht empfing —"

Hier hielt Hugo plötzlich inne und schien aus dem Concepte zu kommen. Ella hatte das Auge emporgeschlagen und ihn angesehen. Es war ein Blick stillen schmerzlichen Vorwurfes, und derselbe Vorwurf lag auch in ihrer Stimme, als sie erwiderte:

„Lassen Sie doch wenigstens mich in Frieden, Herr Capitain! Ich dächte, Sie hätten heute bereits hinreichenden Zeitvertreib gehabt."

„Ich?" fragte Hugo betroffen. „Wie meinen Sie das, Ella? Sie glauben doch nicht etwa —"

Die junge Frau ließ ihn nicht ausreden. „Was haben wir Ihnen denn gethan?" fuhr sie fort, und so furchtsam die Stimme auch im Anfange noch bebte, sie gewann sichtbar an Festigkeit bei jedem Worte. „Was haben wir Ihnen denn gethan, daß Sie uns immer nur verspotten, von dem Tage Ihrer Rückkehr an, wo Sie meinen Eltern eine Reuescene vorspielten, über die Sie wahrscheinlich nachher sehr gelacht haben, bis zur heutigen Stunde, wo Sie das ganze Haus zur Zielscheibe Ihres Uebermuthes machen? Reinhold duldet es freilich, daß wir Tag für Tag so herabgesetzt werden; er muß es wohl in der Ordnung finden. Aber ich, Herr Capitain," — hier hatte Ella's Ton die

vollste Sicherheit gewonnen — „ich finde es nicht in der Ordnung, daß Sie ein Haus, in welchem Sie, trotz alledem, was geschehen ist, mit der alten Liebe wieder aufgenommen worden sind, tagtäglich mit Spott und Hohn überschütten. Wenn Ihnen dies Haus und diese Familie so sehr kleinlich und lächerlich erscheinen, so hat Sie ja Niemand hergerufen. Sie hätten draußen bleiben sollen in der Welt, von der Sie soviel zu erzählen wissen. Meine Eltern verdienen mehr Schonung und Achtung, selbst für ihre Schwächen, und unser Haus mag sehr einfach sein, aber es ist doch immer noch zu gut für den Spott eines — Abenteurers."

Sie wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer, ohne ein Wort der Erwiderung abzuwarten. Hugo stand da und sah ihr nach, als habe sich soeben eine der unmöglichen Scenen aus seinen „Indianergeschichten" leibhaftig vor seinen Augen ereignet. Es geschah dem jungen Seemanne wahrscheinlich zum ersten Male in seinem Leben, daß er mit der Geistesgegenwart auch die Sprache verlor.

„Das war deutlich," sagte er endlich, indem er sich ganz fassungslos niedersetzte, aber schon in der nächsten Minute sprang er wie elektrisirt empor und rief:

„Sie hat sie wahrhaftig — die schönen blauen Augen des Kindes. Und das muß ich erst heute und jetzt entdecken! Freilich wer hätte auch unter diesem Ungethüm von Haube diesen Blick gesucht. ‚Wir sind zu gut für den Spott eines Abenteurers!' Schmeichelhaft ist das gerade nicht, aber verdient war es, wenn ich es auch freilich aus diesem Munde am allerletzten zu hören erwartete. Also böse muß man Frau Ella machen, wenn man sie so sehen will? Das werde ich doch öfters probiren."

Hugo machte eine Wendung, in das Besuchszimmer hinüberzugehen, aber auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen und blickte nach der Thür hinüber, durch die seine junge Schwägerin sich entfernt hatte. Der Zug von Spott und Uebermuth in seinem Gesichte war völlig verschwunden; es hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen, als er leise sagte: „Und da glaubt Reinhold nur, daß sie blaue Augen hat? Unbegreiflich!"

Der große Concertsaal von H. schien diesmal die Elite der ganzen Stadt in seinen Räumen zu vereinigen. Es handelte sich um eines jener Concerte, die, zu irgend einem wohlthätigen Zweck in's Werk gesetzt, von den ersten Familien der Gesellschaft in Protection genommen wurden, und bei denen die Mitwirkung einerseits und das Erscheinen andererseits als Ehrensache galt. Das Programm wies heute nur Namen von Berühmtheiten auf, sowohl was die Musikstücke als was die Ausführenden betraf, und im Uebrigen hatte man durch möglichst hohe Preise dafür gesorgt, daß das Publicum vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, den ersten Kreisen angehörte.

Noch hatte das Concert nicht seinen Anfang genommen, und die mitwirkenden Künstler befanden sich noch in einem neben dem Saale gelegenen Zimmer, das bei solchen Gelegenheiten als Versammlungsort diente, und zu dem nur einige besonders Begünstigte aus dem Publicum Zutritt hatten. Um so mehr fiel daher die Gegenwart eines jungen Mannes auf, der weder zu diesen Begünstigten, noch zu den Künstlern selbst gehörte und sich auch von Beiden fern hielt. Er war vor Kurzem eingetreten und hatte sich sofort an den Capellmeister gewandt, der ihn zwar auch nicht zu kennen schien, aber doch von seinem Kommen unterrichtet sein mußte, denn er empfing ihn äußerst artig. Die umstehenden Herren vernahmen nur so viel von dem Gespräche, daß der Capellmeister bedauerte, Herrn Almbach keine Auskunft geben zu können, es sei der Wunsch Signora Biancona's gewesen; Signora werde sogleich selbst erscheinen. Die kurze Unterhaltung war bald zu Ende, und Reinhold zog sich zurück.

Der in lebhafter Unterhaltung begriffene Künstlerkreis stob urplötzlich auseinander, als die Thür sich öffnete, und die junge Primadonna erschien, die man noch nicht erwartet hatte, denn sie pflegte sonst stets erst im letzten Augenblicke vorzufahren. Alles kam in Bewegung. Man überbot sich in Aufmerksamkeiten gegen die schöne Collegin, aber diese nahm heute auffallend wenig Notiz von der gewohnten Huldigung ihrer Umgebung. Ihr Blick war schon beim Eintreten rasch durch das Zimmer geflogen und hatte sofort gefunden, was er suchte. Signora geruhte, die Begrüßungen nur sehr flüchtig zu erwidern, wechselte einige Worte mit dem Capellmeister und entzog sich dann sofort jeden weiteren Unterhaltungsversuchen der Herren, indem sie sich an Reinhold Almbach wandte, der sich ihr jetzt näherte, und mit ihm in eine der entferntesten Fensternischen trat.

„Sie sind wirklich gekommen, Signor?" begann sie in vorwurfsvollem Tone. „Ich glaubte in der That kaum noch, daß Sie meiner Einladung Folge leisten würden."

Reinhold sah auf, und die erzwungene Kälte und Fremdheit bei der Begrüßung begann bereits zu weichen, als er zum ersten Male wieder seit jenem Abende diesem Blicke begegnete.

„Also war es doch Ihre Einladung," sagte er. „Ich wußte in der That nicht, ob ich die mir in Ihrem Namen übersandte Aufforderung des Herrn Capellmeisters als eine solche betrachten durfte. Es lag keine einzige Zeile von Ihrer Hand bei."

Beatrice lächelte. „Ich folgte nur einem mir gegebenen Beispiele. Auch ich habe ein gewisses Lied erhalten, dessen Componist seinem Namen kein einziges Wort hinzugefügt hatte. Ich übte nur Vergeltung."

„Hat mein Schweigen Sie beleidigt?" fragte der junge Mann rasch. „Ich wagte nichts hinzuzufügen. Was —" sein Auge sank zu Boden — „was hätte ich Ihnen auch sagen sollen!"

Die erste Frage wäre wohl überflüssig gewesen; denn die Huldigung jenes Liedes schien verstanden worden zu sein, und Signora Biancona sah nichts weniger wie beleidigt aus, als sie erwiderte:

„Sie scheinen das Wortlose zu lieben, Signor, und durchaus nur in Tönen zu mir sprechen zu wollen. Nun denn, ich füge mich Ihrem Geschmack und habe beschlossen, Ihnen gleichfalls nur in unserer Sprache zu antworten."

Sie legte einen leisen, aber doch bemerkbaren Nachdruck auf das Wort. Reinhold hob überrascht das Haupt.

„In unserer Sprache?" wiederholte er langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Gang zur Beichte.

Auch dem Frevler, der gesündigt,
Unser Heiland gern vergiebt,
Der vor Allen Gnade kündigt
Herzen, die zu heiß geliebt. —
Zaghaft, tiefgesenkten Blickes
Schreitet sie zum Beichtstuhl hin,
Einem Opfer des Geschickes
Gleicht die bleiche Büßerin.

Schön, trotz Kummer und Bedrängniß; — —
Ach! die Schönheit lockt den Schmerz,
Und das bitterste Verhängniß
Ist ein leidenschaftlich Herz,
Das sich einmal nur entzündet,
Einmal nur erschließt dem Licht,
Hier schon seinen Himmel gründet,
Oder in Verzweiflung bricht.

Ist es Sünde denn zu lieben?
Hat nicht eine höh're Macht
Sie an seine Brust getrieben,
Der die Flamme angefacht?
Nun er treulos sie verlassen,
Meineid ward sein heißer Schwur,
Soll sie den Verruchten hassen —
Ach! ihr Herz liebt einmal nur.

Daß im Keim geknickt ihr Leben,
Hat sie liebend ihm verzieh'n;
Daß ihr selber sei vergeben,
Fleht sie weinend auf den Knie'n;
Ihre eig'ne Schuld zu büßen,
Flieht sie in des Herren Hut
Und verströmt zu seinen Füßen
Des gebroch'nen Herzens Blut.

„Nicht am Ird'schen sollst Du hangen —
Unschuld wahre Dir und Ruh',
Und mit gläubigem Verlangen
Wende Dich dem Ew'gen zu!"
So sprach einst der Priester gütig,
Doch ihr Herz blieb wahnbethört,
Wehe, wenn er zornesmüthig
Heute sie auch nicht erhört!

Zage nicht — und wenn er Milde
Und Verzeihung dir versagt,
Blicke auf zu jenem Bilde!
Nicht umsonst hast Du geklagt:
Auch dem Frevler, der gesündigt,
Unser Heiland gern vergiebt,
Der vor Allen Gnade kündigt
Herzen, die zu heiß geliebt.

Albert Traeger.

Gang zur Beichte.

Originalzeichnung von M. Ulffers in Düsseldorf.

Digitized by Google

Das Haus der Berliner Frauen.

In der Königgrätzer Straße befindet sich eines der interessantesten Häuser von Berlin, das in seiner Weise gewiß einzig in ganz Deutschland und vielleicht auch in der übrigen Welt dastehen dürfte, obgleich es äußerlich wenig oder gar nicht in die Augen fällt und sich höchstens durch die über dem Thorwege angebrachte Büste des durch seine humanen Bestrebungen berühmten Präsidenten Lette bemerkbar macht. Erst auf Befragen erfahren wir, daß dieses schlichte, bescheidene Haus eine große Bedeutung für die Frauenwelt hat, da es eine Reihe von wichtigen Instituten in sich schließt, die der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts dienen. Das Haus selbst heißt das Lette-Haus und ist erst seit Kurzem Eigenthum des Berliner Lette-Vereins.

An einem milden Herbsttage des Jahres 1864 besuchte der Schreiber dieser Zeilen mit mehreren Bekannten den berühmten Vater der deutschen Genossenschaften, unsern Schulze-Delitzsch, in seiner Villa zu Potsdam. Nach Tische machten wir einen kleinen Spaziergang durch den schönen Garten unseres Wirthes, wobei ich mit dem ebenfalls anwesenden Präsidenten Lette in ein interessantes Gespräch über die Lage der unversorgten Frauen gerieth. Die Veranlassung gab ein in dem von mir früher redigirten „Volksgarten" erschienener Aufsatz „Ueber das Loos der unverheiratheten Mädchen" von Ellen Lucia, worin die unbekannte Verfasserin mit vielem Geiste die Mängel unserer weiblichen Erziehung, die daraus entspringende Noth der unversorgten Töchter schilderte und die Mittel zur Abhülfe vorschlug, ohne jedoch mit den gewöhnlichen Phrasen die sogenannte Frauenemancipation zu fordern.

Mit dem ihm eigenen jugendlichen Eifer faßte der ausgezeichnete, für alles Gute und Edle begeisterte greise Lette den von mir nur leicht hingeworfenen Gedanken auf, einen Verein zur Beseitigung dieser in die Augen springenden Uebelstände zu bilden. Da er selbst zu sehr durch seine vielseitigen Geschäfte in Anspruch genommen wurde, ersuchte er mich, ihm einen kurzen Entwurf zu geben und ihm die nöthigen Materialien zu verschaffen, wozu ich gern bereit war. Nach meinen flüchtigen Angaben verfaßte er eine ausführliche, ebenso gediegene wie geistvolle Denkschrift, die er dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen überreichte.

Schon am 13. December 1865 fand auf Grund dieser Denkschrift eine vorbereitende Versammlung statt, an der sich eine große Anzahl angesehener Männer und Frauen betheiligten. Nach mehrfach eingehender Besprechung wurde am 26. Februar 1866 „Der Verein für Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" gebildet und zum Vorsitzenden der unermüdliche, hochverehrte Lette gewählt. Seinem bewunderungswürdigen organisatorischen Talente, seiner angesehenen Stellung und persönlichen Liebenswürdigkeit, seinem milden, humanen Wesen und seiner versöhnenden Natur gelang es auch, alle Schwierigkeiten und Vorurtheile zu besiegen und dem Vereine zahlreiche Gönner und Freunde zu erwerben, an deren Spitze bald die von dem gleichen Geiste beseelte Kronprinzessin Victoria als Protectorin trat. Schon im ersten und schwersten Jahre belief sich die Zahl der Mitglieder auf fünfhundert Personen, die der Beiträge auf tausend bis elfhundert Thaler.

Leider erlitt der Verein durch den am 3. December 1868 erfolgten Tod des Stifters einen schweren, fast unersetzlichen Verlust. Noch auf dem Sterbebette dachte der edle Greis an seine Schöpfung, indem er ihr ein Capital zur Gründung einer Vorschußcasse vermachte. Seine Stelle übernahm der für alle humanen Ideen thätige Professor von Holtzendorff, einer jener seltenen Gelehrten, die durch ihre Betheiligung an dem öffentlichen Leben das Ideal mit der Wirklichkeit zu vermitteln und zu versöhnen suchen. Nach mehrjähriger angestrengter Thätigkeit sah sich jedoch Professor Holtzendorff durch seine überhäuften Berufsgeschäfte genöthigt, im April 1872 den Vorsitz niederzulegen, welcher nun der Frau Schepeler-Lette, der würdigen und auch geistesverwandten Tochter ihres berühmten Vaters, übertragen wurde.

Unter ihrer Leitung entwickelte sich der Verein immer kräftiger und segensreicher, nachdem er schon unter ihren Vorgängern mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Bedeutendes geleistet hatte. Durch das Arbeitsnachweisungsbureau erhielten bereits zahlreiche Frauen unentgeltlich eine lohnende Beschäftigung oder ein sicheres Unterkommen. Ferner wurde eine Handelsschule eingerichtet, eine Frauenindustrieausstellung veranstaltet, ein Verband sämmtlicher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine in Deutschland gegründet und zum Organ desselben der „Frauen-Anwalt" bestellt.

Aber diesen vereinzelten, höchst anerkennenswerthen Leistungen fehlte der Mittelpunkt eines eigenen Hauses, worin alle die zerstreuten Institute ein dauerndes Unterkommen finden sollten. Nur ein solcher Grundbesitz konnte die feste Basis, den sicheren Boden abgeben, auf dem allein der Verein gedeihen konnte. Es war daher ein ebenso glücklicher als kühner Gedanke, ohne zureichendes Vermögen einen solchen nothwendigen Besitz zu erwerben. Männliche Kraft und weibliche Ausdauer ließen das schwere Werk gelingen. Zu diesem Zwecke wurde zunächst eine Sammlung bei den Gönnern und Freunden des Vereins veranstaltet, an der sich vor Allem die hohe Protectorin mit einer bedeutenden Summe betheiligte.

Mit der gewiß höchst bescheidenen Summe von achttausend wurde der Ankauf des Hauses für den Preis von fünfundneunzigtausend Thalern gewagt, nachdem sich noch in der letzten Stunde ein verborgener Wohlthäter bereit erklärt hatte, fünfundzwanzigtausend Thaler unter den liberalsten Bedingungen vorzustrecken. Da aber mit dem Ankauf auch ein nicht zu umgehender Umbau vorgenommen werden mußte, so reichte das vorhandene Geld nicht hin. Jedoch der gute Genius und der Schutzgeist des Vereins sorgte für neue Mittel; unter dem Schutze der Frau Kronprinzessin wurde in dem sogenannten Prinzessinnen-Palais ein „Bazar" zum Besten des Lette-Hauses eröffnet. Wie durch Zauber verwandelten sich die Räume des Fürstenschlosses in eine prächtige Markthalle, worin die Protectorin mit den reizendsten Verkäuferinnen schaltete und die Elite der Gesellschaft herbeizog.

Die ersten Künstler Deutschlands, Andreas Achenbach, Begas, Passini, Paul Meyerheim, Knaus, Richter, A. von Werner, Knille, Harrach, Kalkreuth, Eschke &c. hatten ihre werthvollen Gaben auf den Altar unserer lieben Frau niedergelegt, der Maler Angeli aus Wien sich schriftlich verpflichtet, ein ihm zuzuweisendes Portrait zu malen und das dafür gezahlte Honorar von tausend Thalern dem Vereine zu überlassen. Auch die Frau Kronprinzessin, die selbst als ausübende Künstlerin Bedeutendes leistet, gab eine werthvolle Arbeit von ihrer eigenen Hand, eine Zeichnung, ihre beiden ältesten Töchter darstellend. Besonderen Anklang fanden die höchst originellen humoristischen Federskizzen berühmter Künstler, die auf Veranlassung des genialen Meyerheim in einer heitern Stunde mit zauberhafter Geschwindigkeit auf ordinäres Papier mit gewöhnlicher Tinte in übermüthiger Laune hingeworfen und ebenso schnell vergriffen wurden, sodaß sie fortwährend nachgeliefert werden mußten, da man sich förmlich um die im Stile der Münchener Bilderbogen gezeichneten komischen Blätter riß. Auch die Schriftstellerwelt war durch eigens für den Bazar bestimmte geistvolle Autographen vertreten; außerdem fehlte es nicht an reizenden Arbeiten von zarter, schöner Hand, an Quincaillerien, Wäsche und Stickereien, an silbernen und goldenen Schmuckgegenständen. Die Prinzessin Charlotte hatte einen selbstgenähten Kinderanzug, Prinz Waldemar eigene Papparbeiten und die übrigen kronprinzlichen Kinder Bücher und Spielsachen aus ihrem Vorrath geschenkt.

Durch das Zusammenwirken aller dieser Kräfte wurde natürlich auch ein höchst glänzender Erfolg erzielt und die Summe von fünfzehntausend Thalern zum Besten des Lette-Hauses eingenommen, worin jetzt der Verein mit allen seinen verschiedenen Anstalten sich dauernd angesiedelt hat. Um diese genauer in Augenschein zu nehmen, wollen wir dem so interessanten Gebäude einen kurzen und hoffentlich lohnenden Besuch abstatten.

Treten wir durch das Portal in das Innere des Gebäudes, so erblicken wir zunächst einen großen Saal, die im Erdgeschosse gelegene Restauration, worin die in dem sogenannten „Victoria-Stifte", das wir uns noch später ansehen werden, wohnenden

Damen, aber auch andere Frauen, für sieben und einen halben Groschen, im Abonnement für sechs Groschen, einen guten, kräftigen Mittagstisch erhalten. Der zahlreiche Besuch spricht ebenso sehr für die Nothwendigkeit einer besonderen Speiseanstalt für Damen, wie auch für die Güte und Solidität der Bewirthung. In der überaus freundlichen und sauberen Küche, die sich im Souterrain befindet, werden junge Mädchen auf Wunsch im Kochen einer guten Hausmannskost und anderen wirthschaftlichen Arbeiten unterrichtet. Steigen wir eine Treppe höher, so gelangen wir aus der materiellen Sphäre der Küche in die geistige Region der Schule, die auch hier als die Wurzel und der Schwerpunkt des Ganzen angesehen wird. Durchschnittlich erhalten hier jährlich hundert Schülerinnen in den verschiedensten Fächern eine hinreichende Ausbildung theils für den kaufmännischen, theils für einen gewerblichen Beruf.

Gegen ein Honorar von fünfzig Thalern wird in der Handelsschule bei genügenden Vorkenntnissen der nöthige Unterricht im Buchführen, kaufmännischen Rechnen, in Comptoirarbeit und Correspondenz, Handels- und Gewerbekunde, Geld- und Wechselwesen, in englischer und französischer Sprache, im Deutschen und in der Geographie von den besten Lehrern und Lehrerinnen ertheilt. Ebenso wird in der Gewerbeschule in ein-, zwei- und mehrmonatlichen Cursen gewerbliches Zeichnen, Kleider- und Wäschezuschneiden nach wissenschaftlichen Principien, Nähen mit der Hand und mit der Maschine, französische Blumenfabrication, Putzfach, Handschuhnähen, Malen auf Porcellan, in Aquarell und Guache gelehrt. Eine große Zahl der zwischen fünfzehn bis dreißig Jahren stehenden Schülerinnen, deren Gesammtzahl schon jetzt weit über tausend beträgt, hat bereits in den verschiedensten Geschäften lohnende Stellungen gefunden und fast ohne Ausnahme sich bewährt. Der Verein verleiht auch Freistellen für junge, talentvolle Mädchen, die sich besonders auszeichnen und sich durch ihre Zeugnisse empfehlen.

Zu der Handels- und Gewerbeschule ist noch in letzter Zeit das telegraphische und typographische Institut hinzugetreten. Nachdem die Petition des Vereins an den deutschen Reichstag um Zulassung der Frauen zum Eisenbahn- und Postdienst eine günstige Aufnahme gefunden, erfolgt jetzt die Ausbildung weiblicher Aspiranten nach den gesetzlichen Bestimmungen unter Leitung und Aufsicht der Kaiserlichen Telegraphendirection unentgeltlich in einem besondern Saale des Hauses, worin die jungen Mädchen unter Aufsicht eines höhern Beamten mit dem Morse'schen Apparate arbeiten.

Vom 1. October 1873 bis Ende Februar 1874 sind im Ganzen bereits achtundvierzig Telegraphengehülfinnen ausgebildet worden, von denen dreizehn ihr Examen gut bestanden und eine vorläufige Anstellung im Staatsdienste mit einem Gehalte von sechs Thalern wöchentlich erhalten haben. Im Allgemeinen lautet das Urtheil der Kaiserlichen Telegraphendirection über ihre Leistungen folgendermaßen: „Die Gehülfinnen lassen es ohne Ausnahme nicht an Fleiß und Eifer beim Erlernen fehlen, und die Fortschritte, die sie gemacht haben, sind zufriedenstellend. Einzelne sind im Telegraphiren verhältnißmäßig schon ziemlich gewandt, während das Reguliren der Apparate ihnen fast ausnahmslos schwer fällt. Den Gehülfinnen werden zur Zeit nur die weniger frequenten Apparate zur Bedienung überwiesen, weil die Aufregung während der immerhin nicht leichten Beschäftigung des Telegraphirens dieselben mehr oder weniger so angreift, daß ihnen eine anhaltende Beschäftigung noch nicht zugemuthet werden kann."

Bedenkt man die kurze Zeit und die zugestandene Schwierigkeit des Dienstes, so wird man nicht an dem günstigen Erfolge zweifeln können. Noch bedeutender und hoffnungsvoller sind jedoch die Leistungen des typographischen Instituts, welches sich unter Leitung des Herrn Buchdruckereibesitzers Schwabe vorläufig noch in der Wilhelmstraße Nr. 122 befindet. In der kurzen Zeit von einigen Monaten sind bereits zweiundzwanzig Setzerinnen so weit ausgebildet worden, daß sie den an sie gestellten Anforderungen genügen und durchschnittlich sechs bis sieben Thaler in der Woche verdienen. Die jungen Damen arbeiten in einem besondern Raume, theils sitzend, theils stehend, acht bis zehn Stunden am Tage, ohne daß sich bis jetzt ein nachtheiliger Einfluß auf ihre Gesundheit zeigt. Ihr Lehrherr rühmt ihren Fleiß, und die von ihnen gelieferten Arbeiten zeichnen sich durch Sauberkeit und Correctheit aus, wie die vorgelegten Proben beweisen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das in der dritten Etage gelegene Arbeitsnachweisungsbureau unter der Leitung der Frau Betty Lehmann, einer hochgebildeten Dame, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage die gewünschte Auskunft ertheilt und die nöthige Correspondenz besorgt. Von dem Umfange dieser Thätigkeit kann man sich erst einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß im vergangenen Jahre dreitausendfünfhundertneun Briefe eingegangen und zweitausendachthundertachtundachtzig geschrieben worden sind. Außerdem verzeichnen die sorgfältig geführten Listen zweitausendvierhundertdrei Besuche, darunter tausendsechshundertfünfzig Stellensuchende und neunhundertfünfzig Stellenbietende. Durch unentgeltliche Vermittlung erhielten vierhundertsechszehn Personen theils ein dauerndes Unterkommen, theils eine vorübergehende Beschäftigung. Darunter befanden sich hundertneunzig Lehrerinnen für Sprachen, Schulwissenschaften, Musik und Zeichnen, neunundachtzig Bonnen und Kindergärtnerinnen, acht Gesellschafterinnen, achtundneunzig Handarbeiterinnen, drei Directricen für Wäschgeschäfte, neun Comptoiristinnen, sechs Verkäuferinnen, elf Wirthschafterinnen und zwei Stenographinnen.

In neuester Zeit hat das so nützliche Arbeitsnachweisungsbureau noch eine zweckmäßige Erweiterung und Ergänzung dadurch gefunden, daß es auf Bestellung Arbeiten nach ausgelegten Mustern anfertigen läßt. Zweimal in der Woche sind zu diesem Zwecke zwei dem Ausschusse angehörende Damen anwesend, um sowohl die eingegangenen Muster zu prüfen, wie auch die eingehenden Bestellungen entgegenzunehmen und den Preis festzusetzen. Auf diese Weise werden die Frauen vor jeder Ausbeutung geschützt und wird ihnen die Gelegenheit zu einem lohnenden Erwerbe geboten.

Das in der dritten und vierten Etage befindliche Victoriastift, ursprünglich eine Schöpfung der Frau Kronprinzessin und erst seit einigen Jahren mit dem Vereine verbunden, bietet den in Berlin verweilenden Erzieherinnen, aber auch andern Damen, die sich wegen ihrer Ausbildung hier aufhalten, für den mäßigen Preis von zwanzig Thalern monatlich ein sicheres Asyl und eine gute Verpflegung, auch ärztliche Behandlung und noch andere Vortheile. In zwölf geräumigen und comfortable eingerichteten Zimmern können achtunddreißig Pensionairinnen ein ebenso angenehmes wie billiges Unterkommen finden. Ein großes, elegantes Conversationszimmer mit einer kleinen auserlesenen Bibliothek und einem trefflichen Pianino dient zur gemeinschaftlichen Benutzung. Die jungen Damen, welche ohne Ausnahme den höheren gebildeten Ständen angehören, darunter Künstlerinnen, welche die Hochschule für Musik oder das Atelier eines berühmten Malers besuchen, genießen hier alle Vortheile eines schönen Familienlebens. Außer vier Freistellen hat die hohe Protectorin noch zur Weihnachtsbescheerung eine ansehnliche Summe gewährt, welche mit einem Zuschusse aus der Stiftscasse zur Anschaffung eines gemüthlichen Weihnachtsbaumes und passender Festfreuden verwendet wurde. Für das Inventar bewilligte die Gnade des Kaisers außerdem noch fünfhundert Thaler aus den Ueberschüssen der im Winter abgehaltenen Subscriptionsbälle.

Nicht minder wohlthätig und segensreich bewährte sich die aus dem Vermächtnisse des verstorbenen Präsidenten gebildete Lette-Stiftung und der damit verbundene Nähmaschinenfond. Beide Institute verfolgen den Zweck, Frauen und Mädchen durch ein Darlehn bis zur Höhe von dreihundert Thalern gegen genügende Bürgschaft und bei allmählicher Abzahlung die Gründung eines selbstständigen Geschäftes zu ermöglichen. Durchschnittlich werden im Jahre zweitausend bis dreitausend Thaler ausgeliehen, deren Zurückzahlung meist pünktlich erfolgt ist. An Nähmaschinen wurden vom 1. März 1873 bis 8. Februar 1874 siebenundfünfzig Stück an unbemittelte Frauen überlassen und dafür durch Abschlagszahlungen die Summe von tausendvierhundertdreißig Thalern und fünfzehn Silbergroschen abgetragen. Zahlreiche Familien, besonders verlassene Wittwen, verdanken dieser Einrichtung nicht nur ihre Existenz, sondern in einzelnen Fällen sogar einen stets wachsenden Wohlstand.

In dieser Weise wirkt der Letteverein nach allen Seiten und mit allen Kräften für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die keineswegs mit der sogenannten Emancipation

der Frauen verwechselt werden darf. In den von der Natur und der Gesellschaft gegebenen Schranken sucht derselbe seine Aufgabe zu lösen, indem er durch eine zweckmäßige Bildung der Mädchen und Frauen neue, ihnen bisher unzugängliche Kreise einer lohnenden Thätigkeit erschließt, ihnen durch die eigene Arbeit eine selbstständige, unabhängige Stellung giebt, ohne sie deshalb der Familie und ihrer wahren Bestimmung zu entziehen. Er bietet den Verlassenen eine Heimath, den Unbemittelten seine Hülfe, den Wittwen und Waisen eine Stütze, den unversorgten Töchtern ein Unterkommen, das sie vor der Sorge um das tägliche Brod und öfters auch vor der ihnen drohenden Verführung schützt. Sein Streben ist von der reinsten Humanität beseelt, sein Ziel die echte und einzig wahre Emancipation der Frau durch Arbeit, Bildung und Sittlichkeit. **Max Ring.**

Indianerhäuptling und Poet.

Auf den Promenaden des fashionablen Londons sieht man seit Jahresfrist mitunter einen Reiter in der kleidsamen Tracht der mexicanischen Vaqueros, dessen Fertigkeit im Reiten die Männer bewundern und dessen edles, von einer blonden Lockenfülle eingerahmtes Gesicht alle Frauen entzückt. Die Frage nach dem Namen und der Stellung dieses auffälligen Cavaliers, den die Damen der höchsten Aristokratie vertraulich grüßen und welcher mit den Herren der ersten Kreise des Westend auf gutem Fuße zu stehen scheint, wird je nach dem Bildungsgrade des Gefragten verschieden beantwortet werden. Daß er ein Amerikaner ist und Joaquin Miller heißt, weiß man fast allgemein. „Den Indianerhäuptling", „the Modoc-Chief", „the Californian" nennen ihn die Leute vom Strande, welche es sich untereinander als eine Art Sage erzählen, daß dieser Löwe der feinen Gesellschaft ehemals Häuptling des in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Indianerstammes der Modocs war; als den jungen californischen Dichter, den amerikanischen Byron, bezeichnen ihn diejenigen, welche etwas näher mit dem Wirken und der literarischen Bedeutung dieses Mannes bekannt sind. Jede dieser Bezeichnungen ist richtig, ja man könnte noch weit mehr sagen: Der gefeierte amerikanische Dichter, welcher kaum dreiunddreißig Jahre zählt, war mehr als Indianerhäuptling, er ist der Reihe nach Bauer, Vaquero, Goldgräber, Feldherr der Indianer gegen die Weißen, Führer der Freiwilligen und Milizen gegen feindliche Stämme, der vergötterte Held der rothen Krieger und der Schrecken der weißen Goldjäger und Grenzer, er ist Flibustier, Journalist, Expreßbote, Rechtsanwalt und Kreisrichter gewesen.

Wir in Classen und Kasten abgetheilten Kinder der Civilisation, die wir oft länger als ein halbes Menschenalter in den Schulen hocken, alles Mögliche und Unmögliche lernen müssen, um uns auf einen einzigen Beruf vorzubereiten, welchen trotzdem die meisten von uns nur jämmerlich ausfüllen, wir können es kaum fassen und begreifen, wie eine solche Laufbahn möglich war, wie ein Mensch, der ohne Schule und ohne Erziehung aufwuchs, der sich länger als zehn Jahre unter den Indianern und Grenzstrolchen herumtrieb, die heterogensten Dinge treiben, bürgerliche Aemter, welche Fachbildung voraussetzen, bekleiden und sich gleichzeitig zum namhaften Dichter einer auf der Höhe der Cultur stehenden Sprache emporschwingen konnte, einer Sprache, die Shakespeare, Milton und Byron zu ihren geistesmächtigsten Pflegern und einen Tennyson, Longfellow und Bryant zu ihren lebenden Meistern zählt. Nur wer in Amerika gelebt und die Facultäten dieser größten aller Hochschulen genau kennen gelernt hat, der weiß es, daß in diesem Lande solche Carrièren möglich sind.

Die literarische Sensation, welche der californische Novellist Bret Harte durch sein kleines Buch „The luck of the roaring camp and other Stories" im Winter 1871 bis 1872 in England und Amerika erregte, hatte sich kaum verflüchtigt, als durch die amerikanische Presse die Nachricht lief, in London sei abermals ein Californier als Dichter aufgetreten und sein Buch „Songs of the Sierras" habe allgemeine Anerkennung gefunden. Der nie dagewesene Erfolg dieses Buches, von welchem in der kurzen Zeit eines Jahres allein in Amerika elftausend Exemplare abgesetzt wurden, und die fast ungetheilte Anerkennung aller großen und kleinen Kritiker zeigten, daß der Ruhm, welcher dem bisher unbekannten Joaquin Miller über Nacht geworden, nicht unverdient war. Die Gedichte Miller's sind bei allen stellenweise vorkommenden Schwächen neu und einzig in ihrer Art. Darin ist nichts von dem süßen Reimgeklingel einer längst bis auf die Wurzeln abgeweideten Erotik, auf welcher poetische Gräuchen in unseren Tagen noch immer ein spärliches Futter suchen und mitunter von kurzsichtigen Recensenten für Pegasusse gehalten werden; da ist keine Spur von jener verklungenen Romantik, die als Gespenst durch die ersten Versuche junger Dichter schreitet, kein Anlehnen an irgend einen Meister oder eine Schule; man merkt es diesen Gesängen an, sie würden gerade so ausgefallen sein, wenn Joaquin Miller der erste Dichter der englischen Sprache gewesen wäre. Das ist neuer Wein in neuen Schläuchen, süß, berauschend und schwer, wie der goldene Californier, welcher der Sage nach selbst den Teufel bezwang. Nie betritt diese wildfremde Muse die ausgefahrenen Gleise des Epigonenthums, welches gegenwärtig in allen Cultursprachen florirt; das sind neue Bahnen und neue Formen, fast könnte man versucht sein zu sagen — neue Gedanken.

„Gedanken, wild, stark, wie ein Panther,
Doch zahm in den Fesseln des Worts."

Miller's Muse ist eine Rothhaut, wie er denn auch ausschließlich Indianerinnen besingt. „My peerless dark-eyed Indian girl" ist seine stehende Phrase. Der Goldgräber, der Flibustier, der Vaquero, das vor dem Prairiefeuer flüchtende Brautpaar, der Grenzer und Trapper sind seine Figuren, der Urwald, die Prairie oder die Südsee bilden den Hintergrund; die menschlichen Leidenschaften, groß, wild und gewaltig und würdig der großartigen Scenerie, sind seine Effecte, und mit diesen einfachen Mitteln führt er uns Zeitbilder, Seelengemälde oder Naturschilderungen vor, die einen dauernden Platz unter den Meisterwerken der englischen Sprache einnehmen.

Selbstverständlich begegnen wir in diesen Versen zuweilen Härten und Unebenheiten, die der Aesthetiker dick anstreichen würde. Miller gebraucht nicht selten in seinen schönsten Strophen ein Slang-Wort; man merkt, daß kein geläuterter Geschmack die Feile geführt, aber man ist um der vielen Schönheiten willen gern geneigt, das zu übersehen. Den Leidenschaften der Liebe und des Hasses weiß er mit Shakespeare'scher Intensität Ausdruck zu verleihen; seine Schilderungen stellen Einige denjenigen Byron's gleich.

Daß diese Gesänge in unserer trockenen, poesiearmen Zeit wie Brander zündeten, ist leicht begreiflich. Man fragte sich allgemein: „Wer ist dieser Mensch?" Ja, wer war er? Diese Frage führte zu einer scandalösen Zeitungs-Controverse. Die einzelnen Lieder deuteten nur leicht an, was der Dichter bisher getrieben hatte. Seine Freunde glaubten, die sonderbare Vergangenheit vertuschen zu müssen; seine Feinde aber rissen jede Hülle fort und stellten ihn weit schlimmer dar, als er je gewesen; sie sagten, er sei ein gefährlicher Grenzstrolch, welcher der summarischen Execution verschiedene Male mit knapper Noth entgangen, ein Libertin, gegen den Byron ein Engel gewesen sei. Um das Maß voll zu machen, trat auch noch seine geschiedene Frau gegen ihn auf und hielt Vorlesungen über sein Leben und seinen Charakter; selbstverständlich ließ sie kein gutes Haar an ihm. Miller machte dem ganzen Klatsche in der originellsten Weise ein Ende, indem er sein Leben unter den Modocs beschrieb.

„Wie amüsirt es mich," sagt er in diesem interessanten Buche, „zu sehen, wie sehr meine Freunde sich bemühen, in Abrede zu stellen, daß ich der Mann war, welcher unter den Indianern lebte und dieselben gegen die Weißen in die Schlacht führte! Ach, meine Freunde, Ihr kennt mich schlecht! Ohne Zweifel habe ich Viel gethan, was ich bedauern muß, aber Nichts, was ich zu verheimlichen brauche. Ein für allemal sei es hier gesagt, daß gerade die Dinge, welche ich bedauere, nichts mit meinem Leben unter den Indianern und mit meinen Versuchen, ihre Lage zu

verbessern, zu thun haben; ich bedaure nur, daß ich so schlechten Erfolg hatte. Im Uebrigen werfe ich der ganzen Welt den Handschuh hin und sage: Ich bin stolz auf jene Periode meines Lebens. Dieselbe ist die einzig reine Stelle meines Charakters, sie war das einzige Bestreben in meiner Laufbahn, auf welches ich mit Freuden und Genugthuung zurückblicke, das Einzige, was ich jemals that oder versuchte, welches geeignet ist, mir einen Rang unter den großen Männern meines Vaterlandes zu sichern. Und was ist mein Lohn gewesen? — — Doch lassen wir das; die Zeit wird mich rechtfertigen. Es mag sein, daß sich noch ein Wendell Phillips erhebt, um für diese Leute zu sprechen, daß ein anderer John Brown ersteht und für sie in den Kampf zieht, dann wird man wohl auch meiner gedenken."

Durch dieses Buch hat Miller dem ganzen unseligen Scandal über seine Vergangenheit ein Paroli gebogen; er erzählt mehr, als alle seine Gegner über ihn zu sagen wußten, und er thut das mit einer Gleichgültigkeit über das Urtheil der Welt, welche geradezu Bewunderung erregt. Es sei mir hier gestattet, nach Miller's „Bekenntnissen" und anderem Material eine kurze Skizze dieser interessanten, wechselvollen Laufbahn zu entwerfen.

Cincinnatus Heine Miller ist der Sohn einer westlichen Pionierfamilie. Entweder ist sein Vater deutscher Abstammung oder seine Mutter war eine Deutsche, was aus dem Vornamen Heine erhellt. Der Amerikaner nennt seine Kinder gern nach großen Männern; wahrscheinlich nannte der Vater den Knaben Cincinnatus, die poetische Mutter aber — alle Mütter von großen Dichtern schwärmen für Poesie — nannte ihn Heine. Der Dichter wurde am 10. November 1841 im Staate Indiana geboren. Anfangs der fünfziger Jahre zog die Familie westlich über die unermeßliche Prairie und über die von ewigem Schnee bedeckten Felsengebirge in die Niederungen am Stillen Ocean, wo sie sich am Willamette im nördlichen Californien, dem jetzigen Oregon, niederließ. An eine Schule war bei diesem Wander- und Grenzerleben an den fernsten Außenposten der Civilisation nicht zu denken; nothdürftig lesen und schreiben lernte der geweckte Knabe wahrscheinlich von den Eltern. Schon frühzeitig half er das Feld bestellen, hütete das Vieh, und lernte Beil und Büchse in allen Fällen handhaben. Noch nicht vierzehn Jahre alt, beschloß der Bursche sein Glück selbstständig zu suchen. Er sah seine Eltern unter der Last der Arbeit altern, ohne daß es ihnen gelungen wäre, in die Verhältnisse zu kommen, in denen man sich behaglich fühlt; er hörte täglich von den reichen Goldfunden im Norden und Osten des Landes, und das reizte ihn: eines Morgens bestieg er seinen Pony, steckte sich einen Revolver in den Gürtel und ritt — ein neuer Jung Siegfried — auf Abenteuer aus in die von Goldsuchern und wilden Indianerhorden nach allen Richtungen durchschwärmte Wildniß. Unterwegs traf er einen Heerdenbesitzer, welcher ihn als Vaquero in Dienst nahm. Die von Weißen und Halbblut-Indianern gehütete Heerde näherte sich langsam den goldreichen Wildnissen Nevada's. Eines Tages wurden sie von feindlichen Indianern überfallen, welche Alles niedermachten; der junge Miller sah bereits den Tomahawk über seinem Haupte geschwungen und hatte die Augen geschlossen, um den Todesstreich zu empfangen, als sich der Häuptling — vielleicht aus Scham einen Knaben zu tödten — abwandte und ihn liegen ließ. Zum Glück war sein Pferdchen in dem hohen Prairiegrase von den Rothhäuten nicht bemerkt worden; er schwang sich in den Sattel und erreichte glücklich ein Goldgräber-Lager. Der schüchterne, träumerische Junge war jedoch unter den rauhen Männern der Minen nicht am Platze, und hätte sich nicht zufällig ein professioneller Spieler seiner angenommen, so würde er wahrscheinlich verhungert sein. Dieser Mann „mit dem Aussehen eines Fürsten, dem Muthe eines Sioux und dem Gemüthe eines Mädchens" wurde schließlich Goldgräber und der junge Miller sein Handlanger.

Eines Tages war außerhalb des Lagers ein weißer Strolch ermordet worden, und der Verdacht fiel auf die in der Nähe campirenden Indianer. Die Goldgräber, durch den strengen Winter desperat gemacht, beschlossen ihren Unmuth an den Indianern auszulassen; nach Rache dürstend, überfielen sie deren Dorf und schlachteten unbarmherzig Alles, was nur einer Rothhaut ähnlich sah. Miller und sein Principal waren dem Zuge gefolgt; der Spieler, welcher eine magische Gewalt über die rohen Gesellen besaß, that dem Morden Einhalt und rettete bei dieser Gelegenheit zwei Kinder der Modocs, einen Knaben und ein Mädchen. — Mehrere Wochen später suchte ein deutscher Doctor, der im Verdachte stand, zwei Haupträdelsführer jenes Massacres kurz nach einander in der Nacht erstochen zu haben, Schutz bei dem gefürchteten, unnahbaren Spieler, und dieser beschloß mit seinen vier Schutzbefohlenen, dem Deutschen, Miller und den beiden Indianerkindern, in das Land der Modocs zu ziehen. Jenseits des Shasta-Gebirges, in einer noch niemals von einem Weißen betretenen Gegend entdeckte die durch sonderbare Zufälle zusammengewürfelte Colonie eine reiche Goldader und erbaute die seither so berühmt gewordene Lost Cabin, welche fast in allen Goldgräber-Romanen eine Rolle spielt.

Die Indianer jener Gegend zerfielen in drei zusammengehörige Stämme, die Shastas, Modocs und Klamats, und mit dem ersteren Stamme wurden die Einsiedler durch Vermittelung der Kinder befreundet. Der alte Häuptling Worretotot gewann den jungen Miller mit der Zeit außerordentlich lieb, theilte seinen Wigwam mit ihm und gab ihm nach Jahresfrist seine Tochter Winnema zur Frau. Der Spieler und der Doctor wandten sich später wieder den Ansiedelungen zu, Miller aber blieb und wurde, bis auf die Hautfarbe, Indianer. Der nach hohen Dingen strebende Eidam des mächtigen Häuptlings setzte sich's in den Kopf, eine große Indianerrepublik aus den drei verwandten Stämmen zu bilden und die Bundesregierung zur Anerkennung derselben zu zwingen. Die Indianer erklärten sich mit Enthusiasmus für den Plan; Miller brachte denselben zu Papier und übersandte ihn dem Gouverneur von Californien; dieser aber warf die (ohne Zweifel sehr unorthographisch geschriebene) Mittheilung in den Papierkorb. Auf andere Zuschriften erfolgte ebensowenig eine Antwort, was den ehrgeizigen jungen Mann nicht wenig erbitterte.

In einem der ewigen Kämpfe war der Häuptling der Modocs gefallen und Worretotot schlug seinen Schwiegersohn, der sich bereits in verschiedenen Gefechten die Adlerfedern verdient hatte, als Kriegshäuptling vor. Der unter Widerwärtigkeiten, Entbehrungen und Kämpfen aller Art früh zum Manne gereifte Jüngling wurde erwählt. Miller führte sehr bald den Oberbefehl in den Schlachten gegen die Weißen; er war überaus glücklich, und die von Messiashoffnungen erfüllten Rothhäute verbreiteten seinen Ruhm über ganz Californien. In San Francisco und Sacramento-City erzählte man es als dunkle Sage, daß die Indianer des Nordens von einem Weißen mit goldgelben Locken in der Schlacht befehligt würden; verschiedene Goldgräber und Milizsoldaten wollten dem lockigen Helden selbst im Gefechte begegnet sein, kurzum, der „weiße Häuptling" war eine Zeit lang die Sensation des Tages. Selbstverständlich dachte man bei diesen Berichten nur an einen reifen Mann, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß der gefürchtete Feldherr der Rothhäute ein bartloser Junge sein könne. Und das war sein Glück; denn bald darauf wurde Miller gefangen, und er wäre ohne Zweifel niedergeschossen worden, wenn man im Entferntesten geahnt hätte, wer er war; die Milizen hielten ihn für einen ungefährlichen Mitläufer und schenkten ihm das Leben, zwangen ihn jedoch, sich in ihre Reihen zu stellen und gegen die Indianer zu kämpfen.

Der Zug galt den Pit-River-Indianern. Die Führer der Milizen waren Falstaffe, ohne Muth und ohne Kenntniß der Taktik; während des Gefechtes, als die Weißen rathlos schwankten, stellte sich Miller plötzlich an die Spitze; Alles gehorchte seinem Commando und er schlug die Indianer in einer heißen Schlacht. Nach Beendigung des Feldzuges bat der Sieger um seinen Abschied und erhielt ihn, die Weißen mochten ihm aber nicht trauen und beschlossen, ihn heimlich ermorden zu lassen; offen hätte man bei der Popularität, deren sich der entschlossene junge Mann unter den Soldaten erfreute, nichts gegen ihn unternehmen dürfen. Als Miller allein durch den Urwald ritt, erhielt er einen Schuß in den Arm; eine zweite Kugel verfehlte ihr Ziel; nur seinem flüchtigen Pferde verdankte er das Leben, und schwer verwundet kam er in Winnema's Wigwam an.

Die Shastas hatten bereits erfahren, daß der weiße Kriegshäuptling gegen ihre Brüder gekämpft; sein Ansehen unter den Stämmen hatte einen Stoß erlitten, und nur die Zeit konnte ihn rehabilitiren. Zur Abwechselung machte er eine Reise in das Unterland. Zu jener Zeit (1858) organisirte Walker in San

Francisco seinen zweiten Flibustierzug nach Nicaragua. Miller schloß sich demselben an und half jenes Land erobern. Der aristokratische Bandenchef, Sohn einer stolzen virginischen Familie und besonderer Günstling des damaligen Kriegsministers Jefferson Davis, schloß enge Freundschaft mit dem genialen Californier, und dieser hat in seinem Gedichte „Mit Walker in Nicaragua" jenem zweifelhaften Helden ein unvergängliches Denkmal errichtet.

Die amerikanischen Usurpatoren wurden nach einer kurzen Herrlichkeit von wenigen Monaten durch die vereinigten Truppen von Honduras und Nicaragua geschlagen. Walker, zu stolz, um zu fliehen, wurde standrechtlich erschossen. Nur eine Handvoll seiner Leute entkam, unter ihnen auch Miller. Letzterer kehrte nach Californien zurück und ging stehenden Fußes wieder unter die Indianer. Hier hatte sich aber in der kurzen Zeit eines Jahres viel geändert. Die beständigen Kriege und Kämpfe hatten die Reihen der rothen Helden stark gelichtet; die meisten seiner Waffengefährten waren gefallen; von den näheren Bekannten lebten fast nur noch Worretotot und dessen Tochter. Noch einmal versuchte es Miller mit seiner Indianerrepublik; er hielt bei dem gegen die drei Stämme heranziehenden Bundesmilitär um einen Waffenstillstand an, die Officiere handelten jedoch verrätherisch an den Parlamentären, und Miller rettete sich mit knapper Noth. Dies bestimmte ihn zu einem verzweifelten Schritte; er organisirte einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen Militär und Grenzer. In der genialsten Weise und unter tausend Gefahren verschaffte er den Rothhäuten Waffen und Munition, wurde aber schließlich bei diesem Paschergeschäfte gefangen. „Hängt mich nicht, sondern erschießt mich!" flüsterte er dem Sheriff zu, und dieser brachte ihn vorläufig in Haft. In der Nacht erschien seine Jugendgespielin, das von dem Spieler gerettete Modocmädchen; das Gefängniß wurde erbrochen und auf raschen Pferden begann die Flucht. Eine Abtheilung Cavallerie folgte; in den Sacramentostrom stürzten die Verfolgten und mehrere Carabinersalven wurden ihnen nachgeschickt; schwer verwundet erreichte Miller und tödtlich getroffen die Indianerin das andere Ufer. Diesen entsetzlichen Ritt um's Leben findet man in seiner „Geschichte des schlanken Alcalde" geschildert.

Miller sah, daß die Sache der Indianer verloren war und daß jedes weitere Opfer nutzlos sein würde; er berief eine Rathsversammlung und schlug vor, sich zu unterwerfen und sich von der Regierung ein Jagdgebiet anweisen zu lassen. Die rothen Krieger beschlossen jedoch, das Land ihrer Väter zu behaupten und bis zum letzten Mann zu kämpfen. Miller überließ sie ihrem Schicksale. — In einer nahe gelegenen Ansiedlung machte er die Bekanntschaft eines Advocaten und studirte bei diesem die Rechte; kaum zwanzig Jahre alt, etablirte er sich als Rechtsanwalt. Ein Advocat ist in jenem halb wilden Lande etwas Anderes als in einem civilisirten Gemeinwesen. Wehe dem Juristen, der dort in den Gesetzen vollständig, mit dem Revolver aber nur halb Bescheid weiß! Er ist verloren. Der erste beste Raufbold, gegen den er plaidirte, schießt ihn nieder, und es kräht kein Hahn danach. Miller war der Mann für jene barbarischen Zustände; er wußte vom Jus gerade genug, um nicht erröthen zu müssen, wenn sich einer seiner Gegner am Gerichtshof — die glücklicher Weise auch keine von der Pfordten waren — auf eins der ersten Capitel von Blackstone's Commentaren bezog; dagegen war er außerordentlich flink mit dem Revolver, und die gefährlichen Subjecte fürchteten diesen Schützen, von dem man sagte, daß er seinen Mann nie fehle. Der unerschrockene Advocat erwarb sich rasch einen Namen; aber die in seiner Natur liegende Unrast ließ ihn nirgends verweilen. In der Mitte der sechsziger Jahre strömte Alles nach den Goldminen Idahos; Miller wurde gleichfalls dorthin verschlagen, und da Richter Lynch, der allein dort herrschte, keinen Vertheidiger zuließ, so etablirte sich unser vielseitiger Mann als Expreßbote, wozu ihn seine bei den Indianern erworbene Kenntniß des Landes ganz besonders befähigte. Riesige Summen wurden von ihm, trotz aller Wegelagerer, glücklich nach Yreka befördert; kein Räuber wagte, den kühnen Reiter anzufallen, und in kurzer Zeit hatte er mit diesem waghalsigen Geschäfte circa viertausend Dollars verdient.

Miller suchte ein neues Feld der Thätigkeit und fand dasselbe in einem Wochenblatte, welches er in Common-City herausgab und redigirte. Gerade zu jener Zeit herrschte in der amerikanischen Presse eine fieberhafte Aufregung; in Virginien wurden die letzten Schlachten des Bürgerkrieges geschlagen, und in den loyalen Staaten steigerte sich die Erbitterung der Parteien noch einmal auf einen fast nie dagewesenen Grad. Auf die Bundesregierung, welche seine Gründungspläne so wegwerfend behandelt, deren Militär ihn wie einen Verbrecher gehetzt und verfolgt hatte, war unser neugebackener Journalist von vornherein nicht gut zu sprechen; der frühere Einfluß seines Freundes Walker, dessen Ideal bekanntlich eine Universal-Sclaven-Oligarchie war, mochte gleichfalls in die Wagschale fallen, und Miller nahm Partei für den Süden in einem Staate, wo jeder denkende Bürger auf Seiten der Freiheit stand. Zu derselben Zeit machte er einen zweiten, noch verhängnißvolleren Mißgriff. Unter den Correspondenten seines Blattes war eine Dichterin, Fräulein Minnie Theresa Dyer, die Tochter einer Waschfrau. Miller stattete ihr einen Besuch ab, kam sah und siegte; allein war er gekommen, mit einer Frau kehrte er zurück. Sehr bald fand er aus, daß die Frau seiner nicht würdig war. — —

Die leidenschaftliche Sprache und bundesfeindliche Haltung seiner Zeitung blieb von Seiten des Militärcommandanten nicht unbeachtet, und das Blatt wurde unterdrückt. Miller wurde jedoch in der nächsten Wahl zum Kreisrichter erwählt; augenscheinlich geschah dies von Seiten der Goldgräber und Ansiedler als Protest gegen das willkürliche Verfahren der Regierung, denn die Unterdrückung eines Blattes in dem Lande der Preßfreiheit gilt dem Amerikaner in jedem Falle als etwas Unerhörtes. Der vierundzwanzigjährige Daniel machte seinem neuen Stande alle Ehre. „Mit einem nicht allzu dicken Gesetzbuche", sagt er launig, „und zwei sechsläufigen Revolvern gelang es mir vortrefflich, der Themis Achtung zu verschaffen."

Im Jahre 1869 bewarb sich der Kreisrichter Miller um das Amt eines beisitzenden Staatsoberrichters, — hier aber sollte seine Carrière scheitern. Die persönlichen Feinde und politischen Gegner des Dichters hatten eifrig seiner dunklen Vergangenheit nachgespürt, und kurz vor der entscheidenden Wahl begannen die Enthüllungen. Miller war im ganzen Staate unmöglich geworden. Seine Frau war eine der Ersten, welche sich gegen ihn wandten; eine Scheidung wurde erwirkt, und die Dame machte ihrer Abstammung alle Ehre; sie hat seitdem unermüdlich auf dem Rostrum und in der Presse das Zeug des Dichters — gewaschen. Der in seiner bürgerlichen Stellung vernichtete Poet raffte seine Manuscripte zusammen und wandte sich nach dem Osten. In New-York lachte man ihn aus, als er seine wildfremden Gesänge einem Verleger anbot. Miller reiste nach London, und dort wäre er fast verhungert. Durch einen Zufall wurden die Rosetti auf ihn aufmerksam, und sein Glück war gemacht. Sein Buch erschien bei der aristokratischen Verlagsfirma Langman und Brüder unter dem Namen, welchen er seitdem führt, und als Miller eines Morgens aufstand, war er ein berühmter und gleichzeitig ein reicher Mann. Die ersten Kreise Londons erschlossen sich dem berühmten Dichter, und der schöne blondgelockte Amerikaner war der Liebling der feinen Welt.

Im Frühling des Jahres 1872 kehrte der Poet nach einer kurzen Tour durch Südeuropa in seine Heimath am Shastagebirge zurück. Sein Ruhm war ihm vorausgeeilt und seine Vergangenheit vergessen, höchstens daß ein neidischer Literat oder ein scandalsüchtiger Journalist auf dieselbe zurückkam. Miller besuchte noch einmal die Spielplätze seiner Kindheit, die Jagdgründe seiner Jünglingsjahre, die Schlachtfelder, auf denen er, ein neuer Themistokles, neben den Barbaren gekämpft, auf denen jeder seiner Winke, jedes Wort einst Tod und Verderben bedeutete. Doch wo waren die mächtigen Stämme, welche sich vor einem halben Menschenalter um ihn schaarten? Bis auf etwa hundert Familien ausgerottet, — gestorben und verdorben. Der junge Modochäuptling Capitain Jack hatte die Reste der drei Stämme um sich versammelt, und über den unglücklichen Rothhäuten zog sich gerade damals das Gewitter zusammen, welches die kleine stolze Nation der Shasta-Indianer fast bis auf den letzten Mann vernichten sollte und welches unter dem Namen Modockrieg einen Weltruhm erlangte.

Der Dichter war nicht gekommen, dem Capitain Jack seinen Rang streitig zu machen. Weshalb er das Modoc-Land durchstreifte, mag er hier selbst erzählen. „Ein Gerücht war zu mir

gedrungen, daß ein kleines braunes Mädchen in diesen Wäldern lebe; wild, scheu, sensitiv und wunderbar schön. Wer war sie, die, halb Prophetin, halb Elfe, durch die Tannen huschte, das Auge der Anglo-Sachsen meidend? — Hier ist ein kleines Geheimniß, und es soll ihr gewahrt bleiben. Ihr Name ist Calle Shasta. — Durfte ich sie in den Wäldern lassen und dem Sturme preisgeben, welcher mit verheerender Gewalt über die Modocs und ihre Alliirten hereinzubrechen drohte? — Gegenwärtig befindet sich die Kleine in einem Pensionate in San Francisco. Ihre großen, schwarzen Augen, tief und sympathisch, die Jedermann zu fesseln scheinen, die bis in's Innerste der Seele eindringen, blicken träumerisch auf das Wogen und Treiben der Menschen, welche sie umgeben. Sie sitzt schweigend unter ihnen, denn Herz und Seele sind weit hinweg, im Geiste schreitet sie durch den Urwald. Und wer ist sie? werdet Ihr fragen. Gerade das ist ihr Geheimniß. Von mütterlicher Seite, müßt Ihr wissen, fließt das beste Blut eines ehemals großen und mächtigen Stammes in ihren Adern. Und ihr Vater? Ah, das ist's. Nur wir wissen es, und wir lachen über die zahlreichen Vermuthungen und Speculationen der Welt. Wenn es mir nicht gelingt, mit einer ungeschulten Feder Erfolge zu erringen, wenn mir auch dieses Unterfangen fehlschlägt, wie mir Anderes vorher fehlgeschlagen ist, so ist sie nicht mein; aber wenn ich einen Namen erwerben sollte, auf den man stolz sein kann, — dann soll sie diesen Namen tragen. — Armes Mädchen! Wie verloren und verlassen muß sie sich fühlen! Niemals wird sie die Stimme ihrer frühesten Kindheit wieder vernehmen, denn es lebt kein menschliches Wesen mehr, das ihre Muttersprache spricht. Gehe sanft mit ihr um, o Schicksal, denn sie steht allein! Sie ist die letzte der Shastas."

Lange vorher, ehe Obiges geschrieben wurde, hatte übrigens schon die Tagespresse das Geheimniß der schönen Halbindianerin verrathen. Ein Journal in San Francisco schreibt nämlich über dieses Mädchen:

„Sie ist jetzt 16 Jahre alt, und der Dichter läßt sie erziehen. Die junge Dame wird als auffallend schön geschildert. Sie hat die tiefen dunkeln Augen, sowie das reiche, schwarze Haar ihrer Mutter, von ihrem Vater besitzt sie die weiße kaukasische Hautfarbe. Die Nachbarn nennen sie allgemein die ‚schöne Spanierin', denn ihre romantische Geschichte ist Wenigen bekannt, nur in einem sehr engen Kreise gilt sie als das begabte Kind des Dichters. Es ist nur gerecht gegen diesen rauhen, halb wilden Mann, wenn wir hier constatiren, daß er das Mädchen innig liebt und Alles thut, was in seinen Kräften steht, ihr das Leben angenehm zu machen."

Nachdem Miller an der Küste des stillen Oceans seine Verhältnisse geordnet, kehrte er wieder nach England zurück, wo bald ein zweiter Band Gedichte unter dem Titel „Songs of the Sun-Lands" von ihm erschien. — Unterdessen war in Oregon der Krieg gegen die Modocs ausgebrochen, welcher mit der gänzlichen Vernichtung jenes Stammes endigte. Auch die „Gartenlaube" hat seiner Zeit Artikel über die Modocs gebracht, und es dürfte die Leser vielleicht interessiren, zu hören, was der ehemalige Häuptling dieses Stammes über den Krieg und dessen Ursachen zu sagen hat. Miller schreibt:

„Die Ursachen des letzten Modockrieges, welcher thatsächlich von geringerer Bedeutung war, als die früheren Kämpfe, in welchem jedoch die letzten tapferen Sprößlinge des Stammes untergingen, mag hier kurz geschildert werden.

Unter den Indianern ist oft, ebenso wie unter christlichen Nationen, mehr als ein Mann, welcher auf die Führerstelle Anspruch macht. Seit Jahren ist es nun eine feststehende Politik der Indianeragenten, irgend einen Feigling oder Schwachkopf, der sich mit Leichtigkeit leiten läßt, als Häuptling über einen Stamm zu setzen und Verträge mit ihm abzuschließen und den ganzen Stamm für dessen Verpflichtungen verantwortlich zu machen. Auf diese Weise werden den Indianern große Gebiete und verbriefte Rechte gestohlen. Wenn sich irgend Einer widersetzt, dann wird die Armee gerufen, um dem Vertrage Geltung zu verschaffen.

Der alte Vertrag mit den Modocs war nach obigem Muster gemacht. Jeder Fuß breit Landes ihres ehemals unabsehbaren Gebietes war von einem Menschen an die Weißen cedirt worden, welcher kein Recht hatte, für den Stamm Verträge abzuschließen. Sie wurden größtentheils nach einem im Norden für sie reservirten Gebiete gebracht, auf welchem sich bereits ihre bittersten Feinde befanden. Es war das ein ödes, unfruchtbares Land, auf welchem die Indianer beinahe verhungerten. Capitain Jack, welcher jetzt der wirkliche und anerkannte Häuptling der Indianer war, blieb in dem Lande seiner Väter; er war ein aufrichtiger, rechtschaffener Mann und sammelte die besten und tapfersten Krieger seines Stammes um sich. Die Leute blieben, lebten nach der alten Weise von der Jagd und der Viehzucht, bis es die Ansiedler nach ihrem Lande gelüstete.

Dann kamen die Behörden zu Capitain Jack und sagten ihm, er müsse sein Land verlassen, auf das reservirte Gebiet gehen und dort neben seinen Feinden leben. Der Indianer weigerte sich, zu gehen.

‚Dann mußt Du sterben,' hieß es.

‚Gut,' antwortete Capitain Jack, ‚es bedeutet den Tod in jedem Falle, ob wir gehen oder bleiben; dann wollen wir wenigstens sterben, wo unsere Väter starben.'

In der Nacht, der Zeit, welche der Indianer den wilden Thieren überläßt, indem er sich vertrauensvoll dem großen Geiste empfiehlt, wurde das Lager von den Bundestruppen überfallen. Die Modocs traten ihren Feinden wie Spartaner entgegen.

Nachdem sie sich lange erfolgreich gewehrt hatten, kamen die Friedenscommissäre, um über Frieden zu unterhandeln. Die Indianer, eingedenk der Tragödie, welche vor zwanzig Jahren stattfand, desperat und nach Rache dürstend, waren der Ansicht, die einzige Alternative sei hier, zu morden oder sich morden zu lassen, und so ermordeten sie die Commissäre, wie man früher ihre Friedenscommissaire von Seiten der Weißen ermordet hatte. Sie thaten dies angesichts der furchtbaren Folgen, welche sie recht wohl voraussahen.

Wenn es erlaubt ist, irgendwie Thaten des Krieges zu verherrlichen, wie kann man anders, als die Tapferkeit dieser wenigen Männer bewundern, welche im Schatten des Shastaberges kämpften für Alles, was dem Christen oder dem Wilden heilig ist, welche die Truppen der Vereinigten Staaten ein halbes Jahr lang im Schach hielten, dem Tode fest in's Auge sahen und weiter kämpften, Tag um Tag, jeden Tag weniger zählend, auf einen engeren Kreis zusammenschrumpfend, blutend, hungernd und sterbend, mit dem klaren Bewußtsein, daß gänzliche Aufreibung nur eine Frage der Zeit war. Sie kannten den schrecklichen Preis und zahlten denselben ohne Murren. Es giebt in der ganzen Weltgeschichte keinen solchen Fall (?). Doch die Leute sollen nicht vergessen werden. Die Leidenschaften werden schwinden, und selbst ihre heutigen Feinde werden noch mit Achtung von diesen Männern sprechen.

Ich weiß es recht wohl, daß Einige sagen werden, es sei unmöglich, friedlich mit den Indianern zu verkehren. Ich frage: Wer hat's denn versucht? Penn versuchte es und fand in ihnen die friedfertigsten, aufrichtigsten und edelsten Wesen. Die Mormonen, sicherlich nicht die musterhaftesten Menschen, versuchten es, und sie wurden von den Indianern wie Brüder behandelt. Ein verkommener, halbverhungerter Zug von Ausgetriebenen, ließen sie sich mitten unter den wildesten und schlechtesten Indianern nieder, und die Rothhäute gaben ihnen Fleisch zu essen, Land zum Pflügen; sie gewährten ihnen Schutz und Unterhalt, bis sie sich selbst schützen und ernähren konnten. Dies sind die beiden einzigen Beispiele eines ehrlichen, fortdauernden Strebens, friedlich mit den Indianern zu verkehren und sie gerecht zu behandeln, die einzigen Beispiele seit dem Tage, an welchem die Indianer dem Columbus die Hand zuerst zur Begrüßung entgegenstreckten.

Am Tage des jüngsten Gerichts werde ich dieses Buch als eine furchtbare Anklage gegen die Regenten meines Vaterlandes emporhalten, weil sie dieses Volk ausgerottet haben.

Wackere kleine Heldenschaar! Wenn ich jemals zum Shastagebirge zurückkehre, dann soll man mir die Stelle zeigen, wo der letzte Mann gefallen ist; dort werde ich ein Monument errichten lassen und den Platz ‚Thermopylä' nennen."

Joaquin Miller's poetische Schöpferkraft hat augenscheinlich, trotz der bereits ausgezeichneten Leistungen, ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht, und hoffentlich erfüllt er die

großen Erwartungen, welche sein Gedicht „Arizonian“ bei allen Verehrern der englischen Literatur wachrief. Möge es ihm gelingen, seinen Namen dauernd mit einem Glanze zu umgeben, der alle Jugendtollheiten und Thorheiten verdeckt! Möge es ihm vergönnt sein, wie sein deutscher Pathe stolz von sich sagen zu können: „Nennt man die besten Namen, so wird auch der meinige genannt.“

B. Eduard F. Leyh.

Auf den Friedhöfen einer frühern freien Reichsstadt.

Frau Rath Goethe. — Thomas von Sömmerring. — Anselm von Feuerbach. — Arthur Schopenhauer. — Elise Bürger. — Bethmann-Hollweg. — Lichnowsky und Auerswald. — Kurfürstlich hessisches Mausoleum. — Für die Gefallenen aus dem Volke.

Die Frankfurter Friedhöfe bilden in ihrer Anlage und Ausschmückung eine wahrhafte landschaftliche Zierde, wie sie wenige Städte aufzuweisen haben dürften. Es sind Gärten, belebt vom Gesange der Vögel und durchhaucht vom Dufte der Blumen und Sträucher, die das memento mori der Grabdenkmäler sinnig umranken. Während ehedem, wie auch anderwärts, so in der alten Reichsstadt die Todten in und um den Kirchen herum bestattet wurden, erkannte bereits vor mehr als drei Jahrhunderten der Rath der Stadt das Gesundheitsschädliche dieser Sitte oder vielmehr Unsitte und gebot, trotz den Einwänden der Geistlichkeit, die Benutzung des damals noch außerhalb der Stadt gelegenen, neuangelegten Sanct Peterskirchhofs und des Friedhofs bei dem deutschen Hause in Sachsenhausen. Bis in die ersten Decennien dieses Jahrhunderts reichten diese für das Bedürfniß der Stadt aus, bis auch für sie die Zeit kam, wo sie den letzten Todten aufnehmen sollten. Der Friedhof in Sachsenhausen wurde 1812 in einen dem deutschen Orden gehörenden Weinberg verlegt, um im Jahre 1869 bereits zu Gunsten eines weiter gelegenen wieder geschlossen zu werden. Der Sanct Peterskirchhof in Frankfurt wurde 1828 am 30. Juni geschlossen und der neue Friedhof am 1. Juli gleichzeitig mit dem neben ihm errichteten neuen israelitischen Friedhofe seiner Bestimmung übergeben.

Der alte Peterskirchhof ist heute ein mitten in der Stadt liegender schöner Garten, in welchem sich die Jugend, uneingedenk Derer, die unter der Erde ruhen, fröhlich und guter Dinge tummelt. Von den dortigen Gräbern zieht eines am nordöstlichen Eingange die Blicke des Besuchers auf sich und gemahnt nicht allein an Frankfurts größten Sohn, sondern auch an die bedeutendste Epoche der deutschen Literaturgeschichte. Hier unter lauschigen Büschen, an fast unbeachteter Stelle des Kirchhofs ruht unter von Eisendraht gehaltenem Epheu „Frau Aja“, die Mutter Goethe's, die sinnige Frau, die in ihrem sechsundsiebenzigsten Lebensjahre mit berechtigtem Stolze sagen durfte: „Ich bin nicht allein um meines Sohnes willen da, sondern auch der Sohn um meinetwillen, und ich kann mich wohl eines Antheils an seinem Wirken und an seinem Ruhme versichert halten, indem sich ja auch kein vollendeteres und erhabeneres Glück denken läßt, als um des Sohnes willen allgemein so geehrt zu werden,“ und welche am Morgen ihres Todestages, als man sie zu einer Gesellschaft laden wollte, wohlgemuth antworten ließ: „Die Frau Rath könne nicht kommen, denn sie müsse alleweile sterben.“ In der Nacht des 13. September 1808 schlummerte sie sanft hinüber in die andere Welt.

Während wir hier nur dieser einen Grabstätte näher treten, fesseln uns auf dem neuen Friedhofe gar viele, die durch ihren künstlerischen Schmuck oder durch die Erinnerung, die sich an die darin Schlummernden knüpft, unser Interesse erregen. Wenn wir hier durch das große griechische Portal in den friedlichen Todtenhain eintreten, lenkt rechts nicht weit vom Eingange ein einfacher, aus Felsengestein aufragender Obelisk unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist die Begräbnißstätte des Arztes und Professors Dr. Samuel Thomas von Sömmerring. Auf dem Grabsteine meldet eine lateinische Schrift Namen, Ort und Tag der Geburt und des Todes; die Embleme der ärztlichen Wissenschaft und Kunst sind darunter eingehauen, darüber ein Immortellenkranz. Wenn von dem Forschen und Wirken des bedeutenden Mannes die Annalen der ärztlichen Wissenschaft einst vielleicht nur Denen, die eine gleiche Berufsbahn betreten, Kunde geben werden, so wird ein anderes Ergebniß seines Geistes eine weitere Würdigung finden. Sömmering's Verdienst ist es nämlich, den ersten elektrischen Telegraphenapparat angegeben zu haben. Derselbe befindet sich in den Denkschriften der Münchener Akademie für 1809 und 1810 abgebildet und beschrieben. Dieser Urapparat war durch Vermittelung der kaiserlich deutschen Generaldirection der Telegraphen auch auf der Wiener Weltausstellung producirt und eine Copie desselben wird einem in Berlin zu gründenden historischen Museum einverleibt und an die Spitze aller Telegraphenapparate gestellt werden.

Nicht weit von dieser Stätte befinden sich die Gräber zweier Männer, von denen der Eine, ein wackerer Sohn seiner Vaterstadt Frankfurt, deren Geschichte in vorzüglicher Darstellung bearbeitet und kommenden Geschlechtern bewahrt hat; es ist der lutherische Stadtpfarrer Anton Kirchner. Der andere, der dort unter weißer Marmorsäule schlummert, ist der Schweizer Liedercomponist Xaver Schnyder von Wartensee. Noch über andere bekannte Meister im Reiche der Töne hat der Friedhof seine schweigsame Decke gebreitet. Franz Messer, Dr. phil. Aloys Schmitt, Karl Gollmick und Ferdinand Keßler, Letzterer vielleicht der bedeutendste Harmonielehrer Deutschlands, fanden hier ihre letzte Heimstätte.

An der südlichen Einfassungsmauer des Friedhofs treffen wir auf ein Grab, das den Frankfurter schmerzlich an die neueste Geschichte seiner Vaterstadt erinnert, das Grab des letzten regierenden ältern Bürgermeisters der „freien Stadt“ Frankfurt, das Grab Carl Constanz Victor Fellner's. Als der deutsche Krieg des Jahres 1866 auch den Einzug preußischer Truppen in die wehrlose Stadt zur Folge hatte und der hartheimgesuchten Bürgerschaft auch noch von den commandirenden Generalen Vogel von Falckenstein erst sechs Millionen und von Manteuffel dann fünfundzwanzig Millionen Gulden als Contribution abgefordert wurden, da mochten es wohl ernste Gedanken sein, die das Gemüth Fellner's so tief erschütterten, daß er an seinem neunundfünfzigsten Geburtstage, am 24. Juli, Hand an sich selbst legte und freiwillig aus dem Leben und der Würde trat, mit welcher ihn seine Mitbürger betraut hatten. Am 25. Juli früh Morgens fünf Uhr — eine spätere Bestattung wurde von der preußischen Behörde untersagt — wurde seine sterbliche Hülle von Tausenden in stummer Trauer zum Grabe geleitet. Das Denkmal, das seine letzte Schlummerstätte zieren soll, ist noch nicht vollendet.

In nicht weiter Entfernung von hier sehen wir die Grabschrift des geistvollen Criminalrechtslehrers und Verfassers des baierischen Strafgesetzbuches, Dr. Paul Johann Anselm von Feuerbach, des Vaters des berühmten Philosophen Ludwig Feuerbach und Onkels des genialen Malers Anselm Feuerbach.

Wie diese Ueberreste des Vaters eines Philosophen der Neuzeit, so umschließt der Frankfurter Friedhof auch die Hülle eines Philosophen selbst, dessen Lehre, lange Zeit fast ungekannt, plötzlich in ungeahnter Weise beachtet und namentlich in Folge der geistvollen Erklärungen Dr. Julius Frauenstädt's in Berlin und Dr. C. G. Bähr's in Leipzig Anhänger und Schüler fand. Es ist Arthur Schopenhauer, der Sohn der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer.

Unfern des Denkers ruht das „Schwabenmädchen“, welches dem Dichter Gottfried August Bürger, nachdem dessen geliebte „Molly“ gestorben war, in einem Gedichte seine Hand antrug, dadurch aber sich und den Dichter unglücklich machte. Arm und verlassen fand die Schwäbin endlich hier Ruhe. Die Grabschrift bezeichnet sie als „Elise Bürger, geborene Hahn, separata des gewesenen Professors an der Universität zu Göttingen und Dichters Gottfried August Bürger.“

In der Mitte des ersten Theils des Friedhofs erhebt sich ein Denkmal von rothem Sandstein, welches an die für Frankfurt bewegte Zeit des Jahres 1832 erinnert. Die damals

Digitized by Google

durch Deutschland flüchtenden Polen fanden in Frankfurt enthusiastische Aufnahme, und manche Scene spielte sich in dessen Mauern ab. Der hier Ruhende war der polnische Artillerie-Lieutenant Ludwig Lang, welcher am 27. Januar im Gasthofe zum weißen Schwan dem Todesschlafe in die Arme sank und in höchst sympathischer Weise zu Grabe getragen wurde.

Der künstlerisch hervorragendste Schmuck des Frankfurter Friedhofs ist das an der Bethmann'schen Familiengruft angebrachte, in carrarischem Marmor ausgeführte Basrelief von Thorwaldsen, welches dem Andenken des in Florenz verstorbenen jüngeren Bruders des preußischen Cultusministers von Bethmann-Hollweg gewidmet ist. Ein scheidender Jüngling, abgerufen von dem Genius des Todes mit verlöschender Fackel, dem sterbend der herzueilende Bruder noch einen Eichenkranz, das Sinnbild männlicher Tugend, reicht, die trauernde Mutter, die schmerzlich sehnsüchtig aus der Ferne nach dem Scheidenden die Arme ausbreitet, ungetröstet durch die ihr zur Seite stehende und die im tiefsten Leide ihr zu Füßen liegende Tochter, der Flußgott des Arno, an dessen Ufern der Jüngling endete, eine Adrastea, welche die Thaten des Geschiedenen aufzeichnet und gerechten Lohn verheißt, der Löwe endlich, das Sinnbild des Muthes — der Jüngling hatte sich bei einem ausgebrochenen Brande eine tödtliche Krankheit zugezogen —, bilden die Motive des leider durch Frevlerhand verstümmelten Kunstwerkes.

Die Kunst, welche hier in so edler Weise dem Geschiedenen ihren Tribut gezollt, ist selbst in diesem Reiche des Todes durch manchen würdigen Namen vertreten. So ruhen hier in ewigem Schlafe der Architekt und weiland Professor am Städel'schen Kunstinstitute Friedrich Maximilian Hessemer, der Architekt Oscar Pichler, Erbauer der Irrenhäuser in Frankfurt am Main und bei Hildburghausen, der Kupferstecher Eugen Schäffer, der Bildhauer Eduard von der Launitz, die Maler Ernst Schalck, Karl Ballenberger, Professor Jacob Becker, Philipp Winterwerb, Franz Winterhalter u. A. — gewiß leuchtende Namen am deutschen Kunsthimmel.

Nach dem Entwurfe des ersten der eben Genannten erhebt sich in der zweiten Abtheilung des Friedhofes auf mäßigem Hügel ein umfangreiches, im byzantinischen Stile erbautes Mausoleum aus rothem Sandsteine. Es wurde von dem ehemaligen Kurfürsten Wilhelm dem Zweiten von Hessen errichtet und birgt jetzt nur die Hülle des am 21. December 1861 im dreiundvierzigsten Jahre in Prag verstorbenen und am 2. Januar 1862 hier beigesetzten Grafen Gustav Karl von Reichenbach-Lessonitz.

Wir gedenken hier zum Schlusse noch dreier Gräberreihen von geschichtlicher Bedeutung. Der 18. September 1848 brachte für Frankfurt einen blutigen Tag. Der Kampf, der sich zwischen dem Militär und den die aufgeworfenen Barricaden Vertheidigenden entspann, kostete schwere Opfer, die jetzt auf einem und demselben Fleckchen Erde friedlich schlummern, die Einen wenige hundert Schritte von den Anderen entfernt. Beider Gräber zieren schöne Denkmale. Das Denkmal der Gefallenen aus dem Heere ist eine durch den damaligen Prinzregenten von Preußen, jetzigen König und deutschen Kaiser, errichtete, in gothischem Stile aus hellgrauem Marmor ausgeführte, mit Spitze und Eckenausläufern versehene Pyramide, die auf der Nordseite das Medaillonbildniß des Grafen Hans von Auerswald und auf der Südseite das Medaillonbildniß des Fürsten Felix von Lichnowski (derselbe ist indeß zu Krzizanowitz in Schlesien beerdigt) trägt. Auf der Pyramide sind sodann eingeschrieben die Namen der beiden eben Genannten so wie die Namen des Hauptmanns Julius Hübner, des Secondelieutenants Wilhelm von Hillesheim, des hessischen Oberlieutenants Hermann Zimmermann und von neun Soldaten. Die Gedenksäule der Gefallenen aus dem Volke bildet einen circa fünfundzwanzig Fuß hohen, auf Untersatz stehenden Obelisken aus rothem Sandsteine, der das Motto trägt:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Die Nordseite trägt zwölf Namen, die Südseite deren ebenfalls zwölf, darunter den eines Dienstmädchens, alle Nicht-Frankfurter, die Westseite trägt acht Namen von Frankfurtern und die Ostseite zwei Namen von Sachsenhäusern.

Die dritte Reihe von Gräbern deckt einen Theil der im französisch-deutschen Kriege von 1870 bis 1871 gebliebenen Frankfurter. Von den dreiundvierzig vor dem Feinde gebliebenen oder an Wunden und Krankheiten verstorbenen Söhnen dieser Stadt birgt der Frankfurter Friedhof nur dreizehn, deren Namen wir hier aufzählen wollen: Ferdinand Karl Friedrich Collischonn, Karl Christiani, Franz Peter Nunz, Johann Friedrich Wiessen, Karl Wiederhold, Karl Robert Enders, Wilhelm Karl Klaus, Louis Heinrich Gottfried Engelke, Cos. Theodor Schlösser, Karl Gmaner, Joh. Thomas Mack, Alfred Müller, Fritz Marschall. Es ist kein gemeinsames Grab, das sie beherbergt; sie ruhen in den Stätten ihrer Familie oder in den Reihen, wie die Gräberordnung sie anwies. Aber ihre Namen und die ihrer in ferner Erde schlummernden Cameraden wird in wenigen Jahren ein von dem jungen Bildhauer Rudolf Eckhard erfundenes, bei der Concurrenz mit dem Preise gekröntes gemeinsames Denkmal, von dem wir andererseits eine Abbildung (wie es in seiner Vollendung erscheinen wird) geben, bewahren. —n.

Die erste Geistererscheinung des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Ferdinand Dieffenbach in Darmstadt.

Zwischen heute und dem Anfange unseres Jahrhunderts liegt, wenn wir die Culturentwickelung der letzten Jahrzehnte in Betracht ziehen, ein ungeheurer, unschätzbarer Zwischenraum. Heute können wir mit allen Vorurtheilen nicht eilig genug aufräumen, und selbst die Ehrfurcht schwindet, mit welcher wir seither die Reste unserer Hinterbliebenen betrachteten. Damals fand noch die Lüge der Alchemie ihre Gläubigen; der Glaube an Geister und Gespenster spukte noch in den Köpfen, und die Literatur besitzt aus jener Zeit noch dicke Bücher über Hexen und Zauberwesen. Den Lesern der „Gartenlaube" erzählte ich bereits von jener, der hiesigen Hofbibliothek einverleibten, merkwürdigen Wunderlich'schen Bibliothek, in welcher der alte Sonderling während seines langen Lebens so ziemlich die gesammte alchemistische und kabbalistische Literatur aufhäufte und so ziemlich Alles, was im Laufe der Jahrhunderte über Geister, Gespenster und Hexen geschrieben wurde, sammelte. Diese Bibliothek steht vielleicht auf der ganzen Welt als ein Unicum da, und der alte Sonderling hat sich durch ihre Gründung ein Verdienst erworben, von dessen Größe er wohl selbst nie eine Ahnung hatte.

Die großherzoglich darmstädtische Hofbibliothek stellt diese Büchersammlung Jedermann mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung, und mit besonderem Behagen habe auch ich von derselben Gebrauch gemacht. Anfänglich ist das Durchstöbern dieser Folianten zwar keine besonders erquickliche Beschäftigung, denn die Logik des Unsinns ist nicht sofort für Jeden faßbar, allein mit der Zeit gewinnt der Humor dem anfangs widerlichen Gegenstand seine heiteren Seiten ab, und auch die falsche Weisheit erscheint in einer anziehenden Gestalt. Eine große Wahrheit aber bestätigt diese Sammlung, die Wahrheit des alten Spruchs: Es ist nichts so verkehrt, das nicht schon von einem Gelehrten vertheidigt worden wäre. Die Sammlung liefert uns hierfür manches erheiternde Beispiel.

Wir erwähnen nicht die zahlreichen Inauguraldissertationen, welche die wunderlichsten Themata behandeln. „Von den Besessenen" und „vom Teufelaustreiben", von Hexen und Zauberern und ähnlichen Gegenständen. Noch im Jahre 1706 disputirte in Rostock ein gewisser Michael Schilberg über die Frage: „Ob man den Sterbenden einen Gruß an die Seinigen in der andern Welt mitgeben könne?" Aus dem Jahre 1735 ist noch eine Abhandlung: „Von dem Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern" vorhanden, im Wesentlichen eine Wiederholung einer Leipziger Dissertation von 1725: „De masticatione

mortuorum in tumulis", welche zwar gegen den Unsinn der Lehre von den Vampyren ankämpfte, aber immer noch genug sonderbare Ansichten vertritt. Eine der unterhaltendsten Schriften dieser Art stammt jedoch aus dem Anfange unseres Jahrhunderts. Es erschien im Jahre 1805 in der Jacobäer'schen Buchhandlung in Chemnitz ein Buch, welches ungemein viel von sich reden machte. Es führte den Titel: „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode von Dr. K. J. W."

Das Aufsehen war um so größer, als die Schrift, welche alsbald in zweiter Auflage erschien, dem aufgeklärten Herzog Karl August von Sachsen-Weimar gewidmet war und es alsbald bekannt wurde, daß ihr Verfasser ein gewisser Dr. Karl Wötzel in Leipzig sei, der als philosophischer Fachschriftsteller schon mehrfach aufgetreten war und den strengwissenschaftlichen Kreisen angehörte.

Herr Dr. Karl Wötzel erzählt uns in dieser Schrift, daß seine Frau, welche, nebenbei bemerkt, angeblich von den Aerzten falsch behandelt wurde, an der Wassersucht gestorben und ihr dieser Tod durch einen Traum gewissermaßen voraus verkündigt worden sei. Es habe ihr geträumt, sie sei mit ihrem Manne und ihren beiden Hündchen spazieren gegangen und in einen tiefen Wassergraben am Wege gefallen. Ihm (Wötzel) habe zu gleicher Zeit dasselbe geträumt, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß nicht blos seine Frau, sondern auch das eine Hündchen „Diana" in's Wasser gefallen sei. „Er habe nie an Träume geglaubt", und diese beiden Träume hätten auch damals keinen Eindruck auf ihn gemacht, allein zur Lichtmeß 1803 habe die Diana plötzlich ihr Leben geendigt und habe ihn, da sie auf das gefrorene Wasser zufällig begraben wurde, in sonderbarer Weise an jenen fatalen Traum erinnert.

Herr Dr. Wötzel erzählt nun weiter, wie er sich mit seiner Frau oft über die Unsterblichkeit unterhalten habe. Er und seine Frau seien Beide so begierig gewesen, darüber in's Klare zu kommen, daß sie sich gegenseitig einst das Versprechen gegeben hätten, dasjenige, welches zuerst sterben würde, sollte dem anderen nach seinem Tode wieder erscheinen und ihm, um einen parlamentarischen Ausdruck zu wählen, gewissermaßen über das Jenseits Bericht erstatten. Noch auf ihrem Sterbebette erinnerte er seine Frau an dieses Versprechen und pflegte sie dann treulich bis auf ihren letzten Augenblick.

„Lebe wohl," rief sie und reichte ihm lächelnd die Hand, „und gieb mir noch ein Bischen Baumöl!"

„Hier ist es; nimm so viel Du willst!"

„Nun dank' ich Dir; jetzt muß ich scheiden," rief sie und starb.

Der Leser vermuthet wohl, weil wir diese Episode mit so großer Ausführlichkeit behandeln, daß wir ein besonderes Wohlgefallen daran hätten, die Pietät Wötzel's in einem komischen Lichte erscheinen zu lassen; dem ist aber nicht so, denn gerade dieser Vorgang, namentlich das „Baumöl", ist von großer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung unserer Darstellung.

Es war am 16. Juli Morgens halb acht Uhr, wo Frau Dr. Wötzel starb. Am 31. Juli Abends bemerkte Dr. Wötzel das erste Anzeichen der bevorstehenden Geistererscheinung. Ein Licht, das sich in der ehemaligen Schlafkammer seiner Frau befand, zeigte eine eigenthümlich flackernde Bewegung.

Am 2. August Nachts fühlte er eine eigenthümliche Bewegung unter seinem Deckbett (!) und ein eiskalter Wind blies ihm auf den Rücken. Es schien ihm, als ob ihm Jemand das Deckbett, das er mit beiden Händen zu halten hatte, entreißen wollte. Er denkt sofort, seine selige Frau „möge sich einen kleinen Scherz mit ihm erlauben", und fragt: „Hannchen, bist Du es?"

Allein Hannchen antwortete nicht, und auch mehrere längere Reden verhallten erfolglos in der leeren Stube.

Erst drei Nächte später, als er zwar spät, gegen zwölf Uhr, aber, wie er sagt, „ohne im geringsten von hitzigen Getränken berauscht zu sein", nach Hause zurückkehrte, sollte sein Verlangen befriedigt und er von der Unsterblichkeit Hannchens überzeugt werden. Er begab sich gegen halb ein Uhr zur Ruhe und als er ungefähr eine halbe Stunde gewacht, öffnete sich plötzlich das Fensterchen seines Alkovens, ein schwacher Strahl erhellte den Raum und „vor mir stand wirklich eine weißliche Figur in der Lebensgröße meiner verewigten Gattin, welche mit sanfter, aber für mich vernehmbarer Stimme sagte: ‚Karl, ich bin unsterblich. Erst einst sehen wir uns wieder.'"

Pfeilschnell sprang Wötzel auf und versuchte seine Gattin zu umfassen, allein die Gestalt zerfloß in Nebel und gleichwie von einem starken elektrischen Schlage wurde er zurückgeschleudert.

Dr. Wötzel unterhielt sich nun in den nächsten Wochen auf das Lebhafteste mit befreundeten Personen über die merkwürdige Erscheinung; allein seine Frau, „die ihn in den ersten vier Wochen wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahres umschwebte", erschien ihm noch einmal, um ihn zu beruhigen. Er lag, gerade im Begriffe seinen Mittagsschlaf zu halten, auf dem Sopha seiner Studirstube, „als sich die Thür öffnete und die Verewigte erschien mir in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weißen Anzuge und freundlichen Blicke (?), mit dem sie leise, aber doch vernehmlich sagte:

‚Karl, beruhige Dich! Ich bin unsterblich! Mehr vermag ich Dir nicht zu offenbaren. Bis auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!'"

Daß dieser Geist derjenige seiner Frau war und nicht etwa eine trügerische Erscheinung, wurde dieses Mal Herrn Dr. Wötzel noch durch ein anderes Zeichen unzweideutig dargethan. Der Schoßhund seiner Frau, „Mignon", welcher neben Dr. Wötzel auf dem Sopha lag, „wedelte mit dem Schwanze, zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen der guten Frau".

„Seit dieser Zeit habe ich weder was Aehnliches von der Verewigten gesehen noch gehört," beschließt Wötzel seine Darstellung.

Ist diese Gespenstergeschichte an sich schon ergötzlich, so ist es noch mehr die von Herrn Dr. Karl Wötzel hinzugefügte physikalische Erklärung der Erscheinung. Er sagt:

„Als Embryo im Mutterleibe lebt der Mensch im Wasser, ist also sozusagen ein Wasserthier. Nach seiner Geburt ist die Luft und das Licht eines seiner wesentlichen Lebenserfordernisse, und er verwandelt sich aus einem Wasserthier in ein Luftthier, das seine Nahrung aus der Luft und dem Lichte nimmt. Dieser verschiedenen Zusammensetzung und Ernährung des menschlichen Körpers entsprechen verschiedene Hüllen, eine irdische, eine wässerige und eine unsichtbare Luft- und Lichthülle, welche die Seele umgeben. Sobald sich nun nach dem physischen Tode alle gröberen Stoffe und Körperhüllen von der wesentlichen Grundlage aller Theile der menschlichen Natur, folglich von dem Lichtstoffe trennen, so muß der Lichtstoff, welcher mit der sich aus ihm entwickelnden Seele nur ein unzertrennliches Ganze bildet, noch ebensowohl als vorher einen ganzen Menschen vorstellen nnd seinen Raum erfüllen, zwar nicht mehr der Dichtigkeit, aber doch der Ausdehnung nach.

Auf diese Art muß man einen solchen von allen gröberen Stoffen bis auf den Lichtstoff entkleideten und verdünnten Menschen in Lebensgröße sehen können, weil er jetzt der Ausdehnung nach ebensowohl als vorher seinen Raum erfüllt, nur jetzt weniger dicht als ehedem."

Diese Schrift Wötzel's rief eine wahre Fluth von Entgegnungen hervor, in welcher sich zum Theil die Satire mit vielem Geschicke der in ihr enthaltenen Albernheiten bemächtigte, wie zum Beispiel in den beiden Broschüren „Meines Gatten wirkliche Erscheinung nach seinem Tode" und „Kilian, ich komme wieder, oder meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode, von Dr. Kilian Zebedäus Spitznagel".

Wötzel konnte nicht umhin, sich zu rechtfertigen, und er versuchte dies in einer weiteren von ihm herausgegebenen Schrift „Nähere Erklärung und Aufschlüsse über meine Schrift ‚Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode'". Seine Rechtfertigung war jedoch, obwohl sie mit einer gewissen nicht ungeschickten Rabulistik abgefaßt war, der Hauptsache nach ebenso albern wie seine erste Schrift. Er wiederholte in derselben ausführlicher die von ihm aufgestellte Gespenstertheorie, ohne durch dieselbe über den Vorfall selbst Licht zu verbreiten. Besser als von ihm wurde diese seine Theorie von dem pseudonymen „Dr. Kilian Zebedäus Spitznagel" ausgebaut und angewandt. Derselbe schreibt im Geiste Wötzel's wie folgt:

Digitized by Google

„Der Mensch besteht aus Wasserstoff und Lichtstoff. Diese zwei Stoffe machen die menschliche Substanz aus. Wenn nun der Lichtstoff nach dem Tode als entzündbarer Stoff fortbrennt, so erscheinen die Weiber wieder. Wie macht man es aber, daß jener Stoff, nämlich der Lichtstoff, nach dem Tode fortbrennt?

Recept. Nimm zwei Loth Baumöl oder auch ein Achtel guten Branntwein, mische es wohl untereinander, thue es in einen silbernen oder blechernen Löffel und gieb ein- oder zweimal davon Deiner Frau vor ihrem Tode ein. Item es hilft und sie wird wiedererscheinen.“

Blätter und Blüthen.

Eine Kreuzigung im neunzehnten Jahrhundert. Ueber Muckerthum und protestantische Pietisterei ist unendlich viel geschrieben worden, aber sehr gering ist die Zahl der Schilderungen, die uns einen vollen Einblick in das Wesen und den Charakter, die Bethätigungen und thatsächlichen Aeußerungen dieser krankhaften Verzerrtheit religiösen Anschauens und Fühlens gewähren. Der Pietismus des neunzehnten Jahrhunderts hat seine für die Entwickelung unserer deutschen Verhältnisse bekanntlich sehr verhängnißvoll gewordene Geschichte. Erst seit einigen Jahrzehnten hat ihn der auf dem protestantischen Gebiete wieder erstarkende Pfaffengeist als ein narkotisches Reizmittel in das erstarrte officielle Kirchenthum herübergenommen und ihn zu diesem Zwecke anständig zugestutzt und äußerlich präsentabel gemacht. Vorher war er ein nur wild in verschiedenen Volkskreisen aufwucherndes Gewächs, hat aber gerade in diesem Stadium die volle Kraft seines vergiftenden Einflusses unwidersprechlich zu Tage gelegt. Davon hat aber das große Publicum bis jetzt Specielleres nicht erfahren. Selbst die offenkundig gewordenen Gräuel muckerhaften Treibens, die weithin in der Welt ein staunendes Entsetzen erregten und oft die salbungsvollen Brüder und ihre „Seelenbräute“ aus der heimlichen Züchtigkeit ihrer andächtigen Zusammenkünfte in die Criminalgefängnisse führten, selbst diese von ruhigen Menschen kaum für möglich gehaltenen Paroxysmen und Excesse einer aus Seelen- und Sinnenbrunst gemischten, heuchlerisch sich selber täuschenden Bestialität blieben zum Theil in Dunkel gehüllt und wurden dem Volke nicht anschaulich vor das Auge geführt. Der Grund der Unterlassung liegt wohl vielfach auch in der meistens sehr delicaten Natur der Vorgänge, welche dem volksthümlichen Darsteller eine fast unlösbare Aufgabe stellt, wenn er das Häßliche nicht verschweigen oder gar beschönigen will. Im Uebrigen aber ist der Gegenstand nur einseitig von theologischen, juristischen, ärztlichen, philosophischen oder belletristischen Standpunkten aus behandelt worden, während er doch wesentlich eine Erscheinung der Culturgeschichte ist und nur eine culturgeschichtliche Betrachtung die Entstehung und den Charakter solcher Auswüchse aus den Zuständen und Zusammenhängen der Zeitalter erklären und alle die Gesichtspunkte zusammenfassen kann, welche sie erschöpfend zu beleuchten vermögen.

Das hatte unstreitig Johannes Scherr gefühlt, als ein ebenso bezeichnendes wie furchtbares Ereigniß aus der Geschichte des modernen Frömmlerthums lebhaft seine Aufmerksamkeit beschäftigte und er den Entschluß faßte, die gewonnenen tieferen Einblicke in das Getriebe jener verschollenen, der Oeffentlichkeit niemals voll enthüllten Geschichte unserer hart durch den pietistischen Zelotismus behelligten und gefährdeten Gegenwart zur Anschauung zu bringen. Die Darstellung, welche wir diesem Entschlusse verdanken, ist schon vor längerer Zeit veröffentlicht, aber bisher in Norddeutschland so wenig besprochen worden, daß sie einem sehr großen Theile unserer Leser wohl erst in ihrer zweiten Auflage sich nahe legen wird, die unter dem Titel „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel in Wildisbuch“ soeben (bei Günther in Leipzig) erschienen ist.

Wir glauben keine Uebertreibung auszusprechen, wenn wir dieses Buch als einzig in seiner Art bezeichnen, da wir in der That keine Enthüllung aus dem verworrenen Nebelreiche des neueren Glaubens- und „Erweckungs“-rausches kennen, die ihm in Betreff der Bedeutsamkeit der Auffassung wie der eindrucksvollen Herausgestaltung des Stoffes an die Seite zu stellen wäre. Die erschütternde und grauenhafte That religiöser Verirrung, um die es sich handelt, hat sich im Jahre 1823 in einem abgelegenen Schweizerdörfchen zugetragen, und Scherr führt dieselbe am Schlusse seiner Schilderung mit allen charakteristischen Einzelnheiten der haarsträubend wilden und wüsten Scenen an uns vorüber, von denen das schauerliche Ereigniß begleitet war. Dennoch liegt der Reiz und die eigentliche Bedeutung des Buches nicht in den drastisch geschilderten Schlußacten dieser wahren, aus den Acten des Züricher Stadtarchivs geschöpften Dorfgeschichte, sondern in der lebendigen Vergegenwärtigung der innerlichen Antriebe und von außen kommenden Einflüsse, der weit in die Zeitgeschichte bis in die Kreise der Aristokratie sich verzweigenden Wege, welche die leibhaftig vor unseren Augen sich bewegenden Helden und Heldinnen des Schauerdramas, einfache Bauern, Dorfhandwerker und Bauermädchen, schrittweise zu einer solchen Mord- und Selbstmordkatastrophe geführt haben.

Hier vereinigt Scherr als Denker und fesselnder Erzähler, als Geschichtsforscher, Sitten- und Menschenschilderer alle starken und zarten Eigenschaften, allen unerbittlichen Wahrheitssinn und alle poetische Wärme und Gemüthsinnigkeit seiner hervorragenden Originalität, um ein Gemälde von außerordentlicher Wirkung zu entfalten, das den düsteren und theilweise rührenden Ernst des Nachtbildes zu seinem vollen Rechte kommen läßt, ohne dem komischen Realismus des Ganzen und der einzelnen Figuren und Situationen etwas von ihrer eigenthümlichen Färbung zu nehmen. An verschiedenen sehr heikligen, aber unverwischbaren Punkten dieses zur Tragik sich zuspitzenden Unsinns, welche das Buch uns mit allem ergötzlichen Tiefblick eines gesunden und anmuthigen Humors bloßzulegen weiß, würde die Kunst manches gewiegten Erzählers gescheitert sein. Scherr tritt aber weder als frivoler Carricaturenzeichner, noch als steif absprechender Moralist an seine Personen und ihr Handeln und Denken heran; mit dem unbefangen und human alles Menschliche prüfenden Auge des Culturhistorikers sieht er in ihnen bethörte und bemitleidenswerthe Opfer nicht blos einer verirrten Zeitrichtung, sondern der Priester- und Theologenlüge des uralten „Molochismus“, deren Pesthauch durch Jahrtausende sich wälzt und bis zum heutigen Tage fort und fort Millionen von Seelen um den Frieden, die wahre Freudigkeit und Fruchtbarkeit des Daseins bringt, wenn er auch nicht immer und überall seine Verderblichkeit so unverkennbar an's Licht fördert, wie in dem Wildisbucher Bauernhause und in vielen ähnlichen Fällen. Derartige Ungeheuerlichkeiten wollen nicht einfach verdammt, sondern erklärt sein, und brachen also ja einmal Zorn und Entrüstung in unserer Erzählung durch, so werden sie nur laut gegen jene mehr oder minder einflußreichen Kasten und Cliquen, die heute das Gift jener volksverderblichen Religionslehren wieder in den Dienst eigensüchtiger Machtinteressen gezogen und es mit der Miene der Amtspflicht berufsmäßig zu verbreiten und fortzupflanzen suchen.

Wie kopflos albern und abscheulich auch das Denken und Handeln jener einfältigen schweizerischen Bauern und Bäuerinnen gewesen ist, ihr Fanatismus war ein aufrichtiger und uneigennütziger Taumel; ein unzweifelhaft begeisterungsvoller Drang nach Lösung der großen und ewigen Räthselfragen des Menschendaseins hatte sich in der Enge ihrer unwissenden und umnebelten Seelen bis zur Tollheit verirrt; sie machten erschütternden Ernst mit ihren Wahnbildern und brachten ihnen mit freiwilligem Heroismus nichts Geringeres zum Opfer als sich selber und all ihr irdisches Glück. Was thun dagegen die jetzt in hohen Lehr-, Staats- und Kirchenämtern wirkenden Förderer der pietistischen „Erweckung“? Wir sehen und wissen es; hören wir aber einmal Johannes Scherr darüber, wenn er an einer Stelle seiner Schilderung mit dem ganzen Nachdrucke seiner Kraft- und Kernsprache ruft: „Das war Wahnwitz, sagt Ihr? Ja wohl! Aber sagt uns, Ihr Prediger der Umkehr, Ihr Baalspfaffen und Pharisäer unserer Zeit, sagt uns, wo ist die Grenzlinie zwischen Eurem Buchstabengötzendienste und dem Wahnwitz? Ihr könnt es nicht, denn jene Grenzlinie existirt nicht. Oder doch! Ja, für Euch selbst existirt sie, denn Ihr hütet Euch klüglich, aus Opferern zu Opfern zu werden. Ihr wißt Euch zu wehren nicht allein vor den Flammen der Scheiterhaufen, sondern vor jedem ungnädigen Blicke allerhöchster Beschützer. Ihr seid lange nicht so dumm, wie Ihr ausseht. Ihr wißt recht gut, was die guten Sächelchen des Diesseits zu bedeuten haben. O, wir kennen Euch, Brut Ahriman's, wir kennen Euch. Nicht eine Silbe Eurer Titel, nicht ein Tausendstel Eurer Pfründen, nicht ein Endchen Eurer Ordensbänder würdet Ihr Eurem ‚Herrn‘ zum Opfer bringen.“ Mit dem Bemerken, daß Scherr selber seine Geschichte der Gekreuzigten von Wildisbuch als eine „Warnungstafel“ für die Jetztzeit bezeichnet, schließen wir unsere Hinweisung auf das, unserem Urtheile nach, ebenso bedeutsame wie genußreiche Werkchen. Nicht wenige unserer Leser werden es uns Dank wissen, daß wir einen so werthvollen und doch so volksthümlich ansprechenden Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte ihrer Beachtung empfohlen haben.

A. Fr.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir bitten also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

anzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals zu reclamiren. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Beatrice zog aus der Notenrolle, die sie in der Hand hielt, ein anderes Papier hervor. „Ich habe vergebens gewartet, daß der Autor dieses Liedes zu mir kommen werde, um es einmal von meinen Lippen zu hören und den Dank dafür in Empfang zu nehmen. Er hat Fremden überlassen, was doch wohl seine Aufgabe gewesen wäre. Ich bin gewohnt, daß man mich sucht, Signor. Sie scheinen das Gleiche für sich zu beanspruchen.“

Es lag wohl noch ein Vorwurf in der Stimme, aber herb war er nicht, und das wäre auch kaum möglich gewesen, denn Reinhold's Auge verrieth nur zu sehr, was ihm dieses Fernbleiben gekostet hatte. Er gab keine Antwort auf den Vorwurf, vertheidigte sich nicht dagegen, aber sein Blick, der wie magnetisch gefesselt an der strahlend schönen Erscheinung hing, sagte ihr, daß seine Zurückhaltung eher allem Anderen als der Gleichgültigkeit entstammte.

„Glauben Sie, daß ich Sie hergerufen habe, um die Arie von mir zu hören, die auf dem Programme steht?“ fuhr die Italienerin scherzend fort. „Das Publicum verlangt diese Arie stets da capo; sie ist zu anstrengend für eine Wiederholung; ich beabsichtige daher statt dieser etwas — Anderes zu singen.“

Eine tiefe Gluth bedeckte auf einmal die Züge des jungen Mannes, und er streckte, wie in unwillkürlicher Regung, die Hand nach dem Papiere aus.

„Um Gotteswillen! Doch nicht mein Lied?“

„Sie erschrecken ja ganz außerordentlich darüber,“ sagte die Sängerin zurücktretend und ihm die Noten entziehend. „Fürchten Sie das Schicksal Ihres Werkes in meinen Händen?“

„Nein, nein!“ rief Reinhold heftig, „aber —“

„Aber? Keine Einwendung, Signor! Das Lied ist mir gewidmet, ist mir auf Gnade und Ungnade übergeben. Ich schalte damit nach Gefallen. Nur noch eine Frage. Der Capellmeister ist zwar vorbereitet; wir haben den Vortrag zusammen einstudirt, ich sähe aber lieber Sie am Flügel, wenn ich mit Ihren Tönen vor das Publicum hintrete. Darf ich auf Sie rechnen?“

„Sie wollen sich meiner Begleitung anvertrauen?“ fragte Reinhold mit bebender Stimme. „Unbedingt anvertrauen ohne vorhergehende Probe? Das ist ein Wagniß für uns Beide.“

„Nur wenn Ihnen der Muth fehlt, sonst nicht,“ erklärte Beatrice. „Ihre Meisterschaft auf dem Flügel habe ich bereits kennen gelernt, und es bedarf wohl keiner Frage, ob Sie der Begleitung Ihres Werkes sicher sind. Wenn Sie es nur Ihrer selbst sind und zwar diesem Publicum gegenüber, wie Sie es neulich vor der Gesellschaft waren, so tragen wir das Lied unbedingt vor.“

„Ich wage Alles, wenn Sie mir zur Seite stehen,“ brach Reinhold jetzt leidenschaftlich aus. „Das Lied war für Sie geschaffen, Signora. Wenn Sie ihm eine andere Bestimmung geben — sein Schicksal liegt in Ihren Händen. Ich bin zu Allem bereit.“

Sie antwortete nur mit einem stolzen siegesgewissen Lächeln und wandte sich dann zu dem Capellmeister, der soeben herantrat. Es entspann sich jetzt ein leises, aber lebhaftes Gespräch in der Gruppe, und die übrigen Herren blickten mit unverhehltem Mißvergnügen auf den jungen Fremden, der die Aufmerksamkeit und das Gespräch der Signora ganz allein für sich in Anspruch nahm und zu ihrem großen Aerger auch leider so lange fesselte, bis das Zeichen zum Beginne des Concerts gegeben wurde.

Der Saal hatte sich inzwischen bis auf den letzten Platz gefüllt, und der blendend erhellte Raum bot im Vereine mit den reichen Toiletten der Damen einen glänzenden Anblick dar. Die Gattin des Consul Erlau saß mit einigen anderen Damen im Vordergrunde des Saales und war gerade im Gespräche mit Doctor Welding begriffen, als ihr Gemahl in Begleitung eines jungen Mannes, der Capitainsuniform trug, an ihren Sessel trat.

„Herr Capitain Almbach,“ sagte er vorstellend, „dem ich die Rettung meines besten Schiffes und der gesammten Mannschaft verdanke. Er war es, der unserer bereits mit dem Untergange ringenden ‚Hansa‘ zu Hülfe kam, und einzig seiner aufopfernden Energie —“

„O, ich bitte, Herr Consul, stellen Sie doch Ihrer Frau Gemahlin nicht sogleich einen Seesturm in Aussicht!“ fiel Hugo ein. „Wir armen Seeleute sind schon so verrufen wegen unserer Abenteuer, daß jede Dame mit geheimem Grauen der unvermeidlichen Aufzählung derselben entgegensieht. Ich versichere Ihnen aber, gnädige Frau, daß das bei mir nicht zu befürchten steht. Ich gedenke mit meinen bescheidenen Unterhaltungsversuchen durchaus auf dem Continente zu bleiben.“

Der junge Seemann schien in der That ganz genau den Unterschied der Kreise zu kennen, in denen er sich bewegte. Es fiel ihm nicht ein, hier, wo doch die Gelegenheit dazu geboten war, mit Abenteuern zu glänzen, die er im Hause seiner Verwandten sehr freigebig ausstreute. Der Consul schüttelte ein wenig unzufrieden den Kopf.

„Sie scheinen es nun einmal zu lieben, jede Anerkennung

Digitized by Google

Ihrer Leistungen wegzuspotten," entgegnete er. „Ich bleibe deshalb nicht weniger in Ihrer Schuld, auch wenn Sie es mir unmöglich machen, sie Ihnen in irgend einer Weise abzutragen. Uebrigens glaube ich nicht, daß Ihnen die Erzählung dieses Abenteuers bei den Damen schaden wird, im Gegentheil. Und da Sie jede Schilderung desselben so entschieden ablehnen, so behalte ich mir dies für die nächste Gelegenheit vor."

Frau Erlau wandte sich mit gewinnender Freundlichkeit zu Hugo. „Sie sind uns kein Fremder mehr, Herr Capitain, schon um Ihrer Familie willen nicht. Wir hatten erst kürzlich die Freude, Ihren Bruder bei uns zu sehen."

„Jawohl, ein einziges Mal," bestätigte der Consul. „Und auch da nur durch Zufall. Almbach scheint es mir nun einmal nicht vergeben zu können, daß meine Art zu leben von der seinigen abweicht. Er hält sich und die Seinigen absichtlich entfernt und hat uns schon seit Jahren den Besuch unseres Pathenkindes entzogen — wir wissen kaum mehr, wie Eleonore aussieht."

„Die arme Eleonore!" bemerkte Frau Erlau mitleidig. „Ich fürchte, sie ist verschüchtert durch eine allzustrenge Erziehung und eine allzuweit getriebene Abgeschlossenheit. Ich kenne sie nicht anders als scheu und still, und ich glaube, sie schlägt in Gegenwart Fremder niemals die Augen auf."

„Doch, gnädige Frau," sagte Hugo mit ganz eigenthümlicher Betonung. „Sie thut es bisweilen; aber freilich zweifle ich daran, daß mein Bruder das je gesehen hat."

„Ihr Bruder ist also nicht anwesend?" fragte die Dame.

„Nein. Er verweigerte es, mich zu begleiten, ich begreife das nicht, da ich seine Begeisterung für die Musik und speciell für den Gesang der Biancona kenne. Mir soll ja heute zum ersten Male diese Sonne des Südens aufgehen, deren Strahlen bereits ganz H. blenden."

Der Consul drohte ihm scherzend mit dem Finger. „Spotten Sie nicht, Herr Capitain, und wahren Sie lieber Ihr eigenes Herz vor diesen Strahlen! Euch, Ihr jungen Herren, ist dergleichen am gefährlichsten. Sie wären nicht der Erste, der dem Zauber dieser Augen erliegt."

Der junge Seemann lachte übermüthig. „Und wer sagt Ihnen denn, Herr Consul, daß ich ein solches Schicksal fürchte? Ich unterliege in solchen Fällen immer mit dem größten Vergnügen und dem tröstlichen Bewußtsein, daß der Zauber nur dem gefährlich wird, der ihn flieht. Wer Stand hält, pflegt gewöhnlich sehr bald entzaubert zu werden, oft viel früher, als ihm lieb ist."

„Es scheint, Sie haben bereits viel Erfahrung in solchen Dingen," bemerkte Frau Erlau mit leisem Vorwurfe.

„Mein Gott, gnädige Frau, wenn man so jahraus, jahrein von Land zu Land fliegt und nirgends Wurzel faßt, nirgends daheim ist, als auf der wogenden, ewig bewegten See, da lernt man den ewigen Wechsel als etwas Unabänderliches hinnehmen und ihn schließlich lieben. Ich stelle mich Ihrer vollsten Ungnade zur Verfügung mit diesem Geständniß, aber ich muß Sie wirklich bitten, mich als einen Wilden zu betrachten, der in den tropischen Meeren und Ländern längst verlernt hat, den Anforderungen norddeutscher Civilisation zu genügen."

Die Art, wie der junge Capitain sich dabei verbeugte und die Hand der Dame küßte, verrieth gleichwohl eine ganz hinreichende Vertrautheit mit diesen Anforderungen, und Doctor Welding bemerkte trocken zu dem Consul gewandt:

„Die tropische Uncivilisirtheit dieses Herrn wird sich in unseren Salons gerade nicht allzu schlimm ausnehmen. Der Held unserer vielgenannten Hansa-Affaire ist also wirklich der Bruder des jungen Almbach, dem Signora Biancona soeben drinnen im Versammlungszimmer eine Audienz ertheilt?"

„Wem? Reinhold Almbach?" fragte Erlau überrascht. „Sie hören ja, daß er sich nicht hier befindet."

„Nach der Ansicht des Herrn Capitains allerdings nicht," sagte Welding ruhig. „Nach der meinigen ganz entschieden. Bitte, erwähnen Sie nichts davon! Das heutige Concert scheint bestimmt zu sein, uns irgend eine Ueberraschung zu bringen; ich habe einen gewissen Verdacht, und es wird sich ja zeigen, ob er gegründet ist oder nicht. Signora liebt die Theatereffecte auch außerhalb der Bühne; Alles muß unerwartet, blitzähnlich, überstürzend sein. Eine prosaische Ankündigung würde Alles verderben. Der Capellmeister ist jedenfalls mit im Complot, war aber nicht zum Reden zu bringen. Wir wollen es abwarten."

Er schwieg, denn jetzt trat Hugo, der bisher mit den Damen gesprochen hatte, zu ihnen, und gleich darauf nahm das Concert seinen Anfang.

Der erste Theil und die Hälfte des zweiten gingen programmmäßig unter mehr oder weniger lebhafter Theilnahme der Zuhörer vorüber. Erst gegen den Schluß hin erschien Signora Biancona, deren Leistung trotz Allem, was man bisher gehört, doch nun einmal den Glanzpunkt des Abends bildete. Das Publicum empfing und begrüßte seinen Liebling, dessen blasses Aussehen heute entzückender war als je, mit einem lauten Applaus. Beatrice war aber auch in der That blendend schön, als sie so dastand, im strahlenden Glanze des Kronleuchters, in dem blumenbestreuten duftigen Florgewande, mit den Rosen im dunklen Haare. Sie dankte lächelnd nach allen Seiten, und nachdem der Capellmeister, der diesmal selbst die Begleitung übernahm, sich am Flügel niedergelassen hatte, begann der Vortrag.

Es war eine jener großen italienischen Bravour-Arien, die in jedem Concert, wie auf jeder Bühne ihres Erfolges sicher sind und den Beifall des Publicums herausfordern, ohne gleichwohl höheren Ansprüchen zu genügen. Eine Menge glänzender Passagen und Effecte mußten hier die Tiefe ersetzen, die der Composition durchaus abging, aber sie bot der Italienerin die vollste Gelegenheit zur Entfaltung ihrer herrlichen Stimme. All diese Läufe und Triller perlten so glockenrein von ihren Lippen, nahmen so schmeichelnd Ohr und Sinn der Zuhörer gefangen, daß jede Kritik, jeder ernstere Anspruch unterging in der reinen Lust des Hörens. Es war ein reizendes Spiel mit den Tönen, freilich nur ein Spiel, nichts weiter, aber es wirkte, im Verein mit der vollendeten Sicherheit und Anmuth des Vortrags, zündend auf das Publicum, das die Sängerin reichlicher als je mit dem gewohnten Beifall überschüttete und stürmisch die Arie da capo verlangte.

Signora Biancona schien auch gewillt, diesem Wunsche nachzugeben, denn sie trat von Neuem vor, aber zugleich verließ der Capellmeister den Flügel, und ein junger Mann, den bisher Niemand unter den mitwirkenden Künstlern bemerkt hatte, nahm seinen Platz ein. Verwundert schauten die Zuhörer, überrascht der Consul und dessen Gattin zu ihm hinüber; selbst Hugo sah im ersten Augenblicke fast erschreckt auf den Bruder, dessen Hiersein er nicht vermuthet hatte, aber er begann den Zusammenhang zu ahnen. Nur Doctor Welding sagte ruhig und ohne das mindeste Erstaunen: „Dachte ich es doch!" Reinhold sah bleich aus, und seine Hände bebten auf den Tasten; aber Beatrice stand an seiner Seite — ein leise geflüstertes Wort aus ihrem Munde, ein Blick aus ihrem Auge gab ihm den verlorenen Muth zurück. Er begann fest und ruhig die ersten Accorde, die dem Publicum sofort klar machten, daß es sich hier nicht um eine Wiederholung seines Lieblingsstückes handelte. Alles horchte auf mit Befremdung und Spannung, und jetzt fiel Beatrice ein.

Das war nun freilich etwas Anderes, als die eben gehörte Bravour-Arie. Die Melodien, die jetzt emporquollen, hatten nichts gemein mit jenen Läufen und Trillern, aber sie brachen sich Bahn zu den Herzen der Zuhörer. In diesen Tönen, die bald aufwogten wie in stürmischem Jubel, bald zusammensanken wie in düsterer Klage, schien das ganze Glück und Weh eines Menschenlebens zu athmen, schien ein lang gefesseltes Sehnen sich endlich emporzuringen. Es war eine Sprache von ergreifender Gewalt und Schönheit, und wenn sie auch nicht überall ganz verstanden wurde, man fühlte doch, daß in ihr etwas Mächtiges, Ewiges klang; selbst die gleichgültigste, oberflächlichste Menge bleibt nicht empfindungslos, wenn der Genius zu ihr spricht.

Und hier hatte dieser Genius einen Ebenbürtigen gefunden, der ihm zu folgen und ihn zu ergänzen wußte. Es war nicht die Rede mehr von einem Wagnisse der Beiden; denn Eines kam der Auffassung des Anderen entgegen. Das sorgfältigste Studium hätte kein so vollendetes Ineinandergreifen geben können, wie es hier der Moment und die Begeisterung schufen. Reinhold fah sich in jedem Tone verstanden, in jeder Wendung begriffen, und nie hatte Beatrice so hinreißend gesungen, nie war die Seele ihres Gesanges so hervorgetreten. Mit glühender Hingebung erfaßte sie ihre Aufgabe. Die Begabung der Sängerin und die

dramatische Gewalt der Künstlerin flossen in Eines zusammen. Es war eine Leistung, die selbst das Unbedeutendste geadelt hätte — hier wurde es zu einem zweifachen Triumphe.

Das Lied war zu Ende. Einige Secunden lang dauerte die athemlose Stille noch fort, mit der man zugehört; keine Hand regte sich, kein Beifallszeichen wurde laut; dann aber brach ein Sturm aus, wie ihn selbst die gefeierte Primadonna nur selten vernommen hatte, und wie er bei einem Concertpublicum jedenfalls unerhört war. Beatrice schien nur auf diesen Moment gewartet zu haben; im nächsten schon war sie zu Reinhold getreten, hatte seine Hand ergriffen und ihn mit sich auf das Podium gezogen, ihn dem Publicum vorstellend. Diese eine Bewegung sagte genug; man begriff sofort, daß man den Componisten vor sich habe. Auf's Neue umtobte der Sturm des Beifalls die Beiden, und der junge Künstler empfing, noch halb betäubt von dem unerwarteten Erfolge, an der Hand Beatricens, den ersten Gruß und die erste Huldigung der Menge. —

Reinhold kam erst wieder zur klaren Besinnung in dem Versammlungszimmer, wohin er Signora Biancona geleitet hatte. Noch blieben ihm einige Minuten des Alleinseins; draußen im Saale spielte das Orchester die Schlußpièce unter vollster Unaufmerksamkeit des Publicums, das sich noch völlig unter dem Eindrucke des eben Gehörten befand. Beatrice zog den Arm zurück, der auf dem ihres Begleiters lag.

„Wir haben gesiegt," sagte sie leise. „Waren Sie zufrieden mit meinem Gesange?"

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung ergriff Reinhold ihre beiden Hände. „Ach, nicht diese Frage, Signora! Lassen Sie mich Ihnen danken, nicht für den Triumph, der ja Ihnen mehr als mir galt, aber dafür, daß ich mein Lied von Ihren Lippen hören durfte. Ich schuf es in der Erinnerung an Sie, für Sie allein, Beatrice. Sie haben verstanden, was es Ihnen sagt, sonst hätten Sie es nicht s o singen können."

Signora Biancona mochte es nur zu gut verstanden haben, aber in dem Blicke, mit dem sie zu ihm niedersah, lag doch mehr noch, als blos der Triumph einer schönen Frau, die auf's Neue die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht erprobt hat. „Sagen Sie das der Frau oder der Künstlerin?" fragte sie halb scherzend. „Die Bahn ist jetzt geöffnet, Signor! Werden Sie sie betreten?"

„Ich werde," erklärte Reinhold, sich entschlossen aufrichtend, „was sich mir auch entgegenstellt! Und wie sich meine Zukunft einst gestalten mag, für mich hat sie die Weihe empfangen, seit die Muse des Gesanges selbst mir die Pforten öffnete."

Die letzten Worte hatten wieder jenen Ton schwärmerischer Huldigung, den Beatrice schon einmal von ihm vernommen; sie neigte sich näher zu ihm, und ihre Stimme klang weich, fast bittend, als sie erwiderte:

„Nun, so fliehen Sie auch diese Muse nicht mehr so hartnäckig wie bisher. Dem Künstler wird es doch wohl erlaubt sein, der Künstlerin von Zeit zu Zeit zu nahen. Wenn ich Ihr nächstes Werk einstudire, Signor, werde ich mir da wieder allein das Verständniß suchen müssen oder werden Sie mir diesmal zur Seite stehen?"

Reinhold gab keine Antwort, aber der Kuß, den er brennend heiß auf ihre Hand drückte, sprach kein Nein aus. Diesmal rief er ihr kein Lebewohl zu, diesmal riß ihn keine Erinnerung weg aus der gefährlichen Nähe. Was damals noch leise warnend in der Ferne aufgetaucht war, das hatte jetzt auch nicht mehr mit einem einzigen Gedanken Raum in der Seele des jungen Mannes. Wie hätte das matte farblose Bild seiner Gattin auch bestehen können neben einer Beatrice Biancona, die in dem ganzen dämonischen Reiz ihres Wesens vor ihm stand, neben dieser „Muse des Gesanges", deren Hand ihn soeben zu seinem ersten Triumphe geleitet! Er sah und hörte nur sie allein. Was jahrelang verborgen in seinem Innern gelegen, was seit jener ersten Begegnung mit ihr sich emporgekämpft und emporgerungen hatte, das entschied dieser Abend, den Beginn einer Künstlerlaufbahn — und eines Familiendrama's.

Die nächsten Tage und Wochen im Almbach'schen Hause gehörten nicht zu den angenehmsten. Es konnte dem Kaufmann natürlich nicht verborgen bleiben, daß sein Schwiegersohn öffentlich mit einer Composition hervorgetreten war, schon deshalb nicht, weil Doctor Welding im Morgenblatte eine ausführliche Besprechung jenes Concerts brachte, in der der Name des jungen Componisten genannt wurde. Aber weder das Lob, das der sonst so strenge Kritiker hier ertheilte, noch der Beifall, mit dem das Lied überall aufgenommen wurde, noch selbst die Dazwischenkunft des Consuls Erlau, der lebhaft für Reinhold Partei nahm und ganz entschieden für dessen musikalische Begabung eintrat, vermochten das Vorurtheil Almbach's zu erschüttern. Er beharrte darauf, in jeder künstlerischen Bestrebung eine ebenso unnütze wie gefährliche Spielerei zu sehen, den eigentlichen Grund der Untüchtigkeit zum praktischen Geschäftsleben und die Wurzel alles Uebels. Da er so wenig wie sonst Jemand davon wußte, daß es eine Art von Gewaltstreich gewesen war, mit dem Signora Biancona Reinhold zum öffentlichen Hervortreten gezwungen, so hielt er das Ganze für eine vorher abgekartete Sache, die ohne sein Wissen, wider seinen Willen unternommen war, und das brachte ihn vollends außer sich. Er ließ sich so weit hinreißen, seinen Schwiegersohn wie einen Knaben darüber zur Rede zu stellen, und ihm kurz und gut jede weitere Beschäftigung mit der Musik zu verbieten.

Das war nun freilich das Schlimmste, was er thun konnte. Reinhold flammte bei dem Verbote in einem ganz unzähmbaren Trotze auf. Die Leidenschaftlichkeit, die trotz Allem, was sie äußerlich fesselte und in Schranken hielt, doch den eigentlichen Grundzug seines Charakters bildete, brach jetzt in wahrhaft erschreckender Heftigkeit hervor. Es gab eine furchtbare Scene, und hätte sich nicht Hugo rasch besonnen in's Mittel gelegt, der Bruch wäre jetzt schon unheilbar geworden. Aber Almbach sah mit Entsetzen, daß der Neffe, den er erzogen und geleitet, den er mit allen möglichen Familien- und Geschäftsbanden an sich gefesselt, ihm völlig entwachsen war und nicht daran dachte, sich seinem Machtworte zu beugen. Der Streit war für den Augenblick beigelegt worden, aber nur, um bei der nächsten Gelegenheit von Neuem hervorzubrechen. Eine Scene folgte der andern; eine Bitterkeit überbot die andere. Reinhold stand bald genug im Kampfe gegen seine ganze Umgebung, und der Trotz, mit dem er seinen musikalischen Studien mehr als je nachhing und seine Selbstständigkeit nach außen behauptete, erhöhte nur den Groll seiner Schwiegereltern.

Frau Almbach, die die Ansichten ihres Mannes durchaus theilte, unterstützte jenen nach Kräften, Ella dagegen verhielt sich, wie gewöhnlich, vollständig passiv. Von ihr wurde freilich ein Eingreifen oder eine Parteinahme weder erwartet noch verlangt; den Eltern fiel es nicht ein, ihr auch nur den geringsten Einfluß auf Reinhold zuzutrauen, und Reinhold selbst ignorirte sie in dieser Angelegenheit völlig und schien ihr gar nicht einmal das Recht einer Meinungsäußerung zuzugestehen. Die junge Frau litt unleugbar unter diesen Verhältnissen; ob sie auch die traurige, demüthigende Rolle empfand, die sie, die Gattin, hier spielte, wo sie von beiden Parteien übersehen, bei Seite geschoben und als unmündig behandelt ward, ließ sich kaum entscheiden. Sie zeigte bei den erbitterten und erregten Debatten der Eltern und bei der fortwährenden Gereiztheit ihres Mannes, die oft um geringfügiger Anlässe willen hervorbrach und sich zumeist gegen sie richtete, stets die gleiche geduldige Fügsamkeit, kam nur höchst selten mit einem bittenden Worte, nie mit einer entschiedenen Parteinahme dazwischen, und zog sich, wenn sie wie gewöhnlich von beiden Seiten herb zurückgewiesen wurde, scheuer als je zurück.

Der Einzige, der mit Allen nach wie vor auf dem besten Fuße stand und seine Stellung als allgemeiner Liebling unangefochten behauptete, war merkwürdiger Weise der junge Capitain. Wie alle eigensinnigen Menschen, fügte sich Almbach weit eher einer Thatsache als einem Conflicte, und verzieh leichter die directe, aber ruhige Mißachtung seiner Autorität, die der älteste Neffe sich hatte zu Schulden kommen lassen, als die stürmische Auflehnung gegen seinen Willen, die jetzt von dem jüngeren versucht ward. Hugo hatte, als er sah, daß ihm ein verhaßter Beruf aufgezwungen werden sollte, weder getrotzt, noch den Oheim beleidigt; er war einfach davon gegangen und ließ den Sturm hinter seinem Rücken austoben. Freilich kam es ihm auch gar nicht darauf an, später die Rückkehr des verlorenen Sohnes in Scene zu setzen, um sich damit den Wiedereintritt in das Haus, dem sein Bruder angehörte, und die Wiederaufnahme in die Gunst seiner Verwandten zu sichern. Reinhold besaß weder die Fähigkeit noch die Lust, in dieser Weise mit den Ver-

hältnissen zu spielen und sie sich dienstbar zu machen. Wie er niemals im Stande gewesen war, seine Abneigung gegen das Geschäftsleben und seine Gleichgültigkeit gegen die kleinbürgerlichen Interessen zu verhehlen, so machte er auch jetzt kein Hehl aus seiner Verachtung der ganzen Umgebung, seinem glühenden Haß gegen die Fesseln, die ihn einengten, und das war es, was ihm nicht verziehen wurde. Hugo, der entschieden auf der Seite seines Bruders stand, durfte ganz offen dessen Partei nehmen, was auch bei jeder Gelegenheit geschah. Der Oheim vergab ihm das, fand es sogar natürlich, denn die Art des jungen Capitains, sich zu geben, ließ es nie zu einem Conflicte kommen, während bei Reinhold dieser Punkt nur berührt zu werden brauchte, um sofort die heftigsten Scenen zwischen ihm und den Schwiegereltern zu veranlassen.

Es war um die Nachmittagsstunde, als Hugo das Almbach'sche Haus betrat und unten an der Treppe seinem Diener begegnete, den er vorher mit einem Auftrage zu dem Bruder gesandt hatte. Jonas war eigentlich nur dem Namen nach Matrose auf der „Ellida"; er war längst von den Schiffsarbeiten entbunden und ausschließlich zur Dienstleistung bei dem jungen Capitain bestimmt worden, den er auch bei einem längeren Aufenthalte auf dem Lande nie verließ, und dem er mit zäher, unerschütterlicher Anhänglichkeit überall folgte. Beide standen ungefähr in gleichem Alter. Jonas war im Grunde nichts weniger als häßlich; er konnte in seiner Sonntagstracht sogar für einen ganz hübschen Burschen gelten, aber seine ungeschickten Manieren und sein rauhes, wortkarges Wesen ließen diese Vorzüge nie zur Geltung kommen. Er stand mit dem ganzen Dienstpersonal des Almbach'schen Hauses, zumal mit dem weiblichen, auf beinahe feindseligem Fuße, und noch Keiner davon hatte je eine freundliche Miene bei ihm gesehen oder ein Wort mehr von ihm gehört, als unumgänglich nothwendig war. Auch jetzt sah er äußerst grämlich aus, und die vier oder fünf Thaler, die er soeben in die rechte Hand zählte, schienen sein höchstes Mißfallen zu erregen, so grimmig schaute er darauf hin.

„Was giebt es denn, Jonas?" fragte der Capitain herantretend. „Hältst Du Uebersicht über Dein Baarvermögen?"

Der Matrose blickte auf und setzte sich in Positur, aber sein Gesicht wurde nicht freundlicher.

„Zum Blumenhändler soll ich gehen und einen Strauß abholen," brummte er, das Geld in die Tasche steckend.

„Ei sieh! Benutzt man Dich hier auch schon zum Blumenboten?"

„Ja, hier auch," sagte Jonas, nachdrücklich das letzte Wort betonend, und mit einem vorwurfsvollen Blicke auf seinen Herrn fügte er hinzu: „Gewohnt bin ich's freilich."

„Allerdings," lachte Hugo. „Aber ich bin es nicht gewohnt, daß Du dergleichen Gänge für einen Andern als mich besorgst. Wer hat es Dir denn aufgetragen?"

„Herr Reinhold," lautete die lakonische Antwort.

„Mein Bruder — so?" sagte Hugo langsam, während ein Schatten über seine eben noch so hellen Züge hinflog.

„Und ein wahres Sündengeld soll ich dafür bezahlen," murrte Jonas weiter. „Herr Reinhold versteht es noch besser als wir, die Thaler fortzuwerfen für die Dinger, die morgen verwelkt sind. Und wir sind doch wenigstens nicht verheirathet, aber er —"

„Der Strauß ist jedenfalls für meine Schwägerin bestimmt," schnitt ihm der Capitain kurz das Wort ab. „Was giebt es dabei zu verwundern? Glaubst Du, ich werde meiner Frau keine Blumen schenken, wenn ich erst einmal verheirathet bin?"

Die letzte Bemerkung mußte dem Matrosen wohl sehr unerwartet kommen, denn er richtete sich mit einem Rucke in die Höhe und starrte seinen Herrn im vollsten Entsetzen an, aber schon in der nächsten Minute kehrte er beruhigt zu seiner früheren Haltung zurück und sagte zuversichtlich:

„Wir heirathen nie, Herr Capitain."

„Ich verbitte mir dergleichen Orakelsprüche, die mich ohne Weiteres zur Ehelosigkeit verdammen," fiel Hugo ein. „Und warum werden ‚wir' denn nie heirathen?"

„Weil wir uns aus den Frauenzimmern gar nichts machen," beharrte Jonas.

„Du hast eine höchst wunderbare Manier, immer im Plural zu sprechen," spottete der Capitain. „Also ich mache mir nichts aus den Frauen? Ich dächte, das Gegentheil hätte oft genug Deinen Ingrimm erregt."

„Aber zur Heirath kommt es doch nicht," triumphirte Jonas im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung. „Im Grunde machen wir uns nicht so viel aus der ganzen Gesellschaft. Weiter als bis zum Blumenschicken und Handküssen geht die Geschichte nie, dann segeln wir ab, und sie haben das Nachsehen. Es ist auch ein wahres Glück, daß es so ist. Frauenzimmer auf der ‚Ellida' — Gott bewahre uns davor!"

Diese mit unverwüstlichem Ernste, freilich auch wieder in dem unvermeidlichen Plural gegebene Charakteristik schien leider das Richtige getroffen zu haben, denn der Herr Capitain erhob nicht den geringsten Einwand dagegen. Er zuckte nur lachend die Achseln, drehte dem Matrosen den Rücken und stieg die Treppe hinauf. Er fand Reinhold in dessen eigener Wohnung, die im oberen Stocke lag, und ein einziger Blick auf das Gesicht des Bruders, der heftig im Zimmer auf und ab schritt, zeigte ihm, daß auch heute etwas vorgefallen sein müsse.

„Du willst ausgehen?" fragte er nach der ersten Begrüßung mit einem Blicke auf den Hut und die Handschuhe, die auf dem Tische lagen.

„Später!" antwortete Reinhold, sich zusammennehmend. „In einer Stunde etwa. Du bleibst doch einige Zeit?"

Hugo überhörte die letzte Frage. Er stand vor seinem Bruder und sah ihn forschend an.

„Hat es wieder eine Scene gegeben?" fragte er halblaut.

Der finstere Trotz, der einige Minuten lang aus den Zügen des jungen Mannes gewichen war, kehrte wieder zurück.

„Gewiß. Man hat wieder einmal den Versuch gemacht, mich wie einen Schulknaben zu behandeln, der, wenn er sein tägliches Arbeitspensum geleistet, sich auch noch in den Erholungsstunden überwachen lassen und von jedem Gange Rechenschaft ablegen muß. Ich habe ihnen klar gemacht, daß ich dieser ewigen Bevormundungen müde bin."

Der Capitain fragte nicht, um welchen Gang es sich bei diesem Streite handelte; das kurze Gespräch mit Jonas schien ihn hinreichend darüber aufgeklärt zu haben; er sagte nur kopfschüttelnd: „Es ist ein Unglück, daß Du so gänzlich abhängig von dem Onkel bist. Wenn es früher oder später zwischen Euch zum Bruche kommt und Du aus dem Geschäfte trittst, so ist das für Dich eine Existenzfrage; Dein ganzes Einkommen fällt damit. Du allein könntest Dich wohl zur Noth Deinen Compositionen anvertrauen, aber ihnen jetzt schon die Erhaltung einer Familie zumuthen, hieße Deine Zukunft von vornherein in Frage stellen. Ich hatte damals nur für mich allein einzustehen; Du wirst nothgedrungen warten müssen, bis Dich ein größeres Werk in die Lage versetzt, mit Frau und Kind der ganzen kleinbürgerlichen Sphäre den Rücken zu kehren."

„Unmöglich!" rief Reinhold beinahe ungestüm. „Bis dahin wäre ich zehnmal zu Grunde gegangen, und was ich an Talent besitze, mit mir. Ausharren, warten, vielleicht noch Jahre lang? Das kann ich nicht, das ist für mich gleichbedeutend mit Selbstvernichtung. Meine neue Arbeit ist vollendet. Wenn sie nur einigermaßen den Erfolg der ersten erreicht, so ermöglicht sie mir wenigstens, einige Monate in Italien zu leben."

Hugo stutzte.

(Fortsetzung folgt.)

„Die Nachtigall im Fliederbusch".

Es ist drei Uhr Morgens. Stille, laue, sanfte Dämmerluft, wie sie der heurige Wonnemonat nicht eben oft gespendet, deutet auf einen warmen, leider den letzten Maientag.

Lauter, vollstimmiger Vogelgesang und der Gedanke an die Nachtigall im Fliederbusch haben mich heute um fast zwei Stunden früher geweckt als sonst. Ich trete hinaus in meine von wildem Wein umrankte Veranda. Ringsum frisches Grün, ein Stückchen Wald, blühende Apfelbäume, blühende Fliederhecken, Goldregen

Philomele.
Originalzeichnung von E. Schmidt

und Rothdorn, und eingerahmt in Maiengrün und halb verschleiert in Morgenduft die alte Feste Coburg. Würziger Fliederduft und Nachtigallenschlag empfangen, umfangen mich.

Ja, der treffliche Künstler, der die schlagende Nachtigall im Fliederbusche gezeichnet, hat richtig beobachtet und poetisch gestaltet: die Blüthe des Flieders und des Nachtigallenliedes gehören zusammen. Das naturwahre und in jeder Linie poetische Bild ist in der That ein kleines Meisterstück. Figur und Haltung der königlichen Sängerin sind ganz offenbar der Natur abgelauscht. Scheint es doch, als strömte eben die schmelzendste ihrer sehnsuchtathmenden Strophen aus der kleinen zaubermächtigen Kehle und müßte auch dem äußeren Ohre vernehmlich werden.

Die Nachtigall im Fliederbusche! Der darstellende Künstler hat Recht. Wenn es auch vielleicht poetischer ist, die „Sängerkönigin" mit der „Blumenkönigin" zu vermählen, in der goldenen Mitte der gemäßigten Zone der nördlichen alten Welt ist die volle Gluth des Nachtigallenliedes bereits abgekühlt, wenn die Rosengluth erst recht aufflammt, und die Nachtigall des Orients, welche „der Rose ihre schönsten Liebeslieder singt und Demantperlen aus ihrem glühenden Kelche schlürft", ist nicht unsere Nachtigall, sondern ein ganz anderer Vogel.

Doch halt! Durch all das eben erwachte krause, bunte Liedergewirr hindurch klingt wieder die hellste der Strophen.

„Nachtigallen in Coburg? Sind sie nicht seit Jahren von dort verschwunden?"

Ach leider ja! Hier wie an manchen anderen Orten, wo sie sonst zahlreich vertreten waren.

„Und doch Nachtigallenschlag?"

Und doch! Es ist ein Paar der Nachtigallen des hiesigen Vogelschutzvereins, der sich unter Anderm die Aufgabe gestellt hat, die edelsten der Sängerinnen womöglich wieder einzubürgern. Es ist das unter meine persönliche Pflege genommene Paar, dessen treffliches Männchen so prächtig schlägt, meist die ganze Nacht hindurch schlägt.

Drüben im boscagereichen blühenden Parkgarten ist ein mit halbem Bretterdache versehener geräumiger Drahtkäfig über hohes Flieder-, Jasmin- und Spiräengebüsch geflochten, das lustig grünt und blüht. Ein kleiner Springbrunnen liefert frischen Trunk und kühles Bad. Der Boden ist zum Theil mit trockenem Laub, besonders mit Eichenblättern bedeckt, unter welchen sich allerlei Gewürm verbirgt und das vorzugsweise zur Grundlage des Nestes gewählt wird. Dürres Gras und Gewürzel, Borsten, Pferdehaar und Agavenfasern liegen zur Verwendung für den Nestbau bereit. Denn das wohlgepflegte Sängerpaar soll nisten, Eier legen, Junge erziehen. Dann soll Ende Juli oder Anfang August die Thür geöffnet werden. Jung und Alt werden in der Nähe des Brutkäfigs, natürlich auch darin, alle Bedingungen für ihr Wohlsein finden; der stille, dicht bebuschte Platz ist wie geschaffen für sie. Kommt dann Ende August und September die Zugzeit und erwacht der mächtige Wandertrieb, so mögen sie ungehindert hinziehen in ihre afrikanischen Winterquartiere, in's grüne Nilthal oder zu den Aschantees; sie werden dann, trifft sie nicht ein besonderes Unheil auf der weiten Wanderung, sicher zu der liebgewonnenen Geburtsstätte zurückkehren und mit alter Liebe empfangen und gehegt und gepflegt werden. Glückt der Versuch auch nur mit einem Paare, so werden sich unter dem strengen Schutze der Behörden und der lebhaften Theilnahme des Publicums die Nachtigallen allmählich wieder ansiedeln in dem schönen Coburg, in dessen nächsten Umgebungen sie früher, vor zehn bis zwölf Jahren ziemlich häufig waren, wo viele Paare noch heute, und mehr als früher, geeignete Aufenthaltsplätze und Wohnstätten finden und wo sie lediglich durch Jahre lang fortgesetztes rücksichtsloses Wegfangen schließlich ausgerottet worden sind, wie mir das einer der Schuldigen reuevoll selber bekannt hat.

Freilich ist es schwierig, eben weil die Zugvögel regelmäßig zu ihren Geburts- und Heimathsorten zurückkehren, die daraus gänzlich vertriebenen, zumal die zarten Insectenfresser, wieder heimisch zu machen. Indeß ist der Versuch mit der Nachtigall mir selber bereits zweimal geglückt, und ich kenne außer den von Dr. A. Brehm in seinem trefflichen Buche „Gefangene Vögel" angeführten Fällen noch mehrere andere vollkommenen Gelingens.

Und die zutrauliche köstliche Sängerin ist es schon werth, daß man weder Mühe noch Kosten scheut, um sie mindestens da wieder einzubürgern, wo sie sich früher heimisch fühlte, also alle Existenzbedingungen vorfand, und nur durch den sträflichen Egoismus der Vogelliebhaber und ihrer Handlanger, der Vogelsänger, ausgerottet worden ist. Leider ist dies nur allzuleicht zu bewerkstelligen.

Ich kannte in Bad Liebenstein einen jungen Vogelsteller, der die fünf binnen drei Tagen dort angekommenen Nachtigallen jedesmal nach kaum einer Stunde wegfing und so zur Ausrottung dieses Vogels in jener Gegend beigetragen hat. Die Berliner, Wiener, Petersburger &c. Vogelhändler bringen jährlich Hunderte von Nachtigallen und Sprossern, den nächsten und alleinigen Verwandten, zu Markt. Hunderte von Nachtigallen werden in den Vorhölzern des Thüringer Waldes, des Harzes &c. und in den Auenwäldern der deutschen Flüsse gefangen und an der Brut verhindert, da sie eben gleich nach ihrer Ankunft weggefangen werden. Waltershäuser und Hörselgauer Vogelfänger machen nach eigener Versicherung wochenlange Reisen, um die Nachtigallen auch in weiterer Ferne einzufangen, und ein „Matador" dieses abscheulichen Gewerbes wollte sich verpflichten, mir so viel Nachtigallen, wie ich nur wünschte, bis Mitte Mai zu liefern.

Ueberall, wo diese Virtuosen der Ausrottung der Nachtigallen ungestraft ihre Schlagnetze und Leimruthen stellen dürfen, steht das gänzliche Verschwinden der armen lieblichen Wesen in nächster Aussicht, zumal wo die rationelle Gartencultur durch Ausroden und Umlegen der alten baum- und strauchreichen Grasgärten vorgearbeitet hat.

Selbst in ihrem Lieblingsaufenthalte, in den feuchten, mit üppigem Unterholze bestandenen Auenwäldern unserer Ströme und Flüsse, oder in wohlbewässerten Parkanlagen und größeren grabendurchzogenen Grasgärten der Ebene und der Berghänge, ist die Nachtigall längst nicht mehr so häufig wie vor dreißig Jahren. Ihre gesammte Lebensweise, wie ihre besonderen Eigenschaften, die Gewohnheit, ihre in allerhand Gewürm, Kerfen und deren Larven bestehende Nahrung am Erdboden zu suchen und ebenda, oder nur dicht darüber, das allerdings der äußeren Umgebung wohl angepaßte, für den Unkundigen nicht leicht zu entdeckende Nest, meist zwischen den dicken Stämmen eines Strauches, anzulegen, setzen sie und ihre Nachkommenschaft gar vielen Gefahren aus. Behaartes und befiedertes Raubzeug: Füchse, Marder, Wiesel, Mäuse, Katzen, Elstern, Rabenkrähen, Heher, und manche andere Raubgesellen wissen das in einem Haufen dürren Laubes versteckte Nest aufzuspüren, den mehr als halbkugeligen sauber ausgewandeten Napf und die fünf oder sechs dunkelolivengrünen, olivenbräunlich gewölkten Eier, trotz ihrer wenig vom Neste abstechenden Färbung, und noch leichter die Jungen zu entdecken, die ihnen dann leider oft sammt der Mutter zur Beute werden.

In noch größerem Maßstabe, wenn auch im Ganzen seltener, zerstören Naturereignisse: Gewitter- und Platzregen, Hochwasser der größeren Flüsse, z. B. der Elbe, Oder, Weichsel, Nest und Brut. Wenn dergleichen Unfälle im Mai eintreten, schreiten die Nachtigallen zu einer zweiten Brut, und sind dann im Allgemeinen gesicherter. Doch habe ich auch eine solche zweite Brut in den Elb-Auenwäldern durch ein sogenanntes Johannishochwasser der großen Mehrzahl nach zu Grunde gehen sehen.

Greift nun der „Erb- und Erzfeind der Natur" mit täppischer, rücksichtsloser Hand in einen so vielfach gefährdeten Haushalt ein, so muß er mehr und mehr untergraben werden.

Es ist Thatsache: die Klagen über die sichtliche Verminderung des ersten aller Singvögel mehren sich von Jahr zu Jahr, und es ist höchste Zeit, daß die „Hohepriesterin des Lenzes" allerseits unter ganz besonderen Schutz genommen wird.

Was aber ist zunächst zu thun, um dem drohenden localen Verschwinden Halt zu gebieten?

Vor Allem sollte auf mehrere, vielleicht auf zehn Jahre hinaus das Fangen und Halten der Nachtigall in kleinen Zimmerkäfigen gänzlich verboten und Ausnahmen nur zu Gunsten der Ansiedelungsversuche an früher von ihr bewohnten Orten gestattet, das Fangen zu diesem Zwecke überwacht und nur zuverlässigen Leuten anvertraut werden. Gleichzeitig müßte seitens der deutschen Regierung auf strenge Beobachtung des internationalen Vogelschutzgesetzes, so lücken- und mangelhaft es auch in seiner jetzigen Form erscheint, besonders Italien, Griechen-

land und Südfrankreich gegenüber, gedrungen werden. Sodann müßten aber auch diejenigen Feinde, denen man wirklich das Räuberhandwerk zu legen vermag: Elstern, Rabenkrähen und Heher decimirt und Wiesel, Marder und Katzen streng überwacht werden.

Wie das Alles und noch manches andere auf den Vogelschutz Bezügliche eingerichtet und ausgeführt werden könnte, möchte ich ein anderes Mal vorzuschlagen mir erlauben. Vorläufig mögen diese Andeutungen genügen, um auf das drohende Uebel und seine mögliche Abwendung hinzuweisen. Und ein Uebel, ein großer Verlust wäre es jedenfalls, wenn die Nachtigall im grausamen und für die hochbegabte Sängerin so ungleichen Kampfe um's Dasein in kürzerer oder längerer Frist erliegen, wenn sie einst nur noch in ornithologischen Sammlungen, allenfalls noch in großen, weniger zugänglichen Auenwaldrevieren zu sehen und zu hören sein sollte. Ein Verlust, freilich nicht für Diejenigen, welche die Meistersängerin niemals in ihrem Freileben und im Mai gehört haben, aber umsomehr für Alle, welche sich keinen rechten Maimorgen und keine rechte Maimondnacht ohne unsere herrliche Primadonna vorstellen können. Denn was die nicht immer competente und unparteiische Liebhaberei auch sagen mag: der Gesang der Nachtigall wird von keinem der gerühmtesten Singvögel erreicht, geschweige übertroffen, und es will mir geradezu unbegreiflich erscheinen, wie es Vogelgesangliebhaber — und wären es auch Capellmeister oder erste Opernsänger — wie es Liebhaber geben solle, welche beispielsweise den Gesang der amerikanischen Spottdrossel oder der grauen Grasmücke mit dem der Nachtigall auch nur vergleichen könnten.

Ich habe seit meiner Jugend eine leidenschaftliche Liebe für den Vogelsang, und viele Lieblinge unter den gefiederten Tonkünstlern haben mich seitdem immer wieder und in jedem neuen Frühlinge entzückt. Ich kenne mit sehr wenigen Ausnahmen südlicher Arten die Locktöne und Gesänge aller europäischen Singvögel, ebenso die der hervorragendsten ausländischen durch Selbsthören oder durch Beschreibungen reisender Kenner; aber auch nicht ein einziger ist mir bekannt, dessen Gesang sich an Tiefe, Kraft, Wohllaut und Rhythmus, an bestimmtem und doch wechselvollem und reichem Strophenbau, an schöner Modulation der Klangfarbe und überhaupt an großartiger Originalität, an deutlicher Vocalisation mit dem Nachtigallenliede auch nur entfernt messen könnte. Sein Charakter ist ein so bestimmt ausgeprägter, seine Wirkungen sind für alle nur mit einigem Tonsinne ausgestattete Menschen so genau dieselben, daß nur dadurch die merkwürdige Uebereinstimmung der verschiedensten Völker aller Zeiten in seiner Charakterisirung und Deutung, wie in dem unerschöpflichen Lobe und Preise desselben erklärbar wird.

In welcher Culturſprache wäre die Königin des Gesanges nicht gefeiert und besungen worden von Homer bis auf heute! Welcher Vogelgesangliebhaber hätte nicht versucht, ihre reichen Lieder ohne Worte wenn nicht in Worte, so doch in bezeichnende Silben zu setzen! Bechstein, Naumann, Friderich und Andere haben die Strophen der in ihrer Heimath Lebenden wiedergegeben, denn die Nachtigallen, wie alle andern Singvögel, singen nicht überall in ihrem Verbreitungsgebiete gleich gut. Bechstein und Friderich zählen fünfundzwanzig Strophen, und Naumann bemerkt im Allgemeinen: „Je mehr und längere Strophen ein Schlag hat und je mehr von solchen darunter sind, welche im Tone auf- und abwärtssteigen wie die vierzehnte und siebenzehnte in der Bechstein'schen Angabe, und je weniger schirkende Töne oder kurze Strophen dabei sind, desto besser ist der Schlag." Diese vierzehnte und siebenzehnte Strophe lauten aber nach Bechstein, um eine Probe von seiner Angabe zu geben:

Lu lu lu lu ly ly ly ly li li li li und
Qui qui qui qui qi qi qi qi gi gi gi gi.

Ich meinerseits muß gestehen, daß ich zwar eine tüchtige Sängerin auch lieber höre als eine Stümperin, daß ich aber doch keiner der Strophen eines wirklich guten Schlages einen besondern Vorzug einräumen, daß ich mindestens keine einzige gern vermissen möchte.

Was aber auch zur Verherrlichung des Nachtigallgesanges in Versen und in Prosa geschrieben worden ist, einen so drastischen Beweis von seiner Wirkung hat meines Wissens doch kein Dichter und kein Naturforscher vorgeführt wie Fritz Reuter in seinem „Hanne Nüte". Der alte würdige „Pastur, dem das heiter junge Frühlingsleben, der Wein und die Erinnerungen ein Bischen in den Kopf gestiegen", entschuldigt sich in Folge des ehehälftlichen Vorhaltes, daß er „weltlich gesungen" habe. „Sieh Dich um, Sohn! Die ganze Creatur ist in der Sünde tief versunken 2c. Halt 'mal! War das die Nachtigall? — Wahrhaftig, ja! Bleib' doch 'mal stehn! Ja, ja, sie ist's. — Wie wunderschön!" —

„Ja, ja, verderbt ist die Natur," fährt er in der Sprache der fossilen Orthodoxie fort, „und liegt in Höllen-Sündenbanden, und durch die Lust der Creatur macht uns der Böse all zu Schanden, darum mein Sohn . . .

Ei, ei, da ist sie wieder! —
Wie legen sich die Nachtigallenlieder
So trostvoll doch in's Menschenherz!
Als wenn sie mit der Sehnsucht Klangen
Vom Himmel zu uns niederdrängen,
Zu zieh'n die Seele himmelwärts,
So süß gewaltig ist ihr Ton! —"

Coburg, im Mai 1871. Dr. E. B.

Herman Grijn's Kampf mit dem Löwen.

Altkölnische Sage.

Zu Köln am Domhof saßen
Die würdigen Herren vom Stift,
Verdrossen über die Maßen
Vor lauter Gall' und Gift;
Es mocht' auch keiner dreister
Auf sie zu sprechen sein,
Als Grijn, der Bürgermeister
Der reichsgetreu'sten Stadt am Rhein.

Der wahrte jedem Bürger
Sein wohlverbrieftes Recht,
Daß auch der ärmste Schürger
Nicht würd' ein Pfaffenknecht;
Deß boßten sich am meisten
Ein Knünch* und ein Kaplan;
Die hätten dem Ueberdreisten
Doch gar zu gern ein Leids gethan.

Am Domhof lag im Zwinger
Ein Löwe grauenhaft,
Dem kein Athlet und Ringer
Gewachsen war an Kraft;
Den plagten sie mit Fasten
Und luden gleißnerisch
Den Mann, den bestgehaßten,
Auf guten Imbiß ein zu Tisch.

Der hat's wohl angenommen
Und als er am Dom erschien,
Da hieß es: „Schön willkommen
Seid Ihr, Herr Herman Grijn!"
Doch als er stand im Saale
— Sie ließen ihn just allein —
Da brach mit einem Male
Das Löwenungethüm herein.

„Ha! Bin ich so zu Gaste
Geladen an diesen Heerd?"
Er rief's voll Zorn und faßte
Sein doppelschneid'ges Schwert.
„Daß man sich so maskire,
Ist das am Dom erlaubt?"
Er rief's und warf dem Thiere
Den seid'nen Mantel über's Haupt.

Und eh' der Leu begriffen,
Den kölnischen Maskenscherz,
Da fuhr ihm scharfgeschliffen
Der Stahl schon tief in's Herz
Er sank mit Wuthgebrülle,
Getroffen auf den Tod;
Da lag, von der seidenen Hülle
Bedeckt, das arge Gastgebot.

Und als nun tief erschrocken
Das Pfaffenpaar erschien,
„Ihr hofftet zu frohlocken" —
So sprach Herr Herman Grijn;
„Ihr hattet mich dem Leuen
Als Imbiß zugedacht,
Das soll Euch schwer gereuen:
Ihr sollt noch sterben diese Nacht."

Da half kein Dräu'n und Bitten:
Bald war der Spruch gethan,
Den Henkertod erlitten
Der Knünch und der Kaplan.
Am Rathhaus sieht man heuer
Gemeißelt noch in Stein
Das Löwenabenteuer;
Zur Lehre soll's dem Enkel sein. —

So geht die kölnische Sage
Vom Löwenkampf am Dom;
Drum gilt noch heutzutage
Das Wort am deutschen Strom:
Ob süß es fall', ob sauer,
Es sei dir Beides gleich:
Halt fest, du kölnischer Bauer,
Halt fest am Kaiser und am Reich!

Hermann Grieben.

* Knünch, contrahirt aus Canonicus (wie Münch aus Monachus), ist die von Alters her in den Rheinlanden und in den oberdeutschen Gegenden noch heute volksübliche Bezeichnung der Stifts- und Domherren.

Ein Plauderstündchen in der Depeschen-Annahme.

Als mir zum ersten Male die Ehre zu Theil wurde, den Posten in der Depeschen-Annahme für einen erkrankten Collegen versehen zu dürfen, war ich höchst gespannt auf meine Erlebnisse am Schalter und malte mir das Wechselvolle dieses Postens, gegenüber der monotonen Beschäftigung des Apparatbeamten, in den lebhaftesten Farben aus. Allein meine Hoffnungen wurden schmählich getäuscht: nie habe ich so viel Aerger gehabt, wie damals.

Es kann nicht meine Absicht sein, alle Rencontres jenes Vormittags hier zu erzählen, ich will nur auszugsweise diejenigen allgemeinen Regeln wiedergeben, auf welche die Depeschen-Aufgeber aufmerksam zu machen ich damals Gelegenheit hatte.

Die frühe Morgenstunde ließ mir Zeit, gleich die erste mir überbrachte Depesche ein wenig näher zu betrachten. Ich wurde sofort lebhaft an jenen Elegant erinnert, welcher nie an eine Dame geschrieben hatte, ohne vorher auf das Sorgfältigste Toilette zu machen. Seinem Beispiele war der Verfasser dieser Depesche nicht gefolgt. Auf ein schmutziges Stück Papier hatte er die herzlichsten Glückwünsche für die Geliebte seines Herzens mit Bleistift und in Krähenfüßen, welche nur mit Mühe zu entziffern waren, niedergeschrieben.

Wenn Jemand gut zu schreiben absolut außer Stande ist, so wird es Niemand beikommen, das Ansinnen an ihn zu stellen, er möge seine Depeschen deutlich schreiben; man fragt ihn einfach, was dieses oder jenes unleserliche Wort bedeuten soll, und schreibt es deutlich darüber; und wenn Jemand, der keinen Begriff von Anstand hat, seine Depesche auf unsauberes Papier schreibt, so wundert sich Niemand darüber, sondern die Depesche wird aufgeklebt und befördert, ohne daß ein Wort darüber verloren würde.

Es wird aber auch Jeder unwillkürlich auf schlechtes Papier schlechter schreiben, als auf gutes, und hier kommen wir zu einem Punkte, den das Publicum doch beachten sollte; es handelt sich dabei um sein eigenes Interesse. Wie genau auch bei der Beförderung der Depeschen die Reihenfolge nach der Aufgabezeit innegehalten wird, so werden doch stets schlecht geschriebene Depeschen später befördert werden müssen, als gut oder wenigstens deutlich geschriebene.

Man denke sich z. B. an die Stelle eines Beamten, der während der Börsenzeit — also der Zeit des stärksten Depeschenverkehrs — an seinem Hughes-Apparate sitzt, und dem die zu befördernden Depeschen immer zu zehn, zu zwanzig Stück auf den Tisch gelegt werden. Um diese Correspondenz zu bewältigen, muß er per Stunde gegen sechszig Stück — bei Weitem noch nicht das Maximum der Leistung — verarbeiten; er kann also selbstverständlich die einzelnen Depeschen nicht vor der Beförderung durchlesen, sondern erst im Moment des Abtelegraphirens; woher soll er die Zeit nehmen, um schlecht geschriebene Depeschen Wort für Wort durchzubuchstabiren, und warum sollen durch diese zeitraubende Beschäftigung alle anderen Depeschen verzögert werden? Die schlecht geschriebenen Telegramme wandern also zum Aufsichtsbeamten, kann dieser sie nicht lesen, zum Annahmebeamten behufs Entzifferung; der hat aber in diesen Stunden alle Hände voll zu thun, um das Publicum am Schalter zu befriedigen, und so kann es vorkommen, daß Depeschen von vielleicht großer Wichtigkeit und Dringlichkeit durch Schuld des Aufgebers wegen schlechter Schrift nicht unbeträchtlich verzögert werden.

Sind die Depeschen unwichtig, so legt man sich eher auf das Errathen. Ob man schreibt: Gratulation oder Glückwunsch, herzlich oder innig oder aufrichtig — das macht am Ende keinen großen Unterschied, ob es aber in einer Geschäftsdepesche heißt: Kauft zehntausend Laura, 100 oder 101 oder 110, das ist eine gewaltige Differenz, und die Folgen eines möglichen Irrthums wird kein Beamter auf seine Schultern nehmen wollen.

Der Aufgeber, wenn er darüber interpellirt wird, ist natürlich stets höchst verwundert, daß seine „deutliche" Schrift unleserlich gewesen sei; der Mann bedenkt nicht, daß wir Beamte meist nicht in der glücklichen Lage sind, uns so genau um die Course kümmern zu müssen, wie er. Wer konnte z. B. in der Schwindelperiode dem Beamten zumuthen, die Namen von allen den Unternehmern zu kennen, welche damals wie die Pilze aus der Erde wuchsen? Trotzdem aber wurden gerade jene Bezeichnungen sehr oft so undeutlich geschrieben, daß wir manchmal Alle die Köpfe zusammensteckten, um diese Hieroglyphen zu entziffern. Kam dann die Depesche spät an, so waren die Actien vielleicht schon wieder um ein achtel Procent gestiegen oder gefallen — das Geschäftchen war nicht mehr zu machen, und der Unglücksmann kam zur Station und wollte Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um Ersatz zu erhalten für den durch die Verspätung erlittenen Schaden, den er doch nur selbst verschuldet hatte.

Ebenso ungünstigen Einfluß auf die Leserlichkeit der Depeschen bringt auch zumeist das bei Geschäftsleuten übliche Copiren derselben mittels Anfeuchtung hervor.

Darum wolle man vor Allem die Depeschen und besonders die darin vorkommenden Geschäftsausdrücke möglichst deutlich schreiben. Man erspart dadurch nicht nur sich selbst und den Beamten viel Zeit und Aerger, sondern kann auch versichert sein, daß die Depeschen jederzeit prompt befördert werden.

Ein zweiter Fehler der Depeschen ist sehr oft eine unvollständige Adresse. Eine Depesche „an Herrn Müller in Berlin" ist natürlich von vornherein unbestellbar; denn welcher von den tausend Müller's ist wohl der Rechte? „An Auguste in Dresden" — nun, lieber Beamter, suche Dir im Adreßbuch diese Holde auf und übernimm es, die Depesche bestellen zu lassen! Letztere Adresse hat mir wirklich vorgelegen, ein Beweis für die Naivetät, mit welcher manche Correspondenten bei Benutzung des Telegraphen zu Werke gehen. Meist sucht man, thöricht genug, die Worte in der Adresse zu sparen, während man doch gerade diese so genau wie möglich formuliren und lieber im Texte einen überflüssigen Zusatz, wie: „Herzlichen Gruß" u. a. weglassen sollte. Wenn die Depeschen mit ungenauer Adresse nicht geradezu unbestellbar werden, so wird ihre Bestellung doch gewiß bedeutend verzögert; denn der betreffende Beamte muß sich erst in das Adreßbuch vertiefen, und wenn diese Forschungen noch kein genügendes Resultat ergeben, so muß er bei den Polizeibehörden nach der Wohnung des Adressaten recherchiren lassen. Diese Ermittelungen kosten Zeit, viel Zeit, und um diese zu gewinnen, telegraphirt man doch; wird also die Depesche verspätet, so verfehlt sie ihren Zweck, und dies ist sehr oft die Quelle vieler Unannehmlichkeiten für beide Theile, Aufgeber und Empfänger.

Wenn dann einmal das gelbe Zettelchen: „Verzögert in Folge unvollständiger, respective unrichtiger Adresse" der Depesche aufgeklebt ist, so hilft kein Reclamiren bei der zuständigen Behörde mehr. Man kann zwar eine ungenaue Adresse nachträglich vervollständigen, jedoch nur gegen nochmalige Entrichtung der Gebühr für eine einfache Depesche zwischen denselben Stationen.

Will man z. B. einem Freunde mit dem nicht mehr ungewöhnlichen Namen „Schulze" in Berlin seine Ankunft für heute, vielleicht schon für die nächsten Stunden, anmelden, dann adressire man so genau wie möglich, etwa:

Kaufmann Friedrich Wilhelm Schulze,
Auguststraße 21, II. rechts. Berlin.

Dies sind neun Worte; eins braucht man zur Unterschrift; es bleiben also noch zehn für die eigentliche Mittheilung. Darin kann man ihm einen ganzen Roman erzählen, ohne siebensilbige Worte zu bilden, wie eine gewisse Bank: Nachmittagsdreiuhrzugig sendet 2c. Der Text laute z. B.: „Cassirer mit 20000 durchgegangen. Polizei sofort benachrichtigen. Komme heute noch." Ob man dem Freunde noch einen telegraphischen Gruß sendet oder nicht, wird demselben wohl gleichgültig sein.

Eine genaue Adresse bedingt aber auch die genaue Bezeichnung des Adreßortes, wenn es deren mehrere gleichen Namens giebt. Eine Depesche nach Straßburg z. B. kann nach dem Elsaß, kann auch nach Westpreußen befördert werden; in beiden Provinzen existirt ein Ort dieses Namens. Setzt man nun nicht die nähere Bezeichnung „Straßburg Elsaß" hinzu, so muß man einer bedeutenden Verzögerung oder gar der Unbestellbarkeit der Depesche gewärtig sein.

Ist einem aber ganz besonders viel daran gelegen, zu wissen, um welche Zeit die Depesche dem Adressaten behändigt worden

ist — wie dies ja bei Börsendepeschen der Fall ist — so schreibt man zwischen Adresse und Text den Zusatz: „Empfangsanzeige bezahlt.“ Dafür entrichtet man die Gebühr für eine einfache, das heißt bis zwanzig Worte enthaltende Depesche zwischen dem Ausgangs- und dem Adreßorte der Empfangsanzeige. Man depeschirt z. B. von Dresden nach Berlin und bezahlt für die einfache Depesche zehn Groschen. Für die Empfangsanzeige zahlt man nochmals zehn Groschen, in Summa zwanzig Groschen. Dafür meldet einem nun die Station Berlin nach Dresden zurück: „Depesche Nr. 302 dem Kaufmanne Friedrich Wilhelm Schulze, Auguststraße 21, II. rechts, zugestellt den 12/4. 3 Uhr 45 Minuten Nachmittags.“ Nun weiß man bestimmt, der Freund hat das Telegramm richtig und rechtzeitig erhalten, und diese Gewißheit ist sehr oft mit den wenigen Groschen nicht zu theuer erkauft.

Man kann sich aber solche Empfangsanzeige auch nach irgend einem anderen Orte senden lassen. Gesetzt den Fall, man giebt eine Depesche nach Hamburg in dem Moment der Abreise von Dresden nach Berlin auf, und es liegt einem daran, vor der Weiterreise von Berlin nach Hamburg Gewißheit über das Schicksal der Depesche zu erhalten, so sagt man dem Annahmebeamten: „Ich bitte, die Empfangsanzeige nach Berlin zu dirigiren,“ und bezahlt in diesem Falle nur zehn Groschen für dieselbe, weil eine einfache Depesche zwischen Hamburg und Berlin nur zehn Groschen kostet.

Giebt man nun vielleicht einen telegraphischen Auftrag zu irgend einem Kaufe oder Verkaufe und will sich gegen jede etwaige Verstümmelung, das heißt unrichtige Uebermittelung der Depesche sicher stellen, so bietet Einem die Verwaltung hierzu die Möglichkeit dadurch, daß man gegen Mehrzahlung der Hälfte der auf die eigentliche Depesche entfallenden Gebühr die vollständige Collationirung derselben verlangen kann. Man telegraphirt z. B. von Breslau nach Hamburg; die Depesche enthält vierzig Worte und kostet einen Thaler. Die richtige Uebermittelung derselben ist Einem sehr wichtig; daher begehrt man deren Collationirung und entrichtet hierfür noch fünfzehn Groschen. Den Vermerk „Collation bezahlt“ setzt man gleichfalls zwischen Adresse und Text der Depesche. Dieselbe wird dann von dem gebenden wie von dem nehmenden Beamten Wort für Wort collationirt, also zweimal gegeben, so daß sich irgend welcher Fehler nur sehr schwer verbergen könnte. Kommt ein solcher aber dennoch vor und kann man nachweisen, daß in Folge dessen die Depesche ihren Zweck nicht hat erfüllen können, so zahlt auf Wunsch die Verwaltung die für die Depesche entrichtete Gebühr zurück.

Es wird z. B. etwas für den 16. dieses Monats bestellt; die Collation ist bezahlt, trotzdem schreibt aber der aufnehmende Beamte 26. statt 16. In Folge dessen wird die Bestellung am 16. nicht effectuirt, und die Depesche hat dadurch ihren Zweck verfehlt. In diesem Falle werden die bezahlten Gebühren auf diesbezüglichen Antrag restituirt. Dasselbe kann geschehen, wenn gewöhnliche Depeschen durch Schuld der Telegraphenverwaltung gar nicht oder mit bedeutender Verzögerung dem Adressaten zugehen.

Alle derartigen Reclamationen sind bei der Aufgabestation einzureichen und zwar innerhalb zwei Monaten, vom Tage der Aufgabe der Depesche an gerechnet (bei Depeschen nach außereuropäischen Ländern, so wie bei solchen, für welche die Antwort, die Collation oder die Empfangsanzeige bezahlt ist, innerhalb sechs Monaten). Als Beweisstücke sind beizufügen: in dem Falle der Nichtankunft einer Depesche eine schriftliche Erklärung der Adreßstation oder des Adressaten, daß dieselbe wirklich nicht angekommen ist, in dem Falle einer Verstümmelung der Depesche aber die dem Adressaten zugestellte Ausfertigung.

Es wurden eben Depeschen mit bezahlter Antwort erwähnt: der Aufgeber kann nämlich die von dem Adressaten verlangte Antwort frankiren. Wird eine Antwort von nicht mehr als zwanzig Worten gewünscht und zwar nach demselben Orte, wo die erste Depesche aufgegeben wird, so ist einfach zwischen Adresse und Text zu setzen: „Antwort bezahlt“, und es ist der Betrag für eine einfache Depesche zwischen beiden Stationen zu entrichten. Die Antwort von Berlin nach Dresden kann aber auch mehr als zwanzig, z. B. dreißig Worte enthalten sollen, dann ist zu schreiben: „Antwort bezahlt 15 Gr.“; bei nach außerdeutschen Stationen gerichteten Depeschen ist der Betrag in Franken und Centimes anzugeben.

Die Antwort kann man sich nach jedem beliebigen Orte senden lassen. Depeschirt man z. B. von Köln nach Danzig und wünscht, da man sich auf der Reise nach Paris befindet, die von Danzig verlangte Antwort in Paris zu erhalten, so bezahlt man außer der Gebühr für die Depesche von Köln nach Danzig noch für die Antwort die Gebühr für eine Depesche von Danzig nach Paris, welche sich wieder nach der Länge der verlangten Antwort richten wird. In keinem Falle aber darf der für die Antwort zu zahlende Betrag die für die Ursprungsdepesche entrichteten Gebühren um mehr als das Zweifache übersteigen.

Dem Adressaten wird zugleich mit der betreffenden Depesche ein Antwortformular zugestellt, auf dessen Rückseite die Höhe der von dem Aufgeber hinterlegten Summe vermerkt ist. Dieses Formular vertritt die Stelle einer Anweisung an die Casse der Adreßstation, und gegen Rückgabe desselben wird dem Vorzeiger der vermerkte Betrag ausgezahlt bis sechs Wochen nach dem Tage der Ausfertigung. Der Adressat kann also keineswegs gezwungen werden, dieses Formular eben zu der verlangten Antwort zu benutzen, und ebenso wenig findet eine Restituirung der Antwortgebühren an den Aufgeber statt, wenn er die begehrte Antwort nicht erhält.

Jede Depesche muß eine Unterschrift haben, und jeder Aufgeber einer Privatdepesche ist verpflichtet, auf diesfälliges Verlangen die Echtheit der Unterschrift nachzuweisen. Depeschen ohne Unterschrift sollen zwar auch zur Beförderung angenommen werden, der Aufgeber ist jedoch auf die aus der Weglassung der Unterschrift möglicher Weise entstehenden Nachtheile aufmerksam zu machen. In der That werden Depeschen ohne Unterschrift auch nur selten aufgegeben und dann meist in Folge von Vergeßlichkeit des Aufgebers; eine stricte Verweigerung der Unterschrift dürfte nur in den seltensten Fällen vorkommen.

Umgekehrt aber liegt sehr Vielen daran, daß der Adressat von der Echtheit ihrer Unterschrift überzeugt sein möge, und zu diesem Zwecke können sie sich dieselbe nach vorgängiger Legitimation von der Aufgabestation beglaubigen lassen. Der betreffende Zusatz ist dem Texte zuzuzählen und bei Berechnung der Gebühren mit in Ansatz zu bringen.

Hat man z. B. der Post einen Brief oder ein Packet zur Beförderung übergeben und faßt nachträglich den Entschluß, dasselbe dem Adressaten nicht aushändigen zu lassen, so läßt man sich von der Aufgabepoststation die Identität der Person bescheinigen und telegraphirt nun an die Adreßpoststation, sie solle den betreffenden Gegenstand zurückhalten. Gegen Vorzeigung der Postbescheinigung wird dann die Telegraphenstation die Unterschrift gern mit den Worten beglaubigen: „Aufgeber durch Postbescheinigung legitimirt.“

Solche Fälle waren sehr häufig in der Krachperiode des vorigen Jahres. Ein Bankhaus übersendet dem andern, welches noch für ganz solid gilt, eine bedeutende Geldsumme durch die Post; nach Abgang derselben erhält es die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Sturze dieses Hauses; die Geldsumme wäre verloren, wenn nicht der Telegraph rettend einträte und durch denselben das Adreßpostamt zur Zurückhaltung der Sendung aufgefordert werden könnte. Wir haben hier einen Fall, wo Post und Telegraphie Hand in Hand gehen; es kommt dies sehr oft vor; abgesehen davon, daß die Post Depeschen, welche nach Orten ohne Telegraphenstation gerichtet sind, zur Weiterbeförderung übernimmt, ist besonders im nachstehenden Falle das Zusammenwirken von Post und Telegraphie sehr angenehm und sicher schon von Vielen mit Dank anerkannt worden.

Man denke sich, man hätte einen Wechsel einzulösen, ohne im Besitze des nöthigen Geldes zu sein — wovor uns übrigens der Himmel in Gnaden bewahren möge! Lautet der Wechsel nur über fünfzig Thaler, so würden Einem selbst in dem günstigen Falle, daß man wenige Stunden vor Ablauf des letzten Termins die benöthigte Summe erhielte, dennoch viele Unannehmlichkeiten und Kosten erwachsen, böten sich Einem nicht Post und Telegraphie als rettende Engel dar, welche den Fünfzigthalerschein dem drängenden Gläubiger noch zur rechten Zeit in die Hände spielen, vorausgesetzt, daß sowohl an des Aufgebers wie des Gläubigers Wohnort eine dem öffentlichen Verkehre dienende Telegraphenstation sich befindet.

Man lasse sich nun in Kürze erklären, was man zu thun hat, um die fünfzig Thaler rechtzeitig an ihre Adresse gelangen

zu lassen. Man geht zur Post und zahlt diese Summe ein mit der Weisung, dieselbe telegraphisch zu befördern. Will man dem Adressaten noch irgendwelche Mittheilungen machen, so übergiebt man sie ebenfalls der Post. Diese vermittelt nun die telegraphische Beförderung und sofortige Auszahlung des Geldes an den Adressaten, und dafür ist zu entrichten: die Postanweisungsgebühr, die Gebühr für das von der Post zu redigirende Telegramm, das Expreßbestellgeld für Besorgung der Depesche am Aufgabeorte vom Postbureau bis zur Telegraphenstation, wenn letztere sich nicht im Postgebäude mit befindet, und endlich — sofern die Anweisung nicht poste restante oder bureau restant adressirt ist — das Expreßbestellgeld für die Bestellung am Adreßorte zur Erhebung.

Setzen wir nun einen andern Fall: Man sei auf einer Reise begriffen und es sei Einem durch irgend eine unglückliche Verkettung von Umständen das Reisegeld ausgegangen, so ist nichts leichter, als sich solches schnellstens aus der Heimath zu requiriren — vorausgesetzt natürlich, daß dort das Requiriren etwas hilft. Man depeschirt: „Sendet mir telegraphisch so und so viel Thaler bureau restant hierher!“ In kurzer Zeit wird die Depeschenanweisung bureau restant eingegangen sein, und dieser Zusatz ermächtigt die Telegraphenstation, dem Reisenden nach vorausgegangener Legitimirung die betreffende Summe gleich selbst auszuzahlen, ohne daß dieser erst zur Post zu gehen nöthig hätte. — Man sieht, daß diese beiden Elemente, Post und Telegraphie, innig gesellt, nicht nur die Welt beherrschen, sondern auch sehr viel zur Erleichterung der süßen Gewohnheit des Daseins beitragen können. Freilich giebt es auch Fälle, wo dem Telegraphen recht herzlich gemeinte Flüche und Verwünschungen nicht erspart bleiben, wenn z. B. flüchtige Cassirer 2c. durch telegraphische Steckbriefe erkannt und an der Sicherung ihrer sauer erworbenen Gelder gehindert werden.

Eine andere Erleichterung gewährt die Telegraphenverwaltung dem Publicum insofern, als es gestattet ist, dieselbe Depesche an mehrere Adressaten gleichzeitig für einen geringern Satz befördern zu lassen, als zu entrichten wäre, wenn man an jeden eine besondere Depesche richten müßte. Man kann Depeschen mit mehreren Adressen aufgeben entweder an mehrere Adressaten an demselben Orte oder an denselben Adressaten in verschiedenen Wohnungen an demselben Orte.

Dies wird durch ein Beispiel klar werden: Ich sei Banquier und stehe am Vorabende einer großen vorkrachlichen Gründung, zu welcher mir fremde Capitalien sehr erwünscht, wenn nicht unentbehrlich sind. Ich will meinen Geschäftsfreunden an den anderen Börsenplätzen hiervon Mittheilung machen, was damals Anstands halber nur per Draht geschehen konnte, und will ihnen bestimmte Summen zur Consortial- oder Syndicatsbetheiligung offeriren. Die betreffende Depesche zähle sechszig Worte, koste also von Berlin nach Hamburg einen Thaler. Die Zahl meiner Hamburger Geschäftsfreunde möge sich auf einundfünfzig belaufen, und ich will sie alle gleichzeitig glauben machen, daß ich jedem Einzelnen nur aus ganz besonderer Rücksicht Gelegenheit biete, sein und anderer Leute Geld bei meiner Gründung auf anständige Manier loszuwerden. Müßte ich nun an jeden Einzelnen dieselbe Depesche richten, so würde dies Kosten in der Höhe von einundfünfzig Thalern verursachen. Statt dessen schreibe ich auf meine Depesche alle einundfünfzig Adressen und bezahle nun — wenn diese Einundfünfzig Adressen hundertzwei und der Text der Depesche achtundfünfzig Worte enthalten — die Gebühr für eine achtfache Depesche, gleich zwei Thalern zwanzig Silbergroschen, in Summa also sechs Thaler fünfundzwanzig Silbergroschen; ich erspare daher vierundvierzig Thaler fünf Silbergroschen. Bei Depeschen nach außerdeutschen Stationen erhöht sich der Satz für die zweite und jede folgende Adresse auf vier Silbergroschen.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß ich Jemandem, dessen Wohnung ich nicht genau kenne, etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Er ist vielleicht auf einer Reise begriffen und hat mir sein Absteigequartier nicht bekannt gegeben, oder sein Bureau liegt von seiner Wohnung ziemlich entfernt. Ich kann in diesem Falle meine Depesche an denselben Adressaten nach verschiedenen Wohnungen dirigiren. Zum Beispiel: An Herrn N. N., Berlin, Hôtel Rom, oder Thiergartenhôtel, oder Hôtel Petersburg. Dies sind drei Adressen: mit denselben soll die Depesche zwanzig Worte zählen, kostet also von Metz nach Berlin fünfzehn Groschen; hierzu die Gebühr für zwei weitere Adressen à zwei einen halben Groschen, macht in Summa zwanzig Groschen, während ich für drei separate Depeschen desselben Inhalts einen Thaler fünfzehn Groschen hätte bezahlen müssen. Es wird nun an jede Adresse eine Abschrift der Depesche gesandt.

Nehmen wir ferner an, Jemand will eine Reise unternehmen und den Zurückbleibenden die Möglichkeit bieten, ihm jederzeit telegraphische Nachrichten zukommen zu lassen, so giebt er ihnen ein Verzeichniß der von ihm in Aussicht genommenen Nachtquartiere nebst ungefährer Angabe der Daten und beauftragt sie, ihren Depeschen den Zusatz: „Nachzusenden“, beizufügen, gefolgt von den Adressen, unter welchen ihn an den bestimmten Tagen Mittheilungen erreichen können. Er reist z. B. von Leipzig nach Nürnberg, Augsburg, München, Salzburg, Wien, Prag, Dresden und zurück; er gedenkt an jedem Orte fünf Tage zu bleiben und weiß im voraus, in welchen Hôtels er absteigen wird. Am zehnten Tage will man ihm von Leipzig etwas Wichtiges melden, weiß aber nicht genau, ob er nicht schon von Augsburg nach München gereist ist. Man adressirt dann die Depesche wie folgt: „Herrn N. N., Drei Mohren, Augsburg, nachzusenden München, Vier Jahreszeiten.“ Nun wird in Augsburg versucht, ihm die Depesche zu behändigen; ist er schon nach München weitergereist, so besorgt die Telegraphenstation Augsburg die Abtelegraphirung der Depesche nach München, wo sie ihn im Hôtel „Zu den Vier Jahreszeiten“ erreicht und ihm gegen Zahlung der Depeschengebühr Augsburg-München ausgeliefert wird.

Vermuthet man in einer empfangenen Depesche eine Verstümmelung, so steht es Einem frei, eine Wiederholung entweder der ganzen Depesche oder der betreffenden Stelle zu verlangen. Sei die Depesche z. B. von Hamburg nach Dresden gekommen und heiße es darin: „Herr N. heute gestorben, wird morgen begraben,“ so wird man sich mit Recht über diese Schnelligkeit wundern und auf die Vermuthung kommen, die Depesche sei Einem fehlerhaft übermittelt worden. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, hinterlegt man in Dresden die Gebühr für eine bezahlte Antwort nach Hamburg gleich einem Thaler, und die Station Dresden ersucht nun die Station Hamburg um Wiederholung der Worte „wird“ bis „begraben“. Stellt sich dann heraus, daß es vielleicht heißen muß: „wird Montag begraben“, daß also die Depesche durch Schuld der Telegraphenverwaltung verstümmelt worden ist, so wird Einem der Betrag von einem Thaler sofort zurückerstattet. Andernfalls geht er Einem verloren. Derartige Reclamationen müssen aber stets innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nach Empfang der Depesche erhoben werden.

Dies wäre so ungefähr das Wichtigste, was dem depeschirenden Publicum zu wissen nöthig ist; ein specielleres Eingehen auf alle möglichen Fälle dürfte leicht zu weit führen. Daß der Inhalt der Depeschen nicht gegen die Gesetze des Staats und der Sittlichkeit verstoßen darf, versteht sich wohl von selbst. Es ist ferner überflüssig, dem Annahmebeamten Fragen zu stellen, wie zum Beispiel: Wann kommt die Depesche dort an? Wann werde ich Antwort haben? Der Beamte kann ja nicht wissen, welche Hindernisse sich einer sofortigen Zustellung der Depesche an den Adressaten oder dem Abgange von dessen Antwort entgegenstellen. Freilich will dies manchmal blaustrumpfigen jungen Damen nicht in den Kopf. Kürzlich wurde mir auf meine Aeußerung, ich könne nicht bestimmen, wann die Depesche ankommen werde, eingeworfen: „Das wissen Sie nicht? Weiß man es doch von jedem Eisenbahnzug. Das ist ja scandalös; ich werde es meinem Vater erzählen, damit er es einmal in seiner Zeitung bespricht.“ Solcher Naivetät ist natürlich nur mit ausdrucksvollem Lächeln beizukommen. — Auch darf man dem Beamten nicht zumuthen, wie mir dies gleichfalls geschah, über die Lage aller möglichen Hôtels in London oder Paris Auskunft zu ertheilen, oder Adreßbücher dieser Städte zur Hand zu haben: Die Telegraphie bringt eben nicht so viel ein, daß man derlei hôtelologische Studien an Ort und Stelle machen könnte.

Lassen wir es denn hiermit genug sein! Etwa noch auftauchende Zweifel wird jeder Telegraphenbeamte gern bereit sein zu beseitigen.

Reinhold Billig.

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.

6. Die Mätzchenmacher.

Mätzchenmacher?!

Zunächst bitte ich um Verzeihung für diesen dem Rothwälsch der Theatersprache entnommenen Ausdruck. Ich wagte es, ihn zu benutzen, weil ein bezeichnenderer schwerlich zu finden sein dürfte. Das zu einer Hälfte der französischen Sprache und zur andern dem Deutschen angehörige Hauptwort „Nüancenjäger" erschöpft den Begriff nicht vollkommen, denn die Nüance ist in der Kunst nicht nur ein Erlaubtes, sondern auch ein Nothwendiges. Das Mätzchen hingegen ist — vom Standpunkte einer reinen Kunstanschauung aus — weder nothwendig noch erlaubt. Das Nüanciren und die Nüance sind künstlerisch, und selbst ein kleines Zuviel in dieser Beziehung involvirt noch nicht den Begriff des Unkünstlerischen, des Unästhetischen. Das Mätzchen aber ist auf alle Fälle verwerflich und jeder dramatische Künstler, dem seine Kunst heilig ist, verwirft es auch. Der Nüancenjäger wäre also als Künster immer noch anzuerkennen; der Mätzchenmacher ist eben keiner.

In der Naturgeschichte des deutschen Komödianten verdient auch diese Species sogenannten Künstlerthums, die sich in den letzten Decennien merklich vermehrt hat, ein eigenes, wenn auch kleines Capitel. Man hat von jeher viel darüber gestritten, wer denn eigentlich die meiste Schuld an dem Verfalle des deutschen Theaters trage, ob die Dichter, die Darsteller oder das Publicum. Jeder betheiligte Factor wehrt sich möglichst gegen die Beschuldigung, und es liegt in der Natur der Sache, daß man niemals endgültig wird entscheiden können, wer denn eigentlich das Kainszeichen zu tragen verdient. Die Wahrheit wird auch hier, wie so häufig, in der Mitte liegen. Wenn dem Publicum eine Schuld beizumessen ist, so gehört sie jedenfalls weniger zu den Begehungs-, als vielmehr zu den Unterlassungssünden. Es ist erstaunlich, was sich das deutsche Publicum selbst von Kunstinstituten und Schauspielern bieten läßt, die nach Maßgabe der Verhältnisse entschieden verpflichtet wären, Anderes und zwar Besseres zu geben. Dieser Mangel an gesinnungstüchtigem Oppositionsgeiste ist die eigentliche Todsünde des deutschen Publicums seinem Theater gegenüber. Das passive Zuschauerthum hat der dramatischen Kunst sehr viel geschadet. Eine durchgängig kühl ablehnende Opposition des wahrhaft kunstfreundlichen und kunstverständigen Auditoriums gegen Schlechtes und Mattes würde, wenn von jeher energischer geübt, von den besten Folgen für die Entwickelung der deutschen Bühne gewesen sein, und manches bedeutende Talent, das bei seinen ersten Bizarrerien statt dem donnernden Applause einem stillen und kühlen Verweise begegnet wäre, zählte heute nicht zu den Virtuosen und ihren schlimmsten Consequenzlern, den Mätzchenmachern.

Was ist also ein Mätzchenmacher?

Ein Künstler im dramatischen Berufe soll seine höchste Ehre darein setzen, der pietätvolle Ausleger und, wenn nöthig, der verständnißvolle Ergänzer des Dichters zu sein. Die Wahrheit ist sein höchstes Ziel, denn nur der antikisirende Hyper-Idealismus, der gottlob nunmehr zu den überwundenen Standpunkten gehört, vindicirte dem Kunstwerke die absolute Schönheit. Ein dramatischer Künstler soll den darzustellenden Charakter ganz und voll erfassen, liebevoll aufnehmen und hegen, und sein Bestes daran setzen, ihn vor den Lampen würdig zu verkörpern. Es wird's Keiner in dem schweren Berufe der Menschendarstellung zum vollgültig Guten bringen, dem der Kopf nicht klar und das Herz nicht heiß ist, den nicht jede wahrhaft bedeutende Rolle zur Aufbietung aller Kräfte hinreißt, und wenn ein Stück Leben mitgehen sollte. — So der Künstler.

Der Mätzchenmacher dagegen macht sich die Sache viel leichter. Er nimmt Buch und Rolle her und spielt zunächst möglichst nur die Aufgaben, die „seiner Individualität zusagen" oder ihm wie „auf den Leib geschrieben sind". Hat er aber besonderen Appetit auf eine Partie, die seinem Können eigentlich fern liegt, so „macht er sich die Rolle zurecht", das heißt ohne Rücksicht auf den Dichter und dessen Absichten modelt er sich den Charakter oft in einem ganz entgegengesetzten Sinne. Ganze Scenen werden aus purem Egoismus und ohne sonstige Nothwendigkeit verlegt oder gar gestrichen, brillante „Auftritte" und „Abgänge" werden geschaffen und das Studium der Rolle gipfelt in dem Streben, an möglichst viel Stellen möglichst viel mehr oder weniger motivirte „Mätzchen" loszulassen.

Das sind die Mätzchenmacher, die es sehr gern hören, wenn sie die oberflächliche Tageskritik „denkende Künstler" oder „feinfühlige Darsteller" nennt.

Consequenzler des Virtuosenthums nannte ich sie oben, und das bleibt mir zu beweisen. Es liegt in der Natur der Sache, daß jene in Kunst machenden Geschäftsreisenden, welche die größeren Städte des deutschen Vaterlandes in ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen als „Gäste" der betreffenden Theater besuchen, ungemein leicht in einen Fehler verfallen, der die Wurzel alles Uebels in dieser Beziehung ist, nämlich in den Fehler: um jeden Preis neu sein zu wollen. Das ist ganz natürlich. Das Repertoire dieser gastspielreisenden Herren und Damen ist stets ein ziemlich beschränktes, und neue Partien in dasselbe aufzunehmen sind die Herrschaften meist zu bequem. Nach einem kürzeren oder längeren Zeitraume nahen sie sich wieder demselben Publicum mit denselben Rollen. Was nun thun, um neues Interesse einzuflößen? — Die schon einmal am Orte gespielte Rolle wird umgemodelt. In rein äußerlicher Beziehung werden Maske und Costüm geändert, und in Bezug auf die eigentliche Verkörperung des Charakters wird nach neuen Effecten, nach noch nicht bekannten, wirksamen Details gesucht. Gleichviel ob diese Effecte und Einzelheiten der Aufgabe wirklich entsprechen oder nicht — wenn sie eben nur neu und originell sind. Das große Publicum wird für den Moment gepackt und hat auch während der Spanne Zeit, die den Zwischenacten zur Disposition gestellt ist, gar nicht Gelegenheit, sich in Reflexionen über die Wahrheit des Gegebenen zu ergehen. Im Gegentheil — man dankt dem gefeierten Künstler, daß er noch fortwährend „die Feile an seine herrlichen Gebilde lege". Derartiges thun Matadore der dramatischen Kunst, und das Schlimme bei der Sache ist, daß Diejenigen, die keine Matadore sind, diese so erfolgreiche Art und Weise nachzuahmen suchen.

Nachdem wir auch in politischer Beziehung eine Nation geworden sind, werden wir wohl früher oder später daran denken müssen, eine Nationalbühne — wenn auch im modernen Sinne des Wortes — zu schaffen. Es ist dies nur eine Frage der Zeit, und sie tritt immer und immer wieder in den Vordergrund des Kunstlebens. Eine heilige Pflicht des großen, kunstsinnigen Publicums ist es, mitzuwirken an dem Zustandekommen dieser Nationalbühne, und damit es demselben möglich werde, diese Pflicht zu erfüllen, ist es heilsam und nöthig, daß von vielen Schattenpartien der deutschen Bühne der Schleier hinweggezogen werde, der sie bis jetzt mit mehr als christlicher Nächstenliebe zudeckte. Dadurch wird dem der ausübenden Kunst ferner stehenden Theile des Volkes Gelegenheit geboten, die Spreu von dem Weizen zu sondern; dadurch nur kann es auch in weiteren Kreisen zum Bewußtsein gebracht werden, daß die Auswüchse eines falsch verstandenen Künstlerthums zum Vortheile des Ganzen mit energischer Opposition bekämpft werden müssen.

Das ist der Grund, warum ich hiermit dem großen Publicum die Mätzchenmacher als eine der Schattenseiten des heutigen dramatischen Kunstlebens zeichne und in negativem Sinne empfehle. Die Thatsachen, die ich erzähle, verbürge ich. Die betheiligten Namen der meist noch lebenden Darsteller verschweige ich, denn nicht um die einzelne Persönlichkeit, sondern um die Sache handelt es sich.

Eine unserer bedeutendsten Darstellerinnen des Goethe'schen Gretchen gastirte in dieser Rolle in einer größeren Provinzialstadt Mitteldeutschlands. Da man sie am folgenden Morgen im Hoftheater zu X., wo sich die Dame im stabilen Engagement befand, wieder in der Probe erwartete und der Eisenbahnzug, der allein sie rechtzeitig zurückführen konnte, bald nach zehn Uhr Abends abging, so resolvirte sie kurz: „daß sie nur dann auftreten werde, wenn der Director den Goethe'schen Faust mit der Kirchgangsscene Gretchens beginnen lasse." Nach der gewöhnlichen Bühneneinrichtung ist dies bekanntlich der dritte Act des Werkes. Faust begann also — horribile dictu! — mit dem dritten Acte; das

Publicum ließ es sich gefallen, applaudirte wie rasend und war sehr erbaut davon. —

Einer unserer renommirtesten Charakterdarsteller gastirte in der Rolle des Franz von Moor. Nach Schiller's Vorschrift sitzt oder steht Franz in der bekannten Scene neben seinem Vater, mit welchem er in tiefer Unterhaltung begriffen ist. Daß eine Unterhaltung vorhergegangen sein muß, geht aus den Anfangsworten hervor: „Aber ist Euch auch wohl, mein Vater?" 2c. Franz muß also schon, ehe der Vorhang sich hebt, eingetreten sein und seinem Vater mitgetheilt haben, daß er eine „Zeitung" für ihn habe. Was that der renommirte Gast? — Da er möglicher Weise um den Empfangsapplaus kommen konnte, wenn er beim Emporfliegen der Gardine schon auf der Bühne stand, so ignorirte er Schiller, der ein Auftreten des Franz nach geöffneter Scene nicht vorgeschrieben hat, weil es nach den einleitenden Worten unlogisch sein muß, ließ den Vorhang aufziehen, den alten Moor während einer langen Pause still in seinem Stuhle sitzen wie einen Greis, der sich nicht zu helfen weiß, und erst nach dieser sonderbaren, ungerechtfertigten Pause trat der große Mime auf und wurde natürlich donnernd empfangen. Dies geschah in einer großen Universitätsstadt, und der Darsteller selbst war honoris causa von einer süddeutschen Universität zum Dr. philosophiae gemacht worden. Das Publicum hatte kein Verständniß für diese Sünde, die nur des rohen Effects wegen begangen wurde.

Ein ebenfalls bedeutender, jetzt verstorbener Heldendarsteller gastirte als Tell. Die Scene mit dem Fischer (4. Act, 1. Scene) schließt folgendermaßen:

Tell.
Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen. (Ab.)
Fischer.
Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott steh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen. (Geht ab.)

Den Fischer spielte ein braver Schauspieler, der dem Gaste sicherlich nichts verdorben hätte. Aber die zwei Zeilen des Fischers mußten dem Rothstifte des Regisseurs zum Opfer fallen, der Schiller'sche Vers mußte zerrissen werden. Warum? Damit der gefeierte Gast Herr des letzten Wortes vor dem Sinken der Verwandlungsgardine sei und somit sicherer auf einen Applaus oder Hervorruf rechnen könne. Dies wurde sogar seinerseits mit naivem Cynismus zugestanden. — Der gastirende Künstler war Mitglied eines großen Hoftheaters.

„Neu um jeden Preis!" Dieser Devise sind die Besten zum Opfer gefallen. Unser weitaus bedeutendster Charakterdarsteller der Neuzeit gehörte ebenfalls zu diesen Opfern. Er spielte den Perin in Moreto's „Donna Diana". Man wird beim besten Willen in der Rolle nichts Anderes finden können, als den ehrgeizigen, scharfblickenden, behenden und humoristischen Grazioso der spanischen Komödie, den feinen Leiter der Intrigue, die bewegende Ursache des Stückes, den weltklugen und hofmännischen Philosophen, der alle übrigen Personen des Lustspiels in geistiger Beziehung überragt. Es ist absolut nichts Anderes aus dem Perin herauszuklügeln. Und doch geschah es von dem großen Charakteristiker. Er wollte neu sein in dieser Rolle. Er wollte etwas geben, was vor ihm noch Keiner gab. So sah man denn seinen Perin einige Male versuchsweise als tölpischen, halb süchtigen, rauhen Diener und im Costüme eines baskischen Bauern. Erträglich war das höchstens in der Scene, wo Perin der Donna Diana gegenüber den bärbeißigen Weiberfeind heuchelt, sonst war es einfach unerträglich; denn wie kam dieser Perin überhaupt zu einer so bevorzugten Stellung an einem Hofe? Wo blieb der feine Grazioso Moreto's? Wo blieb das Stück? Aber der Darsteller war neu und das Publicum war entzückt.

Es ist gewißlich wahr, daß die gelehrten Commentatoren und Interpreten eines Shakespeare, Goethe, Schiller und Anderer diesen Dichtern in Bezug auf die von ihnen geschaffenen Charaktere Absichten untergelegt haben, die jenen Geistesheroen sicherlich fern lagen. Man kann sehr für Gründlichkeit sein und doch auch hier das Zuviel verdammen.

So geht es mit dem Shylock Shakespeare's. Ganz aus seiner Zeit heraus kann auch der größte Dichter nicht, denn wir sind schließlich alle Menschen. Kannten die Zeiten eines Shakespeare schon jene Humanität dem Judenthume gegenüber, die erst in unseren Tagen zur Wahrheit geworden ist? Nein, und Shakespeare wird darum sicher nicht daran gedacht haben, im Shylock einen Heros hinzustellen, der mit der That, die er zu begehen vorhat, die jahrhundertelange Unterdrückung seines Volkes rächen will. Aus dem Shylock einen Heros machen, heißt dem Stücke Gewalt anthun, denn der schließliche Urtheilsspruch, den Shakespeare seinem Publicum zumuthen konnte und der eine Parodie auf Alles, was Recht heißt, ist, beweist zur Genüge, daß er selbst und sein Publicum nichts Anderes im Shylock gesehen haben als den verdientermaßen tüchtig geprellten alten jüdischen Wucherer. Diesen Standpunkt — mindestens ein sehr entsprechender für die Zeit, in der das Stück entstand — hielt auch Heinrich Marr in Hamburg fest, als er für die Thaliabühne, die ja nur Lustspiele geben durfte, vom Hamburger Senate die Freigebung des „Kaufmann von Venedig" verlangte, da dieses Stück aus den und den Gründen entschieden ein Lustspiel sei. Wo finden wir aber heute diese Auffassung des Shylock? — Seydelmann soll ihn noch so gespielt haben. Eine falsch angebrachte Humanität hat heutzutage die Rolle gewaltig veredelt. Aber wie sonderbar! — Shylock ist also ein Held, der sein Volk an einem der vielen Unterdrücker rächt, und fast Alle, die ihn so spielen, vergessen beileibe nicht das alte Traditionsmätzchen des Messerwetzens und des Probirens der Schneide am Haar. Darf der Blutdurst eines Helden in so raffinirt gemeiner Weise zum Ausdruck gelangen?

Dabei fällt mir ein, daß ein wandernder Tragöde der Neuzeit den Shakespeare'schen „Kaufmann von Venedig" recht praktisch eingerichtet hat. Da er nämlich als Shylock im vierten Acte fertig ist und voraussetzt, daß das Publicum dem fünften Acte nunmehr kein Interesse entgegenbringt, so hat er diesen fünften Act bis auf ein Minimum zusammengestrichen und als Verwandlung der Gerichtsscene angehängt. Diese Verwandlung geht sehr schnell vorüber, und das Publicum hat dadurch Gelegenheit, sich zu erinnern, daß der Gast zum Schlusse noch einige Male gerufen werden muß.

Eine Rolle, die wegen ihrer drastischen Wirksamkeit noch sehr häufig auf dem Repertoire gastirender Künstler des charakterkomischen Faches steht, ist der Candidat Elias Krumm in dem Kotzebue'schen Lustspiele: „Der gerade Weg ist der beste". Für den, der das Stück nicht kennt, sei der wesentliche Inhalt kurz angedeutet. Ein alter Major von Murten, ein Haudegen vom reinsten Wasser, derb und soldatisch gerade, hat eine Pfarre zu vergeben, zu welcher sich zwei Bewerber gemeldet haben. Der eine, Namens Wahl, der die Freiheitskriege mitgemacht hat, ist der Repräsentant des geraden Weges, der auch schließlich zum Ziele führt, und der zweite Candidat, der obengenannte Elias Krumm, geht als echter Mucker mit Vorliebe die Wege, die „hinten 'rum" führen. In dieser Partie, die an und für sich schon höchst drastisch gezeichnet ist, gastiren vorzugsweise zwei unserer bedeutendsten Charakterdarsteller. Aber mit welcher Unzahl von motivirten Nüancen und gar nicht zu motivirenden Mätzchen haben sie diese Rolle ausgestattet! Dieser Elias Krumm ihrer Auffassung ist ein hohes Lied auf den Hanswurst, und Gottsched könnte, wenn er noch unter den Lebenden wandelte, sich dreist die Mühe noch einmal nehmen, den Harlekin von der Bühne zu vertreiben. Es liegt doch so nahe, daß der biedere, soldatisch rauhe Major von Murten einen solchen Candidaten der Theologie nicht fünf Minuten in seinem Zimmer dulden würde. Der gerade Kriegsmann muß sich aber — aller Logik hohnsprechend — sogar dazu hergeben, die Mätzchen, die theilweise auf seine Kosten gemacht werden, zu unterstützen.

Bisjetzt sprach ich nur von sogenannten Größen, die sich, als dem Virtuosenthum angehörig, auch mehr oder weniger der Mätzchenmacherei in die Arme geworfen haben. Das Unwesen gewinnt aber auch höchst betrübenden Umfang in jenen künstlerischen Kreisen, die ihre Ehre darin suchen, im festen Engagement gute Repertoireschauspieler zu sein. Namentlich unter den Charakterspielern und Komikern verbreitet sich das Uebel der Mätzchenmacherei mehr und mehr. Die Letzteren sind, leider Gottes, in den letzten fünfundzwanzig Jahren dahin gebracht worden, den Schwerpunkt ihrer Kunst im Couplet zu suchen. Das rächt sich sichtlich bitter. Mit sehr wenigen Ausnahmen bringen die Komiker immer und immer wieder ihre Individualität, und man wird nicht mehr Viele dieses Faches finden, die einen Valentin im „Verschwender", einen Rappelkopf in „Alpenkönig

Schwarzburg.
Nach der Natur aufgenommen von H. Heubner.

und Menschenfeind", einen Just in „Minna von Barnhelm" zu zeichnen verstünden. Das politische Couplet und seine damit erzielten leichten Erfolge haben die Komiker corrumpirt, und so ist es zu erklären, daß die eigentlich komischen Stellen der Lust- und Schauspiele unserer classischen Dichter heute vom Charakterspieler übernommen werden müssen. Daß der jüngere Nachwuchs im Charakterfache mehr und mehr zu dem Unwesen des Mätzchenmacherthums gedrängt wird, hat noch einen anderen Grund, den ich hier kurz anführen will. Man ist in der Neuzeit sonderbarer Weise dahin gekommen, den Werth der rein physischen Mittel für einen Charakterspieler zu unterschätzen. Nun ist es wohl richtig, daß gerade in diesem Fache eine wissenschaftliche Bildung und eiserner Fleiß über manche Schranke, die mangelnde äußerliche Mittel gezogen, hinweghelfen — aber damit ist es auch genug. Um eine Rolle herauszugreifen: den König Lear. Diese Rolle bedingt doch entschieden imponirende Mittel an Figur und Organ. Eine Persönlichkeit unter Mittelgröße mit einem Organ, das dieser herrlichen, königlichen Ruine nicht entspricht, wird nie eine einheitliche, harmonische Wirkung aufkommen lassen, so Braves auch vom Darsteller geleistet werden mag. Heutzutage ist man aber, scheint es, zu der Ansicht gekommen: äußere Mittel sind für den Charakterspieler zwar willkommen, besitzt er aber eine bedeutende Bildung und Fleiß, so wiegen diese beiden Vorzüge alle fehlenden physischen Mittel auf. Mit Lewinsky's Eintritt in die Reihen der Kunstgrößen wurde das beinahe Axiom.

Es kommen junge Charakterspieler zum Theater, die mit der Persönlichkeit und dem Organe eines Shakespeare'schen Junker Spärlich oder Christoph von Bleichenwang beanspruchen, einen Lear, Richard, Alba und Jago darstellen zu dürfen. Nun darf man allerdings annehmen, daß Bildung und Fleiß meist in hohem Maße bei diesen jungen Novizen vorhanden sind. Das genügt aber nicht allerwegen, und nicht Jeder, der mit solcher Persönlichkeit die großen classischen Aufgaben reproduciren will, hat das Glück, einen bedeutenden Dramaturgen bei guter Laune zu treffen und von diesem mit apodiktischer Bestimmtheit als zukünftige Kraft ersten Ranges bezeichnet zu werden. Was ist die Folge? — Die jungen Leute mühen sich redlich ab, aber es geht eben nicht auf die Dauer. Die schwachen Lungen und die kleine Gestalt geben's nicht her. Was ihnen die Natur versagte, suchen sie durch Studium zu ersetzen. Das sogenannte durchdachte Spiel, die Nüance soll den Ausfall der natürlichen Mittel decken, und wie leicht thun sie hierin nicht zu viel und verfallen der Mätzchenmacherei!

Gerade weil die Schauspieler heutzutage durchschnittlich über eine entsprechende Bildung verfügen, hat sich das Uebel der überwuchernden Detailmalerei und des unmotivirten Mätzchenmachens ausbilden können. Gerade so, wie das scenische Ausstattungsbedürfniß sich eine eigene Malerkunst, die Decorationsmalerei, hat schaffen müssen, gerade so möchte man die echte Kunst der dramatischen Darstellung am liebsten in kräftiger Holzschnittmanier ausgeführt sehen. Diese Manier schließt ja Feinheit der Empfindung und zweckgemäße Vertheilung von Licht und Schatten nicht aus, aber sie verhindert das unkünstlerische Ueberwuchern des Einzelnen; sie betont weniger farbenprächtig, aber nicht minder richtig als die Oelmalerei. Die Maler, deren Hauptstärke im Colorit liegt, sind ja mit Recht meist Vorwürfen über Mängel in der Conception und Zeichnung ausgesetzt, und das Miniaturbild hat ja immer mehr oder weniger als bloße Spielerei gegolten.

Das Publicum und die Kritik haben die Pflicht, dem Ueberwuchern dieser verderblichen Richtung in der deutschen Schauspielkunst entgegenzutreten — ersteres dadurch, daß es nicht Alles auf Treu und Glauben nimmt, was ihm von Großen und Größen geboten wird, die letztere durch logischen Nachweis des Falschen, Mißverstandenen und Unkünstlerischen. Freilich, so lange der Kritiker die Bühnentechnik und die Handwerksgriffe, die Jeder gebrauchen muß, der irgend eine Kunst ausübt, zu studiren nicht für seine Pflicht erachtet, so lange er dem Schauspieler nicht dadurch imponirt, daß er Kenntniß von Allem hat, was zur Kunst der Menschendarstellung gehört, so lange wird er wohl thun, seine Stimme nicht für das delphische Orakel zu halten. Jeder Journalist hält es für eine gewöhnliche Nebenbeschäftigung, Theaterkritiken zu schreiben. Daß er das versteht, versteht sich bei ihm von selbst. Zu einem Kritiker aber, der dem Theater wirklich von Nutzen sein soll, gehört noch etwas mehr als das Bewußtsein, Lessing und Börne gelesen zu haben.

Schließlich noch eine kleine Mittheilung, die, wenn nicht wahr, so doch gut erfunden ist und die zeigt, wie man dem Mätzchenthum in Theaterkreisen entgegentritt.

Ein „renommirter Gast" soll den Franz von Moor spielen. Als man in der Probe bis zum fünften Acte und der sogenannten Traumscene gekommen ist, wendet sich der gastirende Künstler an den Darsteller des Daniel, der ihm in dieser Scene sehr zur Hand gehen muß, und sagt ihm:

„Wollen Sie sich gefälligst merken, Herr X., daß ich Abends in meiner furchtbaren Aufregung Ihren Kopf in meine beiden Hände nehme, Ihnen die Worte: ‚Aber so lache doch, Daniel!‘ gewissermaßen in das Gesicht sprudele, Sie dann niederwerfe und Ihnen einen heftigen Fußtritt versetze."

Der Daniel, ein wackerer alter Schauspieler, erwiderte darauf: „Ich habe hier auch eine Nüance. Sobald Sie, geehrter Herr, die mir angedeutete Nüance zur Ausführung gebracht haben, erhebe ich mich und verabreiche Ihnen eine solenne Ohrfeige."

Der Mätzchenmacher soll in dieser Scene am Abend der Vorstellung sehr zahm gewesen sein.

Arno Hempel.

Blätter und Blüthen.

„Eine helle Perle im dunkeln Kranz." (Mit Abbildung, S. 423.) So haben wir vor zwei Jahren auf der Wanderung, auf welcher wir damals* unsere Leser mit Bild und Wort durch das Schwarzathal führten, die Burg genannt, die auf der Felsenfaust unter dem Trippstein (auf welchen wir unsere Leser heute stellen) emporleuchtet, vom glänzenden Silberring der Schwarza umschlungen.

Bis jetzt war die Schwarzburg eine, wenn auch noch so helle, dennoch vor der Hochfluth des Verkehrsstroms versteckte Perle; denn wenn es in der Touristenzeit auch nicht an Luftschnappern fehlte, welche, vom Rufe des Schwarzathals angezogen, durch die Wald- und Felsenthäler von Nord und Süd daherschwärmten, so waren es immer nur Post- und Privatwagen, welche neben der leider zu sehr aus der Mode gekommenen Fußwanderung die Beförderung hierher zu besorgen hatten. Wie viele Postwagen mit Passagieren muß Schwager Postillon auffahren, um mit diesen einen einzigen Eisenbahnwaggon zu füllen! Und welche Arche Noäh öffnet sich, wenn sich ein ganzer Eisenbahnzug entleert! Und solcher Entleerungen drohen in nächster Zeit drei das Schwarzathal und die Schwarzburg mit ihren Menschenströmen zu überschwemmen. Schon zieht das Dampfroß die Wagenreihen mit Thüringerwaldlustigen von Nordost über Gera, vom Norden die Saalbahn daher, und bald wird auch vom Süden her aus den Weingauen Frankens der Schienenstrang das Gebirg durchdringen und das nahe Saalfeld der Knotenpunkt dieser dreifachen Verkehrsverbindung sein; eine vierte von Westen nach Südosten, von Erfurt über Saalfeld nach Hof, wird nicht lange auf sich warten lassen.

Wie sehr wir auch als Menschen dieser vorwärtsstrebenden Zeit uns darüber zu freuen haben, daß durch den Donner solcher Dampfzüge der alte Industriegeist des Gebirgs da, wo er von erdrückender Concurrenz niedergebeugt oder unter harter Kriegs- und anderer Noth ganz versunken war, neu gestärkt oder wieder erweckt werde, so beschleicht uns doch ein leises Bangen um den schönen stillen Waldesfrieden, in welchem der von der Geschäftshatz Abgehärmte hier einst athmen und sich erquicken und stärken konnte. Diese „schönen Tage" von Schwarzburg werden nun wohl dahin sein.

Zum Glück ist das Gebirg so reich an Wegen und Pfaden, denen der Bequemlichkeitssinn der großen Menge nur fahrender Gäste ausweicht, daß wir von ihnen unbehelligt immer noch bis zur Anblicksstätte unseres Bildes gelangen können, am schönsten von Rudolstadt aus. Man geht über Schaala, Eichfeld und Keilhau (wegen der von Fr. Fröbel hier gegründeten waldfrischen Erziehungsanstalt an sich ja besuchenswerth) auf den Steiger mit seiner prächtigen Aussicht; von da gelangt man in einem Stündchen über Watzdorf hinauf nach Kordegang und von da nach dreiviertelstündiger Lustwandelung durch den fürstlichen Thiergarten zu dem Borkenhäuschen des Trippsteins. Und wer da zum ersten Male durch das Fenster auf unser Bild hinabschaut, ruft sicherlich aus: „Ach, wie ist der Wald so schön!"

Der Wanderer, welcher den eben bezeichneten Fußweg überstanden, hat es verdient, daß er erfahre, wo man einen Guten schenkt. So geleiten wir ihn denn den Zickzackweg hinab zur Landstraße, die zum Schloß führt. Da stehen, wenige Minuten vor demselben, zwei Gasthöfe sich gegenüber, deren Besitzer beide den Namen Hübner tragen. Der Thüringer Volkswitz weiß sie dennoch zu unterscheiden: er heißt den Einen „Hübner" und den Andern „Drübner". Gut wohnen und weilen ist bei Beiden. Und hat der Mensch sich gelabt und so weit gestärkt, daß er der Wißbegierde wieder ein Opfer bringen kann, so rathen wir ihm durchaus nicht von einem Besuche des Schlosses ab, wenn wir ihm auch nicht etwas gan

* Gartenlaube, 1872, Nr. 26.

Absonderliches von Sehenswürdigkeiten versprechen können. Für den auf culturgeschichtliche Gegenstände aufmerksamen Reisenden enthält wohl jede alte Sammlung etwas Beachtenswerthes, und für einen solchen ist auch der Gang in die Schwarzburg kein vergeblicher. Mit drei Fünfgroschenstücken zu Trinkgeldern ausgerüstet, begeben wir uns an das Thor, wo der wachthaltende Invalide das erste empfängt und uns dem Büchsenmacher überantwortet, der uns die Rüstkammer zeigt. Hier wende der Gast sich besonders der Sammlung alter Sättel und Pferdegeschirre aus verschiedenen Jahrhunderten zu, welche culturgeschichtlichen Werth hat, und ebenso zeigt die Sammlung älterer Feuergewehre, guterhaltene und werthvolle Exemplare. Haben wir uns hier des zweiten Fünfgroschenstücks entledigt, so lassen wir für das dritte uns von der Beschließerin in das Innere des Schlosses führen. Der Jagdfreund findet hier als Schmuck der Galerien eine ausgezeichnete Sammlung von zum Theil sehr starken Hirschgeweihen; der Pferdeliebhaber kann zweihundertsechsundvierzig Pferdebilder bewundern, die sämmtlich von einem schwarzburgischen Fürsten, Ludwig Günther, in Oel gemalt sind; den Curiositätenfreund wird im Speisesaale u. A. ein gar seltsamer Mutherprober überraschen, der „Schwarzburger Willkomm“, ein stattlicher Pokal, dessen Leerung schon einen erprobten Trinker erforderte; aber ehe er den Pokal bis zur Neige hob, rollte im Boden desselben eine Kugel auf eine Zündmasse, die einen Schuß löste, und nur wer da nicht erschrak, sondern ruhig bis zur Nagelprobe austrank, war ein ganzer Mann. Im Kaisersaale sind jetzt, statt der alten schlechten, gute neue Kaiserbildnisse (vom Hofmaler Oppenheim) aufgestellt, und in der mit Thüringer Marmor und Alabaster ausgeschmückten Schloßkirche bewahrt man einen Gypsabguß des Grabdenkmals, welches dem Kaiser Günther von Schwarzburg († 1349) im Dom zu Frankfurt am Main errichtet ist.

Der Kaisersaal mit seiner viereckigen Kuppel ist ein Ueberrest der alten Burg aus dem zwölften Jahrhundert, und auch das Aeußere des Baues läßt errathen, welch ritterlichen Wohnsitz die großen Feuersbrünste, Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zerstörten. Das jetzige Schloß ist 1744 fertig geworden, aber wie! Als ein Denkmal der traurigsten Zeit Deutschlands auf noch vielen Gebieten menschlicher Thätigkeit, und insbesondere der Baukunst. Der Kasernenstil hat hier einen allzugroßen Triumph gefeiert, und die Späteren haben leider Nichts gethan, um durch veredelnde Nachhülfe dem Auge die trostlose Einförmigkeit der langen Wand- und Dachflächen ein wenig erträglicher zu machen. Nur zum Leuchten im dunklen Kranze sind die hellen Mauern gut; dies und der Kranz selbst schützen unsere Freude an der Schwarzburg vor jeder dauernden Störung. Ein Blick vom Schloßgarten oder der Balustrade oder aus den Fenstern des Salons im „Hirsch“ hinab in's Thal, dessen Wiesengründchen am Morgen und Abend das äsende Wild belebt, läßt alle Bauten und Unbauten vergessen, und die köstliche Luft des Waldes bleibt völlig über uns Herr.

Oestlich am Fuße des Schloßfelsens durchrauscht die Schwarza das Dorf Schwarzburg, in welchem die „Thalleute“ wohnen und die „Männer von Schwarzburg“ in dem ehemaligen Eisenhammer schwarze Erdfarbe aus Döschnitzer Alaunschiefer bereiten. Westlich vom Schlosse erhebt der Quittelsberg sein über 2200 Fuß hohes Haupt und eröffnet auf seinem Gipfel, der Kellsburg, einen Rundblick voller Waldpracht, der von Neuhaus am Rennsteig bis zum Steiger bei Erfurt reicht und hoch über die leuchtende Schwarzburg hin bis zu der Burg, die durch ihren Namen leuchtet, zur Leuchtenburg.

Wird wirklich, wie unheimlich verlautet, die Eisenbahn von Westen her bis zur Schwarzburg vordringen und auch das Schwarzathal durchbrechen? Was ist der Industrie-Speculation heute unmöglich? Geschieht's aber, so haben wir vor unseren Nachkommen, die wir sonst so gern beneiden, wenigstens Das voraus gehabt, daß wir Burg und Thal gesehen, als sie noch undurchräuchert und undurchschrillt waren vom Dampf und Pfiff der Eisenkönigin Locomotive.

Fr. Hfm.

Winke für Großstädte. In der größten Stadt der Welt, London, mit dem größten Straßenlärm, beschäftigt man sich seit längerer Zeit mit Versuchen, möglichst geräuschlose Straßen herzustellen. Gründlich kann dies nur mittelst des Straßenpflasters geschehen. Hier hat man nun besondere Versuche und Vergleiche mit Granit-, Asphalt- und Holzpflasterung angestellt und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß für Gewinnung möglichster Geräuschlosigkeit das Steinpflaster überhaupt ganz aufgegeben werden müsse. So handelt es sich vorläufig nur noch um die Vorzüge zwischen Asphalt und Holz. Sechs Wochen lang fortgesetzte genaue Beobachtungen auf Holz- und Asphaltstraßen haben den damit beauftragten Ingenieur Heywood zu folgendem Urtheile geführt: Asphalt macht das wenigste Geräusch; Räder und Pferdehufe passiren weich und glatt darüber hin, und wenn die Straße aufgerissen werden muß, läßt sich die Asphaltdecke leicht in regelmäßigen Stücken ausschneiden, und binnen kurzer Zeit wieder befestigen. Aber im Regenwetter ist dieser Boden für Pferde zu schlüpfrig, so daß sie gar zu leicht fallen und sich schwer verletzen. Gleich beim ersten Guß dick aufgestreuter grober Kies verringert indessen diesen üblen Umstand bedeutend. Holz ist entschieden die beste Pflasterung für Erreichung möglichster Geräuschlosigkeit. Man hört zwar die Pferdehufe, aber nur dumpf, und die Räder gleiten sanft darüber hin. — In einer Hauptverkehrsader Londons und zwar in der City von Templebar bis zur Bank und Börse findet man dicht hintereinander Muster von Granit-, Asphalt- und Holzpflasterung und kommt hier bei jeder Fahrt zu der Ueberzeugung, daß auch dieses beste Steinpflaster noch als zu schlüpfrig, geräuschvoll, mühsam und kostspielig für Erhaltung und Reparatur zu Gunsten der Asphalt- oder Holzpflasterung aufgegeben werden müsse. Auf die Mehrkosten kommt es dabei gar nicht an, denn eine Stadt, als Ganzes genommen, verliert, indem sie durch schlechtes Steinpflaster die gesunden Nerven ihrer Einwohner und deren Wagen und Pferde verdirbt, immer unendlich viel mehr, als das theuerste gute Pflaster kosten würde. Wir in Deutschland mit unseren weisen Magistrats- und Stadtbehörden werden wohl nicht so bald das schlechte Steinpflaster los werden, geschweige auf einen guten Holzweg kommen. So wäre es wenigstens gut, wenn ein guter, vielfach bewährter Rath angenommen würde. Dieser besteht darin: man pflastere wenigstens die Hauptverkehrsstraßen mit möglichst regelmäßig behauenen Steinvierecken und zwar mit möglichst geringer Wölbung nach der Mitte, wie es eben hinreichend ist zum Abfluß des Regenwassers in Rinnsteine, für welche Berlin meist eine Warnung und Paris ein Muster ist. Diese Rinnsteine müssen oben nur eine schmale Oeffnung haben, eben breit genug, um die Stiele der zur Reinigung besonders eingerichteten Besen hindurch und entlang zu ziehen. Dieses ziemlich glatte und wenig gewölbte Steinpflaster ist zwar auch nicht billig, aber doch für die Stadt und deren Bewohner gegen das gewöhnliche schlechte schon eine ungeheure Ersparniß an Nerven, Rippen, Wagen und Pferden.

In London hat man außerdem mit den Squares und Crescents oder halbmondförmigen Straßenbogen wenigstens gute Anfänge für geräuschloses Wohnen gemacht. An den Ecken und Winkeln vieler dieser viereckigen Plätze und an den halbmondförmigen Straßenfronts hin wird wenig oder gar nicht gefahren. Dies sichert schon ziemlich viel Ruhe, nur daß die Leierkasten und Ausrufer noch entsetzlich stören. So müßte man für das Wohl der geistigen Arbeiter in Schulen, Universitäten und Staatsbureaux, sowie für sonst ruhebedürftige Personen die betreffenden Stadtabschnitte vervollkommnen, wie dies in London hier und da geschieht, obwohl noch mancherlei Fehler auch hier übrig bleiben. Kurz, Staats- oder Stadtbehörden oder gebildete Privatspeculanten sollten für das Gedeihen des geistigen Lebens und somit auch ihrer Casse für Stadtabschnitte sorgen, in welchen kein Ausrufer, kein öffentliches Wagenrad, kein Leierkasten, nicht einmal ein Kind die für geistige Arbeiten oder schwache Nerven nöthige Ruhe stören kann. Für Kinder müßten hinter den betreffenden Häusern besondere gesicherte Spielplätze eingerichtet sein. Solche Stadtabschnitte entstehen am besten dadurch, daß man einen größeren Flächenraum mit Häusern, die einander die Gesichter zukehren und durch Garten- und Parkanlagen in der Mitte einen gemeinschaftlichen heiteren und gesunden Ausblick haben, so bebaut, daß nur ein oder zwei Einfahrten von der Außenstadt bleiben. Diese Zugänge wären durch Portiers zu bewachen, wie die sogenannten herrschaftlichen verschlossenen Häuser. Schwache Anfänge dazu in Berlin, Hamburg und London habe ich immer so beliebt und von allen höher gebildeten Familien so bevorzugt gefunden, daß vervollkommnete Anlagen dieser Art sich jedenfalls auch als gewinnreiche Privatspeculation empfehlen. Wo diese sich nicht einfindet, könnten Vereine für Hebung geistiger und physischer Gesundheit, städtische oder staatliche Behörden den dazu gehörigen Geist beleben und so das dazu erforderliche Geld herbeischaffen. Dies fiele wohl auch in das Bereich der „Verschönerungsvereine“. Berlin hatte einen solchen dem Namen nach, aber wohl kaum je in sichtbar gewordener Wirksamkeit.

Musterhaft wirkt dagegen seit zehn Jahren der Verschönerungsverein in Halle an der Saale, früher wohl einer der häßlichsten und jetzt schon vielleicht einer der musterhaftesten Städte. Der edelsten Nacheiferung würdig ist wenigstens die schon ziemlich abgerundete That dieses Vereins, zwischen der alten Stadt und den massenhaften neuen Ansiedelungen ringsum einen Schönheitsgürtel zu ziehen, eine luftige, sonnige und zugleich schattige Rundpromenade, welche den Bewohnern der inneren und äußeren Stadttheile gleichmäßig zu Gute kommt. Hier wirkten die gebildetsten Kräfte der Universität, der höheren Beamten und gebildetsten Bürger so gut und einheitlich, so energisch und ausdauernd zusammen, daß die häßliche Stadt wenigstens in dieser Beziehung bereits zum Muster für alle Städteverschönerung geworden ist. Der Verein hat, um nur das Eine zu erwähnen, auch unfruchtbare, trockene, felsige Höhen mit schattigen, luftigen Bäumen bepflanzt und, um das Begießen derselben zu erleichtern und zu sichern, oberhalb der Wurzeln größere Flaschen ohne Boden eingegraben, in welche das Wasser mit Trichtern gefüllt wird. So kommt jeder Tropfen den Wurzeln zu gute, während beim gewöhnlichen Gießen, noch dazu an Abhängen, viel Wasser nutzlos abläuft und verdunstet.

Dies sind so einige aus mehreren Großstädten gesammelte Andeutungen für Beruhigung, Gesundheit und Verschönerung unserer dämonisch menschen- und moralmörderisch wachsenden Großstädte. Wenn nicht gründlich und umfassend wenigstens für Ruhepunkte, geräuschlosere Straßen, Athmungs- und Erholungsplätze innerhalb derselben gesorgt wird, so können wir uns darauf verlassen, daß diese gerühmten Brennpunkte des geistigen Lebens vielmehr zu Mördergruben desselben werden. An Warnungen und Beispielen fehlt es schon jetzt nicht. Auch in dieser Beziehung könnten unsere bedrohlichen Großstädte sich zum Theil Halle und in noch größerem Maßstabe London zum Muster nehmen. London, die größte Großstadt der Welt, ist zugleich am wenigsten eine solche, sondern eine höhere Vereinigung von Stadt und Land. Mit Ausnahme der alten inneren Theile überall große, viereckige Plätze mit herrlichem Blumen- und Buschwerk zwischen den Straßen; dazu ein Dutzend Parks mit allen Reizen des offenen Landes, des Waldes und des Feldes und Tausende von größeren oder kleineren Straßen mit Gärtchen vor den Häusern und meist zusammenstoßenden Hintergärten, die nur durch niedrige Mauern oder Hecken getrennt mit ihrer guten Luft und ihrem heiteren Gesammtüberblicke allen Bewohnern ringsum gleichzeitig ohne Beeinträchtigung zu Gute kommen. Tausende von Augen, sich gleichzeitig darauf weidend, stören einander nicht, und jeder Blick führt jeder einzelnen Seele den Eindruck eines großen, gemeinsamen heiteren und erquickenden Besitzthums zu. Das kleine, längliche Viereck von Privatgärten liefert den einzelnen Bewohnern vollständig ungehinderten Spielraum für Erholung und nützliche, angenehme Beschäftigung. Auch der kleinste Garten, den man theils mit Küchengewächsen, theils mit Blumen und Strauchwerk bepflanzt, giebt der Sorgfalt, Lust und Liebe jeden Tag hinreichende angenehme Beschäftigung.

Diese mehrfachen leichten Anregungen brauchen nicht leicht genommen und überlesen zu werden. Für den Empfänglichen und Verständigen können sie Stoff und Bewegungskraft zu schöner, solider That werden.

H. Beta.

Eine Gartenlaubenreflexion. Die Pfingstfeiertage und die darauf folgende Woche hatte ich auf einem Gute in Mecklenburg zugebracht. Das Gut liegt drei Stunden von der Hamburg-Berliner Eisenbahn entfernt und eine Stunde von der nächsten Chaussee. Meine kurze Villeggiatur durfte daher auf das Prädicat „ländlich“ gerechten Anspruch machen, und da ich es zur Bedingung gestellt hatte, daß alle „Umstände“ meinetwegen wegfielen, so konnte ich auch ungestört in der Gartenlaube sitzen und in alten Jahrgängen der „Gartenlaube“ blättern, die man hier sorgfältig gesammelt und mit einem durabeln Einbande versehen hatte. Eine solche Ehre widerfährt den politischen Zeitungen nie oder selten. Der politische Journalist schreibt in letzter Instanz — Maculatur für den Käseladen. Sein geistiges Schaffen ist Reflex, seine Wirksamkeit eine Ephemeride. Es mag ein wahres Wort sein: „Der Schriftsteller geht in dem Journalisten zu Grunde“, obschon es wie ein Paradoxon klingt. Selbst für einen modernen „Junius“ ist die Concurrenz zu groß geworden.

Ich blätterte hin und her und stieß auf manchen Namen, der jetzt auch auf Grabsteinen zu lesen ist. Ein wehmüthiges Gefühl! Die „Gartenlaube“ kam mir vor wie ein gedruckter Kirchhof, die Aufsätze der Verstorbenen erschienen mir wie ein Vermächtniß für die Leser, und ich glaube sogar, meine Augen sind etwas feucht geworden, als ich unter den jetzt Todten auch meinen alten Schulfreund Gerstäcker gedruckt reden sah.

Weg mit den trüben Gedanken!

Unter den vielen Aufsätzen, welche ich noch einmal durchflog, waren von einem andern Autor auch Reminiscenzen aus dem vorigen Jahrhundert. Sie behandelten ein Geschäft, welches von einer Anzahl deutscher Fürsten getrieben wurde. Der Artikel war Menschenfleisch, und der Leser wird bereits errathen haben, daß von dem Verkauf deutscher Landeskinder an England die Rede ist, um die junge Freiheit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu unterdrücken. Die beregten Artikel befinden sich besonders in dem Jahrgange 1864 der „Gartenlaube“ und dürfen der Wiederlectüre sehr empfohlen werden, nicht damit wir in eine billige Entrüstung über eine Barbarei der Vergangenheit ausbrechen, o nein! sondern damit wir sehen, daß die Factoren nur gewechselt haben und die modernen „Landgrafen von Hessen“ &c. nur anders geformt als Kaufleute, Rheder und Expedienten auf den Comptoirsesseln sitzen.

„Stehe auf, daß ich mich hinsetze!“ klang es mir in die nachrevolutionären Ohren. Der alte „Werber“ heißt heute „Agent“; die „gewaltsame Pressung“ ist der „Ueberredung“ gewichen; die „Zunge“ vertritt die „Faust“, und der „Vertrauensmißbrauch“ trommelt „Cam'rad komm!“ Auch die alten deutschen Fürsten verstanden es, von goldenen Bergen jenseits des Oceans zu reden und ihren Menschenschacher mit dem Nimbus einer gewissen Philanthropie zu umgeben. Was aber damals Beute und Plünderung locken mußte, das sind heute Versprechungen von Landbesitz nach freier oder billiger Ueberfahrt. Nach den Begriffen des vorigen Jahrhunderts verbot keine Verfassung dem „Landesvater“, seine Unterthanen in der Form von „Soldaten“, „Hülfstruppen“ zu verkaufen. Die straflosen Verbrechen der Gegenwart nehmen die Maske des „freien Verkehrs“ vor, und derselbe Rheder, der durch „Kulifrachten“ oder durch „Auswanderer“ reich wird, die er in die Sümpfe und Urwälder Brasiliens locken läßt, spielt ganz ungenirt den sittlich Entrüsteten, wenn von dem Menschenhandel der deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts die Rede ist.

Und dennoch — wenn man nämlich stark genug zu einer eiskalten Reflexion ist — wie philanthropisch war jener Menschenhandel durch die Verhältnisse jenseits des Oceans gegen den modernen!

Die schmählich verkauften Landeskinder kamen vor Allem auf einen Kriegsschauplatz, dessen Klima ein temperirtes genannt werden durfte. Sie kämpften gegen Menschen, nicht gegen eine furchtbare Sumpf- und Urwaldsnatur der Tropen. Sie konnten desertiren, ihren Peinigern entrinnen und wurden von der jungen Union als Bürger, die man nicht mit leeren Versprechungen abspeist, empfangen. Und bekanntlich desertirten die deutschen Landeskinder gar nicht übel zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Der Grund und Boden, das Klima, die Sitten und Gebräuche von Nordamerika waren den verkauften Deutschen nicht absolut fremd und feindlich. Die Nichtswürdigkeit des Verkaufsactes konnte durch persönliche Willens- und Thatkraft abgeschwächt werden in ihren Folgen.

Die Scene hat sich heute verwandelt. Die Schauspieler sind anders costümirt und sprechen einen andern als den Corporalsjargon. Mit einer Naivetät ohne Gleichen geschehen von den deutschen Seeplätzen aus die modernen Transporte der verlockten Menschen. Die Werbetrommler schneiden humane Grimassen, und mit einer ebenso unglaublichen Naivetät rauchen die „Bundescommissäre“, welche an den Seeplätzen „zum Schutze der Auswanderer“ spazieren gehen und Diners besuchen, ihre Cigarre dazu.

Es sind — „lauter Freiwillige!“ wie der Kammerdiener in „Kabale und Liebe“ sagt. „Freiwillig“ überantworteten sie sich der ausmergelnden Schiffskost; „freiwillig“ gehen sie wie die Fliegen auf den Leim, und vielleicht toastirt der „Bundescommissär“ an der Tafel des Rheders „auf die Größe und Einheit des deutschen Vaterlandes“ dazu. Es lebt sich gut, es ißt und trinkt sich gut in den deutschen Seeplätzen, und ein gutes Diner stimmt das menschliche Gemüth weich und nachsichtig.

Ja, wenn wir mit Brasilien im Kriege lebten! Aber die deutschen Landeskinder werden ja nicht todtgeschossen; Fieber und Ungeziefer sind keine Kugeln, und es sind ja — „lauter Freiwillige“; die Strafgesetzbücher sind lückenhaft in Bezug auf den Selbstmord und auf die Verleitung zum Selbstmord. Auf dem Wege zu diesem findet der Deutsche weniger Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten, als wenn er sich verheirathen will.

Ein Radicalmittel giebt es gegen die bürgerlichen Geschäftsnachfolger der deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts nicht, außer daß man allüberall die sogenannten Auswanderungsagenturen strengstens verbieten müßte, wodurch der Act der Auswanderung zu einer völlig freien Selbstbestimmung würde.

Doch ich überschreite die Grenze der Aufgabe, welche sich dieser Artikel gesteckt hat: die Parallele zwischen Sonst und Jetzt. Früher der rauhe, gerade landesväterliche Despotismus; heute die glattrasirte Physiognomie des „ehrbaren Kaufmanns“. Früher die Menschenwaare sans phrase; heute mit der Etiquette der lügenhaften Vorspiegelungen. Die Provision ist — Dank der Concurrenz — heute geringer geworden. Früher hieß es, die englische Armee zu stärken; heute gilt es, Fracht für die Schiffe zu erhalten, und die strafgesetzlichen Bestimmungen über Vertrauensmißbrauch machen respectvoll Halt vor jedem Hausknecht, der zum großen Rheder geworden ist. Die straflosen Verbrechen des vorigen Jahrhunderts sind für die Fürsten unmöglich geworden; sie sind das Privilegium, welches subtiler ausgeübt wird von ihren Nachfolgern der Comptoirs. Die Form ist eine andere; das Wesen ist geblieben. Die deutschen Regierungen aber haben leider noch nicht so viel geographische Kenntnisse, um zu wissen, daß jedes Tropenland, welches niedriger als circa drei- bis viertausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt, für den europäischen Landmann ein unmöglicher Boden ist. Nicht Tiger und Schlangen, nicht wilde menschenfressende Indianer, womit die Touristenphantasie die Tropenregionen zu illustriren pflegt, ah bah! das sind Märchen und Uebertreibungen. Die sogenannten „kleinen Leiden des menschlichen Lebens“, gegen welche uns Nichts schützt, die aber millionenfach in Gestalt von Ungeziefer, tödtlichen Sumpfgasen &c. unser harren, das sind die unbesieglichen Feinde der Einwanderer.

Was ist nun schlimmer: der „deutsche Landesvater“ des vorigen Jahrhunderts, der seine Unterthanen verkaufte, um gegen civilisirte Menschen zu kämpfen, oder die Handvoll gewissenloser Schiffsrheder, die, um „Frachten zu machen“, mit Hülfe von Auswanderungsexpedienten und Agenten die Menschen in den Tod hineinlügen? Jedes Kind in den deutschen Seestädten kennt diese „Biedermänner“, die als „ehrbare Kaufleute“ einherstolziren, allein das „lückenhafte Strafgesetz“ setzt die straflosen Verbrecher in den Stand, mit der prosaischen Injurienklage die Stimme der empörten Moral mundtodt zu machen, und mancher deutsche „Landesvater“ des vorigen Jahrhunderts, wenn er wieder auferstände, würde sich wundern, wie man in ihm den „Splitter“ verdammt, während man die „Balken“ mit Händen greifen könnte, wenn man nur wollte.

W. Marr.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In den nächsten Quartalen kommen zum Abdruck an Novellen:

„Gesprengte Fesseln“ von **E. Werner** (Fortsetzung).

„Das Capital“ von **L. Schücking.**

Außerdem eine Reihe interessanter, belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir dieses Mal unterlassen.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir bitten also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

aufzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals zu reclamiren. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 27. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Du willst nach Italien? Warum denn gerade dorthin?“ fragte der Capitain.

„Wohin denn sonst?“ warf Reinhold ungeduldig ein. „Italien ist die Schule jeder Kunst und jedes Künstlers. Dort allein kann ich das beschränkte und lückenhafte Studium ergänzen, zu dem die Verhältnisse mich zwangen. Begreifst Du das nicht?“

„Nein,“ sagte der Capitain ziemlich kühl. „Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß ein Anfänger sogleich auf die hohe Schule muß. Du findest hier zum Studium Gelegenheit genug, und die meisten unserer Talente haben jahrelang ringen und arbeiten müssen, ehe Italien ihren Werken die letzte Weihe gab. — Gesetzt aber, Du führtest Deinen Plan aus, was soll inzwischen aus Deiner Frau und dem Kinde werden? Denkst Du sie mitzunehmen?“

„Ella?“ rief der junge Mann in einem fast wegwerfenden Tone. „Das wäre das sicherste Mittel, mir jeden Aufschwung unmöglich zu machen. Denkst Du, ich werde beim ersten Schritt, den ich in die Freiheit hinaus thue, die ganze Kette der Häuslichkeitsmisère mit mir schleppen?“

Zwischen Hugo's Augen wurde eine leichte Falte sichtbar. „Das klingt sehr hart, Reinhold,“ erwiderte er.

„Ist es meine Schuld, daß mir die Wahrheit endlich einmal zum Bewußtsein kommt?“ grollte Reinhold. „Meine Frau kann sich nun einmal nicht über die Küchen- und Wirthschaftssphäre erheben. Es ist nicht ihre Schuld, ich weiß es, aber es ist deßhalb nicht weniger das Unglück meines Lebens.“

„Ella's Beschränktheit scheint allerdings als eine Art Dogma in der Familie festzustehen,“ bemerkte der Capitain ruhig. „Du glaubst blindlings daran, wie all die Anderen. Habt Ihr Euch denn schon jemals die Mühe genommen, zu untersuchen, ob diese Annahme wirklich so unfehlbar ist?“

Reinhold zuckte die Achseln. „Ich glaube, das wäre in diesem Falle wohl überflüssig. In keinem Falle aber kann die Rede davon sein, daß ich Ella mit mir nehme. Sie bleibt mit dem Kinde natürlich hier im Hause ihrer Eltern, bis ich zurückkomme.“

„Bis Du zurückkommst — und wenn es nun nicht geschieht?“

„Was soll das heißen? Was meinst Du damit?“ fuhr der junge Mann auf, während eine dunkle Röthe über sein Gesicht hinflammte.

Hugo kreuzte seine Arme und sah ihn fest an. „Es fällt mir auf, daß Du jetzt auf einmal mit fertigen Plänen hervortrittst, die jedenfalls längst entworfen und auch wohl besprochen sind. Leugne nicht, Reinhold! Du allein wärst nie so in's Extrem gegangen, wie Du es jetzt im Kampfe mit dem Onkel thust, ohne auf einen Rath oder eine Vorstellung zu hören; es ist da fremder Einfluß thätig. — Ist es wirklich unbedingt nothwendig, daß Du Tag für Tag zu der Biancona gehst?“

Reinhold gab keine Antwort; er wandte sich ab und entzog sich so der Beobachtung des Bruders.

„Man spricht bereits in der Stadt davon,“ fuhr dieser fort. „Es kann nicht lange dauern, so bringt das Gerücht auch hierher. Ist Dir das wirklich ganz gleichgültig?“

„Signora Biancona studirt meine neue Composition ein,“ sagte Reinhold kurz, „und ich sehe in ihr nun einmal das Ideal einer Künstlerin. Du hast sie auch bewundert.“

„Bewundert, ja! Im Anfange wenigstens, angezogen hat sie mich nie. Die schöne Signora hat so etwas — Vampyrisches in ihren Augen. Ich fürchte, auf wen sich diese Augen richten, in der Absicht, ihn festzuhalten, der bedarf einer starken Dosis Willenskraft, um Herr seiner selbst zu bleiben.“

Er war mit den letzten Worten an die Seite seines Bruders getreten, der sich jetzt langsam umwandte und ihn ansah.

„Hast Du das auch schon empfunden?“ fragte er düster.

„Ich? Nein!“ entgegnete Hugo mit einem Anfluge seiner alten spöttischen Laune. „Ich bin zum Glück wenig empfänglich für dergleichen romantische Gefahren und überdies hinreichend vertraut damit. Nenne es Leichtsinn, Unbeständigkeit — wie Du willst! Aber mich vermag nun einmal eine Frau nicht lange und tief zu fesseln; mir fehlt eben das Element zur Leidenschaft. Du aber trägst es nur zu sehr in Dir, und wo Dir ein Gleichartiges entgegenkommt, da liegt die Gefahr auch dicht dabei. Nimm Dich in Acht, Reinhold!“

„Willst Du mich damit an die Fesseln erinnern, die ich trage?“ fragte Reinhold bitter. „Als ob ich sie nicht täglich und stündlich fühlte, und mit ihnen die Ohnmacht, sie zu zerreißen. Wäre ich frei, wie Du es damals warst, als Du Dich der Sclaverei hier entrissest, es könnte noch Alles gut werden; aber Du hast ganz Recht, mich haben sie bei Zeiten festgekettet, und ein Traualtar ist der sicherste Riegel, den man allen Freiheitsgelüsten vorschiebt — ich muß es jetzt erfahren.“

Sie wurden unterbrochen; der Hausdiener überbrachte eine

Anfrage des Buchhalters an den jungen Herrn Almbach. Dieser hieß den Mann gehen und wandte sich dann an seinen Bruder.

„Ich muß noch einen Augenblick in das Comptoir. Du siehst, ich gerathe nicht in Gefahr, in einer allzugroßen Romantik unterzugehen; dafür sorgen schon unsere Handlungsbücher, in denen vermuthlich wieder ein paar Thaler nicht vorschriftsmäßig eingetragen sind. Auf Wiedersehen, Hugo!"

Er ging, und der Capitain blieb allein zurück. Einige Minuten lang saß er noch wie in Gedanken versunken, während die Falte auf seiner Stirn immer tiefer wurde; dann auf einmal richtete er sich wie mit einem raschen Entschlusse empor und verließ gleichfalls das Gemach, aber nicht, um sich nach dem unteren Stocke zu dem Oheim und der Tante zu begeben; er ging geradewegs nach dem gegenüberliegenden Zimmer, das seine Schwägerin bewohnte.

Ella war in der That dort; sie saß am Fenster, den Kopf tief auf eine Handarbeit herabgebeugt, aber es hatte beinahe den Anschein, als sei diese in der Eile ergriffen worden, als die Thür sich so unvermuthet öffnete; das rasch bei Seite geworfene Taschentuch und die gerötheten Augenlider der jungen Frau verriethen eben erst getrocknete Thränen. Sie sah mit unverhehltem Erstaunen ihren Schwager eintreten. Es war allerdings das erste Mal, daß er sie in ihrem Zimmer aufsuchte; er kam auch nur bis in die Mitte desselben und blieb dort stehen, ohne sich ihrem Sitze zu nähern.

„Darf der ‚Abenteurer' es noch einmal wagen, sich Ihnen zu nahen, Ella? Oder bannt ihn das über ihn ausgesprochene Verdammungsurtheil gänzlich von Ihrer Schwelle?"

Die junge Frau erröthete; sie drehte in peinlichster Verlegenheit die Arbeit zwischen den Händen.

„Herr —"

„Capitain!" fiel Hugo ein. „Ganz richtig, so pflegen mich meine Matrosen stets zu nennen. Noch einmal diese Bezeichnung aus Ihrem Munde, und ich falle Ihnen sicher nicht wieder mit meiner Gegenwart lästig. Bitte, Ella, hören Sie mich heute an!" fuhr er sehr entschieden fort, als die junge Frau Miene machte, aufzustehen. „Diesmal halte ich die Thür blokirt, durch die Sie bei meinem Nahen stets zu verschwinden pflegen; es ist auch zum Glück keine Magd in der Nähe, die Sie mit irgend einem Auftrage an Ihre Seite fesseln können. Wir sind allein, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich entweder begnadigt werde, oder — den unvermeidlichen ‚Herrn Capitain' anzuhören bekomme, der mich ein- für allemal vertreiben soll."

Ella hob die Augen empor, und jetzt sah man es deutlich, daß sie geweint hatte.

„Was liegt Ihnen denn an meiner Verzeihung?" entgegnete sie ruhig. „Mich haben Sie am wenigsten gekränkt; ich sprach nur im Namen meiner Eltern und Hausgenossen."

„An denen liegt mir gar nichts," fuhr Hugo mit der ungenirtesten Aufrichtigkeit heraus. „Aber daß ich Sie gekränkt habe, das thut mir leid, sehr leid, das hat mir wie ein Alp auf der Brust gelegen bis zu diesem Augenblicke. Ich kann doch nicht mehr thun, als ehrlich und herzlich um Verzeihung bitten. Sind Sie mir noch böse, Ella?"

Er streckte ihr die Hand hin. Es lag in der Bewegung und in den Worten eine so warme, offene Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit, daß eine Verweigerung der Bitte fast unmöglich schien, und Ella legte wirklich, wenn auch etwas zögernd, ihre Hand in die seinige.

„Nein," sagte sie einfach.

„Gott sei Dank!" rief Hugo aufathmend. „Also endlich bin ich doch in meine Rechte als Schwager eingesetzt. Ich ergreife hiermit feierlich Besitz davon."

Er ließ dem Worte die That folgen, indem er einen Stuhl heranzog und an ihrer Seite Platz nahm. „Wissen Sie, Ella, daß Sie mich seit unserer neulichen Begegnung ganz außerordentlich interessiren?" fuhr er fort.

„Es scheint, man muß unartig gegen Sie sein, um Sie zu interessiren," bemerkte Ella, fast im Tone des Vorwurfs.

„Ja, es scheint so," stimmte der Capitain mit voller Gemüthsruhe bei. „Wir ‚Abenteurer' sind nun einmal ein eigenes Volk und wollen anders behandelt sein, als die Normalmenschen. Sie scheinen bei mir durchaus das Richtige getroffen zu haben. Seit Sie mir damals so schonungslos den Text lasen, habe ich das ganze Haus in Ruhe gelassen; ich habe einen ganzen Ehrfurchts- und Achtungs-Cursus dem Onkel und der Tante gegenüber durchgemacht und sogar meine Indianergeschichten sämmtlicher haarsträubender Effecte beraubt, einzig aus Furcht vor gewissen strafenden Augen. Das kann Ihnen doch unmöglich entgangen sein."

Es flog etwas wie ein halbes Lächeln über das Antlitz der jungen Frau, als sie fragte:

„Es ist Ihnen wohl recht schwer geworden?"

„Sehr schwer, obgleich die Verhältnisse hier im Hause es mir eigentlich hätten erleichtern sollen. Sie waren in der letzten Zeit nicht danach, daß man seinen Uebermuth daran hätte üben können."

Bei dieser Hindeutung erlosch der flüchtige Schimmer von Heiterkeit sofort in Ella's Gesicht; es hatte einen angstvoll bittenden Ausdruck, als sie sich jetzt zu ihrem Schwager wandte.

„Ja, es ist traurig bei uns," sagte sie leise, „und es wird schlimmer von Tag zu Tag. Die Eltern sind so hart, und Reinhold so gereizt, so heftig bei jeder Gelegenheit. O mein Gott, vermögen Sie denn gar nichts über ihn?"

„Ich?" fragte Hugo ernst. „Die Frage möchte ich Ihnen, der Gattin, zurückgeben."

Ella schüttelte in trostloser Resignation das Haupt. „Auf mich hört ja doch Niemand, und Reinhold am wenigsten. Er ist der Meinung, ich verstehe nichts von all diesen Dingen — er würde mich nur herb zurückweisen."

Hugo blickte mitleidig auf die junge Frau, die so offen eingestand, daß sie ihrem Manne gegenüber ganz macht- und einflußlos war, und auch nicht den geringsten Antheil an seinem Denken und Streben hatte.

„Und doch muß irgend etwas geschehen," sagte er entschieden. „Reinhold reibt sich in diesem Kampfe auf; er leidet grenzenlos darunter und macht Andere leiden. Sie hatten geweint, Ella, als ich eintrat, und es ist in diesen Wochen kein Tag gewesen, wo ich nicht diesen rothen Schein um Ihre Augen gesehen habe. Nein, rücken Sie nicht so ängstlich seitwärts! Dem Bruder wird doch wohl einmal ein freies Wort erlaubt sein, und Sie sollen sehen, daß er auch etwas Anderes kann, als Possen treiben. Ich wiederhole Ihnen: es muß etwas geschehen, durch Sie geschehen. Es gilt Reinhold's Künstlerberuf, seine ganze Zukunft, und in dem Kampfe muß seine Frau an seiner Seite stehen, sonst könnten es — Andere statt ihrer thun, und das wäre gefährlich."

Ella sah ihn mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken an. Es geschah ihr wohl zum ersten Male in ihrem Leben, daß man sie zur offenen Parteinahme aufrief, und sich von ihrem Eingreifen irgend eine Wirkung versprach. Und was konnte denn mit den „Anderen" gemeint sein, die ihren Platz einnehmen könnten? Ihr Gesicht verrieth deutlich, daß sie auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte.

Hugo sah das und hatte doch nicht den Muth, weiter zu gehen; denn weiter gehen hieß hier den ersten Verdacht in die Seele der noch ganz ahnungslosen Frau werfen, zum Angeber des eigenen Bruders werden und unausbleiblich eine Katastrophe heraufbeschwören, von deren Nothwendigkeit er gleichwohl überzeugt war. Aber das ganze Wesen des jungen Capitains sträubte sich gegen die peinvolle Aufgabe; er saß unentschlossen da, als ihm der Zufall zu Hülfe kam. Es wurde draußen an die Thür geklopft und gleich darauf trat Jonas mit einem großen Blumenstrauße in der Hand ein.

Der Matrose mochte wohl sonst vorsichtiger sein, wenn er dergleichen Aufträge für seinen Herrn besorgte. Er wußte aus Erfahrung, daß dessen Blumenspenden, wenn auch von den betreffenden jungen Damen, so doch nicht immer von den respectiven Vätern und Beschützern mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurden, und pflegte sich, wenn auch mit geheimem Ingrimm, stets an die richtige Adresse zu halten. Diesmal aber hatte Hugo mit der hingeworfenen Bemerkung, der Strauß sei für seine Schwägerin bestimmt, den Irrthum selbst verschuldet. Jonas zweifelte natürlich nicht daran, daß die Bemerkung seines Capitains, mit der dieser nur seinen Bruder decken wollte, ernst gemeint sei; er schritt deshalb direct auf die junge Frau Almbach zu und präsentirte ihr die Blumen mit den Worten:

„Ich kann Herrn Reinhold im ganzen Hause nicht finden, und da will ich den Strauß doch lieber gleich hier abgeben."

Ella sah erstaunt auf das prachtvolle Rosenbouquet nieder, das, mit ebenso viel Kunst wie Geschmack zusammengefügt, eine Auswahl der herrlichsten Blüthen zeigte.

„Von wem kommen die Blumen?" fragte sie.

„Vom Blumenhändler," berichtete Jonas. „Herr Reinhold hat sie bestellt, und ich habe sie abgeholt; da ich ihn aber nirgends finde —"

„Es ist gut. Du kannst gehen," fiel ihm Hugo in's Wort, während er rasch zu seiner Schwägerin trat und die Hand, wie beschwichtigend, auf ihren Arm legte. Ein befehlender Wink gab der Weisung noch mehr Nachdruck, und Jonas trollte ab, konnte aber doch nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß die junge Frau Almbach die Artigkeit ihres Mannes in so seltsamer Weise aufnahm. Sie war ja auf einmal zusammengezuckt, als habe sie ein Stich in das Herz getroffen, und kreideweiß war sie dabei geworden. Aber der Herr Capitain hatte mit gerunzelter Stirn und einem Ausdruck im Gesicht dabei gestanden, als möchte er die theuren Blumen am liebsten zum Fenster hinauswerfen. Jonas besaß zum Glück allzu viel Phlegma, als daß er sich um die Verhältnisse im Almbach'schen Hause viel hätte kümmern sollen; bei seiner feindseligen Stellung zum Dienstpersonal erfuhr er auch wenig genug davon; so ließ er es denn bei einer mäßigen Verwunderung bewenden und kümmerte sich in der Ueberzeugung, seinen Auftrag gewissenhaft erfüllt zu haben, nicht weiter um den Auftraggeber.

Drinnen im Zimmer herrschte einige Secunden lang tiefes Schweigen. Ella hielt das Bouquet noch krampfhaft fest in der Hand; aber das sonst so stille, leblose Antlitz der jungen Frau mit dem leeren, beinahe stumpfen Ausdrucke war seltsam verändert. Jetzt war jeder Zug desselben gespannt, wie im peinigenden Schmerze, und die Augen hafteten starr und unverwandt auf der bunten Blüthenpracht, auch jetzt noch, als sie sich zu ihrem Schwager wandte.

„Reinhold gab den Auftrag?" fragte sie, wie nach Athem ringend. „Dann kamen die Blumen wohl nur durch — Irrthum in meine Hände?"

„Nicht doch," sagte Hugo mit einem vergeblichen Versuch, sie zu beruhigen. „Reinhold hat den Strauß bestellt, nun ja! Jedenfalls doch für Sie?"

„Für mich?" Es klang ein ergreifendes Weh aus dem Tone. „Ich habe noch niemals eine Blume von ihm erhalten. Für mich sind diese hier sicher nicht bestimmt."

Hugo sah, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe — der Zufall hatte entschieden; jetzt galt es, dem Winke des Schicksals zu gehorchen. „Sie haben Recht, Ella," versetzte er entschlossen, „und es wäre nutzlos und gefährlich, Sie noch länger darüber zu täuschen. Reinhold hat mir nicht gesagt, wem das Bouquet bestimmt ist; ich weiß aber, daß es noch heute Abend in den Händen der Signora Biancona sein wird."

Ella zuckte zusammen, und der Blumenstrauß fiel zu Boden. „Signora Biancona?" wiederholte sie tonlos.

„Die Sängerin, die sein erstes Lied vor dem Publicum sang," fuhr der Capitain mit Nachdruck fort, „der auch seine neue Composition gilt. Dieselbe, zu der er täglich geht, die bereits sein ganzes Denken und Empfinden einnimmt. Sie wußten bisher noch nichts davon — ich sehe es an Ihrem Gesichte; aber Sie müssen es jetzt erfahren, ehe es zu spät ist."

Die junge Frau gab keine Antwort; ihr Antlitz war so farblos, wie die weißen Blüthen, die den Rand des Bouquets umgaben; stumm bückte sie sich danach, hob es vom Boden auf und legte es auf den Tisch nieder; aber kein Laut, keine Entgegnung kam von ihren Lippen. Hugo wartete vergeblich darauf.

„Glauben Sie, daß ich Freude habe an der Grausamkeit, Ihnen zu enthüllen, was man sonst jeder Frau verbirgt?" fragte er mit unterdrückter Bewegung. „Glauben Sie, daß ich nicht mit irgend einer Erfindung die Ungeschicklichkeit des Burschen wieder gut machen und mich selbst für den Spender der unglückseligen Blumen ausgeben könnte? Wenn ich das nicht thue, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit schonungslos aufdecke, so geschieht es, weil die Gefahr auf's Aeußerste gestiegen ist, weil nur Sie allein noch retten können — und dazu müssen Sie klar sehen. Signora Biancona steht im Begriffe nach ihrer Heimath abzureisen, und Reinhold erklärte mir vorhin, daß er seine Studien in Italien fortsetzen wolle und müsse. Begreifen Sie den Zusammenhang?"

Ella fuhr auf. Jetzt zum ersten Male brach eine verzweiflungsvolle Angst mitten durch die starre Ruhe ihres Wesens.

„Nein, nein!" rief sie wie außer sich. „Das kann er nicht. Das darf er nicht. Wir sind ja vermählt."

„Er darf nicht?" wiederholte Hugo. „Sie kennen die Männer schlecht, Ella, und Ihren eigenen Mann am wenigsten. Trauen Sie nicht zu sehr auf das Recht, das die Kirche Ihnen gab; auch diese Macht hat ihre Grenze, und ich fürchte, Reinhold steht bereits jenseits derselben. Sie freilich haben keine Ahnung von jener glühenden, dämonischen Leidenschaft, die einen Mann willenlos in Fesseln legt, ihn so mit ihrem Banne umstrickt, daß er um ihretwillen Alles vergißt und Alles opfert. Signora Biancona ist eine von jenen dämonischen Naturen, die solche Leidenschaften einflößen können, und hier steht sie im Bunde mit Allem, was Reinhold's eigentliches Leben ausmacht, mit der Musik, der Kunst, dem Ideale. Da schützt keine Kirche und kein Trauschein mehr, wenn sich die Frau nicht selbst zu schützen weiß. Sie sind sein Weib, die Mutter seines Kindes. Vielleicht hört er Ihre Stimme noch, wo er sonst nichts mehr hört."

Die schweren Athemzüge der jungen Frau zeigten, wie schwer sie litt, und ein paar Thränen, die ersten, rollten langsam aus ihren Augen, als sie kaum hörbar erwiderte: „Ich werde es versuchen."

Hugo trat dicht an ihre Seite. „Ich weiß, daß ich heute einen Zündstoff in die Familie geworfen habe, dem vielleicht der letzte Rest von Frieden zum Opfer fällt," sagte er ernst. „Hunderte von Frauen würden jetzt verzweiflungsvoll zu ihren Eltern stürzen, um mit ihnen, oder allein, den Gatten zur Rede zu stellen und eine Scene herbeiführen, die das letzte Band zerreißen und ihn unwiderruflich aus dem Hause treiben würde. Sie werden das nicht thun, Ella; ich weiß es, deshalb habe ich bei Ihnen gewagt, was ich so leicht bei keiner andern Frau gethan hätte. Was Sie Reinhold sagen, wie Sie ihn halten wollen, das steht ja bei Ihnen, aber lassen Sie ihn jetzt nicht von Ihrer Seite, lassen Sie ihn nicht nach Italien!"

Er schwieg und schien eine Antwort zu erwarten — vergebens! Ella saß da, das Gesicht in beiden Händen verborgen; sie regte sich kaum, als er ihr Lebewohl sagte. Der junge Capitain sah, daß sie den Schlag allein verwinden mußte, und so ging er denn. —

Als Reinhold eine halbe Stunde später aus dem Comptoir zurückkam, lag das Rosenbouquet in seinem eigenen Zimmer auf dem Schreibtische, und er nahm es an sich, in der festen Meinung, Jonas habe es dorthin gelegt. Inzwischen saß Ella im Schlafzimmer ihres Kindes und wartete, nicht auf ein Lebewohl ihres Mannes — an dergleichen Zärtlichkeiten war sie in ihrer Ehe nicht gewöhnt — aber sie wußte, daß er nie das Haus verließ, ohne erst noch nach seinem Knaben zu sehen. Die junge Frau fühlte nur zu gut, daß sie selbst ihrem Gatten nichts war, daß ihre ganze Bedeutung für ihn einzig in dem Kinde wurzelte; sie fühlte, daß die Liebe zu seinem Kinde der einzige Punkt war, auf dem sie seinem Herzen näher treten konnte, und deshalb erwartete sie ihn gerade hier zu der so unendlich schweren und qualvollen Unterredung; er mußte ja kommen. Aber sie sollte heute vergebens warten. Reinhold kam nicht. Zum ersten Male vergaß er auch den Abschiedskuß auf die Stirn seines Kindes, vergaß er das letzte und einzige Band, das ihn noch an die Heimath fesselte. In seiner Seele war jetzt nur noch Raum für einen Gedanken, und der hieß: Beatrice Biancona.

Die Oper war zu Ende. Aus dem Theatergebäude fluthete ein Menschenstrom hervor, der sich nach verschiedenen Richtungen hin vertheilte, und von allen Seiten rollten die Wagen herbei, um die ihnen bestimmten Insassen aufzunehmen. Das Haus war heute bis auf den letzten Platz gefüllt gewesen; denn die italienische Operngesellschaft hatte ihre Abschiedsvorstellung gegeben, und ganz H. hatte sich bemüht, den Sängern und vor Allem der schönen Primadonna zu zeigen, wie sehr es von ihren Leistungen entzückt war und wie ungern es sie verlor, jetzt, wo die Zeit des Scheidens kam. Die Treppen und Corridore waren

noch dicht gefüllt; unten im Vestibül drängte sich Kopf an Kopf, und an den Ausgängen wuchs das Menschengewühl zu einer unbequemen und fast bedrohlichen Höhe an.

„Es ist ganz unmöglich, hier durchzukommen," sagte Doctor Welding, der in Begleitung eines andern Herrn soeben die Treppe herabkam. „Man geräth ja in Lebensgefahr bei dem Gedränge da unten. Lassen Sie uns lieber noch einige Minuten warten, bis die Menge sich etwas verlaufen hat!"

Der Begleiter stimmte bei, und die Beiden traten seitwärts in eine der tiefen und dunkeln Nischen des Corridors, wo bereits vor ihnen eine Dame Schutz gesucht hatte. Sie war einfach, aber doch nach Art der besseren Stände gekleidet, hatte den Schleier dicht über das Gesicht gezogen und schien das Menschengewühl sehr zu scheuen, auch wohl ganz unbekannt im Theatergebäude zu sein, denn sie drückte sich mit sichtbarer Aengstlichkeit fest an die Wand, als die beiden Herren herantraten, die, ohne sie weiter zu beachten, ihr vorhin unterbrochenes Gespräch wieder aufnahmen.

„Ich habe es gleich anfangs prophezeit, dieser Almbach nimmt einen großartigen Aufschwung," sagte Welding. „Seine zweite Composition übertrifft die erste in jeder Hinsicht, und schon die erste war bedeutend genug für einen Anfänger. Ich dächte, mit der Aufnahme könnte er auch diesmal zufrieden sein; sie war womöglich noch enthusiastischer. Freilich, es hat nicht Jeder das Glück, eine Biancona für seine Töne zu finden und sie so dafür zu begeistern, daß sie ihre höchste Kraft dafür einsetzt. Es war jedenfalls ihre Idee, diese neueste Composition Almbach's als Einlage im letzten Act der Oper zu singen, noch dazu heute, bei ihrem Scheiden, wo der Beifallssturm selbstverständlich war; sie sicherte ihm damit von vornherein den Erfolg."

„Nun, ich glaube, an Dankbarkeit läßt er es auch nicht fehlen," spöttelte der andere Herr. „Man spricht so allerlei. So viel steht fest, der ganze Verehrerkreis ist außer sich über diesen Eindringling, der, kaum aufgetaucht, schon auf dem besten Wege ist Alleinherrscher zu werden. Die Sache scheint übrigens ziemlich ernst und hochromantisch angelegt zu sein, und ich bin wirklich gespannt, was schließlich daraus wird, wenn die Biancona abreist."

Der Doctor knöpfte ruhig seinen Paletot zu. „Das ist unschwer zu errathen. Eine Entführung in bester Form."

„Sie glauben, daß er sie entführt?" fragte der Andere ungläubig.

„Er sie? Das würde wohl keinen Zweck haben. Die Biancona ist ja vollkommen frei in ihren Entschlüssen, wie in der Wahl ihres Aufenthaltsortes. Aber sie ihn. Das könnte eher der Fall sein; die Fessel ist auf seiner Seite."

„Freilich, er ist ja verheirathet," stimmte der Begleiter bei. „Die arme Frau! Kennen Sie sie persönlich?"

„Nein," sagte Welding gleichgültig, „aber nach der Schilderung des Consuls Erlau kann ich mir ein ziemlich treffendes Bild von ihr entwerfen. Beschränkt, passiv, unbedeutend im höchsten Grade, dazu gänzlich untergegangen in Küche und Hauswirthschaft — ganz die Frau danach, einen genialen Feuerkopf wie diesen Almbach zu irgend einem Verzweiflungsschritte zu treiben, und da es eine Biancona ist, die ihr gegenübersteht, so wird dieser Schritt wohl nicht allzulange auf sich warten lassen. Für Almbach selbst wäre es vielleicht ein Glück, wenn er gewaltsam der beengenden Umgebungen entrissen und auf die Bahn des Lebens geworfen würde, aber freilich das bischen Familienfrieden würde dabei rettungslos zu Grunde gehen. Das gewöhnliche Schicksal solcher Künstlerehen, in denen sich die Frau auch nicht entfernt zu der Bedeutung des Mannes erheben kann!"

Er wandte sich bei den letzten Worten etwas verwundert um; die Dame hinter ihnen hatte unwillkürlich eine heftige Bewegung gemacht, aber gerade in dem Momente, wo der Doctor sie schärfer in's Auge fassen wollte, öffnete sich eine Seitenthür, und Reinhold Almbach erschien, in Begleitung Hugo's, des Capellmeisters und noch einiger Herren.

Hier war Reinhold freilich ein Anderer als zu Hause im Kreise der Seinigen. Die Düsterheit, welche dort immer und immer auf seinen Zügen ruhte, die Verschlossenheit, die ihn so oft ganz unzugänglich machte, waren wie mit einem Schlage abgeworfen; er strahlte von Aufregung, Glück und Triumph. Seine Stirn hob sich frei und stolz; aus seinen dunklen Augen blitzte das vollste Siegesbewußtsein, und sein ganzes Wesen athmete leidenschaftliche Genugthuung, als er sich zu seinen Begleitern wandte.

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Sie sind sehr freundlich, aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich heute Abend der schmeichelhaftesten Anerkennung entziehe. Signora wünscht meine Begleitung bei der Festlichkeit, die zum Abschiede noch einmal die Mitglieder der Oper vereinigt. Sie werden begreifen, daß ich diesem Befehle vor allem nachkommen muß."

Die Herren schienen das durchaus zu begreifen und nebenbei sehr zu bedauern, daß sie sich nicht einem ähnlichen Befehle zu fügen hatten, als Doctor Welding in ihren Kreis trat.

„Ich gratulire," sagte er, dem jungen Componisten die Hand reichend. „Das war ein großer und mehr noch, es war ein verdienter Erfolg."

Reinhold lächelte. Das Lob aus dem Munde des sonst so anspruchsvollen Kritikers ließ ihn keineswegs gleichgültig.

„Sie sehen, Herr Doctor, ich habe doch schließlich noch vor Ihrem Richterstuhle zu erscheinen," entgegnete er verbindlich. „Consul Erlau war leider im Irrthume, als er mich vor der Gefahr ein für alle Mal gesichert wähnte."

„Man soll Niemand vor seinem Ende glücklich preisen," bemerkte der Doctor lakonisch. „Warum stürzen Sie sich so kopfüber in die Gefahr und wenden dem edlen Kaufmannsstande den Rücken? Ist es wahr, daß wir mit Signora Biancona auch Sie verlieren werden? Sie wollen gleichfalls Ihren Flug nach dem Süden richten?"

„Nach Italien, ja!" sagte Reinhold mit vollster Bestimmtheit. „Es war schon längst mein Plan. Der heutige Abend hat ihn zum Entschluß gereift, aber jetzt — verzeihen Sie, meine Herren, ich kann Signora unmöglich warten lassen."

Er grüßte und ging, von seinem Bruder begleitet. Der sonst nicht gerade schweigsame Capitain hatte während des Gesprächs eine auffallende Zurückhaltung beobachtet. Er war leise aufgezuckt, als beim Herantreten Welding's die Nische frei wurde, in der die dunkle Frauengestalt sich tief in den Schatten der Wand geschmiegt hatte, als wolle sie um keinen Preis gesehen werden, es sah sie auch Niemand weiter, wenigstens nahm Niemand Notiz von ihr; sie konnte ihren Zufluchtsort nicht verlassen, ohne den ganzen Kreis zu passiren, der auch nach der Entfernung der Brüder noch seinen Platz behauptete. Die Herren kannten sich sämmtlich, und sie benutzten dieses Zusammentreffen, um ihre Ansichten über den jungen Componisten, Signora Biancona und das muthmaßliche Verhältniß der Beiden zu einander auszutauschen. Das letztere besonders mußte sich eine ziemlich schonungslose Kritik gefallen lassen. Die spöttischen, witzigen und boshaften Bemerkungen fielen hageldicht, und es dauerte eine geraume Zeit, bis der Kreis sich endlich auflöste.

Jetzt, wo der Corridor völlig leer war, richtete sich auch die Dame in der Nische empor und schickte sich an, zu gehen, aber sie wankte schon nach den ersten Schritten und griff, wie zusammenbrechend, nach dem Geländer der Treppe, als ein kräftiger Arm sie stützte und aufrecht erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaninchen-Zucht in Deutschland.

Von Prof. Dr. Friedrich Anton Zürn.

Von höchstem volkswirthschaftlichem Interesse ist für uns die an sehr vielen Orten unseres Vaterlands gegenwärtig angeregte Frage über den Werth einer richtig und in großem Maßstabe betriebenen deutschen Kaninchenzucht.

Hier bringen unsere Zeitungen Aufforderungen, die Zucht von Kaninchen zu fördern, damit namentlich für den Armen ein billiges Fleisch gewonnen werde; dort findet man Anzeigen und Anpreisungen über den Verkauf von Zuchtkaninchen und das Lucrative der Kaninchenzucht; Broschüren sind geschrieben worden, welche vielversprechende und verlockende Titel, z. B. „Ein Cali-

Kaninchen. Originalzeichnung von Lud. Beckmann

1 Angora-Kaninchen. — 2 Gehege-Kaninchen. — 3. Das gewöhnliche französische Kaninchen. — 4 **Widder-Kaninchen (alter Rammler).** — 5. und 6. Widder-Kaninchen (Häsinnen) und deren Junge.

fornien für Deutschland", führen und nichts Anderes zum Zwecke haben, als Reclame für den Kaninchenverkauf zu machen; Kaninchenzüchtervereine sind gegründet worden; Kaninchenausstellungen haben bereits mehrfach stattgefunden, und mit dem Beginne dieses Jahres ist eine Zeitschrift „Blätter für Kaninchenzucht" (Redaction C. Rasch; Verlag Gebrüder Gerstenberg in Hildesheim) erstanden.

Da es nun notorisch, daß in Frankreich, Belgien, Holland und England das Fleisch und die Haut der zahmen Kaninchen ein sehr begehrter Handelsartikel geworden ist und z. B. allein in Frankreich etwa siebenzig bis fünfundachtzig Millionen Kaninchen jährlich producirt werden, die einen Erlös von schlechtgerechnet mindestens einhundertneunzig bis zweihundert Millionen Franken ergeben, so liegt es auf der Hand, daß jeder Deutsche, welcher es als Pflicht ansieht, Alles zu thun, was den Nationalwohlstand fördern kann, auch den Bemühungen derjenigen Männer entgegen kommt, welche sich entschlossen haben, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß einer rationellen Kaninchenzucht in Deutschland Bahn gebrochen werde.

Zwei Gründe waren es, welche die Redaction der Gartenlaube veranlaßten, diesen Artikel über Kaninchenzucht in ihr weitverbreitetes Blatt aufzunehmen, nämlich erstens die unverkennbare Wichtigkeit, welche eine richtig betriebene Kaninchenzucht für Deutschland haben kann, und zweitens die Thatsache, daß von verschiedenen aus- und inländischen Kaninchenzüchtern schwindelhafte Reclamen über den pecuniären Erfolg der Kaninchenzucht gemacht wurden und es an der Zeit scheint, die betreffenden Verhältnisse vorurtheilsfrei zu prüfen.

Wir kennen bekanntlich wilde und zahme Kaninchen. Die ersteren, weißgrau von Farbe oder braungrau und dann mit rostgelbem Nacken versehen, sind ursprünglich heimisch am Mittelmeere, hauptsächlich im südlichen Europa, z. B. in Spanien, auf Mallorca, Minorca und den Pithyusen, in Sicilien, Sardinien, ferner in Kleinasien, in der Berberei. Jetzt findet man sie auch häufig in Mitteleuropa, in Frankreich, England, Schottland, Irland, in Mitteldeutschland, in Oesterreich; die Schweiz und Süddeutschland sowie die nördlichen europäischen Länder besitzen keine oder doch nur selten wilde Kaninchen.

Die zahmen oder Hauskaninchen sind aus den wilden hervorgegangen. Noch heute lassen sich wilde Kaninchen zähmen, und zahme, freigelassen, verwildern leicht. Wenn letzteres der Fall, ist stets die Eigenthümlichkeit zu beobachten, daß die Nachkommen der buntgefärbtesten Exemplare nach und nach zur grauen Farbe des wilden Stammvaters zurückkehren. Die Hauskaninchen sind, wie bekannt, sehr verschieden gefärbt: schwarz, braun, gelbbraun, blau, grau, scheckig, weiß, dann mit rothen Augen (Albinos oder Kakerlaken) ꝛc. und sehr verschieden an Größe und Gestalt. Zufall, Laune des Züchters und die Mode haben hierbei viel mitgesprochen. Während man jetzt mit Vorliebe recht große und schwere Kaninchen mit sehr langen Ohren zu erzüchten sich bemüht, hat es Leute gegeben, die Gefallen daran fanden, einohrige oder keine äußeren Ohren aufweisende Kaninchen zu besitzen, wie denn jetzt in England das halbhängeohrige Kaninchen (ein Ohr am Kopfe herabhängend, das andere aufrecht getragen) mit gewisser Vorliebe gezogen wird.

Außer den überall in Deutschland gehaltenen gewöhnlichen Stallhasen kennt man folgende mehr oder weniger geschätzte Racen zahmer Kaninchen.

1) Das patagonische Kaninchen. Es zeichnet sich dasselbe durch ziemliche Größe und großen runden Kopf, der mit sehr kurzen Ohren versehen ist, aus. In England und Frankreich wird es zuweilen gezüchtet.

2) Das Ricard oder holländische Kaninchen. Ein sehr kleines Thier, oft nur ein und ein Viertel Pfund schwer. Die Ricardweibchen werden oft als Ammen für die Jungen anderer zarter Racen benutzt.

3) Das Himalaya-Kaninchen, auch wohl das polnische oder russische Kaninchen genannt. Dasselbe besitzt rothe Augen und ist weiß; nur die Ohren, die Nase, die vier Füße und die obere Schwanzseite sind schwarzbraun gefärbt. Die Neugeborenen sind meist ganz weiß; innerhalb zwei bis drei Monaten bekommen die Ohren, die Nase, die Füße und Schwänze derselben die dunkle Farbe. Ausnahmsweise werden junge Thiere dieser Race mit schwarzem oder blaßgrauem Pelze geboren, innerhalb zwei bis drei Monaten werden sie aber weiß. In Polen, Rußland, England kommen sie häufig vor.

4) Das Moskau-Kaninchen. Dieses rothäugige, schneeweiße Thierchen, welches selten größer als das wilde Kaninchen wird, zeichnet sich durch schwarzbraune Ohren, zwei dunkelbraune Flecken in der Nähe der Nase, ähnlich gefärbte Stellen an der oberen und unteren Fläche des Schwanzes und an den Enden der Hinterfüße aus. Die Haare seines Pelzes sind lang und weich.

5) Das englische silbergraue Kanin. Der Pelz desselben ist grau, mit langen schwarzen und weißen Haaren untermischt. Köpfe und Füße sind schwarz. Die Farbe wird fast constant vererbt. Die Jungen werden ausnahmsweise mit schwarzem Pelze versehen geboren, erhalten aber nach einiger Zeit ihre eigenthümliche graue Farbe. Als große Seltenheit treten zuweilen silbergrau geborene Individuen auf, welche später vollkommen schwarz werden. Die Thiere dieses Schlages sind sehr scheu, nicht viel größer als wilde Kaninchen, als deren „verbesserte Auflage" sie angesehen werden müssen. Man hält sie in England in Gehegen, die oft einen großen Flächenraum Landes einnehmen. Nach Sonnini soll es dort in sehr großem Maßstabe angelegte Kaninchengärten geben, nämlich solche, in denen in einer einzigen Nacht zwölfhundert Kaninchen geboren werden; derselbe Autor theilt mit, wie der Bischof von Derby aus seinem Gehege über zwölftausend Kaninchenbälge jährlich absetzte. -- Hierher gehört auch das französische Gehegekaninchen (Lapin de garenne). Es ist dasselbe nicht sehr groß, wird höchstens zwei und ein halbes Kilogramm schwer, ist grau, braungrau, silbergrau, blau oder schwarz gefärbt, jedoch nicht immer einfarbig, sondern oft weißfleckig. Auch in Frankreich hält man diese Thiere in Gehegen oder Kaninchenbergen. Auffrischung des Blutes dieser Lapins durch Paarung derselben mit eingefangenen und gezähmten wilden Kaninchen soll oft nothwendig werden. — Von dem englischen silbergrauen Kanin wurden Exemplare nach Australien exportirt: dort haben sich dieselben ungemein vermehrt; viele australische Kaninchenfelle kommen alljährlich in den Handel.

6) Das Chinchilla. Zum Unterschied von dem gewöhnlichen englischen Gehegekanin wird dasselbe auch als das „zahme graue Kanin" bezeichnet. Es besitzt einen mausgrauen oder schieferfarbenen Pelz, der untermischt ist mit langen schwärzlichen und weißen Haaren; selten findet man hellsilberfarbige Exemplare. Die Jungen werden fast immer mit schwarzem Fell geboren, das später grau oder schieferfarben wird. In England sind sie häufig.

7) Das Angora-Kanin. Dasselbe ist verschieden gefärbt, wie der gewöhnliche Stallhase. Oft ist es weiß und hat rothe Augen. Es giebt aber auch weiße Angora-Kaninchen mit dunklen Augen. Dann ist das weiße Fell (besonders aber Ohren, Schnäuzchen, Pfoten) an einzelnen Stellen gelb, gelbbraun oder braun gefärbt. Es besitzt dichte, lange und feine sogenannte gewickelte Haare, die selbst auf den Fußsohlen sehr lang sind. Es ist sehr friedfertig, nicht so beißsüchtig wie andere Kaninchen, gesellig und zerstört die junge Nachkommenschaft nicht. Früher wurde es häufiger als jetzt wegen seines zu Gespinnsten verwendeten feinen Haares gezüchtet. Man kämmte es alle vierzehn Tage aus, und mehrmals im Jahre wurde es geschoren oder es wurden ihm die Haare ausgerupft. Das Fleisch dieses Thieres soll keinen guten Geschmack haben.

8) Das gewöhnliche französische Kanin oder Lapin ordinaire. Den Franzosen muß das Verdienst zugesprochen werden, die werthvollsten und brauchbarsten Kaninchenracen ausgebildet zu haben. Sie verstanden es, aus dem gewöhnlichen kleinen Stallkaninchen durch richtige Auslese, geeignete Ernährung und Pflege den Lapin ordinaire zu schaffen, ein Geschöpf, das im Mittel drei Kilogramm schwer wird, ein wohlschmeckendes Fleisch und einen guten Pelz besitzt. Es ist fast überall in Frankreich, Belgien und Holland, sowie in Lothringen und Elsaß verbreitet, ebenso in England, wo es als gewöhnliches langohriges Kaninchen bezeichnet wird. Die Farbe desselben ist sehr verschieden; man kennt graue, hasenfarbige, isabellenfarbige, silberfarbige (das Silberkanin ist wegen seines werthvollen Pelzes sehr geschätzt), aber auch blaue, schwarze, weißfleckige. Der Lapin ordinaire wird häufig mit dem Lapin bélier gekreuzt; dann werden Schläge erzeugt, die sehr verschiedene Namen tragen,

z. B. das in Paris häufige, durch fast viereckigen Kopf ausgezeichnete Rouennaiskanin, die Languedocrace, der Lapin de Normandie 2c.

9) Das französische Widderkanin, auch afrikanisches Kanin genannt, der Lapin bélier. Ein großes und schweres Thier, mit mächtig langen Hängeohren (sechszehn bis zwanzig Centimeter Länge) versehen. Es soll aus Algier nach Frankreich importirt worden sein. Häufig findet es sich im südlichen Frankreich, in England, Belgien und Spanien. Ausgezeichnete Zuchtthiere dieser Race werden oft sehr theuer bezahlt. Sechszig bis achtzig Francs für das Pärchen soll keine Seltenheit sein. Man erzählte mir, daß von Liebhabern schon hundert bis zweihundert Francs für das Paar angelegt worden sind. In Deutschland stellt sich der Preis auf fünf bis zehn Thaler pro Stück. Meistens ist dieses Thier grau, mit weißen Flecken an den Innenseiten der Füße, an dem Bauche und der Kehle versehen; es giebt aber auch isabellen- und silberfarbige. Die in Belgien gezüchteten sogenannten Lapins forts, welche, gemästet, nicht selten ein Gewicht von acht Kilogramm erreichen, sind entweder diesem Schlage zugehörig oder aus Kreuzungen mit demselben hervorgegangen. Im Durchschnitt werden die Widderkaninchen fünf bis sechs Kilogramm schwer; jedoch sind sowohl in Frankreich wie in England neun Kilogramm schwere Thiere dieses Schlages zur Ausstellung gekommen. Widderkaninchen von bedeutender Größe mit großem Kopfe und runder Stirn bezeichnet man als andalusische Kaninchen; der starkköpfige Lapin bélier ist aber auch sehr oft als Bulldoggkanin oder als Lapin américain in den Handel gebracht worden.

10) Der Leporide. Unter Leporide versteht man den Bastard vom Feldhasen und Stallkaninchen. Bis vor Kurzem glaubte man an dem Satze der älteren Zoologen: „Die Nachkommen von zwei Thieren verschiedener Art oder verschiedener distincten Species sind nicht oder nur über sehr wenige Generationen hinaus fruchtbar", festhalten zu müssen. Nachdem aber bekannt geworden war, daß Ziegenbock und Schaf Bastarde erzeugen können, die bedingungslos fruchtbar sind, und man sah, wie die hybriden Nachkommen vom Zeburind und deutschen Rind, vom Yak und deutschen Rind, vom wilden und zahmen Schwein, von wilder und zahmer Ente, vom Hund und Wolf (Caniden), von einer Menge verschiedener Fischarten u. s. f. fruchtbare Nachkommen hervorbringen, ohne daß zur Anpaarung (zur Paarung des Bastards mit einem Thiere, welches der einen oder der andern Art der Stammeltern zugehört) Zuflucht genommen worden war, nahm die Ansicht von der totalen Unfruchtbarkeit der sogenannten Blendlinge oder doch von der Unmöglichkeit, daß diese sich über mehr als drei Generationen fortpflanzen können, mehr und mehr ab. Die Thatsache aber, daß es echte Leporiden giebt, die sich über mehr als sechs Generationen fortpflanzen können, entzieht der Definition von Art allen Boden, wie sie die älteren, der strengsten Systematik huldigenden Zoologen aussprachen, nämlich: „daß diejenigen Thiere einer besonderen Art oder distincten Species angehören, welche einander wie Geschwister ähnlich sehen und im Stande sind, bedingungslos mehr als drei Generationen von Nachkommen produciren zu können". So ist denn die Existenz der Leporiden nicht nur für den Kaninchenzüchter, sondern auch für den Zoologen und namentlich für den Anhänger der Darwin'schen Theorie vom größten Interesse.

Daß Bastarde vom Hasen und Kaninchen vorkommen, ist längst bewiesen. Insbesondere hat der berühmte Zoolog Owen den Schädel eines solchen Hasen-Kanin-Bastards genau beschrieben.

Ganz besonders aufmerksam auf die Leporiden wurde man, als 1851 mehrere Zeitschriften die Nachricht brachten, daß es Alfred Roux in Angoulême 1847 gelungen sei, Bastarde vom Feldhasen und Stallkaninchen zu erziehen, und daß durch Anpaarung dieser Blendlinge mit Hasen eine Thiergattung erzüchtet worden sei, welche zu fünf Achtel Hasenblut und zu drei Achtel Kaninchenblut in sich trage. Broca (Brown-Séquard, Journ. d. l. Physiol. Vol. II. p. 367) beschrieb die von Roux gezogenen Thiere. Dr. Pigeaux (Bullet. d. l. Soc. d'Acclim. 1866), der von der Existenz von Bastarden des Hasens und des Kaninchens überzeugt war, behauptet, daß die angeblichen von Roux gezogenen Leporiden nicht echt seien. Nun sind aber sogenannte Leporiden von Frankreich aus vertrieben worden und werden jetzt vielfach in Deutschland gezüchtet. Dieselben dürfen entschieden nicht als echte Hasen-Kanin-Bastarde betrachtet werden.

Zwei Generationen echter Leporiden zog in neuerer Zeit meines Wissens zuerst Professor Dr. Conrad (jetzt in Halle) zu Plochoczin. Ein Hasenrammler und ein weibliches Kaninchen, welche sehr jung mit einander aufgezogen worden waren, hatten sich gepaart und erhielten am 18. Februar 1867 Nachkommen. Im Juli desselben Jahres producirten zwei dieser Bastarde wiederum Junge, die sich als vollkommen fruchtbar erwiesen. Männchen und Weibchen der zweiten Generation dieser Zucht wurden auf der landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Jena, ohne daß man jemals zur Anpaarung Zuflucht nehmen mußte, bis zur sechsten Generation weiter gezüchtet. Die Thiere waren hasenfarbig; der Grund ihres Pelzes war grau. Weiße Flecken an der Kehle, an der Brust und den Fußenden kamen oft vor. Die Löffel waren länger als der Kopf und wurden aufrecht getragen; die Löffelspitzen waren bei den meisten Exemplaren schwarz. Bei diesen Leporiden war auch das obere Ende der Blume schwarz gefärbt. Bezüglich der Größe standen die Bastarde zwischen Hasen und den gewöhnlichen Stallkaninchen. Die Jungen waren blind, als sie geboren wurden. Die Farbe der Iris stellte sich bei einigen Exemplaren als hell gelbbraun heraus, während sie bei anderen dunkler erschien. Die Hinterfüße dieser Thiere waren länger als bei dem gewöhnlichen Kaninchen, doch verhältnißmäßig nicht so lang, wie sie der Hase zur Schau trägt. Das Fleisch war weiß, hatte aber den süßlichen Geschmack des Kaninchenfleisches verloren. Der Verfasser dieses Artikels, welcher diese echten Leporiden bis zur sechsten Generation züchtete und dadurch nachwies, daß dieselben bedingungslos fruchtbar waren, hat in seinen zoopathologischen und zoophysiologischen Untersuchungen (Stuttgart bei Schickhardt und Ebner; 1872) über dieselben nähere Mittheilungen gemacht, namentlich auch zu beweisen versucht, daß die Bastarde nicht nur äußerlich Eigenthümlichkeiten an sich trugen, die theils dem Hasen, theils dem Kaninchen angehören, sondern daß sie auch an ihrem Skelete specifische osteologische Merkmale des Lepus timidus und des Lepus cuniculus vereint erkennen ließen.

Es sei hier nur noch bemerkt, daß es freilich sehr schwer ist, Hasen mit Kaninchen zum Paaren zu bringen; daß man am zweckmäßigsten einen Hasenrammler, der drei bis vier Wochen alt ist, mit zwei bis drei ebenso alten weiblichen Kaninchen zusammenbringen, und diese in besonderem, isolirtem Stalle groß ziehen muß, wenn das Experiment gelingen soll. Man meint in der Regel, daß der Hase eine ganz besondere Abneigung habe, sich mit dem Kaninchen geschlechtlich zu vermischen. Für ältere Thiere ist das entschieden wahr, für junge aber nicht oder doch nur in beschränktem Maße. Kaninchen verschiedener Racen zeigen sehr häufig dieselbe Abneigung gegen einander. So war es absolut nicht möglich, im zoologischen Garten zu London männliche Porto-Santo-Kaninchen (siehe weiter unten) mit weiblichen Kaninchen der verschiedensten Racen zur Paarung zu bringen.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung des Nutzens, welchen die Kaninchen bringen. Zunächst würde anzuführen sein, daß dieselben zu den fruchtbarsten Säugethieren gehören, die wir kennen. Es paaren sich dieselben im Freien viermal, im warmen Stalle bis zu achtmal jährlich. Die Tragzeit dauert nur dreißig bis einunddreißig Tage; das Weibchen wirft jedesmal vier bis zwölf Junge. Das Männchen wird mit längstens vier Monaten, das Weibchen meist schon mit fünf Monaten zuchtfähig. Binnen vier Jahren kann, wenn alle Umstände günstig, ein einziges Kaninchenpaar über 1,270,000 Stück Nachkommen producirt haben. Wie sehr sich diese Thierchen vermehren können, läßt sich durch ein Beispiel am besten erläutern. Im Jahre 1419 setzte Gonzales Zarco ein älteres weibliches Kaninchen mit mehreren Jungen, welche dasselbe auf dem Schiffe geworfen hatte, auf Porto Santo bei Madeira aus; dieselben vermehrten sich so ungeheuer, daß factisch die Niederlassung wegen derselben aufgegeben werden mußte. — Oberförster Benda setzte auf den Inseln, welche dicht bei Berlin in der Havel sich befinden, Kaninchen aus. Die Fruchtbarkeit derselben soll eine ungeheure gewesen sein.

Das Kaninchenfleisch ist weiß, etwas süßlich von Geschmack, immer aber ganz gut schmeckend (vorausgesetzt, daß die Thiere nicht zu viel mit Kraut- und Kohlblättern genährt sind) und

sehr nahrhaft. Nur anerzogener dummer Ekel kann vom Genusse dieses vortrefflichen Fleisches abhalten, oder der Aberglaube; in letzterer Beziehung sei nur erwähnt, daß das an vielen Orten Geglaubte: „Kaninchen paarten sich gern mit Ratten“, in das Bereich der Fabel zu verweisen ist. Im Elsaß, in Lothringen, in Holland, Belgien und Frankreich, so wie in England wird das Kaninchen gern gegessen. Im südlichen Frankreich gehören Kaninchenbraten, Kaninchenragout u. dgl. zu den Festessen. In französischen Hôtels findet man oft auf den Speisekarten Lapin rôti, Lapin cuit, Lapin à la sauce hollandaise, aber auch Ragouts oder dgl. von „volaille“ verzeichnet, aber Fleisch von Geflügel ist nicht zu dieser Speise verwendet, sondern solches von Kaninchen.

Den etwaigen Leserinnen dieses Artikels sei besonders noch Folgendes mitgetheilt. Wenn Kaninchen gebraten werden sollen, so müssen ziemlich viele Zwiebeln zur Verwendung kommen; am zweckmäßigsten wird aber das in Frage stehende Fleisch in der Form unseres Gänseschwarzes oder des Hasenpfeffers zubereitet, oder mit recht pikanter Sauce als Ragout gegeben. Uebrigens ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß Kaninchenfleisch eine treffliche Bouillon liefert. Das Fleisch, in einer Bratpfanne mit Wasser zum Braten angesetzt — natürlich ungespickt, nur mit dem nöthigen Salze und Gewürze versehen —, wird recht leicht gebräunt, dann aus der Pfanne genommen und vollständig ausgekocht. Hierdurch kann man eine feine kräftige Bouillon, wie sie ähnlich nicht durch anderes Fleisch selbst mit Zusatz des theuren Fleischextractes zu erzielen ist, gewinnen. Freilich ist dann das ausgekochte Fleisch nicht viel oder nichts mehr werth; so lange die gewöhnlichen Kaninchen bei uns aber noch so billig sind, muß die Ausnutzung der an Osmazom reichen Muskeln derselben zur Bouillon empfohlen werden. Kaninchenfleischpasteten gehören auch für den wohlhabenden Franzosen zu den gesuchtesten Leckerbissen.

(Schluß folgt.)

Aus meinen Theatererinnerungen.

Von **Wilhelm Koffka.**

Meine Theatererinnerungen beginnen mit dem Herbste des Jahres 1843 und knüpfen an die Leipziger Bühne der damaligen Zeit an. Nicht etwa, als ob nicht auch aus früherer Zeit Bühnenreminiscenzen in mir wach wären, vielmehr weiß ich mich noch genau der ersten Theatervorstellung, welche ich als achtjähriger Knabe im Jahre 1830 in meiner Vaterstadt Breslau sah, zu erinnern; es war Raimund's „Alpenkönig und Menschenfeind“, und der jugendliche Zuschauer oben auf der Galerie in dem Theater an der „kalten Asche“ — so hieß der alte Breslauer Kunsttempel, berühmt in der Kunstgeschichte durch Ludwig Devrient, der hier seine Blüthezeit erlebte, und durch Holtei's unübertreffliche Schilderungen in seinen „Vierzig Jahren“ — der junge Knabe war da, als die Lampen eine nach der andern angezündet wurden und die Musiker allmählich an ihre Pulte traten und zu stimmen anfingen, und als endlich das dicke Haupt des Musikdirectors Luge am Pulte erschien und die Musik begann, da ergriff ihn jener heilige Schauer, den die Jugend zu empfinden pflegt, wenn sie zum ersten Male vor den Geheimnissen steht, welche der Theatervorhang verhüllt, und der Dinge harrt, die da kommen sollen. Der Leipziger Bühne trat ich zuerst mit gereifterer Anschauung und der Fähigkeit, Theater und Theaterkunst zu verstehen und zu würdigen, gegenüber.

Als ich nach Leipzig kam, führte Ringelhardt die Direction des dortigen Theaters. Schon stand das Ende seines Regiments bevor, da er eine Verlängerung seiner Pacht nicht erhalten hatte, dieselbe vielmehr einem neuen Bewerber in der Person des Dr. Schmidt übertragen worden war. Dies hatte jedoch auf die Leitung des Geschäfts nicht den mindesten Einfluß. Dasselbe ging in jeder Hinsicht mit musterhafter Ordnung; wer es nicht wußte, konnte nicht merken, daß ein Wechsel in der Directionsführung so nahe bevorstehend sei. Ich habe im Laufe der Jahre die verschiedensten Formen der Bühnenleitungen und die mannigfaltigsten Schattirungen in den Persönlichkeiten und Charakteren der Bühnenvorstände zu beobachten Gelegenheit gehabt: eine solche Sicherheit, Sachkenntniß und praktischer Blick im Allgemeinen, eine größere Geschicklichkeit in der Behandlung der Bühnenmitglieder im Besonderen, ist mir nirgends vorgekommen, wie bei Ringelhardt. Bevorzugungen irgend welcher Art kannte er nicht; mit gleicher Gemessenheit trat er Jedem entgegen; er zeigte überall, daß er mit fester Hand die Leitung führe, ohne in jene Tyrannenmanieren zu verfallen, wie sie in der damaligen Zeit manche Theatermonarchen, wie z. B. Cerf in Berlin, Carl in Wien, anzunehmen beliebt hatten. Von Rollenstreitigkeiten, Rollenzurückschickungen 2c. habe ich damals nie etwas gehört; jedes Mitglied that nach Kräften seine Schuldigkeit, und plagte vielleicht Diesen oder Jenen einmal eine theatralische Grille, er wußte sie bald zu unterdrücken, weil ihm bekannt war, daß die Direction ihr nicht die geringste Lebensdauer verstatten würde. Ich habe auch niemals wieder eine solche Collegialität gefunden, wie sie unter den Angehörigen des Leipziger Theaters damals herrschte. Mag dies zum Theil an den betreffenden Persönlichkeiten der Mitglieder selbst gelegen haben, wesentlich, oder vielleicht sagt man richtiger, am wesentlichsten trug dazu die bestimmte, etwas vornehm abwehrende Art bei, in welcher Ringelhardt die Grenze zwischen Direction und Personal zu ziehen und gegen Jeden ohne Ausnahme festzuhalten verstand. Uebrigens war seine Leipziger Bühnenführung auch durchweg von Glück begünstigt gewesen. Die zunehmende Frequenz der Leipziger Messen in den zehn Jahren seiner Direction kam ihm natürlich in materieller Hinsicht sehr zu statten; die Production an Novitäten mit klingenden Cassenresultaten war überdies eine sehr reiche; die Meyerbeer'schen, Halevy'schen, Auber'schen, Marschner'schen Opern kamen eine nach der andern und machten volle Häuser; der Gagen-Etat war im Verhältniß zu den Anforderungen der heutigen Zeit verschwindend klein — kein Wunder, daß Ringelhardt am Ende seiner Leipziger Zeit ein wohlhabender, für die damaligen Begriffe sogar reicher Mann war, ein Glücks- und Vermögenswechsel, den ihm einzig und allein Leipzig geschaffen hatte.

Die Anzahl der Theatermitglieder war genau den Bühnenforderungen entsprechend, jedes Fach besetzt, und damit die Möglichkeit gegeben, in der Oper, wie im Schauspiel allen Bedürfnissen eines großen Repertoires zu genügen. Da mehrere und zwar hervorragende Kräfte in der Oper und im Schauspiel verwendet werden konnten, so ließ sich die numerische Dürftigkeit des Personals vollständig ausgleichen. Unter diesen beidlebigen Künstlern standen in erster Linie Albert Lortzing und Caroline Günther. Lortzing spielte im Schauspiel jugendlich komische, Bonvivants- und Liebhaberrollen, z. B. den „Erbprinz von Bayreuth“ in „Zopf und Schwert“, den „Baron“ im „Ball zu Ellerbrunn“, den „Pierrot“ im „Muttersegen“; in den Opern sang er die Tenorbuffopartien, den „Peter Iwanow“ in seinem „Czar und Zimmermann“, den „Paul“ in der „Schweizerfamilie“ und ähnliche.

Zu der Zeit, da ich Lortzing auf der Bühne sah, hatte er bereits den Entschluß gefaßt, den Brettern als Darsteller zu entsagen und schon die Capellmeisterstelle von der neuen Direction in der Tasche; das Komödienspielen mochte ihm also wohl wenig Vergnügen mehr machen. Nichtsdestoweniger erschien der damals in voller Manneskraft stehende Künstler immer eifrig in seinem Berufe, für welchen er eine sehr angenehme Persönlichkeit mitbrachte; sein blühendes, hübsches Gesicht mit den schönen, blitzenden Augen und dem unverkennbaren Ausdrucke von Freundlichkeit und Herzensgüte empfahl ihn Jedem, der ihn sah, von Hause aus auf das Wärmste, und was vielleicht an Stärke des Talents ihm mangelte, das wußte er durch eine sehr große Bühnengewandtheit zu ersetzen. Im persönlichen Umgange war er von hinreißender Liebenswürdigkeit. Jeder verkehrte gern mit ihm, seine Collegen nicht minder, wie die hervorragendsten Persönlichkeiten aus den geselligen Kreisen, an denen Leipzig nie arm war, und die gerade in jener Zeit besonders gern die geachteten Mitglieder der dortigen Bühne unter sich sahen. An-

launigen Einfällen, an gesunder Munterkeit fehlte es ihm nie, im Leben wie auf der Bühne.

Ich erinnere mich einer Aufführung des bekannten Rührstückes „Muttersegen oder die neue Fanchon“, das sich, von den vorhandenen Kräften vortrefflich gegeben, großer Beliebtheit erfreute und sehr oft wiederholt wurde. Die Dessoir spielte die „Marie“, die Günther die „Chonchon“ unvergleichlich, Baudius den „Commandeur“, Reger den „Loustalot“, Lortzing den „Pierrot“. Eines Abends, da die Vorstellung des Stückes wieder stattfand, war irgendwo großer Ball, zu welchem Reger und Lortzing Einladungen erhalten hatten. Natürlich lag ihnen daran, so früh wie möglich aus dem Theater zu kommen, aber unglücklicher Weise dauert das Stück ziemlich lange, und gerade im letzten Acte haben Loustalot und Pierrot eine sehr lange, lange Scene, in welcher der junge Savoyarde dem alten Vater Mariens seine mannigfachen Erlebnisse in Paris zu erzählen hat. Jedoch Lortzing wußte Rath. Anstatt mit der Erzählung anzufangen, sagte er zu Reger: „Kommt, Vater Loustalot! Ich will Euch die Geschichte draußen erzählen,“ und damit gingen Beide ab, und das Stück war um mehr als zwanzig Minuten früher aus.

Als Componist hatte Lortzing damals schon seinen Ruf in der deutschen Bühnenwelt durch „Czar und Zimmermann“ und „Wildschütz“ gegründet, aber er war noch lange nicht in dem Besitze der Berühmtheit und Beliebtheit, welche ihm seine Werke leider erst nach seinem Tode eintrugen, und deren sie sich heute überall zu erfreuen haben. Die beiden bekanntesten Opern, welche Lortzing in Leipzig geschaffen hat, und bei deren Composition er offenbar die Eigenthümlichkeiten des dortigen Opernpersonals im Auge gehabt hat, wurden dort ganz ausgezeichnet gegeben. Die wichtigen Buffopartien des „Van Bett“ und „Baculus“ waren ganz für Berthold's originelle Persönlichkeit und Künstlereigenthümlichkeit berechnet. Ein ausgezeichnetes Exemplar sogenannter trockener Komik, regte schon seine Erscheinung zur Heiterkeit an, die anhielt, so lange er sich auf den Brettern befand. Die Baritonpartien, welche ebenfalls in Lortzing's Opern eine große Rolle spielen, der „Czar Peter“ in der einen, der „Graf“ in der andern, hatten eine glänzende Vertretung in Kindermann, einem Sänger, der heute noch mit beinahe ungeschwächter Kraft seine Stellung an der Münchener Oper behauptet, welche ihn nach seinem im Jahre 1846 erfolgten Abgang von Leipzig für sich zu fesseln wußte. Das große Glück — oder sollte man nicht lieber sagen Geschick? — welches Ringelhardt bei seinen Engagements gehabt hat, zeigte sich hier recht augenscheinlich. Aus dem Berliner Chor heraus war der junge Kindermann frischweg für erste Partien von Ringelhardt engagirt worden, und sehr bald stellte sich heraus, wie glücklich der Griff gewesen war. Die klangvolle, markige Stimme des Sängers fand schnell Gelegenheit sich hervorzuthun; die schlanke, große Figur des jungen Mannes, sein ausdrucksvolles Gesicht, der schön geformte Kopf, alles dies vereinte sich, ihn zu einer ungemein interessanten Erscheinung zu machen, welche den genannten Partien der Lortzing'schen Opern vortrefflich zu Statten kam. Als „Czar“ wurde er bald neben den besten Repräsentanten dieser Partie in der damaligen Zeit, Poeck in Braunschweig, Biberhofer, Hauser bekannt; als „Graf“ im „Wildschütz“ hat er wohl alle Vertreter der Rolle übertroffen. Für seine Soubrettenpartien konnte der Componist, der zugleich sein eigener Librettist war, kein glücklicheres Original finden, als die damalige Leipziger Soubrette, die Günther. Ringelhardt hatte, wie schon bemerkt, einen ungemeinen Treffer bei seinen Engagements. Den glücklichsten hat er unzweifelhaft gemacht, da er Caroline Günther von Braunschweig nach Leipzig holte. So viel Talent mit so glücklicher Persönlichkeit gerade für das Fach der Soubrette in der Oper, wie im Schauspiele wird selten wieder in einer Künstlerin sich so glücklich vereint finden, wie in diesem langjährigen Lieblinge des Leipziger Publicums, das seiner Günther (seit ihrer in der ersten Zeit der Dr. Schmidt'schen Direction im Jahre 1844 erfolgten Vermählung — ein Eheband, welches der Tod des Gatten schon im nächstfolgenden Jahre löste — Günther-Bachmann) von Anfang bis zu Ende treu blieb und noch vor Kurzem Gelegenheit hatte, bei dem plötzlichen Hinscheiden der vortrefflichen Schauspielerin, ihr Kränze und Blumen in Fülle in das Grab mitzugeben, wie es ihr dieselben so oft im Leben zu spenden gewohnt war.

Zu der Zeit, da ich nach Leipzig kam, war die Günther so recht in ihrer künstlerischen Blüthe. Die Natur hatte sie auf das Vortheilhafteste ausgestattet, ihr jede Eigenschaft verliehen, welche zu einer erfolgreichen Bühnenthätigkeit gehört. Ein ungemein anziehendes Aeußere, eine metallreiche Stimme, ein durchaus lebenswarmes und frisches Naturell gaben ihr das gefügige Material zu ihren Schöpfungen, denen aber erst die Eigenart ihres künstlerischen Wesens den unwiderstehlichen Reiz verlieh, welcher sie ganz besonders fesselnd erscheinen ließ.

Der Zauber, den sie ausübte, lag zunächst allerdings in ihrer persönlichen Begabung; er würde indeß sicher nicht von solcher Nachhaltigkeit gewesen sein, wie es der Fall war, wenn die Künstlerin nicht stets mit dem vollsten Ernste an die Lösung ihrer Aufgaben, der größten wie der kleinsten, gegangen wäre, wenn sie die reichen Mittel, die ihr zu Gebote standen, nicht statt als bloße Mittel zum Zweck vielmehr als Selbstzweck hätte brauchen wollen. Mit den erforderlichen Eigenschaften für die Oper, wie für das Schauspiel ausgerüstet, mit dem entschiedensten Talente für jede Gattung von Bühnengestaltungen begabt, war ihr die vielseitigste Leistungsfähigkeit vergönnt, deren geschickte Ausnutzung der Direction wie dem Publicum zu Statten kam, jener, indem sie mit einem Mitglied mehrere Fächer deckte, diesem, weil ihm die Künstlerin in jedem Gebiete, in welchem sie erschien, gleich hohe Genüsse gewährte. Wenn die Günther heute als Susanne in „Figaro's Hochzeit“ entzückte, so riß sie morgen als „Vicomte von Letorières“ Alles zum stürmischsten Beifall hin; „Carlo Broschi“ in „Teufels Antheil“ und Franciska in „Minna von Barnhelm“, „die Regimentstochter“ und „Puck“ im „Sommernachtstraum“, der „Ludwig“ im „Weltumsegler wider Willen“ (eine Posse, welche gerade zu der Zeit in Leipzig florirte) oder irgend ein Dienstmädchen in einer kleinen Posse — das waren beispielsweise die Rollen, die sie im bunten Wechsel des Repertoires zu spielen hatte und welchen allen von ihrer Seite das glänzendste Genüge geschah.

An der Günther hatte Lortzing für seine Marie in „Czar und Zimmermann“ und für die Baronin im „Wildschütz“ ein Prototyp, wie es sich nicht glücklicher denken ließ. Sie war wohl geeignet, den Dichter und Tonsetzer bei der Schöpfung dieser anmuthigen, pikanten Gestalten entsprechend zu begeistern. Aber auch für kleinere Partien in seinen Opern fand Lortzing manch treffliches Original. So z. B. für seinen Haushofmeister im „Wildschütz“ den recht beliebten Komiker Ballmann, dessen stehende Redensart „wie närr'sch“ eine der Charakteristik der Rolle sehr gut zusagende Verwendung erhielt. Den Peter Iwanow in „Czar und Zimmermann“ gab Lortzing selbst, die Frau Brown des Componisten Mutter, die, obschon hochbetagt, doch immer noch eine große Beweglichkeit auf der Bühne zeigte. Die Tenorpartien des „Chateauneuf“ und des Baron im „Wildschütz“ sang der erste Tenor der Leipziger Oper, Schmidt, ein Sänger nicht von bestechenden Mitteln, aber gewandt und von musikalischer Sicherheit und Geschmack.

Von Ringelhardt's Schauspielpersonal, wie ich es bei meiner Ankunft in Leipzig vorfand, traten in den Vordergrund: die erste Liebhaberin Frau Dessoir, der Darsteller der Väterrollen Reger, und der Charakterspieler Baudius. Die Dessoir genoß damals großer Beliebtheit bei dem Leipziger Publicum. Von dem Breslauer Theater, wo sie unter Haake's Direction mit ihrem Gatten Ludwig Dessoir engagirt gewesen war und ebenfalls zu den Lieblingen gehört hatte — ich erinnere mich, als Gymnasiast sie dort mehrmals gesehen zu haben und des ihr gespendeten enthusiastischen Beifalls Zeuge gewesen zu sein — war die junge schöne Frau nach Leipzig gekommen und nach glänzend ausgefallenem Gastspiele von dem klugen Director sofort an seine Bühne gefesselt worden. Seitdem waren zehn Jahre vergangen, die den Credit der Künstlerin immer mehr gesteigert hatten. Noch immer galten ihre Thekla, Louise, Antigone für mustergültig, noch immer erfreute man sich an der für schwärmerische Gestalten wie für die realen Persönlichkeiten junger lebenslustiger Frauen gleich glücklich gearteten Erscheinung, an ihrer stets von großem Verständniß Zeugniß ablegenden, von jeder Manier freien Darstellungsweise.

Reger wurde als Schauspieler sehr geschätzt und genoß auch wie sein Freund Lortzing, für dessen „Czar und Zimmermann“ er bekanntlich die Strophen des Czarenliedes gedichtet

hat, die allgemeine Achtung und Zuneigung der gesellschaftlichen Kreise. In Leipzig fand ich in ihm einen sehr achtbaren Schauspieler, der seinen Mann überall stellte und sich als eine durchaus schätzenswerthe Kraft in einem guten Schauspielensemble bewährte. So weit reichte sein Talent, gesteigert durch große Bühnengewandtheit und Erfahrung; zum Fluge in höhere Regionen, in das Reich der Phantasie, der Ideale, waren ihm keine Schwingen gewachsen.

Das Fach der Intriguants und ernsten wie komischen Charakterrollen bekleidete Baudius. Ein durch und durch routinirter Schauspieler, suchte er seine Stärke nicht sowohl in dem innerlichen Erfassen der Charaktere wie vielmehr in ihrer äußerlichen Repräsentation. Die Maske war ihm die Hauptsache. Wenn er beschäftigt war, konnte man ihn sicher schon Nachmittags um drei Uhr in's Theater gehen sehen. Stundenlang brachte er mit dem Schminken zu, auf das er eine Sorgfalt verwendete, wie vielleicht vor ihm und nach ihm keiner seiner Kunstgenossen. Sonderling, wie er hierin war, auch sonst in seinen Gewohnheiten, gab er in der Garderobe oft Veranlassung zu den komischsten Scenen. Bei der schon erwähnten Collegialität, die unter Ringelhardt eine der schätzenswerthesten Eigenthümlichkeiten seines Personals war, fehlte es nicht an den amüsantesten Scherzen, die namentlich Lortzing und Reger während des Ankleidens sich mit Baudius zu erlauben pflegten und deren Erzählung bald die Runde in den Theaterkreisen machte und immer die allgemeinste Heiterkeit erregte.

Von großer Vielseitigkeit und Verwendbarkeit waren fast sämmtliche Mitglieder des damaligen Leipziger Theaters, die Repräsentanten der ersten Fächer sowohl wie die, welche eine secundäre Stellung bekleideten. So vor Allen Stürmer, der ja noch heutzutage der Leipziger Bühne angehört. In der Oper wie im Schauspiele thätig, verging fast kein Abend, an welchem er nicht beschäftigt war. Immer mit dem vollsten Ernste bei der Sache, von getreuester Pflichterfüllung in seinem Berufe, hielt er auch die kleinste Rolle nicht für zu unbedeutend, um ihr, so viel nur irgend in seinen Kräften stand, gerecht zu werden. Seine Gewissenhaftigkeit in allen Dingen machte ihn dem Theater nützlich, bei den Collegen geachtet und Allen, die in nähere Beziehung zu ihm traten, werth.

Endlich muß ich in der Erinnerung an die Ringelhardt'sche Theaterzeit noch einer jugendlichen Kraft erwähnen, die damals auftauchte und, an passender Stelle mit Geschick verwendet, sich sehr bald recht nützlich und überaus günstig bemerkbar machte. Die Mittel, über welche das Leipziger Ballet zu jener Zeit verfügte, waren höchst bescheiden; sie reichten gerade nothdürftig hin, um in den großen Opern die Balletmusik nicht ohne entsprechende Begleitung auf der Bühne ausführen zu lassen. Die talentvollste unter den Balletangehörigen war ein junges, hübsches Mädchen von anmuthiger Gestalt und graziösen Formen, auch von ausdrucksvoller Mimik, so daß ihr Partien wie die „Helene" in Meyerbeer's „Robert" anvertraut werden konnten und von ihr mit bestem Erfolge ausgeführt wurden. Aber in der jugendlichen Ballerina schlummerte ein anderes Talent, das nur geweckt und gepflegt zu werden brauchte, um sich in günstigster Weise zu verwerthen. Es war der Keim zu einer sehr tüchtigen Schauspielerin, der bald zu Knospen und Blüthen trieb. In kleinen Rollen zuerst, dann in bedeutenderen verwendet, schuf die angehende Künstlerin eine Anzahl reizender Gestalten, deren Schmuck eben die jugendliche Anmuth und die einfache, ungekünstelte Natürlichkeit der Darstellerin war. Ihre „Titania" im „Sommernachtstraum", „Hermine" im „Vicomte von Letorières", „Renate" in „Christoph und Renate" hatten ebenso das Gefällige der Erscheinung wie die herzige Naivetät des Ausdrucks für sich. Die junge Dame, von der hier die Rede, war Agnes Kretzschmar, welche später als Agnes Wallner in der Theaterwelt ein großes Renommée erlangte.

Das Repertoire der Leipziger Bühne unterschied sich unter Ringelhardt in keiner Weise von dem anderer Theater. So sehr er als praktischer Theaterdirector als Muster gelten konnte, in höherer, künstlerischer Beziehung ragte er nicht hervor. Von einem bestimmten, auf poetische und ästhetische Interessen gerichteten Plane war nicht die Rede. Davon wußte man überhaupt zu jener Zeit nicht viel. An den Hofbühnen galt es meist der Befriedigung egoistischer Neigungen und wechselnder Launen, an den Stadttheatern handelte es sich nur um möglichst gute Einnahmen. Um diese zu erzielen, wurde nun Alles durcheinander gegeben, ein Zustand, der wohl auch heute noch nicht verschwunden ist, insofern aber wenigstens eine wesentliche Besserung erfahren hat, als man von der Ueberschwemmung mit französischen Bühnenstücken, welche damals fast ohne jede Auswahl, frisch, wie sie aus den Uebersetzungsfabriken hervorgingen, gegeben wurden, zurückgekommen ist und fast allerwärts für eine reichere Aufnahme der classischen Werke Sorge getragen hat, ganz besonders aber die Pflege Shakespeare'scher Werke sich angelegen sein läßt. Jene Zeit, von welcher ich hier spreche, war noch so weit zurück darin, daß man in Leipzig statt der „Bezähmten Widerspenstigen" z. B. die verwässerte Holbein'sche Komödie „Liebe kann Alles" gab, daß man es ruhig hinnahm und es vielleicht gar als eine beifallswürdige Besonderheit ansah, wenn an Schiller's Geburtstag, der damals in keiner Stadt in Deutschland so gefeiert wurde wie gerade in Leipzig, das Theater, statt eines der Schauspiele des großen Dichters zur Aufführung zu bringen, ein Quodlibet von Scenen aus allen Schiller'schen Stücken vor den Augen der Zuschauer erscheinen ließ, eine Geschmacksnaivetät oder Geschmacksverirrung, von der man heute wohl kaum mehr sich einen Begriff machen kann.

Der Cassenzweck, welcher als höchstes Ziel vorschwebte, wurde durch ein möglichst buntes Repertoire, sowie durch rasche Aufnahme von Novitäten und häufige Gastspiele zu fordern gesucht. Wählerisch war man bei den Neuigkeiten durchaus nicht; was neu war, suchte man eben zu nutzen. Es kam auch wohl vor, daß ein Stück, welches man am Abend der ersten Aufführung ausgepfiffen hatte, wiederholt wurde, in der Erwartung, der vorauszusehende abermalige Lärm würde ein recht volles Haus machen. Dies war beispielsweise bei den „Geheimnissen von Paris" der Fall, einer jämmerlichen theatralischen Bearbeitung des damals von der Leserwelt gierig verschlungenen Sue'schen Romans. Das Machwerk fiel glänzend durch, erlebte aber gleichwohl eine Wiederholung, bei welcher es abermals unter Zischen und Pfeifen zu Grabe getragen wurde.

Von den Gastspielen, welche aus jener Zeit in meiner Erinnerung hafteten, nenne ich zuerst das der Schröder-Devrient. Die große Künstlerin war damals nicht mehr in dem Vollbesitze ihrer Mittel, die ihr früher überall die glänzendsten Triumphe gesichert hatten. Die Stimme hatte ihre Fülle verloren, und den Ansprüchen an Höhe und Kraft konnte sie nur noch mit Mühe genügen. So versicherten Alle, welche sie in den vergangenen Jahren gehört und bewundert hatten, und die ruhmvollste Vergangenheit konnte nicht verhindern, daß sich jetzt in den lauten Beifall auch vereinzelte Zischlaute einzelner rücksichtsloser, nur mit dem Moment beschäftigter Zuhörer mischten. Gleichwohl war die Sängerin immer noch bedeutend genug, um Denjenigen, welcher nicht durch Vergleiche mit einer frühern Zeit in seiner Auffassung beschwert war, zur Bewunderung hinzureißen. Die dramatische Kraft, welche sich in ihren Darbietungen aussprach, war ebenso mächtig und überwältigend wie der Zauber ihrer persönlichen Erscheinung unwiderstehlich. Ich hörte und sah sie als „Romeo" in der Bellinischen Oper, als „Marie" in Gretry's „Blaubart" und als „Valentine" in den „Hugenotten". Unverwischbar sind mir die Eindrücke geblieben, welche ich von diesen in dramatischer Hinsicht vollendeten Kunstgestaltungen empfing, und so oft ich diese Opern wieder hörte, immer drängte sich mir unvermeidlich in den betreffenden Partien das Bild der unvergleichlichen Schröder-Devrient wieder auf.

In der Ostermesse, der letzten unter Ringelhardt's Direction, gastirte Rott von Berlin und dann seine Kunstgenossin Charlotte von Hagn. Rott machte als „Richard der Dritte" einen besonders mächtigen Eindruck auf mich. Er war ein Schauspieler, der über große Mittel verfügte, seiner Persönlichkeit wie seinem Organe nach, stark genug, um der Träger großer Rollen und großer Stücke zu sein. Der Vorwurf komödiantischer Velleitäten, etwas äußerlicher Effectspielerei, einer gewissen Manierirtheit traf ihn häufig nicht ohne Grund; doch mußte man ihm ein bedeutendes schauspielerisches Talent und vollkommene Bühnengewelt zugestehen. Oft wird, was positiv nicht ganz zweifellos erscheint, durch die Negation zur vollen Klarheit gebracht. Von allen Nachfolgern, welche Rott an der Berliner Hofbühne seither gehabt hat, ist ihm in schauspielerischer Beziehung

vielleicht Dessoir, sonst Keiner, gleichgekommen und in der persönlichen Begabung am allerwenigsten.

Charlotte von Hagn fesselte durch ihre Schönheit nicht minder wie durch die ungemeine Feinheit ihrer Zeichnungen und die meisterhafte Sicherheit und Beherrschung des Stoffes, mit welcher sie in und über ihren Rollen stand. Den ganzen Nüancenreichthum ihrer Virtuosität brachte sie im Lustspiele zur Anschauung, in welcher Gattung sie namentlich als „Vicomte von Letorières“, als „Christoph“ in „Christoph und Renate“ bei ihrem Gastspiel brillirte. Auch die „Margarethe“ im „Faust“ spielte sie ebenfalls mit großem Beifall, aber nicht mit allseitiger, gleichmäßiger Zustimmung, weil man statt der Unmittelbarkeit der Empfindung, der ungekünstelten Natürlichkeit zu viel Berechnung in der Naivetät und in den tragischen Formen nicht genug Gewalt der Leidenschaft gefunden haben wollte. Wie die Schröder-Devrient, so gehörte übrigens auch die Hagn zu jenen Bühnenerscheinungen, welche sich, einmal gesehen, in dem mächtigen Eindrucke auf den Zuschauer für dessen Lebenszeit zu behaupten wußten. Die Natur hatte sie wunderbar ausgestattet und die Kunst ihr alle Attribute der Majestät verliehen.

Vom Meister Kaulbach.

München hat im Laufe der letzten Jahre von der großen Reihe glänzender Namen, die es mit Stolz als seine Bürger aufweisen konnte, die weithin leuchtendsten verloren. Rasch nach einander sind Pfeufer, Schwind, Liebig, Lindwurm und Kaulbach dahingegangen und mit ihnen ein Stück Münchener Glanzzeit, wie es so bald nicht wieder erstehen wird. Vor zehn Jahren noch gaben ihre allbekannten und einflußreichen Persönlichkeiten dem öffentlichen und geselligen Leben der Stadt das Gepräge, nun sind sie todt, aber nicht ersetzt und die Lücken bleiben für Jeden fühlbar, welcher die schöneren Zeiten noch gekannt hat. Die Erinnerung aber an die unvergeßlichen Gestalten knüpft sich an die Stätte ihrer Wirksamkeit und drängt plötzlich, auch wenn der gleichgültigste Geschäftsgang daran vorüberführt, die Tagesgedanken zurück. So ging es mir nach Kaulbach's Tode beim erstmaligen Anblicke des altersgrauen Akademiegebäudes in der Neuhausergasse. Es zog mich in den öden Hof, dessen Westseite von einer hohen, fensterlosen gelben Wand begrenzt wird. In der Ecke rechts befindet sich eine sehr primitive Thür — Tausenden von Münchenreisenden wird sie erinnerlich sein — es steht darauf von Kaulbach's Hand geschrieben: „Zu sprechen von neun bis zehn Uhr.“ Ich ließ mir die jetzt fest verschlossene Thür öffnen und betrat mit dem wehmüthigen Ernste, welcher Jeden vor der jüngst verlassenen Umgebung eines großen Todten überkommt, den hohen Raum, dessen Schwelle ich sonst so oft erwartungsvoll überschritten hatte.

Jetzt herrschte die tiefste Stille und Einsamkeit darin; im Gegensatze zu dem grellen Sonnenlichte der Straße wirkte der altersschwarze Saal um so mächtiger. Aus seinem Hintergrunde ragte die Kolossalfigur des Rossebändigers vom Monte Cavallo über alle davor gestellten Bilder und Cartons imposant auf. Alles stand und lag noch, wie an dem Abende, da Kaulbach guten Muthes und ahnungslos die Thür zum letzten Male hinter sich abschloß, nur eine leichte Staubschicht deckte den großen runden, höchst einfachen Tisch, auf dem ein buntes Durcheinander von großen und kleinen Firnißflaschen und Gläsern, Farbensäckchen, Pinseln und Paletten wie ehemals sich ausbreitete. Da lagen noch einige Geschichtswerke, mit deren Studium Kaulbach seine Erholungsstunden auszufüllen pflegte; da stand noch die angebrochene Flasche Rothwein neben dem Cigarrenkistchen. Ein Glas dieses Weines und ein Stückchen Brod dazu war Alles, was der äußerst mäßige Mann als zweites Frühstück zwischen neun Uhr Morgens und fünf Uhr Abends genoß; er bedurfte keiner äußeren Reizmittel für seine Phantasie, die stets bereit war, in verschwenderischer Fülle zu gestalten. Nun liegt er tief und still, aber der beste Theil seines Wesens redet laut aus all den lebensfreudigen Compositionen, die sich hier neben und über einander aufthürmen — eine Welt von Geist und Gedanken.

Da stehen dicht beisammen die Zeichnungen zu den großen Berliner Treppenhausgemälden, vor Allem das figurenreiche, prächtige Reformationsbild. Darüber, zu den Füßen des Kolosses, lehnt der große Nerocarton, überragt von zwei Portraits, die zu Kaulbach's besten gehören: das der reizenden Prinzessin von Sayn-Wittgenstein, im blauen Atlasgewande und duftigen Schleier, welches später unverändert als Leonore von Este unter Goethe's Frauengestalten Platz fand, und daneben, düster aus ungewisser Beleuchtung auftauchend, das blasse Profil Franz Liszt's, geistreich, melancholisch und interessant, mit dem unzufrieden fragenden Blicke nach oben, den sich der nunmehrige römische Abbé vielleicht mittlerweile abgewöhnt hat. Wohin das Auge blickt, ein solcher Reichthum von Gemälden und Entwürfen, daß zum flüchtigen Ueberblicke Stunden erforderlich wären.

Sonst blieb wohl der zum ersten Male hier Eintretende unter dem Eindrucke dieses von allen Seiten auf ihn eindringenden Gestaltenreichthums einige Augenblicke stehen, um sich zu orientiren, und übersah vielleicht gänzlich, wie mittlerweile hinter einer der aufgespannten Leinwandflächen eine ziemlich unscheinbare Figur im einfachsten Röckchen, die schwarze Schirmmütze auf den schlichten langen Haaren, hervorgetreten war und einen scharfen Blick nach ihm herüberwarf. Aber sobald er diesen feingezeichneten, geistreichen Kopf mit den durchdringenden Augen näher ansah, wußte er, vor wem er stand, und auf seine eigene Bedeutung kam es an, wie der fernere Empfang ausfiel. Die gute Hälfte der von Lohndienern tagtäglich in dem Atelier präsentirten Kaulbachbesucher wird nur von einem höflich-ironischen „Morgen!“ nebst sehr kurzem Griffe an die obenerwähnte Schirmmütze zu berichten wissen. Dann wandte ihnen der Meister gemüthsruhig den Rücken und setzte die angefangene Arbeit oder Unterhaltung fort. Es konnte sogar noch schlimmer kommen, wenn allenfalls eine Schaar transatlantischer Reisender in bekannter Unverschämtheit mit schlechtem Französisch auf ihn eindrang. Der Ton, mit welchem er dann rief: „Wir sind hier in Deutschland und sprechen deutsch!“ war schneidend genug, um sofort verstanden zu werden und einen verdutzten Rückzug zu veranlassen.

Jeder berühmte Künstler leidet unter diesen immer wiederkehrenden Invasionen der ödesten Neugier, und Schwind z. B., dessen dicht an der großen Aufgangstreppe gelegene Thür so recht dem ersten Anprall ausgesetzt war, schloß meistens unerbittlich ab und blieb allen draußen erschallenden Rufen und Bitten taub. Oder er erfand einen sinnreichen Ausweg, sich die bereits Eingedrungenen vom Halse zu schaffen, wie einmal drei langen „schreckbar garstigen“ Engländerinnen gegenüber, die plötzlich vor ihm standen und einen Namen nannten, der wie Shorn (Schorn) klang. Der nahen Erlösung froh, sagte Schwind ganz freundlich: „Il est mort!“ Da deutete die Eine mit dem Finger in's rothe Buch und er las: Schwind. „Il est mort depuis longtemps!“ schrie er nun entsetzt auf und die Drei wandten auf dem Flecke um, ohne auch nur einen Blick auf die gerade dastehenden „sieben Raben“ zu werfen.

Schwind indessen sowohl wie Kaulbach konnten einer sympathischen Menschenseele gegenüber rasch warm werden, und der Letztere besonders wußte dann so herzgewinnend einfach und liebenswürdig mit dem Besucher zu plaudern, daß diesem bald alle Befangenheit verflog, ja sogar Mancher der Versuchung unterlag, das vertrauliche „lieber Freund“ etwas allzu buchstäblich zu nehmen. Denn Kaulbach, der Zeichner des Reinecke Fuchs, der große Spötter der Pinakothek-Fresken, war allerdings nicht so harmlos, wie er sich zu Zeiten geben konnte, und sah mit scharfen Augen die kleinen und großen menschlichen Schwächen unter jeder Hülle durch. Je nachdem eine persönliche Erregung dazu kam, griff er auch wohl zum Stift und zeichnete in schonungsloser Satire die Opfer seiner Entrüstung auf das nächste fliegende Blatt, was dann nicht immer in der Mappe verwahrt blieb, sondern gelegentlich einmal dem davon Betroffenen als unerfreuliche Ueberraschung vor die Augen kam und manche Feindschaft verursachte. Begreiflicher Weise. Nur hätten die Betheiligten manchmal bedenken sollen, daß übrigens Kaulbach selbst ein gegen ihn gerichtetes Witzwort mit der größten

Seelenheiterkeit hinnahm. Man hat ihm oft vorgeworfen, daß seine aus schöpferischer Phantasie quellenden und größtentheils ohne Modell entworfenen Figuren und namentlich deren Köpfe eine stets wiederkehrende Familienähnlichkeit zeigen. Besonders gilt dies von den Frauengesichtern, die man, von wenigen portraitartigen Ausnahmen abgesehen, geradezu in die zwei stereotypen „runden" und „langen" Köpfe eintheilen kann. Kaulbach war darüber durchaus nicht im Unklaren und pflegte selbst lachend ein Urtheil seines Freundes Clemens Brentano anzuführen, der nach langer schweigender Betrachtung einer figurenreichen Composition endlich auf zwei im Vordergrunde befindliche Frauenköpfe deutete und lakonisch dazu sprach: „Ulmer Façon, Butzbacher Façon!"*

Mit der rücksichtslosen Schroffheit gegen alles von ihm für verächtlich Erkannte paarte sich aber in Kaulbach's Seele eine großartige Begeisterung für die hohen Ziele der Menschheit, für jede hervorragende Leistung in Wissenschaft und Kunst. Er dünkte sich nicht zu hoch, um fortwährend zu lernen und sich in lebendigster Berührung mit den nachrückenden Generationen zu erhalten. Ich erinnere mich lebhaft des Morgens, als er bei meinem Eintritt in's Atelier mit ausgestreckter Hand auf ein von ihm angekauftes Makart'sches Erstlingswerk, die „modernen Amoretten", hindeutete und dazu rief: „Dort sehen Sie hin! Da werden Sie merken, wem die Zukunft angehört. Das können wir nicht, davor müssen wir alten Herren einpacken. Kann der Mensch malen!" Und so ging es in einem Strome von Ausrufen fort. Oder ein anderes Mal, als er einem Fremden, der in wortreicher Bewunderung kein Ende finden konnte, mit seinem feinen Lächeln auf die Achsel klopfte und sagte: „Wenn Sie wissen wollen, wie ein schönes Bild aussieht, so gehen Sie hinüber zu Schwind und sehen sich seine ‚Hochzeitsreise' an!" Bedenkt man dabei, daß er mit Schwind persönlich durchaus nicht immer zum Besten stand, so wird man diese neidlose Bewunderung um so höher stellen müssen. Bekannt ist ja auch, daß er seinen alten Meister Cornelius, trotz scharfer persönlicher Differenzen und des endlich erfolgten Bruchs, dennoch unwandelbar als Künstler verehrte und hochhielt.

Solche Züge soll man sich vergegenwärtigen, ehe man von Kaulbach als dem kühlen Egoisten spricht, dem niemals, auch in seiner Kunst, etwas Ernst gewesen. Wer keine Augen für den hohen Enthusiasmus hat, aus welchem diese weltgeschichtlichen Bilder geboren sind, der braucht nur einen Blick nach der finstern Längenwand des Saales zu richten, um dort in großen Zügen eine That der uneigennützigsten Entrüstung, einen lodernden Protest gegen Aberglauben und Heuchelei vor sich zu sehen. Es ist der später so viel verbreitete „Peter von Arbues", wie ihn Kaulbach im ersten Zorne über die neuerfolgte Canonisation auf die räucherige Mauer hinwarf. Das wutherfüllte Pfaffengesicht grinst noch viel dämonischer hier von dem rauhen geschwärzten Hintergrunde als in den weichen Tönen der Carton-Wiederholung.

„Ich weiß, daß ich mit diesem Bilde in ein Wespennest steche," sagte Kaulbach damals seinen Freunden, „aber ich kann nicht anders; eine solche Verhöhnung aller Vernunft darf man nicht stillschweigend hinnehmen."

Er hatte wirklich hineingestochen, und es schwärmte gehörig von Schmähartikeln, persönlichen Verdächtigungen und Drohbriefen. Seine Antwort war die öffentliche Ausstellung des Bildes im Atelier. Nun kannte die ultramontane Wuth aber keine Grenzen mehr; die Verwünschungen und Drohungen fielen hageldicht, ohne ihn aus seiner kühlen Gelassenheit zu bringen. Erst als ihm wiederholt anonyme Briefe zukamen, man werde das Akademiegebäude anzünden, um auf diese Weise das verruchte Bild mit zu zerstören, schloß er seine Thür wieder ab und erklärte, die gegen seine Person gerichteten Drohungen habe er ignoriren können, nicht so die gegen das Staatseigenthum. Das Bild hat in der Welt seine Wirkung gethan, am unvergeßlichsten wird es aber Dem bleiben, der es hier in dem alten Saale gesehen hat, wo ferne Zeiten und kommende Generationen es noch als Denkmal unabhängiger Gesinnung sehen werden.

Nimmt man heutzutage den Reinecke Fuchs zur Hand und vergegenwärtigt sich, daß diese beißenden Satiren auf das absolute Königthum in der schlimmsten Reactionszeit gezeichnet und veröffentlicht worden sind, betrachtet man das Bild der Lola Montez, dem Kaulbach absichtlich den Stempel der niedrigsten Gemeinheit in Physiognomie und Haltung ausdrückte, unbekümmert um den Zorn des hohen Bestellers, der sich sammt dem des schwer gereizten Originals in einer sehr drastischen Scene Luft machte, so wird man sich über die sämmtlichen schneidigen Eigenschaften eines so unbeugsamen Charakters nicht mehr verwundern. War er doch schon früh im Kampfe mit Noth und Schicksal hart gegen außen geworden und hatte sich im Anfange Schritt für Schritt seines Weges erkämpfen müssen, sogar noch in Zeiten, wo äußerlich die Bahn zu Ruhm und Ehre schon geebnet schien. Aller spätere Sonnenschein des Glücks, der ihm, wie Wenigen, zu Theil geworden, hat nicht mehr vermocht, jene erste seiner Seele eingegrabene Bitterkeit wieder auszutilgen; sie offenbarte sich gelegentlich als höhnische Ironie und richtete sich mit Vorliebe gegen eine gewisse schleichende Art von Frömmigkeit, die er von Herzen verabscheute.

Als sein Reformationsbild beinahe vollendet war, erschien unter anderen Beschauern auch ein bekannter Ultramontaner und fragte, nachdem er den Carton längere Zeit betrachtet, mit süßlicher Freundlichkeit, was denn das Bild eigentlich vorstelle?

„Lauter Ketzer," antwortete Kaulbach kurz und grob.

„Aber," fing der Andere wieder an, indem er auf die linke Vordergruppe deutete, „da steht ja Columbus — das war doch kein Ketzer."

„Was, das war ja der Allerärgste," rief Kaulbach lachend, „der hat sich herausgenommen, einen Welttheil zu entdecken, von dem nichts in der Bibel steht. Denken Sie doch nur, es müßte dann ja von Rechtswegen v i e r heilige drei Könige gegeben haben. Nein, der Mann war ein Erzketzer."

Kaulbach's wirkliche Ueberzeugung von der Religion und ihrer Bestimmung kann man am besten aus der schönen Mittelgruppe jenes Bildes entnehmen, wo Melanchthon die Hände des katholischen Reichskanzlers Zasius und des protestantischen Reichsritters Eberhard von der Tann über die Urkunde des Augsburger Religionsfriedens zusammenfügt und mit der andern Hand auf die von Luther hocherhobene Bibel deutet mit dem Spruche: „Du sollst deinen Nächsten lieben, als Dich selbst." Kaulbach schließt sich mit diesem greifbaren Hauptgedanken seines Bildes der langen Reihe erleuchteter Geister an, die seit Lessing, wenn auch bis jetzt ohne allzu großen Erfolg, dem Menschengeschlechte Toleranz gepredigt haben.

Seine völlig gesicherte äußere Stellung erleichterte ihm allerdings die unumwundene Meinungsäußerung sehr, allein auch diese Stellung verdankte er nur sich selbst, seinem glänzenden Talente und einer Eigenschaft, die allen großen Männern gemeinsam ist, dem staunenswerthesten Fleiße. Wenn alle Anderen, auch die wirklich Thätigen, sich draußen an irgend einem schönen See wochenlang der Sommerruhe hingaben und nicht im Geringsten an's Arbeiten dachten, so schritt Kaulbach Tag für Tag durch die heißen Straßen der Akademie zu. Nur auf diese Weise war es möglich, einen Reichthum an Schöpfungen zu entfalten, der selbst für ein langes Menschenleben, wie das seinige, fast unbegreiflich scheint. Ihm waren Arbeit und Erholung keine getrennten Begriffe; er hat seinen Reinecke an den Winterabenden, im Kreise der Familie, gezeichnet, während er den Tag über im Atelier angestrengt an der „Schlacht von Salamis" arbeitete. So sind die verschiedenen Blätter des „Todtentanzes" als eine Art von tragisch-satirischer Spielerei zwischen anderen, größeren Arbeiten entstanden.

Wie schön und rührend ist dies Nächste: Humboldt, gebeugt unter der Last des Kosmos, der als riesige Kugel auf seinen Schultern ruht, ist auf der langen Wanderung unvermerkt am Rande der Grube angelangt. Dort erwartet ihn der Tod und nimmt ihm mit freundlichen Geberden die Last ab. Gegenüber auf dem nächsten Bilde sitzt Marie Louise, den kleinen König von Rom auf den Knieen. Die deutschen Fürsten bilden in nichts weniger als schmeichelhafter Auffassung den Huldigungschor, während das Bübchen verlangend seine Hände nach einer aus Todtenbeinchen zierlich geflochtenen Krone ausstreckt, die der knöcherne Mann im Cardinalsornate ihm grinsend präsentirt. Auf einem andern Blatte klopft derselbe, als protestantischer Pastor angethan, in demselben Moment, wo ein aufgeblähter Papst seine Gottähnlichkeit proclamirt, sachte an die prachtvolle Palastthür, und so folgt Blatt um Blatt voll tiefsinniger Ironie.

* Bekanntlich die zwei gangbarsten Sorten Pfeifenköpfe.

Im Walde.
Nach dem Gemälde von Robert Beyschlag.

Das schöne Vermächtniß an „das große deutsche Volk“, der gewaltige „deutsche Michel“, ist bereits in unzähligen Photographien verbreitet; es war Kaulbach's letztes vollendetes Werk. Aber seitwärts unter den Staffeleien steht eine große Mappe voll Einzelentwürfe zu einer neuen Composition, welche der fast Siebenzigjährige in seiner ungebrochenen Arbeitskraft begonnen hatte, eine „Sündfluth“ in großen Dimensionen. Hier auf dem ersten Blatt ein König, der sich inmitten seiner bereits getödteten Frauen und Kinder mit trotzigem Blicke den Dolch in's Herz stößt, dort auf dem folgenden ein Gewühl amazonenhafter Reiterinnen, die rosenbekränzt in toller Lust angesichts der nahen Vernichtung noch die Freudenbecher schwingen. Dann wieder

phantastische Thiergestalten im Kampf mit den Wellen, ein Löwe, der sich gerade auf's Trockene rettet und die Zähne nach einem Weibe zurückfletscht, das sich in der Todesangst in seiner Mähne festkrallte. Bewegte Gruppen schöner Weiber suchen sich vergebens mit ihren Gewändern gegen den strömenden Regen zu schützen; überall ist Flucht und Verzweiflung. Auch an räthselhaften Figuren fehlt es nicht. Tief verhüllte Priestergestalten tragen auf einer Bahre eine Schale mit heiligem Feuer, während im Vordergrunde knieende Krieger ein gekröntes, abgeschlagenes Haupt flehend zum erbarmungslosen Himmel emporstrecken. Das letzte Blatt giebt den Ausblick auf die weite trostlose Wasserfläche. Einzelne verzweiflungsvoll sich anklammernde Menschen ringen mit letzter Kraft um einen Haltpunkt; weiterhin wälzt sich dichtverschlungen ein Knäuel ungeheurer Thierleiber, schlangenumwundene Tiger, Elephanten und Giraffen, die alle vergebens nach der Arche hinstreben. Aber sie schwimmt schon ferne auf den hohen Wassern der Morgenröthe entgegen, überragt von einer majestätischen Engelsgestalt, die mit schützend ausgebreiteten Armen darauf steht.

Ich legte mit einer tiefen Trauerempfindung die Blätter wieder zusammen. Welch eine Welt ist mit diesem Geist erloschen! Und doch dürfen wir nur um uns klagen, nicht um ihn, denn das Leben hat ihm Alles geboten, was ein Mensch an Glück nur erreichen kann. Selbst die Noth der ersten Jugendzeit hat ihn früh zum Manne gehärtet und den überlegenen Geist in ihm gereift. Mit dem Eintritte in Cornelius' Schule ging sein Glücksstern auf; er nahm erst als Schüler im Kreis fröhlicher Genossen, dann bald als Meister Theil an der durch König Ludwig wachgerufenen Kunstblüthe und ragte in kurzer Zeit als Erster unter Allen hervor. Sein äußeres Leben verlief ohne viel wechselvolle Schicksale; abgesehen von gelegentlichen Reisen und Berliner Aufenthalten zur Herstellung der Wandbilder, war und blieb er in München und zwar bildeten dort sein Haus und die Akademie die beiden Pole seiner Existenz. Aber unzählige Erinnerungen ernster und heiterer Natur knüpften sich im Laufe der Jahre an die gewohnte Umgebung, denn was von bedeutenden Menschen durch München kam, stellte sich ihm vor, und an jedem hervorragenden Ereignisse in Politik, Kunst und Geselligkeit nahm er lebhaften Antheil.

In der Gartenstraße unter hohen schattigen Bäumen steht das einfache, aber stattliche Haus, das sich Kaulbach erbaut und lange Jahre an der Seite einer edeln und schönen Frau, im Kreise blühender Kinder bewohnt hat. Die Abendstunden in diesem Kinderkreise waren für ihn eine Quelle der Erholung und Heiterkeit. Heute noch wird als Schatz und Familienkleinod ein dickes Buch aufbewahrt, dessen Inhalt, lauter Zeichnungen, Abends beim Märchenerzählen als Illustration für die Kleinen entstanden ist. Es ist ein bunter Reichthum von reizenden und schalkhaften Arabesken, traumhaften Märchenfiguren und den Portraits der kleinen Eigenthümer in allerhand komischen und tragischen Situationen. Seit Jahren sind diese allerdings schon groß, und so hat sich das Buch auf die zweite Generation vererbt, die in dem schönen Hause und Garten den Großvater nicht minder lustig umtobte als dereinst ihre Eltern.

Wer einmal die Schwelle dieses rothen Hauses als Gast überschritten hat, wird die darin verlebten Stunden nicht mehr vergessen. Hier war Kaulbach nur der liebenswürdige Wirth, der es schnell verstand, den Gast in die behaglichste Stimmung zu versetzen. Große und rauschende Geselligkeit liebte er in den letzten Jahren nicht mehr. Das im prächtigen Renaissancestil eingerichtete Eßzimmer, von dessen Wänden zwischen Draperien und alterthümlichen Prachtgeschirren die Bildnisse seiner Familienangehörigen und Freunde herabsehen, war unzählige Male Zeuge solcher bis tief in die Nacht hinein verlängerten fröhlichen Sitzungen bei Cigarre und Bowle. Im Sommer aber, besonders in den Reisemonaten August und September, wo auswärtige Freunde und fremde Celebritäten das gastfreie Haus aufsuchten, gab es schöne Abende in dem großen schattigen Garten, und in solcher Sternennacht, wenn da und dort in dem dichten Grün farbige Lampen schimmerten, während aus der offenen Balconthür die von Meisterhänden geweckten Saitenklänge im Vereine mit einer herrlichen Frauenstimme weit in die schweigende Runde hinauszogen, saß Kaulbach innerlich bewegt unter den niederhängenden Zweigen und lauschte der süßen Musik, die ihm wohl tausend Bilder in der Seele wachrief.

Es war Kaulbach gegönnt, in ungebrochener Kraft den Blick rückwärts auf ein langes ruhmreiches Leben zu richten und seinen Namen unter den Ersten der Nation gefeiert zu sehen. Dann hat ihn ein rascher, unvermutheter Tod aus der vollen Schaffensfreude weggenommen — sein Geist wird in seinen Werken unsterblich sein.

Im Walde.

(Mit Abbildung.)

Die Luft war lau; die Lerchen sangen;
Im Lenzhauch jede Knospe quoll;
Da sind wir in den Wald gegangen,
Du träumend, ich gedankenvoll.
Wir gingen Hand in Hand und lauschten,
Wie abendlich die Wipfel rauschten,
Und sprachen kaum ein Wort dazu.
Doch als, von süßem Bann gebunden,
Sich heimlich Blick und Blick gefunden,
Da sprach ich keck das erste Du.

Am Buchenstamm sind wir gesessen;
Ich wand Cyanen Dir in's Haar
Und küßte Dich und sprach vermessen:
„Nun bist Du mein auf immerdar!"
Da bebtest Du — ich trank die Kunde,
Wie Du so lieb mich hast, vom Munde,
Vom Munde Dir, mein schüchtern Kind;
Ich schloß Dich fest in meine Arme,
Und Liebesworte, innig warme,
Vertrauten wir dem Abendwind. —

Daß ich die Stätte wiederfinde,
Wo Du für's Leben wurdest mein,
Grub tief ich in die Buchenrinde
Ein Herz und unsre Namen ein.
— Wie ging so schnell der Tag zur Neige!
Ein Rauschen noch in dem Gezweige —
Und jeder Klang im Wald verscholl.
Es brach die Nacht herein so milde:
Wir gingen heimwärts durch's Gefilde,
Der freudigen Erkenntniß voll:

Es ist kein Kleinod so voll Segen,
Es macht uns nichts so frohgemuth,
Als in der tiefsten Brust zu hegen
Getreuer Liebe köstlich Gut.
Sie kommt herab auf unsre Pfade,
Wie Lebenstrost, wie Gottesgnade,
Oft ungeahnt, mit leisem Schritt;
Sie läßt der Freude Ströme rinnen
Durch die entzückte Brust tief innen
Und bringt uns ew'ge Jugend mit.

Ernst Ziel.

Die Obstkammer Berlins.

Magdeburg! Eine Viertelstunde Aufenthalt! Nach Verlauf derselben dampft der Zug weiter berlinwärts. Von Magdeburg an, sagen wir uns, hört die Natur und ihre Poesie auf; aus der Region der Zuckerrübe kommen wir in die des Sandes und der Kiefern, wo still die Kartoffel blüht und das Tauchen des Wasserhuhns die einzige Bewegung in der Natur ist, in jene Gegend, die schon seit alten Zeiten als des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse verschrieen und verhöhnt war, in die Mark Brandenburg. Selbst der Bahnzug will der ihm drohenden Langeweile sobald wie möglich entfliehen; die Locomotive

beginnt durch die weite Ebene wie toll dahin zu rasen, und wir drücken uns in eine Ecke des Coupés und beginnen recht sanft zu schlafen — etwa zwei Stunden lang, dann werden wir durch einen kräftigen Ruck des Waggons aufgerüttelt; halb schlaftrunken noch, werfen wir einen Blick rechts durch das Fenster des Waggons, und ein Ausruf des Erstaunens, der Ueberraschung, ja des Entzückens entführt unsern Lippen. Vor unsern Augen breitet sich eine weite seeartige Wasserfläche aus — wir sind am Ende des Juni — der Himmel ist sonnenblau, aber das Azurblau desselben ist blaß gegen die tiefe Ultramarinfarbe des immensen Wasserspiegels, dessen glatte, nur hier und da von einem Luftzug gekräuselte Fluth die hoch im Aether stehende Sonne an verschiedenen Stellen mit ihrem flüssigen Golde färbt. Das Gold und das Blau fließen ineinander und gehen in der Ferne in einen Silberton über, in welchem Wasser, Horizont und Luft verschwimmen. Sanfte Hügelwellungen steigen rings aus der Fluth empor und grenzen dieselbe in zwei weiten Halbkreisen wie eine Bucht von dem übrigen Spiegel ab, der sich vorwärts auf Stunden weit ausbreitet. Diese Erhöhungen sind mit dichtem Grün bedeckt; es ist nicht die düstere Farbe der Kiefern, auch nicht das Grün des Buchen- oder Eichenwaldes: es sind Obstbaumpflanzungen, die sich ununterbrochen über das ganze Hügelterrain fortziehen; auch nicht ein einziges kahles Fleckchen ist zu erblicken. Mitten aus der blauen Bucht hebt sich eine Insel in einer sanften Erhöhung empor; mit derselben entsteigen der glatten Fluth menschliche Wohnungen; hart am Ufer liegen in malerischer Gruppirung Fischerhütten, erkennbar an den davorliegenden Kähnen und den aufgespannten Netzen; weiter nach der Höhe hin tauchen aus den niedrigen rothen Ziegeldächern stattliche Giebelhäuser aus rothen Ziegelsteinen empor; und auf der Spitze des mitten aus der runden Buchtung auftauchenden Eilandes erhebt sich, die Menschenwohnungen weit überragend, eine gothische Kirche, die ihre spitzen Thürme und Thürmchen mit dem reichen steinernen Laubwerke und dem von den Sonnenstrahlen vergoldeten Kreuze wie eine stille Hymne in den goldenen Aether emporhebt. Sind wir noch in einem Traume befangen, haben die Bilder der Gegenden, in denen wir noch vor zwei, drei Tagen gewei t haben, sich so mächtig an unserer Phantasie erwiesen, daß sie plötzlich in frischer Lebendigkeit hier vor uns aufsteigen?

Unser Blick ist nicht mehr schlaftrunken; das wie eine Fata Morgana vor uns aufsteigende herrliche Landschaftsbild hat ihn plötzlich erhellt, und unmittelbar rechts und links von unserem Waggon schauen wir in die üppigste Vegetation: Aus dem tiefgrünen Laube blinkt die große braune Kirsche; fast der ganze Boden ist mit Erdbeerpflanzen bedeckt; an den Mauern und Bretterwänden sehen wir Aprikosen-, Pfirsich- und Weinspaliere. Zwischen den Obstbäumen ziehen sich noch dichte Himbeer- und Johannisbeerhecken durch; Alles wuchert und grünt, blüht und reift, und wo der Himmel nur irgend einen Sonnenstrahl hindurch läßt, da hat die Menschenhand einen Baum gepflanzt, daß die Himmelsleuchte durch Licht und Wärme sich zu Früchten gestalte und den Menschen zu einem köstlichen Genusse werde. Es ist eine Entfaltung der Natur, wie man sie nur im Süden kennt; es ist ein Landschaftsbild, das man an jedem andern vom Himmel gefallenen Fleck Erde vermuthete, nur nicht hier in der Mark.

Aber sind wir auch in der Mark?

Gewiß. In einer Viertelstunde sind wir in Potsdam, in drei Viertelstunden in Berlin.

Und wie heißt die Insel, die dort im See liegt?

Es ist kein See — es ist die Havel, und der Ort heißt **Werder** und bedeutet einen von Wasser umflossenen Ort. Der Name ist also deutsch; jedenfalls ist aber anzunehmen, daß, wie so viele Orte in der Nähe des Inselstädtchens, auch dieser einen slavischen Namen getragen habe. Die Kirche hat in der Mark mit den slavischen Elementen aufgeräumt; ihr war die schwierige Arbeit beschieden; ihr gehören die großen Erfolge der Germanisirung dieser Gegenden, und sie mag auch den slavischen Namen der Halbinsel in den deutschen umgewandelt haben. Bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war Werder im Besitze des benachbarten Klosters Lehnin und blieb es bis zur Reformation. Da nahm Joachim der Zweite von Brandenburg, wie so viele andere deutsche Fürsten, den geistlichen Herren die große Mühe, so viel Land und Leute regieren und verwalten zu müssen, bereitwilligst ab und setzte sich in Besitz der Klostergüter, die aus vierundzwanzig Dörfern und so und so viel Vorwerken bestanden. Nun wurde Werder kurfürstliches Domanialgut, aber es blieb immerhin ein ziemlich unbedeutender Flecken bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo für den aus achtzehn Bürgern (Hüfern) und achtundzwanzig Kossäthen (Halbbürgern) bestehenden Ort eine Zeit des Aufblühens anfing.

Bald nach dem Antritt seiner Regierung begann Friedrich Wilhelm der Erste, der Vater Friedrich's des Großen, jene bauliche Neugestaltung der Residenz Potsdam, die später sein großer Sohn bis zum Ende seiner Regierung vollendete. Er machte den Anfang mit dem sogenannten holländischen Viertel, mit Häusern, wie sie damals an den Grachten der holländischen Städte zu sehen waren, von rothen Ziegelsteinen mit weißen Steineinfassungen um Thüren und Fenster. Durch den großen Bedarf an Baumaterial entstanden auf der Werder'schen Feldmark die ersten Ziegelbrennereien und legten so den ersten Grundstein zu einer Industrie, die sich bis heutigen Tages bei der in Berlin herrschenden Bauwuth zu einer erstaunlichen Höhe emporgeschwungen und die schon damals in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem kleinen Orte zu einer Zunahme an Einwohnern und zu einem gewissen Wohlstande verholfen hatte. Aber der Lehmboden war es nicht allein, aus dem eine so wichtige Existenzquelle für das Städtchen geschaffen wurde; Werder bekam auch noch eine Garnison und zwar einen der merkwürdigsten Truppentheile, die wohl je in einer Armee existirt haben. Friedrich Wilhelm der Erste hatte das Leib- oder Königsregiment errichtet, jene Riesengarde, welche die Bewunderung Europas erregte und für die in der ganzen Welt die längsten Menschenkinder geworben oder eingefangen wurden. Was für ein weibliches Herz die Brillanten sind, das waren für ihn seine langen Blauröcke.

Er war ein frommer Mann; aber wahrscheinlich konnte er sich auch den lieben Gott nicht anders vorstellen, als in der Uniform seines Riesenregimentes und von wenigstens sechs Fuß Länge. Im Regimente waren Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Ungarn, Croaten, Polen, Böhmen, Engländer, Russen, Türken, Schweden, ja selbst Aethiopier. Die Grenadiere waren nicht in großen Casernen vereinigt, sondern in Bürgerhäusern untergebracht; diese Häuser ließ der König den Bürgern mit der Verpflichtung bauen, so und so viel Mann dafür aufzunehmen, für sie zu kochen, zu scheuern, überhaupt alle Handreichungen des häuslichen Lebens zu verrichten. Kein Soldat durfte Handarbeit verrichten, und Alles, was er brauchte, mußte ihm von der Wirthin geholt werden.

Nach Werder verlegte Friedrich Wilhelm der Erste hundertfünfzig Mann des Regimentes, namentlich junge Leute. Hier hatte er für sie ebenfalls Wohnungen wie in Potsdam bauen lassen; hier konnten sie nicht desertiren. Das war bei einer Truppe, die nur durch den sclavischen Gehorsam und durch die Furcht vor der allerdings grausamen Strafe zusammengehalten wurde, beständig zu gewärtigen. Die sächsische Grenze lag in der Nähe, und hatte dieselbe Einer erreicht, so war er frei von allen Fesseln, mit denen ihn hier eine eiserne Disciplin gefangen hielt. Potsdam war ein militärisches Kloster und Werder seine Filiale. Wer hier eintrat, für den war die Hoffnung zu Ende, für den gab es keine andere Aussicht mehr, als etwa die auf ein Grab des Garnisonkirchhofes. Hier regierte nur das Reglement, der Stock, die Disciplin. Exerciren und Wachtdienst thun, damit ward das ganze Leben hingebracht, und den übrigen leeren Raum füllte eine ungeheure Monotonie. Dabei befanden sich materiell die Leute noch in einer günstigen Lage. Sie wohnten gut; sie waren vortrefflich verpflegt; manche, namentlich Leute von Stande, bekamen bis zu zwanzig Thalern monatliche Zulage; sie waren nicht mit übermäßigem Dienste geplagt; sie trugen eine prächtige Uniform — aber alle diese Vortheile, was waren sie für elende Nothbehelfe für den Athem der Freiheit, nach dem selbst die stupideste Menschenseele ringt, wenn er ihr fehlt, für jenen Drang der Selbstbestimmung, der sich sagt: „Ich bin ich mit allen Kräften meines Lebens, mit allem Willen meiner Seele; ich bin ich und kein Anderer, und wenn ich mich einem äußeren Gesetze unterwerfe, so thue ich es mit vollem Bewußtsein meiner Freiheit, meiner Einsicht und des Pflichtgefühls, das die Unterwerfung des Einzelnen unter das Ganze fordert." Erst eine spätere Zeit allerdings

verlich dem Individuum diese stolze und würdige Sprache; sie war unter Friedrich Wilhelm dem Ersten nicht an der Zeit; sie war es auch noch nicht unter seinem großen Sohne; was militärische Disciplin anbelangt, so hielt dieser die Zügel noch straffer, als es sein Vater gethan hatte. Er hatte aus dem Stamme des Lieblingsregiments seines Vaters und aus dem Regimente, dessen Chef er als Kronprinz war, ein Garde-Grenadierbataillon gebildet. Das Bataillon, etwa achthundert Mann stark, war eine von aller Berührung mit der übrigen Garnison in sich abgeschlossene Truppe; es waren ihm für seinen Bezirk gewisse Straßen der Stadt angewiesen, und diese durfte kein Grenadier ohne Paß verlassen. In das Freie gelangte er nur dann, wenn er zum Exerciren marschirte. Diese Soldaten waren die Prätorianer der preußischen Armee, und wenn sie nicht in Reihe und Glied standen, so war ihnen jede Freiheit, ausgenommen die, ihren Bataillonsbezirk zu verlassen, ja selbst jede Unart erlaubt. Um sich die tödtliche Langeweile zu vertreiben, schlugen sie auf der Straße Ball, führten sie dramatische Vorstellungen auf, tanzten, predigten, musicirten, stellten sie Maskeraden an.

Sie durften nicht verheirathet sein, aber wenn einem Grenadier auf der Straße ein Mädchen begegnete und sie ihm gefiel, so brauchte sich der Betreffende nur bei dem Commandeur seiner Compagnie zu melden und sich einen Zettel geben zu lassen des Inhalts: „Der Grenadier N. N. hat die Erlaubniß, die X. X. als Geliebte zu sich zu nehmen." Dann mußte — sehr bezeichnend für die damalige brüske Militärwirthschaft — das Waisenhaus seinen weiblichen Zögling, der Wirth sein Dienstmädchen hingeben, so lange es dem Grenadier gefiel, sie bei sich zu behalten; nachher lieferte er sie wieder zurück. Die Kinder, die einer solchen an's Mormonenhafte erinnernden Verbindung entsprossen, wurden in das Waisenhaus geschickt. Nicht selten aber kam es auch vor, daß derartige Verhältnisse durch das ganze Leben dauerten.

War einer dieser Grenadiere wegen Alters oder wegen Gebrechlichkeit dienstunbrauchbar geworden, dann wurde er nach Werder versetzt. Die Havelinsel war das Invalidenhaus dieses Garde-Grenadierbataillons; hier bezogen die Ausrangirten die Wohnungen, die schon Friedrich Wilhelm der Erste für seine Riesen hatte erbauen lassen. Der Gemeine bekam monatlich vier Thaler Tractament und für jede Bataille, die er mitgemacht hatte, einen Thaler Zulage, und auch Montur, aber nicht die reiche des activen Soldaten. Vom Dienste war er nicht ganz befreit. Es waren dreihundert Invaliden hier versammelt, und an schönen sonnigen Tagen saßen sie vor den Häusern des Städtchens in Gruppen beisammen und erzählten sich wohl von der Affaire bei Collin, wo das Bataillon von der sächsischen Cavallerie fast niedergehauen, und doch nicht gewichen war; von der Schlacht bei Mollwitz, wo es zwölfmal mit Pelotons in eben der Ordnung wie auf dem Exercirplatze gefeuert hatte, und wie der König das Gedächtniß dieses Tages immer dadurch feierte, daß er die Mannschaft ausrücken und weiter nichts machen ließ, als zweimal mit Peloton chargiren, und wie er dabei zu sagen pflegte: „So machten es Eure Vorfahren bei Mollwitz." Dann mag auch wohl in diesen Tagen des Abschieds vom Leben im Herzen die Sehnsucht nach Heimath und Freiheit wieder aufgewacht sein, bis dann ab und zu über den stillen Wasserspiegel Pelotonfeuer wie bei Mollwitz ertönten, zum Zeichen, daß Einer der Tapferen in sechs Fuß Erde die Heimath und die Freiheit gefunden habe, die kein Friedrich der Große ihm vorenthalten konnte.

Nun sieht man keinen Veteranen mehr, gebeugt von des Lebens Last, mühsam auf den Straßen dahinhumpeln. Nur noch der Garnisonkirchhof erinnert an den Militärdespotismus des achtzehnten Jahrhunderts. Man kann nicht leugnen, daß dieses Invalidencorps für den Ort und seine Einwohner eine bedeutende Einnahmequelle war, aber eine jener trügerischen, die in einer vorübergehenden Institution und deren Zeitperiode, und nicht in natürlichen Verhältnissen wurzeln, und wodurch die Einwohner jedenfalls abgehalten wurden, die Kraft und den Reichthum, der in ihrem namentlich für die Zucht edler Obstsorten sich eignenden Boden beruht, zu erkennen und auszunutzen.

Das ganze Terrain um Werder ist Obstpflanzung; Acker- und Wiesenland ist nur wenig vorhanden. Wenn ein Einwohner auch nur einen kleinen Hof besitzt, so kann man gewiß sein, daß er denselben zur Hälfte zur Obstzucht benutzt. Der Boden, wenn auch vorzugsweise nur aus Sand bestehend, ist für diese Cultur vorzüglich geeignet, namentlich aber möchte die durch den großen Reichthum an Wasser erzeugte Feuchtigkeit der Luft das Geheimniß enthüllen, daß hier in geschützten Lagen die edelsten Fruchtarten gedeihen, und zwar in einer Form, einem Wohlgeschmacke, wie solche sonst nur den Früchten des Südens eigen sind. Früher baute der Werderaner ausschließlich Wein, aber diesen Zweig des Obstbaues beginnt er in neuester Zeit fast ganz ausgehen zu lassen; die ungarischen Trauben, die gegenwärtig in Masse nach Berlin geführt werden, machen ihm zuviel Concurrenz, und da der Ertrag in Anbetracht der Mühe und Kosten zu unsicher ist, so giebt er sich vorzüglich mit der Kirschen- und Erdbeercultur ab. Er bringt auch Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Aepfel, Pflaumen hervor — von letzteren aber nur die Edelpflaume; die gewöhnliche blaue Pflaume gedeiht um Werder nicht —, Kirschen und Erdbeeren sind dagegen fast ausschließlich seine Domäne. Diese liefert Werder in ausgezeichneter Qualität. Aber wie mühen sich die Leute im Schweiße ihres Angesichts auch ab, um diese herrlichen, saftigen Früchte zu erzeugen! Schon im Februar, sobald der Schnee geschmolzen, beginnt in den Obstgärten die Arbeit, die Bäume mit Dünger zu umlegen, sie von Moos zu reinigen, den Boden zu schurfen und zu lockern, und namentlich den gefährlichsten Feind des Obstbaumes, die Wickelraupe, zu entfernen, und das geht so den ganzen Frühling und Sommer fort, kaum daß in dieser Jahreszeit der Sonntag den Leuten einige Ruhestunden bringt. Es ist ein unablässiges Ringen mit der Natur, um dem Boden seine kostbarsten Gaben abzugewinnen. Die Blüthezeit der Kirschen und Erdbeeren ist eine Existenzfrage für den ganzen Ort. Sind die vierzehn Tage dieser Blüthekrisis glücklich vorüber, dann herrscht Jubel und Freude unter den Einwohnern, dann ist die Ernte auch gesichert, dann kommt aus Berlin der Segen des Mansfelder Bergbaues in reicher Fülle, dann braucht man für den Winter nicht weiter zu sorgen, dann werden nach sauren Sommerwochen frohe Winterfeste gefeiert und Musik und Tanz hören in dem Städtchen den ganzen Winter gar nicht mehr auf.

Dort in der Ferne zeigt sich ein schwarzer Punkt; derselbe kommt näher und näher, wächst und nimmt vor unsern Augen die Gestalt eines Dampfschiffes an, durch dessen Schornstein dicke Rauchwolken in den reinen Aether emporsteigen. So wie der Dampfer in Sicht der Kirche ist, dröhnt über das Wasser ein Böllerschuß. Das ist das Zeichen, daß der Obstdampfer, der durch gemeinsame Mittel der Einwohner angeschafft worden ist, von Berlin zurück ist und daß man sich in den Bergen und Obstgärten sputen möge. Es ist jetzt drei Uhr, um sechs Uhr Abends muß die neue Obstfracht eingeladen sein. Um diese Stunde geht der Dampfer wieder nach Berlin zurück. Nun wird es rings in den Geländen, in den Gärten auf den Wegen und Straßen, die auf die Landungsbrücke führen, lebendig von Karren und Wagen, die mit Hunden, Kühen, Pferden und Menschen bespannt sind, und die alle nach der Brücke sich bewegen; nun thürmen sich dort die Tienen, die kleinen hölzernen Gefäße, in welche das Obst verpackt ist, von Viertelstunde zu Viertelstunde auf; nun sind Hunderte von Händen beschäftigt, dieselben, deren Zahl im Anfang Juli oft bis auf zehntausend steigt, in die beiden durch Dampfkraft gezogenen Schleppkähne einzuladen. Um sechs Uhr ist Alles fertig, jede einzelne Tiene im Bureau gebucht; die Männer, die Waare auf dem Schiffe haben, kehren zu ihrer Arbeit in den Obstgärten zurück, die Weiber dagegen folgen ihren Tienen nach Berlin. Mit einem Kofferchen mit Lebensmitteln und mit einem Kopfkissen unter dem Arme quartieren sie sich bei gutem Wetter auf dem Verdeck des Dampfschiffes ein; sobald aber die Sterne aufziehen oder Regen eintritt, suchen sie die Cajüte auf, wo sie übernachten. Gegen Morgen vier, fünf Uhr läuft das Dampfschiff in den Humboldtshafen von Berlin ein; die Schleppkähne werden abgehalt und nach der Friedrichsbrücke weitergeschoben. Dort ist die Börse für den Obsthandel; dort empfangen die Berliner Höker die neue Waare, und wenn wir, in Berlin angekommen, am nächsten Tag ein gutes Diner machen und man uns zum Dessert Kirschen und Erdbeeren servirt, dann können wir sicher sein, daß es Früchte aus der märkischen Isola Bella sind.

Georg Horn.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 28. **Die Gartenlaube.** 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie in's Freie, Ella!“ sagte Hugo, der urplötzlich an ihrer Seite stand. „Das war ja eine Folterqual.“

Er zog ihren Arm in den seinigen und führte sie hinunter, durch den nächsten Ausgang auf die Straße. Erst hier in der scharfen, kühlen Abendluft schien Ella wieder zur Besinnung zu kommen; sie schlug den Schleier zurück und athmete auf, als sei sie dem Ersticken nahe gewesen.

„Hätte ich ahnen können, daß meine Warnung Sie hierher treiben würde, sie wäre unterblieben,“ fuhr Hugo vorwurfsvoll fort. „Ella, um Gotteswillen, welche unglückselige Idee!“

Die junge Frau zog die Hand von seinem Arme zurück. Der Vorwurf schien ihr wehe zu thun.

„Ich wollte sie doch wenigstens einmal sehen,“ entgegnete sie leise.

„Ohne selbst gesehen zu werden,“ ergänzte der Capitain. „Ich wußte das in dem Augenblicke, als ich Sie erkannte; deshalb schwieg ich auch gegen Reinhold. Aber wie auf Kohlen habe ich hier unten gestanden, während der ganze kritische Cirkel da oben vor Ihrem Zufluchtsorte tagte und seinen liebevollen Gesinnungen und Bemerkungen freien Lauf ließ. Ich kann mir ungefähr denken, was Sie da Alles anzuhören bekamen.“

Er hatte während der letzten Worte einem Kutscher einen Wink gegeben, ihm Straße und Hausnummer zugerufen und seiner Schwägerin beim Einsteigen in den Wagen geholfen; als er aber Miene machte, an ihrer Seite Platz zu nehmen, wies sie ihn sanft, aber entschieden zurück.

„Ich danke Ihnen. Ich fahre allein.“

„Auf keinen Fall!“ rief Hugo beinahe ungestüm. „Sie sind furchtbar aufgeregt, halb ohnmächtig, es wäre unverantwortlich, Sie in diesem Zustande allein zu lassen.“

„Sie sind doch nicht verantwortlich dafür, was aus mir wird,“ sagte Ella mit aufquellender Bitterkeit. „Und Andere kümmert Das ja nicht. Lassen Sie mich allein nach Hause fahren, Hugo, ich bitte Sie darum.“

Ihre Augen sahen ihn durch den Thränenschleier bittend an. Der Capitain sagte kein Wort weiter; er schloß gehorsam den Schlag und trat zurück; aber er sah dem fortrollenden Wagen nach, bis dieser verschwunden war.

Mitternacht war längst vorüber, als Reinhold zurückkehrte und, ohne seine Wohnung zu betreten, sich sofort nach dem Gartenzimmer begab. Das Haus und die Nebengebäude lagen still und dunkel da; nichts regte sich mehr in dem ganzen Umkreise. Was hier lebte und schaffte, war gewohnt, den Tag für die Arbeit zu benutzen, und forderte dafür Nachts seine ungestörte Ruhe. Es war ein Glück, daß das Gartenhaus so fern und einsam lag, sonst wären die Hausgenossen und die Nachbarschaft wohl noch unduldsamer gewesen gegen den jungen Componisten, der es nun einmal nicht lassen konnte, so spät er auch oft nach Hause kam, stets noch seinen Flügel aufzusuchen, und den oft genug der lichte Morgen in seinen musikalischen Phantasien überraschte.

Es war eine stille und mondhelle, aber scharfe und rauhe nordische Frühlingsnacht. In dem dämmernden Lichte sahen diese Mauern und Giebel, die den Garten einengten, noch düsterer und gefängnißartiger aus als am Tage; die Fluth des Canals erschien noch schwärzer in dem blassen Mondstreif, der darüber hin zitterte, und die noch kahlen, blattlosen Bäume und Gesträuche schienen zu leben und zusammenzuschauern in dem kalten Nachtwinde, der erbarmungslos darüber wegfuhr. Man befand sich bereits im April, und doch zeigten sich kaum die ersten Knospen. „Dieser armselige Frühling mit seinem mühseligen Wachsen und Gedeihen, seinen grauen Regentagen und kalten Winden!“ Das hatte Reinhold erst vor wenigen Stunden aussprechen hören, und dann war eine glühende Schilderung jenes Frühlings gefolgt, der wie mit einem Zauberschlage auf den Fluren des Südens emporblüht, jener Sonnentage mit dem ewig blauen Himmel und der tausendfachen Farbenpracht der Erde, jener Mondscheinnächte voll Orangenduft und Liederklang. Der junge Mann mußte wohl noch Kopf und Herz voll haben von diesem Bilde; denn er blickte noch verächtlicher als sonst auf die dürftig kahle Umgebung und schob ungeduldig einen Fliederzweig zur Seite, dessen braune eben erst aufbrechende Knospen seine Stirn streiften. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gaben dieses armseligen Frühlings und keine Lust mehr, so mühselig zu wachsen und zu gedeihen wie die Knospen hier, ewig im Kampfe mit Reif und Wind. Hinaus in die Freiheit, das war der einzige Gedanke, der ihn jetzt noch erfüllte.

Reinhold öffnete die Thür des Gartenzimmers und fuhr wie in plötzlichem Schrecken zurück. Es dauerte einige Secunden, ehe er in der Gestalt, die da an seinem Flügel lehnte, hell beschienen vom Mondlichte, das durch das Fenster fiel, seine Gattin erkannte.

„Du bist es, Ella?“ rief er endlich rasch eintretend. „Was giebt es? Ist etwas vorgefallen?“

Sie machte eine verneinende Bewegung. „Nichts! Ich wartete nur auf Dich."

„Hier? Und zu dieser Stunde?" fragte Reinhold auf's Aeußerste befremdet. „Was fällt Dir denn ein?"

„Ich sehe Dich ja fast nie mehr," war die leise Antwort, „höchstens noch bei Tische in Gegenwart der Eltern, und ich wollte Dich einmal allein sprechen."

Sie hatte bei diesen Worten die Lampe angezündet und auf den Tisch gestellt. Die junge Frau trug noch das dunkle Seidenkleid, das sie heute Abend im Theater getragen: es war freilich auch schmucklos und einfach genug, aber doch nicht so derb und unkleidsam wie ihre gewöhnlichen Hausanzüge. Auch die sonst immer unvermeidliche Haube war verschwunden, und jetzt, wo sie fehlte, sah man erst, welch ein seltener Reichthum sich unter ihr geborgen hatte. Das blonde Haar, das sonst immer nur in einem schmalen Streifen sichtbar wurde, ließ sich kaum bergen in den schweren Flechten, die sich jetzt in ihrer ganzen prachtvollen Fülle zeigten; aber dieser natürliche Schmuck, mit dem wohl jede andere Frau geprunkt hätte, wurde hier beinahe ängstlich Tag für Tag versteckt, bis ein Zufall ihn enthüllte, und doch schien er dem Kopfe ein ganz anderes Gepräge zu geben.

Reinhold hatte wie gewöhnlich kein Auge dafür; er sah die junge Frau kaum an und hörte nur flüchtig und zerstreut auf ihre Worte. Es lag auch nicht die leiseste Spur eines Vorwurfs darin, aber er mußte doch so etwas herausfühlen, denn er sagte ungeduldig:

„Du weißt doch, daß ich gerade jetzt von allen möglichen Seiten in Anspruch genommen werde. Meine neue Composition, die in den letzten Wochen vollendet wurde, ist heute Abend zum ersten Male in die Oeffentlichkeit getreten —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Ella, „ich war im Theater."

Reinhold stutzte. „Du warst im Theater?" fragte er rasch und scharf. „Mit wem? Auf wessen Veranlassung?"

„Ich war allein dort. Ich wollte —" sie stockte und fuhr dann zögernd fort: „ich wollte doch auch einmal Deine Töne hören, von denen alle Welt spricht, und die nur ich nicht kenne."

Ihr Gatte schwieg und sah sie forschend an. Die junge Frau verstand sich schlecht auf die Verstellung, und die Lüge wollte nicht über ihre Lippen. Sie stand vor ihm, todtenblaß, bebend an allen Gliedern; es bedurfte keines besonderen Scharfblickes, um hier die Wahrheit zu errathen, und Reinhold errieth sie sofort.

„Und allein deshalb gingst Du?" sagte er endlich langsam. „Willst Du mich täuschen mit dem Vorwande oder vielleicht Dich selber? Ich sehe, das Gerücht hat bereits bis zu Dir seinen Weg gefunden. Du hast mit eigenen Augen sehen wollen — natürlich! Wie konnte ich auch glauben, daß es mir und Dir erspart bleiben würde!"

Ella blickte auf. Das war wieder die finster umschattete Stirn, die sie stets an ihrem Gatten zu sehen gewohnt war, der Blick düsterer Schwermuth, der Ausdruck eines trotzig niedergehaltenen Leidens, kein Hauch mehr von jenem strahlenden Triumphe, der vor wenig Stunden seine Züge so verklärte: das war ja draußen gewesen, fern von den Seinen; für die Heimath blieb nur der Schatten übrig.

„Warum antwortest Du nicht?" begann er von Neuem. „Denkst Du, ich wäre Feigling genug, die Wahrheit abzuleugnen? Wenn ich sie Dir bisher verschwieg, so geschah es aus Schonung für Dich; jetzt, wo Du sie kennst, werde ich Dir Rede stehen. — Man hat Dir von der jungen Künstlerin erzählt, der ich die erste Anregung zum Schaffen, meinen ersten Erfolg und den heutigen Triumph danke. Man hat Dir das Verhältniß zwischen uns, Gott weiß wie, geschildert, und Du hältst das nun natürlich für ein todeswürdiges Verbrechen."

„Nein. Aber für ein Unglück."

Der Ton dieser Worte hätte wohl Jeden entwaffnet; auch Reinhold's Gereiztheit hielt nicht Stand davor. Er trat ihr näher und ergriff ihre Hand.

„Armes Kind!" sagte er mitleidig. „Ein Glück war es freilich nicht, was der Wille Deines Vaters Dir bestimmte. Du mehr als jede Andere bedurftest eines Gatten, der Tag für Tag im ruhigen Kreislaufe der Alltäglichkeit wirkt und schafft, ohne auch nur mit einem Wunsche darüber hinauszureichen, und gerade Dich hat das Schicksal an einen Mann gekettet, den es gewaltsam fortreißt auf andere Bahnen. Du hast ganz Recht: das ist ein Unglück für uns Beide."

„Das heißt: ich bin es Dir," ergänzte die junge Frau tonlos. „Sie freilich wird es wohl besser verstehen, Dir Glück zu geben."

Reinhold ließ ihre Hand fallen und trat zurück. „Du bist im Irrthum," versetzte er beinahe rauh, „und verkennst vollständig das Verhältniß zwischen Signora Biancona und mir. Es ist ein rein ideales gewesen vom ersten Augenblicke an, und ist es noch bis zu dieser Stunde. Wer Dir etwas Anderes gesagt hat, ist ein Lügner."

Es schien, als wolle Ella aufathmen bei den ersten Worten; aber bei den nächsten schon zog sich ihr Herz wie im Krampfe zusammen. Sie wußte, daß ihr Gatte keiner Lüge fähig sei, am wenigsten in solchem Augenblicke, und er sagte ihr, das Verhältniß sei ein ideales. Noch war es das, daran zweifelte sie nicht, aber auf wie lange? Sie hatte heute Abend im Theater selbst die dämonischen schwarzen Augen leuchten sehen, denen so leicht nichts widerstand, hatte gesehen, wie jene Frau in ihrer Rolle die ganze Stufenleiter der Empfindungen bis zur höchsten Leidenschaft hinauf durchlief, wie diese Leidenschaft das Publicum zum Beifallssturme fortriß, und sie konnte sich unschwer sagen, daß, wenn es der Italienerin beliebt hatte, bisher nur die beglückende Muse zu sein, die den jungen Tondichter an ihrer Hand in das Reich der Kunst einführte, wohl die Stunde kommen werde, wo sie ihm etwas Anderes sein wollte.

„Ich liebe Beatrice," fuhr Reinhold mit einer Aufrichtigkeit fort, von deren Grausamkeit er in der That keine Ahnung zu haben schien, „aber diese Liebe kränkt und verletzt keines von Deinen Rechten. Sie gilt der Musik, als deren verkörperter Genius sie mir entgegentrat, gilt dem Besten und Höchsten in meinem Leben, dem Ideale —"

„Und was bleibt dann noch für Dein Weib übrig?" unterbrach ihn Ella.

Er schwieg betroffen. Die Frage, so einfach sie war, klang doch eigenthümlich in dem Munde seiner für so beschränkt gehaltenen Gattin. Es war ja selbstverständlich, daß sie sich mit dem begnügen mußte, was noch übrig blieb, mit dem Namen, den sie trug, und dem Kinde, dessen Mutter sie war. Sie schien das seltsamerweise gar nicht begreifen zu wollen, und Reinhold verstummte völlig vor dem ruhigen und doch vernichtenden Vorwurfe dieser Frage.

Die junge Frau stützte die Hand auf den Flügel. Sie kämpfte sichtbar mit der Furcht, welche sie von jeher vor ihrem Manne gehegt, dessen geistige Ueberlegenheit sie tief empfand, ohne gleichwohl je den Versuch zu wagen, sich zu ihm zu erheben. In dem Bewußtsein, daß er hoch über ihr stehe, hatte sie sich ihm stets unbedingt untergeordnet, ohne damit jemals etwas Anderes zu erreichen, als eine Duldung, die nahe an Verachtung streifte. Jetzt, wo er eine Andere liebte, hörte die Duldung auf; die Verachtung war geblieben — das fühlte sie deutlich aus seinem Geständnisse heraus, das er so ruhig, so sicher that; seine Liebe zu der schönen Sängerin „kränkte und verletzte ja keines von ihren Rechten"; sie hatte ja überhaupt kein Recht an sein geistiges Leben. Und diesen Mann sollte sie festhalten, jetzt, wo ihm die Liebe einer schönen, von aller Welt gefeierten Künstlerin, wo ihm der Zauberschein Italiens, wo ihm eine Zukunft voll Ruhm und Glück winkte, sie, die nichts zu geben hatte, als sich selber — Ella fühlte jetzt erst das Unmögliche der Aufgabe, die man ihr zugewiesen.

„Ich weiß es, Du hast nie zu uns gehört, nie Jemand von uns lieb gehabt," sagte sie mit stiller Resignation. „Gefühlt habe ich es wohl immer; klar geworden ist es mir erst, seit ich Deine Frau bin, und da war es zu spät. Aber ich bin es doch nun einmal, und wenn Du mich und das Kind verlassen, aufgeben willst um einer Anderen willen —"

„Wer sagt das?" fuhr Reinhold mit einer Entrüstung auf, die ihn freisprach von dem Verdachte, daß ein solcher Gedanke wirklich schon in seine Seele gekommen war. „Verlassen? Dich und das Kind aufgeben? Niemals!"

Die junge Frau richtete das Auge fragend auf ihn, als verstehe sie ihn nicht.

„Du sagtest doch soeben, Du liebtest Beatrice Biancona?"

„Ja, aber —"

„Aber? So mußt Du auch wählen zwischen ihr und uns."

„Du entwickelst ja auf einmal eine ganz ungewöhnliche Bestimmtheit," rief Reinhold gereizt. „Ich muß? Und wenn ich es nun nicht thue? Wenn ich diese ideale Künstlerliebe für vollkommen vereinbar halte mit meinen Pflichten, wenn —"

„Wenn Du ihr nach Italien folgst," ergänzte Ella.

„Also auch das weißt Du schon?" fuhr der junge Mann heftig auf. „Du scheinst ja so vortrefflich unterrichtet zu sein, daß mir nur noch übrig bleibt, die Nachrichten, die man Dir so freundlich zugetragen, zu bestätigen. Es ist allerdings meine Absicht, in Italien meine Studien fortzusetzen, und wenn ich dort Signora Biancona begegnen sollte, wenn ihre Nähe mir neue Begeisterung zum Schaffen giebt, ihre Hand mir die Künstlerwelt öffnet, so werde ich nicht der Thor sein, das Alles zurückzustoßen, blos weil ich nun einmal das Schicksal habe — eine Frau zu besitzen."

Ella zuckte zusammen bei der schonungslosen Härte dieser letzten Worte.

„Schämst Du Dich dieser Frau so sehr?" fragte sie leise.

„Ella, ich bitte Dich —"

„Schämst Du Dich meiner so sehr?" wiederholte die junge Frau scheinbar ruhig, aber es war ein seltsamer, nervendurchzitternder Klang in ihrer Stimme. Reinhold wendete sich ab.

„Sei nicht kindisch, Ella!" erwiderte er ungeduldig. „Glaubst Du, daß es für einen Mann wohlthuend oder erhebend ist, wenn er von seinen ersten Erfolgen nach Hause kommt und findet hier Klagen, Vorwürfe, kurz, die ganze nüchterne Prosa der Häuslichkeit? Du hast mich bisher damit verschont und solltest das auch in Zukunft thun. Du könntest sonst die Erfahrung machen, daß ich nicht der geduldige Ehemann bin, der dergleichen Scenen widerstandslos über sich ergehen läßt."

Es bedurfte nur eines einzigen Blickes auf die junge Frau, um die grenzenlose Ungerechtigkeit dieses Vorwurfes zu erkennen. Sie stand da, nicht wie eine Anklägerin, sondern wie eine Verurtheilte, fühlte sie doch, daß in dieser Stunde das Urtheil ihrer Ehe und ihres Lebens gesprochen wurde.

„Ich weiß wohl, ich bin Dir nie etwas gewesen," sagte sie mit bebender Stimme, „habe Dir nie etwas sein können, und wenn es sich jetzt nur um mich handelte, so ließe ich Dich gehen, ohne ein Wort, ohne eine Bitte weiter. Aber das Kind steht ja noch zwischen uns, und da" — sie hielt einen Augenblick inne und athmete tief auf — „da wirst Du es wohl begreifen, wenn die Mutter Dich noch einmal bittet — daß Du bei uns bleibst."

Die Bitte kam scheu, zaghaft heraus; man hörte ihr die Ueberwindung an, die es sie dem Manne gegenüber kostete, in dessen Herzen auch nicht mehr eine Stimme für sie sprach, und doch bebte in den letzten Worten ein so rührend angstvolles Flehen, daß es nicht ganz ungehört an dem Ohre ihres Gatten verhallte. Er wandte sich wieder zu ihr.

„Ich kann nicht bleiben, Ella," entgegnete er milder als vorhin, aber doch mit kühler Bestimmtheit. „Es handelt sich um meine Zukunft. Du ahnst nicht, was in dem Worte für mich liegt. Begleiten kannst Du mich nicht mit dem Kinde. Abgesehen davon, daß dies bei einer Studienreise unmöglich ist, würdest Du Dich bald genug unglücklich fühlen in einem fremden Lande, dessen Sprache Du nicht verstehst, unter Verhältnissen und Umgebungen, denen Du auch nicht entfernt gewachsen bist. Du wirst Dich jetzt überhaupt gewöhnen müssen, mich und mein Leben mit einem andern Maßstabe zu messen, als mit dem des engherzigen Vorurtheils und der kleinbürgerlichen Beschränktheit. Du bleibst mit dem Kleinen hier im Schutze Deiner Eltern; in spätestens einem Jahre kehre ich zurück. In diese Trennung **mußt** Du Dich fügen."

Er sprach ruhig, freundlich sogar, aber jedes Wort war eine eisige Zurückweisung, ein ungeduldiges Abschütteln der ihm lästigen Bande. Hugo hatte Recht: er lag bereits zu tief im Banne der Leidenschaft, um noch auf irgend eine andere Stimme zu hören — es war zu spät. Ein kaltes, mitleidloses „Du mußt Dich fügen" war die einzige Antwort auf jene rührende Bitte.

Ella richtete sich mit einer ihr sonst fremden Entschlossenheit empor, und es war auch ein fremder Klang in ihrer Stimme; es lag etwas darin von dem Stolze des Weibes, der, jahrelang getreten und unterdrückt, sich endlich doch aufbäumte, als man ihm das Aeußerste bot.

„In die Trennung, ja!" erwiderte sie fest. „Ich bin ja machtlos dagegen. Aber nicht in Deine Rückkehr, Reinhold. Wenn Du jetzt gehst, mit ihr gehst, trotz meiner Bitte, trotz unseres Kindes, so thue es — aber dann gehe auch für immer!"

„Willst Du mir Bedingungen stellen?" rief Reinhold auflodernd. „Habe ich es nicht jahrelang getragen, dieses Joch, das die sogenannten Wohlthaten Deines Vaters mir aufzwangen, das meine Kindheit verbittert, meine Jugend vernichtet hat und mich jetzt an der Schwelle des Mannesalters zwingt, mir das erst in endlosen Kämpfen zu erobern, was ein Jeder als sein natürliches Recht beansprucht, die freie Selbstbestimmung? Ihr habt mich losgelöst von Allem, was Anderen Freiheit und Glück heißt, habt mich festgekettet an eine verhaßte Lebenssphäre mit allen nur möglichen Banden und glaubtet nun Eures Eigenthums sicher zu sein. Aber endlich ist doch für mich die Stunde gekommen, wo es beginnt zu tagen, und wenn es dann auf einmal wie ein Blitz in die Seele niederschlägt und in flammender Klarheit das Ziel zeigt und den Preis am Ziele, dann erwacht man aus dem jahrelangen dumpfen Traume und findet sich — in Fesseln."

Es war ein Ausbruch der wildesten Leidenschaftlichkeit, des glühendsten Hasses, der schrankenlos hervorbrach, ohne danach zu fragen, ob er sich über Schuldige oder Unschuldige ergoß. Das ist ja eben das furchtbar Dämonische der Leidenschaft, daß sie den Haß gegen Alles kehrt, was sich ihr entgegenstellt, und träfe dieser Haß auch die nächsten und heiligsten, träfe er auch die selbstgeknüpften Bande.

Es folgte eine lange, todtenstille Pause. Reinhold hatte sich, überwältigt von der Aufregung, in einen Sessel geworfen und die Hand über die Augen gelegt. Ella stand noch an demselben Platze wie vorhin; sie sprach nicht, regte sich nicht; selbst das Beben, das so oft während der Unterredung sie durchzitterte, hatte aufgehört. So vergingen mehrere Minuten, da endlich näherte sie sich langsam ihrem Gatten.

„Das Kind läßt Du mir doch wohl?" sagte sie mit zuckender Lippe. „Dir würde es nur eine — Last sein in Deinem neuen Leben, und ich habe ja sonst nichts weiter auf der Welt."

Reinhold sah auf und sprang dann plötzlich empor. Es waren nicht die Worte, die ihn so seltsam erschütterten, auch nicht die todtenstarre Ruhe ihres Gesichtes; es war der Blick, der sich auch ihm jetzt so unerwartet und überraschend entschleierte, wie einst seinem Bruder. Zum ersten Male sah auch er in dem Antlitze seiner Gattin die „schönen blauen Märchenaugen", die er so oft an seinem Knaben bewundert, ohne je danach zu fragen, woher sie stammten, und diese Augen waren jetzt groß und voll auf ihn gerichtet. Es stand keine Thräne darin, auch keine Bitte mehr, aber ein Ausdruck, dessen er Ella nie für fähig gehalten, ein Ausdruck, vor dem **sein** Auge zu Boden sank.

„Ella," sagte er ungewiß. „Wenn ich zu heftig war — was hast Du, Ella?"

Er wollte ihre Hand ergreifen; sie wich zurück.

„Nichts. Wann gedenkst Du zu reisen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Reinhold immer mehr betreten. „In einigen Tagen — oder Wochen — es eilt nicht."

„Ich werde die Eltern benachrichtigen. Gute Nacht!" Sie wandte sich, um zu gehen. Er that ihr heftig einen Schritt nach, als wolle er sie zurückhalten. Ella blieb.

„Du hast mich mißverstanden."

Die junge Frau richtete sich hoch und fest auf. Sie schien auf einmal eine Andere geworden zu sein; diesen Ton und diese Haltung hatte Ella Almbach nie gekannt.

„Die ‚Fessel' soll Dich nicht länger drücken, Reinhold. Du wirst ungehindert Dein Ziel erreichen und Deinen — Preis. Gute Nacht!"

Sie öffnete rasch die Thür und trat hinaus. Das Mondlicht fiel hell auf die schlanke Gestalt in dem dunklen Kleide, auf das starre blasse Antlitz und die blonden Flechten. Im nächsten Augenblicke schon war sie verschwunden. Reinhold stand allein.

„Das ist jetzt ein Elend hier im Hause!" sagte der alte Buchhalter im Comptoir, indem er die Feder hinter das Ohr steckte und das Rechnungsbuch zuklappte. „Der junge Herr seit drei Tagen fort, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, ohne nach Frau und Kind zu fragen — der Herr Capitain setzt den Fuß nicht mehr

über die Schwelle — der Principal geht in einer Wuth herum, daß man es kaum wagt, ihm nahe zu kommen, und die junge Frau Almbach sieht aus, daß Einem das Herz in der Brust weh thut, wenn man sie nur anschaut. Weiß der Himmel, was aus dieser unglücklichen Geschichte noch werden wird!“

„Aber wie ist denn der Bruch nur so plötzlich gekommen?“ fragte der erste Commis, der gleichfalls — es war der Schluß der Comptoirstunde — seine Schreibereien bei Seite legte und sein Pult verschloß.

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Plötzlich? Ich glaube kaum, daß er Einem von uns unerwartet kam. Das hat ja wochen- und monatelang gewühlt in der Familie; es fehlte nur noch der Funke in all dem Zündstoffe, und der ist schließlich auch gekommen. Frau Almbach brachte aus einer Damengesellschaft die Neuigkeit mit nach Hause, und so erfuhr denn auch ihr Mann, was bereits die halbe Stadt weiß und was nun freilich Keiner gern von seinem Schwiegersohne hört. Sie kennen ja den Principal und wissen, mit welchem Widerwillen er von jeher diese ganze Künstlergeschichte angesehen, wie er dagegen gekämpft hat, und nun noch diese Entdeckung! Er ließ den jungen Herrn rufen, und da gab es einen Auftritt — ich habe ihn theilweise im Nebenzimmer mit angehört. Hätte Herr Reinhold sich wenigstens noch vernünftig benommen und nachgegeben, hier, wo er doch wahrhaftig nicht schuldlos war, die Sache wäre vielleicht noch beigelegt worden, statt dessen aber setzte er seinen ärgsten Trotzkopf auf, sagte dem Schwiegervater in's Gesicht, er wolle nicht länger Kaufmann bleiben, wolle nach Italien gehen, Musiker werden, er habe die Sclaverei hier lange genug ausgehalten, und was dergleichen Dinge mehr waren. Der Principal kannte sich nicht mehr vor Wuth; er verbot, drohte, beleidigte endlich, und da freilich war's aus. Der junge Herr brach los mit einer Wildheit, daß ich glaubte, es würde ein Unglück geben. Wie wahnsinnig stampfte er mit dem Fuße und rief: ‚Und wenn die ganze Welt sich dagegen setzt, es geschieht doch. Ich lasse mich nicht länger knechten, lasse mir mein Denken und Fühlen nicht vorschreiben.‘ Und in dem Tone ging es fort; eine Stunde darauf stürmte er aus dem Hause und hat noch nichts wieder von sich hören lassen. Gott bewahre einen Jeden vor solchen Familienscenen!“

Der alte Herr legte die Feder bei Seite, verließ seinen Sitz und wünschte den übrigen Herren einen guten Abend, während er zugleich Anstalt machte, das Comptoir zu verlassen. Er hatte aber kaum einige Schritte in den Hausflur hinaus gethan, als er dort mit Hugo Almbach zusammentraf, der rasch von der Straße her einbog. Der Buchhalter schlug im freudigen Schreck die Hände zusammen.

„Gott sei Dank, daß wenigstens Sie sich wieder sehen lassen, Herr Capitain!“ rief er. „Es thut uns wahrlich noth hier im Hause.“

„Steht das Thermometer immer noch auf Sturm?“ fragte Hugo, mit einem Blicke nach dem oberen Stocke hinauf.

Der Buchhalter seufzte. „Auf Unwetter! Vielleicht bringen Sie uns Sonnenschein.“

„Schwerlich!“ sagte Hugo ernst. „Augenblicklich suche ich Frau Almbach. Sie ist doch zu Hause?“

„Ihre Frau Tante ist mit dem Herrn Principal ausgegangen,“ berichtete Jener.

„Nicht doch. Ich meine meine Schwägerin.“

„Die junge Frau? Du lieber Gott, die haben wir in den drei Tagen kaum zu Gesichte bekommen. Sie wird wohl oben im Kinderzimmer sein; sie geht jetzt kaum eine Minute mehr weg von dem Kleinen.“

„Ich werde sie aufsuchen,“ erklärte Hugo, mit flüchtigem Gruße die Treppe hinaufeilend. „Guten Abend!“

Der Buchhalter sah ihm kopfschüttelnd nach. Er war es so gar nicht gewohnt, daß der junge Capitain ohne irgend einen Scherz, ohne eine Neckerei an ihm vorüberging, und er hatte auch die Wolke bemerkt, die heute auf der sonst so hellen Stirn des jungen Mannes lag. Er schüttelte noch einmal den Kopf und wiederholte seinen Stoßseufzer von vorhin. „Weiß der Himmel, wie die Geschichte enden wird!“

Hugo hatte inzwischen die Wohnung seiner Schwägerin erreicht. „Ich bin's, Ella,“ sagte er eintretend. „Habe ich Sie erschreckt?“

Die junge Frau war allein; sie saß am Bettchen ihres Knaben. Der jugendlich rasche Schritt draußen und das schnelle Oeffnen der Thür mochten sie wohl über den Kommenden getäuscht haben; sie hatte sicher einen Anderen erwartet. Das bewies ihr jähes Auffahren und die Gluth in ihrem Antlitz, die urplötzlich einer tiefen Blässe wich, als sie in dem Eintretenden ihren Schwager erkannte.

„Der Onkel treibt die Ungerechtigkeit so weit, auch mir sein Haus zu verbieten,“ fuhr dieser fort, indem er näher trat. „Er hält nun einmal fest an dem Gedanken, daß auch ich einen Antheil an dem unglückseligen Zerwürfniß habe. Ich hoffe, Ella, Sie sprechen mich frei davon.“

Die junge Frau hörte kaum auf die letzten Worte. „Sie bringen mir Nachricht von Reinhold?“ fragte sie rasch mit fliegendem Athem. „Wo ist er?“

„Sie haben doch wohl nicht erwartet, daß er selbst kommt,“ sagte der Capitain ausweichend. „Welche Schuld er auch bei der ganzen Sache tragen mag, die Behandlung von Seiten des Onkels war derart, daß sich ein Jeder dagegen erhoben hätte. In dem Punkte stehe ich ganz auf seiner Seite und begreife es vollkommen, daß er mit der Absicht ging, nicht zurückzukehren. Ich hätte es auch gethan.“

„Es war ein furchtbarer Auftritt,“ versetzte Ella, die hervorbrechenden Thränen niederkämpfend. „Die Eltern erfuhren von anderer Seite, was ich ihnen um jeden Preis verbergen wollte, und Reinhold war entsetzlich in seiner wilden Gereiztheit. Er verließ uns, aber ein Wort hätte er mir in den drei Tagen doch zukommen lassen können, wenigstens durch Sie. Er ist doch bei Ihnen?“

„Nein,“ erwiderte Hugo kurz, beinahe herb.

„Nicht?“ wiederholte Ella, „er ist nicht bei Ihnen? Ich nahm es als selbstverständlich an, daß er dort sei.“

Der Capitain sah zu Boden. „Er kam zu mir, und zwar in der Absicht, zu bleiben, aber es stellte sich eine Differenz zwischen uns heraus. Reinhold ist maßlos heftig, wenn ein gewisser Punkt berührt wird; ich konnte und mochte ihm meine Ansichten darüber nicht verhehlen, und wir geriethen zum ersten Male in unserem Leben ernstlich in Streit. Er verweigerte es daraufhin, mein Gast zu sein; ich habe ihn erst heute Mittag wiedergesehen.“

Ella erwiderte nichts. Sie fragte auch nicht, was den Anlaß zu dem Streite gegeben, fühlte sie doch nur zu gut, daß sie in dem für so leichtsinnig, übermüthig und herzlos gehaltenen Schwager den energischsten Schutz ihrer Rechte gehabt hatte.

„Ich habe noch einmal das Aeußerste versucht,“ sagte er dicht an ihre Seite tretend, „obgleich ich wußte, daß es umsonst sein werde. Aber Sie — Ella? Konnten Sie ihn nicht halten?“

„Nein,“ entgegnete die junge Frau. „Ich konnte nicht — und ich wollte auch nicht mehr.“

Statt aller Antwort wies Hugo nach dem schlafenden Kinde hinüber; sie schüttelte heftig den Kopf.

„Um seinetwillen habe ich mich überwunden und den Mann, der sich um jeden Preis von mir losreißen wollte, gebeten zu bleiben. Ich wurde zurückgewiesen; er ließ es mich fühlen, welch eine Fessel ich ihm bin — so mag er denn frei werden!“

Hugo's Blick ruhte forschend auf ihrem Antlitz, das wieder jenen Ausdruck von Energie zeigte, der diesen Zügen einst so fremd gewesen war; langsam zog er ein Billet hervor.

„Wenn Sie denn vorbereitet sind — ich habe Ihnen einige Zeilen von Reinhold zu bringen. Er übergab sie mir vor einigen Stunden.“

Die junge Frau fuhr zusammen. Die eben noch gezeigte Festigkeit wollte nicht Stand halten, als sie auf dem Couvert die Handschrift ihres Gatten erblickte, nur seine Handschrift, wo sie sich mit Todesangst an die Hoffnung geklammert, er werde selbst kommen, und wäre es auch nur, um Abschied zu nehmen. Mit bebender Hand nahm sie den Brief und erbrach ihn; er enthielt nur wenige Zeilen:

„Du bist Zeugin des Auftrittes zwischen Deinem Vater und mir gewesen und wirst es daher begreifen, daß ich sein Haus nicht wieder betrete. An meinem Entschlusse ändert jene Scene nichts; sie beschleunigt nur meine Abreise, denn die Tactlosigkeit Deiner Eltern hat der Sache eine Oeffentlichkeit gegeben, die es mir nicht wünschenswerth erscheinen läßt, auch nur eine

Stunde länger in H. zu bleiben, als unbedingt nothwendig ist. Ich kann Dir und dem Kinde nicht persönlich Lebewohl sagen; denn ich setze nicht wieder den Fuß über eine Schwelle, von der man mich in solcher Weise fortwies. Meine Schuld ist es nicht, wenn die zeitweise Trennung, die ich erzwingen wollte, jetzt zu einer dauernden wird und sich im gewaltsamen Bruche vollzieht. Du warst es, die mir die Bedingung stellte, entweder zu bleiben, oder für immer zu gehen. Nun denn, ich gehe! Vielleicht ist es das Beste für uns Beide. Lebe wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Vorbeigehn.

Grüß Gott, im Vorbeigehn!
Das trifft sich ja gut;
So ein Gruß giebt zum Jagen
Gar fröhlichen Muth.

„Jawohl, im Vorbeigehn
Drückst Du mir die Hand —
Und steigst in die Berge
Zur schwindelnden Wand."

Ein Grüß-Gott im Vorbeigehen.
Originalzeichnung von L. Braun.

Dort denk' ich an Dich,
Und da geb' ich schon Acht:
Hab' allweil im Vorbeigehn
Meinen Gruß Dir gebracht.

„Und hat das Vorbeigehn
Niemalen ein End',
Daß man endlich für immer
Beisammen sein könnt'?"

Ja, Schatz, wenn Du Das willst,
So woll'n wir's alle Zwei —
Und da ist's ja gleich mit dem
Vorbeigehn vorbei!

Die Kaninchen-Zucht in Deutschland.

Von Prof. Dr. Friedrich Anton Zürn.

(Schluß.)

Frankreich producirt jährlich achtzig bis fünfundachtzig Millionen Kaninchen, von denen etwa drei Millionen jährlich in Paris consumirt werden; die übrigen werden in anderen Theilen Frankreichs verzehrt oder in das Ausland geschafft. Der Erlös aus diesen Kaninchen ist, wie bereits erwähnt, mit einhundertneunzig bis zweihundert Millionen Franken mindestens anzuschlagen. Namentlich sind es die kleinen bäuerlichen Wirthe, welche die Kaninchenzucht treiben, freilich meist nur für den

eigenen Bedarf; ferner die Gärtner, welche ihre Etablissements in der Nähe größerer Städte haben; sie sind es, welche viele Kaninchen zum Verkaufe bringen. Im südlichen Frankreich, in Belgien und Holland werden massenhaft die „lapins" gezogen und nach dem Auslande geschafft. So wurde mir versichert, daß in Flandern ein Ort Roulers sei, in welchem Kaninchenschlächtereien zu finden, die im Winter wöchentlich sechszigtausend Stück dieser Thiere nach London liefern, und ebenso ist es bekannt, daß von Ostende aus im Winter wöchentlich fünfzig- bis hunderttausend Stück nach London geschafft werden. Durch eine im englischen Oberhause gehaltene Rede des Lord Malmesbury wissen wir, daß nach England jährlich ein und eine halbe Million Kaninchen importirt, daß im genannten Lande zweiunddreißigtausendfünfhundert Tonnen (à zwanzig Centner) Kaninchenfleisch verzehrt werden und daß die ärmere Bevölkerung der Stadt Nottingham allein wöchentlich dreitausend Stück Kaninchen consumirt. Das sind Zahlen, die wahrlich allein sprechen!

Das wilde Kaninchen wiegt ein halbes bis zwei Kilogramm, der gewöhnliche deutsche Stallhase zwei bis zwei und ein halbes Kilogramm, das englische Hängeohrkanin drei und ein halbes bis fünf Kilogramm, der Lapin ordinaire — wenn er sechs bis acht Monate alt ist und angemästet wurde — drei und ein halbes bis fünf Kilogramm, der Lapin bélier sieben bis neun Kilogramm (neun Kilogramm als Seltenheit).

In Belgien zahlt man für ein gemästetes, sehr schweres sogenanntes Lapin fort (das Thier wird stark gefüttert, in engen Bretterverschlägen oder in hölzernen Kasten gehalten, damit es sich nicht viel bewegen kann, und wird dadurch bis acht Kilogramm schwer) höchstens fünf bis sechs Franken. In Frankreich giebt man auf dem Markte für ein halb- oder dreivierteljähriges etwa vier Kilogramm schweres Kaninchen dreieinhalb bis fünf Franken. Für das Fell können im Durchschnitt einhalb bis dreiviertel Franken erzielt werden. Das Pfund Fleisch kostet in Frankreich durchschnittlich sechszig Centimes oder etwa nach unserem Gelde fünf Silbergroschen; für fette, ganz besonders gute Waare wird jedoch auch achtzig Centimes pro Pfund bezahlt. Das Fleisch ist also keineswegs ein allzu billiges.

In Deutschland sind die Preise sehr viel geringer. Die deutsche landwirthschaftliche Zeitung giebt in ihrem Marktberichte an, daß in Berlin im Monat Februar dieses Jahres das deutsche Kaninchen pro Stück mit sechs bis zwölf Silbergroschen fünf Pfennige, Lapins aber mit zehn bis zweiundzwanzig Silbergroschen fünf Pfennige bezahlt worden seien.

Das Fleisch der Kaninchen kann sich nur als sehr billiges herausstellen, wenn man die Thiere zum eigenen Bedarf selbst gezogen hat und zwar in kleinen ökonomischen Wirthschaften, in Gärtnereien und dergleichen, wo sonst nicht verwerthbare Abfälle genug vorkommen, die als Nahrungsmittel für Kaninchen benutzt werden können.

Die hier in Frage stehenden Geschöpfe nützen uns aber nicht nur durch ihr Fleisch, sondern auch durch ihr Fell und ihre Haare. Die Winterkaninchenfelle kommen zunächst als Pelzwerk in Betracht. Schwarze Kaninchenhäute werden zu Trauerpelzwerk, weiße zu sogenannten imitirten Hermelin (hauptsächlich für Kinderpelzwaaren) verwendet. Weiße Kaninchenpelze kommen hauptsächlich als sogenannte „Lissakanin" in den Handel. Von Polnisch-Lissa aus werden große Mengen dieser Felle in die Welt geschickt und man zahlt gewöhnlich acht bis zwanzig Thaler, ausnahmsweise für ganz schöne Waare dreißig Thaler pro hundert Stück. Keineswegs aber stammen diese Felle von dem in Polen und Rußland heimischen Himalayakanin allein, sondern es scheint häufig vorzukommen, daß man überall gesammelte weiße Kaninchenfelle nach Lissa schickt, um sie dort durch die in der Zubereitung der Felle sehr geschickten Kürschner zurichten zu lassen, und dann kommen die Häute, welche in Lissa durch die Hand der Kürschner gegangen sind, als Lissakanin in den Handel.

Was die sonstigen Preise der Felle anderer Kaninchen anlangt, so würde zu erwähnen sein, daß der Pelz des englischen Silberkanin eine sehr gesuchte Waare abgiebt. Echte, große, englische Silberkaninhäute bezahlt man bis zu vierzig Thaler für das Hundert. Die Bälge der gewöhnlichen englischen oder australischen Silberkaninchen gelten fünfzehn bis fünfundzwanzig Thaler das Hundert. Die Häute der gewöhnlichen deutschen Stallhasen scheinen nur geringen Werth zu haben; man versicherte mir, daß selten mehr als ein bis drei Silbergroschen für das Stück bezahlt werde. In Belgien kostet das Fell eines außergewöhnlich großen und mit feinen Haaren versehenen Lapin einen, höchstens zwei Franken, im Durchschnitt wird für die Haut eines sehr großen Kaninchens neunzig Centimes ausgegeben; große und kleine Bälge im Gemenge kosten nicht mehr als vierzig bis fünfzig Franken das Hundert.

In Belgien und Frankreich existiren eine große Anzahl von Fabriken, welche in wirklich meisterhafter Weise Kaninchenfelle zu färben verstehen. In der Stadt Gent allein werden über zweitausend Kaninchenpelzfärber beschäftigt. Eine der bedeutendsten derartigen Fabriken ist die Teinturerie De Peaux De Lapins von Chr. Jurée und Compagnie in Gent. Sie wurde 1867 gegründet; in ihr arbeiteten anfangs nur sehr wenige Arbeiter; sie hatte damals keine Dampfmaschine und gab sich nur mit Schwarzfärben der Felle ab. Gegenwärtig beschäftigt Chr. Jurée und Compagnie in einem sehr stattlichen vierstöckigen Gebäude zweihundertsechszig Arbeiter. Eine Dampfmaschine von fünfundfünfzig Pferdekräften, sowie eine Menge zweckmäßiger Maschinen, welche zur Zubereitung der Häute dienen, sind im Betrieb. Das Etablissement liefert jede Woche zwölfhundert Dutzend in verschiedener Weise zugerichteter und gefärbter Kaninchenfelle. Gerade diese Fabrik versteht es, nicht nur sehr schöne schwarzgefärbte Waare zu liefern, sondern auch Bälge, welche, wie es in einem Geschäftsberichte dieser Firma heißt, „die Färbung der kastanienbraunen Felle (nachgeahmte Fischotter) und der hellbraunen (nachgeahmter Marder), die Appretur der natürlichen Felle, sowohl der blauen, der weißen, wie der silberfarbigen &c.", die zu jener Zeit sehr in Aufnahme waren, in täuschendster Weise vor Augen führen.

Ja, ja, geehrte Leserin! Gar manche Dame trägt Pelzwerk, das angeblich Feh, das heißt das kostbare Fell des grauen Eichhorns sein soll, oder aber Fischotter- oder Marderpelz, und es ist doch nichts weiter als geschickt gefärbter Kaninchenbalg. Auch der Stoff zu den in neuester Zeit in England so vielfach getragenen „Seehundjäckchen" ist weiter nichts als gefärbter Kaninchenpelz. In Gent oder in Frankreich werden die einfach gefärbten Kaninchenfelle das Dutzend mit zweiundzwanzig bis sechsundzwanzig Franken bezahlt. Trotzdem in Deutschland einzelne Kaninchenpelzfärbereien vorhanden sind, schickt man doch meistentheils aus unserem Vaterlande die ausgezeichneteren Kaninchenbälge nach Gent oder nach Frankreich, angeblich weil dort das Färben besser und billiger ausgeführt wird. Der Mangel einer größeren Zahl gut eingerichteter Färbereien in Deutschland dürfte zwar mit einer regeren und gesteigerten Kaninchenproduction wegfallen, immerhin ist dieses Moment gegenwärtig als ein Hinderniß für die genügende Verwerthung der Felle bei eintretender Massenproduction von Kaninchen anzusehen.

Die Kaninchenhaare werden ferner zur Fabrikation von Hüten verwendet. Fast alle in Frankreich producirten Kaninchenhäute gehen zunächst nach Paris, wo sie sortirt werden. Die meisten werden dann in besonderen Etablissements geschoren, die einzelnen ausgezeichneten Bälge aber den Pelzfabriken abgelassen. Der Umsatz von Kaninchenfellen für die Hutfabrikation in Frankreich wird auf circa fünfunddreißig Millionen Franken, der für Pelzwerk auf acht bis zehn Millionen Franken angegeben. Die Felle der grauen englischen Gehegekaninchen und die der wilden Kaninchen aller Länder werden von dem deutschen Hutmacher, nach mir gemachten Angaben, besonders bevorzugt. Hundert Stück Felle von deutschen wilden Kaninchen wurden im vorigen Jahre bei uns mit neun oder zehn Thalern, hundert Stück von englischen grauen wilden oder von den Gehege-Kaninchen aber mit zehn oder elf Thalern bezahlt. Haare erster Qualität (vom Rücken) kosteten das Pfund drei Thaler bis drei Thaler zwanzig Groschen, solche zweiter Qualität (Haare vom Rücken und den Seitentheilen der Kaninchen) das Pfund zwei Thaler zwanzig Groschen. Die Haare vom Bauche, von den Keulen und vom Schwanz sollen die wenigst werthvollen und demgemäß die billigsten sein. In Oesterreich zahlen die Hutmacher für das Pfund zur Filzfabrikation geeigneter Kaninchenhaare jetzt durchschnittlich etwa sechs Gulden. Hundert kleine Kaninchenbälge geben etwa vier bis fünf Pfund Haare, während zehn gute große Hasenfelle ein Pfund für den Hutmacher brauchbare Haare liefern sollen. Die geschorenen Felle werden in Leimsiedereien verwerthet. Wie man früher ganz besonders die Haare des

Angorakaninchens zu sehr feinem Garn spinnen ließ, aus dem Strümpfe, Handschuhe u. dgl. gefertigt wurden, so finden jetzt die feineren, weichen Kaninchenhaare, entweder für sich gesponnen oder mit Wolle, Baumwolle oder Seide zusammengewebt, ihre Verwendung. Kaninchenwolle ist leider nur viel zu theuer, um vortheilhaft in Gespinnstproducten verwerthet zu werden.

In Großenzersdorf bei Wien hat Herr Alfred Russo eine große Kaninchenzucht. Genannter Herr hat sich das große Verdienst erworben, die Kaninchenzucht in Oesterreich eingeführt und gezeigt zu haben, daß Kaninchenhaare, außer zu feinen Hüten, auch in gesponnenem Zustande vielfach zu verwerthen sind. Sehr feine und zarte, dabei haltbare Kaninchenhaar-Gespinnste und Strickwaaren, sowie Kaninchenwollstoffe, welche Herr Russo fertigen ließ, fanden allgemeine Anerkennung und wurden auf der Wiener Weltausstellung prämiirt.

Wie zu Gespinnsten, so benutzt man diese Haare auch zur Erzeugung sehr feiner Filzwaaren, z. B. zur Herstellung von Filzpantoffeln, Filzröcken 2c.

Vergessen darf endlich nicht werden, daß der Kaninchendünger — besonders für Gärten — werthvoll ist.

Das bisher Mitgetheilte hat jedenfalls bewiesen, daß das Kaninchen ein sehr fruchtbares und in verschiedener Beziehung sehr nutzbringendes Hausthier genannt werden muß. Da dasselbe mit verhältnißmäßig wenig Unkosten groß zu ziehen ist, ferner die Zucht dieser Thiere auch im kleinsten Maßstabe, also von ärmeren Leuten, betrieben werden kann, Franzosen, Engländer und Belgier aber uns gezeigt haben, welches gewaltige Capital in und mit der Production von Kaninchen in Bewegung gesetzt wird, so muß ganz entschieden mit Freude begrüßt werden, daß sich jetzt auch in Deutschland das Interesse für die Zucht dieser Thiere gehoben hat und daß namentlich sich mehrfach (z. B. in Hildesheim, in Hannover und an anderen Orten) Kaninchenzüchtervereine gebildet haben.

Ganz besonders wünschenswerth ist es, daß der ärmere Mann, sofern seine Verhältnisse es gestatten, die Zucht der Kaninchen zum eigenen Bedarf ausübt, insbesondere in solchen Gegenden, wo die Bedingungen zur Haltung dieser Thiere ganz günstige sind und notorisch die ärmere Bevölkerung der Fleischnahrung mehr oder weniger entbehren muß. Ich meine z. B. den Thüringer Wald, den Harz, das Erzgebirge. Wenn die Zahlen, welche uns die Statistik über den Fleischverbrauch in den verschiedenen Ländern des deutschen Reiches geliefert hat, auch nicht vollkommen zuverlässig sind, so bezeugen sie doch, wie nothwendig es ist, Alles zu unterstützen, was die Production eines für Menschen genießbaren und zuträglichen Fleisches heben und fördern kann. Nach Hausner beträgt der jährliche Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung in Baiern 34, Baden 25, Würtemberg 22, Preußen 19 und Sachsen 17 Kilogramm.

Könnte man ermitteln, wie sich z. B. der in Sachsen auf den Kopf der Bevölkerung kommende jährliche Fleischconsum von siebenzehn Kilogramm vertheilt auf den Reichen und den Armen, so würde entschieden ein Erstaunen erregendes Resultat über die Geringfügigkeit des jährlichen Fleischquantums, welches auf den Kopf der armen Bevölkerung kommt, zu Tage treten.

So sehr nun auch die Kaninchenzucht, namentlich für kleinere Leute auf dem Lande, empfohlen werden darf und es gewiß an der Zeit ist auch Versuche mit der Zucht dieser Thiere im Großen zu machen, trotzdem die bisherige Erfahrung lehrt, daß letzteres ein äußerst mühevolles Unternehmen ist, so ist es doch Pflicht vor allzustarken Illusionen über die Rentabilität dieses Erwerbszweiges nachdrücklich zu warnen.

Wer da glaubt Kaninchen in irgend einem beliebigen, dunklen, feuchten Stallwinkel halten zu können, wer da meint, daß diese Thiere eine besondere Aufmerksamkeit seitens des Besitzers nicht bedürften, nicht gut gepflegt und abgewartet werden müßten, der irrt sich so sehr, wie Derjenige, der den marktschreierischen Reclamen gewisser Züchter Glauben schenkt und überzeugt ist durch die Kaninchenzucht in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden. Die Kaninchen bedürfen einer besonders aufmerksamen Pflege, wenn sie etwas einbringen und nicht ein bloßes Spielzeug für Kinder sein sollen; sie verlangen gut ventilirte, reinliche, trockene Ställe; sie wollen einen öfteren Wechsel in der Nahrung, denn sie sind kleine Näscher; die trächtigen und säugenden Mutterthiere sind unverträglich und müssen meist isolirt werden; manche sind so beißsüchtig, daß sie die junge Zucht zerstören. Wenn den Kaninchen nicht recht genügende Abwartung zu Theil wird, verfallen sie leicht in Tod bringende Krankheiten, namentlich auch in durch Parasiten bedingte (z. B. die sogenannte Psorospermienkrankheit oder Gregarinose; die durch die erbsenförmigen Finnen — Vorstufen des im Hundedarme hausenden gesägten Bandwurms — hervorgerufene Krankheit; die Räude 2c.).

Wer auf die große Fruchtbarkeit des Kaninchens pocht, der wolle bedenken, daß man zweckmäßiger Weise — um recht große und kräftige Nachkommen zu erzielen — das Weibchen im Jahr vielleicht nur vier bis fünf mal befruchten läßt, und ein solches am besten in einem Alter von acht Monaten zum ersten Male zur Zucht verwendet, über vier Jahre alte Exemplare aber von der Zucht ganz ausschließt.

Ueber die Kosten der Aufzucht und der Ernährung hat man sich auch vielfältig eine falsche Anschauung gebildet. Hochstetter behauptet in seiner vortrefflichen Broschüre „Das Kaninchen" (Stuttgart bei Schickhardt und Ebner), „daß ein Kaninchen vom Tage der Geburt bis zum Alter von sechs Monaten etwa neun Silbergroschen zu erhalten koste, daß dieser Betrag aber wesentlich geringer sich stelle bei der Aufzucht solcher Thiere in kleineren ökonomischen Wirthschaften, in Gärtnereien 2c.

Kann man nicht darauf rechnen, daß theilweise sonst werthlose Abfälle zur Verwerthung kommen, so stellen sich die Erhaltungskosten bestimmt wesentlich höher. Bei allen Thieren, deren Benutzung in erster Linie auf Fleischproduction gerichtet ist — also auch bei den Kaninchen — muß auf gute Ernährung von erster Jugend an Bedacht genommen werden. Eine landwirthschaftliche Autorität ersten Ranges, welche sich auch praktisch mit der Züchtung größerer ausländischer Kaninchen beschäftigt hat, hatte die Güte mir mitzutheilen, daß im Durchschnitt ein Kaninchen, welches dergestalt ernährt worden sei, daß es nach Vollendung des ersten Halbjahres neun Pfund lebendes Gewicht aufzeigte, $16^{53}/_{100}$ Silbergroschen zu erhalten gekostet habe. Rechnet man den Werth eines solchen Thieres so hoch, wie in Frankreich auf dem Markte für dasselbe gern gezahlt werden würde, nämlich vier bis fünf Franken, gleich einen Thaler zwei Silbergroschen bis einen Thaler zehn Silbergroschen, so wäre immerhin ein recht hübscher Gewinn erzielt. Ist der Preis freilich nicht höher, als er z. B. im Februar dieses Jahres sich in Berlin herausgestellt hat, nämlich zehn Silbergroschen bis zweiundzwanzig Silbergroschen fünf Pfennige, so würde entweder bedeutend zugesetzt oder doch nur wenig gewonnen worden sein.

Dazu kommt, daß die Interessen für das Anlagecapital häufig gar nicht in Anschlag gebracht werden. — Gewiß hat man aber auch daran zu denken, daß der Preis der Bälge und Haare von Kaninchen bei einer eintretenden Massenproduction dieser Thiere und einem daraus resultirenden vermehrten Angebote sinken wird.

Der Verkauf von Zuchtkaninchen bei den bisher üblichen Preisen hat sich freilich als recht rentabel herausgestellt. Lapin ordinaire oder Lapin de garenne bester Qualität wird das Stück nicht unter sechs bis fünfzehn Franken, gleich einem Thaler achtzehn Silbergroschen bis vier Thalern, zu haben sein; Lapin bélier wird und zwar das Paar junger Thiere mit zwanzig bis vierzig Franken, gleich fünf Thalern zehn Silbergroschen bis zehn Thalern zwanzig Silbergroschen, das Paar zuchtfähiger Widderkaninchen aber mit sechszig bis hundert Franken, gleich sechszehn Thalern bis sechsundzwanzig Thalern zwanzig Silbergroschen, bezahlt. Diese hohen Preise haben nun auch manchen in- und ausländischen Speculanten veranlaßt, Zuchtkaninchen zu erziehen und durch marktschreierische Reclame an den Mann zu bringen. Betrügereien der mannigfachsten Art wurden ausgeführt. Bestellt man in Frankreich Lapin bélier, so bekommt man sehr häufig nur Lapin ordinaire; die Leporiden werden als echte Hasen-Kanin-Bastarde bezeichnet und als solche verkauft; alte, vollkommen werthlose und abgenutzte Zuchtthiere werden als durchaus zuchtfähig versendet u. s. f. Mancher Arme hat sein mühsam erspartes Geld dahingegeben, um aus dem Auslande recht schöne und brauchbare Zuchtkaninchen zu acquiriren, und ist abscheulich betrogen worden.

Deshalb ist es gewiß zweckmäßig, sich an bekannte ehrenwerthe deutsche Züchter zu wenden, um geeignetes Material zu

erhalten, oder sich bereits bestehenden Züchtervereinen anzuschließen. Auch bin ich überzeugt, daß die Redaction der „Blätter für Kaninchenzucht" jederzeit in der Lage und bereit ist, geeignete billige und reelle Bezugsquellen anzugeben. Schließlich sei erwähnt, daß, wenn man französische Kaninchenracen zu uns verpflanzen will, der Lapin de garenne und der Lapin ordinaire, in zweiter Linie der sogenannte Leporide, den Vorzug verdienen. Das Widderkanin scheint nicht für unser Klima geeignet zu sein; die Nachzucht von demselben ist fast immer bei uns nur gering, die Kränklichkeit und Sterblichkeit der in Deutschland aufgezogenen jungen Lapins béliers aber stets eine große; Degenerationen dieser Thiere — namentlich nach der dritten bei uns gezüchteten Generation — sollen ungemein häufig sein; es bedürfen diese Thiere ganz besonders viel Pflege und gutes Futter; die Ausgabe für das erste Zuchtmaterial ist dabei keine geringe. Bei den in Deutschland weitergezogenen Leporiden kommt es häufig vor, daß sie nicht treu ihre Farbe vererben; schwarz oder gelb gefärbte Junge sind keine Seltenheit. — Es ist aber auch meine feste Ueberzeugung, daß, so gut es die Franzosen vermochten, den Lapin ordinaire in's Leben zu rufen, wir aus dem in Deutschland heimischen gewöhnlichen Kaninchen durch sorgfältige Auswahl, Pflege und Ernährung einen Kaninchenschlag heranbilden können, der allen billigen Anforderungen entspricht und dessen Glieder sich nicht — wie die aus dem Auslande importirten Thiere — an neue Existenzbedingungen anzupassen und den Kampf mit denselben aufzunehmen haben.

Bei dem verhältnißmäßig hohen Preise, welchen die weißen Felle haben (siehe oben unter Lissa-Kanin), dürfte der Zucht weißer Kaninchen vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein.

In vielen Gegenden Deutschlands hat man, wie erwähnt, noch ein ganz unmotivirtes Vorurtheil gegen den Genuß des allerdings etwas süßlich schmeckenden Kaninchenfleisches. Daß durch geeignete Zubereitung letzteres recht schmackhaft werden kann, ist erwiesene Thatsache; vortreffliche Anweisung, Kaninchenfleisch auch für verwöhnte Gaumen genießbar zu machen, giebt die Broschüre: „Receptbuch für Kaninchen- (Lapin-) Fleischbereitung", welche im Verlag von Ch. Stahl in Neu-Ulm erschienen ist.

Aus deutschen Gerichtssälen.

Nr. 5. Des Meineids angeklagt.

Während der letzten Schwurgerichtssession in L. in der Provinz S. beanspruchte eine Anklage auf Meineid ungewöhnliches Interesse. Sie richtete sich gegen ein junges Mädchen, das jahrelang die Stelle als Erzieherin in einem vornehmen Hause bekleidet hatte und über seine Führung und Fähigkeiten die glänzendsten Zeugnisse beibringen konnte. In einem gewöhnlichen Civilstreite war sie als Zeugin vorgeschlagen worden und hatte die übliche Generalfrage nach einer etwaigen Vorbestrafung verneinend beantwortet. Später wurde durch Zufall entdeckt, daß sie vor Jahren eines Diebstahls wegen mit vier Wochen Gefängniß bestraft worden, und die Anklage auf Meineid erhoben, da sich der geleistete Zeugeneid auch auf die allgemeinen Fragen erstreckt. Weniger diese falsche Aussage als der Diebstahl, von einem Mädchen begangen, welches sich, wie das Gerücht ging, durch Schönheit und Bildung auszeichnete, lockte eine zahlreiche Zuhörerschaft in den Gerichtssaal. Ich sah mich durch ein unerwartetes Hinderniß aufgehalten, so daß ich erst gegen Ende der Verhandlung zur Stelle war.

Der Vertheidiger hatte sich zur Schlußrede erhoben. Er war ein würdiger, alter Herr, gewöhnlich etwas steif, seine Stimme gemessen; heute zitterte sie wie in verhaltener Bewegung.

„Meine Herren Geschworenen," so begann er, „ich habe unzählige Male als Anwalt hier gestanden, aber nie mit so schwerem Herzen, wie heute. Nie bin ich fester von der Unschuld meiner Schutzbefohlenen überzeugt gewesen, nie aber auch von der Schwierigkeit, ja ich muß sagen von der Unwahrscheinlichkeit einen günstigen Spruch zu erlangen.

Die Angeklagte ist Waise; der Tod ihrer Eltern hat sie früh genöthigt, bei fremden Menschen Unterhalt zu suchen; eine reiche Bildung befähigte sie zu der Stellung einer Erzieherin. Zwei Jahre hat sie in demselben Hause gewirkt, stets thätig, einfach in ihrem Auftreten und bescheiden in ihren Ansprüchen, ohne daß sich der Schatten eines Verdachtes gegen ihre Redlichkeit erhoben, da auf einmal wird sie des Diebstahls beschuldigt und überführt. Sie hat mir versichert, daß sie unschuldig verurtheilt worden. Ich stehe fünfzig Jahre im Justizdienste; eine lange Erfahrung hat mich gegen Thränen und schöne Worte stumpf gemacht; hier, meine Herren, flossen keine Thränen. Die Worte waren einfach, aber sie überzeugten mich. Die Angeklagte hat den Diebstahl nicht begangen, und sie konnte mit gutem Gewissen die Frage nach ihrer Vorbestrafung mit Nein beantworten, denn sie hat nach ihrer Auffassung keine Strafe erlitten, sondern ein bitteres Unrecht.

Freilich verhehle ich mir nicht, daß diese meine Ansicht kaum in's Gewicht fallen kann; denn Sie haben ein zu Recht bestehendes Urtheil vor sich. Die Vertheidigung muß, so schwer ihr dies wird, sich auf den Boden der Thatsachen stellen, sie muß das objective Vorhandensein des Meineides zugeben. Aber ich bitte Sie, meine Herren, sich in die Seele der Angeklagten zu versetzen. Wieder hatte sie in einer neuen Stellung, wo man nichts von der früher verbüßten Strafe wußte, mehrere Jahre mit ähnlichem Erfolge und unter allseitiger Anerkennung gewirkt, da sollte sie um einer Sache willen, die ihr völlig fremd war, vor ihren Bekannten, vor ihrer Principalität die dunkle Vergangenheit an's Licht ziehen, sich selbst das Brandmal aufdrücken und sich damit aus einer sicheren Existenz hinausstoßen in die öde Fremde. Werden Sie es unbegreiflich finden, wenn die Lippen des jungen Mädchens sich auf die Frage: ‚Sind Sie bestraft?' nicht öffnen wollten, wenn die furchtbare Seelenqual ihnen endlich ein Nein erpreßte? Werden Sie nicht glauben, daß ein solcher Moment die Sinne berücken, die Vernunft trüben kann?

Die Ungewöhnlichkeit des Falles mag es entschuldigen, wenn ich zu einem Mittel greife, welches ich sonst zurückweise und zurückweisen muß. Ich mache Sie auf die hohe Strafe aufmerksam, welche Ihr Schuldig für die Angeklagte zur Folge haben wird. Ein junges Mädchen, welches sich ein Mal im Leben — und nach meinem festen Glauben auch das nicht — einen Fehltritt hat zu Schulden kommen lassen, welches diesen Fehltritt durch lange Jahre tadelfreien Verhaltens gesühnt hat, soll mit dem Auswurfe des Menschengeschlechts zusammengebracht werden? Nein, nimmermehr! Bisher war ihre Seele rein, wie ein heller Spiegel — nach der Rückkehr aus dem Zuchthause wird sie das Gift des Lasters eingesogen haben.

Ich weiß nichts mehr zu sagen; ich bitte um den Spruch auf Nichtschuldig."

In tiefem Schweigen waren die Anwesenden der Rede des Vertheidigers gefolgt. Sie war kurz, aber um so wirkungsvoller; Aller Antlitz zeigte Ergriffenheit; die Frauen weinten. Auch mich überkam das Gefühl mächtiger Rührung, aber es theilte sich mit einem andern. Ich sah auf das angeschuldigte Mädchen; eben reichte sie mit einem dankenden Blicke ihrem Anwalte die Hand. Wo hatte ich dieses schöne, bleiche Gesicht mit dem dunklen Haar und den tiefen Augen schon früher erblickt? Es war mir, als hätte jener Mund in einer Stunde sonnigen Glückes für mich eine Geschichte schweren Leides erzählt. Ich preßte die Hand gegen die Stirn, um die unstäten Gedanken zu sammeln, die schlummernde Erinnerung wach zu rufen. Umsonst.

Der Vorsitzende begann die übliche Zusammenstellung. Sein Vortrag verrieth menschliches Empfinden, aber er zeigte auch die Thatsache in ihrem klaren Lichte, in ihrem für die Angeklagte erdrückenden Gewicht; das Hervorheben der günstigen Umstände legte eben blos seine Theilnahme an den Tag. Er wies auf der Angeklagten freudlose Kindheit, auf ihren so lange reinen Lebenswandel hin.

„Drei Jahre," sprach er, „hat sie nach jenem Vergehen unbescholten gelebt, denn der Diebstahl wurde am 5. April 1871 verübt."

Bei diesem Worte ging es wie ein Blitz durch meine Seele.

Eine Fluth von Erinnerungen stieg herauf und mit ihr die beglückende Gewißheit, daß die Angeschuldigte frei sei, frei durch mich, daß ich ein junges, vielversprechendes Leben vom geistigen Tode zu erretten vermöge. Neben mir saß der Berichterstatter eines Localblattes; vor ihm lag ein Bogen mit Aufzeichnungen über das Vorleben der Angeklagten, über den erwähnten Diebstahl, die ihm wahrscheinlich ein gefälliger Schreiber aus den Acten verschafft hatte. Ich erbat mir das Papier auf einen Augenblick und überflog es mit fieberhafter Hast, denn das Resumé des Präsidenten war zu Ende; schon verließen die Geschworenen ihre Plätze, um sich in's Berathungszimmer zurückzuziehen.

Ich hatte gefunden, was ich suchte, und erhob mich von meinem Platze. Einer der Beisitzer des Gerichtshofes bemerkte es und machte den Präsidenten darauf aufmerksam.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte dieser herüber.

„Ich bitte als Zeuge vernommen zu werden; ich habe eine Aussage zu machen, die für die Entscheidung vielleicht von Wichtigkeit sein wird."

„Wollen Sie sich vor die Schranken bemühen. Die Herren Geschworenen ersuche ich einstweilen, ihre Plätze wieder einzunehmen."

Ich kam der Aufforderung nach und trat in den Zeugenraum. Die große Aufregung, welche meine Worte hervorgerufen hatten, war durch einen Zwischenfall noch vergrößert; als die Angeklagte mich erblickte, meine Stimme hörte, stieß sie einen Schrei — man konnte nicht unterscheiden, ob des Schreckens oder der Freude — aus und verlor das Bewußtsein. Sie kam bald wieder zu sich und lauschte mit gesenktem Blicke und gefalteten Händen meiner Darlegung.

Die Personalien waren rasch erledigt, da ich mit einem der Richter persönlich bekannt war. Ich leistete den Zeugeneid und hob an:

„Gestatten Sie mir zunächst einen kurzen Ueberblick der Umstände, welche den Diebstahl begleiteten; der Herr Vorsitzende mag an der Hand der Voracten meine Aussage controliren.

Die Angeklagte trat im Jahre 1869 bei dem Herrn v. Y. ein und übernahm Mutterstelle bei seinen verwaisten Kindern. Zwei Jahre hat sie diese Stelle mit seltener Pflichttreue ausgefüllt; die Kinder hingen mit Liebe an ihr. Herr v. Y. war zufrieden. Da nahm sie am 5. April 1871 auf einen Tag Urlaub, um Verwandte in einer nahegelegenen Stadt zu besuchen; gegen Mittag verließ sie das Schloß. Um vier Uhr machte der Gutsherr einen Spaziergang durch den Park; als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, fand er die Thür seines unverschlossenen Secretärs offen; aus einem Schubfache, welches nur von kundiger Hand geöffnet werden konnte, waren ein Ring mit Brillanten und zwei Geldrollen von je hundertzwanzig Guldenstücken entwendet. Die alsbald vorgenommene Haussuchung erstreckte sich auch auf das Zimmer der Gouvernante; auf dem Grunde eines Korbes fand sich, unter Wäsche versteckt, der Ring und die eine Rolle; die andere fehlte.

Gegen neun Uhr Abends kehrte die Angeklagte in einer Miethskutsche zurück; auf Befragen nach ihrer Schuld leugnete sie dieselbe. Auch vor Gericht blieb sie bei ihrem Leugnen; sie stellte die nicht seltene Behauptung auf, der Gutsherr habe unsittliche Anträge an sie gewagt; sie habe dieselben entschieden zurückgewiesen und ihr Verhältniß als Erzieherin seiner Kinder gekündigt; die Anklage auf Diebstahl sollte einen Druck auf sie ausüben. Noch im letzten Augenblicke habe Herr v. Y. sich bereit erklärt, die Anzeige zu unterlassen, wenn sie sich füge.

Der Gutsherr, der sich allerdings in sittlicher Hinsicht nicht des besten Rufes erfreute, bestritt entrüstet diese Behauptung, und es ließen sich keine weiteren Beweise für sie auffinden. Sonst waren alle Umstände gegen die Angeklagte. Sie war um halb ein Uhr mit dem herrschaftlichen Wagen in der Stadt eingetroffen und hatte ihn von dort zurückgesandt, da sie die Bahn zur Weiterfahrt benutzte; Abends gegen acht Uhr war sie wieder in der Stadt und miethete sich ein Lohnfuhrwerk. Ihre Angabe, sie habe sich bei ihren Verwandten aufgehalten, erwies sich als unwahr; nach der Anklage war sie insgeheim zum Schlosse zurückgekehrt und hatte dort den Diebstahl ausgeführt. Niemand hatte sie in der Zeit von ein Uhr Mittags bis acht Uhr Abends gesehen. Ein Alibi, das sie zu führen versuchte, mißlang. Sie wurde verurtheilt.

Jetzt, meine Herren, komme ich zu meiner Betheiligung an der Sache. Es war ein sonniger Frühlingstag, als ich von einem Spaziergange nach der Stadt zurückkehrte. Ich war glücklich wie nie; heute hatte ich es zum ersten Male gewagt, dem Mädchen, welches ich liebte, offen vor ihren Eltern einen Beweis meiner Zuneigung zu geben; ich hatte ihr einen Strauß Blumen und Heine's Buch der Lieder zum Geburtstage gesandt, und sie hatte die Gabe mit freundlichem Danke entgegengenommen.

Ich kam am Friedhofe vorüber. Es ist eigen, gerade in jener Stunde höchsten Glückes fühlte ich mich von der Stätte ewiger Ruhe angezogen. Ich betrat den Raum; er war menschenleer. Erst nach längerm Hin- und Herwandeln entdeckte ich in der fernen Ecke eine weibliche Gestalt. Sie kniete, ganz nach vorn gebeugt. Ich ging hinzu und fand die Dame ohnmächtig. Schnell eilte ich nach Wasser; als ich zurückkehrte, war sie bereits wieder zum Bewußtsein gekommen. Ich kann mir die Wiederholung aller Worte ersparen; ich erzählte ihr von meinem Glücke; sie vertraute mir ihren Schmerz an. Ohne Namen zu nennen, theilte sie mir mit, daß sie einen jungen Kaufmann lieb gewonnen habe, daß sie hoffen konnte, einst sein Weib zu werden. Da kam das Jahr 1870 und mit ihm die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Der junge Mann verwarf sie; er wollte seiner alten Religion treu bleiben. Von da ab begann eine unendliche Kette von Verfolgungen; mächtige Mitglieder der papistischen Partei wußten seinen Credit zu untergraben, alle seine Unternehmungen scheitern zu machen. Er fühlte in dem vergeblichen Ringen seine Kräfte schwinden; nach wenigen Monaten legte er sich auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Die christliche Gesinnung des katholischen Geistlichen gönnte ihm einen Ruheplatz in der Armensünderecke des Friedhofes.

‚Heute,' sagte die junge Dame, ‚feiere auch ich einen Geburtstag, den meines Bräutigams; ich wollte ihn nicht vorübergehen lassen, ohne einen Kranz auf sein Grab zu legen. Meine Verwandten, die einzigen Freunde, welche ich noch auf der Welt habe, dürfen davon nichts erfahren; sie würden sich von mir lossagen, wenn sie von meiner Liebe zu einem Abtrünnigen wüßten. Darum bin ich heimlich hierhergekommen; ich habe die Landstraße vermieden und Waldwege aufgesucht; ich glaube, außer Ihnen hat mich Niemand gesehen.'

Ich habe nicht das Recht," schloß ich meine Rede, „mehr von dem Geheimnisse eines fremden Herzens zu enthüllen, als unbedingt nothwendig ist; ich führe nur Das an, was zur Erläuterung meiner Versicherung dient: Auf meine Ehre und auf mein Gewissen, jene Begegnung fand über zwei Meilen von dem Gute des Herrn von Y. statt. Das Mädchen, von dem ich gesprochen, war die Angeklagte, Tag und Stunde der 5. April 1871, Nachmittags gegen vier Uhr."

Ich schwieg. Die Dame, die bis dahin gefaßt dagesessen, brach jetzt in Thränen aus. Selbst Männer sah ich weinen.

„Sie kennen die Dame bestimmt wieder?" fragte der Vorsitzende.

„Ja. Sie mögen sich selbst überzeugen. Das Mädchen auf dem Friedhofe trug dicht unter dem rechten Ohr ein dreieckiges, etwa erbsengroßes Mal."

Richter und Staatsanwalt schauten auf die Angeklagte hin und nickten beistimmend.

„Aus den Acten ist ersichtlich," fuhr der Vorsitzende fort, „daß die Dame bei ihrer Vernehmung nach anfänglichem Zögern eine Aussage gemacht hat, welche mit der Ihrigen übereinstimmt. Es ist daraufhin durch die öffentlichen Blätter ein Aufruf an den unbekannten Herrn erlassen, mit dem sie auf dem Friedhofe zusammengetroffen. Darf ich fragen, warum Sie sich nicht gemeldet haben?"

„Wenige Tage nach der Begegnung warf mich eine schwere Krankheit darnieder, in der ich wochenlang mit dem Tode rang. Wohl zwei Monate hindurch habe ich keine Zeitung zu Gesicht bekommen."

Der Staatsanwalt erhob sich.

„Ich stelle den Herren Geschworenen anheim, ob Sie nach dem eben Gehörten sich der Auffassung der Vertheidigung anschließen wollen, daß die Angeklagte bei dem Eide die vier Wochen Gefängniß nicht als Strafe, sondern als ein ihr zu-

gefügtes Unrecht angesehen hat. In diesem Falle beantrage ich ebenfalls Freisprechung."

Die Geschworenen kehrten nach wenig Minuten zurück; ihr Spruch lautete auf „Nichtschuldig". — —

An die Schilderung dieses Ereignisses, welches ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle, erlaube ich mir eine Frage zu schließen, die bei der Berathung über die großen Reichsjustizgesetze vielleicht Erwägung finden wird.

Mancher hat ein Vergehen gegen das Gesetz und die Sitte durch ein langes schuldfreies Leben gesühnt; er hat vielleicht, um seine Schuld ganz der Vergessenheit zu überliefern, den Wohnsitz gewechselt, da fällt es Jemandem ein, ihn als Zeugen vorzuschlagen. — Ist es gerecht und nothwendig, daß er seine Bestrafung wieder hervorzuziehen, sich selbst bloßzustellen hat, daß ihm die ungeheure Versuchung zum Meineide so nahe gelegt wird? **Und wenn es nothwendig ist, kann nicht diese seine Aussage ein Geheimniß zwischen ihm und dem Richter bleiben?**

P.

Ein unvergeßliches Schwesternpaar.

Zugleich ein Blick in den „patriarchalischen" Staat.

Am 15. December 1793 notirte der Thorschreiber des unteren oder Römhilder Thores zu Hildburghausen unter Anderm: „Seine Herzogliche Durchlaucht Prinz **Karl von Mecklenburg** nebst zwei Prinzessinnen Töchtern." Dies waren **Louise** und **Friederike von Mecklenburg-Strelitz**, welche ihrem Glücke entgegenfuhren, indem auf den Weihnachtsabend die Feier ihrer Doppelhochzeit zu Berlin festgesetzt war. Die jugendlichen Schwestern hatten bei einer Begegnung zu Frankfurt am Main die Herzen eines fürstlichen Brüderpaares gewonnen, welches die der französischen Revolution folgenden kriegerischen Ereignisse dahin gerufen.

„Louise oder keine sonst auf Erden," so tönte es wider in dem Herzen des Kronprinzen **Friedrich Wilhelm von Preußen**, während sein jüngerer Bruder **Ludwig** sich zu Friederiken hingezogen fühlte. Nachdem König Friedrich Wilhelm der Zweite zu Darmstadt die Geschwisterpaare verlobt hatte, reisten die Bräute in Begleitung ihres Vaters nach Hildburghausen, um ihre Schwester **Charlotte** zu besuchen, welche mit dem dort residirenden Herzog Friedrich vermählt war.

Während **Louise als Königin von Preußen** zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Staats und zugleich der höchsten Erhebung des Volksgeistes durch ihre Größe im Unglück die gefeiertste Frau ihrer Zeit wurde, blieb **Charlotte**, die gleichbegabte und gleich ausgezeichnete Schwester, an die Unbedeutendheit eines kleinen Hofs gefesselt, der noch außerdem nach einer kaum, und zwar durch eine kaiserliche Debitcommission, beseitigten Ueberschuldung des Ländchens, auf eine Einnahme angewiesen war, welche heute die erste beste Primadonna verschmäht. Daher ist ihr Name neben dem ihrer königlichen Schwester in der großen Oeffentlichkeit kaum genannt worden. Dieses Unrecht des Schicksals auszugleichen, die ihrer Zeit nur in beschränkten Kreisen würdig verehrte **Herzogin Charlotte** vollbürtig neben ihre Schwester Louise vor das Auge der lebenden Generation zu stellen, ist der Zweck dieses Artikels.

Charlottens Gemahl, der durch übel geleitete Erziehung wenig gebildete, aber talentvolle und wohlmeinende Herzog Friedrich, begann seine Regierung damit, daß er seine Hofhaltung möglichst einzuschränken suchte. Für das geistige Wohl des Volkes sorgte die Herzogin; mit ihrem Erscheinen durchwehte ein neuer, frischer Geisteshauch die Residenz an der Werra. Ja, es erscheint als ein Glück dieser Ehe, daß die Erziehung der Herzogin ebenso trefflich, wie die des Herzogs verwahrlost gewesen war. Ihr Vater, der damalige Erbprinz und spätere Herzog und Großherzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der zur Zeit ihrer Geburt, den 17. November 1769, als Gouverneur und Befehlshaber der englisch-hannöverischen Truppen in Hannover residirte, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Friederike Caroline Louise von Hessen-Darmstadt seinen sechs Kindern, deren ältestes, Charlotte, erst dreizehn Jahre alt war, in der Schwester der Verstorbenen, Charlotte Wilhelmine Christiane, eine zweite Mutter gegeben; sie gebar ihm den Prinzen Karl, einen Helden auf dem Schlachtfelde wie auf der Bühne, auf letzterer nicht nur als Schauspieler in seiner Darstellung des Mephisto, sondern auch als Dichter des Lustspiels „Die Isolirten" von Bedeutung, welches er unter dem Namen Weißhaupt erscheinen ließ.

Ein Mann von hoher Geistesbildung, Menschenkenntniß und Welterfahrung und erfüllt von den Ideen des Philanthropismus, überwachte der Vater auf das Sorgfältigste die Erziehung seiner Kinder, welche ein Fräulein von Wolzogen leitete, eine mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattete Dame, die namentlich den Sinn für Musik und Poesie frühzeitig zu wecken verstand und somit zuerst die Bahn vorzeichnete, die namentlich **Charlotte** mit großem Eifer und Erfolg beschritt. Auch die Großmutter, Wittwe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, nahm sich der Enkel liebreich an und sah sie oft an ihrem Hofe.

Am ersten September 1785 zog die Sechszehnjährige, schön wie ein Maimorgen, in ihrer neuen Heimath Hildburghausen ein, geleitet von ihren Eltern und Geschwistern Therese Amalie, nachherigen Fürstin von Thurn und Taxis, Friederike, die sich nach dem frühen Tode ihres ersten Gemahls mit Friedrich von Solms-Braunfels, dann mit Ernst August von Hannover vermählte, Georg, welcher im Jahre 1860 als Großherzog von Mecklenburg-Strelitz starb, und der elfjährigen Louise.

Die Neuvermählten, die sich vorher nie gesehen hatten, faßten eine innige Zuneigung zu einander, und bald äußerte sich ein sehr wohlthuender Einfluß der jungen Frau auf ihren äußerst gutherzigen und bildsamen Gemahl, dessen Schwächen sie mit feinem Tacte zu übersehen verstand. Während sie sich nicht direct in die Regierungsangelegenheiten mischte, wußte sie doch durch Vermittelung ehrenhafter Männer, die ihr volles Vertrauen besaßen, auf den Herzog einzuwirken, wenn es das Wohl des Landes galt.

Dreizehn Kinder, von denen jedoch sechs früh starben, entsproßten der glücklichen Ehe. Aber nicht nur ihren Kindern, deren Erziehung sie selbst mit äußerster Sorgfalt leitete, auch den Bewohnern des Ländchens war Charlotte eine wahre Mutter. Noch lebende Zeugen wissen nicht genug zu rühmen, wie sie, wenn es noth that, überall, auch persönlich, helfend und fördernd sorgte, soweit es die freilich mitunter sehr knappen Geldverhältnisse erlaubten. Eine Reihe von Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten hat Stadt und Land ihrem Einflusse und der jugendlichen Energie des von Pestalozzi unterrichteten „Educationsrathes" Dr. L. **Nonne** (nachmaligen Begründers der „Dorfzeitung") besonders zu verdanken.

Für ihre weiteren Bestrebungen fand sie in Hildburghausen einen gut vorbereiteten Boden. Bald schaarte sich ein Kreis edler, für Wissenschaft, Ton- und Dichtkunst begeisterter Männer um die liebenswürdige Fürstin, die wie ein geschickter Bühnenleiter es meisterhaft verstand, einem Jeden die passendste Rolle zuzutheilen.

So übertrug sie die poetische Inscenirung der damals sehr beliebten theatralisch-musikalischen Feste, die nicht nur im Schlosse, sondern auch in Wald und Flur, namentlich bei der malerischen Ruine Straufhain, dem einstigen Sitze hennebergischer Grafen, und in dem nahe daran gelegenen herzoglichen Landsitze Seidingstadt veranstaltet wurden, dem Dichter Johann Christian Wagner. Einer Enkelin desselben verdanken wir die Mittheilung des schönen Pastellbildes, nach welchem unser Holzschnitt gefertigt ist, der die Herzogin in ihrer Jugendblüthe darstellt. Er war ein Hofpoet im edelsten Sinne des Wortes. Jenen Festen, vorher in langweilig verzopftem Damon- und Galatheastil, wußte er größeres Interesse, geschmackvollere Form und tiefern Gehalt zu geben. Besonders liebte es die Herzogin, solche Rollen zu wählen, die ihr Gelegenheit gaben, durch launige und witzige Worte oder durch heitern Scherz die Versammlung anzuregen. So liegt uns ein nettes Gedichtchen vor, welches sie als Milchmädchen recitirte. Alte Leute gedenken noch mit Freuden, wie einst der ganze Hof in Bauerntracht am sogenannten Eichelsbrunnen lagerte, wobei die

Hofmusici in Gestalt einer Zigeunerbande lustig aufspielten. Da nahte gravitätischen Zuges die ganze Gemeinde des nahen Dorfes Häselrieth und begrüßte unter Vortritt des Schulzen an ihrer Flurgrenze die neuen Standesgenossen, die sich durch eine reichliche Bewirthung revanchiren mußten.

Verbunden mit Wagner durch gleiches poetisches Schaffen war der Superintendent Christian Hohnbaum, der Rodacher Patriarch, „ein lebender Mann und doch ein Gedicht", dessen Lebensbild C. Kühner in seinem Buche „Dichter, Patriarch und Ritter" mit Meisterhand gezeichnet. Oft zog ihn die Herzogin in ihre vertrauten Kreise und veranlaßte ihn, ihre sinnigen Feste durch seine Lieder zu verherrlichen. Frisch sprudelte in den Hofcirkeln der Quell seines Witzes, und vor seinem freimüthigen und treffenden Worte hatte nicht nur manches schnippische Kammerkätzchen und üppige Hofjunkerchen, sondern sogar der Herzog selbst großen Respect. Dieser hatte dem Superintendenten einen „Gaul" versprochen, der aber durchaus nicht kommen wollte. Da gab es einst an der Hoftafel sogenannte „Windbeutel".

„Echtes Hofgebackenes," meinte Hohnbaum.

„Wie so?"

„Verspricht viel und hält wenig."

Der Herzog nahm sich Das zu Herzen, und heimgekehrt fand Jener ein stattliches Pferd im Stalle. — Einmal sprach der Fürst bei dem Pfarrer Kühner zu Eishausen, dem Lehrer seiner Töchter, ein, wo Hohnbaum gerade anwesend war. Bei einem Gespräche über den großen Wildstand, der dem Bauer das Feld verwüste, entfiel diesem das Wort: „Ich glaube, Durchlaucht haben Ihre Hirsche lieber als Ihre Bauern." Da verließ der hohe Herr das Zimmer ohne Gruß und ging zornig im Garten auf und ab, mächtige Wolken aus seiner Meerschaumpfeife blasend. Bald war aber der Zorn verraucht, und er rief dem Superintendenten zu: „Brauchen nicht gleich so grob zu sein! Aber da, da, da — hab' grad weiter nichts zum Verschenken, da nehmen Sie Das!" Sprach's, nahm seine Pfeife aus dem Munde und schenkte sie dem Freimüthigen.

Auch der „letzte Ritter des Frankenlandes", wie ihn Jean Paul nennt, Freiherr Christian Truchseß von Wetzhausen auf Bettenburg, wie mit so vielen literarisch und poetisch thätigen Zeitgenossen, so auch mit der Herzogin Charlotte in regem Ideenaustausche, war ein Hauptmitglied an der Tafelrunde der Ritter vom Geiste zu Hildburghausen. Eine Strecke in dem die Bettenburg umgebenden prächtigen Parke, wo die Nachtigallen am schönsten sangen, nannte der Freiherr mit sinniger Anspielung auf die herrliche Stimme der Herzogin „Charlottenplatz".

Wo Patriarch und Ritter weilten, durfte der Dritte im Bunde nicht fehlen; auch des Dichters Spuren finden sich in Hildburghausen: Friedrich Rückert verfaßte hier im Jahre 1808 seine ersten Jugendgedichte; auch im Jahre 1810 verweilte er daselbst einige Monate bei einem Oheim. Konnte auch den in der Stille Schaffenden das geräuschvolle Leben am Hofe nicht anziehen, so gelang es eifrigen Bemühungen doch, seine Muse dahin zu citiren. Davon zeugen drei liebliche Gedichte; das eine verfaßte er, als Prinzessin Theresa dem Kronprinzen von Baiern die Hand reichte; die beiden andern verherrlichen die Festlichkeit, als sich Prinzessin Louise drei Jahre später mit dem Erbprinzen von Nassau vermählte. Und als im Jahre 1814 einem aus Frankreich zurückkehrenden preußischen Kürassierregimente in Hildburghausen ein feierlicher Empfang zu Theil wurde, da rief Rückert den Tapfern mit Bezug auf die von einer am Regierungsgebäude angebrachten Tribüne herabschauende Fürstin zu:

Seht ihr sie wieder?
Kennt ihr sie schon?
Eure Louise,
Die Euch zur Schlacht
Vom Paradiese
Lenkte mit Macht!
Denkt ihr der Theuern?
Sehet, der Euern
Schwester ist diese;
Naht mit Bedacht!

Unter denen, welche diese Truppen begrüßten, befand sich auch der vom Feldzuge glücklich heimgekehrte älteste Sohn der Herzogin, Erbprinz Joseph. Während Rückert mit seinem zurückhaltenden, mitunter schroffen Wesen dem Hofe fern blieb, hatte dagegen ein anderer Dichter mit demselben im intimsten Verkehre gestanden, unter dessen Aegide man Hildburghausen sogar zu einem Werra-Athen zu machen gedachte, nämlich Jean Paul, der von der gesammten gefühlsseligen Frauenwelt angebetete Lieblingsdichter Charlottens. Mit offenen Armen von seinen Verehrern und Verehrerinnen empfangen, saß er hier bald „recht weich". Hören wir, wie er in einem Briefe an seinen Freund Otto die Herzogin portraitirt: „Erstlich denke Dir, male Dir die himmlische Herzogin mit schönen, kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallenstimmritze und einem Mutterherzen; dann," fährt er fort, „denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, und ebenso gut, und die Dritte, die Fürstin von Thurn und Taxis, welche Beide mit mir an einem Tage mit den gesunden und frohen Kindern ankamen. . . . Diese Wesen lieben und lesen mich, und wollen nun, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen, zu sehen, Gott wird es aber verhüten." Dies ist jedenfalls so zu verstehen, als graue ihm, wie vor der Götter Neide, vor so einem außerordentlichen Glücke. In der überschwenglichsten Weise aber feiert er die Schwestern in der Vorrede zu dem ihnen gewidmeten „Titan", was wir dort nachzulesen bitten.*

Wie der Dichter für die Herzogin schwärmte, sehen wir ferner aus einem anderen Briefe vom 27. October 1799, wo es heißt: „Ich wußte voraus, daß der Hof in Seidingstadt war, wo ich heute auf eine Nacht hinfuhr. Die schöne Herzogin war gerade bei meinem Einfluge hier und ließ mich sogleich auf ein paar Minuten vor dem Einsteigen kommen. Außer einer Geliebten weiß ich nichts Schöneres als diese süße Gestalt. Hätt' ich nur Zeit und Wetter, eine Woche lang blieb ich unter ihrem Dache. In Seidingstadt logirt' ich im Schloß — die Herzogin sang, sowie man sie besingen sollte — ich las ihr vor. Sie und der Mann nöthigten mich zum zweiten Tag und sie fuhr im regnerischen Abende mit mir in eine zwei Stunden ferne schöne Gegend."

Der Mann, das heißt der Herzog, hatte nämlich mit ihm zuerst nicht viel Wesens gemacht, merkte aber bald, daß der Dichter auch in materiellen Dingen kein Kostverächter war; er sah mit Betrübniß, daß er sich nicht genug Spargel genommen und pries ihm das zarte Fleisch eines Hirschkalbes an, das der leckere Gourmand aber nicht sonderlich fand. Im Eifer der Unterhaltung soll der Verehrer von Frau Rollwenzel's trefflichem Gebäcke einst an der Hoftafel sämmtlichen Johannisbeerkuchen aufgezehrt haben, so daß nichts mehr da war, als er weiter gereicht werden sollte. Ueberhaupt wirkt der Gegensatz von sphärenhafter Ausdrucksweise, gefühlsseliger Schwärmerei und materieller Gesinnung in Jean Paul höchst komisch. Wir sind nämlich so indiscret, aus seinen Briefen zu verrathen, wie er unmuthig darüber war, daß, was er sich durch den Hof an Gasthofessen und Trinken erspare, der Bader wieder forttrage, da er sich den „verdammten Kinn-Igel" öfter scheeren lassen müsse.

Schließlich machte ihn sein Wohlgefallen an einem guten Tropfen Hildburghäuser und Ilmenauer Bier bei Hofe unmöglich; denn derselbe böse, dem Gerstensaft entstiegene Dämon, der ihn einst beim „Hofbüttner" auf das Bett warf, so daß er, zu Hofe befohlen, nicht in der Verfassung war, zu erscheinen, packte ihn zu Ilmenau mit eiserner Faust und verhinderte ihn, in die Arme seiner Geliebten, Caroline von Feuchtersleben, zu eilen, mit der ihn Herder, nebst Wieland auch ein gern gesehener Gast Charlottens, verloben wollte. Es scheint, als ob die Lösung dieses Herzensbundes dem Dichter nicht viel Schwierigkeiten bereitet habe; er wandte sich nach Meiningen, von Herzog Georg auf das Wärmste empfangen, und später nach Coburg. Aber weder hier noch dort hielt der flatterhafte Liebling der Musen lange Stand; doch zog es ihn immer wieder nach Hildburghausen zu der angebeteten Herzogin zurück.

Wenn diese auf dem Gebiete der Poesie zwar anregend, doch nicht selbst schaffend wirkte, so leistete sie dagegen in musikalischer Hinsicht ganz Außerordentliches. Und da mag Jean Paul in seiner Schwärmerei kaum übertrieben haben, wenn er sagt, sie singe „wie eine Himmelssphäre, wie ein Echo, wie aus Nachtigallen gemacht"; denn sie war nicht etwa Dilettantin, sondern Virtuosin, ja, wir können kühn behaupten, eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit. Von der Natur mit einer silberreinen, volltönenden

* Auch mitgetheilt im Jahrg. 1860 der Gartenl., S. 213. D. Red.

Herzogin Charlotte von Hildburghausen.
Nach einem Pastellbilde aus dem herzoglichen Schlosse.

und sehr biegsamen Stimme begabt, erhielt sie ihre erste musikalische Bildung durch den Italiener Giuliani in Hannover und übte, als dieser Unterricht mit ihrer Vermählung aufhörte, ihre Kunst unter anderen Meistern rastlos weiter. Auch ihren Gemahl, der sie in den Hofconcerten mit der Violine zu begleiten pflegte, wußte sie dafür zu begeistern. Ihre Lieblingscomponisten waren Sarti, Martini, Paisiello, Cimarosa, Graun und Mozart, dessen „Titus“ und „Entführung“ sie wieder besonders bevorzugte. Mit dem Sänger und Componisten Righini aus Bologna, der italienische und deutsche Musik vortrefflich zu vereinigen verstand, sang sie in Berlin oft Duette, wenn sie dort zum Besuche bei ihrer königlichen Schwester war. Und nicht nur ein begünstigtes Publicum bei Hofe durfte ihren Tönen lauschen, auch den geringsten Bürger der Stadt erfreute sie wenigstens einmal im Jahre mit ihrem Gesange, indem sie die Sopransoli in Graun's „Tod Jesu“ übernahm, ein Oratorium, welches während der Charwoche alljährlich in der Stadtkirche zu Hildburghausen aufgeführt wurde. Ohrenzeugen wissen namentlich die feierliche Rührung ihres Vortrages der Recitative und Arien nicht genug zu preisen. „Mit jedem Tone,“ sagt der berühmte Componist Goethe'scher, Schiller'scher und Klopstock'scher Gedichte, der preußische, dann westphälische Capellmeister Joh. Fr. Reichardt, in seinem „Musikalischen Wochenblatt“, „schien sie ihr eigenes, begeistertes Gefühl auf die Zuhörer zu übertragen, und keiner erschien als leerer, bedeutungsloser Klang; alle sprachen sie in ihrer Silberreinheit, gleich einer Sprache höherer Wesen, zum Herzen und erregten bei dem empfänglichen Zuhörer dasselbe hohe Gefühl, welches in ihr selbst lebte.“ Auch spielte sie gut Clavier, wobei sie ihr Gemahl mit der Violine oder der bedeutendste aller Clarinettisten, der sondershäusische Capellmeister **Hermstedt**, mit seinem Instrumente begleitete, dessen bevorzugter Schüler, der noch lebende hochbetagte Kammermusikus **Mahr**,

uns manch schätzenswerthe Erinnerung aus jenen Zeiten mitgetheilt hat.

Zum letzten Male, es war im Jahre 1816, sang die Herzogin in Schiller's Glocke von Romberg, der sein und des Dichters Werk selbst dirigirte. Denn viele musikalische Größen genossen die Gastfreundschaft des Hofes. Da entzückte das herrliche Violin- und Harfenspiel des Spohr'schen Ehepaares die Hörer, abwechselnd mit Methfessel's lustigen und feurigen Weisen. Auch Ludwig Böhner, der musikalische Ahasver, schlich öfter, das Notenpacket unter dem Arme, um das Schloß herum und fand trotz seines gar nicht hoffähigen, abgeschabten Fräckleins gute Aufnahme, er, der ein thüringer Mozart hätte werden können, wenn nicht seine vielfachen Schrullen und üblen Angewohnheiten uns diesen Stolz geraubt hätten.

Die Hofcapelle, deren wirklicher Intendant die Herzogin war, erfreute sich in der musikalischen Welt eines guten Ranges und zwar unter der Direction des jugendlichen Johann Lorenz Schneider aus Burgpreppach in Franken, der später für Coburg gewonnen wurde, wo er als hoher Neunziger starb. Namhafte Mitglieder waren unter Andern der Componist von „Dein Wohl, mein Liebchen", Johann Andreas Zöllner, der als Oboist und Contrapunktist bekannte Heuschkel aus Harras, der Lehrer Carl Maria's von Weber, welcher hier einige Zeit wohnte, und des Cellovirtuosen Dotzauer aus Häselrieth.

Auch der dramatischen Kunst wandte die Herzogin ihre volle Theilnahme zu. Man spielte bei Hofe oder im Hoftheater, wozu ein früherer kunstsinniger Fürst ein ehemaliges Ball- und Fechthaus, das mit den Schloß-Parkanlagen in Verbindung stand, hatte herrichten lassen. Jetzt spottet man freilich über das verwetterte Gemäuer an der Werra, mit seinen zugigen Logen, kellerartigem Parterre und der halsbrechenden, mehr einem Tartarus als einem „Olymp" ähnelnden Gallerie, Alles das umhangen von einigen ornamentalen Pappen- und Lappenfetzen, die von früherer Herrlichkeit zeugen. Man soll aber nicht vergessen, daß zu einer Zeit, da viele andere deutsche Städte und Residenzen, die jetzt mit herrlichen Gebäuden prunken, nicht im Entferntesten daran dachten, sich einen derartigen Raum zu beschaffen, derselbe zur Hebung und Belebung des Kunstgeschmackes vortreffliche Dienste geleistet hat.

Der Herzog verschrieb, freilich für theures Geld, Sänger, Schauspieler und Tänzer in Ueberfluß nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich und Italien. Decoration und Garderobe waren prächtig. Da sah man die Meisterwerke des Corneille, Racine und Voltaire in Reifröcken, himmelhohen Frisuren, Schuhen mit kothurnähnlichen Absätzen als Costüm einer Dido oder Iphigenie in italienischer und französischer Sprache aufführen. Doch treffen wir bereits auch Spuren von „Herrn Lessing", und von da an brach sich die deutsche Kunst auch hier mit Macht Bahn.

Unter den berühmten Operncomponisten, die auch hier ihren Tactstock schwangen, heben wir besonders Ditters von Dittersdorf hervor, den echten Volkstondichter, der hier die lustigen Weisen seines „Doctor und Apotheker", „Hieronymus Knicker" und „Orpheus der Zweite" ertönen ließ.

Rührend ist es, zu vernehmen, wie die Muse der Tonkunst tröstend und ermuthigend selbst noch am Sterbelager der Herzogin weilte. Sie hatte, um ihre bereits wankende Gesundheit zu stärken, eine Reise nach der Schweiz gemacht; bald nach der Rückkehr wurde sie auf ihr letztes Krankenlager geworfen. In Trauer umstanden dasselbe die Verwandten, welche von überall herbeigeeilt waren, in Rathlosigkeit die Aerzte. Da kam das Gerücht, Hermstedt sei angekommen, und bald ertönte im Nebenzimmer sein herrliches Spiel.

„Das ist mein bester Arzt," äußerte freudig überrascht die Kranke und fühlte sich wunderbar gestärkt.

Aber auch dieser konnte nicht helfen. Sie starb am 14. Mai 1818. Ihre entseelte Hülle deckt auf dem Friedhof zu Hildburghausen — denn unter ihren Mitbürgern wollte sie ruhen — eine kolossale eherne Leuchte, das rechte Bild ihres Lebens und Strebens.

Wie innig die Liebe war, die sie mit ihren Geschwistern und vor Allem mit der Königin Louise verband, dafür zeugt noch heute ein vergessenes Denkmal, dessen Abbildung die nächste Nummer der Gartenlaube bringen soll. Dr. L. Grobe.

Eine Leipziger Musikgröße.*

Von La Mara.

Leipzigs Musikleben und die Kunst im Allgemeinen haben einen empfindlichen, in gewissem Sinne sogar einen unersetzlichen Verlust erlitten, als Ferdinand David, der große Geigenkünstler, durch einen jähen Tod abberufen ward aus diesem Dasein. Mit ihm ging der letzte jener großen Namen dahin, an die sich Leipzigs glorreichste Musikepoche knüpft; mit ihm, dem Freunde Mendelssohn's, dem Genossen Schumann's, Hauptmann's, Moscheles', ward diese selbst nun ganz und für immer zu Grabe getragen. Vorüber ist die Zeit, da Leipzig die musikalische Suprematie in Deutschland behauptete, da ihm in Sachen der Tonkunst eine erste Stimme zuerkannt werden mußte in Europa, ja in der ganzen gebildeten Welt. Es braucht sich dessen vielleicht nur bewußt zu werden, um sich zu erneutem Aufschwunge aufzuraffen — an Kraft dazu wird es ihm nicht gebrechen. Aber wir erinnern uns der Worte Mendelssohn's beim Tode seiner Schwester: „Ein großes Capitel ist nun eben aus und von dem nächsten ist weder die Ueberschrift noch das erste Wort bis jetzt da."

In den geweihten Kreis der Todten, deren Cultus sein künstlerisches Wirken vorzugsweise gewidmet war, ist jetzt auch Ferdinand David eingegangen. Es bedurfte dessen nicht zur Besiegelung seiner Meisterschaft in den Augen seiner Zeitgenossen. Was vom Künstler im Allgemeinen gilt, das litt auf ihn keine Anwendung. Nicht karg an Gunst, sondern reich an Sympathie, Dankbarkeit und Anerkennung hat sich ihm die Mitwelt erwiesen; eine Ausnahme, wie sie sich noch am ehesten beim reproducirenden Künstler findet. Daß selbst die große kunstfremde Masse der Bedeutung seines Genius Rechnung trug, daß er, der doch immerhin exclusive Künstler, einer weitgehenden Schätzung seiner Verdienste, einer unleugbaren Popularität genoß, das bezeugte die Theilnahme der Tausende, die sich versammelten, um ihm nahe zu sein auf jenem letzten Gange, von dem Keiner wiederkehrt.

Ferdinand David ward am 19. Januar 1810 zu Hamburg geboren, als Sohn eines Kaufmanns, der ihn dem eigenen Berufe zuzuführen gedachte. Statt irgend welcher kaufmännischer Talente machte sich indeß eine auffallende künstlerische Begabung schon frühzeitig an ihm bemerkbar, und zwar eine zweifache, die ihn gleicher Weise zum Maler wie zum Musiker bestimmt erscheinen ließ. Er portraitirte namentlich mit großem Geschicke, sodaß man eine Zeitlang schwankte, ob man ihn nach dieser Richtung hin ausbilden sollte, und seine Lehrer sogar darüber in Streit geriethen. Doch überwog am Ende der Drang zur Musik. Schon als zehnjähriger Knabe erregte er durch sein Geigenspiel die Bewunderung der Concertbesucher. In seinem dreizehnten Jahre bereits fand ihn Spohr, der berühmte Casseler Meister, zur Genüge gereift, um ihn unter seine Schüler aufzunehmen, unter denen er später die hervorragendste Stelle einzunehmen berufen war. Nur eines dreijährigen gründlichen Studiums bedurfte es unter der Obhut des Lehrers; dann entließ ihn dieser, damit er, selbstständig geworden, seine eigenen Bahnen weitergehe.

Den Lehrjahren ließ er nun nach Virtuosenart die Wanderjahre folgen. Meist in Gemeinschaft mit seiner jüngeren Schwester

* Wir wollen den in die nächste Woche fallenden Jahrestag des Todes (18. Juli) unseres um das deutsche Musikleben so hochverdienten, unvergeßlichen David nicht vorübergehen lassen, ohne dem Verblichenen durch den Abdruck des obigen aus berufener Feder geflossenen Artikels auch unsererseits den verdienten Zoll der Anerkennung und Dankbarkeit darzubringen und uns damit den Stimmen anzuschließen, die in der deutschen und außerdeutschen Presse zu Ehren des Meisters so zahlreich laut wurden. D. Red.

Louise — der nachmaligen Hofpianistin der Herzogin von Kent, Frau Dulken — trat er bald hier, bald dort concertirend auf. Auch Leipzig hörte damals (28. December 1825) seinen Ferdinand David, auf dessen Besitz es später stolz sein durfte, zum ersten Male. Kaum sechszehn Jahre alt gelangte er zu Amt und Würden, indem er im Orchester des Königsstädtischen Theaters (nicht als Concertmeister, wie irrig verbreitet) in Berlin eine Anstellung fand. Im November 1829 vertauschte er seinen dasigen Wirkungskreis mit einem anderen, der sich ihm in Dorpat eröffnete. Als erster Violinist und Leiter eines Privatquartetts war er daselbst sechs Jahre hindurch (bis Ende 1835) im Hause des livländischen Landmarschalls, Baron von Liphart, thätig." In dessen schöner und geistreicher Tochter, Sophie, seiner Schülerin, fand er die geliebte Gefährtin seines Lebens, mit der er sich im December 1836 in Berlin vermählte.

Eine dauernde Heimstätte hatte sich ihm inzwischen in Leipzig aufgethan, wo Mendelssohn, der ihm von Berlin her Befreundete, mit dem October 1835 die Leitung der Gewandhausconcerte überkommen hatte. Er rief den kaum nach Deutschland Zurückgekehrten als ersten Concertmeister an seine Seite (Februar 1836) und gewann in ihm nicht allein eine künstlerische, sondern gleichzeitig eine bildende Kraft allerseltenster Art, mit der vereint es ihm gelang, das altrenommirte Concertinstitut zu höchstem Ruhm und Glanz emporzuführen. Bekannt ist, was Mendelssohn dem Musikleben Leipzigs gewesen und wie ihm dieses seine Weltstellung als Metropole der Tonkunst vor Andern dankt. An den schönen Erfolgen der Mendelssohn'schen Thätigkeit aber gebührt Ferdinand David gewiß ein nicht zu unterschätzender Antheil. Von der Sorge um das Technische insbesondere befreite er seinen genialen Freund. Die berühmt gewordene Präcision des Gewandhaus- und Theaterorchesters, die Sicherheit und Gewissenhaftigkeit, der ernste Ordnungsgeist in den technischen Ausführungen desselben sind David's Verdienst. Er war die Seele des herrlichen Instrumentalkörpers, ein strenger, gefürchteter und doch äußerst geliebter Führer. Keinerlei Nachlässigkeit entging seiner Rüge, doch freudig erkannte er auch jegliche gelungene Leistung an. Den Enthusiasmus, der ihn selbst erfüllte, und der ihn sich jeder Aufgabe mit wahrem Feuereifer widmen ließ, erwartete er auch von seinen Schülern und Genossen. Lauheit galt ihm als schwerstes Vergehen in Sachen der Kunst.

So wirkte sein Beispiel zündend und begeisternd; die Leistungen des Orchesters belebten sich unter seiner schonungsvollen Führerschaft und athmeten ein oft unvergleichliches künstlerisches Feuer. Er war eben, wie Schumann sagt, das Muster eines Concertmeisters, ja als solcher wohl sogar unerreicht. Sein Schüler Wilhelmj, gegenwärtig einer unserer ersten Geiger, bezeugt: „Er verstand es oft besser, dem Orchester die Absichten des Dirigenten zu interpretiren, und so zur Ausführung zu bringen, als dieser selbst." Gleichwohl war er als eigentlicher Dirigent weniger glücklich, eine Thatsache, die sich während seiner zeitweiligen Uebernahme des Capellmeisteramtes herausstellte.

Wie hoch er übrigens in seiner Eigenschaft als Concertmeister auch außerhalb Leipzigs in Ansehen stand, bewies man ihm unter Anderm gelegentlich des Weimarer Beethovenfestes (1870), wo unter einer Elite anerkanntester Geigenkünstler Franz Liszt ihn an die Spitze der Streichinstrumente stellte. Die Wiedergabe gewisser Werke, wie der Beethoven'schen Symphonien, der Cherubini'schen und Mendelssohn'schen Ouverturen, unter seiner Mitwirkung, die auch nach Mendelssohn's frühzeitig erfolgtem Tode dessen Geist und Auffassung im Orchester lebendig erhielt, ward lange Zeit als die einzig mustergültige angesehen. Die von seiner Hand herrührenden Vortragsbezeichnungen und Ergänzungen in den einzelnen Orchesterstimmen, die theils ein genauestes Zusammenspiel der Geiger bezwecken, theils (wie in den Blasinstrumenten) den Fortschritten der modernen Instrumentenbaukunst entsprechen sollten, waren allgemein als so werthvolle anerkannt, daß sie von andern Orchestern für Musteraufführungen häufig entliehen und copirt wurden.

Von der Mitwirkung bei der Oper hatte er sich in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgezogen, sich nur noch einige wenige, vorzugsweise classische Werke vorbehaltend. Häufig und gern betheiligte er sich dagegen an Kirchenconcerten. Sein Vortrag des Violinsolos in Beethoven's Missa solemnis, in Bach's Matthäuspassion z. B. wird Allen, die ihn gehört, unvergeßlich bleiben.

Nicht minder, als durch seine Thätigkeit als Orchesterführer gereichte er als Quartettspieler und Virtuos dem Leipziger Musikleben zur Zierde. Die von ihm im Gewandhaussaale allwinterlich veranstalteten Kammermusikunterhaltungen galten unsern Kunstfreunden als Hochgenüsse, und keiner der berühmtesten Quartettvereine, weder der Florentinische, noch der Müller'sche oder Hellmesberger'sche und wie sie alle heißen, welche die Welt von sich reden machten, hat den Ruhm des von David geleiteten Quartetts in Schatten zu stellen vermocht. Als Virtuos durfte er, in seiner Blüthezeit zumal, die Rivalität der Besten nicht scheuen. Auf deutschem und fremdländischem Boden (namentlich in England) hat er sich verdiente Lorbeeren gepflückt, und neben den glänzenden Namen Paganini, Lipinski, Ernst, Vieuxtemps, Spohr wird der seine eine bleibende Stelle finden. Nachdem er den Erstgenannten zum ersten Male gehört, hatte er — so erzählt Wilhelmj — das Violinspiel ganz aufgeben wollen. Doch ward zum Heile der Kunst dieser Entschluß nicht zur That; denn geradezu epochemachend wurde sein Wirken für die Geschichte des Violinspiels dadurch, daß er, das breite, sogenannte deutsche Spiel Spohr's weiter ausbildend, die Errungenschaften eines Paganini mit dem classischen alten Geigenspiele in Einklang zu bringen und eine Verschmelzung beider anzubahnen suchte. Solchergestalt ward er zum Reformator, ja, wie Wilhelmj ihn bezeichnet, zum „Vater der modernen deutschen Geigerschule".

Fragen wir doch die jüngeren unserer Violinkünstler, was sie ihm nicht Alles danken! Nicht nur die Schaar seiner Schüler, auch Die, welche nie in persönliche Beziehung zu ihm getreten sind, müssen sich durch seine pädagogische Kraft gefördert bekennen. Seiner Studienwerke, namentlich der unübertroffenen Violinschule, in der er die Summe seiner Erfahrungen niederlegte, kann heutigen Tages Keiner mehr entbehren, der eine höhere Stufe im Violinspiel erstrebt, und wo wäre der Geiger, der nicht wenigstens einzelne seiner fünf Concerte, seiner kleineren Charakterstücke, wie die „Bunte Reihe", „Dur und Moll", „Aus der Ferienzeit", zu seinen beliebtesten Repertoirestücken zählte? Als eine Fundgrube werthvollster Musik sind ferner seine Bearbeitungen älterer Werke, die theils in seiner „Hohen Schule des Violinspiels", theils separat gedruckt erschienen, in Aller Händen. Vergessene oder bisher ungedruckte Compositionen Bach's, Händel's und namentlich der alten Italiener (Corelli, Nardini, Locatelli u. A.) brachte er in ihnen wieder an's Tageslicht und zu neuer Geltung. Als Tonsetzer mit unglaublicher Schnelligkeit und Leichtigkeit producirend, bethätigte er sich nach den verschiedensten Seiten hin; denn auch Concerte und Stücke für andere Instrumente, Lieder, Psalmen, Quartette und Symphonien, ja sogar eine komische Oper, „Hans Wacht", wurden von ihm geschrieben, ohne es jedoch zu einem gleichen Erfolge wie seine Geigencompositionen zu bringen. Im Laufe des letzten Sommers bereitete er noch eine Suite Händel'scher Streichconcerte, elf an der Zahl (ein dazugehöriges zwölftes ist schon früher erschienen), in neuer Bearbeitung, mit Vorzeichnungen versehen, zur Herausgabe vor. Den weiteren Plänen, mit denen er sich trug, hat der Tod ein Ende gemacht, und zahlreiche Manuscripte liegen nun in seinem Nachlasse begraben.

So vielseitig Ferdinand David demnach an der Förderung der Tonkunst Antheil genommen und seine Kräfte in ihren Dienst gestellt, der Schwerpunkt seiner künstlerischen Bedeutung lag gewiß auf pädagogischem Gebiete. Darum preist auch der Berufenste unter Denen, die der Trauer über seinen Hingang Ausdruck gegeben, sein Lehrgenie als die reichste der reichen Gaben und Eigenschaften des seltenen Meisters. Seit Gründung des Leipziger Conservatoriums (Ostern 1843) als erster Lehrer des Violinspiels daselbst angestellt, hat er dreißig Jahre lang zum Ruhme der Anstalt und als einer ihrer stärksten Magnete gewirkt. Die Zahl und der Ruf seiner in aller Herren Ländern verbreiteten Schüler, die ersten unserer jetztlebenden Violinvirtuosen, Joachim und Wilhelmj an ihrer Spitze, legen Zeugniß ab, wie geläufig ihm die schwere Kunst des Bildens und Schulens jugendlicher Talente gewesen. Mit dem ihm eigenen scharfen Beobachtungssinne erkannte er die individuelle Begabung jedes Einzelnen und machte deren planmäßige Ausbildung zu einer Hauptaufgabe des

* Die Angabe, daß er gleichzeitig als Dirigent eines Musikvereins gewirkt, ist unrichtig.

Unterrichts. Anregend und anfeuernd wirkte er auf alle, auch auf kühlere Naturen; die ihn selbst durchglühende Begeisterung für alles Schöne, für Kunst und Künstlerberuf verstand er in einem Jeden zu erwecken. Allerdings erwuchs ihm aus dieser seiner Lehrthätigkeit der unberechenbare Vortheil, daß er das Orchester nach und nach mit Violin-Künstlern zu besetzen vermochte, die er sich selbst herangebildet hatte. Wie hat er aber auch sein Lehramt auf seinem Herzen getragen und ihm mit unablässiger Treue obgelegen! Wie vielen Unbemittelten auch erwies er unentgeltlich die Wohlthat seines Unterrichts!

So vielverzweigt seine Thätigkeit war, die Pflicht gegen seine Schüler ging Allem voran, selbst der Rücksicht auf seine in den letzten Jahren in Folge eines Herzleidens erschütterte Gesundheit. Nimmer, ob er auch rastlos schuf und strebte, that er sich selbst genug; in ununterbrochener Folge sollte, so forderte er, die ihm eingeborene eiserne That- und Willenskraft sich bewähren. „Er verlor nie eine Minute," rühmt Ferdinand Hiller in seinem schönen Nachrufe von ihm. In den freien Augenblicken der Conservatoriumsprüfungen z. B. zeichnete er, wie er denn niemals aufhörte, die von Kindheit an geübte Kunst zu pflegen. Während einer gemeinsamen Rückreise von Prag spielte er seinem Freunde Moscheles im Eisenbahnwagen auf der Geige vor, und hatte er sein Instrument aus der Hand, die Feder bei Seite gelegt, „war ihm die allerbeste Lectüre gerade gut genug". Auch für Alles, was außerhalb seiner Kunst Bedeutendes geschah und geschrieben wurde, gab er das lebhafteste Interesse kund. So zählte die Leipziger geographische Gesellschaft ihn zu ihren eifrigsten Mitgliedern; in ihren Sitzungen hat man ihn kaum je vermißt. Voll Geist und schlagenden Witzes, lebendigen, ja feurigen Naturells, sah man in ihm den willkommensten Gesellschafter, wo er auch erschien. Den Seinen war er der treueste Gatte und Vater, seinen Kunstgenossen ein heiterer Gastfreund, ein gewissenhafter Berather, je nachdem man das Eine oder Andere bei ihm zu suchen kam.

Trotz alledem hat es ihm ebensowenig an Gegnern gefehlt, wie den meisten künstlerischen Größen. Sein nervöses Temperament und der damit zusammenhängende häufige Wechsel seiner Stimmungen, sein energisches, vielleicht nicht immer gemäßigtes Auftreten in künstlerischen Angelegenheiten haben ihm manchen Feind geschaffen. Er war ja eine so unmittelbare, impulsive Natur, daß die Eindrücke, welche er empfing, sympathische und antipathische, sich offen und unzweideutig von seinem Aeußeren ablesen ließen.

Auch für die oppositionelle Haltung der Gewandhausdirection gegenüber mehreren der bedeutendsten neueren Kunsterscheinungen hat man ihn vorzugsweise verantwortlich gemacht. Mit Unrecht, wie Wilhelmj meint, der im Gegentheil die Vielseitigkeit und Unbefangenheit seines Urtheils anerkennend hervorhebt. Es ist gewiß, seine Kunstideale lagen diesseits der classischen Richtung, und mit Vorliebe hat er ihr immerdar seine Kräfte gewidmet; doch sollte ihm billig kein Vorwurf daraus erwachsen, daß er, dessen Entwickelungs- und Blütheperiode einer früheren Zeit angehörte, das Banner desselben hochgehalten und seinem Bekenntnisse treu geblieben bis zum letzten Athemzuge.

So unausgesetzt, Jahrzehnte hindurch, treuester Berufserfüllung hingegeben, hat Ferdinand David manchen Wechsel in den Musikverhältnissen Leipzigs mit ansehen müssen. Dem frühen Tode Mendelssohn's folgte Schumann's Weggang; dann gingen Hauptmann und Moscheles schlafen — er war der Letzte, der als thätiger Zeuge einer großen Vergangenheit übrig blieb. Wohl klopfte im Herbste des Jahres 1872 der Tod auch an seine Thür — doch ging er noch einmal vorüber: der schwer erkrankte Meister gesundete wieder und ward mit Jubel in Gewandhaus und Conservatorium als genesen begrüßt. Der Arzt hatte gewünscht, er solle dem Kunsttreiben entsagen; aber das konnte er nicht. „Ohne meine Kunst zu leben, wäre ja erst mein Tod," meinte er. Als er im neunzehnten Abonnementconcert das von ihm selbst bearbeitete Bach'sche D-moll-Concert spielte, wollten die Aeußerungen der Dankbarkeit kein Ende nehmen; sein großer edler Ton, der wundervolle Gesang, das jugendliche Feuer seines Vortrags entzückte uns Alle — und eben da nun haben wir ihn zum letzten Male gehört.

Am 14. Juni 1873 verließ er Leipzig, um, wie er dies seit 1870 alljährlich zu thun pflegte, in Tarasp und Klosters in der Schweiz die Badecur zu gebrauchen. Zwei seiner Töchter (er hinterließ deren fünf) und sein in England als Musiklehrer lebender Sohn begleiteten ihn. Wenige Stunden vor seiner Abreise noch versammelte er seine Schüler im Conservatorium zum Unterrichte um sich. „Ich muß doch ordentlich Abschied nehmen," entgegnete er einer Freundin, die ihm besorgt davon abrathen wollte. Heiter und anscheinend wohl, erfreute er sich in Tarasp viel am Verkehr mit Berthold Auerbach, dem er schon früher befreundet war. Ohne Musik verging ihm kein Tag; sein Sohn mußte auf dem Clavier sein Spiel begleiten. So probirten Beide in Klosters, wohin David mit den Seinen am 7. Juli übersiedelte, noch das letzte Manuscript, das er daselbst beendete, eine Uebertragung Chopin'scher Mazurken für Violine, und begeistert lauschten die anwesenden Curgäste allabendlich dem Klange seiner Geige. Sie überboten sich in Aufmerksamkeiten für den berühmten Meister und hatten noch für den Tag, an dem er der Welt entrissen ward, ein Ständchen als Ueberraschung für ihn vorbereitet. Täglich auch wurden Spaziergänge in die herrliche Umgebung gemacht. Während eines solchen Ausflugs, auf dem Wege nach der Clubhütte am Silvretta, traf ihn plötzlich der Tod. „Da hinauf möchte ich nicht und wenn die zehnte Symphonie von Beethoven im Manuscript oben läge," hatte er, auf den Silvrettagletscher deutend, wenige Minuten zuvor gesagt. Trotz der Anstrengung des Steigens aber fühlte er sich frei und leicht. „Du glaubst gar nicht, wie wohl mir heute ist," versicherte er noch seiner jüngsten Tochter, die an seiner Seite ging. Einige Augenblicke später sank er neben ihr zusammen und hauchte in ihren Armen seinen letzten Seufzer aus. Er hatte geahnt und prophezeit, daß es einmal so kommen würde; Vater und Geschwister waren ihm in ähnlich unerwarteter Weise vorangegangen. Noch kurz vor seiner Abreise hatte er sich während seines liebsten Ganges auf den Kirchhof ein „einfaches schwarzes Kreuz mit seinem Namen" als dereinstigen Grabschmuck erbeten, wie er ihm nun auch geworden ist. Darauf lesen wir noch die Worte des von ihm componirten Psalms: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt", dieselben, welche Pastor Ahlfeld auch als Text seiner Rede am Sarge wählte. „Zu den Bergen" hatte er ja in Wahrheit sterbend seine Augen aufgehoben.

Eine marmorne Gedenktafel, in einen Felsblock eingelassen, von einigen mit ihm gemeinsam in Klosters gegenwärtigen Züricher und Baseler Familien pietätvoll errichtet, bezeichnet die Stelle, wo Ferdinand David am 18. Juli 1873 gestorben. Dieselbe liegt achttausend Fuß hoch am Fuße des Silvrettagletschers, unterhalb der Hütte des Schweizer Alpenclubs. Nicht in fremder Erde jedoch sollte er ruhen — seine Kinder haben ihn wieder heimgebracht. Am Nachmittag des 24. Juli ward er unter Theilnahme der gesammten Einwohnerschaft Leipzigs begraben, mit Ehren, wie man sie nur den Großen dieser Welt erweist. Neben Moscheles, dem Freund, der ihm im Leben nahe gestanden, schläft er nun. Im Herzen des dankbaren Leipzigs aber leben sie Beide fort, vereint und unvergessen.

Blätter und Blüthen.

Ein Wunder aus Feldkirch. „Nichts macht den Menschen einfältiger und blinder als fanatischer Glaube," meinte mein Freund X. „Das habe ich als Zögling des Jesuitenklosters in Feldkirch oft genug erfahren; am drastischsten aber beweist die Wahrheit dieses Satzes ein toller Streich, den ich meinem Mitschüler, einem Berliner mit Namen W....dorf, gespielt habe. Dieser W....dorf war im ganzen Kloster wegen seiner übergroßen Frömmigkeit bekannt und stand fast im Geruche eines halben Heiligen. Man wußte, daß er Abends in seiner Zelle noch stundenlang auf den Knieen lag, ehe er sich endlich unter asceetischen Seufzern zur Ruhe begab. Um nun diesen Jugendübungen ein besseres Relief zu geben, verfiel ich mit einem ebenso weltlich gesinnten Complicen auf die Idee, in W....dorf's Zelle eine übernatürliche Erscheinung zu veranstalten. Zum bessern Verständnisse schalte ich ein, daß unser gemeinschaftlicher, sehr großer Schlafsaal aus zwei Reihen Betten bestand, welche rechts und links an den Wänden standen und so in der Mitte einen freien Gang offen ließen. Getrennt waren die Betten durch spanische Wände und die so gebildeten Zellen nach dem Mittelgange durch eine Gardine verschließbar. Eines Abends schrieb ich nun auf die dieser Gardine gegenüberliegende Wand mit Phosphor die Worte:

‚W....dorf, Du bist heilig!'

Dann öffnete ich die nach dem Gange führende Gardine und ließ das Licht von diesem in die Zelle strömen, wodurch die entstandene Flammenschrift verschwand.

Wenige Minuten später erschien W....dorf in der Zelle, und kaum hatte derselbe die Gardine geschlossen, so trat ihm die zitternde Flammenschrift entgegen. Er stürzte sofort auf die Kniee und sah unter inbrünstigen Gebeten und frommen Schauern die ihn heilig sprechenden Buchstaben langsam verflackern. Nach einer schlaflosen Nacht meldete er die Erscheinung dem Pater Präfect. Der überlegt sich die Sache und ermahnt den angehenden Heiligen, im Gebete wohl darüber nachzudenken, was die Erscheinung zu bedeuten habe, aber auch wohl zu erwägen, daß dies vielleicht eine Versuchung des Bösen sei, dem oft viele Macht über den Menschen gegeben.

Am folgenden Abend wurde dieselbe Erscheinung mit gleichem Effecte in Scene gesetzt. Der arme W....dorf hatte eine noch unruhigere Nacht als die vergangene, und auf seinen neuen Bericht erklärte der Präfect, daß man nach einer dreimaligen Wiederholung an der Göttlichkeit des Wunders nicht mehr zweifeln dürfe. Obwohl nun am dritten Tage die Zelle scharf bewacht wurde, gelang es mir Abends dennoch, in dieselbe zu schlüpfen und die dritte Erscheinung vorzubereiten.

Zitternd vor Aufregung betrat bald darauf W....dorf in Begleitung des Pater Präfecten die Zelle. Aber, o Entsetzen, statt der heiligsprechenden Worte war da zu lesen:

‚W....dorf, Du bist ein Esel!‘

Mit der Göttlichkeit des Wunders war es natürlich vorbei. Eine eingeleitete Untersuchung blieb lange ohne Erfolg, bis später durch einen Zufall ich und mein Mitattentater entdeckt und empfindlich bestraft wurden.“

So mein Gewährsmann. Derselbe blieb nach jener Geschichte nicht lange mehr in Feldkirch. W....dorf aber ist Jesuit geworden und soll sich jetzt als Missionär unter den Wilden befinden. Z.

Reise-Institute. Das Institut der „Gemeinschaftlichen Excursionsreisen“, wenn wir nicht irren, deutschen Ursprungs, ist in England in noch weit praktischerer Form in’s Leben getreten. Den Einrichtungen dieses neuen Instituts gemäß, kann der Reiselustige eine beliebige Tour wählen und kommt obendrein mit erheblich reducirten Kosten weg. Er erhält ein Certificat, welches von den bedeutenderen Verkehrsanstalten respectirt wird; er erhält eine Liste der Hôtels, in denen er wohnen und speisen kann; ja sogar für Trinkgelder, Gebühren für Lohnbedienten und Führer, für Lohnkutscher und alle anderen gewöhnlichen Ausgaben eines Touristen ist gesorgt. Er braucht sein Portemonnaie wenig oder gar nicht zu öffnen, und vermittelst des papierenen Talismans, den er sich für verhältnißmäßig billiges Geld von dem besagten Institute erworben hat, findet er überall sein „Tischlein deck’ dich“ und seine „dienstbaren Geister“. Der Preis eines solchen Talismans richtet sich natürlich nach der Route, nach der Zeit, welche auf die Reise verwendet werden soll, und nach anderen Umständen, und kommt auf zweihundertfünfunddreißig bis sechshundertfünfzig Dollars (in Gold) für eine Reise durch den europäischen Continent zu stehen. Für achthundertfünfzig bis tausend Dollars kann man sogar ein solches Certificat zu einer äußerst interessanten Reise um die Welt kaufen. Gegenwärtig durchziehen bereits mehrere Partien englischer Gentlemen und Ladies nach diesem Plane die Vereinigten Staaten von Nordamerika und besuchen die bedeutenderen und interessanten Plätze der „Neuen Welt“. D.

Das Aquarium in der Volksschule. Es giebt kein besseres Mittel, den naturkundlichen Unterricht in der Volksschule interessant zu machen, als die Anschauung; daher habe ich auch schon seit längerer Zeit mein Augenmerk auf das Aquarium gerichtet und dabei immer gedacht, daß es besonders dazu geeignet sei, unsern Kindern die Natur so lieb zu machen, daß sie ihnen nicht zu einem Tempel der Schrecken, sondern, wie Roßmäßler sagt, zu einer schönen, mütterlichen Heimath wird.

Das Aquarium hat sich in der neueren Zeit sehr viele Freunde erworben; es verschönt unsere Wohnungen und bietet uns eine lehrreiche Unterhaltung dar; wer sieht diesen Wasserbewohnern nicht gerne zu und freut sich nicht an ihrem muntern Spiele? Wem es die Verhältnisse erlauben, der sollte sich in seiner Wohnung sowohl zu eigener Freude, wie zur Unterhaltung und Belehrung seiner Kinder ein Aquarium einrichten.

Ganz besonders sollte es in der Schule nicht fehlen; die Schüler haben eine ungemein große Freude daran; sie verkehren sozusagen im Zimmer mit der Natur, und der Lehrer hat gar oft Gelegenheit, manches deutlich und anschaulich zu machen, was er ohne das Aquarium nicht einmal erläutern könnte. Welche Furcht haben unsere Kinder vor den Amphibien! Sie unterstehen sich nicht, selbst nicht in vorgerücktem Alter, eine Eidechse, Blindschleiche oder auch nur einen Frosch anzugreifen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht weit: diese Thiere kommen ihnen wenig zu Gesichte und zudem werden sie ihnen schon in den ersten Jahren mehr oder weniger als Schreckensgestalten gemalt. Das Aquarium hilft dieser falschen Vorstellung in kurzer Zeit ab, weil die Kinder sehen, daß diese Thiere nicht so gefährlich sind, wie man ihnen sagte und wie sie glaubten.

Ich halte diese Sache für wichtig genug, sie öffentlich anzuregen, und alle Lehrer und Freunde der Jugendbildung zu bitten, sich derselben anzunehmen; der Erfolg wird gewiß befriedigend sein. Ph. R.

Frauenarbeit. Aus Washington wird geschrieben: „In beinahe allen Regierungsabtheilungen in Washington, mit Ausnahme einiger militärischen und des Staatsdepartements (Ministerium des Auswärtigen) arbeiten die Frauen mit Erfolg, und der Einfluß auf die Verfeinerung der Sitten der Männer, mit denen dieselben arbeiten, ist auffallend. Vieles Rohe und Wüste, welches man früher antraf, fällt jetzt ganz weg, und überall, wo Frauen untermischt mit Männern arbeiten, beobachtet man eine Galanterie der Sitten, die auch dem Publicum zu gute kommt, wie dies bei der amerikanischen gesellschaftlichen Rücksicht auf die Frauen nicht anders zu erwarten war. Die Frauen zeichnen sich überall durch Ordnung, Genauigkeit und Pünktlichkeit und häufig durch Scharfsinn und große Fertigkeit in Geschäften aus.

Nur wo keine Frauen in den Zimmern sind, beobachtet man noch bei der Arbeit den alten Schlendrian, die gemüthliche Stummelpfeife oder den Kautabak, Barschheit, Langsamkeit, Faulheit und rohe oder anzügliche Redensarten. Es ist zu erwarten, daß demnächst auch die Frauen in die klösterlich feierliche Citadelle des Staatsdepartements einziehen und von da in den diplomatischen Dienst übergehen werden. Im Consulatfache würden sich Manche derselben gewiß mehr auszeichnen, als verschiedene unserer gegenwärtigen männlichen Agenten.“ D.

Carl Durban, Sohn des Oberbauraths Durban in Freiburg, ist im Jahre 1856 nach Amerika gegangen und hat seine Angehörigen seitdem ohne Nachricht gelassen. Falls er noch leben sollte, wird er dringend um Angabe seines jetzigen Aufenthaltes und um Rückkehr nach Deutschland gebeten, wo sowohl sein alter Vater wie seine Geschwister ihm herzliches Willkommen und, wenn es nöthig sein sollte, einen ausreichenden Unterhalt bieten werden. Alle, die drüben Carl Durban gekannt, werden dringend um Nachricht ersucht, welche von der Redaction der Gartenlaube gern weiter besorgt werden wird.

Kleiner Briefkasten.

Herrn **Richard R.** in **Berlin.** Ob der Todte bei der Reclam-Siemens’schen Feuerbestattung in einem Holzsarge verbrannt, ob er nur in einem solchen herabgelassen oder ob er ohne Sarg, in Leintücher gehüllt, bestattet werden soll, haben lediglich die Hinterbliebenen zu bestimmen. Für den Vorgang der Verbrennung ist es gleichgültig.

Herrn **W. K.** in **M.** Sie wünschen den „Kostenpreis eines Verbrennungs-Apparates für Feuerbestattung“ zu wissen. Der neue vereinfachte Apparat wird von Herrn F. Siemens in Dresden für etwa zweitausend Thaler hergestellt. Für diesen Preis können Gaserzeuger, Generator, Verbrennungsraum und Esse erbaut werden. Kleine Gemeinden, welche den Apparat seltener brauchen, können schon für etwa 1200 Thaler einen solchen sich anschaffen. Durch diesen geringen Preis wird der Einführung der Feuerbestattung wesentlicher Vorschub geleistet. Die „Leichenhalle“ ist in obigen Kostenanschlägen nicht inbegriffen; sie kann ein Bretterschuppen oder ein prachtvoller Kuppelbau sein.

B. Y. Geldvorschüsse leistet jeder Vernünftige nur solchen Petenten, welche seines Vertrauens würdig sind. Sie stellen sich uns als B. Y., also mit völlig geschlossenem Visir, vor — und fordern unser Vertrauen, indem Sie uns um Gotteswillen um Bezahlung Ihrer Schulden bitten. Das ist naiv. Leider haben Sie so zahlreiche Collegen, daß, wollten wir die Bitten Aller erhören, wir in einigen Jahren selbst betteln gehen müßten. Daher und weil dem Einen recht, was dem Anderen billig ist, erweichen Bittsteller, wenn sie sich in den Mantel der Anonymität hüllen, niemals unser Herz.

Berichtigung. Das Bild „Gang zur Beichte“ in Nr. 25 unseres Blattes wurde irrthümlich als Originalzeichnung von M. Ulffers in Düsseldorf bezeichnet, während der Antheil dieses Künstlers an dem Bilde sich auf die Ueberzeichnung desselben auf Holz beschränkt. Der eigentliche Maler des „Gang zur Beichte“ ist Ludwig von Rößler in Düsseldorf.

Herman Schmid’s gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zweite Auflage in Heften à 3 Sgr.

Dieselbe bringt im 59. und den folgenden Heften die in der ersten Auflage nicht enthaltenen neueren Erzählungen des beliebten Verfassers:

Die Haselbuben — Das Münchener Kindel — Der Bergwirth — Die Zuwiderwurzen — Der Loder,

und bildet demnach von diesem Abschnitte an ein Supplement zur ersten in 27 Bändchen erschienenen Ausgabe, auf welches die Besitzer derselben nicht versäumen wollen zu subscribiren.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Der Capitain mußte wohl wissen, was der Brief enthielt, denn er stand dicht an Ella's Seite, augenscheinlich bereit, sie zu stützen, wie damals im Theater, aber diesmal verrieth die junge Frau keine Schwäche. Sie blickte stumm nieder auf die eisigen Abschiedsworte, mit denen ihr Gatte sich lossagte von Weib und Kind. Mit welcher Hast ergriff er den Vorwand, den die Härte ihres Vaters und ihre eigenen Worte ihm boten, mit welchem Aufathmen schüttelte er die belästigenden Bande ab! Unvorbereitet traf sie der Schlag freilich nicht mehr. Seit jener letzten Unterredung kannte sie ihr Schicksal.

„Er ist bereits abgereist?“ fragte sie, ohne das Auge von dem Briefe zu erheben, den sie noch immer in der Hand hielt.

„Vor einer Stunde.“

„Und — mit ihr?“

Hugo schwieg; er hatte kein ‚Nein‘ auf diese Frage. Ella erhob sich scheinbar ruhig, aber sie stützte sich doch schwer auf das Bettchen des Knaben.

„Ich wußte es. Und jetzt — lassen Sie mich allein! Ich bitte Sie.“

Der Capitain zauderte. „Ich kam gleichfalls, um Ihnen Lebewohl zu sagen,“ entgegnete er. „Meine Abreise war ohnedies bestimmt, und jetzt, nach der Entfernung meines Bruders, hält mich hier nichts mehr. Ich mache keinen Versuch, das erneute Vorurtheil des Onkels gegen mich zu brechen, aber von Ihnen, Ella, wollte ich ein Abschiedswort mit hinaus nehmen. Werden Sie es mir verweigern?“

Die junge Frau schlug langsam das Auge empor; es begegnete dem seinigen, und wie einer unwillkürlichen Regung folgend, streckte sie ihm beide Hände hin.

„Ich danke Ihnen, Hugo. Leben Sie wohl!“

Er schloß mit einer raschen Bewegung die Hände in die seinigen. „Ich habe Ihnen immer nur Schmerz bringen können,“ sagte er leise. „Von mir kam die erste Nachricht, die Ihren Frieden rettungslos zerstörte; sie kam zu spät, und heute war es wieder meine Hand, die Ihnen die letzte brachte. Aber wenn ich Ihnen wehe that, Ella, wehe thun mußte — bei Gott! leicht ist es mir nicht geworden.“

Seine Lippen ruhten einen Moment lang auf ihrer Hand, dann ließ er sie fallen und verließ rasch das Zimmer; wenige Minuten darauf war er im Freien.

Es war ein rauher, echt nordischer Frühlingsabend. Einförmig plätscherte der Regen nieder; schwer und dicht hing der Nebel in den Straßen; selbst die Flammen der Laternen schimmerten nur röthlich trübe in dem grauen Dunste. In diesem Nebel trug der rollende Bahnzug Reinhold Almbach nach dem Süden, wo ihm Ruhm und Liebe, wo ihm sonnenhell die Zukunft winkte, und in derselben Stunde lag sein junges Weib daheim auf den Knieen, an der Wiege ihres Kindes und drückte das Haupt tief in die Kissen, um den Verzweiflungsschrei zu ersticken, der jetzt, wo sie sich allein wußte, doch endlich hervorbrach. Er war nicht einmal gekommen, ihr Lebewohl zu sagen; er hatte nicht ein letztes freundliches Wort für sie, nicht einmal einen Abschiedskuß für sein Kind. Sie waren Beide verlassen, aufgegeben — wahrscheinlich schon vergessen.

Die flammende Pracht des Sonnenunterganges schien Erde und Himmel in ein Meer von Gluth und Verklärung zu tauchen. Das ganze wunderbare Farbenspiel des Südens leuchtete auf am westlichen Horizonte, und die Lichtfluth ergoß sich weithin über die Stadt mit ihren Kuppeln, Thürmen und Palästen. Es war ein unvergleichliches Panorama, das sich rings um die Villa ausbreitete, die außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag, weithin sichtbar mit ihren Terrassen und Säulengängen und umgeben von den tiefer gelegenen Gärten, in denen sich die üppigste Fülle südlicher Vegetation entfaltete. Da hoben die ernsten Cypressen ihre dunklen Häupter; da schwankten Pinien im leisen Abendwinde; weiße Marmorstatuen blickten aus Lorbeer- und Myrthengebüschen hervor; der Strahl der Fontainen rauschte und sprühte nieder auf den Rasenteppich, und Tausende von Blumenkelchen sandten ihren berauschend süßen Duft empor. Ueberall Schönheit und Kunst, Duft und Blüthen, Licht und Farbenglanz.

Auf der Terrasse und in den angrenzenden Partien des Parkes befand sich eine zahlreiche Gesellschaft, die den Genuß des herrlichen Abends und die wundervolle Aussicht hier draußen dem Aufenthalte in den Sälen drinnen vorziehen mochte. Sie schien in ihrer überwiegenden Mehrheit der Aristokratie anzugehören, doch sah man auch manche Gestalt darunter, die unzweifelhaft den Künstler verrieth, und hier und da erschien das dunkle Gewand eines Geistlichen neben den hellen Toiletten der Damen oder den glänzenden Uniformen. Die verschiedensten Elemente schienen sich hier zu vereinigen. Man promenirte, plauderte, und saß oder stand in zwanglosen Gruppen beisammen.

In einer dieser Gruppen, die sich am Fuße der Terrasse, dicht neben der großen Fontaine zusammengefunden hatte, wurde

Digitized by Google

die Unterhaltung mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit geführt; es mußte sich wohl um einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse handeln. Die einzelnen Worte und Namen, die genannt wurden, schienen die Aufmerksamkeit eines der Gäste zu erregen, der, von der Terrasse kommend, gerade an der Gruppe vorüberging. Es war offenbar ein Fremder; das verrieth das helle Braun des Haares und der Augen, wie überhaupt das ganze Gesicht, das, obwohl gebräunt von Luft und Sonne, dennoch nicht das dunkle Colorit des Südländers zeigte. Die Capitainsuniform kleidete die kräftig männliche Gestalt äußerst vortheilhaft, und Haltung und Bewegungen vereinigten sehr glücklich das freie, etwas ungebundene Wesen des Seemannes mit den Formen der guten Gesellschaft. Er blieb in der Nähe der lebhaft debattirenden Herren stehen und folgte deren Gespräch mit offenbarer Theilnahme.

„Diese neue Oper ist und bleibt aber doch nun einmal das Hauptereigniß der Saison," sagte ein Officier in der Uniform der Carabinieri, „und da begreife ich nicht, wie man sie so ohne Weiteres verschieben kann. Die Aufführung ist bereits festgesetzt; die Proben haben begonnen; die sämmtlichen Vorbereitungen sind fast geendigt, da auf einmal wird das Alles unterbrochen, und die ganze Aufführung bis zum Herbste verschoben — das Alles ohne irgend einen ersichtlichen Grund."

„Der Grund liegt einzig in dem souverainen Belieben des Signor Rinaldo," entgegnete ein anderer Herr in etwas hämischem Tone. „Er ist es nun einmal gewohnt, Oper und Publicum ganz nach Laune und Willkür zu behandeln."

„Ich fürchte, Sie irren, Signor Gianelli," fiel ein junger Mann von vornehmem Aeußeren ein wenig erregt ein. „Wenn Rinaldo selbst den Aufschub forderte, so wird man ihm wohl Anlaß dazu gegeben haben."

„Um Vergebung, Signor Marchese, das that man nicht," versetzte Jener. „Ich, als Capellmeister der großen Oper, weiß am besten, welch eine unendliche Mühe und welche immensen Opfer an Zeit und Geld es gekostet hat, um den Wünschen Rinaldo's zu entsprechen. Er brachte mit seinen Anforderungen und Bedingungen die ganze Theaterwelt in Verwirrung; denn er verlangte Aenderungen im Personale, wie sie noch nicht dagewesen sind, und dergleichen mehr. Es wurde ihm, wie gewöhnlich, in Allem nachgegeben, und man glaubte nun endlich seines hohen Beifalls sicher zu sein, aber jetzt, wo er aus M. eintrifft, findet er Alles noch tief unter seiner Erwartung, befiehlt Abänderungen und dictirt Neuerungen in der rücksichtslosesten Weise. Es war vergebens, daß man den Versuch machte, ihn durch Signora Biancona umzustimmen; er drohte die ganze Oper zurückzuziehen, und," hier zuckte der Maestro spöttisch die Achseln, „die Verantwortung für ein solches Unglück wollten Eccellenza, der Intendant, denn doch nicht auf sich nehmen. Er versprach Alles, gewährte Alles, und da es schlechterdings nicht möglich war, die dictatorisch geforderten Aenderungen in der kurzen Zeit auszuführen, selbst auf den Herrscherbefehl Signor Rinaldo's nicht, so muß die Aufführung bis zur nächsten Saison verschoben werden."

„Der Intendant hat in diesem Falle ganz recht gethan, dem Wunsche oder meinetwegen der Laune des Componisten nachzugeben," sagte der junge Marchese bestimmt. „Die Gesellschaft hätte es ihm nie verziehen, wenn eine übel angebrachte Consequenz sie einer Oper Rinaldo's beraubt hätte. Man weiß, daß dieser im Stande ist, seine Drohung auszuführen, und sein Werk in der That zurückzuziehen, und einer solchen Alternative gegenüber blieb eben nichts weiter übrig als unbedingtes Nachgeben."

„Freilich! Mein Widerspruch gilt nur dieser Art von Terrorismus, den sich ein fremder Künstler hier im Herzen Italiens erlaubt, indem er die Einheimischen zwingt, sich seiner speciell deutschen Auffassung der Musik zu fügen."

„Besonders wenn diese Einheimischen schon zweimal mit einer Oper Fiasco gemacht haben, während jede neue Schöpfung Rinaldo's vom stürmischen Beifall des Publicums getragen wird," flüsterte der Marchese seinem Nachbar zu.

Dieser, ein Engländer, sah äußerst gelangweilt aus. Er war des Italienischen nur theilweise mächtig, und die rasch und lebhaft geführte Unterhaltung blieb ihm daher größtentheils unverständlich. Nichtsdestoweniger beantwortete er die leise und verächtliche Bemerkung seines jugendlichen Nachbars mit einem würdevollen Kopfnicken und sah sich darauf hin aufmerksam den Maestro an, als sei ihm dieser auf einmal eine Merkwürdigkeit geworden.

„Wir sprechen von der neuen Oper Rinaldo's," wandte sich der Officier artig erklärend an den Fremden, der bisher einen stummen Zuhörer abgegeben hatte, und jetzt in fremdartig klingendem, aber doch geläufigem Italienisch antwortete.

„Ich hörte soeben den Namen. Irgend eine musikalische Größe vermuthlich?"

Die Herren blickten den Fragenden in sprachlosem Erstaunen an, nur das Gesicht des Maestro verrieth eine unverkennbare Genugthuung darüber, daß es doch wenigstens einen Menschen auf der Welt gab, der diesen Namen nicht kannte.

„Irgend eine?" betonte Marchese Tortoni. „Verzeihung, Signor Capitano, aber Sie sind wohl sehr lange auf der See gewesen und kommen vermuthlich aus einer andern Hemisphäre?"

„Direct von den Südsee-Inseln!" bestätigte der Capitain, trotz des ironischen Tones der Frage mit einem verbindlichen Lächeln. „Und da man dort leider noch nicht so vertraut ist mit den künstlerischen Erzeugnissen der Neuzeit, wie es im Interesse der Civilisation wohl zu wünschen wäre, so bitte ich, meiner bedauernswerthen Unkenntniß zu Hülfe zu kommen."

„Es handelt sich um den ersten und genialsten unserer jetzigen Componisten," sagte der Marchese. „Er ist zwar von Geburt ein Deutscher, aber seit Jahren schon gehört er ausschließlich uns an. Er lebt und schafft nur auf italienischem Boden, und wir sind stolz darauf, ihn den Unseren nennen zu dürfen. Uebrigens würde es Ihnen leicht sein, heute Abend seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er erscheint jedenfalls."

„Mit Signora Biancona — selbstverständlich!" fiel der Officier ein. „Hatten Sie schon Gelegenheit, unsere schöne Primadonna zu hören?"

Der Capitain machte eine verneinende Bewegung. „Ich bin erst vor einigen Tagen hier angekommen, indessen sah ich sie bereits vor Jahren in meiner Heimath, wo sie damals ihre ersten Lorbeeren einsammelte."

„Ah, damals war sie ein aufsteigendes Gestirn," rief der Andere. „Freilich, im Norden hat sie ihren Ruhm gegründet; sie kam bereits als gefeierte Künstlerin zu uns zurück. Jetzt aber steht sie unbedingt auf der Höhe ihres Talentes. Sie müssen sie hören und zwar in einer von Rinaldo's Opern hören, wenn Sie sie in ihrem vollen Glanze bewundern wollen."

„Gewiß, denn da flammt ein Feuer in das andere," bestätigte der junge Marchese. „Jedenfalls werden Sie auch heute schon in der Signora eine blendend schöne Erscheinung finden. Versäumen Sie ja nicht eine Vorstellung und Unterredung mit ihr."

„Falls dies nämlich dem Signor Rinaldo genehm ist," mischte sich der Maestro jetzt wieder ein. „Sonst würden Sie ganz vergeblich eine Annäherung versuchen."

„Hat Rinaldo darüber zu bestimmen?" warf der Capitain flüchtig hin.

„Nun, wenigstens nimmt er sich das Recht dazu. Er ist so gewöhnt, überall den Herrn und Gebieter herauszukehren, daß er dies auch hier versucht, und leider nicht ohne Erfolg. Ich begreife die Biancona nicht. Eine Künstlerin von ihrer Bedeutung, eine Frau von ihrer Schönheit — und sie läßt sich so gänzlich von einem Manne beherrschen."

„Aber dieser Eine ist Rinaldo," lachte der Officier, „und damit ist genug gesagt. Gestehen wir es nur, Tortoni, wir Alle können uns nicht mit seinen Erfolgen messen. Dem fliegen ja alle Herzen entgegen, wo er nur erscheint — da ist es am Ende kein Wunder, wenn selbst eine Biancona sich willig dem Zauber beugt, den dieser Mann nun einmal an sich zu tragen scheint."

„Nun, so willig geschieht es gerade nicht," meinte Gianelli hämisch. „Signora ist leidenschaftlich im höchsten Grade, aber Rinaldo überbietet sie darin womöglich noch. Es giebt zwischen ihnen mindestens ebenso oft Sturm wie Sonnenschein, und heftige Scenen sind an der Tagesordnung."

„Dieser Rinaldo scheint ja, wie das Publicum, so auch die gesammte Gesellschaft zu beherrschen," sagte der Capitain sich jetzt ausschließlich an den Capellmeister wendend. „Läßt man sich dergleichen denn von einem einzigen Menschen und noch dazu von einem Fremden gefallen?"

„Weil man eben blind ist und sein will für jedes andere

Digitized by Google

Verdienst," rief der Maestro mit unterdrückter Heftigkeit. „Wenn die Gesellschaft einmal einen Götzen auf den Thron erhebt, so pflegt sie auch in ihrer Anbetung bis zur Lächerlichkeit zu gehen. Man treibt ja einen förmlichen Cultus mit diesem Rinaldo, da ist es am Ende kein Wunder, wenn sein Hochmuth und seine Selbstüberschätzung in's Maßlose geht, und er glaubt, ungestraft Alles unter die Füße treten zu dürfen, was ihm nicht unbedingt huldigt."

Der Capitain fixirte mit einem eigenthümlichen Lächeln den aufgeregten Italiener. „Schade, daß ein solches Talent solche Schattenseiten hat! Aber am Ende ist es mit dem Talente auch nicht so weit her? Modesache — Laune des Publicums — unverdientes Glück — meinen Sie nicht?"

Gianelli hätte wahrscheinlich von Herzen gern bejaht, aber die Gegenwart der anderen Herren legte ihm doch einigen Zwang auf.

„Das Publicum pflegt in solchem Falle zu entscheiden," erwiderte er vorsichtig, „und hier ist es verschwenderisch mit seinen Gunstbezeigungen. Ich meinestheils behaupte — ohne dem Ruhme Rinaldo's irgendwie zu nahe treten zu wollen — er könnte jetzt ein Stümperwerk componiren, man würde es bis in den Himmel erheben, nur weil es von ihm stammt."

„Sehr wahrscheinlich!" stimmte der Fremde bei. „Und möglicherweise ist die neue Oper bereits ein solches Stümperwerk. Ich bin durchaus Ihrer Meinung, und werde gewiß —"

„Ich rathe Ihnen, Signor, Ihr Urtheil aufzuschieben, bis Sie Rinaldo's Werke kennen gelernt haben," fiel der Marchese im schärfsten Tone ein. „Er hat allerdings den unverzeihlichen Fehler begangen, den Gipfel des Ruhmes wie in einem einzigen Siegeslaufe zu ersteigen, und sich zu einer Größe aufzuschwingen, an die so leicht Keiner hinanreicht. Das verzeiht man ihm nun einmal nicht in gewissen Kreisen, und er muß es bei jeder Gelegenheit büßen. Folgen Sie meinem Rathe!"

Der Capitain verbeugte sich leicht. „Mit Vergnügen, und dies um so mehr, als es mein Bruder ist, dem Ihre so beredte Vertheidigung gilt, Signor Marchese."

Diese mit dem liebenswürdigsten Lächeln gegebene Erklärung brachte begreifliche Sensation in der Gruppe hervor. Marchese Tortoni trat erstaunt einen Schritt zurück und maß den Sprechenden von oben bis unten. Der Maestro erbleichte und biß sich auf die Lippen, während der Officier mühsam das Lachen unterdrückte. Der Engländer dagegen hatte diesmal genug von dem Gespräch verstanden, um zu begreifen, welch einen Streich der fremde Seemann den Italienern gespielt, und dieser Streich schien sein höchstes Wohlgefallen zu erregen. Er lächelte mit dem Ausdrucke außerordentlicher Zufriedenheit und steuerte sofort mit langen Schritten zu dem Capitain hinüber, an dessen Seite er sich stumm aufpflanzte, ihm damit ein untrügliches Zeichen seiner Sympathie gebend.

„Den Signori scheint nur der Künstlername meines Bruders bekannt zu sein," fuhr Hugo unbeirrt fort. „Der meinige klang Ihnen wohl zu fremdartig bei der allgemeinen Vorstellung vorhin? Wir haben indessen keinen Grund, unser Verwandtschaftsverhältniß zu verleugnen."

„Ah Signor Capitano, ich hörte bereits von Ihrer bevorstehenden Ankunft," rief jetzt der Marchese, ihm mit unverkennbarer Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend. „Aber es war nicht schön, uns mit diesem Incognito zu necken. Einen wenigstens hat es in bittere Verlegenheit gesetzt, obgleich er die Lehre reichlich verdient hat."

Hugo sah sich gleichfalls nach dem Maestro um, der es vorgezogen hatte unbemerkt zu verschwinden. „Ich wollte das Terrain ein wenig recognosciren," entgegnete er lachend, „und das war eben nur möglich, so lange mein Incognito noch andauerte. Es hätte doch bald genug sein Ende erreicht, denn ich erwarte Reinhold jede Minute; er wurde noch in der Stadt zurückgehalten, während ich vorausfuhr. Ah, da ist er ja schon."

Der Erwartete erschien in der That in diesem Augenblicke eben auf der Terrasse, und der Maestro hätte jetzt auf's Neue Gelegenheit gehabt, seinem Aerger über die „bis zur Lächerlichkeit gehende Abgötterei der Gesellschaft" Luft zu machen, denn dieses plötzliche Aufhören aller Gespräche, dieses Interesse, womit sich Aller Blicke dem einen Punkte zuwendeten, diese Bewegung, die sich der ganzen Gesellschaft mittheilte, galt einzig Rinaldo's Eintritt.

Reinhold selbst war freilich ein Anderer geworden in diesen Jahren, ein ganz Anderer. Das junge Talent, das einst so ungeduldig gegen die beengenden Schranken und Vorurtheile seiner Umgebung ankämpfte, hatte sich zum gefeierten Künstler emporgeschwungen, dessen Name weit über die Grenzen Italiens und seiner Heimath hinausdrang, dessen Werke auf den Bühnen aller Hauptstädte heimisch waren, dem Ruhm und Ehre, Gold und Triumphe in reichster Fülle zuströmten. Dieselbe mächtige Wandlung hatte sich auch an seinem Aeußeren vollzogen, und unvortheilhaft war diese Veränderung keineswegs, denn statt des bleichen ernsten Jünglings mit dem verschlossenen Wesen und den tiefen düsteren Augen stand jetzt ein Mann da, dem man es ansah, daß er mit dem Leben und der Welt vertraut war, und erst bei dem Manne kam die stets so eigenthümlich anziehende Art seiner Schönheit zur vollsten Geltung. Es stand dieser idealen Stirn gut, dieses stolze Selbstbewußtsein, das jetzt darauf ruhte, und sich auch in den Zügen, in der ganzen Haltung aussprach, aber es lagen auch tiefe Schatten auf dieser Stirn und in diesen Zügen, die wohl nicht das Glück hineingelegt hatte. Von dem Munde zuckte es wie herber Spott, wie höhnische Bitterkeit, und im Auge schlummerte der einstige Funke nicht mehr in der Tiefe; jetzt loderte eine Flamme dort, brennend, verzehrend und fast dämonisch aufzuckend bei jeder Erregung. Was dieses Antlitz auch äußerlich gewonnen haben mochte, Friede sprach nicht mehr daraus.

Er führte Signora Biancona am Arme, nicht mehr die jugendliche Primadonna einer italienischen Operngesellschaft zweiten Ranges, die in den Städten des Nordens Gastvorstellungen gab, sondern eine Größe von europäischem Rufe, die, nachdem sie auf allen bedeutenderen Bühnen Lorbeeren und Triumphe gesammelt, jetzt an der Oper ihrer Heimathstadt die erste Stelle einnahm. Marchese Tortoni hatte Recht: sie war auch jetzt noch blendend schön, diese Frau. Das war noch der gluthstrahlende Blick, der einst „das ehrsame Patricierblut der edlen Hansastadt so in Flammen zu setzen verstand", nur schien er heißer, versengender geworden zu sein. Das war noch das Antlitz mit seinem dämonisch bestrickenden Zauber, die Gestalt mit ihren plastisch edlen Formen, nur erschien alles voller, üppiger. Die Blume hatte sich zu reifster, fast überreifer Pracht entfaltet; noch blühte sie; noch stand ihre Schönheit im Zenith, wenn man sich auch sagen mußte, daß vielleicht beim nächsten Jahreswechsel schon die Grenze überschritten sein werde, mit der sie sich unwiderruflich ihrem Niedergange zuneigte.

Die Beiden, besonders Reinhold, wurden sofort nach ihrem Eintritte von allen Seiten in Anspruch genommen. Alles drängte sich um ihn; Alles suchte seine Nähe, seine Unterhaltung. In wenig Minuten war er bereits der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe es ihm gelang, sich all' den Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien zu entziehen und sich nach seinem Bruder umzusehen, der sich in einiger Entfernung gehalten hatte.

„Da bist Du ja endlich, Hugo," sagte er herantretend. „Ich vermißte Dich bereits. Läßt Du Dich suchen?"

„Es war ja nicht möglich, den dreifachen Bewunderungscirkel zu durchbrechen, der Dich wie eine chinesische Mauer umgab," spottete Hugo. „Ich habe dieses Wagestück gar nicht versucht, sondern erging mich in Betrachtungen darüber, welch ein Glück es doch ist, einen berühmten Bruder zu besitzen."

„Ja, dieses fortwährende Herandrängen ist wirklich ermüdend," meinte Reinhold mit einer Miene, die nichts von befriedigtem Triumphe hatte, dagegen eine unverkennbare Abspannung verrieth. „Aber jetzt komm! Ich werde Dich Beatricen vorstellen."

„Beatricen? — Ah so, Signora Vampyr! Muß das sein, Reinhold?"

Der Blick des Bruders verfinsterte sich. „Allerdings muß es sein. Du wirst nicht umhin können, ihr in meiner Begleitung oft und viel zu nahen. Sie ist schon, und mit Recht, befremdet darüber, daß es nicht bereits geschehen ist. Was hast Du denn, Hugo? Du scheinst ja dieser Vorstellung förmlich ausweichen zu wollen, und doch kennst Du Beatrice nicht einmal."

„Doch," entgegnete der Capitain kurz. „Ich habe sie bereits in H. im Concerte und auf der Bühne gesehen."

„Aber niemals gesprochen. Eigenthümlich, daß man Dich beinahe zu Dem zwingen muß, was jeder Andere als einen

Vorzug betrachten würde! Du bist doch sonst stets der Erste, wenn es die Bekanntschaft einer schönen Frau gilt."

Hugo erwiderte nichts, aber er folgte ihm ohne ferneren Einwand. Signora Biancona war, wie gewöhnlich, von einem Kreise von Herren umgeben und in lebhaftester Unterhaltung begriffen, aber sie brach diese sofort ab, als die Beiden erschienen. Reinhold stellte ihr seinen Bruder vor. Beatrice wandte sich mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit an den Letzteren.

„Wissen Sie, Signor Capitano, daß ich Ihnen bereits gezürnt habe, ohne Sie zu kennen?" begann sie. „Rinaldo war nicht zu halten, als er die Nachricht von Ihrer Ankunft empfing. Er ließ mich höchst ungalanter Weise in M. zurück, um Ihnen entgegen zu eilen. Ich mußte die Rückreise hierher allein antreten."

Hugo verbeugte sich artig, aber doch fremder, als er es sonst wohl vor einer Dame that, und er schien es auch nicht zu bemerken, daß die schöne Hand Beatricens sich dem Bruder Rinaldo's vertraulich entgegenstreckte, wenigstens widerstand er vollständig der Versuchung des Handkusses, der wohl erwartet wurde.

„Ich bin sehr unglücklich, Signora, Ihren Unwillen erregt zu haben. Wer aber so ausschließlich wie Sie über Reinhold's Nähe und Gegenwart verfügt, sollte doch Großmuth genug besitzen, ihn einmal auch für kurze Zeit dem Bruder abzutreten."

Er sah sich nach Reinhold um, aber dieser wurde bereits wieder in Anspruch genommen.

„Ich füge mich ja auch," sagte Beatrice, noch immer mit bezaubernder Freundlichkeit, „oder vielmehr, ich füge mich noch jetzt, denn seit der Zeit Ihres Hierseins habe ich Rinaldo wenig genug gesehen. Es wird wohl kein anderes Auskunftsmittel übrig bleiben, als daß ich Sie bitte, ihn zu begleiten, wenn er bei mir erscheint."

Hugo machte eine etwas gemessene Bewegung des Dankes. „Sie sind sehr gütig, Signora. Ich ergreife gewiß mit Freuden die Gelegenheit, die so hochgefeierte — Muse meines Bruders näher kennen zu lernen."

Signora Biancona lächelte. „Hat er mich Ihnen so genannt? Freilich, der Name ist unserem Freundeskreise nicht fremd. Rinaldo gab ihn mir einst, damals, als ich seine ersten Schritte auf der Künstlerbahn leitete. Eine etwas romantische Bezeichnung, zumal für deutsche Anschauungen, nicht wahr, Signor? Sie kennen dergleichen schwerlich in Ihrem Norden."

„Bisweilen doch," sagte der Capitain ruhig, „nur mit einem unbedeutenden Unterschiede. Bei uns pflegen die Musen Ideale zu sein, die in unerreichbarer Höhe schweben. Hier sind es — schöne Frauen. Ein ganz unleugbarer Vortheil für den Künstler."

Die Worte klangen wie ein Compliment und hielten genau den scherzenden Ton fest, den Beatrice selbst angeschlagen; dennoch streifte sie mit einem raschen, forschenden Blicke das Antlitz des Sprechenden; vielleicht sah sie den aufblitzenden Spott darin; denn sie erwiderte mit einiger Schärfe:

„Ich meinestheils bekenne, gar keine Sympathie für den Norden zu besitzen. Nur gezwungen habe ich einige Zeit dort verlebt, und ich athmete erst wieder auf, als der Himmel Italiens sich über mir wölbte. Wir Südländer vermögen es nun einmal nicht, uns in die eisig pedantischen Regeln zu zwängen, die dort die Gesellschaft einengen, in die Fesseln, die man auch den Künstlern auferlegen möchte."

Hugo lehnte sich mit vollendeter Gleichgültigkeit an die Marmorbalustrade. „Mein Gott, das ist doch von keiner Bedeutung. Man sprengt sie einfach und ist dann frei wie der Vogel in der Luft. Reinhold hat das ja hinreichend bewiesen, und jetzt hat er die Heimath und ihre pedantischen Regeln ein für allemal abgeschworen, was doch wohl ausschließlich Ihr Verdienst ist, Signora."

Beatrice gebrauchte heftig den Fächer, obgleich gerade in diesem Augenblicke der Abendwind erfrischend kühl herüberwehte.

„Wie meinen Sie das, Signor?" fragte sie rasch.

„Ich? O, ich meine gar nichts, ausgenommen etwa, daß es doch ein erhebendes Gefühl sein muß, so das ganze Schicksal eines Menschen — oder auch einer Familie — in Händen zu halten, wenn man Jemanden seinen ‚Fesseln' entreißt. Man muß in einem solchen Falle durchaus etwas von einer irdischen Vorsehung in sich spüren. Nicht, Signora?"

Beatrice war leicht zusammengezuckt bei den Worten, ob vor Ueberraschung oder Zorn, das ließ sich schwer entscheiden. Ihre Augen begegneten den seinigen; aber diesmal maßen sie einander, wie zwei Gegner sich messen. Der Blick der Italienerin sprühte; doch der Capitain hielt ihn so fest und ruhig aus, daß sie wohl fühlte, es sei kein allzu leichtes Spiel diesen klaren braunen Augen gegenüber, die ihr so keck die Spitze zu bieten wagten.

„Ich glaube, Rinaldo hat allen Grund, dieser Vorsehung dankbar zu sein," entgegnete sie stolz. „Er wäre vielleicht untergegangen in Verhältnissen und Umgebungen, die seiner unwürdig waren, hätte sie seinen Genius nicht wach gerufen und ihm die Bahn zur Größe gewiesen."

„Vielleicht," sagte Hugo kühl. „Man behauptet zwar, ein wahrer Genius gehe nie zu Grunde, und je schwerer er sich durchringen müsse, desto mehr stähle sich seine Kraft; indessen das ist jedenfalls auch eine von den nordisch-pedantischen Anschauungen. Der Erfolg hat für Ihre Ansicht entschieden, Signora, und der Erfolg ist ja ein Gott, dem sich Alles beugt."

Er verneigte sich und trat zurück. Er hatte das Alles im leichtesten Conversationstone, scheinbar ganz absichtslos hingeworfen, aber Signora Biancona mußte doch wohl die Bitterkeit empfunden haben, die in den Worten des Capitains lag; denn sie preßte die Lippen zusammen wie in tiefster innerster Gereiztheit, und der Fächer gerieth in eine fast stürmische Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

San Francisco in der Phantasie und in der Wirklichkeit.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden sind so viele falsche Berichte von sensationssüchtigen Schriftstellern in die Welt hinaus gesandt worden und finden die fabelhaftesten Beschreibungen so leicht ein gläubiges Publicum, wie über San Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des Romantisch-Halbbarbarischen um Alles und Jedes, was auf diese Stadt Bezug nimmt. Daß sich in San Francisco die Leute in rothe Hemden à la Garibaldi kleiden, daß Jedermann hier wenigstens einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmesser in den Stiefelschäften trägt, welche Waffen er bei der geringsten Veranlassung in Anwendung bringt, daß es Gebrauch ist, Jemanden, der vor Einem auf dem Trottoir geht und zu dem man sprechen will, durch einen freundschaftlichen Schuß durch den Hut zum Stillstehen zu bewegen, daß es in dieser Stadt zahllose öffentliche Spielhöllen giebt, in denen sich eine bestialische Rohheit breit macht, daß auf den Straßen eigentlich Niemand seines Lebens sicher und die Lynchjustiz hier eingebürgert ist, daß das Gold in San Francisco sozusagen in den Gossen liegt — alle diese und noch abenteuerlichere Vorstellungen spuken noch heute in den Köpfen von Tausenden in Europa. Der Inhalt von zahlreichen Briefen, welche mir seit meinem Hiersein von Unbekannten aus allen Theilen der Welt zugegangen sind und die von originellen, ich will nicht sagen, kindlichen Fragen förmlich wimmeln, würde einen trefflichen Commentar zu dem oben Gesagten liefern.

In neuester Zeit hat eine in Stuttgart erscheinende Zeitschrift („Ueber Land und Meer", Nr. 22, 1874) eine Beschreibung von San Francisco veröffentlicht, welche von Ernst Kossak nach dem Tagebuche des verstorbenen Malers Hildebrandt ausgearbeitet wurde, und die wohl von Allem, was über San Francisco geschrieben worden, die willkürlichsten Schilderungen enthält. An diese Beschreibung anknüpfend, will ich ein paar Worte zur Ehrenrettung unserer viel geschmähten Stadt in diesen Blättern laut werden lassen.

Herr Hildebrandt besuchte während seiner Reise um die Welt (wie ich vermuthe, vor etwa fünfzehn Jahren) auch die

Handelsbörse
Lincoln Schule.
Lotsmannschaftsgebäude.
Nucleus-Hôtel.

Montgomerystraße.
Californiastraße.

San Francisco.

Kearnystraße.
Buschstraße.

Freimaurer Tempel
Bank von Californien.
Sparvereinsgebäude.
Landungsplatz der Dampfer.

Stadt San Francisco. Ohne Angabe des Jahresdatums der Hildebrandt'schen Schilderung, ohne Bezugnahme auf die gegenwärtigen Zustände einer so rapid wie San Francisco sich entwickelnden Stadt wird nun in jenem Blatte dem deutschen Leser die genannte Beschreibung als ein Culturbild vorgeführt, welches den Anspruch auf Authenticität erheben darf — nichtsdestoweniger ist es voll von Ungenauigkeiten, Unrichtigkeiten und Uebertreibungen.

San Francisco ist nach jener glaubwürdigen Schilderung eine Stadt von einer halben Million Einwohner (nach dem Census von 1870 zählte San Francisco damals 149,473 Einwohner). Die Bezeichnung unserer Stadt mit Zisko (wie nach Hildebrandt San Francisco hier schlechtweg genannt wird), sowie die Straßennamen, z. B. die „Goldminen-“, die „Silberminen-“ ꝛc. Straße, hören wir San Franciscaner mit Erstaunen jetzt zum ersten Male. Also diese Stadt Zisko wird von einer halben Million von Tagedieben, Bummlern, Gaunern bewohnt; sie ist die ultima Thule der europäischen Vagabondage; Bettler schwärmen in den Straßen, und Niemand ist dort seines Lebens sicher; die Bauart der Stadt ist ein Sammelsurium von architektonischen Ungeheuerlichkeiten; die Straßen sind entweder gar nicht gepflastert oder haben Knüppeldämme, wie sie in den Dörfern der preußischen Niederung üblich sind; malerische Schluchten (?) reichen an die Bai hinunter — in der That ein recht anmuthiger Platz!

In diesem Stil wird unser unglückliches Zisko anderthalb Columnen lang behandelt, so daß Jemand, der, wie Schreiber dieser Zeilen, beinahe zwölf Jahre lang ab und zu hier gewohnt hat, seine Adoptivheimath gar nicht wieder erkennt. Selbst in den wilden Zeiten von 1849 bis 1852 bot San Francisco nicht einmal annähernd ein solches Bild, wie Tausende von Deutschen, die seit dem ersten Aufbau der Stadt hier ansässig sind, bezeugen können. Sogar das hiesige Klima wird ganz falsch geschildert. Wenn Herr Hildebrandt z. B. den Abend in San Francisco (zu welcher Zeit die Luft hier meistens rauh, windig und neblig ist) preist, „von den sanften Athemzügen des entschlummernden stillen Oceans“ redet, und meint, „daß es einer der höchsten irdischen Genüsse sei, diese aromatische Seeluft einzuathmen“, so ist das für einen San Franciscaner einfach komisch. In welcher Gesellschaft sich überhaupt Herr Hildebrandt hier bewegt hat, das mögen die Götter wissen! Ich bin nicht im Stande gewesen, nur einen einzigen Deutschen zu finden, der diesen berühmten Weltumsegler hier kennen gelernt hätte. Das Bild in Folio („eine Straße in San Francisco“), welches jener charakteristischen Studie beigefügt ist, würde just so gut auf Timbuctu oder Buxtehude wie auf San Francisco passen. Die alterthümlichen Gebäude, die Schnapsfässer inmitten der Straße, und namentlich die nie dagewesenen Dampf-Straßenwaggons, die wie alte Theekessel aussehen, sind außerordentlich naturgetreu.

Das Bild und die ganze Schilderung sind Sensationsartikel erster Classe, und dieselben könnten, da sie hier am ersten April erschienen, am besten als ein Aprilscherz gelten. Wie es möglich gewesen ist, daß ein geachtetes großes deutsches Journal sich so dupiren lassen konnte, eine solche Schilderung als baare Wahrheit und noch dazu mit einer schmeichelhaften Notiz auf den „liebenswürdigen“ Verfasser wiederzugeben, und zwar, wie gesagt, ohne Jahresdatum, scheint in der That unbegreiflich. Wenn ich sage, daß jene Veröffentlichung von den hiesigen Deutschen, die einen so großen Procentsatz der Bevölkerung dieser Stadt bilden, mit bitterem Ingrimme gelesen worden ist, so habe ich mich sehr gelinde ausgedrückt. Eine solche entstellende Beschreibung unserer Adoptivheimath in dem oben genannten deutschen Blatte lesen zu müssen, erregte hier die allgemeinste Entrüstung, und ich handle gewiß im Sinne meiner hiesigen Landsleute, wenn ich dieser ihrer Meinung durch die Gartenlaube weitmöglichste Verbreitung gebe.

Ohne auf das Hildebrandt-Kossak'sche Schriftstück weiter einzugehen, will ich jetzt versuchen, die Stadt San Francisco mit einigen kurzen Federstrichen so zu schildern, wie dieselbe in Wirklichkeit aussieht. Der Leser möge sich dann selbst ein Urtheil darüber bilden, ob dieser Platz Jemandem, der Ansprüche auf ein gesittetes Leben macht, als Aufenthaltsort empfohlen werden darf oder nicht.

Die Stadt San Francisco, deren Einwohnerzahl zur Zeit (1874) auf bereits zweihunderttausend Seelen geschätzt wird, steht, so weit mir bekannt geworden ist, was materiellen Aufschwung anbelangt, nur hinter Chicago und Melbourne zurück. Ihre günstige Weltlage, an dem einzigen größeren sicheren Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste und auf der directen Verbindungslinie zwischen Ostasien, Nordamerika und Europa wird durch einen Blick auf die Karte sofort klar, und die zahlreichen und productenreichen Thäler Californiens finden hier ihren natürlichen Ausweg auf die Weltmärkte.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. Eine ganze Flotte von Dampfern vermittelt den Verkehr mit China, Japan, Australien, den Inseln der Südsee, Panama, Mexico, den californischen Küstenstädten, Oregon und Britisch Columbia. An der Grenze des Occidents liegend, seine goldene Pforte den Völkern Ostasiens weit öffnend, bildet San Francisco, dessen Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, mit seinem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen, wo die uralte stagnirende Civilisation des Reichs der Mitte mit dem frisch pulsirenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt.

Die Stadt San Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinsel zwischen dem stillen Ocean und der großen San Francisco-Bai, welche letztere ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte „goldene Thor“ (golden gate) findet. Die an den Hafen grenzenden Straßen bilden, mit Ausnahme des Chinesenviertels, den bei Weitem unansehnlichsten Stadttheil, so daß San Francisco, vom Wasser aus betrachtet, ein keineswegs malerisches Bild giebt.

Das Aussehen der inneren Stadt dagegen ist im Allgemeinen ein sauberes und modernes. Die Straßen sind geradlinig angelegt, und die hauptsächlichsten derselben haben breite Asphalttrottoirs, während die kleineren aus Holzbohlen angelegte Gehwege aufweisen. Das Pflaster dagegen läßt viel zu wünschen übrig. Das früher hier niedergelegte sogenannte „Nicholson-Holzpflaster“ hat sich als nicht praktisch bewährt, und man experimentirt gegenwärtig mit neuem Pflasterungsmaterial. Durch fast alle Straßen der Stadt laufen oft mehrgleisige Schienenwege, welche von eleganten durch Pferde gezogenen Waggons (nicht von Dampf-Waggons à la H.) befahren werden. Fuhrwerke aller Art und Pferde sind in San Francisco außerordentlich zahlreich und die Straßen bis spät in die Nacht von ihnen belebt.

Die Geschäftshäuser sind meistens aus Steinen solide aufgeführt, die Läden darin, namentlich die der sehr zahlreichen Juweliere, überaus prächtig; die Bankgebäude sind wahre Prachtbauwerke und wurden ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt aufgeführt. Die Mauern, Säulen ꝛc. an dem soeben an der Californiastraße in untadelhaftem Stil vollendeten drei Stockwerk hohen Gebäude der „London- und San Francisco-Bank“ bestehen ganz aus Eisen; im Innern desselben ist eine so seltene Eleganz entfaltet worden, daß sich die Räumlichkeiten eines deutschen Bank-Etablissements im Vergleich damit geradezu armselig ausnehmen würden. Die im Gebäude angebrachten Uhren sind von unserem talentvollen hiesigen deutschen Uhrmacher H. Wenzel construirt worden. Durch comprimirte Luft, die von einer Centralmaschine durch Gummischläuche nach einer beliebigen Anzahl Uhren hingeleitet wird, werden die Zeiger derselben mit einer staunenswerthen Präcision ohne Uhrwerk gleichmäßig in Bewegung gesetzt, — eine Einrichtung, welche dem Talente ihres Erfinders zur hohen Ehre gereicht.

Die Hôtels in San Francisco — das Occidentalhôtel, Lickhouse, Cosmopolitanhôtel, Grandhôtel ꝛc. — sind den berühmten Hôtels in den östlichen Unionsstaaten vollkommen ebenbürtig. Das im Bau begriffene Palace-Hôtel wird einen Bodenraum von vierundneunzigtausendsechshundert Quadratfuß bedecken; es soll eine Höhe von sechs Stockwerken erhalten, wird im Hofraume eine Reihe von prächtigen Bazars und Arcaden haben and gegen zwei Millionen Dollars kosten. Dasselbe soll mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestattet und das prächtigste Hôtel der Welt werden.

Gebäude, die hunderttausend bis eine halbe Million Dollars und mehr kosten, springen in allen Stadttheilen wie Pilze aus der Erde. Eine ganz neue Straße, die „Montgomery-Avenue“, wird gegenwärtig quer durch die Stadt gebaut, um eine bessere Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Stadttheilen

herzustellen. Die Kearny-, die California-, die Montgomery- und andere Straßen würden jeder Stadt der Welt zur Zierde gereichen. Allerdings stehen neben vielen Prachtbauten heute noch oft unansehnliche Holzhäuser, wie dies in allen amerikanischen Städten zu sehen ist (aber keine Strohhütten oder Schweineställe, wie Hildebrandt phantasirt hat), die aber allmählich entfernt und soliden Steinbauten Platz machen werden. In dem Geschäftstheile der Stadt dürfen gar keine Holzhäuser mehr aufgestellt werden. Die Privatwohnungen in den äußeren Stadttheilen sind dagegen meistens aus Holz aufgeführt, aber von außen so gemalt und cementirt, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen. Das Innere der Wohnungen der reicheren San Franciscaner ist oft mit verschwenderischem Prunke eingerichtet. Die Stadt besitzt Wasser- und Gasleitungen wie jeder moderne Ort. Die öffentlichen Markthallen sind ein Muster von Reinlichkeit und erschließen in ihren weiten Räumen dem Besucher ein überraschendes Bild von dem Productenreichthum des gesegneten Californien.

Die hiesige Feuerwehr ist eine der besten in der Welt. Durch die ganze Stadt laufen telegraphische Feueralarm-Leitungen. Es ist eine wahre Freude, binnen wenigen Minuten nach einem vom Centralsignalthurme gegebenen Feuer-Alarm, welcher durch leicht verständliche Glockenschläge die Lage einer ausgebrochenen Feuersbrunst Jedermann in der Stadt sofort klar macht, die prächtigen Dampffeuerspritzen, mit den langen Leiterwagen und Schlauchkarren hinterdrein, nach der Richtung des Feuers durch die Straßen jagen zu sehen.

Einen unerfreulichen Gegensatz zu den eben geschilderten Stadttheilen bildet das hiesige Chinesenviertel. In allen Straßen sieht man die bezopften Asiaten in Menge auf- und abwandern, aber nur im engern Chinesenquartier vermag man sie in ihrer charakteristischen nationalen Gesammtheit zu erblicken. Dasselbe bildet mit seinen wunderlichen asiatischen Bestandtheilen, den Tempeln und Theatern, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblichen Kellerwohnungen, wo die bezopften Himmlischen wie Schweine zusammengepfercht wohnen, den Läden voll von tatarischem Krimskram und der in den Straßen sich drängenden ausländischen Bevölkerung für den Fremden das Interessanteste in San Francisco. Aber wir San Franciscaner, welche diese unsaubere Chinesenwirthschaft tagtäglich vor Augen haben, interessiren uns wenig für den tatarischen Firlefanz und empfinden um so mehr die Ungerechtigkeit der Bundesregierung, welche einem moralisch ganz verkommenen Volke die unbeschränkte Freiheit giebt, sich wie die Hornissen bei uns einzunisten und wie eine Pestbeule unsere blühende Goldstadt gleichsam zu vergiften, einem Volke, das in allen seinen Sitten und Gebräuchen unseren Anschauungen zuwider lebt und handelt, das sich mit dem Wohl und Wehe dieses Landes gar nicht identificirt, einem Volke, das nur hierher kommt, um „Geld zu machen", und dessen Lüderlichkeit und Unsauberkeit unsere Jugend verdirbt.*

Daß es außer den räuberähnlichen Wohnungen der Chinesen hier in San Francisco noch eine Menge von verrufenen Localen giebt, wird gewiß Jeder begreiflich finden. Aber welche große Seestadt hat dergleichen nicht in Hülle und Fülle aufzuweisen? Ein ordentlicher Mensch kommt mit dem wüsten Leben in solchen Spelunken nicht in Berührung. Im Allgemeinen sind die Bewohner dieser Stadt ordnungsliebende Menschen, welche ihren Geschäften mit großem Fleiße nachgehen. Schon in der entfernten Weltlage dieses Platzes ist die Ursache zu finden, daß, namentlich in früheren Jahren, meistens unternehmende Männer hierher strömten. Wer heute mit der Idee nach San Francisco kommt, dort eine einfältige Nomadenbevölkerung zu finden, unter der er leicht seinen Geist leuchten lassen kann, irrt sich gewaltig. Wie ich bereits in meinem in der Gartenlaube (Nr. 9, 1873) veröffentlichten „offenen Antwortschreiben" gesagt habe, ist es nichts Seltenes, hier einen deutschen Handlungsdiener oder Halbgelehrten, der die San Franciscaner „über den Löffel barbiren" wollte, als Schüsselwascher in einem Restaurant oder als Kellner und Stiefelputzer wieder zu finden, in welcher Stellung er Studien über Hildebrandt'sche Aufzeichnungen machen kann. Die Reichthümer San Francisco's sind keine ererbten, sondern meistens im Schweiße des Angesichts und durch Thatkraft des Geistes sauer verdient. Daß Minenspeculationen und gewagte Unternehmungen unter einer so thatlustigen Bevölkerung, wie die hiesige, gang und gäbe sind, liegt in der Natur des Menschen und der Verhältnisse. Hat doch sogar das ruhige Deutschland seine „Gründer" und andere Speculanten ähnlicher Farbe in Menge.

Das gesellschaftliche Leben kann in einer großen kosmopolitischen See- und Handelsstadt, wie San Francisco, natürlich nur ein außerordentlich mannigfaltiges sein. Selbstverständlich fehlt es hier nicht an Theatern und Concertsälen; daß aber die Aufführung von classischen Dramen und classischer Musik in San Francisco stets die vollsten Häuser macht, möchte manchem Auswärtigen neu sein. Die Deutschen haben hier ihre zum Theil prächtig eingerichteten Clublocale, die Amerikaner und andere Nationalitäten ebenso. Es giebt in dieser Stadt wissenschaftliche und gesellige Vereine aller Art, Bibliotheken, Logen, Gesang- und Turnvereine etc. in Menge. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Gesellschaften und Militärcompagnien allsonntäglich mit klingendem Spiele und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren, welche die Verbindung zwischen San Francisco und den jenseits der Bai liegenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelito etc. vermitteln (betrug der Personenverkehr zwischen den beiden Ufern der Bai doch im vergangenen Jahre zwei Millionen Köpfe!), um dort im Freien Pickenicks abzuhalten oder sich sonst nach vaterländischer Sitte zu amüsiren, und Tausende von allen Nationalitäten besuchen den Woodward's Garten, das berühmte Cliffhaus, die reizendsten Parks an der südlichen Pacificbahn und andere Vergnügungsorte.

Im Allgemeinen sind die San Franciscaner ein lebenslustiges Volk, aber selten kommt es hier bei öffentlichen Festlichkeiten zu Reibereien oder gar blutigen Schlägereien zwischen den verschiedenen Nationalitäten, Excessen, welche leider in New-York und anderen östlichen Städten der Union nichts Seltenes sind. Was die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums anbetrifft, so kann sich wahrlich Niemand hier über gefahrdrohende Zustände beklagen. Die Schießaffairen, welche hier öfters vorkommen, finden fast ausschließlich unter schlechten Subjecten statt; ich wüßte auch nicht Einen von meinen sehr zahlreichen Bekannten zu nennen, dem je auf solche Weise ein Unheil widerfahren sei. Die Polizei unserer Stadt ist vorzüglich und macht den Spitzbuben „die Hölle heiß". Es ist eine große Seltenheit, daß in San Francisco ein Verbrecher unbestraft entkommt. Oeffentliche Spielhöllen giebt es in Californien schon lange nicht mehr, dagegen deutsche Bierhäuser, wo man gemüthlich ein Glas schäumenden Gerstensaft trinken kann, in Hülle und Fülle.

Die Gastfreundschaft in San Francisco ist nicht minder wie die Freigebigkeit seiner Bewohner sprüchwörtlich geworden. Ich brauche in Bezug darauf nur an die großartigen Leistungen der hiesigen Deutschen während des letzten deutsch-französischen Krieges, welche Trost und Segen in Tausende von Wohnungen bedürftiger Landsleute gebracht haben, so wie an den Empfang der „Hertha" zu erinnern. Was den gesellschaftlichen Umgang anbelangt, so kann sich hier Jeder leicht einen ihm zusagenden Kreis von Bekannten wählen; ein gebildeter Mann findet überall in dieser Stadt in Familien Zutritt und ist, auch uneingeladen, stets ein willkommener Gast. Nichts spricht mehr für die Annehmlichkeit des hiesigen Lebens als die große Anhänglichkeit der europäischen Bewohner San Francisco's an diese ihre neue Heimath. Mir gefällt es in San Francisco mit seinem herrlichen, wenn auch etwas windigen Klima und unter seinen Bewohnern mit den offenen, warmen Herzen (trotz Hildebrandt!) ausgezeichnet, und ich bin wohlzufrieden damit, daß mich das Schicksal auf diese gastliche Scholle an der Schwelle des „goldenen Thores", an die dem Vaterlande freilich so ferne Küste des Stillen Meeres geworfen hat.

San Francisco, am 10. April 1874.

* Wer sich für die Chinesen besonders interessirt, den verweise ich auf einen von mir im „Globus" (Band XXIV, 1873, Nr. 15, 16 u. 17) veröffentlichten Aufsatz „Die Chinesen in San Francisco", worin ich unsere asiatischen Freunde eingehend behandelt habe. Der Verfasser.

Haugen und Bangen in schwebender Pein.

Eine javanische Erinnerung von Dr. B. Beheim = Schwarzbach.

Viele Menschen lieben es bekanntlich, ihren persönlichen Muth vorzüglich bei Gelegenheiten zu zeigen, die nicht besonders gefahrvoll sind, und dieser Muth wächst häufig in dem Grade, in welchem die Gefahr abnimmt. Ich bilde mir nicht ein, für meine Person eine Ausnahme von dieser „Regel" zu machen, sondern gestehe gern und muthig ein, daß das Stückchen Courage, das mir anhaftet, sich am wohlsten „außer Schußweite" fühlt. Es mag dieser Umstand der Grund sein, daß ein Jagdvergnügen als solches mich niemals sehr sympathisch berührte, während gar eine Jagd auf wilde Thiere mein Herz sicher nicht aus Passion und Ungeduld stärker klopfen macht. Wenn ich trotzdem während meines Besuches bei Herrn W., dem holländischen Controleur in der Regentschaft Koedoes (sprich Kudus) auf Java, wiederholt in der Lage war, die Büchse zu handhaben, so schreibe ich diese Thatsache theils der Langenweile zu, in welche mich der oft im Dienste abwesende Beamte zurückließ, theils der Aussicht auf „billige" Beute. Stundenlang durchstreifte ich manches Mal die das Gehöft umgebenden Wälder, während mein inländischer Diener Odin als Büchsenlader, gewöhnlich auch noch einige andere Javaner als Beutesammler mich begleiteten. Hauptsächlich waren es wilde Pfauen, deren schönes Gefieder und unschönes Gekrächze mich zum Schusse reizten. Einst ließ ich mich auch verleiten, einen kleinen schwarzen Affen, mit welcher Art die dortige Gegend überreich bedacht ist, vom Baume zu schießen. Doch bereute ich diesen Schuß aufrichtig. Das überaus klägliche, menschenartige Geschrei des tödtlich verwundeten Thieres, das auf mich den Eindruck machte, als hätte ich ein halberwachsenes Kind getroffen, nicht weniger auch die inständigen Bitten meiner Begleiter, hielten mich ab, je wieder auf die Vorfahren kommender Menschengenerationen zu feuern. Die Malayen wie die Javaner sind der festen Ansicht, daß die Seelen der Menschen, die sich während des Lebens belohnungswerth betragen, nach dem Tode in Affenkörper überziehen, und je nachdem das menschliche Betragen gut, besser oder vorzüglich ist, wird der betreffenden Seele das Fell eines mehr oder weniger bevorzugten Affen angewiesen. — Ein Hauptjubel war es stets für meine muhamedanischen Freunde, wenn ich Gelegenheit fand, ein wildes Schwein, das unvorsichtig meiner Schießwaffe so nahe kam, daß ein Nichttreffen kaum möglich gewesen wäre, vom Leben zum Tode zu befördern. Nicht nur werden diese Thiere aus religiöser Ueberzeugung gehaßt, sondern auch deshalb, weil sie mit Recht als die Hauptverwüster der Reisfelder zu betrachten sind. Unter einem javanischen Wildschwein stelle man sich aber keinen Eber vor, wie solcher gelegentlich in Mittel-Europa — eine waidmännische Heldenthat! — erlegt wird, und dessen zubereiteter Kopf, mit einer Citrone geziert, dem Feinschmecker das Wasser im Munde zusammenlaufen macht. Das javanische Wildschwein ist klein und nur ausnahmsweise muthig.

Es sei mir hier vergönnt, eine Art Treibjagd auf wilde Schweine zu schildern, welche der javanische Fürst (Wedono), welcher dem Bezirke des Controleurs W. mit vorstand, veranstaltete — ja, dem fremden Reisenden zu Ehren veranstaltete, wie man mir schmeichelte. Diese Ehre war herzlich billig, weil alljährlich ein derartiger Feldzug zum Schutze für die Reisfelder vorbereitet wird, gleichviel ob ein „fremder Reisender" anwesend ist oder nicht. Der Wedono holte uns, das heißt meinen Wirth und dessen Gast, eines Morgens mit eigenen Reitpferden und mit einem Ehrengefolge berittener Javaner zu der Jagd ab. Schon am Abende vorher waren gegen tausend javanische Kulis meilenweit im Kreise postirt worden, welche mit Sonnenaufgang ihren Lärm begannen und sich mit diesem allmählich einer Vertiefung näherten, welche, durch einen hohen Palissadenzaun eingehoft, den Schweinen wohl das Hineinlaufen, nicht aber das Hinauslaufen gestattete. In der Mitte der Einzäunung war ein Brettergerüst, eine Art Plattform, errichtet, welches wir zwei Europäer, der Wedono und eine Anzahl Unterfürsten, an welchen das aristokratische Java so reich ist, mittelst einer Leiter erklommen. Von dort aus erlegten wir die wilden Schweine, welche, von dem Lärme der Treiber verfolgt und eingeengt, in die Einzäunung getrieben waren und sich zu unseren Füßen vergebens nach einem Auswege abmühten. Und nun muß ich erröthend gestehen, daß ich mich an dem Abmetzeln der Thiere mitbetheiligte. Kein Schuß wurde gethan, und dennoch lagen nach Verlauf von zwei Stunden vierundachtzig Schweine zerstückt, verstümmelt, theils todt, theils sterbend in ihrem Blute. Die Arbeit wurde mit Bambusspeeren vollbracht, welche, zugespitzt, ein scharf durchdringendes Wurfgeschoß bildeten. Viele Hundert solcher Speere waren für uns auf die Plattform gelegt worden; in voller Sicherheit der eigenen Person richteten wir damit die Thiere auf das Unbarmherzigste zu. Besonders eifrig zeigten sich dabei die Javaner, die im Jagdeifer jauchzten und sprangen, während Herr W. und ich unsere Thätigkeit darauf beschränkten, den Schwerverwundeten das Sterben zu erleichtern. Die Thatsache, daß die Thiere wirklich einen großen Gemeinschaden für die Früchte der Felder bilden, war für mich der einzige versöhnende Gedanke bei dieser Schlächterei.

Den in der Umgegend wohnenden Chinesen war die Jagd nicht minder willkommen wie den Javanern selbst. Während diese aber das Schweinefleisch verachten, betrachten es jene als eine der größten Delicatessen und sandten auch uns Tags nach der Jagd wunderlich geformte Ferkelpasteten, deren Gewürz mir jedoch das Verspeisen verleidete.

Doch genug von dem Kleinwild.

Nach der Siesta eines nicht allzu schwülen Nachmittags war ich mit Odin nach einem benachbarten Dorfe (Kampong) geritten, in dessen Nähe sich, nach Aussage des Dorfhäuptlings, ein Schwarm jener Geschlechtsart von Fledermäusen aufhalten sollte, die ihrer Größe wegen den Namen „fliegende Hunde" erhalten haben. Zu Tausenden hängen sie sich beim Anbruche des Tages mit ihren Füßen an die Baumzweige, das Laub rings vollkommen bedeckend und zerstörend, und erst gegen Abend verlassen sie diese wunderliche Stellung, um in Masse ihren Nahrungsstreifzug, meistens dem Meere zu, anzutreten, oder besser anzufliegen. Der kommende Morgen findet sie gewöhnlich an derselben Stelle und in derselben Position, die sie des Abends aufgegeben haben.

Im Dorfe angelangt, nahm ich, da der Häuptling leider abwesend war, einen Führer, der uns die mit der lebendigen Frucht behafteten Bäume zeigen sollte. Aber sei es, daß der Javaner, gegen seine Meinung, nicht richtig orientirt war, sei es, daß die fliegenden Hunde ihren Platz thatsächlich verändert hatten, kurz, es gelang uns nicht, das Gesuchte zu entdecken, obgleich wir tief in das Gebüsch drangen und dieses nach verschiedenen Seiten durchstrichen. Wir waren gegen zwei Stunden unterwegs gewesen, hatten, wenn auch nicht den Zweck erreicht, doch vieles für mich Interessante in der herrlich üppigen Tropenwaldung, die ich nicht mit dem Begriffe eines „Urwaldes" verwechselt wissen möchte, gesehen, und schon gedachte ich den Rückweg nach dem Kampong anzutreten, als unser Führer mit dem Aufschrei: „Ein Tiger, ein Tiger!" sich blitzschnell umwandte und davonlief — mein Diener Odin ihm nach, mich zurücklassend.

Sicherlich wäre auch ich im ersten Impuls des Schreckens mitgelaufen, hätte ich den Ausruf richtig begriffen. Meine mangelhafte Bekanntschaft mit der javanischen Sprache verhinderte dies. Wohl merkte ich, daß den Beiden etwas Besonderes aufgefallen sein mußte, hatte aber nicht den Glauben an eine directe Gefahr, denn ich konnte nicht annehmen, daß mich mein erprobter (allerdings nur beim Kofferpacken und nicht in Gefahren erprobter) Diener allein zurücklassen würde. In der Meinung, daß die Javaner irgend ein seltenes Insect für meine Botanisirtrommel verfolgten (wie ich Solches einige Male vorher angeordnet hatte) und in Bälde zurückkehren würden, lehnte ich mich wartend an einen Baum. Ich befand mich auf einem nur spärlich bewachsenen Platze, dessen Größe wohl gegen sechszig Schritte im Durchmesser betrug und der von einem dichten Gebüsche umgeben war, in welchem die beiden braunen Gestalten rasch verschwunden waren. Seitwärts von mir flogen krächzend, kleine Kreise ziehend, eine Anzahl schwarzer Vögel dicht über den Spitzen der Bäume; ihr Anblick erinnerte mich unwillkürlich an die aaswitternden Feldkrähen der Heimath.

Plötzlich schreckte mich ein halblautes metallisch klingendes

Digitized by Google

Brüllen, das sich wie ein Gähnen dehnte und in geringer Entfernung von mir erschallte, elastisch empor. Mit einem Schlage erklärte ich mir das Benehmen der Javaner und das Mißliche meiner Lage. Den Ersteren jetzt noch nachzulaufen, war doppelt unthunlich, und demnach zwang mich die Gefahr zu einem schnellen Entschlusse. Auf dem freien Platze durfte ich nicht bleiben, — mich im Gebüsche verstecken, hieße meinen Körper möglicher Weise in den Weg des Tigers legen, — den Kampf mit einer Bestie aufnehmen, von welcher behauptet wird, daß sie Menschensteaks mit demselben Wohlbehagen verzehre wie der Mensch saftige Beefsteaks, schien mir durchaus precär, — so kletterte ich denn, einer Inspiration folgend, möglichst eilig auf den Baum, unter dessen Zweigen ich gestanden hatte. Der Baum, blätterreich und mit breiten Aesten versehen, gewährte einen leidlich guten Sitz, zu welchem ich meine Doppelbüchse mit hinaufgezogen hatte, deren erster Lauf schon vorher entladen, während der andere noch schußfähig war. Munition hatte ich keine bei mir, denn diese war in Begleitung eines einläufigen Gewehres mit meinem „Oberbüchsenlader" entflohen.

Ich mochte mit stark erregten Pulsen wenige Minuten auf dem Baume gesessen haben, Minuten, die aber genügten, ein Heer von Besorgnissen, Vermuthungen und Plänen durch meinen Kopf ziehen zu lassen, als ein Knistern von trockenen Reisern meinen Blick nach einer Seite des Platzes lenkte, aus welcher gleich darauf mit phlegmatischen Schritten, scheinbar faul oder ermüdet, ein mächtiger Tiger trat, dessen Größe und dessen gestreiftes Fell ihn als einen „Königstiger" kennzeichneten. Nicht weit über seinem Kopfe flogen die oben erwähnten Vögel umher, ohne daß dadurch das stolze Thier irgendwie belästigt zu werden schien. Die Vögel, durch deren Gebahren der Javaner die Anwesenheit des Tigers zuerst bemerkt hatte, verfolgen, wie ich später hörte, diesen oft stundenlang, um Gelegenheit zu haben, sich an den Ueberresten der Mahlzeit zu laben, welche er verzehrt. Ich bekam die linke Seite der prachtvollen Gestalt voll zu Gesicht. Mein Muth schwoll bedeutend, als ich mich der Thatsache erinnerte, daß ein bengalischer Königstiger keine Bäume erklettert, sondern diese Manipulation den ihm untergeordneten Racen der gefleckten kleineren Tiger, Panther, Jaguars u. dgl., höchstens noch einem erschreckten Menschenkinde überläßt.

Dieses Gefühl der momentanen Sicherheit machte mich übermüthig, und ohne mir genauere Rechenschaft zu geben, was ich that, legte ich den Lauf meiner Büchse fest an den Baumstamm, zielte und drückte in dem Augenblicke ab, in welchem der Tiger die gegenüberliegende Seite des Platzes erreicht hatte und in das Gebüsch dringen wollte. Ein kurzes schmetterndes Brüllen, dessen furchtbare Schärfe meinen Athem stocken machte, ein mächtiger Satz des Thieres in das Buschwerk hinein, knackendes Zertreten trockener Aeste, das Aufkreischen der erschreckten davonfliegenden Vögel, die lärmende Flucht einiger Affen, die auf den benachbarten Bäumen ihr Wesen getrieben hatten — dies Alles war das Werk einiger Secunden, und dann folgte eine unheimliche Stille, in welcher ich deutlich mein Herz gegen die Brustwand klopfen hörte. Der Pulverdampf verzog sich langsam aufwärts durch die von keinem Winde bewegten Blätter des mich tragenden Djatibaumes. Von dem Tiger war keine Spur zu sehen. Doch war es mir nach einiger Zeit, als hörte ich ein schnell vorübergehendes dumpfes Stöhnen und ein scharrendes Geräusch aus der Gegend, in welcher das Thier meinen Augen entschwunden war. Ich wußte sicher, daß meine Kugel einen festen Gegenstand, ja den Tiger selbst erreicht hatte; dennoch zweifelte ich mit dem einem Jäger eigenen „Instincte", daß die Herzgegend der Gestalt, auf welche ich aus einer ungefähren Entfernung von fünfzig Schritt gezielt hatte, getroffen worden war.

Meine Vorsicht überwog meinen Beuteeifer bei Weitem, und hielt mich von einem Aufgeben meiner Position um so dringender ab, als ich der Meinung war, aus der Ferne ähnliche Laute zu vernehmen, wie solche mich zur Turnübung des Kletterns veranlaßt hatten. Vielleicht war dies nur ein Nachklang der erstgehörten „Musik", eine akustische Täuschung, die mich beschäftigte. Aber sicherlich hatte ich nicht bemerkt, wie der meiner Ansicht nach verwundete Tiger, das trockene Laubwerk durchbrechend, meinen Observationsposten geflohen war. Ich glaubte ihn noch in der Nähe — und wie so oft absonderliche Begebenheiten auch absonderliche Ansichten erzeugen, so bildete ich mir ein, er lauere im nahen Verstecke auf seinen Mann.

Wenige Wochen vorher war mir erzählt worden, wie ein Tiger tagelang unter einer Kokospalme, auf welche ein Malaye vor ihm geflüchtet war, wartend gelegen hatte. Ruhig, ohne sich zu regen, die Augen ununterbrochen auf sein vermeintliches Opfer richtend und mit grausamer Ueberlegung den Moment abpassend, in welchem die Erschöpfung und der Hunger den Menschen in seine Klauen bringen mußte, wurde der Belagerer von einem Haufen Inländer verjagt, welche das verzweifelte Hülfegeschrei des Belagerten endlich herbeigeführt hatte. Warum sollte ich nun weniger begehrenswerth sein, als jener Malaye? Oder weshalb sollte der eine Tiger weniger schlau und rachsüchtige Gedanken hegen als ein anderer? Diese Fragen traten mit um so niederschlagenderer Wirkung auf mich zu, weil die bereits begonnene Abenddämmerung mit der in den Tropen eigenthümlichen Hast in nächtliche Dunkelheit überzugehen anfing. Je mehr dies der Fall war, desto deutlicher glaubte ich die tückisch blitzenden Augen der Bestie in dem Gebüsche zu erkennen, desto häufiger wähnte ich Geräusche, wie Kratzen und Schnaufen, zu vernehmen. Es drängte sich mir die Ansicht auf, daß es für meinen Körper reichlich so vortheilhaft sei, auf einem Baume, als in dem Magen eines Raubthieres zu übernachten, ganz abgesehen davon, daß der Tiger weder als ein Walfisch, noch ich als ein Jonas debütiren konnten.

Mit Sicherheit war vorauszusehen, daß mein über das Ausbleiben seines Gastes besorgter Wirth am frühen Morgen nach den etwaigen Ueberresten meiner Gebeine ausschauen und mich erlösen würde. Ich suchte mir den bequemsten Ast zum Nachtlager aus, schlang die seidene Schärpe, welche meine Inexpressibles zu umarmen pflegte, theils um meinen Körper, theils um den Baumstamm selbst, um ein durch etwaiges Einschlafen verursachtes Hinunterfallen zu verhüten, und fügte mich dann mit der besten Miene von der Welt in das Unvermeidliche. Man erlasse mir den Versuch, durch eingehende Beschreibung diese Nacht nochmals zu durchleben. Es genüge die Bemerkung, daß ich nicht schlief, daß ich unzählige Male meine Stellung zu wechseln und durch stetes Blätterkauen meinen trockenen Gaumen zu erfrischen suchte, daß ich oftmals erschreckt wurde durch unerklärliche Laute über mir und unter mir, daß mein Kampf mit Insecten, besonders mit Ameisen, keinen Waffenstillstand zuließ, und daß die Lebensvorsätze, welche in jenen langen Stunden in mir keimten, für die Zukunft im Allgemeinen, für die nächstkommenden Tage im Besonderen nichts zu wünschen übrig ließen. Weder die durch das letzte Erdbeben verursachten Trümmer von Djokjokarta, noch der berühmte Harem des Sultans jenes Platzes, weder die köstlichen Mangostanfrüchte von Mitteljava, noch die Ruinen von Borobodor sollten im Stande sein, mich weiter nach dem Inneren der Insel zu locken, nahm ich mir vor. Eher an den Küstenplätzen die Gefahr des gelben Fiebers an sich vorüberziehen lassen, als in dem Binnenlande eine sichere Beute der Raubthiere werden!

Kaum begann das erste Morgendämmern den Himmel aufzuhellen, so hörte ich in der Entfernung Schüsse und Rufe, die, meinem Baume sich nähernd, bald von mir erfolgreich beantwortet wurden. Kurze Zeit darauf sah ich einen Schwarm Javaner, in ihrer Mitte Freund W., auf dem Platze versammelt, mich mit freudigem Zurufe begrüßend. Da sich bei dieser lauten Affaire der Tiger durchaus nicht bemerkbar machte, so ließ ich mich, nicht ohne Mühe, zur Erde nieder, um sofort einige Minuten lang meine steifen Glieder auf dem Boden auszustrecken.

Ich war nicht getäuscht worden in der Annahme, daß sich der Tiger während der Nacht in meiner Nähe aufgehalten hatte, denn man fand ihn wirklich — todt. Meine Kugel hatte zwar das Herz verfehlt, aber, durch einen mir wohlwollenden Zufall gelenkt und gleichsam zur Verhöhnung meines Schützentalents, den Kopf dicht hinter dem Ohre so glücklich durchbohrt, daß der Tod beinahe augenblicklich eingetreten sein mußte. Da ich bei allem Glücke den Hauptschaden in diesem für meine Knochen so denkwürdigen Abenteuer davongetragen hatte, so ließ naturgemäß der Spott nicht auf sich warten. Herr W. meinte, ich sollte nur Muhamed danken, daß die fliegenden Hunde mein Nachtquartier nicht auch zu dem ihrigen gemacht hätten, denn dann wäre ich den Vampyren rettungslos verfallen gewesen. Die

beiden javanischen Hasenfüße vertheidigten ihr gestriges Davonlaufen mit der ernsthaften Bemerkung, daß sie sicher geglaubt hätten, der Tiger würde mir nichts anhaben, weil ich eine holländische Beamtenmütze mit goldbordirtem Streifen (die des Herrn W.) auf dem Kopfe trug, welches gesetzliche Abzeichen ja von allen Bewohnern Javas respectirt würde.

Das prachtvolle Fell des Königstigers maß von der Kopfspitze bis zum Schwanze über neun Fuß und befindet sich zur Zeit in dem Hause meiner Eltern, während das Kopfskelet dem Museum der Academy of natural sciences in der Hauptstadt von Minnesota einverleibt worden ist. Die Regierungsprämie von fünfzig Gulden, die in Java Jedem zukommt, der einen Tiger tödtet, ließ ich den Bewohnern des Dorfes übermitteln, in dessen Bezirk das Thier erlegt worden war.

Jener Schuß vom Baume war der letzte, den ich bis zu dieser Stunde begangen habe.

Sonnenkraft-Maschinen.

Ein Zukunftsbild von Carus Sterne.

Die große deutsche Entdeckung der Einheit aller Naturkräfte, des Gesetzes, daß keine Kraft jemals verloren geht, sondern sich nur, wenn sie zu verschwinden scheint, in eine andere verwandelt, hat in den Augen der Physiker die alten Sonnenanbeter wieder zu Ehren gebracht; denn nunmehr wissen wir, daß nicht nur alles organische Leben unserer Erde, sondern auch jede mechanische Bewegung der unbelebten Stoffe auf derselben von den Sonnenstrahlen geweckt werden muß. Wenn der Gluthball unseres Centralkörpers im Osten emporsteigt, erwacht das Naturleben, welches ohne seine Strahlen nicht gedacht werden kann, und jubelt ihm entgegen. An jedem Orte, den seine durchdringenden Lichtblicke treffen, steigt ein Strom erwärmter Luft in die Höhe, um sich als frische Brise, die unsere Schiffe und Windmühlen treibt, oder als wilder Orcan, der Städte und Landstrecken verwüstet, in die weniger erwärmten Regionen zu ergießen.

An den Oberflächen der Meere verdunsten täglich ungeheure Massen Wasser im Sonnenscheine, um mit der erwärmten Luft emporzusteigen und den ewigen Kreislauf von Neuem zu beginnen, in welchem es, wie der Dichter sagt, der menschlichen Seele gleicht. Nah oder fern vom Ufer fällt es als Nebel, Regen, Schnee oder Hagel zum Boden nieder, nur in letzterm Falle uns den ungeheuren mechanischen Effect des gehobenen Wassers in seiner vernichtenden und zertrümmernden Wirkung sichtbar machend. Außerdem sehen wir nur noch von derjenigen Feuchtigkeit, die sich an den Gebirgen, den eigentlichen Condensatoren der großen Dampfmaschine Erde, niederschlägt, mehr oder weniger unmittelbar die gewaltige Arbeit des von der Sonne gehobenen Wassers, theils in Gestalt thälerausschleifender Gletscher, denen kein Hinderniß widerstehen mag, theils in Gestalt reißender Bergströme, die gerade so wie jene centnerschwere Blöcke in's Thal wälzen und ungeheure Massen des Berglandes jahraus, jahrein in die Niederung schlemmen.

Aber nicht weniger gewaltig tritt uns die mechanische Arbeit der Sonne entgegen in den Organen der lebenden Wesen, die sehnsüchtig nach ihr emporschauen und zum Theil so fest an ihrem Lichte hängen, daß sie sich, ihrem Scheinwege am Himmelsgewölbe folgend, immerfort herumwenden, um nur keinen ihrer Blicke zu verlieren.

Die Sonnenkraft, welche täglich gebraucht wird, um die Blumen und Blätter allerwärts zu öffnen und zu schließen, ist in ihrer Summirung gewiß sehr respectabel, aber verschwindend gegen die Kraftmasse, welche erfordert wird, um das Wasser von der Wurzel bis in die Kronen der Bäume, wo es centnerweise im warmen Sonnenstrahle verdunstet, hinaufzupumpen. Man hat berechnet, daß sieben Pferde den Tag über arbeiten müßten, um die in dieser Zeit demselben unentbehrliche nöthige Feuchtigkeit in den Wipfel eines mäßigen Eichbaumes zu schaffen. Man überschlage danach, welche Wasserträgerarbeit die Sonne täglich in einem großen Walde verrichtet! Aber die Hebung der Millionen Centner Wasser ist immer nur ein Theil ihrer Arbeit; das Wachsen der Blätter und des Stammes absorbirt ohne Zweifel einen viel größern Kraftaufwand. Abgesehen von den Blättern und Früchten, welche jeder Herbst verzehrt, können wir die mechanische Kraft, welche in der Holzbildung aufgespeichert wurde, ungefähr, freilich nicht ohne bedeutende Verluste, wiedererhalten, wenn wir das Stammholz zur Heizung einer Dampfmaschine verwenden. Ein kleiner Bruchtheil der Sonnenarbeit früherer Aeonen liegt in den ungeheuren Kohlenfeldern des Erdinnern verborgen. Dem Kohlenstoffe, den die Sonne in unabsehbaren Zeiträumen aus der Kohlensäure des Luftkreises abschied, verdanken wir heute die Entlastung unserer Hände durch die Dampfkraft, unsere Reiseschnelligkeit zu Land und Wasser. Es ist die Sonne und immer die Sonne, welche für uns arbeitet.

Aber auch in uns selber, in den Pferden, die unsere Wagen, und dem Ochsen, der unsern Pflug zieht, glüht und arbeitet nur das Sonnenfeuer. Alle Kraft, die wir entfalten, empfangen wir aus der Nahrung, welche die Sonne emporsprießen ließ, unmittelbar, wenn wir Vegetabilien, mittelbar, wenn wir Fleisch, Milch oder Eier genießen. Es ist wahr, Mensch und Thier können anscheinend des Anblicks der Sonne an den Polen halbe Jahre lang entrathen, ohne unterzugehen, aber sie können es doch nur, weil die Sonne im anderen Halbjahre Nahrung für die lange Nacht aufspeichert oder in anderen glücklicheren Regionen wachsen und von den Strömungen des Meeres herbeiführen läßt. Wie ganz anders lesen wir, wenn wir uns diesen Zusammenhang der Naturkräfte klar gemacht haben, die Inschrift jener Personification der Natur in dem Bilde der vielbrüstigen Diana zu Ephesus: „Tiefes Dunkel ist mein Dunkel; zur Sonne blick' auf, die allein Leben giebt strahlend!" Gewiß, wir können es den Urvölkern nicht verdenken, daß sie überall die Sonne als das Symbol der Gottheit verehrten, am wenigsten den Bewohnern warmer Striche, die als echte Sonnenbrüder diesem Gestirne alle Arbeit und Sorge für ihren Unterhalt überlassen, welche die Arbeit ihres Lebens gethan haben, wenn sie ein paar Fruchtbäume für die Enkel pflanzen.

Und doch, wie wenig fangen wir von der unendlichen Kraftausströmung der Sonnenstrahlen auf! Das Pünktchen im All, welches wir Erde nennen, erhascht davon im Fluge vielleicht den Bruchtheil eines Billiontel. Alles Andere strömt in den weiten Weltraum. Ja, von dem Wenigen sogar strahlt vielleicht die größere Hälfte Nachts, wenn die Sonne verschwunden ist, in den Weltraum zurück, zum Mindesten in den unbewölkten Nächten, die im Durchschnitt weit in der Majorität sind. Und von dem Reste der Sonnenarbeit, wie wenig wissen wir für uns zu verwerthen! Es ist kein Zweifel, wir könnten Alle auf Divanen liegen, ohne den Finger zu rühren, wenn wir die Sonnenkräfte auszunützen verständen. Ich will nicht sagen, daß ein arbeitsloser Zustand irgendwie wünschenswerth wäre, aber wahr ist es, daß wir die Sonnenkraft nur sehr entfernt ausnützen. Hier und da liegt am Bergstrome, welcher wie ein wildes Thier in's Thal stürzt, eine Wassermühle oder ein Eisenhammer, und dann und wann trägt die Woge einige Holzflößen in's Thal. Man hat berechnet, daß die Kraft des Niagarafalles allein mehr Arbeit, im Jahre repräsentirt, als alle Maschinen der Welt zusammen. In den Niederungen, wo selbst der Fluß träge schleicht, fiel ehemals alle Arbeit dem Menschenarme und den Hausthieren zur Last. Es waren die Zeiten, wo man darauf sann, wie ein Perpetuum mobile zu construiren sei, welches unaufhörlich gehe und aus sich selber Kraft producire. Heute, wo wir genau wissen, daß von außen alle mechanische Kraft auf unsern Erdball kommen muß, daß selbst in dem Ticktack unserer Taschenuhr und in dem Klopfen unseres Herzens die Sonne nachwirkt, würden wir nicht mehr auf solche Träumereien verfallen.

Die Zahl der Maschinen, welche mehr oder weniger unmittelbar die Sonnenkraft unseren Bedürfnissen anbequemen, hat allmählich sehr zugenommen. Den Wassermühlen folgten die Windmühlen, welche, in dem wasserarmen Kleinasien erfunden, zuerst mit den Kreuzzügen in Europa bekannt wurden; die ältesten scheinen im Anfange des zwölften Jahrhunderts bei uns erbaut

worden zu sein — eine große Wohlthat für die Niederungen, die erst durch diese Erfindung wohnlich wurden, eine Erfindung, die nicht blos in Holland, sondern über ganz Norddeutschland Segen brachte. Ich erinnere an den alten Windmühlenberg bei Berlin mit seiner großen geflügelten Schaar. Es war zunächst nur die Arbeit des Zerkleinerns der Körnerfrüchte, zu der sich die Urvölker Reibesteine und Reibschalen bedienten, welche diese Maschinen dem Menschen abnahmen. Bald darauf übernahmen sie auch die Zerkleinerung und Bearbeitung anderer Substanzen, das Zersägen des Holzes, das Walken der Tuche, das Hämmern der Metalle und namentlich das Ausschöpfen des Wassers. Meermühlen, von Küstenströmungen getrieben, gesellten sich allmählich zu den Fluß- und Windmühlen.

Die Erfindung der Dampfmaschine verdunkelte den hohen Werth dieser mittelbaren Sonnenmaschinen, vielfach bis zu einem gänzlichen Aufgeben derselben. Die aufgespeicherten Brennmaterialien, in denen die Sonne der Vorzeit ihre Kraft condensirte, sind es, welche unsere heutige Industrie bewegen. Täglich vervollkommnet, nehmen uns diese Maschinen eine Arbeit nach der andern ab; schließlich giebt es keine Handarbeiter mehr, sondern nur noch Maschinenwärter. Wir wissen, daß der Kohlenbedarf der Erde, auch bei einer bedeutenden Steigerung unserer Industrie, die natürlich nicht ausbleiben wird, auf Jahrtausende gesichert ist. Sind die Lager der alten Welt erschöpft, so verheißt uns Asien, namentlich China, unermeßliche Vorräthe. Freiherr von Richthofen hat in neuerer Zeit auf seinen Reisen in China Kohlenlager von einer solchen Ausdehnung entdeckt, daß sie hinreichen würden, den Bedarf des ganzen Erdballs auf Jahrtausende zu decken. Aber auch der Schatz eines Millionärs erschöpft sich zuletzt, und es läßt sich erwarten, daß das Menschengeschlecht seinen Kohlenreichthum überleben werde. Es ist gewiß sehr müßig, sich schon jetzt mit der Frage zu befassen, was dann kommen werde, aber interessant ist diese Träumerei dennoch. Wie werden wir unsere Maschinen in Bewegung setzen, wenn wir gezwungen sind, die Menge des jährlich nachwachsenden Brennmaterials zur Heizung unserer Wohnungen für den Winter zu reserviren? Die Meisten werden dabei an einen Ersatz durch elektromagnetische Motoren u. dgl. denken, aber dieser Gedanke ist nicht stichhaltig. Denn auch in diesen Maschinen wirkt nur eine verwandelte aufgespeicherte Sonnenkraft (in dem Metalle schlafend, welches, durch Kohle reducirt, in den Batterien aufgelöst wird), und wenn wir keine verwandelte Sonnenkraft mehr zur Verfügung haben, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als dieselbe direct zum Betriebe zu benutzen.

In der Regel hat man die Sonnenstrahlen nur zum Austrocknen gefärbter durchfeuchteter Stoffe, zur Salzgewinnung u. dgl. gebraucht und dabei natürlich Feuermaterial gespart; erst die Neuzeit hat sie zur Vollendung bildlicher Darstellungen angehalten, zum Zeichner gemacht. Man kann bekanntlich auch bei Magnesium-Licht photographiren, aber dann bedarf man vorher ein bedeutendes Quantum Kohle (d. h. verwandeltes Sonnenlicht), um das Magnesium darzustellen. Auch die Magnesium- oder elektrische Sonne der Theater ist also nur ein Abglanz der wirklichen Sonne und von ihren Strahlen entzündet. Schon in alten Zeiten hat man einige Male spielend die Sonnenstrahlen direct mechanische Wirkung ersetzen oder ausüben lassen. Das Feueranzünden erforderte bei den alten Völkern, und bei den uncivilisirten erfordert es wohl noch heute, einen bedeutenden Aufwand mechanischer Kräfte. Nur durch anhaltendes Quirlen trockenen Holzes oder durch beharrliches Schlagen des Steins mit Metall gelang es, die nöthige Wärme hervorzubringen, um den Zunder in Brand zu setzen. Der Erfinder des Brennspiegels oder -glases, welche bei den Römern regelmäßig zur Entzündung des Vestafeuers dienten, ließ die Sonne zum ersten Male eine bis dahin mechanische Arbeit verrichten. Noch einen Schritt weiter gingen die Physiker seit dem sechszehnten Jahrhundert etwa, in welchem zuerst kleine Springbrunnen construirt wurden, welche die Sonnenwärme trieb, sei es, indem sie die Luft in einem dunkelangestrichenen Metallbehälter ausdehnte, oder indem die Sonnenstrahlen durch Glaslinsen direct auf den Wasserbehälter concentrirt wurden. Der Pater Kircher will ein solches Maschinchen construirt haben, welches alle Stunden, einer Sonnenuhr gleich, einen kleinen Strahl emporschickte. Das wäre wohl die erste direct wirkende Sonnenmaschine gewesen.

In neuerer Zeit ist dieses Problem im Hinblick auf ernstere Zwecke wieder aufgenommen worden. Verschiedene Physiker haben sich der ungeheuren Massen Sonnenwärme erinnert, die in manchen Ländern mit ewig klarem Himmel ungenützt verloren gehen, denn der Boden, welcher dort am Tage so heiß wird, daß man ihn kaum mit nackten Füßen zu betreten wagt, strahlt während der Nacht alle diese Hitze wieder in den Weltraum hinaus und wird eisig kalt. Ein kaum denkbares Maß von Kraft geht hier völlig ungenützt für uns verloren. Und es wäre vielleicht gar so schwer nicht, diese Sonnenstrahlen zur Arbeit anzuhalten.

Der französische Physiker Mouchot hat bereits im Jahre 1869 eine kleine Dampfmaschine construirt, deren einziger Feuerherd die Sonne war. Der wesentliche Theil derselben bestand aus einem mit Wasser gefüllten Kupferkessel, welcher durch einen großen Brennspiegel eigenthümlicher Construction erwärmt wurde. Derselbe war außen geschwärzt und rings in einigem Abstande mit einem gläsernen Mantel umgeben. In diesem gläsernen Mantel liegt der geniale Gedanke der Construction. Während sich nämlich ein geschwärzter Kessel viel stärker in den Sonnenstrahlen erhitzt als ein heller oder metallglänzender, strahlt er eben deshalb diese Wärme sehr leicht wieder auf seine Umgebung aus. Nun hat aber Glas die Eigenschaft, nur die hellleuchtenden, nicht aber die dunklen Wärmestrahlen passiren zu lassen, jener Mantel hält also die glücklich eingefangene Wärme vollständig fest. In alten physikalischen Cabineten sieht man zuweilen noch einen Apparat, der aus einem kleinen Tiegel besteht, über welchen eine große Anzahl klarer Glasglocken, eine immer einige Linien weiter als die andere, gestülpt war. Diese Vorrichtung hinderte die Wärmeeinnahme aus den leuchtenden Strahlen so wenig (weil nämlich die inneren Glaswände Alles durchlassen, was die erste durchgelassen hat), die Ausgabe aber so vollkommen, daß dieser Apparat, einfach in die Sonne gestellt, ohne Mithülfe einer Linse oder eines Brennspiegels auf seinem kleinen Herde eine solche Ansammlung der Sonnenhitze hervorbrachte, daß dort die schwerschmelzbarsten Metalle schmolzen. Eine Vermehrung der Glashüllen nach dem Principe dieses sogenannten Feuer- oder Wärmesammlers könnte vielleicht auch bei einem größern Kessel den Brennspiegel entbehrlich machen, der sonst durch einen complicirten Mechanismus dem Sonnenlaufe angepaßt werden müßte. Mouchot berechnete seiner Zeit, daß es leicht sein würde, mit solchem Apparate mehrere Pferdekraft Arbeit zu leisten, doch habe ich seitdem nichts weiter davon gehört.

Dagegen stellte in dem Octoberhefte 1873 von Poggendorff's Annalen der Physik ein anderer Naturforscher, Gustav Adolph Bergh in Drontheim, einen wesentlich andern Plan zur Einrichtung einer solchen Sonnenmaschine auf. Er verwirft die Anwendung des Wassers zur Dampferzeugung in derartigen Maschinen, weil der hohe Siedepunkt desselben immer einen bedeutenden Wärmeverlust zur Folge habe. Statt desselben müsse im Kessel der Sonnenmaschine eine bei geringer Temperatur-Erhöhung siedende Flüssigkeit, wie z. B. Methyläther, Methylchlorid, schweflige Säure &c. zur Dampfbildung verwendet werden. Die schweflige Säure würde, wenn der Bedarf da ist, in Schwefelkiesgegenden zu einem sehr geringen Preise in großen Mengen herstellbar sein und könnte in vernieteten Metallkesseln versandt werden. Um mit dieser Flüssigkeit, die bereits bei zehn Grad unter Null siedet, bei hellem Sonnenschein in zweckmäßig construirten Kesseln eine Dampfspannung von drei Atmosphären und darüber zu erlangen, bedarf es keiner Brennspiegel und ähnlicher Vorrichtungen, die selber einer Maschinerie bedürfen, um dem Gange der Sonne zu folgen. Natürlich würde die schweflige Säure nach ausgeübter Wirkung immer wieder aufgefangen, verdichtet und dem Sonnenkessel von neuem zugeführt werden. Herr Bergh glaubt, daß eine solche Maschine, die es erlaubt, die geringsten Temperaturschwankungen zu einem mechanischen Effecte auszunützen, auch in unsern Breiten mit Vortheil arbeiten würde, namentlich wenn man sie mit einer Heizvorrichtung ausstattete, um sie auch bei bewölktem Himmel in Thätigkeit erhalten zu können. Sie würde im Winter mit nicht geringerem Vortheile arbeiten, da alsdann die Verdichtung des Gases durch Eisvorrath erleichtert werden würde, womit reichlich die geringere Kraft der schräger auffallenden Sonnenstrahlen aufgewogen werden dürfte.

Viele meiner Leser werden ohne Zweifel das Capitel von den Sonnenmaschinen zu den aussichtslosesten Träumereien zählen. Vor dem Jahre Tausend dachte Niemand in Europa an Windmühlen, dann haben sie Jahrhunderte hindurch großen Nutzen gestiftet und sind nun in den meisten Ländern am Aussterben. Jetzt leben wir im Jahrhunderte der Dampfmaschinen, und auch ihre Zeit wird kommen. Jedenfalls erscheint der Gedanke einer directen Benutzung der Sonnenstrahlen als bewegende Kraft vollkommen als rationell, sobald wir uns nur erinnern, daß wir alle unsere Maschinen mit Sonnenkraft speisen. Ich habe mir oft in Gedanken das nachbarliche Verhältniß zwischen Wind-, Wasser- und Sonnenmüller im Wechsel der Jahreswitterung ausgemalt. Man denke sich den Neid der nicht mahlenden naßkalten Brüder gegen den heitern Sonnenbruder bei vierwöchentlichem ungetrübtem Sonnenscheine und dreißig Grad Hitze!

Aber während unsere Ingenieure über die zweckmäßigste Construction einer Sonnenmaschine noch in Ungewißheit sind, ist eine Mondmaschine kürzlich von einer französischen Gesellschaft zu St. Malo, Zeitungsnachrichten zufolge, dem Betriebe übergeben worden. Es scheint also nicht ganz richtig, wenn ich oben sagte, alle Bewegung auf unserer Erde werde durch die Sonne angeregt, denn auch der Mond hat daran Antheil, als Erzeuger der Ebbe und Fluth. Allein ursprünglich stammt auch diese Kraft, ebenso wie die eigene Bewegung der Erde, aus der Sonne, soweit wir mit Masse und Bewegung ein Theil derselben sind. Die Ingenieure hatten sich nun bereits längst darüber geärgert, daß der ungeheure Krafteffect der Ebbe und Fluth höchstens dazu benutzt werde, die Schiffe in den Hafen hinein und aus demselben herauszuführen, und man hatte auch wohl an einigen Küstenpunkten Meermühlen angelegt, die mittelst einer Schleußenvorrichtung erst die herankommende Fluth ihr Wasserrad treiben lassen und dann während der Ebbezeit mit aufgestautem Fluthwasser weitermahlen, aber das ist, wie der Ingenieur F. Tommasi in Paris gezeigt hat, keine rationelle Benutzung des außerordentlichen Krafteffectes, der selbst da, wo er in seiner größten Leistungsfähigkeit auftritt und die Fluthwelle wie bei St. Malo achtzig Fuß Höhe erreicht, bisher ungenützt verloren ging. Tommasi hatte ein großes Modell seiner Ebbe- und Fluthmaschine in einer Seitenhalle des Maschinensaals der Wiener Weltausstellung zur Anschauung gebracht. Es handelt sich hierbei um große Windkessel, in denen die Luft durch die Fluth zusammengepreßt, durch die Ebbe verdünnt, und damit eine Kraft gewonnen wird, die man durch Röhren beliebig weit fortleiten kann. Auch das sind Zukunftsmaschinen, über die man nicht absprechend urtheilen möge. Es ist das Schicksal aller großen Entdeckungen, mit Kopfschütteln aufgenommen zu werden.

Aus dem Sennerleben der Herzegovina.

Von **Franz Zverina**.

Wer Sennhütten in deutschen Alpen besucht hat und nach mühevollen Bergpartien am trauten Herde im Kreise naiver sanglustiger Sennerinnen glückliche Stunden verlebte, dürfte deshalb keinen Schluß daraus ziehen für das Gebirgsleben auf den Hochebenen der Herzegovina, jenes türkischen Grenzlandes zwischen Montenegro und Bosnien. Anders ist es dort als in den Sennhütten der Schweiz, des Allgäu und des oberbaierischen Gebirges.

Die kriegerische Stimmung zwischen dem südslavischen Volk und dem Pascha läßt ein ruhiges beglückendes Gemüthsleben eben nicht aufkeimen und die Sennhütten (südslavisch bajti genannt) werden nicht selten Zufluchtsstätten für verzweifelte Dorfbewohner, welche türkische Brandschatzer und Tyrannen hierher verscheuchen. Die Hütten sind stets in Gruppen auf solchen Thalmulden oder sonstigen Berglehnen gelegen, welche von den Niederungen aus äußerst schwer zugänglich sind und wo Wasser in der Nähe ist; einzeln sind sie fast nie anzutreffen.

Die Gährung im Volke und die häufigen blutigen Conflicte mit den Paschas und Paschaliks bedingen eine solche Anlage. Da der größte Theil der Einnahmen des Paschas in dem besteht, was er selbst eintreibt, so ist die Beutesucht erklärlich und diese wird trefflich durch das landläufige Sprüchwort: „Gott gab — Pascha nahm — der Wolf hat's g'fressen“ charakterisirt. Wenn das Volk den schamlosen Erpressungen seiner Tyrannen nicht mehr willfahren kann, treiben zuweilen die Baschi Bozuks (türkische Gensdarmen) die jüngst ersonnene Steuer unter den erlogensten Vorspiegelungen von zu vollführenden Straßen- und Brückenbauten auch in den hochgelegenen Sennhütten auf die brutalste Weise ein. Dorthin flüchteten sich schon oft in schwerbedrohten Zeiten die Dorfbewohner, Alt und Jung, mit Hab und Gut. In vorzüglich gelegenen Hochthälern lagern nicht selten die Bewohner zweier oder dreier Dörfer mit ihren Heerden beisammen.

Die Zugänge zur Hochebene werden in solchen „blutigen Zeiten“ strategisch richtig besetzt und äußerst schlau bewacht. Ist der Aufstand ein allgemeiner, was nicht gar zu selten der Fall ist, und stürmen die wüthenden Steuereintreiber denn doch bergan, so läßt man sie unbeschadet bis zu einer Stelle kommen, wo sie dann mit Steinbatterien oft massenhaft niedergeschmettert werden. So bleichen, beispielsweise angeführt, in der Czrna-Peckschlucht die Knochen wohl von Hunderten von Türken.

In Fällen, wo diese Kriegführung unausführbar ist, werden die einzelnen Zugänge mit Waffen um so tapferer vertheidigt, da die verzweifelten Flüchtlinge wohl wissen, daß ihre Dorfhütten von den Türken schon aus Rache niedergebrannt sind, und ihrer im Falle der Bewältigung ein sofortiger martervoller Tod wartet. Es ist daher nur etwas Gewöhnliches, wenn man abseits von Sennwegen Menschengebeine erblickt; das ist gerade der richtige Vorgeschmack vom Volksleben in jenen Gegenden. Die weitere Annäherung wird einem durch die riesigen unabwehrlichen Hunde verleidet. Sie halten Wache gegen Wölfe und Fremde, welche ein weiteres Vordringen wohl theuer genug erkaufen müßten. Dem Hirten jedoch leisten sie vortreffliche Dienste und werden hierdurch unentbehrlich. Nebenbei sei nur erwähnt, daß die Thiere zur Race der Wolfshunde gehören und von schmutzig weißer Farbe sind. Sie sind außerordentlich gut abgerichtet, sehr tapfer und wachsam; sie lassen selbst den kreisenden Raubvogel nicht außer Acht und verlassen, wenn sie zur Wache postirt sind, ihren angewiesenen Ort unter keiner Bedingung; Niemand darf ihnen nahe kommen. Werden sie dazu aufgefordert, so verfolgen sie auch ohne Jäger und auch einzeln den Wolf stundenlang, und kehren sie dann mit Blutspuren zurück, so weiß der Hirt sicher, daß der Feind seiner Herde erlegt wurde.

Auf das Gebell des als Vorposten aufgestellten Hundes stellt sich bald der Hirt und zwar immer bewaffnet ein. Die bekannten Dorfgenossen rufen wohl auch die Hunde beim Namen und johlen dem Hirten entgegen, um gleich kund zu thun, daß Bekannte und Freunde kommen. Mich empfing ein fünfzehn- bis sechszehnjähriger Bursche und machte Miene, Gewehr anzulegen, wenn ich weiter gegangen wäre. Ich legte mein kleines Gepäck ab und setzte mich, um weiter mit ihm zu verhandeln, und um mich möglichst bald als Christ zu geriren, lüftete ich, im Schweiße gebadet, auf der Brust mein Hemde, um ein eisernes Kreuz, das ich im Radvanicer Kloster erhielt, durchblicken zu lassen. Ich mochte aber fragen und reden was ich wollte, ich erhielt keine Antwort. Die Geschichte fing an, langweilig zu werden. Nochmals machte ich einen diplomatischen Versuch, aber auch der schlug fehl. Schier verzweifelt darob nahm ich meine Violine, die mir oft schon mein Loos leichter und erträglicher gestaltete, und begann zu spielen, aber der Hund fing an, derart mitzuheulen, daß ich den Faden des Liedes verlor. Der Bursche, unschlüssig, was da zu thun sei, requirirte Hülfe; er schoß in die Luft — die Arie war zu Ende.

Aber schon standen zwei stramme braune Kerle bewaffnet da, welche selbstverständlich hierher geeilt sein mochten, weil der Ivo (so hieß der Bursche) nicht gleich retour kam und Bescheid brachte, wer sich den Hütten genähert habe. Nun begann mit mir ein Examen, in dessen Fragen sich eine höchst originelle Weltanschauung und Philosophie ausprägte. Ich erlaube mir, zum besseren Verständniße Folgendes mitzutheilen.

In den türkischen Provinzen kann man nur auf zweierlei Weise ziemlich sicher reisen, und zwar entweder mit Aufwand großer Opfer, weil man das militärische Sicherheitsgeleit theuer bezahlen muß, denn dies kann einige Ducaten täglich betragen, oder wenn man als vollkommen arm reist, durch nichts die Hab- und Raubsucht reizt. Ich hoffte damals, da mir Aussichten gestellt wurden, mit Sicherheit ein Reisestipendium zu erhalten, aber obgleich die geehrten Herren Professoren der kaiserlich königlichen Akademie bildender Künste Ruben, Engerth, Führich und Zimmermann sich meiner auf's Wärmste annahmen, wofür ich den größten Dank

Eine Sennhütte auf dem Hochgebirge der Herzegovina.

Nach der Natur aufgenommen von Prof. Franz Zverina in Brünn.

ausspreche, erhielt ich keines — warum, habe ich nie erfahren, auch nie danach gefragt. Da ich nun auch an dem Uebel laborire, armer Eltern Sohn zu sein, mußte ich, um meine Absicht, türkisch-illyrische Hochländer zu sehen, ausführen zu können, mich zu letzterer Art zu reisen bequemen, und so trat ich denn wohlgemuth mit nöthigster Wäsche, kleinem Skizzenbuche, Revolver, den ich für den äußersten Nothfall verborgen trug, und — Violine, welche mir in den liederreichen südslavischen Provinzen die beste Empfehlung und der sicherste Geleitsschein sein sollte, meine Reise an. In der That öffnete mir mein Spiel manche Thür, die mir sonst verschlossen geblieben wäre. Jetzt zu meinem Examen!

Nach der dort üblichen Anrede: „Gott grüße Euch, Ihr heldenmüthigen Falken!“ begannen diese mit mir das Examen.

„Du bist wohl ein Christ und kommst in guter Absicht?“

„Ja,“ sagte ich und schlug ein lateinisches Kreuz.

„Ein Guslar unserer Kirche?“ (das heißt ein wandernder, epische Volkslieder spielender Fiedler römisch-katholischer Religion.*)

„Ja,“ sagte ich.

„Aber ein Fremdling?“

„Meine Heimath ist fast dreihundert Meilen von hier entfernt.“

„Da mußt Du wohl hinter Beograd (Belgrad) oder hinter dem Meere Deine Heimath haben?“

„So ist es,“ bejahte ich.

Mit sichtlichem Mitleide blickten mich Alle an, der ich von Person groß, sehr mager und bleich bin, und da meine Kleider

* Die Bevölkerung ist serbisch, meist griechisch-katholisch; nur der fünfte Theil der Gesammteinwohner ist römisch-katholischer Religion. Diese Hirten waren römisch-katholische Christen, „Lateiner“.

deutliche Merkmale langer Reisen trugen, zweifelten sie nicht an der Wahrheit meiner Aussagen.

Nach einer Pause hub der Alte — „Falkensohn" — an zu fragen:

„Du spielst wohl schöne Lieder?"

„Einige."

„Auch Heiligenlieder?"

„Viele," sagte ich.

Ich beeilte mich, zum zweiten Male mit meinem mittelmäßigen Spiele auf die rohen Gemüther einen Eindruck zu machen, welcher mir ihre Herzen öffnen sollte. Als ich deshalb mein volksthümliches Wams ablegen wollte, glitt zufällig mein Skizzenbuch aus der Tasche, welches der Eine rasch aufhob, aber, wie ich gleich erfuhr, nur deshalb aufhob, weil er es für ein Evangelienbuch hielt. — Nun, die vier Evangelisten hätte man freilich vergebens darin gesucht, und das Staunen der braunen Kerle, als sie nur kahle Felsen, Steine, alte Brücken, zerlumpte Hütten, Ziegenböcke und Schweine darin abconterfeit fanden, ist daher erklärlich. Als Hirten hatten sie doch für letztere so viel Verständniß, daß sie laut auflachten.

In der Hand meiner Kunstrichter litt auch wohl manches Blatt; bald besahen sie die Zeichnungen, bald blickten sie mich an, und ich merkte nach und nach, daß ich das Object ihres Bedauerns und Mitleids wurde. Sie raunten einander noch Einiges zu, und ich konnte mich auf die schlechteste Recension gefaßt machen. Endlich erhob der Senior des Dreirichter-collegiums mit Pathos seine rauhe Paprikastimme, und ich bekam Folgendes zu hören:

„Nun ist es uns klar und nicht mehr fremd, was Du bist. Wir sehen, Du irrst als Verfluchter in weiter Welt herum. Du bist ein schwerer Sünder. Der Papst hat Dich gestraft und Dir zur Buße und Genugthuung befohlen, das Mühsamste, Freudenloseste auf der Erde zu thun, unfruchtbare Felsen, stinkende Böcke und schmutzige Schweine haarklein zu ‚beschreiben' (zu malen). Hast Du schon viel abgebüßt und beschrieben? Du scheinst auch viel zu fasten und zu hungern. Das sollst Du nicht thun, damit Du wenigstens so lange lebest, bis Du die nöthige Sühne vollbracht hast."

Ob dieser Zumuthung riß ich nicht wenig die Augen auf. Doch konnte ich mich wegen meines plötzlichen Avancements zum schweren Sünder nur freuen, denn blitzschnell wurde mir klar, daß ich bei erwecktem Mitleide auf gute Aufnahme rechnen könne, was sich auch glänzend bestätigte. Ja, ich steigerte ihre Aufmerksamkeit noch bedeutend, indem ich auf die schon abgelösten Zeichnungen, welche ich in den Hohlraum meiner Geige geschoben und gesammelt hatte, hinwies.

„Gott stärke Dich, daß Du Deine Gußla (Geige) bald voll bekommst, damit Du sie dann zum Papste tragen und ihm zeigen kannst! Dann kannst Du sie zerhauen, denn Du bist von Stund' an erlöst."

„Nein," schrie der Andere, „der Papst muß sie zerhauen, dann ist es erst aus — sonst nützt Dir Deine ganze Plackerei nichts," und sah mich mit einem wilden herausfordernden Blicke an, Gesagtes zu bejahen.

Ich nickte dazu und bedeutete den Hirten, daß der Papst mit dem Ergebniß meiner Buße, den Zeichnungen, wahrscheinlich auch den Hauptzweck anstrebe, den Herrschern und Machthabern in mahnender Weise das Schlechte in ihren Ländern zur baldigen Besserung vorzuzeigen. Dies hatte einen so günstigen Erfolg, daß, als wir bald hierauf zu den Hütten kamen, mir ein verhältnißmäßig gutes Mahl zu Theil wurde. Ich labte mich an einer Eierspeise, welche soeben zubereitet, auf siedendem Oele gekocht war, und trank gute Schafmolke. Da ich in den Hütten und umher keine Hühner sah und meine Kenntnisse in der Zoologie doch so weit reichen, daß ich weiß, daß Böcke und Dickhäuter keine Eier legen, erkühnte ich mich, um meine Neugierde zu befriedigen, die Frage zu stellen, von wem sie die Eier erhielten.

„Ich hatte ein Stelldichein," sprach der eine braune Geselle, „und mein Mädchen brachte sie mir."

Ich dankte ihm besonders und bat ihn, seiner Geliebten meinen Dank — Gruß konnte ich nicht wagen — mitzutheilen. Die treue Schöne, welche zum Stelldichein den halben Weg zur Hütte kam, ahnte wohl schwerlich, daß ihre Liebesgabe die Hungersqualen einem schweren Sünder stillen würde. Vor und nach dem Mahle mußte ich spielen, viel spielen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich unter Anderm auch den Kuhreigen aus Wilhelm Tell zu präludiren anfing und meinen Lauschern zum Besten gab. Wohl selten dürfte Rossini ein solches Lob erfahren haben, wie die Hirten in schlichten Worten unbewußt aussprachen. Sie fanden das Lied so schön, daß ich es dem Papste vorspielen solle — jedenfalls meinten sie zur feierlichen erhabenen Schlußscene meiner vollbrachten Sühne, ehe die Geige in den Händen Seiner Heiligkeit in Trümmer gehen sollte.

Was die Sennhütten selbst anbelangt, so ist ihre Anlage eine durchaus zufällige und deshalb ungleiche. Sie stehen auf Felsen, Steinen und Pfählen, derart gestützt, daß der Boden derselben ungefähr eine Klafter über dem Erdreiche erhaben ist und hierdurch zu unterst ein Hohlraum entsteht, welcher für die Dickhäuter bestimmt ist. Die erste Etage, in welche man nur über eine äußerst einfache Stiege und kaum ohne Balancirkunst gelangen kann, ist für die Hirten selbst und die Ziegen berechnet. Die Rinder und Schafe übernachten im Freien. Doch muß erwähnt werden, daß nicht selten die eisige Bora (Nordostwind) massenhafte Opfer in den Herden verlangt. Die Hirten und Ziegen haben in einer Thür, welche der hochgelegenen Schwelle wegen mehr einem Fenster gleicht, einen gemeinschaftlichen Eingang. Doch ist ein Theil des Innenraumes für den offenen Herd und die Käsebereitung abgeschlossen. Diese letztere ist eine äußerst primitive und wird vorwiegend mit Schaf- und Ziegenmilch betrieben. Der Käse, Topfen und Molke sind nebst Kukuruzbrod, welches aus frischem mittelst Handmühlen gewonnenem Mehle in heißer Asche gebacken wird, die vorwiegende Nahrung der Hirten. Ich habe nie schwerere Speisen genossen als diese Brode; wie Blei lagen sie mir im Leibe, und es gehört eben ein herzegoviner Magen dazu, sie zu verdauen. Schon die bloße Erinnerung an dieselben verursacht mir heute noch Magendrücken.

Der größte rückwärtige Innenraum der ersten Etage hat keinen Boden; es ist an den Hauptwänden der Hütten eine Art schmaler Laufgang angebracht, so daß man von einer Art Galerie auf die Schweineherde herabsieht. Diese Laufgänge haben selbstverständlich keine Barrière, sind sehr nachgiebig, beweglich, ja vielmehr einem Schwung- oder Springbrette zu vergleichen. Hier und da lagen Moosklumpen und Heustreu auf denselben, und ich betrachtete sie um so genauer und sie heimelten mich um so weniger an, als mir von meinen Gastgebern bedeutet wurde, daß dies unsere Schlafstätten seien. Im Geiste machte ich schon einige Turnübungen, um mich für das Liegen darauf einzuexerciren, und dachte mit Besorgniß an die Aufnahme seitens der borstigen Dickhäuter da unten, wenn ich Nachts auf sie herabfallen sollte. Rosen- und Ambradüfte wehten mir auch nicht entgegen. Hatte ich dies jetzt schon bedeutend gefühlt, so steigerte sich dieser penetrante Geruch in der Nacht zu einem unerträglichen und wahrhaft mörderischen Gestanke. Die Schlafstätte schien fürwahr nur für die allerschwersten Sünder geschaffen zu sein. Durch das Rückenreiben der Thiere an den Grundpfeilern und Wänden war die ganze Hütte stets in Schwingungen, und an Ruhe war um so weniger zu denken, da an die „Aeltesten des Volkes" oft ein Mahn- oder Ordnungsruf von oben mittelst wuchtiger Kolbenstöße gerichtet wurde. Einige von ihnen schienen auch von bösen Träumen geplagt zu werden, und ich, der aus gerade nicht unbegründeten Sorgen nicht einschlafen konnte, befürchtete, daß vielleicht auch ein Stoß mir zwei oder drei Rippen kosten könnte. Meine Situation war eine gräßliche; meine Kopfschmerzen nahmen bedenklich zu; ich rief alle Mächte an, mich aus meiner fürchterlichen Lage zu befreien, aber hier konnte auch der Papst nicht helfen.

Ich raffte mich endlich auf und zog es trotz der Kühle vor, den Rest der Nacht im Freien am Feuer bei den wachehabenden zwei anderen Hirten zuzubringen. Infolge großer Müdigkeit lag ich auch bald in Morpheus' Armen und schlief ohne Unterlaß, bis mich der Morgen wachrüttelte.

Tags darauf habe ich als schwerer Sünder pflichtschuldig mein Bußwerk fortgesetzt, alles Unnütze, Schiefe, Gebrochene, Innere und Aeußere der Hütte genau „beschrieben" (gezeichnet) und auch einige meiner früheren Schlafgenossen aus dem Parterre einer künstlerischen Betrachtung gewürdigt. Ich hatte hierdurch die größte Aufmerksamkeit, vor Allem aber aufrichtiges Mitleid erweckt.

Interessant war mir zu erfahren, daß das Gestell mit Quersprossen und flachem Korbgeflechte am obersten Ende eine Vorrichtung für den Vogelfang ist, welcher in folgender Weise ausgeführt wird. Die nahe Quelle bei der Hütte wird mit leichtem dichtem Laub und Reisig zugedeckt. In das Korbgeflecht werden glänzende Metallstücke, Spiegelglas und Topfscherben gelegt; das Ganze wird mit Leimspindeln umgeben und mittelst einer langen Stange von der Hütte aus gedreht. Im grellen Sonnenlichte glitzert und glänzt nun die Scherbenmasse, und die von der Meeresseite daherfliegenden, todtmüden und durstigen Zugvögel wähnen Süßwasser zu erblicken und stürzen darauf, um diese Täuschung mit ihrem Leben zu bezahlen. Die Hirten versicherten mir, am häufigsten Wachteln ꝛc. oft massenhaft gefangen zu haben. Indem kleinere Vögel im Korbe gelassen werden, lockt man sehr leicht auch Raubvögel, namentlich Falken, heran, welche dann herabgeschossen werden.

An den inneren Wänden der Hütte sah ich ungemein viele kleine aus Getreidehalmen und Aehren zierlich geflochtene Kränzchen, welche dem Sanct Ivan als besonderem Schutzpatron gegen Gewitterfeuer geweiht werden. Schon nach der großen Anzahl dieser Kränzchen kann man das Alter der Hütten als sehr hoch schätzen, zumal angenommen werden kann, daß naschhafte Ziegen diese Weihkränze nicht immer sonderlich respectiren dürften. Daß die Hütten mehrere Jahrhunderte alt sein müssen, bezeugt auch der ein bis zwei Klafter hohe Mist, welcher um sie in förmlichen Hügeln angehäuft ist. Ganz originell sind ferner die Borstenstricke, welche fast verwundend anzufühlen, aber ungemein fest und dauerhaft sind. Mittelst dieser Stricke sind einzelne Thiere, um die sich die Herde sammelt, an Pflöcken angebunden. Auf hohen gerüstähnlichen, besser gesagt galgenähnlichen Balken werden abgezogene Thierhäute getrocknet und dann verarbeitet; denn die meisten Hirten verstehen es, mitunter sehr zierliche Bund- oder Sandalenschuhe für Männer und Mädchen, wie auch anderes Riemenzeug zu arbeiten. Vorzüglich schön fand ich hölzerne Butter- und Schmalzbütten von Hirten geschnitzt, ja einer derselben zeigte mir einen höchst musterhaft stilisirten, dabei mit Zink ausgelegten Peitschenstiel, welcher vom kunstgewerblichen Standpunkte aus auch den strengsten Anforderungen entsprechen würde. Ich gab mir alle Mühe, denselben zu gewinnen, was mir aber nicht gelang. Häufig wird hier auch die Panpfeife von Schilfrohr äußerst zierlich verfertigt; ihre Töne sind in Terzen und Quarten angelegt.

Die Leute bezeichnen die Zeit nach den Heiligen, die der Gregorianische Kalender für die Tage bestimmt, und wer die Heiligen-Feste und Namen nicht gut memorirt hat, wird ihre Zeitrechnung nicht verstehen. Als ich fragte, wann sie die Hütte bezogen und wann sie dieselbe zu verlassen gedenken, erhielt ich die Antwort: „Am Tag des heiligen Ivo kamen wir; am Tag des heiligen Lavro gehen wir," und da ich vom heiligen Ivo und heiligen Lavro keine eminenten Kenntnisse habe, wußte ich soviel wie zuvor. Ferner sind auch ihre hölzernen Schlösser ganz besonders originell, welche so vorzüglich und dabei so einfach construirt sind, daß sie gewiß in Culturstaaten eines Privilegiums sicher wären.

Ich muß noch hervorheben, daß beim Bau einer Hütte, ja einer ganzen Gruppe solcher Sennhütten nicht ein einziger eiserner Nagel in Bauanwendung kommt; sie sind ganz von Holz; zum Binden dienen Bast, Weidenruthen und vor Allem Borstenstricke. Ueber den Schmutz, welcher die Hütten innen und außen umkleidet, ließe sich ein eigenes Capitel schreiben. Aber hier sei „Schweigen der Rest".

Der Sennerdienst wird des gefahrvollen Lebens wegen ausschließlich von den Männern versehen, und nur die Liebessehnsucht bewegt zuweilen auch Mädchen, ihre Geliebten oben heimzusuchen oder, was noch öfter der Fall ist, diesen ein Stelldichein in halber Entfernung zur Hütte zuzusagen. Einer meiner braunen Genossen, welcher wahrscheinlich einen Liebesbesuch bei seiner Holden unten beabsichtigte, gab mir bis in's Dorf Mali-Dernjac das Geleite, wo ich beim Popen (griechischen Pfarrer) eine leidliche Aufnahme fand, und zwar deshalb, weil ich mich auch den Umständen gemäß auf Meßnerdienste d. h. auf's Ministriren verstand; nicht viel später wurde ich in anderen größeren Orten für einen wandernden Rasirer und Parapluie-Reparateur gehalten.

Sollten die Herrn Leser, im Falle sie meine Schilderung gelangweilt hat, gütigst Nachsicht üben wollen, so würde ich mich dieser möglicherweise am ehesten erfreuen können, wenn sie mich auch mehr als schweren Sünder, Musikant, Ministrant, Rasirer oder Parapluiemacher, denn als Maler oder gar als Literat beurtheilen wollten.

Blätter und Blüthen.

Ein Welt-Dichterfest. Daß nicht nur Welt-Industrie-Ausstellungen, sondern auch Welt-Dichterfeste möglich sind, haben wir Deutsche zuerst erfahren an unserer großen Schillerfeier. Dank dem Wandertriebe, welcher den germanischen Stamm über die ganze Erde verbreitet hat! Er trug auch die Festfahnen jenes Dichtertages um die ganze Erde, und wo andere Völker den Tag nicht selbst mitfeierten, waren sie doch Zeugen der öffentlichen Verehrung, zu welcher jene Fahnen auf jedem Boden, den Deutsche bewohnen, aufgepflanzt wurden. Auch Petrarca's Name ist keinem Gebildeten irgend einer Culturnation unbekannt, und wenn auch die Italiener nicht so massenhaft in der Ferne sich neue Heimathen gegründet haben, wie die Deutschen, so wird doch der achtzehnte Juli überall, wo man Dichter ehrt, wenigstens zu einer stillen Feier des Andenkens an den größten Lyriker seiner Nation einladen. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß Petrarca's Ruhm nicht auf dem Grunde fest steht, den er selbst für den festesten der Anerkennung seines Wirkens hielt, sondern einzig auf dem seiner hoffnungslosen Liebe und ihrer Verherrlichung. So eng ist der Name Laura mit seinem Namen verbunden, daß sie immer vereint vor unserem Geiste stehen. Und doch war Petrarca's Wirken und Schaffen als Mann und Patriot, als Gelehrter und Diplomat von höchster Bedeutung, und selbst als politischer Dichter steht er in seiner Zeit unvergleichlich da. Glaubt man nicht eines von Rückert's „Geharnischten Sonetten" zu hören, wenn der italienische Dichter seinen Zorn über „Avignon" ausspricht, das damals die Päpste in ihrem sogenannten „Exil" in einen Pfuhl aller Laster und Verbrechen verwandelt hatten?

„Des Himmels Blitz fall' auf dein Haupt voll Trug!
Du, sonst vom Quell genährt und Eichelfrucht,
Die jetzt von Andrer Armuth Reichthum sucht,
Durch so viel Missethaten reich genug;

Verrätherneſt, zu brüten jeden Fluch,
Mit dessen Gift die Welt von heut' verflucht,
Voll Saufen, Fressen, voll von schnöder Zucht
Und jeder Wollust höchstem Schandversuch.

Durch deine Hallen rast der Hexenreigen
Von Alt und Jung: Beelzebub tanzt vornen
Mit Blasebalg, mit Spiegeln und mit Flammen.

Jetzt willst du nur in üpp'ger Pracht dich zeigen,
Sonst nackt und barfuß gingst du unter Dornen;
Zum Himmel stinkst du — mag dich Gott verdammen!"

Trotz des Verfalls der Kirche und ihres Regiments war das vierzehnte Jahrhundert eines der glorreichsten Italiens. Wir können es, freilich mit der Gefahr des Hinkens aller Vergleiche, wenigstens in Vielem mit dem Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Deutschlands zusammenstellen, und zwar im Guten wie im Schlimmen. In letzterem ist ja überhaupt die Aehnlichkeit des Schicksals beider Nationen wahrhaft großartig gewesen bis in unsere Tage, die beiden erst das Jahrhunderte vergeblich ersehnte Heil politischer Einheit brachten. Die Italiener von damals besaßen ebenfalls ihr Preußen und Oesterreich in ihren beiden wichtigsten Republiken Venedig und Genua, die im gegenseitigen Kampfe zur Freude ihrer gemeinsamen Feinde sich verbluteten; der Spalt zwischen Guelfen und Ghibellinen glich ganz dem, welcher die deutschen Völker durch den Glaubenskrieg trennte, und die Eifersucht kleinstaatlicher Selbstherrlichkeit hat bei ihnen nicht andere Früchte getragen, als bei uns. Aber in all ihrer politischen Zerfahrenheit und Ohnmacht bewahrten sie sich die Würde einer Nation im Geiste durch ihre großen Dichter, Gelehrten und Künstler — ganz wie die Deutschen zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung ihres Vaterlandes. Und wie bei uns Lessing, Goethe, Schiller die Ehre Deutschlands waren, so reichten dort Dante, Petrarca, Boccaccio sich die Hand und glänzten als drei unvergängliche Sterne italienischer Nationalehre.

Freuen wir uns, daß wir in Petrarca nicht blos den Laura-Sänger, sondern auch den größten Gelehrten und Humanisten seiner Zeit und einen der vorurtheilsfreiesten Männer, der edelsten Menschen zu feiern haben, denn auch auf ihn ist der sinnige Ausspruch anwendbar, mit welchem Ernst Trompheller den Horaz ehrt: „Auch als Mensch steht er auf einer achtunggebietenden Höhe. Dichter und Mensch sind ja überhaupt nicht voneinander zu trennen. Es hat wohl keinen großen Dichter gegeben, der nicht auch ein großer und edler Mensch gewesen wäre, wenn ihm auch manche Schwächen, Leidenschaften und selbst Verirrungen nachgewiesen sein mögen, und manchem reichen Talent fehlt eben nur so viel an wahrer Dichtergröße, als es ihm an sittlicher Würde und Adel der Seele gebricht."

Da Petrarca, den ein viel bewegtes Leben aus seiner kleinen Geburts-

Digitized by Google

stadt Arezzo in viele Städte Italiens und Frankreichs und selbst nach Holland, Deutschland und in die Schweiz geführt, im hohen Alter endlich in einem stillen Winkel die erste und die letzte Ruhe fand, so begeben auch wir uns zum Schluß wohl am besten ebenfalls dahin. Wir entnehmen die Schilderung dieser Oertlichkeiten der Mittheilung eines Herrn Hugo Knoblauch, welcher erst jetzt jene Stätten besucht hat, die den Mittelpunkt dieser Dichterfeier bilden. Er schreibt der Redaction unseres Blattes:

„Ein schönes Plätzchen, fern vom Treiben der Welt, in Mitte der Euganeischen Berge hatte Petrarca sich für die letzten vier Jahre zu seinem Dichten und Schaffen erwählt.

Das Dorf Arquà liegt in dem anmuthigsten Theile des Thales ‚Sensibeo‘, am Fuße eines einige hundert Fuß hohen Berges und führt nach diesem den Namen ‚Arquà del monte‘. Petrarca's Haus steht inmitten eines Gartens, welcher von einer Mauer umschlossen ist, vereinzelt hoch oben am Berge; ein steiler, mit Wagen nicht befahrbarer Weg führt nach dem reizend gelegenen Häuschen, von welchem man das ganze fruchtbare Thal, eingerahmt von olivenbewachsenen Hügeln, überblicken kann.

Ueber der Thür, welche durch die Mauer in den Garten und zum Hause führt, ist eine Marmortafel angebracht mit den Worten:

‚Se Ti agita	‚Wenn Dich bewegt
Sacro amore di patria.	Heilige Vaterlandsliebe,
T'inchina a questa mura,	Neige Dich vor dieser Mauer,
Ove spirò la grand anima,	Wo athmete eine große Seele,
Il cantor dei Scipioni	Der Sänger der Scipionen
E di Laura.‘	Und der Laura.‘

Eine Freitreppe führt zu der kleinen Werkstatt des Dichters, welche aus einer geräumigen Vorflur, einem Arbeits- und einem Schlafzimmer besteht. Von dem Vestibül, an dessen Wänden sich leider unzählige Kieselack's verewigt und dadurch die alten Frescomalereien ruinirt haben, gelangt man rechts nach dem Arbeitszimmer Petrarca's, einem mehr als bescheidenen Raum von circa acht Fuß Breite und vierzehn bis fünfzehn Fuß Länge, und links nach dessen Schlafzimmer. Ueber der Thür, welche nach dem Arbeitszimmer führt, ist ein Glaskasten, welcher Petrarca's Lieblingskatze ausgestopft enthält, angebracht; im Zimmer hängt gegenüber der Thür das von Petrarca selbst gemalte Bild seiner geliebten Laura. Im Schlafzimmer wird noch des Dichters hölzerner Arbeitssessel, auf welchem er während der Arbeit am 18. Juli 1374 sanft entschlafen ist, aufbewahrt. Inmitten des Vestibüls steht ein großer runder Tisch, auf welchem das Fremdenbuch für jeden Besucher ausliegt; gegenüber der Eingangsthür zum Vestibül führt eine große doppelflügelige Glasthür nach dem Balkon, von welchem aus man jene bereits erwähnte wundervolle Rundsicht in das anmuthige Thal hat.

Hier in diesen bescheidenen Räumen hat Italiens Dichterfürst die letzten Jahre seines sang- und thatenreichen Lebens in stiller Zurückgezogenheit verlebt. Geboren am 20. Juli 1304 zu Arezzo im Toscanischen, hat Petrarca das hohe Alter von siebzig Jahren erreicht; sein Leichnam, um dessen Besitz mehrere italienische Provinzen heftigen Streit führten, ruht unten im Dorfe Arquà vor der Kirche in einem Sarkophag, getragen von Marmorsäulen. Noch heute wird an dem Sarkophag ein nachträglich geschlossenes Loch gezeigt, welches Jünglinge aus der benachbarten Provinz Vicenza in der Nacht mit Gewalt durchbrochen hatten, um durch dasselbe den Sarkophag öffnen und wenigstens einen Arm Petrarca's in ihre Vaterstadt Vicenza bringen zu können. Auf dem Grabmal ist Petrarca's Büste und eine reimspielende lateinische Inschrift angebracht.“ —

Wir muthen unseren Lesern wohl nicht zu viel zu, wenn wir sie bitten, das Biographische über Petrarca im ersten besten Conversationslexikon nachzulesen. Wer aber sich näher mit dem Gefeierten bekannt machen will, dem empfehlen wir das „Zur Erinnerung an die fünfte Säcularfeier Petrarca's am 18. Juli 1874“ erschienene Buch von Ludwig Geiger (Leipzig, Duncker und Humblot), das zugleich öffentliches Zeugniß dafür ablegt, daß wir Deutsche, wie wir so gern „in die Fremde“ gehen, um von den Fremden zu lernen, und wie wir die geistigen Schätze aller Völker uns zum Eigenthum gemacht haben, auch stets bereit sind, dankbar da mit zu f[illegible]ern und mit Ehren zu lohnen, wo wir von fremdem Geiste mit genossen haben. H.

Sprachliche Kleinigkeiten. Es ist interessant zu beobachten, wie gewisse Sprachfehler namentlich durch den täglichen Gebrauch in den öffentlichen Blättern sich festsetzen und schließlich zur Regel werden. So findet man in den zahllosen Concertanzeigen aller Orte wohl durchgängig die Schreibweise „Musikchor“, „Trompeterchor“. Dieselbe kann jedoch nicht als richtig anerkannt werden. Das aus dem Griechischen stammende Wort „Chor“ bedeutete ursprünglich einen mit Gesang verbundenen Reigentanz, und ist dann auf jede Sängerschaar übertragen worden. Es heißt also richtig: Sängerchor, Chorgesang, Chorist. Durch eine naheliegende Verwechslung hat man dieses Wort „Chor“ auch auf eine „Musikbande“ angewendet. Allein offenbar haben wir es in diesem Falle mit dem französischen Worte „corps“ (von dem lateinischen corpus) = „Körperschaft, Gesellschaft“ zu thun, demselben Worte, welches uns in den Zusammensetzungen „Armeecorps“, „Turnercorps“, „Schützencorps“ u. s. w. völlig geläufig ist. Selbst beim Ballet, wo nach der ursprünglichen Bedeutung das Wort „Chor“ eher am Platze wäre, schreiben wir „Balletcorps“, weil es im Französischen, welchem alle diese deutschen Ausdrücke entlehnt sind, heißt: corps de ballet. Und ebenso gewiß sagt man französisch: corps de musique, und nicht etwa choeur de musique. Folglich ist auch im Deutschen zu schreiben: Musikcorps, und nicht: Musikchor.

An Musik und Theater anknüpfend, wollen wir ferner der sehr verbreiteten falschen Aussprache des Wortes „Orchester“ erwähnen. Dieses aus dem Griechischen stammende Wort, in lateinischer Form = orchestra, bezeichnet ursprünglich den zwischen der Bühne und dem Zuschauerraume befindlichen Tanzplatz, auf welchem in der griechischen Tragödie und Komödie der Chor seinen Reigentanz aufführte. Es ist dann auf den Sitzraum der Musiker in dem neuern Theater, weiterhin auf das Musikcorps selbst übertragen worden. Die französische Form ist orchestre und wird ausgesprochen: orkestr', wie überhaupt „ch“ in den meisten aus dem Griechischen entlehnten französischen Wörtern wie „k“ lautet. Die meisten Deutschen aber, welche ihr Französisch gelernt zu haben glauben und daher wissen, daß im Französischen „ch“ gewöhnlich wie unser „sch“ gesprochen wird, übertragen diese Aussprache fälschlicher Weise auch auf das Wort „Orchester“ und sprechen ganz unrichtig: „Orschester“. Man halte sich entweder an die griechisch-lateinische Aussprache und spreche demnach das Wort aus, wie es geschrieben wird: „Orchester“, oder man spreche nach französischer Weise: „Orkester“.

Noch unerträglicher ist die ebenfalls aus mangelhafter Kenntniß der französischen Aussprache hervorgegangene Mißhandlung eines schönen Eigennamens, wie sie namentlich in Sachsen üblich ist. Der Vorname „Eugen“ ist ebenfalls griechischen Ursprungs und bedeutet: „edelgeboren“. Die lateinische Form lautet: Eugenius, die hiervon abgeleitete französische: Eugène. Die Aussprache dieser letzteren ist ungefähr — „Oeschän“, wobei das „sch“ möglichst weich zu sprechen und der Ton auf die letzte Silbe zu legen ist. Hiermit vergleiche man die sächsische Aussprache dieses Namens: „Eischeen“, welche obendrein den Ton auf die erste Silbe legt, und denke sich beispielsweise das bekannte Soldatenlied in dieser Weise recitirt oder gesungen: „Prinz Eischeenius, der edle Ritter!“ Warum hält man sich nicht an die ursprüngliche griechisch-lateinische Form Eugenius, abgekürzt Eugen, und spricht sie gerade so aus, wie sie geschrieben wird? Für jedes sprachlich gebildete Ohr ist es eine wahre Pein, wenn der ursprüngliche Wohlklang griechischer oder lateinischer Wörter durch eine vermeintlich oder halb französische Aussprache in obiger Weise verdorben wird. M

Die Fortpflanzung des Aales. In Nr. 7 dieses Jahrgangs brachte die Gartenlaube einen Aufsatz unter obiger Ueberschrift von dem Herrn Dr. K. Eberhardt in Rostock. Da ich gehört habe, daß dieser Aufsatz in weitesten Kreisen interessirt hat, so erlaube ich mir, über ein einschlagendes Factum Mittheilung zu machen, bemerkend, daß ich von demselben erst jetzt, und zwar in Folge jenes Aufsatzes, Kenntniß erlangt habe.

Herr Vetter hierselbst, ein langjähriger, eifriger Naturfreund und ruhiger Beobachter, bemerkte vor etwa vier Jahren, als er einen gefangenen Aal der Reuse entnahm und, damit er nicht entschlüpfe, fest mit der Hand umfaßte, an dessen Afteröffnung eine gelblich gefärbte, wie es ihm schien, aus Schleimhaut bestehende Blase von dem Umfange einer halb ausgewachsenen großen Kirsche. Da er bei häufigem Fange von Aalen niemals Derartiges bemerkt hatte, so holte er ein mit Wasser gefülltes Glas und ließ dann die Hand fest über den Aal abwärts gleiten, worauf sich die Blase freiwillig von diesem trennte und zersprungen mit ihrem Inhalte in das Glas fiel. Der Inhalt bestand aus einer beträchtlichen Anzahl junger Aale, welche etwa die Dicke und Länge von feinen englischen Nähnadeln hatten und, abgesehen von ihren Krümmungen und Bewegungen, überhaupt solchen ähnlich sahen.

Herr Vetter trug bald seinen Fund zu dem hiesigen Conrector, Herrn Clasen, welcher sich seit lange lebhaft für Naturkunde interessirt und namentlich über die Entwickelung des Embryo im Hühnerei und über die Naturgeschichte der Seidenraupe streng wissenschaftliche Beobachtungen gemacht hat. Mit Zuhülfenahme einer Loupe erkannte Herr Clasen die Thierchen unzweifelhaft für Aale, und beide Herren bemerkten noch, daß selbige im Laufe der nächsten drei, vier Stunden ihre anfänglich gelbliche Färbung — Nankingfarbe, sagt Herr Vetter — verloren und eine dunklere graue annahmen, mit einem schwarzen Strich längs des Rückens. Betreffs der Reste des Bläschens — Eihaut oder Dottersack? — weiß Herr Clasen nichts zu erinnern; Herr Vetter weiß dagegen, daß selbige mit in's Glas gekommen, eine nähere Untersuchung hat aber auch er nicht angestellt. Etwa vier Stunden nach dem Fange schüttete Herr Vetter die Thierchen in den neben seinem Garten fließenden Bach. Hier gingen dieselben ganz in der Weise anderer kleiner Fische, welche man nach kurzer Gefangenschaft wieder in's Wasser setzt, bald munter nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Schon derzeit ist die Sache hier in weiteren Kreisen besprochen, jetzt aber durch den Aufsatz des Herrn Dr. Eberhardt frisch in's Gedächtniß gerufen. Ich bemerke noch, daß die betreffenden beiden Herren sich mit Vorstehendem vollständig einverstanden erklärt haben, auch meinen, daß sie solchem Nichts hinzuzufügen wüßten.

Schwaan in Mecklenburg. S.

Berichtigung. In einem Theil der Auflage unserer Nr. 27 ist in dem Artikel „Kaninchenzucht in Deutschland“ von Prof. Dr. Friedrich Anton Zürn auf Seite 432 in der dreizehnten Zeile von oben statt „einhundertsechszig- bis zweimalhunderttausend“ zu lesen: „hundertundneunzig bis zweihundert Millionen“ Franken.

Zur Notiznahme. Vielfachen Anfragen gegenüber die Mittheilung, daß diejenigen Gartenlauben-Nummern des vorigen Quartals, welche den Anfang der Novelle „Gesprengte Fesseln“ von E. Werner enthalten (Nr. 23, 24, 25 und 26), gegen Zahlung von 7½ Sgr. durch jede Buchhandlung oder Postexpedition nachgeliefert werden können.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Hugo hatte inzwischen seinen Bruder aufgesucht, den er im Gespräche mit dem Marchese Tortoni fand; die Beiden standen ein wenig abseits von der übrigen Gesellschaft.

„Nein, nein, Cesario!“ sagte Reinhold soeben abwehrend. „Ich bin ja vor Kurzem erst aus M. zurückgekehrt und kann unmöglich daran denken, jetzt schon wieder die Stadt zu verlassen. Vielleicht später —“

„Aber die Oper ist ja verschoben worden,“ fiel der junge Marchese im Tone der Bitte ein, „und die Hitze beginnt sich schon fühlbar zu machen. Sie wählen sicher in einigen Wochen irgend eine Villeggiatura. — Kommen Sie mir zu Hülfe, Signor Capitano!“ wandte er sich an den eben herantretenden Hugo. „Sie beabsichtigen gewiß auch, unsern Süden kennen zu lernen, und dazu bietet sich nirgends besser Gelegenheit, als in meinem Mirando.“

„Kennst Du den Marchese bereits?“ fragte Reinhold. „Da bedarf es also keiner Vorstellung mehr.“

„Durchaus nicht,“ versicherte Hugo übermüthig. „Ich habe mich bereits persönlich bei den Herren eingeführt, gerade als sie über Dich zu Gericht saßen, und ich machte mir dabei als unbekannter Zuhörer das harmlose Vergnügen, sie durch eingestreute Bemerkungen zu Angriffen gegen Dich zu reizen. Leider gelang das nur bei einem Einzigen, Marchese Tortoni dagegen nahm leidenschaftlich Deine Partei, ich mußte seine volle Ungnade fühlen, weil ich mir erlaubte an Deinem Talente zu zweifeln.“

Reinhold schüttelte den Kopf. „Hat er Ihnen auch schon wieder einen seiner Streiche gespielt, Cesario? Nimm Dich in Acht, Hugo, mit Deinen Neckereien! Wir stehen hier auf italienischem Boden; da pflegt man dergleichen nicht so harmlos aufzunehmen, wie in unserer Heimath.“

„Nun, in diesem Falle bedurfte es nur des Namens, um uns zu versöhnen,“ sagte der Marchese lächelnd. „Aber damit verlieren wir ja ganz den Faden des Gesprächs,“ fuhr er ungeduldig fort. „Ich habe noch immer keine Antwort auf meine Bitte. Ich rechne bestimmt auf Ihren Besuch, Rinaldo, selbstverständlich auch auf den Ihrigen, Signor.“

„Ich bin der Gast meines Bruders,“ erklärte Hugo, an den die letzten Worte gerichtet waren. „Eine solche Bestimmung hängt wohl von ihm ab und — von Signora Biancona.“

„Von Beatrice? Wie so?“ fragte Reinhold rasch.

„Nun, sie ist bereits ungehalten darüber, daß meine Gegenwart Dich ihr so oft entzieht. Es ist sehr die Frage, ob sie Dich auf längere Zeit freigeben will, wie Marchese Tortoni es zu wünschen scheint.“

„Meinst Du, ich ließe mich so gänzlich von ihren Launen beherrschen?“ In Reinhold's Ton verrieth sich eine auflodernde Empfindlichkeit. „Ich werde Dir wohl beweisen müssen, daß ich noch einen Entschluß ohne ihre Genehmigung fassen kann. Wir kommen, Cesario. Im nächsten Monate schon, ich verspreche es Ihnen.“

Ein Ausdruck heller Freude überflog das Gesicht des jungen Mannes bei dieser rasch und heftig gegebenen Zusage; er wandte sich verbindlich zu dem Capitain.

„Rinaldo kennt mein Mirando hinreichend und hat es stets bevorzugt; ich hoffe auch Ihnen, Signor, den Aufenthalt angenehm machen zu können; Die Villa liegt sehr schön, dicht am Meeresstrande —“

„Und einsam,“ sagte Reinhold mit einem eigenthümlichen Gemisch von Schwermuth und Sehnsucht. „Man kann da einmal wieder aufathmen, wenn man nahe daran ist, zu ersticken in der Salonatmosphäre. Die Gesellschaft geht zu Tisch,“ sagte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend, mit einem Blicke nach der Terrasse hinauf. „Wir werden uns wohl den Uebrigen anschließen müssen. Willst Du Beatrice zur Tafel führen, Hugo?“

„Ich danke,“ lehnte der Capitain kühl ab. „Das ist doch wohl Dein ausschließliches Recht. Ich möchte es Dir nicht streitig machen.“

„Deine Unterhaltung mit ihr war ja auffallend kurz, so viel ich bemerken konnte,“ warf Reinhold hin, während sie zusammen die Treppe zur Terrasse emporstiegen. „Was gab es denn zwischen Euch?“

„Nichts von Bedeutung. Ein kleines Vorpostengefecht, weiter nichts. Signora und ich haben gleich von vorn herein Stellung zueinander genommen. Du hast doch hoffentlich nichts dagegen?“

Er erhielt keine Antwort; denn das Seidenkleid Signora Biancona's rauschte bereits dicht neben ihnen, und in der nächsten Minute stand sie zwischen den Brüdern. Der Capitain verbeugte sich mit vollendeter Ritterlichkeit vor der schönen Frau. Es wäre in der That unmöglich gewesen, an der Art seines Grußes auch nur das Geringste auszusetzen, und Beatrice neigte

Digitized by Google

auch dankend das Haupt, aber der Blick, der dabei auf ihn niedersprühte, bewies hinreichend, daß auch sie bereits Stellung genommen hatte. In ihrem Auge flammte der ganze Haß der gereizten Südländerin, freilich nur einen Moment lang; im nächsten schon wendete sie sich um und legte ihren Arm in den Reinhold's, um sich von ihm in den Saal führen zu lassen.

„Mir scheint, das war nicht mehr und nicht weniger als eine Kriegserklärung," murmelte Hugo, indem er sich den Beiden anschloß. „Wortlos, aber hinreichend verständlich. Die Feindseligkeiten sind also eröffnet — zu Befehl, Signora."

Marchese Tortoni hatte nicht so Unrecht mit seiner Bemerkung: die Hitze begann sich trotz der frühen Jahreszeit schon sehr fühlbar zu machen. Zwar war die Saison noch nicht zu Ende, aber schon vertauschte manche Familie den Aufenthalt in der Stadt mit der gewohnten Villeggiatur im Gebirge oder am Meeresstrande, und die übrige Gesellschaft stand gleichfalls auf dem Punkte, sich früher als gewöhnlich nach allen Himmelsrichtungen zu zerstreuen, bis der Herbst sie wieder zusammenführte.

In der Wohnung Signora Biancona's hatte man noch keine Anstalten getroffen, die auf eine baldige Abreise schließen ließen, und doch schien von einer solchen die Rede gewesen zu sein in dem Gespräche, das soeben zwischen ihr und Reinhold Almbach stattgefunden hatte. Die Beiden waren allein in dem glänzend und prachtvoll erleuchteten Salon der Sängerin; aber das schöne Antlitz Beatricens trug den Ausdruck einer unverkennbaren Aufregung. In die Kissen des Divans gelehnt, die Lippen zornig zusammengepreßt, zerpflückte sie achtlos eins der schönen Bouquets, die in reicher Fülle das Empfangszimmer der berühmten Künstlerin schmückten, während Reinhold mit finster umwölkter Stirn und verschränkten Armen im Zimmer auf- und niederging. Es bedurfte nur eines Blickes, um zu errathen, daß hier eine jener Sturmscenen stattfand, von denen Maestro Gianelli behauptete, daß sie zwischen den Beiden ebenso häufig seien wie der Sonnenschein.

„Ich bitte Dich, Beatrice, verschone mich jetzt mit ferneren Auftritten!" sagte Reinhold mit vollster Heftigkeit. „Sie ändern nichts mehr an der einmal beschlossenen Sache. Marchese Tortoni hat mein Versprechen, und unsere Abreise nach Mirando ist auf morgen festgesetzt."

„Nun, so wirst Du dieses Versprechen zurücknehmen," entgegnete Beatrice in gleichem Tone. „Du hast es ohne mein Wissen gegeben, schon vor Wochen gegeben, und doch hatten wir damals schon beschlossen, die diesjährige Villeggiatur im Gebirge zu nehmen."

„Gewiß! Und ich werde Dich auch dort aufsuchen, sobald ich von Mirando zurückkehre."

„Sobald Du zurückkehrst? Als ob Tortoni nicht wie gewöhnlich Alles aufbieten würde, Dich dort zu fesseln, und wenn Du nun vollends in Begleitung Deines Bruders gehst, so ist es wohl selbstverständlich, daß Du so lange, wie nur möglich, von mir ferngehalten wirst."

Reinhold blieb plötzlich stehen, und ein finsterer Blick flog zu ihr hinüber.

„Willst Du nicht die Güte haben, dies bis zum Ueberdruß erschöpfte Thema endlich einmal bei Seite zu lassen?" fragte er scharf. „Ich weiß bereits hinreichend, daß zwischen Dir und Hugo keine Sympathie besteht; aber er verschont mich wenigstens mit Auseinandersetzungen darüber und verlangt nicht, daß ich seine Sympathien und Antipathien theile. Uebrigens wirst Du zugeben, daß er Dir gegenüber niemals den Cavalier verleugnet."

Beatrice warf das Bouquet bei Seite und erhob sich. „O gewiß, das gebe ich zu, und eben diese angenommene Ritterlichkeit ist es, die mich so empört. Diese liebenswürdigen Unterhaltungen mit dem ewigen Spottpfeile auf den Lippen, diese Aufmerksamkeiten mit dem Hohne tief im Auge, das ist so recht die deutsche Art, unter der ich so oft gelitten habe in Eurem Norden, die uns in den Kreis der sogenannten Gesellschaftsregeln bannt, die uns darin festzuhalten weiß, und wenn man noch so erbittert mit einander kämpft. Dein Bruder versteht das meisterhaft; den trifft nichts und verwundet nichts; Alles gleitet ab an diesem ewigen Spottlächeln. Ich — ich hasse ihn und er mich nicht minder."

„Schwerlich!" sagte Reinhold bitter. „Denn im Hassen bist Du eine Meisterin, die so leicht Keiner erreicht. Ich habe das oft genug gesehen, wenn Du Dich von irgend Jemandem beleidigt glaubtest. Das fluthet bei Dir gleich über alle Schranken. Diesmal aber wirst Du Dich erinnern, daß es mein Bruder ist, gegen den sich dieser Haß richtet, und daß ich nicht gesonnen bin, mir das erste kurze Zusammensein nach Jahren dadurch rauben zu lassen. Ich dulde keine Beleidigung und keinen Angriff gegen Hugo."

„Weil Du ihn mehr liebst als mich," rief Beatrice ungestüm, „weil ich Dir nichts gelte neben Deinem Bruder. Freilich, was bin ich Dir auch —" und jetzt war die Bahn gebrochen zu einer wahren Fluth von Vorwürfen, Klagen und Drohungen, die schließlich in einem Thränenstrom endigten. Die ganze Leidenschaft der Italienerin brach hervor; aber Reinhold schien dadurch zu nichts weniger als zur Nachgiebigkeit gestimmt zu werden. Er versuchte einige Male, ihr Einhalt zu thun, und als dies nicht gelang, stampfte er wüthend mit dem Fuße.

„Noch einmal, Beatrice, laß diese Auftritte! Du weißt, daß Du damit nichts bei mir ausrichtest, und ich dächte, Du hättest nun schon hinreichend die Erfahrung gemacht, daß ich nicht ein willenloser Sclave bin, dem ein Wort, eine Laune von Dir Befehl ist. Ich ertrage sie nicht länger, diese ewigen Scenen, die Du bei all' und jedem Anlasse hervorrufst."

Er trat stürmisch zum Balcon und, dem Gemache den Rücken zukehrend, blickte er hinab auf die Straße, wo sich das rege Leben und Treiben des Corso entfaltete. Im Salon hörte man noch einige Minuten lang das leidenschaftliche Schluchzen Beatricens, aber dann verstummte es, und gleich darauf legte sich eine Hand auf die Schulter des am Fenster Stehenden.

„Rinaldo!"

Halb widerstrebend wandte er sich um. Sein Blick begegnete Beatricens heißem, dunkelm Auge; noch stand eine Thräne darin, aber es war keine Thräne des Zornes mehr, und die eben noch so erregte Stimme hatte einen weichen schmelzenden Klang.

„Du sagst, ich sei eine Meisterin im Hassen. Nur im Hassen, Rinaldo? Du hast doch oft genug das Gegentheil erfahren."

Reinhold wandte sich vollends zu ihr und trat vom Balcon zurück.

„Ich weiß, daß Du lieben kannst," entgegnete er milder, „heiß und voll lieben. Aber Du kannst auch quälen mit dieser Liebe; das muß ich täglich empfinden."

„Und dieser ‚Qual' möchtest Du entfliehen, wenigstens auf einige Zeit?"

Aus ihrer Stimme sprach ein herber Vorwurf. Almbach machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich suche Ruhe, Beatrice," sagte er, „und die finde ich nun einmal nicht in Deiner Nähe. Du kannst nur in fortwährender Gluth und Aufregung athmen; beides ist Dir Lebensbedingung, und Du reißest Deine ganze Umgebung mit Dir in den ewig lodernden Feuerkreis Deines Wesens. Ich — bin müde."

„Der Gesellschaft, oder meiner?" fragte Beatrice mit wieder aufblitzender Heftigkeit.

„Kannst Du es denn nicht lassen, in jedem Worte einen Stachel zu suchen?" fuhr Reinhold auf. „Ich sehe, daß wir heute wieder einander nicht verstehen. Leb' wohl!"

„Du gehst?" rief die Italienerin halb erschreckt, halb drohend. „Und mit diesem Abschiede für eine wochenlange Trennung?"

Reinhold, der schon an der Thür war, besann sich und kehrte langsam um.

„Ja so, ich vergaß die Abreise. Leb' wohl, Beatrice!"

Aber so leicht sollte ihm der Abschied nicht gemacht werden. Signora Biancona hatte es längst verlernt, dem Manne dauernd zu trotzen, der es nun einmal verstand, ihren sonst so launenhaften Willen dem seinigen zu beugen, und als er sich ihr wieder näherte, da war es vorbei mit jedem ferneren Widerstande. Ihre Stimme bebte, als sie leise fragte: „Und Du willst wirklich allein gehen, ohne mich?"

„Beatrice —"

„Allein, ohne mich?" wiederholte sie leidenschaftlicher. Reinhold machte einen Versuch, ihr seine Hand zu entziehen, aber es blieb bei dem Versuche.

„Cesario erwartet mich auf das Bestimmteste," sagte er abwehrend, „und ich habe Dir schon einmal erklärt, daß Du mich nicht begleiten kannst —"

„Nach Mirando nicht," fiel Beatrice ein, „das weiß ich. Aber was hindert mich denn, den ursprünglichen Plan zu ändern und den ersten Sommeraufenthalt, anstatt im Gebirge, jetzt in S., der großen Villeggiatur aller Fremden, zu nehmen? Es liegt nahe genug bei Mirando, in einer halben Stunde trägt Dich das Boot zu mir herüber. Wenn ich Dir folgte — darf ich, Rinaldo?"

Er war unwiderstehlich, dieser Ton schmeichelnder Bitte, und noch unwiderstehlicher bat ihr Blick. Reinhold sah schweigend nieder auf die schöne Frau, deren Liebe, deren Besitz ihm einst als der höchste Preis des Glückes erschienen. Der Zauber übte noch immer seine alte Macht und übte sie gerade dann am stärksten, wenn er den Versuch machte, ihm zu entrinnen. In Worten ward die Gewährung freilich nicht gegeben, aber Beatrice sah es, als er sich zu ihr niederbeugte, daß sie diesmal gesiegt hatte. Als er sie eine halbe Stunde darauf wirklich verließ, war die Aenderung in ihrem Reiseplane eine beschlossene Sache, und der Abschied galt nicht einer Trennung von Wochen, sondern nur von Tagen.

Es dämmerte bereits und der Mond stieg langsam empor, als Reinhold seine eigene Wohnung erreichte, die in einiger Entfernung, im freieren Theile der Stadt lag. Beim Eintritt in das Empfangszimmer fand er dort den Capitain, der seinem Diener soeben eine nachdrückliche Strafpredigt gehalten zu haben schien, denn Jonas stand vor ihm mit der Miene äußerster Zerknirschung, die sich in komischer Weise mit einem verhaltenen Ingrimm mischte, dem Worte zu leihen ihn wohl nur die Gegenwart seines Herrn abhielt.

„Was giebt es denn?" fragte Reinhold etwas befremdet.

„Eine Inquisitionssitzung," entgegnete Hugo ärgerlich. „Seit Jahren schon mühe ich mich vergebens ab mit diesem verstockten Sünder und unverbesserlichen Weiberfeind, aber da hilft weder Lehre noch Beispiel. — Jonas, Du gehst jetzt augenblicklich hinauf zur Padrona, bittest um Verzeihung und versprichst künftig manierlicher zu sein. Marsch hinaus!"

„Ich werde ihn schließlich noch nach der Ellida zurückschicken müssen," fuhr er zu seinem Bruder gewandt fort, nachdem Jonas das Zimmer verlassen hatte. „Da ist die Schiffskatze das einzige weibliche Wesen, das er um sich hat, und mit dem wird er hoffentlich noch auskommen."

Reinhold warf sich in einen Sessel. „Ich wollte, ich hätte Deinen unverwüstlichen Humor, Deine glückliche Gabe, das Leben leicht wie ein Spiel zu nehmen. Ich habe das nie vermocht."

„Nein, der Grundton Deines Wesens war immer elegisch," meinte der Capitain. „Ich glaube, Du hast mich nie recht als ebenbürtig betrachtet, weil ich nicht so ideal-romantisch alle Höhen erfliegen und alle Tiefen durchdringen konnte und mochte, wie Ihr Künstlernaturen. Wir Seeleute sind nun einmal auf die Oberfläche angewiesen, und wenn auch hin und wieder der Sturm die Tiefe aufwühlt, uns macht das nichts; wir bleiben eben oben."

„Ganz recht," sagte Reinhold düster. „Bleibe Du auf Deiner hellen sonnigen Oberfläche! Glaube mir, Hugo, es ist nur Schlamm in der Tiefe da unten, wo man nach Schätzen suchte, und es weht ein Eishauch auf den Höhen da oben, wo man nur goldenes Sonnenlicht geträumt — ich habe Beides durchgekostet."

Hugo blickte forschend auf seinen Bruder, der in dem Sessel mehr lag als saß, das Haupt wie todtmüde zurückgelehnt, während die düstern Augen weit hinaus schweiften über die Gärten der Umgebung und zuletzt an dem noch matt erhellten Horizonte haften blieben, wo soeben das letzte Tageslicht verschwand.

„Höre Reinhold, Du gefällst mir ganz und gar nicht," brach er auf einmal los. „Ich komme nach Jahren, um meinen Bruder wiederzusehen, dessen Name alle Welt erfüllt, dem das Schicksal alles gegeben, was es einem Menschen nur geben kann; ich finde Dich auf der Höhe des Ruhmes und Glückes — und da glaubte ich Dich anders zu finden."

„Und wie denn?" fragte Reinhold, ohne den Kopf zu heben oder das Auge von dem dämmernden Abendhimmel abzuwenden.

„Ich weiß nicht," sagte der Capitain ernst, „aber das weiß ich, daß ich schon nach vierzehn Tagen dieses Leben nicht mehr aushalte, das Du jahrelang geführt hast. Dieses ruhelose Stürmen von Genuß zu Genuß ohne irgend eine Befriedigung, dieses fortwährende Schwanken zwischen wilder Aufregung und tödtlicher Ermattung sagt meiner Natur nicht zu. Du solltest der Deinigen Zügel anlegen."

Reinhold machte eine halb ungeduldige Bewegung. „Thorheit! Ich bin längst daran gewöhnt, und dann — das verstehst Du nicht, Hugo."

„Möglich! Wenigstens bedarf ich noch keiner Betäubung." Reinhold fuhr auf; ein Blick flammenden Zornes traf den Bruder, der es versuchte, ihm so tief ins Innere zu sehen, und der ganz unbeirrt fortfuhr:

„Denn nur Betäubung ist es, nach der Du Tag für Tag ringst, die Du überall suchst, ohne sie je zu finden. Gieb dieses Leben auf — ich bitte Dich. Du richtest Dich damit geistig und körperlich zu Grunde; Du mußt ja schließlich unterliegen."

„Seit wann ist der lebensfrohe Capitain der Ellida denn zum Moralprediger geworden?" spottete Reinhold mit dem herbsten Ausdrucke, der ihm zu Gebote stand. „Wer hätte vor Zeiten gedacht, daß Du mir in dieser Weise den Text lesen würdest! Aber gieb Dir keine Mühe mit meiner Bekehrung, Hugo! Ich habe die frommen Jugendideen ein für alle Mal abgeschworen."

Der Capitain schwieg. Das war wieder der Ton verletzenden Hohnes, mit dem sich Reinhold unnahbar zu machen wußte, sobald ähnliche Gegenstände berührt wurden; dieser Ton, der jeden Einfluß unmöglich machte, in jede Jugenderinnerung wie ein Mißlaut hineinklang und das einst so warme Verhältniß der Brüder fremd und erkältend berührte. Hugo versuchte auch heute nicht, das zu ändern; er wußte, daß es vergebens sein würde. Sich abwendend ergriff er ein auf dem Tische liegendes Buch und begann darin zu blättern.

„Ich habe ja noch kein einziges Wort von Dir über meine Werke gehört," begann Reinhold nach einem minutenlangen Stillschweigen von Neuem. „Du hast ja hier Gelegenheit gehabt, meine Opern kennen zu lernen. Wie findest Du sie?"

„Ich bin kein Musikkenner," sagte Hugo ausweichend.

„Das weiß ich, und eben deshalb lege ich Werth auf Dein Urtheil, weil es das des unbefangenen, aber scharfblickenden Publicums ist. Wie findest Du meine Musik?"

Der Capitain warf das Buch auf den Tisch.

„Sie ist genial und —" er hielt inne.

„Und?"

„Zügellos wie Du selber. Du und Deine Töne, Ihr geht über jedes Maß hinaus."

„Eine vernichtende Kritik," sagte Reinhold halb spöttisch, halb betroffen. „Gut, daß nur ich sie höre; im Kreise meiner Bewunderer würdest Du übel damit ankommen. Also etwas Genialität gestehst Du mir doch wirklich noch zu?"

„Wo Du selbst sprichst, ja!" erklärte Hugo mit voller Bestimmtheit, „aber das geschieht selten genug. Stets überwuchert dieses fremde Element, das Deinem Talente die Richtung gegeben hat und es noch jetzt beherrscht. Ich kann mir nicht helfen, Reinhold, aber dieser Einfluß, dem Du von Anfang an gefolgt bist, den alle Welt als so erhebend preist, er ist kein heilbringender gewesen, auch für den Künstler nicht. Ohne ihn wärst Du vielleicht noch nicht so berühmt, aber unbedingt größer."

„Wahrhaftig, Beatrice hat Recht, wenn sie in Dir den unversöhnlichen Gegner fürchtet," bemerkte Reinhold mit unverstellter Bitterkeit. „Freilich, sie setzt nur ein persönliches Vorurtheil bei Dir voraus. Daß Du nicht einmal ihren künstlerischen Einfluß auf mich gelten lassen willst, das möchte ihr doch neu sein."

Hugo zuckte die Achseln. „Sie hat Dich ganz und gar in die italienische Art hineingezogen. Du stürmst immer, wo die Andern nur tändeln, aber gleichviel! Warum schreibst Du nicht deutsche Musik? Doch was rede ich? Du hast ja der Heimath und all ihren Beziehungen für immer den Rücken gekehrt."

Reinhold stützte den Kopf in die Hand. „Ja wohl — für immer."

„Das klang ja beinahe wie Sehnsucht," warf der Capitain hin, das Gesicht des Bruders scharf fixirend. Dieser sah finster auf.

„Was soll das? Denkst Du vielleicht, ich sehnte mich zurück nach den alten Ketten, weil ich in der Freiheit nicht das erträumte Glück gefunden? Wenn ich eine Annäherung versuchte, so —"

„Ah so, Du hast eine Annäherung versucht? An Deine Frau?"

„An Ella?" fragte Reinhold, und es war wieder das alte Gemisch von Mitleid und Verachtung, das sich in seiner Stimme verrieth, sobald er von seiner Gattin sprach, „wozu hätte das wohl führen sollen? Du weißt doch, wie ich damals gegangen bin; es geschah im vollsten Bruche mit ihren Eltern, und da muß ein so beschränktes und abhängiges Wesen wie Ella natürlich in deren Verdammungsurtheil einstimmen, wenn sie sich überhaupt je bis zu einem eigenen Urtheil erhoben hat. War die Kluft zwischen uns früher weit, so ist sie jetzt, nach Allem was geschehen ist, endlos geworden. Rein davon konnte keine Rede sein, aber ich wollte Nachricht von meinem Kinde haben. Ich ertrug es nicht länger, den Knaben fern zu wissen, ihn nicht sehen zu dürfen, nicht einmal ein Bild von ihm zu besitzen. Ich wollte Nachricht um jeden Preis, deshalb wählte ich den kürzesten Weg und schrieb an die Mutter."

„Nun, und —?" fragte Hugo gespannt.

Reinhold lachte bitter auf. „Nun, ich hätte mir die Demüthigung ersparen können. Es kam keine Antwort — das war freilich Antwort genug, aber ich wollte nun einmal wissen, wie es dem Kinde gehe; ich glaubte an die Möglichkeit eines Irrthums, eines Verlierens, an was glaubt man nicht in solchem Falle, und schrieb zum zweiten Male. Der Brief kam uneröffnet zurück" — er ballte im wilden Zorne die Hand — „Uneröffnet! Mir das, mir! Es ist das Werk des Onkels; daran ist kein Zweifel. Ella hätte nie gewagt, mir das zu bieten."

„Meinst Du? Da kennst Du Deine Frau nicht. Sie hat es allerdings ‚gewagt', und sie allein konnte es wagen; denn die Eltern sind todt, schon seit Jahren."

Reinhold wandte sich rasch um. „Woher weißt Du das? Stehst Du noch in Verbindung mit H.?"

„Nein," sagte der Capitain ruhig. „Du kannst Dir wohl denken, daß die Stimmung, die in der Familie gegen Dich herrschte, zum Theil wenigstens auch auf mich übertragen wurde. Seit ich H. damals wenige Tage nach Dir verließ, habe ich es nicht wieder besucht, aber ich stehe noch in Correspondenz mit dem ehemaligen Buchhalter des Almbach'schen Hauses, der das Geschäft übernommen hat und es auf eigene Rechnung fortführt. Von ihm erfuhr ich Einiges."

„Und das sagst Du mir jetzt erst, nach beinahe vierzehntägigem Zusammensein?" rief Reinhold beinahe ungestüm.

„Ich habe selbstverständlich einen Punkt nicht berühren wollen, von dem es mir schien, daß Du ihn zu vermeiden wünschtest," entgegnete Hugo kühl.

Reinhold ging einige Male im Zimmer auf und nieder. „Die Eltern sind also todt? Und Ella und das Kind?"

„Ihretwillen brauchst Du nicht in Sorge zu sein. Der Onkel hat ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen, weit mehr als man geglaubt."

„Ich wußte, daß er viel reicher war, als er gelten wollte," sagte Reinhold rasch. „Und diese Gewißheit allein gab mir die volle Freiheit des Handelns bei meiner Entfernung. Ich war für Frau und Kind nicht nothwendig. Sie waren gesichert vor jedem Wechselfalle des Schicksals auch ohne meine Nähe. Aber wo sind sie jetzt? Noch in H.?"

„Consul Erlau wurde Vormund des Knaben," berichtete Hugo ziemlich kurz und gemessen. „Er scheint sich auch der jungen, wohl nun sehr vereinsamten Frau thätig angenommen zu haben, denn bereits nach Ablauf der Trauerzeit siedelte sie mit dem Kinde in sein Haus über. Dort lebten Beide noch vor einem halben Jahre; bis dahin reichen meine Nachrichten."

„So?" meinte Reinhold gedankenvoll. „Nun, da begreife ich nur nicht, wie Ella mit ihrer Erziehung und ihrer Persönlichkeit es möglich macht, in dem großartigen Erlau'schen Haushalte auch nur zu existiren. Freilich, sie wird sich ein paar Hinterzimmer eingerichtet haben, nie zum Vorschein kommen, oder trotz ihres Vermögens die Stelle einer Wirthschafterin übernehmen. Ueber dieses Niveau war sie ja nun einmal nicht hinaus zu bringen. Wäre das nicht gewesen, ich hätte viel, hätte Alles ertragen — um des Kindes willen."

Er trat zum Fenster, stieß es auf und lehnte sich weit hinaus. Die Abendluft strömte kühl hinein in das schwüle Zimmer, wo jetzt ein längeres Stillschweigen eintrat, denn auch der Capitain schien keine Lust zu einer weiteren Fortsetzung des Gespräches zu haben; nach einer Weile erhob er sich.

„Unsere Abreise ist morgen sehr früh angesetzt; wir werden zeitig wach sein müssen. Gute Nacht, Reinhold!"

„Gute Nacht!" antwortete Reinhold, ohne sich umzuwenden.

Hugo verließ das Gemach. „Ich wollte, diese Circe von Beatrice sähe ihn einmal in solchen Stunden," murmelte er, die Thür in's Schloß werfend. „Sie haben gesiegt, Signora, und ihn an sich gerissen als Ihr unbestreitbares Eigenthum — glücklich haben Sie ihn nicht gemacht."

Noch einige Minuten lang verharrte Reinhold unbeweglich an seinem Platze; dann richtete er sich empor und ging hinüber nach seinem Arbeitszimmer. Er mußte mehrere der Gemächer durchschreiten, um dorthin zu gelangen. Die Wohnung, die das ganze untere Stockwerk der geräumigen Villa einnahm, war nicht so glänzend wie die Signora Biancona's und dennoch verschwenderischer eingerichtet; denn die Pracht, die dort vorherrschte, wurde hier zehnfach aufgewogen durch den künstlerischen Schmuck der Räume. Da hingen Gemälde an den Wänden, standen Statuen in den Fensternischen, deren Werth nur nach Tausenden berechnet werden konnte; da waren die herrlichsten Kunstschätze Italiens in meisterhaften Nachbildungen vorhanden. Wohin das Auge nur blickte, traf es auf Vasen, Büsten, Zeichnungen und Prachtwerke, die anderswo schon allein die Zierde eines Salons gebildet hätten und die hier, überall hin zerstreut, nur als beiläufiger Schmuck dienten. Es war eine Fülle von Schönheit und Kunst, wie sie in dieser verschwenderischen Art eben nur ein Rinaldo um sich versammeln konnte, dem mit dem Ruhme auch das Gold in nie versiechender Fülle zuströmte und der gewohnt war, das letztere völlig achtlos wieder von sich zu werfen.

In der Mitte des Arbeitszimmers stand ein prachtvoller Flügel, das Geschenk eines begeisterten Verehrerkreises, der dem Meister ein sichtbares Zeichen seines Dankes hatte darbringen wollen; den Schreibtisch bedeckten Karten und Briefe, welche die ersten Namen im Reiche der Geburt und des Geistes trugen und die hier gleichgültig bei Seite geschoben waren, ohne daß der Empfänger den mindesten Werth darauf zu legen schien; von der Hauptwand aber blickte das lebensgroße Bild Beatrice Biancona's herab, von berühmter Künstlerhand in genialster Auffassung und wahrhaft sprechender Aehnlichkeit gemalt. Sie trug das idealische Costüm einer ihrer Hauptrollen in den Opern Rinaldo's, mit deren hinreißender Darstellung sie diese Werke erst zur vollen Höhe ihrer Berühmtheit emporgehoben hatte, mit der sie selbst erst zu einer Künstlerin ersten Ranges hinaufgestiegen war. Es war dem Maler gelungen, den ganzen berückenden Zauber, den glühenden Reiz des Originals in diesem Portrait zu verkörpern. Die schöne Gestalt schien sich in unnachahmlich graciöser Stellung halb dem Flügel zuzuwenden, und die dunklen Augen blickten mit täuschender Lebenswahrheit herab auf den Mann, den sie nun so lange schon in unlösbaren Banden hielten, als wollten sie ihn selbst hier, im Heiligthume seines Wirkens und Schaffens, nicht allein lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Lebensbild.*

Professor Dr. Carl Ernst Bock.
Nach seiner letzten Photographie.

Am 21. Februar 1809 zu Leipzig geboren, wurde ich schon von früher Jugend an von meinem Vater, Prosector am Leipziger anatomischen Theater, in die menschliche Anatomie praktisch eingeführt und bekam sehr zeitig durch die zahlreichen Amputationen, denen ich nach der Leipziger Schlacht in einem Hospitale beiwohnen durfte, Neigung zur operativen Chirurgie. Ich übernahm deshalb, nachdem ich vom Jahre 1827 bis 1830 auf der Leipziger Universität Medicin und Chirurgie studirt hatte, die Assistentenstelle bei einem sehr geschickten und beschäftigten Wundarzte Leipzigs, sowie an der chirurgischen Station des Stadtkrankenhauses.

Als im Jahre 1830 von den Polen Aerzte für ihre Armee

* Obwohl uns, theils auf unser Ansuchen, theils unaufgefordert, eine Reihe schätzenswerther Arbeiten zur Würdigung Bock's zugegangen ist, so glauben wir doch Pietätspflichten erfüllen zu müssen, indem wir diesen Beiträgen die Veröffentlichung einer uns schon seit längeren Jahren bekannten selbstbiographischen Skizze des Verstorbenen voranschicken. Wir fügen dem im knappen Bock'schen Styl gehaltenen kleinen Lebensabriß, welcher nur bis in die ersten fünfziger Jahre reicht, eine ausführlichere Fortsetzung desselben aus einer dem Dahingegangenen befreundeten Feder hinzu. Eine Abbildung des Bock'schen Grabmals gedenken wir später folgen zu lassen. D. Red.

gesucht wurden, begab ich mich, nach vorheriger Erlangung des Leipziger Doctorgrades, zu Anfang 1831 nach Warschau, erhielt hier als sogenannter Stabsarzt eine Abtheilung für innere und äußere Krankheiten in einem der größten Hospitäler und fand so Gelegenheit, die Cholera, den Typhus, Entzündungen und Verwundungen aller Art sattsam kennen zu lernen, sowie zahlreiche Operationen auszuführen. Nach der Uebergabe Warschaus an die Russen diente ich bei diesen noch einige Zeit in derselben Stellung als Stabsarzt und kehrte Ende 1831 nach Leipzig zurück. Hier habilitirte ich mich als Privatdocent und praktischer Arzt, wurde aber sehr bald (zu Anfang 1833) durch den Tod meines Vaters, welcher außer meiner Mutter und mir noch vier großentheils unerzogene Kinder ganz mittellos hinterließ, vorzugsweise in die akademische und leider auch in die literarische Laufbahn gedrängt, um die Hinterlassenen erhalten und die kleineren Geschwister erziehen zu können. Daß ich auf diese Weise schon im vierundzwanzigsten Lebensjahre die schweren Pflichten eines Versorgers einer größeren Familie übernehmen mußte und ich diese Pflichten durch zahlreiche Examinatorien und literarische Arbeiten auch zu erfüllen im Stande war, das scheint in mir einen ziemlichen Grad von Vertrauen auf eigene Kraft ausgebildet zu haben, ließ mich aber freilich nicht die Zeit und Geldmittel gewinnen, um wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und mir dadurch eine Stellung in der Wissenschaft erringen zu können. Denn so eingebildet bin ich nie gewesen, zu glauben, daß meine aus der Sorge um's tägliche Brod entstandenen anatomischen Compendien (das Handbuch, das Taschenbuch und der Handatlas) der Anatomie — obschon sie in kurzer Zeit vier Auflagen* erlebten, für das Studium der Anatomie sehr brauchbar erfunden und in mehrere Sprachen übersetzt wurden — mir einen besonderen Namen unter den Männern der Wissenschaft gemacht hätten. Nur so viel kann ich, ohne anmaßend zu sein, von mir behaupten, daß ich durch das jahrelange Examinatoriengeben die Fähigkeit gut zu dociren erlangt habe.

Auch als mir 1839 eine außerordentliche Professur der Medicin (in den ersten Jahren ohne Gehalt, später mit einem kleinen Gehalte) ertheilt wurde, konnte ich die Wissenschaft nicht anders als zu meiner eigenen Fortbildung und zur Erhaltung meiner durch meine Verheirathung vergrößerten Familie betreiben.

So arbeitete ich, Examinatorien gebend und schriftstellernd, unter Sorge und Noth still und geduldig bis zum Jahre 1845, wo meine Ruhe und Duldsamkeit plötzlich einen gewaltigen Stoß dadurch erlitt, daß man mir die vorher angetragene und zugesicherte Stelle eines pathologischen Anatomen, auf welche hin ich längere Zeit tüchtig losgearbeitet hatte, ohne Weiteres und zu Gunsten eines jungen Begünstigten versagen wollte. Ich erlangte diese Stellung zwar, doch erst nach Bekämpfung verschiedener Hindernisse, wobei ich freilich mehrere Verstöße gegen die gute Lebensart und Artigkeit zu machen gezwungen war. Ich suchte mich nun in Wien und Prag ebensowohl in der pathologischen Anatomie wie in der Diagnostik so weit auszubilden, daß ich in diesen Zweigen der Medicin in Leipzig als Lehrer aufzutreten mich nicht zu scheuen brauchte, wie meine pathologisch-anatomischen und diagnostischen Werke allenfalls beweisen.

Bei dem Besuche der genannten österreichischen Universitäten und Hospitäler hatte ich nun aber einsehen lernen, wie weit wir damals in Leipzig in Bezug auf die praktischen Zweige der Medicin noch zurück waren, und, einmal aus meiner bescheidenen Ruhe aufgerüttelt, unternahm ich es, trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen, trotz der Drohungen mit Absetzung und bedeutender Geldopfer für Druckschriften, in noch vormärzlicher Zeit, wenn nicht als Reformator der Medicin, doch wenigstens als Vorkämpfer für die neuere aufzutreten, ohne aber dabei für mich selbst eine bessere Stellung erkämpfen zu wollen. Und es gelang mir nicht blos, der sogenannten physiologischen Medicin Eingang zu verschaffen, sondern auch zur Berufung Oppolzer's nach Leipzig als Professor der Klinik und Primärarzt des Stadtkrankenhauses beizutragen. Jetzt war ich nun zwar zur Ruhe, aber nicht zu besseren Einnahmen gelangt, konnte noch ebenso wenig wie früher nur für die Wissenschaft leben und wirken und mußte fortwährend von Freund und Feind hören, daß ich bei meinen erfolgreichen reformatorischen Bestrebungen „doch nicht so grob zu sein“ und „das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten gebraucht hätte“. Als ob man Krebsschäden mit Rosenwasser curiren könnte!

Mit Oppolzer in sehr freundschaftlichem Verhältnisse lebend, vertrat ich während der mehrmaligen Abwesenheit desselben dessen Stelle, leitete während der beiden Cholera-Epidemien die Behandlung der Kranken im Hospitale und wurde nach der Berufung Oppolzer's nach Wien vom Leipziger Stadtrathe zum interimistischen Primärarzte des Stadtkrankenhauses ernannt. Als solcher nahm ich in klinischen, streng physiologischen Vorträgen Gelegenheit, den Studirenden die von mir im Warschauer Hospitale gemachten Erfahrungen über die Heilprocesse der Natur bei Krankheiten mitzutheilen und zu zeigen, wie die allermeisten Krankheiten auch ohne die dagegen empfohlenen Arzneimittel, nur bei gehörigem diätetischem Verfahren heilen.

Durch die Besetzung der klinischen Professur in der Person Wunderlich's ward ich natürlich von dieser praktisch-medicinischen Wirksamkeit im Hospitale wieder entfernt und auf die pathologische Anatomie (mit Sectionen und physikalischer Diagnostik) verwiesen, doch ließ mich Privat- und Consiliarpraxis nie zum bloßen Theoretiker werden (oder, wie manche meiner Collegen behaupteten, „zwar zum guten Diagnostiker, aber schlechten Therapeuten“). Von zeitraubenden wissenschaftlichen Entdeckungen konnte bei meiner pecuniären Lage noch immer keine Rede sein, da bei den gewaltigen Fortschritten der Medicin und Naturwissenschaften, sowie dem kostspieligen Leben in Leipzig schon viel dazu gehört, in der Wissenschaft und im bürgerlichen Leben seine Stellung gehörig zu behaupten. Die Erfahrungen aber, welche ich seit Jahren am Sectionstische und Krankenbette gemacht und die ich in meinem Lehrbuche der Diagnostik niedergelegt habe, werden, in Anbetracht meiner früheren compilatorischen Arbeiten, auch von Solchen entweder gar nicht beachtet oder über die Achsel angesehen, die wahrlich keine Ursache dazu hätten, wenn sie sich auch für Heroen in der Wissenschaft halten. Denn wer heutzutage durch das Mikroskop eine neue Zelle u. dgl. entdeckt oder mit der Redensart „das ist so“ und „das habe ich öfters gesehen“ Schwachköpfen zu imponiren versteht, wird gewöhnlich für etwas Rechtes angesehen.

Durch wissenschaftliche Entdeckungen zu nützen, versagten und versagen mir sonach meine Verhältnisse; es ging deshalb mein Streben dahin, wenigstens als Lehrer, aber nicht blos der Studirenden, sondern auch der Laien, durch Wort und Schrift nach meinen Kräften nützlich zu sein, da in mir die Ueberzeugung fest wurzelt, daß Krankheiten in der Zukunft auch nicht besser als jetzt und am allerwenigsten durch Arzneimittel geheilt, wohl aber recht gut durch eine naturgemäße Lebensweise verhütet werden können, und daß durch Belehrung des Volkes (vorzüglich der Jugend durch die Mütter und Lehrer) über die Natur und den menschlichen Körper ein verständigeres, willenskräftigeres, weniger abergläubisches, moralisch besseres und gesünderes, kurz ein glücklicheres Menschengeschlecht als das jetzige herangezogen werden könne.

So bin ich denn bei sanguinisch-cholerischem Temperamente und bei einer auf die Naturwissenschaften gegründeten materialistischen Weltanschauung durch meine Lebensumstände zu einem ziemlich willenskräftigen (nach Manchen „starrköpfigen“), protectionslosen, complimentenfeindlichen (nach Manchen „groben und rücksichtslosen“), mäßig ehrgeizigen und uneigennützigen Manne geworden, der sich nicht so leicht imponiren und einschüchtern läßt, und dessen ganzes Bestreben dahin geht: durch Aufklärung und Belehrung zur Verbesserung und zum Glücklichwerden des Menschengeschlechts etwas beizutragen, sich selbst aber, so weit es noch möglich ist, zur wahren Humanität zu erziehen. Freilich verstehe ich unter wahrer Humanität nicht etwa Duldsamkeit und Aufopferung in jeder Beziehung, sondern nur vernunftgemäße und wirklich frommende Menschenliebe ohne krankhafte Sentimentalität. Daß ich unter den wissenschaftlichen Forschern einen Platz nicht habe, weiß ich, doch bin ich bei den Medicin Studirenden durch meine Lehrbücher und beim Laien durch meine populär-medicinischen Vorträge und Aufsätze, sowie bei den Turnern durch Gründung des Leipziger Turnvereins, nicht unbekannt und nutzlos geblieben. Wenn ich mich 1848 von allem politischen Treiben entfernt hielt, obschon ich früher bei der Leipziger Communalgarde eine höhere Charge und auch die Stelle eines

* Das Taschenbuch noch 1864 die fünfte, und der Atlas 1871 die sechste.

Stadtverordneten eingenommen habe, so liegt dies darin, daß ich dem Verlaufe und der Behandlung des damaligen politischen Uebels eine sehr schlechte Prognose stellen mußte. Feinde besitze ich eine hübsche Anzahl, jedoch auch genügende Freunde. **Uebrigens war ich stets vollkommen zufrieden, wenn ich mich selbst zum Freunde hatte und diese Freundschaft zu verdienen glaubte.**

Bock's autobiographische Skizze reicht bis in die ersten fünfziger Jahre und wurde noch vor dem Erscheinen des „Buchs vom gesunden und kranken Menschen“ geschrieben. Klar und bestimmt findet sich in derselben bereits vorgezeichnet, wohin von nun an (nachdem erst noch 1854 sein jetzt vergriffener pathologisch-anatomischer Atlas erschienen war) Bock's Interesse und enthusiastisches Streben sich vorzugsweise wendete. Durch die 1853 entstandene und sehr bald in die weitesten Kreise dringende „Gartenlaube“ bot sich ihm ein fruchtbares Feld, Vorurtheile und Aberglauben in großem Stile zu bekämpfen, die Ergebnisse der Wissenschaft dem Volke zugänglich zu machen und so durch Aufklärung und Belehrung zur Besserung und Beglückung der Menschen beizutragen. Er hat dies denn auch durch seine später vielfach nachgeahmten populär-medicinischen, hygieinischen und allgemein-naturwissenschaftlichen Arbeiten in durchgreifendster Weise gethan. Als eiserner Charakter, überzeugungstreu und muthvoll, hat er rücksichtslos gekämpft, nicht nur gegen Curirlaien, Geheimmittelschwindel, Homöopathie, sondern vor Allem gegen Veraltetes und Ueberlebtes in der Heilkunst selbst. Bock entwickelte dabei eine seltene Befähigung, jene weiten Schichten der Bevölkerung, welche wenig lesen und zumal für wissenschaftliche Belehrung unvorbereitet und schwer zugänglich sind, zu „packen“ und mächtig fortzureißen zur Erkenntniß. Unermüdlich wußte er immer neue Wege zu finden, neues Licht in altes Dunkel zu werfen, neue Waffen gegen tiefgewurzelte Vorurtheile zu schmieden und kräftig zu schwingen.

Angeregt durch vor Frauen und Lehrern gehaltene populäre Vorträge, und in der Absicht, „Müttern und Lehrern, in deren Händen die Zukunft kommender Geschlechter liegt und von denen vorzugsweise die körperliche, geistige und moralische Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zu erwarten steht“, einen Wegweiser zur naturgemäßen (geistigen wie leiblichen) Pflege des Menschenkörpers zu geben, entstand das „**Buch vom gesunden und kranken Menschen**“ (jetzt in neun Auflagen und hundertzwanzigtausend Exemplaren verbreitet und in viele fremde Sprachen übersetzt). Hier legte er vermöge seines großartigen Unterrichtstalents die Elemente der Lehren vom Bau und Leben des Menschen in klarster, faßlichster Weise nieder und zeigte, wie eine wissenschaftliche Gesundheitspflege das körperliche Wohl nicht nur wahren, sondern auch Schwächen des Organismus beseitigen oder doch mildern und Krankheiten verhüten kann.

Mit großem Nachdrucke und auf Grund systematischer Beobachtungen hob er die unendliche Wichtigkeit der Erziehung, besonders im frühesten Kindesalter hervor und gab in seiner schlichten, eindringlichen Weise, neben den Anleitungen zur körperlichen Pflege des Kindes, die werthvollsten Winke zu dessen geistiger Erziehung.

Indem er schließlich offen die Resultate der Erfahrungen bekannte, welche er als vorurtheilsfreier Beobachter am Krankenbett und Sectionstisch gemacht hatte, schmälerte er zwar nicht unbedeutend den Nimbus der Heilkunst, respective der ärztlichen Machtvollkommenheit, aber um so nachdrücklicher hat er damit auf die Nothwendigkeit einer an der Hand der Wissenschaft fortschreitenden Gesundheitspflege hingewiesen und den Schwerpunkt der ärztlichen Thätigkeit in die den Krankheiten vorbauenden, sie verhütenden Maßregeln, die Prophylaxis, gelegt.

Nicht allein die Gesichtspunkte des Gesundheitslehrers, welcher Krankheiten verhüten und naturgemäße Ansichten über die Pflege des gesunden und kranken Menschen verbreiten möchte, leiteten Bock, wenn er durch sein Buch vom Menschen und die Gartenlaube Kenntnisse über den menschlichen Körper im Volke ausstreute. Bock war kein einseitiger Fachgelehrter und betonte nicht nur die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften für die Medicin, sondern erblickte in ihnen auch eines der wichtigsten allgemeinen Bildungsmittel. Ihm war es ein Kriterium des denkenden Menschen, ob man nach dem ursächlichen Zusammenhange in der uns umgebenden Natur frage. Das Bedürfniß nach Erkenntniß des großen Naturganzen und der dasselbe beherrschenden Gesetze wollte er in weiteren Kreisen wecken, da er dafür hielt, daß es in seiner Befriedigung nicht nur unverlöschlichen Reiz, sowie reinen Genuß gewähre, sondern auch sittlich veredelnd einwirke. Indem er nun zeigte, daß der Mensch innig der Natur verbunden und ihren Gesetzen unterworfen ist, daß seine Stellung in der Natur, nicht außer oder über ihr ist, beabsichtigte er das Interesse für diese Allmutter zu wecken und damit zur Veredlung der Gesellschaft beizutragen.

In dieser Zeit entstand auch ein kleines nicht veröffentlichtes Schriftchen, „Der Mensch der Zukunft bei materialistischer Weltanschauung“, über welches sich (1855) **Ludwig Feuerbach**, dem es durch einen Bekannten Bock's vorgelegt worden war, folgendermaßen äußerte: „Sie erhalten hier das Manuscript des Herrn Dr. Bock zurück; ich habe es noch an demselben Abend, wo ich es erhalten hatte, bis spät in die Nacht hinein mit ebenso durch das Vorwort gespannter wie durch den Text befriedigter Erwartung durchgelesen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese so zu sagen persönliche Bekanntschaft des Herrn Dr. Bock; ich kannte denselben zwar längst aus einigen vortrefflichen kerngesunden populär-medicinischen Zeitungsartikeln, aber ich dachte nicht, daß ein Professor der pathologischen Anatomie so principiell und consequent denkt und gesinnt ist. Wie selten sind solche Menschen in unserer Zeit der Zerrissenheit und Charakterlosigkeit! Herr Bock behandelt den Kampf des Spiritualismus wider den Materialismus als Arzt, als Patholog, daher seine Ruhe, seine praktische Ansicht, daß das einzige Arzneimittel wider den Antimaterialismus nur die Erziehung ist. Ich stimme vollkommen bei — —“

Obgleich noch als Universitätslehrer (bis zum Frühling 1873) thätig und neue Auflagen seiner Werke bearbeitend, zog er sich doch immer mehr aus seiner Stellung als pathologischer Anatom zurück, da er es für die Pflicht des älteren Gelehrten hielt, bei Zeiten jüngeren Kräften Platz zu machen. Dem **Volke** und der **Schule** wollte er die Thätigkeit seines Lebensabends widmen. So entstand 1865 der **Volksgesundheitslehrer** (jetzt in 6. Auflage à 30 und 25,000 Exemplaren) und 1868 das **Schulbuch** „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers“ (jetzt in 9. Auflage à 12 und 10,000 Exemplaren). Die in der „Gartenlaube“ erschienenen Artikel über geistige und körperliche Pflege des Schulkindes ließ er in erweiterter Form als Broschüre drucken und verbreitete sie in achtzigtausend Exemplaren unter den Lehrern Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Dankschreiben aus den verschiedensten Theilen Deutschlands (darunter sogar eines von einem katholischen Decan in Tirol), sowie vom Auslande gingen Bock zu. In Oesterreich und Ungarn verbreitete das Cultusministerium die Broschüre unter den Lehrern. Uebersetzt wurde sie in's Russische, Polnische, Holländische, Italienische und Croatische.

Zu dem von Bock mit Nachdruck geforderten anthropologischen Schulunterricht, für welchen er bereits das Schulbuch ausgearbeitet hatte, fehlten billige Anschauungsmittel. Unter seiner Anleitung und Mitwirkung stellten in den letzten Jahren die Gebrüder Steger in Leipzig eine Sammlung **plastisch-anatomischer Modelle** her, welche sich durch Naturtreue und billigen Preis auszeichnen. Um letztern zu ermöglichen und so auch der Volksschule Lehrmittel zu schaffen, verzichtete Bock auf jeglichen Gewinnantheil. Es war eine seiner letzten und herzlichsten Freuden, als er einige Wochen vor seinem Tode in Wiesbaden die Nachricht erhielt, daß der vom preußischen Cultusministerium zur Weltausstellung nach Wien abgesandte Referent die Einführung der Lehrmittel in Preußen befürworten wolle.

So lebte er in letzter Zeit ein stilles, in sich selbst seine Befriedigung findendes Leben der Arbeit. Viel beschäftigten ihn die neuen Auflagen seines „Buchs vom gesunden und kranken Menschen“, welche einander rasch folgten. Den Fortschritten der Medicin wie der Naturwissenschaften überhaupt widmete er bis zuletzt großes Interesse. Auch den pädagogischen Bestrebungen, insbesondere dem Kindergarten wandte er stete Aufmerksamkeit zu. Großen Genuß und hohe Befriedigung gewährte ihm in seinen letzten Lebensjahren das Studium der „Entwickelungs- und Abstammungslehre“. Im Gegensatz zu so vielen Fachgelehrten, welche in ihrer Specialität aufgehen und den Blick auf das große Naturganze verlieren,

fühlte er das lebhafteste Bedürfniß, den Zusammenhang der Naturerscheinungen zu erkennen. Begeistert und mit tiefem Verständniß nahm er die Früchte der geistvollen Arbeiten eines Darwin und Häckel in sich auf und begrüßte freudig die in jüngster Zeit sich häufenden Beweise für ihre Wahrheit.

Indem er den Geist den höchsten Fragen der Wissenschaft und den edelsten Bestrebungen der Menschheit zuwendete, wurde es Bock leicht, die Leiden der letzten Jahre gelassen zu ertragen. Ein durch Ueberanstrengung entstandenes Augenübel verhinderte ihn längere Zeit an anhaltendem Lesen wie Schreiben. Er mußte sich Alles vorlesen lassen und dictirte seine Arbeiten. In Folge früherer Lungenkrankheit seit Langem nur mit zwei Drittel Lunge athmend, traten allmählich weitere Veränderungen in dieser sowie im Herzen ein. Er erkannte seinen Zustand sehr genau und wußte, daß zur Genesung keine Aussicht mehr war. Im Mai 1873 verließ er Leipzig (nachdem er noch vorher die achte Auflage des Schulbuchs bearbeitet hatte), Erleichterung und gemüthliche Erhebung in den Wäldern Thüringens suchend. Mit bewunderungswürdiger Kraft ertrug er die qualvollsten Erstickungsanfälle und durchwachte halbe Nächte; er war noch im Stande, am Tage sich geistig zu beschäftigen und voll Heiterkeit und Humor mit Menschen zu verkehren. Lange hielt er sich durch seine eiserne Willenskraft aufrecht, bis die immer heftiger auftretenden Erstickungsanfälle häufiger wurden. Wochenlang war sein Leben in Gefahr; dann trat noch einmal Besserung ein.

Im October zog er nach Wiesbaden im Bewußtsein, daß die fortschreitenden organischen Veränderungen noch heftige Steigerungen seines Leidens in Aussicht stellten, wenn nicht durch andere Möglichkeiten ein rascheres Ende herbeigeführt würde. Mit völliger Ruhe sah er dem Unvermeidlichen in's Auge. Er bearbeitete eine neue Auflage (die zehnte) des „Buches vom gesunden und kranken Menschen“, beschäftigte sich viel mit dem Studium der Entwickelungslehre und schrieb verschiedene Artikel für die Gartenlaube, welcher er bis zuletzt treue Anhänglichkeit bewahrte.

Am 16. Februar traten leichte Lähmungserscheinungen in den rechten Gliedmaßen ein; auch das Sprechen war erschwert. Am 18. begann sich die zunehmende Lähmung den Athmungsmuskeln und der Speiseröhre mitzutheilen. Er machte mit größter Gelassenheit auf die so charakteristischen Symptome aufmerksam und bezeichnete die bevorstehende Befreiung als ein Glück für sich. Mit Umsicht traf er verschiedene Anordnungen, welche für seinen gefaßten, klaren Geisteszustand Zeugniß ablegten. Er bestimmte, daß er in Wiesbaden und zwar in einfachster, stiller Weise, ohne Geistlichkeit beerdigt werde, in Begleitung seiner Kinder und eines alten Freundes, dem er dort wieder begegnet war. Dann trug er auf, „alle seine Freunde und Bekannte zu grüßen“ und fragte nach Tag, Datum und Stunde. Es war am 19. Februar gegen Abend. Den Kindern suchte er das Scheiden zu erleichtern und hatte für jedes Einzelne ein Abschiedswort.

Erschöpft ließ er sein müdes Haupt niedriger betten und schloß mit einem Lebewohl die Augen zum letzten Schlafe. Bis zu seinem letzten Worte bewahrte er, trotz schwer verständlicher Sprache und weit ausgedehnter Lähmung, eine Würde, wie sie nur bei vollständigem innerem Gleichgewichte bestehen kann. Ohne Kampf wurden die Athemzüge schwächer, seltener. Er schien zu schlafen, als sein Herz bereits stillstand. — —

Bock war ein Mann von seltener Klarheit und Energie des Gedankens, ein unerschütterlicher, selbstloser Charakter; durchdrungen von echter Menschen- und Wahrheitsliebe war es ihm eine innere Nöthigung, das Rechte und Gute zu thun, die Wahrheit zu suchen und sie zu bekennen. Die Interessen der Gesammtheit standen ihm stets höher als die eigenen; sie vermochten ihn allezeit über persönliche Heimsuchungen zu erheben. So bietet er ein leuchtendes Beispiel, daß man auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft stehen, den Spiritualismus bekämpfen und doch die idealsten Grundsätze zur Richtschnur seines Lebens wählen und begeistert nach der Erkenntniß des Schönen, Wahren und Guten streben kann.

Alle seine Bestrebungen galten der guten Sache. Hatte er sein Ziel erreicht, so war er befriedigt, ob ihm Anerkennung gewährt oder versagt wurde. So genügte es ihm, daß sein mit seltenem Freimuthe und unerbittlich scharfer Kritik geführter Kampf für die Reform der Medicin in Sachsen ein siegreicher war und mit dem Sturze der alten Medicin endigte, wenn er auch von Seiten der Regierung keine andere Anerkennung fand, als mit Absetzung bedroht zu werden.

Als Arzt besaß Bock den Ruf eines ausgezeichneten Diagnostikers. Seine Behandlung bestand keineswegs, wie man ihm nachzusagen liebte, in „Nichts“, sondern machte von allen naturgemäßen Hülfsmitteln in streng individualisirter Weise Gebrauch. Als erste Eigenschaft des Arztes galt ihm wahre Humanität, welche sowohl Nachsicht wie erzieherische Strenge am rechten Orte zu üben weiß. Psychische Leiden und Schwächen entgingen ihm selten, und er behandelte sie als feiner Psycholog. — Unermüdlich war er für Ausbreitung von Kenntnissen zur Gesundheitslehre thätig; auch im geselligen Verkehre ergriff er jede Gelegenheit und schuf vielfach eine solche, um, ohne Ansehen der Person, Jünger für seine Grundsätze zu werben und aufklärend auf Lehrer, Mütter, Arbeiter &c. einzuwirken.

Im Herzen seiner Schüler, auf welche er, nicht nur durch die Macht seines seltenen Lehrtalentes, sondern auch durch die Würde seines Charakters und die entschiedene Bekämpfung des blinden Autoritätsglaubens, segensreichen Einfluß geübt hat, wird sein Andenken ein lebendiges bleiben. Wie er es verstanden hat, auf die Jugend einzuwirken, mögen folgende Zeilen aus dem Briefe eines seiner Schüler bestätigen: „Er war mir ein Lehrer, dem ich Wissen und Wollen verdanke, vor Allem das unverfälschte Bekenntniß, das ununterbrochene Erforschen der Wahrheit. Leider gehört dieses Bekennen nicht zum guten Ton, und darum gilt der Träger der Wahrheit für unklug, für schroff. Was er als Lehrer den Studenten gewesen ist und hätte werden können, wenn man ihn nicht daran gehindert hätte, was er aber als Lehrer des Volks gewesen ist — das führt ihn ein in die Hallen der Unsterblichkeit.“

Unter den Vorwürfen, die gegen Bock erhoben wurden, war wohl der häufigste: „er ist ein heftiger, rücksichtsloser, grober Mann.“ Kein Wunder! Ebenso, daß eine Anzahl theils erfundener Anekdoten, theils entstellter Vorgänge erzählt wurden zum Belege dafür. Nicht soll hier behauptet werden, daß er in seiner Polemik gegen gemeinschädliche Verkehrtheiten, Humanitätsheuchelei und Scheinliberalismus, die er allerwärts umherwuchern sah, seidene Handschuhe angezogen hätte, auch soll nicht verschwiegen werden, daß ihm unter Umständen Heftigkeit und eine gewisse Schroffheit eigen sein konnten. Ganz besonders schien es seinen Zorn zu reizen, wenn er dünkelvolle Unwissenheit und Anmaßung, inhumanes Benehmen (besonders gegen Untergebene) in sogenannten gebildeten Kreisen traf, denn hier pflegte er seinem Spott mit Vorliebe freien Lauf zu lassen oder seine Mißbilligung sehr deutlich auszusprechen.

Sehr verschieden führte er jedoch seine Streiche, je nachdem er nur Vorurtheil, Schlendrian, Unverstand u. dgl. oder bösen Willen, Gewissenlosigkeit und Heuchelei vor sich sah. Nicht selten war aber seine Derbheit gewissermaßen nur die Hand, die er vor sein Gesicht hielt, um seine eigene Rührung zu verbergen, denn er barg unter einer rauhen Schale ein reiches und tiefes Gemüth, von welchem sich Züge der größten Zartheit erzählen ließen. Er liebte es einmal nicht, Gefühle blicken zu lassen, geschweige mit denselben zu prunken. Der diese Zeilen schreibt, war Zeuge, wie ein Lehrer, dem Bock im tiefsten Elende wirksamen Beistand geleistet hatte, seinen überströmenden Dankgefühlen Ausdruck lieh. Bock zerdrückte sich Thränen im Auge und — verwies ihm fast rauh weiteres Danken. Hülfe spenden war ihm zur andern Natur geworden, und er hatte sich in den Ruf eines reichen Mannes gebracht, der er nicht war, weil er reichlich, oft und gern spendete.

Für Naturschönheit und Kunst hatte er ein feinsinniges Verständniß, und nächst der Arbeit waren sie in den verschiedenen Nüancen des Lebens seine Trösterinnen. Heiterkeit und Humor begleiteten ihn trotz aller Kämpfe und manch' bitterer Enttäuschung durch's Leben; auch während seiner Leidenszeit blieben sie ihm großentheils noch eigen.

Die Saat, die Bock für Volkserziehung und Volksaufklärung ausgestreut, sie wird aufgehen und noch fortwirken zu einer Zeit, wo sein Name nur noch von Einzelnen gekannt sein wird. Denn er stand im Dienste jener Mächte, welche nur mit der Menschheit selbst untergehen; er war ein Apostel der Erkenntniß, der Wahrheit und der Humanität. C. E.

Aus dem österreichischen Klosterleben.

Nr. 1. Das Noviziat und der Aufenthalt im Seminar zu Prag.

Nach dem Tagebuche eines Wissenden von A. Thorn.

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, als ich an einem freundlichen Herbsttage gegen Abend durch den gewaltigen Thorbogen mit dem Thürmchen darauf in den Hofraum des Klosters hineinschritt, das meine Heimath werden, dem ich für Lebenszeit angehören sollte. Ich war damals ein junges Bürschlein von etwa neunzehn Jahren, sah überall Sonnenschein und blauen Himmel und betrachtete von dem exclusiv materiellen Standpunkte, den man mir aufoctroyirt hatte, das Kloster als eine vorzügliche Versorgungsanstalt. Ich werde das Gefühl nie vergessen, mit welchem ich mir das altersgraue, massive Gebäude mit seinen zwei gewaltigen Thürmen betrachtete, da ich über den grasbewachsenen Hof hinschritt, auf welchem es so still war bis auf das Plätschern eines einfachen Brunnens und so einsam bis auf einige Gänse, die sich melancholisch auf einem Beine wiegten. Es wurde mir fast ein wenig bange, da ich, Einlaß begehrend, die Glocke an der Pforte zog, die in das Convent führte.

Wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich die Thür, deren Drücker mittelst eines Drahtes, den der Pförtner von seinem Zimmer aus in Bewegung setzte, gehoben wurde. Ich trat in eine weite Halle, mit rothem Ziegelstein gepflastert, hochgewölbt und mit Rundbogenfenstern versehen; an der Wand zur Linken hingen gewaltige Gemälde in dunklen, geschnitzten Rahmen, kunstlose Arbeiten, die, wie ich später erfuhr, ein längst verstorbener Laienbruder in seinen Mußestunden geschaffen. Durch das verglaste Sehloch in der Thür des Pförtners schaute ein neugieriges bleiches Gesicht nach dem Ankömmlinge; ich trat in das dunkle Gemach ein, präsentirte mich dem Bewohner, einem Laien (seines Zeichens ein Schneider), als Candidaten und erkundigte mich, an wen ich mich zunächst zu wenden hätte, da mein Magen wie mein Pedal naturgemäße, nicht abweisbare Forderungen an mich stellten. Der kleine gefällige Mann legte ein Ordenskleid, mit dessen Ausbesserung er sich eben beschäftigt hatte, bei Seite und erklärte mir, er wolle mich zunächst zu dem Pater-Secretär führen, der für das Weitere sorgen werde.

Wir gingen wieder hinaus durch die Pforte, welche blos angelehnt wurde, da der betreffende Geistliche nicht im Convente, sondern auf der Prälatur oder, wie man gewöhnlich sagte, „auf dem Hause“ wohnte. Die Prälatur macht den westlichen und südwestlichen Theil des gesammten Kloster- oder Stiftsgebäudes aus und enthält außer der Wohnung des Prälaten (des Abtes) die Wohnungen der sogenannten Officialen, nämlich des äbtlichen Secretärs, des Forstinspectors und des Provisors, einige Gastzimmer, einen Speisesaal, die Rentkanzlei, die Apotheke, die Küche und das sogenannte Küchenamt, ein Local, dessen Bekanntschaft ich bald machen sollte. Der Secretär, ein Mann mit freundlicher Protectormiene, empfing mich recht höflich, sorgte dafür, daß mein sterblich Theil im Küchenamte, einem saalähnlichen Gemache, in welchem weniger distinguirte Besucher, wie reisende Studenten und Andere, „abgefüttert“ werden, wieder in die richtige Verfassung versetzt wurde, ließ mir dann ein Zimmer auf der Prälatur anweisen, wo ich als Gast noch bis zu meiner eigentlichen Einführung in das Convent wohnen sollte, und stellte mich, nachdem ich noch alle mögliche Sorgfalt auf meinen äußeren Menschen verwendet, dem Abte vor.

Die Wohnung des Prälaten, in dessen Vorzimmer uns ein Lakai empfing, der uns auch zuvor anmeldete, zeigte nichts von klösterlicher Armuth; ich habe indeß den vorhandenen Comfort dem Manne nie übel genommen, weil ich ihn trotz alledem nie beneidet habe. Es war ein greiser Mann, der uns empfing, dem man aber seine achtzig Jahre nicht anmerkte; die Gestalt war hoch; die Wangen waren frisch gefärbt, die Augen hell. Eine schwere goldene Kette mit Kreuz lag auf der Brust; am Goldfinger der Rechten glänzte ein gewaltiger Ring. Mein Begleiter kniete nieder, und ich that es ihm nach; der greise Priester ertheilte uns gewohnheitsgemäß den Segen, und ich küßte, der erhaltenen Instruction zufolge, die segnende Hand; bei späteren Gelegenheiten berührten meine Lippen den geschliffenen Stein des Ringes. — Die Audienz war rasch vorüber, und ich hatte nun Ruhe bis zum Abendmahle, nachdem ich noch zuvor mich dem Prior vorgestellt hatte.

Er ist die erste Person innerhalb des Convents; mit ihm hatte ich späterhin weit mehr zu verkehren, als mit dem Abte. Der Prior war ein kleiner, fast kugelrunder Mann mit einem vollen, gerötheten Gesichte, auf welchem die breiteste Gutmüthigkeit saß, die ihm thatsächlich eigen war; er konnte nämlich keine Bitte abschlagen, und wir haben beinahe Alle uns das gelegentlich zu Nutzen gemacht — möge ihm die Erde leicht sein! — Er empfing mich recht freundlich, fragte mich aus über Dies und Das, und ich freute mich an seinem sorglosen Angesichte, das mir für meine nächste Zukunft und wohl auch für die entferntere ein günstiges Prognostikon schien. Meine Müdigkeit war wie weggewischt durch die Neuheit der Umgebung, die aufregend auf mich wirkte, und so überließ ich mich denn der Führung eines Klerikers, der mich aus freien Stücken angesprochen und mich zunächst mit den Räumlichkeiten des Convents bekannt machte. Es war ein großes, im Viereck errichtetes Gebäude, das einen gleichfalls quadratischen Raum einschloß, welcher zu einem Garten hergerichtet war, in welchen man durch die ringsum laufenden hohen Bogenfenster sehen konnte. Er sah zur Zeit etwas vernachlässigt aus, und die graue massive Steinfontaine versagte den Dienst.

Der Fußboden des eigentlichen Convents war mit weißen Platten bedeckt. Die Hallen waren hoch und weit, und das Ganze machte den wohlthuenden Eindruck der Ordnung und Reinlichkeit. An den Wänden, zwischen den vielen mit Nummern versehenen Thüren, hingen große Bilder, das Leben des Ordensstifters — Wahrheit und Legende — darstellend, und gemalt größtentheils von dem bereits erwähnten Künstler. Die Wände des oberen Stockwerkes waren mit den Bildern der verstorbenen Prälaten in fortlaufender Reihe geschmückt. Diese Phantasiestücke schauten mit muthiger Verachtung jeder Kunst und mit einer Art legitimen Trotzes auf den kopfschüttelnden Besucher herunter. Mein Führer zeigte mir den mächtigen Speisesaal, nicht den unwichtigsten Theil des Convents, den neutralen Boden, auf welchem alle Parteien des gleichen Zweckes willen stehen. Die lange Tafel war gedeckt. Die blanken Biergläser standen in Reih und Glied. In den breiten Fensternischen sah man Spieltische, verschämt zwischen den langen weißen Vorhängen hervorschauend. An der einen Wand war eine Kanzel angebracht. In dieses Stillleben sahen die thatsächlich guten Portraits der letztverstorbenen Prälaten mit ernster Ruhe hinein.

Wir besuchten ferner den Capitelsaal, an dessen Wänden einfache Bänke ohne Lehnen standen. Auch befand sich hier ein schmuckloser kleiner Altar, und in der Mitte des Saales lag in einem vergoldeten Sarge der aus Holz geschnitzte, gleichfalls vergoldete Leib des Ordensstifters. Einst war die Statue des Heiligen aus gediegenem Silber gewesen, allein Josef der Zweite hatte sich dieselbe (wohl zu praktischeren Zwecken) ausgebeten, und so wurde sie durch eine werthlose ersetzt. Wir besichtigten noch das sogenannte Museum, das indeß wenig Bedeutendes bot, sowie auch die Gemäldesammlung, durchschritten die Bibliothek, die mehr angesehen als benutzt wird und in welcher ich vergebens mich umsah nach den neueren Werken deutscher Gelehrten und Dichter, und schlossen unsere Inspection in dem Oratorium oder Betsaale.

Zur Abendmahlzeit wurde ich nach dem kleinen Speisesaale der Prälatur abgerufen. Man betete leise, und Jeder setzte sich an seinen durch sein Alter bestimmten Platz. Es ging ziemlich still her, hauptsächlich nachdem der Prälat sich in das Lesen einer Zeitung (des österreichischen Volksfreundes) vertieft hatte, und nur das Studium der verschiedenen Physiognomien, sowie die Beschäftigung mit den aufgetragenen Speisen (eine Suppe und zweierlei Fleisch) und dem schneidigen kühlen Klosterbiere sicherten mich einigermaßen vor der Langeweile. Nach der Mahlzeit entfernte sich der Abt sogleich; ich verschwand gleichfalls ziemlich unbeachtet.

Der nächste Tag war ein Sonntag. An demselben fand

die Einführung statt. Nach dem Nachmittagsgottesdienst (Vesper) versammelten sich sämmtliche im Kloster anwesende Ordensmitglieder in dem kleinen Speisesaale und setzten sich um die lange Tafel. Die Candidaten — ich hatte noch einige Collegen erhalten — standen in feierlichem Schwarz in Reih' und Glied vor derselben. Nach einer Ansprache seitens des Abtes und nachdem die zum Theil anwesenden Eltern der Candidaten ihren Kindern den Segen ertheilt, boten die Novizen des verflossenen Jahres ihren nunmehrigen Nachfolgern den Arm, um sie in feierlichem Zuge, dem sich alle Ordensmitglieder paarweise anschlossen, in die Kirche zu führen.

Pauken und Trompeten lärmten beinahe betäubend bei unserem Eintritte in die Hallen der schön angelegten, aber nicht eben geschmackvoll renovirten Stiftskirche, und spießruthenlaufend durch die Gasse der Neugierigen, kamen wir zu den Sitzen (Stallen), die für uns bestimmt waren. Die Orgel arbeitete sich endlich heraus aus dem Trompetengeschmetter und ging in die Melodie des schweren, getragenen, aber ergreifenden Hymnus über:

Veni creator spiritus,
Mentes tuorum visita,
Imple superna gratia,
Quae tu creasti, pectora.

Der Einführung in die Kirche und das betreffende Stallum folgte diejenige in die Klosterzelle, welche durch den Prior vorgenommen wurde: Ein kurzer Glückwunsch, ein dreimaliger Kuß, dieselbe Procedur multiplicirt mit der Anzahl der Ordensbrüder — und das neue Conventsmitglied war fertig bis auf das noch fehlende Ordenskleid. Auch dafür wurde Sorge getragen. Schon mit den letzten Brüdern erschien ein langer hagerer Mann, der mit geschwätziger Freundlichkeit sich als Schneidermeister vorstellte und ohne weitere Umstände Länge und Weite für sein Fabrikat sich abmaß, dabei aber das Gewissen des Einzelnen nach Kräften erforschte und durch Katechisiren sich über den Charakter eines Jeden klar zu werden bemüht war.

Nun erst kam ich dazu, mich in meiner neuen Behausung umzusehen. Das Zimmer war hoch und gewölbt, der Anstrich einmal weiß gewesen, gegenwärtig aber grau; die Möbel von primitiver Nüchternheit wollten in Gestalt und Farbe schlechterdings nicht zu einander passen.

Mit der Einführung hatten wir die Pflichten der Novizen übernommen. Vor halb sechs Uhr Morgens galt es aufzustehen. Um drei Viertel rief das Glockenzeichen zur Morgenandacht in das Oratorium, wo nach einer kurzen Lesung aus einem Erbauungsbuche eine stille Meditation folgte. Mit dem ersten Schlage der sechsten Stunde polterten die Sitze; man erhob sich, um in die Kirche selbst zu gehen und hier die beiden ersten Horen (Prim und Terz) abzubeten, welche größtentheils aus Psalmen bestehen, die abwechselnd Vers um Vers von den beiden gegenübersitzenden Seiten des Chores fast durchaus verständnißlos (mit dem versöhnenden stillschweigenden Motto: Gehorsam ist besser als Opfer) recitirt werden. Das währte etwa eine halbe Stunde, dann kehrten wir in unsere Zimmer zurück, wohin uns ein Conventsdiener, welcher zugleich die Functionen unseres Stubenmädchens ausübte, den Kaffee brachte, der übrigens vorzüglich war. Diese Conventsdiener waren schlichte Menschen von gesunder Constitution, seichtem Verstande und meist mangelndem Mutterwitz, trugen lange, dunkle Röcke, besaßen aber die wesentliche Tugend der Treue und der Anhänglichkeit an das Haus.

Um acht Uhr fanden wir uns zur Erbauungsstunde in dem Zimmer unseres unmittelbaren Vorgesetzten, des Novizenmeisters, ein. Wenn wir nun mit unseren harmlosesten andächtigen Mienen um seinen runden Tisch saßen, so begann er aus einem alten Buche mit hochrothen Decken uns die lateinisch verfaßte Lebensgeschichte des Ordensstifters vorzulesen und zu interpretiren.

Um zehn Uhr rief die Glocke wiederum zur Kirche, zu der sogenannten Conventmesse, während welcher wieder zwei Horen (Sext und Non) in der schon erwähnten Weise abgebetet wurden. Nach dem Gottesdienste führte man uns gleich den zweiten Tag eine Anzahl Bauernknaben aus der Umgebung des Klosters vor, in die wir uns redlich zu theilen und an denen wir pädagogische Experimente zu machen hatten. Beide Theile waren froh, wenn um dreiviertel Zwölf die Glocke neuerdings zur Kirche rief, zur stillen Adoration vor dem Sanctissimum. Da knieten wir denn und sollten meditiren und beten — ich bin indeß fest überzeugt, daß die Meisten sehnsüchtig auf das Zeichen des Priors warteten, sich zu erheben.

Nun wimmelte es nach dem Refectorium, wo sich alle zum Convente gehörigen Brüder zusammenfanden und sich zu beiden Seiten des Tisches aufstellten.

„Benedicite!" begann der Vorsitzende.

„Dominus!" entgegnete der Chor.

Dann folgte das „Edent pauperes et saturabuntur" (Die Armen werden essen und satt werden).

Arm war das Essen eben nicht zu nennen; es waren einschließlich der Suppe fünf Gänge — „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen," ist wohl das Motto des Küchenmeisters. Auch für den Trunk war gut gesorgt; jeder Noviz erhielt täglich acht, der Kleriker zehn, der Priester zwölf Biermarken, für jede derselben ein Glas Bier, deren drei etwa ein österreichisches Maß ausmachen; was nicht getrunken wird, wird durch einen (niedrigen) Geldbetrag wieder eingelöst. Während der Mahlzeit liest ein Noviz von der Kanzel herab aus Thomas a Kempis „Imitatio Christi". Um zwei Uhr Nachmittags wurde die Vesper in dem Oratorium abgebetet, was bis gegen drei Uhr währte. Dann wurden wir Neuaufgenommenen mit den Novizen des vorigen Jahres, die noch diese Woche in ihrem Amte blieben, um uns praktisch in unseren Pflichtenkreis einzuführen, „ausgetrieben".

Wir durften nämlich (auch in der Folge) nur in Begleitung des Novizenmeisters ausgehen, der sich weder um die Gunst des Wetters noch um die Wünsche und Launen der Einzelnen kümmerte, der mit seinen hohen festen Stiefeln ebenso lachend durch den oft zollhohen Koth schritt — „er weicht schon aus, wenn man darauf tritt" — wie über die von der heißen Sommermittagssonne ausgebrannte glühende Erde. Wir sind dem guten alten Manne indeß nie gram geworden. Um fünf Uhr begannen wir bereits mit Nachhülfe uns das „Matutinum" mit seinen vielen Theilen in dem Brevier zusammenzusuchen. Es war das keine ganz leichte Arbeit, die wir auch ziemlich lange nicht recht begreifen wollten. Und wenn ein Theil des Chorgebetes überhaupt ermüdend ist und mit einem gewissen Unmuthe durchgekostet wird, so ist es das Matutinum, das bis gegen sieben Uhr währt. Es wird dabei der Kehle wie dem Verstande ziemlich viel zugemuthet.

Um sieben Uhr findet die Abendmahlzeit statt; nach derselben beginnt ein munteres Leben an den kleinen Spieltischen, nicht immer ganz harmlos, denn die erhitzten Gesichter und zuweilen erhitzten Gemüther sprechen nicht von Gemüthlichkeit. Um dreiviertel Neun ruft die Glocke zum letzten Male zur abendlichen Meditation in das Oratorium. Das Bier hat einschläfernd gewirkt, und die Häupter sinken rechts und links und horchen, bis der erste Schlag der neunten Stunde die Erlösung bringt. Nun kommt der Conventdiener; die Lampen verlöschen in den Gängen — es wird still.

Das ist ein Tag aus dem Leben des Novizen.

So roll' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Acht Tage nach der Einführung fand die Einkleidung statt. Schon drei Tage zuvor begannen die geistlichen Exercitien, welche blos darin einen Unterschied von der übrigen Zeit brachten, daß der übliche Nachmittagsspaziergang ausfiel und wir das Gebiet des Conventes überhaupt nicht verlassen durften. Am Tage vor der Einkleidung wurde dieselbe erst probeweise durch den Conventsschneider vorgenommen, der sich an dem Werke seiner Hände zunftgemäß erfreute. Dann wurden die einzelnen Stücke des Gewandes säuberlich zusammengefaltet, in den Capitelsaal getragen und durch darauf gelegte Zettel mit Namen gekennzeichnet.

Am nächsten Morgen, bereits nach ein Viertel Sieben, standen wir Einzukleidenden vor der Thür des Capitelsaales in einem Aufzuge, der uns gegenseitig recht heiter machte. Die Beinkleider hatten wir in hohe weiße Strümpfe gestülpt; an den Füßen saßen schwarze Schuhe, die der Eine in Ermangelung eigener von einer Küchengrazie geliehen hatte; ein weißes Nachtjäckchen, über welches bei Einem und dem Andern die Hosenträger liefen, deckte den Oberleib, und von dieser negligémäßigen Harlekinade stach seltsam die geistliche Halsbinde ab, die wir bereits angelegt hatten. Zwischen der Prim und Terz fand die Einkleidung statt. Auf rothsammtenem Polsterstuhle saß der Abt an einem

Tische; auf den Bänken ringsum hatten in feierlichem Schweigen die Capitularen Platz genommen. Wir knieten in unserer exquisiten Tracht in einer Reihe vor dem Tische, dem Abte gegenüber, welcher nun der Form gemäß aus einem alten Rituale seine Fragen stellte:

„Was suchet Ihr? — Seid Ihr frei, nicht verlobt, nicht verheirathet? — Seid Ihr nicht Sclaven? — Seid Ihr nicht mit heimlicher Krankheit behaftet? — Habt Ihr keine Schulden?“

Die Antworten waren uns Tags zuvor bereits eingelernt worden, und wir sagten dieselben nun im Chore herunter. Nun knieten wir einzeln nacheinander vor dem Abte nieder, wurden des Rockes, den wir über dem Nachtjäckchen trugen, entkleidet, zum Zeichen, daß nun der alte Mensch ausgezogen werde, wurden angethan mit dem neuen Menschen, d. i. dem Ordensgewande, und erhielten den Namen eines Heiligen, unter welchem wir von nun an eigentlich hier existirten; der Familienname gerieth beinahe ganz in Vergessenheit. Unter dem Gesange des Salve regina stolperten wir nun — das ungewohnte lange Gewand schlug um Knöchel und Kniee — mit den Anderen in die Kirche zur hora tertia, nach deren Beendigung wir vor dem Frühstück noch dem Abte als junge Ordensleute vorgestellt wurden. Ein Handkuß, ein huldvolles mahnendes Wort, noch ein Handkuß, und wir stolperten die Treppen wieder hinab nach dem Convent.

Regelmäßig und fast unterschiedlos verläuft ein Tag des Noviziatjahres um den andern. Eine kleine Abwechselung brachten blos die sogenannten haustus, anständiger bezeichnet die concursus fratrum, in das gewohnte Leben; es sind dies gesellige Zusammenkünfte der Brüder im Refectorium, welche mit Kartenspiel und Zechen begangen werden. Sie beginnen nach der Vesper, dauern den Nachmittag über, werden durch das Matutinum unterbrochen und nach der Abendmahlzeit ohne Ende fortgesetzt. An diesem zweiten Theile derselben, wenn ich so sagen kann, betheiligen sich hauptsächlich nur die jüngeren Brüder, Novizen und Kleriker, und es war oft seltsam genug, wenn es mitten in der Nacht in den Hallen des klösterlichen Speisesaales erklang:

Im Krug zum grünen Kranze,
Da kehrt' ich durstig ein —

oder wenn das sonore „Gaudeamus igitur!“ von den jugendlichen Mönchsgestalten gesungen wurde, die wohl Alle beinahe über das Stadium der Nüchternheit bereits hinaus waren. — Gelegenheit zu einem derartigen haustus bot das Fest eines bedeutenden Ordensheiligen, ein hohes Kirchenfest, Geburts-, Namens-, Wahl-, Infulationstag des Abtes, irgend ein besonderer Vorgang im Kloster selbst, wie die feierliche Ordensprofeß oder auch das Begräbniß eines der Brüder, sowie die Auction des Nachlasses des Letztern, welche im Refectorium vorgenommen wurde.

Wenn einer der Brüder starb — ein Ereigniß, das mich wenigstens anfangs stets mächtig ergriff, da dem Sterbenden meistens keine Freundeshand das brechende Auge schloß und er oft ziemlich einsam auf dem Bette lag —, so rief die Chorglocke die Brüder zu dem Todtengebete in die Kirche. Der Leichnam selbst wurde in den Capitelsaal gebracht, und der hölzerne vergoldete Leib des Stifters mußte zeitweilig seinen Platz räumen. Hier lag der Leichnam in einem einfachen Sarge allein, von den Brüdern meist verlassen, bis man am dritten Tage ihn von da hinaustrug nach dem nahen Friedhofe. Man sang den Psalm miserere auf diesem letzten Wege kalt und theilnahmlos, scharrte den Todten nach den abgethanen vorgeschriebenen Gebeten ein, schaufelte die Erde zu, und bald wucherte das Unkraut auf dem Hügel und schwankte um das armselige Holzkreuz, das nicht einmal den Namen des Todten trägt, so daß häufig, wenn Jemand kommt, der den Abgeschiedenen geliebt, er seine Ruhestätte nicht finden kann. Ob hier der Grundsatz der Armuth das reiche Kloster leitet? Ich glaube es nicht. „Ihm ist wohl“ sagen sie Alle, und Mancher denkt dazu: „Uns ist besser,“ besonders wenn er Aussicht hat, in des Verstorbenen gute Stelle einzurücken. Nach etwa drei oder vier Wochen wird des Verstorbenen Nachlaß in dem Refectorium unter den Brüdern versteigert und der Erlös unter alle im Kloster selbst lebenden Priester mit der Verpflichtung vertheilt, je acht Tage lang abwechselnd die Conventsmesse zu celebriren.

Ein Jahr und ein Tag muß vergehen seit der Einführung, dann ist das Noviziat überstanden, und der Noviz wird durch Ablegung der einfachen Gelübde auf drei Jahre — eine Ceremonie, welche ohne besondere Feier fast in wenigen Augenblicken abgethan ist — Kleriker. —

Der Kleriker ist nun der unmittelbaren Zucht des Novizenmeisters entwachsen, in seinen Spaziergängen nicht mehr an denselben gebunden, darf aber auch jetzt noch nie allein, sondern nur in Begleitung eines Collegen ausgehen; es ist das eine Art gegenseitigen Ueberwachungssystems, das aber ziemlich zwecklos ist, da sich fast stets Gleich und Gleich gesellt. Während der Schwerpunkt der Thätigkeit des Novizen im Chorgebete liegt, ist es Hauptpflicht des Klerikers, den theologischen Studien obzuliegen. Zu diesem Behufe mußten dieselben nach Prag gehen, dem Sitze des competenten Bischofs, respective Erzbischofs, und sich an der theologischen Facultät dieser Stadt inscribiren lassen. Der Orden besaß keine Filiale in Prag, und so wurde denn einer der ärmeren Orden angegangen, uns gegen eine ansehnliche Vergütung in Wohnung und Kost zu nehmen. Das geschah denn auch, und so reisten wir eines schönen Morgens mit dem Segen des Abtes und auf Kosten des Klosters in ziemlich freudiger Stimmung ab, hielten einen halben Tag Rast in einer größeren Stadt, in welcher mehrere der Ordensbrüder fungirten, und langten am nächsten Tage in den Vormittagsstunden in der Hauptstadt Böhmens an.

Wir standen bald an der Pforte des erwähnten Klosters der gastfreundlichen Bettelmönche. Wir traten ein. Der Pförtner, ein Laienbruder, empfing uns, um uns nach dem Zimmer des Pater Guardian zu führen. Der Pater Guardian, ein stattlicher, wohlgenährter Mann mit keineswegs geistlosen Zügen, war nicht allein; wir hatten gestört, zum Glück nicht in frommer Betrachtung, sondern — im Kartenspiel. Man wies uns die für uns bestimmten Zellen, welche auf Kosten unsers Klosters in Stand gesetzt waren, an, machte uns mit der Hausordnung bekannt und überließ uns unserem Schicksale und unsern Studien.

Da wir die theologischen Vorlesungen gemeinsam mit den Zöglingen des erzbischöflichen Seminars besuchten, so kann ich es mir nicht versagen, dieses Institut etwas näher zu beleuchten. Es steht zu der theologischen Facultät in inniger Beziehung.

Gegenüber dem Altstädter Brückenthurm der Prager Karlsbrücke steht ein mächtiges Gebäude, wohl eines der imposantesten der böhmischen Hauptstadt, ein Jesuitenbau mit nicht weniger als fünf bedeutenden Höfen, in welchem Kunst und Wissenschaft ihren Tempel aufgeschlagen haben, denn es umschließt zwei Kirchen, eine schöne Capelle, ein Gymnasium, die kaiserliche Universitätsbibliothek, die Sternwarte, die Malerschule, die Hörsäle der philosophischen Facultät, die erzbischöfliche Buchdruckerei, das sogenannte Convict und, was uns hier zunächst berührt, auch das Priesterseminar und die theologische Facultät. Wenn wir neben der Clemenskirche durch das mächtige Thor eintreten und an der Pforte, die uns zur Linken ist, anläuten, so gelangen wir in die Räume, in welchen die junge Priesterschaft für den Bedarf der Prager Erzdiöcese gezogen, vielleicht besser verzogen, jedenfalls aber „gedrillt“ wird. Die Hallen sind freundlich, gelbgetüncht; breite Steintreppen führen nach dem ersten und zweiten Stockwerke; in den Nischen an der Treppe stehen große steinerne Heiligenbilder, und die Säle sind fast durchgehends geräumig und hoch, wie man ja überhaupt den Jesuiten den Ruhm lassen muß, daß sie zu bauen verstanden, das Imposante mit dem Praktischen zu verbinden wußten und so jene Bauten ausführten, die länger stehen werden als der Orden selbst und die heute vielfach zu Staatszwecken verwendet werden.

Die Zahl der Zöglinge hat in den letzten Jahren sehr abgenommen; es liegt das zum großen Theile im Geiste unserer fortschrittlichen Zeit, in dem Ankämpfen gegen alles Klerikale, und das schreckt gar manchen jungen Mann von einer Laufbahn ab, die ihm wenig materiellen Vortheil, dagegen sehr leicht Spott und Verachtung bringt.

Die Erziehung ist, wie schon erwähnt, eine nahezu jesuitische. Die Seminaristen, gewöhnlich Alumnen genannt, haben ihre gemeinsamen Studir- und Schlafsäle, sowie ein gemeinsames Refectorium. Die Kleidung, die sie beständig tragen müssen, besteht aus einer schwarzen Tuchklerik, um welche eine violette Binde geschlungen ist; letztere wird durch eine schwarze ersetzt, wenn der Alumnus die erste höhere Weihe erhalten hat, was erst im vierten Jahre seines Aufenthaltes im Seminar geschehen kann.

Ein gefeiertes Wirthshaus.

Culturgeschichtsbild.

Es wird bald so weit kommen, daß wir in unseren lieben deutschen Landen mit allem Dampf des Riesenverkehrs der steigenden Vertheuerung des Lebens nicht entweichen können und uns manchmal nach einem stillen Winkel sehnen, um uns wenigstens geistig in Zeiten mit einfacheren Bedürfnissen zurück zu versetzen. Heute überkommt mich ein solches Gefühl, und um so mehr freue ich mich, durch eine äußere Veranlassung in eine Vergangenheit und an einen Ort geführt zu werden, wo Beides, der große, aber weit mühseligere Verkehr unserer Altvordern und zugleich die Einfachheit ihrer Reisezehrung, uns vor Augen tritt. Denn unsere Abbildung zeigt uns eines jener alten Wirthshäuser an den Heerstraßen, welche auf weiten Strecken die einzigen Gebirgsübergänge bildeten. Da mußten, in hoher Waldöde, Fürsten und Bettler unter demselben Dache fürlieb nehmen, da nächteten mit ihren Rossen die Fuhrleute wie die Ritter, da hielten der Pilger und der Landsknecht Rast, da waren Obdach und Mahlzeit für Hoch und Niedrig nicht so unterschieden, wie heutzutage, aber auch die Kosten nicht.

Ein solcher Gebirgsübergang war Jahrhunderte lang zwischen Thüringen und Franken die Straße über Judenbach und den Sattelpaß.

Judenbach ist ein langgestrecktes Gebirgsdorf des Meininger Oberlandes zwischen Coburg und Gräfenthal, zwei Stunden nordöstlich von der weltbekannten Spielwaarenfabrikstadt Sonneberg. „Sattelpaß" nennt man eine tiefe brückenartige Einsenkung auf der Grenze von Thüringen und Franken, wo der Judenbacher Bergrücken an das Thüringer Hauptgebirg stößt. Durch die Natur des Gebirges war dies ein schwerer und zugleich leicht zu vertheidigender Uebergang und als solcher schon im Alterthum anerkannt. Die militärische Besetzung dieses Punktes hatte später nur die Bewachung des Thores und des Schlagbaums, die hier zum Behufe der Zoll- und Geleitseinnahme die Straße sperrten, zum Zweck. Der wachhaltende Corporal mußte über den dortigen Verkehr Wochenberichte nach Meiningen liefern. Wie naiv die Auffassung dieser Mannschaften über den Grad von Wichtigkeit der Ereignisse der Zeit war, verräth ein Bericht vom October 1806, wo es heißt: „In den verflossenen 8 Tagen ist nichts Neues vorgefallen. 25,000 Franzosen sind bloß durch den Paß gezogen und haben übrigens Mönchröden in Brand gesteckt." Das war also „nichts Neues". — Beim Sattelpaß ist nach und nach ein Oertchen entstanden, das denselben Namen führt.

Ueber Ursprung und Einrichtung solcher Straßenwirthshäuser verdanke ich eine gründliche briefliche Belehrung einer anerkannten Autorität in thüringisch-fränkischer Landes- und Culturgeschichtsforschung, dem Geheimen Hofrath Professor G. Brückner in Meiningen, der in seiner „Landeskunde des Herzogthums Meiningen" ein bis jetzt schwerlich übertroffenes Musterwerk in dieser literarischen Specialität geliefert hat. Seine Mittheilungen werden dankbar im Folgenden benutzt.

Schon unter den Römern führten bekanntlich Handelszüge vom Süden Deutschlands nach dessen Norden. Mit Naturnothwendigkeit bildeten sich hierbei und hierfür feste Verkehrsstromwege mit festen Stationen. Eine dieser Verkehrsbahnen führte von Nürnberg nach Erfurt und stand schon unter dem besonderen Schutze Kaiser Karl's des Großen, durch welchen letztere Stadt im Jahre 805 zum Hauptthandels- und Stapelplatz für die Sorben bestimmt und mit sehr förderlsamen Privilegien und Stapelgerechtigkeiten bedacht worden war; von da aus brach der Handelszug sich weitere Bahnen nach Norddeutschland und zu den nordischen Meeren.

Von dieser Heer- und Handelsstraße ging ein Strang, von Bamberg aus abgezweigt, nach Coburg und von da über den südöstlichen Thüringerwald. Auf den Gebirgsübergängen, namentlich auf den Uebergängen über hohe breitrückige Gebirge, wie dies im südöstlichen Thüringerwalde der Fall war und noch ist, war die Errichtung von Schutzpunkten und Ruhorten mit zweckentsprechenden Wirthshäusern ein zwingendes Bedürfniß. Das Zweckentsprechende der Einrichtung derselben war natürlich bedingt durch das Bedürfniß jener Zeit, und darum muß ein Einblick in ihr Inneres und ihre Umgebung uns ganz besonders anziehen.

Den Hauptnerv solcher Straßenwirthshäuser bildete ein quadratischer Hofraum mit seitlichen Pferde- und Viehställen und Futterscheunen, denn hier lag der Hochquell der Einnahmen. Es war eine alte Heerstraßenregel: die Straßenthiere gehen den Passanten vor. Diese Regel, der sich Kaiser und Wagenknechte fügten, hat sich in ihrer Menschlichkeit und Rentabilität bis jetzt erhalten, wie man in jedem Wirthshaus, wo Fuhrleute einkehren, beobachten kann. In zweiter Linie kam erst das Gasthaus, das sich durch ein Thierschild oder das Trudenstinner als ein solches kennzeichnete. Der niedrige Hauptstock desselben bestand aus Fachwerk, das hohe spitzzulaufende Dach bedeckten grauweißliche Schindeln. In diesem (unteren) Stocke betrat man zuerst den Hausern, das heißt einen geräumigen Vorplatz mit festgestampftem Lehmfußboden. Von diesem Hausern aus führten Thüren in die einzige und darum sehr große Gaststube, dann in einige Kammern und Nebengemächer und in die nach ihrer Wichtigkeit würdig ausgeweitete Küche. Auf der Treppe nach oben gelangte man wieder zu einem geräumigen Vorplatze mit Thüren in eine Mansardengaststube und mehrere Bodenkammern.

In der Wirths- oder Gaststube fallen uns zunächst die kleinen Schiebefenster und der große Ofen auf, zwei Hausstücke, welche gegenwärtig die entgegengesetzten Dimensionen angenommen haben. Die Größe des Ofens war schon dadurch gerechtfertigt, daß er der einzige im ganzen Hause war; alle übrigen Räume, selbst wenn das Haus ein zweites Stock und in demselben eine „gute Stube" für „die großen Herren" besaß, waren nicht heizbar. Desto stattlichere Reisigbündel, Holzscheite und Baumknürze nahm der schwarz-, manchmal auch grünkachelige Riese in sich auf; hatte er doch nicht bloß Menschen zu wärmen, sondern auch ihre nassen Gewänder zu trocknen, denn dazu waren die Stangen da, die oben um den Ofen herum in ihren an der Decke befestigten Leisten hingen. Um den Ofen in Sitzhöhe zog sich die Ofenbank, deren Lehne die warmen Kacheln selber waren; aber an den Wänden hin liefen die Wandbänke mit getäfelten Lehnen und vor denselben standen die Langtische mit weißgescheuerten Tischplatten auf ihren stämmigen, gekreuzten Beinen mit den durch Querhölzer stark verschränkten Füßen. Die ebenbürtigen Stühle mit den so oft verhängnißvoll gewordenen wuchtigen Beinen sind bekannt genug. An der Gegenwand der Hauptfront der Stube befand sich das meist dreifachige Kammbrett, auf welchem die zur Begastung dienenden Trinkgeräthe paradirten, vornehmlich die ansehnlichen Bierkannen in Gestalt bemalter, weiß und blau geflammter Steinkrüge mit Zinndeckeln, Weingläser in hoher Kelchform, ferner zinnerne und irdene mit Reimsprüchen auf dem Rande verzierte Teller und Schüsseln. Unter dem Kammbrette machte der lederne Großvaterstuhl sich breit, auf welchem der Gastwirth der Ruhe pflegte.

In der Küche waltete die Wirthin, stolz auf ihre Vorrathsschränke, namentlich auf den Küchenschrank mit den Geschirren von Kupfer und Zinn, und auf ihren Herd mit dem großen Koch-, Schlacht- und Waschkessel. — Nicht weniger stolz war sie aber auch auf ihre Betten im Herrenstübchen. Besaßte dasselbe auch nur wenige Mobilien, so fielen die zwei großen zweischläferigen Himmelbetten mit ihren festgefüllten und hochaufgebauten Unter- und Deckbetten desto mehr in's Auge. Für Leute, die nicht zu den „großen Herren" gehörten, standen in den Kammern Betten bereit, und in Zeiten starker Einkehr mußten auch, besonders für die Wanderer aus den unteren Volksschichten, Strohbündel auf dem Fußboden, die Bänke der Wirthsstube oder Heuboden und Pferdestall zum Nachtlager gut thun. Auf diese Weise konnte ein von außen unansehnliches Gebäude eine große Anzahl von Menschen zugleich beherbergen.

Gerade so war auch das alte Judenbacher Wirthshaus beschaffen. Was mag im Laufe der Zeiten auf den hohen Wogen des Verkehrs und des Völkerschicksals hier vorübergezogen sein! Welcher Reichthum von socialen Bildern thut sich vor uns auf! Kriegsschaaren und Waarenzüge, Magnaten und Vasallen, Kaufleute und Priester, Bärenführer und Abenteurer zogen wie im Mittelalter, so in der spätern Zeit von Norden nach Süden, von Süden nach Norden durch Judenbach, bald allda übernachtend,

bald nur rastend. „Hätten vor Zeiten“ — klagt mit Recht G. Brückner — „die an den großen Heerstraßen gelegenen Wirthshäuser Tagebücher geführt, so könnten sie eine fesselnde reiche Fundgrube für mercantile und politische Verhältnisse des Volkslebens bieten, was ohne Zweifel werthvoller wäre, als die chronologischen Aufzeichnungen der alten Städte-Annalen von Schnee und Regen, Nebel und Reif, Hagel und Heuschrecken.“ Freilich zeigen die „Sattelpaß-Berichte“ auch, wie diese Tagebücher manchmal ausgesehen haben würden. Immerhin ist Brückner's Wunsch gerechtfertigt durch den Werth des Wenigen, das uns von der Judenbacher Verkehrsgeschichte erhalten ist. In einem Heftchen „Kleine Chronica von Judenbach“ — gedruckt in diesem Jahre — das als Festgabe zu einer weiter unten zu erwähnenden nahen Feierlichkeit erschienen ist, lesen wir unter Anderm: „Anno 1457 passirte Herzog Wilhelm der Tapfere Judenbach und verzehrte mit seinem Gefolge acht Groschen.“ Zwei Menschenalter später — „1516 den 26. und 27. Juni kam der Bischof von Regensburg durch Judenbach und verzehrte auf seiner Reise von Coburg bis hierher acht Gulden zwölf Silbergroschen anderthalben Pfennig“, ein Anzeichen, daß schon damals die geistlichen Herren größere Ansprüche an das Irdische stellten, als die Weltleute.

Uebrigens ist der Verkehr hier noch älteren Datums. Von Kaiser Otto dem Ersten (936 bis 973) an, der mehrmals in Saalfeld Reichstag hielt, sind manche deutsche Reichskronenträger und viele Reichsfürsten mit großem Gefolge, und selbst Könige des Auslandes die Judenbacher Straße gezogen. So nahm 1474 König Christian der Erste von Dänemark auf seiner Fahrt nach Rom seinen Weg über Saalfeld, Gräfenthal, Judenbach und Coburg. Denselben Weg schlug zwei Jahre später Herzog Albrecht von Sachsen auf seiner Pilgerreise nach Jerusalem ein. Aber auch Kaiser Karl der Fünfte kam mit Alba nach der Mühlberger Schlacht (1547) vor das Judenbacher Wirthshaus, und auch sie sind, wie Jeder, der die Bergfahrt überstanden, schwerlich ohne Imbiß und Trunk dort vorübergezogen. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen hatten die spanischen Hakenschützen wenige Tage vorher desselben Weges geführt.

In des Volkes Gedächtniß lebt aber von all den Gästen Judenbachs nur Einer von Geschlecht zu Geschlecht fort: Martin Luther. Schon im Jahre 1518, und zwar am 14. April, kam er, der im Jahre zuvor seine fünfundneunzig Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, auf seiner Reise nach Heidelberg zum Convent der Augustiner gegen Abend nach Judenbach und traf daselbst mit dem kursächsischen Rath und Kammerherrn Pfeffinger zusammen, der mit ihm im Wirthshause übernachtete und für ihn und seine Begleiter die Zeche mitbezahlte. Weil sich keine Fahrgelegenheit fand, kam Luther am folgenden Abend sehr müde in Coburg an.

Staffelberg. Vierzehnheiligen. Banz. Muppberg. Neustadt. Kulmberg. Mönchröden. Veste Coburg. Sonneberg.

Das Judenbacher Luther-Wirthshaus auf dem Schönberg bei Sonneberg.

Originalzeichnung von L. Hutschenreuter zu Lichte in Thüringen.

Zur selben Zeit passirte der Ablaßkrämer Tetzel Judenbach auf seiner Reise nach Rom.

Und in demselben Jahre, am 26. October, betrat Luther abermals die Gaststube des Judenbacher Wirthshauses, und wieder als ein sehr müder Mann, denn er kam von seiner Flucht aus Augsburg, wo er, wie er selbst erzählt, „in der Nacht ohne Hosen, Stiefel, Sporn und Schwert“ auf das Roß gestiegen war, das Doctor Staupitz ihm verschafft und auf dem er den bösen Ritt bis gen Wittenberg gemacht hat. „Wie ich den ersten Abend in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stalle ab, konnte nicht stehen, fiel straks in die Streue.“ —

Zwölf Jahre darnach, und zwar wiederum an einem 14. April, kam der Reformator, dessen Wort längst die ganze deutsche Welt bewegte, dieselbe Straße daher, aber diesmal im Geleite gar hoher und mächtiger Herren, die zur letzten geistigen Vertheidigung des „Evangeliums“ nach Augsburg zogen. Nachdem Luther in der Schloßkirche zu Torgau über das Wort Jesu: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater“ gepredigt hatte, brach, gestärkt durch solch Gotteswort, der Kurfürst Johann „der Beständige“ zur Reichstagsfahrt auf. Zu seinem Gefolge gehörten außer seinem Sohne, dem Kurprinzen Johann Friedrich (später „der Großmüthige“) und Dr. Martin Luther, die Mitreformatoren Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin, Johann Agricola und Andreas Osiander; an Fürsten, Grafen und Rittern Fürst Wolfgang von Anhalt, Herzog Franz von Lüneburg, die Grafen Albrecht und Jobst von Mansfeld, Graf Ernst von Gleichen und ein Herr von Wildenfels; ferner fünf kurfürstliche Räthe und die beiden Kanzler Dr. Brück und Dr. Beier; außerdem siebenzig Edelleute mit hundertsechszig berittenen Knechten, sämmtlich mit Schießzeug bewaffnet und in lederfarbener Kleidung. Die Reise von Torgau bis Coburg nahm vierzehn Tage in Anspruch; am Gründonnerstag gelangte der stattliche Zug von Gräfenthal durch Judenbach bis Neustadt; dort predigte Luther am Charfreitag und am Sonnabend Abends zog er in die Veste Coburg ein.

Am 5. October holte der Kurfürst mit seinem Gefolge Luthern zur Heimreise ab, und so kam der Reformator an diesem Tage zum vierten Male nach Judenbach.

Wenn für die beiden Bergvesten Wartburg und Coburg es als geschichtliche Ehre gilt, „Lutherburgen“ genannt zu werden, wer will es den Bewohnern Judenbachs und der weiten Umgegend verargen, wenn sie mit demselben Stolz von ihrem „Lutherwirthshaus“ sprechen? Und wie durch ein Wunder ist das alte Holzblockhaus, das so viel Großes gesehen, durch all die Jahrhunderte voll Krieg und Brand glücklich erhalten worden bis diesen Tag. — Da aber der Verkehr längst sich andere Bahnen gebrochen, da namentlich, als Sonnebergs industrielles Aufblühen eine Straßenverbindung mit dieser Stadt, die vorher abseits der alten Heerstraße gelegen war, zur Nothwendigkeit machte, die neue Poststraße von Coburg über Sonneberg und Wallendorf nach Saalfeld gebaut wurde, so verödete die alte Straße über Judenbach und den Sattelpaß so vollständig, daß auch das alte Wirthshaus für die Bewohner keine Bedeutung mehr hatte. Es sollte in jüngster Zeit abgebrochen und gänzlich beseitigt werden.

Diesem letzteren Loose, gänzlich beseitigt, d. h. vernichtet zu werden, ist jedoch das schicksalreiche Gebäude entrissen worden. Ein Sonneberger Kaufherr, A. Fleischmann, brachte das alte Gasthaus, natürlich ohne die ehemaligen Goldgruben der Stallungen und Scheunen, an sich und beschloß, diesem „Lutherwirthshaus“ eine neue Stätte anzuweisen, wo der Blick in die Nähe und Ferne auf's Innigste harmonire mit der geschichtlichen Bedeutung des alten Hauses und seiner Gäste aus der Reformationszeit. Unsere Abbildung führt den Leser an Ort und Stelle. Wir stehen auf dem Schönberg, einem im Osten von Sonneberg am weitesten in die fränkische Ebene hervortretenden Ausläufer des Thüringer Waldgebirgs. Hier hat die Natur die Grenze zwischen Thüringen und Franken, zwischen Nord- und Süddeutschland gezogen. Hinter uns beginnt die Thüringer Art der Berge und der Menschen, und vor uns breitet das prächtige Frankenland sich aus und begrüßt uns mit seiner ersten Ebene voll üppiger Fruchtbarkeit und dem Reiz seiner wechselvollen Hügellandschaften, begrenzt von den weitherschauenden Häuptern der Rhön, der Mainberge und des Fichtelgebirgs. Nur der nahe Mupperg bei der Nachbarstadt Neustadt, die von der Eisenbahn von Sonneberg nach Coburg berührt wird, beansprucht mit seiner Höhe von mehr als dritthalbtausend Fuß noch Thüringer Bergwürde. Vierundzwanzig Ortschaften kann ein scharfes Auge hier zählen; aber es sieht noch mehr. Wie vor vierthalb Jahrhunderten stehen hier heute noch die Grenzmarken des Glaubenshaders vor uns: hier der siegende Protestantismus mit seinem treuesten Zeugen, der Veste Coburg auf fernem Hügel; der Geist, der dort waltete, besiegte die Klöster des Landes, von denen wir Mönchröden am Fuße seines Kulmbergs vor uns sehen; ja, in Oberlind, dessen Kirchthurm links vom Wirthshausdache aus der Ebene heraufwinkt, hat Luther selbst die erste evangelische Gemeinde an der Grenze Thüringens und Frankens gegründet. Aber ebenso fest sehen wir dort links vom breiten Rücken des Mupperg auf und an den Höhen des Mains die Burgen der alten Kirche stehen. Dort ragen die Thürme von Banz, dem ehemaligen Benedictinerkloster, und die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen unter dem kühn geformten Staffelberg verkündet noch heute mit Missionen und Processionen die ungeschwächte Macht der katholischen Kirche.

So erblickt der Wanderer, der am kleinen Schiebfenster der Gaststube dieses Hauses gen Süden schaut, noch immer dasselbe Bild des deutschen Zwiespalts, das vielleicht dem Martin Luther an demselben Fensterlein vor dem geistigen Auge stand.

Unsere Leser werden gern zugestehen, daß die Rettung des alten Judenbacher Lutherwirthshauses und die Versetzung desselben an diese Stelle mehr als gerechtfertigt sind, daß Beides die Anerkennung Aller verdient, die dem schweren Kampf der Gegenwart nicht gleichgültig — oder gar schadenfroh — zusehen, sondern uns beistimmen, daß die Erinnerung an die erste Reformationszeit und ihre unerschütterlichen Helden in den Massen des Volks nicht oft und packend genug geweckt werden kann. Das alte Lutherwirthshaus auf dieser Höhe hat eine solch' erweckende Kraft, und darum haben wir Beides unseren Lesern in Bild und Wort vorgeführt.

Mit der Einweihung des alten Wirthshauses auf seiner neuen Stelle ist in den ersten Tagen des August ein Volksfest verbunden, ebenfalls ein selbstständiges Unternehmen des Herrn A. Fleischmann, für welches Gelehrte, Dichter und Künstler bereits fleißig vorgearbeitet haben. Gedruckt liegt vor uns, außer Einladung und Programm, ein „Festspiel“, ein „Wettkampf der Meistersinger vor dem Kurfürsten“ und die oben erwähnte „Chronica von Judenbach“, die das Geschichtliche der Feier vertreten, die schon der beschränkten Oertlichkeiten und der gedrückten Geschäftsstimmung wegen keine großen Dimensionen annehmen soll; etwa ein Dutzend fliegende Blätter, in Geist, Stil und Ausstattung des Reformationszeitalters für einen „jahr margkt“ zu Judenbach und ein „Preiß schießen“ auf dem Schönberg, bei welchem auch Tetzel mit seinem Ablaßkram zu erscheinen hat und bei welchem weder der Doctor Eisenbart noch der Bänkelsänger der „großen Mordthat“ wird fehlen dürfen, gehören zu den heiteren Partien dieser Lutherwirthshaus-Weihe. Möge der Ernst der Zeit dem gesunden deutschen Humor für dieses Volksfest einen recht guten Tag frei geben!

Friedrich Hofmann.

Die Zigeuner am Eibsee.

Eine ethnographische Berichtigung von **Fritz Keppler.**

Am Fuße der mit unnahbar steilen Wänden nach Norden abfallenden Zugspitze liegt in waldstiller Einsamkeit der großartigste und wildeste unter den Seen des bairischen Hochlandes, der Eibsee, aus dessen stahlblankem Spiegel alle Schauer der Wildniß den staunenden Wanderer anstarren. Ein mit Föhrenwald bewachsener Gebirgszug, hinter dessen sammetgrünem Dunkel jähe Felsenwände und zerklüftete Kalkklippen marmorweiß hervorschimmern, umschließt mit ringförmigen Krümmungen die schwarzgrün schimmernde Fluth; hinter ihm, im Süden und Südosten, ziehen sich ohne Unterbrechung von der Zugspitze bis zum Waxenstein meilenlange und meilenhohe Felsenwände hin, die alle kahl, grau und unzugänglich sind; ihre glatte, gleichförmig graugelbe Fläche wird zuweilen, wo die Felswand weniger steil abfällt, von großen mattblinkenden Schneefeldern unterbrochen; im Westen erhebt sich in ungeheuren Wellenbergen dahinragend, vom Kramer bis zum Frieder sichtbar, der gewaltige Gebirgszug, der das Loisachthal vom Graswangthale scheidet; im Norden ragt der bronzeglänzende Gipfel des Frickens und die Doppelpyramide des

Krottenkopfs aus dem gleichmäßigen Dunkel des Fichtenwaldes empor, während ferne im äußersten Osten die kalkweiße Spitze des Hochwärner's im grellen Sonnenlichte glänzt.

Neun Inseln erheben sich über das düstere, unheimliche Gewässer. Die größeren sind völlig mit üppigen Büschen glühender Alpenrosen überwachsen, die den felsigen Boden wie mit einem purpurnen Teppich überziehen, in den vereinzelte blaue und gelbe Blumen eingewebt sind; über ihre dichten Sträucher erheben verkrüppelte Föhren und Birken und spärliche Lärchen die knorrigen Kronen. Die kleineren sind kahl, öde, todt; kein Baum verstreut Schatten; keine Staude, kein Grashalm säumt den Rand der Klippe; nur riesige Felsblöcke, die Eisgang und Sturmfluth wirr übereinander geschichtet, bieten der zürnenden Welle ihre verwitterten Stirnen.

Der größten dieser Inseln gegenüber, da, wo die Welle des Sees sich an der Felsenwand der Zugspitze bricht, liegt eine einsame Hütte, die letzte Menschenansiedlung an der Grenze der Steinwüste. Aus ihrem verfallenen Schlote steigen dünne, weiße Rauchwölkchen zum tiefblauen Himmel empor, der in wolkenloser Klarheit auf die Wildniß herniederlacht. Das armselige Haus ist halb zerfallen. Wind und Wetter haben seine Tünche verwischt, Rauch und Ruß es geschwärzt; Thür und Laden schlottern in den Angeln; Sparren und Schindeln sitzen locker in den Fugen; Schwellen und Dielen, Balken und Bohlen sind vermodert und veraltert. Große zerrissene Fischernetze hängen unordentlich an den Wänden des Hauses umher und sind auf den vor der Hütte aufgeschichteten Holzklötzen und Scheitern zum Trocknen ausgebreitet. Zwei verwahrloste Kähne liegen auf dem Ufer, wenige Schritte vor der Thür des Hauses. Hinter Diesem, gegen die Zugspitzwand hin, ist ein kleines Fleckchen Land urbar gemacht und umzäunt, auf dem einige verkümmerte Kartoffelpflanzen ihr kärgliches Dasein dem unwirthlichen Boden abringen.

Eine Schaar barfüßiger und barhäuptiger Kinder spielt vor der Hausthür; ihre plumpen Gestalten sind nur nothdürftig in ärmliche, vielfach geflickte Kleider gehüllt, ihre Gesichter sonnenverbrannt, rund und breit, mit groben unschönen Zügen, von dicken, straffen, blonden Haaren umrahmt. Scheu und verwundert schauen sie mit großen, blaugrauen, wildschüchternen Augen zu dem Fremden empor. Die Stube, in welche dieser tritt, ist groß und düster, von zwei niedrigen Fenstern nur nothdürftig erhellt; die Wände sind von Rauch und Ruß, Staub und Schmutz geschwärzt. Ein ungeheurer, aus Backsteinen aufgebauter Ofen, um den sich eine breite Bank herzieht, nimmt fast den vierten Theil ihres Raumes ein, ein ärmliches Bett, ein vor Alter morscher Tisch, der zugleich als Hobelbank dient, ein plumper Schrank lehnen an den Wänden umher, an denen schlechtes Hausgeräthe und eine verrostete Flinte aufgehängt sind; in der Ecke zwischen den beiden Fenstern ist ein roh geschnitztes Bildniß des gekreuzigten Heilands angebracht, das mit frischen Alpenrosen und schwarzgrünen Eibenzweigen bekränzt ist; denn der wunderbare Baum des Märchens, der dem unheimlichen Alpensee den Namen gegeben, gedeiht noch immer in den heimlichen Winkeln seiner Felsenufer, wo er vor den habgierigen Händen des Menschen ein sicheres Versteck gefunden. Ein zahmes Rothkehlchen fliegt munter in der Stube umher und macht Jagd auf die großen Fliegen, die in ungeheuren Schwärmen in der Stube auf- und abschweben und mit eintönigem Summen den Raum erfüllen. Auf einem der Fenstersimse steht ein winziger Vogelbauer, an dessen Drahtgitter eine ruhelose Tannenmeise herumflattert.

Mitten in der dumpfigen Stube sitzen an plumper Schnitzbank ein alter, verwitterter Greis und ein junger Bursche, emsig beschäftigt, Schindeln aus den großen Holzblöcken zu schneiden, die unordentlich auf dem Boden herumliegen; eine grobknochige Dirne lehnt auf der Ofenbank und flickt ein Fischernetz. Die drei Menschengestalten sind klein und stämmig, ihre Haare dick und dunkelblond, die Züge der beiden Gesichter derb und plump und von einer in hohem Grade auffälligen Familienähnlichkeit; ihre Augen sind groß, grau und stier, von scheuem, störrischem, fast thierischem Ausdruck. Stumpfsinn und Rohheit zucken um die breiten, von brutaler Sinnlichkeit geschwellten Lippen.

Wir sind im Hause der „Zigeuner am Eibsee“. —

Derjenige, der zum ersten Male der „Zigeuner am Eibsee“ gedacht, hat der gläubigen Welt eine arge Lüge aufgebunden, welche durch Bädeker's Reisehandbuch in den weitesten Kreisen als nie angezweifelte Thatsache verbreitet worden ist. Die Fischeransiedelung am Eibsee stellt das typische Bild eines im Laufe der Jahrhunderte heruntergekommenen altbairischen Geschlechts dar.

Sie besteht aus zwei Familien, die in einer in Deutschland sonst unerhörten Weise sich fortgepflanzt haben und miteinander verwandt sind. Uebrigens ist es nicht gerade leicht, sich über die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Familien völlige Klarheit zu verschaffen, da sie nicht ohne Geschick die Aufmerksamkeit des forschenden Fremden absichtlich auf falsche Fährten zu lenken suchen. Sie sind verarmte Enkel einst wohlhabender Ahnen, denn so weit die Geschichte der Grafschaft **Werdenfels**, innerhalb deren Grenzen der Eibsee liegt, hinauf reicht, gedenkt sie auch dieser Ansiedelung. Schon im Jahre 1249 stellt der See ein Lehen der Schweiker von Mindelberg, eines im Gefolge der Welfen auftretenden Rittergeschlechtes, dar und wird von Schweiker dem Zweiten an den Bischof Conrad von Freising verkauft; im Jahre 1316 trug ihn ein ungenannter Ritter aus Garmisch zu Lehen. 1513 verlieh Bischof Philipp denselben dem Jacob Dänzl von Trapberg; von 1536 an war er längere Zeit hindurch in den Händen der Zwerger von Walchensee, die wenig löblich an ihm wirthschafteten.

Im siebenzehnten Jahrhundert saßen schon zwei Fischer am Eibsee, **Alexander Schorn** und **Jacob Ostler**, Abkömmlinge alter Geschlechter zu Garmisch, die schon siegelmäßig waren, bevor sich die ersten Zigeuner (im Jahre 1417) an den Grenzen von Deutschland gezeigt. Der Letztere ist der Stammvater der jetzigen Fischerfamilie; seiner Nachkommen einer, Ulrich Ostler, ward am 7. August 1752 von Raubmördern jämmerlich um's Leben gebracht, während seine Leute in der Kirche zu Garmisch beim Gottesdienste sich befanden. In diesem an einem der Ahnen der Familie verübten Verbrechen ist wohl der Ursprung des Märchens von der Zigeunerabkunft der Fischer am Eibsee zu suchen. Denn damals war das Volk noch viel leichter, als in unsern Tagen geneigt, jedes in seinem Ursprunge dunkle Verbrechen auf Rechnung der meist unschuldigen Zigeuner zu setzen. Wie tief eingewurzelt dieses grausame Vorurtheil noch jetzt ist, beweist am besten die Thatsache, daß weder Aufklärung noch Liberalismus vor zwei Jahren die Zigeuner davor geschützt haben, der Gegenstand des allgemeinsten Hasses und der Hetzjagd der ganzen europäischen Polizei zu werden, weil auf einem Landgute bei Stettin ein Kind vermißt wurde. In diesem Falle haben nun freilich die Thatsachen die Unschuld der Zigeuner auf das Glänzendste dargethan, allein wer bürgt dafür, ob nicht schon im nächsten Jahre wieder die europäische Menschheit die Lust anwandeln wird, eine Preciosa zu suchen.

Durch die an seinen Ufern verübte Unthat kam zunächst der Eibsee und der ihn umgebende Wald, der noch jetzt den Namen des „Zigeunerwaldes“ führt, in Verruf. Im Laufe der Zeit wurden die Thatsachen vergessen, und der üble Leumund, in dem die Oertlichkeit stand, ging auf die Besitzer über, zumal da auch diese durch Verkehr mit Schmugglern, Wildschützen und anderem Gesindel vielfachen, mehr oder weniger berechtigten Anlaß zu übeln Nachreden geben mochten; daß die Inseln im Eibsee noch vor nicht zu langer Zeit von Schmugglern mit Vorliebe als Schlupfwinkel und Waarenniederlagen benutzt wurden, unterliegt keinem Zweifel.

Die Abkunft der Fischer am Eibsee von uralten Garmischer Geschlechtern ist also, wie wir gesehen, durch sichere Urkunden verbrieft und steht zweifellos fest. Nun wäre es zwar immerhin möglich, anzunehmen, daß eine illegitime Kreuzung zwischen der Fischerfamilie am Eibsee und vorbeiziehenden Zigeunern stattgefunden habe, wozu die Abgeschiedenheit des Platzes jedenfalls Gelegenheit in Hülle und Fülle geboten hätte, abgesehen davon, daß der alte Schmugglerweg von Ehrwald nach dem Eibsee auch von Zigeunern vielfach benutzt wurde, um unbehelligt über die Grenze in das wegen seiner polizeilichen Strenge unter den Zigeunern arg verrufene Baiern zu kommen, das sie wegen der schweren Bedrückungen, denen sie dort ausgesetzt sind, in ihrer Sprache Aschiwalo temm „das nichtswürdige Land“ nennen. Dagegen spricht aber, ganz abgesehen von der echt bairischen

Hierzu die „Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube“, Verlag von G. L. Daube & Comp.

Gesichtsbildung der Fischer am Eibsee, der wichtige Umstand, daß der maßlose Nationalstolz des Zigeuners, der Grundzug in seinem Charakter, eine geschlechtliche Vermischung mit Frauen, die nicht seiner Abstammung sind, ihm durchaus verbietet. So zügellos derselbe im Verkehre mit Frauen seines Stammes ist, so unzugänglich ist er für die Reize der Nichtzigeunerin. Jeder, der die Sitten und Gebräuche des merkwürdigen Volksstammes so genau wie ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird mir bestätigen, daß ein Liebes-Verkehr zwischen Zigeunern und Nichtzigeunern geradezu unerhört ist und nur in der Einbildung von Romanschreibern besteht; grenzenlose Verachtung, Ausschließung aus aller Gemeinschaft, jedem Verkehre mit Seinesgleichen, Ausstoßung aus seiner „Nation“, Strafen an Leib und Leben würden den Schuldigen unfehlbar treffen.

Nachdem ich die Fischer am Eibsee gegen den Vorwurf, von Zigeunern abzustammen, sicher gestellt habe, einen Vorwurf, der ihnen, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, schon viel Kummer und Herzeleid gemacht hat, habe ich dadurch leider den Besuchern des Eibsees einen pikanten Reiz rauben müssen; später werde ich vielleicht noch einmal auf das merkwürdige Volk zurückkommen, als dessen Angehörige jene Ansiedler vom Eibsee irrthümlich in der ganzen gebildeten Welt verschrieen sind.

Blätter und Blüthen.

Fritz Reuter. Der größte unter den deutschen Humoristen der Gegenwart, Fritz Reuter, ist am Sonntag, den 12. Juli, Nachmittags, in seiner Villa am Eingange des herrlichen Marienthales bei Eisenach verschieden. Ein Schlagfluß war die Ursache seines plötzlichen Todes.

In der Literatur wird Fritz Reuter fortleben als ein Urbild norddeutscher Gemüthsinnigkeit und Herzensfrische, aber auch als ein Typus der gesunden Derbheit, welche die Bewohner der Ostseeküsten kennzeichnet, speciell als ein würdiger Repräsentant des kernhaften mecklenburgischen Volksstammes, in dessen Geist und Sprache seine unvergleichlichen Werke sämmtlich abgefaßt sind. Reuter'sche Gestalten, wie Onkel Bräsig, Fritz Triddelfitz, Havermann und Andere haben einen unvergänglichen Werth und werden, was ihre schlichte Lebens- und Naturwahrheit, ihren volksthümlichen und echt realistischen Humor betrifft, gewiß noch lange als unübertroffen in der deutschen Dichtung dastehen und von Jahr zu Jahr der Muse des verewigten Poeten immer größere Kreise erobern. Denn der Dialekt Reuter's, welcher dem mittel- und süddeutschen Leser gegenüber so oft als hemmende Schranke des Verständnisses der Schöpfungen unseres Dichters empfunden wird, verliert bei der wachsenden Beschäftigung der Mittel- und Süddeutschen mit der norddeutschen Mundart immer mehr seine trennende Kraft, und wer sich erst eingelebt hat in diese herzenswarme und markige Sprache des Mecklenburgers — welch eine Fülle naturwüchsigen Lebens und strotzender Gesundheit findet er hinter diesem anheimelnden Jargon! Es kann nicht die Aufgabe einer Cultur-Literatur, wie der heutigen, sein, den Dialekt wieder in den Vordergrund der literarischen Production zu stellen, aber gerade in einer Zeit der gesellschaftlichen Verflachung, wo die schnörkelhafte Sprache des Salons so viel des Verschrobenen auch in unsere Literatur gebracht hat, ist die Dialektdichtung, zumal wenn sie von einem Berufenen, wie Reuter, gehandhabt wird, ein unschätzbarer Quell der Erfrischung und Verjüngung unseres Schriftthums. Ludwig Walesrode hat diese und die andern Missionen der Reuter'schen Poesie, wie auch den äußern Lebensgang des Dichters bereits in Nr. 36 und 37 des Jahrgangs 1864 der Gartenlaube einer eingehenden Würdigung unterzogen. Wir beschränken uns daher heute darauf, kurz und schlicht auszusprechen, wie auch wir in dem allzu früh Dahingegangenen — er starb im vierundsechszigsten Lebensjahre — einen wahrhaft volksthümlichen und somit den Bestrebungen unseres Blattes innig verwandten Dichter beklagen. In der nächsten Nummer werden wir einen eingehenden Artikel über Reuter's Leben, seine letzten Tage und seinen Tod aus der Feder eines seiner Freunde folgen lassen.

Für die Hinterbliebenen des Dichters G. A. Bürger gingen zufolge meiner Aufforderung in Nr. 3 der „Gartenlaube“ dieses Jahres im Ganzen 229 Thlr. 10 Sgr., 46 Gulden und 3 Rubel (darunter 100 Mark für die Molli-Locke) ein. Außerdem erbot sich ein hochherziger Mann, der Wittwe Emil Bürger's eine lebenslängliche Jahresrente von 120 Thlr. zu entrichten, und von zwei Damen in Zerbst wurde mir für dieselbe zu ihrem dreiundsiebzigsten Geburtstage ein schön gesticktes Ruhekissen in Begleitung sinnvoller Verse zugesandt. Allen Gebern, deren Adresse mir bekannt geworden, habe ich den richtigen Empfang ihrer freundlichen Gaben angezeigt. Den anonymen Einsendern werden auf Wunsch ebenfalls Quittungen zugehen, sobald sie die Güte haben, mir ihre Adressen mitzutheilen. Den Gesammtbetrag der mir zugekommenen Sendungen habe ich dem Fräulein Friederike Bürger in Leipzig übermittelt, welche zu Gunsten ihrer Mutter darüber verfügt und mich ersucht hat, im Namen der Hinterlassenen des Sohnes von G. A. Bürger deren wärmsten Dank auszusprechen.

Steglitz bei Berlin, den 4. Juli 1871. Adolf Strodtmann.

Kleiner Briefkasten.

L. J. in Schw. Ja, Sie haben Recht, das literarische Richteramt gehört zu den am wenigsten beneidenswerthen Functionen einer Redaction. Das Wort „Undank ist der Welt Lohn“ findet kaum durch irgend etwas eine schlagendere Illustration als durch die meistens sehr unliebsame Aufnahme, welche unseren bei dem Andrang des Dilettantismus allerdings häufig sehr abfälligen kritischen Würdigungen zu Theil wird. Als ein Beispiel aber für die ausnahmsweise Liebenswürdigkeit, welche verständigere Fragesteller unsern Beurtheilungen, selbst wenn sie absprechender Art sind, entgegenbringen, theilen wir Ihnen das nachstehende kleine Antwortgedicht einer Dame mit, von deren Haupt wir den erträumten Lorbeer grausam herabreißen mußten. Die Dame schreibt uns:

Geehrte Herren Redacteure!

Euch sag' ich meinen Dank für jedes Wort,
Das Ihr voll Offenheit an mich gerichtet;
Zwar nahmt Ihr mir den Strahl der Hoffnung fort,
Der meinen Lebenspfad bisher gelichtet,

Doch bleibt mir noch der Hoffnung holder Stern,
Der mir schon oft den wärmsten Gruß geboten,
Drum heb' ich jugendfrisch das Haupt, Ihr Herr'n,
Und gebe nichts verloren als die Todten.

„Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein,“
Will heut' ich mit den Fatalisten sagen,
Vielleicht bewirkt es einst der Sonne Schein,
Daß auch die schwachen Blüthen Früchte tragen.

Das gebe Gott! Und wenn ich nun so frei,
Für guten Rath hier nochmals Dank zu bringen,
So weiß ich's sicher, Eurer Arzenei
Wird meine Radicalcur auch gelingen.

Mein Kopf ist leicht und unbewölkt mein Blick;
Die Abenddämm'rung macht ja Alles linder;
Drum führt sie mich ganz ungebeugt zurück
Von dem Begräbniß — meiner Musenkinder.

Mit aller Ergebenheit und bestem Dank
Ida T . . . .

Es kann nur in äußerst seltenen Ausnahmsfällen unsere Sache sein, literarische Erzeugnisse, welche für unser Blatt nicht aufnahmsfähig sind, zu beurtheilen. Wo aber dieser Kelch nicht an uns vorübergehen kann, da wünschen wir, es möge unsere Kritik stets mit einem so gesunden Humor aufgenommen werden, wie in dem vorliegenden Falle.

Für den

„Deutschen Hülfsverein in Paris“

gingen ferner ein: Concert des Männer-Gesangvereins in Markneukirchen 26 Thlr.; aus Breslau 1 Thlr.; heitere Abendgesellschaft in Greitzsch 1 Thlr. 17 Ngr.; kleine Gesellschaft in Ostritz 1 Thlr.; S. W. C. Faust in Frankfurt a. O. 1 Thlr.; aus Straßburg i. E. 1 Thlr.; Gr. E. in Erfurt 1 Thlr.; die Eltern von Elsa und Lothar 50 Mark; M. in Herford 1 Thlr.; Advocat Tscharmann in Leipzig, durch Becker u. Comp. 5 Thlr. 10 Ngr.; C. P. in A. 3 Thlr. 10 Ngr.; Ph. Krafft in Nürnberg 10 Thlr.; aus Schlüchtern 1 Thlr.; Fräulein Marie und Emmy B . . . . . durch Major von Prittwitz in Berlin 8 Thlr. 20 Ngr.; Eugen M. in Berlin 5 Thlr.; A. F. in Gotha 3 Thlr.; aus Jever 2 Thlr.; Fr. in Zweibrücken 10 Thlr.; W. J. in Gelnhausen 5 Thlr.; eine Wittwe mit sechs unerzogenen Kindern 5 Ngr.; G. Nuß in Bochum 1 Thlr.; Mathilde Pape in Buxtehude 2 Thlr. und H. Winter daselbst 8 Thlr.; O. R. in Bremen 1 Thlr.; aus Unter Rodach 1 Thlr.; J. R. Moder bei Thorn 4 Thlr.; aus Sonneberg 1 Thlr.; Vortrag von C. Böhme in Gera 2 Thlr.; D. I. in Tübingen 11 Thlr. 8½ Ngr.; Ertrag einer Sammlung durch den Kämmereiverwalter Liebert in Bautzen 18 Thlr.; Max H. Fischer in St. Louis 1 Thlr.; G. in Eisleben 1 Thlr.; Viereöler der Nacht in Alzey 10 Thlr. 8½ Ngr.; Irren ist menschlich 2 Thlr.; die Schlagzeug-Capelle des Café Orlopp in Gera 12 Thlr.; durch F. Ranke in Apolda 1 Thlr.; ein Deutscher in Oldenburg 5 Thlr.; Ap. u. Eb. 3 Thlr.; Josefine Rues in Sulzbach 2 Thlr.; Frau A. Mäbel in Berlin 2 Thlr.; F. R. Lange in Manchester 20 Thlr.; Lehrer E. T. in Naumburg 1 Thlr.; Sammlung des Bahnhofspersonals in Meerane 2 Thlr. 4½ Ngr.; Concert des Turnvereins in Grünhainichen 12 Thlr.; Neumühl bei Fürstenfelde 2 Thlr.; zwei Frauen in Freiburg a. U. 2 Thlr.; Benno Benkus 10 Thlr.; Ludwig Jaeger in Freiburg i. Br. 6 Thlr. 20 Ngr.; Fräulein Anna Täumling auf Staten Island bei New-York, durch Rechtsanwalt H. Blum 5 Thlr.; der Bankverein von Siegmar und Umgegend 25 Thlr.; aus Waldkirchheim 10 fl. rhein.; F. R. in Würzburg 2 fl. rhein.; durch Darstellung der „Nibelungen“ in Alzey 72 fl. 7 kr.; Meta und Rudolf E. in Tetschen 5 fl. öster.; zwei Echt-Deutsche in Finnland (30 Mk.) 10 Thlr.; F. v. S. in S. 3 Rubel; A. M. in Prag 10 fl. öster.; Ed. Kahn in Nebron 1 Dollar Papier.

Gesammtbetrag sämmtlicher Beiträge: **2579 Thlr. 16 Ngr. 3 Pf.** — Indem wir unsererseits hiermit die Sammlung schließen, danken wir den Freunden unseres Blattes für die bewiesene rege Betheiligung und bemerken, daß die obengenannte Summe unverkürzt dem deutschen Hülfsverein in Paris übermittelt wurde.

Die Redaction der Gartenlaube.
E. K.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 31. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Reinhold saß am Flügel und phantasirte. Das Gemach war nicht erhellt, nur das voll hereinströmende Mondlicht schwebte über dem Meere von Tönen, das hier aufbrauste, als ob der Sturm in seinen Wogen wühle, sie bald anschwellend zu Bergeshöhe, bald wieder eine Abgrundtiefe entschleiernd. Jetzt quollen die Melodien empor, leidenschaftlich, glühend, berauschend, und dann auf einmal zuckte es jäh dazwischen, wie schneidende Dissonanzen, wie grelle Mißlaute. Das waren die Töne, mit denen Rinaldo schon seit Jahren im Reiche der Musik herrschte, mit denen er die Menge zur Bewunderung fortriß, vielleicht weil sie jenem dämonischen Elemente eine Sprache liehen, das in der Brust eines Jeden schlummert, und dessen sich wohl schon Jeder einmal, halb mit Grauen und halb mit süßem Schauer, bewußt geworden ist. Es lag in diesen Melodien auch etwas von dem wilden Stürmen von Genuß zu Genuß, von dem jähen Wechsel zwischen fieberischer Aufregung und tödtlicher Ermattung, von dem Ringen nach Betäubung, die, ewig gesucht, nie gefunden wurde, und doch klang immer und immer wieder etwas Mächtiges, Ewiges hindurch, das nichts gemein hatte mit jenem Elemente, das mit ihm kämpfte, sich darüber erhob, um schließlich doch wieder darin unterzugehen. —

Aus den Gärten stiegen die Orangendüfte empor und flutheten herein durch die weit geöffneten Balconthüren und wehten berauschend hin durch das Gemach. Klar, voll unendlicher Schönheit und unendlichen Friedens lag der Mondesglanz über der ewigen Stadt, und im bläulichen Nebeldufte verschwand die dämmernde Ferne. Träumerisch rauschte die Fontaine dort unten inmitten der Blüthenbäume, und das Licht, das in den fallenden Tropfen glänzte, erhellte jetzt auch in vollster Klarheit die ganze Reihe der Gemächer mit ihren Kunst- und Marmorschätzen; es beleuchtete das Bild in dem reich vergoldeten Rahmen, so daß die dämonisch schöne Gestalt da oben zu leben schien, und fiel auf das Antlitz des Mannes, dessen Stirn inmitten all dieser Schönheit und all dieses Friedens so schwer umdüstert blieb.

Freilich, es lagen Jahre zwischen jenen langen nordischen Winternächten, in denen der junge Künstler seine ersten Compositionen schuf, und dieser duftigen Mondnacht des Südens, in welcher der hochgefeierte Rinaldo das Hauptthema seiner neuesten Oper in unendlichen Variationen wiederholte, und wohl noch vieles Andere, was schwerer wog, als die Jahre allein. Und doch versank das Alles in dieser Stunde. Leise kam die Erinnerung gezogen und ließ längstvergangene Tage wieder aufleben, längstvergessene Bilder wieder hervortreten, das kleine Gartenhaus mit seinen alterthümlichen Möbeln und der dürftigen Weinranke über dem Fenster, das armselige Stückchen Gartenland mit den wenigen Bäumen und Gesträuchen und den hohen gefängnißartigen Mauern ringsum, das enge, düstere Haus mit dem so tief gehaßten Geschäftszimmer. Matte farblose Bilder — und doch wollten sie nicht weichen, denn über ihnen schwebten lächelnd ein paar große tiefblaue Kinderaugen, die dem Vater nur dort geleuchtet hatten, und die er hier, in dieser Umgebung voll Poesie und Schönheit, vergebens suchte. Er hatte sie so oft gesehen in dem Antlitze seines Kindes, und dann auch einmal noch — anderswo. Die Erinnerung daran war freilich halb verweht, fast vergessen, hatten sie sich ihm doch nur auf einen Augenblick gezeigt, um sich dann wieder zu verschleiern, wie sie es jahrelang gethan, aber diese Augen waren es doch, die ihm allein vorschwebten, als sich jetzt aus dem Wogen und Wallen der Töne eine zauberisch süße Melodie emporrang. Es sprach ein unendliches Sehnen daraus, ein Weh, das die Lippen nicht aussprechen wollten, und es schlug die Brücke hinüber zu der fernen, fernen Vergangenheit. Jetzt hatte der Genius die Fesseln gesprengt, die ihn damals drückten und einengten; jetzt stand er oben auf der einst erträumten Höhe. Was Leben und Glück, was Ruhm und Liebe nur zu geben vermochten, das war ihm zu Theil geworden, und jetzt — wie ein Sturm brauste es wieder empor aus den Tasten, wild, leidenschaftlich, bacchantisch, und daraus hervor klagte immer wieder jene Melodie mit ihrem ergreifenden Weh, mit ihrem ruhelosen, nie gestillten Sehnen.

„Ich fürchte, unser Signor Capitano hält es nicht lange aus in Mirando. Es ist gefährlich, daß er hier fortwährend seine See vor Augen hat; er blickt mit einer solchen Sehnsucht darauf hin, als wolle er uns je eher je lieber davonsegeln."

Mit diesen Worten wandte sich Marchese Tortoni an seinen Gast, der während der letzten Viertelstunde fast gar keinen Antheil am Gespräche genommen hatte und den der junge Wirth soeben auf einem verstohlenen Gähnen ertappte.

„Nicht doch!" vertheidigte sich Hugo. „Ich fühle mich nur so grenzenlos unbedeutend und unwissend bei all' diesen idealen Kunstgesprächen, bin so tief durchdrungen von dem Gefühle dieser meiner Unwissenheit, daß ich mir soeben in aller Eile das ganze Commando während eines Sturmes wiederholte, um mir die

Digitized by Google

tröstliche Ueberzeugung zu verschaffen, daß ich doch auch noch irgend etwas verstehe."

„Ausrede!" rief der Marchese. „Sie vermissen das weibliche Element hier, das Sie so sehr verehren und das Sie nun einmal nicht entbehren zu können scheinen. Leider kann mein Mirando Ihnen diesen Reiz noch nicht bieten. Sie wissen, ich bin unvermählt und habe mich bisher noch nicht entschließen können, meine Freiheit zu opfern."

„Noch nicht entschließen können, Ihre Freiheit zu opfern," parodirte Hugo, „mein Gott, das klingt ja ganz entsetzlich. Wenn Sie wirklich die höchste Stufenleiter irdischen Glückes noch nicht erstiegen haben, wie die eigentliche Lesart lautet —"

„Glauben Sie ihm nicht, Cesario!" fiel Reinhold ein. „Mein Bruder ist mit all' seiner Ritterlichkeit und Galanterie doch im Grunde eine Eisnatur, die so leicht nichts erwärmt. Er tändelt mit Allen — Empfindung hat er für Keine; der jedesmalige Roman, den er Liebe, gelegentlich auch wohl Leidenschaft zu nennen beliebt, dauert gerade so lange, wie er am Lande ist, und verweht mit der ersten frischen Brise, die seine ‚Ellida' wieder hinaustreibt in's Meer. In seinem Herzen hat sich noch nie etwas geregt."

„Abscheuliche Charakteristik!" rief Hugo, seine Cigarre fortwerfend. „Ich protestire feierlichst."

„Willst Du etwa behaupten, sie sei ungerecht?"

Der Capitain lachte und wandte sich an Tortoni. „Ich versichere Ihnen, Signor Marchese, daß ich auch unverbrüchlich treu sein kann — meiner schönen blauen Wellenbraut da draußen" — er wies nach dem Meere hinüber —, „der habe ich mich nun einmal angelobt mit Herz und Hand. Sie allein versteht es, mich immer wieder von Neuem zu fesseln und festzuhalten, und wenn sie mir auch hin und wieder erlaubt, in ein Paar schöne Augen zu blicken, eine ernstliche Untreue duldet sie nicht."

„Bis Du einmal doch in ein Paar Augen blickst, die Dich lehren, daß Du auch nicht gefeit bist gegen das allgemeine Loos der Sterblichen," sagte Reinhold, halb scherzend, halb mit einer Bitterkeit, die nur dem Bruder allein verständlich war. „Es giebt solche Augen."

„O ja, es giebt solche Augen," wiederholte Hugo, mit einem beinahe träumerischen Ausdrucke in das Meer hinausblickend.

„Wie, Signor, der Ton klang ja äußerst bedenklich," neckte der Marchese. „Sind Sie vielleicht doch schon den bewußten Augen begegnet?"

„Ich?" der Capitain hatte den augenblicklichen Ernst schon wieder abgeschüttelt und war ganz wieder der alte Uebermuth. „Thorheit! Ich hoffe noch ziemlich lange dem ‚allgemeinen Loose der Sterblichen' zu trotzen. Sie hören es ja."

„Schade, daß Sie hier so gar keine Gelegenheit finden, diesen heroischen Entschluß zu bewahrheiten," meinte Cesario. „Die einzige Nachbarschaft, die wir haben, schließt sich in einer Weise ab, die es gar nicht bis zu einer Versuchung kommen läßt. Die junge Signora zumal —"

„Eine junge Signora? Wo?" Hugo fuhr aufgeregt in die Höhe.

Der Marchese zeigte nach einem Landhause hinüber, das, kaum eine Viertelstunde entfernt, halb versteckt in einem Olivenwalde lag.

„Dort drüben die Villa Fiorina ist schon seit mehreren Monaten bewohnt. Wie ich höre, sind es sogar Landsleute von Ihnen, Deutsche, welche sich dort für den Sommer niedergelassen haben; aber sie scheinen sich vollständigste Einsamkeit und Unsichtbarkeit zum Gesetze gemacht zu haben. Es wird Niemand dort empfangen, Niemand angenommen. Besuche aus S., die Bekanntschaften aus der Heimath geltend machten, wurden ohne Ausnahme zurückgewiesen, und da die Familie sich auch bei ihren Spaziergängen größtentheils auf den Park und die Terrasse beschränkt, so ist die Unnahbarkeit eine vollständige."

„Und die Signora? Ist sie schön?" fragte Hugo in lebhaftester Spannung.

Cesario zuckte die Achseln. „Das kann ich beim besten Willen nicht sagen. Ich sah sie nur flüchtig und in ziemlicher Entfernung ein einziges Mal. Eine schlanke jugendliche Gestalt; ein Kopf voll schöner goldblonder Flechten; das Gesicht war mir leider nicht zugewandt, und ich ritt auch ziemlich schnell vorüber."

„Ohne das Gesicht gesehen zu haben? Signor Marchese, ich bewundere Ihren Stoicismus, verwahre mich aber feierlich gegen die Zumuthung, ihn irgendwie nachzuahmen. — Bis heute Abend bringe ich Ihnen und Reinhold die Nachricht, ob die Signora wirklich schön ist oder nicht."

„Das möchte Ihnen doch schwer werden," lachte der Marchese. „Sie hören es ja, der Eintritt ist nicht zu erlangen."

„Bah, als ob mich das hinderte!" rief Hugo übermüthig. „Jetzt fängt die Sache erst an interessant zu werden. Eine unzugängliche Villa, eine unsichtbare Dame, die noch dazu blond und eine Deutsche ist — das werde ich untersuchen, gründlich untersuchen. Schon meine Pflicht als Landsmann gebietet mir das."

„Gott sei Dank, daß Sie ihn auf diese Spur gebracht haben, Cesario," sagte Reinhold. „Nun stört uns hoffentlich sein mühsam verhaltenes Gähnen nicht mehr, wenn wir von Musik reden. Ich wollte so noch Einiges über die Partitur mit Ihnen sprechen."

Der junge Marchese war aufgestanden und legte jetzt wie bittend die Hand auf seine Schulter.

„Nun, und die Oper? Bleiben Sie unerbittlich bei Ihrem Ultimatum stehen? Ich versichere Ihnen, Rinaldo, es ist fast unmöglich, all die Aenderungen bis zum Herbste durchzuführen; ich habe mich selbst davon überzeugt. Man wird einen neuen Aufschub verlangen müssen, und Publicum und Gesellschaft warten nun bereits seit Monaten."

„So warten sie noch länger." Es klang eine hochmüthig schroffe Abweisung in den Worten.

„Wie ein Dictator gesprochen," bemerkte Hugo. „Bist Du immer so souverain dem Publicum gegenüber? Das Bild, das Maestro Gianelli von Dir entwarf, scheint doch einige treffende Züge zu besitzen. Ich glaube, es war wirklich nicht so unbedingt nothwendig, das ganze Opernpersonal, inclusive Eccellenza den Intendanten, so in Verzweiflung zu bringen, wie Du es diesmal gethan hast."

Reinhold hob den Kopf mit dem ganzen Stolze und der ganzen Rücksichtslosigkeit des verwöhnten, gefeierten Künstlers, der gewohnt ist, seinen Willen als ein Gesetz befolgt zu sehen, und dem ein Widerspruch gleichbedeutend mit Beleidigung ist.

„Ueber mein Werk und dessen Ausführung verfüge ich. Entweder man hört die Oper in der Gestalt, wie ich es wünsche, oder man hört sie nicht. Ich habe ihnen die Wahl gelassen."

„Als ob es eine Wahl gäbe!" meinte Cesario achselzuckend, indem er sich zu einem der Diener wandte, um ihm einen Auftrag zu geben, und die Brüder auf einige Minuten allein ließ.

„Leider scheint es hier keine zu geben," sagte Hugo, dem jungen Wirthe nachblickend. „Und Marchese Tortoni hat Dich auch mit auf dem Gewissen, wenn Du schließlich noch ganz und gar verdorben wirst durch die unsinnige Vergötterung, die man mit Dir treibt. Der leistet das Möglichste darin, wie überhaupt Dein ganzer Verehrerkreis! Sie setzen Dich ja wie einen Dalai Lama in die Mitte und gruppiren sich ehrfurchtsvoll um Dich herum, um den Aeußerungen Deines Genius zu lauschen, auch wenn es diesem Genius gelegentlich einmal belieben sollte, seine begeisterte Umgebung zu maltraitiren. Schade um Dich, Reinhold. Sie treiben Dich damit unfehlbar zu der Klippe, an der schon so manche bedeutende Kraft gescheitert ist — zur Selbstvergötterung."

„Nun, daß dies vorläufig noch nicht geschieht, dafür sorgst Du schon," entgegnete Reinhold sarkastisch. „Du scheinst Dich jetzt ganz ausgezeichnet in der Rolle des getreuen Eckhard zu gefallen und probirst sie bei jeder Gelegenheit; sie ist aber die undankbarste von allen; gieb sie auf, Hugo! Sie sagt Deiner Natur ganz und gar nicht zu."

Der Capitain runzelte die Stirn, aber er blieb vollkommen ruhig bei dem Tone, der einen Anderen leicht gereizt hätte, warf die Vogelflinte über den Rücken und ging hinaus. Nach wenigen Minuten schon befand er sich draußen am Meere, und als der frische Seewind erst seine Stirn kühlte, da war es auch schon wieder aus mit dem ganzen Ernste des Herrn Capitain; er schlug richtig den Weg nach der Villa Fiorina ein.

Die Wahrheit zu sagen, begann sich Hugo bereits zu langweilen in Mirando und in der vorwiegend künstlerischen Atmosphäre, welche die Neigung des Marchese und die Gegenwart seines Bruders dort schufen. Die paradiesische Lage der Besitzung war dem mit der Schönheit der Tropenwelt vertrauten Seemanne nichts Neues,

und die Einsamkeit, der sich Reinhold mit einer fast krankhaften Sehnsucht hingab, sagte Hugo's lebensfroher Natur durchaus nicht zu. Freilich lag das von Fremden schon reich bevölkerte S. in ziemlicher Nähe, aber man konnte doch nicht allzu oft hinüberfahren, und dadurch dem jungen Wirthe zeigen, daß man bei ihm die Geselligkeit vermisse. Da kam denn diese vermuthlich schöne und jedenfalls geheimnißvolle und interessante Nachbarschaft äußerst gelegen, und Hugo war sofort entschlossen, sie sich zu Nutze zu machen.

„Das halte ein Anderer aus mit diesen Künstlern und Kunstenthusiasten!" sagte er ärgerlich, während er den Weg am Meere entlang verfolgte. „Den halben Tag lang sitzen sie am Flügel, und während der übrigen Zeit sprechen sie von Musik. Reinhold bewegt sich ewig in Extremen. Mitten aus dem wildesten Leben, aus den unsinnigsten Aufregungen stürzt er sich Hals über Kopf in diese ideale Einsamkeit und will nichts weiter hören und wissen als nur seine Musik; mich soll nur wundern, wie lange das anhält. Und dieser Marchese Tortoni? Jung, schön, reich, aus dem edelsten Geschlecht, weiß dieser Cesario mit dem Leben nichts Besseres anzufangen, als sich monatelang in die Einsamkeit seines Mirando zu vergraben, den Dilettanten in großem Stile zu spielen, und dem Reinhold mit seiner maßlosen Vergötterung den Kopf noch mehr zu verdrehen. Da verstehe ich meine Zeit doch besser anzuwenden!"

Bei diesen letzten mit großem Selbstgefühle gesprochenen Worten blieb der Capitain stehen, denn das Ziel seines Ganges war vorläufig erreicht. Vor ihm lag die Villa Fiorina, überschattet von hohen Pinien und Cypressen und wie vergraben in blühenden Gesträuchen. Das Haus selbst schien prachtvoll und geräumig zu sein, aber die Hauptfront, sowie die nach dem Meere hinaus gelegene Terrasse waren so dicht umrankt und umgeben von Rosen- und Oleandergebüschen, daß selbst der Falkenblick Hugo's es nicht vermochte, die duftige Schutzwehr zu durchdringen. Eine hohe, von Schlingpflanzen überwucherte Mauer umschloß die parkartigen Gartenanlagen, die in dem Olivenwalde endigten, der die Besitzung umgab. Sie mochte, nach der Großartigkeit der ganzen Anlage zu urtheilen, wohl früher das Eigenthum einer vornehmen Familie gewesen sein, dann, wie so viele ihres Gleichen, öfter den Besitzer gewechselt haben, und jetzt reichen Fremden zum vorübergehenden Aufenthalt dienen. Jedenfalls gab sie an Schönheit der Lage dem viel gepriesenen Mirando des Marchese Tortoni nicht das Geringste nach.

Der Capitain hatte seinen Feldzugsplan bereits entworfen; er musterte daher nur flüchtig die Umgebung, machte einen vergeblichen Versuch von der Seeseite her einen freieren Blick auf die Terrasse zu gewinnen, maß für alle Fälle mit dem Auge die Höhe der Gartenmauer und schritt dann geradeswegs nach dem Eingange, wo er die Glocke zog und ohne Weiteres die Herrschaft zu sprechen verlangte.

Der Pförtner, ein alter Italiener, schien für dergleichen Fälle schon seine Instruction zu haben, denn ohne nur nach dem Namen des Fremden zu fragen, erklärte er kurz und bündig, die Herrschaft nehme keine Besuche an, und er bedaure, daß sich der Signor umsonst bemüht habe.

Hugo zog kaltblütig seine Karte hervor. „Man wird eine Ausnahme machen. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, die durchaus persönliche Rücksprache erfordert. Ich werde inzwischen hier warten, da ich jedenfalls werde empfangen werden."

Er ließ sich ruhig auf die Steinbank nieder, und diese unerschütterliche Zuversicht imponirte dem Pförtner dermaßen, daß er wirklich an die Wichtigkeit der vorgeblichen Mission zu glauben begann. Er verschwand mit der Karte, während Hugo, ganz unbekümmert um die etwaigen Folgen, das Resultat seines kecken Manövers abwartete.

Dieses Resultat war ein über Erwarten günstiges, denn schon nach kurzer Zeit erschien ein Diener, der den Fremden, welcher sich mit einem deutschen Namen eingeführt, auch in dieser Sprache anredete, und ihn ersuchte, einzutreten. Er führte den Capitain in einen Gartensaal und ließ ihn dort allein, mit der Versicherung, der Herr werde sogleich erscheinen.

„Glück muß der Mensch haben," sagte Hugo, selbst ein wenig erstaunt über dieses unerwartet schnelle Gelingen. „Ich wollte, Reinhold und der Marchese könnten mich jetzt sehen. Mitten in der ‚unzugänglichen' Villa, in Erwartung des Herrn und Gebieters derselben, und nur einige Thüren weit von der blonden Signora. Das ist vorläufig genug für die ersten fünf Minuten, und das hätte nicht einmal mein genialer Herr Bruder fertig gebracht, vor dem doch sonst alle Thüren springen. Jetzt heißt es aber selbst genial sein, im Lügen nämlich. Was in aller Welt sage ich diesem Edlen, bei dem ich mich in einer wichtigen Angelegenheit habe anmelden lassen, ohne je eine Sylbe von ihm gehört zu haben, so wenig als er von mir? Ah bah! Irgend Jemand hat mir auf irgend einer meiner Fahrten irgend einen Auftrag gegeben. Im schlimmsten Falle kann ich mich doch nur in der Person geirrt haben, inzwischen ist die Bekanntschaft eingeleitet, und das Uebrige ergiebt sich von selbst. Ich werde die Improvisation ganz nach der Persönlichkeit des Betreffenden einrichten, jedenfalls gehe ich nicht von der Stelle, ohne die Signora gesehen zu haben."

Er nahm Platz und begann in vollster Gemüthsruhe die Umgebung zu betrachten. „Meine verehrten Landsleute scheinen in der That der glücklich situirten Minderheit anzugehören, die jährlich über einige Zehntausende verfügt. Die ganze Villa nebst Park zum ausschließlichen Gebrauche gemiethet — die Einrichtung mit großen Kosten vervollständigt, denn diesen Comfort findet man nicht hier im Süden — die eigene Dienerschaft mitgebracht; ich sah nicht weniger als drei Gesichter da draußen, denen die urgermanische Abkunft auf der Stirn geschrieben steht. Jetzt ist nur die Frage, ob wir es mit der Aristokratie oder mit der Börse zu thun haben. Das Letztere wäre mir lieber, ich kann da doch wenigstens einige mercantilische Beziehungen geltend machen, während ich vor einem hohen Adel in der ganzen Nichtigkeit des Bürgerlichen — — wie, Consul Erlau?"

Mit diesem in grenzenlosem Erstaunen hervorgestoßenen Ausrufe prallte Hugo von der Schwelle zurück, auf der jetzt die wohlbekannte Gestalt des Handelsherrn erschien. Der Consul war freilich im Laufe der Jahre sehr gealtert; das einst so volle dunkle Haar erschien grau und spärlich; die Züge trugen den Ausdruck eines unverkennbaren Leidens, und auch das freundliche Wohlwollen, das sie sonst belebte, war, für den Augenblick wenigstens, einer kalten Gemessenheit gewichen, mit der er sich dem Gaste näherte.

„Herr Capitain Almbach, Sie wünschen mich zu sprechen?"

Hugo war bereits Herr seiner Ueberraschung geworden und augenblicklich entschlossen, diesen ganz unerwartet günstigen Zufall nach Kräften zu benutzen. Er nahm all seine Liebenswürdigkeit zusammen.

„Herr Consul, ich bin Ihnen sehr dankbar — ich hoffte in der That kaum, von Ihnen persönlich empfangen zu werden."

Erlau ließ sich nieder und lud ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen ein.

„Ich habe auch auf ärztliche Anordnung Besuche zu meiden; bei der Nennung Ihres Namens aber glaubte ich eine Ausnahme machen zu müssen, da es sich vermuthlich um meine Eigenschaft als Vormund Ihres Neffen handelt. Sie kommen im Auftrage Ihres Bruders?"

„Im Auftrage Reinhold's?" wiederholte Hugo ungewiß. „Wie so?"

„Es ist mir lieb, daß Herr Almbach keine persönliche Annäherung versucht hat, wie er sie schon einmal schriftlich versuchte," fuhr der Consul noch immer in dem Tone kühler Zurückhaltung fort. „Er scheint trotz unserer absichtlichen Zurückgezogenheit den gegenwärtigen Aufenthalt seines Sohnes zu kennen. Ich bedaure aber, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Eleonore durchaus nicht gesonnen ist —"

„Ella? Sie ist hier? Bei Ihnen?" fuhr Hugo mit solcher Lebhaftigkeit auf, daß Erlau ihn mit äußerster Befremdung anblickte.

„War Ihnen das nicht bekannt? Dann, Herr Capitain, darf ich wohl fragen, was mir eigentlich die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

Hugo überlegte einen Augenblick; er sah wohl, daß der Name Reinhold's, der ihm die Thüren geöffnet, doch die schlimmste Empfehlung war, die er hier mitbringen konnte, und faßte danach seinen Entschluß.

„Ich muß zuvörderst einen Irrthum aufklären," entgegnete er mit vollster Offenheit. „Ich komme weder als Abgesandter

meines Bruders, wie Sie zu vermuthen scheinen, noch bin ich überhaupt in seinem Interesse oder mit seinem Wissen hier. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, er hat augenblicklich noch keine Ahnung davon, daß seine Gattin und sein Sohn sich in seiner Nähe, daß sie sich überhaupt in Italien befinden. Mich dagegen" — hier hielt es der Capitain doch für angemessen, etwas Dichtung in die Wahrheit zu mischen — „mich dagegen führte ein Zufall auf die Spur, von deren Richtigkeit ich mich vorerst zu überzeugen wünschte. Ich kam, um meine Schwägerin zu sehen."

„Das würde wohl besser unterbleiben," meinte der Consul mit auffallender Kälte. „Sie werden begreifen, daß ein solches Zusammentreffen für Eleonore nur peinlich sein kann —"

„Ella weiß am besten, wie ich von jeher zu der ganzen Angelegenheit gestanden habe," unterbrach ihn der Capitain. „Und sie wird mir sicher die erbetene Unterredung nicht versagen."

„Nun wohl, so thue ich es im Namen meiner Pflegetochter," erklärte Erlau bestimmt.

Hugo stand auf. „Herr Consul, ich weiß, daß Sie Vaterrechte über meinen Neffen und auch wohl über seine Mutter erworben haben, und ehre diese Rechte. Deshalb bitte ich Sie um die Gewährung dieser Zusammenkunft. Ich werde meine Schwägerin mit keinem Worte, mit keiner Erinnerung verletzen, wie Sie es zu fürchten scheinen, nur — sehen möchte ich sie doch wenigstens."

Es lag in den Worten eine so warme ernste Bitte, daß der Consul schwankte. Er mochte wohl an die Zeit denken, wo der Muth des jungen Capitain Almbach ihm das beste seiner Schiffe gerettet hatte, und der Dank, den der reiche Handelsherr in überschwenglicher Weise abzutragen bereit war, höflich, aber bestimmt zurückgewiesen wurde. Es wäre mehr als undankbar gewesen, diesem Manne gegenüber auf der schroffen Abweisung zu beharren; er gab nach.

„Ich werde fragen, ob Eleonore zu dieser Unterredung geneigt ist," sagte er aufstehend. „Von Ihrem Hiersein ist sie allerdings schon unterrichtet, denn sie war bei mir, als ich Ihre Karte empfing. Ich bitte nur um einige Augenblicke Geduld."

Er verließ das Zimmer; es vergingen wohl an zehn Minuten ungeduldigen Harrens, da endlich wurde die Thür von Neuem geöffnet und ein Damenkleid rauschte auf der Schwelle. Hugo ging rasch der Eintretenden entgegen.

„Ella! Ich wußte, daß Sie mich nicht —" Er stockte plötzlich, die zum Willkommen ausgestreckte Hand sank langsam nieder, und der Capitain stand wie angewurzelt.

„Sie scheinen mich kaum mehr zu erkennen," sagte die junge Frau, die vergeblich auf eine Vollendung des Grußes wartete. „Habe ich mich denn so sehr verändert?"

„Ja — sehr," bestätigte Hugo, dessen Auge noch immer in maßlosem Erstaunen an der Gestalt der vor ihm stehenden Dame hing. Der kecke, übermüthige Seemann, der sich sonst jeder Lage des Lebens, jeder Ueberraschung gewachsen zeigte, stand hier stumm, verwirrt, fast bestürzt da. Freilich, wer hätte *das* auch je für möglich gehalten!

Das also war aus der einstigen Gattin seines Bruders geworden, aus der scheuen furchtsamen Ella, mit dem blassen unschönen Gesichtchen und dem linkisch schüchternen Wesen! Jetzt erst sah man es, was jene Kleidung gesündigt hatte, in der Eleonore Almbach immer nur wie die Magd und nie wie die Tochter des Hauses erschien, und was jene unendliche Haube, die, wie für die Stirn einer Sechszigjährigen gemacht, Tag für Tag das Haupt der noch so jugendlichen Frau bedeckte. Das Alles war verschwunden bis auf die letzte Spur. Das helle duftige Morgengewand ließ die schlanke, noch immer mädchenhaft zarte Gestalt in ihrer ganzen Schönheit hervortreten, und der überreiche Schmuck der blonden Flechten, die jetzt unverhüllt getragen wurden, umgab in seiner ganzen schweren, goldschimmernden Pracht das Haupt. Das Gesicht der „blonden Signora" hatte Marchese Tortoni freilich nicht gesehen, aber Hugo sah es jetzt, und während dieses secundenlangen Anschauens fragte er sich immer wieder, was denn eigentlich mit diesen Zügen vorgegangen sei, die einst so starr und leer waren, daß man ihnen den Vorwurf der Stumpfheit gemacht, und die nun so beseelt und durchgeistigt erschienen, als sei ein Bann von ihnen genommen und irgend etwas Niegeahntes darin zum Leben erwacht. Freilich lag es noch um den Mund wie ein Zug leisen, nicht überwundenen Schmerzes, und die Stirn überschattete eine Schwermuth, die sie früher nicht gekannt, aber die Augen suchten nicht mehr verschleiert und scheu den Boden; jetzt waren sie klar und voll aufgeschlagen, und sie hatten wahrlich nichts eingebüßt von der einstigen Schönheit. Ella schien es gelernt zu haben, das, was ihr die Natur gegeben, nicht mehr ängstlich vor fremden Blicken zu verstecken. Als sie achtzehn Jahre alt war, fragte ein Jeder achselzuckend: „Wie kommt *diese* Frau an die Seite *dieses* Mannes?" Mit achtundzwanzig war sie eine Erscheinung, die mit jeder Anderen in die Schranken treten konnte. Wie schwer mußten der Druck und die Fesseln des Elternhauses auf der jungen Frau gelastet haben, wenn wenige Jahre, in freieren edleren Umgebungen verlebt, genügt hatten, um die einstige Hülle bis auf den letzten Rest abzustreifen und dem Schmetterlinge die Flügel zu lösen. Die fast unglaubliche Veränderung bewies, was die einstige Jugenderziehung verschuldet.

„Sie wünschten eine Unterredung mit mir, Herr Capitain?" begann Ella, indem sie sich auf die Ottomane niederließ. „Darf ich bitten?"

Worte und Haltung waren so sicher und unbefangen, wie die einer vollendeten Weltdame, die einen Besuch empfängt, aber auch fremd und kühl, als habe sie nicht die geringste Beziehung zu diesem Besuche. Hugo verneigte sich; es lag noch eine helle Röthe auf seiner Stirn, als er, der Einladung folgend, an ihrer Seite Platz nahm.

„Ich bat darum — der Herr Consul glaubte mir in Ihrem Namen diese Unterredung versagen zu müssen, aber ich bestand auf der directen Anfrage bei Ihnen. Ich hatte ein besseres Vertrauen zu Ihrer Güte, gnädige Frau."

Sie sah ihn groß und fragend an. „Sind wir uns so fremd geworden? Warum geben Sie mir diesen Namen?"

„Weil ich sehe, daß mein Besuch hier als ein unberechtigtes Eindringen angesehen wird, das man nur um des Namens willen, den ich trage, nicht entschieden zurückweist," versetzte Hugo mit einiger Bitterkeit. „Schon Herr Consul Erlau ließ mich das fühlen, und hier mache ich zum zweiten Male die Erfahrung. Und doch kann ich auch Ihnen nur wiederholen, daß ich ohne Auftrag, selbst ohne Wissen — eines Anderen hier bin und daß dieser Andere bis zur Stunde noch keine Ahnung von Ihrer Nähe hat."

„Nun so bitte ich Sie, diese Nähe auch ferner ein Geheimniß bleiben zu lassen," sagte die junge Frau ernst. „Sie werden begreifen, daß ich nicht wünsche, meine Anwesenheit verrathen zu sehen, und S. ist immerhin weit genug entfernt, um das möglich zu machen."

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir unseren Aufenthalt in S. genommen haben?" fragte Hugo etwas betreten über die Sicherheit dieser Annahme.

Sie wies nach den auf dem Tische liegenden Zeitungen. „Ich las heute Morgen, daß man dort zwei der ersten musikalischen Berühmtheiten erwartet. Die Nachricht ist verspätet, wie ich sehe, und Sie sind jedenfalls Gast Ihres Bruders."

Hugo schwieg; er hatte nicht den Muth, ihr zu sagen, um wie vieles näher ihr der einstige Gatte war, und die Zeitungsnotiz konnte er sich leicht erklären, da er von der bevorstehenden Ankunft Beatricens wußte. Man war eben gewohnt, sie und Reinhold stets zusammen zu nennen, und wenn dieser auch jetzt noch in Mirando weilte, so setzte man sein Kommen doch als bestimmt voraus, sobald sie in S. eingetroffen. Im Grunde war es ja auch ein verabredetes Zusammentreffen zwischen den Beiden; ableugnen ließ sich das nicht.

„Aber weshalb dieses Verbergen?" fragte er, den gefährlichen Punkt ganz unberührt lassend. „*Sie* sind es doch nicht, Ella, die eine etwaige Begegnung zu scheuen oder zu fliehen hat?"

„Nein! Aber meinen Knaben will ich um jeden Preis schützen vor der Möglichkeit einer solchen Begegnung."

„Mit seinem *Vater*?" Hugo legte einen vorwurfsvollen Nachdruck auf das letzte Wort.

„Mit Ihrem Bruder — ja!"

Der Capitain sah überrascht auf. Der Ton klang eiskalt, und starr und eisig lag es auf dem Antlitze der jungen Frau, das auf einmal den Ausdruck eines unbeugsamen Willens zeigte, wie ihn Niemand in dieser lieblichen Erscheinung gesucht hätte.

Gabelantilopen in der Prairie.
Originalzeichnung von Moritz Hoffmann in Berlin.

Digitized by Google

„Das ist hart, Ella," sagte Hugo leise. „Wenn Sie sich unnahbar machen — ich begreife es nach dem, was geschehen ist, warum aber auch den Knaben? Reinhold versuchte es schon einmal, sich seinem Kinde zu nähern — Sie wiesen ihn zurück —"

Ella unterbrach ihn. „Sie haben mir gesagt, daß Sie ohne Auftrag kommen, Hugo, und ich glaube Ihnen; dann aber braucht dieser Punkt nicht weiter zwischen uns erörtert zu werden. Lassen wir ihn ruhen! — Ich war sehr überrascht, Sie hier in Italien wieder zu sehen. Gedenken Sie lange hier zu bleiben?"

Der Capitain folgte, wenn auch mit einiger Betroffenheit, dem gegebenen Winke. Es war ihm doch noch gar zu ungewohnt, daß seine junge Schwägerin, die er fast nur als stumme scheue Zuhörerin gekannt, so vollständig das Gespräch beherrschte und es mit so großer Sicherheit und Unbefangenheit auf einen anderen Gegenstand hinüberzuleiten wußte, wenn der frühere ihr peinlich wurde.

„Wohl länger, als ich anfangs glaubte," sagte er, ihre Frage beantwortend. „Mein Aufenthalt war ursprünglich nur auf kurze Zeit bestimmt, aber ein Sturm, der uns auf offener See ergriff, hat meine Ellida so zugerichtet, daß ich nur mit Mühe den nächsten italienischen Hafen erreichte und vorläufig noch nicht daran denken kann, die Fahrt wieder aufzunehmen. Die Arbeiten am Schiffe werden Monate erfordern, und mein Urlaub ist somit in's Ungewisse verlängert worden. Ich ahnte freilich nicht, daß ich Sie hier finden würde."

Ueber das Antlitz der jungen Frau flog ein Schatten.

„Wir sind auf ärztlichen Befehl hier," erwiderte sie ernst. „Ein Brustleiden nöthigte meinen Pflegevater, den Süden aufzusuchen; seine Gattin ist schon seit mehreren Jahren todt, und Sie wissen ja, daß er kinderlos ist. Ich war längst in die Rechte einer Tochter getreten; da war es wohl selbstverständlich, daß ich auch die Pflichten derselben übernahm. Die Aerzte bestanden durchaus auf diesen Ort, der in der That die günstigste Wirkung zu üben scheint, und so sehr ich wünschte, gerade Italien zu vermeiden, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, den Kranken, dem meine Nähe Bedürfniß geworden war, allein reisen zu lassen. Wir glaubten jeder peinlichen Begegnung vorzubeugen, wenn wir die Stadt vermieden, in der — Signor Rinaldo lebt, und uns hier die einsamste und abgelegenste der Villen zu möglichster Zurückgezogenheit auswählten. Die Maßregeln waren umsonst, wie ich sehe; Sie waren kaum in meiner Nähe, als Sie auch bereits meinen Aufenthalt entdeckten."

„Ich? Ja freilich," sagte Hugo in unwillkürlicher Verlegenheit. „Und Sie machen mir einen Vorwurf daraus?"

Ella lächelte. „Nein! Aber gewundert hat es mich, daß Capitain Hugo noch so viel Interesse für die kleine Cousine und ehemalige Spielgefährtin hegte, um so hartnäckig auf einem Wiedersehen zu bestehen, das ihm anfangs verweigert wurde. Wir glaubten uns hinreichend gegen fremde Besuche gesichert zu haben. Sie wußten dennoch den Eingang zu erzwingen, und das zeigt mir, daß ich auch schon in meinem früheren Leben Freunde besessen habe. Bis heute bezweifelte ich das, aber es ist doch eine Gewißheit, die mir wohl thut, und dafür danke ich Ihnen, Hugo."

Sie hatte die Augen klar und voll zu ihm aufgeschlagen, und mit einem reizenden Lächeln, welches das Gesicht unendlich lieblich erscheinen ließ, streckte sie ihm jetzt vertraulich die Hand entgegen. Aber der freundliche Dank fand keine Antwort — die Stirn des Capitains brannte in glühender Röthe, und urplötzlich sprang er auf und stieß ihre Hand zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das edelste Jagdthier der Prairie.

(Mit Abbildung.)

Die Freude, Gabelantilopen in der Wildniß zu sehen, wurde auch mir zu Theil als ich, von Vinita im Indianergebiet nach Junction-City heraufkommend, längs der Kansas-Pacific-Eisenbahn nach Denver reiste. Ich beschreibe das wirklich schöne Thier, wie ich es selbst sah.

Die arten- und formenreiche Familie der Antilopen, welche bekanntlich für Afrika ganz besonders charakteristisch ist, hat in Amerika, und zwar ausschließlich in der Nordhälfte dieses Continents, nur zwei Vertreter aufzuweisen, nämlich die noch wenig bekannte langhaarige Ziegenantilope der Hochgebirge und die Gabelantilope (Antilocapra americana) der Ebenen, auch Gabelgemse, Prongbuck-Kabri, bei den Amerikanern schlecht weg Antilope genannt.

Wenig größer als unser Reh, ist die Gabelantilope minder schlank gebaut und von stattlicherer Figur, die sie im Verein mit der ansprechenden Färbung zu einer so anmuthigen Erscheinung macht. Die Hauptfärbung ist ein schönes Rostisabell, von dem sich die weiße Zeichnung des Bauches und der Körperseiten, ein Spiegelfleck der Hinterschenkel und zweier Schilder an der Vorderseite des Halses scharf abheben. Ebenso schön ist der an den Seiten und Lippen weiße Kopf gezeichnet, indem die Oberseite desselben von einem braunschwarzen Längsfelde, die hintere Wangengegend von einem dreieckigen schwarzen Flecke bedeckt wird. Am Hinterhalse verläuft ein schwarzbrauner mähnenartiger Kamm. Beide Geschlechter sind fast gleichgefärbt, aber die Hörner erreichen beim Thiere selten über fünf Zoll Länge oder fehlen zuweilen ganz, während sie beim Bock über elf Zoll lang werden. Das sehr dichtstehende, harte und brüchige Haar ist im Winter länger.

Die Antilope ist Standwild und lebt in Rudeln, die sich in den Wintermonaten oft zu Heerden von mehreren Hundert Stücken vereinigen und umherstreifen, theils um reichere Weideplätze, theils um in der trockenen Jahreszeit Wasser aufzusuchen. So lange Grünfutter vorhält, bedarf die Antilope des Wassers nicht, kommt aber da, wo sie es haben kann, regelmäßig zur Tränke. Ihre Nahrung besteht aus Gras und den niedrigen Gewächsen der Prairie, welche auch dürr und verdorrt nicht verschmäht werden.

Die Gabelantilope übertrifft an Schnelligkeit alle anderen Vierfüßler Nordamerikas und steht ihren afrikanischen und asiatischen Verwandten ebenbürtig zur Seite. Ihr ungemein scharfes Gesicht und die äußerst feine Witterung unterrichten sie von jeder nahenden Gefahr, und da eine ruhende Antilopenheerde ihren Standort ebenso klug auszuwählen versteht, wie die Windrichtung geschickt zu benutzen weiß, so ist sie auch ohne ausgestellte Wachposten gut gesichert. Ueberdies unterscheiden Antilopen sehr wohl zwischen Verdächtigem und Unverdächtigem. So kümmern sie sich wenig um weidende Rinder oder Pferde, und selbst den heranbrausenden Eisenbahnzug lassen sie oft ziemlich nahe kommen; aber einen herumstreifenden Wolf werden sie selten übersehen, und es bedarf der ganzen Kriegslist Isegrims, um Antilopen zu beschleichen. Destomehr fallen ihm Junge und Alte bei hohem Schnee zum Opfer.

In Anbetracht dieser besonders scharfen Sinnesbegabung, bei der das Gehör übrigens nachsteht, ist es erklärlich, daß die Antilopenjagd ebenso schwierig wie mühselig ist und ebensoviel Geduld als Ausdauer erfordert. Nur ausnahmsweise wird es möglich, das scheue Wild an der Tränke auf dem Anstande zu erlegen, aber die gewöhnlichste Jagdweise bleibt einzig und allein die Pürsche, wobei der Jäger lediglich auf seine Geschicklichkeit im Anschleichen resp. Kriechen auf der baum- und strauchlosen Prairie angewiesen ist.

Um zu einer solchen Jagdstätte zu gelangen, hatte ich die von Vinita bis Denver an fünfhundert englische Meilen lange Strecke zurückzulegen, welche von der Station Ellesworth aus durch das Herz der Prairie führt, die man in der ganzen Großartigkeit ihrer Einförmigkeit während achtzehn bis zwanzig Stunden genießt. Es ist erklärlich, daß ein Trupp Antilopen, eine langsam dahin galoppirende Bisonheerde, eine Ansiedelung munterer Prairiehunde und dergleichen für den Reisenden aus dem Osten bei Weitem anziehender sind, als die unbedeutenden Stationsorte mit ihren sich unverändert wiederholenden „Saloons", „Liquor-Stores", Restaurants &c.

Ein glücklicher Zufall führte mich auf der Plattform des Waggons mit einem ausgezeichneten deutschen Reisenden, Grafen A., zusammen, der mit mir die von der aufgehenden Sonne magisch

beleuchtete Kette der Felsengebirge in stiller Bewunderung betrachtete. Wir wurden bald bekannt, und unsere gemeinschaftlich geschmiedeten Jagdpläne erfüllten sich in Denver schneller und günstiger, als wir erwartet hatten, indem sich uns einer der erfahrensten Jäger Colorados, Rudolph Borcherdt, freiwillig zum Begleiter anbot.

Borcherdt betrieb mit Geschick die Ausstopfekunst und war eine jener nach deutscher Beurtheilung wunderbaren Persönlichkeiten, wie sie nur der Westen hervorbringt. In Deutschland forstmännisch ausgebildet, hatte er die neue Welt als Trapper, Jäger, sammelnder Naturforscher und Händler weit und breit durchstreift und bewohnte jetzt ein kleines Haus am Plattefluß, wenige (engl.) Meilen von Denver. Dort erwartete er uns an einem Octobermorgen und zwar jagdmäßig gerüstet. Seine Lenden umschloß ein dicht mit Patronen gespickter Ledergurt, und auf seiner linken Schulter ruhte eine Büchse, deren Größe uns anfangs in Erstaunen setzte. Bei näherer Besichtigung zeigte sich aber das sechszehn Pfund schwere Jagdgeräth als ein äußerst solid gearbeiteter Hinterlader nach Bennington's System und allen an die Prairiejagd gestellten Anforderungen entsprechend. In erster Linie gehört dazu eine das gewöhnliche Maß bei Weitem überragende Tragfähigkeit und Treffsicherheit. Bei verhältnißmäßig sehr kleinem Caliber und entsprechendem konischem Geschoß betrug die Pulverladung der Patrone nicht weniger als achtzig Gran, woraus sich die unverhältnißmäßige Stärke des Laufs und Solidität der ganzen Arbeit erklärte. Die auffallendste Eigenthümlichkeit der in London gebauten Waffe bestand indeß in einem über dem Laufe angebrachten stockförmigen Fernrohre, welches zehn äußerst scharfe, etwas über einen halben Zoll im Durchmesser haltende Linsen enthielt, deren vorderste mit einem schwarzen Linienkreuze bezeichnet war, dessen Brennpunkt beim Zielen als Korn diente. Selbstverständlich erforderte die Führung dieses eigenthümlich construirten Gewehrs große Uebung. Borcherdt hatte daher auch in der Nähe seines Hauses einen Schießstand errichtet, in welchem ausgestopfte Hirsche als Scheiben dienten.

Nachdem wir Haus, Schießstand und das Ausstopfelaboratorium besichtigt, eine höchst primitive selbsterrichtete Erdhütte, welche außer einem Chaos von Jagdtrophäen, Elkgeweihen, Bison- und Antilopenköpfen &c. auch Charly, den Prairierenner, beherbergte, wurden unter Borcherdt's Führung die oftmals tiefen und reißenden Flußbetten des damals wasserarmen Platteflusses überschritten.

An einem Biberbau vorüber, von dessen Betrachtung wir uns schwer trennen konnten, ging es in die offene Prairie hinaus, welche, im Westen von der imposanten Kette der Felsengebirge begrenzt, herrliche Landschaftsbilder entfaltet.

Mit Ausnahme einzelner Flüge fröhlicher Alpenlerchen schien die Natur wie ausgestorben, und wir begannen schon daran zu zweifeln, daß wir in dieser Einöde jemals Antilopen antreffen würden, als Borcherdt, der, neben dem Kutscher sitzend, auf dem durch Regengüsse oft stark zerrissenen und mitunter steil abfallenden Wege unser Gefährt leitete, plötzlich die Pferde anhielt. Sein Falkenauge hatte ein Rudel ruhender Antilopen entdeckt, welches wir zu sehen uns vergeblich anstrengten, denn unseren noch ungeübten Augen erschien die Stelle, wo sie liegen sollten, ebenso braungelb wie die übrige Landschaft. Mittelst des Fernrohrs glückte es uns indeß, die gewünschten Objecte aufzufinden. Borcherdt hatte Recht; es waren neun Stück, die uns, obwohl noch in eintausendfünfhundert Schritt Entfernung, doch bemerkt zu haben schienen und sich einzeln erhoben um zu äugen. Wahrscheinlich hatten sie uns längst beobachtet, waren aber offenbar erst durch das Stillhalten des Wagens mißtrauisch geworden.

Der Wagen setzte sich unverzüglich wieder in Bewegung, und zwar nach einem tiefen Regenbett hin, welches uns als Deckung dienen sollte und wo wir schnell ausstiegen. Das plötzliche Verschwinden des Wagens hatte das Mißtrauen der Antilopen noch mehr erregt, aber sie überließen sich auf's Neue der Ruhe, als das Gefährt ihnen wieder sichtbar wurde und sich langsam in abweichender Richtung fortbewegte. B. hatte dies im Voraus erwartet und erzählte uns, daß Antilopen einen Wagen, der sich ihnen in Bogenlinien nähert, nicht selten auf Schußweite herankommen lassen, während sie vor dem Reiter oder Fußgänger regelmäßig fliehen. — Wir schlichen inzwischen in dem Rinnsale gebückt und vorsichtig vorwärts, als B., der vorankroch und zuweilen Auslug hielt, sich plötzlich niederwarf, worin wir ihm sofort schweigend folgten. Flüsternd theilte er uns mit, daß keine 200 Schritt rechts von uns ein anderes Rudel stehe, welches größeren Erfolg verspreche. Wir machten unsere Büchsen fertig und krochen weiter, bis Borcherdt Halt winkte. Vorsichtig über den Rand des Regenbettes blickend, hatten wir auf nicht weiter als hundertundfünfzig Schritt fünfzehn stattliche Antilopen vor uns, die theils ruhten, theils äßten, uns aber ihre weißen Spiegel zukehrten, also keinen sicheren Schuß erlaubten. Die Aufregung und der Wunsch, die herrlichen Geschöpfe noch länger zu beobachten, waren natürlich groß, als sie plötzlich Witterung bekamen, blitzschnell aufsprangen und langsam forttrabten. Schon wollten wir ihnen Kugeln nachsenden, aber Borcherdt suchte es zu verhindern. Nach einer kurzen Strecke machte das Rudel wirklich Halt und äugte nach der verdächtigen Stelle, wo wir bis jetzt noch ungesehen verborgen lagen. Dieser Moment mußte natürlich benutzt werden. Beim Knall unserer Büchsen eilte das Rudel rechts abschwenkend in Sturmeseile dahin, hielt nochmals, für unsere deutschen Büchsen bereits unerreichbar, auf Augenblicke an, die Borcherdt benutzte, um ihm seine Kugeln nachzusenden. Es entwickelte sich dadurch ein höchst anziehendes Jagdbild, welches, für den Schützen aus dem fernen Osten ebenso neu wie ungewohnt, doppelten Reiz erhielt und die vollste Waidmannsbegeisterung in uns erweckte. Borcherdt, in knieender Stellung, seinen Sechszehnpfünder vor sich in der Gabel, ließ die fliehenden Antilopen, welche für das bloße Auge zusehends kleiner wurden, nicht zu Athem kommen und sandte ihnen selbst dann noch seinen Gruß nach, als ihre weißen Spiegel kaum mehr thalergroß erschienen. Konnte von einem sicheren Schusse bei einer Entfernung von tausend bis fünfzehnhundert Schritt auch nicht mehr die Rede sein, so ließ sich die Wirkung der Kugeln doch noch gut beobachten; je nachdem dieselben einschlugen, machte das Rudel, wie auf Commando, plötzliche Schwenkungen, oder wenn es überschossen wurde, Kehrt, um in anderer Richtung dahinzustürmen, bis es dem bloßen Auge ganz entschwand. — Unsere erste Salve war übrigens nicht wirkungslos geblieben: zwei Antilopen hatten sich — ein sicheres Zeichen ihrer Verwundung — vom Rudel getrennt, blieben aber für uns verloren, weil wir keinen Hund besaßen, und ohne einen solchen, davon überzeugten wir uns bald, mußten die Erfolge stets sehr zweifelhaft bleiben.

Wir beorderten nach diesem ersten Versuche unseren Wagen durch Zeichen nach einer Senkung hin, in welcher zwei bis drei Bäume, die einzigen soweit das Auge reichte, weithin Wasser anzeigten, und langten, bei der steigenden Sonnenhitze, ziemlich ermattet bei einem kleinen Tümpel an, dessen schmutziges, grünliches Wasser nicht eben sonderlich einlud, aber trefflich mundete. Wir rasteten hier eine kurze Zeit, verzehrten ein kaltes Frühstück und plauderten bei einem gemüthlich dampfenden Pfeifchen über Jagd und Prairieleben. Dabei wurden natürlich auch die Klapperschlangen nicht vergessen, und Borcherdt erzählte uns, daß sie sehr häufig seien; er scheue sie aber wenig und pflege sie stets mit der Hand zu fangen, was uns allerdings etwas übertrieben erschien. Als wir unseren Marsch wieder aufgenommen hatten und eine Niederlassung jener interessanten Murmelthiere passirten, die den Namen Prairiehunde führen, machte Graf A. plötzlich einen Seitensprung, den ich instinctiv wiederholte. Eine an drei Fuß lange Klapperschlange war die Ursache. Langsam und unheimlich glitt sie dahin, aber schon im nächsten Augenblicke hatte sie Borcherdt mit Zeigefinger und Daumen im Nacken gefaßt und zeigte uns das giftige Scheusal in seiner ohnmächtigen Wuth sich loszuwinden. Bei weit aufgesperrtem Rachen entquollen ihren Giftzähnen je drei und vier Tropfen der klaren, sherryfarbenen tödtlichen Flüssigkeit, während die Hornringe am Schwanzende ein sonderbares spinnradartiges Schnurren hervorbrachten, bis ein Schnitt mit dem Bowiemesser erst den unheimlichen Tonapparat, dann den Kopf unmittelbar hinter den Giftzähnen abtrennte.

In der Nähe von Colonien der Prairiehunde, den sogenannten Hundedörfern, begegnet man Klapperschlangen am häufigsten. Auffallender Weise stellen sie den Prairiehunden nicht nach, sondern beide so verschiedene Geschöpfe und mit ihnen ein kleiner Kauz, die Prairieeule, als Dritter im Bunde, bewohnen in größter Eintracht die weitverzweigten Gänge der unterirdischen Bauten, gewiß ein Beispiel von Zusammenleben zwischen Säugethier,

Vogel und giftigem Reptil, wie es im Haushalte der Natur nicht zum zweiten Male vorkommt. — Gern hätten wir noch länger an dem Hundedorfe verweilt, dessen zahlreiche Bewohner kläffend auf den fußhohen Erdhügeln saßen, um bei der leisesten Bewegung in die dort mündende Hauptröhre zu verschwinden; aber der Jagdeifer trieb uns vorwärts.

Wir bekamen bald eine Antilopenheerde in Sicht, welche jedoch schon auf zwölfhundert Schritt das Weite suchte, und beobachteten später mit unseren Gläsern eine andere, welche über fünfzig Stück zählte und bei der es in Folge der Brunstperiode lebhaft herging. Man sah, wie alte Böcke mit einander kämpften, die Thiere trieben, welche ihrerseits wiederum Zudringlichkeiten abwehrten, kurzum es war ein fortwährend wechselndes, für den naturkundigen Beobachter ungemein anziehendes Bild, von dem wir uns nur trennten, um unsere Jagd in ähnlicher Weise, wie bisher, fortzusetzen.

Als es endlich Zeit wurde, an den Heimweg zu denken, schritten wir nach der Stelle, wohin wir den Wagen dirigirt hatten, als uns das Jagdglück abermals hold war. Wir wollten eben um den vorspringenden Ausläufer eines steil abfallenden Regenbettes biegen, als wir unerwartet einem kleinen Trupp Antilopen gegenüberstanden, ein Anblick, bei dem wir uns lautlos niederwarfen. Wir waren aber bereits gesehen worden, und die Thiere galoppirten, unseren Weg kreuzend, wie sie es gewöhnlich thun, an uns vorüber. Sie wandten uns dabei ihre Breitseiten zu, und als wir schossen, brachen zwei Thiere zusammen. Meine Kugel war zu niedrig gegangen und hatte der Antilope beide Hinterläufe zerschmettert. Wir eilten also, um sie abzufangen, was sich indeß weit schwieriger erwies, als wir je erwartet hatten; denn trotz der furchtbaren Verwundung lief das arme Thier noch so schnell und wußte dabei so geschickte Seitenwendungen zu machen, daß es nur Borcherdt's stählernen Gliedern gelang, es einzuholen und niederzustoßen.

Nachdem wir unsern Wagen glücklich aufgefunden und die Beute abgeholt hatten, traten wir die Heimfahrt an.

Die untergehende Sonne färbte das öde Gelbbraun der Prairie von Orange bis Braunroth, während die Kette der Felsgebirge mit einem sanften Violett übergossen wurde, gegen welches das zauberhafte Purpurroth der schneeigen Spitzen und Hörner wunderbar contrastirte, bis diese wechselnden Bilder mit dem Eintritte der Dämmerung mehr und mehr verblaßten und endlich ganz entschwanden. Erfüllt von ihnen und in Stillschweigen versunken, erweckte uns der Ruf des Prairiekauzes und das Geheul der Cayote aus unseren Träumereien. Bald vernahmen wir auch Hundegebell — wir näherten uns einer einsamen Farm. Borcherdt sprang ohne Zögern unter die anscheinend wüthenden Hunde, öffnete das schwere Gatter und ging in das Haus, um über eine Fuhrt des Platteflusses Erkundigungen einzuziehen. Wir hörten, daß dieselbe einige Meilen oberhalb liege, aber der Farmer hielt auch hier den Uebergang für nicht allzu schwierig und ließ sich bereit finden, uns, auf einem Pferde voranreitend, den Weg zu zeigen. Beim sanften Scheine des Mondes lag bald das glitzernde ansehnlich breite Flußbett, von mächtigen Bäumen eingefaßt, vor uns, und wir erreichten ohne Unfall das andere Ufer, obschon uns das Wasser an tiefen und reißenden Stellen, die wegen des steinigen Grundes den Pferden gefährlich zu werden drohten, oft bis in den Wagen gedrungen war. Auf geebnetem Wege eilten wir nun ohne Aufenthalt Denver zu, wo wir, erwartet von unseren deutschen Bekannten, gegen Mitternacht eintrafen.

Bei den besonderen Schwierigkeiten, welche mit der Antilopenjagd verknüpft sind, erklärt es sich übrigens, daß man so Wenige trifft, welche diesem Waidwerke, dem edelsten, das Nordamerika besitzt, huldigen, und Leute wie Borcherdt, der sich rühmen konnte, Hunderte dieser Thiere erlegt zu haben, gehören auch im Westen zu den Ausnahmen.

Alt eingefangene Gabelantilopen sollen unzähmbar sein, aber junge, mit der Flasche künstlich aufgezogene gewöhnen sich vollständig an Haus und Menschen und werden vollkommen zahm; doch ist ihre Aufzucht mit Schwierigkeiten verbunden. Man sieht deshalb nur höchst selten Gabelantilopen in Gefangenschaft, und in Europa können bis jetzt nur die zoologischen Gärten in London, Antwerpen und Berlin auf den Besitz dieser Seltenheit stolz sein. Nach dem herrlichen Pärchen im Berliner Garten, der sich unter Bodinus' Leitung so mächtig entwickelte, hat der Thiermaler Moritz Hoffmann in Berlin das lebensvolle Bild entworfen, in welchem wir unseren Lesern eine naturgetreue Darstellung des interessanten Thieres vorführen. C. F.

Der Heimgang eines Dichters.

Fritz Reuter ist todt! In vielen Tausend Herzen haben diese Worte einen schmerzvollen Widerhall gefunden; von Mund zu Munde ging die Trauerbotschaft, und manches Auge hat sich mit Thränen gefüllt bei dieser Kunde. Er ist todt der Mann, der dem deutschen Volke ein so reiches Erbe in seinen Werken hinterlassen hat; sein treues, gutes Auge leuchtet seinen Freunden nicht mehr; sein Herz, das so reich an Liebe war, welches für alles Gute und Edle so warm schlug, steht still für immer — er ist heimgegangen, der Dichter, der an Gaben so reich begnadet war.

Ich will in diesen Zeilen nicht Reuter's Verdienste würdigen, denn sie liegen in seinen Werken unantastbar versiegelt; ich will den Heimgang eines echten deutschen Dichters schildern, der mit jedem Gedanken, mit jedem Pulsschlage seines braven Herzens fest in seinem Volke wurzelte; ich will dem Freunde, dessen Hand so lieb und innig zu drücken verstand, einen letzten Gruß zurufen.

Die Stelle, welche Reuter in der deutschen Literatur einnimmt, ist ihm freudig von allen Denen eingeräumt, welche den Klang seiner Sprache verstehen — seine Werke sind liebe Freunde geworden in Palast und Hütte; der Volksmund hat aus ihnen geschöpft. Seine Gestalten haben Fleisch und Blut gewonnen; sie leben fort und werden noch oft, bald schalkhaft, bald wehmüthig lächelnd, an uns herantreten, als wüßten sie, wie lieb wir sie gewonnen haben.

Fritz Reuter ist todt! Noch vermag ich den Gedanken kaum zu fassen, und es ist mir, als müßte ich zu ihm eilen auf die Terrasse in seinem Garten, wo er, seit Ostern schon an einem Herzübel leidend, den schönen Frühling und die Blumenpracht des Sommers in seinem Rollstuhle begrüßte, da zu gehen ihm nicht mehr gestattet war. Wie warm drückte er die Hand, wie lieb blickte sein Auge, wie durchzuckte mich die ganze Fülle seiner Herzensgüte, wenn seine Hand mir schmeichelnd durch den Bart hinstrich und seine Lippen so freundlich sagten: „Mein lieber alter Fritze!" Noch hatte sein Geist trotz seines Leidens seine volle Frische bewahrt. Er nahm an Allem das regste Interesse; er scherzte und lachte.

Dort saß er unter den schattenden Zweigen einer Eiche, in einer kleinen Grotte, welche sein treuer Diener und Gärtner Möller in den Felsen gemeißelt, um den Kranken gegen Wind und Zug zu schützen. Frei glitt von dort sein Auge hin in das stille und liebliche Johannisthal, und wenn dann auf der nahen, zur Wartburg hinführenden Chaussee Fremde hinwanderten und dem Dichter durch Schwenken der Hüte und Wehen mit Tüchern einen Gruß zuriefen, dann glänzten seine Augen und mit rührender Bescheidenheit sprach er noch leise: „Die guten Menschen!"

Von der Eiche, die ihm den Schatten gab, waren bei dem Aushauen der Grotte zwei kräftige Wurzeln abgeschnitten und mehr als einmal sagte er: „Die Wurzeln sehen mich wie zwei Augen an. Wenn ich hingehe, wird auch die Eiche hingehen." Die Eiche stand noch wenige Tage vor seinem Tode in vollem, frischem Grün, und heute, an dem Tage, an dem er in die Erde gebettet ist, färben sich ihre Blätter, und halb vertrocknet steht sie da, als wollte sie keinem Menschen weiter Schatten geben.

Die Gefahr seines Leidens kannte er nicht, obschon sie seiner treuen und so innig geliebten Gattin nicht verborgen war. Monatelang wechselte sein Zustand. Seine kräftige Natur schien sich immer wieder durchringen zu wollen; die Hoffnung auf Genesung keimte wieder empor, und nur, wenn er die Hand seiner Gattin erfaßte und mit seiner weichen Stimme sagte: „Meine liebe

Digitized by Google

Luising", dann schimmerte wohl das Gefühl der Bangigkeit aus seinen Augen, daß er von der getrennt werden könne, mit der sein ganzes Leben, sein Denken und Fühlen so innig verbunden war, die ihm in trüben und guten Stunden treu und lieb zur Seite gestanden, die ihn gepflegt und gehütet, wie nur eine Mutter ihr Kind hüten kann. Täglich kam sein treuer und tüchtiger Arzt, Dr. Wedemann, zu ihm, und wenn derselbe auch das mehr und mehr dahinschwindende Leben nicht aufzuhalten vermochte, da trotz aller Bemühungen der seit Monaten fehlende Appetit nicht wiederkehren wollte, so brachte er ihm doch jedesmal Beruhigung und neue Hoffnung mit.

Noch war es ihm vergönnt, seine Lieblinge, die auf der Terrasse stehenden schönen Rosen, blühen zu sehen; noch freute er sich über die prachtvoll blühende Glycinia chinensis, die seit Jahren nicht eine so reiche Blüthenfülle gezeigt hatte, und noch sah er die prächtig blaue Blume der Clematis Bachmanni, die an dem Balcon seiner Villa sich emporrankt.

Am Donnerstag Morgen, drei Tage vor seinem Tode, ließ er sich zum letzten Male in seinem Rollstuhle auf die Terrasse fahren, dann legte er sich nieder um auszuruhen — er sollte sein Bett nicht wieder verlassen. Die heißen und schwülen Tage hatten seinen Zustand verschlimmert, aber noch am Freitage und Sonnabend war keine ernstliche Besorgniß für sein Leben vorhanden, denn ähnliche Tage, an denen er während seiner Krankheit an das Bett gefesselt war, waren öfter vorgekommen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage und vor Allem am Sonntage selbst nahm sein Leiden schnell zu, und nur zu bald war die Hoffnung abgeschnitten.

An Pflege fehlte es dem Kranken nicht — was Menschenmacht zu leisten vermochte, ist geschehen; seine Gattin wich nicht von seiner Seite. Die Diaconissin, Schwester Telesphora, unterstützte sie in ihrer stillen und bescheidenen Weise auf das Beste. Dr. Wedemann war fast unablässig bei dem Kranken und Reuter's langjähriger Freund, der Gerichtsrath Fischer, gab ihm den Freundeszuspruch.

Die Herzensthätigkeit des Kranken wurde schwächer und schwächer. Seine Leiden waren erträglich, nur wenige Male, wenn die Brust nach Athem rang, drängten sich die leisen Klageworte: „Mein Gott!" über seine Lippen. Sein Geist war noch immer klar und frisch, obschon das Gefühl des nahen Todes ihn erfaßt hatte. Als er seine Gattin fragte, wohin sie ihn nach seinem Tode bringen lassen werde, und sie ihm erwiderte, in ihr Zimmer, welches wie ein Heiligthum geschmückt und mit Andenken von ihm und an ihn erfüllt ist, da ergriff er tiefbewegt ihre Hand und rief: „meine Luising, das wolltest Du thun!"

Allmählich ging sein Geist in einen halbträumenden Zustand über, aus dem er dann und wann wieder zu voller Klarheit erwachte. Die beste und unvergeßliche Gestalt seiner Werke, der Inspector Bräsig, schien wie zum Abschiede vor ihm aufzutauchen, denn mit geschlossenen Augen daliegend sprach er leise: „Da bin ich Dich über!" dieselben Worte, welche Bräsig zu Habermann spricht. Und als er dann nach einiger Zeit leise, halb fragend rief: „Gedenken, gedenken?" und seine Lebensgefährtin schluchzend seine Hand küßte und rief: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!" da öffneten sich seine Augen und ruhten still auf der Gefährtin.

Der Abend nahte. Das Herz wurde schwächer und schwächer. Als der Arzt wieder zu ihm in's Zimmer trat, sprach er: „Herr Doctor, ein schwerer, schwerer Kranker!" Er fühlte das Nahen des Todes. „Friede, Friede, Friede!" rief er nach einiger Zeit, als wollte er noch einmal der Welt das als Vermächtniß zurufen, was er stets gewünscht, als empfände er, daß auch auf ihn der Friede sich herabsenkte nach einem Leben, das so reich an Kampf, an Schmerzen und auch an Freuden gewesen war.

Schwerer und schwerer athmete seine Brust; die Müdigkeit des ewigen Schlafes legte sich auf seine Augen. Den Kopf etwas zur Seite wendend, sprach er: „Luising, lulle mich in Schlaf!" Es waren seine letzten Worte. Nach kurzer Frist hatte sein Herz zu schlagen aufgehört — am Sonntag den 12. Juli, Nachmittags fünf und ein halb Uhr.

So war der Heimgang eines Dichters, der in den Herzen von vielen Tausenden für immer leben wird. Draußen im Garten dufteten die Rosen und weißen Lilien, und die Clematis an dem Balcon ließ wie zur Trauer ihre Hunderte von Blüthen niederhängen. Die Stille des Todes war eingekehrt in das Haus, welches der Geschiedene sich vor noch nicht zehn Jahren so schön erbaut, in welchem sein Mund so manches heitere Wort gesprochen, in dem er so manchem Freunde die Hand gedrückt.

Um acht Uhr trugen wir den Todten aus seinem Schlafzimmer, in welchem er geschieden war, in das Zimmer seiner Gattin, um ihn dort niederzulegen, wie sie ihm versprochen hatte. Keine fremde Hand rührte ihn an. Dr. Wedemann, der Gärtner, die Schwester Telesphora und ich, wir trugen ihn, und als wir ihn dort halb zwischen Blattpflanzen und Blumen auf das letzte Lager gebettet, drängte sich uns unwillkürlich die Frage auf: ist er wirklich todt oder schläft er nur? So still und friedlich lag er da; der Tod hatte keinen seiner Züge verzerrt; kein starrer Ausdruck lag auf dem Gesichte — ein Hauch der Verklärung und der Poesie war über das liebe Gesicht ausgegossen.

Fritz Reuter ist todt! Diese Trauerkunde trug der Telegraph noch an demselben Abende fast durch ganz Deutschland hin, und schon am folgenden Morgen brachte er von allen Seiten die Beweise zurück, wie viel Liebe und Verehrung der Geschiedene genossen. Der Großherzog von Weimar, sowie die Großherzogin und deren Töchter, welche Reuter so manchen Beweis ihrer Liebe gegeben, gehörten mit zu den Ersten, welche durch den Telegraphen ihren Schmerz und ihre Theilnahme aussprachen. Und so ging es fort, Stunde um Stunde, während wir mit der tiefgebeugten Gattin des Todten zum neuen Friedhofe der Stadt Eisenach hinausfuhren, um für den Geschiedenen einen stillen und ruhigen Fleck Erde zur letzten Wohnung auszusuchen. Und wir fanden ihn. Nicht in Reihe und Glied mit den übrigen Todten, denn auch im Leben war er nicht in Reihe und Glied mit den Menschen gegangen, sondern er hatte zu ihren Geistesführern gehört im besten und edelsten Sinne. Er war stets einer der Ersten gewesen, wenn es ein gutes Werk auszuführen galt, und bescheiden war er dann zur Seite getreten. In einer stillen, friedlichen Ecke, wo zwei Wege des Friedhofs sich treffen, in dem Schatten von jetzt noch jungen Bäumen, die aber in wenigen Jahren ihre Zweige schützend und schirmend über das Dichtergrab ausbreiten werden, in einem traulichen Winkel, wie Reuter ihn so sehr geliebt, wurde der Begräbnißplatz erworben.

Wenn es für die Lebensgefährtin des Todten, die noch immer nicht fassen konnte, daß ihr Fritz nicht mehr lebte, daß sie nicht mehr zu ihm eilen konnte, um seine Hand zu erfassen, in diesen schweren, bitteren Stunden einen Trost geben konnte, so war es der, daß die Beweise der Liebe und Anerkennung für den Geschiedenen sich mit jeder Stunde häuften. Reicher ist wohl selten ein Dichter mit Lorbeerkränzen und Blumen bedacht worden; sie kamen nicht von Freunden und Bekannten allein, sondern als ferne Grüße von Vielen, die er durch seine Werke erfreut. Nannten doch Manche nicht einmal ihren Namen. Sie wollten nur ein Zeichen ihrer Anerkennung und Liebe geben; sandte doch selbst ein Tertianer aus Höxter, der Reuter's Dichtungen gelesen, dem Todten einen Lorbeerkranz. Und wieder waren der Großherzog von Weimar und dessen Gemahlin nicht die Letzten, die für das Dichtergrab einen Lorbeerkranz und Palmenzweig schickten. Und so viele auch kamen von allen Seiten, ein Jeder, der den Geschiedenen kannte, mußte still sagen: er hat es verdient als Dichter und Mensch, denn ein braveres Herz hat selten geschlagen.

Der letzte schwere Tag, der Mittwoch, der Tag der Beerdigung brach an. Schon am Dienstag war der Todte in den Zinksarg gelegt, der ihn aufnehmen sollte. Am Mittwoch wurde dieser in den einfach schönen Sarg von Eichenholz gestellt, hatte Reuter die Eichen doch stets so gern gehabt. Wie ein Schlafender lag der Todte auf dem weißen Kissen. Mit Cedernzweigen und den Blüthen der weißen Lilie und der Clematis war sein Haupt und Körper umkränzt; aus des Dichters eigenem Garten hatte sein treuer Gärtner sie gepflückt. Noch hatte die entstellende Hand des Todes sich nicht an ihn gewagt; noch war sein Gesicht ebenso friedlich und mild; es schien um Jahre jünger geworden zu sein und glich wieder in auffallender Weise den Bildern seiner noch kräftigen Manneszeit. Aus hohen Cedern und Palmen hatten wir eine Laube um den Sarg gebaut — darinnen ruhte er so still. Schlief er wirklich nur? Wollte sein Mund noch einmal zu einem Gruße sich öffnen? Täuschte dieser Friede des Todes doch selbst seine treue Lebensgefährtin, denn mehr als einmal beugte sie sich über ihn, als ob sie auf seinen Athem

lauschen wollte, mehr als einmal fragte sie: „Ist er auch wirklich todt?“ Und doch hatte sie selbst, als er geschieden war, die Augen ihm zugedrückt, weil sie diesen letzten, schweren Liebesdienst keiner fremden Hand überlassen wollte.

Seine Freunde und zahlreiche Fremde kamen, um ihn noch einmal zu sehen, und auch sein Freund Gustav Freytag, der gekommen war, um ihm das letzte Geleit zu geben, der vorher aber durch Krankheit in seiner Familie wieder zurückgerufen wurde, trat noch einmal an den offenen Sarg, um ein Bild des Friedens mit sich zu nehmen. Der Bruder und die Schwester der schwer gebeugten Gattin waren schon vorher aus Mecklenburg gekommen, um ihr beizustehen in ihrer Trauer und den Todten noch einmal zu sehen.

Der schwere Augenblick, in welchem der Sarg für immer geschlossen werden mußte, kam und noch einmal geleiteten wir die fast gebrochene Frau zum letzten Abschiede von ihrem Fritz. Da sah das Auge, wie schwer sich trennt, was so innig und treu in Liebe verbunden gewesen; da zeigte sich, welche unsagbar tiefe Kluft den Tod von dem Leben trennt, wie fest das Band, welches zwei gute Menschen verbunden. Schimmerte doch an dem Finger des Todten noch der Ring, der sie einst zum Glücke vereint und ein treues Symbol desselben geblieben war. Ihr Wunsch war es, daß er ihn mitnehme in die Erde; sie hatte ihm denselben ja einst geschenkt und wollte von dem Todten die Gabe nicht zurückfordern. Noch drängt mir die Erinnerung an diesen letzten Abschied, wie sie sich über ihn beugte, um ihn fest zu halten, obschon sie ihn lassen mußte, wie sie die liebe Hand so innig küßte, die Thräne in das Auge; noch klingt ihr letzter Ruf: „Lebewohl, lebewohl!“ in dem Ohre wieder, wie ein neues Gelöbniß, das sie mit unzertrennbaren Fesseln an den Todten bindet. Fast mit Gewalt mußte ich sie fortführen.

Der Sarg wurde geschlossen; die Lichter auf den Kandelabern, welche zu Haupten und zu Füßen desselben standen, wurden angezündet. Die, welche dem Dichter das letzte Geleit zum Friedhofe geben wollten, kamen. Der Großherzog ließ sich durch den Commandant der Wartburg, von Arnswald, und den Freiherrn von Loën aus Weimar vertreten; Reuter's Freund und Verleger Hinstorff war von Wismar herbeigeeilt. Die Burschenschaften Jenas, die Germanen, Arminen und Teutonen, hatten Deputirte gesandt, da Reuter selbst einst der Burschenschaft in Jena angehört. Die aufgelöste Burschenschaft Germania in Wien hatte ein Telegramm geschickt. Des Todten Neffe, August Reuter, war aus Mecklenburg gekommen, ebenso der Bürgermeister aus Reuter's Vaterstadt Stavenhaven, von Bülow, um einen Kranz von Eichenblättern von der Fritz Reuter-Eiche auf dem Sarge niederzulegen; die Stadt Eisenach ließ sich durch ihren Oberbürgermeister und die Ersten ihrer Behörden vertreten; alle Freunde des Verstorbenen fanden sich ein, und die Zahl derselben war groß, denn er hatte wohl keinen Feind.

Reuter's alter und treuer Freund, der Rath Fischer, geleitete des Dichters Lebensgefährtin aus Reuter's Arbeitszimmer durch den von Trauernden dichtgefüllten Salon in den kleinen, stillen Tempel, in welchem der Sarg, mit Lorbeerkränzen und Blumen reich geschmückt, inmitten des frischen Grün stand. Dorthin traten auch Die, welche dem Geschiedenen am nächsten gestanden. Reuter's alter Freund, der Generalsuperintendent Petersen aus Gotha, war gekommen, um die Rede am Sarge zu halten, und mit Thränen im Auge, auf's Tiefste erschüttert durch des Freundes Heimgang, sprach er feiernde, erhebende und tröstende Worte.

Als er geendet und im stillen Gebete die Anwesenden sich gesammelt, erfaßten wir nahestehenden Schriftsteller August Becker aus Eisenach, Hermann Oelschläger aus Leipzig, Schuldirector Kreyenberg aus Iserlohn und ich, von Bürgern Eisenachs unterstützt, den Sarg, um den geschiedenen Dichter hinauszutragen. Und als wir mit ihm aus dem Hause auf die Terrasse traten, die sein Lieblingsplatz gewesen war, stimmte der Sängerchor Mendelssohn's Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, welches der Geschiedene im Leben so gern gehört, an, und wir trugen ihn bis an den Rand der Terrasse, um ihn hier den Trägern zu übergeben.

Vor der Villa hatte sich das ganze Officiercorps der Garnison Eisenachs mit der Militärmusik aufgestellt, um sich dem Zuge anzuschließen; dort standen zu gleichem Zwecke die Schüler der beiden Gymnasien und viele Bekannte des Geschiedenen, welche in dem Hause nicht mehr Platz gefunden hatten.

Vor der Gartenpforte harrte der offene, mit schwarzem Zeuge ausgeschlagene und von vier mit schwarzen Decken überhängten Pferden gezogene Leichenwagen, der den Sarg zum Friedhofe fahren sollte. Reuter hatte früher den Wunsch ausgesprochen, nach gut mecklenburgischer Sitte beerdigt zu werden, und so wurde der Sarg von keinem Tuche bedeckt, sondern stand unverhüllt in seinem reichen Blumenschmucke da.

Wohl hatte sich die Frage aufgedrängt, ob die Orden, mit denen der Geschiedene von mehreren Fürsten geehrt war — es möge nur der prächtige bairische Maximiliansorden, mit dem zugleich der Adel verknüpft war, und die große goldene Medaille, welche der Großherzog von Mecklenburg ihm verliehen, hier erwähnt werden —, auf den Sarg gelegt werden sollten. Im Geiste Reuter's hatten wir es unterlassen, da sein bescheidener Sinn nie eine Zurschaustellung geliebt. So sehr er sich auch über die Beweise der Anerkennung gefreut, die Orden selbst haben nie seine Brust bedeckt. Und konnte der Sarg einen schöneren Schmuck tragen, als den Lorbeerkranz, der dem Dichter gebührte? Er ist sein schönster und höchster Orden.

Um fünf Uhr Nachmittags setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Voran schritt die Militärmusik. Dem Sarge folgten des Todten Neffe, gar manche seiner Freunde und Verehrer, die Deputation der Burschenschaften, welche die Lorbeerkränze, die auf dem Sarge und dem Wagen nicht mehr Platz gefunden hatten, in der Hand trugen, die Schüler der Gymnasien. Siebzehn Wagen beschlossen den langen Zug.

Auch die Gattin des Geschiedenen nahm im Wagen, von Freunden geleitet, an diesem letzten schweren Gange Theil. Sie hatte ihrem Fritz einst versprochen, ihn bis zum Grabe zu geleiten, wenn er vor ihr scheiden sollte, und die echte Liebe hält immer Wort. Mit der Kraft einer starken Seele, in dem Bewußtsein, dem Geschiedenen zu jeder Stunde in treuer Liebe zur Seite gestanden zu haben, hielt sie sich zu diesem Gange aufrecht.

Und als der Trauerzug sich langsam durch die Stadt hinbewegte, deren Straßen von Theilnehmenden erfüllt waren, da zog Mancher still den Hut ab, weil er wußte, daß ein echter Dichter und guter Mensch begraben wurde.

Auf dem Friedhofe, den der Zug erst um sechs Uhr erreichte, hielt der Generalsuperintendent Petersen die Grabrede. An den Worten „den Aufrichtigen läßt der Herr es gelingen“ und an Uhland's Zuruf: „Frisch, Frei, Fröhlich, Fromm“, entwickelte er in ergreifender Weise, was der Geschiedene gewesen, als Dichter, als Freund, als Gatte und Mensch. Nach ihm gab der Diaconus Hasert aus Eisenach dem Todten den letzten Segen. Der Chor sang das Lied: „Ach, bleib mit Deiner Gnade“. Die Freunde und Bekannten traten noch einmal an das offene Grab, um eine Handvoll Erde hinabzuwerfen und den letzten stillen Gruß ihm nachzusenden — Fritz Reuter ruhte in der Erde. —

Blau und wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Friedhofe; aus der Ferne blickte die alte Wartburg herüber. Der Geschiedene war ja auch ihr Freund gewesen, denn oft war er zu ihr emporgestiegen; zehn Jahre lang hatte er an ihrem Fuße gewohnt. —

So war der Heimgang eines Dichters und braven Mannes. Mehr Liebe als Reuter hat selten ein Mensch mit sich in das Grab genommen. Nun liegt er still und in Ruhe da. Bald wird der Hügel über ihm mit frischem Grün und Blumen geschmückt werden, und seine Gattin, die ihm eine so liebevolle Pflegerin war, die kein anderes Lebensziel gekannt als ihn, wird mit derselben Liebe den Hügel und die Blumen pflegen, und dann wird auch für sie die Blume des Friedens sich öffnen.

In seinen Werken hat Fritz Reuter sich ein Denkmal gesetzt, welches dauernder denn Erz und Stein ist. In den Herzen seiner Freunde wird die Erinnerung an ihn unangetastet bleiben, so lange sie schlagen, und alle, welche ihn kannten, werden noch oft sagen: „er war ein guter Mensch.“ Dem deutschen Volke hat er in seinen Dichtungen ein reiches und schönes Erbe hinterlassen, und sollte ihm dieser Erbe nicht dafür danken? Auf seinem Grabe ist der Ort, um diesen Dank niederzulegen. Möge bald ein Denkmal dort jedem Fremden sagen, daß das deutsche Volk seine Dichter liebt!

Friedrich Friedrich.

In und um Tirols Oberammergau.

1. Das Passionsspiel zu Brixlegg.

Es ist außerordentlich wohlthuend, von einem Völkchen, das wir Alle lieb haben, das durch sein Land, seine Geschichte, seine Sitten, Tracht, durch sein kerniges, ursprüngliches Wesen uns zu sich hinzieht und über das dennoch seit langer Zeit so viel des Betrübenden, Besorgniß und Bedauerniß Erregenden berichtet wird, endlich einmal wieder Etwas zu erfahren, das Zeugniß für die Unverwüstlichkeit einer von Haus aus gesunden Volksseele ablegt.

Daß es dem Alpenvolk Tirols nicht an Begabung fehlt, daß es nur unter allzulang geübter geistiger Verwahrlosung leidet, ist allbekannt. Trotz des besten Willens von gewisser Seite, Alles, was wie „irdische Lust" aussieht, mit Stumpf und Stiel auszurotten, ist dies doch noch nicht in dem Maße gelungen, daß nicht wohlhabendere Thäler, in welche die Sonne breiter hinein scheinen kann, sich die Freude an allerlei Künsten bewahrt hätten. Zurückgegangen ist freilich Vieles. So wissen wir, daß eines der Kennzeichen der geistigen Frische des Gebirgsvolks, das Schnaderhüpfl-Improvisiren sammt diesem lebensvollen Volksgesang selbst, aus vielen Thälern, wo beides früher blühte, verschwunden und nur in wenigen noch erhalten ist; aber erhalten ist es eben doch noch, und ebenso steht der alte Sängerruf der Tiroler wenigstens in der Fremde noch aufrecht; und daß auch in anderen Künsten, wie in der Bildschnitzerei, Gepriesenes in Tirol geleistet wird, gehört ja auch zu den tröstlichen Anzeichen der noch nicht ganz ruinirten Gesundheit der alten Volksseele. Das beste Zeugniß für dieselbe ist die erst jetzt auch außerhalb Tirols allgemeiner bekannt werdende Begabung des dortigen Landvolks für mimische Kunst und die sich rasch verbreitende Liebe zu theatralischen Darstellungen. In fast allen größeren Tiroler Dörfern findet man Bauernkomödien, welche Rittergeschichten, Heiligengeschichten, Possen zur Darstellung bringen. „Des Judenwirths Roßknecht", welcher in der Gartenlaube erst jüngst (Nr. 22) als „ein Bauerndramaturg im Hochgebirge" unsern Lesern vorgestellt worden ist, hat seine Bühne in Brixlegg im Saale des Gasthauses zum goldenen Hirsch aufgeschlagen.

In früherer Zeit waren auch die Passionsspiele in Tirol ziemlich allgemein verbreitet; sie wurden aber theils wegen der in sie eingelegten, die Leidensgeschichte profanirenden, burlesken Rollen, theils wegen ihrer Ausartung in Rohheit mit obligater Schlägerei verboten, und bekanntlich blieb als Ueberrest aus alter Zeit nur das Passionsspiel zu Oberammergau in Oberbaiern. Seit dem Jahre 1868 hat man nun auch die Aufführung von Passionsspielen wieder vorgenommen, und zwar wiederum in Brixlegg.

Dieser Fortschritt und Erfolg des Unternehmungsmuthes ist wahrhaft erfreulich. Der alte Tirolerfreund Ludwig Steub, der nach früherem vergeblichem Trachten darnach gerade im Eröffnungsjahre des Passionsspiels in Brixlegg eine schöne Unterkunft fand, drückt seine Genugthuung darüber sogar in den tiefgefühlten Worten aus: „Hin und wieder geschieht es doch, daß dem Menschen schon hienieden ein Wunsch in Erfüllung geht." Und mit ehrlichstem Wohlgefallen hat er dann der ersten Passionsaufführung beigewohnt.

Ich lasse hier das reizende Brixlegg, wie seine nächste und weitere Umgebung ungeschildert, um der Passionsaufführung unsere Aufmerksamkeit ausschließlich zuzuwenden. Nur Das möchten wir noch vorausschicken, daß die Lage von Brixlegg in dem gesegneten Unterinnthale und an der Eisenbahn von Kufstein nach Innsbruck, sowie an der Mündung vollbelebter Thäler, wie des Ziller- und Alpbachthals, den dortigen Passionsspielen nicht nur ein starkes Publicum aus der Nähe sichert, sondern auch aus weitester Ferne leichter zuführt, als dies für das vom Weltverkehr abgelegene Oberammergau möglich ist. Wie da, sind auch dort die Spieltage große Volksfesttage, welche mit Musik begrüßt, gefeiert und beschlossen werden.

Der erste Festmorgen ist da. Schon um sieben Uhr wimmeln die Gassen und rauscht die Musik. Den Beginn des Spiels verkünden drei Kanonenschüsse. Da eilen auch wir zur Brücke am Alpbach, denn dort ist für die Passionsspiele aus Brettern in großem Maßstabe ein Theatergebäude in Gestalt eines Rechtecks von achtundvierzig Fuß Breite und hundertzweiundfünfzig Fuß Länge erbaut, welches gegen dreitausend Personen faßt, obwohl Bühne und Orchester fast ein Drittheil des ganzen Gebäudes in Anspruch nehmen. Zwei Logen und gegen rückwärts sich zweckmäßig erhöhende Sitzbänke bilden die verschiedenen Rangclassen der Plätze.

Die Bühne und der Zuschauerraum sind vollständig gedeckt, sodaß man gegen Sonne und Regen geschützt ist, ein entschiedener Vorzug vor der Anlage des Oberammergauer Theaters. Vor der Mittelbühne ist ein geräumiges Proscenium angelegt, an dessen beiden Seiten die Häuser des Pilatus und des Hohen Priesters sich finden. Um Licht auf die Bühne zu bringen, hat man das Dach über dem Proscenium erhöht und mit Glas gedeckt. Zu beiden Seiten der Mittelbühne laufen Seitengassen aus, deren Wände entsprechend bemalt sind. Der innere Vorhang enthält ein perspectivisches Gemälde der Stadt Jerusalem und bildet den geeignetsten Hintergrund der Vorbühne, auf welcher gespielt und gesungen wird, während gleichzeitig hinter demselben das Stellen der lebenden Bilder, die Verwandlung der Decorationen für die nächste Vorstellung vom Publicum ungesehen vorgenommen werden kann.

Der äußere Vorhang stellte 1868 nach L. Steub's Schilderung „das Dorf Brixlegg mit seiner Kirche, dem Herrenhause und anderen namhaften Gebäuden, den Hüttenwerken, dem Bahnhof und zwei dampfenden Zügen, sowie die gesammte Berglandschaft wahrheitsgetreu vor Augen." Er bittet um milde Beurtheilung desselben, da Anton Windhager, damals Gehülfe im nahen Bade Mehren, ihn umsonst gemalt habe. Die übrigen Decorationen stammten damals von Franz Staudacher, Tischlermeister und Maler zu Rattenberg, her.

Jene erste Aufführung hatte die Finanzen der Gesellschaft in den Stand gesetzt, für die Aufführung von 1873 nicht nur das Theatergebäude zu erweitern und zu verbessern, sondern auch namentlich für Decorationen und Costüme bedeutende Summen zu verwenden. So sind die Decorationen von einem der gesuchtesten Theatermaler Tirols, Joseph Bartinger in Innsbruck, gefertigt, und die prachtvollen Costüme, ganz wie in Ammergau nach den Gemälden Albrecht Dürer's ausgeführt, hat man von Fumagalli in Innsbruck für viertausend Gulden angekauft. Bei dieser Gelegenheit mag gleich bemerkt werden, daß die Verwaltung des Theaters in den Händen eines Comités liegt. Die Proben leitet ein schlichter Bauersmann Andrä Obinger.* Musik und Chor dirigirt ebenfalls ein Dilettant, Dr. Leiter, ein Beamter bei der Servitutenablösungscommission aus dem nahen Rattenberg. Aller fünf Jahre sollen Passionsspiele veranstaltet werden; für 1873 hatte man alle Montage der Monate Juni, Juli, August und September festgesetzt und das Spiel begann Vormittags halb zehn Uhr und dauerte, durch eine anderthalbstündige Pause unterbrochen, bis Nachmittags fünf Uhr. Derartigen Anordnungen ist, wenn sie sich einmal bewährt haben, ihr Bestand auch für die künftigen Zeiten gesichert.

Was nun Text und Musik zum Passionsspiel betrifft, so ist Beides in Oberammergau für dreihundert Gulden angekauft worden. Es hat mir aber geschienen, als ob ersterer an Schwung der Sprache und Adel des Ausdrucks dem zu Oberammergau bedeutend nachstehe. Entweder haben die Ammergauer den Concurrenten in Brixlegg ihren Text nicht in seiner letzten vollkommenen Gestaltung abgetreten oder die Brixlegger Acteurs haben ihn für sich mundrecht gemacht. Denn derartige landläufige Ausdrücke, wie sie Pilatus den Juden gegenüber gebraucht: „Nun, so geht und laßt mich in Zukunft ungeschoren!" kamen in Ammergau nicht vor. Ebenso hatte man in Ammergau störende sprachliche Incorrectheiten, wie Verwechselung der Casus, schlechte Aussprache der Vocale, worin besonders der Chorführer etwas

* In demselben haben wir auch unsern „Bauerndramaturg im Hochgebirg" vor uns, dessen Name in jenem Artikel ungenannt geblieben ist. Herr Obinger schreibt uns selbst, daß er 1870 aus Gefälligkeit die Führung und Besorgung der Laufpferde des Judenwirths übernommen und zwei und ein Viertel Jahr behalten, bis das Passionsspiel ihn ganz in Anspruch genommen. Director des dortigen Localtheaters sei er schon seit siebenundzwanzig Jahren. Anmerk. d. Red.

leistete, starkes Hervortreten des Dialektes ꝛc., nicht zu bemerken Gelegenheit. — Der musikalische Theil des Passionsspiels steht dem zu Ammergau würdig an der Seite, wenn er denselben nicht gar übertrifft. Der Gesang ist entschieden besser; er wird zum größten Theile von Innsbrucker Gesangskräften vorgetragen.

Das Passionsspiel zerfällt bekanntlich in drei große Aufzüge mit sechszehn Scenen oder „Vorstellungen“ — und jede Vorstellung besteht aus drei vereinigten Theilen unseres modernen Bühnenwesens: sie ist Oper in den Arien, Duetten und Gesammtgesängen des Chors; sie ist Schauspiel in den gesprochenen Scenen der eigentlichen Handlung; und sie ist, sozusagen, reine Mimik in den zwischen die Vorträge des Chors und die dramatischen Scenen eingeflochtenen lebenden Bildern aus der Geschichte des alten Testaments, welche deshalb angebracht sind, um deren inneren allegorischen und prophetischen Zusammenhang mit der Passion zu zeigen. Eine ausführliche Schilderung des Passionsspiels, nach einer Oberammergauer Aufführung, hat Herman Schmid in Nr. 34 und 35 der Gartenlaube von 1860 mitgetheilt.

Schloß Matzen.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Nachdem die Ouverture beendet und der äußere Vorhang aufgezogen ist, so daß wir die zweite Gardine mit dem Bilde von Jerusalem, welche das Proscenium abschließt, vor uns haben, treten von beiden Seiten die entsprechend costümirten Schutzgeister hervor; in der Mitte derselben erscheint der Chorführer oder Prologsprecher, welcher declamatorisch das jeder Vorstellung vorhergehende, den alttestamentlichen Typus zu derselben bietende lebende Bild erklärt, worauf die Schutzgeister in Solo- und Chorgesängen diese Erklärung fortführen und beenden. In der Regel hebt sich schon am Ende der Declamation des Chorführers der Vorhang der eigentlichen Bühne, auf welcher die lebenden Bilder gestellt sind, weshalb dann die singenden Schutzgeister, um die Aussicht

Brixlegg
vom Bahnhof aus gesehen.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Digitized by Google

auf die Bühne nicht zu beeinträchtigen, sich zu beiden Seiten der geöffneten Bühne aufstellen; nach Beendigung ihres Gesanges und vor dem Beginne der Handlung selbst gehen sie zu beiden Seiten ab.

Rattenberg am Inn.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Die Zahl der singenden Schutzgeister in Brixlegg ist zwölf. Die lebenden Bilder unterscheiden sich von denjenigen, welche man gewöhnlich sieht und wie man sie auch in Ammergau fand, dadurch, daß einzelne Personen sich marionettenartig bewegen und so dem Bilde größere Deutlichkeit und mehr Leben geben. So wird z. B. bei dem Vorbilde zum Verrathe des Judas „der Verkauf des Joseph durch die Brüder" vollständig mimisch dargestellt. Joseph wird zunächst aus der Grube herausgezogen, hierauf von den mittlerweile kommenden Kaufleuten betrachtet und, nachdem Juda durch Handschlag den Handel abgeschlossen und ein anderer Bruder das Kaufgeld in Empfang genommen hat, abgeführt. Bei dem Typus auf den Tod Christi, „der Brudermord des Kain", knieen zunächst beide Brüder betend vor ihren Altären, von denen der Rauch aufsteigt; hierauf springt Kain auf und schlägt seinen Bruder todt. Diese Art der Darstellung lebender Bilder ist wahrscheinlich aus den weltlichen Komödien herübergenommen, bei welchen jedesmal der ganze nachfolgende Act von denselben Personen, die auch bei der wirklichen Handlung auftreten, mimisch vorgeführt wird.

Was die einzelnen Rollen anlangt, so ist die Judasrolle die schwierigste. Sie ist, da dem Judas in der Bibel wenig Worte in den Mund gelegt werden, frei bearbeitet und psychologisch fein angelegt. Judas wird durch den Geiz ganz gegen sein besseres Ich dem Meister Schritt für Schritt entfremdet, bis er endlich den Verrath selbst ausführt. Er zeigt seinen Geiz zuerst bei der Salbung Jesu durch Magdalena; später tritt er allein auf und entwickelt in einem Monolog, daß, da Christus, wie sich immer mehr zeige, doch kein irdischer König werde, der ihm eine gute Versorgung für sein Alter verschaffen könne, er doch am besten thue, ehe noch der Haß der Juden auch die Jünger treffe, sich zurückzuziehen. Ein Mitglied des hohen Raths bringt ihn dann unter Versprechung glänzender Aussichten in die Zukunft und durch das Versprechen der dreißig Silberlinge zum Entschlusse des Verraths, den Judas unter der Bedingung zusagt, daß man Christo nicht an's Leben gehe. Er wird hierauf in die Versammlung des hohen Raths geführt, wo er mit sichtlicher Hast das Geld in Empfang nimmt. Später erscheint er noch beim Abendmahl, sodann am Garten Gethsemane, wo er Christum den Feinden überliefert. Nachdem Christus zum Tode verurtheilt ist, tritt bei Judas die Reue ein. Das Geld, nach dem vorher sein ganzes Streben ging, verursacht ihm die größte Qual; er stürzt mit demselben herein in die Versammlung des hohen Raths und wirft es hin mit den Worten: „Da nehmt das verfluchte Geld zurück und gebt ihn los!" Später tritt er nochmals allein im Zustande der Verzweiflung in einer wüsten Felsengegend auf und spricht einen ergreifenden Monolog. Schließlich will er, nachdem er den Tag seiner Geburt verwünscht, an einem auf der Landschaft stehenden Baume seinem „verfluchten Leben" ein Ende machen. Da fällt der Vorhang.

Die Judasrolle ist gut besetzt in der Person des Wachtmeisters vom Hüttenamt zu Brixlegg, Anton Unterberger; besonders ist seine Mimik eine ganz vorzügliche. Sein Costüm ist gelbroth,

Blick auf Rattenberg von der Veste aus.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

ebenso Bart und Haar, und giebt seiner Erscheinung schon insofern etwas Abstoßendes.

Nicht minder gut wird die Christusrolle von einem Schauspieler Georg Bachmeier, angeblich aus Freising, gespielt, der auch völlig dialektfrei spricht. Der Text für seine Rolle ist größtentheils biblisch; übrigens strengt die Christusrolle physisch

am meisten an. Die Kreuztragung, die Kreuzigung, wobei Christus doch mindestens fünfzehn Minuten am Kreuze hängt, und die Abnahme vom Kreuze sind mit starker körperlicher Anstrengung verbunden.

Die Petrus- und Johannesrollen sind mit zwei Hüttenarbeitern aus Brixlegg, Johann Georg Huber und Johann Eger, besetzt; sie bieten wenig Erwähnenswerthes. Eine Art Mephistorolle spielt ein Mitglied des hohen Rathes, Moloch mit Namen, der, an Geist den übrigen Rathsmitgliedern weit überlegen, in der Versammlung die besten Rathschläge zum Untergange Christi zu geben weiß, der den Judas gewinnt, den Pöbel gegen Christum aufhetzt, Joseph von Arimathia und Nicodemus, die gegen das Todesurtheil sprechen, so weit bringt, daß sie die Rathsversammlung verlassen, der endlich Christus am empfindlichsten zu verspotten weiß. Auch diese Rolle ist gut besetzt.

Unter den Frauenrollen steht die der Maria obenan. Sie wird gespielt von Marie Gutveger, einer Müllerstochter aus Brixlegg, und hat nur Schmerzensscenen zur Darstellung zu bringen. Eine hübsche Erscheinung ist die Magdalena. Eine Rolle, welche man in Oberammergau bei der letzten Vorstellung weggelassen hat, die der heiligen Veronica, welche nach der Legende dem Herrn auf dem Kreuzeswege den Schweiß vom Gesichte abtrocknete und später auf ihrem Tuche das Bild des dornengekrönten Hauptes Christi erblickte, ist in Brixlegg beibehalten worden. Auf die übrigen Rollen einzugehen, würde zu weit führen.

Manche Vorstellungen werden, wie in Ammergau, mit Aufbietung eines zahlreichen Personals gegeben. Ich erinnere nur an den Einzug, die Gefangennahme Christi, die Verhöre vor den Hohenpriestern und dem Pilatus, den Kreuzesgang Christi, wobei Greise, Weiber und Kinder jeden Alters auftreten. Besonders anschaulich sind: die Austreibung der Wechsler und Taubenkrämer, wobei den Letzteren die Tauben von der Bühne aus fortfliegen, die in parlamentarischer Ordnung verlaufenden Verhandlungen des hohen Raths, das Passahmahl und die Fußwaschung, zu welcher letzteren, da dabei wenig gesprochen wird, der Brixlegger Dirigent eine besondere musikalische Einlage componirt hat, und die Kreuzigung, die freilich in ihrem ganzen Verlaufe, wie sie dargestellt wird, nach den Gesetzen der Aesthetik nicht auf die Bühne kommen dürfte.

Bei einem Vergleiche der Brixlegger Passionsspiele mit denen zu Ammergau ergiebt sich das Resultat, daß erstere diesen noch nicht ganz ebenbürtig sind. Die Haltung der Spieler in Ammergau ist noch eine würdigere, das Zusammenspiel ein präciseres, die Auffassung der Rollen bei allen Spielern eine tiefere und innigere. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Brixlegger Passionsspiel deshalb noch gar nicht sehenswerth sei. Derjenige Besucher, der eine derartige Bühnenleistung noch nicht zu sehen Gelegenheit hatte, wird sicher ganz befriedigt das Theater zu Brixlegg verlassen. Nur muß er bei Anlegung des kritischen Maßstabes immer bedenken, daß die Spieler größtentheils Bauern sind und Kunstleistungen zur Darstellung bringen, die ihrer Entstehung nach dem Mittelalter angehören, die aber gerade deshalb mit dem gegenwärtigen Volksleben in Tirol in vollem Einklange stehen.*

Bernhard Heinzig.

* In einem zweiten Artikel werden wir Brixlegg und seine nähere Umgebung schildern und damit die Erklärung von Stadt und Veste Rattenberg, Burg Matzen etc. verbinden. Anmerk. d. Red.

Epische Briefe.*

Von Wilhelm Jordan.

I.

An Sie zunächst sind diese Briefe gerichtet, meine verehrten Zuhörer, die Sie während zwölf Jahren in hundertundeinunddreißig Städten den Rhapsodieen aus meinem Doppel-Epos von den Nibelungen, „Sigfridssage“ und „Hildebrant's Heimkehr“ gelauscht haben. Viele von Ihnen werden sich erinnern, so Manches, was sie hier gedruckt finden, schon gehört zu haben. Denn überall ward ich ausgefragt nach den Quellen der Sage, die ich benutzt, nach den echten Resten unseres altheidnischen Epos, nach dem Verhältniß meiner Dichtung zum Nibelungenliede des Mittelalters, nach der Entstehung dieses letzteren, nach dem Wesen und Ursprunge des Epos überhaupt. Meinen gesprächsweise gegebenen Antworten folgte dann nicht selten die Aufforderung, diese Fragen aus der Wissenschaft der Poesie auch in öffentlichem Vortrage zu behandeln.

Eben diese in vielen Städten zwischen meine poetischen Recitationen eingeschalteten Prosavorträge will ich nun in etwas erweiterter Gestalt und so schlicht und faßlich, wie es der Gegenstand irgend erlaubt, vor Ihnen Allen zugleich wiederholen.

Hierzu habe ich mir die einzige auf Erden vorhandene Rednerbühne ausgebeten, die es mir möglich macht, auch ohne jahrelang wiederholte Reisen wieder vernommen zu werden bei allen Deutschen von der Düna und Newa bis jenseits des Rheins, von der Kieler Bucht bis an das Adriatische Meer, von den Berner Alpen bis zur Themse und dem Essenwalde Manchesters, und drüben, jenseits des Oceans vom Michigansee bis zum mexicanischen Meerbusen, vom Hudson und Schuylkill bis zum goldenen Thore der Bai von San Francisco. Denn an allen diesen Orten habe ich die Gartenlaube, das deutsche Weltblatt, dem zur Zeit keine andere Nation ein ähnliches an die Seite zu stellen hat, fast gleichmäßig verbreitet gefunden.

Es ist eine mit Wehmuth vermischte Beigabe meines schönen Berufs, von so manchem theuer und unvergeßlich gewordenen Anhänger und Gastfreund auf Nimmerwiedersehen zu scheiden. Diesen über die halbe Erde zerstreuten lieben Freunden und Ihnen allen, meine verehrten Zuhörer, zuvor meinen herzlichsten Dank und Gruß durch dieses Blatt — und nun zur Sache.

In meinen Rhapsodieen bin ich bestrebt gewesen, Ihrer Einbildungskraft Schauplätze, Personen und Handlungen zu vergegenwärtigen, Ihr Ohr zu gewinnen durch Sprachmusik, Ihr Herz zu bewegen durch Mitleid, Furcht und Hoffnung.

Hier will ich verzichten auf dieses Poetenrecht und mich im schlichten Lehrton an Ihren Verstand wenden. Statt Ihnen das Epos selbst zum Genuß zu bieten, nehme ich in diesen Briefen Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch für dessen Geschichte. Nicht das fertige Kunstwerk, sondern die Vorbedingungen der Kunst, durch welche es zu Stande kommt, sollen Sie beschäftigen.

Diese Umkehrung meiner Aufgabe erinnert mich an eine vor vielen Jahren in Düsseldorf erlebte Scene. Mit einer noch jugendlichen Freundin hatte ich in der dortigen Gemäldeausstellung eben ein großes neues Bild betrachtet. Als wir fortgingen, sagte mir die junge Dame:

„Es ist mir unbegreiflich, wie man eine solche Menge von Gestalten aus seiner Phantasie heraufbeschwören kann. Vollends Zauberwerk dünkt es mir, daß der Maler die Erscheinungen seines Innern mit solcher Genauigkeit sieht, daß er sie mittelst einigen Farbstoffes zu umkleiden vermag mit dem Scheine handgreiflicher Wirklichkeit.“

„Einiges Wunder,“ gab ich zur Antwort, „ist wirklich im Spiel. Was in jedem Kunstwerke nur angeborenes Talent hinzuthun kann, das läßt sich eben so wenig erschöpfend erklären, wie methodisch nachahmen. Aber einen anderen und nicht geringen Theil jener Zauberei kann ich Ihnen begreiflich machen. Begleiten Sie mich zu einem solchen Hexenmeister!“

Wir traten in das Atelier Tidemand's, des berühmten norwegischen Meisters. Auf seiner Staffelei stand ein großes

* Wir glauben unsere Leser auf die hiermit eröffnete Serie von „Epischen Briefen“ aus der Feder Wilhelm Jordan's noch besonders aufmerksam machen zu müssen. Der durch seine Epen bekannte Rhapsode kommt durch die Veröffentlichung dieser Briefe einem Versprechen nach, welches er gelegentlich seiner Vorlesungen in Deutschland, Rußland, der Schweiz, England und Amerika auf vielfaches Ansuchen seiner Zuhörer wiederholt gegeben hat. D. Red.

Bild, nahezu vollendet. Den Mittelpunkt einer gestaltenreichen und dramatisch bewegten Gruppe bildete darauf ein schwer verwundeter Mann, der von anderen getragen wurde.

Anfangs waren die Blicke meiner Begleiterin nur von diesem Gemälde gefesselt. Dann aber schaute sie umher — und nun malte sich in ihren Zügen in rascher Folge Entsetzen, Aerger, Enttäuschung, und bald umspielte ihre feinen Lippen ein Lächeln der Verachtung.

Denn hier erblickte sie menschliche Gliedmaßen und Körpertheile von Gyps, dort Puppen und Gestelle, behangen mit allerlei Zierrath und Gewandung von den ärmlichsten bis zu den reichsten Stoffen; hier aufgeschlagene Costümbücher, dort schauderhaft getreue anatomische Zeichnungen der Musculatur und Knochenstellung von Armen und Beinen, Schultern und Hüften; hier einen hölzernen Gliedermann, welcher an Schnüren von der Zimmerdecke herabhing, genau in derselben Haltung wie der verwundete Mann auf dem Bilde und bis auf den letzten Faden übereinstimmend gekleidet, wie er dort gemalt war; dort endlich das für sie Allerentsetzlichste: ein auf den Maler wartendes lebendiges Modell, ein Frauenzimmer, in gleicher Tracht wie die weibliche Hauptfigur des Gemäldes und dieser frappant ähnlich, so gut es der Meister auch verstanden hatte, ihren etwas gewöhnlichen Gesichtsausdruck hochtragisch zu veredeln.

„O, hätten Sie mir das nicht angethan!“ rief meine Begleiterin. „Meine schönste Illusion, meinen Glauben an die schöpferische Macht des Genius, haben Sie mir unbarmherzig vernichtet. Die göttliche Kunst haben Sie mir aufgelöst in mühselige Menschenarbeit, welche mit kleinlichem Ameisenfleiße von Plunder- und Kehrichthaufen Schalenbröckchen zusammenträgt, um sie aneinander zu leimen und uns damit vorzulügen, daß der Mensch aus sich heraus die Natur verschönert wiedergebären könne.“

Was meinen Sie, verehrter Freund? Hatte ich wirklich unrecht gethan, meine junge Freundin einzuführen in die Werkstatt des Meisters? Hätte sie etwas wirklich Werthvolles verloren an ihrer Illusion? Ist ihr die Malerei für immer verleidet, der Maler für immer herabgedrückt geblieben zum bloßen Sammler und Abschreiber, seit ihm der Nimbus eines Hexenmeisters vom Kopfe verschwunden war?

Im Gegentheil, sie ist seitdem längst genesen zu einer ungleich würdigeren, wenn auch minder überschwänglichen Vorstellung von seiner Kunst. Sie weiß nun, daß das Bilden aus ewig vorhandenem Stoffe und mit ewig vererbten Kräften, offenbar wie das Sonnenlicht und dennoch wie dieses auf tiefstem Grunde ein göttliches Geheimniß, ein weit höheres und edleres Wunder ist, als die geträumte stofflos waltende Magie. Er hat nichts bei ihr eingebüßt, als das werthlose Staunen des Aberglaubens an eine mittellose Schöpfung aus Nichts.

Unter ganz derselben Illusion hatte unsere Poesie so sehr und so lange gelitten, daß sie ihrem Untergange nahe gekommen war. Beinahe zur Fabel war es ihr geworden, daß auch von ihren Aufgaben die höchste darin bestehe, durch die Gesammtheit der ihr eigenthümlichen Mittel Bilder und Gestalten zu wirken, wie Malerei und Sculptur, nur freilich, im Unterschiede von diesen beiden, durchaus nur bewegte Bilder und Gestalten. So hatte sie es verlernt, auch eine bildende Kunst zu sein, und zwar die bildende Kunst für die Einbildungskraft des Hörers.

Nur noch die Musik war auch theilweise hineingerathen in eine ähnliche Lage durch die rückenmarkzehrende Fortepianokrankheit, durch die beinahe siegreiche Verbreitung des albernen Wahnes, daß man kaum vollgültigen Anspruch habe auf den Namen eines gebildeten Menschen, wenn man nicht einige Clavierfähigkeit besitze, daß man dafür aber durch Clavierspiel auch schon ein Musiker sei.

Alle übrigen Künste sind gegen die Dichtkunst dadurch in entschiedenem Vortheile, daß Niemand auch nur ihre Schwelle betreten kann, ohne in eigener Vorschule bedeutende Schwierigkeiten überwinden gelernt und eine Reihe vorbereitender Stufen überstiegen zu haben. In ihrer nur mühsam und in vielen Lehrlingsjahren zu erwerbenden Technik besitzen Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei eine heilsam abschreckende Schutzwehr gegen Dasjenige, was keine Kunst erdulden kann, ohne ihren Zwecken entfremdet und tief erniedrigt zu werden: gegen den verderblichen Andrang der Dilettanten und Pfuscher. Jeder halbwegs Vernünftige begreift, daß man Architekt, Bildhauer, Maler entweder ganz oder gar nicht sein müsse. Eines der drei nur nebenbei sein zu wollen, hat etwas unmittelbar Lächerliches.

Die Dichtkunst hingegen hat das Unglück, daß die überwältigende Mehrzahl ihrer Jünger aus *Nebenbeipoeten* besteht.

Das Darstellungsmaterial der Dichtkunst ist die Sprache. Jeder besitzt sie, wenn auch in sehr verschiedenem Umfange, da man bekanntlich mit etwa fünfhundert Wörtern ausreicht für das gewöhnliche Lebensbedürfniß, ja das Gesammtlexikon der meisten Menschen eine noch geringere Zahl enthält, während Goethe über zehntausend, Shakespeare über fünfzehntausend gebraucht hat.

Jeder Gebildete hat die Sprache verwenden gelernt zu Aufgaben, welche denen der Poesie nahe kommen und zuweilen wirklich in ihr Gebiet eintreten. Man darf sogar behaupten, es sei nicht möglich zu reden ohne einige Poesie. Seit große Dichter die Sprache in ihrer höchsten Ausbildung weiten Kreisen geläufig gemacht, sind sogar die Anfangsgründe poetischer Technik fast Gemeingut geworden. Die Zahl Derer, welche insofern wirklich schon Dichter sind, als sie eine Empfindung in passenden Worten auszudrücken, ein Erlebniß verständlich zu erzählen wissen, ist seitdem freilich angeschwollen zur Legion. Wo jedoch jenseits dieser umstürmten Schwelle des äußern Vorhofs der wirkliche Tempel und wo sein Allerheiligstes beginne, welche Bedingungen die Poesie zu erfüllen habe, um auch für sich den Namen einer Kunst zu verdienen, woher allein sie den Gehalt schöpfen könne, um ihr fast eingebüßtes *heiliges* Erbamt wieder mit Würde und Erfolg zu bekleiden: das war fast in Vergessenheit gerathen. Die Stimmen der Wenigen, die es noch wußten, wurden überschrieen vom lärmenden Schwarm, der sich einbildete, *ihm* habe der Zuruf *Uhland's* gegolten:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald,

was denn alsbald sämmtliche Raben und Papageien mit ihrem Concert zu befolgen sich berufen fühlten. Man vergaß, daß mit dem Steigen des allgemeinen Niveaus der Sprachgeläufigkeit die Linie, wo die Sprach-*Kunst* beginnt, dreifach höher emporgerückt und neunfach schwerer erreichbar geworden. Denn zur Sprachfertigkeit auch des Gebildeten hat sich jederzeit die Sprachgewalt des Dichters zu verhalten wie etwa zu der Geschicklichkeit, eine Lithographie sauber anzustreichen aus bereitstehendem Tuschkasten, die Farbenallmacht eines *Lessing* und *Achenbach*, wie zu der Fingergewandtheit, welche — um mit Shakespeare zu reden — nach Tisch ein Männchen zu kneten versteht aus Käserinde oder einen gabelförmigen Rettig menschenähnlich zu schnitzen, die Gestaltungskraft eines *Thorwaldsen*, oder die Meißelführung, mit der ein *Dannecker* entzückende Schönheit athmen läßt aus der dem Beschauer zugekehrten *Fußsohle* seiner Ariadne.

In gerechtem Unmuthe über die Blindheit, die hingebende *Arbeit* des ewig ringenden Künstlers nicht sehen zu wollen, die bedeutendsten Dichterleistungen einer mühelosen Zauberkraft zuzuschreiben und diese für das alleinige Wesen des Genies zu halten, hat einer unserer Großen ausgerufen: „Genie und immer nur Genie! Was ist Genie? Genie ist Fleiß!“

Es war das freilich ein Irrthum, aber als solcher in seinem Munde liebenswürdiger und ergreifender als die unanfechtbarsten und schönsten Weisheitssprüche, ein Irrthum naiven und selbstverleugnenden Verkennens jener angeborenen Sicherheit, welche dem Fleiße des Genies stets die Richtung giebt auf die erhabensten Ziele der Kunst und des Zeitalters. Es war von einer einfachen, aber fast vergessenen Wahrheit die losgerissene und dadurch falschgewordene Hälfte. Denn ohne das angeborene Auge, welches keine Erscheinung anders erblicken *kann*, als sub specie aeterni, als Abspiegelung und Gestaltung des Ewigen, wird auch der riesigste Fleiß mit seiner Kärrnerarbeit nichts zusammenbringen als bestenfalls Haufen von Steinen und Kies für künftig einmal bauende Könige.

An allen großen Dichtern ohne Ausnahme zeigt es die Geschichte der Poesie, daß nur die Zusammenfassung alles Höchsten und Besten im Streben und den Kenntnissen bedeutender Zeitalter, verbunden mit der Verarbeitung eines massenhaften Stoffes durch riesigen Fleiß, dichterische Leistungen von dauerndem Werthe möglich macht. Was also forderte unser Zeitalter der herrschenden

auf das gesammte Leben angewendeten Wissenschaft von seinen Poeten? *Die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß.* Um euern Vorgängern mit Aussicht nachzueifern, das rief es ihnen zu, müßt ihr vertraut sein, wo möglich auch mit der Methode, zum wenigsten aber mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft, nicht um selbst etwas zu leisten in den einzelnen Fächern, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem Brennpunkte zu vereinigen und damit eure poetischen Bilder zu entzünden, um Vergleiche, Anschauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehn, um überblicksweise mehr zu wissen von Allem als jeder Andere und so mit Sicherheit den Zukunftspunkt des Horizontes anzuzeigen, nach welchem die Nation zu steuern, das Ideal zu offenbaren, das sie im Laufe der kommenden Geschlechter zu erfüllen habe.

Gleichwohl war für diejenige Poesie, von der allein hier die Rede ist, für die Sprachkunst, welche sich zu ihrer Darstellung des Verses bedient, so ziemlich das Gegentheil zur herrschenden Meinung geworden. Sie bewegte sich fast ausschließlich auf dem ihr und der Musik gemeinsamen Grenzgebiete der Lyrik. Es war dahin gekommen, daß Poeten, die jenen Forderungen zu genügen trachteten, den Verdacht erweckten, keine geborenen Dichter zu sein, weil sie es nicht unternahmen, mittellos aus leerem Genie ein Weltbild zu entwerfen.

Ein Abendgang im säuselnden Haine, bei sinkender Sonne oder Mondbeleuchtung, ein stilles Kämmerchen, ein Blatt Papier nebst Feder und Tinte und allereigenste Eingebungen und Empfindungen: das waren nach herrschendem Begriffe die Requisiten der Poesie. In unserer gewaltigen Epoche des durch wissenschaftliche Erkenntniß triumphirenden Menschengeistes war sie ausgeartet zu einem tändelnden Spiele mit liebenswürdigen Kleinigkeiten. Es war ihr fast schon mythisch geworden, daß auch sie, wie jede andere Kunst, die ungetheilte Kraft, den angestrengten Fleiß eines Lebens für sich allein verlange; daß sie nicht minder als Architectur, Malerei, Sculptur und Musik eine mühselige Technik, eine Schule des Handwerks erfordere und eben deshalb gleich nothwendig wie diese Künste als alleiniger Lebensberuf zugleich ein Gewerbe sein müsse.

Um nun auch in Betreff der Poesie jene falsche und verderbliche Illusion von der aus Nichts schaffenden Wunderthätigkeit des bloßen Genies ausrotten zu helfen, will ich Sie einige Blicke thun lassen in die *Werkstatt des Epos.*

Blätter und Blüthen.

Opiumhandel und Opiumindustrie. Nicht allein dem Laien, auch Demjenigen, der mit den Dimensionen des Großhandels etwas näher bekannt ist, fehlt häufig der Maßstab für die Bedeutung des Opiumhandels und der Opiumindustrie. Unser Wissen beschränkt sich der Hauptsache nach auf die Thatsache, daß die Orientalen, namentlich die Chinesen, abscheuliche Opiumesser sind, daß selbst das Prügeln mit Bambusstöcken, ja sogar die Todesstrafe diesem Laster keinen Einhalt zu thun vermögen, daß das sittenstrenge, fromme England, die Heimath der Bibelgesellschaften, China wegen seines Opiumhandels im Jahre 1840 bekriegte und daß es gegenwärtig jährlich nahezu für zehn Millionen Pfund Sterling von diesem Gifte an die Chinesen verkauft. Handelt es sich jedoch um diejenigen Quantitäten, welche bei uns verbraucht werden, so fehlen uns die Anhaltspunkte für eine Schätzung, denn es sind scheinbar ungemein kleine Mengen, um die es sich hier handelt. Im Großhandel erreicht der Opiumverbrauch jedoch ungeheure Dimensionen, namentlich seitdem die Medicin mit Vorliebe das Opium und seine Fabrikate verwendet.

Es läßt sich annehmen, und wir greifen unsere Zahl eher zu gering als zu hoch, daß auf dem europäischen Festlande mindestens sechstausend Centner Opium in einem Werthe von sechs Millionen Gulden allein zur Darstellung seiner Pflanzensalze (Alcaloide) verbraucht und daß mindestens ebenso viel zu anderen Arzneizwecken verwandt werden. Aus diesen Ziffern ersieht man die Bedeutung des Opiums für die moderne Medicin. Was würde heute Tabernämontanus sagen, der im sechszehnten Jahrhundert einst mit Entrüstung ausrief:

„Die Landstreicher und verzweifelte Juden haben diesen Saft beständig im Gebrauch und pflegen große Wunderzeichen damit auszurichten, dieweilen sie gar behend alle Schmerzen damit können stillen und widerlegen und ihnen selbst damit ein Ansehen bei dem gemeinen Mann geben. Vor solchen losen Aerzten will ich Jedermann gewarnt haben, daß er solche Leut', so gar kein Gewissen haben, müßig gehe: denn sie gedenken nur die Schmerzen zu lindern, es gehe nachher wie es wolle.“

Die drei Hauptstapelplätze des continentalen Opiumhandels sind gegenwärtig die chemischen Fabriken von E. *Merk* in Darmstadt, *Dubosc* in Paris und F. *Jobst* in Stuttgart. Die erstere ist unstreitig die bedeutendste. Ihr Begründer ist der als der größte Opiumbrenner berühmte, 1850 verstorbene Heinrich Emanuel *Merk*. Er betrieb anfänglich die Morphiumfabrikation in einem kleinen Gartenhause und verarbeitete Quantitäten von nur wenigen Pfunden. Heute bedeckt die Fabrik den Raum eines ganzen Stadtviertels, und allein zum Zwecke der Morphiumdarstellung werden täglich fünf Centner Opium, etwa einen Werth von fünftausend Gulden repräsentirend, verarbeitet. Der Gesammtopiumconsum der Fabrik dürfte sich über zweitausend Centner belaufen. Ihr Waarenlager stellt einen Werth von mindestens einer Million Gulden dar, und noch weit höher beläuft sich wohl der Jahresumsatz. In Paris besitzt die Firma eine Filiale. Neben Deutschland sind es vorzugsweise die Schweiz, Italien, Belgien, die Niederlande und Rußland, wo die Fabrik ihre Präparate absetzt. Allein der Absatz nach Italien soll einen Werth von über hunderttausend Gulden repräsentiren.

Dieser überraschende Engros-Betrieb der Darstellung der Opiumpräparate ist besonders darum merkwürdig, weil auch hier durch das Beispiel gezeigt wird, wie jeder Geschäftsbetrieb erst dadurch, daß mit großen Massen gearbeitet wird, zu einem einträglichen wird. Bekanntlich verringern sich die auf das Product entfallenden Kosten in dem Maße, als die Masse des Materials zunimmt. Bei der Opiumindustrie tritt aber der Preis des Rohmaterials der Anwendung dieses für die meisten Zweige der chemischen Industrie geltenden Grundsatzes hindernd entgegen. Einmal sind von dem Opium sehr verschiedene Qualitäten im Handel und die theuereren, diejenigen, welche das meiste Morphium enthalten, sind die einträglicheren, und außerdem ist der Preis des Opiums überhaupt ein so hoher — der Centner kostet gegenwärtig circa tausend Gulden — daß es sich, will man günstige Handelsconjuncturen benützen, um Summen handelt, welche nur wenigen auserwählten Sterblichen zu Gebote stehen. Nur Actiengesellschaften können auf diesem Gebiete der Industrie noch prosperiren.

Bei der Merk'schen Fabrikation kommt noch besonders das Verdienst des Gründers der Fabrik hinzu, welcher eine Methode für die Darstellung der Opiumalcaloide gefunden hat, durch welche die einzelnen Pflanzensalze nicht allein auf das Vollständigste ausgeschieden werden können, sondern welche auch diejenigen Bestandtheile, welche keinen Handelswerth besitzen, auf die einfachste Art entfernt.

Das Opium enthält neben seinen Alcaloiden, dem Morphium, Mekonin, Thebain, Narcein und Codein, nämlich noch mehrere andere zu beseitigende organische Substanzen, namentlich Kautschuk, Gummi, Eiweiß und Porphyroxin, welche die Herstellung eines reinen Productes wesentlich erschweren können, und welche gerade durch die Merk'sche Methode rasch beseitigt werden.

Bei einem guten Opium erhält man aus fünf Centnern mindestens achtzehn Kilogramm Morphium, welche, das Pfund zu hundertsechsunddreißig bis hundertundvierzig Gulden gerechnet, einen Werth von etwas über fünftausend Gulden repräsentiren, fünfhundertzehn Gramm Codein im Werth von zweihundert Gulden, dreihundertsechszig Gramm Thebain im Werthe von siebenhundertzwanzig Gulden, ebensoviel Mekonin im gleichen Werthe, und endlich ergiebt sich eine Ausbeute von zweihundertfünfundachtzig Gramm Narcein im Werthe von fünfhundertsechszig Gulden, so daß sich bei der fabrikmäßigen Ausbeutung des Opiums ein aus Obigem leicht zu berechnender, ansehnlicher täglicher Gewinn ergiebt.

Alles das kömmt in den Handel und wird mit wahrhaft fabelhafter Schnelligkeit consumirt, so daß das, was die verschiedenen bestehenden Fabriken produciren, oft kaum ausreicht, um den Bedarf zu decken. Manchem erscheinen die Zahlen, um welche es sich im Großbetrieb handelt, ungeheuerlich. Es klingt unglaublich, wenn man hört, daß eine Londoner Firma wöchentlich zweitausend Säcke Weizenmehl zu jenen kleinen, unscheinbaren Biscuits verbraucht, welche bei den Damen als Dessert so beliebt sind. An dem Beispiele der Opiumalcaloide, von denen ein kleines Stäubchen bereits seine Wirkung auf den thierischen Organismus ausübt, glaube ich meinen Lesern gezeigt zu haben, zu welchen ungeheuren Ziffern auch die unscheinbarsten Quantitäten anwachsen, sobald es sich um den Bedarf ganzer Länder und Völker handelt.

F. D—ch.

Kleiner Briefkasten.

G. B. in N. Eine bildliche Darstellung des *Kissinger Attentates* würde bei der durch die Auflage bedingten zeitraubenden Herstellungsweise unseres Blattes den Lesern nur sehr verspätet und wahrscheinlich erst dann zu Gesicht kommen, wenn bereits eine Anzahl anderer illustrirter Zeitungen Abbildungen des traurigen Vorfalls gebracht haben würde. Wir gedenken daher ein solches Bild nur für den Fall zu publiciren, daß wir im Stande wären, etwas wirklich Authentisches zu bieten.

A. M. in Schw. Die Novelle „Sophie Dorothea“ (Gartenlaube, 1862, Nr. 36 ff.), welche, wie Sie richtig bemerken, von Arthur Müller, Rudolph Wellmann u. A. dramatisirt wurde, hat den bekannten Emil Mario *Vacano* zum Verfasser.

M. H. Ihr Manuscript kann nur dann retournirt werden, wenn Sie uns Ihre volle Adresse angeben.

F. Pf. Ihre Arbeit ist nicht zu verwenden. Das Concept steht zu Ihrer Verfügung. Auch auf Ihre Offerten bedauern wir nicht eingehen zu können.

Unbekannter Einsender in Inowraclaw wird wegen Rücksendung seines nicht zu verwendenden Manuscriptes um Angabe seiner Adresse gebeten.

Verantwortlicher Redacteur *Ernst Keil* in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von *Alexander Wiede* in Leipzig.

Nº. 32. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. – In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Nein!" sagte der Capitain. – „Das geht nicht! – Ich – ich habe Ihnen ein Bekenntniß zu machen, Ella, – auf die Gefahr hin, daß Sie mir dann sofort die Thür weisen."

„Was haben Sie mir denn zu bekennen?" fragte die junge Frau erstaunt.

Hugo sah zu Boden. „Daß ich noch immer der ‚Abenteurer' bin, dem Sie einst so nachdrücklich den Text gelesen. Gebessert hat ihn das freilich nicht, aber er hat es seitdem doch nicht wieder versucht, mit seinen Thorheiten Ihnen nahe zu kommen, und kann's auch heute nicht. Also kurz und gut, ich hatte keine Ahnung davon, wer die Bewohner dieser Villa seien, als ich meine Schritte hierher lenkte. Ich ließ mich bei dem mir völlig unbekannten Herrn melden, weil Marchese Tortoni mir von einer jungen Dame gesprochen hatte, die hier in äußerster Zurückgezogenheit lebe, und – ja, das wußte ich vorher, daß Sie mich wieder so ansehen würden."

Ihr Blick hatte ihn in der That ernst und vorwurfsvoll getroffen; jetzt wandte sie sich schweigend ab und sah durch das Fenster. Es entstand eine Pause, dann trat Hugo an ihre Seite.

„Das war der ‚Zufall', der mich hergeführt. Nun, Ella? Ich warte auf meine Strafpredigt."

„Sie sind ja frei und haben keine Pflicht zu verletzen," sagte die junge Frau kühl. „Im Uebrigen kann meine Meinung in solchen Dingen wohl schwerlich von Einfluß auf Sie sein, Herr Capitain."

„Und damit hat der Herr Capitain sich zu entfernen, um das nächste Mal verschlossene Thüren zu finden, nicht wahr?" In seiner Stimme klang eine unverkennbare Erregung. „Sie sind doch ungerecht gegen mich. Daß ich hier, wo ich völlig Unbekannte zu finden wähnte, einem Abenteuer nachging – nun, das ist eben nichts Neues bei mir, aber daß ich die grenzenlose Albernheit beging, es Ihnen einzugestehen, obwohl mir doch der beste Vorwand zur Täuschung gegeben war, das ist sehr neu, und dazu haben nur Sie mich mit diesen Augen gezwungen, die mich wieder so groß und fragend anblickten, daß ich roth wurde wie ein Schulknabe und nicht von der Stelle konnte mit meiner Lüge. Und dafür bekomme ich nun auch sofort wieder den ‚Herrn Capitain' zu hören, der sich, Gott sei Dank, auf eine Viertelstunde aus unserem Gespräch empfohlen hatte."

Ella schüttelte leise das Haupt. „Sie haben mir die ganze Freude am Wiedersehn verdorben – jetzt freilich –"

„Haben Sie sich denn gefreut? Haben Sie das wirklich?" rief Hugo, sie lebhaft unterbrechend, mit aufblitzenden Augen.

„Gewiß," versicherte sie ruhig. „Man freut sich immer, wenn man in der Ferne Grüße und Erinnerungen aus der Heimath wiederfindet."

„Ja so," sagte Hugo langsam. „Ich hatte ganz vergessen, daß wir nebenbei noch Landsleute sind. Also nur den Deutschen haben Sie in mir gesehen? Da bekenne ich denn doch offen, daß meine Regungen nicht so allgemein patriotischer Natur waren, als ich Sie wiedersah."

„Trotz der unvermeidlichen Enttäuschung, die Ihnen die Entdeckung bereitete?" fragte Ella mit einiger Schärfe.

Der Capitain sah sie einige Secunden lang unverwandt an. „Sie lassen mich das unvorsichtige Geständniß arg büßen, Ella. Sei's darum! Ich muß es wohl ertragen. Nur eine Frage noch, ehe ich gehe, oder eine Bitte vielmehr. Darf ich wiederkommen?"

Sie zögerte mit der Antwort; er trat ihr einen Schritt näher. „Darf ich wiederkommen? Ella, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie auch mich von Ihrer Schwelle bannen wollen?"

Es lag ein Vorwurf in den Worten, der seinen Eindruck auf die junge Frau nicht verfehlte. „Ich thue es ja auch nicht," erwiderte sie leise. „Wenn Sie mich wieder aufsuchen wollen – Ihnen wird unsere Thür nicht verschlossen sein."

Mit einer raschen Bewegung ergriff Hugo ihre Hand und zog sie an seine Lippen, aber diese Lippen ruhten ungewöhnlich lange darauf, viel länger als es sonst bei einem Handkuß üblich ist, und Ella schien das zu fühlen, denn sie zog etwas hastig die Hand zurück. Ebenso hastig richtete sich auch der Capitain auf; die helle Röthe von vorhin lag wieder auf seinem Antlitz und er, der nie um eine Artigkeit oder eine passende Antwort verlegen war, sagte jetzt nur einsilbig:

„Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!" entgegnete Ella mit einer Befangenheit, die seltsam mit der Ruhe und Sicherheit contrastirte, die sie während der ganzen Unterredung gezeigt hatte. Fast schien es, als bereue sie die soeben gegebene Erlaubniß, die gleichwohl nicht mehr zurückgenommen werden konnte.

Wenige Minuten darauf befand sich Capitain Almbach im Freien und schlug langsam den Rückweg nach Mirando ein. Er hatte wieder einmal seinen Willen durchgesetzt und das heute Morgen im Uebermuthe gegebene Versprechen eingelöst. Aber er schien wenig geneigt, diesen Triumph irgendwo geltend zu machen. Nach der Villa zurückschauend, strich er mit der Hand über die Stirn wie Jemand, der aus einem Traume erwacht

Digitized by Google

„Ich glaube, die elegische Atmosphäre in Mirando hat mich angesteckt," murmelte er ärgerlich. „Ich fange jetzt auch an, die einfachsten Dinge vom ideal-romantischen Standpunkte aufzufassen. Was ist denn eigentlich an dieser Begegnung, daß ich so gar nicht darüber hinauskommen kann? Die Erlau'schen Salons sind eben eine gute Schule gewesen, und die Schülerin hat über Erwarten leicht und schnell begriffen. Geahnt habe ich längst so etwas und doch — Thorheit, was geht es mich denn an, wenn Reinhold schließlich seine Blindheit bereuen lernt! Und sie weiß noch nicht einmal, wie nahe er ihr ist, so nahe, daß eine Begegnung auf die Dauer nicht ausbleiben kann. Ich fürchte, der Versuch einer Annäherung käme Reinhold dieses Mal noch viel theurer zu stehen als jener erste. Was war das für ein seltsam eisiger Ausdruck in ihrem Gesichte, als ich auf die Möglichkeit einer Versöhnung hindeutete! Das," — hier athmete Hugo auf, in vielleicht unbewußter, aber tiefster Genugthuung — „das sprach ‚Nein' bis in alle Ewigkeit. Und wenn sie jetzt auch Zufall oder Schicksal wieder zusammenführt, jetzt ist's zu spät — jetzt hat er sie verloren."

Ueber den blauen Spiegel der Fluth glitt ein Boot, das, von S. kommend, die Richtung nach Mirando nahm. Das zierliche Aussehen der Barke ließ sie als das Eigenthum irgend einer reichen Familie erkennen, und die beiden Ruderer trugen die Farben des Hauses Tortoni. Für den Herrn jedoch, der sich außerdem noch im Boote befand, schien weder die schwebend schnelle Fahrt noch das herrliche Panorama ringsum auch nur das mindeste Interesse zu besitzen. Er lehnte, wie schlafend, mit geschlossenen Augen in seinem Sitze und blickte erst auf, als das Fahrzeug an der Marmortreppe anlegte, die von der Terrasse der Villa direct in's Meer hinab führte. Er stieg aus. Ein Wink verabschiedete die beiden Leute, die, wie die gesammte Dienerschaft des Marchese, gewohnt waren, dem berühmten Gast ihres Herrn fast noch größeren Respect als diesem selbst zu erweisen. Einige Ruderschläge trieben das Boot seitwärts, und gleich darauf legte es drüben am Parke in einem kleinen Hafen an.

Reinhold betrat die Stufen und stieg langsam hinauf. Er kam von S. her, wo Beatrice inzwischen eingetroffen war. Wie gewöhnlich war die Künstlerin auch hier, wo alle Fremden und Einheimischen von Bedeutung sich zur Villeggiatur zusammenfanden, von Bekannten umringt und mit Huldigungen umgeben worden, und Reinhold befand sich kaum an ihrer Seite, als auch ihm, und zwar in noch höherem Maße, dieses Schicksal zu Theil wurde. In Beatrice's Nähe gab es nun einmal für ihn kein Ausruhen und keine Erholung; sie zog ihn sofort wieder in den Strudel hinein. Aus den Stunden, die er bei ihr zubringen wollte, waren Tage geworden, die an Aufregung und Zerstreuung den letzten Wochen in der Stadt wenig nachgaben, und nachdem er sie gestern Abend noch zu einer größeren Festlichkeit begleitet, welche die ganze Nacht hindurch bis an den lichten Morgen währte, hatte er sich endlich mit Tagesanbruch losgerissen und sich in's Boot geworfen, um nach Mirando zurückzukehren.

Er athmete tief auf bei der Stille und Einsamkeit, die ihn hier umfing und die nicht einmal durch einen Gruß oder Empfang gestört wurde. Cesario hatte, wie er wußte, heute bereits in aller Frühe und in Begleitung Hugo's einen Ausflug nach der benachbarten Insel unternommen, von dem beide erst gegen Abend zurückerwartet wurden, und für Fremde war die Villa jetzt nicht zugänglich. Der junge Marchese liebte es nicht, in der Einsamkeit seiner Villeggiatur gestört zu werden, und der Verwalter hatte Befehl erhalten, während seiner Anwesenheit keine fremden Besucher zuzulassen, ein Befehl, der in vollster Strenge aufrecht erhalten wurde, zum großen Mißvergnügen der Fremden, denen Mirando als ein beliebtes Ziel ihrer Ausflüge galt. Die Besitzung mit ihren weiten Gärten und prachtvollen Gebäuden, die man im Norden unbedingt ein Schloß genannt hätte, und die hier nur den bescheidenen Namen einer Villa führte, war weitberühmt, nicht allein wegen ihrer paradiesischen Lage und des unbegrenzten Blickes auf das Meer hinaus, sondern auch wegen der reichen Kunstschätze, die sie in ihrem Innern barg und die jetzt nur das Auge der Wenigen entzückten, die das Glück hatten, sich die Gäste des Marchese nennen zu dürfen.

Ueberwacht, ermüdet, und doch unfähig, Schlaf und Ruhe zu suchen, warf sich Reinhold auf eine der Marmorbänke im Schatten der Säulenhalle; er fühlte sich abgespannt bis zur äußersten Erschlaffung. Jawohl, diese schwülen italienischen Nächte, mit ihrem betäubenden Blüthenduft und ihrer mondbeglänzten Ruhe oder dem rauschenden Festesjubel, diese sonnenhellen Tage mit dem ewig blauen Himmel und der glühenden Farbenpracht der Erde, sie hatten ihm alles gegeben, was er nur je im kalten trüben Norden davon geträumt, aber sie hatten ihm auch den besten Theil seiner Lebenskraft gekostet. Die Zeit war längst vorüber, wo dem jungen Künstler das ganze Dasein nur ein Wechsel war von glühendem Rausch und beseligenden Träumen. Das hatte monden-, jahrelang gewährt — dann war allmählich die Ermüdung gekommen und dann zuletzt das Erwachen, wo diese herrliche farbenglänzende Welt so kalt und leer vor ihm lag, wo die Ideale zusammensanken und die einst so heiß ersehnte Freiheit zur grenzenlosen Oede wurde, die keine Pflicht, aber auch keine Sehnsucht mehr begrenzte. Mit den Fesseln, die er so energisch und rücksichtslos gesprengt, hatte er auch den Zügel verloren; er schweifte hinaus in's Schrankenlose, und die Schrankenlosigkeit war ihm zum Fluche geworden. Den Künstler bewahrte freilich der Prometheusfunke in seinem Inneren vor dem Schicksal, das so viele Andere ereilte, vor dem rettungslosen Versinken in diese Ernüchterung und Gleichgültigkeit gegen alles, aber dieselbe Macht, die ihn immer und immer wieder daraus emporriß, jagte ihn auch ruhelos umher, dem Einen nie Erreichten nach, das er nicht zu nennen wußte, und von dem er nur fühlte, daß es ihm fehle und ewig fehlen werde. Italien in all seiner Schönheit hatte es ihm nicht zu geben vermocht, nicht die glühende Liebe Beatricens und nicht die Kunst, die ihm doch den vollsten Ruhmeskranz gereicht — das Phantom zerfloß, sobald er die Arme danach ausstreckte. Und wenn die Wunderblüthe des Südens sich ihm auch geöffnet hatte in ihrer ganzen berauschenden Pracht — die blaue Märchenblume hatte er nicht gefunden. —

Reinhold schreckte plötzlich empor aus seinen Träumereien. Irgend etwas hatte ihn darin gestört. War es ein Schritt, ein Rauschen gewesen — er erhob sich und sah mit grenzenlosem Erstaunen eine Dame nur wenige Schritte entfernt auf der Terrasse stehen und in das Meer hinausblicken. Was sollte das heißen? und wie kam diese Fremde hierher, jetzt wo Mirando doch für Besucher nicht zugänglich war? Sie konnte erst vor wenigen Minuten aus der noch offenen Thür getreten sein, die in den Saal führte, der die berühmte Gemäldesammlung der Villa enthielt, und schien den einsamen Träumer in der Säulenhalle so wenig bemerkt zu haben, wie er sie.

Reinhold war längst auch gegen Frauenschönheit gleichgültig geworden, aber diese Erscheinung fesselte ihn doch unwillkürlich. Sie stand im Schatten einer der riesigen Vasen, welche die Terrasse schmückten; nur das etwas vorgeneigte Haupt wurde von dem vollen Sonnenlicht getroffen und die schweren blonden Flechten schimmerten in dem Strahle wie gesponnenes Gold. Das Gesicht war zur Hälfte abgewendet. Man sah kaum das zarte, rein und edel gezeichnete Profil. Die schlanke Gestalt im luftig weißen Gewande lehnte leicht in unbeschreiblich graziöser Haltung an der Marmorbalustrade; die linke Hand stützte sich darauf, während die herabhängende Rechte den blumengeschmückten Strohhut hielt. Sie stand unbeweglich, ganz im Anblick des Meeres versunken und hatte augenscheinlich keine Ahnung davon, daß sie beobachtet wurde.

Es war noch früh am Tage. Der Morgen war in leuchtender Klarheit aus dem Meere emporgestiegen und lag jetzt sonnig lächelnd in thauiger Frische über der ganzen Umgebung. Noch umwob blauer Duft das Vorgebirge und die fernen Küsten, deren Linien wie hingehaucht am Horizont zu schweben schienen, und in der Luft flimmerte es noch wie feuchter Silberglanz. Es lag etwas Märchenhaftes in dieser Morgenstunde und dieser Umgebung, vor Allem in der weißen Gestalt da drüben mit dem goldschimmernden Haar, und wie ein Märchenschloß, das aus der feuchten Tiefe emporgestiegen, erschien auch Mirando mit seinen weißen Marmorsäulen und Terrassen. Tiefblau wölbte sich der Himmel darüber hin und tiefblau rauschte das Meer zu seinen Füßen. Aus den Gärten wehte der Blüthenduft herüber, aber geisterhafte Stille umfing Alles, als sei jedes Leben hier gebannt oder in Schlaf versunken. Kein Ton ringsum, nichts als das leise Wallen des Meeres, der immer gleiche, träumerische Laut der Wellen, welche die Marmorstufen küßten, und vor den Blicken

nur die blaue wogende Unermeßlichkeit, die sich fernhin dehnte in unbegrenzter Weite.

Reinhold verharrte regungslos in seiner Stellung; er mochte mit keiner Bewegung den Zauber dieser Minute stören. Wehte es doch auf einmal zu ihm herüber wie ein Hauch der alten Sagenpoesie seiner Heimath, die er längst vergessen, und die mit ihrem schwermüthig süßen Reiz in diesem Augenblicke wieder vor ihm auftauchte. Aber die tiefe Stille wurde plötzlich unterbrochen durch das helle Jauchzen einer Kinderstimme. Ein Knabe von sieben oder acht Jahren stürmte die Stufen zur Terrasse herauf, eine große, glänzende Muschel in der Hand, die er irgendwo am Ufer aufgelesen haben mochte. Das Kind war sichtlich voll Entzücken über seinen Fund; das ganze kleine Gesicht strahlte, als er mit glühenden Wangen und fliegenden Locken auf die Dame zueilte, die sich auf seinen Ruf umwandte.

Mit einem halb unterdrückten Ausschrei fuhr Reinhold auf und stand dann wie in dem Boden festgewurzelt. In dem Momente, wo sie ihm das Gesicht voll zuwendete, erkannte er die Fremde, die Ella's Züge trug und doch nicht Ella sein **konnte**. Betäubt, todtenbleich starrte er die Frau an, deren poetische Erscheinung er soeben noch bewundert und die doch Zug um Zug seiner so sehr mißachteten und schließlich verlassenen Gattin glich. Auch sie hatte ihn erkannt; das bewies die tiefe Blässe, die auch ihr Antlitz überflog, bewies auch ihr jähes Zurückweichen. Sie faßte nach der Marmorbalustrade, wie um einen Halt zu suchen, aber jetzt hatte der Knabe sie erreicht, und seine Muschel mit beiden Händen emporhaltend, rief er triumphirend:

„Mama! Liebe Mama, sieh nur, was ich gefunden habe!"

Das riß Reinhold aus seiner Erstarrung. Betäubung, Schreck, Erstaunen, das Alles verschwand, als er die Stimme seines Kindes vernahm. Nur der Eingebung des Augenblickes folgend, stürzte er vorwärts und streckte die Arme aus, um den Knaben stürmisch an seine Brust zu reißen.

„Reinhold!"

Almbach hielt betreten inne, aber der Name galt nicht ihm, sondern dem Knaben, der, dem Rufe augenblicklich gehorchend, zur Mutter eilte. Mit einer raschen Bewegung legte sie beide Arme um ihn, als wolle sie ihn schützen oder verbergen, und richtete sich dann empor. Noch war die Blässe nicht von ihrem Antlitze gewichen, und die Lippen bebten noch, aber die Stimme klang fest und energisch.

„Du darfst **Fremde** nicht belästigen, Reinhold. Komm', mein Kind! Wir wollen gehen."

Almbach zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück; der Ton war ihm so neu, wie das ganze Wesen derjenigen, die er einst seine Gattin genannt. Hätte er nicht ihre Stimme erkannt, er würde jetzt mehr als je an eine Täuschung geglaubt haben. Der Kleine dagegen blickte bei dem Vorwurf verwundert auf. Er war dem fremden Herrn ja nicht einmal nahe gekommen und hatte ihn sicher nicht belästigt, aber er sah an der Blässe und Aufgeregtheit der Mutter, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorging, und die großen blauen Augen des Kindes richteten sich trotzig, fast feindselig auf den Unbekannten, von dem es instinctmäßig errieth, daß er es sei, der die Mama so erschreckt habe.

Ella hatte sich bereits wieder gefaßt. Sie wandte sich zum Gehen, den Arm noch immer fest um die Schulter ihres Knaben gelegt, aber Reinhold vertrat ihr jetzt heftig den Weg — sie mußte stehen bleiben.

„Wollen Sie die Güte haben, uns vorüber zu lassen?" sagte sie kalt und fremd. „Ich bitte darum."

„Was soll das, Ella?" brach Reinhold jetzt in leidenschaftlicher Erregung aus. „Du hast mich so gut erkannt, wie ich Dich. Wozu dieser Ton zwischen uns?"

Sie sah ihn an; in dem Blicke lag die ganze Antwort, eiskalte niederschmetternde Verachtung. Er hatte es freilich nie für möglich gehalten, daß Ella's Augen so blicken konnten, aber er wandte sein Angesicht vor ihnen zu Boden.

„Wollen Sie die Güte haben, uns den Weg frei zu geben, Signor?" wiederholte sie in vollkommen reinem Italienisch, als nehme sie an, er habe die deutsche Anrede nicht verstanden. Es lag ein entschiedener Befehl in den Worten, und Reinhold — gehorchte. Ganz fassungslos wich er zur Seite und ließ sie vorüber. Er sah, wie sie mit dem Kinde die Stufen hinabstieg, wie dort unten ein Diener in fremder Livree, der gewartet zu haben schien, sich ihnen anschloß, und wie alle Drei durch die Gärten davon eilten; er selbst aber stand noch immer oben auf der Terrasse und besann sich, ob er denn geträumt habe und das Ganze nur ein Gebilde seiner Phantasie sei.

Das geräuschvolle Schließen der Thür, die in den Gemäldesaal führte, brachte ihn wieder zur Besinnung. Mit wenigen Schritten stand er dort, und die Thür ungestüm aufreißend, trat er in den Saal, wo der Verwalter von Mirando soeben beschäftigt war, die Vorhänge wieder niederzulassen, die er der besseren Beleuchtung wegen aufgezogen hatte.

„Wer war die Dame mit dem Kinde, die sich soeben hier auf der Terrasse befand?" Mit dieser hastigen Frage stürmte Reinhold auf den Mann ein, der sehr bestürzt schien, als er den Gast seines Herrn, den er noch in S. vermuthete, so plötzlich vor sich sah; er zögerte in sichtlicher Verlegenheit mit der Antwort.

„Verzeihung, Signor — ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie schon zurück seien, und da Eccellenza und der Signor Capitano erst gegen Abend erwartet werden, so hatte ich mir erlaubt —"

„Wer war die Dame?" drängte Reinhold in fieberhafter Ungeduld, ohne auf die Entschuldigung zu achten. „Woher kam sie? Schnell! Ich muß es wissen."

„Drüben aus der Villa Fiorina," sagte der Verwalter, halb verwundert, halb erschreckt über das Ungestüm des Fragenden. „Die fremde Signora wünschte Mirando zu sehen und ließ durch ihren Diener anfragen. Eccellenza haben freilich befohlen, während ihres Hierseins keine Besucher einzulassen, aber es war ja heute Morgen Niemand von den Herrschaften anwesend, und da glaubte ich eine Ausnahme machen zu dürfen." Er hielt inne und setzte dann im Tone der Bitte hinzu: „Es würde mir freilich große Ungelegenheiten bei Eccellenza bereiten, wenn Signor Rinaldo es ihm mittheilen wollten."

„Ich? Nein," sagte Reinhold wie abwesend. „Und wie nannte sich die Dame?"

„Erlau, wenn ich recht verstanden habe."

„Erlau — so?" Almbach fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es ist gut, Mariano; ich danke Ihnen," sagte er und verließ den Saal.

Der Tag war glühend heiß geworden, und auch der Abend brachte weder Kühle noch Erfrischung. Luft und Meer schienen von keinem Hauche bewegt, und die Sonne ging in heißen Dunstwolken nieder. Auch in der Villa Fiorina schien man von der Gluth zu leiden. Die Bewohner hielten sich vermuthlich drinnen in den kühleren Zimmern, denn die Jalousien waren während des ganzen Tages nicht geöffnet worden und die Glasthüren, welche nach der Terrasse führten, blieben geschlossen. Die deutsche Familie bewohnte das weitläufige Gebäude, das sie für sich allein in Anspruch genommen hatte, kaum zur Hälfte. Einige Zimmer rechts vom Gartensaale waren für den Consul eingerichtet worden; die auf der andern Seite gelegenen bewohnte dessen Pflegetochter mit ihrem Kinde; die Dienerschaft war in den hinteren Räumen untergebracht, und das Uebrige stand leer.

Es war schon in vorgerückter Abendstunde, als Ella in den von einer Lampe erhellten Gartensaal trat. Der Consul hatte sich bereits zur Ruhe begeben, und die junge Frau kam von ihrem Knaben, den sie, nachdem er eingeschlummert war, der Obhut seiner Wärterin überließ. Vielleicht war es der matte Lampenschein, der ihr Antlitz auch jetzt noch so blaß erscheinen ließ; seit dem heutigen Morgen war die Farbe noch nicht wieder darauf zurückgekehrt, wenn auch die Züge selbst vollkommen ruhig erschienen.

Sie öffnete die Glasthür und trat auf die Terrasse. Draußen herrschte bereits völlige Dunkelheit; kein Mondstrahl drang durch das Gewölk, das noch immer den Himmel umzogen hielt, kein Hauch des Seewindes bewegte die blühenden Gesträuche. Schwül und schwer, schien die Luft auf der Erde förmlich zu lasten, und das Meer lag in träger Ruhe, fast regungslos. Es war beängstigend in dieser schwülen Stille und Dunkelheit; dennoch schien Ella sie dem Aufenthalt in dem erhellten Gartensaale vorzuziehen; sie stand wie heute Morgen an die Steinbalustrade gelehnt, zur Hälfte noch in dem matten Lichtkreise, der aus der geöffneten Thür auf die Terrasse fiel und die helle Gestalt, wenn auch undeutlich, erkennen ließ.

Einige Minuten mochten so vergangen sein, als ein Geräusch in ihrer Nähe sie aufschreckte. Mit einem leichten Aufschrei wollte sie nach dem Hause zurückflüchten, denn dicht neben ihr stand eine hohe dunkle Männergestalt, in demselben Augenblicke aber legte sich auch eine Hand auf ihren Arm, und eine unterdrückte Stimme sagte:

„Beruhige Dich, Ella! Es ist weder ein Räuber noch ein Dieb, der vor Dir steht, wenn Du mich auch gezwungen hast, den Weg eines solchen zu wählen."

Die junge Frau hatte beim ersten Ton Reinhold's Stimme erkannt, aber sie wich nur um so weiter zurück, bis an die Schwelle der Glasthür.

„Was wünschen Sie, Signor?" sagte sie kalt in italienischer Sprache. „Und was bedeutet dieser Ueberfall zu einer solchen Stunde?"

Reinhold war ihr gefolgt, aber er versuchte es nicht wieder, ihren Arm zu berühren oder ihr auch nur nahe zu kommen.

„Vor allen Dingen wünsche ich, daß Du die Güte haben mögest, einmal Deutsch mit mir zu sprechen," versetzte er mit mühsam verhaltener Erregung. „Ich habe unsere Sprache doch nicht so ganz verlernt, wie Du vorauszusetzen scheinst. Woher ich komme? Aus dem Boote dort! Die Terrasse wenigstens hat sich nicht so unzugänglich gezeigt, wie die Thüren Deines Hauses, die mir verschlossen blieben."

Er wies nach dem Meere hinüber. Es war ein Wagniß, von dem schwankenden Boote aus die hohe Steinterrasse zu ersteigen, aber Reinhold schien nicht in der Stimmung, nach der Möglichkeit einer Gefahr zu fragen. Er war augenscheinlich schon hier gewesen, als sie heraustrat, und fuhr jetzt noch erregter fort:

„Es wird Dir wohl nicht unbekannt geblieben sein, daß ich bereits heute Nachmittag hier war. Du ließest mich abweisen, oder vielmehr Erlau that es, denn ich hatte begreiflicher Weise nicht die Tactlosigkeit, mich bei Dir melden zu lassen. Er hat mich weder empfangen, noch das Billet angenommen, das meine Bitte enthielt, und doch mußtet Ihr Beide wissen, was mich herführte. Da blieb denn nur die Selbsthülfe übrig. Du siehst, ich habe den Eingang dennoch erzwungen."

Er sprach in tiefster Erbitterung. Der stolze Künstler empfand die doppelte Zurückweisung, die er heute erfahren hatte, als eine tödtliche Beleidigung. Man hörte, wie er noch jetzt jedes einzelne Wort seinem Stolze abrang, und es mußte ein mächtiger Beweggrund sein, der ihn trotz alledem herführte und noch dazu auf solchem Wege. Seine Gattin hatte wohl keinen Antheil daran, denn er stand ihr gegenüber in finsterem, ungebeugtem Trotze. Reinhold Almbach hatte es schon als Knabe nie vermocht, sich zu demüthigen, selbst da nicht, wo er sich im Unrecht wußte, und er hatte während der letzten Jahre nur zu oft die gefährliche Erfahrung gemacht, daß jedes Unrecht, das er beging, mit dem Rechte des Genius gedeckt wurde, der sich nahezu Alles erlauben darf.

Sie waren während der letzten Worte vollends in den Gartensaal getreten. In der Mitte desselben blieb Ella stehen.

„Signor Rinaldo scheint diesmal den Weg verfehlt zu haben," sagte sie, jetzt zwar in deutscher Sprache, aber in dem gleichen Tone wie vorhin. „Drüben in S. liegt die Villa, wo sich Signora Biancona befindet, und es konnte wohl nur ein Irrthum sein, der sein Boot an unserer Terrasse landen ließ."

Der Vorwurf traf. Almbach's trotziger Blick senkte sich, und für einige Secunden fehlte ihm die Antwort.

„Ich suchte diesmal nicht Signora Biancona," erwiderte er endlich, „und daß ich Eleonore Almbach nicht suchen darf, hat sie mir heute Morgen bereits hinreichend gezeigt. Es war nicht meine Absicht, Dich nochmals durch meinen Anblick zu beleidigen; es wäre Dir erspart worden, hättest Du meiner schriftlichen Bitte nachgegeben. Ich kam einzig, mein Kind zu sehen."

Mit einigen raschen Schritten war die junge Frau an der Thür des Schlafzimmers und stellte sich davor. Sie sprach kein Wort, aber in der inneren Bewegung lag ein so energischer Protest, daß Reinhold sofort ihre Absicht begriff.

„Willst Du es mir nicht einmal gestatten, meinen Sohn zu umarmen?" fragte er heftig.

„Nein!" lautete die feste, mit vollster Entschiedenheit gegebene Antwort.

Reinhold wollte auffahren; sie sah, wie er die Hand ballte, aber er zwang sich zur Ruhe.

„Ich sehe, daß ich Deinem verstorbenen Vater Unrecht gethan habe," sagte er bitter. „Ich hielt es für sein Werk, daß mir jede Nachricht über meinen Knaben vorenthalten wurde. — Hast Du selbst meinen ersten Brief gelesen und ihn unbeantwortet gelassen?"

„Ja."

„Und den zweiten unerbrochen zurückgesandt?"

„Ja."

In Reinhold's Antlitz wechselten Röthe und Blässe; stumm sah er die Frau an, aus deren Munde er nie eine eigene Willensäußerung, viel weniger einen Widerspruch vernommen, die er nur als demüthig und schweigend Gehorchende kannte und die es jetzt wagte, ihm mit solcher Entschiedenheit Etwas zu versagen, was er als sein unbedingtes Recht in Anspruch nahm."

„Nimm Dich in Acht, Ella!" sagte er dumpf. „Was auch zwischen uns geschehen ist, was Du mir vorwerfen magst, diesen Ton der Verachtung ertrage ich nicht, und vor allem dulde ich es nicht, daß mir der Anblick des Knaben versagt wird. Ich will mein Kind sehen."

Die Forderung klang beinahe drohend; die bleichen Wangen der jungen Frau begannen sich leise zu röthen, aber sie wich nicht von ihrem Platze.

„Dein Kind?" fragte sie langsam. „Der Knabe gehört mir, mir allein. Du hast jedes Recht auf ihn verloren, als Du ihn mir zurückließest."

„Das möchte doch noch die Frage sein," rief Almbach mit ausbrechender Heftigkeit. „Sind wir gerichtlich geschieden? Haben die Gesetze Dir Reinhold zugesprochen? Er bleibt mein Sohn, was auch zwischen Dir und mir liegen mag, und wenn Du mir meine Vaterrechte noch länger verweigerst, so werde ich sie mir zu erzwingen wissen."

Die Drohung blieb nicht wirkungslos, aber sie verfehlte vollständig ihren Zweck. Ella richtete sich auf mit zuckenden Lippen, aber mit vollster Energie.

„Das wirst Du nicht. Die Stirn hast Du nicht, und hättest Du sie, so giebt es, Gott sei Dank, noch eine andere Macht, die ich anrufen kann, und die Dir vielleicht nicht so gleichgültig ist wie Familienbande und Pflichten, welche Du so leicht zerrissest. Die Welt würde es erfahren, daß Signor Rinaldo, nachdem er Weib und Kind verlassen und jahrelang nicht nach ihnen gefragt hat, es jetzt wagt, seinem Weibe mit denselben Gesetzen zu drohen, die er verhöhnt und mit Füßen getreten hat, weil sie nicht will, daß ihr Knabe ihn Vater nennt — und all Dein Ruhm und all die Vergötterung würden Dich nicht schützen vor der verdienten Verachtung."

„Eleonore!"

Es war ein Aufschrei der Wuth, der seinen Lippen entfuhr, als sie das letzte Wort aussprach, und sein Blick flammte in erschreckender Wildheit nieder auf die zarte vor ihm stehende Gestalt. Wenn Reinhold's Leidenschaftlichkeit erst einmal auf's Aeußerste gereizt war, so kannte er keine Schranken mehr und seine ganze Umgebung pflegte dann vor ihm zu zittern. Selbst Beatrice, so wenig sie ihm sonst an Heftigkeit nachgab, wagte es in solchen Augenblicken nicht, ihn noch mehr zu reizen. Sie kannte die ihr gezogene Grenze, und war diese erst einmal erreicht, so fügte sie sich stets. Hier war das anders; zum ersten Male seit Jahren scheiterte er an einem fremden Willen; vor dem Auge, das so klar und groß dem seinigen begegnete, sank sein ganzer Trotz zusammen — er verstummte.

„Du siehst wohl selbst ein, daß es mehr als Hohn wäre, wolltest Du Dich auf die Gesetze berufen," sagte die junge Frau ruhiger.

Reinhold stützte sich schwer auf den Sessel, an dem er stand. War es Scham oder Zorn, die Hand, welche sich in die Polster vergrub, zitterte.

„Ich sehe, daß ich in einem verhängnißvollen Irrthum befangen war, als ich die Frau zu kennen wähnte, die zwei Jahre lang meine Gattin hieß," erwiderte er in seltsam gepreßtem Tone. „Hättest Du mir nur ein einziges Mal die Eleonore gezeigt, der ich jetzt begegne, es wäre wohl Manches ungeschehen geblieben. Wer hat Dich diese Sprache gelehrt?"

„Die Stunde, in der Du mich verließest," antwortete sie mit vernichtender Kälte, indem sie sich abwandte.

Das Denkmal der Königin Louise im Schloßgarten zu Hildburghausen.
Originalzeichnung von Plato Ahrens.

Digitized by Google

„Die Stunde scheint Dir noch manches Andere gegeben zu haben, was Dir sonst fremd war — die Lust an der Rache zum Beispiel —"

„Und den Stolz, den ich Dir gegenüber nie gekannt," ergänzte Ella. „Ich mußte erst zu Boden getreten werden, ehe er aufwachte und mir zeigte, was ich mir und meinem Kinde schuldig war, dem Einzigen, was Du mir noch gelassen hattest, dem Einzigen, was mich noch aufrecht erhielt. Um seinetwillen habe ich noch einmal angefangen, zu lernen und zu arbeiten, als die Zeit des Lernens längst hinter mir lag, um seinetwillen habe ich mich emporgerissen aus den Vorurtheilen und Banden meiner Erziehung und meinem Leben eine neue Richtung gegeben, als der Tod der Eltern mich frei machte. Ich mußte dem Kinde jetzt alles sein, wie es mir alles war, und ich hatte mir gelobt, daß mein Sohn sich dereinst nicht der Mutter schämen sollte, wie sein Vater sich ihrer schämte, weil sie äußerlich hinter anderen Frauen zurückstand."

Almbach's Stirn färbte sich dunkelroth bei den letzten Worten. „Es war nicht meine Absicht, Dir Reinhold streitig zu machen," sagte er hastig. „Nur sehen wollte ich ihn, wenn es sein muß, in Deiner Gegenwart. Du weißt nur zu gut, welch' eine Waffe Du mit dem Kinde in Deiner Hand hast, und gebrauchst sie schonungslos gegen mich. Ella," er trat ihr näher und zum ersten Male klang etwas wie Bitte in seiner Stimme, „Ella, es ist unser Kind. Dieses Band wenigstens reicht noch aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart, das einzige zwischen uns, das nicht zerrissen wurde. Willst Du es jetzt zerreißen? Soll der Zufall, der uns hier zusammenführte, wirklich nur Zufall bleiben? In Deinen Händen liegt es, ihn zu einer Schicksalswendung zu machen, die vielleicht noch zum Heil werden kann für uns Beide."

Die Hindeutung war verständlich genug, aber die junge Frau wich zurück, und auf ihr Antlitz legte sich wieder jener verhängnißvolle Ausdruck, der „Nein!" sprach bis in alle Ewigkeit.

„Für uns Beide?" wiederholte sie. „Also glaubst Du wirklich, ich könnte ein Glück an Deiner Seite finden, nach Allem was Du mir angethan? Wahrlich, Reinhold, Du mußt sehr durchdrungen sein von Deinem Werthe oder meinem Unwerthe, daß Du es wagst, mir das zu bieten. Freilich, wo hättest Du auch Achtung für mich lernen sollen? In meinem Elternhause war es ja nicht möglich. Ich war zum Gehorsam, zur Unterordnung erzogen und brachte beides auch meinem Gatten entgegen. Was wurde mein Lohn dafür? Ich war die Letzte in seinem Hause und die Letzte in seinem Herzen. Er hielt es nie der Mühe werth, danach zu fragen, ob die Frau, der er sich doch nun einmal verbunden, auch wirklich so beschränkt, so unempfänglich für alles Höhere, oder ob sie nur verschüchtert war durch den Druck einer Erziehung, unter der wir Beide gelitten hatten. Er wies meine scheuen Versuche, mich ihm zu nähern, verächtlich, verletzend zurück, und ließ es mich täglich und stündlich fühlen, daß nur das Verdienst, die Mutter seines Kindes zu sein, mir noch einen Anspruch auf seine Duldung gab. Und als ihm die Kunst und das Leben aufgingen, da warf er mich bei Seite wie eine Last, die man lange genug mit Widerwillen getragen, da gab er mich dem Gerede, dem Spotte, dem entehrenden Mitleid preis, da verließ er mich um einer Anderen willen, und fragte an der Seite dieser Anderen nicht danach, ob das Herz seines Weibes sich verblutete an dem Todesstoß, den er ihr gegeben. — Und jetzt, meinst Du, bedürfe es nur eines Wortes, um das alles ungeschehen zu machen? Du meinst, Du brauchest nur die Hand auszustrecken, um das wieder an Dich zu reißen, was Du einst von Dir stießest? Glaubst Du? Nein, so spielt man nicht mit dem Heiligsten auf Erden, und wenn Du glaubtest, die verachtete, verstoßene Ella würde dem ersten Winke gehorchen, durch den Du sie wieder zu Gnaden annimmst, so sage ich Dir jetzt: eher stürbe sie mit ihrem Kinde, ehe sie Dir wieder folgte. Du hast Dich losgesagt von Deinen Gatten- und Vaterpflichten, und wir haben es gelernt, den Gatten und Vater zu entbehren. Du hast es ja klar genug ausgesprochen, daß wir die ‚Fesseln' waren, die den Aufschwung Deines Genius hemmten — nun wohl, sie sind jetzt gebrochen, durch Dich gebrochen, und ich gebe Dir mein Wort darauf, sie werden Dich nie mehr drücken. Du hast ja Deinen Lorbeer und Deine — Muse. Was brauchst Du da noch Weib und Kind?"

Sie schwieg, überwältigt von der Erregung, und preßte beide Hände gegen die stürmisch wogende Brust. Reinhold war todtenbleich geworden, und doch hing sein Auge wie festgebannt an ihr. Das Lampenlicht fiel voll auf ihr Gesicht und auf die blonden Flechten, wie an jenem Abende, wo er ihr so schonungslos die Trennung ankündigte. Aber wo war die Ella geblieben, die damals scheu und furchtsam an seinen Mienen hing, und jedem Winke, jeder Laune gehorsam folgte? Auch nicht ein Zug von ihr war in dem Wesen zu entdecken, das so hoch und stolz aufgerichtet ihm gegenüberstand und so energisch ihm die einst empfangenen Demüthigungen zurückschleuderte. Sie konnten aufflammen, diese blauen Märchenaugen, aufflammen in glühender Empörung, das sah er jetzt, aber er sah auch zum ersten Male, wie wunderbar schön sie waren, wie hinreißend die ganze Erscheinung der jungen Frau; in dieser leidenschaftlichen Erregung, und mitten durch den Zorn und Groll des tiefgereizten Mannes blitzte etwas auf, das fast der Bewunderung glich.

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte er endlich nach einer secundenlangen Pause.

„Mein letztes."

Mit einer raschen Bewegung richtete sich Reinhold empor. All sein Trotz und Stolz flammte wieder auf bei dieser Art der Zurückweisung. Er schritt nach der Thür, während Ella unbeweglich auf ihrem Platze verharrte, aber an der Schwelle blieb er noch einmal stehen und wandte sich zurück.

„Ich fragte nicht danach, ob das Herz meines Weibes sich verblutete an dem Todesstoße, den ich ihr gegeben —" wiederholte er mit verschleierter Stimme. „Hast Du ihn denn überhaupt gefühlt, Ella?"

Sie schwieg.

„Damals glaubte ich es in der That nicht," fuhr Reinhold mit tiefer Bitterkeit fort, „und die heutige Begegnung läßt mich mehr als je daran zweifeln, daß Dein Herz bei einer Trennung litt, die Deinen Stolz allerdings tiefer verwundete, als ich je für möglich gehalten. — Du brauchst nicht so angstvoll die Thür zu hüten; ich sehe es ja, daß ich Dich erst zur Seite schleudern müßte, um zu dem Kinde zu gelangen, und den Muth habe ich nicht. Für diesmal hast Du gesiegt. Ich verzichte auf das Wiedersehen. Leb' wohl!"

Er ging. Sie hörte seinen Schritt draußen auf der Terrasse, dann das Rauschen der Gebüsche, durch die er sich einen Weg bahnte, endlich die Ruderschläge, die das Boot vom Lande entfernten. Die junge Frau athmete tief auf und verließ langsam den so energisch vertheidigten Platz. Sie trat an die Glasthür; vielleicht tauchte eine leise Besorgniß in ihr auf, ob der gewagte Sprung von der Terrasse ebenso glücklich sein werde wie das Ersteigen derselben es gewesen, aber in der Dunkelheit war nichts zu unterscheiden. Wie vorhin lag das Meer in träger Ruhe. Darüber hin breitete sich die stille schwüle Nacht, und um sie her dufteten die Blüthen — von Reinhold schien jede Spur verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Literaturbriefe an eine Dame.

Von **Rudolf Gottschall.**

XIV.

Haben Sie, verehrte Frau, schon einmal das seltene Schatzkästlein von Naturschönheiten bewundert, welches das österreichische Salzkammergut und das bairische Berchtesgaden unseren Blicken öffnet? Eine der Perlen dieses Schatzkästleins ist der Königssee, und Niemand wird über seine dunkeln Fluthen, zwischen seinen schroff abfallenden, riesig aufgethürmten Felsenmauern dahingleiten, ohne daß ihm die schwermüthigen Verse Nicolaus Lenau's mit der großartigen Feier der Natureinsamkeit, wie sie dieser

Dichter liebt, im Gedächtniß wiederklingen. Die hoch hervorblickenden Gletscher, welche sich oft zum Theil in Wolkennebel gehüllt haben, erhöhen den Eindruck der Weltverlassenheit, den die ganze Scenerie hervorruft, und dort, wo auf dem Schuttlande der Watzmanngletscher das Jagdschloß von Sanct Bartholomäi am Ufer des Sees sich erhebt — dort ist eine Stätte für weltfremde Abgeschiedenheit, wie sie die kühnste Phantasie nicht passender denken, kein Jünger der modernen „Weltverneinung" geeigneter wählen könnte.

Es giebt nur einen bairischen See, der sich in Bezug auf Naturschönheit mit dem Königssee messen kann — das ist der Walchensee. Hier athmet die Brust freier, wenn sie auf den weiten Spiegel blickt; keine kahlen Felsenwände engen die Fluthen und die Seele ein; ringsum rauschender Wald an hohen Uferbergen, über welche terrassenförmig das Hochgebirge bis zu seinen eisfunkelnden Gipfeln sich aufbaut. Der Walchensee ist ein sapphirnes Kleinod mit smaragdner Fassung, das aber in der wechselnden Beleuchtung in den schönsten Regenbogenfarben funkelt. Er ist kein See für Eremiten, wie der Königssee; aber er ist ein träumerischer, stimmungsvoller See, geschaffen für eine Einsamkeit, welche dem sehnsüchtigen Blicke in die blaue Ferne nicht entsagt hat.

Unsere Dichter, verehrte Frau, würden auf ein schönes Vorrecht verzichten, das ihnen die heimathliche Natur mit ihren landschaftlichen Reizen bietet, wenn sie nicht den Zauber dieser Bergsee'n mitverwertheten für ihre poetischen Gemälde. Daß unsere Maler darin unermüdlich sind, diese Naturschönheiten sich zinsbar zu machen, das beweist die Malercolonie in der Mantzau, in diesem mit Vor-, Mittel- und Hintergründen reich gesegneten Zauberthale; das beweist auf allen deutschen Kunstausstellungen der große Modellberg für alle Malerakademien, der ehrwürdige „Watzmann", der, mit allen möglichen Abendröthen ausgestattet, überall von den Wänden herabblickt. Von unsern Dichtern haben die Münchner oder die zeitweise in München lebenden vorzugsweise die Verherrlichung dieser mit den bairischen Landesfarben geschmückten Naturwunder übernommen. Paul Heyse hat eine seiner Novellen in Versen an den „Walchensee" verlegt; doch der lächelnde Novellist ist kein Naturschwärmer, und es kommt ihm durchaus nicht darauf an, die Schönheiten des Sees mit der bengalischen Beleuchtung verzückter Strophen zu verklären; er läßt ganz einfach ein gesellschaftliches Begebniß mit einer Moral für Ehefrauen und Ehemänner an den Ufern des Sees und auf seinen Fluthen spielen, und nur in gelegentlichen Randglossen seiner plaudernden Muse stellt er dem See in Bezug auf sein ästhetisches Wohlverhalten ein wohlwollendes Zeugniß aus. Anders hat ein anderer Dichter, der auch längere Zeit in der bairischen Hauptstadt verweilte und sogar eine Zeitlang, mit dem Pinsel und der Palette ausgerüstet, Naturstudien in Oel trieb, den „Königssee" besungen — Julius Große in seinem poetischen Idyll „Gundel vom Königssee".

Der Name dieses Dichters wird Ihnen, verehrte Freundin, schon öfters begegnet sein. Zur Zeit, als unsere ganze Lyrik mobil wurde und gegen den Erbfeind in's Feld rückte, war auch Julius Große unter den Kriegssängern und zwar zeichneten sich seine Kriegsgedichte durch einen großartigen Schwung aus, den nur wenige der Genossen erreichten. Das Gedicht „Generalmarsch" hat Béranger'sches Feuer; es sind jene Trommelwirbel des Refrains darin, welche eine kriegerische Wirkung nicht verfehlen. Dann wirft der Dichter wieder in Dante'schen Terzinen den Franzosen den Handschuh hin.

> Ihr habt's gewollt! — gewollt zu unsrem Glücke;
> Der Einheit heil'ges Banner ist entrollt;
> Germania's Urkraft schmettert euch in Stücke,
> Den Cäsar und sein Reich. Ihr habt's gewollt!

Es ist ein zermalmender Schwung in diesen Versen, und nur der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen gegen den höheren Stil der Lyrik mag es zugeschrieben werden, daß ihre Wirkung nicht eine bedeutendere war. Freilich, der pomphafte Ton, welchen Große's Muse anschlägt, ihr Kothurngang haben hin und wieder etwas Einförmiges; die majestätischen Geberden wiederholen sich zu oft, wie dies in der größeren Sammlung „Aus bewegten Tagen" der Fall ist. Auch hier ist dichterische Schönheit unverkennbar, doch sie prunkt immer in Sammt und Seide und rauscht mit einer stattlichen stolzen Schleppe, und selbst ihr Liebesempfinden spricht sie bisweilen in dreifach gereimten Schleppversen, in prunkhaften Terzinen aus.

Schon in dieser Sammlung hat der Dichter versucht, den oberbairischen Seen eine poetische Fassung zu geben; er besingt, neben dem Achensee und dem Eibsee, diesem weltverlornen Kleinode, das der Zugspitze bei ihrer unglücklichen Morgentoilette aus der Hand gefallen zu sein scheint, besonders den „Königssee"; doch die ganze Fülle seiner landschaftlichen Reize entrollt er erst in seiner erzählenden Dichtung aus dem bairischen Hochlande: „Gundel vom Königssee", welche den ersten Band der jüngsterschienenen sechsbändigen Sammlung von Julius Große's „Erzählenden Dichtungen" bildet.

Eine solche „Gundel vom Königssee" kann Jeder, der einmal über die Fluthen des Sees gefahren ist, als Vignette der Dichtung aus seiner Erinnerung sich selbst gestalten; er braucht blos das rudernde Mädchen zu idealisiren, welches in Gemeinschaft mit einem Burschen den Kahn nach St. Bartholomäi hinüberlenkt. Diese ländlichen Schönheiten unterbrechen den einförmigen Ruderschlag durch ein trauliches Zwiegespräch, welches indeß ihren Fahrgast nicht in seinen einsamen und melancholischen Gedanken stört. Dafür sorgt der oberbairische Dialekt; Niemand kann errathen, ob das Paar der Ruderer die Sprache der Götter oder der sterblichen Menschen spricht, und nur aus ihrem Mienen- und Geberdenspiele sieht man, daß Amor, der blinde Passagier, zwischen ihnen sitzt.

Schön sind sie in der Regel nicht, die gondelnden Gundels vom Königssee; es ist ein tüchtiger robuster Schlag von Mädchen mit einem tiefen Alt, der etwas männlich klingt, und die Poesie muß schon zu dem zartesten Incarnat auf ihrer Palette greifen, um diese derben, bäurischen Najaden in ein verklärendes Licht zu rücken. Doch die Heldin einer Dorfgeschichte in Hexametern braucht ja nicht gerade in ätherischen Farben zu schimmern — und der eigentliche Held der Dichtung ist der Königssee selbst. Der Dichter giebt ja selbst zu, daß das Landschafts-Element die Grundlinien der Composition des Gedichts auch in der Anordnung der Handlung mitbestimmte und daß es sich vorzugsweise um die Reproduction unvergeßlicher Eindrücke einer gewaltigen Natur handelt.

Was die eigentliche Dorfgeschichte in Versen selbst betrifft, so lege ich, verehrte Freundin, keinen sonderlichen Werth darauf; daß die Gundel anfangs den Ignaz liebt, dann aber sich in ihm getäuscht sieht, indem sie alle Opfer einem Unwürdigen gebracht hat, und zuletzt ihr Herz dem Thomas zuwendet: das ist eine alte Geschichte in Dorf und Stadt und ein sehr beliebtes Novellenthema. Auch daß, ähnlich wie in „Hermann und Dorothea" die französische Revolution mit ihren weltgeschichtlichen Fernsichten in die kleinbürgerliche Handlung eingreift, so hier die Dorfidylle durch die Vergnügungsfahrt eines Königshofes und seine Abenteuer in der Berggegend, durch die Betheiligung fashionabler Hofherren weitere Perspectiven erhält, ist ein Vorzug, den ich gerade nicht allzuhoch anschlagen will, und die volksthümliche Eigenart, die durch Wörter des Volksdialektes in die Darstellungsweise kommt, giebt nach meiner Ansicht dem stilvollen Hexameter einen etwas bedenklichen Beigeschmack. Dennoch ist auch in der Schilderung des Menschengeschickes, der Begegnungen der Helden und Heldinnen, der Schwankungen in ihren Herzensneigungen so viel Ansprechendes und Sinniges enthalten, daß man dem Fortgange der Handlung selbst mit Antheil folgt. Die Naturschilderungen aber sind wirklich von großer dichterischer Schönheit. Hören Sie, verehrte Freundin, das schwunghafte und farbenreiche Loblied, das der Dichter dem Königssee singt:

> Herrlicher Königssee voll mild majestätischer Schönheit,
> Heilig erhabene Ruh umschwebt dein Felsengestade.
> Wellenumspült und strahlenumblitzt und schwalbenumflogen
> Aus smaragdenen Wogen empor ansteigen die Wände,
> Unabsehbar verdämmern die Höh'n, unergründlich die Tiefen,
> Daß mit Schwindeln die Hand festgreift in die Ruder des Bootes.
> Wolkennahe gethürmt gleich Burgen der Götter gigantisch,
> Schluchtenzerrissen und wild, dem menschlichen Fuß unerreichbar,
> Ragen die Felsen als Pfeiler der Welt urzeitlicher Schöpfung,
> Gleich als bewachten sie still den geheiligten See vor der Menschheit,
> Jenen listigen Zwergen der Welt, die in Künsten erfahren.
> Nur die Wurzel der Föhren erklimmt die verwitterten Schrofen,
> Und der Fittig des Aars umschwebt die Gefilde des Eises. — O
> Aber der Spiegel des Sees, in funkelnder Bläue verschwimmend,
> Dehnt sich in magischem Dufte hinaus, wie unendliche Wonnen
> Trunkenem Auge verheißt ein Traumbild wogender Sehnsucht.

Digitized by Google

Wunderbar süß ist dein mächtiger Reiz, goldleuchtender Bergsee,
Daß sich die Brust aufschließt in ahnenden Schauern der Gottheit,
Grauenerfüllt in der Einsamkeit der erhabenen Urwelt,
Gleich als führte kein Pfad in die lachenden Auen zurücke,
Gleich als wäre das Menschengeschlecht noch nimmer erschaffen,
Oder als wär's schon längst von dem donnernden Zorne der Götter
Seit Jahrtausenden wieder vertilgt von der nährenden Erde,
Daß nur Asche noch weht von Erob'rern, von Schaaren der Krieger,
Frommen Mönchen und zahllosem Volk im Staube der Sonne
Draußen auf Haiden im Sturm. — Hier waltet erfrischende Kühle
Unentweihter Riesennatur voll heiligen Friedens,
Schattenumschwebt wie die stygische Fluth. Nur Schatten von Wolken
Sind's, die d'rüber hinzieh'n und manchmal ruhen am Felsport.

Aehnliche Schilderungen der Alpennatur so wie des Lebens hoch oben in der Bergeinsamkeit sind vielfach in der Dichtung verstreut und bilden die Perlen an der Schnur der Begebenheiten, an welcher der Dichter seine Dorfgeschichte eingefädelt hat.

Süditalienische Natur schildert Große in dem Gedichte „Das Mädchen von Capri", und auch hier ist die stimmungsvolle Beleuchtung neapolitanischer Landschaft von echt dichterischem Reize. Die Novelle in Versen selbst gehört in ein vorzugsweise von Paul Heyse gepflegtes Genre, das der Touristen- und Künstlerliebschaften auf Zeit, die den italienischen Himmel und das fremde Colorit brauchen, um mit ihren freizügigen Empfindungen nicht zu sehr gegen die bürgerliche Moral zu verstoßen. Ein deutsch-ungarischer Maler hat sich in ein reizendes Kind vom Felseneilande des Tiberius verliebt; doch schwere Krankheit zwingt ihn, nach Neapel zurückzukehren. Hier empfiehlt er sie einem russischen Freunde; er möge als Hort und Schutz ihn bei dem holden Kinde ersetzen. Der Russe geht auf das Abenteuer ein; doch ohne es zu wissen, macht er schon auf der Ueberfahrt von Neapel nach Capri die Bekanntschaft des reizenden Kindes; es entspinnt sich ein glückliches Liebesverhältniß, welches in seiner Entwickelung mit anmuthigen Farben geschildert ist. Allerliebste Genrebilder, etwa im Stile des anmuthigen Genremalers Robert, lösen sich ab mit Landschaftsgemälden im Stile von Poussin und Claude Lorrain, indem ja die Handlung auf einem durch die Geschichte des Alterthums geweihten Boden spielt und das flüchtige Liebes- und Lebensglück mit den Erinnerungen einer großen, aber wüsten Vergangenheit verschmilzt. Auch sonst weiß der Dichter nach allen Seiten hin geistige Fernsichten zu eröffnen. Die Katastrophe dieser Liebe tritt ein, als das Mädchen von Capri erfährt, der Geliebte sei ihr vom Freunde als Ersatz bestellt; sie fühlt sich verkauft und sagt sich von ihm los. Auch diese pathetische Wendung kommt in ausdrucksvoller Weise zur Geltung. Den abenteuernden Russen ruft inzwischen der Feldzug des ersten Napoleon gegen Rußland zurück in's Vaterland.

Beide Dichtungen, „Gundel vom Königssee" sowohl wie „Das Mädchen von Capri", gehören zu den gelungensten neueren Schöpfungen unserer epischen Muse.

Außerdem, verehrte Freundin, hat Große eine große Zahl epischer Gedichte verfaßt, die in das Gebiet der orientalischen Märchen gehören, etwas Phantastisches, Verschleiertes haben, auch einen mehr oder minder klar ausgeprägten Grundgedanken, aber doch nicht jene dichterischen Vorzüge wie diese beiden Hexameterdichtungen. Es liegt auf ihnen etwas wie der Duft von Opium- und Haschischträumereien, und dabei giebt der spanische Trochäus mit seinen mehr ermattenden als verstärkenden Wiederholungen der Darstellung oft etwas Breitspuriges. Gleichwohl fehlt es nicht an Glanzstellen einer orientalisch farbenreichen Phantasie. Die umfassendste dieser Dichtungen ist „Tamarena"; die Heldin derselben ist die Tochter des Großveziers von Bagdad, die sich in einem märchenhaften Zauberschlosse kühn ein phantastisches Glück gründet, den Jüngling, für den sie in Liebe entbrannt ist, zu sich entführen läßt, sich ihm in geheimer Ehe verbindet und in aller Pracht des üppigsten Luxus ein von Glück berauschtes Leben führt. Doch hat diese „Tamarena" auch etwas von einer „Venus im Pelz"; aus Eifersucht läßt sie dem liebestrunkenen Jüngling die Bastonnade ertheilen und singt dazu „ein Lied von mächt'gem Klange". Der bestrafte Liebhaber, der außerdem seine Eltern durch sein Verschwinden in tiefes Leid gestürzt hat, verfällt in Wahnsinn; Tamarena bereut ihre Grausamkeit. Der weise Khalif Harun al Raschid schützt indeß „ein holdes Glück, das sich kühn von selbst gegründet", und führt die Liebenden zusammen. Nicht minder märchenhaft ist „Ferek Musa". Der Held wird von einer stolzen Schönen dafür bestraft, daß er die Weiber für leichte, um Gold zu erkaufende Waare erklärt hatte. Die schöne Tanira macht ihn zum Bettler; er muß um ihretwillen demüthigende Knechtsdienste thun, bis sie den Bestraften wieder gnädig aufnimmt zum Mitgenuß ihrer großen Reichthümer.

Die Lehre von der Seelenwanderung, die im östlichen Asien viele Millionen von Bekennern zählt, hat unsern Dichter zu einer neuen in jene gesammelten Gedichte nicht mit aufgenommenen Dichtung, „Abul Kazim's Seelenwanderung", begeistert — einer divina commedia des Orients. Es geht sehr bunt zu in diesem Guckkasten aller Bilder, welche die Seele auf ihrer Wanderschaft durch das Leben erblickt, und die Lebensläufe bewegen sich bald in aufsteigender, bald in absteigender Linie; ja, auch durch verschiedene Stationen des Thierreiches passirt die Seele hindurch; doch hält sich der Dichter hierbei nicht lange auf und erwähnt nur im Chronikenstil, daß Abul Kazim als Schlange, als Kellerwurm, als Spinne herumgekrochen, und ein anderes Mal, daß er als Goldfisch, Goldkäfer und zuletzt als semmelfarbenes Hündchen existirt hat. Nur in die Hundeexistenz fallen einige romanhafte Lichter, denn als Hund schnüffelt er eine Räuberbande heraus, die seinen Herrn erschlagen hat. Sehr anschaulich sind die Freuden des Hundelebens geschildert, das „Duftgeheimniß", das den Hund überall umgiebt und reizt, die „Wolke seltsamster Gerüche", in welcher er schwelgt. Auch in's Jenseits macht die Seele des Helden einen Ausflug. Dort benimmt sie sich indeß höchst curios; aus Langerweile stiehlt sie den Engeln oft ihre Botschaft, entreißt ihnen die Zornesschalen, verschüttet sie und bewirkt auf Erden große Umwälzungen. Zur Strafe für diese Eingriffe in die Weltherrschaft wird sie in den Höllenschlund des Vesuv hinabgeschleudert, wo namentlich eine schöne Büßerin, Teba, verweilt, die früher als Aspasia und Lucrezia Borgia auf Erden gewandelt ist und jetzt gelegentlich den Blocksberg besucht. Abul Kazim beginnt in der Hölle ein Missionswerk; er will die Sünder bekehren und bessern und dann aus der Hölle entführen. Zur Strafe dafür wird er nach dieser Höllenfahrt wieder an die Oberwelt ausgespieen. Seine Seele hat hier ein großes Rollenrepertoire, das sie im Laufe der Zeiten aufführen muß: Schauspieler bei den Chinesen, König bei den Aegyptern, Kaufmann in Kleinasien, Prophet in Palästina, Krüppel in Frankistan, Feldherr bei den Venetianern, Lehrer der Weisheit, Goldmacher, Derwisch, — ja einmal wird sie auch ein schönes Weib.

Das giebt zu denken, verehrte Freundin. Wie viele Frauen mit männlichem Geiste und Männer mit weibischem Charakter giebt es in der Geschichte! Vielleicht sind dies Seelen, die bisher in dem andern Geschlechte gehaust haben und nun auf einmal in eine ungewohnte Körperlichkeit verschlagen worden sind. Da bleibt denn so etwas von den alten Lebensgewohnheiten haften, und ein ehemaliger General oder Sergeant, wenn er auch längst seinen Schnauzbart verloren hat und in zarter weiblicher Hülle wieder auftaucht, behält doch den befehlshaberischen Ton, an den er sich in seinen früheren Wandlungen auf Erden gewöhnt hat.

Die Behandlungsweise von Große ist phantastisch und grotesk, nicht satirisch scharf und einschneidend. Es ist der Stil der Gozzi'schen Zaubermärchen, welcher in dieser Dichtung herrscht; sie gleicht einer Camera obscura mit vorbeischwebenden Bildern, vorübergleitenden Abenteuern oft märchenhafter, oft trivialer Art, einem Zaubercabinet mit verschwebenden dissolving views. Nichts davon ist recht zu fassen und festzuhalten mit bleibendem geistigem Gehalte; es ist ein Hereinklingen sinnvoller Bedeutungen, die aber eben so rasch wieder in's Blaue austönen. Auch die Terzinen haben im Ganzen einen mehr plauderhaften Charakter; sie lassen die sich scharf einprägende Prägnanz vermissen. Es ist eine Dichtung, die man nehmen muß, wie sie ist; die Phantasie des Autors läßt sich mit Behagen gehn; sie nimmt gerade auf, was ihr in den Wurf kommt, und bewegt sich in denselben Purzelbäumen, wie die Seele ihres Helden, der aus einer Menschwerdung in die andere von Zufalls Gnaden herunterpurzelt.

Unsere neuen Dichter, verehrte Freundin, sind vielseitig; kein Romanschriftsteller, der nicht wenigstens ein Drama gesündigt hätte! Auch Julius Große hat dramatische Dichtungen in sieben Bänden veröffentlicht, Schöpfungen, in denen sich das dichterische Talent des Autors nicht verleugnet, die an einzelnen Schönheiten, ja auch an dramatischen Situationen reich sind, aber als ganzes Werk übt keines dieser Dramen eine ergreifende und volle

Wirkung aus; es fehlt ihnen der echt dramatische Nerv, da das Talent des Dichters wesentlich ein episches und lyrisches ist.

Auch Romane hat Julius Grosse geschrieben, verehrte Freundin. Der Roman ist die Poesie in Schlafrock und in Pantoffeln. Ein geistreicher Romanschriftsteller verdient gewiß alle Anerkennung, aber wenn die geborenen Poeten, „denen die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen", Erzählungen und Romane schreiben, so kann man dies gewiß mit Recht für eine Nebenbeschäftigung halten, auf welche kein sonderliches Gewicht zu legen ist. Auch in einem Romane kommt Grosse noch einmal auf die Seelenwanderung zurück. Doch wenn wir im Rausche des poetischen Mohns und Hanfs träumen sollen, so träumt es sich doch besser in Versen als in Prosa. Da ist Abul-Kazim mehr mein Mann, zumal er sich auch einmal in ein schönes Weib verwandelt hat.

Avis au lecteur, verehrte Freundin — und — träumen Sie süß!

Felix von Niemeyer.

Aus den Erinnerungen eines Arztes. Von **Dr. Fritz Keppler.**

Es ist ein eigenthümlich wohliges Gefühl, wenn man, von schwerer Krankheit erstanden, planlos durch Wald und Feld schwärmt, seit langer Zeit zum ersten Male wieder im Vollgefühle seiner alten körperlichen Kraft, Luft und Licht berauscht uns; voller klopft das Herz in der Brust; heißer und schneller jagt das Blut durch die schwellenden Adern; fröhliche Lebenslust weht uns frisch um die Wangen, und alle Jugendthorheiten, die wir längst begraben wähnten, winken uns verführerisch von Neuem.

Es war am Abende eines Tages, an dem alle Frühlingsfreuden der Wiedergenesung jauchzend durch meine Seele gezogen waren, als ich in den luftigen Raum des Cannstatter Sommertheaters trat. Nur mit Mühe drang ich zu meinem Platze durch, der von dem aufgebauschten Seidenkleide einer recht ansehnlichen Schönen fast verdeckt war. Ihr rundes, rothwangiges Gesicht, aus dem zwei große blaue Augen mich verwundert anstarrten, schien mir fast bekannt zu sein, und dennoch kannt' ich's nicht, bis, wie mit sich selber sprechend, die vollen Lippen einige unbeholfene Reime kaum vernehmlich zu mir herüberhauchten. Ich erkannte sofort ein arg sentimentales Liebesliedchen, das ich vor Jahren als unfertiger Gymnasiast zusammengeleimt, und wie Schuppen fiel's jetzt von meinen Augen. Die üppige Schönheit neben mir, die mit so unsäglichem Behagen auf die derben Späße der schönen Helena gelauscht, war die Muse meiner Gymnasiastenjahre, die sentimentale Emma, der ich all die blaßblauen Blümlein, wie sie mein Frühlingsgarten unter Wind und Sonnenschein getragen, vor Zeiten zu Füßen gelegt. Schon längst waren die rührenden Abschiedsworte, mit denen sie mich auf die hohe Schule entlassen, vom Pfeifen der Quarten und Terzen übertäubt worden, die dort meine Ohren umschwirrten, und lebendigere Gestalten hatten ihr Bild bereits aus meiner Erinnerung verdrängt. Wie war die zarte Blume von damals in Saft und Kraut geschossen während der wenigen Jahre, in denen ein altbackener Primaner zum neugebackenen Doctor geworden! Auch sie schien die Veränderungen, die mit dem dummen Jungen von ehemals vorgegangen, nicht ohne Verwunderung zu bemerken: mit süßem Lächeln schielte sie nach dem vollen Schnurrbarte herauf, der meine noch vom Gluthhauche des Typhus gebleichten Wangen umsäumte.

Wir freuten uns herzlich, vielleicht etwas zu herzlich des Wiedersehens und hatten uns Beide viel zu sagen. So nebenbei — Menelaus sang gerade sein abgeschmacktes Couplet — sprach sie auch von ihrem Manne: er war Theilhaber an einer bekannten Kleiderfabrik und viel auf Reisen. Es ist eine alte Geschichte: „Man kommt immer wieder auf seine erste Liebe zurück." So ging es auch uns Beiden, und als die schöne Helena auf der Bühne ihr Traumlied zu singen begann, ward, entsprechend dem Local, auch unsere Stimmung eine gehobene, und wir fingen an, uns in kühne Träume zu versenken, ohne immer die nöthige Rücksicht auf unsere Umgebung zu nehmen. Da legte sich eine leichte Hand auf meine Schulter, und eine tiefe Stimme sprach hinter uns:

„Herr Doctor, ich denke, es ist hoch an der Zeit, die Saison zu beschließen."

Ein schöner Mann, mit einfachster Eleganz gekleidet, trat vor mich und sah mir mit großen glänzenden Blicken ernst in die Augen, die ich erröthend vor ihm niederschlug. Ein feines Lächeln spielte um seinen weichgeformten Mund, als er, sich tief vor der Dame verbeugend, mich sanft am Handgelenke zum Theater hinauszog, ohne mir Zeit zu lassen, von meinem wiedergefundenen Liebchen Abschied zu nehmen.

„Da wären wir wieder einmal zur rechten Stunde gekommen, um einen guten Jungen vor einem dummen Streiche zu bewahren," flüsterte er mir vor der Thür in's Ohr.

Tief beschämt folgte ich dem treuen Eckard, der mir diese Worte zugerufen. Es war mein liebenswürdiger Lehrer, der gefeierte Arzt Felix von Niemeyer, der auch als trefflicher Docent weithin bekannte Verfasser des berühmten Lehrbuchs der Pathologie und Therapie (nunmehr in neun Auflagen erschienen).

„Was nun?" sprach er weiter, indem er mich von der halbgeöffneten Theaterpforte wegzog. „Das Einfachste ist, ich nehme Sie gleich mit mir wiederum nach Tübingen zurück, wo Sie noch genug lernen können, wenn Sie gleich ein preisgekrönter Doctor sind; hier machen Sie mir doch nur dumme Streiche, wie das eben Erlebte zeigt."

„Aber, Herr Professor!" fiel ich ihm in's Wort.

„Was aber!" unterbrach er mich. „Die Frau Mutter hat nichts dagegen einzuwenden; mit der habe ich mich bereits verständigt, als ich heute wieder einmal nach ihrem kranken Jungen sehen wollte, den ich wider mein Erwarten schon ausgeflogen fand. Also Kehrt gemacht und mit zum Bahnhofe gegangen! Es ist hohe Zeit, wenn wir den Zug noch erreichen wollen."

„Aber, Herr Professor!" rief ich in ziemlicher Verlegenheit.

„Ah so! wir haben wieder einmal unser letztes Geld in's Theater getragen," meinte er lächelnd. „Macht nichts — es ist ja nicht das erste Mal, daß wir einander aushelfen."

Damit schob er seinen Arm in den meinigen und zog mich nach dem Bahnhofe, in den unser Zug soeben hereinbrauste. Rasch schob er mich in ein Coupé erster Classe. Sein Gepäck war bereits in Stuttgart darin untergebracht worden, denn bei der großartigen ärztlichen Praxis, die er dort hatte, und als Leibarzt des Königs von Württemberg war er genöthigt, allwöchentlich mehrere Male von Tübingen nach Stuttgart hinabzufahren und hatte deshalb ein eigenes Coupé auf immer für sich gemiethet. Dasselbe war hübsch wohnlich eingerichtet; sogar ein Schachbrett stand auf dem Tische, neben diesem und auf dem Sopha herum lag ein Haufen von politischen und medicinischen Zeitungen und ein Bündel Krankengeschichten.

„Machen wir eine Partie Schach!" meinte der Professor und bot mir, während er selber eine anbrannte, seine Cigarren an. Ich griff mit Vergnügen zu, denn er rauchte die feinsten Havannacigarren. Als wir in den Bahnhof von Plochingen einfuhren, war ich, und zwar auf die eleganteste Weise, matt gemacht. In der Bahnhofsrestauration ließ er ein ausgezeichnetes Abendessen für uns auftragen und schenkte mir fleißig von dem vortrefflichen Untertürkheimer Rothweine ein. Dazwischen erkundigte er sich bald scherzend, bald mit ernster und liebevoller Theilnahme nach dem Befinden der aus- und eingehenden schwäbischen Reisenden, denn er kannte fast halb Württemberg persönlich und war seiner Freundlichkeit halber in allen Kreisen meines Heimathlandes gleichermaßen beliebt. Die hohe Verehrung, die das schwäbische Volk noch heute seinem Andenken weiht, ist der beste Beweis für die seltene Liebenswürdigkeit des großen Arztes; ich weiß nur noch einen Preußen, der sich bei seinen Lebzeiten einer ähnlichen Beliebtheit bei meinen gegen alles norddeutsche Wesen von Haus aus so sehr mißtrauischen und voreingenommenen Landsleuten erfreut hat und der, ähnlich wie Felix von Niemeyer, noch lange Jahre nach seinem Tode in der Erinnerung des schwäbischen Volkes fortleben wird; es ist Paul Konewka, der jugendliche Landsmann Niemeyer's.

„Wie wär's, wenn wir einen Gang durch den Eisenbahnzug

machten?" frug der Professor, als wir von Neuem im Wagen saßen.

Ohne meine Antwort abzuwarten, schritt er mir voran durch die langen württembergischen Wagen hindurch. Die Conducteure, welche sämmtlich die Bräuche des allverehrten Mannes schon längst kannten, ließen ihn bereitwillig gewähren. Nun war es reizend mit anzusehen, wie der feine Herr mit dem Volke in der dritten Classe verkehrte. Dort ließ er sich von einem Bauern über den Stand der Ernte berichten; hier sprach er einem alten Mütterlein Trost zu, die weinte, daß ihr Sohn unter die Soldaten gemußt, oder beschenkte ein schüchternes Kind mit Zimmtsternen und Zuckerbrödchen, die er fast immer in der Tasche trug.

„Was fehlt dem Mädchen da?" frug er mich, plötzlich stehen bleibend, indem er auf ein bleiches, trotz der warmen Jahreszeit dick bekleidetes Kind zeigte.

„Herr Professor, das kann ich unmöglich sagen, ehe ich es examinirt und untersucht habe," war die Antwort.

„Das Kind hat Bronchiektasien; darauf können Sie Gift nehmen. Merken Sie sich's!" — und damit wies er auf die eigenthümlich trommelschlägelartig geformten Finger des Mädchens — „wenn ein Kind solche Fingerspitzen zeigt, dann hat es gemeiniglich Bronchiektasien."

Es war so; ich habe dieses Kind wenige Tage nachher in der Tübinger Klinik untersucht, und es hatte wirklich Bronchiektasien; Niemeyer aber nahm es in den Arm und trug es in sein eigenes Coupé hinüber, um die kranke Lunge des Kindes von dem Tabaksrauche zu erlösen, der durch den Wagen qualmte.

Wir kamen in den nächsten Wagen. Neben einer alten Frau saß ein junges Mädchen, den unförmlichen Kopf dicht mit einem Tuche umwickelt. Er lüftete leicht das Tuch, welches die Stirn des Mädchens umhüllte. Sie war von dicken, gelbweißen, tropfsteinartigen Gebilden bedeckt, die sich, gleich einem Turban, über das ganze Gewölbe des Schädels herlegten; von den Haaren war keine Spur mehr sichtbar.

„Ihr seid auf dem Wege nach Tübingen?" frug er die alte Frau, welche neben dem Mädchen saß. Sie bejahte die Frage und setzte dem Professor in echt schwäbischer Breite auseinander, daß sie dort den berühmten Professor Niemeyer wegen des kranken Kopfes ihres Töchterleins befragen wolle.

„Das findet sich ja ganz hübsch. Ihr könnt gleich mit mir kommen; dann nehmen wir," fuhr er zu mir gewendet fort, „die Krankengeschichte gleich unterwegs auf."

Damit geleitete er die Beiden gleichfalls in sein Coupé hinüber, wo er sie neben dem lungenkranken Kinde sich setzen ließ.

„Was machen wir mit dem Kopfe des Kindes?" frug er, nachdem ich die Krankengeschichte verzeichnet, die er mit einer seltenen Genauigkeit aufgenommen hatte.

Ich zuckte mit den Achseln. „Viel wird in diesem Fall nicht zu machen sein; ich wenigstens halte Heilversuche mit einem so hochgradigen Favus für erfolglos."

„Oho, so schnell werfen wir die Flinte noch nicht in's Korn," rief der Professor. Und jetzt entwickelte er in einer so ungemein lebendigen Weise eine Reihe der originellsten Anschauungen über die Heilung des Favus, die er mit den Worten schloß: „Curirt wird das Mädchen, darauf können Sie Gift nehmen; aber mit ihren Haaren ist es auf alle Ewigkeit vorbei. Schade übrigens um das hübsche Köpfchen," fuhr er nach einer Weile fort; „ich denke, wir kaufen dem Kinde eine Lockenperrücke, sobald wir es curirt haben; dann kann es sich mit Anstand wieder unter den Menschen sehen lassen."

Und er hat Wort gehalten. Nach wenigen Monaten entließ er das Mädchen, vollständig hergestellt, aus seiner Klinik und gab ihm zur Erinnerung eine kostbare Lockenperrücke mit, unter der es den kahlen Schädel mit mädchenhafter Eitelkeit versteckte.

Endlich gelangten wir in Tübingen an. Ich wurde sofort beordert, die unterwegs eingefangenen Patienten nach dem Universitätskrankenhause zu begleiten und Quartier für dieselben zu bestellen.

In solcher Weise las der geniale Arzt mit den Adleraugen ganz gewöhnlich gerade das interessanteste Material für seinen klinischen Unterricht in des Wortes eigentlicher Bedeutung von der Straße auf; in dem Garten des Tübinger Universitätskrankenhauses konnte man während der Sommermonate regelmäßig eine kleine Schaar solcher auf der Straße gefundener Leute spazieren sehen, die an unheilbaren, aber hochinteressanten und sehr seltenen Krankheiten litten. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und die humane Vorsorge, die er jeder Zeit für seine Pfleglinge an den Tag legte, wußte es Niemeyer dahin zu bringen, daß solche Kranke bis an ihr Ende im Tübinger Krankenhause verblieben und ihm, wie seinen Schülern, Gelegenheit zu wichtigen Beobachtungen und schließlich zu lehrreichen Sectionen gaben, ja, er verstand es sogar, durch seine allzeit lebendigen, nicht allein ungemein lehrreichen, sondern auch im höchsten Grade unterhaltenden Vorträge den Patienten selbst die medicinische Klinik in Tübingen so anziehend zu machen, daß sie sich förmlich als Mitglieder der Facultät betrachteten und sogar zuweilen den jüngeren Zuhörern Niemeyer's populäre Vorträge im Garten des Krankenhauses hielten. Namentlich zwei dieser ständigen Patienten waren ganz originelle Käuze. Der eine litt an hochgradiger Entartung der Nebennieren; er war in Folge seiner Krankheit schwarzbraun, wie ein richtiger Mulatte, hatte aber ein zähes Leben und konnte bei warmem Wetter ohne jede Gefahr in's Freie gehen und außerdem alle häuslichen Verrichtungen besorgen, die keine große Körperkraft erforderten. Er benutzte jede Gelegenheit, sich unter den Professoren der Medicin und den angehenden Aerzten herumzutreiben, und benahm sich allzeit mit großer urkomischer Herablassung gegen dieselben, nur dem Lehrer der pathologischen Anatomie ging er mit possirlicher Scheu aus dem Wege; seinen verstorbenen Collegen, wie er seine Leidensgefährten im Tübinger Krankenhause nannte, gab er regelmäßig das Geleit zu Grabe, in langem blauem Rocke, schwarzem Cylinderhute und weißen baumwollenen Handschuhen, welche Kleidungsstücke er von dem Professor zum Geschenk erhalten hatte. Der andere, der sicher jedem Schüler Niemeyer's unvergeßliche Remigius Leins, litt an so vollständiger Gefühllosigkeit der Haut, daß er kochendes Wasser nicht von kaltem unterscheiden konnte und das Bett, auf dem er lag, den Fußboden, über den er ging, nicht unter seinen Füßen fühlte, sondern in der Luft zu liegen und zu gehen vermeinte. Er konnte überhaupt nur mit Hülfe des Gesichtssinnes gehen und hantiren; hielt man ihm plötzlich die Augen zu, so wäre er zu Boden gestürzt, wenn man ihn nicht mit den Armen aufgefangen hätte, und Gegenstände, die er in den Händen hielt, entfielen ihm, sobald er den Blick von ihnen wandte. Niemeyer benutzte ihn regelmäßig als glänzendes Beispiel zur Widerlegung der von Professor Leyden aufgestellten Theorie über das Wesen der Rückenmarksschwindsucht. Trotz seines trostlosen Zustandes war dieser Mensch ein lustiger Geselle und ließ sich mit großem Vergnügen von den jüngeren Studenten zu Scherzen und Mystificationen verwenden, zu deren Opfern nicht Medicin studirende Commilitonen erkoren wurden.

Sein allzeit anziehender und wunderbar anschaulicher Vortrag war das Hauptverdienst Niemeyer's; in ihm gipfelte seine Bedeutung als Lehrer der Medicin. Wohl hat es gleichzeitig mit ihm eine Reihe wissenschaftlich viel bedeutenderer Koryphäen in der Heilkunde gegeben — ich erinnere z. B. nur an seinen Vorgänger Griesinger —, aber als Lehrer standen sie Alle tief unter ihm. Wenn Griesinger eine seiner unerhörten Diagnosen stellte, dann klangen seine Worte dunkel wie ein Orakel; die Diagnose bewies sich richtig bei der Section, aber die Fäden, an denen er sich in dem labyrinthischen Dunkel zurecht gefunden, blieben verborgen vor den Augen seiner Schüler. Bei Niemeyer war es umgekehrt; er hat sich trotz des beispiellosen Glückes, das er in der Praxis gehabt, oft genug geirrt, aber aus jedem seiner Irrthümer haben seine Schüler etwas gelernt. Der Umstand, daß Niemeyer's Vorträge niemals langweilig waren, ist vor Allem Ursache gewesen, daß seine Klinik nicht leicht „geschwänzt" wurde; ja, nicht selten erschienen auch Nichtärzte in ihr, so wurde sie von Kolewka während seines Aufenthaltes in Tübingen vielfach besucht, wenn er sich einmal, wie er sagte, recht gut unterhalten wollte. Hand in Hand mit seinem rhetorischen Talente ging sein Geschick, seine Zuhörer auf die ärztliche Praxis einzuschulen. Beiden hat er in seinem Lehrbuche der Medicin ein glänzendes Denkmal gesetzt, das auf lange Zeit das beste Unterrichtsbuch für Schüler der Heilkunde sein wird. Diesen beiden Eigenschaften Niemeyer's hat es mein Heimathland Württemberg zu

danken, daß es eine Schaar junger Aerzte von einer Sicherheit im Auftreten und ärztlichem Handeln besitzt, die geradezu beispiellos dasteht.

Als Arzt, wie als Lehrer, war er immer von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, und der persönliche Verkehr mit ihm ist für Jedermann in hohem Grade anziehend gewesen. Von Pedanterie war keine Spur in seinem Wesen, im Gegentheil: nicht leicht verstand es ein Lehrer, so liebenswürdig, wie er, jugendliche Thorheiten seinen Schülern zu verzeihen und verzeihend abzugewöhnen; nachgetragen hat er niemals einem seiner Schüler eine That jugendlichen Leichtsinns; selbst wenn er, was nicht selten der Fall war, von Zeit zu Zeit den Einen oder Anderen auf seiner eigenen Jagd bei der Wilderei, dem uralten Laster des Tübinger Studenten, erwischte, so schickte er ihn mit einem classischen Witze nach Hause, und die Sache war abgethan.

Seine Sorge um das Wohlergehen der Unbemittelten unter seinen Schülern äußerte er ebenso zartfühlend wie originell; nicht wenigen unter den beschäftigtsten Aerzten meiner Heimath ist es nur durch seine großmüthige und nachhaltige Unterstützung möglich gemacht worden, daß sie ihre Studien gründlich vollenden konnten. Von der originellen Art, wie er, wo er nur immer konnte, seine in die Praxis übergegangenen Schüler zu fördern suchte, will ich nur eine einzige launige Probe anführen, die mir selbst begegnet ist.

Ich kam zu ihm, um Abschied zu nehmen.

„Wo eröffnen Sie denn die goldene Praxis?“ frug er.

„Im Schwarzwald, Herr Professor.“

„Sind Sie verrückt geworden?“ rief er und blies eine gewaltige Wolke aus der Cigarre. „Ein Kerl wie Sie gehört in eine Großstadt und nicht in den Schwarzwald; zum Theaterarzt würden Sie gar nicht übel taugen,“ fügte er mit sarkastischem Lächeln bei.

„Ich bleibe auch nur so lange im Schwarzwald, bis ich meine Schulden bezahlen kann.“

„Dazu will ich Ihnen bald behülflich sein. Jetzt reisen Sie mit Gott! Adieu, mein lieber Junge!“

Damit schob er mich zur Thür hinaus.

Ich war Arzt in einem kleinen Städtchen des Schwarzwaldes. Eines schönen Morgens reite ich gemächlich einem Dörflein zu, wo ich mehrere Kranke zu besuchen hatte. Da schmettern lustige Posthorntöne mir entgegen, und in rasender Eile jagen zwei Extrapostchaisen an mir vorüber. Wie ich zurückkomme und eben mein Pferd zu besorgen beginne, rennt athemlos der Hausknecht aus der Post auf mich zu und brüllt schon von Weitem:

„Herr Doctor, kommen Sie schnell! Seine Excellenz der Herr Minister von Delbrück ist angekommen und will Sie consultiren.“

Sprachlos folgte ich dem Menschen.

Auf der Post wurde ich in ein Zimmer geführt, in dem eine Gesellschaft von mehreren Herren und Damen beisammensaßen.

„Sehen Sie, mein Junge, wie ich Wort halte!“ rief mir eine wohlbekannte Stimme entgegen, und Professor von Niemeyer umarmte mich herzlich. Dann stellte er mich dem Minister, der in blühendster Gesundheit neben ihm saß, und einigen hochadeligen Damen aus Berlin vor, die auch mitgekommen waren, seinem Schüler die Praxis begründen zu helfen. Unter heiteren Scherzen flog ein herrlicher Tag dahin. Als die Stunde der Trennung schlug, drückte mir der Minister lächelnd die Hand mit den Worten: „Hoffentlich trägt unsere kleine Kriegslist gute Früchte.“

Und die hat sie getragen: von diesem Tage an war ich der beschäftigtste Arzt weit und breit im ganzen Schwarzwalde.

Der große Lehrer der Heilkunde ist gestorben, viel zu früh für die Wissenschaft, wie für die leidende Menschheit; im schwäbischen Boden, fern von seiner nordischen Heimath, liegt seine sterbliche Hülle. Möge er sanft in der Erde meines Heimathlandes ruhen, und sein verklärter Geist von lichter Höhe freundlich herabschauen auf den bescheidenen Kranz, den, wenn auch nicht sein talentvollster, so doch sein dankbarster Schüler auf sein Grab legt.

„Ein in Eisen gelegter Vulcan“.

(Mit Abbildung.)

So, meinte der Mann, welcher den Bau einer Eisenbahn von Neapel bis zum Krater des Vesuvs unternommen hat, müsse der alte Feuerberg genannt werden, sobald dieser kühnste Schienenweg um und auf denselben vollendet sei. Ob der gewaltige Gatte der Venus, welcher am glühenden Herde der Tiefe über die rauchende Esse gebietet, so großen Respect vor den seine Lavaklippen durchziehenden Schienenfäden verspüren wird, um sich „in Eisen gelegt“ zu fühlen, mag dahingestellt sein; kann aber durch die Kunst und Macht der Technik der schaulustigen Menschheit die bis jetzt noch über alle Maßen beschwerliche, ja sogar lebensgefährliche Strecke über den obersten Aschenkegel des Vesuv bis zum Kraterschlund bequem zugänglich gemacht werden, so ist damit abermals ein gutes und ohne Zweifel auch recht einträgliches Werk vollbracht.

Der Vertreter der Gesellschaft, welche diesen Bahnbau unternehmen will, Herr E. E. Oblieght, hatte in Rom die Baupläne zur öffentlichen Prüfung ausgestellt und sandte der Redaction der Gartenlaube die von uns in Holzschnitt wiedergegebene Zeichnung und eine Beschreibung der künftigen Bahn zu, die wir übrigens in anderen illustrirten Zeitungen bereits abgedruckt finden. Wir beschränken uns deshalb nur auf die nöthigsten Andeutungen zum Verständniß der Illustration, Weiteres für den Zeitpunkt aufsparend, wo über die fertige Bahn zu berichten sein wird.

Von der Eisenbahn von Neapel nach Torre del Greco abzweigend, soll die Vesuvbahn in weitem Bogen um den nordwestlichen, nördlichen, westlichen und südwestlichen Fuß des Berges herumbiegen und Stationen bei den Ortschaften Barra, San Sebastiano, Santa Anastasia, Somma, Ottajano und San Giuseppe erhalten. Soweit würde auf dem gewöhnlichen Schienenwege die Locomotive arbeiten. Die Bahnlänge bis dahin würde dreiundzwanzig Kilometer betragen. Von da an beginnt die Steigung und zwar in zwei Absätzen von zusammen drei Kilometern. Der erste Absatz erhält bei einer Länge von zweitausendeinhundert Metern eine größte Steigung von zwanzig Procent und soll bei dem Atrio del Cavallo enden; der zweite Absatz mit der stärksten Steigung bis zu fünfunddreißig Procent soll eine Strecke von elfhundert Metern überwinden und in den Ausgangsbahnhof, wenige Meter vom Kraterrande entfernt, einmünden. Die Bewältigung dieser beiden Absätze über Lava, Schlacken und Asche des Vesuvs hin geschieht durch Anwendung des Drahtseilsystems, über welches wir unseren Lesern nächstens einen besonderen Artikel bringen.

Einem Freunde, welcher soeben von einer Reise durch Italien, mit welcher er eine Besteigung des Vesuvs verbunden hatte, zurückgekehrt ist, verdanken wir noch folgende, unseren Lesern durch ihren belehrenden Inhalt gewiß willkommene Mittheilungen über die bisherige Vesuvbesteigungsweise und die Vortheile der künftigen.

„An der Südseite des Berges, längs der Küste, läuft bekanntlich schon seit länger als einem Vierteljahrhundert eine Bahnlinie, welche sich am Südost-Fuße des Vesuvs in Torre dell'Annunziata theilt und rechts am Strande noch eine halbe Meile nach Castellamare weiter geht, wo sie endet, während die andere Linie über Pompeji nach Nocera, Salerno, Eboli und weiter führt. Die Vesuvbesteiger konnten diese Bahn jetzt bis Portici oder Pompeji benutzen. Im ersteren Falle hatten sie ebenso, wie die größere Masse, welche von Neapel direct mit dem Wagen nach Resina fuhr (eine Stunde Fahrzeit), sich in's Führerbureau in Resina zu begeben, von wo sie gewöhnlich zu Pferd oder Esel den Weg bis zum sogenannten Eremiten, neben dem Observatorium, zurücklegten. Die Entfernung beträgt zwei Stunden, die Höhe fast die Hälfte des Berges. Bis hierher geht Fahrstraße; eine Minderzahl fährt im Wagen. Die Straße war durch den vorletzten Ausbruch (1868) überdeckt, ist aber wieder hergestellt worden.

Vom Observatorium aus führt ein Fußweg, auf welchem

man auch reiten kann, auf den Rücken des Vorgebirges, dessen Ende das Observatorium trägt, zunächst in östlicher Richtung weiter und wendet sich dann, immer steigend, nach rechts in südöstlicher Richtung bis an den Fuß des eigentlichen Kegels. Man braucht zu dieser Strecke ungefähr drei Viertel Stunde und einen ziemlichen Aufwand von Kräften, weil man meist in Aschensand zu gehen hat. Hier ist alle Vegetation, welche unterhalb des Observatoriums durch Lavaströme streckenweise unterbrochen war, definitiv zu Ende.

Am Fuß des Kegels müssen die Reiter ihre Pferde zurücklassen. Es treiben sich da immer eine Menge Leute herum, welche theils die Obhut über die Pferde übernehmen, theils sich als Träger oder zum Beistand anbieten. Man kann nämlich die Vesuvbesteiger von hier an in drei Gruppen theilen; ein Theil will die Ueberwindung der Anstrengung nur den eigenen Kräften verdanken; ein anderer Theil nimmt Hülfe an, gewöhnlich einen Mann zum Ziehen an einem Riemen mit Handhaben und einen zweiten zum Schieben; Einzelne endlich lassen sich auf Tragsesseln hinauftragen. In der That ist es der Mehrzahl der fremden Vesuvbesteiger, besonders den Damen, nicht möglich, ohne Unterstützung hier hinaufzugelangen. Die Höhe beträgt vierhundertfünfzig bis fünfhundert Meter, die Neigung dreißig bis fünfunddreißig Grad, und der Weg ist tiefer Aschensand, in welchen man bei jedem Schritt einsinkt und zurückrutscht.

Als ich im Winter 1850 bis 1851 zwei Mal den Vesuv bestieg, ging der Weg in's Atrio del Cavallo hinein, die breite, etwas gebogene, nach Süden concave Thalfläche, welche sich zwischen dem eigentlichen Kegel des Vesuv (im Südost und Süd) und den schroffen Wänden der Somma (im Nord) hinstreckt. (Auf unserem Bilde ist die Somma der Gipfel rechts.) Der Anstieg erfolgte somit an der Nordseite, nicht wie jetzt an der Westseite. Damals stieg man auf Lava hinauf, und wenn dieselbe auch großentheils aus lockerem Geröll bestand, doch sehr viel leichter, als jetzt. Der frühere Weg soll erst seit dem Ausbruch vom April 1872 verlassen worden sein, wahrscheinlich, weil sich in derselben Gegend bei diesem Ausbruch eine tiefe Schlucht gebildet hat, durch welche jetzt der Krater nach dem Atrio zu offen ist. Man kann den Vesuv auch von der Ostseite, von Pompeji aus, besteigen. Diesen Weg kenne ich nicht.

Die geplante Bahn wird den Besuch des Vesuv außerordentlich viel leichter und billiger machen. Der Plan ist mit großer Ueberlegung entworfen. Die Bahn soll, wie bereits angegeben, um die Nordseite des Vesuv, am Fuß der Somma hin, in großem Bogen herumführen auf die Südwestseite und erst hier, auf der Seite, wo Pompeji liegt, hinauf. So weit sie in der Ebene hinführt, durchschneidet sie höchst fruchtbares und reichbevölkertes Land, wird somit einen großen, von der Vesuvbesteigung unabhängigen Ertrag gewähren. Die Bergbahn ersteigt den Vesuv auf einer Seite, wo nach den bisherigen Erfahrungen neue Lava-Ausbrüche am wenigsten wahrscheinlich sind. Das oberste Ende, am Rande des Kraters, soll gedeckt werden, wahrscheinlich theils zum Schutz der dort stationirten Angestellten und Arbeiter vor den aus dem Krater aufsteigenden Wolken von Rauch und nicht athembaren Gasen, theils zum Schutz der Bahn und der Maschinen vor den zuweilen aus dem Krater emporfliegenden und am Rande niederfallenden Steinen.

Die Besteigung wird durch die Bahn nicht nur wegen des Wegfalls aller Anstrengung, die kürzlich noch einem Besteiger das Leben gekostet hat (durch „Herzschlag"), wie wegen der großen Verminderung des Kosten- und Zeitaufwandes sehr viel angenehmer und leichter werden, sondern auch die Erreichung der mit der Vesuvbesteigung verbundenen Absichten viel mehr sichern. Jetzt kommen die Meisten so vollständig erschöpft oben an, daß sie weder für die Aussicht noch für die Eigenthümlichkeiten des Vulcans Sinn und Genußfähigkeit mehr haben. Der Krater selbst ist meist mit Rauch erfüllt und gewährt nur auf Augenblicke, wenn ein Windstoß den Rauch auf die Seite treibt, einen Einblick. Jetzt haben die Besucher weder so viel Zeit, um auf günstige Momente zu warten, noch genügende Körperkräfte übrig, um auf dem Rande vielleicht um den halben Krater herumzugehen und die Windseite aufzusuchen. In Zukunft wird man am Rande des Kraters aussteigen, also völlig frisch ankommen und über Zeit und Kräfte frei verfügen, auch im Nothfall leicht wiederkommen können."

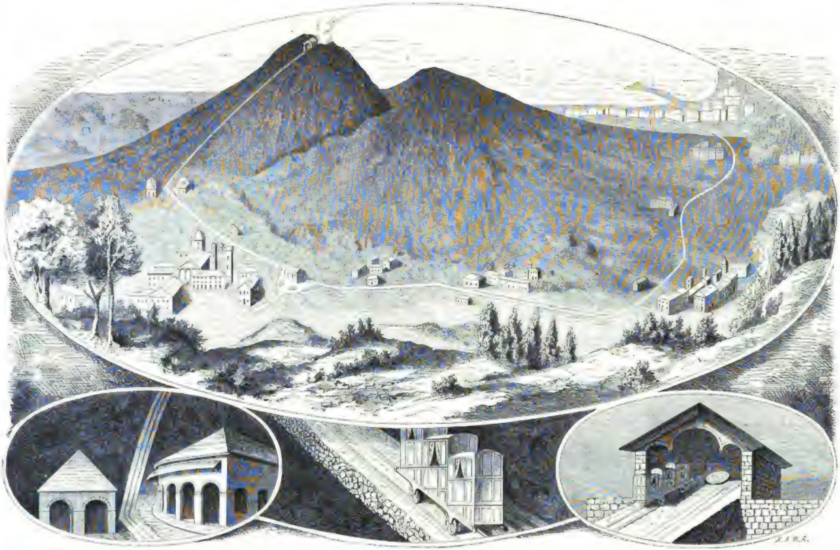
Moderne Kunstindustrie.

Drei große Fragen der Zeit waren es, welche mich im October 1838 lebhaft erregten. —

Mit dem kostbarsten Schatze von einem Manuscript in der Tasche eilte ich, wie nachher noch zehn Jahre lang fast alle Tage, nach der Kochstraße Nr. 70 zu Berlin, eine Treppe hoch, zu dem grauen Männchen mit dem Kopf voll weißen Haaren. Er saß in dem einfenstrigen Stübchen mit nur einem Stuhle, einem unwandelbaren, nicht polirten, nicht gestrichenen Tische am Fenster und einem ebenfalls unwandelbaren birkenen Stehpulte an der Seite. Die meisten Schauspieler damaliger Zeit, Künstler, Schriftsteller Berlins haben wohl alle mehr oder weniger oft in diesem kleinen Käfig von Zimmer gestanden. Nur für Damen holte der kleine, unwandelbare Professor Gubitz zuweilen einen gewöhnlichen Rohrstuhl aus dem Nebenzimmer, aber auch nicht für alle. Wenn ich nicht irre, beehrte er blos Charlotte von Hagen, die Birch-Pfeiffer, Clara Stich und vielleicht noch zwei oder drei andere weibliche Größen der königlichen Bühne mit einer solchen Gelegenheit und Aufforderung zum Sitzen. Männliche Größen, selbst Herr von Küstner, Seydelmann, Rott, Varnhagen von Ense, Karl von Holtei, Fouqué, Wilibald Alexis, Franz von Gaudy, der damalige Assessor und Verfasser des „Grad' aus dem Wirthshaus", Kopisch, Chamisso, ja sogar der alte ehemalige Minister und Dichter von Stägemann mußten stehen, während er, vielleicht um bei der Unterhaltung keine Zeit zu verlieren, tief über ein Buchsbaumblöckchen gebeugt saß und emsig den neuesten Holzschnitt corrigirte. Nur in dem noch kleineren Hinterzimmer saß sehr lange immer ein junger Mann, um Holzschneiden zu lernen, was ihm aber nicht so gut gelang, als seitdem sein Eindringen in das tiefste Leben des größten germanischen Dichters Shakespeare. Dieser Holzschneidelehrling war nämlich Rudolph Genée.

Die drei großen Zeitfragen, die damals zum ersten Male in meinem Kopfe zusammen wirthschafteten, hatten während des darauffolgenden Vierteljahrhunderts unsere ganze Zeit umgewandelt, nur nicht den Professor Gubitz. Als ich ihn 1861 zum ersten Male wiedersah, war's noch ganz dasselbe graue Männchen mit dem Kopf voll weißen Haaren, in demselben einfenstrigen Käfig mit dem unwandelbaren Tische und demselben birkenen Stehpulte. Nur um ihn herum und weit auf der ganzen runden Erde war Alles anders, Vieles um Hunderte von Procenten besser, Einiges freilich auch viel schlimmer geworden. Davon wollte er nun endlich nichts mehr wissen. Und so legte er sich bald darauf eines Tages hin zum Sterben, ohne je vorher krank gewesen zu sein.

Ja, das graue Männchen mit dem Kopf voll weißen Haaren war beinahe während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine merkwürdige, allgemein bekannte Größe Berlins für Bühne, Kunst und Literatur. Wer aus diesen Kreisen etwas auf dem Herzen hatte, begab sich nach der Kochstraße Nr. 70, eine Treppe hoch. Neulinge und Nestors, Alle wanderten zum Professor Gubitz. Ich that dies pflichtgemäß zehn Jahre lang, so daß ich auf diese Weise alle damaligen Größen Berlins und auch viele aus anderen Orten irgend ein oder mehrere Male hinter dem holzschneidenden Professor stehen sah. An diesem erwähnten Octobertage 1838 waren's der damalige Pietsch der „Vossischen Zeitung", Rellstab, und ein blasser, langer, mir unbekannter Mann. Begeistert über den Inhalt meines Artikels platzte ich gleich damit heraus und erzählte mit schwimmenden Blicken in die Zukunft von der in meinem Artikel geschilderten fabelhaften Entdeckung eines Franzosen, Namens Daguerre. Er verstehe es, Glasplatten chemisch so zu behandeln, daß sie einem beleuchteten Gegenstande gegenüber diesen in ganz kurzer Zeit genau auf dem Glase im Portrait wiedergäben. Auf diese Weise könne man mensch-



Station an der Drahtseilbahn.

Waggon der Drahtseilbahn.

Bahnhof am Krater.

Vesuv-Eisenbahn.

Nach einer Originalskizze von E. E. Oblieght in Rom.

Digitized by Google

liche Gesichter, wie sie leibten und lebten, aber zugleich in einer gewissen geisterhaften Veredelung beliebig oft portraitiren, wie natürlich auch von allen anderen Gegenständen die allergetreuesten Lichtabbildungen erhalten. „Denken Sie sich nur, Herr Professor, das Licht selbst ein Xylograph, ein Maler!"

Aber er pustete ruhig die kleinen Spähnchen von seinem Buchsbaumblocke und meinte, es werde wohl wieder so ein französischer Schwindel sein, aber interessant sei der Artikel, und er werde ihn natürlich sofort im „Gesellschafter" zum Besten geben. Der dicke, haarige Rellstab brummte etwas von Dampf und Dunst, der nun die Welt beherrschen werde, aber gewiß nicht lange. Der erste Eisenbahnzug, der heute Morgen von Berlin abgegangen sei, werde entweder alle Cultur zum obdachlosen Strolche machen oder dem ganzen Dampfschwindel das Todesurtheil sprechen. Bei allem Respecte vor dem damaligen Unfehlbaren der „Vossischen Zeitung" widersprach ich doch, wenn auch bescheiden. Auch der blasse, lange Mann neben mir am birkenen Stehpulte meinte, man müsse nicht so schnell urtheilen; jedenfalls seien die Eisenbahnen ebenso wie meine erste Kunde von der Pariser Lichtdruckerfindung, so wie seine eigene Idee einer näheren Prüfung würdig und der größten Vervollkommnung fähig.

„Welche Idee, wenn ich fragen darf?"

„Oelbilderdruck."

„Oelbilderdruck? Wie meinen Sie das?"

„Wollen Sie sich darüber näher unterrichten, so bitte ich Sie, mich zu besuchen. Ich heiße Liebmann, wohne da und da." —

Erster Eisenbahnzug aus Berlin, erste Kunde von der Photographie, erster Klang vom Oelbilderdruck an diesem einzigen Tage des Octobers 1838. Gegen Abend desselben Tages sah ich nun auch mit eigenen, leibhaftigen Augen zum ersten Male dieses wasserdampf- und feuerspeiende, Raum und Zeit zermalmende Ungeheuer vor mir vorbeirasen, und ich gestehe, daß ich jetzt nach sechsunddreißig Jahren immer noch große Augen mache, wenn ich eine solche ungeheuerliche Verkehrsschlange in voller Raserei dahinbrausen sehe. Erquickender und anmuthender ist für mich freilich die jetzige kosmopolitische Blüthe der beiden anderen Culturmächte der Gegenwart, dieser Typographie der Malerei in der Photographie und im Oelbilderdruck. Letzterer hat für mich außerdem noch eine tragische Seite. Ich habe den Erfinder desselben, diesen blassen, langen Liebmann unter den furchtbarsten Opfern, Mißgeschicken und Verhöhnungen langsam und sicher sinken, moralisch und materiell umkommen sehen, ohne ihm mit meinen besten Bemühungen helfen zu können. Und welcher Glaube, welcher Heldenmuth, welche Hartnäckigkeit des hungernden Genius in fester Ueberzeugung von der Größe und Zukunft seiner Erfindung, allem Hohne der Fachmänner, aller Gleichgültigkeit und Niederträchtigkeit des Publicums gegenüber! O, könnte er jetzt den Triumph dieser seiner Kunst, für welche er sich langsam todtmartern ließ, in diesen farbigen Blüthenmeeren gedruckter Oelbilder, durch welche die theuersten, unzugänglichen Originale unserer großen Meister jeder gebildeten Häuslichkeit zugänglich werden, mit eigenen Augen genießen!

Technisch und künstlerisch immer originalähnlicher, hat sich der Oelbilderdruck namentlich während der letzten zehn Jahre zu einem so reizenden Verschönerungsmittel gebildeter Häuslichkeit bis in kleinbürgerliche und anständige Arbeiterkreise hinein entwickelt und ausgebreitet, daß man ihn nun nachgerade als eine der schönsten Culturmächte der Zeit würdigen lernen muß. Die Maler und Kunstkritiker von Fach, sowie reiche Leute, die sich Originalölbilder kaufen, sprechen zwar noch gern geringschätzig von dieser Typographie der Malerei; aber ihre Einwendungen können sich jetzt nur noch hauptsächlich auf die geringere Dauerhaftigkeit der aufgedruckten Farben beschränken. Dies will aber wenig sagen, seitdem man weiß, daß gute Oeldruckbilder doch mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre Farbe halten. Der Preis beträgt im Durchschnitt etwa den hundertsten Theil des Originales, welchem es für den künstlerischen Genuß oft schon so vollkommen gleicht, daß man Ur- und Abbild nebeneinander nur mit scharfen Augen ganz in der Nähe unterscheiden kann. So gewinnt also die Ausbreitungsfähigkeit des gemalten Originalbildes eine Breite und Tiefe in alle Welt hinein, die man kaum hoch genug schätzen kann.

Der schöne Luxus reichster Leute wird immer mehr zu einem bürgerlichen Gemeingut, so daß Schönheitssinn und durchheiterte Häuslichkeit aus den Bel-Etagen bis in die Dachkammer hinauf- und in die Keller hinuntersteigen, der Rohheit und Häßlichkeit den Mund stopfen und die Faust lähmen. Schon der technisch und künstlerisch vollendete Holzschnitt, von welchem der Vater der neueren Xylographie, Gubitz, sich noch nichts träumen ließ und wie ihn heut zu Tage wöchentlich Millionen Menschen immer wieder frisch durch die Gartenlaube genießen, wird eine immer erfreulichere und wirkungsvollere Macht der Cultur und des guten Geschmacks; aber man muß erst aufschlagen und dazu lesen, während das originalgleiche, farbenfreudige, schön eingerahmte Oelbild bei jedem Aufblick im Zimmer unwillkürlich erheiternd und geschmackbildend wirkt. Wer mit der Zeit hundert Thaler in diese Verschönerung seiner Häuslichkeit wendet, hat, wenn er eine künstlerische Auswahl trifft, eine annähernde Entschädigung für die Bildergalerie des reichen Mannes. Und tritt eine Zeit der Erbleichung ein, so können mit den geringsten Opfern immer neue und jedenfalls vollendetere Meisterwerke der Malerei an die Stelle veralteter Schönheiten treten.

Ja, das Schmerzenskind des Märtyrers Liebmann ist längst eine Schwester des Schiller'schen Mädchens aus der Fremde geworden und bietet aus besonderen Anstalten in allen civilisirten Ländern und aus unzähligen Schaufenstern jedem verschönernden Häuslichkeitssinne anmuthige Gaben. Der „Allgemeine deutsche Kunstverein zur Förderung des Oelbilderdrucks" in Berlin, Hölzel in Wien, Seitz in Altona, E. Gaillard in Berlin u. A. haben sich um diesen Zweig der Kunstindustrie große Verdienste erworben. Da nun die Kunst aus allen ihren wahrhaften Blüthen bildend, veredelnd, vermenschlichend durch die Sinne auf Sinnes-, Denkungs- und Handlungsweise irgendwie wohlthätig wirkt, so kann man sich nur freuen, daß auch durch die Kunstindustrie des Oeldrucks immer weiter und breiter Schönheit und Lebensfreude selbst bis in die Häuslichkeit des Bürgers, des Bauern und des strebsamen gemeinen Arbeiters getragen wird.

Aber erst die in jetziger Vollendung und Fülle wirksame Erfindung Daguerre's schließt die Schätze der Kunst aller Zeiten und Zonen für Erheiterung und Veredelung der ganzen Menschheit auf. Schon vor Jahren hieß es in einem Berliner Possencouplet: „Auf jedem Dache sitzt ein Photograph." Manche derselben ziehen das vorübergehende Publicum halb mit Gewalt auf ihre Höhen hinauf, ohne ihm die Mühe des Treppensteigens zuzumuthen. Man braucht sich nur auf einen Stuhl zu setzen und wird flink durch Flaschenzug emporgehoben. Die Industrie der photographischen Albums und des Tauschhandels mit photographischen Portraits setzt jährlich viele Millionen Thaler um und jedenfalls noch viel höhere Werthe der Neigung von Herzen zu Herzen zwischen Familien, Freunden, Verwandten und Bekannten, zu denen in Amerika sogar unzählige Geister unserer Dahingeschiedenen gehören. Man mag über diesen Humbug nach Belieben lachen und spotten; aber ich habe eine ungeheure Sammlung von amerikanischen Geisterphotographien gesehen, die in technischer Vollendung wahrhaft bewundernswürdig sind und so zu sagen der Unmöglichkeit, Geister zu citiren und zu sehen, meisterhaft spotten. Man sieht Mütter mit ihren verstorbenen Kindern klar unsichtbar-sichtbar auf dem Schooße, verstorbene Mütter, die aus duftig weißen Gewändern heraus ihre durchsichtig gehauchten Arme um den Hals des noch körperlich lebenden geliebten Kindes legen; corpulente, massive Väter im traulichen Vereine mit ihren in der Blüthe der Jahre hinweggerafften Söhnen, sieht anmuthig hingehauchte liebe Angehörige von jenseits des Grabes in deutlichster Portraitähnlichkeit, wie sie um das kräftige Portrait des noch Lebenden Blumen streuen; kurz eine Fülle von Glauben, Aberglauben, Sehnsucht, Hoffnung und Ahnung verwirklicht und festgebannt auf das geliebte Lichtbild. Ohne Amerika um diese zweifelhaften Vorzüge zu beneiden, kann sich doch Jeder auch bei uns bis zum Kutscher herab im Laufe weniger Jahre mit einem guten Album voll geliebter Gesichter und Gestalten bereichern, die ihn in genauester Individualität bei jeder Durchblätterung mit klaren Augen und freundlichem Blicke begrüßen. Welche Fülle von Freuden fließt auf diese Weise in millionenfachen Hin- und Herströmungen durch die jetzige Menschheit!

Nun hat sich außerdem die Photographie der kostbarsten Kunstschätze der Welt bemächtigt, die sonst unbezahlbar in allen

möglichen Museen weit umher zerstreut und gefesselt hingen. Ich erinnere nur an die trefflichen Hanfstängel'schen Nachbildungen der Dresdener und Münchener Galerien und der Kasseler Kunstschätze, namentlich aber an die Unternehmungen der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin, die sich außer ihren vortrefflichen großen Nachbildungen besonders durch die billigeren Photographien der Kunstschätze aller Galerien ein hervorragendes Verdienst erworben hat. Die Zweiganstalten dieser Gesellschaft in London, New-York, Paris, wie ich höre, sogar in Indien, China und Japan, sowie die in aller Welt reisenden Agenten machen diese Schätze immer mehr zu einem veredelnden Gemeingute der ganzen Menschheit. Wenn wir noch hinzufügen, daß der jetzige Director der Gesellschaft für alle seine Beamten und Arbeiter Einrichtungen getroffen hat, welche denselben für ihren Abgang oder für ihr Alter die Früchte ihres treuen Fleißes mit Zins auf Zinseszins sichern, so kommt zu ihrer Bildungs- und Geschmacksförderung auch noch ein socialer Segen, dem wir gerade heut zu Tage einen besonderen Werth für Nachahmung zuerkennen müssen.

Unter den vervielfältigenden Künsten, dem Holzschnitt, Kupfer- und Stahlstich, nimmt neuerdings die Typographie der Malerei als Oeldruck und Photographie einen immer höheren Rang ein, weil dadurch der großen Menge die seltensten und theuersten Schätze aller Zeiten und Zonen allgemein zugänglich gemacht werden. Kommt nun noch dazu die Erfüllung der mir geheimnißvoll gewordenen Prophezeiung der farbigen Photographie genau nach dem Leben, so können wir uns vorläufig kaum einen schöneren Triumph auf dem Gebiete der Kunst und Lebensverschönerung denken. Wer daran selbst genießend möglichst theilnehmen will, nehme sich zu guter Letzt noch Goethe's Ausspruch zu Herzen: „Das Nützliche fördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und Niemand kann es entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen es dar und Viele bedürfen es.“

Dr. H. Beta.

Blätter und Blüthen.

Ein halb vergessen gewesenes Denkmal. (Mit Abbildung, S. 511.) In Nr. 28 der Gartenlaube haben wir der Herzogin Charlotte von Hildburghausen ein Denkmal gesetzt. Wir haben darzuthun versucht, wie geartet diese Frau war, die wir den hervorragenden fürstlichen Persönlichkeiten ihrer Zeit beizählen müssen. War es daher zu verwundern, daß sich die Königin Louise, die ihr in so vielen Stücken gleicht, immer wieder zu der Schwester und ihren gemüthreichen Angehörigen hingezogen fühlte? Auch an der Seite ihres Gemahls, des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, besuchte sie mehrmals das kleine, aber an Naturschönheiten nicht arme Herzogthum Hildburghausen. Besonders gefiel ihr das idyllisch gelegene Lustschloß Seidingstadt, wohin sich der Hof in den Sommermonaten zurückzuziehen pflegte.

Einen herrlichen Blick in das gesegnete Frankenland bietet der Weg dorthin, der die Wasserscheide zwischen Weser- und Rheingebiet überschreitet. Da zeigen sich auf charakteristischen Hügelformen die altberühmten Bergschlösser Coburg, Callenberg, Heldburg, Straufhain, ferner die vulcanischen Gebilde der beiden Gleichberge, der Stolz der Gegend. Der Hintergrund wird durch die lang hingestreckten Haßberge abgeschlossen. Dazwischen lachende Fluren, üppiger Waldwuchs, behäbige Ortschaften. Aber auch die nächste Umgebung des Städtleins im Werragrunde bot damals vielfachen Reiz. Ein früherer Herzog hatte neben dem Residenzschlosse für den Erlös der erheiratheten und an die Generalstaaten verkauften holländischen Grafschaft Kuylenburg einen großartigen Park à la Versailles mit Pavillons, Fontainen, Naturtheater und Irrgarten angelegt, nach welchem letztgenannten Theile das Ganze noch heute benannt wird.

Alte Karten und Pläne, die uns vorliegen, geben ein genaues Bild von diesem Wundergarten, den der Herzog nach Verlegung des Werrabettes mit einem theilweise ummauerten Canale umgeben ließ, auf welchem sogar „Seegefechte“ geliefert wurden. Mit dem veränderten Zeitgeschmacke schwanden die zopfigen und beschnittenen Hecken, und es ward der englische Geschmack vorherrschend, charakterisirt durch breite Wiesenflächen und trauliche Baumgruppen. Dort, wo die fürstlichen Schwestern so gern lustwandelten, ließen auf einem künstlichen Hügel inmitten einer baumumrahmten Rasenfläche Friedrich und Charlotte im Jahre 1815 ihrer theuren Louise ein Denkmal von Sandstein in antikem Stile errichten. Auf der Vorderseite desselben befindet sich das vom Bildhauer Schulz aus Gotha in Marmor trefflich ausgeführte Reliefbrustbild der Königin, während die beiden Seitenflächen durch Schwan und Adler und die Rückseite durch die nachstehende Aufschrift und eine Reihe von Distichen geschmückt wird, welche von dem damaligen Gymnasialdirector Sickler, einem seiner Zeit bekannten Philologen und Alterthumsforscher, verfaßt sind. Aufschrift und Distichen lauten:

Unserer unvergeßlichen
Louise
Königin von Preußen
Friedrich N. Hzg. z. Sachsen
Charlotte N. Hzgn. z. Sachsen
MDCCCXV.

Freundliche Nymphen der Flur und des Thals umsprossende Blumen!
Kinder des Haines umher, trauliche Lüfte der Au!
Schützet der Schwester Gebild erhaben am heiligen Denkmal,
Hüllt es in lieblichen Duft, fächelt ihm zärtlichen Hauch!
Oft hat sie euch begrüßt in der Morgenröthe der Jugend,
Wallend am Schwesterarm; hier oft verhallte ihr Laut.
Oft hat ihr Blick hier geruht, umflossen vom Lichte des Himmels;
Lieblicher strahlte von ihm Liebe und Milde für uns.
Ach, ach, sie war nur zu früh im Sturme der Zeiten geschieden!
Nie mehr nahet sie euch, grüßet euch ferner nicht mehr.
Lebend erblickte sie nicht Teutonias siegende Fahnen,
Sah nicht Borussias Aar führen der Heere Triumph.
Ach, sie ruhte, die Hand, im Dunkel der Trauercypressen,
Welche die Fahne des Siegs, Freiheit für's Vaterland, hob.
Doch aus der Sphäre des Lichts, wohin sie voran uns gestiegen,
Aus der Gestirne Kreis thront sie nun freudig herab.
Dort empfing sie die Helden, gefallen im heiligen Kampfe,
Dort vertheilet sie nun ihnen die Kränze des Siegs.
Und wie die Blüthen des Lenzes entführt noch Düfte entsenden,
So noch spendet sie uns segnend den himmlischen Duft.

Als nach der Umwandlung des Schlosses in eine Caserne für das zweite Bataillon des sechsten thüringischen Infanterieregiments Nr. 95 sich in der Nähe ein Exercirplatz nöthig machte, wurde Hügel nebst Denkmal entfernt und letzteres an einem andern abseits gelegenen Orte aufgestellt, wo es bereits durch ruchlose Hände gelitten hatte, als jüngst die allgemeine Aufmerksamkeit plötzlich auf dasselbe hingelenkt wurde. Sobald Kaiser Wilhelm von dem Vorhandensein eines solchen Denksteines erfuhr, ließ er sich eine Photographie desselben vorlegen; sofort wurde an Restaurirung des Denkmals und Herstellung einer würdigen Umgebung desselben Hand gelegt, und beides ist nunmehr vollendet.

Kehren wir im umgewandelten Irrgarten um vier Jahre zurück! „Wenn heut' ein Geist herniederstiege,“ so dachten wir mit dem Dichter, als an der frühern Stätte des Denkmals, um einen Feldaltar geschaart, am 24. Juli 1870 jenes tapfere Bataillon feierlichen Feldgottesdienst beging, bevor es sich, von dem erhabenen Sohne der Königin Louise zum Kampfe gegen den alten Erbfeind gerufen, bei Wörth, Sedan und an der Loire unvergänglichen Ruhm erwarb. Daher erfüllt uns gerechte Freude über eine geschichtliche Erinnerung, die unsere Stadt mit dem Namen der herrlichen Frau verknüpft, welche ihr Volk zu hoher Vaterlandsliebe begeistert, in den Tagen der Demüthigung edel und standhaft ausgeharrt und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat.

Dr. L. Grobe.

Eine neue Pflicht des Publicums. Niemand kann leugnen, daß bei der Summe des in jedem Lebensberufe nothwendigen Wissens und dem allgemeinen Bildungstrieb der Gegenwart es Bücher giebt, die wie das liebe Brod zum tagtäglichen Bedürfniß werden. An die Spitze dieser Literaturwerke stellt heutzutage Jedermann die Conversationslexika oder sogenannten Real- oder Universal-Encyklopädien. Es versteht sich von selbst, daß man solchen Büchern gegenüber vor Allem wünschen muß, daß sie so fehlerfrei hergestellt werden könnten, wie dies eben menschenmöglich ist. Wie schwer dies aber ist, davon hat der größte Theil des Publicums keine Ahnung. Es bekommt das Buch fix und fertig in die Hand; da fällt es ihm so wenig bei, zu überlegen, wie viel hundert Köpfe daran gearbeitet haben, als es bei Messer, Gabel und Löffel darüber nachdenkt, durch welche Anzahl von Händen das Material gegangen ist, bis es in so bequemer Form neben dem Teller liegt.

Jede neue Auflage eines solchen Werkes erfordert jahrelange Vorbereitung. Es ist nicht damit gethan, eine lange Liste von Mitarbeitern zusammen zu bringen: diese Mitarbeiter müssen für jedes Fach wieder neu geschult werden, und dies ist um so schwieriger, je berühmter die Herren, je mehr sie Autoritäten in ihrem Fache sind. Jeder derselben hält sein Fach für das wichtigste und beansprucht für seine Artikel „angemessenen“ Raum. Für ein Werk von festbestimmter Bändezahl und Erscheinungsfrist ist aber Ein- und Unterordnung aller Mitarbeiter nöthig, wenn nicht ein literarisches Ungethüm, wie z. B. die „Ersch und Gruber'sche Encyklopädie“ daraus entstehen soll, die seit fünfundsechzig Jahren nicht erleben und ersterben kann, obwohl sie als eine unerschöpfliche Fundgrube gelehrten Wissens in ihren bis jetzt einhundertachtundfünfzig Bänden auch ihre wohlverdiente Ehre hat.

Eine Hauptfrage ist dann: aus welchen Quellen schöpfen die Mitarbeiter? Haben sie eine Stellung und die Mittel, um sich immer das neueste und beste Material zu verschaffen? Haben sie immer die Gewissenhaftigkeit, es sich nicht hie und da mit solchen Arbeiten bequem zu machen, d. h. Vorhandenes ohne strengste Prüfung zu benutzen? Gerade deshalb, um jeden Einzelnen zu überwachen, sind heutzutage Fach-Redactionen für ein solches Werk unentbehrlich; der Haupt-Redaction bleibt mit der Regulirung des Gleichmaßes der Artikel und deren möglichst allgemein verständlicher Form immer noch genug zu thun.

Ferner: wie schwer ist es oft, das Richtige und Wahre aus entfernten oder noch wenig erschlossenen Gebieten zu erlangen! Ein solches Gebiet ist z. B. Rußland und das gesammte russische Staats- und Volkswesen. Dort wird der Regierung selber Vieles anders berichtet, als es in der Wahrheit ist, so daß man mit den officiellen Quellen noch vorsichtiger, als mit den privaten sein muß. — Und wiederum giebt es Gegenstände, für deren encyklopädische Bearbeitung der Stoff erst herbeigeschafft werden muß. Beispiel: der in der dritten Auflage vom Meyer'schen fünfzehnbändigen Conversationslexikon so eben beginnende Artikel Banken. Um die Mitarbeiter in den Stand zu setzen, diesen Gegenstand nach seiner

Weltwichtigkeit zu behandeln, mußten Verlagshandlung und Redaction an sämmtliche Bank-Directionen Deutschlands und die wichtigsten des Auslandes schreiben und sich von ihnen selbst die authentischsten Mittheilungen über deren Entstehen, Wesen, Entwickelung und Statistik erbitten. Dieser Bitte wurde von den meisten Directionen, und von einzelnen mit eben so großer Bereitwilligkeit wie Ausführlichkeit, entsprochen. Und aus diesen Stößen von Material mit den Tausenden von Zahlen mußte der Artikel herausgearbeitet werden, der nach der Oekonomie eines fünfzehnbändigen Werkes doch nur einen sehr bestimmt beschränkten Raum einnehmen darf. Nun selbst angenommen, in diese Materialmasse habe sich kein Irrthum eingeschlichen, wie leicht ist bei der Bearbeitung selbst durch den aufmerksamsten Mann ein Fehler begangen, denn der Geist ermüdet ja auch, und wie schwer ist dann ein solcher Fehler durch die Correctoren zu entdecken! Und so geht es mit jedem neuen Material; der Weg von der Quelle durch die Köpfe und Hände der Schriftsteller, Schriftsetzer, Correctoren und Revisoren bis vor das Auge des Publicums ist ein langer, und trotz aller Gewissenhaftigkeit bedarf jeder Mitarbeiter daran für sich nicht selten des entschuldigenden Sprüchleins, daß eben „Irren menschlich“ sei.

Dennoch kann die Fehlerzahl jedes gewissenhaft redigirten Conversationslexikons auf ein Minimum beschränkt werden, wenn das Publicum sich zu seinem eigenen Besten dazu entschließt, selbst Mitarbeiter, oder noch besser Mitcorrector seines encyklopädischen Hausbuchs zu werden. Wenn jeder Leser sofort jeden von ihm bemerkten Verstoß niederschreiben und verbessern und die Niederschrift der betreffenden Redaction einsenden wollte, anstatt etwa nur mündlich gegen Andere seinem Aerger über entdeckte Fehler Luft zu machen — wie dankbar würden ihnen die Redactionen dafür sein! Nur auf diesem Wege ist es möglich, nach und nach den höchsten Grad von Correctheit solcher Werke zu erreichen.

Es ist wirklich kein Meisterstück, selbst einem mit anerkanntester Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit redigirten Conversationslexikon immer noch eine Reihe von Fehlern nachzuweisen, wenn man mit ganz besonderem Eifer sich darauf legt, und namentlich, wenn man hinsichtlich der Auswahl der Artikel größere Anforderungen an ein Werk stellt, als es erfüllen kann oder will. Auch in dieser Hinsicht sollte das Publicum seine Wünsche offen gegen die Redactionen aussprechen, und es ist deshalb ein sehr glücklicher Gedanke der Redaction des Meyer'schen Conversationslexikons, daß dieselbe zu diesem Behufe bereits einen brieflichen Verkehr mit ihren Abonnenten eröffnet, zu welchem sie die Umschläge ihrer Hefte benutzt. Man wird nämlich gerade in der dritten Auflage des Meyer'schen Werkes manchen weniger wichtigen geographischen und biographischen Artikel vergeblich suchen. Derlei mußte wegfallen, um einestheils für die ausführlichere Behandlung wichtiger Gegenstände und anderntheils für das aus der Gegenwart herandrängende Neue den nöthigen Raum zu gewinnen. Wird der Leser jenes Ausführliche und dieses Neueste missen wollen? Nein! Aber das Ausgefallene wünscht er auch noch dazu. Gut! Dann bedenke der Leser, daß dieser Zuwachs die Zahl der Bände des betreffenden Werkes eben um einen vermehren würde — und es ist dann ja sehr möglich, daß die große Mehrzahl der Abnehmer zu der Ueberzeugung gelangt, daß es besser sei, von einem gediegenen Buche einen Band mehr, als eine große Anzahl kleiner Artikel weniger zu besitzen.

Ein solches näheres Verhältniß zwischen Publicum und Redactionen ist möglich; wir erlebten es längst bei mancher Zeitschrift, an deren Redaction die Leser aus allen Nähen und Fernen sich mit ihren verschiedensten Wünschen und Bitten wenden; warum soll dies nicht auch da möglich sein, wo die Ausübung dieser neuen Pflicht ihre besten Früchte nur für das Publicum selber trägt?

Noch einmal Hoffmann von Fallersleben. Zu dem reichen Lorbeerkranze, den das deutsche Volk auf das Grab des entschlafenen Barden gelegt, wobei natürlich auch die Gartenlaube mit warmem Herzen des edlen Sängers gedachte, möchte ich ein kleines Reis noch hinzufügen, das manchen Leser gewiß interessiren wird.

In Hameln an der Weser, der alten wohlbekannten Rattenfängerstadt, lebte bis 1869 der auch in weiteren Kreisen durch seine gemeinnützigen Bestrebungen bekannte Dr. theol. Schläger, gemeiniglich „Vater Schläger“ genannt. Er war immer ein Vorkämpfer gewesen für freies Denken und festes Handeln und schon vor fünfzig Jahren hatte er viel gewirkt für eine Besserung der Lehranstalten für Mädchen. Wie allgemein bekannt sein dürfte, ehrt die Stadt Hameln in der Provinz Hannover das Andenken des alten Schläger durch ein Denkmal, welches, von dem talentvollen Bildhauer O. Ranau in Dresden ausgeführt, im nächsten Jahre in Hameln aufgestellt werden soll. Hoffmann von Fallersleben war mit dem Schläger'schen Hause seit vielen Jahren bekannt und jedesmal, wenn er nach Corvey von seinen Reisen zurückkehrte, besuchte er den alten Schläger.

An einem herrlichen Sommerabende in den fünfziger Jahren saß die ganze Familie im Garten unter dem Laubendache bei einem frugalen Abendbrode. Da trat plötzlich Hoffmann herein, mit freundlichen Scherzesworten den Vater Schläger und auch den zum Besuche anwesenden Abgeordneten Dr. H. Schläger begrüßend. Der Jubel war groß und der noch jugend- und lebensfrische, geistig regsame Vater Schläger, damals ein Siebenziger, ließ nun den besten Trunk, den ein Pfarrkeller bieten konnte, aus dem Keller holen, und bei vollen Bechern flog bald ein freundliches Witzwort hinüber und herüber. Es war damals gerade die Zeit, wo das Regiment des Grafen Borries am straffsten angezogen war, und Maßregelungen hatten stattgefunden, von denen man in Preußen selbst in der Conflictszeit keine Ahnung hatte. Ein königlicher Diener durfte nicht wagen seinen Kaffee von einem Nationalvereinler zu beziehen, sonst riskirte er sofort versetzt zu werden.

Hoffmann zog mit kräftigen Worten über dieses Regiment los und predigte dem Abgeordneten Schläger Muth ein, nicht nachzulassen in dem Kampfe. Der Exminister Windthorst spielte damals eine Zeitlang die Rolle eines Führers der Opposition, eine Rolle, die mit vielem Geschicke durchgeführt wurde. Dr. H. Schläger hatte versucht, bei seinen Parteigenossen dagegen zu wirken, und auf das Bedenkliche aufmerksam gemacht, solch einem Führer sich anzuvertrauen; er war aber nicht durchgedrungen. Man freute sich, in dem Kampfe gegen Borries einen so kundigen, gewiegten Führer zu haben. Hoffmann machte hierüber die kräftigsten Witze und zeichnete mit vielem Humor die daraus entstehenden Folgen.

Der alte Schläger nahm lebhaften Antheil an dem politischen Gespräche und achtete es nicht, daß es kühler wurde und die Familie nun wünschte, er solle die Abendluft meiden und sich zurückziehen. Der Abend war herrlich. Im nahen Gebüsche sang die Nachtigall ihr Lied, das wunderbar einstimmte in das fröhliche Gelächter dort in der alten Pastorenlaube. Von ferne tönte das Rauschen der Weser, wie sie am Wehre hinunterstürzte. Da ergriff Hoffmann das volle Glas und brachte dem Alten einen Toast:

Alles Guten Reger,
Alles Schönen Pfleger,
Alles Edlen Träger,
Alles Bösen Feger,
Im Wohlthun niemals Träger
 rc. rc. rc.
Es lebe Vater Schläger.

Leider sind dem Schreiber dieser Zeilen (der damals noch ein junger Mensch war) die verschiedenen Reime auf Schläger, deren Hoffmann noch eine ganze Reihe zum Besten gab, entfallen; er erinnert sich aber sehr gut, daß die Reimerei so lange dauerte, daß alle Zuhörer es für unmöglich hielten, noch einen Reim zu finden, und immer doch gelang es. Der Jubel war groß, als Hoffmann geendet, und begeistert schloß der alte Schläger ihn in die Arme und folgte dann dem Wunsche der Familie, während die übrige Gesellschaft noch bis in die späte Nacht zusammenblieb. Lange hat dieser schöne Abend Wiederhall gefunden bei Allen, die ihn miterlebt, und noch oft werden die Reime auf „Schläger“ in der Rattenfängerstadt benutzt.

Brinkama.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Naturgeschichte

der

Hof- und Stubenvögel.

Anleitung zur Kenntniß, Wartung, Zähmung, Fortpflanzung und zum Fang derjenigen in- und ausländischen Vögel, welche man in der Stube, im Hause, Garten, oder auf dem Hofe halten kann.

Von Dr. **J. M. Bechstein.**

Neu herausgegeben von Dr. **Edmund Berge (Alfred Keil).**

Mit 8 Tafeln in Farbendruck, enthaltend 79 prachtvolle Vogelportraits nach Originalzeichnungen von **Emil Schmidt** und mit mehreren Holzschnitten zur Versinnlichung des Vogelsanges und Vogelschutzes.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Elegant broschirt mit farbigem Umschlag. Preis 2 Thlr.

Nachdem sich dieses alt-berühmte Buch durch vier starke Auflagen hindurch seinen Ruf als praktisches und zuverlässiges Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel zu bewahren gewußt hat, ist es nunmehr auch auf die Hofvögel ausgedehnt, in allen seinen Abtheilungen bedeutend erweitert und um die Forschungen der Neuzeit vermehrt worden. Die beigegebenen 79 Farbendruck-Portraits der wichtigsten in- und ausländischen Vögel sind von einer Vollendung, wie sie kein anderes populär-ornithologisches Werk aufweist. Mit Freuden dürfte daher diese neue Auflage von jedem Vogelfreunde begrüßt werden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Den duftig klaren Frühlingstagen folgte heiße Sommergluth. Der Golf und seine Umgebungen lagen Tag für Tag da in der ganzen sonnendurchleuchteten Schönheit, aber auch in der ganzen Gluth des Südens, nur die Seeluft bot noch einige Kühlung, und das Meer war deshalb auch das Ziel der meisten Ausflüge, die jetzt noch unternommen wurden.

Dieser wochenlangen Ruhe der Natur folgte endlich ein Ausbruch; ein Gewittersturm tobte in den Lüften und wühlte das Meer auf bis in seine fernsten Tiefen. Das Unwetter war so schnell heraufgezogen, so plötzlich losgebrochen, daß Niemand sich dessen versehen hatte, und jetzt wüthete es schon über eine Stunde mit unverminderter Gewalt.

Durch die schäumenden Wogen schoß ein Boot, das, augenscheinlich von dem Sturme überrascht, sich im Kampfe mit ihm befand. Eine Zeit lang war es in Gefahr gewesen, rettungslos erfaßt und auf die hohe See hinausgeschleudert zu werden, jetzt aber floh es mit vollen Segeln der Küste zu und nach einigen mißlungenen Versuchen glückte es ihm auch wirklich, zu landen.

„Das heißt mit dem Sturme um die Wette jagen,“ rief Hugo Almbach, indem er, über und über naß von Regen und Spritzfluthen, als der Erste an's Land sprang. „Für diesmal sind wir der nassen Umarmung der Meeresgöttin noch glücklich entgangen. Nahe genug waren wir ihr.“

„Es ist doch ein Glück, wenn man so einen echten Seemann bei sich hat,“ meinte Marchese Tortoni, der in nicht trockenerem Zustande ihm folgte. „Das war ein Meisterstück, Signor Capitano, uns bei diesem Unwetter glücklich an's Land zu bringen. Ohne Sie waren wir verloren.“

Reinhold hob die halb ohnmächtige Signora Biancona aus dem Boote, die sich zitternd und todtenbleich an ihn klammerte. „Mein Gott, beruhige Dich doch, Beatrice! Die Gefahr ist ja vorüber,“ sagte er ungeduldig, während der letzte Insasse der Barke, der englische Herr, der damals Hugo's Incognito-Unterhaltung mit dem Maestro Gianelli beigewohnt hatte, gleichfalls den festen Boden gewann.

Inzwischen schüttete Jonas seine ganze Verachtung auf die beiden Schiffer aus, denen ursprünglich die Führung anvertraut gewesen war und die zum Glück die ihnen in deutscher Sprache gespendeten Lobsprüche nicht verstanden.

„Das wollen Seeleute sein — ein Schiff wollen sie regieren, und wenn ein elendes Gewitter heraufzieht, so verlieren sie den Kopf und schreien zu ihren Heiligen. Hätte mein Capitain Euch nicht das Steuer aus den Händen gerissen und ich die Segel auf mich genommen, so lägen wir jetzt drunten bei den Haifischen. Ich wollte, Ihr machtet einmal einen Sturm durch, wie er unsere ‚Ellida‘ packte, ehe wir hier einliefen, da würdet Ihr merken, was das Bischen Wehen auf Eurem Golfe zu bedeuten hat.“

Das „Bischen Wehen“ wäre von jedem Anderen als dem Matrosen für einen ganz erträglichen Sturm gehalten worden. Jedenfalls hatte es die Gesellschaft in Lebensgefahr gebracht, und sie dankte ihre Rettung nur der energischen Führung des Capitains, der soeben die Dankesäußerungen des Marchese und des Engländers abwehrte.

„Ich bitte Sie, Signori! Mir ist ja eine solche Fahrt nichts Neues und Ungewohntes. Ich bedauerte nur Sie wegen der unangenehmen Situation, in die Sie die Laune einer schönen Frau brachte.“

„Ja wohl, die Frauenzimmer sind an Allem schuld,“ brummte Jonas wüthend, während Hugo halblaut fortfuhr:

„Ich wußte bereits vor zwei Stunden, was uns Himmel und Meer trotz ihres heiteren Aussehens prophezeiten. Sie wissen ja, wie ernstlich ich die Fahrt widerrieth. Signora Biancona aber bestand entschieden darauf und geruhte, den ‚furchtsamen Seemann‘ zu verspotten, der sich nicht einmal ‚auf sein eigenes Element wagte‘. Ich glaube nun allerdings, daß mein Muth etwas weniger zweifelhaft geworden ist in ihren Augen, der ihrige dagegen —“ er brach plötzlich ab und that einige Schritte hinüber nach der andern Seite. „Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, Signora?“

Beatrice zitterte noch immer, aber der Anblick ihres Widersachers, der wie die vollendete Artigkeit und die vollendete Malice vor ihr stand, gab ihr doch einigermaßen die Besinnung zurück. Für sie war es genügend gewesen, daß er sich gegen die Fahrt erklärte, um mit dem vollsten Eigensinne darauf zu bestehen und die übrigen Herren mit ihren Spottreden taub gegen jede Warnung zu machen. Die Todesangst der letzten Stunde hatte ihr freilich eine harte Lehre gegeben, und noch härter war es, daß sie gerade dem Capitain ihre Rettung danken mußte, der heute zum Helden geworden war, während sie sich in der Gefahr nichts weniger als heldenhaft benommen hatte.

„Ich danke — mir ist besser,“ antwortete sie, noch kämpfend zwischen Zorn und Verlegenheit.

„Ich bin glücklich, das zu vernehmen,“ versicherte Hugo,

Digitized by Google

Weltwichtigkeit zu behandeln, mußten Verlagshandlung und Redaction an sämmtliche Bank-Directionen Deutschlands und die wichtigsten des Auslandes schreiben und sich von ihnen selbst die authentischsten Mittheilungen über deren Entstehen, Wesen, Entwickelung und Statistik erbitten. Dieser Bitte wurde von den meisten Directionen, und von einzelnen mit eben so großer Bereitwilligkeit wie Ausführlichkeit, entsprochen. Und aus diesen Stößen von Material mit den Tausenden von Zahlen mußte der Artikel herausgearbeitet werden, der nach der Oekonomie eines fünfzehnbändigen Werkes doch nur einen sehr bestimmt beschränkten Raum einnehmen darf. Nun selbst angenommen, in diese Materialmasse habe sich kein Irrthum eingeschlichen, wie leicht ist bei der Bearbeitung selbst durch den aufmerksamsten Mann ein Fehler begangen, denn der Geist ermüdet ja auch, und wie schwer ist dann ein solcher Fehler durch die Correctoren zu entdecken! Und so geht es mit jedem neuen Material; der Weg von der Quelle durch die Köpfe und Hände der Schriftsteller, Schriftsetzer, Correctoren und Revisoren bis vor das Auge des Publicums ist ein langer, und trotz aller Gewissenhaftigkeit bedarf jeder Mitarbeiter daran für sich nicht selten des entschuldigenden Sprüchleins, daß eben „Irren menschlich“ sei.

Dennoch kann die Fehlerzahl jedes gewissenhaft redigirten Conversationslexikons auf ein Minimum beschränkt werden, wenn das Publicum sich zu seinem eigenen Besten dazu entschließt, selbst Mitarbeiter, oder noch besser Mitcorrector seines encyklopädischen Hausbuchs zu werden. Wenn jeder Leser sofort jeden von ihm bemerkten Verstoß niederschreiben und verbessern und die Niederschrift der betreffenden Redaction einsenden wollte, anstatt etwa nur mündlich gegen Andere seinem Aerger über entdeckte Fehler Luft zu machen — wie dankbar würden ihnen die Redactionen dafür sein! Nur auf diesem Wege ist es möglich, nach und nach den höchsten Grad von Correctheit solcher Werke zu erreichen.

Es ist wirklich kein Meisterstück, selbst einem mit anerkanntester Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit redigirten Conversationslexikon immer noch eine Reihe von Fehlern nachzuweisen, wenn man mit ganz besonderem Eifer sich darauf legt, und namentlich, wenn man hinsichtlich der Auswahl der Artikel größere Anforderungen an ein Werk stellt, als es erfüllen kann oder will. Auch in dieser Hinsicht sollte das Publicum seine Wünsche offen gegen die Redactionen aussprechen, und es ist deshalb ein sehr glücklicher Gedanke der Redaction des Meyer'schen Conversationslexikons, daß dieselbe zu diesem Behufe bereits einen brieflichen Verkehr mit ihren Abonnenten eröffnet, zu welchem sie die Umschläge ihrer Hefte benutzt. Man wird nämlich gerade in der dritten Auflage des Meyer'schen Werkes manchen weniger wichtigen geographischen und biographischen Artikel vergeblich suchen. Derlei mußte wegfallen, um einestheils für die ausführlichere Behandlung wichtiger Gegenstände und anderntheils für das aus der … nöthigen Raum zu … dieses Neu…

In Hameln an der Weser, der alten wohlbekannten Rattenfängerstadt, lebte bis 1869 der auch in weiteren Kreisen durch seine gemeinnützigen Bestrebungen bekannte Dr. theol. Schläger, gemeiniglich „Vater Schläger“ genannt. Er war immer ein Vorkämpfer gewesen für freies Denken und festes Handeln und schon vor fünfzig Jahren hatte er viel gewirkt für eine Besserung der Lehranstalten für Mädchen. Wie allgemein bekannt sein dürfte, ehrt die Stadt Hameln in der Provinz Hannover das Andenken des alten Schläger durch ein Denkmal, welches, von dem talentvollen Bildhauer O. Ranau in Dresden ausgeführt, im nächsten Jahre in Hameln aufgestellt werden soll. Hoffmann von Fallersleben war mit dem Schläger'schen Hause seit vielen Jahren bekannt und jedesmal, wenn er nach Corvey von seinen Reisen zurückkehrte, besuchte er den alten Schläger.

An einem herrlichen Sommerabende in den fünfziger Jahren saß die ganze Familie im Garten unter dem Laubendache bei einem frugalen Abendbrode. Da trat plötzlich Hoffmann herein, mit freundlichen Scherzesworten den Vater Schläger und auch den zum Besuche anwesenden Abgeordneten Dr. H. Schläger begrüßend. Der Jubel war groß und der noch jugend- und lebensfrische, geistig regsame Vater Schläger, damals ein Siebenziger, ließ nun den besten Trunk, den ein Pfarrkeller bieten konnte, aus dem Keller holen, und bei vollen Bechern flog bald ein freundliches Witzwort hinüber und herüber. Es war damals gerade die Zeit, wo das Regiment des Grafen Borries am straffsten angezogen war, und Maßregelungen hatten stattgefunden, von denen man in Preußen selbst in der Conflictszeit keine Ahnung hatte. Ein königlicher Diener durfte nicht wagen seinen Kaffee von einem Nationalvereinler zu beziehen, sonst riskirte er sofort versetzt zu werden.

Hoffmann zog mit kräftigen Worten über dieses Regiment los und predigte dem Abgeordneten Schläger Muth ein, nicht nachzulassen in dem Kampfe. Der Exminister Windthorst spielte damals eine Zeitlang die Rolle eines Führers der Opposition, eine Rolle, die mit vielem Geschicke durchgeführt wurde. Dr. H. Schläger hatte versucht, bei seinen Parteigenossen dagegen zu wirken, und auf das Bedenkliche aufmerksam gemacht, solch einem Führer sich anzuvertrauen; er war aber nicht durchgedrungen. Man freute sich, in dem Kampfe gegen Borries einen so kundigen, gewiegten Führer zu haben. Hoffmann machte hierüber die kräftigsten Witze und zeichnete mit vielem Humor die daraus entstehenden Folgen.

Der alte Schläger nahm lebhaften Antheil an dem politischen Gespräche und achtete es nicht, daß es kühler wurde und die Familie nun wünschte, er solle die Abendluft meiden und sich zurückziehen. Der Abend war herrlich … ihr Lied, das

… Zufall hat uns an eine ziemlich un… …ruste geworfen,“ spottete Hugo, auf dessen Laune das Wetter nicht den geringsten Einfluß übte. „Meiner Berechnung nach müssen wir drei bis vier Stunden von S. entfernt sein, und da zur Linken schimmern durch den Nebel Berge mit sehr verdächtigen Schluchten. Gennaro's Bande soll ja hier im Gebirge ihr Wesen treiben. Was meinen Sie, Mylord, wenn wir heute noch etwas von der echten Schauerromantik Italiens zu kosten bekämen?“

Der Lord wendete sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit den bezeichneten Schluchten zu, die in dem wogenden Nebel allerdings unheimlich genug aussahen, und musterte sie aufmerksam.

„Indeed, das wäre sehr interessant.“

„Vorausgesetzt, daß sich eine hübsche Brigantesse dabei befindet, sonst nicht,“ ergänzte Hugo.

„Gennaro's Bande führt keine Frauen mit sich; ich habe mich genau darüber unterrichtet,“ sagte Jener wichtig.

„Schade! Die Bande scheint noch sehr uncivilisirt zu sein, da sie den billigen Wünschen ihrer geehrten Gäste so wenig Rechnung trägt. Uebrigens wäre das etwas für meinen Jonas. Ein Leben ohne Frauenzimmer! Wenn er das hört, wird er zum Ueberläufer und schwört zu Gennaro's Fahne; ich werde ihn in Obhut nehmen müssen.“

„So scherzen Sie doch nicht so leichtsinnig!“ mischte sich der Marchese ein. „Bedenken Sie, Signor, wir haben eine Dame bei uns und sind sämmtlich unbewaffnet.“

„Bis auf Mylord, der den sechsläufigen Revolver immer als Taschenfeuerzeug bei sich trägt,“ sagte Hugo lachend. „Wir Anderen hielten es allerdings nicht für nöthig, in Waffen zu starren, als wir die harmlose Spazierfahrt unternahmen. Uebrigens haben wir heute einen wirksameren Schutz, als zwei Dutzend Carabinieri ihn uns gewähren könnten. In dem Regen wagt sich kein Brigant heraus.“

„Meinen Sie?“ fragte der Lord im Tone unverkennbarer Enttäuschung.

„Gewiß, Mylord! Und ich meinestheils halte es auch für besser, wenn die Vergnügungspartie in die Berge für diesmal unterbleibt. Ist es übrigens nicht wunderbar, daß wir Beide, die einzigen Nichtkünstler in der Gesellschaft, zugleich die Einzigen

… Naturen war sie dem Spott nicht gewachsen, und diese verhaßte Ritterlichkeit ihres Gegners erlaubte ihr nie, ihm entschieden feindselig gegenüber zu treten, und hielt sie unerbittlich fest in den Grenzen gesellschaftlichen Umgangs.

Die Locanda, die abseits von der großen Touristenstraße ziemlich einsam am Strande lag, gehörte nicht zu denen, welche von vornehmeren Gästen frequentirt wurden, und ließ an Reinlichkeit und Bequemlichkeit sehr viel zu wünschen übrig, aber das Wetter und ihr völlig durchweichter Zustand erlaubten den Gästen nicht, wählerisch zu sein. Gab es doch hier einige Räumlichkeiten, die wenigstens den Namen von Gastzimmern führten und auch wirklich bisweilen jungen Malern und umherstreifenden Touristen als Nachtquartier dienten. Beatrice entsetzte sich beim Eintritt, und der Marchese blickte mit stummer Resignation auf diese „Zimmer“, die denen seines Mirando allerdings sehr unähnlich waren, der Lord dagegen fand sich besser in das Unvermeidliche, und was die beiden Brüder betraf, so schien Reinhold gegen die Art der Aufnahme sehr gleichgültig und Hugo sehr amüsirt dadurch zu sein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man auch, daß man in der That volle drei Stunden von S. entfernt war, und daß bereits eine Reisegesellschaft hier Zuflucht vor dem Unwetter gesucht hatte. Sie war aber glücklich noch beim Ausbruch desselben und zwar zu Wagen angekommen, hatte also nicht so vom Regen gelitten, wie die eben anlangenden Herrschaften, denen man bereitwillig mit Allem aushalf, was gerade zur Hand war.

Eine Viertelstunde später trat Hugo in das allgemeine Gast- und Empfangszimmer und schob sanftmüthig mit dem Fuße einen schwarzen borstigen Gegenstand bei Seite, der sich in bewundernswerther Ungenirtheit gerade vor die Thür gelagert hatte und jetzt ärgerlich grunzend den Platz räumte.

„Diese lieben Thierchen scheinen hier als salonfähig betrachtet zu werden; bei uns sind sie das höchstens in gebratenem Zustande,“ sagte er ruhig. „Ich wollte sehen, wo Du bleibst, Reinhold. Aber mein Gott, Du bist ja noch immer in dem nassen Anzuge. Warum hast Du Dich nicht umgekleidet?“

Reinhold, der am Fenster stand und auf das Meer hinausblickte, wandte sich um und warf einen zerstreuten Blick auf seinen Bruder, der bereits, wie die übrigen Herren, von den in aller Eile herbeigeschafften Sonntagskleidern des Padrone und seiner Söhne Gebrauch gemacht hatte.

„Umkleiden? Ja so, das hatte ich vergessen."

„So thue es jetzt!" drängte Hugo. „Willst Du denn Deine Gesundheit durchaus zu Grunde richten?"

Reinhold wehrte ihn ungeduldig ab. „Laß doch! Welch ein Aufheben um einen Gewitterregen!"

„Nun, der Gewitterregen hätte um ein Haar verhängnißvoll für uns werden können," meinte der Capitain. „Uebrigens kann ich als Pilot meiner Schiffsbesatzung das Zeugniß geben, daß sie sich tapfer gehalten hat, mit alleiniger Ausnahme Donna Beatricens. Sie machte von dem Rechte einer Dame, uns erst in Gefahr zu bringen und sie uns dann noch zehnfach zu erschweren, einen etwas ausgedehnten Gebrauch."

„Dafür hast Du ja auch den Triumph, daß sie Dir ihr Leben verdankt, wie wir Alle," warf Reinhold gleichgültig hin.

Hugo fixirte den Bruder scharf. „Was Dir für Deine Person sehr wenig zu gelten scheint."

„Mir — warum?"

Er wartete die Antwort nicht ab, sondern wandte sich wieder dem Fenster zu, aber Hugo war bereits an seiner Seite und legte den Arm um seine Schulter.

„Was hast Du, Reinhold?" fragte er wieder mit dem Tone jener alten Zärtlichkeit, mit der er einst den jüngeren Bruder umfaßte, den er im Hause der Verwandten unterdrückt und gequält wußte, und die jetzt so selten unter ihnen geworden war. Reinhold schwieg.

„Ich hoffte, Du würdest hier endlich die Ruhe finden, die Du so leidenschaftlich suchtest," fuhr der Capitain ernster fort, „statt dessen stürmst Du ärger als je seit den letzten acht Tagen. Wir sind kaum mehr als dem Namen nach die Gäste des Marchese. Du reißest ihn und uns alle mit hinein in diesen ewigen Wechsel von Zerstreuungen und Ausflügen. Das geht vom Schiffe in den Wagen, und vom Wagen auf das Maulthier, als ob Dir jede Minute des Ausruhens oder Alleinseins zur Qual würde, und sind wir erst mitten in dem Wirbel, so bist Du oft genug der steinerne Gast in unserer Mitte. Was ist vorgegangen?"

Reinhold wand sich, nicht heftig aber entschieden, aus seinen Armen.

„Das — kann ich Dir nicht sagen."

„Reinhold —"

„Laß mich — ich bitte Dich!"

Der Capitain trat zurück; er sah, daß die Abweisung nicht einer Laune entsprang; der matte gepreßte Ton verrieth zu sehr den verhaltenen Schmerz, aber er wußte bereits, daß von seinem Bruder in solcher Stimmung nichts zu erreichen war.

„Das Gewitter scheint vorüber zu sein," sagte er nach einer kurzen Pause, „an die Rückkehr aber wird wohl vorläufig noch nicht zu denken sein. Auf das erregte Meer können wir uns heute unter keinen Umständen wieder wagen, und der Landweg wird auch arg genug zugerichtet sein. Ich habe den Herren versprochen, ihnen einigermaßen Auskunft darüber zu verschaffen, ob die Rückkehr heute überhaupt noch möglich ist, und ob wir nicht etwa einen zweiten Wolkenbruch zu gewärtigen haben. Die Veranda da oben scheint eine ziemlich freie Aussicht zu bieten; ich werde nachsehen."

Er verließ das Gemach und stieg die Treppe hinauf. Die Veranda lag an der anderen Seite des Hauses; es war ein großer steinerner Anbau, der wohl noch aus einer früheren Glanzperiode des Gebäudes stammte, jetzt, wie dieses selbst, verwahrlost, halb zerfallen, aber unendlich malerisch in diesem Verfall und mit den wuchernden Weinranken, die sich um Pfeiler und Brüstungen schlangen. Eine lange offene Gallerie führte hinüber, und Hugo war eben im Begriff, sie zu durchschreiten, als er aufgehalten wurde. Dicht vor ihm flatterte eine Taube auf, und ihr nach jagte ein Knabe in vornehm städtischem Anzuge. Das zahme, an Menschen gewöhnte Thier dachte nicht an ernstliche Flucht; es flatterte, wie neckend, am Boden hin, und erst als die kleinen Arme sich ausstreckten, um es zu haschen, schwang es sich leicht empor bis auf das Dach des Hauses, während der ungestüme kleine Verfolger noch im vollen Laufe vorwärts stürzte und dabei gegen den Capitain anrannte.

„Sieh da, Signorino, das hätte ein Zusammenstoß werden können," sagte Hugo, indem er den Kleinen auffing, dieser aber, noch im vollen Eifer der Jagdlust, streckte beide Hände in die Höhe und rief lebhaft in deutscher Sprache:

„Ich möchte den Vogel so gern haben. Kannst Du ihn mir nicht fangen?"

„Nein, mein kleiner Jäger, das kann ich nicht, ich müßte mir denn Flügel anbinden," scherzte Hugo, während er, überrascht, hier seine Muttersprache zu vernehmen, den Knaben genauer ansah. Er stutzte, sah ihm einige Secunden lang tief in die Augen, und hob ihn dann plötzlich empor, um ihn mit aufflammender Zärtlichkeit in seine Arme zu schließen.

Der Kleine ließ sich die Liebkosung ruhig, wenn auch etwas verwundert, gefallen. „Du sprichst ja gerade wie die Mama und Onkel Erlau," sagte er zutraulich. „Die Anderen verstehe ich alle nicht, und zu Haus verstand ich doch Jeden."

„Ist die Mama auch hier?" forschte Hugo hastig.

Das Kind nickte und zeigte nach der anderen Seite hinüber; der Capitain setzte es rasch auf den Boden und trat mit ihm in die Veranda, wo Ella ihnen bereits entgegenkam, die in sprachlosem Erstaunen stehen blieb, als sie ihren Knaben an der Hand seines Oheims erblickte.

„Müssen wir hier zusammentreffen!" rief dieser, sie lebhaft begrüßend. „Ich glaubte kaum, daß Sie die Villa Fiorina überhaupt verließen, und noch dazu in solchem Wetter."

„Es war auch der erste Ausflug, den wir wagten," erwiderte die junge Frau. „Das fortgesetzt günstige Befinden des Onkels verleitete uns, eine Fahrt nach den Tempelruinen oben im Gebirge zu unternehmen, aber auf dem Rückwege überfiel uns das Gewitter, und da die Pferde scheu zu werden drohten, so waren wir froh, hier Schutz und Aufnahme zu finden."

„Wir sind in dem gleichen Falle," berichtete Hugo. „Nur ging es uns schlimmer, denn wir kamen zur See an."

Ueber Ella's Antlitz flog ein momentanes Erbleichen.

„Wie? Sie sind also in Begleitung Ihres Bruders? Ich ahnte es, als ich Sie erblickte."

Hugo machte eine bejahende Bewegung. „Sie sagten mir, daß Sie eine Begegnung um jeden Preis vermeiden wollten —" begann er von Neuem.

„Ich wollte es, ja!" unterbrach sie ihn fest. „Es ist aber unmöglich gewesen. Wir haben uns bereits gesehen."

„Dachte ich's doch!" murmelte der Capitain. „Daher also seine unbegreifliche Stimmung."

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie die Gäste des Herrn von Mirando sind?" fragte die junge Frau vorwurfsvoll. „Ich glaubte Sie in S. und kam ahnungslos, die Villa zu besichtigen. Erst als es zu spät war, erfuhr ich, wer in unserer nächsten Nachbarschaft weilte."

Hugo streifte mit einem raschen Blick ihr Antlitz, als wolle er sich ihrer Fassung versichern.

„Sie haben Reinhold gesprochen?" sagte er in äußerster Spannung, ihren Vorwurf kaum beachtend. „Nun?"

„Nun?" wiederholte sie mit beinahe herbem Ausdruck. „Fürchten Sie nichts! Signor Rinaldo weiß jetzt, daß er mir und meinem Sohne fern zu bleiben hat. Er wird uns nicht kennen bei einem etwaigen Zusammentreffen, so wenig wie ich ihn kennen werde."

„Für heute wäre das allerdings unmöglich," entgegnete Hugo ernst, „denn er ist nicht allein. Ich fürchte, Ella, auch das wird Ihnen nicht erspart bleiben."

„Sie meinen eine Begegnung mit Signora Biancona?" Ella's Lippen bebten doch, als sie den Namen aussprach, so sehr sie sich auch zwang, ruhig zu scheinen. „Nun denn, wenn es nicht zu vermeiden ist, so werde ich es zu ertragen wissen."

Sie waren während des Gespräches an die Brüstung der Veranda getreten. Das Gewitter war in der That vorüber und die Schleußen des Himmels schienen sich endlich erschöpft zu haben, aber noch hing es feucht und regenschwer in der Luft. Die nassen Weinranken, vom Sturm zerwühlt und zerrissen, flatterten noch immer auf und nieder, und von dem Heiligenbilde in der nur schlecht geschützten Mauerblende rannen die Tropfen herab. Unten brauste das noch immer wild empörte Meer; der sonst so ruhige azurblaue Spiegel war nur ein wüstes Chaos von schwarzgrauen Fluthen und weißschäumenden Wellenhäuptern, die sich zischend und tosend am Strande brachen. Aber der Nebel, der bisher die ganze Umgebung in einen undurchdringlichen Schleier hüllte, begann endlich zu weichen, schon traten einige Ortschaften deutlich daraus hervor, nur um die

Höhenzüge wogte und qualmte es noch, während im Westen bereits ein hellerer Lichtschein mit dem niedergehenden Gewölk kämpfte.

„Woher kannten Sie denn meinen kleinen Reinhold?“ fragte Ella plötzlich in ganz verändertem Tone. „Sie sahen ihn ja nicht bei Ihrem letzten Besuche, und als Sie H. verließen, hatte er kaum das erste Lebensjahr zurückgelegt.“

Hugo beugte sich zu dem Kinde nieder und hob dessen Köpfchen empor. „Woran ich ihn erkannte?“ versetzte er lächelnd. „An seinen Augen. Er hat ja die Ihrigen, Ella, und die verkennt man nicht so leicht, auch wenn sie einmal aus einem anderen Antlitz blicken. Ich finde sie heraus unter Hunderten.“

Sein Ton hatte eine beinahe leidenschaftliche Wärme. Die junge Frau wich leise ein wenig seitwärts.

„Seit wann machen Sie mir Complimente, Hugo?“

„Sind Ihnen Complimente jetzt so ungewohnt?“

„In Ihrem Munde allerdings.“

„Ja freilich, ich darf bei Ihnen nicht wagen, was jedem Anderen erlaubt ist,“ sagte der Capitain mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Der Versuch dazu hat mir schon einmal den ‚Abenteurer‘ eingetragen.“

„Es scheint, Sie können das Wort noch immer nicht vergessen,“ bemerkte Ella mit einem halben Lächeln.

Er warf mit einer trotzigen Bewegung den Kopf zurück. „Nein, ich kann es auch nicht, denn es hat mir wehe gethan, und darum verwinde ich es nicht, bis auf diesen Augenblick.“

„Wehe gethan?“ wiederholte Ella. „Kann Ihnen denn überhaupt etwas wehe thun, Hugo?“

„Das heißt mit anderen Worten: ‚Haben Sie denn überhaupt ein Herz, Hugo?‘ O nein, ich besitze ganz und gar nichts von diesem Artikel, ich bin zu kurz gekommen bei der Austheilung desselben, das müssen Sie ja nachgerade herausgefunden haben.“

„So meinte ich es nicht,“ lenkte die junge Frau ein. „Ich traue Ihnen gewiß die volle Wärme der Empfindung zu.“

„Aber keinen Ernst und keine Tiefe?“

„Nein.“

Der Capitain sah sie einige Secunden lang schweigend an, endlich sagte er leise:

„War es nöthig, Ella, mir eine so herbe Lehre zu geben, weil ich neulich einen Handkuß wagte, der Ihnen vielleicht mißfallen hat? Ich weiß, was dieses ‚Nein‘ bedeutet. Sie sehen, ich verstehe auch Winke und werde den heutigen nützen. Fürchten Sie nichts!“

Ueber die Züge der jungen Frau flog ein leichtes Roth, als sie sich verstanden sah. „Ich wollte Sie nicht kränken, gewiß nicht!“ versicherte sie lebhaft und streckte ihm herzlich die Hand hin, aber Hugo stand trotzig abgewendet und schien das nicht zu bemerken.

„Sind Sie mir böse?“ fragte sie halblaut; es war ein süß bittender Ton, und er verfehlte auch seine Wirkung nicht, der Capitain wandte sich plötzlich um und ergriff die dargebotene Hand, aber in seiner Antwort kämpfte eine mühsam niedergehaltene Erregung schon wieder mit der alten Spottlust, als er entgegnete:

„Wenn der selige Onkel und die Tante uns jetzt sehen könnten, sie würden mit unendlichem Wohlgefallen bemerken, wie ihre Tochter den ‚unverbesserlichen Hugo‘ im Zügel hat, der sonst keinem Zügel gehorchen wollte, wie sie ihn auch nicht einen Schritt hinausläßt über die Grenze, die sie zu ziehen für gut findet. Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Ella, kann es nicht sein, aber — Sie müssen mir das Gehorchen auch nicht so schwer machen.“

Die Beiden waren noch in lebhaftem Gespräche begriffen, als Marchese Tortoni und Lord Elton von der Gallerie her gleichfalls in die Veranda traten.

„Sieh da,“ sagte der Erstere überrascht zu seinem Begleiter, „darum also zog sich die Wetterbeobachtung unseres Capitano so endlos in die Länge, daß wir ihn schließlich aufsuchen mußten. Es ist doch eine unverwüstliche Natur. Vor einer Stunde erst hat er unser Boot durch Sturm und Wogen gezwungen und jetzt spielt er schon wieder den Liebenswürdigen bei einer jungen Signora.“

„Yes, ein ausgezeichneter Mensch,“ bestätigte der Lord, der bereits eine so blinde Vorliebe für Hugo gefaßt hatte, daß er an diesem schlechterdings alles vortrefflich fand.

Die unerträglich schwüle Luft in den dunstigen Zimmern schien die ganze Gesellschaft auf die Veranda getrieben zu haben, denn unmittelbar hinter den beiden Herren erschienen auch Beatrice und Reinhold. Wenn seine Gattin auf dieses Zusammentreffen vorbereitet war, so war er es jedenfalls nicht, denn er wurde todtenbleich und machte eine Bewegung wie zur Umkehr, aber in demselben Augenblicke tauchte der blonde Lockenkopf des Knaben hinter der jungen Frau auf und wie gebannt blieb der Vater stehen. Das Auge unverwandt auf das Kind gerichtet, schien er alles Andere um sich her vergessen zu haben.

„Welch ein schönes Kind!“ rief Beatrice bewundernd, indem sie unbefangen die Arme ausstreckte, jetzt aber zuckte Ella empor; mit einer einzigen Bewegung hatte sie den Knaben der beabsichtigten Liebkosung entzogen und preßte ihn fest an sich.

„Verzeihung, Signora,“ sagte sie kalt. „Das Kind ist scheu gegen Fremde, und nicht an solche Liebkosungen gewöhnt.“

Beatrice schien etwas beleidigt durch die Zurückweisung, indessen sah sie darin nichts, als die übertriebene Aengstlichkeit einer Mutter. Sie zuckte unmerklich die Achseln, und ein spöttischer Seitenblick fiel auf die Fremde, aber er blieb bald genug gefesselt an der Erscheinung derselben haften, wenn das Wiedererkennen auch nur auf einer Seite stattfand.

Vor Ella's Gedächtniß stand noch in vollster Klarheit jener Abend, wo sie allein, ohne Wissen der Ihrigen, den Schleier dicht über das Gesicht gezogen, in das Theater eilte, um diejenige kennen zu lernen, die ihr den Gatten so völlig entfremdet hatte. Sie hatte sie gesehen, im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihres Talentes, umrauscht von dem Jubel und den Huldigungen des Publicums, und sie nahm den Eindruck unauslöschlich mit sich fort. Beatrice hatte gleichfalls nur ein einziges Mal die Gattin Reinhold's erblickt, damals, als sie erst anfing, sich für den jungen Künstler zu interessiren, und Ella noch nichts von ihrem unheilvollen Einfluß ahnte. Der Italienerin genügte eine flüchtige Begegnung von wenigen Minuten, um zu erkennen, daß dieses stille blasse Wesen mit den niedergeschlagenen Augen und dem lächerlich matronenhaften Anzuge nicht einen solchen Mann zu fesseln vermochte, und diese Erkenntniß war hinreichend für sie, um ferner keine Notiz mehr von der jungen Frau zu nehmen. Jedenfalls war es ihr unmöglich, das verblaßte, halb lächerliche und halb mitleidswerthe Bild, das sie in der Erinnerung trug, auch nur entfernt mit jener Erscheinung in Berührung zu bringen, die so unnahbar stolz dort stand, die das blonde Haupt so hoch und frei aufgerichtet trug, und deren große blaue Augen sie mit einem Ausdrucke anblickten, den Beatrice sich nicht zu enträthseln vermochte. Sie sah nur, daß die Fremde sehr hochmüthig, nebenbei aber auch sehr schön war.

Letzteres schienen auch die beiden Herren zu finden, die artig grüßend näher getreten waren, denn der Lord schaute Ella mit offenbarer Bewunderung an, und der Marchese, dem Hugo so oft eine sträfliche Gleichgültigkeit gegen Damenbekanntschaften vorgeworfen hatte, sagte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu ihm:

„Sie scheinen Signora zu kennen. Dürfen wir nicht auf das Vergnügen rechnen, ihr vorgestellt zu werden?“

Der Capitain hatte sich wie zum Schutze an die Seite der jungen Frau gestellt. Zwischen seinen Augenbrauen lag eine Falte, die selten auf dieser heiteren Stirn erschien, und sie wurde noch tiefer bei dieser directen Aufforderung, die sich unmöglich ablehnen ließ. Er stellte daher die beiden Herren vor, und nannte ihnen seine Landsmännin, Frau Erlau. Er wußte, daß Ella, um unliebsamen Nachforschungen vorzubeugen, zu denen der Name Almbach leicht hätte Veranlassung geben können, den ihres Pflegevaters trug, so lange sie in Italien weilte.

Beatricens Augen sprühten auf in beleidigtem Stolze. Sie war es nicht gewohnt, daß sie und Reinhold bei solchen Gelegenheiten zuletzt genannt wurden, und hier wurden sie überhaupt gar nicht genannt. Der Capitain ignorirte sie vollständig und schien dies sogar absichtlich zu thun, denn der Zornesblick, den sie ihm zuschleuderte, ward mit empörender Kälte aufgefangen, aber auch Cesario war betroffen über die Tactlosigkeit

seines sonst so liebenswürdigen Gastes. Während er der fremden Dame einige Höflichkeiten sagte, wartete er vergebens auf die Fortsetzung der Vorstellung, und als diese nicht erfolgte, übernahm er es, die vermeintliche Unart des Capitains wieder gut zu machen.

„Sie haben das Wichtigste vergessen, Signor," sagte er, die Sache rasch zum Scherze wendend. „Signora Erlau würde Ihnen schwerlich dankbar sein, wenn Sie ihr gerade die beiden Namen nicht nennen, die sie ohne Zweifel am meisten interessiren, und die ihr keinesfalls unbekannt sind. Signora Biancona — Signor Rinaldo."

Beatrice, noch entrüstet über die ihr widerfahrene Beleidigung, grüßte nur mit einer kurzen Neigung des Hauptes, die ebenso erwidert wurde, plötzlich aber ward sie aufmerksam. Sie fühlte, wie Reinhold's Arm zuckte, wie er den ihrigen fallen ließ und einen Schritt von ihr wegtrat, als er sich verneigte. Sie kannte ihn allzu genau, um nicht zu wissen, daß er in diesem Momente, trotz seiner scheinbaren Ruhe, furchtbar erregt war. Diese fahle Blässe, dieses nervöse Zucken der Lippen waren das sichere Zeichen, daß er irgend eine leidenschaftliche Aufwallung mit Gewalt unterdrückte, und was sollte dieser Blick, der freilich nur einige Secunden lang dem der Fremden begegnete, aber er flammte in unverkennbarem Trotze und schmolz doch wieder in vollster Weichheit, als er auf das Kind an ihrer Seite fiel. Sie selbst freilich stand ihm völlig unbewegt gegenüber, auch nicht ein Zug regte sich in dem marmorkalten Antlitze, aber auch dies Antlitz war auffallend bleich und die Arme umschlangen den Knaben so krampfhaft fest, als sollte er ihnen entrissen werden. Dennoch erwiderte sie mit vollkommen beherrschter Stimme:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Signor. Ich hatte in der That noch nicht das Vergnügen, Italiens erste Sängerin und Italiens berühmten Tondichter zu kennen."

Reinhold's Blut wallte siedend heiß auf, als ihm von Neuem, und diesmal vor Fremden, die unendliche Kluft gezeigt wurde, die ihn von der einstigen Gattin schied. Jetzt war sie es, welche ihm die Stellung anwies, die er ihr gegenüber einzunehmen hatte, und daß sie dies mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit vermochte, brachte ihn auf's Aeußerste.

„Italiens?" wiederholte er mit scharfer Betonung. „Sie vergessen, Signora, daß ich von Geburt ein Deutscher bin."

Photographische Aufnahme nach der Natur.
Nach einer Photographie von K. Muschler in Nürnberg

„Wirklich?" entgegnete Ella in dem gleichen Tone wie vorhin „In der That, das wußte ich bisher noch nicht."

„Man scheint in der Heimath sehr schnell vergessen zu werden," warf Reinhold mit einer Art wilder Bitterkeit hin.

„Doch wohl nur, wenn man sich ihr selbst entfremdet. In diesem Falle ist das freilich begreiflich. Sie, Signor, haben ja ein zweites Vaterland gefunden, und wem Italien so viel gegeben hat, der kann die Heimath und ihre Erinnerungen wohl leicht entbehren."

Sie wandte sich zu den übrigen Herren, wechselte einige gleichgültige Worte mit ihnen und reichte dann ruhig und offen Hugo die Hand zum Abschiede.

„Sie verzeihen, ich muß zu meinem Oheim Reinhold, sage dem Herrn Capitain Lebewohl!"

Es war nur zu wahr, Ella besaß eine furchtbare Waffe in dem Kinde und verstand sie schonungslos zu gebrauchen, das empfand Reinhold wieder in diesem Augenblicke. Ihm versagte sie den Anblick und die Nähe seines Knaben unerbittlich, trotzdem sie wußte, mit welcher Leidenschaftlichkeit er sich danach sehnte, und jetzt ließ sie es ihm sehen, wie dieser Knabe seinem Bruder die Aermchen entgegenstreckte und ihm den Mund zum Kusse bot, ließ es ihm sehen in Gegenwart der Frau, um deren willen er sie Beide verlassen hatte, und deren Nähe ihm verbot, auch nur eines seiner Vaterrechte geltend zu machen — die Rache traf bis in's innerste Herz hinein.

Beatrice hatte ganz gegen ihre Gewohnheit sich mit keiner Silbe an dem Gespräche betheiligt, aber ihr dunkelglühender Blick wich nicht von den Beiden, zwischen denen sie eine geheime Wechselbeziehung ahnte, wenn auch ihre Gedanken von der Wahrheit selbst unendlich weit entfernt waren. Für jetzt jedoch machte Ella jeder weiteren Beobachtung ein Ende; sie nahm den kleinen Reinhold bei der Hand, und nach einer kurzen stolzen Verbeugung, die der ganzen Gesellschaft galt, verließ sie mit dem Kinde die Veranda.

„Sie scheinen uns da irgend ein Incognito vorgeführt zu haben, Signor Capitano," sagte Beatrice mit schneidendem Spotte. „Vielleicht haben Sie jetzt die Güte, uns zu erklären, welche Fürstin es denn eigentlich war, die soeben geruhte uns zu verlassen."

„Ja beim Himmel, sehr stolz, aber auch sehr schön!" rief der Marchese in ausbrechender Bewunderung, während Hugo kühl erwiderte:

Digitized by Google

„Sie sind im Irrthume, Signora. Ich nannte Ihnen ja den Namen der deutschen Dame.“

Der junge Italiener trat zu seinem Freunde und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Signora's Irrthum ist erklärlich. Meinen Sie nicht auch, Rinaldo? — Mein Gott, was haben Sie denn — was ist Ihnen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die diesjährige Aachener Heiligthumsfahrt.

Eine beherzigenswerthe Culturstudie.

Vierzehn Tage hindurch, vom 10. bis zum 23. Juli, war Aachen der Tummelplatz der „Armen am Geiste“ aus Nähe und Ferne. Alldorten flatterten vom Kaiserdome herab die „Oberhüllen der Windeln des Herrn, so der heilige Joseph als Fußlappen getragen,“ das „Lendentuch Jesu, mit zahlreichen Spuren des h. h. Blutes,“ das Tuch, „auf welchem der h. Johannes der Täufer enthauptet und in welches sein Leichnam eingewickelt worden ist“, und — als Prachtstück dieser altisraelitischen Wäsche „das Kleid der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, welches sie trug, da sie den Weltheiland gebar.“ Wer an diesen vier sogenannten großen Reliquien, die der üblichen geistlichen Praxis zuwider ausnahmsweise gratis gezeigt werden, noch nicht genug hatte, dem bot sich gegen Erlegung von zehn Groschen Mammon außerdem Gelegenheit, noch zwanzig weitere „kleine Heiligthümer“ im Innern des Domes besichtigen zu dürfen, unter welch letzteren uns ein „Fläschchen mit Oel, das aus den Gebeinen der h. Katharina geflossen,“ das „führnehmbste“, weil seltsamste däuchte. Für Heiligthumstiger übermenschlichen Grades aber, welche ihre innere Auferbauung durch diese Anschauungen noch nicht zum befriedigenden Abschluß gebracht glaubten, bot sich in

a) der Pfarrkirche zu St. Adalbert mit 24 Heiligthümern
b) der Theresianer-Kirche „ 9 „
c) der Peterskirche „ 1 „
d) der Paulus-, vormaligen Dominikanerkirche „ 2 „
e) in St. Foilan „ 1 „
f) in der Kreuzkirche „ 2 „
g) in der Stephanskirche „ 2 „

weitere fromme Speise. Außerdem hilft das benachbarte Burtscheid mit 22 und Cornelimünster mit 6 Heiligthümern aus. Summa Summarum 89 Heiligthümer, weiter aber giebt's keine mehr. Und zu dieser Lüftung der altkirchlichen Leinenschränke und Garderoben eilt das Volk aus Nähe und weiter Ferne her. Damit aber männiglich Gelegenheit werde, seine Opfer möglichst gut an den Mann zu bringen, hat das ehrwürdige Stiftscapitel einen zweckmäßigen Turnus in der Zulassung der Processionen aufgestellt. Wir setzen ihn her.

Heiligthumsfahrt.

Reihenfolge der Processionen nach den einzelnen Tagen.

10. Juli: St. Foilan, Decanat Köln und Lövenich.
11. „ St. Peter, Decanat Bonn, Hersel, Königswinter und Erpel.
12. „ St. Nicolaus, Decanat Düren, Derichsweiler, Aldenhoven und Nideggen.
13. „ St. Paulus, Decanat Neuß und Grevenbroich.
14. „ St. Jakob, Decanat Gladbach, Euskirchen, Rheinbach und Münstereifel.
15. „ St. Adalbert und Congregation.
16. „ St. Michael, Decanat Düsseldorf, Bergheim und Gemünd.
17. „ Kreuzpfarre, Decanat Erkelenz, Malmedy, Montjoie, Eupen und St. Vith.
18. „ Domschule, Decanat Eschweiler, Elberfeld, Solingen, Wipperführt und Essen.
19. „ Gymnasium, Decanat Heinsberg, Wassenberg, Geilenkirchen und Mülheim.
20. „ Barmherzige Schwestern mit den Invaliden und Waisenkindern, Decanat Burtscheid und Jülich.
21. „ Die Realschule und die Provinzial-Gewerbeschule,* Decanat Crefeld, Kerpen, Lechenich und Brühl.
22. Juli: Schwestern vom armen Kinde Jesu mit den Kindern und die Gesellenvereine.
23. „ Die armen Schwestern vom heil. Franciscus und die übrigen Mitglieder des Franciscaner-Ordens, Decanat Siegburg, Uckerath, Blankenheim und Steinfeld.

Mit Schlag 1 Uhr wird die große Wolfsthür geöffnet; die Processionen ziehen dann ohne Unterbrechung bis Abends 8 Uhr. In einzelnen Fällen jedoch, wo es die Umstände räthlich scheinen lassen, behält sich das Capitel die besondere Anordnung vor.

Aachen, den 15. Mai 1874.

Das Stifts-Capitel:
Dr. Schlünkes, Probst. Dr. Kloth, senior. Graf Dr. von Spee. Dr. Bock. Rector Dr. Buschmann. Jansen. Dr. Kessel.

Diesen Processionen schließen sich weiter die herrenlosen Waller an, welche auf eigene Faust gekommen sind. Alltäglich aber, Vormittags zehn Uhr, ist, wie schon gesagt, Gratisvorstellung der vier großen Heiligthümer vom Domthurme aus. So weit das möglich ist, geben wir nachstehend ein Bild dieses traurigen Schauspiels. Von früh acht Uhr an beginnen die Straßen und Plätze in der Umgegend des Domes sich zu füllen, glücklicher situirte Menschenkinder besetzen gegen ein entsprechendes Entrée die von den Hauseigenthümern eigens für diese Tage abgesperrten Trottoirs, noch glücklichere die Fenster, welche nach dem Stockwerke ihrer Lage entsprechende Preise haben; die Dächer gar sind theilweise abgedeckt und zum Schutze gegen die Sonne zeltartig überspannt —

Es brechen fast des Hauses Stützen,
Und Kopf an Kopf gedränget sitzen

die frommen Seelen und harren verhältnißmäßig geduldig anderthalb bis zwei Stunden der kommenden Dinge. Wir waren so glücklich, einen Balcon zu erlisten; seiner habhaft zu werden, mußten wir allerdings, obwohl er schon Tags vorher persönlich gemiethet war, uns schon Morgens acht Uhr aufmachen, um das Haus überhaupt noch erreichen zu können. Und da saßen wir nun.

Immer dichter wurden unter uns die Volksmassen, immer verworrener schwirrte das Gewirr der tausend und aber tausend Stimmen an unser Ohr; wohin auch das Auge sah, kein Ruhepunkt war zu erspähen, und unter uns begann der Kampf um's Dasein, denn — nicht „Raum für Alle hatte die Erde“. Kreischende Weiber und Mädchen, fluchende Männer, weinende Kinder. Hier und dort der ohnmächtige Versuch des gewaltsamen Hervorbrechens Einzelner aus dem Menschenknäuel und in Folge dessen ein partielles Hin- und Herwogen der Menschenmassen. Und welche Typen boten sich dar! Die meisten Gesichter trugen das Gepräge des thierischen Stumpfsinnes, und hier haben wir Respect vor der Vogt'schen Affentheorie bekommen.

Gensdarmen waren bemüht, einen schmalen Pfad offen zu halten; dem Druck ihrer Pferde wich man mit Aufbietung aller Kraft schon aus, aber hinter ihnen schlugen die Menschenwogen sofort mit brandendem Getöse wieder zusammen. Halbohnmächtige Frauenzimmer wurden von mitleidigen Händen über die Bretterverschläge der Trottoirs in die Häuser gelootset, wobei die widerlichsten Scenen vorkamen, welchen der fromme Pöbel cynisch applaudirte. Und über diesem Chaos wimmerte „schwer und bang“ und in langsamem Tempo die große Domglocke. Bei all dem Gewoge, Geschwirre, Getöse fielen wir fast in magnetischen Schlaf.

Endlich zeigte sich Leben auf den Thurmumgängen; unter Musikbegleitung intonirte der Domchor eine Hymne. Welche? Daß überhaupt musicirt wurde, schlossen wir folgerichtig aus dem Glitzern der Instrumente, die an Köpfen hingen, und an dem

* Sind Realschule und Provinzial-Gewerbeschule zu Aachen wirklich als Schulen, also in corpore zu solchem Zauber geführt worden? und wenn, kann das ohne ernste Rüge geschehen? Bescheidene Anfrage an die k. Regierung zu Aachen, bez. das k. Provinzial-Schulcollegium zu Coblenz.

wie wahnsinnigen Fuchteln mit dem Tactirstock irgend eines capellmeisterlichen Individuums; auch stießen einzelne schreckhafte Posaunen- und Paukensätze, destillirt über die vox humana der frommen Menge unten, gespenstisch an unser Ohr. Und nun tritt einer der Herren, die keinen Scrupel darin finden, den eigentlichen schönen Beruf der Geistlichen hinter den materiellen und schwindelhaften Betrieb der Zauberei zurücktreten zu lassen, vor und singt im Tone der Orationen:

„Man wird euch zeigen das h. Kleid, welches die allerseligste Jungfrau trug, als sie den Weltheiland gebar. Bittet Gott den Herrn, daß wir dieses Heiligthum anschauen mögen zur Verherrlichung seiner Ehre und zur Erlangung seiner Gnade und seines Segens. Amen."

Spricht's, und heilige Hände halten das vorgebliche „unmittelbare Um- und Ansein" der Mutter Gottes zum Thurmfenster hinaus. Zwei hochwürdige Assistenten verhindern das h. Gewand durch kreuzweis übergelegte Stäbe am unästhetischen Flattern, welches es in übermüthiger Freude über seine Lüftung unüberlegt vornehmen möchte, und im Hintergrunde blinken Domschweizer, goldene Truhen, Kreuze, Monstranzen und anderes heiliges Geräth pomphaft um die Wette. Das Publicum aber stiert auf den einen heiligen Punkt und murmelt in deutscher, holländischer, vlämischer, wallonischer und belgisch-französischer Sprache oder Mundart seine Gebete. Schrille Mißtöne unterbrechen aber selbst die heiligsten Momente. Hier hat ein wallender Taschendieb die fromme Ekstase eines Nachbarn dazu benutzt, seine Finger zur Abwechslung für einen Augenblick anstatt mit dem Rosenkranze mit der Uhrkette desselben spielen zu lassen; dort stellt eine skeptisch angelegte Natur Vergleiche zwischen dem „unmittelbaren Um- und Ansein" Maria's und dem seiner Nachbarin an, ersteres anstierend, letztere umarmend, und diese vergleichende Culturstudie will sich die Dirne unbegreiflicher Weise nicht gefallen lassen. Sie protestirt unter dem Hochdruck von markerschütternden Stimmmitteln, wie man sie in dieser Fülle dem zarten Geschlechte kaum zutrauen sollte. Oben auf dem Thurme aber gehen die heiligen Dinge unbeirrt ihren ruhigen Gang.

An neun verschiedenen Stellen baumelt unter Musik und Litaneien das Muttergotteskleid, um dann bis zum anderen Tag in seiner prächtigen silbernen Truhe der Ruhe zu pflegen. Darauf — ein anderes Bild: „Man wird euch zeigen die Windeln, worin Jesus Christus nach der Geburt von seiner Mutter eingewickelt ward. Bittet den allmächtigen Gott, daß wir dies Heiligthum anschauen mögen zur Vermehrung seines Lobes und zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Amen." Wiederum neunmalige Aushängung.

Ferner: „Man wird euch zeigen das Tuch, das h. Kleid, worauf der Leib des h. Johannes nach der Enthauptung gelegt ward. Bittet Gott den Herrn, daß wir dies Heiligthum anschauen mögen zur Ausbreitung seiner Ehre und zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Amen."

Und dann viertens und letztens: „Man wird euch zeigen das Tuch, das h. Kleid, das der Herr Jesus Christus getragen, da Er am Kreuze den bittern unschuldigen Tod für uns gelitten hat. Bittet Gott den Herrn, daß wir dies unschätzbare Heiligthum so anschauen mögen, daß sein Lob ausgebreitet und seine Ehre erhöht werde, und daß seine Leiden und sein unschuldiger Tod, durch den wir von allen Sünden befreit sind, an uns kräftig bleiben möge. Amen."

Mit diesem „unschätzbaren Heiligthum" wird der Segen ertheilt, und was Platz zum Knieen hat, fällt anbetend nieder. Die Ceremonie ist zu Ende, doch nur langsam entwirrt sich das lebendige Menschenknäuel. Jeder ist geschunden am Leibe, aber auferbaut an der Seele.

Von Nachmittags eins bis Abends acht Uhr kann man nun im Innern des Domes nach vorherigem Erlöse einer Karte zu zehn Groschen an den großen und kleinen Heiligthümern sich vorbeidrängen und -puffen lassen. Eine werthvolle Collection, man lese:

1) Das dunkelweiße Kleid der Mutter des Heilandes. 2) Die Windeln des Heilandes. 3) Das Tuch, in welches der Körper des h. Johannes des Täufers nach der Enthauptung von seinen Jüngern gelegt worden. 4) Das Leintuch, welches um Jesu Lenden lag in jener schweren Stunde, als er, an's Kreuz genagelt, freiwillig den Tod zur Erlösung der Menschen starb. 5) Eine Monstranz mit dem linnenen gewebten Leibgürtel Maria's. 6) Der lederne Leibgürtel (cingulum) Jesu Christi in einer kostbaren Monstranz. 7) Eine Monstranz mit einem Theile des Strickes, womit der Heiland bei seinen Leiden gebunden ward. 8) In einem runden, sonnenähnlichen, von zwei Engeln getragenen Reliquiengefäß: a. ein Stück vom Schwamme, womit der Heiland getränkt wurde; b. ein Splitter vom h. Kreuze; c. Haare des h. Apostels Bartholomäus; d. Gebeine Zachariä, des Vaters Johannes des Täufers; e. zwei Zähne des h. Apostels Thomas. 9) In einem die Aufopferung Jesu im Tempel darstellenden Behälter befindet sich ein Theil eines Armes des h. Greises Simeon, und in einem Fläschchen Oel, das aus den Gebeinen der h. Katharina geflossen. 10) In einem in gothischem Stile gearbeiteten Kasten: a. die Spitze eines der Kreuznägel; b. ein Splitter vom h. Kreuze; c. ein Zahn der h. Katharina; d. ein Unter- oder Schienbein (tibia) Kaiser Karl's des Großen. 11) In einem mit Perlen und Schmelz verzierten Gehäuse in Gestalt einer gothischen Kirche: a. ein Stück vom Rohrstamme, womit der Heiland verspottet worden; b. ein Stück vom Schweißtuche, womit sein Angesicht im Grabe bedeckt gewesen; c. Haare des h. Johannes des Täufers; d. eine Rippe des Erzmärtyrers Stephanus. 12) In einem einen großen Arm darstellenden Reliquiengefäß der Obertheil des rechten Armes Karl's des Großen. 13) Das Jagdhorn Karl's des Großen. 14) Ein Brustbild Karl's des Großen, einen Theil der Hirnschale des Kaisers enthaltend. 15) Ein goldenes Kreuz enthält ein Stück vom h. Kreuze. 16) Ein Kasten mit dem Haupte des h. Mönchs Anastasius. 17) Ein Standbild des h. Apostelfürsten Petrus, in der Hand ein Glied der Kette haltend, woran dieser vielverfolgte und hartgeprüfte Felsenmann im Kerker gefesselt gewesen. 18) Der die größeren Reliquien umfassende höchst kunstreiche Kasten. 19) Kasten, worin die Heiligthümer bei der Vorzeigung auf den Thurm getragen werden. 20) Gefäß, worin das Pectoralkreuz Karl's des Großen aufbewahrt wird.

Vielleicht sind unter diesen Heiligthümern auch einige der Knochen, die der bekannte Anatom, Professor Müller in Berlin, obwohl selbst ein treuer Katholik und Reliquienverehrer, bei einer Untersuchung mit schwerem Herzen als — Kalbsknochen bezeichnen mußte.

Hier werden auch Rosenkränze und Medaillen zu mehrerer Kräftigung ihrer Heiligkeit angestrichen. Es gab Tage, an denen bis zu zehntausend Menschen diesen Vorbeizug mitmachten, während der Massenzudrang überhaupt während der ganzen Dauer der Fahrt über eine Million betragen haben mag. Wie hatten aber auch die Kanzeln allüberall zu dieser Wallfahrt gepreßt! Die diesjährige Heiligthumsfahrt war offenbar eine effectvoll inscenirte Demonstration der verfolgten Kirche. Und doch klagt Canonicus Bock in seiner Schrift „Das Heiligthum zu Aachen" über das Schwinden des gläubigen Sinnes: „Ueber die Heiligthumsfahrt des Jahres 1496 meldet die Cölnische Chronik, es seien an einem Tage vom Thorwächter hundertzweiundvierzigtausend Pilger gezählt worden." Weiter sagt er bei Aufzählung der verschiedenen Nationen, die früher herpilgerten: „Wahrscheinlich würden wir zur Erbauung unserer so sehr glaubensarmen Zeit auch heute noch die edle Nation der Ungarn zu den Aachener Heiligthümern mit Andacht pilgern sehen, wenn nicht der ‚aufgeklärte' Kaiser Joseph der Zweite am 23. Februar 1776 diese Wallfahrt förmlich untersagt hätte."

Mit grollendem Grimme und zugleich unter tiefem Seelenschmerze lenkten wir unsere Schritte heimwärts, wir hatten eine traurige Culturstudie gemacht. Hoffen wir, daß die deutsche Gesetzgebung Mittel finde, solch frommen Unfug für die Folge energisch zu untersagen!

Sch.

Ein märkisches Zwinguri.

Von Georg Horn.

Zwischen den Städten Brandenburg und Magdeburg, von ersterer eine Meile Weges entfernt, liegen auf dem linken Ufer der Havel Schloß und Städtchen Plaue. Letzteres mag wohl etwas über zweitausend Einwohner haben und steht nach Süden mit einem Schlosse in Verbindung, das durch seine Lage zu den herrlichsten Landsitzen der jetzigen Provinz Brandenburg gehört. Es ist auf einer Landecke gelegen, die sich in den Plauer See vorschiebt; derselbe, eine immense Wasserfläche, mit sehr starkem Wellenschlag, umspült diese Landzunge im Süden; im Osten fließt die Havel vorbei, die, von Brandenburg kommend und der Mündung in die Elbe zueilend, eigentlich durch den See ihren Durchgang nimmt. Die Umfassungsmauern der Front des jetzigen Schlosses gehen unmittelbar in die Fluth hinab, und wenn man auf der Terrasse vor der Ostfront des Schlosses steht und den Blick seitwärts wendet, kann man sich auf einem Schloß am Meere glauben; so imposant breitet sich die dunkelblaue Wasserfläche nach dieser Richtung hin aus; in so weiter Perspective treten die Contouren des anliegenden Ufers zurück; so bewegt ist die Fluth, bis man sich nach Osten wendet und von drüben in einer Entfernung von etwa sechzig Ruthen das rechte Havelufer mit seinem Baum- und Wiesengrün herüberwinkt; dann freilich wird man aus seinen stolzen Illusionen der Meerregion auf den richtigen Standpunkt des Binnengewässers zurückgebracht, aber auch dann wendet man den Blick doch nicht so leicht wieder von dem herrlichen Ausblick nach dem Plauer See ab.

Das Schloß Plaue war durch seine natürliche Lage einer der wichtigsten Punkte im Havellande. Es beherrschte im Osten die Wasserstraße, die Pulsader des Landes, nach Süden die Straße, die von der Mark in Magdeburgisches Gebiet führte. Bis zu dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das Schloß im Besitze des Erzbischofs von Magdeburg gewesen, dann hatte es dieser in einer Fehde an den Landeshauptmann der Mark Lippold von Bredow verloren; dieser behielt es für sich, als Pfand für Schuldforderungen, die er an seinen Landesherrn hatte, und gab es später seinem Schwiegersohne Johann von Quitzow als Heirathsgut mit. Von da begann eigentlich die nicht uninteressante Geschichte dieses Schlosses, das durch Jahrzehnte hindurch der Schrecken und der Bann der umliegenden Städte und Dörfer und ihrer Bevölkerung, ein wahres Zwinguri für die durch rohe Willkür, durch frevelhaften Uebermuth und eine ungezügelte Rauf- und Fehdesucht ihres Adels arg heimgesuchte Mark Brandenburg war.

Seit dem Aussterben der Askanier, die das Land von dem letzten eingebornen Wendenfürsten ererbt und durch eine kluge und energische Regierung zu einem hohen Grade der Cultur und des Wohlstandes gebracht hatten, war die Mark für die nachfolgenden Kaiser, die baierische und luxemburgische (böhmische) Dynastie die melkende Kuh geworden, die immer Milch d. h. Geld geben mußte. Die Landesherren kamen nur dann in das Land, wenn ihr Säckel leer war, sonst bekümmerten sie sich nicht um dasselbe, mieden es sogar. Die Gegenden des Landes waren fast nur Sumpf, Sand und Kiefernwald; es lag über denselben ein grauer frostiger Himmel und die Menschen waren so rauh und knorrig wie alte Eichen; in Baiern und Böhmen dagegen ließ es sich viel besser und lustiger leben, aber Geld konnte die Mark geben.

„Thut Geld in meinen Beutel,“ war die stete Mahnung des Landesherrn an das unglückliche Land. Wenn dann die Städte und die Bürger, die durch Handel und Gewerbefleiß meistens im Besitz des baaren Geldes waren, schwierig wurden und den unaufhörlichen Anforderungen des Landesherrn nicht genügten, dann wurden Freiheiten und Privilegien aller Art an Gemeinden und Corporationen verkauft, immer flott um den Preis des Meistbietenden; hielt auch dann der Bürger die Hand fester an die Tasche, vielleicht weil nicht mehr viel darin war, dann ging man an den Adel und versetzte diesem als Pfand eines der Orte und Schlösser nach dem andern, auch Städte, sogar Hoheitsrechte.

So kam es, daß unter dem Markgrafen Jobst von Mähren gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts mehr als die Hälfte des Landes in den Händen des Adels war, aber die Folgen einer solchen frivolen, hirn- und heillosen politischen und finanziellen Wirthschaft ließen nicht lange auf sich warten. Zuletzt war es ein unaufhörlicher Krieg Aller gegen Alle; es waren staatliche Verhältnisse, von denen sich ein Mensch des geordneten Rechtszustandes des neunzehnten Jahrhunderts nur schwer einen Begriff machen kann.

Der friedliebende Bürger saß hinter den festen Mauern seiner Städte und war froh, wenn ihn der Klang der Sturmglocke aus seinem bürgerlichen Gewerbe nicht in den Harnisch und auf die Wälle zur Vertheidigung der durch einen Ueberfall bedrohten Stadt trieb. Das Gewerbe der Adeligen dagegen waren die ritterlichen Künste und Fertigkeiten; ihr Geschäft war Kampf und Krieg. Der Adel war der Herr der Situation und beutete dieselbe mit dem ganzen Aufgebot der märkischen Stammes-Eigenschaften, mit Angriffslust und Energie, muthiger Unerschrockenheit und zäher Ausdauer, körperlicher Gewandtheit und geistiger schneller Auffassung nach jeder Richtung hin aus. Die eigentlichen Regenten der Mark waren die vier vornehmsten Adelsfamilien, die Gans zu Putlitz, die Rochows, die Bredows und die Quitzows. Letztere standen im Range den vorigen vielleicht nach, denn sie waren Lehensleute der Gans zu Putlitz, die wie sämmtliche der genannten Familien zu den eingeborenen Wendenfamilien gehörten; die Putlitze, von denen, nebenbei gesagt, der liebenswürdige Dichter Gustav zu Putlitz abstammt, waren Abkömmlinge alter Wendenfürsten; aber durch ihre persönlichen Eigenschaften überragten die beiden Quitzows alle ihre Standesgenossen.

Zu den oben genannten nationalen Eigenschaften gesellte sich bei ihnen eine todesverachtende Verwegenheit, die, nichts berücksichtigend, weder Dinge noch Menschen, geradezu auf ihre Ziele losging und Alle, die mit ihnen verbündet waren, zu ihren willenlosen Werkzeugen machte, ferner ein kühner Ehrgeiz, dem nichts zu hoch und unerreichbar schien, und jene brutale Selbstsucht, welche die Menschen in Herren und Sclaven theilte, für sich alle Freiheit und Willkür in Anspruch nahm, und das Recht des Stärkeren als das höchste Sitten- und Staatsgesetz hinstellte.

Dietrich von Quitzow war vier Jahre älter, als sein Bruder Johann. Jener besaß vielleicht mehr diplomatische Klugheit, dieser hingegen war hier und da einer großmüthigen Regung der Seele fähig. Mit ihren Interessen waren die Brüder eng zusammengewachsen. Es lebte in ihnen das stärkste Familiengefühl; dieses offenbarte sich in einer geradezu zärtlichen Liebe, in einer unerschütterlichen Anhänglichkeit, aber über die Familie und deren Interessen hinaus gab es für die Beiden nichts mehr, keine Pflicht, keine Achtung, keine Rücksicht, kein Gewissen; sie hatten kein Gefühl für das gemeine Wohl; sie anerkannten ein Vaterland nur in sofern, als sie als Freigeborene die erste Stelle in demselben beanspruchten.

Der Sinn für gesellschaftliche Ordnung, der moderne Staatsbegriff, der damals zum Durchbruch kam, fand in ihnen nicht nur kein Verständniß, sondern die entschiedensten Gegner. Sie hatten sich mit ihrem ganzen Sein und Thun auf die eigene Persönlichkeit und die Willkür gestellt, keine obrigkeitliche oder gesetzliche Gewalt über sich anerkennend; sie und ihre Ziele waren sich selbst das höchste Gesetz, und diese Ziele gingen dahin, sich auch dem Rechte nach zu Herren der Mark zu machen, wie sie es schon der Sache nach waren, höchstens nur den Kaiser als obersten Lehnsherrn anzuerkennen, und auch diesen nur insoweit, als er ihnen nicht entgegen war in der Ausführung ihrer Pläne.

Dietrich wohnte in Quitzhövel, dem alten Stammgute der Familie, Johann nach seiner Verheirathung mit Agnes von Bredow in Plaue, aber die Lage beider Schlösser an der Havel war so günstig, daß sich die Brüder bei allen Unternehmungen die Hand reichen, daß sie, auf diese festen Plätze sich stützend, mit ihrem Anhange nicht nur die Mark, sondern auch die angrenzenden Gebiete der Nachbarfürsten in Schach halten konnten. Der Name Quitzow ging wie ein Angst- und Schreckensruf durch das Land; vor seinem Klange erzitterten der Bauer und der

Bürger; er bedeutete ihnen Sengen und Brennen, Raub und Plünderung, Mißhandlung und Gewaltthätigkeit jeder Art; vor seinem Klange bebten die eigenen Standesgenossen, wenn sie nicht mit den Trägern desselben in Freundschaft lebten. Die Bischöfe von Havelberg, von Brandenburg und der Erzbischof von Magdeburg, die Herzöge von Mecklenburg, Pommern, sie Alle fürchteten die beiden Brüder und ihr Name ging wie ein Schlacht- und Siegesruf, aber auch wie ein Verhängniß und eine Landplage, wie ein Fluch und eine Verwünschung durch das Land.

Dietrich hatte später Quitzhövel mit dem größeren und schöneren Schlosse von Friesack vertauscht; beide waren vortreffliche Ehegatten und Familienväter, aber zu Hause litt es sie nicht lange; Ruhe und Frieden waren ihnen ein Gräuel, Krieg und Fehde ihre Lust, und wenn kein Grund zu einer solchen vorhanden war, so wurde irgend ein Anlaß dazu vom Zaune gebrochen; heute ging es gegen Den, in einem Monate gegen einen Anderen. „Heute Freund, morgen Feind" war die Quitzow'sche Losung. Von Plaue gingen fast alle Unternehmungen aus, und wenn dann so ein Strauß glücklich ausgefochten war, dann wurden die Beute und die Gefangenen nach Plaue geführt. Unheimlich, fast gespenstisch stiegen die festen, für unbezwinglich gehaltenen Mauern aus der Havelfluth auf. Nächst dem Burgfried ragte ein gewaltiger dicker Thurm über die Giebel des Wohngebäudes und die Mauerthürme empor; das war der Fuchsthurm, der Aufenthaltsort für die Gefangenen, aus dem sie nicht eher wieder herauszukommen Hoffnung hatten, als bis ein schweres Lösegeld für sie erlegt worden war. In diesem Thurme schmachtete außer vielen Bürgern und Adeligen auch der Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard. Er war der vom Kaiser eingesetzte Landeshauptmann der Mark und in seinem Bestreben, Ordnung in dem Lande herstellen zu wollen, den Quitzows ein Dorn im Fleische. Johann von Quitzow hatte ihm in einem Hinterhalte aufgelauert, ihn angefallen, abgefangen und nach Plaue geführt. Damit er nicht entweichen konnte, wurde er in den tiefsten und festesten Kerker gebracht, barfuß, nur mit einem Hemde bekleidet. Die Brandenburger jedoch, in dankbarem Gefühle für die von ihm empfangenen Wohlthaten, hatten Mittel und Wege gefunden, ihn mit Hülfe eines Bäckergesellen, der in Plaue arbeitete, aus seinem Gefängnisse zu bringen. In demselben Zustande, wie er in seinem Gewahrsame war, harrte der Herzog, mitten im Winter, an einer Stelle im Schilfe der berittenen Reisigen, die ihn aus der Gewalt der Quitzows nach seinem Lande zurückbringen sollten. Unglücklicherweise waren diese, entgegen der Verabredung, an einer anderen Stelle versteckt. Johann von Quitzow aber bekam durch das Zeichen des Thurmwächters von dem Entweichen seines Gefangenen Kunde, und wie ein Schweißhund nach einem Stück Wild, so durchstreifte er die Gegend in der Nähe des Schlosses, fand auch den Herzog und brachte ihn in seine Gewalt und in einen noch festeren Gewahrsam zurück; hier verblieb der unglückliche Fürst so lange, bis Johann von Quitzow einen Einfall in mecklenburgisches Gebiet machte, dort gefangen und später gegen den Herzog ausgewechselt wurde.

So wurden die Quitzows für ihr eigenes Vaterland nicht minder wie für fremde Territorien unheilvoll; der Jammer ging ihren Zügen voraus; die Zerstörung folgte ihnen. Je höher ihre Macht und ihr gefürchtetes Ansehen stieg, desto tiefer sank das unglückliche Land in Verwüstung und Verwilderung. Zuletzt hatten sie jeden Widerstand ertödtet. Niemand wagte, sich ihnen ernstlich zu widersetzen, und schon sahen sie sich dem Ziele ihres hochfliegenden Ehrgeizes, sich reichsunmittelbar und zu Regenten der Mark zu machen, nahe, als eine Nachricht in Plaue eintraf, die zuerst vielleicht ziemlich eindruckslos an Johann von Quitzow's Ohr vorbeiging. Sie kam aus Ofen, wo sich damals König Sigismund aufhielt und wohin die Abgeordneten der Städte der Mark und als Vertreter des Adels der Freund der Quitzows, Caspar Gans zu Putlitz, gegangen waren, um dem Kaiser zu huldigen. Das Oberhaupt des Reiches hatte den Abgesandten mitgetheilt, daß es den Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern zum obersten Landesverweser in der Mark erwählt habe. Das war es, was die Abgesandten mit nach Hause brachten, für einen Quitzow gerade keine Neuigkeit von Belang. Der Kaiser hatte schon manchen Statthalter nach der Mark gesetzt, und mit allen waren sie fertig geworden. Warum sollten sie nicht auch mit dem „Nürnberger Tand" fertig werden?

So mochte Johann von Quitzow in seinem Plaue denken. Zugleich hatte er aber vernommen, daß sich die Abgeordneten der märkischen Städte über sein und seiner Genossen Treiben beim Kaiser bitter beschwert hatten, und da mochte er erkennen, daß die Ernennung des Nürnberger Burggrafen, dieses damals bereits mächtigen, reichen und einflußreichen Fürsten, eine an ihn und seine Genossen gerichtete stille Mahnung und Warnung sei. Was hatte man sich hier im Norden bisher auch um einen Nürnberger Burggrafen gekümmert! Sehr wenig; das Eine lag nahe, daß man über dessen Persönlichkeit Erkundigungen einzog. Jedenfalls mußten die Resultate derselben für Johann von Quitzow insofern entmuthigend sein, als er vernehmen mußte, daß der neue Statthalter eine Persönlichkeit sei, die den Kampf mit ihnen aufzunehmen wohl im Stande wäre. Seine persönliche Erscheinung in der Mark war nur zu sehr angethan, diese Befürchtung zu bestätigen. Es war am Johannistage des Jahres 1412, als der Burggraf als der erste Hohenzoller in die Stadt Brandenburg einritt. Er war aus dem schönen Frankenlande über Wittenberg gekommen, nicht über Magdeburg; sonst hätte er an Plaue vorüberziehen müssen, und wer weiß, ob nicht Johann von Quitzow auf dem Lug gelegen hätte, um auch diesen obersten Landeshauptmann ebenso abzufangen, wie er es mit dem Mecklenburger gethan hatte; verwegen genug war er dazu. Aber der Burggraf zog, begleitet von seinen fränkischen Rittern, eine Straße, die ihm sicherer dünkte.

Je mehr Johann von Quitzow und seine Anhänger aus den ersten Regierungsmaßnahmen Friedrich's die Gefahr, welche ihnen durch den Burggrafen drohete, ahnten und fühlten, desto höher wuchs ihr Trotz. Sie gingen unter sich eine Verbindung oder Verschwörung ein, zu dem Zwecke, dem Burggrafen keine Huldigung zu leisten, ihm überhaupt, wie und wo sie konnten, allen Widerstand entgegenzusetzen. Die Städte hatten dem neuen Herrn bereits gehuldigt; das konnten die tief verachteten Krämer zwar thun; sie aber würden sich niemals dazu bequemen. Als sie vollends vernehmen mußten, daß Friedrich aus seinem Lande am Maine fränkische Hülfsvölker kommen ließ, um ihre Widersetzlichkeit zu bezwingen, da rüsteten auch sie sich und verbanden sich mit den Herzögen von Pommern; ihre Empörung war vollständig, und so rückten beide Gegner in's offene Feld. Am Cremmener Damme kam es zwischen dem Landesherrn und seinen aufständigen Vasallen zu einer Schlacht; in dieser zog der Burggraf leider den Kürzeren, und verlor auch noch seinen Freund und Waffengefährten, den Grafen Johann von Hohenlohe, der mit ihm aus Franken gekommen war. Das war ein harter Schlag für einen Charakter wie Friedrich, der nach der Mark gekommen war, mit dem festen Entschlusse, dem kleinen durch Despotismus arg heimgesuchten Lande Ruhe und Ordnung und gesetzmäßige Zustände zu bringen, aber er verzagte nicht. Er zog über die Eisenfaust, die er dem Adel gezeigt hatte, einen Sammethandschuh und versuchte es in gütlichem Einvernehmen mit ihm. Namentlich handelte es sich um die Schlösser Friesack und Plaue; sie waren nur in Pfandbesitz der Quitzows, und wenn der Landesherr die darauf haftende Pfandsumme zurückzahlte, dann waren die bisherigen Inhaber verpflichtet, die Objecte an ihn wieder zurückzugeben. Friedrich sah diese beiden wichtigen Vertheidigungspunkte der Mark zwar sehr ungern in den Händen unruhiger Köpfe, wie der Quitzows, aber schließlich mußte er den Umständen dennoch Rechnung tragen, und ihnen die Schlösser als Lehne auftragen, jedoch mit dem besonderen Bemerken, daß dies keine Nothwendigkeit und keine Pflicht von ihm sei, sondern nur ein Act des Vertrauens.

Die beiden Brüder rechtfertigten dieses Vertrauen sehr schlecht. Eine Weile hielten sie zwar wirklich Ruhe, aber Friede und Ordnung war nicht das Element, in dem sie sich wohl fühlten. Im Anfange vertrieb sich Johann von Quitzow die Zeit damit, das feste Haus zu Plaue, vielleicht für gewisse Fälle, in wehrhaften Zustand zu versetzen. Als das aber geschehen war, dann wurde es ihm schwül innerhalb der steinernen Mauern; die gegen den Burggrafen eingegangenen Verpflichtungen beengten und bedrückten ihn, und schon nach zwei Jahren fing er das alte Treiben wieder an und erklärte an den

Erzbischof von Magdeburg, mit dem sein Landesherr noch dazu verbündet war, auf eigene Faust den Krieg.

Friedrich wollte vermitteln, Frieden stiften, aber Johann von Quitzow antwortete auf die Mahnung seines Landesherrn nur mit Stillschweigen, mit Fortsetzung seiner Verheerungen und Plünderungen. Er erschien auch nicht auf die Citation des Burggrafen, sich wegen solchen flagranten Bruches des Landfriedens zu verantworten; da traf gegen den 20. Januar 1414 im Schlosse von Plaue ein Pergament Kaiser Sigismund's ein, mit der verhängnißvollen Nachricht, daß von Kaiser und Reich die Reichsacht über ihn ausgesprochen sei. Was das bedeuten sollte, das wußte er recht gut. Er war für rechtlos und vogelfrei erklärt. Jeder konnte ihn tödten, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden; er war seiner Lehen und all seines Eigenthums für verlustig erklärt. Ein Gleiches war mit Caspar Gans zu Putlitz und Wichert von Rochow geschehen. Johann von Quitzow hatte nicht geglaubt, daß der Burggraf so weit gehen würde, aber dessen Geduld und Langmuth war vorüber — er ging noch weiter.

Am 7. Februar des Jahres 1414 kündigte der Thurmwächter auf Plaue seinem Herrn an, daß von allen Seiten Kriegsvolk gegen das Schloß im Anzuge sei. Johann stieg auf den Thurm und erkannte, daß es die Fähnlein des Magdeburger Erzbischofs seien. Warum gerade dieser, warum nicht der Burggraf gegen ihn anrückte? Das konnte er sich nicht deuten; das sollte ihm erst später offenbar werden. Er lachte im Innern über die geringe Anzahl der gegen ihn anrückenden Streitmacht. „Der Erzbischof," dachte Johann bei sich, „soll sich nur an den vierzehn Fuß dicken Mauern meines Plaue seine Zähne ausbrechen! Den Quitzow wird so leicht Keiner kriegen, trotz Burggraf und trotz Reichsacht!" Von Süd und Ost war das Schloß vom Plauersee und von der Havel umflossen; letztere war zwar zugefroren, aber das Eis doch nicht dick genug, daß es das Lager der Magdeburger hätte tragen können. Der Führer des Magdeburgischen Heeres begnügte sich daher, nur auf das gegenüberliegende Havelufer eine Abtheilung Fußvolk zu legen, mit den übrigen umlagerte er die Nord- und Ostseite des Schlosses, aber auch hier von der Landseite war das Herankommen an dasselbe sehr schwer, denn von dieser Seite schützten es sehr tiefe Gräben und hohe Mauern. Mit Hohn und Lachen sah Johann in den ersten acht Tagen allen Vorbereitungen und Anstrengungen der Magdeburger, das Schloß zu umlagern, zu; am 13. Februar aber lachte er nicht mehr. Da mochte ein lähmendes Entsetzen sein Herz fassen und eine tödtliche Bläße seine Mienen überziehen, als er bei einem Rundgange durch das Schloß einen erschütternden Donner hörte und gleich darauf von dem Thurme Steine und Geröll um ihn niederfiel. Das Winseln des wachehaltenden Knechtes veranlaßte ihn, sich nach demselben umzusehen, und was mußte er schauen? In Stücke zerrissen lag derselbe am Boden. Waltet ein böser Zauber? oder was war Das?

Johann von Quitzow sollte über die Ursache dieser Verheerungen nicht lange in Zweifel bleiben. Eine dunkle Steinkugel, die mit dem Gerölle auf den Boden gefallen war, war seine Belehrung. Dieselbe war aus der großen Donnerbüchse gekommen, die ungesehen von ihm auf dem gegenüberliegenden Havelufer in einer dazu erbauten Batterie aufgestellt und gegen die Mauern des Schlosses gerichtet worden war. Der Burggraf hatte sie von dem ihm befreundeten Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen, Landgrafen von Thüringen, geliehen. Die Feuerwaffen waren zu damaliger Zeit zwar nicht mehr unbekannt, aber von solchem Caliber, wie die gegen das Schloß aufgefahrene, war in der Mark noch keine gesehen worden. Sie hatte in wenigen Tagen in die Mauern des Schlosses Friesack Bresche geschossen und Dietrich von Quitzow zur Flucht gezwungen, und nun sollte sie sich auch gegen Plaue bewähren. Diese Steinkugel, die auf dem Schloßhofe von Plaue lag, war die Vorbotin von anderen Hiobsposten; der Burggraf hatte mit Hülfe von Bundesgenossen, der Herzöge von Sachsen, der Grafen von Anhalt und der märkischen Städte, vier Quitzow'sche Schlösser und ein Rochow'sches zu gleicher Zeit belagert, damit Keiner dem Anderen zu Hülfe kommen konnte. Vor Friesack hatte er selbst gelegen; vor Plaue war sein Verbündeter, der Erzbischof von Magdeburg, gezogen.

Die teuflische Donnerbüchse hatte jedoch nur einige Schüsse gethan, dann schwieg sie mehrere Tage. „Sollte sie geborsten sein?" fragte sich Johann von Quitzow. „Dann muß sie unschädlich gemacht werden, ehe der Schaden wieder gut gemacht werden kann." Er sammelte die Seinigen und machte aus dem Schlosse einen Ausfall, um die Schanze, hinter der das Geschütz aufgestellt war, zu stürmen, um dasselbe zu nehmen. Fast wäre es ihm auch gelungen, aber noch zur rechten Zeit deckten die Magdeburger die Batterie, so daß Johann von Quitzow unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Die Donnerbüchse oder, wie wir sie zum besseren Verständniß nennen wollen, die Kanone, hatte aber nur darum geschwiegen, weil von Friesack die nöthigen Kugeln noch nicht angekommen waren, nun aber waren diese da, nun zog auch der Burggraf mit seiner verfügbar gewordenen Streitmacht heran, und nun donnerte und blitzte es gegen die märkische Zwingburg, rissen die Kugeln Löcher und Oeffnungen in die Mauern und Thürme des Schlosses, daß Johann von Quitzow zuletzt einsehen mußte, wie nutzlos seine Vorsicht war, das Schloß in dieser Weise zu befestigen, wie ohnmächtig die festesten Mauern gegen diese neue Macht sich erwiesen. Ob der von Verzweiflung erfüllte, verwegene und gewaltthätige Mann im Angesichte des Feuerschlundes, der ihn und seine ganze Existenz vernichtete, wohl inne geworden sein mag, daß der eherne Mund da drüben das Urtheil über sein und seines Anhangs Thun und Treiben spreche, daß dieser Donner die Stimme eines neuen Geistes und einer neuen Zeit sei, die ihrem trotzigen und gewaltthätigen Wesen, ihrem allem Gesetz Hohn sprechenden Handeln ein Ende mache, einer neuen Zeit, die unter der Aegide des Hohenzollers, der sie gegen ihn aufgefahren habe, dem geängstigten Lande die ersehnte Ruhe, gesetzmäßige Zustände und friedliche Entwickelung unter den Segnungen der Cultur zurückbringen würde?

Der im Innersten gebrochene Mann mußte gefühlt haben, daß solcher Macht gegenüber sein Widerstand vergeblich sei, daß der Fall von Plaue nur noch die Frage der Zeit von wenig Tagen sei. Und wenn auch Alles um ihn zusammensinke, ihn selbst sollten die Belagerer doch nicht in ihre Hände bekommen.

Durch eine kleine Pforte nach der Stadt zu war es ihm gelungen, ungesehen von seinen Feinden zu entkommen. Er versteckte sich, wie früher der Herzog Johann, so lange im Schilf und Röhricht, bis sein getreuer Knecht Dietrich Schwalbe ihm seinen Hengst zuführen konnte, mit Hülfe dessen er dann das Weite suchen wollte, vielleicht um ebenfalls, wie sein Bruder Dietrich, bei den Herzögen von Pommern ein Unterkommen zu suchen. Dietrich Schwalbe kam auch mit dem Pferde und Johann von Quitzow hielt sich schon für gerettet, aber als er das Thier am Zügel fassen wollte, scheute es, bäumte sich, machte einen hohen Satz und im Nu war es auf und davon. Es nahm spornstreichs seinen Weg mitten in das Magdeburgische Lager. Dort befand sich der Schulze von Schmitsdorf, der ebenfalls zum Kriegszug gegen Plaue aufgeboten worden war. Dieser hatte Johann von Quitzow in früheren Zeiten oft gesehen und den Hengst als dessen Eigenthum erkannt. Wo das Pferd war, da konnte der Herr auch nicht weit entfernt sein, dachte der pfiffige Landmann und ging in der Richtung, in der das Thier angesprengt gekommen war, auf die Suche aus. Er war auf richtiger Fährte; gar nicht lange brauchte er sich im hohen Röhricht dahin zu schleichen, so fand er den Gürtel und den Schild, welchen Johann von Quitzow abgenommen und auf das Eis niedergelegt hatte. Unbemerkt brachte der Schulze die beiden kostbaren Beweisstücke, daß Johann von Quitzow im Röhricht versteckt sei, in das Magdeburgische Lager zurück.

Der Befehlshaber des erzbischöflichen Heeres schickte unter Anführung des Schulzen Leute aus, welche die Rohrlache umzingelten und den entflohenen Johann von Quitzow gefangen nahmen, gerade so, wie er es vor sieben Jahren mit dem Mecklenburger Herzoge gemacht hatte. Gebunden wurde er in das Lager und dann durch das Städtchen in die Kirche gebracht und dort in den sogenannten Stock mit Ketten geschlossen. Die ganze Nacht blieb er in der Kirche und das ganze Heer kam dahin, um sich den Mann anzusehen, der während zehn Jahre der gefürchtetste, aber auch der mächtigste Mann in der Mark und weit über dieselbe hinaus war, und der nun, herabgestürzt von seiner Höhe, an Händen und Füßen angekettet, ein Gefangener, der Gnade seines Feindes, des Erzbischofs, anheimgegeben war.

Er hatte nur ein Auge, um die Blicke aller Derer zu ertragen, die da kamen, um ihre Augenweide an ihm zu haben, das andere Auge hatte er früher in einer Fehde gegen einen Wulffen verloren, aber dieses eine Auge ließ den stolzen, frevelhaften und gewaltthätigen Mann genug sehen, um ihm das Herz vor Gram, Schmerz und Wuth im Innersten erbeben zu lassen. So groß jedoch war selbst in seinem Falle noch die Furcht vor seinem Ansehen, daß, wie der Chronist bemerkt, Keiner von Allen denen, die nach der Kirche geströmt kamen, eine Spottrede gegen ihn gewagt hätte. So endete ein Mann, in welchem bedeutende Charaktereigenschaften vereint waren, aber auch ungezügelte Leidenschaften.

Was hätte Johann von Quitzow seinem Vaterlande werden können, wenn in ihm Mäßigung und Selbstbeherrschung gewohnt hätten! Aber solche kommen nur aus der Achtung vor den Rechten Anderer, aus der Unterwerfung unter das Gesetz. Die neue Ordnung der Dinge, die Anfänge der Gestaltung des modernen Staatsbegriffes, die mit dem ersten Hohenzollern in die Mark einzogen, waren germanisch, die Auflehnung der großen eingeborenen Familien der Mark dagegen war noch das letzte Aufflackern des wilden Kampfes, den seit Jahrhunderten das in diesen Gegenden seßhafte Slaventhum gegen das mächtig eindringende deutsche Wesen unternommen und geführt hatte. Unter der neuen Dynastie kam letzteres zum vollständigen Siege, und mit dem in Stock und Eisen gesetzten Johann von Quitzow war das Slaventhum vollständig und für immer besiegt und bewältigt. Später unterwarf er sich dem Burggrafen, der unterdeß wirklicher Landesherr und Kurfürst von Brandenburg geworden war; die Acht wurde von ihm genommen und auf seinem Schlosse Lenzen, das ihm vom Kurfürsten zu Lehen gegeben war, beschloß er 1437 im siebenundsechszigsten Jahre sein vielbewegtes Leben. Sein Bruder Dietrich war schon früher gestorben; er hatte sich dem Kurfürsten nicht gebeugt.

Jahrhunderte lang lebte das Andenken der Quitzows im Gedächtnisse der Mark fort, freilich in einer Form, die ihrem Andenken nicht schmeichelhaft war. Wenn der Märker Jemandem etwas Böses wünschen wollte, so sagte er: „Det dy de arge Quitz!" (Daß Dich der arge Quitzow!) Von der Familie sind in neuester Zeit nur noch wenige Mitglieder übrig; die preußische Militärrangliste, die in solchen Dingen ein sicherer Führer ist, zeigt nur noch drei Quitzows auf, und Grundeigenthum besitzen sie in der Mark nicht mehr.

Von dem Schlosse Johann von Quitzow's ist fast gar nichts mehr vorhanden; die Kugeln der großen Donnerbüchse scheinen die Mauern ganz zerstört und das Wohnhaus kaum bewohnbar gelassen zu haben. Später baute ein fränkischer Ritter, Georg von Waldenfels, dem es vom Kurfürsten in zweiter Hand übergeben worden war, das Schloß wieder auf, aber auch von diesem Baue ist nichts mehr zu sehen. Vom Quitzow'schen sind die Untermauern geblieben und im Innern kolossale Gewölbe mit labyrinthischen Gängen; noch im Jahre 1711 stand der Thurm, in dessen Gewölben Herzog Johann von Mecklenburg gefangen gesessen hatte. Der damalige Besitzer von Plaue, der preußische Minister von Görner, hatte in den Jahren 1711 bis 1716 das jetzige imposante Schloß mit einer Façade nach der Havel und zwei Seitenflügeln nach dem Garten zu in dem Schloßstile damaliger Zeit auf den alten Quitzow'schen Fundamenten aufbauen lassen. Als König Friedrich Wilhelm der Erste, der Vater Friedrich's des Großen, auf seinen Reisen zu den Revuen nach Magdeburg bei seinem Minister in Plaue einkehrte, frug er diesen, ob er den Fuchsthurm habe stehen lassen, um etwa noch einmal einen Markgrafen darin festzusetzen. Der Minister von Görner hatte ihn allerdings bis etwa auf acht Fuß über der Erde stehen lassen, aber der Kerker, in welchem der mecklenburgische Herzog über ein Jahr lang als Gefangener festgehalten wurde, ist noch heute sichtbar, ein enger, dumpfer, niedriger Raum, in den kaum der Schimmer eines Lichts fällt und wie ihn nur die Rohheit und das Rachegefühl eines Quitzow einem Gefangenen anweisen konnte.

Heutzutage ist das Schloß Plaue im Besitze des Grafen Königsmark. In den Gemächern desselben erinnern nur noch alte Waffen und Rüstungen an seinen einstigen berüchtigten Besitzer; sonst ist nichts mehr vorhanden. In einem großen Saale des Mittelgeschosses befindet sich eine Ahnengalerie der gräflichen Familie Königsmark, aber diese ist neu gemalt und von keiner historischen Bedeutung. Erwähnenswerth ist die Inschrift über der Thür dieses Saales: „Je ruhmreicher Eure Vorfahren, desto größer Eure Pflicht", und eine andere über dem gegenüberliegenden Eingange zu den Familiengemächern: „Auch über Euch wird die Nachwelt zu Gerichte sitzen; vergesset das keinen Augenblick". Umsonst sucht man in dem Schlosse nach einem Portrait jenes Philipp von Königsmark, des Freundes der Gemahlin Georg's des Ersten, des Opfers der Rache der Gräfin Platen, der im Schlosse von Hannover einen so schmählichen Tod fand, und dessen Körper, um die Spur des Verbrechens zu tilgen, in ungelöschten Kalk geworfen und so zerstört wurde. Von einer andern notabeln Persönlichkeit der Familie, von Aurora von Königsmark, der Geliebten August's des Starken, sind in einem Parterreraume noch zwei Bilder vorhanden, eines aus ihrer Blüthezeit, ein Brustbild, aus welchem in leuchtenden Zügen ihre Schönheit und ihr Reiz strahlen; sie hat das dunkle Haar einfach geordnet, mit Perlen und Diamanten geschmückt, und auf ihren Lippen das bezauberndste Lächeln; auf dem andern ist sie schon als Stiftsdame von Quedlinburg dargestellt, im schwarzen, klösterlichen Gewande, aber die schöne schlanke Aurora ist hier alt und dick geworden, nur eine Schönheit ist ihr geblieben, die kleine Hand, und die einzige Freude der Welt scheint ihr auch in einem kleinen Mohrenknaben in ungarischer Tracht zu blühen, den sie glücklich umfaßt hält.

Vier Jahrhunderte sind seit den Zeiten der Quitzows vergangen; mit den Fluthen der Havel sind die Zeiten hier vorübergerauscht, und Geschlechter haben sich auf dieser Scholle festgesetzt und dieselbe dann wieder verlassen. Alles war dem ewigen Gesetze der Bewegung, des Wechsels unterworfen, nur die herrlichen, klaren tiefblauen Wasser, die frischen grünen Ufer der Havel und das bewegte Leben auf dem Strome, nur die Natur und Alles, was mit natürlichen Bedingungen und Gestaltungen zusammenhängt, nur das war geblieben, und das ist's, was der große Dichter mit seinem Worte sagen will: Nur die Natur ist redlich.

Das National-Denkmal auf dem Niederwald.

In diesem Frühjahre verkündete ein Anschlag an der Akademie zu Berlin, daß der neue Schilling'sche Entwurf zum National-Denkmale zur Erhebung des deutschen Volks und Wiederaufrichtung des Reichs in Dresden aufgestellt sei. Längst hatten mich die Werke dieses Meisters der Plastik angezogen, die sich alle durch ihre sinnige Auffassung, Schönheit und Vollendung der Form und vor Allem durch die Wiedergabe echt deutschen Charakters auszeichnen. Was sind das für liebliche deutsche Kindergesichter an den Gruppen: Morgen, Mittag, Abend und Nacht auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden; wie zeichnen sich seine Frauengestalten durch edle Weiblichkeit und alle die Formen und Züge aus, die wir an unsern Mädchen schätzen, wenn wir sie schön und edel zugleich nennen; welche ideale Gestalt ist sein Schiller, und wie ergreifend wirkte der sieggekrönte Entwurf zu dem Kriegerdenkmal, welches Hamburg seinen gefallenen Söhnen errichten will! Mit hohen Erwartungen betrat ich den Uhrsaal im Akademiegebäude. Sie wurden aber weit übertroffen durch das ausgestellte Werk, dessen plastische Ruhe und äußere Vollendung noch durch den günstigen Ausstellungsort und das einfallende Oberlicht gehoben wurden.

Obwohl Photographie und Zeichnung ein plastisches Werk nur unvollkommen wiedergeben können, wird sich der Leser doch an der Abbildung erfreuen, und ich bin sicher, daß er meine Eindrücke theilt. Bezaubernd durch seine geniale Erfindung und Schönheit, bewunderungswürdig klar und verständlich, zog mich das Modell an, und je länger ich dasselbe betrachtete und von allen Seiten umging, desto mehr wurde ich dafür eingenommen. Ich urtheilte nur als Laie und als Mitglied des großen

Digitized by Google

Das National-Denkmal auf dem Niederwald.

Zum Andenken an die einmüthige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

Nach dem Modell des Professor Johannes Schilling in Dresden.

Digitized by Google

Publicums. Als kurze Zeit darauf auch die Jury das Werk als überaus gelungen bezeichnete und zur Ausführung empfahl, da überzeugte ich mich auf's Neue, daß das wirklich Schöne auch von dem Laien herausgefunden wird und daß man sich darin auf sein eigenes Gefühl verlassen kann. Ein einfacher klarer Gedanke, getragen von dem Volksgenius und verkörpert in tief empfundener Weise, erringt sich auf dem Kunstgebiete die allgemeine Anerkennung, und ich bin mir klar darüber geworden, daß darin wesentlich der Zauber in dem Schilling'schen Entwurfe liegt.

Wenn in Zukunft das Denkmal auf Bergeshöhe thront, bedarf es keines Commentars und keines Erklärers. Es redet selbst davon, wie das Volk sich einmüthig erhob und die lange verlorene und ersehnte Einheit wiedergewann. Schmucklos und einfach stehen auf dem Postamente die Worte:

Zum Andenken
an die einmüthige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes
und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

Aber so einfach die Worte sind, so inhaltsvoll reden sie.

Als der Friede geschlossen war und der Aufregung des Kriegs die erhebende Freude über das Errungene folgte, da gab sich im ganzen deutschen Volke eine Bewegung kund, die große durchlebte Zeit in dauernden Erinnerungszeichen festzuhalten. Fast in jedem Dorfe rauscht jetzt eine Friedenseiche; aller Orten wurden dem Gedächtniß der ruhm- und siegreich gefallenen Brüder Denkmale gesetzt. Aber wie sich alle Einzelinteressen zu einem großen Ganzen vereinigten und wie die lang erträumte Einheit überall als der höchste Gewinn empfunden wurde, so regte sich auch alsbald der Gedanke, in einem gemeinsamen Denkmale die große Zeit zu feiern und den kommenden Generationen in Stein und Erz vor Augen zu halten, was die einige Nation errungen hat und wie sie allein das Vaterland und ihre höchsten Güter schützen kann. Auf freier Bergeshöhe, im Mittelpunkte des geeinten Nordens und Südens, an den Ufern des Rheins, um den der Kampf entbrannt war, da sollte sich die Nation selbst ihr Denkmal errichten.

Dem Gedanken folgte rasch die That. Männer aus allen Parteien und allen Theilen Deutschlands traten zusammen und forderten unsere ganze Künstlerwelt zur Lösung der Aufgabe in freiem Wettbewerbe auf. Die edelsten Kräfte widmeten sich derselben; Sculptur und Architectur stritten wiederholt um die Palme des Siegs. Sie wurde Professor Johannes Schilling von Künstlern und Publicum in voller Uebereinstimmung zuerkannt.

Zur Lösung der gestellten Aufgabe hat der Künstler an das Lied: „Die Wacht am Rhein", welches in den Kriegsjahren zum Ausdrucke der nationalen Begeisterung geworden ist, angeknüpft. Die Hauptdarstellung an dem quadratischen Postamente gilt diesem Liede. Links steht der Kriegsgenius, der den jähen Kriegsruf erschallen läßt. Das große Relief in der Mitte versinnbildlicht, wie die ganze Wehrkraft Deutschlands sich um den königlichen Feldherrn schaart, um einzustehen für die Unantastbarkeit des deutschen Vaterlandes. Die Gestalt des Friedens, der dem deutschen Boden erhalten blieb, schließt die Darstellung auf der rechten Seite ab. Das Relief und die Genien stehen in directem Zusammenhange mit dem darunter befindlichen Texte des Liedes: „Die Wacht am Rhein".

Den Ausgang des großen Kampfes stellt die Germania dar, vor ihrem Throne stehend, gestützt auf das lorbeerumwundene, zum Frieden gesenkte Schwert, im Siegeskranz die deutsche Kaiserkrone, das Symbol der vollendeten Einigung, emporhaltend.

Wie edel ist diese Gestalt erfunden! Wie stolz und freudigerregt schaut das Auge von der Höhe des gewaltigen Aufbaus herab auf die deutschen Gauen, die das Volk in Waffen dem Vaterlande erhalten hat, bis hinüber zu den erweiterten Grenzen; wie echt deutsch ist diese jugendschöne Germania, so deutsch, daß man sagen könnte: lebte diese herrliche Frauengestalt, ihre blauen Augen würden uns tief in das Herz hineinschauen!

In der Mitte des breiten Sockels auf hervorspringendem niedrigem Postamente zeigt uns die in reizvollen Linien componirte Gruppe den gewappneten Vater Rhein, welcher das Wachthorn an die jugendliche Mosel abgiebt.

Mit dem Relief in gleicher Höhe sind an den drei andern Seiten große Schrifttafeln angebracht, auf denen die Geschichte der Erhebung, des Kriegs und der Wiederaufrichtung des Reichs verewigt werden soll. Die Namen der großen Siege aber sollen auf den oberen Seitenflächen des bekränzten Postaments ihren Platz finden, welches mit dem schirmenden Reichsadler und den Wappen aller deutschen Staaten geschmückt ist. Den großen Festplatz vor dem Monumente begrenzt beiderseits eine terrassenförmig abgestufte Mauer, die in der Basis mit kolossalen Candelabern endigt. Damit das Ganze in seinem Aufbau von verschiedenfarbigem Granit und mit seinen ehernen Figuren auch in der Ferne einen imponirenden Eindruck mache und sich in scharfen Contouren frei gegen den Himmel abhebe, wird das Monument eine Höhe von circa 26 Meter und die Germania insbesondere eine solche von 8,75 Meter erhalten.

Das ist das Denkmal, das in seinen großartigen und harmonisch schönen Formen die jüngsterlebte Zeit zu monumentalem Ausdrucke bringen soll. Stände es nur schon auf der schönen Bergeshöhe, umrauscht vom deutschesten Strome, dem Rheine, umklungen von der Sage und Dichtung, umringt von fröhlichem deutschem Volke, das von weit und breit herbeiströmt, um dort unter dem Sinnbilde der Einigkeit, der Stärke und des Friedens seine nationalen Feste zu feiern!

Noch habe ich den Eindruck tief im Herzen, den der Niederwald auf mich gemacht hat. Erhaben über dem Gedränge und Treiben der Menschen, über dem Jagen der Schiffe und Bahnen thront ein Hochwald, dessen majestätischer Dom eine weihevolle Stimmung hervorruft. Tritt man hinaus an den Saum des Waldes, so haftet das Auge entzückt auf der Schönheit der Landschaft. Breit strömt der Rhein dahin, von Inseln mit hohen Baumschlägen malerisch unterbrochen, an seinen Ufern mit Städten und Dörfern übersäet, umsäumt von Hügeln, auf denen die Rebe glüht, und von den in herrlich geschwungenen Linien langsam zurücktretenden Höhen des Taunus. Wie ein breites Silberband windet sich von weit her die Nahe dem Rheine zu, um vereint mit ihm das Felsenthor zu durchbrechen, als dessen Hüter noch heute der Mäusethurm dasteht. Wie rauschen die Wasser, wie schäumen die Wellen über die öden Felsenklippen der Lurlei zu! Wie lenkt sich der Blick auf die redenden Zeugen vergangener Jahrhunderte: auf die verfallenden Ritterburgen und die in Trümmer gesunkenen Schlösser alter, längst ausgestorbener Geschlechter! Aber oben auf der Höhe über den Marksteinen der alten und der neuen Zeit, da thront der Niederwald in immer gleicher Ruhe und mit nie verwehender Poesie.

Wem öffnet sich nicht das Herz, wenn er hinunterschaut in die gesegneten Fluren des Rheingaus und des Nahethales, und wer empfindet nicht jetzt heißen Dank, daß diese Perle deutscher Lande durch das Blut seiner Söhne dem Vaterlande erhalten worden ist? Als die Kriegswolke drohend aufzog, da durchzuckte, wie ein Blitz, Entrüstung Aller Herzen; wie Donnerklang ertönte plötzlich nur ein Gesang durch ganz Deutschland, und alsbald ergossen sich wie ein Strom, dem nichts Widerstand leisten kann, die Heeresmassen an den Rhein. Da unten zogen sie Alle vorbei, und herauf ertönte alsbald der Schlachtendonner von den Spicherer Höhen und die schmetternden Victorias aus allen Städten und Dörfern. Als vollgültiger Zeuge erzählt der Niederwald, wie unsere Heere hinausgezogen, wie die Verwundeten mit liebevoller Pflege empfangen, wie die Sieger heimgekehrt und wie wieder ein deutscher Kaiser zuerst den freien deutschen Rhein begrüßte, den er so kraftvoll an der Spitze von Deutschlands einigen Söhnen geschirmt hatte. Das Alles hat der Niederwald gesehen, und reden möchte er durch Künstlers Hand, was ein einiges Volk vermag.

Unser Kaiser hat die Sprache gebilligt, welche der Niederwald reden will. Prüfend hat er dem Entwurfe des Denkmals seinen Beifall gezollt; ausschauend von dem zukünftigen Standorte in das herrliche Rheinthal hat er die baldige Ausführung dort gewünscht, und werkthätig, wie immer, hat er bestimmt, daß die Germania aus eroberter Geschützbronze gegossen und die Werkzeuge des aufgedrängten Krieges in die Gestalt des Friedens verwandelt werden.

Und jetzt überall Hand an das Werk! Wir selbst, die Nation, wollen uns das Denkmal, einen Triumph deutscher Kunst und ein Zeichen wiedergefundener Einheit, erbauen.

So lange die Idee noch keine Gestalt gewonnen hatte,

blieben die Hände zweifelnd geschlossen: jetzt aber wirke Jeder mit, daß die Bausumme, die dreimalhunderttausend Thaler, rasch zusammengebracht werden! Binnen Kurzem wird der Verein von Männern, welche sich als Comité an die Spitze des Unternehmens gestellt haben, einen warmen Aufruf zur Beisteuer von Gaben zur Vollendung des Denkmals erlassen. Und wer sich nicht gedulden kann, bis dieser Aufruf erscheint, der folge meinem Beispiele! Ich habe die geniale Idee eines zukünftigen Finanzministers, von jedem wohlhabenden Deutschen einen Thaler durch Postvorschuß zu erheben, für zu umständlich gehalten und gedacht, man könne mich am Ende vergessen. Ich habe mir erfragt, daß das Haus S. Bleichröder zu Berlin und die Deutsche Vereinsbank zu Frankfurt am Main die Beiträge sammeln, und habe meinen Thaler dorthin geschickt. Wer folgt mir nach? O. S.

Blätter und Blüthen.

Beitrag zum Volksaberglauben. Daß in Bezug auf wichtige Familienereignisse im Volke noch ein Stück Aberglauben herrscht, ist wohl mehr oder weniger Jedem bekannt, der Gelegenheit gehabt hat, mit dem Volke zu verkehren, und mit Interesse dem Denken und Thun desselben gefolgt ist. Doch sind auch wieder in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes die Aeußerungen des Volksaberglaubens selbst so verschieden, daß es wohl für den Forscher die Mühe lohnt, dem inneren Zusammenhang desselben in verschiedenen Gegenden nachzuspüren. Nachfolgende Zeilen, deren Stoff dem nördlichen Theile der Mark Brandenburg angehört, mögen Beiträge hierzu liefern.

Ein Wohnungswechsel darf nicht am Montag stattfinden, wenn er nicht unglückbringend sein soll; am Donnerstag darf kein Dienstbote seinen neuen Dienst antreten; am Freitag darf keine größere Reise unternommen werden, wie auch der Beginn der Fahrt am Freitag dem Schiffer ein böses Omen ist. Die Kamille wird in jedem Hause als Hausmittel gehalten, ist aber besonders wirksam und heilkräftig, wenn sie am Johannistage (24. Juni) gepflückt worden ist. Dem Neugebornen muß, wenn es ein Knabe ist, der Vater den ersten Kuß geben, damit er einen ordentlichen Bart bekomme, der das Mädchen verunzieren würde. Dieses bekommt deshalb den ersten Kuß von der Mutter oder von sonst einem weiblichen Wesen. Das erste Zeug, Hemdchen &c. sei nicht neu, sonst zerreißen die Kinder zu viel Kleider, wenn sie größer werden. Darum wird das Zeug der älteren Geschwister für spätere Fälle sorgsam aufbewahrt. Beim Erstgebornen muß eine Freundin oder Nachbarin mit gebrauchter Wäsche aushelfen. Kommen die Nachbarinnen während des Wochenbettes zum Besuch, so sollen sie gemeiniglich das kräftige, wohl auch schon das kluge Aussehen des Kindes loben dürfen, dabei aber ja nicht vergessen hinzuzufügen: „Unberufen!“ oder „segne's Gott!“ Selbstverständlich findet jede sogleich die größte Aehnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter heraus. Daß dabei zuweilen die wunderlichsten Dinge zu Tage kommen können, beweist folgende Geschichte, die sich vor mehreren Jahren im Dorfe M. zugetragen hat. Dem Schreiber dieses wurde sie von einem nahen Verwandten der Familie selbst mitgetheilt.

Bei strenger Winterkälte wurde die Frau eines kleinen Koffäthen von einem Knaben entbunden. Wie gewöhnlich wurden die Fenster dicht verhängt, so daß es im Zimmer ziemlich dunkel war. Den Säugling hatte die Mutter zu sich in's Bett genommen. Vor dem Bette stand zwar die Wiege; in diese hatte man aber eines der kleinsten, wenige Tage alten Ferkelchen gebettet, weil es draußen im Stalle fast erfroren, oder, wie der volksthümliche Ausdruck heißt, „verklahmt“ war. Gegen Abend kommt eine der Nachbarinnen, um sich nach dem Befinden zu erkundigen und den „lütten Jung'n“ zu sehen. Nach den ersten einleitenden Redensarten beugt sie sich denn vorsichtig über die Wiege und bricht gewohnheitsmäßig gedankenlos in die schmeichelhaft sein sollenden Worte aus: „Du lever Gott, de lett doch justement wie de Oll!“ (Der sieht doch gerade aus wie der Vater!) Erschrocken schlägt die Wöchnerin die Hände zusammen und entgegnet: „O nä, Vaddersch, Du bist woll goar nich recht klook — dat is joa uns lütt Farken. Den Jung'n hew'k bi mi in't Bett.“ Darauf setzt sie ihr denn die Veranlassung zu dieser ominösen Verwechselung auseinander.

Jungen Mädchen soll es Glück bringen, wenn sie zum ersten Male bei einem Knaben Gevatter stehen, besonders aber, wenn sie diesen über dem Taufbecken halten oder wohl gar nach Hause tragen dürfen. Dieses Letztere soll aber im Geschwindschritte geschehen. Während der Taufe ist es nöthig, daß die Mutter neunerlei Arbeiten verrichte, damit der Täufling fleißig und geschickt werde. Ist es ein Knabe, soll sie lesen, schreiben &c., damit er tüchtig lerne; wogegen die Mutter während der Taufe eines Mädchens weibliche Handarbeiten und häusliche Verrichtungen vornehmen soll. Dadurch wird bei dem Täuflinge Liebe zu den betriebenen Beschäftigungen hervorgebracht. Dabei soll sie wenig sprechen und nicht aus dem Fenster sehen, sonst wird das Kind geschwätzig und neugierig; auch soll sie während dieser Zeit nicht essen oder trinken, damit das Kind später nicht Alles verbringe. Bis zur Taufe soll die Mutter nicht aus dem Hause gehen, und erst nach dieser und nach dem am nächsten Sonntage stattfindenden Kirchgange darf sie die erhaltenen Besuche erwidern.

Auch bei Trauungen sind gewisse Gebräuche wohl zu beachten, da sie glückbringend sind. Während des Ganges zur Kirche sowohl wie auch in dieser selbst darf von den Brautleuten keines sich umsehen, denn es sieht sich ja dann schon nach einem zweiten Gatten um, und der neben ihm stehende muß bald sterben. Die Braut thut wohl, sich in einen Schuh ein Stück Geld zu legen, damit sie im Wohlstande bleibe, respective in denselben komme; beim „Ja“-Sagen soll sie nicht so laut sprechen, aber leise dem Bräutigam auf den Fuß treten, daß ihre Herrschaft im Hause gesichert bleibe. Beim ersten Ueberschreiten der Schwelle des Wohnhauses geht die Frau voran, sie darf aber nicht auf die Schwelle treten, sondern sie muß über dieselbe hinwegschreiten. Ein Stück Brod von der Hochzeitstafel, aufbewahrt beim Brautkranze, bewirkt, daß die Eheleute später ihr Brod haben.

Bei Sterbefällen giebt es der abergläubischen Gebräuche sehr viele. Wie der Tod selbst für das schlichte Gemüth etwas Geheimnißvolles ist, so wird auch Alles, was mit demselben zusammenhängt, Begräbnißfeierlichkeit &c., geheimnißvoll behandelt. Weniger als bei anderen Gelegenheiten wird nach Gründen, nach dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung gefragt.

Federn vom Hahn stopft man nicht in Betten, weil dadurch dem darin Sterbenden der Todeskampf zu sehr erschwert werden soll. Ist für den Schwerkranken ersichtlich der Augenblick des Sterbens gekommen, so wird schweigend ein Fenster oder die Thür geöffnet, damit die Seele einen Ausgang habe. Selbst in der Nacht soll jedes Familienmitglied munter sein, und sollte bei ganz kleinen Kindern es unthunlich sein, sie aus dem Bett zu nehmen, so werden sie zum wenigsten munter gemacht und ihnen sogleich die Nachricht gesagt, sollten sie auch nichts davon verstehen. Der Tod des Hausherrn oder der Hausfrau wird den Hausthieren, dem Vieh im Stalle angezeigt. Ist er Bienenzüchter, so muß ja auch den Bienen von dem Verlust des Pflegers Anzeige gemacht werden. Ist es Winter, wo die Bienen nicht fliegen, so klopft der Bote an den Korb und sagt es ihnen leise: sie möchten sich sonst todt grämen und der Bienenstand eingehen. Auch müssen die Blumentöpfe im Zimmer von der Stelle gerückt werden. Nachbarn graben das Grab und nehmen zu demselben mit zwei dünnen Ruthen an dem Sarge nach Länge und Breite Maß. Diese Stäbe dürfen aber nicht anderweit verwendet werden, sondern bleiben auf dem Grunde des Grabes liegen, so daß der Sarg auf ihnen steht. Der Leiche wird eine kleine Geldmünze in den Mund gesteckt, analog dem Gebrauch der Griechen, dem Todten einen Obolus für Charon, den Fährmann der Abgeschiedenen, mitzugeben. So lange die Leiche im Zimmer steht, wird der Spiegel verhängt. Ist am Begräbnißtage der Leichenzug vom Gehöft herunter, so wird etwas Wasser aus der Hausthür gegossen, auch wohl mit dem Besen vor derselben gefegt, damit der Verstorbene nicht wiederkomme und gespenstisch umgebe. Vom Gefolge darf sich Niemand umsehen, sonst stirbt in demselben Hause bald wieder Jemand. Dieser Glaube, wie der folgende, zeigt offenbar deutliche Aehnlichkeit mit dem Vampyrglauben. Kein Leidtragender soll eine Thräne in den Sarg fallen lassen, denn der Todte würde keine Ruhe im Grabe finden und bald den Weinenden nachholen. Aus demselben Grunde soll nichts Ererbtes oder mit fremdem Namen Gezeichnetes mit begraben werden. Wozu das führen kann, mag folgende wahre Geschichte beweisen, die sich vor zwei Jahren in R., unweit der mecklenburgischen Grenze, zugetragen hat, und die schließlich mit gerichtlicher Untersuchung und Bestrafung der Betheiligten endigte.

Wie fast in jedem Orte, giebt es auch hier Familien, die Generationen hindurch als wohlhabende und angesehene Leute ansässig waren und deshalb eine ausgedehnte Verwandtschaft haben. Eine solche Familie — nennen wir sie Buchhorst, da den richtigen Namen zu nennen die Rücksicht auf die Betheiligten verbietet — war in mehreren nahe verwandten Linien hier heimisch. Eine alte kinderlose Tante, eine verwittwete Fuhrmeister, war im Orte allgemein geachtet und beliebt, so daß Jung und Alt sie schlechthin nur „Tanten“ nannte. Sie starb vor nun bald drei Jahren. Da ihr Begräbniß ein „großes“ werden sollte, mußte dasselbe, der dazu nöthigen Vorbereitungen wegen, so weit als möglich hinausgeschoben werden. Da „Tanten“ ziemlich corpulent gewesen war, schwoll der Leib stark auf. Um dieses nach Möglichkeit zu verhindern, wurde auf den Unterleib eine große zinnerne Schüssel gelegt, um, vermöge ihrer Schwere, das gewaltige Auftreiben in etwas zu verhüten. Nun war aber diese Schüssel, wie das übrige Küchengeschirr, theilweise schon seit über hundert Jahren Eigenthum der Familie gewesen und in derselben fortgeerbt, auch, wie das gebräuchlich ist, gezeichnet mit dem Namen des ersten Besitzers und der Jahreszahl der Anschaffung.

Nach dem Tode von „Tanten Fuhrmeister“ erkrankte bald ein zweites Glied der Familie Buchhorst und starb, kurze Zeit darauf ein drittes. Als in nicht allzulanger Zeit das Haupt einer dieser Familien nun auch von einer langwierigen Krankheit befallen wurde, die schon früher ein Mitglied der Familie hingerafft hatte, wurden bald im Geheimen bedenkliche Reden geflüstert. „Tanten“, die doch bei Lebzeiten in allgemeiner Achtung gestanden hatte, holte die ganze Familie nach.

Endlich fand die Leichenwäscherin die vermeintliche Ursache dieser sehr bedenklichen Erscheinung. Sie fragte bei den am nächsten Betheiligten nach, ob bei „Tanten's“ Begräbniß auch Jemand die zinnerne Schüssel aus dem Sarge genommen habe. Niemand hatte sie im Besitz; es wollte sie auch Niemand herausgenommen haben. Jetzt wurde man sich klar über die häufigen Todesfälle in der Familie und sah mit Entsetzen die traurige Gewißheit vor Augen, daß binnen Kurzem die ganze Familie aussterben müsse, denn die gezeichnete Erbschüssel war mit „Tanten“ begraben worden und Tante holte unerbittlich alle Familienmitglieder in Bälde nach, so lange die verhängnißvolle Schüssel bei ihr im Grabe ruhte.

Nach längeren und, wie man sich vorstellen kann, gewiß ernsthaften, eingehenden Familienberathungen wurde endlich ein verzweifelter Entschluß gefaßt, den nur finstrer Aberglaube und ängstlichste Liebe zum Leben eingeben kann. „Tanten's“ Grabesruhe mußte gestört werden. Der Todtengräber wurde in's Geheimniß gezogen, und in einer dunklen Nacht wurde mit dessen Hülfe beim Schein einer Blendlaterne von den Betheiligten das Grab geöffnet, vom Sarge der mit Schrauben befestigte

Deckel abgehoben und die verhängnißvolle Schüssel herausgenommen. Bei Tagesanbruch war Alles wieder wie vorher.

Doch wurde später diese That bekannt, und die Betheiligten wurden laut richterlichen Erkenntnisses wegen Uebertretung der §§ X. des Strafgesetzbuches unter Annahme mildernder Umstände zu einigen Wochen Gefängniß verurtheilt. Der Todtengräber wurde abgesetzt. Da aber bis jetzt weiter keine Sterbefälle in der Familie vorgekommen sind, so tröstet sich Jeder über seine Strafe mit dem Bewußtsein, der „seligen Tante“ Ruhe im Grabe verschafft, sich und den Seinigen aber das Leben gerettet zu haben.

Spricht wohl noch irgend Etwas energischer für die Forderung vernünftiger Volksbildung und gesunder Volksaufklärung? G–l.

Die Wildschützen der baierischen Berge. Aus den Bergen, namentlich den baierischen, sind neuerdings wiederholt Berichte über Wilddiebereien der kühnsten und verwegensten Art eingegangen. Die Unerschrockenheit und zähe Beharrlichkeit, welche die Wildschützen bei der Ausübung ihres Handwerks den drohenden Gefahren desselben entgegenbringen, ist psychologisch nicht uninteressant und läßt auf die dämonische Gewalt schließen, welche das unerlaubte Waidwerk auf das menschliche Gemüth ausübt. Es hat Erlebnisse in seinem Gefolge, die oft schauriger Natur sind.

Schilderungen von Jägern, die an’s Kreuz geschlagen oder an Baumstämme gebunden wurden und verhungern mußten, sind zur Genüge bekannt und nicht immer ganz wahr; die nachfolgende Geschichte ist mir von einem der Helden vollkommen verbürgt und überdies im Munde des Volkes.

Vor einigen Jahren war in Gmund am Tegernsee ein Förster angestellt, der bald durch strenge Ahndung jeglichen Forstfrevels den Haß der Bevölkerung auf sich gezogen hatte. Statt, wie es das Vernünftigste gewesen wäre, sich in ein anderes Revier versetzen zu lassen, lachte er des stillen, ohnmächtigen Grimmes und wurde immer unduldsamer. Eines Tages traf er im Walde einen harmlosen, vierzehnjährigen Buben, der ein einspänniges Wägelchen lenkte. Auf letzterem lag, mit Tannenreisern bedeckt, ein frischgeschossener Hirsch. Die Frage des Försters, woher das Wild sei, beantwortete der junge Bursche, wie sich später herausstellte, in wahrheitsgetreuer Weise; er sagte nämlich, ein Jagdgehülfe habe ihn gedungen, an einem bezeichneten Orte das erlegte Wild abzuholen. Jedenfalls hatte der dürftig besoldete Gehülfe die Beute auf eigene Faust verwerthen wollen; allein der Förster, der den wirklichen Sachverhalt wohl erkennen mochte, erklärte den Burschen dessenungeachtet als seinen Gefangenen und ließ ihn vor sich her im Schritte dem Forsthause zufahren. Dort schlug er den Armen mit einem Knüppel, bis er ohnmächtig war, und band ihn mit Händen und Füßen an das Treppengeländer, wo er ihn die ganze Nacht schweben ließ. Am nächsten Morgen mußte der gequälte Bube mit dem Förster auf’s Gericht nach Miesbach; doch noch bevor sie dahin gelangten, ging dem jungen Menschen, der wieder allein auf dem Wägelchen war, das Pferd durch. Obwohl an eine Flucht nicht zu denken war, nahm doch der Förster den Stutzen vom Rücken und schoß den Burschen mitten durch den Kopf.

Auf diese That hin lohte der mühsam verhaltene Zorn der Bevölkerung der Nachbarschaft in lichten Flammen auf; laut erscholl der Racheschwur im ganzen Bezirke. Kein Jäger wagte sich mehr allein in den Wald; nur gruppenweise und in mondhellen Nächten streiften sie scheu durch die Berge. In einer solchen Nacht — es war im September — schritt der erwähnte Förster mit zwei Gehülfen durch das Gehölz am Abhange des Westerberges; die Büchsen glänzten im Strahle des Mondes, und in den Gebüschen spielten die gespenstischen Schatten der drei Männer, die manchmal vorsichtig lauschend stehen blieben. Vor einer Waldlichtung machten sie Halt, um abzuwarten, bis der Mond hinter eine Wolke treten würde, da sie nicht wagten, den hellbeleuchteten, schutzlosen Plan zu überschreiten. Endlich setzen sie ihren Marsch fort; schon ist das Ende der Lichtung erreicht; da brechen plötzlich sieben vermummte Burschen hinter den Tannen hervor, und es entspinnt sich ein grausiger Kampf. Die Jäger wehren sich tapfer, aber sie erliegen der Uebermacht. Von Schlagringen und Messern gräßlich bearbeitet, sind sie in’s Moos gestreckt, und zufrieden mit ihrer Rache entfernen sich die Mörder von der blutigen Stätte. Aber bald kehren zwei zurück, um zu untersuchen, ob die Opfer auch wirklich todt sind.

„Hies (Matthias)!“ sagt der Eine, „ich mein’ der Jagdg’hülf von Schliers lebt noch. Geben wir ihm den Rest!“

„Warum nit gar? Der ist maustodt und steht nimmer auf. Dem hat mein Knicker ’s Lebenslicht auf ewig ausblasen,“ ist die selbstbewußte Antwort des Andern, und die Beiden entfernen sich.

Aber der Jagdgehülfe war nicht todt und hatte die Mörder erkannt. Er brachte sie zur Anzeige, und eine langjährige Gefängnißstrafe gab denselben Gelegenheit, über das Entsetzliche ihrer Handlungsweise nachzudenken. Trotz der Sühne des Gesetzes nahmen auch noch die Jäger Privatrache und erschossen den Sohn eines der betheiligten Männer, den sie beim Wildern ertappt hatten. Der bejahrte Vater lebt jetzt noch als begüterter Bauer nicht weit vom Orte des nächtlichen Mordüberfalles.

Aehnliche Vorfälle ereigneten sich früher in allen Bezirken des bairischen Hochlandes und sind auch gegenwärtig noch immer zu befürchten.

Doch hinweg von diesen blutigen Scenen zu ein paar lustigen Wildschützenstücklein der letzten Jahre!

Der „Schuß-Marei“ ist ein weitbekannter Bauer, der, wenigstens früher nicht mit Unrecht, im Verdachte des Wilderns stand. Lange hatte er sein Handwerk betrieben, ohne erwischt zu werden; er war den Jägern immer zu schlau gewesen. Aber einmal, als er eben einen schweren Rucksack nach der ihm gehörigen Almhütte tragen wollte, begegnete ihm ein Forstgehülfe und hielt ihn an. Richtig war im Rucksack ein Rehbock. „Nun, jetzt bin ich halt a mal eingangen,“ sagte gutmüthig der Marei. „Jetzt geh’ ich in Gottes Namen mit Dir auf’s Gericht; den Kopf werden’s mir nit ’runterreißen.“

Der Jäger nahm ihm die Büchse ab, und Beide stiegen in bester Eintracht thalabwärts, der Gehülfe froh über seinen guten Fang und der Schuß-Marei heimlich in sich hineinlachend. Als sie am Hause des Letztern vorbeikamen, meinte Dieser, es schicke sich doch nicht, in seinem schmutzigen Anzuge zum Herrn Landrichter“ zu gehen; er wolle erst sein Feiertaggewand anlegen. Der Herr Jäger könne indeß ein paar Gläschen Kirschengeist bei ihm trinken. Dieser machte zwar einige Einwendungen, allein die Aussicht auf den genannten geistigen Genuß überwog endlich seine Bedenken.

Im Hausflure legte Marei den Rucksack in eine Ecke und trat mit dem Jäger in die Wohnstube, wo sein Weib war. Mit einigen Worten setzte er ihr die Situation auseinander und flüsterte ihr rasch etwas zu, als der Jagdgehülfe sich eben in den aus dem Wandkasten geholten Schnaps vertiefte.

Das Weib eilte hinaus und brachte das „schöne Gewand“ ihres Mannes, der sich trotz dem Drängen des Jägers mit seiner Toilette nicht sonderlich beeilte. Endlich mußte er doch aufbrechen und nahm im Flure seufzend den schweren Rucksack wieder auf. Unterwegs nach dem Gerichte seufzte er dem Gehülfen eine ganze Jeremiade vor, von dem Unglücke, in das er gestürzt werde, bat ihn, daß er ihn für diesmal noch gehen lasse, er wolle gewiß nicht mehr wildern — aber der grausame Jäger blieb unerbittlich. Marei mußte auf’s Gericht. Der Landrichter empfing den Arrestanten lachend und sagte:

„Haben sie Dich endlich einmal ertappt, Marei?“

Aber Dieser nahm die treuherzigste Miene an, die ihm zu Gebote stand, und antwortete:

„Gnaden, Herr Landrichter, ich weiß nit, was der Mann da hat; er muß nit recht bei Trost sein. Fangt mich da ab, wie ich ganz still von meiner Alm ’runter ’n Gaisbock trag’n will, den ich heut abgestochen hab’, und sagt, ich müßt’ auf’s G’richt.“

Da macht der Marei seinen Rucksack auf und zieht an den Hörnern einen Gaisbock heraus, den seine Frau hineinprakticirt hatte. Natürlich brachen die Beamten und Schreiber in ein lautes Gelächter aus, während der Jäger sich gewaltig ärgerte; wenn auch Alle den Sachverlauf ahnten, so war doch nichts zu machen, und Marei trug lustig und sich in’s Fäustchen lachend seinen Gaisbock wieder nach Hause. —

Ein andermal kam ein Jagdgehülfe athemlos zum Förster nach Schliers und erzählte, daß er den ältern Stubenbauer auf dem Brecherspitz wildernd getroffen und erschossen habe. Fünf Minuten später trat der Todtgeglaubte zur Thür herein und erklärte, dem Förster das noch schuldige Holzgeld zahlen zu wollen. Er war wirklich von der Kugel des Jägers in den Schenkel getroffen worden und hatte sich mühsam heruntergeschleppt. Um den Verdacht von sich abzuwenden, falls ihn der Gehülfe erkannt hätte, hielt er es für’s Beste, sich dem Förster als gesund zu zeigen, und es gelang ihm auch mit Aufwand aller Kräfte, denselben zu täuschen. Aber die Sache wurde doch ruchbar, und ein paar Tage darauf kam der Bezirksarzt, um den Stubenbauer zu untersuchen. Nicht wissend, daß die Stubenbauern zwei Brüder waren, visitirte er den Jüngeren, an dem sich natürlich keine Spur einer Schußwunde fand, während sich der Schuldige in der Kammer daneben auf seinem Schmerzenslager befand.

Derartige Geschichten circuliren nach Dutzenden und söhnen wieder etwas mit dem Wildschützenwesen aus; aber trotz alledem ist es doch zu wünschen, daß der gesetzliche Sinn im Volke endlich Platz greift und den Vergehen gegen Wald und Wild ein Ende macht oder, wenn das nicht möglich ist, sie doch auf einzelne Fälle reducirt. Fr. Kr.

Vom großen Unbekannten. Zehn Jahre sind nun verflossen, seit der Tod das Räthsel löste, das über dem Leben eines Mannes geschwebt, dem wir unbeirrt den Rang unter den ersten deutschen und englischen Romanschriftstellern einräumen dürfen. Drei Nationen stritten sich ähnlich wie bei dem mythischen Homer um die Ehre der Landsmannschaft des Dichters Sealsfield. Der „große Unbekannte“, wie Rudolf Gottschall ihn nannte, scheint nun aber das Loos aller großen Männer theilen zu müssen, er, dessen Leben zwei Welten umspannte, dessen Ruhm die ganze gebildete Welt erfüllte, scheint gerade am wenigsten im Gedächtnisse seiner engeren Landsleute zu leben. Nichts erinnert in Znaim bisjetzt daran, daß es die Stätte der Jugendzeit Sealsfield’s gewesen, daß das hiesige Gymnasium dem regen Geiste desselben die erste Nahrung geboten.

Nur im einsamen Walde draußen, auf einem romantisch von aller Welt abgekehrten Plätzchen, das die Tradition als Lieblingsstätte des Gymnasiasten Karl Postel bezeichnet, hat ein Verehrer des Schriftstellers ein schlichtbescheidenes, aber sinniges Denkmal improvisirt. Auf einem riesigen, weiß übertünchten Felsblocke ist in schwarzen Lettern folgende Inschrift angebracht:

Den Manen
unseres großen Landsmannes
Charles Sealsfield.
Geb. zu Poppitz, den 3. März 1793
Gest. zu Solothurn, den 26. Mai 1864

Ueber der ersten Zeile befindet sich ein aus den Buchstaben S und C gebildetes P, wie es Sealsfield für sein Grabmal in Solothurn angeordnet hatte. Der in Todesschweigen ruhende Gedenkstein inmitten einer prachtvollen wildromantischen Gegend, die als „mährische Schweiz“ bekannt ist, erweckt in dem Beschauer eigenthümliche Regungen und den Wunsch, ein würdiges Monument endlich in’s Leben treten zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Nichts!“ sagte Reinhold, sich gewaltsam fassend. „Mir ist nicht wohl; die stürmische Fahrt hat mich angegriffen. Es ist nichts, Cesario.“

„Ich glaube, wir thun am besten, jetzt an die Rückkehr zu denken,“ fiel Hugo ein, der für nöthig fand, die Aufmerksamkeit von seinem Bruder abzulenken, da er sah, daß dieser nicht mehr Herr seiner Aufregung war. „Eine Wiederholung des Unwetters steht nicht zu befürchten, und da der Padrone versprochen hat, einen Wagen herbeizuschaffen, so können wir noch heute Abend in S. sein, wenn wir baldigst aufbrechen.“

Es war das erste Mal, daß Beatrice einem Vorschlage, den der Capitain machte, mit vollster Lebhaftigkeit beistimmte. Marchese Tortoni dagegen fand die große Eile sehr unnöthig und erhob verschiedene Einwendungen. Für ihn schien die einsame Locanda auf einmal besondere Anziehungskraft gewonnen zu haben. Als er aber mit seiner Ansicht nicht durchdrang — denn auch Reinhold bestand auf der sofortigen Rückkehr — schloß er sich dem Capitain an, welcher ging, um nach dem Wagen zu sehen.

„Ich fürchte, Sie haben Ihrem Bruder und mir ein Märchen aufgetischt, als Sie behaupteten, eine gewisse Villa sei Ihnen unzugänglich geblieben,“ sagte er neckend. „Es war mir schon damals verdächtig, daß Sie den Rückzug so offen eingestanden und so ruhig unseren Spott über sich ergehen ließen. Ich wollte darauf schwören, daß ich diese reizende Gestalt und diese blonde Flechtenpracht schon einmal erblickt habe, als ich an der Villa Fiorina vorüberritt. Ich begreife es freilich, daß Sie uns nicht zu Vertrauten Ihres Abenteuers machten, allein —“

„Sie irren,“ unterbrach ihn Hugo mit einer Entschiedenheit, die keinen Zweifel an seinen Worten möglich machte. „Es ist hier von keinem Abenteuer die Rede, Signor Marchese; ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“

„Ah, dann verzeihen Sie!“ sagte Cesario ernst. „Ich glaube, Ihre anscheinend nähere Bekanntschaft mit der Dame —“

„Stammt aus einer früheren Bekanntschaft in Deutschland her,“ ergänzte der Capitain. „Ich hatte allerdings keine Ahnung von diesem Zusammentreffen, als ich eine völlig Fremde in der Villa Fiorina aufzusuchen glaubte, aber ich wiederhole es Ihnen, daß das Wort ‚Abenteuer‘ auch nicht entfernt mit jener Dame in Berührung gebracht werden darf, und daß ich die vollste und unbedingteste Achtung eines Jeden für sie in Anspruch nehme.“

Der sehr bestimmte Ton dieser Erklärung hätte einen anderen Zuhörer vielleicht gereizt, der junge Marchese dagegen schien eine unverkennbare Genugthuung dabei zu empfinden.

„Ich zweifle nicht im Geringsten daran, daß Sie mit dieser Forderung in Ihrem Rechte sind,“ erwiderte er mit großer Wärme. „Das ganze Wesen der schönen Frau spricht dafür. Welch ein imponirender Anstand und welche vollendete Lieblichkeit der Erscheinung! Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die beides so zu vereinigen weiß.“

„Wirklich?“ In Hugo's Stimme verrieth sich eine keineswegs angenehme Ueberraschung, als er seinen Begleiter ansah, dessen Wangen lebhaft geröthet waren und dessen Augen blitzten. Der Capitain sagte kein Wort weiter, aber seine Miene sprach deutlich genug aus, was er dachte. „Ich glaube, dieser Idealmensch fängt jetzt auch an, sich um etwas Anderes zu kümmern, als um Arien und Recitative — das ist aber ganz und gar überflüssig.“

Droben in der Veranda stand Beatrice allein; sie war Reinhold und dem Lord nicht gefolgt, die gleichfalls hinabstiegen. Ihre Hand vergrub sich mechanisch in das nasse Weinlaub, während die dunklen Augen starr auf die See gerichtet waren, und doch schien sie nichts von der ganzen Umgebung zu sehen. In düsteres Sinnen verloren, hing sie nur dem einen Gedanken nach, den die Lippen jetzt aussprachen, als sie halb drohend, halb angstvoll flüsterte: „Was war das zwischen den Beiden?“

Der Herbst war gekommen und hatte Fremde und Einheimische vom Meeresstrande und aus den Gebirgen wieder zurückgeführt in den großen, ewig steten und ewig bewegten Mittelpunkt Italiens. Freilich war es kein Herbst, wie er im Norden die Natur zu Grabe geleitet, mit düsteren Regentagen, rauhen Sturmnächten, wogenden Nebeln, Reif und Nachtfrösten. Hier lag er mild in goldiger Klarheit und unbeschreiblicher Schönheit über der weiten Ebene, von der endlich die Sommergluth gewichen war, über dem Gebirge, das, sonst Tag für Tag von heißem Dunst umzogen, von weißen Wolken umlagert, jetzt wieder seine blauen Linien unverhüllt zeigte, und über der Stadt, wo die große Woge des Lebens, die einige Monden lang träger gerollt war, nun mit neuer Macht emporfluthete.

Auch Signora Biancona war bereits zurückgekehrt. Ihr Aufenthalt in S. hatte ein ebenso unerwartet schnelles Ende genommen, wie der Reinhold's in Mirando. Diesen schien es

Digitized by Google

auf einmal nicht länger zu dulden an dem sonstigen Lieblingsorte. Fast unmittelbar nach jener stürmischen Seefahrt bestand er mit Entschiedenheit darauf, daß der ursprüngliche Plan wieder aufgenommen und die längst beschlossene Villeggiatur im Gebirge angetreten werde. Die Einwendungen, ja selbst die offen gezeigte Empfindlichkeit des Marchese, der auf eine längere Anwesenheit seiner Gäste gerechnet hatte, waren umsonst; denn auch Beatrice schloß sich mit einer Art von Hast dem Plane Rinaldo's an, und so blieb Cesario denn allein in Mirando zurück, während die Uebrigen in das Gebirge gingen, von wo sie soeben zurückgekehrt waren. — —

Es war in den Vormittagsstunden. In ihrem Boudoir saß Signora Biancona, den Kopf auf den Arm gestützt und die Hand in den dunklen Locken vergraben, in der Stellung einer eifrig Zuhörenden. Ihr gegenüber hatte der Capellmeister Gianelli Platz genommen. Was auch seine wahre Gesinnung gegen den vielbeneideten Rinaldo sein mochte, er war doch allzuklug, um dem in der Künstlerwelt wie in der Gesellschaft Allmächtigen nicht äußerlich all die nöthige Rücksicht und Unterordnung zu zeigen, und der schönen Primadonna gegenüber war er nun vollends ganz Ergebenheit und Aufmerksamkeit; das zeigte sich in Ton und Haltung, als er, das vorhin begonnene Gespräch fortsetzend, sagte:

„Sie hatten befohlen, Signora, und das war genug für mich, um sofort alle Hebel in Bewegung zu setzen. Ich bin so glücklich, Ihren Wunsch erfüllen und Ihnen die genauesten Mittheilungen über den bewußten Gegenstand machen zu können.“

Beatrice hob in lebhafter Spannung den Kopf. „Nun?“

„Dieser Signor Erlau,“ fuhr der Maestro fort, „ist in der That, wie Sie vermuthen, ein Kaufmann aus H. Er muß wohl zu den Reichsten seines Standes gehören; denn er tritt hier überall als Millionär auf. In der Nähe von S. hatte er die ganze Villa Fiorina für sich und seine Familie gemiethet, und auch hier hat er eine der theuersten Wohnungen inne. Der Haushalt ist sehr vornehm eingerichtet, die Dienerschaft zum Theil aus Deutschland mitgebracht. Auch besitzt er bedeutende Empfehlungen an seine Gesandtschaft, von denen er jedoch noch keinen Gebrauch gemacht hat, da sein leidender Zustand ihn zur Zurückgezogenheit nöthigt. Die Uebersiedelung bewerkstelligte er überhaupt nur, um sich der Behandlung eines unserer berühmtesten Aerzte zu unterwerfen —“

„Das Alles weiß ich bereits,“ unterbrach ihn Beatrice ungeduldig. „Als ich den Namen hörte, zweifelte ich nicht daran, daß es sich um jenen Consul handelte, in dessen Hause auch ich während meines Aufenthaltes in H. verkehrte. Aber die Dame, welche sich in seiner Begleitung befindet, die junge Signora?“

„Ist — seine Nichte,“ erklärte Gianelli, der nach dem ersten Worte eine absichtliche Pause machte.

Die Sängerin schien nachzusinnen. „Sie wurde mir allerdings als Signora Erlau genannt. Eine Anverwandte also. Ich habe sie damals nicht gesehen. Sie wäre mir sicher aufgefallen; solch eine Gestalt übersieht man nicht so leicht.“

Der Maestro lächelte mit boshaftem Ausdrucke. „Sie **soll** allerdings den gleichen Namen wie ihr Pflegevater führen; sie **soll** Wittwe sein, **soll** ihren Gatten schon vor Jahren verloren haben — wenigstens wünscht man, daß es hier in Italien so heiße, und die Diener haben strenge Weisung, etwaige Anfragen in diesem Sinne zu beantworten.“

Beatrice horchte bei dieser zweideutigen Erklärung auf. „Soll? Aber es ist nicht so? Ich ahnte es, daß sich ein Geheimniß dahinter berge. Sie haben es entdeckt?“

„Bediente schweigen nie, wenn man es versteht, in der rechten Weise anzuklopfen,“ bemerkte Gianelli spöttisch. „Ich fürchte nur — es ist ein äußerst zarter Punkt — und da er Signor Rinaldo betrifft —“

„Rinaldo?“ fuhr Beatrice auf. „Wie so? Was hat Rinaldo damit zu thun? Sagten Sie nicht, daß es Rinaldo betreffe?“

Der Maestro neigte das Haupt und sagte in seinem sanftesten Tone: „Ich war wohl im Irrthume, Signora, wenn ich voraussetzte, daß die Veranlassung zu Ihrem Wunsche, etwas Näheres über die Erlau'sche Familie zu erfahren, von Signor Rinaldo ausging.“

Die Sängerin biß sich auf die Lippen. Sie hätte es freilich vorher sehen können, daß bei dem Auftrage, den sie ihm gab, den beobachtenden Augen eines Gianelli nicht die Regung entgehen konnte, die diesen Auftrag dictirte.

„Lassen wir jetzt Rinaldo bei Seite!“ sagte sie mit einer Anstrengung, ruhig zu erscheinen. „Sie wollten von Signor Erlau sprechen.“

„Das möchte wohl schwer von einander zu trennen sein,“ warf Gianelli hin. „Ich fürchte nur — Signor Rinaldo ist mir leider schon ungünstig gestimmt, gewiß ohne mein Verschulden — ich fürchte, seinen höchsten Unwillen zu erregen, wenn er erfährt, daß ich es war, der eine solche Mittheilung gerade Ihnen —,“ er stockte und zeichnete in gut gespielter Verlegenheit mit seinem Spazierstöckchen Figuren auf den Boden.

„Gerade mir?“ wiederholte Beatrice heftig. „Also ist diese Mittheilung nicht für mich bestimmt? Sie werden sprechen, Signor Gianelli! Sie werden mir auch nicht ein Wort, nicht eine Silbe verschweigen! Ich verlange, ich fordere es von Ihnen.“

„Nun denn,“ — er schien wirklich einen Anlauf zur Erklärung nehmen zu wollen, aber das Spiel war doch zu interessant, um es jetzt schon aufzugeben, und der Maestro hatte selbst zu oft unter den Launen der schönen Primadonna gelitten, als daß er sich die Genugthuung hätte versagen sollen, sie noch länger auf die Folter zu spannen. „Nun denn — Sie kennen jedenfalls die früheren Bande Signor Rinaldo's. Man weiß hier in Italien wenig oder nichts davon, daß er bereits vermählt war; ich selbst erfuhr es erst bei dieser Gelegenheit. Ihnen ist die Thatsache jedenfalls bekannt.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Beatrice gepreßt. „Aber wie gehört das hierher?“

„Doch wohl einigermaßen. Sie kennen die Gemahlin Rinaldo's nicht, Signora?“

„Nein. Doch ja, ich sah sie einmal flüchtig. Eine höchst unbedeutende Erscheinung.“

„Das scheint man hier durchaus nicht zu finden,“ bemerkte Gianelli wieder in seinem sanften Tone. „Die schöne blonde Deutsche fängt trotz ihrer Zurückgezogenheit bereits an, Aufsehen zu erregen.“

„Wer?“ Beatrice erhob sich so jäh und ungestüm, daß der Maestro es für gut fand, um einige Schritte zurückzuweichen. „Von wem sprechen Sie?“

„Von Signora Eleonore Almbach, die allerdings hier den Namen ihres Pflegevaters Erlau führt, wohl um neugierigen Nachforschungen auszuweichen.“

„Das ist unmöglich,“ brach die Sängerin jetzt mit vollster Heftigkeit aus. „Das kann nicht sein. Sie täuschen mich, oder Sie sind selbst getäuscht worden.“

„Bitte,“ vertheidigte sich Gianelli, „meine Quelle ist die sicherste. Ich stehe für deren Richtigkeit ein, und Signor Rinaldo selbst wird sie mir bestätigen müssen.“

„Unmöglich!“ wiederholte Beatrice noch immer fassungslos. „Seine Frau **diese** Erscheinung! Ich habe sie ja damals gesehen, wenn auch nur auf Minuten. Bin ich denn blind gewesen?“

„Oder war er es?“ ergänzte Gianelli im Stillen bei sich, laut aber sagte er: „Ich bin untröstlich, Sie in solche Aufregung versetzt zu haben, Signora. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich nicht sprechen wollte, daß Sie mir diese Mittheilungen förmlich abgezwungen haben. Ich beklage dies ganz außerordentlich.“

Seine Worte gaben Beatrice wenigstens einigermaßen die Besinnung zurück. Sie fühlte wohl, was sie von dem Mitleid des Mannes zu erwarten hatte, der in ihrem Auftrage den Spion spielte.

„Nicht doch!“ erwiderte sie mit einem hastigen, aber vergeblichen Versuch, ihre Selbstbeherrschung zurückzugewinnen. „Ich — ich danke Ihnen, Signor. Ich bin nur überrascht, weiter nichts.“

Der Maestro sah, daß er am besten that, sich zu entfernen, aber während er Anstalt machte, zu gehen, legte er betheuernd die Hand auf das Herz:

„Sie wissen, Signora, daß ich ganz zu Ihren Befehlen bin, und wenn Sie es für nöthig halten sollten, in dieser Angelegenheit über mein unbedingtes Schweigen zu verfügen, so bedarf es wohl keiner Versicherung, daß Ihnen auch dies zu Diensten steht. Ganz, wie Sie befehlen.“

Er verließ mit einer tiefen Verneigung das Gemach, und es war ihm Ernst mit den letzten Worten. Gianelli war ein zu guter Rechner, um Etwas, das sich vielleicht früher oder später doch einmal gegen den gehaßten Rinaldo verwenden ließ, nicht als ein kostbares Geheimniß zu betrachten. Wenn er die pikante Neuigkeit jetzt den Gesellschaftskreisen preisgab, so ließ sich eben nichts weiter damit anfangen, in seinem Alleinbesitz dagegen konnte sie zu Vielem nützen. Sicherte sie ihm für den Augenblick doch schon einen Einfluß auf Beatrice und indirect sogar auf Rinaldo, dem dieses Bekanntwerden seiner Familienbeziehungen zum Mindesten nicht angenehm sein konnte.

In der vortrefflichsten Stimmung durchschritt der Maestro den Salon und trat in das Vorzimmer, wo sich augenblicklich nur der Matrose Jonas befand. Der Capitain hatte ihn seinem Bruder mit einem Auftrage nachgesendet; er wähnte diesen bei Signora Biancona; Reinhold befand sich aber noch bei dem Intendanten, wurde jedoch jeden Augenblick erwartet. Das erfuhr Jonas von einem Bedienten, der aus dem Dienste des Impressario, welcher einst die italienische Operngesellschaft nach Deutschland führte, in den Beatrice's übergangen war und als Errungenschaft seiner nordischen Reise etwas Deutsch radebrechte. Da der Matrose den Auftrag hatte, das Billet seines Herrn dessen Bruder selbst zu übergeben, so blieb ihm nichts übrig, als zu warten; er faßte daher im Vorgemach Posto, das Reinhold jedenfalls passiren mußte. Er hatte allerdings bemerkt, daß die Thür eines der Hinterzimmer offen stand und daß sich dort Jemand befand, anscheinend ein Kammermädchen der Signora, welches sich mit einer Robe ihrer Gebieterin beschäftigte. Da dieser Jemand aber ein Frauenzimmer war, so existirte er begreiflicherweise nicht für Jonas, der sich, mürrisch und schweigsam wie gewöhnlich, in eine der Fensterecken zurückzog und dort schon über eine Viertelstunde harrte, ohne die mindeste Notiz von jener Nachbarschaft zu nehmen.

Signor Gianelli schien in Bezug auf die Frauen gerade den entgegengesetzten Ansichten zu huldigen; denn er hatte kaum die offenstehende Thür und das junge Mädchen entdeckt, als er auch sofort seinen Cours änderte und nach jener Richtung steuerte. Jonas verstand natürlich nichts von dem italienisch geführten Gespräche, das sich jetzt zwischen den Beiden entspann, aber so viel wurde ihm doch klar, daß der Maestro sich bemühte, den Liebenswürdigen zu spielen, freilich, wie es schien, ohne besonderen Erfolg; denn er erhielt nur kurze und ziemlich trotzig klingende Antworten, und dabei wurden die schweren Seidenwogen der Robe so geschickt drapirt, daß er nicht näher kommen konnte, ohne den hellen Atlas zu zerknittern. Das dauerte einige Minuten, dann schien Signor Gianelli dennoch eine ernstliche Attaque zu versuchen; denn man hörte einen entrüsteten Ausruf, dem das zornige Aufstampfen eines kleinen Fußes folgte. Die Robe flog zur Seite, und das junge Mädchen flüchtete in das Vorgemach, wo es mit trotzig verschränkten Armen und zornsprühenden Augen stehen blieb. Der Maestro aber war ihm gefolgt, und ohne im Mindesten durch den Widerstand eingeschüchtert zu werden, machte er Miene, den ihm vorhin augenscheinlich versagten Kuß hier zu erzwingen, als er auf ein höchst unerwartetes Hinderniß stieß. Eine kräftige Faust packte ihn urplötzlich am Kragen und eine fremde Stimme sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Das läßt man bleiben."

Im ersten Augenblick schien der Italiener sehr betroffen durch diese Dazwischenkunft eines Fremden, den er noch gar nicht bemerkt hatte, als er diesen aber genauer ansah und entdeckte, daß er es nur mit einem gewöhnlichen Matrosen zu thun hatte, richtete er sich mit großem Selbstbewußtsein und großer Entrüstung auf. Er kehrte die Sache sofort um und spielte den Beleidigten. Wie man es wagen könne, einen Mann in seiner Stellung anzugreifen, noch dazu in den Zimmern Signora Biancona's; er werde sich bei der Signora darüber beklagen; was das denn eigentlich für eine Persönlichkeit sei, die sich dergleichen herausnehme, und damit strömte eine ganze Fluth von nicht gerade schmeichelhaften Ehrentiteln auf den armen Jonas herab.

Dieser ertrug mit unverwüstlicher Gelassenheit die auf ihn gehäuften Beleidigungen, da er nicht eine einzige davon verstand; als sich aber der Italiener, durch diese Ruhe getäuscht, beikommen ließ, mit seinem Spazierstocke einige drohende Bewegungen zu machen, da war es aus mit der Gelassenheit des Matrosen; denn diese Pantomime begriff er sehr gut. Mit einem einzigen Ruck hatte er dem Maestro den Stock entrissen, in der nächsten Secunde ihn selber umfaßt und säuberlich zur Thür hinausgeschoben, dann warf er ihm seinen Stock nach, schloß die Thür, alles ohne ein einziges Wort zu sprechen, und kehrte ruhig, als sei nicht das Mindeste vorgefallen, wieder in seine Fensterecke zurück. Hier aber trat ihm bereits das junge Mädchen entgegen, das in aufwallender Dankbarkeit und mit südlicher Lebhaftigkeit ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Ist nicht nöthig! Ist gern geschehen," sagte Jonas trocken, aber in dem Augenblick, wo er abwehrend den Arm ausstreckte, legte sich eine kleine Hand auf denselben, und eine helle Stimme sprach in den weichsten Tönen etwas, das ganz unzweifelhaft einen Dank ausdrücken sollte.

Jonas sah höchst indignirt erst seinen Arm, dann die Hand an, die noch immer auf demselben lag, und nachdem er beide eine Weile angeschaut, ließ er sich endlich herab, auch auf die zu der Hand gehörige Person einen Blick zu werfen.

Vor ihm stand ein junges Mädchen von höchstens sechszehn Jahren, eine kleine, so unendlich leichte und zierliche Gestalt, daß sie den denkbar größten Gegensatz zu der breiten Figur des Seemannes bildete. Eine Fülle prächtiger blauschwarzer Flechten umgab das Gesichtchen, das mit seinem dunklen, braunen Teint und brennend schwarzen Augen jedenfalls dem Süden Italiens entstammte. Die Kleine war ohne Zweifel hübsch, sehr hübsch, das ließ sich nicht leugnen, und die Lebendigkeit, mit der sie sich bemühte, ihrem Beschützer zu zeigen, wie sehr dankbar sie ihm sei, machte sie nur noch anmuthiger.

„Ja, wenn ich nur die vermaledeite Sprache verstände!" brummte Jonas, in dem zum ersten Male etwas wie Reue darüber aufstieg, daß er die während des Sommers ihm so reichlich gebotene Gelegenheit zum Lernen des Italienischen stets in hartnäckiger Verschlossenheit von sich gewiesen hatte. Er schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und gab auf diese Weise pantomimisch zu verstehen, daß er des Italienischen nicht mächtig sei, was das junge Mädchen ganz unerhört und nebenbei sehr unangenehm zu finden schien.

„Den Herrn Reinhold soll ich suchen," brummte Jonas weiter, bei dem sich merkwürdiger Weise ein Bedürfniß nach Mittheilung kund gab, das er sonst einem „Frauenzimmer" gegenüber nie empfand. Er machte aber die Entdeckung, daß auch der Name nicht verstanden wurde, denn jetzt war die Reihe den Kopf zu schütteln und die Achseln zu zucken an seiner Gefährtin.

„Ja so," sagte der Matrose ärgerlich, „er hat ja nicht einmal seinen ehrlichen deutschen Namen behalten! Rinaldo läßt er sich hier nennen — daß Gott erbarm! so heißen bei uns zu Hause die Räuber und Spitzbuben. Signor Rinaldo," erklärte er, indem er zugleich das Billet seines Herrn hervorzog, das den gleichen Namen trug. Diese Adresse war nun freilich bekannt genug im Hause Signora Biancona's, eine weitere Verständigung für jetzt aber unnöthig; denn gerade in dem Augenblick, wo die Beiden ihre Köpfe eifrig über den Brief hinneigten, öffnete sich die Thür des Vorzimmers, und Reinhold selbst trat ein.

Das junge Mädchen bemerkte ihn zuerst. Sie war urplötzlich von der Seite des Matrosen weg und in der Mitte des Gemaches, wo sie einen zierlichen Knix machte, und dann in der Richtung des Salons verschwand, wahrscheinlich um ihrer Gebieterin den längst Erwarteten zu melden, während Jonas, der nicht zu begreifen schien, wie Jemand so leicht und schnell davonfliegen und im Laufe weniger Secunden so spurlos verschwinden könne, ihr so beharrlich nachblickte, daß Reinhold an ihn herantreten und ihn fragen mußte, wie er hierher komme. Beschämt und etwas verlegen entledigte sich der Matrose seines Auftrages und übergab das Billet, das Almbach erbrach und flüchtig durchlas; der Inhalt desselben schien ihn sehr gleichgültig zu lassen.

„Sagen Sie meinem Bruder, ich wäre für heute bereits gefesselt, ich ließe ihn bitten, die Einladung des Marchese allein anzunehmen. Wenn es irgend möglich ist, so erscheine ich noch gegen Abend."

Damit steckte er den Brief zu sich, verabschiedete den Boten mit einer Handbewegung und trat gleichfalls in den Salon. Jonas hatte nun seinen Bescheid und hätte füglich nach Hause gehen können; statt dessen suchte er draußen den Bedienten auf, der ihm vorhin die nöthige Auskunft gegeben hatte, und dieser machte die Entdeckung, daß der wortkarge, unzugängliche Seemann auf einmal sehr neugierig geworden sei, da er sich ausführlich nach dem Haushalte Signora Biancona's und nach dem Personale desselben erkundigte, und das wahrhaft fürchterliche Deutsch des auf seine Sprachkenntnisse sehr stolzen Italieners mit einer musterhaften Geduld ertrug. —

Reinhold war inzwischen in das Boudoir getreten. Er bedurfte allerdings keiner Anmeldung mehr bei der Herrin desselben, und sie kam ihm auch schon an der Schwelle entgegen, aber wäre er nicht so gänzlich von anderen Gedanken hingenommen gewesen, so hätte er auf den ersten Blick sehen müssen, daß irgend Etwas mit ihr vorgegangen war. Das dunkle warme Colorit der Italienerin konnte auch bleich erscheinen; das sah man jetzt, wo das heiße Blut, das sonst immer in ihren Wangen pulsirte, bis auf den letzten Tropfen gewichen schien, aber es war eine unheimliche Blässe und die Augen brannten nur um so sengender. Beatrice war Schauspielerin genug, um, auf Minuten wenigstens, ihr stürmisches Temperament beherrschen zu können, wenn es galt, einen Zweck zu erreichen, und heute wollte sie etwas erreichen. In ihrem Gesichte stand ein Zug finsterer Entschlossenheit; sie wollte klar sehen um jeden Preis.

„Ich traf unten auf der Straße mit Gianelli zusammen," begann Reinhold nach der ersten Begrüßung. „Er schien aus Deinem Hause zu kommen; war er bei Dir?"

„Gewiß! Ich weiß, daß Du gegen ihn eingenommen bist, aber ich kann unmöglich den Capellmeister der Oper abweisen lassen, wenn er kommt, um irgend etwas hinsichtlich der Aufführungen mit mir zu besprechen."

Reinhold zuckte die Achseln. „Das konnte füglich in den Proben geschehen. Bist Du eine junge Anfängerin, die der Protection bedarf, und fürchten muß, irgend Jemand zu verletzen? Ich dächte, Du in Deiner Stellung könntest gegen mißliebige Persönlichkeiten ebenso rücksichtslos auftreten, wie ich es thue. Indessen, ich will Dir darin keine Vorschriften machen. Empfange wen Du willst, auch Gianelli! Ich bin weit entfernt, Dir irgend einen Zwang auferlegen zu wollen."

Der Ton klang eisig, und Beatrice's Stimme bebte leise, als sie erwiderte: „Das ist mir neu. Du pflegtest sonst meine Besuche despotischer zu überwachen; früher durfte Keiner meine Schwelle überschreiten, der Dir nicht genehm war."

Reinhold hatte sich in einen Sessel geworfen. „Du siehst, ich bin duldsamer geworden."

„Duldsamer, oder — gleichgültiger."

„Du hast Dich doch oft genug über meinen Despotismus beklagt," bemerkte er mit einem Anfluge von Spott.

„Und ich ertrug ihn dennoch, weil ich wußte, daß er aus Liebe entsprang. Es ist nur natürlich, daß mit der einen auch der andere ein Ende nimmt."

Reinhold machte eine ungeduldige Bewegung. „Beatrice, Du verlangst Unmögliches, wenn Du forderst, das Menschenherz solle immer und ewig in jenen vulcanischen Empfindungen glühen, die allein Dir Liebe heißen."

Sie war an seinen Sessel getreten und legte die Hand auf die Lehne desselben, während sie mit einem seltsamen Ausdrucke zu ihm niederblickte.

„Ich sehe allerdings, daß es unmöglich ist, von dem kalten Herzen des Nordländers eine Liebe zu fordern, wie ich sie gebe und — verlange."

„Du hättest ihn in seinem Norden lassen sollen," sagte Reinhold düster. „Vielleicht wäre die Kälte dort besser für ihn gewesen als die ewige Gluth Eures Südens."

„Soll das ein Vorwurf sein? War ich es, die Dich Deiner Heimath entriß?"

„Nein! Ich ging freiwillig, aber — sei gerecht, Beatrice! — die treibende Kraft warst Du. Wer drängte mich unaufhörlich zu dem Entschlusse? Wer hielt mir immer und immer wieder meinen Künstlerberuf vor Augen? Wer schalt mich Feigling, als ich vor der Verantwortung zurückschreckte, und stellte mir endlich die verhängnißvolle Wahl, zwischen der Flucht oder unserer Trennung? Ich bitte Dich — Du wußtest, wie die Entscheidung fallen würde."

In den dunkeln Augen der Italienerin blitzte es drohend auf, aber noch erzwang sie Ruhe.

„Es galt unsere Liebe," erklärte sie stolz, „es galt Deine Künstlerlaufbahn. Ich rettete der Welt einen Genius, als ich Dich mir rettete."

Er schwieg. Die Vertheidigung schien keinen Wiederhall in seinem Inneren zu finden. Sie beugte sich tiefer zu ihm nieder, und ihre Stimme klang wieder süß und bestrickend, aber der unheimliche Ausdruck wich nicht aus ihren Zügen.

„Du träumst, Rinaldo. Das ist wieder eine von jenen Stimmungen, gegen welche ich so oft ankämpfen mußte. Ist es denn das erste Mal, daß eine unglückliche, unbefriedigte Ehe gelöst wurde, um ein beglückenderes Band zu schließen?"

Reinhold stützte den Kopf in die Hand. „Nein, gewiß nicht, aber das trifft hier nicht zu; denn meine Ehe ist nicht gelöst worden, und wir — haben nie daran gedacht, uns zu vermählen."

Beatrice zuckte zusammen, und ihre Hand glitt von der Lehne des Sessels herab.

„Du warst nicht frei," murmelte sie.

„Es kostete mich nur ein Wort, es zu werden. Ich wußte, daß man mich nicht halten würde, und Dir standen genug Wege zu dem Dispens offen, der auch der Katholikin diese Ehe gestattet hätte. Aber wir fürchteten Beide das unlösbare Band; wir wollten frei und fessellos sein, ohne Schranken in unserer Liebe wie im Leben — nun wohl, wir sind es ja noch bis auf diese Stunde."

„Was willst Du damit sagen?" Beatrice preßte wie athemlos die Hand auf das Herz. „Betrachtest Du etwa Deine Ehe als noch bestehend?"

„O nein, gewiß nicht, und wenn ich es thäte, so würde mir bald genug die Verwegenheit dieser Annahme klar gemacht werden. Du kennst nicht eine beleidigte Gattin und Mutter in ihrem Tugendstolze. Wenn der Sünder auch sein ganzes noch übriges Leben der Reue und Buße widmen wollte, er würde doch nie begnadigt"

Die Worte sollten wie herber Spott klingen; er ahnte nicht, was die grenzenlose Bitterkeit verrieth, mit der er sie hervorstieß, aber Beatrice verstand es nur zu gut, und mit dieser Erkenntniß brach die bisher so mühsam gewahrte Selbstbeherrschung rettungslos zusammen.

„Hast Du das vielleicht schon versucht bei ihr, bei der ‚beleidigten Gattin'?" rief sie aufflammend. „Sie ist ja in Deiner Nähe; ich war ja selbst Zeuge Eures Wiedersehens. Darum also begegneten sich Eure Augen in so räthselhafter Weise, darum konntest Du den Blick nicht losreißen von dem Kinde, darum bebte sie zurück vor mir, wie vor etwas Unheilvollem? Hast Du die Reuescene schon versucht, Rinaldo?"

Reinhold war aufgesprungen, in seinen Mienen stritten Zorn und Ueberraschung miteinander. „Also Du weißt bereits, wer Signora Erlau ist? Doch was frage ich noch! Der Spion, dieser Gianelli, verließ Dich ja soeben; er wird auch das bereits herausgespürt und Dir hinterbracht haben."

Einen Moment lang flog eine dunkle Gluth über die Züge der Sängerin, als sie an den directen Auftrag dachte, den sie dem „Spion" ertheilt hatte, aber in dem Aufruhr ihres ganzen Inneren fand die Beschämung keinen Platz.

„Du wußtest es bereits in Mirando," fuhr sie stürmisch fort, „und sie bewohnte die nahe Villa Fiorina. Willst Du mich vielleicht glauben machen, daß Ihr Euch dort nicht gesehen, nicht gesprochen habt?"

„Ich will Dich überhaupt nichts glauben machen," sagte Reinhold kalt. „Wie ich mit Eleonoren stehe, wird Dir unsere völlig fremde Begegnung wohl hinreichend gezeigt haben. Beruhige Dich! Von der Seite hast Du nichts zu fürchten. Was übrigens

Aufgang zum Kapuzinerberge bei Salzburg.
Nach der Natur aufgenommen von L. v. Elliot.

Digitized by Google

zwischen meiner Gattin und mir vorgegangen ist, werde ich Dir nicht beichten."

Es lag ein leiser, aber doch bemerkbarer Ton der Verachtung auf den beiden Worten, und er schien verstanden zu werden.

„Es scheint, Du stellst mich unter Deine Gattin," sagte Beatrice schneidend. „Unter diese Frau, deren einziges Verdienst es war und ist, die Mutter Deines Kindes zu sein, die Dich niemals —"

„Ich bitte Dich, laß' das!" unterbrach er sie entschieden. „Du weißt, daß ich es nicht ertragen kann, wenn Du diesen Punkt berührst, und jetzt dulde ich das weniger als je. Wenn Du mir durchaus wieder eine Scene machen mußt, so thue es, aber mein Weib und mein Kind laß' aus dem Spiele!"

Es war, als ob seine Worte einen Sturm entfesselt hätten, so glühend, so maßlos brach die Leidenschaftlichkeit der Italienerin jetzt hervor, jede Spur von Selbstbeherrschung mit sich fortreißend.

„Dein Weib und Dein Kind!" wiederholte sie außer sich. „O ich weiß, was mir diese Worte bedeuten; ich mußte es ja oft genug erfahren. Haben sie sich doch zwischen uns gedrängt von dem ersten Moment unserer Vereinigung an bis auf diesen Tag. Ihnen verdanke ich jede bittere Stunde, jede kalte fremde Regung in Deinem Innern. Sie haben auf Dir gelegen wie ein Schatten, mitten in dem Aufsteigen Deines Künstlerruhmes, mitten in all Deinen Siegen und Triumphen, als ob sie Dich gebannt hätten da oben im Norden mit der Erinnerung an sie — Du konntest Dich nicht losreißen davon, und doch gab es eine Zeit, wo sie Dir die drückenden Fesseln waren, die Dich schieden von Leben und Zukunft, die Du schließlich zerreißen mußtest."

„Um andere dafür einzutauschen," ergänzte Reinhold, dessen Heftigkeit jetzt auch aufloderte. „Und es ist noch die Frage, ob diese anderen die leichteren sind. Dort waren es nur die äußeren Verhältnisse, die mich einengten; mein Denken und Fühlen, mein Schaffen wenigstens war frei. Du wolltest auch dies willenlos zu Deinen Füßen sehen, wie mich selber, und daß Dir das nicht gelang, wenigstens nicht immer, habe ich mit Stunden endloser Aufregung und Bitterkeit büßen müssen. Einen Anderen hätte Deine Liebe zum Sclaven gemacht; mich zwang sie im ewigen Kampfe gegen Deine Herrschsucht zu stehen, die sich jedes Gedankens, jeder Regung meines Inneren bemächtigen wollte. Aber ich dächte, Beatrice, Du hättest bisweilen doch in mir Deinen Meister gefunden, der seine Selbstständigkeit zu wahren wußte und der nicht sein ganzes Sein und Wesen in Ketten schlagen ließ."

Der Sturm war einmal heraufbeschworen. Nun gab es auch kein Einhalten und keine Mäßigung mehr. Zum Mindesten für Beatrice nicht, deren Leidenschaftlichkeit immer wilder aufschäumte.

„Das also muß ich von den Lippen des Mannes hören, der mich so oft seine Muse genannt hat? Hast Du vergessen, wer es war, der Dich zuerst zum Bewußtsein Deines Talentes und Deiner selbst erweckte, wer allein Dich hinaufführte auf die Sonnenhöhe des Ruhmes? Ohne mich wäre der gefeierte Rinaldo zu Grunde gegangen in den Fesseln, die er nicht zu zerreißen wagte."

Sie fühlte nicht, wie grenzenlos der Vorwurf seinen Mannesstolz verletzen mußte. Reinhold fuhr auf, aber nicht mit jenem Hochmuth, der jetzt nur zu oft seinen Charakter verdunkelte; diesmal war es stolzes energisches Selbstbewußtsein, mit dem er sich emporrichtete.

„Das wäre er nicht. Denkst Du so klein von meinem Talente, daß Du glaubst, es könnte sich nur mit Dir und durch Dich Bahn brechen? Meinst Du, ich hätte nicht allein meinen Weg gefunden, mich nicht allein zu der jetzigen Höhe emporgeschwungen? Frage meine Werke danach! Sie werden Dir die Antwort geben. Ich wäre gegangen, früher oder später; daß ich mit Dir ging, ist mir zum Verhängniß geworden, denn das zerriß jedes Band zwischen mir und der Heimath und riß mich selber auf Bahnen, die der Mann wie der Künstler besser gemieden hätte. Du hieltest mich jahrelang fest in dem Rausche eines Lebens, das mir nie auch nur eine Stunde wahrer Befriedigung und wahren Glückes bot, weil Du wußtest, daß, wenn ich erst einmal daraus erwachte, es mit Deiner Macht zu Ende sei. Verzögern konntest Du das, verhindern nicht — das Erwachen kam spät, zu spät vielleicht — aber es kam doch endlich."

Beatrice stützte sich auf den Marmorsims des Kamins, an dem sie stand; ihr ganzer Körper bebte wie im Fieber, zeigte ihr diese Stunde doch, was sie längst schon gefühlt hatte, ohne es sich eingestehen zu wollen, daß ihre Macht in der That zu Ende war.

„Und wer, meinst Du, soll das Opfer dieses ‚Erwachens' sein?" fragte sie dumpf. „Hüte Dich, Rinaldo! Deine Frau verließest Du, und sie ertrug das geduldig — ich ertrage es nicht. Beatrice Biancona läßt sich nicht aufopfern."

„Nein, eher opfert sie selbst." Reinhold trat vor sie hin und sah ihr fest in's Auge. „Du würdest den Dolch zücken — nicht wahr, Beatrice? Auf Dich oder mich, gleichviel, wenn nur Deine Rache gekühlt würde. Und wenn ich die Waffe Deiner Hand entrisse und reumüthig zu Dir zurückkehrte, Du öffnetest mir doch wieder die Arme. — Du hast ganz Recht, Eleonore ertrug es geduldiger; da hielt mich kein Wort, kein Vorwurf, da wurde der Weheschrei erstickt im tiefsten Innern. Ich vernahm auch nicht einen Laut davon; aber in dem Moment, wo ich sie verließ, da war ich der Ausgestoßene, da verschloß sich mir die Wiederkehr auf immer. Und wenn ich jetzt zu ihr käme in allem Glanze meines Ruhmes und meiner Erfolge, wenn ich ihr Lorbeeren, Gold, Ehren, Alles zu Füßen legte und mich selbst dazu — es wäre umsonst: sie vergäbe mir nicht."

Er brach ab, als habe er bereits zu viel gesagt. Beatrice erwiderte kein Wort; kein Laut kam von ihren Lippen, nur die Augen redeten eine düstere, unheimliche Sprache, aber Reinhold verstand sie diesmal nicht, oder wollte sie nicht verstehen.

„Du siehst, daß jene Trennung unwiderruflich ist," sagte er ruhiger. „Ich wiederhole es Dir, Du hast von dieser Seite nichts zu befürchten. Du warst es, nicht ich, die diese Scene heraufbeschwor. Es ist nicht gut, wenn man die Geister der Vergangenheit wieder aufweckt, zumal zwischen uns nicht. Laß' sie ruhen!"

Er verließ sie und trat in den anstoßenden Salon, wo er sich in die auf dem Flügel liegenden Noten vertiefte oder doch zu vertiefen schien, um dem weiteren Gespräche zu entgehen. „Laß sie ruhen!" das wurde so ruhig, so düster gesprochen, und doch klang es wie ein Hohn in seinem Munde. Konnte er doch nicht einmal mehr die Geister der Vergangenheit bannen, und er verlangte es von der Frau, die sich von ihnen in dem bedroht sah, was ihr nun einmal als das Höchste galt, in seiner Liebe, die trotz allem, was sich im Laufe der Jahre zwischen sie und ihn gedrängt hatte, doch an ihm hing mit allen Wurzeln ihres Inneren, deren glühende leidenschaftliche Natur von jeher in der Liebe wie im Hasse keine Grenzen gekannt hatte. Wer Beatrice jetzt sah, wie sie sich langsam emporrichtete und ihm nachblickte, der wußte, daß sie das nicht ruhen lassen und selbst nicht ruhen werde, und Reinhold hätte bedenken sollen, als er ihr so trotzig die Stirn bot, daß er jetzt nicht mehr allein ihrer Rache gegenüberstand, daß er in dieser Stunde nur zu sehr verrathen hatte, auf welchem Wege sie ihn tödtlich treffen konnte. Der Blick, der so unglückverheißend dort aufflammte, bedrohte nicht ihn, aber etwas Anderes, das er nicht zu schützen vermochte, weil man ihm das Recht dazu versagte — sein Weib und sein Kind.

(Fortsetzung folgt)

Der Kapuzinerberg bei Salzburg.

(Mit Abbildung.)

Lieblich und gleichwohl sehr eigenartig repräsentirt sich die schönste Stadt des österreichischen Alpengaues, lieblich in ihrem Reize, mit welchem sie die Natur vor allen anderen Städten Oesterreichs ausgezeichnet hat, und eigenartig sowohl in ihrem äußeren Gepräge wie auch in der Bevölkerung, welche nach großen Kämpfen mit den alten Traditionen endlich gebrochen hat.

Nur bauliche Spuren, unschädliche Reminiscenzen der früheren erzbischöflichen Gewalt, erinnern noch an das einstige deutsche Rom, während die gegenwärtige Gesinnung der Bevölkerung ein sprechender Beweis des Fortschrittes ist, welcher sich im Weichbilde Salzburgs Bahn gebrochen hat. Dies zur Charakteristik Salzburgs, welches in Allem und Jedem auf Jedermann den angenehmsten Eindruck machen muß.

Die modernen Gebäude einerseits und die italienischen geraddachigen Bauten andererseits bilden einen keineswegs störenden Contrast, sondern lassen vielmehr die Stadt imposanter erscheinen. Das Ensemble, welches hier die Stadt, die Salzach und die Berge miteinander bilden, übertrifft an malerischer Schönheit unstreitig das Pittoreske aller Städte Deutschlands. Und welche Ordnung in dieser pittoresken Mannigfaltigkeit!

Inmitten der Wächter Salzburgs, zwischen dem Mönchs- und dem Kapuzinerberge, liegt die Stadt mit ihren Kirchen, Klöstern, Friedhöfen &c., durchzogen von der grünlichgrauen Salzach, welche, aus den norischen Alpen kommend, ihren Lauf nach Baiern nimmt. Bis Salzburg geben ihr die österreichischen Alpen das Geleite, welches hier durch den Mönchsberg und Kapuzinerberg so schön abschließt. Noch repräsentirt sich die Stadt Salzburg selbst in vollster Pracht zum Abschiede; wenige Wellengänge, und die Salzach hat die Grenzmark überschritten.

Das ist das Bild, welches die Höhen Salzburgs bieten und ohne welches kein Wanderer von Salzburg Abschied nehmen wird.

Soll das Bild vollständig sein, so besteige man nur den Kapuzinerberg, welcher alle Höhen Salzburgs überragt und auch den Mönchsberg beherrscht. Unsere heutige Illustration zeigt den Eingang zum Kapuzinerkloster, von wo aus ein ebenso bequemer wie interessanter Weg zur Spitze des Kapuzinerberges führt.

Eine in der Häuserreihe der sehr belebten Linzerstraße auf dem rechten Salzach-Ufer befindliche Wölbung ist die Pforte zur reizendsten Landschaft Salzburgs. Der schmutziggraue und nicht auffallende Eingang ladet keineswegs zu jenem Genusse ein, welchen der Hintergrund desselben bietet. Rechts und links reihen sich an diese Wölbung die verschiedenartigsten Bauten an, wo immer reger Verkehr herrscht, kurzum jenes Leben, welches größeren Städten eigen ist. Hier ist es ein Trödler, der seine Waare anpreist, dort ein Bauer, der seine Schnitzereien anbietet, und weiter oben steht die junge Dirne an ihren Handkarren gelehnt, welche frische Milch und Käse feilbietet, plötzlich aber mit dem Verkaufe innehält, um den vorüberziehenden Pater begrüßen zu können. Ruhig, ohne eilen zu müssen, geht der Mönch die Stufen hinab; drängt doch das Geschäft nicht so sehr, umsomehr, als ihm die Einheimsung zu jeder Zeit gewiß ist. Auch gönnt er sich, verstohlen einen Blick auf die Dirne zu werfen, welche ihm ehrfurchtsvoll ihr „Guten Morgen, ehrwürdiger Herr!“ zuruft und seinen noch unstrapazirten Bettelsack inaugurirt.

„Guten Morgen im Namen Jesu Christi,“ erwidert der Mönch, wobei er ihr schmunzelnd noch einen Blick zuwirft und langsamen Schrittes weitergeht.

Endlich ist der Tourist diesem Gewirre entronnen. Alsbald darauf hält ihn aber eine neue, äußerst fremdartige und mitunter Schrecken einflößende Erscheinung fest. Es ist eine jener Gestalten, welche in allen Alpenländern anzutreffen sind und alle Wege belagern, um den Reisenden Almosen abverlangen zu können. Das blödsinnige Aussehen und das Erscheinen der Kropfhälse bei diesen Leuten ist lediglich den Verhältnissen von Erde und Wasser der Alpenländer zuzuschreiben. Als Gebirgsbewohner sind sie genöthigt, alle Lasten bergauf und bergab auf dem Kopfe zu tragen, wobei sich häufig Unglücksfälle ereignen, deren Folgen die erwähnten Mißgestaltungen sind. Desgleichen ist die Kropfbildung dem schädlichen Einflusse des harten Wassers auf den Organismus zuzuschreiben.

Dies sind die unmittelbarsten Eindrücke, welche der Tourist beim Aufstieg zum Kapuzinerberge empfängt. Der Weg zu diesem Berge führt über zweihundertfünfzig Stufen an acht Nischen vorbei, in welchen Gruppen aus der Leidensgeschichte Christi lebensgroß und grell dargestellt sind. Man erreicht nun das Kloster, wo eine Pforte in den Jagdpark des Erzbischofs führt. Je mehr man von hier aufwärts steigt, desto mehr erweitert sich das Bild; es erscheinen stets neue Gruppen, bis endlich auf einem offenen Platze, „Stadtplatz“ genannt, die Scenerie vollständig erscheint.

Ein weiterer Aufstieg bis zum „Francisci Schlößl“ bietet gar kein Interesse, weil ein Ausblick unmöglich ist wegen der vorstehenden Buchenwaldungen. Auf dem Stadtplatze wird daher Halt gemacht. Vor kaum fünfundzwanzig Minuten noch im Getümmel der Linzerstraße, steht man nun inmitten der reizendsten Naturschönheiten, vor einem Panorama, dessen Gleiches nur die renommirten Spitzen jener Alpen bieten, die von den Touristen oft mit Lebensgefahr erklommen werden. Der Ausblick auf die Stadt, auf ihre Umgebung und auf den gegenüber sich erhebenden Mönchsberg einerseits und nach Baiern andererseits ist bezaubernd schön.

Klar und deutlich erscheint die Gruppirung der umliegenden Berge und der Häuser, welche an den Mönchsberg angeheftet sind. Es liegt Alles weit und doch so nahe vor den Augen des Wanderers. Alle Gassen, ja selbst die Höfe der Gebäude können auf's Deutlichste unterschieden werden. Der Dom und alle übrigen Kirchen, der munter dahinrauschende Alpenfluß stellen sich auf das Vortheilhafteste dar. Und die Festung, wie herrlich repräsentirt sie sich bei der Abendsonne! — Alles dies hat seine Geschichte, welche jeder Führer bis in's kleinste Detail zu erzählen weiß. Die Hauptrollen spielen hierbei selbstverständlich die großen Erzbischöfe Salzburgs, so der heilige Rupertus, Dietrich &c. Diese geistlichen Fürsten haben nämlich viel zur Förderung der Stadt beigetragen.

Dort lehnt sich an die Nagelflue des Mönchsberges der älteste Leichenhof Salzburgs mit den zahlreichen Kapellen, wovon eine die Einsiedelei des heiligen Maximus war. Die schauerlichsten Geschichten werden von dieser Stätte erzählt. Hier hatte der heilige Maximus den Römern das Evangelium gepredigt und bei der Zerstörung der Römerstadt durch die Heruler im Jahre 477 mit fünfzig Glaubensgefährten den Märtyrertod gefunden, indem er von ihnen vom Mönchsberge in den schauerlichen Abgrund gestürzt worden ist.

Doch zurück zum Kapuzinerberg!

Ueberraschend schön ist das Bild bei Sonnenuntergang. Die Minarets der Thürme, die weißgetünchten Häuser der Vorstädte und der Schloßberg sind auf's Trefflichste beleuchtet. Auf einmal ertönt auch das holländische Glockenspiel vom Rathhause her, welches unwillkürlich zur Andacht stimmt.

Gegen Westen eröffnet sich die Aussicht nach Baiern. Während rechts die baierische Hochebene den Blick in die weite Ferne schweifen läßt, wird links der Horizont durch die bairischen Hochgebirge, darunter der wackere „Staufen“, begrenzt. Der Rundgang ist vollendet, und nur schwer scheidet der Wanderer von dieser Stätte.

Im Hinabsteigen schwindet das Bild in demselben Verhältnisse, wie sich dasselbe beim Aufstieg entwickelt hatte. Noch ist der Dom sichtbar, aber auch dieser verschwindet in wenigen Secunden. Nur die Sonne schwebt noch über dem Horizonte. Sie hat ihre Strahlen, die den Antritt ihrer Herrschaft ankündigen, bereits in die andere Welt geschickt. Noch hat die Scheibe nicht den Horizont überschritten. Ein Ruck — und auch sie ist verschwunden, rosige Spuren zurücklassend.

M. Reinitz.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.*

Von Dr. M. D. in Wien.

> Je freiheitwürdiger ein Volk ist, um so edler verhält es sich gegen Schwächere, ritterlicher gegen Frauen, barmherziger gegen Thiere.
>
> Prescott.

Vor einiger Zeit kam ein verdienter amerikanischer General, der, wie ich wußte, die Absicht hatte, sich mit seiner liebenswürdigen Familie längere Zeit hier in Wien aufzuhalten, zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich sprach ihm mein bedauerndes Erstaunen über diese Aenderung seiner Pläne aus und besonders darüber, daß er damit einen der mir kundgegebenen Hauptzwecke seines Herüberkommens nach Europa, „den Kampf der Cultur an ihrer Ostgrenze zu studiren, wie er ihren Vormarsch an der Westgrenze durch Jahre beobachtet hatte", aufgebe. Er aber entgegnete in ungewohnter Aufregung:

„Lieber Freund, ich verlasse Wien ungern; es ist eine prächtige, freundliche Stadt mit einem Anfluge von südlichem Himmel und behaglichen Bewohnern, die leben und leben lassen. Mich hat neben meinen Studienzwecken die Sehnsucht nach dem Vollgenusse der Civilisation und milden Lebensformen nach dem alten Continente gezogen — trotz seiner ‚Basalte und alten Schlösser'," setzte er lachend hinzu, „nachdem ich des Revolverrechtes und der Geld- und Menschenjagd unter dem johlenden ‚go ahead' satt geworden war — aber —"

„Sollten Sie Civilisation und milde Sitten nicht in Wien gefunden haben?" fiel ich dem Stockenden in die Rede.

„Gewiß," entgegnete er mir. „Eure Sitten sind sogar bis zu der Schlaffheit und freundlichen Gedankenlosigkeit weich, die Ihr mit so herbem Unrecht am edeln Begriffe des ‚deutschen Gemüths' ‚Wiener Gemüthlichkeit' nennt, und Eure Civilisation ist so üppig, daß sie wahrhaft asiatische Schlagschatten hat, die an dem heiteren Bilde Eures öffentlichen Lebens unerträglich sind. Zu den tiefsten dieser Schatten gehört die hier geübte Barbarei gegen Thiere, die sich mit jener ‚feschen' Gemüthlichkeit ganz wohl zu vertragen scheint, und das respectlose Verhalten gegen Frauen, das unsere amerikanische Ritterlichkeit verletzt. Wie grausam und ungeschickt zugleich transportiren Eure Eisenbahnen, diese Träger der Cultur, das Vieh; wie barbarisch führt Ihr es zur Schlachtbank; welches Material an Pferden vergeuden Eure thörichten Fiaker und Fuhrleute; wie incorrect und gedankenlos verwendet Ihr Hunde zum Ziehen — wahrlich, es ist etwas Orientalisches darin. Ich habe den Secessionskrieg mitgemacht," fuhr er fort, „und es war ein Krieg, der alle Brutalität aus ihrem Käfig gelassen zu haben schien. Ich sah die Schlachtfelder von Bulls Run bis zum Ende, und meine Töchter haben in den Lazarethen zerschossene Neger verbunden und zwischen den Todeskämpfen des gelben Fiebers gestanden — wir haben es ertragen, denn es war der Krieg, die Leidenschaft, der Kampf — wir sind nicht empfindsam und unsere Nerven sind gut — aber der tägliche Anblick der mit kaltem Blute, mitten in einem üppigen Culturleben, gewohnheitsmäßig, unter den Augen der Behörde und dadurch gleichsam öffentlich sanctionirt ausgeübten maßlosen Bestialität bei Euren Viehtransporten kehrt uns das Herz um, treibt uns zur Stadt hinaus, wie uns die Qual des durch gesunkene Völker gemarterten Viehes Italien, Spanien und den Orient verleidet hat.

Wir haben gelernt, daß ein Volk, je freiheitwürdiger und stärker es ist, um so barmherziger gegen den Schwachen ist. Nur sittlich schwache Menschen und Völker sind grausam. Und dazu gesellt sich für meinen praktischen amerikanischen Sinn der Aerger darüber, daß diese Transportmethoden nicht allein die brutalsten, sondern auch so unverständig, unökonomisch und obendrein sanitätswidrig sind, daß sie andernorts der gesunde, verständige Sinn der Bevölkerung längst von selbst beseitigt haben würde, wenn ihm nicht eine gewissenhafte Sanitätsbehörde mit ihrem Veto zuvorgekommen wäre, wie rationelle Gesundheitspflege in allen civilisirten Ländern den Metzgerhund vom Viehtreiben entfernt hat. Wir Vielgereisten, Urtheilsberechtigten wissen, daß man in Wien von allen Großstädten das schlechteste Fleisch speist, und wir sind überzeugt, daß es auch das ungesundeste von Allem ist und unter die bei weitem am verderblichsten wirkenden Factoren gehört, die Wien zu einer der ungesundesten Städte der Welt machen. Man weiß längst, welchen Einfluß die Art und Weise, wie Vieh zum Schlachtmarkt gebracht wird, auf die Beschaffenheit desselben ausübt.

Wem wässert nicht der Mund bei dem Gedanken an die prachtvollen ‚joints', die das an Ort und Stelle gezogene Steyrische, Schweizer, Vierländer und Yorkshire Vieh auf die Tafel liefert. Die Qual des Thieres beim Transporte verdirbt nicht allein den Geschmack an dessen Fleisch, sondern macht dasselbe auch krank. Schon die Waidmannsweisheit des Mittelalters ließ den, der vom Fleische des gehetzten Hirsches aß, mit Lungengebreste bestrafen; der Spanier verscharrt den Körper des zu Tode geplagten Kampfstieres. In England und Amerika hat dieses Wissen längst in der Gesetzgebung praktisches Capital geschlagen.

In England schützt schon das Gesetz vom 10. Juli 1854 im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege vor Grausamkeiten beim Eisenbahntransporte, und das amerikanische Gesetz vom 13. Juli 1866 schreibt sogar die Behandlungsweise des Viehes unterwegs vor. Und wenn es diese Gesetze nicht gäbe, das kräftige anglogermanische Volk, das sein ‚beef' für seine markige Thätigkeit braucht und sein ‚veal' dem ‚beef' ähnlich zu finden liebt, würde den Fleischer verhungern lassen, der Euer ungesundes, gequältes Rindfleisch, das weichliche saft- und kraftlose, unreife, gemarterte Halbfleisch-Kalbfleisch feilhalten wollte, durch dessen Genuß Eure gemächliche Bevölkerung ihren allerdings mäßigen Kraftconsum zu ersetzen sucht.

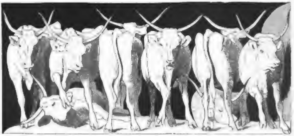
Sehen Sie aber auch die jämmerlichen Kälbertransporte durch die schöne Stadt Wien an und sagen Sie mir, ob das eine civilisirte Form der Versorgung mit Lebensmitteln ist! Die jungen Thiere werden, kaum geboren, unreif in jeder Beziehung, niedergeworfen, unbarmherzig geknebelt und auf Wagen geschichtet. Und wie! Mit wenig Stroh, die Köpfe über den harten Rand des Wagens herabhängend, der bei den Erschütterungen der Fahrt sie wie Keulenschläge trifft, mit durch die Knebelung stockendem Blute liegen sie da, und die Auflader steigen mit schweren Stiefeln auf den weichen Leibern der unglücklichen Geschöpfe herum, nicht beachtend, ob sie ein Auge aus- oder einen dünnen Knochen zertreten, wohl aber mit den Absätzen nach den Köpfen schlagend, welche die Thiere verzweifelt in die Höhe werfen. Oft schon sah ich auch die Thiere zweifach übereinander geschichtet. Abends geladen, bleiben sie über Nacht bei Regen und Frost, oft auch, noch schlimmer, während des Sommers über Tag in glühendem Sonnenbrande in dieser abscheulichen Lage, immer auf's Neue versuchend, den Kopf zu heben, bis er völlig matt herab und die blaue Zunge aus dem Maule hängt, die Augen blutunterlaufen aus den Höhlen quellen und die Thiere fast erfroren oder verlechzt sind. Nur ‚fast', denn der Fleischer verlangt, daß die Thiere noch zucken, wenn sie vom Wagen geworfen werden — sonst Nichts. Morgens geht es denn im lustigen Wiener Tritt mit der erbärmlichen Ladung nach der Stadt, meilenweit über die Steppenwege der Wiener Gegend, die Sie ja kennen, und über das Pflaster, daß die Köpfe der Thiere stundenlang ununterbrochen auf das harte Holz aufschlagen oder auch blutend an die Räder streifen.

Ja, ja, ich sah das Alles mit zusammengezogenem Herzen und sah auch die Wiener Frauen die schönen Augen darauf richten — aber Nichts sehen; darin besteht ja vor Allem die Wiener Gemüthlichkeit, Unbehagliches nicht zu sehen. Ist die Octroilinie der Stadt passirt, so wird den Thieren ‚Gewicht gegeben'. Der Frachtführer ergreift eine Kanne mit langem Schnabel, gefüllt mit einer Mischung von Syrup und Wasser, öffnet dem Thiere das Maul, hält ihm die Nase zu, steckt ihm den Kannenschnabel tief in den Rachen und füllt es so, nach Art des

* Wir machen unsere Leser, in erster Linie die Eisenbahn-Directoren und Beamten unter ihnen, auf diesen Artikel, der aus der Feder einer bekannten Autorität in Eisenbahn-Angelegenheiten stammt, noch ganz besonders aufmerksam, möchten auch dabei betonen, daß die darin gerügten Uebelstände sich nicht nur in Oesterreich, sondern auch in dem gesammten Deutschland vorfinden und einer baldigen Abhülfe sehr bedürftig sind. D. Red.

Schwedentrunkes, mit einem gewissen Gewicht Flüssigkeit. Dann geht es weiter bis zum Schlachthofe, wo die buchstäblich fast todt gemarterten, nur noch röchelnden Thiere wie Ballen von den Wagen geworfen werden und ihr Leiden ein Ende hat, wenn sie nicht bis morgen geknebelt, ungefüttert und ungetränkt liegen bleiben. Ich habe auch die Thiere noch scheußlicher, mit dem Unterleibe auf dem Wagenrande liegend, die Hinterbeine heraushängend, transportiren sehen.

Kaum weniger erbarmenswerth sind die Transporte von Federvieh eingerichtet: der Gänse, die man mit Fußtritten in die Etagenwagen stopft ‚um das Gewicht herauszubringen‘ und bei der Ankunft gleichmüthig ganz oder halb erstickt herauswirft; der Hühner, die man mit den Füßen in Bündeln, die Köpfe nach unten, zusammenknotet und so in dem Wagen aufhängt. Wende ich die Blicke davon weg, so sehe ich die armen Hunde, die man hier in so viel unverständigerer Weise als anderwärts zum Ziehen von Lasten verwendet, die weit über ihre Kräfte gehen und auf denen obendrein meist der rohe Treiber mit der Peitsche sitzt. Und diesen bedauernswerthen Thieren (man spannt auch trächtige Hündinnen ohne Bedenken ein) zwängt man während glühender Hitze Beißkörbe auf die Mäuler, die sie kaum athmen, geschweige über die Zunge transpiriren lassen, und hat eine so sinnreiche Art sie anzuspannen, daß sie, am Ziele abgehetzt angekommen und oft im Sonnenbrande stehen gelassen, sich nicht einmal legen können und verlechzend in den Halsringen hängen. Und fragen Sie einen der Treiber nach dem Zwecke dieser Barbarei, so antwortet Ihnen der Wiener in unvergleichlicher Gemüthlichkeit: ‚Dös macht nix. Dös schaut nöt fesch aus, wenn das Vieh liegt.‘



In einem Viehwagen der österreichischen Eisenbahn.

Nach der Natur aufgenommen von M. D.

Nicht Barmherzigkeit, aber die Gefahr, welche mit dieser barbarischen Behandlung der Hunde verknüpft ist, hat selbst die Wiener Presse, wie Sie ja gelesen haben, zu lauter Mißbilligung derselben veranlaßt. Natürlich ohne Resultate. Mit bitterer Heiterkeit erfüllt es auch den Sachverständigen, wenn er den echten Wiener, stolzerfüllt, die Künste der Schooßkinder der Volksgunst, Eurer Fiaker, loben hört. Das was sie leisten, mit Peitsche und scharfem Gebiß ein Pferd zum verzweifelten Laufen und Pariren zu bringen und das Thier dabei in wenig Monaten für den Schinder reif zu machen, mag tatarischer Sport sein, ist aber immer Fahrkunst. Diese gewinnt durch Pflege und rationelle Behandlung dem Thiere die höchst mögliche Leistung ab. Fragen Sie Ihre Eisenbahndirectoren, ob sie einen Locomotivführer loben würden, der nur schnell fahren könnte, aber seine Maschine dabei in wenig Monaten abnutzte. Londoner und New-Yorker ‚cab drivers‘ würden einen Wiener Fiaker einen Pferdehenker nennen. Es muß wohl eine kleine Beimischung von ungarisch-hunnischem Blute in der Race der Wiener sein, daß für sie fahren — schnellfahren vor Allem — ein so hohes Vergnügen ist. Der Wiener fährt nicht um anzukommen; er fährt um des Fahrens willen. Sonderbar ist es immerhin, daß das Fahrtempo des öffentlichen Fuhrwerks großer Städte ein um so rascheres ist, je weniger das Publicum derselben zu versäumen hat. Man kommt in dem bienenfleißigen Berlin mit dem kleinen Trott der Droschke aus, begnügt sich im überaus thätigen London und Paris mit dem lebhafteren der Cabs und Remisen, jagt im nie sich mit eigner Arbeit übereilenden Wien im Fiaker, stürmt im noch weniger leistenden Petersburg und hetzt in der Stadt der absoluten Faulheit, Neapel.

Und was ist die unverständige Thierabnützung eines Fiakers gegen die nervenangreifende Brutalität der Lastfuhrleute! Wie praktisch und klug schlagen diese Wackeren die Thiere, welche sie zum Vorwärtsgehen treiben wollen, mit Peitschenstielen und Knüppeln über Köpfe und Nasen!

Und bei all der Barbarei sehe ich Eure sonst so überaus lobenswerthen und wahrhaft intelligenten Polizeibeamten stehen, mit allen Kennzeichen, daß all diese Kleinigkeiten sie und ihr Amt nichts angehen, sehe aber auch zu meinem größten Staunen, daß sie ganz recht daran thun, denn das Publicum wendet sich stets mit Hohn und Drohung gegen Jeden, der Miene macht, im Interesse eines gequälten Thieres Jemanden ‚im Geldverdienen zu stören‘. Würdig gipfeln sich die tatarischen Fertigkeiten Eurer Wagenlenker in ihren festlichen Trabwettfahrten, mit welchem wahrhaft jammervollen Schauspiele sie dem vornehmen und geringen Pöbel und sonstigen Sportsmen Siegesjubel entlocken. Nicht sorgsame Pflege, intelligente Zucht edler Pferde bringen hier die Preise, wie zu Gentilly, Derby und Hoppegarten. Im Prater, in Baden siegt nur die raffinirteste Kunst, unglückliche Gäule zur Verzweiflung zu treiben, und die Peitsche, dieses ‚fescheste‘ aller Werkzeuge des Wiener Lebens, siegt allein und sollte eigentlich bekränzt werden. — Ich weiß, Ihr Wiener seid von Herzen weniger brutal und hart als viele andere Großstädter, aber Gedankenlosigkeit und Unlustscheu lassen Euch Grausamkeiten begehen und zulassen, zu denen der Pöbel von New-York oder Liverpool den Kopf schütteln würde.“

„Ich glaube,“ schaltete ich jetzt, da der General, um Athem zu schöpfen, in seiner Philippika innehielt, ein, „daß Ihre begeisterte Humanität Sie zu düster blicken läßt. Wo bliebe die Wirksamkeit unserer Vereine gegen Thierquälerei, wenn solche abscheuliche Zustände existirten, ohne die lautesten Proteste, das vielfachste Eingreifen derselben hervorzurufen?“

„Giebt es hier wirklich solche Vereine?“ fragte der General erstaunt. „In Paris, vor allem in London und New-York, selbst in kleineren amerikanischen, englischen und deutschen Städten habe ich die Wirksamkeit solcher edlen Institute auf Tritt und Schritt wahrgenommen, ihre Mitglieder bei oft aufopfernder Thätigkeit beobachtet — aber hier? So giebt es also deren auch hier? Rentabel ist ihre Thätigkeit freilich nicht. — Am meisten fürchte ich den Eindruck aller dieser, durch Duldung der Behörden und Erwachsenen in den Augen der Jugend offenbar sanctionirten Brutalität auf die empfänglichen Gemüther meiner halberwachsenen Kinder. Welch einen sittlich erschlaffenden Einfluß müssen solche Anschauungen auf das Feingefühl der Mädchen, den Humanitätssinn der Knaben machen! Dies allein könnte mich veranlassen, für die moralische Erziehung meiner Kinder einen andern Ort zu wählen.“

„Es thut mir herzlich leid, daß Sie und Ihre liebenswürdige Familie uns verlassen, aber —“ begann ich hier, jedoch der General unterbrach mich wieder.

„Halt,“ rief er, „wir sind noch nicht so weit, Doctor! Ich nehme heute nicht eher Abschied, bis ich mein Herz vor Ihnen über meinen häßlichen Gegenstand ganz ausgeschüttet habe. Ich habe den festen Vorsatz gefaßt, zur Linderung dieser Art von Elend jetzt beizutragen, wie ich sonst für Menschenwohl Gut und Blut geopfert habe. Von dem, was ich Ihnen sage, hört doch wohl auch die Welt und vielleicht treibt dann wenigstens die Scham diesen oder jenen Mächtigen zu Eingriff und Aenderung. Und mein schwerstes Geschütz fahre ich jetzt erst auf. Wollt Ihr daheim Barbaren sein — desto schlimmer für Euch; wenn Ihr aber auch die Welt damit schädigt, muß sich die öffentliche Entrüstung allenthalben laut gegen Euch wenden.“

Digitized by Google

„Sie erschrecken mich,“ rief ich aus, „was haben wir denn für eine Weltsünde begangen?“ —

„Nein, ohne Scherz,“ fuhr der General fort, „hören Sie mich ruhig an! Ich beginne vom Anfange — und Sie werden mir Recht geben. Wir wissen Alle, daß die Steppen Südrußlands, wo auf unermeßlichen schatten- und schutzlosen Ebenen Staub, Hitze, Hunger, Durst und Kälte gleichmäßig die dort fast wild lebenden zahllosen Rindviehrudel quälen, die Herde einer der schlimmsten Geißeln unserer Zeit, der Rinderpest, sind. Wir wissen ferner, daß unter Vieh, welches durch Hunger, Durst und Schmerzen ermattet ist, die Seuche zehnfach größere Empfänglichkeit für Verbreitung und Fortpflanzung findet, als unter gesundem und kräftigem. ‚Jede Schuld rächt sich auf Erden,‘ sagt wahr und schön Euer größter Dichter und Eure Schuld verkörpert sich in jenen langen Eisenbahnzügen, die, angefüllt mit halbtodt gequältem, halbverschmachtetem Vieh, zugleich die Zuchtruthe für Eure Unbarmherzigkeit mit sich führen und, als riesige Contagiumträger, unablässig Krankheit für Mensch und Thier in alle Welt schleppen. Freilich wird es zuvor recht fühlbarer, weithin fallender Streiche dieser Gottesgeißel, die der Himmel fern halten möge, bedürfen, um Behörde und Publicum aus der Gleichgültigkeit zu rütteln, mit der Beide die Scheußlichkeiten des Eisenbahn-Viehtransportes mit anschauen. In der That legt dieser den Thieren Qualen und Entbehrungen auf, gegen die jene verschwinden, die sie in der dürren Wüste erduldeten. Ich habe, gewaltig interessirt für die große staatswirthschaftliche Frage, Zeit und Geld daran gewendet, zu erfahren, wie es bei jenen Viehtransporten zugeht, die den Nahrungsstoff aus dem Osten nach dem Westen Europas, vornehmlich über österreichische Bahnen führen, die sanitären Zustände, die Ernährungsverhältnisse eines ganzen Welttheiles beeinflussend, und bin, ich versichere es Ihnen, erkundigend, erforschend, mit goldenem Schlüssel Lippen und Thür öffnend, schmerz- und ingrimmerfüllt auf jenen Eisenbahnen auf- und abgereist. Da habe ich gesehen, wie durch Kreuzerknauserei der Bahnverwaltungen, niedrige Durchstecherei zwischen Versendern und Lohnbediensteten und brutalen Unverstand der Händler der edelste Nahrungsstoff der Menschheit in Krankheit und Vergeudung gejagt wird.

Unter Keulenschlägen, die oft selbst die Rippen kräftiger Stiere brechen, wird das freie Steppenvieh auf den Stationen der Galizischen Bahnen zusammengetrieben und steht dort, erbärmlich genährt und getränkt, oft tagelang, um dann, trotz der gegentheiligen stets vernachlässigten Anordnung fast immer hungrig und durstig unter eben solchen Keulenschlägen auf die Eisenbahnwagen geprügelt zu werden. Diese sollen, nach vernünftiger Verordnung der österreichischen Regierung, wenigstens ein Dach haben, das sie gegen Sonnenbrand und Schnee schützt. Auch diese Verordnung scheint nur gegeben, um von den Lohnverwaltungen ohne Scheu unberücksichtigt gelassen zu werden. Auch verfügt eine weitere Verordnung der Regierung, daß das Vieh nicht so zusammengepreßt werden soll, daß es, gestürzt, sich nicht wieder aufrichten kann. Nun wohlan, ich sah es noch vor Kurzem, nicht in einzelnen Fällen, sondern gewohnheitsmäßig (und oft lasen Sie erzürnte Klagen der wahrlich nicht weichherzigen Viehhändler darüber), daß man, um viel Gewicht mit wenig Wagen zu transportiren, die Thiere so dicht zusammenkeilte, daß sie sich, bei den Erschütterungen der Fahrt gerüttelt, gegenseitig Haut und Fleisch bis auf die Knochen von den Rippen rieben. Fällt ein Thier, oder bricht es vor Ermattung zusammen, so ist an kein Wiederaufstehen zu denken. Die Stehengebliebenen treten auf ihm Tage und Nächte lang umher und brechen ihm die Rippen und Beine. Wie viele habe ich gesehen, die man auf Stationen wegen gebrochener Knochen auslud — und wie auslud! Indem man einem gesunden Thiere und dem gefallenen einen Strick um die Hörner schlang und ersteres mit Keulenschlägen aus dem Wagen trieb, daß es das halbtodtgetretene nachschleifte. Ich habe ferner Thiere gesehen, die seit Tagen in den Stricken hingen, mit denen sie angebunden waren, deren gesehen, die seit Tagen auf den Hörnern eines gefallenen Gefährten lagen!

Wer kümmerte sich darum? Die zur Beaufsichtigung der Transporte verordneten Begleiter hatten ihre Fahrkarte um Branntwein oder einige Kreuzer an arme Studenten oder Bettelmönche verkauft. Dem Händler genügt es, wenn das Vieh nur noch athmend ankommt. Die Fahrt soll von Galizien bis Wien zwei bis drei Tage dauern. Die geringste Störung, jede Ueberfüllung der Stationen, Glatteis, Schnee 2c. läßt sie fünf bis sechs Tage währen. Und so stehen die unglücklichen Geschöpfe, oft sechs Tage und sechs Nächte lang, fest zusammengepfercht, ohne die Möglichkeit, sich zu bewegen oder zu legen, in dem Wagen. Im Winter, und der galizische Winter bringt dreißig Grad Réaumur Kälte, weht der Schnee fußhoch selbst in die sogenannten ‚geschlossenen Wagen, die Haut der Thiere inkrustirt sich mit Reifrost; die Excremente erstarren und bilden fußtiefe Eismassen, in denen die Hufe einfrieren. Da erstarren selbst die mächtigen Körper der Steppenstiere — da kein Futter, keine Tränkung die Wärme in ihnen erneuert. Im Sommer dörrt sechs schreckliche Tage lang der galizische Sonnenbrand die verlechzenden Thiere aus, auf deren Schlag- und Reibwunden, in den Nasenlöchern und Augen sich zahllose Stechinsecten sammeln, da sie, zusammengedrängt, sich derselben nicht erwehren können. Auf einer polnischen Station, deren Namen, mit einem O beginnend und mit m schließend, ich vergessen habe, sollen die Thiere gefüttert und getränkt werden. Mit Keulen- und Knittelschlägen jagt man die von Hunger, Durst und Ermüdung verkommenen aus den Wagen. Sie versagen meist das Futter vor der Tränkung zu nehmen, und weislich werfen die polnischen Juden, an welche, ebenso menschlich als klug, die Fütterung verpachtet ist, dem lechzenden Thiere das trockene Futter vor derselben vor — und welches Futter! Statt des Heues, welches von der Bahnverwaltung bedungen ist, Moos, Kiefernnadeln und dergl., was auch das hungrigste Vieh zurückweist.

Dabei wird aber Geld verdient, und die Bahnbeamten — stehen dabei und — schmunzeln. Nachher wird das Vieh wieder mit Keulenschlägen in die Wagen getrieben, in die es durstig und hungrig, aber auf's Neue zerschlagen, zurückkehrt. Das Fleisch dieser gepeinigten Thiere, die wahrlich nicht geringere Qualen, aber viel andauernder erduldet haben, als der Kampfstier, dessen Genuß die Behörden des halbcivilisirten Spanien streng verbieten, kommt, nachdem man daraus erst sorgsam die Stellen ausgeschnitten hat, die durch Keulenschläge von extravahirtem Blute schwarz und unappetitlich geworden sind, in Wien sofort in den Handel zur Verzehrung. Die ausgeschnittenen unappetitlichen Stücke werden an arme Leute billig verkauft. Und da wundert man sich, daß Wien halbungenießbares Fleisch speist und eine der ungesundesten Städte der Welt ist, wundert sich, daß Oesterreich Rußland den traurigen Ruhm streitig macht, einer der Hauptherde, ja der Hauptversender der Rinderpest zu sein!

Schwer werden die öffentlichen Gewalten, die mit gekreuzten Armen diesen abscheulichen Zuständen zusehen, vor dem Gerichte der Völker bestehen können, wenn einmal eine furchtbare Katastrophe die Welt in Schrecken setzen wird; aber noch schwerer ist der Tadel, welcher die Eisenbahnverwaltungen treffen muß, die als Vorstände gewaltiger Institute, der berufensten Träger der Civilisation, wegen jämmerlicher Pfennigknauserei in ihrem Bereiche Zustände nicht allein duldeten, sondern sogar hervorriefen und pflegten, die sie in sittlicher Beziehung mit Stierkämpfern, Preisboxern und Taubenschießern auf eine Linie stellen.“

„Sie reden düster, General,“ sagte ich, als er schwieg.

„Aber wahr,“ fiel er mir in die Rede. „Schicken Sie Den zu mir, der mich beschuldigt, einen Zoll breit von der Wahrheit abgewichen zu sein, zu grell geschildert zu haben. Er soll beschämt heimgeschickt werden.“

„Ich bestreite nicht Ihre Kenntniß, nicht die Wahrheit Ihrer hier offenbarten Aeußerungen,“ fuhr ich fort, „das Uebel ist nicht blos Ihrer Meinung nach ein sehr großes.“

„Leider erhebt sich die öffentliche Stimme viel zu selten zu seiner Bekämpfung; denn unsere Wiener Leichtlebigkeit kümmert sich nicht gern um Dinge, die uns nicht selbst Schmerz machen. Darum wird es Denen, die ein niederes Interesse der Trägheit oder des Gewinnstes am Fortbestehen des vielfachen Elends haben, stets leicht sein, dasselbe der ohnehin so wenig gespannten öffentlichen und behördlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Hat man doch hier in Wien während der Weltausstellung in einer Art von Schamgefühl, um den empörenden ‚Viehtransport nach hiesiger Sitte‘ dem Auge des Fremden zu entziehen, nicht etwa die Transportmethode verbessert, sondern angeordnet, daß sie sich während jener Zeit auf außerhalb des Fremdenverkehrs liegenden Nebenstraßen zu bewegen hätte.“

„Es fragt sich nur, ob Mittel und Wege bekannt sind, ohne Erzeugung neuer Uebel, Erhöhung der Fleischpreise &c. den Mißständen zu begegnen. Bei der ganzen Angelegenheit handelt es sich eigentlich nur um ein Opfer, das reichen Bahngesellschaften auferlegt würde; denn ‚das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz'. Wenn sie dieses Opfer nicht freiwillig bringen, müssen sie dazu gezwungen werden. Es ist darin ein kategorischer Imperativ. Die Frage ist einfach und lautet: Soll entweder die Versorgung mit Fleisch, nicht nur von Wien, sondern eines Theils von Europa, gesünder gestaltet, soll die Gefahr der Verbreitung der entsetzlichen Rinderpest um ein sehr Bedeutendes vermindert — oder soll das Reinerträgniß von einigen der reichsten Bahnen Oesterreichs um ein viertel Procent geringer werden? Ich dächte, für den redlichen Staatsmann, die pflichtgetreue Regierung und die anständige Bahngesellschaft könnte es hierauf nur eine Antwort geben."

„Man hat hier zu Lande, wie ich weiß, von den großen fahrbaren Ställen gehört, in denen wir in Amerika das Vieh hunderte von Meilen weit, während der Fahrt wohlgenährt und getränkt, transportiren. Noch bekannter sind die Bestrebungen einer der edelsten und glücklicherweise auch reichsten Frauen unserer Zeit, Lady Burdett Coutts in London, die in echtester Humanität, zum gleichzeitigen Vortheile von Menschen und Thieren, persönlich protegirt von der Königin von England, es sich zur Aufgabe gestellt hat, auf Verbesserung der Viehtransporte in Großbritannien hinzuwirken. Unter Zuziehung von unterrichteten Landwirthen, tüchtigen Thierärzten und Wagenconstructeuren hat sie auf ihre Kosten eine Anzahl jener bequemen rollenden Ställe bauen lassen, aus denen das in Schottland eingeladene Vieh frisch und wohlgenährt in London herausspringt. Der Engländer aber ist ein zu guter Kraftökonom, hat eine zu feine Zunge für die Qualität des Fleisches, als daß er die ausgezeichneten Eigenschaften der Coutts'schen Viehtransportmethode nicht auch sofort in Geld ausgemünzt hätte. Sie zeigte sich nicht allein human, sondern, was durchschlagender war, auch rentabel, und heutzutage will London nur noch Fleisch essen, das wohlgepflegt transportirt ist."

„Wie ich höre," schaltete ich hier ein, „sind diese Resultate hier zum Theil bekannt und die Regierung hat, nach den Zeitungen, Versuche mit verschiedenen Fütterungsmethoden unterwegs und den Constructionen fahrbarer Ställe anstellen lassen. Leider ergaben dieselben aber keinen wesentlichen Abgang des Fleischgewichtes von halbverhungerten und von gefütterten Thieren und — so schliefen die Versuche ein, und Alles blieb beim Alten."

„Wahrlich, höchst beklagenswerth!" rief der General. „Sicher hat man wenn solche negative Resultate erzielt worden sind, die Versuche nicht geschickt und sachgemäß, gewiß auch nicht consequent genug angestellt. Gott weiß, welche von Euren geheimnißvollen Einflüssen wieder dagegen thätig gewesen sind. Die Sache ist aber von immenser Bedeutung und großer Opfer werth; denn es gilt hier nicht allein menschlich handeln und Gott in seinen Geschöpfen ehren, sondern einen der schlimmsten Feinde der Menschheit auf seinem Wege durch die Welt bekämpfen. Auf die Gegenden, in denen die Rinderpest entsteht, ist auf Menschenalter hin kein die betreffenden Verhältnisse modificirender Einfluß zu üben, aber es ist heilige Pflicht der Regierungen, Bahnverwaltungen und Aller, die es angeht, dafür zu sorgen, daß die Pfade, auf denen der lebendige Nahrungsstoff sich bewegt, nicht dadurch zu wahren Seuchenwegen werden, daß die Transportmethode selbst die Disposition der Thiere zur Verbreitung der Pest vermehrt. Wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen. Ich weiß wohl, daß vom Viehhändler keine Hinwirkung auf Verbesserung der Viehtransporte zu erwarten ist, der nichts verlangt, als daß ihm die Eisenbahn ein verkäufliches, also lebendiges Fleisch zuführt; was dies gelitten, welche Krankheitsstoffe es dem zufolge birgt, das ist ihm völlig gleich. Auch auf freiwillige Concessionen der Eisenbahnen ist dabei nicht zu rechnen. So lange diese Wege der Civilisation sich nur als Erwerbsinstitute betrachten dürfen, an die das Gemeinwohl keinen Anspruch außer ihrer Steuerzahlung und Militärtransportpflicht zu erheben hat, darf man keine Handlungen von ihnen erwarten, die edlem Sinne und großem Blicke entspringen. Daß aber der Viehtransport in fahrbaren, bequemen Ställen theurer ist, als in den jetzigen Marterkarren, erwähnte ich schon früher. Es ist eben so unbestreitbar, wie daß das Fleisch für den Consumenten nicht theurer werden darf, wenn die Arbeitsfähigkeit des Volkes nicht sinken soll."

„Woher soll aber die Hülfe kommen, wenn weder von Versendern noch Transportirenden Gemeinsinn und menschliches Regen zu hoffen sind?" frug ich weiter.

„Bei uns in Amerika," antwortete der General, „würde die öffentliche Meinung, rege gemacht durch genügend verbreitete, würdige Darstellung des abscheulichen Gegenstandes in der Presse, vollauf Macht genug besitzen, die Abstellung des Elends der Viehtransporte in den Städten und auf den Bahnen, zum Theil unter Mithülfe der Gesetzgebung, zu erzwingen. In Europa ist hierin, wie in so vielen Dingen, leider nur Hülfe von rationell ausgeübter polizeilicher Regierungseinwirkung zu hoffen. Und sie ist hier, wahrlich mehr als irgendwo, im Hinblicke auf das gefährdete öffentliche Wohl am Platze. Mögen doch die Staaten, die ihr Budget mit so schweren Summen für Subventionirung absurder Bahnen und trostloser Industrie-Unternehmungen belasten, auch einmal Capitalien aufwenden, die sich nicht in Geld, sondern nur in Gesundheit und Wohlfahrt ihrer Bürger verzinsen, und die Bahnen für Verbesserung des Viehtransportes subventioniren, wenn sie glauben, nicht berechtigt zu sein, diesen die Maßnahmen ohne Weiteres aufzuerlegen!

Wahrlich, das öffentliche Wohl erfordert diese mindestens ebenso dringend, wie die Expropriation von Gut und Eigenthum für die Herstellung von Eisenbahnen und Straßen. Oder möge man in Südrußland, der Bukowina, in Galizien Viehschlächtereien anlegen und die Wissenschaft und Technik herbeirufen, die, wie sie wandernde Keller zum Transporte des Bieres geschaffen, zuletzt auch, wenn man sie nur recht tüchtig dazu anhält, Kältewagen produciren werden, in denen der Transport des Nahrungsfleisches auf große Entfernungen hin geschehen kann, während die anderen Theile der Thiere ebenfalls an Ort und Stelle die Umwandlung in verkäufliche Industrieproducte, Leder, Horn, Blutsalze, Leim &c. erfahren. So wird kein unnützes Gewicht transportirt und die Ausnutzung der Transportwagen eine weit günstigere sein. Aber den Schlendrian muß man dabei austreiben und die Sache fest bei der Wurzel anfassen, und das können in wirksamer Weise nur die Repräsentanten der Humanität und Wohlfahrt: die Regierungen. Errichten Sie endlich eifrige Thierschutzgesellschaften, lassen Sie die Polizei den Anzeigen derselben ein williges Ohr leihen, strafen Sie Thierquälerei streng, wie es in den meistcivilisirten Ländern längst der Fall ist, und Sie werden sich um die Sittlichkeit und die Gesundheit in Ihrem Vaterlande einen Gotteslohn verdienen."

„Ach, General," rief ich aus, „wie weit sind wir noch von Alledem!"

Ungewöhnlich lebhaft entgegnete der General: „Ich habe es mir zu einer der Hauptaufgaben meines Lebens gestellt, zum Vortheil von Mensch und Thier für die Verbesserung des Transportes unseres lebenden Nahrungsstoffes zu wirken, mich zu den Gerechten zu gesellen, die sich des Viehes erbarmen, das sein Leid nicht klagen kann und daher um so mehr Anspruch auf unsere und des Gesetzes Hülfe hat — aber es macht mich und die Meinen krank, täglich Grausamkeiten mit ansehen zu müssen, die zugleich ebenso viele Dummheiten sind, und ich mag die Herzen meiner Kinder nicht dadurch verdorben sehen. — Also, fare well! Lassen Sie mich ziehen!"

Die Dioskuren der Berliner Hofbühne.

Von **Oswald Hancke.**

„Also frisch gebeichtet, süßer D ö r i n g, wie war das gestern Abend mit dem Bouquet?" Der also Angeredete nimmt eine gewaltige Prise, der ein unbeschreibliches Verrücken der Nase in ihrem unteren beweglichen Theile folgt.

„Aber, liebe F r i e b, Sie werden mich doch nicht für fähig halten, daß ich selbst —"

„Still! Alle Indicien sind gegen Sie. Vorgestern, wo der kleinen B. zehn Bouquets geworfen wurden, spielen Sie den

Entrüsteten, sprechen von verwerflichen Mitteln, mit denen die jüngere Generation Reclame macht, und dabei lassen Sie sich gestern selbst Blumen werfen? Pfui, Döring! Das hätte ich von Ihnen nie geglaubt."

„Minona, ich schwöre Ihnen bei dem Wohle Ihrer Kinder —"

„Ach was, schwören Sie doch bei Ihren eigenen Kindern, wenn Sie schon Meineide schwören müssen!"

„Aber, liebe Frieb, ich habe wirklich nie welche gehabt, und was das gestrige Bouquet anbelangt, so vermuthe ich irgend einen schlechten Witz, den sich einer von Euch Schurken mit mir erlaubt hat — sehen Sie, Sie lachen — wer war denn wieder der Anstifter?"

„Ich lache, weil mir die furchtbar komische Verbeugung einfällt, die Sie dem Publicum mit dem Bouquet machten. Im Uebrigen werden Sie wohl aus der allgemeinen Entrüstung aller Collegen entnommen haben, wie wir über diese verwerflichen Manipulationen Ihrerseits denken," setzte sie dann schalkhaft lächelnd hinzu und gestand damit ein, daß sie mit im Complot gewesen. „A propos, wie gefiel Ihnen der neuengagirte Herr X. heute auf der Probe?"

„Nun, wissen Sie, liebe Frieb, der Mensch ist nicht ohne Talent, aber es fehlt ihm das unentbehrliche Tüpfelchen auf dem I. Da drinnen" — und des Redners Hand schlägt auf die breite Brust — „da drinnen sitzt nichts und hier oben" — er schlägt mit dem Zeigefinger ein Tremolo auf der rechten Stirnseite, wo die noch immer jugendlich dunklen, zierlich vom Hinterkopfe nach vorn gekämmten Haare eine intriguante Ecke bilden — „hier oben fehlt's auch. Brustkrank, liebe Frieb! Ich sage Ihnen" — und die Hand Döring's senkt sich mit ausgespreizten Fingern auf die Schulter der berühmten Collegin — „der Kerl ist langweilig — lang-wei-lig," wiederholt er mit lauter Stimme und jedes Wort scharf markirend dicht vor dem Ohre der Dame.

Sie lächelt und sagt mit dem Tone der Geheimräthin Seefeld in Benedix' Störenfried: „Er scheint aber ein fleißiger Mensch zu sein, Döring; wenigstens wußte er auf der Probe, was er wollte, und konnte seine Rolle à la bonheur, wohingegen Sie in unserer großen Scene im zweiten Acte nicht so ganz, wie soll ich sagen —"

„Lustspiel, liebe Blumauer, Conversationston; ja, wenn ich immer alles das dumme Zeug nachsprechen sollte, was diese Herren Stückfabrikanten schreiben, dann adieu Wirkung! Wenn ich aber als Brömser im ‚Lustspiel' im letzten Acte den Monolog nach meiner Uebersetzung spreche —"

„Ich hatte bereits mehrfach und erst gestern Abend wieder die Ehre, diesen Monolog von Ihnen zu hören, aber heute sprachen Sie einige Male gar nicht, guter Döring, und Sie müssen mich in meiner großen Rede a tempo unterbrechen, sonst —"

„Ja, liebe Freundin, das hatte nun seinen guten Grund," erwidert der Künstler mit schlauem Lächeln, „das ist eben die wunderbare Discretion in meinem Spiele; ich hätte nicht um Venedig die Wirkung Ihrer Rede stören mögen — aber jetzt muß ich noch eine halbe Stunde zu Lutter; ich sage Dir, Minona, der Kerl hat einen 1862er Latour — Milch — Milch" — und ein seliges Augenblinzeln, das eine Thräne höchsten Entzückens zerdrückt, verklärt die Züge des Künstlers. —

Mit Recht darf man Theodor Döring und Minona Frieb-Blumauer, die wir dem Leser Beide in etwas drastischer Weise vorstellen, die Dioskuren der Berliner Hofbühne nennen, denn selten haben zwei geistesverwandte Künstler Gelegenheit gehabt, durch langes Neben- und Miteinanderwirken sich so in die gegenseitige Individualität einzuleben und dadurch das Zusammenspiel zur höchstmöglichen Naturwahrheit zu erheben, wie die Genannten.

Wer so glücklich gewesen ist, beide Künstler in der Ausübung ihres Berufes gesehen zu haben, wird einen bleibenden Eindruck für sein ganzes Leben empfangen haben, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß seit Decennien fast jede dramatische Novität des Berliner Hoftheaters, in der Theodor Döring und Frau Frieb-Blumauer in hervorragender Weise gemeinschaftlich agirten, des Erfolges sicher ist, auch wenn sie minderen Anspruch auf dramatischen Werth machen darf. Benedix' „Störenfried" z. B., der es an den meisten deutschen Bühnen höchstens zu einem „Erfolg der Achtung" brachte, wurde in Berlin durch die Meisterleistungen unserer beiden Künstler als Leberecht Müller und Geheimräthin Seefeld zu einem dauernden Repertoirestücke dieser Bühne, und es wäre leicht, zwei Dutzend solcher Beispiele anzuführen.

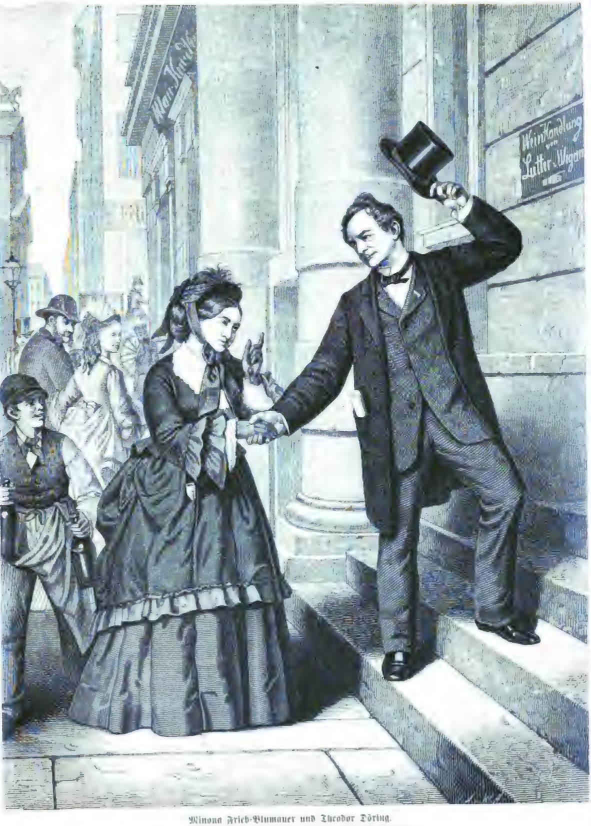
Beide Künstler ähneln sich darin, daß sie den Rollenkreis des sogenannten Charakterfachs im ernsten wie im heiteren Genre mit gleicher Genialität umfassen, wie es die Repertoires Beider beweisen. Noch heute ist der „Nathan" des mehr als siebenzigjährigen Döring eine unerreichte dramatische Leistung, und wer seinen „Banquier Müller" kennt, den er in seiner ganzen Eigenart geschaffen und mehr als vierhundertmal darstellte, wird sich bei dem bloßen Gedanken an diesen originellen Kauz eines herzlichen Lachens nicht erwehren können. Die tragische Kraft eines „Lear" liegt ebenso sehr in dem Bereiche seiner Begabung, wie die ätzende Schärfe eines „Mephistopheles", und der liederliche und versoffene „Sir John Falstaff", den Döring zehnmal öfter als irgend ein anderer deutscher Schauspieler darstellte, findet in ihm einen ebenso trefflichen und mustergültigen Vertreter, wie der aus der niederen bürgerlichen Sphäre gegriffene „Commissionsrath Frosch" in Kotzebue's „Der Verschwiegene wider Willen".

In gleichem Maße finden wir diese Vielgestaltigkeit in dem Repertoire der Frau Frieb-Blumauer. Heute spielt sie die alte Herzogin von York in „Richard der Dritte", morgen die geradezu zwerchfellerschütternde „Madame Freude" in „Die Unglücklichen". Mit tiefem Gefühle und edler Repräsentation stellt sie heute die unglückliche Königin Maria Leszczynska in Brachvogel's „Narciß" dar und morgen in bezaubernder bürgerlicher Einfachheit und Herzlichkeit die Oberförsterin in Iffland's „Die Jäger". Die classischen Gestalten einer „Daja" und „Amme" (Romeo und Julie) athmen bei aller Schärfe der Charakteristik in der Darstellung der Frau Frieb-Blumauer eine bezaubernde Decenz, und selbst in den gewagten Figuren einer Madame Hersch im „Kammerdiener" ꝛc. weiß die Künstlerin mit wahrhaft bewunderungswürdigem künstlerischem und weiblichem Tacte die Grenzen des ästhetisch Schönen innezuhalten.

Aber wir sind nicht berufen, an dieser Stelle biographisches Material zusammenzuhäufen und Bäume in den Wald zu tragen, das heißt hier noch einmal die eminente und allseitig anerkannte Künstlerschaft Beider in ihrem Berufe zu constatiren. Nur auf ihr Thun und Gebahren hinter den Coulissen wollen wir den Leser einen Blick werfen lassen, und auch das verlohnt sich wahrlich der Mühe.

Wenn wir der Bühnentradition Glauben schenken dürfen, so hat eine frühere Epoche der Schauspielkunst eine große Anzahl von Bühnenoriginalen gezeitigt, die nach und nach ausstarben und deren Andenken höchstens noch in den ihnen nacherzählten Anekdoten unter den Jüngern Thalias lebt; nur höchst selten, in einem blassen Abklatsche, finden wir unter der jüngeren Generation noch einzelne Exemplare dieser Species vertreten — die Zeit scheint ihrer Existenz nicht mehr günstig zu sein. Aus Döring's eigenem Munde, der auf mehr denn fünfzig Jahre bewegten Bühnenlebens zurückblickt, haben wir in drastischer Schilderung einige dieser Originale aus früherer Zeit kennen gelernt; er selbst aber darf in seiner ganzen Art den Anspruch höchster Originalität machen, ja, es ist unleugbar, daß die Mythe bereits anfängt, das Haupt Döring's mit einem Anekdotenkranz zu schmücken, von dessen überwiegender Anzahl von Blättern man sagen darf: „Wenn es nicht wahr ist, ist es doch gut erfunden".

Döring beherrscht auch im Leben und außerhalb der Bühne alle seelischen Empfindungen in ihrem äußeren Ausdrucke mit staunenswerther Genialität, und die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Temperaments giebt ihm jeden Augenblick Veranlassung hierzu. Die geringfügigste Gelegenheit zeigt ihn uns in allen Abstufungen des Aergers, des Zornes und der höchsten Wuth, und gerade weil eine Veranlassung hierfür nicht vorliegt, erreicht er auf seine Umgebung die umgekehrte Wirkung, nämlich die unendlicher Heiterkeit. Ich erinnere mich einer Faust-Vorstellung im Berliner Opernhause, wo eine mit den hier üblichen offenen Verwandlungen nicht vertraute Souffleuse nach einer Scene Mephisto-Döring's das Verwandlungszeichen zu früh gab, und Döring über versinkende Büsche und unter seinen Füßen sich öffnende gähnende Abgründe hinwegtanzen mußte und nicht ohne Gefahr in die Coulisse gelangte. Es ist wahr, alle Augenzeugen waren anfangs erschrocken, als aber Döring plötzlich hinter den Coulissen niederkniete und mit höchster Emphase ausrief:



Minona Frieb-Blumauer und Theodor Döring.

Letztes Bild des jüngst verstorbenen Paul Bürde in Berlin.

Digitized by Google

„Herr Gott, ich danke Dir, daß Du diesem Weibe (er meinte die Souffleuse) keine Kinder gegeben hast — sie würde Mörder zur Welt gebracht haben“ — da blieb „kein Auge thränenleer“ und er selbst lachte zuletzt mit. Am nächsten Morgen, wo eine Probe stattfand, war ich heimlicher Zeuge, wie Döring die „mörderische“ Souffleuse abstrafte. Sie nahte sich mit leidender Miene und geknicktem Wesen und stammelte eine Entschuldigung. Er sah sie stumm, aber mit zornfunkelnden Augen an. Der leidende Ausdruck in ihrem Gesichte nahm zu.

„Was haben Sie denn?“ fragte er endlich mit verhaltenem Ingrimm.

„Ach, ich bin so erschöpft, Herr Döring; Sie wissen ja, meine Collegin ist krank, und nun tagtäglich der anstrengende Dienst — wenn ich nur nicht auch krank werde!“

„Um Gotteswillen, das fehlte gerade noch! Weib, haben Sie denn Fleischextract zu Hause?“

„Nein, wozu das?“

„Zur Stärkung. Hier nehmen Sie einmal das Geld“ — und mit zitternden Händen öffnet er sein riesengroßes Portemonnaie — „und kaufen Sie sich nach der Probe sofort Fleischextract — ein Theelöffelchen, Liebe, in Bouillon gerührt — vortrefflich!“ Die Finger senken sich in die große goldene Dose, die er von Stawinsky geerbt, behaglich führt er den feinen französischen Schnupftabak zur Nase, deren Spitze zweimal die bekannte Wendung nach rechts macht — und aus war die Geschichte.

Der Name des verstorbenen Regisseurs der Hofbühne, Stawinsky, bringt mich auf ein geradezu staunenswerthes Talent Döring's, nämlich die Nachahmung fremder Individualität bis zu erschreckender Aehnlichkeit. Man glaubt fast mit Stawinsky selbst zusammen zu sitzen, wenn Döring mit dessen Ton und Manieren von ihm erzählt. So lernten wir jüngeren Leute durch dieses Talent Döring's die Heroen der deutschen Bühnenwelt, Ludwig Devrient, Seydelmann &c. &c. in lebensgetreuen Copien kennen, und wir wendeten nicht selten alle Schlauheit und List an, um ihn zu dergleichen Productionen zu bewegen. Oft wurden ganze Complote geschmiedet, um ihn zum Erzählen oder dergleichen zu veranlassen, und als besonders wirksam erwies es sich stets, wenn Dieser oder Jener in seiner Gegenwart etwas geradezu unmöglich nannte, was man ihm von Döring's Talent erzählt.

„Wenn ich mir Ihr Gesicht ansehe,“ beginnt z. B. der Eine, „halte ich es für unmöglich, daß Sie in der That ohne Schminke und andere Hülfsmittel im Stande sein sollen, Friedrich's des Großen Gesicht so gut nachzuahmen, wie mir dies erzählt worden ist.“

„Warum denn für unmöglich, lieber Freund?“ fragt Döring gereizt und mit überlegener Siegesgewißheit.

„Weil Ihr Kinn in seiner Bildung dieser charakteristischen Gesichtspartie Friedrich's des Großen geradezu entgegengesetzt ist.“

Ueber Döring's Gesicht fliegt ein mitleidiges Lächeln.

„Das verstehen Sie nicht, Lieber — dann drücke ich eben mein Kinn zurück.“

„Das Kinn zurückdrücken? Aber bester Herr Döring, das ist ja eben unmöglich.“

Döring springt nun, der Opposition müde, auf.

„Larifari, da sehen Sie her!“ und nun legt er wirklich die vor Erregung zitternde Hand auf sein Kinn, das sich wie ehrfurchtsvoll vor dem Drucke der Finger zurückzuziehen scheint, das ganze Gesicht verlängert sich um zwei Zoll und wir sehen plötzlich den scharf markirten Kopf des alten Fritzen mit den feuerflammenden Augen vor uns.

„Bei Gott,“ fährt der Andere bewundernd, aber seinem Systeme getreu fort, „Friedrich der Große! Aber wie es möglich ist, aus diesem Gesicht plötzlich das des ersten Napoleon zu machen, ist mir unbegreiflich.“

Döring antwortet durch die That. Mit einem raschen Griffe der rechten Hand ballt er die Haare auf der Stirn düster zusammen; ein Ruck mit den Schultern, der den Hals verkürzt, die Arme übereinandergeschlagen — und vor uns steht der große Schlachtenlenker, wie wir ihn so oft im Bilde gesehen haben.

Einen außerordentlich drastischen Abschluß erfuhr eine solche Scene einst hinter den Coulissen durch einen langjährigen Collegen Döring's und bekannten Mitarbeiter dieses Blattes dadurch, daß dieser in dem Augenblicke hinzutrat, als Döring in angegebener Weise Friedrich den Großen nachahmte, und im Tone höchster Bewunderung ausrief:

„Vortrefflich! Napoleon, wie er leibt und lebt!“ —

Der geniale Künstler pflegt die vielen harmlosen Scherze, welche sich seine Collegen mit ihm im Vertrauen auf seine eigene Vorliebe für heiteren Verkehr erlauben, stets in gemüthlichster Weise aufzunehmen, wenn die Art, wie er die Anstifter eines Scherzes abfertigt, oft auch eine sehr drastische ist. So hat Schreiber dieses bei einer solchen Gelegenheit eine wohlapplicirte Ohrfeige von Döring erhalten, an die Geber und Empfänger sich noch jetzt nach Jahren bei ihrem öfteren Zusammentreffen in heiterster Weise erinnern.

Döring ist nämlich ausgesprochener Gourmand, und als er eines Tages während der Probe auf der bekannten Plauderbank des Schauspielhauses saß und seinen Collegen mit allen Finessen die Freuden eines genossenen Diners schilderte, kam plötzlich einer derselben auf den barocken Gedanken, ihn zu fragen, ob es wirklich wahr sei, daß er gern todte Seefische äße. Döring's Gesicht war plötzlich ganz Abscheu und beleidigter Geschmack.

„Ich todte Fische?“ replicirte er gereizt. „Nein, lieber Freund, lieber vor Hunger sterben. Wenn Fische in mein Haus kommen, werden sie in's Wasser gesetzt, und dann müssen sie mit dem Schwanze aufschlagen, daß das Wasser umherspritzt. Lebendig müssen sie sein, le-ben-dig, Lieber, oder sie existiren für mich gar nicht.“

Der Frager entfernte sich schweigend, doch schon nach wenigen Minuten trat auf sein Anstiften ein zweiter College mit derselben Frage zu Döring heran. Dieser schaute ihn einen Augenblick verblüfft und mißtrauisch an, als aber Jener ein ganz unverfängliches Gesicht machte, sagte er nach einer Pause:

„Ich begreife nicht, wie Ihr solche Dummheiten glauben könnt,“ und wiederholte nun mit einigen passenden Variationen die erste Antwort. Aber über ein Kleines erschien ein Dritter mit den „todten Seefischen“. Döring nahm eine gewaltige Prise, lächelte verächtlich und murmelte etwas von „dummen Jungens!“ Als aber ein Vierter und Fünfter mit der ominösen Frage herantraten, nahm er eine drohende Haltung an und suchte einen der Frager zu erwischen, um diese „Frechheit“, wie er sagte, „exemplarisch zu bestrafen“; allein dieselben entzogen sich dem angedrohten Gerichtsverfahren durch schleunige Flucht. Ich war während dieser ganzen Scene auf der Bühne thätig gewesen, als der Urheber des Scherzes in einer gerade eintretenden Probenpause zu mir trat und mich mit dem harmlosesten Gesichte anstiftete, Döring zu fragen, ob er gern todte Seefische esse. Ich vermuthete einen Scherz, wie er fast täglich vorkam, hatte aber natürlich keine Ahnung von der Ausdehnung desselben. In diesem Augenblicke trat Döring selbst aus der Coulisse auf die Bühne, und ich ging einige Schritte auf ihn zu. Er blieb stehen, musterte mich mit seinen durchdringenden Augen, und es schien fast, als habe er mir die ominöse Frage bereits von den Lippen abgelesen, denn er stand jetzt wie zum Sprunge bereit. Die ausdrucksvolle Mimik seines Gesichts belehrte mich zwar darüber, daß irgend etwas im Werke war, aber ich wollte nicht Spielverderber sein, und begann mit möglichst unbefangener Miene:

„Essen Sie denn —“ weiter kam ich nämlich nicht, denn mit jugendlicher Beweglichkeit hatte mich Döring bereits am Kragen gefaßt und mit dem Ausrufe: „Nein, lebendig müssen sie sein,“ verabreichte er mir zum Jubel der Umstehenden eine wohlgezielte Ohrfeige. — Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß diese Ohrfeige ebenso wenig ernsthaft gemeint war, wie die an ihn gerichtete Zumuthung der Vorliebe für todte Seefische.

Mit Genugthuung pflegte übrigens der Altmeister von einer anderen Ohrfeige zu erzählen, die er einst ausgetheilt. Er war in Hannover engagirt, und Iffland's „Jäger“ sollten zur Aufführung kommen. Döring spielte den Oberförster, eine seiner Meisterleistungen, ein junger Mann den bösen Jägerburschen Mathes, der in der fünften Scene des ersten Actes von dem Oberförster verabschiedet wird. Wir müssen zum Verständnisse des Ganzen hier eine Stelle wörtlich citiren:

Oberförster: „Eure Zeit ist ohnedies heute ganz um.“

Mathes: „Herr Oberförster, ich nehme es an und ziehe gleich ab.“

Oberförster: „So? Nun — wenn Ihr wollt, ich kann schon wollen. — Da ist Euer Geld."

Mathes: „Empfehle mich."

Oberförster: „Gute Besserung!" (Mathes geht.)

Auf der Probe sagte der Darsteller des Mathes an dieser Stelle ex tempore: „Gleichfalls, Herr Oberförster!"

„Lassen Sie diese Scherze am Abende, lieber Freund!" sagte Döring, „denn dem hitzigen Oberförster bliebe bei dieser Bemerkung des Mathes nichts Anderes übrig, als ihm eine Ohrfeige zu geben."

Der Darsteller des Mathes hielt diese sehr wichtige Bemerkung Döring's wohl nicht für ernst gemeint, denn er sagte in der Vorstellung wirklich: „Gleichfalls, Herr Oberförster!" Kaum aber war ihm „das Wort entfahren, möcht' er's im Munde gern bewahren", denn wie der Blitz ereilte ihn des Oberförsters Zorn in der halbgeöffneten Thür. Plautz! erhielt Mathes seine Ohrfeige, und Döring rief ihm triumphirend in's Ohr: „Im Charakter der Rolle, lieber Freund!"

Als er auf der Leipziger Bühne vor nicht langer Zeit den Shylock spielte, war die erste Frage, die er an mich that:

„Wer spielt denn den Tubal?"

„Ich selbst," antwortete ich.

„Doch ohne Nase hoffentlich?"

„Nein, mit Nase."

„Das heißt mit einer aufgeklebten? Ich reiße sie Ihnen bei Gott noch in den Coulissen herunter."

„Ich erlaube mir nur meine eigene Nase zu benutzen; aber was haben Sie für eine Wuth gegen die aufgeklebten Nasen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Lieber. Ich spiele also in Köln den Shylock, und dieser niederträchtige Kerl, der Tubal, hat sich eine falsche Nase geklebt. In der großen Scene mit mir verliert der Schurke die Nase. Das Publicum lacht, und was thut der Mensch? Sucht auf der Bühne nach der Nase umher, und während ich mich wer weiß wie sehr abhaspele, lacht das Publicum aus vollem Halse. Glücklicher Weise erblicke ich die unglückselige Gurke am Boden und schleudere sie mit einem Fußtritte in die Lampen — erst dann war die Ruhe wiederhergestellt."

„Nun, und was thaten Sie mit dem Verbrecher?"

„Gar nichts; aber ich habe ihn gebeten, mir seinen Namen nicht zu nennen."

„Und warum das?"

„Der Mensch hätte einmal im Unglück eine Bitte an mich richten können, und ich wäre, weiß es Gott, im Stande gewesen, sie ihm wegen der Nasengeschichte abzuschlagen."

Diese letztere Bemerkung charakterisirt gleichzeitig die Herzensgüte des Künstlers, von der wir tausend rührende Züge erzählen könnten. Es ist eine alte Erfahrungsregel, daß die gutmüthigen und aufopferungsfähigen Menschen meist schlechte Financiers sind, und dies trifft auch bei Meister Döring zu. Er bewies dies einst schlagend, als man ihn zum Secretär des Unterstützungsfonds des Berliner Hoftheaters gewählt hatte. Dieser Fond wird durch Beiträge der Mitglieder erhalten und dient dazu, um mittellosen Schauspielern eine Reiseunterstützung zu gewähren, außerdem werden aber auch Darlehne an die Mitglieder und zwar auf eine Bescheinigung des Secretärs hin aus diesem Fond gegeben. Also, wie gesagt, Döring war zu dem genannten wichtigen Amte gewählt worden, aber schon nach acht Tagen sah man sich auf einen Wink des Cassirers hin veranlaßt, eine Generalversammlung des Unterstützungsfonds einzuberufen. Döring, aufgefordert einen Rechenschaftsbericht über seine Thätigkeit zu liefern, gestand mit vergnügtem Lächeln, daß das disponible Geld ziemlich alle sei, aber die betreffenden Darleiher hätten es wirklich alle sehr nöthig gehabt. Natürlich beeilte man sich, ihn schleunigst seines Amtes zu entheben.

Es ist allgemein bekannt, und ich glaube keine Indiscretion zu begehen, wenn ich hier erwähne, daß Döring in Folge seiner gänzlichen Nichtbefähigung zum Mitgliede der Oberrechnungskammer in der ersten Zeit seines Berliner Engagements auch in seinen eigenen Verhältnissen sehr derangirt war. Um ihm Gelegenheit zu geben, seine Schulden nach Bequemlichkeit an einen Hauptgläubiger abzuzahlen und ihn vor lästigen Wucherseelen zu retten, wurden — wenn ich nicht irre — durch königliche Intervention sämmtliche Passiva an einem Tage gedeckt. Am darauffolgenden Vormittag wanderte Döring ruhelos durch alle Zimmer seiner Wohnung und sagte endlich zu seiner Frau:

„Mathilde, ich fühle mich so — so unheimlich; mich beunruhigt etwas, aber ich weiß nicht was."

Sie schaute ihn lächelnd an.

„Du bischt ebe dran gewöhnt, Döring," sagte sie dann in ihrem reizenden schwäbischen Dialecte, „daß Dich Vormittags alle Deine Gläubiger besuche; darum fehlet Dir heute was."

Er nickte zustimmend; seine Frau hatte das Richtige getroffen.

Döring's Häuslichkeit ist eine unendlich gemüthliche, einfach, aber gediegen nach jeder Richtung hin. Hier empfängt er oft den kleinen Kreis vertrauter Freunde: unter den Collegen obenan die intime Freundin des Hauses, Frieb-Blumauer, den aristokratischen F r i e d r i c h H a a s e, den „Talentvollsten der jüngeren Generation", wie Döring sagt, den geistvollen Interpreten classischer Dramen Professor W e r d e r, A d o l f S t a h r u. A. und entwickelt als liebenswürdiger Hauswirth den ganzen Reichthum seiner Unterhaltungsgabe und die Fülle seines schöpferischen Talentes. Ich behaupte, wer Döring nur auf der Bühne gesehen, kann ihn unmöglich in seiner ganzen Genialität beurtheilen. Er selbst pflegt als Einleitung zu diesem oder jenem Scherze zu sagen:

„Jetzt will ich Euch etwas vormachen — das ist besser, als Alles, was ich da unten zur Welt bringe."

Wer jemals so glücklich gewesen ist, eine jener Scenen von Döring dargestellt zu sehen, wo er, mit Blitzesschnelle die Charaktere wechselnd, zwei, drei und mehr Personen in schärfster Individualisirung vorführt, wird diesen Kunstgenuß zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zählen. Wenn es als glänzendster Beweis für G a r r i c k's Genialität gilt, daß es ihm einst gelang, am hellen lichten Tage eine skeptisch lächelnde Gesellschaft bis zu Thränen zu rühren, indem er, ein Fußbänkchen auf dem Arme, in hinreißendster Weise den Schmerz einer Mutter um den Verlust ihres Säuglings schilderte; wenn der englische Komiker M a t h e w s ganz London auf den Kopf stellte, als er engagementslos in seinem Hause Abendunterhaltungen arrangirte, in denen er ganz allein in den verschiedensten Charakteren stundenlang einen großen Zuschauerkreis zu unterhalten wußte: so darf Döring die Concurrenz mit diesen Größen nicht scheuen.

Als Professor H e b e n s t r e i t vor ungefähr fünfzehn Jahren die Schauspieler aus der Künstlergemeinschaft ausstieß, da sie nur Werkzeuge in der Hand des Dichters seien und nur eine mechanische Fertigkeit ausübten, die überdies durch äußere kleine Behelfe, wie Perrücke, Costüm, Schminke, Lampenlicht, unterstützt werden müsse, da war es Altmeister Döring, der in einer Gesellschaft einer Debatte über diesen Gegenstand dadurch ein rasches Ende machte, daß er den Anwesenden ohne alle diese „Behelfe" einen Gang durch das Irrenhaus zu Hildesheim dramatisch vorführte. In Zwiegesprächen zwischen dem Arzt der Anstalt und den verschiedenen Irren schilderte er nun alle Phasen des Wahnsinns bald in komischen, bald in rührenden Gestalten. In einer stummen Scene führte er zuletzt die Zuschauer in den allgemeinen Versammlungssaal der Irren, wo diese sich mit Billardspiel unterhalten. Hier sprach er kein Wort mehr und zeichnete nur äußerlich, aber dem blödesten Auge erkennbar, die verschiedensten Arten des Wahnsinns der Spielenden und versetzte sein Auditorium in das höchste Staunen und Entzücken.

Von unwiderstehlich komischer Wirkung ist eine Scene, welche Döring gern in heiteren Kreisen zum Besten zu geben pflegt und die ebenfalls dem Leben entnommen ist. In den Anfängen seiner Carrière war er bei einem Theaterdirector engagirt, dessen Häuslichkeit aus Frau und Schwiegermutter bestand. Letztere, eine uralte Dame, war in ihren Schwiegersohn verliebt und plagte ihn mit allen möglichen Aufmerksamkeiten. Döring schildert nun eine Tischscene in diesem häuslichen Kreise. Der Director ist übel gelaunt und verhält sich den aufdringlichen Aufmerksamkeiten der Schwiegermutter gegenüber ziemlich ablehnend, während die Frau die Alte vergeblich bedeutet, doch den Mann in Ruhe zu lassen. Wenn Döring die köstliche Figur der Alten darstellt, bindet er eine Serviette um den Kopf; im Gesicht bilden sich tausend Falten; der Mund erscheint beim

Sprechen vollständig zahnlos, und die Zungenspitze spielt ruhelos im linken Mundwinkel zwischen den trockenen Lippen. Selbst der vertrocknetste Hypochonder müßte bei dieser urkomischen Scene seine griesgrämliche Haltung aufgeben.

Ebenso köstlich schildert Döring eine Scene mit dem verstorbenen Dichter Dr. Carl Töpfer. Dieser beschäftigte sich sehr viel mit der Ertheilung dramatischen Unterrichts und war der Erfinder eines sonderbaren Systems, um den Unterricht in der Mimik des Gesichts seinen Scholaren gegenüber zu vereinfachen. Er hatte nämlich die verschiedenen Phasen der Leidenschaft im Gesichtsausdruck in Abtheilungen getheilt und numerirt. Als Döring nun den Dichter einst in Hamburg besuchte, sollte er sich selbst von der Trefflichkeit dieses Unterrichts-Systems überzeugen. Döring copirt nun hinreißend in Haltung, Geberde, Ton und Dialect den Dichter und ebenso unwiderstehlich komisch den etwas blöden Schüler, der auf Geheiß seines Lehrers Zorn Nummer eins, zwei, drei auf seinem Gesicht verkörpert.

Ich schließe hier die Reihe der heiteren Scenen aus dem Leben des „Altmeisters“; vielleicht erzähle ich den Lesern der „Gartenlaube“ ein anderes Mal mehr von ihm. Mögen diese Zeilen beitragen, den „Dioskuren der Berliner Hofbühne“ und ihrem künstlerischen Wirken die rechte Würdigung angedeihen zu lassen, dem ja allerdings äußere Anerkennung seitens des deutschen Publicums und der Großen der Erde in reichem Maße zu Theil geworden. Frau Frieb-Blumauer trägt die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft der Herzöge von Coburg und Meiningen, ist Ehrenmitglied der Hoftheater von Weimar und Meiningen und Professorin der Declamation an der Akademie der Tonkunst in Wien. Auch Döring ist mehrfach durch Verleihung von Orden geehrt worden, für welche Auszeichnung der große Künstler durchaus nicht unempfänglich ist. Besonderes Studium widmet er den Farben der Ordensbänder. Als der durch seinen unverwüstlichen Humor bekannte Vicedirector der Leipziger Bühne, von Strantz, einst bei Döring einen Besuch abstattete und das Band eines ihm verliehenen Ordens in der Länge einer achtel Elle im Knopfloche trug, sagte Döring nach einer Pause komischer Bewunderung: „Recht hübsch, lieber Strantz, aber es schmutzt sehr leicht.“

Zwei Schwüre auf Hohbarr.*

Deß' Lob aus Dichters Munde so oft und laut erklang,
Du burgenreicher Wasgau, Dir töne heut mein Sang!
Von einer Veste sing' ich, an steilem Bergesrand,
Wo Deine blaue Kette sich ostwärts senkt in's Land.

In stolzem Glanze prangte Hohbarr in alter Zeit,
Das künden seine Trümmer dem Wandersmann noch heut;
Es sah in seinen Mauern der üpp'gen Feste Pracht,
Der Zecher wüstes Lärmen in mancher lust'gen Nacht.

Fürwahr, wer sind die Herren bei'm edlen Rebensaft,
Mit weinerglühtem Antlitz? Ist's eine Brüderschaft
Von Kriegern, die im Felde so reichen Preis gewann?
Sind's ritterliche Räuber, ein Graus dem Wandersmann?

O nein, zwar sind es Krieger, doch nicht im Waffenkleid;
In Kutte und Kapuze, so ziehen sie zum Streit.
Ihr Schild der Masse Thorheit, ihr Feind des Menschen Geist,
Ihr Banner ist die Lüge, entfaltet oft und dreist.

Von Fürstenberg Herr Egon tagt hier so manches Jahr,
Der würd'ge Bischof Straßburgs mit seiner Priester Schaar;
Zu dieser Veste pilgert die heil'ge „Brüderschaft“,
So oft vom vielen Fluchen die Zungen sind erschlafft.

Man sieht auf hohem Söller die trunk'nen Zecher stehn,
Mit weingetrübtem Blicke in's reiche Elsaß sehn,
Wo aus der weiten Fläche, leicht sichtbar rings, hervor
Erwin's erhabnes Münster zum Himmel ragt empor.

Und eben sinkt im Westen die Sonn' in Purpurgluth,
Da hebt sein Glas der Bischof in trunk'nem Uebermuth:
„Ihr Herr'n, bei dieser Sonne, die über Frankreich sinkt,
„Bei Straßburgs hehrem Dome, deß' Thurm uns Grüße winkt:

„Bald soll auf seiner Spitze die weiße Fahne weh'n
„Und an dem Hochaltare der große Ludwig steh'n.
„Bald soll das schöne Elsaß in seinen Händen sein
„Und Galliens Grenze bilden dort hinten weit der Rhein.“

Er hat den Schwur erfüllet, der wortgetreue Mann –
Bald stand die freie Reichsstadt in des Despoten Bann;
Bald konnt' am Hochaltare der Herrscher Frankreichs steh'n,
Des christlichsten Monarchen Panier vom Thurme weh'n.

Zweihundert Jahre rauschten dahin im Strom der Zeit –
In Trümmer ist zerfallen des Baues Herrlichkeit;
Allein ein klarer Morgen im Wonnemonat Mai
Bringt wieder frohe Gäste zum alten Schloß herbei.

Auch dies sind wackre Krieger, doch friedlich ist ihr Streit;
Die Wissenschaft ihr Schlachtfeld, so herrlich und so weit,
Ihr Feind der Masse Thorheit, ihr Schwert des Menschen Geist,
Ihr Banner ist die Wahrheit, verkündet laut und dreist.

Man sieht die Musensöhne auf hohem Felsen steh'n,
Mit stolzem, freud'gem Blicke in's reiche Elsaß seh'n,
Wo aus der weiten Fläche, leicht sichtbar rings, hervor
Erwin's erhab'nes Münster zum Himmel ragt empor.

Und wieder sinkt im Westen die Sonn' in Purpurgluth –
Sie heben ihre Gläser in frohem Jugendmuth:
„Ein Hoch dem deutschen Elsaß, das wir mit starker Hand
„In blut'gem Streit erkämpften dem theuren Vaterland!

„Und gilt's, nochmals zu streiten für Dich mit Gut und Blut,
„Wir zieh'n zum zweiten Male hinaus in frischem Muth!
„In deutschen Volkes Namen sei Dir der Schwur geweiht:
„Deutsch bist und sollst Du bleiben in alle Ewigkeit!“

Straßburg.

N. M.

* Zur Erläuterung diene, daß das alte Schloß Hohbarr bei Zabern im Elsaß vor zweihundert Jahren der Schauplatz der wüsten Gelage des Bischofs von Fürstenberg, des Verräthers Straßburgs, mit seiner sogenannten „Brüderschaft“ war. Hierher eilte er mit seinen Genossen, um in Sicherheit wüste Gelage und Trink-Orgien feiern zu können. Deutsche Studenten aus Straßburg waren es, die im letzten Maimonate in ihrer Weise ein Fest feierten, welches mit dem in dem Gedichte erwähnten Schwure schloß.

Kleiner Briefkasten.

E. S. Die Bestattungsweise des Fürsten Pückler-Muskau ist aus Gründen, deren Mittheilung sich der Veröffentlichung entzieht, niemals zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Wir haben einige Mühe gehabt, Ihren Wunsch nach näherer Kenntniß dieser „Auflösung mit chemischen Hülfsmitteln“ zu befriedigen. Jetzt ist aus einer, wie wir glauben, zuverlässigen Quelle in Erfahrung gebracht worden, daß man sich damals der Schwefelsäure bedient hat. Mit dieser vermag man allerdings einen menschlichen oder thierischen Körper vollständig zu zerstören und in einen gleichmäßigen Brei zu verwandeln. Die Umständlichkeit und der hohe Preis des Verfahrens lassen es jedoch nicht zur allgemeinen Verwendung empfehlen, während die Feuerbestattung sich gerade durch Schnelligkeit und Billigkeit auszeichnet.

C. St. und W. W. in Stargard i. P. Ein photographisches Portrait des verstorbenen Professor Bock können Sie durch jede Leipziger Buchhandlung beziehen.

Hoffnungslos. Sie sind durchaus nicht hoffnungslos. Ihr Leiden ist nicht gefährlich. Lesen Sie keine meist von Beutelschneidern über diese Leiden verfaßte Schriften, sondern suchen Sie Zerstreuung! Consultiren Sie einen tüchtigen Arzt!

An die „Elsässerin“. Wenn Sie der Meinung sind, Friedrich Friedrich habe in seinem Artikel über die letzten Tage Fritz Reuter's (Gartenlaube Nr. 31) zwischen dem Tode des Dichters und dem gleichzeitigen Hinwelken seiner Garten-Eiche ein ursächliches Verhältniß zu finden gemeint, so müssen wir diese irrthümliche Auffassung dahin berichtigen, daß der Verfasser jenes thatsächliche Ereigniß nur als einen sonderbaren, aber immerhin höchst poetischen Zufall hinstellen wollte. Die Absicht, das Vorkommniß zu einem Wunder zu stempeln, kann, wie Jeder unserer Leser wissen wird, in der Tendenz der Gartenlaube weder gesucht noch gefunden werden. Die Eiche ist übrigens seit jenen Tagen vollständig vertrocknet.

C. K. in Z. Wie man ohne Brenneisen einen Krauskopf bekommt? Wickeln Sie jeden Abend Ihre Haare – und Ihre Eitelkeit wird befriedigt sein, edler Adonis.

B. Gerade an einen Arzt, aber an keinen Pfuscher, der sich öffentlich anpreist, wenden Sie sich Ihrer Tochter wegen!

W. Z. Lr. in Schw. Fritz Reuter's Portrait finden Sie in der Gartenlaube Nr. 37 des Jahrgangs 1861.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 35. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Wir grüßen Euch, Ihr Todten!

(Zur Sedan-Feier.)

Wenn der Frühling kommt gegangen
Bluthenreich vom Süden her,
Nah'n die Sänger auch, die lieben,
Die der Herbst uns fortgetrieben
In die Fremde — über's Meer.

Nach der Heimath zieh'n sie wieder,
Hin nach Deutschland, froh geschaart;
Aber fern im fränk'schen Lande,
Am Loire- und Seine-Strande,
Rasten sie von langer Fahrt.

Ihre ersten Lieder singen
Sie an deutschen Gräbern dort.
Und der Heimath Stimme dringet,
Und ihr trautes Lied erklinget
In der Schläfer stillem Ort.

Und wenn nach des Sommers Freuden
Sie in neu verjüngter Schaar
Nach dem Süden müssen wieder,
Thun sie sich noch einmal nieder
An der Seine und Loire.

Dort, wo im Franzosenlande
Ruht manch' Herz, manch' deutsch' Gemüth,
Wo auf theurer Gräber Höhen
Nur des Feldes Blumen stehen,
Singen sie ihr letztes Lied.

Wo im Walde die „Vermißten“
Schlafen heimlich unerfragt,
Wird es laut von Vogelkehlen,
Die den Schläfern treu erzählen,
Wie daheim die Liebe klagt. —

Laßt sie schlafen! Ob den Todten
Keinen Kranz die Fremde flicht:
Alle Jahre wird mit süßen
Liedern sie die Heimath grüßen,
Und die Heimath stirbt ja nicht.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte, Eleonore, wir wären in der Villa Fiorina geblieben und hätten die Uebersiedlung hierher unterlassen,“ sagte der Consul Erlau, indem er vor seiner Pflegetochter stehen blieb, die er bei seinem unvermutheten Eintritte in ihr Zimmer in Thränen überrascht hatte. „Ich sehe, daß ich Dir doch damit allzuviel zugemuthet habe.“

Die junge Frau hatte rasch die Spuren des Weinens vertilgt und lächelte jetzt mit einer Ruhe, die einen Fremden wohl hätte täuschen können.

„Ich bitte Dich, lieber Onkel, quäle Dich doch nicht mit Besorgnissen meinetwegen! Wir sind Deinetwillen hier, und wir wollen Gott danken, wenn Deine Genesung, die im Süden so vielversprechend begann, sich hier vollendet.“

„Ich wollte aber doch, Doctor Conti säße an jedem andern Orte der Welt,“ versetzte der Consul ärgerlich, „nur nicht gerade in der Stadt, die wir um jeden Preis vermeiden wollten, und wo ich mich nun nothgedrungen seiner Behandlung unterwerfen muß. Armes Kind, ich wußte, daß Du mir ein Opfer brachtest mit dieser Reise; wie groß es ist, das lerne ich erst jetzt einsehen.“

„Es ist kein Opfer, wenigstens jetzt nicht mehr,“ sagte Ella fest. „Ich fürchtete nur die Möglichkeit einer ersten Begegnung. Nun ist diese überwunden und das Uebrige mit ihr.“

Erlau prüfte forschend und etwas argwöhnisch ihre Züge „So! Warum hast Du denn geweint?“

„Onkel, man ist nicht immer Herr seiner Stimmung. Ich war eben niedergeschlagen.“

„Eleonore!“ Der Consul setzte sich neben sie und nahm ihre Hand in die seinige. „Du weißt, ich habe es nie verwinden können, daß jenes unselige Verhältniß gerade in meinem Hause seinen Anfang nahm, und es war meine einzige Genugthuung, daß dieses Haus Dir später eine Heimath bieten konnte. Ich hoffte, jetzt, wo Jahre dazwischen liegen, wo in Dir und um Dich nicht mehr als Alles sich geändert hat, würdest Du die einst empfangene Kränkung verschmerzt haben, und statt dessen muß ich sehen, daß sie unvermindert und unvergessen fortbrennt, daß alle alten Wunden wieder aufgerissen werden, daß Du —“

„Du irrst,“ unterbrach ihn die junge Frau hastig, „Du irrst gewiß. Ich — bin längst zu Ende mit der Vergangenheit.“

Erlau schüttelte ungläubig den Kopf. „Als ob Du es je zeigen würdest, wenn Du leidest! Ich weiß am besten, welch eine Verschlossenheit und Selbstbeherrschung unter diesen blonden Flechten steckt. Du hast mir oft mehr davon gezeigt, als Du vor Deinem zweiten Vater verantworten konntest, aber er sieht doch schärfer und tiefer als die Anderen, und ich sage Dir,

Eleonore, Du bist nicht wieder zu erkennen, seit jenem Tage, wo dieser — Rinaldo, ungeachtet aller Abweisungen, doch schließlich eine Unterredung mit Dir ertrotzte. Was eigentlich zwischen Euch Beiden vorgegangen ist, das weiß ich bis heute noch nicht; es hat schon Mühe genug gekostet, Dir das Geständniß zu entreißen, daß er überhaupt bei Dir war. Du bist nun einmal völlig unzugänglich in solchen Dingen, aber leugne es wie Du willst, seit der Stunde bist Du eine Andere geworden."

„Es fiel durchaus nichts vor," beharrte Ella, „nichts von Bedeutung. Er verlangte das Kind zu sehen, und ich verweigerte es ihm."

„Und wer steht Dir dafür, daß er den Versuch nicht wiederholt?"

„Reinhold? Da kennst Du ihn nicht! Ich habe ihn von meiner Schwelle gewiesen; jetzt betritt er sie sicher nicht zum zweiten Male. Er kannte von jeher Alles, nur das Eine nicht, sich zu demüthigen."

„Wenigstens hatte er Tact genug, Mirando so bald wie möglich zu verlassen," sagte Erlau. „Diese Nähe wäre auch auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen. Aber viel nützte uns seine Entfernung auch nicht, denn nun tauchte Marchese Tortoni auf, der Dir so ununterbrochen von seinem Freunde vorschwärmte, daß ich mich endlich genöthigt sah, ihm einen Wink zu geben, daß dieses Thema sich bei uns auch nicht der geringsten Sympathie erfreue."

„Vielleicht thatest Du das zu deutlich," warf Ella leise ein. „Er hatte ja keine Ahnung davon, was er mit diesem Punkte berührte, und Deine schroffe Ablehnung desselben muß ihm nothwendig aufgefallen sein."

„Meinetwegen! So soll er sich von seinem vielbewunderten Freunde den Commentar dazu geben lassen. Sollte ich es vielleicht dulden, daß Du eine stundenlange Verherrlichung Signor Rinaldo's aushieltest? Freilich, hier sind wir nicht viel besser daran. Man kann ja keine Zeitung in die Hand nehmen, keinen Besuch empfangen, kein Gespräch führen, ohne auf diesen Namen zu stoßen; das dritte Wort ist Rinaldo. Er scheint es der ganzen Stadt angethan zu haben mit seinen Tönen und mit seiner neuen Oper, die man hier als eine Art Weltereigniß zu betrachten scheint. Armes Kind! und zu dem Allen mußt Du still halten, mußt es mit ansehen, wie dieser Mann in Siegen und Triumphen förmlich schwelgt, wie er den Gipfel des Glückes erstiegen hat und sich unangefochten dort behauptet."

Die junge Frau stützte den Kopf in die Hand, so daß diese ihr Gesicht beschattete.

„Vielleicht täuschest Du Dich doch. Er mag berühmt und gefeiert sein wie kein Anderer, glücklich — ist er nicht."

„Das freut mich," sagte der Consul heftig, „das freut mich ganz außerordentlich. Es gäbe auch kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr in der Welt, wenn er es wäre. Und daß er Dich gesehen hat, so wie Du Dich jetzt zeigst, trägt hoffentlich auch nicht sehr zu seinem Glücke bei."

Er war bei den letzten Worten aufgestanden und ging mit der alten Lebhaftigkeit im Zimmer auf und nieder. Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, das Ella endlich unterbrach.

„Ich habe eine Bitte an Dich, lieber Onkel. Willst Du sie mir erfüllen?"

Erlau blieb stehen. „Gern, mein Kind. Du weißt, daß ich Dir so leicht nichts abschlage. Was wünschest Du?"

Ella hatte den Blick auf den Boden geheftet, und sie blickte auch nicht auf während des Sprechens.

„Es heißt, daß Rein— daß Rinaldo's neuestes Werk übermorgen in Scene gehen soll."

„Ja wohl, und dann wird es vollends nicht mehr auszuhalten sein mit der Vergötterung," grollte Erlau. „Du wünschest dem ersten Lärm darüber zu entgehen? Ich begreife das vollkommen; wir wollen auf acht oder vierzehn Tage in das Gebirge fahren. So lange muß Doctor Conti mir Urlaub geben."

„Im Gegentheil! Ich wollte Dich bitten — mit mir die Oper zu besuchen."

Der Consul blickte sie mit der Miene äußerster Befremdung an. „Wie, Eleonore? Ich habe wohl nicht recht gehört? Du willst an dem Tage in das Theater, das Du bisher entschieden geflohen hast, sobald der Name Rinaldo damit in Verbindung stand?"

Trotz der beschattenden Hand sah man es deutlich, wie die tiefe Röthe, die das Antlitz der jungen Frau färbte, bis zu den Schläfen emporstieg, als sie kaum hörbar erwiderte:

„Ich habe es nie gewagt, das Opernhaus daheim zu betreten, wenn s e i n e Töne es beherrschten. War es mir doch immer, als müßten sich aller Augen auf mich richten und mich suchen, selbst im dunkelsten Hintergrunde unserer Loge. In Deinen Salons und in denen unserer Gesellschaftskreise hörte ich selten oder nie jene Compositionen. Man vermied sie, sobald ich zugegen war; man kannte ja das Geschehene und suchte mich in jeder Weise zu schonen. Ich habe es nie versucht, diesen Kreis schonender Rücksicht zu durchbrechen, den Ihr Alle um mich gezogen hattet, vielleicht war ich zu feig dazu, vielleicht auch verbittert. Jetzt," sie erhob sich plötzlich mit einer heftigen Bewegung und ihre Stimme gewann volle Festigkeit, „jetzt habe ich Reinhold wieder gesehen; jetzt will ich ihn auch in seinen Werken kennen lernen — ihn und s i e."

Erlau blieb bei seinem Staunen; die Sache überraschte ihn augenscheinlich auf's Höchste, aber man sah es deutlich, daß er nicht gewohnt war, seinem Lieblinge irgend etwas zu versagen, selbst wenn es ihm bedenklich erschien. Für den Augenblick jedoch wurde er einer directen Zusage enthoben, denn der Diener trat ein mit der Meldung, daß Doctor Conti soeben vorgefahren sei, und daß auch Herr Capitain Almbach sich im Empfangszimmer befinde.

„Dieser Capitain ist doch von einer beneidenswerthen Unbefangenheit," sagte der Consul. „Trotz allem, was zwischen Dir und seinem Bruder geschehen ist, macht er nach wie vor ganz ruhig sein Verwandtenrecht geltend, als wäre nicht das Geringste vorgefallen. Das kann auf der ganzen Welt auch nur Hugo Almbach fertig bekommen."

„Siehst Du seine Besuche nicht gern?" fragte Ella.

„Ich?" Erlau lächelte. „Kind, Du weißt ja, daß er mich gerade so vollständig erobert hat, wie Jeden, den zu erobern er sich überhaupt vornimmt, vielleicht einzig meine Eleonore ausgenommen, vor der er einen ganz unglaublichen Respect zu hegen scheint."

Damit nahm er den Arm seiner Pflegetochter und führte sie hinüber in das Empfangszimmer. Der ärztliche Besuch war nicht von langer Dauer und auch Hugo verließ nach einer halben Stunde bereits wieder das Erlau'sche Haus, das er allerdings öfter zu besuchen pflegte. Ob Reinhold davon wußte, ließ sich nicht entscheiden, jedenfalls vermuthete er es, aber es schien ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen den Brüdern zu sein, diesen Punkt nicht zu berühren. Es war nicht die Art des Capitains, sich in ein Vertrauen zu drängen, das ihm so hartnäckig und fortdauernd versagt wurde, und so folgte er denn dem Beispiele Reinhold's, der über die Begegnung in der Locanda ein vollständiges Schweigen beobachtete, und den Namen seiner Frau und seines Kindes nicht mehr nannte, seit er wußte, daß sie sich in seiner Nähe befanden. Was sich eigentlich hinter dieser undurchdringlichen Verschlossenheit barg, das vermochte auch Hugo nicht zu enträthseln, aber er war überzeugt, daß es nicht der Gleichgültigkeit entstammte.

Der Capitain hatte die Wohnung seines Bruders erreicht und betrat jetzt sein eigenes Zimmer, wo er Jonas vorfand, der auf ihn zu warten schien. In dem Wesen des Matrosen lag heute entschieden etwas Ungewöhnliches; sein sonstiges Phlegma war einer gewissen Unruhe gewichen, mit der er wartete, bis sein Herr Hut und Handschuhe abgelegt und sich niedergelassen hatte. Kaum war dies geschehen, so kam er herbei und pflanzte sich dicht vor dem Stuhle des Capitains auf.

„Was giebt es denn, Jonas?" fragte dieser, aufmerksam werdend. „Du stehst ja da, als beabsichtigtest Du eine Rede zu halten."

„Das will ich auch," bestätigte Jonas, indem er sich halb feierlich, halb verlegen in volle Positur setzte.

„So? Das ist mir neu. Ich war bisher der Meinung, Du würdest eine äußerst schätzbare Acquisition für ein Trappistenkloster abgeben. Wenn aber angesichts all der classischen Erinnerungen hier der Rednergeist auch über Dich gekommen ist, so soll es mich freuen. Also beginne! Ich höre zu."

„Herr Capitain —“ Der Rednergeist des Matrosen schien doch nicht hinreichend entwickelt zu sein, denn über diese beiden Worte kam er vorläufig nicht hinaus, und anstatt fortzufahren, blickte er so beharrlich und angestrengt auf den Fußboden nieder, als wolle er die Mosaiksteine desselben zählen.

„Höre Jonas, Du bist mir verdächtig,“ sagte Hugo nachdrücklich, „sehr verdächtig schon seit länger als acht Tagen. Du brummst nicht mehr; Du wirfst der Padrona und ihren Mägden nicht mehr wüthende Blicke zu; Du legst bisweilen Dein Gesicht in Falten, die man mit einiger Phantasie für den ersten schwachen Versuch eines Lächelns halten könnte — ich wiederhole Dir, daß das höchst bedenkliche Symptome sind, und daß ich mich auf Schreckliches gefaßt mache.“

Jonas schien gleichfalls einzusehen, daß er sich etwas klarer äußern müsse. Er nahm einen energischen Anlauf dazu und brachte wirklich einen halben Satz zu Stande. „Herr Capitain, es giebt Menschen —“

„Eine ganz unbestreitbare Thatsache, die ich nicht entfernt anzugreifen beabsichtige. Also ‚es giebt Menschen —‘ nun weiter.“

„Die die Frauenzimmer leiden mögen,“ fuhr Jonas fort.

„Und andere, die sie nicht leiden mögen,“ ergänzte der Capitain, als eine zweite Pause eintrat. „Gleichfalls ein unleugbares Factum, zu dem Capitain Hugo Almbach und Matrose Wilhelm Jonas von der Ellida die redenden Beispiele liefern.“

„Das wollte ich eigentlich nicht sagen,“ versetzte der Matrose, den diese eigenmächtige Fortsetzung seiner augenscheinlich einstudirten Rede ganz aus dem Concepte brachte. „Ich meinte nur, es giebt Menschen, die sich den Frauenzimmern gegenüber wer weiß wie schlimm anstellen, und es doch im Grunde gar nicht sind, weil sie sich nichts aus ihnen machen.“

„Ich glaube, das läuft auf eine höchst schmeichelhafte Illustration meiner eigenen Persönlichkeit hinaus,“ bemerkte Hugo. „Jetzt aber sage mir um Gotteswillen, was bezweckst Du eigentlich mit all diesen Vorreden?“

Jonas holte einige Male tief Athem; die nächsten Worte schienen ihm entsetzlich schwer zu werden. Endlich sagte er stockend:

„Herr Capitain, ich weiß ja doch am besten, wie Sie eigentlich sind, und — und — ich kenne ein junges Frauenzimmer —“

Um die Lippen des Capitains zuckte es wie mühsam unterdrücktes Lachen, aber er zwang sich, ernsthaft zu bleiben.

„Wirklich!“ sagte er kaltblütig. „Das ist bei Dir allerdings ein höchst merkwürdiges Ereigniß.“

„Und ich bringe sie Ihnen,“ fuhr Jonas fort.

Jetzt begann der Capitain überlaut zu lachen. „Jonas, ich glaube, Du bist nicht gescheit. Was zum Kukuk soll ich denn mit diesem jungen Frauenzimmer anfangen? Soll ich sie heirathen?“

„Sie sollen gar nichts mit ihr anfangen,“ erklärte der Matrose mit gekränkter Miene, „Sie sollen sie blos ansehen.“

„Ein sehr bescheidenes Vergnügen,“ spottete Hugo. „Wer ist denn eigentlich die betreffende Donna, und welche Nothwendigkeit bedingt dieses ‚Ansehen‘ meinerseits?“

„Es ist die kleine Annunziata, das Kammermädchen der Signora Biancona,“ berichtete Jonas, der jetzt endlich etwas in Redefluß kam. „Ein armes blutjunges Ding, ohne Vater und Mutter. Sie ist erst seit ein paar Monaten bei der Signora, und es ging ihr ja soweit auch gut, aber da ist ein Mensch,“ der Matrose ballte im vollen Ingrimme die Fäuste, „Gianelli heißt er und ist Capellmeister; der geht dem armen kleinen Dinge auf Schritt und Tritt nach und läßt sie nicht in Ruhe. Sie hat ihn einmal derb abgefertigt, und dafür hat er sie bei der Signora verklascht, und Signora ist seit der Zeit so unfreundlich und heftig zu ihr, daß sie es nicht mehr aushalten kann. In dem Hause sieht sie überhaupt nicht viel Gutes, und deshalb soll sie fort und muß sie fort, und ich leide es nicht, daß sie länger da bleibt.“

„Du scheinst ja über diese kleine Annunziata sehr genau unterrichtet zu sein,“ bemerkte Hugo trocken. „Sie ist doch Italienerin; hast Du all diese Details auf pantomimischem Wege erfahren?“

Der Diener der Signora hat uns dann und wann ausgeholfen, wenn wir gar nicht fertig werden konnten,“ gestand Jonas ganz treuherzig. „Aber der spricht ein schauderhaftes Deutsch, und ich mag es auch nicht, daß er seine Nase in Alles steckt. Sie soll ohnedies fort von der ganzen Sippschaft; sie muß absolut in ein deutsches Haus.“

„Wegen der Moral,“ ergänzte Hugo.

„Ja, und dann auch wegen des Deutschlernens. Sie spricht ja kein einziges Wort Deutsch, und es ist ein wahrer Jammer, wenn man sich so gar nicht versteht. Da habe ich denn gedacht — Sie gehen ja so oft zu dem Consul Erlau, Herr Capitain; die junge Frau Erlau könnte vielleicht ein Kammermädchen gebrauchen, und in solch einem reichen Haushalte kommt es ja gar nicht auf eine Person mehr oder weniger an —, wenn Sie ein gutes Wort für die Annunziata einlegten —“ er stockte und blickte seinen Herrn bittend an.

„Ich werde mit der Dame sprechen,“ sagte der Capitain, „und jedenfalls ist es besser, Du stellst Deinen Schützling erst dort vor, sobald ich eine bestimmte Zusage habe; ich werde ihn mir dann gleichfalls ansehen. Aber noch Eines, Jonas“ — er nahm eine feierliche Miene an — „ich setze voraus, daß Dich bei der ganzen Sache nichts weiter leitet, als nur das Mitleid mit dem armen verfolgten Kinde.“

„Nur das reine Mitleid, Herr Capitain,“ versicherte der Matrose mit einer so treuherzigen Offenheit, daß Hugo sich auf die Lippen biß, um nicht in ein erneutes Gelächter auszubrechen.

„Ich glaube wahrhaftig, er ist im Stande, sich das selbst einzubilden,“ murmelte er und setzte dann laut hinzu: „Es ist mir lieb, das zu hören. Ich war im Voraus überzeugt davon, denn nicht wahr, Jonas, wir heirathen nie?“

„Nein, Herr Capitain,“ antwortete der Matrose, aber die Antwort kam etwas kleinlaut heraus.

„Weil wir uns aus den Frauenzimmern gar nichts machen,“ fuhr Hugo mit unerschütterlichem Ernste fort. „Denn weiter als bis zum Mitleide und zur Dankbarkeit geht die Geschichte doch nie, dann segeln wir davon, und sie haben das Nachsehen.“

Diesmal gab der Matrose gar keine Antwort, aber er blickte seinen Herrn äußerst betroffen an.

„Und es ist auch ein wahres Glück, daß es so ist,“ schloß der Capitain mit vollem Nachdrucke. „Frauenzimmer auf unserer ‚Ellida‘! Gott bewahre uns davor!“

Damit ließ er ihn stehen und ging aus dem Zimmer. Jonas schaute ihm mit einer Miene nach, von der sich schwer entscheiden ließ, ob sie mehr verdutzt oder mehr trübselig war, endlich aber schien die letztere Empfindung vorzuherrschen, denn er ließ den Kopf hängen und stieß einen Seufzer aus, als er halblaut sagte:

„Ja freilich, sie ist auch ein Frauenzimmer — leider Gottes!“ —

Hugo war hinübergegangen in das Arbeitszimmer seines Bruders, den er allein fand. Der Flügel stand offen, Reinhold selbst aber lag auf dem Ruhebette ausgestreckt, den Kopf tief in die Kissen zurückgeworfen. Das Antlitz mit den halbgeschlossenen Augen und die hohe Stirn mit den dunkeln Haaren, die darüber hinfielen, sahen erschreckend bleich aus. Es war eine Stellung, nicht der Ruhe, sondern der grenzenlosesten Ermüdung und Erschöpfung, und er veränderte sie kaum beim Erscheinen seines Bruders.

„Reinhold, das ist doch wirklich unverantwortlich von Dir,“ sagte dieser herantretend. „Die halbe Stadt hast Du in Aufruhr gebracht mit Deiner Oper; im Theater geht es drunter und drüber; im Publicum kämpft man förmlich um die Billets. Eccellenza der Intendant weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht, und Donna Beatrice ist in einer geradezu nervösen Aufregung. Und Du, der eigentliche Anstifter all' dieses Unheils, träumst hier im dolce far niente, als ob es weder Oper noch Publicum noch sonst etwas auf der Welt gäbe.“

Reinhold wandte mit einer matten, gleichgültigen Bewegung den Kopf nach dem Eintretenden; man sah es seinem Gesichte an, daß sein Träumen eher alles Andere, nur nicht süß gewesen war.

„Du warst in der Probe?“ fragte er. „Hast Du Cesario gesehen?“

„Den Marchese? Allerdings, obgleich er so wenig in der Probe war wie ich. Er zog es diesmal vor, selbst eine Vorstellung in der höheren Reitkunst zu geben; ich habe seiner Bravour die höchste Bewunderung gezollt.“

„Cesario? Wie so?“

„Nun, er ritt nicht weniger als drei Mal dieselbe Straße auf und nieder und ließ regelmäßig unter einem gewissen Balcon sein Pferd so unsinnig courbettiren, daß jeden Augenblick ein Unglück zu befürchten stand. Er wird sich den Hals brechen und seinem schönen Thiere dazu, wenn er das öfter probirt. Leider war diesmal meine ihm wohl nicht sehr wünschenswerthe Physiognomie die einzige, die er am Fenster erblickte.“

Der offenbar gereizte Ton dieser Worte machte Reinhold aufmerksam — er richtete sich zur Hälfte empor.

„An welchem Fenster?“

Hugo biß sich auf die Lippen; er hatte in seinem Aerger ganz vergessen, zu wem er sprach. Der Bruder bemerkte sein Zögern.

„Meintest Du vielleicht das Erlau'sche Haus?“ fragte er rasch. „Mir scheint, Du besuchst es ziemlich oft.“

„Wenigstens bisweilen,“ war die ruhige Entgegnung des Capitains. „Du weißt ja, ich habe dort von jeher den Vorzug der Neutralität genossen, selbst damals, als der Streit im Hause des Onkels am heftigsten entbrannt war. Ich habe diesen alten Vorzug auch hier geltend gemacht, und er wird stillschweigend von beiden Parteien anerkannt.“

Reinhold hatte sich vollends erhoben, aber die Abspannung war gänzlich aus seinen Zügen gewichen, statt dessen stand ein Ausdruck finsteren Forschens dort, als er sagte:

„Also Cesario hat gleichfalls Zutritt im Erlau'schen Hause? Freilich, Du stelltest ihn ja selbst vor.“

„Ja, ich war so — albern,“ fuhr der Capitain im vollsten Aerger heraus, „und etwas ganz Allerliebstes scheine ich damit angerichtet zu haben. Kaum hatten wir Mirando verlassen, als Don Cesario, der ‚sich nicht entschließen kann, seine Freiheit zu opfern‘, der an der einzigen Dame der Nachbarschaft vorüberreitet, ohne sie sich auch nur anzusehen, nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich auf Grund jener Vorstellung in der Villa Fiorina angenehm zu machen, und das geschah, wie mir der Consul ganz offen erklärt, in einer so bescheidenen liebenswürdigen Weise, daß man ihn unmöglich zurückweisen konnte, um so weniger, als mit unserer Entfernung von Mirando der alleinige Grund der Zurückgezogenheit gefallen war. Nun hatte er auch noch das Glück, den Doctor Conti zu entdecken, der irgendwo in der Nähe von S. Villeggiatur hielt, und ihn dem Consul zuzuführen. Die Behandlung des Doctors hat einen Erfolg weit über Erwarten gehabt, und es fehlt nicht viel, so wird Don Cesario in der Familie als eine Art Lebensretter betrachtet, was er auch gehörig auszunutzen weiß. — Traue einer den Weiberfeinden! Sie sind die Allerschlimmsten, davon lieferte mir mein Jonas soeben erst ein redendes Beispiel. Der hat sich für den Augenblick zwar noch eine höchst wunderbare Mitleidstheorie zurecht gemacht, an die er so fest glaubt, wie an das Evangelium, aber nichtsdestoweniger hat es ihn rettungslos gepackt, und der aristokratische Marchese Tortoni ist genau auf demselben Punkte.“

Einem ruhigen Beobachter wäre es schwerlich entgangen, daß sich unter den Spottreden des Capitains, die sonst nur der Uebermuth dictirte, diesmal eine Bitterkeit barg, deren er mit all seinen Spöttereien nicht Herr zu werden vermochte, aber Reinhold war nichts weniger als ruhig. Er hatte zugehört, als wolle er dem Bruder jedes Wort von den Lippen ablesen, und bei der letzten Bemerkung desselben schreckte er wild auf.

„Auf welchem Punkte? Was willst Du damit sagen?“

Hugo trat betroffen einen Schritt zurück. „Mein Gott, Reinhold, wie kannst Du so auffahren! Ich meinte ja nur —“

„Es handelt sich doch um Ella?“ unterbrach ihn Reinhold mit der gleichen Heftigkeit. „Wem anders können denn diese Huldigungen gelten?“

„Allerdings, um Ella,“ sagte der Capitain; es war das erste Mal seit Monaten, daß dieser Name wieder zwischen ihnen ausgesprochen wurde. „Und eben deshalb kann und muß es Dir doch gleichgültig sein.“

So einfach die Bemerkung war, so schien sie Reinhold doch mit ungeahnter Schwere zu treffen. Er durchschritt einige Male hastig das Zimmer und blieb endlich vor seinem Bruder stehen.

„Cesario hat keine Ahnung der Wahrheit,“ sagte er gepreßt. „Er machte im Anfange auch gegen mich einige enthusiastische Bemerkungen; ich mag ihm wohl unwillkürlich verrathen haben, wie sehr sie mich peinigten, denn seitdem berührt er diesen Gegenstand nicht wieder.“

„Erlau scheint ihm einen ähnlichen Wink gegeben zu haben,“ bestätigte Hugo. „Er suchte mich darüber auszuforschen, ob und welche Beziehungen zwischen Dir und jener Familie beständen. Ich wich natürlich aus, aber er scheint durchaus nur eine frühere Feindschaft zwischen Dir und Erlau zu vermuthen.“

Reinhold sah finster vor sich nieder. „Diese Beziehungen werden wohl nicht allzu lange mehr Geheimniß bleiben können. Beatrice kennt sie bereits, und wie ich fürchte, durch eine sehr unlautere Quelle, von der kein Schweigen zu erwarten ist. Jedenfalls wird Cesario sie früher oder später erfahren müssen, nach dem, was Du mir soeben entdeckt hast. Er ist Schwärmer genug, so etwas ernst zu nehmen und sich mit ganzer Seele in eine hoffnungslose Leidenschaft zu vertiefen.“

Der Capitain lehnte mit verschränkten Armen am Flügel, auf seinem Antlitze lag eine leichte Blässe, und auch die Stimme verrieth ein leises Beben, als er erwiderte:

„Wer sagt Dir denn, daß sie hoffnungslos ist?“

„Hugo, das ist eine Beleidigung,“ brauste Reinhold auf. „Vergißt Du, daß Eleonore mein Weib ist?“

„Sie war es,“ sagte der Capitain, das Wort schwer betonend. „Du denkst wohl so wenig mehr daran, jetzt noch Rechte geltend zu machen, wie sie geneigt wäre, Dir dieselben zu gewähren.“

Reinhold verstummte. Er wußte am besten, mit welcher Entschiedenheit ihm auch der geringste Schein eines Rechtes versagt worden war.

„Ihr habt es Beide bei der bloßen Trennung bewenden lassen,“ fuhr Hugo fort, „ohne die gerichtliche Scheidung nachzusuchen. Du bedurftest ihrer nicht, und was Ella davon zurückhielt, begreife ich nur zu gut. In solchem Falle mußten endgültige Bestimmungen über den Verbleib des Kindes getroffen werden. Sie wußte, daß Du Deine Vaterrechte nie ganz opfern würdest, und zitterte vor dem Gedanken, Dir den Knaben auch nur zeitweise zu lassen. Dein stillschweigender Verzicht auf ihn war ihr genug; sie entsagte lieber jeder Genugthuung, um nur im ungestörten Besitze ihres Kindes zu bleiben.“

Reinhold stand da, wie vom Blitze getroffen. Die Gluth der Erregung, welche eben noch seine Stirn färbte, verschwand; er war wieder leichenblaß geworden, als er mit unterdrückter Stimme fragte:

„Und das — das, meinst Du, sei der alleinige Grund gewesen?“

„Wie ich Ella kenne, der einzige, der sie verhindern konnte, den Schritt, den Du begonnen hattest, nun auch ihrerseits zu vollenden.“

„Und Du glaubst — daß Cesario Hoffnung hat?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Hugo ernst. „Aber das wissen wir Beide, daß Ella's Freiheit nichts im Wege steht, wenn sie wirklich gesonnen wäre, sie jetzt noch geltend zu machen. Du hast sie verlassen, hast sie jahrelang völlig aufgegeben, und die ganze Welt weiß, weshalb es geschah, und was Dich ihr dauernd fern hielt. Sie hat nicht allein das Gesetz, sondern auch die öffentliche Meinung auf ihrer Seite, und ich fürchte, diese würde Dich zwingen, ihr auch den Knaben zu lassen. Beatrice steht Deinem Vaterrechte zu furchtbar im Wege.“

„Du glaubst, daß Cesario Hoffnung hat?“ wiederholte Reinhold, aber diesmal klangen die Worte dumpf und drohend.

„Ich glaube, daß er sie liebt, leidenschaftlich liebt, und daß er früher oder später eine Werbung versuchen wird. Er wird dann allerdings erfahren, daß die vermeintliche Wittwe die Gattin seines Freundes war und noch jetzt dessen Namen trägt, ich zweifle aber, daß dies irgend einen Einfluß auf ihn übt, da auf Ella nicht der geringste Schatten fällt. Nur Eure Freundschaft dürfte einen unheilbaren Riß erhalten, aber damit ist es ohnedies zu Ende, sobald die Leidenschaft spricht. Bedenke das, Reinhold, und laß Dich zu keiner Unbesonnenheit fortreißen! Du sprengtest Deine Fesseln, um Dich frei zu machen. Du hast damit auch Eleonore frei gemacht — vielleicht für einen Anderen.“

Die Stimme des Capitains sank bei den letzten Worten, und

rasch, als wolle er eine heftige Bewegung unterdrücken oder verbergen, wandte er sich zum Gehen. Wenn ihm auch die Aufregung seines Bruders, den er jetzt allein ließ, nicht entgangen war, so ahnte er doch nicht entfernt, welchen Brand er mit seinen Worten in dessen Inneres warf.

Wenn Reinhold seiner Umgebung in der letzten Zeit fast nur noch Ermüdung und Gleichgültigkeit gezeigt hatte, wenn es waffnete, die es wagte, ihn fühlen zu lassen, daß er sie einst schwer beleidigt hatte, und daß sie diese Beleidigung nun und nimmermehr verzieh. Aber wenn sein Stolz ihn lehrte, der Kälte und Gleichgültigkeit, der Unversöhnlichkeit mit Schroffheit zu begegnen, er hatte es doch nicht hindern können, daß, sobald das Bild seines Kindes vor ihm auftauchte, auch die Gestalt der Mutter an dessen Seite stand. Freilich war es nicht jene Ella

Der Kampf um die Beute.
Originalzeichnung von Guido Hammer.

ihn selbst oft überkam wie ein Gefühl, als sei es nun zu Ende für ihn mit dem Leben und Lieben, diese Stunde bewies, daß es noch in ihm stürmen konnte mit der ganzen wilden Leidenschaftlichkeit, die den jungen Künstler einst den Heimathbanden entrissen hatte, und die Art, wie der Sturm entfesselt ward, verrieth, wenn nicht Anderen, doch ihm selber, was er bisher nicht wissen wollte, und was sich jetzt in schonungsloser Klarheit vor ihm enthüllte. Vor dem heißen Schmerze, der plötzlich in seinem Inneren aufflammte, sanken der Trotz und die Bitterkeit zusammen, mit denen er sich gegen die Frau mehr, die vor wenigen Monaten kaum noch einen Platz in seiner Erinnerung behauptete, sondern die Frau, die ihm einen so unbeugsamen Stolz, einen so energischen Willen und eine niegeahnte Gluth der Empfindung gezeigt, an jenem Abende, wo er zum ersten Male erkannte, was er frevelhaft aufgegeben und was er nun unwiederbringlich verloren hatte. Neben dem blonden Lockenkopfe des Kindes schwebte immer und immer das Antlitz mit den großen tiefblauen Augen, deren Strahl ihn gleichwohl so vernichtend getroffen hatte. Er gestand sich selbst nicht, mit welcher Leidenschaft er an diesem Bilde hing, mit welcher

Sehnsucht er Stunden in diesen Erinnerungen verträumte; er gestand sich auch den Gedanken nicht, der unausgesprochen in seiner Seele lag, daß die Frau, welche noch immer seinen Namen trug, welche die Mutter seines Kindes war, trotz alledem und alledem ihm noch angehörte, und wenn er das Recht auf ihren Besitz verwirkt hatte, so durfte ihr wenigstens kein Anderer nahen.

Und nun mußte er hören, daß ein Anderer bereits die Hand nach dem Preise ausstreckte und Alles daran setzte, ihn zu erringen. Die Worte des Bruders deckten ihm schonungslos den Beweggrund auf, dem allein er es verdankte, daß Ella auf seine Flucht nicht mit dem Scheidungsantrage geantwortet hatte. Nur um des Kindes willen hieß sie noch seine Gattin, nicht weil noch eine Spur von Neigung für ihn in ihrem Inneren lebte. Und wenn sie nun endlich dennoch den einst vermiedenen Schritt that, wenn sie auch ihrerseits die Kette abstreifte, jetzt wo ein Cesario ihr die Hand bot, wer konnte sie hindern, wer durfte die Frau tadeln, die nach Jahren endlich in einer besseren, reineren Liebe Ersatz suchte für den Verrath, den der Gatte an ihr geübt? Die Gefahr lag nicht darin, daß Marchese Tortoni, der, schön, reich und aus einem der edelsten Geschlechter, das Ziel so mancher Bestrebungen war, seine Gemahlin zu einer glänzenden Stellung erheben konnte; das konnte höchstens bei Erlau in Betracht kommen, aber Reinhold wußte, daß Cesario mit seinem edlen und durchaus reinen Charakter, mit seinem glühenden Enthusiasmus für alles Schöne und Ideale, wohl auch das Herz einer Eleonore gewinnen konnte, ja gewinnen mußte, wenn dieses Herz noch frei war, und diese Ueberzeugung raubte ihm jede Fassung. Es hatte einst eine Stunde gegeben, wo die junge Frau verzweiflungsvoll an der Wiege ihres Kindes auf den Knieen lag, mit dem vernichtenden Bewußtsein, daß ihr Gatte in diesem Augenblicke sie, das Kind und die Heimath verließ, um einer Anderen willen — die Stunde rächte sich jetzt an dem, der sie verschuldet, rächte sich in den Worten, die wie mit Flammenschrift vor seiner Seele standen: „Du hast damit auch sie frei gemacht — vielleicht für einen Anderen."

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 40. Eine Hundegeschichte.

In dem Bauergehöfte eines einsamen Haidedorfes hatte ich einen weißen, nur am Kopfe mäusegrau abgezeichneten echten dänischen Hetzhund, an Gestalt und Farbe ein wahres Juwel, ausgegattert. Gleich einem gemeinen Köter hing das edle Thier an der Kette — und die Sehnsucht nach ihm ließ mir keine Ruhe, bis ich den Prächtigen mein eigen nannte. Sicherlich stammte Nimrod — so hieß mein errungener Liebling — noch von den auserlesenen Meuten der jägerlichen Glanzperiode des sächsischen Hofes unter dem Kurfürsten, nachmaligen Könige Friedrich August, ab. Deshalb war es auch mein Erstes, das herrliche Geschöpf nach dem Hauptsitze sächsischer Jägerei, nach Moritzburg, meinem Eldorado, zu geleiten, es dort der „grünen Farbe" vorzuführen, speciell es einen mir besonders werthen Jägersmann, den meinen Lesern schon bekannten Oberförster, früheren Piqueur Probsthain, sehen und beurtheilen zu lassen.

„Ei, ei, Capitalhund, Capitalhund!" war der erste freudige Ausruf des originellen Grünrockes, und, nachdem er die mächtige, unter meiner pflegenden Hand glänzend und schneeweiß gehaltene Dogge von allen Seiten auf's Eingehendste betrachtet hatte, nickte er beifällig und äußerte sich weiter: „Ja, ja, unbedingt ein Nachkomme aus der kostbaren Meute der höchstseligen Königin; hatte lauter weiße, ja nur weiße Exemplare, und mit gerade solcher grauen Abzeichnung wie dieser. Kein Zweifel, kein Zweifel, ein Abkömmling davon, ja, ganz prächtiger Abkömmling davon. Na, müssen doch gleich einmal zusammen 'naus in den Thiergarten, sehen, wie sich der Bursche unter Sauen benimmt. Haben doch festes Zeug bei der Hand? damit das Satansthier beim Anblicke von Wild nicht etwa gar Halsband oder Leine sprengt; denn diese Sorte will gehalten sein. Wäre schöne Geschichte, schöne Geschichte, den Packan etwa auf einen Keiler loszulassen, denn wie der aussieht" — dabei streichelte er den Hund schmunzelnd über den bildschönen Kopf — „der möchte — hol' mich der Teufel! — als Solofänger schon einen recht leidlichen Vorstwisch abwürgen."

Nun prüfte er selber noch auf's Genaueste Halsband und Fangleine und fand Beides gediegen und fest genug, um jede Fährlichkeit ausschließen zu dürfen. In humpeliger Schnelle nahm darauf der alte gichtgeplagte und doch nimmer zu ermüdende Waidmann seinen Eichenstock mit der wuchtigen Augensprosse vom Flintenrechen herunter, um sofort mit mir hinaus nach dem Saugarten zu gehen, dort den Vielbelobten im Freien und unter Wild beobachten zu können. Draußen angekommen, glückte es uns auch recht bald, mehrere Sauen auf einem Bruch am Mittelteiche unter einer Jahrhunderte lang übergehaltenen gewaltigen Eiche die Mast heben zu sehen.

Nachdem ich darauf hin noch erst die Fangleine doppelt durch den Halsriemen meines noch nichts ahnenden Hundes gezogen und sie mir fest um die Faust gewunden, um den so Gefesselten ja in voller Gewalt behalten zu können, richtete ich nun sein Gesicht dem gar nicht sehr fernstehenden Schwarzwild zu, mit Spannung den Erfolg davon erwartend. Doch nur bittere Enttäuschung ward mir, denn so viel Mühe ich mir auch gab, den ganz gemüthlich Dareinschauenden durch Anhetzen in's Feuer zu bringen — er schnappte dabei höchstens nach aufschwirrenden Grashüpfern, gerade wie ein recht miserabler, von Langweile geplagter Bauernspitz. Ja, als ich endlich gar selber, mit dem Hunde an der Leine, gegen die Sauen vorsprang und diese nun vor uns in voller Flucht über den weiten, nassen Bruch trautschten, daß das Wasser nur so umherspritzte, rührte dies den Vielgepriesenen eben so wenig, wie wenn etwa Staare vor ihm aufgeflogen wären — er sandte den Flüchtigen nicht einmal einen verlangenden Blick nach. — Wie ward mir dabei, besonders da mein alter Waidgeselle darüber vor Lachen sich kaum zu fassen wußte und ihm dabei geradezu die Thränen an den wie von braunem Aufschlagstiefelleder überfalteten Wangen in den weiß und fuchsroth melirten starren Schnurrbart herabliefen! Dazu stampfte der so mächtig Erheiterte mit seiner Hirschhornkrücke in den Boden, als wollte er damit ein Loch durch die Erde arbeiten. Hätte ich im Augenblick eine Büchse zur Hand gehabt, sofort hätte ich meinen ausgearteten Hund erschossen — schon aus Aerger über den frohlockenden Jägersmann.

„Na, na," tröstete mich endlich dieser, nachdem er sich mit dem Aermelaufschlag seiner Piqueschе die vor Lachen nassen und blutrothunterlaufenen Augen ausgewischt, „na, na, der Patron ist eben noch nicht dabei gewesen, kann deßhalb erst recht noch ein ganz braver, ja braver Hund werden." —

Beschämt zog ich diesen Tag mit der sich aufdringenden traurigen Ueberzeugung wieder heim, daß der Hund zu Jagdzwecken gänzlich unbrauchbar sei. Und so blieb mir denn nur der Trost, an dem nichtsnutzigen Stattlichen doch wenigstens einen in der That selten schönen Paradehund für die Stadt, wie ein vortreffliches Modell zu meinem Studium zu besitzen. Auch durfte ich dabei seiner vielen anderen guten Eigenschaften nicht vergessen — war das gute Thier ja doch geradezu unwiderstehlich in seiner geselligen Liebenswürdigkeit. Und wie selbstlos hingebend geberdete es sich, hatte es etwa einmal einen Jagdhieb erhalten! Wie wandte da der Bestrafte sein treuherziges Auge so bittend und schmeichelnd dem zornigen Blicke seines Herrn zu, um diesen zu besänftigen! Ja, wie freudig und schnell war dann von Beider Seite Alles vergessen! Wie manchen Schmatz setzte es dann für den eben erst empfangenen Peitschenschlag! Dann verstand es wiederum der darüber unendlich Fröhliche, durch ausgelassene Lust seinen Gebieter zu gleicher Stimmung zu zwingen, während das kluge, ja sinnige Geschöpf, sah es mich wirklich trauern, meinen Kummer gleichsam mit mir theilte und dann sichtlich vermied, durch ungebührliche

Lebhaftigkeit lästig zu fallen. Wohl aber kam er, der Vertrauliche, dann gern dicht an mich heran und steckte mir, wie tröstend, seine naßkalte Nase in die herabhängende Hand. Wahrlich, ein solcher feuchter Kuß von ihm und sein ehrlicher, liebeversichernder Blick dazu bot mir mehr Trost, als mancher menschliche nichtssagende Zuspruch. Darum wuchs unsere gegenseitige Zuneigung aber auch mit jedem Tage, und längst hatte ich deshalb den Mißmuth über seine Jagduntüchtigkeit verwunden -- blieb er mir doch sonst der unentbehrliche liebe Begleiter bei meinen Waldausflügen ohne Büchse, geschahen diese nun zum Studium oder zur bloßen Erholung; immer aber war dann mein getreuer Nimrod bei mir.

So kam es denn eines schönen Tages wieder einmal, daß ich bei duftigfrischem Frühmorgen hinausschweifte in den weiten stillen Friedewald, inmitten dessen, gleich einer Perle, das vielgenannte Jagdschloß Moritzburg aus schilfumsäumten Weihern sich erhebt und wie ein tiefmelancholisch anklingendes Gedicht von vergangener Jägerpracht und -Poesie so eindringlich zu Herzen spricht. Kaum in dem weitestvorgeschobenen Thiergartentheile, „die Oberecke" genannt, angekommen, hörte ich in ziemlicher Nähe von mir einen Schuß fallen. Donnerwetter! wie flog ich bei diesem Tone nach der Seite herum, von woher der scharfe Büchsenknall erdröhnt war und im Augenblicke auch ein leichtes blaues Pulverwölkchen aufstieg!

Schon glaubte ich einen Wilderer zu ertappen und nahm daher vorsichtig passende Deckung wahr, mich an den verdächtigen Ort hinanzuschleichen, wobei ich denn auch wirklich so unbemerkt und nah' an die betreffende Stelle kam, daß ich, auch hier noch hinter Schilfkaupen und dichtem Erlengebüsch vortrefflich geborgen, gerade noch erspähen konnte, wie der Schütze eben mit dem Wiederladen seiner Büchse fertig war und nun vorwärts zu schreiten begann, bis er auf etwa achtzig Schritt hin am Boden zu suchen anfing, jedenfalls auf den Anschuß, hier Schnitthaare und Schweiß zu erspähen.

Längst aber hatte ich in dem Dahinschreitenden, schon an seinem charakteristischen Gange, einen forschen Vertreter der „grünen Farbe", den jetzigen Jagdzeugmeister P., erkannt, den, wie sowohl von seinen Cameraden wie von allen Vorgesetzten anerkannt wurde, tüchtigsten Jäger des ganzen Reviers. Nur um zu sehen, ob es mir wohl möglich sei, diesen so gewiegten Schützen auch weiter unvermerkt anpürschen zu können, hatte ich mich vorläufig noch in meinem Verstecke gehalten, und mein lammfrommer Hund erschwerte mir dies auch nicht. Dann aber schauete ich von meinem Lugaus vorsichtig in's Holz; von hier folgte ich dem inzwischen weitergegangenen, dabei sichtlich auf der Fährte seines wahrscheinlich angeschossenen Wildes eifrig fortsuchenden Waidmanne, wobei es mir auch wirklich gelang, diesem bis auf zwanzig Schritte heranzukommen, als nur leise ein dürres Reis unter meinem Fuße knisterte. Gleich als habe ihn eine Natter gestochen, fuhr hierbei der Beschlichene herum, wobei auch schon der Hahn seiner Büchse knackte. Als er aber in dem Störer mich erkannte, da freute er sich sichtlich darüber und nach biederem Händedruck theilte er mir mit, wie er soeben nach einem Rothspießer, auf den bis spätestens heute Abend die Lieferung laute, geschossen, dieser auch die Kugel habe, indem er brillant gezeichnet und vortrefflich schweiße und also gar nicht mehr weit kommen werde. Dennoch wolle er ihn, sollte er nicht gar schon in vorliegender Dickung verendet sein, krank werden lassen und nachher mit einem neuangekauften Schweißhunde, der auf dem Fasanengarten stehe, auf den Angeschossenen nachsuchen. Dazu aber kam ich ihm eben wie gerufen, indem er den erwähnten Hund holen konnte, während ich an Ort und Stelle zur Aufsicht blieb, damit der Spießer nicht doch noch etwa vorzeitig durch Holzleser — es war gerade „Haidetag" — rege gemacht werde und so wohl gar noch eine langwierige Nachsuche verursache.

Bald war der jugendlich frische Jäger im Waldesdunkel meinem Blicke entschwunden, indessen ich die nur erst kürzlich ausgehordete Schonung, in welcher der Hirsch zu vermuthen war, nach allen Seiten hin fest im Auge behielt. In nicht allzulanger Frist kehrte der rasche Waidmann wieder, den geholten vierbeinigen Jagdgehülfen am Riemen. Unverweilt arbeiteten wir nun mit dem die Fährte von Anschüssen sogleich gut aufnehmenden „Hirschmann" auf dieser fort, bis wir gar bald schon von Weitem, und zwar wider unsere Annahme noch außerhalb der Dickung, nach dem Steingrundteiche zu, unter alten flechtengrauen Fichten den bereits Verendeten liegen sahen. Natürlich ließen wir uns nun ruhig noch vom Hunde hingeleiten, der dann aber auch unter schmeichelndem und belobendem Zuspruch den frischen Schweiß am Ausschuß kosten durfte.

Bei dieser Gelegenheit führte ich denn, ohne eigentlichen Zweck, auch meine gute Hundeseele dicht an den Hirsch heran, aber auch hier blieb der Gemüthliche so ruhig wie vor einer umgestürzten Ofenbank stehen. Nach jägerlichem Brauche nahm ich aber dennoch mit der hohlen Hand etwas von dem dem Hirsche aus dem Geäße entquellenden Lungenschweiße auf und rieb davon meiner sanftmüthigen Schlafmütze in die Nase und auf die nicht eben blutlechzende Zunge. Unwillkürlich aber sog er den Duft des ungewohnten Saftes ein, wie er nicht minder denselben mit lebhaftem Ausdrucke des Wohlschmeckens zu lecken begann. Ja, nachdem er noch unmittelbar selber von dem vergossenen rothen Lebensstrome des Erlegten gekostet, ward er so „genossen" darauf und es ging eine solch auffällige Wandlung mit meinem Nimrod vor, daß ich meine helle Freude daran hatte und ihn nun durch besonderes Zureden erst recht zu weiterem Schweißlecken anregte. Und wie umgewandelt wurde dabei der bisher für Wild so Unempfängliche.

Mit gierigem Auge, weit geöffneten Nasenflügeln und lechzender Zunge gab er sich nun dem ihn wahrhaft berauschenden Genusse hin, und trachtete diesem mit solcher an ihm ungewohnten Hastigkeit nach, daß ich in der That fürchtete, er möchte den Hirsch am Kopfe noch anschneiden; deshalb hob ich ihn, nicht ohne Mühe, davon ab, ließ ihn aber dafür noch einmal an der Schußwunde seine erwachte Blutgier kühlen. Hierbei kam es nun, daß der Schweißhund, der sich dadurch wohl in seinem Rechte gekränkt fühlen mochte, von Eifersucht angestachelt, zu knurren, ja sogar zu beißen anfing. Das war aber das Signal zu einer Scene, die durch meinen Hund verwirklicht zu sehen ich nimmer erwartet hätte.

In pantherhafter Schnelle sprang dieser nämlich im Augenblick auf den kühnen Angreifer ein, und ehe es Einer von uns hindern konnte, hatte der Wüthende auch schon diesen gepackt und schleuderte ihn rücklings gegen den Hirsch. Und nun stürzte er sich wie toll über seinen mannhaft sich wehrenden Gegner und würgte ihn mit furchtbaren Bissen an der Kehle, daß, noch ehe ich zuspringen konnte und den Rasenden an dem borstenausgelaufenen Nacken zu fassen und von seinem Opfer wegzureißen vermochte, er diesem doch schon das starklederne Halsband durch und durch gebissen hatte, daß es gesprengt von ihm abfiel. Die schlimmsten Bisse hatte der Gurt aber doch von dem Unterliegenden abgehalten, weshalb denn, als wir Beide, mein Gefährte und ich, der zornschnaubenden Bestie endlich völlig Herr geworden, sein doch um so viel schwächerer Widerpart immerhin noch glimpflich genug aus dem Kampfe hervorging, ja, freilich durch unseren helfenden Eingriff, die Arena sogar behaupten konnte. Von Stund' an aber war mein Hund ein anderer geworden — die in ihm tiefschlummernde wilde Natur war nach ihrem ersten, wahrhaft dämonischen Ausbruche nicht wieder zu dämpfen, und gern ließ ich ihm gewähren, hatte mich diese jäh aufsprühende Leidenschaft an ihm doch mit erquicklichster Genugthuung und lebendigster Hoffnung erfüllt. Aber auch meinem kernigen Hirschtödter leuchtete die Freude über den ganzen Vorfall aus den Augen, und angeregt von so naturwüchsigem Erlebniß trug mir der Wackere, den ich schon längst in mein Herz geschlossen, getrost an: ihn von heut' an Bruder nennen zu wollen.

Aber nach alter guter Jägersitte sollte der neue Bund besiegelt werden, da ja gerade jetzt alle erforderlichen, nicht so leicht wiederkehrenden Bedingungen dazu vorhanden waren, denn nur in so jagdgerechter Umgebung von Wald, erlegtem Wild und Hunden gebot es der Brauch. Und so tauschten wir denn in Gottes freier, herrlicher Natur, gegenseitig auf dem erlegten Hirsch knieend und uns die Hände reichend, über der edlen Beute den Bruderkuß, dazu aus rechtem, echtem, schlichtem Jägerherzen ein treugemeintes Waidmanns Heil uns einander zujubelnd. — Ob das nicht eine frischere, lustigere und sicher auch weihevollere Art war, ein Freundschaftsbündniß zu schließen, als bei Bier- oder Weinstimmung? Ich wenigstens gedenke noch immer mit Stolz des damals geschlossenen und heute noch in fester Unverbrüchlichkeit bestehenden Gelöbnisses.

So schloß der Tag der Erhebung meines Hundes, die auch bis an seinen Tod eine nachhaltige geblieben, indem der sonst so Harmlose — bei all' seiner auch beibehaltenen Gutmüthigkeit — noch der leidenschaftlichste und geschickteste Saufänger geworden. Und so rechtfertigte das brave Thier doch noch den ersten Ausspruch des nun längst auf himmlischen Etat gesetzten alten Piqueurs: — „ein Capitalhund, ein Capitalhund" — der er ja schließlich in jeder Beziehung war.

Schützenfestliche Charaktere und Typen.

Flüchtige Erinnerungen vom Eidgenössischen Freischießen in St. Gallen.

Es war am letzten Tage des Eidgenössischen Schützenfestes zu St. Gallen. Ich saß nach beendetem Mittagsmahle in der Festhütte und hielt Siesta. Mein Tischnachbar, ein stämmiger Zürcher, hatte mir fleißig zugetrunken, indem er, dem allgemeinen Zuge folgend, dem Festwein alle Ehre zukommen ließ. Begeisterte Hochs wollten kein Ende nehmen: die Weine, die auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden, fielen wie Tropfen auf heiße Steine, denn die Hitze war eine beunruhigende. Dazu kamen die geistigen Genüsse, einestheils im Anschauen des Festtroubles, anderntheils im Anhören der mitunter etwas langen Toaste und Vorträge der Musikcapelle — genug! meine fröhliche, weinselige Stimmung machte einer gewiß entschuldbaren Abgespanntheit Platz.

Mein Nachbar mußte mein verstecktes Gähnen bemerkt haben, denn er wandte sich zu mir mit den Worten: „Wenn es Ihnen angenehm ist, so machen wir einen Gang durch die Halle und ihre Anhängsel. Draußen ist die Luft nicht so drückend wie hier, wo die Temperatur die des menschlichen Blutes erreicht hat. Spazieren wir nach dem schattigen Schießstande, wo es recht einladend knallt! Dort werden Ihre Lebensgeister wach rumort."

Ich war es zufrieden, und wir gingen nach der Schießhütte. Man gewöhnt sich bald an das ohrenbetäubende Knallen und zuckt nach einiger Zeit kaum mehr mit den Lidern, wenn ein Schuß fällt. Die Breite des langen Holzbaues wird durch eine Barriere in zwei Theile getrennt. Die den Scheiben zugekehrte Gangseite ist für die Schützen; es befinden sich dort die Schießstände, in welchen sich Büchsenmacher und Schützen tummeln. Die zweite Abtheilung ist der neugierigen Zuschauermenge eingeräumt, und hier schlenderte ich mit meinem Tischnachbar die Planken entlang.

„Beobachten wir die Schützen bei ihrer Arbeit!", sagte mein Begleiter. „Sehen wir uns die schützenfestlichen Charaktere und Typen im Schießstande an — ich wette, daß es sich der Mühe verlohnt und uns manche originelle Gestalt begegnet. Sehen Sie jenen kleinen schmächtigen Burschen mit dem schwarzen Krauskopf?"

„Sie meinen in Nr. 722?"

„Ja, es stehen vier Schützen im Stande. Sie schießen der Reihe nach. Jetzt kommt der Kleine daran; er scheint ein Student zu sein, vielleicht ein Schüler des Polytechnikums. Paff! da kracht er los. Was traf er? Strecken wir die Hälse, wie es Alle thun, die uns umstehen. Ein Fehlschuß."

Der Student legte seinen Stutzen auf den Brettertisch und machte einem andern Schützen Platz. Nach kurzer Zeit kam wieder die Reihe an ihn. Er schoß abermals fehl.

„Den jungen Mann ‚verließ das Glück', wie Max im Freischütz singt. Und doch besitzt er gegen siebenzig Nummern," sagte ich zu meinem Begleiter.

„Freilich," war die Antwort, „aber er brauchte dazu mehr als fünfhundert Schüsse, wie mir vorhin der Büchsenmacher mittheilte. Ist er fleißig, so kann er's in weitern fünfhundert bis zu hundert Nummern bringen, dann erhält er einen silbernen Becher —"

„Im Werthe von fünfzig Gulden. Das ist ein theurer Becher."

„Was thut's? Der Papa hat Geld; dafür kommt der Name des Söhnleins in alle schweizer Blätter und Blättchen. Der Pokal wird ihn das Dreifache seines Werthes kosten, wenn nicht mehr. Beim ‚Becherverschwellen', wo der Becher meist mit Champagner zu seinem nassen Zwecke geweiht wird, rollen die Napoleons mit märchenhafter Eile davon. Doch gehen wir weiter, und wenden wir uns vom Anfänger zum ausgelernten Schützen. Halt, dort haben wir ihn! Standnummer 110. Ich meine jenes alte Männchen mit der verschnupften Physiognomie, dem kleinen Käppchen auf den noch schwarzen Haaren und dem grauen Lüstrerock mit Messingknöpfen. Es ist ein Schütze vom alten Schlage und aus jener Zeit, da noch der Standstutzen mit seinem haarscharfen Visire und Vergrößerungsglase florirte. Es ist gut, daß jene für praktische Bedürfnisse ganz unbrauchbare Waffe durch den zeitgemäßen Feldstutzen und das Infanteriegewehr ersetzt wurde. Das Männchen ist ein alter Standschütze und, der Sprache nach zu urtheilen, ein Appenzeller aus dem glaubenseinheitlichen Inner-Rhoden. Sehen Sie nur, wie er die vom Büchser gemiethete Waffe von allen Seiten betrachtet! Der Feldstutzen ist ihm eine ungewohnte Waffe, und er scheint ihr nicht recht zu trauen. Wie er ihn bedächtig auf dem linken Arme wiegt, um die Schwere zu prüfen! Und immer spielt jenes boshafte Lächeln um seinen Mund, als sagte er: ‚Wartet nur, Ihr jungen Herren! Ich will Euch zeigen, was Trumpf ist.' Er will beweisen, daß das alte Schützenwesen am Stande trotz seiner possenhaften Schießkunstgriffe nicht verdiente, einfach beseitigt zu werden."

„Sehen Sie, er überläßt das Geschäft des Ladens nicht dem Büchsenmeister, sondern besorgt es selbst."

„Weil er es für das Wichtigste hält," meinte mein Begleiter und schüttelte sich vor Lachen.

„Was murmelt er im Laden vor sich hin?"

„Alle Wetter! Er segnet die Kugel. Jetzt setzt er den Stutzen in die Schulter — er murmelt weiter — nun verstehe ich Einzelnes. . . . Ah, er betet ein Paternoster."

„Ei, mir war schon ganz wolfsschluchtig zu Muthe. Kaspar ruft:

‚Schütze, der im Dunkeln wacht, —
Samiel! — Samiel! — Hab' Acht! —
Steh' mir bei in dieser Nacht,
Bis der Zauber ist vollbracht! —
Salbe mir so Kraut, als Blei,
Segn' es — sieben — neun und drei,
Daß die Kugel tüchtig sei!'"

Der Alte hatte unterdessen das Gewehr angesetzt und beugte sich etwas nach vorn, das rechte Auge unbeweglich über das Visir nach dem Ziele gerichtet. Links und rechts knallten die Stutzen, aber das Männlein rührte sich nicht. Da krachte der Schuß — athemlose Pause. Er hat das Schwarze getroffen, aber am äußersten Rande. Der Büchsenmeister gratulirte ihm; er aber legt unzufrieden den Stutzen hin und verschwindet in der Menge.

„Guter Alter," sagte mein Begleiter, „Deine Zeit ist vorbei; aber sie ist schön gewesen. Drum gieb Dich zufrieden und freue Dich an der Kunst der Jungen, welche ohne die Standschützen jetzt kein solches Fest hätten und nicht so trefflich schießen könnten. Und nun zu einem modernen Meisterschützen!"

Als wir uns durch das Gedränge Bahn brechen wollten, kam uns ein Schütze in die Quere, der statt seiner Gewinnstnummern ein großes Plakat am Hute trug. Mein Mentor, der ihn zu kennen schien, hielt ihn an, und ich las folgendes Herzensplakat: „Dieser Schütze wünscht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege noch vor Ende des Festes eine junge Lebensgefährtin zu finden. Schönheit und Tugend werden Reichthum vorgezogen (??). Anonymität unstatthaft. Discretion garantirt."

Ich fragte den Heirathslustigen, ob er mit den Resultaten seines Herzens ebenso zufrieden sei, wie mit denjenigen seiner Schützenkunst. Letzteres beantwortete der Spaßvogel, indem er auf ein großes Becherfutteral wies, das er unter dem Arme trug; zum ersten Punkte dagegen lachte er pfiffig, blinzelte schelmisch mit einem Auge und gab mir einen freundlichen Rippenstoß.

Ein Meisterschütze war bald gefunden. Wo viele Zuschauer sind, muß der Schütze gut sein, heißt die Regel. Unser Mann war ein baumhoher Aargauer, dem noch drei Schüsse zur hun-

dertsten Nummer fehlten. Wohlgemerkt: drei Schüsse, denn bei ihm ist Schuß und Nummer gleichbedeutend. Er hatte sich von den zwei Collegen, welche abwechselnd mit ihm in die gleiche Scheibe schossen, die Gefälligkeit erbeten, die noch fehlenden drei Nummern nach einander herauszuschießen, ohne abzusetzen. Wir kamen eben zu seinem Stand, wie er das Patronenlager seines Vetterli-Repetirers mit drei Patronen beschwerte. Dann faßte er den Hebel an, hob und senkte ihn flink, — die Feder war gespannt, die Waffe schußbereit.

„Das ist ein Scharfschütz'," raunte mir ein Knabe zu, „und der macht es, wie 's im Exercir-Reglement steht."

Der Aargauer näherte sich der Brüstung und warf einen flüchtigen Blick auf die Scheibe. Hierauf setzte er das Gewehr in die Schulter ein, nachdem er dasselbe durch kurzes stoßartiges Ausstrecken des linken Armes in horizontale Lage gebracht hatte. Dann senkte er den Kopf ungezwungen gegen den Kolben und richtete das Auge nach dem Ziele. Deutlich sah ich, wie er darauf den Abzug mit dem zweiten Gelenk des Zeigefingers berührte — die Mündung ruhig erhob, bis das Korn in die Visirlinie fiel — der Zeigefinger machte eine drehende, kaum bemerkbare Bewegung nach links und drückte ab — Paff! — Er blieb in derselben Stellung eine, zwei Secunden; das Auge unverwandt auf's Ziel geheftet, schien den Lauf der Kugel zu verfolgen. Getroffen! Der Schuß stak tief im Schwarzen. Die Scheibe versank und machte der neuen Platz. Der Aargauer erfaßte den Hebel am Schloßblatt wieder — klipp, klapp — die leere Patronenhülse flog aus dem Magazin nach rückwärts, das Gewehr war geladen — paff! — entladen. — Im Schwarzen, Nummer Zwei! Klipp, klapp — paff! — Die letzte Nummer ist herausgeschossen, das Hundert voll, der Becher gewonnen!

Jetzt sah sich der glückliche Schütze von allen Seiten umringt, und Bekannte und Unbekannte beeilten sich, ihm mit derbem Handschlag zu gratuliren. Ein vielstimmiges „Hoch!" ertönte. Der Büchsenmacher konnte sich vor Freude kaum fassen und schrie:

„Hoch der Canton Aargau! Das ist doch der flotteste Canton. Wären Sie nur früher gekommen, aber am letzten Tag, das ist nüt (nichts)."

Er versichert, in „lumpigen" zwei Stunden habe sein Aargauer seinem Stande die Ehre angethan und hundert Nummern „uskläpft" (herausgeknallt).

Unterdessen hatte sich die Zuschauermenge immer vergrößert, da faßte der Büchsenmeister den siegreichen Aargauer beim Arme und machte sich und ihm Bahn. Unter Jauchzern und Jodlern ging's zum Gabentempel, und die Menge folgte den Beiden.

„Kommen Sie! Wir gehen auch zum Verschwellen," sagte mein Begleiter zu mir. „Sie lernen da das herrliche Schweizer Nationalfest von einer seiner volksthümlichsten Seiten kennen und sehen, ‚wie leicht sich's leben läßt' in des Wortes eigenster Bedeutung."

Der Zug war am Gabentempel angekommen und hatte vor der Freitreppe Halt gemacht. Der Bechergewinner erstieg diese und der Pokal ward ihm von Comitémitgliedern überreicht, deren Präsident einen riesigen Becher in der Hand hielt. Der Aargauer ward beglückwünscht; die Pokale kreisten, und die Menge ließ den „glücklichen Schütz us em Aargäu" hochleben.

Unterdessen hatte sich eine Musikbande eingefunden, welche eben beginnen wollte, die schweizerische Nationalhymne: „Rufst du, mein Vaterland" — zu spielen, doch der durstige Büchsenmacher, dem die ganze Procedur des Becherholens im Vergleich zum Verschwellen viel zu lange dauerte, herrschte ein „Nüt da! 's wird nüd blasen!" Der Aargauer aber, gerade im Begriffe, sich seines Bechers durch fleißiges An-den-Mund-führen zu freuen, wurde von vier wuchtigen Fäusten ergriffen, und im Nu sah er sich hoch oben auf dem Sitz zweier Schultern. Wie er auf diese Weise allem Volke sichtbar wurde, donnerte ein lang anhaltender Beifallsjubel zu ihm empor, der erst durch die Klänge eines Marsches unterbrochen ward, den die Musikbande doch für gut fand zu intoniren. So ging's zur Festhütte: die Musiker voraus, hinter ihnen der Aargauer auf luftigem Sitz, und dann einige fünfzig Männer, rottenweise einhermarschirend, die ich so naiv war, für sehr intime Freunde und Bekannte des Bechergewinners zu halten.

„Der glückliche Schütze kennt keine zehn Mann seines stattlichen Gefolges," belehrte mich mein Begleiter. „Aber Alle, Alle werden beim Verschwellen mittrinken, Alle! Sehen Sie," fuhr er fort, indem er auf einen kleinen Mann zeigte, welcher jauchzend dem Musikcorps voraustänzelte, „sehen Sie jenen Riesen Goliath, der so übermächtige Sprünge macht und dazu jodelt, daß es eine Freude ist?"

„Gewiß ein Verwandter oder wenigstens ein sehr guter Freund oder Schulcamerad des Verschwellers, denn das Männchen scheint am gewonnenen Becher mehr Freude zu empfinden, als sein Besitzer."

„Weit gefehlt! Der Knirps sieht den glücklichen Treffer heute zum ersten Mal und kommt vielleicht sein Lebtag nimmer mit ihm zusammen. Es ist ein Parasit, — aber einer von den weniger gefährlichen."

„Sie sprachen von Gefährlichkeit?" fragte ich erstaunt und überzeugte mich von der Anwesenheit meiner Börse.

„Ja wohl, aber nicht wie Sie meinen. Er wird durch seinen Durst, dessen vollkommenste Stillung ihm gar nichts kosten soll, dafür sorgen, daß nicht nur die Silberlinge, sondern auch die Goldfüchse des Verschwellers rasenden Reißaus nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen vorerst zwei Parasiten untergeordneteren Ranges zeige. Jene zwei untersetzten Burschen, welche den Schützen auf ihren Schultern tragen, meine ich. Sie würden den Namen desselben nicht einmal wissen, wäre er nicht vorhin am Gabentempel ausgerufen worden. Sie machen sich ein Gewerbe aus dem enthusiastischen Ergreifen und Tragen der Verschweller; dafür dürfen sie nachher den Becher einweihen helfen. Ich habe übrigens Beide im Verdacht, Dienstmänner von Profession, aber in vorübergehendem Civil zu sein."

„Jeder Arbeit ihren Lohn! Sie verdienen ihn, denn bei dieser Hitze einen solchen rhodischen Coloß zu tragen, der zudem eine Karlsbader- oder Bantingcur benöthigt, ist eine Herculesarbeit. Wie macht sich aber der Vortänzer nützlich, den wir vorhin beobachtet?"

„Durch Erweckung einer fröhlichen Stimmung beim Verschwellen. Er ist der privilegirte Witzbold. Freilich muthen Einen hier und da seine Scherze wie alte Bekannte an aus verschollenen Nummern der ‚Fliegenden Blätter' oder des ‚Postheiri', des Schweizer Kladderadatsch, aber sie finden dennoch ein sehr empfängliches Publicum. Auch passen auf viele seiner Witze die Epitheta von Schulrath Wantrup ‚Reinlich und zweifelsohne' unter keiner Bedingung, und sie sind daher blos für intimere Kreise berechnet. Zudem wollen böse Zungen behaupten, seine Späße kehrten stereotyp bei jeder Verschwellung wieder, so daß ein mehrfacher Bechergewinner das Vergnügen habe, dieselben Scherze mehrfach anzuhören. Sei dem wie ihm wolle, es ist Pflicht jedes Zuhörers, sie stets auf's Neue nicht nur zu belächeln, sondern auch mit stürmischer Heiterkeit zu begleiten."

„Und ein Gefährlicher im Superlativ?" fragte ich.

„Ist jener stämmige junge Mann mit dem Knotenstocke. Nicht genug, daß er, ohne den Aargauer zu kennen, mit ihm Verschwellen geht, nein, er ruft auch noch seine eigenen und, wie es scheint, ungemein zahlreichen Freunde, die er in Sicht bekommt. Jeden, der seiner Einladung zum Mitverschwellen Folge leistet, ergreift er jubelnd am Arme. Sehen Sie, schon hat er ein volles Dutzend recrutirt, Bursche mit einem Heidendurste und einer merkwürdig weiten Kehle, und nun marschiren Alle in Reih' und Glied auf. Wehe dem Sieger! Und doch kann man all' diesen unverschämten, aber gutmüthigen und kreuzfidelen Parasiten nicht böse sein, denn

Es ist nur einmal all' zwei Jahr,
Nur einmal Schützenfest."

Unterdessen war der Zug in der Festhütte angekommen. Der Aargauer wurde auf den Tisch gesetzt. Schaarenweise eilten die Kellner mit vorschriftsmäßiger Serviette im Knopfloche hin und her, ab und zu. Ein Beifallssturm raste zur Begrüßung des Bechergewinners durch die geräumige Halle, und die Menge, welche bisher zechend an ihren Plätzen gesessen hatte, eilte über Tische und Bänke, um den Verschweller in der Nähe zu sehen. Ganze Körbe mit Flaschen wurden hergebracht. Jetzt ging die Becherverschwellung an, indem zu den schrillen Tönen der Kindermords-Mazurka aus „Troubadour" Becher, Humpen und

Gläser gefüllt und mit brausendem Hoch auf das Vaterland und den glücklichen Schützen pflichtschuldigst bis auf die Nagelprobe geleert wurden. Sodann ging der gewonnene Pokal von Mund zu Mund. Der Hauptparasit stimmte schließlich einen zur Situation nicht ganz passenden Cantus — „Wer hat dich, du schöner Wald" — an, und seine auf eigene Gefahr — aber nicht Rechnung! — eingeladenen Freunde secundirten nach Kräften. Der kleine Vortänzer war mittlerweile auf einen Tisch gestiegen, von welchem herab er allerlei kleine Späße machte. Bald gab er Räthsel auf, bald hielt er einen Sermon in allen möglichen Dialekten des Schweizerlandes, bald copirte er einen verstimmten Leierkasten oder eine Dudelsackpfeife, bald tanzte er einen Hopser, bald krähte er wie ein Hahn. Als aber der Pokal an ihn kam, setzte er ihn an, leerte ihn, ließ wieder füllen, trank wieder bis auf die Neige und so „mit Grazie in infinitum". Der sieggekrönte Schütze sieht jedoch der Unendlichkeit dieses parasitischen Durstes mit gemischten Gefühlen zu, und

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank Der daraus.

„Dort ist Mani, der Berner Mutz, das Wappenthier von Bern," sagte mein Cicerone, als wir weiter gingen. Ein zottiger Bär, die Hellebarde in den Tatzen, humpelte hin und her. Bald verlor er sich in dem Menschenstrome, der von dem Schießstande her in die Halle strömte, denn eben kündigten Kanonenschüsse an, daß das eidgenössische Fest sein Ende erreicht habe. Mani marschirte bald gravitätisch an uns wieder vorbei.

„Bei dem schönen Geschlechte ist der Berner Bär übel angeschrieben," versetzte mein Begleiter. „Sehen Sie denn nicht, wie sich die Damen vor ihm verbergen? Sie fürchten, er möchte mit ihnen den ‚Niedlichen' oder den ‚angenehmen Schwerenöther' — wie man am Rheine sagt — spielen, und sie lieben seine offenkundigen Galanterien nicht sonderlich, mag auch noch so ein hübscher Kerl in seinem Pelze stecken."

Er hatte kaum ausgesprochen, als der Berner Mutz ein ahnungsloses Bauernmädchen in kleidsamer Schwyzertracht erwischte und in bärenhaft täppischer Weise unter vergnügtem Brummen umarmte. Das arme Ding suchte mit feuerrothen Wangen sich seinen Liebkosungen zu entziehen, „jüngferlich kreischend", wie es in Voß' „Louise" heißt.

Dann humpelte der schlimme Mutz weiter und verschwand in der Menschenmenge, um jedoch gleich darauf wieder sichtbar zu werden — auf der Rednerbühne! Der freche Geselle wird doch keine Rede halten wollen? Doch nein! er führte blos zum rauschenden Strauß-Walzer „An der schönen blauen Donau" den dazu gehörigen Bärentanz aus. Homerisches Gelächter ertönte von allen Seiten, als man ihn bemerkte, denn der Petz ist der Liebling aller Festbesucher, wegen seines prächtigen Humors, den er selbst bei dreißig Grad Réaumur im Schatten und in seiner schweren Haut nicht verliert. Und als die Musik schwieg, da hielt auch das heraldische Thier von Bern im Tanzen inne und zeigte mahnend mit plumper Tatze auf das an der Tribüne befindliche weiße Schweizerkreuz im rothen Feld. Das beweist, daß hinter dem zottigen Felle ein vaterländisch fühlendes Herz schlägt, denn es soll ein In hoc signo vinces! (in diesem Zeichen wirst Du siegen!) sein, eine Mahnung an alle Schweizer, sich an's Vaterland anzuschließen, und allezeit das Banner politischer und religiöser Freiheit aufrecht zu erhalten.

Eben verhallte der letzte Kanonenschuß. Das eidgenössische Freischießen zu St. Gallen war zu Ende, eine erhebende Feier, ein wirkliches Volksfest in einem glücklichen Lande. B.

Epische Briefe.

Von **Wilhelm Jordan**.

II.

Am Schluß meines ersten Briefes versprach ich, Sie einzuführen in die Werkstatt des Epos.

Wo haben wir dieselbe zu suchen? Wo wächst und bricht der Marmor, aus welchem die epische Kunst ihre Gebilde meißelt? Wo können wir sie bei der Arbeit belauschen und sehen, mit welchen Mitteln, unter welchen Bedingungen, nach welchen Regeln sie schafft und zu welcher Verwendung sie bestrebt ist ihr Kunstwerk geeignet zu machen?

Beginnen wir mit der letzten dieser Fragen.

Jedes Kunstwerk hat die Bestimmung, durch die Sinne erfreulich zu wirken auf das Menschengemüth, genossen zu werden mit den Augen, den Ohren oder mit beiden zugleich; denn den Leistungen des Kochs und des Parfumeurs wird außer ihnen selbst Niemand geneigt sein, schon den Rang von Kunstwerken zuzugestehen. Auch die Leistungen vermittelst der Sprache sind Kunstleistungen, wenn ihre Anordnung die richtige und schöne Entfaltung einer Grundidee ist und die Rede, Erzählung oder Schrift in der Einbildungskraft des Hörers oder Lesers eine harmonische und anschauliche Gesammtvorstellung hervorbringt.

Diese Sprachkunst wird zur Poesie, wenn die Laute, welche Begriffe, Vorstellungen, Empfindungen und Anschauungen mittheilen, zugleich Musik machen, und diese Musik eine ähnliche Stimmung weckt, wie der mitgetheilte Inhalt. Diese Musik der Sprachkunst kommt zu Stande durch die Anordnung der Laute nach Regeln des Wohlklanges, durch Assonanz, Reim oder Stabreim, durch melodische Führung der Vocalisation und anmuthende Vertheilung ihrer Klangfarben.

Poesie ist also darstellende Sprachmusik.

Sie hat drei Gattungen, zwei unselbstständige, welche ihre Bestimmung nur in Verbindung mit anderen Künsten erfüllen können, und eine selbstständige und deshalb höchste, weil in ihr die Sprachkunst und ihre unzertrennliche Zwillingsschwester, die Sprechkunst, die sinnliche Verwirklichung des Kunstwerkes allein und ganz besorgen können.

Die erste dieser Gattungen ist die lyrische Poesie. Ihr echtes Kunstwerk ist das Lied, von dem der Poet als solcher nur einen Haupttheil, den Text, erzeugt. Um in seine volle Kunstexistenz zu treten, bedarf es noch des Componisten, der eine Weise dazu setzt, und des Sängers, der es mit dieser ausführt. Was die Lyrik sonst noch an sogenannten Gedichten hervorbringt, sind sammt und sonders Zwitter- und Bastardgebilde, welche an die Kunst mehr oder minder streifen, ohne ihre Bedingungen jemals rein zu erfüllen.

Die zweite Gattung ist die dramatische, in welcher die Dichtung nur durch eine ganze Reihe helfender Künste und Handwerksverrichtungen ihrer Bestimmung gemäß ausgeführt werden kann; nämlich durch die Darstellungskunst des Schauspielers, Costümkunde und Schneiderarbeit, durch den Decorationsmaler, den Maschinisten, den Lichtordner u. a. m. Ihr durchaus falscher, obwohl so ziemlich in allen Literaturgeschichten und Poetiken besiegelter Anspruch, die höchste der poetischen Gattungen zu sein, wird uns in einem späteren Briefe beschäftigen.

Die dritte und allein selbstständige Gattung, welche die beiden vorigen insofern einschließt, als auch sie sowohl Empfindungen und Stimmungen mitzutheilen, als auch Handlungen darzustellen hat, ist die epische.

Auch sie kann sich förderlich unterstützen lassen durch eine bescheiden begleitende, streckenweit ganz verstummende, und nur an geeigneten Stellen eingreifende Musik. Sie scheint das in früheren Zeiten immer gethan zu haben. Aber solche Musik ist ihr nicht unentbehrlich.

Nicht verzichten aber, ohne ihre wahre Kunstwirkung einzubüßen, darf sie darauf, daß ihre eigene Musik zur Ausführung komme. Nicht blos ihre nachträgliche Wirkung, auch schon ihr eigenes rechtes Zustandekommen, das ihrer Darstellung wie das ihrer Musik, würde sie damit verhindern. Denn das Geheimniß, wie diese Darstellung beschaffen sein muß, ist schlechterdings auf keine andere Weise zu erfahren, als durch viele Proben, und die Regeln, nach denen die Noten ihrer Sprachmusik durch Tact, Rhythmus, Anlaut, Anklang, Gleichlaut, Vocalisation und Tonfarben gesetzt werden müssen, sind auch nicht anders zu gewinnen, als durch den oft wiederholten Versuch, sie da klingen zu lassen, wo sie gehört zu werden bestimmt sind.

Nehmen Sie einem Architekten Bauplatz, Stein, Mörtel,

Holz, Maurer und Zimmerleute. Verdammen Sie ihn, immer nur zeichnen und seine Risse höchstens etwa lithographiren, aber sie niemals ausführen zu dürfen. Enthoben der Rücksicht auf Raum und Stoff, auf das Gesetz der Schwere und die Bedürfnisse des Lebens, müßte er sich verirren in theoretische Spielereien und zuletzt den Sinn verlieren für das Natürliche und Schöne. Oder verweigern Sie einem Componisten Orchester und Sänger und gestatten ihm einzig den Druck seiner Partituren. In der dauernden Unmöglichkeit, seine Tonschöpfungen verwirklicht zu hören, müßte er auch bei hoher Begabung mindestens starke Einbuße leiden an maßvoller Klarheit — wovon ja selbst das Riesengenie eines Beethoven nicht ganz verschont blieb, als ihm Taubheit die Selbstkritik der ausgeführten Composition versagt hatte.

In solcher widernatürlichen Lage hat sich die deutsche Poesie geraume Zeit wirklich befunden. Denn abgesehen von gesungenen Liedern, deren denn auch ein schöner Blüthenflor gediehen ist, und von etwa anderthalb oder zwei Dutzend solcher Dramen, die noch zur Poesie gerechnet werden dürfen, wurden ihre Schöpfungen fast niemals ausgeführt. Was konnte sie, dennoch unermüdlich weiterschaffend in dieser Absperrung von den Bedingungen ihres Lebens, anderes erzeugen, als blasse Studirstubengedichte, denen die Ausführbarkeit fehlt, die sich, so wie sie sind, mit äußerst seltenen Ausnahmen durchaus nicht eignen, mit Wohlklang vorgetragen zu werden und dabei zu spannen, zu unterhalten und zu erbauen; Gebilde, vergleichbar jenen Kellerpflanzen, die sich in langen Fäden nach dem Dämmerschein am Fenster hinrecken, den eingeborenen Maßen und Formen entgeilen, statt der Blätter nur Stummel treiben und schließlich auch im besten Boden rettungslos verwelken, wenn der erschöpfte Wurzelknollen mit dem gelben Gefilz endlich an Luft und Sonne gebracht wird.

Was für den Baumeister Stein und Holz, für den Bildhauer Erz und Marmor, für den Maler Leinwand und Farbe, für den Componisten Stimmen und Instrumentalton, das ist für den Poeten, den Künstler in darstellender Sprachmusik, nicht etwa Papier und Druckerschwärze, sondern das gehörte Wort. Nur durch lauten Vortrag kommt sein Werk zur vollen Existenz; ohne ihn verzichtet es auf das wesentliche Merkmal jedes Kunstwerkes, Verwirklichung für die Sinne. Gedichte zu machen blos um sie drucken zu lassen, ist ebenfalls eine Spielerei mit Kunstformen, keine Ausübung wahrer Kunst. Augenpoesie zum Gesehenwerden ist ein ähnlicher Widersinn wie ein Mittagessen, das bestimmt wäre nicht zum Gegessenwerden mit dem Munde, sondern lediglich zum Gerochenwerden mit der Nase.

Also gesetzt auch, ich meinte mit jener Werkstatt des Epos nur etwa, beispielsweise, meine Arbeitsstätte: auch dann würde ich nicht mein Studirzimmer mit seiner Bibliothek bezeichnen dürfen als den Ort, an welchem die für das Epos charakteristische Hauptarbeit gethan werde. Denn das zu werden, was sie geworden ist, hat meine Dichtung erst in mehreren Hundert über die Hälfte des Erdumfangs vertheilten Sälen und unter Beobachtung ihrer Wirkung auf Hunderttausende von Zuhörern gelernt.

An einem andern Orte habe ich angedeutet, wie ich das dunkel und unvollkommen geahnte Gesetz des Stiles und Baues des Epos erst allmählich wieder entdeckt habe in der Ausübung des Rhapsodenberufes.* Von den ersten achtzehn Gesängen meiner Sigfridsage, mit denen ich meine Reisevorträge begann, ließen die Erfahrungen eines Lustrums keine Zeile unverwandelt, und weniger noch, als vom ersten Text, ist von seiner ersten Anordnung übrig geblieben. Nur durch die lebendige Wechselwirkung zwischen dem vortragenden Poeten und seinen Hörern kann das Epos seine richtige Gestalt gewinnen. Die Eigenschaften zur rechten Wirkung auf die Nation vermag es nur zu schöpfen aus ihrer Mitarbeit.

Wie die Erfüllung der Gesetze der Form nur von dieser Mitarbeit, so kann der Dichter des Epos dessen Stoff einzig und allein empfangen von der Vorarbeit längst vergangener Geschlechter seiner Nation und ihrer Ahnenvölker.

Weit weniger als ein anderer Dichter ist der des Epos ein schaffendes Einzelwesen.

Zwar überkommt auch der Dramatiker von seinen Vorgängern ein Kunstgesetz, von der zeitlichen Einrichtung der Bühne das Maß, die Anordnung und Vorführungsweise seiner Gebilde, von der Sitte und herrschenden Empfindung seiner Epoche die Farbe der Leidenschaften, die Natur der Kämpfe, mit deren Darstellung er hoffen darf, die Gemüther zu ergreifen. Im Uebrigen aber genießt er große Freiheit in der Wahl seiner Stoffe; ja, er darf dieselben unter Umständen sogar frei erfinden. Eine überlieferte, erlebte oder ersonnene Handlung senkt er als wohlgenährtes Samenkorn in das fruchtbare Beet seines Talentes und erzieht daraus eine selbstständige Blüthenpflanze.

Der Dichter des Epos kann nur selbst ein Knospenauge sein an dem Blüthenschafte, den der Baum seines Volkes, vergleichbar jener gefabelten hundertjährigen Aloë, nach langen Epochen treibt, wenn das Weltenjahr dieses Volkes wieder einmal in seinen Frühling eintritt. Auf diesem Schafte entfaltet sich zu Blüthen nichts Anderes, als der Saft und Stoff, den die uralten Wurzeln seit Jahrtausenden emporsaugen. Auch sind es nothwendig Blüthen von gleicher Form und Färbung, wie sie nach dem eingeborenen Gesetze des Baumes schon einmal geprangt haben in einem längst vergangenen Frühlinge.

Jenes Beet des Dramatikers kann eine Menge verschiedener Blumen, dieser Baum des Epos nur eine Blüthendolde tragen. Geeignet für das Drama sind unzählige Stoffe; für das Epos durchaus nur ein einziger. Dramatische Dichter können sich, wie die Geschichte der Poesie beweist, in jeder Culturnation zu hoher Leistungsfähigkeit entfalten. Zum Dichter des Epos hingegen kann sich auch der höchstbegabte Poet niemals ausbilden, wenn sein Volk nicht eines der wenigen epischen Völker ist. Italienern, Spaniern, Franzosen z. B. wird, wie bisher, das wahre Epos immerdar versagt bleiben.

Aber selbst innerhalb eines epischen Volkes kann das Epos nur zu Stande kommen unter überaus seltener Schicksalsgunst, deren Herbeiführung auch der gewaltigsten Einzelkraft gerade so unmöglich ist, wie etwa dem Menschengeschlechte überhaupt eine Aenderung in den Bewegungen des Sonnensystems. Es gehört dazu die in einem Lebensalter zusammentreffende Erfüllung einer ganzen Reihe von Vorbedingungen, wie sie bisher kaum je einmal im Laufe eines Jahrtausends eingetreten ist.

Und welches sind die Bedingungen des Aufblühens dieser Tausendjahrblume?

Erstlich, wie gesagt, muß das Volk ein episches Volk sein; das heißt, es muß sich befinden im erblichen Besitze uralter Sagen. Dieser Besitz darf nicht aufgehört haben, ein lebendiger zu sein. Es genügt nicht, daß solche Sage in Schriften und Büchern vorhanden geblieben. Sie muß sich auch von Geschlecht zu Geschlecht in mündlicher Ueberlieferung und Fortbildung erhalten haben. Das Volk muß beständig auch die Haupterlebnisse seiner weiteren Geschichte verschmolzen haben mit den Gestalten, Bildern und Mären seines alten Sagenschatzes. Endlich muß unter diesen Sagen eine seit Urzeiten allbeherrschend in der Mitte stehen und, wenn auch nicht gerade im klaren Bewußtsein, so doch im Herzen des Volkes den verborgenen Einheits- und Ausstrahlungspunkt aller anderen bilden, indem sie, als die reichste und beliebteste, vor Allen dazu gedient hat, ihren Gestalten, als heiligen Erbgefäßen der Poesie, alle höchsten und tiefsten Vorstellungen der Nation von Manneshherrlichkeit und Niedertracht, von Frauentugend und Frauenfrevel einzuverleiben und in ihren Begebenheiten das Walten einer göttlichen Ordnung erscheinen zu lassen.

Nur in solchem Volke und nur aus einer solchen Sage kann ein Epos werden. Ja, ich denke so groß von der zeugenden Kraft eines solchen Volkes und so klein vom individuellen Talente und seiner Unentbehrlichkeit, daß ich sage: in solchem Volke muß aus einer solchen Sage unfehlbar ein Epos werden, sobald die Epoche noch zwei andere Bedingungen erfüllt. Denn dann ist allemal auch die Fülle der Talente so groß, daß eines derselben unausbleiblich auf den rechten Weg gedrängt wird, auf dem es leisten lernt, was eintrittsreif geworden ist. Ich meine, beispielsweise, daß die Nibelungensage auch ohne mich kein Jahrzehnt mehr als jetzt gebraucht haben würde, einen Poeten in die Rhapsodenlaufbahn zu drängen, um durch ihn auf diesem einzig möglichen Wege zum Epos zu werden. Denn jene beiden anderen Bedingungen waren eben im Begriffe, sich zu erfüllen.

Zweitens nämlich kann das Epos nur erblühen, wenn die Nation sich befindet in einem Hauptknotenpunkte ihrer Entfaltung

* Siehe meine Schrift über „das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik".

zur führenden Weltmacht. Das Hoffnungslicht, welches die Heldenschatten der Vergangenheit bestrahlen muß, wenn sie wieder zu lebendigen Gestalten werden sollen, kann der Poet nur hernehmen vom Morgenrothe eines neuen Heldenalters, und

Gedeihen verleiht zu dauerndem Leben
Dem Heldengesang nur die Sonne des Sieges.

Drittens aber ist auch die Epoche solchen Machtaufschwunges eines epischen Volkes nur in einem Falle vollkommen und fertig ausgerüstet, um die vom einzelnen Poeten zum Kunstepos zu gestaltende Kernsage zum echten Nationalepos werden zu lassen: wenn sich gleichzeitig mit den staatlichen Siegen auch der Sieg einer neueren und höheren Gestalt der Religion über eine alte unzureichend gewordene im Bewußtsein des Volkes zu vollziehen im Begriffe ist.

Niemals erfinden kann, aber vorfinden und deutlicher als alle Anderen erkennen und voller zusammenfassen muß der Dichter des Epos diese neue Religion; nicht um sie zu predigen, was er gar nicht darf, sondern lediglich um seine Gestalten und deren Thaten mit ihr zu durchleuchten und in den Schicksalen der Helden das Walten ihres höheren Sittengesetzes zur Anschauung zu bringen.

Durch diese Leistung erst sind die Epen Homer's zur nicht blos künstlerischen, sondern auch nationalen und weltgeschichtlichen Großthat geworden. Die frühere griechische Religion erkennen wir aus den hesiodischen Dichtungen, welche zwar mit den homerischen höchstens gleichzeitig, ihrer letzten Fassung nach wahrscheinlich viel später entstanden sind, aber offenbar beruhen auf der vorhomerischen und zum Theil gewiß priesterlichen Tradition. Diese alte Religion ist in den homerischen Epen gänzlich verwandelt. Bei Hesiod sind die Götter, wenn auch menschlich symbolisirt, noch die schieren Naturgewalten; bei Homer aber sind sie, in den echtesten Stellen der Ilias beginnend, in der Odyssee in schattenloser Vollendung, die Träger der sittlichen Mächte des Menschengemüthes.

Von so unvergänglicher Wirkung ist seine Großthat deshalb, weil bei ihm diese Verwandlung der alten Religion in vielen Stücken schon angekommen ist bei Vorstellungen, wie sie auch die verklärteste Gestalt des Ewigen aller Religion niemals reiner aussprechen wird.

Und wohl dem Volke, dem seine Religion nicht in Dogmen von zünftigen Priestern, sondern von solch einem Dichter in Vorbildern geboten wird! Keinen geringen Theil ihrer Herrlichkeit verdankten die Hellenen ihrem Homer. Wären sie nur in einem Hauptstücke weniger weit zurückgeblieben hinter der Größe ihres Poeten! Verführt von der größeren, jugendlich genialen Frische und Farbenpracht der Ilias, wußten sie die Odyssee, das im Einzelnen minder bestechende, aber weit vollendetere und edlere Kunstwerk, niemals verdientermaßen zu würdigen. Denn in das höchste Ideal ihres Dichters, in das homerische Musterbild der durch ihre Tüchtigkeit, Gattentreue und weise Mäßigung über alle Anfechtungen triumphirenden Familie, sind sie niemals hineingewachsen. Auch ward es Hauptursache der frühen Zerrüttung und Verderbniß ihres Volkslebens, daß sie, über Kleinasien angesteckt von semitischem Wollustcultus, bald kein Verständniß mehr hatten für die homerische Frauenwürde. Weil sie es versäumten, seine Andromache, Nausikaa, zumal Penelope, aus Poesie in Fleisch und Blut zu übersetzen, sind sie zu Grunde gegangen an ihren Laïs, Phrynen und Aspasien.

Daß die Erfüllung jener Vorbedingungen des Epos im Zeitalter Homer's wirklich zusammengetroffen, das ist uns auch in der Zeitenferne noch erkennbar geblieben. Sein Volk war ein eminent episches; denn es hatte die arische Ursage zu reichster Fülle erweitert und genoß sie schon seit geraumer Zeit in den Liedern, welche die Sänger bei Festen und Schmausereien vorzutragen pflegten. Auch hatte sich ein Haupttheil dieser Sage in bereits nationaler Färbung krystallisirt um die Trümmerstätte einer zwei bis drei Jahrhunderte zuvor zerstörten Stadt, nahe der wahrscheinlichen Heimath des Dichters.

Eine Vereinigung griechischer Stämme hatte, oder sollte mindestens dieses damals schon sagenhafte Troja erobert haben. In der Epoche des Dichters aber war auch in Wirklichkeit der Westen der kleinasiatischen Halbinsel von einem solchen Bunde der Stämme des Mutterlandes siegreich erobert und colonisirt worden zu einer Menge blühender Gemeinwesen, in denen sich das Hellenenthum zum ersten Male verheißungsvoll auch nach außen entfaltete. Daß auch die Erfüllung jener dritten Bedingung, die Verwandlung der Religion, eine Arbeit seines Volkes gewesen, welche er nur zusammenzufassen und zum poetischen Ausdrucke zu bringen hatte, das ist uns freilich nicht mehr nachweisbar, aber darum nicht minder gewiß. Denn große Poeten mit ihrer Spiegelnatur eignen sich nicht, mit einsam ergrübelter Ueberzeugung der ganzen andersdenkenden Welt den Krieg zu erklären als Religionsstifter, und ebenso unverträglich mit ihren Gaben ist der Bekehrungseifer der Apostel. Nur als die Sammler der Erscheinungen zu treuen Bildern geben sie durch diese Zeugniß, daß sich eine neue Phase vollzogen hatte im Glauben ihres Volkes.

Die Werkstatt also, in der die Völker werden, ist auch die wahre Werkstatt des Epos.

Es bleibt gar wenig, ja, genau betrachtet, nichts übrig, was vom Zustandekommen des Epos der einzelne Poet sein Verdienst nennen darf. Denn auch die letzte Fertigstellung, die allerdings nicht geschehen kann ohne den einzelnen Künstler, ist nicht sein Verdienst, sondern sein Glück: das unschätzbar hohe Glück, in der Epoche zweier großen Weltbegebenheiten ein Sohn des Volkes zu sein, das dieselben vollbringt und sie, als episches Volk, in großer Vorzeitsage schon deutlich geahnt und sich vorgezeichnet hatte; das Glück endlich, durch die sogenannten Zufälligkeiten seines Lebenslaufes hinein gedrängt, in Wahrheit durch heilige Führung hinein befohlen zu sein in den Beruf, in welchem er lernen mußte, der Mund zu werden, durch den diese Sage auf's Neue reden will in der Sprache der Zeitgenossen, um die Ahnungen der Vorfahren erfüllt zu zeigen in einer glorreichen Gegenwart.

Der Alte von der Schmücke.

Thüringer Berg- und Waldbild.

Vor einiger Zeit erzählte eine Thüringer Zeitschrift „ein Stückchen vom alten Joel“, das als eine gelungene Einführung in die intime Bekanntschaft mit dem einst vielgenannten Mann auch unsern Artikel über ihn einleiten mag.

„Wer Joel war? In kurzen Worten will ich's sagen: der ehemalige Wirth auf der Schmücke, jenem Waldwirthshaus am Schneekopf, Thüringens zweithöchstem Berg, zwischen den Waldstädten Ilmenau und Suhl, so recht mitten im trauten Thüringerwalde. Joel also war nur ein Wirth, aber was für ein Wirth! Ureigenartig, bieder, derb, kurrig, freundlich, theilnehmend, spöttisch, witzig, aber — kreuzbrav. Hat manchem vorlauten Bürschchen heimgeleuchtet, daß es nur so eine Art hatte; auch hochgestellte Personen fürchteten seinen beißenden Spott und suchten auf gutem Fuße mit ihm zu stehen. Man konnte gleich auf's Haar sehen, wie viel es bei Joel geschlagen, und zwar an der Stellung seines Käppchens. Saß es tief in die Stirn gezogen, dann war's beim Alten nicht geheuer; rechts auf's Ohr gerückt deutete es auf vorübergegangenes Gewitter; aber wenn's auf dem linken Ohre saß und es unter den buschigen Augenbrauen munter aufblitzte, da sprudelte sein Mutterwitz und gestaltete die Stunden auf jener Gebirgsmatte zu unvergeßlichen.

So einen sonnigen Tag in Joel's Leben hatten vier muntere Jünglinge getroffen, als sie, rüstig steigend, endlich auf der Plattform der Schmücke anlangten. Andachtsvoll schauten sie hinab in den Grund, hinüber in das Chaos durcheinander geworfener Berge, welche, vergoldet vom Strahle der untergehenden Sonne, in zauberisches Licht gehüllt, das naturliebende Gemüth der Vier gefesselt hielten. Auf einmal stimmten sie, wie auf höhere Eingebung, Mendelssohn's: ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut ꝛc.‘ an und in vollen Accorden hallte das Echo die schöne Weise von Thal zu Thal. Es waren Minuten der andachtsvollsten Weihe, aber nicht allein für die Vier, ein Fünfter hatte

sich zugesellt und stand, das Käppchen in den gefalteten Händen, lauschend dabei. Kaum war der letzte Ton verhallt, so reichte er seine Rechte zum biedern Willkommen entgegen, während die Linke verstohlen eine Thräne im Auge zerdrückte. Mit bewegter Stimme bat er, noch ein Lied zu singen, wenn's möglich wäre, Kuhlau's schönes ‚Ueber allen Wipfeln ist Ruh'. Gern erfüllten die Jünglinge diese Bitte und einem Abendgebete gleich floß der Melodienstrom zu Thale, begleitet von den aus der Ferne herüberklingenden Abendglocken. Es war ein ergreifendes Bild, den Greis mit schneeweißem Haar inmitten vier blühender, frischer Jünglinge zu sehen, aller Angesichter glühend im Abendroth der scheidenden Sonne, hoch oben auf freiem Gebirge; und wie reizend, als er zweien unter die Arme griff und sie so einführte in sein gastliches Haus!

Johann Friedrich Joel.
Aus einem Bilde des Landrath Ewald in Berlin.

Den vielen Fremden war es nicht unbemerkt geblieben, mit welcher Auszeichnung Joel die Vier behandelte, und bald hatte sich, nachdem ein stärkender Imbiß die Wanderer gelabt, ein weiter Kreis Männer, durchwoben von zartem Frauenflor, um sie gebildet; den stürmischen Bitten zarter Schönen vermochten die Jünglinge auf die Dauer nicht zu widerstehen und Lied auf Lied entquoll dem liederreichen Munde. Daß die trockene Kehle tüchtig aufgefrischt wurde, braucht wohl nur der Vollständigkeit des Berichts wegen erwähnt zu werden, so selbstverständlich ist das. Als die Schatten der Nacht sich über die Erde gebreitet, suchten endlich die müden Gäste das Lager auf, um in Morpheus' Armen alles Erdenleid und alle Sorgen auf Stunden zu vergessen.

Kaum verkündete der Hahn den anbrechenden Tag, als es auch schon im Hause lebendig wurde, denn Keiner wollte verfehlen, den Sonnenaufgang vom Schneekopfthurme aus zu sehen. Fort ging's in die Morgenfrische hinein, und am Bestimmungsorte angekommen harrten Alle des köstlichen Phänomens. Da zitterte im Osten der erste Strahl über die Berge und empor stieg das Gestirn des Tages in majestätischer Würde, begrüßt von den Klängen des Chorals: ‚Brich an, du schönes Tageslicht!' Zurückgekehrt nach der Schmücke mundete der Kaffee ganz vortrefflich, und verscheuchte in Bälde das Unbehagen, welches den Wanderer stets ergreift, sobald er nüchternen Magens in der Morgenfrische wandert. Als die Viere ihre Zeche bezahlen wollten, suchte Joel immer auszuweichen; endlich ihren Bitten nachgebend, berechnete er eine Kleinigkeit. Einer der vier Jünglinge war etwas pfennigfuchserig und hatte, während die übrigen sich an dem köstlichen Biere gelabt, sich einige Glas Wasser geben lassen. Nun sollte er gleiche Zeche bezahlen, das war ihm nicht einleuchtend. Noch ehe er die rechte Anrede gefunden, klopfte Joel ihm auf die Schulter und sagte: ‚Lieber junger Herr, wenn ich rathen soll, trinken Sie auf der Schmücke nie wieder Wasser, das kommt theurer als Bier; letzteres bringen die Fuhrleute in's Haus; ersteres muß ich weit holen lassen. Aber nichts für ungut und fröhliche Reise!' *

Als Jeder sein Ränzel aufnimmt, dünkt's ihm schwerer als Tags zuvor und bei nächster schöner Aussicht wird Halt gemacht und eine Ocularinspection vorgenommen. Was hatte Joel gethan? In jedes Ränzel hatte er ein reichliches Frühstück gepackt, dazu eine halbe Flasche Wein; nur in einem Ränzel war zwar auch eine Flasche, aber gefüllt mit hellem klarem Schneekopfwasser. Nun, wir theilten brüderlich mit unserm Wasserverehrer, weil er gelobte nie wieder Wasser zu trinken, wo es irgendwie ein vernünftiges Stöffchen gäbe, und das Wasser aufzuheben und seinen ersten Jungen darin zu baden. Ersteres hat er jahrelang gehalten, ob auch das zweite? Sollten ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, dann möge er gedenken an den fernweilenden Freund, an denselben, welchem der alte Joel beim Abschiede einen herzhaften Kuß gab mit den Worten: ‚Behüt' Gott Ihre schöne Stimme!' Ist längst unter dem grünen Rasen, die alte, ehrliche Haut, der brave Joel, und gar wunderlich ward's dem Einen von den Vieren, als er im vorigen Jahr mit seinem Aeltesten die Schmücke betrat. Der Junge machte große Augen, als die Erinnerung seinen Vater gar mächtig bewegte; er wußte nichts vom Weh, das durch die Seele ging —

* Da hat der Alte ein wenig geflunkert; denn gleich am Hause springt ein prächtiger, mächtiger Born.

Digitized by Google

denn von den vier damals so fröhlichen Sängern ruhen auch schon zwei in kühler Erde — und ‚Warte nur, balde schlummerst du auch!‘ tönte es geisterhaft von drüben herüber.

Es ist doch eine eigene Sprache, welche die Berge reden; Alles, woran unser Herz hängt, vergeht, sie aber bleiben in Kraft und Herrlichkeit, und man mag sie als Knabe, Jüngling oder Mann besteigen, immer der Eindruck des Erhabenen, Dauernden! Wann werden auch sie vergehen?"

Ja, der alte Joel ist todt. Auf dem Kirchhofe des Thüringer Walddörfchens Oberhof, zwei Stunden von dem Gasthaus der Schmücke am Schneekopf, ist auf einem Grabkreuz zu lesen:

„Hier ruhet Johann Friedrich Joel,
Gastgeber zur Schmücke,
Geboren 1792
Gestorben 1852."

Schlummre sanft, Du lust'ge, gute Seele!

Es ist ein herrliches Stück Erde, wo es dem Alten gegönnt war, seinen Lebenstraum auszuträumen. In der Centralgruppe des Gebirges, zweitausendachthundertundfünf Fuß hoch gelegen, erheben sich in halbstündiger Nähe die gewaltigen Berghäupter des westlich ansteigenden hohen Beerberges und des nördlich vorspringenden Schneekopfes. Kräftige Nadelwälder bedecken Wände und Gründe, ohne den vielen dazwischen eingestreuten Wiesenflächen das Recht ihres lieblichen Daseins zu verkümmern. Nach Südost hin, zwischen dem Felskoloß des Sachsensteines und dem aus der Tiefe emporsteigenden großen Finsterberge hindurch tritt dem entzückten Auge das prächtigste Gebirgsbild entgegen, rein östlich aber hinter dem Sachsensteine her winkt der Ilmenauer Kickelhahn mit seinem steinernen Luginsland bedeutsam einladenden Gruß. Die Quellengebiete dreier thüringer Flüßchen, der vielgefeierten Ilm und der wilden und zahmen Gera, welche in unmittelbarer Nähe umherliegen, beleben Höhen und Thäler durch vielfaches Geriesel.

Inmitten dieser Gegend liegen nun die dem gothaischen Staate gehörigen Gebäude der Schmücke: Forsthaus, Gasthaus und geräumige Stallungen.

Zu einer Zeit, wo das Gebirg noch nicht von guten Straßen durchzogen war, wie heutzutage, und wo nur wenige Naturfreunde den Wanderstab in das Innere des Gebirgs trugen, entfaltete sich da oben schon reges Leben und Treiben. Die umherliegenden vortrefflichen Weideplätze veranlaßten so manchen Viehbesitzer im platten Lande, Kühe und Fohlen dort in Pension zu geben; ein reizendes Hirtenidyll belebte die Berge. An der Stelle des Wirthshauses stand damals noch eine kleine einstöckige bretterbeschlagene Gebirgsschenke, in welcher höchstens Schwarzbrod, Käse und eine Flasche Dünnbier zu erhalten war.

Da erhielt im Jahre 1843 Joel die Pachtung dieser Schenke. Ein Sohn des Wirthes „Zum Schützen" in Gotha, war er als berittener Armeegensdarm weit in der Welt umhergekommen, hatte, als vortrefflicher Schütze, einen hohen Herrn auf dessen Jagdzügen in Polen, Ungarn &c. begleitet und schließlich als Wirth verschiedene Gastwirthschaften betrieben. Die Wirthschaft auf der Schmücke erhielt er mit der Verpflichtung anvertraut, daß er Forst- und Jagdschutz mit ausüben helfe. Da verwandelte die alte Spelunke sich rasch in ein gutes gemüthliches Erfrischungshaus, wenn auch noch in primitiven und beschränkten Verhältnissen. Diese Metamorphose und der unverwüstliche Humor des Wirthes zogen immer mehr Gäste aus den benachbarten Orten heran, und bald war die Schmücke die erklärte Erkneipe Derer von Gehlberg, Elgersburg, Ilmenau, Suhl, Zella &c. Auch Bruder Studio, der sich bekanntlich sehr feiner Organe zu derartigen Entdeckungen erfreut, hatte auf seinen Streifereien das trauliche Nest bald aufgefunden; die nächsten Hochschulen, Jena, Halle, Leipzig, Göttingen, sandten die ersten Pfadfinder zu dieser Hochwacht der Fidelität, und welche Schaaren folgten ihnen nach! In „seliger Verschollenheit" wurde da flott commersirt und dabei — was das Werthvollste war — „lasterhaft billig" gelebt. Da war denn Joel, das Haupt häufig mit bunter Studentenmütze anstatt des stereotypen Hausläppchens bedeckt, mit seinen derben Waldwitzen mitten in seinem Elemente. Das urwüchsige, schlagfertige Wesen des dicken lustigen Wirthes paßte vortrefflich zu dem jugendlichen Uebermuthe der Gäste. Glückliche Stunden wurden da vertrunken, versungen, verbraust. Die Musensöhne wurden gewissermaßen die Pionniere des Schmückecultus. In alle Welt trugen sie die „famosen" Erinnerungen, sowie die Mähr vom „dicken Joel" und seiner „fabelhaft gemüthlichen Grobheit".

Von wesentlicher Bedeutung für den Aufschwung der Schmückewirthschaft war die kurz vor jene Zeit fallende Eröffnung der Bäder zu Ilmenau und Elgersburg, sowie der Bau guter Fahrstraßen über das Gebirg. Von Jahr zu Jahr steigerte sich nun der Fremdenverkehr, und demgemäß ließ die gothaische Regierung auch das Wirthshaus vergrößern und mit behaglichem Comfort versehen, so daß bald die Joel'sche Wirthschaft auf der Schmücke zu den Musterwirthschaften gezählt werden konnte. Immer wohler fühlte sich der Alte, da seinen Bestrebungen der Erfolg nicht fehlte.

„Wie ein Bacchus stand im Schlafrockkleide
Fröhlich er vor seines Hauses Thür;
Graue Locken waren sein Geschmeide
Und er selbst der Schmücke Schmuck und Zier.
Heiterkeit umfloß wie Sonnenschimmer
Seine vollen Wangen, seinen Blick;
Nimmer wich der Witz von ihm und nimmer
Vor dem alten dicken Freund zurück."

So besang ihn einer seiner treuesten Gäste: **Ludwig Bechstein**. Als nach einiger Zeit sich eine neue bedeutende Erweiterung des Gasthauses nöthig machte und die Herren von der Regierung sich ein wenig harthörig erwiesen, verhalf sich der Alte in seiner Weise zum erwünschten Ziele. Denn als eines Tages fürstlicher Besuch von Gotha vor der Schmücke hielt, um da zu übernachten, rieb Joel sich stillvergnügt die Hände und raunte seiner Frau zu: „Warte, nun wird gebaut." Dann gab er rasch zweien seiner Dienstmädchen einen heimlichen Auftrag, und als nun der fürstliche Besuch nach einem ausgezeichneten Mahle zu Bette gehen wollte, erfolgte von Seiten Joel's ein bedauerndes Achselzucken und die entschuldigende Bemerkung, daß die beiden noch einzig disponibel gewesenen Betten bereits von zwei Damen besetzt seien. Die heitere Gesellschaft nahm die Mittheilung, der Lage entsprechend, lustig auf, fand es ganz prächtig, einmal auf Heu schlafen zu können, und that auch nach der ermattenden Tour einen festen gesunden Schlaf auf solcher Unterlage; in den weichen Betten eines freundlichen Gastzimmers aber dehnten Jette und Röse die robusten Glieder. Das Abenteuer erregte in Gotha bei Hofe viel Heiterkeit; aber man konnte sich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß hier zur Vorbeugung ähnlicher Verlegenheiten etwas geschehen müsse, und so wurde der große Erweiterungsbau der Schmücke in Angriff genommen.

Seinem Zwecke vollkommen angemessen ausgestattet, winkt seitdem der freundliche Bau dem Wanderer von der Höhe entgegen, wie ihn Hermann Heubner's Skizze in Nr. 29 der Gartenlaube von 1873 uns vorgeführt hat.

Offenbar war es der Gothaischen Regierung nicht zu verargen und auch der Landtag drang darauf, daß von der nunmehr sehr ertragsfähig gewordenen Wirthschaft ein dem entsprechender Pacht bezogen werde. Da wird nun erzählt, es sei ein herzoglicher Beamter von Gotha zur Schmücke gekommen, der nach genauer Besichtigung und Belobigung der gesammten Wirthschaftsanlagen in freundlichster Weise sich mit Joel über Dies und Das unterhalten und auch reichlich gezecht habe, um den Alten in möglichst angenehme Temperatur zu versetzen; und als er ihn endlich in bester Stimmung gefunden, da habe er die Pachtangelegenheit in Anregung gebracht. Joel war wirklich die Liebenswürdigkeit selber, denn er erbot sich mit außerordentlicher Zuvorkommenheit, von jetzt an freiwillig noch einmal so viel Pachtgeld zu entrichten, als bisher, und bestätigte dies auf Wunsch dem Beamten schriftlich. Sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner Mission kehrte dieser nach Gotha zurück, und erst, als im Collegium auf diesen Bericht allgemeine Heiterkeit ausbrach, ward ihm das glückselige Lächeln klar, mit welchem Joel verheißen hatte, fortan das Doppelte des bisherigen Pachtes bezahlen zu wollen: der alte Schlaukopf hatte bis dahin eben gar kein Pachtgeld bezahlt. Natürlich hat er sich, als der Schwank so gut gerathen war, nicht geweigert, den Ansprüchen der Regierung gerecht zu werden.

„**Joel im Kreise seiner Zecher**" müßte passend die Ueberschrift eines Capitels in seiner Lebensgeschichte lauten:

„Wo man fröhlich versammelt in traulicher Runde ist,
Ohne zu achten, ob's früh oder spät an der Stunde ist —
Wo der Becher von Wein überfließt und die Lippe von Witz",

da weilte er gern, wie weiland Mirza-Schaffy in Tiflis, dem Friedrich Bodenstedt diese Verse nachsang. Und die Zecher?

„Wenn Mirza-Joel den Becher erhebt,
Einen Witz im Munde,
Wie sich freudig das Herz der Zecher erhebt
In der jauchzenden Runde!"

Freilich waren diese Witze nicht immer hoffähig, aber originell und den Nagel auf den Kopf treffend waren sie durchweg, mochten sie sich auf dem Gebiete harmloser Neckerei, beißender Satire oder des höheren Blödsinns bewegen. Dem entsprechend gestaltete sich auch die Behandlung der Gäste, je nach ihrer eigenen Art oder Unart und dem Eindrucke, den sie auf den alten Joel machten. So imponirte ihm einmal beinahe ein ebenfalls unverzärtelter Professor, den er, wie die andern Nachtgäste, Morgens drei Uhr aufweckte mit dem gewöhnlichen Zurufe:

„Heda, die Sonne will aufgehen."

„Die geht auch ohne mich auf," brummte der Professor und drehte sich wieder herum.

Joel aber rief: „Hören Sie, Sie sind der gescheidteste Kerl, der auf der Schmücke war, so lange ich hier wohne." Und sie wurden gute Freunde.

Mitunter fand man ihn auch in Pantoffeln mit Sporen im Gastzimmer einherwandelnd, ohne daß dies immer ein Zeichen besonderer Heiterkeit gewesen wäre. Diese war aber untrüglich obenauf, sobald Musik erklang. Für ihre Freuden hatte er selbst gesorgt, denn einige Cithern hingen stets gut gestimmt an der Wand, und sein Hausknecht Johann gehörte als „Saitenkundiger" zum wohlgeschulten Personal seines Hausorchesters. Dieser Johann Wagner, nunmehr seit siebenundzwanzig Jahren Hausknecht auf der Schmücke und in der Gegend als „das Wahrzeichen der Schmücke" bekannt, bewegt sich dort heute noch brav in seinem Berufskreise.

Und war „die schöne Zeit" vorbei und der Winter kam, was dann? Da beschränkte sich freilich wochenlang die Gesellschaft auf die Familie Joel und den damaligen Förster der Schmücke, Herrn **Morba**, dessen Name mit der Schmücke ebenfalls eng verwachsen ist. Derselbe hatte, ehe er zu „den Grünen" ging, in Jena vierundzwanzig Semester Theologie studirt, und so stand beiden Männern hinlänglicher Unterhaltungsstoff aus ihrer eigenen Vergangenheit zur Disposition.

Herr Morba ist am 10. Januar dieses Jahres als herzoglicher Forstcommissär zu Ohrdruff seinem langjährigen Schmückenachbar im Tode nachgefolgt; ich verdanke dem liebenswürdigen alten Herrn so manche Notiz zu gegenwärtiger Skizze.

Herr Landrath Ewald in Gotha hat solch eine stille Winterunterhaltung auf der Schmücke vor Jahren gezeichnet. Diesem Bilde ist das vorstehende Portrait Joel's entnommen.

Wenn in jener stillen Zeit Gäste einsprachen, dann gestalteten sich namentlich die Abendstunden zu festlichen. So kam einst einer meiner Freunde an einem häßlichen Novembertage bei einbrechender Nacht auf einer Geschäftstour in der Schmücke an. Er war herzlich froh, aus der Dunkelheit und dem heftigen Schneegewirbel in ein sicheres behagliches Obdach zu gelangen, und ahnte nicht, welche Stunden voll Winterwaldpoesie vor ihm lagen. Kaum war das Abendessen vorüber, so constituirte sich das Hausorchester, verstärkt durch einen jungen Jägersmann, den das Unwetter ebenfalls hereingetrieben hatte. Mit wollenen „Strickstrümpfen" bewaffnet, nahmen die vier weiblichen Dienstboten des Hauses Platz. „Da schlug Johann die Saiten; er schlug sie" — ganz vortrefflich zu einer wohlgeschulten Begleitung, „dann strömte himmlisch helle" der bergfrische Gesang der Schmückedirnen dazwischen. Etwas verlegen ungelenk schoben sich kurz darauf noch vier stämmige Burschen aus dem benachbarten Goldlauter durch die Thür, welche gekommen waren, mit ihren Herzallerliebsten zu plaudern, und die nun unbarmherzig in die ausübende Künstlergesellschaft einrangirt wurden. Nun ging's doppelchörig, immer voller, immer besser! Wie herzig und natürlich klang da das Thüringer

„Ach, wie ist's möglich dann!"

Da auf einmal: „sei nicht so dumm!" war es dem Munde einer Sängerin während einer plötzlichen Pause entfahren. Die weihevolle Stimmung machte einem homerischen Gelächter Platz. Naiv gestand die ganz roth anlaufende Tochter der Berge: „ihr Schatz da habe sie bei dem Worte: ‚Du hast die Seele mein so ganz genommen ein' etc. mit dem Ellenbogen in die Seite gepufft und dabei ein ganz erbärmliches Gesicht geschnitten."

Die Bierflaschen waren verschwunden; die Bowle dampfte — als Künstlerlohn. Da gingen dem jungen Volke die Beine durch — Hopsa und Juchheirassa bis spät in die Nacht hinein. Ehe mein Freund sein Lager suchte, warf er noch einen Blick in die winterliche Landschaft hinaus: vier dunkle Schatten glitten über die weiße Fläche hin durch den wilden Braus des Schneesturmes, aber stärker als das Heulen des Sturmwindes klangen die schallenden Jauchzer der heimkehrenden Goldlauterer durch die Novembernacht.

Nicht lange sollte sich Joel seiner schönen neuen Einrichtung, welche 1851 fertig geworden war, erfreuen. Im Herbste 1852, als er sich zu einer landwirthschaftlichen Ausstellung nach Gotha begeben hatte, fühlte er sich dort sehr, sehr unwohl. Er merkte, „das war der böse Thanatos". Es hielt ihn nicht länger in Gotha; krank, wie er war, kehrte er heim in seine Berge. Noch einmal hatte er Gelegenheit, mit seinen Ilmenauer Freunden gesellig zu verkehren; auch absonderlicher Weise sollte gerade ein Krebsmahl sein Abschiedsmahl werden. Ungefähr acht Tage danach, am 15. October 1852, schloß er die Augen für immer.

Den Menschen kommt es bisweilen vor, als ob die Natur um Heimgegangene, die sie lieb hatten, auch mit trauere. — So legte sie damals einen naßkalten Tag auf das Thüringer Waldgebirge. Nur dann und wann blitzte auf kurze Zeit durch graues Gewölk ein Sonnenstrahl hernieder und ließ die düstere Stimmung der Natur um so deutlicher hervortreten. Durch die schwarzen Tannenwälder zog dumpfes Brausen, wie ein Abschiedslied, welches der scharfe Herbstwind der schönen lustigen Blüthenzeit nachsang.

Das war eben der Tag, an welchem als entsprechende Staffage zu diesem Naturbilde vom Gasthause zur Schmücke ein dunkler Leichenzug daherkam. Langsam bewegte sich derselbe auf dem Kamme des Gebirges hin, an der Kuppe des hohen Beerberges vorüber, den uralten Rennstieg entlang dem Walddörfchen Oberhof zu. Neben der von schwarzgrauen Brettern umkleideten neuen Kirche senkte man den Verstorbenen in's Grab. Dem Dahingeschiedenen sang sein Freund Ludwig Bechstein eine Elegie nach, von der wir oben schon einige Verse verrathen haben und die auch noch die folgenden enthält:

„Trauernd steht nun ob des Mißgeschickes
Einsam dort der Schmücke hohes Haus,
Und die Waldnatur reicht nassen Blickes
Ihm noch ihren letzten Blumenstrauß.
Ach, kein Wirth war je den Freunden werther,
Als Du, alter dicker Joel, bist." — — —

Seit Joel's Humor die Schmücke nicht mehr belebt, ist es den Winter über, das heißt vom October bis Mai, still dort geworden; die Wirthschaft schläft den Winterschlaf. Aber mit der schönen Jahreszeit regt sich's wieder, und wie die Sennen der Alpen treiben's auch die Naturfreunde in Thüringen:

„Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

Julius Keßler.

Blätter und Blüthen.

Hans Makart's „Künstlerheim". Die namhaftesten deutschen Maler haben eine große Vorliebe, ihr Atelier mit allem Aufgebote künstlerischer Mittel und geläuterten Geschmackes zu verzieren. Die Geburtsstätten der Werke eines Professor G. Richter, eines Widder, Henneberg, Piloty etc. sind Merkwürdigkeiten von Berlin, Rom und München.

Wie aber **Hans Makart** an blendender Farbenpracht seiner Palette und glühender Phantasie die meisten seiner Collegen überragt, so hat er auch sein Atelier in eine farbensprühende, bunte Märchenwelt verwandelt, welche die Wenigen, die zu diesen wunderbaren und wunderlichen Räumen den verborgenen Eingang finden, wie das Gebilde eines mächtigen Zauberers überrascht. Ein Freund Makart's, einer der namhaftesten und sachverständigsten Kunstindustriellen der Residenz, übernahm es, mich in das geheimnißvolle Künstlerheim einzuführen, welches sich, bei der scheuen Zurückgezogenheit des deutschen Veronese, nur wen'gen Begünstigten öffnet.

Ein wohlgepflegter Garten umbuscht das mächtige Gebäude, welches kaiserliche Huld dem Schöpfer der Farbenwunder zur freien Disposition gestellt hat. Auf diesem Grunde, der einst die Stätte war, wo ein namhafter Bildner Werke schuf, welche einen Hauptplatz Wien's zieren, ein Künstler, dessen Geist jetzt leider umnachtet ist, hat unser Hans Makart sein phantastisches Daheim geschaffen. Durch mächtige Pforten, von deren Karnieß in schweren Falten reiche Gobelinvorhänge herab wallen, treten wir in den Malerpalast. Der Herr des Hauses, eine zierliche aber sehnige Gestalt, mit ausdrucksvollen feinen Zügen, glühenden Augen, das schöne Antlitz von schwarzem Vollbart umrahmt, tritt mir entgegen und heißt mich, in Berücksichtigung meines Begleiters, willkommen.

Er stand soeben vor seiner neuesten, dem Publicum noch unbekannten Schöpfung, an welche er die letzte Hand legte. Das Riesenbild nimmt fast die ganze ungeheuere Seitenwand des Ateliers ein und wird durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung mit Leichtigkeit in die Höhe gehoben oder in die Tiefe versenkt und so dem Künstler ohne große Schwierigkeiten nach allen Punkten zugänglich. Den Gegenstand des neuen Meisterwerkes, welches den Blick des Eintretenden sofort unwiderstehlich fesselt, bildet ein „Bacchantenfest am Meeresufer“.

Die Kühnheit seiner Compositionen, welche an die besten Werke von Tintoretto und Paul Veronese erinnert, tritt auch in dem neuesten Werke des deutschen Künstlers in fast bewältigender Weise uns entgegen, so wie die glühende Farbenpracht, die darüber ausgegossen ist, kaum in einem früheren Bilde Hans Makart's erreicht wurde. Die tolle glühende Ariadne, welche jubelnd im sinnlichsten Uebermuthe als Mittelpunkt des phantastischen Märchenbildes erscheint, ist eine Gestalt voll sprühenden farbenglühenden Lebens; der halbberauschte Bacchus, der stumpfsinnige Silen, welcher begehrliche stechende Blicke nach dem Weibe richtet, die spielenden Bacchanten und Bacchantinnen, von denen die eine sich gewaltsam losreißt aus den gewaltig umschlingenden Armen eines urkräftigen Tritons, der sie in die Wellen zu ziehen sucht, und Pan zum tollen Reigen aufspielend, bilden die hervortretendsten Figuren der mächtigen Gruppe, während die Nebengestalten, ein junger Centaur, von reizenden Weibern in wildem Reigen umtanzt, Kinder mit einem Tiger spielend &c., keineswegs als Beiwerk erscheinen. Die mächtige Phantasie des Künstlers, vereint mit der vollendetsten Technik, allein vermag ein solches Werk zu schaffen. Jede der einzelnen Gestalten erscheint uns als Hauptfigur, wenn wir sie isolirt in's Auge fassen; eine wilde sprühende Lust, ein bewältigender Farbenglanz ist über das Ganze ausgegossen; überquellende Kraft reißt Alles fort zum Ringeltanze, zu dem sich selbst die schäumenden Wellen des Meeres, mit dem bunten Reichthum der am Ufer verstreuten Riesenmuscheln zu erheben scheinen. Von der Kühnheit dieser Composition kann sich nur der Beschauer einen Begriff machen; meine Feder ist ein gar armer Behelf für die Schilderung aus dem Reiche der Farben und der Töne.

Es dauert lange, ehe wir uns losreißen können von dem phantastischen Feste, welches uns seine Jubelgrüße von der Wand herab entgegen sendet, und ehe wir den gesammelten Blick weiden können an der wunderlichen Zusammenstellung dieses Malerheims. Ueberall tritt uns Ungewohntes, Seltsames entgegen. Hier an dem breiten, in grellen orientalischen Stoffen glänzenden Ruhebett liegt ein theilweise ausgestopftes Tigerfell ausgebreitet. Der Kopf des Unthiers sieht mit glänzenden Augen herab auf seinen Antipoden, einen mächtigen Eisbären, der seine gewaltigen Branken in den Boden zu krallen scheint; zwischen denselben liegt der wuchtige Kopf des Nordpolbewohners.

Von der Wiener Weltausstellung hat er seinen Weg gefunden in die Kunstausstellung von Hans Makart. Das fast vollendete Brustbild einer jungen Dame, die ihr wunderbar schönes Haar wie ein goldener Mantel einhüllt, hängt an der Staffelei. Aus dem Gedächtniß hat der Künstler die blendend schöne Erscheinung in einem Tage gemalt, sie und ihre Schwester, zwei der reizendsten Damen der Residenz, von denen die eine bald Gott Hymen an die nebligen Ufer der Themse entführen wird. Die Phantasie des Malers hat das Geschwisterpaar in reiche, altvenetianische Gewänder gehüllt, welche zu der charakteristischen Schönheit der jugendlichen Köpfe wie geschaffen scheinen.

Wohin das Auge blickt, sehen wir Neues: hier Costüme in reichem Goldglanze aus dem Reiche der Mitte, aus dem fernen Arabien, dort gestickte, bunte, schillernde Stoffe, welche die geschickten Hände der Haremsfrauen in Brussa fertigen, oder schwere Burnusse, mit Gold durchwirkt, die im fernen Damascus und in Beirut gewebt werden, um die phantastischen Gestalten der Beduinenhäuptlinge zu umwallen. Ein bunter Pfau entfaltet den farbenprächtigen Schwanz und staunt die schillernde Welt um ihn an, die seinem glänzenden Kleide so erfolgreiche Concurrenz macht. Die Mitte des ungeheuren Raumes nimmt bis an die hohe Decke ein schwarzer, reich verzierter Marmorkamin ein, dessen Rand mit Antiquitäten jedweder Art und jedweden Alters belegt ist. Zwischen zwei Sonnenbrennern, deren Gaslicht das phantastische Buntuntereinander phantastisch beleuchten, schwebt mit ausgebreiteten Flügeln ein ausgestopfter mächtiger Adler; ihm gegenüber hängt das seltsame Gebilde einer Seejungfer schwebend in der Luft. Wir sehen große Figurengruppen der werthvollsten Holzschnitzereien aus altvenetianischer Zeit, Schränke von wunderbar schöner Arbeit aus derselben Epoche; ein prachtvoll erhaltener feister Metelluskopf von antiker Bronze findet sich behaglich unter dem weiten Schirme eines Panamahutes, während der Schädel eines Negers von schwarzem Marmor unter einem Eisenhelm uns aus den eingelegten weißen Augen entgegen grinst. Geharnischte Männer bewachen dieses Künstlerasyl, in welchem gar werthvolle Skizzenbücher, Photographien und unvollendete Kunstwerke zum Diebstahl einladen. Der erste Entwurf einer Vordergardine zu der entschlafenen „Komischen Oper“ in Wien läßt auf's Tiefste bedauern, daß die Ausführung dieses Projectes der Kosten wegen unterblieb. Etwas mehr Schulden würden das Geschick dieses dem Krach geweihten Institutes doch nicht aufgehalten haben. Nicht unerwähnt darf der im Saale aufgestellte Entwurf eines deutschen Siegesdenkmals bleiben, welches von der Hand des Bildhauers Wachmüller in München ausgeführt wurde. Man bedauert lebhaft, daß dieses Meisterwerk nicht an passender Stelle, als Zierde der Nation, im Großen in's Leben treten soll.

Wir begeben uns über eine kleine, im trefflichsten Renaissancestil geschnitzte Treppe in einen kleinen abgezweigten Raum, den sich Hans Makart als sein eigentliches „Heim“ vorbehalten und ausgeschmückt hat. An der Decke von eingelegter Holzschnitzarbeit sehen wir Medaillonbilder in altdeutscher Tracht von der Hand des Eigenthümers, darunter das Portrait der reizenden, vor nicht langer Zeit verstorbenen Gattin Makart's. Ein wuchtiger venetianischer Kronleuchter von Krystall hängt zwischen den Balken; farbensprühende Glasfenster in alter Malerei lassen ein sanftes Licht durch den Garten in diese kleine Welt voll reicher Erinnerung treten. Alte Möbel, mit Elfenbein zierlich eingelegt, altvenetianische Gläser in wunderlichen Formen und Farben, mächtige Kandelaber aus demselben Material, kunstreich in Silber getriebene Platten und Teller, eine Sammlung alter Waffen in reichster Ausschmückung mit Juwelen und edeln Metallen besetzt, ein geschnitztes Bett von Meisterhand gearbeitet, die vortreffliche Bronzebüste Karl's des Fünften, zahllose Seltenheiten aus aller Herren Ländern in Krystall, Gold, Silber, Holz und Bronze, aus der ganzen bewohnten Erde hierher geschleppt, Alles dies denke man sich zusammengedrängt auf diesen kleinen Raum, und man wird mir Recht geben, daß eine ähnliche bunte Welt in phantastischer Anordnung sich kaum in einem zweiten Künstlerheim finden dürfte. Und nun denke man sich dieses „in Scene gesetzte Märchen“ an einem der Festtage, zu welchen Hans Makart von Zeit zu Zeit seine Freunde einladet. Man denke sich diese Räume strahlend erhellt, und von einer gewählten Gesellschaft, die zu diesem „Costümball“ gebeten ist, erfüllt.* Nicht nur die Gäste, auch das Orchesterpersonal, die gesammte Dienerschaft, ist nach einem festen Plane in passende malerische Costüme gekleidet. Die Möbel, die Geschirre, die Tafelaufsätze sind in derselben Weise dem Ganzen angepaßt. Sei es, wie bei dem letzten dieser Carnevalsfeste, ein Landsknechtlager, eine Gruppe antiker Griechen, oder eine im altungarischen Costüm, immer erscheint das Arrangement des Ganzen von einer einheitlichen Künstleridee ausgehend und musterhaft durchgeführt. Kein Fürst kann schönere Feste geben; freilich gehören zu solchen auch fürstliche Gastfreundlichkeit und — ein fürstliches Einkommen!

Franz Wallner.

* Die Hauptdecoration bildete bei dem letzten dieser Costümfeste das große, dem Publicum damals noch unbekannte Bild: Catarina Cornaro, welches seit der Zeit eine Triumphfahrt in die deutschen Hauptstädte gemacht hat.

Der Somnambulisten- und Spiritistenschwindel macht in Paris wieder viel von sich reden. Besonders nimmt die Schaar der Spiritisten mit jedem Tage zu, da Jeder von ihnen sich auf die Proselytenmacherei verlegt. Man zählt deren bereits über dreißigtausend, die eine zusammenhängende Gesellschaft bilden. Als ihren Gründer betrachten sie Allan-Kardec. Dieser Mann, der vor einigen Jahren starb, hat nicht nur eine lange Reihe spiritistische Schriften verfaßt, sondern auch die erste spiritistische Gesellschaft unter dem Titel „Société Parisienne des études spirites“ in's Leben gerufen. Der Hauptsitz der Spiritisten ist in der Rue Molière, wo jeden Dienstag spiritistische Vorstellungen stattfinden und die Media vor einem zahlreichen aus Gläubigen und Neugierigen zusammengesetzten Publicum ihre Gastrollen geben. Von diesen Medien, deren sociale Stellung ein mehr oder weniger dichter Schleier umhüllt, schreiben Einige, was ihnen der herbeigerufene, natürlich unsichtbare Geist des Verstorbenen in die Feder dictirt; Andere, die wahrscheinlich nicht schreiben können, beschränken sich auf die mündliche Mittheilung des Schattenreichs. Eine solche Vorstellung schafft immer mehrere Proselyten, welche, wie alle Proselyten, den angenommenen Glauben mit Eifer verbreiten.

Außer dem Saal in der Rue Molière haben die Spiritisten fast in allen Vierteln von Paris je an bestimmten Abenden ihre Zusammenkünfte. Sie sind in Gruppen abgetheilt, von denen jede ihren Vorsitzenden ernennt. Wer als Mitglied von den Spiritisten aufgenommen wird, hat bei jener Aufnahme einen kleinen Beitrag zu erlegen, der zur Anschaffung von Papier und Federn verwendet wird. Da nämlich die Geister in der Regel sich keiner Bündigkeit befleißigen und nicht nur selig, sondern auch sehr redselig sind, so nehmen deren Dictate eine beträchtliche Menge von Schreibmaterialien in Anspruch. Wahrscheinlich dienen aber die Beiträge auch noch zu Privatzwecken. Die Geisterbeschwörung ist ein Gewerbe wie jedes andere, und man ist in Paris nicht Geisterbeschwörer um Gotteswillen.

Großentheils gehören die Media zum schwachen Geschlecht, zu deren mancherlei Schwächen die Uneigennützigkeit durchaus nicht gehört. Der Erwerbszweig der Spiritisten ist mitunter sehr einträglich. Sie speculiren auf den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit der Menge, in welcher sich immer Leute befinden, die für Geld und gute Worte einige Nachrichten von einem verstorbenen Freunde oder Verwandten zu erhalten wünschen. Der Spiritist oder die Spiritistin weiß immer diesen Wunsch zu erfüllen.

Zum Fritz-Reuter-Dank. Aus Marseille ging der Redaction der Gartenlaube nachstehender Brief mit einer Inlage von mehreren Thalern zu. Wir theilen denselben hier allen Verehrern des Dichters mit; vielleicht werden sie dadurch veranlaßt, rasch, mit Ernst und Verständniß an die Errichtung eines würdigen Denksteins zu gehen, welchen sie dem Fritz Reuter schuldig sind.

„Un wenn hei as ick, ock an de twintig Jahr mang de parlewuus sitten hät — en ächter Mecklenbörger is as in de Wull farwt Dohk, un kulürt nich ut. Und dorüm, geihrte Herr Redacktür, dank ick Sei vör dat schöne Angedenken, wat Sei dörch Fritz Friederich in Ehr Gorenlauw unsen Fritz Reuter gäwen hewwen — bit Lesen wür mi heel wehmödig tau Maud — und ick bir Sei disse lütte Gaav vör sinen Graviteen tau verwennen. Hei hat mi männig trurig Stun in Freud verwanuelt — nu is hei dod, un ick kann em min Dankborkeit nich anners bewiesen.

Marseille, 4. August 1874.

Karl Eggeroß.“

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Im Opernhause donnerte der Beifallssturm, und der Vorhang hatte sich noch nicht einmal gehoben. Es galt der Ouverture, deren letzte Töne soeben verhallten. Das Theater war überfüllt in all' seinen Plätzen mit alleiniger Ausnahme einer der kleinen Prosceniumslogen zunächst der Bühne; dort befand sich nur ein einziger älterer Herr, vermuthlich irgend ein reicher Sonderling, dem es Vergnügen machte, den Alleinbesitz einer Loge an solchem Abende mit Gold aufzuwiegen, denn anders würde er schwerlich dazu gelangt sein. Im Uebrigen boten die blendend erhellten Räume und die Logenreihen mit ihrem reichen Damenflore ein glänzendes und vielgestaltiges Bild dar. Die Künstlerwelt wie die Aristokratie war vollständig vertreten. Alles, was die Stadt nur an Schönheiten, Berühmtheiten und Personen von Stand aufzuweisen hatte, war erschienen, um dem gefeierten Lieblinge der Gesellschaft einen erneuten Triumph zu bereiten, denn nur um einen solchen handelte es sich. Hier gab kein junger Künstler zaghaft sein Werk dem Beifalle oder dem Mißfallen des Publicums preis; eine anerkannte und unbestrittene Größe im Reiche der Musik trat mit einer neuen Offenbarung ihres Talents vor die Welt hin, um damit einen neuen Sieg zu erringen. Diese Gewißheit lag sehr deutlich, wenn auch in ziemlich mißgünstiger Form, auf dem Gesichte des Maestro Gianelli ausgeprägt, der das Orchester leitete. Gleichwohl wagte er nicht, es an Eifer oder Aufmerksamkeit fehlen zu lassen. Er wußte zu gut, daß, wenn er versuchte, hier, wo doch immerhin ein Theil des Gelingens in seine Hand gelegt war, gegen den allmächtigen Rinaldo zu intriguiren, dies ihn seine Stellung, vielleicht seine ganze Zukunft kosten konnte, denn die Ungnade des Publicums war ihm in diesem Falle gewiß. So that er denn im vollsten Maße seine Schuldigkeit, und die Ouverture ging in vorzüglicher Ausführung zu Ende.

Der Vorhang rauschte auf, und man huldigte bereits im Voraus dem Componisten durch ein erwartungsvolles Stillschweigen. Noch war der erste Act nicht zur Hälfte vorüber — und es war nicht Einer unter den Zuhörern, der Rinaldo nicht bereits die Tyrannei verziehen, mit der dieser über alle ihm zu Gebote stehenden Mittel verfügt und rücksichtslos seinen Ansichten Geltung verschafft hatte. Die Darstellung war eine in jeder Hinsicht vollendete, die Scenirung eine meisterhafte. Man fühlte es, daß eine andere Hand als die des gewöhnlichen Regisseurs hier gewaltet und den bloßen Theatereffect überall zu künstlerischer Schönheit veredelt hatte; aber all' diese äußerlichen Vorzüge verschwanden vor der Gewalt, mit der das Werk an sich zu fesseln wußte.

Es war vielleicht das Vollendetste, was Rinaldo in der ihm nun einmal eigenthümlichen Richtung je geschaffen hatte, einer Richtung, die von so Vielen bewundert und vergöttert und von so Manchem beklagt ward. Jedenfalls hatte er diesmal das Höchste geleistet auf jener Bahn, auf die ihn der Einfluß Beatricens gerissen; ob es das Höchste war, was er überhaupt leisten konnte — diese Frage ging vorläufig noch unter in dem jubelnden Beifalle, mit dem das Publicum diese neue Schöpfung seines Lieblings begrüßte. War es doch auch hier wieder Rinaldo mit dem ganzen Feuergeiste seines Genies, von dem man nie recht wußte, ob es droben auf der Höhe des Ideals oder drunten in der Tiefe der Leidenschaft heimisch war, und der wieder alle Empfindungen des Menschenherzens aufwühlte, die zwischen diesen beiden Polen lagen.

Der Sturm brauste über die nordischen Haiden hin, und die Brandung donnerte gegen die Küste. Wie die Nebel an den Uferhöhen hinziehen, so wogten und wallten die Töne chaotisch durcheinander, bis endlich aus ihnen eine traumhaft schöne Melodie emportauchte. Aber sie schwebte nur wie ein flüchtiges Nebelbild über dem Ganzen, nie vollendet, nie klar und voll austönend, und bald genug ging sie unter in anderen Klängen, die, nicht so rein und süß wie jene, doch mit fremdartig seltsamem Reize zu fesseln wußten. Die Nebel zerrissen, und aus ihnen hervor trat die dämonisch schöne Gestalt, welche die Hauptträgerin und der Mittelpunkt der ganzen Oper war. Ein lauter Beifall begrüßte das Erscheinen Signora Biancona's auf der Bühne. Beatrice zeigte es heute, daß sie noch schön zu sein verstand, so schön, wie nur jemals im Beginne ihrer Laufbahn. Was die Kunst vielleicht dazu gethan hatte, kam ja hier nicht in Betracht, genug, die Erscheinung, die jetzt vor dem Publicum stand, war vollendet in jeder Hinsicht. Das halb phantastische, halb classische Costüm zeigte die Gestalt in ihrem ganzen Reize; die dunkeln Locken wallten gelöst über die Schultern, und die Augen brannten in der alten verzehrenden Gluth. Und jetzt erhob sich diese Stimme, welche die Bewunderung fast ganz Europas gewesen war, voll und mächtig, den weiten Raum erfüllend — die Sängerin stand noch im Zenith ihrer Schönheit und ihrer künstlerischen Kraft.

Glühender, feuriger rauschten die Melodien auf, und vor dem Publicum entrollte sich ein Tongemälde, das seine Farben

Digitized by Google

bald dem hellsten Sonnenlichte und bald der lodernden Gluth eines Kraters zu entlehnen schien. Es malte ein heißes, wildes Leben, dem der Becher bis an den Rand gefüllt war, und das ihn bis auf die Neige auskostete. Dieses Stürmen über alles Maß und Ziel hinaus, die vulcanische Gluth der Empfindungen, dieses dämonische Spiel mit den Tönen riß die Zuhörer widerstandslos mit hinaus auf das tobende Meer der Leidenschaften, um sie dort zwischen Grauen und Entzücken, zwischen Himmel und Hölle ruhelos umherzuschleudern. Wohl klang es bisweilen daraus hervor wie Jubel und Triumph, aber dazwischen zuckten auch grelle Dissonanzen, und dann wieder wehten verlorene Klänge jener ersten Melodie herüber, die wie eine leise tiefschmerzliche Sehnsuchtsklage durch die ganze Oper ging. Wie ein Traum von Liebe und Glück durch die Seele des Menschen zieht, ohne je zur Wirklichkeit herabzusteigen, so verwehten und erstarben diese Töne in der Ferne, im Vordergrunde aber stand immer und immer wieder die eine Gestalt, die Rinaldo mit der höchsten dramatischen Gewalt ausgestattet hatte, in der er Meister war wie kein Anderer, die er mit dem ganzen Zauber seiner Melodien umgeben hatte, deren sinnlich bestrickender Reiz sich wie ein Bann auf die Seelen der Zuhörer legte.

Und wenn irgend Eine, so war Beatrice dazu geschaffen, gerade diese Musik in ihrem innersten Sein und Wesen zu erfassen und zur Geltung zu bringen, sie, deren eigentlichstes Element die Leidenschaft war, die selbst als Künstlerin nur darin ihre Triumphe gesucht und gefunden hatte. Sie klang aus jedem Tone ihres Gesanges, bebte aus jeder Regung ihres Spiels, das sich zu einer dramatischen Höhe erhob, wie nie zuvor, während sie Haß und Liebe, Hingebung und Verzweiflung, Wuth und Rache mit ergreifender Wahrheit zeichnete. Es war, als ob ein Gluthstrom von dieser Frau ausgehe und sich dem Publicum mittheile, das halb entzückt, halb beängstigt ihrer Darstellung folgte. Noch nie war die Sängerin so eins mit ihrer Aufgabe gewesen, noch nie hatte sie diese so vollendet gelöst, wie diesmal. Freilich, es ahnte ja Niemand, um welchen Preis sie kämpfte, was sie antrieb, ihre beste Kraft einzusetzen. Galt es doch den zurückzugewinnen, den sie schon mehr als halb verloren hatte! Er hatte die Künstlerin bewundert, ehe er die Frau lieben lernte, und die Künstlerin rief jetzt alle Macht ihres Talentes zu Hülfe, um die der Frau zu behaupten. Zum ersten Male war ihr der Beifallssturm gleichgültig, der jeder ihrer Scenen folgte; zum ersten Male lag ihr nichts an den Huldigungen der Menge; sie wartete nur auf den einen Blick leidenschaftlichen Entzückens, der ihr so oft gedankt hatte an solchen Abenden — heute wartete sie vergebens.

„Signora Biancona übertrifft sich heute selber," sagte Marchese Tortoni begeistert zu dem Capitain Almbach, der sich in seiner Loge befand. „So oft ich sie auch schon bewundert habe, so habe ich sie noch nie gesehen."

„Ich auch nicht," entgegnete Hugo einsilbig.

Cesario blickte ihn mit unverhehltem Erstaunen an. „Das klingt sehr kühl, Signor Capitano. Haben Sie keinen anderen Ausdruck der Bewunderung für diese Frau, die Ihrem Bruder so nahe steht?"

Hugo's Miene war in der That so kühl wie sein Ton, als er ruhig antwortete: „Das ist eben Reinhold's Geschmack. Wir gehen bisweilen in unseren Ansichten sehr weit auseinander. Uebrigens wäre es ungerecht, Signora Biancona heute nicht unbedingt zu bewundern, und ich thue das gleichfalls, das heißt, vom Zuschauerraume aus. In der Nähe wäre mir eine solche über alles Maß hinausgehende Leidenschaft, die gar keine Grenze zu kennen scheint, doch etwas unheimlich. Ich kann mich nie ganz des Gedankens erwehren, daß Donna Beatrice einmal dieses allerdings meisterhafte Spiel in die Wirklichkeit übertragen und auch dort eine Art Medea sein könnte, die nur Tod und Verderben sprüht. Daß sie das kann, sieht man an ihren Augen, und — wenn ich auch sonst nicht gerade zu den Furchtsamen gehöre — zu lieben vermöchte ich eine solche Frau nicht."

„Und doch fordern gerade Rinaldo's Werke diese flammende Darstellung," sagte der Marchese vorwurfsvoll, „und dessen ist nur eine Biancona fähig."

„Ja wohl, sie ist von jeher sein Verhängniß gewesen," murmelte Hugo. „Und er wird nie frei werden, so lange dieses Verhängniß über ihm waltet."

Die beiden Herren hatten längst in der gegenüberliegenden Prosceniumsloge den Consul Erlau bemerkt, auch einen Gruß mit ihm ausgetauscht. Daß er nicht allein sei, davon ahnten sie so wenig, wie sonst Jemand aus dem Publicum, denn die Dame, welche sich in seiner Begleitung befand, saß tief im Hintergrunde der Loge, gänzlich verborgen hinter den Falten des zur Hälfte herabgelassenen Vorhanges, aber doch so, daß sie die Bühne vollständig überblicken konnte, und ihr Begleiter gebrauchte die Vorsicht, jedesmal, wenn er mit ihr sprach, aufzustehen und gleichfalls zurückzutreten. Sie wollte augenscheinlich das Gesehenwerden überhaupt und wohl auch einen Besuch der beiden Herren in ihrer Loge vermeiden.

Ella hatte in der That die Erfüllung ihres Wunsches von Seiten des Pflegevaters erreicht. Sie kannte bisher nur Weniges und Unbedeutendes von den Compositionen ihres Mannes, einige Lieder und Phantasien, sonst nichts. Das eigentliche Feld seines Schaffens und seiner Erfolge, die Oper, war ihr fremd geblieben. Im Gefühle der tödtlichen ihr widerfahrenen Kränkung hatte sie es nie über sich gewinnen können, Zeugin der Triumphe zu sein, die Rinaldo's Opern auch in ihrer Vaterstadt feierten, jener Triumphe, die sich auf den Trümmern ihres Lebensglückes aufbauten, und was sie durch die Zeitungen oder durch Fremde, denen ihre nahen Beziehungen zu dem gefeierten Componisten nicht bekannt waren, davon erfuhr, senkte den Stachel nur noch tiefer in ihre Seele. Jetzt zum ersten Male trat ihr der Tondichter Rinaldo in dem genialsten seiner Werke entgegen; jetzt lernte auch sie die Macht dieser Töne kennen, die so oft schon Freund und Feind bezwungen hatten und selbst die Gegner zur Bewunderung hinrissen, und der Eindruck war überwältigend. Halb vorgebeugt in athemlosem Lauschen folgte die junge Frau jedem Tone der Musik; war sie jetzt doch fähig, neben all den Schönheiten, welche sich ihr entschleierten, auch in die dunkeln Tiefen zu blicken, die sich darin aufthaten. Zum ersten Male verstand sie ganz und voll den Charakter ihres Gatten, diese glühende Künstlernatur mit all ihren Widersprüchen, mit ihrem Stürmen, Wogen und Drängen; zum ersten Male begriff sie, was die tiefverletzte Frau bisher nicht hatte begreifen wollen, die innere Naturnothwendigkeit, die Reinhold zwang, sich aus den beengenden Fesseln des kleinbürgerlichen Alltagslebens loszureißen und dem Rufe seines Genius zu folgen, die diese Katastrophe für ihn zu einem Kampfe um Leben und Tod machte.

Daß er dabei auch jene Bande zerriß, die ihm unter allen Umständen hätten heilig bleiben sollen, daß er der freien berechtigten Selbstbestimmung des Mannes die Schuld des Gatten und Vaters hinzufügte, der die Seinigen verließ, davon freilich sprach ihn auch der Genius nicht frei; aber in dem Innern Ella's tauchte jetzt leise mahnend die Frage auf: was sie selbst denn damals ihrem Gatten gewesen sei, um zu verlangen, er solle der Versuchung Stand halten, die in Gestalt einer Beatrice Biancona vor ihn hintrat, und was sie bieten konnte gegen eine Leidenschaft, deren glühende Romantik von jeher viel mehr den Künstler als den Mann beherrscht hatte. Die ihm angetraute Frau stand damals noch viel zu sehr unter dem Drucke ihrer Erziehung und Umgebung, um sich auch nur einigermaßen zu seiner Höhe erheben zu können; — statt ihrer stand eine Andere da, im vollsten Glanze ihrer Schönheit und ihres Talentes, und diese Andere zeigte dem jungen Künstler die Bahn der Freiheit und des Ruhms — er war unterlegen! Ella aber fühlte tief im innersten Herzen, daß er es nicht wäre, hätte sie ihm damals sein können, was sie heute war.

Zum letzten Male hob sich der Vorhang, und bis zur letzten Note zeigte Rinaldo, daß er sich treu geblieben war. Der Schluß stand durchaus auf der Höhe des Ganzen und war von hinreißender Wirkung. Und dennoch fehlte dem Werke das Eine, Höchste, das all diese flammenden Blitze des Genies nicht zu ersetzen vermochten, die Versöhnung mit sich selber. Es hatte keinen Frieden und weckte keinen in der Seele der Zuhörer. Der Componist schien den Conflict, der ungelöst in seinem eigenen Inneren lag, auch auf seine Schöpfung übertragen zu haben; es war doch schließlich nur ein Verzweifeln an dem Leben, an dem Glücke, an sich selber. Wenn die Sturmnacht ausgetobt hatte, schimmerte kein verklärendes Morgenroth, das einen neuen, besseren Tag verhieß; auf der weiten öden Wasserwüste trieben nur die Trümmer umher, und an sie geklammert, erreicht der

Schiffbrüchige endlich wieder die Heimathlüfte — zu spät zur Rettung. Und wie er todesmüde und todeswund dort niedersinkt, da klingt noch einmal, wie mit Geisterlauten, aus weiter, unnahbarer Ferne jene Traummelodie zu ihm hernieder, zum ersten Male vollendet, zum ersten Male voll und ganz austönend — im Tode. Und die Klänge verwehen und ersterben leise, wie das Leben sich verblutet.

Die Aufnahme der Oper von Seiten der Zuhörer ließ Alles hinter sich zurück, was Rinaldo je an Erfolgen errungen hatte. Bei einem Publicum des Südens freilich waren diese Musik und diese Darstellung des Triumphes sicher. Da zündete jeder Funke; da flammte ein Feuer in das andere. Man hätte meinen sollen, der Beifall müsse sich doch endlich einmal erschöpfen, der Jubel sich endlich einmal mäßigen, aber heute schien selbst der glühendste Enthusiasmus noch einer Steigerung fähig zu sein. Nach jedem Actschlusse, nach jeder Scene brach er von Neuem hervor und endete schließlich in einem wahren Aufstande, mit dem das ganze Haus stürmisch das Erscheinen des Componisten forderte.

Signor Rinaldo ließ lange auf sich warten, ehe er diesem Verlangen Folge leistete; er ließ, trotz all der stürmischen Rufe, die ihm galten, Signora Biancona immer wieder allein vortreten. Erst am Schlusse der Oper, als das Rufen in ein Toben ausartete und der Ansturm der Begeisterung nicht länger zu bändigen war, erst da zeigte er sich und wurde nun vom Publicum in einer Weise begrüßt, die selbst den maßlosesten Ehrgeiz befriedigt hätte. Stolz und ruhig trat Rinaldo auf die Bühne; fast unbewegt stand er inmitten all der begeisterten Huldigungen. Er hatte es längst gelernt, Triumphe als etwas ihm Gebührendes hinzunehmen, und so ungemessen der heutige war, er raubte ihm nicht einen Moment lang die Fassung. Seine dunklen Augen glitten langsam an den Logenreihen hin, plötzlich aber blieben sie gefesselt an einem Punkte haften. Es war, als ob ein elektrischer Schlag auf einmal das ganze Wesen des Mannes durchzucke, so schreckte er empor, und jetzt flammte sein Blick auf — jener Blick leidenschaftlichen Entzückens, für den Beatrice heute vergebens alle Macht ihres Talentes eingesetzt hatte — und wenn das blonde Haupt, das nur einen Augenblick sichtbar geworden war, auch im nächsten schon wieder verschwand, er wußte jetzt doch, wer sich hinter den Vorhängen jener Loge barg, wer Zeuge seines Triumphes wurde.

„Eleonore, das war unvorsichtig!" sagte Erlau, der gleichfalls von der Brüstung zurücktrat. „Du beugtest Dich zu weit vor. Du bist gesehen worden."

Die junge Frau gab keine Antwort; sie stand aufrecht, mit beiden Händen die Lehne des Sessels umfassend, von dem sie sich in völliger Selbstvergessenheit erhoben hatte. Die großen, thränenvollen Augen waren noch unverwandt auf die Bühne gerichtet, wo Reinhold soeben nochmals vortrat, um dem Publicum zu danken, dieser jubelnden stürmisch erregten Menge, deren einziger Mittelpunkt er jetzt war. All diese tausend Augen waren auf ihn allein gerichtet; all diese Lippen und Hände verkündeten ihm seinen Sieg, und während Lorbeerkränze und Lorbeerzweige zu seinen Füßen sanken, hallte sein Name, wie von einer brausenden Woge hoch emporgetragen, in tausendfachem Echo zurück.

Bei dem —schen Gesandten fand eine große Soirée statt, die erste derartige Festlichkeit in der Saison. Durch die weiten und prachtvollen Räume des Gesandtschaftshôtels wogte eine zahlreiche Gesellschaft. In den lichtstrahlenden, blumendurchdufteten Salons rauschten die Schleppen und blitzten die Uniformen; neben reizenden Frauengesichtern und vornehmen Ordensträgern sah man aber auch manche ernste bedeutende Männergestalt in einfacher Civiltracht, und unter all diesen längst bekannten Gestalten und Namen tauchten so manche fremde auf, die, je nach ihrer Erscheinung und ihrem Klange, eine größere oder geringere Aufmerksamkeit beanspruchten, um sich schließlich unter der Menge der Gäste zu verlieren.

Auch Reinhold und Capitain Almbach befanden sich unter den Eingeladenen, und der erstere war auch hier wieder der Gegenstand allseitiger Huldigungen, wenn diese sich auch weniger ungestüm kundgaben, als neulich im Theater. Rinaldo galt längst in der Gesellschaft als eine Berühmtheit ersten Ranges. Seine neue Oper machte ihn vollends zum Löwen der Saison, und er konnte sich nicht zeigen, ohne sogleich von allen Seiten umringt und beglückwünscht zu werden.

Mit ihm theilte die geniale Darstellerin seiner Schöpfung, Signora Biancona, die allgemeine Aufmerksamkeit. Leider kam man diesmal nicht in den Fall, den Ausdruck der Bewunderung Beiden gemeinschaftlich darzubringen, denn sie schienen sich eher zu meiden als zu suchen. Aufmerksame Beobachter wollten behaupten, daß so etwas wie ein Zerwürfniß zwischen Beiden stattgefunden haben müsse, denn sie waren zu verschiedenen Zeiten gekommen und näherten sich fast gar nicht einander. Nichtsdestoweniger war auch die Künstlerin fortwährend von Huldigungen umgeben, an denen ihre Schönheit vielleicht einen nicht geringen Antheil hatte. Beatrice verstand es meisterhaft, sich zu „drapiren", für den Salon nicht weniger wie für die Bühne, und wenn ihre Toilette auch gewöhnlich etwas Phantastisches zeigte, so entsprach dies so durchaus der Eigenart ihrer Erscheinung, daß sie nur um so hinreißender erschien. Die Sängerin trug, wie so viele ihrer Landsmänninnen, mit Vorliebe schwarze Kleidung, und hatte diese auch heute gewählt, aber die aus Sammet, Atlas und Spitzen zusammengesetzte Robe war dennoch von einer verschwenderischen Pracht, und auf dem dunklen Grunde funkelte ein reicher Juwelenschmuck. Einzelne purpurrothe Blüthen, scheinbar regellos hier und da in die Locken gestreut, schienen den schwarzen Spitzenschleier zu halten, und damit bildete der dunkle Teint der Italienerin und die lodernde Gluth ihrer Augen ein Ganzes, das, wenn es auf den Effect berechnet war, wenigstens diese Wirkung im vollsten Maße erreichte.

„Ah, Mr. Almbach, finde ich Sie hier?" fragte Lord Elton, der, glücklich endlich Jemand zu finden, mit dem er Englisch sprechen konnte, auf den Capitain zutrat. Ich wollte Sie bereits in diesen Tagen aufsuchen. Die neue Oper Ihres Bruders —"

„Um Gotteswillen, Mylord, fangen Sie mir nicht auch noch davon an!" unterbrach ihn Hugo mit einer Geberde des Entsetzens. „Seit dem Tage der Aufführung werde auch ich halb todt gequält mit dieser Oper meines Bruders; alle Welt fühlt sich verpflichtet mich gleichfalls zu beglückwünschen. Wie oft habe ich schon eine Revolution, ein Erdbeben oder doch mindestens einen kleinen Vesuvausbruch herbeigewünscht, nur damit endlich einmal in der Gesellschaft von etwas Anderem gesprochen werde!"

Der Lord schüttelte halb lachend, halb mißbilligend den Kopf. „Mr. Almbach, Sie sollten das nicht so unumwunden aussprechen. Wenn ein Fremder Sie hörte, es könnte gemißdeutet werden."

„O, ich habe mir bereits verschiedene Male das Vergnügen gemacht, mir einige der ärgsten Bewunderer mit solchen Aeußerungen vom Leibe zu halten," versicherte Hugo ganz unbekümmert. „Ich fühle mich durchaus nicht verpflichtet, als Opferlamm für die Popularität meines Bruders Jedem Rede zu stehen. Wie Reinhold diesen Triumph auf die Dauer aushält, begreife ich nicht. Künstlernaturen müssen in dieser Hinsicht wohl ganz absonderlich organisirt sein; meine Seemannsnerven wären längst unterlegen."

Lord Elton schien auch heute wieder Vergnügen an der Laune des Capitains zu finden, denn er blieb beharrlich an dessen Seite und war ein zwar schweigsamer, aber sehr aufmerksamer Zuhörer bei all den Bemerkungen, die Hugo wie gewöhnlich schonungslos über alles Bekannte und Nichtbekannte ergoß.

„Wenn ich nur wüßte, weshalb Marchese Tortoni auf einmal in solch einer Kometenbahn durch den Saal bricht," spöttelte er. „Die Thür drüben scheint der Magnet zu sein, der ihn unwiderstehlich anzieht — ah so! Ja freilich, nun kann ich mir diesen Sturmlauf erklären."

Die letzten Worte klangen in so unverkennbarem Aerger, daß auch der Lord aufmerksam nach dem Eingange blickte. Dort erschien jetzt Consul Erlau, der Ella am Arme führte; Marchese Tortoni befand sich bereits an ihrer Seite, und alle Drei traten soeben über die Schwelle. Die junge Frau war in weißer, scheinbar sehr einfacher Toilette, aber man sah es, daß Erlau auch in Bezug auf seine Pflegetochter es liebte, sich als Millionär zu zeigen. Dieses weiße Spitzenkleid, das so duftig Ella's zarte Gestalt umwogte, ließ die meisten jener schweren Sammet- und Atlasroben, welche durch den Saal rauschten, an Kostbarkeit weit hinter sich zurück, und die Perlenschnur, die den Hals Ella's schmückte, war von einem so ungeheuren Werthe, daß

viele der funkelnden Juwelen davor verschwanden. Das Haupt der jungen Frau trug einzig seinen natürlichen Schmuck; kein Diamant, nicht einmal eine Blume zierte die reichen blonden Flechten, deren matter Goldglanz so eigenthümlich reizend mit der zartrosigen Färbung des Teints harmonirte. Diese Gestalt bedurfte keiner berechneten Toilettenkünste, um sich schön zu zeigen, sie war es, ohne alle künstliche Unterstützung, und wenn die Blicke der Damen bald genug herausgefunden hatten, welch ein Werth sich hinter dieser anscheinend so einfachen Toilette barg, so hatten die Herren nicht weniger Augen für die Poesie der Erscheinung, die an ihnen vorüber schwebte.

Die Drei waren etwa bis in die Mitte des Saales gelangt, als sich zufällig eine der Gruppen, deren Mittelpunkt Reinhold gewesen war, auflöste und dieser selbst hervortrat und fast unmittelbar seiner Frau gegenüberstand. Es war nicht die erste derartige Begegnung zwischen den beiden Gatten, und sie mußten an solchem Orte immerhin auf die Möglichkeit eines Zusammentreffens gefaßt sein. Bei Ella schien dies auch der Fall; nur einen Moment lang bebte ihr Arm in dem ihres Begleiters, und eine fliegende Röthe kam und ging in ihren Zügen, dann aber glitt das große Auge ruhig weiter, und sie wandte sich zu dem Marchese, der ihr soeben die Namen einiger der Anwesenden nannte. Reinhold dagegen stand so fassungslos, als habe er die ganze Umgebung vergessen. Wenn ihm die jetzige Erscheinung seiner Frau auch nicht mehr fremd war, sie sah doch anders aus bei dem matten Lampenschimmer im Gartensaal der Villa Fiorina, bei dem düsteren Regenlichte der Veranda an jenem Sturmtage, und in dem halbdunklen Hintergrunde der Theaterloge. So hatte er sie noch nie gesehen, wie heute. Im blendenden Lichtmeer des Salons, im duftigen Festgewande und trotz des Ortes und der Umgebung wehte es zu ihm herüber, wie eine Erinnerung an jene traumhaft schöne Morgenstunde in Mirando, wo das Meer so tiefblau um die Terrasse des Schlosses wogte und der Blüthenduft aus den Gärten herüberzog, während die weiße Gestalt drüben an der Marmorbalustrade lehnte — freilich, ihr Antlitz war auch hier abgewandt, aber jetzt wandte sie es einem Anderen zu. Bei dem Anblick Cesario's, der noch immer seinen Platz an ihrer Seite behauptete, zerstob Traum und Erinnerung; vor Reinhold tauchten die Worte seines Bruders auf, die ihm seit jener Unterredung alle Ruhe raubten. „Vielleicht für einen Anderen," klang es in seinem Inneren. Ein heißer drohender Blick fiel auf Cesario, und mit einer heftigen Bewegung in den kaum verlassenen Kreis zurücktretend, entzog er sich dem Gruße oder der Anrede des jungen Marchese.

Dieser sah ihm betroffen nach. Er kannte nicht entfernt den Grund dieses plötzlichen Ausweichens, aber er ahnte längst schon, daß hier mehr zu Grunde lag als nur eine Feindschaft zwischen Rinaldo und Erlau, die er früher angenommen hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß irgend eine geheime Beziehung zwischen seinem Freunde und Ella stattfand, und das heutige Zusammentreffen bestätigte nur zu sehr diese Annahme. Cesario war zu stolz, um wie Beatrice seine Zuflucht zum Spioniren zu nehmen, und so ertrug er denn eine Ungewißheit, deren Lösung von Ella oder dem Consul zu verlangen er noch kein Recht hatte, und die Rinaldo ihm nicht lösen wollte.

Der deutsche Handelsherr war beinahe fremd in der Gesellschaft, dennoch begann die Erscheinung seiner Begleiterin bereits Aufsehen zu erregen. Erlau hatte allerdings die Stirn gerunzelt bei dem unerwarteten Anblicke Reinhold's; da er aber sah, daß Ella scheinbar ganz ruhig blieb, so gewährte ihm das Zusammentreffen eher eine Genugthuung. Der Consul war augenscheinlich sehr stolz auf seine schöne Pflegetochter und bemerkte sehr wohl die bewundernden Blicke und flüsternden Bemerkungen, welche ihr überall folgten. Er sagte sich, daß auch der einstige Gatte diese Blicke sehen, diese Bemerkungen hören müsse, und mit einem kaum verhehlten Gefühl des Triumphes schritt er an der Gruppe vorüber.

Die Menge der auf- und abwogenden Gäste und die zahlreichen Gesellschaftsräume machten es für die, welche sich nicht sehen wollten, leicht, einander auszuweichen.

Es mochte ungefähr eine Viertelstunde seit dem Erscheinen Erlau's vergangen sein, als Capitain Almbach herantrat, um ihn zu begrüßen.

„Sind Sie denn überall, Herr Capitain?" fragte der Consul überrascht.

Hugo machte eine halb ironische Verbeugung. „Ich habe die Ehre. Mißfällt Ihnen das so sehr?"

„Nicht doch! Sie wissen ja, daß ich Sie immer gern sehe, aber am dritten Orte trifft man Sie leider nur in Begleitung Ihres Bruders. Es scheint, man kann keinen Schritt in die Gesellschaft thun, ohne auf Signor Rinaldo zu stoßen."

„Er ist mit dem Herrn des Hauses befreundet," erklärte Hugo.

„Natürlich," grollte der Consul. „Ich möchte einen Kreis kennen, der ihn nicht vergöttert, und in dem er nicht dominirt. Ich konnte die Einladung unseres Gesandten nicht ausschlagen und wollte meiner armen Eleonore doch endlich einmal etwas Anderes zeigen, als nur das Krankenzimmer. Haben Sie sie schon gesprochen?"

„Allerdings," sagte der Capitain, nach der andern Seite des Saales hinüberblickend, wo Ella im Gespräch mit dem Marchese, dem Lord und einigen Damen stand, „das heißt, so weit Marchese Tortoni mir die Möglichkeit dazu ließ. Er beansprucht durchaus den Löwenantheil der Unterhaltung. Ich halte mich bescheiden zurück."

„Ja, bester Capitain, daran werden Sie sich gewöhnen müssen," lachte Erlau. „Im Gesellschaftskreise ist Eleonore selten frei für die Unterhaltung eines Einzigen. Ich wollte, Sie sähen Sie einmal, wenn sie in meinen Salons die Honneurs macht. Wir sind fast gänzlich fremd hier, sonst, versichere ich Ihnen, wären Marchese Tortoni und Lord Elton nicht die Einzigen, über die Sie sich in solcher Weise ärgern."

Ella hatte inzwischen ihr Gespräch beendigt und verließ jetzt mit einer leichten Verneigung die Gruppe, um zu ihrem Pflegevater zurückzukehren. Da der Marchese zu seinem großen Mißvergnügen durch eine der Damen in der Unterhaltung festgehalten wurde, schritt die junge Frau ganz allein durch den Saal, als plötzlich in der Mitte desselben ein dunkles Sammetgewand das ihrige so nah und heftig streifte, daß es beinahe wie Absicht aussah. Aufblickend gewahrte sie dicht vor sich das schöne, aber in diesem Augenblick fast erschreckende Antlitz Signora Biancona's.

Ella verrieth indeß weder Schrecken noch Verlegenheit, sie nahm langsam ihr Spitzenkleid auf und trat etwas seitwärts. In der Bewegung lag ein ruhiger, aber sehr entschiedener Protest gegen jede Berührung von dieser Seite, und Beatrice schien ihn nur zu gut zu verstehen, trotzdem trat sie noch näher. Die junge Frau fühlte einen heißen Athem dicht an ihrer Wange und vernahm die geflüsterten Worte:

„Signora, ich bitte Sie um einige Minuten Gehör!"

Ella antwortete mit einem Blick des Erstaunens und der Entrüstung. „Sie — mich?" fragte sie gleichfalls leise, aber mit einer nicht mißzuverstehenden Betonung.

„Ich bitte um einige Minuten," wiederholte Beatrice. „Sie werden sie mir gewähren, Signora."

„Nein!"

„Nicht?" Die Stimme der Italienerin bebte in kaum verschleiertem Hohne. „Also fürchten Sie mich so sehr, daß Sie nicht einmal ein kurzes Alleinsein mit mir wagen?"

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 36. Pancratius Sanitabringius im Elsaß.

Wenn die Sitten eines Volkes dargestellt werden sollen, so kann die Religion und das religiöse Leben nicht außer Acht bleiben. Es ist bekannt, daß das Elsaß, Straßburg und die Landstädte obenan, der Herd vielfacher religiöser Bewegungen gewesen. Hier ist nicht der Ort, darüber eine Geschichte zu schreiben. Aber es muß hervorgehoben werden, daß die Bevölkerung des Elsaß, in Folge ihrer hohen Empfänglichkeit für die praktischen Fragen des Christenthums, zu allen Zeiten

lebendigen, ja hingebenden, opferwilligen Antheil an der jedesmaligen Erhebung gegen die Herrschaft und die Gebrechen des Papstthums nahm. Wie die Albigenser und Waldenser fanden im Elsaß auch die Hussiten Anklang; und ebenso bildete sich in der lutherischen Stadt, mit der Erlaubniß der Obrigkeit und mit der Billigung der beiden Straßburger Reformatoren, Bucer und Capito, eine reformirte Gemeinde, welcher der damals von Genf entflohene Calvin als erster Pfarrer vorstand.

abstachen, je älter die Einverleibung mit Frankreich wurde. Was das Volk betrifft, so lastet im Allgemeinen der clericale Druck schwer auf den Geistern, und der geistige Zustand wirkt auf den materiellen. In den katholischen Ortschaften giebt es einige Reiche, die sich durch Fleiß und weise Thätigkeit aufzuschwingen wußten. Die Meisten grenzen an die Armuth und sind Tagelöhner. In den gemischten Ortschaften sehen wir allermeistens die protestantischen Einwohner durch ihren Wohl-

Pancratius Sanitabringius im Elsaß.
Nach der Natur aufgenommen von Theod. Pixis in München.

Dieser Geist der Freisinnigkeit und der weitherzigen Duldung ist mit wenigen Ausnahmen bis auf den heutigen Tag der vorherrschende in der protestantischen Kirche des Elsaß geblieben. Ernst religiös war der Grund, liberal im Allgemeinen gegen Andersdenkende die Handlungsweise der kirchlichen Behörden.

Von der katholischen Kirche kann eigentlich nur das Nämliche gesagt werden, wie in anderen Ländern dieses Glaubens, jedoch mit dem Unterschiede, daß in Bildung und Aufklärung Clerus und Volk desto mehr von ihren Glaubensgenossen in Deutschland

stand und ihre Gesittung über ihre katholischen Mitbürger hervorragen. In den ganz evangelischen Ortschaften herrscht zwar meistens kein großer Reichthum, aber ein guter solider Wohlstand ist allgemein.

Die traurigste Folge des geistigen Drucks im Elsaß ist der große Aberglaube an Geistererscheinungen und Hexen, und der Vorrath von magischen Mitteln, um wirklichen oder erträumten Uebeln abzuhelfen. Ist uns doch im Unterelsaß sogar eine Wallfahrtsstätte wegen kranker Thiere bekannt, die

Digitized by Google

auf der Grenze der Cantone Niederbronn und Buchsweiler zwischen den Orten Rothbach und Ingweiler in einem verborgenen Seitenthale des Wasgaus liegt. Da erheben sich an einem Felsen die Ruinen einer Capelle aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, deren mit Nischen versehene höhlenartige Unterlage noch ein höheres Alter verräth. Wer ein krankes Roß, Rind oder Schwein hat, der wallfahrtet nach dem Thierkirchlein und legt, je nach der Zahl der kranken Thiere, einen oder mehrere Besen in den Chor dieser Ruine und steckt eine oder mehrere Kupfermünzen in eine Mauerritze einer der Seitenwände. Ich weiß, es giebt immer einige Holzmacher der Nachbarschaft oder im Gebirge streifende Zigeuner, welche den Muth haben, das verborgene Geld aufzusuchen, aber an die Besen — das ist etwas Anderes — wagen sie sich nicht. Dieses Besen- und Geldopfer hat übrigens seit den letzten zwanzig Jahren auch abgenommen. Aber immer noch kann man in dem in dunkler Einöde liegenden Waldkirchlein diese Abwehr gegen Hexen und böse Geister finden.

Der Glaube an die Hexen ist in den katholischen, weniger schon in den protestantischen Dörfern des Elsaß noch allgemein. Der Besen, dessen sich die Hexen bedienen sollen, um an den Versammlungsort zu kommen, spielt, wie überall, eine große Rolle. Aber weniger bekannt dürfte es sein, daß der verkehrt vor der Thürschwelle hingelegte oder mit dem Stiele neben der Thür stehende Besen nicht allein den Einfluß der Hexen hemmt, sondern auch ihren Eintritt in ein Haus hindert. Eine Hexe, heißt es, kann in kein Haus eintreten, wo ein solcher Besen vor der Thür liegt oder steht.

Die Hauptübel durch Hexen geschehen nach der Volksmeinung an den Kindern und an den Kühen. Eine Kuh giebt ungesunde, blutige Milch oder gar keine, weil eine Hexe an derselben in ihrem eigenen Hause an einer Handzwehle (Handtuch), an dem Stiele einer in die Wand gehauenen Axt oder eines Beils, ja aus dem Hefte eines in den Tisch gestoßenen Messers milkt. Auch verwandelt sie sich öfters in eine Katze und trinkt an den Eutern der Kühe, daß dieselben böse Blattern davon erhalten; oder sie reiten des Nachts auf dem Rücken der Pferde, so daß des Morgens der Besitzer sie in schaumtriefendem Schweiße ganz erschöpft antrifft.

Das Sprüchlein, welches die Landleute sprechen, wenn sie ein Weib im Verdachte haben, durch Melken an einer Zwehle oder auf sonstige Weise den Kühen die Milch zu entwenden, um die Hexe daran zu hindern, lautet also:

Heilig Kreuz, Blut floß,
Heilig Kreuz, Wasser floß,
Heilig Kreuz, Milch floß.

Ein anderer Aberglaube im Elsaß, der sich aber über ganz Europa erstreckt, ist der an den Vampyr, in der Provinz Letzel oder Redsel genannt, ein geheimnißvolles Wesen, halb Mensch, halb Thier, das bei nächtlicher Weile in die Schlafstuben, selbst in die verschlossenen, kommt, seine Ankunft durch ein Rascheln oder Tappeln, oder auch durch ein Säuseln wie von Flügeln bemerklich macht. Der Schlafende hört es, kann sich aber, wie gelähmt, nicht regen. Eine Gestalt legt sich schwer über den Schläfer, der die ungeheuersten Anstrengungen macht, um sich der Last zu entledigen. Das unheimliche Letzel saugt dann, nach dem allgemeinen Volksglauben, den also Heimgesuchten, gewöhnlich Burschen und jungen Männern, die Brust aus. Endlich wacht nach vielem ohnmächtigem Sträuben der in vollkommener Erstarrung Liegende matt und kraftlos auf. Das ist ein Zustand, der überall vorkommt. Aber was ans Unbegreifliche grenzt, oder doch die Macht der Einbildung darthut, das ist bei der Erscheinung des Letzels folgender Umstand: Die also ausgetrunkenen Opfer geben wirklich Milch. Die Brust schwillt an, die Warze derselben tritt mehr hervor, und bei mäßigem Drucke quillt eine weißgelbliche Flüssigkeit hervor. Dasselbe betheuerte mir mein Kutscher, ein gar nicht auf den Kopf gefallener junger Mann, wie vor kurzer Zeit sein Nachbar, der ebenfalls von dem Letzel geplagt zu werden vorgab, ihm seine angeschwollene Brust zeigte, und vor seinen Augen die nämliche Flüssigkeit herausdrückte. Ich enthalte mich jedes weiteren Commentars hierüber.

Bei dem also vorhandenen Aberglauben im Lande ist es kein Wunder, wenn es Solche giebt, die denselben ausbeuten. Schmiede, Winkelthierärzte, Abdecker, Meister genannt, ziehen reichlichen Gewinn von der leichtgläubigen Menge, die erst zu gebildeten Aerzten ihre Zuflucht nimmt, wenn die magischen Aerzte und Teufelsbeschwörer nicht mehr helfen können. Und weil der Arzt in den meisten Fällen dann auch nicht mehr helfen kann, so wendet sich ihm entschiedenes Mißtrauen zu, während seine Vorgänger irgendwie eine List dagegen deckt. Ebendeswegen ist es kein Wunder, wenn die sogenannten Marktschreier, wie man sie im Elsaß nennt, oder Quacksalber so große Ausbeute im Lande machen. Leider sind es in der Regel Deutsche, die in einem fremdartigen Jargon und in bizarrer Kleidung die Massen bethören. Ich war einmal Zeuge des Aufzugs eines solchen Marktschreiers und ich kann nicht umhin, denselben hier zu schildern.

An einem schönen Sommertage, so zwischen der Arbeitszeit, wie man bei uns sagt, hörte ich in meinem Studirzimmer plötzlich den Schall einer rauschenden Musik, die immer näher kam. Ein Marktschreier war in einer prächtigen, mit bunten Farben ausgeschlagenen Kutsche in das Dorf gefahren, in Begleitung von vier oder fünf Musikanten, die auf der Decke des Wagens saßen. Nachdem derselbe das Dorf unter lärmender, mit der großen Trommel begleiteter Musik durchzogen hatte, nahm er Posto auf dem öffentlichen Platze vor dem Rathhause. Dort entfaltete er einen ungeheueren rothseidenen Schirm, der die ganze wohlbesetzte Kutsche überdeckte. Nachdem die buntgekleideten Musikanten noch eine mächtige Fanfare hatten erbrausen lassen, erhob sich der in einen weiten faltigen, hellblau seidenen und mit Silber besetzten Talar gekleidete Marktschreier, lüftete seinen chinesischen, mit allerlei geheimnißvollen Zeichen bedeckten Hut, grüßte majestätisch die herbeiströmende Menge und fing an, in fremdartigem gebrochenem Deutsch ungefähr folgendermaßen zu den staunenden Zuhörern zu sprechen:

„Verehrtes, hohes Publicum! Ich, Pancratius Sanitabringius, komme zehntausend Stunden weit her, von den Grenzen Chinas, wo ich auf dem großen Berge Humalaya die Wurzel Razina als Heilmittel für alle menschliche Schäden zweihundert Fuß tief aus dem Berge durch einen gottvollen Bohrer gegraben, und diese herrliche Wurzel mit dem heiligen Wasser des Flusses Ganschossa abgekocht habe. Kommt, Ihr armen Menschen, und kaufet dieses leben- und gesundheitbringende Elixirium, Ihr möget Kopfweh, Zahnweh, Flüsse aller Art, Magenweh, Husten oder Engigkeit haben. Dieses kostbare Lebenswasser vertreibt die Sommerflecken, die Unfruchtbarkeit und macht die häßlichsten Menschen schön wie Engel, auch reinigt es den Kopf und macht gescheidt und verständig wie Salomo. Wer es trinkt, an dem hat der blutige Vampyr, oder das schreckliche Letzel, wie Ihr es heißt, keine Gewalt. Nie betritt es wieder die Thürschwelle eines Hauses, wo dieses gewaltige Elixir seine Dünste verbreitet. Kommt herbei, Ihr Alle, die Ihr gesund, schön, kräftig und befreit von aller Plage sein wollt! Ich bleibe nur eine Stunde in diesem Dorfe und dann könnt Ihr zusehen, wie Euch geholfen wird. — Was schüttelt Ihr ungläubig die Köpfe?! Glaubt Ihr, daß ich Euch betrügen und um Euer Geld bringen will? Ich bin ein Freund der unglücklichen kranken Menschheit und brauche Eure Groschen nicht, um zu leben. Ich habe tausend Mal mehr Geld als Euer ganzer Ort. Da, seht einmal selbst, daß ich kein Marktschreier bin, der Euch Euer Geld aus dem Beutel laufen will."

Dabei ergriff er eine kleine Schaufel, fuhr nacheinander in zwei vor ihm stehende Gefäße und zeigte den dadurch schon halbgewonnenen Zuschauern eine Menge Fünffrankenthaler, Zwanzig- und Vierzigfrankenstücke.

„Oder glaubt Ihr," fuhr er fort, als er sah, daß das Geld seinen Einfluß nicht verfehlt hatte, „glaubt Ihr, daß es etwa Falschmünzergeld sei? Ich bitte drei Personen von Euch, von denen, die das Geld kennen, selbst herbeizukommen, um es zu untersuchen." Eine Menge von Bauern strömte herbei, um dieses Amt zu verwalten. Sie drängten sich an die Kutsche und der Wunderarzt hob mit einer ungeheuren Anstrengung das eine Gefäß zu ihnen herab. Sie griffen gierig hinein, untersuchten die Thaler und nachher auch die Goldstücke, ließen sie aneinander erklingen und gaben dieselben mit gewichtiger Kennermiene wieder zurück.

„Das ist lauter gut Geld," sagten Alle. „Das Silber ist exact echt, also muß auch das Gold echt sein, denn es rappelt

nicht wie Blei." — Die Bauern, geehrt durch das Zutrauen, verloren sich in der Menge und suchten die Anwesenden nach Kräften zu überzeugen, daß sie wenigstens hinsichtlich des Geldes nicht getäuscht seien. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf die Menge. Das wußte der pfiffige Quacksalber wohl, der dadurch, daß er Geld zeigen konnte, desto mehr gewann. Doch wollte er das an den Geberden der Bauern leicht zu erkennende Erstaunen und somit Zutrauen womöglich noch steigern.

„Um Euch zu zeigen," fuhr er fort, „daß ich Euch nicht um Euer Geld prellen, sondern der leidenden Menschheit zu Hülfe kommen und nur meine Reisekosten, die Wurzel und das Lebenswasser zu holen, zurück haben will, so biete ich Euch an, z. B. einem Jeden unter Euch einen kranken hohlen Zahn unentgeltlich herauszuziehen. Wer hat einen kranken Zahn, zwei, drei, vier solcher Zähne? Ich ziehe sie alle umsonst heraus. Es kostet auch nicht den rothen Sou."

Eine allgemeine Stille und Nachdenklichkeit unter den Anwesenden folgte, eine Stille, die der Wunderdoctor durch einen die Menge noch mehr betäubenden Marsch der Musikanten bedecken hieß. Als der Tusch vorüber war, zeigte er auf einer Platte Hunderte von Zähnen aller Art, die er ausgerissen. Zuletzt öffnete er eine Büchse und ließ ein paar Zähne herausfallen; dieselben zeigend, sagte er: „Seht, das sind die bösartigsten aller Zähne. Der Teufel hat sie wachsen lassen neben ihren Cameraden. Aber was Keiner kann, ich habe sie herausgezogen, so schnell, daß der Patient nicht allein keinen Schmerz verspürte, sondern auch meinte, ich fange erst an, wenn ich den Zahn schon ausgezogen. Wer will jetzt kommen? Es kostet nichts. Meine Zeit ist kurz gemessen; ich muß so schnell als möglich nach Paris, um dort einem Prinzen einen schrecklichen Pufferzahn, den kein Doctor jener großen Stadt bewegen kann, herauszuziehen."

Da näherte sich ein armer Schelm, der immerwährend an Zahnweh litt und kein Geld hatte, um sich helfen zu lassen, der Kutsche; er zog seine Kappe ab und blickte ehrfurchtsvoll zu dem Quacksalber hinauf. Er wurde von den hin- und herrollenden Augen des Doctors schnell bemerkt. Der Zitternde wurde in die Kutsche hinaufgezogen und zeigte seinen kranken Zahn. Der Schreier berührte ihn mit einer kleinen Zange, die man kaum in seiner Hand bemerkte, und — in einem Hui hatte er ihn heraus. „Mein Sechs!" sagte der Patient, als er todtenbleich von der Kutsche herunter kam, „Der kann's — besser als der Schmied, der Einem den Kopf zwischen die Beine nimmt und so lange zerrt, daß man am Ende froh ist, daß er mit dem Zahne nicht den halben Kiefer und das ganze Zahnfleisch mitnimmt. Juhe, Herr Doctor, was bin ich schuldig?"

Der Doctor blickte ihn lachend an und sagte: „Hm, Du siehst nicht groß danach aus, daß Du viel bezahlen kannst." In der Tasche wühlend, fügte er hinzu: „Hier, weil Du der Erste gewesen, der mir glaubte, nimm diesen Zwanziger und trinke auf meine und Deine Gesundheit."

Das wirkte. Jetzt kam eine Menge Weiber, Männer und Jungen, die ihrer kranken Zähne entledigt sein wollten. Jeder hätte zuerst in der Kutsche sein mögen. Der Marktschreier, der in seinem phantastischen Anzuge, mit seinem schwarzen Schnurrbarte und glänzenden Kraushaare in der That die Menge magisch an sich fesselte, zog aber auch die Zähne mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Geschicklichkeit heraus. Er hatte genug zu thun, so daß ihm der Schweiß von der Stirn rann. Auf einmal hielt er inne und rief einem auf dem Fußwege neben der Fahrstraße sitzenden fremden Manne, der gar übel jammerte, zu:

„Heda, guter Freund, was sitzt Ihr dort und jammert so sehr? Habt Ihr Zahnweh, so kommt her, es soll Euch schnell geholfen werden."

Da klagte stöhnend der Mann: „Ihr mir helfen? Das kann kein Mensch. Ich habe schon zehn Doctor gebraucht und es wird immer ärger mit meinem Bauchgrimmen."

„Ach, ich glaubte, Zahnweh hättet Ihr, weil Euch der Bart so wackelte. Also Ihr leidet an der Cholika. Das ist ein Spaß für mich, sie Euch auf der Stelle zu nehmen, wenn Ihr keinen Bandwurm oder keine Kröte habt, was nach Befund mehrere, bis zu sieben meiner Gläser, erfordert. Kommt nur her," sagte der Marktschreier vornehm einladend, holte ein Fläschchen hervor, öffnete es mit wichtiger Miene und gab dem Zögernden den Inhalt zu trinken mit den Worten: „Ich habe Euch etwas Stärkeres gegeben. Es muß wirken auf die eine oder die andere Weise." Alles lachte über die Grimassen, die der Patient schnitt. Jedermann war aber begierig auf die Wirkung der Arznei. Kaum war sie genommen, so fing er zum allgemeinen Gelächter an noch gräßlichere Gesichter zu schneiden. Er winselte furchtbar und setzte sich voller Verzweiflung auf den Erdboden. Der Eindruck des Zahnausreißens, des Geldes war verwischt, der Ruhm des Doctors war dahin. Der Arme krümmte sich auf dem Boden. Auf einmal rief er verzweifelnd: „Ich muß sterben! Helft mir, Ihr guten Leute! O, ich muß sterben!"

Der Doctor sprang von der Kutsche herab und strich ihn mitleidig vom Magen bis zum Halse, und siehe, o Wunder! da entfuhr ihm aus dem Munde ein kleiner Frosch, den der Marktschreier mit der Hand aufzufangen schien — da noch einer, zwei, drei, vier!

Auf einmal wurde der Patient ruhig.

„Wie ist mir?"

„Was habt Ihr denn?" riefen Alle.

„Was ich habe? Mir ist erdenwohl. Keine Spur mehr von Weh. O, Ihr Leute, ich weiß es selber nicht, wie es 'gangen ist. Aber ich spüre kein Weh mehr, ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser." So sprach er, noch selbst erstaunt scheinend, über seine Heilung.

Der Glaube der Menge war wieder zurückgekehrt im vollkommensten Maße, das merkte der Schreier gleich, und darum rief er mit seiner gewaltigen Baßstimme, welche den ganzen Tumult überhallte: „Da habt Ihr's! Ich merke wohl, daß Ihr mir nicht glauben wollt. Jetzt geht heim, legt Euch in's Bett und behaltet alle Eure Uebel, und ich will dafür sorgen, daß ich zu vernünftigern Menschen komme. Fort, Kutscher!"

Aber daraus wurde nichts. Fünf, zehn, dreißig Hände erhoben sich, von dem Elixir zu begehren. Der Zulauf wurde immer stärker. Kleine Fläschchen verkaufte der Wundermann zu einem, größere zu zwei und mehr Franken. Immer eilten neue Liebhaber herbei. Andere eilten heim, um vielleicht ihr letztes Geld zu holen. Manche ließen sich, weil sie sich schämten, aber nichtsdestoweniger daran glaubten, durch Andere von dem Heilwasser kaufen.

Während der Quacksalber aus der Kutsche heraus unablässig verkaufte, ging ein reizendes junges Mädchen unter der ferner stehenden Menge mit einem mit Fläschchen gefüllten Körbchen einher. Es war in leichte Tänzerinnentracht gekleidet, in weißem rothbordirtem Röckchen, hatte feine grüne Stiefelchen an, die mit rothen Fransen geziert waren, auf dem Kopfe einen kleinen italienischen Strohhut, von dem bunte Bänder herabhingen, und gehörte zur „Gesellschaft" so gut wie der Fremdling, der Kranke, der durch die Kraft des Elixirs die Frösche gespieen und der am Abend mit dem „Doctor", seinem Freunde oder Patrone, in dem benachbarten Flecken sich in einem der zahlreichen Gasthäuser bei Wein und Braten gütlich that.

In der Nacht ergänzte der Wunderdoctor seinen stark erschöpften Vorrath durch etwas in der Apotheke gekaufte Farbe und Wohlriechendes, das Uebrige fand er an den auf den öffentlichen Plätzen plätschernden Brunnen.

Zu den erfreulichen Gebräuchen im Elsaß gehört der, jedes Jahr zu Johanni in allen Dörfern auf den Anhöhen ein Feuer anzuzünden. Es ist ein Fest der Jugend, und um die gewaltige Flamme tanzen die jungen Leute, und zuletzt springt in einigen Dörfern Eins nach dem Andern durch die Flamme. In einigen Bergdörfern werden von Schindeln verfertigte runde Scheiben angezündet und flammend den Berg hinabgeschleudert; auch giebt es noch Höhen, welche von dem Gebrauche, feurige Scheiben abwärts zu werfen, „Schyweberge" heißen, wie z. B. der südwestlich von Rothbach gelegene Berg, dessen vordere, gegen die Ebene gelegene Seite von einem an manchen Stellen noch mächtigen, aus Felsblöcken bestehenden Steinwalle umgeben ist.

Früher wurden die Johannisfeuer Sungihtfihr genannt, weil die Sonne an Johanni awe, wieder abwärts geht. Die Lieder, welche an diesem Feuer gesungen wurden, sind längst verhallt und nur wenige Spuren davon vorhanden. Wie überall haben auch hier unpoetische Menschen, besonders Schulmeister

und fanatische Geistliche, ohne Sinn für die althergebrachten Sitten und Gebräuche unserer Voreltern, manche originelle Spur aus der altersgrauen Vorzeit verwischt.

Fort mit den Hexen, fort mit der trüben Geistesnacht, die besonders über den katholischen Dörfern des Landes lagert! Licht, mehr Licht! Aber mit Wahrung der alten guten Sitten und frohen Feste und frei von dem traurigen Gefolge der Alles verflachenden Mode, die ihre Zofen, Prunksucht, fieberhafte Genußsucht und in Folge dessen nicht geringe Entsittlichung, überall mit sich führt!

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Ludwig Kalisch.

Bei Béranger.

Wenn die Gartenlaube auch schon früher ein Lebensbild Béranger's gebracht hat, so war doch die Persönlichkeit des vom französischen Volke so hochgefeierten Liedersängers eine so interessante und bedeutsame, daß sicher auch jetzt noch charakteristische Züge aus dem Leben des Dichters einer freundlichen Aufnahme sicher sein können. Erlauben Sie mir eine meiner Erinnerungen, die besonders scharfe Schlaglichter auf den Charakter des unvergeßlichen, auch in Deutschland hochgeehrten Mannes wirft, Ihren Lesern heute mitzutheilen.

Béranger liebte die Zurückgezogenheit über Alles; ja, in seinen letzten Lebensjahren versteckte er sich förmlich vor der Welt und war nur für die paar Freunde sichtbar, die ihm der Tod noch nicht entrissen. Ich würde daher nie daran gedacht haben, mich ihm zu nähern, hätte sich mir nicht eine ganz besondere Veranlassung dazu geboten. Ich wurde nämlich beauftragt, ihm eine neue deutsche Uebersetzung seiner Lieder persönlich zuzustellen. Und so machte ich mich denn an einem heitern Maitage 1855 auf den Weg, nachdem es mir, nicht ohne die größte Mühe, gelungen war, seine Wohnung zu erfahren.

Béranger wohnte damals in der Nähe des Tempels und zwar in einem klosterartigen Hause. Drei steile Treppen mußte man ersteigen und dann noch einen unendlich langen, dunkeln Corridor durchmessen, bis man an seine Zimmer gelangte. Ich zog die Schelle. Eine kleine Matrone in einer altfränkischen turbanartigen Haube öffnete mir die Thür und hieß mich eintreten. Diese alte Dame war keine andere als die vielbesungene Lisette.

Ich fand Béranger beim Frühstück.

„Mein Herr,“ sagte er, nachdem er einige Augenblicke den Band durchblättert, den ich ihm übergeben, „es ist mir in der That sehr schmeichelhaft, daß Ihre Landsleute meine armen Lieder so wohlwollend aufnehmen. Leider aber verstehe ich nicht deutsch; ich kann also nicht sehen, wie sich dieselben in Ihrer gewaltigen Sprache ausnehmen. Ich verstehe überhaupt keine fremde Sprache,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Ich habe nie Mittel genug gehabt, um mich mit dem Studium fremder Sprachen zu befassen. Auch hatte ich hinlängliche Arbeit mit der meinigen.“

Ich fragte ihn, ob er nie in Deutschland gewesen.

„Ich bin nie gereist,“ antwortete er. „Ich bin niemals weiter gekommen als bis nach Tours und Peronne. Es hat mir stets an Geld gefehlt, um mit Bequemlichkeit reisen zu können; und Unbequemlichkeit auf Reisen zu suchen, war eben meine Sache nicht.“

„Ich weiß,“ fuhr er dann fort, „daß Ihre Landsleute der Literatur des Auslandes viel Aufmerksamkeit widmen, und wie ich gehört, sind meine Dichtungen häufig, besonders aber von Chamisso, mit großer Meisterschaft übersetzt worden. Chamisso schickte mir seine deutsche Uebersetzung meiner Chansons, begleitet von einem sehr liebenswürdigen französischen Briefe, in welchem er mich bat, ihm die Schnitzer in seiner Muttersprache nicht übel zu nehmen. Das war aber wohl nicht so ernst gemeint; denn sein Brief war in vortrefflichem Französisch geschrieben.“

Unterdessen hatte mir Béranger einen Stuhl neben seinen Fauteuil gerückt, und während er sein frugales Frühstück fortsetzte, sagte er mir auf einige meiner Bemerkungen über seine Lieder: „Ich war in meiner Jugend nicht ohne Ehrgeiz. Ich wollte etwas recht Großes werden und glaubte, ich könnte als Lustspieldichter herrliche Lorbeeren ernten. Ich blickte natürlich dabei auf Molière, als auf das beste Vorbild. Allein je mehr ich arbeitete, desto riesiger schien mir der Dichter des Tartuffe, desto winziger schien ich mir selbst, und ich gewann endlich die feste Ueberzeugung, daß mir im Dienste der Thalia keine üppigen Kränze blühen werden. Ich wollte aber meine Kräfte nicht anstrengen, um eine Niederlage zu erleben; ich widmete mich also dem Chanson. Das ist ein kleines Genre, dem ich mich gewachsen fühlte. Mein Erfolg war größer, als ich erwartet, viel größer, als ich ihn verdient habe.“

Als ich ihn im Laufe der Unterhaltung fragte, warum er nicht Mitglied der französischen Akademie sei, antwortete er: „Ich weiß, daß man der Akademie oft vorgeworfen, mich nicht unter ihren Mitgliedern zu besitzen. Man thut aber in dieser Beziehung der Akademie großes Unrecht; denn sie hat mir nicht nur einmal, sie hat mir zu wiederholten Malen den von Vielen so eifrig erstrebten Sessel angeboten. Ja, sie hat mir sogar zu verstehen gegeben, daß ich sie verbinden würde, wenn ich mich vorschlagen ließe, da sie sonst den Platz einem Andern würde einräumen müssen, der ihr bei Weitem nicht so angenehm wäre. Ich lehnte jedoch entschieden ab, und zwar nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Grundsatz. Ich wollte nämlich nicht mit meinen leichten Liedern in die eigentliche Literatur eintreten. Meine hochgeschürzte Muse hätte sich in der That unter der Kuppel des Instituts curios genug ausgenommen. Wie dem aber sei, ich habe mich persönlich über die Akademie durchaus nicht zu beklagen und ich habe sie, ein kleines satirisches Gedicht ‚L'académie et le caveau‘ abgerechnet, niemals angegriffen. Wenn ich der Akademie einen Vorwurf machen wollte, so würde er darin bestehen, daß sie mit unserer Sprache allzu eigenmächtig schaltet und waltet, daß sie sich das Recht anmaßt, über unsern Sprachschatz eigenmächtig zu verfügen, ohne die übrigen Mitglieder des Instituts zu Rathe zu ziehen. Wollte die Académie française in ihrem Dictionnaire ein wirkliches Nationaldenkmal schaffen, so müßte sie den vier andern Akademien bereitwilligst Sitz und Stimme einräumen und überhaupt viel liberaler verfahren. Sie verbannt aber aus ihrem Wörterbuche unzählige Wörter und Ausdrücke, deren alle Franzosen und die Verfasser des akademischen Wörterbuchs selbst sich jeden Augenblick bedienen. Das ist lächerlich und daher kommt es auch, daß nichts weniger national ist, als das legitime Dictionnaire der französischen Akademie.“

Ich fragte ferner, ob er noch dichte.

„Seit sechs Jahren,“ antwortete er, „habe ich keinen einzigen Vers zu Stande gebracht; doch habe ich einen Band ungedruckter Gedichte liegen, die nach meinem Tode erscheinen werden.“

Wir kamen jetzt auf die deutsche Literatur und auf Goethe's Faust zu sprechen. Er kannte diese Tragödie bis in deren Einzelnheiten und fragte mich, ob sie aufgeführt werden könnte, und als ich diese Frage bejahte, war er sehr begierig zu wissen, welche Wirkung sie auf der Bühne hervorbringe. Ich versicherte ihm, daß dieses Meisterwerk ganz bewältigend auf der Bühne sei, wenn die Darsteller ihren Rollen gewachsen, und daß ich im Jahre 1833 in Frankfurt einer Vorstellung des Faust beigewohnt, die auf mich, der ich damals noch blutjung war, einen unauslöschlichen Eindruck hervorbrachte. Er fragte mich nach den Hauptdarstellern, und ich nannte ihm Seydelmann und Fräulein Lindner. Ich mußte ihm diese Namen mehrere Male wiederholen.

Er bemerkte hierauf, daß er in Bezug auf Tragödien seinen eigenen Geschmack habe, daß er nämlich ausschließlich das griechische Trauerspiel liebe. Aeschylus, Sophokles und Euripides seien wahre Tragödiendichter. Ueber das deutsche Trauerspiel wolle er nicht urtheilen, da er es nicht kenne; die französische Tragödie habe ihn aber niemals angemuthet, sie sei kalt, zu conventionell.

Er wußte recht gut, daß Goethe oft über ihn gesprochen,

wie ich denn im Laufe des Gesprächs seine große Belesenheit zu bewundern hatte. Béranger, der nicht sehr productiv war, las fast den ganzen Tag, und so oft ich ihm später auf der Straße begegnete, hatte er in den tiefen Seitentaschen seines langen, beinahe bis auf die Füße gehenden Rockes eine Menge Bücher und Revuen stecken, die neugierig in die Welt guckten. Im Laufe der Unterhaltung sprach er häufig von den Alten, die er in verschiedenen guten Uebersetzungen oft gelesen und mit neuer Bewunderung immer wieder las.

Er kam abermals auf Goethe's „Faust" zurück, und da durch diesen das Gespräch auf Hölle und Teufel gelenkt worden, erwähnte er Dante's „Hölle", die er in der eben erschienenen Uebersetzung seines Freundes Lamennais las. Lamennais brachte uns auf das schlüpfrige Feld der Politik. Béranger sprach sich frei und offen über die politischen Zustände Frankreichs aus, und ich hatte Gelegenheit, in diesem Gespräche seine Gesinnungswärme kennen zu lernen. Als die Rede auf den Bonapartismus kam, rief er lebhaft: „Ich war niemals Bonapartist, obgleich ich gegen meinen Wohlthäter Lucien die Schuld der Dankbarkeit abzutragen hatte und sie auch, freilich nach meinen schwachen Kräften, abtrug. Ich habe Napoleon den Ersten besungen, weil er eine poetische Erscheinung ist und meine junge Phantasie beschäftigte, und weil sich eine große Epoche meiner vaterländischen Geschichte an ihn knüpft. Ich habe ihn jedoch erst nach seinem Sturze besungen und ganz besonders deshalb, um die Bourbons zu ärgern, die ich haßte, die ich verabscheute. Sie waren mit unseren Feinden nach Frankreich zurückgekommen und in Begleitung des bezopften Adels, des hochmüthigen Junkerthums, umschwärmt von der lieben Clerisei, von Kutten und Capuzen und was sonst an Eulen und Käuzen aus den ultramontanen Nestern zu schlüpfen pflegt. Ich habe mich über Napoleon niemals getäuscht. Er war Despot von Natur, und ich liebe die Freiheit über Alles."

„Ich habe jetzt," fuhr er nach einer Pause fort, „keine Beziehungen mehr zu den Bonapartes. Bei ihrer Ankunft in Paris 1848 besuchten sie mich. Jérôme und sein Sohn dankten mir in den herzlichsten Ausdrücken und versicherten, daß sie niemals vergessen würden, was ich für ihre Familie gethan. Louis Napoleon besuchte mich ebenfalls mehrere Male, aber immer zu einer Stunde, wo er annehmen konnte, mich nicht zu finden. Wenigstens habe ich meine Gründe, dies zu vermuthen. Indessen nahm ich mir doch vor, seine Besuche zu erwidern und zwar noch vor seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik; denn ich wollte nicht gern antichambriren. Ich schob aber meinen Besuch zu lange auf. Louis Napoleon wurde inzwischen zum Präsidenten der Republik ernannt, und so habe ich ihn nicht gesehen und werde ihn auch niemals sehen."

Béranger hat auch wirklich Louis Napoleon niemals gesehen; dagegen war er einige Zeit nach meinem Besuche nahe daran, die Bekanntschaft der Kaiserin Eugenie zu machen. Als nämlich dieselbe eines Tages die Chansons las, die sie früher nicht gekannt, war sie davon so sehr entzückt, daß sie gegen eine ihrer Hofdamen den Wunsch äußerte, den Chansonnier persönlich kennen zu lernen. Die Hofdame bemerkte, daß die Erfüllung dieses Wunsches nicht so leicht sein dürfte, da Béranger sich schwerlich dazu verstehen würde, den Fuß in die Tuilerien zu setzen, worauf die Kaiserin entgegnete, Béranger sei ein Greis und sie könne ihn wohl, ohne ihrer kaiserlichen Würde etwas zu vergeben, in seiner Wohnung aufsuchen. Und als die Hofdame einwarf, die kaiserliche Equipage vor der Thür des Chansonniers würde großes Aufsehen erregen und allerlei Klatsch verursachen, entschloß sich Eugenie, den Besuch in einer Droschke zu machen.

Die Hofdame verneigte sich, ermangelte jedoch nicht, den Kaiser von dem Entschlusse seiner Gattin in Kenntniß zu setzen. Der Kaiser lobte die Sympathie Eugeniens für Béranger, bemerkte ihr aber zugleich, daß ihr beabsichtigter Besuch aus vielerlei Gründen unausführbar sei. Hingegen ließ er durch Perrotin, den Verleger Béranger's, diesem eine Pension anbieten. Béranger lehnte natürlich ab.

Ich komme nach dieser Abschweifung wieder auf meine Unterhaltung mit ihm zurück.

Die rohen und pöbelhaften Angriffe, denen er einige Zeit von Seiten des „Univers" und der Fusions- und Confusionspartei ausgesetzt war, schmerzten ihn sichtbar. Besonderes Wohlwollen konnte er von diesen Parteien freilich nicht erwarten; daß sie sich aber nicht entblödeten, ihn einen Polisson, einen Sittenverderber und Dummkopf zu nennen, das schien ihn doch viel tiefer zu kränken, als er gestehen mochte. Vielleicht aber kränkte es ihn weniger, auf diese niederträchtige Weise angegriffen zu werden, als zu sehen, daß man in Frankreich solche Gemeinheiten sich erlauben durfte, ohne den Zorn der öffentlichen Meinung zu erregen.

Ich habe oben gesagt, daß Béranger während des Gesprächs sein Frühstück fortsetzte. Dasselbe bestand aus Brod, Butter und einigen Datteln und wurde im Schlafzimmer eingenommen. Mein Stuhl befand sich zwischen dem Bett und dem Tische. Der ärmste Pariser Ouvrier kann nicht einfacher, nicht ärmlicher leben, als der Dichtergreis lebte, dessen Lieder jeder Franzose auswendig weiß, um dessen Gunst die gewaltigsten Minister buhlten und dem es so leicht geworden wäre, große Reichthümer zu erwerben. Allein Béranger hat niemals Reichthum und äußeren Glanz begehrt. Er hat niemals einen hohen Posten verlangt; er hat keinen Titel, keinen Orden angenommen, obgleich man ihm all dies anbot, ja zu Zeiten förmlich aufdrängte. Er hatte sich gegen tausend verlockende Anerbietungen mit allen Kräften zu wehren. Hat ihn doch seine Anspruchslosigkeit zu einem langen, höchst sonderbaren Kampfe mit seinem Verleger getrieben! Béranger verlangte nämlich blos achthundert Franken jährlicher Rente für seine Lieder, weil er glaubte, diese würden nach und nach in Vergessenheit gerathen. Der Verleger verfünffachte allmählich diese Summe, ohne sich dadurch zu Grunde zu richten.

So gering übrigens Béranger's Einkünfte waren, er theilte sie dennoch mit den Hülfsbedürftigen und Nothleidenden, ja, er gab die größere Hälfte seines Einkommens hin, ohne es an die große Glocke zu hängen, ohne jemals davon zu sprechen. Die schönen Verse:

> „Mes besoins ne sont pas nombreux;
> Mais, quand je pense aux malheureux,
> Je me sens né pour être riche" —

waren, wie er bis zu seiner Todesstunde bewiesen, aus tiefstem Herzen gesprochen. Wo seine eigenen Kräfte nicht ausreichten, wendete er sich an einflußreiche Freunde, von denen er niemals etwas für sich selbst verlangte.

Die Persönlichkeit des Dichters war höchst anziehend. Auf seinem breiten heiteren Gesichte, das mehr einen alten rüstigen Landmann als einen Poeten vermuthen ließ, lag die freundlichste Gutmüthigkeit; um seine aufgeworfenen Lippen spielte ein schalkhaftes Lächeln und sein klares großes Auge belebte sich ungemein, wenn er sprach. Seine Unterhaltung war sehr geistvoll, und man hörte ihm um so lieber zu, als er lange und unter den bewegtesten Epochen gelebt, zu den einflußreichsten Männern in vertrautester Beziehung gestanden und auch selbst keine geringe Rolle in der neuesten Geschichte Frankreichs gespielt hat. Welchen Zauber der Chansonnier auf Alle ausübte, die sich ihm näherten, mag Folgendes beweisen.

Als ich einst an einem Sommerabende mit Thackeray vor dem Café Richelieu saß, gesellte sich Appleton, der bekannte amerikanische Buchhändler, zu uns. Er war nach Europa gekommen, um der Krönung des gegenwärtigen Kaisers von Rußland beizuwohnen.

„Ich habe," sagte er, „ein gewaltiges Stück Eures Welttheils gesehen und gar viele Eurer politischen, literarischen und artistischen Größen kennen gelernt; aber unter allen diesen Größen hat nur ein Mann einen bleibenden Eindruck in mir zurückgelassen, und dieser Mann ist Béranger."

Dies ist leicht zu erklären. Bei der persönlichen Bekanntschaft mit bedeutenden Dichtern wird man oft sehr enttäuscht. Der naive Leser hat deren Ideale in sich aufgenommen und hält den Schöpfer derselben ebenfalls für ein Ideal, für einen erhabenen Priester, der mit der weißen Binde um die Schläfen am Altare die heilige Flamme der Menschenliebe nährt und an nichts Irdisches denkt. Nach der ersten Begrüßung hören wir aber von dem erhabenen Priester nur bittere Klagen über die Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit der Recensenten, über die Engherzigkeit und den Geiz der Verleger, allerlei boshafte Bemerkungen über seine Mitbrüder in Apollo und die schmeichelhaftesten Ausdrücke über sich selbst. Bei Béranger erlebte man solche Täuschungen nicht. Er sprach von sich selbst sehr wenig

und mit wahrer Bescheidenheit, und von Anderen mit aufrichtigem Wohlwollen. Man fand ihn im Leben, wie man ihn in seinen Dichtungen findet. „Mes chansons, c'est moi," hat er gesungen, und sobald man ihn persönlich kennen lernte, überzeugte man sich von der vollen Wahrheit dieser Worte.

Und dieser Mann hatte nicht nur erbitterte Feinde unter den Pfaffen und Reactionären, er hatte auch zahlreiche Widersacher unter den Republikanern. Sie erklärten ihn für einen Komödianten, der seine eigene Rolle spiele. Seine Uneigennützigkeit, seine Verachtung aller irdischen Güter, seine unbegrenzte Wohlthätigkeit, seine Zurückgezogenheit vom Geräusche der Welt: dies Alles war ihnen blos eine auf Effect berechnete und mit Talent durchgeführte Rolle. Nun, wenn Béranger ein Komödiant war, so hätte man zu wünschen, daß es Tausende solcher Komödianten gäbe. Wir armen harmlosen Zuschauer würden dann die Darstellungen auf der Weltbühne gewiß viel erbaulicher und erquicklicher finden.

Während Béranger sprach, warf ich mehrere Male einen Blick auf seine fünfundsiebenzigjährige Freundin, welche, in die Lectüre vertieft, sich an der Unterhaltung nicht betheiligte. Es war dies die zweite, des Poeten würdige Lisette. Die erste Lisette, welche Béranger in seinen ersten Liedern besungen, war ein Schmetterling von der flatterhaftesten Art. Als Béranger sie kennen lernte, hatte er kaum das siebenzehnte Jahr zurückgelegt, hatte sie kaum das sechszehnte Jahr erreicht. Sie war schön, liebenswürdig und gutmüthig, aber auch sehr launenhaft und sehr leichtsinnig. Béranger's Verhältniß zu ihr dauerte nicht lange; denn bevor noch ein Jahr dahin geschwunden, verschwand sie selbst spurlos wie Schiller's Mädchen aus der Fremde.

In dieser Lisette hatte Béranger nichts verloren als eine Maitresse. Er sollte bald eine treu ergebene, edelgesinnte und gebildete Freundin in Judith Frère finden. Fräulein Frère, die zweite Lisette, lebte mit dem Dichter seit 1798, seit siebenundfünfzig Jahren. Sie war in ihrer Jugend sehr schön gewesen. Man bewunderte an ihr die klaren blauen Augen, den tadellosen Wuchs, das wallende blonde Haar und die sanften Gesichtszüge; noch mehr aber bewunderte man an ihr das biedere edle Herz, die aufopferungsfähige Treue und das unermüdliche Streben nach geistiger Vervollkommnung. Sie war sehr unterrichtet und suchte ihre Erholung in der Lectüre. Ich betrachtete ihre gefurchte Stirn und erinnerte mich dabei der herzlichen Verse, die Béranger seiner „Alten" gewidmet. Sie war drei Jahre älter als er; doch hoffte er, daß sie ihn überleben würde. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Zwei Jahre nach meinem Besuche ward sie ihm entrissen, nachdem sie fast zwei Menschenalter an seiner Seite gelebt. Der greise Chansonnier folgte ihr einige Monate später in's Grab.

Im Weltengarten.

Von Dr. Hermann J. Klein.

Es liegt tief in des Menschen Natur begründet, daß er gern und oft den Blick emporwendet zu der nächtlich leuchtenden Sternenschaar an der weiten Himmelsdecke, und daß er sehnsüchtig eindringen möchte in Natur und Wesen der funkelnden Himmelslichter, die da droben schweigend ihre uralten Kreise ziehen. Wohl Niemand giebt es, der, aufblickend zu den Sternen, nicht schon gedacht hätte, was das englische Volksliedchen in den Versen ausdrückt:

„Funkle, funkle, schöner Stern;
Was du bist, wie wüßt' ich's gern!"

Was du bist, wie wüßt' ich's gern! Das haben Millionen von Menschen Jahrtausende hindurch gedacht, wenn sie das sternbesäete Himmelsgewölbe betrachteten und sehnsüchtige Blicke hinüberschweifen ließen in jene hohen Regionen, deren Durchforschung auf ewig dem Menschengeiste entzogen schien. Aber im Laufe der Zeiten und mit dem Fortschritte der Wissenschaften ist das Unmöglichscheinende zur Wirklichkeit geworden. Von der engen kleinen Warte Erde aus, auf die ihn ein freundliches Geschick gestellt, ist der menschliche Geist emporgestiegen bis in jene entlegenen Regionen, wo die Sonnen wandeln, welche den Gürtel des Orion bilden, und wo in dem schimmernden Streifen der Milchstraße „wie Gras der Nacht Myriaden Welten keimen". Und nicht allein die Gegenwart im Baue des uns sichtbaren Theiles der Welt hat der Mensch erkannt, sondern auch die Vergangenheit liegt vor seinen Blicken. Jahrmillionen hat er durchmessen und gefunden, daß es einst eine Zeit gab, wo die Milchstraße, welche heute ihren mildleuchtenden Gürtel um den Himmel zieht, nicht vorhanden war, und daß eine Zeit kommen wird, in der die Sternenbilder zerrissen sind, die uns noch leuchten, wie sie einst den sidonischen Seefahrern den einsamen Pfad auf den graulichen Wogen des Oceans zeigten.

Die Alten haben, wie bereits bemerkt, von der Natur der Sterne und ihrer Stellung zueinander sowie der Erde gegenüber nichts gewußt. Die Schriften der größten Philosophen des Alterthums enthalten meist nur thörichte Aussprüche über den Sternenhimmel. So hielt Anaximenes das scheinbare Himmelsgewölbe für eine krystallartige Sphäre, also für eine Art Glasglocke, die über die Erde gestülpt ist. Aristoteles meinte, die Fixsterne seien der Himmelskugel eingeheftet, Ptolemäus glaubte sie dort angewachsen und Demokritus nebst seinem Schüler Metrodorus lehrten, die Fixsterne wären wie Nägel am Krystallhimmel befestigt. Die Kirchenväter gingen noch weiter und nahmen sieben bis zehn wie Zwiebelhäute übereinander liegende gläserne Himmelsschichten an. Diese Meinung hat sich fast während des ganzen Mittelalters erhalten, in einigen Klöstern des südlichen Europas sogar noch bis heute, wo selbst ein ehrwürdiger Kirchenfürst, nach dem so viel Aufsehen erregenden Meteorsteinfalle von Aigle, gegen Alexander von Humboldt äußerte, diese Meteorsteine seien nicht Theile des gefallenen Steines selbst, sondern Stücke des durch denselben zerschlagenen krystallenen Himmels.

Die Idee von festen Sphären, an denen die Fixsterne wie Nägel befestigt sein sollten, war bei den Alten dadurch entstanden, daß sie, dem unmittelbaren Eindrucke folgend, alle Sterne für gleich entfernt annahmen, sowie weiter glaubten, daß sie gegeneinander völlig unbeweglich seien und nur gemeinsam täglich um die Erde herumgeführt würden. Diese beiden Annahmen sind aber grundfalsch. Schon Kepler, der unsterbliche deutsche Astronom, rühmte sich, daß er mit dem Nachweise, die Kometen durchschnitten die Bahnen der Planeten, die kugelförmigen Glassphären der Alten zertrümmert habe.

Heute wissen wir, daß die Fixsterne in sehr ungleichen Entfernungen von der Erde sich befinden, und daß man im Großen und Ganzen ihren Abstand von uns in dem Maße bedeutender annehmen kann, als sie uns zahlreicher und lichtschwächer erscheinen. Die hellsten Sterne des Himmels, wie Sirius, die glänzenden Sterne im Orion 2c., befinden sich demnach weit näher bei der Erde, als die zahllosen kleinen, lichtschwachen Sternchen, die man eben noch mit bloßem Auge wahrnehmen kann. Es ist natürlich von großem Interesse, die genaue, etwa in Meilen ausgedrückte Entfernung der hervorragenderen Fixsterne zu kennen, und in der That haben sich die Astronomen sehr viele Mühe gegeben, in dieser Beziehung zu sichern Resultaten zu gelangen; allein lange Zeit hindurch ohne allen und jeden Erfolg. Diese Entfernungen erwiesen sich nämlich als so groß, daß es mittelst der feinsten Meßinstrumente nicht möglich war, sie zu bestimmen. Der Entdecker des wahren Weltsystems, Copernikus, versuchte es zuerst, die Entfernung eines Fixsternes zu messen. Mittelst seiner Instrumente sondirte er den Weltraum bis zu einer Distanz von siebentausend Millionen Meilen rings um die Erde herum, allein die Fixsterne erwiesen sich als weiter abstehend. Fünfzig Jahre später beobachtete Tycho de Brahe mit weit vollkommneren Instrumenten, aber selbst in einer Entfernung von sechszigtausend Millionen Meilen war noch kein Fixstern zu erreichen. Nach weiteren hundertfünfzig Jahren war die Kunst, astronomische Instrumente zu bauen und damit zu beobachten, so weit gediehen, daß der große englische Beobachter Bradley Entfernungen im Weltraume bis zu viertausend

Milliarden Meilen sicher bestimmen konnte, aber auch dieses Senkblei reichte nicht bis in die Regionen der Fixsterne. Doch kam es ihnen nahe, und Deutsche waren es, denen endlich die Lösung des Problems gelang.

Fraunhofer, ursprünglich ein armer Glasschleiferlehrling, dem der König von Baiern, als er einst unter dem zusammengestürzten Häuschen seines Lehrherrn halb todt hervorgezogen wurde, aus Mitleid einige Goldstücke schenkte, hatte diese Hand voll Thaler so gut zur Ausbildung seines großen Talentes verwandt, daß er ein paar Jahre später an der Spitze eines optischen Instituts stand, aus welchem astronomische Werkzeuge von einer solchen Vollendung hervorgingen, wie sie die Welt bis dahin nie gesehen hatte. Er stellte ein Instrument her, welches zehnmal stärkere Messungen gestattete als jenes, dessen sich Bradley bedient hatte. Freilich war damit nur nach einer Seite ein Fortschritt erzielt worden, denn das Instrument bedurfte auch eines Astronomen, der es verstand alle Vorzüge desselben gehörig zu benutzen. Auch der war da.

Friedrich Wilhelm Bessel, früher Handlungslehrling im Hause Külenkamp und Söhne in Bremen, hatte sich der wissenschaftlichen Welt durch Arbeiten bekannt gemacht, welche ein bedeutendes Talent verriethen, und war durch Humboldt's Vermittelung als Director der neuen Sternwarte nach Königsberg berufen worden. In seine Hände kam das neue Instrument Fraunhofer's. Bessel wandte es in den Jahren 1837 bis 1840 zu Messungen der Fixsternentfernung an. Aus seinen Beobachtungen geht hervor, daß der Stern Nr. 61 im Sternbilde des Schwans achttausend Milliarden Meilen von uns entfernt ist.

Seit dieser Zeit sind noch viele andere Bestimmungen von Fixsterndistanzen ausgeführt worden, und man hat unter Anderm gefunden, daß der glänzende Sirius einundzwanzigtausend, der Stern Wega in der Leyer achtzehntausend, der Stern Arktur zweiunddreißigtausend und der Stern Capella neunundachtzigtausend Milliarden Meilen von uns entfernt ist. Diese Entfernungen sind so groß, daß wir uns ganz und gar keine Vorstellung davon machen können. Ich will daher nur bemerken, daß der Schall, wenn er beispielsweise bis zum Sirius hinaufdringen könnte, dazu dreizehn Millionen Jahre Zeit gebrauchen würde. Die Antwort auf eine nach dort gerichtete Frage würde also sechsundzwanzig Millionen Jahre auf sich warten lassen. Ein Baumwollfaden von größter bisjetzt erreichter Feinheit, der von der Erde zum Sirius reichte, würde ein Gesammtgewicht von fünftausend Millionen Centner besitzen. Der Lichtstrahl durcheilt in jeder Secunde einen Raum von vierzigtausend deutschen Meilen, er umkreist also in einer einzigen Secunde mehr als siebenmal die Erde. Trotz dieser ungeheuren Schnelligkeit gebraucht das Licht fast sechszehn Jahre, um vom Sirius bis auf unsere Erde zu gelangen. Jeder Lichtstrahl, der beim Anblicke des Sirius in unser Auge dringt, ist demnach schon vor sechszehn Jahren von diesem Sterne ausgegangen. Weiter folgt hieraus, daß, wenn der Sirius heute aus irgend einem Grunde plötzlich seine Leuchtkraft einbüßte, wir ihn dennoch sechszehn Jahre lang leuchtend erblicken würden, weil der letzte seiner Strahlen uns erst nach Verlauf dieser Zeit erreicht hätte. Was hier vom Sirius gesagt wurde, gilt ähnlich, je nach Maßgabe der Entfernung, auch von den übrigen Fixsternen. Die schwächsten dieser letzteren, welche eben noch in mächtigen Fernrohren als aufglimmende Pünktchen erkannt werden, stehen in so großen Entfernungen, daß der Lichtstrahl drei bis vier Jahrtausende gebraucht, um von dort bis zu uns zu gelangen. Man begreift hiernach leicht, daß es richtig ist zu behaupten, der gestirnte Himmel zeige sich unsern Blicken nicht wie er ist, sondern wie er vor vielen Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden war.

Wenn man die großen Entfernungen betrachtet, in welchen sich die Fixsterne befinden, und wenn man bedenkt, daß sie uns trotzdem ein so stechend scharfes Licht zusenden, so muß man schon hieraus schließen, daß diese Weltkörper nicht von unserer Sonne erleuchtet werden, sondern, daß sie in ihrer Heimath selbst große, strahlende Sonnen sind. Dieser Schluß ist vollständig richtig, denn das Licht der Fixsterne erweist sich bei näherer Untersuchung mehr oder minder abweichend von der Zusammensetzung unseres Sonnenlichtes. Wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen und beweisen, daß die Leuchtkraft unserer Sonne weit geringer ist als diejenige mancher Sterne. Der Sirius z. B. ist, wie ich oben bemerkt, einundzwanzigtausend Milliarden Meilen von uns entfernt oder etwas mehr als eine Million Mal so weit als unsere Sonne. Würde aber diese letztere eine Million Mal so weit entfernt, als sie wirklich ist, so müßte sie uns als ein Sternchen erscheinen, das nur den achtundachtzigsten Theil der Helligkeit des Sirius hätte. Folglich besitzt Sirius achtundachtzig Mal mehr Leuchtkraft als unsere Sonne, oder mit andern Worten, er würde, wenn er sich an Stelle unserer Sonne befände, uns achtundachtzig Mal mehr Licht und wahrscheinlich auch Wärme zuschicken als diese. Auf ähnliche Weise hat sich gefunden, daß der Stern Capella sogar dreihundertsechszig Mal mehr Licht ausstrahlt als unsere Sonne, der Stern Nr. 61 im Schwan dagegen nur $^1/_{200}$, ein anderer Stern (Nr. 34 Groombridge) gar nur $^1/_{5000}$ des Sonnenlichtes. Letztere Sterne sind wahrscheinlich erlöschende Sonnen.

Allein nicht nur durch ihre sehr verschiedenen Helligkeiten unterscheiden sich die Fixsterne von unserer Sonne, sondern ein ziemlich bedeutender Theil davon strahlt dazu ein Licht aus, das nicht weiß, sondern intensiv gefärbt ist. Es giebt blaue, rothe, grüne, gelbe, goldfarbene Sterne. Besonders bei den sogenannten Doppelsternen erscheinen die Farben sehr ausgeprägt. Die hierhin gehörigen Fixsterne bilden ganz eigenthümliche Sternsysteme, in welchen sich zwei leuchtende Sonnen umeinander bewegen. In sehr vielen Fällen strahlen die beiden Sonnen, welche ein solches Doppelsternsystem bilden, ein ungleichfarbiges Licht aus; so kennt man weiße und blaue, grüne und blaue, goldfarbige und purpurrothe, weiße und rothe Doppelsterne. Dieselben gewähren im Fernrohre einen reizenden Anblick. Aber ein ganz Anderes muß es in der Heimath dieser Doppelsterne sein, wie muß es auf den Planeten aussehen, welche zu diesen Sternsystemen gehören! Wir können uns hiervon eine allgemeine Vorstellung machen. Suchen wir uns zunächst einmal die magische Beleuchtung zu versinnlichen, welche am Firmamente und auf unserer Erde herrschen würde, wenn unsere Sonne statt weiß etwa purpurroth oder glänzend grün erschiene. Denken wir uns jetzt diese Sonne hoch am Himmel stehend; die ganze Natur ist von ihrem purpurfarbenen Lichte übergossen, statt eines blauen Himmels erblicken wir ein schwarzes Firmament; ebenso dunkel und schwarz erscheint das saftige Grün der Auen. Da plötzlich erhebt sich über den Horizont eine zweite goldgelbe Sonne. Mit einem Schlage verwandelt sich der ganze Anblick der Gegend. Ganz verschiedene Farben entstehen und tausendfach gebrochen und zurückgeworfen erscheinen die farbigen Strahlen, allenthalben tausenderlei Abstufungen bietend. Das sind in der That bunte Verhältnisse. Und gleichwie wir Menschen auf unserer Erde uns auf einen klaren, schönen Sonntag freuen, so erwarten vielleicht die Bewohner der Planeten jener Fixsterne mit gleicher Sehnsucht den Aufgang ihrer blauen oder goldgelben Sonne, um eine Landpartie zu machen, oder einen Berg zu besteigen, während die dortigen Maler jedenfalls den heillosen Mischmasch verschiedenfarbiger Beleuchtung verwünschen, oder noch gar in zwei Classen getheilt sind, von denen die eine Bilder malt, welche nur während des ausschließlichen Leuchtens der rothen oder blauen Sonne aufzustellen sind, während die andere auf die Erleuchtung der grünen oder gelben Sonne speculirt.

Doch ich will mich nicht weiter über Dinge verbreiten, von denen ich speciell ebenso wenig weiß wie der Jesuit Kircher von den Leuten auf dem Planeten Mars oder wie Fontanelle von den Bewohnern des unserer Sonne so nahen Planeten Mercur, die nach der Meinung dieses berühmten Schriftstellers ein ziemlich verbranntes Hirn haben sollen. Uns kann es genügen zu wissen, daß es Systeme giebt, in welchen statt einer Sonne, wie bei uns, zwei und sogar drei und vier Sonnen sich befinden, daß diese Sonnen in vielen Fällen ganz verschiedenfarbiges Licht ausstrahlen, und daß für uns unter diesen Umständen recht bunte und recht schwarze Zustände eintreten würden.

Die nähere Untersuchung der Doppelsterne ist in diesem Jahrhunderte von mehreren Astronomen eifrig betrieben worden; zu welchen interessanten Resultaten man dabei gelangt ist, will ich hier nur an einem einzigen Beispiele zeigen. Im Sternbilde des Schlangenträgers befindet sich unter vielen anderen ein unansehnliches Sternchen, das sich im Fernrohre als doppelt erweist,

bestehend aus einem gelben Hauptsterne und einem purpurrothen Begleiter. Dieser Doppelstern ist zuerst von Herschel im Jahre 1779 beobachtet worden, und die weiteren Messungen haben ergeben, daß der purpurne Begleiter seinen Hauptstern in sechsundneunzig Jahren einmal umkreist. Ferner hat die Beobachtung gezeigt, daß dieses Sternenpaar fünfundzwanzigtausendfünfhundert Milliarden Meilen von uns entfernt ist, daß der Hauptstern nur ein Fünftel der Leuchtkraft unserer Sonne besitzt, beide Sterne zusammen aber unsere Sonne an Gewicht zwei und drei Viertel Mal übertreffen. Und nun vergegenwärtige man sich die ungeheure Kluft, welche der menschliche Verstand überbrückt hat, indem er von dem bloßen Anblicke dieser Sterne als zweier kleiner Lichtpünktchen bis zu solchen Resultaten sich emporschwang!

Wie wir aber gesehen haben, sind die Entfernungen der Fixsterne so ungeheuer groß, daß wir uns von denselben gar keine sinnliche Vorstellung machen können. Mit diesen ungeheuren Entfernungen correspondirt die ungeheure Anzahl der Fixsterne. Wie mancher der geneigten Leser hat nicht schon bei aufmerksamer Betrachtung des gestirnten Himmels bewundernd der Schaar leuchtender Sterne gedacht, welche in den verschiedensten Helligkeitsabstufungen, bald hier bald da funkelnd, das Auge auf sich lenken! Immer neue Sternchen glaubt der schärfere Blick wahrzunehmen, die Schaar schwillt an; wer möchte sie zählen, wer ihren Ort bestimmen, wer sie alle registriren! In der That, es ist etwas Merkwürdiges um diese Anzahl, um diese dem bloßen Auge sichtbare Sternenmenge, aber nicht wegen ihrer Größe, sondern — wegen ihrer Geringfügigkeit. Es giebt Leute, welche mit großer Zuversicht behaupten, daß der aufwärts gerichtete Blick am nächtlichen Himmel Millionen von Sternen wahrnehme; diese Leute werden sich wohl nicht wenig wundern, wenn ich hier behaupte, daß noch nie ein Mensch mit bloßem Auge zweitausend Sterne gleichzeitig wahrgenommen hat. Auf Grund der genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen, wobei alle Sterne der Reihe nach verzeichnet wurden, hat sich ergeben, daß das schärfste menschliche Auge am ganzen Himmelsgewölbe nur sechstausend Sterne wahrzunehmen vermag, wobei wohl zu bemerken ist, daß auch der südliche Himmel, den man jenseits des Erd-Aequators wahrnimmt, mitgerechnet ist. Wenn etwas an dieser Zahl überrascht, so ist es sicherlich ihre Geringfügigkeit. Vielleicht könnte man glauben, es sei doch bei dieser Zählung der eine oder andere Stern vergessen worden; ich will daher bemerken, daß die Astronomen in ihrer statistischen Aufnahme des Himmels viel weiter gegangen sind, daß sie nicht allein die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne gezählt, katalogisirt und registrirt, sondern daß sie auch jenes große Heer von Fixsternen bestimmt haben, welches nur durch sehr lichtstarke Ferngläser gesehen werden kann. Erst auf diesem letzten Gebiete, dem der teleskopischen Sterne, fängt die Zahl der Gestirne an in's Ungeheure zu wachsen. Ehe ich näher auf diese Verhältnisse eingehe, muß ich aber einige Erklärungen voraussischicken.

Man theilt die Sterne, wie den meisten Lesern bekannt sein dürfte, je nach ihrer scheinbaren Helligkeit in eine Anzahl von Classen oder Größenordnungen ein. Die hellsten Sterne, wie Sirius, Wega, Capella ꝛc., gehören zur ersten Größe, Sterne, welche nur den vierten Theil dieser Helligkeit besitzen, zählen zur zweiten Größe, andere, die den vierten Theil des Glanzes der Sterne zweiter Größe haben, rangiren in der dritten Größe ꝛc. Es hat sich nun ergeben, daß man mit bloßem Auge noch Sterne der sechsten Größe wahrnehmen kann, daß dagegen in den kräftigsten Ferngläsern der Gegenwart noch Fixsterne sichtbar sind, welche zur sechszehnten Größe gehören. Gegenwärtig sind alle Sterne von der ersten bis zur neunten Größe, welche sich an der nördlichen Himmelshälfte befinden, gezählt, und außerdem ist der Ort jedes einzelnen so genau bestimmt, daß man ihn zu jeder Zeit mit Sicherheit finden kann. Und wie groß ist diese Summe? Sie beträgt dreihundertvierzehntausendneunhundertundzwanzig und übertrifft daher mehr als hundertmal die Anzahl der Sterne, welche dem bloßen Auge an der nördlichen Himmelshälfte sichtbar sind.

Um zu dieser Zahl zu gelangen, hat es der fast siebenjährigen ausschließlichen Arbeit der Sternwarte zu Bonn und beinahe einer Million einzelner Beobachtungen bedurft. Betrachtet man die auf diese Weise gewonnenen langen Zahlenreihen genauer, so findet sich, daß jede folgende Sternengröße fast genau dreieinhalbmal so viele Sterne enthält als die vorhergehende. Diese Bemerkung setzt uns nun in den Stand, annähernd die Zahl sämmtlicher Sterne bis zur sechszehnten Größenclasse, also bis zur Grenze der Sichtbarkeit in unsern Ferngläsern, zu berechnen. Es findet sich dafür die Summe von sechshundertsiebenzehn Millionen. So groß diese Zahl ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie sich blos auf die nördliche Himmelshälfte bezieht; der südliche Himmel ist aber mindestens ebenso sternreich als der nördliche, so daß wir demnach mit hoher Wahrscheinlichkeit die Gesammtsumme aller überhaupt in den größten Ferngläsern noch sichtbaren Fixsterne auf eintausendzweihundert Millionen schätzen dürfen.

Diese Zahl wird dazu dienen, eine Ahnung von der Ausdehnung der Sternenwelt zu geben. Wir haben aber gesehen, daß es der Neuzeit gelungen ist, bei einigen Sternen directe Messungen ihrer Entfernung mit Erfolg anzustellen. Die Sterne, bei denen dies gelang, sind die uns nächsten, für die kleinen entfernten aber reichen unsere directen Messungsmittel nicht aus. Hier kann nur, wie schon Herschel gezeigt hat, die Anzahl der Sterne dazu verhelfen, annäherungsweise ihre Entfernung von uns kennen zu lernen. Man hat nämlich gute Gründe zu der Annahme, daß im Durchschnitt alle Sterne ziemlich gleich weit voneinander entfernt sind; einige stehen ohne Zweifel näher beieinander, andere sind weiter entfernt, aber wenn man Hunderttausende von Sternen in's Auge faßt, so gleichen sich die Unterschiede der Entfernungen nahezu aus und es ergiebt sich ein durchschnittlicher Abstand, den man nach Herschel „Siriusweite“ nennt. Steht dies einmal fest, so ist klar, daß der Raum, den eine Anzahl Sterne einnimmt, um so größer sein wird, je größer diese Anzahl selbst ist; kennt man letztere, so kann man auf die Größe des Raumes und die Entfernung der äußersten Sterne zurück schließen. Diese Rechnung hat man, auf Grundlage der obigen Sternzählungen, ausgeführt und gefunden, daß die äußersten Fixsterne so weit von uns entfernt sind, daß ihr Licht drei bis vier Jahrtausende gebraucht, um bis zu uns zu gelangen, wie ich bereits oben angeführt habe.

Ist nun dieser ungeheure Weltengarten das Universum oder ist er nur ein Theil davon? Diese Frage wird sich wohl den meisten Lesern aufdrängen. Ich will daher bemerken, daß dieses ungeheure Sternenheer keineswegs das ganze Universum ausmacht, sondern nur einen kleinen Theil desselben bildet, denjenigen nämlich, der in der Sehweite unserer Ferngläser sich befindet. Aus noch größeren Entfernungen schimmern neblige Gestalten zu uns herüber, die uns, wie ich in meinem Buche „Kosmologische Briefe“ auseinandergesetzt habe, allerdings wichtige Winke über die Entstehung des Sternenhimmels geben; aber im Großen und Ganzen stehen wir hier an der Grenze unseres Forschens, nicht jedoch an der Grenze der Welt! Die Wissenschaft bestätigt das Wort unseres großen Dichters Schiller:

> „Steh! du segelst umsonst — vor der Unendlichkeit! — —
> Senke nieder,
> Adlergedank', dein Gefieder!
> Kühne Seglerin, Phantasie,
> Wirf ein muthloses Anker hie.“

Riesenüberbrückung des größten nordamerikanischen Stroms.

Von Dr. J. J. Richter.

Es war an einem klaren Novembertage, als der Bahnzug nach einer zweitägigen Fahrt durch die Staaten New York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois sich dem Mississippi näherte. Noch beschäftigte sich meine Phantasie in der eintönigen Umgebung mit den Eindrücken der vergangenen Nacht. Auf meinem Bette im Schlafwagen liegend, hatte ich den Vorhang, welcher das Fenster verhüllte, zurückgeschoben und lange hinausgeblickt auf die vom Monde beschienene Landschaft. Ausgedehnte Wälder begleiteten

den Zug zu beiden Seiten; dann wechselten Pfützen und Sümpfe, in denen eingestürzte Bäume vermoderten, mit Wiesenland, und dazwischen erschien von Zeit zu Zeit ein einsames Farmhaus. Einen merkwürdigen Anblick bot ein hoher, abgestorbener Baum, an welchem, ohne Zweifel von dem Besitzer des Landes angelegt, die Flammen hoch emporzüngelten, eine Riesenkerze eigener Art.

In vollendeter Klarheit ging der Tag auf über den weiten Ebenen von Illinois, und in ungetrübter Reinheit spannte sich der blaue Himmel eines indianischen Sommers über die gleichförmige Landschaft. Endlich, gegen drei Uhr Nachmittags, erreichte der Zug den Bahnhof am Ufer des Mississippi. „Ein sauberer Bahnhof das!" sagt wohl der verwöhnte Europäer. Denn da ist nichts als ein langes Holzgebäude, vom Wetter und vom Kohlendampfe geschwärzt; darüber erheben sich Gruppen von alten, hohen Bäumen, nicht durch Kunst und zur Zierde dahin gepflanzt, sondern noch ein Rest des echten Urwaldes. Ein tiefer, schwärzlicher Staub bedeckt nicht nur den Boden, sondern mehr oder weniger Alles, was unseren Augen begegnet. Doch — nur wenige Schritte, und wir stehen im Freien. Das Ufer senkt sich rasch dem Strome zu, der in majestätischer Breite, aber schmutzig gelb seine Gewässer vorbeiwälzt, und jenseits dehnen sich, so weit die Blicke reichen, die Häuserreihen der großen Mississippistadt am Ufer aus. Auch dort hebt sich das Ufer und mit ihm die Häusermassen höher und höher, und über alle hoch empor ragt die Kuppel des stattlichen Courthouse welches den Mittelpunkt der Stadt bildet.

Die neuerbaute Brücke über den Mississippi bei St. Louis.

Wie in dem amerikanischen Leben überhaupt die ungeschminkte Natur noch häufig mit der Cultur sich nahe berührt, wie in der Stadt St. Louis selbst sich unbebaute Stellen finden, wo die ursprüngliche Prairie noch erkennbar ist, so stoßen an dem gegenüberliegenden Ufer, das man vom Osten her zuerst erreicht, dicht an die kleinen Städte Illinoistown und Ost-St. Louis die Ponds oder seeartigen Teiche, an deren Rande noch die Reste des Urwaldes sich erheben. In derselben charakteristischen Weise bilden auch die beiden Stromesufer an dieser Stelle einen auffallenden Gegensatz.

Doch der Bus (Omnibus) erwartet uns, um uns an das andere Ufer zur Stadt zu bringen. Mehrere solcher Wagen stehen, alle mit vier Pferden bespannt, am Depôt (Bahnhof) bereit uns aufzunehmen. Wagen, Pferde, Passagiere, Alles ist mit Staub bedeckt. Nachdem wir eingestiegen sind, rasseln sie hintereinander her, über das holprichte Ufer zum Flusse hinab und im Galopp über die Landungsbrücke auf das Dampffährboot. Da stehen sie nun ruhig, bis das Boot, welches fast unmittelbar darnach vom Lande abstößt und den Strom unter dumpfem Gestöhne der Maschine kreuzt, nach einigen Minuten das andere Ufer erreicht hat. Dann geht es wieder im Galopp über die holprichte und staubige Levee (Uferstraße) von St. Louis hinauf in die Straßen der Stadt und zu irgend einem Gasthofe, den der Reisende verlangt. Die Fahrt sowohl im Omnibus als auf dem Fährboote, Alles ist mit dem Ticket, das man in New-York oder sonst wo gelöst hat, bereits bezahlt und verursacht keinen besonderen Aufenthalt und

Digitized by Google

keine besonderen Kosten, ebenso wenig als das Gepäck, für das man in New-York eine messingene, numerirte Marke (Check) erhalten hat, gegen deren Ablieferung man im Gasthofe zu St. Louis sein Gepäck wieder erhält.

Obgleich die bisherigen Einrichtungen für den riesig anwachsenden Verkehr unter den gegebenen Umständen das Mögliche leisteten und in der That vortrefflich waren, so machte sich doch das Bedürfniß nach einer stehenden Brücke über den Mississippi schon lange geltend. Denn, der südlichen Lage ungeachtet, friert der gewaltige Strom oft gänzlich zu, und dann stockt aller Verkehr mit dem jenseitigen Ufer, das heißt mit dem ganzen Osten der Vereinigten Staaten, oft Wochen lang. Es sind besonders zwei Ursachen, welche hierbei ihre klimatischen Einflüsse geltend machen. Die eine ist die Lage inmitten ungeheurer Länderstrecken und weit entfernt vom Meere, wodurch die Gegensätze von Sommerhitze und Winterkälte gesteigert werden. Die zweite ist der Lauf der beiden großen Ströme selbst, welche nur in geringer Entfernung von der Stadt ihre Gewässer vereinigen, des Mississippi und des Missouri; denn sie kommen beide weit von Norden her und führen ihre Eisschollen Tausende von Meilen dem Süden zu.

Obwohl nun die fast gänzliche Stockung des Verkehres sowohl zwischen beiden Ufern, das heißt an der großen Handelsstraße vom Osten nach dem Westen, als auch auf dem Strome selbst, wo die vielen Dampfer unbeschäftigt zu liegen hatten, natürlicher Weise ungeheure Nachtheile mit sich brachte, so erforderte doch ein so großartiges Unternehmen, wie die Erbauung einer Brücke, so große Capitalien, und andererseits waren gerade hier so viel eigenthümliche Schwierigkeiten zu besiegen, daß die Stadt zu einer Bevölkerung von nahezu einer halben Million heranwuchs, ehe das kühne Werk zu seiner Vollendung, welche vor wenigen Wochen gefeiert wurde, heranreifen konnte.

Bereits im Jahre 1864 bildete sich eine Gesellschaft zur Erbauung einer Brücke über den Mississippi bei St. Louis. Die Stadt selbst liegt im Staate Missouri, dagegen gehört das andere östliche Ufer zum Staate Illinois. Während es sich nun darum handelte, der Gesellschaft die zu ihrer Unternehmung nöthigen gesetzlichen Rechte und Befugnisse sowohl von Seiten des Staates Missouri, als auch von Seiten der Unionsregierung zu erwerben, bildete sich im Staate Illinois eine zweite Gesellschaft zu demselben Zwecke, welche der ersten den Rang abzulaufen drohte, und von der man glaubte, sie würde die Brücke, den Schlußstein eines Hauptverkehrsweges im Innern der Vorstaaten, zum Vortheil ihres eigenen Staates und der Stadt Chicago und zum Nachtheil von St. Louis ausbeuten. Eine langwierige, heftige Fehde entspann sich zwischen den zwei Gesellschaften, und ein unabsehbarer Proceß drohte das Unternehmen in weite Ferne hinauszurücken. Da gelang es, wie es schon öfter bei amerikanischen Unternehmungen in ähnlicher Weise vorgekommen ist, eine Vereinigung der beiderseitigen Interessen herbeizuführen, und die beiden Gesellschaften verschmolzen sich am 19. März 1868 in eine einzige. Die Ausführung des Baues wurde dem Ingenieur Capitain James B. Eads übertragen, und derselbe machte sich nun alsbald an das Werk.

Noch vergingen anderthalb Jahre mit den Vorbereitungen jeder Art, bis an der dazu bestimmten Stelle des Stromes selbst mit der Arbeit begonnen werden konnte. Denn ein höchst schwieriger, noch nie in solchem Umfange ausgeführter Theil des Baues war die Errichtung der Pfeiler in dem tiefen, reißenden Gewässer, dessen Bett mit einem fast unergründlichen Schlamm bedeckt ist. Drei Bogen sollten den ganzen Strom überspannen, deren mittlerer fünfhundertzwanzig, die beiden andern je fünfhundert Fuß weit sein sollten. Es waren also vier Pfeiler nöthig, zwei am Ufer und zwei im Flusse. Diese zwei letzteren, sowie der Pfeiler am Illinoisufer, wurden durch langsame Versenkung ungeheurer eiserner Caissons (Kästen) ausgeführt, auf denen das Mauerwerk der Pfeiler sich erhob. Der erste derselben wurde am 17. October 1869 von einem Eisenwerk zu Carondelet, einer Vorstadt von St. Louis, auf zwei Schleppdampfer gebracht und an seiner bestimmten Stelle, fünfhundert Fuß von der Ostseite des Flusses entfernt, aufgestellt, bis am andern Morgen die Versenkung selbst begann. Derselbe war aus Schmiedeeisen, fünftausend Centner schwer, zweiundachtzig Fuß lang, sechszig Fuß weit, achtzehn Fuß hoch und enthielt sieben Luftkammern. Hundertfünfundsiebzig Arbeiter waren mit der Versenkung dieses Eisenkastens und dem Aufbau des Pfeilers beschäftigt, bis jener am 1. März 1870 den felsigen Grund des Flusses, dreiundneunzig Fuß tief unter der Oberfläche des Wassers (dem mittleren Wasserstand), erreichte. Freudenschüsse verkündeten der Stadt das bedeutsame Ereigniß. Ein großer Theil der Arbeit war während der Nacht vollendet worden, indem zwei Calciumlichter und eine Anzahl Reflectoren das Innere des Werkes erhellten. Ebenso tief ruht auch der andere Flußpfeiler, während der Pfeiler an dem Ufer von Illinois hundertzwanzig Fuß tief unter dem Wasser ruht. Von der Oberfläche des Wassers an wurden sämmtliche Pfeiler noch fünfzig Fuß hoch weiter ausgeführt.

Die Versenkung der Caissons selbst nun geschah auf folgende Weise. Dieselben haben die sechseckige längliche Gestalt der auf ihnen ruhenden Steinpfeiler und sind nach unten offen. Sie kamen an der ihnen bestimmten Stelle mit der unteren, offenen Seite auf den Sand und Schlamm im Strom zu ruhen und senkten sich in dem Maße allmählich tiefer, als der Schlamm unter ihnen nach oben herausgeschafft wurde, und in demselben Maße wurde auch das Mauerwerk auf der Oberfläche der eisernen Caissons allmählich aufgebaut. In der Mitte jedoch wurde eine Oeffnung frei gelassen und so ein gerade aufwärts führender Schacht mit aufgebaut, in welchem eine Wendeltreppe sich befand und die Arbeiter sowohl als die Besucher bequem nach oben oder unten führte. Andere, kleinere Schachte wurden ebenfalls in dem Mauerwerk offen gelassen, welche zu verschiedenen Zwecken, wie z. B. zum Auspumpen des Sandes nach der Oberfläche, dienten.

Je tiefer die Caissons sanken und je höher auf ihnen das Mauerwerk allmählich stieg, desto gewaltiger wurde der Druck, den sowohl das Mauerwerk von oben, als die Sandmassen von den Seiten her auf die eisernen Gehäuse ausübten. Um diesem Drucke mit der dazu nöthigen Kraft entgegenzuwirken, wurde die Luft im Innern der Caissons vermittelst kolossaler Luftpumpen, welche ebenfalls durch Schachte mit dem Innern in Verbindung standen, fortwährend mehr und mehr verdichtet. In einer Tiefe von fünfundneunzig Fuß unter dem Wasser war ein Druck von drei Atmosphären, das heißt ein dreimal stärkerer als der gewöhnliche Druck der Luft, erforderlich, um dem Drucke von zwanzigtausend Tonnen auf die Oberfläche der Caissons das Gleichgewicht zu halten. Natürlich konnten die Arbeiter diesen Druck nicht sehr lange ertragen und mußten alle zwei Stunden gewechselt werden.

Die Besucher traten zuerst von der Wendeltreppe her durch eine Thür in eine kleine Vorkammer. Darauf wurde, bevor sie durch eine andere Thür in die Luftkammer der Caissons selbst eintreten konnten, durch Oeffnung eines Krahnes die verdichtete Luft in die Vorkammer hereingelassen. Mancher wurde durch die Gewalt der einströmenden Luft zu Boden geworfen, und das Athmen war bedenklich erschwert. Durch dieselbe Gewalt wurde nun die Thür, durch welche man eingetreten war, fest verschlossen, dagegen konnte man die andere, welche in das Innere der Caissons führte, jetzt mit Leichtigkeit öffnen. War man vollends hinein, so wurde die verdichtete Luft in der Vorkammer durch ein Ventil nach oben entlassen, und dann konnte die erste Thür, welche zu der Wendeltreppe führte, wieder mit Leichtigkeit geöffnet werden, während jetzt die andere wieder fest verschlossen war.

Nachdem die Caissons auf die beschriebene Weise durch den Sand und Schlamm hindurch bis auf den felsigen Grund des Stromes gelangt waren, wurden sowohl die Luftkammern, das heißt die offenen Räume in denselben, als auch die bisher offen gelassenen, durch das auf ihnen aufgeführte Mauerwerk der Pfeiler führenden großen und kleinen Schachte sämmtlich mit einer Mischung von Cement und Stein ausgegossen, und somit waren dann die Pfeiler bis zur Oberfläche des Wassers vollendet. Noch ist nachträglich zu erwähnen, daß das Innere der Caissons mit der Oberwelt auch durch einen Telegraphen in Verbindung gesetzt war, was, nach der Versicherung der Ingenieure, nicht wenig dazu beitrug, daß die Arbeiter mit Muth und Vertrauen sich ihrer schwierigen Aufgabe unterzogen.

Dreierlei Gestein wurde für das Mauerwerk der Pfeiler benutzt. Zuerst der gelbliche Kalkstein von Grafton in Illinois (etwa sechszig englische Meilen nördlich von St. Louis, wo der

Illinoisfluß in den Mississippi mündet) von unten herauf bis zwei Fuß unter dem niedrigsten Stand des Wassers; darauf folgt Granit bis zu einer Höhe von zwei Fuß über dem höchsten Wasserstand, und zuletzt Sandstein. Die Brückenbogen selbst sind aus einer Anzahl hohler Cylinder von Gußstahl zusammengesetzt und tragen auf eisernen Balken zuerst einen fünfzig Fuß breiten Weg für die Eisenbahnen mit zwei Doppelgleisen, und achtzehn Fuß hoch darüber einen zweiten für das andere Fuhrwerk, vierunddreißig Fuß breit mit je einem Fußweg von acht Fuß Breite zu beiden Seiten. Die Brücke setzt sich auf dem Lande nach beiden Seiten hin mit fünf steinernen Bogen von sechsundzwanzig Fuß Weite für den Eisenbahnweg, und über diesem mit zwanzig kleineren Bogen für den oberen Weg weiter und geht dann in der Stadt St. Louis in einen Tunnel von etwa einer englischen Meile Länge über, der in den großen Centralbahnhof mündet. Die Länge der ganzen Brücke vom östlichen Ufer an bis zur Einmündung in den Tunnel beträgt zweitausendzweihundertunddreißig Fuß. Sie wird von anderen in dieser Hinsicht wohl übertroffen, dagegen ist sie einzig durch die Weite ihrer Bogen und durch die Tiefe ihres Fundamentes. Die Kosten beliefen sich schon im Sommer des vergangenen Jahres auf mehr als sieben Millionen Dollars und werden wohl die Höhe von zehn Millionen erreicht haben.

Unberechenbare Vortheile erwartet man für die Stadt St. Louis von dieser neuen Riesenbrücke. Denn bei jenem ungeheueren Reichthum an Rohmaterial, wie Eisen, Kupfer Kohlen etc., welcher den Staat Missouri auszeichnet, und der Lage im Mittelpunkte eines weiten Gebietes, dessen Handelswege alle hier zusammenlaufen, ist die dadurch vollbrachte Erleichterung des Verkehrs mit den weitreichendsten Folgen für die materielle Entwickelung dieses Theils der Vereinigten Staaten verknüpft. Von dem bisherigen Aufschwunge dieser Stadt mögen folgende wenige Thatsachen einen Begriff geben. Die Zahl der Eisenwerke und Hochöfen ist seit dem Jahre 1870 von elf auf dreiundvierzig gestiegen. Vierzehn Eisenbahnlinien münden in St. Louis, und acht andere sind theils projectirt, theils schon im Bau begriffen. Die Zahl der großen und prächtigen Mississippidampfer, welche jährlich ein- und auslaufen, beläuft sich auf nicht weniger als dreitausend. Die Bevölkerung der Stadt, welche von hundertsechszigtausend im Jahre 1860 auf dreihundertzehntausend im Jahre 1870 gestiegen war, wird jetzt bereits auf vierhundertfünfzigtausend geschätzt.

Schon vorher war der Anblick der Stadt St. Louis von dem jenseitigen Ufer des Mississippi her ein wenn nicht gerade schöner, doch gewiß imposanter. Die Flußseiten großer Handelsstädte pflegen selten einladend oder schön auszusehen. Doch die Fahrt über die hohe Brücke, mit der an dem Ufer weithin ausgestreckten Stadt vor sich und dem gewaltigen Strom unter sich, hat jetzt den ersten Eindruck dieser Metropole des Westens zu einem wahrhaft großartigen erhoben.

Blätter und Blüthen.

Einer von der alten Garde. Wer im Laufe der letzten Jahrzehnte so glücklich war, die Perlen der schlesischen Bäder, Warmbrunn, Landeck oder Salzbrunn, besuchen zu können, der wird möglicher Weise — wenn sein Aufenthalt dort längere Zeit währte, als es sonst dem flüchtigen Touristen vergönnt ist — auch von dem Manne gehört haben, den ich meine. Haben sie doch in einem dieser Badeorte, dem liebenswürdigen alten Herrn zu Ehren, einem seiner Lieblingsplätzchen im rauschenden Waldesgrün seinen Namen gegeben! Der Taufvater dieses schönen Fleckchens Erde war der pensionirte königlich preußische Oberst vom 1. Garderegiment zu Fuß, Wilhelm von Studnitz!

Ich hatte das Glück, den ehrwürdigen Greis näher kennen zu lernen. Die Plauderstunden an seiner Seite werden mir unvergeßlich bleiben, ebenso die Vorzüge seines Geistes und Gemüthes. Es war sein hoher Stolz, mit Ausnahme des Kaiser-Königs, der älteste Officier in der preußischen Armee zu sein, welcher die Uniform des berühmten 1. Garderegiments zu Fuß trug. Als blutjunger Fähndrich und Lieutenant hatte er den Feldzug von 1813 mitgekämpft. Welche Fülle von interessanten Mittheilungen verdanke ich seiner Güte! Dieser Brunnen quoll fast unerschöpflich, und ich wurde nicht müde, dem alten Herrn zu lauschen.

Seine letzten Lebensjahre verschönte er sich durch eine treue Hingabe an die Kunst. So war auch ich ihm näher getreten und fast ein täglicher Gast seines Hauses. Seine Unterhaltung war geistvoll und lebhaft, wenn auch hier und da das Greisenalter seinem Gedächtnisse, namentlich was Ortsnamen und Localbezeichnungen betraf, einigen Abbruch that. Manches köstliche Wort aus seinem Munde ziert mein Tagebuch, und ich will — mit der stillen Absicht, dem freundlichen alten Herrn im Herzen der Leser ein kleines Denkmal zu setzen — Einiges von allgemeinerem Interesse mittheilen.

Friedrich Wilhelm den Dritten verehrte der alte Herr sehr hoch. Von dessen sprüchwörtlicher Gerechtigkeitsliebe kannte er mehrere Beispiele.

„Der König,“ erzählte mein greiser Oberst, „befand sich eines Abends während der Vorstellung in seiner kleinen Loge im königlichen Schauspielhause. Das scharfe Auge desselben bemerkt während des ersten Actes im Parquet drei nebeneinander sitzende Fähndriche. Nun hatte der König vor nicht langer Zeit eine Cabinetsordre erlassen, welche ein besonderes Abzeichen an den Uniformen der Fähndriche decretirte. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, welcher Art dieses Abzeichen war. Genug, der König bemerkt die drei jungen Herren, bemerkt aber auch gleichzeitig, daß an ihren Uniformen das erwähnte Abzeichen fehlt. In militärischen Dingen war Friedrich Wilhelm der Dritte äußerst streng. Er wartet, bis der Act zu Ende ist, dann öffnet er seine Logenthür und ruft den dienstthuenden Adjutanten. In seiner kurzen, fast unverständlichen Weise spricht er zu diesem mit allen Zeichen des Unmuths im Antlitze, indem er ihm die Fähndriche zeigt:

‚Sehen — drei Fähndriche da unten?‘

‚Zu Befehl, Majestät!‘

‚Sofort hinuntergehen — fragen — woher kommen!‘

Der Adjutant verschwindet, und der König nimmt seinen Platz wieder ein.

Die drei Fähndriche waren aus einer fernen Garnison — wenn ich nicht irre, Neisse — auf einige Tage zum Besuche nach Berlin gekommen. Sie trugen das bewußte Abzeichen allerdings nicht. Entweder war die Cabinetsordre in ihrer Garnison noch nicht perfect geworden, oder sie hatten in jugendlichem Leichtsinne vergessen, der neuen Einrichtung nachzukommen.

Der Adjutant läßt, am Parqueteingange angelangt, durch den Logenschließer den ältesten der drei Herren auffordern, sich zu ihm zu bemühen. Derselbe erscheint, und der Officier theilt ihm mit, daß der König mit allen Zeichen der Ungnade ihm aufgetragen habe, sich zu erkundigen, aus welcher Garnison die Herren nach Berlin gekommen seien. Ganz betreten giebt der Fähndrich sofortige Auskunft, und der Adjutant entfernt sich wieder. Der junge Mann kehrt zu seinen Cameraden zurück und theilt ihnen die eben stattgehabte Unterredung mit. Alle Drei hatten natürlich schon früher den König in seiner Loge bemerkt und sind nun im höchsten Grade niedergedonnert. Ein kurzer Kriegsrath und die drei Herren Fähndrich halten es für gerathen, noch vor Beginn des folgenden Actes den Rückzug anzutreten.

Friedrich Wilhelm der Dritte hat währenddem die jungen Leute nicht aus den Augen gelassen. Er bemerkt, daß der Logenschließer einen der Beobachteten citirt, daß dieser kurz darauf zurückkehrt, daß einige scheue Blicke auf seine Loge fallen und daß schließlich die drei jungen Herren ihre Plätze verlassen und nicht zurückkehren.

Der Adjutant erscheint wieder vor dem Monarchen.

‚Wo sind Fähndriche?‘ empfängt ihn der König, indem er auf die leergewordenen Plätze zeigt.

Ganz bestürzt antwortet der Officier: ‚In der That — Majestät — ich weiß nicht —‘

‚Was haben da unten gesagt?‘

‚Nachdem ich mir einen der Herren hatte herausrufen lassen, theilte ich ihm mit, daß Majestät mit allen Zeichen der Ungnade mich beauftragt hätten, die Garnison der Herren zu erforschen —‘

‚Habe nichts von Ungnade gesagt — arme Jungen — haben Angst bekommen — sind davongelaufen — gehen Sie — zurückholen — sollen ruhig sitzen bleiben!‘

Der arme Adjutant kam zu spät. Die Herren Fähndriche hatten sich mit ‚affenartiger Geschwindigkeit‘ rückwärts concentrirt und waren dem Hause bereits enteilt. Der bestürzte Officier kommt zurück und erstattet dem Könige Rapport.

‚Sehen Sie — kommt davon, wenn meine Befehle nicht genau vollzogen werden! — Ist Ihre Sache — erkundigen sich morgen nach jungen Leuten — sollen Nachurlaub haben, damit Vorstellung sehen können — ihr Vergnügen gestört worden — hatte nicht befohlen — wenn gefunden, sollen zu mir kommen — künftig nur sagen, was befehle!‘

Die Fähndrichssuche des folgenden Tages trug das Ihrige dazu bei, daß die Worte des Königs dem Gedächtnisse seines Adjutanten nicht so bald verloren gingen.“ —

Die Gerechtigkeitsliebe Friedrich Wilhelm's des Dritten kam auch manchmal zu sehr drastischem Ausdrucke, wie das folgende Beispiel beweist.

Wenn der König Spazierfahrten für einen Tag unternahm, nach Charlottenburg, Potsdam etc., von welchen er meist spät Abends wieder nach Berlin zurückkehrte, so hatte der Küchenmeister ein- für allemal Befehl, dafür zu sorgen, daß es an Speise und Trank — auch für die Dienerschaft — am Ziele der Spazierfahrt nicht fehle. Der Küchenmeister half sich nun, wenn das Mitgeführte aus irgend welchem Grunde dem Bedürfnisse nicht genügte, damit, daß er die niedere Dienerschaft für die ausgefallene Beköstigung in baarem Gelde entschädigte. Dem Könige war dies hinterbracht worden. Eines Abends fragt er beim Einsteigen den Kutscher:

„Hat Ihm X. heute zu essen gegeben?“

„Zu Befehl, Majestät — nein!“

„Warum nicht?“

„Er hatte nichts mehr, Majestät. Aber hier den Thaler hat er mir gegeben.“

„Geb' Er!“

Der König nimmt dem Kutscher den Thaler ab. Nach erfolgter Ankunft in Berlin läßt er den Küchenmeister sofort in sein Zimmer rufen. Der erschrockene Mann, der durchaus nicht begreifen kann, was die Majestät zu so später Stunde von ihm zu verlangen beabsichtigt, erscheint.

Der König geht auf ihn zu, nimmt den Thaler des Kutschers in die Hand und hält diesen in die nächste Nähe des küchenmeisterlichen Mundes.

„Da — ess' Er!“

„Majestät — ich —“

„Ess' Er!“

„Majestät — wie kann ich —“

„Er kann nicht? — Hm! — Kutscher soll aber können! — Kann er satt werden von Thaler, wenn Hunger hat? — Leute sollen Essen haben, nicht Thaler — ich will's!“

Die derbe Logik des Königs soll vom besten Erfolge gewesen sein

Chronologisch gehört hierher auch eine andere kleine Mittheilung meines liebenswürdigen Gewährsmannes. Hat sie auch mit der Person des Königs direct durchaus nichts zu thun, so fällt sie doch in seine Zeit und mag darum hier Platz finden.

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts lebte in Potsdam der alte General von P. als Pensionär. Er hatte seine militärische Carrière als Cornet unter dem großen Fritz begonnen. Der alte General war stets ein tüchtiger Haudegen gewesen, aber Alles, was über den Begriff der streng militärischen Bildung hinausging, war ihm eine terra incognita. Seine sonstigen sonderbaren Manieren machten ihn sehr häufig zur Zielscheibe von kleinen Scherzen der jüngeren Officiere. Friedrich Wilhelm der Dritte hörte von solchen Scherzen sehr ungern und hatte immer eine höchstpersönliche Genugthuung für den alten Herrn bereit. Aber einmal hat er doch auch herzlich über den General von P. lachen müssen und zwar wegen des Folgenden:

Der frühere napoleonische Marschall Bernadotte hat es bekanntlich bis zum Könige von Schweden gebracht. Sein Sohn und späterer Nachfolger war einige Jahre vor seiner Thronbesteigung, während einer Reise auf dem Continente der Gast des Berliner Hofes. Der hohe Reisende ließ es sich während seines Aufenthaltes sehr angelegen sein, die Sehenswürdigkeiten der Residenzstädte Berlin und Potsdam kennen zu lernen. So durchwanderte die schwedische Hoheit auch eines Tages in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, unter welchem sich auch der alte General von P. befand, die Gärten von Sanssouci und dessen Umgebungen. Eine zur damaligen Zeit wenigstens — sehr primitive Fähre führte über einen kleinen Flußarm. Zu beiden Seiten dieses Flußarmes befanden sich damals — ob noch heute, konnte mein greiser Erzähler nicht behaupten — mehrere nicht sehr kunstvoll ausgefallene Statuen berühmter Männer, unter anderen die des schwedischen Helden im dreißigjährigen Kriege, des Königs Gustav Adolf. Als der hohe Gast mit seinem Gefolge in die Nähe des Steinbildes seines großen Vorgängers gekommen war, machte ihn Jemand auf die Statue aufmerksam. Der Kronprinz von Schweden, der Sohn des französischen Marschalls Bernadotte, blieb einen Augenblick stehen, mit forschendem Blicke das Antlitz des Steinbildes musternd. Da ließ sich plötzlich während der allgemeinen Stille die halblaute Stimme des Generals von P. hören, der seinem nächsten Nachbar bemerkte:

„Es ist doch sonderbar mit der Familienähnlichkeit! — Vergleichen Sie einmal, meine Herren! — Die Züge Sr. Hoheit ähneln doch auf das Täuschendste dem Antlitze seines erlauchten Ahnherrn, dessen Statue er jetzt so forschend betrachtet!“

Nicht alle Herren aus dem Gefolge vermochten hier eine berechtigte Heiterkeit zu unterdrücken. Der Kronprinz von Schweden bemerkte diese Heiterkeit. Im Weiterschreiten frug er einen seiner distinguirtesten Begleiter nach der Ursache. Als ihm Bescheid geworden, theilte er diese Heiterkeit vollständig. Friedrich Wilhelm der Dritte und sein Gast sollen über die tiefsinnige Betrachtung des Generals von P. herzlich gelacht haben.

Für seinen „Herrn“, den Kaiser Wilhelm, schwärmte er aus vollem, treuem Soldatenherzen. Am 22. März, dem Geburtstage des hohen Herrn, begab ich mich zu dem Oberst. Ich fand ihn in voller Uniform, mit seinen Orden und Ehrenzeichen geschmückt. Es läßt sich nicht leugnen, die Uniform übt einen magischen Einfluß auf einen alten Militär. Der Greis des Civilrocks verschwindet und der alte Soldat reckt und streckt sich noch einmal zu früherer Strammheit, sobald er in „seines Königs Rock“ steckt. Ich machte dem alten Herrn mein Compliment über seine stattliche Erscheinung. Er seufzte trotz der Heiterkeit, die entschieden auf seinem freundlichen Gesichte thronte.

„Zu Ehren meines Herrn trage ich nochmals die Uniform! — Ich ahne, es ist zum letzten Male! —“

Zwei Monate später ist er heimgegangen, der älteste Officier des ersten Garderegiments z. F. Er ruhe in Frieden! —

Arno Hempel.

Schulze-Delitzsch in Frankreich. Auch Schulze-Delitzsch hat bekanntlich zu der großen Anzahl hervorragender Vertreter der deutschen Demokratie, der deutschen Wissenschaft und Geistesbewegung gehört, die in und nach dem Kriege von 1870 und 1871 mit dem vollen Gewichte ihres ermuthigenden Zeugnisses, der ganzen Kraft ihres Urtheils und ihrer Ueberzeugungen für den nationalen Gedanken und für den gerechten Kampf ihres Vaterlandes eingetreten sind. Es hat sich diese patriotische Gesinnung des bewährten Freiheitsmannes und socialen Organisators, abgesehen von sonstigen Aeußerungen, ganz unzweideutig in den drei offenen Briefen ausgeprägt, die er an den Italiener Vigano über die Frage geschrieben, ob Deutschland nach dem Tage bei Sedan von einer weiteren Verfolgung des Krieges hätte abstehen sollen oder können; sie hat sich ferner mit aller Schärfe und Wärme in einem Vortrage offenbart, den Schulze erst vor Kurzem in Leipzig gehalten und unter der Ueberschrift „Deutschland und Frankreich nach dem Frieden“ in Lindau's „Gegenwart“ veröffentlicht hat. Bestimmte Anzeichen machen es unzweifelhaft, daß man diese Manifestationen in Frankreich kennt und beachtet hat; es ist gewiß, daß der Verfasser derselben bei allen Chauvinisten, allen Wortführern des französischen Haß- und Revanchegeistes, ein wenig beliebter Name ist.

Ob dieser lärmende Haufe drüben an Einfluß verloren, oder ob nur einzelne Besonnene allmählich den Versuch machen, dem einschüchternden Wuthgeschrei einer sinn- und gedankenlosen Tollheit entgegen zu wirken? Noch läßt sich darüber Bestimmtes nicht sagen. Gegenüber den wüsten und meistens sehr pöbelhaften Verkleinerungen deutschen Geistes und Wesens aber, durch welche in den letzten Jahren die Intelligenz Frankreichs sich nur selber herabgewürdigt und in wahrhaft mitleiderregender Weise blamirt hat, erscheint es immerhin als ein Symptom mehr beruhigter Stimmungen, daß gegenwärtig schon die französische Uebersetzung eines deutschen Buches, des berühmten „Arbeiterkatechismus“ von Schulze-Delitzsch, sich in Paris mit der ausgesprochenen Absicht an das Licht wagen darf, den Franzosen hier etwas Bedeutsames zu lehren, was sie in ihrer eigenen Literatur und Culturbewegung nicht aufzuweisen haben.

Herr Benjamin Rampal ist es, der den Muth hatte und es für eine „Pflicht des Patriotismus“ hielt, seinen wider unsere Nation nur in leidenschaftlichen Zornausbrüchen sich ergehenden Landsleuten dieses Kleinod deutscher Geistesarbeit so unbefangen und ruhig darzubieten, wie heute noch bei uns jede irgend werthvolle französische Leistung aufgenommen wird. Nur einmal berührt er dabei den nationalen Widerstreit, indem er die Ueberzeugungen Schulze's in Betreff der französischen Politik zu widerlegen sich bemüht. Es geschieht das aber nicht in der unverschämten Weise eines Alexander Dumas jun. und des Pariser Preßpöbels, sondern in einem Tone maßvoller Erörterung, der Achtung und Theilnahme erwecken muß.

Das bezeichnete französische Werk ist bei Guillomin und Compagnie in Paris erschienen und führt den Titel „Cours d'Économie politique à l'usage des Ouvriers et des Artisans par Schulze-Delitzsch“. Erst der zweite Band enthält die sehr geschickte und sorgfältige Uebersetzung des „Arbeiterkatechismus“, während der erste einleitende Theil eine ausführliche Biographie und Würdigung Schulze's, ein wahrheitsgetreu und in warmen Zügen entworfenes Bild seiner Persönlichkeit, seines Lebens und Wirkens auf dem politischen und wirthschaftlichen Felde bietet, sowie eine kritisch-wissenschaftliche Beleuchtung des Genossenschaftswesens, seiner Entwickelung und der dieser großen Schöpfung zu Grunde liegenden ökonomischen Gedanken. Auch der bekannte Brief an Lassalle in Betreff der „Aufhebung des Risico“, sowie viele andere bezeichnende und eingreifende Stellen aus den Vorträgen Schulze's sind zur Ergänzung der ebenso gediegenen als eindrucksvollen Schilderung mitgetheilt. In der Vorrede sagt der Biograph und Uebersetzer von dem „Arbeiterkatechismus“: „Wir kennen weder in unserer Literatur, noch in der Literatur eines anderen Volkes eine Arbeit, die in einer so gemeinfaßlichen Darstellung besser die großen Fragen behandelt, die in so außerordentlichem Grade die Geister des civilisirten Europa beschäftigen. Gegenüber den tiefen socialen Zerwürfnissen, welche die französische Gesellschaft spalten, haben wir es für eine patriotische Pflicht gehalten, die Stimme eines Mannes sprechen zu lassen, dessen Leben dem Studium jener heißen Fragen gewidmet war und dessen Autorität die doppelte Weihe der Wissenschaft und der praktischen Erfahrung erhalten hat.“

Es ist nur ein Buch, um das es sich handelt, aber die Erscheinung hat für uns in zweifacher Hinsicht etwas Tröstliches. Indem sie die gebildete französische Welt nach einer bestimmten Seite hin zu einer ruhigen Beschäftigung mit deutschem Leben, Leisten und Wirken auffordert, die nur günstig auf das Entstehen versöhnlicher Neigungen wirken kann, bahnt sie zugleich dem Werke unseres Schulze-Delitzsch, den Grundsätzen der Selbsthülfe und der Genossenschaftsbewegung neue Wege, auf denen ihre erlösende und versöhnende Kraft sich bewähren kann.

Noch eine Erinnerung an David Friedrich Strauß. Einer meiner Freunde, ein alter Apotheker, hatte im Jahre 1864 im Bade Homburg das Glück, den berühmten Verfasser vom „Leben Jesu“ kennen zu lernen und sich mehrere Wochen lang seines und seiner liebenswürdigen Familie täglichen Umganges zu erfreuen. Mein Freund, der sich etwas mit Naturwissenschaften beschäftigte, pflegte dort nicht allein Pflanzen und Steine, sondern auch Land- und Wasserschnecken zu sammeln, was auch auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen mit der Familie Strauß geschah und den großen Gelehrten sehr zu interessiren schien. Als nun mein Freund vor seiner Abreise den Wunsch äußerte, für seine Autographensammlung ein paar Zeilen von Strauß zu erhalten, erhielt er nach wenigen Stunden von ihm folgendes allerliebste Gedicht:

Der Knabe jagt nach Schmetterlingen,
Die sich von Blum' zu Blume schwingen,
Der rasche Lauf ist ihm Genuß.
Der Mann an hellen Wintertagen
Liebt es, das flücht'ge Wild zu jagen
Im rauhen Forst mit schnellem Fuß.

Als Jäger wollen wir, die Alten,
Uns weislich an die Schnecken halten,
Die laufen uns nicht zu geschwind.
Und wenn auch sie uns noch ermüden,
So wenden wir uns zu den Blüthen,
Die bleiben ruhig, wo sie sind.

Indessen nicht im Schneckengange
Enteilt das Leben; aber bange
Macht uns sein rasches Schwinden nicht.
Bereitet sind wir längst und fertig,
Als reife Früchte still gewärtig,
Bis uns die Hand des Gärtners bricht.

Dem werthen Botaniker und Conchyliologen Herrn D.... zum Andenken an den gemeinsamen Aufenthalt in Homburg
Im Juli 1864.

von
D. F. Strauß.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Signora Biancona schien die rechte Saite berührt zu haben, die bloße Möglichkeit einer solchen Annahme brach Ella's Widerstand. „Ich werde Sie anhören,“ entgegnete sie rasch. „Aber wo?“

„In der kleinen Veranda zur Rechten der Galerie. Wir sind dort allein; ich werde vorangehen — Sie dürfen mir nur folgen.“

Mit einer kaum merklichen Bewegung neigte Ella das Haupt. Die wenigen Worte waren so rasch und leise gewechselt worden, daß Niemand eine Silbe davon vernommen, Niemand auch nur die Annäherung der beiden Frauen bemerkt hatte, die in jener Minute nur von Fremden umgeben waren; deshalb fiel es auch Keinem auf, als Signora Biancona gleich darauf aus dem Saale verschwand und Ella einige Minuten später diesem Beispiele folgte.

Die mit Statuen und Gemälden geschmückte Galerie neben dem großen Empfangssaale war beinahe leer. Nur wenige der Gäste hatten den kühleren Raum aufgesucht, an dessen Ende eine Glasthür auf eine halb offene Veranda führte, die bei Tage wohl einen weiten Ausblick auf die umliegenden Gärten gestatten mochte, heute Abend aber den Festräumen beigesellt zu sein schien, denn auch sie war mit hohen Blumengewächsen und Blattpflanzen geschmückt und, wenn auch nicht so glänzend wie die Säle, doch hinreichend erleuchtet. Jedenfalls war sie ganz leer, und der abgelegene, halb versteckte Raum, der den wenigsten Gästen bekannt war, bot die Möglichkeit eines ungestörten Gesprächs.

Beatrice befand sich bereits dort, als Ella's Spitzenkleid über die Schwelle rauschte, aber die junge Frau blieb in unmittelbarer Nähe derselben stehen, ohne auch nur einen einzigen Schritt weiter vorwärts zu thun. Genau mit jener unnahbar stolzen Haltung, die sie bei der ersten Begegnung in der Locanda gezeigt, erwartete sie auch hier den Beginn dieser halb erzwungenen Unterredung. Die Augen der Italienerin hingen mit einem wahrhaft verzehrenden Ausdrucke an der weißen Gestalt, die, vom Lampenlicht hell umflossen, ihr gegenüberstand, und deren Schönheit sie geradezu vernichtend berührte.

„Signora Eleonore Almbach!“ begann sie endlich. „Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß Ihr Incognito bereits verrathen ist. Vorläufig allerdings nur mir, ich glaube aber nicht, daß Sie es auf die Dauer werden behaupten können.“

„Und auf wen würde das fallen?“ fragte Ella ruhig. „Ich schonte nicht mich, als ich mir dieses Incognito auferlegte.“

„Wen denn? Vielleicht Rinaldo?“

„Ich kenne Signor Rinaldo nicht.“

Die Worte klangen in so eisiger Bestimmtheit, daß ein Zweifel an dem, was sie ausdrücken sollten, gar nicht möglich war und Beatrice einen Moment lang davor verstummte. Sie war völlig außer Stande, einen Stolz zu begreifen, der den einmal begangenen Treubruch selbst einem Rinaldo nicht verzieh.

„In der That, auf diese Verleugnung war ich nicht vorbereitet,“ entgegnete sie. „Wenn Rinaldo —“

„Sie haben mich sprechen wollen,“ unterbrach die junge Frau sie, „und ich versprach, Sie anzuhören. Daß mir der Entschluß nicht leicht geworden ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern; zum Mindesten erwartete ich nicht, diesen Namen von Ihnen zu vernehmen, und wünsche es auch nicht. Lassen Sie diese Unterredung so kurz wie möglich sein! Was haben Sie mir zu sagen?“

„Vor allen Dingen habe ich Sie zu bitten, daß Sie einen andern Ton für unser Gespräch wählen,“ fuhr Beatrice gereizt auf. „Sie sprechen mit Beatrice Biancona, deren Name Ihnen wohl noch in anderer Weise bekannt ist, als nur durch unsere persönlichen Beziehungen zu einander, und die wohl Haß und Feindschaft von Seiten einer Gegnerin erträgt, nicht aber die Verachtung, die Sie auszudrücken belieben.“

Ella blieb völlig unbewegt dieser Forderung gegenüber. Sie trat etwas seitwärts in den Schutz der hohen Blattgewächse, so daß sie von der Galerie aus nicht gesehen werden konnte, und wandte sich dann wieder zu der Sprechenden.

„Ich habe diese Unterredung nicht gesucht. Sie waren es, Signora, die mich gewissermaßen dazu zwang, also werden Sie es wohl auch ertragen müssen, daß ich den Ton festhalte, der mir geeignet erscheint. Mir steht Ihnen gegenüber kein anderer zu Gebote.“

Ein Blick wilden tödtlichen Hasses schoß aus den Augen Beatricens, aber sie fühlte, daß, wenn sie jetzt ihrer Leidenschaftlichkeit nachgab, ihr dies alle Haltung rauben und der Gegnerin nur einen neuen Triumph bereiten würde. Sie kreuzte deshalb die Arme und erwiderte mit vernichtendem Hohne:

„Sie lassen es mich hart büßen, Signora Almbach, daß ich Siegerin blieb in einem Kampfe, dessen Preis die Liebe Ihres Gatten war.“

„Sie irren,“ versetzte Ella kalt. „Ich kämpfe überhaupt nicht um die Liebe eines Mannes. Das überlasse ich den

Frauen, die sich solch einen Preis erst mühsam erstreiten und dann ewig zittern müssen, ihn wieder zu verlieren."

Die letzten Worte schienen eine wunde Stelle berührt zu haben. Beatrice erblaßte.

„Freilich, Sie hatten ja ein Recht, ihn kraft des Traualtars zu fordern," sagte sie, noch immer den früheren Hohn festhaltend. „Leider nur schützt auch dieser Talisman nicht vor jedem Unglücke, zum Beispiel vor dem Verlassenwerden."

Jetzt war sie es, die schonungslos nach einer Wunde zielte, die sie selbst geschlagen hatte, aber der Pfeil prallte machtlos zurück. Die junge Frau richtete sich hoch und stolz auf.

„Allerdings nicht vor dem Schmerze eines solchen Schicksals, aber doch mindestens vor seiner Schande. Der verlassenen Gattin bleibt die Theilnahme, die Sympathie der ganzen Welt, der verlassenen Geliebten — nur die Verachtung."

„Nur diese?" sagte Beatrice dumpf. „Sie irren, Signora; es bleibt ihr noch etwas Anderes — die Rache."

„Soll das eine Drohung gegen mich sein?" fragte Ella. „Wer Ihre Rache herausfordert, mag sich davor zu schützen suchen. Ich weiß mich frei davon."

„Gewiß. Sie stammen ja aus dem Norden, wo man die Leidenschaft nicht kennt, wie wir das Wort verstehen," stieß die Italienerin hervor. „Bei Euch stehen ja immer und ewig die Vorurtheile, die Pflichten, die Meinung der Welt im Vordergrunde — die Liebe einer Frau kommt erst in zweiter Linie."

„Allerdings erst in zweiter Linie." Ella's Ton klang jetzt in unverschleierter Verachtung. „In der ersten steht die Ehre der Frau; wir sind gewohnt, sie unbedingt und überall voran zu setzen — ein Vorurtheil freilich, dessen sich Signora Biancona längst entäußert hat."

Die junge Frau kannte die Gegnerin nicht, welche sie reizte, sonst hätte sie es vielleicht nicht gewagt, den Stolz der tief beleidigten Frau in so furchtbar vernichtender Weise sprechen zu lassen; die Wirkung war eine erschreckende. Es war, als ob sich auf einmal ein Dämon in der Italienerin aufbäumte, als ob ihr ganzes Wesen wirklich „Tod und Verderben sprühte"; so loderten die dunklen Augen auf; ein halb erstickter Ausruf der Wuth entrang sich ihren Lippen, und Alles um sich her vergessend, that sie einige Schritte vorwärts.

Ella wich zurück b i dieser mehr als drohenden Bewegung. „Was soll das, Signora?" sagte sie fest. „Vielleicht gar ein Attentat? Sie vergessen, wo wir uns befinden. Ich sehe, daß ich Unrecht that, auf diese Unterredung einzugehen; es ist die höchste Zeit, daß wir sie endigen."

Beatrice schien wieder etwas zur Besinnung zu kommen; wenigstens blieb sie stehen, obgleich der unheimliche Ausdruck nicht aus ihren Augen wich. Die Hand zerknitterte krampfhaft den schwarzen Spitzenschleier, der über ihre Schultern hinfiel; sie bemerkte es nicht, daß dabei eine der rothen Blüthen sich aus ihrem Haar löste und zu Boden fiel.

„Sie sollen diese Worte und diese Stunde bereuen lernen, Signora," zischte sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Sie kennen die Rache nicht? Nun wohl, so kenne ich sie; das werde ich Ihnen zu zeigen wissen — Ihnen und ihm." —

Sie rauschte davon und ließ die junge Frau allein zurück, die es nicht über sich vermochte, so unmittelbar nach dieser Scene wieder den Saal zu betreten und den besorgten Fragen Erlau's Rede zu stehen. Tief aufathmend ließ sie sich auf einen der Sessel nieder und stützte den Kopf in die Hand. Diese wilde Haß- und Rachedrohung erschütterte sie doch, aber sie zeigte ihr auch die Wahrheit durch alle Schleier hindurch. Man haßt nur die siegreiche Gegnerin und rächt nur das Verlorene oder doch bereits verloren Gegebene — es war zu Ende mit der Bezauberung. Aber wem galten jene drohenden Worte? Reinhold? Die junge Frau erblaßte; sie selbst hatte der Drohung kühn und fest Stand gehalten, aber bei diesem Gedanken ging es wie ein Hauch zitternder Angst durch ihre Seele, und wie im halb unbewußten Schmerze die Hand gegen die Brust pressend, flüsterte sie:

„O mein Gott, das kann ja nicht sein. Sie liebt ihn ja."

„Eleonore!" sagte eine Stimme in ihrer unmittelbaren Nähe.

Ella schreckte auf; sie erkannte beim ersten Tone die Stimme, noch ehe sie die Gestalt sah, die jenseit der Schwelle in der Thür stand, als wage sie es nicht, diese zu überschreiten. Reinhold schien Muth zu fassen, als er keine abwehrende Bewegung sah, und trat vollends ein.

„Was ist das?" fragte er unruhig. „Ich finde Dich allein hier in diesem abgelegenen Raume, und soeben sah ich eine Andere von hier kommen und durch die Galerie eilen. Du sprachest — ?"

„Signora Biancona," ergänzte Ella, als er inne hielt.

„Hat sie Dich beleidigt?" rief Reinhold aufflammend. „Ich kenne den Blick an ihr, der nichts Gutes bedeutet. Ahnte ich es doch beinahe, als sie so plötzlich aus dem Saale verschwand und auch Du nicht mehr zu erblicken warst. Ich kam zu spät, wie es scheint. Hat sie Dich beleidigt, Ella?"

Die junge Frau erhob sich und machte Miene, sich zu entfernen. „Wenn sie es gethan hätte, so begreifst Du wohl, daß Dein Schutz der letzte wäre, den ich in Anspruch nehmen möchte."

Sie wollte an ihm vorüber nach dem Ausgange schreiten. Reinhold machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, aber sein Blick ruhte auf ihr mit so düsterem Vorwurfe, daß sie wie unwillkürlich inne hielt.

„Eleonore," sagte er leise, „noch eine Frage, ehe Du gehst, eine einzige. Du warst in meiner Oper — wozu das leugnen? Ich habe Dich ja gesehen, wie Du mich. Was trieb Dich dorthin?"

Ella senkte den Blick, als sei es eine Schuld, die man ihr vorhielt, und eine verrätherische Gluth stieß ihr über Stirn und Wangen, als sie zögernd erwiderte:

„Ich wollte den Tondichter Rinaldo auch einmal in seinen Werken kennen lernen."

„Und nun Du ihn kennen gelernt hast?"

„Willst Du von mir ein Urtheil über Deine neue Schöpfung? Die Welt sagt, es sei ein Meisterwerk."

„Es war eine Beichte," sagte er mit schwerer Betonung. „Ich ahnte freilich nicht, daß Du sie hören würdest, da es aber dennoch geschehen ist — hast Du sie verstanden?"

Die junge Frau schwieg.

„Ich sah Deine Augen nur einen Moment lang," fuhr er leidenschaftlicher fort, „aber ich sah doch, daß Thränen darin standen. Hast Du mich verstanden, Ella?"

„Ich habe begriffen, daß der Schöpfer solcher Töne nicht ausdauern konnte in dem engen Kreise meines Elternhauses," entgegnete Ella fest, „und daß er vielleicht das Beste für sich erwählte, als er sich losriß und sich hineinstürzte in ein Leben voll Gluth und Leidenschaften, wie seine Töne es malen. Du hast Deinem Genius Alles geopfert — ich gebe Dir das Zeugniß, daß dieser Genius des Opfers werth war."

Die letzten Worte klangen in tiefer Bitterkeit; sie schienen bei Reinhold die gleiche Saite zu berühren.

„Du weißt nicht, wie grausam Du bist," sagte er in demselben Tone, „oder vielmehr, Du weißt es nur zu gut, und läßt mich zehnfach büßen für jeden Schmerz, den ich Dir einst zugefügt habe. Freilich, was fragst Du auch danach, ob ich mich emporringe oder untergehe in einem Leben, das die Welt als ein Glück ohne Gleichen preist, und das ich oft, so oft schon, hätte hingeben mögen für eine einzige Stunde der Ruhe und des Friedens! Was kümmert es Dich, ob Dein Gatte, der Vater Deines Kindes sich verzehrt in der wilden Sehnsucht nach Versöhnung mit einer Vergangenheit, die er nie ganz aus seinem Herzen zu reißen vermochte, ob er schließlich verzweifelt an Allem und an sich selber! Er hat sein Schicksal ja verdient; damit ist der Stab über ihn gebrochen, und der erhabene Tugendstolz seines Weibes versagt ihm jedes Wort der Versöhnung, versagt ihm sogar den Anblick seines Kindes —"

„Um Gotteswillen, Reinhold, mäßige Dich!" fiel Ella angstvoll ein. „Wir sind nicht allein hier — wenn ein Fremder uns hörte!"

Er lachte bitter auf. „Nun, dann vernähme er das große Verbrechen, daß der Mann es einmal wagt, zu seiner Frau zu sprechen. Und wenn alle Welt es erfährt, mich kümmert es jetzt nicht mehr, auf wen die Entdeckung, auf wen die Verurtheilung fällt. — Ella, Du bleibst," unterbrach er sich, außer sich, als er sah, daß sie sich entfernen wollte. „Einmal muß es herunter

von der Brust, was ich mondenlang mit mir herumgetragen habe, und da Du sonst unerreichbar für mich bist, so wirst Du mich hier und jetzt anhören. Du wirst, sage ich."

Er ergriff ihren Arm, um sie gewaltsam zurückzuhalten; in demselben Augenblicke aber erschien Marchese Tortoni in der Thür und trat fast stürmisch zwischen Beide.

Reinhold ließ den Arm seiner Gattin fahren und wich zurück. Cesario's Aussehen verrieth ihm, daß dieser wenigstens die letzte Scene mit angesehen haben müsse; mit finsterer Stirn und ernstem Blicke stellte sich der Marchese sofort an die Seite der jungen Frau.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Signora?" sagte er sehr entschieden. „Ihr Herr Oheim ist bereits in Sorge wegen Ihrer Abwesenheit. Sie gestatten wohl, daß ich Sie zu ihm begleite."

Reinhold war bereits Herr seiner Ueberraschung geworden, nicht aber Herr seiner Aufregung. Die Störung in einem solchen Augenblick reizte ihn auf's Aeußerste, und der Anblick Cesario's an der Seite seiner Frau raubte ihm vollends die Fassung.

„Ich bitte, daß Sie sich entfernen, Cesario," sagte er heftig und gebieterisch, mit jener Ueberlegenheit, die er von jeher über seinen jungen Freund und Bewunderer ausgeübt hatte, aber er vergaß, daß er bei diesem jetzt nicht mehr im Vordergrunde stand. Die Augen des Marchese blitzten vor Entrüstung, als er erwiderte:

„Der Ton Ihrer Bitte ist so seltsam, Rinaldo, wie die Bitte selbst; Sie werden es daher begreiflich finden, wenn ich ihr nicht nachkomme. Ich habe allerdings nicht die deutschen Worte verstanden, die Sie mit Signora Erlau wechselten, aber ich sah doch, daß sie zum Bleiben gezwungen werden sollte, wo sie zu gehen wünschte. Ich fürchte, daß sie des Schutzes bedarf — befehlen Sie über mich, Signora!"

„Sie wollen sie gegen mich schützen?" rief Reinhold auffahrend. „Ich verbiete Ihnen, sich dieser Dame zu nahen."

„Sie scheinen zu vergessen, daß es sich hier nicht um Signora Biancona handelt," sagte der Marchese schneidend. „Dort mögen Sie ein Recht haben, zu verbieten oder zu erlauben, hier aber —"

„Hier habe ich es mehr als jeder Andere."

„Sie lügen."

„Cesario! Das Wort werden Sie mir bezahlen," brauste Reinhold auf.

„Wie es Ihnen beliebt," gab der Marchese ebenso heftig zurück.

Ella hatte es bisher vergebens versucht, die drohenden, Schlag auf Schlag fallenden Reden der wild erregten Männer zu unterbrechen; man hörte nicht auf sie, aber die letzten Worte, deren Bedeutung sie nur zu gut verstand, zeigten ihr die ganze Gefahr dieses unseligen Zusammentreffens. Rasch entschlossen trat sie dazwischen und rief mit einer Entschiedenheit, die ihr selbst in dieser Minute Gehör erzwang:

„Marchese Tortoni, gehen Sie nicht weiter! Es ist ein Mißverständniß."

Cesario wandte sich sofort zu ihr. „Verzeihung, Signora! Wir vergaßen Ihre Gegenwart," sagte er ruhiger. „Aber Sie übersehen, daß in den Worten Signor Rinaldo's eine Beleidigung für Sie liegt, die ich nicht gesonnen bin, zu dulden. Ich kann und werde meine Worte nicht zurücknehmen, es sei denn, Sie selbst überzeugten mich, daß er sich im Rechte befindet."

Ella rang in qualvollster Unentschlossenheit mit sich selber. Reinhold stand stumm und düster; sie sah, daß er jetzt nicht sprechen würde, daß er sie mit diesem Schweigen zwingen wollte, ihn zu verleugnen oder als Gatten anzuerkennen, aber ihn verleugnen, hieß hier das Schlimmste herbeirufen. Die Beleidigung war einmal gefallen, und bei dem Charakter der beiden Männer war ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich, wenn sie nicht zurückgenommen wurde. Der jungen Frau blieb keine Wahl mehr.

„Signor Rinaldo geht zu weit, wenn er jetzt noch Rechte beansprucht, die er einst besaß," entgegnete sie endlich. „Eine Beleidigung aber lag in seinen Worten nicht, er sprach — von seiner Gattin."

Reinhold athmete tief auf — also endlich bekannte sie sich doch dazu, und das vor Cesario. Dieser aber stand wie vom Blitz getroffen. Wie oft er auch schon nach der Lösung des Räthsels gesucht haben mochte, eine solche hatte er nicht erwartet.

„Von seiner Gattin?" wiederholte er fast betäubt.

„Wir sind schon seit Jahren getrennt," sagte Ella tonlos.

Diese Erklärung gab dem Marchese seine ganze Fassung zurück. Er errieth sofort den Grund der Trennung, kannte er doch Beatrice Biancona. Der eine Name machte ihm Alles klar und ließ ihm keinen Zweifel darüber, auf wessen Seite hier die Schuld lag. Der Capitain hatte Recht mit seiner Annahme; die Entdeckung ließ Cesario, anstatt ihn zurückzuschrecken, vielmehr aufflammen in leidenschaftlicher Parteinahme für die geliebte und gekränkte Frau.

„Nun denn, Signora," sagte er rasch, „so steht es ja nur bei Ihnen, ob Sie einen Anspruch anerkennen wollen, den Rinaldo auf eine Vergangenheit stützt, die nicht mehr existirt, und die er wohl selbst vernichtet hat. Sie allein haben darüber zu entscheiden, ob ich Ihnen noch ferner nahen, ob ich Ihnen auch in Zukunft ein Gefühl weihen darf, von dem ich offen bekenne, daß es mehr ist als nur die kalte Bewunderung eines Fremden, und das Sie eines Tages werden annehmen oder verwerfen müssen."

Er sprach mit der ganzen Gluth einer lang zurückgehaltenen Empfindung, aber auch mit dem edlen unerschütterlichen Vertrauen eines Mannes, dem das Geliebte über allen Zweifel erhaben ist, und die Sprache war unzweideutig genug; sie drängte unabweisbar zu einer Entscheidung, vor der die junge Frau zurückbebte.

„Ja wohl, Eleonore, Du wirst entscheiden," nahm jetzt auch Reinhold das Wort. Die Stimme klang auf einmal unnatürlich ruhig, aber der Blick, der unverwandt an dem Antlitze seiner Gattin hing, mit einem Ausdrucke, als sollte in der nächsten Minute das Urtheil über Leben und Tod von ihren Lippen fallen, zeigte besser, wie es um ihn stand. Eine Secunde lang begegneten sich die Augen der Beiden, und Ella hätte kein Weib sein müssen, hätte sie jetzt nicht gesehen, daß die vollste und vernichtendste Rache in ihrer Hand lag. Ein einziges Ja aus ihrem Munde rächte Alles, was sie je erduldet. Langsam wandte sie sich zu Cesario.

„Marchese Tortoni — ich bitte Sie, davon abzustehen — ich betrachte mich noch als gebunden."

Eine kurze, inhaltschwere Pause folgte den Worten. Ella sah, wie in den schönen Zügen des jungen Italieners ein tiefer Schmerz mit dem Stolze des Mannes kämpfte, der nicht zeigen wollte, wie tief er getroffen war; sie sah es, wie er sich, ohne ein Wort zu sprechen, vor ihr verneigte und sich zum Gehen wandte; den Blick nach der andern Seite zu richten, dazu fehlte ihr der Muth.

„Cesario!" rief Reinhold, der wie in aufflammender Reue einen Schritt ihm nach that. „Wir sind Freunde."

„Wir waren es," entgegnete der Marchese kalt. „Sie begreifen doch wohl, Rinaldo, daß diese Stunde uns trennt. Meine Beschuldigung gegen Sie muß ich allerdings zurücknehmen; die Erklärung Ihrer Gemahlin spricht Sie frei davon — leben Sie wohl, Signora!"

Er ließ die beiden Gatten allein. Keiner von ihnen sprach während der nächsten Minuten. Ella beugte sich tief über eins der duftenden Blumengewächse, und ein paar Thränen fielen herab auf die breiten glänzenden Blätter. Da streifte ihr Name wie ein zitternder Hauch an ihrem Ohre vorüber — sie schien es nicht zu hören.

„Eleonore!" wiederholte Reinhold.

Sie hob das Auge zu ihm empor. Noch stand ein tiefer Schmerz in ihrem Antlitz, aber die Stimme klang schon wieder völlig beherrscht.

„Was habe ich denn gesagt? Daß ich nie von der Freiheit Gebrauch machen werde, die Dein Schritt mir gab? Das stand ohnedies fest von Anbeginn. Die Erfahrungen meiner Ehe schützen mich vor jeder zweiten. Ich habe ja mein Kind, und damit den Zweck und das Glück meines Lebens. Einer andern Liebe bedarf ich nicht."

„Du freilich nicht," sagte Reinhold mit zuckender Lippe, „und mein Schicksal ist Dir ja gleichgültig. Du hast von jeher

nur Dein Kind geliebt, mich nie. Um seinetwillen konntest Du mit allen Vorurtheilen Deiner Erziehung brechen und eine Andere werden; für Deinen Gatten hast Du das nicht gekonnt."

„Hat er mir denn je Liebe gegeben, wie ich sie bei meinem Knaben fand?" fragte Ella mit verschleierter Stimme. „Laß' das, Reinhold! Du weißt, wer zwischen uns steht und ewig stehen wird."

„Beatrice? Ich will sie nicht anklagen, obgleich sie mehr Schuld an meiner damaligen Entfernung trug, als Du vielleicht glaubst. Gleichviel, ich war immer Herr meines Willens — warum unterlag ich dem Zauber! Aber wenn ich jetzt seinen Trug erkannt habe und mich davon losreiße —"

„Willst Du sie verlassen, wie Du mich einst verlassen hast?" unterbrach ihn die junge Frau mit vernichtendem Vorwurfe. „Meinst Du, daß **das** uns versöhnen würde? Ich habe den Glauben an Dich verloren, Reinhold, und der wird mir nicht wiedergegeben, wenn Du jetzt noch eine Zweite opferst. Ich habe keinen Grund, diese Biancona zu schonen oder zu achten, aber sie liebt Dich; sie hat Dir Alles geopfert, und Du selbst gabst ihr jahrelang ein unbestrittenes Recht auf Deinen Besitz. Wenn Du auch jetzt die selbstgeschmiedete Fessel zerreißen wolltest, uns trennt sie dennoch auf immer. Es ist zu spät; ich **kann** Dir nicht mehr vertrauen."

Es klang ein grenzenloses Weh aus den letzten Worten, aber zugleich eine unbeugsame Festigkeit. In der nächsten Minute hatte Ella das Zimmer verlassen. Reinhold war allein.

Es war am Tage, welcher der Festlichkeit folgte, schon gegen Abend, als Capitain Almbach in das Empfangszimmer Reinhold's trat.

„Ist mein Bruder noch immer nicht sichtbar?" fragte er den ihm begegnenden Diener.

Dieser zuckte die Achseln und zeigte hinüber nach der geschlossenen Thür des Arbeitszimmers.

„Sie wissen ja, Signor, daß wir nicht stören dürfen; Signor Rinaldo hat sich eingeschlossen."

„Schon seit heute Morgen," murmelte der Capitain. „Das fängt nachgerade an beängstigend zu werden. Ich muß durchaus wissen, was da vorgefallen ist."

Er ging an die Thür des Arbeitszimmers und pochte in einer Weise, die nicht überhört werden konnte.

„Reinhold, öffne! Ich bin es."

Von drinnen erfolgte keine Antwort.

„Reinhold, ich habe heute bereits zweimal vergebens Einlaß bei Dir verlangt. Wenn Du jetzt nicht öffnest, so nehme ich an, daß ein Unglück geschehen ist, und sprenge in der nächsten Minute die Thür."

Diese Drohung schien endlich zu fruchten; man hörte Schritte drinnen im Zimmer. Der Riegel wurde zurückgeschoben, und Reinhold stand vor dem rasch eintretenden Bruder und sagte ungeduldig:

„Wozu die Störung? Kann ich denn nie allein sein?"

„Nie?" fragte Hugo vorwurfsvoll. „Seit heute Morgen bist Du unzugänglich für Jeden, sogar für mich, und Dein Gesicht zeigt, daß Du jetzt eher alles Andere ertragen kannst als das Alleinsein. Diese unglückliche Soirée gestern! Der Himmel weiß, was da mit Euch Allen vorgegangen ist! Ella war auf einmal aus dem Saale verschwunden, und ich bin überzeugt, Ihr habt Euch gesprochen. Marchese Tortoni, der gleichfalls unsichtbar wurde, kommt mit einer Miene zurück, als habe er soeben sein Todesurtheil vernommen, und verläßt in der nächsten Minute die Gesellschaft. Dich finde ich in der Galerie in einer Aufregung ohne Gleichen, und Donna Beatrice sieht aus wie das jüngste Gericht, als sie in den Wagen steigt. Ich wette darauf, sie allein hat wieder das ganze Unheil angestiftet. Was hast Du mit ihr?"

Reinhold verschränkte die Arme und sah finster zu Boden. „Jetzt nichts mehr — wir sind zu Ende."

Der Capitain trat in jähem Erstaunen zurück. „Was soll das heißen? Du begleitetest sie ja."

„Gewiß! Sie wußte das zu ertrotzen, und da kam es denn endlich zur Entscheidung zwischen uns."

„Du hast mit ihr gebrochen?" fragte Hugo.

„Ich — nein," versetzte Reinhold mit einem bitteren Ausdruck. „Es war mir ja deutlich genug gesagt worden, daß ich keine ‚Zweite' opfern dürfe. Beatrice war es, die den Bruch gewaltsam herbeiführte. Warum mußte sie mich auch zu einer Unterredung zwingen, so unmittelbar nachdem mir klar geworden war, was ich um ihretwillen verloren habe. Sie stellte mich zur Rede über mein Denken und Fühlen, und ich gab ihr die Wahrheit, die sie verlangte — schonungslos vielleicht, aber wenn ich grausam war, so hat sie mich zehnfach dazu herausgefordert."

„Ich kann es mir denken, wie ich die Biancona kenne," sagte Hugo halblaut.

„Wie Du sie kennst?" wiederholte sein Bruder. „Glaube das nicht! Habe ich selbst sie doch erst gestern Abend ganz kennen gelernt. Es war eine Scene — ich sage Dir, Hugo, auch Du mit all Deiner Energie wärest ihr nicht gewachsen gewesen. Man muß selbst etwas vom Dämon in sich haben, um solch einem Weibe Stand zu halten. Die Stunde drückte das Siegel auf unsere Trennung."

Es bebte ein dumpfer Groll in den Worten, aber ein Aufathmen, eine Erleichterung verriethen sie nicht. Der Capitain schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, die Geschichte ist damit noch keineswegs zu Ende. Diese Beatrice ist keine Frau, die sich in ohnmächtigen Thränen verzehrt. Sei auf Deiner Hut, Reinhold!"

„Sie drohte mir mit ihrer ganzen Rache," sagte Reinhold finster. „Und wie ich sie kenne, wird sie das halten. Mag sie doch! Ich zittere nicht vor dem, was ich selbst heraufbeschwor — mit dem Glücke habe ich ja ohnehin abgeschlossen."

„Und wenn jene Trennung unwiderruflich bleibt, glaubst Du nicht an die Möglichkeit einer Versöhnung mit Ella?" fragte der Capitain ernst.

„Nein, Hugo, das ist vorbei. Ich weiß, daß sie nicht vergessen kann. In ihrem Herzen spricht auch nicht eine Stimme mehr für mich, wenn sie überhaupt je gesprochen hat. Die Kluft zwischen uns ist zu weit und zu tief; es führt keine Brücke mehr hinüber. Ich habe die letzte Hoffnung aufgegeben."

Das Gespräch der beiden Brüder wurde in diesem Augenblicke durch Jonas unterbrochen, der rasch eintrat. Reinhold sah unwillig auf, als der Diener seines Bruders sich erlaubte, sein Arbeitszimmer so ohne Weiteres zu betreten, und Hugo hatte bereits einen Verweis auf den Lippen, als ein Blick auf das Gesicht des Matrosen ihn innehalten ließ.

„Was giebt es, Jonas?" fragte er unruhig. „Bringst Du irgend etwas Besonderes?"

„Herr Capitain!" — die Stimme des Matrosen hatte ganz und gar ihren sonstigen ruhigen Klang verloren; sie zitterte hörbar — „Ich komme eben aus dem Erlau'schen Hause — Sie wissen ja, daß ich jetzt oft dahin gehe — der alte Herr ist außer sich; die ganze Dienerschaft ist auf den Beinen — die Annunziata weint sich die Augen aus, obgleich sie doch wahrhaftig keine Schuld hat — und die junge Frau Erlau nun erst —"

„Was ist geschehen?" fuhr Reinhold in ahnender Angst empor. „Ein Unglück?"

„Das Kind ist fort," sagte Jonas verzweifelt, „schon seit heute Mittag. Wenn sie es nicht wiederfinden, ich glaube, das geht der Mutter an's Leben."

„Wer? Der kleine Reinhold?" forschte Hugo, während sein Bruder keines Wortes mächtig den Unglücksboten anstarrte. „Wie konnte das geschehen? War er denn nicht unter Aufsicht?"

„Er spielte im Garten, wie gewöhnlich," berichtete Jonas, „und die Annunziata war bei ihm. Sie geht nur auf eine Viertelstunde in's Haus — das kommt öfter vor. Als sie zurückkommt, ist die Gartenthür offen, das Kind fort, keine Spur von ihm zu finden. Sie haben schon die ganze Nachbarschaft aufgeboten, die ganze Umgegend durchsucht, aber Teiche oder Gräben, wo der Kleine verunglücken könnte, giebt es ja nicht in der Nähe, und wenn er fortgelaufen wäre, so ist er ja am Ende groß genug, sich wieder zurecht zu finden. Kein Mensch kann sich die Geschichte erklären."

Die Blicke der Brüder begegneten sich. In Beider Augen stand derselbe furchtbare Gedanke. In der nächsten Minute schon riß Reinhold, leichenblaß und an allen Gliedern bebend vor Aufregung, seinen Hut vom Tische.

(Fortsetzung folgt.)

Die Augsburger Leineweber.

Wenn man in der altehrwürdigen Stadt Augsburg die lange von der hochliegenden Sanct Ulrichskirche nordwärts zum Dome führende Prachtstraße herunter geht, so erblickt man gleich hinter dem schönen Herculesbrunnen zur linken Hand neben dem jetzigen Gasthofe zu den „Drei Mohren" die lang hingestreckte

Das Fuggerhaus auf dem Weinmarkte in Augsburg.
Aufgenommen zur Zeit der Huldigung der Bürgerschaft vor Gustav Adolph.
Nach einem alten Kupferstich des Augsburger Archivs.

Façade eines Gebäudes von colossaler Ausdehnung. Die Außenwände desselben sind mit neueren, der Geschichte der Stadt entnommenen Fresken bedeckt, die, wenn sie auch, was Stilisirung und künstlerische Anordnung anbelangt, mit den in Augsburg in seltenem Reichthume erhalten gebliebenen Hausfresken aus der Renaissanceperiode keinen Vergleich aushalten können, doch von einem edeln Streben und einem tüchtigen Studium Zeugniß geben. Es ist der Palast der Fugger. Noch sieht man deutlich, daß das Gebäude aus zwei früher selbstständigen Häusern zusammengesetzt ist; ehedem bildete der ganze Häusertractus bis hinauf zum Katharinengäßchen ein zusammenhängendes, unter dem Gesammtnamen „die Fuggerhäuser auf dem Weinmarkte" bekanntes und im Besitze der berühmten Familie befindliches Ganzes, von dem sich dann später, etwa von der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts an, als die Geldmacht und damit der Glanz der Fugger in Niedergang gerieth, ein Theil nach dem andern ablöste und in fremde Hände überging, bis schließlich nur noch der Theil im Besitze der Familie blieb, den man heutzutage mit dem Namen „Fuggerhaus" zu bezeichnen gewohnt ist. Auf einem alten Kupferstiche vom Jahre 1634, welcher die Huldigung der Augsburger Bürgerschaft vor dem Schwedenkönige zum Gegenstand hat, sehen wir noch deutlich den einstigen Umfang des Fuggerpalastes; zu ihm gehörte damals noch namentlich der allen Reisenden wohlbekannte Gasthof zu den „Drei Mohren". Damals bedeckte auch noch reicher architektonischer Zierrath in

Form von stattlichen Portalen, Erkern, Thürmchen ꝛc. die Fronte, die sich jetzt ohne alle Gliederung hinstreckt, und Fresken von der Meisterhand des jüngern Burgkmair schmückten die Wände. Von allem dem, wie namentlich auch von der von den Zeitgenossen mit den blendendsten Farben geschilderten Pracht des Innern sind heute nur noch vereinzelte Reste erhalten. Eine ungefähre Darstellung von der versunkenen Herrlichkeit kann sich der Besucher jedoch jetzt noch an zwei Stellen des Fuggerhauses verschaffen: an dem großen Hofe im Innern des Gebäudes und an den jetzt dem Kunstvereine als Ausstellungslocal dienenden Räumlichkeiten.

Beide Oertlichkeiten haben ihre ursprüngliche Gestalt fast unversehrt bis auf unsere Tage herab beibehalten. Der Hof ist mit Arcaden umzogen, welche nach italienischer Weise auf toscanischen Säulen von rothem Marmor ruhen. In der Tiefe der Hinterhalle erheben sich mächtige Marmorsäulen mit getheiltem Schafte, die Capitäle üppig mit Laubwerk und Widderköpfen geschmückt. Um den ganzen Hof ist die Laibung (innere Fläche) der Bögen mit herrlichen grauen Arabesken auf schwärzlich blauem Grunde bedeckt. Ueber den Bögen sieht man gemalte Medaillons, die eine Füllung von rothen Marmorplatten haben. Darüber zieht sich ein arg zerstörter Fries hin mit grau in grau gemalten historischen Scenen, wahrscheinlich Resten jener Wandgemälde, deren Gegenstände durch den gelehrten Conrad Peutinger bestimmt worden waren, und die Jakob Fugger 1516 durch Altorfer ausführen ließ. Welche Pracht in der Blüthezeit des Fugger'schen Geschlechts die inneren Räume ihres Palastes erfüllt hat, davon legen die jetzt dem Kunstvereine überlassenen Räumlichkeiten mit ihren herrlichen Fresken beredtes Zeugniß ab. Die Tradition berichtet, daß hier dereinst die Hausbäder eingerichtet gewesen seien. Bis in die neueste Zeit hatte man jene geistvollen und lieblichen Bilder, welche die Verherrlichung des Fugger'schen Hauses, symbolisirt durch dessen Wappen, zum Gegenstande haben, dem großen Meister Tizian zugeschrieben. Es ist immerhin möglich, daß er die Entwürfe angefertigt und die Arbeit geleitet hat; gemalt hat er die Bilder nicht, sondern, wie dies aus einer versteckten Inschrift hervorgeht, ein anderer Meister seiner Schule, Antonio Ponzano.

Die Geschichte der Fugger von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrer höchsten Blüthe hinauf zu verfolgen, gewährt einen eigenthümlichen Reiz. Als sie von einem kleinen Dorfe auf dem Lechfelde nach Augsburg übersiedelten, arbeiteten sie in der bescheidensten Weise, völlig verborgen und unbekannt, zwei Menschenalter hindurch. Jakob, der ältere Fugger, hatte noch ein ganz mäßiges Vermögen, als er starb; seine Wittwe konnte ihren drei Söhnen nur erhalten, was sie besaß. In den bescheidensten Verhältnissen zog sie die Kinder groß; diese lernten aber in solcher Bescheidenheit auch das rechte Maß kennen, welches den bürgerlichen Wohlstand mit Sicherheit begründen lehrt. Katharina hatte noch allen Kindern von der treuen Hausmagd die Firmbinde umbinden lassen, und doch war schon ihr Sohn Jakob in der Lage, mit seinem Reichthume die Kaiserwahl zu entscheiden. Mit seinen Brüdern Ulrich und Georg begründete er den Ruhm des Fugger'schen Namens.

Es war aber nicht allein das Geld, was der Familie den großen Namen machte; nicht weil die ungeheuren Erträgnisse der Bergwerke Ungarns, Istriens und Tirols in dem Hause Jakob Fugger's zusammenflossen, ertönte die ganze damalige civilisirte Welt von ihrem Ruhme, sondern weil jenes Geld benutzt wurde, der Wissenschaft und Kunst, der Wohlthätigkeit und dem Vaterlande die edelsten Dienste zu erweisen. Jakob Fugger wußte, was er that; sein Geist und Herz drängte ihn dazu, als er, selbst kinderlos, den früh verwaisten Kindern seiner Brüder eine wissenschaftliche Ausbildung zu Theil werden ließ, die Bestrebungen der Gelehrten unterstützte, bei der Erbauung des Chores von Sanct Anna wie bei der Errichtung seines Grabmales alle Künste beschäftigte, für die Armen eine Stadt in der Stadt baute, bei jeder Theuerung seine Kornspeicher öffnete und, als Deutschland in Gefahr war, seine Kaiserkrone an den französischen König zu verlieren, die ungeheuren Summen darlieh, mit welchen Karl der Fünfte die Stimmen der Kurfürsten kaufen mußte.

Man liest gewöhnlich, daß der Erste dieses weltberühmten Geschlechts im Jahre 1370 von dem Dorfe Graben, östlich von Schwabmünchen am Westrande des Lechfeldes gelegen, nach Augsburg eingewandert sei. Es ist dies aber schon zwei Jahre früher geschehen. Es waren zwei Brüder, welche nach Augsburg zogen, Ulrich und Johannes Fugger. Johannes kam damals zuerst allein dahin; erst 1376 kam Ulrich nach. Die Brüder bewohnten von da an gemeinschaftlich ein von der eigentlichen Verkehrsstadt weit abgelegenes Haus. Die Familie hatte sich schon in Graben mit Weben und Färben beschäftigt, denn diese Gewerbe waren in älterer Zeit immer vereinigt; der Name „Fugger" heißt seiner altdeutschen Bedeutung nach nichts anderes als „Färber", und eine ununterbrochene Ueberlieferung bezeichnet alle älteren Fugger als Weber. Neben dem Gewerbe hatten sie in Graben einigen Feldbau betrieben, denn es ist bekannt, daß spätere Fugger die Wiesen und Felder, welche das ursprüngliche Eigenthum der Familie gebildet hatten und veräußert worden waren, als die Fugger nach Augsburg übersiedelten, wieder an sich brachten.

Der außerordentliche Aufschwung, welchen, wie die Stadt im Allgemeinen, so auch Handel und Gewerbe, namentlich die Weberei, im vierzehnten Jahrhunderte genommen hatte, nöthigte gleichsam die Fugger, nach Augsburg zu ziehen, wo sie allein mit ihrem Geschäfte Fortschritte machen konnten. Hier war bereits mit Barchent aus Wolle, Flachs und Hanf ein so lebhafter Geschäftsverkehr in's Leben getreten, daß das Umgeld von den Weberwaaren eines der einträglichsten Gefälle der Stadt bildete. Ein gewinnvoller Handel mit diesen Waaren hatte sich nach allen Ländern Europas ausgedehnt. Die bedeutende politische Macht der Stadt war es allein, welche in jenen unruhigen Zeiten diesem Verkehre die nöthige Sicherheit verschaffte.

Die Heirath mit Clara Widolf verschaffte dem Hans Fugger das Bürgerrecht in Augsburg. Nach dem Tode derselben schritt Hans im Jahre 1383 zur zweiten Ehe mit Elisabeth Gevattermann, welche beinahe zweiundzwanzig Jahre in „Fried und Freud", wie die Familienchronik berichtet, währte und mit sechs Kindern gesegnet wurde. Vier von diesen starben in jungen Jahren; nur zwei Söhne, Andreas und Jakob, pflanzten das Geschlecht weiter fort

Andreas, geboren 1406, wurde der Stammvater der Fugger vom Reh. Er trieb zuerst größeren Handel und wurde bereits „der reiche Fugger" genannt.

Der zweite Sohn, Jakob, geboren 1410, wurde Vorgeher (Zunftmeister) der Barchentweber und der Stammvater der Fugger von der Lilie. Nachdem er 1469 gestorben war, bezog seine Wittwe das Haus am Judenberge (im Herzen der Stadt), das bereits der alte Hans Fugger von einem Gürtler gekauft hatte.

Sein ältester Sohn, Ulrich, geboren 1441, kaufte ein eigenes Haus auf dem Heumarkte. Schon im Jahre 1473, als Kaiser Friedrich sich in Augsburg zum Zuge nach Trier rüstete, um den Herzog Karl von Burgund mit Geldern zu belehnen, begann Ulrich Fugger mit den Fürsten des Hauses Oesterreich die in der Folge zu so enormer Höhe gelangten Geldgeschäfte. Er lieferte dem Kaiser das seidene und wollene Gewand zu dem Zuge und erhielt dafür für sich und seine Brüder das Wappen von der Lilie. 1494 verband er sich mit seinen Brüdern zu einer Handelsgesellschaft mit Specereien, Seide und Wolle nach und aus Italien, Tirol, den Niederlanden, Deutschland, Ungarn und Polen. Er war ein „gar schöner, freundlicher, frommer Herr; sein dickweißes Haar ist ihm fast herrlich gestanden". In hohem Alter mußte er sich einer Steinoperation unterziehen und starb an den Folgen derselben im Jahre 1510.

Der zweite Sohn Jakob Fugger's, Georg, geboren 1453, verheirathete sich 1488 mit Regina Imhof. Mit seinem Bruder Ulrich kaufte er die Behausung auf dem Weinmarkte (jetziges Fuggerhaus). Durch seine Söhne Raimund und Anton wurde er der Stammvater aller Fugger von der Lilie, die sich forterhielten.

Der bedeutendste unter den Söhnen des älteren Jakob wurde der gleichnamige jüngste Sohn. Er hatte sich ursprünglich dem geistlichen Stande gewidmet und war später Domherr des Eichstädtischen Stifts Herrieden geworden. Als jedoch vier seiner Brüder in rascher Folge gestorben waren, ließ er sich durch die Bitten des ältesten Bruders Ulrich bewegen, sein ruhiges Gelehrtenleben zu verlassen und wieder zum Geschäfte zurückzukehren. Vorerst wandte er sich nach Venedig, um dort im Fugger'schen

Lager' seine Lehrjahre zu bestehen. Venedig war damals und noch lange Zeit danach die hohe Schule der süddeutschen Kaufleute. Man mußte in Venedig gewesen sein, wenn man daheim etwas gelten wollte. Dieser Schule und einigen größeren Reisen nach den vornehmsten Plätzen des europäischen Handels verdankte auch Jakob den hohen Grad kaufmännischer Bildung, der ihn befähigte, dem damals schon bedeutenden Handel seines Hauses jene Ausdehnung zu geben, die es seitdem weltberühmt gemacht hat. Im Jahre 1498 verheirathete er sich mit der schönen Sibylla Arzt, blieb jedoch in seiner siebenundzwanzigjährigen Ehe kinderlos. Er brachte den Handel zu einer solchen Höhe, daß er die Geschäfte in Wolle, Seide und Specereien aufgab und sich ausschließlich auf Bergbau und Bankgeschäfte verlegte. Er erwarb den ganzen Kupferkauf in Ungarns Bergwerken um hohes Geld; der jährliche Reinertrag derselben belief sich auf einhundertzehntausend Gulden. In Kärnthen baute er ein Bleiwerk. Daneben brachte er viele Grafschaften, Flecken, Dörfer und Schlösser an sein Haus, insbesondere die mächtigen Herrschaften Kirchheim und Weißenhorn, die ihm als uneingelöste Pfandschaften Kaiser Maximilian's des Ersten heimgefallen waren.

Bekannt ist dieser Fugger namentlich auch durch seine Bauthätigkeit. Von ihm rührt der Ausbau des Fugger-Palastes in der Maximiliansstraße her; der neue Chor von St. Anna verdankt ihm seine Entstehung. Ein den Ruhm seines Geschlechts lange überdauerndes Andenken sicherte er sich durch die Gründung der „Fuggerei", jener inmitten der Stadt gelegenen, in sich abgeschlossenen Stadt der Armen, deren Eigenart noch heute die Aufmerksamkeit des reisenden Publicums erregt. Die Gründung dieser eminent wohlthätigen Anstalt wird uns durch eines der großen Frescobilder des Fugger-Hauses in zutreffendster Weise vergegenwärtigt. In der Mitte zeigt Jakob Fugger seinen Neffen den Bauplan; seine Gemahlin theilt Brod unter die Armen aus, die sie umringen. Rührig wird an den Häusern gebaut, die zum Theil schon vollendet sind. Die „Fuggerei" — wie diese Armenstadt im Volksmunde genannt wird — ist rings von Mauern umfangen, durch welche vier Thore, welche Nachts abgesperrt werden, in das Innere der durchaus sauberen, ja hübschen Colonie führen. Sechs Straßen durchschneiden dieselbe rechtwinkelig. Im Ganzen sind es dreiundfünfzig Häuser mit einhundertsechs Wohnungen, welche den ärmeren Einwohnerclassen der Stadt gegen die kaum nennenswerthe jährliche Miethe von zwei Gulden eingeräumt sind. Es war daher nur ein Act der Dankbarkeit, als die Stadt Augsburg diesem großen Wohlthäter der leidenden Menschheit auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt ein ehernes Denkmal errichtete. Seine Zeitgenossen und Nachfolger aber waren des Lobes voll über „seine Magnificenz, durch die er im ganzen Reiche und an allen Höfen in großes Ansehen gekommen, da er nicht, wie etwa Geizwänste pflegen, seinen Reichthum in Kisten verschlossen, sondern Herr, nicht blos Hüter desselben gewesen ist". Als Kaiser Maximilian sich im Jahre 1508 zum Zuge gegen Venedig rüstete, schossen ihm die Brüder Fugger binnen wenigen Wochen die für damalige Verhältnisse ungeheure Summe von zweihundertvierzigtausend Dukaten vor. Sie wurden dafür von Maximilian in den Adelstand erhoben und mit werthvollen Privilegien begabt.

Die höchste Blüthe erlangte die Familie unter den beiden Neffen und Erben Jakob's, Raymund und Anton. Die Brüder, in denen nunmehr das gesammte Vermögen des Hauses vereinigt war, bewohnten gemeinsam die Fuggerhäuser auf dem Weinmarkt. Raymund wird uns geschildert als eine „schöne, lange und fast lustige Person, stark von Leib und Gemüth, nit allein ein besonder Liebhaber, sondern ein Vater aller wahrhaften Historien, ein fleißiger Nachfrager aller guten Künste, besonders der Antiquitäten. Von ganzem Herzen und Gemüth ist er sanft, mild und gebreich gegen männiglichen und insonderheit gegen alle Armen gewesen." Raymund ist der Stammvater der einen nach ihm benannten Fugger'schen Linie. Ihm wurde in Gemeinschaft mit seinem Bruder jenes berühmte kaiserliche Privilegium ertheilt, von dem Karl der Fünfte selbst sagte, daß kein deutscher Kaiser jemals ein ähnliches ertheilt habe, noch ertheilen werde. Durch dasselbe wurden die Brüder in den erblichen Grafenstand des Reiches erhoben und ihnen für ihre Person und ihre Güter die volle Landeshoheit verliehen. Wie tief verpflichtet ihnen aber auch Karl der Fünfte war, können wir daraus abnehmen, daß Raymund und Anton Fugger es waren, von denen er die Mittel zu seinen Expeditionen gegen Tunis und Algier und zur Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes erhielt. Dabei waren jedoch die Fugger viel zu schlaue Geldmänner, als daß sie nicht, wie sie den Kaiser gegen die rebellischen protestantischen Fürsten mit ihrem Golde stützten, als sich ihnen eine gewinnreiche Aussicht eröffnete, auch den Fürsten, vorweg Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, in ihrer Auflehnung gegen das kaiserliche Oberhaupt mit ihrem Gelde unter die Arme griffen.

In die Zeit Anton's — Raymund war schon 1536 gestorben — fallen jene uns erhaltenen Schilderungen mehrerer Zeitgenossen über die mehr als fürstliche Pracht des Fugger'schen Haushalts. Schon um 1531 berichtet uns der berühmte Schlettstadter Humanist Beatus Rhenanus, als er auf seinen Reisen auch Augsburg besuchte: „Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fugger's Haus! Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Cabinete des Herrn selbst sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks wie der übrigen Zierrathen und der nicht gemeinen Zierlichkeit seines Bettes das allerschönste ist? Es stößt daran eine dem heiligen Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich geschnitzt sind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fugger's Haus ist gleichfalls köstlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären! Was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Theil des Hauses! Mir gefielen die königlich französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir in's Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläufige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf sehr zierliche Weise, versehen waren. Alle Thüren gehen auseinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer in's andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir in's obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmale des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehrere bei einem Manne finden. In einem Zimmer die ehernen und gegossenen Bilder und die Münzen, im andern die steinernen, einige von colossaler Größe. Man erzählte uns, diese Denkmale des Alterthums seien fast aus allen Theilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sicilien, mit großen Kosten zusammengebracht."

Auch Graf Wolrad von Waldeck, der 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg war, weiß gar Manches von dem Glanze der Fuggerhäuser zu berichten. Von Anton Fugger's Haus sagt er, es könnte eine königliche Wohnung sein. Er rühmt die Kamine aus Marmor, die Vertäfelung der Wände aus verschiedenen Holzarten, die vergoldeten oder goldähnlich gemalten Decken, die bunten Labyrinthe von eingelegter Arbeit auf den Fußböden.

Und als dreißig Jahre später der liederliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit seinem Haushofmeister Hans von Schweinichen in Augsburg war, erschien den Schlesiern der Glanz des Fugger'schen Hauses märchenhaft. Schweinichen erzählt davon in seiner Selbstbiographie: „Es lud Herr Max Fugger (ältester Sohn Anton's) Seine Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser tractiren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saale zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern; er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold werth sein. Ich wartete Seiner Fürstlichen Gnaden beim Trinken auf.

Nun gab Herr Fugger Seiner Fürstlichen Gnaden einen Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas; wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das

neue rothdamastne Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in viele Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle lustig.

Der Herr Fugger führte Seine Fürstlichen Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürmlein Seiner Fürstlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, so daß er selbst sagte, er wäre über eine Million Gold werth. Danach schloß er einen Kasten auf; der lag bis zum Rande voll von lauter Ducaten und Kronen. Die gab er auf zweimalhunderttausend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte.

Darauf führte er Seine Fürstlichen Gnaden auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis an die Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Er sagte, es wären ohngefähr siebenzehntausend Thaler. Dadurch erwies er Seiner Fürstlichen Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, ein Kaiserthum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falls einen schönen Groschen, der ungefähr neun Gran schwer war. Fürstliche Gnaden versahen sich auch eines guten Geschenks, aber damals bekamen sie nichts als einen guten Rausch. Gerade damals versagte der Fugger einem Grafen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimalhunderttausend Thaler mitgäbe."

Wir können uns heutzutage kaum mehr eine richtige Vorstellung von dem Reichthume und dem Handel der Fugger im sechszehnten Jahrhundert machen. Auch der größte Maßstab, den wir nach unseren modernen Begriffen zur Vergleichung anlegen würden, würde uns kein zutreffendes Bild geben. Denn die Fugger waren nicht blos die größten Capitalisten, sie galten auch als die mächtigsten Grundbesitzer des damaligen Europa's. In ihren Händen waren die Bergwerke Tirols, Steiermarks, Kärnthens, Istriens, Ungarns und Spaniens. Welche Schätze mögen sie allein aus dem letztgenannten damals auf der Höhe seiner Blüthe stehenden Lande gezogen haben! Noch heute nennt sich eine Straße Madrid's nach ihnen, und ein Volksspruchwort heißt: „rico come un Fucar" („reich wie ein Fugger"). An allen wichtigen Handelsplätzen hatten sie ihre Factoreien, deren Geschäfte von Vertrauten des Hauses geleitet wurden: in der „goldenen Schreibstube" des Fugger-Palastes in Augsburg liefen die Fäden wie die Radien eines Kreises im Mittelpunkt zusammen.

Vor mir liegt ein Rechnungsbuch des Handlungshauses vom Jahre 1564, das zwar nur über ausständige und zum künftigen Neujahr fällige Forderungen im Waarenhandel (Tuch, Spezereien 2c.) berichtet; aber auch hier, in diesem geringfügigsten Geschäftszweige, der nur so nebenher, mehr aus Pietät als des Gewinnes wegen betrieben wurde, gehen die Forderungen bei den einzelnen Factoreien (Wien, Nürnberg, Leipzig, Danzig, Krakau, Antwerpen, London, Lyon, Venedig, Genua) nach Millionen. Nur so verstehen wir, wie jene bekannte Sage sich bilden konnte, welche Anton Fugger — den „Fürsten unter den Kaufleuten", wie Guicciardini ihn nennt — den Schuldschein Karl's des Fünften in dem mit Zimmetholz genährten Feuer des Kamins verbrennen läßt. Geschichtlich beglaubigt ist dagegen die gleichfalls bekannte Erzählung, Karl der Fünfte habe, als ihm sein königlicher Wirth von Frankreich die Schätze der Pariser Residenz gezeigt, gegen diesen geäußert: „Alles dies kann ein deutscher Leineweber in Augsburg bezahlen."

Aber auch die lachendste Blüthe birgt schon den Keim des Verfalls in sich; denn der ist nahe, trotz allen äußeren Glanzes, sobald der höchste Ehrgeiz der Familie nicht mehr ist, freie Bürger einer freien Stadt zu sein. Denken wir daran, wie fortgesetzt und mit welchem Ingrimm Ulrich von Hutten in seinen Gesprächen gegen die Fugger zu Felde zieht! Kirchlich und politisch gehörten sie zur Reactionspartei. Anton war es, der im schmalkaldischen Kriege an der Spitze der Schwachmüthigen stand, der Augsburgs Fürsprecher war, als die Reichsstadt auf seinen und seiner Anhänger Rath, statt Widerstand zu leisten, Begnadigung erflehte, und so ihrer alten Größe, Selbstständigkeit und Herrlichkeit den Stoß, von dem sie sich nie erholt hat, versetzte. — Noch eine Zeit lang werden einzelne Glieder der Familie als hochsinnige Beförderer der Wissenschaft, ja als gründliche Gelehrte gepriesen. Hieronymus Wolf, der berühmte Hellenist, war lange Jahre Bibliothekar des Anton Fugger gewesen, ehe er die Leitung des protestantischen Gymnasiums zu Sanct Anna übernahm. Von den Söhnen Raymund's war der eine, Johann Jakob, ein noch heute geschätzter Geschichtsschreiber, während der andere, Georg, als einer der vorzüglichsten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit galt. Ein dritter Sohn, Ulrich, war der einzige Fugger, welcher sich offen zum Protestantismus bekannte und deshalb — unter dem Vorwande, daß er sein Vermögen mit Gelehrten und Künstlern vergeude — von seinen Brüdern unter Curatel gestellt wurde. Später war er sogar genöthigt, vor den Verfolgungen seiner Familie Schutz bei dem Kurfürsten Friedrich dem Dritten von der Pfalz zu suchen. Auf seinem Todtenbette bestimmte er sein Vermögen zu Unterrichtsstipendien für arme Jünglinge; die kostbare Bibliothek vermachte er der Universität Heidelberg. Einem seiner Neffen, Philipp Eduard (1546 bis 1618), gebührt das zweifelhafte Verdienst, die Jesuiten in seine Vaterstadt eingeführt und ihnen zur Gründung ihres Collegiums bedeutenden Besitz, darunter sogar alte Familienstiftungsgelder im Betrage von dreißigtausend Gulden, zugewendet zu haben. Ein späterer gleichnamiger Fugger verkaufte die alte werthvolle Familienbibliothek für zehntausend Reichsthaler an Kaiser Ferdinand den Dritten, der sie der Wiener Hofbibliothek einverleiben ließ.

Schon in den letzten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunders macht sich ein rasches Sinken des alten Flors der Fugger'schen Handlung bemerkbar. Wir dürfen dies freilich nicht einseitig den in Trägheit und Ueppigkeit versunkenen Trägern des berühmten Namens in die Schuhe schieben. Die Zeit war eben auch eine andere geworden. Andere Nationen, vorab die Niederländer und Engländer, waren in der Ausbeutung des Welthandels obenauf gekommen und hatten den deutschen und italienischen Freistaaten nur kümmerliche Brosamen des alten Ueberflusses übrig gelassen. Der dreißigjährige Krieg, wie er unserm nationalen Wohlstande die tödtliche Wunde schlug, vernichtete auch vollends den Wohlstand des Fugger'schen Hauses. Die Fugger, in unzählbare Linien getheilt, verlieren sich von da an unter dem deutschen Landadel und tauchen nur dann und wann im Dienste des Kaiserhofs oder der Kurfürsten von Baiern wieder auf.

Oede waren die Plätze und Straßen der üppigen Reichsstadt geworden: wo sonst das lustige Geräusch der Arbeit aus den Häusern ertönte, hallte jetzt die Gasse nur noch von den Schritten eines einsamen Wanderers. Noch heute, nachdem mehr als zweihundert Jahre in's Land gegangen sind, kann sich der Fremde dieses Eindrucks des Ausgestorbenen nicht erwehren. Augsburg gilt als eine einsame, verödete Stadt, die nur bei besonderen Gelegenheiten und an vereinzelten Stellen das fröhliche Gewühl eines belebten Ortes zeigt, das einst auf allen Straßen der Stadt bis tief in die Nacht hinein geherrscht hatte. Ganze Quartiere tragen heute noch den Charakter, als ob in ihnen vor vielen Jahren Menschen gewohnt und geschafft hätten, die nun weggezogen oder ausgestorben wären; man athmet schwerer unter dem Alpdruck der Phantasie, die, Jahrhunderte übersteigend, uns von einstiger Lebenslust erzählt, welche die todten Mauern erfüllt hat. Ein ähnliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir in dem märchenhaft schönen, stillen und grasbewachsenen Arcadenhof des Fugger-Palastes stehen und beim Anschauen der verblichenen Wandbilder Altorfer's von 1516 lebhafte Sehnsucht nach der einstigen Herrlichkeit in uns erwachen fühlen. Mit Gewalt reißen wir uns los und treten aus dem verödeten Raume heraus an das volle Sonnenlicht des Tages, wo der schrille Ton eines gegenüberliegenden Fabrikschlotes uns eine neue Bestätigung der alten Wahrheit giebt: „Nur der Lebende hat Recht".

Archivar Dr. **Chr. Meyer** in Augsburg.

Das Auge und das Mienenspiel.

Von Dr. Hugo Magnus in Breslau.

Das Auge spielt in dem Leben des Menschen eine zu hohe und wichtige Rolle, es ist die ungestörte, ungetrübte Functionsfähigkeit des Sehorgans für das Wohlbefinden und das Glück eines jeden Individuums ein zu nothwendiges, unerläßliches Erforderniß, als daß nicht der Werth und die Wichtigkeit dieser herrlichen, edlen Gabe der Schöpfung zu allen Zeiten und bei allen Völkern unbedingt anerkannt worden wäre. Die Dichter aller Nationen und aller Zeitalter haben diesem Bewußtsein von der Hoheit und Wichtigkeit des Auges für das irdische Glück in den beredtesten und farbenreichsten Worten Ausdruck gegeben; ihre Phantasie hat das Auge mit Eigenschaften und Fähigkeiten geschmückt, die dem nüchternen, kritisirenden Verstande des Gelehrten wie dem Laien doch oft etwas gewagt und kühn, der beflügelten Phantasie eines begeisterten Sängers aber wohl erlaubt und berechtigt erscheinen mögen, wenn es galt, das herrlichste, bedeutsamste Geschenk der gütigen Mutter Natur zu preisen.

Aber nicht blos des Lobes und der Verherrlichung der Dichter kann sich das Auge rühmen, sondern auch die Philosophen aller Schulen haben sich viel mit ihm zu schaffen gemacht; lag es ja doch so nahe und war so verführerisch, dem Auge allerlei Eigenschaften der Seele und des Charakters zuzuschreiben, in ihm die verschiedensten seelischen Zustände wiederzufinden und aus ihm herauszulesen. Es wundert uns daher gar nicht, wenn auch noch heutzutage das Publicum in derartigen Anschauungen befangen ist. Nicht blos der Araber, Italiener und Spanier fürchtet heute noch den „bösen Blick“, sondern auch der kalte, doch wahrlich nicht phantasiereiche Nordländer redet von einem unheimlichen, stechenden Blicke, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, wo und wie derselbe entstehen soll. Wir suchen ihn einfach im Auge, ohne daran zu denken, daß dasselbe in Wahrheit völlig unschuldig daran ist. Man behandelt das Auge eben in dieser Beziehung vielfach ebenso ungerecht wie das Herz; dasselbe soll bald böse, kleinlich, rachsüchtig, bald wieder edel, groß, erhaben sein, und doch ist es in Wahrheit eben nichts Anderes als eine rastlos arbeitende Pumpe, die durch ihre unermüdliche, rhythmische Thätigkeit den belebenden und ernährenden Blutstrom durch die Adern des Körpers treibt. Ebenso unschuldig aber wie das Herz an den niedrigen Eigenschaften des Sterblichen ist auch das Auge. Weder Gutes noch Böses, weder Erhabenes noch Gemeines liegt im Auge selbst, sondern wird ganz mit Unrecht in dasselbe hineingelegt.

Aristoteles und Seneca gehörten zu den Ersten, die in dem Auge einen Ausdruck, einen Abglanz der seelischen Affecte finden wollten.

In ähnlichem Sinne sagt Apulejus, er habe zu Korinth eine Tänzerin die Rolle der Venus spielen sehen; es habe dieselbe nur mit den Augen getanzt. Das ganze Mienenspiel, die Stellung, die Bewegungen der Augen selbst, sowie diejenigen der Lider können dem Gesichte wohl den von Apulejus geschilderten Ausdruck verleihen, aber die Augen allein sicherlich nicht. Der Augapfel an und für sich ist nie und nimmer im Stande, eine Stimmung der Seele zur Anschauung zu bringen. Es kann sich, wie uns die Physiologie und die praktische Augenheilkunde lehren, eine Veränderung in der Form des Augapfels, außer eben in krankhaften Zuständen, nie einstellen. Es bleibt unter physiologischen Verhältnissen der uns sichtbare, zugängliche vordere Abschnitt des Augapfels durchaus unverändert; genaue optometrische Untersuchungen haben nämlich gelehrt, daß die äußere Form des Auges, speciell die Krümmung der Hornhaut, unter normalen Verhältnissen sich nicht ändern könne, weder beim Betrachten kleiner, nahe gerückter Gegenstände, noch beim gedankenlosen Starren in's Blaue hinein. Die einzige Veränderung, die man am Auge bemerken kann, wäre die Verkleinerung der Pupille, doch ist dies ein unserem Willen völlig entrückter Act, der nur im Interesse der optischen Vorgänge im Auge selbst bei verschiedenen Blickrichtungen oder beim Einfallen hellen Lichtes in das Auge stattfindet und für den Ausdruck sinnlicher Zustände ohne jede Bedeutung bleibt.

Eine so nebensächliche und untergeordnete Rolle also dem Augapfel selbst in der Darstellung von Gemüthszuständen zugetheilt ist, eine um so wichtigere und bedeutsamere ist den das Auge umgebenden Weichtheilen zugefallen. Ihre Stellung zu dem Sehorgan sowohl, wie zu den anderen Theilen und Organen des Gesichts bildet einen Hauptfactor in der Mimik und Physiognomik. Die Augenbrauen, die Lider, die Größe der Lidspalte und die dadurch bedingte scheinbare Vergrößerung oder Verkleinerung des Auges geben dem Augapfel die verschiedensten Gestaltungen und Formen, und sie eben sind es deshalb, die im Vereine mit den anderen Theilen des Gesichts die seelischen Zustände der Außenwelt andeuten. Man betrachte nur den Ausdruck eines Zornigen, und man wird sich bald klar werden, wie es hier hauptsächlich die weit aufgerissenen Lider und die in die Höhe gezogenen Brauen sind, die den eigenthümlichen, charakteristischen Ausdruck des Zornes in dem Gesicht hervorbringen, während der Augapfel selbst sich auch nicht im Geringsten in seiner Form verändert, sondern nur durch seine schnellen, rollenden Bewegungen den Seelenzustand des Zornigen verräth. Durch die weit geöffnete Lidspalte wird mehr von dem Weiß des Auges, der Lederhaut, sichtbar. Auch die Hornhaut wird freier und ist nur noch wenig von den sie sonst zum Theil deckenden Lidern verhüllt, sodaß der sogenannte Hornhautreflex oder Hornhautspiegel, welcher durch die von der glänzenden, spiegelnden Hornhaut zurückgeworfenen Strahlen erzeugt wird, mehr zur Geltung kommen kann — übrigens zugleich die einzige Rücksicht, in welcher der vulgäre Ausdruck von dem blitzenden, funkelnden Auge des Zornigen seine Berechtigung hat, obgleich das Blitzen des Auges in diesem Falle kein vermehrtes, sondern vielmehr genau dasselbe ist, das uns für gewöhnlich aus dem Auge eines völlig nüchternen, leidenschaftslosen Menschen entgegenstrahlt, aber allerdings durch die weit geöffneten Lider in größerer Ausdehnung sichtbar wird.

Verwandt mit dem Ausdrucke des Zornes ist der Ausdruck der Furcht. Auch hier werden die Lider weit aufgerissen, die Brauen in die Höhe und aneinander gezogen, nur rollt nicht der Augapfel selbst unstät umher, sondern heftet sich fest auf den furchterregenden Gegenstand: daher also der starre, unheimliche Blick des Furchtsamen, Erschreckten. Die Volkssprache hat somit gewiß Recht, wenn sie dem Erschreckten ein gläsernes Auge als charakteristisch für seinen Seelenzustand zuschreibt. Das aufgerissene, auf einen Fleck unverwandt hinstierende Auge hat eben etwas Todtes, Lebloses. Ebenso ist der vermeintliche drohende Blick, oder das strahlende, funkelnde Auge des Muthigen, abgesehen von der Stellung der anderen Gesichtstheile, hauptsächlich durch den erweiterten, in voller Ausdehnung sichtbar gewordenen Hornhautreflex zu erklären. Auch der Ausdruck der Zärtlichkeit, der List, der Geringschätzung, der Verschmitztheit, der Lüsternheit prägt sich im Auge nur durch eine Verengerung der Lidspalte aus, ohne den Augapfel selbst in seiner Gestaltung irgendwie zu beeinträchtigen.

In sehr interessanter Weise hat Duchenne auf experimentalem Wege die Bedeutungslosigkeit des Sehorganes für mimische Zwecke nachgewiesen. Nach ihm gelingt es nämlich mit Leichtigkeit, nur durch Elektrisiren bestimmter Muskelgruppen des Gesichtes, ohne jede Betheiligung des Augapfels selbst, dem Gesichte eines in dem Augenblicke des Experimentes geistig durchaus ruhigen, leidenschaftlosen Individuums den Ausdruck irgend eines seelischen Affectes willkürlich zu verleihen. Es sind in diesem Falle nun doch gewiß nicht die Augen, sondern die elektrisch gereizten Gesichtsmuskeln, die durch ihre Stellung und Lage, sowohl zueinander wie zu dem Augapfel, den beabsichtigten Gesichtsausdruck hervorbringen.

In allerneuester Zeit hat Darwin den Ausdruck der seelischen Zustände durch die verschiedenen Organe des Körpers einer genauen Untersuchung unterworfen, dabei aber auch eine directe Betheiligung des Sehorganes nicht erwähnt. Er spricht wohl von den Lidern, den Brauen, der Größe der Lidspalte, aber an keiner Stelle von einer directen Thätigkeit des Augapfels selbst durch Veränderung seiner Form. Zu ähnlichen Ergebnissen sind übrigens früher schon Bell, Piderit und Gratiolet gelangt.

Der Augapfel ist mithin physiognomisch ein nur äußerst wenig veränderliches Ding und die ihm beigelegte ausdrucksvolle

Digitized by Google

und vielgestaltige Sprache lediglich das mimische Erzeugniß der ihn umgebenden Weichtheile. Unter allen Umständen sind seine Leistungen, wenn man ihm auch nicht alle und jede Betheiligung an der Wirkung absprechen kann, zu unbeträchtlich, um ihm das Beiwort „Spiegel der Seele“ als wirklich verdientes zuertheilen zu dürfen. Es sind doch eigentlich nur die schnelleren oder langsameren Bewegungen, sowie die Stellung, die man dem Augapfel als eigenes Verdienst bei dem so lebhaften und sprechenden Mienenspiel des Gesichtes in Rechnung bringen darf. Das so viel gerühmte Feuer des Auges aber bleibt, wie wir gesehen haben, unter allen Umständen völlig dasselbe. Denn der Zornige, der Kühne, der Liebende oder der Sanfte, sie Alle haben, dieselbe Größe der Augen vorausgesetzt, genau den gleich großen Hornhautreflex, welcher nur bei dem Einen durch die weit aufgerissenen Lider deutlicher zu Tage tritt, bei dem Andern durch die gesenkten Lider halb verhüllt, gedämpft und gemäßigt wird.

Verhüllen wir Beiden das Gesicht und lassen nur die Augen frei, so wird nimmermehr Jemand den Zornigen oder den Sanften nur an den Augen erkennen. Man versuche es nur einmal selbst; man trete unter irgend einem seelischen Affecte, aber mit bis auf die Augen dicht verhülltem Gesicht, vor den Spiegel und studire den Ausdruck der Augen, so genau wie man nur immer wolle: man wird eben nur immer denselben Glanz aus ihnen leuchten sehen, von der Verkörperung jenes Seelenzustandes aber, auch bei sehr lebhafter Phantasie, nicht das Geringste entdecken können. Die Türken sind in dieser Erkenntniß unserer Philosophie schon seit lange überlegen. Ihre Weiber dürfen mit verhülltem Gesicht unbehindert jedem Fremdling begegnen, da sie sehr wohl wissen, daß die Augen allein doch Nichts sagen und also auch keine Verständigung vermitteln können, sondern aus allen Augen dem Neugierigen immer nur derselbe an sich nichtssagende Glanz entgegenblickt, mag unter dem verhüllenden Schleier immerhin das übrige Gesicht gar oft eine recht deutliche, vernehmliche Sprache reden.

Wenn somit die ernste, nüchterne Wissenschaft der Poesie wieder ein Ideal zertrümmern muß, wenn das poetische Wort, daß das Auge ein Spiegel der Seele sei, sich als ganz unhaltbar erweist und nichts weiter ist als eine Frucht der immer regen Phantasie des Dichters: so stimmen wir dennoch dem Dichter gern bei, wenn er die Schönheit des Auges rühmt, und sehen es ihm ebenso gern nach, wenn er seine Gestalten die Augensprache reden läßt, wie wir uns an den übrigen Idealen seiner Einbildungskraft ergötzen.

Allein, wenn sonach die Affecte der Seele, welche sich durch die anderen Theile des Gesichtes so scharf und sprechend markiren können, auf das Auge als solches auch keinen Einfluß auszuüben vermögen, wenn das Feuer und der Glanz des Auges, die, wie wir gesehen haben, nichts weiter sind als Spiegelreflexe der Hornhaut, von jenen Affecten völlig unberührt bleiben, so kann deshalb doch das Auge des Einen glänzender sein, als dasjenige des Andern. Sind ja doch die schönen, sprühenden Augen der Andalusierinnen, sowie aller Südländer eben so sprüchwörtlich geworden wie die kalten Augen der Engländerinnen.

Auch wird Jeder wohl schon an sich selbst oft genug erfahren haben, wie dieses oder jenes Auge uns in einem wahrhaft bezaubernden, wunderbaren Glanze, ein anderes uns kalt und theilnahmlos anschaut. Diese Thatsache, weit entfernt, unsere obigen Ansichten über das Auge und sein Verhältniß zur Mimik zu beeinträchtigen oder uns in das ideale Lager der Dichter und Poeten zurückzutreiben, bietet uns im Gegentheil eine neue, schneidige Waffe im Kampfe gegen Idealismus und Phantasie. Denn der Unterschied in dem Glanz und Feuer verschiedener Augenpaare wurzelt einzig und allein in einer rein anatomischen Thatsache. Ein dunkles Auge, ein Auge mit brauner oder braunschwarzer Regenbogenhaut — ganz schwarze giebt es, nebenbei gesagt, nicht — eignet sich für die Bildung eines Reflexes der Lichtstrahlen auf der Hornhaut viel besser als ein Auge mit heller, blauer oder grauer Regenbogenhaut. Es herrscht unter den Hornhautreflexen zweier solcher Augenpaare ungefähr dasselbe Verhältniß, wie zwischen den Spiegelbildern eines mit guter oder eines mit schlechter Spiegelfolie belegten Spiegels. Der gut belegte Spiegel wird ein viel lichtreicheres, strahlenderes Bild entwerfen als der mit weniger guter Folie bekleidete. Im Auge vertritt die Farbe der Regenbogenhaut gleichsam das Quecksilber am Spiegel; ein dunkler Hintergrund, also beim Auge eine dunkle Regenbogenhaut, spiegelt sich stets besser als ein heller. Somit ist der Hornhautspiegel am dunklen Auge lichtreicher und glänzender als am hellen, und wir nennen daher, ohne uns dieser anatomisch-physikalischen Thatsache bewußt zu werden, das dunkler gefärbte Auge der Südländerin glühend, das helle der Nordländerin kalt und wässerig.

Aehnlich erklärt sich auch die Thatsache, daß ein Leichenauge uns ausdruckslos und kalt entgegenstarrt. Durch den Tod wird die Hornhaut in ihrem Gefüge verändert; ihre oberflächlichen Schichten werden gelockert und erweicht, sodaß das von ihr entworfene Spiegelbild seinen früheren Glanz verliert, verwischt und lichtarm erscheint. Das Feuer, das uns aus dem geliebten Auge so oft entgegenstrahlte, ist unter der kalten Hand des Todes verloschen, aber nicht, weil die Seele ihre Hülle verlassen hat, sondern weil die Spiegelbilder der Hornhaut eine Trübung erfahren haben, und weil ihnen das belebende Spiel der Augenlider und Brauen fehlt.

Aus demselben Grunde erscheint uns auch in erblindeten Augen das Feuer und der Glanz derselben so oft erloschen, der Blick kalt und ausdruckslos. Durch die zur Erblindung führenden Krankheiten werden nämlich häufig die Hornhautbilder, deren spiegelnder, glänzender Reflex zerstört und abgeschwächt, indem entweder die Hornhaut selbst oder die Regenbogenhaut durch die Erkrankung derartig verändert werden, daß ihre Fähigkeit, den Glanz und den Lichtreichthum der Reflexe zu erzeugen, respective zu erhöhen, auf immer verloren ist. Außerdem darf man auch nicht vergessen, daß bei totaler Erblindung der Ausdruck des Gesichts, das ganze Mienenspiel zum Theil verloren geht. Denn das Auge ist ja gleichsam das Thor, durch welches die die Seele erregenden und belebenden Eindrücke und Affecte ihren Einzug halten. Ist dieses Thor geschlossen, die Seele von ewigem Dunkel umfangen und von allen sie belebenden Eindrücken fast ganz ausgeschlossen, so wird sich dieser Zustand nur zu bald in der Unthätigkeit des Mienenspiels aussprechen, das Gesicht kalt und theilnahmlos erscheinen, so daß man also auch in diesem Falle des schon oben erwähnten Irrthums sich schuldig macht, wenn man, anstatt vielmehr die Gesichtsmuskeln, das Auge todt, kalt und ausdruckslos nennt. Der praktische Augenarzt hat leider nur zu oft Gelegenheit, derartige Beobachtungen zu machen. Die Haltung der Augen, die Leerheit der Gesichtszüge geben ihm nicht selten einen Anhaltepunkt zur Erkenntniß der Krankheit. Gar häufig blitzt uns noch aus den Augen des Kranken das alte Feuer entgegen, und doch umnachtet schon ewige Finsterniß den Geist desselben. Die äußeren Theile des Auges, wie Hornhaut &c., sind zwar gesund geblieben, aber vielleicht sind der Sehnerv oder die Netzhaut in der Tiefe des Auges abgestorben. Alsdann leuchtet eben von der gesunden Hornhaut noch der alte Glanz in ungetrübter Helligkeit, aber das Auge ist erblindet, und der Arzt erkennt diese Sachlage nicht selten schon an der Leblosigkeit, der Leerheit der Gesichtszüge.

Nicht aus der Tiefe des Auges dringt also der zündende, strahlende Blick, nicht als Ausfluß des Geistes ist er des Auges eigenes Product, sondern er wird lediglich durch die erborgten Lichtstrahlen der Außenwelt bedingt, ist eine streng physikalische, optische Erscheinung, die nicht dem Auge als solchem eigenthümlich ist, sondern die es mit jedem Spiegel zu theilen hat. Wie jeder Spiegel die auf ihn fallenden Lichtstrahlen als mehr oder minder lichtstarkes Bild zurückwirft, so thut es auch das Auge durch seine Hornhaut und seine Linse. Nur der Wechsel in der Größe, dem Lichtreichthume dieses Reflexes, wie ihn die Bilder durch ihre verschiedenen Stellungen und Haltungen zum Auge bedingen, verleiht dem Feuer des Auges etwas Belebtes und Sprechendes, während dieser Reflex an und für sich ebenso todt und kalt ist wie der von dem Spiegel an der Wand reflectirte Lichtstrahl.

Ich habe in unserer Betrachtung hauptsächlich des Hornhautspiegelbildes gedacht, die beiden von der Krystalllinse entworfenen dagegen fast gänzlich ignorirt, weil ich deren Bedeutung für Mimik und Physiognomik gleich Null erachte. Sie sind nämlich um Vieles lichtschwächer als jenes und werden durch dessen Glanz daher völlig überstrahlt. Mag ihre Bedeutsamkeit für

einzelne wissenschaftliche Fragen auch eine sehr hohe sein, für unsere Zwecke hier können wir sie getrost übergehen.

Die Bedeutungslosigkeit des Auges für den Ausdruck seelischer Affecte wird auf das Schlagendste durch die Bildhauerkunst nachgewiesen. Gerade hier kann der Künstler den seelischen Affect nur durch die Stellung der Gesichtsmuskeln, der Lider und Brauen, sowie durch die Haltung der übrigen Körpertheile darstellen; das Auge selbst aber kann von ihm nur gemäß seiner äußeren Form angedeutet werden; der Glanz und das Feuer desselben, in denen man auch heute noch immer irrthümlicher Weise die Zustände der Seele zu erkennen meint, können in keiner Weise durch die plastische Kunst zur Darstellung gebracht werden. Wenn aber der Künstler trotzdem uns in seinen Gebilden alle Zustände des Gemüthes auf das Meisterhafteste verkörpert vorführen kann, so ist damit auf das Zweifelloseste die Stellung angedeutet, welche dem Auge in der Darstellung seelischer Affecte eingeräumt werden kann. Der Kopf der klagenden Niobe bringt den Ausdruck des tiefsten Schmerzes, des bittersten Seelenleidens in wahrhaft classischer Weise zur Anschauung, und doch hat der Künstler das Auge nur als glatte, leicht gewölbte Fläche angedeutet. Fast alle Meister des Alterthums haben in völliger Würdigung und richtiger Beurtheilung aller der mimischen Hülfsmittel, welche die Natur dem Menschen verliehen hat, den Augapfel selbst nur als völlig glatte Fläche gebildet, höchstens nur durch einen ganz seichten Kreis die Pupille angedeutet, aber nie den Versuch gemacht, den Augapfel selbst durch irgend welche eingreifendere Ausarbeitung zum Hauptträger des darzustellenden seelischen Affectes zu stempeln.

Wenn einzelne Künstler der neueren Schule gerade in diesem Punkte von dem Vorbilde der Alten abweichen und den Augapfel, statt ihn als leicht gewölbte, glatte Fläche darzustellen, an Stelle der Hornhaut und Iris mit mehr oder minder ausgesprochenen Vertiefungen und Höckern versehen, so machen sie sich damit einer Effecthascherei schuldig, welche eine so hohe und edle Kunst, wie es die Bildhauerei ist, in keiner Weise bedarf. Nicht allein weicht der Künstler durch eine derartige Nachbildung des Auges von den allgemeinen, soeben durchgesprochenen Gesetzen der Physiognomik ab, welche die größte Bedeutung für die Verkörperung des seelischen Zustandes nicht in das Auge, sondern in die dasselbe umgebenden Weichtheile verlegen, sondern er macht sich auch einer Unwahrheit in der Darstellung selbst schuldig. Kein normales, gesundes Auge zeigt derartige Löcher und Höcker, wie wir sie heutzutage gar nicht selten an den Augen moderner Statuen zu Gesicht bekommen. Der Bildhauer sündigt also durch eine solche Nachbildung des Auges auf's Schwerste gegen seine Kunst. Es soll uns der bildende Künstler den menschlichen Körper durchgeistigt, als vollendete, ideale Gestalt vorführen, und dies kann ihm nur dann gelingen, wenn er im engen Anschluß an die Natur sein Werk schafft, nicht aber durch willkürliche, der Natur widersprechende Zuthaten dasselbe zu einem reinen Product seiner Laune macht.

Nur ein inniges Studium der Natur befähigt den bildenden Künstler, eine hervorragende Leistung zu schaffen, und ein solches wird ihn zweifellos zu der Ueberzeugung führen, daß das menschliche Auge genau so, wie es die Natur gebildet hat, also als leicht gewölbte glatte Fläche dargestellt werden muß und in keiner Weise einer andern Darstellung bedarf, um als wirksames Glied dem Kunstwerke eingereiht zu werden.

Die Werther-Erinnerungen in Wetzlar.

Von Ernst Ziel.

Deutsche Pietät hat von jeher die Stätten, wo unsere Auserwählten geweilt, mit Hingebung und Andacht gehegt und gepflegt. Eisleben hat sein Luther-, Frankfurt sein Goethe-Haus; Berlin hat eine ganze Reihe von denkwürdigen Heimstätten des Genius aufzuweisen, und in dem classischen Weimar redet jeder Stein von erhabenen Erinnerungen. Alle diese Wiegen geistiger Großthaten haben in der treuen Anhänglichkeit der Nation an ihre Vorkämpfer eine dankbare und liebevolle Beschützerin gefunden, sodaß der denkende Enkel, wenn er sein Vaterland durchpilgert, auf Schritt und Tritt das Schaffen und Streben seiner großen Ahnen durch Merksteine des Ruhmes verewigt findet.

Ein solcher Merkstein, der in der Geschichte deutschen Geisteslebens eine wichtige Station bezeichnet, ist auch das alte Wetzlar im lieblichen Lahnthale. Gab es doch unserm Goethe den Anlaß und die Anregung, die Farben und die Contouren zu derjenigen Dichtung, welche neben seinem „Torquato Tasso“ wohl am engsten mit seinem persönlichen Leben zusammenhängt und welche seinen Namen zuerst aller Welt verkündete — zu den „Leiden des jungen Werther“.

Ueber Wetzlar und seine Beziehungen zum „Werther“ besitzen wir eingehende Untersuchungen. Die nachstehenden Mittheilungen können daher keinen Anspruch darauf erheben, wesentlich Neues und bisher Unbekanntes über diese Materie zu bringen; sie wollen eben nur eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte jenes merkwürdigen Romans und seinen Zusammenhang mit dem ehrwürdigen Wetzlar geben.

„Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur,“ sagt Goethe am Schlusse des ersten Werther-Briefes. So ist es in der That. Die alte, aus meistens engen und winkeligen, oft steil ansteigenden Straßen bestehende Reichsstadt zieht sich an dem Abhange des sogenannten Lahnberges hinauf und war vor Zeiten ein schwer zugänglicher Ort, während sie heute dem Verkehre nach allen Seiten hin geöffnet ist. Die Lahn, von heiteren Dörfern und freundlichen Fluren, von rebenbepflanzten Hügeln und waldgekrönten Bergen umsäumt, zieht sich in sanften Schlangenwindungen durch das Thal und leiht der Landschaft Leben und Anmuth, aber die Ruinen der Feste Kalsmunt, welche ehemals der Sitz des kaiserlichen Vogts war, die alten Schlösser Gleiberg und Fetzberg, die Burg Hermannstein und das Bergschloß Hohensolms, sowie das Kloster Altenberg geben der Gegend zugleich den Charakter des Romantischen und Ehrwürdigen.

Es war um Ostern 1772, als der damals dreiundzwanzigjährige Goethe, von Straßburger Eindrücken noch erfüllt, zuerst den Fuß in die Mauern Wetzlars setzte, um sich, dem Willen seines Vaters folgend, beim dortigen Reichskammergericht zum Rechtsanwalte auszubilden. Er nahm in der engen, unfahrbaren Gewandsgasse in einem großen Hause, dem vierten links vom Kornmarkte, seine Wohnung. — Die Einflüsse, aus denen später der Roman „Werther's Leiden“ hervorging, machten sich sofort bei Goethe's Eintritt in Wetzlar geltend. Sein intimer Verkehr mit dem gothaischen Legationssecretär Gotter, dem braunschweigischen Hofgerichtsassessor von Goue, dem Grafen von Kielmannsegg und namentlich dem hannoverschen Legationssecretär Kestner lenkten sein geistiges Leben schon in den ersten Monaten seines dortigen Aufenthaltes in die Stimmungssphäre hinüber, welcher der „Werther“ entsproß. Den eigentlichen Anlaß zu der Dichtung aber empfing er bekanntlich durch sein inniges Freundschaftsverhältniß zu der Geliebten Kestner's, der anmuthigen Charlotte Buff, Tochter des im dortigen „Deutschen Hause“ (unweit der Schmidtgasse) wohnenden Deutsch-Ordens-Amtmanns Heinrich Adam Buff. Charlotte, welche ein Jahr zuvor ihre über Alles geliebte Mutter verloren und seitdem mit rührender Hingabe die Vertretung der Verstorbenen bei ihren neun kleinen Geschwistern übernommen hatte, war damals das Bild einer liebreizenden, echt deutschen Jungfrau. Von ihren inneren Eigenschaften entwirft Kestner selbst in einem Briefe an seinen früheren Hauslehrer folgendes Bild:

„Sie ist mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit, Jedermann zu dienen, versöhnlich, gerührt, wenn sie glaubt, Jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich, freudig, wenn Jemand etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch. — Daneben hat sie eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, ist froh und immer vergnügt, und dieses nicht für sich allein, nein, Alles, was um sie ist, macht sie vergnügt durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune und Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Eltern und Geschwister, und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie, es aufzuklären. Sie ist bei Jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter,

welches sonderbar ist, sich Dumme und Kluge, Ernsthafte und Lustige befinden. Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt in allen Frauenzimmerarbeiten."

Goethe lernte Lotte, wie er uns selbst in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, auf einer Fahrt über Land kennen. Es war am 9. Juni, als er in Gesellschaft von Bekannten nach Volpertshausen, einem etwa anderthalb Stunden von Wetzlar entfernten, jenseits des Stoppelberges gelegenen Orte, zu einem dort arrangirten Balle fuhr. Lotte war unter der Gesellschaft. Das leicht entzündliche Gemüth des jungen Dichters fühlte sich von der reinen Weiblichkeit und milden Schönheit des damals neunzehnjährigen Mädchens unwiderstehlich angezogen, und Lotte brachte dem schnell gewonnenen Freunde eine warme und rückhaltlose Bewunderung seines schönen Herzens und reichbegabten Geistes entgegen. So entspann sich denn von jenem Abende in Volpertshausen an zwischen Lotte, Kestner und Goethe eines jener Freundschaftsbündnisse, wie nur die schwärmerische und überschwängliche Gefühlsrichtung des vorigen Jahrhunderts es hervorbringen konnte, ein Bündniß, welches vor dem Forum modernen Empfindens kaum noch Verständniß finden würde. Es berührt in der That sonderbar, wenn wir lesen, daß, während der Bräutigam Kestner durch Gesandtschaftsgeschäfte vielfach in Anspruch genommen war, Goethe der stete Gesellschafter der Braut war, mit der er in der ungebundensten Weise verkehrte; er betrachtete sich als ein Mitglied der Familie Buff, begleitete Lottchen überall hin und war um sie im Hause wie im Garten, auf Spaziergängen wie auf Ausflügen.

Er hatte längst, schon aus Freundschaft zu Kestner, alle Ansprüche auf Lottens Besitz aufgegeben, aber es ist begreiflich, daß es bei fortgesetztem Verkehr mit der Freundin dennoch der Aufbietung seiner ganzen Kraft und aller ihm zu Gebote stehenden Philosophie bedurfte, um seine wachsende Neigung zu ihr zu bezwingen. „Seine Ruhe litt sehr dabei," schreibt Kestner; „es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte. — Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er; auf der andern aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal die Ahnung von derartigen Betrachtungen bemerken können."

In ihrer ganzen Kraft und Tiefe dürfte Goethe seiner lebhaften Neigung zu Lottchen erst gegen das Ende des Julimonates inne geworden sein, wo die Vermählung der Freundin mit Kestner in nahe Aussicht genommen wurde. Immer mehr von den Gefühlen wachsender Leidenschaft für die Braut seines Freundes bewegt, dabei dessen Charakter- und Gemüthseigenschaften immer höher achtend und schätzend, von der sittlichen Haltlosigkeit seines Verhältnisses zu Beiden sich aber täglich klarer überzeugend und sich immer entschiedener und bestimmter als ein gefährliches Element zwischen diesen beiden geliebten Menschen fühlend, entschloß sich Goethe endlich, Wetzlar heimlich zu verlassen, und führte diesen Entschluß in Begleitung seines Freundes, des Herrn von Born, an einem Septembermorgen 1772 aus, nachdem er noch am Abend zuvor im Buff'schen Hause mit Kestner und Lottchen zufällig ein merkwürdiges, in jener Stunde doppelt bezeichnendes Gespräch vom Zustande nach diesem Leben, vom Scheiden und Wiedersehen geführt.

Während nun Goethe in Frankfurt im elterlichen Hause sein leidenschaftlich erregtes Gemüth durch dichterische und wissenschaftliche Arbeiten zu besänftigen suchte und die ersten Anläufe nahm zur poetischen (anfangs dramatischen) Gestaltung seiner Wetzlarer Herzenserlebnisse, überraschte ihn Kestner mit einer Nachricht, welche auf den Plan und die Ausführung des bald darauf in Angriff genommenen „Werther" von wesentlichem Einflusse war. Kestner machte ihm nämlich, wie bekannt, die erschütternde Mittheilung von dem in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober zu Wetzlar geschehenen Selbstmorde des jungen **Jerusalem** (er war ein Sohn des als Theolog und Kanzelredner berühmten Abtes Jerusalem zu Riddagshausen bei Braunschweig), eines durch seine philosophischen Arbeiten allgemein geachteten, besonders von Lessing geschätzten jungen Gelehrten, zu dem Goethe seit einer Reihe von Jahren — er hatte ihn wohl schon in Leipzig kennen gelernt — in mehr oder weniger engen Beziehungen gestanden und den er in Wetzlar als Beamten an der braunschweigischen Gesandtschaft wiedergefunden hatte.

Das Motiv zu der That Jerusalem's ist ohne Frage in erster Linie in seiner unglücklichen Liebe zu der Gattin des pfälzischen Geheimsecretärs von **Herdt** zu suchen, und aus der Aehnlichkeit der Situation, in welcher sich einerseits Goethe zu dem Kestner'schen Paar, andererseits Jerusalem zu den Herdt'schen Gatten befand, dürfte sich auch die warme Sympathie erklären, welche der junge Dichter den Schicksalen des unglücklichen Jerusalem entgegenbrachte.

Einige Tage vor der That hatte, wie Kestner berichtet, ein Festessen (des Wetzlarer Ritterordens?) stattgefunden, wozu Jeder einen Gast mitbringen durfte. Jerusalem führte den Secretär Herdt in die Gesellschaft ein und zeigte sich bei dieser Gelegenheit außerordentlich munter. Nach dem Essen ging er mit Herdt zu dessen Frau. Dieser ließ, da ihn Gesandtschaftspflichten abriefen, die Zwei beim Kaffee allein.

„Nachdem der Mann wiedergekommen," schreibt Kestner an Goethe, „bemerkt er bei seiner Frau eine außerordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beide ihm sonderbar und bedenklich erschienen. Jerusalem geht weg, und die Frau hält sich verbunden, dem Manne zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Kniee geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sei natürlicher Weise darüber aufgebracht und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht. Sie verlangte nun, daß ihr Mann dem Jerusalem das Haus verbieten solle; denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören und sehen."

Herdt sendete am andern Morgen einen Brief an Jerusalem, in welchem er ihm den Besuch seines Hauses untersagte und sich weitere Correspondenzen verbat; worauf Jerusalem an Kestner einen Zettel schickte mit den Worten: „Dürfte ich Euer Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen?" Ahnungslos sendete ihm Kestner die gewünschten Waffen — in der Nacht machte Jerusalem seinem Leben ein Ende.

Ueber die letzten Stunden des Unglücklichen schreibt Kestner weiter an Goethe: „Abends vor neun Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er so bald nicht zu Bette ginge, auch solle er auf morgen früh sechs Uhr Alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. — Da Jerusalem nun allein war, scheint er Alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. — Er hat zwei Briefe, einen an seine Verwandten, den andern an Herdt, geschrieben. Sie haben auf dem Schreibtische gelegen. In dem einen soll er Herdt um Verzeihung gebeten haben, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört und unter diesem theuren Paare Uneinigkeit gestiftet. Anfangs sei die Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen; in der Ewigkeit aber hoffe er ihr einen Kuß geben zu dürfen. Der drei Blätter umfassende Brief soll mit den Worten geschlossen haben: ‚Um ein Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.' — Etwa gegen ein Uhr hat er sich dann über das rechte Auge hinein durch den Kopf geschossen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hause hat den Schuß gehört. Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Rocke mit gelber Weste. — Morgens vor sechs Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn in's Zimmer, ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt; es war fast dunkel; er sieht Jerusalem auf der Erde liegen, wird die Pistolen und auch Blut gewahr, ruft: ‚Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen?' Er läuft zu Medicis und Wundärzten. Sie kommen; es war aber keine Rettung, weil das Gehirn lädirt, auch herausgetreten gewesen. — Gegen zwölf Uhr starb er. Abends dreiviertel elf Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Friedhofe begraben — in der Stille mit zwölf Laternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward vorausgetragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet."

Diesen Bericht Kestner's, den wir nur im Auszuge mitgetheilt haben, hat Goethe bekanntlich fast wörtlich mit einigen Hinzufügungen in seinen Roman aufgenommen, in welchem er, wie Jedermann weiß, die Geschichte seiner eigenen Herzenskämpfe mit dem Schicksale Jerusalem's kunstvoll verwob, während er

Der Werther-Brunnen bei Wetzlar.
Nach der Natur aufgenommen.

dem Ganzen den landschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergrund Wetzlars lieh. Nicht die glückliche Bezähmung einer leidenschaftlichen Liebe wollte er schildern, sondern die vernichtende Gewalt eines zügellosen Triebes, welcher das Herz in Fesseln schlägt und einer weichen, aber edlen und reichbegabten Natur den Untergang bereitet; er wollte ein dichterisches Gebilde schaffen, aus dem durch Erregung von Schrecken und Mitleid die Mahnung zu maßvollem Handeln, zu männlicher Selbstbeschränkung zu uns spricht. So mußte denn der Ausgang der Dichtung ein wesentlich anderer sein, als der der Liebe Goethe's zu Charlotten es war, und hier bot dem Dichter die Geschichte von Jerusalem's Ende das willkommene Sujet zu einem ebenso geeigneten wie erschütternden Abschlusse des Romans. Unter den Einflüssen der Kestner'schen Mittheilung schrieb Goethe in größter Zurückgezogenheit den „Werther“ binnen etwa vier Wochen in einem Zuge.

Charakteristisch für unseren Poeten dürfte der Umstand sein, daß seine Werther-Dichtung nicht nur unter den Einflüssen und im Hinblick auf seine eigenen Herzensbeziehungen zu Charlotte Buff (seit dem Palmsonntag 1773 Kestner's Frau) und den Selbstmord Jerusalem's geschrieben, sondern daß noch ein drittes, bisher weniger beachtetes Moment zur Entstehung des Romans mitgewirkt hat. Dieses finden wir in der nahen Beziehung Goethe's zu dem Hause des Kaufmanns Brentano in Frankfurt am Main. Letzterer lebte seit dem Januar 1774 mit seiner ihm soeben in Thalehrenbreitstein angetrauten jugendlichen Gemahlin, der schönen Maximiliane Euphrosyne de la Roche, in der genannten Stadt, und Goethe wurde sofort der erklärte Vertraute der ihm schon von früher her bekannten jungen Frau. „Die Max“, wie er seine Freundin nannte, war nicht glücklich. Die nüchterne, mit Käse- und Häringsgeruch untermischte Atmosphäre des Handelshauses war nicht die rechte Lebensluft für die zarte, ästhetisch angehauchte Frau. So erkannte denn unser Dichter, dessen allzu leicht bewegtes Herz der schönen und geistreichen Max gegenüber gewiß nicht geschwiegen, auf's Neue, wie das Schicksal so oft dem Menschen das Glück vorenthält, zu dem er bestimmt scheint; rief ihm doch der Verkehr mit der Frau Brentano sein Verhältniß zu Charlotte Buff wieder lebhaft vor die Seele, und aus dieser Stimmung, welche zugleich beeinflußt war durch die oben erwähnte Wetzlarer Katastrophe des armen Jerusalem, wurde der lange in Goethe's Seele lebende „Werther“ im Märzmonate desselben Jahres geboren.

Die Wetzlarer Vorgänge, welche die wunderbare Dichtung hervorriefen, bilden nicht nur den Anlaß zu derselben, sondern auch den größten Theil ihres thatsächlichen Inhaltes. Werther's Seelenkampf bis zu seiner Flucht hat Goethe an sich selbst erfahren, und alle in den späteren Briefen des Romans wiedergegebenen Empfindungen sind in dem tiefinnersten Gemüthe des Dichters entstanden. Mehr noch als die Menschen und Situationen der Dichtung, bei deren Zeichnung Goethe oft von der Wirklichkeit abgewichen, sind aber viele der dargestellten Zustände und Localitäten nach wahren Vorbildern entworfen, wie auch namentlich das in aristokratischen und bureaukratischen Vorurtheilen befangene gesellschaftliche Leben des damaligen Wetzlar sich im „Werther“ klar abspiegelt. — Die so meisterhaft wiedergegebenen landschaftlichen Bilder gleichen bis zur Portraitähnlichkeit der Gegend um die alte Reichsstadt. All die stillen Stätten, an denen Goethe den Werther schwärmen läßt, finden wir in und um Wetzlar wieder: der Garten auf einem Hügel, den der Dichter im ersten Werther-Briefe erwähnt, die Dörfer Atzbach und Garbenheim (Goethe's Wahlheim), der Jagdhof in Volpertshausen und viele andere Plätze innerhalb und außerhalb der Stadt sind theilweise noch in dem damaligen Zustande erhalten.

Noch heute zeigt man durchreisenden Fremden in Wetzlar das Deutschherrenhaus, wo Lottens Vater und diese selbst gewohnt; durch ein weites Thor tritt man in einen breiten Hof; dem Eingange gegenüber erhebt sich ein hohes Gebäude, zu dem eine steinerne Treppe mit Eisengeländer hinaufführt; Lottens Zimmer in einem Hause links im Hofe ist in den sechsziger Jahren wieder so hergestellt worden, wie es vor hundert Jahren war: die hellgeblümten Gardinen, die große altmodische Kommode, das Arbeitstischchen, das kleine Spinett, Stickereien und Zeichnungen von Lottens Hand, ihre Ohrringe und Nadelbüchse, einige Schriftstücke aus ihrer Feder — welche Erinnerungen rufen diese Gegenstände, an sich theils so unbedeutend, im Geiste des Beschauers wach! Goethe im blauen Frack und der gelben Werther-Weste, Lotte, wie sie sich zum Balle in Volpertshausen schmückt, stehen leibhaftig vor unseren Augen, und mit ihnen die Tage unserer Großeltern, die selige Zeit sentimentaler Briefwechsel und poetischer Stammbücher.

In der Unterstadt, auf dem im Jahre 1859 mit dem Namen Schillerplatz belegten spitzwinkeligen Häuserdreieck, steht, dem ehemaligen Franciscanerkloster gegenüber, ein hohes, schmales Gebäude mit zwei durch drei Stockwerke hinaufführenden Erkern, enger Thür und schmalen Fenstern. Ernst und finster, wie das Geschick, das sich in diesem früher mit Fresco Bildern geschmückten Hause vollzog, ist auch seine Außenseite. Im ersten Stock desselben erschoß sich Jerusalem.

Eine der interessantesten Erinnerungen an jene Zeit ist aber außer dem Goethe-Hause in der Gewandsgasse der Werther-Brunnen in der Felsengrotte vor dem Wildbacher Thore, von welchem diesem Artikel eine Abbildung beigegeben ist. Alt muß er sein; denn die zwei großen Steinköpfe (links ein Menschen-, rechts ein Löwenkopf), welche über dem Gewölbe, wo das Wasser sich aus drei Röhren ergießt, hervorragen, sind verwittert und moosbewachsen. Sie scheinen dem früheren Mittelalter anzugehören. Die Goethe'sche Beschreibung im dritten Briefe des „Werther“ paßt noch heute auf diesen Brunnen: „Ich weiß nicht,“ heißt es daselbst, „ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir Alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest Dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben herum die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen denn die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.“

Die Begräbnißstätte Jerusalem's ist nicht mehr aufzufinden; denn die Leiche des Unglücklichen wurde in einer Vertiefung in der Mitte des Friedhofs, der an einer Höhe liegt, beerdigt; zu Ende der siebenziger Jahre aber brachte man nach einem großen Brande eine Menge Schutt in diese Tiefe, wodurch die alten Grabhügel sämmtlich verschüttet wurden.

Verschüttet und vergessen — es wird die Zeit kommen, wo auch an die Werther-Dichtung das Schicksal herantreten wird, das über das Grab Jerusalem's längst hereingebrochen ist. Wir beklagen es nicht; denn die Geschmacks- und Gefühlsrichtung dieses Jahrhunderts der That ist mit Recht eine wesentlich andere geworden, als die des vorigen es war, wo Empfindelei und Schwärmerei die Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit des Charakters nur allzu oft untergruben. Und darum haben „Die Leiden des jungen Werther“, welche so recht der dichterische Ausdruck jener an Sentimentalität krankenden Tage unserer Altväter sind, für uns nicht mehr eine sociale und sittliche, oder gar eine socialrevolutionäre, sondern lediglich eine literar- und culturhistorische Bedeutung. Praktisch hat die heutige Zeit, gottlob, mit dem „Werther“ längst abgeschlossen.

Eine Würdigung dieser Dichtung von ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten aus kann an diesem Platze nicht unsere Aufgabe sein. Goethe's „Werther“ ist viel bewundert, aber auch viel angefeindet worden. Klärend und reinigend, wie ein Gewitter, brach dieser Roman in die schwüle und ungesunde geistige Atmosphäre der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hinein, aber ob er durch seine läuternde und mahnende Gewalt das Wohl der Menschheit mehr gefördert hat, als er durch seinen so vielfach mißverstandenen Inhalt das Geschlecht seiner Zeit beunruhigt und in falsche Bahnen geleitet — diese Frage wird, wie bei so vielen Geisteserzeugnissen von sittenreformatorischer Tendenz und excentrischem Gedankengehalte, eine wohl allzeit offene bleiben.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Der Sprachenkampf in Deutschlothringen. In den zu Paris und Lyon gedruckten Bülletins der religiösen Gesellschaften werden Metz und Straßburg nicht unter der Rubrik Deutschland, sondern in der Reihenfolge der französischen Städte erwähnt. Vor wenigen Wochen noch wurden die Gemeinden der Kreise Saarburg und Salzburg (Château-Salins) in kirchlicher Beziehung von Nancy aus verwaltet und durch politische Hirtenbriefe im Interesse Frankreichs bearbeitet. Noch immer ermahnen die französischen Grenzblätter die lothringischen Reichsboten, Metz-la-pucelle im Namen der großen Nation zurückzufordern. „Lothringen," meinen die Fetialen der einen und untheilbaren Republik, „ist Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Beine. Deutschland hat, ein zweiter Shylock, ein Stück aus unserem Herzen weggerissen. Möge es nun, nach so unerwarteten Erfolgen, Metz dahingeben, wie Polykrates seinen Ring, und sich mit dem Elsaß begnügen! In Folge dieser Theilung würde Frankreich das Losungswort eines edlen römischen Kaisers wiederholen können: ‚Nicht ein Strom, sondern Gerechtigkeit soll das Bollwerk unseres Reiches sein.'"

Dieses salomonische Urtheil suchen unsere Diplomaten durch folgende Bemerkungen zu rechtfertigen: Man habe jetzt in Frankreich eingesehen, daß das Elsaß aller Romanisirung zum Trotze noch immer die Germania prima, das Land der Tribolker, wie es im Metzer Dialecte heißt, geblieben sei. In den ehemaligen Reichsstädten und in den zahlreichen Dörfern der hanauischen, nassauischen und württembergischen Amteien hätte man unter dem Damoklesschwerte der napoleonischen Herrschaft eine unbesiegbare „Schwäche" für deutsche Sprache und Sitte gezeigt. Für die rheinischen Departemente sei die Annexion eine Emancipation gewesen.

Ganz anders verhält es sich, unseren Chauvinisten zufolge, mit Lothringen. Die Heimath der Jungfrau von Orleans ist nie deutsch gewesen. Jenseits der Zaberner Steige weht französische Luft und herrscht die keltisch-romanische Race. Die katholischen Lothringer haben sich freudig der großen Nation angeschlossen und wiederholen noch heute das Losungswort ihres Landsmanns im wallensteinischen Lager:

„Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth."

Nach dem Princip der Nationalitäten kann das Elsaß dem deutschen Reiche einverleibt werden, während Lothringen mit der einen und untheilbaren Republik vereinigt werden muß. In Bezug auf diesen runischen Tausch möchten wir an die treffende Antwort erinnern, welche Alexander der Große nach wiederholten Siegen den Abgeordneten des Perserkönigs ertheilte: „Ich begreife nicht, wie es Darius einfallen konnte, mir als Vergleichsobjecte Provinzen anzubieten, die bereits mein Eigenthum sind." Die Urkunden der Bibliothek in Metz stellen die Thatsache fest, daß schon zu Karl's des Großen Zeiten Metz und die umliegenden Landstriche von Deutschen bevölkert waren. Die Leibeigenen, welche im Jahre 745 die Weinberge des Benedictinerklosters Gorze im Schweiße ihres Angesichts bebauten, hießen Harduin und sein Weib, Erlofried und sein Weib Ragaulinde, Erluf und sein Weib, Wendelbert und sein Weib nebst deren Töchtern Amelberge, Rigoborta und Emiranda. Der Bischof Chrodegang von Metz gab demselben Kloster eine Meierei, „ad Castellum" (nun Chazelle) gelegen, und als Namen des Meiers und seiner Frau werden genannt: „Adelfried und Wandelberge". Jede Silbe dieser Namen trägt den deutschen Ursprung an der Stirn. Später freilich überwucherte das romanische Platt die fränkische Sprache, und man schrieb in den mittelalterlichen Chroniken „soulte la communalteit de la cité de Metz". Während das deutsche Wesen zur Zeit der Völkerwanderung im Saarthale wie ein Strom vordrang, schien sich dort oben auf der lothringischen Hochebene und in den Engpässen der Vogesen die Springfluth allmählich zu stauen und den wälschen Widerstand nicht weiter überwinden zu können. Wir finden im strengkatholischen Lothringen weder die volksthümlichen Theologen, noch die patriotischen Dichter, welche im Elsaß ein volles Jahrtausend hindurch gegen das Vordringen der wälschen Sprache und Herrschaft ankämpften.

Trotz des wallonischen Dialects war Metz stolz auf den Ruhm, das westliche Horn des Reiches und eines der vier Bollwerke Deutschlands zu heißen. Während die lothringischen Bischöfe sich als Vasallen der Könige Frankreichs geberdeten, vereinigten sich die Bürger der Reichsstädte Metz und Straßburg, um das „Westreich" gegen die „Schinder" und „Armengecken" zu vertheidigen.

Mit Recht behauptet Schiller in den Memoiren des Marschalls von Vieilleville, „daß die Einwohner von Metz voll Verzweiflung waren, weil sie das französische Joch nicht wieder abschütteln konnten". Noch im Jahre 1556 schrieb Vieilleville an König Heinrich den Zweiten, Metz müsse durch eine Citadelle eingeschüchtert werden, weil die Mehrzahl der Bewohner durch und durch deutsch gesinnt sei. Die eigentlichen Zwingburgen Lothringens waren die Jesuitenklöster, welche der staatskluge Cardinal von Guise mit geschäftiger Hand zu errichten wußte. Nur in den protestantischen Grafschaften erhielt sich die deutsche Sprache und Sitte, hier aber mit solcher Zähigkeit, daß die durch flüchtige Hugenotten gebildeten Colonien in verhältnißmäßig kurzer Zeit germanisirt wurden. Es ist interessant, in den Registern der reformirten Pfarreien nachzusehen, wie die französischen Familiennamen Toussaint in Tussing, Hautmont in Haumann, Volion in Wollsung verwandelt wurden.

Wie sehr das deutsche Sprachbewußtsein unserem Volksstamme abhanden gekommen, zeigen wunderliche Ausdrücke, wie „Murwolf" (statt Maulwurf), „wir bin", „das Platz", „die Näser" (statt Nasen), „verliebt und niederträchtig" (statt liebenswürdig und leutselig). Wo die deutsche Sprache aus den Volksschulen verdrängt und in gesellschaftlichen Kreisen wie das arme Aschenbrödel behandelt wurde, drangen die fremdartigen Elemente massenhaft in den deutschen Sprachkörper ein. Nur mit Hülfe des Französischen gelang es mir, gewisse Ausdrücke, wie „paveien", „Spingel" (statt Busennadel) &c., zu verstehen. Am linken Saarufer wurde die babylonische Sprachverwirrung so groß, daß unsere „Grasschafter" sprüchwörtlich sagten, dort sei die Welt mit Brettern zugenagelt.

In den strengkatholischen Ortschaften wurde es der Verwaltung leicht, Land und Leuten den Stempel der französischen Herrschaft aufzudrücken. Auf dem Prokrustesbette unserer Chauvinisten wurden Namen von urdeutschem Klang und Inhalt verstümmelt, und so verwandelten sich die allemannischen Endungen „lingen" in „lange", „heim" in „nom", „hausen" in „house", „dorf" in „stroff", „gemünd" in „guemines". Die Endung „weier" läßt sich noch deutlich in „Riquevir" erkennen, verschwindet aber allmählich in „Aubure" (Altweier) und „Beyer". In derselben Abstufung wurde das Wort Brücke in La Broque, Bréchaumont und Pontigny verwandelt. Manche Ortsnamen erinnern uns nur noch durch ihren charakteristischen Beinamen an ihren deutschen Ursprung, wie z. B. Audun-le-Tische (Deutsch-Altheim), Meix-le-Tige, Allemand-Rombach. Das in den französischen Kriegsbülletins so oft verstümmelte Wort Reichshoffen suchten sich die lothringischen Beamten durch die geläufigere WendungRéchicourt mundrecht zu machen. Auf dieselbe Weise entstanden eine Bretagne (Bretten) und eine Basse-Suisse (Niedersulzbach) auf deutschem Sprachgebiete.

Häufig findet man in „Walschlothringen" deutschklingende Familiennamen mit französischer Endung, wie z. B. „Stourme". Im Steinthale sprach ich mit Frauen, welche Heureuse Blum, Charité Häffely, Sincère Scheidegger hießen. Unter dem Einflusse des romanischen Platt und des französischen Schulunterrichtes war ihnen die deutsche Sprache abhanden gekommen, doch fielen mir Ausdrücke, wie „le ferobé" (Feierabend) und „Cela schmeck bien", auf. In der Grafschaft Dachsburg nennt man ein merkwürdiges Götzenbild „le petit man". In der Umgegend von Lixheim entstand ein Kauderwälsch, das mich lebhaft an die Sabirsprache in den Seestädten Algeriens erinnert. Dort konnte man Ausdrücke, wie „lader les Bohnestecken", aber auch den Schmerzensruf der protestantischen Prediger hören: „Die Kinder redeten zur Hälfte asdodisch, zur Hälfte die Sprache Canaans."

Noch im Jahre 1853 konnte der Bürgermeister der Gemeinde Devant-les-ponts bei Metz an der Quelle Bonne-Fontaine eine Bekanntmachung in deutscher Sprache anheften lassen. Soweit gingen damals noch die Vorposten des Deutschthums. Unter der napoleonischen Herrschaft wurde die deutsche Sprache rücksichtslos, trotz des passiven Widerstandes der protestantischen Geistlichen, zurückgedrängt. Deutlich sah man die dunkle Wolke am Horizonte, und in Folge dieser Ahnung entstand ein Wettlauf zwischen beiden Nationen, um zu erfahren, ob die Franzosen mit ihrer Gleichmacherei, ob die Deutschen mit ihrer Einheit früher zu Ende kommen würden. Die deutsch-alsatischen Schriftsteller, die man als Prediger in der Wüste belächelte, verglichen mit Recht die Romanisirung des Sprachgebietes mit jener Kürbisstaude, welche sich zwar in einer Nacht üppig entfaltete, aber schon den Keim des Verderbens in sich trug.

Der Landstrich zwischen der Saar und der Mosel trägt offenbar den germanischen Typus, weniger vielleicht im Schnitte der Gesichter als in der Stattlichkeit der strammen Gestalten und im deutschen Charakter der Wohnungen. Es war keineswegs ein Zufall, daß Lothringens Bischöfe von der Metropole Trier, wie seine weltlichen Fürsten vom deutschen Kaiser abhängig waren. Rings von Bergen umgürtet, durch die Ardennen vom Seinegebiete, durch das Plateau von Langres vom Saônethale getrennt, öffnet sich die lothringische Hochebene nur nach Deutschland zum Unterrheine hin. Nach Wedell's historischem Atlas hat Elsaß-Lothringen gegen Frankreich fast genau dieselben Grenzen wie im Mittelalter, sodaß die vorwiegend deutschen Diöcesen Straßburg, Basel, Metz und Trier von den romanischen Bisthümern und zugleich die deutschnamigen Kreise Moselgau, Saargau, Bliesgau, Albegau, Saalgau, Sundgau von den wälschen Bezirken Virodunum, Vabrentis, Scarpona &c. getrennt waren.

Als die deutschen Occupationstruppen aus Frankreich zurückkehrten, bemerkten einige Nachzügler auf der Straße nach Gravelotte neben dem neuen gelben Grenzsteine Nr. 567, der nach Frankreich ein „F", nach Deutschland ein „D" trägt, noch einen alten geschwärzten Grenzstein, der auf der westlichen Seite die Inschrift „TERRE DE FRANCE" zeigt. Die deutschen Krieger hatten an diesem historisch gewordenen Punkte nicht blos die neue, sondern auch die uralte Grenze überschritten.

Wehmüthig betrachteten wir einst auf der Rheinbrücke bei Kehl die bescheidene Inschrift „BADEN", neben welcher sich das volltönende Wort „FRANCE" erhob. Ein Straßburger Professor aber wiederholte die begeisterten Worte, die der Dichter Lenz vor einem Jahrhunderte im Kreise seiner elsässischen Sanggenossen ausgerufen: „Unser Land leidet keine Naturalisation. Der Deutsche wird an der Küste des Kaffernlandes so gut wie in Diderot's Insel der Glückseligkeit ein Deutscher bleiben, und der Franzose ein Franzos'." Mit gedämpfter Stimme erinnerte er uns an die griechischen Ortsnamen, die in der Geschichte des gelobten Landes vorkommen und die zur Zeit Muhammed's, beim Erwachen des echt asiatischen Geistes, wie mit eisernen Besen hinweggefegt wurden. Auf ähnliche Weise, meinte er, würden einst die französischen Namen und Inschriften im Rhein- und Moselthale verschwinden. Wir aber blickten hoffnungsvoll hinüber zu den Stammesgenossen jenseits des Rheins und des Wasgaus und wiederholten die Worte des vaterländischen Dichters:

„Ob uns der Strom, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert –
So sind wir eines Stammes doch und Bluts."

Ein Elsässer.

Der Beitrag zum Volksaberglauben in Nr. 33 der Gartenlaube veranlaßt mich, Ihnen über denselben Gegenstand Einiges zu schreiben, und zwar aus der östlichsten Provinz des großen deutschen Vaterlandes. Zum größten Theile werden die in gedachtem Beitrage erwähnten Gebräuche

Digitized by Google

auch hier sehr streng von abergläubischen Leuten beobachtet. Ueberhaupt findet man gerade in unserer Provinz die Sitten und Gebräuche, wie sie über ganz Deutschland zerstreut zu finden sind, auf engem Raume wieder. Ostpreußen ist gleichsam in dieser Beziehung „Deutschland in gedrängter Darstellung“. Sind doch unsere Väter aus allen Gauen des großen Vaterlandes eingewandert.

Neben den dort genannten auf Aberglauben beruhenden Gebräuchen begleiten noch andere das hiesige Volk von der Wiege bis zur Bahre. Ist z. B. ein Kind am Donnerstage geboren, so darf es nicht Sonntags getauft werden, sonst sieht es Geister. So lange aber ein Kind ungetauft ist, muß Nachts Licht in der Stube gebrannt werden, damit nicht die Zwerge kommen und es vertauschen. (Sollte dies nicht erfunden sein, um die Eltern anzutreiben, ihre Kinder so früh wie möglich zur Taufe zu bringen?) Wird das Kind zur Taufe gebracht, so versäumt die sorgsame Großmutter nicht, demselben ein Geldstück, in ein mit „Gottes Wort“ bedrucktes Papier gewickelt, zuzustecken. Wehe aber dem kleinen Erdenbürger, wenn der Wagen durch irgend ein Hinderniß auf dem Wege zur Taufe zum Stehen gebracht wird! Sein Weg durch's Leben ist dann mit vielen Hindernissen verbunden. Ein böses Omen ist auch derselbe Fall, wenn er dem zur Trauung fahrenden Brautpaare passirt. Soll das junge Paar keinen Mangel im Eheleben haben, so muß die Braut zur Trauung Salz, Brod und Geld mitnehmen.

Ist bei einem Mädchen die zweite Zehe länger als die große, so ist sie sicher, einst über ihren Mann zu herrschen, ist sie aber nicht schon so durch die Natur bevorzugt, so sucht sie die Herrschaft auf dem Wege der List zu erlangen: sie bekniet den Rockschooß des Bräutigams bei der Trauung. Eine reformirte Braut ist in dieser Hinsicht schlimmer berathen.

Während so das schöne Geschlecht alle Mittel anwendet, um die Herrschaft über den Mann zu erlangen, verkündet es ein großes Unglück, wenn ein Huhn sich erkühnt, die Stelle des Hahnes zu vertreten, und zu krähen beginnt. Gewöhnlich ist's um das Leben solchen Thieres geschehen. Das Beil trennt schnell den mit Herrschergedanken erfüllten Kopf von dem zur Demuth bestimmten Körper. Oft wird auch hierbei noch das Schicksal angerufen. Man mißt mit dem Huhne die Diele der Stube von der Außenwand bis zur Thürschwelle. Trifft beim Messen der Kopf auf die Schwelle, so ist freilich der Tod erfordert, trifft der Schwanz dorthin, so wird nur dieser erbarmungslos abgehauen, und das drohende Unglück ist abgewendet.

Begegnet man beim Ausfahren einer weiblichen Person, so ist die Reise mit Unglück verbunden, wenn man nicht sofort umwendet und erst um den Brunnen fährt. Heult aber der Hund des Nachts, so ist sicher, daß bald Jemand in der Familie des Besitzers oder im Orte stirbt.

Die Schemel, worauf der Sarg gestanden, müssen, sobald der Sarg emporgehoben ist, um hinausgetragen zu werden, sofort umgeworfen werden, wenn nicht bald wieder eine Leiche auf denselben stehen soll. Geht der Leichenzug vom Kirchhofe, so deutet man aus der letzten Person, ob ein Kind oder ein Erwachsenes zunächst sterben wird. Stirbt Jemand im Dorfe in den „Zwölften“, so giebt's zwölf Leichen in dem Jahre. Jede Blume, die, vom Grabe gepflückt, nach Hause getragen wird, holt der Todte des Nachts als sein Eigenthum zurück. E. K.

Die syrischen Schwammfischereien. Es ist ein altes Wort, daß sich der Culturgrad eines Landes nach seinem Verbrauch von Seife bestimmen lasse. Auch der Verbrauch von Schwämmen könnte als Bildungsmesser betrachtet werden. In der That erreicht er in den europäischen Culturländern eine bedeutende Höhe. England allein führt alljährlich für zwei und eine halbe Million Schwämme ein. Sie kommen aus Griechenland, Syrien und den westindischen Inseln. Bekanntlich ist der Schwamm ein Pflanzenthier, das sich in der Nähe der Küsten auf felsigem Boden ansiedelt. Für die besten Schwämme gelten die syrischen, die man bei Tripolis, Ruad, Latakia und Batrun gewinnt. Bei Tripolis und Batrun findet man die besten, aber die Fischerboote besuchen alle Theile der Küste vom Berge Carmel im Süden bis Alexandretta im Norden. Der Gesammtwerth der Schwämme, welche die syrische Küste liefert, steigt in guten Jahren auf eine halbe Million Mark. Der Ertrag nimmt übrigens ab, da man zu viel gefischt hat. Gegenwärtig sind längs der syrischen Küste immer noch zweihundertfünfzig bis dreihundert Boote mit einer Mannschaft von fünfzehnhundert Köpfen thätig. Meistens sind es gewöhnliche Fischernachen mit einem Deck, das über drei Viertheile des Fahrzeuges weggeht, und mit einem kleinen Maste, der ein gewöhnliches Eversegel trägt. Ein solches Boot ist zwanzig bis dreißig Fuß lang und mit vier bis fünf Leuten bemannt, von denen einer die ganze Schiffsarbeit besorgt, während die Uebrigen Taucher sind. Die Fischerei wird vom Juni bis Mitte October betrieben. Lohn wird nicht bezahlt: die Leute erhalten einen Antheil vom Gewinn, und ein guter Taucher kann es bis auf achthundert Mark bringen. Schon als Knabe beginnt er sein Gewerbe und betreibt es bis zum vierzigsten Jahre. Schaden an ihrer Gesundheit scheinen die Taucher nicht zu nehmen, und wenn sie so früh aufhören, so liegt der Grund blos darin, daß ein Vierzigjähriger mit seinen jüngeren und kräftigeren Genossen nicht concurriren kann. Die Zeit, die ein syrischer Taucher unter dem Wasser zu verleben im Stande ist, hängt natürlich von Alter, Uebung und Körperbeschaffenheit ab. Sechszig Secunden gelten für eine hohe Leistung, und selten sind die Taucher, die achtzig Secunden unter dem Wasser aushalten. An der Küste hört man freilich von Solchen, die erst nach zehn Minuten wieder emporkommen. Der Taucher geht auf folgende Art zu Werke. Nachdem er sich vollständig entkleidet hat, bindet er sich ein offenes Netz, das seine Beute aufzunehmen bestimmt ist, um die Hüften, umfaßt mit beiden Händen einen länglichen weißen Stein, an dem ein Seil befestigt ist, und stürzt sich in's Meer. Hat er den Grund erreicht, so läßt er den Stein zu seinen Füßen niedergleiten, hält sich am Seile mit der einen Hand fest und reißt mit der andern alle Schwämme ab, zu denen er gelangen kann. Durch Rucke am Seile giebt er das Zeichen, daß er nicht länger unten aushalten kann, und wird heraufgezogen.

In früheren Jahren stellten sich an der syrischen Küste viele Taucher vom griechischen Archipel ein. Jetzt kommen von dort blos noch fünf bis sechs Boote, da die große Gewandtheit der syrischen Taucher und ihre genauere Kenntniß der Küste eine Concurrenz sehr erschweren. In den Handel werden drei Classen von Schwämmen gebracht: feine, weiße Toilettenschwämme von Glockenform, große röthliche Badeschwämme (sogenannte Venetianer) und grobe rothe Schwämme, die zum Abwaschen von Fenstern, Thüren u. s. w. dienen. Etwa ein Drittel aller Schwämme wird von französischen Agenten aufgekauft, welche die syrische Küste alljährlich bereisen. Die türkische Regierung läßt sich den zehnten Theil des Ertrages der Fischereien als Steuer bezahlen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Auf diesen in Nr. 31 unseres Blattes abgedruckten Artikel erhalten wir von allen Seiten anerkennende Briefe und wahrhaft enthusiastische Zustimmungen, deren Empfang wir hiermit dankend bestätigen, da wir unmöglich jede einzelne Zuschrift beantworten können. Verschiedene Zeitungen haben uns gleichzeitig um die Erlaubniß des Nachdrucks ersucht, die wir im Interesse der guten Sache auch gern gegeben. Wie sehr übrigens der Artikel einen wunden Fleck unseres so sehr gerühmten Humanitätsjahrhunderts getroffen hat, mögen nachfolgende zwei Thatsachen beweisen. Einer der Redacteure (aus Württemberg), der sich an uns wegen des Nachdrucks gewandt hatte, schreibt dabei:

„Wenn ich Ihnen, geehrter Herr, zum Schluß noch eine Thatsache aus unserm benachbarten Oberamtsbezirk X. mittheile, so werden Sie mit mir begreifen, daß Ihr Artikel ein Wort zur rechten Zeit war. Ein Fleischer, der Kälber auf seinem Wagen hatte, kam Abends in ein Wirthshaus und verlangte gebackene Kalbsfüße zum Nachtessen. Auf die Antwort des Wirths, daß es keine gebe, ging das Scheusal zu seinem Wagen hinaus und kehrte gleich darauf mit zwei Kalbsfüßen zurück, die er — es ist fast unglaublich, daß solche Rohheit noch vorkommen kann — einem der lebendigen Kälber abgeschnitten hatte, um sich solche backen zu lassen.“

Aus Liebertwolkwitz, in der Nähe von Leipzig, wird weiter berichtet: „Wir müssen leider über einen Act bestialischer Rohheit Mittheilung machen. Am vorigen Sonntag wurden von der hiesigen Gensdarmerie zwei Fleischergesellen, Friedrich Hennicke von hier und Gustav Kühn aus Holzhausen, verhaftet, weil sie beim Transport das ihnen übergebene Schlachtvieh wahrhaft entsetzlich mißhandelt hatten. Sie schlugen auf dem Wege von Klinga und Steinberg mehrere Kühe mit ihren Stöcken blutig, und als darauf die Thiere wegen Ermattung nicht weiter konnten, haben sie dürres Gras den Kühen unter die Schwänze gebunden und angezündet, einer andern einen mit Eisenspitzen versehenen Stock weit hinein in den Leib getrieben. Sämmtliches Schlachtvieh hat man sofort nach seinem Eintreffen hier tödten müssen, um den Eintritt des Brandes zu verhüten. Die Missethäter befinden sich hinter Schloß und Riegel und gehen hoffentlich exemplarischer Bestrafung entgegen.“

Abermals Fürst Pückler-Muskau. Zu der Notiz über die Bestattungsweise des Fürsten Pückler-Muskau im Briefkasten unserer Nr. 34 geht uns eine Berichtigung des Herrn Dr. Richter in Cottbus zu, der wir Folgendes entnehmen:

„Ich bin seit einigen zwanzig Jahren Arzt beim Fürsten gewesen und habe somit vielfach Gelegenheit gehabt, mit ihm das Thema über Leichenverbrennung zu besprechen. Nach seinem (am 4. Februar 1871 Abends elf dreiviertel Uhr eingetretenen) Tode fand sich in seinen Papieren folgende Anordnung vor: ‚Mein Körper soll nach meinem Tode secirt, das Herz herausgenommen und in eine Urne gethan und sodann der Leichnam verbrannt werden (chemisch?). Der Doctor Richter, Doctor Liersch und Doctor Malin sollen dies vornehmen.‘

Am zweiten Tage nach erfolgtem Tode vollzogen wir die Obduction, die, beiläufig bemerkt, gar keine Resultate irgend eines kranken Organs darbot; vielmehr waren sämmtliche Organe ganz intact, sodaß wir nur Marasmus als Todesursache bezeichnen konnten.

Da wir nicht sicher waren, ob die Verbrennung des Leichnams auf einem Scheiterhaufen statthaft wäre, begab sich der hiesige Kreisgerichtsdirector Sturm als Testamentsvollstrecker nach Berlin zum Minister von Mühler, um die Einwilligung einzuholen. Dieser sprach sich dahin aus, daß kein Grund vorhanden wäre, die Verbrennung zu verbieten.

Dies mitgebrachte Resultat brachte uns Aerzte in Verlegenheit, da wir — offen gestanden — nicht recht wußten, wie die Procedur vor sich gehen sollte. Wir nahmen also unsere Zuflucht zu der Parenthese: ‚chemisch?‘ und halfen uns auf folgende Weise: Das herausgenommene Herz wurde in ein Glasgefäß, angefüllt mit Schwefelsäure, gethan und dies wiederum in eine kupferne Urne, die verlöthet wurde und nach dem Willen des Fürsten auf den Sarg zu stehen kommen sollte. Die drei Höhlen des Leichnams wurden, nach Art der Wiener Aetzpasta, mit Kali hydricum und Calx usta ausgefüllt, sowie dieser selbst mit dieser Mischung über und über dick bedeckt. Der Leichnam lag bereits in einem Zinksarge. Dies ist die wahrheitsgetreue Schilderung des Vorganges.“

Zur Beachtung. Von Berlin aus wird zur Zeit ein blau gefärbtes krystallinisches Pulver in den Handel gebracht, welches zur Rectification des Petroleums dienen soll. Kleine Quantitäten (eine Messerspitze voll) des betreffenden Pulvers sollen in die Petroleumreservoire der Verkäufer gebracht werden. Dadurch soll die Leuchtkraft des Oeles erhöht, die Explosion desselben verhindert, das Rauchen der Flamme beseitigt und das Berußen und Zerspringen der Cylinder aufgehoben werden. Das Pulver ist in kleinen Dosen in blaues Papier verpackt, kostet pro Dosis zehn Groschen und ist nach einer Untersuchung von Dr. A. Hosäus in Helmstedt nichts weiter als mit Ultramarin blau gefärbtes Kochsalz. Der Werth eines solchen Pulvers beträgt einen bis zwei Pfennige; sein Nutzen ist ganz illusorisch. —

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 38. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Nachdruk verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

„Ich werde mir die Aufklärung schaffen,“ rief Reinhold aus. „Weiß ich doch, wo ich sie zu suchen habe. Geh' Du voran zu Ella, Hugo! Ich komme nach — vielleicht schon mit dem Kinde.“

Der besonnenere Capitain ergriff rasch seinen Arm.

„Reinhold, ich bitte Dich, keine Uebereilung! Noch kennen wir die näheren Umstände nicht. Das Kind kann sich in der That verirrt und, da es kein Italienisch spricht, sich noch nicht wieder zurückgefunden haben. Vielleicht wird es jetzt schon der Mutter wieder zugeführt. Was willst Du thun?“

„Meinen Sohn zurückfordern,“ brach Reinhold mit furchtbarer Wildheit aus. „Das also war die Rache, die diese Furie sich ausgedacht hat. Ella und mich, uns Beide wollte sie mit einem einzigen tödtlichen Streich treffen, aber ich werde sie zu erreichen wissen. Laß' mich, Hugo! Ich muß zu Beatricen.“

„Das nützt nichts,“ rief der Capitain, den der Ausdruck im Gesichte des Bruders erschreckte, und der sich vergeblich bemühte, ihn zurückzuhalten. „Wenn Dein Argwohn begründet ist, so wird sie ihre Rolle auch zu behaupten wissen. Du reizest sie nur noch mehr. Wir müssen andere Maßregeln ergreifen.“

Reinhold riß sich gewaltsam los. „Laß' mich! Wenn irgend Einer, so erzwinge ich von ihr die Herausgabe meines Kindes, und erzwinge ich nichts — nun, so giebt es ein Unglück.“

Er stürmte fort. Die Wohnung Beatricens lag ziemlich weit von der seinigen entfernt; dennoch legte er den Weg dahin in kaum einer Viertelstunde zurück. Sonst bedurfte er hier keiner Anmeldung; vor ihm sprangen alle Thüren auf: war man doch gewohnt, ihn auch hier als Gebieter zu betrachten. Heute versicherte der Diener, welcher ihm öffnete, sehr entschieden, Signora sei für Niemand zu sprechen, auch für Signor Rinaldo nicht, sie sei heftig erkrankt und habe streng verboten

Reinhold ließ den Mann nicht ausreden. Er stieß ihn bei Seite, eilte durch das Vorzimmer und riß die Thür nach dem Salon auf. Dieser war leer, ebenso das daneben liegende Boudoir; die Thüren der übrigen Gemächer standen weit offen — nirgends die Gesuchte, nirgends eine Spur von ihr; sie hatte augenscheinlich die Wohnung verlassen.

Reinhold sah, daß er bereits zu spät kam, und in dem vernichtenden Bewußtsein dieser Entdeckung fühlte er doch dunkel, daß die Flucht Beatricens ihm ein Verbrechen erspart habe. In seiner jetzigen Stimmung wäre er der Räuberin seines Kindes gegenüber zu Allem fähig gewesen. Sich mit Aufbietung all seiner Willenskraft zur Ruhe zwingend, kehrte er zu dem Diener zurück, der es nicht gewagt hatte, ihm zu folgen, und eingeschüchtert und ungewiß im Vorzimmer stand.

„Signora ist also fort. Seit wann?“

Der Diener zögerte mit der Antwort. Das Gesicht des Fragenden schien ihm nichts Gutes zu verheißen.

„Marco, Sie werden mir antworten! Sie sehen, daß ich mich nicht durch den Vorwand zurückhalten ließ, mit dem Sie mich auf Befehl Signora's zu täuschen versuchten. Noch einmal, seit wann ist sie fort und wohin ist sie?“

Marco war augenscheinlich nicht in das Geheimniß eingeweiht, denn er war auf diese Frage durchaus nicht vorbereitet. Dagegen mochte er einen Theil der Scene belauscht haben, die gestern Abend zwischen seiner Herrin und Signor Rinaldo stattgefunden hatte, und erklärte sich damit den heutigen Auftritt in seiner Weise. Dem heftigen Charakter Beatricens sah es ganz ähnlich, daß sie jetzt auf einige Tage die Stadt verließ, wäre es auch nur, um dadurch die erneuten Aufführungen der Oper Rinaldo's unmöglich zu machen, und daß dieser vor Zorn darüber außer sich gerieth, ließ sich leicht begreifen. Es war ja nicht das erste Zerwürfniß zwischen den Beiden, und alle Zwistigkeiten zwischen ihnen hatten bisher noch jedesmal mit einer Versöhnung geendigt. In der Voraussicht einer solchen Versöhnung war der Diener klug genug, es mit der doch stets herrschenden Partei nicht zu verderben, und so berichtete er denn, Signora habe bereits heute Morgen in aller Frühe die Wohnung mit dem gemessenen Befehle verlassen, sie jeder Nachfrage gegenüber für krank auszugeben. Sie sei in ihrem eigenen Wagen fortgefahren; weiter wisse auch er nichts.

„Und wohin fuhr sie?“ fragte Reinhold athemlos. „Haben Sie nicht gehört, welche Adresse dem Kutscher zugerufen wurde?“

„Ich glaube — die Wohnung des Maestro Gianelli.“

„Gianelli! Also auch der ist im Complot. Nun, vielleicht ist er noch zu erreichen. Marco, sobald Signora wieder eintrifft oder auch nur irgend eine Nachricht von ihr, melden Sie es mir sofort! Sofort! Ich wiege Ihnen jedes Wort mit Gold auf. Vergessen Sie das nicht!“

Mit diesem dem Diener wie im Fluge zugeworfenen Befehle eilte Reinhold fort. Marco sah ihm ganz bestürzt nach. Die heutige Scene spielte sich doch viel stürmischer ab als all die vorhergehenden bei ähnlichen Gelegenheiten, und die Aufregung Signor Rinaldo's überstieg auch alles bisher Dagewesene. Was war denn nur vorgefallen? Der Maestro konnte Signora

Biancona doch unmöglich entführt haben? Es sah wirklich beinahe so aus.

In der Wohnung des Consul Erlau herrschte begreiflicher Weise die grenzenloseste Verwirrung und Aufregung. Capitain Almbach, der unverzüglich dorthin geeilt war, nahm sich zwar sofort mit größter Energie und Umsicht der noch im vollen Gange befindlichen Nachforschungen an, aber auch er vermochte nichts zu erreichen. Vorläufig stand nur die eine Thatsache fest, daß das Kind spurlos verschwunden war und blieb. Ob es freiwillig den Garten verlassen, ob es hinausgelockt worden war, darüber fehlte jede Vermuthung. Niemand hatte etwas Ungewöhnliches bemerkt, Niemand den Kleinen vermißt bis zu dem Augenblicke, wo Annunziata zurückkehrte, um ihn zu holen. Die arme kleine Italienerin löste sich fast in Thränen auf, und doch war sie völlig unschuldig an dem Vorfalle, denn ihre junge Herrin selbst hatte sie in das Haus gerufen. Der Knabe war ja alt genug, um nicht einer unausgesetzten Aufsicht zu bedürfen, und er spielte oft genug allein in dem völlig abgeschlossenen Raume. Noch hatte Hugo es nicht gewagt, dem Verdachte Worte zu leihen, den er mit seinem Bruder theilte und der mit jeder Minute lebendiger in ihm wurde. Er hatte nur leise auf die Möglichkeit eines Raubes hingedeutet und war dabei dem vollsten Unglauben begegnet. Räuber in der Mitte der Stadt, im vornehmsten Theile derselben — unmöglich! Weit eher war ein Unglück anzunehmen. Man machte sich nochmals, trotz der hereinbrechenden Dunkelheit, an die Untersuchung der Nachbargärten und der sonstigen Umgebung.

Inzwischen bemühte sich Erlau vergeblich, seine Pflegetochter zu beruhigen und ihr all die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten auszumalen, die immer noch einen glücklichen Ausgang hoffen ließen; Ella hörte ihn nicht. Stumm und todtenblaß, ohne eine einzige Thräne zu vergießen, saß sie jetzt an seiner Seite, nachdem sie sich stundenlang an den fruchtlosen Nachforschungen betheiligt, sie zum Theile sogar selbst geleitet hatte. Obgleich Hugo ihr gegenüber mit keiner Silbe auf jene Möglichkeit hingedeutet hatte, nahmen die Gedanken der jungen Frau doch die gleiche Richtung, und je unerklärlicher das Verschwinden ihres Kindes blieb, desto unabweisbarer drängte sich auch ihr die Erinnerung an das gestrige Zusammentreffen auf, die Erinnerung an den wilden Haß und die glühende Rachedrohung Beatricens, und klar und immer klarer rang sich in ihr die Ahnung empor, daß es sich hier nicht um einen Zufall oder ein Unglück, daß es sich um ein Verbrechen handele.

Da kam ein Wagen im vollsten Jagen die Straße herauf und hielt vor dem Hause. Ella, die bei jedem Geräusche zusammenschreckte, in jedem Kommenden einen Boten sah, der Nachricht brachte, flog an das Fenster; sie sah ihren Gatten aussteigen und in das Haus treten. Wenige Minuten darauf stand er vor ihr.

„Reinhold, wo ist unser Kind?"

Es war ein Aufschrei der Todesangst und Verzweiflung, aber auch ein Vorwurf, wie er vernichtender nicht gedacht werden konnte. Von ihm verlangte sie das Kind zurück; trug er doch allein die wahre Schuld, daß es der Mutter entrissen wurde.

„Wo ist unser Kind?" wiederholte sie mit einem vergeblichen Versuche, in seinem Gesichte die Antwort zu lesen.

„In den Händen Beatricens," entgegnete Reinhold fest. „Ich kam zu spät, es ihr zu entreißen; sie hat sich bereits mit ihrem Raube geflüchtet, aber die Spur wenigstens habe ich. Gianelli verrieth sie mir; der Schurke war Mitwisser, wenn er nicht gar Helfershelfer war, aber er sah wohl, daß es mir Ernst war mit der Drohung, ihn niederzustoßen, wenn er mir den Weg nicht nenne, den sie mit dem Kinde eingeschlagen. Sie sind in's Gebirge geflohen in der Richtung nach A. hin. Ich folge ihnen sofort. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Nur die Nachricht wollte ich Dir bringen, Ella. Leb' wohl!"

Erlau, der erschreckt zugehört hatte, wollte jetzt mit Fragen und Rathschlägen dazwischen treten, aber Ella ließ ihm keine Zeit dazu. Die Gewißheit, so furchtbar sie war, gab ihr den ganzen Muth zurück; sie stand bereits an der Seite ihres Gatten.

„Reinhold, nimm mich mit!" bat sie entschlossen.

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Unmöglich, Eleonore! Das wird eine Jagd auf Leben und Tod und, wenn ich das Ziel erreiche, vielleicht noch ein Kampf auf Leben und Tod. Da ist kein Platz für Dich; das muß ich allein durchfechten. Entweder bringe ich Dir Deinen Sohn zurück, oder Du siehst mich zum letzten Male. Sei ruhig! Die Möglichkeit der Rettung liegt ja jetzt in den Händen des Vaters."

„Und die Mutter soll inzwischen hier verzweifeln?" fragte die junge Frau leidenschaftlich. „Nimm mich mit! Ich bin nicht schwach. Du weißt es — von mir hast Du keine Thränen und Ohnmachten zu fürchten, wo es Thaten gilt, und ich ertrage Alles, nur nicht die furchtbare Ungewißheit und Unthätigkeit, nur nicht das angstvolle Harren auf eine Nachricht, die tagelang ausbleiben kann. Ich begleite Dich."

„Eleonore, um Gotteswillen!" fiel Erlau entsetzt ein. „Welch eine Idee! Das würde Dir den Tod geben."

Reinhold sah seine Frau einige Secunden lang schweigend an, als wolle er prüfen, wie weit ihre Kraft gehe.

„Kannst Du in zehn Minuten fertig sein?" fragte er rasch. „Der Wagen wartet unten."

„In der Hälfte dieser Zeit."

Sie eilte in das Nebenzimmer; der Consul wollte nochmals verbieten, bitten, beschwören, aber Reinhold schnitt ihm das Wort ab.

„Lassen Sie sie gewähren, wie ich es thue!" sagte er energisch. „Wir können jetzt nicht der kalten Ueberlegung Raum geben. — Ich sehe meinen Bruder nicht hier, und mir fehlt die Zeit, ihn aufzusuchen. Sagen Sie ihm, was geschehen ist, was ich entdeckt habe. Er soll hier unverzüglich die nöthigen Schritte thun, um uns die Hülfe zu sichern, die wir vielleicht brauchen, und uns dann folgen. Wir nehmen für's erste den directen Weg nach A. Dort wird Hugo weitere Nachrichten von uns finden."

Er wandte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, nach der Thür, wo Ella bereits in Hut und Mantel erschien. Die junge Frau warf sich mit einem kurzen, stürmischen Abschiedsgruße an die Brust ihres Pflegevaters, dessen Protest nicht gehört wurde, dann folgte sie ihrem Gatten. Erlau sah vom Fenster aus, wie Reinhold sie in den Wagen hob, ihr dann nachfolgte und den Schlag zuwarf, wie der Wagen mit Beiden im vollsten Galopp davonbrauste — das war zu viel für die noch immer angegriffenen Nerven des alten Herrn, zumal nach der Angst und Aufregung der letzten Stunden; fast betäubt sank er in einen Lehnstuhl.

Kaum zehn Minuten später trat Hugo ein; er hatte von einem der Diener bereits die plötzliche Ankunft seines Bruders und dessen ebenso plötzliche Abreise mit Ella erfahren; auf seine hastigen Fragen erst kam Erlau wieder etwas zu sich. Er war außer sich über den Entschluß seiner Pflegetochter, noch mehr aber über die Eigenmächtigkeit ihres Gatten, der sie so ohne Weiteres mit sich genommen hatte. Ankunft, Erklärung, Abreise, das Alles war ja wie im Sturmwinde geschehen; diese Handlungsweise glich einer förmlichen Entführung. Und was sollte die junge Frau auf einer solchen Reise? Was konnte da Alles vorfallen, was geschehen, wenn sie nun wirklich diese entsetzliche Italienerin erreichten? Der Consul war bei dem Gedanken an all die Möglichkeiten, denen sein Liebling ausgesetzt war, nahe daran, zu verzweifeln.

Hugo hörte schweigend den Bericht mit an, ohne besonderes Erstaunen oder Entsetzen zu verrathen. Er schien so etwas erwartet zu haben, und als Erlau geendigt hatte, legte er beschwichtigend die Hand auf dessen Arm und sagte ruhig, aber doch mit einem leichten Beben der Stimme:

„Lassen Sie es gut sein, Herr Consul! Die Eltern sind jetzt auf der Spur ihres Kindes; da werden sie hoffentlich den Kleinen finden und sich auch."

Die steilen Windungen der Bergstraße hinauf, die durch das Gebirge nach A. führte, bewegte sich ein Wagen. Er kam trotz der vier kräftigen Pferde und der ermunternden Zurufe des Führers nur langsam vorwärts. Es war hier eine der schlimmsten Stellen des ganzen Gebirges. Die Insassen des Wagens, ein Herr und eine Dame, waren ausgestiegen und hatten einen Fußpfad eingeschlagen, der den Weg fast um die Hälfte abkürzte, sie standen bereits oben auf der Höhe, während das Gefährt sich noch in ziemlicher Entfernung von derselben befand.

„Erhole Dich, Ella!“ sagte der Herr, indem er die Dame in den Schatten der Felswand geleitete. „Die Anstrengung war zu groß für Dich; warum bestandest Du auch darauf, den Wagen zu verlassen?!“

Die junge Frau hielt den starren trostlosen Blick noch immer auf die Bergstraße gerichtet, die sich von der andern Seite in das Thal hinabsenkte, und deren Windungen man zum Theil übersehen konnte.

„Wir waren doch immerhin eine Viertelstunde eher auf der Höhe,“ entgegnete sie matt. „Ich wollte den Weg überblicken, vielleicht schon — den Wagen entdecken.“

Reinhold's Blick verfolgte dieselbe Richtung, in der gleichwohl nichts zu entdecken war als zwei Männergestalten, dem Anscheine nach Landleute, die, rüstig berganwärts steigend, bald in den Biegungen der Straße verschwanden, bald wieder darin auftauchten.

„So nahe können wir ihnen wohl noch nicht sein,“ sagte er beruhigend, „obgleich wir seit gestern Abend fast geflogen sind. Du siehst wenigstens, daß wir der rechten Spur folgen. Beatrice ist überall gesehen worden und das Kind an ihrer Seite. Wir müssen sie einholen.“

„Und wenn es geschieht — was dann?“ fragte Ella tonlos. „Unser Knabe ist ja schutzlos in ihren Händen. Gott weiß, welche Pläne sie mit ihm verfolgt.“

Reinhold schüttelte den Kopf. „Pläne? Beatrice handelt nie nach Plan oder Berechnung. Der Impuls des Augenblicks allein entscheidet bei ihr Alles. Der Gedanke an die Rache ist in ihr aufgeblitzt, und blitzschnell hat sie ihn auch vollführt, blitzschnell sich mit ihrem Raube geflüchtet. Wohin? Zu welchem Zwecke? Das ist ihr vielleicht selbst nicht einmal klar, und danach fragt sie auch im Augenblicke nicht. Sie hat Dich und mich bis in's innerste Herz treffen wollen, und das ist ihr gelungen; weiter wollte sie ja nichts.“

Er sprach mit tiefer Bitterkeit, aber doch mit vollster Bestimmtheit. Sie standen Beide allein auf der Höhe des Passes; der Wagen befand sich noch tief unter ihnen und verschwand soeben in der letzten Biegung des Weges. Das Gebirge hatte hier einen schroffen, wilden Charakter; fast nackt stiegen die starren Felsen empor, bald in mächtigen Gruppen, bald wild zerklüftet und zerrissen. Nur die Aloë wurzelte in den Spalten des gelbgrauen Gesteins, und hin und wieder verstreute ein Feigenbaum seinen dürftigen Schatten. Drüben an der andern Seite des Thales hing in schwindelnder Höhe ein Gemäuer an der Bergwand, ein Schloß oder Kloster, grau wie das Gestein selbst und in der Entfernung kaum von diesem zu unterscheiden. Weiter niederwärts hatte sich am Rande einer Schlucht ein Bergstädtchen eingenistet, das, auf und in den Fels hineingebaut, fast einen Theil desselben zu bilden schien, und dessen ödes verfallenes Aussehen mit der Einsamkeit ringsum harmonirte. Tief unten wälzte sich der breite reißende Strom hin, fast die ganze Weite des Thales einnehmend, sodaß kaum Raum genug für die Straße an seiner Seite blieb. Ueber der ganzen Umgebung aber lag das heiße Sonnenlicht eines südlichen Herbsttages, der an Gluth dem nordischen Hochsommertage nicht das Geringste nachgiebt; obgleich die Sonne längst ihre Mittagshöhe verlassen hatte, flimmerte es doch noch heiß in der Luft; grell und scharf beleuchtet hob sich jeder einzelne Gegenstand, fast schmerzend für das Auge, hervor, und das erhitzte Gestein brannte förmlich unter den sengenden Strahlen, denen es unaufhörlich ausgesetzt war.

„Es wäre eine Thorheit, dem Wagen auch nur noch einen Schritt vorauszugehen,“ sagte Reinhold. „Bei der Fahrt bergabwärts überholt er uns in den nächsten Minuten. Wir haben ja jetzt den vollen Ueberblick.“

Ella widersprach nicht; ihr Antlitz trug deutlich genug den Ausdruck der höchsten körperlichen und geistigen Erschöpfung. Diese zwanzigstündige ruhelose Fahrt und dazu die Todesangst im Innern, die immer erneute qualvolle Aufregung, wenn die gesuchte Spur jetzt auftauchte, jetzt wieder verschwand — das war zu viel für das Herz einer Mutter und die Kraft einer Frau. Sie ließ sich auf ein Felsstück nieder, lehnte stumm den Kopf an die Bergwand und schloß die Augen.

Ihr Gatte stand neben ihr und blickte schweigend nieder auf das schöne blasse Antlitz, das in seiner tödtlichen Erschöpfung fast beängstigend erschien. Die scharfen Kanten des Gesteins gruben sich tief in die weiße Stirn und ließen rothe Ränder dort zurück. Reinhold schob langsam seinen Arm zwischen den Fels und die blonden Flechten der jungen Frau; sie schien es nicht zu fühlen, und ermuthigt dadurch, legte er den Arm vollends um sie und versuchte, ihr an seiner Schulter eine bessere Stütze zu geben.

Jetzt zuckte Ella leise zusammen und schlug das Auge auf; sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich ihm entziehen, aber sein Blick entwaffnete sie, dieser Blick, der mit so schmerzlicher angstvoller Zärtlichkeit auf ihr ruhte; sie sah, er zitterte in diesem Augenblicke nicht weniger um sie, als er um sein Kind zitterte. Sie ließ den Kopf wieder zurücksinken und verharrte regungslos in seinen Armen.

Er beugte sich tief über sie. „Ich fürchte, Eleonore,“ sagte er gepreßt, „Du hast Deiner Kraft allzu viel zugetraut; Du brichst zusammen.“

Ella schüttelte verneinend das Haupt. „Wenn ich meinen Knaben wieder habe, dann vielleicht. Eher nicht.“

„Du wirst ihn zurückerhalten,“ sagte Reinhold energisch. „Wie? um welchen Preis? — das weiß ich freilich noch nicht, aber ich weiß, wie Beatrice zu meistern ist, wenn der Dämon sich in ihr regt. Habe ich ihr doch oft genug gegenübergestanden in Stunden, wo vielleicht jeder Andere vor ihr gezittert hätte, und habe meinen Willen zu erzwingen gewußt. Noch einmal, zum letzten Male werde ich das versuchen, und sollten sie und ich die Opfer werden.“

„Du glaubst an eine Gefahr, auch für Dich?“ Es klang wie bebende Angst aus der Stimme der jungen Frau.

„Nicht, wenn ich ihr allein gegenübertrete, nur wenn Du ihr nahst. Versprich mir, daß Du auf der letzten Station zurückbleiben, daß Du Dich nicht zeigen willst, wenn wir sie erreichen! Bedenke, sie hat in dem Kinde einen Schild gegen jeden Angriff, jede Gewalt unsererseits, und es steht Alles auf dem Spiele, wenn sie Dich an meiner Seite erblickt.“

„Haßt sie mich denn so sehr?“ fragte Ella befremdet. „Ich reizte sie, das ist wahr, aber Du warst es doch, der sie am tiefsten beleidigte.“

„Ich?“ wiederholte Reinhold. „Du kennst Beatrice nicht. Wenn ich jetzt vor sie hinträte als Reuiger, als Zurückkehrender, so wäre es vorbei mit ihrem Haß und ihrer Rache. Ein einziger Schwur, daß ich und mein Weib getrennt sind und es bleiben, daß ich jeden Gedanken an Wiedervereinigung aufgebe, und sie giebt Dir das Kind zurück, ohne Kampf, ohne Widerstand. Wenn ich das könnte, wäre die Gefahr zu Ende.“

Ella's Auge suchte den Boden; sie wagte es nicht, aufzublicken, als sie kaum hörbar fragte: „Und kannst Du denn das nicht?“

Sein Auge flammte auf; er ließ den Arm von ihrer Schulter herabsinken und trat zurück.

„Nein, Eleonore, das kann ich nicht, und das werde ich nicht, denn es wäre Meineid. So wenig ich je zurückkehre in die Bande, von denen ich längst fühlte, daß sie mich entwürdigten, ehe ich Dich wiedersah, so wenig gebe ich eine Hoffnung auf, die mir mehr ist als das Leben. O, weiche doch nicht so weit vor mir zurück! Ich weiß ja, daß ich Dir nicht mit einer Empfindung nahen darf, zu der ich das Recht verwirkt habe, aber mein Fühlen kannst Du mir doch nicht vorschreiben, und wenn Du bisher nicht sahest, nicht sehen wolltest, so muß der glühende Haß Beatricens gegen Dich, und nur gegen Dich allein, Dir doch zeigen, wie sehr Du — gerächt bist.“

Die junge Frau machte eine heftig abwehrende Bewegung. „O mein Gott, wie kannst Du in dieser Stunde —“

„Es ist vielleicht die einzige, wo Du mich nicht zurückstößt,“ unterbrach sie Reinhold. „Darf ich in der Stunde, wo wir Beide um das Leben unseres Kindes zittern, seiner Mutter nicht sagen, was sie mir geworden ist? Schon damals, als ich den Boden Italiens betrat, lag es auf mir wie eine Ahnung dessen, was ich verloren hatte; ich konnte der neu errungenen Freiheit, der endlich erreichten Künstlerlaufbahn nicht froh werden, und je reicher und glänzender sich mein Leben nach außen gestaltete, je tiefer regte sich das Heimweh nach einer Heimath, die ich doch nie besessen hatte. Du kennst es freilich nicht, dieses dumpfe Weh, das nicht schweigen will mitten im Rausche der Leidenschaft, im Jubel des Triumphes und in der

stolzesten Befriedigung des Schaffens, das in der Einsamkeit zu einer Qual wird, der man entfliehen muß, und wäre es auch um den Preis der wildesten Betäubung. Ich glaubte, es sei allein das Sehnen nach meinem Kinde, da sah ich das Kind wieder, sah Dich — und da wußte ich, was dieses Sehnen gewollt hatte, da begann die Sühne für Alles, was ich an Dir verschuldet."

Er sprach ruhig, ohne Vorwurf und ohne Bitterkeit, aber die Worte schienen darum nur um so mächtiger auf Ella zu wirken; sie hatte sich erhoben, als wolle sie diesem Tone und diesem Blicke entfliehen, und vermochte es doch nicht.

„Laß mich, Reinhold!" bat sie beinahe flehend. „Ich kann jetzt nichts Anderes denken und fühlen als nur die Gefahr meines Kindes. Wenn ich den Knaben gerettet in meinen Armen habe, dann —"

„Nun, dann —" fragte er in athemloser Spannung.

„— habe ich vielleicht nicht mehr den Muth, seinem Vater wehe zu thun," ergänzte die junge Frau, während ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte.

Reinhold sagte kein Wort weiter, aber er schloß ihre Hand so fest in die seinige, als wolle er sie nie wieder loslassen. In derselben Minute erschien auch der Wagen auf der Höhe, und der Führer hielt an, um sich und den ermüdeten Thieren einige Ruhe zu gönnen.

Fast gleichzeitig kamen von der andern Seite her die beiden Landleute, die schon vorhin auf der Straße sichtbar gewesen waren. Sie musterten neugierig die schöne blasse Dame und den fremden, vornehm aussehenden Herrn, der jetzt an sie herantrat und fragte, woher sie kämen. Sie nannten eine Ortschaft, die einige Stunden entfernt, am Ausgange des Thales lag.

„Habt Ihr keinen Wagen gesehen?" forschte Reinhold.

„Gewiß, Signor. Einen Reisewagen wie den Eurigen, aber er hatte nur zwei Pferde. Ihr habt deren vier."

„Habt Ihr die Insassen gesehen?" fiel Ella mit bebender Stimme ein. „Wir suchen eine Dame mit einem Kinde."

„Mit einem kleinen Knaben — ganz recht, Signora. Sie ist Euch aber schon eine ganze Strecke weit voraus. Ihr müßt scharf zufahren, wenn Ihr sie einholen wollt," sagte der ältere der beiden Männer und trat zugleich erschrocken näher, denn es sah aus, als wolle die Dame zusammensinken bei der Nachricht; in demselben Augenblick aber schlang auch schon ihr Begleiter den Arm um sie und hielt sie aufrecht.

„Muth, Eleonore! Wir stehen vor der Entscheidung; jetzt gilt es."

Er hob sie in den Wagen und sprang selbst nach. Die wenigen Worte, die er dem Kutscher zurief, mußten wohl ein ganz ungewöhnliches Versprechen enthalten, denn dieser schwang wie rasend seine Peitsche über die Pferde, und fort ging es, den Flüchtigen nach.

Diese hatten in der That schon einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, und auch ihr Wagen fuhr in scharfem Trabe. Beatrice befand sich allein darin mit dem kleinen Reinhold, der, ermüdet vom Weinen und von der ruhelosen, anstrengenden Fahrt, eingeschlafen war. Das blonde Lockenköpfchen schmiegte sich tief in die Polster; die Händchen hielten instinctmäßig die Seitenlehnen umklammert, als suchten sie eine Stütze gegen das ununterbrochene Stoßen und Rütteln auf dem unebenen Wege. Das Kind schlummerte tief und fest, aber Beatrice beachtete es kaum in diesem Augenblick. Sie befand sich in jenem Zustande geistiger Ueberreizung, der auch der wildesten Leidenschaftlichkeit Halt gebietet. Es lag auf ihr wie ein schwerer dumpfer Traum, aus dem nur Eins mit furchtbarer Deutlichkeit hervortrat, die Erinnerung an jene Stunde, wo Rinaldo sich von ihr lossagte, wo er sie den Fluch und das Unglück seines Lebens genannt und ihr mit stolzem Trotz bekannt hatte, daß seine Liebe einzig seiner Gattin angehöre. Diese Worte bohrten sich immer wieder wie mit einem glühenden Stachel in das Herz der Italienerin. Was sie auch gethan, wie sie gefehlt haben mochte, diesen einen Mann hatte sie mit der ganzen Gluth ihrer Seele geliebt, diesem einen war sie unverbrüchlich treu gewesen; sie hatte seine Liebe als ein Recht betrachtet, das keine Macht der Welt ihr zu entreißen vermochte, und nun verlor sie es an die Frau, die sie unter Allen am letzten gefürchtet hätte, an sein Weib. Sein Weib und sein Kind! Das war ja von jeher der dunkle Schatten gewesen, der diesem Glücke drohte, und der jetzt, aus der fernen Vergangenheit hervortretend, Leben und Gestalt gewann, um es zu vernichten.

Beatrice hatte die Beiden gehaßt, noch ehe sie dieselben kannte; wußte sie doch am besten, welchen Platz sie noch immer in Reinhold's Erinnerung behaupteten, hatte sie es doch oft genug vergebens versucht, ihn davon loszureißen. Es mußte doch wohl etwas sein an der einst verhöhnten Macht der geheiligten Ehe; sie siegte schließlich doch über die schöne geniale Biancona, über die hochgefeierte Künstlerin und ließ sie jetzt selbst die ganze Qual des Verlassenwerdens durchkosten, die sie einst so gleichgültig über eine Andere verhängt hatte, ohne danach zu fragen, ob das Herz dieser Andern brach unter dem unverdienten Schicksal. Die scheinbar zerrissene Fessel hatte den Flüchtling ja nie ganz losgelassen; jetzt umwand sie ihn auf's Neue, und Beatrice fühlte mit verzweiflungsvoller Gewißheit, daß sie nie den Platz in seinem Herzen besessen hatte, den jetzt seine Gattin einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stelldichein.

Von Hermann Oelschläger.

Der Tag erlischt, der Tag verglüht
Und sinkt in's Reich der Träume;
Der Sonne letzter Strahl versprüht
Ueber dem Wipfel der Bäume.
Rings Fried' und Ruh; kein Späher lauscht
Zum Aerger mir und Leide,
Nur dorten zwischen den Büschen rauscht
Es wie von Sammt und Seide.

Von Sammt und Seide! Und der Sand
Knirscht schon von sachten Tritten;
Die schönsten Füßchen sind's im Land,
Die je den Weg hier schritten —
So heimlich und verstohl'ner Weis',
Als hätt' die Liebe Schwingen,
Und horch, schon klirrt das Gitter leis',
Und Schloß und Riegel springen.

Und Herz an Herz und Mund an Mund —
Was soll ich weiter sagen!
Ihr wißt ja, wie zu solcher Stund'
Sich Wort und Küsse jagen,
Wenn uns der Liebsten Lockenpracht
Umwallt in duft'gen Ringen
Und wenn ihr schönes Auge lacht
Bei all den süßen Dingen.

Und was mein Herz durchloht, durchflammt,
Ich sag' es ihr zum Preise;
Wie leuchtet aus dem dunklen Sammt
Ihr Arm, der blüthenweiße!
Wie gar so wonniglich versteht
Sie, Lieb' um Lieb' zu tauschen — —
Hoch oben durch die Bäume geht
Ein tiefgeheimes Rauschen.

Der letzte Kuß! Da klirrt das Thor,
Der Riegel fällt; kein Bitten
Hält ihn zurück und wie zuvor
Lausch' ich den lieben Schritten
Sie sind verhallt, die Seligkeit
Verscheucht von Gram und Sorgen —
Bis morgen, ach, wie lange Zeit,
Wie lange Zeit bis morgen!

Vor der Pforte.
Originalzeichnung von Lothar Meggendorfer.

Digitized by Google

An die Gegner der „Feuerbestattung“.

Das Gute kann nur durch Kampf zur Geltung gelangen. In unserer schnelllebigen Zeit sind sechs Monate ein langer Zeitraum, und fast erfüllte es mich mit Bedauern, daß er verstrich, ohne daß Jemand auf dem Kampfplatze erschienen wäre, um gegen die Feuerbestattung aufzutreten. Alle Stimmen, die ich las oder hörte, waren für die neue Forderung. So erfreulich es ist, im Sinne der Mehrheit gesprochen zu haben, so ist es doch fast erdrückend, wenn von keiner Seite Gegenrede erschallt. Endlich sind einige Gegner aufgetaucht. Wir wollen ihnen antworten. Die Herren „Gegner“ haben es uns so leicht gemacht, daß wir sie zum Theil mit ihren eigenen Waffen schlagen können. Wir haben uns vergeblich nach besseren Mannen umgesehen, von denen wir gern Lehre um Lehre getauscht hätten. Wir müssen uns eben begnügen.

Um hübsch Ordnung und Reihenfolge zu halten, wollen wir zunächst die Feinde der Feuerbestattung in's Auge fassen, dann die Einwände der (jetzigen) Freunde beantworten und darauf uns zu denjenigen Gegnern wenden, welche wir als künftige Freunde betrachten.

1) Die Feinde. Der Herold hat zum Kampf geblasen, und gespornt und gewappnet stürmt unser werther Herr College, Herr „Medicinalrath“ Mohr in Bonn, auf den Kampfplatz, um „Gründe der exacten (!) Naturwissenschaft gegen die Leichenverbrennung“ vorzubringen.

„Man kann die Leuchte der Wahrheit nicht durch das Gedränge tragen,“ sagt Lichtenberg, „ohne einige Perrücken zu versengen.“ Das scheint Herr Mohr in Bonn empfunden zu haben, und er zetert Mordio. Das Ergebniß seiner Darlegung ist: die Leichenverbrennung ist a) „unnütz“, b) „ein Raub an der Erde“, c) „unnatürlich“ und d) „sehr kostspielig“. Diese vier Qualitäten seiner Gegnerschaft wollen wir nun einzeln betrachten.

Also: a) die Leichenverbrennung ist „unnütz“. Hier giebt zuerst Herr Mohr zu, daß der Bewegung für die Leichenverbrennung die menschenfreundliche Absicht zu Grunde liege, den Nachtheil zu entfernen, welchen die verwesenden Leiber den Lebenden bringen. Hierbei widerfahren ihm folgende zwei kleine lustige Sätze, welche wir wortgetreu wiedergeben:

> „Die Alten verbrannten ihre Leichen auf einem Holzstoße. Später wurde der Scheiterhaufen auch auf lebende Menschen angewendet, aber auch dadurch konnte man die Verbreitung giftiger Ansteckungsstoffe nicht verhindern.“

Wann und wo wurde der Scheiterhaufen auf lebende Menschen „angewendet“? Antwort: Im Mittelalter unter dem Einflusse der Inquisition gegen Ketzer. Wenn man „auch dadurch“ die Verbreitung „giftiger Ansteckungsstoffe“ nicht hindern konnte, worin bestanden dann diese giftigen Ansteckungsstoffe? Antwort: In Verbreitung der Wahrheit und in Vernunft. — Das sind also Ansteckungsstoffe, vor denen man sich hüten muß — lehrt uns Herr Medicinalrath Mohr.

Später spricht er auch von anderen Ansteckungsstoffen und wagt die kühne Behauptung, daß „die Ansteckung der Cholera, der Pocken, des Scharlachs, der Diphtheritis, des Typhus ‚nur von Lebenden zu Lebenden‘“ geschehe. Was soll man darauf erwidern? Sind die Arbeiten unserer bedeutendsten Aerzte und Hygieiniker vor Herrn Mohr Nichts? Weiß er denn nicht, daß jedes Lehrbuch der Pathologie oder der Hygieine ihn eines Andern belehren kann? Dann ist nur zu wünschen, daß der Herr „Medicinalrath“ Mohr sich an irgend einen „Candidaten der Medicin“ in Bonn wende, damit ihn dieser über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft belehre. Für uns und unsere Leser ist der Raum der Gartenlaube hierfür zu kostbar.

b) „Ein Raub an der Erde“ soll es sein, wenn die Todten nicht begraben, sondern verbrannt werden. Heiliger Liebig, hilf! Es handelt sich um „Raubbau“.

Und worin besteht der „Raub“? Das Ammoniak wird zerstört. Ammoniak ist aber (nach Mohr) die höchste Leckerei der Pflanzen; Leichenverbrennung, Schießpulver und Eisenbahnen verdienen gleichmäßig einen Kreuzzug, weil sie die Bildung des Ammoniak hindern. Die Leichenverbrennung setzt der Ammoniakverschwendung die Krone auf, und nun muß die Natur zu Grunde gehen. „Wo solch ein Köpfchen keinen Ausweg sieht, stellt es sich gleich das Ende vor.“ Zum Glück steht es nicht so schlimm. Herr Mohr, der Mann der „exacten“ Naturwissenschaft, führt nicht den Nachweis, daß das aus den begrabenen Leichen entstehende Ammoniak auch wirklich den Pflanzen zu Gute komme. Im Gegentheile, er führt Gründe an, weshalb dies nicht geschehe. Er sagt:

> „Endlich ist die Beerdigung sowohl das natürlichste, als auch das sicherste Mittel, alle Effluvien (Ausströmungen) zurückzuhalten.“

Also: durch die Beerdigung werden sicher „alle Effluvien“ zurückgehalten; das Ammoniak gehört zu den „Effluvien“ der Leichen; folglich wird auch das Ammoniak zurückgehalten. — folglich ist es für die Pflanzen sehr gleichgültig, ob die Leichen verbrannt oder begraben werden. Im letzteren Falle wird das Ammoniak „zurückgehalten“, und es kommt den Pflanzen nicht zu Gute; im ersteren Falle wird es chemisch verändert und kommt ebenfalls den Pflanzen nicht zu Gute. — Jedermann wird zugeben, daß es den Pflanzen sehr gleichgültig sein kann, was mit dem Ammoniak geschieht, wenn es ihnen doch nicht zu Gute kommt.

Aber die Pflanzen erhalten ja überhaupt das Ammoniak nicht aus den Leichen der Begrabenen. Dieses könnte höchstens den Pflanzen des Friedhofes zu Theil werden. Woher erhalten es die übrigen, viel, viel zahlreicheren Pflanzen? Die zahllose kleine Thierwelt, welche unbegraben verwest, die stickstoffhaltigen Theile der abgestorbenen Pflanzen sind (wie Jedermann weiß) die eigentlichen Quellen des Ammoniak für die grüne Vegetation. Nur Herrn Mohr beliebt es für seinen Zweck, eine andere Quelle anzunehmen. Gesetzt aber, die Pflanzen erlitten im „Ammoniak“ einen Verlust, so erhalten sie dafür Ersatz in einem andern, ihnen kaum minder wichtigen Nährstoffe: in der „Kohlensäure“. Auch dies beweisen wir aus des Herrn Mohr eigenen Worten, welcher sagt:

> „Die Kohlensäure findet wieder ihre Verwendung in der Pflanze, und diese Erzeugung ist ein dauernder Raub an der Erde.“

c) Allein die Verbrennung ist „unnatürlich“, denn:

> „diese beiden Ergebnisse der Cultur, das Schießpulver und die geruchlose Leichenverbrennung, liegen nicht im Plane der Natur, und sie hat kein Mittel, den dadurch bewirkten Verlust zu ersetzen.“

„Liegen nicht im Plane der Natur“! Herr Medicinalrath Mohr ist ein Eingeweihter. Er kennt den Plan der Natur. Wir dachten, es handelte sich (nach der Ueberschrift) um „exacte Naturwissenschaft“. Statt dessen taucht ein Stück längst vergessener Naturphilosophie auf und belehrt uns über den teleologischen „Plan“ der Natur. Der Naturphilosoph Mohr kennt auch die Schätze und Subsidien der Natur ganz genau; er weiß, daß die Natur „keine Hülfsmittel“ dagegen hat. — Arme Natur! Wir Uebrigen haben Dich bisher für reich an Hülfsmitteln gehalten. Aber Herr Mohr weiß das besser. — Weiter ist nichts zu erwidern.

Endlich d) „die Leichenverbrennung ist sehr kostspielig“. — Gegen diesen Einwand führe ich einfach die Thatsache an, daß die Kosten für Verbrennung der Weichtheile und Knochen eines menschlichen Leichnams nach dem von mir erwählten und empfohlenen System etwa drei Mark betragen. Man vergleiche damit die Kosten des „Begrabens“ und man urtheile, ob der Einwand stichhaltig ist oder nicht.

Die Gründe der „exacten“ Naturwissenschaft sind erst noch zu hören. Bis jetzt wurden, wie man sieht, keine derselben vernommen. —

Ein anderer Gegner, Professor J. P. Lange in Bonn, hat nicht die Kühnheit, die „exacte Naturwissenschaft“ als Schild vorzuhalten. Er scheint vielmehr zur theologischen Facultät zu gehören, und wir haben daher keinen Grund, ihm die Unkenntniß der Naturwissenschaften und des Verbrennungsverfahrens vorzuwerfen. Er kennt z. B. nicht die Kennzeichen des eingetretenen Todes, und alle von ihm in dieser Beziehung gegen die „Physiologie“ gerichteten Worte sind ohne jede Begründung. — Ebenso ist es unbegründet, wenn er glaubt, die Leichen, welche zu anatomischen Uebungen und Lehrvorträgen gedient haben, könnten nicht verbrannt

werden, da die einzelnen Leichentheile ebenso verbrannt werden können, wie die einzelnen Theile eines Holzscheites und das ungetheilte Scheit.

„Wie oft sieht sich die Criminaljustiz veranlaßt, Leichen wieder ausgraben zu lassen!" Ja, „wie oft"? Gar nicht oft, sondern äußerst, äußerst selten. Ein seit Jahrzehnten amtirender Bürgermeister einer der größten Städte hat mir unlängst versichert, daß von den vielen Hunderttausenden von Leichen, die während seiner Amtszeit begraben wurden, auch nicht eine einzige zu Justizzwecken ausgegraben wurde. Fast von jeder Stadt, wo ich mich danach erkundigt habe — oder wo Herr Lange die Güte haben wird, sich zu erkundigen — ist Gleiches zu erfahren. Wenn also den Lebenden dadurch Nachtheil entsteht, aus welchen Gründen sollen wir um etwa möglicher Ausgrabungen willen ein altes, unrichtiges System beibehalten und ein neues, richtigeres verwerfen? „Pereat mundus et fiat justitia."

„Die traditionelle Sitte", — „die Symbolik" — und „der Kirchhof" — laufen durch Feuerbestattung Gefahr. Das mag sein. Mögen Andere es entscheiden! Ich kämpfe auf diesem Gebiete nicht, denn hier bin ich nicht zu Hause. Mir gilt nur das Eine: der Gewinn für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Menschen. Ist dieser Gewinn vorhanden (und er ist es nach meiner festen, innigen Ueberzeugung), dann gebe ich „Tradition", „Symbolik" und „Kirchhof" um seinetwillen auf.

„Pietät gegen das geweihte Menschenbild". Wenn Sie, Herr Professor J. P. Lange in Bonn, jemals einen „faulenden" und einen „verbrennenden" Leichnam gesehen hätten, so würden Sie nicht von „Pietät" im Interesse des Begrabens reden. Ich habe Beides gesehen. Ich habe den Begrabenen als ekles Zerrbild der Menschengestalt gesehen — ich habe den Leib sich irdisch verklärend und im Glühen unmerklich dahinschwindend gesehen. Ich habe in einem Falle Abscheu, im andern Bewunderung empfunden. Sie aber — lernen Sie doch von der Naturwissenschaft die Scheu vor Unwahrem!

„Die Leichenverbrennung als Luftvergiftung" predigt uns Herr Lange zum Schluß. Auch hier führt er einen Kampf mit Windmühlen. „Die gewöhnliche Verbrennung" soll „Flamme, Rauch und Asche" geben. Das giebt nicht die gewöhnliche, sondern die unvollkommene Verbrennung. Bei der Feuerbestattung ist der Apparat aber für vollkommene Verbrennung eingerichtet. Kein Wölkchen Rauch entsteigt der Esse. Kein „Geruch brennender Knochen und Gebeine" konnte bei den mehrmals wiederholten Versuchen wahrgenommen werden. Es handelt sich eben nicht um trockene Destillation, sondern um vollständige Verbrennung, bei welcher unter Erscheinung einer weißen Flamme der Leichnam sich in Wasser, Kohlensäure und Stickstoff auflöst. Die Lange'sche Phantasmagorie, daß man künftig unsere Abgeschiedenen „in den Nebeln der blauen Berge wieder zum Vorschein kommen sehen" könne — ist also ein geistiges Nebelbild unseres geehrten Herrn Gegners. —

In Bonn, in der reizvoll am grünen Ufer des deutschen Stromes gelegenen Stadt, lehrten einst Männer wie Helmholtz, Max Schulze, Ritschl. Von diesen wäre sicher kein Angriff gegen die „Feuerbestattung" gekommen. Und wäre er, — so wäre uns ihnen gegenüber die Abwehr nicht so leicht gemacht worden, sondern wir hätten dankend Neues und Wahres entgegennehmen können. —

2) Wenden wir uns nun zu den Freunden. Diese haben es uns minder leicht gemacht, denn sie haben herausgegriffen, was vielleicht Vielen auf dem Herzen lag.

Die Freunde der „Feuerbestattung" haben Anstoß daran genommen, daß unsere Abbildung in Nr. 19 der „Gartenlaube" von diesem Jahre den „Sarg" als Hülle des Todten zeige. „Wenn wir mit dem Sarge verbrannt werden sollen," schreibt uns Einer derselben, „so ist die alte Holzvergeudung auch bei dem neuen Verfahren beibehalten, und die Hinterbliebenen haben die Asche nicht frei von fremden Bestandtheilen."

Da sieht man wieder die leidige Gewohnheit des Regiertwerdens! Muß denn jede Einzelnheit vorher bestimmt und vorgeschrieben werden? Kann denn nicht einmal in Sachen des bürgerlichen Lebens ein wenig „Selbstregierung" Raum gewinnen? — Auf die Anfrage: ob mit oder ohne Sarg verbrannt werden solle, haben wir nur die eine Antwort: Mache das Jeder, wie er will! Der Raum ist groß genug, um den Sarg aufzunehmen. Richtiger aber ist es gewiß, die Bestattung ohne denselben auszuführen. Man kann die mit Linnen bekleidete Leiche auf ein Brett legen, über welches der unten offene Sarg gedeckt wird. So wird der Todte zur Feuergruft gebracht und mit dem Sarge herabgelassen. Vor dem Verbrennungsraume hebt man den Sarg ab und bringt die Leiche nur auf dem Brette liegend in den Bestattungsraum. —

Ein Anderer klagt, daß die „Poesie des Grabhügels" verloren gehe. Die Frauen lieben es, ihrem Schmerze am Grabhügel nachzuhängen; der treue Sohn ehre die Begräbnißstätte seiner Eltern und Großeltern durch Blumenschmuck. Das sei bei der Feuerbestattung unmöglich.

Weshalb ist es denn unmöglich? „Verbrennen" und „Begraben" sind nur die Arten der Bestattung mit Hülfe des Feuers oder der Fäulniß. Der Grabhügel aber bezeichnet die Stelle, wo die Reste des mit Fäulniß Bestatteten aufbewahrt werden. Weshalb kann man denn die Reste eines mit Feuer Bestatteten nicht ganz in gleicher Weise aufbewahren? Wo liegt die Unmöglichkeit? Die „Asche" hat nur den Vorzug, daß sie die Erde nicht mit Fäulnißgift durchsetzt und den Lebenden schädlich wird, wie die „Leiche"; aber begraben kann sie werden, genau wie diese, und mit einem Hügel kann sie überdeckt werden, genau wie diese, und Blumenschmuck kann sie erhalten, genau wie diese. Wer also am Alten hängt und die „Poesie des Grabhügels" nicht missen will, der kann die Urne mit der Asche in der Erde unter einem Hügel beisetzen, statt in einem Columbarium (Urnenhaus).

Aber auch die Poesie des Columbariums hat ihre Rechte. Im stillen Fache des hochgewölbten Raumes ruht die Asche; die weiße Marmortafel kündet mit goldenen Schriftzügen Namen und alles Andere, was sonst der Grabstein kündet; Kränze und Palmenwedel zeigen der Hinterbliebenen treues Erinnern. Ruhebänke nehmen die Besucher auf, welche in der Nähe der theuren Reste sich des früheren Glückes lebhafter erinnern wollen; das einer Kirche ähnliche Columbarium ladet zu ernster Betrachtung ein, verleiht weihevolle Stimmung, gebietet Ehrfurcht vor den Geschiedenen. Liegt etwa hierin keine Poesie? Ist dieser Besuch beim verlorenen Freunde nicht ein würdigerer, als wenn man jetzt auf dem offenen Felde des angeblichen und sogenannten „Friedhofes" unfreiwilliger Zeuge des Streites zwischen den „Gießweibern" und dem Wächter oder den Todtengräbern wird, während Geräusch und Wagengerassel der Stadt zu uns dringen? Wo ist mehr Friede, mehr Ruhe, mehr Würde? Sicher und gewiß im stillen „Urnenhause". Aber das Neue erschreckt. Es geht den meisten Personen wie jener alten Dame, welche behauptete, die Eau de Cologne röche nicht mehr so gut, seit sie nicht mehr in den langen schmalen Flaschen verkauft wird, an die sie seit ihrer Kindheit gewöhnt war. Der Mensch ist befangen von dem, was er bisher kannte, „und die Gewohnheit nennt er seine Amme". Ist die Macht der Gewohnheit erst einmal überwunden, dann wird die Poesie des Columbariums Jedem einleuchten. —

„Aber das kostspielige Grabgeleit mit Nachfahrkutschen hört doch nicht auf," wendete ein Freund mit Bedauern ein. — Auch dies ist eine Sache der Selbstregierung und hat mit der Feuerbestattung wenig zu thun. Man kann das unnütze und theure Schaugepränge ja sehr leicht beseitigen, wenn man die Gelegenheit zum Schauen beseitigt. Bringt man die Leiche, wie von Vernunft und Gesundheitspflege geboten wird, zeitig aus dem Trauerhause in einfachster Weise nach der „Leichenhalle" auf dem Kirchhofe und läßt dort die Freunde des Todten sich zur Bestattung treffen, so ist jedes unnütze Schaugepränge vermieden. Es wäre sehr wünschenswerth, daß diese Einrichtung mit der Feuerbestattung vereinigt eingeführt würde. Gewiß könnte in der Leichenhalle der Prediger, oder wer sonst am Grabe spricht, weit gesammelter reden, als wenn er durch langen Leichenzug unwillkürlich zerstreut worden ist. Die Zuhörer brächten dann den Worten eine weihevollere Stimmung entgegen. Die Ursachen zum Erkranken fielen weg, welche bei Reden am offenen Grabe (wie sie in Leipzig zur Zeit noch üblich) so oft schon Verderben brachten. Es liegt in der Hand jedes Einzelnen, daß dabei kein unnöthiges Schaugepränge den Ernst der Handlung zur Modethorheit herabwürdige. —

3) Zum Schlusse noch ein Wort an die künftigen Freunde der Feuerbestattung.

Wir verstehen darunter die Theologen. Von ihnen kommt der eigentliche Widerstand, was wir ganz begreiflich finden. Die Theologie arbeitet wesentlich nach der Richtung des Gemüthes hin, während die Anregung zur Feuerbestattung vom Verstande ausging. Das Gemüth haftet am Alten, Hergebrachten, an dem durch Gewohnheit lieb Gewordenen. Der Verstand fragt zunächst nach dem Nutzen, nach dem greifbaren Vortheile und Gewinne. Wie oft haben nicht beide Richtungen im Laufe der Zeiten sich bekämpft! Die Geschichte lehrt jedoch, daß meist der Verstand schließlich die Oberhand behielt. Zuweilen mittelst schnöder Waffengewalt, häufiger durch den Erfolg, durch die Thatsachen. Letzteres wird auch bei der „Feuerbestattung" der Fall sein. Sobald die Herren Theologen sich überzeugen werden, daß die Feuerbestattung ein wirklicher Fortschritt im Interesse der Menschheit, der Humanität, der Pietät, der Gesundheitspflege ist, daß durch die Feuerbestattung alljährlich Gesundheit und Leben vieler Hunderte und Tausende behütet und bewahrt wird, ebenso bald wird sie auch ihr Pflichtgefühl nöthigen, die Neigung für alte Gewohnheit zu bekämpfen und für den neuen Gebrauch zu wirken. Sie werden ihn einführen und weihen helfen. Das müßte ja ein elender Baalspfaffe und kein christlicher Prediger sein, der, obgleich er die wohlthätigen Folgen der Feuerbestattung erkannt hat, gegen dieselbe ankämpfte.

Nein, ich habe besseres Zutrauen zu unseren Theologen. Sie müssen die Freunde der Feuerbestattung werden. Sie „müssen"? Weshalb? Weil, wie Lessing sagt, der Mensch das thun muß, was er für gut und recht erkannt hat.

Ich kann es mir übrigens wohl denken, daß ein großer Theil der praktischen Theologen von vornherein gegen die Feuerbestattung mit sehr ungünstigem Vorurtheile gestimmt ist. Die Zeitläufe sind ganz danach. Die „Taufe" wird durch das Civilstandregister zu einer bloßen Form; die „Schule", welche bisher (in Folge der Entwickelung unserer Schulen aus der mittelalterlichen Mönchsschule) eine ganz unbestrittene Domaine der Geistlichen war, soll confessionslos werden; die „Trauung" wird durch die Civilehe in das Belieben der Einzelnen gestellt. Nun kommt auch noch eine Aenderung beim „Begräbnisse"! Kein Wunder, daß gar Viele unter den Herren Theologen sich dadurch unheimlich berührt fühlen.

Am deutlichsten fanden wir dies ausgeprägt in einem Aufsatze der „Allgemeinen Nachrichten der Brüdergemeinde", welcher im „Württemberger Kirchen- und Schulblatte" (1874, Nr. 23) des abermaligen Abdruckes werth gehalten wird. Der (ungenannte) Verfasser erkennt die Vortheile der Leichenverbrennung an, ist aber trotzdem gegen das Verfahren; zwar habe es mit Glauben oder Unglauben gar nichts zu thun, sondern sei „an sich etwas religiös ganz Gleichgültiges", allein heutzutage müsse man gegen Alles „Stellung nehmen", und da sei die Leichenverbrennung als ein „Symptom unserer radicalen Zeitströmung" und „als eine in mehrfachem Sinne pietätslose Emancipation von einer specifisch christlichen Sitte zu beurtheilen". Dies heißt in einfachen Worten: Die Leichenverbrennung geht mich zwar nichts an; sie ist auch nützlich und nicht unreligiös; da sie aber etwas Neues ist und möglicher Weise unser Ansehen beeinträchtigen könnte, so müssen wir Priester sie verurtheilen.

Ehe Leute von dem Schlage, wie der Herr Verfasser dieses Aufsatzes, zu Freunden werden, muß natürlich eine allgemeine Anerkennung schon vorausgegangen sein. Dann versteht sich die übrige von selbst. Bis dahin aber helfen Vernunftgründe nicht, sondern sie sagen mit dem Patriarchen des Nathan: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt" — oder in diesem Falle „begraben".

Indessen, es giebt auch wieder Starrsinnige, welche dem Neuen nicht deshalb feindlich bleiben, weil es „neu" ist. Ich will von den Gegnern, welche ich für vorurtheilslos genug erachte, um künftige Freunde des Verfassers zu werden, nur Einen herausgreifen.

Im Juli dieses Jahres erwähnte der Hofprediger Dr. Rüling in Dresden in einer Predigt der Feuerbestattung und fand sie wenig ansprechend, weil sie eine Nachahmung des Heidenthums sei. Freilich wäre zu entgegnen, daß die Verbesserung nicht mehr noch minder „heidnisch" sei als das Osterfest, die Pfingsten u. s. w. Ferner ist unser „Christbaum" einfach eine Nachahmung heidnischen Gebrauches; der „Knecht Ruprecht" vertritt den Jul-Klapp der alten Heiden. Sogar das christliche Kreuz war schon vor Jahrtausenden bei den Heiden ein religiöses Symbol. Und der Grabhügel unserer Grabstätten — ist er etwa kein heidnischer Gebrauch? Wenn wir nicht mehr das Heidenthum nachahmen wollen, dürfen wir nicht mehr mit Messer und Löffel essen, nicht mehr Stiefel und Beinkleider, noch Ringe oder Mäntel tragen. Mit Ausnahme der Stahlfedern und der Streichhölzchen wird wenig übrig bleiben von unseren täglichen Lebensbedürfnissen, das nicht eine „Nachahmung des Heidenthums" wäre.

Daß ferner beim Verbrennen die Menschenhände einen „unberufenen Eingriff in den von Gott geordneten langsamen Proceß der Auflösung des menschlichen Leibes" ausführen, bestreite ich so lange, bis mir nachgewiesen wird, daß „Gott" eine „langsame" Auflösung „angeordnet" habe. Das sind zwei Punkte, deren Nachweis doch etwas schwer fallen dürfte. Wir wollen nur einen derselben herausgreifen. — Was heißt denn „langsame" Auflösung? Ist sie in Indien langsam, wo die Leiche binnen drei Tagen jauchig zerfließt? Oder bei den Huancha, wo der todte Leib an sandigen Südhängen ausdörrt und sich für Jahrzehnte dann erhält? Oder in den Kalkgrüften zu Bonn, Prag, Wien, wo die modernden Leiber in Jahrhunderten sich wenig verändert haben? Oder in dem nördlichen Sibirien, wo nach Jahrtausenden im Eise noch Fleisch, Haar und Speisereste der mikroskopischen Untersuchung zugänglich sind? Ist es dieser „Langsamkeit" gegenüber gestattet, die Leichen in lockere Erde zu betten, wo sie schneller verwesen? Oder ist es Pflicht der Christen, die Leichen in Thon, Moor und Kalkgruben unterzubringen? Und wenn dies nicht — wenn sogar die lockere Erde gestattet ist — aus welchen Gründen dann die noch schnellere Verwesung im Feuer verpönen? Wo liegt die christliche Grenze der „Langsamkeit"?

Die „Kränkung des menschlichen Zartgefühles" kann bei der Verbrennung nur für denjenigen vorhanden sein, der die bereits erwähnten sehr wenig mit dem „Zartgefühle" zu vereinbarenden Einwirkungen der Fäulniß nicht kennt, und auch die „völlige Umwälzung unserer kirchlichen Sprache" zeigt sich bei näherer Betrachtung als nicht vorhanden.

„Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen!" kann kein Wahrheitsliebender heute mit gutem Gewissen aussprechen. Sie ruhen ja nicht sanft, wenigstens nicht auf lange Zeit, sondern erwarten in ihrem Miethgrabe nur die Stunde, in welcher sie wiederum höchst unsanft herausgeworfen werden, um dem Nachfolger Platz zu machen. — Ein „Gottesacker" ist auch das Columbarium; denn hier handelt es sich nur um einen bildlichen Ausdruck. Dem „Schooße der Erde" kann man auch die Urne anvertrauen.

Aber wenn dies Alles auch nicht wäre, der Gewinn des Besseren und Vernünftigen muß den Sieg davontragen über die Vorliebe für althergebrachten Sprachgebrauch, oder — man klammert sich an das Alte an, weil es „alt" ist, und verneint das Neue, weil es „neu" ist. Das wird kein Besonnener wollen, und deshalb sehen wir in einem solchen Gegner einen künftigen Freund.

Prof. C. Reclam.

Aus amerikanischen Gerichtssälen.

1. Eine Versicherungsgeschichte.

Im südöstlichen Theile Pennsylvaniens, in einer Gegend, wo man von dem riesenhaften Aufschwunge der Vereinigten Staaten wenig oder gar nichts merkt, liegt das Städtchen Westchester. Es sah vor vielen Jahren nicht anders aus als heute; seine Einwohnerzahl nimmt weder zu noch ab, und nach Verlauf von fünfzig oder hundert Jahren wird dieselbe kaum größer sein als jetzt. In manchen der östlichen Staaten, von denen sich der Strom der Einwanderung abgelenkt und den westlicher gelegenen zugewendet, findet man gar häufig kleinere Städte, die in einen traumhaften Schlummer versenkt zu sein scheinen. Im Winter

liegen sie halb im Schnee und halb im Schmutz vergraben, im Sommer aber hängt der einförmig blaue Himmel wie eine bleierne Decke darüber, und die Sonne sendet ihre sengenden Strahlen auf die weißgetünchten Holzwände der Häuser nieder. Und weißgetüncht ist in solchem Neste Alles, jede Wand, jeder Pfahl, jede Planke, ja selbst die Stämme der Bäume. In den schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen herrscht wenig Leben, und nur am Sonntage, wenn die unvermeidlichen vier oder sechs Kirchen, die auch die kleinste Stadt aufzuweisen hat, ihre Glocken ertönen lassen und die schläfrigen Bewohner schlaftrunken nach den Gotteshäusern gehen, um bei den Worten des Predigers nur noch schläfriger zu werden, sieht man Menschen in größerer Anzahl durch die Straßen wandeln. Fremde kommen nach diesen Orten nur bei besonderen Gelegenheiten und Ereignissen, da von Anziehungspunkten und Sehenswürdigkeiten dort keine Rede sein kann.

Solch eine besondere Gelegenheit mußte auch am 28. October 1873 für Westchester hereingebrochen sein, denn Hunderte von Fremden strömten am Morgen jenes Tages von allen Seiten und Richtungen in das Städtchen. Uebrigens schien dieses Ereigniß keinem der Ortsbewohner besonders aufzufallen, denn Jeder vermochte sich dasselbe zu erklären. Sollte doch an dem genannten Tage der Proceß gegen den berüchtigten William E. Udderzook beginnen, welcher der Ermordung seines Schwagers Winfield Scott Goß angeklagt war, und wer die Geschichte dieses Verbrechens kannte, das vor wenigen Monaten so große Sensation in den östlichen Staaten der Union wachgerufen, verwunderte sich nicht über das zahlreiche Erscheinen der Fremden an dem Orte, in dessen Gerichtsgebäude der Mörder den Anfang seines Processes erwartete.

Bevor wir aber in das Gebäude treten, wo ein neuer Act in einem blutigen Drama beginnen soll, wird es Zeit, den Leser mit der Geschichte dieses Verbrechens bekannt zu machen.

An der York-Road, einer von Baltimore sich abzweigenden Landstraße, stand noch vor wenigen Jahren ein hölzernes Häuschen. Es sah recht unscheinbar und armselig aus, und selbst die äußere Erscheinung mehrerer nahe gelegenen Negerhütten stach noch vortheilhaft von der des Häuschens ab. In dem letzteren lebte ein Mann, Namens Winfield Scott Goß, der sich den Ruf eines Sonderlings erworben hatte. Er besaß eine junge, schöne Frau, die in einer der fashionablen Straßen Baltimores wohnte, und obgleich er diese häufig aufsuchte, so hielt er sich doch selten lange bei ihr auf. Während des größten Theiles seiner Zeit hockte er einsam in seiner baufälligen Hütte, ohne daß man eigentlich erfuhr, was er dort trieb und weshalb er sich von aller Welt zurückzog. Fragte man ihn, womit er sich beschäftige, so entgegnete er, daß er in seinem Laboratorium (anders nannte er seine Hütte nie) experimentire, um ein Substitut für „India Rubber", auf welches er später ein Patent zu erlangen wünsche, herzustellen. Am Abende des 2. Februars 1872 brannte das Häuschen nieder, und kurz darauf fand man unter den Brandtrümmern die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Ueberreste eines menschlichen Wesens. Da ausreichende Beweise vorlagen, daß Goß sich kurz vor dem Brande in dem Hause befunden, und zwei Männer, ein Deutscher, Namens Engel, und ein Schwager des angeblich Verunglückten, ein gewisser William E. Udderzook, aussagten, daß sie Goß kurz vor dem Brande verlassen, so nahm die bei der Leichenschau fungirende Jury keinen Anstand, den Wahrspruch abzugeben, daß Goß bei dem Brande ums Leben gekommen sei.

Einige Tage lebte dieses Ereigniß im Munde der Baltimorer Bevölkerung fort, dann wurde es vergessen und der Name des Sonderlings nur im Kreise seiner Bekannten vielleicht dann und wann noch einmal erwähnt. Plötzlich aber ward die Aufmerksamkeit des Publicums auf's Neue auf diesen Vorfall gelenkt, und derselbe gewann mit einem Male ein größeres Interesse. Nachdem nämlich mehrere Monate nach dem Feuer an der York-Road verstrichen waren, stellte sich heraus, daß Goß Policen zum Betrage von fünfundzwanzigtausend Dollars in vier Lebensversicherungs-Gesellschaften besaß. Als jedoch seine Gattin ihre Rechte geltend machte und den vollen Werth der Policen beanspruchte, verweigerten die Assecuranz-Compagnien die Zahlung und zwar auf den Grund hin, daß Betrug im Spiele sei. Die Compagnien stellten sogar die Behauptung auf, daß Goß noch lebe und in Gemeinschaft mit seinem Schwager Udderzook eine Leiche in dem Hause versteckt und dasselbe angezündet habe, während Alexander Campbell Goß, ein Bruder des angeblich Verbrannten, den Letzteren mit einem in der Nachbarschaft bereit gehaltenen Fuhrwerk in Sicherheit gebracht habe.

Im Mai 1873 wurde Frau Goß vor dem Bundesbezirksgerichte in Baltimore klagbar, um die Assecuranzsumme zu bekommen. Die vorgeblichen Ueberreste von Goß wurden nochmals ärztlich geprüft, aber die Leiche war dermaßen entstellt, daß von einer Identification keine Rede sein konnte. Nur die Zähne waren noch erhalten; diese aber sahen sehr schlecht aus und stimmten durchaus nicht mit dem prächtigen Gebisse überein, welches Jeder, der den sonderbaren Menschen gekannt, an demselben bewundert hatte.

Auf diesen Umstand stützte sich hauptsächlich die Vertheidigung, unterließ es aber, Frau Goß mit irgend einer Absicht des Betruges in Verbindung zu bringen. Ihr Betragen bei der ersten Besichtigung der Leiche, kurz nach dem Brande, war geeignet, jeden Verdacht von ihr abzulenken; sie hatte sich damals auf die entseelten Ueberreste geworfen und ihren Schmerz in einer Weise geäußert, die nach dem Urtheile aller Augenzeugen jeder Verstellung fremd war. Und doch mußte jeder Unbefangene sich die Frage stellen, was Goß und seine Complicen dabei gewinnen konnten, wenn Frau Goß nicht zu dem Complot gehörte. Das Ende des Processes war übrigens, daß das Gericht einen Urtheilsspruch zu Gunsten der Frau Goß abgab. Die Assecuranz-Compagnien beantragten einen neuen Proceß und blieben inzwischen im Besitze des Geldes.

Am 11. Juli desselben Jahres wurden in einem einsamen Gehölze zwischen Cochranville und Penningtonville, zwei kleinen Orten in Chester-County, Pennsylvanien, die schrecklich verstümmelten Ueberreste eines Mannes gefunden und zwar auf eine seltsame Weise. Ein Farmer fuhr auf dem Newporter Landwege von seiner Farm nach Cochranville, und als er an dem erwähnten Gehölze vorbeikam, wurde seine Aufmerksamkeit durch mehrere Bussarde und Aasgeier erregt, die über einem gewissen Punkte des Waldes hin- und herflogen. Als er von Cochranville zurückkehrte, sah er die Vögel noch über derselben Stelle schweben. Er verließ sein Fuhrwerk, ging in das Gehölz und fand den Leichnam. Die Arme und Beine waren von dem Rumpfe getrennt und das Gesicht so entstellt, daß es kaum zu erkennen war. Der Mörder, dessen Opfer auf diese Weise gefunden wurde, mußte ein besonderes Interesse daran gehabt haben, das prächtige weiße Gebiß des Leichnams zu zerstören, denn mehrere Zähne waren aus den Kiefern gebrochen, und zwar konnte dies erst geschehen sein, nachdem der Unglückliche bereits sein Leben ausgehaucht.

Man stellte Nachforschungen an, wer der Todte sei, woher er gekommen und von wessen Händen er gefallen. Diese Nachforschungen brachten folgende Thatsachen an's Licht. Am 30. Juni kamen zwei Männer nach Jennerville in Pennsylvanien und übernachteten in dem dortigen Hôtel. Der Eine dieser Beiden war Udderzook, der Andere angeblich ein reisender Agent aus Kentucky oder Tennessee. Der Letztere machte den Eindruck eines höchst sonderbaren Menschen; scheu wich er jeder Begegnung mit anderen Personen aus, fortwährend schien er sich in gedrückter Stimmung zu befinden. Am seltsamsten aber war sein Benehmen gegenüber seinem Begleiter. Wenn er denselben anschaute, so konnte man kaum sagen, ob der Blick Vertrauen oder Furcht ausdrückte. Vielleicht war es ein Gemisch von beidem, was in diesen Blicken lag. Am Morgen nach der Ankunft in Jennerville begab Udderzook sich nach Penningtonville und miethete daselbst ein Gefährt, mit dem er Nachmittags nach dem ersteren Orte zurückkehrte. Abends zwischen sechs und sieben Uhr stieg er mit dem Agenten in das kleine Fuhrwerk und verließ das Hôtel. Gegen Mitternacht langte er wieder in Penningtonville an und lieferte das Gefährt ab. Er saß zu dieser Zeit allein in dem Wagen, welcher Spuren rücksichtslosen Gebrauches aufwies. Das Wachstuch des Fußbodens war zerrissen; an den Sitzen befanden sich große Blutflecken, und zwei Decken, die der Wagenverleiher ihm am Nachmittage mitgegeben, fehlten gänzlich. Kaum waren diese Thatsachen bekannt geworden, als sich der Verdacht des Mordes auf Udderzook richtete und man zu dessen Verhaftung schritt. Er wurde in Baltimore, wo er mit seiner Frau und

seinen Kindern wohnte, festgenommen und nach Westchester, dem Hauptorte des Countys, in dem der Mord begangen wurde, gebracht und im dortigen Gefängnisse eingekerkert. Mittlerweile wurde über den aufgefundenen Todten eine Leichenschau abgehalten, und die Untersuchung stellte fest, daß der Ermordete kein reisender Agent, sondern der angeblich bei dem Brande an der York-Road um's Leben gekommene Winfield Scott Goß war.

Kehren wir jetzt nach Westchester zurück und folgen den Fremden, die soeben den Weg nach dem Gerichtsgebäude eingeschlagen haben. Unter diesen sind besonders die Agenten der bei diesem Processe in so hohem Grade interessirten Versicherungsgesellschaften vertreten, aber auch die Berichterstatter der New-Yorker, Philadelphier und Baltimorer Zeitungen hatten sich in bedeutender Anzahl eingefunden. War doch dieser Proceß mit seinen dunklen Geheimnissen ein prächtiges Thema für die Blätter, die ihre Spalten so gern mit jenen Sensationsberichten füllen, welche von der Masse des Volks mit wahrem Heißhunger verschlungen werden.

Endlich sind wir in den Gerichtssaal eingetreten. Der für die Zuhörer bestimmte Raum ist bereits bis auf den letzten Platz gefüllt, aber wir wissen uns durch die Menge hindurchzudrängen und nehmen Platz an dem für die Berichterstatter der Presse reservirten Tische. Oberrichter Butler hat seinen Sitz auf der Richterbank bereits eingenommen, während der Bezirksanwalt Wanger und Herr Wm. Hayne, welche die Anklagebehörde vertreten, sowie die Herren W. Mac Veagh und J. Perdue, die Vertheidiger des Angeklagten, in einem leisen Gespräche begriffen sind, von dessen Inhalte kein Wort an unser Ohr dringt. Präcise zehn Uhr öffnet sich eine kleine Thür, die unseren Blicken bis dahin entgangen, und William E. Udderzook, der Angeklagte, tritt aus derselben heraus und wird von dem Sheriff nach der Anklagebank geführt. Er ist ein großer, starkgebauter Mann mit gesunder Gesichtsfarbe, scharf markirten Zügen, dunkelrothem Haar, kleinen grauen, etwas zurückstehenden Augen, langer Nase, großem Munde, hoher Stirn und langem Schnurr- und Kinnbarte von röthlicher Farbe.

Kaum hat Udderzook sich auf die Anklagebank niedergelassen, als sich allmählich eine seltsame Gruppe um ihn bildet. Eine alte schwächliche Frau kommt dahergewankt, wirft einen nicht zu beschreibenden Blick auf das Gesicht des Angeklagten und setzt sich darauf zu demselben. Es ist seine Mutter, die laut erklärt, sie will bis zum letzten Augenblicke bei ihrem Sohne ausharren. Jetzt naht sich dem Angeklagten eine zweite Gestalt, seine Gattin: diese trägt ein acht Monate altes Kind auf dem Arme und führt ihr Erstgeborenes, ein kleines Mädchen, an der Hand. In ihrem Gesichte malt sich der Ausdruck der schrecklichsten und folterndsten Angst um das Schicksal dessen, dem sie einst angetraut wurde. Während das kleine Mädchen auf das Knie des Vaters klettert, tritt eine dritte Person in dessen Nähe; es ist seine und auch zugleich die Schwiegermutter seines Opfers, die Mutter seiner Frau und die Mutter jener leidend, aber dadurch nur noch um so interessanter aussehenden Dame, die soeben eingetreten und in einiger Entfernung von der obigen Gruppe Platz genommen; diese zuletzt Angekommene ist keine Andere als Frau Goß, die Wittwe des Ermordeten. Sie hat die Reise von Baltimore nach Westchester angetreten, um als Entlastungszeugin für Udderzook zu erscheinen.

Nachdem die Jury eingeschworen worden und die Anwälte ihre Eröffnungsansprachen gehalten, begann das Zeugenverhör, welches neun Tage währte und die seltsamsten Enthüllungen ergab. In den wenigen Monaten, die zwischen der Festnahme Udderzook's und dem Beginne des Processes lagen, waren die Versicherungsagenten ununterbrochen thätig gewesen, um die Spur aufzufinden, welcher Goß nach dem Brande seines Hauses an der York-Road gefolgt war und die ihn endlich nach dem einsamen Gehölze geführt, wo er unter den Händen eines Mörders sein Leben endete. Es war ihnen auch gelungen, diese Spur aufzufinden, und aus den Aussagen der von den Agenten aufgesuchten und nach Westchester gebrachten Zeugen erhellte Folgendes.

Winfield Scott Goß und Udderzook hatten schon lange Zeit die Absicht gehegt, in den Besitz der Summen zu gelangen, für welche das Leben des Ersteren versichert war. Um dieses zu bewerkstelligen, verschaffte Udderzook sich in einem New-Yorker Spitale einen Leichnam und ließ denselben, in einer Kiste verpackt, nach Baltimore kommen, wo er ihn nach dem sogenannten Laboratorium brachte. Dieser Leichnam mußte Goß' Stelle vertreten und wurde unter den Brandtrümmern gefunden, während Goß, sobald die ersten Flammen aus dem Dache des Hauses emporstiegen, sich auf und davon machte und mit dem nächsten Bahnzuge von Baltimore nach Wilmington in Delaware fuhr. Dort hielt er sich mehrere Tage auf und nahm den Namen A. C. Wilson an. Später empfing sein Bruder Alexander Campbell Goß einen Brief von ihm, welcher in Saratoga im Staate New-York geschrieben war. Von Saratoga wandte sich Goß nach Canada und von dort über Michigan nach Memphis in Tennessee; alsdann reiste er über Baltimore nach Cooperstown in Pennsylvanien. Auf seiner Durchreise durch Baltimore war er kühn genug, in einem dortigen Hôtel abzusteigen und seinen Namen als A. C. Wilson im Fremdenbuche einzutragen.

Während dieser Irrfahrten stand er, wie mehrere aufgefundene Briefe nachweisen, mit seinem Bruder und Udderzook in fortwährendem Briefwechsel. Die Letzteren mußten ihm die Gelder liefern, welche er zu seinen Reisen und für seinen Lebensunterhalt brauchte. Schickten sie ihm nicht genügende Summen, so drohte er, das ganze Netz ihrer Pläne zu zerstören, und die beiden Verschworenen in Baltimore hatten wohl Ursache zu fürchten, daß er seine Drohung wahr machen werde, denn Beide wußten recht gut, daß er nicht zu den Männern gehörte, auf die man unter allen Umständen bauen kann. In Cooperstown, einem kleinen, stillen Orte, der so recht als Versteck für Jemanden geeignet war, welcher die Augen der Welt zu meiden hatte, hielt Goß sich mehrere Monate auf und begab sich im November desselben Jahres nach Newark in New-Jersey, wo er bis zum Juni 1873 verblieb. Dann suchte er Jennerville auf, traf dort mit Udderzook zusammen und fand von des Letzteren Händen seinen Tod.

Diese und viele andere seltsame Enthüllungen förderte das Zeugenverhör zu Tage, und als dasselbe sein Ende erreicht, war Jeder überzeugt, daß Udderzook für diese Welt verloren sei. Freilich machte der Vertheidiger, Herr Mac Veagh, in seinem Schlußplaidoyer noch gewaltige Anstrengungen, seinen Clienten zu retten, und seine Worte blieben auch nicht ohne Eindruck auf die Geschworenen. Er verwies die Jury auf Diejenigen, welche dem Angeklagten als Gegner gegenüber ständen. Derselbe habe mit reichen Corporationen, einer Presse, die ihre Spalten mit Sensationsgeschichten zu füllen wünsche, und einem vom Vorurtheil befangenen Publicum zu kämpfen. Höchst ungerecht und tadelnswerth sei namentlich das Verfahren der Lebensversicherungsgesellschaften. Durch ein derartiges Handeln reicher Corporationen gewinne der Tod nur einen neuen Schrecken, indem Jeder die Befürchtung hegen müsse, daß seine Familie nach seinem Ableben den größten Entbehrungen ausgesetzt sei, falls es einer Compagnie belieben sollte, die Auszahlung des Geldes zu verweigern. Verstand Herr Mac Veagh aber auch für den Augenblick einen tiefen Eindruck auf die Geschworenen zu machen und in den Herzen dieser Männer ein Gefühl für Udderzook wachzurufen, so schwand dieses Gefühl doch bald, nachdem sich die Jury zur Berathung zurückgezogen und sich überzeugt hatte, daß die Beweise von der Schuld Udderzook's klar und unumstößlich seien. Trotzdem hielten sich die Geschworenen drei volle Tage in ihrem Berathungszimmer auf, bevor sie dem Oberrichter die Anzeige machten, daß sie sich geeinigt. Der Gerichtshof wurde sofort zusammenberufen und der Angeklagte in den Saal geführt. Wenige Minuten später traten die Mitglieder der Jury ein und gaben ihren Wahrspruch ab. Derselbe lautete: Schuldig des Mordes im ersten Grade.

Udderzook bekundete, als ihm diese Worte zu Ohren drangen, nicht die geringste Erregung; er starrte nur, ohne mit den Augen zu zucken, auf die Geschworenen, als diese der Reihe nach den Wahrspruch bejahten. So ruhig war er auch während des ganzen Processes geblieben. Sein Verhalten war das eines Mannes, welcher versteht, seine Gefühle zu verbergen und sich in einer Weise zu beherrschen, die Nichts von dem verräth, was im Innern vorgeht. Nur solch ein Mann war im Stande, seinen Freund, Gefährten, Schwager und Mitwisser zu ermorden und den Leichnam mit kaltem Blute in die Erde zu verscharren. Keine Muskel zuckte in dem Antlitz des Mörders, als ein Zeuge nach dem andern auf dem Zeugenstand erschien und neue über-

wältigende und vernichtende Aussagen laut werden ließ. Und als er, nachdem er den Wahrspruch der Jury vernommen, in seine einsame Gefängnißzelle zurückgeführt wurde und seine Frau ihm jammernd um den Hals fiel, auch da blieb er vollkommen gefaßt und ruhig.

So schloß wieder ein Act in diesem schauerlichen Drama. Der letzte steht noch bevor — es ist der Augenblick, wo der Galgen seine Arbeit zu verrichten und der Mörder diese Welt zu verlassen hat.

Und wenn der Leser fragt: „Was geschieht mit Alexander Campbell Goß, dem Dritten unter den Verschworenen?“ — so können wir darauf nur entgegnen, daß die Lebensversicherungsgesellschaften demnächst einen Protest wegen beabsichtigten Betruges gegen ihn einleiten werden. Das Resultat dieses Processes müssen wir vorläufig noch abwarten.

Und Frau Goß, die Wittwe des Ermordeten? Sie lebt nach wie vor in ihrem elegant eingerichteten Hause. Ob sie um das Complot der Verschworenen gewußt hat oder nicht — wir wollen und können nicht darüber entscheiden; aber Eins bleibt gewiß: wäre sie ein Weib gewesen, welches ihren Mann von ganzer Seele geliebt, so wäre sie während des Processes in Westchester nicht als Entlastungszeugin für den Mörder ihres Gatten, sondern als furchtbare Anklägerin gegen denselben aufgetreten.

Der Keim zu den oben erzählten Verbrechen ist auch in diesem Falle, wie in so vielen anderen, nur in den trostlosen Zuständen des amerikanischen Familienlebens zu suchen. Die Liebe zwischen Mann und Weib muß dem Golddurste weichen; die Frau umgiebt sich mit Pracht und Glanz, und der Mann jagt nach dem Dollar. Daß diese Jagd zuweilen zu entsetzlichen Verbrechen und Gräuelthaten führt, davon liefert das oben erzählte Beispiel den besten Beweis.

Louis Lüblert.

Die „Afrikanische Gesellschaft“ und die deutsche Expedition an der Loangoküste.

Von Dr. O. Lange.

„In unserer Zeit des rastlosen Strebens, wo täglich neue Entdeckungen den Kreis des Wissens erweitern und auf allen Zweigen menschlicher Erkenntniß weitersprossende Wahrheiten reifen, muß es vor Allem als dringendste Pflicht erachtet werden, den Planeten, den wir bewohnen, seiner ganzen Ausdehnung nach kennen zu lernen und in unserem eigenen Erdenhaus keine unbetretenen, also unbekannten Strecken übrig zu lassen.“

Das sind die einleitenden Worte des ersten Aufrufes, welchen der Vorstand der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Anfang des vorigen Jahres in die Oeffentlichkeit brachte.

Die Geographie bildet ein einigendes Band für alle diejenigen Naturwissenschaften, die der vergleichenden Methode in ihren Studien folgen und das Beobachtungsmaterial aus verschiedenen Theilen der Erde zu entnehmen haben. Die von der Geographie eingeleiteten Entdeckungsreisen kommen oftmals weniger ihr selbst als den verwandten Wissenschaften, dem Handel und schließlich der Menschheit zu Gute. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß so friedliche und nützliche Unternehmungen, wie die Gründung der „Afrikanischen Gesellschaft“, in allen Schichten der Gesellschaft die wärmsten Förderer und Freunde fanden.

Im April 1872 traten die Delegirten der geographischen Gesellschaften von Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Halle, Frankfurt am Main und München zur Gründung der oben genannten Gesellschaft zusammen. Nachdem man sich über das Ziel, über die Mittel und Wege zur Erreichung desselben geeinigt hatte, constituirte sich die Gesellschaft. Das Patronat übernahmen Ihre königlichen Hoheiten der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Kronprinz von Sachsen, welcher auch später als König Albert dem Unternehmen seine Theilnahme nicht entzogen hat, und Prinz Adalbert von Preußen, der inzwischen durch den Tod abberufen und an dessen Stelle Se. königl. Hoh. Prinz Friedrich Carl von Preußen eintrat, sowie der Senat von Bremen und Hamburg.

Die Aufgabe, welche sich die Gesellschaft zu lösen vorgesteckt hat, ist zunächst die wissenschaftliche Erforschung der noch unbekannten Gebiete Central-Afrikas. Diese Aufgabe in Angriff zu nehmen, schien durch die Umstände geboten. Es wurde beschlossen, den Westen Afrikas zum Ausgangspunkt zu nehmen, um von dort her die neuerdings vorzugsweise im Osten geförderten Entdeckungen zu ergänzen, und als geeignetste Localität erwies sich die noch nie von einem wissenschaftlichen Reisenden besuchte Loangoküste. Hier zeigte sich zugleich die beste Gelegenheit für Begründung einer Station, um zweierlei Zwecke zu erreichen, einmal nämlich, um der in das Innere abzusendenden Expedition einen festen Stützpunkt zu geben, und dann, um den mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten Gelehrten einen bequemen Aufenthaltsort zu gewähren.

Da die Zwecke zunächst rein wissenschaftlicher Natur sind, so fand man in den vorbereitenden Schritten zu dem Unternehmen ein sehr freundliches Entgegenkommen von Seiten der holländischen „afrikanischen Landesvereinigung“, welche ihren Sitz zu Rotterdam hat. Es traten so günstige Umstände zusammen, daß man ohne Zaudern zur Aussendung einer Expedition schreiten konnte.

Als Führer der Expedition fand sich glücklicher Weise, wie wir jetzt schon mit Genugthuung sagen können, eine vortrefflich geeignete Persönlichkeit, Herr Dr. Paul Güßfeldt aus Berlin. Güßfeldt ist sowohl durch seine gediegene wissenschaftliche Bildung, wie durch seine vorzüglichen Charaktereigenschaften, die ihm schon während des Krieges gegen Frankreich, welchen er als Officier mit Auszeichnung mitmachte, die Liebe seiner Cameraden und Untergebenen erwarben, ganz zu solcher Führerschaft geeignet.

Wohin aber sollte die Expedition sich wenden? Von Norden und Osten aus ist die Erforschung Afrikas von Deutschen wiederholt in Angriff genommen worden, niemals aber von der Westküste aus. Die Westküste wurde zwar von dem bekannten Professor Bastian im Jahre 1857 besucht, doch galt es damals nur, von der Küste bis Ambassi (S. Salvador) vorzudringen, was unserm berühmten Forscher auch gelang und bei welcher Gelegenheit er damals die Wahrnehmung machen mußte, daß die Sclavenhändler Jeden, der es nur wagen wollte, in das Innere vorzudringen, getödtet haben würden. Der Sclavenhandel dauerte bis zum Beginne der sechsziger Jahre fort, mußte aber endlich als nicht mehr gewinnbringend aufgegeben werden. Die bis dahin dem Sclavenhandel ergebenen Portugiesen mußten sich nun dem legitimen Handel zuwenden. Sie bildeten unter sich eine „Compania dos Mercantes del Norte“, die indeß nicht von langer Lebensdauer war. Die Holländer, welche neben den Portugiesen und Engländern unter dem vierten bis sechsten Grade südlicher Breite nördlich vom Congo-(Zaïre-)Flusse und an der Loangoküste zerstreute Factoreien besaßen, übernahmen sämmtliche Factoreien der liquidirenden „Compania“ und stellten die bisherigen Eigenthümer als ihre Agenten an, während der eigentliche Handel in sehr geschickter Weise von Rotterdam aus organisirt wurde.

So hatten sich in dem Zeitraume von siebenzehn Jahren, wo Bastian zuerst diese Küste besuchte, die Verhältnisse vollständig geändert, und Bastian durfte, auf umfangreiche Studien, welche er über diese Küste angestellt hatte, fußend, sich der Hoffnung hingeben, daß ein Eindringen in das Innere Afrikas von der Loangoküste aus möglich sei.

Für die Wahl, die Westküste als Ausgangspunkt der Expedition zu nehmen, war auch die wichtige, durch Schweinfurth's und Livingstone's letzte Reisen gewonnene Wahrnehmung, daß sie in ihren Endstationen bereits die geographischen Provinzen West-Afrikas erreicht hatten, bestimmend, denn Flora, Fauna und Menschenleben gehörten dieser an.

Alle diese neuen Anschauungen weckten nun eine rührige Thätigkeit in geographischen Kreisen; das von Berlin ausgehende Unternehmen erfreute sich der lebhaftesten Theilnahme, und reiche Beiträge flossen der Casse der „Afrikanischen Gesellschaft“ zu.*

* Für Diejenigen, welche sich noch an dem Unternehmen zu betheiligen wünschen, sei hier bemerkt, daß der Schatzmeister der Gesellschaft, Herr Le Coq, Berlin, Neue Friedrichsstraße Nr. 37, jederzeit Beiträge in Empfang zu nehmen bereit ist. Auch im Locale der „Afrikanischen Gesellschaft“ und „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin, Krausenstraße Nr. 42, zwei Treppen, werden Beiträge und Bestellungen auf das Correspondenzblatt der „Afrikanischen Gesellschaft“ gegen Einsendung von zwei Thalern entgegengenommen. Die Mitgliedschaft der „Afrikanischen Gesellschaft“ ist zu erwerben durch Zahlung von einem Thaler pro Jahr.

Dr. Güßfeldt selbst zeichnete sechstausend und Bankdirector G. H. W. Bergmann fünftausend Thaler; von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, aus Bremen, Hamburg, Dresden, Leipzig und anderen Orten gingen größere Beiträge ein, auch die Huld des Kaisers Wilhelm, des Königs von Sachsen wurde dem Unternehmen zugewandt, das außerdem durch allerhöchste Bestimmung aus dem kaiserlichen Dispositionsfond unterstützt wurde und von dem Auswärtigen Amte in verschiedener Weise schätzbarste Förderung erhielt.

Nachdem Alles auf das Beste hergerichtet, verließen die Mitglieder der Expedition im Mai 1873 Europa. Der unermüdliche und für die Wissenschaft keine Opfer scheuende Professor Bastian, der Vater und zunächst die Seele der Expedition, eilte unaufgefordert aus eigenem Drange und aus eigenen Mitteln über Lissabon nach der Westküste Afrikas.

nach Banana, der Hauptstation der holländischen Factoreien. Letzteres liegt an der Mündung des Zaïre oder Congo, nach Güßfeldt's Beobachtung unter 6° 1' 25, 4" südlicher Breite. Hier erfuhr Bastian die Hiobspost von dem gestrandeten Schiff; er begann nun sofort eine Recognoscirungsreise durch die Küstenländer Kabinda, Tschiluango und Loango, die uns bis dahin vollständig unbekannt waren. Am Quillu mußte er Halt machen, da er inzwischen von der Ankunft Güßfeldt's unterrichtet war.

Am 25. Juli 1873 erreichten Güßfeldt und von Hattorf Banana, von wo aus Güßfeldt alsbald nach Landana in der Landschaft Loango aufbrach, und der 5. August führte diesen mit Bastian zusammen.

Es lag von vornherein im Plane des ganzen Unternehmens, an einem geeigneten Punkte an der Küste eine Station zu er-

Das Zelt der „Afrikanischen Gesellschaft". Nach einer photographischen Aufnahme

Dr. Güßfeldt, der mit seinem Begleiter, Lieutenant von Hattorf, über Liverpool mit dem englischen Postdampfer „Nigritia", auf welchem er seine gesammte Ausrüstung eingeschifft hatte, die Reise antrat, hatte bekanntlich das Unglück, im Juni bei Sierra Leone zu scheitern, bei welcher Gelegenheit er den größten Theil seiner Ausrüstung einbüßte. Doch durch das thätige und schnelle Eingreifen des Vorstandes der „Afrikanischen Gesellschaft", damals unter der Leitung des Herrn Professor Neumayer, Vorstand des hydrographischen Amtes der kaiserlichen Marine, wurde rasche Abhülfe geschaffen und der Verlust gedeckt.

Am 2. Juli erreichte Professor Bastian die holländische Factorei Kabinda, nach Dr. Güßfeldt's Beobachtung unter 5° 33' 21, 5" südlicher Breite gelegen. Bastian war nicht wenig überrascht, von Dr. Güßfeldt hier noch nichts zu hören; er mußte ja zu dieser Zeit, wenn ihm kein Unfall zugestoßen war, bereits gelandet sein, und nicht ohne Besorgniß ging Bastian

richten, in welcher die Personen Standquartiere nehmen sollten, welchen einestheils die Pflicht oblag, die Verbindung zwischen der nach dem Innern vorgehenden Expedition und dem Vorstand, respective der Gesellschaft, im Vaterlande zu unterhalten, und anderntheils, wissenschaftliche Beobachtungen und Sammlungen zu machen. Es war nun auch die erste Sorge der beiden Führer der Expedition, ich sage, der beiden Führer der Expedition, weil Bastian als der geistige Führer und Güßfeldt als der factische Führer auf afrikanischem Boden zu betrachten, den geeigneten Platz für die Station zu ermitteln. Anderthalb Meilen nördlich von Landana, unter fünf Grad neun Minuten südlicher Breite (nach Güßfeldt's Messung), fand man diesen Ort, der sich Chinchoxo nennt.

Chinchoxo oder Chinchoncho war eine verfallene Factorei, die nun zu einer wohnlichen Stätte umgeschaffen ist. Ja, aus der vor wenigen Wochen ausgegebenen Nr. 8 des Correspondenz-

Digitized by Google

blattes geht hervor, daß auf der Station noch ein zweites Wohnhaus errichtet ist und daß Herr Soyaux, Mitglied der Expedition, auch schon einen Garten mit Versuchsfeldern angelegt hat. Einen interessanten Anblick dürfte denjenigen, welchen die Einzelheiten einer solchen Expedition noch fremd sind, das Zelt gewähren, in welchem die Waffen und Instrumente der Expedition aufbewahrt werden. Ich lege eine Photographie desselben bei, auf welcher zugleich das für die Passage von Flüssen und Seen angefertigte Boot sichtbar ist.

Bastian kehrte, nachdem die nöthigen Angelegenheiten geordnet und er noch hier und da einen Forscherblick in das Küstenland geworfen, nach Europa zurück.

Am 13. October vorigen Jahres war die Station Chinchoxo so weit hergestellt und eingerichtet, daß die Expedition nun selbstständig an der Küste existiren und Dr. Güßfeldt einer ferneren Aufgabe näher treten konnte, und bereits am 16. October brach derselbe von Chinchoxo aus nach den Landschaften Mayombe und Yangela auf. Es gelang ihm, in das bisher für verschlossen gehaltene Innere einzudringen, ohne daß man ihm ein Ziel steckte. Da diese wichtige Reise doch eben nur eine vorläufige Recognoscirung war, so mußte er sich selbst ein Ziel stecken. Nachdem Güßfeldt den Quillufluß, einen Strom, der unserm Rhein an Größe kaum etwas nachgiebt, bis zu einer Entfernung von zweiundsechszig Miles (circa sechszehn deutsche geographische Meilen) von der Mündung verfolgt, was einer Entfernung von Köln bis Bingen gleichkommt, und seinen Lauf niedergelegt, kehrte er nach Chinchoxo zurück. Die Reise dauerte bis zum 2. December 1873 und war eine recht erfolgreiche, wenn auch recht beschwerliche. Güßfeldt scheint das innere Hochplateau erreicht zu haben, denn er beobachtete Höhen von vierhundertdreißig bis siebenhundert Metern und spricht von Gegenden, die ihn an heimathliche oder doch europäische erinnerten. „Diese Gegend,“ sagt Güßfeldt, „schien für Deutsche oder Schweizer geschaffen zu sein, aber nicht für Schwarze, und es erschien mir fast wie Hohn, daß ich mich hier, statt in ein reinliches kleines Wirthshaus einzutreten, mit den Schwarzen wegen der zu bezahlenden Fazenda herumzanken mußte.“

Dr. **Paul Güßfeldt.**

Nach glücklich überstandener Reise versorgte sich Güßfeldt mit den nöthigen Begleitern zu seiner nun schon angetretenen Reise nach dem Innern. Die erforderlichen Instrumente und Schußwaffen waren auch inzwischen eingelaufen. Auch hatte der Vorstand nach und nach noch die folgenden Mitglieder der Expedition nach der Station Chinchoxo hinausgesandt: die Herren Dr. med. Falkenstein, Lindner, Soyaux, Botaniker, Dr. phil. Lenz, Geolog, und in neuester Zeit Dr. phil. Pechuel-Lösche. Letzterer ist besonders befähigt, Dr. Güßfeldt in allen Arbeiten zu unterstützen und nach mancher Richtung hin das Feld der Thätigkeit zu erweitern.

Die Station ist so weit vorbereitet, nun auch strengwissenschaftliche Gelehrte aufzunehmen, und während sich diese Mittheilung im Druck befindet, bereitet sich ein jüngerer, vielversprechender Gelehrter, Dr. Georg Lohde aus Leipzig, vor, nach der Station Chinchoxo abzureisen. Dr. Lohde hat sich bereits durch mehrere wissenschaftliche Abhandlungen, z. B. „Ueber die Entwickelungsgeschichte und den Bau einiger Samenschalen,“ Inauguraldissertation, ferner „Ueber Insectenepidemien, welche durch Pilze hervorgerufe nwerden“ u. A., rühmlichst hervorgethan. Lohde wird nicht in das Innere gehen, sondern nur auf der Station morphologische und physiologische Forschungen anstellen.

Zum Schluß dieser ersten Mittheilung* über die deutsche Expedition geben wir noch Einiges über Land und Leute an der Congoküste.

Wie die Loangoküste unter den Küstenländern Westafrikas eine klimatisch bevorzugte Oertlichkeit bildet, so zeichnen sich auch die Bewohner derselben vor den anderen Negern durch ihre Intelligenz aus. Sie verstehen sehr zierlich in Metall zu arbeiten, in Holz oder auf Elfenbein zu schnitzen; sie stellen feine Thonwaaren her und verfertigen Matten mit einer Mannigfaltigkeit geschmackvoller Muster. Die ersten Entdecker rühmen die feinen Zeuge, die aus Bastfasern gewebt werden, aber ein seidenartiges Aussehen hatten, und noch jetzt kommen mitunter solche Manufacturen aus dem Innern, während an der Küste selbst durch die Einfuhr baumwollener Stoffe aus Europa die einheimische Industrie verdrängt ist. Ausnehmend gefällig sind die sogenannten Masuka-Mützen gewirkt, das heißt die von den Masuka und anderen Häuptlingen als Standeszeichen getragenen Mützen, von denen sich einige Exemplare in dem ethnographischen Museum in Berlin befinden, ebenso wie mit mühsamer Sorgfalt hergestellte Körbe, die in großer Zahl ineinander geschachtelt sind.

Die königliche Würde ist in all diesen Negerländern mit vielen lästigen Verpflichtungen verknüpft, indem die Unterthanen sehr weitgehende Anforderungen an den Landesherrn stellen. Es wird ihm Schuld gegeben, wenn keine Fische in's Netz gehen, wenn die Ernten fehlschlagen oder wenn der Regen ausbleibt, und im letzten Falle wird von dem Fürsten verlangt, daß er Regen mache. Dies ist ein bedenkliches Ding, da ein Fehlschlagen des Versuches leicht einen gefährlichen Aufstand hervorrufen könnte, und die Klügeren unter den Fürsten lassen sich deshalb persönlich auf nichts ein, sondern schicken einen verantwortlichen Minister, der die weiteren Folgen, also auch wenn es mißlingt, zu tragen hat.

Der Lebenslauf des Einzelnen fließt ziemlich gleichförmig dahin, und auch der Stand macht keinen großen Unterschied. Zwar besteht auch an der Loangoküste, wie überall in Afrika, die Sclaverei, doch ist diese Haussclaverei eine weit mildere Form der Leibeigenschaft, verglichen mit dem Geschicke der Sclaven in Colonien, wo sie zum harten Felddienste angehalten werden. Unter den Freien scheidet sich eine Classe von Vornehmen (Fume genannt) ab, zu denen auch die fürstlichen Familien gehören, doch unterscheiden sie sich ihrem äußeren Auftreten nach kaum von dem gewöhnlichen Volke, außer daß sie meistens von einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge umgeben sind.

Wenn ein junger Weltbürger in's Leben tritt, wird er für

* Die Gartenlaube wird von Zeit zu Zeit authentische Berichte über die Resultate der Expedition aus der Feder des Dr. Pechuel-Lösche bringen.

die ersten Monate sorgfältig Aller Blicke entzogen, und selbst der Vater darf ihn mitunter nicht sehen. Die Mutter hat oft schon bald nach der Geburt ihren gewöhnlichen Hausgeschäften nachzugehen; so viel sie es aber durchführen kann, bleibt sie in dem innersten Gemache des Hauses mit dem Neugeborenen verborgen, bis dieser selbstständig auf seinen Beinchen stehen kann und Gehversuche macht. Dann werden die Fetischpriester gerufen und allerlei Ceremonien angestellt, wodurch der erste Ausgang des Kleinen, der mit Amuletten behängt ist, geweiht wird.

Die Kinder wachsen ungebunden auf, unterstützen aber bald ihre Eltern in deren Beschäftigungen, mehr aus freiem Antriebe, als weil dazu gezwungen. Die Eheschließung besteht in einem Kaufe, wie in anderen Theilen Afrikas, und sobald der junge Mann sich einiges Vermögen erworben hat, bleibt sein erster Gedanke, eine Frau zu erwerben. Manche lassen es bei dieser Einen bewenden; Andere fügen mit weiterer Ausdehnung ihres Haushaltes noch mehr Frauen hinzu, doch bewahrt dann die Erste und Aelteste den Rang der Hausfrau, und sie ist kenntlich an einem dicken Kupferringe, Lemba genannt, den sie am Arme trägt. Ihr sind auch die Schlüssel zu dem Besitzthume des Mannes anvertraut, und den Raum, wo dasselbe aufbewahrt wird, darf außer ihr selbst Niemand betreten.

Die Bestellung des Bodens bleibt den Frauen überlassen. Jeder, der eine Stelle für den Anbau lichtet, wird dadurch Eigenthümer derselben, und obwohl deshalb in der Nähe größerer Dörfer die Umgebung bereits parcellirt zu sein pflegt, bleibt doch im Buschwalde Platz genug für Jeden, der sich der Mühe unterziehen will, das Unkraut auszuroden. Die Männer bringen ihr Leben in Nichtsthun hin, mit Rauchen und Palmweintrinken, es sei denn, daß sie mit Handelsgeschäften oder durch Erörterung ihrer Streitigkeiten in den sogenannten Palavern gelegentlich in Anspruch genommen werden. Die Jagd ist für ihren Geschmack zu mühsam, und sie sehen sich nur selten dazu veranlaßt, wenn nicht vielleicht sich ein Leopard in der Nähe des Dorfes zeigt und Menschenleben bedroht. Dann mag es geschehen, daß sich die Besorgten zusammenthun und das Raubthier zu erlegen suchen. Wenn dies nun aber gelingt, so folgt aus alter Ueberlieferung eine Reihe eigenthümlicher Gebräuche, indem der Leopard als ein „Fürst des Waldes" betrachtet wird und der Jäger nach der Volksansicht zu einer Sühne verpflichtet ist, weil er an die geheiligte Person eines „Fürsten" Hand angelegt. Es wird deshalb ein Scheingericht zusammenberufen, vor dem er sich mit der Nothwehr zu rechtfertigen hat, und erst nachdem er dort freigesprochen ist, erhält er von den übrigen Dorfbewohnern ehrenvolle Dankbezeigungen, weil er sie vor einer ernstlichen Gefahr bewahrt hat. Oft giebt indeß die Erscheinung eines Leoparden in bevölkerten Gegenden Anlaß zu Hexenprocessen, indem man glaubt, daß in der Verkleidung desselben ein Zauberer stecke, ähnlich wie in Europa früher die Vorstellung von den Wehrwölfen verbreitet war. Auch wenn von einem Krokodil ein Mensch gefressen worden ist, wird dadurch manchmal ein Inquisitionsverfahren eingeleitet, um die Hexe oder den Zauberer ausfindig zu machen, durch deren Böswilligkeit ein solches Unglück veranlaßt sei. Ja selbst jeder gewöhnliche Todesfall aus natürlichen Ursachen kann eine derartige Untersuchung hervorrufen, indem die Verwandten des Verstorbenen Solche, die sie demselben feindlich glauben, als Thäter beschuldigen, und es kommt häufig genug vor, daß für einen Einzelnen, der an Krankheit oder Altersschwäche verstorben ist, die doppelte oder dreifache Zahl von Menschenleben, wenn nicht mehr, in Hinrichtungen geopfert wird. Ueber alles Dieses findet sich Näheres in dem vortrefflichen Buche von Prof. Bastian: „Die deutsche Expedition an der Loangoküste".

Aus dem österreichischen Klosterleben.

Nr. 2. Häusliche und theologische Erziehung.

Nach dem Tagebuche eines Wissenden von **A. Thorn.**

Die Leitung der Anstalt ruht in der Hand eines Directors, zweier Vicedirectoren und eines Spirituals, welche sämmtlich Priester sind. Die drei Ersten haben die Hausordnung zu überwachen, die Alumnen spazieren zu führen, bei ihren Mahlzeiten zugegen zu sein und ihre Studirstunden zu inspiciren; der Spiritual sorgt für die rein geistliche Seite besonders durch so genannte Erhorten (Predigten).

Des Morgens haben Alle nach dem gegebenen Glockenzeichen aufzustehen, was, zumal im Winter, einige Ueberwindung kostet, da die Dormitorien (Schlafsäle) nicht geheizt sind. Des Vormittags werden die Collegien besucht, und erst beim Mittagstisch finden sich wieder Alle zusammen. Die Kost ist eine ziemlich einfache, sehr oft auch eine durchaus nicht gut zubereitete. Man sollte meinen, weil die Vorsteher während der Mahlzeit anwesend sind (freilich ohne sich daran zu betheiligen, denn sie speisen für sich und wahrlich keine Seminaristenkost), so würden gerechtfertigte Klagen vorgebracht werden können. Allein deshalb scheinen die Vorsteher nicht hier zu sein, vielmehr, damit keine Bemerkungen über die Kost gemacht werden. Die Speisewirthschaft führt nämlich ein angestellter Wirth, und wenn dessen Gattin nur den Mittagstisch der Vorstände gut zu besetzen weiß, so kann die Kost der Seminaristen knapp und schlecht ausfallen.

Herr und Frau Wirth gelten überhaupt etwas, denn es kam der Fall vor, daß beim Begräbniß einer Wirthsfrau die Alumnen aufgefordert wurden, der Todten das letzte Geleite zu geben, während man kurz zuvor beim Tode eines verdienten Domherrn dasselbe kaum gestattete, weil dadurch eine Stunde Collegium versäumt wurde.

So drücken denn die Meisten die ihnen zuertheilten Speisen mit stolzischer Gelassenheit hinunter. Sie erhalten an besonderen Festtagen auch ein Seidel Bier von fraglicher Qualität dazu. Manche machen dabei heitere Gesichter, aber nicht aus Abtödtung — bewahre, sondern weil der Herr Director oder Vicedirector sie beobachtet. Dadurch steigt man in der Gunst der Vorsteher, und als Begünstigter erhält man zunächst das Ehrenamt eines Präfecten, das ist Aufsehers über seine Collegen, und hat die Anwartschaft auf eine gute Caplanstelle oder gar darauf, einmal als Lehrer an die theologische Facultät zu kommen. Aber wehe dem Unglücklichen, der den Rücken nicht krümmen kann, der nicht gelernt hat sich zu beugen und zu schweigen! Wehe ihm, wenn er sich nicht hergeben kann oder mag zum „Spitzel" und Angeber! Seine Carrière ist halb verdorben, und um seine erste Caplanstelle wird er kaum zu beneiden sein.

An den Tagen, an welchen Collegien gehalten werden, ist der Spaziergang auf ein Minimum reducirt und kann Jeder nach Belieben ihn wählen. Man sieht dann meist die schwarzen Kutten mit den violetten Binden durch die Karlsgasse über den Altstädter Ring, die Zeltnergasse, den Graben und die Ferdinandstraße sich bewegen, um über das Franzensquai zurückzukehren. Der Besuch der Gasthäuser ist den Alumnen übrigens nicht gestattet, aber trotzdem kann man sie in dieser freien Zeit nicht selten bei einem Glase guten „Pilsner" sitzen sehen, oft in Bierhäusern nicht eben ersten Ranges, weil sie hier sicherer zu sein glauben.

An Feriatagen gehen sie unter Aufsicht wenigstens Eines Vorstehers spazieren, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn die jungen Leute, die wohl sämmtlich das zwanzigste Jahr überschritten haben, gleich Schulknaben paarweise „ausgetrieben" werden.

Auch die Studirsäle sind gemeinsam, und da sitzen sie nun, die armen Schüler, Jeder vor seinem schwarzen Pulte, und studiren — auf Commando. Nicht, wenn es den Einzelnen drängt, sich dem Studium hinzugeben, nein, zu festgesetzter Stunde muß er daran gehen, zu „ochsen", ob er disponirt ist oder nicht. Dann herrscht Stille in dem weiten Raume, und das spähende Auge des Vorstehers sieht überall nach, ob man sich auch blos mit der „Gottesgelehrsamkeit" befaßt. Und hier wird die Heuchelei neuerdings groß gezogen, denn nur Wenigen ist es gegeben, auf Befehl zu studiren; die Meisten lassen, das Auge auf das Buch gerichtet, ihre Gedanken nach allen Richtungen hin schweifen oder wissen geschickt dem theologischen Werke eine andere Lectüre unterzuschieben, hauptsächlich die Tagesblätter, zumeist czechische.

Das führt mich auf einen andern Punkt. Die Erziehung

im Seminare ist eine durchaus nationale, und nirgends kann das czechische Nationalbewußtsein und der Deutschenhaß mehr cultivirt werden als hier. Kein Blatt ist schlecht genug, das nicht gelesen werden dürfte, wenn es nur in czechischer Sprache nationalen Tendenzen huldigt. Und das wird von den gleichfalls czechischen Vorstehern sehr unterstützt. Die Alumnen sollen ja Leiter des Volkes werden; in ihnen muß darum der Geist der Nation lebendig sein, der Geist „der großen, herrlichen czechischen Nation“. Die Anzahl der Deutschen im Kloster schmilzt deshalb auch immer mehr zusammen: sie sollen vier Jahre lang die Chicanen nationalen Uebermuthes tragen und dann die dürftigsten, beschwerlichsten Stellen im Erzgebirge übernehmen, denn selbst an bedeutendere deutsche Stationen schickt man gern czechische Seelsorger, vielleicht, damit sie auch hier Propaganda für die „herrliche Nation“ machen.

Rücksichtslosigkeiten gegen deutsche Alumnen sind an der Tagesordnung. Die Umgangssprache ist selbstverständlich die czechische, auch bei Tische; wenn der Deutsche mitsprechen will, muß er eben czechisch lernen, obwohl die Czechen alle des Deutschen mächtig sind, weil sie einsehen, daß ihre Zunge nur einen beschränkten Kreis umfaßt.

Mit dieser häuslichen Erziehung, welche nicht eben geeignet ist, tüchtige Charaktere heranzubilden, welche die jungen Leute nicht fromm, sondern zu Frömmlern und einseitigen Fanatikern macht, hängt auch die theologische Ausbildung zusammen. Das sind nicht freie, frische Studenten, welche hier vor dem Katheder sitzen, das sind ganz armselige Schuljungen in der Kutte, welche in ungeheurem Respecte vor dem Professor zerfließen, besonders wenn derselbe zugleich Seminar-Vicedirector ist. Und deutsche Hörer sitzen dabei und schlucken die nationalen Bissen mit hinunter, weil der Vortragende eben Vicedirector ist.

Fast in jeder Stunde wird lectionenweise abgeprüft, und es ist ein peinliches Vergnügen, wenn die großen Schulknaben das Eingelernte herunterleiern. Das Uhrwerk wird mit der Frage aufgezogen und läuft dann pünktlich ab. Daß damit dem Verstande nicht genützt wird, ist klar. Manchmal ist einer der tüchtigeren Professoren, wie der für Moral, so malitiös, eine Zwischenfrage zu thun; dann stocken die Räder des Gedächtnisses, und der denkfaule Verstand vermag sie nicht in Gang zu bringen. War der unglückliche Professor ein Deutscher, dann wehe ihm! Er wird auf alle mögliche Weise chicanirt, aber nur hinter seinem Rücken.

Wenn das Gedächtniß so vorwiegend cultivirt wird, so liegt das großentheils auch daran, daß der alte Zopf es verlangt, daß die meisten theologischen Disciplinen in lateinischer Sprache vorgetragen und abgeprüft werden. Vom Gymnasium bringt Keiner ein derartiges Wissen mit, daß er sich in der fremden Sprache mit Gewandtheit und Sicherheit ausdrücken könnte. So bleibt bei der strengen Forderung nichts übrig, als die so und so vielen Seiten, welche zur nächsten Stunde abgeprüft werden, wortgetreu auswendig zu lernen.

Wenn man nun durch vier Jahre immer „mitgebüffelt“ hat, so lernt man endlich die fremde todte Sprache radebrechen, und das geschieht denn in einer Weise, daß sich dabei dem rechtschaffenen Philologen wohl alle Haare sträuben. Und dabei wird so viel Unpraktisches und Unklares, so viel leerer Ballast für das Leben geboten, daß der Hörer gar nicht über das Oberflächliche hinauskommt, daß er bei dem beständigen Memoriren ermüdet; daher denn auch die begründete Klage Aller, welche die Prager theologische Facultät besuchen, daß das dortige theologische Studium das unfruchtbarste und trockenste sei, für Herz und Verstand nichts biete und keinen praktischen Nutzen gewähre. Das liegt wohl auch mit an einem Theile der Lehrkräfte.

Es giebt unter den Lehrern hier allerdings auch tüchtige Männer, wie der Professor der orientalischen Sprachen, ein kleiner lebhafter Mann mit blitzenden Augen, in die er zeitweilig ein Glas klemmt, oder der Lehrer der Moral, eine angenehme Persönlichkeit mit rundem, intelligentem, geröthetem Gesicht, einem an Phlegma grenzenden Gleichmuth und einer großen Gewandtheit in der lateinischen Sprache. Der Letztere war der Ablatus des Prager Erzbischofs bei dem letzten Concil zu Rom und hat wohl den größten Antheil an der ursprünglichen Opposition des Cardinals Schwarzenberg gegen das neue Dogma.

Indeß bedeutendere Gelehrte sind immerhin selten, und das ist für den begreiflich, der da weiß, wie man meist Universitätslehrer wird. Wer das Rädchen des Gedächtnisses seiner Zeit als Seminarist am besten schnurren ließ, wer den Rücken am meisten zu krümmen vermochte, wem es ein Vergnügen machte, der peinliche Aufseher seiner Collegen zu sein, der besitzt alle Eigenschaften, auf das Katheder erhoben zu werden. Ob der Mann wirklich einen geistigen Fond, ein geeignetes Wissen, die Gabe des Vortrags besitzt, ist wohl Nebensache — wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand —, und so wird denn der gewesene Seminarist Adjunct der theologischen Facultät und klettert an der Leiter der akademischen Würden, geschoben von seinen Gönnern, hinauf bis zum Doctor und Professor. Ein Deutscher hat übrigens selten das Glück, für diese Laufbahn ausersehen zu werden. —

In monotonem Trabe geht das Semester bei fortwährendem „Vorlesen“ und ebenso consequentem Abprüfen zu Ende bis zur Zeit der Examina. Es fehlt einzelnen Prüfungen übrigens nicht an komischen Seiten. So wird z. B. beim Einüben des Taufritus ein hölzernes Wickelkind mit beweglichem Kopfe verwendet und dieses in aller Form Rechtens getauft, und zwar mit Zuziehung von Pathen und Hebamme, als welche letztere natürlich auch ein Seminarist fungirt.

Ja, Abhülfe thäte hier Noth in mannigfacher Weise. Diese Facultät ist beinahe ein losgerissenes Glied vom Körper der Universität, trägt nicht den Charakter einer Hochschule, sondern blos den einer erzbischöflichen Anstalt.

Ach, daß Lehr- und Lernfreiheit, daß Freiheit im Umgange und Ausgange, im Leben und Studium ihnen gegönnt würde, daß die theologische Facultät in innigste Beziehung zu dem Ganzen der Hochschule träte! Die katholische Kirche würde Priester erhalten, welchen das Leben nicht ganz fremd wäre, welche sich darin mit Anstand zu bewegen wüßten, während jetzt ein Pfaffengeschlecht voll Einseitigkeit und Heuchelei erzogen wird, das zum Theil oberflächliche Zeloten, zum Theil moralisch verkommene Individuen enthält, die für Staat und Kirche nicht nützen. —

Nach drei Jahren kam der Zeitpunkt, an welchem wir die feierliche Ordensproseß abzulegen hatten. Der Tag fiel in die Ferien, welche wir ohnehin in unserem Kloster zuzubringen gewohnt waren. Drei Tage zuvor hielten wir die üblichen Exercitien in der bereits früher angegebenen Weise ab und gingen von Thür zu Thür, um das Votum der Capitularen zu dem bevorstehenden Acte einzuholen, selbstverständlich eine bloße Formalität, da das Votum wohl niemals verweigert wird.

An dem bestimmten Tage (es müssen seit Ablegung der einfachen Gelübde drei Jahre und ein Tag verflossen sein, weil sonst binnen der folgenden fünf Jahre eine Ungültigkeitserklärung möglich wäre) wurde die eigentliche Feier in aller Frühe und Stille in dem Capitelsaale im Beisein der Capitularen vorgenommen. Es war ein Act, der vielfach an die Einkleidung erinnerte, nur ungleich wichtiger war. Fast dieselben Fragen wurden seitens des Abtes vorgelegt und dieselben Antworten ertheilt. In die Hände des Prälaten wurde knieend das Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit abgelegt und mit einem Handkuß besiegelt. Ein neues, zuvor eingesegnetes Ordensgewand wurde angelegt, und unter Absingung des Salve regina begab sich der Zug zur Kirche. Damit war der folgenschwere Act eigentlich vorüber, aber zur Erbauung des Publicums wurde derselbe mit weit größerer Feierlichkeit während des Hochgottesdienstes noch einmal wiederholt. In Gegenwart des gesammten Capitels und einer zahlreichen Versammlung von Gläubigen lagen wir vor dem Hochaltare auf dem Angesichte, während der Chor über uns die Litanei zu allen Heiligen betete. Nach deren Beendigung erhoben wir uns auf die Kniee und sangen nun dreimal mit stets erhöhter Stimme: „Suscipe me, domine, secundum eloquium tuum, et vivam“, worauf der Chor entsprechend antwortete. Nun erhoben wir uns der Reihe nach, traten an den Altar und lasen die schon früher niedergeschriebene Proseßformel in lateinischer Sprache vor, worauf dieselbe auf dem Altarblatt in Gegenwart des Abtes und seiner Assistenten eigenhändig unterschrieben und dem äbtlichen Secretäre übergeben wurde. Daß Einigen die Stimme beim Vorlesen, die Hand beim Unterschreiben zitterte, ist wohl begreiflich und verzeihlich.

Nun folgte der dritte Theil der Feier. Der Abt ließ sich, die Inful auf dem Haupte, auf einem rothsammtenen Faldistorium (Bischofssessel) nieder, das auf die höchste Altarstufe gestellt wurde, und vor ihm knieten wir nun der Reihe nach hin. Der schwere Chormantel, der bisher noch um unsere Schultern lag, wurde abgenommen; man bekleidete uns mit dem Rochet (einem kurzen hemdartigen weißleinenen Gewande), sowie mit dem Almutium (einem grauen leichten Pelzkragen mit Capuze) und drückte das Barett auf unser Haupt. Hierauf legte Jeder seine gefalteten Hände in die gleichfalls gefalteten des Abtes, und nach nochmaligem Gelübde und Handkuß folgte der Bruderkuß, welcher zuerst dem Abte, dann allen übrigen Brüdern ertheilt wurde. Auffallend, fast schmerzlich war es, daß einzelne Brüder sich dem letzteren consequent entzogen.

So waren die neuen Capitularen fertig, wenigstens äußerlich; wie es innerlich bei den Einzelnen aussah — Gott und der Betreffende haben es gewußt. Am nächsten Morgen erhielten wir unter allerlei, mitunter fast drastischen Ceremonien (eine Thür einmal auf- und zumachen, einmal an einem Glockenstrange ziehen &c.) die vier niederen Weihen: Akolythat, Ostiariat, Lectorat und Exorcistat, und mußten uns die Tonsur auf dem Hinterhaupte ausscheeren lassen, die allerdings in Kurzem wieder verwachsen war und erst der Formalität halber, bei der Priesterweihe wieder erneuert wurde. Von den Priestern selbst trug beinahe Keiner dieses geistliche Abzeichen, außer wem die Natur in ihrer oft zu reichen Güte dazu verholfen hatte.

Noch ein Jahr brachten wir nun in den Hallen des „gastfreundlichen“ Klosters der Bettelmönche in Prag zu, sowie in den dumpfen Sälen der theologischen Facultät mit ihrer dem Geiste so wenig gesunden Luft, dann schlossen wir äußerlich unser Studium mit den höheren Weihen des Subdiaconates, Diaconates und Presbyterates ab und wurden mit dem letzteren „hochwürdige“ Herren, während wir bisher nur als „ehrwürdige“ gegolten hatten.

Nun erst trat die Pflicht des Gehorsams eigentlich an uns heran, indem Jeder nach dem Ermessen des Abtes seinen bestimmten Wirkungskreis zugetheilt erhielt, entweder als Lehrer, oder, was meist der Fall war, als Seelsorger. —

Es ist ein wesentlicher Vortheil der Ordenspriester, daß sie bei eintretendem Alter, bei Krankheit, oft auch aus weniger triftigen Gründen, in das Kloster selbst zurückkehren und hier, vor Nahrungssorgen geschützt, ihr Leben zubringen können. So fehlt es dem Kloster selbst nie an Bewohnern, freilich an Bewohnern, deren Jeder ein Original ist oder geworden ist, deren Jeder seine mehr oder weniger ausgeprägten Eigenthümlichkeiten besitzt, die wenig geeignet sind, die friedliche Einheit einer Familie aus diesen heterogenen Elementen zu bilden.

Ist das Friede, wenn der Bruder das Messer auf den Bruder zücken möchte, wenn er mit geladenem Gewehre demselben durch die Hallen des friedlichen Klosters nacheilt? Der das gethan hat, soll irrsinnig sein, sagt man. Derselbe Mann hat übrigens jedem Neuaufgenommenen dringend zum Austritte gerathen. Die Bilder des Friedens sind selten in den Hallen des Klosters, weil nicht immer Beruf, weil äußerer Zwang, weil materielle Verhältnisse die Meisten hinter diese Mauern bringen, die dann in ihrer Unzufriedenheit sich und Anderen das Leben verbittern.

Es giebt unter ihnen gewiß auch ehrenwerthe Männer, denen ihr Beruf heilig ist, aber sie würden außer dieser Genossenschaft Gott ebenso gut, vielleicht besser dienen als in ihr.

Wer mag es dem Manne verargen und einen Stein auf ihn werfen, der wohl nach heftigem Seelenkampfe und in der Ueberzeugung, Recht zu thun, den Muth hat, die Fesseln trotz des Geschreies der Welt und der „Brüder“ zu sprengen? Hat er damit schon seine Kirche verlassen, ist er darum schlecht geworden, verdient er darum Tadel, daß er lieber ein ganzer Mensch als ein schlechter Mönch sein will? Und doch wirft die Kirche selbst, welche die Religion der Liebe lehrt, den Stein auf ihn; sie will ihn nicht dulden; sie stößt ihn aus ihrer Gemeinschaft und legt ihren Fluch auf sein Haupt, obwohl er vielleicht besser war als mancher ihrer „treuen“ Söhne, der ein weiteres Gewissen hat. Es wäre entsetzlich traurig, wenn Jene unfehlbar wären, die den Fluch aussprechen — aber Gott kennt in seiner Vatergüte den Fluch nicht, mit dem man seinen Namen entehrt.

Aufruf für Meiningen.

Wiederum müssen wir die Stimme erheben, um zur Linderung eines harten Schicksals, welches vor einigen Wochen über die Bewohner einer uns benachbarten deutschen Stadt hereingebrochen ist, die Nächstenliebe und Barmherzigkeit Aller aufzurufen.

Meiningen ist am 5. September innerhalb weniger Stunden zu einem rauchenden Trümmerfelde geworden: ein Drittheil der Stadt, zweihundert Häuser, liegen in Asche, und zweitausendachthundert Menschen, etwa die Hälfte der Einwohner, wissen nicht, woher Brod nehmen gegen den nagenden Hunger, wo das Haupt hinlegen und es schützen gegen Wind und Wetter und den herannahenden Winter.

Hier thut Hülfe, schnelle Hülfe um der Menschlichkeit willen noth. Darum, Ihr Alle, fern und nah, diesseits und jenseits des Oceans, die Ihr den Ruf der Gartenlaube, wenn er um Abwehr des Elends bat, noch niemals überhört habt, hört und helft auch diesmal, helft den Bürgern von Meiningen, die in Noth und Trangsal die Hände ausstrecken und in ihrer schweren Bedrängniß Eurer rettenden Liebe hoffend entgegensehen. Jedes Scherflein ist willkommen, und der Empfang desselben wird dankbar von uns bescheinigt werden. Auf denn, sammelt in allen Kreisen und lindert mit Werken der Barmherzigkeit das unsäglich tiefe Elend braver und unglücklicher deutscher Mitbürger, deren Hab und Gut in wenigen Stunden zu einem Häuflein Asche zusammengesunken ist!

Die Redaction der Gartenlaube.

Erste Quittung.

An Liebesgaben können wir heute bereits quittiren: Sammlung des Bibliographischen Instituts zu Leipzig (früher in Hildburghausen) 162 Thlr. 6 Ngr.; Redaction der Gartenlaube 100 Thlr.; Ad. Winkler in Sebnitz 1 Thlr.; Alfred 10 Thlr.; Leo Gebhardt 20 Thlr.

Ernst Keil.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir bitten also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

aufzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals zu reclamiren. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 39. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Die leidenschaftliche Frau handelte in der That nicht nach Plan und Berechnung, als sie zu diesem letzten, äußersten Mittel griff, um ihre Rache zu kühlen. Ihr Erscheinen in dem Garten Erlau's galt einzig der gehaßten Gegnerin. Sie fand Ella nicht, aber statt dessen fand sie den Knaben, allein, unbeaufsichtigt, und die Idee wie die Ausführung des Raubes waren das Werk eines Augenblickes. Das Kind folgte anfangs willig der schönen fremden Dame, die es schmeichelnd an sich zog, und als es ängstlich zu werden begann und nach seiner Mutter zurückverlangte, da war es bereits zu spät. Beatrice dachte gar nicht an die möglichen Folgen ihres Schrittes, als sie triumphirend ihre Beute entführte; sie fühlte nur, daß kein Dolchstoß das Herz Ella's so tief und sicher treffen konnte als der Verlust ihres Kindes, und daß dieser Verlust eine ewig trennende Scheidewand zwischen den beiden Gatten aufrichtete. Das war es, was sie gewollt hatte. Jetzt aber galt es, sich den Raub zu sichern. Gianelli mußte zu der rasch in's Werk gesetzten Flucht die Hand bieten.

Nun lag bereits mehr als eine Tagereise zwischen dem Kinde und seinen Eltern. Aber einmal mußte doch Halt gemacht werden, einmal mußte diese plan- und ziellose Flucht doch ein Ende nehmen. Die Rache war gelungen, weit über Erwarten — was nun?

Der kleine Reinhold schlief noch immer. Hätte er wenigstens die Züge seines Vaters getragen! Vielleicht hätte ihn das vor allem Bösen bewahrt, aber dieses goldblonde Haar, dieses rosige Antlitz und diese tiefblauen, im Augenblick freilich geschlossenen Augen gehörten ja der Mutter an, der Frau, die Beatrice haßte, wie sie noch nie etwas auf der Welt gehaßt hatte, und diese Aehnlichkeit war eine furchtbare Gefahr für das schlummernde Kind. Die glühenden Augen seiner Begleiterin hafteten minutenlang starr auf seinem Gesichte, dann auf einmal zuckte sie zusammen, und wie vor ihren eigenen Gedanken erschreckend, riß sie das Auge los von dem Knaben und wandte sich ab.

Da erblickte sie oben auf der Höhe den Wagen, der dem ihrigen folgte. Ein Reisewagen war überhaupt eine Seltenheit auf diesem Wege, und er kam in der gleichen Richtung, kam in vollster Eile. Beatrice errieth sofort, um was es sich handelte. Also ihre Spur war bereits verrathen, und die Verfolger waren ihr auf den Fersen — mochten sie doch! Sie fühlte sich allmächtig, so lange sie das Kind in ihren Händen hatte.

Sich rasch erhebend, gab sie dem Kutscher Befehl, die Pferde zur größten Eile anzutreiben. Er gehorchte, und nun begann eine wilde Jagd zwischen den beiden Wagen. Mehr als einmal vermochten die kräftigen Thiere sie kaum zu halten, mehr als einmal drohte der Hemmschuh zu reißen und die Insassen dem Sturze preiszugeben. Keiner von ihnen achtete darauf, und das Versprechen eines überreichen Lohnes spornte auch die beiden Führer zur Verachtung der Gefahr an. Es war eine rasende, eine tollkühne Fahrt. Felsen und Schluchten schienen zu beiden Seiten vorüberzufliegen; immer höher stieg die Bergwand empor, je mehr sich die Straße senkte; immer näher brauste der Fluß herauf, doch das Viergespann war unleugbar im Vortheile. Die Wagen rollten jetzt beide im Thale dahin, aber der Raum zwischen ihnen wurde mit jeder Minute kleiner — noch einige hundert Schritte und die Flüchtigen waren eingeholt.

Das erste Gefährt donnerte über die Brücke, die hier die beiden Ufer verband. Jenseit derselben hielt es auf einmal still. Beatrice hatte selbst den Befehl dazu gegeben; sie sah, daß hier kein Ausweichen, kein Entrinnen möglich war, daß sie auf das Aeußerste gefaßt sein mußte. Der Wagen hielt unmittelbar am Rande des Flusses, der reißend schnell dahinschoß; langsam öffnete Beatrice den Schlag, während sie mit der Linken den kleinen Reinhold umfaßte, der von der rasenden Fahrt erwacht war und jetzt ängstlich in die schäumenden, tosenden Wellen blickte, die dicht unter ihm dahinschossen. Er wußte ja nicht, wie nahe ihm die Eltern waren. Jetzt hatte auch der zweite Wagen die Brücke erreicht, und in dem Momente, wo Ella ihr Kind erblickte, war es vorbei mit Besinnung und Ueberlegung. Sie vergaß Reinhold's Warnung, sich nicht zu zeigen, ihm den entscheidenden Schritt allein zu überlassen, und beugte sich weit aus dem Schlage.

„Reinhold!“ hallte es hinüber — es war ein Ruf unaussprechlicher, bebender Angst. Das Kind schrie auf, als es die Mutter erkannte, und streckte beide Arme nach ihr aus. Laut aufweinend wollte es hinüber zu ihr, aber dieses Wiedersehen wurde sein Verderben. Beatrice war leichenblaß geworden, als sie die Gatten nebeneinander erblickte. Also beisammen! Was sie trennen sollte, das gerade hatte sie vereinigt, und wenn Reinhold in der nächsten Minute die Flüchtige erreichte und ihr seinen Sohn entriß, dann waren die Beiden vereinigt für immer, und der Verlassenen blieb nur die Verachtung — oder die Rache.

Aber die Wahl war bereits getroffen. Eine einzige blitzschnelle Bewegung nach dem Strome hin entschied Alles. Beatrice hatte das Kind nicht losgelassen, und mit der Kraft der Verzweiflung riß sie es mit sich hinunter in den Fluthentod. —

Der entsetzlichen That folgte eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung. Die Führer der beiden Wagen waren von ihren Sitzen herabgesprungen und liefen rathlos am Ufer hin und her; sie versuchten es gar nicht einmal, eine Hülfe zu bringen, die hier nur mit Aufopferung des eigenen Lebens möglich war. Ella stand auf der Brücke; sie hatte sich nachstürzen wollen, wo sie nicht retten konnte, aber es war bereits eine bessere Hülfe zur Stelle. Die junge Frau sah die Wellen hoch aufspritzen, in denen ihr Liebstes verschwand, sah, wie diese Wellen sich im nächsten Momente auch über dem Haupte ihres Gatten schlossen. Reinhold hatte sich unverzüglich seinem Kinde nachgeworfen, das sich im Sturze von Beatricen losgerissen hatte und das nun in einiger Entfernung auftauchte. Es folgten Minuten einer Qual, gegen die alles zuvor Erduldete doch nur ein Spiel war. Für Ella drängten sich Leben und Tod zusammen in diesen schäumenden, zischenden Wogen, mit denen die beiden Körper rangen, der eine hülflos, fast widerstandslos, der andere sich mächtig emporarbeitend zu dem einen Punkte, den er endlich, endlich erreichte. Der Vater erfaßte sein Kind, riß es an sich und strebte mit ihm vereinigt dem Ufer zu. Jetzt faßte er Fuß auf dem felsigen Grunde; jetzt ergriff er die überhangenden Felszacken, um sich daran zu halten, und nun gewann auch die Mutter Kraft und Bewegung zurück. Sie stürzte den Beiden entgegen. Langsam stieg Reinhold den Abhang empor. Seine Brust keuchte schwer von der furchtbaren Anstrengung; die Arme bluteten, verwundet von dem scharfen Gesteine, an dem er sich gehalten, aber diese Arme umfaßten seinen Knaben, den er seit Jahren zum ersten Male wieder an seine Brust schloß, und halb ohnmächtig zusammenbrechend, legte er das Kind in die Arme der Mutter.

„Also das soll wirklich und unwiderruflich ein Abschiedsbesuch sein?“ fragte der Consul Erlau den Capitain Almbach, der neben ihm saß. „Ihre Abreise kommt ja ganz plötzlich und unerwartet. Was wird Ihr Bruder, was Eleonore dazu sagen? Beide rechneten ganz bestimmt darauf, Sie noch einige Wochen hier zu behalten.“

Auf der sonst so heiteren Stirn Hugo's lag heute ein Schatten und in seinen Zügen stand ein fremder, bitterer Ausdruck, als er erwiderte: „Sie werden sich leicht genug in die Trennung finden. Reinhold wird in der steten Nähe von Weib und Kind meine Abwesenheit nicht fühlen, und Ella —“ er brach plötzlich ab. „Lassen Sie es gut sein, Herr Consul! Die Beiden haben viel zu viel mit sich selber und mit ihrem neuerworbenen Glücke zu thun, um nach **mir** zu fragen.“

„Ja wohl,“ stimmte Erlau bei, „und wer bei dieser Versöhnungsgeschichte am meisten verliert, das bin ich. Jahrelang habe ich Eleonore als mein Kind betrachtet, habe sie und den Kleinen als mein unbestreitbares Eigenthum angesehen, und jetzt auf einmal macht der Herr Gemahl seine sogenannten Rechte geltend und nimmt sie mir Beide, ohne daß ich Einspruch dagegen erheben darf. Ich begreife Eleonore nicht, daß sie ihm so ohne Weiteres verziehen hat.“

„Nun, so ohne Weiteres geschah es wohl nicht,“ sagte Hugo ernst. „Er hat Widerstand genug gefunden, und ich glaube kaum, daß er ihn jemals überwunden haben würde ohne jene Katastrophe, die ihnen schließlich Beiden zu Hülfe kam. Er erkaufte sich die Versöhnung mit der Rettung seines Kindes. Ella wäre keine Gattin und keine Mutter gewesen, wenn sie sich auch da noch von ihm abgewendet hätte, als er ihr den Knaben unversehrt in die Arme legte. Der Augenblick sühnte Alles, und Sie wissen ja so gut wie ich, daß die Rettung des Kleinen dem Vater beinahe das Leben gekostet hat.“

„Nun ja, er konnte gar nichts Gescheidteres thun, als nach der Geschichte todtkrank zu werden,“ grollte Erlau, der durchaus nicht in sehr versöhnlicher Stimmung zu sein schien. „Das war genug, um Eleonore sofort an seine Seite zu rufen, von der sie dann nicht wieder wegzubringen war, und er ließ sie wohlweislich auch nicht wieder von sich. Man kennt das schon. Gefahr und Angst, Pflege und Zärtlichkeiten ohne Ende! Sie verlangen doch nicht etwa gar, daß ich mich über die Versöhnungsgeschichte freuen soll? Ich wollte, wir hätten die Reise nach Italien unterlassen, dann hätte ich meine Eleonore behalten, und Herr Reinhold hätte sein genial romantisches Künstlerleben hier fortsetzen können. Mir wäre das vollkommen recht gewesen.“

„Sie sind ungerecht,“ sagte Hugo vorwurfsvoll.

„Und Sie verstimmt,“ ergänzte Erlau. „Ich begreife nicht, was mit Ihnen eigentlich vorgegangen ist, Herr Capitain. Ihr Bruder ist außer Gefahr, Ihre Schwägerin die Liebenswürdigkeit selbst; der Kleine hat sich mit vollster Zärtlichkeit an Sie angeschlossen, Ihnen aber scheint der Humor ganz und gar abhanden gekommen zu sein, seit bei uns hier Alles in Versöhnung und Liebe schwimmt. Sie spielen keinem Menschen einen Streich mehr, Sie ärgern Niemanden mehr mit Ihren Neckereien und Einfällen; kaum daß man noch hin und wieder ein Scherzwort von Ihnen hört. Ich fürchte, Ihnen steckt auch irgend etwas im Kopfe oder gar im Herzen.“

Hugo lachte laut, aber ein wenig gezwungen auf:

„Warum nicht gar! Ich halte es nur nicht aus, so lange auf dem festen Lande zu bleiben und meine See zu entbehren. Diese mondenlange Unthätigkeit peinigt mich. Gott sei Dank, daß sie endlich ein Ende nimmt! Morgen früh reise ich, und in wenigen Tagen bin ich wieder draußen auf den Wellen.“

„Nun, dann stieben wir ja recht hübsch nach allen Himmelsrichtungen auseinander,“ meinte der Consul, der noch immer nicht seiner Gereiztheit Herr zu werden vermochte. „Sie segeln nach Westindien, Ihr Bruder und Eleonore wollen gleichfalls fort; ich gehe nach H. zurück — eine allerliebste Einsamkeit, die mich dort zu Hause erwartet! Herr Reinhold hatte zwar die Gnade, mir zu versprechen, daß ich seine Frau und das Kind von Zeit zu Zeit sehen solle. Von Zeit zu Zeit! Als ob mir das genügen könnte, nachdem ich sie jahrelang jede Minute um mich gehabt habe. Freilich jetzt hat ja der Herr Gemahl und Vater darüber zu bestimmen; ich bin überzeugt, er läßt sie keine acht Tage von sich; er ist jetzt gerade so überschwenglich in der Zärtlichkeit, wie er einst in der Rücksichtslosigkeit war.“

Es hatte fast den Anschein, als ob der Gegenstand des Gespräches dem Capitain peinlich sei, denn er brach es rasch ab, indem er sich erhob und sich von dem Consul verabschiedete, zwar herzlich, aber doch etwas kurz und hastig. Erlau sah ihn sichtlich ungern scheiden; denn so groß das Vorurtheil war, das er noch immer gegen Reinhold hegte, so entschieden war er für Hugo eingenommen, und wäre dieser der reuig Zurückkehrende gewesen, der Consul hätte die Versöhnung wohl mit günstigerem Auge angesehen, als er es jetzt that, wo jedes Gerechtigkeitsgefühl in dem Schmerze über die bevorstehende Trennung von seinem Lieblinge unterging. Es tröstete den alten Herrn nur wenig, daß er die wiedergewonnene Gesundheit mit nach Hause nahm; sein Haus kam ihm jetzt unendlich verödet vor, und er seufzte tief auf, als die Thür sich hinter seinem Gaste geschlossen hatte.

Hugo kehrte inzwischen in die Wohnung seines Bruders zurück, die er noch immer theilte. Sein Zimmer befand sich in Folge der Vorbereitungen zur Abreise bereits in der größten Unordnung. Er hatte Jonas befohlen, einzupacken und Alles für morgen früh vorzubereiten, und der Matrose war dieser Weisung auch zum Theil nachgekommen, denn die Koffer standen geöffnet auf dem Fußboden, und die Reise-Effecten lagen auf Tischen und Stühlen umher. Vom Packen schien aber vorläufig keine Rede zu sein, denn Jonas saß noch in vollster Gemüthsruhe auf dem Deckel des großen Reisekoffers und neben ihm die „kleine Annunziata“, die er sich vermuthlich zur Hülfe bei dem schwierigen Geschäft herbeigeholt hatte. Die Unterhaltung zwischen den Beiden war trotz der noch immer sehr mangelhaften deutschen Sprachkenntnisse der jungen Italienerin in vollem Gange, und dabei hatte Jonas ganz ungenirt den Arm um sie gelegt und war soeben im Begriff, ihr einen Kuß zu rauben, der nicht der erste zu sein schien und auch wohl nicht der letzte gewesen wäre, wenn das Erscheinen Hugo's nicht der ferneren Vertraulichkeit ein Ende gemacht hätte.

Das Pärchen fuhr bei dem unvermutheten Oeffnen der Thür erschreckt in die Höhe. Annunziata faßte sich zuerst. Sie flüchtete mit einem leichten Aufschrei an dem Capitain vorüber in das Vorgemach, wo sie verschwand, und überließ ihrem Gefährten die Aufklärung der Situation. Jonas aber stand vor Schrecken starr und steif wie eine Bildsäule und sah, ohne sich zu rühren, seinen Herrn an, der jetzt vollends eintrat und die Thür hinter sich schloß.

„Heißt das die Koffer packen?“ fragte er. „Also so

weit bist Du nun glücklich mit Deinen Mitleids-Exercitien gekommen?"

Jonas seufzte tief auf. „Ja, Herr Capitain, ich bin so weit," versetzte er resignirt.

Das Geständniß wurde mit einer so unendlich komischen Zerknirschung gethan, daß Hugo mühsam ein Lächeln unterdrückte; dennoch sagte er mit ernster Miene:

„Jonas, ich habe nie geglaubt, daß ich dergleichen an Dir erleben würde. Es ist nur ein Glück, daß Du ein Mensch von Grundsätzen bist, die Dir nicht erlauben, aus solchen Thorheiten Ernst zu machen. Die Grundsätze über Alles! Unsere ‚Ellida' liegt segelfertig; morgen reisen wir nach dem Hafen ab, und wenn wir aus Westindien zurückkehren, hast Du Dir die Liebesgeschichte aus dem Sinne geschlagen, und die Annunziata hat inzwischen einen Andern genommen —"

„Das wird sie bleiben lassen," fuhr Jonas wüthend auf. „Ich bringe mich um und sie dazu, wenn sie mir so etwas anthut."

„Willst Du das Umbringen nicht auch auf mich ausdehnen?" fragte Hugo kaltblütig. „Du scheinst mir ganz in der Laune dazu. Bis zum Küssen bist Du gekommen, das steht fest. Ich habe es mit diesen meinen Augen sehen müssen, wie der Matrose Wilhelm Jonas von der ‚Ellida' ein Frauenzimmer geküßt hat, und ich dächte, mit dieser haarsträubenden Thatsache wäre Alles zu Ende."

„Bewahre," sagte Jonas trotzig. „Damit fängt es erst an — jetzt kommt das Heirathen."

„Heirathen willst Du auch noch?" fragte der Capitain im Tone der tiefsten Empörung. „Ein Frauenzimmer willst Du heirathen? Aber so bedenke doch, Jonas, daß die Frauenzimmer an allem Schlimmen schuld sind, daß alles Unheil auf der ganzen Welt nur von ihnen stammt, daß der Mann nur Ruhe und Frieden hat, wenn er fern von ihnen ist, daß —"

„Herr Capitain," erwiderte ihm der Matrose, der gegen allen Respect seinem Herrn mitten in die Rede fiel, als er seine eigenen Worte aus dessen Munde vernahm, „Herr Capitain — ich war ein Dummkopf."

„So? Deine Annunziata scheint Dir bereits einen hohen Grad von Selbsterkenntniß beigebracht zu haben, und das ist um so bewundernswerther, als die Sprache in Eurem Verkehre nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Deine Auserkorene spricht das Deutsche noch herzlich schlecht, und Du hast vom Italienischen nicht viel mehr als ihren Namen begriffen. Freilich, ich habe ja vorhin gesehen, wie vortrefflich Ihr Euch zu helfen wißt. Eure Conjugation des ‚amare' war, wenn auch nicht gerade grammatikalisch richtig, doch äußerst verständlich."

„Ja wohl, wir wissen uns zu helfen," sagte Jonas voll Selbstgefühl. „Wir verstehen uns überhaupt immer und in der Hauptsache haben wir uns gleich verstanden. Ich habe sie gern; sie will mich, und wir heirathen einander."

„Punctum!" vollendete Hugo. „Und was wird unter so bewandten Umständen aus unserer Abreise?"

„Nach Westindien gehe ich noch mit, Herr Capitain," versicherte Jonas eifrig. „So über Hals und Kopf können wir doch nicht heirathen, und meine Braut bleibt indeß bei der jungen Frau Almbach, die versprochen hat, für sie zu sorgen. Wenn ich aber zurückkomme, dann, meint Annunziata, müßte das Seefahren ein Ende nehmen. Sie meint, wenn sie einen Mann nähme, dann müßte er auch bei ihr bleiben und nicht jahrelang auf allen möglichen Meeren umhersegeln. Wir könnten ja irgendwo eine kleine Gastwirthschaft anlegen, dann wäre ich nicht so weit von der See entfernt und hätte immer noch Verkehr mit meinen Cameraden — meint Annunziata."

„Deine Annunziata scheint sehr viel zu meinen," bemerkte der Capitain. „Und Du fügst Dich als bekehrter Weiberfeind und gehorsamer Bräutigam natürlich unbedingt dieser ‚Meinung' Deiner Zukünftigen. Für diese Fahrt also soll die ‚Ellida' noch die Ehre haben, Dich zu ihrer Besatzung zählen zu dürfen? Später hat sie sich einen andern Matrosen zu suchen und ich mir einen andern Diener?"

„Ja, später freilich," sagte Jonas kleinlaut. „Wenn nicht — wenn Sie nicht auch — Herr Capitain — Sie sollten doch lieber auch heirathen."

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinen Vorschlägen!" rief Hugo, ärgerlich auffahrend. „Ich dächte, es wäre vorläufig genug, daß Du unter den Pantoffel geräthst. Jetzt packe die Koffer und nimm Abschied von Deiner Annunziata! Denn morgen in aller Frühe geht es fort. Ich — habe auch noch Abschied zu nehmen."

Die letzten Worte klangen so eigenthümlich gepreßt, daß Jonas verwundert aufschaute. Er wußte, daß es nicht die Art seines Herrn war, sich den Abschied irgendwo und irgendwie schwer zu machen, und doch hörte sich das an, als werde ihm das Lebewohl diesmal recht von Herzen schwer. Zum Glück befand sich der Matrose in der gleichen Lage; deshalb grübelte er nicht viel nach, sondern machte sich an das Einpacken, während Hugo nach den Zimmern hinüberging, die jetzt seine Schwägerin bewohnte. Einige Minuten stand er regungslos vor der geschlossenen Thür, als wage er es nicht einzutreten; dann auf einmal legte er wie mit einem plötzlichen Entschluß die Hand auf den Drücker und öffnete.

Ella saß am Schreibtisch. Sie war allein und im Begriff, einen soeben vollendeten Brief zu schließen, als ihr Schwager eintrat und sich ihr rasch näherte.

„Haben Sie sich in Deutschland angemeldet?" fragte er, auf den Brief deutend. „Consul Erlau wird ganz H. aufrührerisch machen in seiner Verzweiflung darüber, daß er ohne Sie und den Kleinen zurückkehren muß."

Die junge Frau legte die Feder bei Seite und stand auf. „Es thut mir weh, daß der Onkel sich so unendlich schwer in die Trennung findet," entgegnete sie. „Ich habe bereits nach Kräften für einen Ersatz gesorgt und brieflich eine seiner Verwandten gebeten, meine Stelle in seinem Hause einzunehmen, da mich jetzt andere Pflichten rufen. Seinen Wunsch, mich nach H. zu begleiten und für die erste Zeit unsern Aufenthalt dort zu nehmen, konnte ich um Reinhold's willen nicht erfüllen. Wir haben der dortigen Gesellschaft schon einmal Anlaß gegeben, sich eingehend mit uns zu beschäftigen; wenn wir jetzt zurückkehren, wäre der peinigenden Neugier und Theilnahme kein Ende, und Reinhold bedarf noch so sehr der Schonung. Er erträgt noch nicht die leiseste Hindeutung auf das Vergangene, ohne sich gefährlich aufzuregen. Wir müssen durchaus einen andern, ruhigern Aufenthalt suchen."

„Jedenfalls ist es ein Glück, daß Sie ihn bestimmt haben, überhaupt nach Deutschland zurückzukehren," sagte Hugo. „Er ist der Heimath lange genug entfremdet gewesen, in seinem Leben wie in seinem künstlerischen Schaffen. Es ist Zeit, daß er endlich einmal wieder im Vaterlande Wurzel faßt."

Ella lächelte. „Das predigen Sie ihm und mir täglich, und Sie selber sehnen sich doch wieder ruhelos in's Weite? Gestehen Sie es nur, Hugo, Sie können den Tag Ihrer Abreise kaum erwarten, und es wird Ihnen schwer genug, die wenigen Wochen noch hier bei uns auszuhalten."

„Die Schwierigkeit ist bereits gehoben," warf Hugo mit erkünstelter Unbefangenheit hin. „Ich reise schon morgen."

„Morgen?" rief Ella halb verwundert, halb erschreckt. „Aber Sie versprachen ja doch bis zu unserer eigenen Abreise hier zu bleiben."

Der Capitain beugte sich tief über die auf dem Tische liegenden Papiere und Briefschaften, als suche er etwas darin.

„Das — hat sich inzwischen geändert. Ich habe Nachrichten von der ‚Ellida' erhalten, die mich sofort abrufen. Sie wissen ja, bei uns Seeleuten pflegt dergleichen schnell und unerwartet zu kommen. Ich wollte es Ihnen und Reinhold soeben mittheilen und Ihnen zugleich Lebewohl sagen, denn ich muß bereits in aller Frühe fort."

Er hatte das Alles hastig hervorgestoßen, ohne aufzublicken. Die Augen der jungen Frau hafteten ernst und forschend auf seinem Antlitze.

„Hugo, das ist ein Vorwand," sagte sie bestimmt. „Sie haben keine Nachrichten erhalten, wenigstens keine so dringenden. Was ist geschehen? Warum wollen Sie fort?"

„Sie inquiriren mich ja wie ein Criminalrichter," scherzte Hugo mit einem Versuche, den Ton des alten Uebermuthes wiederzufinden. „Seien Sie vorsichtig, Ella! Sie haben es mit einem verstockten Sünder zu thun, der durchaus nichts eingestehen will."

„Ich sehe aber doch, daß irgend etwas vorgefallen ist, das

Sie forttreibt," sagte Ella unruhig. „Und ich habe längst schon bemerkt, daß etwas zwischen uns getreten ist, das Sie Reinhold und mir mit jedem Tage mehr entfremdet. Seien Sie aufrichtig, Hugo! Was haben Sie gegen uns? Weshalb wollen Sie uns jetzt verlassen?"

Sie war ihm näher getreten und hatte bittend, aber in vollster Unbefangenheit ihre Hand auf seinen Arm gelegt. Auf dem Antlitze des Capitains lag eine tiefe Blässe, während er stumm zu Boden blickte; jetzt endlich hob er langsam das Auge.

„Weil ich es nicht länger aushalte," brach er plötzlich mit vollster Heftigkeit aus. „Ich habe Ihrer Versöhnung mit Reinhold so lange das Wort geredet, und nun sie da ist und ich das täglich und stündlich mit ansehen muß, nun fühle ich erst, wie wenig Talent zum Heiligen oder zum platonischen Schwärmer eigentlich in mir ist. Ich muß fort, wenn ich nicht zu Grunde gehen will. — Mein Gott, Ella, so sehen Sie mich doch nicht so an, als ob sich auf einmal ein Abgrund vor Ihnen aufthäte! Haben Sie denn wirklich keine Ahnung davon gehabt, wie es in mir aussieht, und was mich diese letzten Wochen an Ihrer Seite gekostet haben?"

Ella war schon bei den letzten Worten zurückgewichen, und ihr Erbleichen, der Ausdruck tödtlichen Schreckens in ihrem Gesichte gaben bereits die Antwort, noch ehe sie die Lippen zur Erwiderung öffnete.

„Nein, Hugo, davon hatte ich keine Ahnung," entgegnete sie mit bebender Stimme. „Ich glaubte im Anfange unseres Wiedersehens eine flüchtige Tändelei zurückweisen zu müssen. Daß es jemals Ernst bei Ihnen werden könnte, das habe ich nie für möglich gehalten."

„Ich auch nicht," sagte Hugo dumpf. „Ich habe im Anfange auch geglaubt, ich könnte dieses Gefühl weglachen und wegspotten wie alles Andere, und nun ist es doch Ernst geworden, so bitterer Ernst, daß ich auf dem Wege war, den Bruder hassen zu lernen, der ganzen Welt zu grollen, daß mir die letzte Zeit hier zu einer Hölle wurde — vielleicht wird es da draußen auf der See besser, vielleicht auch nicht. Aber fort muß ich, je eher, je lieber."

Es lag etwas so Wildes, Leidenschaftliches in den letzten Worten, und das ganze Wesen Hugo's verrieth so deutlich die mühsam niedergehaltene innere Qual, daß die junge Frau nicht den Muth fand zu einer herben Erwiderung; sie wandte sich schweigend ab. — Nach einigen Minuten trat der Capitain wieder an ihre Seite.

„Wenden Sie sich nicht von mir, Ella, wie von einem Verbrecher!" sagte er mit aufquellender Weichheit. „Ich gehe ja, vielleicht auf Nimmerwiederkehr, und die Stunde meines Geständnisses ist auch zugleich die des Abschiedes. Ich hätte es Ihnen freilich ersparen, Ihnen nicht auch noch das Herz mit dem schwer machen sollen, was mir das meinige abdrückt. Weiß Gott, ich hatte den redlichen Willen, zu schweigen und bis zum Abschiede Stand zu halten; aber man ist doch am Ende auch nur ein Mensch, und als Sie mich baten zu bleiben und mich so freundlich ansahen, da war es vorbei mit der Selbstbeherrschung. Reinhold hat es mir ja selbst prophezeit, daß ich noch einmal den Augen begegnen würde, die allem Spotte und allem Leichtsinne ein Ende machen würden. Das Unglück war nur, daß ich sie gerade in dem Antlitze seines Weibes finden mußte. Wäre das nicht gewesen, ich hätte um dieser Augen willen der ganzen Freiheit und Unabhängigkeit Lebewohl sagen, hätte zum ruhigen, gesetzten Ehemanne werden, hätte meine ganze Natur verleugnen können, und da wäre es doch am Ende schade gewesen um den alten Hugo Almbach — deshalb hat der Himmel wohl ein Einsehen gehabt und ‚Nein' gesprochen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Thüringer Dichter.

Von **Albert Traeger.**

„Ich kann mein Thüringen nicht lassen;
Italien ist schön. Wer wüßt' es nicht?
Da lacht ein ewig heit'rer blauer Himmel
Und prangt die Erde in des Edens Glanz.
's ist aber doch mein Wald nicht, meine Luft,
Thüringer Waldluft nicht, das Herz erweiternd,
Die ich muß athmen, wenn ich leben soll,
Wie uns're Steinforelle uns'res Wassers
Bedarf, um zu gedeih'n."

A. Rost. (Das Wundermädchen aus der Ruhl.)

Kaum Einen Deutschen wird es geben, der, wenn seine Mittel einen sommerlichen Ausflug gestatten, nicht einmal den Thüringer Wald und dabei auch Weimar, die Stätte unserer schönsten und heiligsten Erinnerungen, besucht hätte. Auf der linken Seite wird der mit dem herrlichen Doppelstandbilde unseres Dichterpaares geschmückte Theaterplatz von einer Restauration begrenzt, die namentlich vor und nach den Vorstellungen stets überfüllt ist. Sobald das Wetter den Aufenthalt im Freien gestattet, bietet der Vorbau ein anmuthiges, lebensvolles Bild. Hier erfrischen sich die von allen Seiten herbeiströmenden Fremden; hier sitzt an den streng gehüteten Stammtischen ganz Weimar: der Bürger, der Beamte, der Künstler, vor allem Maler und Musiker, unter der ungeweihten, kurzhaarigen Menge selbst dem wenig geübten Auge leicht unterscheidbar. Hier zeigt sich zuweilen auch die feine hofmännische Erscheinung des Generalintendant von Loën, das Muster eines Cavaliers und eines Theaterbeherrschers, dabei ein hochgebildeter Mann, der sein ganzes Leben dem Dienste der Fürsten und der Musen geweiht und bereits 1848 in Dessau ein conservatives Witzblatt „Die ‚Extrapost'" herausgegeben und einen zu früh vergessenen Roman „Welt und Bühne" geschrieben hat. Hier verkehrt auch der Capellmeister Lassen, ein ebenso feinfühliger und geschmackvoller Componist wie thatkräftiger Dirigent, dem namentlich Richard Wagner sehr viel und noch vor Kurzem die Vorführung von „Tristan und Isolde" in unübertroffener Vollendung zu verdanken hat.

Zu den Getreuesten aber zählt ein Mann, der die Sonnenhöhe des Lebens bereits überschritten, und auf dessen edlen, von ergrauten Locken umwallten Zügen geistige Arbeit und körperliches Leiden tiefe Spuren eingegraben hat. Der mühsame Gang, die gichtgelähmten Hände lassen ihn noch älter erscheinen, als er ist, bis er spricht und mit jugendlicher Lebhaftigkeit und unverfälschter Thüringer Mundart die Unterhaltung nicht mehr in's Stocken gerathen läßt. Er kennt Jedermann und ist Allen bekannt.

Einmal, im Sommer 1871, saßen wir zusammen, als er ein auf dem Tische ausliegendes illustrirtes Blatt zur Hand nahm, darin blätterte, dann las und endlich sich so vertiefte, daß er Alles um sich vergessen zu haben schien. Ich sah, wie seine Züge sich belebten, sein Auge leuchtete, und als er endlich, von innerer Aufregung emporgeschnellt, mit ungewohnter Behendigkeit sich erhob, das Blatt einsteckte und mit den Worten: „Ein Stoff, ein prächtiger Stoff!" fast davon eilte, begriff ich, daß heute keine nähere Auskunft von ihm zu erlangen war.

Sie sollte mir erst ein Jahr später werden. Der 23. Juni 1872 brachte Weimar ein Bühnenereigniß ersten Ranges. „Der ungläubige Thomas, Charaktergemälde in fünf Aufzügen" von Alexander Rost, ward zum ersten Male aufgeführt. Leipzig, der Schauplatz der Handlung, hatte diesmal den Vorrang gehabt, und da der dortige Erfolg ein glänzender, waren die Erwartungen in der Vaterstadt des Dichters auf das Höchste gespannt, und sie wurden übertroffen. Weimar, die Residenz des ersten constitutionellen deutschen Fürsten, der auf seine Nachfolger die unverbrüchlichste Achtung vor der Verfassung vererbt, wo die Lehre des edlen Herder, des mannhaften Röhr noch immer lebendig fortwirkt, ist politisch und religiös durchaus freisinnig. Ort und Zeit waren der Dichtung besonders günstig. Mit stets wachsendem Antheil und Verständniß folgte die dichtgedrängte Menge den Kämpfen des Dr. Christian Thomasius, Professors der Rechte zu Leipzig, des berühmten Aufklärers, der zuerst seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt und den Hexenprocessen im Kampfe gegen die Schaar der Dunkelmänner, geführt von

Alexander Rost.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Benedict Carpzow, berüchtigten Andenkens, ein Ziel setzte. Und als der siegreiche Held der Freiheit und des Gedankens, vortrefflich von Emil Claar gespielt, mit dem Rectoratspurpur der neugegründeten Hochschule Halle geschmückt, die ergreifenden Schlußworte gesprochen:

„Vater im Himmel, Dir ist Alles offenbar,
Du siehst in's Herz, Du weißt, ich glaub' an Dich
Aus meiner Seele tiefstem, tiefstem Grunde.
Und wer da liest, was ich gedacht, geschrieben,
Der weiß, daß ich mir immer treu geblieben,
Anbetend ihn, den laut mein Mund bekennt.
Und drum will ich mit frohem Muth es tragen,
Wenn selbst noch in der Enkel spät'sten Tagen
Die Welt mich den ‚ungläub'gen Thomas‘ nennt —"

da brach ein wahrhaft tobender Jubel los, der sich in endlosen Hervorrufen des Dichters Luft machte. Der Dichter aber leistete diesen ebenso wenig Folge wie den nicht minder zahlreichen und stürmischen Beifallsbezeigungen während der Aufführung, obschon er auf der Bühne war. Ein gebrochener Mann, saß er zwischen der ersten und zweiten Coulisse, Thränen der Freude und des Schmerzes im Auge. Wider den Willen des Arztes hatte er das Siechbett verlassen; er mußte getragen werden und konnte sich seinen Weimaranern, den geliebten Thüringer Landsleuten allen, nicht zeigen; das nahm ihm die schönere Hälfte seines gerechten Triumphes hinweg.

Ueberall hat das Drama die gleiche Begeisterung erweckt, auf dem Nationaltheater in Berlin eine lange Reihe von Aufführungen erlebt und seinen Weg über die deutschen Bühnen noch nicht vollendet. Gegenwärtig bereitet es Dr. Hugo Müller für sein Residenztheater in Dresden mit größter Sorgfalt vor, und auf dem Laube-Theater in Wien steht es für nächsten Winter zu erwarten. —

Alexander Rost ist am 22. März 1816 zu Weimar geboren; sein Vater war großherzoglicher Kammerrevisor, seine Mutter, Therese, eine geborene Trillhof aus Jena. So ist er ein echter Thüringer und in jeder Faser mit seinem schönen Heimathlande verwachsen, das er niemals verlassen hat und dessen Waldluft er nicht gegen den blauen Himmel Italiens vertauschen würde. Seine Jugend fällt in die Ausgänge der großen Zeit Weimars, so daß sein empfängliches Gemüth tiefe Eindrücke und mannigfache Anregung erhielt. Ostern 1836 bezog er die Universität Jena, die Rechte zu studiren. Vor Allem aber fesselten ihn der freimüthige Lehrer der Geschichte Luden und O. L. B. Wolff, der Literarhistoriker und Dichter, hochberühmt zugleich als Improvisator, das glänzendste und eigenartigste Talent, welches Deutschland bis jetzt auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Er wurde bald Rost's Freund und Berather bei seinen poetischen Versuchen und Arbeiten; denn der Student dichtete auch, nicht so wie beinahe jeder Deutsche unter solchen Verhältnissen, nein,

Digitized by Google

mit der vollen Ueberzeugung und dem ganzen Eifer eines wahrhaften innerlichen Berufes.

Und bald nachdem er das Staatsexamen gut abgelegt, bestand er noch eine Prüfung, die nur von Wenigen und nicht allzu häufig so glücklich überwunden wird. Ziemlich die ganze Universität Jena befand sich am 17. April 1841 im Hoftheater zu Weimar. „Kaiser Rudolph in Worms oder der deutsche König und die deutsche Maid, romantisches Volksbild aus dem Mittelalter in fünf Acten" von Alexander Rost, hieß die Zauberformel, welche zu dieser und den nächsten Vorstellungen eine wahre Studenten-Wallfahrt veranlaßte. Wußten sie doch, daß die Dichtung in ihrer Mitte entstanden, und betrachteten sie doch daher den jugendlichen Dichter noch immer als einen der Ihren. Der Enthusiasmus der Jenenser Burschen und der nicht minder lebhafte Beifall der Hauptstadt flochten dem gemeinsamen Lieblinge den ersten vollen Kranz. Der Jurist ließ sich noch nicht davon berauschen, sondern arbeitete an mehreren Justizämtern und dem obersten Landesjustizcollegium pflichtgetreu weiter. Als aber das Drama „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", zuerst in Leipzig am 17. September 1847 und in Weimar am 2. Januar 1848, durch die erschütternde Handlung und die gewaltige dichterische Kraft überall die nachhaltigste Wirkung übte, verließ Rost den Staatsdienst und wandte sich ganz der geliebten Dichtkunst zu. „Dornen und Lorbeer" heißt von da ab sein Geschick.

Seine ferneren Dramen sind: „Das Regiment Madlo" (zuerst in Weimar am 27. Decbr. 1857 aufgeführt), das die letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges darstellt, mit der Proclamirung des Friedens endet und würdig an Schiller's Wallenstein sich anschließt. „Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl" (zuerst in Weimar am 8. Jan. 1860 aufgeführt), dem die schöne Volkssage: „Landgraf, werde hart!" zu Grunde liegt, ist poetisch das anmuthigste Werk des Dichters, ein verklärender Lobgesang auf sein heißgeliebtes Thüringen, voll bestrickenden Duftes und stimmungsvoller Weihe. Die erste Begegnung Ludwig's mit Walpurgis in der mitternächtigen, mondbeleuchteten Waldschlucht braucht den Vergleich mit Shakespeare's berühmtesten Liebesscenen nicht zu scheuen. „Oberst Hans Georg von Madlo" und „Meinhard Vogelgesang, Waldschmied in der Ruhl" gehörten zu den letzten neuen Rollen, die Eduard Genast, der ehrwürdige Veteran der großen Zeit, schuf und mit ebenso großer Hingebung wie Meisterschaft spielte; der bekannte Otto Lehfeld ward sein nächster Erbe. „Berthold Schwarz oder die deutschen Erfinder" bringt mit staunenswerthestem, genialem Geschicke den Erfinder des Schießpulvers und den der Buchdruckerkunst, Johannes Gutenberg, Beide verbunden durch innigste Freundschaft und den gemeinsamen sieggekrönten Kampf gegen die Mächte der Finsterniß, gleichzeitig auf die Bühne. Noch durchzuckt es mich in der Erinnerung, wie bei der ersten Aufführung zu Weimar, am 18. December 1864, dem Blitze gleich in das übervolle Haus das Wort einschlug, das Berthold Schwarz dem Unterweisung in der Alchymie heischenden Kaiser Ruprecht entgegenruft: „Die Freiheit ist der wahre Stein der Weisen." —

Alexander Rost zählt, der Anlage nach, unter unsere bedeutendsten dramatischen Dichter und wird an theatralischem Instinct und Sicherheit der Bühnenwirkung von keinem der Heutigen überkroffen. Ein widriges Geschick und frühzeitiges körperliches Leiden haben ihm die harmonische Durch- und Ausbildung erschwert, und so erklärt es sich, daß in den einzelnen Dichtungen Manches von verschiedenem Werthe sich findet und vielleicht keine den Eindruck eines innerlich vollendeten Kunstwerkes macht; mit größtem Unrecht aber haben hier und da unfruchtbare ästhetische Stelzengänger abfällig darüber geurtheilt. Der äußere Erfolg hat den Rost'schen Stücken ein ganz entgegengesetztes Zeugniß ausgestellt; sie sind sämmtlich auf den deutschen Bühnen eingebürgert, die namhaftesten Darsteller sind mit Vorliebe darin aufgetreten und „Friedrich mit der gebissenen Wange" war eine der herrlichsten Gestalten der unersetzten Emil Devrient.

Rost's Jugend fällt in die Blüthezeit des Schiller-Cultus, und die Spuren davon sind in seinen Werken unverkennbar, vornehmlich in den durchgängig leichtflüssigen, volltönenden und zwanglos gereimten Versen, in dem idealen Aufschwunge der glühenden Begeisterung für Vaterland, Recht und Freiheit und dem gewaltigen sittlichen Pathos. Die höchsten Aufgaben und die am tiefsten einschneidenden Conflicte des Menschengeschlechts bilden den steten Vorwurf des Dichters, der sich nie „mit Kleinigkeiten abgegeben" und nimmer der flüchtigen Laune des Tages gehuldigt hat. Alle seine Dichtungen schildern ausnahmslos den Kampf einer emporsteigenden neuen Zeit gegen das Widerstreben der niedersinkenden alten. Die Worte Kaiser Rudolph's in dem ersten Stücke:

„Seht Ihr die Pfeiler der Tyrannenmacht,
Der trotzigen, in Schutt und Asche sinken?
Dort oben aus den glüh'nden Trümmern schwebt
Ein gold'ner Phönix in des Himmels Weiten,
Und mit der Flamme blut'gem Glanz erhebt
Sich Euch die Morgenröthe bess'rer Zeiten —"

sind die Parole für alle folgenden bis zum „Ungläubigen Thomas", und jener „gold'ne Phönix" ist das Bild des Banners geblieben, das Alexander Rost in treuen Händen seinem Volke unentwegt vorangetragen hat. Er ist einer unserer ersten und unerschütterlichsten Vorkämpfer gegen die Ueberreste des mittelalterlichen Junker- und Pfaffenthums. Lange, ehe dieser Kampf zum Bewußtsein der Menge gelangt und das Volk in denselben eingetreten, haben die Rost'schen Verse die Hörer aus der schlaffen Erstarrung des politischen Winterschlafes aufgerüttelt. Dies sei ihm unvergessen, wenn einst aus der Morgenröthe unserer Tage die volle Sonne der Freiheit emporsteigt, deren Glanz er, ein begeisterter Seher, vorahnend schon geschaut.

Dieser Sonnenglanz ist auch der einzige, der sein Leben durchleuchtet und erwärmt hat. Nachdem er den Staatsdienst verlassen, fand er die nächste Zuflucht und Unterstützung bei seinem Bruder, der Bürgermeister in Remda war. Allein nach wenigen Jahren schon ward dieser von einer schmerzhaften unheilbaren Krankheit ergriffen, und nun mußte der Dichter für ihn sorgen, was er bis an das langwierige Ende des unsäglich Leidenden mit selbstlosester Aufopferung gethan. Dabei blieb er die einzige Stütze seiner alten Mutter, einer vortrefflichen Frau, deren letzte Jahre die kindliche Liebe und die dichterischen Erfolge des Sohnes verschönten. Anfangs 1870 drückte er ihr mit bitterem Schmerze die müden Augen zu.

Seinen schweren Pflichten voll zu genügen, war er unbeweibt geblieben; bald nach dem Tode der Mutter aber reichte ihm ein junges Mädchen, Henriette, die Tochter des Steindruckereibesitzers Walther in Weimar, die Hand. Eine glühende Verehrerin des Dichters, hatte sie ihn schon längere Zeit während seines andauernden Gichtleidens sorglich gepflegt, und so erfreut sich denn der Hartgeprüfte noch spät am Lebensabend des reinen Glückes, welches edle Weiblichkeit allein zu gewähren vermag.

Rost ist Pensionär der Deutschen Schillerstiftung — dieses traurige Wort sagt Alles. Die meisten seiner Stücke sind in einer Zeit entstanden, da die Tantième noch ein frommer Wunsch war, und heute noch fehlt ihm gänzlich das kaufmännische Talent, welches zur Verwerthung des dichterischen in diesen Tagen so unerläßlich. Er ist eine harmlose, liebenswürdige Natur von ungeheuchelter Bescheidenheit und offenherzigem Biedersinn. Gesellig und voll naturwüchsigen Humors, hat er auch den schwersten Leiden stets muthig zu trotzen vermocht. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit seines Schaffens. Manches hat er wie Grabbe am Wirthshaustisch, das Meiste aber im anmuthigen Parke zu Weimar bei Blumenduft und Nachtigallenschlag gedichtet, der in vielen seiner Verse weht und widerhallt.

Alexander Rost ist nicht blos ein vortrefflicher Dichter, er ist ein treuer und tapferer Sohn seines Vaterlandes, an dem er mit inniger Liebe hängt. Deutschland ist seine Mutter, Thüringen seine Braut. Und nicht umsonst hat er gelebt und geschaffen; er sieht sein Ideal der Verwirklichung nahe, die abgelebten Gebilde der Vergangenheit stürzen in sich zusammen; wie die Helden seiner Dramen steht er bereits auf der Schwelle der schöneren Zukunft und darf mit dem Kaiser in „Berthold Schwarz" ausrufen:

„Es ist was Großes — was Unendliches!
Ich fühl' es, wie ein Hauch der Weihe weht
Es um mich her — und meine Zeit ist's, die
Das Herrliche gereift zum Licht des Tages,
Und in dem Schooße meines Vaterlands
Hat Alles sich entsponnen und bereitet."

Störungen der telegraphischen Correspondenz.

Unterbrechung durch Feuchtigkeit, Menschenhand, Drahtbruch, Stürme. — Bäume als Stützpunkte. — Unterirdische Drähte, ihre Isolation und die ihnen drohenden Gefahren. — Die Kabel.

Wenn der Aufgeber einer Depesche dieselbe dem Annahmebeamten übergeben, die Gebühren entrichtet und ihm vielleicht auch noch überflüssiger Weise die sofortige aufmerksamste Beförderung derselben ganz besonders an's Herz gelegt hat, dann geht er befriedigt und mit der frohen Hoffnung von dannen, seine Depesche werde nun binnen kürzester Zeit die Adreßstation erreichen, ohne irgend welchen Fährlichkeiten ausgesetzt zu sein. Diesen süßen Wahn muß ich ihm jedoch rauben; denn in der That gleicht der Weg, welchen eine Depesche von der Hand des gebenden bis vor das Auge des nehmenden Beamten zurückzulegen hat, dem Marsche einer Patrouille in Feindesland durch eine fortlaufende Reihe von Hinterhalten. Der telegraphische Betrieb ist einer zahllosen Menge von Störungen unterworfen, verursacht bald durch die harmlosesten Zufälle, bald durch gewaltige Naturerscheinungen, gegen welche der unwissende, schwache Mensch trotz beharrlicher Anstrengung stets vergebens ankämpft.

Einige der dem telegraphischen Verkehre drohenden Gefahren, sowie die gegen dieselben angewendeten Mittel will ich im Folgenden versuchen etwas näher zu beleuchten, wobei ich in der Hauptsache meinen Aufzeichnungen aus den Vorträgen meiner verehrten Lehrer, der Herren Dr. Brix und Rechnungsrath Weber in Berlin, folgen werde.

Schon die Anlage einer oberirdischen Leitung — worunter im Gegensatze zu den durch die Erde, die Binnengewässer und das Meer geführten (subterrestrischen, subaquatischen und submarinen) Leitungen eine an Stangen und anderen Stützpunkten durch die Luft geführte verstanden wird — ist gar nicht so leicht und schnell ausgeführt, wie dies nach Vorstellung sehr Vieler geschehen könnte.

Die vornehmsten an eine Telegraphenleitung zu stellenden Anforderungen sind, daß sie gut isolirt sei, dem Strome einen bequemen Weg biete und die nöthige Dauerhaftigkeit besitze. Die Frage der Billigkeit kommt erst in vierter Linie in Betracht.

Eine Leitung ist dann gut isolirt, wenn sie dem elektrischen Strome nirgends gestattet, seiner Neigung nachzugeben, zur Erde, unserem großen elektrischen Reservoir, zurückzukehren, wenn sie ihn also in ungeschwächter Stärke fortführt. Um dies zu können, darf die Leitung ihrer ganzen Länge nach keine Stelle enthalten, an welcher eine leitende Verbindung zwischen dem Drahte und der Erde vorhanden wäre. Eine solche wird aber hergestellt nicht nur durch Metall — wenn z. B. von mehreren Drähten der oberste gerissen ist und unter Berührung der übrigen zur Erde herniederhängt —, sondern auch durch Feuchtigkeit und feuchter Luft an der hölzernen Stange herab, welche letztere ja bis 1,7 Meter tief in den Boden eingegraben wird. Es verbietet sich demnach, sofern man nicht den Draht seiner ganzen Länge nach mit einer isolirenden Substanz, wie Kautschuk und Guttapercha, überziehen will, von selbst, denselben direct an den Stangen zu befestigen, weil sonst der Strom bei feuchtem Wetter schon an der ersten Stange zur Erde zurückkehren würde. Die Construction dieses Mittelgliedes nun, welches den nicht isolirten Draht von den allein als Stützpunkte dienenden Stangen trennt, hat den menschlichen Erfindungsgeist lange Zeit ungemein in Anspruch genommen, bis es im Jahre 1858 dem Telegraphendirector von Chauvin in Berlin gelang, diese Aufgabe endgültig zu lösen.

Die seit 1862 in der preußischen, seit 1868 in der norddeutschen Telegraphenverwaltung ausschließlich verwendete Chauvin'sche Doppelglocke erfüllt alle an einen guten Isolator zu stellenden Anforderungen: das Material, Porcellan, gehört zu den schlechtesten Leitern; ihre Construction ist dauerhaft genug, um dem oft sehr bedeutenden Drahtzuge Widerstand leisten zu können, und ihre Form derart, daß nicht nur bei Regen und Schnee, sondern auch bei Nebel und Thau, welche die Isolation am meisten erschweren, zwischen der äußeren und inneren Glocke ein vollkommen trockener Raum sich befindet, welcher dem elektrischen Strome den Uebergang von dem Drahte über die nasse Stange unmöglich macht oder doch ganz bedeutend erschwert. Es ist nämlich über den inneren cylinderförmigen Theil des Isolators eine zweite, ihn ganz bedeckende Glocke gesetzt, welche eine Wärme-Ausstrahlung des inneren Cylinders und somit ein Bethauen desselben ganz unmöglich macht. Bis jetzt hat man weder in der Höhlung der inneren, noch in der der äußeren Glocke eine zusammenhängende Feuchtigkeitsschicht nachweisen können, und somit ist bei der Eigenschaft des galvanischen Stromes, nur einen ununterbrochenen Weg benutzen zu können, die Gefahr, derselbe könne über diese Isolatoren hinweg sich der aufgezwungenen Dienstbarkeit durch die Flucht entziehen, vollständig beseitigt. Leider aber machen sehr oft Spinnen das Innere dieser Glocken zu ihrer Wohnung, überziehen dieselben mit ihren feinen, dichten Netzen und machen dadurch die durch die Construction erlangten Vortheile illusorisch: Regen, Nebel und Thau pflanzen sich mit Hülfe dieser Gespinnste bis in das Innere fort und öffnen so dem Strome einen Weg zur Erde.

Bedenkt man nun, wie sehr eine Depesche durch Verkürzung oder Verlust eines oder mehrerer Zeichen entstellt werden kann, und wie oft sich solche feine Fäden dem Auge des Revisors entziehen mögen, so wird man nicht gleich jede Depeschenverstümmelung auf das Conto „Nachlässigkeit der Beamten" setzen dürfen.

Es überziehen sich aber auch die Glocken sehr häufig, besonders in der Nähe chemischer Fabriken, mit metallischen Niederschlägen, welche selbstverständlich den Strom noch besser leiten als einfach feuchte Niederschläge; denn das Leitungsvermögen des Eisens ist z. B. siebenundsechszig Millionen Mal größer als dasjenige des Quellwassers bei gleichen Dimensionen der leitenden Massen. Ebenso befördert der in der Nähe von Bahnhöfen aufliegende Steinkohlenruß das Entweichen des Stromes aus der Drahtleitung.

Zwar werden sämmtliche Isolatoren alljährlich ein oder mehrere Mal sorgfältig gereinigt, aber dennoch ist deren fortdauerndes Freibleiben von leitenden Stoffen nicht zu erreichen.

Unglücklicher Weise besitzen die hoch oben an den Stangen befindlichen Glocken auch noch eine absonderliche Anziehungskraft für die steinwerfende Jugend von Stadt und Land, welche sich zu ihren Uebungen meist abgelegene Orte aussucht, sodaß etwaige Opfer der edlen Kunst nicht sofort bemerkt und ausgewechselt, und dadurch leicht entstehende Störungen beseitigt werden können.

Eine andere, nie versiechende Quelle von Betriebsstörungen ist der eiserne Leitungsdraht.

Obgleich man in Deutschland denselben nur in der Stärke von 5,4 bis 4 Millimeter (solche von 6 und 2,7 nur ausnahmsweise) benutzt und ihn vor der Uebernahme auf eine absolute Festigkeit von 4386 Kilogramm pro Quadratcentimeter prüft, kommen doch — besonders im Winter bei einer großen Belastung mit Schnee und Eis — Drahtbrüche nicht selten vor. Sobald aber ein Draht gebrochen ist, hat die Correspondenz auf der betreffenden Leitung natürlich sofort ein Ende, und man hat von Glück zu sagen, wenn die beiden Enden nicht mit den übrigen Drähten in Berührung stehen und auf der Erde aufliegen, wodurch eine Correspondenz bis zur Wiederherstellung des Schadens ganz unmöglich gemacht wird. Denn dann steht dem Strome der bequemste Weg zur Flucht offen, und er zögert nicht, ihn zu benutzen, sodaß die entfernte Station keine Spur von ihm erhält. Hingegen setzt derselbe, je nach der Größe des Widerstandes, welchen die Fehlerstelle darbietet, die Apparate der gebenden Station mehr oder weniger in Bewegung, sodaß dem arbeitenden Beamten die gegebenen Zeichen plötzlich auf dem nebenstehenden Apparate, wie von einem äffenden Echo, zurückgegeben werden.

Der galvanische Strom begnügt sich aber auch mit minder bequemen Wegen, um von einem Drahte zu dem andern und vielleicht durch Vermittelung lebender Bäume oder feuchter Stangen zur Erde zu gelangen.

Wird z. B. auf zwei gleichlaufenden Leitungen gearbeitet, und erscheinen die auf dem einen Apparate gegebenen Zeichen auf den drei anderen, an den beiden Enden der Leitungen eingeschalteten Apparaten, anstatt blos auf einem, dem mitarbeitenden Apparate correspondirenden, so sind die beiden Leitungen in Berührung miteinander gerathen, entweder direct, das heißt sie

haben sich verschlungen, oder durch irgend einen Drachenschwanz, eine Peitschenschnur, die zu großem Leidwesen der Betheiligten an den Drähten hängen geblieben ist und beim Eintritte feuchten Wetters durch die daran sich ansetzende Nässe zum Leiter wird.

Vermag schon eine solche Kleinigkeit so unangenehme und oft nicht leicht zu beseitigende Betriebsstörungen zu verursachen, so ist dies bei einer bedeutenderen Beschädigung der Linie in erhöhtem Maße der Fall. So brachen die Stürme des vergangenen Winters an verschiedenen Orten Telegraphenstangen um und setzten dadurch mehrmals die Betriebsfähigkeit ganzer Linien in Frage. Denn eine brechende Stange reißt sehr oft noch die Nachbarstangen mit um, und dadurch entsteht unter den Drähten, deren Zahl manchmal bedeutend ist, ein heilloser Wirrwarr, dessen Beseitigung dem Wiederhersteller keine leichte Aufgabe bietet. Unter Anderm war eines schönen Morgens die westliche von der östlichen Hälfte Deutschlands durch den Bruch einer ganzen Stangenreihe fast vollständig getrennt; nur auf Nebenlinien konnte die Correspondenz unter bedeutender Verzögerung vermittelt werden.

Die Nordoststürme, welche vor einigen Jahren die Küsten der Ostsee verwüsteten, hatten auch die telegraphischen Verbindungen zwischen bedeutenderen Plätzen fast ganz unterbrochen, sodaß z. B. die Correspondenz von Hamburg nach Berlin über Dresden geleitet werden mußte.

So ist Gott Aeolus des Telegraphen Feind; freilich sind es andere Elemente noch mehr.

Die Wechselwirkung von Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe schädigt ebenfalls am meisten die Stangen, dieses kostbarste Linienmaterial. Fortwährend schutzlos allen Einflüssen der Witterung und des Bodens preisgegeben, würden sie binnen Kurzem den allseitigen Angriffen erliegen, wenn sie nicht besonders zubereitet, nämlich mit antiseptischen (fäulnißwidrigen) Stoffen durchtränkt würden. Von diesen werden besonders drei verwendet: Kupfervitriol, Zinkchlorid und kreosothaltiges Theeröl. Die verschiedenen Methoden der Durchtränkung (Imprägnirung) eingehend zu beschreiben und ihre Vortheile abzuwägen, würde uns hier zu weit führen. Die deutsche Reichstelegraphenverwaltung hat sich neuerdings wieder der Durchtränkung à la Boucherie mit Kupfervitriol zugewendet und mehrere Anstalten erbaut, wo die Stangen in großen Massen derartig durchtränkt werden.

Zur Verwendung lebender Bäume als Stützpunkte für die Leitung schreitet man nur selten und ungern. Die Gefahr der Beschädigung der Isolatoren und des Drahtes, sowie der Ableitung des Stromes zur Erde ist bei dem fortwährenden Schwanken der Bäume zu naheliegend, als daß man dieselben in ausgedehnterem Maße benutzen könnte. Nur in der Provinz Preußen ist die Leitung auf einer längeren Strecke an Bäumen fortgeführt, und wieder wurde dies nur durch eine andere geniale Erfindung von Chauvin's ermöglicht. Seine Pendel-Isolatoren sind noch heute mustergültig. In Java freilich ist man durch die alles todte Holz zerstörenden weißen Ameisen gezwungen, nur in den Wipfeln belaubte Palmen anstatt der Stangen zu benutzen. Dabei fällt aber auch die Gefahr weg, daß der Draht die lebenden Aeste berühren und hierdurch dem Strome ein Weg zur Erde geöffnet werden könne.

In Deutschland verwendet man zu Stangen meist das Holz der Kiefer, welches sich durch seinen geraden, gleichmäßigen Wuchs hierzu am besten eignet und überall leichter zu bekommen ist als Lärchenholz, welches allerdings eine größere Dauerhaftigkeit besitzt. Die kiefernen, mit Kupfervitriol durchtränkten Stangen sollen laut Nachrichten aus Frankreich und Belgien, wo man die Boucherie-Methode schon seit dreißig Jahren anwendet, eine durchschnittliche Dauer von fünfzehn Jahren erreichen, während die mit Chlorzink oder Theeröl getränkten eine bedeutend längere Dauer aufweisen.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß alle oberirdischen Leitungen vermöge ihrer Construction zu sehr vielen Betriebsstörungen Anlaß geben. Man ist daher in richtiger Würdigung aller dieser der Correspondenz auf Luftleitungen drohenden Gefahren schon seit dem Beginne der gewaltigen Entwickelung der Telegraphie darauf bedacht gewesen, Mittel und Wege zu finden, um diese Gefahren zu vermeiden. Am leichtesten schien dies erreichbar, wenn man die Leitungen über der Erde ganz aufgab und dieselben in die Erde verlegte. Freilich mußte man dann die Drähte ihrer ganzen Länge nach isoliren, das heißt mit einer möglichst schlecht leitenden Substanz umgeben, um dadurch den galvanischen Strom am Entweichen zu hindern. Zu diesem Zwecke konnte man nur Stoffe benutzen, welche elastisch genug waren, um die mancherlei oft sehr scharfen Krümmungen des in die Erde verlegten Drahtes ohne Gefahr für ihre relative Festigkeit mitzumachen, und zugleich dicht genug, um der Feuchtigkeit, die allzeit bereit ist, dem gefangenen Strome bei seiner Flucht zur Erde behülflich zu sein, den Zutritt zu den Drahtadern zu verwehren. Endlich darf der zu verwendende Stoff auch nicht allzu empfindlich gegen Temperaturschwankungen sein, so daß seine isolirenden Eigenschaften darunter litten.

Alle diese Momente schränken die Auswahl gewaltig ein, und in der That sind bis jetzt nur drei Stoffe zur Isolation unterirdischer Drähte mit Erfolg verwendet worden, nämlich Guttapercha, Kautschuk und Asphalt. Die im Jahre 1842 von Jacobi in Petersburg gelegte erste unterirdische Telegraphenleitung, wobei man die Drähte mit in geschmolzenes Wachs, Harz und Talg getauchtem Zwirn oder gleich präparirter Baumwolle umwickelt hatte, konnte ihren Zweck durchaus nicht erfüllen.

Die Constructionen der mittelst der erstgenannten drei Substanzen isolirten Drähte sind ebenso complicirt wie verschieden. Die Verwendung der Guttapercha wurde zuerst 1847 von Werner Siemens vorgeschlagen, welcher zugleich die hierzu erforderlichen Maschinen erdachte. Um dem Sprödewerden der Guttapercha in der Kälte vorzubeugen, mischte man ihr fünf Procent Schwefel bei, erzeugte dann aber durch die Berührung dieser vulcanisirten Guttapercha mit dem Kupfer Schwefelkupfer, welches in Verbindung mit der übrigen keine isolirende, sondern leitende Substanz wurde. Diesem ersten mißglückten Versuche haben aber Praxis und Wissenschaft so viele vom Glücke mehr begünstigte folgen lassen, daß die jetzt construirten Drähte an Isolirfähigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Es genügt aber nicht, daß man die isolirten Drähte einfach in die Erde legt und nun ihrem Schicksale überläßt; man muß dieselben auch vor Beschädigungen von mancherlei Art sorgfältig schützen. Bei der ersten Anlage unterirdischer Leitungen hatte man nicht daran gedacht, vielleicht auch der zur Isolation verwendeten Guttapercha eine absolute Unzerstörbarkeit zugeschrieben; kurz, man hatte den isolirten Draht einfach zwei Fuß tief in die Erde gegraben. Allein diese geringe Tiefe schützte die Leitung noch nicht vor Verletzungen durch Hacke und Spaten der Eisenbahnarbeiter; Maulwürfe und Feldmäuse zeigten eine seltsame Leidenschaft für Guttapercha, die sie massenhaft verzehrten; die Isolirmasse war nach kurzer Zeit spröde und brüchig geworden, hatte sich sogar theilweise vom Metalle abgelöst, und so sah man alsbald die Nothwendigkeit ein, die Drähte durch eine weitere Umhüllung vor den eben erwähnten ungünstigen Einflüssen zu schützen. Zu diesem Zwecke hat man wieder sehr verschiedene Methoden angewendet; man umwickelte die Drähte mit Hanfband, oder legte sie in hölzerne Rinnen, oder zog sie durch Bleiröhren, die sich beim Durchgange durch eine Drahtpresse fest an dieselben anlegten, oder durch stärkere eiserne Röhren. Alles dies brachte wieder zahlreiche Unzuträglichkeiten mit sich, und so verwendet man jetzt zu den unterirdischen Leitungen in Deutschland Kabel, die sich nur durch die geringere Stärke der äußeren Schutzdrähte von den Submarinekabeln unterscheiden. Die Construction derselben ist kurz folgende:

Mittelst sinnreich eingerichteter Maschinen umwickelt man die zu einem Bündel vereinigten Guttaperchadrähte in entgegengesetzter Richtung mit zwei Lagen sorgfältig getheerten Hanfes, um sie dadurch vor einer Verletzung der isolirenden Umhüllung zu schützen. Da aber diese Hanflagen wieder durch allerlei Thiere 2c. leicht beschädigt werden können, so umspinnt man die Kabel noch mit einer Lage mehr oder weniger starker Eisendrähte, welche aus dem besten Eisen hergestellt sein müssen. Die Anzahl und Stärke dieser Schutzdrähte richtet sich nach dem Zwecke, welchem das Kabel dienen soll; unterirdisch zu verlegende Kabel werden weniger und schwächerer Drähte bedürfen, als Fluß- und Küstenkabel, weil diese durch Wellenschlag, Reibung am Grunde und schleppende Schiffsanker bedeutend mehr in Bezug auf ihre absolute Festigkeit in Anspruch genommen werden als jene, welche nur vor gefräßigen Thieren und unvorsichtigen Arbeitern gesichert zu

werden brauchen. Da nun ferner mit der Stärke und Anzahl der Schutzdrähte zwar die Festigkeit, aber auch das Gewicht des Kabels steigt, hierdurch aber das Legen desselben umständlicher und kostspieliger wird, so macht man bei den Tiefseekabeln, welche an ihrem Lagerpunkte von mehreren tausend Fuß Tiefe vom Wellenschlage und von Schiffsankern nicht mehr incommodirt werden, die Schutzhüllen von Eisen so schwach wie möglich.

Die Meerkabel haben mit ungemein vielen Gefahren zu kämpfen. Bald zerstört das Meerwasser die eisernen Schutzdrähte; bald lassen sich Gourmands von Seethieren die getheerten Hanfstränge gut schmecken, mit welchen die Guttaperchadrähte und öfters auch die Schutzdrähte umwickelt sind; bald werden die Kupferdrähte durch allzu scharfe Biegungen zerbrochen. Ein ungünstiges Zusammentreffen von Umständen kann bewirken, daß durch einen einzigen so geringfügigen, von außen kaum bemerkbaren Fehler das ganze Kabel auf längere Zeit unbrauchbar, die Correspondenz zwischen zwei Welttheilen unterbrochen wird.

Und wie ungemein schwierig und kostspielig ist es, den Ort eines Fehlers zu bestimmen und ihn zu beseitigen! Während man bei einer Luftleitung jede bedeutendere Unregelmäßigkeit beim ersten Blick bemerkt und sie mit verhältnißmäßig geringer Mühe beseitigen kann, erfordert dies bei submarinen noch mehr als bei unterirdischen und Flußkabeln sorgfältige, oft nicht leichte Berechnungen und verwickelte Operationen. Hat man aber glücklich die Fehlerstelle in Händen und wechselt das fehlerhafte Kabelstück gegen ein fehlerfreies aus, so ist sehr oft die Löth- oder Splißstelle wieder eine neue Fehlerquelle geworden. Letzteres gilt überhaupt von allen Verbindungsstellen ober- oder unterirdischer Leitungen, weil der metallische Contact sich fast nie so innig herstellen läßt, als er bei einer aus einem Stück bestehenden Leitung vorhanden sein würde. Deshalb wird auch auf die Verbindungen z. B. von ober- mit unterirdischen Leitungen die größte Sorgfalt verwendet, ohne daß man dabei Isolationsfehler absolut vermeiden könnte.

Am empfindlichsten gegen jede Stromschwankung ist der Typendrucktelegraph von Hughes, weil in Folge derselben einzelne Theile des Apparates weniger präcis arbeiten und mithin ganz falsche Zeichen gedruckt werden, während der Schreibapparat von Morse durch solche kleine Unregelmäßigkeiten sich nicht so leicht beirren läßt.

Welche unvorhergesehene Gefahren der telegraphischen Correspondenz drohen, lehrt folgendes Beispiel: Auf einer größern Station waren eines Morgens sämmtliche Leitungen in Berührung mit der Erde; eine Untersuchung stellte fest, daß die Fehlerstelle innerhalb der unterirdischen Stadtleitung zu finden sei. Man grub nach und fand, daß die Kupferdrähte an einer Stelle ihrer Guttaperchahülle völlig entkleidet waren durch heißes Wasser, welches aus einer Fabrik von Rechtswegen in einer eisernen Röhre, ziemlich tief unter dem Kabel, hätte durchströmen sollen, einen Riß in der Röhre aber dazu benutzt hatte, der Telegraphenverwaltung diesen Schabernack zu spielen.

Aehnliches ist in anhaltend heißen Sommern vorgekommen in den früher verwendeten eisernen Kasten, in welche unterirdische und Flußkabel behufs Verbindung mit den oberirdischen Leitungen geführt wurden. Das Eisen, als guter Wärmeleiter, theilte die äußere Hitze dem Innern mit, und das verursachte ein Abschmelzen der Guttapercha von den Kupferdrähten, wodurch diese unter sich in Contact kamen. Jetzt fertigt man diese sogenannten Ueberführungssäulen aus Holz, wodurch der eben berührte Uebelstand vermieden wird.

Aus dem bisher Gesagten dürfte erhellen, daß im Ganzen die Luftleitungen wegen der Nothwendigkeit zahlreicher Stützpunkte für den Draht bedeutend schwerer gut zu isoliren sind als die unter Erde und Wasser geführten, daß aber etwaige Fehler, deren Vorkommen niemals absolut zu vermeiden sein wird, bei letzteren weit schwieriger aufzufinden und mit größeren Kosten zu beseitigen sind als bei ersteren, abgesehen von dem höheren Herstellungspreis. Man zieht es aber vor, sichtbare Feinde zu bekämpfen, seien sie auch zahlreicher, als unsichtbare, denen so äußerst schwer beizukommen ist, und in Anbetracht dessen dürfte es wohl für die nächste Zeit bei der allgemeinen Verwendung oberirdischer und ausnahmsweisen Construction unterirdischer Leitungen sein Bewenden haben.

Nun haben wir zwar bisher schon zahlreiche Feinde des galvanischen Stromes und mithin der telegraphischen Correspondenz kennen gelernt — möge es mir die Erde, unsere größte Wohlthäterin, die uns netto die Hälfte aller Telegraphenleitungen erspart, verzeihen, daß ich sie in mancher Beziehung mit dazu gerechnet habe! —, aber den gefährlichsten Feind habe ich noch gar nicht erwähnt; er ist so aller Tücken und Ränke voll, und seine Feindseligkeiten sind so verschiedenartig, daß wir ihm vielleicht später ein besonderes Capitel widmen werden: es ist die statische oder Reibungselektricität.

Ein Gang durch Meiningen.

Eine unserer kleinen thüringischen Residenzen, die seit Jahren im fleißigen Aufraffen aus alten Zuständen begriffen war, ist mitten in diesem redlichen Streben von einem furchtbaren Verhängnisse ergriffen und in Tausenden ihrer Bürger auf Jahre zurückgeworfen worden: vom Kern der Residenzstadt **Meiningen** liegt das gewerbfleißigste Dritttheil, die Heimstätte von dritthalbtausend Menschen, in Asche.

Auf drei Millionen Gulden wird allein der Verlust an Wohnhäusern, Seiten- und Hintergebäuden geschätzt. Ein Katastercontroleur berichtet uns, daß die Gesammtzahl aller dieser Häuser und Nebengebäude, Scheunen, Schuppen, Ställe etc., fast **sechshundert** erreiche: die Summe der verbrannten **Wohnhäuser** giebt der Meininger Magistrat zu zweihundertsiebenzehn Hausnummern an. Und da die Versicherungsanstalten kaum viel mehr als ein Dritttheil der Verlustsumme decken werden — denn viele der älteren Häuser in den engen Gassen waren unversichert —, so ist es offenbar, daß nicht die Stadt, nicht das Herzogthum, ja nicht die Thüringer Ländchen zusammen, die schon durch die vielbeklagte Vertheilung der Reichslasten unmäßig bedrückt sind, hier allein Hülfe schaffen können. Deshalb wird hier die **allgemeine** Hülfe zur Pflicht, und daß diese Pflicht in Deutschland gefühlt wird, dafür spricht die Rührigkeit, mit welcher man von allen Seiten mit den Gaben der Liebe herbeieilt.

Ein Unglück dieser Art ist nicht mit Zahlen zu bemessen, sondern nach der Schwierigkeit für die Betroffenen, sich wieder aufzuraffen. Städte wie Hamburg oder Chicago, deren Lage schon eine Reichthumsquelle ist, lassen nach wenigen Jahren, spätestens nach Jahrzehnten keine Spur ihrer Riesenfeuersbrünste mehr bemerken, während unsere kleinen, auf geringe Hülfsmittel der Natur angewiesenen Städte die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch heute nicht ganz verwunden haben. Als die Eisenbahn die Städte des Werrathals an den Weltverkehr heranzog, hatte Meiningen die Einwohnerzahl noch nicht wieder erreicht, zu welcher es sich in der Blüthezeit seines Gewerbfleißes vom Ende des Mittelalters bis etwa 1630 emporgeschwungen hatte. Die Barchentweberei war damals seine ergiebigste Einnahmequelle gewesen. Aus Schutt und Trümmern erhob es sich wieder, aber jeder neue Krieg zehrte das schwer Errungene wieder auf, bis endlich die neue Zeit die alten Hemmschuhe des Fortschritts zerbrach und zu neuen Hoffnungen belebte, die nun wieder einen Stoß erlitten haben.

Jedenfalls hat die Stadt in diesem Augenblicke so viel Theilnahme auf sich gezogen, daß unsere Leser, namentlich in entfernteren Kreisen, gern uns auf einem Gange dahin folgen werden.

Da, wo die Werra aus ihrer bis dahin vorherrschend westlichen Richtung in die rein nördliche umbiegt, liegt in einem engen Thale, wie in einem vom üppigsten Wiesen- und Baumgrün geschmückten Garten, die uralte Stadt. Kaiser Heinrich der Erste war es, der ihr den ersten Mauergürtel umlegte, und desselben Namens der Zweite schenkte ihr die zwei Thürme ihrer Stadtkirche, deren Grundfesten heute noch stehen. Meiningen wird wohl bald sein tausendjähriges Stadtjubiläum feiern können.

Der Ort war offenbar auf einem „durch Bergzüge und

Gewässer zwischen Nord und Süd Deutschlands für Krieg und Verkehr wichtig gestellten Punkt“ angelegt und hieß deshalb auch, wie die Veste Koburg die fränkische Krone und die Heldburg die fränkische Leuchte, sonst das fränkische Thor (Porta Franconiae). Einen andern Namen erwarb der Stadt die Grundgestalt ihres alten Kerns, der Altstadt (Wasserstadt oder alte Ringmauerstadt); denn auch eine Neustadt entstand im Norden der alten, wo die Berge mehr zurücktreten und Raum boten für die heutzutage überall üblichen modernen Anlagen breiter und freundlicher Straßen voll geschmackvoller und ansehnlicher Gebäude.

Der Altstadt Meiningens standen für ihren Weltverkehr nur zwei Thore offen: das obere Thor, das nach Franken, und das untere, das nach Thüringen und Hessen führte, und beide waren und sind verbunden durch die untere und obere Marktstraße, die beide in das Herz der Stadt, den Markt, münden. Das wiederholt sich in mehreren Werrastädten. Parallel mit dieser Hauptstraße und dem Lauf der Werra durchziehen die Altstadt in ihrer ganzen Länge von Süd nach Nord links die lange Gasse und rechts die untere und obere Freitagsgasse und, vom Markt an, die Schuhgasse, und alle sind wiederum durch meist enge Quergäßchen verbunden. Da nun, noch von Zeiten der alten Befestigung her, gegen Westen die Werra und der Mühlgraben die Stadtgrenze bilden, auf den übrigen Seiten aber zwei parallellaufende Canäle sammt einem mit Kastanien, Obstbäumen und Gärten besetzten hohen Damme bogenförmig die Stadt begrenzen, so stellt dieses Gesammtbild der Altstadt eine Harfe vor, deren Saiten die vier langen Straßen sind, und davon heißt Meiningen die Harfenstadt. Arme Harfe! Von deinen Saiten ist keine mehr ganz, die Brandsturmnacht des fünften September hat sie alle zerrissen.

Wer den Bewohnern eines Ortes in's Herz blicken will, muß prüfen, wie von ihnen die sie umgebende Natur behandelt wird. Wenn sie jedes Fleckchen Erde zu einem Gärtchen benutzen und jeden Garten auch mit Blumen und Schmucksträuchern zwischen den Obstbäumen und Kohlbeeten ausstatten, dann findet man bei ihnen sicherlich Herzensgüte und Bildung, die auch in Städten ohne Reichthum gar wohl zu Hause sein können. Meiningen ist ein solcher Ort. In seinem Thale und an den Terrassen seiner beiden Bergreihen hinan grenzt Garten an Garten; ich glaube meinem landeskundigen Freunde Brückner auf's Wort, daß man deren weit über vierhundert zählt, von denen viele ihre Stätte durch Gartenhäuschen und selbst durch reizende Villen kennzeichnen. Und wie dankbar ist die Natur! Sie lockte Schaaren beschwingter Sänger herbei, die Ohr und Herz der Menschen erfreuen; vor Allem aber gesellte in entzückender Menge zur Harfe sich die Nachtigall.

Es ist wohl kein zu kühner Sprung, wenn wir bei solchen Sängern auch an menschliche denken und überhaupt solche Menschen, von denen der Dichter sagt, daß die Stätte, die sie betraten, für alle Zeiten geweiht sei. Wie alle unsere kleinen sächsisch-ernestinischen Residenzen in Thüringen und Franken, erfreut auch Meiningen sich des Vorzugs, mehr als eine solche Stätte zu hüten. Wir dürfen einen Riesenschritt in die Vergangenheit wagen, um beim Ersten zu beginnen. Eine Stunde von Meiningen, werraaufwärts, steht noch das einst glänzende Hennebergische Grafenschloß Maßfeld, in welchem schon 1207 die Dichtkunst Pflege fand, denn damals ward Wolfram von Eschenbach hier zum Ritter geschlagen, und Bitterolf war der Grafen Vasall. Auch später schlossen die Künste und Wissenschaften sich ihrem eifrigsten Pfleger, dem Fürstenhofe, an, der seit 1680, wo einer der sieben Söhne Ernst's des Frommen das Herzogthum Meiningen stiftete, hier seinen Sitz behielt. Eine Glanzzeit führte, meist ohne andere Lockmittel als die seiner ausgezeichneten Persönlichkeit, Herzog Georg herbei. Zu dem heimischen Dichter Ernst Wagner gesellte sich damals Alles, was zur „Bettenburger Tafelrunde“ gehörte, vor Allen Jean Paul. Der viel zu früh gestorbene Liebling seiner Vaterstadt, der Patriot und Philolog August Henneberg, erzählt in einem besondern Schriftchen, das ihm zu Liebe nicht vergessen werden sollte, gar anmuthig das cordiale Verhältniß zwischen dem Fürsten und dem Dichter, wie oft der Herzog ihn vor seiner Wohnung im zweiten Stock des Amthor'schen Hauses in der untern Marktstraße zum Spaziergang abgerufen oder sich zu ihm und seiner liebenswürdigen Frau zu Gast geladen. Wer blickt nicht gern zu einem solchen Fenster empor, aus welchem so oft Jean Paul's: „Gleich, Durchlaucht!“ erklungen? Jetzt schmückt die eherne Büste des Dichters den schönen Raum, wo einst der Dichter mit dem Fürsten ging. —

Noch bis 1847 besaß Meiningen das rührendste, ein lebendes Denkmal für Friedrich Schiller. Wer bis damals am untern Stock des Eckhauses der Schloß- und untern Marktstraße vorbeiging, konnte stets an demselben Fenster eine Matrone sitzen sehen, deren Anblick einen sinnigen Beobachter nicht gleichgültig lassen konnte. Es war Schiller's Schwester Christophine, die Gattin des Sprachforschers und Bibliothekars Hofrath Reinwald, die am 31. August 1847, neunzig Jahre alt, hier starb. Ihr ganzes Leben, ihre ganze Umgebung war Brudercultus, nicht blos daheim im Stübchen, sondern auch draußen im Berggarten am Marienweg, auf der nördlichen Seite von der Stadt. Dort hat das treue Schwabenherz viele Obstbäume gepflanzt, die aus des Vaters Baumschule auf der Solitüde bezogen waren; die wärmste Pflege aber fand des Bruders Lieblingsbirn, „das Stuttgarter Geißhirtle.“ Ganz in der Nähe, am Saume eines Kieferwaldes, steht ein Berghäuschen, in welchem Schiller mehrere Scenen seines Don Carlos gedichtet, und in dem Häuschen zeigt man noch ein Wandschränkchen mit einer Thür, auf deren Rückseite Schiller selbst eine Scene aus Don Carlos mit Bleistift skizzirt hat. — Lassen wir uns endlich auch einen Gang nach Bauerbach nicht verdrießen, denn dort sehen wir noch wohlerhalten die Stube, in welcher der seinem Herzog Karl aus Stuttgart glücklich entflohene Dichter auf dem Gute der Frau von Wolzogen als „Doctor Ritter“ Sicherheit und Ruhe fand. Seit dem 10. November 1859 schmückt das Haus die Inschrift: „Hier lebte und dichtete Friedrich Schiller vom December 1782 bis 20. Juli 1783.“

Stätten, wo Werke unserer Literatur, wie der „Titan“ und die „Flegeljahre“, „Fiesco“, „Cabale und Liebe“ und „Don Carlos“, theils vollendet, theils vollständig geschaffen, theils begonnen worden sind, verdienen wohl, von allen Deutschen als nationale Wallfahrtsorte geehrt zu werden. — Wir müssen viele Namen verschweigen, die auch auf anderen Feldern, in der Musik, in Malerei und Bildhauerei, in der Tonkunst und in den Wissenschaften, einen guten Klang haben; nur an den Naturforscher Bechstein erinnern wir noch, an die Maler Reinhart und Schröter, an Tonkünstler, wie die beiden Bach, Zöllner und Kummer, an den alpenkundigen Schaubach und an Ludwig Bechstein, der um die deutsche Sagen- und Märchenkunde sich vor Vielen verdient gemacht hat. Jetzt wohnt Friedrich Bodenstedt dort, und häufiger als je hat Meiningen in letzter Zeit für seine „classische Bühne“ die Anerkennung der Presse gefunden.

Aus der Pflege solcher einzelner, hervorragender Größen läßt sich mit Recht schließen, daß auch den Bildungsanstalten aller Art die rechte Sorge zugewandt wurde; und so ist es. Die Gelehrtenschulen stehen in Flor, Alterthums-, naturforschende und andere Vereine regen zu erhöhter Thätigkeit an, und die reichen Sammlungen im Residenzschlosse (Bibliothek, Naturaliensammlung ꝛc.) stehen dem allgemeinen Gebrauche offen. Hinsichtlich der Bürger- und Volksschulen leistet Meiningen selbst für Thüringen Musterhaftes. — Dies Alles konnte auf das bürgerliche Gewerbsleben nicht ohne Einfluß bleiben, und so ist namentlich seit der Vollendung der Werrabahn auch in diese Schichten des arbeitenden Volkes ein neuer, frischer Geist gefahren, der mit den alten Schranken der Vorurtheile gebrochen hat. Nur ein Erbe aus alter Zeit ist der Stadt geblieben und hat viel zu der verheerenden Wirkung des großen Brandes beigetragen. Wie alle Städte in dem fruchtbaren Werrathale, trieb nämlich Meiningen von alten Zeiten her neben den kleinbürgerlichen Gewerben vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht und behielt aus alter Gewohnheit die landwirthschaftlichen Gebäude vollständig auch innerhalb der Altstadt bei. Spricht auch das langandauernde Glück, das die Stadt vor jeder größern Feuersgefahr behütet hatte, und der Umstand, daß die Altstadt vom Wasser nicht blos von allen Seiten um-, sondern in allen Längsgassen durchflossen ist, entschuldigend für die alte Gewohnheit, so hat doch die Versäumniß, ohne den Zwang der Noth das gefahrdrohende Uebel zu beseitigen, sich um so fürchterlicher gerächt.

Um unseren Lesern einen Begriff von der Raschheit des Brandes und dem Umfange seiner Verheerung zu geben, müssen sie uns auf einem Gange durch die Stadt vor dem Ausbruche desselben begleiten. Wir gehen vom obern Thor durch die obere

Marktstraße auf den Markt und nehmen an der nordwestlichen Ecke der Stadtkirche, die frei auf der untern Hälfte der östlichen Seite desselben steht, festen Stand. Hier sehen wir in der Mitte zwischen der Kirche und der nördlichen Markthäuserfronte den Marktbrunnen, von einem Kranze von Akazien schön umgeben; die westliche Seite schmücken das große Landschaftsgebäude (Ort der Landtagssitzungen) und daneben das stattliche alte, mit dreizehn Erkern und gothischem Schmucke verzierte Rathhaus. Zur Linken desselben öffnet sich die Schlundgasse, welche zur (oben bereits genannten) langen Gasse führt; eine Apotheke bildet ihr Eckhaus nach der Marktseite. Dem Chore der Kirche gegenüber mündet östlich die Caplaneigasse auf den Markt, im nordöstlichen Winkel des Marktes gehen nach Osten die Salzmannsgasse, nach Norden die lange Schuhgasse aus, mit welcher parallellaufend uns gegenüber die untere Marktstraße sich ausdehnt, während im nordwestlichen Winkel des Marktes die Metzengasse beginnt und sich westlich zur langen Gasse hinzieht.

Der Markt wie die beiden Marktstraßen gewähren den wohlthuenden Anblick mittelstädtischer Wohlhabenheit, denn hier stehen, außer den genannten und anderen öffentlichen Gebäuden, die großen Geschäftshäuser der Kaufmannschaft, Kaufläden, Buchhandlungen, Apotheken, Gasthöfe und die ansehnlichsten Privathäuser; dagegen umfaßt der ganze große Complex östlich von der untern Marktstraße und nördlich von der Salzmannsgasse die Hunderte von kleineren Häusern, nach denen Alles drängt, was auf billige Wohnung halten muß. Hier wohnt der kleine Handwerker, welcher seine Werkstatt wo möglich in der Familienstube haben kann, und der Bauhandwerker, welcher früh auf die Arbeit geht, dem die Frau oder ein größeres Kind das Mittagsessen im Henkeltopf zur Werkstelle trägt, und der erst wieder am Abend des Anblicks der Seinigen froh wird. Hier wohnen Hunderte, denen Stube, Kammer und Küche das gesammte Hab und Gut birgt, Handarbeiter, Eisenbahnbedienstete, Lehrer, Zöglinge der verschiedenen höheren Schulen, Subalternbeamte, Briefträger 2c. Wer von diesen Allen kann an die Versicherung seines Mobiliars 2c. denken? Und doch verlieren sie Alles, wenn sie Das verlieren, was ihr Stübchen birgt. Und dieses Schreckensbild thut sich nun vor uns auf.

In der zweiten Hälfte der nördlichen Seite der Schlundgasse, nach der langen Gasse hin, brach am Sonnabend, den 5. September, spät Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr in einem Bäckerhause das Feuer aus — und ergriff sofort eine danebenstehende und von unten bis oben gefüllte Scheune. Diese furchtbare Brandstoffmasse entfaltete im Nu eine Flamme, welche die Hintergebäude des Rathhauses und des Landschaftshauses ansteckte und so mit einem Schlag die Lohe bis zum Markte trug. Die tüchtige Meininger Feuerwehr stand anfangs allein im Kampf gegen das Feuer, das schon bis zur Metzengasse Herr war, ehe die nächste Nachbarhülfe herbeikam.

Noch hielt man sich jenseits des Marktes und im ganzen Nordosten der Altstadt für sicher, und Alles half, wo es konnte. Vor Allem wurden die werthvollen Sachen, Archiv- und Actenstücke aus Rath- und Landschaftshaus nach der andern Seite des Marktes in die Häuser zwischen der Salzmanns- und Caplaneigasse geborgen und auch anderes geflüchtete Gut dort und auf dem Markt niedergelegt. Aber während der Telegraph nach allen Seiten hinaus Hülfe rief und Extrazüge der Eisenbahnen die Feuerwehren der Werrastädte von Coburg bis Eisenach in stürmischer Hast herbeitrugen, hatte das Flugfeuer schon drei Straßen übersprungen und hinter einem Eckhause der engen Metzengasse seine ausgiebigste Nahrung gefunden: die ebenfalls vollgefüllten Scheunen und Stallungen der Hofmetzgerei.

Bis zu diesem Augenblicke wäre es für die Bewohner des nordöstlichen Stadttheils noch möglich gewesen, ihre fahrende Habe zu retten. Aber noch immer hielt man sich dort für sicher, bis das neue Flugfeuer seinen vernichtenden Lauf begann. Viele dort wohnende Beamte halfen eifrigst und völlig unbesorgt um das Ihre in ihren Bureaux mit bergen, während ihre Wohnungen schon in hellen Flammen standen; ja, es kam vor, daß die Leute zum Fenster heraus nach dem Stand des Feuers fragten, indeß ihnen das Dach über den Köpfen zu brennen anfing. Denn als nun jene Scheunen aufloderten, hatte die Gluth längst den Südwestwind, der das Verderben weiter tragen sollte, zum Sturm verwandelt, der Feuerregen fegte über die Dächer dahin, und wo er ein offnes Bodenloch fand, da fand er auch neue Nahrung, so daß das Feuer bald allwärts wie vom Himmel zu fallen schien. Da machte die Sorglosigkeit plötzlich der gräßlichsten Verwirrung Platz, und es begann die allgemeine Flucht mit dem Einzigen, was noch zu retten war: mit dem nackten Leben.

Jede Vorausberechnung verhöhnend, sprang das Feuer nicht nur aus der Metzengasse zur linken und von da sofort zur rechten Seite der untern Marktstraße, sondern über den breiten Markt hinüber zu den so sicher geglaubten Häusern der östlichen Marktseite, und nicht nur alles auf den Markt gerettete Gut, sondern all die aus dem Rath- und Landschaftshause geborgenen, zum Theil unersetzlichen Schätze an Urkunden und anderen landes- und stadtgeschichtlichen Kunst- und Werthsachen gingen vollständig zu Grunde. Und als nun auch die nördliche Häuserreihe der Salzmannsgasse aufleuchtete, stand der Verheerungsweg in den Nordost-Stadttheil offen und war dessen Schicksal besiegelt.

Von da an konnte es für die herbeigeeilten Feuerwehren der Werrabahn-Städte von Coburg bis Eisenach nur noch gelten, das wüthende Element auf den Herd zu beschränken, den es sich erobert hatte, ein Kampf, den sie mit echtem Heldentrotze bestanden. Und welchem Feinde waren sie gegenüber gestellt! So intensiv war die Hitze des sturmdurchwühlten Flammenmeers, daß dreistöckige Häuser zu reinen Aschenhaufen zusammengefressen wurden, aus deren Mitte die Schornsteine als schauerliche Denksäulen emporragten.

Das sind die Schlachten, die das Verhängniß der Bürgerwohlfahrt liefert: alle Schrecken des Kriegs mitten im Frieden. Schwerlich haben die „Zweiunddreißiger", das Regiment des Landes, auf allen Zügen der „zweiundzwanzigsten Division", von Wörth bis Sedan und von Orléans bis Le Mans, eine wildere Verwüstung vor Augen gehabt, als ihre Garnisonstadt sie ihnen zeigt — jetzt nach ihrer Heimkehr von den Manövern.

Ja, es ist ein Stück Krieg des Schicksals, und so wird die Kriegsentschädigung aus den treuen Händen des in Kampf und Sieg geeinten deutschen Volkes auch hier nicht fehlen. Und wer jenseits der Meere mit uns sich des neuen deutschen Reiches freut, wird das deutschgebliebene Herz auch für diese Kriegsgeschädigten sprechen lassen. Wohl hat die schamlose Feder eines deutschen Correspondenten in amerikanischen Zeitungen die Deutschen als „fechtende Handwerksbursche" beschimpft, „die überall nur bettelten und nie selber gäben"; diese Lüge ist zu offenbar, um Männer zu täuschen. Diese werden stets Den verachten, der seine eigene Nation schmäht, und eine Nation achten, die sich so, wie die deutsche, die Achtung der Welt errungen hat.

Friedrich Hofmann.

Bei den Fjeldlappen.

Nordisches Culturbild, von Dr. K. G. L—ß.

Als man mich im vorigen Jahre nach Norwegen schickte, um die Moose dieses sumpf- und bergreichen Landes für die Herbarien der Mitglieder des Kryptogamischen Reisevereins einzutragen, war das, worauf ich am meisten gespannt war, die Begegnung mit den Lappen.

Wenn für uns das Interessanteste das ist, was von dem, was wir zu sehen gewohnt sind und kennen, am meisten abweicht, so giebt es wohl in Europa nicht leicht ein interessanteres Object als dieses Nomadenvolk der norwegischen Hochgebirge, die biederen Stammverwandten unserer ritterlichen Ungarn.

Auf der Rückfahrt nach dem Süden versäumte ich nicht, den Aufenthalt in Tromsö zu benutzen, um das Lappenlager daselbst zu besuchen. Es liegt im Tromsdale, circa anderthalb Stunden vom Landungsplatze entfernt. Die lange Trockenheit hatte den sonst ziemlich bodenlosen Weg durch den Wald einigermaßen gangbar gemacht, und so war es eine vergnügliche Abend

wanderung, die ich dahin unternahm. Um vom Landungsplatze nach dem Eingange des Thales zu gelangen, muß man eine niedrige Bodenanschwellung übersteigen. Je höher man an derselben emporsteigt, desto herrlicher und imposanter thun sich die Gebirge vor dem Blicke auf. Es sind wilde, edelgeformte Zacken

Fjeld-Lappen in Festtracht vor ihren Zelten.
Nach norwegischen Skizzen.

mit schrecklichen Wänden, kühnen Spitzen, weiten Schneefeldern, welche den Mittelgrund des Bildes einnehmen, zu beiden Seiten von öden Fjelden flankirt, jenen endlosen langgezogenen sanft welligen Bergflächen, die so charakteristisch für Norwegens Hochgebirge sind.

Vorn liegt Tromsö auf seiner flachen Insel, deren Höhe angenehmer Birkenwald bedeckt, deren Seiten Saatfelder, Wiesen und Höfe einnehmen, während unten die hölzerne Stadt mit der hölzernen gothischen Kirche sich malerisch ausdehnt. Auf dem Meeresarme endlich, welcher die Insel vom Festlande trennt, bewegt sich der verschiedenartigsten Schiffe und Kähne buntes Gewimmel. Da ich mich nicht enthalten konnte, eine Farbenskizze dieser wunderbaren Fernsicht meinem Skizzenbuche einzuverleiben, so wurde es zehn Uhr, ehe mir das Gebell der gelben, zottigen Hunde die Nähe des Lappenlagers verkündete.

Diese Lappen sind schon halbcultivirte Nomaden; die meisten Fremden, welche das Dampfschiff bringt, besuchen sie, und sie sind speculativ genug, den Tag, wo das Dampfschiff anlandet, die Heerde von dem Hochgebirge zu holen, der reichen Engländer

Digitized by Google

Die Fjeld-Lappen auf ihrer Sommer-Alm am Eismeer.
Nach einer norwegischen Abbildung.

Digitized by Google

gewärtig, welche diesem Schauspiele nachgehen. Heute war ich der einzige Fremde, welchen der Wind hierher verweht, und wurde denn auch meiner Würde gemäß empfangen. In einer aus Birkenprügeln errichteten Verzäunung weideten gegen fünfhundert Rennthiere: wie ich vernahm, etwa der vierte Theil des Besitzstandes, über welchen das Familienhaupt gebietet. In den mannigfaltigsten Stellungen lagerten oder standen die schönen Thiere mit den sanften, klugen Augen umher, und jauchzend und plaudernd sprang eine Anzahl Kinder und Erwachsener zwischen denselben ab und zu; die Buben warfen den Kühen den Lasso um's Genick, das Geweih war noch zu jung und noch mit Fell überzogen; dann wurden sie an einem der umherliegenden Birkenklötze festgebunden und von den Mädchen gemolken. Die Böcke, oft mit den kolossalsten Geweihen, sodaß man kaum begriff, wie das Thier dieses Gewicht tragen konnte, standen oder lagerten, von dieser Procedur unbehelligt, zwischen den anderen. Die Thiere waren ziemlich scheu, ließen sich nicht gern anrühren, auch nicht von den Lappen; sie wechselten eben das Haar, und über dem jungen ließ sich das alte leicht in dicken Büscheln ausraufen. Zwischen den braunen Thieren befand sich eine ganze Anzahl weißer.

Doch auch der männlichen Heerde blieb es nicht erspart, ihren Tribut zum Besten der Familie zu zahlen, wenn nicht in Milch, so doch in Blut; denn mit Verwunderung sah ich, daß auch einem Bocke die Schlinge über das Genick fiel und denselben an den Block fesselte. Afrajo, der Familienälteste, stieß ihm das Messer mit raschem Stoße in's Herz und ließ es daselbst stecken. Mit unendlich hülfeflehendem Blicke seiner großen Augen blickte das arme Thier umher, bis es nach kurzer Frist wankte, in die Kniee sank und bald verendete. Es wurde dann rasch ausgeweidet, das Blut sorgfältig gesammelt und ein Theil des Fleisches zum Mahle bestimmt. Ich lud mich dazu ein.

Es waren echte Gammen, welche von den hier ansässigen Leuten bewohnt wurden, nicht die leichten Sommerzelte, welche die Lappen sonst auf ihren Wanderungen in der guten Jahreszeit begleiten. Diese Familien schienen wenigstens den ganzen Sommer hier zuzubringen und haben sich deshalb zu festen Wohnsitzen bequemt. Auf gekrümmten Hölzern sind Rasenstücke aufgebaut, und so ein halbkugeliger Erdhaufen aufgeschichtet, welcher in seinem Innern den Wohnraum birgt. Das Ganze ist etwa von Manneshöhe. In der Mitte ist der Feuerherd, über dem ein großer Kessel hängt; eine weite Oeffnung in der Decke gestattet dem Rauche den Abzug. Der Raum unter dem Rasendache ist am Boden mit weichen Rennthierfellen belegt und dient den Familiengliedern und den Hunden zur Lagerstatt. Die wenigen Geräthe, deren eine Lappenfamilie bedarf, sind unter den Zelten untergebracht, die in der Nähe der Gamme stehen; solcher Zelte bedienen sich die Lappen indessen nur bei schlechtem Wetter; jetzt waren es blos einige Stangengerüste, an denen allerlei Kleidungsstücke und Geräthe hingen.

Während das Mahl bereitet wurde, trieb ich mich noch außen herum und plauderte mit den Leuten, so weit es das beiderseitige gebrochene Norwegisch gestatten wollte. Allerlei kleine Gegenstände wurden mir zum Kaufe angeboten: Komager, die spitzen Schnabelschuhe aus Rennthierfell, sowie ganz zierlich geschnitzte Löffel aus Rennthierhorn u. s. f.; auch mit Rennthiermilch ließ ich mich bewirthen, die, indem sie durch einen Haarballen gegossen ward, nothdürftig von Haaren und Schmutz befreit wurde. Es ist eine köstliche, feste, aromatische Milch, von der aber jede Kuh nur äußerst wenig giebt.

Nun war es zum Abendessen Zeit, und die Familie versammelte sich in der Hütte; mir wurde der Ehrenplatz gegenüber der Thür angewiesen; zu meiner Rechten saß der Familienälteste, ein häßlicher, schmutziger Lappe von unangenehmem Gesichtsausdrucke, zu meiner Linken Prinzessin Gula, ein gar nicht häßliches Lappenmädchen von kleiner Gestalt und angenehmem Gesichte. Leider war die entsetzlich schmutzige Kleidung von abgeschabten Rennthierfellen wenig geeignet, ihre Reize zu erhöhen. Rechts und links folgten noch mehr Familienglieder, nächst der Thür saßen die Kinder zweifelhaften Geschlechts. Die älteren Frauenzimmer tragen einen grobwollenen Unterrock, die Kinder gehen ebenso gekleidet. Zwischen die Menschen drängten sich die Hunde; wir schienen im engern Familienkreise zu sein, die nächste Gamme schien dem Gesinde anzugehören.

Zuerst wurde nun ein Stück vom Bug des Thieres in dem brodelnden Kessel kaum halbgahr gesotten, von Prinzessin Gula auf ihrer Schürze zerlegt und an die einzelnen Glieder der Familie vertheilt. Auch ich bekam mein vollgemessen, gerüttelt und geschüttelt Maß und fand das Fleisch sehr wohlschmeckend, abgesehen davon, daß das Salz fehlte. Darauf wurde in die Fleischbrühe vom Blute des Thieres gethan, dann Milch, zerschnittene Stücke von Herz, Leber und Lunge und ein wenig Mehl; zuletzt wurde das Ganze abermals gekocht; als dieses Gemisch fertig war, ward es in hölzernen Näpfen an die Einzelnen vertheilt und mit gleicher Begierde wie das Fleisch, größtentheils mit den Fingern vertilgt. Auch diesem Gerichte konnte ich meinen Beifall nicht versagen, nur daß ich die gleiche Ausstellung wie bei dem vorigen zu machen hatte, nämlich in Betreff des Mangels an Salz.

Für die Bewirthung wie für die Kleinigkeiten, die ich gekauft hatte, waren die Forderungen nur mäßig. Auch die reichen Engländer werden nicht stärker geschröpft, wie ich früher aus den Preisen der von ihnen gekauften Sachen ersah.

Mitternacht war nun nicht allzu fern, aber es war doch nicht Nacht; zwar die Zeit der vollen Mitternachtssonne war vorüber, und das Gestirn tauchte schon fast seine volle Scheibe unter den Horizont, aber es blieb hell und warm. Die Rennthierheerde wurde nun aus der Fenz entlassen; die gesättigten Familienglieder mit den ihnen zugehörigen Hunden eilten jauchzend voraus, langsam folgte die Heerde und kletterte unter Grunzen und häufigem Stillstehen an den Berghängen empor — ein schöner Anblick, wie sich die Heerde an demselben zerstreute, von den kläffenden Hunden zusammengehalten, aufgescheucht, vorwärts getrieben; das bekannte eigenthümlich knisternde Geräusch der Kniekehlen machte sie dem Ohre noch aus ziemlicher Ferne vernehmbar.

Kurz darauf hatte ich Gelegenheit, den echt nomadischen Lappen in ihren Eiswüsten einen Besuch zu machen und in ihren Sommerzelten auszurasten. Es war auf einem Ausfluge nach dem Sulitelma. Dieser Umstand war für uns Ursache, einem in der Nähe befindlichen Lappenlager einen Besuch abzustatten. Wir glaubten das Ziel noch weit und wollten nun eine förmliche Entdeckungsreise arrangiren: ein Pferd für's Gepäck, Decken und Felle, um nöthigenfalls im Freien zu übernachten — alles das sollte herbeigeschafft werden. Es war aber gerade die Zeit der Heuernte; die Leute hatten wenig Zeit, und die dortigen Pferde sind weit von den berühmten norwegischen Bergpferden in Hardanger &c. verschieden, werden zudem wie Kindbetterinnen geschont. Sich selbst legen die Leute alle möglichen Anstrengungen auf, aber dem geliebten Gaul darf nichts passiren. Wir wurden daher an die Lappen gewiesen; diese seien vertraut mit Weg und Steg im Gebirge und den Pfaden über die Gletscher und Abgründe, bei ihnen könnten wir auch Rennthiere für's Gepäck miethen.

Wir mußten nach unserm Ziel ein Stück über den Langvandsee rudern. Wenn es irgendwie weitere Entfernungen gilt, scheinen dem Normann die Füße ganz ungeeignete Beförderungsmittel; obgleich das Seeufer keine irgend bedeutenden Terrainhindernisse bot, führte doch kein Weg an demselben auch nur bis zum nächsten, etwa eine Stunde entfernten Nachbar, und nun ging's durch das Langvandsthal hinan. Der See bietet keine besonderen Naturschönheiten, er ist rings von langgestreckten Fjelden umgeben, jenen sanften, endlos gedehnten Gebirgsformen, welche das nordische Hochland charakterisiren und aller kühnen Formen bar sind; aber an diesen Bergen, welche den See umgeben, donnern von allen Seiten ungeheure Wasserfälle herab; die Mulden des Hochgebirges sind von Ketten großer Seen ausgefüllt, oben wie in den tieferen Thälern läßt der Wasserreichthum keinen Fußbreit ebenen Landes frei, alle Tiefen sind mit Seen bedeckt; erst wo das Land ansteigt, findet der Fuß Raum. Diese Seen entleeren Gewässer in den Langvand, und sie stürzen in imponirenden Massen theils über sanfter geneigte Abhänge in raschem Schusse herab, theils donnern dieselben über Felswände in schauerliche Rotunden hinunter, die sie sich selbst gewühlt haben. Mehrere dieser Fälle würden in besuchten Gegenden Ziel mancher Wallfahrten von Naturschwärmern werden, zumal ob der ungeheuren Wassermassen, die sie zu Thale senden. Hier donnern sie Jahr aus, Jahr ein ihre gewaltige Melodie, ohne daß ein Mensch derselben lauscht.

An einem dieser Fälle kletterten wir denn empor durch dichten Wald und üppiges Kraut, welches den Boden bedeckte. Riesige Fichten, Balsambirken und der Vogelbeerstrauch waren hier die drei einzigen Vertreter baumartiger Vegetation.

Nicht lange hatten wir zu steigen, so lag die Waldregion hinter uns, und wir bogen nun in ein ödes Hochthal ein; die Vegetation schwand mehr und mehr: die todte Erde, das nackte Gestein behielten die Oberhand über die spärliche Grasnarbe; öde Steinhalden, Uren, ziehen sich von den Berghängen herab. Schneezungen leckten von den Schneefeldern des Hochgebirges herein, und schon verkündete das Bellen der Hunde die Nähe der Lappländer und ihrer Heerde. In der That kamen sie eben vom Gebirge herab, an dreihundert Stück, und bald wurden uns auch die Zelte sichtbar, denen sie zustrebten.

Ehe wir dieselben erreichten, wurde uns aber auch bereits die Zwecklosigkeit unseres Besuches klar, denn wo sich das Langvandsthal nach dem Hochgebirge öffnet, schaute finster und imponirend die gewaltige Gestalt des Sulitelma herein; wir sahen seine scharfe Schneide mit ihren Zacken, die gewaltige Felswand, mit der er zum Gletscher abstürzt, in scheinbar unmittelbarer Nähe vor uns.

Es war noch früh am Tage, baldiges Einbrechen der Nacht nicht zu besorgen; also wurde frisch an die Besteigung des gewaltigen Berges gegangen. Die Resultate dieser Wanderung werden an anderm Orte eine breitere Darlegung finden. Hier sei nur erwähnt, daß Nebel uns hinderte, die Spitze zu erreichen, daß wir den ungeheuren Gletscher blos ein Stück weit begehen konnten, welches sich zwischen den verschiedenen Häuptern des Sulitelma ausbreitet. Endlich senkte sich der Nebel von der Bergspitze herab und drohte uns den Weg völlig zu verdunkeln, indem er uns mit seinem finstern Schleier umhüllte. Trostlose Wanderung in dunklem, feuchtem Nebel durch die endlosen, gedehnten, einförmigen Schnee- und Felswüsten des nordischen Hochgebirges! Als wir uns dann wieder in's Thal herabsenkten und sich der Nebel in Regen auflöste, boten uns die Zelte der Lappen eine willkommene Station.

Die beiden Zelte sind in der einen unserer Abbildungen dargestellt; über einige Birkenstangen, die sich oben kegelförmig zusammenneigen, ist grobes Segeltuch gespannt; es bedeckt das Stangengerüst nicht ganz, sondern läßt oben eine weite Oeffnung zum Ausgange des Rauches frei; auf dem Boden breitet sich das Segeltuch noch eine Strecke neben dem Zelte hin und gewährt der spärlichen Habe der Familie eine nothdürftige Decke; die eine Seite des vieleckigen Zeltes bildet die Thür. Das Segeltuch ist über eine Anzahl Querstäbe gespannt und kann so leichter emporgehoben werden. Nach der Windseite hin ist die Bedeckung doppelt, und auch über das Rauchloch ist nach dieser Richtung hin noch ein Fetzen Tuch gehängt, um das Einblasen des Windes in das Zelt zu verhüten. Das Innere trägt die einfache Einrichtung der Gammen: ein eiserner Kessel über dem Feuerherde, rings um das Feuer weiche Rennthierfelle, auf denen die Menschen und Hunde lagern. Wir trafen eine zahlreiche Familie im Innern des Zeltes und fanden kaum noch Platz, uns am Feuer zu lagern und zu wärmen. Eine Mutter zahlreicher Kinder, welche wie die Orgelpfeifen den ehelichen Segen des Himmels priesen, bildete den Mittelpunkt der Gruppe.

Unterdeß war der Termin gekommen, wo zwei Glieder der Familie zwei andere ablösen und die Wache über die Rennthierheerde im Gebirge übernehmen mußten; pfeifend riefen sie ihre Hunde an sich und zogen mit ihnen dem Hochgebirge entgegen. Immer muß diese Wache stattfinden, bei Tage wie bei Nacht, selbst in dem fürchterlichsten Wetter: kein Glied der Familie, das den Dienst leisten kann, ist davon ausgeschlossen; jedes trifft die Reihe, jedes hat dann seine eigenen Hunde, welche es selbst aufgezogen und die nur ihm gehorchen, und zieht mit ihnen zu den eisigen Höhen, um die scheuen, nur halbzahmen Thiere zusammenzuhalten und den Wolf zu verscheuchen.

Letztere Gefahr hat seit einigen Jahren bedeutend abgenommen; der Wolf, den die Lappen früher aus abergläubischer Furcht nicht schossen, sondern nur verscheuchten, wird jetzt von denselben erlegt, da sie gern die von der Regierung festgesetzte Prämie verdienen. Noch mehr aber wurde die Zahl dieser Raubthiere vermindert durch eine epidemische Krankheit, welche unter denselben grassirte. In Folge dieser Verminderung der Wölfe haben sich die wilden Rennthiere, sowie die Elke bedeutend vermehrt, wozu außerdem noch die trefflichen Gesetze über die Schonung nützlicher Thiere viel beitragen.

Um die Gäste zu ehren und zu erwärmen, bereitet die Hausfrau einen Kaffee — o Cultur, die alle Welt beleckt! Kaffee in einem Lappenzelte, im norwegischen Hochgebirge, an der lappländischen Grenze! Ich hörte jedoch, daß dieses Genußmittel vielen Eingang unter den Lappen gefunden hat, und es mag wohl zum Theil einen willkommenen Ersatz für den Branntwein bilden. In einem ganz modernen Theekessel wurde das Wasser gewärmt, alsdann der Kaffee gemahlen und hineingethan, das Gebräu (Gott sei Dank, ohne es durchzugießen) in Kaffeetassen gegossen, die vorher vor unseren Augen ausgespült wurden, Rennthiermilch hinzugesetzt und das Ganze uns präsentirt. Es war eine willkommene Erquickung. Der Regen wollte nicht aufhören, und meine beiden normannischen Begleiter hatten keine Lust aufzubrechen, sondern plauderten mit den Leuten, welche des Normannischen leidlich mächtig waren. Einige Männer beschäftigten sich mit Schnitzereien zur Reparatur von Hausgeräthen; halbwüchsige Kinder beiderlei Geschlechts bewunderten uns; die Scene wiegte mich in sanften Schlaf, in dessen Armen ich ruhte, bis zum Aufbruche geblasen wurde. Wir langten in später Nacht und gründlich durchnäßt wieder am Seeufer an und fanden im Stadel auf duftigem Heu, über das Rennthierfelle gebreitet waren, während Schaffelle uns als Deckbett dienten, eine willkommene Nachtruhe.

Die Lappen, welche wir besucht hatten, waren in Schweden zu Hause; dort stehen ihre Gammen, und dort haben sie ihre eigentliche Heimath; den Sommeraufenthalt im Hochgebirge betrachten sie nur als Erholung, er ist ihr Tegernsee oder Partenkirchen. — In Schwedens dichten Wäldern wohnen sie meist etwas dichter beisammen, oft in der Nähe einer Kirche, wo sie auch Vorrathshäuser besitzen; dieselbe bildet das Centrum ihres geistigen und geselligen Verkehrs. Schlitten oder der leichte Schneeschuh führen sie dort zusammen; dort finden sie die normannischen Kaufleute, die ihnen liefern, was sie bedürfen, und dafür Pelze, Komager, Handschuhe, Schneehühner, welche sie in unendlicher Menge fangen, gefrornes Rennthierfleisch, Rennthierschinken, Rennthierkäse und gefrorne Rennthiermilch eintauschen, welche sie nach dem Süden liefern, sodaß wir jetzt sogar an Herrn Murschel's* gastlicher Tafel davon zu genießen bekommen. Dort vollzieht sich auch der Verkehr unter den Lappen selbst; die Jugend trifft sich, zarte Herzensverhältnisse knüpfen sich an und schließen, wenn die Alten über die Zahl der Rennthiere einig geworden sind, mit der Prosa der Ehe.

Schmilzt aber der Schnee, schattirt sich das weiße Winterkleid des Hasen mit Braun, dann läßt sich das Rennthier nicht mehr in den Niederungen zurückhalten; ihm folgen die Familien und stieben nach allen Richtungen des öden, endlosen Hochgebirges auseinander. Je höher die Sonne steigt, desto höher steigt auch der Lappe in's Gebirge, und desto mehr nähert er sich dem Meere, über dem sich im Norden die höchsten Gebirgserhebungen unmittelbar aufbauen und dann in dasselbe hinabstürzen. Es ist oft ein mühseliger Dienst, den die lappischen Hirten zu besorgen haben; das Zelt steht im Thale, in einer Höhe, daß wenigstens Birkengestrüpp zur Feuerung in der Nähe ist; die Thiere weiden oft viele Stunden entfernt im Hochgebirge und werden nur an einzelnen Tagen zum Melken herbeigetrieben. Ein solches Lager am Ufer des nördlichen Eismeeres stellt unsere außerordentlich charakteristische Landschaft dar.

Neigt sich aber die Sonne bereits wieder um Mitternacht unter den Horizont, dann treten die Lappen allmählich wieder den Rückzug an; der sinkenden Jahreszeit entsprechend, steigen sie nach und nach an der langsam nach der Ostsee sich abdachenden Gebirgsplatte herab, bis der erste dauernde Schnee sie wieder in ihren Gammen findet.

Dieses wandernde Leben ist das Ideal des Stammes; nur bei ihm findet sich der Lappe frei und glücklich. Wenn sich seine Heerde so weit vermindert, daß sie ihm nicht mehr Unterhalt gewährt, muß er an der Meeresküste bleiben und Fischer werden; aber die Sehnsucht nach dem Nomadenleben erlischt nie, und jeden Augenblick ist der Seelappe bereit, seinen Kahn und seine Hütte mit dem Zelte und der Gamme zu vertauschen.

Die Zelte unseres Holzschnittes stellen die beiden Sommer-

* Eine Münchener Restauration.

zelte dar, unter deren Leinwand wir gastlichen Unterschlupf fanden: zur Linken ist ein Gestell, an dem die blutigen Theile eines frischgeschlachteten Rennthiers hangen; zu oberst sehen wir den Magen, welcher mit Rennthierkäse gefüllt ist.

Die Gruppe jedoch vor dem einen Zelte stellt verschiedene Trachten und Typen der Lappen dar. Der Lappe links ist etwas willkürlich in jener Wintertracht dargestellt, dem dicken, weißen Pelze mit dem Rauhen nach innen und der großen Pelzhaube aus Otterfell, welche einen Theil des Kopfes einhüllt.

Blätter und Blüthen.

Amerikanische Freigebigkeit. James Jacob Lick, ein Deutsch-Pennsylvanier, ging in seinen jungen Jahren nach Südamerika und wurde erst, nachdem er sich in den Pampas von Chile eine große Heerde Vieh und Pferde erworben hatte, der Lieferant der Regierung für deren Reiterei und Commissariat; dann finden wir ihn auf der andern Seite der Anden, in den peruanischen Städten, als Kaufmann. Als die Nachricht von den Goldfeldern Californiens auch nach Südamerika gedrungen war, entging er dem Goldfieber nicht. Er übergab die Führung seines Geschäftes einem Freunde und machte so viel Geld flüssig, daß er nach Abzug der Reisekosten Californien mit einer Summe von ungefähr zwanzigtausend Dollars betreten konnte. Dort angekommen, wußte er nichts Besseres zu thun, als mit großer Umsicht sein Geld in Grundeigenthum anzulegen, welches jetzt mehrere Millionen werth ist. In den ersten Jahren baute er selten und stets mit großer Vorsicht, später häufig und großartig. Auf solche Weise und da er sich stets mit Erfolg in die verschiedensten Speculationen und Unternehmungen einließ, wurde er einer der reichsten Männer Californiens. Aber nicht blos der Reichthum ist es, welcher Lick auszeichnet, sondern der Umstand, daß er einen großen Theil des erworbenen Reichthums wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken widmete. So dotirte er:

Ein Observatorium auf der Spitze der Sierra mit .	700,000	Dollars.
Eine polytechnische Schule mit	300,000	„
Zu einer bronzenen Statue in San Sacramento . .	250,000	„
Für das Key Monument in San Francisco	150,000	„
Für öffentliche Bäder daselbst	150,000	„
Zu einem Frauen Hospitale daselbst	100,000	„
Der Ladies Protection and Relief Society daselbst .	25,000	„
Zu dem protestantischen Waisenhause in San José .	25,000	„
Zu jenem in San Francisco ebenfalls	25,000	„
Zu einer Bibliothek für Arbeiter daselbst	10,000	„
Der Gesellschaft zum Schutze gegen Thierquälerei . .	10,000	„
Der Akademie der Wissenschaften und der Pioniergesellschaft zu San Francisco Grundeigenthum im Werthe von	255,000	„

Im Ganzen 2,000,000 Dollars.

Nachträgliches zu dem „New-Yorker Millionär“ (Gartenlaube 1871, Seite 9). Während man den armen Teufel, der aus Noth einen Laib Brod gestohlen hat, der äußersten Disciplin gemäß im Zuchthause mit der größten Härte behandelt, werden dem Millionendiebe Tweed, welcher die Casse und den Staat New-York auf eine so freche Weise beraubt hat, nicht nur Erleichterungen und Privilegien aller Art gestattet, sondern es soll sogar im Werke sein, daß er auf der Insel, welche das Zuchthaus trägt, in das er verurtheilt worden ist, nur – internirt wird. Ein Schritt weiter, und es wird dieser großartige Dieb, den man für sich und die Seinigen im ruhigen Besitz und Genuß seines Raubes gelassen hat, völlig – begnadigt, geht frei aus, und die ganze Geschichte ist eine Komödie gewesen. Und welch eine Komödie, das möge der geneigte Leser aus der folgenden Beschreibung der Behandlung des großen Diebes entnehmen, welche das „Belletrist. Journal“ enthält. Des Zweckes halber möchte die „Gartenlaube“ hier wohl einmal von ihrer Regel, nichts schon anderweitig Veröffentlichtes wieder vorführen zu wollen, abweichen. Der Zweck ist aber zumeist der, in Deutschland vor der idealen Auffassung amerikanischer Zustände ernstlich warnen zu wollen. Nur die nüchternste und kälteste Beobachtung kann vor dieser Veridealisirung bewahren. Es ist überhaupt seltsam, wie man in Deutschland – sogar in der Presse – von einem Lande, mit dem so viele und mancherlei Berührungen und Beziehungen bestehen, noch so viel Unverstandenes, Unrichtiges gedacht, gesagt, geschrieben und behauptet wird. Das besagte Blatt aber bringt in seiner Nr. 23 folgende Notiz:

„Tweed auf Blackwells Island. Mr. Tweed hat noch nie einem Patienten eine Hülfeleistung geboten;* seine Pflichten werden von einem der Reconvalescenten im Hospitale versehen, den er dafür bezahlt. Das Einzige, was er thut, ist, daß er die täglich verordneten Medicamente in ein kleines Buch einträgt; aber auch dies wird ihm mitunter langweilig, und dann läßt er die Sache von jemand Anderem besorgen.

Tweed steht gegen sieben Uhr auf und liest die Morgenzeitungen, deren er sich sechs hält; dann geht er zum Frühstück, welches er im Hause des Wardens (Aufsehers), das ungefähr eine Viertelmeile vom Hospitale liegt, einnimmt. Gegen neun Uhr kehrt er zu seinem übrigens elegant möblirten Kerker (?) zurück, der einstweilen sorgfältig in Ordnung gebracht worden ist, und beschäftigt sich mit seinem Privatsecretär oder empfängt Besuche bis ein Uhr. Hierauf folgt eine Promenade, ein gutes Diner und Siesta bis drei Uhr. Das Abendessen wird ihm auf das Zimmer (wo ist der Kerker?) geschickt. Er ist auf seinen Gängen von Niemandem bewacht und kann, wenn er Lust hat und seine Freunde ihn befreien wollen, jeden Augenblick entfliehen.

Jeden Tag besuchen seine Söhne den düstern Kerker (!) und bringen ihm Weine, Liqueure und alle Delicatessen, welche die Saison bietet. Einer der Gefangenen, welcher an einem Expreßdiebstahl betheiligt war, ist sein Kammerdiener. Sein (Tweed's) hartes Lager besteht aus einer Spring-Feder-Bettstelle und zwei Haarmatratzen; der Boden des Kerkers ist von einem eleganten Teppiche bedeckt, und die Aussicht auf den East-River** gehört zu den schönsten, welche man sich in der Umgegend von New-York denken kann.

Die weiblichen Mitglieder seiner Familie besuchen ihn jeden Samstag gegen zwei Uhr Nachmittags und bleiben bis vier ein halb Uhr. Tweed empfängt sie gewöhnlich am Bootshause oder im Hause des Wardens.

Bei einem kürzlich stattgefundenen Besuche der Grand Jury mußte er, welch ein Hohn! ‚nach Vorschrift‘ die Sträflingsuniform*** anziehen, welche er bisjetzt im Ganzen nur dreimal (!) getragen hat. Dann kehrte er in's Hospital zurück und zog seine gewöhnlichen Kleider wieder an. Viele der Geschworenen begrüßten ihn, als er uniformirt war, mit warmem Händedrucke und erklärten sich bereit, Alles für ihn zu thun, was in ihren Kräften stände; worauf der ‚Boß‘ versicherte, daß er sich nach Umständen ganz wohl befinde. Kein Wunder! Wie mancher New-Yorker würde, namentlich jetzt, seine Freiheit gern mit einem **solchen** Kerkerleben vertauschen!“ D.

* Jeder Sträfling muß sich nützlich machen, arbeiten. Dem Millionendiebe ward die Obliegenheit eines Krankenwärters übertragen.

** Blackwells Island ist die größte der New-York umgebenden Inseln und hat eine reizende Lage. Auf ihr befinden sich: das Strafarbeitshaus, das Armenhaus und das Arbeitshaus, sowie eine Irrenanstalt und ein Krankenhaus.

*** Diese Uniformen sind zebra-ähnlich.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal in der Buchhandlung des Ortes oder dem nächsten Postamte schleunigst aufgeben zu wollen.

In dem vierten Quartal kommen an Novellen zum Abdruck:

„Die Geschichte vom Spötterl“. Aus den bairischen Bergen. Von Herman Schmid.

Die Schlußcapitel von Werner's **„Gesprengte Fesseln“** und

„Ein Meteor“ von E. Werber, Verfasser von „Eine Leidenschaft“ (Jahrgang 1872).

Aus der großen Reihe der belehrenden und unterhaltend instructiven Artikel, welche außerdem im nächsten Quartal zur Veröffentlichung kommen, führen wir nur an: „Der letzte Sonnensohn“. Historische Skizze von Johannes Scherr. – „Der Todte von Mein Leopold“. Von Julius Stettenheim. Mit Illustration. – „Die Rudergränel in Brasilien“. Originalschilderung von M. in Valle do Paraiso. – „Fritz Reuter's Louising“. Mit Illustration. – Transport und Ausschiffung wilder Thiere. Mit Abbildung. – Die Gattin eines Volkskämpfers. – Die österreichische Nordpol-Expedition.

In Folge einer Verordnung der kaiserlichen Post werden die nach Erscheinen der ersten Quartalnummer aufgegebenen Bestellungen nur gegen Portovergütung von 1 Sgr. ausgeführt. Wir bitten also unsere Post-Abonnenten, zur Ersparung dieser überflüssigen Ausgabe, ihre Bestellungen

vor Erscheinen der ersten Nummer des nächsten Quartals

aufzugeben, bei späteren Bestellungen aber den von der Postbehörde octroyirten Groschen zu zahlen und jedenfalls die bereits erschienenen Nummern des Quartals nachzufordern. Jede Postbehörde hat die Verpflichtung, das Quartal vollständig zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wochentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen.

Von **Herman Schmid.**

Trotz Winter und Entfernung liegst du nah' und frühlinghaft vor meiner Seele, du Kronjuwel im felsigen Schatzkästlein der Gebirge, sanftes, feucht glänzendes Auge zwischen den Schattenwimpern der Wälder — du, freundlicher Schliersee! Du liegst vor mir, als stünde ich auf der Landzunge des Freudenbergs, die sich weit in deine weichen Fluthen vordrängt, wie eine von der Natur selbst vorgeschobene Ruhebank, von der aus man deine Anmuth und die Herrlichkeit der Berge um dich her besser bewundern kann. Ich sehe dich vor mir in jener Zeit, da du noch unentweiht ruhtest, da in deine Einsamkeit nur der stille Naturfreund pilgerte, ehrfurchtsvoll, wie man in einen Tempel tritt — als noch an deinen Ufern nur deine einfachen Naturkinder hausten, die Begier nach Schätzen deine grünen Matten noch nicht umgewühlt, deine Berge noch nicht entwaldet hatte. Nun hat das eherne Gesetz des Lebens seine Eisenstraße auch in deinen Frieden gekeilt; die laute Menge drängt sich nun durch dein Heiligthum, und du bist wie ein Schaustück geworden, das man zu lauter Bewunderung auf die geschmückte Tafel des Genusses stellt. Ich sehe dich vor mir mit den Augen der Jugend, und mir ist, als schaute ich durch die herrlichen Kronen der Obstbäume des Freudenbergs, die nun meist gefallen sind, um den nüchternen Tischen eines Kaffeehauses Platz zu machen; mir ist, als säße ich auf den schlichten Holzbänken vor dem einfachen einstigen Försterhause, und du beginnest in der Dämmerung zu dunkeln und nur noch den letzten Schein wiederzuspiegeln, mit welchem die weit hinten im Flachlande gesunkene Sonne noch die Zacken des Jägerkamms begrüßt und den Felsengrat der Brecherspitze.

So sah ich dich einmal — um mich und dich herum war es stille wie vor dem Einschlafen. Ein Rabe zog schreiend nach dem Rohnberge, seinem Neste zu in den Burgruinen von Waldeck, die man damals noch über die Tannen emporragen sah; meine alte, liebe Freundin, die viel genannte, doch so wenig gekannte Fischerliesl hatte mir und den Meinen den Abendimbiß gebracht und saß nun plaudernd neben uns — von den Kirschbäumen aber, die gegen die Badhütten hinunter stehen, sang eine Amsel darein, die gleich uns von dem schönen Abend sich nicht trennen zu können schien.

Der Hall von herankommenden Schritten, zu so später Stunde eine Seltenheit, unterbrach das Gespräch. Aus der Dämmerung und unter den Bäumen um den Schießstand tauchte, allgemach näher kommend, eine Frauengestalt hervor und trat an's Haus, von Liesl, welche die Hand über den Augen hielt, mit Verwunderung betrachtet.

„Grüß Gott, Liesl!“ sagte die Frau. „Brauchst Deine Augen nit anzustrengen; ich bin's schon, die Du meinst.“

„Wirklich, Du bist's, Forstnerin,“ sagte diese, indem sie, den Gruß erwidernd, ihr die Hand bot. „Was giebt's denn, daß Du noch so bei Nacht und Nebel unterwegs bist? Willst noch nach Schliers hinüber?“

„Ja,“ erwiderte die Angeredete. „Mein ältester Bub' ist alleweil so letz' g'wesen mit seinen Augen, daß ich g'fürcht't hab', er wird mir ganz blind. Da hab' ich mich verlobt zu der Mutter Gottes auf dem Birkenstein, und seitdem ist's besser worden, und so hab' ich mich jetzt auf den Weg g'macht. Heut' will ich drüben in Schliers beim Forstner nachten und morgen in aller Früh' mich auf den Weg machen. . . . Leicht, daß ich noch überfahren kann über'n See?“

„Wird sich wohl noch machen,“ sagte Liesl, indem sie aufstand und auf der Gräd gegen die Vorderseite des Hauses ging, wo das Seil zu der Glocke hing, um dem Fischer am andern Ufer das Zeichen zu geben, daß noch Jemand übergeführt und geholt sein wolle. Der Hall des Glöckleins klang bald in die aufhorchende Nacht, und nach wenigen Augenblicken antwortete drüben ein ähnlicher Schall.

„Sie sind wohl noch auf beim Fischer,“ sagte Liesl, „haben Dich schon g'hört und werden gleich da sein mit dem Schiffe. Wie ist's aber,“ fuhr sie fort, „daß Du noch so spät kommst? Bist Du erst so spät fort zu Tegernsee?“

„Das nicht,“ antwortete die Frau. „Aber unterwegs bin ich auf der Gindelalm eingekehrt, und da hab' ich mich ein Bissel verhalten.“

Liesl lachte laut auf, wie sie nicht oft zu thun gepflegt. „Ja, ja, jung gewohnt, alt gethan,“ sagte sie dann. „Es scheint, Du gehst noch alleweil gern auf die Gindelalm.“

So dämmrig es bereits geworden, so war doch nicht zu verkennen, daß die Frau bei diesen Worten von einer raschen, eigenthümlichen Bewegung ergriffen ward. Sie lachte ebenfalls hell auf; aber ihr Lachen klang ganz eigen, fast wie beginnender und im Beginn wieder abgebrochener Gesang.

Von dem Hügelabhange herauf hörte man zugleich das Ausholen und Einfallen der Ruderschläge, welche den Fischernachen durch den See herantrieben und sie einer Antwort überhoben. Statt derselben rief sie: „Gute Nacht!“ und war in

Digitized by Google

wenig Augenblicken den steilen Bergweg hinuntergeeilt und im Dunkel verschwunden.

Liesl kehrte zu uns zurück, die wir schweigend zugehört. Auf meine Frage, wer die Frau sei und welche Bewandtniß es habe mit ihrer offenbar beziehungsreichen Andeutung wegen der Gindelalm, erwiderte sie mit ihrem gewohnten Kopfnicken, indem sie den Spitzhut auf dem grauen Haare drehte und etwas nach vorne schob: „Wer das gewesen ist? Das war die Wittib vom Forstner drunten in Tegernsee. Wie sie jung g'wesen ist, hat man sie nur das Spötterl g'heißen, und warum man sie so g'heißen hat und was ich mit der Gindelalm gemeint hab', das ist eine sonderbare Geschicht', von der man lange erzählen könnt'. Aber ich muß noch in's Haus hinein, muß Alles herrichten. Morgen ist ein abgeschaffter Feiertag. Da kommen schon in aller Früh' so viel' Leut', die Küchel haben wollen; da muß vorgerichtet sein, damit ich gleich in aller Früh' eine tüchtige Pfann' voll 'rausbachen kann. Wenn's Euch bis dahin nit zu spät wird und Ihr die Geduld nit verliert, kann ich's ja erzählen, wenn ich wieder komm'."

Und sie kam wieder. Der Mond war inzwischen aufgegangen; See und Berge schliefen und lagen hell, fast wie am Tage, und doch in einen Duftschleier gehüllt, der ihren Schlummer zu verdecken schien. Der Mond neigte sich schon zum Untergange, als auch wir zur Ruhe gingen und sie ihre Erzählung geendet hatte — die Geschichte vom Spötterl.

---

1. Klopf' an!

Der Gesang einer kräftigen, aber etwas rauhen Männerstimme schwebte vom Ufer des Tegernsees über die abendbeglänzten Wellen hinaus; verhallend klangen die Töne durch das dämmernde Abendlicht, wie Wasserkreise, welche ein fallender Stein immer weiter und immer schwächer bis an das ferne jenseitige Gestade treibt, wo sie am Fuße der Berge erlöschen. Die Worte des Gesanges lauteten:

„Im Zwielicht singt d' Amsel,
Und der Baamhackl hackt:
Aber nix is so fein,
Als wenn d' Wachtel so schlagt."

An den Gesang reihte sich im Tacte des Liedchens eine Nachahmung des Wachtelschlages von solcher Natürlichkeit, daß man glauben mochte, an einem vollen, reifen Aehrenfelde zu stehen, aus welchem wirklich der lockende Ruf erscholl.

Der Singende war ein hochgewachsener Bursche, der in einem Kahne saß und die Cither auf den Knieen hielt, mit der er seinen Gesang begleitete. Der Bursche war nicht mehr ganz jung, sondern stand nahe an der Schwelle des reifern Mannesalters. Wohl lockte sich das braune Kraushaar dicht um seinen Kopf; aber die Stirn wölbte sich schon höher nach oben. Fest und beinahe streng waren die Züge des scharf geschnittenen Angesichts mit der kräftig gebogenen Nase und dem starken, lang herabhängenden Schnurrbarte; dennoch war der Gesammtausdruck ein freundlicher, und das nußbraune Auge, das unter dichten Brauen funkelte, blickte ebenso freundlich wie trotzig; es zeigte, daß das Gemüth, das aus ihm sprach, zum Freundesgruße ebenso bereit und geübt war, wie zum Feindestrutze. Ueber die hohe Stirn lief eine breite Narbe und ließ zum Theil errathen, daß der Weg, auf dem der Bursche gewandelt, nicht immer ein friedlicher gewesen.

Um den Nachen des Sängers herum lagen viele andere Fahrzeuge dicht aneinander gedrängt, wie eben der Zufall beim frühern oder spätern Anlanden sie geordnet; viele Landleute aus den Seedörfern saßen darin, andere waren ausgestiegen und standen nun am Gestade bei den Einwohnern von Tegernsee, die sich ebenfalls eingefunden, an den erwarteten Lustbarkeiten des Abends, die zu Ehren der anwesenden Kaiser von Oesterreich und Rußland stattfinden sollten, theilzunehmen.

Eine Weile waltete Schweigen umher, auf dem Wasser wie auf dem Gestade; Alles hatte mit Wohlgefallen dem Gesange und Tonspiele gelauscht und schien einer etwaigen Wiederholung oder Fortsetzung gewärtig. Diese blieb auch nicht aus. Nach wenigen Augenblicken erhob sich wie zur Antwort eine zweite Stimme, deren erste Töne verkündeten, daß sie aus einer jüngeren und zarteren Kehle kamen; ein Mädchen, das ziemlich weit entfernt ebenfalls in einem Kahne saß, begann zu singen, und ihr Gesang, zart und nicht stark, hörte sich beinahe wie Vogelgezwitscher an, aber auch lieblich und anmuthig wie dieses; das Mädchen sang:

„Jeder Vogel, der singt,
Hat sein' vorg'schrieb'nen Schlag;
Grad' das Spötterl, das einzig',
Das singt, was es nur mag."

An den Gesang reihte sich der übliche Jodler, aber in ganz anderer Weise, als dies sonst gebräuchlich war. Er glich einer Art von Wettgesang verschiedener Vögel, und hatte der Bursche in seiner Nachahmung der Wachtel das Unglaubliche geleistet, so wurde er weit durch die Kehlfertigkeit, Geschicklichkeit und Naturtreue übertroffen, mit welcher das Mädchen abwechselnd und in buntem Durcheinander das Schmettern der Finken, den Schlag der Amsel, das Schmätzen der Grasmücke, das gurgelnde Geschwätz der Schwalben oder das Gezwitscher des Rothkehlchens hören ließ. War zuvor die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen allgemein gewesen, so hielt jetzt Alles mit Gespräch und Bewegung inne, um nicht den Uferkies unter den Füßen knirschen oder die Nachen aneinander stoßen zu lassen. Nichts war zu vernehmen, als der lallende Anschlag der Wellen an den Kähnen, der sich fast wie eine melodische Begleitung anhörte.

Der aufmerksamste Zuhörer aber war der Wachtelschläger. Gleich beim ersten Tone hatte er sich in seinem Schiffe hoch aufgerichtet und starrte nun wie versteint nach der Sängerin hinüber. Es war nicht zu sagen, ob sein Betrachten mehr der Gestalt der Singenden oder dem Gesange galt, in welchem sich ihr ganzes eigenartiges Wesen kund zu geben schien; so scharf sein Auge auch spähte, konnte er doch nicht mehr erkennen, als daß die Sängerin ein schlank gebautes, jugendliches Mädchen von seltener Zierlichkeit der Gestalt war. Die Züge des Angesichts verschwammen in der Entfernung, denn immer grauer wurde die Abenddämmerung, immer bleicher ihr Widerschein im See.

Der Gesang war zu Ende; das anfängliche Schweigen der Versammlung verwandelte sich in Murmeln und halblautes Rufen. Man fand aber nicht Zeit, dem Gefallen vollen Ausdruck zu geben, denn der Bursche im Kahne hatte sofort, ohne sich wieder niederzusetzen und zur Cither zu greifen, laut und ohne Begleitung zu dem Mädchen hinübergesungen, wie dies bei Trutzgesängen der Brauch ist:

„Du Spötterl, Du schneidig's,
Wie stellst denn das an?
Und wenn ich Dein Nest wüßt',
Nachher klopfet i' an."

Begierig drängten sich Alle näher; denn der Herausforderung, die hierin lag, mußte nach aller Wahrscheinlichkeit ein munterer Wettkampf folgen, aber so schnell der Angriff abgeschossen war, so flink schnellte die Abwehr zurück und zeigte, daß das Mädchen wohl im Stande sei, sich sieghaft auf einen solchen Kampf einzulassen, daß sie aber entweder augenblicklich keine Lust verspürte, einen solchen zu beginnen, oder daß ihr der Gegner nicht gefiel, und sie ihn sonst nicht für ebenbürtig hielt. Sie sang:

„Wennst a Schneid hast, klopf' an!
Etwann wird Dir auf'than.
Wann i' 'n Schlüssel nit hab',
Heißt's halt wieder: Fahr' ab!"

Die Anwesenden brachen in lautes Lachen aus und drängten näher gegen den Kahn des Mädchens, um sie besser zu sehen und zu hören, ihr schien aber gerade diese Annäherung nicht zu behagen: sie war aufgesprungen, mit raschem und sicherm Tritte aus dem Nachen an das Ufer gestiegen und hatte sich, ehe man es gewahr geworden, unter der Menge verloren.

Auch der Bursche war herbeigeeilt, rasch und dennoch zu spät; er kam nur noch eben recht, um Zuhörer der Gespräche zu sein, mit denen die Umstehenden sich über die Entflohene unterhielten. Es waren mehrere ältere und reiche Bauern aus der Umgegend, die als eine Art von Respectspersonen etwas bei Seite standen und das junge Volk sich selbst und seiner eigenen Fröhlichkeit überließen, während sie selbst sich zu den Dorfbewohnern hielten. Nicht nur von den nächsten Anhöhen waren die Siedler vom Pfliegel- und Westerhofe heruntergekommen; auch der Sonnen-Moser aus seiner lindenumrauschten Einsamkeit hatte sich eingefunden; die Bauern von Rottach und Egern fehlten nicht, und auch die Anwohner des jenseitigen, westlichen Gestades waren von ihren Einöden herübergerudert.

„Wer ist denn das Mädchen?“ fragte der Landarzt Reinhard, indem er den Deckel seiner großen, runden Dose drehte und quicken ließ, sie dann öffnete und einem Bauern, einer großen, markigen Gestalt mit hagerem Antlitz, anbot. „Kennst Du sie, Hofbauer? Du bist ja Vorsteher und also eine lebendige Tabelle von Allem, was lebt und stirbt um den ganzen See herum.“

„Dasselbige just nit,“ erwiderte der Hofbauer geschmeichelt, indem er zugleich die Finger spitzte, um die angebotene Prise nach Gebühr zu erfassen. „Aber ich bin halt schon ein alter Kampel, und wer so lang mitlauft wie ich, der lernt die Leut' wohl kennen. Die Dirn' aber kenn' ich freilich; das ist ja die Rohnberger Corona.“

„Rohnberger — vom reichen Rohnberger drüben über'm See?“ fragte der Chirurg.

„Ja, das wär' ihr wohl recht, glaub' ich,“ lachte der Hofbauer entgegen, „aber sie hat nur den gleichen Namen und ist bloß weitschichtig mit ihm befreundet; sie ist blutarm, muß dienen und wird jetzt wohl auf einer Alm als Sennerin sein. Wenn sie aber auch arm ist wie ein Feldmäus'l, ist sie doch so hochgeistig wie die reichste Bauerntochter, und deretwegen, und weil sie von den Burschen nichts wissen will und sie abschnalzt, daß es nur so kracht, und wegen ihrem G'sang, haben sie ihr den Spitznamen 'geben — man kennt sie überall nur als das Rohnberger Spötterl.“

„Spötterl — ah! Es ist gewiß der Vogel damit gemeint,“ sagte der Landarzt, indem er wieder die Dose spielen ließ und sich besann. „Wie heißt er doch in der Naturgeschichte? Turdus . . . turdus . . .“

„Den Namen weiß ich auch nicht, aber den Vogel kenne ich wohl,“ erwiderte der Pfarrer Heimgreiter, ein freundlicher, gelehrt aussehender Mann; „es ist eine Drosselgattung, die hier in der Gegend häufig vorkommt; ich habe selbst längere Zeit einen im Käfig gehalten und mich an seiner Lustigkeit und seinem Gesang ergötzt. Er hat nicht nur einen eigenen, recht hübschen Schlag, sondern weiß auch den Gesang vieler anderen Vögel und jeden Laut nachzuahmen, den er oft hört. Der meinige zum Beispiel verstand es prächtig, das Aechzen des Ziehbrunnens im Pfarrhause, der etwas schwer ging, nachzuahmen, so daß meine Schwester ein paar Mal hinauslief, weil sie glaubte, es seien Buben, die sich am Brunnen zu schaffen machten. Im Freien nistet er ganz versteckt, am liebsten in den Gabelzweigen der höchsten Birken, und auch da verkleidet er das Nest noch mit der weißen Birkenrinde, so daß man es von Stamm und Ast gar nicht unterscheiden kann.“

„Aber Sie haben da eine schöne Dose, Herr Landarzt,“ unterbrach ihn der Sonnen-Moser, indem er ebenfalls eine Prise nahm. „Was ist denn da für ein schönes Gemäld' darauf?“

„Die Dose ist nicht übel,“ sagte der Landarzt wohlgefällig; „mit der Zeit kann sie sogar einmal einen großen Werth bekommen. Unter dem Glasdeckel ist das Kloster Tegernsee gemalt, wie es vor der Aufhebung aussah. Es wird bald eine Zeit kommen, in der sich Niemand mehr darauf besinnen kann, wie es damals hier ausgesehen hat. — Damals,“ fuhr er fort, während die Dose in den Händen der Bewundernden kreiste, „damals war das Kloster viel größer, hatte andere Thürme, und da, wo wir jetzt stehen, und der kleine Garten angelegt wurde, stand noch ein großes Viereck des Klosters mit einem weiten Hofe.“

„Das sind betrübte Zeiten gewesen,“ sagte der Sonnen-Moser. „Ich denk's noch wie gestern. Wir haben gemeint, es wird Matthäi am Letzten sein mit Tegernsee, wie die geistlichen Herren fortgezogen sind, und Alles verkauft worden ist, und jetzt ist's doch noch so gut 'worden, und seit der König das Kloster gekauft hat, ist's noch viel besser als früher. Dafür haben wir den König auch alle gern, und Jeder ginge für ihn durch's Feuer.“

„Es muß mit dieser Liebe doch nicht so weit her sein,“ sagte näher tretend ein älterer Mann in hechtgrauem Ueberrocke mit grünem Kragen, worauf goldnes Eichenlaub gestickt war; „Ihr würdet sonst dem guten Herrn nicht so viel Aerger machen.“

Dieses Wort, von dem Ankömmling mit der Art, aber auch dem Nachdruck eines feingebildeten Mannes gesprochen, fiel unter die Bauern wie ein Funken unter gestreutes Pulver, daß nach allen Seiten Staunen, Widerspruch und Unwillen aufzusprühen begann.

„Was? Wir machen dem König Verdruß? Wir thäten ihn ja lieber auf der Hand tragen,“ rief es von allen Seiten. „Wie kann uns der Herr Forstmeister so was nachreden?“

„Nun, wenn es nicht durch Euch selbst geschieht,“ erwiderte dieser begütigend, „so thut Ihr aber auch nichts, um ihm den Verdruß fernzuhalten. Wie lange ist es nun schon, daß der unbekannte Wildschütz in der Gegend sein Wesen treibt! Wie oft hab' ich Euch nicht gebeten, Ihr solltet mir helfen, ihm auf die Spur zu kommen, und jetzt — nach mehr als drei Monaten — wissen wir so wenig wie vorher.“

„Ja so, Sie meinen den Gamstod, Herr Forstmeister,“ sagte der Sonnen-Moser kopfschüttelnd. „Ja, da können wir nix dafür. Wenn den Ihre Jäger und Schützen nit erwischen, wie sollen wir Bauern dazu kommen?“

„Umgekehrt,“ entgegnete der Forstmeister; „gerade Ihr habt die beste Gelegenheit, dahinter zu kommen, wer dieser Raubschütz ist, und wo er sich aufhält. Alle Anzeichen sind dafür, daß er selber ein Bauer ist. Würdet Ihr Eure Leute gehörig beaufsichtigen und nicht durch die Finger sehen, müßte es längst herausgebracht worden sein, wer der Gamstod ist.“

„Also ist wirklich etwas Wahres an der Sache?“ fragte der Landarzt. „Ich habe bisher immer geglaubt, es sei nur so ein Gerede unterm Volke; dem ist nicht wohl, wenn es sich nicht eine Geschichte zu erzählen hat.“

„Leider ist es wahr,“ sagte der Forstmeister. „Seit ein paar Monaten ist in den Bergen der ganzen Reviere das Dasein und die Thätigkeit eines Wildschützen zu spüren, den sowohl seine außerordentliche Keckheit wie die Sicherheit seines Schusses zu einer außergewöhnlichen Erscheinung macht. Er treibt sein Wesen hauptsächlich bei Nacht und in den wildesten, unzugänglichsten Steigen, wo kaum meine Gehülfen fortzukommen wissen. Schon mehrmals sind sie seiner ansichtig geworden; schon öfters glaubten sie, ihn umgangen und eingekreist zu haben — immer wußte er aber wieder zu entwischen, wenn er auch manchmal die Beute zurücklassen mußte. Und was noch das Merkwürdigste ist, die Hirsche oder Gemsen sind immer waidgerecht und meist auf das Blatt geschossen, als wenn er sie immer im Ansprunge abfinge, und die Kugeln, mit denen er schießt, sind nicht, wie gewöhnlich, von Blei, sondern es sind Zinnkugeln von außerordentlicher Kleinheit und Festigkeit.“

„Aha! Dann können wir den Raubschützen mit der Hand erlangen,“ sagte der alte Sonnen-Moser lachend, indem er auf einen beleibten Mann deutete, der bisher aufmerksam, aber schweigend zugehört hatte. „Dann ist's Niemand Anderer als der Schandl, der Bäcker. Leugn's nit!“ fuhr er fort, als der Andere entrüstet auffuhr. „Hast Du nicht selbig's Mal, wie's geheißen hat, daß sich oben hinter Deinem Hause in der Neureut ein Bär hat spüren lassen, in der Eil' gleich den Zinnknopf von Deinem Krügl heruntergedreht? Du kannst es also nit leugnen, daß Du Dich auf Zinnkugeln verstehst.“

Der dicke Bäcker wollte zornig antworten; aber ehe er dazu kam, nahm der Forstmeister wieder das Wort. „Die Sache ist mir sehr ärgerlich,“ sagte er. „Nächstens werde ich aus den benachbarten Revieren und der ganzen Gegend Alles aufbieten, was gehen und ein Gewehr tragen kann; dann werden wir doch wohl die Spur finden und dem Gamstod das Handwerk legen. Ich habe nie einen solchen Aerger gehabt wie heute. Ihr Alle kennt doch den Standhirsch in dem Holze oberhalb des Westerhofes? Ein starkes Thier, ein prächtiger Sechszehnender!“

„Wer soll den nicht kennen!“ riefen die Bauern durcheinander. „Ist ja so zahm, daß er im Winter in die Häuser kommt und Einem schier aus der Hand frißt.“

„Ja wohl,“ sagte ein Anderer, „und ist der Lieblingshirsch vom Könige, der bei Leib und Leben verboten hat, daß ihm Jemand was zu Leide thut.“

„Der nämliche,“ sagte der Förster noch ärgerlicher. „Er muß sich in letzter Nacht zu weit verzogen haben. Drinnen, wo es nach Kreuth hineingeht, hat ihn heute Abend mein Jagdgehülfe gefunden — verendet. Der Gamstod scheint nicht Zeit gehabt zu haben, ihn zu verschleppen; aber die kleine Zinnkugel hat er richtig mitten auf dem Blatte sitzen gehabt.“

Eine unruhige Bewegung kam über die Versammelten; Rufe des Unwillens wurden laut über den Frevler, der das harmlose Thier, das kaum noch für ein Wild gelten konnte, getödtet — nicht minder die Besorgniß, wie der König das Leid aufnehmen würde, das seinem Lieblinge widerfahren. Schnell waren Alle einig, daß der Unfug nicht länger zu dulden sei, und daß Alle zusammen helfen müßten, um den verwegenen Wildschützen zu ermitteln und unschädlich zu machen.

Ueber der allgemeinen Erregung, wie vorher im Eifer des Gesprächs, hatte Niemand Zeit und Anlaß gefunden, den Wachtelschläger zu beachten, obwohl er so nahe stand, daß er jedes Wort vernehmen konnte. Er schien anfangs nicht darauf zu achten; seine Augen suchten immer noch unter den Burschen und Mädchen die Sängerin zu entdecken; sein Ohr lauschte, um den eigenthümlichen Klang ihrer Stimme aus dem Gewirre der übrigen herauszufinden. Erst als der Forstmeister hinzugetreten, hatte er seine Aufmerksamkeit dieser Gruppe zugewendet und schien nun offenbar mit dem Entschlusse zu kämpfen, sich den Männern noch mehr zu nähern. Es war, als wolle er schon den Fuß heben, um zu dem Förster hinzutreten; die Wendung des Gesprächs aber machte ihn wieder an sich halten und seine Aufmerksamkeit verdoppeln. Hatte zuerst ein listiges Lächeln um seine bärtigen Mundwinkel gezuckt, so war dasselbe bald dem Ausdrucke des Unwillens gewichen, der sein ganzes Gesicht mit dunkler Röthe überdeckte. Unwillkürlich machte er eine rasche Bewegung, durch welche der Bergstock, den er im Arme lehnen hatte, zu Boden fiel, hart vor die Füße des zunächststehenden Forstmeisters. Dieser wendete sich und sah ihn forschend von unten bis oben an.

„Was ist's mit Dir, Bursche?" fragte er. „Willst Du etwas von mir, weil Du Dich so nahe heranpürschest? Bist Du nicht Einer von den Arbeitern im Marmorbruche? Ich glaube, Dich dort gesehen zu haben."

„Ja, Herr Forstmeister," sagte der Bursche unbefangen und unterwürfig, „ich bin Arbeiter im Steinbruche; aber eben deswegen hätt' ich schon lang' ein Anliegen an den Herrn Forstmeister. Ich hab' mir's nur immer nit zu sagen getraut."

„Ein Anliegen? Das wäre?" fragte der Forstmeister.

„Ich möcht' gern eine andere Arbeit; das Steinhauen ist mir zu schwer."

„Zu schwer - - einem Burschen wie Du, so stark wie ein Baum?"

„Und doch zu schwer, Herr, weil ich keinen Verstand dafür hab' — wissen S', Herr Forstmeister so den rechten Verstand. Ich mein', wenn man eine Arbeit thut, soll man sie nicht blos mit der Hand thun, sondern soll im Kopfe einen Begriff davon und im Herzen eine Lieb' dazu haben. Das hab' ich nit, wenn ich in dem todten Gestein drinn sitzen und den ganzen lieben Tag d'rauf los klopfen muß, bis ein Trumm herunterfallt. Ich kann die stille, sitzende Weis' nit vertragen; ich möcht' mich so gern rühren und was um mich her haben, was sich rührt, so wie im Walde, wo das Wasser rauscht und die Bäum' sausen, wo in dene Bäum' die Vögel flattern, und drunten 's Wild durchbricht . . ."

„Hoho!" rief der Forstmeister, indem er den Burschen abermals betrachtete. „Bist ja gar vertraut mit dem Walde; möchtest wohl gar Jäger werden?"

„Ja, das möcht' ich," rief der Bursche freudig. „Das wär' das Einzige, was ich mir wünschen thät'. Wenn mir oft im Traume was Schön's vorkommt, ist mir's immer, als wenn ich ein Jäger wär' und durch den Wald pürschen oder auf den Anstand gehen thät'."

Der Forstmeister lachte. „Da haben wir das rechte Beispiel eines Müßiggängers," sagte er, zu den Umstehenden gewendet. „Weil dem Burschen das Steinhauen im Marmorbruch zu stark in die Glieder geht, möchte er es bequemer haben und das Gewehr im Walde spazieren tragen. Nein, guter Freund, damit ist es nichts; da muß man auch schießen können."

„Das kann ich," sagte der Bursche schnell, wenn auch etwas verdüstert. „Ich bin lang genug Soldat und im Kriege gewesen. Der Herr Forstmeister könnten's ja probiren, ob ich schießen und treffen kann."

„Ach was — Dummheiten!" sagte dieser wieder. „Lass' mich in Ruhe! Ich kann keine solchen Bauernjäger brauchen. Auch ist es mit dem Schießen allein noch nicht gethan: die Hauptsache ist jetzt der Wald, und ein rechter Jäger muß gar Vieles wissen."

„Was ich nicht weiß, könnt' ich ja wohl lernen," sagte der Bursche bescheiden.

„Nein, nein, das könnte mir zu lange währen," rief der Förster sich abwendend, „und kurz und gut, ich will von dem dummen Zeuge nichts mehr hören. Geh' in Deinen Marmorbruch und klopfe Steine, oder wenn Du durchaus eine andere Arbeit haben willst, so greife zur Sense und Drischel und mache einen ordentlichen Bauernknecht! Da kannst Du Dich rühren genug."

„Also ist's nix?" fragte der Bursche, indem er den Blick fest auf den Forstmeister richtete. „Meinetwegen," sagte er dann, wie sich selbst antwortend, „dann muß es halt bleiben, wie's ist."

Er ging und war bald unter den Anwesenden verschwunden. Vielleicht hätte er das Gespräch doch noch länger fortgesetzt; aber es war ihm gewesen, als hätte er die schlanke Gestalt des Spötterls durch die Menge gleiten gesehen, leicht und rasch, wie der gleichnamige Vogel kaum bemerkbar durch die Zweige und Blätter schlüpft.

„Schade um den Burschen," sagte der Sonnen-Moser, indem er ihm nachsah. „Er ist stark wie ein Bär und könnt' leicht als Oberknecht oder Baumann einen Platz finden. Ich selber hätt' ihn schon eingestellt, wenn er gewollt hätt'; aber er bleibt nirgends lang und hat das herumstreunende Leben schon gewöhnt. Das kommt von der Soldatenzeit. Er hat den großen Krieg mitgemacht und ist in der russischen Gefangenschaft gewesen. Davon hat er auch die Narbe her über das ganze Hirn. Die wird ganz blutroth, wenn's heißes Wetter ist oder wenn er zornig wird, und es hat schon geheißen, daß es dann darunter auch nicht ganz richtig sei. Dann ist gar nichts mit ihm anzufangen; er läßt alle Arbeit liegen und stehen und will keinem Menschen mehr gehorsam sein." — —

In dem am Seegestade aufgeschlagenen Zelte begann es inzwischen ebenfalls lebhaft zu werden; glänzendes Licht schien durch die gespannten Leinwanddecken und zog immer mehr die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich. Durch den halb offenen Eingang war die Tafel zu sehen, welche, kostbar gedeckt und mit Speisen und Leckereien aller Art besetzt, der vornehmen Gäste harrte, für welche ihre Reichthümer bestimmt waren. Es war das erste Mal, daß das Zelt, ein Geschenk der Stadt Augsburg an den allgeliebten König, zu solch festlichem Zwecke dienen sollte. Die Gartenanlage, welche später um dasselbe gepflanzt wurde, war damals im ersten, dürftigen Entstehen begriffen. Schon begannen auch einzelne Gäste sich einzufinden und warteten auf die Ankunft der Fürsten, welche der König von Baiern zu sich an den lieblichen Tegernsee geladen hatte, ihnen die Schönheit seines Reiches zu zeigen.

Eben war der Congreß der Fürsten nach Verona zusammenberufen, und auf dem Wege dahin hatten Alexander von Rußland und Franz von Oesterreich dem Baiernkönig ihren Besuch zugesagt; Beide waren sehr willkommen, noch mehr aber der Letztere, weil mit dem Kaiser auch die Kaiserin Charlotte, Maximilian's Tochter, den Vater wieder zu sehen kam. In dem stillen, schönen Gebirgsthale sollte auf einige Tage vergessen werden, daß draußen der Himmel düster war und sich immer trüber umwölkte. Noch war kein Jahrzehnt verflossen, seit die deutschen Stämme sich in edler Begeisterung erhoben, um den gewaltigen Franzosenkaiser niederzuwerfen, der Volk und Fürsten zu seinen Unterthanen gemacht. In feierlicher Anerkennung dessen hatten die Fürsten ihren Staaten die Freiheiten verheißen, deren sie sich so würdig bewiesen; aber die Erinnerung daran war von Jahr zu Jahr schwächer und unbequemer geworden, und als die Völker mahnend des versprochenen Dankes gedachten, war man bereits einig, die Verheißung nicht zu erfüllen, sondern den gefährlichen Geist und die Männer, in deren Köpfen er sich besonders lebhaft regte, niederzuhalten. Auch außer den deutschen Landen gohr es bedenklich. Die Spanier hatten ihren Ferdinand verjagt, und die Griechen waren aufgestanden, um das schwere, verhaßte Türkenjoch abzuschütteln — die heilige Allianz hatte das Alles wohl überdacht und geplant: zu Verona sollte dem großen Werke des Rückschritts das Siegel aufgedrückt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater von „Mein Leopold!“

Adolf L'Arronge.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

In David Kalisch, zu früh gestorben für seine Freunde, wie für seine dramatische und literarische Thätigkeit, hatte nicht nur das Wallner-Theater, sondern die Berliner Posse überhaupt eine unersetzliche Kraft verloren. Kalisch hatte die Berliner Localposse geschaffen; er war auch bis zu seinem Tode ihr geistvollster, witzigster und gewissenhaftester Vertreter geblieben, und ihm verdankt die Bühne die muntersten Volksfiguren, deren Lebensfähigkeit auch heute dieselbe geblieben ist. Kalisch war zwar kein dramatischer Dichter im eigentlichen Sinne; er bearbeitete vorhandene Stoffe, oder übersetzte österreichische oder französische Stücke in sein geliebtes Berlinisch, dies aber geschah mit so viel anmuthigem Humor und mit so viel geistvollen und originellen Einfällen, daß von den fremden Arbeiten nur die Baupläne übrigblieben, während ihr Stil, die innere Einrichtung und Ausschmückung ganz als sein geistiges Eigenthum zu betrachten waren. Man hatte ein selbstständiges, genial dastehendes Berliner Possengebäude vor sich, und das Publicum wurde nicht müde, es hundert Mal und häufiger anzusehen und sich daran zu ergötzen.

Aber mit ihrem Schöpfer verlor die Berliner Localposse auch ihren Ernährer, und vornehmlich das Wallner-Theater, die Arena des dramatisirten Berliner Witzes, sah sich verlassen und war bald ganz ohne Novitäten, da Pohl sich einem eigenen Genre, der Operettenposse oder Possenoperette, widmete, für welches die Gesangskräfte des Wallner-Theaters nicht ausreichten, und Belly, Haber, Wilken u. A. nur einactige Possen mit Glück producirten. Wohl wurde noch Größeres, „Abendfüllendes“ geschrieben. Jede Saison brachte mehrere Portionen „Posse mit Gesang“, aber Alles war nur das Schondagewesene, und die Fußstapfen Kalisch's waren bald so ausgetreten, daß die ursprüngliche Form derselben nicht mehr zu erkennen war. Keiner wußte die Pointe im Couplet so fein zu schleifen, Keiner den Dialog so zu würzen, Keiner so keck in's volle Menschenleben hineinzugreifen, wie Kalisch. Selbst die Auffrischung der Possen Kalisch's gelang Keinem, wenn die Direction in ihrer Noth zu denselben zurückzukehren versuchte. Sollte also das ganze Genre im Wesentlichen erhalten bleiben, so mußte dasselbe durch eine selbstständige Kraft neu belebt werden.

Eine solche ist in Adolf L'Arronge zu rascher Entfaltung gekommen. Wir dürfen dies heute behaupten, nachdem seit fast einem Jahre das Repertoire der deutschen Bühne, soweit dieselbe sich dem Volksstücke öffnet, ein Werk des genannten Autors so häufig genannt hat, daß dessen Titel schon die Popularität eines geflügelten Wortes für sich in Anspruch

nimmt: „Mein Leopold!“ Dieses Stück, im Wallner-Theater am 23. December 1873 zum ersten Male aufgeführt, machte rasch den großen Weg über die deutschen Bühnen, verweilte auf jeder eine lange Reihe von Abenden und wurde überall vom Publicum und von der Kritik ehrenvoll ausgezeichnet.

Adolf L'Arronge hat diesen glänzenden Erfolg dem ernsten und ehrlichen Eifer zu verdanken, mit welchem er sich von der Schablone, zu welcher Kalisch's Posse durch die Nachahmer herabgesunken war, losgesagt hat. Er fordert nicht zu Vergleichen heraus, sondern steht auf eigenen Füßen; er erfindet seine Stoffe selbstständig, belebt dieselben mit Charakteren, die zu Gunsten billigen Applauses nicht von der Natur abweichen, und sorgt dafür, daß der Faden einer dramatischen Handlung nicht jeden Augenblick durch tolle Sprünge zerreißt, oder dem Zuschauer unter der Hand verschwindet. Dazu kommt seine Fähigkeit, den ihm innewohnenden Witz mit so weiser Oekonomie über die Scenen zu verbreiten, daß derselbe uns vor Allem da nicht aufdringlich erscheint, wo vor dem Zuschauer sich der ernste Theil der Handlung, der sich in jedem Stücke unseres Autors findet, abspielt. Das Mitglied der komischen Bühne sieht sich nach langer Pause durch L'Arronge wieder einmal mit Aufgaben betraut, deren Lösung in ihm den Schauspieler zur Geltung kommen läßt, und damit erklärt sich ein großer Theil des Erfolges, welchen „Mein Leopold!“ überall gefunden hat. Der Komiker beschäftigt sich freudig und eingehend mit einer Rolle, die eine ernstere Leistung von ihm fordert als den an das Café-Chantant erinnernden Vortrag von Couplets und alten Scherzen.

Wie freudig diese Rückkehr zum gesunden Volksstücke anerkannt wird, beweist der Umstand, daß einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, Friedrich Spielhagen, in einem Feuilleton, den Eindruck geschildert hat, den Carl Helmerding's Darstellung des Gottlieb Weigelt in „Mein Leopold!“ auf ihn hervorbrachte.* Nachdem Spielhagen dem Mißbehagen Ausdruck gegeben, mit welchem der Ton der Schablonenposse ihn zu beschleichen pflegte und welches ihn von dem Besuche des Wallner-Theaters fern gehalten, sagt er: „So war denn die zweiundachtzigste Wiederholung von „Mein Leopold!“ angesetzt, bis ich mich entschließen konnte, ein Stück zu sehen, das mir auch sonst als ein gutes in seinem Genre bezeichnet wurde und in welchem Helmerding ganz brillant sein sollte. Ich fand, daß man mir nur die Wahrheit gesagt. Das Stück ist gut und Helmerding ganz brillant.“

Auf ein Lob aus solcher Feder darf L'Arronge stolz sein.

L'Arronge ist ein echtes Theaterkind; er kennt von Jugend auf die Bühne, und diese Bekanntschaft kommt seiner Thätigkeit nicht wenig zu Statten. Er ist der Sohn des rühmlich bekannten Komikers und Theaterdirectors L'Arronge und erblickte im März 1838 in Hamburg das Licht der — Lampen. In Berlin und Aachen besuchte er das Gymnasium, widmete sich in letztgenannter Stadt unter Leitung des Musikdirectors Richard Genée der Musik und ging zu weiterer Ausbildung nach Leipzig, wo er durch drei Jahre am Conservatorium studirte. Als Opern-Capellmeister war er dann in Danzig, Königsberg, Cöln, Würzburg, Stuttgart, Pest und zuletzt am Kroll'schen Theater in Berlin thätig, wo er auch als Dirigent des Männergesangvereins unter ehrenvoller Anerkennung wirkte.

Für das letztgenannte Theater schrieb er eine Posse, „Das große Loos“, deren guter Erfolg ihn vom Dirigentenpult an das Pult der dramatischen Literatur verführte, an welchem er fleißig und mit großem Erfolg arbeitete. Selbst während er Redacteur der „Gerichtszeitung“ war, blieb er dem Theater treu, dem er sich jetzt auch als Bühnenleiter widmete, indem er die Direction des Breslauer Lobe-Theaters übernahm. Hoffentlich bleibt er auch in dieser Stellung als Bühnendichter im Dienste der holden Thalia, für den er schon so tüchtige Beweise außergewöhnlicher Befähigung geliefert hat.

Julius Stettenheim.

* Aus meinem Skizzenbuche. Von Friedrich Spielhagen.

Gesprengte Fesseln.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Capitain versuchte es vergebens mit der alten Spottsucht; sie wollte ihm heute nicht zu Hülfe kommen. Seine Lippen zuckten, und seine Worte klangen wie die bitterste Ironie. Ella sah, wie tief die Wunde bei dem Manne ging, den sie in dieser Beziehung für unverwundbar gehalten hatte.

„Sie hätten längst gehen sollen, Hugo,“ sagte sie mit leisem Vorwurfe. „Jetzt ist es zu spät, Ihnen den Schmerz zu ersparen, aber wenn die Liebe einer Schwester —“

„Um Gotteswillen,“ nur das nicht!“ unterbrach er sie ungestüm. „Nur nichts von Achtung, Freundschaft und all den schönen Dingen, mit denen sich die Idealisten in solchem Falle trösten, und die einen gewöhnlichen Menschen umbringen, wenn sich sein heißes Herz damit zufrieden geben soll. Ich weiß es ja, daß Sie in mir von jeher den Bruder gesehen haben, daß Ihr Herz immer und ewig an Reinhold gehangen hat, selbst da noch, als er Sie verrieth und verließ, aber ich ertrage es nicht, das jetzt aus Ihrem Munde zu hören. Freilich, es geschieht mir schon recht. Warum bin ich ihr auch untreu geworden, meiner schönen blauen Wellenbraut da draußen, der ich doch nun einmal allein angehöre! Sie läßt es mich jetzt büßen, daß ich daran denken konnte, sie zu verlassen um einer Anderen willen, und doch war es mir immer, als blickte ich in ihre blauen Tiefen, wenn ich in Ella's Augen sah.“ Er warf mit einer halbtrotzigen Bewegung den Kopf zurück. „Und mir haben sich diese Augen doch zuerst entschleiert, damals, als mein Bruder noch nicht ahnte, welchen Reichthum er sein nannte. Ich wußte besser als er, was an der Frau war, die er um einer Biancona willen aufgab, und trotzdem trägt er jetzt den Preis davon, für den ich Alles hingegeben hätte. Solche dämonische Künstlernaturen siegen ja immer gegen Unsereinen, der nichts einzusetzen hat als sein warmes Herz und sein heißes, volles Lieben. Reinhold nimmt zurück, was nie auch nur einen Augenblick lang aufgehört hatte, sein Eigenthum zu sein, und ich — gehe. So ist uns allen geholfen.“

Es lag eine grenzenlose Bitterkeit in den letzten Worten, die nur zu sehr verriethen, daß selbst die Liebe zu dem Bruder nicht mehr vor einer Leidenschaft Stand halten wollte, welche die ganze Natur Hugo's verändert zu haben schien. Er machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Ella hielt ihn zurück.

„Nein, Hugo, so dürfen Sie nicht gehen,“ sagte sie fest. „Nicht mit dieser Bitterkeit gegen Reinhold und mich im Herzen. Unser Glück hat sich schon auf den Trümmern eines fremden Lebens aufbauen müssen; es wäre zu theuer bezahlt, sollte es uns nun auch noch den Bruder kosten. Wir würden es nie, nie überwinden, Sie in der Ferne unglücklich zu wissen, unglücklich durch uns.“

Sie hatte bittend und traurig das Auge zu ihm emporgehoben; der Capitain blickte mit einem seltsamen Gemisch von Groll und Zärtlichkeit auf die junge Frau.

„Sorgen Sie nicht um mich!“ entgegnete er gepreßt. „Ich gehöre nicht zu den Männern, die sich gleich der Verzweiflung ergeben, weil sie sich von dem losreißen müssen, woran doch nun einmal ihr ganzes Herz hängt. Und wenn bei dem Losreißen auch ein Stück von dem Herzen mitgeht, nun, so lebt es sich auch so weiter. Ertragen werde ich's; ob ich es überwinde, ist eine andere Frage. — Wenn Reinhold völlig wieder hergestellt ist, so sagen Sie ihm, was mich fortgetrieben hat aus seiner und Ihrer Nähe! Ich mag vor dem Bruder nicht als Heuchler dastehen, und ich hätte es ihm längst selbst gebeichtet, fürchtete ich nicht jetzt noch die Aufregung eines solchen Geständnisses für ihn; er ist nur allzu reizbar in jedem Punkte geworden, der Sie betrifft. Sagen Sie ihm, Hugo hätte nicht bleiben können, nicht eine Stunde länger, und er hätte Ihnen sein Wort darauf gegeben, nicht eher wiederzukommen, bis er der Gattin seines Bruders so unter die Augen treten kann, wie er muß.“

Seine Hand, die er ihr zum Lebewohl entgegenstreckte, umschloß mit krampfhaftem Druck die ihrige, als die Thür sich öffnete und der kleine Reinhold hereinstürmte, der sich mit kindlichem Ungestüm an den Oheim hing.

„Onkel Hugo, Du willst fort?“ rief er athemlos. „Jonas hat Deine Koffer gepackt und sagt, Du wolltest morgen abreisen. Onkel Hugo, das darfst Du nicht; Du mußt bei uns bleiben.“

Der Capitain hob den Knaben empor und drückte mit leidenschaftlicher Heftigkeit seine Lippen auf die des Kindes.

„Bringe Deiner Mutter diesen Kuß!“ flüsterte er mit halb erstickter Stimme. „Von Deinen Lippen wird sie ihn ja wohl nehmen dürfen. Lebe wohl, mein Kind — Leben Sie wohl, Ella!“ —

„Mama,“ sagte der kleine Reinhold, indem er verwundert dem Oheim nachblickte, der ihn so stürmisch niedergesetzt und dann das Zimmer verlassen hatte. „Mama, was hat denn Onkel Hugo? Er weinte ja, als er mich küßte.“

Die junge Frau zog das Kind an sich und jetzt berührten auch ihre Lippen die Stirn desselben, die noch feucht war, wie von zwei darauf niedergefallenen Thränen.

„Es wird dem Onkel schwer, uns zu verlassen,“ erwiderte sie leise. „Aber er muß fort — Gott gebe, daß er einst zu uns zurückkehrt!“

In der alten Hafen- und Handelsstadt H. hatte sich im Laufe der Zeit nur wenig verändert. Sie sah noch ebenso aus, wie vor zehn Jahren, als die italienische Operngesellschaft hier ihre ersten Vorstellungen gab. Das ältere Stadtviertel lag noch ebenso düster und winklig, das neuere noch ebenso vornehm und ruhig da, wie zu jener Zeit; auf den Straßen und am Hafen herrschte noch das alte rege Leben und Treiben, und heute, an einem Frühlingsabende, lag auch wieder die alte feuchte Nebelatmosphäre über der Stadt und ihrer Umgebung.

Im Erlau'schen Hause herrschte eine ungewöhnliche Aufregung. Der große, sonst mit vornehmer Ruhe und Pünktlichkeit geführte Haushalt schien heute ganz aus den Fugen gegangen zu sein. Es war ein Rennen und Laufen ohne Ende; die ganze Flucht der Zimmer war geöffnet und erleuchtet; die Dienerschaft befand sich in vollster Gala und wurde mit Befehlen bald hierhin, bald dorthin gerufen. Die Equipage war bereits vor einer Stunde nach dem Bahnhofe abgefahren, und soeben trat die Verwandte, welche jetzt dem Haushalte des Consuls vorstand, eine schon ältere Dame, in Begleitung des Doctor Welding in den großen Salon.

„Ich versichere es Ihnen, Herr Doctor, mit meinem Cousin ist heute nicht auszukommen,“ klagte sie, während sie sich mit der Miene der Erschöpfung auf einen Fauteuil niederließ. „Er bringt das ganze Haus in Aufruhr und jagt die gesammte Dienerschaft mit Befehlen und Anordnungen durcheinander. Nichts ist ihm festlich und glänzend genug. Ich freue mich gewiß auch, meine liebe Eleonore wiederzusehen, und ihren berühmten Gatten persönlich kennen zu lernen, aber der Consul hat mich mit seiner Aufregung bereits so nervös gemacht, daß ich wünsche, die Empfangsfeierlichkeiten wären erst überstanden.“

„Es ist ja aber auch das erste Mal, daß er seine Pflegetochter wieder im eigenen Hause empfängt,“ sagte Welding. Der Doctor hatte sich in dem langen Zeitraume kaum verändert; er sah nur wenig älter aus. Es war noch immer das scharf und geistreich gezeichnete Gesicht, der durchdringende Blick und der ihm eigene ironische Klang der Stimme, mit dem er jetzt fortfuhr: „Herr Reinhold Almbach scheint dem Consul gegenüber seine Oberhoheit über seine Frau ganz entschieden zu behaupten. Er hat es, wie Sie wissen, richtig durchgesetzt, daß Erlau jedesmal zu ihnen nach der Residenz kommen mußte, und wir bekamen trotz aller Versprechungen Frau Eleonore nicht eher zu sehen, als bis der Herr Gemahl sich entschloß, sie hierher zu begleiten. Es scheint, er kann sie nicht eine einzige Woche lang entbehren.“

„Nein, gewiß nicht,“ rief die Dame gerührt. „Sie sollten nur den Cousin davon erzählen hören, der erst so sehr gegen Reinhold eingenommen war, und nun mit ihm und dem Glücke Eleonorens völlig ausgesöhnt ist. Es ist eine Liebe zwischen den Beiden, so rein und klar, so fest und stark, und dabei von einem so märchenhaft poetischen Hauche umwoben, daß sie fast wie eine Sage herüberklingt in unsere glücks- und liebesarme Zeit.“

Der Doctor verbeugte sich ironisch. „Vollkommen richtig, meine Gnädige. Ich sehe mit Vergnügen, welche eingehende Aufmerksamkeit Sie meinen Artikeln widmen. Genau dasselbe stand in Nr. 12 des ‚Morgenblattes‘, gelegentlich einer Besprechung des Textes zu Rinaldo's neuester Oper.“

„So? Steht es im ‚Morgenblatt‘?“ fragte die Dame in einiger Verlegenheit; es schien ihr lieb zu sein, daß in diesem Momente der Consul eintrat, der, ohne in seiner freudigen Aufregung den Doctor zu bemerken, sofort auf sie zueilte.

„Aber beste Cousine, ich suche Sie überall. Der Wagen kann jede Minute vom Bahnhofe zurückkehren, und wir hatten ja ausgemacht, daß wir zusammen unsere lieben Gäste empfangen wollen. Ist das rothe Cabinet noch nachträglich erleuchtet worden, wie ich befahl? Ist der Heinrich drunten im Vestibül bei der übrigen Dienerschaft? Haben Sie —“

„Cousin, Sie machen mich nervös mit Ihren unaufhörlichen Fragen,“ rief die Dame in etwas gereiztem Tone. „Ist es denn das erste Mal, daß Sie mir die Anordnung einer Festlichkeit übertragen? Ich habe Ihnen bereits zwei Mal versichert, daß Alles nach Ihren Wünschen geregelt ist.“

„Das ist für heute nicht genug,“ mischte sich jetzt Welding in das Gespräch. „Diesmal übernimmt der Herr Consul selbst die Rolle des Hausmeisters und inspicirt das ganze Haus vom Boden bis zum Keller. Wehe Dem, der sich heute nicht im Festgewande vor ihm blicken läßt!“

„Spotten Sie nur!“ lachte der Consul. „Ich werde mir die Freude des Wiedersehens dadurch nicht stören lassen, und mit Ihnen, Doctor, bin ich überhaupt ausgesöhnt, seit Sie in Ihrem ‚Morgenblatte‘ eine solche Jubelhymne über Reinhold's neuestes Werk anstimmten.“

„Bitte, ich schreibe keine Jubelhymnen,“ sagte der Doctor etwas pikirt. „Ich habe im Gegentheil nur zu oft die Erfahrung machen müssen, daß meine Kritiken von den Herren Künstlern mit weniger schmeichelhaften Namen belegt werden. Unser großer Mime und Heldentenor, der, wie Sie wissen, sein hochtragisches Bühnenpathos stets auch im wirklichen Leben beibehält, nannte neulich erst mein Urtheil über eine seiner Hauptrollen ‚den Ausfluß der schwärzesten Bosheit, die je eine schwarze Menschenseele ausgebrütet‘. Wie finden Sie das?“

„Nun, Reinhold hatte auch genug von Ihrer Feder auszustehen,“ meinte Erlau. „Ein Glück, daß er damals in Italien unser ‚Morgenblatt‘ nicht zu Gesichte bekam; er hätte sonst sehr unliebsame Dinge lesen müssen, ‚von der beklagenswerthen Richtung eines unleugbar großen Talentes, von unverzeihlicher Verschleuderung der kostbarsten Gaben, von der Verirrung eines Genius, der zum Höchsten befähigt und dennoch auf dem Wege sei, sich und die Kunst zu ruiniren‘ — und was dergleichen Artigkeiten mehr waren.“

„Mit denen Sie damals doch völlig einverstanden waren,“ ergänzte Welding. „Gewiß, ich bin ein offener Gegner Rinaldo's gewesen. So unbedingt ich von jeher sein großes Talent anerkannte, so sehr ich ihn bei seinen ersten künstlerischen Versuchen ermuthigte, so entschieden verwarf ich jene Richtung, der er sich später in Italien zuwandte. Jetzt ist das anders geworden. Sein neuestes Werk zeugt von einer Umkehr, zu der man ihm und der Kunst nur Glück wünschen kann. Er hat sich durchgerungen durch die wilde Gährung zur vollsten Freiheit und Klarheit des künstlerischen Schaffens. Sein Genius scheint endlich die rechte Bahn gefunden zu haben — dieses Werk steht durchaus auf der Höhe seines Talentes.“

„Natürlich — und das ist einzig Eleonorens Verdienst,“ sagte Erlau mit unerschütterlicher Zuversicht, während seine Cousine sehr andächtig den Worten des Doctors lauschte.

„Hilft Frau Almbach ihrem Gemahl bei seinen Compositionen?“ fragte Welding boshaft.

„Lassen Sie die Malice, Doctor! Sie wissen doch am besten, wie ich es meine,“ rief der Consul ärgerlich. „Nun, Heinrich, was giebt es?“ wandte er sich an den rasch eintretenden Diener, der berichtete, daß der Wagen soeben vorfahre.

„Cousin! Um Gottes willen, langsamer! Die ganze Dienerschaft steht ja draußen im Vestibül,“ rief die alte Dame, die sich bereit gemacht hatte, die Ankommenden feierlich und würdevoll zu empfangen, und die jetzt von dem Consul, der ihren Arm ergriff, so stürmisch fortgezogen wurde, daß die Majestät ihrer

Schleppe gar nicht zur Geltung kam. Erlau hörte nicht auf ihre Vorstellungen; sie mußte im Sturmschritte mit ihm bis zur Treppe. Doctor Welding, der zufällig gekommen war, ohne die Stunde der Ankunft zu kennen, hielt sich als Hausfreund berechtigt, der Familienscene beizuwohnen. Er blieb deshalb im Salon, während draußen die ersten Empfangs- und Bewillkommnungsreden laut wurden. Der Consul begrüßte mit voller Zärtlichkeit seine Pflegetochter und den kleinen Reinhold, der in hellem Jubel an seinem Halse hing. Die Cousine dagegen schien sich des großen Reinhold bemächtigt zu haben, den sie mit einem Strome von Complimenten in den Saal geleitete, während die Uebrigen noch in dem vorderen Zimmer weilten.

„Ich freue mich unendlich, in dem Gatten meiner theuren Eleonore, den ich ja auch wohl als Verwandten begrüßen darf, zugleich den gefeierten Rinaldo kennen zu lernen," versicherte sie noch auf der Schwelle. „Und unser H. wird stolz darauf sein, seinen berühmten Sohn endlich einmal wieder in seinen Mauern zu sehen. Herr Almbach, man kann Ihnen und der Kunst nur Glück wünschen zu Ihrem neuen Werke; es steht durchaus auf der Höhe Ihres Talentes. Ihr Genius hat endlich — ja endlich —"

„Die rechte Bahn," half Doctor Welding, der in der Nähe stand, mit größter Artigkeit ein.

„Die rechte Bahn gefunden," fuhr die Dame begeistert fort. „Sie haben sich durchgerungen durch die wilde Gährung zur vollsten Freiheit und zu höheren Sphären."

„Nicht ganz wortgetreu, aber es geht auch so," murmelte Welding vor sich hin, während Reinhold, etwas betreten über dieses Sturzbad von ästhetischen Redensarten, sich vor der Dame verneigte. Zum Glück sah diese jetzt Ella am Arme des Consuls eintreten und eilte, sie und ihren Knaben zu umarmen, während der Doctor zu Reinhold trat.

„Darf ein alter Bekannter sich Ihnen in das Gedächtniß zurückrufen, Herr Almbach? Ich bin zwar nicht so kühn, Sie gleich mit kritischen Lobsprüchen zu empfangen, wie Ihnen eben geschah, aber ich heiße Sie deswegen nicht minder herzlich in der Heimath willkommen."

„Die Tante meint es gewiß sehr freundlich," sagte Reinhold halb entschuldigend. „Es war mir nur im Augenblicke etwas befremdlich —" er hielt inne.

„Mit einer meiner Recensionen empfangen zu werden," ergänzte der Doctor. „O, Ihre Frau Tante erweist mir öfter die Ehre, meine Artikel zu reproduciren, wenn auch freilich bisweilen an etwas ungeeigneter Stelle und mit eigenen Variationen, für die ich die Verantwortung nicht übernehme. Mit den ‚höheren Sphären' zum Beispiel habe ich für gewöhnlich nichts zu thun."

Reinhold lächelte. „An Ihnen ist die Zeit spurlos vorübergegangen, Herr Doctor. Sie bewahren noch immer Ihren alten Ruf. Das dritte Wort, das Sie sprechen, ist eine Malice."

„Je nachdem," meinte Welding achselzuckend und wandte sich an Ella, die dem alten Freunde des Hauses herzlich die Hand entgegenstreckte.

„Nun, wie finden Sie unsere Eleonore?" rief der Consul triumphirend. „Blüht sie nicht wie eine Rose? Und der ‚Kleine' ist so groß geworden, daß wir bald eine andere Bezeichnung für ihn werden suchen müssen."

Doctor Welding lächelte und diesmal ausnahmsweise ohne jede Malice, als er erwiderte: „Frau Eleonore ist sich gleich geblieben. Das ist das beste Compliment, das man ihr sagen kann. Gewiß, gnädige Frau, ich bin nicht der Letzte, der sich über dieses Wiedersehen freut und nebenbei auch darüber, daß die Erlau'schen Salons, für die nächsten Wochen wenigstens, wieder unter Ihrem Scepter stehen. Unter uns gesagt —" er senkte die Stimme — „es sieht bisweilen etwas bedenklich darin aus, wenn die Frau Tante bei den Kunstgesprächen den Vorsitz führt." —

Die Aufregung und die Freude des Wiedersehens hatte die Ankömmlinge erst spät zur Ruhe gelangen lassen. Die Morgensonne schien schon klar und hell in die Fenster, als Ella in das Gemach trat, das während ihres Aufenthaltes in dem Erlau'schen Hause ihr Wohn- und Arbeitszimmer gewesen war. Es zeigte noch ganz die frühere kostbare Einrichtung, mit welcher der Consul seinen Liebling umgeben hatte. Auch Reinhold war bereits dort; er stand am Fenster und blickte auf die Straßen seiner Vaterstadt herab, die er nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder betrat. Es war nicht der junge Künstler mehr, der im trotzigen Kampfe mit seiner Umgebung und seiner Familie die Fesseln wie die Pflichten zerriß, um sich in eine Laufbahn zu werfen, die ihm Ruhm und Liebe verhieß, und der beides im Sturme errang, aber auch der Rinaldo war es nicht mehr, dessen wild geniales Leben in Italien so oft das Urtheil der Welt herausgefordert hatte, der keinen anderen Zügel und kein anderes Gesetz zu kennen schien als seinen eigenen Willen, und dem die Vergötterung von Seiten des Publicums und seiner Umgebung so verderblich zu werden drohte. In seinem Wesen lag nichts mehr von hochmüthiger Ueberhebung oder verletzender Schroffheit; es zeigte jetzt einzig das ruhige feste Selbstbewußtsein, das dem Manne wie dem Künstler nur zum Vortheile gereichte. In seinem Auge blitzte noch immer etwas von der alten Leidenschaftlichkeit, die im Leben wie in seinen Werken doch nun einmal Rinaldo's eigentliches Element bildete, aber die wilde unstäte Flamme, die einst in diesem Blicke loderte, war erloschen, und was jetzt dort leuchtete, paßte besser zu dem ruhigen, etwas düsteren Ausdrucke seiner Züge. Was auch ein wildes, überschäumendes Leben in dieses Antlitz gegraben haben mochte, es redete jetzt nur noch von Ueberwundenem, und der träumerisch nachdenkliche Blick, der in diesem Augenblicke den Giebel des alten Hauses in der Canalstraße suchte, der deutlich aus dem Häusergewirr emportauchte — es war ganz der Blick des ehemaligen Reinhold, jenes Reinhold, der in dem engen kleinen Gartenhause vor seinem Flügel so oft gesessen und jene Töne wachgerufen, die damals nur in der Nacht laut werden durften, wollte er nicht wegen der „unnützen Phantasterei" gescholten werden, welche die Welt jetzt die Offenbarung seines Genius nannte.

Ella näherte sich ihrem Manne. Ihr Aussehen rechtfertigte in der That den Ausspruch den Consuls; sie blühte wie eine Rose. Die drei letzten Jahre hatten dieser reizenden Gestalt nichts von ihrer Anmuth genommen, aber sie hatten ihr den Ausdruck des Glückes gegeben, der ihr einst fehlte.

„Hast Du so früh schon Briefe erhalten?" fragte sie auf zwei geöffnete Schreiben deutend, die auf dem Tische lagen.

Reinhold lächelte. „Gewiß! Sie wurden uns aus der Residenz nachgesendet, und den Absender dieses Briefes" — er nahm den einen empor — „erräthst Du sicher nicht. Eins wenigstens hat mir mein neuestes Werk eingetragen, das mir mehr werth ist, als all die Ovationen, mit denen man uns überschüttete — einen Brief von Cesario. Du weißt ja, wie tiefverletzt er sich damals von uns zurückzog, und mir jeden Annäherungs- und Versöhnungsversuch unmöglich machte. Er konnte es Dir nicht vergeben, daß Du so lange gegen ihn geschwiegen hattest, und mir nicht, daß ich seinem Glücke im Wege stand; seit drei Jahren habe ich, wie Du weißt, kein Lebenszeichen von ihm erhalten. Die erste Aufführung meiner Oper in Italien hat endlich das Eis gebrochen; er schreibt wieder ganz mit der alten Herzlichkeit und Begeisterung, beglückwünscht mich wegen des neuen Werkes, das er weit über sein Verdienst erhebt, und — zeigt mir zugleich seine bevorstehende Vermählung mit der Tochter des Principe Orvieto an. Sie wird in wenigen Wochen seine Gemahlin."

Ella war an die Seite ihres Mannes getreten und las über die Schulter hinweg den Brief, den er geöffnet in der Hand hielt und in dem ihrer auch nicht mit einem einzigen Worte Erwähnung geschah.

„Kennst Du die Braut?" fragte sie endlich.

„Nur wenig! Ich sah sie ein einziges Mal im Hause ihres Vaters und erinnere mich ihrer nur als eines schönen, lebhaften Kindes. Sie wurde im Kloster erzogen und stattete damals einen flüchtigen Besuch bei den Eltern ab. Aber ich weiß, daß diese Verbindung schon in jenen Tagen ein Lieblingswunsch der beiderseitigen Familien war, dem nur Cesario's Abneigung gegen jedes Band, das ihn in Zukunft fesseln könnte, wie gegen jede Heirath überhaupt entgegenstand. Jetzt, wo Jahre darüber hingegangen sind und die junge Prinzessin erwachsen ist, scheint man jenen Plan wieder aufgenommen zu haben — Cesario hat dem Andringen der Verwandten nachgegeben. Ob ihm diese Convenienzheirath geben kann, was eine so glühende, schwärmerische Natur wie die seinige verlangt, das freilich ist eine andere Frage."

Ella sah nachdenklich zu Boden. „Du sagtest ja, die Braut sei jung und schön, und Cesario ist wohl der Mann, so einem jungen Wesen, das aus der einsamen Klostererziehung eben erst in das Leben tritt, Liebe einzuflößen."

„Wir wollen es hoffen," sagte Reinhold ernst. „Der zweite Brief ist von Hugo und aus S. datirt."

Ein leichtes Erröthen flog über das Antlitz der jungen Frau, als sie in lebhafter Spannung fragte:

„Nun? Kommt er endlich? Dürfen wir ihn erwarten?"

Reinhold schüttelte leise den Kopf. „Nein, Ella. Unser Hugo kommt nicht; wir müssen auch diesmal darauf verzichten, ihn wiederzusehen. Hier, lies selbst!"

Er reichte ihr den ziemlich umfangreichen Brief. Die ersten Seiten enthielten nur Reiseschilderungen, die ganz in der kecken, von Uebermuth und Laune sprühenden Art des Capitains hingeworfen waren; erst ganz am Schlusse wurden die persönlichen Verhältnisse berührt.

„Ich habe meinen Aufenthalt in S. benutzt," schrieb Hugo, „um dem Jonas einen Besuch abzustatten, der sich nun schon seit Jahr und Tag mit seiner Annunziata hier niedergelassen hat. Ihr habt die Kleine so überreich ausgestattet, daß aus der bescheidenen Wirthschaft, die sie sich einrichten wollten, ein recht hübscher Gasthof geworden ist, mit dem es auch schon tüchtig vorwärts geht. Die junge Frau hat endlich Deutsch gelernt und ist überhaupt eine ganz allerliebste Wirthin, den Jonas aber habe ich mir ernstlich vornehmen müssen, denn es ist förmlich haarsträubend, wie das winzige Ding, die Annunziata, diesen Bären von einem Seemanne nach allen Regeln der Kunst commandirt. Ich habe ihm in das Gewissen geredet, ihn an seine Manneswürde erinnert, ihm prophezeit, daß er rettungslos unter den Pantoffel gerathen würde, wenn das so fortginge — was giebt mir der Mensch zur Antwort? ‚Ja, Herr Capitain, man ist aber doch so unmenschlich glücklich dabei!' Da blieb denn freilich nichts übrig, als ihn seinem unmenschlichen Glücke und seinem Pantoffelregimente zu überlassen.

Noch eine Nachricht habe ich für Dich und auch für Ella. Mir gerieth gestern zufällig eine italienische Zeitung in die Hand, in der ich der Notiz begegnete, daß eine Verschwägerung der Häuser Tortoni und Orvieto bevorstehe. Marchese Cesario werde sich in Kurzem mit der einzigen Tochter des Principe vermählen. Du siehst, auch ein Idealist stirbt heutzutage nicht mehr an unglücklicher Liebe; er tröstet sich statt dessen nach Jahr und Tag mit einer jungen und vermuthlich auch schönen Frau aus fürstlichem Geblüte. Nur der Leichtsinnige, der ‚Abenteurer' kann es noch immer nicht verwinden, daß er zu tief in ein Paar blaue Augen geblickt hat. Ich kann nicht kommen, Reinhold, noch nicht! Du kennst das Wort, das ich Deiner Frau gab; es verbannt mich noch immer von Eurer Schwelle. Der Himmel weiß es, wie lange ich mich noch auf dem Meere herumtreiben muß, ohne Euch wiederzusehen, aber wenn mir die Erinnerung auch nicht mehr das Herz abdrückt, wie im Anfange, loslassen will sie mich noch immer nicht. Meine ‚Ellida' liegt wieder einmal segelfertig im Hafen, und morgen fliegt sie mit ihrem Capitain wieder hinaus in's Weite — also leb' wohl, Reinhold! Küsse Deinen Knaben in meinem Namen! An Ella werde ich doch wohl einen Gruß senden dürfen, da Du ihn ihr bringst? — Vielleicht sehen wir uns wieder."

Ella faltete den Brief zusammen und legte ihn schweigend nieder. „Ich hoffte doch, er würde wenigstens diesmal zu uns zurückkehren," sagte sie endlich — es bebte wie Wehmuth in ihrer Stimme.

„Ich habe es nicht erwartet," entgegnete Reinhold ernst, „denn ich kenne Hugo. An seinem Charakter scheint vieles so leicht und spurlos abzugleiten, und gleitet vielleicht auch wirklich ab, hat er aber einmal etwas mit voller Seele erfaßt, dann läßt er es auch für das ganze Leben nicht wieder los. Er bewahrt seine Liebe treuer und besser, als — ich es that."

„Liebtest Du mich denn, als ich Dir angetraut wurde?" fragte Ella mit sanftem Vorwurf. „Konntest Du die Frau lieben, die damals Dich und sich selbst noch nicht verstand? Wir mußten erst getrennt werden, um uns so voll, so ganz wiederzufinden, und mich würde nichts mehr an die Trennung erinnern, sähe ich nicht auf Deiner Stirn immer wieder den Schatten, den die eine Erinnerung wach ruft."

Reinhold fuhr mit der Hand über die Stirn. „Du meinst den Tod Beatricens? Ich weiß es ja, daß sie sich mit eigener Hand ihr Schicksal bereitete, und doch kann ich nicht immer die Stimme zum Schweigen bringen, die mich der Mitschuld daran zeiht. Daß ich sie verließ, das trieb sie zur Verzweiflung, zum Wahnsinn; sie wollte uns vernichtend treffen und traf sich selber."

„Und aus den Wellen, die ihr den Tod gaben, rettetest Du Dir und mir das Höchste, unser Kind und unsere Liebe," sagte die junge Frau leise. „Sieh, da kommt unser Reinhold. Willst Du auch dem Kinde diese schwer umdüsterte Stirn zeigen?"

Der kleine Reinhold steckte den Kopf zur Thür herein, und als er die Eltern im Zimmer sah, kam er vollends hereingesprungen, so rosig und frisch, so voll Leben und Uebermuth, daß die Düsterheit des Vaters und der Ernst der Mutter nicht Stand halten wollten vor seinem Schmeicheln und Tollen. Ella küßte zärtlich die Stirn ihres Knaben, während Reinhold sie und das Kind an sich zog. Sie hatten ihn doch unlösbar festgehalten, diese Fesseln, die er einst in jugendlicher Verblendung gesprengt und zerrissen hatte, bis er draußen in dem so heißersehnten Leben, unter all den erträumten Schätzen fühlen lernte, daß er doch das Beste daheim gelassen, bis die Sehnsucht nach der Vergangenheit erwachte, und sich mächtig und unwiderstehlich Bahn brach, bis er sich durch Schuld und Todesgrauen das zurückerkämpfen mußte, was er einst selbst von sich gestoßen hatte, sein Weib und sein Kind — und in dem Blicke, mit dem er jetzt auf die Beiden niedersah, stand deutlich und klar das Geständniß, welches die Lippen nicht aussprachen, daß er das so lang' und ruhelos gesuchte und immer versagte Glück endlich hier gefunden.

Jakobine Maurer, die deutsche „Christusin" in Brasilien.

Man hat sich gewöhnt, unser Jahrhundert das aufgeklärte zu nennen; aber so enorm die Fortschritte der Wissenschaft auch gewesen sein mögen, und so gerechtfertigt im Allgemeinen diese Bezeichnung sein mag, so treten uns doch in unsern Tagen Erscheinungen entgegen, die uns mit Schmerz erkennen lassen, wie die Aufklärung doch noch lange nicht alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hat und der Aberglaube noch ein ausgedehntes Reich behauptet. Muß es uns nicht mit Erstaunen und Betrübniß erfüllen, in Frankreich und im Elsaß die seltsamsten Wundergeschichten auftauchen zu sehen? Ist nicht selbst die Nothwendigkeit des Kampfes der Staatsregierungen gegen die Anmaßung und die Uebergriffe des katholischen Clerus ein trauriges Zeichen von der noch nicht gebrochenen Macht des Wahnes? Den Rückhalt am Volke, der dem deutschen Clerus zu Theil wird, findet der brasilianische nicht, und ohne jegliche Ruhestörung werden die widerspenstigen Herren Bischöfe in Gewahrsam gebracht.

Um so greller contrastirt mit der Freisinnigkeit und Toleranz in Brasilien der Fanatismus, der eine deutsche Secte ergriffen und sie zu Gräuelthaten hingerissen hat, die uns in die Zeit Knipperdolling's zurückzuversetzen geeignet sind.

Der Deutsche, der sich in allen Ländern der Erde einzubürgern versteht, hat auch unter dem glücklichen Himmelsstriche der Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien sich ein Heim gegründet und den Urwaldsgürtel, der sich von dem Hochplateau der Serra Geral nach den Flußniederungen hinzieht, besiedelt. Wo früher dichter, undurchdringlicher Urwald den Boden deckte, hat der Fleiß der deutschen Colonisten im Laufe von wenig mehr als zwanzig Jahren ausgedehnte Colonien gegründet, deren blühende Orangenhaine, üppige Felder und freundliche Auen mit den an vielen Punkten wohlhäbig ausschauenden Häusern dem Auge des Reisenden ein überraschendes Bild entrollen.

Der neu ankommende Einwanderer muß freilich eine Zeit des Kampfes mit den Schwierigkeiten der ersten Urbarmachung seines Waldgrundstückes bestehen, ehe er sich seines neu erworbenen Besitzes erfreuen kann, der ihn bei Fleiß und Ausdauer später zu einer Wohlhäbigkeit führt, wie sie dem von Hause aus vermögenslosen Arbeiter und Tagelöhner in Deutschland oft unerreichbar ist. In dem ältern Theile der deutschen Colonien, wo die Bauern bereits zu Wohlstand gelangt sind, ihr schuldenfreies Grundstück mit oft mehrstöckigen steinernen Häusern und außerdem nicht

selten bedeutende Capitalien besitzen, spielen sich gegenwärtig die betrübenden Scenen ab, die nicht allein in die andern Ansiedelungen, sondern auch in das Städtchen Sao Leopoldo und sogar bis in die Hauptstadt Porto Alegre Furcht und Entsetzen getragen haben.

Mit der Zunahme des äußern Wohlstandes hat die geistige Entwickelung der Deutsch-Brasilianer, das heißt der Nachkommen der in Brasilien eingewanderten Deutschen, leider nicht Schritt gehalten. Die brasilianische Regierung hat zwar das Ihrige zur Hebung der Bildung durch Errichtung von Schulen gethan, aber der zäh am Alten klebende Bauer, der sich selten die Sprache seiner neuen Heimath aneignet, schickt seine Kinder wenig in diese brasilianischen Schulen, mag aber ebenso wenig für Gründung deutscher Schulen viel verausgaben. So ist denn der Schulunterricht der deutsch-brasilianischen Jugend ein sehr mangelhafter und hat den Boden vorbereitet, aus dem eine so furchtbare Saat des Aberglaubens und des vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Fanatismus emporsprießen konnte. Ein großes Hinderniß für die fortschreitende Hebung der geistigen Interessen liegt ferner in dem Umstande, daß die protestantischen Gemeinden in Brasilien ihre Geistlichen selbstständig wählen dürfen und die Regierung ohne weitere Prüfung die also erkorenen Pfarrer registirt, wodurch es denn vorgekommen ist und noch heutigen Tages vorkommt, daß frühere Schneider und Schuster, in Deutschland weggejagte Dorfschulmeister, verkommene Officiere und Feldwebel rc. als Seelsorger fungiren.

Eine der bestsituirten Ansiedelungen der Excolonie Sao Leopoldo ist der sogenannte Leoner Hof, wo bereits vor Jahren einer der deutschen Bauern, **Johann Georg Maurer**, eines gewissen Rufes als Wunderdoctor genoß und vielen Zuspruch von den Bauern, zuweilen sogar von Bewohnern Porto Alegres hatte, die hinauspilgerten, um sich durch irgend ein Wundertränkchen curiren zu lassen. Die Einnahmen waren gut und erweckten jedenfalls in den speculativen Köpfen des Maurer'schen Ehepaares die Idee, sie auf bequeme Weise noch reichlicher fließen zu machen. Vor etwa zwei Jahren verlautete es in der Gegend, daß Frau **Jakobine Maurer** hellsehend geworden und in diesem Zustande höherer Eingebungen theilhaftig sei. Mit einem weißen Gewande angethan, eine Krone von Goldpapier auf dem Haupte, erschien die neue Prophetin und that den staunenden Zuhörern, die sich in ihrem Hause einfanden, in somnambülem Zustande kund, welcher speciellen Erleuchtungen sie von Gott gewürdigt worden sei. Vor Allem behauptete sie, daß ihr allein es gegeben sei, die Bibel, an der sie streng festhalte, richtig zu erklären. In aller Stille gewann sie sich Anhänger und legte sich als „Christusin", welchen Namen sie sich anmaßte, auch die entsprechenden Apostel zu.

Man lachte und ließ die Leute ihren Hokuspokus treiben, da keines der Landesgesetze dadurch direct verletzt wurde, welche Gesetze, nebenbei bemerkt, ohnehin nicht mit der nöthigen Energie gehandhabt werden. Einer polizeilichen Beachtung wurde die Secte — denn bis zu einer solchen hatten sich die der Prophetin anhängenden Bauern entwickelt — erst für werth gehalten, als größere Versammlungen religiösen Charakters in dem Maurer'schen Hause stattfanden und sich die andern deutschen Colonisten über diesen Unfug bei den Gerichten beschwerten und eifrigen Protest erhoben. Mehrmals verhaftete man Jakobinen, ihren Mann und verschiedene Anhänger; die Verhöre ergaben nicht den nöthigen Anhalt zu einem Criminalverfahren, sondern lieferten, in den Zeitungen veröffentlicht, den Lesern nur Stoff zu höchstem Staunen, wie durch den dort vorgebrachten Blödsinn sich Jemand Anhänger gewinnen könne, und zu herzlichem Lachen über die Art und Weise, wie die Engel, Christus und selbst der liebe Herrgott als zu der Erleuchteten redend eingeführt wurden, wobei sich die Himmlischen einer nichts weniger als erhabenen Sprache bedienten, sondern sich die seltsamsten gemeinen Ausdrücke in höchst unreinem Deutsch entschlüpfen ließen. Auch konnte man unschwer erkennen, daß die Beziehungen der Frau „Christusin" zu ihren Aposteln keineswegs rein geistige waren, was aber, als in das Gebiet der Moral gehörig, nicht vor das Forum der Justiz zu ziehen war.

Diese religiösen Versammlungen wurden verboten, fanden aber nach wie vor statt. Erst nachdem ein Colonist, Namens Lehn, der mit dem Amte eines sogenannten Viertelsinspectors betraut war, sich wegen seines völlig gesetzlichen Einschreitens gegen eine solche verbotene Versammlung die Feindschaft der „Mucker", wie sie nun allgemein in der Gegend genannt wurden, zugezogen hatte, begann das Treiben derselben einen verbrecherischen Anstrich zu nehmen. Der Viertelsinspector Lehn wurde eines Abends durch Klopfen an sein Haus aus seiner Wohnung gelockt und, als er an der Thür erschien, durch mehrere Schüsse verwundet. Der Verdacht fiel natürlich auf die Maurer'schen Anhänger, obgleich die erfolgte Untersuchung keine hinreichenden Beweise ergab. Doch mußten Maurer und Genossen einen sogenannten termo de bem viver unterzeichnen, einen gerichtlichen Act, in dem man sich verpflichtet, sich Nichts zu Schulden kommen zu lassen, und andernfalls einer Gefängnißstrafe von dreißig Tagen und einer Geldbuße von dreißig Milreis sich zu unterwerfen.

Die Polizei hielt indeß doch für nöthig, ein wachsames Auge auf die Sectirer zu haben, konnte aber des Reformgesetzes halber ein energisches, Verbrechen vorbeugendes Verfahren nicht einschlagen. Es mögen früher von Seiten der Polizeibeamten hier und da Uebergriffe und Amtsbefugnißüberschreitungen stattgefunden haben, weshalb die Staatsregierung vor mehreren Jahren dieses Reformgesetz erließ, das die Gewalt der Polizei in einer Weise einschränkt, die natürlich dem Verbrecher zu Gute kommt; so sind z. B. die Untergerichte nicht befugt, einen irgend eines Verbrechens fast bis zur Gewißheit verdächtigen Menschen gefangen zu nehmen, wenn sie ihn nicht auf frischer That erwischen; daß dies in den wenigsten Fällen stattfinden kann, ist klar, und selbst den Obergerichten sind daher die Hände sehr gebunden.

So konnten denn die Sectirer, man möchte sagen unter den Augen der Polizei, ein ganz ungewöhnliches Gebäude errichten, das durch seine Bauart den Verdacht wenig friedlicher Zwecke erregen mußte: einen gewölbten Bau, ohne Thür und Fenster, mit drei bis vier Fuß starken Sandsteinmauern und vielen Schießscharten versehen, dessen Eingang durch unterirdische Gänge vermittelt wird.

Das seltsame Tabernakel beherbergt die Prophetin mit Familie und dient zugleich als Kirche für den wundersamen Cultus. Ueber die specielleren Glaubenslehren der neuen Secte, die sich sowohl aus Protestanten wie aus Katholiken rekrutirt hat, ist man im Publicum wenig unterrichtet; doch haben Gefangene ausgesagt, daß man der Lehre von dem gemeinsamen Besitze der Frauen huldige. Gedenkt man außerdem des in's Leben greifenden Bibelwortes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," so mag man seine Schlüsse über die Dogmen dieser Mucker ziehen. Als geheime Triebfeder des Ganzen wird mit Bestimmtheit der Expastor **Klein** genannt, der, nachdem er in Deutschland eine ziemlich gute Gymnasialbildung genossen, nach Nordamerika ging, wo er sich durch mehrere Excesse unmöglich machte, dann die Provinz Rio Grande mit seiner Gegenwart beglückte und auf die oben erwähnte Weise zum Pfarrer der „Achtundvierziger Colonie" erwählt wurde. Frühere Artikel aus seiner Feder in amerikanischen Zeitungen ließen viele Begabung erkennen, die er freilich schändlich gemißbraucht hat. Ihre Lehre geheim zu halten, gehört auch zum Bestreben der Mucker, und um einen früheren Bekenner für seinen Abfall zu züchtigen und ungelegene Bekenntnisse zu verhindern, wurde das nächste Verbrechen, dem noch viele folgen sollten, begangen.

Einem fünfzehnjährigen Burschen, Namens Haubert, wurde, da sein Vormund der Secte angehörte und ihn in das Treiben mit hineinzog, von Gerichtswegen ein anderer Vormund in der Person eines ehrsamen Schneidermeisters in Sao Leopoldo bestellt, der ihn zu sich in die Lehre nahm. Der junge Mensch saß eines Abends noch am Schneidertische in einer Stube des Erdgeschosses, als durch das Fenster eine Kugel schlug und ihn mitten durch das Herz traf, so daß sein Tod augenblicklich erfolgte. Mehrere Individuen, der Secte angehörend, hatte man sich in der Nähe herumtreiben sehen; sie wurden auch verfolgt, entkamen aber unter dem Schutze der Dunkelheit in die Wälder, nachdem sie noch verschiedene Personen durch Schüsse verwundet.

Mehrere Wochen verstrichen, bis endlich die Schandthaten eine Ausdehnung annahmen, die Angst und Schrecken in den sonst so friedlichen Colonien verbreiteten, den Verkehr ganz unterbrachen und die Colonisten bewogen, selbst die nöthigsten Feldarbeiten einzustellen. Ein Colonist in Lomba Grande, Namens

Kassel, hatte sich von der Secte losgesagt oder war im Begriffe es zu thun, als am 12. Juni 1874 des Nachts seine Hunde heftig anzuschlagen begannen und er ein verdächtiges Umschleichen des Hauses wahrnahm. Von Furcht ergriffen, eilte er am folgenden Tage, den 13. Juni, nach Sao Leopoldo, um bei der Behörde um Schutz zu bitten, der ihm indeß nicht rechtzeitig werden konnte, denn schon in der Nacht auf den 14. Juni, als er sein Heim noch nicht wieder erreicht hatte, brach die entsetzliche Katastrophe über seine unglückliche Familie herein. Das Haus wurde angezündet und Alle, Frau und Kinder, wurden theils niedergemacht, theils lebendig in die Flammen geworfen; nur ein halberwachsener Knabe, obgleich auch durch mehrere Schüsse verwundet, entkam in das Dickicht und konnte einige der Mörder bezeichnen, unter ihnen seinen leiblichen Onkel.

Die Anhänger Jakobinens erklären frei und offen, daß sie jedem Befehle ihrer „Christusin“ blindlings folgen, auch wenn sie Blut fordert — und sie fordert es. Wie ein ungebildetes Weib von lockerem Lebenswandel — Jakobine kann kein Geschriebenes und nothdürftig Gedrucktes lesen — solchen Einfluß auf eine so große Anzahl von Männern, die sich auf die Zahl von etwa einhundertfünfzig beläuft, gewinnen konnte, ist ein psychologisches Räthsel, um so mehr, als ihre Anhänger fast durchgängig sehr wohlhabenden Familien angehören und früher allgemein als rechtschaffene fleißige Leute bekannt waren. Man fühlt sich dieser Thatsache gegenüber versucht, an eine Art von Wahnsinn zu glauben, wie er uns in den Blättern der Geschichte zuweilen entgegentritt, z. B. in den Mittheilungen aus der Zeit der furchtbaren Hexenprocesse.

Nach der Ermordung der Kassel'schen Familie eilte der Polizei-Chef, von Militär begleitet, nach den Colonien, wo es ihnen gelang, verschiedene Häupter der Secte gefangen zu nehmen, unter ihnen den oben erwähnten Expastor Klein, sowie den „Apostel Judas“, den Mörder des armen Schneiderlehrlings. Die Erbitterung der Bewohner war so groß, daß die Polizei die Uebelthäter vor der Wuth des Volkes, das keine gelinde Justiz geübt haben würde, schützen mußte.

Aber nun sollte in der Nacht des 25. Juni 1874 erst der Hauptact der Tragödie sich abspielen. Die blutgierige Megäre Jakobine hatte alle ihr mißliebigen Personen, besonders auch solche, die der Secte abtrünnig oder eines Abfalls auch nur verdächtig waren, bezeichnet und den Auftrag gegeben, dieselben zu tödten. In der erwähnten Nacht machten sich mehrere Abtheilungen der Mucker auf, um in den verschiedenen Ansiedelungen den Mordbefehl zu vollziehen.

In einem der mit der Ausführung Betrauten mochte sich aber das von Fanatismus und Wahn übertäubte Gewissen doch geregt haben, wenigstens verfügte er sich nach Sao Leopoldo, wo er, Bekenntnisse ablegend, sich unter den Schutz der Polizei stellte, um nicht das Opfer seines Abfalls zu werden.

Diese Gewissensregung rettete Vieler Leben; denn so rasch wie möglich wurden nun die verschiedenen besiedelten Linien alarmirt, sodaß die Sectirer die Pässe von den Colonisten besetzt und sich in ihrem fürchterlichen Thun gehemmt fanden. Dennoch forderte jene Mordnacht noch zahlreiche Opfer. Brandraketen, vom würdigen Expastor Klein erfunden, wurden im „Leonerhof“ in dreizehn Gehöfte geschleudert, deren Bewohner größtentheils ihren Tod in den Flammen oder durch die verruchten Mörderhände fanden. Greisinnen, Säuglinge, Niemand ward verschont; selbst die Stimme der Natur schien durch den Fanatismus gänzlich erstickt; waren doch zwei Brüder Maurer's mit ihren Familien unter den Gemordeten, und wurden doch auch ein Onkel und zwei Neffen Jakobinens, die auch nicht an die höhere Sendung ihrer Verwandten geglaubt, ebenfalls niedergemacht. Eine Frau Hofmeister starb in Sao Leopoldo an den Verletzungen, die ihr ihr Neffe beigebracht; ihre Tochter und zwei Enkel, von derselben ruchlosen Hand verwundet, schweben noch in Lebensgefahr. Ein gewisser Johann Sehn wählte seinen eigenen Bruder zum Opfer, indem er ihm den Leib aufschnitt, tödtete auch dessen achtzigjährige Schwiegermutter, dessen Frau und viele Kinder und äscherte schließlich das Haus ein. In Sapyranga wohnte in seinem Häuschen ein siebenzigjähriger Colonist mit seinem Sohne und einer erwachsenen Tochter, die Alle ein furchtbares Schicksal traf. Das Haus wurde angezündet und der alte Mann lebendig in seinem Bette verbrannt, während der Sohn, der oben schlief und sich durch einen Sprung durch's Fenster nach einem Sumpfe rettete, von dort aus sah, wie die Ungeheuer seine Schwester ergriffen und ihr die Brüste abschnitten.

Auch in entfernteren Ansiedlungen wurden mehrere Personen ermordet, und in allen fühlten sich verschiedene bedroht, da die Mucker in unerhörter Frechheit mitunter ihre Opfer vor der ihnen nahenden Gefahr benachrichtigten. Die Stadt Sao Leopoldo fand für gerathen, die ganzen Nächte hindurch Patrouillen auszuschicken, und in Porto Alegre, wo die Mucker Feuer anzulegen versuchten, hielten die angesehensten Bewohner Nachts in den Straßen Wache, besonders vor dem Gefängniß, und die Beamten thaten in den Staatsgebäuden und Bureaux ein Gleiches.

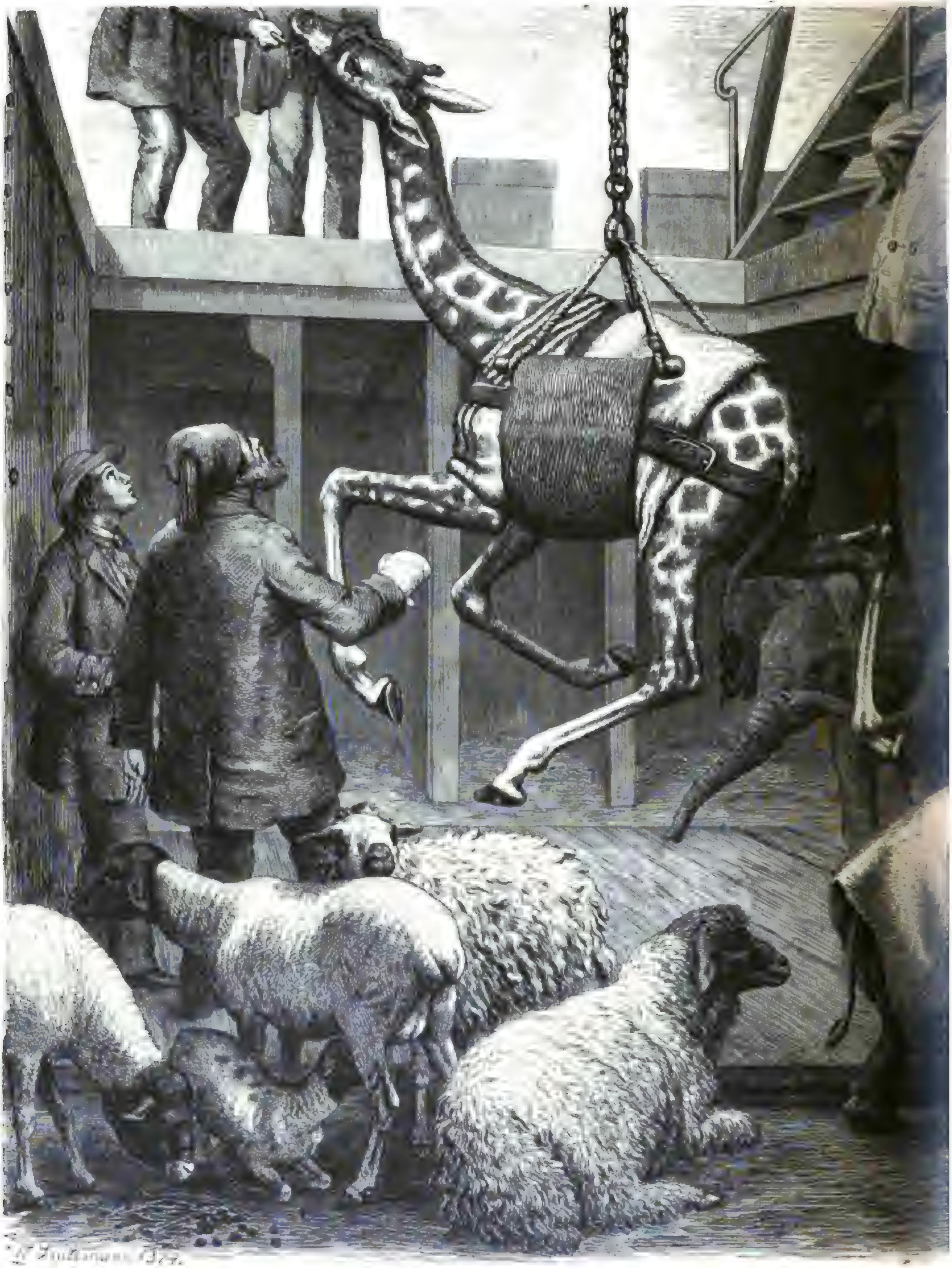
Am Fuße eines steilen hohen Berges, des Ferrabraz, gedeckt durch diesen, sowie durch Sümpfe und schwer zu durchdringende Urwälder und nur zugänglich durch zwei schmale Waldwege, liegt das früher beschriebene festungsartige Gebäude, die Wohnung Maurer's, in die sich die Sectirer nach der Mordnacht vom 25. Juni zurückgezogen haben, entschlossen und gerüstet, wie es scheint, einer Belagerung zu trotzen, da ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln und Munition dort aufgehäuft liegen sollen. Etwa fünfzig Mucker sind in den Händen der Polizei, während verschiedene Frauen, die sich nicht mehr mit ihren Männern in der Muckersekte vereinigen konnten, wieder ruhig im Besitze ihrer Häuser sind, nachdem sie einige Zeit von den andern Colonisten gefangen gehalten worden, wobei sich die Thatsache nicht verschweigen läßt, daß leider — auf wessen Anstiften, ist noch nicht hinreichend bekannt — von Seiten der anderen Colonisten Wiedervergeltung geübt und verschiedene den Anhängern Jakobinens gehörige Häuser in Brand gesteckt wurden.

Nach dem Eintreffen der Kunde von den furchtbaren Vorgängen eilte der Präsident der Provinz nach Sao Leopoldo, begleitet von so vielem Militair, wie gerade zur Verfügung stand, was freilich nicht viel war, etwa hundertzwanzig Mann Infanterie und siebenzehn Mann, um die zwei Kanonen zu bedienen, die man mitführte. Oberst Gennino, der sich im Paraguaykriege sehr ausgezeichnet, erhielt die Führung der Truppe, die sich am 28. Juni in Marsch setzte. Unbekannt mit dem sehr schwierigen Terrain, mußte sich der tapfere Oberst der Leitung mehrerer Bauern anvertrauen, die, obgleich des Weges kundig und dienstbereit, doch von der Gefahr, in die sie die braven Truppen brachten, indem sie dieselben in ein eingeschlossenes Terrain führten, nicht die entfernteste Ahnung hatten. So sahen sich denn die armen Soldaten in stockfinsterer Nacht in einem engen Waldwege plötzlich von vorne, in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen und von einem Kugelregen überschüttet, den sie nicht mit Erfolg erwidern konnten, weil sie einestheils gar nicht wußten, wo der Feind verborgen war, anderntheils dieser aber von vorne durch das befestigte Gebäude und von der Seite durch das Dickicht des Urwaldes gedeckt wurde. In Kurzem waren ein Major, zwei Hauptleute und zweiunddreißig Mann todt oder schwer verwundet. Mit den größten Schwierigkeiten wurde der Rückzug begonnen und bis nach Campo Bom durchgeführt, wo die Truppen Posto faßten, um Verstärkung zu erwarten, die nach dem maßgebenden Urtheile Gennino's, wenigstens fünfhundert bis sechshundert Mann mit sechs Stück Geschütz betragen muß, wenn der Sturm auf das Festungstabernakel erfolgreich begonnen werden soll. Die zwei Kanonen mußte man im Stiche lassen, da die von Sao Leopoldo mitgenommenen Pferde untauglich geworden waren und die Soldaten bei den wirklich grundlosen Urwaldswegen die Geschütze nicht selbst ziehen konnten.

Traurig ist es, daß die Provinz völlig außer Stand war, den Muckeraufstand augenblicklich niederzuschlagen; es fehlte nämlich im Arsenal an Munition, sowie an passenden Kanonen, so daß der Präsident sich veranlaßt sah, nach Rio de Janeiro zu telegraphiren und um Truppen und Geschütz mit passender Munition zu bitten. Soeben ist die Verstärkung in Porto Alegre gelandet, und mit höchster Spannung sieht man der Entwickelung des blutigen Dramas entgegen.

Ich beschränke mich für diesmal auf den vorstehenden Bericht, um später den Abschluß der Ereignisse, die noch manche interessante Enthüllungen verheißen, kurz zu schildern.

Valle do Paraiso 10. Juli 1874. C. S.



Ausladung einer Sendung afrikanische
Nach der Natur aufge

Digitized by Google

...r aus dem Schiffe „Urano" in Triest.
... von H. Leutemann.

Digitized by Google

Ausladung fremdländischer Thiere.

(Mit Abbildung.)

„Mein lieber L., Sie sollten einmal mit mir nach Triest reisen, wenn für mich dort Thiere ankommen. Zu sehen, wie da die Elephanten, die Giraffen in der Schlinge hängen, mittelst des Krahns aus dem Schiffsraum in die Luft gehoben und dann entweder zum Landen in die Barke oder zunächst nur auf das Verdeck niedergelassen werden — das würde Sie gewiß sehr interessiren," so sprach schon im vorigen Jahre einmal mein Freund Hagenbeck zu mir, und ich gestehe, daß diese kurze Schilderung hinreichte, um den Entschluß zur Mitreise in mir zu reifen. Im vorigen Jahre wurde Nichts aus der Sache; um so energischer trafen wir aber für dieses Jahr unsere Verabredung, und im Mai führte uns ein Eilzug von Dresden, wo wir uns getroffen, nach dem Süden. Ein Transport von acht Giraffen, fünf Elephanten, drei Löwen, drei Leoparden, drei Hyänen, drei Luchsen, vier Nashornvögeln, einem Kranichgeier (Secretär), achtundzwanzig Perlhühnern, vier Trappen, einem Uhu und einer Menge kleiner Säugethiere und Vögel war bereits zu Schiff von Alexandrien unterwegs und mußte in den nächsten Tagen in Triest eintreffen.

Nach kurzer Ruhepause in Wien setzten wir in früher Morgenstunde unsere Reise fort und ließen uns fabrikmäßig als Eilzugreisende von den gebildeten und gescheitelten Kellnern der Bahnhöfe im Hochgebirge abspeisen und tränken. Trotz der langen Maitage kamen wir doch erst im Dunkeln in Triest an. Der im Bahnhof nebst andern ähnlichen Geistern aufgestellte Commissionär des Hôtels zum „Schwarzen Adler" belehrte uns, daß das Schiff „Urano" noch nicht angekommen sei, dagegen seien vor Kurzem einige Thiere ausgeladen worden, „nit Löwi, nit Leopardi", sondern Thiere „mit die lange Näs". Für wen diese Elephanten „mit die lange Näs" waren, das wußte er nicht. So finster es war, so kam mir doch Alles gleich ganz italienisch vor; auf dem Bahnhofe vernahm man fast nur die italienische Sprache, und wo wir unsere Muttersprache hörten, war es stets das fremdartige Deutsch des Italieners. Auch der „Schwarze Adler", der uns bald unter seine Fittiche nahm, machte in Bezug auf die Personen seines Haushalts davon keine Ausnahme, was insofern sein Gutes hatte, als man nun in freien Augenblicken gelegentliche Studien im Italienischen machen konnte, worin mir Carlotta, das Stubenmädchen, treulich behülflich war.

Ein sanftes, nicht unharmonisches Plätschern weckte uns am andern Morgen: der Himmel ergoß sich in Strömen von Regen. Ich hatte bisher immer solches Wetter für ein Vorrecht meines geliebten Vaterlandes gehalten, sah aber nun meinen Irrthum ein. Der „Urano" war aber auch in der Nacht noch nicht angekommen.

Es war Sonntag, und da sogar an Festtagen einiges Verkaufsleben auf dem Markte am Hafen herrscht und die fremdartigen Fischformen mich interessirten, konnte das Auge sich doch nicht über Mangel an Beschäftigung beklagen. Auch eine große Menagerie war gerade in Triest und wurde natürlich von uns besucht. Als wir endlich zur Leibesstärkung dem Horste des schwarzen Adlers wieder zusteuerten, saßen bereits der Bruder und der Agent meines Freundes im Gastzimmer; der „Urano" war also eben angekommen. Der erstgenannte Herr war mit einem Wärter dem Agenten, Herrn Meyer, bis Suez entgegengereist, und Alles war glücklich in Triest angelangt.

Jetzt war selbstverständlich das Nächste die Besichtigung der angekommenen Thiere; wir begaben uns also nach dem Hafen und balancirten über die lange, zum Verdecke führende, vom Regen schlüpfrige Brücke hinauf und dann auf steiler Treppe hinunter in den Schiffsraum. Hier herrschte natürlich ein malerisches Durcheinander: vor und hinter dem Maschinenraume standen die großen Thiere, an die Schiffsseiten angebunden. In der Mitte war aus Kisten, Koffern, Säcken, Matten und allerhand Vorräthen eine Art Lager errichtet, für einen Maler ein köstlicher und anregender Anblick; fast Alles war meinem Auge neu: die aus Stroh geflochtenen Säcke von verschiedensten Formen, früher mit Futter gefüllt, jetzt theilweise leer, die Schilde aus Elephantenhaut, die Seile aus Durrastroh, die aus einem Stück Baumstamm geschnitzten Futterschüsseln und was sonst Alles noch dalag. Nur der Schinken und die Bierflaschen, Reste eines von den Leuten genossenen Frühstücks, waren mir bekannte Größen.

Von den Thieren waren, wie schon erwähnt, nur die Giraffen und Elephanten frei angebunden; einige mitgenommene Schafe liefen, fast immer den Andern im Wege, ganz frei herum. Alles Uebrige befand sich in den üblichen durchweg aus Holz bestehenden Transportkäfigen, welche der Raumersparniß wegen stets so eng wie möglich sind, so daß es den Thieren darin nie zu wohl wird.

Einen unerwarteten und höchst unterhaltenden Anblick gab es, als aus einem Käfige zwei junge mit Halsbändern versehene Löwen, aus einem andern ein rother Affe genommen und mit Stricken angebunden wurden. Sie waren offenbar alte Bekannte, denn der Affe, ein junger, überaus lustiger, von der Philosophie des Lebens noch nicht angekränkelter Gesell, sprang sofort auf die Löwen zu und fing an mit ihnen zu spielen. Auch diese, im Gefühle der größeren, wenn auch gemäßigten Freiheit, überließen sich ihrer jugendlichen Heiterkeit, und die Scenen, die sich da entwickelten, waren so überaus komisch, daß Alles aus vollem Herzen lachen mußte. Am komischsten war es wohl, wenn der Affe auf einen der Löwen sprang und sich nun sitzend oder stehend wie ein Kunstreiter im Circus geberdete, wobei der als unfreiwilliges Pferd dienende Löwe auf's Eifrigste bestrebt war, seinen Reiter loszuwerden.

Der Morgen des andern Tages galt den Vorbereitungen zur Ausladung, strafte aber leider unsere Hoffnungen auf schönes Wetter Lügen. Es regnete zwar nicht mehr mit der erstaunlichen Beharrlichkeit wie am Vormittage des vorigen Tages; dafür hatte sich aber ein kaltes Wehen aufgethan, die Bora, jener berüchtigte Wind, der von den kahlen Abhängen des Karstes herab die Triestiner öfter heimsucht. Um die Thiere vor Regen und Wind zu schützen, mußten also zunächst Decken gesucht und zum Umbinden zurecht gemacht werden. Ein immer regeres Leben entwickelte sich nun auf dem Schiffe, und ich ließ es nicht daran fehlen, überall, wo es galt, dabei zu sein und tapfer zuzusehen, denn das ist nun einmal der Beruf des Malers. Unweit des Hafens stand auf ganz niedrigen Rädern eine Anzahl merkwürdig langer Ochsenwagen; ein solcher wurde gemiethet, um die Kisten, Koffer und alles Derartige nebst den Thierkäfigen zu befördern. Ich habe nämlich zu erwähnen vergessen, daß eigentlich Alles zusammen auf einer Dampfbarke, also zu Wasser, nach dem Bahnhofe gebracht werden sollte, aber diese Art des Transportes wurde nicht nur dadurch unmöglich, daß das sonst so ruhige Wasser des Hafens immer größere Wellen warf, sondern auch in Folge eines Schadens an der Maschine der Dampfbarke. Der Transport mußte daher zu Lande, also durch die Straßen bewerkstelligt werden.

Jetzt endlich ging nach genügendem vorherigem Durcheinanderlaufen das Aufwinden vor sich; unter dem lauten Aechzen der Kisten, dem Rasseln der Krahnkette und dem Rufen und Commandiren der dabei Thätigen stiegen die betreffenden Gegenstände, gewöhnlich drei oder mehr zusammengefesselt, an's Tageslicht empor, um dann die Brücke hinab auf den Ochsenwagen befördert zu werden. Beim Handhaben der Käfige mit den Raubthieren mußte natürlich mit großer Vorsicht verfahren werden, denn obwohl die starken Gitterlatten nur sehr enge Zwischenräume haben, greifen doch insbesondere die gewandten Leoparden oft mit den Tatzen heraus. So laborirte z. B. Herr Meyer noch an einer auf diese Weise in Alexandrien empfangenen Wunde am Beine, während ein Diener, Seppel, noch von Inner-Afrika her aus gleichem Anlaß die rechte Hand verbunden trug. Als der Wagen beladen war, sollte auch meine Neugierde befriedigt werden, denn nun kam die Reihe an die Thiere. Den Anfang machten zwei arabische Pferde, welche noch in Alexandrien gekauft worden waren; sie benahmen sich dabei verständig genug und ergaben sich, nachdem sie beim Emporheben einige fruchtlose Versuche, Boden zu gewinnen, gemacht hatten, ruhig in ihr Schicksal. Oben auf dem Verdecke hingegen kostete es große Mühe, die Thiere zum Stehen zu bringen, und

es gewährte vom Schiffsraume aus, wo ich stand, einen merkwürdigen Anblick, den schönen Schimmelhengst zu sehen, wie er zuerst hinauskam, sich nicht wieder zu stehen getraute und rings herum nun festgehalten wurde, bis er den Gebrauch seiner Beine wieder erlernte.

Große Schwierigkeiten verursachten die Elephanten; sie ließen sich noch ziemlich ruhig unter die Krahnkette führen, aber von dem Augenblicke an, wo ihnen der Gurt untergelegt wurde, wehrten sie sich oft verzweifelt; unter furchtbarem Gebrülle warf fast stets das betreffende Thier die drei Männer, die dieses Amt übernommen hatten, rechts und links auseinander und entwickelte dabei trotz seiner verhältnißmäßigen Kleinheit eine für die Zukunft vielversprechende Kraft. Und doch schmeckt keins der eingefangenen Thiere von Anfang an so viel Prügel, wie der widerspenstige Elephant. Aber es ist eben leichter in China einen gemeinen Soldaten zur willenlosen Maschine zu machen, als einen solchen in der Freiheit geborenen Elephanten über seinen unmehrigen Standpunkt zum Menschen aufzuklären.

Hingen die Elephanten nach Bewältigung ihres Widerstandes endlich in der Schlinge, so waren sie auch da noch lange nicht zur Ergebung in ihr Schicksal gekommen; sie brüllten noch wie besessen, oben auf dem Verdecke aber kamen sie, wahrscheinlich im Gefühle ihrer dicken Beine, auch schnell wieder zum Gebrauche derselben. Einen sehr komischen Eindruck machte ein ganz kleiner Elephant, der aus seiner Decke kaum noch mit Rüssel und Schweif hervorragte und daher einen nicht ganz Kundigen über das Hinten oder Vorn leicht irre führen konnte. Als er, der am geduldigsten und nur auf's Fressen bedacht war, am Krahn hing, erinnerte er fast an eine Schildkröte; so ganz anders war durch die verhüllende Decke seine Erscheinung geworden.

Den eigenthümlichsten Anblick von allen Thieren boten natürlich die Giraffen, wenn sie in gleicher Weise den Schiffsraum zu verlassen hatten. Die Giraffe hat bekanntlich etwas überaus Sanftes, Weibliches, und im Zusammenhange damit ist selbst ihr Widerstand, wo er stattfindet, mehr ein passiver. Ruhig ließen diese Thiere sich den Gurt umhängen und umschnallen, als sie aber nun in der Schwebe hingen, da wurde das Bild allerdings ein höchst groteskes. Gleich einer gigantischen Spinne griff dann stets das Thier mit den langen Beinen nach allen Seiten um sich, um den verlornen Boden wieder zu suchen, und die Gefahr, sich an den Wänden die Beine zu zerschlagen, war mehrmals sehr groß. Der Kopf wurde, wie auch bei den andern Thieren, gleich von Anfang an am Stricke, dessen Ende hinaufgereicht wurde, von oben gehalten, so daß das Thier, oben angekommen, gleich in der menschlichen Gewalt war. Aber merkwürdig, wie beim Menschen so oft, so war auch den Giraffen in der kurzen Minute der bodenlose Zustand so geläufig geworden, daß er ihnen als selbstverständlich erschien, und sie nicht wieder auf den Beinen stehen wollten. Es sah äußerst gefährlich aus, wenn auf dem engen Verdeckraume dann fünf bis sechs Personen mit allen Kräften bemüht waren, das immer von Neuem zusammenknickende Thier aufzurichten. Aber zuletzt gelang es doch stets, und endlich stand die langhälsige Gesellschaft auf dem Verdecke versammelt. Als die Thiere alle oben waren, wurde noch zusammengesucht, was noch unten zurückgeblieben, z. B. einige Kasten und dergleichen; die Schafe wurden gleich von Menschenarmen hinaufgehoben, wobei sie, jedenfalls zu ihrer Verwunderung, nicht eben sanft angefaßt wurden. Es waren dies ein Paar schwarzköpfige Fettsteißschafe mit einem Jungen. Das Mutterschaf und das Junge waren noch mit rothgelber Farbe bemalt, wie das die Hirtenvölker dort gern thun. Das auf dem Bilde liegend dargestellte Fettschwanzschaf war erst in Suez gekauft und soll die in Syrien übliche Race repräsentiren, während das dahinter stehende aus Cassale im Soudan stammt.

Jetzt war Alles zum Abzuge bereit; auch die Giraffen waren bereits am Lande. „Avanti (vorwärts)!“ rief laut Herr Hagenbeck, der die größte Giraffe selbst führte; „avanti!“ brüllte jetzt die ganze Masse der angestellten Leute, und fort ging's in malerischem Zuge und mit fortwährenden Hindernissen. Für die liebe Straßenjugend war die Sache ein Hauptgaudium; auf alle Weise suchten sie die Thiere scheu zu machen, empfingen aber dafür gerechte Peitschenhiebe an die Beine, und auch ich habe sie mehrmals auf gut Deutsch grimmig ausgescholten, leider mit sehr vorübergehendem Erfolg. Es waren ein Paar famose Jungen darunter, die ich am liebsten gleich gemalt hätte, obgleich sie große Flegel waren. Von den Giraffen erwiesen sich einige kleinere als nicht sehr von der Weiblichkeit beseelt, die ich vorher pries; sie sprangen nach rechts und links, weshalb Herr Hagenbeck die schwierigste sich selbst zum Führen aussuchte; er blieb aber doch mit derselben immer mehr zurück. Mit fortwährendem Geschreie trieben die Wagenführer ihre Ochsen an, obgleich dieselben ganz wacker zogen; auf dem letzten Kasten des Wagens saß der rothe Affe angebunden, immer geneckt von der hoffnungsvollen Jugend und Gesichter schneidend. Von den Schafen mußten die schwarzköpfigen auf den Kutschersitz einer mitfahrenden Droschke genommen werden; kurz das Ganze bot ein wildes Durcheinander, so wild, wie man es als Künstler nur wünschen konnte. Nicht weit vom Bahnhofe kamen auf einmal sämmtliche Giraffen in Galopp, als könnten sie den Genuß der Eisenbahnfahrt nicht erwarten. Sie sollten ihn länger haben, als zu erwarten war.

Ich bin mit dem zu Ende, was zur Erläuterung des Bildes gehört, und kann nun ganz kurz sein. Nachdem ich noch der Gefahr, von einem Windstoße in's Meer geweht zu werden, mit Noth entgangen war, fuhren wir, mein Freund, der Agent, und ich, mit dem Eilzuge voraus nach Wien; der Zug, der die Thiere mitnehmen sollte, fuhr später und langsamer. Der Regen wurde ein gewaltiger Landregen; wir zwar kamen noch glücklich nach Wien, aber eine viertel oder halbe Stunde nach dem Passiren unseres Zuges über eine kleine Brücke im obern Steyermark war diese, unterwaschen von dem steigenden Wasser, zusammengestürzt, und der später kommende Zug mit den Thieren konnte nicht weiter. Ziemlich drei Tage, bis eine Nothbrücke hergestellt war, mußte der Thiertransport hier liegen, glücklicherweise ohne andern Schaden, als den Zeitverlust.

Ich selbst reiste schließlich voraus bis Dresden, wo mich die Depesche mit der Nachricht von der Abfahrt aus Wien noch erreichte, so daß ich die Ankunft der Thiere noch abwartete; denn in Dresden wurde zur Erholung Halt gemacht; verschiedene Thiere wurden der Bewegung wegen einmal herausgenommen, z. B. die Pferde, die jungen Löwen mit dem Affen 2c. Eine große Rolle spielten hier die Schildkröten, welche gleichsam als Trinkgelder, ein hoher Kasten voll, mitgenommen worden waren. Wer sich verdient machte durch Etwas, was sich nicht gut mit Geld lohnen ließ, erhielt seine Schildkröte und war glücklich darüber. Ich selbst, als ich mich hier von meinen Reisegenossen trennte, empfing zum Lohne für mein thatkräftiges Zusehen einen Korb voll großer aus Corfu mitgebrachter Orangen, nebst einem desgleichen voll Schildkröten. Letztere vertheilte ich aus Mangel an passendem Raum zur Unterbringung derselben, und sie wandeln wohl alle noch bei den Empfängern munter herum; erstere erlaubte ich mir wenigstens theilweise selbst zu behalten, und ihr Andenken ist noch jetzt ein gesegnetes.

Den Schildkröten, beiläufig gesagt, bohrt man in die hintere Seite des Schildes ein Loch, zieht einen starken Faden hindurch, und kann sie so nach Belieben kurz oder lang anbinden, so daß sie sich nach persönlichem Bedürfniß im Freien bewegen können. Sie fressen fast alle Pflanzenkost. (Meine Knaben empfingen als Trost für die weggeschenkten Schildkröten später ein kleines Krokodil für ihr Aquarium, welches, nachdem es den ersten Aerger über die Reise von Hamburg überwunden, jetzt munter frißt und das Interesse von Jung und Alt erregt. Für Aquariumliebhaber sind solche kleine Krokodile eine sehr hübsche Neuigkeit.) Die transportirten Thiere sind natürlich alle längst verkauft, und auch von der großen Menagerie, welche in Triest gleich im Vorbeigehen mitgekauft wurde, ist meines Wissens nichts mehr vorhanden, da fast alles schon unterwegs seine Käufer fand.

L.

Fritz Reuter's „Louising".

Wie Reuter seine Louise fand, das hat er selbst in seinem „Woans ik tau ne Fru kamm" mit prächtigem Humor geschildert; er erzählt auch, wie nach seiner Verlobung „eine wunderschöne Zeit" für ihn anbrach. Aber das, was sein Louising ihm war und wurde, wie sie mit seinem Herzen und seinem ganzen Leben so innig zusammenwuchs, das sagte er nur dem Freunde, oder es klang aus seiner Stimme, wenn er zu ihr sprach: „Mein liebes Louising", oder es leuchtete aus seinen Augen, wenn sein Blick auf ihr ruhte.

Als Louise Kuntze, die Tochter eines mecklenburgischen Predigers, unserem Reuter in Treptow ihre Hand reichte, lebte er in kleinen und bescheidenen Verhältnissen. Seine Laufbahn als Schriftsteller hatte noch nicht begonnen; noch ahnte Niemand den so reich begnadeten Dichter in ihm — Louise allein kannte sein liebes und braves Herz, und was sie ihm damals versprochen, treu mit ihm auszuhalten in guten und trüben Tagen, das hat sie erfüllt, wie nur ein Mensch ein Versprechen erfüllen kann.

Heiter und lebenslustig, anregend und ermunternd, herzend und hütend hat sie ihm zur Seite gestanden, und wenn er erkrankte, hat sie ihn gepflegt, wie nur eine Mutter ihr Kind pflegen kann. Er war ihr Ziel und ihre Lebensaufgabe; seine Wünsche waren die ihrigen geworden, und das Band, welches sie einst an einander gebunden, war durch die Zeit fester und enger geknüpft worden; sie schienen unzertrennbar für alle Zeiten, und ihre Herzen sind es auch geblieben. So standen sie da wie zwei Bäume, deren Wurzeln, eng miteinander verwachsen, in demselben Boden fußen und deren Kronen sich zu einem schattenden Dache vereint haben. Und unter diesem Dache saß es sich so traulich und heimisch. Es waren ihnen keine Kinder beschieden, allein sie selbst waren Kinder geblieben, deren Augen offen und theilnehmend in das Leben hineinblickten; wie Kinder scherzten sie miteinander, wie Kinder neckten sie sich, und wenn sie sich dabei so glücklich anblickten, dann glaubte man immer und immer wieder zwei fröhliche Kinder zu sehen. Reuter, dessen Humor ihm bis zum Tode treu geblieben, war seiner Gattin im Necken überlegen und, wenn sie im Scherz schmollend den Rückzug antreten wollte, dann reichte er ihr lächelnd die Hand, als ob er sagen wollte: „Laß man gut sein, Louising! In Liebe und Güte bist Du mich doch über."

Wie gern erzählte er aus seinem früheren Leben, aus jenen Tagen, wo durch seine Frau für ihn die „wunderschöne Zeit" hereingebrochen war, nach der er sich nach so schweren Jahren so sehr gesehnt hatte! Wie glücklich hatten diese beiden Menschen gelebt, selbst als ihre äußeren Verhältnisse noch sehr bescheidene gewesen waren! Wie hatte gegenseitige, innige Liebe eine besondere kleine Welt um sie geschaffen! Mit prächtigem Humor erzählte er, wie bescheiden sein Louising stets gewesen sei. Als sie noch in Neu-Brandenburg gewohnt, sei ihr Wunsch nicht über ein kleines Haus hinaus gegangen, welches dort mitten auf dem Felde gestanden und von zwei Linden beschattet gewesen sei. Dann schilderte er dieses Haus genauer; es sei klein und bescheiden gewesen; aus der Ferne und wenn die Linden grün gewesen, habe es ganz freundlich ausgesehen, allein im Winter habe der Wind durch die dünnen Wände gepfiffen; der Weg zu dem Hause sei dann verschneit gewesen und die entblätterten Bäume hätten traurig dagestanden.

Und dann wieder schildert er eins der ersten Mittagsessen nach seiner Verheirathung, als seine junge Frau noch nicht in die Geheimnisse der Wirthschaft und des Kochens hinreichend eingeweiht gewesen war. Eifrig bemüht, ihm das Leben angenehm zu machen und für das Mittagsessen zu sorgen, stand sie in der Küche. Der Küchenzettel lautete für diesen Tag: Fricandellen. Während sie damit beschäftigt war, dieselben zuzubereiten und das Geheimniß der richtigen Vertheilung von Fleisch, Eiern und Semmel zu ergründen, erhielt sie den Besuch einer Frau, welche als ausgezeichnete Köchin bekannt war und den Wunsch hegte, einen Blick in die junge Wirthschaft zu thun. Hastig verbarg sie das halb zubereitete Gericht, weil die dunkle Ahnung in ihr aufstieg, daß dasselbe doch vielleicht nicht nach allen Regeln der Kochkunst zubereitet sei.

Als der Besuch fort war, ging es wieder in die Küche, denn die Mittagsstunde nahte und sie wollte Fritz nicht warten lassen. Sorgfältig wurden die Fleischklöße in die Pfanne zum Braten gelegt, aber als sie sich eben in der zerlassenen weichen Butter befanden, dehnten sie sich behaglich und gingen auseinander, wie Schmalz an der Sonne, denn, wie Fritz sagte, „was die richtigen Fricandellen sind, die haben ihren eigenen Willen," und diesmal that die allzu reichliche Zuthat von Eiern und Semmel auch noch das Ihrige. Als die Façon einmal verloren und nicht wiederherzustellen war, wurden die Fricandellen in der Breite gebraten und von der jungen Frau wohlgemuth in der Form eines Kuchens auf den Tisch getragen.

„Wat is dat, Wising?" fragte der junge Ehemann das neue Gericht neugierig betrachtend.

„Das sind Fricandellen, lieber Fritz," erwiderte die Gattin schnell.

Noch einmal widmete Reuter dem Gebäcke die größte Aufmerksamkeit.

„Ne, Wising, dat sünd jo Pannkauken," rief er dann.

Eine echte Hausfrau läßt jedoch ihren Mann nie zu tief in die Küchengeheimnisse blicken, und obschon das Gericht mit Pfannkuchen in ziemlich naher Verwandtschaft stand, entgegnete Wising doch:

„Nein, lieber Fritz, dies sind richtige Fricandellen, und sie schmecken sehr gut."

Und mit einem Eifer, als ob das Glück der jungen Ehe davon abhinge, aß sie das zweifelhafte Gericht. —

Noch nach langen Jahren lachte Reuter über diese Mahlzeit in der heitersten Weise, und wenn seine Gattin die Ehre ihrer Fricandellen zu retten versuchte, rief er lachend: „Ne, Louising, dat wir doch 'n Pannkauken."

Es lag etwas Rührendes in diesem gegenseitigen Scherzen und Necken der beiden trefflichen Menschen, denn nie endete es mit einem Mißklange; es war ein heiteres Spiel, hinter welchem sich die innigste Liebe barg.

Ja, Reuter liebte sein Louising auf das Innigste, denn sie war ihm Alles, was ein gutes Weib nur sein kann, und mehr als einmal während seiner letzten Krankheit, wenn sie des Nachts, ohne zu ermüden, an seinem Bette wachte, erfaßte er ihre Hand, zog sie an seine Lippen und dankte ihr mit seinen einfachen, aber so tief zu Herzen gehenden Worten für all ihre Liebe und Güte. Wenige Tage vor seinem Scheiden, als die Ahnung seines bald bevorstehenden Todes sich schon in ihm regte, fragte er sie, ob sie wohl schon einen Menschen habe sterben sehen. Ihr galten selbst in solchen trüben Stunden all seine Gedanken und Besorgnisse.

„Du wirst mich doch vermissen, Wising," sprach er auf seinem Krankenlager zu ihr — und wie vermißte sie ihn, als sein Mund nicht mehr zu ihr sprechen konnte und sein Ohr sie nicht mehr hörte! Wie oft horchte sie in den ersten Tagen nach seinem Tode nach seinem Schlafzimmer hin, ob er sie nicht rufe! Wie oft sprang sie auf, um ihm irgend etwas mitzutheilen, denn ihre Freuden und Sorgen waren ja Eins gewesen! Und wie sank sie dann schmerzlich erschüttert zurück, wenn die Wirklichkeit ihr zurief: „Er ist nicht mehr, dem all Deine Liebe, dem Dein ganzes Leben galt, länger denn zwanzig Jahre."

Ja, Reuter hat schwer in seiner Jugend gelitten; auch später faßte das Leben ihn noch mit harter und rauher Hand an, bis durch sein Louising die „wunderschöne Zeit" für ihn hereinbrach, bis sie die Sonne wurde, die ihm freundlich und lieb, mild und sorgend leuchtete, so lange sein Auge offen war.

Die seltene Frau hat mir zur Benutzung für diese Zeilen eine von ihr selbst mit rührender und inniger Einfachheit verfaßte Schilderung des Anfangs von Reuter's Schriftstellerbahn mitgetheilt. Ich gebe dieselbe hier unverändert wieder, um zu zeigen, wie freundlich das Glück in die einfache Wohnung des angehenden Schriftstellers leuchtete und eine wie treue Gefährtin Reuter bei all seinem Schaffen an seinem Wising hatte.

„Ich kann ja auch 'mal ein Buch schreiben," hatte er bei seiner treuen Liebeswerbung gesagt, und wenngleich das zu jener Zeit etwas ungeheuerlich klang und mir dieser Wechsel auf

Hoffnung gar nicht allzu sicher schien, dachte ich doch: „J. im Stande wärst du schon dazu.“

Und er war's, der liebe, beste Mann. Fast allabendlich, nach Beendigung von sechs bis sieben Privatstunden, wurden von acht bis zehn Uhr „Läuschen“ geschrieben, harmlose, theils selbsterlebte, theils allbekannte kleine Anekdoten, die er oft schon in heitern Freundeskreisen ergötzlich erzählt hatte.

„Will doch seh'n, Wising, wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen,“ sagte er dann seelenvergnügt, „und wie sie sich da anhören. Jetzt unterbrich mich aber nicht!“

Ich saß dann am Nebentisch mäuschenstill bei meiner Arbeit, sah, wie die Feder flog, wie er dann und wann mir zunickte,

Reuter's „Louising“.

Nach der Natur aufgenommen von E. Haertel.

auch wohl murmelte, „nein, so nicht — so ist's besser,“ und: „das wird Dir gefallen,“ und: „nun hör' zu! — das Ding ist fertig.“

O, wie ich zuhörte!

„Na, was meinst Du dazu? Gefällt Dir's?“

„Ach ja, Fritz, besonders der Schluß.“

„Siehst Du, Kind,“ rief er dann, herumspringend und sich vergnügt die Hände reibend, „darauf kommt's ja eben an; das ist die Pointe, mußt Du wissen. Sonntag les' ich's in Thalberg vor (im Freundeskreise); gefällt's da auch, schreib' ich ruhig weiter; — hab noch 'ne Menge solcher Dinger am Bändel, und wer weiß, ob ich's dann nicht noch 'mal drucken lasse.“

„Ja, Fritz — aber die Recensenten! Wenn sie Dich herunterreißen — ich ertrüg's nicht.“

„J, mein Wising, besser 'ne schlechte Recension, als gar keine. Darum quäle Dich jetzt nur noch nicht!“

Das that ich denn auch nicht, und — welch reines, ungetrübtes Glück umschloß diese stillen Abendarbeitsstunden! Ich glaube, man konnte nicht glücklicher sein, als wir zwei Menschen.

„So! Nach meiner Rechnung wären es jetzt etwa dreihundert Druckseiten — ich geb' die Dinger heraus,“ sagte er eines Abends.

„Wirklich, Fritz, meinst Du?“

„J, ganz gewiß! Ich wag's; in Mecklenburg und Pommern wird's gelesen, vielleicht auch gekauft.“

Eine Anfrage bei Dietze in Anclam ergab, daß der Herr Buchhändler „vielleicht verlegen“ würde, wenn der Autor das Risico trüge; in ähnlichem Sinne lautete die Antwort einer Neubrandenburger Buchhandlung.

„Weißt was, ich geb's im Selbstverlag heraus,“ erklärte da mein Fritz mit größter Entschiedenheit, „versuchen will ich's wenigstens; Justizrath Schröder leiht mir zweihundert Thaler zum Druck, und die Kosten werden schon gedeckt; heut Mittag gleich fahr' ich nach Neubrandenburg zur Druckerei.“ (In Treptow gab's keine.)

Und so geschah's.

O, wie ich der Rückkehr harrte! Wie mir das Herz klopfte! aber nicht vor Angst und Furcht vor dem kühnen Schritte, auch nicht vor Recensentenangriff, nein! vor lauter Stolz und Erregung: so war's recht, so mußte er vorgehen. —

„Erschrick nicht, Louising! Ich lass' gleich zwölfhundert Exemplare abziehen statt der beabsichtigten sechshundert,“ sprach er nach seiner Heimkehr.

„Aber Fritz, Du stürzest uns in Schulden.“

„Nein, Kind, es ist vortheilhafter so — glaub', ich hab's mir überlegt.“

Digitized by Google

Nun ergingen schriftliche Anfragen an alle mecklenburgischen und einige pommersche Buchhandlungen. Es war November, und Bestellungen erfolgten sofort, meistens zur Ansicht; aber die Zahlen eins, fünf, zehn bis fünfundzwanzig wurden nicht überschritten. Das waren aber noch lange, lange keine zwölfhundert. Und — o die „Krebse“! Wie und wo sollten die den Augen Neugieriger verborgen bleiben? Wenn sie doch nur spät Abends zurückgesandt würden und Niemand von ihrer Existenz erführe! Wie mich der Gedanke quälte! Ich glaube, ich hätte als getreuer Genosse dem angehenden Schriftsteller zu Lieb' und Ehren Jedem dreist Sand in die Augen gestreut. Ich hielt Umschau in unseren kleinen freundlichen, aber beschränkten Räumen; an der Küche befand sich ein verschließbares, acht Fuß langes und ebenso breites Verließ von leidlicher Höhe — das sollte die „Krebse“ bergen für alle Ewigkeit; den Schlüssel wollte ich verstecken. Ja, so ging es.

Die Exemplare kamen; die Packerei begann. Die Latzschürze und der Zuckerhammer, dem sich das steife Packpapier besser fügte als der bloßen Hand, blieben mir tagelang angetraut; mein Fritz schrieb nebenan Begleitbriefe und signirte und siegelte. Es war wie in einer Werkstatt, und wir ließen uns in unserer Arbeit nicht stören.

Justizrath Schröder steckte den Kopf zwischen die Thür und sagte: „Rutsching, heut' Abend Schachabend beim Superintendenten; Du kommst doch?“

„Nein, Schröder, heut' nicht — wir packen.“

Darauf kam Dörthe mit der Meldung, daß Frau Doctor Adam mich zum Essen bitten ließe und daß Frau Peters-Thalberg sich angemeldet hätte.

„Gar nicht daran zu denken, Dörthe,“ entgegnete ich. „Ein anderes Mal, und schönsten Gruß — wir packen.“

Auf dem großen langen Zeichentische, der Stätte meines Wirkens, häufte sich Paket auf Paket — aber „unten lag es noch bergestief“ an unbestellten Exemplaren.

„Lass' Dich's nicht verdrießen, Louising, wenn's auch Quesen (Schwielen) giebt!“ tönte Reuter's liebe Stimme mehr als einmal vom Schreibtische herüber. „Kriegst 'n neu' Seidenkleid. Ach, mein liebes, liebes Kind!“

Die Pakete waren abgeschickt und hatten viel Porto gekostet.

„Den Rest der Exemplare gebe ich später als zweite Auflage heraus,“ erklärte Fritz mit einer Bestimmtheit, als verstände sich das von selbst.

Ich staunte ob der Kühnheit. „Fritz!“

„Ja, mein Wising, mir wächst der Kamm,“ lachte er. „Solche Schlauheit hätt'st Du mir wohl nicht zugetraut? Deshalb ließ ich ja gleich die zwölfhundert Exemplare drucken. Einstweilen schließ' sie nur ein!“

Dazu kam ich aber nicht.

Täglich kamen Nachbestellungen. Unsere Seelen hatten nicht daran gedacht. Wir lachten und weinten.

Manche Bestellungen konnten nur theilweise berücksichtigt werden. Die Kuhn'sche Universitätsbuchhandlung in Rostock begehrte dreihundert Exemplare und sprengte den ganzen Kram.

Die lieben Menschen, deren Freundschaft wir uns damals erwarben und bis auf heute unverändert treu bewahrt, fühlten in rührender Theilnahme mit uns, als wär's ihnen geschehen. — Nach sechs Wochen begann der Druck der wirklichen zweiten Auflage, abermals im Selbstverlag.

„Das Seidenkleid nehmen wir vom allerbesten End', mein liebes Wising,“ sagte Fritz nun zu mir, „aber die Fische brät'st Du mir von jetzt an nicht mehr in Wasser, sonst . . .! —

Das gelobte ich denn auch feierlich.

Das seidene Kleid bekam Louising, und die Fische hat sie nie wieder in Wasser gebraten, denn schnell ergoß sich nun auch das Füllhorn äußeren Glückes über den Dichter. Allseitige Anerkennung und der verdiente Lohn seiner Arbeit wurden ihm so reichlich zu Theil, wie selten einem Schriftsteller, aber sein Herz blieb dasselbe: aller Ruhm, den er erntete, rüttelte nicht an seiner Liebe und auch nicht an seiner Bescheidenheit. Noch kurze Zeit vor seinem Scheiden fragte er seine Gattin, ob seine Werke ihn wohl überleben würden; er ahnte kaum, wie tief dieselben in dem Herzen des deutschen Volkes gewurzelt sind.

Wo er Jemandem helfen konnte, that er es mit voller und freudig gebender Hand, und auch darin unterstützte ihn sein Louising, empfand sie doch ebenso wie er und war seine Freude doch auch die ihrige.

Alle Diejenigen, welche Reuter persönlich näher kannten, werden sich sein Bild nicht in die Erinnerung zurück rufen können, ohne zugleich seines Louising zu gedenken, denn Beide gehörten unzertrennlich zusammen, wie das Licht und die Wärme des Sonnenlichts. Sie lachte mit ihm, wenn er heiter war, und sie saß ernst neben ihm, wenn Krankheit ihn an das Bett fesselte; sie hat ihn gehütet und gepflegt bis zur letzten Minute seines Lebens, und sie hat ihm nach dem Tode die Augen geschlossen. Deshalb werden auch alle die, welche Reuter durch seine Werke lieben gelernt haben, das diesen Zeilen beigegebene wohlgetroffene Bild seines Louising und in ihm zugleich das Bild einer edlen Frau freudig begrüßen.

Friedrich Friedrich.

Zehn musikalische Sonette von David Fr. Strauß,

E. F. Kauffmann gewidmet.

David Friedrich Strauß, der berühmte Verfasser des „Leben Jesu“, widmete seinem im Jahre 1856 verstorbenen Jugendfreunde E. F. Kauffmann einen schönen Nachruf in den längst eingegangenen „Unterhaltungen am häuslichen Heerde“. Strauß sagt dort in der Einleitung: „Wenn ich ein philosophischer Kaiser wäre und Selbstbekenntnisse schriebe, so würde ich den Göttern unter andern Gutthaten, die sie mir erwiesen, auch dafür danken, daß sie mir Dichter und Musiker zu Jugendfreunden gegeben haben. — Er ist nun todt, leider! der herrliche Mensch, dem allein ich es danke, daß mir das Ohr, wenn auch noch so unvollkommen, für die Welt der Töne sich erschlossen hat. Er war kein Musiker von Profession, aber eine durch und durch musikalische Natur. Er hatte die Gesetze des Tonsatzes theoretisch studirt, wie er sie praktisch auszuüben vermochte; aber seiner bürgerlichen Stellung nach war E. F. Kauffmann Professor der Mathematik. Die Musik war seine stille Liebe; es wäre ihm peinlich gewesen, auf sie seine häusliche Existenz zu gründen, aber sein innerstes Leben machte sie aus. Die Werke der großen Meister kannte er nicht blos, er lebte in denselben. Eine Mozart'sche Oper Nummer für Nummer auswendig auf dem Claviere vorzutragen, war ihm Kleinigkeit. Wie viel verdanke ich solchen Stunden! Wie wußte er da die Hörer in die rechte Empfindung hineinzureißen, wie dem lappenden Verständniß durch Gedankenblitze vorzuleuchten!“

Dieser Mann ist es nun, dem Strauß im Februar 1851 während der Fastenzeit von München aus die nachfolgenden in dieser Zeit von ihm gedichteten musikalischen Sonette mit einer Widmung zuschickte, wobei er eben so einfach wie bescheiden bemerkte: „Für diesmal habe ich meinen musikalischen Pegasus abgesattelt. Soviel habe ich wenigstens dabei gewonnen, daß ich alle diese Musikwerke mir jetzt weit bestimmter gemerkt und eingeprägt habe, als sonst.“

Die geistige Verwandtschaft des großen Denkers mit Gotthold Ephraim Lessing, welche in der trefflichen Schrift Reuschle's „Philosophie und Naturwissenschaft“ so einleuchtend besprochen wurde, wird durch diese köstlichen Dichtungen, von denen wir heute die erste Hälfte mittheilen, auf's Neue entschieden bekräftigt.

Widmung an Kauffmann.

In dieses langen Carnevales Nöthen,
Wo in den Sälen die Concerte schweigen,
Nur lust'ge Walzer alle Geigen geigen
Und süße Polkas alle Flöten flöten,

Wo auf der Bühne schale Novitäten
Sich einer abgespannten Menge zeigen,
Der Sonnenaufgang und der Schlittschuhreigen
Die Gafferwelt entzücken im „Propheten“ —

Könnt' ich zu dir in diesem Jammer eilen,
Du ließest mich der Meister Werke hören,
Ein Meister selbst, o Freund, auf dem Claviere.

Doch nun, da wir getrennt sind viele Meilen,
Will ich die Muse zu mir herbeschwören,
Daß sie im Stillen mit mir musicire.

1. Händel.

Das ist ein Mann! Er gleicht den alten Eichen,
In deren Wipfel Gottes Stürme hausen
Und ihre Urweltsmelodien sausen —
Von deutscher Kraft ein unvergänglich Zeichen.

Mag ein Jahrhundert manchen Zweig ihm bleichen,
Die Mode manche seiner Arien zausen,
Doch seiner Chöre, seiner Fugen Brausen
Wird bis an's Ende noch der Tage reichen.

Wie freundlich er vom guten Hirten singt,
Wie tief des Heilands-Leiden ihn durchdringt,
Wie innig er des Glaubens Trost empfindet!

Bis dann des Hallelujah Grundgewalt,
Der Preis, der an des Lammes Stuhle schallt,
Sünd', Höll' und Tod allmächtig überwindet.

2. Gluck.

Oft treibt es mich, an hellen Wintertagen
An deinem eh'rnen Bild vorbeizugehen,
Dir in das strenge Angesicht zu sehen,
Und jedes Mal mit innigem Behagen.

Wüßt' Einer nicht von dir, doch müßt' er sagen:
Das war ein Geist von reinem, scharfem Wehen;
Dem konnten keine Nebel widerstehen,
Und Wolken wußt' er in die Flucht zu jagen.

Ja, Wahrheit gabst du deiner Kunst zurück,
Entsagtest jedem eitlen Prunkgewand
Auf die Gefahr, der Menge zu mißfallen,

Der Lessing der dramatischen Musik,
Die bald in Mozart ihren Goethe fand,
Der Größte nicht, doch ehrenwerth vor Allen.

3. J. Haydn.

Wenn Andre sich den Sohn zum Preise nahmen,
So mochtest du es lieber mit dem Alten,
Ich meine, mit Gott Vater selber halten
Und priesest in der „Schöpfung" seinen Namen.

Erst machst du Licht; dann malst du, wie die Samen
Der Dinge sich in seinem Strahl entfalten:
Der Pflanzen wunderwürdige Gestalten,
Die Thiere drauf, die wilden mit den zahmen.

Und nun das liebe erste Menschenpaar,
Der Mann, das Weib, der erste Liebesblick!
Da geht das Herz dir auf, du guter Alter:

Erzengel bringen Gott ihr Loblied dar;
Doch ihm, wie dir, ist guter Menschen Glück
Der liebste Ton in seinem großen Psalter.

4. Don Juan.

Wie lustig rauschen hier des Lebens Bronnen!
Im Glase schäumt der Purpursaft der Trauben;
Die Liebe lockt in dunkle Myrthenlauben —
Im hellen Saale hat der Tanz begonnen.

Doch hütet Euch! Hier wird Verrath gesponnen.
Der wilde Trieb ist ohne Treu' und Glauben;
Die Unschuld würgt er, wie der Falk' die Tauben,
Und ist der Menschenrache leicht entronnen.

Nun aber werden die Erschlag'nen wach;
Sie reden mit der Stimme des Gerichts —
Dem Lüstling reicht der Tod die kalten Hände.

Da stirbt der freche Muth im bangen Ach:
Des Lebens bunter Traum zerrinnt in Nichts,
Und Grabesschweigen ist des Jubels Ende.

5. Figaro.

Wo ist ein Sänger, so wie Du, der Liebe?
Wo einer, der ihr wunderbares Walten
Nach allen Arten, Stufen und Gestalten
In seinem Liede, gleich wie Du, umschriebe?

Vom zarten Knospen seiner holden Triebe,
Bis, wo sie sich zur Blüthe bunt entfalten;
Vom Sinnendrang, den keine Zügel halten,
Bis zu dem reinen Seelenhauch: ich liebe.

Hier hast Du nun der saubern Liebesvögel
Ein ganzes Nest, ein volles, ausgenommen
Und zeigst sie uns mit allen ihren Streichen.

Der ist kaum flügg'; der treibt mit vollem Segel;
Der, scheint es, hat schon etwas abbekommen:
Ein Durcheinander ohne seines Gleichen.

Blätter und Blüthen.

Guter Rath. An den „New-York Ledger", eins der verbreitetsten Unterhaltungsjournale, welches Anfragen ꝛc. in Liebesangelegenheiten mit besonderer Vorliebe beantwortet, stellen zwei amerikanische Ladies naiver Weise die Anfrage, „wie man sich einen Liebhaber gewinnen kann"? Eigentlich: „How to catch a beau?" (Wie man sich einen Schatz einfangen kann?) Sie bitten dabei obendrein um „unverweilte" Antwort.

„Einen Liebhaber, wie man ihn gewinnen kann? und so eilig? — Gut, wir wollen 'mal sehen, wie man das am besten anfängt," erwidert der Herausgeber besagten Blattes, und fährt dann fort, etwa in folgender Weise zu argumentiren:

„Mit Käse fängt man Mäuse, denn Käse hat sich als eine vortreffliche Lockspeise für Mäuse bewährt. Aber ist er ebenso gut, um Liebhaber damit zu fangen? Gewiß, wenn er selbst- und gutgemacht, das heißt ein Hauskäse ist. Und doch glauben wir, daß selbstgemachtes oder Hausbrod sich hierzu noch viel besser eignet. Ja, gerade darin liegt es. Es kann keine bessere Lockspeise geben, um damit einen Liebhaber zu fangen, als Hausbrod!* Aber solches Brod muß auch von bester Qualität, ja sogar excellent, wirklich das beste sein. — Aber wie wendet man dieses Brod zu besagtem Zwecke mit Erfolg an? Sorgt, daß es auf dem Familientische nie fehle, und bewerbt Euch damit um den Preis, der auf das beste und schmackhafteste Hausbrod alljährlich von den landwirthschaftlichen Ausstellungen überall im ganzen Lande ausgesetzt ist! Wir glauben, daß es auch nicht ein einziges Mal vorgekommen sein kann, daß eine Lady, welche für schmackhaftes Hausbrod einen solchen Preis erhalten hat, lange auf Bewerbungen um ihre Hand warten mußte. Denn die Idee ist sehr vorherrschend, daß ‚gutes Brod' und ‚gute Mädels' in irgend einer Weise im Zusammenhange miteinander stehen. Und deshab rathen wir unseren schönen Leserinnen, daß sie zu derselben Zeit, in der sie gutes Brod machen lernen, sich auch darum kümmern, gut kochen zu lernen. Solche Eigenschaften und Fähigkeiten sind sicher, ausgefunden und geschätzt zu werden.

Frohes, heiteres Aussehen hilft hierbei gut dazu, einen Liebhaber in's Garn zu locken; aber frohes, heiteres Aussehen wird nur durch zeitiges Aufstehen befördert. Denn die Morgenluft pflanzt rothe Rosen auf die Wangen, die vom langen Aufbleiben bis in die späte Nacht hinein nur blaß und hohl werden. — Schönheit bezaubert freilich auch, dieselbe muß aber von einem liebenswürdigen Temperamente begleitet sein, welches mit der Zeit nicht verfehlen wird, den Gesichtszügen jenen holden Ausdruck zu verleihen, der so anziehend und unwiderstehlich ist.

Liebhaber, daheim eingefangen, sind besser, als wenn man sie draußen fängt, man soll sich aber auch davor hüten, zu viele Fallen aufzustellen und — zuviel fischen zu wollen. Eine Sache von Wichtigkeit ist aber vor Allem, sich solche Eigenschaften und Fähigkeiten zu erwerben, daß, wenn der Liebhaber einmal eingefangen ist, er auch gerne gefangen bleibt." D.

* Der Rath betrifft zwar mehr die Landbewohner, aber auch in Städten sieht der Amerikaner sehr darauf, gutes Hausbrod zu haben, und liebt es nicht, beim Bäcker einkaufen zu lassen.

Für Historiker und Novellisten. Unerklärlich muß es scheinen, daß unsere Schriftsteller, die so viel von bedeutenden Frauen aus Frankreichs Vorzeit erzählen, fast niemals oder doch nur flüchtig der zweiten Gemahlin des Admirals Coligny gedenken, und doch verdient diese Märtyrerin des evangelischen Glaubens es gewiß vor Anderen, daß eine geschickte Hand ihre tragische Gestalt zeichne und der Vergessenheit entreiße. Wohl mag es schwer, ja vielleicht sogar vergeblich sein, Genaueres über ihr hartes, unverdientes Geschick zu ermitteln; aber jedenfalls wäre es verdienstlich, wenn Historiker von Fach, denen die Geschichtsquellen zugänglich sind, wenigstens den Versuch machen wollten, daselbst mehr zu finden, als folgende nur dürftige Andeutungen bieten.

Jakobine von Montbel, Gräfin von Entremonts, war die Wittwe eines Grafen von Bouchage und besaß bedeutende Güter in Savoyen. Ihre Theilnahme an den Glaubenskämpfen, welche Frankreich im sechszehnten Jahrhundert durchtobten und uns den Admiral Coligny als muthigen Kämpfer für die gereinigte Lehre zeigen, war so groß, daß sie 1571, als dieser Held zu La Rochelle von den Katholischen hart bedrängt wurde, ihm in Person ein von ihr geworbenes Hülfscorps zuführte. Die Romantik dieser Begegnung fand ihren Abschluß darin, daß Coligny, dessen erste Gemahlin, eine Gräfin Laval, gestorben war, sich mit der neuen Bundesgenossin vermählte. Das Glück dieser unter so eigenthümlichen Umständen geschlossenen Ehe währte leider nicht lange, da bekanntlich der Admiral schon 1572 zu Paris in der so oft geschilderten blutigen Hochzeitsnacht Heinrich's von Navarra grausam ermordet wurde. Von Chatillon sur Loing, dem durch Coligny's Vorliebe für die Gartenkunst verschönerten Landsitze desselben, entfloh die unglückliche Frau dem über die Ketzer verhängten Blutbade nach ihren Besitzungen in Savoyen, wo sie am 21. December desselben Jahres Mutter einer Tochter ward. Der Herzog von Savoyen, dem nach ihrer Burg Entremonts gelüstete, fand es ganz passend für seine Zwecke, daß man die Wittwe des dem katholischen Glauben feindlichen Hugenottenführers Coligny der Zauberei und eines Bundes mit dem Teufel anklagte. Ihre Verurtheilung erfolgte eiligst.

Man nahm ihr das Kind und brachte sie auf die Bergfestung Pignerol, wo sie noch sechsundzwanzig Jahre lebte, wenn man eine Existenz mit so schrecklichen Erinnerungen Leben nennen kann. Als Heinrich der Vierte den Thron Frankreichs bestiegen hatte, verwandte er sich vergeblich für ihre Befreiung. Sein Gesandter d'Ossat schrieb ihm: „Es sitzen zu viele kleine Wölfe am Fuße des Gebirges, die nach ihren Gütern hungern.“

Ihre und Coligny's Tochter Beatrix ward natürlich katholisch erzogen und später eine sehr beliebte Ehrendame der Herzogin Katharina von Savoyen. Sie vermählte sich am 30. November 1600 mit Claude Antoine Von Baron von Meruillon und Montauban. Ob sie glücklich gewesen ist unter denen, die ihres Vaters Ermordung und der Mutter schmachvolle Einkerkerung gerecht fanden, ob sie daran gedacht hat, welche Thränen die einsame Gefangene zu Pignerol um sie vergoß — wer weiß es! Bekannter ist das Schicksal ihrer Halbschwester Louise, Coligny's Tochter aus erster Ehe, die ihren Gemahl, den liebenswürdigen Taligny, ebenfalls in der Bartholomäusnacht verlor. Sie vermählte sich wieder, mit dem Prinzen von Oranien, dem Hort der Evangelischen, und wurde zum zweiten Male durch den von Philipp dem Zweiten von Spanien gesandten Mörder zur Wittwe. Durch ihre Enkeltochter Henriette, die Gemahlin des großen Kurfürsten, ist sie die Stammmutter des jetzigen preußischen Kaiserhauses geworden. Ein im Besitze des Grafen zur Lippe auf Baruth in der Oberlausitz befindliches altes Stammbuch zeigt ihre Gesinnung durch die von ihr eingetragenen Worte: „Le seigneur est ma lumière et ma délivrance. Que puis-je redouter?“ (Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Ps. 27, 1.)

Die Geschichte von der Schwiegermutter.

Deutsche Romanze.

Es war einmal ein Junggesell,
Der hieß mit Namen Michael,
Vom Stamm der Nibelungen;
Der hat mit seinem Hünenschwert
Die stärksten Recken aufbegehrt
Und allesammt bezwungen.

Doch als die Zeit zum Freien kam,
Da ward der wilde Kämpe zahm
Und lernte knie'n und beten;
Ecclesia hieß die fromme Magd,
Der hat er's gerne zugesagt,
Mit ihr in Bund zu treten.

Frau Roma sah den Freier gern;
Sie freute sich, den mächt'gen Herrn
Zum Schwiegersohn zu haben.
„So zieht in Frieden!“ sprach sie mild,
„Und wenn's einmal zu helfen gilt,
Besuch' ich euch in Schwaben.“

Als so der Bund geschlossen war,
Genoß das neuvermählte Paar
Glücksel'ge Flitterwochen;
Ecclesia war zufrieden sehr
Und dacht' auch des Besuchs nicht mehr,
Den ihr Mama versprochen.

Da plötzlich, eh' man sich's versah,
War auch die Schwiegermutter da
Und bat sich selbst zu Gaste;
Sie wollte doch dem Töchterlein
Mit gutem Rath behülflich sein,
Wenn's irgendwo nicht paßte.

Je nun, gepaßt hat's immer noch,
Doch sprach Frau Roma gleich vom Joch
Und brachte mit Gestichel
Und list'gem Wort der Tochter bei,
Daß sie der Herr im Hause sei
Und nicht der dumme Michel.

Der Michel liebte seine Frau,
Drum nahm er's nicht so gar genau
Und ließ ihr gern den Willen;
Doch weil Mama dahinter saß,
Ging ihr Begehr in's Uebermaß
Und war nicht mehr zu stillen.

Nun kam die bitterböse Zeit:
Tagtäglich gab es Zank und Streit —
Ecclesia schmält' und schmollte;
Nichts, was er wollte, war ihr recht;
Sie war der Herr und er der Knecht,
Der nur gehorchen sollte.

Da ward's dem Mann denn doch zu bunt.
Er klagte recht aus Herzensgrund
Sein Leid dem Doctor Luther;
Der sprach: „Nicht länger gieb' Geduld!
An allem Zwist und Hader schuld
Ist nur die Schwiegermutter.“

Hinaus mit ihr! Da aber kam
Er schön an: so was ließ Madam
Vom Michel sich nicht bieten.
Sie schrie: „Nun bleib' ich grade hier
Und nehm' als Wächter in's Quartier
Mir noch die Jesuiten.“

Nun war erst gar der Teufel los;
Von Worten kam's zu Hieb und Stoß,
Bis Tisch' und Stühle schwankten,
Und schließlich schlugen Mann und Frau
Voll Zorn einander braun und blau,
Daß beide schwer erkrankten.

Was Wunder, daß bei solchem Ding
Die Wirthschaft schier zu Grunde ging,
Zur Schmach für Land und Leute.
Da sprach Frau Roma: „Herr Franzos,
Ich schlag an Euch dies Erbe los,
Ich schenk' es Euch als Beute.“

Als das Herr Michael vernahm,
Da überkam ihn bitt're Scham;
Aufsprang er vollgenesen:
„Da schlag' ein Donnerwetter drein!
Ich will der Herr im Hause sein.
Hinaus, du wälsches Wesen!“

Hei! Wie das auseinanderstob,
Frau Roma — Gott sei Dank und Lob! —
Sammt ihrer Leibeurrende!
Und durch die Lande klang es hell:
„Hie Schwert des Herrn und Michael!
Nun hat die Schmach ein Ende.“

Ecclesia that zwar einen Schrei,
Als sei's nun auch mit ihr vorbei,
Doch anders ward's entschieden:
Sie respectirte wieder gern
In Michael des Hauses Herrn
Und gab sich ganz zufrieden.

Er hielt, vom Schwiegermutterbann
Befreit, als wack'rer Ehemann
Sein treues Weib in Ehren
Und ließ in ernsten Stunden auch
In Gottesfurcht und frommem Brauch
Sich gern von ihr belehren.

So gingen beide Hand in Hand;
Gesegnet war ihr Ehestand,
Ein Muster für die Leute,
Ein Stolz für Kind und Kindeskind; —
Und wenn sie nicht gestorben sind,
So leben sie noch heute.

Hermann Grieben.

Zur Beachtung. Alle unsere Leser, welche sich speciell für schöne Literatur, Kunst und die Erzeugnisse des Büchermarktes überhaupt interessiren und sich in übersichtlicher und dabei angenehmer Weise über die literarischen Neuigkeiten unterrichten wollen, machen wir auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospect der „Europa“ aufmerksam.

K. L. in O. Der Verfasser des Gedichts: „Wir grüßen Euch, Ihr Todten“, heißt Ewald Hensel.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen wieder ein: Von der Frau eines Thüringers 6 Thlr. 20 Ngr. (20 Markstück); Sammlung des Gastwirths C. Wolf in Borsigwerk 36 Thlr. 11 Ngr.; N. N. in Herford 1 Thlr.; Amalie Quellmalz in Obersützen 1 Thlr.; Ertrag eines Concerts zum Besten der Meininger im Gasthofe „Zur Post“ in Groß-Schönau 16 Thlr.; Beitrag der Gesellschaft „Cerevisia“ in Neugersdorf 15 Thlr.; von einem Bauer aus Teuchern, der kein Kopfhänger ist, 5 Thlr.; Präuscher, Besitzer des Anatomischen Theaters 20 Thlr.; Bergmann in Frankenstein 1 Thlr.; gesammelt im allgemeinen Taubstummenvereine in Leipzig 4 Thlr. 10 Ngr.; L. in B. 1 Thlr.; gesammelt im Abendvereine zu Eibau, durch Cantor Tietze 8 Thlr.; gesammelt in der Untertertia der Realschule in Bremen, durch den Ordinarius Dr. L. 8 Thlr. 10 Ngr.; H. B. in Schönlanke 15 Ngr.; J. u. O. R. in Güstrow 2 Thlr.; gesammelt auf einem Balle des Clubs „Fidel“ in Hannover 4 Thlr.; A. u. M. aus Oesterreich 10 fl.; Gesangverein in Mödern 14 Thlr.; Ger. und Mel. 10 Thlr.; N. N. 10 Thlr.; L. Cohn in Berlin 5 Thlr.; E. P. in Bitterfeld 5 Thlr. mit dem Motto:

Deutsche, höret nicht auf Siegl!
Finsterniß war stets sein Spieg'l.
Preußen, Baiern, Schwaben, Sachsen,
Lasset uns're Gaben wachsen!

Jeder Thaler, den wir spenden,
Macht um einen Freund ihn ärmer,
Und als eitler Narr und Schwärmer
Wird Herr Siegl endlich enden.

Die Redaction der Gartenlaube. (E. K.)

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 41. — Die Gartenlaube. — 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wochentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen. Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Die vornehme Gesellschaft hatte dem friedlichen Seegestade für einige Tage ein völlig verändertes Ansehen gegeben. Die Kaiser, mit zahlreichem Gefolge gekommen, wetteiferten trotz allen Anscheins ländlicher Einfachheit, alle Macht und Pracht zu entfalten, über die sie zu gebieten vermochten, und der Gastfreund hinwieder wendete Alles auf, sie angenehm zu unterhalten und doch zugleich zu zeigen, daß es ein König war, der sie beherbergte und bewirthete. Den Tag über war großes Jagen gewesen und in einem Waldthale nach Art fürstlicher Waidmänner getafelt worden; für den Abend war während der Mahlzeit Concert angesagt, und eine Bergbeleuchtung der glänzendsten Art sollte des festlichen Tages würdigen Schluß bilden. Darum war auch die Landbevölkerung herbeigeströmt, die fremden Potentaten alle zu sehen, die Musik aus dem Zelte zu hören und das Flammenschauspiel zu bewundern, das die Berge bieten sollten. Es war selten, denn die Vorbereitungen dazu forderten ebenso große Ortskenntniß wie Zeit. Es galt nicht nur, Wochen vorher die Bäume zu fällen und klafterweise so zu ordnen, daß sie irgend einen Namenszug bildeten, es kam vor Allem darauf an, richtig zu bemessen, auf welchem Platze die Holzmassen aufgethürmt werden mußten, wenn sie in der Entfernung von einigen Stunden am See nicht nur gesehen werden, sondern auch die kolossale Wirkung hervorbringen sollten, welche beabsichtigt und nur durch den damals noch ungelichteten Reichthum der Berge zu erreichen war.

Das Gefolge der Fürsten, das in dem kleinen Raume mit zur Tafel gezogen war, drängte sich in ernsthaften, dunklen Kleidern durcheinander, in kurzen Escarpins, mit Seidenstrümpfen und Schuhen, — eine unscheinbare Versammlung, nur ein wenig von den Sternen, Kreuzen und Ordensbändern erhellt, die, wenn auch zu kurzen Endchen Band oder verkleinerten Abzeichen eingeschrumpft, doch daran erinnerten, daß man sich unter Leuten befinde, welche dazu berufen waren, oder sich für berufen hielten, die Geschicke der Völker zu lenken und in den Lauf der Weltordnung einzugreifen. Auch die Gesandten der auswärtigen Mächte am bairischen Hofe hatten sich eingefunden. Neben dem russischen Fürsten Baryatinsky war der Prinz Colobrano von Neapel erschienen und erzählte von der italienischen Primadonna, welche durch ihren Gesang der Glanzpunkt des Abends sein sollte. Ein hoher österreichischer Polizeibeamter, ein unscheinbarer, stiller, aber auch unscheinbar und still beobachtender Mann, war in eifrigem Gespräche mit dem französischen Gesandten Grafen Mercy d'Agentour begriffen, der in Erscheinung und Manieren sich als würdiger Vertreter der alten Bourbonen bewährte, die von den Spitzen deutscher Bajonnette wieder auf den Thron gehoben, bereits den Verlust wie die Wiedererlangung desselben vergessen hatten. Das Gefolge war nicht sehr zahlreich, aber gewählt, — ein junger Russe, Baron von Worinoff, welcher der Gesandtschaft beigegeben war, ragte besonders durch seine anmuthige, kräftige Gestalt, wie durch die zwar etwas asiatische, doch nicht abstoßende Gesichtsbildung und das soldatische Costüm, das etwas an diese Abstammung erinnerte, vor Allen hervor.

In der Ecke war ein Flügel bereit gestellt, auf welchem die Gesangsvorträge des Abends begleitet werden sollten; an der Tafel eilten noch einige Diener in blauen, reich mit Silber bordirten Livreen geschäftig hin und her, noch etwaigen Mängeln abzuhelfen, sowie Schenktisch und Flaschenkeller vollends zu ordnen.

Der österreichische Polizeimann stand noch immer am geöffneten Zelte und sah bedenklich auf den dunklen See und auf die Volksmenge hinaus, welche sich unweit davon am Seegestade lachend und plaudernd durcheinander drängte. Mit zufriedenem Kopfnicken lauschte er den beredten Worten des Franzosen, welcher von den neuen Königsthaten seines achtzehnten Ludwig's erzählte, wie er unerbittlich gewesen, den General Berton, der in eine bonapartistische Verschwörung verwickelt gewesen, den verdienstvollen grauen Kopf auf das Schaffot tragen zu lassen, um zu zeigen, daß es endlich darauf ankomme, den Schwätzern, welche immer von Freiheit und von Rechten des Volkes declamirten, ernstlich den Mund zu stopfen und der Revolution für immer das Schlangenhaupt zu zertreten. Er setzte mit Genugthuung auseinander, wie auch in Spanien bald die alte Monarchie von Gottes Gnaden aufgerichtet sein werde, und wie es dann nur noch Sache der deutschen Fürsten sei, das Wiederaufleben des Ungeheuers zu verhüten, das von jeher aus deutschem Boden die meiste Kraft und Nahrung gesogen.

Mit verklärtem Lächeln hörte der Polizeichef zu, als sähe er das gelobte Land dieser Verheißungen bereits vor sich; dennoch mischte sich ein Zug der Trauer in seine Freude. Er vermochte einen Seufzer nicht zu unterdrücken und deutete auf das Volk vor dem Zelte.

„Dazu hat es noch so lange keine Aussicht,“ sagte er bekümmert, „so lange es Regenten giebt, die ein Gefallen daran finden, sich das Volk so nahe auf den Leib kommen zu lassen. König Max geht in seiner Herzensgüte viel zu weit. Hören

Digitized by Google

Sie nur!“ fügte er entsetzt hinzu, während draußen wieder Gesang laut wurde. „Sie fangen schon wieder zu johlen an, dreißig Schritte von den Majestäten, und Niemand weiß obendrein, was sie singen. Ich glaube, es ist noch Niemand eingefallen, auf diese Art von Volksgesang, der mir sehr verdächtig scheint, ein wachsames Auge zu richten . . .“

Die geängstigte Seele des Beamten hätte sich wohl noch weiter Luft gemacht, wäre nicht der König von Baiern mit seinen Gästen eingetreten, vor denen er mit ungesuchter Freundlichkeit, wie ein einfacher Privatmann, den Zelthang zurückschlug. Czar Alexander führte die junge Kaiserin von Oesterreich; Kaiser Franz hatte seinen Arm der Königin Caroline geboten. Der Czar war eine hohe, gebietende Erscheinung in voller Manneskraft, doch schon etwas gebrochen und überflort von der frömmelnden Gemüthsstimmung und Rebellionsfurcht, welche seine letzten Jahre umdüsterte; — neben dem Herrscher aller Reussen erschien Kaiser Franz etwas unbedeutend; aber es war eine ungesuchte, leutselige Würde an ihm, die bei längerem Beschauen für den Mangel der äußeren Erscheinung entschädigte. Die gewinnendste Gestalt war unstreitig der greise König Max, mit dem vollen, freundlichen Angesichte und den gütigen Augen, in denen beim ersten Blicke zu lesen war, mit wie vollem Rechte ihm das Volk das Prädicat des „besten Herzens“ gegeben.

Während Alle an der Tafel Platz nahmen, fand er Zeit, an den Schenktisch zu treten und einem Lakaien auf die Schulter zu klopfen, dem der Augenblick unbeachtet und günstig genug geschienen hatte, eine Weinflasche im Rockschooße verschwinden zu lassen. „Gieb Acht, guter Freund,“ sagte er, „daß Dich der Hofmarschall nicht sieht, sonst jagt er Dich davon!“ Unbekümmert um das Zittern und Stottern des Erschrockenen, wendete er sich dann der Gesellschaft zu und beauftragte einen andern Diener, dem Dümler, seinem ersten Bereiter, zu sagen, daß ja für den andern Morgen Alles in früher Stunde zur Fahrt in das Bad Kreuth bereit sein solle. Der Czar, der den Befehl gehört, nahm davon Veranlassung, hervorzuheben, wie viel er schon von dem neuen Bade und von Allem vernommen, was daselbst in kurzer Zeit Rühmliches geschaffen worden, und wie er sich darauf freue, die königliche Schöpfung zu bewundern. Max sah ihn mit herzlichem Lächeln an und schüttelte den Kopf. „Es ist nicht so weit her, wie Sie 's machen,“ sagte er mit jenem leisen Pfälzer Anklange, den er nie ganz abzulegen vermochte. „Aber es ist ein schönes Waldthal, das Kreuth. Ich thu' ja so viel für mein eigenes Vergnügen; da ist's wohl nicht mehr als billig, daß ich auch etwas für die Armen und Kranken thue.“

Nach der vorgeschriebenen Festordnung des Abends war es bald Zeit, mit dem Concerte zu beginnen. Auf einen Wink des Königs erschienen mehrere Künstler von der italienischen Oper zu München, die zur Verherrlichung des Festes eigens aus der Hauptstadt berufen waren. Der Tenorist Brizzi, des Königs Liebling, sang eine Cavatine, dann mit dem berühmten Buffo Santini ein scherzhaftes Duett aus Danzi's Oper „Il baccio“, und nach kurzer Pause erschien die italienische Primadonna, deren Leistungen die Hauptblume in dem musikalischen Kranze des Abends bilden sollten. Der Gesang der Dame entsprach auch vollkommen dem Ruhme, der ihr vorangegangen. Sie vereinigte mit einer vollen, umfang- und klangreichen Stimme eine so seltene Kunst des Gesanges, daß sie bald die allgemeinste Aufmerksamkeit fesselte. Der Beifall stieg, als sie zum Schlusse eine Art scherzhafter Canzone vortrug, in welcher alle Schwierigkeiten und Gesangskünste absichtlich gehäuft waren, um durch deren Besiegung die volle Meisterschaft der Sängerin bewähren zu können. Läufe wechselten mit Läufen; Fermaten, Cadenzen, Vorschläge und Verzierungen aller Art rankten sich um die Melodie, und als das beifällige Staunen ob solcher Kunstfertigkeit schon den höchsten Grad erreicht zu haben schien, reihte sich noch eine Trillerkette an, welche aus keiner andern Kehle zu quellen schien, als aus der einer Nachtigall. Die ganze erlesene Gesellschaft bezeigte der Sängerin ihren unbegrenzten Beifall und bewog die Geschmeichelte zur Wiederholung des letzten Satzes. Ebenso glücklich ward derselbe vollendet; nicht minder laut wollte sich der Beifall abermals Luft machen, als mit einem Male eine eben so ungeahnte wie unerwartete Erscheinung Alles verstummen ließ.

Draußen vor dem Zelte erscholl eine andere singende Stimme, nicht so mächtig wie die der Signora, aber ebenso zierlich und fein; offenbar kunstlos, aber nur um so überraschender, weil sie genau und sicher die eben verklungene Trillerkette und den langgezogenen Halt des Schlusses nachsang wie ein liebliches, schwächer nachtönendes Echo.

Die ganze Gesellschaft gerieth in Bewegung und die Sängerin, welche vor Aerger in allen Farben spielte, für einen Augenblick in völlige Vergessenheit. Die Fürsten alle wollten wissen, wer die unbekannte Sängerin sei; die Lakaien rannten um die Wette, um bald mit der Nachricht zurückzukehren, die Sängerin sei niemand Anderes als ein einfaches Bauernmädchen, eine Sennerin, welche diese große natürliche Gabe der Nachahmung besitze und dafür vom Volke den Spitznamen „das Spötterl“ erhalten habe.

Alles war begierig, das Wunderkind zu sehen, und es währte nicht lange, so stand die Sennerin in Mitte der lachenden und fragenden Herren und Frauen, unter welchen der Pianist, der die Gesänge begleitet hatte, und der junge Russe als die meist Erregten erschienen. Das Mädchen hatte nichts Auffallendes an sich. Sie hatte die schmucke Bergtracht angelegt, welche damals noch eine auszeichnende Eigenthümlichkeit jener Thäler war: der grüne Hut mit den reichen, breiten Zöpfen darunter ließ ihr recht gut; aber das Gesicht war bleich und kaum hübsch zu nennen — nur der Mund war von seltener Wohlgestalt und Färbung; die Augen waren brunnenklar und von so lieblichem Aufschlage, als wäre es wirklich das Auge eines Vogels, das scheu und doch zutraulich dem Beschauer aus dem Busche entgegenblickt. Sie war nicht schüchtern, aber auch nicht keck; die allgemeine Theilnahme, die sie erweckte, war ihr offenbar nicht gleichgültig, aber es lag etwas in ihrem Lächeln, als sei sie sich wohl bewußt, daß diese Huldigung ihr gebühre. Sie war ohne Zögern bereit, ein Lied zu singen und einen Vogelgesang nachzuahmen; aber sie ließ doch den Arm einer ältern Bäuerin nicht los, die sie mitgebracht hatte, als ob sie es gerathen fände, doch für alle Fälle weiblichen Schutz in der Nähe zu haben.

„Du hast ja eine Kehle, wie ein Vogel,“ sagte Maximilian freundlich. „Wenn solche Talente in meinen Bergen wachsen, da kann ich künftig meine italienische Oper wohlfeiler haben. Wo hast Du das gelernt, Mädel?“

„Wie Du daher red'st, Herr König,“ entgegnete sie lachend. „Wo werden ich und das Lernen zusammengekommen sein? Das hab' ich gekonnt, so lang ich denk' — ich werd's wohl mit auf die Welt gebracht haben, wie die Enten das Schwimmen.“

„Dann bist Du ein glückliches Geschöpf,“ sagte der König gütig, „und hast eine schöne Gabe mitbekommen in die Welt. Bewahre sie Dir! Und wenn ich wiederkomme im nächsten Sommer, mußt Du mir wieder was vorsingen. Damit Du mich aber indessen im Andenken behältst, nimm Das!“

Er zog aus der Brusttasche, die er zu ähnlichen Zwecken immer wohlgefüllt trug, einige blanke Kronenthaler hervor; sie aber streckte die Hand nicht zum Empfange aus, sondern blickte zu Boden, während eine dunkle Röthe ihr Gesicht und Nacken überflog. Ihre gewohnte Begleiterin wußte das gut zu machen und wies die blinkende Münze nicht zurück.

„Das braucht's nit, Herr König,“ sagte das Mädchen befangen. „Einen Thaler will ich schon nehmen; den will ich anöhrln lassen und an's Mieder hängen zum Andenken — aber das Andere —“

„Nimm nur!“ sagte Max freundlich. „Von Deinem König darfst Du schon ein Geschenk annehmen, ohne roth zu werden . . . Oder hast Du sonst etwas auf dem Herzen, wo ich Dir helfen kann, dann ist mir's auch recht. Bitte Dir eine Gnade aus!“

Sie erröthete noch tiefer. „Du wirst mich für recht dumm halten, Herr König,“ sagte sie, „aber das geht nicht so g'schwind. — Auf so was muß man sich doch besinnen.“

„Nun, so besinne Dich! Mir eilt es nicht,“ lachte der König. „Sage mir's den nächsten Sommer! Und wenn etwa in der Zwischenzeit etwas auskommen sollte, dann schreibe mir halt, Spötterl, oder suche mich heim in meiner Residenz in München! Ich bin leicht zu erfragen.“

Die beiden Kaiser nahmen den Gastfreund in Anspruch, so daß die Stelle um Corona frei wurde und auch die Hofherren Gelegenheit fanden, sich ihr zu nähern. Der Pianist wendete noch immer kein Auge von ihr; aber vor den vornehmen Herren war es ihm nicht möglich, zu ihr durchzudringen; der junge Russe aber trat frei zu ihr, machte der ihn ver-

wundert Betrachtenden einige, nicht vollkommen deutsch klingende Lobeserhebungen und versuchte, was denselben vielleicht an Verständlichkeit abging, dadurch zu ersetzen, daß er ihr an das Kinn greifen und sie in die Wange kneifen wollte. Er kam aber nicht dazu, sein Vorhaben auszuführen; die bloße entschiedene Annäherung wurde ebenso entschieden durch einen so derben Schlag auf die Hand abgewiesen, daß ihm der Handschuh platzte.

„Das kannst unterwegs lassen, Du spaßiger Ding!" rief Corona. „Du glaubst wohl, Du hast eine Krawatin vor Dir?"

Das Klatschen war laut genug gewesen, um im ganzen Zelte vernommen zu werden. Alles wendete sich fragend der Gruppe zu, und im Nu säuselte ein leises Lachen ob des Vorgefallenen durch die Versammlung. Das Benehmen des entschlossenen Mädchens schien ein heiteres Nachspiel zu den gehabten Genüssen zu versprechen. — Da gab ein dröhnender Böllerschuß den Gedanken eine andere Wendung; es war das Zeichen, daß die Bergbeleuchtung begonnen habe, und die Schiffe bereit seien, die Gesellschaft zur nächtlichen Seefahrt abzuholen, weil die Beleuchtung immer von der Mitte des Sees aus am schönsten und vollständigsten zu beschauen war.

Der fürstliche Zug brach auf. Bald war er in den hübschen zehnrudrigen Fregatten und einigen anderen Fahrzeugen untergebracht, und die kleine Flotille, mit nur wenigen Lichtern versehen, um den Eindruck der Beleuchtung nicht zu stören, ruderte in den See hinaus, über dessen Fluthen jetzt die Nacht vollständig herniedergesunken war. Schwarz standen die Bergriesen umher; in der Mitte aber, auf dem Wall- und dem Setzberge, brannten auf dem dunklen Grunde die Anfangsbuchstaben der drei fürstlichen Gäste in riesenhaften, hoch auflodernden Flammenzügen. Von drüben, vom anderen Ufer, klangen die Hornfanfaren der Jäger, die dahin geschickt worden waren — wie Grüße aus einer überirdischen Welt des Friedens schwebten die weichen Töne über den leise wallenden See und mischten sich mit dem kaum hörbaren Geplätscher der Ruder.

Auch das Landvolk war zu seinen Kähnen geeilt, um die Heimfahrt anzutreten und dabei ebenfalls die Bergbeleuchtung zu bewundern. Corona hatte sich bald von den neugierig Fragenden befreit, die sie umringten und wissen wollten, wie es ihr im Zelte ergangen, ob sie wirklich alle die fremden Potentaten in der Nähe gesehen, und wie jedes einzelne Wort gelautet, das König Max mit ihr geredet. Mit ihrer Begleiterin hatte sie ebenfalls ihren Kahn schon vom Gestade in das Wasser geschoben; es schien, als ob irgend ein besonderer Grund sie zur Eile triebe. Mindestens ließ sie einige Male ihr lichtes Auge scharf über die Menge weg in das Dunkel gleiten, wie um sich von etwas Gewißheit zu verschaffen, das sie befürchtete.

Schon setzte sie das Ruder an, um den Kahn abzustoßen, als ihr ein Mann in den Arm fiel und sie anhielt: eine lange, hagere Gestalt in städtischer Kleidung, aber von etwas fremdartigem Aussehen. Lange Beinkleider steckten in Schnürschuhen, welche, zur halben Wade hinaufreichend, an ungarische Zischmen erinnerten; das schwarze, glänzende Haar, mit ausnehmender Sorgfalt gepflegt, hing an jeder Schläfe in einer langen Locke auf die Schulter herunter. Es war Jessik, der Dorfschneider von Enterrottach, ein aus Illyrien eingewanderter Geselle, der sich dort seßhaft gemacht und es unternommen hatte, die Einförmigkeit seiner Schneiderei dadurch zu unterbrechen, daß er den Stadel seines Häuschens zum Tempel der dramatischen Kunst umgestaltete und mit unsäglicher Mühe und Selbstaufopferung sowie zur größten Verwunderung der Bauern allerlei schnurriges Zeug zur Aufführung brachte.

„O halt' noch ein bissel, Madel!" rief er. „Du weißt, bin ich Jessik, der Schneider. Hab' ich auch ein Komedihaus; da fehlt mir ein Madel so prächtiges, wos kann singen so gut. Will ich aufführen den Tanzmeister Pauxel und will fragen, ob das Spötterl nit will spielen. Zahl' ich jedes Mal zwei Zwanziger und spiel' den Pauxel selbst."

Trotz des Dunkels hätte der Schneider bemerken können, welche Gluth der Entrüstung und Beschämung Corona's Antlitz überflog: in seinem Eifer ward er es nicht gewahr und sollte dafür den Unwillen des Mädchens noch kräftiger spüren, als der Russe ihn bereits erfahren. Mit einem starken Zuge hatte sie ihr Ruder freigemacht, daß er, seines Haltes beraubt, zu taumeln anfing und sich auf den Kies des Ufers ziemlich gewaltsam niedersetzte.

„Da hast meine Antwort, verruckter Schneider!" rief sie. „Schamst Dich nit, einem ordentlichen Madel einen solchen Antrag zu machen? Eher wollt' ich das ganze Jahr um eine rupfene Pfoad (Hemd aus Werg) arbeiten oder betteln geh'n, eh' ich Dir und den Leuten einen Narren mach'."

Damit schwamm der Nachen schon im See und war nur noch schwach zu unterscheiden: der beleidigte Schneider und Theaterdirector aber, der sich wieder aufgerichtet hatte, kreischte vor Grimm und rief ihr unverständliche Flüche und Schimpfworte nach. „Ich will Dir's merken, hochmüthige Bauerndirn'," rief er im Davoneilen. „Sollst mir an den Jessik denken."

„Nimm das andere Ruder, Clarl, und zieh' an!" flüsterte draußen auf dem nächtlichen Wasser Corona ihrer Begleiterin zu. „Mir ist, als ob uns da Einer im Schiff nachfahren wollt'. Es ist schon so," fuhr sie, schärfer hinblickend, fort; „es ist der Bursch', der wüste, der mich heut' ang'sungen hat. Ich hab's wohl g'merkt, er ist mir den ganzen Abend nach'gangen und hat gethan, als wenn er mich anreden wollt' . . . Was er nur von mir will?"

„Er wird halt wissen wollen, wo das Spötterl sein Nest hat," sagte die Begleiterin lachend.

„Dann fahren wir in der Irr'," entgegnete Corona gedämpft, denn die Rede schallt Nachts weithin über das Wasser. „Wir fahren gegen den Ringsee und Abwinkl zu und nachher im Bergschatten wieder zurück — das wird ihm wohl zu weit sein . . ."

Sie thaten, wie gesagt, und ruderten rasch dahin. Der Nachen des Gefürchteten blieb weit zurück und war ihnen bald ganz aus dem Gesichte.

Es war schon völlig dunkel. Die Flotille der Fürsten hatte längst wieder das Ufer gesucht; die Hörner waren verstummt und die Flammenbuchstaben im Waldesdunkel dem Erlöschen nahe. Da landeten Beide an der Straße bei der Capelle, wo gegenüber das Bergöl des heiligen Quirinus aus der Erde quillt, und eilten flüchtigen Fußes die Anhöhe hinan. Dennoch hatte ihre Vorsicht sie getäuscht. Sie waren noch nicht lange ausgestiegen, als ein zweiter Nachen, lautlos herangleitend, anlegte: der Wachtelschläger huschte wie ein Schatten heraus und folgte, hinter den Büschen sich duckend und von ihnen gedeckt, den Voraneilenden, bis über die Richtung, die sie einschlugen, kein Zweifel war. Dann schwang er mit einem unterdrückten Juchzer den Hut und sang:

„Du Spötterl, Du schneidig's,
Flieg' nur lüstig voran!
Hab' Dein Nest schon g'funden;
Jetzt klopf' i' gen (halt) an."

2. Fahr' ab!

Noch lagen die Sennhütten der Gindelalm im Schatten der nächsten Bergrücken, hinter denen die Sonne heraufkam, aber hinter den Tannenwipfeln, welche über den Absturz der Hochebene emporragten, lag schon klare Helle. Sie verkündete, daß unten und draußen im weiten Flachlande, in den bebauten Fluren, zwischen belebenden Flüssen, in den Dörfern und Städten, wo der Menschen Schaaren verbreitet hausen, der geschäftige Tag sein brausendes Werk schon begonnen hatte. Auf den Berghöhen aber, wo der Mensch nur vereinzelt seine Hütten angesiedelt, zwischen Haidegrund und Felstrümmern, neben Geiernestern, Gemsklüften, Fuchsbauten und Ameisenhaufen, war es noch ruhig und einsam. Nur auf der Grasmatte, in der ein paar Almhütten zerstreut lagen, fing es an, laut zu werden; die einzelnen Stimmen des Morgens übten den Chor, mit dem sie die Sonne begrüßen wollten, wenn sie über die Bergschneide herübergekommen sein würde. Die Tannenwipfel am Absturz ließen an ihren obersten Zweigen bereits die Thauperlen wie Feuerzeichen blitzen, welche verkündeten, daß das Erscheinen des gewaltigen Gastes jeden Augenblick zu erwarten sei. Das kleine Bergwasser, das durch das Gras rannte, brauste voller und rascher; über den würzigen Halmen der Bergkräuter und den nickenden Blumenhäuptern surrten Käfer, summten glänzende Hummeln, schwebten lautlose Libellen, oder schnellten zirpende Heuschrecken empor. Wohl war der Sommer und mit ihm die Zeit vorüber, in welcher um die Nester und Brutstätten die Lieder der Singvögel schallen, aber noch immer waren einige Spätlinge übrig geblieben,

die ihre hellen Noten auf das Rauschen des Wassers und die noch dunkleren Töne des sausenden Waldes setzten. Wie verirrt klang hie und da eine der Glocken am Halse der weidenden Rinder darein, welche die Nacht über unter dem Sternenhimmel gelagert waren und jetzt in immer engeren Kreisen der Hütte nahten, in der sie bald Aufnahme finden sollten. Langsam, mit ausgebreiteten Schwingen und lautlos wie ein königlicher Bote, dessen bloßes Erscheinen seine Botschaft verkündet, schwebte ein Adler über den Berg herein, und hinter ihm schlug die Lohe des Sonnenfunkens empor.

Beinahe gleichzeitig öffnete sich die Thür der Almhütte zunächst des Abhangs, von deren Schwelle sich durch eine Lücke in den Tannenwipfeln eine weite Aussicht öffnete auf das weit tagende Flachland und die darin aufblitzenden Wasserbänder. Die Sennerin trat unter die Thür. Sie athmete hoch auf und sog die frische, von Wald und Wiese durchwürzte Morgenluft in tiefen Zügen ein, dann blickte sie auf der Almweide umher und schaute in's Land hinaus; aber kein frischer Juhschrei, wie sie sonst gepflegt, grüßte die erwachende Welt, um den Gegengruß der Berge und Nachbarhütten zu wecken. Wie mit einem Ausdrucke der Besorgniß ließ sie ihr Auge wiederholt in der Umgebung herumgleiten, und erst als sie in derselben nichts als die gewohnten Gegenstände gewahr geworden, zeigte ein zweiter tiefer Athemzug die erleichterte Brust; jetzt erst, als gleichzeitig die benachbarte Sennerin ihr hutschwenkend zujauchzte, blieb sie die Antwort nicht schuldig. „Es ist nichts da," sagte sie vor sich hin. „Er wird's eben doch einmal genug kriegen, wenn er sieht, daß ich mich nicht drum kümmere." Dabei streifte ihr Blick ein Felsstück, das, in nur geringer Entfernung von der Hütte liegend, aus dem Graswuchse mächtig emporragte und auf seiner Platte zwei große halb vertrocknete Sträuße von Almenblumen trug, hoch genug, daß die weidenden Thiere die Blumen nicht erreichen konnten, entfernt genug, um zu zeigen, daß die Bewohnerin der Sennhütte von denselben nichts wissen wollte.

Eben wollte sie in ihre Hütte zurücktreten, als ihre Genossin auf der Schwelle erschien. Die Sennerei war zu groß, die Heerde zu zahlreich, als daß Corona allein vermocht hätte, Wirthschaft und Käserei zu bewältigen; die Alte war ihr daher als Gehülfin beigegeben und hatte dagegen das Geschäft über sich, von Zeit zu Zeit die entstandenen Vorräthe abzutragen und, was etwa an Lebensmitteln oder anderen Bedürfnissen mangelte, zu ergänzen. Eben hatte sie einen stattlichen Weitling mit Milch auf den Herdrand der Hütte gesetzt und stand nun, beide Arme in die Hüften gestemmt, mit lautem Lachen unter der Thür, daß Corona sich verwundert nach ihr umwendete, alsbald aber die gleiche Stellung einnahm und ihr mit gleichem lautem Lachen gegenüberstand.

„Was ist's nachher?" rief sie. „Hast schon in aller Früh' zu tief in's Enzianflaschl hineing'schaut, daß Du so kuderst (lachst)? Oder ist Dir das Radl noch laufend 'worden in Deinen alten Tagen?"

„Wär' kein Wunder," sagte Clarl, indem sie sich die thränenden Augen wischte. „Was kann man denn thun, als lachen, wenn man solche Narretheien sieht? Ja, hab' ich in dem Stübl den Fensterladen anmachen wollen und hätt' bei einem Haar das Vogelhäusl 'nunterg'worfen."

„Vogelhäusl?" sagte Corona stutzig. „Jetzt glaub' ich bald, daß Du im Ernst überg'schnappt bist. — Wo soll denn ein Vogelhäusl herkommen?"

„Ja, das weiß ich nit," erwiderte Clarl, noch immer lachend. „Es wird's wohl derselbige wüste Ding gebracht haben, von dem die Buschen dort sind. So viel ist einmal g'wiß, daß an dem Fensterladen ein kleines Schlaghäusl mit einem Vogel hängt. Schau' nur selber! Ich hab' gemeint, Du müßtest es schon geseh'n haben, wie Du aufgestanden bist."

Corona war um die Hütte herumgeeilt und stand vor dem kleinen Käfige, in welchem ein Spötter, munter und scheinbar mit seiner Haft ganz ausgesöhnt, hin und wieder hüpfte. Sie sprach nicht; aber mit rascher Bewegung hatte sie den Käfig herabgehoben und schritt der Hüttenthür zu, während eine starke Röthe ihr über Nacken und Angesicht flog.

Verwundert folgte die Alte. „Was thust denn?" fragte sie. „Wirst den Vogel doch nicht auch auf den Felsen hinausstellen? Da müßt' er ja verhungern und verkommen. — Mach' lieber das Thürl auf und laß ihn fliegen!"

„Ich weiß selber nit, was ich thun soll," erwiderte Corona, indem sie den Käfig in die Hütte trug und bei Seite stellte, sich selbst aber eilig an den Tisch setzte, als wäre es ihr sehr darum zu thun, das Frühstück zu beginnen.

Die Alte brachte den Brodlaib, legte die Blechlöffel daneben und fing an, Schnitten in die Milch zu schneiden. „Du gefallst mir schon," sagte sie; „wie Du den Vogel siehst, wirst roth über und über, und jetzt mußt Dich erst noch besinnen, was Du mit dem Vogel thun sollst — das heißt, wenn man's recht auslegt: Du mußt Dich besinnen, bis Dir eine Ausred' einfallt, daß Du ihn behalten kannst."

„Was Dir nit Alles einfallt," entgegnete Corona, aus der Schüssel schöpfend. „Es ist wohl kein Wunder, wenn man roth wird — vor Zorn. Muß ich mich denn nit ärgern, wenn man mir meinen Spitznamen aufmutzt und mir ein Spötterl vor's Fenster hängt? Wenn ich mir nur einbilden könnt', was er will, der zuwid're Mensch."

„Thu' mir den einzigen G'fallen," rief Clarl, „und stell' Dich nit gar so an, als wenn Du nit Fünfe zählen könntest! Was wird er wollen? Mit Dir anbandeln will er, eine Bekanntschaft mit Dir anfangen! Schon neulich, wie er auf Dich so herübergeschaut hat, hab' ich ihm das an der Nas'n angeseh'n. Seitdem sind noch nit acht Tag' vergangen, und während der Zeit hat er Dir schon dreimal in der Nacht einen Buschel frische Almrosen 'bracht. . . ."

„Ich hab' sie aber allemal wegg'legt," sagte Corona rasch. „Da wird er wohl wissen, wie viel's geschlagen hat. . . ."

„Ja wohl, er wird aber auch wissen, daß kein Baum auf 'n ersten Hieb fallt; drum laßt er nit aus. Das Nest vom Spötterl hat er einmal ausgefunden, und es soll mich gar nit wundern, wenn er über kurz oder lang selber kommt und klopft an, wie er's gesagt hat."

„Soll nur kommen und soll's probir'n; dann kann er erleben, daß es geht, wie *ich* gesagt hab', und kann abfahren."

Corona sagte dies so hastig und entschieden, als ob sie dadurch ihren eigenen Entschluß beschleunigen und befestigen wollte.

Clarl nickte beistimmend, indem sie den Löffel zum Munde führte. „Das ist das Rechte, Corona!" sagte sie dann. „Bei *dem* Vorhaben bleib', und wenn er etwa wirklich kommt, und Du willst ihm's nit selber sagen, laß nur mich reden für Dich! Ich will ihm den Weg zeigen, daß er ihn als Blinder finden soll."

„Ich bin zwar selber nit versponnen, und könnt' selber mit ihm fertig werden," rief Corona; „aber wenn's Dir eine Freud' macht, kannst schon meinen Procurator spielen. Ich glaub' aber nit, daß er kommen wird. . . . Wenn wir aber so fortmachen miteinander, dann scheint mir, Clarl, es geht mir am End' wie Dir: ich bleib' über, und wir können einmal in der Ewigkeit als alte Jungfern miteinander Wolken schieben."

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 37. Familienfeste im Elsaß.

Wir können diese Schilderungen elsässischer ländlicher Zustände nicht schließen, ohne einen Blick auch auf das Familienleben und den gegenseitigen Verkehr der Dorfbewohner geworfen zu haben.

Das Familienleben der Landbevölkerung ist ein durch die ununterbrochene Arbeit der Woche bedingt geregeltes und stilles. Nie wohnen zwei verschiedene Familien in einem Hause. Jeder, selbst der ärmste Tagelöhner, hat sein eigenes Häuschen. Wer sich kein Haus bauen oder kaufen kann, der wandert aus nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dagegen sind in vielen Häusern der Bauern zwei Ehepaare beisammen, Eltern und Großeltern; dazu gesellt sich zuweilen ein Urgroßvater oder

Hochzeit im Elsaß.
Nach der Natur aufgenommen von Theod. Pixis in München.

Digitized by Google

eine Urgroßmutter. Das Verhältniß der verheiratheten Kinder zu ihren Eltern ist zuweilen kein sehr herzliches, aus folgenden Ursachen: Je reicher die Bauernjugend, desto früher tritt sie in die Ehe. Der Gebrauch will es, daß der Sohn vor der Tochter den Hof erhält. Er heirathet ein Mädchen, das wenigstens ebenso viel Güter besitzt, wie er selber einst erhält. Vor der Schließung der Ehe wird dem zukünftigen Ehepaare Haus und Hof mit „Schiff und Geschirr" gegen eine mäßige Anschlagssumme zum Eigenthume übergeben. Die Eltern behalten sich nur ihre lebenslänglichen Rechte im Hause, Hof, Scheune, Stallung und Garten vor. Diese Anschlagssumme müssen die jungen Eheleute entweder den anderen Kindern des Hauses, oder, sind sonst keine Kinder mehr vorhanden, den Eltern bezahlen, die im letztern Falle die Summe auf dem Hause stehen lassen und nur die Bezahlung des Geldes verlangen, wenn sie es brauchen. Dabei essen die jungen Eheleute, je nach der Uebereinkunft, mehrere Jahre umsonst mit ihren Eltern an deren Tische. Dies geschieht in der Absicht, daß die jungen Leute vorwärts kommen und sich für den Erlös ihres verkauften Viehes und ihrer Ernte Güter kaufen können.

Das wäre Alles ganz gut. Sind aber noch Geschwister des im Hause verheiratheten Bruders oder der Schwester vorhanden, so hört das „Hausen", das heißt die unentgeltliche Lieferung der Kost von Seiten der Eltern an das junge Ehepaar im Hause eher auf, besonders wenn sie verheirathet sind. Dies ist der erste Anlaß zur Unzufriedenheit. Denn wenn die Eltern das Hausen aufgeben, so müssen die Jungen es anfangen, und da mögen nun die Eltern bei den jungen Leuten oder für sich hausen, immer entsteht Unzufriedenheit darüber, und ganz besonders suchen die liebreichen Kinder für die den Eltern zu liefernde Kost mehr Güter zu erpressen.

Das ist die Ursache, warum in sonst ganz ehrbaren Familien Zwistigkeiten ausbrechen. Die Eltern aber sind oft selbst schuld daran, wenn ihre Kinder allzu begehrlich sind. Sie haben selbst nicht anders gegen ihre eigenen Erzeuger gehandelt. Und da sie den Geist der Habsucht in ihren Kindern dadurch angefacht haben, daß sie dieselben antrieben, über deren Kräfte Güter zu kaufen, so suchen die jungen Eheleute sich dadurch zu entschädigen, daß sie übertriebene Forderungen an ihre Eltern stellen und sie nach und nach ganz ausziehen. Die Eltern, um den Frieden zu haben, geben meistens nach.

Viele Fälle kommen vor, daß, wenn die alten Eltern arbeitsunfähig sind, die Achtung der Kinder in dem Maße abnimmt, als sie weniger leisten können. Die Rolle der Großmütter im Hause beschränkt sich nach und nach darauf, Kindswärterinnenstelle zu leisten und das Vieh zu füttern. Wenn sie aber gar nichts mehr leisten können, dann wehe ihnen! Sie sind übrig überall. Sie, die einstigen Gebieter ihres Hauses und Vermögens, ertragen aber auch das Loos, das sie einst vielleicht ihren eigenen Eltern bereitet haben, mit einer seltenen Ergebung. Diese Thatsache ist häufig genug, daß sie der Erwähnung verdient; sie ist aber weniger der Maßstab, den wir an die Sittlichkeit des elsässischen Bauernstandes legen dürfen, als das Ergebniß der mangelhaft geregelten Verhältnisse zwischen in einer „Hofraith" wohnenden Eltern und verheiratheten Kindern.

Der elsässische Bauer ist äußerst sparsam, aber das nimmt man nicht wahr bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie bei „Leichenimbsen", Kindtaufessen, „Meßti's" oder Kirchweihen und Hochzeiten. Wie viel auch von wohlgesinnten Männern, die dem Volke näher stehen, gegen die Schmäuse bei Beerdigungen geeifert worden, — sie bestehen noch fast überall in den Dörfern. Es wird auch redlich, nach der Sitte der Ahnen, geschmaust und gezecht, und nach der eigenen Aussage der Hinterbliebenen geschieht das, um den Abgeschiedenen zu ehren. „Das wäre eine Schande," sagen die Leidtragenden, „wenn wir das Opfer nicht zu Ehren des Entschlafenen brächten." Denn auch die ärmeren Dorfbewohner thun das ihren Verstorbenen gegenüber.

Die Kindtaufschmäuse werden noch glänzender gehalten. Das hat auch seine Bewandtniß. Bevor das Tauffest gehalten wird, bringen die Taufpathen der Kindbetterin allerlei mehr oder weniger kostspielige Leckereien und Geschenke. Darum werden dieselben mit der ganzen Verwandtschaft einen oder zwei Tage anständig bewirthet durch allerlei Fleischspeisen, Gebackenes, Kuchen, Pasteten und Torten. Und die Mittelleute geben meistens den Reicheren in der Zahl der Gerichte und ihrer Zubereitung, so wie in der Menge des Weines nichts nach.

Aber ein wahrer Luxus in Kleidern, Speisen, Gebackenem aller Art, sowie in Wein, der, wenn der Herbst gut gerathen, in Strömen fließt, wird bei den Hochzeiten getrieben. Doch, ehe die Hochzeit gehalten wird, muß der „Handstreich", d. h. der Ehecontract, abgethan sein, wo der Notar die Hauptrolle spielt. Nachdem die beiden Familienväter eins geworden, was sie ihren Kindern in die Ehe geben — eine kitzlige Verhandlung, die, bei der Zähigkeit der einen Partei, manchmal durch einen förmlichen Bruch endet — werden die Mitgift und sonstige besondere Bedingungen in dem Ehepacte zu Papier gebracht.

Hier ist es Sitte, daß, wenn es an der Braut ist, den Contract zu unterzeichnen, dieselbe ihre Unterschrift verweigert und entläuft. Der Hochzeiter aber weiß schon, was er zu thun hat. Er eilt dem Mädchen nach, und durch eine gewisse Summe Geldes macht er es willig zu unterschreiben. Ein ansehnlicher Schmauß, dem die näheren Verwandten, auch zuweilen der Pfarrer, beiwohnen, schließt diese Einleitungen des Hochzeitfestes.

Holt sich der Bursche eine Frau aus einem benachbarten Orte, so verfügen sich die jungen Leute dieses Dorfes in das Haus, wo der „Handstreich" stattfindet, und überreichen dem fremden Hochzeiter einen mit flitternden seidenen Bändern gezierten Strauß. Der Bräutigam versteht den sinnigen Wink in Form eines Geschenkes. Es ist das Mädchen des Dorfes, das sie ihm, dem Fremden, durch die Gabe des Straußes überlassen, indem sie ihm Glück zu der Maid wünschen. Wehe dem Bräutigam, wenn er den Sinn der Gabe nicht versteht! Aber er kennt die Dorfgebräuche und drückt, zum Zeichen, daß er ihr Recht, die Gespielin zurückzuhalten oder freizulassen, einigermaßen anerkennt, Einem unter ihnen zwanzig bis vierzig Franken, je nach seinem Vermögensgrade, in die Hand. Dann trinkt er ihnen aus einer Flasche Wein, die sie mitgebracht, Versöhnung und Brüderschaft zu. Die jungen Bursche gehen, nachdem sie auch den Wein des Brauthauses hatten versuchen müssen, zusammen und verbringen zechend und singend einen lustigen Abend mit der Loskaufssumme des Hochzeiters.

Soll die Hochzeit bald vor sich gehen — und gewöhnlich dauert die Zeit des Brautstandes nicht lange — so beginnen die Vorbereitungen dazu. Ein junger Ochse, Kälber, Schweine, Federvieh werden dazu in Mästung gethan. Die Hochzeitkleider des Bräutigams werden verfertigt, sowie diejenigen der Braut, deren Garderobe außerdem noch so sehr vervollständigt wird, daß sie mit den zwanzig bis vierzig rothen, blauen und grünen Röcken, die sie erhält, meistens für ihr ganzes Leben versorgt ist.

Der Bräutigam wählt unter seinen Cameraden den Brautführer, die Braut ihre zwei Braut- oder Traujungfern. Der Erstere beginnt mit dem Brautführer vierzehn oder acht Tage vor der Hochzeit die Gäste zum Feste zu laden. Die auswärtigen Verwandten und Freunde werden zu Pferde geladen. Die beiden Hochzeitslader haben neue blaue Mäntel an. Ihr dreieckiger Hut wird von der Braut mit Bändern, Rosmarin und künstlichen Blumen geschmückt. Die Reitpeitsche und der Zaum der Pferde sind mit bunten Bändern geziert. Vor jedem Hause einer Familie, die eingeladen wird, ertönt ein Pistolenschuß. Feierlich, und wie betend, wird vor der vollständig versammelten Familie durch den Brautführer mit vorgehaltenem Hute und gefalteten Händen in Reimen die Einladungsformel hergesagt. Dann wird der Hochzeiter mit seinem Cameraden bewirthet.

Zu Fuß laden die Letzteren die Gäste im Heimathsdorfe selber. Sie müssen gute Magen haben, um der in allen Häusern angebotenen Bewirthung Ehre anzuthun. Nichts genießen, hieße geradezu die Freunde nur zum Schein einladen.

Eine große Hochzeit wird nur am Dienstage gehalten. Kommt die Braut von einem andern Dorfe, so wird der aus verschiedenen mit Hausrath versehenen Hochzeitswägen bestehende Zug im zukünftigen Heimathsorte mehrmals durch über den Weg gespannte Ketten oder Seile aufgehalten. Der Brautführer muß der vorn zwischen den Braujungfern sitzenden Braut durch ein Geldstück freien Paß verschaffen.

Ist die Braut aus dem Orte selbst, so muß sie am Vorabende der Hochzeit mit den Traujungfern und dem Brautführer

noch die üblichen Gänge zu ihren Gespielinnen machen, um ihnen zum Abschiede Kuchen und Torten zu bringen; auch in's Pfarrhaus, vor dem der Brautführer zuerst den gebräuchlichen Pistolenschuß losknallt.

Nachts schlafen die Traujungfern bei ihrer jungfräulichen Freundin. Am andern Morgen, nach einem den schon theilweise anwesenden Gästen gereichten Frühstücke, begiebt sich der Brautführer mit einer der Brautjungfern, nach dem üblichen Pistolenschusse, wieder in das Pfarrhaus. Er trägt eine Flasche mit Wein, seine Begleiterin einen mit beiden Händen an die Hüfte gestützten Korb mit der „Brautsuppe", worin ein gewaltiges Stück Rindfleisch liegt, und daneben ein Viertel Weißbrod. Oben auf dem Tuche des Korbes liegt das für den Pfarrherrn bestimmte Schnupftuch, in dem sich ein herausragender Stengel Rosmarin befindet. Sie kündigen zugleich an, daß das Brautpaar zur Kirche gerüstet sei. „Möge der Pfarrherr aber zuvor sich das gebrachte Frühstück wohlschmecken lassen," sagen sie.

Vorher aber müssen sich die Hochzeitsleute zur bürgerlichen Trauung auf die Mairie begeben. Dieses geschieht nicht in festlicher Tracht, weil man, trotz der Gesetzlichkeit dieses Actes und trotz dessen Wichtigkeit, die kirchliche Trauung bei weitem höher hält.

Die Glocken ertönen bald; der Pfarrer erscheint im Hochzeitshause, um das Brautpaar in die Kirche zu führen. Auf den dreieckigen Hüten und den scharlachrothen Pelzkappen der sämmtlichen männlichen Jugend werden Sträuße künstlicher Blumen und Rosmarin angebracht. Alles ist festlich gekleidet. Die Hochzeiterin und ihre beiden Traujungfern kommen im schwarzen Abendmahlskleide. Nur das bunte Brusttuch mit seinem Gold- und Silberflitter blinkt zwischen dem schwarzen Wamse hervor. Auf dem Haupte trägt die Braut mit allen ihren Gespielinnen ein von Goldflitter verfertigtes Häubchen, das, auf dem Wirbel sitzend, einer goldenen Krone gleichsieht, mit welcher sie die von allen Seiten hinaufgekämmten Haare verbirgt. Um das Kopfstück der Krone wird ein rothes seidenes Band geschlungen, das hinten mit seinen beiden Enden weit über den Rücken hinabwallt. Vorn ist am Fuße der Krone das von bunten Glaskorallen mit feinem Drahte geflochtene Jungfernkrönlein angebracht, welches bis zum Beginn der Stirn reicht.

Nach einer kleinen Anrede des Pfarrers begiebt man sich zur Kirche. Der Bräutigam geht mit dem Pfarrer; dann folgen die beiden Väter, die Taufpathen, die im Elsaß sehr hoch gehalten werden, und die älteren Verwandten, alle in schwarzen Leibröcken mit scharlachenem Brusttuche und dem dreieckigen Filzhute, der am Kopfende mit einer breiten dicken Schnur umgeben ist. Dann kommen die Bursche in hellerer Kleidung mit Sträußen auf den Hüten. Darauf folgt der Brautführer mit der Braut, der sich unmittelbar die Traujungfern, die Mädchen und Weiber paarweise anschließen.

Frisch und lieblich in der so reichen Tracht geht der Hochzeitszug unter dem Läuten der Glocken in das Gotteshaus. Auf dem Kirchhofe stehen junge Bursche des Dorfes, die beim Herannahen des Zuges sich mit ihren Flinten und Pistolen in Bereitschaft setzen. Eine Salve ertönt zuerst zu Ehren des Hochzeiters. Wenn aber die Braut kommt, dann kracht es erst gewaltig, also daß die Weibsleute erschrecken und furchtsam auseinander stieben, woran die jungen Bursche große Freude haben.

Innen an der Kirchthür stehen die Hirtenweiber des Dorfes. Sie harren auf die Braut und wollen sie nicht eher einlassen, als bis der Brautführer ihnen für die Braut den gebührenden Einstand entrichtet hat. Denn die jungen Eheleute sollen ja jetzt ein eigenes Haus bilden. Während der Mann schon im Felde „zackert", läßt ja die Frau auf das Zeichen des schallenden Hirtenhorns und das schrillende Pfeifen des Schäfers das ihnen von den Eltern geschenkte Vieh auf die Weide; somit mahnen die Hirtinnen durch einen kurzen Spruch an den ihnen gebührenden Tribut.

Der Brautführer löst die ihm anvertraute Braut durch ein Stück Silbergeld, und der Weg in die Kirche steht offen.

Wir übergehen die jetzt stattfindenden religiösen Gebräuche. Nach Gesang und Predigt folgt, wie überall, die kirchliche Einsegnung. In dem Augenblick, wo der Bräutigam der Braut den Trauring an den Finger steckt und die Segensworte über den Ehebund gesprochen werden, wird draußen vor der Kirche wieder eine donnernde Gewehrsalve abgefeuert. Bald ist die Feier zu Ende. Unter einem lebhaften Marsche, den der Herr Schulmeister von der Orgel spielt, tritt die Festgesellschaft in derselben Ordnung, wie sie gekommen, aus der Kirche. Dieselben Ehrenschüsse erschallen wieder. Jetzt treten vor dem Kirchhofe vier bis fünf Musikanten heran und eröffnen mit schallender Musik den Festzug, der dem Hochzeitshause zugeht.

Bevor der „Hochzeitimbs" beginnt, erhalten die Männer des Dorfes, in deren Stand der Neuvermählte eintritt, einen Ohm Wein mit einigen Laiben Weißbrod als Einstand. Das Nämliche erhalten ihrerseits die ledigen Bursche, von denen der Bräutigam scheidet. Die Gaben, welche die Männer und die Burschen von dem Hochzeiter empfangen, genießen sie nicht im Hochzeitshause, sondern von einander abgesondert, ja in einer beliebigen Wohnung eines der Empfänger, oder im Wirthshause.

Auch die Armen und Kranken werden nicht vergessen: sie erhalten Jeder eine Portion Suppe, Fleisch und Brod. Sogar die Kinder des Dorfes, reich wie arm, stellen sich an der Thür des Hochzeitshauses ein, um das übliche Fleisch und Brod zu holen. So nimmt fast die ganze Gemeinde an der Freude Theil.

Es ist leicht begreiflich, welche Massen von Speisen und Getränken eine solche Hochzeit kostet, wo, neben den besonderen Gaben, zehn bis sechszehn Tische voll Gäste wenigstens drei Tage lang und noch länger sollen vollständig genährt und getränkt werden. Ich habe mir sagen lassen, daß eine Hochzeit achthundert bis zwölfhundert Pfund Fleisch verschiedener Art kostet, sowie zwölf bis achtzehn Hektoliter Weizen. Wenn der Wein geräth, so fließt er in Strömen. Es werden sechs bis zwölf Hektoliter (zwölf bis vierundzwanzig Ohmen) getrunken und verschenkt. Und doch ist bei solchen Gelagen über Unfug selten zu klagen.

Wenn es an das Essen geht, so ziehen die Mannsleute ihre Sonntagsröcke aus, legen die Hüte bei Seite, nehmen die mit Marder- oder Iltispelzen besetzten rothen Mützen, Kappen genannt, hervor, ziehen kurze, auf beiden Seiten mit einer Reihe heller Knöpfe besetzte Wämser an und binden um ihre Lenden ein weißes, bis auf die Kniee gehendes, unten mit Spitzen besetztes weißleinenes Schürzlein. Auch der Hochzeiter und der Brautführer wechseln ihre Costüme. Sie müssen in den Häusern noch einmal die Gäste herbeiladen. Letztere kommen außerordentlich langsam daher. Es wird als ein Zeichen von Frechheit und Heißhunger angesehen, wenn man sich im Gehen nur ein wenig beeilt. Der weibliche Theil der Gäste hat sich in helle Farben, grün, blau, roth gekleidet. Das Wams wird ausgezogen und selbst die Kälte hindert die Weibsleute nicht, hemdärmelig, wie sie sagen, zum Mahle zu erscheinen. Die Mädchen tragen jetzt blendend weiße leinene Fürtücher oder Schürzen.

Nun geht's nach langem Warten und Complimentiren zum Essen. Es dauert lange, bis alle Gäste an ihrem Platze sitzen. Keiner will der Erste sein, und doch schreibt eine gewisse Etiquette Allen ihre Plätze vor. Die Hochzeiterin sitzt am Ehrentisch, zwischen den beiden Traujungfern; der Hochzeiter darf, so ist es der Gebrauch, sich nicht zu Tische setzen, sondern er hilft mit dem Brautführer zum Theil aufwarten, zum Theil wandelt er von einem Tische zum andern, um den Gästen zuzutrinken und sich auf seine Gesundheit zutrinken zu lassen.

Soll ich die Gerichte alle aufzählen, die auf den Tischen in ziemlich langen Zwischenräumen erscheinen, um das Mahl recht lange auszudehnen und Jedem Zeit und Muße zum Essen zu lassen? Fleischsuppe, ungeheure Stücke Rindfleisch, die nur vor dem waderen Appetite der Schmausenden weichen, gewaltige Schüsseln mit Sauerkraut oder Spinat, auf dem bedeutende Stücke Schweinefleisch, umwunden mit Bratwürsten, ruhen; wohlschmeckende Markklöße. Dann kommen die Pasteten, junges Kalbfleisch oder Geflügel enthaltend, allerlei Fleisch in einer Sauce, welch' Letztere die Bauern besonders mit Brodschnitten auszutrinken lieben, wenn sie des Fleisches müde sind; mächtige Kalbs- und Schweinebraten mit Salat.

Wenn die Eßlust gestillt ist, und der Pfarrer sich weggegeben hat, dann wird die Jugend lebendiger; die Musik läßt sich hören. Und bald geht es zur Tanzstube, wo sich auch nach und nach die nicht eingeladene männliche und weibliche Jugend einfindet.

Jetzt führt auch der Bräutigam die Braut zum Tanze. Die Musik geht voran. Der Brautführer hat die zwei Brautjungfern am Arme; die gesammte Jugend folgt. Jeder junge

Bursche hat eine Weinflasche mit darüber gestürztem Glase in der Hand, mancher einen Rosmarinstengel im Munde. Einige hüpfen, springen und juchheien, daß die Alten froh sind, wenn die Jugend fort ist, und sie ruhig noch beieinander sitzen und trinken können.

Auf der Tanzstube angelangt, reiht sich die ganze Gesellschaft an den Wänden hin; denn der Hochzeiter hat das Recht, mit seiner Braut allein den Vortanz zu machen. Dann wird für den Brautführer aufgespielt, der mit jeder der Brautjungfern einen besondern Tanz vollführt. Wenn diese Ehrentänze vorüber sind, dann dürfen alle Burschen ihre Begleiterinnen an den Walzern und Hopsern Theil nehmen lassen.

Abends zur Nachtglockezeit begiebt sich der Brautführer zur Hochzeiterin, bittet sie zum Tanze, ergreift sie bei der Hand und, nachdem sie an der seinigen sich einige Male nach der Sitte im Kreise umgedreht, bindet er stillstehend ihr das Jungfernkrönlein von Glaskorallen und Flittergold, das sie an der Stirn trägt, ab und windet es sich mit Beihülfe der Freunde um die eigene Stirn. Der Brautführer ist ja Stellvertreter seines Freundes, und das Krönlein muß ja einmal errungen werden — ein Gebrauch, der ein Zeichen von Derbheit und wunderlichem Zartgefühl der elsässischen Sitten zugleich ist.

Jetzt wird noch einige Zeit getanzt. Dann geht es wieder im Zuge unter Vorantritt der Musik dem Hochzeitshause zu, wo die homerische Mahlzeit bereitet ist. Der Tanz hat dem jugendlichen Appetite wieder Vorschub geleistet. Reisbrei, Fleisch von allen Sorten, Kugelhopf, Torten und alle Arten Kuchen werden aufgetragen. Herz, was begehrst du noch mehr? Bald läßt sich das ländliche Musikcorps wieder hören. Aber die wackeren, tüchtig in Anspruch genommenen Musikanten wollen dafür auch ihre Gebühren. Einer derselben macht die Runde an den Tischen mit einem Teller, worauf ein mit einem Bande gezierter Rosmarinstrauß liegt. Er hält den Teller einem Jeden der Gäste mit der Bemerkung hin, daß die Hälse und Instrumente der Musikanten „verlächt“ (ausgetrocknet) wären. Jeder legt ein Geldstück darauf. Aber noch dürfen sich die Beutel der Gäste nicht schließen. Auch die Köchin tritt am Arme des Brautführers, des vielfach in Anspruch genommenen, herein mit ihrem großen Kochlöffel, woran ein Band befestigt ist. Sie behauptet, den Löffel noch nicht bezahlt zu haben. Jeder zieht wieder den Beutel, was natürlich mit allerlei Späßen begleitet wird.

Nach dem Essen geht's wieder zum Tanze bis zum Morgen, und was der erste Tag gebracht hat, das wird an den beiden folgenden fortgesetzt, bis endlich sogar diese Kraftnaturen es satt haben und ihr von der schweren Arbeit des Tages widerspenstiger Magen sich nach Ruhe sehnt.

Wenn obige Bilder, die mein Freund **Pixis** durch die drei hier bereits veröffentlichten prächtigen, wahrheitsgetreuen Zeichnungen illustrirt hat, Anklang gefunden haben sollten, überlasse ich die Schilderung des Meßti oder der Kirchweih, der Maistuben und anderer originellen Gebräuche im lieben Elsaß einer spätern Mußezeit und scheide mit freundlichen Grüßen aus dem schönen Elsaß von dem freundlichen Leser.

August Jäger.

Eine „wunderbare Erscheinung“ im Leipziger Rosenthal.

Zum hundertjährigen Gedächtniß eines alten Schwindels.

„Sie werden nicht alle, sag' ich Dir,“ und wenn die schönsten ‚Diesterwege‘ alle Länder durchziehen, ‚Strauße‘ in Heerden kommen und ‚Feuerbäche‘ von allen Bergen rinnen — sie werden doch nicht alle.“ Mit diesem Zorn- und Klagerufe legte jüngst ein Freund mir ein Zeitungsblatt vor, auf welchem eine Stelle mit einem offenbar wildgewordenen Rothstift angestrichen war.

Ich las und konnte über den Inhalt jener Stelle meine aufrichtige Heiterkeit nicht verbergen. Der Spiritismus hat eine neue Entdeckung gemacht, welche für die Beweise der „Realität der Geisterwelt“ eine ganz erstaunliche Zugabe liefert. Man hat nämlich Möglichkeit und Mittel gefunden, um die Geister, mit welchen man Verkehr pflegt, sogar zu **wägen**, das heißt die Schwere derselben zu bestimmen. Von gewichtigen Geistern hat man schon früher gehört, dabei wohl aber weder das Apotheker- noch das neue Reichsgewicht vor Augen gehabt. Jetzt erst werden wir erfahren, wie schwer der Geist eines Moses oder wie leicht der einer Pompadour gewesen. „Und diese neue Errungenschaft der ‚Positiven Pneumatologie‘ (— denn unter dieser Firma behauptet der ‚Spiritualismus aller Zeiten und Völker‘ nunmehr seine wissenschaftliche Würde —) ist im Stande, Deine alte redliche Seele so in Harnisch zu bringen? O, wie jung bist Du noch, mein alter Freund!“

„Aber, Mensch, läßt Dich denn diese Verhöhnung der gesunden Vernunft, diese Speculation auf die Dummheit und Verdummung des Volkes so ganz kühl? Siehst Du darin denn nicht die Gefahr für das, was uns so sehr am Herzen liegt, für die Volksbildung?“

„Nein, mein Lieber, diese sehe ich wirklich nicht,“ antwortete ich mit unbeirrter Gemüthsruhe. „Vor Allem bedenke zu Deiner Beruhigung, daß zu solchen ‚spiritistischen Arbeiten‘ Leute gehören, welche überflüssige Zeit dazu haben. Wir finden als Hauptzeugen und Mitwirkende bei all den ‚Experimenten‘ zur Feststellung der ‚Realität der Geisterwelt‘, sowie als Gläubige der damit zusammenhängenden Wundercuren in vorwiegender Menge vornehme Namen, Barone, Grafen, Minister und Generale a. D., alte und junge Damen der hohen und höchsten Aristokratie, kurz, lauter Leute, welche nach dem Frühstücke gleich Feierabend machen können. Das fleißige Volk hat keine Zeit für solche brodlose Künste. Und wenn wir, zweitens, mit den hochtrabenden Behauptungen und Hoffnungen die Erfolge vergleichen, welche die spiritistischen Schriftsteller bis jetzt aufzuzählen haben, so sehen wir auf den ersten Blick, daß ihre Geister sich an die Erfindungen der Menschen halten müssen, um ihre Kundgebungen (‚Manifestationen‘) möglich zu machen. Erst gehörte ein besonderer ‚Beschwörer‘ dazu, der die Geister citirte, unter höchst aufregenden Umständen erscheinen ließ und ihre Kundgebungen an die Betheiligten vermittelte. Dann regte sich die Lust der Geister zu directen Mittheilungen und äußerte sich durch ‚Klopfen‘, und weil die Telegraphie durch Zählen der einzelnen Poche Silben und Wörter zusammensetzte, so kamen auch die Geisterverkehrer hinter das neue Geheimniß der Deutung der Klopferei. Zu einem weiteren Schritte veranlaßte die Benutzung des Storchschnabels; es begann das Schreiben, und zwar, wie bei allen Anfängern, sehr unbehülflich. Von diesem Schritte geschah der nächste große zum Schreiben mit Tinte auf Papier. Die menschliche Sitte, sich gegenseitig mit Photographien zu beschenken, fand ebenfalls bei den Geistern Anklang, und daß man sogar beim Wägen derselben angekommen sein soll, hat Dich ja eben erst zu Deiner Entrüstung veranlaßt.

Wenn wir nun aber das Kühnste, was der Mensch je wünschen konnte, diese directen schriftlichen Nachrichten aus dem Jenseits, in den Facsimilemittheilungen derselben in der ‚Positiven Pneumatologie‘ des Herrn Baron von Güldenstubbe (Stuttgart, Lindemann, 1870) in der Nähe betrachten, so staunen wir, bei all diesen unsterblichen Schreibern nicht den geringsten Fortschritt, ja das Gegentheil, zu finden. Die Personen aus der Hieroglyphenzeit schämen sich nicht, noch heute in Hieroglyphen zu schreiben; diejenigen aus Zeiten, wo Schreiben noch eine Kunst war, schreiben ihre Namen, wie es kleine Kinder etwa thun. Und was erfahren wir von denen, welchen es besser von der Feder geht? Keinen Laut, keinen Schein vom geheimnißvollen Jenseits, schöne Grüße, billige Vermahnungen, ja mitunter alte Verse, wie sie Kinder sich auf die Stammbuchblättchen schreiben. Unter hundertvierundsechszig gesammelten ‚Gedanken der Geister von jenseit des Grabes‘ kommen folgende vor:

Nr. 39: ‚Geistige Leibeigenschaft und Unterdrückung einer Nation ist das Anzeichen des schmählichsten Verfalles.‘

Nr. 57: ‚Der Thörichte beschäftigt sich nur mit unnützen und nichtigen Dingen.‘

Nr. 87: ‚Die Leiden verfolgen den Menschen auf Erden von der Wiege bis zum Grabe.‘

Nr. 125: ‚Die Hoffnung führt uns bis zur Schwelle der Ewigkeit.‘

Nun sage, Freund, fürchtest Du von solcher Geisterweisheit noch etwas für unsere Volksbildung? Ja, trägt's denn wirklich aus, erst zu sterben, um als Geist wieder so dumm zu werden?"

Ein recht herzliches Lachen war die Antwort. „Du bist also beruhigt?" fragte ich. „Gut! Zum Beweise dafür, daß schon ‚in der guten alten Zeit' auch auf diesem Felde in Leipzig sehr Beträchtliches geleistet und geglaubt wurde, erzähle ich Dir eine Geschichte, auf welche unser Gespräch mich führt und die Dich als geborenen Leipziger ganz besonders interessiren wird, denn gerade in diesen Tagen sind es hundert Jahre, daß in Leipzig ein Geisterbeschwörer durch seine Umtriebe und sein Ende ein selbst für jene Zeit ungewöhnliches Aufsehen erregte. Der Mann hieß Johann Georg Schrepfer.

Das achtzehnte Jahrhundert wird das der Philosophie oder der Aufklärung genannt; aber so wenig die ‚spiriten Studien' der Gegenwart durch die rastlosen Fortschritte der Naturwissenschaften gestört werden, ebenso fanden neben einem Leibnitz, Wolf, Newton, Montesquieu, Friedrich dem Zweiten, Kant, Lessing &c. auch die Cagliostro, Gaßner, Schrepfer &c. ihre Wirkungskreise. Blieb doch selbst ein Goethe nicht unberührt von den ‚Geheimnissen der Mystik', in welche bekanntlich 1768, gleich nach seiner Heimkehr von Leipzig nach Frankfurt, das Fräulein von Klettenberg ihn einzuweihen suchte, bis er aus der Alchemie sich in die Chemie rettete. Die Netze jener Mystik waren eben nur stark genug, leichter beschwingte Geister zu fangen, nicht einen Adler von deutscher Kernkraft.

Schrepfer's Ursprung war fern von der aristokratischen Sphäre; weil er ihr aber angehören mußte, um in seiner Weise wirken zu können, so schwindelte er sich in dieselbe hinauf. Er soll um 1730 geboren und in seiner Jugend Husar gewesen sein. Wir finden ihn zuerst als Kellner in einer Leipziger Gastwirthschaft, und später, nachdem er einiges Vermögen erheirathet, im Besitze einer eigenen Schenkwirthschaft in der Klostergasse. Als dienender Bruder der ersten Freimaurerloge (Apollo), die 1741 in Leipzig eingewandert war, wurde er von dem damals aus Frankreich herüberwehenden Schwindelgeist gepackt, und er packte ihn wieder, um durch ihn sich zu erheben. Offenbar seine Wirthsstellung benutzend, wußte er in kurzer Zeit den Ruf um sich zu verbreiten, daß er die Gabe der Geisterbeschwörung und noch andere übernatürliche Fähigkeiten besitze, und als die Loge ihm derlei Unfug verwies, erklärte er, daß dieselbe ihm nichts zu befehlen habe und daß er unter einer höheren Loge und unter der Autorität des in Dresden wohnenden Herzogs Christian Joseph Karl von Kurland, eines Sohnes des Kurfürsten Friedrich August des Zweiten, stehe und handle.

An diesen Angaben war kein wahres Wort — und doch förderte diese Lüge ihn am raschesten zu seinem nächsten Ziele. Als nämlich der Herzog der Freimaurerloge erklärte, daß er mit Schrepfer in keinerlei Beziehung stehe, und dieser ihn deshalb mit einem Pasquill angriff, vergaß er sich so weit, einen Officier mit einigen Unterofficieren des Regiments Kurfürstin nach Leipzig zu beordern, die den Pasquillanten aufhoben und ihm in einer Wachtstube eine Tracht Schläge aufzählten, über deren richtigen Empfang derselbe auch noch eine Quittung ausstellen mußte. In der ersten Aufregung eilte Schrepfer auf das Rathhaus und beklagte sich beim Stadtrathe, der auch eine solche Mißhandlung eines Leipziger Einwohners sofort an den Kurfürsten (August den Dritten) berichten wollte. Sobald aber der Herzog dies erfuhr, eilte er mit dem Minister von Gutschmid, der früher selbst Bürgermeister in Leipzig gewesen war, herbei, um die leidige Sache friedlich beizulegen. Schrepfer ging darauf ein, erklärte sogar öffentlich, daß ihm keine Prügel ertheilt, sondern gegen die ausgestellte Quittung erlassen worden, ja, daß der Fürst, dessen Namen man dabei genannt, einer solchen Handlung nicht fähig sei; so viel war ihm die persönliche Berührung mit dem Herzoge und dem Minister werth, denn besonders Ersteren nicht wieder loszulassen, sondern für seine Zwecke gründlich auszubeuten, war jedenfalls sein fester Entschluß.

Dies war während der Michaelismesse 1773 geschehen. Gleich darauf verschwand Schrepfer aus Leipzig und kam erst nach der Ostermesse des nächsten Jahres zurück, aber — als königlich französischer Oberst Baron von Steinbach.

Das Wunderbarste an dieser plötzlichen Wandlung war offenbar der Glaube, den sie in Leipzig fand. Da, wo Jedermann ihn als Kellner und Wirth gekannt, wußte er durch den Aufwand, den er machte, und durch die Sicherheit, mit welcher er in seinen nunmehrigen Standeskreisen auftrat, so zu imponiren, daß er von keiner Seite eine Störung seines Gebahrens erfuhr, ja, daß er seine Geisterbeschwörungen und allen damit zusammenhängenden Schwindel abwechselnd in Leipzig und Dresden nun erst recht in's Große treiben konnte.

Zweierlei kam ihm dabei zu Hülfe. Erstens die Klugheit, mit welcher er diejenigen Personen auswählte, welche ihm als die rechten Werkzeuge für seine Pläne erschienen, und ebenso diejenigen von seinen ‚magischen Operationen' ausschloß, welche ihm durch Ruhe, Urtheilsschärfe und Geistesgegenwart hätten gefährlich werden können; — und zweitens die Vorrichtungen für seine Geisterbeschwörungen. — Ueber letztere theilen wir die Auskunft mit, welche nach den ‚Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen' Friedrich der Zweite von einem Professor in Halle erhielt, der ebenfalls Geister citirte. Nach Berlin berufen und vom Könige aufgefordert, ihm einige seiner wunderbaren Erscheinungen zu zeigen, antwortete der Professor ihm: ‚Da ich nicht ganz sicher bin, daß mein Geheimniß nicht einigen nachtheiligen Einfluß auf das Gehirn üben könne, so bewahre mich Gott, davon in Bezug auf Ew. Majestät Gebrauch zu machen; aber ich will mehr thun, ich will es Ihnen erklären. Es besteht in einem Räucherwerk, welches in dem dunkeln Beschwörungszimmer verbreitet wird und welches zwei Eigenschaften hat: 1) den Neugierigen in einen Halbschlaf zu versetzen, welcher leicht genug ist, ihn Alles verstehen zu lassen, was man ihm sagt, und tief genug, ihn am Nachdenken zu verhindern; — 2) ihm das Gehirn dergestalt zu erhitzen, daß seine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der Worte, die er hört, abmalt; er ist im Zustande eines Menschen, der nach den leichten Eindrücken, die er im Schlafe empfängt, einen Traum zusammensetzt. Nachdem ich in der Unterredung mit meinem Neugierigen möglichst viele Einzelheiten über die Person, die ihm erscheinen soll, kennen gelernt, lasse ich ihn in das dunkle Zimmer treten. Wenn ich glaube, daß das Räucherwerk zu wirken begonnen hat, folge ich ihm, indem ich mich gegen den Eindruck des Räucherwerks durch einen Schwamm schütze, der in Liquor getaucht ist. Dann spreche ich zu ihm: ‚Sie sehen den und den, so und so gestaltet und gekleidet?', worauf sich sofort seiner erregten Phantasie die Gestalt abmalt; hierauf frage ich ihn mit rauher Stimme: ‚Was willst Du?' Er ist überzeugt, daß der Geist zu ihm spricht; er antwortet; ich erwidere, und wenn er Muth hat, so setzt sich die Unterredung fort und schließt mit einer Ohnmacht. Diese letzte Wirkung des Räucherwerks wirft einen mysteriösen Schleier über das, was er zu sehen und zu hören geglaubt hat, verwischt die kleinen Mängel, deren er sich erinnern könnte, und hinterläßt ihm bei seinem Erwachen eine aus Furcht und Achtung gemischte Ueberzeugung, gegen die ihm kein Zweifel mehr bleibt.' Der König verwahrte das ihm übergebene Recept des Räucherwerkes in seiner Handschriftensammlung; es wird vermuthet, daß später Bischofswerder und Genossen es gegen Friedrich Wilhelm den Zweiten selbst angewandt haben.

Von Schrepfer weiß man, daß er zu dem Räucherwerk noch starke geistige Getränke bei seinen Gläubigen hinzufügte. Die Wirkung war die eben beschriebene. Ein Graf von Hohenthal behauptete noch lange nach Schrepfer's Tode die Wirklichkeit der von ihm gesehenen Erscheinungen, und ein Kammerherr von Heynitz wurde davon so ergriffen, daß man für seinen Verstand fürchtete. Und doch waren die Beschwörungen für Schrepfer nur Nebensache, nur Mittel zum Zweck: d. h. zur Erwerbung großer Geldsummen.

Zum nächsten und gewichtigsten Opfer erkor er einen reichen Seidenwaarenhändler Du Bose. Diesem theilte er vertrauensvoll eine (von ihm selbst, wie all die noch zu erwähnenden gefälschten Documente, höchst geschickt hergestellte) Vollmacht des Herzogs von Braunschweig als Großmeisters mit, die ihn beauftrage, eine Verschmelzung des Freimaurerordens mit dem damals aufgehobenen Jesuitenorden zu bewirken. Zu diesem Behufe stehe er in brieflicher Verbindung auch mit dem Herzog Ludwig Philipp von Orleans (der allerdings damals Großmeister der Großlogen aller Systeme in Frankreich war), dem er seinen französischen Oberstenrang verdanke. Da nun die Jesuiten un-

ermeßliche Schätze in Sicherheit gebracht und einen Theil derselben ihm in Verwahrung gegeben hätten, so sei er entschlossen, diese Summen zum Besten seines Vaterlandes und zur Beschämung seiner Verfolger durch außerordentliche Wohlthaten zu verwenden. Er stellte jedoch für Alle, die daran Theil haben wollten, die Bedingung auf, ihren Lebenswandel zu bessern, ihre sämmtlichen alten und neuen Sünden zu beichten und Vergebung von Allen zu erbitten, die sie je gekränkt und beleidigt. Sobald dies geschehen sei, werde er die schriftlichen Belege für seine Angaben vorlegen und die Wahrheit derselben durch Geistererscheinungen bekräftigen lassen, die jedoch nur auf die Orte beschränkt sein könnten, an welchen die zu citirenden Geister im Leben gewohnt hätten.

Es gehörte gewiß ein starker Glaube dazu, diesen Lügenbau für einen Tempel der Wahrheit anzusehen; aber Du Bosc hatte diesen Glauben und übergab Schrepfer sogar deshalb Empfehlungsbriefe nach Dresden an seinen Schwager, den Geheimen Finanzrath Ferber, und an den Conferenzminister von Wurmb. Ersterer, ein höchst achtbarer und gebildeter Mann, wies die Sache ebenso entschieden zurück, wie Schrepfer selbst ihn aufgab, weil er sofort einen ihm gefährlichen Gegner in ihm erkannte. Dagegen zog er nicht nur Wurmb, sondern auch den Herzog von Kurland in sein Garn, nachdem Beide in allen ihnen von Schrepfer vorgelegten Briefen, Urkunden und Vollmachten nicht die geringste Fälschung entdeckt und von den Gebrüdern Bethmann in Frankfurt am Main die Bestätigung der Aussage Schrepfer's erhalten hatten, daß bei ihnen wirklich ein wohl eingepacktes und versiegeltes Paket, das anscheinlich Papiere enthalte, aufbewahrt und gegen Rückgabe der Quittung und gegen ein eigenhändiges Schreiben des Obersten von Steinbach sofort ausgeliefert werde. Diese Papiere sollten nun den Schatz der Jesuiten, im Betrage von mehreren Millionen — und zwar an sächsischen Steuerscheinen! — enthalten.

Es versteht sich von selbst, daß bei der Aussicht auf solche Reichthümer die Cassen der Betheiligten nun Schrepfer offen standen, besonders da er auch seinen Geisterbeweis beizubringen verstand. Diese Beschwörungen fanden in dem Palais des Herzogs statt, das nach dessen Tod zum Zeughause geschlagen worden ist. Theil nahmen daran: der Herzog von Kurland, der Minister von Wurmb, der Baron Hohenthal, der Kammerherr von Bischofswerder, derselbe, welcher später Günstling, General und Minister des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten wurde und eine Hauptperson in dem mystischen Treiben am damaligen Berliner Hof war; ferner der Kammerherr und Geheime Kriegsrath Christian Friedrich von Hopfgarten und der Adjutant des Herzogs, Oberst von Fröden.

So geschickt wußte Schrepfer seine gefährliche Rolle zu spielen, daß alle diese hohen Herrschaften ihn mehr und mehr ihres intimsten Umgangs würdigten. Er selbst behandelte sie wie seines Gleichen, auch den Herzog nicht ausgenommen; er stand nicht vom Stuhle auf, wenn dieser ihn in seiner Wohnung im Hôtel de Pologne besuchte, und winkte ihm nur herablassend, neben ihm Platz zu nehmen. Hopfgarten wurde sein ergebenster Freund und Bischofswerder machte sogar Brüderschaft mit ihm. Er stand auf der Höhe seines Glanzes, und doch nahte bereits das schwarze Verhängniß. Die „Freunde" drangen auf Theilung der Reichthümer; so hatte er denn das Millionenpaket aus Frankfurt kommen lassen, verschob die Eröffnung desselben aber von Tag zu Tag, bis eine neue Gefahr über ihn hereinbrach: der französische Geschäftsträger Marbois verlangte von ihm die Vorzeigung seines Oberstenpatents und drohte, ihn als Betrüger verhaften zu lassen, falls diesem Verlangen nicht Folge geleistet würde. Die Freunde beschworen zwar diese Gefahr, aber nun durfte Schrepfer auch nicht länger mit der Eröffnung des Pakets zögern und setzte dazu einen Tag kurz vor der Leipziger Michaelismesse fest. Alle Genossen waren beim Minister von Wurmb in Dresden versammelt, und auf dem Tische lag die geheimnißvolle Bescheerung. Alles wartete auf Schrepfer. Da kam die Nachricht, daß dieser Postpferde genommen und wegen höchst wichtiger Geschäfte nach Leipzig gereist sei.

Trotz des nun vielleicht aufgestiegenen Verdachtes blieb das Paket an diesem Tage noch ungeöffnet, aber geöffnet wurde es, man weiß nicht wo und wann, und was fand man? Nichts als weißes Papier und dazwischen einige Zettel, welche wieder auf andere Papiere verwiesen. Wurmb und Du Bosc kannten diesen Inhalt, aber sie schwiegen, ob aus Scham oder weil sie die Hoffnung auf den selbst von den Geistern verheißenen Schatz doch noch nicht aufgaben, ist zweifelhaft.

Wurmb reiste damals auf sein thüringisches Gut Großen-Furra, ohne sich in Leipzig aufzuhalten; Bischofswerder und Hopfgarten aber begaben sich während der Messe dahin und verkehrten mit Schrepfer in der alten Vertrautheit. Dieser hatte einen der letzten Meßtage als Zahlungsfrist zur Befriedigung seiner Gläubiger festgesetzt, und dieser Tag stand nahe bevor.

Da lud er, am 7. October 1774, Bischofswerder, Hopfgarten und noch zwei andere seiner Bekannten zum Abendessen zu sich. Der Abend verging heiter, aber nach dem Essen sprach Schrepfer: ‚Diese Nacht legen wir uns nicht zu Bett, denn morgen mit dem Frühesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehen bekommen. Bisjetzt habe ich Ihnen Verstorbene gezeigt, die in's Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehen, den Sie für todt halten werden.' Darauf legte er sich auf das Sopha und schlief bis fünf Uhr. Dann erhob er sich mit den Worten: ‚Nun, meine Herren, ist es Zeit, daß wir gehen.' Schrepfer führte sie nach dem Rosenthale, wies ihnen hier einen Platz an und sprach: ‚Rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde. Ich gehe jetzt in dieses Gebüsch, wo Sie bald eine wunderbare Erscheinung sehen sollen.'

Ruhig, wie er am ganzen Morgen gewesen, schreitet er in das von ihm bezeichnete Gebüsch. Bald darauf fällt ein Schuß. Die Harrenden beachten dies nicht und warten lange; endlich gehen sie doch besorgt in das Dickicht — und da liegt ein ‚Lebender' — aber er ist todt.

Auf die Anzeige des Vorfalls versiegelte der Stadtrath sofort Schrepfer's Wohnung. Seltsamer Weise war an demselben Morgen Wurmb durch Leipzig nach Dresden gereist. Noch in Meißen erreichte ihn ein Bote, den ein Winkeladvocat und Anhänger Schrepfer's, Dr. Teller, ihm nachgesandt, mit der Todesnachricht und bringt an Teller die Weisung des Ministers zurück, sich um jeden Preis der hinterlassenen Papiere des Todten zu bemächtigen und sie ihm nachzuschicken. Auf diesen Ministerbrief hin erbricht Teller die Siegel und besorgt den Befehl. Die Strafe blieb nicht aus, aber die Papiere waren geborgen. — So ist wohl das Geheimniß des Antheils der einzelnen Betheiligten an den Verlusten des Betrugs gerettet, aber die Kunde von dem jämmerlichen Schwindel beschämt uns noch nach hundert Jahren."

Fr. Hfm.

Der Untergang des amerikanischen Expeditionsschiffes „Polaris".*

Ein Brief von Dr. **Emil Bessels**, wissenschaftlichem Chef der Polaris-Expedition.

Als der Dampfer, der mich bisher trug, zu Anfang Februar Southampton anlief, um neuen Kohlenvorrath sowie die Post an Bord zu nehmen und mir dadurch unerwarteter Weise das Vergnügen wurde, Ihnen vor meiner Abreise nochmals auf englischem Boden die Hand zu drücken, da mußte ich Ihnen versprechen, Ihnen einen langen Brief darüber zu schreiben, wie wir Schiffbruch gelitten und wie wir unsern zweiten Winter in der Polarregion zugebracht. Erst jetzt, nach beinahe sechs Monaten, komme ich dazu, mein Wort einzulösen. Vierwöchentliche Krankheit sowie die angestrengte Thätigkeit, welche mir die Herausgabe

* Bei dem erhöhten Interesse, welches in Folge der österreichischen Expedition jetzt die Polargegenden und ihre Erforschung in Anspruch nehmen, gewährt es uns eine besondere Freude, unseren Lesern den obigen Brief des wissenschaftlichen Leiters der im Jahre 1872 von Amerika ausgegangenen Hall'schen Polar-Expedition mittheilen zu können. Es geschieht dies mit Genehmigung des Briefschreibers, welcher augenblicklich als Mitglied der bekannten Smithsonian Institution in Washington mit den Ausrüstungen zu einer kurzen Recognoscirungsfahrt nach den Polargegenden beschäftigt ist, die er im nächsten März zu unternehmen gedenkt. D. Red.

der Resultate unserer Expedition auferlegt, machten es mir unmöglich, Ihnen früher zu schreiben.

Wie Sie wissen, wurde unsere Hoffnung, im zweiten Jahre von der Polarisbucht aus den Pol zu erreichen, mit einem Schlage vernichtet. Da wir zu unserer ersten Ueberwinterung keinen Hafen finden konnten, das Schiff aber um jeden Preis untergebracht werden mußte, gingen wir unter 81° 38′ n. Br. hinter einem großen Eisberge vor Anker, welcher, etwa eine viertel Seemeile von der Küste entfernt, auf Strand saß. Durch die fortwährende Bewegung des Eises wurde unser Fahrzeug schließlich derart beschädigt, daß es den größten Theil seines Vorderstevens verlor, und als der Hochsommer und damit die eigentliche Jahreszeit zum Vordringen herangekommen war, hatten wir ein leckes, seeuntüchtiges Schiff, dessen Zustand zu schleuniger Umkehr mahnte. Als wir demnach am Nachmittage des 12. August 1872 gegen Süden hin mehrere Meilen offenen Fahrwassers sahen, lichteten wir die Anker und dampften der Heimath zu. Aber nur zu bald gelangten wir zu einer Eisbarrière, die weder durchbrochen noch umgangen werden konnte, da dieselbe zu dicht war und sich, so weit sich ermitteln ließ, von einem Ufer des Kennedycanals nach dem andern erstreckte. Während der nächsten drei Tage hatten wir abwechselnd, je nachdem sich die Richtung des Fluthstroms änderte, bald etwas freies Wasser, das uns kurze Strecken vorzudringen erlaubte, bald sahen wir uns von allen Seiten von Treibeis umgeben, sodaß wir bis zum Fünfzehnten nicht mehr als sechsundneunzig Seemeilen zurückgelegt hatten.

An genanntem Tage wurden wir unter 80° 2′ n. Br. von dichten Packeismassen besetzt, um nicht wieder frei zu werden, bis der definitive Verlust des Schiffes erfolgte. Langsam und ununterbrochen trieben wir den Smithsund herab, zwischen aufreibenden Zweifeln und froher Hoffnung schwebend. Die Bedenklichkeit unserer Lage war Jedermann an Bord des kleinen Fahrzeugs klar, aber trotzdem hofften wir zuweilen noch, frei zu werden, unserem Eisgefängnisse zu entrinnen und nach der Heimath, nach den dänischen Niederlassungen Grönlands oder überhaupt nach irgend einem sichern Ankerplatze gelangen zu können.

Von phantastisch geformten, hoch aufgeworfenen Eismassen umschlossen, bewegte sich die „Polaris“ mit einer mittleren Geschwindigkeit von einhalb bis fünf Meilen per vierundzwanzig Stunden gegen Süden, und Tag und Nacht mußte mit den Pumpen gearbeitet werden, um das Fahrzeug lenz zu halten. Unser unfreiwilliger Weg folgte in seinen einzelnen Krümmungen beinahe vollständig der wildzerklüfteten Küste Grinnell-Lands, die, nur wenige Seemeilen entfernt, einen wunderbar schönen, malerischen Anblick darbot. Während das gegenüberliegende Ufer Grönlands mehr oder weniger Plateaucharakter trägt, sehen wir dort schneeige Spitzen, schroffe Hörner und steile, kühn in die See ragende Vorgebirge, welche Schutz versprechende Buchten flankiren. Allein so gern wir es auch gethan hätten, so waren wir doch nicht im Stande, einen dieser Häfen zu erreichen. Eine dichte Packeismasse von sechs bis acht Seemeilen Breite trennte uns von der Küste, deren blau-violette Felsschroffen von dunkelm Landwasser bespült waren, welches in den Strahlen der tiefstehenden Sonne wie ein Spiegel glänzte. Wir litten wahre Tantalusqualen. Hier lag das Wasser vor uns, aber es blieb uns unerreichbar.

Willenlos mußten wir der Strömung und der See folgen, welche uns Ende August mehr nach Osten, gegen Grönlands Westküste trieben, der wir am 2. October so nahe kamen, daß wir von Deck aus, ohne Fernrohr, jede einzelne Schlucht, jeden Schneezug des Landes in voller Deutlichkeit zu erkennen vermochten. Da wir uns keinen Augenblick in Sicherheit wähnen konnten und beständig darauf gefaßt sein mußten, das Schiff zu verlieren, hatten wir auf dem Eisfelde, an welchem wir festlagen, ein Zelt aus Bootmasten und altem Segeltuche errichtet, in welchem wir im Falle der Noth Unterkommen zu finden hofften. Nachdem wir am 9. October Rensselaer-Hafen passirt hatten, an welchen sich, als Kane's Winterquartier, historische Bedeutung knüpft, fingen wir an, schneller zu treiben und uns der grönländischen Küste bis auf fünf Meilen zu nähern. Beinahe an derselben Stelle wie das Jahr zuvor passirten wir Cap Isabella und Cap Alexander und waren somit dem gefürchteten Eise des Smith-Sundes entronnen. Die Stimmung an Bord war eine frohe, denn wir konnten jetzt ziemlich sicher sein, das sogenannte Nordwasser der Walfischfänger zu erreichen und vielleicht einen der grönländischen Hafen anlaufen zu können.

Allein wir jubelten zu früh. Gerade als wir uns am sichersten glaubten, brach die Katastrophe über uns herein.

Während wir bisher beinahe beständig Windstillen oder nur leichte Brisen aus verschiedenen Compaßrichtungen hatten, begann es am Nachmittage des 15. October steif aus Südwest zu wehen, so daß wir statt nach Süden nordöstlich trieben. Gegen sechs Uhr des Abends — Einzelne saßen vergnügt in der Cajüte bei einer Partie Whist — wurde plötzlich Meldung gemacht, das Eis am Hintertheile des Schiffes sei im Auseinanderweichen begriffen. Wir begaben uns rasch auf Deck und bemerkten, daß das Eis von einer etwa vierzig Fuß langen Spalte durchsetzt war, die man ohne Mühe noch hätte überspringen können. Im Laufe weniger Minuten hatte die Breite derselben wohl schon um das Zehnfache zugenommen und kurz darauf trieb die ganze Eismasse, welche an der Steuerbordseite des Schiffes festgelegen hatte, mit bedeutender Geschwindigkeit nach Osten. Es war nicht schwer zu erkennen, daß die ganze Bewegung, deren Richtung nicht mit derjenigen des Windes zusammenfiel, von dem einsetzenden Fluthstrome herbeigeführt wurde. Wir hatten Vollmond, also Springfluth, und dadurch, daß die uns schützende Eismasse von der einen Seite des Schiffes weggetrieben war, wurde unsere Lage offenbar bedenklicher, als sie seither gewesen. Plötzlich hörte das Eis auf, sich ostwärts zu drängen und wurde ruhig. Aber nur wenige Minuten dauerte dieser Stillstand, denn alsbald kamen die starren Massen mit Windesschnelle wieder auf uns zu, thürmten sich bis zur Höhe der Regling empor, und nach Verlauf von wenigen Secunden holte das Fahrzeug unter einem sehr beträchtlichen Winkel nach seiner Backbordseite über. Stärker und stärker wurde die Pressung; die Masten ächzten; die Deckplanken dröhnten und krachten, und so laut heulte der Sturm, daß er das Commando völlig übertönte. Es herrschte große Verwirrung an Bord. Instinctmäßig ergriff Jedermann, was ihm am nächsten war, und warf es auf das große Eisfeld, an welchem wir festlagen und dessen scharfe Kante unser Schiff jeden Augenblick zu durchschneiden drohte. Zuerst kamen die Kleidersäcke an die Reihe, die schon längst gepackt waren, dann folgten Matratzen, Koch-Utensilien, Gewehre und Munition. An Flaschenzügen wurden größere Fässer, sowie Kohlenstücke auf die Eiskante hinabgelassen, woselbst sie von der Mannschaft, deren größerer Theil sich schon auf dem Eise befand, nach der Mitte des Feldes, in die Nähe der Nothhütte gebracht wurden. Mancher werthvolle Proviant fiel in's Wasser und ging verloren, allein bei der wilden Hast, mit der gearbeitet wurde, war dies unvermeidlich. Eile that Noth; denn das Wasser im Schiffsraume wuchs rasch und das Fahrzeug war seinem Untergange nahe. Der Schnee wurde von dem zum Orcan gesteigerten Winde in dichten Fluthen einhergewirbelt, so daß es oft unmöglich war, auf halbe Schiffslänge zu sehen, und nur mit großer Mühe konnten die Laternen brennend erhalten werden.

Plötzlich rissen mit dumpfem Klange die beiden Leinen, die uns an dem Eisfelde festhielten. Das Fahrzeug richtete sich auf und trieb mit rasender Geschwindigkeit von der Scholle hinweg, auf welcher sich die Mannschaft, der größte Theil des Proviantes, sowie die sämmtlichen Boote befanden.

„Lebewohl, Polaris!“ rief wehmüthig einer der Leute vom Eise her.

Der Anblick, der sich uns jetzt darbot, war grauenerregend. Das scheinbar solide Eisfeld war in mehrere Stücke geborsten, auf welchen unsere Leute, laut um Hülfe rufend, zertrennt waren. Schauerlich mischten sich diese Stimmen mit dem Geheul der Hunde, dem Rauschen des Windes und dem Getöse der Brandung, die sich zischend an den Eiskanten brach, deren gigantische Formen uns aus dem Dunkel der Nacht gespensterhaft entgegenschimmerten. Im Laufe weniger Secunden hatten wir unsere armen Cameraden aus den Augen verloren und wurden von dem orkanartigen Sturme auf einem wilden, aufgeregten Meere zwischen Verderben drohenden Eisklippen umhergeworfen.

Das Wasser im Schiffsraume war mittlerweile so hoch gestiegen, daß es die Feuer unter dem kleinen Dampfkessel zu verlöschen drohte. Wir versuchten, mit den Deckpumpen zu arbeiten. Aber vergebens! Sie waren eingefroren, und die kleine Dampfpumpe, deren wir uns vorher bedient hatten, war nicht mehr

genügend, um dem immer rascher eindringenden Schwall Einhalt zu gebieten. Unser Schicksal schien besiegelt. Das Fahrzeug unter unseren Füßen sank zusehends, und wir hatten nicht ein einziges Boot zu einem letzten Rettungsversuche übrig; nicht einmal ein Eisfeld, auf welches wir hätten flüchten können, war zu erblicken, als sich die Strahlen des Vollmondes kurze Zeit durch die schwarzen Wolken Bahn brachen. Nur wüste Trümmer schwammen in unserer Nähe, zu klein, um Zuflucht zu gewähren, und wären sie auch größer gewesen, so hätte dies wenig genützt, denn ohne Boote blieben sie uns unerreichbar.

Jetzt erfolgte ein zweiter Versuch, die Deckpumpen vermittelst siedenden Wassers in Gang zu bringen, was zu unserer Freude gelang. Es wurde mit beinahe übermenschlicher Anstrengung gearbeitet. Das Wasser floß in Strömen, gefror aber sofort, sobald es auf Deck gelangte, da die stark vereisten Seitenlöcher jeglichen Abzug nach außen verhinderten. Die Leute an den Pumpen standen bis zu den Knieen in dem kalten, schlüpfrigen Gemenge aus Seewasser und Eis. Allein wen kümmerte dies! Die Pumpen entfernten eben so viel Wasser, wie durch das Leck eindrang, und wir hatten Hoffnung, das Schiff noch kurze Zeit, wenn auch nur bis Tagesanbruch, zu erhalten. Da augenblicklich wenig Gefahr drohte, den Feuerraum überschwemmt zu sehen, galt es, den großen Kessel zu heizen, um mit seiner Hülfe dem Feinde zu begegnen. Um so rasch als möglich Dampf zu erhalten, zertrümmerten wir Thüren, hieben Theile der Takelage ab und Alles, nebst zwei Fässern Seehundsspeck, wanderte in den Maschinenraum, die Feuer zu nähren. Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir die große Genugthuung, das rhythmische Klappern des Dampfwerks zu vernehmen und die Pumpen, ohne längeren Verbrauch unserer eigenen Kräfte, in Gang zu sehen.

Vorerst waren wir gerettet, aber unser kleiner Kohlenvorrath mußte unter solchen Umständen in kurzer Zeit zu Ende sein. Die matte Mondscheibe trat schwach leuchtend hinter den rasch dahinjagenden Wolkenmassen hervor und ließ uns die dunkeln Umrisse der nahen Küste erblicken, deren Formen uns aber zu wenig Anhalt gaben, um den Punkt bestimmen zu können, an dem wir uns befanden. Der Sturm hatte aufgehört, und leise plätschernd und murmelnd machte das ruhiger gewordene Meer seinem rasch verrauschenden Unmuthe Luft. Wir legten uns abwechselnd nieder, um uns etwas Schlaf zu gönnen. Aber wie ganz anders war Alles, denn Tags zuvor! Neunzehn der Kojen standen leer, und diejenigen, die noch am vergangenen Abend Ruhe in denselben gefunden, waren dem Doppeltode des Verhungerns und Erfrierens machtlos preisgegeben. Unter ihnen befanden sich zwei Frauen und ein Säugling von kaum drei Monaten. Unser kleines Häuschen an Bord des Wracks zählte, als die Musterrolle verlesen wurde, nur noch vierzehn Mann.

Ein trüber Polartag begann zu dämmern, und die Sonne stand noch tief unter dem Horizonte, als wir uns die letzten Reste eines unruhigen, wenig erquickenden Schlummers aus den Augen wischten und uns auf das Verdeck begaben. Nach und nach, als es etwas heller geworden, konnten wir uns einigermaßen orientiren, und die Karte zeigte, daß wir uns etwa vierzig Meilen nördlich von unserer letzten, mit Bestimmtheit festgelegten Position befanden. Mehrere stiegen in den Mastkorb, um sich nach unseren Gefährten umzuschauen, ohne indeß ihre Bemühungen von dem geringsten Erfolge begleitet zu sehen. Der erste Steuermann glaubte durch das Fernrohr auf einer treibenden Scholle dunkle Gegenstände wahrzunehmen, die er für Proviantsäcke hielt, allein die Ansichten hierüber waren getheilt. Da keine Hoffnung vorhanden war, die Vermißten aufzufinden, da wir nicht einmal vermuthen konnten, in welcher Richtung dieselben zu suchen seien, dachten wir zunächst an unsere eigene Sicherheit. Wir durchspähten die ganze eisumgürtete Küste, um eine Fahrstraße nach dem Lande zu entdecken, welches nicht mehr als etwa acht Meilen von uns entfernt war. Ein leichter Nordostwind brachte das uns umgebende Eis in Gang und öffnete einen schmalen Canal nach dem Ufer hin. Dieser Wendung des Schicksals verdankten wir unsere Rettung. Rasch wurden die Feuer mit frischen Kohlen beschickt, und das Schiff durch die beweglichen Packeismassen hindurchquälend, kamen wir der Küste allmählich näher. Es war ein schweres Stück Arbeit, denn manche große Scholle mußte aus dem Wege geräumt werden, und wir hatten kein einziges Boot zu Hülfe. Die diensthuenden Matrosen sprangen auf kleine Eisstücke, die sie vermittelst eines Bootshakens von einer Stelle zur andern bewegten, und warfen auf den größeren Feldern Eisanker aus, an welchen das Schiff durch die engeren Passagen bugsirt wurde. Oft dauerte es eine Viertelstunde, ehe wir zehn Fuß Weges zurücklegen konnten, aber wir kamen vorwärts, und dieses langsame Vorwärtskommen war Sporn genug, unsere Hoffnung rege zu erhalten.

Wenige Minuten vor zwölf Uhr, als sich die Sonne zum letzten Male im Jahre 1873 über die Bergesgipfel im Süden erhob, hatten wir die Küste erreicht, und das Fahrzeug wurde auf Strand gesetzt — wir waren in Sicherheit. Sogleich machten wir uns an die Arbeit, die letzten Reste der Ladung zu löschen und das Wrack in Stücke zu hauen, welche uns als Baumaterial zu einer Hütte dienen sollten, deren Grund der Steuermann auch alsbald zu legen begann. Erst bei hereinbrechender Nacht stellten wir unsere Thätigkeit ein und suchten unsere Lagerstätten auf. Die Gefühle, die wir empfanden, lassen sich schwer in Worte fassen. Hätten wir den Rest unserer Gefährten in unserer Mitte gehabt, so wären wir völlig glücklich gewesen und hätten die schrecklichen Erlebnisse von gestern als bösen Traum betrachtet. So aber sagte uns die traurige Wirklichkeit nur zu deutlich, was geschehen war.

Am folgenden Morgen wurden wir durch den Besuch mehrerer Eskimos erfreut, die uns mit ihren Hundeschlitten behülflich waren, die Schiffstrümmer an's Land zu bringen. Durch die Gefälligkeit dieser gutmüthigen Wilden wurde unsere Arbeit so erheblich gefördert, daß das Wohnhaus schon nach zwei Tagen fertig war und bezogen werden konnte. Aus dünnen Brettern aufgeführt und statt eines Daches mit altem Segeltuche überspannt, war dasselbe weit entfernt davon, einen wohnlichen Eindruck zu machen. Es war etwa dreißig Fuß lang und in zwei ungleich große Abtheilungen geschieden, wovon die eine, deren Thür unmittelbar in's Freie führte, als Küche und zur Aufnahme von Proviant diente, während die andere Wohn-, Arbeits- und Schlafgemach in sich vereinigte. Um drei der Wände zogen sich in Doppelreihen vierzehn Kojen hin, während die vierte von der Thür durchsetzt war. Rechts von derselben befand sich ein rohes Gestell, zur Aufnahme unserer sehr defecten Küchen-Utensilien bestimmt, und in der linken Ecke stand mein kleines Schreibpult, auf dessen oberstem Fache die vier übrig gebliebenen Chronometer Platz fanden. Fenster anzubringen wurde als überflüssig betrachtet, denn wir hatten täglich nur noch wenige Stunden Dämmerung. Etwa hundert Schritte von der Hütte entfernt erbauten wir in der Nähe des Strandes ein kleines Observatorium, in welchem die stündlichen Beobachtungen so weit fortgesetzt wurden, wie es der mangelhafte Vorrath an Instrumenten gestattete.

Gegen Ende October war die Dämmerung bereits so schwach geworden, daß zur Mittagszeit Sterne von geringer Größe deutlich wahrgenommen werden konnten. Der Winter war über uns hereingebrochen, ehe wir es uns versahen. — Ein überwältigendes Gefühl beschleicht uns, wenn wir am Vorabende einer viermonatlichen Nacht stehen. Das Fremdartige der Situation wirkt drückend; wir fühlen tief in unserm Innern, daß wir nicht in diese Welt gehören, in die wir uns gewaltsam hineingedrängt, und deren starre, colossale Großartigkeit mit einem anderen Maßstabe gemessen werden muß, als mit demjenigen, den wir gewohnt sind an gewöhnliche Verhältnisse anzulegen. Aber selbst noch jetzt versucht sie es, ihre düsteren Reize zu entfalten, diese dämonisch geheimnißvolle Welt, wenn der Winter die letzten kärglichen Schmucksachen von ihren stiefmütterlichen Brüsten hinweggerissen hat, wenn selbst die Sonne es verschmäht, diese starren Gebilde eines liebenden Blickes zu würdigen, und sich die Nacht finster und kalt auf sie herabsenkt, um monatelang eisig, undurchdringlich auf ihr zu lasten. Schließlich muß sie doch erliegen. Unwillig unterwirft sie sich dem Zwange der dunklen Herrscherin; schwächer und schwächer werden ihre Pulse, und

„Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur."

Alles, Alles wendet sich von ihr ab. Das Meer hat der ersterbenden, kümmerlichen Pflanzenwelt noch ein letztes wehmüthig brausendes Schlummerlied gesungen und ist dann selbst entschlafen. Was zu fliehen vermochte, hat das Weite gesucht.

Bock's Ruhestätte auf dem Friedhofe zu Wiesbaden.
Nach der Natur aufgenommen von E. Reichmann in Wiesbaden.

Angespornt von Sehnsuchtsgefühlen folgten die befiederten Gäste ihrem Wandertriebe und zogen nach wirthlicheren Regionen. Lummen und Alken putzten sich auf ihren alten Nistplätzen nochmals das weiche Federkleid und eröffneten den Zug. Ihnen schloß sich lärmend das Heer der Gänse an, nach den Geschlechtern in dichte, die Luft verfinsternde Schaaren geordnet. Der Sturmvogel umkreist nochmals die Klippe, auf der er das Licht der Welt erblickt, und nimmt dann kreischend Abschied. Das sanfte Gezwitscher des Schneefinken ist längst verstummt, und wenn sich die wenigen offenen Stellen des Meeres gleichfalls mit einer Eiskruste überziehen, dann hält es selbst die genügsame Möve nicht länger aus; auch sie zieht südwärts.

Dem Beispiele der Vögel folgten die Vierfüßer. Nur selten noch hört man das heisere Bellen einzelner Polarfüchse oder das wilde Schnauben und Blöken des Walrosses. Rennthiere sowie Moschusochsen sind entflohen, und der Eisbär hat die nahen Felsenhöhlen aufgesucht, um in todesähnlichem Schlummer die Zeit der Finsterniß zu überleben. Der Mensch allein ist geblieben; er will es versuchen, den Unbilden des Winters Trotz zu bieten.

Und ein harter, freudenleerer Winter war es, den wir durchlebten, in einem elenden, von einer rußenden Thranlampe schwach beleuchteten Gemache zusammengepfercht, an dessen Decke sich große Eiszapfen bildeten, von welchen beständig Wasser herabtroff, sobald bei Windstille die Temperatur im Innern der Hütte etwas höher stieg als gewöhnlich. Am 2. März sahen wir zum ersten Male die Sonne wieder, deren Anblick wir hundertfünfunddreißig Tage hatten entbehren müssen. Lauter Jubelruf begrüßte das Erscheinen der Himmelskönigin, als sie sich langsam, fast zaghaft, über die nahen Gebirgsrücken erhob, zuerst ein kleines Kreissegment darstellend, dann aber bis zum stattlichen Halbkreis wachsend, bis wir schließlich die ganze Scheibe zu Gesicht bekamen, deren unterer Rand auf einer anmuthig beleuchteten Stratuswolke ruhte. Beinahe fremdartig erschien es, die alte Freundin wiederzusehen, deren Strahlen sich allmählich über die öde weiße Landschaft stahlen, das Dach unserer Hütte vergoldeten und ihr Licht durch das mittlerweile angebrachte kleine Fensterchen in unser Zimmer sandten. Aber nicht lange dauerte der Genuß. Rastlos ihre Bahn verfolgend, nahm sie schon nach wenigen Minuten wieder Abschied von uns, um andere Stellen in Licht und Schatten spielen zu lassen.

Obschon es noch grimmig kalt und das Quecksilber oft noch tagelang gefroren war, begann der energische Steuermann, ohne dessen Hülfe es schlecht um uns bestellt gewesen wäre, dennoch das Zimmern der Boote. Es wurden Jagdpartieen ausgeschickt, die den Tisch mit Wild versorgten, und das Leben nahm eine etwas freundlichere Färbung an. Mitte April fand ein erneuter Versuch zu Schlitten statt, um womöglich eine höhere Breite zu erreichen, als das Jahr zuvor, aber derselbe scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse.

Als es nach und nach etwas wärmer wurde und sich auf den dunkeln Felsen der Umgebung kleine Rinnsale zu bilden begannen, so daß wir nicht mehr nöthig hatten, Eis zu schmelzen, um Trinkwasser zu erhalten, waren unsere Boote nahezu fertig. Um dieselben völlig in Stand zu setzen, mußte die Hütte theilweise abgebrochen werden, da es an Holz fehlte. Willig gaben wir die Bretter unserer Kojen hin, um Böden für die Fahrzeuge zu liefern, denn eine süße Stimme flüsterte: Es geht der Heimath zu. Am 3. Juni sagten wir dem öden Felsgestade Lebewohl und stachen auf unseren gebrechlichen Kähnen in See. Nach Mißgeschicken aller Art wurden wir drei Wochen später von einem wohlwollenden Walfischfänger aufgenommen, der uns Ende September in Schottland landete — und diese in ihrer Art denkwürdige Reise gehörte dem Reiche der Erinnerung an.

Amerikanische Gladiatoren.

Ein Beitrag zur Humanität des neunzehnten Jahrhunderts.

Es giebt im amerikanischen National-Charakter manche Punkte, die für den eingewanderten Deutschen geradezu unbegreiflich sind und die dennoch einen großen Theil des acclimatisirten Deutschthums ebenso beherrschen wie den Anglo-Amerikaner; denn wir haben es nicht selten erlebt, daß Deutsche nach ihrer Ankunft in diesem Lande diese oder jene amerikanische Sitte oder Gewohnheit mit Verachtung betrachteten und in Zeit von wenigen Jahren selbst große Bewunderer und Vertreter des früher von ihnen geschmähten Unfugs wurden.

Einer dieser tadelnswerthen Züge des amerikanischen Lebens ist das Wohlgefallen an grausamen Spielen und Kämpfen. Was jedoch unter diesen rohen Vergnügungen den Menschen am meisten entwürdigt, ist unzweifelhaft der „Faustkampf um's Geld“.

Deutsch-Amerikaner, die dem Faustkampfe Gefallen abgewonnen haben, pflegen denselben gern mit dem Fechten und Duelliren deutscher Studenten zu vergleichen und Beides auf denselben Culturgrad zu stellen. Ein guter Deutscher aber muß sich gegen eine derartige Anschauung verwahren. Sind die Paukereien deutscher Studenten zwar auch roh und nicht mehr zeitgemäß, so haben sie doch den Vortheil, daß durch sie die akademische Jugend waffenkundig wird — eine Fähigkeit, die, wenn es Noth thut, dem Vaterlande zu Gute kommt. Ueberdies kennzeichnen diese Paukereien nur den Uebermuth einer genialen Jugend und bekunden ein Streben nach Ritterlichkeit, während sich der Faustkämpfer hier zu Lande seiner barbarischen Kunst ausschließlich zur Fristung eines nutzlosen Lebens bedient.

Bewacht von einer oft nach Tausenden zählenden Menge von Zuschauern, unter denen alle Classen der männlichen, aber nur eine der weiblichen Gesellschaft vertreten, stehen sich die beiden Faustkämpfer blutdürstig gegenüber. Mit gespannter Aufmerksamkeit ruht jedes Auge auf den Fäusten der zwei menschlichen Bestien, die sich mit Tigerblicken beliebäugeln und nur auf den Augenblick warten, wo Einer sich anschickt, dem Andern den Unterkiefer zu zerschlagen oder ihm den Augapfel in's Gehirn zu treiben. Mit scheußlichem Geschrei begrüßt die Menge jeden Hieb, und ungeheure Summen Geldes werden auf den Ausgang des Kampfes gewettet. Jeder Fetzen Fleisch, der von den Gesichtern der Kämpfer herabhängt, erzeugt ein Jubelgeheul oder auch ein Grunzen und Murren, je nachdem das Publicum für den Kämpfer Partei genommen.

„Aber,“ wird mancher Leser fragen, „giebt es denn kein Gesetz, das diese Rohheit verbietet?“ Natürlich! In Amerika giebt es bekanntlich gegen alle socialen Uebel unzählige Gesetze, aber leider sind die meisten für die Ausführung ganz unpraktisch, oder das Uebel erfreut sich der nationalen Sympathie, und in diesem Falle ist die Bestrafung der Missethäter beinahe unmöglich, und daß das Letztere auf den Faustkampf Anwendung findet, beweist deutlich das Verhalten der respectabeln amerikanischen Presse.

Der vor Kurzem im Staate West-Virginien stattgehabte Preiskampf zwischen Billy Edwards und Sam Collier veranlaßt mich, den Lesern der Gartenlaube dieses nationale Vergnügen zu beschreiben und ihnen zu veranschaulichen, wie überhaupt eine solche Paukerei in Scene gesetzt wird.

Zuvor aber noch ein Wort über die Ausbildung und das Verhalten dieser Gladiatoren.

Alle Faustkämpfer werden in zwei Classen getheilt, in reguläre Boxer und in Boxer des leichten Gewichts. Zu den letzteren zählen alle, deren körperliche Schwere nicht über hundertvierzig Pfund beträgt, während das Gewicht der regulären Boxer über diese Zahl hinausgeht.

Ehe ein Faustkämpfer öffentlich in die Schranken tritt, muß er einen regulären Cursus in der Fechtkunst durchmachen, und die alten Veteranen der faustkämpferischen Brüderschaft übernehmen es gerne, einem vielversprechenden Talente unentgeltlich seine Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Wenn ein Kampf stattfinden soll, bei dem sich das Preisgeld manchmal auf Tausende von Dollars beläuft, müssen sich selbst alte erprobte Kämpfer noch einer zwei- bis dreimonatlichen Vorbereitungszeit unterziehen. Während dieser Zeit hat sich der Boxer genau nach den folgenden Regeln zu richten. Um sechs Uhr Morgens muß er aufstehen und ein Kleibad nehmen. Nachdem der Körper mit groben Handtüchern gut abgerieben, macht er einen Spaziergang von anderthalb Meilen. Dann folgen Ruhe und Frühstück. Das letztere besteht aus bestem Beefsteak, rohem oder leicht angebratenem, aus

Hammelcoteletts oder derartigem, nebst Zwieback oder ungesäuertem Brode und leichtem Thee. Kein Kaffee, kein Fett, sehr wenig Gewürz und nur ein Minimum von Gemüse wird erlaubt. Dem Frühstück folgt etwas Fechtübung und hierauf ein Spaziergang von acht bis neun englischen Meilen. Nach Beendigung desselben wird der Körper wieder abgerieben, aber diesmal mit Handschuhen, die an der inneren Handfläche mit den schärfsten Bürsten versehen sind. Das Reiben wird fortgesetzt, bis der Körper glüht wie ein gekochter Krebs. Das Mittagsmahl ist dem Frühstück ähnlich und besteht aus vielem Fleisch und wenigem Zubehör, wahrscheinlich nach dem Satz, daß, wenn man Hunden viel Fleisch giebt, sich die Wuth und Kraft gebenden Zellen gut entwickeln. Als Getränk wird, obgleich diese Classe von Leuten gewöhnlich stark trinkt, während der Vorbereitungszeit nur englisches Ale erlaubt, weil der Genuß von stärkeren Liqueuren den Kämpfer nervös machen könnte.

Am Nachmittage folgen einige Stunden Siesta und dann große Fechtübungen. Nach dem Abendessen wird noch ein kurzer Spaziergang gemacht, und um neun Uhr dreißig Minuten begiebt sich der Boxer zu Bett und schläft so ruhig wie irgend ein Anderer, der den ganzen Tag zum Wohle der Menschheit hart gearbeitet hat. Ein gerbsäurehaltiges Präparat, bekannt unter dem Namen „Pickle", wird täglich mehrere Male in Anwendung gebracht, um die Außenhaut der Hände zu härten. Der hier beschriebenen Procedur unterzieht sich der Faustkämpfer einen Tag wie den andern mit solcher Pünktlichkeit und Willigkeit, als ob das Wohl und Wehe der Völker davon abhinge, und doch thut er Alles nur, um fähig zu sein, seinen Nebenmenschen, der ihn nie beleidigt, kunstgerecht zum Krüppel verhauen zu können.

Sobald ein Faustkämpfer irgend ein hervorragendes Mitglied der Gesellschaft gefordert hat, sich zu einer bestimmten Zeit mit ihm zu schlagen, was gewöhnlich durch Veröffentlichung in dem Blatte „New-York Clipper", einem Organ für Preisfechter, geschieht, geräth das halbe Land sofort in eine fieberische Aufregung. Fast alle englischen Blätter beeilen sich, die Forderung und den Accept sogleich zu copiren, und keine würde es sich je verzeihen, mit dieser höchstwichtigen Neuigkeit auch nur um einen Tag zu spät zu kommen. Berichterstatter werden abgesandt, die Gladiatoren, sowie auch die Verhältnisse, unter denen sie ihre Vorbereitung durchmachen, selbst in Augenschein zu nehmen, um dem Publicum eine genaue Schilderung der beiden Kämpfer liefern zu können. Nach dieser Schilderung bildet sich dann die Bevölkerung ein Urtheil, und sofort beginnt das Wetten. Unzählige einleitende Prügeleien kommen vor, die häufig von Messerstichen und Revolverschüssen begleitet sind. Ein Verehrer Tom Allen's, der vor einem Jahre Mike Mc Coole im Faustkampf besiegte, wagte es, den Letzteren zu verhöhnen, wofür ihn Mc Coole durch einen Schuß über den Acheron beförderte. Der Mörder befindet sich noch jetzt in Untersuchungshaft (oder genießt vielmehr gegen einige hundert Dollars Bürgschaft die Freiheit), ein Zeichen, daß er schließlich freigesprochen werden, oder doch mit einer gelinden Strafe davon kommen wird. Eine englische Zeitung bringt über den vor Kurzem stattgehabten und schon oben erwähnten Preiskampf folgende charakteristische Mittheilung, die hier in einer Uebersetzung einen Platz finden möge:

„Beim Einschiffen der Zuschauer ereignete es sich, daß durch Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die Kämpfer auf dem Dampfboote eine allgemeine Schlägerei ausbrach, wobei ein Unbekannter erschossen und B. Aaron, einer der Secundanten von Edwards, gefährlich verwundet wurde. Im Uebrigen ging Alles herrlich von Statten."

Ist die Vorbereitung vorbei, so wird der Ort des Kampfes bestimmt, jedoch nur annähernd. Es ist dies ein nothwendiges Manöver zur Umgehung etwaiger „naseweiser Polizeibeamten", die sich durch „lächerlichen Diensteifer" veranlaßt fühlen könnten, den Kampf zu verhindern. Sobald der Kampfplatz bestimmt, machen sich die Kampfliebhaber aus allen Theilen der Union auf, um ja zur rechten Zeit die Boote zu erreichen, die zuvor schon von den Agenten der Preisfechter gemiethet worden sind. Der Preis für ein Billet beträgt gewöhnlich fünf bis zehn Dollars, ein Umstand, der es verhindert, viel Polizei mit einzuschiffen, denn keine Autorität will das Fahrgeld für dieselbe bezahlen. Die Boote vorher mit Beschlag zu belegen, ist nicht möglich, denn der Capitain giebt an, daß die Boote zu einem gewöhnlichen Ausfluge gemiethet sind, und so lange kein Kampf stattgefunden, ist natürlich auch kein Grund zur Beschlagnahme vorhanden.

Gewöhnlich findet der Kampf in einer Gegend statt, wo zwei Staaten durch einen großen Fluß getrennt sind. Es wird dann, wenn sich die Boote außer dem Bereiche der Polizei glauben, schnell gelandet; der Kampf geht vor sich; eiligst erfolgt die Einschiffung, und im Jubel geht es nach dem gegenüberliegenden Ufer. Der Staat, in welchem die Boxer landen, hat nichts zu rügen, denn es wurde nicht innerhalb seiner Grenzen gefochten, bis aber der andere Staat die nöthigen Schritte zur Verhaftung thut (was niemals geschieht), sind die Uebelthäter längst nach allen Gegenden des Landes entflohen; oder, es wird auf einer der vielen unbewohnten Inseln unserer großen Flüsse gefochten (wie zuletzt geschehen), von denen keiner der angrenzenden Staaten eigentlich weiß oder wissen will, wer die Gerichtsbarkeit über dieselbe übt.

Der Hergang des Preiskampfes ist etwa folgender: sobald die Boote gelandet, wird auf einem dazu geeigneten Platze durch ein über rohe Pfähle gespanntes Tau ein Kreis gebildet. Dieser Kreis heißt „der Preisring". Schon während der Bildung des Preisrings drängen, hauen und balgen sich die Zuschauer, um so nahe wie möglich an den Ring zu kommen. Dieser allgemeine Kampf wird als Vorspiel zur eigentlichen Vorstellung betrachtet. Wenn Jeder seinen Platz erobert hat und die Ruhe einigermaßen hergestellt worden ist, betreten die Faustkämpfer nebst ihren Secundanten (welcher Letzteren gewöhnlich vier sind) den Preisring. Die Kämpfer sind mit leichten Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidet; der ganze Oberkörper ist entblößt. Nachdem Alles in Ordnung, schreiten die vier Secundanten in Quadrilleform vorwärts bis an das Centrum des Ringes, geben sich dort kreuzweis die männliche Rechte und treten mit effectvoller Grazie zurück bis an die Schranken des Kreises. Nun treten die Kämpfer vor, schütteln sich zuerst äußerst freundlich die Hände und treten dann in Stellung. Lautlose Stille rings umher. Der Vorsitzende ruft nun mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Time" (es ist Zeit), und Beide legen aus. Erst werden eine Zeitlang graziöse Boxfiguren gemacht; auf einmal läßt Einer einen Hieb sitzen, der sofort erwidert wird. Das Blut rieselt in Strömen über die nackten Schultern, und die Menge heult und jauchzt vor Vergnügen. Die Wetten gehen hoch; die Aufregung ist kolossal, bis der eine der Kämpfer von seinem Gegner zu Boden gefällt wird. Dies beendigt den ersten Gang. Während der nun eintretenden Pause werden die Kämpfer von den Secundanten mit in Essig getauchten Schwämmen gewaschen. Branntwein wird ihnen eingeflößt, und wenn sich die „Menschen" etwas erholt haben, so wird der zweite Gang in derselben Weise wie der erste in Scene gesetzt. Solcher Gänge werden manchmal dreißig bis vierzig aufgeführt, bis die Gesichter der Kämpfer mehr einem Hamburger Beefsteak als dem Ebenbilde Gottes ähnlich sehen. Aber selbst wenn die Gegner vor Ermattung und Wunden nicht mehr aufrecht stehen können und von den Secundanten gehalten werden müssen, wird noch gefochten, bis schließlich der Eine mit zerschmetterter Kinnlade und heraushängendem Auge niedersinkt. Erst dann wird seinem Gegner der Preis und der Sieg zugesprochen. Eigentlich sind Beide besiegt, denn Keiner ist nach so einem Kampfe Monate lang zu etwas tauglich.

In den nächsten Tagen strotzen die Zeitungen von spaltenlangen glühenden Berichten über den „Prize-Fight" (Preiskampf): wie sich das Ganze entwickelt, wie sich das Publicum so herrlich amüsirt hat, wie schön und angenehm die Kämpfer aussahen, und wie sie glänzend gefochten. Jeder Faustschlag und sein gräßliches Resultat werden haarklein beschrieben; dem Sieger zu Ehren wird ein Bankett veranstaltet (wie es heute hier in St. Louis zu Ehren Edwards' abgehalten wird), und alle Welt freut sich, daß die Geschichte bald wieder losgehen kann.

Wir Deutsche aber, die wir uns zu einem großen Theile von diesem rohen Halbmord mit Abscheu erfüllt fühlen, wir wollen hoffen, daß wir durch eigenes Bemühen und durch den Einfluß unsrer Presse im Stande sein werden, nach und nach in dem betreffenden Theile der amerikanischen Gesellschaft den herrschenden Geschmack zu veredeln, damit so der stets nach Aufregung haschende Amerikaner lernt, sich mit weniger unmenschlichen Belustigungen zu begnügen.

D—g.

Blätter und Blüthen.

Bock's Ruhestätte. (Mit Abbildung, S. 667.) Auf dem neuen Friedhofe zu Wiesbaden hat man, nach seinem ausdrücklich und wiederholt ausgesprochenen Willen, am 23. Februar 1874 Carl Ernst Bock zur letzten Ruhe bestattet. Die in seinem Sinne einfach gewählte Ausschmückung des Grabes ist vollendet. Bereits seit Monaten bekleidet Epheu den Hügel. An einem moos- und epheubewachsenen Felsblocke, welcher von Freundeshand mit vieler Mühe in den Wäldern, die Wiesbaden umgeben, aufgesucht wurde, lehnt eine weiße Marmortafel mit der Inschrift:

Dr. med.
Carl Ernst Bock,
Professor aus Leipzig
† 19. Febr. 1874.

Das Grab befindet sich im neuen Theile des sehr schön auf einer mäßigen Erhöhung gelegenen Friedhofs, welcher geschmackvoll angelegt ist und dessen Gräber reich mit Blumen geschmückt sind. Am Fuße der Anhöhe beginnt das reizende Nerothal, wo Bock in einer dem Friedhofe gegenüber gelegenen Villa entschlafen ist. Jenseits erhebt sich der mit Wald und Reben bekränzte Neroberg mit seinem eine hübsche Rundschau gewährenden Säulentempel (welchen Bock zu Anfang seines Aufenthaltes in Wiesbaden mit Vorliebe besuchte, da er für Höhenaussichten schwärmte). Etwas weiter nach links leuchten aus Waldesgrün die fünf vergoldeten Kuppeln der griechischen Capelle (Ruhestätte der 1845 verstorbenen Herzogin von Nassau, geborenen Großfürstin von Rußland) hervor.

So ruht er nun auf der Höhe, wo zu wohnen im Leben sein unerreichter Wunsch war, inmitten einer reizenden Natur, unter Blumen und Bäumen, in deren Zweigen zahlreiche Singvögel nisten. Die Aussicht, welche Bock während seiner Leidenszeit vom Balcon seiner Wohnung aus oft erquickt hat, öffnet sich den Blicken des Besuchers seines Grabes. Der Verstorbene ruht zwar, wie man es engherzig nennt, in der Fremde, allein zahlreiche Blumenspenden von unbekannter Hand, mit welchen man den Hügel geschmückt fand, beweisen, daß er dort nicht vergessen ist. Wer das Glück hatte, Bock näher zu stehen und seine Gesinnungen genauer zu kennen, dem erscheint das stille prunklose Begräbniß, wie es nur am fremden Orte zu ermöglichen war, und der Grabhügel in der anmuthigen Natur als eine Gunst des Schicksals.

Auch eine Eisenbahnfrage. Es geht uns folgender Brief mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

„Wie ich aus Ihrem Blatte ersehe, werden in ihm oft Mißstände gerügt, die schließlich, nachdem sie der eingehendsten Besprechung unterzogen sind, abgestellt werden. Wenn Sie erlauben, will ich Sie auf einen Uebelstand aufmerksam machen, der sich durch ganz Deutschland fühlbar macht.

Auf den Personenzügen der deutschen Eisenbahnen befindet sich der für die Bagage bestimmte Conducteur während der Fahrt im Gepäckwagen. Das ist eine Anordnung des deutschen Eisenbahnreglements, die der Dieberei Thor und Thür öffnet; denn wie in jedem Stande, so giebt es wohl auch unter den Conducteuren hier und da Diebe, welche die Zeit der Fahrt auf die ungestörteste Weise benutzen können, die Koffer zu öffnen und daraus zu entwenden, was ihnen ansteht, und gewöhnlich werden bei dieser Gelegenheit nicht alte Schuhe und Strümpfe, sondern die werthvollsten Dinge genommen. Beim Rücknehmen der Effecten auf der Ankunftsstation ist selbstverständlich im ersten Augenblicke der Diebstahl nicht ersichtlich und später die Eisenbahn außer aller und jeder Verantwortung. So lange in Deutschland die Eisenbahnen bestehen, sind derartige Diebereien ausgeführt worden; sie mehren sich aber in der letzten Zeit in einer so erschreckenden Weise, daß durch die Presse Anregung zur Abhülfe geboten erscheint. Zu helfen ist hier leicht: man nehme auf jeder Station die betreffenden Effecten aus dem Packwagen heraus und thue hinein, was mitgenommen werden soll, alsdann verschließe man mit einem Schlüssel, der auf der Station verbleibt, den Packwagen, und während der Fahrt darf unter keinem Vorwande eine Person bei den Effecten verbleiben. Jede Station muß selbstredend einen Packwagenschlüssel haben. Vor etwa zehn Jahren bereiste ich Frankreich in verschiedenen Richtungen; schon damals lernte ich die vorgeschlagene Behandlungsweise bei französischen Packwagen für Passagier-Effecten kennen. Die Franzosen werden wohl ihre Gründe gehabt haben, dieselbe einzuführen. Ob dieses Verfahren noch in jenem Lande in Anwendung gebracht wird, weiß ich nicht; wenn es verbesserungsfähig ist, mögen die Fachleute es verbessern, aber von diesem Raubsysteme, vor dem sich kein Reisender schützen kann, muß abgegangen werden.

Mir selbst sind zu wiederholten Malen die Koffer geöffnet und Gegenstände daraus entwendet worden; aus meiner Verwandt- und Bekanntschaft sind über zweitausend Thaler an Werthsachen auf diese Weise fortgekommen. Beispielsweise hier ein Fall: am 8. dieses Monats fuhr ich mit meiner Familie des Morgens acht Uhr von Cassel nach Coblenz, woselbst ich etwa um vier und ein halb Uhr Abends ankam. Meiner Frau wurden unterwegs (Cassel-Gießen, Gießen-Lahnstein, Lahnstein-Coblenz) die Koffer geöffnet und ihr eine goldene Uhr (Damenuhr à remontoir, 13 lignes, glattpolirtes Gehäuse mit Nr. 16364 gestempelt, Nr. 3222 gekratzt) nebst einer goldenen Kette (Ankerkette), ein Paar Ohrringe mit Diamanten in schwarzer Email, ein goldenes Herz mit Diamanten auf einer Seite, in deren Mitte ein Rubin, nebst Hals-Kettchen daraus entwendet, welche Gegenstände, wenn ich sie jetzt wieder kaufen sollte, einen ohngefähren Werth von achthundert Thalern haben würden. — Das sind traurige Zustände. Wenn Sie in dieser Angelegenheit durch Ihr Blatt günstig wirken können, so leisten Sie dem eisenbahnfahrenden Publicum diesen großen Dienst! —

Ergebenst
Rheinböllerhütte. Herm. Puricelli.

Eine sehr nothwendige Bekanntschaft für jeden Menschen ist ohne Zweifel die mit solchen Thieren, welche zu Freud' und Aerger, Nutzen und Schaden uns zunächst stehen, ja unzertrennlich uns umgeben, und in diese Bekanntschaft uns einzuführen, hat das unsern Lesern längst bekannte natur- und jagdfrohe Brüderpaar Adolf und Carl Müller sich zusammengethan, und selbst der Neid muß ihnen nachsagen: sie haben Tüchtiges geleistet. In dem Buche „Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirthschaft“ suchen die beiden Herren Verfasser, welche — der eine Pfarrer und „ornithologischer Dzierzon“, der andere Oberförster von Amt und Beruf — Theorie und Praxis brüderlich vereinen, auf Grund eigener Beobachtungen und Untersuchungen der Kauwerkzeuge und des Mageninhalts der Thiere namentlich richtige Begriffe über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der bei uns vorkommenden Thierarten zu verbreiten, und wer da weiß, mit wie viel irrthümlichen Vorstellungen und Vorurtheilen selbst wissenschaftlich gebildete Leute sich oft noch tragen, der wird dieses Unternehmen nur preisen können. Das Buch kämpft nicht nur für anerkannte und verleumdete Thiere, sondern es bekämpft auch die allzu große Hätschelei, welche manchen Thieren zu Theil wird, und namentlich die Behauptungen vieler Ornithologen über den unbedingten Nutzen der Vögel 2c. Zugleich zeichnet sich dieses Buch durch ebenso klare wie warme, ja oft poetisch anmuthende und reizende Darstellung aus.

Kleiner Briefkasten.

Sch ..... in **Fürth.** Auf Ihre Anfrage bezüglich eines guten Respirators diene Ihnen Folgendes zur Antwort:

Der in der Luft enthaltene Staub und Schmutz in Verbindung mit dem durch das Ein- und Ausathmen erzeugten Hauchniederschlage giebt dem Respirator selbst bei der größten Reinlichkeit nach längerem Tragen ein mehr oder weniger unsauberes Aussehen; es ist daher nothwendig, alljährlich wenigstens einmal eine Reinigung desselben vorzunehmen, umsomehr, als durch die sich ansetzenden Unreinigkeiten der Zweck des Respirators, die einzuathmende Luft zu erwärmen, beeinträchtigt wird. Diese Reinigung übernimmt auch Herr Joh. Reichel in Leipzig, der bekannte Verfertiger der Respiratoren, sehr gern; allerdings nur, wenn es wirkliche nach Jeffrey'schem Princip, mit vielen feinen Metallstäbchen construirte Respiratoren sind, nicht Nachahmungen, aus Siebgeflecht oder schwer zu erwärmenden Blechplatten bestehend, die wohl das Aussehen und die Form, aber nicht den segensreichen Nutzen der Respiratoren haben.

M. v. M. in **H—s.** Wegen des Bildes „Vor der Pforte“ in Nr. 38 unseres Blattes haben wir uns bereits an den Zeichner desselben gewandt und werden Ihnen Nachricht zukommen lassen, sobald die Antwort eingegangen.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen bis heute (den 28. September) wieder ein: Schw. A. in Groß-Breitenbach 3 Thlr. 24½ Ngr.; aus frohem Herzen, Schlieben 8 Thlr. 11 Ngr. 7 Pf.; Sammelbüchse der Bahnhofsrestauration Staubitz (erste Rate) 3 Thlr.; C. P. in Bremen 2 Thlr.; K. v. S. in Zwickau 6 Thlr. 20 Ngr.; Karl Eggerß in Marseille 2 Thlr.; M. Friedländer in Wilhelmsthal 5 Thlr.; Theob. Grieben in Berlin 5 Thlr.; von einem Deutschen in Oestreich 2 Thlr.; C. H. in Berlin 5 Thlr.; Bach'scher Gesangverein in Berlin 5 Thlr.; C. A. W. in Geyer 1 Thlr. (abzüglich des Portos 26 Ngr.); Ertrag eines vom Musikdir. Schumann in Königsstein gegebenen Concerts 11 Thlr. 6 Ngr.; Bertha S. in Herischdorf 2 Thlr.; fidele Kegel-Gesellschaft in Neuenburg 5 Thlr. 11½ Ngr.; Sammlung in der Schule zu Forsbach 3 Thlr. 8 Ngr.; C. St. in Cönnern 6 Thlr.; G. Prym in Stollberg 5 Thlr.; J. Erlenbach in Hagenau 1 Thlr.; aus Lupow 1 Thlr. 10 Ngr.; W. G. in Ritzeburg 1 Thlr.; Sammlung der Primaner des Gymnasiums in Neu-Brandenburg 15 Thlr. 4 Ngr.; C. F. in Schwednitz 1 Thlr.; W. A. und O. R. in O.-Ramstedt 6 Thlr.; Scat-Kränzchen F. L. M. W. Limbach 4 Thlr.; M. B. 2 Thlr.; Gabe der in Wasquehal bei Roubaix lebenden Deutschen 8 Thlr.; C. Sterne 1 Thlr.; aus der Sparbüchse von Johanne Mohnhardt in Bohnstedt 1 Thlr.; aus dem Mädchen-Institut von H. Schwerdt in Waltershausen 5 Thlr. 20 Ngr.; H. R. in S. 3 Thlr. 14 Ngr. 4 Pf.; Student G. P. 1 Thlr.; C. St. in Harzburg 1 Thlr.; F. Marsch in Schivelbein 1 Thlr.; Leontine, Hugo und Richard Diller in Dresden 3 Thlr.; Sammlung des Musikvereins in Waldenburg 10 Thr. 14 Ngr.; aus Gretchen's und Ludwig's Sparbüchse (aus Köpenik) 3 Thlr. 1 Ngr.; Schlunkes 1 Thlr.; eine Whist-Gesellschaft in Ferrikoi bei Constantinopel 25 Thlr. (Bravo!); aus London von Bräftlin (Klein's Hôtel) 6 Thlr., von Ernestine Bräftlin 2 Thlr.; von A. Werner daselbst 1 Thlr.; aus Schkenditz 2 Thlr.; aus der Oberpfalz 4 Thlr.; M. R. in Lauscha 2 Thlr.; Fuchs in Sebnitz 1 Thlr.; aus Olbernhau 3 Thlr.; Ungenannt aus Kitzingen 4 Thlr. und 1 fl. rh.; Schmidt aus Neustadt am Rennsteig 2 Thlr.; E. S. 1 fl. ö. W.; J. Götzger in Wien 5 fl.; aus Oestreich 2 fl.; A. R. in Triest 5 fl.; Gesangverein „Arion“ in Marknenkirchen 10 Thlr.; B. Beer in Berlin 1 Thlr.; ein sich glücklich fühlender Commis 2 Thlr.; R. S. in Rheda 2 Thlr.; Th. Langguth in Temesvar 5 Thlr.; M. S. in London 5 Pfd. St. (34 Thlr. 4 Ngr.)

Die Redaction der Gartenlaube. **(E. K.)**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen. Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Clarl ließ den Löffel sinken und sah Corona mit einem Blicke an, in welchem so viel Ernst lag, daß man ihr denselben trotz der Falten ihres immer heiteren Gesichtes gar nicht zugetraut hätte. „Das hat keine G'fahr bei Dir," sagte sie dann. „Du bist so viel sauber, daß schon noch ein Anderer kommt, als ein solcher Steinklopfer, der nix ist und nix hat, und mit dem Du Dich nur in die Noth hinein setzen thät'st. Wenn's aber so wär' und wenn's Dir bestimmt wär', auch unter das alte Eisen zu kommen, dann wirst Dich halt auch d'reingeben müssen. Es ist nit so schwer, als Du meinst, und wenn man nur will, kann man Alles überwinden."

Sie hielt inne und sah vor sich hin; ihren Gedanken drängten sich die Gestalten vergangener Zeiten in den Weg. Auch Corona verstummte und sann; sie mochte die Richtigkeit des Gesagten überlegen, als der Spötter im Käfig zu singen anhob, gleich einem Finken schmetternd, als wolle er nichts wissen von der trübseligen Lebensweisheit der Alten.

„Schrei' nur, dummer Vogel!" sagte diese. „Deswegen wird's doch nit anders. Du kannst leicht lustig sein; Dir stellt man alle Tag' das gefüllte Nürscherl in's Haus. Aber so müssen's die Leut' auch machen. Zuerst muß man schauen, daß man zu leben hat, und lang' darnach erst, wie und mit wem man leben will. Es haben sich schon gar Manche zusammengefunden, die im Anfange Hott und Wist gezogen haben; wenn sich aber Zwei miteinander in's leere Nest setzen, kriecht gar oft aus dem ersten Ei die Noth mit aus; die zankt und streit't, und was zuerst g'wesen ist, als wenn's zusamm'g'schmied't wär', das bringt und frißt der Unfrieden aus einander, wie der Rost das Eisen."

„Du bist ein trauriger Vogel," sagte Corona mit schwachem Lächeln. „Wenn's Dir nachging', dann müßt' man beim Heirathen an Alles eher denken, als an die Lieb'. Ich hab' aber g'hört, daß die das Erst' und Nothwendigst' ist. Ich hab's an mir selber noch nit erfahren, wie's damit ist, und Dir wird's auch so 'gangen sein, und d'rum willst jetzt, weil Du alt bist, nix mehr wissen davon und red'st daher wie der Blinde von der Farb'."

Das Gesicht der Alten war noch ernster geworden. „Es wird bald Zeit, daß wir zum Butterausrühren herrichten," sagte sie. „Aber wenn Du's hören willst, will ich Dir erzählen, wie's mir 'gangen ist, als ich in Deinen Schuhen g'standen bin — kannst nachher selber unterscheiden, ob ich die Blind' bin oder Farben auseinanderkenn'! … Ich bin ein arm's Dirndl g'wesen," begann sie nach einigem Besinnen, „wie Du, grad so lebfrisch und schneidig wie Du, und gar Mancher hätt' vielleicht einen weiten Weg nit gescheut, wenn er gewußt hätt', daß ich ihm Gehör geben thät; ich aber hab gemeint, die ganze Welt gehört ohnedem mein; was brauch' ich mich um die Mannsleut' zu kümmern! Hat aber nit lang' angehalten, der Hochmuth, und wie ich meinen Balthes gesehen hab', da ist's mit ein' Mal gewesen wie umgewend't — ich hab' keinen andern Gedanken mehr gehabt als den Buben, und wenn er zu mir g'sagt hätt': ‚Geh', Clarl, geh'n wir auf und davon und in die Welt!' ich hätt' mich keinen Augenblick besonnen und wär' mit'gangen. … Das hat's aber bei ihm nit nothwendig gehabt; er ist ein reicher Bauernsohn gewesen über'm See und der Einzige noch dazu und hat gesagt, er hat schon genug, er braucht kein reiches, aber ein richtiges Weib, das ihm hausen und erhalten hilft. So haben wir gemeint, könnt es uns nit fehlen, und die ganze Welt ist grün gewesen und rosenroth, wie wenn im Lanks (Lenz) die Aepfelbäum' blüh'n. Es hat aber doch g'fehlt — an seiner Mutter hat's g'fehlt. Die hat ihm eine Andere vermeint und hat gesagt, sie thät' niemals nit leiden, daß eine arme Dirn' in ihren schönen Hof einheirath't; das soll er sich nur aus'm Sinn schlagen, so lang sie ein offenes Aug' hat, und auch nachher, weil sie dann im Grab' keine Ruh' hätt' und nix mehr von ihm wissen wollt' in der Ewigkeit. Da ist's wohl ein Bissel grau 'worden um uns her, wie wenn sich der Himmel zum Regnen einricht't auf ein paar Wochen. Es hat auch geregn't genug, daß man's gar nit glauben sollt', daß aus ein paar Augen so viel Wasser kommen könnt'. Eine Weil' haben wir's probirt, ob wir's nit doch durchsetzen. — Dann hat sich aber der Pfarrer dreingemischt und hat ihm vorgestellt, was er seiner Mutter schuldig wär', und bei mir haben s' gedacht, daß mir's nur um die reiche Heirath zu thun wär', und haben mich hart gered't und heruntergesetzt, als wenn ich ihn nur des'weg'n nit ließ. … Da haben wir uns zusammengered't, daß es aus sein sollt' mit uns Zwei auf der Welt und daß wir nix mehr von einander wissen und einander vergessen wollten — wenn's möglich wär'."

Die Erzählerin schwieg einen Augenblick, um aufzuathmen. Corona saß regungslos und mit gesenktem Blicke; der Vogel aber flötete in langgezogenen Tönen, wie das Amselmännchen sie hören läßt, wenn es Abends dem Weibchen vorsingt, das brütend im Neste sitzt.

Digitized by Google

„Wir haben's auch gehalten," begann Clarl wieder. „Er ist auf'm Hof bei seiner Mutter 'blieb'n; ich hab' mich über'n See hinüber verdingt, und wir haben einander nimmer geseh'n. Ich hab' meine Arbeit gethan als wie zertrellt, vom ersten Sonnenstrahl bis in die sinkende Nacht, und wenn's so recht schwarz gewesen ist, das war mir's Liebste, und hat mich g'wundert, wie's nur wieder Tag werden kann.... Und wie der Auswärts wieder 'kommen ist, da hat's geheißen, der Balthes hätt' endlich seiner Mutter nach'geben und thät Hochzeit machen am nächsten Sonntag. Es ist aber anders 'kommen.... Am selbigen Sonntag bin ich im Grasgarten am See draußen gestanden und hab' die Leinwand begossen, die zum Bleichen ausgespannt war. Die Bäum' haben 'blüht über mir und die Blümeln unter mir. — Die Luft war weich und der Himmel so blau," als sollt's gleich hinaufgeh'n in die ewige Glückseligkeit, in der Kirche aber haben's g'läut't, so feierlich, als wenn man schon von Weitem die Engel singen höret'.... Da ist von drüben ein Schiff 'rübergefahren; in dem ist eine Truhen gestanden, und in der ist der Balthes gelegen.... So gut er den Willen g'habt und sich vorg'nommen hat, er hat's nit zwingen können.... Er ist auch 'rum'gangen, wie vor'n Kopf geschlagen, und am Abend vor der Hochzeit hat er sich hingelegt und ist nimmer aufgestanden — das Grämen hat ihm's Herz ab'druckt. Jetzt haben s' ihn, statt zu der Copulation, zu der Begräbniß 'rübergeführt über'n See, und ich hab' das Schiff kommen seh'n und hab' gewiß kein Wasser zu meiner Bleich' 'braucht. Ich hab' die Händ' aufgehoben in die blühenden Bäum' und den blauen Himmel hinein und hab' hinaufgefragt, wie's denn möglich ist, daß die Welt so schön und in der schönen Welt ein Mensch so unglücklich sein kann...."

Wieder trat augenblickliche Stille ein. Corona reichte der Alten beide Hände, gleichsam als wolle sie widerrufen und ihr abbitten, was sie ihr durch ihre Scherzworte angethan. „Sei nit harb, Clarl," sagte sie. „Das hab' ich nit wissen können, daß Du so was Traurig's erlebt hast. Bist ja allweil so vergnügt und lachst, als wenn Du Deiner Lebtag keinen betrübten Augenblick gehabt hätt'st."

„Ja, mein Herz ist härter g'wesen als dem guten Buben seins," antwortete Clarl. „Das hat's ausg'halten und durchg'macht, und wie ich wieder Oberwasser gehabt hab', da ist mir Alles in der Welt ganz klein vor'kommen. ‚Wie Du das überstanden hast,' hab' ich zu mir selber g'sagt, ‚da ist nix der Müh' werth, daß Du drum eine Zähre vergieß'st.... Es ist gescheidter, Du nimmst Alles auf die leicht' Achsel und lachst drüber.' — So hab' ich's gemacht bis heut', und so will ich's machen, bis sie mir die Hobelspähn' unter'n Kopf legen."

„Und ist Dir nie in den Sinn 'kommen, einen Andern z' nehmen?" fragte Corona nach einer Pause des Nachdenkens.

„Nie," sagte Clarl fest. „Ich hätt's meinem Bub'n nit anthun mögen in der Ewigkeit. Es sind wohl noch ein Paar 'kommen, die nit 'glaubt haben, daß mir's Ernst sei mit 'm Ledigbleiben; aber es waren lauter kleine Leut': Tagwerker und Wegmacher, wo man mit 'm Mann auch die Noth g'heirath't hätt'. Da hätt' ich, wenn mir auch anders um's Herz g'wesen wär', den Leuten die Freud' nit vergonnt, daß sie hätten sagen können: ‚Da schaut's her — erst hat sie so hoch 'nausg'wollt, hat eine reiche Bäurin werden wollen, und jetzt ist sie doch zufrieden, weil sie nur wo unterkriechen kann.'"

Sie stand auf, wendete sich kurz ab und ging hinweg, damit Corona nicht sehen sollte, wie die Augen naß geworden, in denen sonst nur die Funken der Freude geglitzert.

Die Sennerin versuchte nicht, sie zu halten; nachdenklich sah sie vor sich zu Boden, wie Jemand, der in dem Nachlasse eines theuren Todten ein demselben werth gewesenes Buch gefunden, der darin geblättert und nun zwischen den Seiten eine vertrocknete Blume oder ein welkes Kleeblatt entdeckt. Von der vergilbten Blume weht ein kaum spürbarer Athem wie ein Echo des Duftes, den sie zur Zeit ihrer Blüthe verhauchte, und durch die Seele des Beschauers geht die Ahnung dessen, was in dem Herzen gepulst, als die Hand die noch frische Pflanze gebrochen und vielleicht mit Zuversicht das Glück erwartete, das ihre fünf Blätter bedeuten sollen.

Geraume Zeit war es still in der Sennhütte und um diese herum. Die Sonne, schon höher heraufgekommen, legte sich warm auf die Matte, als wenn auch ihr das grüne Plätzchen zwischen Felsen und Wald gefiele, und sie gern da verweilen möchte. Die weidenden Thiere suchten gesättigt die kühleren Stellen am Waldesrande und streckten sich in das Gras nieder, so daß auch ihre Glöcklein wie einschlafend verstummten. Plötzlich fuhr die Sennerin aus ihrem Brüten empor. Es war nicht der Gedanke an die ihrer wartende Arbeit, was sie aufsuchte; denn sie eilte nicht zu der Hütte, sondern stand wie unwillkürlich fest auf der Stelle: draußen vom Freien aber, vom Waldwege her, schallte deutlich mehrmals wiederholter lauter, gellender Wachtelschlag. Was sollte das bedeuten? Um diese Zeit sind die Saaten längst gefallen und mit ihnen die Wachteln verstummt, die darin gehaust.... Ueberdies ist die Wachtel ein Vogel, der die Ebene liebt und nur selten, wie verloren und verscheucht, die Berghöhen aufsucht.... Sollte das nicht natürlicher Gesang, sondern die nachgeahmte Lockung eines Vogelstellers sein, der sein Garn aufgestellt, um streichende Schnepfen zu fangen, oder sollte gar — — Das Mädchen dachte die ganze Gedankenreihe nicht aus; denn die Lösung aller Vermuthungen und Zweifel stand bereits fest und deutlich unter den Tannen, aus denen der Waldweg heraufführte.

Es war der Wachtelschläger vom jüngsten Tegernseer Feierabend.

Der Bursche sah einen Augenblick mit dem gewohnten und geübten Auge des Jägers über die ganze Alm; eine Secunde lang ruhte sein Blick besonders auf dem Steine mit den Blumenbüscheln; dann eilte er schnurgerade und raschen Schrittes der Sennhütte zu.

Corona stand noch immer auf der Schwelle, unentschlossen, ob sie entfliehen oder die Annäherung des kecken Burschen abwarten sollte. Für das Erste sprachen die Gefühle der Abneigung und einer gewissen unbestimmten Scheu, die sich in ihr gleich beim ersten Begegnen geregt, ohne daß sie vermocht hätte, sich über deren Grund Rechenschaft zu geben. Geschieht es doch öfter im Leben, daß beim ersten Begegnen einer fremden Person die Seele in uns zusammenschauert wie von einer Ahnung, daß dieses Wesen bestimmt sei, auf unser Leben Einfluß und Macht über uns zu gewinnen — ist es doch keine seltene Erscheinung, daß die Liebe, welche ein Paar beim ersten Anblicke, ihm selbst unbekannt, ergriff, die Gestalt der Abneigung, ja selbst des Hasses erwählt. Es ist der Widerstand der freien Seele, die sich unwissentlich aufbäumt gegen die von außen kommende Gewalt, die ihren mahnenden Schatten vor sich her wirft. Für das Bleiben dagegen sprach der Gedanke, daß das Entweichen leicht wie Feigheit aussehen und den Nahenden zu Voraussetzungen veranlassen könnte, deren keine auch nur im Entferntesten begründet war. Auch war es wohl jedenfalls das Beste, der ungesuchten Annäherung des Burschen ein für alle Mal dadurch ein Ende zu machen, daß man ihm Rede stand und in Wort und Benehmen keinen Zweifel darüber ließ, daß man nichts von ihm zu wissen begehre.

Schließlich mochte für das Bleiben auch der Anblick des Kommenden entscheiden, der gar nicht so aussah, als habe er Uebles im Sinne, und der offenbar darauf ausging, sich in so günstiger Erscheinung wie möglich zu zeigen. Sein Anzug war allerdings nichts weniger als kostbar. Man sah es der grauen Joppe wie dem grünen Spitzhute an, daß sie ihrem Herrn schon lang treue Dienste geleistet hatten; aber sie waren rein und sogar von gewisser Zierlichkeit, und was ihnen an Neuheit abging, ersetzte das zwar grobe, aber schneeblanke Hemd, von welchem der rothe Wollgurt des Hosenträgers sich ebenso gefällig abhob wie die schwarze Florbinde, die unter dem schmalen Hemdkragen durch einen bleiernen Ring zusammengehalten war. Die gestrickten Beinlinge, den Fuß von der Wade bis zum Knöchel deckend, waren dafür unverkennbar von der Nadel her; auch die Schuhe mit ihren schweren, benagelten Sohlen und den Lederschnüren daran zeigten, daß sie geschont und nur an Festtagen getragen worden, und als entgegengesetztes, aber entsprechendes Ende prangte auf dem verschossenen Hütlein ein Spielhahnstoß mit Adlerflaum, wie wohl ein zweiter im ganzen Gebirge nicht mehr zu finden war.

„Grüß Gott, Spötterl!" rief er, als er in die Nähe gekommen. „Ich hab' Dein Nest ausgegangen, wie Du siehst; jetzt wär' ich halt da und klopf' an. Wie wird's jetzt werden mit uns Zwei?"

„Da brauchst nit lang' fragen," erwiderte sie, halb abgewendet. „Ich hab' Dir nit geschrieben; also hast Du halt den Hinweg für'n Herweg. Mußt Dir schon viel einbilden, weil Du glaubst, es braucht weiter nix, als kommen und anklopfen. Kannst alle Stund' 's Wachtelschlagen aufgeben und dafür dem Pfau seinen G'sang nachmachen."

„No, da seh' ich wohl, daß Du Dein' Namen nit umsonst hast," sagte der Bursche, indem er beide Hände über den Bergstock legte und das Kinn darauf stützte. „Aber wenn Du noch so spotthaft thust, Du kannst doch nit leugnen, daß Du eingewilligt hast, daß ich zu Dir komm'."

„Ich? Eingewilligt?" rief Corona entrüstet. „Ist mir im Schlaf nit eingefall'n."

„So? Warum hast dann meine Botschaft angenommen? Im Anfang hast Dich gespreizt; ich hab's wohl geseh'n, daß Du die Almrosen weggelegt hast — aber heut' Nacht das Spötterl, das ich Dir vor's Fenster gehängt hab', das hast nit weggestoßen, sondern behalten." . . .

„Du lebst stark in der Einbildung," rief Corona mit spöttischem Lachen. „Ich hab den Vogel nit behalten, sondern nur so steh'n lassen, weil ich nit gewußt hab', was ich damit anfangen soll. Aber wenn's auch so wär'," fuhr sie, einen Schritt näher tretend, fort, „so hätt' ich Dich nur erwart't, damit ich Dir sagen kann, daß Du mir aus 'm Weg geh'n sollst; ich will nix von Dir wissen."

„Das kann schon sein," sagte der Bursche kaltblütig. „Aber ich möcht' etwas wissen von Dir, Spötterl."

„So heiß' ich nit," rief sie erzürnt. „Wir sind nit so gut bekannt, daß ich mich von Dir bei meinem Spitznamen nennen lassen sollt'."

„Sei nit harb deswegen!" sagte er. „Aber der Name ist so übel nit. — Das Spötterl ist gar ein lieber Vogel, und wenn Du das Göschl so aufwirfst und so trutzig d'reinschaust, so siehst ihm völlig gleich mit Deinen Haselnußaugen. Aber wenn's Dir nit recht ist und wenn Du's erlaubst, nenn' ich Dich bei Deinem rechten Namen und frag' ob die Rohnberger Corona mir Red' und Antwort geben will auf das, was ich gern wissen möcht'."

Das Mädchen erröthete wie verwirrt; sie wußte nicht, wie sie dem gutmüthigen Tone ihres Widersachers gegenüber die frühere Schärfe des ihrigen aufrecht halten sollte. „Und was sollt' denn das sein?" fragte sie merklich milder und mit abgewandtem Blicke, während der Bursche ohne weitere Anfrage näher trat, Rucksack und Bergstock in das Gras warf und sich auf der Bank vor der Hütte niederließ.

„Das kannst gleich hören," sagte er. „Aber da gehört eine ganze G'schicht' dazu, die ich Dir voraus erzählen muß. Wie wär's, wenn Du mir vorher eine Schüssel Milch auftragen thät'st? Es ist sonst der Brauch so auf den Almen . . . wird doch auf der Gindelalm keine Ausnahm' sein?"

Abermals betreten, eilte Corona der Milchkammer zu und erschien bald mit einer Schüssel, die sie neben den Burschen auf die Bank stellte. Wollte sie auch für die Zukunft jeden Verkehr mit ihm abbrechen — jetzt war er einmal durch eigenthümliche Verhältnisse ihr Gast geworden, und sie ärgerte sich über sich selber, wie sie vergessen konnte, ihm die Gastfreundschaft mindestens anzutragen. Halb unwillkürlich ließ sie sich ebenfalls auf die Bank nieder, so daß die Schüssel zwischen ihnen stand. Sie schaute vor sich nieder und vermochte nicht, ihre sonstige Schärfe wiederzufinden; die ungewohnte und unerwartete Weise, wie der Bursche sich benahm, verwirrte sie, und sie erwartete mit Neugier, was er ihr zu sagen vorhabe. Ihm aber schien es damit gar nicht zu eilen, wenn ihm auch mit dem Verlangen eines Frühstücks kein besonderer Ernst gewesen sein mochte, denn er genoß nur einige Löffel voll. Während dessen blickte er in das Innere der Hütte, stand dann auf und ging, als ob er da zu Hause wäre, hinein und kam mit der Cither zurück, die er auf dem Richtbrette über dem Herde liegen gesehen. Ohne die verwunderte Miene seiner Wirthin zu beachten, legte er sie auf das Knie und begann zu spielen, daß seine ungewohnte Fertigkeit bald ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

In den Seitenblicken, mit denen sie ihn betrachtete, lag nichts mehr von jener Feindseligkeit, mit der sie sein Kommen gesehen; aus denselben sprach eher Verwunderung, daß sie ihn beim ersten Begegnen so abschreckend gefunden. Sie hatte ihn damals für einen alten Taugenichts gehalten, aber daran mußte die Entfernung und die Abenddämmerung schuld gewesen sein; denn jetzt fand sie von dem Allen nichts mehr vor. Zu den jungen Burschen, die sich sonst um sie bemühten, war er allerdings nicht mehr zu zählen; aber er machte den Eindruck eines tüchtigen Mannes, der auch, was Wohlgestalt betraf, nicht zu den Letzten gehörte, die halb kahle Stirn, über die sie am Tegernseer Festabende sich so lustig gemacht, gab ihm sogar etwas Keckes und Trotziges, und die furchtbare Narbe, die wie ein rothes Band über dieselbe lief, war keineswegs geeignet, diesen Eindruck zu verringern.

Allmählich leitete der Citherspieler von den bäuerischen Tänzen, die er zuerst angeschlagen, zu Gesangsweisen über und begann nach jener von Tegernsee zu singen. Es war, als wollte er seine siegreiche Gegnerin zu einem neuen Wettkampfe herausfordern — sie fühlte das durch und war keinen Augenblick verlegen, in denselben einzutreten. Die launigen Vierzeilen flogen bald wie neckende Bienen hin und wieder, und in dem Jodler am Schlusse vereinten sich ihre Stimmen so sicher und wohltönend, als wären sie jahrelang zusammengewöhnt. Die Lust am Gesange hatte bei Corona allmählich die letzten Bedenklichkeiten überwunden, so daß sie ihrer Stimme und Laune vollen freien Lauf ließ.

„Sacra!" sagte der Bursche nach einer Weile. „Wir singen ja zusamm', als wenn wir zusamm' gehöreten. Deine Stimm' ist schon gerad' wie ein Glöckerl — oder nein, wie ein ganzes Glockengespiel; das klingt durcheinander, daß man nit weiß, wo man Ohren genug hernehmen soll zum Zuhören. Darüber hätt' ich bald ganz drauf vergessen, was ich von Dir wissen will."

Corona erröthete; auch sie hatte es vergessen.

„Es ist nur eine Frag'," begann er wieder, „auf die Du mir Antwort geben sollst oder einen guten Rath. Du bist so ein gewitztes Leut, daß ich vor keine bessere Schmiede gehen kann. . . . Du mußt wissen, mein' liebe Rohnbergerin," fuhr er ernsthaft fort, „daß ich ein armer Kerl bin, und wenn ich, wie ich jetzt dasitz', auf einen Baum hinaufsteig', so hätt' ich unten auf der Erden nicht viel mehr zu suchen. Ich bin noch ärmer als gar viele andere arme Leut'; denn ich hab' niemals keine Heimath gehabt, hab' von Vater und Mutter nix gewußt. Wie ich auf die Welt 'kommen bin, da ist der große Krieg gewesen; die Franzosen haben ihren König geköpft gehabt und sind zu uns 'rüber 'kommen. Da ist's arg im Land zu'gangen, daß Alles, was können hat, sich in die Wälder und in die Berg' geflücht't hat. Da muß ich von einem Wagen herunterg'fallen und verloren gegangen sein; denn ich bin im Straßengraben gefunden worden, und nach dem Tage, an dem sie mich g'funden, haben s' mich Quirinus geheißen und nach dem Orte, an dem ich gelegen bin, Grabner. Es hat auch nie ein Mensch nach mir gefragt — so hat mich die Gemeind', in der ich gelegen bin, aufnehmen müssen, und ich bin im Huthaus bei der alten Hutfrau aufgewachsen. Nachher bin ich in der Kost herum'gangen, alle Tag' bei einem andern Bauern, die oft selber nit genug g'habt haben — aber mir hat das Alles nix g'macht; ich bin doch aufg'wachsen und g'sund und stark 'worden wie ein Waldbaum. Da war's grad um dieselbige Zeit, wo der Bonapartl nach Rußland hinein ist; man hat nicht genug Soldaten auftreiben können und nit lang' gefragt, ob Einer schon die Jahr' hat — da haben s' mich auch zum Soldaten g'nommen, und ich hab' nichts dawider gehabt; hab' ja sonst auch nix vor mir gesehen und gewußt . . ."

Corona hatte schon bei Beginn der Erzählung mit Theilnahme zugehört. Diese wuchs mit jedem Worte; sie sah den Sprechenden nicht mehr blos von der Seite an, sondern wandte ihm das ganze Antlitz zu.

„Wie's uns in Rußland gegangen ist," begann der Bursche wieder, „brauch' ich Dir nit zu erzählen; Du wirst schon davon gehört haben. Wir sind dem Winter entgegengegangen, und wenn wir auch gerauft und dreingeschlagen haben wie die Bären, gegen die Kälten haben wir doch nichts ausrichten können und gegen den Hunger. Bei Polozk, wo die Franzosen uns im Stich gelassen und uns die Brucken vor den Augen abgebrochen haben, da haben die Meisten müssen in's Gras beißen — mich hat ein Kosak mit der Lanze niedergerennt, daß mir das Kasket vom

Kopf gefallen ist, und wie ich mich hab' wieder aufrichten wollen, ist ein Kürassier vorbeigesprengt und hat mir mit dem Säbel Eine über den Kopf gegeben, daß mir Hören und Seh'n vergangen ist." Er schwieg; aber wie lebhaft die Erinnerung in ihm war, zeigte die Narbe, welche dunkelroth glühte. „Wie ich wieder zu mir 'kommen bin," fuhr er fort, „bin ich mit vielen anderen Verwundeten auf einem Wagen gelegen und schon weit weggeführt gewesen. Um uns her sind Kosaken geritten; die haben uns in's Rußland hineintransportirt als Gefangene, und weit und breit, so weit man hat sehen können, ist nichts gewesen als Schnee, und nur manchmal hat das Dach einer Hütten d'runter mit dem Rauchfang herausg'schaut.

Manchmal, wenn's Einer von uns ausgemacht hat, hat man ihn über den Wagen 'runtergeworfen und liegen lassen, und die Geier sind zehn Schritt hinter uns darauf 'runtergestoßen. Nachher hat man uns noch einen weiten Weg zu Fuß geh'n lassen und mit den Lanzen fortgetrieben, und wer zusammengefallen ist vor Müdigkeit und Hunger, der ist im Schnee gleich gestorben und auch begraben gewesen. Ich hab's lang' ausgehalten, daß ich's heut' noch nit begreif' — für den Durst hab' ich manchmal Schnee in den Mund genommen; das Schrecklichste aber ist der Hunger gewesen, wenn wir oft ein Paar Tage lang nichts Ander's gekriegt haben als ein Stück hartes Brod. . . . So sind wir einmal in ein Dorf gekommen, wo ein großes Schloß gestanden ist. Wir sind in den Hof hineingetrieben worden, wie eine Heerde Vieh; nachher ist der Verwalter gekommen — ich seh' ihn heut' noch vor mir mit seinem großen schwarzen Bart. — Der hat Mitleid mit uns gehabt und hat Jedem ein Krügel voll warmer Milch geben lassen. . . . Schon hab' ich das Krügel an den Mund gehoben, da ist der Sohn vom Schloßherrn herausgekommen, ein junges Bürsch'l in einem prächtigen Rock, mit Pelz gefüttert und rundum besetzt mit Pelz, und die Reitpeitsche in der Hand, weil er eben hat ausreiten wollen. . . . Der hat mir lachend das Krügel vom Mund gerissen und hat verlangt, daß ich vor'm Trinken erst niederknieen und mit aufgehobenen Händen d'rum bitten sollt'. In meinem Elend hätt' ich das vielleicht auch gern gethan; aber ich habe ihn nicht verstanden, weil er russisch gered't hat. Darüber ist der junge Herr ganz wüthend geworden; ‚Chatshesh sluchat tui ssawaka?' — das heißt auf Deutsch: ‚Willst Du gehorchen, Hund?' — hat er geschri'en und mich mit der Reitgerte über die Hand gehaut; der Krug mit Milch ist auf den Boden gefallen und das gehoffte Labsal vergeblich im Schnee zerronnen. Da hab' ich nimmer gewußt, was ich thu; trotz meiner Armseligkeit hab' ich auf ihn losstürzen wollen — aber ich bin gleich zu Boden gerissen und mit der Knute geschlagen worden, bis ich für todt liegen geblieben bin."

Corona schauderte.

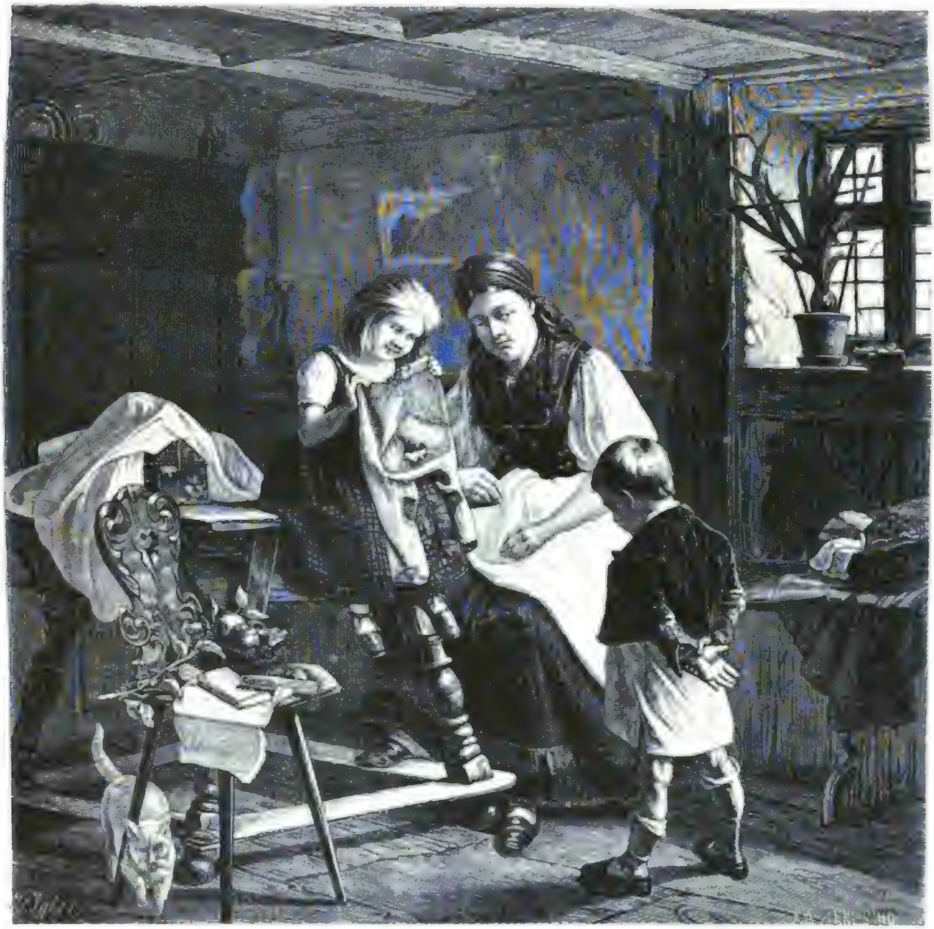
„Ich hab' auch das ausgestanden," begann Quirin wieder. „Wie ich wieder hab' gehen können, hab' ich arbeiten müssen als Bauernknecht, und so sind die Paar Jahr' vorbeigegangen, bis die Gefangenen ausgewechselt worden sind, und mir ist just nichts abgegangen in Rußland. Der Muschik, der Verwalter, hat zwar gemeint, ich sollt' ganz bei ihm bleiben, und es wär' vielleicht nicht mein Unglück gewesen; aber wenn ich auch keinen Menschen, keinen Freund, kein Haus und Hof daheim gewußt hab' — ich dummer Teufel hab' doch das Heimweh nicht verwinden können. Ich hab' mir eingebild't, es wird doch wer eine Freud' haben, wenn ich wieder heimkomm' — aber die Gemeind' hat nichts mehr von mir wissen wollen und das alte Weibl im Hüthaus ist auch lange gestorben gewesen. . . . So arbeite ich seitdem so fort und bring's zu nichts. Ich bin Bauernknecht gewesen und Fuhrmann, und jetzt bin ich Steinhauer im Kreuther Marmorbruch — aber ich hab' keine Freud' und kein Leid und weiß eigentlich gar nicht, wegen was ich auf der Welt bin. Da ist mir zunächst in der Nacht einmal eingefallen, wie's denn wär', wenn ich auch einmal daran denken thät', mir ein Heimathl zu schaffen. . . . Am Hirschberg hab' ich einen Platz geseh'n, mitten im Walde, mit einem frischen Bach und einem kleinen Angerl, wo eine Schneidsag' gar gut stehen thät'. . . . Ich hab' mir ausgerechnet, daß, wenn ich mich drei Jahre als Flößer verdingen thät', nach Oesterreich und Ungarn hinunter, ich mir so viel erhausen könnt', das Platzl zu kaufen und mir eine Sag' und ein Hausl zu bauen und dann ein Weib heirathen zu können. — Aber ich bin ein wilder Kerl. Wenn ich nicht was hab', was mich dazu zwingt, da ist's nichts mit dem Hausen und Sparen, da geht das Geld, das ich verdien', allemal wieder dahin, wie Wasser zwischen den Fingern. Ich muß zuerst wissen, daß mich Eine nimmt; ich muß wissen, für wen ich mich schind' und hauf' — wie ist's, Rohnberger Corona, weißt mir keine Heirath? Könntest Dich auf einen schönen Kuppelpelz freuen — weißt mir Keine, die drei Jahre auf mich warten und nachher Säg'müllerin werden möcht'?"

Er hielt inne, der Antwort gewärtig, aber Corona kam nicht dazu, sie zu geben, denn Clarl, die im Stalle vergeblich nach der Sennerin gesucht, stand auf der Schwelle, schlug verwundert die Hände zusammen und rief: „So ist's recht. Jetzt freut mich mein Leben. Also auf die Weis' bist Du nit versponnen! Ich hab' gemeint, Du willst geschwind fertig werden mit dem Burschen da, und jetzt sitzt Ihr nebeneinander, als wenn Ihr Euch schon zwanzig Jahr' kennen thätet."

Corona war wie mit Blut übergossen; Quirin lachte vergnügt vor sich hin — aber jede weitere Erörterung ward durch das Erscheinen zweier neuer Gäste unterbrochen, welche auf die Sennhütte zukamen. Es waren der Münchener Pianist (der Perzel heißen soll, wenn er auch anders hieß) und der junge Russe, der schon im Concerte zu Tegensee so besondern Antheil an der Sennerin und an ihrem kunstfertigen Gesange genommen hatte. Erstaunt sahen ihnen die Anwesenden entgegen. Es war kein Wunder, wenn Corona und Clarl die Kommenden, die sie nur einmal flüchtig gesehen, nicht erkannten; Beide sahen jammervoll aus und kamen sehr gelegen, um der Stimmung, die schon unangenehm zu werden drohte, durch ihre Erscheinung wieder eine heitere Wendung zu geben.

Der Städter sowie der Fremdling hatte die Bergfahrt auf eigene Gefahr unternommen und, unkundig des Weges wie der Art solcher Wanderung, mit Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Ihr Anzug war dem entsprechend. Dem Russen waren die an solche Zumuthungen nicht gewöhnten feinen Stiefel gesprungen, der feine Rock war vielfach von Gesträuch und Gestein zerfetzt und zerrissen, das durchkrochen oder überstiegen werden mußte; die Form des aus weißem Glanzfilz verfertigten hohen Hutes aber war kaum mehr zu erkennen, seit sein Besitzer beim Ausgleiten auf einer steinigen Berghalde ihn vom Kopfe verloren und unter sich gebracht hatte. Der Pianist sah äußerlich etwas weniger schadhaft aus, war aber dafür innerlich desto mehr erlegt; er war klein und beleibt, während dem jungen Russen seine Schlankheit die körperlichen Mühen minder fühlbar gemacht hatte. Erschöpft sanken Beide auf die Bank, von welcher Quirin, dessen Angelegenheit sie gerade im entscheidenden Augenblicke unterbrachen, sie nicht mit den freundlichsten Blicken betrachtete, während die mitleidige Sennerin eilte, aus der Vorrathskammer Erfrischungen herbeizutragen. Der Clavierspieler war denn auch bald in die Milchschüssel vertieft und schmauste das schwarze Brod mit gleichem Behagen, als wäre es das feinste Backwerk gewesen; auch der Russe, dem diese Kost nicht munden wollte, fand sich in sein Schicksal, als Clarl mit der Kirschgeistflasche angerückt kam und ihm den kräftigen Trank credenzte. Die Erzählung ihrer Mühen und Gefahren wurde mit lachender Theilnahme angehört, und so schroff Corona im Königszelte die Annäherung des Russen von sich gewiesen, konnte sie sich doch des Lachens nicht erwehren, als er in seinem Kauderwelsch erzählte, daß er nur ihretwegen auf den Berg heraufgestiegen, um sich bei ihr wegen seiner Zudringlichkeit zu entschuldigen und sie nicht auf dem Glauben zu lassen, als wüßte ein Russe nicht, was einem schönen Mädchen gegenüber die Sitte erforderte. Ob ihn nicht noch andere Gründe bewogen, ob er sich nicht schmeichelte, den ersten Eindruck verwischen und die vor Zeugen erlittene Niederlage durch einen Sieg in der Bergeinsamkeit wettmachen zu können, ließ er nicht errathen. Corona dachte an nichts Solches; aber der klügeren Clarl entgingen die feurigen Seitenblicke nicht, mit denen er, kaum etwas erfrischt, sich an Gestalt und Antlitz des Mädchens weidete.

Auch Quirin entging das nicht; wenigstens wurde seine Miene stets finsterer, und die Narbe auf seiner Stirn schwoll immer mehr an, gleich einer sich bäumenden Natter; dabei haftete sein Auge immer durchdringender auf dem zutraulichen Antlitz, als habe er denselben nicht zum ersten Male erblickt. Immer



Verhängnißvolle Offenheit.
Nach dem Oelgemälde von G. Igler.

schärfer lauschte er den einzelnen russischen Worten, die sich in das verstümmelte Deutsch mischten — war es doch seit Jahren zum ersten Male wieder, daß er solche Laute vernahm. Er hatte um so mehr Muße zu seinen Beobachtungen, als sich Niemand um ihn kümmerte. Mit einem Male brach jedoch der Russe das Gespräch ab, indem er aufsprang und die Taschen seines verunstalteten Rockes abfühlte und durchsuchte. Er vermißte sein Taschenbuch und in diesem seine ansehnliche Reisecasse, besann sich aber sogleich, daß er dasselbe bei der letzten Rast unter einer großen Tanne am Wege noch gehabt und erst von da an verloren haben müsse; es galt daher, da er selber zu müde war, sogleich Jemand auf den Weg zurückzuschicken. „Ha! da ist ein Mann," rief er, indem sein Blick auf Quirin fiel. „Der kann suchen. He da, Bauer!" rief er ihn an, „gehe den Berg hinunter und suche meine Brieftasche! Ich gebe Dir zehn Rubel, wenn ich sie wieder habe."

Quirin maß ihn, sich erhebend, vom Kopfe bis zum Fuße, nahm seinen Bergstock an sich und murrte: „Ich mag nicht."

Dem Russen stieg bei der unerwarteten Weigerung das Blut in's Gesicht; er stieß einen Fluch aus und knirschte mit den Zähnen. „Verdammter Bursche!" schrie er, „wenn Du nicht willst nehmen Rubel, sollst haben Knute."

Quirin's Antwort bestand darin, daß er den Bergstock enger faßte wie zur Abwehr des Hiebes, zu welchem der Russe seinen Gehstock erheben zu wollen schien.

„Chatshesh sluchat tui ssawaka?" schrie dieser. „Ich spalte Dir den Schädel, wenn Du Dich rührst! . . ."

Diese wenigen Worte brachten Quirin's mühsam verhaltenen Grimm zum Ausbruch. „Chatshesh sluchat tui ssawaka —" rief er mit bebenden Lippen. „Sagst Du mir das? Jetzt weiß ich auf einmal, wo ich das hochmüthige Gesicht schon gesehen und den Spruch gehört hab'. . . . O, ich hab' ihn mir gut gemerkt. Du bist es also g'wesen, der schon als Bub' einem halb verhungerten, halb erfrorenen Gefangenen das Milchkrügl vom Mund geschlagen, der verlangt hat, daß ich vor Dir niederknien und mit aufgehob'nen Händen bitten sollt' wie zu unserm Herrgott. Du hast mich einen Hund geheißen; jetzt mach' Reu' und Leid, Kosak! Ich hab's g'schworen: Wenn Du mir nochmal im Leben unter die Händ' kommst, schlag ich Dich nieder, wie einen Hund." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

III.

Sie erheben Einspruch, verehrter Freund, gegen meine Andeutungen über das Wesen des Epos. Ich zöge dessen Grenzen so enge, sagen Sie, daß innerhalb derselben nur etwa fünf oder sechs Dichtungen aus der Literatur aller Völker und Zeiten übrig bleiben würden. Sie fragen, ob es mein Ernst sei, das Recht auf den Titel „Epos" einer Menge von Werken abzusprechen, denen er doch allgemein zugesprochen werde?

Ja, ich befinde mich wirklich in diesem Gegensatze zu einer lange herrschend gewesenen Meinung.

Obgleich man echte Epen besaß und mit zweien, den homerischen, recht vertraut war, hatte man dennoch die Wissenschaft, was ein Epos sei, so gut wie gänzlich verloren.

Aus dieser Unkunde sind zwei einander widersprechende Irrthümer hervorgegangen.

Der eine war das Dogma, daß das Epos einer unwiederbringlich verschwundenen Epoche angehöre und durchaus unmöglich geworden sei. Es giebt kaum einen zweiten Satz, über den sämmtliche neuere Aesthetiker und Geschichtsschreiber der Literatur so zweifellos einstimmig gewesen wären — bis zu seiner thatsächlichen Widerlegung durch meine Nibelunge und ihren Erfolg bei den Deutschen zweier Hemisphären.

Aber auch dieser Irrthum hatte seine Entschuldigung, sogar seine Wahrheit. Zu Grunde lag ihm eine Ahnung davon, daß das Epos nur entstehen könne unter dem Zusammentreffen ebenso großer wie seltener Weltbegebenheiten. Auch ist es verzeihlich, daß wenige von jenen Aesthetikern die Nähe dieser Begebenheiten gespürt, keiner von ihnen die für uns schon begonnene Erfüllung jener Bedingungen, deren Eintritt das Epos unausbleiblich macht, erkannt hatte. Wie jedes Dogma der Art, war auch dieses nur der voreilige Schluß aus einer richtigen Erfahrung. Man hielt das Epos für unmöglich in alle Zukunft, weil es viele Jahrhunderte hindurch wirklich unmöglich gewesen war.

Und dies zu behaupten hatte man ganz recht gegenüber dem zweiten, umgekehrten Irrthum: Dichtungen, wie z. B. Voltaire's „Henriade", Klopstock's „Messias", Pyrker's „Tunisias" und „Rudolfias" und ähnliche, für Epen auszugeben und als solche anzuerkennen. Ohne Einsicht in das Wesen des Epos fühlte man doch, daß diese sogenannten keine rechten Epen seien.

Gleichwohl war auch für diese Dichtungen die gewählte und bewilligte Titulatur nicht durchaus nur rechtlose Anmaßung. Sie befolgten einige dem echten Epos abgesehene Regeln, wenn auch ohne Verständniß ihres Zweckes. Mindestens aber gebührt ihnen unzweifelhaft die zum Unterschiede von der lyrischen und dramatischen Poesie üblich gewordene Gattungsbezeichnung als epische Dichtungen.

Auf der Verkennung des Unterschiedes zwischen epischer Dichtung und Epos beruhen die von Ihnen, lieber Freund, erhobenen, mir nicht unerwarteten Einwendungen.

Goethe's „Hermann und Dorothea", Torquato Tasso's „Befreites Jerusalem", selbst der romantische Novellenkranz, für welchen Ariost einige Abenteuer des rasenden Roland zum Rahmen verwendet hat, sind unzweifelhaft epische Dichtungen, aber ebenso unzweifelhaft keine Epen. Eine epische Dichtung kann jedem Dichter von Talent gelingen; ein wahres Epos niemals einem Individuum als solchem. Es schaffbar zu machen vermögen nur Culturvölker, indem sie es im Laufe der Jahrhunderte thatenvollbringend erleben.

Auch dieser Satz unterliegt noch einer Beschränkung. Nur innerhalb einer Völkerfamilie begegnen wir der echten epischen Zeugungskraft. Und wiederum nicht alle Völker dieser Familie, sondern nur vier derselben kennen wir im Besitze wahrer Epen: die Indier, die Perser, die Griechen und die Germanen.

Die Römer haben keinen Anspruch, ihnen als fünftes zugezählt zu werden. Der „Aeneïs" fehlt es nicht an großen Schönheiten. In der Feinheit des musikalischen Ohres namentlich ist Vergilius noch selten erreicht worden. Der bestechende Wohllaut, den seine Verse namentlich durch meisterhafte Vocalisation erzielen, vergütet einigermaßen die nur allzu oft widersinnige Wortstellung. Auch sieht die Gestalt seines Werkes im Großen derjenigen des Epos täuschend ähnlich. Aber der Dichter hat in ihr die „Odyssee" rein äußerlich nachgeformt und nicht die geringste Ahnung gehabt von der Bestimmung des Epos für die Rhapsodie, von den technischen Mitteln sie zu erfüllen, von der Bedingtheit des Ausbaus durch ein inneres Kunstgesetz. Ferner genügt zwar die „Aeneïs" insofern einer Hauptforderung des Epos, als ihr eine national bedeutsame Sage zu Grunde liegt; überall aber merkt man es, daß diese Sage keine Vorbearbeitung in der Volkspoesie, das heißt in populär gewordenen, durch mündliche Ueberlieferung mehr und mehr volksmäßig gemodelten älteren Liedern durchgemacht hatte. Deutlicher noch verräth es der akademisch gekünstelte Text, daß ihm keine schlichtende, stillklärende, das Verständniß von einmaligem Hören sichernde Mitarbeit lauschender Zeitgenossen zu gute gekommen ist.

Ein Beispiel höchst mißlungener Nachahmung dieser vergilischen Nachahmung des Epos, wenn auch in Einzelnem von poetischem Werthe und namentlich ausgezeichnet durch farbenglühende Schilderungen der Tropennatur, sind die Lusiaden des Camoëns mit ihrer barocken Vermischung der olympischen Götterwelt und des Christenhimmels.

Einen Ansatz zum Epos besitzen die nichtarischen Finnen. Ihr Kalewala ist aufgebaut aus echter, mündlich überlieferter Volkspoesie in methodisch breiter Darstellung, aber von oft hinreißender Schönheit. Den Inhalt bildet die schon halb aufgelöste Göttersage, vorgetragen in Runen, das ist Naturmythen in Räthselform. Fast dasselbe gilt vom Kalewipoëg der ihnen verwandten Esthen. Die bisher bekannt gewordenen Stücke dieser Dichtung in sehr wohllautenden Stabreimversen legen ein überraschend vortheilhaftes Zeugniß ab für die consonantische Kraft, welche die esthnische Sprache mit fast italienischer Weichheit und Fülle der Vocale verbindet. In der Umbildung der Natur- und Göttermythe zu Abenteuern der menschlichen Hauptfigur zeigt sie sogar einigen Fortschritt gegen Kalewala. Erreicht aber sind die Eigenschaften des Epos erst dann, wenn auf dem Hintergrunde solcher Göttersage ein geschlossenes Drama der Heldensage die Schicksale und die Weltanschauung eines Culturvolkes spiegelt.

Nach dieser hoffentlich ausreichenden Verständigung über Ihre Einwürfe lassen Sie uns nun den Ursprung des Epos in's Auge fassen.

Auch für die Geschichte ist ein Fernrohr gewonnen worden, welches ihr einige zuverlässige Wahrnehmungen erlaubt in einer Zeitenferne, weit jenseits der frühesten Ueberlieferungen durch Denkmale, Sagen und Schriften. Dies Fernrohr ist die vergleichende Sprachkunde. Sie kann uns Völker zeigen, von deren einstigem Dasein wir ohne sie nichts wissen würden.

Gesetzt, alle historischen Zeugnisse, daß es einst ein römisches Volk gegeben, wären verloren gegangen: die Vergleichung des Spanischen, Italienischen, Französischen, Ladinischen und Rumänischen würde es nicht nur unzweifelhaft machen, daß diese Sprachen auseinandergehend verwandelte Dialekte einer und derselben früheren Sprache sind, sondern auch erlauben, diese gemeinsame Sprachmutter theilweise herzustellen und aus ihr sogar die Hauptthaten und Leistungen des römischen Volkes, seine weltgeschichtliche Stellung, seine Bildungsstufe zu erkennen.

Für ein der geschichtlichen Wahrnehmung wirklich schon entrückt gewesenes Volk hat eben dies die vergleichende Sprachkunde in der That geleistet. Aus der Vergleichung sämmtlicher indogermanischer Sprachen — wie dieselben vor Vollendung dieser Leistung genannt wurden — ist die einstige Existenz eines Stammvolkes aller Indogermanen, der Arier, erkannt und nachgewiesen worden, daß dieselben Götter verehrten, der Viehzucht, des Ackerbaues, vieler Gewerbe, der Baukunst, der Schifffahrt kundig, kurz, im Besitze fester Niederlassungen und einer schon hohen Cultur gewesen sind.

Wenn nämlich in allen Sprachen arischen Stammes die Wortgruppen für Himmel, Gott und Götter, die sogenannten vier Elemente, die auffallendsten Gebilde und Erscheinungen der Natur, für Haus- und Theile des Hauses, die meisten gezähmten und einige der wilden Thiere, für Ackergeräthe, Werkzeuge, Schiff,

Ruder &c. vielfach dieselben Wurzeln wiederkehrend zeigen: so ist es undenkbar, daß die Zweigvölker alle diese Worte für die gleichen Dinge erst nach ihrer Trennung und dennoch gleichlautend sollten gebildet haben; so ist damit vielmehr bewiesen, daß diese Wesen und Dinge mit den zugehörigen Thätigkeiten schon jenem Stammvolke bekannt und von ihm so genannt waren.

Alle Cultur aber beruht auf einem langsam aufgesammelten Erbvermögen von Erinnerungen, Fertigkeiten, Kenntnissen und Künsten und kann nur erhalten werden durch eine Aufbewahrung, welche diesen Schatz des Wissenswerthen sicherstellt vor dem Untergange durch den Tod seiner zeitweiligen Inhaber.

So lange die Schrift noch nicht erfunden, so lange man auf mündliche Ueberlieferung beschränkt war, mußte allein das Gedächtniß dies Bewahramt versehen.

Für die unmittelbar lebensnothwendigen Fertigkeiten, Handwerke und Berufsarten entwickelte die Natur der Dinge Stände von so zahlreicher Besetzung, daß ihre Ueberlieferung durch fortdauernden praktischen Unterricht des zahlreichen Nachwuchses keine besondere Gedächtnißkunst erforderte; obwohl es noch jetzt kaum ein Gewerbe giebt, welches nicht diese zu anderm Zweck ausgebildete Kunst ebenfalls benutzt hätte, um durch ihre Mittel wichtige Regeln und Geheimnisse des Berufs in festen Sprüchen zu überliefern.

Aber zu jenem Erbschatz gehörten auch Kenntnisse, zu deren Erwerbung und Bewahrung keine Lebensnothdurft die Menge hinzwang und von deren Erhaltung man gleichwohl das Gedeihen und die Fortdauer des Volkes abhängig wußte oder glaubte. Man hatte auch eine Religion mit verwickelten Gebräuchen und Festordnungen, mit zahlreichen Gebeten, deren Wirksamkeit bedingt galt durch die genaue Richtigkeit ihres Wortlauts, mit heiligen Geschichten von den Thaten der Götter und der Verfahren, deren Vortrag bei Opfern und Festen einen Theil des Cultus ausmachte; man hatte Regeln der Sitte und ein geltendes Recht in fest formulirten Gesetzen. Ein wissenswerthes Erbgut von so großem Umfang war im Gedächtniß zunächst nur durch eine Theilung der Arbeit des Behaltens zu bewahren. Es war für künftige Geschlechter nur zu sichern durch eine große Zahl von Inhabern und ihre gleichmäßige Ergänzung aus der Jugend. So erwuchs für diesen nicht unmittelbar praktischen, aber heiligen Theil der Arbeit ein hoch angesehener, meist erblicher Stand.

Wie dann die gewerbliche Uebung dieses Standes zur Entdeckung künstlicher Unterstützungsmittel des Gedächtnisses geführt hat und wie auf diese Weise die poetische Form der Rede, der Vers, als Gedächtnißmittel die Vertreterin der noch fehlenden Schrift geworden ist, das will ich hier nicht wiederholen. Denn Sie finden es, in den Hauptzügen wenigstens, schon angedeutet in meiner Schrift: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim".

Jener Gesammtschatz geistigen Eigenthums, der durch die poetische Form im Gedächtniß befestigt war und durch einen Stand von Sänger-Priestern verwaltet wurde, ist das Epos im weitesten Sinne des Worts, so genannt, weil die Griechen ihre Literatur eintheilten in ἔπεα und γραμματα, das heißt Werke, die ursprünglich nur als gesprochene Worte vorhanden waren, und solche, die sogleich niedergeschrieben wurden; also in Sagen und Schriften.

Frühzeitig und schon bei den Ariern scheinen sich von den eigentlichen Priestern dieses Standes die Inhaber der an die Göttersage anknüpfenden Heldenlieder als eigener Sängerstand abgezweigt zu haben, jedoch ohne daß deshalb ihre Vorträge aufgehört hätten, für einen Theil des Cultus zu gelten.

Die Gesammtheit dieser Lieder der Götter- und Heldensage im erblichen Besitze gewisser Sängergeschlechter ist das Epos im engeren Sinne. Es hatte zunächst keine andere Einheit, als die, von den Schicksalen des einen Volkes eine Art Liederchronik zu sein.

Diese Stufe des Epos, auf welcher es zur Einheit durch künstlerische Anordnung noch nicht gediehen ist, aber doch schon als ein zusammenhängender Besitz seines Inhalts in der Erinnerung des Volkes vorausgesetzt wird, ist für die Griechen die vorhomerische. Wir erkennen sie sehr deutlich noch aus der Odyssee selbst. Es werden in ihr eine Menge Nebensagen berührt, die mit der Sage vom Troerkriege nichts zu schaffen haben. Das geschieht aber in der Regel so kurz und knapp, daß wir ohne die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Mythologie den Zusammenhang oft gar nicht verstehen würden und ihn in einzelnen Fällen wirklich nicht mehr mit Sicherheit herzustellen vermögen. Es geht daraus hervor, daß der Dichter der vollen Vertrautheit seiner Zuhörer mit dem Gesammtschatze unzweifelhaft sicher sein durfte. Vollends deutlich aber zeigt es sich in den Stellen, in welchen die Odyssee Sänger der Vorzeit, wie Phemios und Demodokos, vortragend auf die Scene führt.

So heißt es (nach meiner noch unveröffentlichten Uebersetzung) von Demodokos (VIII, 72): Als man gegessen und getrunken, da

Trieb die Muse den Sänger, vom Ruhme der Helden zu singen
Aus dem himmelhoch zur Zeit gefeierten Liede,
Jenem Streit des Odyß mit Achill, dem Sohne des Peleus,
Wie sie beim köstlichen Mahle der Götter mit heftigen Worten
Einst sich bekämpft, Agamemnon indeß, der Männergebieter,
Heimliche Freude beim Zank der besten der Helden empfunden,
Weil's ihm Phöbos Apoll im gottbegnadeten Pytho,
Als er fragend daselbst überschritten die steinerne Schwelle,
So prophezeit; denn schon rollte heran der Anfang des Unheils,
Das der gewaltige Zeus den Troern und Danaern zuwog.

Von diesem Liede wissen **wir** eben nur aus dieser Anführung; aber sie bezeugt doch auf das Bestimmteste, daß es allverbreitet gewesen ist.

Nicht minder deutlich vorausgesetzt sehen wir das Vorhandensein einer zusammenhängenden Sagengeschichte in Liedern und verbreitete Kenntniß derselben, wenn Odysseus, nachdem Demodokos inzwischen ein anderes, den Helden nicht durch persönliche Erinnerung zu Thränen bewegendes Lied, das lustige von der Züchtigung des Ares und der Aphrodite durch den lahmen Hephästos, vorgetragen, ihn folgendermaßen auffordert, jenes erste fortzusetzen:

Loben, Demodokos, muß ich Dich vor den Sterblichen allen.
Dich hat entweder die Muse, die Tochter des Zeus, unterwiesen,
Oder Apoll; so genau besingst Du das Loos der Achäer,
Was sie gelitten, gethan, wie viel und wie schwer sie gerungen,
Gleich als hättest Du selbst es erlebt und von Zeugen vernommen.
Das Lied setze nun fort und singe des hölzernen Rosses
Zimmerung, welches Epeios mit Hülfe Athenens verfertigt,
Dann empor in die Burg durch List Odysseus' befördert,
Als es die Helden barg, die Ilion endlich zerstörten.
Kannst Du mir jetzt auch **das** in richtiger Ordnung erzählen,
Dann werd' ich es hinfort vor allen Menschen bezeugen,
Daß Dir ein gnädiger Gott im Gesang Offenbarungen eingiebt.
Eifrig gehorchte dem Ruf der Muse der Sänger und **knüpfte**
Dort wieder an den Gesang, wo die Griechen, nachdem sie die Zelte
Niedergebrannt, an Bord ihrer Schiffe von dannen gesegelt.

Besonders der Ausdruck „dort wieder anknüpfend" beweist, daß eine solche Sammlung von Liedern als vorhanden und allbekannt bezeichnet werden soll.

Vom Volke selbst ist die Sichtung dieses Haufenwerkes epischer Bausteine ausgegangen. Es bevorzugte denjenigen Sagenkreis, welcher sich um eines seiner zu oberster Wichtigkeit gelangten Erlebnisse gruppirte. Es mußte so die Sänger veranlassen, möglichst ihren ganzen Liederbesitz in Beziehung und Verbindung zu setzen zu diesem beliebtesten Thema, hingegen sich des Vortrages derjenigen Stücke, die es nicht erlaubten, allmählich zu entwöhnen. In diesem Sinne ist also auch die Vorbildung des Epos zu der Einheit, ohne welche dasselbe seine letzte und höchste, die Kunstgestalt, nicht erreichen kann, eine Leistung des Volkes.

Für Alles dies finden wir an einer andern Stelle der Odyssee die Belege, und schließlich sogar ein unumwundenes Bekenntniß des Dichters, was ihn selbst bewogen, die Troerstadt, den Kampf um dieselbe und die Heimfahrt der Sieger zum Mittelpunkte seiner Epen zu wählen.

Als Phemios den Freiern vorsingt „von der traurigen Heimkehr aus dem Troerlande, welche Pallas Athene über die Achäer verhängte", ruft ihm Penelope (Odyssee I, 337 u. f.) weinend zu:

Manches ergötzliche Lied von den Werken der Menschen und Götter,
Welche der Sänger preist, o Phemios, kannst Du ja singen.
Trag' ihnen denn von denen eins vor und mögen sie schweigend
Trinken den Wein. Doch höre mir auf mit dem traurigen Liede,
Weil es das Herz mir zerreißt.'

Mit den Liedern von den „Werken der Menschen und Götter" sind offenbar vorhomerische, jenen uns erhaltenen hesiodischen ähnliche, gemeint. Ihre Verdrängung durch die neueren, einem veränderten Geschmack mehr zusagenden des homerischen

Zeitalters und durch die homerischen selbst wird alsbald angedeutet. Denn Telemach erwidert seiner Mutter:

Tadle den Phemios nicht, daß er singt von der Danaer Unheil,
Weil als vorzüglichstes Lied stets das bei den Leuten in Ruf steht,
Welches dem Hörer erzählt, was aus jüngster Zeit ihm vertraut ist.

Ganz auf derselben Stufe der im Bewußtsein der Hörer schon vorhandenen, aber noch von keiner ordnenden Kunst vollzogenen Einheit und Gruppirung um eine Hauptsage, die in jenem Liede als allbekannt vorausgesetzt wird, werden wir später auch die echten Reste des altgermanischen Epos vorfinden.

Mitschaffend auch am Zustandekommen der letzten Gestalt des Epos, nachdem es den Stoff ererbt, erlebt und erthatet, ist das Volk nur als von Sängern empfangend, annehmend und ablehnend, dadurch Sichtung und Auswahl gebietend, auch wohl als modelnd in märchenartigem Nacherzählen. Nur in diesem Sinne ist das Epos Volkspoesie — wie es denn überhaupt keine andere Volkspoesie jemals gegeben hat. Die lange geläufig gewesenen nebelhaften Vorstellungen von dieser sind durchaus nur mystischer Widersinn. Ein Volk als solches hat niemals gedichtet, immer nur Einzelne. Was auch der Menge dauernd gefällt und sich deshalb ganz oder stückweise ihrem Gedächtniß einprägt, das wird dadurch zum Volkslied gestempelt. Alles was man sonst Volkspoesie zu nennen pflegt, ist niemals etwas anderes gewesen, als entweder unvollkommener Anlauf zur Kunstpoesie oder heruntergekommene, durch Vergessen, durch Hinzuflicken von Stümperhand, durch Effecthascherei der Bänkelsänger vor geschmacklosem und gruselsüchtigem Pöbel verhunzte Kunstpoesie. So verhält sich beispielsweise die angebliche Volkspoesie unseres Mittelalters zu den wenigen echten Resten der Volkspoesie verwandten Stoffes aus unserem Heidenthum wie etwa zu einem aus Blumen und Aehren geflochtenen Erntekranz das Stroh eines Misthaufens.

Ein mit Recht hochangesehener Literarhistoriker hat sich gleichwohl die Mühe gegeben, mit bedeutendem Aufwande von Gründen den so unschweren als überflüssigen Beweis zu führen, daß meine Nibelunge ein Kunstepos seien. Was will er damit widerlegen? Machen sie etwa Anspruch, in jenem mystischen Sinne ein Volksepos zu sein? Wo giebt es ein solches? Sind Mahabarata und Ramajana, nach Abzug des später hinzugefälschten ascetischen Bramanenschwulstes, sind die Ilias, nach Abzug der wieder hineingestopften vorhomerischen und hinzugeflickten späteren Stücke, die Odyssee fast ganz, und Firdusi's Schahnameh etwa keine Kunstepen? Nur gänzliche Unkunde könnte das behaupten. Ihre Volksthümlichkeit muß die letzte, auch nur zum Theil individuelle Poetenarbeit natürlich erst bewähren, und das kann für das Epos auf keinem andern Wege geschehen als dem, auf welchem es in meinem Falle geschehen ist. Aber nicht ohne die ganze große Geschichte der Germanen und ihre Götter- und Heldensage, ja zugleich die Großthaten des deutschen Stammes bis auf den heutigen Tag wie nicht vorhanden zu betrachten, könnte Jemand leugnen, daß gleichermaßen wie die genannten fünf bisher vorhandenen Epen auch meine Nibelunge die Frucht sind vieltausendjähriger Volksarbeit. Nicht als gegen eine Schmälerung meines Verdienstes müßte ich dagegen Einspruch erheben, sondern umgekehrt als gegen eine Ueberlastung mit einer wahren Atlasbürde unverdienter Ehre.

Von der letzten Arbeit, welche das Epos von jener Stufe der vorgebildeten Einheit im Bewußtsein des Volkes zum Kunstepos vollendet, hat schon mein voriger Brief einiges berührt und namentlich gezeigt, daß auch sie keineswegs nur Einzelarbeit sein darf, und wir werden noch mehrmals Veranlassung finden, näher darauf einzugehen.

Schon im nächsten Briefe aber will ich ausführen, was in diesem nur vorbereitend angedeutet wurde: daß der Stoff, der diese Gestaltungen durchzumachen hat, um Epos zu werden, nur ein einziger, uralter ist und schon von unserem Ahnenvolke, den Ariern, vorgebildet wurde; daß es mehr ist als ein spitzfindiger Einfall, wenn ich schon oft auf die Frage: welches Alter man wohl der Nibelungensage zuschreiben dürfe? geantwortet habe: sie sei bei weitem älter als die gesonderte Existenz des deutschen Volkes, ja der Germanen überhaupt.

Aus den letzten Lebenstagen des Fürsten Pückler-Muskau.

Von Dr. **Lersch** in Cottbus.

Gelegentlich der Erörterung der Leichenverbrennungsfrage ist in jüngster Zeit auch mehrfach der Zerstörung des Leichnams des Fürsten Pückler-Muskau gedacht worden. Aber sowohl in dem klaren und anregenden Vortrage, welchen Herr Professor Dr. Reclam aus Leipzig in der zweiten Sitzung der siebenundvierzigsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Breslau hielt, wie auch in der „Biographie des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau“ von Ludmilla Assing, sowie endlich in der in Nr. 34 dieses Blattes enthaltenen Mittheilung sind die Vorgänge bei der Zerstörung des Leichnams des Fürsten nicht genau geschildert. Nachdem ich nun schon im Jahre 1871 anderswo einen kurzen Bericht über die Bestattung des Fürsten Pückler-Muskau veröffentlicht habe, gestatte ich mir, den nachfolgenden Erinnerungen an die letzten Lebenstage des Fürsten eine wahrheitsgetreue Schilderung der Vorgänge bei der Zerstörung des Leichnams desselben hinzuzufügen.

Raphael's „Papst Julius der Zweite“, jenes hochberühmte Gemälde im Palazzo Pitti zu Florenz, welches uns einen der schönsten und ehrwürdigsten Greise vorführt, stieg mir immer lebhaft in der Erinnerung auf, wenn ich Morgens gegen elf Uhr in das Schlafzimmer und an das Lager des greisen Fürsten Pückler trat. Die rothseidene Mütze an Stelle des sonst die Haustoilette vollendenden Fez, der über die Schultern graciös geschlungene lila Shawl, die seidenen Handschuhe über den langen, schmalen, feinen Händen, der schöne wohlgepflegte weiße Bart und das markirte Gesicht mit der hohen Stirn und der starken Nase, besonders aber die milden blauen Augen hätten in dem im Bette aufrecht sitzenden und von seiner Morgenlectüre aufblickenden Patienten vielmehr einen ehrwürdigen Kirchenfürsten vermuthen lassen, als den durch die Strudel des Lebens so vielfach hin und her geworfenen Semilasso. Die ganze Decoration des Zimmers jedoch, die türkischen krummen Säbel, die indischen Waffen, die Straußenfedern und das mit buntbeblümter Portière halb verhüllte Feldbett ließen bald jeden Zweifel schwinden, daß der ehrwürdige Herr doch der einstige Freund Mehemed Ali's und der Retter der schönen unglücklichen Machbuba sei. In überaus liebenswürdiger Weise lud er mich zum Niedersetzen ein, und nach kurzer Besprechung seiner physischen Erlebnisse und Zustände ging die Unterhaltung bald auf Tagesereignisse und Literatur über.

Fürst Pückler pflegte als Halbpatient in seinen letzten Lebenstagen, wie schon früher, die Nacht zum Tage zu machen. Er brachte oft den ganzen Tag im Bette zu, las, schrieb, empfing selbst intime Bekannte in seinem durch Vorhänge halbverdunkelten Boudoir, stand erst gegen Abend auf, um seine übliche sorgsame Toilette zu machen und ein Bad zu nehmen, und begrüßte dann in seinem bekannten türkischen Costüme die zum Abenddiner geladenen Gäste, um sich ihnen bis nach Mitternacht als der liebenswürdigste Wirth zu zeigen. Zuweilen blieb er tagelang allein in seinen Gemächern, um dann mit einem Male mit der Elasticität eines Jünglings, sei es bei Tage oder bei Nacht unter Fackelbeleuchtung, einen weiten, stundenlangen Spaziergang durch seinen so sehr gepflegten und doch immer umgeänderten Park zu machen. Sein bis in's hohe Alter sich vortrefflich haltendes Auge gestattete ihm selbst ohne Brille die langen Nächte hindurch bei Oellampenlicht die feinste Druckschrift zu lesen, und so war Lectüre oft seine einzige Unterhaltung außer den alltäglichen Geschäften, welche sein Besitzthum und die nimmer endenden Parkanlagen mit sich führten. Mit Vorliebe las er in der letzten Zeit Bodenstedt, Schopenhauer und russische Dichter; Gespräche über transscendentale Dinge, über Unsterblichkeit, über psychologische Fragen regten ihn stets an, wie er aber auch gern von den neuesten Errungenschaften der Naturwissenschaften sich Bericht erstatten ließ.

Den leiblichen Schmerz, den er in seinem reichen Leben im Ganzen wenig auszuhalten nöthig gehabt hatte, dem

er aber auch mit peinlichster Sorgfalt auszuweichen suchte, erklärte er sich als ein Zeichen unserer irdischen Unvollkommenheit, wie er auch eine allgemeine, aber nicht eine individuelle Unsterblichkeit dem entwickelteren menschlichen Geiste zuschrieb und eine Versetzung auf einen schöneren und vollkommeneren Weltkörper nach dem Tode sich wünschte. Todesfurcht kannte er nicht; er fühlte sich am Ende des irdischen Lebens angelangt und wünschte wohl zuweilen, noch zehn Jahre zu leben, aber ebenso wenig verlangte er, sein Leben künstlich verlängert zu sehen; nur den Schmerz wünschte er beseitigt. Er hatte ein lebhaftes Gedächtniß für seine physischen Wandlungen und Störungen und wendete auch hier wie in seinen trotz der zunehmenden körperlichen Schwäche immer geistreichen und anziehenden Unterhaltungen sich immer gern seiner Jugendzeit zu.

Wie bei den meisten Menschen, waren auch bei ihm die Erinnerungen an die Zeit seiner Kindheit und vollen Lebensjugend in seinem hohen Alter die lebendigsten geblieben; doch vermochte er mittelst seiner reichen Phantasie auch die Ereignisse des späteren Lebens oft genug äußerst lebhaft, drastisch und hinreißend zu schildern. Unvergeßlich bleibt mir ein Abend, wo er seine Begegnung mit Lady Esther Stanhope und seine nächtlichen Zusammenkünfte mit der rosenumdufteten Sibylle in seiner pikanten scherzhaften Weise uns schilderte. Selbst in seiner letzten Lebenszeit bewegte er sich in der Unterhaltung immer noch so frei, daß er stets der Mittelpunkt derselben blieb und gewandt auf alle Eigenthümlichkeiten seiner Gäste und Freunde einzugehen wußte; er konnte sich dem starren Orthodoxen gegenüber ebenso nachgiebig und tolerant zeigen, wie er alle ihm zu weit gehenden materialistischen Anschauungen geschickt bei Seite zu schieben wußte.

Pückler war, wie man zu sagen pflegt, eine weibliche Natur, so männlich und kräftig er im Leben aufzutreten wußte. Sein vorzüglich angelegter und stets sehr gepflegter Körper war im Ganzen fein und zart, seine Haut weich, fast durchsichtig; seine Züge waren regelmäßig, edel und geistvoll, seine Augen blaugrau, bald milde, einschmeichelnd und heiter, bald funkelnd und strahlend, ein schöner Spiegel seiner geistigen Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Er war physisch für Reize sehr empfänglich; Medicamente wirkten bei ihm schnell, deutlich und energisch, zumal er ihre Wirkungen, wenn er sich einmal zum Gebrauche von Arzneien entschlossen hatte, so wenig wie möglich zu stören suchte. Sein ganzer Organismus bewahrte bis in's hohe Alter eine merkwürdige Zähigkeit; Krankheiten nahmen bei ihm meist einen mehr schleppenden, als acuten heftigen Charakter an. Er gab sich im Leben oft großen Unregelmäßigkeiten hin, hielt dann aber auch Rast und Ruhe, übte tagelang die größte Strenge an sich und nahm das kleinste Leiden, wenn es irgend anging, sehr ernsthaft. In seinen letzten Jahren bewachte er seine Reconvalescenz stets sehr peinlich und blieb seinen Gewohnheiten sehr getreu. Mit Aerzten besprach er sich sehr gern, und so viele sich seiner Gunst zu erfreuen gehabt hatten, so bewahrte er doch den meisten eine große und dankbare Anhänglichkeit. Seine Weichheit und sein tiefes Gemüth, gepaart mit Leidenschaftlichkeit und Feuer, andererseits seine körperliche Zähigkeit, die oft schnell eintretende Abspannung, aus der er sich aber urplötzlich wie ein Phönix erhob, sein bewunderungswürdiges Simulationstalent, das ihn bei seinem unendlichen Wechsel in Berücksichtigung und Geringschätzung der Welt wesentlich unterstützte, seine wohl zu verzeihende Eitelkeit, die ihm bis in's hohe Alter verblieb, vor Allem seine Eigenthümlichkeit, dem augenblicklichen Eindrucke schnell zu folgen, woraus oft die reizendste Gutmüthigkeit, aber zuweilen auch eine ungerechtfertigte Strenge und ein fast unerklärbares Uebelwollen erwuchs — alles dieses war begründet in der seiner ganzen Natur aufgedrückten Weiblichkeit. Er konnte so launig, aber auch so liebenswürdig wie eine Frau sein, leichtsinnig in der Jugend, wohlwollend im Alter, leidenschaftlich bis zum Exceß und wieder apathisch und fast schüchtern zurückhaltend.

Ein großer Theil dieser Eigenthümlichkeit fand seine Begründung in dem französischen Blute, das in seinen Adern rollte. Es ist bekannt, daß seine Mutter, Gräfin Clementine Callenberg, eine Tochter der französischen Gräfin Olympia de la Tour du Pin war. Interessant ist, daß er als erstes Kind einer kaum fünfzehnjährigen Frau so starke Lebensfähigkeit erhalten hatte und wirklich über fünfundachtzig Jahre alt wurde; er wurde den 30. October 1785 an einem Sonntage geboren und starb am Sonnabend, den 4. Februar 1871, wenige Minuten vor Mitternacht.

Im Juli 1867 trat ich dem Fürsten Pückler zum ersten Male als Arzt gegenüber. Er litt schon seit einiger Zeit an einem Magenkatarrh, welcher, ohne daß Fieber hinzutrat und andere Organe wesentlich in Mitleidenschaft gezogen wurden, sich trotz vielfacher Curbestrebungen ungemein lang hinzog. Natürlich sanken die Kräfte sehr bedeutend, und die Schwäche nahm so zu, daß ernste Besorgnisse auftreten mußten. Jedoch hatten die Enthaltung jeder festen Nahrung, die Aufnahme von einfachen Flüssigkeiten und der sehr eingeschränkte Gebrauch von Medicamenten den guten Erfolg, daß das Schleimhautleiden sich wieder löste und der Patient sich gegen den Herbst soweit erholte, daß er mit allem Eifer sich wieder seinem Parke widmen konnte. Er hatte schon im Winter die feste Absicht, nach Oberitalien oder Tirol zu reisen, da ihm der Aufenthalt in Bozen schon einmal nach langer Krankheit gute Dienste geleistet hatte; er entschied sich aber endlich auf ärztlichen Rath für Wildungen, das er im August 1868 besuchte, nachdem schon Monate vorher Vorbereitungen zur Reise getroffen worden waren. Freilich erholte sich der Körper nicht mehr vollständig, vielmehr erhielt sich der Fürst nur durch äußerst vorsichtige und einfache Lebensweise, ohne daß besondere Krankheiten auftraten; kleine Unpäßlichkeiten wurden gewöhnlich durch tagelanges Zurückziehen und stillen Aufenthalt im Bette beseitigt. Aber trotz der allmählichen Abnahme der körperlichen Kräfte blieb Pückler's Geist immer noch sehr rege und thätig, namentlich sein Sinn für die Natur und seine Neigung für Gartenkunst. Aber auch der Literatur blieb er getreu; nur die Politik und die Tagesereignisse bewegten ihn weniger. Lebhaftes Interesse gewann ihm ein in der Bibliothek des Schlosses Branitz befindliches Buch ab, das „Journal de la santé du roi Louis XIV“, niedergeschrieben von den Leibärzten desselben; auf seinen Wunsch gab ich eine Besprechung dieses Buches in Druck (Bremen 1869), bei welcher ich gleichzeitig den Zustand kurz schilderte, in welchem sich die medicinische Wissenschaft in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich befand. Fürst Pückler hatte in der That Vieles mit Ludwig dem Vierzehnten gemein; auch Ludwig der Vierzehnte war weniger eine männlich starke, als weiblich zähe Natur und erreichte trotz der vielen Krankheiten von den Pocken bis zur Gicht, zum Steingries und dem Brande der Alten ein ziemlich hohes Alter.

Nach Weihnachten 1870 wurde ich plötzlich zum Fürsten gerufen. Eine einfache Grippe hatte ihn befallen, störte aber diesmal die Ernährung des so ausgezeichneten Körpers bald so bedeutend, daß Ende Januar 1871 vollständiger Nachlaß der Kräfte eintrat. Am Mittwoch den 1. Februar, sah der Fürst zum letzten Male seine Nichte und spätere Universalerbin Frau von Pachelbl-Gehag, geborene Gräfin von Seydewitz, bei sich; sein Nachfolger im Majorate und in der Ausführung der vielbewunderten Anlagen des Branitzer Parkes, der Herr Reichsgraf Heinrich von Pückler, weilte damals als Rittmeister mit den deutschen Truppen im Vaterlandskriege in Frankreich.

Die Nacht des 4. Februar werde ich nie vergessen. Es war ein finsterer, stürmischer Abend, als ich das letzte Mal zu dem Schwerkranken hinausfuhr; die aufgeregte Natur stimmte zu meinem Innern, das auch unruhig und tief bewegt war. Voraussichtlich mußte in dieser Nacht die Katastrophe eintreten. Das hohe Schloß, das oft so glänzend und brillant erleuchtet war, stand starr, finster und schaurig da; nur ein matter Lichtschein drang von den oberen Eckfenstern durch die Nacht. Wo sonst die Bedienten so lebendig und geschäftig durch die hellerleuchteten Corridore stürzten, war Alles still, und Jeder ging schweigend und beklommen an dem Andern vorüber. In dem schwacherleuchteten Schlafgemache lag der Fürst wie von einem sanften Schlafe umfangen; nur hin und wieder murmelte er leise einige kaum verständliche Worte, die an seinen Park und seine treuen Rosse erinnerten.

Mit seinem kleinen wohlbekannten Geheimsecretair Billy Masser saß ich bis elf Uhr still beobachtend an diesem friedlichen Sterbelager eines so bedeutenden und Tausenden wohlbekannt gewordenen Mannes. Welche Gedanken gingen da durch unsere Seele, so tief bekümmert sie war durch den drohenden Verlust! Endlich, gegen Mitternacht, wurde der Athem immer

langsamer und äußerst sanft. Ohne jeglichen Todeskampf hauchte der Fürst seinen letzten Athem aus. Es war fünf Minuten vor zwölf Uhr, am 4. Februar 1871. In stiller Wehmuth drückte ich ihm die Augen zu. — Fast drei Jahre später, am 26. December 1873, wurde in denselben Gemächern, welche der Fürst zuletzt bewohnt und in denen er sein Leben beschlossen hatte, dem jetzigen Besitzer von Branitz, dem Herrn Reichsgrafen von Pückler, ein tüchtiger Sproß geboren, der Vierte dieses Geschlechts, der den Namen Hermann in der Taufe erhielt.

Das Testament des Fürsten Pückler sagte im sechsten Paragraphen: „Mein Leichnam soll, zur Ermittelung der Todesursache, von den drei Aerzten: Sanitätsrath Dr. Malin, Dr. med. Liersch und dem Kreis-Chirurgus Dr. Richter, alle Drei zu Cottbus wohnhaft, secirt, dann aber chemisch oder auf andere Weise verbrannt und die übrigbleibende Asche in eine kupferne, demnächst zu verlöthende Urne gethan und diese in den Tumulus des Branitzer Parkes eingesetzt werden."

Da sich bei der Berathung der Herren Testamentsvollstrecker mit den Aerzten Bedenken gegen eine Verbrennung des Leichnams durch trockenes Feuer erhoben, so reiste Herr Kreisgerichtsdirector Sturm nach Berlin und befragte den Herrn Präsidenten des Consistoriums der Provinz Brandenburg (nicht den Cultusminister Mühler) und einen Chemiker, Herrn Dr. Müller. Ersterer hatte gegen eine Verbrennung der Leiche Nichts einzuwenden; Herr Dr. Müller empfahl die Auflösung der Leiche in concentrirter Schwefelsäure.

Da die mittlerweile eingetroffenen fürstlichen Verwandten baten, von der Verbrennung des Leichnams auf einem Scheiterhaufen abzustehen, da ferner diese Verbrennung überhaupt, abgesehen von der Menge des dazu nöthigen Holzes, doch eine sehr schwierige und kaum vollständig zu bewerkstelligende wäre, da außerdem zu derselben ein besonderer Apparat zur Sammlung der Körperasche angefertigt werden mußte, der in so kurzer Zeit, wie sie bis zur Bestattung gegeben wurde, sich nicht beschaffen ließ, und da endlich im Testamente die chemische Verbrennung vorangestellt war, so wurde von einer Zerstörung des Leichnams durch Feuer abgesehen. Nach den Ansichten, welche der Fürst uns Aerzten gegenüber wiederholt ausgesprochen hatte, würde er die jüngste Bewegung für Leichenverbrennung mit Enthusiasmus begrüßt und sicher sich einem Siemens'schen Ofen überliefert haben. Aber auch die chemische Zerstörung des Leichnams war zu damaliger Zeit nicht leicht zu bewerkstelligen. Die Auflösung desselben in Schwefelsäure, welche bezüglich der Weichtheile sicher in wenigen Stunden erfolgt wäre, und bei welcher auch die Knochen, die vielleicht besser mit Salzsäure aufzulösen gewesen wären, in kurzer Zeit zerfallen sein würden, hätte, zumal bei der großen Menge Wasser, welche ein menschlicher Körper enthält, sehr große Gefäße, namentlich einen großen Bleitrog oder Glasgefäße, erfordert. Auch ließ sich die Eindickung der entstandenen breiigen Masse sicher nicht unter vierzehn Tagen bewerkstelligen, abgesehen von der Schwierigkeit der Operation überhaupt unter den hier gegebenen Verhältnissen. So entschlossen wir drei Aerzte uns endlich, unter Beirath des Herrn Apothekers Rabenhorst, die chemische Zerstörung des Leichnams mit kaustischen Alkalien vorzunehmen. Wir hatten zuvor Versuche angestellt, aus welchen sich ergab, daß Muskelfleisch, mit solchen kaustischen Alkalien behandelt, sich in kurzer Zeit in eine gallertartige rothe Masse auflöst, daß die Knochen selbst weich und mürbe werden und daß die Fettsubstanzen sich in eine seifenartige Substanz umwandeln. Es wird also durch die Behandlung eines thierischen Körpers mit kaustischen Alkalien eine Art Verseifung eingeleitet.

Dem Testament entsprechend wurde zunächst am 7. Februar der Leichnam von uns drei Aerzten geöffnet, und konnten wir unser Gutachten dahin zu Protocoll geben, daß Se. Durchlaucht der Fürst Pückler-Muskau nicht durch eine locale Erkrankung, sondern durch allgemeine Alterserschöpfung — Marasmus senilis — verstorben sei. Das Herz wurde demnächst in eine Glasphiole gelegt und mit sieben Pfund concentrirter Schwefelsäure übergossen, wodurch es sehr bald in eine dunkelschwarze, formlose Masse umgewandelt wurde. Die Glasphiole wurde in eine kupferne Urne gestellt und diese dann verlöthet. Der geöffnete Leichnam hingegen wurde nach leichter Umhüllung mit einem feinen Laken in einen Metallsarg gelegt und mit einer Mengung von Aetznatron, Aetzkali und Aetzkalk durch und durch durchtränkt. Es wurden hierzu zehn Pfund Aetznatron, zwanzig Pfund Aetzkali und fünfundzwanzig Pfund Kalkhydrat gebraucht.

Es war nicht etwa eine gewisse Eitelkeit des Fürsten, seine irdischen Ueberreste auf nicht gewöhnlichem Wege der Erde übergeben zu lassen; es war ihm nur ein Gräuel, einst den Würmern anheimzufallen und befürchten zu müssen, daß seine Gebeine zerstreut und verworfen werden könnten. Und dies ist verhindert worden, da sein Leichnam schneller und sicherer dem Verfall und dem Zerstörungsproceß entgegengeführt worden ist, als dies bei anderen todten Körpern der Fall zu sein pflegt.

Am 9. Februar 1871, an einem sehr kalten Tage bei zehn Grad Kälte, bei Sturm und Schneegestöber fand die Einsetzung der irdischen Ueberreste des Fürsten in die von ihm selbst zu diesem Zwecke errichtete und mit einem See umgebene Erdpyramide statt, nachdem zuvor im Schlosse eine erhebende Trauerfeierlichkeit stattgehabt hatte. Der verschlossene reichverzierte Sarg von Eichenholz wurde in den in den Tumulus gegrabenen Stollen gestellt und die Urne mit dem aufgelösten Herzen auf dem Hauptende des Sarges befestigt. —

Jetzt ist der Stollen geschlossen; kaum eine Spur des Einganges ist äußerlich zu bemerken. Das freundliche Grün des Tumulus kehrt mit jedem Frühjahre wieder; der liebliche Park schmückt sich unter der besondern Fürsorge des jetzigen Besitzers mit jedem Jahre schöner und schöner; denn dieser hält Alles, was zur Erinnerung an seinen hochberühmten Onkel gehört, in Ehren. Die buntgefiederten Sänger, namentlich der Pirol, den der alte Herr so sehr liebte, kehren Jahr für Jahr in den gastlichen Hain zurück — aber der Schöpfer der freundlichsten Oase der einförmigen Mark ruht still in seinem Tumulus, umgeben von klarem, stillem Gewässer.

In und um Tirols Oberammergau.

2. „Auf den Bergen die Burgen" und Notburga's Ruhm und Preis.

Das Passionsspiel in Brixlegg hatte ich durch- und ausgenossen (— als letzter Vorstellungstag überhaupt war der letzte Montag des September bestimmt gewesen —), und nun konnte ich mich mit derselben Ausschließlichkeit dem Genusse der Natur in der nächsten Umgebung des theaterlustigen Tirolerdorfs überlassen.

Es wäre leichtsinnig, ein Stückchen Tirol, wo wir den Ludwig Steub herumlaufen sehen, allein zu durchwandeln, ohne ihn bei der Hand zu nehmen und zu sagen: „Grüß' Gott, nimm mich mit!" — Und wenn gerade er Einen nicht selber mitnehmen kann, so nimmt man ihn mit, sammt seinen „Drei Sommern", gedruckt und gebunden und überall zu haben. Und so gehen wir also jedenfalls miteinander und betrachten vor Allem den Ort selbst, wo wir eben sind.

Früher war es viel stiller in Brixlegg, als die vielen Güterwagen noch über den Brenner gingen und die Tausende von Fuhrleuten ihr Millionendonnerwetter vor den Wirthshäusern im nahen Städtchen Rattenberg abluden. Wenn sich damals hier und da ein kecker Maler bis Brixlegg verirrte, so konnte er Aufsehen und Aergerniß mit seiner Erscheinung erregen. Jetzt dreht sich wegen solcher Herren dort Niemand mehr um, seitdem der Dampfteufel die Eisenbahn in's Ländel geführt und just bei Brixlegg eine Station hingestellt hat. Jetzt geht auch da das Gewimmel los, und vorsichtige Reisende miethen angenehme „Logis" gleich auf den nächsten Sommer voraus. Sie sagen, die Gegend thät's hier, das breite Innthal mit den beiden großen und nahen Einmündungen des Ziller- und des Alpachthales und dies- und jenseits des stattlichen Thales die prächtigen Berge. Dagegen ist allerdings nichts einzuwenden; unsere Abbildung von Brixlegg (S. 502) verräth dies schon, und doch kann der Künstler nur abbilden, was er mit dem Blick nach einer Richtung sieht; was wirbelt noch Herrliches an diesem vorüber, wenn er sich auf dem Absatze herumdreht!

Auf unserm Bilde sehen wir vor der Kirche ein helles Haus mit einem platten Dache; das ist das sogenannte „Herrenhaus“, das ehemalige Schlößchen Graseck, das Steub sehr verwogen „ein altes Gefäß“ nennt. Es rührt vom Ende des Mittelalters her, wo die alten geharnischten Ritter ausgestorben waren und ihre Nachkommen von den Felsennestern herab in die bequemeren Thäler stiegen, in welchen zugleich ein neuer, von den Tirolerfürsten aus ansehnlichen Gewerks- und Kaufherren, gewichtigen Gelehrten und großen Künstlern erkorener Adel seine „Gefäße“ baute.

Dazumal lebte Caspar Graseck, des Erzherzogs Leopold Kammerhofbossirer, von dem (1628) die Reiterstatue seines Herrn auf dem Rennplatze zu Innsbruck herrührt. Caspar's Sohn, Johannes Graseck, wurde Hüttenverwalter zu Brixlegg, „Herr von“ und Besitzer von Graseck, so daß er nach Steub's gediegener Ansicht von da an ein gemachter Mann war. Schon er wäre demnach vollauf in der Lage gewesen, Das auszusprechen, was zweihundert Jahre später erst von einem Ritter der Gegenwart in die schönen Worte gefaßt ward: „Sie glauben nicht, welch' schönes Gefühl es ist, von Adel zu sein.“

Nicht so weit brachte es ein anderer Brixlegger, Urban Mayr, obgleich er als ein „fröhlicher Hoftiroler“ mit dem Baiernkönig Max Joseph auf Du und Du stand. „Schon so oft bin ich bei Dir in Deinem Hause gewesen, wie wär's, Herr König, wenn Du auch einmal zu mir kämest?“ sprach der Urban, und der Max sagte zu und bestellte sich Speckknödel. Und als der König kam, hatte Urban sein ganzes Haus so baierisch (Tirol war damals baierisch geworden) ausgeputzt, „daß die Nachbarn ihn für verrückt hielten“. Beim Essen fragte ihn der König, ob man im Ländel mit ihm zufrieden sei. „Mit Dir schon, aber nit mit Deinen Schreibern,“ antwortete Urban, und Max versprach, ihnen auf die Finger zu sehen. — Seinen Sohn Georg Mayr, einen seiner Zeit angesehenen Kupferstecher und Kartographen, haben unsere Leser im Jahrgang 1870, S. 60, auch als patriotischen Schriftsteller, als Biographen Speckbacher's, des „Mannes von Rinn“, kennen gelernt. Brixlegg ist also reich an allerlei alten Ehren und läßt es auch an neuen nicht fehlen.

Ehe wir uns durch die Aussicht nach der Zillerthalseite hin verführen lassen, wollen wir erst mit unserer nächsten Nachbarschaft in's Reine kommen: mit Rattenberg, dessen hohe Schloßtrümmer vor uns thronen und das man von Brixlegg aus in einer guten Viertelstunde erreicht.

Unsere Abbildungen (S. 503) zeigen, daß das Städtchen zwischen Inn und Schloßberg stark eingeengt wird; hinter dem Schloßberge steigt der Stadtberg so steil und hoch auf, daß er mehrere Winterwochen hindurch dem Städtchen den Sonnenschein verdeckt. Dem malerischen Straßenbilde schadet dies nicht, aber die arge Finsterniß im Innern der Häuser, für deren Herstellung die alten Rattenberger Baumeister das Aeußerste geleistet haben, findet dennoch dadurch noch einige Förderung. Viele dieser Häuser ragen mit ihrer Vorderwand weit über das durch sie versteckte Dach hinaus, was den Straßen ganz gut steht. Aber im Innern hört Alles, was Baukunst heißt, auf: da haben Lineal und Winkelmaß nirgends den geringsten Antheil an der Herrichtung der Hausfluren und Zimmer, Gänge und Treppen; kein Stockwerk gemeint's gut mit den andern, Willkür, Bedürfniß und Thorheit haben in der Bauführung abgewechselt. Wen also derlei Bauwunderlichkeiten interessiren, für den ist Rattenberg der rechte Ort, wie es zugleich ein Bild vergangener Tage und auch einer sogenannten „guten alten Zeit“ ist. Wie oben bemerkt, brachte ehedem außer dem Bergbau das Fuhrwerk der alten Handelsstraßen und dann auch das sogenannte „Treibwerk“, das Ziehen der Schiffe auf dem Inn durch Pferde, Leben und Wohlstand in den Ort; Beides ist mit der Eisenbahn in alle Winde gefahren, und die Schachten sind längst verfallen.

Der Wanderer wird bald mit den Sehenswürdigkeiten fertig sein; vergesse er nur nicht, sich in der Hauptstraße das Geburtshaus der obersten Heiligen von ganz Tirol, der heiligen Notburga, zu betrachten, bei welcher wir auf der letzten unserer Burgen, Rottenburg, länger zu verweilen haben. Das Haus ist an den Abbildungen der von dieser Heiligen geleisteten Wunder leicht zu erkennen.

Ein wohlgebahnter und müheloser Pfad führt rasch hinauf zu dem Schloß oder der Veste Rattenberg, die ehedem aus zwei Burgen, einer oberen am Stadtberge und der unteren auf dem Schloßberge zusammengesetzt war. Von letzterer ragt zwischen mächtigen Basteien- und sonstigen niederen Mauertrümmern nur noch der Thurm empor, den unsere Abbildung zeigt. Hier ist die Stätte eines schweren Verbrechens: Wilhelm Biener, der „Kanzler von Tirol“, wurde hier auf Antrieb seiner Feinde fälschlich angeklagt und verurtheilt und am 17. Juli 1651 eiligst enthauptet, während der Bote mit seiner Begnadigung schon unterwegs war. Er war ein edler und wackerer, gelehrter und geistreicher Mann gewesen, der am Hofe der Claudia von Medici, Wittwe des Erzherzogs Leopold, die ungerathenen Mitglieder des Adels und Clerus nicht sanft behandelte. Um so wilder tobte sich ihre Rache aus, als mit dem jungen leichtsinnigen Nachfolger, Erzherzog Ferdinand Karl, das Schranzen- und Pfaffenthum zur Herrschaft gelangte. Bekannt ist die meisterhafte Bearbeitung dieses reichen Stoffes durch unsern Herman Schmid. Seinen geschichtlichen Roman „Der Kanzler von Tirol“ nennt L. Steub ein lebendiges, anziehendes Bild damaliger Zeiten, damaliger Männer und Frauen, das in Tirol so viel Beifall gefunden, daß es — und damit scheint er viel sagen zu wollen — sogar in Rattenberg eingedrungen sei.

Die Eisenbahn nach Brixlegg geht unter dem Schloßberge weg; auf der Brücke, auf welcher sie dann wieder an das linke Ufer des Inn übersetzt, hat man den schönsten Blick auf das Kaisergebirg und besonders auf die malerischen Hügel mit den Burgen Matzen, Lichtwer und Kropfsberg. Dahin machen wir uns nun auf den Weg und nehmen auch wieder den unterhaltendlichen Steub mit.

Derselbe versichert uns, daß Schloß Matzen, welches wir gleich hinter dem Dorfe auf einem gefällig ansteigenden Wiesenpfad erreichen, eigentlich der archäologische Angelpunkt der ganzen Gegend sei. So freundlich und malerisch das äußere Bild dieser Burg den Lebenden entgegengrüßt, so entschieden spricht im Innern „uns Alles vorzeitlich und längstvergangen“ an. Das Schloß wird nämlich von seinen jetzigen Besitzern noch erhalten, nur um um so sicherer zu verfallen: Dach und Fenster bewahrt man in schützendem Zustande, aber keine Seele bewohnt die weiten Räume; kein Ohr hört's, wenn das vermorschende Gebälk ächzt und das Mauergebröckel niederrieselt. Das Unheimliche solcher Nachtgeräusche hat wohl den letzten „Matzenritter“, wie er gleich seinen Vorfahren vom Volke genannt wurde, aus dem ehrwürdigen Gemäuer vertrieben; er bewohnte es in seinen jungen Jahren und baute später am Fuße der Burg ein wohnlicheres Landhaus für sich und die Seinen. Im Mittelalter saßen hier die „Frundsberge“ als Herren, deren berühmtester Karl's des Fünften Feldoberster war.

Vom waldigen Matzenbühel aus sieht man die Burgen Lichtwer und Kropfsberg vor sich liegen. Lichtwer soll vor alten Zeiten „Liechtenwerder“ (helles Eiland oder lichte Insel) geheißen, also dazumal mitten im Wasser gestanden haben. Jetzt erhebt sich der Burghügel aus breiten Wiesen und der Inn hat sich einen Büchsenschuß davon entfernt sein Strombett gewühlt. Seit dem 12. October 1766 verdient die Burg den Namen einer rechten „Wehr des Lichts“, denn in Lichtwer ist jener Ferdinand von Sterzinger geboren, welcher am genannten Tage, dem Namenstage des Kurfürsten Max des Dritten, als Theatiner zu München eine Predigt hielt über „das gemeine Vorurtheil der Hexerei“. Wie haben da die alten Weiber und frommen Männer Zeter geschrieen und heulend der Welt verkündet, daß Staat und Kirche zu Grunde gehen müßten, nun der ehrwürdige Glaube an Hexen so grausam erschüttert sei! Das war die That eines Ritters vom Geiste, der sein Jahrhundert ehrt.

Gar malerisch hebt Kropfsberg die grauen Trümmer seiner Mauern und Thürme über sein frisches Hügelgrün empor. Innen aber ist's fürchterlich; in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, seitdem die Brandenberger Bauern im Jahre 1703 das einst so stattliche Schloß, in welchem die Herzöge Friedrich mit der leeren Tasche und Ernst einmal eine Versöhnung gefeiert hatten, mit Sturm und Brand vernichteten. — Unser nächster Gang führt uns nach Schloß Thurneck. Mitten durch den wunderschön gelegenen Burg- oder Schloßbau leitet die stets belebte Straße von der Eisenbahnstation Jenbach in das Ziller-

thal, und das Schloß selbst, das nirgends etwas Ruinliches zeigt, stellt sich uns jetzt als ein Stift frommer Schwestern vor, und wer's Glück hat, kann sie im Schloßgarten lustwandeln sehen.

Schloß Lichtwer.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Wir folgen der Zillerthaler Straße und wenden uns dann rechts, um endlich zu unserer letzten Burg zu gelangen, zur Rottenburg, wo wir der heiligen Notburga zu Lieb' längere Einkehr halten. Herr Püttner hat sein Bildchen von der von Brixlegg herführenden und im Thale unter der Burg dahinziehenden Landstraße aus aufgenommen; die Feldcapelle im Vordergrunde steht wirklich dort am Wege, und wer's kennt, weiß es, daß selbst die ärgsten Ketzer unter unseren Malern ein solch heiliges Bauwerk nicht unbenutzt stehen lassen. Und dahinter, jenseits des goldnen Aehrensegens, ragt's über dem Buchenwalde des Bühels wie zwei Thürme heraus. Steub fand in dem Getrümmer noch ein von einem sogenannten Baumann mit seiner Familie bewohntes Gelaß; von Notburga's Kämmerlein wußte Niemand etwas. Und doch wäre die Burg mit ihrem Rittergeschlechte längst vergessen, wenn die arme Magd nicht beiden zu legendenhafter Unsterblichkeit verholfen hätte. Darum ist's gewiß nicht mehr wie billig, daß wir ihre sehr kurzweilige und doch noch so Vielen unbekannte Geschichte an dieser Stelle nicht unerzählt lassen.

Kropfsberg.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

In Rattenberg haben wir auf das Haus aufmerksam gemacht, in welchem 1267 Notburga als die Tochter eines Hutmachers geboren wurde, also keineswegs bei Schloß Rottenburg und als Kind gemeiner Eltern, wie Beda Weber zu Steub's gerechter Entrüstung in seinem „Land Tirol" auszusprengen sich unterstanden. Mit achtzehn Jahren trat Notburga als Köchin in den Dienst der Ritter von der Rottenburg. Das waren gar hochmögende Herren, die alle Heinrich hießen und viele Menschenalter lang sogenannte „Hofmeister von Tirol" gewesen sind, bis der letzte derselben, genannt „der große Hauptmann von Kaltern", welcher Herr von 99 Burgen war, an Stelle des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche Graf von Tirol zu werden gedachte. Da starb er eines unbestimmten, aber raschen und gewaltsamen Todes, 1411, und alle Herrlichkeit der Rottenburg hatte ein Ende — ehe noch die Glorie der Notburga recht angefangen hatte. Denn wenn das fromme Mädel auch arg unter der Hartherzigkeit ihrer Ritterfrau litt, so blühte doch ihr Heiligenruhm außerordentlich langsam im Verborgenen auf. Zunächst war es jedenfalls sehr verdienstvoll, daß sie wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen, und weil sie diesen und nicht den herrschaftlichen Schweinen die Brosamen vom Herrentische vergönnte, aus der Rottenburg schimpflich entlassen wurde. Sie trat nun in Dienst bei einem Bauern in Eben auf einer Hochebene beim Achenthale; das Haus soll noch stehen und auch die Wiese, wo das erste große Wunder der Notburga sich zugetragen. Denn als einst ihr Bauer an einem Sonnabend Abend nach dem Gebetläuten auf's Feld kam, Notburga beten sah und deshalb zornig ward und ihr Faulheit vorwarf, da schleuderte die fromme Maid ihre Sichel in die Höhe und ein Gotteswunder fügte es, daß sie in der Luft hängen blieb. Steub, der auch in ernsten Dingen manchmal keine unebenen Gedanken hegt, beklagt es mit Recht, daß diese Sichel nicht für immer in der Luft hängen geblieben sei, weil das doch für alle Schwergläubige die einfachste Ueberzeugung von dem Wunder wäre.

Seit Notburga die Rottenburg verlassen hatte, war dort das Unglück ein- und ausgegangen; als daher die böse Ritterfrau gestorben war, nahm der Ritter die ebenso fromme als schöne Notburga wieder zu sich, und sie verbreitete Glück und Segen um sich, bis sie 1313 starb. Da

hatte sie nun wegen ihrer Begräbnißstätte verordnet, daß sie da sein solle, wo ein Paar Ochsen, die den Wagen mit ihrer Leiche frei, wohin sie wollten, ziehen sollten, von selber stehen bleiben würden. Die Ochsen zogen den Leichenwagen der Notburga den Schloßberg hinab, durch den Inn, der ihm, wie das Rothe Meer den Juden, zum Durchzug Platz gemacht haben soll, und zuletzt hinauf nach Eben, und hier ward sie begraben. Hier stand damals eine Capelle des heiligen Ruprecht, und jetzt steht die Sanct Notburgen-Kirche da.

Schloß Thurneck.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Unsere Leser werden unsere Ansicht theilen, daß die Lebensgeschichte der Notburga eigentlich sehr einfach und kurz sei. Es kann daher kaum ohne ein Wunder möglich geworden sein, daß der Leibmedicus Guarinoni drei Jahre über dem Studium dieses kurzen Lebens zubrachte und der Jesuit Johannes Pericrus einen starken Quartband darüber schrieb, der 1753 zu Antwerpen gedruckt wurde. Daraus ersehen wir, daß wir erst zweihundert Jahre nach ihrem Tode die erste schriftliche Aufzeichnung über sie finden, wobei aber natürlich die vielen in ihrer Kirche geschehenen Wunder nicht vergessen sind. Auch sollen dort vormals zahlreiche und kostbare Weihgeschenke vorhanden gewesen sein, von denen Niemand weiß, wo sie jetzt sind. Wohlgeborgen waren nur die Gebeine der seligen Notburga geblieben, denn sie lagen noch da, wo sie begraben worden waren. Nun legen aber, wie Steub mit seinem erprobten Scharfsinne erforscht hat, „die Gläubigen der katholischen Kirche vielen Werth auf heilige Knochen und verehren sie mit Inbrunst" — und so flehten denn im Jahre 1718 auch die Ebener Bauern ihren Herrn Bischof von Brixen an, die Gebeine ihrer Notburga ausgraben zu dürfen. Und das geschah. Unter der Aufsicht einer bischöflichen Commission gruben die Ebener Männer sieben Tage lang, bis die Commission ein Gerippe fand, das sie als das der seligen Notburga erkannte. Da ward der unschätzbare Fund mit Jubel begrüßt und unter Böllerschüssen in einen Kasten gelegt und in die Kirche getragen. Bald darauf ließ nun der Gerichtsherr von Eben, der Graf J. A. von Tannenberg, den Kasten in seinen Palast zu Schwaz bringen, allwo zwei Gräfinnen von Tannenberg, des Herrn Grafen Frau Mutter und Schwester, die Knochen kunstreich zum Skelet zusammensetzten und es mit Gold, Edelsteinen und Stickereien nach Verdienst und Würdigkeit verzierten. Darauf ward es in einen Glaskasten gelegt, in feierlicher Procession unter Begleitung des Herrn Bischofs und vieler sehr vornehmer Herrschaften in die Ebener Notburga-Kirche zurückgeführt und dort auf dem Hochaltare zur Verehrung und zum Wunderthun aufgestellt.

Reste der Rottenburg.
Nach der Natur aufgenommen von R. Püttner.

Ein selbst von Steub noch nicht aufgeklärtes, gewiß ganz außerordentliches Wunder ist nun aber dies: daß der wissenschaftliche Fachmann auf den ersten Blick erkennt, daß das hier ausgeschmückte und verehrte Gerippe niemals einem Weibe angehörte, sondern ein männliches ist, und daß trotz alledem die Wunderkraft des Heiligthums deshalb nicht den allergeringsten Schaden erlitten hat. Ich habe viel über die Sache nachgedacht, bis ich zu dem Satze kam: „Der Hauptwerth der Reliquien besteht ohne Zweifel darin, daß es ganz einerlei ist, ob sie echt oder unecht sind, denn dafür ist der Glaube da." Und diesen Satz fand ich auf's Glänzendste bestätigt, als am siebenundzwanzigsten März 1862 der freilich damals noch nicht unfehlbare Papst Pio Nono auf das inständige Bitten des Fürstbischofs von Brixen die selige Notburga mit ihrem männlichen Gerippe in die Gesellschaft der Heiligen aufnahm. Darüber war ganz Tirol glücklich, denn ich möchte den Tiroler Ort kennen, der gar kein Bild, keine Statue, kein Bildstöckl von der allbeliebtesten Landesheiligen

Digitized by Google

Notburga hätte! — Noch Eines! Steub ist ärgerlich darüber, daß in Tirol überall neben Notburga als männlicher Beistand der spanische Heilige Isidor abgebildet und verehrt werde, und kein Einheimischer. Da kommt mir die Frage: Sollte das männliche Gerippe der heiligen Notburga nicht einem verkannten Heiligen, der durch dieses Wunder zu seiner Verehrung gelangte, angehören, und könnte der nunmehr unfehlbar gewordene heilige Vater in Rom nicht diesen, wie ja so manchen anderen Heiligen geschehen, die, wie Sanct Nepomuk, die elftausend Jungfrauen ꝛc., gar nicht existirt haben, für Geld und gute Worte etwa als heiligen Notburgus canonisiren? Damit würde Steub's Sorge, „ob sich mit den geeigneten Mitteln nicht ein bairisch-tirolischer Knecht, Bauer oder Wirth zum Heiligen heranziehen ließe", am kürzesten gehoben.

Eine lange Verzögerung duldet dieser Schritt jedoch nicht, denn die Welt wird, nach dem Zeugniß des heiligen Vaters, alle Tage schlechter, und wie leicht droht sogar der heiligen Notburga der Tiroler das Schicksal, das den Volkshelden der Schweiz, den Wilhelm Tell, erreicht hat, das schreckliche Schicksal, daß Niemand mehr an sie glaubt! Denn es wird kommen der Tag, wo sogar die einheimischen Naturforscher beweisen müssen, daß eine Sichel nicht in der Luft hängen bleibt, der Zug eines Ochsenpaar nicht ausweicht und noch nie ein männliches Gerippe in einem weiblichen Körper gesteckt hat. Dann bleibt nur die freundliche Schnitterin von Eben und die liebenswürdige Köchin von der Rottenburg übrig, und sie kann Gott danken, wenn ein germanistischer Mytholog sie nicht wegen ihrer Sichel in eine heidnische Mondgöttin verwandelt. Jetzt schützt sie noch das „Notburgibüchel" gegen solche Gefahr, und ihr einsichtigster Verehrer, der fromme Ludwig Steub, von dem wir bei dieser schönen Gelegenheit, mit dem besten Dank für die angenehme Begleitung, hiermit Abschied nehmen. — H. v. C.

Aus dem Familienleben des Löwen.

Im October 1870 erwarb der Breslauer Zoologische Garten ein Löwenpaar mit zwei säugenden sieben Monate alten Jungen. Um Mitte December wurden letztere entwöhnt und die Alten wieder vereinigt. Drei und ein halber Monat verflossen, da begrüßte uns eines Morgens das Miauen neugebackener Wüstenprinzen. Bei uns leben nach solchem Ereigniß die Gatten voneinander getrennt. Nöthig scheint das nicht zu sein. In Dresden machte man den Versuch, sie beisammen zu lassen, doch fand man nachträglich gerathen, sie zu trennen. Beide Thiere aber waren mißvergnügt darüber, und so wurden sie andern Tags wieder vereinigt. Anfangs zwar wehrte die Mutter den alten Löwen ab, wenn er den Kindern zu nahe kam. Nach und nach erwarb er sich ihr volles Zutrauen und erkühnte sich sogar, eines der Jungen nach Katzenart am Kragen zu fassen und triumphirend im Käfig einherzutragen. Die Mutter, doch nicht ganz frei von Angst, stürzte auf ihn los und schlug nach ihm. Er packte das Thierchen unwillkürlich fester und ließ es erst dann los, als man ihm ein Kaninchen vorhielt. Jetzt wurden die Alten getrennt. Drei Tage später starb das Junge. Sein ganzer Leib war blauscheckig mit Blut unterlaufen. Auch kommt vor, daß die Mutter ohne erkennbare Ursache das eine oder das andere ihrer Kinder, auch wohl die ganze Brut vernachlässigt. Vielfach scheint mangelndes Gedeihen Ursache zu sein, daß die Mutter die Hoffnung auf Erhaltung des Kindes und damit auch die Sorgfalt dafür aufgiebt. Schließlich wird es einfach beseitigt und begraben, das heißt mit Haut und Haar verschluckt. Zuweilen freilich sprechen andere Gründe mit, und auch unnatürliche Mütter giebt es, wie nicht zu verwundern, zumal in unnatürlichen Verhältnissen. Zuweilen haben die Mütter die Untugend, sich selbst oder ihren Jungen an der Schweifspitze herumzukauen. Weiter werden wohl auch die Jungen so zärtlich geleckt, daß kahle, selbst wunde Stellen entstehen, die, immer mit der widerhakigen Zunge abgeraspelt, nicht leicht zur Heilung kommen und schließlich nackte, häßliche Narbenflecke bedingen.

Die Mutter ist in der Sorge um ihre Brut nicht besonders gut zu sprechen und selbst für ihre vertrautesten Wärter ziemlich unnahbar. Deshalb und um allzu grell einfallendes Licht, welches verderblich auf die Sehkraft wirken könnte, zu vermeiden, sucht die Mutter gern ihre Jungen in Stroh zu bergen, oder wir weisen ihr einen Dunkelraum zur Stätte an. Es ist das um so nothwendiger, als die Löwin ausnahmsweise unter den Katzen, die bekanntlich blind, das heißt mit geschlossenen Augenlidern geboren werden, ihre Jungen mit geöffneten Lidern, zumeist wenigstens, zur Welt bringt, soweit Beobachtungen hier und anderwärts vorliegen. Ob aber Löwen bei der Geburt schon ihre Augen zum Sehen gebrauchen können, ist darum immer noch zweifelhaft, weil sie durch ein die Pupille verschließendes Häutchen auch bei offenen Lidern daran verhindert werden dürften. Nach wenigen Tagen mag auch dieses Hinderniß weichen und mögen die Augen frei sein; natürlich bleiben sie aber noch immer sehr empfindlich gegen Tageslicht.

Die jungen Löwen gediehen vortrefflich. Einer davon zeigte freilich, wenige Monate alt, eine Kropfgeschwulst, wie sie bei Löwen eine Art Entwicklungskrankheit zu sein scheint. Dabei war aber des Thieres Befinden nicht gestört, doch nahm die Anschwellung sichtlich zu. Die ärztliche Untersuchung ergab Ansammlung von Flüssigkeit innerhalb des Gewebes der Schilddrüse. Es wurde zur Operation geschritten. Wie diese Aufgabe gelöst worden, wurde von mir schon anderwärts mitgetheilt und kann hier umsomehr davon abgesehen werden, da die Sache ihrer Zeit die Runde durch verschiedene Blätter gemacht hat. Das nicht ganz unbedenkliche Unternehmen gelang zwar vorzüglich, doch kehrte das Uebel nach mehrmonatlicher Frist wieder, wenn auch nicht in so bedenklicher Höhe, daß man nicht die Hoffnung hätte hegen können, die Anschwellung werde sich allgemach, wie sie gekommen, zurückbilden. Gar bald aber wurden wir aus unseren Genesungsträumen aufgeschreckt. Eben noch hatte das Thier mit altgewohntem Appetit seine Nahrung verzehrt, als sich plötzlich Erstickungsanfälle einstellten. Der nächstliegende Gedanke war, ob nicht etwa ein Theil der Mahlzeit im Schlunde sitzen geblieben sein könnte. Bald aber besserte sich der Zustand, leider nur vorübergehend; neue Anfälle stellten sich ein, und auch schleunigst versuchte Oeffnung der mit Flüssigkeit gefüllten Drüsenanschwellung ergab keine Hülfe. Das Thier erlag rettungslos. Die Section erst klärte uns über den bis dahin räthselhaften Zustand auf. Kurz nach der Mahlzeit und vielleicht durch die Anstrengung dabei war in einem der Hohlräume der entarteten Drüse ein Blutgefäß geplatzt, und dessen Inhalt, urplötzlich ergossen, übte einen jähen Druck auf die Luftröhre aus. Ohne Zweifel würde sich das wieder ausgeglichen haben, und waren schon alle Aussichten dazu vorhanden, als ein ebenso urplötzlicher erneuerter Bluterguß erfolgte, gleichzeitig aber das krankhaft veränderte und darum wenig widerstandsfähige Drüsengewebe, nach hinten durchbrechend, sich in den Raum rings um die Luftröhre ergoß und so einen gewaltsamen Erstickungstod herbeiführte.

Gegen Ende Januar 1872 wurde die Löwin von ihren Jungen getrennt. Eine wie ausgezeichnete Mutter sie auch ist, fügte sie sich doch ohne sonderliches Murren und war bestrebt, der Vergangenheit vergessend, lediglich der Zukunft zu leben, die einer neuen, womöglich verbesserten Auflage ihrer Familie galt. Dennoch währte es einige Zeit, ehe das Mutterherz gegen die sehnsüchtigen Blicke der Kinder und deren jammerndes Verlangen sich verhärtete. Andererseits ward es, um den Trennungsschmerz nicht tagtäglich zu erneuern, nothwendig, zwischen Mutter und Kindern eine Holzblende zu errichten. Jede Luke aber wurde lüstern benutzt, um wenigstens verstohlen einen Blick zu wechseln, ja die für Löwen nicht ganz leichte Kunst zu klettern geübt, um sich, wenn auch noch so flüchtig, über den Blendschirm hinweg zu erspähen. Allgemach erst trösteten sich die Kinder mit Kuhmilch.

Unserer Fanny, so heißt die Löwin, freilich harrte eine ungleich schwerere Aufgabe, sich mit dem Löwen Jack nach fast elfmonatlicher Abgeschlossenheit in's Einvernehmen zu setzen. Das war diesmal wirklich kein leichtes Werk. Höchst wahrscheinlich waltete dabei ein Mißverständniß ob; Regel ist, daß selbst nach langer Trennung die erste Begegnung eine recht freundliche ist. Als

aber der beide Gatten trennende Schieber gelüftet worden, erschien unser Jack, strafender Patriarch mehr als zärtlicher Gatte, gesträubter Mähne, funkelnden Blickes, wüthenden Ansprungs, wie um die Treulose zu züchtigen dafür, daß sie ihn fast ein ganzes Jahr in Einsamkeit vertrauern ließ. Fanny, des Besten sich bewußt, war nicht wenig überrascht, ihren Gestrengen in solcher Mißlaune zu finden. Schleunigst warf sie sich, nicht auf die Kniee etwa, sondern auf den Rücken und schob sich, von ihren scharfbewehrten Pranken vierfach gedeckt und obendrein zähnefletschend, dem wüthigen Leu entgegen. Hoch aufgerichtet, unverwandten Blickes, in jeder Fiber gespannt, die Tatze wie zum Schlage erhoben, stutzt unser Jack — das grandioseste Bild der Vollkraft, die sich selbst beherrscht. Freilich, und das hatte er nicht erwartet, die schmächtige Fanny war unnahbar, ja sie schritt oder rutschte vielmehr zum Angriffe vor. Jack wich zaudernd zwar, aber wohlbedacht zurück. Bei jedem Versuche, sich seiner Fanny zu nähern, fiel ein Prankenhieb, glücklich, wenn nur fegend durch die Luft oder zausend durch die Mähne. Ein einziger Schlag, der gesessen, und wie leicht würde ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt sein! Mit eisernen Hebeln fuhren wir dazwischen, die Streitenden zu trennen, bis die Scheidewand den Frieden herstellte.

Wenigen nur war es außer uns vergönnt, diesem wirklich erhabenen Schauspiele beizuwohnen, und vielleicht haben diese, weil unbetheiligt, sich ungleich ungestörter in diese wildromantische Scenerie vertiefen können als wir, denen ganz naturgemäß die Verantwortung für den Zufall eines unglücklichen Ausgangs zugeschoben worden wäre. Jedem der Anwesenden pochte das Herz, und wir athmeten erst auf, als die Trennung sicher und dem Grollen der hadernden Thiere, untermischt mit dem gebieterischen Zurufe unsererseits, ein Ende geworden war. In gleicher Beklommenheit lauschten die übrigen Bewohner des Hauses dem ungewohnten Zwischenfalle, um so gespannter, als sie deren Verlauf nicht mit eigenen Augen verfolgen konnten. Zumal die jungen Löwen, aus dem donnernden Grollen des Elternpaares heraus den Angstruf der Mutter vernehmend, horchten hoch auf, und möglichst langgereckt, fest an's Eisenwerk gellaut, schauten sie über die Blende hin, vom besten Willen beseelt, der guten Mutter Beistand zu leisten oder wenigstens Beileid zu bezeigen.

Es schien geboten, den erhitzten Gemüthern einige Tage Spielraum zur Abkühlung zu gönnen. Und auch dann glaubten wir besondere Vorsicht nöthig. In beiden Käfigen jederseits der beweglichen Zwischenwandung wurden Brechstangen eingeschoben, um nach Entfernung dieses beide Thiere trennenden Schiebers erneuerten Wuthausbrüchen etwa ein eisernes Halt! entgegenzustrecken. Die hölzerne Gardine lüftete sich freilich unseres Meister Jack's Begriffen nach lange nicht eilig genug. Ein Griff mit wuchtiger Pranke und — hätte ihn nicht kaltes Eisen von unserer Macht rechtzeitig und heilsam belehrt — die zolldicke Platte würde in Splitter gegangen sein. Diesem Halt wich er wohl einen Schritt, aber nur, um, sowie der Fuß frei, Anlauf gegen seine Fanny zu nehmen. Als gerechte Strafe für sein unwirsches Gebahren wurde ihm auferlegt, eine halbe Stunde lang nur über unsere drohenden Eisenstangen hin seine Fanny zu schauen, und bei jedem versuchten Anlaufe zurückgewiesen zu werden. Die Löwin, in echt weiblichem Schmollen zusammengekauert, raffte sich zeitweilig zur Angriffsstellung auf. Ein mahnendes „Fanny", ein Wink mit dem ehernen Griffel, und grollend warf sie sich wieder in dem Schmollwinkel zu Boden. Auch Jack beugte sich endlich dem Muß; er streckte sich nieder, aufmerksam spähend aber, eine Lücke unserer Wacht zu erlauern, des Weges an's Ziel seiner Wünsche zu stürmen. Für diesmal gelang es ihm nicht. Die hölzerne Gardine wurde wieder eingeschoben, und der alte Griesgram hatte Muße, über Nacht weidlich darüber zu grübeln, warum wohl wir so unbeugsam ihm den Weg zu seinem Gegenüber versperrt haben mochten. Diese Bedenkzeit schien er zu seiner Bekehrung erfolgreich ausgenutzt zu haben. Anderen Tages, kaum war der Paß frei, begegneten sie sich in Liebe. Somit war kein Grund mehr vorhanden, unsererseits Einspruch zu thun. Wir ließen sie gewähren.

Und nunmehr fühlte Jack sich so vollständig Meister in seinem Bereiche, daß er keinerlei Liebkosungen seiner Fanny, des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit, am wenigsten aber seitens dessen, der ihm am vertrautesten, seines Wärters, duldete. Es dürfte wohl unzweifelhaft dieses anderswie ganz unerklärliche Gebahren lediglich als Ausdruck von Eifersucht seinerseits zu deuten sein. Uebrigens hat man dieselbe Erscheinung auch anderwärts beobachtet. Nachts über wurden die Thiere getrennt, ebenso bei der Fütterung. Nach acht Tagen etwa verschloß sich Fanny allen weiteren Liebkosungen, ohne aber deswegen die Gesellschaft ihres Jack geradehin zu verschmähen.

Die Naturforscher, übler Gewohnheit gemäß hinter den Gardinen lugend, rechneten uns vor, daß binnen hundertacht Tagen Nachwuchs erfolgen würde. Die Zeit rückte näher und näher. Außer Stand unserer Löwin eine standesgemäße Felsengrotte zu ihrem gewichtigen Vorhaben zu beschaffen, begnügten wir uns, oder begnügte sie sich mit Verdunkelung ihrer Wohnzelle mittelst eines Vorsatzladens. Kaum waren die nöthigsten Vorkehrungen getroffen, so schien es höchste Zeit, das Lager herzurichten. Schon wurde Fanny unruhig; bald streckte sie sich hin; bald ging sie auf und nieder; immer aber war sie noch zu Scherzen aufgelegt und spielte beim Ausfegen des Raumes, wie vordem, so lebhaft mit dem Besen, daß sie zur Ruhe verwiesen werden mußte. Gehacktes Stroh als Lager nahm sie dankbar an, streckte sich sofort darüber hin und grollte bereits nicht unbedenklich, als noch weitere Vorbereitungen getroffen werden sollten. Schnell wurden die Läden geschlossen. Bald darauf hörte man einen eigenthümlichen durchdringenden Ton; alle Thiere des Hauses horchten hoch auf, vor Allem aber was zur Familie Leo gehörte. Jedenfalls war das ein bedeutungsvolles Zeichen. Eine kleine Weile nur, und schon verkündete mehrerer Zeugen Mund, was hinter der Gardine vorgegangen. Die Zahl der Jungen war uns ein Räthsel. Hinter Schloß und Riegel, im behaglichen Halbdunkel verträumten die jungen Wüstenprinzen ihre ersten Lebenstage.

Andern Morgens wollte der Zufall, daß wir so glücklich waren, in dem Moment, als der Mutter Milch gereicht wurde, das reizende Familienbild einer säugenden Löwin zu sehen, mit einem einzigen Blick aber nur; denn sie grollte ob unserer Neugierde gar sehr. Sofort wurde die Gardine geschlossen. Wir hatten genug gesehen, gesehen, daß Mutter und Kinder wohlauf waren, und im Fluge sie überzählt, eins, zwei, drei. Das scheint bei unserer Löwin die ständige Zahl zu sein. Andere thun es nicht unter vier und versteigen sich zuweilen noch über diese Zahl hinaus.

Seitdem ist es in unserm Garten wiederholt gelungen, junge Löwen zu züchten. Unterdessen ist auch eine der Töchter jener Löwinmutter großjährig geworden und hat eben jetzt drei herrlich gedeihende Junge. Sie ist gleich ausgezeichnete Mutter, scheint sogar noch Manches vor Fanny vorauszuhaben. Während nämlich jene Löwin, sowie ihre Kinder Geschmack an Fleisch zu finden anfingen, zuweilen ziemlich derb in Abwehr gegen ihre Brut werden konnte und deshalb bei der Fütterung in die Nachbarzelle gebracht werden mußte, nimmt die vor einigen Monaten Mutter gewordene Löwin keine Nahrung an, wenn sie von ihren Jungen getrennt ist, und weidet sich bei jeder Mahlzeit daran, ihre Kinder das Fleisch einige Zeit benagen zu sehen. Alsdann erst macht sie Anstalt, sich selbst zu sättigen, und auch da noch gestattet sie ihrer Brut, nach Herzenslust zuzulangen.

Neugeborene Löwen gleichen an Größe schon derben, halbwüchsigen Hauskatzen. Mähne und Schwanzquaste fehlen noch. Ihr Haarkleid ist wollig, gelblichgrau, oberseits und den Beinen entlang schwarzgefleckt; der Schwanz ist leicht quergebändert. Sie sind ziemlich unbeholfen; statt zu gehen, kugeln sie sich, und ihre Stimme klingt wie katzenhaftes Miauen; später erst erstarkt es soweit, daß man etwas Gewaltiges zu ahnen anfängt.

Schlegel.

Blätter und Blüthen.

Folgenschwere Fahrlässigkeit. „Eisenbahnunfälle“ sind eine so häufig wiederkehrende Rubrik unserer Zeitungen, daß ein derartiges Ereigniß schon einen ungewöhnlichen Umfang angenommen haben muß, um den Inhaber eines Jahresbillets aus der vornehmen Gleichgültigkeit aufzuschrecken, mit der er liest, daß wieder einmal ein paar Güterzüge aufeinandergestoßen, aber glücklicher Weise nur ein Locomotivführer und ein Heizer um's Leben gekommen oder zu Krüppeln geworden sind, oder daß ein Wagenschieber zu Brei zerquetscht worden ist. Um ein solches ungewöhnliches Ereigniß hat dieser Monat die Geschichte der Eisenbahnunfälle in ausgiebigstem Maße bereichert.

Die „Große Osteisenbahn“ verbindet Yarmouth und Lowestoft mit London und hat für ihren großen Verkehr zum Theil, unter Anderm zwischen Brundall und Norwich, auf einer Strecke von sechs englischen Meilen, nur ein einziges Geleise. Der Abendpostzug nach London muß deshalb in Brundall den von London kommenden Schnellzug abwarten, es sei denn, daß er von Norwich speciell beordert wird; dies darf nach den bestehenden Vorschriften nur geschehen, wenn der Schnellzug sich um fünfundzwanzig Minuten verspätet.

Im Telegraphenamte auf der Station Norwich waren am Abende des 10. September, während es draußen in Strömen regnete, fünf junge Bursche von fünfzehn bis achtzehn Jahren gemüthlich beisammen, von denen nur einer, der achtzehnjährige Telegraphen-Assistent Robson, dort etwas zu suchen hatte. Er vertrat nämlich einen Beamten, der um diese Zeit den Dienst hatte, aber nicht da war.

Der Schnellzug von London ist in Norwich um neun Uhr zehn Minuten fällig, der Postzug von Yarmouth und Lowestoft in Brundall um neun Uhr fünfundzwanzig Minuten. Verspätet sich der Schnellzug um fünfzehn Minuten bis zu einer bestimmten zwischen London und Norwich belegenen Station, so telegraphirt diese nach Norwich. Keine solche Meldung war eingetroffen, als um neun Uhr dreiundzwanzig Minuten der Nacht-Inspector Cooper an den Schalter des Telegraphenamts klopfte und Robson anwies, den Postzug von Brundall heranzubeordern. Nach der Dienstvorschrift durfte eine derartige Ordre vor Unterzeichnung durch den Inspector nicht abgeschickt werden; Robson begnügte sich mit dem Versprechen desselben, sofort zur Unterschrift wiederzukommen. Kaum hatte indeß Cooper den Schalter verlassen, als vor seinen Augen der Schnellzug in den Bahnhof einfuhr. Ueber das, was nun geschah, widersprechen die Aussagen einander. Cooper behauptet, sogleich umgekehrt zu sein und Robson beauftragt zu haben, die Ordre nach Brundall zu widerrufen. Robson weiß davon nichts; seine Freunde können sich merkwürdiger Weise auf nichts besinnen; möglich ist, daß einer von ihnen auf Robson's Stuhl am Schalter gesessen hat und von Cooper für Robson gehalten worden ist. Durch das Fenster des Telegraphenamtes kann man den Bahnhof überblicken; Robson aber hat nicht nur keinen Widerruf des Inspectors gehört, sondern auch keinen Schnellzug gesehen. Er telegraphirt also nach Brundall: „Schickt den Postzug ab, ehe der Schnellzug hier abgeht!“ und fügt der Depesche Cooper's Namen hinzu. Brundall antwortet: „Werde den Postzug abschicken, ehe der Schnellzug abgeht“. Der Vorschrift gemäß hatte Robson nun ohne Verzug nach dem Inspector klingeln und ihm die Antwort mittheilen müssen; er thut es nicht, angeblich aus Furcht, der Inspector werde ein Halloh machen. Cooper hat unterdeß dem Tag-Inspector Parkes bei der Abfertigung des Schnellzugs geholfen und dessen Frage, ob der Postzug erst herankomme, bestimmt verneint. Parkes läßt den Schnellzug abgehen, und um neun Uhr einunddreißig Minuten bringt der Polizei-Inspector der Station Robson eine Depesche mit der bezüglichen Meldung nach einer Verbindungsstation. „Wo ist der Schnellzug?“ fragt Robson. „Fort.“ Nun wird Cooper gerufen — wir lesen nicht, wir hören das markerschütternde „O mein Gott!“ des Mannes, dem in Einem Augenblicke zugleich das unabwendbar gräßliche Unglück und seine eigene unrettbar zerstörte Zukunft durch die Seele blitzen; — sogar Robson's Freunde haben es gehört.

„Haltet den Postzug auf!“ wird nach Brundall telegraphirt, aber Jeder weiß, wie die Antwort lauten wird: „Postzug abgegangen.“ — Jeder weiß, daß die beiden Züge mit der Collectivgeschwindigkeit von sechzig englischen Meilen in der Stunde aufeinander losrennen, weil jeder Zugführer glaubt, daß der andere auf ihn wartet; kein, absolut kein Mittel, sie zu warnen; fast könnten die Beamten mit der Uhr in der Hand berechnen: Jetzt stoßen sie zusammen, oder vielmehr sie sind schon zusammengestoßen, wenn kein Wunder geschehen ist. — Und es ist kein Wunder geschehen; mit Donnergetöse ist Maschine auf Maschine getroffen, eine auf die andere gesprungen, mit ihr, mit zerschmetterten Wagen, mit todten, sterbenden, verwundeten Menschen im Nu eine Pyramide aufthürmend. Ein Theil der Wagen des Postzuges ist auf einer Brücke stehen geblieben, die, im Bau begriffen, weite Lücken hat. Springen die Reisenden heraus, so springen sie unmittelbar in einen tiefen Fluß. Wenigstens dieses Unglück verhütet die Geistesgegenwart des Schaffners, der, obwohl beschädigt, an den Fußbrettern entlang kriecht und zum Sitzenbleiben mahnt. Aber achtzehn Menschen sind auf der Stelle todt geblieben, sieben seitdem gestorben, dreiundsechzig außerdem verwundet.

Wenn es zweifelhaft geblieben ist und auch wohl bleiben wird, wo — außer in der lockeren Disciplin und der dafür verantwortlichen Verwaltung — der Schwerpunkt der Verschuldung liegt, so kann man sich wenigstens nicht über den geringen Aufwand von Zeit und Mühe bei der Untersuchung beklagen, denn diese ist von drei verschiedenen Commissionen geführt worden. Ueber die sofort Umgekommenen wird ein Todtenschaugericht in Thorpe abgehalten; über die nachher in Norwich Gestorbenen ein solches in Norwich, und zum Dritten inquirirt ein Commissar des Handelsamts. Alle drei vernehmen dieselben Zeugen und erhalten so ziemlich dieselben Antworten. Bei der englischen Art der Zeugen-Vernehmung würde freilich weder König Salomo noch der Richter Daniel über den fraglichen Punkt die Wahrheit an den Tag gebracht haben. Ein orientalischer Kadi hätte zu allem Anfange jeden von den vier Freunden des Telegraphenassistenten in ein besonderes Loch gesperrt und einzeln mit Hülfe kräftiger Ueberredungsmittel verhört. Wunderlich genug hat auf Grund derselben Zeugen-Aussagen die eine Jury Cooper und Robson des Todtschlags angeklagt und Cooper wegen seiner größeren Erfahrung die Hauptschuld beigemessen, die andere, die ihren Spruch später fällte, Robson allein des Todtschlags bezichtigt und erklärt, Cooper's nicht zu bestreitende Fahrlässigkeit sei doch nicht genügend, um ein Verdict gegen ihn zu rechtfertigen.

Merke sich übrigens der geneigte Leser, daß bei diesem Unglück die Reisenden erster Classe mit leichten Quetschungen und dem Schreck davongekommen sind, weil ihre Coupés die Mitte der Waggons einnahmen und durch die rechts und links zertrümmerten Coupés zweiter Classe vor eigener Zertrümmerung geschützt wurden. Vom Standpunkte der Eisenbahndirectoren wäre den zu Schaden Gekommenen am Ende ganz recht geschehen: warum fuhren sie nicht erster Classe! Aber die Directoren der großen Ostbahn werden jetzt nicht gerade zum Scherzen aufgelegt sein: dafür sorgt, wenn nicht das strenge Gericht, welches Punch im Namen der öffentlichen Meinung über sie hält, so doch jedenfalls die unbehagliche Gewißheit, daß die Gesellschaft auf Entschädigungen und Kosten viele Tausende von Pfunden Sterling zu bezahlen haben wird. —

Der Sprachenkampf in Deutsch-Lothringen. In Nr. 37 der Gartenlaube wird in der Notiz eines Elsässers hervorgehoben, daß trotz des passiven Widerstandes der protestantischen Geistlichen unter der napoleonischen Herrschaft die deutsche Sprache rücksichtslos zurückgedrängt worden sei; daß aber selbst die katholischen Geistlichen glaubten, gegen dieses rücksichtslose Vorgehen gegen die deutsche Sprache opponiren zu müssen, zeigt folgende Thatsache:

Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 besuchte ich in Paris einen lothringischen Deputirten und fand dort einen katholischen Geistlichen aus dem westlichen Lothringen, der eigens zu dem Zwecke nach Paris gekommen war, um bei den Deputirten dahin zu wirken, daß den Geistlichen erlaubt werde, den Religionsunterricht in deutscher Sprache geben zu dürfen. Er setzte auseinander, daß die Muttersprache seiner Gemeindeglieder die deutsche sei, und daß es ihm unmöglich sei, auf das Gemüth der Kinder einzuwirken und diesen mit Erfolg Religionsunterricht zu geben, wenn er gezwungen werde, sich dabei der ihnen fremden französischen Sprache zu bedienen.

Berichtigung. In dem in Nr. 37 der „Gartenlaube“ abgedruckten Aufsatze „Die Augsburger Leineweber“ hat sich ein kleiner Irrthum eingeschlichen, den ich nachträglich, von mehreren Seiten hierauf aufmerksam gemacht, berichtigen muß. Das Denkmal Jakob Fugger's in Augsburg ist nämlich nicht von dieser Stadt, sondern von König Ludwig dem Ersten von Baiern errichtet und der Stadtgemeinde geschenkt worden.

Augsburg, im October 1874.

Dr. Chr. Meyer, Stadtarchivar.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen bis heute wieder ein: Ertrag eines von Kunstliebhabern veranstalteten Schauspielabends, durch Gerichtsrath Wellmann in Greifenberg in Pommern 40 Thlr.; ges. bei einer Hochzeit in Hof, durch Antonie Hiemisch 3 Thlr. 10 Ngr.; C. T. in Beuel 2 Thlr; O. H. in Brandenburg 20 Ngr.; E. F. in Hellaßgrün 1 Thlr.; ein Kränzchen in Kirchberg 4 Thlr. 3 Ngr. 8 Pf.; G. H. in Seifhennersdorf 1 Thlr.; aus der Philharmonia der Cösliner Primaner u. Secundaner, Ertrag eines musik. Kränzchens in Schivelbein 12 Thlr.; H. M. 5 Thlr.; Lotterieertrag eines Damenkränzchens 12 Thlr.; zwei Schwaben, P. u. A. H. in London 4 Thlr.; vom deutschen Kegelvereine „Pudelclub“ in Chaux de Fonds (Schweiz) 16 Thlr.; Betrag der bei dem Schulfeste in Wildbach ges. Liebesgaben 7 Thlr.; Halbrock in Hannover 2 Thlr.; Gereles u. Sohn in Altena 2 Thlr.; Pauline Meißner-Keil 2 Thlr.; Martha Meißner 2 Thlr.; ein Thüringer 1 Thlr.; Abendunterhaltung des Männergesangvereins „Arion“ in Sonnenburg (bei Küstrin) 31 Thlr. 3 Ngr.; K. in Hohburg 1 Thlr.; Hauber in Wünschwaltersdorf 2 Thlr.; Kegelverein in Sagan 1 Thlr. 2 Ngr. 7 Pf.; J. Blum in Bohl 2 Thlr.; Seifenverein in Sagan 2 Thlr.; C. G. in Zerbst 2 Thlr.; G. L. in Amsterdam 10 Thlr.; G. K. in Magdeburg 1 Thlr.; Wittwe Sollandt in Burgsteinfurt 5 Thlr.; von Postbeamten in Köln am Rhein, ges. bei einer Festlichkeit 12 Thlr.; Gruitmacher in Carnitz 8 Thlr.; ges. bei einer Bauhebe in Mittelfrohna 4 Thlr.; eine blinde achtzigjährige Frau in Gerz bei Köthen 3 Thlr.; M. B. 10 Thlr.; L. S. in Cosel 1 Thlr.; Graul auf dem Thonberge, in der Tischlerwerkstatt ges. 2 Thlr.; G. Rudhart, k. bair. Geschäftsträger in Paris 6 Dollars; N. N. in Prag 5 fl.; ges. in fröhlichem Kreise deutscher Zecher durch Blankmeier in Petersburg 15 Rubel; Wittwe Traven in Feliceni (Moldau) 6 fl. öst.; Wirthschafts-Inspector Braunich in Kukers 1 Thlr. 15 Ngr.; ges. in einer munteren Backfischgesellschaft in Petersburg 8 Rubel; K. in Rappoltsweiler 1 Thlr.; durch Waisenhausdir. Kranz in Wüste-Giersdorf ges. 8 Thlr. 22½ Ngr.; v. W. in Weimar 1 Thlr.; aus Kempen 6 Thlr.; Magazin-Verwalter Schmidt aus Neustadt a. R. 2 Thlr.; die Künstlergesellschaft im Observatorium in Höchst 6 Thlr.; Ella aus Lausanne 2 Thlr.

Die Redaction der Gartenlaube. (E. K.)

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen. Von **Herman Schmid**.

(Fortsetzung.)

Leichenblaß, unfähig ein Glied zu regen, stand der Russe; der friedliche Pianist war im Begriffe umzusinken, noch ehe der Todesstreich, den er schon fallen sah, wirklich fiel; auch Clarl hatte einen Augenblick die Fassung verloren; denn der Wüthende war furchtbar anzusehen: seine Narbe glühte wie Feuer und seine Augen rollten wie im Irrsinne.

Corona war die Einzige, die besonnen blieb; jetzt trat sie zwischen ihn und den Bedrohten. „Was willst, unbändiger Mensch?“ sagte sie mit ruhigem Tone und Blicke. „Den Augenblick legst Deinen Stock weg! Da heroben auf der Gindelalm bin ich Herr, und ich fürcht' Dich nit, wenn Du noch so wild thust.“

„Aber es ist ja derselbige, von dem ich Dir erzählt hab',“ stieß Quirin aus keuchender Brust hervor.

„Und wenn er's ist!“ rief Corona entgegen. „Willst Du's ihm nach so viel Jahren heimgeben, was er damals als unmündiger Bub' gethan hat? Scham' Dich, ungeschlachter Mensch, und halt' Frieden! Nieder mit Deinem Stock, oder, wenn ich gleich nur ein Madl bin, so nehm' ich Dir ihn ab.“

Einen Augenblick stand der Zürnende unschlüssig; er kämpfte mit dem langgenährten Grimme, mit der im Stillen großgefütterten Rachelust und dem Einflusse, den das Mädchen bereits über ihn gewonnen, dessen Gunst er nicht völlig auf's Spiel zu setzen gesonnen war. Von dem Russen glitt sein Blick auf das Mädchen ab. Er sah sie durchdringend an; dann warf er den Ruckjack auf die Schulter, drehte sich um und schritt ohne Gruß und Wink davon, dem höher hinaufführenden Bergsteig zu.

Erleichtert sahen ihm die Uebrigen nach. Corona athmete tief auf, fuhr mit Hand und Arm über die Stirne und hieß dann Clarl den Weg abwärts einschlagen, um nach dem verlorenen Taschenbuche zu suchen.

Nachdem der Eindruck des erregenden Auftritts sich etwas gemildert, war den Gästen erwünschte Gelegenheit gegeben, ungestört mit den eigentlichen Absichten herauszurücken, die sie auf die Alm geführt hatten. Der Pianist, der trotz seiner Dicke eine starke Gabe von Enthusiasmus im Leibe trug, hatte bei seiner Rückkehr nach München Corona's Gesang und wunderbare Kehlfertigkeit nicht aus dem Sinne gebracht. Er hatte aller Welt davon erzählt und den Zuhörern bald die in ihm lebende Ueberzeugung mitgetheilt, daß es nur einer kurzen Ausbildung bedürfe, den rohen Edelstein so zu schleifen, daß er in allen Lichtern und Farben der Kunst zu brilliren vermöge. Er hatte sich zuletzt entschlossen, noch einen Ausflug nach Tegernsee zu machen, das seltene Bauermädchen aufzusuchen und sie dahin zu bringen, daß sie seinem Antrage Gehör gebe, ihm in die Stadt zu folgen und sich unter seiner Leitung und Obhut zur Sängerin auszubilden. In der Freude seines Herzens und im Lichte seiner regen Einbildungskraft sah er sie schon als eine zweite Catalani mit Gold und Ruhm überschüttet, und sich selbst als den glücklichen Entdecker des Kleinods im Mitbesitze aller dieser Schätze.

In dieser Stimmung war er dem jungen Russen begegnet, der ihm wie ein alter Bekannter war, weil er ja auch in dem Zelte zugegen gewesen. Er theilte demselben sein Vorhaben mit, das dieser mit lebhafter Theilnahme aufgriff. Er erbot sich sogar, den Pianisten auf seinem Werbegange zu begleiten. Nun rückte dieser gegen Corona mit seinem Vorschlage hervor und erzählte der Staunenden, welche herrlichen Aussichten für ihr künftiges Leben sich öffneten, ein Leben des Gesanges statt harter Arbeit, statt eines Daseins voll Mühe, Entbehrungen und Armuth eine Laufbahn des Ueberflusses, des Glanzes und der Freude.

Er hatte bereits mit dem Director des zweiten Theaters am Isarthore gesprochen und ihn, da er auf sein musikalisches Urtheil viel gab, dahin gebracht, daß er bereit war, für die Probe- und Lehrzeit zu den Kosten des Unterhalts den größten Theil beizutragen und das Mädchen entsprechenden Falles mit einem vorläufigen Gehalte von tausend Gulden zu engagiren. Was etwa noch fehlte, konnte leicht durch reiche und vornehme Kunstfreunde oder vom Könige selbst, der sie ja ebenfalls kannte, herbeigeschafft werden. Mit beredter Zunge schilderte er ihr die Leichtigkeit, mit welcher sie bei ihrer wunderbaren Naturanlage die Lehrzeit vollenden werde, wie sie dann öffentlich auftreten würde, umgeben und unterstützt von allem Aufwande der Kunst, wie sie Triumphe über Triumphe feiern und den Augenblick preisen werde, in welchem sie ihre Zusage gegeben. Auch Worinoff unterließ nicht, ihr das Leben als Künstlerin mit den feurigsten Farben zu schildern und hervorzuheben, wie sie gar keine Furcht zu haben brauche; ihre Liebenswürdigkeit werde ihr bald in den ersten und höchsten Kreisen Freunde schaffen, welche Alles aufbieten würden, ihr Erfolge zu bereiten, die bereiteten zu verschönern und mit ihr zu theilen.

Corona hatte den Vorschlag zuerst mit Erstaunen, dann

Digitized by Google

mit ungläubigem Lachen erwidert; als aber Beide die Sache ernsthaft wiederholten, entschwand allmählich ihre Besorgniß, als ob man beabsichtigte, sie zum Besten zu haben. Die Möglichkeit eines mühelosen, von allen Erdengütern umgebenen Lebens trat plötzlich wie eine Erscheinung in ihr Leben, blendete ihr Auge und erschreckte ihr Gemüth, daß sie rathlos vor derselben stand. Wohl hatte sie immer große Genugthuung empfunden, wenn man ihren Gesang bewundert hatte; wohl war es ihr oft gewesen, als sei sie zu etwas Besserem bestimmt und gehöre nicht unter die Bauern und in die Sennhütte, aber die unerbittliche Wirklichkeit hatte die hochfliegenden Einbildungen immer gar bald und so unbarmherzig vernichtet, daß sie bei ihrem sonst klaren und entschlossenen Wesen sie wieder auf lange Zeit von sich ferne hielt. Sie kam sich jetzt vor wie das arme Kind im Märchen, das die Gänse hüten muß, und das eine vorüberfahrende Fee auf einmal in ihren Wagen nimmt und ihm sagt, daß sie seine Mutter sei, daß es nun nicht mehr die Gänse auf die Weide treiben, sondern für immer bei ihr bleiben dürfe und selber eine Fee geworden sei. Wohl war etwas in ihr, das widersprach, wenn sie auch die Stimme nicht deutlich verstand — wie sie in die grüne Bergmatte hinaussah, war es, als ob ihr dieselbe winke, sie nicht zu verlassen, und in ihr Ohr klang es wie Waldeswehen, wie Wasserrauschen und das Knirschen einer Sägmühle, das sie zu sich lockte in die Waldeinsamkeit.

Es ward Worinoff und dem Pianisten nicht schwer, die Bedenken der Unkundigen zu widerlegen, und ein schweres Gewicht fiel in die Wagschale, als Clarl mit dem vermißten Taschenbuche wiederkam, das ein freundlicher Weinschörlbusch zwischen seinen Stacheln und Trauben vor dem Falle in eine größere Tiefe bewahrt hatte. Das war so recht Wasser auf ihre Mühle, als sie den Gegenstand ihres Gespräches erfahren hatte; sie war augenblicklich Feuer und Flamme und schürte die Gluth, welche Eitelkeit und der Wunsch nach einem angenehmen Leben in Corona's Busen bereits entzündet hatten.

„Wirst Dich doch da nit besinnen?" rief sie. „Schlag' ein, sag' ich, mit allen zwei Händen! Du bist ein Glückskind! In der Stadt leben und tausend Gulden haben und nix dafür thun als das Bissel Singen! Ich bin einmal d'rin gewesen in der Münchner Stadt und im Komedihaus und hab' geseh'n, wie die erste von den Sängerinnen droben herumgestiegen ist wie der Gockel im Werg, und angezogen wie eine Königin, daß sie über und über nur so gefunkelt hat von Gold, und die Leut' haben geschrien und in die Händ' geklatscht und Blumen hinaufgeworfen und grünes Zeug. Und da willst Du Dich noch besinnen? Das Alles kannst Du jetzt auch haben. Willst Du vielleicht lieber alle Tag' mit der Sonn' aufsteh'n, die Küh' melken, die Butter ausrühren und dreschen und spinnen im Winter? Oder willst Du einen Häusler oder Tagwerker heirathen und Dich fortfretten Dein ganzes Leben lang mit Mann und Kindern, bis Du zusammgeracert bist, daß Dich kaum der Tod mehr holen mag?"

Lächelnd hörte Corona der eifrigen Alten zu. „Laß' nur gut sein!" sagte sie, indem sie ihr die Hand auf die Schulter legte, „und strapazir' Dich nit so ab! Ich sag' nit Ja und nit Nein; ich will mir's überlegen. Haben sie im Theater so lang' gesungen ohne mich, so werden sie's wohl auch noch acht Tag' zuweg' bringen. Der Herr soll mir sagen, wo ich ihn find'. In acht Tagen komm' ich dann nach München, wenn ich mich entschließ', und wenn nit, kommt statt meiner ein Brief; wenn's auch schlecht zu lesen sein wird, werden s' dann doch schon so viel herausbuchstabiren können, daß's nichts ist."

Der Pianist, Worinoff und Clarl versuchten zwar, sie zu einer sofortigen Zusage zu bestimmen; aber sie blieb fest dabei, so daß der Pianist nichts anderes thun konnte, als sich damit zufrieden zu geben und den Rückweg anzutreten. — War es doch hohe Zeit und über den Gesprächen und Ereignissen der späte Nachmittag herangekommen — die Sonne war schon über den Rand der Tannen hinuntergegangen und nur noch draußen am Horizonte der Ebene und dann im Widerschein an den Felswänden sichtbar.

Der Pianist verabschiedete sich warm und herzlich von seiner zukünftigen Schülerin; Worinoff that nicht minder feurig und freute sich schon im Voraus auf das Wiedersehen und a die schönen Stunden, die darauf folgen sollten. Als Abschlag dieser künftigen Herrlichkeiten faßte er die derb gehärtete Hand des Mädchens, und als sie diese ihm ohne Widerstand ließ, versuchte er, sie zu umfassen und einen Kuß zu erhaschen. Sie wies ihn diesmal zwar nicht so derb, aber darum nicht minder entschieden zurück, so daß er wieder in Verlegenheit gerieth. „Du bist noch unerfahren," rief er, sich zum Lachen zwingend. „Komme nur erst in die Stadt und zum Theater, dann wirst Du schon auf andere Gedanken kommen, so gewiß Deine rauhe Hand dann weich wird und Du sie in weiche Handschuhe stecken wirst."

„Das glaub' ich kaum," sagte Corona ernsthaft; er aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr, indem er sich zum Gehen anschickte, in voller Zuversicht fort, daß er das besser verstehe und sie beim Wiedersehen an seine Vorhersagung erinnern wolle. „Lebe wohl!" rief er noch aus der Ferne. „Lebe wohl, Du wildes Spötterl! Auf Wiedersehen als zahme Nachtigall!"

Es war wieder still und einsam geworden auf der einsamen und stillen Gindelalm. Die Sennerinnen gingen der Arbeit nach, die vollauf ihrer harrte; sie hatten nicht Zeit, über das Erlebte sich zu unterhalten. Corona fehlte auch die Lust dazu: zu viel des Neuen und Bedeutsamen war in den wenigen Stunden an sie herangekommen, daß sie erst darüber nachsinnen und Alles in Kopf und Herz ordnen und sichten mußte, ehe sie es in Worten auszudrücken vermochte. Darüber kam der Abend vollends heran. Hütte und Stall war beschickt, und als der Mond über den hohen Grat emporsah, traf er Corona nachdenklich wie zuvor auf der Bank vor dem Almträt sitzen, so vertieft, daß sie das Herannahen Quirin's gar nicht gewahrte, bis er langsam und geräuschlos näher gekommen war und beinahe hart vor ihr stand. Ueberrascht sprang sie auf und wollte in einer ersten Regung der Furcht der Hütte zueilen, besann sich aber und blieb auf der Schwelle stehen, indem sie ruhig zurückblickte, gleich als frage sie, was ihn noch einmal zu ihr führe.

„Fürcht' Dich nit!" sagte er in so sanftem Tone, wie er ihn nur aus der Kehle bringen konnte. „Ich bin schon wieder bei mir selber. Die Wildheit ist halt so über mich gekommen, wie ich den Russen geseh'n hab' .... Du weißt nit, Madl, wie so was thut; aber Du hast Recht g'habt: es war eine Schand', daß ich mich so vergessen hab'."

„Gut für Dich, wenn Du das einsiehst," sagte Corona kalt. — Der Ton hätte vielleicht doch etwas anders geklungen, wäre nicht von rückwärts Clarl aus dem Stalle in die Hütte getreten und Zeugin des Gesprächs geworden, das sogleich ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Und hernach," fuhr Quirin, über den kühlen Empfang beklommen, fort, „nachher hab' ich doch nit so ohne ‚B'hüt' Gott!' fortgeh'n und mir erst Antwort holen wollen auf meine Frag' von vorhin. Wie ist's, Spötterl — oder, wenn Du das lieber hörst, Corona Rohnbergerin — weißt keine Sägemüllerin für mich?"

„Nein," antwortete sie, „ich weiß keine, die mir so zuwider wär', daß ich ihr das anthun und sie einem solchen Wildling zubringen möcht'. Such' Dir die nur selber aus, die mit Dir unglücklich werden soll!"

„Unglücklich!" sagte Quirin betrübt. „Also meinst wirklich, mit mir könnt' man nit anders als unglücklich sein? Ich wollt' mich schon zusamm'nehmen und wollt's hinunterschlucken, wenn's mir so heiß wird unter der Stirn."

„Was da!" unterbrach ihn Clarl. „Das ist lauter Gered', das keine Heimath hat. Die Corona hat jetzt was Anderes zu thun, als sich mit Dir und Deiner Säg'müllerin abzugeben. Sie hätt' auch keine Zeit; denn daß Du's nur weißt, mit dem Sennerin sein und Dienen ist's aus bei ihr — die Corona geht in die Stadt und wird eine Sängerin."

„Aber Clarl!" rief Corona abmahnend; sie wollte nicht, daß jetzt schon so sicher von der Sache gesprochen würde, aber der Funken war schon bereits auf brennbaren Zunder gefallen und brannte lichterloh.

„In die Stadt? Sängerin?" würgte Quirin zum Tode erschrocken hervor und ließ den Bergstock zu Boden fallen. „Wird ja doch das nit sein."

„Warum etwa nit?" rief Clarl entgegen. „Der Stadtherr, der dagewesen ist, ist ein Musikant, und der hat gesagt, die Corona hat eine Stimm', wie's keine zweit' in der Welt giebt.

Drum wird sie eine Sängerin und kriegt tausend Gulden und darf nur die Finger rühren und bloß verlangen, was sie will."

„Corona, es ist nit wahr," sagte Quirin ergriffen. „Sag', daß's nit wahr ist! Es ist ja unmöglich."

„Warum sollt's unmöglich sein?" rief Corona gereizt. „Du glaubst wohl, ich könnt' das nit zuweg' bringen?"

„Es ist unmöglich," sagte Quirin, „weil Du nit geschaffen bist für so was. Schau, ich weiß nit viel vom Stadtleben und versteh' gar nichts von der Komödie; aber ich mein', es wär' schad' um Dich. Du kommst mir vor wie ein Almrösel; das blüht so schön, wo's hingehört, wo's daheim ist — auf'n Bergen, in der frischen, freien Luft. In einem Garten, und wenn er noch so schön wär', da geht's zu Grund'. Schau, laß Dich nit versetzen, Du Almrösel, Du schön's! Bleib' auf Deinen Bergen — bleib' daheim!"

Clarl brach in Lachen aus, in das Corona, wenn auch nicht ebenso laut, einstimmte, das aber doch hinreichte, die Stimmung des Burschen, die erst weich gewesen, in den Gegensatz grimmiger Erbitterung umschlagen zu lassen.

„Du lachst?" rief er. „Ueber mich? Lach' über Dich selber, Du gutherzig's Ding, das in seiner Eitelkeit nit begreift, wie die Stadtleut' nur ihren Spaß mit Dir haben! Weil Du ein paar Schnaderhüpfl singen kannst, bildest Dir ein, Du könntest eine Sängerin werden? Das ist gerad', als wenn man Birn' brocken wollt' von einem Lindenbaum. Auslachen werden s' Dich — denk' an mich! Es ist nit Deine Art."

„Weißt das so gar gewiß?" unterbrach ihn Corona, durch den Spott erbittert. „Und wenn ich's zuvor nit im Sinn g'habt hätt', jetzt ist's beschlossen wie mit einem eisernen Schloß; — jetzt will ich Dir zeigen, daß ich kann, was ich will."

Der Bursche schien noch etwas erwidern zu wollen; dann wandte er sich, wie bei seinem ersten Entfernen, kurz ab, als verlohne es nicht der Mühe, noch ein Wort zu verlieren, drückte den Hut fest auf den Kopf und ging durch den Anger der abwärts führenden Bergstraße zu. Aus der Ferne noch erscholl sein Gesang:

„Klopf' an und klopf' an
Und fahr' ab und fahr' ab!
Was i' krieg', weiß i' nit;
I' weiß nur, was i' hab'."

„Geh' nur zu!" rief ihm Clarl nach. „Und damit Dich nit zu kümmern brauchst, nimm Deinen Vogel mit Dir!"

Damit öffnete sie das Thürchen des Käfigs, durch das der Vogel im Nu entwischte. Der unerwarteten Freiheit froh, stieg er mit schmetterndem Lustgesang gerade auf in die Höhe. Corona sah schweigend in den mondlichten und doch umschleierten Abend hinaus. Die Gefährtin aber sang mit weit schallender Stimme:

„Auf die Höh' da geht's langsam,
Aber lüsti' bergab;
Hinauf da heißt's krazeln
Und hinunter: Fahr' ab!"

Noch nicht lange war der letzte Ton ihres Jodlers verklungen; der Mond stand senkrecht über den Almen. Sie lauschten, ob keine andere Antwort auf das Lied erfolgte als die des Wiederhalls. Es kam keine. Dafür krachte nach einiger Zeit ein Schuß in der Tiefe; der Wiederhall trug ihn verzehnfacht dahin durch die aus dem ersten Schlummer aufschreckende Nacht.

---

3. Was i' krieg', weiß i' nit.

Im Theater am Isarthor zu München war Alles schon Morgens in voller, hastiger Thätigkeit; es galt die Hauptprobe eines Stückes, das zwar nicht zum ersten Male, aber doch mit allerlei Aenderungen gegeben werden sollte. Es war die Zauberposse „Der Geist im Hofgarten", in welchem der Director und Komiker Carl, der Liebling der Münchner, diesen ein Stück aus ihrem Leben voll örtlicher Anspielungen und Späße geschrieben — war er doch mit der Stadt, deren Bewohnern und ihren Eigenheiten vollkommen vertraut und wußte seine Witz-Raketen und Knallschläge immer so einzurichten, daß sie nie wirkungslos verpufften.

Der Vorhang der Bühne war aufgezogen, diese selbst nur mit wenigen Oellampen beleuchtet, eben genügend, um das Dunkel in schwache Dämmerung umzuschaffen und in den leeren Zuschauerraum noch undurchdringlichere Schatten zu breiten; nur ein an diese Art von Beleuchtung gewöhntes Auge vermochte in demselben die matten Umrisse der Logenreihen und Parterresitze zu erkennen. Zu den Seiten der Bühne standen hohe Wald-Couliffen, und die Zimmerleute waren eben beschäftigt, Versatzstücke aufzurichten und aus ihnen den Vorgrund einer Berglandschaft zusammenzustellen. Im Widerspruche damit hing im Hintergrunde ein Vorhang mit einem stattlichen Burggewölbe herunter, das noch von dem Ritterstücke des vorigen Abends zurückgeblieben. Voran am Bühnenrande hockte, wie der Eingang eines Schachtes, der Kasten des Souffleurs; die Lampe desselben flimmerte matt daraus hervor wie das Grubenlicht eines Bergmannes. Unweit davon standen Stuhl und Tisch, und auf diesem brannte eine Oellampe, die ihren Schein über ein breites aufgeschlagenes Buch mit verbogenen und verstrichenen Blättern warf. An demselben vorüber, die Rampe entlang, schritt ein stattlicher Mann hastig hin und wieder und zog manchmal mit einer Geberde der Ungeduld seine Taschenuhr heraus. Die Zeit zum Beginn der Probe war nahe; aber die Schauspieler schienen säumig; in den Couliffen-Lücken wurde nur hie und da ein einzelner Schatten sichtbar.

Jetzt begann das Gewölbe des Hintergrundes sich zu heben, und statt desselben öffnete sich die dämmernde Aussicht in eine tiefe Berggegend, in weiter Ferne abgeschlossen mit der Aussicht auf einen See und das um ihn gelagerte Hochgebirge. Es war die ganze Tiefe der Bühne verwendet, denn der kundige Director liebte es, seinen Zuschauern solche Ueberraschungen zu bereiten: geschah es doch nicht selten, daß auch der hinter dem Theatergebäude liegende Garten noch zum Spiele hereingezogen wurde, um, wie im „Graf Waltron", Schlachten und Gefechte von ganzen Compagnien oder Reiter-Schwadronen aufführen zu lassen.

Der Wandler an der Rampe stand still; es schien ihm willkommen, etwas zu finden, woran er den wachsenden Unwillen auslassen konnte.

„Aber in Dreiteufelsnamen, Herr Sußbauer!" rief er im breitesten und unverfälschtesten Tone eines echten Münchener Kindes. „Was treiben S' denn? Lassen S' doch den Prospect hängen! Es ist ohnedem kalt genug auf dem verfluchten Theater; es scheint, der Heizer hat wieder einmal den Schlüssel zu der Holzkiste verloren."

Der angerufene Maschinist hielt augenblicklich inne, daß das Gewölbe mit seinen Säulen frei in der Luft baumelte. „Der Herr Director will die ganze Scene sehen," rief er entgegen, „er kommt mit dem Herrn Burnickel, dem Maler, herunter, — er hat ja eine neue Almhütte dazu gemalt. Also muß ich den Prospect doch aufziehen."

„Die große Bergdecoration wegen der einzigen Scene!" lachte der Regisseur ärgerlich. „Was das für Geschichten sind!"

„Aber Sie wissen ja, Herr Regisseur," entgegnete Sußbauer, „daß in der Scene die neue Sängerin zum ersten Male auftritt."

Der Regisseur lachte noch grimmiger. „Das muß ich sagen! Das lohnt der Mühe, so viel Umstände zu machen wegen der Bäuerin, der ungehobelten, aus der doch in Ewigkeit nichts wird — sagen Sie, ich hab's gesagt! Ich heiße Schneider."

Der Maschinist konnte nichts erwidern, denn aus den Couliffen trat bereits der Theatermaler Burnickel zu ihm, und aus der dunklen Tiefe des Zuschauerraumes erscholl die Stimme des Directors, der sich dort bereits eingefunden hatte, um die Wirkung der Decoration aus gehöriger Entfernung zu beurtheilen.

„No, no, Herr Regisseur!" rief er. „Sind Sie wieder einmal im Zug? Ich bitt' mir's aus, daß über Mitglieder und Gäste nicht räsonnirt wird, sonst kommt der § 27 zur Anwendung, und Sie haben um fünf Gulden zu viel gehabt."

„Ich räsonnire nicht, Herr Director," antwortete der Regisseur, während Carl durch eine kleine, im Orchester angebrachte Thür unter der Bühne verschwand und dann auf dieser neben dem rothen Harlekinmantel zum Vorschein kam. „Aber als Regisseur muß mir doch erlaubt sein, meine Meinung zu sagen."

„Das versteht sich," entgegnete Carl. „Aber die Meinung gehört in mein Sprechzimmer hinauf und nicht auf das Theater und schon gar nicht auf die Hauptprobe. Wenn's das Mädl

hört, macht sie auf die Nacht eine Dalkerei, fallt mit Glanz durch, und ich kann schauen, wie ich zu meinem schönen ausgelegten Geld komme."

„Aber —" wollte der Regisseur erwidern.

Der Director aber unterbrach ihn. „Reden Sie mir nichts mehr!" rief er. „Ich kenne Sie nicht erst seit heute, Herr Schneider! Sie sind ein ganz guter Regisseur, und ich wünsche mir keinen besseren; aber wenn Sie einmal Jemand auf der Muck' haben, dann kann er Ihnen nichts recht machen, und wenn er auf dem Seil Monferin tanzen thät', und wenn man Ihnen etwas dagegen sagen will, dann schlagen Sie gleich mit dem Holzschlägel d'rein und möchten Ihre Grobheit für Aufrichtigkeit verkaufen. Sie sind doch zuerst nicht gegen das Mädl gewesen und haben selber gesagt, was Alles von dem Naturwunder zu erwarten ist."

„Das hab' ich allerdings," sagte der Regisseur. „Aber inzwischen hab' ich mich von ihrer Talentlosigkeit überzeugt. Es wird nichts aus ihr — dabei bleib' ich. Sie können's mir nachsagen — ich heiße Schneider."

Der Director hatte das Gespräch halblaut im Vordergrunde geführt, während in der Tiefe die Zimmerleute hin- und wiedergingen und der Maler ihnen seine Anordnungen zurief. Im nämlichen Augenblicke aber war Corona, die unbeachtet in der dunklen Coulisse gestanden, hervorgetreten; sie legte dem Regisseur empfindlich ihre Hand auf die Schulter und fragte in lautem und entschiedenem Tone:

„Wie haben Sie g'sagt, daß Sie heißen?"

„Schneider," erwiderte der Ueberraschte.

„Dann geben Sie fein Acht, Herr Schneider, daß Sie den Fleck nicht neben das Loch setzen," erwiderte das Mädchen, „und warten Sie, bis am Abend die Komödie vorbei ist!"

Damit wandte sie sich und trat in die Coulisse zurück, den Verblüfften seinem Aerger und dem Spottlachen des Directors überlassend. „Da haben Sie's," rief dieser. „Jetzt können Sie den Hieb einstecken. Aber verlegen ist das Mädl nicht — das muß man sagen. Wenn sie Abends auch so in's Zeug geht, kann's ihr nicht fehlen."

Inzwischen war die Aufstellung der Berglandschaft nahezu beendet; die Zimmerleute mit dem Maschinisten schleppten nur noch ein großes Lattengerüste herbei, an dessen Vorderseite ein Hügel mit einer Sennhütte gemalt und festgebohrt war. Mehrere kräftige Männer hatten Mühe, das mächtige Stück zu schleppen.

„Was ist denn wieder für ein neuer Gehülfe dabei?" sagte der Director, näher tretend. „Wie oft hab' ich Ihm schon gesagt, Sußbauer, Er soll mir keine Aushülfe nehmen, ohne daß ich darum weiß. Aber Er haust in den Tag hinein und denkt, der Director soll nur blechen."

„Sind S' nur still, Herr Director!" erwiderte der Maschinist halblaut und mit abwinkender Geberde. „Das ist ja ein Freiwilliger; der kostet nichts. Einen Aushelfer hätte ich heute doch haben müssen; da hab' ich halt den Burschen genommen. Der ist drüben im Sterneggerbräuhaus Knecht und hat einen solchen Narren am Theater gefressen, daß er gar nichts verlangt, wenn er nur manchmal mitmachen darf.

„Das muß ich sagen," rief Carl lachend, „ich bin doch eine gute Weile Theaterdirector, aber das ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn es aber so ist, wollen wir dem Zimmermanne nichts in den Weg legen, seine neue Art von Dilettantismus auszubilden . . ."

Der Aushelfer stand so nahe, daß er das Gespräch wohl hören konnte; er schien aber ganz mit seiner Arbeit beschäftigt. Es war ein kräftiger, wohlgewachsener Bursche mit bartlosem Gesichte und kohlschwarzem Haare, das tief auf Stirn und Nacken hereinhängend ihm einen etwas tölpelhaften und doch verschmitzten Ausdruck gab.

Nun stand die Berglandschaft vollends fertig da; die Lampen waren angezündet und aufgeschraubt, und das Ganze bot das wirklich anziehende und treue Bild einer Berggegend mit Wald und See. Mit dem Bewußtsein des Künstlers nahm der Maler Burnickel die Anerkennung des Directors sowie die Lobsprüche der Schauspieler hin, welche ebenfalls aus den Coulissen hervorgekommen waren, das neue Werk in Augenschein zu nehmen. Aergerlich tönte das Glöcklein vom Tische vorn an der Rampe darein und unterbrach die Huldigung.

„Von der Bühne, meine Herrschaften!" rief der Regisseur. „Ich beginne die Probe, sonst stehen wir um drei Uhr noch auf dem Theater."

Schweigend gehorchte Alles dem Rufe. Die Hülfsarbeiter verschwanden. Die augenblicklich nicht beschäftigten Schauspieler zogen sich geräuschlos in die Coulissen zurück, ihrer Auftritte und Stichworte gewärtig. Die Eifrigeren überlasen ihre Rollen. Andere standen in Gruppen beisammen und unterhielten sich über Alles, was in der Welt und in deren Spiegelbild, der Schaubühne, zu geschehen pflegt, in jenem liebenswürdig leichtlebigen Tone, der ein Vorrecht und Eigenthum ihres Standes ist — ist der Schauspieler doch auf den Augenblick angewiesen, wie kein anderer Künstler, und ist es doch erklärlich, wenn er deshalb auch vor Allem darauf ausgeht, den Augenblick auszunützen und jeden für verloren zu halten, der ihm nicht eine Blüthe getragen. Es war eine heitere und feine Versammlung, darunter mancher Träger eines Namens, der damals von gutem Klange war, manch schönes Talent, dem das warme Herz von den höchsten Hoffnungen und Vorsätzen schwoll, und das dann doch mit der Zeit und den Zeitgenossen spurlos dahinging, ohne daß mehr von ihm übrig geblieben als die erlöschende Jugenderinnerung der Greise. Sind einst auch diese dahingegangen, dann ist die Fluth vollends über ihnen zusammengeschlagen, als wären sie nie gewesen. Die Flüchtigkeit ihrer Schöpfungen, die mit dem Schaffen untergehen, ist es wohl auch, was den Persönlichkeiten der Schauspieler nicht selten eine gewisse Erregung und hastige Unruhe aufprägt — Niemand fühlt mehr, als sie, wie kostbar und unwiederbringlich die Minuten sind. Diese Hast zwingt sie, vorwärts zu drängen, und wer vorwärts drängt, wird nur zu leicht veranlaßt, einen Gefährten, den er sich voraus sieht, zu beneiden, ihn zurückzuhalten oder auch, wenn es die Gelegenheit möglich macht, zu verdrängen.

Etwas abseits von der Gesellschaft, der sie nach dem Erfolge des heutigen Abends auch angehören sollte, stand Corona wieder im Dämmerdunkel einer Coulisse unweit des Inspicienten, der, mit dem Scenarium in der Hand, das richtige Auftreten der Schauspieler zu überwachen, sie auch wohl zu rufen und zugleich Alles auszuführen hatte, was hinter der Scene geschah, wie etwa einen Schuß abzufeuern, eine Glocke zu läuten, Rufen oder sonstiges Getöse auszuführen.

Sie war äußerlich kaum verändert; wie sie sich geweigert, ihre ländliche Tracht abzulegen, ehe Alles fest entschieden sei, war auch ihr Sinn während des halben Jahres, das sie in der Stadt zugebracht, derselbe geblieben — man konnte sie einer versetzten Pflanze vergleichen, die sich noch nicht entschieden hat, ob sie in dem neuen Boden anwurzeln oder lieber verwelken will. Sie war sich selber nicht recht klar, was in ihr vorging; aber so viel stand fest: der trotzige Frohsinn, der sich sonst am Abend mit ihr auf das Heulager gelegt und Morgens mit ihr davon aufgesprungen, war nicht mehr in der alten Frische und Unbefangenheit in ihr. Sie lachte wohl, aber es kam nicht so frei vom Herzen weg wie früher; sie scherzte, aber der Scherz klang oft wie unwillig, nicht selten gar wie gereizt. Es erging ihr wie Jedem, der mit sich selbst nicht zufrieden ist und sich das nicht gestehen will. Wohl hatte es ihr gefallen, als man ihr bei der Ankunft in der Hauptstadt von allen Seiten mit freundlicher Aufmerksamkeit begegnet, als der dicke Pianist sie in seiner Familie aufnahm und sie die Annehmlichkeiten bürgerlicher Häuslichkeit kennen zu lernen begann. Dennoch fand sie sich nicht heimisch; sie kam sich vor wie ein fremder Gast, den man für die kurze Zeit seiner Anwesenheit im Müßiggange nicht behelligt; sie vermißte, was bisher die Grundlage ihres Lebens gewesen, die stete Arbeit, die, wie sie die Zeit ausfüllt, auch das Gleichgewicht erhält zwischen Kopf und Herzen. Der Unterricht im Gesange war nicht geeignet, ihr dieselbe zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's letztes Kind.

Es muß etwas Erhebendes sein um das Bewußtsein: ich bin Blut vom Blute, Geist vom Geiste eines großen Mannes. Anders und in einem höheren Lichte als dem niedrig Geborenen erscheint dem so Geweiheten die Achtung vor seinem eigenen Selbst; anders und mit gesteigerten Forderungen tritt an ihn die Welt heran. Dies hat, wenn irgend Jemand, die jüngste Tochter Schiller's, die am 25. November 1872 verstorbene Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, ein langes Leben hindurch in vollem Umfange empfunden; führte dieses lange Leben sie doch immer und immer wieder auf den Gedanken ihrer erhabenen Abkunft hin, denn unter den Kindern unseres großen Dichters wurde wohl keines so oft genannt und so hoch gefeiert, wie sie, eine Auszeichnung vor ihren übrigen Geschwistern, welche sie nicht sowohl dem Umstande verdankt, daß sie das den Vater am längsten überlebende Kind war, wie vielmehr dem freundlich waltenden Geschicke, welches, wie man allgemein und wohl mit Recht annimmt, ihr aus der geistigen Erbschaft des Vaters einen reicheren und schöneren Antheil gewährte, als den übrigen Kindern Schiller's.

Emilie lebte nur in ihrem Vater; denn der Gedanke der Propaganda für die geistige Saat, die er ausgestreut, war der Gedanke ihres Lebens. All die wechselnden Schicksale, welche der Schiller'sche Genius in der Würdigung durch die deutsche Nation erfuhr, die mannigfachen Schwankungen, welche seine Werke auf der steigenden und fallenden Woge der Beurtheilung des Jahrhunderts erlebten, zuerst die aus Mißgunst geborenen Angriffe einer lorbeerzerpflückenden Kritik, dann die aus ehernen Denkmalen redende Begeisterung des gesammten deutschen Volkes — alles Das hat Emilie miterlebt und mitempfunden. Und wenn ihr Leben ganz dem Gedächtnisse ihres großen Vaters geweiht war, wenn Ehrfurcht vor seiner erhabenen Mission der Mittelpunkt all ihres Fühlens und Denkens war — und so war es in der That — welch' eine Genugthuung muß sie empfunden haben, als jener unvergeßliche November des Jahres 1859 die Fahnen entfaltete und eine Fülle von Festen und Ehren, ein Meer von Blumen und Kränzen ausgoß, um die Jahrhundertfeier von Schiller's Geburt zu begehen!

Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm.
Im Juni 1872 nach dem Leben gemalt von F. Wolf in Frankfurt a. M.

Einmüthig, in gehobener Feststimmung, feierte das deutsche Volk jene großen Erinnerungstage, und von dem Herzen Deutschlands, dem freundlichen, poesieumhauchten Schwaben, aus zog sich überallhin, wo die deutsche Sprache klingt, eine Kette begeisterter Kundgebungen zu Ehren unsers geliebtesten Dichtergenius; das deutsche Mutterland einte mit den Schwesterstämmen in Amerika und Australien seine Jubelrufe, und das geistigste Fest, das wir je gefeiert, es war zugleich der höchste und schönste Ausdruck des wiedererwachenden Nationalbewußtseins. Der Mittelpunkt aber all dieser festlichen Kundgebungen, gewissermaßen der Altar, an dem ein ganzes Volk seinem größten Todten huldigte, es waren die Hände seiner noch im Leben wandelnden Tochter; denn in diese Hände legten wir die schönsten Festesgaben nieder. Die in jenen Tagen Emilie v. Gleichen-Rußwurm in der blumengeschmückten Neckarstadt Stuttgart gesehen, sie wollen in ihren freudedurchleuchteten Zügen, in denen schon Schiller sein Abbild zu erkennen glaubte, einen Hauch vom Geiste ihres Vaters begrüßt haben.

In der That soll Emilie auch bezüglich ihrer äußeren Erscheinung unter den Schiller-Kindern dasjenige gewesen sein, welches dem großen Vater am meisten glich. Das diesen Zeilen beigegebene vortreffliche Portrait der edlen Frau, welches im Juni 1872, also wenige Monate vor ihrem Tode von dem kunstgewandten Maler F. Wolf in Frankfurt aufgenommen wurde und für das ähnlichste Bildniß derselben gilt, bestätigt diese allgemein angenommene Ansicht vollkommen. In diesem ruhig und tief blickenden Auge lebt etwas vom milden Ernste Schiller's, während der gekniffene Mund und das markirte Kinn Zeugniß dafür ablegen, daß die ausharrende Energie des Vaters nicht zu den geringsten Vermächtnissen gehörte, welche er der Tochter hinterließ. Bei dem wieder herannahenden Geburtstage Schiller's dürfte der gegenwärtige Zeitpunkt zur Veröffentlichung des Portraits seiner Tochter sowie einiger Worte über ihr Leben und Wirken besonders geeignet erscheinen.

Als Emilie in's Leben trat — es war am 25. Juli 1804 in Jena — waren die Tage Schiller's bereits gezählt, und als er für immer die Augen schloß, hatte sie den zehnten Monat noch nicht zurückgelegt. So konnte das Bild des verewigten Vaters kraft eigener Anschauung nicht in ihr leben, aber mit hingebender Pietät pflegte die zartsinnige Mutter, Charlotte von Schiller, in dem Kinde das Andenken Schiller's. Sie, die in

dem Geiste des großen Gatten so ganz aufgegangen war, erzog die Tochter unter den unmittelbaren Nachwirkungen seines Schaffens und im Sinne der von ihm gehegten und verfochtenen Ideale.

Weimar, damals auf dem Höhenpunkte seiner geistigen Blüthe, war der Schauplatz der ersten Kindheit Emiliens. Unter der Pflege einer zärtlichen Mutter, im Kreise fröhlicher Geschwister verlebte sie in der Stadt an der Ilm herrliche Kinderjahre, und einzelne besonders schöne Momente aus jener Zeit, wie die Ausflüge nach Rudolstadt zu der Großmutter, der Frau von Lengefeld, gehörten auch noch in den Tagen des Alters zu den liebsten Erinnerungen Emiliens, wie auch eine in den zwanziger Jahren mit der Mutter gemeinsam unternommene Reise nach dem Reichenberg bei Backnang, wo der älteste Bruder Karl (gestorben zu Rottweil 1857) als würtembergischer Förster wohnte, ihr immer lebhaft im Gedächtniß blieb.

Ein hartes Schicksal traf aber die inzwischen zu voller Jungfrauenschönheit herangeblühte Emilie, als ihre theure Mutter in Folge eines Nervenschlages aus dem Leben schied, nachdem die fast Erblindete noch kurz zuvor eine Augenoperation glücklich überstanden hatte. Dieses von der ganzen Familie schmerzlich empfundene Ereigniß trat bekanntlich am 9. Juli 1826 zu Bonn ein, wohin sich Charlotte von Schiller nach einem längeren Besuche bei ihrem Sohne Ernst (gestorben zu Vilich 1841) in Cöln begeben hatte, wo derselbe als preußischer Appellationsrath beamtet war.

Nach dem Tode der Mutter verlebte Emilie das nächste Jahr unter der liebevollen Obhut ihrer Tante, der geistvollen Karoline von Wolzogen, in Jena. Als ein Beweis dafür aber, daß die Freunde Schiller's ihre treue Anhänglichkeit an den Verewigten auch auf dessen Kinder übertrugen, muß die freundliche Einladung angesehen werden, in Folge deren Emilie den Winter von 1827 bis 1828 in Berlin theils im Hause Wilhelm von Humboldt's, theils in dem des Geheimen Raths Ruß als Gast zubrachte. Dieser Aufenthalt der Schiller-Tochter in der preußischen Residenz führte sie zuerst in die große Welt und das vornehme Leben der Salons ein und wurde für ihre Zukunft von entscheidender Bedeutung; denn hier war es, wo ihr Verhältniß zu dem ihr schon von früher bekannten nachmaligen bairischen Kammerherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm, einem Sohne des durch seine mikroskopischen Untersuchungen geschätzten Naturforschers, ein immer innigeres und tieferes wurde. Schon im nächsten Julimonate wurde sie demselben zu Etzelbach, einem Dorfe zwischen Rudolstadt und Jena, vermählt und lebte seitdem an der Seite ihres hochbegabten Gatten ein beglücktes und beglückendes Leben. — Es war ein bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß Schiller denselben Adalbert von Gleichen-Rußwurm, welcher der Gatte seiner Tochter werden sollte, fünfundzwanzig Jahre zuvor über die Taufe gehalten hatte. Im Hinblick auf seine Pathenschaft schrieb Schiller im Jahre 1803 an die Eltern des Täuflings:

„Mein Herz ist Ihnen Beiden mit der redlichsten Freundschaft ergeben; urtheilen Sie daraus, wie innig es mich gefreuet, daß Sie mich durch ein neues und so liebes Band an sich knüpfen wollen! Möchte ich es erleben, Ihrem Sohne einmal etwas zu sein und den Namen seines Pathen wirklich zu verdienen!"

Wie glücklich wäre Schiller gewesen im Anschauen der mit allen inneren und äußeren Gütern des Lebens gesegneten Ehe seiner Tochter und seines Pathenkindes! Doch das Schicksal nahm ihn zu früh, viel zu früh dahin. Er hat das Glück seiner Tochter nicht mehr geschauet. Aber in treuer und inniger Pietät hat diese Tochter das Andenken des Vaters gepflegt.

Schloß Greifenstein ob Bonnland in bairisch Franken, der Sitz des Gleichen'schen Ehepaares, hat fast alle Notabilitäten der Zeit in Kunst und Wissenschaft in seinen Räumen ein- und ausgehen und manches schöne, auf begeisterter Verehrung unserer classischen Literatur gegründete Freundschaftsbündniß sich knüpfen sehen. Von Greifenstein aus gingen die Fäden des Schillercultus in alle Lande; denn die Pflege der Dichtungen ihres großen Vaters, die Vervollständigung und Reinigung seiner Werke, die Sammlung der von ihm hinterlassenen Entwürfe und Notizen, sowie die Herbeischaffung von Material zu einer Biographie Schiller's, das waren die freigewählten und mit Liebe und Ausdauer gepflegten Hauptlebensaufgaben Emiliens. Daraus entwickelte sich für die immer thätige Frau die ausgebreitetste Correspondenz mit den ersten Männern der Literatur und der Wissenschaft, und es ist kaum ein großer Name der Zeit, dessen Träger nicht, wenigstens vorübergehend, mit ihr in persönlicher oder schriftlicher Verbindung gestanden hätte.

Emiliens hauptsächlichstes Streben war bei dieser Thätigkeit darauf gerichtet, die Einwirkung ihrer Mutter auf die geistige Entwickelung Schiller's, das so überaus edle und die schönsten geistigen Früchte zeitigende Verhältniß ihrer Eltern zu einander der Mit- und Nachwelt in seinem wahren Lichte vor's Auge zu stellen. Aus diesen mit seltener Umsicht betriebenen Bestrebungen der Frau von Gleichen ging im Jahre 1855 ihr treffliches Buch „Schiller und Lotte" hervor, welches das deutsche Volk mit freudigem Danke aufgenommen hat. Ihrer Mutter widmete sie außerdem noch ein eigenes mit dem verdienstvollen Professor Urlich in Würzburg gemeinsam verfaßtes Werk unter dem Titel „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", welches fünf Jahre später erschien. Rechnen wir zu diesen beiden Hauptwerken Emiliens noch ihr Buch über die Beziehungen des Dichters zu Eltern und Geschwistern (1859), die Herausgabe von Schiller's Kalender und seiner hinterlassenen dramatischen Entwürfe und Fragmente (1867), soweit dieselben nicht schon früher veröffentlicht wurden, so ergiebt sich eine Summe literarischer Thätigkeit, welche uns hohe Achtung für die reichbegabte Schiller-Tochter einflößt.

Von besonderem Interesse ist unter diesen Publicationen der Kalender ihres Vaters, welcher uns eigenhändige Niederschriften des Dichters aus der Zeit vom 17. Juli 1795 bis zu seinem Tode mittheilt, Notizen, welche uns theils interessante Einblicke in die Werkstatt seines Schaffens eröffnen, theils aber uns in sein Familienleben einführen und somit einen doppelten Werth in Anspruch nehmen dürfen, einen literarhistorischen und einen biographischen. Da finden wir Aufzeichnungen über Schiller's Correspondenzen, über gefaßte dichterische Pläne, über Anfänge, Fortschritte, Abschlüsse und Aenderungen seiner Dichtungen, über empfangene und gemachte Besuche, über Familien- und persönliche Ereignisse &c., meistens Mittheilungen, welche zur Charakteristik des seltenen Mannes einen nicht zu unterschätzenden Beitrag liefern. Den Abschluß der Sammlungen Emiliens bilden die Mittheilungen aller über den ganzen Erdkreis verbreiteten Comités für die Säcularfeier der Geburt Schiller's an die Tochter des Gefeierten, eine schätzenswerthe Fundgrube für den Culturhistoriker. Aus ihrem Nachlasse aber wird, sicherem Vernehmen nach, der bisher ungedruckte Briefwechsel Schiller's mit seiner Schwester Christophine und deren Mann Reinwald herausgegeben werden. Derselbe beginnt mit dem denkwürdigen Jahre 1782, in welchem der Dichter als heimathloser Flüchtling in Bauerbach bei der Frau von Wolzogen unter dem Namen Ritter sichern Schutz und freundliche Aufnahme fand und hier, durch seinen Schwager Reinwald mannigfach unterstützt, „Cabale und Liebe" und „Fiesco" vollendete, den Plan des „Don Carlos" entwarf und sich bereits mit der „Maria Stuart" beschäftigte. Alle Stadien in der Entwickelung Schiller's von jener Zeit an sind in dieser Sammlung, welche der Freiherr Wedelin von Maltzahn in Weimar zu Weihnachten d. J. herausgeben wird, vertreten.

Tritt uns das Bild der Tochter Schiller's aus ihrem literarischen Wirken als das einer in hohem Grade intelligenten und allseitig gebildeten Frau entgegen, einer Frau, welche nicht nur einen großen Namen trug, sondern dieses großen Namens auch würdig war, so lernen wir sie von einer wahrlich nicht minder schönen Seite kennen, wenn wir sie in dem betrachten, was über ihr häusliches Leben berichtet wird.

Im Glücke demüthig und bescheiden, im Unglücke gefaßt und thatkräftig, stets voll zarter Liebe und treuer Hingebung, war sie als Gattin und Mutter gleich vollendet. Die ersten Jahre ihrer Ehe brachten ihr durch Krankheiten und Todesfälle in ihrer Familie manche Prüfungen; so namentlich durch den Tod ihres im Jahre 1833 gebornen Töchterchens. Hohe Mutterfreude wurde ihr dagegen zu Theil, als ihr der 25. October 1839 einen Sohn schenkte, den noch heute lebenden talentvollen Maler Heinrich Ludwig von Gleichen. Später, als der Sohn heranwuchs, wechselte der Aufenthalt der Familie zwischen Greifenstein und Meiningen, wo Ersterer in eine Pension gegeben worden war, und dann zwischen Greifenstein und Würzburg, wo

der Sohn die Schule besuchte. An letzterem Orte hatte Emilie den tiefen Schmerz, ihre treffliche Schwester Caroline, Wittwe des sächsischen Bergrathes Junot, welche von Rudolstadt, wo sie einem Erziehungsinstitute vorstand, zu ihr auf Besuch gekommen war, durch den Tod zu verlieren. Hart traf sie ferner das Geschick, als 1865 die Gattin ihres damals erst seit sechs Jahren vermählten Sohnes, Elisabeth, geborene Freiin von Thienen-Adlerflycht, im Wochenbette starb. Aber was das Herz einer Frau vermag, wenn Liebe es kräftigt und hebt und wenn ein klarer Geist und ein starker Wille ihm die Bahnen vorzeichnen, die es zu wandeln hat, das zeigte sich jetzt an der Tochter Schiller's.

Kaum hatte sie der Mutter ihres Enkels die Augen zugedrückt, so trat sie, die schon alternde, mit jugendlicher Frische und Energie in die nur allzufrüh leer gewordene Mutterstelle ein. Mit aufopfernder Liebe und Treue hat sie die Erziehung ihres Enkels geleitet — bis an ihr Ende. Dieses trat nach fünftägiger Krankheit, einer Lungenentzündung („das ist mein Schiller'scher Husten; den verliere ich nicht wieder," hatte die Kranke noch kurz vor ihrem Hinscheiden gemeint), ohne Kampf ein. Die Beisetzung der Leiche fand zwei Tage darauf in der Familiengruft neben dem Sarge der Schwiegertochter statt. Außer dem Gatten und dem Sohne waren, wie berichtet wird, noch der Neffe Friedrich von Schiller (Karl's Sohn) und zwei Brüdersöhne des Wittwers bei dem Acte zugegen, der in einfacher Feierlichkeit von Statten ging.

Mit Emilie von Gleichen-Rußwurm ist das letzte Kind Schiller's dahingegangen. Das unmittelbare Blut des großen Mannes wandelt nicht mehr unter uns — aber in zwei Enkeln, dem eben erwähnten Friedrich von Schiller und Emiliens Sohn Ludwig, lebt noch fort, was an ihm sterblich war. Unsterblich aber sind die sich ewig erneuernden Ernten, die aus dem Samen seines geistigen Schaffens aufgehen; denn diesen hat der Fittig der Cultur über alle Welt ausgestreut, und das Tiefste und Zarteste, was wir empfinden, das Schönste und Erhabenste, was wir denken, das Edelste und Mannhafteste, was wir thun — es hängt, oft uns unbewußt, zusammen mit unserm Schiller. In diesem Sinne ist er unser Aller Erzieher und Vater geworden; in diesem Sinne sind wir Alle seine Schüler, seine Söhne.

Daß wir es aber in so vollem Umfange sind, wie heute, dazu hat zu einem nicht geringen Theile die thatkräftige Pietät der edeln Frau beigetragen, welcher diese Zeilen sich widmeten. Und darum soll, wenn wir in Dankbarkeit den Namen Schiller's nennen, auch derjenige seiner Tochter nicht ungenannt bleiben.

Ernst Ziel.

Der Venusdurchgang vom 8./9. December 1874.

Von Dr. R. Engelmann.

Naturereignisse, von deren wissenschaftlicher Erforschung man weittragende Resultate, die Erkenntniß einer bedeutenden Wahrheit erwartet, erregen nicht nur den kleinen Kreis der Fachgelehrten; auch wissenschaftliche Körperschaften, Regierungen, ja ganze Nationen nehmen daran einen warmen und thätigen Antheil, und so geziemt es sich auch, dieselben dem weiten Kreise der Gebildeten anzuzeigen, die Fragen und Probleme, um deren Lösung es sich handelt, kurz und in gemeinverständlicher Weise auch dem Nichtgelehrten darzulegen. Ein solches Ereigniß auf astronomischem Gebiete ist der am 8. und 9. December dieses Jahres stattfindende Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe; und die Frage, welche durch die Beobachtung dieser Erscheinung beantwortet werden soll, ist einfach die: Wie weit ist der Centralkörper unseres Sonnensystems, die Sonne, von dem Planeten, den wir bewohnen, der Erde, entfernt?

Die Entfernung der Sonne von der Erde, oder mit anderen Worten der Halbmesser der Erdbahn, ist das Maß, mit dem wir Alles messen, sobald wir die Erde verlassen; kennen wir diese Entfernung in einem irdischen Maße, also z. B. in Meilen, so kennen wir damit die Entfernung aller übrigen Körper unseres Sonnensystems, ja sogar einiger Fixsterne, ferner die wahre Größe der Planeten und ihrer Trabanten, können endlich die Fragen nach der Lichtgeschwindigkeit u. A. lösen helfen. Aus diesem Grunde hat die Bestimmung der Sonnenentfernung zu allen Zeiten eine wichtige Rolle in der Astronomie gespielt, und die Bemühungen, dieselbe kennen zu lernen, wuchsen nur mit der Erkenntniß ihrer enormen Größe und der Schwierigkeit ihrer Ermittelung.

Die Bestimmung dieser Entfernung hängt auf das Engste zusammen mit der Bestimmung des Winkels, unter welchem, von der Sonne aus gesehen, der Halbmesser der Erde erscheint; kennt man diesen Winkel, so kann man durch einfache trigonometrische Rechnung aus ihm und dem bekannten Erdhalbmesser die unbekannte Entfernung der Sonne von der Erde ermitteln. Dieser Winkel heißt die Parallaxe der Sonne, und man versteht überhaupt unter der Parallaxe eines Gestirns, welches dem Sonnensystem angehört, den Winkel, unter welchem, von ihm aus gesehen, der Halbmesser der Erde erscheint, und drückt diesen Winkel wie jeden andern in Graden (°), Minuten (′) oder Secunden (″) aus ($1° = 60'$, $1' = 60''$). So spricht man also von der Mond-, der Venus-, der Marsparallaxe als den Winkeln, unter denen von den betreffenden Himmelskörpern aus der Erdhalbmesser erscheint.

Da man es in der Astronomie stets zunächst mit der Bestimmung von Winkeln zu thun hat, ehe man zu linearen Größen gelangt, so ist begreiflich, daß man erst die Parallaxe der Sonne kennen muß, ehe man auf ihre Entfernung in Meilen &c. schließen kann. Ferner ist leicht einzusehen, daß die Entfernung eines Körpers um so größer, je kleiner seine Parallaxe ist, denn je weiter man sich von einem Körper entfernt, desto kleiner, das heißt unter desto kleinerem Winkel, erscheint er.

Schon das griechische Alterthum (Aristarch von Samos) versuchte eine Bestimmung der Entfernung oder Parallaxe der Sonne; die außerordentliche Kleinheit der letztern, sowie die Ungenauigkeit der damaligen Beobachtungen verhinderte indessen eine auch nur annähernde Erkenntniß, und selbst den Bemühungen eines Kepler und Anderer im Beginne der neuen Zeit gelang es nicht, genaue Resultate zu erreichen. Bemerkenswerth und sowohl der Schärfe der astronomischen Beobachtungen, wie der Richtigkeit der Vorstellungen von den Größenverhältnissen des Sonnensystems entsprechend, ist die Thatsache, daß man im Laufe der Jahrhunderte für die Sonnenparallaxe immer kleinere Zahlen (für die Entfernung also umgekehrt immer größere) fand. So nahm das ganze Alterthum und Mittelalter seit Aristarch die Sonnenparallaxe zu 3′, die Entfernung zu einer Million geographische Meilen, an; Kepler (im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts) nahm 1′, Entfernung drei Millionen Meilen; der Jesuit P. Riccioli (Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) $\frac{1}{2}'$ oder 30″, Entfernung sechs Millionen Meilen; der Engländer Halley (Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) ging auf $12\frac{1}{2}''$ (Entfernung vierzehn Millionen Meilen) herab; und jetzt endlich wissen wir, daß die Sonnenparallaxe sich von 8.9″ oder die Entfernung von zwanzig Millionen Meilen nur wenig unterscheiden kann.

Bedenkt man, wie klein ein Winkel von 9″ ist — ein gewöhnliches Menschenhaar von 0.2 Millim. Dicke würde erst in mehr als 4 Meter Entfernung unter diesem Winkel erscheinen — so wird man sich über jahrhundertelanges vergebliches Bemühen nicht wundern. — Es fragt sich nun aber: wie kommen wir überhaupt zur Kenntniß dieses Winkels, da wir uns doch nicht auf die Sonne versetzen und die Erde von dort aus beobachten können?

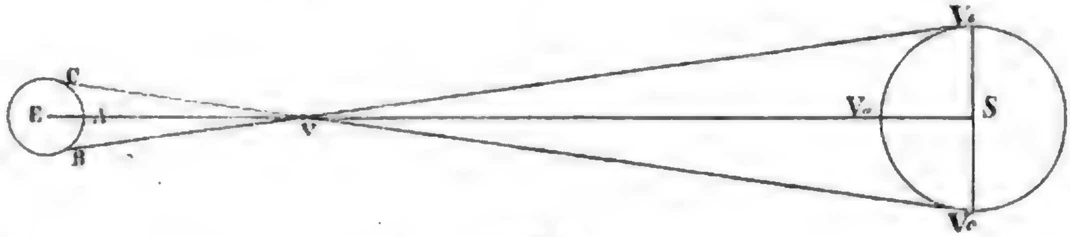
Sehen wir zunächst von der Sonne ab und stellen uns einen Planeten, etwa den Mars, vor, so hat auch dieser natürlich eine Parallaxe, und zwar, wenn er der Sonne gegenüber (in Opposition) steht, also in den bequemen Nachtstunden sichtbar, um Mitternacht im Süden ist, eine etwa doppelt so große wie die Sonne, das heißt er ist dann der Erde etwa zwei Mal näher als die letztere.

Sind (Figur 1) A und B zwei Erdorte, C der Erdmittelpunkt, M der Mars, so wird die Marsparallaxe (die gleich dem Winkel CMB oder AMB oder $M_A M M_B$ ist) an der Himmelssphäre durch den Bogen $M_A M_B$ gemessen. Mißt man nun von den beiden Orten A und B die Abstände $M_A S$ und $M_B S$ der Marsprojection von einem Stern S, so giebt ihr Unterschied offenbar den Bogen $M_A M_B$ und damit die Marsparallaxe. Diese ist nun in günstigen Oppositionen des Mars zwei bis drei Mal größer als die Sonnenparallaxe; und da man das Verhältniß der Entfernungen der einzelnen Planeten von der Sonne (verglichen mit der Entfernung der Erde) genau kennt, also auch ihr Parallaxenverhältniß, so ist es möglich, unmittelbar aus der Parallaxe eines Planeten die der Sonne zu bestimmen. Zugleich ist klar, daß diese Bestimmung eine um so sicherere wird, je entfernter einestheils die beiden Beobachtungsorte auf der Erde und je näher andererseits der Planet der Erde ist, weil im ersten Falle die Basis, von deren Endpunkte aus man mißt, eine größere und damit auch die Parallaxe eine größere ist und im zweiten Falle die gleichfalls größere Parallaxe durch eine größere Zahl dividirt, also ein und derselbe Beobachtungsfehler im schließlichen Resultate eine geringere Unsicherheit, als unter weniger günstigen Umständen, hervorbringen wird.

Figur 1.

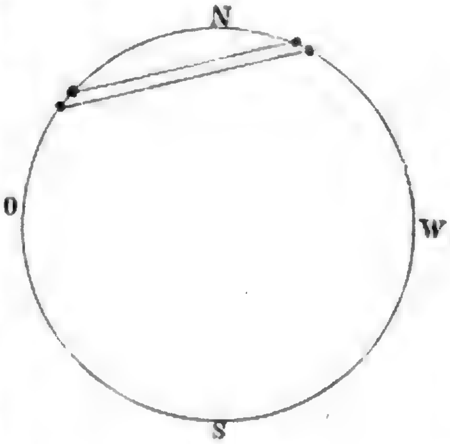
Von allen Planeten ist nun Venus derjenige, welcher der Erde am nächsten kommt; das geschieht, wenn sie zwischen Erde und Sonne tritt; in diesem Falle ist Venus der Erde etwa vier Mal näher, als die Sonne, die Parallaxe der Venus also auch etwa vier Mal größer als die Sonnenparallaxe. Für gewöhnlich ist aber Venus dann unsichtbar, weil sie uns ihre nicht beleuchtete Seite zukehrt und dabei zwar in der Richtung Erde — Sonne, aber entweder über oder unter der Sonne steht; nur in den sehr seltenen Fällen, wo sie dem Sonnenmittelpunkte auch nach oben oder unten sehr nahe, ihr Abstand von demselben kleiner als der scheinbare Sonnenhalbmesser ist, wird sie als kleiner, schwarzer, runder Fleck auf der leuchtenden Sonnenscheibe sichtbar. Läge die Bahn der Venus und der Erde in einer Ebene, so müßte jedesmal, wenn Venus in die Richtung Erde — Sonne tritt (wie man sagt, gleiche Länge mit der Sonne hat) — was aller 584 Tage stattfindet — dieselbe auch auf der Sonnenscheibe sichtbar werden; sie träte am östlichen Rande ein, ginge quer vor der Sonnenscheibe vorbei und träte nach acht Stunden am westlichen Rande wieder aus. Nun ist aber die Venusbahn gegen die Erdbahn um etwa $3^1/_2$ Grad geneigt, und ein Vorübergang vor der Sonne oder ein Venusdurchgang kann nur dann stattfinden, wenn Venus nicht nur gleiche Länge mit der Sonne hat, sondern auch nahezu gleiche Breite, das heißt, wenn sie auch einem der Durchschnittspunkte (sogenannten Knotenpunkte) ihrer Bahn mit der Erdbahn nahe steht; und dies findet eben sehr selten statt. Es liegt an den Verhältnissen der Umlaufszeiten von Venus und Erde und an der Neigung der Venusbahn gegen die Erdbahn, daß solche Vorübergänge nur in Zwischenräumen von acht, hundertfünfundeinhalb, acht und hunderteinundzwanzigeinhalb Jahren stattfinden, und zwar abwechselnd zwei im Juni und zwei im December. Die letzten ereigneten sich am 5. Juni 1761 und 3 Juni 1769, die nächsten werden 8. December 1874 und 6. December 1882, die dann folgenden erst 2004 und 2012 und wieder im Juni eintreten. Wie man aus der Beobachtung eines Venusdurchganges die Sonnenparallaxe bestimmt, kann wenigstens im Princive aus Figur 2 klar gemacht werden.

E bedeutet hier die Erde, V die Venus, S die Sonne.* Ist B ein sehr südlicher, C ein sehr nördlicher Erdort, so würde B die Venus am obern, C dieselbe am untern Sonnenrand in den Punkten V_b und V_c sehen. Mißt man nun diesen Abstand $V_b V_c$, so erhält man aus ihm zunächst die Parallaxe der Venus (strenger die Differenz der Venus- und Sonnenparallaxe), ferner, da das Verhältniß der Venus- und Sonnenentfernung oder -Parallaxe genau bekannt ist, auch die Parallaxe der Sonne, und schließlich, da die Entfernung der Erdorte B und C in Meilen oder Kilometern gegeben ist, auch die Entfernung der Sonne in Meilen oder Kilometern. In der That gestalten sich nun freilich die Verhältnisse nicht so einfach, sowohl wegen der Kleinheit der Erde, verglichen mit der Entfernung der Sonne, wie wegen des Hinzutretens eines neuen Elements, der Bewegung in der Zeit. Zufolge der relativen Kleinheit der Erde unterscheiden sich nämlich auch die von den entferntesten Punkten der Erde nach der Venus gezogenen Richtungen, die sich in V^b und V^c auf der Sonne abbilden würden, um nicht mehr als den fünfundzwanzigsten Theil des scheinbaren Sonnendurchmessers oder etwa 1' 10" von einander, so daß ein selbst sehr kleiner Beobachtungsfehler doch im schließlichen Resultate einen bedeutenden Fehler hervorbringen kann.



Figur 2.

Die nebenstehende Figur 3 zeigt diesen Unterschied, wie er bei dem bevorstehenden Venusdurchgange stattfinden wird, in ungefähr richtigem Verhältnisse; die untere Linie giebt nämlich die scheinbare Bahn der Venus vor der Sonnenscheibe, gesehen vom nördlichen Sibirien, die obere dieselbe, gesehen vom südlichen Eismeere.



Figur 3.

Den Abstand dieser beiden Linien oder Wege, welche die Venus vor der Sonnenscheibe zurücklegt, konnte man nun bisher nicht direct messen, sondern mußte ihn aus ihren Längen berechnen, und diese Längen ergaben sich auf einfache Weise aus den Zeiten, welche die Venus für die verschiedenen Orte braucht, um durch die Sonnenscheibe hindurchzugehen. Diese Methode der Durchgangszeiten oder Verweilungen heißt nach dem Engländer Halley, der überhaupt zuerst, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, auf die Wichtigkeit der Venusdurchgänge aufmerksam machte, die Halley'sche; bei ihr braucht man also nur eine während des Durchgangs richtig gehende Uhr und ein gutes, aber

* Die Größen und Entfernungen müssen, um die Erscheinung auf dem Papiere darstellen zu können, sehr abweichend von den in der Natur statthabenden Verhältnissen genommen werden; in der That würde, wenn man der Erde einen Durchmesser von zehn Millimeter giebt, die Venus einen gleichen, die Sonne dagegen einen von mehr als einem Meter haben, die Entfernung von der Erde bis zur Venus wäre richtig dann neunundzwanzig Meter, die bis zur Sonne hundertsechszehn Meter.

einfaches Fernrohr auf zwei in nördlicher und südlicher Richtung möglichst weit von einander abstehenden Stationen, deren geographische Breite bekannt ist.

Eine zweite Methode, die der sogenannten Berührungen oder Contacte, welche von dem Franzosen de l'Isle zuerst, um 1750, in Vorschlag gebracht wurde, erfordert statt der nördlichen und südlichen vielmehr zwei östlich und westlich möglichst weit von einander entfernte Orte. Hier kommen nun nicht blos Zeitdifferenzen, sondern absolute Zeiten in Betracht; es werden nämlich die Zeiten des Ein- oder Austritts an verschiedenen Orten für sich verglichen; der beschränkte Raum verbietet aber, hier auf diese Methode weiter einzugehen.

Diese beiden Methoden von Halley und de l'Isle wurden nun zuerst bei den Venusdurchgängen von 1761 und 1769 angewandt, zu deren Beobachtung von den meisten civilisirten Nationen Expeditionen ausgerüstet und in die geeignetsten und von einander entferntesten Gegenden der Erde gesandt worden waren. Encke berechnete aus sämmtlichen Beobachtungen die Sonnenparallaxe zu 8,571" und die Entfernung der Sonne zu 20,682,000 Meilen, eine Zahl, welche bis vor etwa fünfzehn

des Heliometers und andrer feinster Meßapparate die Abstände des Venus- vom Sonnenmittelpunkt, sowie die Ausschnitte des dunkeln Venusscheibchens vom Sonnenrande während des Ein- und Austritts auf das Sorgfältigste messen; ferner sollen auch während des Durchgangs photographische Aufnahmen gemacht und schließlich zur Beobachtung des Ein- und Austritts selbst Spectroskope zu Hülfe gezogen werden.

Die Beobachtungsstationen hat man diesen verschiedenen Methoden gemäß ausgewählt, zum Theil östliche und westliche, zum Theil nördliche und südliche. Auf allen sollen die Zeiten der Ein- und Austritte, beziehentlich beide Momente, wo der ganze Durchgang sichtbar ist, beobachtet, auf vielen die Abstände und Ausschnitte mikrometrisch gemessen, auf vielen wieder photographische Aufnahmen gemacht werden. — Die Vorbereitungen, welche die gelehrte Welt, Akademien und Regierungen, schon seit Jahren getroffen, sind die umfassendsten und sorgfältigsten; von fast allen civilisirten Nationen werden auf das Vollständigste ausgerüstete Expeditionen nach den entlegensten Gegenden der Erde gesandt, und in Sibirien, China, Japan, den Inseln des großen und indischen Oceans, in Australien, dem südlichen und östlichen

Weltkarte.

Jahren als sehr sicher, etwa bis auf $^1/_{200}$ ihrer Größe, gehalten und allgemein adoptirt wurde. Neuere theoretische Betrachtungen und Beobachtungen, unter Anderen auch die Discussion der Marsopposition 1862, deuteten indessen auf eine etwas größere Parallaxe oder geringere Entfernung hin; aus sämmtlichen astronomischen Daten, aus denen sich überhaupt die Sonnenparallaxe bestimmen ließ, hat der amerikanische Astronom Newcomb neuerdings den Werth 8,85" oder eine Entfernung von 20,035,000 geographischen Meilen abgeleitet.

Die beiden bevorstehenden Venusdurchgänge von 1874 und 1882 werden nun die Entscheidung bringen, und in Verbindung mit den andern zuverlässigsten Werthen die Entfernung der Sonne wohl bis auf $^1/_{500}$ ihrer Größe genau ermitteln lassen. Obgleich, für den nächsten Durchgang insbesondere, die Bedingungen keineswegs sehr günstige sind, darf man dennoch nach den großartigen, von allen Seiten getroffenen Vorbereitungen, sowie aus der Anwendung aller in den letzten Jahrzehnten so sehr vervollkommneter und zum Theil ganz neuer astronomischer Beobachtungsmittel, eine erheblich größere Genauigkeit als bei den Durchgängen des vorigen Jahrhunderts erwarten. Es werden nämlich jetzt nicht nur die Zeiten des Ein- und Austritts der Venus beobachtet werden, sondern man wird auch mit Hülfe

Afrika, Persien, dem östlichen europäischen Rußland werden am 8. und 9. December hunderte von geübten Augen nach der Sonnenscheibe gerichtet sein, um durch ruhiges nüchternes Zählen und Messen die Daten zu erlangen, die zu der Erkenntniß eines der wichtigsten astronomischen Elemente, der Sonnenentfernung, führen sollen.

In der oben stehenden kleinen Weltkarte sind die verschiedenen Phasen des Durchgangs für die verschiedenen Gegenden der Erde entworfen, sowie die Stationen bezeichnet (durch die betreffenden Anfangsbuchstaben), welche von den einzelnen Nationen besetzt werden. Die Längen sind dabei von Greenwich aus nach Osten gerechnet. Der Verlauf des Phänomens ist kurz der folgende:

Am Abend des 8. December gegen Sonnenuntergang sehen die Bewohner der östlichen Inseln des großen Oceans (z. B. der Sandwich-Inseln, von Tahiti ꝛc.) die Venus als kleines Scheibchen von 1' Durchmesser am östlichen Sonnenrande eintreten; in der Karte bezeichnet die rechte, östliche Grenzlinie des einfach schraffirten Theils „Eintritt sichtbar" die Gegenden, wo bei Sonnenuntergang gerade der Eintritt der Venus, die linke westliche Grenzlinie desselben die, wo bei Sonnenuntergang der Austritt stattfindet; die Sandwich-Inseln nehmen danach nur etwa die Hälfte des Durchgangs wahr.

Nun kommt weiter nach Westen der Theil der Erde (auf der Karte weiß gelassen), wo der ganze Durchgang sichtbar ist; also ein großer Theil von Sibirien und China, ganz Japan, zwei Drittel des großen Oceans, ganz Australien und der indische Ocean, sowie die südlich davon gelegenen, leider bis auf wenige Inseln unzugänglichen Gegenden der Erde. Hier trifft man auf die meisten Stationen; die Erscheinung findet um die Mittagsstunden des 9. December nach dortiger Zeitrechnung statt. Weiter nach West vorschreitend gelangen wir zu den Gegenden, die nur den Austritt wahrnehmen (auf der Karte wieder nur einfach schraffirt). Bei den Orten der rechten östlichen Grenzlinie dieses Theils geht die Sonne gerade auf, wenn die Venus eintritt; diese, wie Madagaskar z. B., sehen also fast den ganzen Verlauf; bei den Orten der linken westlichen Grenzlinie dagegen ist Sonnenaufgang, wenn Venus austritt; sie sehen also so gut wie nichts. In diesem Theile liegt der größte, südliche und östliche Theil von Afrika, das westliche Asien, das südöstliche Europa. Bei uns in Deutschland, wie im ganzen westlichen Europa, ferner in ganz Amerika, ist die Erscheinung nicht sichtbar, d. h. die Sonne in der Nacht vom 8. zum 9. December unter dem Horizont, während Venus die Sonnenscheibe passirt.

Die Zahl der Beobachtungsstationen, welche von den verschiedenen Nationen besetzt werden, übersteigt die Zahl sechzig; alphabetisch geordnet besetzen nämlich: die Amerikaner (A auf der Karte) acht Stationen, zwei auf den Inseln des östlichen und südlichen großen Oceans, zwei in Australien, zwei auf den Inseln des südlichen indischen Oceans, zwei (oder drei) in Sibirien (China) und Japan; die Deutschen (Namen auf der Karte ausgeschrieben) fünf Stationen im südlichen großen, südlichen und westlichen indischen Ocean, Persien und China; die Engländer (E) fünf Stationen auf Kosten der Regierung, eine (in Mauritius) auf Kosten eines reichen Privatmannes, des Lord Lindsay; außerdem betheiligen sich noch die Colonialsternwarten in Sidney, Melbourne, Madras und am Cap der guten Hoffnung. Die Franzosen (F) haben sechs Stationen gewählt; die Holländer (H) zwei Stationen (Java und Insel Réunion); die Italiener (I) eine in Indien; die Portugiesen (P) eine in China; endlich die Russen (R) nicht weniger als dreißig Stationen, davon die meisten im östlichen europäischen Rußland und in Sibirien. —

Die fünf Stationen des deutschen Reiches sind mit allem Nothwendigen an Instrumenten und Geräthschaften aller Art auf das Reichlichste ausgerüstet und die Beobachter schon seit Monaten auf das Sorgfältigste an ihren Instrumenten eingeübt. Jede Expedition erhält ein transportables kleines Observatorium, versehen mit den verschiedensten astronomischen, physikalischen und meteorologischen Instrumenten für den speciellen Zweck des Venus-Durchgangs wie für andere astronomische und physikalische Beobachtungen; drei Stationen sind vollständig für die Beobachtung des Durchgangs ausgerüstet, mit Heliometer, photographischem Fernrohre und Fernrohr zur Beobachtung des Ein- und Austritts, Uhren &c.; es sind dies die Kerguelen (unter Dr. Börgen's Leitung), die Aucklandsinseln (Dr. Seeliger) und Tschifu in China (Dr. Valentiner); bei der Expedition nach Mauritius (DDr. Löw und Pechüle) fehlt das photographische Fernrohr, bei der nach Ispahan (DDr. Fritsch und Becker) das Heliometer. —

Schließlich mögen noch einige der wichtigsten Zahlenangaben hier Platz finden. Bezogen auf den ersten Meridian von Greenwich und für den Mittelpunkt der Erde, findet die erste Berührung der Venus mit dem Sonnenrande beim Eintritte am 9. December früh 1 Uhr 46 Minuten statt, die letzte beim Austritte früh 6 Uhr 27 Minuten; die ganze Dauer des Durchgangs ist demnach für den Erdmittelpunkt 4 Stunden 41 Minuten; der geringste Abstand der Mittelpunkte beider Gestirne ist dabei 13′ 47″; der scheinbare Durchmesser der Venus 1′ 4″, derjenige der Sonne 32′ 32″. Für die einzelnen Beobachtungsorte fallen die Zeiten des Ein- und Austritts je nach ihrer Lage (Länge gegen Greenwich) sehr verschieden aus, wie aus dem folgenden Täfelchen zu ersehen ist:

Ort.	Datum.	Ortszeit des Eintritts.	Ortszeit des Austritts.	Dauer des Durchgangs.
Honolulu	Dec. 8	3 Uhr 5 M. Nchm.	—	—
Sydney	„ 9	11 „ 52 „ Vorm.	4 Uhr 25 M. Nchm.	4 St. 33 M.
Nertschinsk	„ „	9 „ 41 „ „	2 „ 32 „ „	4 „ 51 „
Madras	„ „	7 „ 12 „ „	11 „ 53 „ Vorm.	4 „ 41 „
Kerguelen	„ „	6 „ 32 „ „	10 „ 59 „ „	4 „ 27 „
Cap. d. g. H.	„ „	—	7 „ 40 „ „	—

Die Differenz der Durchgangsdauer beträgt also z. B. zwischen Nertschinsk in Sibirien und den Kerguelen etwa 24 Minuten. Ebenso sind die Beschleunigungen und Verzögerungen der Ein- und Austritte gegen die Zeiten des Ein- und Austritts für den Erdmittelpunkt verschieden; ein Beobachter in 226° östlicher Länge von Greenwich und in 35° nördlicher Breite würde z. B. den Eintritt der Venus über 10 Minuten früher als ein Beobachter im Erdmittelpunkte wahrnehmen, ein Beobachter in 39° östlicher Länge und 39° südlicher Breite dagegen denselben nahe 11 Minuten später; die Differenz der Zeiten des Eintritts wäre also beinahe 21 Minuten und analog dann bei den Austritten.

Jakobine Maurer, die deutsche „Christusin“ in Brasilien.

II.

Endlich kommt die ersehnte Kunde von dem vollständigen Siege über die Mucker, die mit feuriger Begeisterung, man möchte sagen mit Fanatismus, fochten und ihn den Gegnern theuer genug erkaufen machten. Das Terrain und die Position waren den Aufständischen so günstig, wie nur denkbar; hinter den dicken steinernen Mauern eines Hauses, das von der einen Seite durch steile Felsen geschützt ist, dem außerdem der dichte Urwald und verschiedene Sümpfe als Deckung gegen den Feind dienen, kann sich eine kleine Schaar lange Zeit gegen eine fast erdrückende Uebermacht vertheidigen, selbst wenn diese mehr eine Elitetruppe ist, als sich das von der brasilianischen Linie behaupten läßt, welche aus zusammengelesenen gepreßten Soldaten besteht, die weder von Heldenmuth noch von Begeisterung beseelt sind, gegen deren Tapferkeit und Ehrlichkeit sogar bedeutende Zweifel erhoben werden, die durch ihr Verhalten auf dem Leonerhofe nur zu sehr gerechtfertigt wurden. Gar manche der für die Mucker bestimmten Kugeln tödteten die Schweine der Colonisten, von welchen Letzteren Viele an der Seite der Soldaten fochten. Die Hühner fanden in ihnen lebhafte Verfolger, und bei ihrer Rückkehr nach Sao Leopoldo waren viele der Krieger mit solch befiederter Beute beladen.

Am 19. Juli 1874 fand der erste Angriffskampf der Soldaten gegen die Mucker statt, der von Morgens sieben Uhr bis etwa elf Uhr währte, wobei, durch eine Granate entzündet, das Maurer'sche Haus in Flammen aufging, in denen verschiedene Sectirer ihren Tod fanden, nachdem bereits neun Männer und vier Frauen erschossen worden waren und die Uebrigen sich in den Wald geflüchtet hatten.

Hierbei möchte ich nachträglich berichten, daß das Maurer'sche Haus wirklich eine Thür hatte, deren Existenz von den Zeitungen bisher verleugnet worden; auch die Form des Gebäudes hat sich als eine ganz gewöhnliche herausgestellt, während die dicken Steinmauern sich als Wirklichkeit bewährten.

Die Kanonen kamen wenig in Anwendung, da sie durch ungeschickte Bedienung bald untauglich wurden. Auf Seiten des Militärs blieben etwa vierzig Mann todt und verwundet bei diesem Kampfe, der sich aber am folgenden Tage gegen Morgen erneuerte, indem die Mucker vom Walde aus ein lebhaftes Feuer gegen die Soldaten eröffneten, wobei leider der tapfere Oberst Genuino seinen Tod fand.

Die Zeitungen geben die Zahl der streitbaren Männer bei den Muckern vor Beginn dieser Kämpfe auf etwa siebzig an; es stritten aber nicht blos die Männer, sondern auch die Weiber und Kinder. Eine siebzigjährige Frau z. B. hatte bereits mehrere Soldaten erschossen, ehe sie selbst schwer verwundet zusammenbrach; aber noch war ihre Kampfeslust nicht erloschen: sie zog einen Revolver, den sie verborgen gehalten, hervor und verwundete noch mehrere Mann. Mädchen von zehn bis zwölf

Jahren sah man die Büchse mit geübter Hand gegen die Truppen abfeuern, die in der Handhabung der Gewehre weniger Geschicklichkeit entfaltet haben sollen.

Von den Schwierigkeiten eines Kampfes im Dickicht des Urwaldes hat man in Deutschland keine klare Vorstellung und wird deshalb nicht begreifen, wie es möglich war, daß diese Handvoll Leute, deren Zahl sowohl durch den Tod, wie durch Gefangennahme von Sectirern überdies außerordentlich zusammengeschmolzen war, immer noch im Stande war, Widerstand zu leisten, selbst wenn ihre Gegner keine vortrefflich geschulten, Todesfurcht nicht kennende Krieger waren.

Den bereits erwähnten Gefechten folgten noch verschiedene Kämpfe, die ihren rechten Abschluß erst dadurch fanden, daß der letzte Rest der Mucker, der mit Jakobinen in einer Höhle im Walde Zuflucht gesucht, entdeckt und niedergemacht ward, was vielleicht in Folge des wunderbar günstigen Terrains noch lange auf sich hätte warten lassen, wenn nicht der Verrath einiger Sectirer den Versteck zur Kenntniß gebracht. Sie waren bei einem der Gefechte entkommen, stellten sich freiwillig dem Gerichte und legten Bekenntnisse ab, in Folge deren hinreichende Mannschaft unter ihrer Führung ausgesandt ward, den Zufluchtsort Jakobinens zu umstellen, so daß für sie kein Entrinnen mehr war.

Die Aufforderung, sich zu ergeben, fand nur höhnische Erwiderung; die Sectirer kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung, um Jakobinen geschaart, die auch auf die Truppen feuerte. Die Soldaten drangen mit dem Bajonnet vor, Mann für Mann niederstechend. Der Letzte, Rudolph Sohn, ein junger Mann in glänzenden Vermögensverhältnissen, dem in der letzten Zeit beim Weibertausche Jakobine zu Theil geworden, suchte seine Prophetin und zeitweilige Gattin mit seinem Leibe zu decken und stürzte sich auf sie, so daß die Bajonnete der Soldaten Beide gleichzeitig durchbohrten. Unter den bei diesem letzten Kampfe Gefallenen waren auch verschiedene Mädchen in Männerkleidung: den Uniformen der getödteten Soldaten.

Etwa vierzig zur Muckersecte gehörige Personen, unter ihnen Expastor Klein, befinden sich im Gefängnisse in Porto Alegre und sehen ihrer Processirung entgegen. Die Erbitterung der deutschen Colonisten, von denen viele als Freiwillige sich den Soldaten anschlossen, gegen die Sectirer war so groß, daß sie, wie auch manche der Soldaten, die Leichen der Mucker auf eine entsetzliche Weise verstümmelten, daß diese zum größten Theil unkenntlich waren. Man fand sie mit abgeschnittenen Nasen, Ohren, zerfetzten Gesichtern und vielfach durchstochenen Leibern.

Auf die vielen Opfer zurückblickend, die der Muckeraufstand gekostet, könnte man das bekannte, an die Freiheit gerichtete Wort der Frau Roland auf die Religion anwenden und ausrufen: „Religion, wie viele Verbrechen begeht man in Deinem Namen!"

Nicht uninteressant und am ungeeigneten Platze dürfte wohl eine biographische Skizze der Prophetin sein.

Jakobine Maurer's Eltern — sie war eine geborene Menz — waren Wiedertäufer, in deren Hause das Mädchen schon als Kind den übertriebenen Andachtsübungen beiwohnen mußte, wodurch ihr Nervensystem so überreizt, sowie ihre Einbildungskraft durch die phantastischen Bilder und Prophezeiungen der Apokalypse, die mit Vorliebe vorgelesen ward, so erregt wurde, daß sie bei sonst kräftiger Constitution zuweilen Anfällen von magnetischem Schlafe unterlag, welcher Zustand erst später in so schrecklicher Weise ausgebeutet ward.

Ihr Mann, Johann Georg Maurer, der sich beim Beginne des Paraguay-Krieges als Nationalgardist in Porto Alegre befand, ließ seine Frau dorthin nachkommen und veröffentlichte in den Zeitungen, daß dieselbe für fünf Milreis (etwas über drei Thaler) dem, der einen Blick in die Zukunft thun wolle, sein Schicksal prophezeien werde. Ob diese Speculation sich als eine glückliche erwies, ist unermittelt geblieben, sicher dagegen, daß Maurer nach seiner Rückkehr auf die Colonie plötzlich als Wunderdoctor auftrat, indem er vorgab, daß seiner Frau in ihrem magnetischen Schlafe von Gott die Heilmittel kundgethan würden, die er bei den Kranken anzuwenden habe. Blinde, Lahme und mit sonst welchen Leiden Behaftete wandten sich gläubig an Maurer, und als Dankesgaben außer Nahrungsmittel aller Art ward manches Sümmchen in das Haus des Wundermannes getragen.

Vielleicht hätte das würdige Paar das Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Menge nie weiter getrieben, wenn nicht der bereits erwähnte Pastor Klein in ihm ein passendes Werkzeug für seine Pläne zu finden geglaubt. Nachdem er durch Heuchelei die Colonisten für sich gewonnen und von ihnen zum Pfarrer auf dem Leonerhof gewählt worden war, trat sein ränkesüchtiger Charakter immer klarer zu Tage. Statt Frieden und Eintracht zu predigen, säete er Hader zwischen den Familien und zahllose Processe und Streitigkeiten waren das Werk von Hochehrwürden. Schließlich wurde seine Absetzung von den Colonisten beschlossen und durchgeführt, und der Seelsorger ward Landbauer, Haß und Groll im Herzen. Zum Werkzeuge seiner Rache und seiner Pläne glaubte er um so sicherer das Maurer'sche Ehepaar, dem er verschwägert war, wählen zu können, als er bisher in offener Feindschaft mit ihm gelebt hatte, welche er anscheinend fortdauern ließ, während er sich ihm im Geheimen näherte und Jakobinen zu der Rolle vorbereitete, die sie spielen sollte.

Ihre höheren Eingebungen beschränkten sich nun nicht mehr auf Recepte zu Wundertränkchen, sondern gaben sich jetzt hauptsächlich durch Auslegung der Bibel kund, zu welchen erbaulichen Uebungen sich viele Colonisten einzufinden pflegten. Expfarrer Klein unterrichtete Jakobinen insgeheim im Lesen, und als sie, von der die ganze Colonie wußte, daß sie keinen Buchstaben gekannt hatte, bei einer der Versammlungen am Pfingstfeste 1872 plötzlich die Bibel zur Hand nahm und den anwesenden Andächtigen daraus vorlas, riefen diese: „o Wunder!" und waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der heilige Geist sich in Wahrheit auf Jakobinen herabgesenkt habe, die ihnen, in einem weißen Gewande und mit einem grünen Kranze auf dem Haupte, von überirdischem Glanze umleuchtet schien.

Außer den wirklichen Anhängern fanden sich damals noch manche Andere, von Neugierde getrieben, ein, und am erwähnten Pfingsttage stand unter den Letzteren auch Expfarrer Klein, der offenkundige Feind Maurer's. Nachdem Jakobine mehrere Capitel aus der Bibel gelesen und auf ihre Weise erklärt hatte, wandte sie sich an Klein und sagte, daß er zwar Jahre lang ihr Widersacher gewesen, jetzt aber, wie der heilige Geist ihr verkündige, sein Unrecht einsehe. „Nähere Dich mir, daß ich Dir verzeihe!" rief sie feierlich und mit Staunen sahen die Anwesenden, wie Klein widerstrebend, aber gleichsam von einer höheren Macht bezwungen, zu Jakobinen schritt, vor ihr auf die Kniee sank und unter Thränen und Schluchzen sein Unrecht und zugleich seinen Glauben an ihre höhere Sendung bekannte.

Dieser Theatercoup war von durchschlagender Wirkung: Alle fielen nun auf die Kniee und verehrten in Jakobinen die Verkörperung des göttlichen Geistes, und von diesem Tage an ist die Gründung der Secte als solcher zu rechnen.

Jakobine prophezeite entsetzliche Unglücksfälle, Sündfluth und andere furchtbare Naturereignisse für Alle, die nicht an sie glaubten, und welterschütternde Vorgänge, aus denen allein die Gläubigen siegreich hervorgehen würden, die sich mit großen Vorräthen von Lebensmitteln, Kleidern und Waffen zu versehen hätten. Eine Prophezeiung Jakobinens lautete dahin, daß alle Bewohner Porto Alegres einer ganz eigenthümlichen Seuche erliegen würden, und in den Zeitungen ward der Verdacht ausgesprochen, daß die Mucker beabsichtigten, die Wasserleitung der Stadt zu vergiften, was für sie allerdings leichter zu planen als auszuführen war. — Was dem Aberglauben besonders Nahrung gab, war das zufällige Eintreffen der prophezeiten Naturereignisse: Ein seltsames Meteor ward in der Luft sichtbar, flog über das Maurer'sche Haus hinweg und fiel jenseits des Ferrabraz in Santa Christina zu Boden; große Ueberschwemmungen verheerten unsere Provinz; in Folge ungeheurer Regengüsse fanden Erdrutsche statt, so daß, wo früher Feld war, nun Wald steht. Der Berg „Steinkopf" bei Sao Leopoldo veränderte seine ganze Gestalt, indem der Gipfel mit seinen Felsmassen sich loslöste und langsam und schwerfällig sich herabwälzte, die Bewohner am Fuße des Berges mit gänzlicher Zerstörung ihrer Häuser und Besitzungen bedrohend, bis er plötzlich seine Richtung änderte, so daß er auf noch nicht bebautem Lande liegen blieb. Hier bot sich denn günstige Gelegenheit, das Bibelwort vom Glauben, der da Berge versetzet, zu mißbrauchen.

Unbegreiflich ist der Einfluß, den die Prophetin auf ihre Anhänger gewann: jeder ihrer Befehle, auch der widersinnigste und jedes natürliche Gefühl verletzende, wurde ohne Weigerung

ausgeführt. Die Kinder der Mucker durften keine Schule mehr besuchen, weil dort eine falsche Religion gelehrt werde; Beerdigungen auf dem Friedhofe waren streng untersagt. Waren Mitglieder einer Familie der Secte nicht beigetreten, so mußten sich die gläubigen Mitglieder gänzlich von ihnen lossagen, so daß z. B. Eltern, sich auf den Spruch berufend: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!" ruhig auf dem Felde arbeiteten, während der Sarg mit den sterblichen Ueberresten ihrer verheiratheten Tochter an ihnen vorübergetragen wurde.

Jakobine erklärte, daß die Prophezeiungen des alten Testaments auf ihre eigene Person zielten, in welcher der Messias fortlebe, wie gleichfalls die Apostel nicht gestorben seien, sondern in Gestalt von bestimmten Anhängern, denen sie die Namen der Jünger beigelegt, noch auf Erden wandelten. Der Mangel an Logik und die Widersprüche, die unausbleiblich waren, störten die Gläubigen in keiner Weise. Gemeinschaft der Weiber wurde eingeführt, und Sinnlichkeit und Fanatismus beherrschten die Gemüther.

Wie schon erwähnt, konnte die durch das Reformgesetz beschränkte Polizeigewalt nicht gleich anfangs energisch gegen die Sectirer vorgehen, obwohl die anderen Colonisten sich mehrfach an die Obrigkeit wandten mit dem dringenden Anliegen, dem tollen Treiben Einhalt zu thun.

Wieder bildete ein Pfingsttag einen Wendepunkt im Schicksale der Secte: am Pfingstfeste 1874 wurden von Jakobinen die Rollen zu dem Blutdrama, das sie in Scene setzen wollte, an die Anhänger vertheilt; besonders waren es auch alle Feinde Klein's, die auf der Liste der Opfer verzeichnet waren.

Wie viel von dem schändlichen Plane zur Ausführung kam, ist bereits früher erzählt; wie Viele durch das Geständniß einiger Mucker, denen der Auftrag geworden, „Neu-Hamburg" in Brand zu stecken, und die, von Gewissensbissen gequält, sich der Polizei stellten, gerettet wurden, läßt sich nicht übersehen, wie denn überhaupt die Höhe der Zahlen der Gefallenen, sowohl auf Seite der Sectirer wie der Soldaten, selbst in officiellen Blättern verschieden angegeben wird, was, für die Leser wenigstens, nebensächlich ist; das Hauptinteresse beruht auf den psychologischen Räthseln, die uns ungelöst entgegentreten. Traurig aber ist es, daß, so weit die Menschheit auch vorgeschritten ist, das Individuum doch noch so tief in dem Schlamme des Aberglaubens der dunkelsten Zeiten versinken kann und das Dichterwort auch heutzutage sich leider noch als allzu wahr erwiesen hat: —

„der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Valle do Paraiso, 10. August 1874. C. S. M.

Die Jagd auf Flußpferde.

Reise-Erinnerungen aus Ostafrika von **J. M. Hildebrandt.***

Das amphibiale Leben und Treiben der Flußpferde auf dem großartigen Hintergrunde der afrikanischen Natur zu schildern, will ich mir für einen spätern Gartenlauben-Artikel versparen und heute nur den Fang lebender Hippopotamen mit allen damit verbundenen Abenteuern und Hindernissen beschreiben.

Es ist einleuchtend, daß unter diesen letzteren diejenigen, welche das Terrain und die ungeheure Kraft der Kolosse bieten, nicht die geringsten sind. Ich will übrigens keine historische Dissertation verfassen, in die wohl gar Nimrod, „der gewaltige Jäger vor dem Herrn", hineingezogen, in der aber jedenfalls der alten Aegypter, welche Griechen und Römer mit diesen Bestien versehen haben, gedacht werden müßte, auch nicht des Näheren beschreiben, wie in verschiedenen Gebieten Afrikas den Ungeheuern mit Harpunen und Geschossen nachgestellt wird, um Fleisch, Zähne und die Haut, aus der die berühmte Triebfeder orientalischer Sclavenarbeit, der „Kurbatsch" (Peitsche) verfertigt wird, zu erlangen, sondern mich speciell an das Sansibargebiet Ost-Afrikas halten. Dort langte im Februar vorigen Jahres Herr Dietrich Hagenbeck, Sohn des bedeutenden Thierhändlers in Hamburg, an, um auf junge Flußpferde zu fahnden. (Vergl. Seite 754 der Gartenlaube von 1873.) Er war mit allem Fangmaterial prächtig ausgerüstet, miethete eine Barke der Eingeborenen, nahm schwarze Diener in Sold und begab sich sofort zur Festlandküste und an die Arbeit. Er versuchte zuerst durch die Eingeborenen Fallgruben auswerfen zu lassen, aber die Neger Ost-Afrikas sind das Abbild ihrer Heimath, üppig und deshalb faul und wenig geneigt, mehr zu erwerben, als sie zur Füllung ihres Magens von Tag zu Tag bedürfen, wozu drei bis vier Pfennige ausreichen. Außerdem eignen sich die Ueberschwemmungsgebiete ostafrikanischer Flüsse, der Aufenthalt der Thiere, schlecht zum Fallgrubensenken, da bereits bei einem Meter Tiefe das Grundwasser beginnt, man also statt Fallen ihnen sehr willkommene Badewannen herstellte.

Hagenbeck blieb während der ganzen Regenzeit auf der Jagd und machte Strapazen durch, denen eine weniger zähe Natur zehnmal erlegen wäre. Ich traf ihn im Juni 1873 in der Stadt Sansibar, woselbst ich vom Somâli-Lande über Aden eben angelangt war. Er bereitete sich gerade zu einer neuen Tour vor, und da meine Reise-Effecten noch nicht angelangt waren, ich also meine eigenen Arbeiten noch nicht beginnen konnte, so schloß ich mich ihm an, um auch einmal eine „Prise" höherer Jagd zu nehmen.

Wir begaben uns vorerst nach Bagamoyo, um die katholischen Missionare zu besuchen, die jeden Reisenden, obwohl ihnen oft bitter gelohnt wurde, z. B. durch die humbugreichen Erzählungen des Amerikaners Stanley, auf's Freundlichste an ihrem bescheidenen Tisch Platz nehmen lassen und ihm mit Rath und That beistehen. Dann fuhren wir mit der Barke in den Kingani,† den wir, so hoch es das seichte Wasser erlaubte, aufwärts ruderten; denn der vielen Krümmungen wegen war es nicht möglich zu segeln. Hier, inmitten urwüchsiger Wildniß, warfen wir Anker und lagen, theils zu Fuß, theils in dem bereits oben gedachten europäischen Ruderboote, der Jagd auf die Unthiere und den Versuchen, junge zu fangen, ob. Zuerst probirten wir dies mit großen Netzen, die aus fingerdicken Stricken filirt waren. Aber die Alten gingen hindurch wie Hummeln durch Spinnengewebe und die Jungen folgten hinterdrein. Nachdem wir das Netz wieder geflickt, begaben wir uns mit ihm eines Tages, mit sechszig schweren Patronen versehen, abermals auf den Weg und faßten frei und angesichts einer Heerde von neun Alten und mehreren Jungen Posto. In einer muldenartigen Senkung des Flußbettes, welche zu beiden Seiten durch Bänke eingeschlossen war, trieben die Thiere ihr Wesen. Ohne weitere Kriegserklärung oder Aufforderung zur Capitulation begannen wir ein mörderisches Kreuzfeuer auf die Alten. Wir hatten nämlich vor, diese sämmtlich zu tödten und dann mit dem Netze auf die Jungen loszugehen. Sobald eines der unter dem Wasser sich verbergenden Thiere aus Luftmangel auf eine Secunde den Kopf zeigen mußte, sauste eine oder fuhren zwei Kugeln aus unseren Geschossen, oft zwar vorbei oder nur die Schädelhaut durchfurchend, oft aber auch, um an den Schläfen oder in den Hinterkopf einzudringen. Wie riesige Fische spattelten dann die Ungethüme, sanken, wenn verendet, unter und erschienen erst, wenn der Körper sich mit Gas gefüllt (nach einer halben bis einer Stunde), meist die Beine nach oben, an der Oberfläche, wenn nicht der Cadaver im Astwerke auf der Flußsohle hängen geblieben und dann verloren gegangen war.

Bis spät Nachmittags hatten wir die acht weiblichen gemordet, nur der Bulle wollte nicht sterben, sondern erschien immer und immer wieder, Blut schnaufend — denn er hatte

† Kingani heißt eigentlich „Mündung" eines jeden Flusses, wird aber auf den Karten und in dem Sprachgebrauche für den ganzen Fluß, der nördlich Bagamoyos in's Meer fließt, benutzt. Dieser heißt in der Landessprache Rufu oder Lufu (R und L vermag die Negerzunge nicht leicht zu sondern), das heißt „Fluß" par excellence, wie auch Rufidschi (Lufidschi) „Fluß" bedeutet. Niassa und Niangga heißt „See"; man dürfte also, um Pleonasmen zu vermeiden, nicht eigentlich Niassa-See, also „See-See" sagen.

* Wir verdanken den obigen überaus interessanten Artikel dem als Afrika-Reisenden bekannten Herrn Professor der Botanik Hildebrandt, demselben, der gelegentlich des Transports des Hippopotamus nach Berlin jüngst oft genannt wurde. D. Red.

Letztes Zusammensein Tommondos mit seiner Mutter.

Originalzeichnung von H. Leutemann

neben andern Wunden auch eine Kugel durch die Nase erhalten. — Die Patronen waren verschossen; die Sonne neigte sich dem Untergange, und unser Domicil, die Barke, war noch weit entfernt. So sahen wir uns denn genöthigt, „Endschaft zu machen des grausigen Spiels“ und den Schlußact auf den folgenden Tag zu verschieben. Als wir aber des andern Morgens an den Richtplatz zurückgekehrt, fanden wir ihn vom Vater und allen seinen Sprößlingen verlassen. Nur die mächtigen Leichname der Mütter lagen noch im Wasser und hatten sich, wie gestrandete Schiffe, an Bänke festgefahren.

Für diesen Tag war also die Aussicht auf Fang vorbei, und um nun nicht mit leeren Händen zur Barke zurückkehren zu müssen, beschlossen wir, aus zweien der Thiere Skelete zu präpariren, eines für Hagenbeck, das andere für mich. Es war übrigens durchaus keine feine anatomische Operation, sondern vielmehr die höhere Schlächterei; auch mußten wir statt des chirurgischen Bestecks ganz respectable Messer anwenden, um die zwei Zoll dicke Haut und die gewaltigen Muskelmassen loszutrennen; unsere und des Dieners vereinte Kraft reichte kaum aus, um den inhaltschweren Magen aus seiner Höhlung herauszuheben. Das mir zugefallene Skelet befindet sich jetzt im Berliner zoologischen Cabinet.

Das Fleisch konnten wir nicht benutzen, denn, da in der Nacht die Cadaver vom Mond beschienen gewesen, so hatten sie zu sehr haut-goût bekommen. Der Tropenmond hat nämlich neben allerlei andern noch wenig untersuchten und noch weniger erkannten Kräften, mit denen er z. B. „Mondstich“ verursacht, auch die Eigenschaft, schnelle Verwesung herbeizuführen. Das Fleisch, besonders jüngerer Thiere, ist übrigens gut zu essen und man gewöhnt sich bald an den anfangs anwidernden leichten Moschusgeschmack desselben. Hippopotamuszunge kam fast täglich auf unsern Tisch. Die Mohammedaner sind im Zweifel, ob das Thier unrein ist oder gegessen werden darf; da es Borsten trägt, so ist es allerdings nicht recht koscher, in dem Grasfressen jedoch läßt sich schon ein Grund für seine unschuldige Natur finden. Dieses Fleisch kam übrigens dennoch nicht um, denn es hatte sich eine große, gar „gemischte Gesellschaft“ zur Tafel geladen. Auf allen Bäumen der Nachbarschaft saßen zu Hunderten Aasgeier, weißbrüstige Raben und andere beschwingte Unholde, die mit vorgestreckten Hälsen allen unseren Bewegungen folgten und kaum erwarten konnten, bis wir die Wahlstatt verlassen. Dicht bei uns im Wasser — es war nämlich unmöglich gewesen, die kolossalen Leiber auf's Trockene zu ziehen — krochen scheußliche Krokodile, gierig mit ihrer furchtbar bewehrten spitzen Schnauze nach den Fleischfetzen schnappend, die ihnen Hagenbeck, als wären sie alte Bekannte aus einem zoologischen Garten, ab und zu hinwarf. Zwei unserer Schwarzen schlugen übrigens, um die Bestien im Zaume zu halten, mit großen Zweigen in's Wasser, sattsam dazu schreiend, während wir und die andern abfleischten. Nachmittags waren die beiden Knochengerüste vom Fleische entblößt und zum Trocknen an ein galgenähnliches Gestell aufgehißt. Als es gedunkelt, brachten uns Hyänen und Schakale eine liebliche Dankserenade. Uebrigens hatte die ganze „Aasbande“ viele Tage und Nächte lang zu fressen, denn die acht Cadaver repräsentirten doch mindestens ein Gewicht von fünfzigtausend Pfund. Meilenweit trieb der Wind den Geruch über Berg und Thal.

Nachdem also unsere Versuche, im Netze ein junges Flußpferd zu fangen, mißlungen, griffen wir zur Harpune, ließen uns im Boote zwischen die schwimmenden Heerden treiben, die uns dann gewöhnlich nicht sehr freundschaftlich willkommen hießen, und warfen nach den sich Zeigenden. Die mitgebrachten Eisen erwiesen sich jedoch als unpraktisch, indem sich entweder ihre Spitzen an dem derben Hautpanzer umbogen, durch dessen Elasticität abbrachen oder, wenn sie selbst an weicheren Körperstellen eingedrungen, bald wieder ausrissen.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die ferneren Begegnungen, die wir mit den Hippopotamen gehabt, und die andern vielartigen Versuche, junger Thiere habhaft zu werden, erzählen. Alles blieb ohne Erfolg. Nur einmal hatten wir das „glückliche Malheur“ — wie sich Hagenbeck in einem Briefe an den Bruder (vergleiche Gartenlaube 1873, Seite 754) ausdrückte — ein Kiboko zu fangen, welches aber, wie dort zu lesen, bald darauf starb. Wir begaben uns später zum Wami-Flusse; es wollte uns aber dort ebenfalls nicht gelingen, und so sahen wir uns denn endlich gezwungen, zur Stadt Sansibar zurückzukehren; Hagenbeck, um sich zur Abreise in andere Jagdgebiete vorzubereiten, ich, um meinen Arbeiten nachzugehen. Da erfaßte das Fieber, dieser furchtbare Wütherich, meinen Freund und raffte ihn hinweg. Acht Tage lang und bis eine halbe Stunde vor seinem Tode saß ich an seinem Schmerzenslager; da brach auch ich zusammen. Lange dauerte es, bis ich soweit genesen, daß ich wieder reisen konnte.

Monate später, im April dieses Jahres, gelang es einem der katholischen Missionäre, ein junges Flußpferd zu erhaschen, und zwar ging dies so zu. Der Commandeur eines der englischen Kriegsschiffe — welche nun schon seit einigen Jahren die ostafrikanischen Gewässer heimsuchen, um Sclaven zu „befreien“, für welchen menschenfreundlichen Act die englische Regierung fünf Pfund Sterling per Kopf an die Mannschaft zahlt und die also beglückten Creaturen in die Zuckerplantagen Indiens und Natals versendet, damit sie dort bei den edlen britischen Pflanzern das „Arbeiten“ lernen — besuchte auf einer Razzia Bagamoojo und unternahm, um etwas „Sport“ zu haben, von einem der freundlichen Missionäre geführt und begleitet, einen Ausflug zum nahen Kingani-Delta. Er trug ein „Sniderrifle“; der Bruder war mit einem Militärstutzen, dem Geschenk eines österreichischen Kriegsschiffes, bewaffnet. Bald war der Uferwald erreicht. Herangezogen durch Flußpferdgebrüll schlichen sie dem Wasser zu. Sie gewahrten am gegenüberliegenden Ufer Mama Kiboko, die, ihr erst wenige Tage zählendes Junges auf Kopf und Hals tragend, eben den Fluthen zustieg. Der Missionär winkte dem Commandeur, er möge zuerst feuern — „mußte ich doch dem Gaste die Vorhand lassen,“ sagte er später zu mir — der Schuß krachte; die Kugel flog zu hoch und in den Schlamm. Aber Bruder Oskar hatte auch angelegt — hin sauste das Blei der Mutter durch's Auge in's Hirn; furchtbares Todeszucken rüttelte den gewaltigen Körper, das kläglich schreiende Junge in den zähen Schlamm schleudernd. (Hierzu das Bild!) Dann stürzte die Mutter zusammen. Der Commandeur, der keine Zeit hatte, die Jagd fortzusetzen, trat den Rückzug nach Bagamoojo und zu seinem Schiffe an, während der Bruder verblieb, mitleidig zum kleinen, im Morast klebenden Flußpferdchen hinüberblickend, das er zur Waise gemacht, und welches er aufzufüttern beschloß. Den Fluß an dieser Stelle zu durchschwimmen, wäre der vielen Krokodile wegen eine Gottesversuchung gewesen; daher schritt und watete er über eine Stunde weit den Flußlauf aufwärts, wo eine ihm bekannte Fähre war. Aber der alte Baumkahn, der wohl schon manche Karawane Mann nach Mann übergesetzt, hatte seine Christophoro-Pflicht vollendet und lag bodenlos am Ufer. Unverzagt ging der Missionär zurück, überzeugte sich, daß der Kleine noch munter schreiend im Schlamme saß, und eilte dann stromabwärts in ein weitentferntes Negerdorf. Dort miethete er ein Boot, fuhr zu seinem Pflegling, „wickelte“ ihn in sein Gewand, setzte zum Bagamoojo-Ufer über, ließ ihn dort zurück, bis er eine Negerbettstelle (Kitanda) und Träger geholt, legte die theure Last darauf und langte spät Abends auf der Missionsstation an.

Tommondo nahm zu an Alter, Fett und Vertrauen zu den Menschen. Es war ein gar possirliches Thier, und Keiner konnte sich des Lächelns erwehren, wenn es mit stets düster ernstem Gesichte, den schwarzen runden Bauch auf den kurzen „Paddenbeinchen“ schaukelnd, hinter seinem Pflegevater herwatschelte. Setzte sich dieser, so nahm es zu seinen Füßen Platz und schlief, in Sicherheit gewiegt, sofort ein. Man hatte ihm ein Wasserbassin angewiesen, worin es häufig badete und spielte. Ein alter, tauber und zahnloser Newfoundländer, dem die Mission das Gnadenbrod gab, war sein steter Begleiter. Am komischsten nahm es sich jedoch aus, wenn Tommondo gefüttert wurde. Aus Allem, was zu einem guten Eierkuchenteig gehört, Mehl, Eier, Salz und Milch, wozu noch etwas Zucker und viel Wasser gesetzt, wurde eine dünne Suppe angerührt, diese in eine starke Champagnerflasche gefüllt und dem Thier in's stets bereite Mäulchen gehalten. Es legte die breite Zunge dicht um den Flaschenhals und hinein lief die köstliche Brühe wie durch einen Trichter in den Schlund; eine zweite, dritte und oft noch vierte Flasche folgte; dann legte es sich hin und hielt, wohlgefällig schnarchend, eine lange Verdauungssiesta.

Als ich das Thier in Bagamoyo sah, tauchte in mir sofort der Gedanke auf, daß es für mich ein sehr amüsanter Reisebegleiter sein würde. Ich mußte nämlich, um meine durch fast dreijähriges Afrikareisen geschwächte Gesundheit zu restauriren, das heißt meinen Körper einmal wieder „durchfrieren“ zu lassen, andrerseits auch, um mich zu ferneren Reisen neu auszurüsten, zur Heimath zurückkehren. Ich conferirte darüber mit Dr. Bodinus in Berlin; das „Geschäft“ war denn auch bald (per Telegraph) abgemacht und eine große ausgepolsterte Kiste zusammen gezimmert, in der es, durch häufige Seebäder erfrischt, sein Amphibienleben ungestört fortsetzen konnte.

Am 1. August ließ ich meinen Reise-Compagnon sammt seiner „Cabine“ an Bord des englischen Postschiffes hissen, kletterte selbst nach, und fort ging es durch die mächtigen Wellen des indischen Oceans unserer ersten Station, Aden, zu. Ich will nicht versuchen, die fashionable Langeweile, die ich an Bord dieses Postdampfers auszustehen das Vergnügen hatte, zu beschreiben, auch nicht des schlechten Essens und noch erbärmlicheren Tranks gedenken. Beides wurde aber auf Silber und in Krystall servirt, weshalb denn auch vierunddreißig Thaler pro Tag der Reise nicht theuer genannt werden darf; dieses Alles hat ja der brillante Pinsel meines Namensvetters Hildebrandt in seiner von Kossack herausgegebenen „Reise um die Welt“ dem geistigen Auge des Lesers in classischer Weise vorgeführt. In Aden angelangt, mußte ich einige Tage warten, da sich kein passender Anschluß nach Europa fand. Ich ließ Tommondo aus dem engen Verließ heraus und wusch ihn fein säuberlich. Er begleitete mich bei Nachbarbesuchen zu den Freunden, die ich vom früheren Aufenthalte her in Aden, diesem „Eastern Strong- und Coalhold“, hatte. Da langte plötzlich in der Nacht eine officiöse Depesche an, daß Aden wahrscheinlich in einigen Tagen als „Pesthafen“ erklärt werden würde und allen von dort kommenden Schiffen in Suez die Segnungen einer zwanzigtägigen Quarantaine zu Theil werden sollten. Das Glück wollte, daß in derselben Nacht ein italienisches Postschiff für Genua einlief. Ich packte nun sofort meine Effecten und Tommondo ein, begab mich an Bord und fuhr ab.

Wir sollten, da der Cours durch Bab el Mandeb ging, bald merken, daß wir den „Wärme-Aequator“ passirten, denn das rothe Meer, mein alter Bekannter von meinen arabischen und abessinischen Reisen her, war noch ebenso heißblütig wie früher und machte seinem Namen, den es wohl daher erhalten, weil man darin krebsroth schwitzt, alle Ehre. Durch den Suezcanal in's Mittelmeer fahrend und an Messina, Napoli und Livorno (das „Leghorn“ der Engländer) haltend, ging es nach Genova, „la superba“. Hatte ich bis jetzt nur freudige Stunden mit Tommondo erlebt, so begannen nun die trüben. Das italienische Bahnpersonal erklärte nämlich das Thierchen für eine „bestia feroce“; ich müßte mir also einen officiellen Schein ausfertigen lassen, und auch dann könnte das Ungethüm nur in einem verschlossenen Viehwagen per Güterzug spedirt werden. Ich ging von Beamten zu Beamten — überall dieselbe Antwort, denn Jeder griff von seinem Regal ein Buch herunter, das Adreßbuch sämmtlicher Einwohner der Arche Noah nebst Stand und Charakter, und zeigte mir auf Seite so und so, daß das Flußpferd zu den reißenden, die öffentliche Sicherheit gefährdenden Bestien gehöre. Schließlich ging ich zum Director und erlangte, wohl nur dadurch, daß ich durchblicken ließ, ich würde die ganze Mordgeschichte von der zahnlosen „bestia feroce“, die mit einer Flasche gefüttert wird, irgend einem italienischen Kladderadatsch übergeben, die endliche Erlaubniß, den Eilzug benutzen zu dürfen. Der das Billet für Tommondo ausfertigende Bahnbeamte kam mit den verschiedenen „Po's“ nicht recht in's Klare und machte zwei zu viel. — Armes, verkanntes Thier!

Ueber Verona und den Brennerpaß ging's der alten Römerstraße entlang. Ich erzählte dort Tommondo von seinen Urvettern, den Elephanten, die der Kanibal Hannibal hier herüber geschafft. Tommondo guckte aus seinem durch warmes Wasser geheizten Kasten aufmerksam hinauf zu den Gletschern — es war das erste Eis, welches er sah. Weiter ging es über Innsbruck nach München. Während für meine Person Bier in Hülle und Fülle vorhanden, dem ich denn auch „nach so vielen Leiden“ tüchtig zusprach, war es desto schwieriger, für mein Amphib hinreichend Wasser zu erlangen; es schien, als wenn durch ein Wunder in Baiern alles Wasser in Bier verwandelt wäre. Aber durch die auch in Europa allgewaltig wirkende Macht des „Bakschisch“ — ich theilte von Genua bis Berlin über siebenzig Thaler Trinkgeld unter das oft wechselnde Bahnpersonal aus — gelang es mir dennoch, auch Tommondo befriedigen zu können.

Den 4. September, nachdem die Reise also einen Monat und drei Tage gedauert, langten wir früh Morgens in Berlin an, und ich beförderte den Kasten, in dem Tommondo gesund und — wie gewöhnlich — hungrig saß, auf einem federnden Karren, dicht verhangen, damit kein Menschenauflauf entstehe, zum zoologischen Garten. Aber das Auge des Neuigkeitskrämers durchdringt den dichtesten Schleier; denn in der Abendnummer einer Berliner Zeitung war zu lesen: „**Das Nilpferd ist da!!** Heute Morgen langte es auf dem Anhalter Bahnhofe endlich an, von seinem Wärter, einem Aegypter, begleitet.“ Punkt!

Tommondo blieb fast einen Monat lang gesund und vergnügt; dann siechte es an einer Leberverhärtung hin und starb.*

Jetzt weilt es wohl in den Schattengefilden seiner Ahnen; es wird die Mutter wieder gefunden haben, die es in Schlamm einwiegt und zur köstlichen Reisweide führt.

* Berliner Blätter berichten über das Ende des Tommondo Folgendes: So lange das junge Thier am Leben war, war sein Gesundheitszustand schwankend, einmal vortrefflich, das andere Mal sehr bedenklich. Dr. Bodinus reiste nach der Antwerpener Thier-Auction über Amsterdam und hatte dort Gelegenheit, sich über die Größenverhältnisse der jungen Nilpferde zu unterrichten, indem das dortige Nilpferdpaar schon viermal Junge zur Welt brachte, von denen übrigens nur eins am Leben blieb. Danach erschien das hiesige junge Nilpferd für ein angebliches Alter von sechs Monaten auffallend klein. Nimmt man den Befund der Obduction hinzu, der Knoten in Lunge und Leber aufwies, so ist man wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß das nunmehr verendete Thier durch innere Krankheit an seiner vollen Entwickelung gehindert und darum so klein war. Obgleich der Gesundheitszustand des Thieres immer wechselnd war, so trat dieser Wechsel doch vor dem Verenden desselben besonders auffällig auf. Am Donnerstag Morgen fand es der Wärter so schwach, daß es kaum gehen konnte; es wurde zuvörderst in sein Bassin von zwanzig Grad Wärme gebracht; hier erholte es sich rasch und als der Wärter es rief, kam es ohne weitere Zeichen von Schwäche heran, nahm mit dem besten Appetite seine Nahrung zu sich und befand sich den ganzen Tag über ganz wohl. Nichtsdestoweniger ließ Dr. Bodinus einen Wächter die Nacht über bei dem Thiere Wache halten. Es schlief, in Decken gehüllt, einen anscheinend behaglichen Schlaf, legte sich gegen dreieinhalb Uhr Morgens auf die Seite und rührte nach einigen Minuten kein Glied mehr. Als der Wächter bei ihm eintrat, war das kleine Tommondo todt.

D. Red.

Blätter und Blüthen.

Aus den Tagen des letzten Ritters. Es ist wahr, im Mittelalter nahm der Handwerksmann innerhalb der Gesellschaft eine ziemlich tiefstehende Stellung ein. Der fahrende Ritter, der stolze Kaufherr, selbst der zerlumpte Scholar sah mit einer Art Verachtung auf das städtische Pack, das sich nach Knieriemen und Ahle bückte, herab. Doch würden wir sehr irren, wenn wir dieses übrigens nicht durchgehends und allerwärts bestehende, Verhältniß auf den Mangel gesunden Ehrgefühls innerhalb der Handwerksschichten selbst zurückführen wollten. Der ehrsame Nürnberger und Augsburger Meister blickte mit Stolz auf sein Handwerk; sein Wort galt in der Gemeinde. Die Zunft, der er angehörte, wachte eifersüchtig auf die Beobachtung der Standesehre, und tausendfältig waren in Uebertretungsfällen die kleinen Mittel, mit denen die Zunft, namentlich in kleineren Städten, die Ehre eines Mannes, dem von Rechtswegen nicht beizukommen war, empfindlich zu schädigen verstand. In Erfurt lebte gegen die Neige des fünfzehnten Jahrhunderts ein Schneiderlein Namens Hans Vischer. In einer bösen Stunde hat sich Hans vielleicht mehr aus Unbedacht als mit bösem Sinne gegen Gesetz und Recht vergangen. Der Richter findet ihn nicht straffällig, aber die Zunft fühlt sich durch seine That an ihrer Ehre gekränkt. Unbarmherzig wird er von ihr verstoßen; die Geheimnisse des Meistersangs und der Tabulatur bleiben ihm fortan verschlossen; Meister und Gesellen spotten seiner und meiden den Armen. In der Werkstätte wird es stille — er ist ein ruinirter Mann.

In dieser schweren Noth hält er flehend seine Hände zu dem höchsten weltlichen Schirmherrn des heiligen römischen Reichs, dem ritterlichen Maximilian, empor, und siehe — der edle Fürst giebt dem schwergekränkten Schneiderherzen den langentbehrten Frieden wieder. Das war ein Tag froher Genugthuung, als er aus den Händen des ehrsamen Raths den pergamentnen Brief des Königs mit dem großen Wachssiegel empfing, welcher Hoch und Niedrig, vom Kurfürsten bis zum letzten Unterthan herab, fortan Schweigen und Vergeben gebietet.

Lesen wir den Brief, der hier genau nach dem Originale mit den

zum ſprachlichen Verſtändniſſe nothwendigſten Veränderungen wiedergegeben wird:

„Wir, Maximilian &c. Da Hans Viſcher der Schneider von den Meiſtern des Schneiderhandwerks zu Erfurt, dieſes Handwerk zu treiben verhindert, auch in der Zunft und gemeinen Verſammlungen gemieden und ausgeſchloſſen wird, deshalb weil er dabei geweſen, als durch eine andere Perſon einem Bauersmann in der Stadt Erfurt ein Haſe genommen iſt, wir aber glaublich Anzeige und Unterricht empfangen, daß ſolch' Geſchichte aus keinem böſen Vorſatz oder Willen, ſondern unbedacht gehandelt, und deßhalb weder von den Regenten daſelbſt zu Erfurt oder der Perſon, der ſolcher Haſe zugehört, noch auch von dem Bauersmann gegen den Thäter etwas vorgenommen würde und ferner, da der gemelte Hans zu derſelben That keinerlei Hilfe oder Verheng gethan oder Hand angelegt, ſo haben wir auch aus anderen Urſachen mit wohlbedachtem Gemüthe, gutem Rathe und eigenem Bewegen folgendes erklärt: Wir ordnen und erklären auch aus königlicher Machtvollkommenheit wiſſentlich in Kraft dieſes Briefes: die obberührten Geſchichten, auch die Handlung und Erkenntniß, welche der Bürgermeiſter und Rath der Stadt Erfurt über den Handel zwiſchen dem Schneiderhandwerk und dem genannten Viſcher gethan, ſollen, obgleich der Hans Viſcher zu ſolchem Nehmen des Haſen Rath und Hilfe gethan und deßhalb angezogen (zu Rechenſchaft gezogen) werden mocht', dem Hans Viſcher nach unſerem Erfinden an ſeiner Ehre und guten Leumbden keinerlei Verletzung, Nachtheil oder Schaden bringen, noch auch ihm weder innerhalb noch außerhalb des Gerichtes zu Schmach, Schaden und Ungut vorgehalten oder wider ihn gebraucht werden in kein Weiſe. Wir gebieten darauf allen und jeglichen Churfürſten, Fürſten, Biſchöfen, Prälaten, Grafen, Rittern, Städten &c. und in Sonderheit dem gemelten Bürgermeiſter, Rath und den Meiſtern des Schneiderhandwerkes zu Erfurt und ſonſt allen anderen unſeren und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was Würden und Weſen die ſeien, ernſtlich und feſt mit dieſem Brief und wollen, daß ſie deßhalb den obgenannten Hans Viſcher Nichts zuziehen, irren, verhindern und beſchweren, ihn ungehindert ſein Handwerk üben laſſen, in Zünften und anderen ehrlichen Verſammlungen zuzulaſſen und ihn nicht zu meiden und auszuſchließen, noch gegen Alles, was oben ſteht, zu handeln in kein Weiſe. So lieb einem jeden ſei unſer und des Reichs Ungnade und Strafe und dazu Verlierung einer Pön von zehn Mark löthigem Geldes, halb für die Kammer des Reichs, halb für den obgenannten Hans Viſcher zu zahlen. Mit Urkunde dieſes Briefs, beſiegelt mit unſerem königlichen anhangenden Inſiegel. Gegeben zu Freiburg im Breisgau, am 27. Auguſt ao. 1498."

Dr. Ks.

Chriſtliche Unterhaltungslectüre für Jung und Alt. Vor mir liegt eine Sammlung kleinerer und größerer Schriften, die ſich unter den obigen Geſammt-Titel bringen laſſen; ſie ſind ein Stück des geiſtigen Lebens der heutigen Zeit, alſo wohl werth, beachtet zu werden. Greifen wir nach dem erſten dieſer Werkchen. Der Titel lautet: „Der Hirt"; darunter ſteht der Zuſatz: Zum Beſten der Miſſions-Anſtalt „Kommet zu Jeſu!" zu Alt-Tſchau bei Neuſalz in Schleſien. Es iſt alſo ein Buch, welches frommem Zwecke dient; ſo muß es ja wohl ſelbſt fromm ſein, und man wird gern den kleinen Beitrag für das fromme Werk einſenden und daſſelbe ſeinen Kindern, Hausgenoſſen und vielleicht Gemeindegliedern in die Hände geben. Aber nehmt euch in Acht mit dergleichen Sachen! Sie ſind oft gefährliches Gift.

Ich will nicht von Geſchmackloſigkeiten oder plumpen Erfindungen ſprechen, von denen zum Beiſpiel das vorliegende Schriftchen wimmelt; denn welcher Sachverſtändige wird es glauben, daß ein zwölfjähriges Mädchen unter ſolchen Umſtänden zwanzig Menſchen vom Waſſertode erretten kann, wie es auf Seite 113 geſchildert iſt; ich will auch nicht von einer Moral ſprechen, wie Seite 22 ſie bietet, wo jedem Geſetze Hohn geſprochen wird und gelehrt wird: „Was du findeſt, das iſt ein Geſchenk Gottes und gehört dir darum von Rechtswegen zu;" weit bedenklicher als dies iſt unter vielem Andern eine Geſchichte wie die „Der Commandant von Hohentwiel" betitelte. Von dieſem Mann und dieſer Burg wird geſagt: „Gott der Herr hatte ſie ſchon mächtig befeſtigt. Dazu ſetzte der Herzog einen Mann hinauf, den derſelbe Gott inwendig feſt gemacht hatte, damit der feſte Mann die feſte Burg gegen alle Anläufe des Feindes halte". Und von dieſem ſelben frommen Manne heißt es weiter, daß er ſich von der Beute, die er bei ſeinen klugen und kühnen Ausfällen reichlich machte, eine Kirche baute, ja, daß er ſo viel erbeutet hatte, daß er ſogar für künftige Zeiten dieſer Kirche noch einen Kirchenſchatz ſtiftete. Geht das nicht noch über die Geſchichte vom heiligen Crispinus? Aber es kommt noch beſſer! Leſen wir Seite 120.

„Nun hatte er eine Kirche und einen Paſtor; aber die Deutſchen ſingen einmal gern. Zu gutem Kirchengeſang gehört auch eine Orgel. Orgelbauer waren damals ſeltene Leute; ſie waren noch ſchwerer zu haben, als ſein Paſtor Paulitz. Doch auch da fand ſich Rath. (!) Nicht weit von Hohentwiel liegt die Stadt Ueberlingen; in dieſer war ein Kloſter mit einer ſchönen Orgel. Als er einſt eine zahlreiche Mannſchaft in der Feſtung hatte, rückte er im Dunkel der Nacht ganz ſtill aus. Als der Morgen graute, kam er vor Ueberlingen an. Die Thore waren geſchloſſen. Er ſelbſt ſchrob eine mit Pulver gefüllte Petarde an das Thor an und ſprengte daſſelbe. Die Wache ſaß gerade beim Kartenſpiele und konnte an keine Gegenwehr denken. Seine ganze Schaar rückte in die Stadt. Ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, hatte er ſie genommen. Die Bürger ſind in Todesangſt vor dem gefürchteten Manne. Aber kein Haus wird geplündert; kein Stück fremden Eigenthums wird angerührt; die ſtrengſte Mannszucht wird gehalten. Die Mönche jenes Kloſters bebten ganz beſonders vor ihm — ich weiß nicht, warum. So boten ihm eine Summe Geldes an. Er ſchlug ſie aus, bat ſich aber ihre Orgel aus, ‚weil er keine in ſeiner Kirche habe'. (Triftiger Grund!) Mit tauſend Freuden ward ſie ihm bewilligt.

Nun hatte er einen Paſtor, eine Kirche und eine Orgel. Man merkte es an ihm und ſeinen Leuten, daß Gottes Wort lebendig und kräftig unter ihnen wohnte."

So wird von dem frommen Manne erzählt; dergleichen ſteht in einem Buch, zum Beſten einer Miſſionsanſtalt! Was bedarf es mehr?

Zur Beachtung. Da, wie ſich nach Abſchätzung des Manuſcripts nachträglich herausſtellte, die von uns angekündigte Erzählung „Das Capital" von Levin Schücking den Raum eines Quartals überſchreitet, ſo haben wir die Veröffentlichung derſelben nunmehr erſt für den Anfang des nächſten Jahrgangs in Ausſicht genommen. D. Red.

Kleiner Briefkaſten.

L. in **Frbg.** Gewiß hat man verſucht, durch ausreichende Unterſtützung die Wunden des letzten Krieges in Etwas zu heilen. Und mehr iſt in ſolchem Falle dem Vaterlande nicht möglich zu thun. Daß noch offene Wunden bluten, ohne daß man ſich auch nur die Mühe giebt, ſolche zu heilen oder doch weniger ſchmerzhaft zu machen, das iſt freilich hart und betrübend.

So ſchreibt man uns aus Oſtpreußen: „Nicht weit von Rußlands Grenze liegt das Dorf L. bei P. im Kreiſe St. Außerhalb des Dorfes liegt eine kleine Kathe, in welcher die über ſechszig Jahre alte Wittwe Chriſtine Bartel wohnt. Ihr Gatte iſt vor einem Jahre geſtorben — er hat den Schmerz über den gefallenen Sohn nicht lange überlebt. Man muß es geſehen haben, wie ſich die tiefgebeugte Frau nur mit Mühe fortſchleppt, um den ganzen Jammer eines ſolchen Daſeins zu begreifen. Die Hände wollen nicht mehr ſo fort, wie vor Jahren, um das nöthige Brod zu verdienen; der Leib wird daher ſchwach, und ein unglücklicher Fall in dieſen Tagen hat ſie noch elender gemacht; ihre Mittel aber reichen nicht aus, den Arzt zu Hülfe zu ziehen.

Ja, ihr Sohn, Albert Bartel, den ſie erzogen, daß er ihr im Alter eine Stütze werde — er fand auch, wie ſo viele tapfere Söhne Oſtpreußens, vor Metz den Heldentod. Die alte Mutter hat gehofft, man werde bei der Vertheilung des Geldes für Invaliden und Hinterbliebene auch an ſie denken. Ihr Hoffen war vergebens. Verſchiedene Male hat ſie um Ueberweiſung einer laufenden kleinen Unterſtützung gebeten — man hat ihr einmal fünfzehn (!) und ein anderes Mal fünf (!!) Thaler gegeben, und auf ein ferneres Schreiben (im verfloſſenen Winter abgeſandt) hat man ſie bis jetzt keiner Antwort gewürdigt. Ihr einziger Troſt in ihrer Noth iſt die Hoffnung, daß ſich der müde Körper bald auflöſen werde. — Für eine brave Mutter, die dem Staate einen Helden erzogen hat, iſt dieſes Loos doch gewiß ein unverdientes."

Verwalter K. N. in W. Ihre Klage über die Holzvergeudung der Dienſtboten beim Anfeuern der Steinkohlen und dergleichen und über die ſteigenden Holzpreiſe ſteht nicht vereinzelt da; ſie bildet den Inhalt nicht weniger Zuſchriften. Um ſo mehr freut es uns, Allen die Ausſicht auf eine gründliche Beſeitigung dieſes allgemeinen Uebels eröffnen zu können. Ein erfinderiſcher Kopf hat eine Zündmaſſe zuſammengeſetzt, die zum Anbrennen von Torf, Coaks, Briquettes, Braun- und Steinkohlen, ohne Anwendung eines Stückchens Holz, dienen. Dieſer chemiſche Zunder, deſſen Miſchung wir natürlich verſchweigen, von der wir aber verſichern können, daß ſowohl deren Bereitung wie Verwendung gänzlich gefahrlos iſt, kann für einen Pfennig das Stück geliefert werden, und ein Stück genügt zum einmaligen Anbrennen. Bedenkt man, wie viel Mühe, Zeit, Geld, Holzraum und Aerger durch dieſe neue Zündmaſſe erſpart wird, ſo muß man ihr eine möglichſt raſche und weite Verbreitung wünſchen. Der Erfinder und Geheimnißbeſitzer iſt ein Herr O. Syllmaſſch in Leipzig (Schletterſtraße Nr. 2). An außerdeutſche Staaten würde derſelbe, wie man uns mittheilt, das Monopol der Verfertigung und des Vertriebs dieſes Zunders gegen eine werthentſprechende Summe ablaſſen.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen wieder ein: Ertrag einer von Deutſchen in Chauxdefonds veranſtalteten Sammlung 301 Thlr. (Bravo und die beſten Grüße aus der Heimath); F. Schrader in Hamburg 2 Thlr.; Schnabel in Reichenbach 1 Thlr.; Abendgeſellſchaft in Liegnitz 4 Thlr. 5 Ngr.; Sammlung von Bokellen 4 Thlr.; M. N. in England 3 Thlr. 12 Ngr.; X in Hamburg 1 Thlr.; H. W. in Ebersbach 20 Thlr.; Dr. Graber in Carlsruhe 2 Thlr.; Kegelgeſellſchaft Ulk in Dresden 12 Thlr. 10½ Ngr.; N. N. in Frankfurt a. O. 1 Thlr.; E. L. 10 Thlr.; Sam. Brüll in London 3 Thlr.; Einer der ſein Schöppchen Wein gern trinkt 1 Thlr.; Emilie Beaupain in Rohrwinkel 2 Thlr.; am runden Tiſche im Paradieſe zu Oelsnitz 2 Thlr. 6 Ngr. 1 Pf.; Anna Weber in Berlin 2 Thlr.; Sammlung der Schulkinder in Gebſtadt bei Buttſtädt 2 Thlr. 2½ Ngr.; F. P. 1 Thlr.; Geſangverein Harmonie in Bard 9 Thlr. 5 Ngr.; geſammelt in der erſten und zweiten Knabenſchule zu Torgau 4 Thlr.; Ertrag eines Concerts in Luckau 4 Thlr. 5 Ngr.; Oberſteiger Hoewert in Kurtein bei Waldenburg 5 Thlr.; Turn- und Feuerrettungsverein in Bunzlau 23 Thlr.; Borchert in Oppeln 5 Thlr.; Koloff in Danzig 1 Thlr.; vom Watteblaſen in Engelrath 4 Thlr.; A. T. in Cairo 2 Thlr. 15 Ngr.; Sammlung in der Gemeinde Schönheide, durch den Ortsvorſtand Lenß 34 Thlr. 11 Ngr.; Sammlung in den Orten Orlamünde und Napſhauſen, durch den Stadtrath in Orlamünde 23 Thlr. 6 Ngr.

Die erſte Unterſtützungsgabe von Thlr. 1500 ging unter dem heutigen Tage an das Hülfscomité in Meiningen ab.

Leipzig, den 15. October 1874. Ernſt Keil.

Verantwortlicher Redacteur Ernſt Keil in Leipzig. — Verlag von Ernſt Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 44. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1^{1}/_{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Allerseelentag.

Wie die falben Blätter fallen —
Heut ist Allerseelentag,
Wo man zu den Gräbern wallen,
Beten dort und weinen mag

Und gedenken jener Tage,
Da sie lebten, die da nun
Ohne Leid und Lust und Plage
Tief im stillen Grabe ruhn.

Doch wer Keinen zu beklagen,
Wer kein Grab zu schmücken hat,
Dennoch mag er Leid wohl tragen,
Wenn auch ihm der Spätherbst naht

Und er sorge, wird erscheinen
Ihm sein Allerseelentag,
Daß man klagen, daß man weinen
Auch an seinem Grabe mag.

Hermann Allmers.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen. Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Als Corona vor dem Director und anderen Musikverständigen Probe gesungen hatte, war das allgemeine Urtheil, wenn auch nicht so überschwenglich wie das des Pianisten, doch ein günstiges gewesen, das noch günstigere Erwartungen nicht ausschloß; als es aber an den eigentlichen Unterricht ging, wurde die Hoffnung des Lehrers wie der Eifer der Schülerin nur zu bald bedeutend heruntergestimmt. Corona faßte leicht und spielend auf; es machte ihr keine Schwierigkeit, eine Weise, die man ihr vorsang oder vorspielte, in ihren Naturgesang zu übertragen, aber das bloße, ermüdende und keineswegs erfreuende Ueben der einzelnen Töne und Tonverbindungen war ihr rasch verleidet; sie fühlte, daß man etwas von ihr verlangte, was in ihrem Wesen keinen Grund hatte. Der Lehrer konnte sich bald nicht verhehlen, daß die Stimme vielleicht eben ihrer Eigenart wegen einer eigentlich künstlerischen Ausbildung eigensinnig widerstrebte; der ursprüngliche Traum, aus der Sennerin eine Sängerin ersten Ranges zu bilden, zerrann und ließ nur die Möglichkeit zurück, daß das frische Naturkind dafür im muntern Fache, als Soubrette oder Localsängerin, desto Bedeutenderes leisten würde — vollauf genug, um den gutmüthigen Meister in seinem Eifer nicht erkalten zu lassen.

Was sie am härtesten vermißte, war das Leben in und mit der freien Natur, an das sie von Jugend auf gewöhnt war; trotz des Winters waren ihre Gedanken doch immer weit jenseits der Stadtmauern, und wenn der Wind so recht durch die Straßen sauste, den Schnee jagte und an die Scheiben warf, kam es ihr oft schier grauenhaft vor, als wäre es die Stimme eines Freundes, dem sie entflohen und der jetzt mit lautem Rufen und Klagen nach ihr suche — kein Wunder, wenn ihr dabei manchmal auch andere Erinnerungen erwachten und ein Gefühl sie anwandeln wollte, das der Reue so ähnlich sah, wie ein Wassertropfen dem andern. Wohl nahm sie sich dann immer wieder zusammen und sagte sich selbst, daß sie keine Thörin sein durfe und, was sie sich einmal vorgenommen und zugetraut, auch durchführen müsse, aber die Anwandelungen kamen öfter, wie die Schwierigkeiten sich häuften. Das war besonders der Fall, als sie anfangen sollte, mit dem Gesange auch die Darstellung zu verbinden und eine Andere zu scheinen, als sie war. Bisher war ihr der Gesang, wie dem Vogel, die natürliche Aeußerung ihres eigenen Gemüthes gewesen; jetzt sollte sie etwas Anderes hineinlegen, was man ihr von außen vorschrieb. Darin lag etwas, wogegen ihr Inneres sich wie gegen eine Unwahrheit sträubte, und was eben deshalb ihre Versuche in dieser Richtung bald als sehr zweifelhaft erscheinen ließ. Der kluge Director hatte daher den Ausweg eingeschlagen, sie zuerst in einer Bauernrolle auftreten zu lassen, in der sie am wenigsten aus sich herauszugehen brauchte und gewissermaßen sich selbst spielen konnte. Zu diesem Zwecke war in der beliebten Posse „Der Geist im Hofgarten“ eine ländliche Scene eingeschoben worden; nach diesem Versuche, dachte er, sollte sich wohl bemessen lassen, ob und welche Hoffnungen überhaupt auf ihre künftige Entwickelung mit Recht gebaut werden konnten. Sie hatte der ersten Probe mit Bangen entgegengesehen, sich aber, als es zum Auftreten kam, zusammengenommen und mindestens keine auffallende Ungeschicklichkeit begangen. Eine Bemerkung, die sie dabei gemacht, war ihr von wesentlichem Vortheile gewesen; bald genug hatte sie nämlich gemerkt, daß Manche von der Gesellschaft Lust zeigten,

sie als Neuling oder fremden Eindringling zu necken oder sich an ihr zu reiben; aber anstatt sie niederzudrücken oder einzuschüchtern, hatte das vielmehr dazu gedient, die ihr eigene Widerstandsfähigkeit wachzurufen und sie zu erinnern, daß auch sie nicht ohne Stachel sei. In solch gemischter, halb gereizter, halb befangener Stimmung erwartete sie nun auch den Beginn der Hauptprobe; nachdenklich hing ihr Blick an den leinwandenen Bäumen und den Bergen aus Pappendeckel, von denen sie umgeben war, und unwillkürlich schwebten ihre Gedanken von denselben hinweg und hinaus zu den wirklichen, auf denen eben wieder der Frühling einzuziehen begann — sie mochte die Empfindung eines gefangenen Vogels haben, den man dadurch an die Freiheit glauben machen will, daß man abgebrochene grüne Zweige um die Eisendrähte seines Käfigs steckt.

Ein heftiger Schlag, der unmittelbar neben ihr ertönte, schreckte sie aus ihrem Brüten auf, daß sie schreiend zusammenfuhr — es war ein Kanonenschuß, den der Inspicient eben auf der großen Trommel markirt hatte. Lachend wendeten sich die Schauspieler nach der Unerfahrenen um; sie waren eben um die schwarze Probirtafel unter der Theateruhr versammelt, auf welcher der Theaterdiener das Repertoire der nächsten Woche angeklebt hatte; dasselbe verkündete nebst Wiederholungen des heutigen Stückes das Zaubermärchen „Adler, Fisch und Bär", die Possen „Die falsche Catalani" und „Staberl in floribus", zur gebührenden ernsten Abwechselung aber das Schauerstück „Der Nachtwandler in der Todtengruft von Glenthorne" und das große Ritterschauspiel „Kuno der Entartete".

„Immer wieder die alten Schmarren!" rief der Heldenliebhaber, nachdem er gelesen, unwillig aus. „Keine einzige ordentliche Rolle, in der es der Mühe verlohnte, sich zu plagen! Man muß versauern und verbauern bei dieser Bande."

„Pah, daraus mach' ich mir nichts," bemerkte ein kleiner, schmächtiger Mann, der Bösewichter und ähnliche Rollen zu spielen pflegte und den Anschlag mit raschem Blicke überflogen hatte. „Sechs Stücke, und sechsmal zu thun. Ich komme auf mein Spielgeld; das ist die Hauptsache."

„Dafür kennt man Euch," entgegnete der edle Vater, eine große Gestalt mit mächtiger Baßstimme und der Haltung eines Festpredigers. „Ihr habt keinen andern Gedanken als Geld und wieder Geld. Wo bleibt da die Kunst?"

„Was mit der Kunst werden soll," rief der Liebhaber wieder dazwischen, „das kann man sich denken, wenn ein solches Repertoire gemacht wird. Das edelste Pferd, wenn es immer im Stalle steht, muß steif und lahm werden. Aber ich werde mit dem Director reden; ich werde ihm sagen —"

„Was wird es helfen, was Ihr ihm sagt?" unterbrach ihn spöttisch der Bösewicht. „Der Director ist ein praktischer Mann; er wird sich die Hände reiben und sagen: ‚er müsse auf Das sehen, was volle Häuser und volle Cassen mache,' und das muß man ihm nachsagen, er kennt sein Publicum; es vergeht fast kein Abend, an dem wir nicht ausverkauft haben."

„Und die Kunst wird darüber zum Handwerk," rief der edle Vater feierlich.

Der Bösewicht zuckte die Achseln. „Möglich; aber nach dem Sprüchworte hat das Handwerk einen goldenen Boden."

„Krämerseele!" murmelte der Held in sich hinein.

Der Bösewicht that, als ob er nicht höre, aber fuhr giftig fort: „Wenn Ihr doch einmal dem Director etwas sagen wollt, dann sagt ihm lieber, er solle sich von seinem Regisseur nicht so viel einreden lassen! Diesen Ritterschmarren ‚Kuno der Entartete' hat kein anderer Mensch auf das Repertoire gesetzt, als er, weil er den Kuno gerne spielt."

„Ja, den Ihr gerne spielen möchtet," rief der edle Vater hinwider. „Diesmal seid Ihr Euch selbst ungetreu geworden. Was thut's, wenn Ihr neben dem Regisseur den Burgvogt spielen und ihm das Licht halten müßt? Ihr kommt ja doch auf Euer Spielgeld."

Lautes Lachen belohnte die Rede, so daß der Inspicient sich bemüßigt sah, durch abmahnendes Zischen Ruhe zu gebieten; leiser mischte sich ein junges, schlank gewachsenes Mädchen mit hochblonden Haaren in das Gespräch, von dem ihr, obwohl sie mit anderen Gedanken beschäftigt schien, kein Wörtchen entgangen war. Sie hatte Corona von ihrem Standpunkte näher kommen sehen und war gleich darauf bedacht, eine stachlige Bemerkung zu machen: war sie doch Gesangs-Soubrette, also zunächst bedroht, falls die Anfängerin Glück machen und auf der Bühne Fuß fassen sollte.

„Das ist noch lange nicht das Schlimmste," sagte sie möglichst laut, indem sie sich den Anschein gab, als bemerke sie Corona nicht. „Das Unausstehlichste bei uns sind diese ewigen Versuche mit Anfängern, von denen man doch weiß, daß sie zu gar nichts führen. Es braucht jetzt sonst nichts, als ein paar Töne im Halse zu haben, um von den Bauern hereinzulaufen und Sängerin zu werden. Ah, sind Sie da?" unterbrach sie sich selbst, als ob sie Corona erst jetzt bemerke. „Ich habe Sie nicht gesehen und wollte Sie nicht kränken. — Weil Sie aber meine Worte doch schon gehört haben, nehme ich sie nicht zurück. Sie thun mir leid, mein gutes Kind."

„Das ist sehr hübsch von Ihnen, mein Fräulein," unterbrach sie eine schöne junge Frau, welche eben hinzugetreten war und die letzten Worte noch vernommen hatte — es war die Frau des Directors Carl, die beliebte Darstellerin aller zärtlichen und rührenden Liebhaberinnen. „Noch schöner aber wäre es, wenn Sie Ihr Beileid in etwas sanftere Worte gekleidet hätten. Sei ohne Sorge, mein Kind!" fuhr sie dann, zu Corona gewendet, mit der sanften Stimme fort, die ihr immer schon mit den ersten Lauten die Herzen aller Hörer gewann. „Du hast Dich auf einen steilen Pfad begeben und wirst wohl von Deinen Bergen her wissen, wie rauh es sich auf solchen wandelt."

Corona war mit glühendem Antlitze dagestanden, begierig, auf den Angriff etwas zu erwidern, und doch außer Stande, es zu thun; so unverhohlener Bosheit gegenüber hielt ihre gewöhnliche Schlagfertigkeit nicht Stand. Sie folgte Frau Carl in die Tiefe des Theaters, ergriffen von der liebevollen Leutseligkeit der schönen Frau; das Eis, das ihr der Hohn an das Herz geschleudert, löste sich vor dem warmen Hauche wahrer Theilnahme in Thränen und quoll ihr heiß über die Wangen herab.

„Sei ruhig, Mädchen!" sagte Frau Carl wieder. „Du hast den Versuch gewollt; also bleibe auch standhaft dabei! Glaube mir: Du hast einen Beruf gewählt, der viele Rosen verspricht, aber mehr Dornen bringt — Du mußt auf Beides gefaßt sein."

Sie wollte noch mehr sagen, aber der Inspicient rief Corona zu: ihre erste Scene war gekommen. Gefaßt und entschlossen stieg sie die Brettertreppe zu der gemalten Sennhütte hinan, vor der sie ihr erstes Lied zu singen hatte; die Schauspieler traten neugierig in die Coulissen etwas vor; auch der Regisseur kam von der Bühne näher, die Ursache der kleinen Verzögerung, die entstanden war, zu erfahren. Er kam der blonden Sängerin gegenüber zu stehen, und unbewacht und unbemerkt flog ein rascher Blick des Einverständnisses zwischen Beiden hin und her.

Die Probe nahm ungestört ihren Verlauf, und rasch kam die weitere Scene heran, in welcher Corona auf der ebenen Bühne spielen und ein Lied singen sollte, das kein bloßer Naturgesang war; in ihm sollte sie bewähren, daß die Vogelkehle fähig war, sich der Weise des Vogelstellers zu fügen, die er ihr vorgespielt und eingelernt. Sie hatte vorher ein kleines Selbstgespräch zu halten und mußte sich den Anschein geben, als habe sie Heu zusammenzurechen. Das Werkzeug dazu lehnte an einem Felsstücke im Vordergrunde. Der Regisseur benahm sich äußerst schweigsam und zurückhaltend; er machte keine Bemerkung, um sie nicht, wie er sagte, im letzten Augenblicke zu verwirren; nur darauf legte er großes Gewicht, daß der Rechen ja gewiß an dem bestimmten Orte liege. Er rief eigens den Requisiteur herbei, um ihn auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen, dessen Mangel die noch ungeübte Darstellerin leicht vollständig aus der Fassung bringen könnte; dieser versicherte hoch und theuer, daß nichts fehlen solle; auch der Maschinist Sußbauer, die Zimmerleute und der schwarzhaarige Aushelfer versprachen, ihr Augenmerk darauf zu richten, und so ging Alles in den besten Hoffnungen auseinander.

In wenigen Augenblicken war die ganze Bühne leer und dunkel. An den Stufen, die in den Corridor führten, traf der Regisseur, wie zufällig, mit der hochblonden Localsängerin zusammen: ein paar flüchtige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt; ein noch flüchtigerer Blick der Dame deutete nach dem Felsstück mit dem Rechen.

Erst als Alles still geworden war, huschte auch Corona die Treppe hinunter und aus dem Hause.

Am Abend hatte es kaum fünf Uhr auf dem Rathhausthurme geschlagen, als unter dem Portal des Isarthor-Theaters schon eine ansehnliche Menschenmenge versammelt war und, unter den Säulen und bis weit herab über die Stufen stehend, sich das Warten nicht verdrießen ließ, obwohl der Märzwind ziemlich kalt von der Brücke herein blies. Es waren meist Leute aus den geringen Ständen: Lehrjungen und Gesellen, die auf dem letzten Platze und der oberen Galerie, „Juhe" geheißen, sich eine Stelle zu erobern hofften; doch fehlten auch einige Bürger nicht, die es vorzogen, einen bessern Platz durch ein paar Stunden Zeit, statt durch Mehrausgabe eines Sechsers zu erkaufen — die Zeit war damals noch wohlfeil.

Allerlei Gespräch war und kam bald in Gang. Der Eine erzählte von dem Wunderkinde, das heute als Sängerin auftreten solle, und das der König selbst in Tegernsee entdeckt habe. Andere, durch einen Schusterbuben veranlaßt, der den „Jungfernkranz" pfiff, unterhielten sich von der Pracht und Herrlichkeit der Oper „Der Freischütz", die eben damals neu gegeben worden, und lachten darüber, wie bei der letzten Aufführung das Wildschwein in der Wolfsschlucht viel zu hoch hereingekommen sei, so daß man die Filztappen des Zimmermanns gesehen, der es getragen.

Die Thorflügel des Theaters öffneten sich endlich. Alles drängte sich, stolperte und fiel in die Halle. Es war noch geraume Zeit bis zum Beginne der Vorstellung, und schon war das Theater in allen Räumen überfüllt. Im Parterre wogten die Köpfe wie eine dunkle Saat durcheinander; von der Galerie herab summte es wie ein schwärmender Bienenstock; in den Logen war kein Platz mehr unbesetzt, und die hochgegürteten Damen der vornehmen Welt mit Turbanen, Baretten, Federschmuck und manch' anderem hochgethürmtem Kopfputz wehten sich mit ihren Fächern Luft zu oder ließen ihre Brillanten im Wiederscheine des Kronleuchters glänzen. Dazwischen reihte sich mancher artige Mädchenkopf mit silbernem Ringelhäubchen, Mieder und Geschnür, der damals noch ausgezeichneten und mit Auszeichnung getragenen Tracht der Bürgerstöchter. Nur die in der Mitte des Zuschauerraums gelegene Loge des Königs war leer; ein unerwarteter Besuch hoher Gäste hatte sein vorausgesagtes Erscheinen unmöglich gemacht. Vor dem Vorhange standen bereits zu beiden Seiten zwei Grenadiere mit den hohen Bärenmützen, den Silberlitzen auf der Brust und dem breiten Gürtel mit Beschlag um den Leib.

Der Vorhang mit Apollo und den Sonnenrossen begann bereits zu beben. Im Orchester hauchte die Oboe den Ton, nach welchem die Musiker leicht und rasch die Stimmung prüften, als Baron Worinoff in einer Loge des ersten Ranges neben einer schönen Dame Platz nahm, deren Haltung, sowie die Kostbarkeit ihres Anzuges und Schmuckes zeigten, daß sie hohen Rang mit Reichthum vereine. Sie drückte ihre Freude aus, den Baron wiederzusehen, da sie erst vor einigen Tagen von ihrem fernen Landsitze in die Stadt gekommen und nun zu ihrem Schrecken vernommen habe, daß er inzwischen in Lebensgefahr gewesen. Der Baron nahm eine geringschätzige Miene an und meinte, es verlohne sich nicht der Mühe, von solcher Kleinigkeit besonderes Aufsehen zu machen. Allerdings, erzählte er dann, sei es ihm bei einer Bergbesteigung begegnet, daß er auf dem Rückwege unter einem großen Baume sich auf einen abgehauenen Stamm niedergesetzt, um in der kühlen, mondhellen Nacht etwas auszuruhen, als plötzlich ein Schuß gefallen sei, der ihm den Hut vom Kopfe genommen, während die Kugel durch denselben tief in den Baum gedrungen sei. Die Dame entsetzte sich. Das sei „horrible", meinte sie, indem sie die Federn ihres Hutes und den Fächer schwingen ließ.

„Der Mörder ist doch längst ermittelt und eingesteckt?"

„So viel mir bekannt," erwiderte Worinoff, „ist es noch nicht gelungen, seiner habhaft zu werden. Ohne Zweifel war es ein Bauernbursche, der mir an demselben Tage begegnet war, ein ehemaliger Soldat, der sich an mir rächen wollte, weil ihm in der Gefangenschaft in Rußland nicht Alles nach Wunsch gegangen war. Er ist seitdem flüchtig geworden, und es ist keine Spur von ihm aufzufinden."

Die Dame fand das unbegreiflich. Was für Zustände! Welch' ein Land, welche Gegend mußte es sein, wo dergleichen vorkommen konnte! Das erschien ihr geradezu „abominable". Worinoff stimmte ihr bei, schilderte die Mühseligkeiten einer Bergwanderung, den Mangel jeder Bequemlichkeit, sowie die stete Gefahr irgend eines Unglücks. Die Gegend sei gänzlich unwegsam, und in den unzugänglichen Bergschluchten verbergen sich noch obendrein Wild- und Raubschützen, von denen Einer sogar den halbzahmen Lieblingshirsch des Königs erschossen, der daher auch auf Ermittelung des Thäters einen Preis von hundert Dukaten gesetzt habe.

„Und aus diesem Lande, von diesen Halbwilden," fragte die Dame, „stammt die Sängerin, die wir heute zu hören bekommen sollen? Wie hat sich ein solches Talent in diese Wildniß verirrt?"

„Nun, wie man es nimmt, Comtesse," entgegnete Worinoff etwas befangen. „Ich habe das Mädchen dort gesehen — gewiß, sie hat eine gute Stimme und eine eigenthümliche Art zu singen. Aber ich bin doch bange für sie; es fehlt ihr jede Fähigkeit zu feinerer Ausbildung. . . ."

Er hatte nicht Unrecht, wenn er so sprach. Corona hatte bei seinen anfangs häufigen Besuchen in Bälde und unverkennbar gezeigt, daß sie für die Ausbildung nach seinem Geschmack keinen Sinn habe. Er war dann ausgeblieben und erklärte sie für eine dumme Bauernmagd, die am besten thun würde, bei ihren Kühen und Melkkübeln zu bleiben.

Bald begann die Musik; nach wenigen einleitenden Tacten hob sich der Vorhang. Die Vorstellung nahm ihren Anfang und ging unter lebhafter Theilnahme und großer Heiterkeit der Versammlung ihren geregelten Gang. Jetzt zeigte sich die neue Berglandschaft mit dem fernen See und der Almhütte. Ein Geflüster flog durch das Haus; denn die Debütantin stand in ihrer heimischen Bauerntracht vor der Hütte und begann ihr Lied. Corona sang mit beklommenem Athem; aber sie sang ihr Lied gut zu Ende. Sie hatte sich vorgenommen, sich an gar nichts und an gar Niemand zu kehren und gerade so zu thun, als säße sie daheim vor ihrer Hütte auf der Gindelalm. Der athemlos lauschenden Stille folgte lebhafter Beifall; aber in denselben mischten sich deutlich jene bedenklichen Töne, mit welchen das Gegentheil des Beifalls ausgedrückt oder doch angedeutet werden soll, daß es noch zu früh sei, Beifall laut werden zu lassen. Die vielen Reden und Lobpreisungen, welche in der Stadt herumgegangen waren, hatten die Erwartungen übermäßig gespannt; man glaubte, einer Art Naturwunder zu begegnen und fand verstimmt ein hübsches Bauernmädchen, das eben sang, wie ein Bauernmädchen zu singen pflegt. Die nachgeahmten Vogelstimmen aber dünkten vollends Manchem wie eine Spielerei, die sich auf den Bergen zu der Cither recht gut ausnehmen mochte, die aber in einem Kunsttempel nicht am Platze war. So kam die Hauptscene herbei, und Corona betrat die Bühne, noch immer ruhigen Blutes; sie hatte das Zischen nicht gehört oder dessen Bedeutung nicht verstanden. Sie sprach ihre Rede ohne Störung und näherte sich dem Felsstücke, um den Rechen zu ergreifen — aber wie sie auch ihre Blicke anstrengte und umherschickte, der Rechen, das wichtige und so sehr eingeschärfte Requisit, war nirgends zu erblicken. Betroffen stand sie einen Augenblick; eine Pause trat ein, und säuselndes Gelächter flog durch das Haus.

Da tauchte plötzlich hinter dem Felsstücke ein Hemdärmel und ein Arm empor und reichte ihr den Rechen. Sie griff danach, aber das Säuseln draußen steigerte sich zum Sturme. Corona stieg das Blut zu Gesicht und klopfte ihr in den Schläfen. Dennoch behielt sie Fassung genug, zu bemerken, daß der Augenblick herankam, in welchem der zweite und künstlichere Theil ihrer Aufgabe abermals mit Gesang beginnen sollte. Sie begann auch, aber unsicher und schwankend; der Anblick des auf sie schauenden bewegten Publicums, der sie zuerst gleichgültig gelassen, begann nun auf sie zu wirken: sie verlor erst den Tact, setzte unrichtig ein, und dasselbe säuselnde Lachen der einmal entfesselten Heiterkeit klang ihr als Antwort entgegen. Da fühlte sie es noch glühender in sich auflodern — zum Entsetzen des Capellmeisters, der mit erhobenem Tactstocke wie versteinert dastand, brach sie mitten im Gesange ab und trat, den Arm in die Hüfte gestemmt, bis an die Lampen vor. Sie gedachte nicht mehr, wo sie stand; es muthete sie an, als sei sie zu einem Trutzgesange herausgefordert worden und müsse darauf antworten. Schallend und mit voller Stimme, als müsse sie das Echo der Berge wecken, sang sie auf die Zuschauer hinunter:

„Das hölzerne G'lachter,
Das könnt's wohl erspar'n.
B'hüet enk Gott miteinand'!
Macht's enk selber den Narr'n!"

Im nächsten Augenblicke war sie hinter den Coulissen verschwunden.

So etwas war noch nicht dagewesen.

Der Vorhang sauste herunter und schied die empörten Hälften der Theaterwelt voneinander. Vor demselben schrieen, lachten, pfiffen und trampelten die Zuschauer; hinter demselben rannten Schauspieler und Bühnenleute, Director und Regisseur mit nicht minderem Lärm durcheinander. Wie ein gereizter Lindwurm, der nach seinem Opfer späht, sprang der Regisseur hin und wieder; der Director aber rief: „Wo ist die Unglücksperson? Hinauf mit dem Vorhange! Schleppt sie mir heraus! Sie muß ausspielen, oder ich lasse sie vier Wochen in den Falkenthurm setzen."

Die hochblonde Soubrette aber trat mit lammfrommem Gesichte hinzu und erklärte sich bereit, die Rolle auszuspielen. „Eigentlich sollt' ich es nicht thun," sagte sie. „Aber was bringt man nicht für Opfer für die gute Sache! Ich habe es ja vorhergesagt, daß es so kommen wird."

Wieder blinzte sie nach dem Regisseur hin, und in dem Blinzen lag, daß sie nicht die Einzige gewesen, die gewußt, daß es so kommen werde, und auch warum. Der Director nahm den Vorschlag mit Entzücken an; aber auch die davon verständigten Zuschauer begrüßten die Aushülfe mit Applaus: es war auch der einzige Ausweg; denn Corona herbeizuschaffen, mußte bald als eine Unmöglichkeit erkannt werden. Sie hatte die ersten Augenblicke der Verwirrung benutzt und war weder im Ankleidezimmer, noch auf der Bühne, noch in den Corridors zu finden.

„Wie hat sie sich denn nur hinausgefunden?" rief Director Carl. „Sie muß eine Versenkung oder ein Flugwerk benutzt haben. In der kurzen Zeit konnte sie sich unmöglich so im Theater orientiren und der Hausmeister sagt auch, daß sie bei ihm nicht vorübergekommen sei. Ich bin doch schon lange Director, aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen."

Die Lösung des Räthsels ließ übrigens nicht lange auf sich warten. Aus der Werkstätte in der Tiefe des Theaters, wo eine meist nur von Zimmerleuten benutzte Treppe zu einem Seitenausgange führte, kam bedächtigen Schrittes der Maschinenmeister Sußbauer heraufgestiegen, auf seinem emporgehobenen Maßstabe eine schwarze Perrücke tragend. „Da schauen Sie her," rief er, „was ich gefunden hab'! Die Hinterthür ist offen, und daneben ist die Perrücken dag'legen und der Schurz von meinem Aushelfer."

„Dann wissen wir schon, woran wir sind," rief Carl in komischem Zorne. „Das ist ein förmliches Complot. Der Bursch' in der schwarzen Perrücke war offenbar mit dem Mädel einverstanden und hat ihr fortgeholfen. Sicher ist es auch kein Anderer gewesen, der ihr den Rechen herausgereicht hat. Aber wenn Er mir noch einmal mit einem solchen Zimmermanns-Dilettanten kommt, Sußbauer, dann soll Ihn der Teufel holen."

– Die Entflohene war indessen in die wilde Märznacht hinausgestürmt, in welcher die matten Lämpchen der Straßenlaternen mit dem Winde um ihr flackerndes Dasein kämpften. Sie hatte gar nicht Acht gehabt, wie sie eigentlich aus dem Hause gekommen, und wer es gewesen, als eine Hand schnell die ihre gefaßt und sie hastig nach sich gezogen hatte: erst jetzt, als ihr die kalte Luft unfreundlich um Stirn und Wangen blies, besann sie sich des Vorgefallenen deutlicher; erst jetzt kam es ihr vor, als habe ihr die Stimme des Retters bekannt geklungen; erst jetzt dachte sie daran, sich nach ihm umzusehen. Er hatte sich hart an ihrer Seite gehalten, — obwohl er den Bart abgenommen, erkannte sie auf den ersten Blick Quirin's hohe, benarbte Stirn und starrte ihn wortlos an; ihr erster Gedanke war, daß er ihr diesen Anlaß abgelauert habe, um seinen Spott mit ihr zu treiben und sie fühlen zu lassen, wie sehr er Recht behalten mit seiner Prophezeiung. Aber Quirin ließ ihr nicht lange Zeit zu erwägen; er grüßte sie mit ruhigem Tone, durch welchen nur schwach die Erregung des Vorgefallenen durchzitterte.

„Grüß Gott, Rohnberg Corona!" sagte er. „Sei nit bös, daß ich Dir so in den Weg komm' — aber mir ist halt, als wenn Du jetzt wen brauchen könntest, auf den Du Dich gut' verlassen kannst. Was hast jetzt im Sinn? Wo willst hin?" fuhr er fort, als sie noch immer beklommen schwieg. „Da darfst nit bleiben; ich denk' wohl, sie werden bald herauskommen und nach Dir suchen. Willst in Deine Wohnung?"

„Nein, nein!" rief sie hastig. „Da thäten s' mich auch suchen ... Ich geh' nimmer hin; ich thät's nit aushalten, wenn ich den Leuten allen in die spöttischen Gesichter sehen müßt'."

„Dasselb' will ich wohl glauben," entgegnete Quirin, „aber wohin willst nachher?"

„Ich weiß nit," sagte Corona, und die erste freigewordene Thräne brach ihr aus dem Auge. „Ich will nur fort, fort aus der Stadt, dahin, wo mich kein Mensch mehr sucht — am liebsten fort aus der Welt."

„Das wär' ein bißl gar zu weit," rief Quirin freudig. „Aber willst wirklich ganz fort? Willst wirklich nimmer in der Stadt bleiben und nimmer in das Komödihaus da zurück?"

„Niemals, niemals," entgegnete sie mit matter Stimme. „Lieber sterben."

Während des Gespräches war sie wie unbewußt an Quirin's Hand rasch fortgeeilt und hatte, achtlos dessen Leitung folgend, längst die Bogen des Isarthores hinter sich. Sie näherten sich, an den Gärten und kleinen Häusern vorüberschreitend, der Isarbrücke.

„Wenn Du willst und das Fahren in der Nacht nit scheust," begann Quirin nach einer Weile, „dann könnt' ich Dir vielleicht helfen. Ich mein', Du wirst jetzt nach Tegernsee nit gern zurückwollen; da wird 's ein großes Gered' geben und ein Gespött, dem Du vielleicht gern aus dem Weg gehst. Ich hab' neulich gehört, die Clarl, Deine gute Freundin von der Gindelalm, hat so Zeitlang gehabt nach Dir, daß sie auch nimmer hat in Tegernsee bleiben wollen — sie hat sich jetzt nach Osterwarngau heraus verdingt als Hauserin zu einem Bauern, der ganz einschichtig mit seinen kleinen Kindern haust. ..."

„Ja, ja, zu der will ich," unterbrach ihn Corona mit unverkennbarer Freude. „Die nimmt mich auf und versteckt mich vor den Leuten, bis das erste Gered' vorüber ist. Und wenn wieder der Auswärts kommt, werd' ich schauen, daß ich wieder auf die Gindelalm komm' und den Leuten aus dem Gesicht bin."

„Du wirst wohl wissen, was Du zu thun hast," sagte Quirin mit anscheinender Ruhe, während ihm das freudige Herz bis an den Hals herauf schlug. „Nach Warngau aber wär' just eine gute G'legenheit da — über der Brucken drüben, im Kreuzlgießergarten, stellt der Bäck' von Warngau ein, der jede Woch' botenweis nach Münchem fahrt; der reist in einem Stündl ab. Wenn 's Dir recht wär', so wär' 's doch für 'was gut g'wesen, daß ich Dir jetzt so begegnet bin."

„Red' nit so!" entgegnete Corona beklommen. „Meinst, ich sollt' glauben, daß Du mir so zufällig begegnet bist? Meinst, ich hätt' Dich nit erkannt, wie Du mir zugerufen hast: ‚Da hinunter!'? Warum willst es nit eingesteh'n, daß Du mit Fleiß in der Näh' gewesen bist, daß Du in der Still' auf mich Acht 'geben und jetzt das Alles schon im Voraus hergericht't hast? Willst nit haben, daß ich Dir dafür danken soll?"

„Weiß Gott, wie gern ich Dir 'was zu Dank thun möcht'," sagte der Bursch hinwieder. „Aber es ist doch nit so, wie Du meinst; es ist Alles nur das gute Glück, daß sich 's so getroffen hat. Ich bin Knecht gewesen in einem Bräuhaus in der Näh', und damit ich mir ein paar Kreuzer mehr hab' verdienen können, hab' ich in der Komödi als Zimmermann mitgeholfen. Das ist Alles — ich hab' halt selbig'smal nimmer daheim bleiben mögen."

„Sag' lieber, Du hast nit dürfen, Du hast Dich aus'm Staub g'macht!" entgegnete Corona, „Du wirst wissen, daß am selbigen Abend, wie der Nuss' von der Gindelalm herunter ist, auf ihn g'schossen worden ist — Sie haben's Alle auf Dich g'halten."

„So?" rief Quirin mit eigenthümlichem Lachen. „Haben sie's auf mich gehalten? Kann mir's schier denken. Aber sag' selber: mit was hätt' ich denn schießen sollen? Du hast ja selber g'seh'n, daß ich nix von einem Schießzeug gehabt hab'. — Es hätt' nur höchstens mein Bergstock losgeh'n müssen." Corona wollte erwidern; aber Quirin unterbrach sie. „So, da sind wir schon," sagte er, „jetzt kann's gleich dahin geh'n; der Bäck' hat sein Wagerl schon hergericht't, und der Hausknecht führt schon die Pferd' heraus zum Einspannen. Steig' nur auf, Corona. Und vor Gebetläuten bist schon in Warngau."

Corona war dieser Ausweg so erwünscht gekommen, daß sie in einer Art von Halbtraum zugehört und dahingeschritten war; sie hatte wohl noch allerlei auf dem Herzen, was sie gegen Quirin auszusprechen wünschte, aber sie fand die Worte nicht dazu, und wenn sie solche gefunden, wollte doch kein Laut aus der Kehle. — Auch war Quirin sichtbar bemüht, jede weitere eingehende Unterhaltung abzuschneiden. Deshalb betrieb er die Abreise mit augenscheinlicher Eile und half der nicht Widerstrebenden auf den Sitz neben dem Bäcker, dem er sein „Bäschen" auf's Beste empfahl und der die Empfehlung gleich dadurch würdigte, daß er eine warme Decke zum Schutze gegen die rauhe Märznacht über sie warf. Kaum fand Corona noch Zeit, Quirin ihren flüchtigen Dank zu wiederholen, ihn zu fragen, wo sie ihn wiederfinden könne, um ihm dann erst so recht zu sagen, wie hoch sie den Dienst anschlage, den er ihr geleistet. Er überhörte die Frage, setzte den einen Fuß auf die Radspeiche, hob sich gegen Corona empor und sagte ihr seinen Abschied in's Ohr; der Bäcker nahm eben vom Wirthe Zügel und Peitsche in Empfang und achtete nicht auf die Beiden.

„B'hüt Dich Gott, Sennerin!" flüsterte Quirin. „Laß Dir's gut geh'n und grüß' mir im Auswärts die Gindelalm! Weil ich aber sorg', es könnt Dir jetzt daheim ein Bißl hinderlich geh'n, d'rum möcht' ich Dir ein Andenken mitgeben — da nimm das Papier da! Wenn Du in Warngau bist, mach's auf und lies's!"

Sie wollte Näheres wissen, wollte fragen — da zogen die Pferde an, das Blatt blieb ihr in der Hand; sie hörte nur noch aus weiter Ferne ein windverwehtes letztes „B'hüt' Gott!" des Burschen.

Es kam Alles genau, wie er vorhergesagt. Eben begann der späte Frühlingsmorgen zu grauen und die Glocke verkündete das Frühgebet, als sie vor dem Hofe hielten, in welchem Clarl als Wirthschafterin hauste. Bald hatte sie die Alte herausgepocht, die schlaftrunken und betroffen von der unerwarteten Begegnung vor ihr stand und sich flüchtig das Geschehene erzählen ließ. Zu genauerer Mittheilung war keine Zeit: im Hause des Bauern ist die Arbeit die erste Gebieterin; Clarl hatte vollauf zu thun und nur eben Zeit genug, Corona dem Bauer als ihre Base vorzustellen, die unerwartet zum Besuche gekommen. Erst als der späte Abend herankam, saßen sie Beide in Clarl's Kammer auf dem Rande des gemeinsamen Bettes und erzählten und sprachen, bis die Mitternacht nahe und das Stückchen geringer Kerze, das die Kammer beleuchtete, am Erlöschen war.

Aus dem Regen in die Traufe.
Nach dem Oelgemälde von G. Rosenthal.

Eine hatte der Anderen so viel zu sagen, Corona von ihren Erlebnissen bis zu der Stunde, da sie flüchtig an die Hütte der Freundin gepocht, Clarl von allen den Hoffnungen und Erwartungen, die sie sich von Corona gemacht, und wie doch oft etwas wie Reue und Sorge über sie gekommen, wie sie sich einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie Corona angetrieben, den gewagten Entschluß auszuführen, und daß sie so vielleicht die Schuld trage, wenn die Sache keinen guten Ausgang nahm. Nachdem sie Alles erfahren, gab sie, wenn auch mit schwerem Herzen, das erträumte, vermeintlich mühelose und reizende Stadtleben auf und bot Corona herzlich die Hand. „Nun, wenn's nit sein soll," sagte sie, „und wenn's Dir so aufg'setzt ist, mußt Dich halt d'rein finden. Bist ja ein gescheites Leut; greif halt wieder zur Arbeit und lach' über das, was Dir gescheh'n ist! Und wenn Du in meine Fußstapfen treten und ein alter Dienstbot' werden mußt, wie ich, nachher wollen wir halt einmal in der Ewigkeit einander helfen beim Wolkenschieben. Aber was red' ich denn da daher?" rief sie, sich unterbrechend. „Mit dem Wolkenschieben hat's ja wohl bei Dir keine Gefahr — der Wachtelschlager laßt Dich nach Allem, was Du mir erzählt hast, nimmer aus, und wenn Du Dich auch noch so stark einspreiz'st, geht das Spötterl zuletzt doch in dem Schlaghäusl ein. Was ist denn in dem Papier, das er Dir gegeben hat?"

„Ich weiß noch nit," entgegnete Corona, indem sie das Blatt aus dem Mieder hervorzog. „Ich hab's heut' schon ein paar Mal in der Hand g'habt und aufmachen wollen, und allemal ist mir wieder gewesen, als wenn mich was abhalten thät'. So hab' ich's für'n Abend aufg'spart. Kann mir zwar gar nit

einbilden, was das sein sollt', das mir helfen könnt'; aber was's auch ist — nit wahr, Clarl, das mußt mir versprechen, daß Du keinem Menschen was davon sagst."

„Versteht sich," sagte Clarl: „das versprech' ich Dir mit Mund und Hand. Wenn er auch ein Wildling und nichts ist als ein armer Steinklopfer, ist er Dir doch redlich beigestanden, und das ist schön von ihm; — das druck' ich ihm gewiß in ein Wachsl."

Während dessen hatte Corona das Blatt entfaltet, das in schweren unbehülflichen Zügen einige geschriebene Zeilen enthielt; sie las und hatte kaum gelesen, als sie schluchzend aufsprang und an das kleine Fenster eilte, um in die Nacht hinauszusehen und ihre Erregung vor Clarl's verwunderten Augen zu verbergen. Kopfschüttelnd griff diese den Zettel vom Boden auf und buchstabirte mühselig und langsam daran herum. Er lautete:

„Weil der König Demselbigen hundert Ducaten versprochen hat, wer 's herausbringt, so bezeug' ich hiermit von freien Stücken, daß ich der Wildschütz, der Gamstod, bin. Der König soll die hundert Ducaten an die Corona Rohnberger auszahlen und soll ihr sagen, daß ich sie noch recht schön grüßen lass'. Quirin Grabner."

Clarl schwieg, als sie geendet; schweigend löschte sie die Kerze, legte sich nieder und störte Corona nicht, die noch lange ebenfalls stumm und regungslos am Fenster verweilte. Draußen war dunkle, mondlose Nacht, durchwebt mit Sternenschein von wunderbarem Reichthum und Glanz; nur ganz in der Ferne brannte in irgend einem Hüttenfenster ein schwaches Licht. Corona's Gedanken schwebten fragend und suchend in das Dunkel hinaus; die Erinnerung leitete den Schwung ihrer Flügel. ... Bald kam es ihr vor, als höre sie Waldessausen und Wasserrauschen und das ferne Licht käme aus dem kleinen Fenster einer einsamen Sägemühle im Walde. ... Die Erde schloß sich mit Wald und Flur und Berg so schwarz an den schwarzen Himmel an, daß sie in einander unterzugehen schienen; das Licht war, als wäre ein Glückssternlein vom Himmel gefallen, um nun auf der Erde zu verglühen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aachener Reliquien.

Von Carus Sterne.

I

In dem neuentbrannten Kampfe zwischen Staat und Kirche, zwischen Aufklärung und Verdummung — für Europa hoffentlich ein letzter Versuch! — greift der abgewirthschaftete Clerus in glücklichster Verblendung zu den Waffen des Mittelalters zurück. Unsinnige Dogmen, die man vor Jahrhunderten bereits zurückgewiesen, werden halb mit List, halb mit Gewalt der Christenheit aufgedrungen, an allen Ecken und Enden Wunder gethan, Wallfahrten und Reliquien-Ausstellungen mit möglichstem Pompe in Scene gesetzt. Jeder Entdeckung der Wissenschaft antwortet im andern Lager ein Rücksprung in die Zeiten der Finsterniß und Unwissenheit, jedem Fortschritte der bürgerlichen Freiheit ein Act geistiger Knechtung. So entsprach, um nur von den neuesten Ereignissen zu reden, dem St. Galler Schützenfeste, auf welchem die neue geistige Erhebung der Schweiz gefeiert wurde, als Gegendemonstration die Wallfahrt der Schwarzen nach dem Grabe des heiligen Nicolas von der Flüe, der es im Hungern noch der Louise Lateau zuvorgethan haben soll. So sollten als Antwort auf den Brief der englischen Liberalen an den Kaiser von Deutschland die Wallfahrten dienen, welche ein Häuflein Schotten und Engländer nach dem Jesuitenneste Paray le Monial und nach dem Schreine des heiligen Edmund in Frankreich in glücklicher Selbstvergessenheit der Geschichte anstellten, denn dieser Edmund hatte sich gerade im Gegentheile durch Bekämpfung päpstlicher Uebergriffe in England ausgezeichnet. So wurden endlich die diesjährigen Reliquien-Ausstellungen in Aachen, München-Gladbach &c. mit besonderem Glanze in's Werk gesetzt, um den deutschen Regierungen zu zeigen, wie sehr des Volkes Herz noch an den Gnadenschätzen der Kirche hängt.

Von dem widerlichen Schauspiele der Aachener Heiligthumsfahrt haben unsere Leser eine lebendige Schilderung in Nr. 33 dieses Jahrganges der „Gartenlaube" erhalten, sowie auch ein Inventarium der Hauptschätze des Aachener Stifts, gegen welche alle Perlen und Edelsteine der Welt, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der Hüter dieser berühmten Curiositäten, werthlos erscheinen müssen. Dennoch ermangeln sie nicht, die Kästen und Schreine derselben mit Gold und Edelsteinen — sei es auch oft nur buntes Glas — förmlich zu bedecken, weil der funkelnde Glanz doch anders auf die Masse wirkt, als das nackte „Heiligenklein". Nichts Abstoßenderes giebt es wohl als dergleichen unmittelbar mit Perlen und funkelndem Gesteine bedeckte, vollständige Menschengerippe, wie z. B. der heilige Alexander in Freiburg oder die Skelete in Baden-Baden. Man glaubt ein zum Balle und Todtentanze geschmücktes Menschengerippe zu sehen und verwundert sich, wie heilige Männer so eitel sein können, daß sie solchen Tand nicht sofort abwerfen, denn die Knochen der wunderwirkenden Heiligen sind immerfort lebendig und begeistet, wie Nyhusius lehrte. Der Aachener Dom ist besonders unermeßlich reich durch den Besitz der meisten abgelegten Kleidungsstücke der heiligsten Personen, denn er besitzt nicht nur das Unterkleid der Maria, sondern auch ihren Gürtel und Schleier, nicht nur die Windeln und das Lendentuch, sondern auch den Gürtel und das Schweißtuch des Erlösers, und hat darum stets einen besondern Stolz darein gesetzt, die „Kleiderkammer" des Herrn genannt zu werden. In dem Aachener Domhymnus begegnet man darum auch der mehr als curiosen Strophe:

Kleiderkammer sei gegrüßet,
Die des Heilands Blöß' umschließet,
Wo der Mutter Schooß ihn trägt,
Wo die Kripp' ihn bergend hegt,
Wo das Kreuz ihn sterbend hebt!

Die pietätvolle Betrachtung und sogar die Verehrung echter (!) Reliquien ist vielleicht eine unschuldige, natürliche Handlung und wohl kaum sündhaft, wenn sich damit weiter kein Mißbrauch verknüpft. Denn es geht ein allgemeiner Zug der Ehrfurcht vor den Ueberbleibseln und der Hinterlassenschaft theurer Verstorbener durch die Menschheit; im Grunde sind wir ja Alle, die wir eine Haarlocke, eine Schleife, einen getrockneten Strauß oder einen vergilbten Brief mit antheilvollem Auge betrachten, vielleicht gar in Stunden lebhafterer Erregung küssen, Reliquiennarren. Aber — und das ist der Hauptpunkt — nicht die Sache an sich, sondern das Geschenktbekommen von einer Person, die individuelle Erinnerung giebt solchen Dingen ihren Werth, der sich nicht auf eine zweite Person vererbt. Es ist ähnlich mit den Reliquien großer Männer und Frauen. Sie können für die gesammte Menschheit nur dann Anziehungskraft gewinnen, wenn ihre Echtheit durch zweifellose Documente verbürgt ist.

Fragen wir aber, wie es in dieser Beziehung mit den Aachener Reliquien steht, so lautet die Antwort: weder die Herkunft eines der sogenannten großen Heiligthümer, noch der zahllosen kleinen, vielleicht mit Ausnahme der Gebeintheile Karl's des Großen, ist durch irgend ein Document verbürgt; man kann von den meisten selbst nicht einmal mit Sicherheit angeben, wo sie sich aufgehalten haben, bevor sie nach Aachen kamen. Ein dumpfes Gerede, die sogenannte Stiftstradition, behauptet, sie seien größtentheils von Karl dem Großen zusammengebracht worden, der in Jerusalem, Constantinopel und Rom — seiner Zeit den Hauptstapelplätzen des Reliquienschachers — die zuverlässigsten Verbindungen schon vermöge seines Ansehens gehabt, um nur die besten, preiswürdigsten Waaren zu erhalten. Wir werden den Werth dieser Ueberlieferung nachher genauer betrachten, um uns in den Augen befangener Leser wegen unserer strengen Beurtheilung des Reliquienhandels zu rechtfertigen. Zunächst sei nur erwähnt, daß auch die Erwerbung durch Karl den Großen bei keinem Stücke durch ein Document oder nur durch die Erwähnung eines zeitgenössischen Schriftstellers verbürgt ist. Ganz wesenlose Sagen, wie z. B. die keine Kritik vertragende

Erzählung des Mönches Benedict von Soracte (um's Jahr 1000), Rittergedichte und Legenden wie der Helianth, erzählen, daß Karl der Große diese Reliquien von seinem Zuge nach dem gelobten Lande mitgebracht habe. Die Profanhistorie weiß aber von einem solchen Zuge nichts, und verweist die Erzählung davon in das Gebiet der Dichtung.

Es giebt überhaupt nur ein einziges vertrauenswürdiges Document, welches die an sich wahrscheinliche Sache, daß Karl der Große nach der Gewohnheit seiner Zeit den Altar seiner Hofkirche mit Reliquien geschmückt habe, einigermaßen erhärtet; es ist die zu Gunsten der letzteren erlassene sogenannte pragmatische Sanction. Das Schriftstück ist, wie es heute vorliegt, erwiesenermaßen unecht, doch haben die Kaiser Friedrich der Erste und Zweite sein Vorhandensein anerkannt und die Echtheit bestätigt; man kann ihm deshalb wohl den Werth einer beglaubigten Abschrift zugestehen. In dieser Schrift heißt es wörtlich: „Da ich das herrliche Werk der vortrefflichen Basilika nicht allein nach meinem Wunsche und Verlangen, sondern auch durch die Gnade Gottes vollkommen zu Stande gebracht, habe ich Heiligthümer der Apostel, Märtyrer, Beichtiger und Jungfrauen aus weit entlegenen Ländern und Reichen, besonders aus Griechenland gesammelt und an diesem heiligen Orte hinterlegt, damit durch ihre Fürbitte das Reich befestigt und Nachlaß der Sünden verliehen werde."

Man bemerke wohl, daß in dieser Aufzählung der jetzigen Hauptschätze, der Marien- und Christus-Reliquien, mit keiner Silbe Erwähnung geschieht, ein Beweis, so gut er irgend noch verlangt und geführt werden kann, daß Karl's Gedächtniß mit denselben nicht verunziert werden darf. Das Lendentuch Christi wird in den älteren Verzeichnissen, die im neunten Jahrhundert beginnen, nicht mit aufgeführt und zuerst im Jahre 1192 erwähnt. Das ebenfalls zu den vier großen Reliquien gezählte blutige Tuch Johannis des Täufers taucht erst im vierzehnten Jahrhundert auf, der Aachener Gürtel Christi gar erst im siebenzehnten Jahrhundert. Karl der Große, obwohl in den Anschauungen seiner Zeit befangen, besaß einen verhältnißmäßig vorurtheilsfreien, prüfenden Geist; er befahl in seinen Capitularien die Unordnungen bei Wallfahrten streng zu ahnden; er ersuchte Papst Leo den Dritten, eines der sogenannten, jetzt vollkommen erklärten Blutwunder,* welches sich in Mantua gezeigt hatte, sorgfältig untersuchen zu lassen; er glaubte gewiß nicht daran, daß getragene Baumwollstoffe sieben Jahrhunderte lang ihr Gewebe bewahren könnten. Daß er Knochen von Heiligen, die zu seiner Zeit ausgegraben wurden, gesammelt und zur Heiligung seiner Kirche verwendet habe, ist dagegen sehr glaublich.

Selbstverständlich läßt sich nur selten der directe und positive Beweis der Unechtheit einer sogenannten Reliquie führen, und nur wenn ein Kalbsknochen statt eines Menschenknochen dem Kusse der Gläubigen ausgestellt wird, oder das bisher unbekannte wirkliche Grab mit dem Skelete eines Heiligen, dessen Doppelgänger seit Jahrhunderten in einer oder mehreren Kirchen Wunder gethan haben, gefunden wird, zeigt sich der Schwindel offen. Wir haben vor wenigen Monaten einen solchen directen Fälschungsbeweis an den in Breisach seit Jahrhunderten ihrer Wunderthaten wegen verehrten Heiligen Protasius und Servasius erlebt, an welchem Scandale auch das Aachener Stift participirt, sintemalen es bedeutende Gebeintheile der erst jetzt in Mailand wirklich aufgefundenen Märtyrer dem Kaiser Karl dem Vierten nach Prag verehrte. Dagegen läßt sich der negative Beweis, oder vielmehr ein Erweis der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit der meist vorherrschenden Annahme, der x. Knochen oder Lumpen könnte doch echt sein, insbesondere bei den Reliquien der Lebens- und Leidensgeschichte Christi sehr leicht führen.

Wir müssen dieserhalb freilich etwas näher auf den Ursprung des Reliquien-Schwindels eingehen. Die Juden hatten einen ausgesprochenen Abscheu vor Bilder-Anbetung und allem, was daran hängt, und im ganzen alten Testamente findet sich keine Spur von Reliquien-Verehrung, denn nicht einmal die Knochen des Erzvater Joseph, die auf den Wunsch des Sterbenden mit nach dem gelobten Lande genommen wurden, erfuhren solche. Nur der Zelot Elisa, der angeblich zweiundvierzig Kinder durch Bären auffressen ließ, weil sie ihn Kahlkopf geschimpft hatten, macht eine ungewöhnliche Ausnahme, insofern er mit dem Mantel des Elias und mit seinen eigenen Knochen Wunder wirkte. Dagegen war der Reliquien-Schwindel im Heidenthume obenauf und zeigte genau die Erscheinungen, wie später im Christenthume. Die wunderthätige große Zehe, womit der König Pyrrhus die Milzsucht auszutreiben pflegte, setzte man, wie Plinius berichtet, in einem besonderen Tempel bei, woselbst sie fortfuhr, ihre Kunststücke zu machen. Die Knochen des heiligen Propheten Mopsus heilten, wie Ammianus Marcellinus erzählt, die Krankheiten aller Wallfahrer, die nach seinem Grabe in Afrika pilgerten.

Besonders berühmt aber als Gnadenstätte war die Stadt Comana in Kappadocien, die ihren Namen nach dem dort aufbewahrten Haare des heiligen Orestes führte, das Rom der Heiden, dessen Pontifex maximus keinen Fürsten über sich anerkannte. Aber eine zweite Stadt Comana machte ihm den Ruhm, die echten Locken des Orest zu besitzen, streitig, und in dem Orte Kassabala zeigte man ebenso wie in Comana das Opfermesser Iphigeniens, ja Athen und Sparta machten ihrerseits den beiden Comanen in Vorzeigung des „allein echten" Bildes der taurischen Diana Concurrenz. Es gab so viel dieser Palladien wie gegenwärtig echte Köpfe des Täufers Johannes, obwohl die Bibel in ihrer Einfalt lehrt, der arme Mann habe nur einen Kopf zu verlieren gehabt. Ging im Alterthum ein solches, meist vom Himmel gefallenes Palladium durch Raub oder Brand verloren, so machte man es wie mit dem vom Himmel gebrachten Salbfläschchen Chlodwig's oder der ebendaher stammenden rothen Kriegsfahne (Oriflamme) der Franzosen; man fand es nach der Vernichtung wieder, oder behauptete, der Feind habe eine zur bessern Sicherung angefertigte Fälschung erwischt.

Dies war vorauszuschicken, um den heiligen Zorn zu erklären, mit welchem die ältesten, sittenstrengen Lehrer der Kirche den ab und an auftauchenden Reliquien-Unfug als heidnischen Gräuel ächteten. So lange die neue Lehre um ihre Existenz und staatliche Anerkennung zu kämpfen hatte, das heißt, Jahrhunderte lang, hörte man nichts von dem Verbleib der Kleider und Marterwerkzeuge Christi oder der Knochen der Märtyrer. Sobald sie aber einigermaßen zur Ruhe gekommen war, ging die Abgötterei zunächst mit den Gebeinen der Märtyrer los. Die älteren Kirchenväter, in der Reinheit ihrer Auffassung der Lehre, witterten darin sogleich eine Verletzung des ersten Gebotes Moses, und Tertullian gab ohne Weiteres den Teufel als Urheber des Reliquien-Unfugs an. Athanasius, der im vierten Jahrhundert lebte, und insbesondere der Presbyter Vigilantius, eiferten ihm darin nach; der Erstere ließ alle Reliquien, deren er habhaft werden konnte, einmauern.

Im vierten Jahrhundert bereits begann man in Jerusalem und im Morgenlande überhaupt, das Reliquien-Graben und Fabriciren als Geschäft zu betreiben. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt uns, wie man kurz nach einander die Körper der heiligen Apostel Andreas, Lucas und Timotheus dreihundert Jahre nach ihrem Begräbniß aufgefunden und nach Byzanz gebracht; ja die Asche des heiligen Samuel, dessen Ruhe einst Saul gestört, wurde plötzlich an's Licht gebracht, und der Kaiser Arkadius ging der großen Procession bis vor die Thore seiner Hauptstadt entgegen. Der Abscheu der Bischöfe hatte sich bald in sein Gegentheil verkehrt, nachdem sie die Einträglichkeit der Sache eingesehen, und nur ein Eunapius und ähnliche Heiden machten sich noch über die eingepökelten Märtyrerköpfe lustig, welche, wie weiland das Haupt des erschlagenen Orpheus, das Mittleramt zwischen Himmel und Erde zu besorgen bekamen. Und wie man ehedem an den Gräbern der Märtyrer gebetet, so wurde es bald erstes Bedürfniß, für die Errichtung einer neuen Kirche oder eines neuen Altars Märtyrerknochen, nach denen sie getauft werden konnte, anzuschaffen und damit den Ort zu weihen. Das Bedürfniß war groß, aber woher nehmen und nicht stehlen? Man weiß aus den Erfahrungen neuerer Zeiten — ich erinnere nur an die Erhebung der Reste Schiller's — wie schwer es selbst in ruhigen Zeiten ist, einige Jahrzehnte nach dem Begräbniß die Identität von Menschengebeinen festzustellen; der Selbsttäuschung und dem Betruge waren hier Thor und Thür geöffnet.

Man kennt aus den Berichten zahlreicher Orientreisender

* Der Leser wolle meinen Aufsatz über dieselben in Nr. 14 des vorigen Jahrganges der Gartenlaube vergleichen.

die Anstelligkeit und listige Geschäftigkeit der Orientalen, dem Liebhaber jedes irgend gewünschte Alterthum zu liefern, es, wenn er skeptisch ist, vor seinen Augen auszugraben und das alterthümliche Aussehen so täuschend nachzuahmen, daß ein gewiegter Kenner dazu gehört, den Betrug zu durchschauen. Eine solche Leistung interessirter Orientalen ist denn auch höchst wahrscheinlicherweise die angeblich im Jahre 326 erfolgte Auffindung des Kreuzes Christi in Gegenwart der heiligen Helena, der Mutter Constantin's, gewesen, wenn die Geschichte nicht gar blos eine der üblichen Mönchsfabeln zur Auffrischung des Glaubens ist. Denn was die Erzählung höchst verdächtig macht, ist, daß kein gleichzeitiger Schriftsteller des Fundes erwähnt. Der berühmteste Kirchenschriftsteller jener Zeit, Eusebius († 340), der die Kreuzerscheinung Constantin's so ausführlich beschreibt, übergeht die wunderbare Kreuzfindung mit Stillschweigen; ein ungenannter Pilger aus Bordeaux, der nur sieben Jahre später (333) die Stätten der Leiden Christi besucht und ausführlich beschrieben hat, weiß kein Wort von dem neuerdings gemachten hochwichtigen Funde.

Erst mehr als fünfzig Jahre später, um die Zeit des Todes der Kaiserin-Mutter, treten die ersten Mittheilungen auf, und mögen nun die bezüglichen Nachrichten und Reden des heil. Cyrillus, Ambrosius, Rufinus u. A. echt oder untergeschoben sein, bezeichnend genug für den mystischen Charakter der Angelegenheit ist schon ihre abweichende Darstellungsweise. Der heil. Ambrosius, welcher das Wunder 395 in einer officiellen Leichenrede (auf Kaiser Theodosius) verherrlichte, läßt das Kreuz Christi sogleich an der auf demselben befindlichen und jetzt theilweise in Aachen gezeigten Inschrift von den beiden anderen unterscheiden. Die Kirchenhistoriker Rufinus und Sozomenos berichten dagegen, die Tafel sei abgerissen gewesen, und man habe durch das bekannte physikalische Experiment mit der kranken Frau, die auf dem Missethäterkreuze kränker, auf dem des bekehrten Sünders etwas besser und auf demjenigen Christi ganz gesund wurde, die Sache entscheiden müssen. Wie wunderbar, daß sich von dem Galgenwalde Golgathas gerade diese drei Kreuze, die doch ebenso wenig mit Quecksilber durchtränkt waren, wie die anderen, allein dreihundert Jahre lang im Schutte unvermodert erhalten haben! Von dem Kreuze Christi wäre das der gläubigen Zuversicht angemessen, denn das Holz dazu ist nach alter Sage im Paradiese gewachsen und schon im Tempel Salomonis als Bauholz verwendet gewesen, allein das Kreuz des starren Sünders verdiente doch gewiß kein Privilegium gegen die Holzmaden.

Das Kreuzholz des gläubigen Schächers thut natürlich Wunder wie dasjenige Christi selber, und in dem Aachener Stifte wie anderswo fehlt auch nicht Holz vom Kreuze des „heiligen Räubers", wie ihn der christliche Festkalender nennt. Soll ich eine Hypothese wagen, die alle diese Sonderbarkeiten und Widersprüche der Kreuzfindungsfrage erklären würde, so ist es folgende.

Im Jahre 326, als Helena das heil. Grab besuchte, hatten die Hüter desselben ihr zu Ehren eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Man fand „ganz zufällig" in ihrer Gegenwart die drei Kreuze. Allein bei der Ausgrabung und den dazu gehörigen obligaten Wundern kamen einige Schnitzer und Unregelmäßigkeiten vor; es wurde aus der Schule geschwatzt, und das Mysterium endigte als mißglückter Puff. Die Spötterei der Augenzeugen erklärt am besten, weshalb sowohl Eusebius wie der Pilgrim von Bordeaux es für das Beste gehalten haben, über die Geschichte zu schweigen. Fünfzig Jahre später, als die Mitwisser und Augenzeugen todt waren, konnte man ungescheut Sache und Personen mit den Heiligenscheinen versehen, welche den Augen der Mitlebenden fast immer verborgen bleiben.

Mag es sich nun hiermit übrigens verhalten, wie es will, Thatsache ist, daß am Ende des vierten Jahrhunderts bereits über alle Welt Splitter vom „wahren" Kreuze Christi verbreitet waren. Jeder Christ, der es bezahlen konnte, suchte damals, wie der heil. Chrysostomus erzählt, ein kleines Stück desselben zu bekommen, um es, mit Gold und Edelsteinen eingefaßt, als sogenanntes Pectoralkreuz am Halse oder auf der Brust zu tragen, das beste Schutzmittel und Amulet gegen jede böse Anfechtung. Das Stift in Aachen hat nahezu ein Dutzend solcher Splitter zum Theil ansehnlichen Umfangs zusammengebracht, jedenfalls in der Voraussetzung, daß, wenn der eine vielleicht nicht ganz echt, doch der andere es s e i n k ö n n t e. Merkwürdig genug wurde der Stamm des Kreuzes zu Jerusalem dadurch nicht kleiner, und schon im vierten Jahrhundert machte der Presbyter Paulinus, dieser kleine Schäker, den Witz, es wachse vermöge seiner Heiligung und Unsterblichkeit immerfort nach, also um so schneller, je mehr man davon abschnitt. Dürfte man mehrere Stücke, z. B. blos die des Aachener Schatzes, mikroskopisch untersuchen, so würde man vielleicht alle Holzarten des Morgen- und Abendlandes finden, bis auf das durch Hutten's Krankheit und Buch berühmt gewordene Guajakholz aus Amerika, welches eine Zeitlang als „heiliges Kreuzholz" besonders gefeiert wurde. Die oft sehr humoristische Legende berichtet denn auch, daß das Kreuzholz aus drei verschiedenen Baumarten „zusammengewachsen" sei.

Neben dem Klaftern und Schiffsladungen verschlingenden heiligen Holzhandel zu Jerusalem wuchs das Geschäft mit alten Knochen und Lumpen allmählich zu einer staunenswürdigen Höhe. Die Orientalen und Anwohner der heiligen Stätten müßten ja Engel gewesen sein und den ihnen angeborenen Handelstrieb gänzlich erstickt haben, wenn sie von dem Wahnsinne und der Reliquiensammelwuth des Abendlandes nicht hätten den entsprechenden Nutzen ziehen wollen. Man bot ihnen ja, was sie irgend fordern konnten.

Wie auf der Wiener Weltausstellung türkische Händler (Mohamedaner) ein glänzendes Geschäft mit Rosenkränzen, Kreuzen, Sträußen und anderen Reliquien aus dem heiligen Lande machten, wie zu Berlin das Hauptgeschäft mit Christus- und Marienbildern sich in den Händen mosaischer Trödler (am Mühlendamme) befindet, so scheuete man sich damals noch viel weniger, Reliquien von Andersgläubigen zu kaufen. Ich erlaube mir hier keine Kalauer: das berühmteste Heiligthum des Aachener Kleiderschranks, das Kleid, in welchem die Gottesmutter den Weltheiland gebar und welches an der Brust mit Milchflecken beschmutzt ist, leitet sich aus einer so verdächtigen Quelle her. Freilich wurde es, wenn dieses Gewand dasselbe ist, von dem ein alter Kirchenschriftsteller berichtet, der Judenfamilie, die es mit größter Andacht auf einem Dorfe in Galiläa verehrte und den Gläubigen (ohne Entrée?) ausstellte, um's Jahr 451 von zwei ehemaligen Arianern, nicht abgekauft, sondern g e s t o h l e n. Es wurde nämlich als ein großes Verdienst angesehen, Reliquien zu stehlen, wenn sich dieselben in den Händen der Ungläubigen befanden, seien es auch solche gläubige Ungläubige, wie diese Juden.

Unsere bekehrten Arianer ließen sich in Jerusalem ein Kästchen anfertigen, dem ganz ähnlich, in welchem die Reliquien den Pilgern gezeigt wurden, kehrten, dasselbe unter dem Mantel verbergend, zurück, bewerkstelligten den Tausch mit geübter Hand und kamen mit ihrer Beute wieder nach Byzanz, wo sie Kaiser Leo mit seiner Gemahlin Verina selig pries und ob der großen That mit fast „abgöttischen Ehren" überhäufte.

Ob später vielleicht Agenten der lateinischen Kirche das Heiligthum der oft verfluchten griechischen Secte nochmals auf demselben anstandslosen Wege „abgeschenkt" haben, um es in der würdigeren Reliquienkammer zu Aachen beizusetzen, ist unbekannt; die Geschichte ist aber ein köstliches Musterstück für Tractätlein. Wir werden im folgenden Aufsatze sehen, daß die Principien des Reliquienhandels im Allgemeinen diesem Probestücke gleichen und daß Kirchenlichter mit cynischer Offenheit erklären, daß Betrug und Schwindel den Werth und die Wirksamkeit der von der Kirche geweiheten Reliquien nicht beeinflussen können.

Deutschlands Corinna.

Es war im Herbste 1866, als ich auf der Heimreise aus der Schweiz von einem Stuttgarter Freunde eingeladen wurde, den Abend in seiner Familie zu verleben. Ich nahm die Einladung in der Voraussetzung an, nur meinen Freund mit den Seinigen zu treffen, und war nicht wenig überrascht, eine auserlesen glänzende Vereinigung der bedeutendsten Männer und der anmuthigsten Frauen Stuttgarts zu finden: Künstlerinnen, Dichter, Schriftsteller und Beamte.

Leicht und ungezwungen floß die quellsprudelnde Unterhaltung, bald scherzhaft heiter, bald ernst gelehrt, und kaum ist mir ein Abend anregender dahin geschwunden, wie jener.

Dies verdankten wir vorzugsweise einer außergewöhnlichen Frauenerscheinung, die, eine angehende Fünfzigerin und etwas unter Mittelgröße, durch ihr imponirendes, einnehmendes und bewegliches Wesen, wie durch ihre ausdrucksvolle und sympathische Stimme auffiel, und deren tiefdunkle Augen sich die zündende Gluth früherer Jahre vollständig bewahrt hatten. Ihren Namen — Frau Professor Pierson — hatte ich beim Eintritte nur flüchtig gehört und dachte nicht daran, daß ich es hier mit einer Berühmtheit zu thun habe. Durch die Gewandtheit ihrer geistvollen Unterhaltung zog sie jedoch bald genug auch meine Aufmerksamkeit auf sich.

Die verständnißvolle Wirthin, die man für eine Schwester jener interessanten Frau halten konnte, da ihre dunklen Augen die südliche Gluth der Pierson'schen theilten, hatte für einen Augenblick neben derselben Platz genommen. Frau Pierson's Hand in der ihrigen haltend, lauschte sie der immer lebhafter sich gestaltenden Unterhaltung, welche sich um das Liederbuch des Hymnologen A. Knapp drehte. Einige Mitglieder der Gesellschaft pflichteten dem berüchtigten verurtheilenden Ausspruche über Goethe in Knapp's „Christoterpe“ bei und suchten die Behauptung zu erweisen, Goethe verderbe die Jugend.

Unsere Wirthin ergriff das Wort: „Meine Herrschaften, es ist Ihnen wohl Allen zur Genüge bekannt, daß meine berühmte Freundin hier als Deutschlands Corinna gepriesen wird. Wie wäre es daher, wenn wir sie ersuchten, von ihrem Talente eine Probe zu geben und sich unparteiisch — wie mein Mann immer sagt: sine ira et studio — zu erklären, ob auch sie die Lectüre Goethe's für die Jugend verwerflich halte; ihr Richterspruch soll letztinstanzliche Entscheidung der Meinungsverschiedenheit sein. Sind Sie zufrieden?“

„Gerne zufrieden,“ jubelten die aus peinlicher Situation erlösten Gäste.

„Damit wir es unserer Corinna nicht zu leicht machen,“ setzte unsere Wirthin hinzu, „so möge sie ihr Urtheil in Form einer Epistel an ihren Sohn richten, an den hoffnungsvollen Studenten der Medicin dort, den ich längst in seiner begeisterten Unterhaltung mit seiner Nachbarin hätte stören sollen.“

Ohne Widerrede ergriff die nunmehr als Deutschlands Corinna eingeführte Frau Professor Pierson unter einer leichten anmuthsvollen Verbeugung das Wort:

„An meinen Sohn.

Was auch von Goethe ich gelernt,
Nie hat es mich von Gott entfernt,
Denn jedes seiner Worte weist
Schon durch sich selbst den heil'gen Geist.
Lies, Sohn, in allen Lebenslagen
Im grünen Buche der Natur!
Horaz, Homer! Doch lasse nur
Auch stets den Goethe aufgeschlagen!
Trägt Schiller Dich zum Sternenzelt,
Zeigt Goethe Dir die bunte Welt:
Und Jeder muß sich doch bequemen,
Die Welt — so wie sie ist — zu nehmen.“

Nach dieser geistvollen Leistung war es mir klar: die geniale Frau Professor Pierson mußte ein und dieselbe Person wie Caroline Leonhardt-Lyser sein. Und ich hatte mich nicht geirrt.

Ich stelle sie weit über die Karschin und behaupte, daß bei ihrer Beurtheilung ohne Scheu ein ganz außerordentlicher Maßstab angelegt werden darf. Nicht sowohl ist es die Conception der Form und die Technik des Improvisirens, wie vielmehr der Geist, den sie der Form einzuhauchen weiß: der durch das Medium des Herzens hindurchgegangene und verinnerlichte tiefe Gedanke, den sie blitzartig mit der schönen Form zu umkleiden versteht. So nur ist es zu erklären, daß viele ihrer Improvisationen nicht bloße flüchtige Producte einer reimgeübten Dichterin sind, sondern — es ist nicht zu viel gesagt — poetische Erzeugnisse echter Begeisterung. Nord- und Mitteldeutschland ist arm an solchen Stegreifdichtern und -Dichterinnen. Unser norddeutsches Klima scheint eben nicht sonderlich dazu angethan, Naturen in großer Fülle zu erzeugen, die innerlich lodern und brennen wie feuerspeiende Berge, und die bei jeder Veranlassung Dithyramben flammen, Sonette und Ghasele regnen oder makamenartige Märchen convulsivisch produciren, wie man es beim feurigen Volksgeiste südlicher Völker wohl öfters findet. Die deutsche Sprache — schwer, gemessen, ernst, nüchtern, mannigfach in ihren Reimen, arm an Wörtern eines Klangs, nach Correctheit und Bestimmtheit des Ausdrucks ringend — ist eine widerspenstige Brunhilde, die sich nur gezwungen der Kunst des Improvisators beugt, ja, die nicht selten durch ihre Begriffe fordernde kühne Selbstständigkeit die Pläne des Meisters kreuzt, so routinirt derselbe in Hinsicht auf Phantasie und Gedächtniß und so imponirend auch immer sein Vorrath an Reimen und poetischen Floskeln sein mag. Dazu kommt noch, daß der Deutsche die Entfaltung des Improvisators auch nicht im Entferntesten ermuthigt. Er verhält sich ihm gegenüber ablehnend, kritisch, überbedachtsam, und sträubt sich dagegen, die Poesie so ohne Weiteres in ihrer vollsten Unmittelbarkeit, in ihrem Naturzustande entgegen zu nehmen. Es reizt ihn zwar, den aller Hülfsmittel beraubten, völlig wehrlosen, nur mit seinem inneren Reichthume ausgestatteten Improvisator sich ängstlich winden zu sehen, oder aber denselben im Hervorsprudeln von Gedanken und Bildern anzustaunen; aber er ist dann rasch fertig, die Kunst des Improvisators für Spielerei und geistige Seiltänzerei zu erklären, und dessen Gaben für leichte, unreife, gehaltlose Producte zu nehmen.

— Inzwischen hatte uns unsere Wirthin ein Poesie-Album mit zwei improvisirten, unverändert gebliebenen Sonetten der Frau Leonhardt-Pierson vorgelegt, zu welchen König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen den Stoff angegeben hatte. Das Thema war: „1) Sonett: Tasso an Leonore, den Frühling schildernd und seine Liebe gestehend; 2) Sonett: Leonorens Antwort mit Hindeutung auf ihren Stand; beide Sonette sollen sich verhalten wie Brief und Antwort.“

Frau Pierson lehnte es ab, uns diese Sonette vorzulesen. Dann aber erhob sie sich lächelnd mit den Worten: „Das wäre mir eine schöne Improvisatrice, bei welcher ein so guter Stoff nicht den Entschluß zu einer neuen That hervorriefe,“ und mit ergreifender Accentuation und Modulation begann sie:

„Tasso an Leonore.

Warum ich, Hohe, Dir dies Blättchen sende?
Der Frühling strahlt, drum darfst Du so nicht fragen.
Mit frischen Rosen soll's der Zephyr tragen
In Deine Laube, Deine zarten Hände.

O, daß der süße Frühling nimmer schwände,
Fort töneten der Nachtigallen Klagen
Gleich bunten Märchen aus den goldnen Tagen,
Daß ich im Haine hier den Frenstab fände;

Gedanken, liebevoll Dir zugewendet,
Sie webte ich für Dich zum Netz, zum zarten,
Sie hielten Dich, wo Du auch wärst, umsponnen.

Was Sehnsucht, Lieb' und Treu' in mir bewahrten,
Erblühte jetzt im Lenz, würd' reif, vollendet,
Und stets bei Dir lebt' ich in ew'gen Wonnen.“

Die geistvolle Frau ließ sich durch den unterbrechenden Beifall nicht stören und fuhr schlagfertig fort:

„Leonorens Antwort.

Jüngst träumte ich: ich stieg aus blauen Wellen
In einem zarten, silbernen Gewande;
Ein mächtig Sehnen zog mich hin zum Lande,
Obgleich ich war die Königin der Quellen.

Wär' ich's, wie manche Nacht wollt' ich erhellen,
Wie milde lösen schwere, feste Bande:
Nur Lieb' und Reinheit nähm' ich an zum Pfande,
Wer etwas bei der Nixe wollt' bestellen.

Dann würd' ich in verschiedenen Gestalten
Bald Schäferin, bald Elfe Dir erscheinen,
Damit ich Dir nicht immer Fürstin bliebe.

Doch Traumbild war's. Es ist nicht festzuhalten:
Der Fürstensaal gleicht nicht den Feeenhainen:
Zu schön für diese Welt ist — Dichters Liebe."

Wir erhoben uns, um unserer Anerkennung, Bewunderung und Dankbarkeit einen Ausdruck zu geben. Nunmehr drehte sich die ganze Unterhaltung nur noch um Frau Pierson. Unsere freundliche Wirthin hatte mir gegenüber Platz genommen. Man drückte das Bedauern aus, daß über das Leben der berühmten Frau so wenig Authentisches bekannt geworden sei, daß man z. B. nicht einmal das Geburtsjahr derselben kenne. Mit einem Ohre nach der Improvisatrice hinhörend, schlug unsere Wirthin rasch ihr Album auf und deutete nach dem Blatte, wo über den beiden Tasso-Sonetten die Bemerkung stand: Improvisirt von Caroline Leonhardt, geboren am 6. Januar 1814 in Zittau. „Warten Sie, meine Freunde!" unterbrach sie sich sodann mit so lauten Worten, daß Frau Pierson, im Sprechen innehaltend, zu ihr hinüberlauschte, „meine Freundin kann keine Bitte abschlagen; gewiß wird sie uns die Freude bereiten, etwas aus ihrem reichen Leben zu erzählen; wir werden bei dieser Gelegenheit hoffentlich auch Einiges von ihrem Gatten, dem genialen Pierson, zu hören bekommen."

Nach einigem Zögern begann Frau Pierson: „Ich bin die Tochter des sächsischen Hauptmanns Leonhardt. Kurz nach meiner Geburt starb meine Mutter; mein Vater, der wieder heirathete, erlag bald seinen im russischen Feldzuge erhaltenen Wunden. Meine Stiefmutter heirathete den sächsischen Hauptmann Dreverhoff, und ich hatte nunmehr zur Stiefmutter auch den Stiefvater erhalten. Ich erinnere mich aus meinem zwölften Lebensjahre, wie sich mein sogenanntes Improvisationstalent gelegentlich einer Schulprüfung bei Declamation eines Gedichts verrieth, als ich eine ganze Strophe unvorbereitet aus eigener Phantasie einlegte, ohne nur einen Augenblick schüchtern oder verlegen zu werden. Zur Rede gesetzt, entschuldigte ich mich mit mangelhaftem Gedächtnisse und mußte dann bekennen, daß diese Strophe von mir selber sei. Von nun an gab mir der Lehrer einige dürftige Anleitung im deutschen Versbau, und ich schrieb viele Verse, die nicht so ganz mangelhaft gewesen sein können, da einige derselben gewürdigt wurden, auf dem Staatsarchive zu Zittau aufbewahrt zu werden. Meine Verwandten verhielten sich meiner Neigung gegenüber mehr apathisch als aufmunternd — antipathisch ist vielleicht das bezeichnende Wort. Sie wollten von einen dichtenden Mädchen nichts wissen, weshalb ich meine Gedichte, Märchen, Novellen meist hinter ihrem Rücken schrieb. Zuletzt wandte ich mich nach Dresden, wo mich der unvergeßliche Friedrich Kind in literarische Kreise einführte, mir die nöthige Unterstützung und Anregung für Vertiefung meiner Bildung gewährte und mir namentlich eine weitgehende Perspective in die Gesetze der Prosodik und Metrik eröffnete."

„Erhielten Sie von Kind regelrechten Unterricht in der deutschen Poetik?" fragte ich höflich unterbrechend.

„Dies nicht. Nur gelegentlich sprach er mit mir über diese und jene Form, aber er lieh mir doch die Werke, die mir Aufschluß geben konnten, besonders Eschenburg's ‚Theorie der schönen Wissenschaften'. Nachdem in meinem zwanzigsten Lebensjahre — 1834 — meine Jugendgedichte unter dem Titel ‚Liederkranz' erschienen, schrieb ich fünf Jahre später die kurze Biographie der Improvisatrice Louise Karschin, und hierdurch wurde die Lust in mir rege, mich öffentlich, wie ich es ja privatim so oft mit Erfolg gethan, als Stegreifdichterin zu bethätigen. Mein Entschluß war ein Wagniß. Es gährte heftig in mir. Friedrich Rückert, der in jener Zeit im Zenith seines Ruhmes stand, schien der einzige Mann zu sein, von dem ich mir Raths erholen konnte. An ihn wandte ich mich. Er sollte mir sagen, ob mein Entschluß einer Dichterin unwürdig, ob er unpassend oder unweiblich sei. Schon nach wenigen Tagen erhielt ich die Antwort, daß Rückert die Ausbildung eines solchen Talents für Pflicht halte, daß er 1817 in Rom die berühmte Rosa Taddei mit vieler Erbauung gehört habe und daß seiner Meinung nach gerade eine Frau besonders geeignet sei, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen und eine Gabe auszubilden, bei welcher das Gefühl das Wesentliche sei. Der Rubicon lag hinter mir. Kaum hatte ich Rückert's Brief erhalten, als ich ohne Aufenthalt nach Erlangen abreiste, um meine Leistungen dem Urtheile des großen Dichters und des letzten Classikers unserer Tage zu unterstellen."

„Das war wohl im Februar 1840?" fragte ich.

„Ganz recht; aber woher wissen Sie das so genau?"

„Ich erinnere mich, in einem Briefe Rückert's an seinen Freund Scheler gelesen zu haben, daß ihm eine debütirende ‚gewaltige Improvisatrice' in jener Zeit einmal etwas vorimprovisirt habe."

„Einmal?! Mehrere Tage hintereinander habe ich Rückert's Aufgaben gelöst, ich darf wohl ohne unbescheiden zu sein sagen, zu seiner begeisterten Zufriedenheit gelöst. Er hatte eine gründliche Prüfung mit mir angestellt; in allen Rhythmen und Formen hatte er meine Kunst versucht, bis er mir den Ritterschlag mit den Worten ertheilte: ‚Gehen Sie hin, meine Liebe! Sie werden eine Zukunft haben.'"

„Diese Beurtheilung flößte Dir Vertrauen ein," sprach die Jugendfreundin," während sie wieder in ihrem Poesie-Album blätterte und dasselbe mir aufgeschlagen über den Tisch reichte. „Mit Stolz," so fuhr sie fort, „erfüllte meine Freundin besonders dieses bis heute völlig unbekannt gebliebene hochinteressante Gedicht Fr. Rückert's, das der Dichter bei ihrer Abreise aus Erlangen flüchtig auf's Papier warf."

Ich ergriff das dargereichte Buch und las:

„An Caroline Leonhardt-Lyser.

Der erste Dichter, der die Welt entzückte, war
Gewiß ein Stegreifdichter, dem, vom Geist bewegt,
Unvorbereitet von der Lippe floß das Wort.
Lang vor Homer hat Orpheus, um Eurydice
Beseelte Saiten rührend mit Stegreifsgesang,
An's Thor der Hölle, das nicht widerstand, gepocht.
Und weil zum Anfang wieder nur das Ende kehrt,
So wird zur Stegreifdichtung unsre Dichtung auch
Einst wiederkehren, wenn ich prophezeien kann.
Nicht aus dem Stegreif heute, sondern sattelfest
Im Flügelroß, auf welches mich Begeist'rung hob,
Richt' ich des Loblieds goldnen Pfeil, den tönenden,
Auf eine Stegreifdichterin, und preise Dich,
Corinna Deutschlands! — ich, der erste Dichter nicht,
Noch auch der letzte, Dich, die letzte nicht, jedoch
Gewiß die erste deutsche Stegreifdichterin."

Man betrachtete noch das von Platz zu Platz wandernde Poesie-Album, als Jemand der Wirthin die Frage zuflüsterte, ob der Name Lyser, den die Ueberschrift des Gedichtes nenne, fingirt, oder ob Frau Pierson schon einmal verheirathet gewesen sei.

Die Wirthin legte den Finger auf den Mund. „Lassen Sie sich ja nicht einfallen, eine ähnliche Frage an meine Freundin zu richten!" sagte sie in halblautem Tone; „meine Freundin spricht nie von ihrer ersten Ehe, von der ich weiß, daß sie eine sehr unbefriedigende gewesen ist. Ihr erster Mann war der bekannte Novellist J. P. Lyser (geboren in Flensburg 1804). Schon nach wenigen Jahren wurde die Ehe wieder gelöst. Die beiden Töchter, die derselben entsprossen, wurden von ihrem zweiten Manne, Pierson, adoptirt. Die hierauf bezüglichen Privatverhältnisse sind für die künstlerischen Leistungen meiner Freundin ohne Bedeutung. Lassen Sie uns darüber schweigen und die Sache übergehen! Hat ja doch auch die deutsche Presse bei dem Tode Lyser's in tactvollster Weise die Motive dieser Ehetrennung übergangen. Lyser, über den Sie in Literaturgeschichten das Wesentliche finden, hat übrigens Manches zur Verbreitung des Ruhmes seiner Frau beigetragen."

„Und wohin wandten Sie sich von Erlangen?" fragte Einer aus der Gesellschaft die liebenswürdige Improvisatorin, und diese fuhr fort:

„Ermuthigt durch das glänzende Zeugniß Rückert's, trat ich 1840 bis 1843 nacheinander in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Leipzig, Prag, Pest, Frankfurt am Main mit kaum geahntem Erfolge auf, was zur Folge hatte, daß ich fast an alle Höfe gezogen wurde. So hörte mich zum Beispiel im Juni 1843 die Königin von England im Buckingham'Palace, im Juli desselben Jahres König Leopold von Belgien in Brüssel ꝛc. Ein Jahr später heirathete ich den bekannten Componisten Henri Hugo Pierson, wodurch meine kurze Laufbahn als Improvisatrice schon wieder ihren Abschluß erhielt. Der Wille meines Mannes, Kränklichkeit, spätere Sorgen für meine zahlreiche Familie nöthigten mich, das öffentliche Auftreten zu unterlassen. Auch ordnete ich als gefügige Gattin meine Kunst gern der meines Mannes unter — meinen Namen dem seinigen. Was thut man nicht Alles für einen theuren Mann!"

„Aber sagen Sie," unterbrach ich die verehrte Frau, „was war es denn, das den gefeierten Componisten Pierson, der doch von Geburt ein Engländer war, an Deutschland fesselte?

„Und Sie können noch fragen?" belehrte mich mit strafend emporgehobenem Finger die resignirt gewordene Wirthin; „dort ist der Magnet! Nachdem Pierson, dieser herrliche Künstlertypus mit den langen, braunen Künstlerhaaren, mit dem männlich freundlichen Blicke, mit den gewinnenden Manieren, mit der wohlklingenden, fast gesangartigen Stimme, meine Freundin — um mit Wieland zu sprechen — als seine zweite Hälfte erkannt hatte, war ihm mit der Gattin Deutschland zur zweiten Heimath geworden. Und er hat seinen Entschluß nie bereut. Erblühte ihm doch in Deutschland das schönste Eheglück," und mit dem Blicke nach dem oben erwähnten Musensohne sich wendend, setzte sie hinzu, „und der lieblichste Ehestandssegen."

„Wie gut Du zu schildern verstehst!" sagte Frau Pierson in herzlichem Tone. „Du erinnerst mich aber auch an meine Verpflichtung, dem Geliebten heute noch eine Zeile zu schreiben. Und dazu — sollte ich meinen — wäre es nunmehr die höchste Zeit. Ohnehin sind wir am Schlusse meiner Selbstbiographie angelangt."

Sich erhebend, deutete sie mit dem Finger nach dem großen Regulator, der auf ein Uhr zeigte. Sie grüßte nach allen Seiten — und verschwand am Arme der Freundin im Nebensalon.

Acht Jahre sind seit jenem denkwürdigen Abende verflossen, an welchem ich zur Corinna Deutschlands in freundliche, seither nicht unterbrochene Beziehung trat.

Die treffliche Frau Pierson verlor inzwischen ihren Gatten, mit dem sie abwechselnd in Wien, Mainz, Würzburg, Stuttgart und Hamburg gelebt. Ein Herzschlag endete sein Leben am 27. Januar 1873. Seine dem Hohen und Idealen zugeneigte Künstlerseele wurde heimgetragen in das Reich ewiger Harmonie. Dem zu früh Verstorbenen hatte die Gattin ihr Leben, ihr Streben, ihre Liebe geweiht, weshalb sie seit ihrer Verheirathung nicht wieder öffentlich auftrat. Auch hat sie bei keiner Gelegenheit — außer der ebenerwähnten in Stuttgart — wieder improvisirt, so daß das obige zum ersten Male von uns mitgetheilte Gedicht „An meinen Sohn" die Bedeutung der allerletzten Improvisation der Corinna Deutschlands beanspruchen darf.

Während ihrer Ehe mit ihrem zweiten Manne war sie schriftstellerisch nicht unthätig. Ehrlich hat sie nach der Palme des Ruhmes auf literarischen und dichterischen Gebieten gerungen, und die Fülle wie der Gehalt ihrer zu Tage geförderten Leistungen berechtigt uns, sie zu den begabtesten Dichterinnen der Gegenwart zu zählen. Ihre Lieder und Operntexte wurden von den bedeutendsten Componisten in Musik gesetzt, ihre Kinderschriften hochgeschätzt und von Pädagogen empfohlen; im Märchen und in der Sage hat sie ebenso viel Begabung an den Tag gelegt, wie in Journalaufsätzen; ihre Novellen und Romane zeichnen sich durch Einfachheit der Schilderung und der Sprache, sowie durch verständnißvolle, psychologische Motivirung und spannende, lebensvolle Handlung aus. Auch ihr dramatisches Gedicht „Meister Albrecht Dürer" trug ihr mannigfache Anerkennung ein. Zahlreiche Briefe von Alexander von Humboldt, dem König Ludwig dem Zweiten von Baiern, Tieck, Saphir, Meyerbeer, Reissiger, Marschner und Anderen bezeugen das Ansehen, dessen sie sich mit Recht erfreute. Marschner, ebenfalls ein geborener Zittauer, war übrigens, obwohl bedeutend älter, ihr aufrichtiger Freund von ihrer Jugendzeit an, und ist es stets geblieben.

Die Publicationen der letzten Jahre ließ die Dichterin pseudonym erscheinen, und doch sind sie so gehaltvoll, daß sie, wie ja auch deren Aufnahme bewies, ihren früheren Ruhm erhöht haben würden. Ein an mich gerichteter, sehr interessante Aussprüche Fr. Rückert's enthaltender Brief giebt den Grund dieser Pseudonymität an. Ich theile denselben mit, da ich mich des berühmt gewordenen Wortes von Buffon erinnere: le style c'est l'homme, und es von Werth sein dürfte, den Briefstil unserer Dichterin kennen zu lernen:

„. . . So Viele begreifen meine Liebe zur Einsamkeit und stillen Verborgenheit nicht ganz. Es mag sein, daß ich, namentlich meiner Familie gegenüber, nicht ganz Recht hatte, Vieles anonym und pseudonym herauszugeben; aber ich finde, man schreibt viel unbefangener, wenn es mit dem Gedanken geschieht: Niemand kennt Dich als Verfasserin, wenn er Dein Buch in die Hand nimmt. Dann befolgte ich in meinem Verfahren auch den Rath des verehrten Fr. Rückert. Als er — es war im Sommer 1841 in Neuseß — meinen ‚Albrecht Dürer' gelesen hatte, fragte er, die schönen, durchdringenden Augen fest auf mich richtend: ‚Und in wie langer, wollte sagen kurzer Zeit haben Sie dieses dramatische Gedicht niedergeschrieben?' Als ich der Wahrheit gemäß geantwortet, sagte er: ‚Hören Sie meinen Rath: Schweigen Sie darüber! Nehmen Sie sich ein Beispiel an O. L. B. Wolff! Dieser gelehrte Mann kann schreiben, was er will, es wird immer Krittler geben, die von vornherein seine Bücher mit dem Gedanken zur Hand nehmen, daß sie nur flüchtige Erzeugnisse einer leichtfertigen Muse vor sich haben. Es giebt bei unserer herangebildeten Sprache so viele seichte Reimer, daß der schöpferische Dichter-Improvisator von Nichtkennern oder von neidischen Krittlern leicht für einen Reimer gehalten wird. Daß es unter den Dichtern einzelne Naturen giebt, die weise handeln, wenn sie, gehörige allgemeine Bildung vorausgesetzt, der Eingebung des Augenblicks folgend, aussprechen oder niederschreiben, was eben der Augenblick ihnen eingiebt, verstehen nur Wenige.' Diesen Rath habe ich als einen wohlgemeinten und weisen mir zu Nutze gemacht. Es ist mir eine so große Freude, die Gebilde meiner Phantasie als Novellen oder Romane, als Sagen oder Märchen zu gestalten, daß ich gern auf irgend ein artiges, anerkennendes Wort verzichte, welches mir vielleicht dann und wann gesagt werden könnte, wenn die meine Bücher lesenden Bekannten wüßten, daß ich sie geschrieben habe. . . ."

An dieser Stelle mache ich von einer Ermächtigung der Frau Pierson Gebrauch, indem ich dem Publicum zum ersten Male enthülle, daß der viel gelesene Roman „Die Unbekannte", sowie die sämmtlichen Romane „Vom Verfasser der ‚Unbekannten'" der Feder unserer Caroline Leonhardt-Pierson entstammen.

Seit dem Tode ihres Gatten lebt sie, ernst und schweigsamer als je, bald bei ihren drei Söhnen und einer geliebten, noch unverheiratheten Tochter in Dresden, bald bei ihrer Tochter in Augsburg, mit der Sammlung ihrer lyrischen Gedichte beschäftigt.

Dr. E. Beyer.

Die Taufe „Friedrich's des Großen" in Kiel.

Die am 20. September dieses Jahres durch den ersten Kaiser des wiedererstandenen deutschen Reichs vollzogene Taufe des ersten eisernen, auf einer deutschen Kriegswerft erbauten Panzerschiffs hatte für Deutschlands Volk und Flotte hervorragende Bedeutung. Ist doch auch der Boden, auf dem der Weiheact stattfand, ein historischer. Denn hier befand sich die von der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins 1848 angelegte erste deutsche Kriegswerfte.

Noch jetzt sind die halbverfallenen Schuppen und die alte Helling der damaligen Anlage vorhanden, nur wenige Schritt

von den großartig angelegten massiven Hellingen des im Bau begriffenen Marine-Etablissements entfernt. Neben diesen Schuppen, an der alten Chaussee, die vom Dorfe Gaarden nach dem Fischerdorfe Ellerbeck führte, sieht man eine Reihe stattlicher Pappeln, welche bei der Gründung des schleswig-holsteinischen Schiffbauplatzes von einem Capitain der damaligen deutschen Flotte gepflanzt wurden. Wie diese Pappeln in den fünfundzwanzig Jahren heranwuchsen, daß man jetzt in ihrem Schatten Schutz finden kann, ist auch die deutsche Flotte aus ihren damaligen unscheinbaren Anfängen zu stattlicher Größe emporgeblüht, Schutz und Schirm bietend dem deutschen Handel, dem deutschen Bürger im Auslande.

Es waren nur kleine hölzerne Ruderkanonenboote von etwa achtzehn Meter Länge und ein bis zwei Geschützen, welche aus freiwilligen Beiträgen ganz Deutschlands in Kiel, Hamburg und anderen Küstenplätzen für die Regierung Schleswig-Holsteins 1848 bis 1849 erbaut wurden. Doch gesellten sich bald ein Paar größere Schiffe hinzu: das eiserne, in Kiel erbaute Schraubendampfkanonenboot „Von der Tann" und der „Barbarossa", ein von der damaligen deutschen Centralgewalt erworbener und für Kriegszwecke in Bremerhafen umgearbeiteter Post-Raddampfer. Der „Von der Tann" bestand einige ruhmreiche Gefechte gegen die Dänen, mußte aber, von Uebermacht gedrängt, in die Neustädter Bucht flüchten, wo er von dem Commandanten auf Strand gesetzt und verbrannt wurde, damit er nicht in die Hände der Dänen fiele. Der ruhmreiche Tag von Eckernförde, der 5. April 1849, brachte der jungen Flotte einen neuen Zuwachs in der zur Capitulation gezwungenen dänischen Fregatte „Gefion".

Leider nahm die kleine deutsche Flotte, wie bekannt, ein rasches unglückliches Ende unter dem Auctionshammer im Frühjahre 1852. Aber ihr Andenken wird in Deutschland unauslöschlich sein. Denn in ihr verkörperte sich zum ersten Male der in jedem Deutschen fast unbewußt schlummernde Gedanke an eine Machtstellung zur See. Sie rief die Erinnerungen wach an die Zeiten des meerbeherrschenden Hansabundes, an die Zeiten, wo deutsche Bürgermeister an der Spitze von Flotten in Kopenhagen Könige absetzten und Frieden dictirten.

Preußens König, Friedrich Wilhelm der Vierte, und sein Vetter, der in den Annalen der Marine für immer verzeichnete Prinz Adalbert von Preußen, übernahmen die Mission, die so früh geendete deutsche Flotte in einer preußischen wieder in's Leben zu rufen. Sie durften dieses um so mehr thun, da sie dadurch ein Bestreben ihres großen Ahnherrn verwirklichten. Brandenburgs ruhmreicher Kurfürst Friedrich Wilhelm war es, der in seinen Kriegen mit Schweden ein paar Handelsfahrzeuge in Kriegsschiffe umwandelte, die vor Swinemünde mit den Schweden siegreiche Gefechte bestanden und auch reiche Prisen aufbrachten. Derselbe große Kurfürst war es auch, der an der Westküste Afrikas eine brandenburgische Colonie anlegte. Preußen baute in Folge des Krieges mit Dänemark 1849 bis 1850 in Anklam, Wolgast, Stettin, Berlin und Magdeburg eine Ruderkanonenboot-Flotille. Hierzu kamen die 1852 in der bremerhafener Auction erstandenen Schiffe der deutschen Flotte, „Barbarossa" und „Gefion", welche jetzt in Kiel als Kasernenschiffe stationirt sind. — Indem wir uns eine Uebersicht über die seit dem Jahre 1852 gebauten und erworbenen deutschen Kriegsschiffe bis zu einer passenden Gelegenheit aufsparen, wollen wir heute unsere Aufmerksamkeit nur dem Panzerschiffe „Friedrich der Große" zuwenden.

Der von allen Seemächten eifrig geförderte Bau von Panzerfahrzeugen, deren Größe im Wettkampfe zwischen Panzer und Kanone alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließ, veranlaßte auch Norddeutschland, Werften für den angegebenen Zweck anzulegen. Sowohl auf dem von Preußen käuflich erworbenen Terrain am Jahdebusen — dem jetzigen Wilhelmshaven —, wie auch in Kiel (nach der definitiven Einverleibung Schleswig-Holsteins) entstanden Marine-Etablissements. Auf diesen Werften wurde 1870 in Wilhelmshaven der Bau des Panzerthurmschiffes „Großer Kurfürst" und im April 1871 in Kiel derjenige des Schwesterschiffes desselben, des jetzt vom Stapel gelassenen „Friedrich der Große", begonnen.

Wie nicht anders zu erwarten, hatten diese Unternehmen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst nach und nach fanden sich geeignete Arbeitskräfte, die außerdem erst zum Eisenschiffbau angelernt werden mußten. Doch alle Schwierigkeiten wurden glücklich überwunden. Allmählich wuchs die Arbeiterzahl und mit derselben der Bau der Schiffe.

Welche ungeheure Arbeitsleistung bis jetzt der „Friedrich der Große" erforderte, geht aus der Menge des verarbeiteten Materials hervor. Es wurden gebraucht circa 22,000 Centner Eisenplatten der verschiedensten Stärke, ca. 10,000 Centner Winkel- und Balkeneisen, etwa 2000 Centner Eisenniete und 900 Kubikmeter Teakholz.* Die Länge des Schiffes von der Vorkante des unter Wasser liegenden Sporns bis zu der Hinterkante des Ruderstevens beträgt ca. 95 Meter, die größte Breite auf dem Panzer etwas über 16 Meter und die Tiefe vom Oberdeck bis zum Kiel ca. 11 Meter. Das Gewicht der Panzerfregatte im vollständig seefahren Zustande, also mit der Maschine von 5400 indicirten Pferdekräften, mit sechs Kesseln von je fünf Feuerungen, dem Kohlenvorrathe von ca. 12,000 Centnern, den Panzerplatten von etwa 25,000 Centnern Gewicht, mit den Geschützen, der Takelage, dem Proviant, der Munition und der 500 Mann starken Besatzung — beträgt rund 135,000 Centner. Es ist dies das Dreifache des Gewichts von dem jetzt im Wasser befindlichen Schiffsrumpfe. Das gefechtsfertige Schiff wird vorn etwa 69 Decimeter, hinten 75 Decimeter tief eintauchen, während jetzt der Rumpf vorn 24 und hinten 42 Decimeter tief im Wasser liegt.

Das Schiff ist bis auf wenige Schmiedestücke, deren Herstellung in Deutschland nicht bewirkt werden konnte, aus deutschem Eisen erbaut. Ebenso ist die Maschine in einer deutschen Fabrik, der niederschlesisch-märkischen Maschinenbau-Actiengesellschaft (vormals Egells) in Berlin, im Bau begriffen. Die Panzerplatten müssen allerdings von England bezogen werden, da kein deutsches Hüttenwerk sich mit Herstellung solcher Platten befaßt.

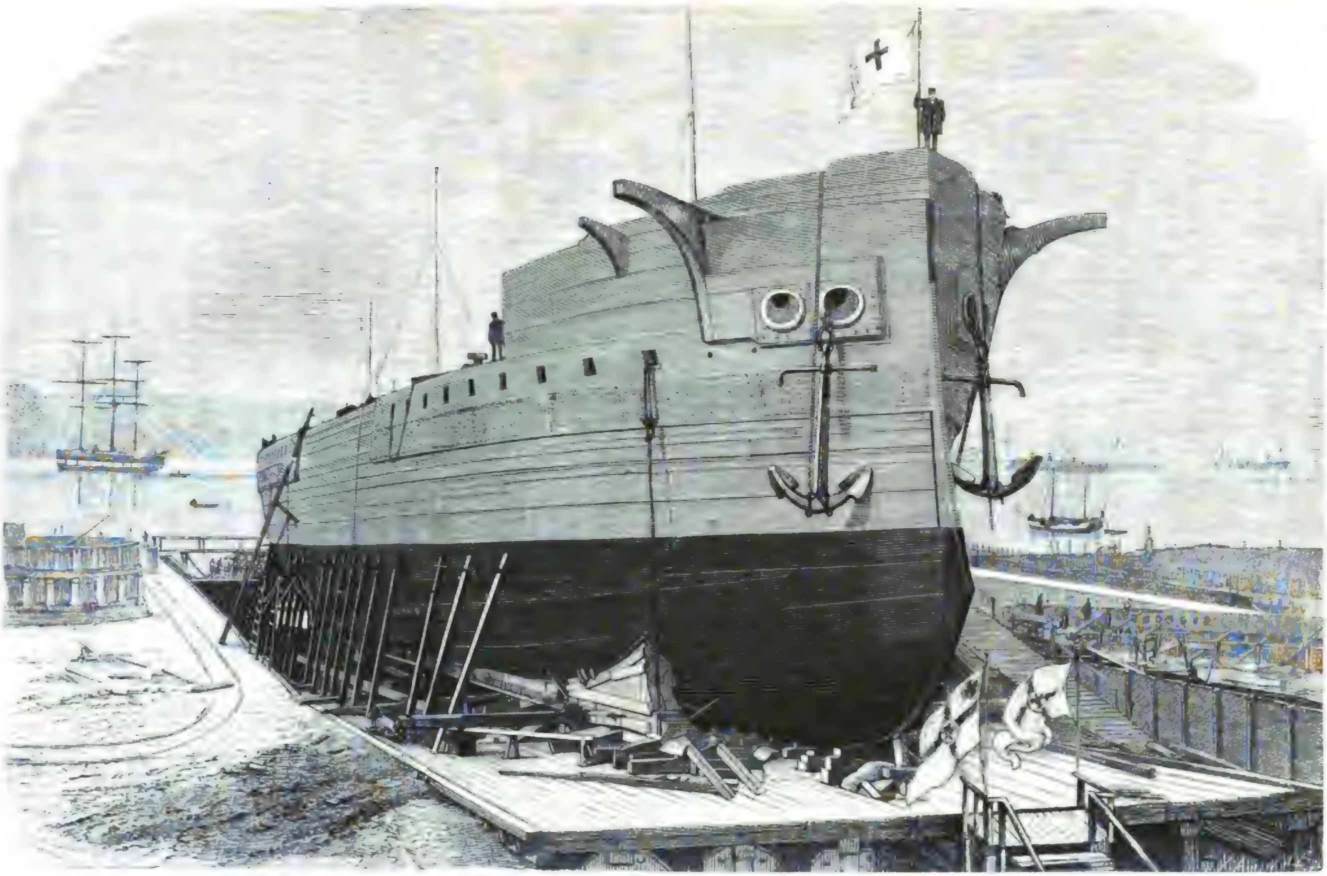
Der Panzergürtel des „Friedrich der Große", aus 22,5 Centimeter starken Eisenplatten und 26 Centimeter dicken Teakholzbalken bestehend, reicht vom Batteriedeck bis circa zwei Meter unter Wasser und schützt dadurch die Maschine sowohl wie auch die Pulver- und Granatkammern. In der Mitte des Schiffes befindet sich die auf allen vier Seiten durch ebenso starke Panzerwände geschützte 28 Meter lange Kasematte, welche vom Batteriedeck bis zum Oberdeck reicht. Sie dient zum Schutze der Drehvorrichtung für die 18 Decimeter über die Kasematte hinwegragenden sehr stark gepanzerten Thürme.

Jeder der beiden Drehthürme erhält je zwei schwere Krupp'sche Ringgeschütze von 26 Centimeter Caliber, welche über das zum Umklappen eingerichtete Schanzkleid hinweg, fast nach allen Richtungen des Horizontes eine Eisenmasse von 180 Kilo bei einer Pulverladung von über 25 Kilo werfen können. Ein Bug- und ein Heckgeschütz von je 17 Centimeter Caliber gestatten ein Feuern direct nach vorn und nach hinten, so daß die sechs Geschütze des Schiffes in jedem Augenblicke den ganzen Horizont bestreichen können. Der am Vorsteven 28 Decimeter unter Wasser befindliche Sporn ist ebenfalls eine der Artillerie des Schiffes ebenbürtige Waffe. Ihre gute Verwendbarkeit hängt von der leichten Manövrirfähigkeit des Schiffes ab. Zu erwarten ist, daß die Construction des Schiffes auch in dieser Beziehung eine sorgfältige gewesen ist.

Mit dem Stapellaufe dieses Schiffes ist wieder ein Schritt vorwärts zu dem ersten Ziele des Flottengründungsplanes, der Herstellung von acht großen Panzerschlachtschiffen, geschehen. Die Panzerschiffe „König Wilhelm", „Kronprinz" und „Friedrich Karl" im Vereine mit den jetzt im Bau begriffenen fünf gepanzerten Schiffen werden die Hauptangriffs- und Hauptvertheidigungsflotte Deutschlands bilden.

Von den zuletzt genannten fünf Panzerfahrzeugen wurden im October vorigen Jahres auf der Werft von Samuda in London der „Kaiser", kurz darauf im November in Stettin auf der Werft der Actiengesellschaft Vulcan die „Preußen" (ein Schwesterschiff zu „Friedrich dem Großen"), ferner am 12. September dieses Jahres ebenfalls in London die „Deutschland" und jetzt am 20. September der „Friedrich der Große" in Kiel vom Stapel gelassen. Im Frühjahre nächsten Jahres wird mit dem in Wilhelmshaven zum Ablaufe gelangenden „Der große Kurfürst"

* Eine ostindische Eichenart; sie widersteht im höchsten Grade der Fäulniß, ist aber allerdings nicht so zähe wie Eichenholz.



Russische Corvette „Swatlana". „Kronprinz" „[illegible]"

Das Panzerschiff „Friedrich der Große" auf dem Stapel zu Kiel.

Nach einer photographischen Aufnahme des Kieler Marine-[illegible]

die gesammte Hauptstreitmacht Deutschlands zur See sich im Wasser befinden.

Die noch zur Flotte erforderlichen Panzercorvetten, schwimmenden gepanzerten Batterieen, Panzerkanonenboote und alle anderen Fahrzeuge werden im Inlande gebaut werden. Dieses ist um so mehr berechtigt, da die außerordentliche Eleganz, mit der der Stapellauf des großen Friedrich vor sich ging, wieder ein Zeugniß für die Tüchtigkeit deutscher Schiffbauer ablegte. In Kiel ist eine Panzercorvette im Bau begonnen worden. Dieselbe erhält noch einen stärkeren Panzer als der „Friedrich der Große".

Zu dem Ablaufe und der vorhergehenden Taufe des Schiffes war der Kaiser Wilhelm selbst in Kiel erschienen und seine Gegenwart verlieh der Festlichkeit die gehörige Weihe.

Zum ersten Male wieder nach vielen Jahrhunderten besuchte ein deutscher Kaiser das dem Reiche zurückgewonnene Land.

Das Eintreffen des Monarchen in der festlich geschmückten Stadt am Abende des 19. September wurde nicht nur von den Kielern, sondern auch von herbeigeeilten Bewohnern ganz Schleswig-Holsteins enthusiastisch begrüßt.

Das denkbar schönste Kaiserwetter lachte am 20. September über dem von bunt beflaggten Schiffen belebten herrlichen Hafen. Nachdem der Kaiser am Vormittage zuerst die Kirche besucht, dann die Deputationen sämmtlicher Städte der ehemaligen Herzogthümer empfangen hatte, begab sich derselbe mit großem Gefolge zu der kaiserlichen Yacht „Grille", um nach dem Haseneingange Friedrichsort zu fahren, dessen Riesenkanonen jedem feindlichen Schiffe den sichern Untergang bereiten.

Bald verkündete der eherne Mund der Geschütze auf dem zur Feier anwesenden deutschen Geschwader das Herannahen des Kriegsherrn. In demselben Augenblicke sah man auf den im vollen Flaggenschmucke prangenden Schiffen „Kronprinz", „Friedrich Karl", „Niobe", „Nymphe" und „Rover" großes Leben sich entwickeln. Mit staunenswerther Geschwindigkeit kletterten die Matrosen die Wanten empor bis in die höchsten Spitzen der Masten und standen im Nu Mann an Mann auf allen Raaen in weißem Paradeanzuge. Als die „Grille" sich dem Geschwader näherte, ertönte ein donnerndes Hurrah als Gruß dem greisen Herrscher entgegen.

Der Kaiser begab sich in einem Boote an Bord des Admiralschiffs „Kronprinz". Nachdem am Großmast die emporsteigende Kaiserstandarte das Betreten des Decks durch Seine Majestät verkündigt hatte, führten alle Schiffe Segelexercitien aus, die durch ihre Schnelligkeit und Präcision ein herrliches Schauspiel gewährten. In unglaublich kurzer Zeit standen die Schiffe mit in der Sonne glänzenden weißen Segeln da und ebenso schnell verschwanden die Segel wieder. Mit hohem Interesse beobachtete der Kriegsherr die Manöver und verließ erst lange nach der anberaumten Zeit und nachdem der „Kronprinz" noch das Exercitium „Klar Schiff zum Gefecht" vorgeführt hatte, das Admiralschiff, um sich wieder an Bord der „Grille" zu begeben.

Nach der Besichtigung von Friedrichsort, der sich ein Manöver mit Torpedos anschloß, fuhr der Kaiser mit Gefolge nach der Werftanlage Ellerbeck, wo die aus Nah und Fern herbeigeströmte, nach Tausenden zählende Zuschauermenge des Ablaufs harrte. Auch dieses junge Marine-Etablissement zeigte sich in seinem ganzen Glanze, mit unzähligen Flaggen und Eichenguirlanden geschmückt. Vom Landeplatz dicht bei dem Dorfe Ellerbeck, bis in die Nähe des noch auf Stapel befindlichen Schiffs, fuhr der Kaiser durch die mit Ehrenpforten und Blumen geputzte Straße, die einen Ueberblick über die im Bau begriffenen großartigen Anlagen gestattete. Der brausende Jubel des Volks verkündete den nahenden Monarchen auch denjenigen, welche nicht aus nächster Nähe dem Schauspiele beiwohnen konnten.

Bald betrat Kaiser Wilhelm den vor dem Vorsteven des Schiffs errichteten Taufaltar in Begleitung seiner Nichte, der Landgräfin von Hessen, und des Chefs der Admiralität von Stosch, ergriff dann die an lang herabwehenden schwarz-weiß-rothen Seidenbändern befindliche Champagnerflasche und vollzog die Taufe des Schiffs mit folgenden Worten:

„Ich taufe Dich im Namen des großen Königs ‚Friedrich der Große'. Magst Du seinem Namen Ehre machen, magst Du seinen Ruhm in alle Meere tragen!"

Mit sicherer Hand schnellte der Kaiser die Champagnerflasche gegen den Vorsteven des Täuflings, daß diese sofort klirrend zerschellte und mit ihrem perlenden Naß den Sporn des Schiffes benetzte — nach dem Glauben der Seeleute ein günstiges Omen für das Schiff. — Jugendlich raschen Schrittes begab sich Seine Majestät mit dem Gefolge, dem unter andern hohen Personen auch Prinz Friedrich Karl und Feldmarschall Moltke angehörten, durch die im Werkstättenhofe Spalier bildenden Beamten, Officiere und Deputationen nach einer für den Kaiser hergerichteten Tribüne, um von da aus das Zeichen zum Ablauf zu geben.

Lautlos harrte die Menge des Schauspiels; nur noch einige wenige Hammerschläge unterbrachen die feierliche Stille. Da gab der Kaiser das Zeichen, und der Schiffsbaudirector Zeysing, unter dessen Oberleitung der Bau des Schiffs zu seiner jetzigen Größe herangewachsen ist, durchschnitt die Schnur, welche die beiden Fallbeile hielten. Die Messer fielen herunter und kappten die das letzte Hemmniß bildenden Taue. Noch eine Minute stand das Schiff seiner Fesseln beraubt, eine Minute, in welcher manches Herz heftiger schlug als gewöhnlich, denn nun war der entscheidende Moment gekommen, in dem durch irgend einen unglücklichen Zufall die ganze Feier scheitern konnte. Doch die Spannung löste sich bald in allgemeine Freude auf, denn langsam und würdevoll setzte sich das Schiff in Bewegung. Als ob es sich bewußt wäre, welche ehrenvolle Auszeichnung ihm zu Theil geworden sei in der von einem deutschen Kaiser eigenhändig vollzogenen Weihe — so elegant und ruhig glitt das Schiff in sein künftiges Element.

In diesem Augenblicke entstieg Aller Brust ein begeistertes „Hurrah"; die anwesenden zahlreichen Musikchöre gaben den Empfindungen durch den Choral „Nun danket Alle Gott" einen würdigen Ausdruck, und unter ihren Klängen und dem Jauchzen der auf unzähligen Schiffen im Hafen befindlichen Volksmenge legte das Schiff seinen letzten Weg zurück.

Jetzt befindet es sich an dem provisorischen Kai der Werft, um seiner Vollendung entgegen zu gehen. Rüstig wird die Panzerung in Angriff genommen, und in kurzer Zeit wird die deutsche Marine wieder ein Stück nationaler Arbeit aufweisen können, auf welches jeder Deutsche stolz sein kann.

Wenn auch die deutsche Marine nicht die Ausdehnung erreichen wird, welche die Seemächte ersten Ranges zu schaffen sich angelegen sein lassen, so wird dieselbe doch so gefördert werden, daß sie einen sicheren Schutz deutscher Interessen auf dem Meere, ein sicheres Bollwerk der deutschen Küsten und Häfen abgiebt.

Jedenfalls ist hier in kurzer Zeit mit kleinen Mitteln Großes geleistet worden, und wer die vorbereitenden Anlagen in Kiel und Wilhelmshaven gesehen hat, dem muß es klar geworden sein, daß mit Ernst und Energie an der Entwickelung unserer Marine gearbeitet wird.

S.

Zehn musikalische Sonette von David Fr. Strauß,

E. F. Kauffmann gewidmet.

II.

6. Zauberflöte.

Dem Gotte gleich, der aus den Thorenstreichen
Der Menschenkinder Weltgeschichte flicht,
Hast Du aus einem närrischen Gedicht
Ein Tönewerk erschaffen sonder Gleichen.

Schon warst Du nahe jenen ernsten Reichen,
Wo jede Lebenstäuschung uns zerbricht,
Das Haupt umstrahlt von jenem reinen Licht,
Vor dem die bunten Erdenfarben bleichen.

Da schien der Menschen Thun Dir Kinderspiel,
Du sahst den Haß in ew'ge Nacht verbannt,
Die Liebe sich zur Weisheit mild verklären.

Dank Dir, verklärter Meister! Nah' dem Ziel,
Hast Du uns liebend noch herabgesandt
Vorklänge von der Harmonie der Sphären.

7. Fidelio.

Nicht in Sevillas Gärten, wo die Düfte
Von Rosen und Jasmin den Sinn verwirren;
Du führst uns hin, wo nächt'ge Vögel schwirren,
In kalte moderfeuchte Kerkergrüfte.

Nicht süße Laute füllen hier die Lüfte,
Von Mädchenchören, die wie Tauben girren;
Von Gramesseufzern nur und Kettenklirren
Tönt dumpfer Widerhall durch diese Klüfte.

Doch welch ein Himmelsklang zerreißt die Nacht!
Ist's Liebe? — Nein, das ist die Liebe nicht.
Die um das Schöne flattert, um das Neue.

Die ist's, die Ernst aus eitlem Spiele macht,
Die sich aus Dornen bleiche Rosen bricht,
Die Dulderin, Erlöserin — die Treue.

---

8. Beethoven's A-dur Symphonie.

Wo führst Du hin mich, wunderbarer Freund?
Du lockst mit holdem Schmeichellaut mein Sehnen;
Nein, ist es Wahrheit oder eitles Wähnen,
Daß mir das Ziel, mein Glück, schon nahe scheint?

Ha, böser Zaub'rer, war es so gemeint?
Zerschmelzen soll ich unter Deinen Tönen?
Seit Qualen kennt das Herz, das Auge Thränen,
Ward bitt'rer — nein, ach, süßer nie geweint.

Doch aus dem Thränenbade neu belebt,
Ein Jüngling, steigt der Geist, tritt kühn daher,
Umhüpft von leichter Scherze munt'rem Chore!

Was, leichter Scherz? — Jauchzt, daß die Erde bebt,
Es rase Lust und ein Bacchantenheer
Sprenge des Göttersaales eh'rne Thore!

---

9. Desselben achte Symphonie.

Welch' bunter Drang, welch unruhvolles Streben —
Bald weiches Sehnen, bald verweg'ne Fragen
Sind es Gedanken, welche sich verklagen?
Sind's Völker, die sich für ihr Recht erheben?

Ja, unf're Wünsche! — Das ist noch ein Leben!
Schau hin, wie sie, im Wirbeltanz getragen,
Mit schwerem Fuße bald den Boden schlagen,
Bald, leichte Genien, hoch im Aether schweben!

Nun aber fasse Dich, wach' auf, mein Herz! —
Du willst nicht? Gut, wenn Dir das Spiel behagt,
Ich werd' es Dir durch keinen Ernst vergällen.

Doch ist es Dir denn Ernst mit Deinem Scherz?
Du hast Dein tiefstes Leiden nicht geklagt —
Wie kann die Lust Dir aus der Tiefe quellen?

---

10. Mozart's Symphonie in C.
(Mit der Schlußfuge.)

Auf, zu des Dasein's Gipfeln kühn hinan!
Wozu in dumpfen Niederungen zagen?
Versuch's, wie hoch Dich Deine Flügel tragen,
Mein Geist, und mache Dir durch Wolken Bahn!

Wie? hob mich zum Olymp ein luft'ger Kahn?
Welch' gold'ne Lichter seh' ich um mich tagen?
Und welch' ein nie empfundenes Behagen
Dringt wie ein Aetherstrom auf mich heran?

Schon reißt ein sel'ger Uebermuth mich fort:
Hin tanz' ich, unter Göttinnen gereiht,
Vom Festgesang des Musenchor's begeistert.

Titanen seh' ich in den Tiefen dort:
Dumpf murren sie und drohen neuen Streit;
Ein Wink von Zeus — und alles ist bemeistert.

Blätter und Blüthen.

Graphologie. Die Graphologie ist eine neue Narrheit, mit der man seit einiger Zeit in den Pariser Salons die Zeit todt schlägt. Nachdem die tanzenden Tische, die Klopfgeister und der spiritistische Unsinn die Neugierde erschöpft, kommt der graphologische Unsinn auf's Tapet. Jean Hippolyte Michon, ein aus der Kutte gesprungener Geistlicher, ist der Gründer der Graphologie. Unter diesem Titel giebt er auch eine Zeitschrift heraus, und er hat bereits viele Jünger, welche den alleinseligmachenden graphologischen Glauben zu verbreiten suchen. Die Graphologie ist die Lehre, aus den Schriftzügen das Talent, den Charakter und das Temperament des Schreibenden zu erkennen. Das ist freilich nicht neu. Neu ist aber die Art und Weise der Anwendung dieser Lehre. Herr Michon sucht für dieselbe besonders in den Salons zahlreiche Proselyten zu gewinnen und wendet sich mit Vorliebe an die Frauen. Er richtet an jede die Bitte, ein paar Zeilen auf's Papier zu werfen, und erklärt hierauf mit lauter Stimme die Schriftzüge.

Er beginnt ungefähr so: „Diese Handschrift zeugt von Charakterstärke, wie es sich besonders aus den Grundstrichen des L, des P und des T erweist; die Haarstriche des M und des N zeugen aber zugleich von einem sanften Nachgeben. Aus der Verschlingung des S und des T erkennt man die treue Anhänglichkeit und das Festhalten an dem einmal gefaßten Entschlusse. Sie haben," sagt er zu der Dame gewendet, „viel Formensinn und ein seltenes Kunstverständniß, wie es sich aus den Anfangsbuchstaben, zumal aus dem B, D und W, deutlich ergiebt. Sie sind bei aller Energie sanft und mild und bei aller Entschlossenheit sehr nachgiebig und duldsam. Ihre Handschrift, Madame, ist eine der merkwürdigsten, die mir je vor's Gesicht gekommen."

Die Dame zieht sich, wie man sich leicht denken kann, sehr befriedigt zurück, um einer Anderen Platz zu machen, welche Herr Michon nicht weniger zufrieden stellt. Herr Michon findet in jeder weiblichen Handschrift nur Geistes- und Herzensvorzüge. Ob er selber an seine Erklärungen glaubt, weiß Niemand; gewiß aber ist jeder Gatte erstaunt, daß Jener schon nach einem Augenblicke in den mehr oder minder orthographischen Zeilen seiner Gattin so viele Tugenden sieht, die er, der Gatte, nach vieljährigem Zusammenleben noch immer nicht entdeckt hat, und daß von ihren Fehlern, die er genau kennt, der genannte Grapholog auch nicht die allergeringste Spur findet. Was thut dies aber? Die Frauenwelt hält den Herrn Michon für einen Wundermann und ist von der Unfehlbarkeit seiner Kunst auf's Festeste überzeugt. Zu bemerken ist noch, daß Herr Michon aus jeder Handschrift, in welcher Sprache sie sich auch ergehen möge, sei es die russische, arabische, hebräische oder koptische, mit gleicher Sicherheit wie aus der französischen auf den Charakter und die Begabungen des Schreibers zu schließen weiß; ja, er beurtheilt sogar den Charakter der Gelehrten nach der Art und Weise, wie sie die Keilschrift abschreiben.

Herr Michon beschränkt seinen Wirkungskreis nicht blos auf Paris. Er hält auch in den Provinzen und sogar im Auslande öffentliche graphologische Vorträge, die sich eines zahlreichen Publicums erfreuen. Nach jeder Vorlesung wird die Zuhörerschaft eingeladen, ein paar Zeilen auf's Papier zu werfen. Die Papierschnitzel werden dann gesammelt und der Grapholog schildert hierauf aus den schnell hingekritzelten Schriftzügen die Charakterzüge. Zu den Experimenten, welche Herr Michon in seinen öffentlichen Vorträgen anstellt, gehört auch folgendes. Er läßt sich von dem ersten besten Elternpaare die Handschrift geben; unter dieselbe läßt er die Kinder dieser Eltern, und zwar mit dem ältesten die Reihe beginnend, einige Linien schreiben, und in diesen findet er sogleich auf das Unwiderleglichste die hervorragendsten Charakterzüge des Vaters und der Mutter.

Beurtheilt nun Herr Michon nach den Schriftzügen den Charakter des Schreibers, so weiß er auch sogleich, wenn er einen Menschen kennen lernt, welche Handschrift dieser nothwendig haben muß. Mit einem Worte: wie er den Menschen in der Handschrift erräth, so erräth er auch die Handschrift im Menschen. Man kann sich leicht denken, daß Herr Michon und seine Jünger von den Gläubigen oft um Rath gefragt werden. Diese Consultationen werden entweder schriftlich oder mündlich verlangt und ertheilt. Im erstern Falle wird das Honorar dem Briefe beigeschlossen; im letztern wird es dem Graphologen persönlich eingehändigt. Herr Michon veröffentlicht in seinem Blatte derartige schriftliche Consultationen, unter andern eine, die er einem Freier zu Theil werden ließ. Besagter Freier schickte ihm die Handschrift seiner Auserwählten und fragte ihn, ob er es wagen dürfte, dieselbe an den Altar zu führen. Herr Michon fand aus den Handschriften des Freiers und seiner Auserkorenen, daß das Paar für einander wie geschaffen sei. Ob die Partie in Folge der graphologischen Offenbarung zu Stande gekommen, weiß ich nicht zu sagen; ich weiß jedoch, daß ein Mann nach zurückgelegtem Schwabenalter sich vor zwei Jahren an einen andern Graphologen in einer Freierangelegenheit gewendet. Der Grapholog ließ es an Aufmunterungen nicht fehlen und der zweiundvierzigjährige Jüngling führte die Braut heim. Allein schon nach einigen Monaten fand er den Wahn sehr kurz und die Reue sehr lang. Er lebt jetzt getrennt von seiner Hälfte. Wahrscheinlich ist er nicht der Einzige, der seinen Glauben an die graphologische Unfehlbarkeit schwer büßte. Dies wird indessen Andere nicht abhalten, an diese Unfehlbarkeit zu glauben, bis eine neue Thorheit die Leichtgläubigkeit des Publicums anlockt.

Zur Charakteristik des nordamerikanischen Beamtenthums. Die Mehrzahl meiner Leser hat wohl schon aus öffentlichen Blättern oder vom Munde deutscher nach den Vereinigten Staaten verschiffender Exporteure Klagen über das amerikanische Zollsystem und dessen Anwendung durch die dazu bestellten Beamten vernommen. Die dabei mitgetheilten Thatsachen erscheinen dem deutschen Hörer übertrieben, entstellt oder ganz unglaublich, und dennoch dürfte der größte Theil derselben vollkommen wahr sein. Die dem amerikanischen Zollsysteme zu Grunde liegenden

Gesetze sind einestheils so einfältig und dunkel, und anderntheils so plagend und verwickelt, daß es fast unmöglich ist, unter denselben eine vollständig erschöpfende, einwandsfreie Declaration zu machen. Der Importeur ist gänzlich der Gnade der Zollbeamten anheimgegeben, mit denen sich gut zu stellen seine erste Aufgabe ist. Ich will damit keineswegs sagen, daß er sie bestechen müsse, um mit ihrem Wissen zu schmuggeln — was freilich auch oft genug vorkommt, wie die vorjährigen Congreßverhandlungen bewiesen haben — nein, er muß sie in guter Stimmung erhalten, damit, wenn er, was fast unvermeidlich, wider Wissen und Willen in eine der tausende von Fallen stürzt, welche das Gesetz stellt, man ihm dies nicht als Absicht anrechne, sondern als Versehen nachsehe. Und doch ist auch der Gesetzgeber zu einem gewissen Grade zu entschuldigen. Nach drei Seiten ist er genöthigt Front zu machen: gegen den des Schmuggels oder der Unterschätzung verdächtigen Importeur, gegen dessen nicht weniger gefährliche Helfer, wie Schiffscapitaine, Zahlmeister und andere Schiffsbeamte und Diener und die Verlader, und zuletzt und hauptsächlich gegen die Unfähigkeit und Nichtswürdigkeit der eigenen Beamten.

Die folgende Erzählung, welche in allen Theilen auf wirklich Geschehenem beruht, wird eine fast komische, aber für den Betroffenen sehr lästige Seite amerikanischer Zollplackereien zur Anschauung bringen.

Es war im Anfange Mai dieses Jahres. Meine seit lange erwarteten zwei Söhne waren endlich von Central-America in New-York angekommen. Wir hatten uns seit Jahren nicht gesehen, und in der Freude des Wiedersehens und dem Austausche von gegenseitigen Erlebnissen und Familiennachrichten war einige Zeit verflossen, als mein älterer Sohn W. eine momentane Pause mit den Worten unterbrach:

„Papa! ich habe Dir von Panama tausend Stück Deiner Lieblingscigarren, ‚Ambalemas‘, mitgebracht und sie dem Zollbeamten am Dampfer übergeben. Morgen werde ich sie holen lassen und die Freude haben, Dir einmal wieder eine anständige Cigarre anbieten zu können.“

Mein Sohn P. brach hierbei in ein lautes Gelächter aus: „Morgen! Nicht daran zu denken! Nicht in einer Woche und nicht in einem Monate erhältst Du sie; ich kenne das besser. Du warst ein Thor, den Winken des hungrigen Zöllners, der Dir die größtmögliche Gelegenheit zum Uebertragen von ein paar Dollars von Deiner in seine Hand bot, nicht zu entsprechen; dann hätte Papa jetzt eine gute Cigarre, und Ihr wäret Beide allen weiteren Laufens und Zögerns überhoben.“

„W. that vollkommen Recht,“ war meine Antwort, „und ich muß die entgegengesetzte Ansicht entschieden mißbilligen. Wie ich nie, selbst auch nur einen Centwerth, geschmuggelt habe, oder es von den Meinigen litt, so soll es auch nie für mich geschehen.“ — —

An jedem der drei nächstfolgenden Tage fuhr mein Sohn W. von der obern Stadt nach der Dampferwerfte am Fuße der Canalstraße, und dann nach dem Zollamte in der Wallstraße, um zu erfahren, wohin die Kiste gekommen. Am vierten Tage wurde ihm im Zollamte eröffnet, daß die Cigarren mit Beschlag belegt seien. Auf seine Entgegnung, daß dies unmöglich, da er sie ja selbst dem Beamten zur Taxirung übergeben habe, wurde ihm erwidert: dieses Bureau wisse nur die Thatsache der Beschlagnahme; die Gründe dazu könne er auf einem andern Bureau, ich glaube Nr. 9, erfahren. Also nach Nr. 9. Hier wurde ihm durch einen sehr artigen Bureauvorsteher die wunderbare Mittheilung, es seien die tausend Cigarren mit Beschlag belegt, weil es eben nur tausend und nicht dreitausend wären, die geringste Zahl, welche das Gesetz zu importiren gestatte; um die Beschlagnahme aufgehoben und die Einfuhr gestattet zu erhalten, müsse er sich an den Schatzsecretär (Finanzminister) in Washington wenden. Dies geschah unter Mittheilung der näheren Umstände. Der Schatzsecretär, dem ich persönlich bekannt war, gestattete denn auch schon nach dem zweiten Briefe die Einführung der geringern als gesetzlichen Zahl, da durchaus kein Grund vorläge, unter den obwaltenden Umständen an die entfernteste Absicht eines Betruges zu glauben.

Es kam nunmehr darauf an, den Betrag des Eingangszolls festzusetzen, und zu dem Ende wurde eine Werthschätzung der Cigarren nöthig. Mein Sohn wies durch die unwidersprechlichsten, auch amtlichen, Beweismittel nach, daß diese Cigarren auf dem Isthmus von Panama ein Cent Gold (nahezu sechs Pfennige) das Stück, also das Tausend zehn Dollars Gold kosteten, und daß er so viel bezahlt hatte, und da in den Vereinigten Staaten eine Art Tradition, deren Basis ich jedoch nie auszufinden im Stande war, existirt, wonach der Eingangszoll auf Cigarren nie mehr als hundert Procent des Ankaufspreises betragen dürfe, so rechneten wir auf höchstens zehn Dollars Gold. Der Beamte hatte die Güte, uns zu belehren, daß dies ein großer Irrthum wäre, daß er im Gegentheil ganz unbeschränkt sei im Ansatze des Zolls und daß er denselben unter den obwaltenden besonderen Umständen auf dreißig Dollars festsetzen wolle.

Da alle Gegenvorstellungen erfolglos blieben und ich ohnedies die Absicht hatte, bald die alte Heimath zu besuchen, so kamen wir zu dem Entschlusse, die Cigarren im Regierungsdepôt zu belassen, bis ich nach Deutschland absegelte. Wir theilten dies dem Beamten mit, worauf wir unterrichtet wurden, daß es dazu wiederum einer speciellen Erlaubniß des Schatzsecretärs bedürfe. Diese wurde nachgesucht und auch bald durch Vermittelung eines Freundes im Schatzamte ertheilt.

Bis dahin waren wir dem Schröpfen Seitens der Zollbeamten entgangen; das sollte nun beginnen. Der Beamte eröffnete uns nämlich, daß das Verwahren und das Uebertragen der Kiste vom Regierungsdepôt nach dem deutschen Dampfer der Bremer Linie eine Menge von Formalitäten erheische, die mein Sohn ohne große Belästigung nicht erfüllen könne, und daß er uns deshalb rathe, die Sache einem der im Hauptzollamte angestellten Zollmakler zu übertragen. Der Rath schien verständig. Um ihm nachzukommen, mußten wir zwei volle Stunden lang mit dem ausgewählten Makler im Hauptzollamte herumlaufen und Jeder nicht weniger als drei Eide schwören, das heißt der Beamte schrieb etwas auf ein Papier, sah uns an und nickte mit dem Kopfe; wir nickten wieder, und fort ging es eiligst zu einem andern eisernen Gitterkasten, hinter dem ein anderer Beamter saß. – Gegen Mitte Juni ging vom Makler die Erlaubniß zum Ueberführen der Kiste auf den Bremer Dampfer „Frankfurt“ und zugleich seine Rechnung im Betrage von nahezu zehn Dollars ein. Auf der alten Reichsstadt sollte ich meine heißersehnten Cigarren vorfinden.

Der Tag unserer Abfahrt, der 21. Juni, rückte heran. Es kam mir eine Anzeige des norddeutschen Lloyd zu, wonach die Kiste Cigarren an den Capitain der „Frankfurt“ überliefert worden. Dabei war eine sehr geringe Spesenrechnung. —

Wir hatten unsern Kindern, Verwandten und Freunden Lebewohl gesagt. Es war ein recht schweres, denn man scheidet nicht gerne von einem Lande, in dem man fünfundzwanzig Jahre gewohnt, mit dem man sich so identificirt wie wir, und wo man so viele Lieben zurückläßt. Die Narrows lagen hinter uns; wir befanden uns außerhalb der Jurisdiction der Vereinigten Staaten; der Lootse hatte uns verlassen; der weite Ocean lag vor uns, und wir befanden uns auf einem deutschen Schiffe. Nun war also doch wohl endlich die Zeit zum Schmauchen einer columbischen guten Cigarre gekommen.

Ich wandte mich mit meiner letzterwähnten Notiz an Capitain Bülow und bat, mir nunmehr die Cigarrenkiste aushändigen zu lassen. Nach kurzer Zeit kam er zurück und überreichte mir eine Ordre der New-Yorker Zollbehörde, worin er unter persönlicher Verantwortlichkeit und der des Schiffes verpflichtet wurde, die Cigarren erst in Bremen an mich auszuliefern, und auch dies nicht eher, als bis erstens er selbst, zweitens der Proviantmeister vor dem amerikanischen Consul in Bremen beschworen hätten, daß mir die Kiste auf der Ueberfahrt nicht überliefert worden, und bis drittens ein Bremer Kaufmann vor demselben Consul beschworen habe, daß die fragliche Kiste von ihm untersucht und uneröffnet befunden worden. Die unausgefüllten Formulare für diese drei Eide lagen der Ordre bei. Also bis auf deutschen Grund, über den weiten atlantischen Ocean hinüber reichten die lächerlichen Zollplackereien Onkel Sam's.

Der vortreffliche Capitain, selbst Raucher, sympathisirte tief mit mir, gab seinem Bedauern, meinem Wunsche nicht entsprechen zu können, freundliche Worte und hatte die Güte, mir seinen eigenen Vorrath von sehr guten Habanas zur Verfügung zu stellen. Ich mußte mich ruhig fügen, und ich darf mir nachsagen, daß ich mich über meine Enttäuschung nicht einmal ärgerte. Onkel Sam ist doch ein guter alter Herr, wenn er auch manchmal wunderliche Marotten hat!

Wir landeten am 10. Juli in Bremerhafen, und ich übergab meine Cigarrenangelegenheit einem dortigen Commissionär. Anfang August erhielt ich endlich die Cigarren in Elberfeld. Die drei Eide waren geleistet, und der Consul hatte dafür drei Dollars eingestrichen. Der deutsche Zoll betrug blos drei Thaler.

Und die Moral von der Geschichte: Bringe nie Cigarren nach den Vereinigten Staaten, wenn aber doch, und es sind über dreitausend, so zahle was Dir abgefordert wird, unter dieser Zahl aber — — — Nun, ich rathe nie zu einer ungesetzlichen Handlung, allein ich fürchte, mein Sohn P. hatte Recht.

Die hieran sich knüpfende, für den internationalen Verkehr wichtige Frage, ob die Vereinigten Staaten das Recht haben, ihre fiskalischen Gesetze über das Gebiet einer andern Nation auszudehnen und durch Androhung von Confiscation wirksam zu machen, gehört nicht hierher, dürfte sich aber doch der deutschen Regierung zur Erwägung empfehlen.

R.

Kleiner Briefkasten.

E. H. in Schw. Eingehenderes über das von Ernst Ziel in einem Artikel unserer Nr. 37 behandelte Werther-Thema finden Sie in den bei Eduard Wartig in Leipzig erschienenen „Erläuterungen zu den deutschen Classikern“ von Heinrich Düntzer, welche auch eine Hauptquelle jenes Artikels bilden. Wir ergreifen mit Vergnügen diese Gelegenheit, um auf das durch reiche Fülle des Inhalts, lichtvolle Gruppirung des verarbeiteten Stoffes und klare, leicht faßliche Darstellung ausgezeichnete Werk, welches nunmehr bis zur neunundsechszigsten Lieferung vorliegt, hinzuweisen. Es gehört zu den verdienstvollsten Unternehmungen zur Interpretirung unserer großen Dichter.

M. v. M. in H. Ihren Wunsch, die Theater-Erinnerungen von Wilhelm Kosska (Nr. 27) in einer Reihe weiterer Artikel fortgesetzt zu sehen, bedauern wir aus dem rein äußerlichen Grunde nicht erfüllen zu können, daß wir eine größere Anzahl von Beiträgen aus demselben Gebiete theils bereits erworben, theils vereinbart hatten, bevor uns Herr Dr. Kosska seine sehr schätzbaren „Erinnerungen“ antrug.

E. B. in Sch. Selbstverständlich werden wir noch auf die zu Ehren von Robert Prutz auf dem Friedhofe zu Stettin stattgehabte Demonstration zurückkommen und bei dieser Gelegenheit auch das auf dem Dichtergrabe gesetzte Denkmal im Bild mittheilen.

L. S. F. in Cöln. Durchblättern Sie einfach die Jahrgänge 1866 bis 1874 der Gartenlaube und Sie werden leicht ersehen, in welcher Reihenfolge E. Marlitt ihre Erzählungen veröffentlicht und wer aus Ihrer Gesellschaft die Wette gewonnen hat.

Laura. Ungeeignet. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

O. P. in Hamburg. Für die Gartenlaube unbrauchbar; wir bitten über das Manuscript zu disponiren.

X. X. in P. Ob Sie überhaupt Talent haben, wie Sie behaupten, können wir hier nicht entscheiden, daß aber in den gesandten Illustrationen zu „Werner's gesprengten Fesseln“ kein Talent aufzufinden war, dürfen wir Ihnen — ohne zu schmeicheln — wohl versichern.

Dr. Stallgren in Halmstad (Schweden). Fr. Kohlrausch ist bereits im Jahre 1867 in Hannover gestorben.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 45. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Die Geschichte vom Spötterl.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aus den bairischen Bergen. Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung und Schluß.)

4. Ich weiß nur, was ich hab'.

Der Sommer ging wieder zu Ende. In den Kirschbäumen um Tegernsee glühten und dunkelten die rothen und schwarzen Früchte, die immer später reifen als draußen im milderen Flachlande; in den Grasgärten um die Bauernhöfe fingen die Zwetschen zu blauen an, und als wollten sie mit freundlicher Färbung nicht zurückbleiben, vergilbten die Birken an den Höhen und begannen die Buchen der Wälder sich zu röthen. In Haus und Hof rüstete man sich überall für den Herbst, dem oft nur zu rasch der Winter auf die Fersen tritt. Um Fenster und Thüren wurde das Brennholz als Schutzwand und Vorrath aufgeschichtet, und aus den Scheunen klopfte schon hier und da der Tactschlag der Drischel, während auf den Berghalden das Winterheu schon in den zerstreuten Hütten untergebracht und von den höher gelegenen Almen die Abfahrt bereits gehalten war. Schwalben und Staare bereiteten sich zum Abzuge; dafür waren im Seethale andere Zugvögel angekommen — Gäste, die man gleich gern sah und mit gleicher Freude willkommen hieß wie jene, wenn sie zum Beginne des Frühjahrs kamen, den Lenz zu verkünden. König Max war wieder da, um den Jagdfreuden obzuliegen, das Herz zu erfreuen an der Schönheit des Thales und den Sinn zu erfrischen an seiner paradiesischen Ruhe und Einsamkeit.

Um diese Zeit war Handel und Wandel und das ganze Leben in den Seedörfern ein viel regeres und lauteres, und besonders an einem schönen klaren Septemberabende konnte der Wiederhall in den Bergen gar nicht zu Ende kommen, auf all' das Jauchzen, die Horn- und Trompetentöne und das Büchsenknallen zu antworten, das an der Neureit hinan aus dem Bergeinschnitte ertönte, durch welchen der Albach sich das abschüssige Bett gegraben. Der König hatte den Bergschützen ein großes Schießen mit reichen Preisen gegeben; in der schattigen Thalschlucht waren die Scheiben aufgestellt und der Schützenstand errichtet worden, und Alles, was irgend mit dem Stutzen umzugehen verstand, hatte sich eingefunden. Da waren die Männer alle, von den jüngsten, die noch mit dem Pulver das Lehrgeld bezahlten, bis zu den wackeligen Greisen, welche die Büchse nicht mehr ruhig halten und den Schwarzschuß nicht sicher abzielen konnten, sondern im Auffahren und wie im Fluge abfangen mußten.

Auf dem geräumigen Platze vor dem Hause des Bäckers, der zugleich den Wirth machte, war der Mittelpunkt des ganzen Festes.

Da stand noch von der Frühlingsfeier her ein Maibaum von solcher Höhe, daß er mit den Kirchthürmen wetteiferte. Während den Stamm unten ein Mann kaum zu umklammern vermochte, bog er sich oben fast zur schwachen Gerte, welche nicht im Stande schien, den bekränzten und bebänderten Reifen und die weiß-blaue Flagge zu tragen, welche im frischen Abendwinde und in den Pulverwolken flatterte, die jeden Augenblick neu aus den krachenden Büchsen und Böllern emporstiegen. Unweit von den Schießständen waren Tische und Bänke im Schatten aufgeschlagen, damit auch andere Bewohner Tegernsees mit ihren Gästen und mit Frauen und Mädchen Gelegenheit hätten, an dem Feste der Schützen theilzunehmen. Daneben saßen die Musikanten, eifrig bemüht, durch allerlei Tänze, Märsche und andere Stücke die Zeit auszufüllen, bis ihre Hauptaufgabe herankam, am Schlusse des Festes bei der Preisvertheilung jeden Fahnenträger mit einem Tusche zu begrüßen und dann dem feierlichen Aufzuge durch die Dorfgassen voranzublasen. Ueber einer großen, aus Tannengewinden aufgebauten Pforte, die auf den eigentlichen Schießplatz führte, waren die Preisfahnen ausgestellt, meist schwere Seidentücher mit angereihten Goldstücken und blinkenden Silbermünzen oder feinen Gemälden aus dem Jäger- und Schützenleben. Unweit davon befand sich die Schützenschreiberei, von vielen Neugierigen umdrängt; eben war eine neue Scheibe aufgestellt und die alte hereingebracht worden; der Forstmeister als Schützenmeister und ein paar Bauern als Beisitzer waren eifrig darüber, die Schüsse abzuziehen und zu bestimmen, was jeder gelten solle, und welcher in zweifelhaften Fällen für den bessern zu halten sei.

Die Versammlung vieler Menschen hatte, wie gewöhnlich, auch allerlei Leute herbeigeführt, die eine solche Gelegenheit gern ausbeuten und daher mit allerlei Kleinkram erschienen, den sie in der erhöhten und freigebigeren Stimmung der Anwesenden an den Mann zu bringen hofften. Da waren Lahninger herübergekommen aus dem nahen Tirol — fahrende Leute, die ihren kleinen Blachenwagen selbst zogen, in dem sie mit Weib und Kind hausten und doch noch Raum fanden für einige Körbe rothblauer Küchelberger Trauben aus den Weinbergen von Meran, für schöne Goldreinettenäpfel oder zartflaumige Pfirsiche. Ein Ständchen mit Lebkuchen, Pfeffernüssen und ähnlichen Näschereien fehlte ebenso wenig wie ein anderes mit bescheidenen einheimischen

Kirschen und Brombeeren und ein drittes mit Amuletten, Rosenkränzen und anderem heiligem Krame für Leute, die es liebten, auch mitten in der fröhlichsten Lustigkeit ihres vielleicht bedrohten Seelenheils zu gedenken. Auch ein Zillerthaler hatte sich eingefunden — ein stattlicher Bursche mit rothem Haare und mächtigem Barte und mit starkem Lederrücken in der Jacke, um den schweren Ruckkasten leichter tragen zu können, in welchem Handschuhe und Hosenträger kunstvoll eingepfercht waren, während er einige grüne Teppiche über dem Arme trug.

Obwohl die Sonne sich schon zum Untergange neigte, krachten die Schüsse doch noch um die Wette; der alte Sonnen-Moser meinte, es sei jetzt das allerbeste Licht, und die Luft schmeichle die Kugel von selber mitten in das Schwarze hinein.

Auch viele der anderen Seebauern waren zugegen. Am Herrentische saßen der Landarzt, der Pfarrer, der Doctor und der Landrichter als Honoratioren beisammen; der Extratisch war leicht daran zu erkennen, daß über denselben ein weißes Tuch mit rothem Besatze und Fransen gebreitet war, während die Krüge niedrigerer Gäste unmittelbar auf der blanken Ahorntischplatte standen. Auch Jessik, der illyrische Schneider und Theaterdirector, fehlte nicht. Ihm war das Amt des Zielers zu Theil geworden, das er, in einen buntscheckigen Harlekinsanzug gekleidet, mit seinem Kauderwälsch und allerlei lächerlichen Geberden und Stellungen zur großen Zufriedenheit der Schützen und noch mehr der zuschauenden jüngeren Bursche versah. Sie fanden gar viel zu lachen über die wunderlichen Sprünge, die der närrische Kerl zu machen wußte, und manch Einer reichte ihm den Krug, damit er ihm Bescheid thue zum Lohne für das gewährte Vergnügen.

So zahlreich die Versammlung und so groß und laut deren Heiterkeit gewesen, kam doch neue und noch lebhaftere Bewegung in dieselbe, als gegen Abend sich auch die Jäger einfanden, von einer größeren Jagd zurückkehrend, die für einige Gäste des Hofes und vornehme Herren eigens veranstaltet worden war, um ihnen die Mühen und Freuden einer Hirschjagd in den Bergen zu zeigen. Nach Jägerart gab es da eine Menge zu erzählen; besonders aber war es heute eine Neuigkeit, welche alle gewöhnliche Jagdereignisse vollständig in den Hintergrund drängte.

Der eine der Jäger war, noch ehe er Platz genommen, zum Forstmeister getreten und hatte demselben eine Meldung gemacht. Obwohl er leise gesprochen, hatten die Beisitzer beim Scheibenabziehen doch etwas davon vernommen, und als der Forstmeister, in freudiger Ueberraschung aufspringend, ausrief: „Was sagt Ihr? Ihr habt herausgebracht, wer der Gamstod ist?“ da war das Geheimniß nicht wohl mehr zu bewahren.

„Da komm her, Bäck!“ rief der Sonnen-Moser dem geschäftigen dicken Wirthe zu. „Ich geb' Dir Deine Ehr' wieder: Du bist nicht der Schütz, der mit zinnenen Kugeln schießt; man weiß jetzt, daß Du nicht der Gamstod bist.“

Die Männer traten lachend zusammen und umstanden in dichtem Ringe den Jäger, der von der wichtigen Entdeckung, die er gemacht, berichtete. Er sei, sagte er, mit dem fremden russischen Cavalier, der mit dem Hofe herausgekommen, auf dem Anstande gestanden; gerade da, wo sich die Buchenleite von der Gindelalm gegen die Neureit herunterzieht, auf der kleinen Waldblöße gegen den Weg hin, wo die große einzelne Eiche stehe. Der Forstmeister erinnerte sich sogleich genau des Platzes. „Das ist derselbe Platz,“ sagte er, „wo im vorigen Jahre auf den russischen Herrn, den Baron Worinoff, geschossen worden ist, daß ihm die Kugel durch den Hut ging.“

„Genau an demselben Orte war's,“ fuhr der Jäger fort. „Der Trieb hatte noch nicht begonnen, und so erzählte mir der Herr Baron, wie es zugegangen, und zeigte mir, wo er und wie er gesessen, als der Schuß auf ihn gefallen.“

„Ich kenne den Platz auch,“ sagte der Landrichter. „Ich habe ihn nach dem Vorfalle in Augenschein genommen und zu Aller Verwunderung eine Kugelspur nicht finden können.“

„Heute haben wir sie gefunden,“ rief der Jäger freudig. „Sie muß ein Bischen stark gestiegen sein. Wie ich genauer nachsah, entdeckte ich ein kleines Löchlein. Ich nehme geschwind mein Messer heraus, schnitze die Rinde weg, und was finde ich?“

„Wirklich eine Kugel?“ fragte der Forstmeister.

„Ja wohl, eine Kugel, aber was für eine! Da schauen Sie her!“

„Das ist ja eine Zinnkugel, wie sie der Gamstod schießt!“ riefen Mehrere, als sie das plattgeschlagene Geschoß erblickten, das der Jäger auf der Hand herumzeigte.

„Freilich ist's eine Zinnkugel,“ rief der Jäger vergnügt, „und jetzt ist Alles auf einmal heraus; den Schuß hat kein anderer Mensch gethan, als der Quirin, der Steinhauer im Marmorbruche. . . .“

„Wenigstens ist der dringendste Verdacht gegen ihn,“ sagte der Landrichter. „Er hat kurz vorher mit dem Baron Worinoff in einer Sennhütte auf der Gindelalm Streit angefangen und ihn auf Leib und Leben bedroht. Ueberdies ist er gerade seit jenem Tage spurlos aus der Gegend verschwunden. Wenn der also, wie es wahrscheinlich ist, auf den Baron geschossen, wenn diese jetzt aufgefundene Kugel, wie kaum zu zweifeln, von jenem Schusse herrührt, und wenn feststeht, daß der Gamstod mit solchen eigenthümlichen Kugeln zu schießen pflegte, so ist wohl auch kein Bedenken darüber, daß der Steinhauer mit dem gefährlichen Raubschützen ein und dieselbe Person ist.“

„Merkwürdiges Zusammentreffen!“ sagte der Pfarrer. „Wieder ein Beispiel, wie doch zuletzt Alles an das Licht der Sonne kommt, und wäre es noch so fein gesponnen.“

„Schau, schau — der Quirin!“ sagte der Hofbauer kopfschüttelnd. „Das hätt' ich dem Burschen nicht zugetraut.“

„Warum nicht?“ rief der Forstmeister. „Verwegen genug sah er aus. Jetzt, wenn ich mir's überdenke, wundere ich mich, daß ich nicht schon längst auf den Gedanken verfiel. Und der freche Bursche hatte noch die Keckheit, mich um Verwendung als Jäger anzusprechen. Er hat offenbar noch seinen Spott mit mir getrieben.“

„Desto schwerer wird das Loos sein, das ihn nun erwartet,“ entgegnete der Landrichter. „Die vielen gefährlichen Wilddiebstähle, die er verübt, dazu der offenbare Mordversuch! Wenn er je in die Hände der Justiz fällt, ist die bürgerliche Gesellschaft für ein zwanzig Jährchen gesichert.“

„Na, da wird er sich hüten und wird nimmer in die Näh' kommen,“ sagte der Sonnen-Moser. „Weiß Gott, wo der sich in der Welt herumtreibt, wenn er noch lebt, und ich muß sagen, ich möcht' fast wünschen, daß er nicht wieder käm'; es ist doch schad' um ihn, und daß es so weit mit ihm hat kommen müssen. Wild ist er g'wesen und gach (jäh) — das läßt sich nit abstreiten — aber sonst doch ein richtiger Bursch.“

Das Gespräch wurde durch das Klingeln vieler Glocken und das Geblöke einer Viehheerde unterbrochen, die in der Wegschlucht des Albaches herabgetrieben wurde; zugleich krachte draußen bei den Scheiben ein Böllerschuß; ein glücklicher Schütze hatte den Punkt herausgeschossen, und Jessik, der Zieler, kam schreiend unter Capriolen und Purzelbäumen heran, die Scheibe zu überbringen, die nach jedem solchen Schusse abgenommen zu werden pflegte. Die Burschen und viele von den Gästen liefen dem Hohlwege zu, um das Vieh zu sehen.

„Das kommt von der Gindelalm herunter. Die fahren ab von der Alm,“ rief es durcheinander. „Wer sind denn die Sennerinnen?“ Und bald klang die Antwort der Vordersten zurück: „Das ist ja gar das Spötterl, das abtreibt. Da schaut's her! Schaut das hoffartige Dirndl an, dem Keiner gut genug gewesen ist! Wie ist's, Spötterl? Jetzt brauchst selber nimmer zu sorgen für'n Spott.“

Das Mädchen erwiderte nichts. Todtenbleich und gesenkten Blickes schritt sie den Hohlweg hinab, während Clarl die vom Geschrei erschreckten Kühe zu bändigen suchte und die Spöttereien der Bursche mit lauten Schmähreden vergalt. Auch der Zieler war durch den Lärm aufmerksam gemacht und herbeigelockt worden; er hatte Corona kaum erblickt, als er mit wildem Lachen, in dem sich Hohn und Bosheit mischten, sich über den Zaun hinunter in den Hohlweg schwang und auf Corona loseilte. Ehe sie sich des unerwarteten Angriffes erwehren konnte, hatte er sie bereits ergriffen und im Kreise gedreht.

„Oho!“ schrie er, „Spötterl, bist Du da? Das ist recht. Hast nicht wollen Narren machen auf Theater meiniges und bist zum Narren gemacht worden in der Stadt? Bist wieder da und möcht'st jetzt wohl zu mir; ich will Dich auch nehmen für ein rupfiges Hemd auf das ganze Jahr. Juhe! Gieb mir ein Bussel! Sind wir gleich und gleich, und gehört ein Hanswurst zum andern.“

Er versuchte, der Widerstrebenden die Hände festzuhalten und sein Gesicht, das mit Ruß beschmiert war, damit es aussehe, als habe er einen Bart, an das ihrige zu drücken. Sie wehrte sich mit aller Kraft des Zornes; dennoch wäre sie erlegen, denn die Burschen zauderten, ihr zu Hülfe zu kommen, wenn auch das Benehmen des Schneiders nicht ihren Beifall hatte. Plötzlich aber sprang ein Mann den Hag hinunter, packte Jessik und hatte ihn mit Einem Rucke von Corona weggerissen.

„Hanswurst, elender!" schrie er. „Willst das Madl in Ruh' lassen?" Es war der rothbärtige Zillerthaler, der inzwischen mit seiner Handelschaft herumgegangen war und von Allem, was geschehen und gesprochen worden, nichts vernommen hatte. Corona war durch seine Hülfe augenblicklich frei; der Zieler aber ließ sich nicht so leicht abschrecken. Wie eine wilde Katze raffte er sich zusammen und sprang dem Helfer an die Kehle, indem er ihm zugleich, um ihn zu sich niederzuzerren, in das Haar fuhr; dasselbe wich der krallenden Hand, und vom Jubel und Rachegeschrei der ebenfalls herbeigeeilten Jäger begrüßt, erschien darunter Quirin's kahle Stirn mit der mächtigen Narbe darüber.

Der nächste Augenblick sah ihn schon von seinen grimmigen Feinden umringt; trotz heftigen Widerstandes vermochte er sich der Ueberzahl nicht zu erwehren und ward zu Boden gerissen.

Auch Corona hatte ihn erkannt. Sie wollte hinzu, ihm den Beistand zu vergelten; aber Clarl hatte sie mit starker Hand gefaßt und schleppte sie hinweg. „Ist Dir's noch nit genug?" flüsterte sie ihr zu. „Willst noch mehr Schand' und Spott auf Dich bringen?" Von ferne sah die Widerstrebende noch zurück, sah ihn wegführen, sah, wie ihm über Stirn und Angesicht das Blut aus einer Wunde rieselte, die er im Geräufe davongetragen. Auch er schaute sich nach ihr um mit einem Blicke von Trauer und Vorwurf; dann waren sie einander aus dem Gesichte geschwunden.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Quirin seine Gegner, während sie ihm die Arme auf den Rücken banden. „Warum fallt Ihr über mich her wie die Räuber?"

„Weil Du noch viel was Aergeres bist!" schrieen die Jäger. „Willst Du's etwa leugnen oder meinst Du, wir wissen nicht, daß Du der Gamstod bist?"

Ueberrascht sah er die Sprechenden einen Augenblick an. „Nein," sagte er dann kaltblütig; „wenn Ihr's doch einmal wißt, dann leugn' ich's nicht; ich bin der Gamstod."

Während sie ihn fortführten, spähte sein Blick noch einmal wie suchend in der Richtung, in welcher Corona dahingegangen, und ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit stieg ihm im Herzen auf. Es war wahr — er hatte ihr das Blatt, das ihn verrieth, selbst gegeben; er hatte gewollt, daß sie davon Gebrauch machen solle: aber nun, da sie es, wie er glauben mußte, wirklich gethan, fiel es ihm dennoch wie ein stürzender Fels auf die Brust, daß ihm fast Pulsschlag und Athem stille stand.

Es war schon dunkel, als er sich im Gerichtshause untergebracht sah. Das Landgericht besaß damals keine peinliche Gerichtsbarkeit, die ohnehin höchst selten etwas zu thun hatte; das Gebäude war daher nur mit einem leichten Gefängnisse versehen, wie es zur Verwahrung geringerer Uebelthäter hinreichte; doch machten starke Eisengitter das Entrinnen zu einer immerhin nicht leichten Aufgabe.

Der Versammlung oben am Schießplatze hatte sich inzwischen ein förmlicher Freudentaumel bemächtigt, nicht nur, weil die Person des gefürchteten Wildschützen ermittelt und dieser unschädlich gemacht war, sondern noch mehr, weil es nun möglich war, dem guten König eine Freude zu machen und ihm zu zeigen, daß Niemand in dem Gebirge mit dem Wildschützen im Einverständnisse gewesen. Lebehochrufe erschollen; Trompeten und Hörner schmetterten, und Freudensalven krachten darein, bis der Mond über die Berge heraufblickte, als wollte er verwundert fragen, was der ungewohnte Lärm zu so später Stunde bedeute. An allen Tischen war kein anderes Gespräch und zugleich die Frage, wem nun der ausgeschriebene Preis gebühre, in Aller Munde. Der Jäger nahm ihn in Anspruch, weil er durch Auffinden der Kugel auf die erste Spur geholfen; Jessik aber begehrte ihn für sich, weil er es gewesen, der den Verbrecher festgehalten und ihm das Falschhaar vom Kopfe gerissen. Es war spät in der Nacht, als man mit schweren Köpfen, die unentschiedene Streitfrage in ihnen, nach Hause wandelte.

Allmählich war das Schweigen Herr geworden im Dorfe; nichts regte sich mehr als ein Haushahn, der, durch den frühen Lärm aufgestört, sich in der Zeit seines Morgenrufes irrte, oder hie und da ein vereinzelter Windstoß, der über den See her fuhr, daß die Bäume wie auffahrend rauschten, und die schlaftrunkenen Wellen plätscherten. Nur in Quirin's Gefängniß und vor demselben wollte es nicht gleich ruhig werden. Der Verhaftete fand keinen Schlaf; er stand am Gitter seines Fensters und sah in den klaren Mond empor, der so verständig herunterschaute, als nehme er Theil an dem Schicksal des Genossen, dem er so oft im Walde und auf den höchsten Felszinnen zugesehen und bei seinen nächtlichen Jagdfährten geleuchtet hatte. In Quirin's Seele vermochte er diesmal nicht Einen lichten Funken zu werfen. Es war nicht die verlorene Freiheit und die Erinnerung an ihre kühnen Freuden, nicht der Gedanke an das traurige Loos, das ihm bevorstand und ihn wahrscheinlich in langwierigen Kerker vergrub; was ihn quälte, war der Gedanke an Corona; wie in alten Zeiten der Folterblock, der, wie der Gemarterte sich auch drehte, an allen Enden mit Stacheln und Spitzen versehen war, so quälte ihn dieser Gedanke. Als er von Corona schied und die Selbstanzeige gegeben hatte, mußte er darauf gefaßt sein, daß die Gerichte Alles aufbieten würden, ihn aufzufinden und sich seiner zu bemächtigen; trotz des Geständnisses hielt er sich aber für berechtigt, seine Freiheit gegen diese Maßregeln, so gut es nur anging, zu vertheidigen. Er hatte sich deshalb noch in derselben Nacht ebenfalls aus seinem Dienste und aus der Stadt entfernt und nach Tirol gezogen, wo man es in den einsamen Thälern mit den Fragen nach Stand, Namen und Herkunft nicht so genau nahm, und hatte sich leicht als tüchtiger Holzarbeiter das Bischen Unterhalt, dessen er bedurfte, verdient. Als es aber Frühling ward, als der Schnee zerging und auf den höchsten Gipfeln das Eis zu thauen und zu rücken begann, da litt es auch ihn nicht mehr; Sehnsucht und Neugierde ruhten nicht, ihm das Bild der Gindelalm vorzumalen mit der Sennhütte im Grünen und der Sennerin, die vor derselben saß. Das Bild wurde immer deutlicher; die Farben wurden immer brennender, bis er nicht mehr zu widerstehen vermochte und, alle Gefahren verachtend, sich auf den Weg begab.

Unterwegs in einem Dorfe, wo zur Osterzeit die Passion gespielt ward, gelang es ihm, sich den Rothbart zu verschaffen, in welchem der Judas gegeben wurde; so entstellt durfte er wohl hoffen, unerkannt und ungefährdet seine Reise machen und sein Ziel erreichen zu können. Schon war er in der Nähe der Grenze angekommen, als ihm ein Jäger begegnete, den er erkannte, und von dem er daher auch erkannt zu sein fürchtete; er glaubte also schon den Verdacht gegen sich geweckt und zog es vor, noch einen Umweg von einigen Monaten zu machen und seinen Besuch auf der Gindelalm bis zum Herbste zu verschieben. Bis dahin, hoffte er, werde der Argwohn, wenn ein solcher gegen den Zillerthaler Handschuhhändler wach geworden, wieder vergessen sein. So war er mitten am Tage des Schützenfestes eingetroffen und hatte vor, am anderen Morgen die Gindelalm zu ersteigen und Corona wiederzusehen, als ihn das plötzliche Begegnen mit derselben seine Rolle vergessen ließ, und er mit seiner Freiheit allen Hoffnungen und Entwürfen selbst ein rasches und klägliches Ende machte. Als das Schmerzlichste aber, was ihn dabei betroffen, drängte sich ihm immer wieder die Ueberzeugung auf, daß es doch eigentlich nur Corona war, durch welche er gefangen worden. Hätte sie nicht die Anzeige an das Gericht übergeben gehabt, so würden die Jäger nicht mit solcher Entschiedenheit auf ihn eingedrungen sein — das saß ihm im Herzen wie ein abgebrochener Pfeil.

Nun starrte er in die Nacht hinaus und auf den dunklen Hügel gegenüber, zwischen dessen nickende Büsche sich das Mondlicht hineinlegte, daß es manchmal den Anschein hatte, als sei es etwas Lebendiges, was durch dieselben husche. Er sah wieder und wieder hin, und immer deutlicher wurde, was er anfangs für Täuschung gehalten, ja, es wurde wirklich und lebend — eine Gestalt kam vorsichtig bald hinter dem Gesträuch hervor, bald verschwand sie wieder hinter demselben . . . Jetzt war sie so nahe, daß ein Zweifel nicht mehr möglich war. Es war eine weibliche Gestalt, die sich offenbar vorsichtig und auf Umwegen dem Gefängnisse näherte und zuletzt im Schatten der großen Linde, die vor demselben stand, verschwand. Jetzt hatte auch

Quirin's jagdgeübtes Falkenauge sie bereits erkannt, und Freude stieg in ihm empor wie eine aufwallende Grundquelle, die er mühsam zurückdämmen mußte . . . Es war Corona. Auch sie hatte ihn gewahrt, und es dauerte nicht lange, so stand sie, von dem Baumschatten gedeckt, unter seinem Fenster, wo sie sich emporstreckte, soviel sie konnte . . . Wenn er den Arm durch die Eisenstäbe streckte, war es möglich, sich mit den Händen zu erreichen.

Beide waren so ergriffen, daß sie nicht gleich Worte fanden, ein ordentliches Gespräch zu beginnen. Die beiderseitigen Namen waren das Einzige, was sie hervorbrachten, und auch diese waren nicht gesprochen, sondern nur gehaucht, damit kein lauschendes Ohr die geheime Zwiesprache störe.

„Bist Du's wirklich, Corona?“ fragte Quirin. „Mir ist, als wenn ich von Dir geträumt hätt', und wie ich aufwach, bild' ich mir ein, ich träum' noch immer und seh' Dich vor mir wie im Traum.“

„Ich bin's schon,“ sagte das Mädchen. „Wie kannst fragen? Muß ich denn nit kommen und hereinbringen, was ich Dir Alles schuldig bin? Muß ich Dir nicht danken, was Du Alles für mich gethan hast?“

„Wüßt' nit was,“ war Quirin's ausweichende Antwort.

„Was? Hast Du mir nicht aus der Stadt fort g'holfen? Hast Du Dich nicht heut' wieder so ang'nommen um mich?“

„Ist gern gescheh'n; ich wollt' nur, es wär' besser ausg'fallen. Ich hab' nit g'wußt, daß Du heut' schon abtreibst, und wär' morgen in aller Früh' bei Dir auf der Gindelalm gewesen. — Dann hätt' Alles noch recht werden können; aber jetzt ist's vorbei — vorbei mit Allem; jetzt brauch' ich mich nit mehr zu kümmern um die Sägmühl und um die Sägmüllerin.“

„Wer weiß? Meinetwegen bist Du in's Gefängniß kommen; also ist's meine Sach', daß ich Dir helf'. Ich weiß noch ein Mittel, das Dich frei macht. . . .“

„Da giebt's kein Mittel mehr; ich bin schon allzu tief eingetunkt.“

„Mach' mich nit selber kleinmüthig!“ rief Corona ängstlich. „Ich muß ohnehin meine ganze Kuraschi zusamm'nehmen. Aber g'schwind — vor Allem nimm, was Du mir 'geben hast! Es könnt' wer kommen und könnt' mich versprengen.“

„Was ich Dir 'geben hab'?“ fragte Quirin staunend. „Du bringst mir was?“

„Frag' nit so! Hast das Papier vergessen, das Du mir 'geben hast, selbiges Mal, wie wir beim Kreuzlgießergarten auseinander sind?“

„Das willst Du mir z'rückgeben? Du hast es also noch? Du hast es nit her'geben?“ rief Quirin, sich vergessend, in heller Freude.

„Nit so laut!“ flüsterte Corona. „Wie fragst so gespaßig? Wenn ich gewußt hätt', was in dem Papier steht, hätt' ich's nie angenommen. Wie ich's aber gewußt hab', da hab' ich Dich nimmer finden und erfragen können, also hab' ich's wohl behalten müssen.“

„Du hast es noch? Du hast es nit hergeben?“ fragte Quirin nochmals.

„Gewiß. Das hast wohl im Ernst nit von mir glauben können — Du hast nit glauben können, daß ich Dich verrath', blos damit ich mir leichter thu'. Nein, und wenn sie mir's noch so arg gemacht hätten, und wenn ich keinen Dienst gefunden hätt', lieber hätt' ich im Taglohn gearbeit't, daß mir das Blut aus den Nägeln gespritzt wär', als daß ich das Sündengeld angenommen hätt' . . . . Da hast es — nimm's wieder! Ich weiß ja doch, was Du für mich gethan hast, und werd's nie vergessen.“

„Sie hat's nit hergeben! Sie hat's noch!“ rief Quirin entzückt zum dritten Male. Er faßte nach ihrer Hand, die ihm das Blatt entgegenstreckte; aber er ergriff nicht dieses, sondern die Hand, die es ihm reichte. Diese hielt er fest, zog sie hinauf zwischen seine Gitterstäbe und bedeckte sie mit Küssen. „Jetzt kommt's mich erst hart an, daß Alles vorbei ist,“ rief er. „Sie sperren mich ein — wer weiß wie lang; sie schicken mich zum Weveldt nach München, und das halt ich nit aus. Ich bin's zu sehr gewohnt, daß ich meinen freien Lauf hab'; da geh' ich ein im ersten halben Jahr wie ein Baum, der kein' Regen und kein' Thau hat.“

„Mußt noch nit verzagen,“ rief Corona leise. „Aber ich hör' was; und der Mondschein ruckt auch schon ganz nah' — ich muß fort, und nur noch das Einzige will ich Dir sagen: Wenn Du wieder herauskommst und mich wieder fragen willst, wie damals auf der Gindelalm, dann bin ich um die Antwort nimmer verlegen; dann weiß ich Dir Eine, die gern drei Jahr' und noch länger warten und Deine Sägmüllerin werden will.“

Ein Hund schlug an; von ferne klirrte ein Schlüsselbund; der Gerichtsdiener war wach geworden und eilte, nach seinem kostbaren Arrestanten zu sehen. Er fand nichts; als er schlaftrunken näher kam, war das Fenster des Gefangenen leer und verschlossen und der Besuch verschwunden. — Nur der Hund schnupperte am Boden hin, als wolle er zeigen, daß ihn sein Spürsinn nicht betrogen. — —

Ein herrlicher Herbstmorgen lag über den Bergen, die schon in voller Klarheit ihre Häupter emportrugen, während noch von der Seefläche einzelne Nebelflecken zu ihnen emporstiegen. Da stand Corona schon zu frühester Stunde in den Gebüschen an dem Paraplnie, das der König an einem der schönsten Aussichtspunkte, dem Wallberge gegenüber, hatte erbauen lassen, und das er täglich zu besuchen pflegte, allein und in der Kleidung des einfachsten Bürgers. In dem freundlichen Manne im dunkelblauen Fracke mit gelben Knöpfen, grauen Beinkleidern, hohen Stiefeln und schlichtem Rundhute hätte wohl Niemand den Beherrscher des Landes gesucht. Eben schlug er den Heimweg ein, als die kleinen, roth und weiß gefleckten Wachtelhündchen, die er immer bei sich hatte, vor dem Gebüsche stehen blieben und durch lautes Gebell anzeigten, daß sich etwas darin verberge. Zögernd trat Corona auf des Königs Ruf hervor; mit brennenden Wangen und niedergeschlagenem Blicke stand sie vor ihm: sie war beim ersten Begegnen im Königszelte nicht im mindesten in Verlegenheit gekommen; jetzt vermochte sie kein Wort hervorzubringen.

„Wer bist Du, Mädl?“ fragte der König. „Willst Du etwas von mir? Ich meine, ich soll Dich kennen.“

„Du kennst mich freilich, Herr König!“ entgegnete Corona furchtsam. „Aber ich weiß halt nit, ob Du nit harb sein wirst, wenn ich mich nenn'.“

„So hast Du etwas begangen, daß Du mich fürchten mußt?“

„Begangen —“ sagte sie verwundert, „das heißt wohl so viel wie angestellt? Nein, angestellt hab' ich just nichts; aber ich bin halt das Madl, das im vorigen Jahr vor Dir gesungen hat — weißt wohl, wie die fremden Kaiser alle bei Dir auf Besuch g'wesen sind.“

„Ah! Jetzt erst kenn' ich Dich,“ rief der König lachend. „Du bist ja das Spötterl, das eine Sängerin werden wollte und meinen Münchnern den Spaß so versalzen hat.“

Da sie die gute Laune des Königs bemerkte, sah auch Corona lächelnd zu ihm empor. „So bist nit harb,“ sagte sie, „daß ich damals davon bin, und daß alles das Geld, das Du wegen meiner ausgegeben hast, zum Fenster hinausgeworfen war?“

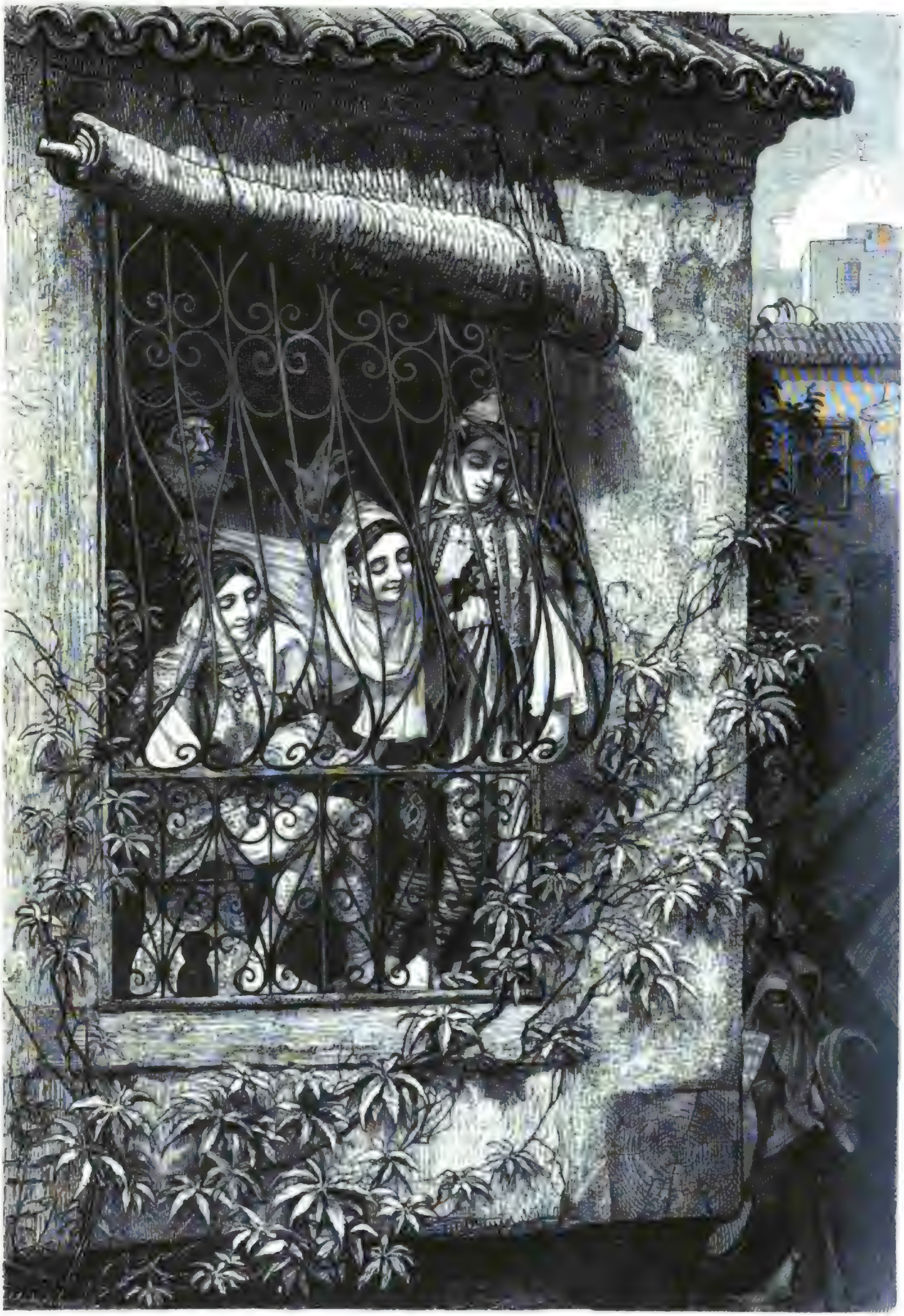
„Nein, ich bin nicht harb,“ erwiderte der König, ihre Worte wiederholend. „Leider konnte ich an jenem Abend nicht im Theater sein; ich habe eben wieder Besuch gehabt. Aber ich habe viel darüber gelacht, daß Du Dich so resolut aus der Affaire gezogen hast, und was das Geld betrifft, so behauptet mein Schatzmeister, das sei nicht das Einzige, was zum Fenster hinausgeworfen werde. Aber was willst Du denn? Vermuthlich heirathen?“

„Wär' mir auch nit zuwider,“ entgegnete Corona, „wenn's der Rechte wär'. — Aber es ist das nit. Du hast voriges Jahr erlaubt, daß ich mir eine Gnad' ausbitten und mich darauf besinnen darf, bis mir was Richtig's einfallt.“

„Und jetzt ist Dir das Richtige eingefallen? Nun gut, so sage Deinen Wunsch! Wenn es möglich ist, soll er Dir gewährt sein.“

Ermuthigt von der Leutseligkeit des Fürsten, erzählte Corona erst stockend, dann frei vom Herzen weg, was zwischen ihr und Quirin sich begeben, wie er nun als Wildschütz gefangen sitze und einem schlechten Ende entgegensehe, wenn nicht die Gnade des Königs, um die sie für den Burschen bitte, helfend und rettend dazwischen trete.

Der König war ernst geworden. „Da hast Du Dich in



Reiche Judenmädchen in Tunis. Nach der Natur aufgenommen von Robert Leinweber.

Digitized by Google

einen bösen Handel gemischt, Spötterl!“ sagte er. „Da kann ich Dir noch nichts versprechen; das geht die Gerichte an; denen darf und will ich nicht vorgreifen. Aber Wort muß ich halten. Also will ich vorerst Deinen Schützling sehen und überlegen, was zu thun ist.“ Er hieß die Zagende ihm folgen und schritt mit ihr den Berg herab, dem Landgerichte zu.

In diesem herrschte schon große Thätigkeit; der Landrichter und der Actuarius waren vollauf beschäftigt, den Raubschützen zu verhören und alle die einzelnen Wilddiebereien festzustellen, die ihm schon seit Jahren zur Last gelegt wurden. Auch der Forstmeister hatte sich eingefunden, um seinen etwaigen Gedächtnißlücken nachzuhelfen. Aber es bedurfte dessen nicht; Quirin hatte sich alles Widerstandes, den er doch für überflüssig hielt, begeben und erzählte ohne Rückhalt, was man von ihm zu wissen begehrte. Alle waren im vollsten Amtseifer, als die Thür sich öffnete und der oberste Gerichtsherr des Landes in eigener Person erschien und den überraschten Beamten erklärte, daß er den berüchtigten Wilderer, von dem er so viel gehört, selber in Augenschein nehmen wolle.

Hinter ihm, im Winkel der Thür stand Corona. Niemand bemerkte sie, da Alles nur auf den König sah. Quirin allein erspähete sie sogleich; sein Blick traf den ihrigen, aus dem ein Strahl der Hoffnung blinkte: mit der Hoffnung kam auch die Lust des Lebens wieder und mit der Lebenslust seine alte Geradheit und Offenheit.

Fest und doch nicht keck stand er vor dem König und erzählte ihm auf sein Verlangen von seiner Geburt und Jugend, von den Leiden, die er ausgestanden, und wie er in seiner gänzlichen Verlassenheit dazu gekommen, aus Noth zum Wildern zu greifen, wie ihm aber sein Leben lang niemals so wohl gewesen, und er sich nirgends so daheim gefühlt, wie im Walde — wie er den Leibhirsch in der Nacht und in der Entfernung nicht erkannt, sondern für einen wilden gehalten, und wie er keineswegs im Sinne gehabt, dem Russen ein Leides zu thun, sondern wie er ihm nur handgreiflich zeigen wollte, daß er Macht gehabt hätte über ihn. Er erzählte die Veranlassung seines Hasses gegen den Baron und versicherte, daß er das Wildern seitdem schon aufgegeben und sich von der Arbeit und herumziehenden Handelschaft genährt, auch fest vorgehabt habe, nicht wieder in das alte Leben zurückzufallen.

Theilnehmend hatte der König zugehört. „Das kannst Du leicht sagen,“ entgegnete er dann. „Wer bürgt mir aber dafür, daß das Dein Ernst ist?“

„Die Bürgschaft hast Du mir selber mitgebracht, Herr König,“ sagte Quirin bescheiden. „Laß Dir von dem Madl den Zettel geben, den sie schon vor einem halben Jahr von mir 'kriegt hat. Ich hab' mich selber angeben wollen; das ist wohl der beste Beweis.“

Der König überflog das Blatt und sah dem Burschen fest in's Gesicht. „Und das ist Dein wirklicher Ernst?“ sagte er. „Und das Mädl hat das Blatt so lang aufbewahrt und nicht benützt? Das gefällt mir von ihr. Nun sag' mir aber, Du wilder Kerl, was ich mit Dir anfangen soll!“

Da lachte Quirin, daß unter dem Schnurrbart die weißen Zähne sichtbar wurden. „Ja, wenn Du **mich** fragst, Herr König,“ sagte er, „bin ich nit verlegen um die Antwort. Wenn Du den Wildschützen für alle Zeit los sein willst, so mach' einen tüchtigen Jäger daraus! Der Herr Forstmeister kann's bezeugen, daß ich ihn schon im vorigen Jahr darum angegangen hab'.“

Der Forstmeister bestätigte das und pries sich glücklich, daß er nicht darauf eingegangen, den Bock zum Gärtner zu machen. „Der Bursche würde als Jäger schön unter dem Wildstande aufgeräumt haben,“ meinte er.

„Was meinst Du dazu?“ sagte der König, indem er den Blick forschend auf Quirin richtete. „Hättest Du das gethan?“

„Ah, bei Leib'! Niemals nit,“ rief dieser. „Wirst mich doch nit für einen so schlechten Kerl halten? Ich bin all' mein Lebtag' ein richtiger Bursch gewesen.“

„Ja wohl, wir haben die Proben davon gesehen,“ sagte der König mit wohlwollendem Lächeln. „Aber ich will's mit Dir versuchen. Ich hab' dem Spötterl erlaubt, sich von mir etwas auszubitten; sie hat Deine Begnadigung verlangt, — also muß ich wohl Ja sagen. Herr Forstmeister, wir wollen's mit dem Gamsbock versuchen; er soll Jagdgehülfe sein in Ihrem Revier, und dem braven Mädl da soll der Preis ausgezahlt werden; sie hat ihn verdient, weil sie ihren Wildschützen so tapfer verschwiegen hat. Hab' ich's nun recht gemacht?“ fuhr er gegen Quirin gewendet fort, der, seinen Ohren nicht trauend, vor ihm auf beide Kniee niederplumpte und ihm den Frackschooß küßte. „Steh' nur auf und halte Dein Wort! Die Küsserei, denk' ich, ist bei dem Mädl da besser angebracht. Ich meine, sie hat es verdient um Dich.“

Mit freundlichem Gruße trat er aus dem Gebäude und ließ die Beamten zurück, erfreut und gehoben durch den neuen Beweis der Milde des besten Herzens, Quirin und Corona aber, in einem Meere von Freude hin- und wiedertreibend, das plötzlich wie ein Wolkenbruch auf sie herabgestürzt war. Als sie gingen, mußte der Actuarius dem Burschen nachrufen, daß er seinen Hut vergessen habe — so sehr hatte er den Kopf verloren.

Nun ließ auch die Hochzeit nicht lange auf sich warten. Oben gegen die Neureit hin war ein Häuschen feil (das seitdem und noch lange nachher „zum Jäger“ hieß); das wurde gekauft und eingerichtet, und nach wenigen Wochen führte der königliche Jagdgehülfe Quirinus Grabner das Spötterl von der Gindelalm in sein jägerhaft eingerichtetes Haus. Ganz Tegernsee, die umliegenden Dörfer und Bergthäler, alle sandten Gäste zu der Hochzeit des Paares, das sich so seltsam gefunden, noch mehr aber dem edlen König zu Ehren, der einem verlorenen Menschen wieder aufgeholfen und ihn der Gesellschaft zurückgegeben. Das Hochzeitsmahl wurde bei dem dicken Bäcker am Albach gehalten, und als man eben aus der Kirche von der Trauung dahinzog, kamen noch zwei Gäste aus München angefahren — der Pianist, der sein entflattertes Spötterl noch immer in freundlichem Andenken hielt, und Frau Carl, die liebenswürdige Künstlerin, die ihr schönes Herz drängte, dem Mädchen Glück zu wünschen, das die bescheidene Bahn eines stillen Glückes einer vielleicht glänzenderen vorgezogen. Sie brachten einen herrlichen Doppelstutzen mit, ein Geschenk Worinoff's mit einem Briefe, worin er dem Bräutigam Glück wünschte und ihn bat, die einstige Jugendübereilung, die er längst selber bereut, zu vergessen.

Als Corona ihr neues Heim betrat, fand sie am Fenster einen Vogelkäfig hängen; in ihm saß ein munteres Spötterl, das sie beim Eintritt wie absichtlich mit lautem Freudengeschmetter begrüßte.

„Grüß Gott, Camerad!“ rief sie darauf hineilend. „Dich will ich schon besser hüten, als Deinen ersten Gesellen.“

„Und ich Dich,“ sagte Quirin, sie umfassend. „Es hat so viel Hitz' gekost't, bis ich Dein Nestl gefunden und Dich eingefangen hab'. — Jetzt sperr' ich Dich in das Häusl da ein und das Glück mit Dir, und werd' wohl Acht geben, daß es nit davonfliegt.“

— Und es flog nicht davon. — Lange Jahre blieb es heimisch, als das kleine schmucke Jägerhaus schon mit ein paar Buben und Mädchen bevölkert war, die unter Clarl's Obhut gedeihlich heranwuchsen. Die alte treue Freundin hatte sich auch da eingesiedelt. Sie war zufrieden; waren auch ihre hochfliegenden Pläne mit Corona gescheitert, so hatte sie doch noch einen „Angestellten“ zum Manne bekommen, der in der grünen, goldgestickten Uniform gar stattlich aussah. Quirin Grabner, der frühere Gamsbock, hielt sein Versprechen. Der Forstmeister mußte zugestehen, daß er nie einen so eifrigen und unermüdlichen Gehülfen gehabt. Er besiegelte auch seine Diensttreue mit seinem Blute; einmal wurde er im Walde gefunden, todt, die Kugel eines Wildschützen in der Brust.

Damit endet auch die Geschichte vom Spötterl.

Israel in Tunis.

(Mit Abbildung.)

Zu den unbekanntesten Weltwinkeln gehört für den Europäer ohne Frage auch das durchaus nicht uninteressante Tunis, obgleich seine Entfernung vom südwestlichen Sicilien auf einer längeren Seespazierfahrt leicht zu überwinden ist; aber die große Heerstraße geht für die Afrika-Reisenden eben über Alexandrien und Cairo, und nur Wenige verirren sich nach dem entlegneren Tunis.

Ich werde vielleicht in einem späteren Artikel einmal Gelegenheit nehmen, die Gartenlauben-Leser mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser echt-orientalischen Stadt bekannt zu machen. Heute will ich mich nur mit den Juden in Tunis beschäftigen, welche dort einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung bilden. Während die maurische Einwohnerschaft in Tunis, Algier und Marokko immer mehr abnimmt und in einigen Jahrhunderten vielleicht ganz ausgestorben sein wird, wächst die Zahl der Israeliten dort von Jahr zu Jahr. Seitdem neue Reformen eingeführt sind und der Jude mehr als früher den Schutz der Gesetze genießt, ist er mächtiger und stärker geworden. Gegenwärtig leben in der Stadt Tunis über dreitausend Juden; dieselben haben den größten Theil des dortigen Handels in den Händen. Vor wenigen Jahren noch waren sie nur die Geduldeten und mußten sich von der mohamedanischen Bevölkerung alles Mögliche gefallen lassen. Jeder Jude, und mochte er noch so wohlhabend sein, mußte jedem Mohamedaner, und war es selbst der lumpigste Kerl (Marokkaner oder Neger oder Beduine oder Kabyle), auf der Straße ausweichen; er hatte aufzustehen, wenn der Mohamedaner sich setzen wollte, durfte von jedem Kerle angespieen und mißhandelt werden und konnte nur in seltenen Fällen, und dann meist nur durch Bestechung, sein Recht erlangen. Ein Jude, wollte er zum Mohamedanismus übergehen, wurde gezwungen, erst Christ zu werden, eine Satzung, welche noch heute in Kraft sein soll.

Durch die modernen Reformen, die der vorige Bey eingeführt — wohl unter dem Schutz der Europäer — ist der Jude freier geworden und braucht sich die obengenannten Mißhandlungen nicht mehr gefallen zu lassen. Trotzdem ist er dem Dünkel der Mohamedaner gegenüber noch immer ein gründlich verachteter Mensch, noch weit mehr verachtet und gehaßt als der Franke, der Europäer oder, wie der Araber den Fremden nennt, „der Rumi“, das heißt: der Christ oder der Römer.

Wie mir vielfach versichert wurde, sollen aber die tunesischen Juden in der That moralisch weit herabgekommen sein und tiefer stehen als ihre Stammesgenossen in andern orientalischen Ländern. Von sechs Juden befindet sich in Tunis stets nur einer in bessern Verhältnissen; die fünf andern schlagen sich auf alle mögliche Weise durch, um ihr Leben nothdürftig zu fristen. Da sie mit den Malthesen, der von Malta stammenden Bevölkerung, den Verkehr zwischen Mohamedanern und Franken vermitteln, haben Viele sich gewissermaßen emancipirt, die Lebensweise der Europäer im Aeußeren nachgeahmt und Manches von ihrem orientalischen Charakter aufgegeben. Doch lebt die größte Anzahl noch in Sprache und Sitten nach arabischer Weise, die Religionsgebräuche ausgenommen, die sie starr und unveränderlich dem Buchstaben nach befolgen. Als z. B. ein jüdischer Dolmetsch, den wir auf einem längern Ausfluge in's Land mitgenommen hatten, mit seinen Lebensmitteln zu Ende war und wir ihm alles Mögliche an Eiern, Käse, Brathuhn &c. anboten, nahm er nichts an, weil die Speisen nicht nach seinen Religionsgesetzen bereitet waren. Sein Herr, ein Kaufmann, wurde darüber zornig und drohte ihm mit Dienstesentlassung — der Jude aber blieb starr und genoß zwei Tage lang gar nichts, bis er Stammesgenossen antraf und sich wieder mit „Koscherem“ versehen konnte.

Die Lebensweise des tunesischen Juden ist, wie gesagt, äußerlich der maurischen ähnlich. Sein Haus ist fast ganz so gebaut und eingetheilt, wie die maurischen Wohnstätten. Ein kleiner, niedriger Steinbau, mit weißer Tünche überstrichen, hat es auf der Gassenfront nicht den geringsten Schmuck, nur ein paar Fensterlöcher und eine niedrige Thür, Alles von arabischer Bauart. Das Familienleben in solchen kleinen Steinhütten, wie in den größeren Gebäuden, concentrirt sich im Hofraume, der vom Gebäude rings umschlossen ist. Auf diesen Hofraum hinaus münden die einzelnen Kammern mit Fenster und Thür. Im Hofraume wird Feuer gemacht und gekocht — hier überhaupt bringen die Leute ihr Leben unter freiem Himmel zu, entweder eine Familie oder mehrere beisammen. Die kleinen niedrigen Zimmer werden blos zur Nachtzeit benützt. Die reicheren Juden in Tunis leben meist in italienisch gebauten Häusern, wie der beigegebene Holzschnitt ein solches vergegenwärtigt. Das Haus hat große Fenster, die keine Brustwehr haben, bis zum Fußboden offen (wie Thüren), mit Eisengitter verschlossen und gegen Sonne und schlechtes Wetter mit Matten überdeckt sind. Der Europäer, welcher mit Juden Geschäftsverbindungen hat oder sonst befreundet ist, hat Zutritt in ein Judenhaus. Auf wiederholtes Klopfen wird ihm aufgethan und er in das Haus eingeführt. Auf das Klopfen hin sind alle weiblichen Wesen im Hause verschwunden, kommen aber gewöhnlich nach und nach zum Vorscheine, wenn sie sehen, daß der Hausherr seinen Gast ehren will oder mit demselben befreundet ist.

In ein arabisches oder maurisches Wohnhaus zu dringen, ist dem Europäer nur in wenigen Fällen möglich. Kommt ein Nachbar, ein guter Muselmann, auf Besuch, so verschwinden die Frauenzimmer in die Wohnräume und sind während der Dauer des Besuches unsichtbar. Alle Fenster, selbst diejenigen, welche auf den Hof münden, sind klein und eng vergittert. Die Handelsgeschäfte werden überhaupt nur im Bazar abgemacht, dem sogenannten „Suck“. Dort hat jeder Geschäftsmann und Handwerker seine Bude und offene Werkstatt.

In der männlichen Kleidung sind die Juden ähnlich den Mauren, nur daß sie nicht dieselbe Freiheit in der Farbenwahl haben, wie die Moslemins. So darf der Jude über seinen Fez (der rothen Kappe) keinen anderen Bund (Turban) tragen als einen schwarzen oder dunkelblauen. Die Kleiderstoffe sind meist hellblau, grau oder schwarz, während die Mauren die glanzvollsten Farben wählen.

Die Judenfrauen sehen in ihrer häuslichen Kleidung ganz so wie die maurischen aus, für unsere Begriffe äußerst häßlich und europäischem Brauche widersprechend. Während unsere Frauen Kopf und Oberkörper in einer Art kleiden, daß die Formen recht zur Geltung kommen, verhüllen die Tunesinnen diese Körpertheile so, daß jede Form verschwindet. Während wir gewohnt sind, die Frauen stets mit langem Rock bekleidet zu sehen, das heißt, auf eine Weise, daß der untere Körpertheil von dem herabfallenden Kleide vollständig verhüllt ist, wird bei den maurischen und jüdischen Schönen dieser Theil ganz eng bekleidet. Sie tragen enge Hosen und die reicheren an den Unterschenkeln sogar noch eine Art Beinschienen, so dick mit Seide, Gold und Silber gestickt, daß die Beine wie ein paar überladen verzierter Säulen aussehen. Die Füße stecken in zierlichen Pantoffeln, die oft so weit ausgeschnitten sind, daß sie nur von den Zehenspitzen gehalten werden. Beim Ausgehen nehmen sie noch des Schmutzes wegen hohe Holzpantoffeln, an deren Sohlen hohe Klötzchen angebracht sind. Diese werden mit einem Querriemen am Fuß gehalten, und auf diese Weise balanciren die Damen sicher durch die schlammigen Straßen. Ganz Arme bedienen sich überhaupt nur dieser Klötzchenschuhe.

Die Frauen und Mädchen der ärmsten Classen tragen Hosen von Leinwand, die, unten eng, mit einer Zugschnur um die Hüften zusammen gezogen werden. So sehen sie aus, wie wir ungefähr mit unsern Unterhosen zur Nachtzeit. Die reichere Frauenclasse trägt Hosen von Seide, roth oder grün, reich gestickt und mit Beinlingen, die ebenfalls Gold- und Silberstickerei zeigen, je nach Vermögen der Trägerin. Von Hals und Schultern herab hängt ein Kleid, mit kurzen weiten Aermeln versehen, bei Armen von Linnen oder geblümtem Zeuge, bei Wohlhabenderen von Seide, Damast, Atlas oder goldgestickten Stoffen. Ich sah auch diese Kleider bei reichen Jüdinnen ganz von glänzendem Goldbrokat. Darüber befindet sich bei Wohlhabenderen ein kurzes Jäckchen, auf dessen Seiden- oder Goldstickerei der größte Fleiß verwandt ist. (So das stehende Mädchen auf dem Bilde.) Unter alledem tragen sie ein Hemd von durchsichtigem Florstoffe, dessen feingestickte Aermel bis zur Hand herabfallen. Diese Florärmel

trägt jede, auch die ärmste und sogar die ekelhafteste Negerin. Nur die armen Araberbeduinen- und Kabylenweiber müssen dieses Schmuckes entbehren. Letztere tragen sich noch fast so, wie's in der Bibel beschrieben wird, auf die einfachste Weise.

Auf dem Kopfe haben die Jüdinnen einen eigenthümlich nationalen Putz — es ist ein Wirbel, von Gold gestickt und von einem Haik (Schleiermantel) bedeckt, wie ein Kamm. Um diesen sind seidene Binden und Tücher gewickelt, welche, unter dem Kinn zusammengenommen, das Gesicht umrahmen und den übrigen Kopf, sowie den Hals und mitunter den halben Oberkörper verhüllen. Ein weißer oder buntseidener Schleier fällt rückwärts herab.

Ueberdies ist allen Orientalinnen eigen, sich so viel wie möglich mit Schmuck und Juwelen zu überladen, und dies repräsentirt ihren Reichthum. Manche tunesische Jüdin stellt auf diese Weise ihr ganzes Vermögen zur Schau, während es daheim recht elend ausschaut.

Ich habe hier geschildert, wie beide, Jüdin und Maurin, in der häuslichen Tracht ziemlich übereinstimmen. Ganz anders ist das auf der Gasse, im öffentlichen Verkehre.

Die Maurin verbirgt alle diese Herrlichkeit vor fremden Blicken. Wenn sie auf der Straße erscheint, sieht sie aus wie ein Räthsel. Man weiß nicht, ob sie alt oder jung, schön oder häßlich ist. Mit Ausnahme der Beine bis zum Knie sieht man gar nichts, was einer weiblichen Form gleichkommt. Sie trägt über ihrer Kleidung einen weißen seidenen Mantel, der, malerisch gefaltet, vom Kopfe bis über's Knie alles verbirgt. Sogar die Hände hat sie sorgfältig darein gewickelt. Das Gesicht ist mit einem äußerlich undurchsichtigen schwarzen Seidentuche so eng umwickelt, daß, von der Seite gesehen, die Contouren des Profils mitunter sich ganz scharf abheben. Will sie ein Uebriges thun, so trägt sie über dieser Hülle noch einen langen schwarzen Seidenschleier, den sie mit den Händen schief abhält, um den Weg vor sich zu erkennen. Die Araberweiber und Armen tragen mitunter blos ein loses, grellfarbiges Seidentuch über dem Kopfe, das über das Gesicht lang herabfällt.

Die Jüdinnen dagegen erscheinen unverschleiert, nur ein weißes Linnen über Kopf und Schulter, so daß man ihre Kleidung darunter erkennen kann. Gesittete jüdische Mädchen leben zurückgezogen, kommen nur selten auf die Straße und bewundern die Welt blos von ihren Fenstern oder dem Plateau des Hauses aus.

Eine solche Scene habe ich dargestellt. Die neugierigen Schönen sind im eifrigsten Gespräche — am Schabbes, mit ihrem schönsten Putze angethan, hat eine Freundin die anderen zwei besucht, damit sie von deren günstig gelegener Wohnung einmal einen ungenirten Blick in die Menge thun kann. Dabei wird gelacht und gescherzt. Ich hatte von einem benachbarten italienischen Hause aus die Scene mit angesehen und skizzirte sie flüchtig; da kam der alte Jude; die Mädchen bemerkten mich, und — husch, waren sie weg.

Es mag noch hervorgehoben werden, daß diese Mädchen sich nicht am Fenster zeigen, um gesehen zu werden, denn das thun dort nur Leichtsinnige und Freudenmädchen, sondern um selbst zu sehen und ihren Spaß zu haben. Trotz der Aehnlichkeit der arabischen und jüdischen Lebensweise genießen die Jüdinnen in Tunis, wie schon gesagt, einer gewissen Freiheit, wenn auch nicht in dem Maße, wie unsere Frauen. — Da nach dem Begriffe eines Orientalen kein Mann sich nach einem Frauenzimmer umsieht, ohne „Absichten" zu haben (denn bloße Bewunderung versteht er nicht), ist es auch höchst verpönt, ein weibliches Wesen zu beachten oder gar deswegen still zu stehen, und es wird dies immer übel genommen. Daher wandeln auch die Frauen und Mädchen jedes Volkes und Stammes unbeachtet durch die Straßen, und Jude und Mohammedaner würden es sehr übel nehmen, wollte man die Schönheit ihrer Töchter bemerkt haben, oder gar es wagen, ihnen etwas Schmeichelhaftes darüber zu sagen.

Robert Leinweber.

Die Wittwe eines Freiheitskämpfers.

Zum 9. November.

Am 18. März dieses Jahres ging gegen Abend ein Leichenzug durch die Straßen Leipzigs. Der Sarg war reich geschmückt mit Blumen und Palmen, der letzten Liebesgabe aus Freundeshand; der Regen fiel klatschend nieder auf die Steinplatten der Trottoirs; der Sturm fegte darüber hin, und in Regen und Sturm blieb manch' ein alter Mann stehen; mit der Hand winkend wie zum Gruß, blickte er dem Trauerzuge nach — die Lippe nannte leise einen Namen.

Mit der, die hier zur letzten Ruhestatt fuhr, hatte einst ein ganzes Volk getrauert, und ein ganzes Volk hatte tröstend ihr die Sorge tragen helfen, als mehr denn fünfundzwanzig Jahre früher der Gewaltstreich in Wien sie zur Wittwe, ihre Kinder zu vaterlosen Waisen gemacht. Jene stille Fahrt unter duftender Blumenspende, durch Regen und Sturm, war der Schlußstein eines Menschenlebens, das reich gewesen war an Glück und Stolz, noch reicher an Leid und nimmer endender Trauer. Man begrub an jenem Nachmittage die Wittwe Robert Blum's.

Wie selten in ein Frauenleben, so hatten in ihres die geschichtlichen Ereignisse unseres Jahrhunderts eingegriffen. Die Kanonendonner der Schlacht bei Leipzig klangen in ihre erste Kindheit; die darauf folgenden Staats- und Kriegswirren trieben sie mit ihrer Familie aus dem Vaterhause, dem Vaterlande. Dann, auf der Höhe von Glück und Leben, entriß ihr die Revolution des Jahres 1848 den Gatten, und als der letzte deutsch-französische Krieg die deutsche Einheit erstehen ließ, für die einst Robert Blum gekämpft und gelitten, da durfte wohl seine Wittwe mit einstimmen in den stolzen Siegesjubel, und doch mußte zu gleicher Zeit bei jeder neuen Nachricht vom Kriegsschauplatz ihr Herz sich zusammenziehen in Angst und Sorge: Stand doch ihr jüngster Sohn mit in der Reihe der Kämpfer, und in dem beständigen Bangen um sein Leben achtete sie nicht die Erkältung, die der harte Winter ihr zuzog und deren Folgen sie nach mehr als dreijährigen Leiden am 15. März 1874 erlegen ist.

Nicht eine Wiederholung der Geschichte unseres Jahrhunderts will diese Lebensskizze geben, sie will nur darlegen, wie die große Zeit einen Frauencharakter herangezogen, so mild, daß er sein Schicksal tragen konnte ohne hart und bitter zu werden, so fest, daß die edle Frau den letzten Willen des Gatten vollführen und ihren Kindern den Vater ersetzen konnte.

Eugenie verw. Blum wurde am 13. Febr. 1810 als die Tochter des Fabrikbesitzers Johann Georg Günther in dem an der Mulde freundlich gelegenen Städtchen Penig geboren. Drei ältere Schwestern und ein Bruder freuten sich des jüngsten Schwesterleins in der Wiege. Unter ihnen erwuchs sie zum fröhlichen Kinde, das, als die Kriegsunruhen ihnen das Haus voll Einquartierung legten, keine größere Sorge kannte, als die schönen Puppen vor den wilden Gästen in's Nachbarhaus zu retten. Ihre Zweifel an der Zuverlässigkeit der bärtigen Soldaten wurden nicht gemindert, als durch die Kinderstube die dunkle Sage von lichter- und seifeverzehrenden Barbaren ging, und sie wußte sich bis an ihr Lebensende zu erinnern, wie von da an die Mutter bei jeder großen Serviettenrevue erzählte: „Zwei haben die Kosaken mitgenommen!" Die Familie Günther wurde von dem Kriege schwer heimgesucht. Das Geschäft des Vaters ging rückwärts und stand endlich ganz still. Es war ein besonderer Glücksfall, daß ihm von Prag aus das Anerbieten gemacht wurde, in eine dortige Kattunfabrik einzutreten; der schwer geprüfte Mann nahm dieses Anerbieten freudig an, und am 18. October 1820 fuhr die Familie in das vielthorige Prag ein. Kanonendonner und Militärmusik empfingen die neuen Ankömmlinge, denn man feierte den siebenten Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. Die nunmehr zehnjährige Eugenie, die schon in der Heimath eine reiche geistige Begabung an den Tag gelegt hatte, wurde in Prag zu den Ursulinerinnen in die Klosterschule geschickt. Allein der dort herrschende streng katholische Geist veranlaßte die freidenkenden Eltern sehr bald, das Kind aus dieser Schule zu entfernen, und nun genoß Eugenie mit ihrem um zwei Jahre älteren Bruder

den Privatunterricht eines geistvollen und gelehrten Juden. Dann folgte als Vorbereitung zur Confirmation der protestantische Religionsunterricht. War es nicht, als habe das Schicksal sie durch diese confessionslose Vorschule für den Mann heranbilden wollen, der später ihr Gatte werden sollte, für den Mann, der auf allen Gebieten seines Wirkens, auch auf dem religiösen, für das Recht der Freiheit und Humanität eintrat? Nachdem die Schulzeit Eugeniens mit der Confirmation abgeschlossen, fuhr sie noch eifrig fort, die Lücken ihres Wissens auszufüllen, und namentlich war es die Ferienzeit des Bruders, welche ihr eine Zeit des Lernens und Studirens wurde. Mit ihm, der solche freie Wochen im Elternhause zu verleben pflegte, wußte sie in den ihr sonst fremden wissenschaftlichen Werken manches Goldkorn der Bildung aufzuspüren, das ihr im späteren Leben oft reiche Früchte getragen hat.

Nachdem sich nunmehr die Lage der Familie schnell gebessert, übernahm der Vater wieder ein selbstständiges Geschäft. Seine Fabrik blühte rasch auf. Da er in seiner Tochter Eugenie einen klaren, schnell arbeitenden Geist wußte, so nahm er sie in sein Comptoir auf. Sie trat mit großem Eifer in diesen neuen Wirkungskreis und fand sich schnell zurecht in einfacher und doppelter Buchführung. Bald vereinigten sich in ihren Büchern, in ihrem Kopfe alle Zahlenverhältnisse des immer schöner sich entfaltenden Geschäftes. Der ganze Bekanntenkreis staunte. Sie hatten zwar immer „Günther's Jenny“ für eine halbe Gelehrte gehalten, obgleich man wußte, daß sie bisher regelmäßig ihre „Kochwoche“ gehabt wie die andern Schwestern und daß es zu Mittag niemals besser schmeckte, als wenn sie Küchenregentin war, aber daß ein Mädchen auch Buchhalter werden und seine Stellung ausfüllen könnte, trotz einem Mann, das war damals noch unerhört und gab Anlaß zu großer Verwunderung.

Aber in ihre fröhliche Arbeit sollte sich bald schwere Sorge mischen. Der Vater begann zu kränkeln und sichtbar schwächer und hinfälliger zu werden — am 21. October 1834 weinten Mutter und Kinder an seinem Sarge. Eugenie war damals vierundzwanzig Jahre alt; es war ihr erster Schmerz und sie meinte, die ganze Welt sei ihr genommen mit dem Vater. Die letzten Jahre gemeinsamer Arbeit hatten sie noch inniger zusammen geführt, und jetzt empfand sie die Verwaisung doppelt bitter. Neue Sorgen von außen zwangen sie bald, sich aus dem dumpfen Schmerz aufzuraffen. Das junge Geschäft war erfreulich vorwärts gegangen, aber sein ganzes Gedeihen hatte in der Hand gelegen, die es geleitet.

Jetzt fehlte diese Hand, und dem Bruder, den das Familienunglück von Leipzig weggerufen, wo er sich auf eine Professur der Geschichte vorbereitete, dem Gelehrten, der elf Sprachen kannte, der sich in die Geschichte aller Völker versenkt hatte, mußte nothwendig der rein praktische und technische Geschäftsgang fremd sein. Die Familie sah sich bald genöthigt, einen Vergleich mit den Gläubigern zu suchen, und hier war es, wo Eugenie mit so klarem Ueberblicke, mit so muthiger Ausdauer die Unterhandlungen leitete, daß die Fabrik zwar geschlossen werden mußte — aber sie konnte ehrenvoll geschlossen werden.

Jetzt suchte Jenny eine Stellung als Erzieherin und fand sie sofort in einem Kaufmannshause, das früher mit ihrem Vater in Geschäftsverbindung gestanden hatte. „Nie vorher war ich so stolz gewesen,“ erzählte sie, „wie damals, als ich meiner Mutter die ersten selbstverdienten Gulden bringen konnte.“

Die Mutter überlebte den Fall ihres Hauses nicht lange. Als der Vater gestorben, hatte sie an seinem Sarge gesprochen: „In zwei Jahren folge ich Dir,“ und genau zwei Jahre und zwei Tage später, am 23. October 1836 starb sie, und die drei noch unverheiratheten Schwestern standen nun ganz allein.

Unterdessen hatte ihr Bruder Georg die Redaction der in Leipzig bei Brockhaus erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ übernommen. Er bot den Schwestern eine Heimath, und im November des Jahres 1837 kam Jenny mit einer ältern Schwester in Leipzig an.

Leipzig war damals, wie heute noch, der Sammelpunkt vieler geistig anregender Bestrebungen. Der Bruder konnte durch seine Stellung den Schwestern schnell einen Kreis eröffnen, in dem sie neben gemüthlicher Geselligkeit ein reges politisches und literarisches Leben fanden.

Eines Nachmittags erwachte Jenny aus einem kurzen Schlafe, den sie sich wegen heftiger Kopfschmerzen gegönnt hatte, und sah durch das Glasfenster der Thür, wie im Nebenzimmer Bruder und Schwester einen ihr fremden Herrn zur Ausgangsthür begleiteten. Der Fremde kehrte ihr den Rücken; sie sah nur eine kräftige untersetzte Gestalt und dunkelblondes gelocktes Haar. Alle Drei gingen auf den Fußspitzen, um die Leidende im Nebenzimmer nicht zu wecken. Als später die Schwester zu ihr hereintrat, erfuhr Jenny, daß der Besuchende Robert Blum gewesen, ein Freund, dessen der Bruder schon öfter erwähnt. Er war gekommen, um mit Freund Günther über den Empfang der erwarteten sieben Göttinger Professoren zu berathen. Robert Blum war damals Secretär am Stadttheater und mit der lieblichen, erst achtzehnjährigen Adelheid Mai verlobt. Er kam öfter und machte die beiden Schwestern seines Freundes mit seiner jungen Braut bekannt. Es entstand eine herzliche Freundschaft zwischen der ältern Eugenie, die das Schicksal schon durch eine so harte Schule geführt hatte, und der jungen anspruchslosen Adelheid, die im Elternhause noch das gehegte, gehütete Kind war, im Elternhause, das sie so bald schon verlassen sollte, um sich einen eigenen Herd zu gründen.

Und diese Freundschaft hatte Bestand. Die zweite Frau ehrte und pflegte das Andenken der ersten. Sie war es, die in den letzten Jahren ihrer Ehe den vielbeschäftigten und daher oft zerstreuten Gatten erinnerte, daß der Geburts- oder Todestag der Frühverstorbenen gekommen; sie war es, die dann für die Bekränzung des Grabes sorgte, ja, die alte, schon schwer leidende Frau ist noch am letzten Johannistage, den sie erlebte, hinaus auf den alten Friedhof gepilgert, den Hügel von Der zu schmücken, die der Gatte vor ihr geliebt.

Am 21. Mai 1838 wurde Robert Blum mit Adelheid Mai getraut; vier Monate später starb die junge Frau an den Folgen einer Erkältung, die sie sich auf einer Reise nach Berlin zugezogen.

Unterdessen hatte sich Eugenie Günther schnell und leicht in der neuen Heimath eingelebt. In des Bruders Hause sammelten sich geistig bedeutende Männer; politische Bestrebungen, literarische Unternehmungen wurden dort besprochen. Die Freiheitsbewegung, die in der 1848er Revolution gipfelte, regte sich damals schon und führte Alles, was nach Befreiung und Unabhängigkeit strebte, wie durch Nothwendigkeit zusammen. Dieses stille Gähren, dieses rastlose Vorwärtsstreben, das alle aufgeklärten Geister ergriff, war es, was Robert Blum dem tiefen Schmerze um die junge anmuthige Frau entriß. Er lebte wieder dem Freundeskreise und wurde ungesucht der Führer ihrer stillen Pläne.

In Eugenie fand er einen begeisterten Nachhall seiner Freiheitsideen. Sie aber trat jetzt zum ersten Male einem Manne näher, dessen starker willenskräftiger Geist den ihrigen noch beherrschte. War sie doch auch mit einem guten Theile Energie und Thatkraft bedacht, hatte sie doch diese ihr von der Natur verliehene Gabe durch sorgsames Arbeiten an sich selbst zu entwickeln gewußt, hatte sie sich doch in harter Zeit Gemüthsruhe und Geistesgegenwart bewahrt — aber hier war ein Charakter, der noch mächtiger seinen Willen geschult hatte, der aus Armuth und Unwissenheit sich emporgerungen zum Führer wissenschaftlich gebildeter Geister. Und dazu die Verwandtschaft ihrer Neigungen und Interessen! Eugenie fühlte immer mächtiger den neuen Einfluß, aber das geistig selbstständige Mädchen glaubte ihn abschütteln zu müssen um jeden Preis. Um für sich den Bann zu brechen, in dem sie sich befangen wähnte, beschwor sie unter Thränen den Bruder, sich von diesem Freunde loszusagen. Sie redete sich selber ein, er, der Freund, meine es nicht redlich, er biete nur allen Einfluß auf, um die Anderen für seine Pläne auszunützen. Es half nichts; der Bruder vertheidigte den Freund: sie solle doch nur in seine ehrlichen klaren Augen sehen. — Als ob sie das nicht schon längst gethan hätte!

Im Juni 1839 besuchte Jenny ihre in Kappel bei Chemnitz verheirathete jüngste Schwester; wenige Tage nach ihrer Ankunft hatte sie den Brief Robert Blum's in Händen, in dem er sie bat, die Seine zu werden. Sie gab ihr schriftliches Ja; den Sonntag darauf kam er, sich auch das mündliche zu holen.

Das Brautpaar erstieg eine Höhe bei Chemnitz; sie sahen auf das grünende Land hinab, aber auch in Glück, Liebe und Sonnenschein sprach doch sein hoher Beruf zu dem Kämpfer für

Freiheit und Recht. „Und wenn die Zeit käme," sprach er zu der Geliebten, „wo ich zu wählen hätte zwischen Dir und dem Kampfe, vielleicht dem Tode für meine Ueberzeugung, würdest Du mich ziehen lassen?"

Da war es, als griffe ihr künftiges Schicksal ihr schneidend in's Herz; sie sah auf den Geliebten, der in Glück, Gesundheit und Thatenmuth dastand, sollte sie dem kaum erblühten Glücke das Todesurtheil sprechen? Aber sie war nicht umsonst unbewußt die Schülerin des freiheitsbegeisterten Mannes gewesen, und so sprach sie fest: „Du müßtest gehen, und ich dürfte Dich nicht halten."

Am 29. April 1840 ward in der Dorfkirche zu Thekla bei Leipzig ihre Vermählung geschlossen. Eugeniens Bruder, Georg Günther, wurde in derselben Stunde, vor demselben Altar getraut. In der äußersten Vorstadt Leipzigs, im kleinsten Hause der sogenannten „großen Funkenburg" vor dem Ranstädter Steinweg wohnte Robert Blum während der ersten Jahre seiner Ehe. Das Häuschen war drei Fenster breit und hatte über dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk; hinten schloß sich ein schöner, obstreicher Garten an. Damals zahlte man für Beides, Wohnung und Garten, zusammen jährlich fünfzig Thaler Miethe. — Jetzt sind dem Häuschen noch auf jeder Seite zwei Fenster angesetzt; trotzdem nimmt es sich noch gar unscheinbar unter seinen stattlichen Nachbarn aus.

Der Weg unter den Pappeln, dem Kuhthurme und dem Dorfe Lindenau entgegen war Abends der Lieblingsspaziergang des jungen Paares. In ihren letzten Lebensjahren wohnte die Wittwe in derselben Stadtgegend, und wieder war es die Lindenauer Chaussee, die sie, jetzt auf ihrer Kinder Arm gestützt, mit Vorliebe entlang wanderte, so lange die müden Glieder sie noch tragen mochten. „Hier ist mir immer, als lebte ich jetzt nur in einem Traume, und jede alte Pappel hat für mich eine Geschichte."

Die politische Bedeutung Robert Blum's wuchs. Das kleine Haus der Vorstadt beherbergte oft Männer mit vielgenanntem Namen; im Herbste 1842 sammelten sich bei Robert Blum freisinnige Männer aus allen Gauen Deutschlands zur Berathung, der alte Itzstein, Herwegh, Trützschler, die Grafen Reichenbach und Andere saßen da an Frau Eugeniens Tisch. Auch die literarischen Größen des Tages verkehrten häufig in der Familie. Mit Herloßsohn arbeitete Robert Blum am Theaterlexikon; auch mit Marggraff stand er durch gemeinsame Arbeit in Verbindung; der muntere Lortzing sprach nachbarlich bei ihnen vor, und bis in ihre letzten Tage erzählte Frau Blum noch mit Behagen, wie Karl Gutzkow sie einmal die Treppe kehrend angetroffen, sie für das Dienstmädchen gehalten, und wie sie als solches die Auskunft gegeben: Der Herr Secretär sei zwar jetzt nicht, dafür aber Nachmittags sicher zu Hause anzutreffen. Nachmittags empfing die Frau des Hauses den werthen Gast; er soll sie aber manchmal zweifelnd von der Seite angesehen haben. Die Frage, ob er seinen Irrthum vom Morgen inne geworden, ist ihr bis zuletzt ungelöst geblieben.

Das enge Haus konnte die Familie nicht länger fassen; drei Knaben wuchsen zur Freude der Eltern heran; da wollten die drei Stuben, von denen zwei nur Kammern waren, bald nicht mehr ausreichen.

Robert Blum kaufte sich ein Haus mit Garten in der Eisenbahnstraße, ebenfalls in äußerster Vorstadt. Im Frühling 1845 bezogen sie das neue Grundstück, aber nach wenigen Wochen schon trug man ihnen den Sarg des jüngsten Kindes hinaus. Der Vater und besonders die Mutter litten schwer unter diesem Todesfalle; es existirt noch ein Brief von Robert Blum, der den Schmerz des Mannes, der sich mit so großen, idealen Plänen trug, dessen Name schon unter den Besten genannt wurde, um das fünfvierteljährige Kind in ergreifender Weise ausspricht. Die Mutter aber konnte, obgleich ihr später noch eine Tochter und ein Sohn geschenkt wurden, den Verlust des hoffnungsvollen Knaben nie vergessen.

Zu derselben Zeit ging die Befreiung der deutsch-katholischen Kirche von der römisch-katholischen als Vorspiel zur spätern politischen Revolution durch Deutschland. Wie Robert Blum, der jedes Streben nach Freiheit auf jedem Gebiete als sein großes Ziel erfaßte, sich auch in diese Bewegung warf, ist bekannt. Er, der Katholik, trat zuerst in die Reihe der Deutsch-Katholiken, aber er billigte es durchaus, daß seine protestantische Gattin sich von diesem Uebertritte ausschloß. „Meine Kirche erlaubt mir die Geistesfreiheit, die ich bedarf, und wenn Jedes nach seinen religiösen Ansichten sich eine Confession bilden sollte, so gäbe es ebenso viel Confessionen wie denkende Menschen." So etwa beantwortete sie alle Fragen, die damals und auch später deshalb an sie gerichtet wurden.

Immer bewegter wurde die Zeit. Die wachsende Gährung im Volke rief die traurigen August-Ereignisse jenes Jahres hervor. Eugenie Blum verlebte den ersten dieser Schreckenstage allein zu Hause; ihr Mann war verreist und wurde erst Abends zurückerwartet. Sie sah von ihrem Hause aus, wie dem Eisenbahnzuge Reihe um Reihe von Soldaten entstieg, die heimlich herbeigerufen worden waren, die aufgeregte Stadt in Schach zu halten. Da eilte sie dem ankommenden Gatten am Bahnhof entgegen, setzte ihn von den Ereignissen des Tages, dem Eintreffen der Soldaten in Kenntniß, und so konnte er, unterrichtet von Allem, was er wissen mußte, unter die Versammelten im Schützenhause treten. Den andern Morgen führte er die ganze Menschenmenge vom Schützenhause auf den Marktplatz und sprach dann jene versöhnenden Worte vom Balcon des Rathhauses herab, nach denen die Menge ruhig und vertrauend auseinanderging. Die Dankadresse, die Robert Blum alsdann, von Tausenden von Unterschriften bedeckt, für sein Eintreten überreicht erhielt, hat seine Frau, seine Wittwe, wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Sie war stolz; sie war ehrgeizig; sie war begeistert, aber nur für ihn und sein Ziel. Sie hemmte nicht durch kleinliches Zagen seinen hohen Flug; sie war die ebenbürtige Gefährtin seines Strebens, und wenn er nach Hause kam aus der Last des Berufes, den Sorgen um die neugegründete Buchhandlung, dem Widerstreite der Parteien, dann hatte sie gesorgt, daß er ein friedvolles Daheim fand, daß er ganz das sein konnte, was er so gerne war, Hausherr und Vater.

Dann pflanzte er in seinem Garten, stieg die Leiter empor zum Taubenschlag, ließ die Knaben die Glieder üben an den aufgestellten Turngeräthen, oder setzte sein kleines Mädchen zwischen die beiden Käfige der beiden Kanarienvögel, während er den gelben Thierchen frisches Wasser gab. Schon ging der älteste Sohn zur Schule, durfte mit dem Vater die Schwimmanstalt besuchen, und wenn sie dann Beide in der Mittagsgluth zusammen dem fernen Heim zuwanderten und der lebhafte Knabe schon von fern auf jeden noch so geringen Schatten aufmerksam machte, dann dämpfte der Vater mit dem Humor des Rheinländers die Schattenbegeisterung des Kleinen:

„I, das ist ja nur ein Mauseschatten."

„Aber der dort, Vater!"

„Das ist allerhöchstens ein Katzenschatten."

Wohl war es ein volles, reines, ungetrübtes Glück, das über dem Hause und seinem flachen Dache lag; nach außen sah die Hausfrau den Gatten Ruhm und Ehre ernten und besonders in dem Stande, aus dem er hervorgegangen, eine an Vergötterung grenzende Liebe gewinnen, im Innern nur stilles klares Familienglück, das beste, herzlichste Einvernehmen der Eltern, gesunde, gutgeartete Kinder.

Aber die Zeit kam schnell — da stellte das Schicksal sie vor jene Alternative, vor der die Braut vorahnend gebebt; er mußte sich selbst einsetzen für das, was er gewollt; sein Verhängniß trieb ihn nach Wien, und die Frau, die Mutter mußte doch sprechen: „Ich darf Dich nicht halten."

Schritt für Schritt kam es heran, das Unglück, das seinen Schatten vorauswirft. Zu Weihnachten 1847 — der jüngste Knabe war erst zwei Tage alt — brach der Vater beim Taubenfüttern den Arm; noch gefährlicher als der Knochenbruch erschien anfangs die Erschütterung des mächtigen Brustkastens; es waren schwere, angstvolle Festtage. Dann entführten die Märzerrungenschaften der Familie den Vater nach Frankfurt, und wunderbar klingen in seine Berichte über jenen herrlichen Frühling des erwachten Deutschlands, über die enthusiastische Aufnahme, die er als Träger seiner Idee in Süddeutschland findet, die leise Sehnsucht nach dem Familienkreise, die Sorge: was wird unterdessen aus Frau und Kindern, denen im eigentlichsten Sinne der Erhalter fehlte.

Zweimal war den Gatten noch ein kurzes Wiedersehn beschieden: im August kam er zu mehrtägigem Aufenthalte nach Leipzig, sich

und sein Wirken im Reichstage vor den Wählern zu vertreten. An seiner Seite genoß Blum's Frau alle die Huldigungen mit, die das Volk in jenen Tagen seinem Lieblinge darbrachte; ihr Herz hat dabei wohl am stolzesten mitgejubelt.

Dann kam jene Nacht im October, in der er auf der Durchreise von Frankfurt nach Wien nur wenige Stunden in seinem Hause zubrachte. „Besorge Zuckerwerk, das ich den Kindern mitbringe," schrieb er seiner Frau, als er die Durchreise meldete. Die Kinder hatten gehört, daß der Vater kommen werde; sie sollten frühzeitig zu Bett gehen, damit sie in der Nacht munter wären. Aber die beiden ältesten Knaben waren vor Freude aufgeregt und wollten den Vater wachend erwarten. So fand er, als er sehr spät kam, den Aeltesten auf dem Sopha eingeschlafen, den Zweiten schlaftrunken auf seinem Stuhl am runden Tisch.

Die Eltern saßen auf dem Sopha, das der junge Schläfer mit ihnen theilte; der Vater hielt das inzwischen aufgewachte Töchterchen auf den Knieen; das Dienstmädchen brachte den zehn Monate alten Jüngsten herein — so war die Familie zum letzten Mal beim Kerzenlicht vereint. Unaufhaltsam rückte der Zeiger der Uhr vor und wies auf die Stunde der Trennung — die Gattin mußte ihn ziehen lassen; sie konnte, sie durfte ihn nicht halten.

Die Briefe, die Robert Blum von Wien aus an seine Frau gerichtet, kennen Tausende; Niemand aber kennt das Ringen zwischen Hoffen und Bangen, zwischen der Begeisterung für die große Bewegung und dem Zittern um das Leben des Theuersten, das im gepreßten Herzen auf und abwogte.

Am 9. November, als schon die Kugel seine Brust zerrissen hatte, meldete sein Brief vom 6. seine Gefangennahme, sprach aber die feste Hoffnung auf sofortige Freilassung und Heimkehr aus. Und von da an ging sie jeden trüben Novembermorgen mit den Kindern zum Bahnhof und hoffte, den Gatten aus dem heranbrausenden Zug winken zu sehn, bis jener schwere 13. November kam. Da saß die Familie wieder um den runden Tisch, der sie so oft froh und glücklich um sich versammelt hatte. Die Kinder ahnten nichts von dem Verhängniß, das über sie hereingebrochen, und ließen sich die Frühstücksmilch trefflich munden. Richard, der Zweite, hatte durch eingebrockte Semmeln eine wunderschöne „Torte" zu Stande gebracht, die auch nicht zusammenfiel, als er sie aus der Ober- auf die Untertasse stülpte. Die kleineren bewunderten das Kunstwerk und sahen auch dann nicht auf, als des Vaters naher Freund mit verstörtem Gesicht eintrat. Sie hörten ihn wenige Worte zur Mutter sprechen und sahen diese starr, wie verständnißlos zu ihm aufblicken, während Hans, der Aelteste, mit dem verzweifelten Aufschrei: „Mein Vater, mein Vater!" das Gesicht in die Kissen des Sophas drückte.

Was damals in dem weichen Herzen, dem starken Geist der Frau, der Mutter gewühlt, weiß Niemand. Sie selbst hat nie davon gesprochen. Die Fluth von Beileidsbezeigungen, von Tröstungen, ja, von Huldigungen, welch' letztere man vom gefeierten Volksmanne auf dessen Wittwe übertrug, hat sie wohl in halber Betäubung getroffen.

Dazu kam der Zweifel, ob das Schreckliche wahr, ob der Tod nicht nur erfunden sei, um den gefürchteten Freiheitskämpfer um so sicherer im Kerker halten zu können. Wie diese Ungewißheit, die mit ihr anfangs Viele theilten, benutzt wurde, um der gequälten Frau den klaren Geist zu verwirren und sie dadurch unfähig zu machen zur Erzieherin ihrer Kinder, ihren Besuch bei der Gräfin Kielmannsegge, hat vor mehreren Jahren eine genau unterrichtete Feder in der „Gartenlaube" erzählt. Aber ihre Kinder, die Nothwendigkeit, ihren Kindern sich zu erhalten, ließen sie auch diesen Sturm bestehen.

„Erziehe unsre, jetzt nur Deine Kinder zu braven Menschen, daß sie ihrem Vater nimmer Schande machen!" das war des Gatten letzter Wille, und sie fand die Kraft, ihn auszuführen. Sie entrückte die beiden ältesten Knaben der wechselnden Liebe und Feindseligkeit der Parteien, deren Einfluß selbst schon auf die kindlichen Gemüther sie erkannte, und brachte sie in ein Institut bei Bern in der Schweiz.

Die herrliche Natur übte den alten Zauber an ihr aus; beruhigt und geistig gestärkt, kehrte sie in ihr verwaistes Haus zurück. Um sich alles Grübeln fernzuhalten, um den Geist zu beschäftigen und dadurch den nagenden Seelenschmerz zu übertäuben, begann sie das Studium der englischen Sprache. Wie Alles, was sie ergriff, führte sie auch dieses neue Lernen mit so ausdauerndem Eifer durch, daß sie nach einem halben Jahre die fremde Sprache vollkommen in ihrer Macht hatte. Jetzt wollte sie ein Mädchen-Institut gründen; die Vorverhandlungen waren in vollem Gange, Lehrerinnen engagirt, Schülerinnen von fern und nah schon angemeldet, da ergriff eine schwere Krankheit den ohnehin schwächlichen Körper der schwergeprüften Frau und bannte sie dreiviertel Jahr lang an's Krankenlager.

Unterdessen waren die Vermögensverhältnisse der Familie geordnet. Die opferfreudige Theilnahme des ganzen Volkes hatte der Wittwe, den Waisen seines Märtyrers eine sorgenfreie Zukunft gesichert; so konnte die Mutter mit den zwei jüngsten Kindern in die Schweiz ziehen, um von nun an auch den ältesten Söhnen nahe zu sein.

Dort nun übte sie still und treu, hingebend und aufopfernd das letzte Vermächtniß des Gatten, die Kinder zu erziehen zu braven Menschen. Was sie dort gehalten und gewirkt in nimmer ermüdender Arbeit, mit festem Muth und zärtlich wachendem Auge, das sagen Bücher nicht aus. Welche Worte erschöpften auch die Liebe einer Mutter?

Sie spielte, sie lernte, sie lebte mit ihnen; mit den ungelehrigen ward sie ein schwer lernendes Kind, mit den vorwärtsstrebenden ein eifriger Schüler. Sie that ihnen die Augen auf für die Schönheit der Natur, der Kunst; sie lehrte ihnen früh schon Hochachtung vor jeder freien, selbstständigen Ueberzeugung. So durfte sie die Söhne ohne Bangen in's bunte Leben hinausschicken; die Mutter selbst hatte ihnen die beste Wehr gegen die Verlockungen der Welt gegeben. Und sie kehrten zu ihr zurück, wie der Vater sie gewollt, als brave Menschen.

Im Frühlinge 1864 mußte sie schweren Abschied nehmen von ihrem zweiten Sohne; er ging als Ingenieur nach Amerika. Ein Jahr später kehrte sie in die alte Heimath, nach Leipzig, zurück; der älteste Sohn hatte dort einen eigenen Hausstand gegründet, und in der Stadt, die sie als gebeugte Wittwe verlassen, sah sie das junge Glück ihrer Kinder aufblühen.

Im Jahre 1867 unternahm die siebenundfünfzigjährige Frau die beschwerliche Reise nach Amerika, um dem zweiten Sohne die ihm früh verlobte Braut zuzuführen. Sie blieb beinahe zwei Jahre drüben in der neuen Welt; dort sah sie den geliebten Bruder, die älteste Schwester wieder und lebte sogar mehrere Wochen lang im fernen Urwalde des Westens, wo ein Anhänger ihres Mannes die Colonie Bloomfield gegründet hat.

Körperlich und geistig frisch, glücklich durch das Wiedersehen der theuren Verwandten, angeregt durch all die neuen Eindrücke und Beobachtungen, kehrte sie im Mai 1869 zu ihren Kindern nach Leipzig zurück. Ein Jahr später rief der Krieg ihren jüngsten Sohn in's Feuer. Sie ließ ihn ruhig und ohne Klage ziehen; sie freute sich stolz jedes Sieges der deutschen Waffen; sie jammerte nicht um das Geschick des Sohnes, den sie in blutigen Schlachten wußte, aber als er gesund, kräftig und unverletzt, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, zur Mutter zurückkehrte, da trug sie schon den Todeskeim in der schweräthmenden Brust.

Sie konnte den Verlauf der eignen Krankheit schon im Voraus an dem theuren, einzigen Bruder beobachten, der sie im Herbst 1871 besuchte und von demselben asthmatischen Leiden hart bedrängt war. Er war nach jahrelangem Exile aus Amerika gekommen, in deutscher Erde begraben zu werden; er starb am 30. Januar 1872 im vierundsechszigsten Lebensjahre. Damals glaubte die Schwester nicht, daß sie dasselbe Alter erreichen würde, aber ihre energische, thatkräftige Natur besiegte immer wieder die Schwäche des Alters, der Krankheit. Unermüdlich thätig im Hause, kannte sie für sich weder Schonung noch Rast. Ihre liebste Erholung war Abends ein Spaziergang durch die Wiesen und Wälder auf der Südwestseite der Stadt, und wenn die Kräfte dazu nicht ausreichen wollten, saß sie im Sommer unter den grünen Tannen ihres Gärtchens, versammelte alle Kinder der Nachbarschaft um sich, erzählte und lehrte ihnen.

„Frau Blum ist im Garten," hieß für die junge Schaar so viel wie: „Aber jetzt wird's hübsch."

Das Leben, das ihr so früh das Höchste geraubt, ihr auf der Mittagshöhe so schwere Stürme gebracht, zeigte ihr jetzt, da es Abend ward, nur sein friedliches, mildes Licht. Sie sah die

Söhne als geachtete Männer ihren Kreis ausfüllen und hatte die Tochter sich zur Freundin herangezogen. In den Familien der beiden ältesten Söhne erwuchsen liebe, blühende Enkel und der jüngste Sohn wollte in wenig Tagen die junge Braut heimführen.

Ihre letzte, ihre einzige Sorge war noch, daß sie dieses Freudenfest erleben möge, ihr ängstlich immer wiederholter Wunsch der: es solle, möge kommen was wollte, die Hochzeit am bestimmten Tage gefeiert werden.

Ihr Wunsch ist erfüllt worden, aber sie hat seine Erfüllung nicht mehr erlebt.

Am 13. März fuhr sie noch mit ihrer Tochter im Rosenthale spazieren. Sie war schon sehr schwach, aber die Freude an der Natur, das glückliche Auge, das überall Schönes findet, hatte sie sich bewahrt bis in die letzten Tage. Sie wies auf eine junge Buche, in deren welke Blätter sich der Schnee gehängt hatte: „Da sehe ich doch noch einen blühenden Baum."

Zwei Tage später, Sonntags, am 15. März 1874, Abends um halb sechs Uhr, entschlummerte sie ruhig und sanft dem Leben, an dem sie trotz Geistesgröße und Seelenmuth doch so schwer zu tragen gehabt, und Blumen, Blüthen, die sie so geliebt, überdeckten ihren Sarg.

Wohl mögen Viele ihr nachtrauern, der geistig hochbegabten Frau, der treuen, ausharrenden Freundin, der edlen Gattin des edlen Freiheitshelden, ein Laut, ein Wort, ein Ehrentitel aber ist, der klingt voller als alles Lob, der schlingt fester den nimmer welkenden Kranz der Liebe um ihr Andenken:

Das Wort heißt: Mutter.

Aus unserem papiernen Zeitalter.

Fabrikation von Briefcouverts und Düten. — Die Cartonnagen, Attrapen und Papierlaternen. — Kleider aus Papier. — Papier-Gardinen. — Erzeugnisse des Buntdrucks: Farbenbriefe und Luxusbriefbogen. — Bouquet-Manschetten und Torten-Unterlagen. — Die Herstellung des Papiers und Surrogate für den Stoff desselben.

Ob die Alten, welche von einem goldenen, silbernen und eisernen Zeitalter der Menschheit zu sprechen pflegten, sich wohl etwas von einem „papiernen" hätten träumen lassen? Gas- und Wasserleitungsröhren, die bei nur einem Centimeter Wandstärke fünfzehn Atmosphären Ueberdruck aushalten, Eisenbahnräder, welche sich durch geringe Abnutzung und Elasticität auszeichnen, ganze Wohnhäuser und Kirchen werden aus Papier hergestellt, ja die Japaner tragen sogar aus ihren vorzüglichen Papieren gefertigte Kleider, Taschentücher und Schirme und ihre Papierfächer haben sich, so häßlich sie sonst sein mögen, seit der Wiener Weltausstellung, wo sie rasend gekauft wurden, einen Markt in Europa geschaffen.

Obwohl die Papierwaaren-Fabrikation bei uns verhältnißmäßig neuen Datums ist — abgesehen von der Futteralmacher- und Buchbinderkunst — hat sie doch schon eine nicht geringe Bedeutung im Binnen- wie Exporthandel erlangt.

Der einfachste und nicht unbedeutendste Zweig derselben ist unstreitig die Maschinen-Convertfabrikation, aus England zu uns gelangt, welche ihre deutsche Wiege in Elberfeld gefunden hat. Großartige Etablissements mit Dampfbetrieb und vielen Arbeitern sind dort Jahr aus, Jahr ein beschäftigt, dem Verkehre diese so bequemen Briefhülsen in den verschiedensten Formaten und Papiersorten zu Preisen zu liefern, welche eine Concurrenz der Hausindustrie gänzlich ausschließen. Das linksrheinische, nicht zu entfernte Düren, berühmt durch den Erfolg, mit welchem es die den deutschen Markt früher fast ausschließlich beherrschenden feineren englischen und französischen Briefpapiere zu ersetzen, ja zu übertreffen gewußt hat, liefert die feinen Convertpapiere, während die westphälische blühende Papierfabrikation in Stadtberg, Osnabrück, Hemer ꝛc. sowie belgische Fabriken den überwiegend größern Bedarf in mittleren und billigen Papieren decken, der bei einer Jahresproduction von circa tausend Millionen Stück immerhin ein bedeutender genannt werden kann.

Wie aus früheren Jahrgängen der Gartenlaube ersichtlich, ist die Anpreisung dieses verhältnißmäßig neuen Fabrikationszweiges als sehr ergiebiges Erwerbsmittel von speculativen Köpfen benutzt worden. Wer sich durch solch eine Annonce verführen ließ, seinen Thaler einzusenden, bekam eine sauber gedruckte Anweisung „Converts zu machen", worin wenig genug von der Fabrikation, desto mehr aber von dem voraussichtlichen Nutzen gesprochen wurde.

Die Fabrikationsvortheile beruhen im Wesentlichen auf mit der Handhabung von Papier eingeschulten Leuten und guten, correct arbeitenden Maschinen, welche der Handarbeit wenig zu thun übrig lassen, also das Umbrechen, Kleben, Stempeln und Zählen selbst besorgen. Die Papierstücken müssen in ausgestanztem Zustande der Maschine aufgelegt werden, und kann eine gute Convertmaschine achtundzwanzig- bis dreißigtausend Stück täglich liefern. Begreiflicher Weise sind die Anforderungen, die das vielköpfige Publicum an die Converterzeugung stellt, sehr verschieden, zunächst betreffs der Formate. Es giebt deren, welche groß genug sind, um ein Zwanzigmarkstück gerade zu umhüllen, es giebt aber auch solche von der Größe umfangreicher Actenstücke. Die gebräuchlichsten können natürlich am billigsten hergestellt werden, und gilt dies namentlich von dem gewöhnlichen Postcouvert, welches einen Briefquartbogen einmal quer, zweimal lang gebrochen aufnimmt. Die unverhältnißmäßige Billigkeit dieses Converts wird auf Kosten der Güte durch den Umstand erzielt, daß man die gewöhnlichen Gebrauchssorten fast nur noch mit sparsamem Zuschnitt der Convertklappe in den Handel bringt. Das große Postcouvert, zur Aufnahme eines über's Kreuz gefalteten Quartbriefbogens, unterliegt diesem Uebelstande weniger. Das Damencouvert, für dreimal auf der Langseite gebrochene Octavbriefbogen, wird aus ein- und zweiseitig gefärbtem Briefpapiere vom schönen Geschlechte besonders stark benutzt, während das Kartencouvert, für über's Kreuz gefaltete Octavbriefbogen, sich besonders zu Festeszeiten einer starken Verwendung erfreut. Die Geldcouverts haben, trotz der Concurrenz der Postanweisungen, sich in der Gunst des Publicums erhalten, zunächst als allerdings zu tadelndes Mittel, sich des an Ort und Stelle nicht cassenfähigen Papiergeldes kostenlos zu entledigen, dann aber auch als billigeres Beförderungsmittel für größere Papiergeldsendungen auf kürzere Entfernungen. Die neuen Zweisiegelcouverts mit hochgeschlossenen Seitenlappen, deren oberer Theil zugleich mit der Schlußklappe umgefaltet wird, bieten, obgleich sie nur zwei Siegel tragen, doch größere Beförderungssicherheit, als die frühern Fünfsiegelcouverts.

Durch Einführung der Packetbegleitadressen ist das Couvert als Packetbegleiter dem großen Publicum zwar entbehrlich gemacht worden, allein es hat bei der zahlreichen Beförderung mancher Firmen nunmehr seinen Platz auf der Außenseite der Sendung selbst, zur Aufnahme des Begleitbriefes gefunden. Für letztere Zwecke werden meist starke, gröbere Papiersorten verwendet; für Geldcouverts kommt zuweilen stoffunterklebtes Papier (Papyrolin) zur Anwendung. Die amerikanisch-gelben Couverts, in den billigsten Sorten dem Strohpapier sehr ähnelnd, in den bessern Arten die feinsten Lederfarben mit hohem Glanze zeigend, haben für das correspondirende Publicum den Vortheil, daß, ebenso wie bei blauen Couverts, die Einlage nicht durch das Papier hindurch von Unberufenen gelesen werden kann. Die neuerdings stark, zuerst von Oesterreich aus in Gebrauch gekommenen Hanfcouverts zeichnen sich durch große Festigkeit bei geringem Gewichte aus, ein wesentlicher Vortheil bei überseeischer oder nach Frankreich gerichteter Correspondenz.

Im Gegensatze zur Couvertfabrikation ist die Dütenfabrikation meist Hausindustrie. Die früher und hier und da noch heute übliche Anfertigung durch die Lehrlinge der Colonialwaarenkaufleute in deren wenigen Mußestunden hat jetzt meist vor der Erkenntniß weichen müssen, daß die mit Hülfe der Papierschneidemaschine hergestellten Düten besser und billiger ausfallen und für ein Geringes mehr, gleich mit einer Empfehlungskarte bedruckt werden können.

Mit der riesigen Entwickelung der Maschinenpapierfabrikation in Deutschland (von zwölf Maschinen im Jahre 1840 auf etwa

Der Mürzsteg zum „todten Weibe“.

Nach einer Skizze von Robert Zander in Wien, auf Holz gezeichnet von Richard Püttner in München.

Digitized by Google

dreihundert gegenwärtig), womit die englischen Papiermaschinen an Zahl, wenn auch nicht an Production überflügelt worden sind, ist aber noch eine ganze Reihe von Industrieen entstanden.

Hierher gehört die Papierdecorations- und Cartonnagenindustrie, erstere in Dresden, letztere im sächsischen Erzgebirge (Adler in Buchholz), sowie in Lahr, der Heimath des „hinkenden Boten", zur Hauptblüthe gelangt. Was nur die kühnste Phantasie zu erdenken vermochte, ist hier in Farbe und papierner Gestalt schon verkörpert worden, besonders aber hat sich Karl Wenzel in Dresden nicht nur die Herzen der Kinderwelt durch seine gelungenen Papphelme und Rüstungen, sowie seine prächtigen Christbaumverzierungen und Ostereier alljährlich auf's Neue erobert; er hat auch im Bereiche der Balldecorationen, durch die prächtigsten Orden und Cotillonstouren, zu denen er immer noch Neues hinzuschafft, die ausgebreitete Verwendbarkeit des Papiers auf's Schlagendste nachgewiesen. Wahrhaft großartig hat besonders die Phantasie bei den „närrischen" Kopfbedeckungen gewaltet, und hat zum Aufblühen dieses Industriezweiges namentlich der Leipziger Carneval beigetragen. Es unterscheiden sich diese Kopfbedeckungen von den seidenpapiernen, komischen Einlagen der bekannten Knallhülsen (Knallbonbons mit Kopfbedeckungen, sowie ganzen Anzügen &c.), welche nur als Attrape dienen sollen, durch dazu verwendetes festes Naturpapier in lebhaften Farben, mustergültige Erfindung, reiche Verzierungen und eine über den Augenblick hinausreichende Dauer bei ihrer Benutzung.

Für die Cartonnagenfabrikation Lahrs und anderer Orte, welche den Schachtelbedarf der Apotheken, Parfümeriefabriken und Etikettendruckereien decken, ist die Verwendung des geschliffenen Holzstoffes zur Pappenfabrikation nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben, obgleich die Strohpappe ihres längeren Faserstoffes wegen zu vielen Cartonnagensorten immer noch vorgezogen wird. Die reizendsten Producte dieses Industriezweiges werden aber unstreitig in Wurzen hergestellt. Die Herren Zimmermann und Breiter beschäftigen in ihrem sehr gut geleiteten Etablissement meist Mädchen mit Herstellung der saubersten, zierlichsten Sächelchen (Nippes) aus Papier.

Die so beliebten Attrapen dagegen liefert der Thüringer Wald (Ilmenau) vermittels seiner dort heimischen Papiermachéfabrikation, und mancher biedere Deutsche, der, an den reich ausgeputzten Schaufenstern unserer Großstädte vorüberwandelnd, die ausgestellten Gerichte, Eßwaaren &c. bewundert, läßt es sich nicht träumen, daß diese Schaustücke häufig nur Copieen der wohlschmeckenden Originale sind, welche dem Thüringer Walde ihren Ursprung verdanken. Im Schaufenster verdarb früher so manches, z. B. die Handschuhe, die wohl in den meisten Läden jetzt, aus Papier täuschend nachgemacht, ausliegen, da auch das Leder wie die Eßwaaren höchst empfindlich gegen Licht und Luft ist.

Einen besonders starken Aufschwung erlebte seit 1870 die Papierlaternenfabrikation, stark in Leipzig und Umgegend blühend.

Endlich einmal hatten die Deutschen Ursache, alle vereint zu illuminiren und Lichtfeste in Scene zu setzen, die wahrscheinlich denen unserer darin besser bewanderten italienischen Nachbarn (siehe Gartenlaube 1867) nahe gekommen sind.

Die Papierlaternen, in Ballons-, Zug- und Formlaternen unterschieden, verlangen nicht zu steifes, festes, gutgeleimtes Papier von blendender Weiße als Material. Das Gerippe, beziehentlich Deckel und Boden, wird jetzt meist aus Holzpappe gefertigt; die Farben sind mit Schablone nicht zu dick aufgetragen, um das Licht auch an den farbigen Stellen durchdringen zu lassen. Die japanischen und chinesischen Laternen zeichnen sich vor den deutschen besonders durch die Güte des dazu verwandten Papiers aus, freilich auf Kosten des Preises, da die bezopften Bewohner Ostasiens nicht auf die durch den Export vorgeschriebenen billigen Preise angewiesen sind und in China der Papier- und Laternenverbrauch überhaupt zum religiösen Bedürfnisse gehört.

Bedenkt man, daß in China und Japan die Papierbereitung aus einer in ihrer Wirkung unserer Flachsröste ähnlichen Behandlung aller möglichen Stoffe (nur nicht Lumpen) besteht, deren Fasern, um einer Verkürzung, wie bei unsern Holländern, vorzubeugen, durch hölzerne Stampfen zerquetscht werden, so wird man die Güte des chinesischen Papiers und dessen mannigfache Verwendungsfähigkeit zur Papierwaarenfabrikation, wenn der hohe Preis dem nicht entgegenstände, begreifen. Aus derartigem Papiere gemachte Kleider, wie in China häufig, würden jedoch in Deutschland auf unüberwindliche Hindernisse stoßen, die in Sitte und Klima begründet sind, wie die in Darmstadt erfundenen, den grauen Herrenfilzhüten täuschend ähnlichen Papierhüte bei ihrer versuchten Einführung 1869 bis 1870 dargethan haben. Die ungemeine Leichtigkeit dieser Kopfbedeckung (60 bis 100 Gramm), die Wasserdichtigkeit, welche durch einen Schellacküberzug der wollpapiernen Kopfform, sobald sie dem Holzmodell angepaßt war, erzielt wurde, die vollständig den feinsten Filzhüten gleiche Garnirung der aus Preßspahn (lederartige Pappe) bereiteten Krempe und endlich die ungemeine Billigkeit (circa ein Viertel des Filzhutpreises) konnten nicht das Vorurtheil gegen Papierkleidung in diesem Stücke überwinden. Bessere Erfolge hat die Papierwäsche zu verzeichnen, deren Fabrikation außer in Leipzig (siehe Nr. 23 der Gartenlaube „Ueberwundenes Vorurtheil in einer Bagatellsache") auch in Berlin eine große Rolle spielt, und werden getollte Unterrockbesätze, sowie Ballwesten aus piquéartigem Papiere mit Zeugrücken zum Anknöpfen zunächst den Kampf gegen dieses Vorurtheil zu bestehen haben.

Ein dem japanischen Papier sehr ähnlicher Stoff wird neuerdings in Chilworth (England) aus Halfa oder Espartogras, welches in kolossalen Massen aus Spanien, Algerien und Tunis nach England eingeführt wird, in Verbindung mit allen möglichen pflanzlichen und thierischen Abfällen fabricirt. Der Preis der Halfa bis an Bord der Schiffe ist nicht höher als der des Heues in Deutschland. Die zu Halbzeug vorbereiteten Rohmaterialien werden nach vorgenommenem alkalischem Waschproceß chemisch gebleicht und gleichzeitig in einen Brei verwandelt, welcher durch verschiedene Bottiche mit Rührapparaten hindurch auf die Papiermaschine gelangt. Aus dieser in Form eines dichten Filzes hervorgehend, wird das nun fertige Erzeugniß einer starken Pressung unterworfen, welche dem Papier eine piquéartige Textur verleiht. Dies ist das Material für die neuerdings von A. und C. Kaufmann in Berlin in den Handel gebrachten prachtvollen japanischen Gardinen von Pavy und Pretto, diesen für den großen Consum berechneten Imitationen jener kostbaren orientalischen Stoffe, die, weil sie oft ganze Menschenalter zu ihrer Herstellung fordern, nur den Reichen und Großen zugänglich sind.

Auf gedeckter Grundfarbe erscheinen, der orientalischen Phantasie entsprechend, die herrlichsten Zeichnungen von Vögeln, Blumen und Arabesken in den lebhaftesten Farben und der geschmackvollsten Zusammenstellung. Diese Stoffe machen denselben Eindruck wie die schwersten Gobelins, Damaste und Seidenportièren, ohne der Vergänglichkeit derselben in Folge von Staub und Licht unterworfen zu sein. Auch Muster einfacherer Art, bis zur Nachahmung Elsäßer Kattune herab, werden, natürlich entsprechend billiger, auf's Geschmackvollste hergestellt. Der Faltenwurf ist in Folge der Weichheit und Schmiegsamkeit dieses Papieres dem gewebter Stoffe völlig gleich; statt des umständlichen, kostspieligen Waschens bedarf es nur öfteren Abstäubens, und betragen die Herstellungskosten höchstens ein Zehntel des Preises der Damastgardinen. Die Rückseite der Papiergardinen kann der Vorderseite entsprechend hergestellt werden, besteht aber meist nur aus einem Futter gleichen Stoffes mit hellen Kattundruckmustern.

In das Bereich der Papierwaarenfabrikation gehören auch die mannigfaltigen Erzeugnisse des Buntdrucks, welche wir in Form von Gratulationskarten, ausgeschlagenen Blümchen und Figürchen für Kinder, Pathenbriefen, decorirten Briefbogen und Papeterien jetzt allgemein in den Handel kommen sehen, und welche man insgesammt mit dem Ausdrucke Luxuspapier bezeichnet. Abgesehen von den zahlreichen Lithographen und Druckern, welche die vielen Fabriken dieser Branche, behufs Herstellung der nöthigen Buntdruckbogen (zugleich Decorationsmaterial für Cartonnagenfabriken, sowie verkehrt gedruckt als Abziehbilder zum Malereiersatz dienend) beschäftigen, bedarf die Gratulationskartenfabrikation in Berlin allein einige Tausend Arbeiterinnen. Hervorragende Künstler sind stets mit Lieferung auf's Beste bezahlter Originalarbeiten beschäftigt, und die Fabrikanten überbieten sich beim Beginn jeder Saison (Weihnachtszeit) gegenseitig in überraschenden Neuheiten einfacher und zusammengesetzter Art. Auch der verwöhnteste Geschmack findet hier Befriedigung, da die Mechanik bei Zusammensetzung dieser Karten durch Hebel-

vorrichtungen, Federkraftbenutzung ꝛc. das Ihrige geleistet, um eine überraschende Wirkung hervorzubringen.

Auch in reich ausgestatteter Convertform mit wohlriechender Einlage finden diese Karten ihren Weg in außerdeutsche und überseeische Länder, und durch die mit Krepp und Seide verzierten, ähnlich fabricirten Pathenbriefe haben sich in streng protestantischen Gegenden unter gewissen bunten Heiligenbildern sogar eine wächserne Art derselben eingebürgert. In Folge der hierbei nöthig gewordenen mannigfaltigen Buntdruckreliefs zur Fabrikation dieser Karten haben sich in neuerer Zeit die meisten dieser Fabriken auf massenhafte Herstellung zum Verkauf geeigneter billiger Reliefs geworfen. In der Verbreitung und Beliebtheit derselben bei der Kinderwelt dürfte das beste Gegenmittel gegen die oft zweck- und sinnlose Briefmarkenmanie um so mehr zu finden sein, als auch der Anschauungsunterricht und der Sinn für Formenvollendung und Schönheitsgefühl wesentlich dadurch gefördert werden. Wer zumal die reizenden deutschen Märchen mit Versen in ihrer knappen Form und höchst künstlerischen Ausführung im Verhältniß des kleinen Raumes je gesehen, der wird das obige Urtheil nur unterschreiben können. Daß der Export in diesen Reliefs ein bedeutender ist, ja der bei weitem größte Theil des englischen Weltmarktes in Deutschland gedeckt wird, das beweisen die zahlreichen Auflagen in fremden Sprachen und die leider häufig vorkommende englische Grossistenmarke. Anerkennung in dieser Richtung verdient das renommirte chromolithographische Etablissement von Meißner und Buch in Leipzig, welches trotz bedeutenden Exports sich nie zur Anwendung anderer als seiner eigenen Herstellungsmarke herbeigelassen hat.

Der Verbrauch von Luxusbriefbogen und Papeterien ist seit einigen Jahren durch die in Aufnahme gekommene Papierconfection etwas in den Hintergrund gedrängt worden, welche auf Papier und Couverts dem jeweiligen Bedürfniß entsprechende Initialen, Figuren, Blumen ꝛc. reichverziert, mittels Handprägepresse in beliebig kleinen Auflagen herstellt.

Eine Abzweigung der Luxuspapierfabrikation bildet noch die Fabrikation der Spitzenstreifen, Bouquetmanschetten und Tortenunterlagen, welche meist eigene Fabrikwerkstätten besitzt. Auch hier hat Berlin unstreitig in Bezug auf Größe der Production und Schönheit der Formen den Vorrang, sogar vor dem früher hierin dominirenden Paris. Die mit Bleihämmern entweder streifen- oder tellerförmig ausgeschlagenen, zarten Muster finden ihre Verwendung zunächst zum Decoriren der zu exportirenden Manufactur- und Weißwaaren, besonders aber zum Ausputz von Puppen, Schachteln, Kästchen, Schränken, Blumentöpfen und — Särgen. Der wahrhaft großartige Aufschwung, den seit einigen Jahren die Zierblumencultur durch die üblich gewordenen riesigen Bouquets genommen hat, ist, so sehr letztere Unsitte von ästhetischem Standpunkte aus zu tadeln sein mag, doch von gewaltigem Einflusse auf diese Branche geworden. Es kommen Bouquetmanschetten im Preise bis zu zehn Thalern zur Verwendung, deren Herstellung eine geübte Arbeiterin Tage lang beschäftigt, bei denen das kostbarste Material an Sammt, Krepp, echten Seidenstoffen und echten Spitzen in Verbindung mit künstlichen Blumen nicht gespart wird, und wo das Papier häufig nur das Gerippe bildet. Der große Consum hält sich jedoch an die sauberen Bogendüten von Spitzenpapier, welche allen Anforderungen des guten Geschmacks entgegenkommen, indem sie zu einem mäßigen Preis eine höchst anmuthige Umhüllung der Blumenspende darbieten. Die dafür angewendeten Muster bestehen entweder aus Blattwerk oder aus Spitzennachahmung. Der Buntdruck ist gleichfalls zur Decorirung dieser Spitzen thätig gewesen, ohne, mit Ausnahme der zu Gedenkhochzeiten verwendbaren Blattmetallverzierung, irgend welche nennenswerthe Resultate erzielt zu haben. Ein ähnliches Fabrikationsverfahren wird zur Herstellung von Goldborden und papierenen Sargverzierungen, welche letzteren die zinnernen fast allgemein verdrängt haben, sowie von Lampenschirmen, Lampenschleiern und Patentpapierbuchstaben (zur Anfertigung von Firmen und Schildern) angewendet.

Begreiflicherweise sind bei dieser Ausdehnung der Papierwaarenfabrikation der vermehrte Papierverbrauch und die dadurch hervorgerufene Preissteigerung der verwendbaren Rohmaterialien vom höchsten Einflusse auf alle Schreib- und Druckpapier verbrauchenden Unternehmungen. Da die Zunahme der allgemeinen Volksbildung offenbar von der billigen Herstellbarkeit letzterer Papiersorten abhängig ist, so hat sich von jeher die technische Wissenschaft mit der Aufsuchung billiger, leicht zu beschaffender Faserstoffe beschäftigt. Natürlich war von vornherein von der Benutzung spinnfähiger Faserstoffe wegen deren lohnenderer Verwendung zu Geweben aller Art abzusehen, umsomehr, da deren unbedingt erforderliche Eigenschaft, die Kräuselungsfähigkeit der Fasern, nicht zum Erforderniß der Papierbereitung gehört. Letztere verlangt nur eine Verfilzungsfähigkeit der Fasern, am besten so, daß die Fasern, mikroskopisch betrachtet, an den Enden spitz zulaufen. Wenn nun auch durch die heutzutage so billigen Transportwege besonders geeignete Faserstoffe (wie oben die Halfa) zum Zwecke der Papierbereitung unschwer zu importiren sind, so wird sich doch im Allgemeinen die Nothwendigkeit für billige Papierbereitung herausstellen, die jedem Klima entsprechenden billigen Faserstoffe an Ort und Stelle aufzufinden, respective zu erzeugen.

Die von den Alten benutzten Palmenblätter, auf denen nach Virgil das Buch der cumanischen Sibylle geschrieben war, ferner die innere, Liber genannte, leicht ablösbare, zum Gebrauch mit einem Mehlüberzug zu versehende Rinde der am Ausflusse des Nil und Euphrat massenhaft wachsenden Papyrusstaude, sowie der Pappeln, Eschen, Ulmen und Linden, letztere nach Quintus Septimius zur ältesten Niederschrift der Iliade benutzt, waren bereits zu Augustus Zeiten durch eine Papiersorte (empirotica), welche aus Lumpen gemacht wurde, vermehrt; es wurden in der Folge, nachdem sich dieses ursprünglich schlechteste Papier durch die Erfindung der nassen Stampfmühlen etwas vervollkommnet hatte, alle erstgenannten Materialien, insoweit nicht Pergament zur Anwendung kam, durch das Lumpenpapier ersetzt.

Infolge Einführung des Holländers, eines drehbaren Messers zum Zermalmen der Lumpen, mußte auch das Pergament dem nunmehr allen Anforderungen entsprechenden Papiere weichen. Nachdem jedoch die Lumpen immer mehr im Verhältnisse des Verbrauchs zu mangeln anfingen, war man gezwungen, auf die Materialien der Alten zurückzugehen und Blätter- sowie Holzfasern für die Fasergewinnung heranzuziehen. So bereitet man in Italien aus von Seidenraupen abgefressenen Maulbeerbaumzweigen seit neuerer Zeit ein sehr festes und feines Cigarettenpapier. In Deutschland war durch die von Völter vor einem Jahrzehnt erfundene Holzschleifmaschine, welche allerdings im Verhältnisse der Leistung einen beträchtlichen Kraftaufwand erfordert (drei und eine halbe Pferdekraft produciren täglich nur einen Centner Holzstoff), der Weg zur billigen Faserstoffbereitung gefunden. Leider unterliegt die geschliffene Holzfaser sehr der Veränderung durch Luft und Licht, welche bei starkem Holzstoffgehalte des Papiers nach einiger Zeit zum Braunwerden, ja zum gänzlichen Zerfallen des weißesten Papiers führen kann. Dieser Uebelstand, der von der Verwendung von stark holzstoffhaltigem Papiere für andere als Tagesliteratur absehen läßt, rührt wahrscheinlich von der Entwickelung von Holzsäure bei der auf mechanischem Wege gewonnenen Faser her. Bessere Resultate hat die Chemie in der Fasergewinnung sowohl aus Holz wie aus Stroh erzielt. Letzteres war bisher überhaupt schon vielseitig zu groben Packpapieren verwendet worden und der Export darin nicht unbedeutend gewesen; der bedeutende Kieselsäuregehalt, welcher derartige Papiere hart und brüchig machte, ist, Dank der Chemie, nunmehr mit Vortheil dazu zu verwenden, den beispielsweise bei Schreibpapieren nöthigen, durch Talk- und Infusorienerde (Paperclay) erzielten Angriff des Papiers gleich durch das Fasermaterial selbst mit zu erlangen.

Dieses chemische Verfahren nach Sinclair, Ungerer, Lee u. A. besteht im Wesentlichen in der Anwendung von Dampfdruck auf die der Einwirkung einer starken Lauge ausgesetzten Holzspähne, Strohhäcksel oder sonstigen Fasermaterialien, worauf ein chemischer Bleichproceß mit der erlangten Cellulose vorgenommen wird. Andere basiren ihr Verfahren auf die Eigenschaft der Kohlenwasserstoffverbindungen (z. B. Benzin), den Faserstoffen ihr Gummi und Harz unter hoher Temperatur und starkem Drucke zu entziehen, während z. B. Keegan, erst nachdem er die Laugenflüssigkeit auf kaltem Wege durch Wassersäulendruck in die Faserbündel getrieben, das so getränkte Holz einer großen Hitze aussetzt und dann durch Waschen die Harze ꝛc. entfernt. Den feinsten, sehr weichen und am meisten begehrten Faserstoff ergab bis jetzt das Sinclair'sche Verfahren (von Firmin Didot in Paris

mit sieben Maschinen angewendet). Unter dem Mikroskope zeigten derartige ziemlich lange Fasern eine bandartige, innerhalb der Bandränder häufig unterbrochene Structur, wahrscheinlich die Folge der diesem Verfahren eigenthümlichen starken Laugen- und Chloranwendung. Die Wissenschaft hat jedoch ihre Versuche hierüber noch nicht abgeschlossen, während die Praxis der Papierfabrikanten durch Zusammensetzung ihres Büttenmaterials aus verschiedenartigen und verschieden zubereiteten Faserstoffen unter Zusatz von Lumpen den für jetzt richtigsten Weg eingeschlagen hat.

Schließlich bleibt noch die Verwendung der chemisch erzeugten Cellulose zu Ivorittafeln als Ersatz der zerbrechlichen beim Schreiben kreischenden Schiefertafeln, zu Billardbällen, Messerschalen und Elfenbeingriffen, zu Wurstdärmen ohne Naht, zu künstlichem Pergament und zu wasserdichten, sehr tragfähigen Booten zu erwähnen. Die Eigenschaft des Papiers, sich unter Einwirkung von Kupferoxyd-Ammoniak und anderen Säuren in eine hornartige Substanz zu verwandeln, ermöglicht die Verwendung zu so auseinander liegenden Zwecken. **Apianus.**

Blätter und Blüthen.

Der Mürzsteg zum todten Weibe. (Mit Abbildung, S. 731.) Zwei Eisenbahnfahrstunden südlich von Wien, dort, wo die norische Alpe den mächtigen Gebirgsstock des Semmering und Sonnenwendsteins gegen die niederösterreichisch-ungarische Ebene vorschickt, läuft dem Kamme des Gebirges entlang die Grenze der grünen Steiermark. — Gewiß verdiente dieses deutscheste aller Alpenländer einen ebenso großen Touristenbesuch, wie ihn die Schweiz, Tirol oder die baierischen Hochgebirge genießen. Bewohnt von einem der biedersten germanischen Stämme, bietet Steiermark in seinen Hochgebirgsformationen dem Naturfreunde eine Fülle von Naturschönheiten. Unübertroffen von allen europäischen Bergländern steht es durch die Ueppigkeit seiner Vegetation da. Hier giebt es noch zahlreiche Thäler, in denen der Schöpfer der Tuberculose, der Staub, zu den unbekannten Dingen zählt; hier finden sich noch die Stätten einer frisch wuchernden unverkümmerten Pflanzenwelt. Am eindringlichsten tritt dem Beobachter diese Erscheinung der Naturwüchsigkeit entgegen, wenn er, die Strecke der Semmering-Bergbahn hinter sich, die freundliche Ebene Niederösterreichs betritt. Gleich dem Reisenden, welcher Italiens farbenreichen Boden verläßt, um nach dem Norden zurückzukehren, scheinen ihm Felder, Wiesen und Bäume, Wässer und Gesteine, wie grau in grau gemalt zu sein. — Wir verlassen in der zweiten, auf steierischem Boden gelegenen Südbahnstation Mürzzuschlag den Eisenweg, der am directesten nach Italiens Gefilden führt, und befinden uns in einem von steilen bewaldeten Bergwänden begrenzten Hochgebirgsthale, in dessen Mitte die muntere klare Mürz rauscht, umgeben von herrlichen landschaftlichen Details.

Eine dreistündige Wanderung, dem frischen Gebirgsfluß entgegen, durch eines der anmuthigsten Alpenthäler, führt uns zur Cyklopenstätte Neuberg. Die Schnee- und Raa-Alpe mit der Donnerwand zur Rechten, den Königskogel zur Linken, sehen wir diese Hochgebirgslandschaft einen wildzerrissenen, aber erhabenen Charakter annehmen. Dieser Theil Steiermarks birgt den bedeutendsten Gemsenstand, weshalb sich die Neuberg-Mariazeller Gewerkschaft veranlaßt fand, die Jagdbarkeit dem Kaiser von Oesterreich zu verehren. Die alljährlich stattfindenden Jagden sind äußerst ergiebig, fordern leider aber auch bei der Waghalsigkeit, mit welcher sie auf den zerklüfteten Terrains betrieben werden müssen, oft Menschenleben als Opfer. Im letztvergangenen Herbste erst wurde ein Hochwildtreiber durch abstürzende Steine in den Abgrund geschleudert und dort zerschellt und todt aufgefunden. Wir gelangen nach Mürzsteg, dessen Alpenscenerie an die schönsten Theile des Berner Oberlandes erinnert. Das Thal verengert sich hier zu einer schmalen Schlucht. Von den senkrecht tausende von Fuß jäh abstürzenden Felsenwänden ist nur so viel Raum gelassen, um dem Wasser der über die Steinblöcke brausenden Mürz Durchlaß zu gewähren. Hier nimmt der von den Touristen gefeierte Steg über dem tosenden Flusse seinen Anfang; er windet sich stundenlang in der Dämmerung der Thalschlucht hin und endet am heitern Wiesenthale der Wildalpen „in der Freyen“. Indem wir den Steg beschreiten, rauschen die Bergwässer uns machtvoll entgegen; eine prachtvolle Wildniß umgiebt uns. Die krystallklare smaragdfarbene Fluth will sich hier über die entgegengethürmten Hindernisse, in schneeweiße Atome aufgelöst, hinwegstürzen, während sie dort, durch irgend eine unterirdische Hemmung gestaut, scheinbar regungslos stagnirt und inmitten ihrer metallisch glitzernden grünen Färbung selbst den kleinsten Kiesel auf ihrem Grunde erkennen läßt.

Spalten, Klüfte und Höhlen durchsetzen, die abenteuerlichsten Formen bildend, das geborstene Kalkgestein, während die vereinzelten Bewohner dieser unzugänglichen Verstecke, eine Fledermaus oder Eule, in der Dämmerung schüchtern an der Felswand hinflattern. Der Mangel an eindringendem Sonnenlichte begünstigt die vom Flusse aufsteigende Feuchtigkeit; Moose und Farnkräuter wuchern deshalb dem Stege entlang in seltener Pracht. Auf tausendfachen Pfählen und Aesten, die in die Felswand eingelassen sind, und in so kurzen Krümmungen, daß der Pfad jeden Moment sein Ende erreicht zu haben scheint, läuft der Mürzsteg über zahllose Cascaden zum „todten Weib“.

Wir sind nur noch eine kleine Stunde südwestlich von der „Freyen“ entfernt. In einer Höhe von ungefähr zwanzig Klaftern oberhalb unseres Weges stürzt ein starker Gebirgsbach, einen Wasserfall bildend, aus einer Höhle hervor. Die Sage leitet den Namen „das todte Weib“ von einer Bäuerin her, welche hier erfroren gefunden wurde. Die enge Schlucht, die vielfach gewundenen Treppenstege, die obenstehende uralte Einsiedelei, die Kreuze unter den Bäumen, der üppig grünende mit Alpenblumen durchwirkte Rasen, Alles dies vereinigt sich hier zu dem reizendsten Bilde.

Hoch droben, über dem „todten Weibe“, auf einem zerborstenen Abhange der Schnee-Alpe, entdeckte man einst beim Fällen eines Baumes eine tiefe brunnenartige Kluft, die, weit hinabreichend, in einer unermeßlichen Höhle endet und die sich in gerader Richtung zu dem tief unter ihr liegenden Wasserfalle des „todten Weibes“ abstürzt.

Endlich erweitert sich der Weg. Wir genießen das Tageslicht wieder ungeschmälert; die zackigen Kalkwände treten mehr zurück, und sanftbewaldete Bergesabhänge erfreuen das Auge. Wir kommen in jenes wunderbare Waldthal, auf dessen sammetgrünen, von klaren Forellenbächen durchzogenen Wiesen die „stille Mürz“ und die „kalte Mürz“ ihre Vermählung feiern, um mit vereinten Kräften der Schlucht des Mürzsteges zuzuströmen.

Des Menschen Dasein in dieser Gegend datirt erst seit Anfang dieses Jahrhunderts. Um den Eisenwerken des benachbarten so berühmten Gnaden- und Wallfahrtsortes Maria-Zell vermehrten Brennstoff zuzuführen, siedelten sich Holzknechte mit ihren Hütten, welche malerisch zerstreut im Thale und auf den Höhen liegen, hier an. Jetzt hat die Cultur die Urwüchsigkeit auch in dieser Gegend verdrängt.

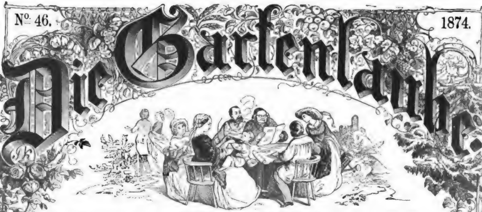
Die Schlachtmaske. Bekanntlich bestehen, besonders von Seite der Gegner aller Thierquälerei, gegen die jetzt noch allgemein übliche Art, das Rindvieh zu schlachten, mancherlei Bedenken. Selten gelingt es selbst dem geübtesten Metzger, einen Ochsen auf einen Beilhieb zu tödten, ja oft kommt es vor, wenn nicht gerade die richtige Stelle auf den ersten Hieb getroffen worden ist, daß eine Anzahl von Hieben gegen den armen Vierfüßler gerichtet werden müssen, da einerseits die Aufregung des Metzgers die Sicherheit in Führung des Schlachtbeiles beeinträchtigt, andererseits die Unruhe des Thieres ein genaues Treffen erschwert. Wie oft haben schon in dieser Weise gemarterte Thiere sich losgerissen und Unheil angerichtet! Es muß daher als ein wahrhafter Fortschritt auf dem Wege der Humanität entschieden diejenige Schlachtmethode bezeichnet werden, welche neuerlich in verschiedenen Städten durch den sogenannten Bruneau'schen Apparat in Anwendung kommt und welche volle Berechtigung hat, von den Behörden den Metzgern als ausschließlich erlaubte Schlachtart durch das Gesetz vorgeschrieben zu werden. Die Tödtung mit Hülfe dieses ebenso einfachen wie sicheren Apparates besteht in Folgendem: Dem Thiere wird eine Lederkappe über den Kopf gezogen, an welcher der Tödtungsapparat, ein sehr scharfer und starker Stift von Stahl, angebracht ist. Dieser Stift wird nun durch einen Schlag mit einem hölzernen Schlägel derart durch die Stirnwand in's Gehirn eingetrieben, daß der Tod des Thieres augenblicklich erfolgt. So außerordentlich rasch und ohne jede unnütze Qual wird auf diese Weise das Schlachten der Thiere ermöglicht, daß kaum eine einfachere und mildere Art gedacht werden kann. Die Mittheilungen, welche verschiedene Blätter — namentlich Frankfurter, woselbst der Thierschutzverein bereits bei der Behörde gebeten hat, daß diese Schlachtart für die Metzger obligatorisch gemacht werde — gebracht haben, veranlaßten den Nürnberger Industriellen Georg Leykauf (Besitzer der Dampfschleiferei und Messerwaarenfabrik), einen solchen Schlachtapparat anzufertigen und mit demselben Versuche im Schlachthaus zu Nürnberg anstellen zu lassen. In dreißig bis vierzig Secunden war die Maske umgeschnallt und mit einem einzigen Schlage das Thier gefällt, ohne daß es sich weiter regte. Die Besichtigung des Gehirns ergab, daß dasselbe, das bei der bisher gebräuchlichen Methode ganz mit Blut unterlaufen, zerschlagen und mit Knochensplittern vermengt war, hier vollständig rein und weiß erhalten blieb und selbst keine Spuren des Eindringens des Hohlstiftes in die weiche Masse zurückließ. Fassen wir die Vortheile der Schlachtmaske (von dem französischen Erfinder „Bouterole“ genannt) zusammen, so ergiebt sich, daß ihre Anwendung neben der Erfüllung des ersten Zweckes, die Dauer der Leiden des Schlachtviehes möglichst zu verringern, auch noch den Vortheil gewährt, daß das Fleisch und die inneren Theile des Thieres in besserem Zustande überliefert werden, als früher und das Gehirn vollständig weiß erhalten bleibt. Auch erfordert sie bei vollständigster Sicherheit geringere Kraftanstrengung als das Schlachten mit dem Beil. Wir können darum ebenfalls die Alleinherrschaft derselben allenthalben nur wünschen und deren Einführung vor Allem nicht dringend genug dem Gewerke selbst empfehlen, ehe Publicum und Obrigkeit dasselbe dazu zwingt.

Aus Ober-Ammergau geht uns folgende „Berichtigung“ zu: Die Gemeinde Ober-Ammergau ersucht mich einen Fehler zu berichtigen, der sich in dem Artikel der Gartenlaube über Brixlegg und das dortige Passionsspiel vorfindet. Der Verfasser behauptet, die Ammergauer hätten Text und Musik ihrer Passion nach Brixlegg für dreihundert Gulden verkauft. Was den Text anlangt, so ist derselbe gedruckt zu haben, ein Verkauf also unnöthig. Die Musik ist den Ammergauern um keinen Preis feil. Die größten Anerbietungen sind ihnen gemacht worden, wenn sie nur eine Arie drucken lassen wollten — sie haben dieselben zurückgewiesen, weil sie überhaupt nicht des Gewinnes halber, sondern um ihr Gelübde zu erfüllen, spielen. Die Brixlegger Musik ist eine total verschiedene; man kennt den Componisten nicht, vermuthet aber, sie stamme aus Altenau in Baiern. Die hiesige Passionsmusik ist im Jahre 1815 von dem genialen Lehrer Dedler componirt worden, der 1822 starb. Damals sangen Knaben die Sopranpartien in der Passion. Wenn die Ammergauer sich entschlössen, ihre Musik herauszugeben, so würden sie ohne Zweifel einen großen pecuniären Vortheil erlangen — aber, wie gesagt, sie thun es nicht und werden es nicht thun. Ammergauer sind Verfasser des Textes, der Musik, Mitspieler — die hiesige Passion ist durchaus originell. In Brixlegg besteht der musikalisch mitwirkende Theil aus Innsbruckern. — So viel zur Steuer der Wahrheit.

Georg Baron Dyherrn

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

No. 46. 1874.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Papieren eines Wohlbekannten.

„Fünfzig Jahre heute! … Der Maitag begann damals so sommerlich warm wie heute … und welche entsetzliche, welche grausige Nacht folgte ihm!“

So sprach am ersten Sonntags-Maimorgen des Jahres 1863 ein Mann in grünem Jagdrocke halblaut vor sich hin. Schneeweiß war sein kurzgestutzter Schnurrbart, und schneeweiß quoll ihm das Haupthaar unter der grünen Mütze hervor. Die tiefen Furchen, welche über seine Stirn und über seine gebräunten Wangen liefen, waren — das erkannte ein geübtes Auge sofort — nicht blos Spuren der Jahre, die über ihm hingegangen, sondern mehr noch Eindrücke der Sorgen und Leiden, die ihn heimgesucht zu haben schienen.

Er saß allein auf einer Bank im Morgensonnenscheine vor einem Forst- und Jagdhause, das, keine tausend Schritte von den letzten Häusern eines in Obstbäumen versteckten Dorfes entfernt, dicht am östlichen Ende eines Waldes stand, der im freundlichen Elsterthale nach Norden, Westen und Süden weithin sich erstreckte, während vor demselben, nach Osten, das kleine Dorf nach einer großen Fläche fruchtbarer Felder hin an einem niedrigen Hange hinanstieg.

Als er die oben angeführten Worte gesprochen hatte, saß der Mann lange schweigend mit tiefgesenktem Haupte da, bis im nahen Dorfe die Kirchenglocken erklangen, um zu dem Frühgottesdienste zu rufen. Alle, die jemals an einem stillen Frühlingsmorgen im Freien Glockentöne vernommen, haben gewiß selbst empfunden, mit welch eigenthümlicher geheimnißvoller Macht sie das Menschenherz ergreifen. Auch auf den alten Förster übten die Morgenglockenklänge ihre tiefe Wirkung. Er nahm langsam die kurze Tabakspfeife aus dem Munde, dann ebenso langsam die grüne Mütze von dem weißen Haupte und faltete die Hände, während tiefandächtige Rührung in seinen Zügen sich ausprägte.

„Die Glocken rufen zur Kirche,“ sagte er leise. „Mich erinnert ihre Stimme immerdar, heute ergreifender als jemals, an den Dank, den ich dem lieben Gott vor fünfzig Jahren schuldig geworden bin.“

Er blickte aufwärts zum Himmel und fuhr dann fort:

„Herr, mein Gott, ich danke Dir. Ein halbes Jahrhundert hast Du mich schützend behütet. Sie ließest Du Ruhe und Frieden finden im Grabe, und die Erde hat das Geheimniß, das furchtbare, getreulich bewahrt.“

Er schwieg von Neuem, und als die Glockentöne verhallt waren, setzte er die Mütze wieder auf.

Alles war still, feierlich still um ihn her. Der alte Jagdhund, der zu den Füßen seines alten Herrn lag, schlief. Hinter dem Hause nur, in dem dicht angrenzenden Walde, ließ ein Vogel seinen schmelzenden Gesang erschallen.

Der Alte zündete seine Pfeife wieder an.

Eine Viertelstunde war vergangen; da kam ein anderer Mann, mit der Büchse auf der Schulter, um die Ecke des Hauses vom Walde her und sagte, sobald er den Alten bemerkte:

„Wir haben doch viel Windfall, Vater. Der Gewittersturm gestern hat ärger gehauset, als wir dachten. Auch unsere einzige Tanne drüben hat er entwurzelt.“

„Die Tanne?“ fragte der alte Förster seltsam bewegt. „Die Tanne?!“ wiederholte er, während er aufstand. „Die Tanne?“ fragte er zum dritten Male und zwar in einem Tone, der nicht blos Bedauern über den Fall des Baumes, sondern eine gewisse Aengstlichkeit zu verrathen schien.

Er nahm auch die Pfeife wieder aus dem Munde und steckte sie in die Tasche, was er immer that, wenn ihn irgend etwas ungewöhnlich ergriff.

Der Sohn sah verwundert und fragend den Vater an.

„Vor fünfzig Jahren, heute vor fünfzig Jahren,“ fuhr der Alte fort, „habe ich die Tanne, damals nur ein Stämmchen, eigenhändig gepflanzt, in schwerer Zeit, in der Nacht, in der entsetzlichsten Nacht meines Lebens.“

„Davon hast Du noch nie gesprochen,“ antwortete der Sohn.

„Um keinen Preis hätte ich jemals davon sprechen mögen. Ich vermied sogar, so viel wie möglich, selbst die Nähe des Baumes und seinen Anblick, weil er mich an Furchtbares erinnerte. Jetzt muß ich zu ihm gehen.“

Der Sohn trat in's Haus, der Alte aber wendete sich zum Gehen. Sobald er einen Schritt gethan hatte, stand auch der alte Jagdhund auf, schüttelte und dehnte sich und schickte sich an, seinen Herrn zu begleiten. Ehe beide um die Ecke des Hauses, nach dem Walde zu, gekommen waren, sprangen zwei Kinder, ein Knabe und ein jüngeres Mädchen, aus der Thür und eilten dem Alten nach.

„Großvater!“ rief der Knabe. „Laß' uns mitgehen in den Wald!“

Der Alte antwortete nicht, aber die Kinder liefen voraus. Als sie eine kleine Strecke weit in den Wald hineingegangen waren, rief der Knabe, der weit voraus war, zurück:

„Die Tanne steht nicht mehr.“

Der Alte antwortete nicht, aber er beschleunigte unwillkürlich seine Schritte.

Digitized by Google

„Sie ist umgestürzt," fuhr der Knabe fort. „Ich sehe sie liegen. Sie streckt die Wurzeln empor."

Bald gelangten sie an die Stelle, wo der stolze Baum gestanden, der in seinem Falle mehrere Büsche und kleine Bäume beschädigt, zum Theil schlimm zerschlagen hatte, wie unter den Menschen ein Großer, Hochgestellter bei seinem Sturze meist mehrere Kleine in seiner Nähe mit in das Verderben reißt. Der Boden, in welchem die Wurzeln der Tanne breit und tief sich erstreckt hatten, war aufgerissen, so daß sich eine Art seichter Grube gebildet hatte.

Der alte Förster trat bewegt an den Rand dieser Grube, die wie ein hastig aufgerissenes Grab aussah, und blickte mit leichtem Schauer hinein. Die Kinder sprangen in die Grube, traten an den gefallenen Baum, kletterten auf den glatten Stamm und zerrten an den umherstarrenden Wurzeln. Der Alte blickte noch immer schweigend in die Grube, als sehe er etwas darin.

„Großvater!" rief plötzlich der Knabe, der von Neuem in die Grube gesprungen war und sich in derselben gebückt und etwas aufgehoben hatte. „Großvater, ein Degen!"

Der Alte zuckte zusammen.

„Ein Degen?" antwortete er. „Ein Stück alten Eisens wird es sein. Greife es nicht an; Junge! Laß es liegen! Es ist eine schwere Sünde aus einem Grabe etwas zu nehmen, und die Grube da ist das Grab der Tanne."

„Es sieht doch aus wie ein Degen," entgegnete der Knabe, indem er scheu das Eisenstück fallen ließ, das er in der Hand hielt. — Das Mädchen hatte unterdeß still an den Wurzeln des gefallenen Baumes gespielt und sich damit beschäftigt, mit den kleinen Fingern die Erde zu entfernen, die hier und da noch an denselben hing.

„Sieh, Großvater, was ich habe!" rief sie nach einiger Zeit, indem sie auf etwas an einer Wurzel wies.

Der Alte war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt und achtete nicht auf die Worte des Kindes, der Knabe aber trat alsbald neugierig zu der kleinen Schwester, um zu sehen, was sie dem Großvater zeigen wollte. Beide beschäftigten sich dann eine Zeitlang eifrig mit dem Gegenstande, der ihre Aufmerksamkeit fesselte. Der Knabe nahm sogar ein kleines Messer, das er in der Tasche trug, zu Hülfe. Er schabte und kratzte mit demselben an einer Stelle der Wurzel, die das Mädchen zuerst bezeichnet hatte. Nach einiger Zeit rief er in freudiger Verwunderung:

„Ein Ring! Großvater, komm her! An der Wurzel da hängt ein Ring, ein Ring mit einem Steine, wie ihn der Herr am Finger hat."

Der Alte trat raschen Schrittes zu den Kindern, um das Wunder selbst zu betrachten.

„Nun ja," sagte er, „es sieht beinahe aus wie ein Ring, es ist aber keiner. Wie sollte ein Ring an die Wurzel da kommen?"

„Es ist ein Ring, Großvater," entgegnete der Knabe überzeugt, „ein goldener. Er glänzt da, wo ich ihn mit dem Messer geritzt habe."

„Zu Hause wollen wir das Ding genauer untersuchen," entgegnete der Alte, der hastig ein starkes Einschlagemesser aus der Tasche nahm und anfing, die Wurzel, an welcher sich der Ring befinden sollte, zu durchschneiden. Eben als er die fingerdicke Wurzel über und unter dem angeblichen Ringe durchschnitten hatte, erklangen im Dorfe zum zweiten Male die Glockentöne.

„Kommt, Kinder!" sprach alsbald der Förster, vielleicht nur um die Aufmerksamkeit der Kleinen von ihrem Funde abzulenken; „heute darf Niemand von uns in der Kirche fehlen."

Als sie Alle nach Hause zurückgekommen waren, schloß der Alte das Gefundene geheimnißvoll in ein Wandschränkchen, und als die Kinder ihrem Vater von dem Ringe erzählen wollten, den sie gefunden, fiel der Alte erklärend ein:

„Es ist nichts, nur eine wunderlich gestaltete Wurzel, wie man sie ja gar oft findet."

Und er trieb die Kinder an, sich zum Kirchgange bereit zu machen.

Sie gingen auch bald, aber kaum hatten sie sich aus dem Hause entfernt, so verließ der Alte in seiner Unruhe das Zimmer ebenfalls wieder. Er nahm Spaten und Schaufel und kehrte, ohne Jemandem zu sagen, was er beginnen wollte, zu der gefallenen Tanne zurück. Er ging mit ungewöhnlich raschen Schritten und sprach dabei leise vor sich hin:

„Es ist ein Degenstück, was der Junge sah, und es ist ein Ring, was das Mädchen fand. Wunderbar! Selbst das, was der Mensch tief in der Erde birgt, kommt einmal zu Tage. Die Wurzeln der Bäume sogar läßt Gott zu Händen werden, damit sie aus dem Schooße der Erde Verborgenes hervor an das Tageslicht fördern."

Er ging eine kurze Zeitlang schweigend weiter, dann fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Ein Ring ist es.... Vielleicht sein Ring.... Wie ist er an die Wurzel gekommen?... Ich kann die Grube nicht so offen liegen lassen.... Fremde könnten daher kommen... fremde Augen könnten darin noch Anderes finden."

Er beschleunigte unwillkürlich seine Schritte noch mehr und sobald er die Stätte erreicht hatte, wo der gefallene Baum lag, begann er emsig und eifrig die Grube auszufüllen und zu ebnen. Er grub und schaufelte so hastig, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann.

Als er in ängstlicher Aufregung die Arbeit beendet hatte, setzte er sich matt und ermüdet auf den Baumstamm und senkte das weiße Haupt. „Warum die Angst noch immer?" sprach er vor sich hin. „Es war ja nur ein Unglück, ein unseliges. Wir Alle sind Schuldner; auch sie. Es war nur seine Schuld.... Aber wie ist der Ring an die Wurzel gekommen?"

„Er sann und grübelte, um das Räthsel sich selbst zu erklären. Nach einiger Zeit endlich murmelte er:

„Ja, ja! Nur so kann es gekommen sein.... Der Finger, an dem sich der Ring befand, zerfiel in Staub und der Ring lag dann frei in der Erde. Die Tanne, die ich an der Stelle gepflanzt, trieb ihre Wurzeln tiefer und tiefer in den Boden; eine Faser kam alsdann zufällig in die runde Höhlung des Ringes. Die anfangs dünne Faser wuchs und wuchs, wurde langsam stärker und dicker und endlich so dick, daß sie den Ring ganz ausfüllte und der selber zuletzt ganz fest in ihr saß. Als dann der Sturm kam und den Baum fällte, riß er im Falle die Wurzeln mit heraus, auch jene, welche den Ring an sich trug.... Eine Fügung Gottes war es, daß das Kind im Spiele die verrätherische Wurzel fand. Ja, wunderbar sind Gottes Wege."

Wieder saß er eine Zeitlang schweigend da und in den Zügen seines Gesichtes konnte man deutlich erkennen, welch schmerzlich-traurige Gedanken ihn beschäftigten. Erst als zum dritten Male Glockengeläute von dem Dorfkirchthurme her durch den stillen Morgen bis zu ihm in den Wald hinüberklang, stand er rasch auf, als würde er plötzlich geweckt. Ehe er sich aber von der Stelle entfernte, nahm er nochmals seine Mütze ab, faltete die Hände und betete still. Darauf überblickte er noch einmal musternd die Stätte, an welcher die Tanne gestanden und die er sorgsam geebnet hatte. Dann erst trat er, einigermaßen beruhigt, seinen Rückweg nach Hause an, um ebenfalls in die Kirche zu gehen, denn um keinen Preis würde er an diesem Tage den Gottesdienst versäumt haben. —

Nachmittags saßen Vater und Sohn im Zimmer beisammen.

„Vater, Du erwähntest heute früh," sagte der Sohn, „daß Du die Tanne, die vom Sturme niedergeworfen worden ist, in der schrecklichsten Nacht Deines Lebens gepflanzt hättest. Hängt es mit den traurigen Vorgängen vor fünfzig Jahren zusammen, von welchen der Pfarrer heute in der Kirche so ergreifend sprach? Warum hast Du mir niemals Mittheilungen darüber gemacht?"

„Oftmals," antwortete der Alte nach einem tiefen Seufzer, „habe ich mir vorgenommen, Dir Einiges und, wenn ich es vermöchte, alles hierauf Bezügliche zu erzählen, aber nie konnte ich es über mich gewinnen. Immer war es mir, als verschließe eine geheimnißvolle Macht mir den Mund. Jetzt endlich, da wir den fünfzigsten Jahrestag mit einem feierlichen Dankgottesdienste begangen haben, jetzt, da durch Gottes Schickung der Schleier von dem Geheimnisse wunderbar gehoben worden ist, will und kann ich nicht länger schweigen. Ich stehe ja auch am Rande des Grabes, und es ist mir nur noch kurze Frist gegeben; auch andere Gründe noch machen es mir zur Pflicht, Dir unsere Vergangenheit zu enthüllen, die Dir fast ganz unbekannt geblieben ist. Du wirst Dinge erfahren, von denen Du keine Ahnung hast. Merke also wohl auf! Freudiges ist es nicht, was ich Dir zu berichten habe."

„Du erschreckst mich, Vater," fiel der Sohn in höchster Spannung ein.

„Fürchte nichts!" entgegnete der Vater ruhig; „Du wirst nichts hören, was unserer Familie zur Unehre gereichen könnte. — Bis jetzt ist Dir nur bekannt, daß wir nicht aus Deutschland stammen, ich aber besitze alte Papiere, die berichten, wie, wann und warum wir die Heimath — Frankreich — verließen, wie und warum wir gerade hierher kamen. Diese Papiere sind Dein Erbe und ich will Dir dasselbe noch bei meinen Lebzeiten übergeben, jetzt, da ich noch im Stande bin, Erläuterungen hinzuzufügen, wo sie vielleicht nöthig sind. Diese Papiere sind freilich in französischer Sprache geschrieben, aber Du wirst sie lesen können, weil ich ja immer zu verhindern bemüht gewesen bin, daß Du in Deinem deutschen Geburtslande Deine französische Muttersprache vergäßest. Erst nachdem Du alles gelesen hast, was sich auf die früheren Zeiten und Verhältnisse bezieht, alles das, was die Schreiberin bis fast vor ihrem Tode aufgezeichnet hat, werde ich — gefällt es Gott — die Erzählung aufnehmen, sie mündlich fortsetzen und sowohl von der Tanne wie von der furchtbaren Nacht sprechen, in welcher ich sie pflanzte."

Der Förster holte nach diesen Worten aus einem Versteck ein zusammengeschnürtes Packet vergilbter Papiere und übergab dasselbe seinem Sohne, der alsbald eifrig zu lesen begann. Was er las, war Folgendes.

„Viele traurige Jahre habe ich im fremden Lande gelebt, unter Menschen, die wohl freundlich gegen mich waren, aber meine Sprache nicht verstanden und meinen Glauben nicht theilten. Ich werde fern von der Heimath sterben und mein Leib wird in fremder Erde ruhen; ich werde das so sehr geliebte Vaterland nimmer wieder sehen und nie mehr die erquickende Luft der Heimath athmen; ich fühle, daß mein trauriger Lebenslauf bald vollendet ist, aber bevor die Gedächtnißkraft mich verläßt und bevor meine Augen sich schließen, will ich eine letzte schmerzliche Pflicht erfüllen: ich will für die geliebten Meinigen, die ich hinterlasse, auf diesen Blättern verzeichnen, warum ich das Vaterland verließ, warum ich dasselbe verlassen mußte, was ich gethan, erfahren und gelitten habe. Möge mir die Kraft bleiben, bis ich mit der Schilderung meines Lebens zu Ende gekommen bin!

Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Mein Vater, dessen Angesicht gesehen zu haben ich mich nicht erinnere, der letzte Sproß des alten Grafengeschlechtes Neuillac, hatte seine hohe Stellung in der Armee des Königs von Frankreich aufgegeben, sich in sein Schloß im Elsaß zurückgezogen und, schon ziemlich bejahrt, mit der Tochter des Marquis von Lanar sich vermählt, die ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte, aber starb, indem sie mir das Leben gab. Er selbst überlebte ihren Tod, der ihn tief betrübte, nicht lange, und so war ich sehr früh schon eine vater- und mutterlose Waise. Eine Tante, die Schwester meines Vaters, nahm sich meiner an, freilich nur, um mich, der Sitte der Zeit und des Landes gemäß, den frommen Schwestern vom ‚heiligen Herzen' in Straßburg zur Erziehung zu übergeben.

Bei ihnen, hinter hohen Klostermauern, habe ich meine Jugend vertrauert. Mehr als einmal versuchte ich, freilich immer vergeblich, dem Zwang zu entfliehen und mir die Freiheit zu gewinnen. Ach, wie beneidete ich die Vögel, die frei und ungehindert über die Mauern des Klostergartens flogen! Mit welcher Sehnsucht schweiften meine Blicke hinaus in die blaue Ferne, wo, wie ich wähnte, die Freiheit und das Glück wohnten! Welche Traurigkeit empfand ich, wenn ich steif bei dem mich langweilenden Unterricht sitzen oder Stunden lang in der Kirche im Gebete verbringen mußte! Man hatte mich Gott nicht als den allmächtigen und allgütigen Vater lieben gelehrt; meinen kindischen Gedanken erschien er nur als ein Art König, der, wie man sagt, droben im Himmel regiere. Für viel größer, mächtiger und gütiger hielt ich den König von Frankreich, in welchem ich das höchste und gütigste Wesen in der Welt verehrte, denn alle Wohlthaten und die Erfüllung aller Wünsche, die mir bekannt wurden, kamen von ihm.

Mit schwärmerischer Liebe hing ich dagegen an der heiligen Jungfrau wie an einer schönen, gütigen, jungen Mutter, die mir ja immer gefehlt hatte. Ueber ihrem Altare in unserer Klosterkirche hing ihr reizendes, liebliches Bild; zu ihren freundlichen milden Zügen blickte ich stets mit einer Art Verzückung auf, und ihr theilte ich in stillem Gebete alle meine Wünsche und Gedanken mit. Sonst spielte und lachte ich lieber, als daß ich lernte und betete. Ich galt deshalb für leichtsinnig und flatterhaft, wurde häufig gescholten und mußte nicht selten sogar Strafe leiden. Die entsetzlichste, die härteste Strafe aber für mich war es, wenn ich zu der alten strengen Superiorin unseres Klosters beschieden wurde und eine Strafpredigt von ihr anhören mußte. Sie stand dann stets regungslos vor mir; mich durchlief bei ihrem Anblick ein Frösteln; nur mit äußerster Anstrengung vermochte ich zu ihrem marmorstarren und marmorkalten Gesichte aufzublicken, und ich weinte bitterlich, wenn ein Blick aus ihren grauen, stechenden, bösen Augen mich traf. Ich war überzeugt, ich weiß nicht warum, daß sie mich tödtlich hasse, weil sie alt und mürrisch, ich aber jung und frohgemuth war, was ihr jedenfalls gleichbedeutend mit sündhaft erschien.

Mit inniger Freude und mit der aufrichtigsten Liebe gedenke ich nur einer Jugendfreundin, der einzigen, die ich in dem verhaßten Kloster gefunden. Sie kam etwa ein Jahr nach mir dort an, stand in ziemlich gleichem Alter mit mir und war die Tochter vornehmer deutscher Eltern jenseits des Rheines, die ihrem Kinde keine größere Wohlthat erzeigen zu können meinten, als wenn sie dasselbe in einem französischen Kloster erziehen ließen. Die Fremde war ungemein schüchtern und hatte die schönsten, sanftesten blauen Augen, wie das goldigste seidenweiche Haar, zwei Eigenthümlichkeiten, die mich zuerst auf sie aufmerksam machten und zu ihr hinzogen. Bald aber lernte ich sie lieben wegen ihres weichen Sinnes, wegen ihres demüthigen Wesens und wegen ihrer nicht zu bezwingenden Geduld, also gerade wegen derjenigen Eigenschaften, die mir gänzlich abgingen, und es gewährte mir eine große, stolze Freude, das sanfte, schüchterne Mädchen unter meinen Schutz zu nehmen. Fast jedesmal, wenn sie einen Fehler begangen hatte und darum gescholten werden sollte, scheute ich selbst eine kleine Unwahrheit nicht, um die Schuld und, im Nothfall, die Strafe von ihr abzuwenden und auf mich zu nehmen, was sie mir durch die wärmste und dankbarste Anhänglichkeit vergalt. Vieltausendmal haben wir uns bei solchen Gelegenheiten ewige Freundschaft und Treue geschworen.

Die Mutter der Freundin, eine stattliche Dame von noch immer großer Schönheit, kam regelmäßig einige Mal im Jahre in unser Kloster, um die Tochter zu besuchen, und da diese bei allen solchen Gelegenheiten mit begeisterter Liebe von mir sprach, wurde auch ich bald der Dame vorgestellt, die ich denn als die Mutter meiner Freundin lieben lernte, weil ich leider selbst keine Mutter hatte.

So vergingen die Wochen, die Monate und die — Jahre unserer Kindheit in unveränderlicher Einförmigkeit; wir wuchsen heran. Die Freundin entwickelte sich zu einer vollen, kräftigen, blühenden Jungfrau, während mein Körper lang, schlank und hager emporschoß, so daß ich die geliebte Freundin bisweilen wohl mit einem gewissen Gefühl von Neid betrachtet habe. Ich erinnere mich wenigstens, daß ich mich der Sünde solchen Neides mehr als einmal im Beichtstuhl angeklagt habe. Der Aufenthalt im Kloster wurde uns, je länger er währte, um so langweiliger und lästiger, und wir sprachen täglich von der ersehnten Zeit, in welcher wir die Freiheit erlangen und in ‚die Gesellschaft' eintreten würden. Selten indeß war zwischen uns von unserer Verheirathung die Rede, weil die Freundin immer nur sehr schüchtern und mit sichtbarem Widerstreben in meine seltsamen und schwärmerischen Ideen von dem Glücke einging, das ich mir an der Seite eines geliebten jungen und schönen Mannes nicht reizend und entzückend genug auszumalen vermochte. Sie lehnte es stets mit Erröthen ab, meiner Phantasie von einem solchen Leben zu folgen, ja sie erzählte mir eines Tages **weinend**, daß ihre Mutter ihr die Mittheilung gemacht habe, sie werde bald aus dem Kloster abgeholt werden, um in die Welt einzutreten, denn der Reichsgraf von * * *, ihr Nachbar, habe für seinen jüngsten Sohn um ihre Hand angehalten, und diese sei ihm mit Freuden zugesagt worden, weil man eine glänzendere Partie für die geliebte Tochter schwerlich jemals wieder finden könne. Der junge Graf sei übrigens außerordentlich liebenswürdig und habe sich durch seinen mehrjährigen Aufenthalt auf Reisen, namentlich in Paris, zu einem solchen Muster von

eleganten und galanten Manne ausgebildet, daß er selbst einem vornehmen jungen Franzosen durchaus nicht nachstehe."

Soweit hatte der Sohn des alten Försters gelesen oder vielmehr mit großer Mühe und Anstrengung die verblaßten dünnen kleinen Buchstaben auf dem vergilbten Papier entziffert. Da sprang er fast ärgerlich auf und sagte zu seinem Vater:

„Wer ist denn die Person, die das schrieb, was ich gelesen, und wie steht sie in Verbindung mit der Geschichte der Auswanderung unsrer Familie aus Frankreich?"

„Das Alles wirst Du erfahren," antwortete der Vater, „wenn Du geduldig weiter lesen willst. Diese Mühe kann ich Dir nicht ersparen, denn ich vermag nicht alles so genau zu erzählen, wie es da geschrieben steht. Wenn Du aber nicht Alles ganz genau kennst, wirst Du das Nachfolgende nicht verstehen und begreifen."

„So sage mir wenigstens, wer die Schreiberin ist!" bat der Sohn.

„Du wirst es von ihr selbst erfahren," antwortete der Alte ruhig.

Der Andere fragte nicht weiter. Er nahm die Blätter vielmehr von Neuem zur Hand und las weiter:

„Das war im Frühjahre. Als der Sommer vergangen war und der Herbst kam, erschien in der That die Mutter der Freundin, um dieselbe mit sich zu nehmen und dem Bräutigam zuzuführen. Es war eine schmerzensreiche Trennung. Wir hielten einander lange eng umschlossen und weinten Beide bitterlich. Fast mit Gewalt mußte man uns endlich voneinander trennen. Es versteht sich von selbst, daß wir schon lange vorher und oftmals hoch und theuer geschworen hatten, einander häufig zu schreiben. Ich hatte sogar einst im Uebermuthe auf diejenige von uns, welche nicht regelmäßig schreiben oder antworten werde, als Strafe den schrecklichen Fluch herabbeschworen, eine unglückliche Ehe führen zu müssen. Von Allem, was wir als junge Mädchen erbeten, versprochen und geschworen, ist leider nichts in Erfüllung gegangen als jener Fluch, der uns Beide, mich aber sehr schwer, getroffen hat. Als man die Freundin in den Wagen hob, der sie himwegführen sollte, stand ich verzweifelnd am Fenster und breitete noch einmal sehnsüchtig die Arme nach ihr aus; als sie mir dann weinend den letzten Abschied zuwinkte und der Wagen mit ihr fortrollte, brach ich ohnmächtig zusammen. Man brachte mich in mein Bett, in welchem ich mich bald erholte, aber nur um mich noch einmal recht auszuweinen. Die Superiorin selbst kam zu mir, sprach mir anfänglich einige Trostworte zu, begann dann aber eine lange Strafpredigt darüber, daß ich mich meinen Gefühlen zu sehr hingegeben habe. Dies sei stets mein Fehler gewesen. Seit ich mich in dem Hause der Schwestern befinde, habe sie mir unablässig die wohlgemeinte Lehre wiederholt, mich niemals vom Gefühle beherrschen zu lassen. Das Weib müsse frühzeitig lernen, seine Empfindungen streng in Zügel und Zaum zu halten und in Demuth und Geduld alles Das hinzunehmen, was Gott in seiner Weisheit sende. Alle großen Schmerzen und alles tiefe Leid, die ein Frauenherz heimsuchen könnten, rührten daher, daß es seinen Empfindungen zu leichthin nachgegeben habe, ohne, wie es einer frommen Christin zieme, die Folgen solchen Thuns ernstlich zu bedenken.

Ich hörte diese sicherlich wohlgemeinten Worte der vielerfahrenen Frau mit verstocktem Mädchensinne an, denn noch während sie sprach, nahm ich mir vor, sobald wie möglich an die Tante, die ich während meines Aufenthalts im Kloster nur selten gesehen hatte, die dringendste Bitte zu richten, mir endlich die Freiheit zu geben, denn ich sei nun sechszehn Jahre alt und ertrage es nicht länger, in düsteren Mauern eingeschlossen zu sein, zumal die Freundin, deren Anwesenheit mir den Aufenthalt daselbst erträglich gemacht habe, in die Heimath zurückgekehrt sei, um in ihre Familie und mit derselben in die Welt einzutreten, der wir doch Alle angehörten.

Schon am nächsten Tage schrieb ich in der That und bat inständig um Erlösung. Ich wußte zwar nicht, welches Leben mir bei der alten Tante beschieden sein könnte, aber schon die Freilassung aus meinem Klosterkerker, schon die Entfernung von der strengen Superiorin, deren Zufriedenheit ich so selten zu erlangen vermocht hatte, erschien mir als beneidenswerthes Glück. Wie sehr ich aber auch dieses Glück ersehnt, es sollte mir noch lange vorenthalten werden. Auf meinen Brief an die Tante erhielt ich, und zwar erst nach Wochen, eine keineswegs erfreuliche Antwort; denn sie schrieb mir, daß sie mich erst abholen könne, nachdem ich die nächsten Ostern noch in dem Kloster gehalten. Welch trauriger Winter stand mir also bevor und wie peinlich langsam schlichen die Tage dahin! Bald war ich traurig bis zu verzweifelnder Schwermuth, bald leidenschaftlich erregt und gereizt. Die guten Schwestern im Kloster mögen große Noth mit mir gehabt haben. Meine Verstimmung steigerte sich täglich, namentlich auch durch den Verdruß darüber, daß ich nach der rasch erfolgten brieflichen Anzeige der Freundin, sie sei glücklich im Vaterhause angekommen und solle an einem der nächsten Tage schon den ihr bestimmten Bräutigam sehen, den sie mir getreulich, unserer Verabredung gemäß, beschreiben werde, keine Zeile von ihr erhielt, obgleich ich ihr, sofort nach dem Empfange ihres ersten Briefes, ausführlich geantwortet und in meinem Schreiben all' meinen Kummer ausgegossen hatte. Ich war freilich überzeugt, daß die Superiorin, durch deren Hände alle unsere abgehenden und ankommenden Briefe gehen mußten, die mir bestimmten Briefe der Freundin vorenthalte. Ich sprach dies auch in einem Klageschreiben an die Entfernte unverhohlen aus. Diesen Brief erhielt ich, wegen der darin ausgesprochenen Beschuldigung, von der Superiorin mit einer neuen Strafpredigt und der Weisung zurück, meinem Schreiben eine andere Fassung zu geben. Sie hatte also meinen Brief gelesen und — ich schrieb nicht wieder, weil es meinem Stolze als eine Erniedrigung erschien, der ich mich nicht unterwerfen dürfe, anders zu schreiben, als ich empfand.

Eine andere, eine neue Freundin unter den Genossinnen meiner Gefangenschaft mochte ich mir nicht suchen; ich war und blieb also allein, ganz allein mit meiner Trauer, die ich mir täglich schmerzlicher durch die Vorstellung machte, welche ich von dem Glücke der sicherlich bereits geschlossenen Ehe der Freundin hatte. In dieser unbeschreiblich trübseligen Stimmung verging langsam der Winter und das Osterfest kam heran. Ich verbrachte es diesmal in wirklicher Andacht und dankbarer neuer Aufheiterung, denn ein Brief der Tante, der mir ihre baldige Ankunft meldete, hatte mir wieder Muth und Hoffnung gegeben. O, wie freudig klopfte ihr mein Herz entgegen! Ich liebte sie jetzt zärtlich, leidenschaftlich — als meine Befreierin. In solcher Stimmung nahm ich Abschied von den Schwestern, mit denen ich so viele Jahre der Kindheit und Jugend verbracht hatte, ließ noch einmal, diesmal aber mit musterhafter Geduld, einen Strom von Ermahnungen und guten Lehren über mich ergehen und fuhr dann vergnügt und hoffnungsreich in die fremde Welt hinein, nach der ich mich so lange und so sehr gesehnt hatte. Ich wähnte ja, das Glück, alles Glück wohne in dieser „Welt", und mit fröhlicher Zuversicht hoffte ich, es erwarte da auch mich."

(Fortsetzung folgt.)

Am Klostergarten.

An der alten Klostermauer
Schreit' ich hin im Frühlingsduft;
Neuen Lebens Wonneschauer
Athmen durch die Morgenluft.
Sonntäglich und still ist's heute,
Nur ein hallendes Geläute
Festlich zum Gebete ruft.

Durch den schattenreichen Garten
Geht im wallenden Talar,
Ihres heil'gen Amts zu warten,
Feierlich die Nonnenschaar.
Aus der kühlen Waldcapelle
In die schwüle Klosterzelle
Ruft die Glocke hell und klar.

Siehe! in der Schwestern Reihe
Wunderhold und engelmild,
Lieblich in der Unschuld Weihe —
Welch ein bleiches Mädchenbild!
Himmelsruhe in den Mienen
Scheint sie flüchtig nur erschienen
In dem irdischen Gefild.

Am Klostergarten. Originalzeichnung von L. Sckell in München.

Digitized by Google

Eine Rose bricht vom Strauche
Schüchtern sie mit zagem Sinn,
Drückt an's Herz sie — Klagehauche
Seufzt im Kuß sie drüber hin,
Und den Gartenpfad hernieder
Wallet mit den Schwestern wieder
Meine holde Büßerin.

Bild der Jugend ist die Rose —
Ich verstehe ganz Dein Leid:
Jugendfrisch, Du Jugendlose,
Trauerst Du in Einsamkeit;
Daß Dich Gottes Schleier schmücke,
Bliebst Du fern dem Erdenglücke —
Doch Dein Herz — wie sehnsuchtsweit! —

Halle, halle, leis' Geläute!
Stille, fromme Schwestern ihr,
Wallt vorüber, Himmelsbräute,
Daß ich einsam bete hier!
Du auch bete, bleiche Nonne,
Daß die heilige Madonne
Frieden schenke Dir — und mir!

Ernst Ziel.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

IV.

Die Haupthelden des indischen, iranischen, griechischen und germanischen Epos, Karna, Rustem und Isfendiar, Achilles und unser Sigfrid, treffen darin überein, daß sie von den Göttern herstammen, übermenschliche Stärke, göttliche Waffen besitzen und unverwundbar sind mit Ausnahme einer Stelle ihres Körpers.

Im letzteren Punkte freilich scheint Firdusi's Rustem eine Ausnahme zu machen, da von ihm die Eigenschaft solcher Unverwundbarkeit im Schahnameh nirgend ausdrücklich erwähnt wird. Indeß dasselbe gilt vom homerischen Achilles. Nur aus anderweiten späteren Mittheilungen kennen wir die vorhomerische Sage von der Eintauchung in die Styx und der dadurch über den ganzen Körper mit Ausnahme des Fersenknöchels erlangten Unverletzlichkeit. Eine Hauptaufgabe des Poeten ist es, für seinen Helden Furcht und Hoffnung, Mitleid und Bewunderung zu wecken. Ein unversehrbarer Mann ist dazu nicht zu gebrauchen; denn wo die Gefahr fortfällt, kann auch von Muth und Tapferkeit nicht die Rede sein. Derselbe Grund also, der nach dem Beispiele der Ilias auch für die Kunstgestalt der Sigfridsage geboten hat, die angeborene Undurchdringlichkeit des Körpers fallen zu lassen, wird unzweifelhaft auch Firdusi bestimmt haben, in diesem Punkte von der iranischen Sage abzuweichen. Uebrigens kann auch sein Rustem nur durch eine mit Speeren gefüllte Grube getödtet werden; auch besitzt er ein Aequivalent der gefeiten Haut in der Ueberkraft, welche er für gewöhnlich ruhen läßt, da er sonst Felsen wie dünnes Eis durchtreten würde, aber unter besonderen Umständen augenblicklich anlegen kann, wie der altgermanische Gott des Ackerbaues und Gewitters, Thôrr oder Donar, seinen Megingiardr, den Stärkegürtel.

Der indische, iranische, griechische und germanische Hauptheld steht ferner in allen vier Epen in der Dienstbarkeit eines Fürsten von geringeren Eigenschaften. Diesem erwirbt er durch schwere Leistungen oder unter Lebensgefahr eine Geliebte oder verliert an ihn die eigene, und hieraus entspringt verderbliche Entzweiung. In allen vier Epenkreisen schürzt sich auf diese Weise der Schicksalsknoten, mit tiefster Tragik im germanischen, wo der Held eine wirklich todeswürdige Schuld auf sich ladet, indem er seine erste Verlobte für den Preis einer anderen Braut dem König betrüglich erkämpft.

Noch viel auffälliger zeigt sich die Uebereinstimmung, wenn wir die Heldengestalten je zwei dieser Völker vergleichen, z. B. den indischen Karna und den germanischen Sigfrid, wie das theilweise schon H. Leo und A. Holtzmann ausgeführt haben. Karna's Mutter setzt das neugeborene Kind in einem wohlverschlossenen Kästchen in's Wasser. Die Wellen tragen es in ein fernes Land, wo es gefunden und erzogen wird. Gerade so kommt, nach einem uralten Zuge, den uns die sogenannte Wilkinasage aufbewahrt hat, der neugeborene Sigfrid in glasbedeckter Kiste den Rhein herabgeschwommen. Gerade so ergeht es in einem noch jetzt im Volksmunde lebendigen Miniatur-Nachbilde der Sigfridsage, dem bekannten, auch in der Grimm'schen Sammlung mitgetheilten Märchen, dem Kinde mit der Glückshaut (eine Metamorphose der Tarnkappe), das in solchem Kasten einen Mühlbach hinuntertreibt, vom Müller am Wehre aufgefangen und erzogen wird und dann erwachsen, um eine Königstochter zur Frau zu gewinnen, drei Haare vom Teufel aus der Hölle holen muß; ein Zug, in welchem die Kämpfe zur Gewinnung der Brunhild oder Krimhild anklingen. Karna wie Sigfrid sind also beide zunächst Fündlinge. Aber der indische Dichter weiß, daß Karna's Vater kein geringerer ist, als der Sonnengott. Sigfrid's Vater heißt nach der Edda und dem Nibelungenliede Sigmund. Um wahrscheinlich zu machen, daß auch dieser Name ursprünglich den Sonnengott bedeutet habe, erinnert Holtzmann an einen Gott der Sequaner, Namens Segemon. Allein es bedarf gar nicht dieses weithergeholten Beweisversuches. In dem Eddaliede Skirnisför, das ist die Fahrt Skirnir's, welches wie ein Mittelglied den Uebergang von der Götter- zur Heldensage bezeichnet und schon die Grundzüge der letzteren enthält, besteht Skirnir als Busenfreund und zweites Ich des Sonnengottes Freyr eben die Abenteuer, welche nachher dem Sigfrid zugeschrieben werden. Dieser selbst hat ursprünglich die Bedeutung eines die nordische Erde vom Winterschlafe erweckenden Frühlingsgottes. Aus der zur Jungfrau personificirten frostgelähmten Vegetationskraft der Erde, welche dieser Frühlingsgott mit dem Schwerte seines Vaters, dem Sonnenstrahl, freisprengt vom umkrustenden Eise, ist dann die in Zauberschlaf versenkte Heldenjungfrau Brunhild geworden, welche Sigfrid erweckt und durch Berührung mit dem Schwerte Balmung aus angeschmiedetem Panzer herausschält.

Auf die Abstammung vom Sonnengotte deuten auch Sigfrid's Augen, die so leuchtend sind, daß ihren Glanz Niemand ertragen kann, und welche dann seine Tochter Schwanhild von ihm ererbt; denn diese vermag durch ihren Blick sogar Pferde scheu zu machen. Von einer Hornhaut Sigfrid's wird zwar in den uns erhaltenen ältesten Sagenresten nichts erwähnt. Aber schon beim Frühlingsgotte Balder ist die Lichtnatur verbunden mit Unverletzlichkeit unter einer Ausnahme; denn nur durch einen Pfeil vom Zweige der Mistel kann er getödtet werden. Der Volksgesang suchte dann diese Eigenschaft zu erklären durch das hörnende Drachenblut, ihre Ausnahme durch das Lindenblatt, das ihm dabei „zwischen die Herten" gefallen sei. Indeß kann auch die Hornhaut trotz ihrer späten Erwähnung immerhin uralt sein. Denn ganz entsprechend ist Karna mit einem „Krebs", einem natürlichen Panzer, zur Welt gekommen. — Wie Sigfrid für Gunther, so erwirbt Karna für den König Durjozana eine Gemahlin und besteht für ihn die Gefahren der Brautwerbung, wie Sigfrid die Kämpfe mit Brunhild. Wie Sigfrid den Drachen Fafner, so erlegt Karna den Dscharasanz, ein übermenschliches Wesen, den Schrecken Indiens, und erbeutet von ihm, wie Sigfrid den Hort der Nibelunge und den Helm Hildegrim, große Schätze und den Streitwagen des Himmels- und Donnergottes Indra. Beide endlich fallen durch einen hinterlistigen Schuß, der sie vom Rücken her durchbohrt.

Noch viele andere gemeinsame Züge der Sage haben sich erhalten, sind aber von der Person des Haupthelden auf andere Gestalten übertragen worden.

So ist der Drachenkampf zwar dem Karna, Rustem und Sigfrid gemeinschaftlich, in der griechischen Sage aber nicht auf Achill, sondern auf mehrere andere Gestalten übertragen worden. So zunächst auf den Sonnengott selbst, auf Apollo, den Erleger des pythischen Drachen. Dem entspricht es in der germanischen Mythe, daß in jenem Eddaliede von der Fahrt Skirnir's der Sonnengott Freyr als der Tödter eines Sturmriesen Namens Beli bezeichnet wird. Auch dem Hermeias ferner wird die Besiegung eines drachenartigen Ungethüms, des hundertäugigen Argos, zugeschrieben. Von den drachentödtenden griechischen Helden ist besonders Perseus merkwürdig durch seine auffällige Uebereinstimmung mit Sigfrid. Er ist ein Sohn des Himmelsgottes Zeus. Wie Sigfrid in den Rhein wird er als

neugebornes Kind in einem Kasten in's Meer geworfen und vom Fischer Diktys im Netze an's Land gezogen. Wie Sigfrid vom Schmidt Mime oder Regin, einem Zwerge, zu dem sich offenbar eine frühere Göttergestalt vermenschlicht hat, das Schwert Gram oder Balmung, so erhält Perseus vom Schmiedegott Hephästos das Schwert Harpe. Wie Sigfrid die unsichtbar machende Tarnkappe, so besitzt Perseus den unsichtbar machenden Hadeshelm. Wie Sigfrid den Lintwurm erlegt und aus dessen Gewalt die geliebte Königstochter befreit (nach einem freilich erst mittelalterlichen, aber zweifellos aus alter Tradition schöpfenden Liede), so überwindet Perseus ein drachenartiges Meerungeheuer, und auch er rettet dadurch eine gefesselte Königstochter.

Ein dritter griechischer Drachentödter ist Jason, der Held der großen Argonautensage. Die Stelle der Odyssee, in welcher sie als „die allbesungene" bezeichnet wird, ist zwar nachweisbar unecht, aber wahrscheinlich aus einem der Odyssee nahezu gleich alten Liede eingeschaltet. Unverkennbar ist diese Sage wirklich eine der am meisten verbreiteten, ja, so lange die Haupt- und Nationalsage des Volkes gewesen, wie noch die Eröffnung und Ausbeutung der fernen Länder im Osten des schwarzen Meeres als die folgenreichste Großthat bewundert wurde. Erst als diese in Schatten gestellt wurde durch die Erwerbung des westlichen Kleinasiens, die man als begonnen betrachtete mit der Eroberung Trojas, wurde sie von diesem ersten Platze verdrängt durch den troischen Sagenkreis. Es ist sehr merkwürdig, daß ihr gemeinsam vererbter Kern bestimmt war, sich zu unserer herrschenden Nationalsage zu entfalten. Denn mit der Argonautensage ist die Nibelungensage — worauf ich in meinen Vorträgen zuerst aufmerksam gemacht habe — nicht nur verwandt, sondern in den Grundzügen identisch.

Noch in unserem Nibelungenliede hat sich eine Spur davon erhalten, daß dem Helden Sigfrid ein schnelles Wunderschiff zu Gebote steht. In seiner Tarnkappe, erzählt die achte Aventiure, besteigt er das Schiffel:

> Man wânde daz ez fuorte ein sunderstarker wint,
> Den vergen sach doch niemen.

In Zeit nur eines Tages und einer Nacht gelangt er so in's geheimnißvolle Nibelungenland. — Ich erinnere ferner daran, daß in einem Eddaliede Brunhild, unter dem Namen Sigurdrifa, den Helden Sigfrid, ihren Verlobten, am Anfang seiner Laufbahn in Sieg-Runen, Schwert-Runen und allerlei Zauberkünsten unterrichtet. Dann erlegt er den Drachen und gewinnt den von ihm bewachten Goldhort der Nibelunge, wird aber seiner ersten Verlobten treulos zu Gunsten der Königstochter Krimhild (oder Gudrun, wie sie in der Edda heißt), und fällt durch die Rache Brunhildens.

Gerade so gelangt Jason auf dem Wunderschiff Argo, das ist die schnelle, nach Aia, was eben nur ein unbestimmt gelassenes ferngelegenes Land bedeutet, nach Kolchis, wie es später bezeichnet wurde, wird dort von der Jungfrau Medea in Zauberkünsten unterrichtet, vermählt sich mit ihr, erlegt einen Drachen, erobert das von ihm bewachte goldene Vließ, wird der ersten Geliebten treulos zu Gunsten der korinthischen Königstochter Kreusa und geht unter durch die furchtbare Rache Medea's. Auch den Kindermord der Letzteren finden wir in der Nibelungensage wieder, aber freilich nicht auf Brunhild, sondern auf Krimhild übertragen, die nach den Atleliedern der Edda ihrem zweiten Gemahl Etzel, zur Rache ihrer Brüder, ihre und seine leibliche Brut als Speise vorsetzt, wie es in der Tantalidensage Atreus seinem Bruder Thyestes anthut. Ja, ich treibe nicht etwa nur ein spitzfindiges Spiel mit Wortähnlichkeiten, wenn ich behaupte, daß Nibelunge schon in der Argonautensage auch genannt werden. Denn Nibelunge, das ist Söhne der personificirten Finsterniß, bedeutet ursprünglich Kinder des Nebels. Phrixos aber und Helle, mit deren Flucht durch die Lüfte nach dem fernen Aia, bewerkstelligt auf dem Rücken des goldvließigen Widders, die Argonautensage anhebt, sind Kinder des Athamas, eines Sohnes des Windgottes Aeolos, von seiner göttlichen Gemahlin Nephele, und dieses Wort, mit unserem „Nebel" identisch, bedeutet die Wolke. Nicht hier ist der Ort, zu zeigen, welche Naturanschauung in der Nibelungen- und Argonautensage zur Mär vermenschlicht wurde. Nur daran sei erinnert, daß sowohl die Tarnkappe wie das geheimnißvolle Fahrzeug, in welchem Sigfrid unsichtbar in's Nibelungenland fährt, ursprünglich nichts anderes bedeuten als die Nebelumhüllung, in welcher die warme Frühlingsluft im kälteren Norden anlangt; denn beide Besitzthümer sind bei der Vermenschlichung der Göttersage auf den Helden übergegangen als Aenderbildungen des schnellen Wunderschiffes Skidbladnir, welches dem Sonnengott Freyr zur Verfügung steht und welches dieser bis zur Unsichtbarkeit zusammenfalten kann, der Wolke, der „Seglerin der Lüfte".

Eine historisch noch nicht meßbare Zeit, sicherlich aber beträchtlich mehr als ein Jahrtausend, muß verflossen sein zwischen der Trennung der Vorfahren der Indier, Iranier, Griechen und Germanen vom arischen Urstamm und der jedem dieser Völker eigenthümlichen Ausbildung ihrer uns erhaltenen epischen Ueberlieferung. Ueber ein Drittel des Erdumfanges und die allerverschiedensten Länder durchziehend und besiedelnd, hatten ihre Nachkommen die verschiedensten Schicksale erfahren, und alles das hatte verändernd einwirken müssen auf ihre Sage. So erscheinen denn diese Uebereinstimmungen, die ich noch um eine Menge von Zügen vermehren könnte, in der That fast größer, als wir sie erwarten sollten, und sicherlich auffallend genug, um darauf hin zu behaupten, daß, wie die Sprachen der Indogermanen nur Dialecte einer Stammsprache sind, und wie ihre ursprünglichen Religionen nur Metamorphosen sind von einer und derselben Urreligion, gerade so auch der Grundstock der Heldensage der vier epischen Völker, die es auf Erden giebt, ihr gemeinschaftliches Erbe ist vom Stammvolke der Arier, daß wir also schon diesen einen von den Priestern abgezweigten Sängerstand und den Besitz des Epos mindestens auf jener zweiten Stufe, als Chronik des Volkes in Liedern, zuschreiben dürfen.

Als Stämme der Arier von ihren Ursitzen in den Hochlanden Mittelasiens theils nach Süden und Südosten, theils nach Westen und Nordwesten auswanderten, da ging die Sprache der ausgesandten Volksäste allmählich auseinander in Mundarten, die einander immer mehr unähnlich wurden bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit. Ebenso verwandelte sich das ihnen gemeinsame Epos. Was sie Neues erlebten, vermischte sich umgestaltend mit den älteren Sagen. Andere Erdgürtel mit anderen Himmelserscheinungen und Jahreszeiten, anderen Thieren und Pflanzen, gaben neue Anschauungen, bedingten andere Thätigkeit, andere Sitten. Und wie vordem die Maler die biblischen Patriarchen im Costüme des Mittelalters zu malen pflegten, wie noch Shakespeare's Bühne die alten Römer frischweg auftreten ließ in Kleidung und Rüstung altenglischer Ritter: so hat auch das Epos stets und zu allen Zeiten, auch das homerische keineswegs ausgenommen, die Trachten und Sitten einer noch erinnerlichen und vorstellbaren jüngern Vergangenheit gewählt für die Gestalten der Vorzeit, ihren Thaten Schauplätze gegeben in der neuen Heimath, sie immer wieder wo anders localisirt.

Ja, es hat mehr gethan. Es hat, wie das schon ein früherer Brief andeutete, die alten Götter und alten Helden stets auch zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen gemacht. Sie waren ihm die heiligen Gefäße der Tradition, zu der es sich berechtigt und verpflichtet fühlte, auch den besten Saft der jüngsten Thatenernte der Völker hinzuzugießen. Es legte diesen alten Göttern in den Mund die Gebote einer vorgeschrittenen Sittenlehre; es machte diese alten Helden zu Vorkämpfern der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen, seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale. Ein Epos von modernem Stoffe ist die gleiche Afterkunst wie eine nagelneugebaute Ruine, die gleiche Unmöglichkeit wie neusilbernes Gold. Seine prägende Idee aber muß modern sein, und in diesem Sinne ist es immer modernisirt worden — obwohl man sich hier dieses mit widrigem Beigeschmack behafteten Wortes besser gar nicht bedient, da die Poesie, mit Ausnahme etwa der satirischen, mit der eigentlichen Mode am allerwenigsten zu schaffen hat. Von keinem besser, als vom größten aller Epiker, von Homer, läßt sich nachweisen, daß er gerade durch die Darstellung der durchgreifenden Erneuerung, die sich in seinem Volke vollzogen hatte, seine gewaltige, alle Jahrtausende durchdauernde Wirkung erzielt hat.

Von einem antikisirenden Epos, das sich als lebensfähig erwiesen hätte, weiß die Geschichte der Poesie nichts, wenn auch von einigen mißlungenen Versuchen, ein solches Unding zusammen-

zuzünfteln. Eine Verkehrtheit ist es, dem Epos streng antiquarische Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung der Waffen, Geräthe, Trachten und Lebensgewohnheiten eines bestimmten Zeitalters zuzumuthen. Was es erzählt, hat gar kein bestimmtes Zeitalter. Es kann auf die Frage, in welcher Zeit es spiele, nicht besser antworten als mit Hebbel: „In der poetischen." Wer es für Geschichte nimmt, der versteht nichts von seinem Wesen und seinem Zwecke. Es ist eine seiner wichtigsten Aufgaben, zeitlos zu sein. Mit der Geschichte unmittelbar hat es gar nichts zu thun. Von ihr kann es in den Bereich seiner Darstellung nur hineinziehen, was schon selbst wieder Sage geworden ist, und dann allemal unter äußerster Rücksichtslosigkeit gegen alle Chronologie; wie z. B. die deutsche Sage Attila und Theodorich als Etzel und Dietrich von Bern zu Zeitgenossen macht, obgleich der Erstere zwei Jahre vor der Geburt des Letzteren gestorben. Gleichwohl hat diese Forderung noch einige Berechtigung. Ob man sich schon der Armbrust oder nur des Bogens bedient zur Zeit eines Stücks Geschichte, das die Sage unverdaut hat, darum braucht sich der Epiker nicht zu kümmern. Allerdings aber wird er nicht, wie Shakespeare, die römischen Legionen gerade nach der Trommel marschiren oder gar die Nibelunge mit Flinten und Kanonen schießen lassen.

Immer aber bleibt es ein größerer Mißverstand, wenn man dem Epiker Vorwürfe macht wegen Erfüllung seiner obersten Pflicht: in seinem alten Stoffe neue Gedanken darzustellen. Der Dichter überhaupt vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur zu wirken als ein Sohn seiner Zeit, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß. Die besondere Aufgabe des Dichters des Epos ist es, diesen jüngsten Geistesinhalt seiner Nation während einer weltgeschichtlich großen Phase ihrer Entwickelung zu erkennen und aufzuzeigen als im Keime schon vorhanden in ihrem alten Glauben, ihren alten Sagen von Helden der Vorzeit. Er hat das echt Menschliche und daher Ewige dieses Neuen zur Darstellung zu bringen in der Vermählung mit dem echt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren.

Ein Werk der Menschenliebe in Amerika.

Von **Udo Brachvogel.**

Der Amerikaner liebt es, „in Wohlthätigkeit zu machen". Vielleicht ist er sogar wohlthätig. Ja, wenn man nur die Thatsachen sprechen läßt, ist er es gewiß. Diese Thatsachen in Gestalt nackter Zahlen und statistischer Daten sprechen Außerordentliches. Dabei braucht man noch nicht einmal an die Girard, Cooper, Peabody und Lick zu denken. Sie sind nur die Marschälle der amerikanischen „charity". Im Großen und Ganzen ist sie Gemeingut einer wohlorganisirten riesigen Armee, aus der Jene nur durch besondere Heldenthaten hervorragen und die sich im Uebrigen fast aus dem gesammten besitzenden Angloamerikanerthum recrutirt. Daß dabei eine Masse von Pharisäerthum und rein weltlicher Eitelkeit mit unterläuft, daß Pietismus und jene Beschränktheit, welche die helfende That nicht um der helfenden That, sondern um ihrer erhofften Eintragung in eine höhere Buchhaltung willen thut, zur Triebfeder des Erbarmens werden, daß die kirchliche Gesellschaft oder, wenn man lieber will, die gesellschaftliche Kirchlichkeit, welche in den Vereinigten Staaten herrschermächtig ist, dabei eine Art Zwang übt — das Alles kann die praktischen Ergebnisse in unsern Augen nicht schädigen. Diese praktischen Ergebnisse aber — es wurde dies bereits gesagt — sind enorm. Es würde sich der Mühe lohnen, einmal auszurechnen, wie viel regierende europäische Familien man mit dem Eigenthume der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten Amerikas auskaufen, wie viele Civillisten man mit den von ihnen verausgabten Jahressummen decken könnte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei der Probe noch ein Ueberschuß im Lande bleiben würde.

Der schönste Zug der amerikanischen „public charity" ist ihre Vielseitigkeit. Sie ist wirklich bemüht, für Alle und Alles zu sorgen, was in die Classe der Mühseligen und Beladenen, der Hülfebedürftigen und Bedrängten gehört. Für jede Art von Noth, für jegliche Form der Verlassenheit hat sie helfende und rettende Anstalten. Mit dem ungeborenen Kinde beginnt sie und hört mit Werken der Pietät gegen die verwahrlosten Ruhestätten längst Geschiedener auf. Das verdiente Elend gehört ihr, wie das unverschuldete Unheil. Weder das Thier noch der Mörder sind von ihrer Sorge ausgeschlossen. Aber wie verschieden auch die Gegenstände sind, auf welche sie sich erstreckt, und wie mannigfaltig die Ziele, die sie verfolgt, überall fordert das System, nach dem sie verfährt, überall die Planmäßigkeit, welche ihre Arbeiten regelt, die gleiche Bewunderung heraus. Und läßt sich ein schöneres Bündniß denken, als das zwischen Mitleid und Besonnenheit? Kann es ein fruchtbringenderes Zusammenwirken geben, als dasjenige, zu dem sich reine Menschlichkeit und vorsichtige Weisheit — sei sie nun staatlicher oder gesellschaftlicher Natur — vereinigen? Welch ein Segen, wenn die beiden immer und überall Hand in Hand gingen! Und sie sollten es, sollten es wenigstens versuchen. Nie sollte die Letztere ihren Geboten Folge geben, ohne der milden Stimme der ersteren Gehör zu geben, nie jene einen ihrer großen auf das Allgemeine gehenden Pläne entwerfen, ohne den Anforderungen dieser Rechnung zu tragen. Nur wo sie gemeinsame Sache machen, entsteht wahrhaft Förderliches, über den Moment hinaus Wirkendes für Beide, werden Thaten im Dienste der echten Civilisation gethan.

Eine solche That im Dienste der echten Civilisation ist es, von der hier die Rede sein soll. Mit dem liebenswürdigsten Worte des Gründers der christlichen Cultur, jenem den Kindern geltenden „Lasset sie zu mir kommen!" als Wahlspruch, trat sie in's Leben. Mildthätigkeit und Menschlichkeit waren ihre Triebfeder; Förderung, Reinigung und Sicherstellung des öffentlichen Lebens war ihr Endzweck, ihr Schauplatz aber New-York und das Material, welches sie sich ersah, die Kinderwelt seiner Armen und Elenden, seiner gefährlichen und verkommenen Schichten, seiner Gesetzlosen und Ausgestoßenen — mit einem Worte die Jugend jenes Bodensatzes weltstädtischer Menschheit, der vor zwanzig Jahren zu einer Macht erwachsen war, welche der amerikanischen Metropole selbst vor ihren doppelt so großen Schwesterhauptstädten der alten Welt zu ebenso unbestrittener wie unheimlicher Berühmtheit verhalf.

In jene Blüthezeit des New-Yorker Verbrecherthums und der Armuth fällt die civilisatorische That, von der hier die Rede ist, in Gestalt der Gründung der „Children's Aid Society of New-York", der New-Yorker Hülfsgesellschaft für Kinder. Es war kaum mehr als ein Versuch zu nennen, zu dem sich in den letzten Tagen des Jahres 1852 eine Anzahl von Menschenfreunden verband, welche seit einigen Jahren das immer wüster und breiter in den Vordergrund sich drängende Unwesen und Treiben der gefährlichen Classen beobachtet hatte und, auf Gegenmittel gegen die drohende Sündfluth sinnend, eines derselben in der Gründung der genannten Gesellschaft gefunden zu haben glaubte. Ein Versuch! Aber was ist seitdem aus diesem Versuche geworden, dessen Grundgedanke „das Unheil bei der Wurzel zu fassen und der Verbrecherwelt ihren jugendlichen Zuwachs abzuschneiden" nichts Anderes war, als die Uebertragung des großen Princips der Gesundheitslehre vom medicinischen auf das sociale Gebiet!

Mit ein paar hundert Thalern und einem oder zwei Dutzend zusammengefangener Straßenwildlinge begann das Werk, als dessen eigentliche Seele schon damals derselbe Mann zu betrachten war, der noch heute unter dem bescheidenen Titel eines Secretärs der Gesellschaft Kopf und Hand der zu so mächtigen Dimensionen erwachsenen Institution ist: Charles L. Brace von New-York. Er ist einer jener Typen, wie sie das öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten vorwiegend vor dem anderer Länder, wenn nicht nahezu ausschließlich, hervorbringt, einer jener praktischen Schwärmer, deren Dasein in einer Idee, oder richtiger, in der Begeisterung für eine Idee und in den Bemühungen wurzelt, dieselbe in das Gebiet des Wirklichen zu übertragen. Ihre Einseitigkeit ist ihre Hauptstärke. Unempfindlich und abwehrend gegen alles Uebrige, sind sie in Dem, was ihr werkthätiges Dogma bildet, Riesen, Märtyrer und Heroen. Die

Vorkämpfer der Sclaven-Emancipation waren solche Männer. Und gleich ihnen sind es mehr oder minder Alle, welche bisher auf amerikanischem Boden im Dienste der Humanität Rettendes, Befreiendes und Erlösendes geleistet. Charles L. Brace gehört ganz und gar zu dieser Kategorie. Er war eben im Begriff Geistlicher zu werden, Missionär. Aber an einem Decembertage des Jahres 1852 fiel sein himmelwärts gerichteter Blick auf die Erde — auf ein Häuflein kleiner Jammergestalten in einem der verwahrlosten Districte des großen Hudson-Babel — und seine Mission war gefunden. Die Idee der „Children's Aid Society" war die seinige.

Einige ähnlich gesinnte Männer waren schnell dafür gewonnen und im März 1853 erschien der erste Aufruf der neu constituirten Gesellschaft in den New-Yorker Blättern. Es hieß darin: „Unser Unternehmen ist aus der tiefen Ueberzeugung entsprungen, daß irgend Etwas geschehen muß, um der überhandnehmenden Noth und Verführung zum Verbrechen unter den Kindern zu steuern. Unser Zweck ist, dieser Classe, auf der ein so großer Theil der Zukunft unserer Bevölkerung ruht, für's Erste durch Sonntags-Meetings, Industrie- und sonstige Schulen, sowie durch Unterbringung bei guten Menschen zu Hülfe zu kommen, um später, wenn es möglich geworden sein wird, die Mittel dazu herbeizuschaffen, Unterkunftshäuser (Lodging-Houses) für heimathlose Knaben zu errichten und bezahlte Agenten anzustellen, deren einzige Aufgabe die Sorge für unsere Schützlinge sein soll." Die statistischen Angaben, welche dem Aufruf beigefügt waren, sowie die Schilderungen des Elends und der Gefahren, denen es in ebenso menschenfreundlicher wie praktischer Weise entgegenzutreten galt, verfehlten ihren Eindruck nicht.

Die immer offene Hand des reichen Amerikaners — ganz gleich, ob offen aus wirklichem Erbarmen, ob nur aus gesellschaftlicher Rücksicht, oder um sich mit dem Himmel abzufinden — erwies sich auch dieses Mal ebenso zuverlässig wie freigebig. Eine lebhafte persönliche Agitation und eine einmüthige Unterstützung seitens der Presse thaten gleichfalls das Ihrige zur Förderung des Unternehmens, so daß dasselbe bereits im Jahre 1856 genügenden Boden unter den Füßen fühlte, um sich mit einem eigenen Freibrief des Staates New-York ausrüsten zu lassen. Heutigen Tages aber ist die Gesellschaft nahezu eine halbe Millionärin, verfügt über die jährlichen Einkünfte eines kleinen Fürsten, hat einen ansehnlichen Grund- und Häuserbesitz, Schulen, Sonntagsschulen, Unterkunftshäuser, Asyle, Werkstätten, Bibliotheken und eine Anzahl anderer Anstalten, in denen der Kampf um die jungen Seelen gegen Elend, Armuth und Verwahrlosung ebenso tapfer, wie erfolgreich gekämpft wird.

Und es ist kein leichter Kampf. Vor Allem schwer war der Anfang. Zwar das Material, in welchem es zu arbeiten galt, war leicht gefunden. Auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Gassen, am Hafen und in den Parks der riesigen Stadt bot es sich von selber dar. In der Gestalt von Hunderten und aber Hunderten kaum über die Schwelle des Lebens getretener und doch mit ihren Kinderhänden schon auf den Brust-an-Brustkampf um's Dasein angewiesener Geschöpfe bot und bietet es sich dar: Die Araber der Straßen, die Nomaden der Weltstadt-Sahara, die Geburten des Pflasters, Zeitungsjungen, Stiefelputzer, Musikanten, Straßenkehrer — bis hieher etwa reicht die Aristokratie in dieser primitiven Welt — Bettelbuben, Lumpensammler, Lungerer und kleine Spitzbuben, zerlumptes, baarfüßiges, halbnacktes junges Volk — und doch seines Lebens froh, doch seine Existenz als ein ebenso Berechtigtes wie die Löcher in seinen Jacken und Hosen zur Schau tragend — ein Straßengeschlecht, von dem man Alles begreifen kann, nur das Eine nicht, daß die zu ihm Gehörenden nicht auch auf diesen granitnen Seitenwegen, in diesen Gassen, neben diesen Rinnsteinen geboren sind. Aber wer will sagen, daß sie es nicht doch sind? Taufscheine — ungeheure Naivetät! Genug, sie sind da. Wie ein Wespenvolk über eine Wiese, verbreitet sich ihr riesiger Schwarm tagtäglich über das Revier der Stadt, schwirrt er mit jedem Morgenroth darüber empor, um erst in später Nacht wieder zu verschwinden.

Aber wohin verschwinden sie? Schwer zu beantwortende Frage! Die Bevorzugtesten unter ihnen, die wahren Prinzen und Scheiks haben ein Elternhaus, ja Einige von ihnen sogar Eltern darin, welche sie mit freundlichem Worte willkommen heißen, und Geschwister, die ihnen froh neben sich Platz machen. Aber wie sehr bilden diese die Ausnahme unter den Arabern des Pflasters! Ein anderer Bruchtheil mag wohl auch etwas wie eine Heimath haben — nur daß die dazu Zählenden, wenn sich's nur eben thun läßt, vorziehen, nicht dorthin zurückzukehren, wo betrunkene oder barbarische Angehörige nichts als Elend und Rohheit mit dem kleinen Wanderer zu theilen haben. Noch Andere — und sie sind die echten Beduinen dieser jungen Nomadenwelt — wissen absolut nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollen, obschon sie Muth genug hätten, in ein Gespensterhaus oder in Satans eigene Cabine unterzuschlüpfen. Dann sind es Hausporticuse, Thorwege, Treppenabsätze, Maurergerüste, alte Kisten, umgestülpte Wagen &c., die sich bereitwillig zu nächtlichen Asylen darleihen. Auch Neubauten mit noch offenen Fenstern und Thüren, Wasserleitungsröhren, welche der Versenkung harren, Parkbänke und leere Keller bieten Verstecke, darin und darunter sich herrlich niederkauern läßt, und die dem Gaste im Sommer ein fürstliches Nachtquartier, im Winter aber eine Zuflucht gewähren, in der er doch wenigstens des ersten und grausamsten Anpralls der Elemente spotten kann.

Und er spottet so leicht und so gern. Furcht — es wurde dies schon gesagt — kennt er nicht. Er ist seinem Taufscheine (vorausgesetzt, daß er doch einen solchen habe) mindestens um die Hälfte der darauf verzeichneten Jahre voraus, und ob er auch auf dem besten Wege sei, ein vollkommener Taugenichts zu werden, was Tapferkeit anbelangt, ist er ein Spartaner, und in Betreff des leichten Sinnes beschämt er jeden Pariser. Damit ist denn auch seine hervorstechendste Eigenschaft berührt: seine vollkommene Unabhängigkeit. Die Beziehungen, in denen er und seines Gleichen zu der tausendköpfig und hundertschichtig über sie hinweg ebbenden und fluthenden Großstadtwelt stehen, sind keine anderen, als die, in denen der Indianer zu den Grenzansiedelungen des fernen Westens, oder der in Massen auf das Pflaster San Franciscos geworfene Chinese zum legitimen Californier steht. Sie leben unter den Sohlen dieser üppigen Welt — aber in vollkommener Freiheit. Und wenn man die Bezeichnung, welche die New-Yorker Polizei für sie hat — sie nennt sie „Straßenratten" —, und daneben die Thatsache erwägt, daß ihre Reihen es sind, aus denen sich die gefährlichsten Classen der Metropole recrutiren, so vermeint man, sie thatsächlich mit leisen, aber sicheren Zähnen an den tiefsten und geheimsten Fundamenten der Gesellschaft nagen und schaben zu hören.

Dieses Geschlecht nun war das Material, welches sich den philanthropischen Männern, deren vornehmster Name oben genannt wurde, darbot, als ihre edlen und weisen Pläne in der Gründung der „Children's Aid Society of New-York" im Jahre 1853 Gestalt gewannen. Aber damit, daß es sich ihnen darbot, ja selbst auf allen Straßen und Plätzen, an allen Ecken und Enden darbot, hatten sie es noch nicht. Das größte Hinderniß, sich seiner zu bemächtigen, war nicht die diesem Geschlechte angeborene frühreife Nichtsthuerei, sondern jene Unabhängigkeit und jene Leichtigkeit, sich mit dem Leben in seiner dürftigsten Gestalt abzufinden, welche es noch in ungleich höherem Grade charakterisiren, als seine Nichtsnutzigkeit. Dieser Unabhängigkeitssinn und das mit ihm verbundene radicale Vorurtheil gegen Alles, was Schule, namentlich aber was Sonntagsschule heißt, in welch letzterer sie nichts Anderes als den Vorhof zum Correctionshause erblickten, mußte in erster Reihe überwunden werden.

Und es wurde überwunden. Nachdem Herr Brace mit seinen Schulen und sonstigen im Namen der neuen Gesellschaft in's Leben gerufenen Unternehmungen gleich im ersten Jahre die erfreulichsten Erfolge erzielt, war er bereits Ende des Jahres 1853 in der Lage, den Directoren den Plan zu einem Logirhause für heimathlose Knaben vorzulegen, welcher, alsbald bewilligt, mit der dem Manne eignen Energie zur That gezeitigt wurde. Schon im Mai 1854 wurde im obern Stockwerk eines im Herzen der untern Stadt gelegenen Hauses (des alten „Sun-Gebäudes" an der Ecke von Fulton- und Nassau-Street) das erste Unterkunftshaus eröffnet, in welchem heimathslose Knaben für einen geringen Entgelt ein Nachtquartier und gutes Essen erhalten und ein reinigendes Bad nehmen konnten. Es erhielt nach dem unter den Beschäftigungen und Erwerbszweigen seiner jugendlichen Kunden vorherrschenden Berufe den Namen Newsboys-Lodging-House — Zeitungsjungen-Logirhaus. Daß sich dieses

Asyl auch Demjenigen, welchem selbst die wenigen Cents, die zu erlegen waren, mangelten, ebenso gastlich erschloß, wie seinem bezahlenden Cameraden, versteht sich von selbst.

„Aber es mußte," wie Herr Brace selbst in seinen jüngst erschienenen Aufzeichnungen über die Wirksamkeit der verschiedenen Anstalten der Gesellschaft sagt — „es mußte Alles daran gelegen sein, die jungen Burschen als selbstständige Kunden zu behandeln, ihnen nichts in Gestalt einer Wohlthat und ohne Entgelt aufzudringen, zugleich aber auch ihnen in ihren Unterkunftshäusern unvergleichlich mehr und Besseres zu verabfolgen, als sie für ihr Geld irgendwo anders erhalten konnten."

In einem ihrer Unterkunftshäuser! Denn nicht nur, daß die Anstalt an der Ecke von Fulton- und Nassaustreet bald das ganze Gebäude einnahm — seitdem ist längst ein mächtiger Geschäftspalast an der Stätte emporgewachsen — selbst dieser sollte sich nach einigen Jahren für den Andrang der ihm zuströmenden jugendlichen Kunden nicht mehr hinreichend erweisen, und namentlich sollten es die Schulzimmer sein (die gefürchteten, unheimlichen Schulzimmer, das Fegefeuer zu der Hölle des Correctionshauses), welche bald nicht mehr Raum und Comfort genug boten. Das schreckliche Gespenst einer zwangsweisen Besserung und Freiheitsberaubung, welches zuerst für die übermäßig verschmitzten jungen Heiden hinter dem seltsamen Geschäft mit seinen Badezimmern, billigen Mahlzeiten, guten Betten, Abendschulen und sonntäglichen Bibellesungen und Gesangsübungen gelauert hatte, war bald in Nebel zerronnen, und gerade die Abend- und Sonntagsschulen waren es, die in kurzer Zeit eine Anziehung übten, vor der ihre Besucher erschrocken zurückgebebt wären, wenn sie schlau genug gewesen wären, einzusehen, daß sie in ihren Wirkungen von denen des gefürchteten Correctionshauses kaum unterschieden waren. Nicht nur von denen besucht, welche mehr oder minder regelmäßige Nachtgäste des Logirhauses waren, sondern auch von ihren Cameraden und „Geschäftsfreunden vom Straßenpflaster" erst aus Neugierde, dann aus Theilnahme an den Vorgängen selbst frequentirt, wurden sie sehr bald zu einer ebenso beliebten wie nutzbringenden, den höheren Zwecken der Gesellschaft dienenden Einrichtung.

Es war im Jahre 1867, als die „Children's Aid Society", durch den wachsenden Zuspruch ihrer Anstalt genöthigt, sowie durch die ihr immer reichlicher zufließenden Mittel dazu befähigt, das alte Sun-Gebäude aufgab und am Park-Place ein für sechstausend Dollars jährlichen Zinses gemiethetes vierstöckiges Gebäude von der Größe und Stattlichkeit, welche die Handelspaläste jener Gegend kennzeichnet, für ihre Zwecke erwarb. Doch auch hier sollte ihres Bleibens nur für einige Jahre sein. Schon 1869 sah sie sich genöthigt, die Errichtung eines eigenen genügenden Baues in Aussicht zu nehmen, der, von vornherein nur im Hinblick auf den einen Zweck, für den er bestimmt ist, errichtet, demselben auch auf eine geraume Zeit hinaus entsprechen sollte. Das Grundstück des in den vierziger und fünfziger Jahren als deutsches Einwanderer-Hôtel bekannten Shakespeare-Hauses wurde erworben und auf ihm in Gestalt eines mächtigen, unregelmäßigen Vierecks ein Stein- und Ziegelbau errichtet, der sechs hohe, luftige Stockwerke zählt und der in seiner architektonischen Neuheit und Prächtigkeit mit einem Schlage die ganze Physiognomie des winkligen und unsaubern Stadtviertels, in dem es sich erhebt, umgewandelt hat. Im Januar 1874 wurde das Gebäude seiner Bestimmung übergeben. Mit Ausnahme des Erdgeschosses dient es nur der einen Bestimmung, welche die seiner Front in Sandstein eingefügte weithin sichtbare Inschrift besagt: dem eines „Newsboys-Lodging-House". Das erste Stock enthält den Eßsaal und die Badezimmer, das zweite den Schulsaal, das dritte und vierte die Schlafräume mit im Ganzen dreihundert Betten, das fünfte einen großen Turnsaal. Der Preis für ein Nachtlager ist sechs Cents, der für Abendbrod und Frühstück ebenso hoch. Doch verpflichtet die Abnahme des einen nicht zu der des andern. Seit Jahren schon beträgt die Durchschnittszahl der nächtlichen Gäste nie unter zweihundert und dennoch herrscht in diesem während der Abend- und Morgenstunden von wimmelndem Leben erfüllten Bienenstocke eine mustergültige Ordnung. Vollkommene Unparteilichkeit und Pünktlichkeit in der Bedienung einerseits, andererseits Freundlichkeit, mit militärisch strenger Disciplin vereint: das sind die Elemente, welche zu einer so erfolgreichen Herrschaft in dieser eigenartigen Welt geführt haben.

Außer dieser großartigen Anstalt im Herzen des unteren New-York besitzt die Gesellschaft heutigen Tages noch vier andere Logirhäuser in verschiedenen Gegenden der Stadt, die sich an Ausdehnung und Stattlichkeit der Einrichtung freilich nicht mit dem Haupthause vergleichen dürfen, in ihrer Art jedoch für die Districte, in welchen sie liegen, kaum ein geringerer Segen sind, als jenes. Eines davon ist nur für Mädchen bestimmt und gleich den Knabenhäusern mit einem Bureau für die Vermittlung von dauernden Unterbringungen ihrer jugendlichen Schutzbefohlenen in Geschäften oder Privathäusern verbunden. Sie repräsentiren ein Besitzthum der Gesellschaft von etwa hunderttausend Dollars, während sich der Werth des neuen Haupthauses allein auf nahezu das Doppelte beläuft. Rechnet man hierzu noch das im Laufe der Zeit aus den Ueberschüssen der regelmäßigen Jahreseinkünfte (darunter die Tausende betragenden Unterstützungen seitens der Stadt und des County New-York), sowie aus allerlei Schenkungen und Vermächtnissen erwachsene freie Vermögen, welches, in guten Sicherheiten angelegt, sich auf hundertachtzig- bis hundertfünfundachtzigtausend Dollars beziffert, so wird die Berechtigung, mit welcher die Gesellschaft oben eine halbe Millionärin genannt wurde, zur Genüge ersichtlich. Ihre Einnahmen, die während des ersten Versuchsjahres nicht mehr als viertausendsiebenhundertzweiunddreißig Dollars betrugen, waren für das letzte Verwaltungsjahr (1873) auf hundertzweiundsiebenzigtausenddreihundertfünfundzwanzig Dollars gestiegen, das Ausgabenbudget derselben Zeit von viertausendeinhunderteinundneunzig Dollars auf hunderteinundsiebenzigtausendachtundfünfzig angewachsen, während sich die Gesammtsumme, welche in diesen einundzwanzig Jahren von der Gesellschaft für die verschiedenen von ihr verfolgten philanthropischen Zwecke ausgegeben wurden, auf eine Million vierhundertvierundzwanzigtausendsechsundvierzig Dollars beläuft.

Um einen klaren Begriff von Dem zu gewinnen, was mit Hülfe dieser Summen geleistet worden, müssen die drei Hauptzweige der gesellschaftlichen Thätigkeit, von denen die Errichtung und Unterhaltung der Logirhäuser nur einen bilden, besonders in's Auge gefaßt werden. Die andern beiden bestehen in der Unterhaltung von sogenannten Industrieschulen (richtiger Armenschulen) und in der Unterbringung respective Auswanderung von Knaben nach dem Westen.

Nach dem letzten Jahresbericht beliefen sich die Ausgaben für das Haupt-Unterkunftshaus auf 16,085 Dollars, zu deren Deckung die Knaben selbst 4382 Dollars beisteuerten. Die Zahl dieser Letzteren betrug 7568. Während des gesammten einundzwanzigjährigen Bestehens dieser Anstalt fanden 107,568 Knaben im Alter von sechs bis achtzehn Jahren in ihr Unterkunft, welche zu einem Gesammtausgabenbudget von 164,453 Dollars die Summe von 41,003 Dollars bezahlten.

In der Führung der Schulen der Gesellschaft — sie nennt dieselben, weil sie den Besuchern auch die Gelegenheit zur Erlangung von allerlei mechanischen Fertigkeiten bieten, „industrial schools" — wird auf den confessionslosen Charakter dieser Anstalten ein besonderer Nachdruck gelegt. Eben so wenig spielt die Nationalität bei ihnen eine Rolle, wie das Bestehen einer Schule eigens für deutsche und einer eigens für italienische Kinder beweist. Im Augenblick bestehen im Ganzen einundzwanzig solcher Schulen, von denen zugleich fünfzehn Abendschulen sind, und an denen im Ganzen siebenundachtzig Lehrer und Lehrerinnen unterrichten. Die Kosten ihrer Unterhaltung beliefen sich während des letzten Jahres auf 68092 Dollars und ihr durchschnittlicher Besuch, bei einer Gesammtzahl von 9584 Schülern, betrug 3477 Köpfe. Die Gesellschaft betrachtet diese Anstalten theils als eine Vorschule für irgend einen praktischen Beruf ihrer nur der tiefsten Hefe und Armuth der Bevölkerung entnommenen Besucher, theils als ein Mittel, ihnen, die schon in ihren Kinderjahren bestimmten Erwerbszweigen obliegen müssen, wenigstens in den Abendstunden die Erlangung nützlicher Kenntnisse zugänglich zu machen, theils endlich als eine Vorbereitung für die öffentlichen Freischulen, für deren Besuch sie durch die „Vermenschlichung", der man sie hier unterzieht, sowie durch die Ausrüstung mit Kleidungsstücken und sonstigem Nothwendigen fähig gemacht werden, so daß zahllose der tiefsten Armuth und Noth entsprossene Kinder auch äußerlich in Stand gesetzt werden, den ihnen zukommenden Platz unter ihren den

übrigen Classen des Gemeinwesens angehörenden Altersgenossen in den öffentlichen Schulen einzunehmen.

Das Emigrationsdepartement der Gesellschaft wird in seiner Thätigkeit und seinen Erfolgen gleichfalls am besten durch Zahlen illustrirt. Der erste Export von Knaben nach dem Westen fand 1854 statt. Er umfaßte zweihundertvier Köpfe. Diese Zahl war bis zum Schlusse des vorigen Verwaltungsjahres auf zweiunddreißigtausenddreihundertachtundsiebzig angewachsen. Die Gesellschaft hält eigene Agenten, welche beständig in den westlichen Staaten umherreisen, Unterkunft und oft auch Annahme an Kindesstatt bei vertrauenswürdigen Farmern und sonstigen Landbewohnern für ihre jungen New-Yorker Freunde vermitteln und so eine regelmäßige Verpflanzung jugendlicher Kraft aus dem Staube und dem Schmutze großstädtischer Noth in die gesunde Sphäre ländlichen Lebens und ländlicher Thätigkeit bewerkstelligen, welche für Alle, denen sie zu gute kommt, gleich heilsam ist.

Die Gesellschaft bringt ihre kleine Auswanderung nicht allein durch ihre Agenten unter, sondern rüstet sie auch mit allem Erforderlichen aus und liefert sie an den Ort ihrer Bestimmung ab. Der Zudrang der Knaben, welche aus freien Stücken eine Versorgung durch diese Vermittelung nachsuchen, ist ein mit jedem Jahr zunehmender, wie andererseits die Wirksamkeit derselben auch außerhalb New-Yorks bereits eine so bekannte ist, daß die Nachfrage nach auswanderungslustigen Knaben mit dem Angebote so ziemlich gleichen Schritt hält. Herr Brace weist in seinem letzten Jahresberichte mit besonderem Stolze auf dieses Resultat hin und zieht den nachstehenden Vergleich zwischen den drei Hauptzweigen der Gesellschaft:

„Unsere Industrie- und Abendschulen machen einer Classe von Kindern, die sonst davon ausgeschlossen bleiben müßten, die Erlangung einer Menge von Kenntnissen und Fertigkeiten zugänglich; sie versorgen sie mit einer einfachen Mittagsmahlzeit, mit Kleidern und Schuhen und tragen für ihre Besucher auch Sorge, wenn sie krank werden. Die Logirhäuser bieten die Wohlthat von Unterkunft, Sauberkeit, Nahrung, Unterricht und heilsamer Disciplin, ohne dieselbe als Wohlthat fühlbar zu machen. Unser Auswanderungs-Departement aber umfaßt nicht nur die Ertheilung von Unterricht, Unterkunft, Nahrung, Kleidung und Disciplin, es ist nicht nur ein moralisches und sociales Palliativmittel — sondern es ist absolute Heilung, ist Radicalcur, ist Wiedergeburt aus Elend und Laster zur Tugend, zur Freiheit und zum Glück."

Herr Brace ist allerdings ein Enthusiast. Aber hinter seinem Enthusiasmus stehen seine Zahlen, und diese sprechen die nüchterne Sprache der Welt. Sie geben uns ein Bild, das unsere Achtung, unsere Theilnahme und unsere Bewunderung erzwingt, und an dem wir nicht gut mäkeln können, wenn wir nicht selbst kalt und empfindungslos erscheinen wollen. Es ist Humanität in weisester Gestalt, ist Wohlthätigkeit ohne Sentimentalität sowohl, wie ohne sociale, politische und pietistische Nebenzwecke. Um ihnen ganz gerecht zu werden, müßte man freilich all das Unheil, die Verderbtheit und das Verbrechen, welche durch sie im Keime erstickt werden, prophetischen Blickes abschätzen und ihnen gutschreiben können. Aber es bedarf dessen nicht. Man greife in seiner Bewunderung nur getrost etwas hoch — zu hoch wird man so leicht ein Verdienst nicht schätzen können, welches durch heute gespendete Wohlthaten für die Reinigung, Veredelung und Sicherstellung der Zukunft in einer Weise sorgt, wie dies durch die „Children's Aid Society" von New-York innerhalb ihres Wirkungskreises seit mehr als zwanzig Jahren geschehen ist und, wie zu hoffen steht, in stets wachsendem Maßstabe auch weiter geschehen wird.

Pariser Bilder und Geschichten.

Unterhaltungen mit Heinrich Heine.

Von Ludwig Kalisch.

Heine gehörte zu den wenigen Schriftstellern, die während ihrer ganzen Laufbahn das Interesse des Publicums wach halten, mit deren Persönlichkeit die allgemeine Neugierde sich beschäftigt. Kein Literat konnte von einem Ausfluge nach Paris in's deutsche Vaterland zurückkehren, ohne von allen Seiten gefragt zu werden, ob er dort Heine gesehen. Daher kam es auch, daß kein Literat in Paris anlangte, ohne ihn sogleich aufzusuchen, einige Witzworte von ihm aufzuschnappen und sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Heine war ein stehender Artikel in jedem Buch über Paris, besonders seit ihn ein grausam schleichendes Siechthum auf's Lager geworfen. Der kranke Dichter mußte den Stoff zu einem mehr oder minder langen Capitel liefern, in welchem er mit dem ängstlichsten Detail abconterfeit wurde. Als ich nun im Jahre 1849 nach Paris kam, beschloß ich eine Ausnahme von den fahrenden Schriftstellern zu machen und den kranken Dichter, dem ich kein Heilmittel bieten konnte, nicht zu stören. Ich würde auch gewiß bei meinem Entschlusse beharrt sein, wenn ich nicht bald sein Nachbar in der Rue d'Amsterdam geworden wäre. Er wünschte meinen Besuch, und so begab ich mich in Begleitung eines uns Beiden befreundeten Schriftstellers an einem nebligen Novemberabend in Heine's Wohnung. Heine lag in einem sehr kleinen Zimmer und klagte sogleich bei unserm Eintreten, daß er vorige Nacht wieder von den fürchterlichsten Schmerzen heimgesucht worden, und daß er nur durch starke Opiatdosen sich einige Linderung seiner Qualen verschaffen könnte.

Er wurde indessen nach und nach sehr gesprächig und munter, ließ seiner Satire den Zügel schießen und zeigte, daß in seinem fast aufgelösten Körper der Geist sich noch frisch und regsam erhalten. Seine Lebenskraft hatte sich so zu sagen in sein Gehirn geflüchtet. Sein arbeitender Kopf saß auf einem todten Rumpfe.

Deutschland war natürlich das Hauptthema unsers Gesprächs, und indem wir von den Zuständen in unserm Vaterland sprachen, kamen wir auf Venedey's Ausweisung, von der damals in den Zeitungen viel geredet wurde. „Der gute Venedey!" sagte Heine. „Er ist eine Art Maßmann, nur daß er noch weniger Latein weiß, als dieser."

Als ich ihn fragte, warum er so oft seine satirische Lauge über Maßmann ausgieße, erwiderte er: „Du lieber Gott! Ich bin ein alter Mann; ich kann mir nicht mehr neue Narren anschaffen. Ich muß von den alten leben. Maßmann ist für mich rentabler Narr. Er ist meine Rente. Was kann ich dafür?"

Bald lenkte sich das Gespräch auf die moderne deutsche Poesie und auf die Vertreter derselben. Bei dem Namen Lenau's wurde einer Reihe deutscher Dichter erwähnt, die im Wahnsinn endeten, oder im Elend untergingen. Als bei dieser Gelegenheit des armen Grabbe gedacht wurde, bemerkte Heine, daß er über diesen Dichter merkwürdige Aufschlüsse hätte geben können. „Ich habe ihn in Berlin kennen gelernt, wo wir beide studirten," sagte er. „Es war in ihm ein seltsames Gemisch von Demuth und unbezwinglichem Poetendünkel. Er hielt mich für sehr reich, weil ich damals — ich weiß nicht durch welchen Zufall — einen schönen Mantel besaß, und er behauptete, daß ich, von diesem Mantel behaglich durchwärmt, südlich glühende Lieder bequem dichten könnte, während er, in einem fadenscheinigen lebensmüden Rocke dem unverschämten Berliner Wind ausgesetzt, seine dramatischen Stoffe aus dem fernen Norden holen müßte. Er hatte gerade den ‚Herzog Gothland' vollendet und brachte mir ihn, um mein Urtheil darüber zu hören. Bei der Lectüre dieser absonderlichen Hervorbringung war mir's, als ob mir ein Dutzend Mühlräder im Kopfe klapperte. Ich gönnte mir den Eindruck, den dieses dramatische Erzeugniß auf mich hervorgebracht, nicht allein, sondern gab es einem meiner Freunde, der mir's, aus Angst verrückt zu werden, bald wieder zurückbrachte. Ich ging dann damit zu Varnhagen, der, wie man sich leicht denken kann, es noch weniger erquicklich fand und mich um Gotteswillen bat, es ihm schnell wieder abzunehmen; es mache ihm das ganze Haus toll. — Ja, dieser Grabbe war ein drolliger Mensch, aber ein bedeutendes Talent und ich hätte, wie gesagt, manche sehr interessante Aufschlüsse über ihn geben können; aber wie manches Andere wird auch dies mit mir begraben werden."

Das Gespräch kam sodann auf die Dorfgeschichtenliteratur. „Ich kenne sehr wenig davon," sagte Heine. „Ich kenne

blos die Elsässer Dorfgeschichten von Alexander Weill. Man hat mir gesagt, daß er der Erste gewesen, welcher mit derartigen Productionen vor dem deutschen Publicum aufgetreten. Ich habe dieselben sogar mit einem kurzen empfehlenden Vorworte begleitet und in diesem geäußert, daß man mit der Dorfnovellistik viel zu viel Spectakel macht. Auch hätte ich dieses Vorwort gar nicht geschrieben, wäre ich nicht gewissermaßen dazu gezwungen worden. Eines Tages kam nämlich Weill zu mir und zeigte mir nicht nur an, daß er im Begriffe sei, sich zu verheirathen, sondern auch, daß er zu diesem schönen Schritte nothwendig fünfhundert Franken brauche. Als ich schwieg, fügte er hinzu, er würde die genannte Summe von einem Buchhändler leicht erhalten, wenn ich einen Band seiner Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben mit einigen Einführungszeilen versehen wollte. Ich hatte nun die Wahl, entweder fünfhundert Franken zu geben, oder ein paar Seiten zu schreiben, und Sie können sich leicht denken, daß ich nicht lange wählte."

Es wurde bald seiner neuern Gedichte erwähnt. Heine sagte, daß ihm die Poesie das beste Linderungsmittel in seinen schlaflosen Nächten sei. „Die Poesie ist meine treue Freundin geblieben," rief er. „Sie läßt sich von meinem Siechthum nicht abschrecken; sie ist mir bis an den Rand des Grabes gefolgt und macht mich dem Tode streitig."

Da wir nun einmal von seinen Poesien sprachen, fragte ich ihn, wann sich in ihm der poetische Trieb geäußert.

„Sehr früh, sehr früh," antwortete er. „Sie kennen mein Gedicht ‚Belsazar'," fuhr er fort; „nun, ich habe dasselbe geschrieben, bevor ich noch das sechszehnte Jahr zurückgelegt. Und wissen Sie, was mich zu demselben inspirirt hat? Ein paar Worte in der hebräischen Hymne Bachazoz halajla (Um Mitternacht), die man, wie Sie wissen, an den zwei ersten Osterabenden singt."

Diese erwähnte Hymne gedenkt nämlich einer auf die Geschicke der Juden sich beziehenden historischen Begebenheit, die in der Nacht vorgefallen, und in fünf Worten spricht sie von dem Tode des babylonischen Tyrannen, der in Folge der Entweihung der Tempelgefäße in der Nacht hinweggerafft wurde.

Heine wußte kaum ein paar hebräische Wörter; er kannte aber viele jüdische Sagen, und diese Kenntniß verdankte er ganz besonders dem geistvollen Gelehrten Zunz. Während seines Aufenthaltes in Berlin suchte er den Umgang dieses vortrefflichen Mannes, dem er auch, wie ich sah, eine sehr warme Freundschaft bewahrt hatte. Heine hatte nur wenige Freunde, oder wenn man will, er war nur Wenigen ein Freund; diesen Wenigen aber war er sehr zugethan.

Er streckte mir die dürre, welke Hand entgegen, als ich mich von ihm verabschiedete, und bat mich, ihn während meines Aufenthaltes in Paris recht häufig zu besuchen. Ich war schon an der Thür, als er mich fragte, ob ich nicht seine Gattin sehen wollte, und als ich dies natürlich bejahte, sagte er mir, daß sie sich den Fuß verstaucht und ihr Zimmer hüten müsse. Er ließ mich von seiner Wärterin zu ihr führen. Ich fand Madame Heine in einem Lehnsessel, die Beine auf einem vor ihr stehenden Stuhl ausgestreckt. Sie war damals noch jung, aber schon so abgerundet, daß ihr der Fauteuil fast zu eng war. Nach der langen Unterhaltung mit Heine ließ die kurze Unterhaltung mit ihr keine Eindrücke in mir zurück.

Ich war von dem ersten Besuche bei Heine so ergriffen, daß ich einige Monate verstreichen ließ, ohne ihn wieder zu sehen. Da ließ er mich eines Tages — es war am 20. Januar 1850 — zu sich rufen. „Warum lassen Sie sich so selten bei mir sehen?" rief er, als ich meinen Namen nannte. „Sie sollten öfter kommen, da Sie nur zwei Schritte entfernt von mir wohnen."

Ich äußerte meine Befürchtung, daß sein Zustand keine Besuche vertrage.

„Es ist wahr," sagte er, „ich werde oft von den fürchterlichsten Schmerzen heimgesucht, so daß ich mir selbst zur Last bin. Aber ich bitte Sie, lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, mich zu sehen!"

Ich fand ihn sehr leidend, sehr ernst und niedergeschlagen. „Ich liege hier so einsam und vereinsamt," seufzte er. „Ich wäre gern in Deutschland gestorben, und ich hätte mich vielleicht hintragen lassen. Aber was würde meine arme Frau in Deutschland anfangen? Das ist sehr traurig. Hier hab' ich, in Deutschland hat sie kein Vaterland. Ich weiß, daß ich nicht mehr von diesem Lager mich erhebe. Das Lied ist aus. Ich habe auch gerade das Alter, in welchem ein deutscher Schriftsteller sterben muß. Wie werden sie mich loben, wenn ich einmal todt bin! Sie werden mir statt der faulen Aepfel, mit denen sie mich früher beworfen und noch immer bewerfen, nur Blumensträuße und Lorbeerkränze zuwerfen. Der Campe wird sich auch freuen, wenn er hört, daß sie mich hinausgetragen, daß ich das schmerzvolle Grab in der Rue d'Amsterdam mit dem schmerzlosen auf dem Kirchhofe Montmartre vertauscht habe. Ja, der Campe wird sich freuen; denn mein Tod ist sein bestes Buchhändlergeschäft."

Nachdem er eine Zeitlang von seinen häuslichen Verhältnissen gesprochen und zu wiederholten Malen und mit sichtbarer Genugthuung bemerkt hatte, daß er die Zukunft seiner Gattin gesichert, kam er auf seinen Glauben zu sprechen. Ich sagte ihm, daß man in den Blättern viel von seiner Bekehrung rede, daß man von vielen Seiten behaupte, er habe sich wieder dem Judenthume zugewendet. „Ja," sagte ich, „man spricht fast täglich von Ihrer Rückkehr zu Jehova Zebaoth. Ich habe bei meinem ersten Besuche absichtlich vermieden, mit Ihnen über diesen Punkt zu sprechen."

„Warum das?" rief er. „Ich mache kein Hehl aus meinem Judenthume, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Haß gegen das Judenthum. Mit meinem Atheismus ist es mir niemals Ernst gewesen. Meine früheren Freunde, die Hegelianer, haben sich als Lumpen erwiesen. Das Elend der Menschen ist zu groß. Man muß glauben."

Ich fragte ihn, ob er bei den Alten, von denen er doch in seinen Schriften mit so viel Begeisterung dem Nazarenerthume gegenüber spreche, keine Befriedigung fände?

„Ich bin nicht Nazarener geworden," erwiderte er; „aber das Griechenthum, so schön und heiter es auch ist, genügt mir nicht mehr, seitdem ich selbst nicht mehr schön und heiter bin. Ich bin in Passy (Stadttheil von Paris) gelegen, als meine böse Krankheit anfing. Während ich mich krampfhaft auf dem Lager wälzte, wurde draußen der entsetzliche Junikampf gekämpft. Der Kanonendonner zerriß mein Ohr. Ich hörte das Geschrei der Sterbenden; ich sah den Tod mit seiner unbarmherzigen Sense die Pariser Jugend hinmähen. In solchen gräßlichen Augenblicken reicht Pantheismus nicht aus; da muß man an einen persönlichen Gott, an eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Ich bin kein Mucker geworden. Ich habe den Weg zum lieben Gott weder durch die Kirche, noch durch die Synagoge genommen. Es hat mich kein Priester, es hat mich ihm kein Rabbiner vorgestellt. Ich habe mich selbst bei ihm eingeführt, und er hat mich gut aufgenommen. Er hat meine Seele geheilt; möge es ihm gelingen, auch meinen Körper zu heilen! Ich würde ihm wahrlich dafür sehr dankbar sein."

Ich theilte ihm mit, daß man in den Blättern von seinen Memoiren rede, die er herauszugeben beabsichtige.

„Allerdings beabsichtige ich sie zu veröffentlichen," entgegnete er; „allein ich weiß nicht, ob ich damit werde zu Stande kommen können. Ich dictire fast jeden Tag, was mir eine entsetzliche Anstrengung verursacht. Es erschöpft mich fürchterlich. Wenn Sie noch ein wenig weilen, werden Sie den Schlemihl (Pechvogel) sehen, dem ich in die Feder dictire. Doch was sag' ich?" rief er berichtigend, „nicht er ist der Schlemihl; ich bin es."

„Ich habe viele Manuscripte verbrannt," sagte er nach einer Pause, „weil ich gefunden, daß dieselben gar Manches enthielten, was mit meiner jetzigen Ueberzeugung nicht mehr übereinstimmt. Ich habe jedoch leider zu viel verbrannt," setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Dies geschah in einem jener dunklen Augenblicke, wo man geistigen Selbstmordgedanken nicht widerstehen kann. Es waren hübsche Sachen darunter. Friede ihrer Asche!"

Ich bemerkte nichts darauf, da ich an dieses Autodafé nicht glaubte. Heine war nicht der Mann, der seine Productionen so lange liegen ließ, um sie dann grausam dem Feuertode zu überliefern, weil sie nicht mehr der Ausdruck seiner Gesinnung waren. Kein Dichter war für die Kinder seiner Muse mehr eingenommen, als er. Kein einziges derselben hielt er für ungerathen. Er sprach beständig von ihnen; er erzählte gern von ihrer wunderbaren Geburt und wie viel Vaterfreuden sie ihm verursacht hätten.

Zell am See. Nach der Natur aufgenommen von Ernst Heyn.

Digitized by Google

Heine konnte nicht einmal einen schnöden Witz unterdrücken, und hatte er ein Bonmot gemacht, das sich für den Druck nicht eignete, so wiederholte er es so oft, bis es durch mündliche Verbreitung allgemein bekannt wurde. —

Wir kamen auf sein Buch über Börne zu sprechen. Ich sagte ihm, daß es allerdings sehr geistreich sei, daß aber die gehässigen Angriffe auf einen Mann, dem selbst dessen erbittertste Feinde einen edeln Sinn und ein aufrichtiges Streben nicht absprechen konnten, sich durchaus nicht rechtfertigen lassen.

„Du lieber Gott!“ rief Heine, „wer Bücher schreibt, schwebt immer in Gefahr, große Dummheiten zu begehen. Trotz alledem,“ fügte er gleich hinzu, „ist besagtes Buch lange so schlecht nicht, wie man in meinem lieben Vaterlande behauptet.“

Er machte sich dann über die talentlosen Schriftsteller lustig, die mit ihrer Charakterfestigkeit prunken; die Antithese von Talent und Charakter gab ihm Stoff zu den drolligsten Bemerkungen.

„Sie haben vollkommen Recht,“ sagte ich, „der Talentlosigkeit zu spotten, die mit stolzen Phrasen um sich wirft; aber Sie haben doch mit Ihrer Satire im ‚Atta Troll‘ ein großes Unheil angerichtet. Früher nämlich meinten die talentlosen Schriftsteller, der Charakter ersetze das Talent; jetzt aber meinen die charakterlosen Schriftsteller, sie seien große Talente, blos weil sie charakterlos sind. Sie werden übrigens zugeben, daß alle großen Dichter bedeutende Charaktere waren. Dante, Milton, Molière, Lessing, Goethe und Schiller waren große Menschen. Lessing wird sogar durch seinen ebenso edeln wie festen Charakter eine hochpoetische Erscheinung. Der Charakter macht das Talent nicht; aber er giebt ihm Halt und Würde, regelt sein Schaffen und bürgert ihn im Herzen des Volkes ein, das am Ende die poetische Schöpfung von der Persönlichkeit des Poeten nicht trennen mag. Molière's außerordentliche Popularität ist großentheils seiner Persönlichkeit zuzuschreiben, und so sitzt auch Schiller wegen seines edeln Charakters im Herzen unseres Volkes fest. Besonders ist das Publicum berechtigt, Charakterfestigkeit von denjenigen Schriftstellern zu verlangen, die sich im Kampfe für die Ideen des Fortschritts die ersten Sporen verdient haben. Das Volk trägt freudig sein Herz dem Schriftsteller entgegen, in welchem es den Ausdruck seiner Ansichten, seiner Hoffnungen findet; aber es entzieht ihm die Liebe, sobald es merkt, daß er den Lorbeerkranz um jeden Preis erhaschen will.“

„Das Volk selbst ist charakterlos,“ sagte Heine; „und es bekränzt die Dummheit ebenso leicht wie das Genie, ja noch leichter. Ich weiß etwas davon zu erzählen. — Nun, einstweilen liege ich hier eine Halbleiche und kämpfe den Zweikampf mit dem schwarzen Ritter Thanatos, der mich im Bewußtsein seines baldigen Sieges höhnisch angrinst.“

Er sprang bald in seiner lebhaften Weise auf andere Gegenstände über, und ich hatte Gelegenheit die Elasticität dieses reichen Geistes zu bewundern, der den Körper in Stücke zerfallen sah, ohne dadurch auch nur das Allergeringste von seiner Frische zu verlieren.

Heine wurde immer lebhafter. Er ließ viele unserer modernen Schriftsteller die Revue passiren, und es versteht sich von selbst, daß es bei dieser Gelegenheit nicht an scharfen Geißelhieben fehlte. Gutzkow namentlich mußte stark herhalten.

„Kommen Sie bald wieder!“ sagte er, als ich mich von ihm verabschiedete, „kommen Sie recht bald wieder! Jetzt haben Sie blos einige Schritte zu meiner Wohnung; wenn Sie aber zögern, werden Sie den langen schmutzigen Weg zum Kirchhofe Montmartre zurücklegen müssen, wo ich bereits eine Wohnung mit der Aussicht auf die Ewigkeit bestellt habe. Das wird eine schlecht möblirte Wohnung sein; aber die Nachbarschaft ist dort still und ruhig und wird meinen Schlaf nicht stören.“

Ich verließ einige Monate später Paris und habe ihn nicht wieder gesehen; doch war ich mit mehreren meiner Landsleute zugegen, als man ihn hinaustrug zur ewigen Ruhestätte. Es war an einem traurigen Februarmorgen. Die kahlen Ulmen in den Elyseeischen Feldern zitterten fröstelnd im Nebelwinde. Wir hatten uns in der Wohnung des Dichters versammelt, und als man die Todtenlade aus dem Zimmer brachte, in welchem er ausgerungen, erfaßte uns ein tiefer, unsäglicher Schmerz. Wir fühlten den großen Verlust, den Deutschland durch den Tod des Dichters erlitten. Unter den Franzosen, die mit uns den Leichnam begleiteten, befanden sich Mignet und Theophile Gautier. Auf dem Wege schloß sich uns Alexander Dumas an, der aus einem Fiaker den Leichenzug herankommen sah und Heine's Tod erst an dessen Sarge erfuhr. Er stieg sogleich aus und folgte uns in sichtbarer Bestürzung auf den Kirchhof. Schweigend gingen wir hinter der Bahre einher und schweigend sahen wir den Sarg in die Gruft senken. Die Worte des Dichters:

> Keine Messe wird man singen;
> Keinen Kadosch wird man sagen,
> Nichts gesagt und nichts gesungen
> Wird an meinen Sterbetagen,

waren in Erfüllung gegangen. —

Man hat seitdem viel über Heine geschrieben, und sein Genie wird gewiß noch gar manche Federn in Bewegung setzen, wenn diejenigen längst vergessen sein werden, die von ihm behaupten, er habe sich zum Dichter gelogen. Heine litt an großen Schwächen. In fortwährender nervöser Aufregung, war er leicht zu verletzen und schonte Niemand, der ihn einmal auf den Fuß getreten. Er war auch in mancherlei Dingen eben nicht heikel, und es hafteten an seinem Charakter sehr dunkle Flecken. Sein Benehmen gegen Börne läßt sich durchaus nicht rechtfertigen, und seine Ausfälle gegen Frau Strauß sind geradezu erbärmlich. Er hat auch seine Ansichten über Personen oft gewechselt; allein in der Hauptsache ist er sich doch treu geblieben. Ein eifriger Kämpfer der revolutionären Idee im weitesten Sinne des Wortes, hatte er für dieselbe selbst auf seinem Todtenbette rüstig fortgekämpft. Er hat niemals um die Gunst der Gewaltigen gebuhlt; er hat nicht nach Titeln und Ordensbändern gehascht. Wie groß erscheint er trotz aller seiner Schwächen und Gebrechen, wenn man ihn mit seinen Widersachern vergleicht, die im Jahre des Heils 1848 rothe Cocarden an eingequetschten Filzhüten trugen, in Volksversammlungen ihre Mähne schüttelten, von der Weltrepublik wie Löwen brüllten und jetzt wie geschorene Hunde kriechen und wedeln!

„Die Perle des Salzburger Ländchens.“

(Mit Abbildung.)

So nennt nicht blos Alt und Jung im Ländchen selbst, sondern Jeder, dem die Ueberraschung zu Theil ward, von kundiger Hand dorthin geführt zu werden, den Zeller See und seine ebenso reizende wie großartige Umgebung. Ist es auch schon die Zeit eines Menschenalters her, daß ich diesen halbversteckten Alpenwinkel zum ersten Male betrat, so stehen die dort verlebten Stunden mir doch noch so frisch, wie erst gestern genossen, vor der Seele, und dies danke ich nicht blos dem Eindrucke jener Naturbilder, sondern auch dem Manne, welcher mir den Weg dorthin erschloß, der seitdem in der Alpen-Literatur einen berühmten Namen erworben, aber leider nur allzu früh dahingeschieden ist, meinem Landsmanne Adolf Schaubach.

Mit dem Studentenränzchen auf dem Rücken, war ich auf einer Tirolerreise auch in's Salzburgische gerathen und hatte auf meinem Marsche von meiner letzten Nachtstation Mittersill eben Walchen passirt, als ich plötzlich hinter mir meinen Namen rufen hörte. Das Erstaunen über ein so seltsames Ereigniß riß mich von selbst herum, und siehe, da kam er daher in seiner ganzen lieben Gestalt, der Herr Professor von Meiningen, der in den Alpen besser zu Hause war, als die meisten Professoren der gesammten Alpenländer.

„Wohin?“ fragte er.

„Ich strebe gen Taxenbach,“ war meine Antwort.

„So? Und da geht's wohl auf dem Allerweltsfahrwege schnurstracks so zu, ohne Aufenthalt? Oder haben Sie Lust, einen kleinen Abstecher nach linkshin mit mir zu machen?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ — Und vorwärts ging's. Aber wozu stöbere ich meine alten Tagebücher durch, um die

Schilderung der mit ihm verlebten Stunden zu erneuern? Hat er nicht selbst sie so unverwelklich frisch gemalt, stehen sie nicht so verlockend vor uns in seinem großen Alpenwerke, daß ich mich schämen müßte, des todten Meisters Bild hier copiren zu wollen? Benutzen wir also seine Schilderungen, indem wir die eigenen Zugaben nur bescheiden anfügen.

Wir waren mehrere Stunden auf der Hauptstraße, die mit der Salzach an den Pinzgausümpfen dahin läuft, rüstig geschritten, da öffnete sich plötzlich links ein weites, großes Thal. An der Thalecke, wo die Straße auf einem Damme durch Schilf führt, theilt sich dieselbe; östlich thalabwärts zeigt der doppelarmige Wegweiser nach Bruck und Taxenbach, nördlich in die große Seitenbucht nach Zell, und dahin lenkten wir unsere Schritte. Bald erreichten wir das plätschernde Gestade des Zeller Sees und den Marktflecken Zell am See. Die ganze Thalbucht zieht sich nordwärts, der Markt liegt am westlichen Gestade auf einer Halbinsel, die der Schmittenbach geschaffen hat, die er aber auch wieder zu verschlingen droht. Einmal schwebte der Markt in Gefahr, an einem Tage durch Feuer und Wasser zugleich vernichtet zu werden; über die Hälfte der Häuser ging zu Grunde. Unsere Abbildung zeigt uns den Marktflecken mit seiner uralten Kirche, die dem heiligen Hippolytus geweiht ist, sowie ein altes Schloß, jenes Gebäude mit hohem Giebel und an den vier Ecken bethürmt, Sitz des Bezirksgerichts. Seinen Ursprung verdankt der Ort, wie schon sein Name sagt, einem Kloster.

Der Zeller See ist der Ueberrest jenes größeren Sees, welcher einst die ganze Thalweitung ausfüllte; denn daß der See nicht durch Versumpfung, wie die sumpfigen Wasserflächen des Salzachthales, entstand, beweist seine noch immer beträchtliche Tiefe, nach Leopold von Buch sechshundert Fuß betragend. Seine im Norden (Prielauer Moos) und im Süden (Zeller-Moos) in Sumpf übergehenden Ufer sind durch Ausfüllungen und Anschwemmungen entstanden.

Dieser großen Gebirgslücke, die sich in ansehnlicher Verbreiterung bis nach Saalfelden hinauf zieht, hat die hiesige Gegend ihre Reize zu danken, sowie auch dem Umstande, daß sich gerade im Süden eine der höchsten Gebirgsgruppen der Centralkette, im Norden eine der höchsten Kalkalpengruppen zum Himmel aufbaut, während die tiefe Mitte mit einem Seespiegel ausgegossen ist, dessen östliche und westliche Thalwand dem grünen Uebergangsgebirge angehört. Da die meisten Reisenden gewöhnlich nur die Pinzgauer Hauptstraße zwischen Taxenbach und Mittersill verfolgen, so kommen sie zu nahe an der Centralkette hin, durchschneiden nur die südlichen versumpften Gestade des Sees und erblicken über das hohe Schilf hin die Kalkalpen; auf diese Weise achten sie kaum dieses Seebeckens, das so reichen Genuß gewähren kann. Dazu kommt noch, daß hier allerdings häufig Regenwetter herrscht.

Wir hatten einen heiteren Abend, und so unternahmen wir vor Allem eine Spazierfahrt auf dem See, der von Norden nach Süden eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit ist. Wir nahmen die Richtung nach Thumersbach, Zell fast gerade gegenüber im Osten. Auf der Mitte hielten wir und überschauten die merkwürdige Gegend. Gerade im Norden erhebt sich in einer Entfernung von vier Stunden die Kalkalpenwelt in äußerst schroffen Formen; es ist der Südabsturz der Berchtesgadner Gruppe; oben auf diesen senkrechten, nackten, wildzerrissenen Wänden breitet sich eine weite, öde Fläche aus, das „steinerne Meer", dessen erstarrte Wogen hinab nach Berchtesgaden fluthen. Weißröthlich erscheinen die Schroffen, deren Steilheit keinen Schnee duldet; nur hier und da in tiefen schattigen Rissen verräth ein Schneestreifen die Höhe der Berge; blauduftige Schlagschatten auf den von unten bis oben nackten Wänden zaubern einen Feenpalast hin; wie vor einem Altare Gottes steigen Wolkensäulen aus tiefen Schneeschluchten himmelwärts. Der Unerfahrene wird kaum ahnen, daß bis an den Fuß jener Berge, wo das Schloß Lichtenberg die Lage von Saalfelden bezeichnet, fünf Stunden sind.

Jetzt wendeten wir den Blick südwärts und eine völlig andere Welt lag vor unseren Augen: es ist die Urgebirgswelt in ihrer ganzen majestätischen, aber ruhigen Größe, wie unser Künstler in unserer Illustration sie dargestellt hat. Fast erscheint sie nicht so hoch, wie die trotzigen Zacken des Kalkes, wegen der sanfteren Umrisse; doch bald wird der Beobachter ihre Größe würdigen. Gerade im Süden erhebt sich als stolze Pyramide das Inbachhorn oder Einbachhorn, siebentausendachthundertzwölf Fuß hoch, also so hoch, wie die nördlichen Kalkwände, aber das vierkantige Felsengerüst ist noch bis zur Spitze vom Grün der Matten überschimmert; nur oben treten die braunen Urfelskanten schärfer hervor. Ueber ihm erhebt sich der tiefbeschneite Gipfel des Hohen Tenn (zehntausendzweiunddreißig Fuß hoch), Eisgefilde und beschneite Felsenrücken nach beiden Seiten herabsendend. Er verbirgt das elftausenddreihundertachtzehn Fuß hohe Wischbachhorn; links von dieser Gruppe fällt der Blick in das Fuscherthal bis zu seinem Tauern, den der im Hintergrunde aufragende Brennkogl bezeichnet.

Großartiger zeigt sich rechts die Eiswelt des Kaprunerthales, dessen westlicher Eckpfeiler, das schon dick beeiste Kitzsteinhorn (zehntausendeinhundertsieben Fuß) mit der Eiskammer, stolz sein Haupt in die Lüfte hebt. Ueber die Gletscher des Hintergrundes steigen zwei gewaltige Schneeberge aus der Nachbarschaft des Glockners, der Johannsberg und Bärenkopf, auf.

Schön ist es, wenn am späten Nachmittag der Schmelz der Matten durchglüht wird von der sich neigenden Sonne und violette Schatten den Faltenwurf des Gebirgs verrathen; wenn die silberweißen Firnen über dem Grün und Grau der Vorberge erglänzen in dem Dunkelblau des Himmels. Aber schöner, oder erhabener vielmehr, ist der Eindruck, wenn der Abglanz der Sonne an den Kalkriesen verblichen, wenn von den grünbematteten Urbergen das lebendige Grün gewichen ist, wenn sie als dunkle Riesen im grauen Flor der Dämmerung erscheinen, wenn dann noch allein die Eiszinnen stolz im glühenden Feuer der untergehenden Sonne, oder ihrer Nachhut, des Abendrothes, ihr Haupt erheben und sich als Herrscher dieser Welt verkünden; Dunkel deckt dann das Thal, tieferes Dunkel den jetzt schwarzen Seespiegel, aber tief hinein in den fast nächtlichen Spiegel tauchen die glühenden Eisgipfel, als ob sie der Abkühlung bedürften.

Und so, wie Schaubach's alpenselige Feder dies hier geschildert, so war der Abend und das Naturbild, die uns in diesem herrlichen Erdenwinkel das ganze Herz mit unverwischbarem Entzücken erfüllten. Leider trieb mich schon am andern Morgen die Nothwendigkeit der Heimreise wieder weiter. Schaubach hatte sein Standquartier in Zell aufgeschlagen, denn dieser Markt liegt so günstig in einem Straßenmittelpunkte, daß von ihm Fahr- und Fußwege allerwärts hinaus führen.

Von den Bewohnern von Zell muß noch erwähnt werden, daß sie von dem Erzbischofe Matth. Lang den Beinamen „die getreuen Knechte St. Ruprecht's" erhielten, weil sie dem allgemeinen Aufstande des Pinzgaues 1626 nicht beitraten. Sie durften jährlich eine Wahlfahrt nach Salzburg anstellen, dort im Dome ihr deutsches Kirchenlied anstimmen und rings um den Hochaltar ziehen; Abends wurden sie im Hofkeller bewirthet. Gegenwärtig beherbergt Zell gegen achthundert Bewohner, die schwerlich etwas dagegen hätten, wenn der Reisestrom der Alpenluftschnapper auch bei ihnen einen Theil seines überflüssigen Mammons ablagerte.

H. v. C.

Blätter und Blüthen.

Eine neue Schwindelei. Aus Schaffhausen empfangen wir folgende Mittheilung: Seit dem Monat Mai dieses Jahres publicirte ein E. Firmin in verschiedenen deutschen Zeitungen, wie zum Beispiel im „Schwäbischen Mercur", in der „Augsburger Abendzeitung", im „Schwarzwälder Boten", im „Ravensburger Anzeiger", in den „Neuesten Nachrichten" rc., daß er Jedem, der ihm einen Thaler baar oder in beliebigen Postmarken einsende, einen wöchentlichen Nebenverdienst von acht bis zwölf Gulden verschaffen werde. Diese Publication ging unter Anderm von Schaffhausen aus. Im Laufe des Monats Juli dieses Jahres wurde ein E. François, Rentier aus Toulouse, wegen Betrugs hierorts gerichtlich eingeklagt, und in Folge angestellter Recherchen stellte es sich heraus, daß dieser Rentier François mit jenem E. Firmin identisch ist. Firmin bewohnte Schaffhausen nie, sondern er hielt sich nur vorübergehend und zwar zehn Tage lang dort auf. Nach erfolgter gefänglicher Einziehung dieses „Rentier" ergab es sich, daß die Untersuchungsbehörde es mit einem Edmond François Jean Jules Marie Fénié aus Montberton (Frankreich)

zu thun hatte, der, nach Bericht der Polizeipräfectur in Paris, von der Cour impériale daselbst wegen Betrugs ein Mal zu zwei und ein anderes Mal zu drei Jahren verurtheilt worden war.

Jene Publication hat in Deutschland, namentlich in Baiern, Würtemberg und Baden, sehr viele geneigte Ohren gefunden, denn es konnte Fénié, genannt Firmin, aus den eingesandten Thalern nicht nur sich, sondern auch einen Compagnon auf flottem Fuße erhalten. Der Nebenverdienst besteht darin, daß dem Betrogenen mittelst eines ihm zugesandten Circulars angerathen wird, mit amerikanischen Stahlfedern, englischen Scheeren, Edinburger Brillen, Papier, überhaupt mit Artikeln Handel zu treiben, welche schnellen Absatz finden.

Fénié wird nicht nur wegen des in Schaffhausen begangenen Betruges, sondern auch wegen der vorbezeichneten Schwindeleien, welche er ebenfalls von Schaffhausen aus betrieben hat, nächstens vor Gericht gestellt werden. Seit der Verhaftung des Fénié, das heißt seit Anfang Septembers, sind der Untersuchungsbehörde durch verschiedene Postämter, an welche Jener Werthbriefe poste restante adressiren ließ, mehrere solche zugestellt worden und können dieselben bei jener erhoben werden. Allen übrigen Anfragen über die Natur des Nebenverdienstes möge diese Publication als Antwort dienen, und es erübrigt nur noch beizufügen, daß nach Aussagen des Fénié, der nebenbei bemerkt nur französisch spricht, ein gewisser Glückler in Kehl, den er schon seit längerer Zeit kennt, mit ihm gereist sei und die deutsche Correspondenz besorgt habe.

Die ältesten Hinterlader Europas. Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß schon im Jahre 1331 die Spanier und die Mauren in ihren gegenseitigen Kämpfen Kanonen gebrauchten und daß diese Geschütze in der furchtbaren Schlacht am Salado und bei der Eroberung von Algesiras den Ausschlag gaben. Nicht allgemein dürfte es jedoch bekannt sein, daß auf der iberischen Halbinsel schon im fünfzehnten Jahrhundert Hinterlader existirten, und für den deutschen Leser ist es vielleicht ganz neu, daß Mexico im Jahre 1520 von Cortez mit Hinterladern erobert wurde. Während der „Trauernacht“ wurden die Anahuacaner in der That durch Hinterlader erschreckt, die Schlacht von Otumba wurde durch solche Geschütze entschieden. Eine dieser Kanonen befindet sich jetzt im Besitze der amerikanischen Regierung; dieselbe wurde 1847 von den Amerikanern in Mexico erobert. Das interessante Geschütz ist aus Messing und ungefähr drei Fuß lang mit einer Seele von etwa zwei und einem halben Zoll Durchmesser. An der Stelle des Zündloches befindet sich eine acht Zoll lange und etwa drei Zoll breite Oeffnung, in welche ein Einsatz paßt, der auf den ersten Blick einem Bügeleisen ähnlich sieht. Hebt man diesen Einsatz heraus, so gewahrt man freilich, daß derselbe unten rund und hohl ist und genau in das Rohr paßt. Dieser Einsatz wurde augenscheinlich mit einer präparirten Patrone geladen und, nachdem er in das Rohr eingefügt, durch einen Bolzen befestigt. Die Kanone ruht auf einer einfachen noch wohlerhaltenen Lafette ohne Räder und wurde durch einen verschiebbaren Keil gerichtet. Auf dem Rohre befindet sich das Wappen von Castilien und die Notiz, daß das Geschütz im Jahre 1490 in Barcelona gegossen worden ist.

E. L.

Bauernvereine. Aus Steiermark wird uns ein Wunsch ausgesprochen, dem wir nach Möglichkeit nachkommen möchten. Auch dort ist endlich die Landbevölkerung zum Selbstbewußtsein erwacht und entschlossen, sich von dem langjährigen geistigen Drucke und der Bevormundung seiner bisherigen Leiter zu befreien. Zu diesem Zwecke gründet man freie Bauernvereine. Die Satzungen des Bauernvereins zu Klein bei Graz liegen uns vor, nach welchem laut Paragraph 1 Zweck des Vereins ist: „Uns Bauern zu Wohlstand und Ansehen und zu geistiger Selbstständigkeit zu heben; der Verein nimmt sich daher einerseits um die Erzielung eines größeren Bodenertrags, um die Landwirthschaft, andererseits um die Erhaltung dieses größern Ertrags, um die Gesetzgebung an; zur Erzielung der geistigen Selbstständigkeit hält er Besprechungen und Vorträge, hält sich eine Sammlung von Werken (Bibliothek) und unterstützt die Schule.“ Lassen wir die Form dieses Paragraphen unbemäkelt: vor dem Inhalte müssen wir den Hut abziehen, wenn wir bedenken, daß es Landleute in Oesterreich sind, welche so ihren Willen aussprechen. Das ist ein überaus erfreuliches Zeichen des Fortschritts des deutschen Geistes unter jeder Krone und Regierungsweise.

Da nun in der politischen Gestaltung des schwedischen Staates der Bauernstand eine sehr hervorragende Stellung einnimmt, so hegt man in Steiermark den Wunsch, sich möglichst genau über die bäuerliche Entwickelungsgeschichte der Schweden zu belehren, und da dieser Gegenstand nicht nur für Steiermark, sondern allgemeine Wichtigkeit hat, so bittet die Redaction der Gartenlaube Kundige um Mittheilungen darüber; namentlich würden Angaben über die Literatur desselben sehr willkommen sein.

Ergänzung zum Aufsatze „Ueber den Venusdurchgang vom 8/9. December 1874“ in Nr. 43 dieses Blattes. Da es vielleicht für Manche von persönlichem Interesse, so gebe ich in nachfolgender Zusammenstellung ein Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der deutschen Venusexpeditionen:

1) Kerguelen: Dr. Börgen, (Astronom, Chef der Expedition), Dr. Weinek (Photograph und Astronom), Dr. Wittstein (Astronom), Dr. Studer (Zoolog), Bobsin (Photograph), Krille (Mechaniker).

2) Aucklandsinseln: Dr. Seeliger (Astronom, Chef der Expedition), Dr. Schur (Astronom), Krone und Dr. Wolfram (Photographen), Leyser und Krone jun. (Mechaniker).

3) Tschifu: Dr. Valentiner (Astronom, Chef), Dr. Adolf (Astronom), Dr. Reimann, Kardätz und Eschke (Photographen), Stud. Deichmüller (Mechaniker)

4) Mauritius: Dr. Low und Dr. Bechäle (Astronomen), Heidorn und Tödter (Mechaniker).

5) Ispahan: Dr. Fritsch (Photograph), Dr. Becker (Astronom), Dr. Stolze und ein photographischer Gehülfe.

Außerdem ist noch der Akademiker Prof. Auwers aus Berlin auf Veranlassung der preußischen Akademie der Wissenschaften nach Aegypten gegangen, um dort an einem geeigneten Orte und im Verein namentlich mit russischen Astronomen wenigstens das Ende des Phänomens, den Austritt der Venus aus der Sonnenscheibe, zu beobachten.

Dr. R. Engelmann.

Fässer aus Papier. Als Ergänzung zu dem in Nr. 45 unseres Blattes enthaltenen Artikel „Aus unserem papiernen Zeitalter“ dürfte die Mittheilung willkommen sein, daß, wie der „Anzeiger des Westens“ berichtet, vor einigen Monaten in Washington eine Erfindung patentirt wurde, mittelst welcher äußerst praktische Fässer zur Aufbewahrung und Verschiffung von Material- und anderen Waaren aus Papier gefertigt werden können. Dieselben werden aus dickem Strohpapier hergestellt, welches stark gepreßt und fest zusammengeleimt wird, so daß es äußerst hart und widerstandsfähig wird. Diese Fässer, deren Form eine cylinderartige ist, sollen gegenüber den bisher gebräuchlichen hölzernen einen vierfachen Vortheil gewähren; denn nach amerikanischen Berichten nehmen sie weniger Platz in Anspruch, sind leichter, dauerhafter und billiger als jene.

Zur Beachtung. Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect über den „Helfer in der Noth“, Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, bei, auf welches wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. Noch ein Wort des Lobes und der Empfehlung über das nun in der zehnten Auflage erscheinende Werk laut werden zu lassen, halten wir den Abonnenten der Gartenlaube gegenüber, denen die vortrefflichen Aufsätze Bock's längst bekannt sind, für völlig überflüssig.

Kleiner Briefkasten.

M. T. in Berlin fragt, warum W. Jordan seine Briefe, die doch nur die Geschichte des Epos behandeln, „epische“ Briefe nenne. Wir antworten erstens: daß die Geschichte des Epos zwar der Hauptinhalt, aber nicht den alleinigen dieser Briefe bildet. Zweitens fragen wir dagegen, ob dem Einsender die „astronomischen Briefe“ Mädler's, die „chemischen Briefe“ Liebig's, die „physiologischen“ K. Vogt's unbekannt sind? Diese Briefe handeln von der Astronomie, Chemie, Physiologie wie die W. Jordan's vom Epos. Dies kürzer zu bezeichnen durch ein vom Namen der Wissenschaft oder des behandelten Gegenstandes gebildetes Eigenschaftswort ist Sprachgebrauch geworden, und zu verlangen, daß die Briefe in anderem Sinne selbst etwa „chemisch“ &c. seien, ist noch Niemand eingefallen.

Berichtigung. Auf Seite 709 unserer Nr. 44 ist in dem Carus Sterne'schen Artikel über die Aachener Reliquien statt: „Legenden wie der Helianth“ zu lesen: „wie die des Heliand“, ferner statt „Servasius“: „Gervasius“ und statt „Kassabala“: „Kastabala“.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen wieder ein: Unter Deutschen und Schweizern in Alexandrien (Aegypten) gesammelt durch Karl Trogmann aus Meiningen 925 Franken; von einem Damenkränzchen in Metz 8 Thlr.; Ertrag einer Liebhabertheatervorstellung in Wormditt (Ostpreußen) 42 Thlr.; H. H. in Bühl 1 Thlr.; Dotzauer in Hof 2 Thlr.; J. Händler in Belgard 2 Thlr.; A. Tschg. 5 Thlr.; ein Baier und eine Sächsin im Reichslande 10 Thlr.; am Stiftungsfeste des Vereins „Zur gemüthlichen Zusammenkunft“ in Berlin 6 Thlr. 12 Ngr.; Ertrag eines Concertes in Gutstadt (Ostpreußen) durch Referendar Steffenhagen 18 Thlr.; B. F. in Jölikon (Thurgau) 2 Thlr. 20 Ngr.; „fidele Gesellschaft“ bei Krauß in Kleinbockenheim 2 Thlr.; Gesellschaft „Humor“ in Bochum 2 Thlr. 15 Ngr.; Concert der Gesellschaft „Scandalia“ in Sebnitz 10 Thlr.; Frau Ullmann aus Chicago 10 Thlr.; Thalwitzer in Radoszka 3 Thlr.; D. B. in Neubrandenburg 2 Thlr.; beim Stiftungsfeste des landwirthschaftlichen Vereins zu Schönheide gesammelt 5 Thlr. 20 Ngr.; einige Mitglieder der Schützengilde in Schlichtingsheim (Posen) 2 Thlr. 19 Ngr.; aus Lausen 1 Thlr.; Trentborst bei Reinfeld 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.; Schulze D. 3 Thlr.; Billard-Club in Wefensleben 1 Thlr.; Schulkinder in Kieritzsch 2 Thlr.; sieben vergnügte Tischgenossen im „weißen Adler“ zu Breslau 3 Thlr.; ein bischöflich inquirirter Sündenbock aus E. 1 Thlr.; N. N. aus Kirchheim 1 Thlr.; C. H. in Petersburg 5 Thlr.; gesammelt auf einer Hochzeit in Duislaken 5 Thlr. $4\frac{1}{2}$ Ngr.; Liebhabertheater in Eydtkuhnen 50 Thlr.; ist's nicht viel – doch etwas 1 Thlr.; Baumeister Roth in Nickel 2 Thlr.; Löffler in Wildenfels 1 Thlr.; Nicolaus in Oelda 3 Thlr.; fröhliche Geburtstagsgesellschaft in Memel 3 Thlr. 15 Ngr.; landwirthschaftliches Casino zu Wilkerath 2 Thlr. 17 Ngr.; lustige Gesellschaft beim freundlichen Wirth in Driesen 3 Thlr. 23 Ngr.; im Hôtel Leubucher in Kattowitz, gesammelt von Worms aus Berlin 6 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Ngr. und 1 fl. ö. W.; A. Fröhlich in Paleza 2 fl. ö. W.; Karl in M. 5 fl. rh.; Anton Endres 10 fl. rh.; Concert des Sängerkranzes in Gießen 55 Thlr. und 13 fl. 12 kr. rh.; Ergebniß einer Sammlung unter den Mitgliedern des Verwaltungsausschusses des „Deutschen Hülfsvereins“ in Paris, durch den königlich baierischen Geschäftsträger Ruthart 200 Franken.

Die Redaction der Gartenlaube. (E. K.)

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 47. 1874.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Papieren eines Wohlbekannten.

(Fortsetzung.)

„Nachdem wir etwa vier Wochen lang in dem kleinen alten Schlosse der Tante verbracht hatten, machte sie mir die höchst erfreuliche Mittheilung, daß sie mit mir nach Paris reisen werde. Von dieser Wunderstadt hatte ich mir stets eine wahrhaft märchenhafte Vorstellung gemacht, und doch übertraf sie, als ich sie sah, weit alle meine Erwartungen. Es war mir, als sei ich in ein Zauberland versetzt worden, denn Alles, was ich sah, war mir fremd, neu und wunderbar. Ich schwamm in einem Meere von Entzücken und sagte mir täglich mehrmals, wie sehr ich Recht gehabt, wenn ich im Kloster zu Straßburg geglaubt und erwartet habe, in der Welt draußen sei Alles schön und groß zu finden. Die Tante hatte viele Freunde und Freundinnen in den aristokratischen Kreisen der Hauptstadt, und zu meiner Begeisterung über Paris trug es sicherlich nicht wenig bei, daß viele ältere und jüngere Herren sich beeiferten, mir ihre Huldigungen darzubringen, und mich mit Galanterien überhäuften. Die Tante war freilich auch eifrig bemüht gewesen, wie ich später erfuhr, in ihren Kreisen bekannt werden zu lassen, daß ich eine reiche Erbin sei. Am meisten überrascht von dieser Eröffnung war ich selbst, da mir bisher sorgsamst und vollständig verheimlicht worden war, daß ich ein nicht unbedeutendes Vermögen besitze. Als ich die Tante fragte, warum man mich über meine Vermögensverhältnisse so ganz in Unkenntniß erhalten habe, erhielt ich die Antwort, es sei dies wohlweislich geschehen, um zu verhindern, daß ich stolz und eitel werde, wozu ich, nach der Aussage der Superiorin des Klosters, eine stark ausgeprägte Anlage von der Natur erhalten habe.

Ich wurde dann nach und nach mit den schönsten und kostbarsten Toiletten in der neuesten Mode und mit Schmucksachen aller Art reichlich ausgestattet; die letzteren erhielten für mich zum Theil dadurch einen doppelten Werth, weil sie von meiner Mutter herrühren sollten. Ein kostbares Perlenhalsband, das sie getragen, habe ich oftmals unter Thränen des Schmerzes und der Freude mit Küssen bedeckt.

Nach mehreren Wochen waren endlich alle Vorbereitungen getroffen, und der große Tag erschien, an welchem ich am Hofe eingeführt, dem Könige und der Königin vorgestellt werden sollte. Jede meiner Bewegungen, die ich bei diesem hochwichtigen Ereignisse zu machen, jede Miene, die ich anzunehmen, jeder Schritt, den ich zu thun haben sollte, war lange vorher einstudirt und wiederholt eingeübt worden. Bei aller Freude aber, die ich empfand, konnte ich doch auch ein Gefühl beängstigender Bangigkeit nicht überwinden, das mich jedesmal bei dem Gedanken ergriff: ich soll vor dem Könige von Frankreich erscheinen, zu dessen Größe und Hoheit ich stets nur mit der ehrerbietigsten Verehrung emporgesehen hatte. Mit der gespanntesten Erwartung also und in äußerster Schüchternheit fuhr ich endlich an dem lange voraus bestimmten Tage mit der Tante, die mir nochmals alle ihre Lehren und Empfehlungen wiederholte, in das Königsschloß der Tuilerien. Mit größter Anstrengung nur gelang es mir, das Zittern aller meiner Glieder zu beherrschen, als sich vor uns die Flügelthüren des Saales öffneten, in welchem ich die irdische Majestät sehen sollte. Es war bereits eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft vornehmer Herren und Damen dort versammelt, und Aller Blicke richteten sich neugierig und prüfend auf mich. Eine Andere wäre dadurch vielleicht in Verlegenheit gebracht worden, mir dagegen gab dieses Mustern, dem ich ausgesetzt war, mein Selbstgefühl vollkommen wieder. Ich sagte mir, daß alle Anwesenden nur meines Gleichen wären, deshalb hielt ich und benahm ich mich ganz zur Zufriedenheit der Tante, die mir sogar einen anerkennend-ermunternden, stolz-freundlichen Blick zuwarf.

Nach ziemlich langem Warten erschien der König Ludwig der Sechszehnte mit der Königin Antoinette, deren Schönheit ich staunend bewunderte und von der ich meine Blicke auch deshalb kaum abwenden konnte, weil mir sofort ihre täuschende Aehnlichkeit mit meiner Klosterfreundin auffiel. Die Milde und Güte, die aus den Zügen des Königs zu mir sprachen, entzückten mich. Ich hätte vor den Majestäten auf die Kniee sinken mögen, wie ich oftmals vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in dem Kloster betend gekniet habe.

Die Reihe traf endlich auch mich, den Majestäten vorgestellt zu werden, und ich machte die tiefe huldigende Verbeugung — die Hauptsache bei dieser Gelegenheit, wie mir die Tante oftmals versichert hatte — so tadellos, daß ein leises bewunderndes Beifalls-Gemurmel durch den Saal ging und die Tante später mich hoch erfreut dafür küßte. Der König, der meinen Vater persönlich sehr wohl gekannt hatte und ihn hoch in Ehren zu halten schien, sprach zu mir sehr freundlich von ihm.

‚Ich werde mir angelegen sein lassen,‘ sagte er, ‚der Tochter des Hochverdienten einen passenden Gemahl zu suchen. Das junge Herz ist doch noch frei?‘ setzte er mit Lächeln fragend hinzu.

Ich fühlte, daß meine Wangen glühten, und verbeugte mich statt aller Antwort tief und schweigend. Dem Könige irgendwie zu widersprechen hätte ich unter keiner Bedingung gewagt, auch

Digitized by Google

wenn mein Herz dabei gebrochen wäre. Den Mann, den mir mein König bestimmte, nahm ich jedenfalls ohne alles Weigern nicht nur, sondern auch dankbar für die Huld und Gnade an, denn von ihm konnte mir ja doch nur Gutes kommen.

‚Wir sprechen später gelegentlich darüber,‘ fügte der König nach einer kleinen Pause hinzu, in welcher er mich lächelnd aufmerksam betrachtet hatte. Dann entfernte er sich mit freundlichem Gruße von mir.

Die Königin war ebenfalls ungemein gnädig. Mit ihrem bezauberndsten Lächeln sagte sie zu meiner Tante, indem sie sich zugleich auch halb zu mir wendete: ‚Frau Marquise, ich wünsche und hoffe Ihre liebe Nichte, die Sie uns heute zuführen, bald unter den jungen Damen meines Hofes zu sehen, wenn Sie das Opfer zu bringen vermögen, sie mir zu überlassen.‘

Die Tante schien von so viel unerwarteter Huld so ganz überwältigt zu sein, daß sie offenbar eine Unwahrheit darauf sagte. Sie entgegnete nämlich der Königin:

‚Meine Nichte ist zwar mein höchster Stolz und die einzige Freude meines Alters; ich habe gehofft, sie so lange wie möglich bei mir zu haben, nachdem ich dieselbe so lange habe entbehren müssen, aber jeder Wunsch Ihrer Majestät ist für mich ein Befehl und meiner Königin zu gehorchen mein höchstes Glück, ja ich kann mir keine größere Freude denken als eine Gelegenheit zu finden, für meine Königin ein Opfer zu bringen.‘

Als wir dann wieder zu Hause waren, setzte sie mir weitläufig auseinander, welches außerordentliche Glück mir als Einer der Hofdamen der Königin bevorstehe. Da die hohe Frau mich auszeichne, werde ich sicherlich sehr bald eine Zierde des Hofes und von allen Herren desselben umworben werden. Sie selbst, die Tante, habe allerdings, wie die Königin, sobald sie mich gesehen, die Ueberzeugung gewonnen, daß ich eine der ersten Damen Frankreichs, die Zierde und der Stolz der Familie werden müsse, da man mir es ansehe, daß ich zum Herrschen geboren sei und alle Eigenschaften des Charakters besitze, die mich befähigten, dem Range entsprechend mich zu benehmen, den mir der König ganz gewiß durch den Mann geben werde, den er für mich wahrscheinlich schon bestimmt habe.

Ich wurde in der That bald darauf unter die jungen Hofdamen der Königin aufgenommen, die mir aber, als ich sie näher kennen gelernt hatte, durchaus nicht geeignet erschienen, meine Freundinnen zu werden. Sie sprachen von nichts und schienen an nichts zu denken, als an Putz, Moden, Intriguen aller Art und Eroberungen; sie waren neidisch und eifersüchtig auf einander, leichtfertig und, trotz ihrem heuchlerisch frömmelnden Wesen, im Grunde ihres Herzens ungläubig. Eine sagte der Andern alles mögliche Sündhafte nach, ja sie scheuten sich sogar nicht von Leichtfertigkeiten der Königin selbst zu sprechen, von denen sie unterrichtet sein wollten. Das alles reizte und erzürnte mich allmählich, so daß ich schon nach einigen Tagen, als sie sich wieder untersingen, von Ihrer Majestät der Königin in der leichtfertigsten Weise zu sprechen, zwischen sie trat und ihnen eine Strafpredigt hielt, wie sie länger und strenger selbst die Superiorin unseres Klosters nicht hätte halten können. Anfangs sahen sie mich und sahen sie sich untereinander verwundert an, dann fingen sie höhnisch zu lachen an, und ehe ich zu Ende gekommen war, hatte Eine nach der Andern sich entfernt. Von da an waren alle, mehr oder minder offen und ehrlich, meine Feindinnen, und ich stand an dem glänzenden Hofe wieder so einsam und allein, wie damals im Kloster zu Straßburg. Zum Glück währte dieser Zustand nicht lange. Kurze Zeit nach jenem Vorfall trat eines Tages der König freundlich zu mir und sagte, er habe einem jungen Manne den Befehl gegeben, zu der Marquise, meiner Tante, zu gehen und ihr zu sagen, der König wünsche ihn mit mir zu vermählen, wenn sie einwillige und ich selbst keine Einsprache dagegen erhebe. Wenn der junge Herr die Genehmigung der Frau Marquise erlange, werde er sich auch mir vorstellen und um mein Herz und meine Hand bitten.

‚Der junge Mann,‘ setzte der König hinzu, ‚ist in Gefahr, und da sein Vater mir gute Dienste geleistet hat, fühle ich mich verpflichtet, zu seiner Stellung beizutragen, so viel ich vermag. Er ist in die Hände der Unzufriedenen gerathen und mich schmerzt es stets, wenn ich Männer von gutem Adel, Söhne von königstreuen Vätern sogar, mit Leuten sich verbinden sehe, die Thron und Altar zu stürzen versuchen. Die Vermögensverhältnisse des jungen Mannes sind nicht glänzend und schon darum ist er leider dem Gifte jener Umsturzlehren leichter zugänglich, die mehr und mehr Verbreitung zu finden scheinen. Das beste Mittel, ihn auf dem rechten Wege zu erhalten, ist jedenfalls das, ihm eine Frau zur Seite zu geben, die nicht nur das ihm fehlende Vermögen, sondern auch die rechten Grundsätze, einen festen Charakter und so viel Geist besitzt, um ihn beherrschen zu können, kurz, die geeignet ist, ihn vor den gefährlichen Irrlehren unserer Zeit zu bewahren. Eine solche Frau für ihn glaube ich in Ihnen, mein Fräulein, gefunden zu haben, und ich bin fest überzeugt, daß Sie den Erwartungen vollkommen entsprechen werden, die ich von Ihnen hege.‘

Die Aufgabe, die mir in solcher Weise von meinem Könige gestellt wurde, entsprach vollständig meinen Neigungen und meinem Charakter, und ich zweifelte deshalb keinen Augenblick, daß sich der König in seinen Erwartungen von mir nicht täuschen werde, ich hoffte indeß dabei auch, daß ich den Mann, dem er mich bestimmt hatte und den ich bald sehen sollte, werde lieben lernen und lieben können. . . . Er kam schon an einem der nächsten Tage, stellte sich mir vor, und ich nahm ohne langes Bedenken seine Bewerbungen um mein Herz und meine Hand an, obwohl er meinen Mädchenaugen keineswegs sonderlich gefiel, namentlich weil die Züge seines Gesichtes starke Leidenschaftlichkeit, wenn nicht gar eine gewisse Rohheit sehr deutlich verriethen. Die Tante hatte ihm ihre Genehmigung sofort bereitwillig ertheilt; ich stellte nur eine einzige Bedingung, die nämlich, daß wir die ersten zwei Jahre unserer Ehe wenigstens auf einer meiner Besitzungen im Elsaß zubrächten, die ich zwar selbst noch nicht kannte, die aber nach der Beschreibung der Tante reizend gelegen sein sollte und, wie sie mir mehrmals erzählt hat, der Lieblingsaufenthalt meiner Mutter und das Erbgut meines Vaters gewesen war. Diese beiden letzten Umstände hatten meine Wahl bestimmt, während der Zweck meiner Bedingung — zwei Jahre auf dem Lande zuzubringen — dahin ging, den Mann, welchen mein König mir anvertraute, von seinen Pariser Freunden entfernt zu halten und ihn stets unter meinen eigenen Augen zu haben, damit ich auf ihn einzuwirken vermöge, wie es der König wünschte und erwartete. Der mir bestimmte Bräutigam ging bereitwillig auf Alles ein, was ich verlangte; es stand also unserer wirklichen Verbindung nichts mehr im Wege, und sie wurde denn auch nach kurzer Zeit geschlossen. Die Majestäten gaben mir noch viele Beweise ihrer besondern Huld und Gnade, meine Feindinnen, die Hofdamen, waren wieder sehr freundlich gegen mich geworden, natürlich aus Freude darüber, daß ich so bald von ihnen scheide, und wir reisten nach unserem künftigen Wohnsitze ab, auf welchem zu unserem Empfange Alles eingerichtet worden war. Das malerisch auf einer kleinen Anhöhe gelegene Schloß, ein wunderlicher alterthümlicher Bau, mit seinem umfänglichen Parke gefiel meinem Gatten sehr, und ich fühlte mich heimathlich wohl darin, weil ich ja wußte, daß meine Eltern dort glücklich gelebt hatten, daß ihre sterblichen Ueberreste dort nebeneinander ruhten und daß ich selbst dort geboren worden war. Auch habe ich wirklich die zwei schönsten Jahre meines Lebens an diesem Orte verbracht, die einzigen glücklichen, die mir das Schicksal gönnte. In diesen ersten zwei Jahren unserer Ehe hatte ich keine Ursache, mit meinem Gatten wirklich unzufrieden zu sein, und als uns auch eine Tochter geboren war, meinte ich, mein Glück könne nicht höher steigen und nie enden.

Es sollte bald anders werden. Die schreckliche Zeit der Revolution begann, und mein Mann nahm, trotz meiner wiederholten und ernstlichsten Abmahnungen, schon an den ersten Anfängen derselben eifrig und leidenschaftlich Antheil. Er gehörte der Nationalversammlung an und reiste voll Hoffnung nach Paris. Trotz meiner Vorstellungen, die ich selbst bis zu Drohungen steigerte, schloß er sich dem scheußlichen Mirabeau an und sagte sich von der Partei des Königs, seines Gönners und Wohlthäters, wie von dem Adel los. Mit jubelnder Begeisterung meldete er mir brieflich die Erstürmung der Bastille, die er eine der größten Heldenthaten nannte. Seine Anhänglichkeit an die Revolution steigerte sich allmählich bis zum Fanatismus, obwohl die blutigsten Gräuel Paris und Frankreich bereits befleckten. Ich mußte den Schmerz erleben, seinen Namen unter den wüthendsten Parteimännern genannt zu wissen.

Eine lange Zeit sah ich ihn nicht; er schrieb mir auch nur

selten und dann nur, um neue Versuche zu machen, auch mich für ‚die gute Sache‘ zu gewinnen, wie er die Revolution zu nennen sich nicht scheute. Seinen Namen verschweige ich aus gutem Grunde, wie ich ihn längst abgelegt habe, auch in diesen Blättern, denn er soll meinen Nachkommen ewig unbekannt bleiben, und vor Allem wünsche ich, daß meine Tochter niemals erfahre, welchen blutbefleckten Namen ihr Vater führte. . . . Viele Adelige waren bereits in das Ausland geflohen, weil sie empört waren über die Frevel und Schändlichkeiten gegen den König und die Kirche, die begangen worden waren und deren täglich noch schlimmere nachfolgten. Inständig bat und beschwor auch ich meinen Mann, mit mir das unglückliche Vaterland auf so lange zu verlassen, bis die alte Ordnung wiederhergestellt sein werde. Statt aber meinen Wunsch und meine dringende Bitte zu erfüllen, verhöhnte er mich, weil ich so blind sei, die neue Zeit nicht zu verstehen und zu würdigen, welche begonnen habe und ungeahntes Glück in die Welt bringen werde. Schließlich kündigte er mir an, daß er nächstens selbst zu mir kommen werde, um einen letzten Versuch zu machen, mich von meiner Verblendung und meinen Vorurtheilen zu erlösen. Gleichzeitig sandte er mir eine rothe wollene sogenannte Freiheitsmütze, eine der kleinen schwarzen Perrücken, die man ‚Jacobinerperrücken‘ nannte, und einen ‚Gürtel der Vernunft‘, wie ihn die freche Schauspielerin Saunier in die Mode gebracht. Auch sprach er die empörende Erwartung aus, daß ich ihn in diesem Aufputze empfangen werde, da alle Damen in Paris sich so zeigten, welche aufgeklärt genug wären, um der Revolution zu huldigen. Ich warf, wie es sich wohl von selbst versteht, alle die verhaßten Symbole des Umsturzes sofort in das Feuer und hatte mit meinem Manne, als er wirklich bald darauf selbst erschien, eine sehr heftige, fast gewaltthätige Scene. Wenn ich nicht starke Nerven besessen hätte, würde ich bei seinem Anblicke schon in Ohnmacht gefallen sein, denn er war frech genug, vor mir mit den Abzeichen des Sansculottismus zu erscheinen, nämlich in der Carmagnole, der bekannten kurzen Jacke mit ganz kleinen Schößchen, in Matrosenbeinkleidern von grobem Zeuge, in entblößtem Halse, um den nachlässig nur ein kleines Tuch geschlungen war, und mit einer kleinen goldenen Guillotine als Ohrgehänge. In seinem ganzen Thun und Wesen trat mir die leidenschaftliche Rohheit seines Charakters, die ich in ihm geahnt und gefürchtet hatte, als ich ihn das erste Mal sah, in der abschreckendsten und widerwärtigsten Weise entgegen. Er drohte, als ich mich weigerte, seinen Plänen mich anzuschließen, und als ich darauf bestand, Frankreich mit meinem Kinde zu verlassen, die Tochter mir zu entreißen, damit sie von mir nicht auch zu einer Aristokratin, sondern durch ihn selbst zur echten Bürgerin erzogen werde. Er selbst hatte bereits alle seine Titel abgelegt und nannte sich stolz ‚Bürger‘. . . . Zum Glück blieb er nicht lange in dem Schlosse, denn seine höheren Pflichten, wie er sich ausdrückte, riefen ihn bald wieder nach Paris zurück. Er verabschiedete sich in heftigem Zorne von mir und mit der gewiß ernstgemeinten Drohung, er selbst werde mich als Aristokratin denunciren und der Guillotine zuführen lassen, wenn ich trotzig bei der Verehrung der nun vergangenen alten Zeit der Knechtschaft und bei dem Widerstreben verharre, der neuen Zeit mich ehrlich anzuschließen. Er könne und werde — mit Freude sogar — mein Haupt fallen und mein Blut fließen sehen, denn ich sei eine der verstocktesten Aristokratinnen und die Freiheit werde um so schneller und um so herrlicher auf Frankreichs Boden erblühen, je mehr Aristokraten- und Pfaffenblut denselben gedüngt habe.

Ich war über alles Das tief betrübt und innerlich empört; um so mehr blieb ich fest entschlossen, den Widerstand gegen meinen Mann und gegen die Revolution, die er fanatisch verehrte, energisch fortzusetzen und selbst, wenn es sein müßte, das Aeußerste nicht zu scheuen.

Die Leute auf meiner Besitzung, namentlich alle meine Dienstboten, hielten noch treu zu mir, weil ich allen Regungen revolutionärer Gelüste, sobald sie sich irgendwie zeigen wollten, kräftig und entschieden entgegentrat und auf der andern Seite Diejenigen reichlich unterstützte, welche mir und meinen Grundsätzen anhänglich sich bewiesen, obgleich ich nicht leugnen mag, daß mein Mann sich höchst wahrscheinlich alle Mühe gegeben hatte, mich mit Spionen zu umringen.

Die Herrschaft des Schreckens wurde unterdeß von Woche zu Woche grauenhafter in Paris; man vergriff sich feindlich selbst an der Majestät des Königs, und leider gehörte, wie es nicht verschwiegen blieb, mein Mann zu denjenigen, die am schamlosesten und am undankbarsten gegen ihn auftraten. Ich erkannte also mehr und mehr, daß meines Bleibens in dem unglücklichen Frankreich nicht länger mehr sein könnte, nicht meinetwegen, denn ich hätte wohl den Muth besessen, selbst dem Tode auf dem Blutgerüste zu trotzen, sondern meiner kleinen Tochter wegen, die vor den Gräueln der Revolution zu schützen meine erste und heiligste Pflicht sein mußte, zumal da ihr eigener Vater sich bestrebte, sie in den Schmutz der Revolution hineinzuziehen und ihre junge Seele völlig zu verderben. Ich entschloß mich also, an die Reichsgräfin, die Jugendfreundin aus dem Kloster, zu schreiben, um sie zu fragen, ob sie mir und meinem Kinde in ihrem Hause oder doch in ihrer Nähe Aufnahme gewähren wolle. Ich erhielt leider keine Antwort von ihr, und das änderte meine Pläne vollständig. Mein Entschluß aber, das Vaterland zu verlassen, blieb unerschüttert, und ich betrieb unablässig die Vorbereitungen dazu. Mit meiner Kammerfrau, der schon etwas bejahrten Pflegerin meines Kindes, hatte ich schon öfter meinen Fluchtplan besprochen und sie hatte sich immer bereit erklärt, mir zu folgen, wohin ich sie auch führen wolle. Ohne alle männliche Begleitung aber die gefährliche Flucht und Reise zu unternehmen, schien nicht gerathen zu sein, und so überlegte und prüfte ich sorgsamst, welchem meiner Diener ich mich wohl am sichersten anvertrauen könnte. Meine Wahl fiel sogleich auf Mathis, den Kammerdiener und Jäger meines Mannes, der die Revolution und Alles, was mit derselben zusammenhing, in Paris, wohin er im Anfange seinen Herrn begleitet, gründlich hassen gelernt und, nach kurzem Aufenthalte dort, nicht eher geruht, bis er die Erlaubniß erhalten hatte, zu seiner Familie in der Heimath zurückkehren zu dürfen. Bald darauf hatte er seine junge Frau verloren, wie er überzeugt war, durch den Tod aus Angst vor der Revolution und aus Entsetzen über die Revolutionäre. Die Zustände in Frankreich waren ihm also ebenfalls verhaßt und nichts hielt ihn da zurück, ja er entfernte sich wahrscheinlich sogar gern, wenn er sein einziges Kind, einen kleinen Knaben, mit sich nehmen durfte, was ich ihm sehr gern erlaubte.“

„Mathis!?“ wiederholte der Sohn des alten Försters, als er den letzten Satz gelesen hatte. „Mathis? Bist Du das, mein Vater? Ist die Erzählerin die Dame, von der Du so oft und so gern sprichst?“

„Fast hast Du richtig gerathen,“ erhielt er von dem geduldig dasitzenden Alten, der seine Augen von dem lesenden Sohne keinen Moment abgewendet hatte, zur Antwort. „Die, welche das schrieb, was Du gelesen, war allerdings unsere verehrte Herrin, die Mutter Deiner Mutter, aber bedacht hast Du nicht, daß der Mathis, welchen sie erwähnt, in jener Zeit sicherlich doch wenigstens dreißig Jahre alt war und daß er demnach, wenn er jetzt noch lebte, hundert Jahre zählen müßte. Jener Mathis war vielmehr mein Vater, und ich bin sein ‚kleiner Knabe‘, der erwähnt wird. Jetzt frage nicht weiter, sondern lies zu Ende!“

„Eines Tages rief ich Mathis zu mir,“ so las der junge Förstersohn weiter; „ich schloß mich mit ihm in meinem Zimmer ein und theilte ihm meinen Vorsatz und meinen Plan mit.

‚Hätte ich die Mittel besessen, um auswandern zu können,‘ antwortete er mir sogleich, ‚ich würde schon längst mit meinem Knaben die Heimath verlassen haben, in welcher jetzt die Bluthunde so unverantwortlich hausen. Ihnen, gnädige Frau, folge ich deshalb mit Freuden, bis an das Ende der Welt sogar, um von dem unglücklichen Vaterlande so wenig wie möglich oder, noch lieber, gar nichts mehr zu hören.‘

Ich freute mich solcher Ansichten und solcher Anhänglichkeit an mich, und wir beriethen darauf mit einander, wie wir am besten, das heißt am sichersten, die Flucht bewerkstelligen sollten. Freilich wurde uns dabei auch immer deutlicher, wie beschwerlich nicht nur, sondern wie gefährlich auch die Ausführung des Unternehmens sein würde, da die Auswanderer von der herrschenden revolutionären Partei mit dem Tode bedroht waren. Bei jedem Plane, den wir entwarfen und berietheu, trat uns die fast sichere Unmöglichkeit seiner Ausführbarkeit entgegen, und

da wir uns zunächst für keinen zu entscheiden vermochten, wurde die Abreise von Tage zu Tage immer wieder verschoben.

Die Entscheidung brachte endlich das Entsetzlichste, was die Revolution unternehmen konnte: die blutbefleckten Mörder scheuten sich nicht, das geweihete Haupt des Königs auf dem Schaffote fallen zu lassen. Dies steigerte meinen Unwillen und Zorn gegen das Land, in welchem eine solche entsetzliche Schandthat möglich war, auf das Höchste, so daß ich nun, selbst mit Gefahr meines Lebens und mit Verlust meines Vermögens, zu fliehen beschloß. Das Band, das mich mit meinem Manne vereinigt hatte, sah ich dadurch für vollständig gelöst an, daß er sich den Königsmördern angeschlossen und für den Tod des Königs, seines Wohlthäters, gestimmt hatte. Mein Kind durfte von nun an seinen Vater, den Mann nicht wiedersehen, den es als Mörder verabscheuen mußte.

Ich hatte eine ansehnliche Summe Geldes zusammengebracht, damit ich im Auslande meinem Stande gemäß so lange leben konnte, bis es mir möglich sein würde, nach Frankreich zurückzukehren. Ich hoffte, daß dies bald ausführbar sein werde, da die Fürsten Europas sich ja entschlossen hatten, den Königsmord zu rächen und zu züchtigen, und auch bereits mit ihren Heeren den Grenzen meines unglücklichen Vaterlandes sich näherten. Jene Geldsumme, sowie meine werthvollsten Schmucksachen hatte ich durch Mathis bereits an einen zuverlässigen Mann nach Deutschland bringen lassen und auch alle anderen Vorbereitungen zu unserer Abreise waren fast beendigt, als uns die Nachricht erschreckte, ein ehemaliger Geistlicher aus Straßburg, ein Deutscher, Eulogius Schneider mit Namen, ein fast wahnsinniger Fanatiker der Revolution und eines der furchtbarsten Ungeheuer, welche jene Zeit des Schreckens hervorbrachte, ziehe mit der Guillotine im Elsaß umher, vergieße unter geistlichem Gaukelspiel Ströme von Blut und feiere zugleich mit fanatisirten Bauern und entmenschten Weibern die schändlichsten Orgien. Man tanze, hieß es, die Carmagnole um das Blutgerüst, und der Rasende habe sogar allen Nachtwächtern des Landes befohlen, bei dem Abrufen der Stunden der Nacht nicht mehr zu singen: ‚Lobet Gott, den Herrn‘! sondern: ‚Lobet Gott, den Bürger‘! Mit seinen Teufelsschaaren, wurde uns weiter berichtet, nähere sich der Unmensch bereits unserer Gegend, ja, man versicherte sogar, mein Mann selbst sei aus Paris angekommen und habe sich jenen blutgierigen Wahnsinnigen angeschlossen, um, wie er sich ausgedrückt haben sollte, das Seinige mit beizutragen, das arme Elsaß von ‚der Pest der Aristokratie und der Pfaffen‘ zu reinigen. Unter solchen schrecklichen Verhältnissen durften wir keinen Augenblick länger zögern, unseren Entschluß zur Ausführung zu bringen, so lange es überhaupt noch möglich war.

Ich entschied mich auch sofort, packen und durch meinen Kutscher am nächsten Morgen meinen Wagen anspannen zu lassen. Wohin ich fahren wolle, sollte er erst später erfahren, damit Niemand vorher wisse, wohin ich mich zu wenden gedenke. Mathis erbot sich zwar, selbst das Amt des Kutschers zu übernehmen, weil er kein rechtes Vertrauen zu dem meinigen habe, seit er gehört, daß er auch revolutionäre Reden zu führen anfange. Ich lehnte indeß das Anerbieten des Getreuen ab, weil ich fürchtete, gerade dann Verdacht zu erregen, wenn ich eine Reise mit meinem Kinde und der Wärterin desselben antrete und den Wagen nicht von meinem gewöhnlichen Kutscher lenken lasse.

So sehr ich mich freute, endlich das blutgetränkte Frankreich zu verlassen, nahm ich doch im Stillen mit Thränen Abschied von dem Vaterhause, in dem ich geboren worden war wie meine Tochter, und in welchem ich die ersten zwei Jahre meiner Ehe glücklich verlebt hatte. Wer konnte mit Gewißheit sagen, ob und wann ich dasselbe wiedersehen werde? Endlich stiegen wir, zwischen Trauer und Freude schwankend, in den Wagen, in dem sich die werthvollen Gegenstände befanden, die ich noch mit mir zu nehmen wünschte; auch eine Summe Geldes führte ich bei mir. Mathis, dem ich vorsorglich ebenfalls Geld anvertraut hatte, und der später mit seinem Sohne auf dem Sitze hinter dem Wagen Platz nehmen sollte, war ganz im Stillen schon mehrere Stunden vor unserer Abfahrt vorausgegangen, um an einer genau bezeichneten Stelle unseres Weges aufgenommen zu werden. Es sollte durch diese Vorsicht verhütet werden, daß meine Leute sofort erfuhren, daß Mathis und selbst der kleine Sohn desselben uns begleite. Gegen Abend hofften wir den Rhein an einem Punkte zu erreichen, wo durch Mathis vorher schon ein Boot gemiethet worden war, das uns still über den Fluß bringen sollte. Die Fahrt im Wagen ging anfänglich verhältnißmäßig gut von Statten; wenigstens stießen wir auf kein Hinderniß, das uns aufhielt. Wir holten auch Mathis mit dem Knaben ein und konnten Beide, wie verabredet worden war, aufnehmen. Freilich theilte der treue und auf Alles achtende Diener mit einer gewissen Besorgniß mir mit, es sei, als der Wagen gehalten, um ihn aufzunehmen, von dem hintern Sitze desselben ein Mann herabgesprungen und habe sich eilig nach dem nächsten Dorfe zu, auf einem Seitenwege, entfernt. In der Schnelligkeit sei es ihm zwar nicht möglich gewesen, den Mann genau zu beobachten, er wolle aber beschwören, setzte er hinzu, daß es Einer meiner Leute gewesen und daß er eine Freiheitsmütze getragen. Er, Mathis, könne sich deshalb des Verdachtes nicht erwehren, der Mann sei ein Spion gewesen, der den Auftrag gehabt, mir zu folgen, um zu ermitteln, ob ich zu fliehen beabsichtige und wohin ich mich zunächst wende. Um, für den Fall, daß Mathis recht gemuthmaßt, die Pläne der Feinde zu vereiteln, befahl ich dem Kutscher, so rasch wie möglich weiter zu fahren. Die Wege waren aber so schlecht, stellenweise so spurlos, daß wir nur sehr langsam weiter kamen.

In dem Wirthshause des nahen Dorfes, das wir bald erreichten, schien es sehr lebhaft zuzugehen. Man sang und schrie darin. Jedenfalls waren wilde Revolutionäre dort versammelt, und ich fürchtete, nicht ohne Belästigung vorüberzukommen. An der Thür und an den Fenstern zeigten sich in der That verschiedene verdächtige Gestalten, doch konnten wir glücklich, das heißt unangefochten vorüberfahren; wir gelangten unangetastet durch das ganze Dorf und hinter demselben in einen dort beginnenden ziemlich tiefen Hohlweg. Der Kutscher klatschte an dieser Stelle auffallend oft und stark mit seiner Peitsche, was ich, ich gestehe es, in meiner leicht erregten Besorgniß anfänglich für ein Zeichen hielt, das er dadurch Leuten gebe, mit denen irgend eine Verabredung getroffen worden sei, doch bat ich ihm bald in Gedanken mein Mißtrauen gegen ihn ab, da sich nichts Verdächtiges zeigte und er ja auch durch solches häufiges Klatschen einen uns etwa entgegenkommenden Wagen aufmerksam machen konnte auf unser Herannahen, damit er an einer Stelle halte, wo ein Ausweichen zweier Wagen in dem engen Hohlwege etwa möglich sei. Unser Wagen schlich eine lange Zeit hindurch langsam weiter, ohne daß wir einem andern begegneten, bis sich der Hohlweg allmählich mehr und mehr zu verflachen anfing. Dann ging es auf ebenem Wege fort bis an ein Wäldchen. Der Wagen fuhr langsam in dasselbe hinein, und kaum waren wir eine kurze Strecke vorwärts gekommen, als uns plötzlich rauhe Stimmen gebieterisch zuriefen, Halt zu machen. Die Pferde wurden von Bewaffneten angehalten und an dem Wagenschlage, zu beiden Seiten, zeigten sich Gewehrläufe, während uns mehrere Stimmen aufforderten, auszusteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Von den „rothen Teufeln“.

Die neuesten Nachrichten aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika melden, daß wieder einmal ein Indianerkrieg beendet sei. Die Zeiten, wo man Cooper'sche Romane las und wenigstens einen Theil der wundervollen Schilderungen indianischen Edelmuthes für noch fortbestehende Wirklichkeit hielt, sind längst vorüber, und selbst manches, was noch vor zehn oder zwanzig Jahren zu Gunsten der Indianer gesagt und geschrieben wurde, stimmt jetzt nicht mehr mit der Wirklichkeit überein. Unaufhaltsam rücken die Indianer Amerikas dem Untergange näher. Die Versuche, sie zu civilisiren, sind bis jetzt im großen Ganzen nicht geglückt, wobei freilich zweifelhaft bleibt, auf wessen Seite die Schuld lag. Jedenfalls haben die sogenannten In-

Mitglieder der Indianer-Deputation in Washington.

Nach Photographien von Alexander Gardner in Washington.

Der laufende Hirsch. — Graß in halber und ganzer Figur. — Blutmund.

Digitized by Google

dianerdolmetscher und Indianeragenten der Regierung im Großen und Ganzen weit eher dazu beigetragen, die Indianer mit den Weißen zu verfeinden und in ihnen das Gefühl erlittenen Unrechts zu erhalten und zu stärken, als sie dem Leben der Weißen näher zu bringen.

Es ist ja drüben bekannt, daß diese Indianeragenten vielfach ihre Stellung nur dazu benutzen, um ihren persönlichen Vortheil auf mannigfache Weise zu fördern, wie das ja in officiellen Kreisen der transatlantischen Republik wenigstens neuerdings mehr oder weniger üblich geworden ist. Wenn man, wie ich, in der kurzen Zeit von dreiundeinhalb Monaten das unermeßliche Gebiet der großen Republik von den Gestaden des atlantischen Oceans bis zu der Felsenküste des stillen Meeres auf flüchtiger Eisenbahnfahrt durchreist, hat man natürlich nur selten Gelegenheit, einen kurzen Blick in jene untergehende indianische Welt zu thun. Längst schon haben sich die noch vorhandenen Reste der Indianerstämme in die abgelegensten, durch Schienenstraßen dem Verkehre noch nicht erschlossenen Theile der westlichen Territorien zurückgezogen, und dahin zu dringen erfordert, abgesehen von allen sonstigen damit verbundenen Mühen und Strapazen, Zeit, viel Zeit. Dennoch wollte es der Zufall, daß ich Indianer auf verschiedenen Stufen ihrer socialen Umgestaltung, beziehentlich ihres Verfalls, kennen lernte.

An der Shinnecockbai, einer Bucht der langgestreckten Insel Longisland, sah ich die Shinnecock-Indianer; freilich entsprachen sie keineswegs der Vorstellung des eben erst aus Europa Gekommenen. Dieser Rest der einstigen Indianerbevölkerung der Insel hat sich allerdings ausnahmsweise, wie man das so nennt, civilisirt, das heißt er raubt und mordet nicht mehr, sitzt seit an einer Stelle und betreibt ein ehrliches Gewerbe. Sie helfen den Markt New-Yorks mit Muscheln und Fischen versorgen. Statt in Wigwams wohnen sie wie ihre weißen Nachbarn in Holzhäusern, deren innere Einrichtung sich in keiner Weise von der üblichen unterscheidet, ja es fehlt sogar der unentbehrliche Teppich, welchen drüben auch der Aermste nicht gern vermißt, nicht, wenn er auch in etwas mangelhaftem Zustande ist.

Der Mann, welcher uns im Boote auf die Bai hinausfuhr, zeichnete sich nur durch etwas dunklere Hautfärbung noch vor einem weißen Manne aus; er sprach sein Englisch so gut wie jeder Yankee und erzählte uns, daß er von seiner Jugend her nur noch ein paar indianische Worte, z. B. „Guten Tag“, im Gedächtniß habe. Der Mann sprach sehr verständig und berichtete uns unter Anderm, daß er lange Jahre auf einem amerikanischen Südseewalfänger gedient, und so ein gutes Stück Welt gesehen habe. In dem Häuschen sahen wir noch ein altes Weib, das im straffen, schwarzen Haar und in den Gesichtszügen einiges indianisches Gepräge verrieth.

Ein zweites Mal traf ich Indianer an der Pacific-Eisenbahn, in Elks, einer kleinen Station der Central-Pacific-Eisenbahn jenseits Ogden, doch hatte ich bei dem flüchtigen Aufenthalte, welchen der Zug hier nur nahm, kaum Zeit, den Mann mit dem rothbemalten Gesichte und dem glänzend schwarzen, steif herabstehenden Haar, der im Uebrigen gewöhnliche Kleidung hatte und, wie man mir sagte, den Holzhandel betrieb, mir näher anzusehen, ebensowenig eine Squaw, welche sich zur Mitfahrt meldete, und die einen Platz im Packwagen erhielt. Anders schon auf der Station Carlin, Nevada, wo das Frühstück einen Aufenthalt von zwanzig Minuten veranlaßte. Hier meldeten sich bei den Passagieren des Zugs ein Paar indianische Weiber und bettelten. Zwischen ihnen und einem Grizzly-Bär, welcher hier in einem Käfige gleichsam als Dessert den Gästen des Wirths zur Schau gestellt wurde, theilte sich die Aufmerksamkeit meiner Mitreisenden. Für diejenigen, welche öfter diese Route nehmen, hatte jenes prächtige, wohl ausgewachsene Exemplar des californischen grauen Bären mehr Interesse. Ich sah mir die Weiber an. Sie waren in der That bettlerhaft gekleidet. Ein alter zerlumpter Rock, mit einer ebenso herabgekommenen Jacke, beides zusammengehalten mit einem schmutzigen Gürtel, bildeten die Hauptbestandtheile der Gewandung der Alten wie der Jungen. Zwei etwas jüngere Weiber hatten ihre Säuglinge in der Weise auf den Rücken gebunden, daß der arme Wurm, der aus seinem kleinen braunen Gesicht mit prächtigen großen Augen in die Welt hinausschaute, mittelst einer Art kleinen Plättbretts und einem Band festgehalten wurde.

Eine alte Squaw war von abschreckender Häßlichkeit. Die kleinen Geldstücke, welche ihnen die Passagiere halb spöttisch, halb mitleidig zuwarfen, nahmen sie begierig auf. Die ganze Scene machte einen widerwärtigen trüben Eindruck.

Die charakteristischste Begegnung mit Indianern war mir jedoch für St. Louis vorbehalten. Dort lernte ich einen deutschen Arzt, Herrn Doctor K., kennen, welcher die Güte hatte, mich bei zwei der berühmtesten oder berüchtigtsten — wie man will — Kiowa-Häuptlinge, den Herren Satanta und Big-tree, einzuführen. Freilich konnten sie mich nicht in ihrem Wigwam empfangen und mir die Friedenspfeife anbieten, denn — sie saßen einfach als Räuber und Mörder im Gefängniß. Herr Dr. K. hatte als Arzt dort freien Zutritt. Aus der hohen glasbedeckten Halle dieses palastartig erbauten Gefängnisses traten wir in eine der Zellen, welche im Halbkreis um die Halle gelegen sind. Der kleine Raum war nur schwach durch ein schmales, stark vergittertes Fenster erhellt. Doch vermochten wir, da die Thür geöffnet blieb, die beiden Insassen deutlich zu erkennen. Satanta (weißer Bär), der große Häuptling der Kiowas, lag auf der Pritsche ausgestreckt und erhob sich bei unserem Eintritte, während Big-tree (starker Baum) melancholisch auf einem Schemel zur Seite saß. Letzterer war von untersetzter Statur und in seinen groben Gesichtszügen konnte ich nichts Bösartiges finden; sie zeigten stumpfe Gleichgültigkeit.

Die beiden Kerle machten in der That den Eindruck, welchen gefangene Raubvögel in einem zoologischen Garten auf den Besucher üben. Satanta war ein Hüne von Gestalt, mit großen Gesichtszügen, die nichts weniger als Vertrauen erweckten. Von Wildheit und Kraft sprachen sie noch immer, obgleich der Mann schon dem Greisenalter sich zu nähern schien. Er hatte sich an den Gittern des Fensters eine Kopfwunde geholt und schien niedergedrückt. Die Kerle, welche Dr. K. mit etwas Tabak hoch erfreute, waren bereits zum Tode verurtheilt gewesen und zwar, wie wir hören werden, mit vollem Recht; sie erwarteten indessen volle Begnadigung von ihrem „weißen Vater“. Die Ursache, weshalb die Burschen hier hinter Schloß und Riegel saßen, war folgende:

Eines schönen Tages war dem Stamme der Kiowas durch Kundschafter die Nachricht geworden, daß einer der großen Wagenzüge, welche von Zeit zu Zeit den am weitesten westlich in Texas und gegen die mexicanischen Grenzen vorgeschobenen Ansiedelungen ihre Bedürfnisse zuführten, unterwegs sei. Er war bereits eine große Strecke über Fort Griffin hinaus, und es trug sich nun eine jener grauenhaften Scenen zu, welche sich, wenn auch nicht in gleichem Umfange, in diesem Jahre leider wiederholt haben. Der Zug wurde von einer Schaar Kiowas, die unter der Führung von Big-tree und Satanta standen, überfallen. Sämmtliche Weiße des Wagenzuges wurden niedergemacht und scalpirt und alle Vorräthe des Zugs geraubt. Es gelang, die beiden Häuptlinge später gefangen zu nehmen, und von einem texanischen Schwurgericht wurden sie sodann zum Tode durch den Strang verurtheilt. Später kamen sie nach St. Louis, da die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt wurde.

Ein Jahr nach meinem Aufenthalt in St. Louis — im October 1873 — wurden sie wieder freigelassen, unter dem von ihnen geforderten und gegebenen Versprechen, fernere Raubzüge im texanischen Gebiete seitens ihres Stammes zu verhindern. Die Vorfälle bei den westlichen Ansiedelungen in diesem Sommer und Herbst zeigen, wie wenig dieses Versprechen gehalten worden ist. Raub, Plünderung und Todtschlag sind vielfach wieder seitens der Indianer vorgekommen, und im October ist es dem General Hill mit seiner Cavallerie gelungen, die beiden Burschen Satanta und Big-tree, sammt einer großen Schaar von Comanches und Kiowas, wieder gefangen zu nehmen. Der Berichterstatter des „New-York Herald“ fügt dieser seiner Meldung mit vollem Recht die Bemerkung hinzu: „Hoffentlich läßt man die beiden Burschen diesmal nicht wieder aus falscher weichlicher Friedenspolitik laufen, sondern bestraft sie ernstlich.“

In Denver, einer am Fuße der imposanten Felsengebirgskette gelegenen Stadt, welche ihr Emporblühen dem Minenbetriebe des Gebirges und dem Productenhandel des triftenreichen Territoriums Colorado verdankt, sah ich dann noch einen Häuptling vom Stamme der Ute beim Gouverneur. Es war ein

baumlanger Kerl, eine kräftige, stattliche Erscheinung; sein Gesicht war dick mit Mennige bemalt, die Kleidung aber halb civilisirt, halb indianisch. Er war nach Denver mit seiner Squaw gekommen, um sich die übliche Lieferung an Naturalien und sonstigen Bedürfnissen für seinen Stamm zu holen, der öfter, namentlich im Herbste, in der Nähe von Denver erscheint. Später sah ich ihn mit seiner Squaw hinter sich auf einem Pony fortgaloppiren. Das Utelager ist noch immer ein Gegenstand des Aufsehens für die Bewohner von Denver, welche Stadt öfter für längere Zeit wegen des gesunden Klimas bei seiner hohen Lage von Leuten aus dem Osten aufgesucht wird. Die Utes treiben dann auch Tauschhandel, indem sie Büffelfelle und Erzeugnisse der merkwürdigen indianischen Industrie feil bieten.

So hielten nach den Berichten der deutschen Zeitung von Denver noch neulich, im Juli, dicht bei der Stadt fünfzig Indianer von diesem Stamme ihr Lager und führten aus Freude über die Tödtung dreier Feinde vom Stamme der Arapahoes einen Scalptanz auf, zu welchem interessanten Schauspiele, wie bei uns zu Volksfesten, Wettrennen und dergleichen, sich die civilisirte Welt der Platte-Riverstadt, besonders die Ladies, in großer Zahl eingefunden hatte. In ihrem vollen Staate und Ornate sieht man aber die Vornehmsten unter den Indianerstämmen bei den Deputationen, welche von Zeit zu Zeit sich nach Washington aufmachen, begleitet von Indianeragenten und Dolmetschern. Eine solche Deputation war gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes in St. Louis im Everett Hôtel angekommen, und nicht weniger als sechs Stämme waren in derselben vertreten. So hatten gesendet: die Kiowas den einsamen Wolf, den schnellfüßigen Knaben, den schlafenden Wolf, den Hunde-Esser und zwei Squaws; die Comanchen: die Milchstraße, den Silberbach, Graubein, den zehnfachen Bär, Waldschlucht, den äßenden Hirsch, Büffelbuckel, Pini Arragahe John und sieben Squaws; die Apachen: Läufer, Schläger, den Käpten und Grauadler mit zwei Squaws; die Arrapahoes: Großmaul, Linkhand, Weißkrähe, das gelbe Pferd und die Schwarzkrähe; die Caddoes: Georg Washing, Warloupe und Antilope; die Witchidas: Essadun, Esquitschew, und den Rappen. Außerdem waren gekommen: Der lange Soldat vom Wacoe-, Knie-war-war vom Keechie-, Dave und Sohn vom Towoccaroe- und der schwarze Biber vom Delawarestamme.

Um aber den Lesern der Gartenlaube einige recht interessante und charakteristische Erscheinungen vorzuführen, habe ich es vorgezogen, die vier hier im Holzschnitt so trefflich dargestellten zu geben. Die Originale, ebenfalls Mitglieder von Deputationen zum „Weißen Hause", wurden in Washington vom Photographen Alex. Gardner, welcher eine vollständige Sammlung dieser Art besitzt, photographirt. Sie stellen dar: 1. „Running Elk" (den laufenden Hirsch, Ma-to-no-pah) vom Stamme der unteren Yanctonais. 2. „Graß" (He-Vua-she tson), Häuptling der Schwarzfuß-Sioux. 3. „Bloody-mouth" (Blutmund, E-wa-hu) vom Stamme der Onca-pa pa und 4. noch einmal „Graß" in halber Figur.

Es bedarf wohl kaum einiger Worte der Erläuterung zu der Tracht und dem Putz, in welchem diese Häuptlinge sich hier darstellen. Die Adlerfeder spielt, wie man sieht, eine große Rolle in der Kleidung, die sich sonst aus Fellen und Wollstoffen, von den Squaws gefertigt, zusammensetzt. Aus Fellen bestehen auch die kunstvoll zusammengenähten Mocassins; endlich sind noch die Wampumschnüre zu beachten, aus Muscheln gefertigte buntfarbige Perlen, welche als Hals- oder als Armbänder getragen werden. Die geliebte Tabakspfeife ist nicht zu vergessen.

Fragt man, wie groß die Zahl der Indianer ist, welche noch gegenwärtig innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten mit Ausschluß Alaskas leben, so schlägt sie ein Bericht, welchen der Commissar für die Indianerangelegenheiten vor einiger Zeit dem Staatssecretär für das Innere in Washington erstattete, auf etwa 300,000 an. Man kann sie hinsichtlich ihrer geographischen Locirung in fünf große Abtheilungen zergliedern; es leben nämlich in Minnesota und den Staaten östlich des Mississippi etwa 32,600, in Nebraska, Kansas und im Indianerterritorium 70,400, in den Territorien Dacota, Montana, Wyoming und Idaho 65,000, in Nevada und den Territorien Colorado, Neu-Mexico, Utah und Arizona 84,000 und an der Pacificküste 48,000.

Man kann sie auch in Hinsicht auf die drei Eisenbahnlinien eintheilen, die zwischen den Staaten und dem stillen Ocean gebaut werden oder projectirt sind, nämlich die Nord-, Central- und Südbahnen und zwar, wenn man diejenigen ausschließt, die östlich von Minnesota und vom Missouri und südlich von Dacota wohnen, wie folgt: Zwischen der vorgeschlagenen nördlichen Route und den britischen Besitzungen etwa 33,000, zwischen der Nord- und der Centralroute 92,000, zwischen der Central- und der vorgeschlagenen südlichen Route und Mexico 85,000, was zusammen 274,000 ausmachen würde.

Man kann sie endlich auch eintheilen in Hinsicht auf die Mittel zu ihrer Unterhaltung und die Methoden ihrer Subsistenz. Darnach mögen diejenigen, die sich selbst auf ihren Reservationen erhalten und die, mit Ausnahme der Zinsen ihres eigenen Geldes oder der ihnen für die Cession ihrer Ländereien an die Vereinigten Staaten bewilligten Jahrgelder, von der Regierung nichts empfangen, 130,000, diejenigen, die gänzlich von der Regierung unterhalten werden, etwa 31,000, diejenigen, welche theilweise von ihr ernährt werden, 84,000, zusammen 245,000 zählen; diejenigen, die von der Jagd, der Fischerei, dem Sammeln wilder Beeren und Wurzeln oder von Betteln und Stehlen leben, mögen etwa 55,000 betragen. Von den 300,000 Indianern des Landes haben etwa 180,000 Verträge mit der Regierung geschlossen; 40,000 haben keine Verträge mit den Vereinigten Staaten, es sind ihnen jedoch durch Executivordre Reservationen zugewiesen worden, oder sie stehen unter der Aufsicht der erwähnten Agenten, welche die Regierung ernennt; 25,000 haben keine Reservationen, stehen aber mehr oder weniger unter der Controle der für sie ernannten Agenten und werden von der Regierung mehr oder weniger unterstützt. Der Rest besteht aus den erwähnten 55,000, über welche die Regierung factisch keine Controle ausübt, für welche keine Verträge und keine sonstigen Bestimmungen bestehen. In Bezug auf die Civilisation kann man sie, jedoch mit nur geringer Zuverlässigkeit und stets mit Rücksicht auf das, was man von einer Race mit solchen Antecedentien und Traditionen, wie die der Indianer, erwarten kann, eintheilen in 97,000 civilisirte, 125,000 halbcivilisirte und 78,000 völlig barbarische Indianer. Die Zahl der gegenwärtig noch feindseligen und marodirenden Indianerbanden schätzt der Bericht auf 8000. Unter ihnen ist vorzugsweise der Kiowa-Stamm vertreten, welcher, wie gemeldet, jetzt wieder gezüchtigt worden ist. Diese Zahl wird mit jedem Jahre mehr und mehr zusammenschmelzen. Der fortschreitende Bau der Eisenbahnen verengt ihr Terrain zusehends.

Die Romantik, welche bei uns noch von der Zeit her, wo Seume seinen Canadier dichtete, die edelmüthigen Indianer umgiebt und ihr freies Jägerleben, ihre einfachen Sitten und Anschauungen verherrlicht, sie muß zerfließen gegenüber der harten Wirklichkeit der Gegenwart. Jene nomadisirenden räuberischen Grenzstrolche des Westens verdienen das gleiche Schicksal wie die weißen Rowdies der großen Städte des Ostens. Mit der Zeit wird sicher die noch in der Entwickelung begriffene amerikanische Civilisation mit Beiden fertig werden.

M. Lindeman.

Die Blätter fallen.

Als schweigend ich die rothe Rose
In Deine weiße Hand gelegt,
Da zuckten Deine Lippen leise —
Ich sah es wohl, Du warst bewegt.

Zu Deinen Füßen warf mich nieder
Ein unaussprechlich weher Schmerz;
Du wandtest Dich und preßtest heftig
Die Rose an Dein klopfend Herz.

Und gabst zum Abschied mir noch ein Mal
Die bleiche Hand, die, geldbereift,
Von meines Lebens Baum die Blüthen
Nun alle, alle abgestreift.

Alexander Duncker.

Unglücklich.*

Unsere Dichter und Schriftsteller wollten am 25., 26. und 27. September dieses Jahres in Weimar einen „Deutschen Dichtertag" abhalten und dem Realismus und Materialismus der Gegenwart gegenüber die Fahne der Ideale neu erheben. Die Absicht blieb unausgeführt. Warum? Vielleicht weil sie „Absicht" war und keine gereifte innere Nothwendigkeit.

Auch ich gehörte zu denen, welche den deutschen Dichtertag äußerlich froh begrüßten, innerlich aber nur ein wehmüthig-skeptisches Achselzucken für ihn hatten. Und gerade für mich sollten sich jene Tage zu den drei fürchterlichsten Leidenstagen gestalten, die ein Menschenleben aufzuweisen im Stande ist. Was ich hier erzählen will, schmerzlich Erlebtes und Erlittenes, wird es in anderen Gemüthern einen Nachhall finden? Sicher nicht bei denen, welche die heilige Weihe des Schmerzes noch nicht empfangen haben; nicht bei der fröhlichen, schäumenden Jugend, aber gewiß bei Allen, welche das Leben gerüttelt und geschüttelt hat, die aber der Welt nicht zeigen können, nicht zeigen dürfen, was sie, wie tief sie empfinden. Das ist das schöne Vorrecht unseres Standes, daß wir mit der Außenwelt eine andere Sprache, als die rein conventionelle reden, der Sprache wenigstens einen idealen Stempel aufdrücken dürfen. —

Ich bin dreiundfünfzig Jahre alt. Hinter mir liegt ein Leben, wie es an Mannigfaltigkeit wohl selten einem Sterblichen zu Theil geworden sein dürfte. Was die Welt Großes und Schönes bietet, ich habe es genossen. Stürme aller Art haben mich umtobt. Nur Eins ist mir stets fremd geblieben: die bittere Nahrungssorge. Meine zahlreichen Enttäuschungen waren geistiger und gemüthlicher Art; Trümmer auf Trümmer von Illusionen, die ich mir über Welt und Menschen innerlich machte, während ich äußerlich über sie spottete. Andere jagen nach dem Glück; ich jagte seit achtzehn Jahren nach dem Frieden und fand stets nur den Kampf mit dem Leben.

Das Schlimmste, das mir passirte, war, daß ich — eine reiche Frau heirathete.

Ohne Furcht, meine verehrten Leser und Leserinnen! Ich habe den Verstand noch nicht verloren. Eine reiche Frau ist gewiß kein Unglück, wenn sie uns versteht, wenn die Geister und Gemüther, ohne über einen Leisten geschlagen zu sein, mit einander harmoniren, oder meinetwegen, wenn der männliche Theil hinreichend Mangel an Stolz besitzt, die Ehe nur als eine Sinecure des materiellen Lebens zu betrachten. Beides war bei mir nicht der Fall. Mein Leben gestaltete sich ruhelos in meiner Ehe — zu einer Dissonanz des Gemüths, welche achtzehn lange Jahre klang.

Die Beschreibung einer unglücklichen Ehe ist gewiß eine „sehr pikante" Lectüre. Sie gehört jedoch nicht hierher, denn es ist weder ritterlich, anzuklagen, noch sich zu entschuldigen, und zwar um so weniger, als in meinem Falle nichts vorlag, als die totale Disharmonie der Organisation der Charaktere.

Endlich sahen wir auf beiden Seiten ein, was wir im ersten Jahre hätten einsehen müssen: — daß unsere Ehe unhaltbar sei. Wir wurden gerichtlich geschieden.

Ich verheirathete mich zum zweiten Male.

Die Beschreibung einer glücklichen Ehe ist gewiß auch eine „sehr pikante" Lectüre. Sie gehört ebenso wenig hierher. Es genügt zu wissen, daß meine Helene weder reich, noch jung, noch eine „Schönheit" war. Wir kannten uns mehr aus einem literarischen Briefwechsel als durch das Leben, und lange Jahre waren wir Hunderte von Meilen von einander getrennt.

Wie durch einen Zauberschlag aber kehrte mit dieser meiner zweiten Ehe der Frieden in meine Seele ein. Ich hatte eine Frau, welche, ohne alle meine Ansichten und Meinungen ganz zu theilen, mich verstand, meine guten Eigenschaften zu heben, meine schlechten zu sänftigen wußte. Nicht die leiseste Dissonanz störte unser Leben. Wir waren so glücklich, ohne im Rausche des Glückes zu sein, daß wir Beide uns oft des Aberglaubens nicht zu erwehren vermochten, „ein solches Glück könne nicht von Dauer sein".

Wir lebten in einer großen, geräuschvollen Stadt, welche mir in der Seele zuwider war. Acht Monate nach unserer Verheirathung wurde mir eine ehrenvolle Stellung in der freundlichen Residenzstadt Weimar angetragen, eine Stellung, welche auch den äußeren Frieden mit der Welt in sich schloß und ein sicherer Hafen nach den zahllosen Stürmen meines Lebens werden mußte, so weit man nach menschlicher Berechnung ein solches Prognostikon stellen kann. Ich eilte voraus, um „das Nest einzurichten". Mein braves Weib blieb unterdessen auf dem Gute unserer Verwandten in Mecklenburg, um ihre Niederkunft zu erwarten, und während ich in Weimar Alles einrichtete, eine reizende Wohnung in schönster Lage erwarb, ging eine von Humor und Witz sprudelnde Correspondenz zwischen uns ihren Gang. Denn, obgleich absolut frei von aller Sentimentalität, freute es mich doch, einen „Dauphin" zu bekommen, dem ich meinen Namen und meine Ersparnisse hinterlassen konnte. Mein Gemüth war heiter und lachend, wie ein schöner, schöner Sommerabend. Mein Leben lag klar und hell vor mir, wie ein schöner, stiller Gebirgssee. Mein geistiges Leben — — einer unserer ersten Dichter war mein Freund und Dutzbruder geworden. Meine musikalische Tendenzrichtung (Richard Wagner) fand an dem Orte, wo ich lebte, die reichste Nahrung. Die garstige Politik, die mein Leben so oft verbittert hatte und mich so oft „irrlichteriren" ließ, war wie ein wüster Traum vergessen. Junge, strebsame Kunsttalente zu unterstützen, war mein Beruf, der aufgeblasenen Arroganz entgegenzutreten, meine Kampfesmission geworden; denn ohne allen Kampf geht es ja nun einmal nicht im Leben.

Ich fragte mich mitunter, ob dieses gegenwärtige und das noch zu erwartende Glück nicht ein Traum sei. Ich war an ein ruhiges Schaffen ja so wenig gewöhnt gewesen und sah erstaunt, daß ich die besten Erfolge damit erzielte. Mit keinem Krösus, mit keinem Kaiser und König hätte ich getauscht. Ich fühlte mich vollkommen glücklich. —

Wer aber in der Welt kann die Behauptung wagen, daß er zehn Monate lang in seinem Leben „vollkommen glücklich" gewesen? —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen."

Du sitzst in Deinem Zimmer, blickst hinaus in den heitersten blauen Himmel, in den hellen Sonnenschein und siehst die Wolke nicht, welche sich auf der andern Seite Deines Hauses geballt hat. Plötzlich — ein gellend klingender Ton, ein krachender Schlag und ein Wetterstrahl, der Dir die Augen blendet und Dich von Deinem Ruhesitze wie eine Feder in die Höhe schnellt. — — — Dann Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, Sturm und Regen und nach dem Gewitter ein düster umschleierter nächtiger Nebelhimmel. —

Ich saß an meinem Schreibtische. Ein Brief an einen Freund in G., in welchem ich mit meinem Glücke prahlte, war halb vollendet. Ich bat darin den Freund zum „Gevatter" bei meinem „Dauphin" in spe und ließ meiner Laune nach Behagen den Zügel schießen.

Die Klingel an meiner Wohnung wurde heftig gezogen. Ich öffnete. Ein Telegramm. — Was war denn das? Ich glaube gar, der Athem stockte mir, als ich meinen Namen unter die Empfangsbescheinigung schrieb.

„Helene soeben durch zwei Aerzte entbunden. — Kind todt. — Helene sehr, sehr schwach." —

Es war der „gellend klingende Ton" des Wetterstrahls aus heiterm Himmel. Das Telegramm kam von dem Gute meines Schwagers in Mecklenburg, datirte vom Dienstag, 22. September, Morgens neun Uhr. Die energievolle Frau meines verstorbenen Vaters, bei welcher ich interimistisch Quartier genommen, hatte alle Mühe mich zu hindern, daß ich nicht in demselben Augenblicke abreiste und dadurch gerade das störte, was meiner Frau vor Allem Bedürfniß sein mußte: Ruhe. Mein herrlicher Freund, der erwähnte Dichter, schleppte mich in seine Wohnung. Ich mußte dort zu Mittag essen, und er und seine Frau, selbst Eltern von sieben Kindern, beruhigten mich einigermaßen und „bewiesen" mir, daß das Telegramm nichts enthielt, was auf

* Wie düster auch die Farben des obigen Stimmungsbildes wirken mögen, so wird in ihm doch nur in treuen Zügen die Schmerzenszeit eines auch unseren Lesern bekannten Schriftstellers geschildert, dessen Leid sicher in vielen Herzen nachklingen wird. D. Red.

eine wirkliche Gefahr schließen lassen könnte. Inzwischen hatte ich selbst zurücktelegraphirt:

„Ist Gefahr? Soll ich kommen?"

Am Abend desselben Tages erhielt ich gleichzeitig mit einer schon vom Montag datirten Correspondenzkarte von meiner Frau, auf welcher sie mir einige freundliche Worte sandte, aber verschwieg, daß die Katastrophe sich bereits ankündige, die Antwort auf meine Anfrage:

„Helene fürchtet Aufregung, wenn Sie kommen. Brieflich Näheres."

Ich war beruhigt. Meine Frau lebte, disponirte mit klarem Verstande. Ich hatte mich unnöthiger Weise geängstigt. Das Kind war freilich todt, doch die Wahl zwischen Frau und Kind fällt in solchen Augenblicken nicht schwer. Meine Helene lebte, das war Alles für mich. Die nächste Nacht verstrich mir schlaflos — ich philosophirte mich in die neue Situation hinein. „Sind Dir die Vaterfreuden nicht beschieden, so schließe Dich um so inniger an Dein Weib an! Zur Tagesordnung!" tönte es entschlossen in meinem Innern. Sie kam, die „Tagesordnung". Am Mittwoch, 23. September, zwölf Uhr Mittags, schrillte die Klingel abermals:

„Helene in Gefahr. Kommen Sie bald!"

lautete das Telegramm. Hatte sich mein erster Schreck und meine Angst am Tage zuvor in Thränen Luft gemacht, so waren jetzt meine Augen trocken und fieberheiß. Der Gedanke an den Tod eines Wesens, das mir mehr war als mein eigenes Dasein, machte mich erbeben. Ich mußte diesem Tode in's Antlitz starren, und das furchtbare „Muß" erstickte selbst den lindernden lauten Ausbruch des Schmerzes. Wie betäubt ging ich zum Bahnhofe. Ich signalisirte meine Ankunft per Draht und bestellte mir ein Fuhrwerk für Nachts drei Uhr auf die Eisenbahnstation von H., denn das Gut, wo meine Frau im Sterben lag, befand sich noch drei Meilen weit landeinwärts von dieser Station.

Gegen drei Uhr Nachmittags fuhr ich fort. Ueber Halle und Berlin. Ein Umweg von zehn Meilen, der aber den Vortheil hatte, daß ich unterwegs nicht auf die correspondirenden Züge zu warten brauchte.

Es war ein wunderbar schöner Spätsommerabend, schön sogar in der trostlos flachen Gegend zwischen Saale und Elbe. Der Mond stand majestätisch am Himmel. Ich erschrak bei seinem Anblicke. Morgen war es Vollmond, und ich kannte aus meinen Reisen in den Tropenzonen den Einfluß des Mondes auf Kranke und Sterbende — dieser Sommerabend war fast so lau und warm, wie die Tropen. Umsonst rief ich alle Skepsis zu Hülfe. Umsonst sagte ich mir: Du erzeigst dem armen Monde in unsern nordischen Breitegraden zu viel Ehre. Der Gedanke, daß mein Weib mit dem sinkenden Vollmonde morgen Nacht sterben müsse, ward in mir zur dämonischen Gewißheit. Ich sah in dem Trabanten unserer Erde den Mörder meiner Frau.

Berlin! Ah! Das Geräusch und Getöse in der Kaiserstadt weckte mich aus meinem Hinbrüten. Ich warf mich in eine Droschke und fuhr nach dem Hamburger Bahnhofe.

Hm! alle diese Menschen, die du hier fröhlich und geschäftig gehen siehst, was sind sie im Grunde anders als wandelnde Leichen? — Dort steht die Siegessäule. Dem Andenken vieler Tausende von Todten zugleich errichtet. Freilich! der Tod ist Nichts, wenn er uns selbst trifft. Ich bin ihm oft genug gegenübergestanden. Auf Schlachtfeldern, auf dem stürmischen Ocean, an fieberverpesteten Meeresküsten &c. Aber Andere sterben sehen, Andere die man liebt, die uns das Höchste auf der Welt sind, das ist schlimmer als Sterben, das ist die scharfe Klinge des erbarmungslosen Fatums, die uns trifft, verwundet. Und wenn die „Zeit" die Wunden heilt — die Narben heilt sie nicht, und es giebt Narben, welche schmerzhaft wieder aufbrechen als blutende Wunden der Erinnerung.

Um drei Uhr Nachts verließ ich den Zug bei H. Ein offener Jagdwagen, mit einem kräftigen Pferde bespannt, erwartete mich. Der Kutscher brachte mir ein Schreiben meines Schwagers. „Helene's Zustand noch unverändert. Wir wollen das Beste hoffen," hieß es darin. Ich stieg auf den Wagen, und fort ging es in raschem Trabe.

Diese Nacht vom 23. auf den 24. September war eine Sternennacht, wie ich mich nicht erinnere, sie jemals, selbst auf den Höhen der Cordilleren nicht, gesehen zu haben. Fehlten auch die südlichen Sternbilder, das „Schiff des Argo", das „Kreuz des Südens", die „Wolken des Maghellan" &c., so funkelte und flammte der „Orion", so leuchteten die „Plejaden" mit einer diamantenen Intensität, als ob sie selber Diamanten wären. Ein leuchtender Baldachin des majestätischsten Friedens wölbte sich das Sternenfirmament über meinem Haupte und — „es kann nicht sein! Es kann nicht sein, daß dir jetzt in dieser Harmonie des Weltalls das Theuerste geraubt wird," keuchte es in meiner Seele.

Der Mond sank unter den Horizont; die Sterne erbleichten rasch; das Grauen des Tages begann im Osten. Die Luft wurde kalt, kalt wie eine Leiche. — Eine halbe Stunde vor unserm Gute fuhr der Wagen an einem schwarzgekleideten Fußgänger vorüber. Das bleiche Gesicht eines dem Anschein nach noch jungen Mannes blickte mich an.

„Kennen Sie den Herrn?" fragte ich den Kutscher und erwartete die Antwort, es sei ein Arzt.

„Nein, ich kenne ihn nicht; er ist nicht hier aus der Gegend," wurde mir zum Bescheid.

Wir bogen in einen sandigen Feldweg ein. Am Ende desselben stand die Windmühle des Dorfes, welches unser Ziel war. Sie hatte durch einen Sturm einen Flügel verloren. — Man achtet auf Alles in Stimmungen, wie die meinige es war. Der Glaube schwindet; man klammert sich an den Aberglauben an.

Fünfzig Schritte vor dem Thorwege des Gutes ließ ich den Wagen halten, um meine sterbende Frau nicht durch das Rollen der Räder zu erschrecken. Die Schwestern meiner Helene und mein Schwager erwarteten mich bereits und kamen mir entgegen. Der große Kettenhund bellte nicht freudig wie sonst, wenn er mich sah; er winselte mich an.

„Todt?!" fragte ich mit bebender Stimme.

„Der Doctor meint, wenn keine Entzündung hinzutritt, kann Helene vielleicht gerettet werden. Jetzt schläft sie," antwortete mein Schwager.

Dann, während wir in das Haus traten und mein Auge auf einen kleinen Sarg fiel, fügte er mit halblauter Stimme hinzu:

„Wollen Sie das Kind sehen? Ich fahre es gleich nach dem Kirchhof." — —

Der rauhe Egoismus der Mannesnatur flackerte in mir auf. Mit einer heftig abwehrenden Bewegung rief ich:

„Schweigen Sie von dem Kinde! Mein Weib, mein Weib! Darum bin ich hier." —

Bald darauf erschien der Arzt. Er verhehlte mir das Kritische der Lage nicht. An seiner Hand betrat ich das Krankenzimmer — mit einer Nothlüge. Die „Ungeduld" hätte mich herbeigeführt, erklärte der Doctor und es hätte keine Gefahr auf sich, wenn ich in der Nähe der Kranken wäre.

Helene drückte mir sanft die Hand. Ich fühlte den Puls. Schwach, aber in dreifach raschern als normalen Schlägen fieberte das entkräftete Blut. Mein Auge, als es sich an das gedämpfte Licht der Wochenstube gewöhnt hatte, fiel auf ein Leichengesicht. Die dunkeln Augen hatten ihr Pigment verloren und stierten in verglastem Hellgrau in die Leere. Die halbgeöffneten Lippen waren hart und erwiderten den leisen Kuß nicht, den ich ihnen aufdrückte. Meine Frau erkannte mich, aber die Worte, die sie sprach, waren zusammenhangslos, verworren.

Ich begriff, daß die größte Ruhe das einzig mögliche Rettungsmittel sei und entfernte mich leise wieder mit dem Arzte.

„Doctor," sprach ich, als wir wieder draußen waren, „zur Entzündung der innern Theile kommt es nicht; die Entkräftung ist schon zu groß; das reagirende Fieber beschleunigt nur die Auflösung."

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Dennoch gebe ich nicht alle Hoffnung auf," sagte er. „Etwas normaler ist der Zustand seit gestern geworden, freilich, nur Etwas."

Die Stunden dieses Tages jagten dahin. Es ward Mittag; es ward Abend, ehe ich es ahnte. Und ich, der ich so gern nicht eine Secunde vom Krankenbette gewichen wäre, mußte mir Zwang anthun und den Schwestern meiner Frau die bessere, weibliche Pflege überlassen.

Als der Doctor Abends wiederkam, fand er die Kranke

noch besser. Vielleicht war es eben nur zum Scheine, daß er erklärte, vor morgen Mittag würde er nicht wieder kommen. Als ich den Arzt an den Wagen begleitete, erhob sich gerade der Vollmond, und das Licht der Mondscheibe strahlte golden durch die Pappeln vor dem Hofe.

Der Vollmond! Mir schien er als ein gewisser Todesbote. Zu oft hatte ich in den heißen Zonen seinen Einfluß auf Kranke und Sterbende beobachtet und der Himmel über uns war heute im hohen Norden klar und duftig, wie der Himmel in den Wendekreisen. Ich zwang mich zu hoffen und griff nur in die Hoffnungslosigkeit hinein. Was ich ersehnte, war ein umwölkter Himmel. Ich berechnete angstvoll die Stunde, wo das Mondlicht ganz und voll auf die Fenster des Krankenzimmers fallen würde. Das mußte gegen vier Uhr Morgens sein, wo der Mond dem Untergehen nahe war.

Bis Mitternacht lag die Kranke in einem verhältnißmäßig ruhigen Schlummer. Meine ganze Umgebung war freudiger gestimmt worden, ja verspottete meinen „Mondglauben", wie sie es nannte. Nur ich blieb düster und blickte mit ohnmächtigem Grimme in die volle Mondscheibe. — Um Mitternacht — der Mond hatte seinen Höhepunkt erreicht — begann meine Frau irre zu reden. Ein Knecht wurde zu Pferd nach dem Arzte geschickt, der ihr eine leichte Dosis Opium verordnete. Die Medicin blieb wirkungslos.

Jetzt änderte sich das düstere Bild plötzlich, aber nur um noch düsterer zu werden: ein Gewitter zog herauf. Dasselbe Gewitter, welches in der Nacht vom 24. auf den 25. September über Schwerin und Hamburg so furchtbar tobte, daß die ältesten Leute sich eines ähnlichen nicht zu entsinnen vermochten. Ueber unseren Häuptern Blitz und Donner und schwarze Wetterwolken, am westlichen Horizonte der klarste Himmel und die sanft und ruhig sinkende Mondscheibe. Auf dem Gute ward Alles lebendig. Die Pferde wurden, wie es auf dem Lande bei Gewittern Gebrauch, angeschirrt, die Ställe geöffnet; in allen Zimmern wurde Licht angezündet. So stand ich am Sterbelager meiner Helene. Draußen das furchtbare Rollen des Donners, ein Feuermeer von violetten Blitzen und ein wolkenbruchartiger Platzregen, den der Sturm schwer gegen die Fenster des Sterbezimmers schleuderte. Dazwischen der laute Klageruf einer Nachteule — der Gesang des Todtenvogels, wie der Aberglaube behauptet. Im Zimmer aber das matte, bewußtlose Stöhnen meines Weibes.

Ich legte der Sterbenden die Hand auf die feuchte Stirn und sprach sanft:

„Schlafe, Helene — ich will es."

Als ob das arme Wesen mich verstünde, hörten die Sterbeseufzer auf, und ein regelmäßiges Athemholen trat an die Stelle. Ich warf einen Blick nach außen. Immer tiefer sank der Mond; in einer Stunde mußte er unter der Horizontlinie sein. Der Donner wurde schwächer; das Gewitter nahm von uns mit einem majestätischen Wetterleuchten Abschied. Helene schlief sanft und fest.

Meine Kräfte, meine Willenskraft waren erschöpft. Die Natur mußte sich Luft machen in einem Thränenstrome. Das durfte im Krankenzimmer nicht sein; ich schlich mich hinunter, warf mich auf das Sopha und fiel vor Erschöpfung selber in einen festen Schlaf.

Plötzlich erwachte ich. Die Schwestern meiner Frau standen vor mir. Ich fuhr in die Höhe.

„Schläft Helene?" rief ich.

„Ja, sie schläft," war die Antwort. „Gönnen Sie sich auch Ruhe!"

„Schläft sie fest?" stammelte ich.

„Ganz fest."

Man wandte sich ab.

„Todt?" schrie ich.

„Ja, sie ist sanft eingeschlafen." — —

Ich stand an der Leiche meines geliebten Weibes. Der Mond sank unter den Horizont hinab; ein schwacher, schwacher ferner Donner gab das Requiem und —

„Nessun' maggior dolor
Che ricordarsi de tempi felice
Nella miseria"* —

war das Sterbegebet, welches ich, der „Hölle des Dante" entlehnend, sprach.

Der Tag nach dem Gewitter war grau und düster wie ein Decembernebeltag. Nur Eins lächelte, und das waren die Leichenzüge meines todten Weibes. Nach einem sturmbewegten Leben hatte ich zehn Monate des Friedens an ihrer Seite gefunden, und nun — todt! — Es lagen noch drei Briefe von mir uneröffnet im Sterbezimmer, drei freundliche, glückstrahlende Briefe, welche zu spät gekommen waren, um gelesen werden zu können. Ich schob sie heimlich der Todten in den Sarg, den Aberglauben, daß „die Todten nachziehen", trotzig herausfordernd. Meine Briefe sind mitbegraben worden. Nous verrons.

Am Sonntage war die Beerdigung auf dem Kirchhofe des Städtchens W. Ich hatte jedes Gefolge verbeten. Nur die Familie und ich erwiesen der Dahingeschiedenen die letzte Ehre Wir waren allein an der Trauerstätte. Der Sarg ward in die Gruft gesenkt. Die Träger brachten einen zweiten, kleinen Sarg. Das todte Kind war wieder ausgescharrt worden, um mit der todten Mutter in einem Grabe zu schlummern. Ich blieb am Grabe, bis die letzte Scholle Erde den letzten Theil der beiden Särge bedeckte.

Schlaf wohl, meine Helene! Ich war zu glücklich, denn ich hatte mehr als Glück, ich hatte — den Frieden gefunden.

Nessun' maggior dolor
Che ricordarsi de tempi felice
Nella miseria.

W. M—r.

* Es giebt keinen größern Schmerz, als sich der glücklichen Zeiten im Elend zu erinnern.

Die Aachener Reliquien.

Von Carus Sterne.

II.

Am Ende des vierten Jahrhunderts war der kurze Kampf von Staat und Kirche gegen die Vielgötterei, welche mit den Märtyrer-Reliquien eingeführt worden war, aufgegeben, und das Heidenthum begann unter andern Formen und Namen wieder aufzuleben. Noch im Jahre 386 hatte Kaiser Theodosius streng verboten, die Ruhe der Märtyrer zu stören, ihre Ueberreste an andere Orte zu bringen, sie zu theilen oder gar Handel damit zu treiben, aber elf Jahre später verordnete schon das Concil von Carthago, auf eine Stelle des sechsten Capitels der Offenbarung Johannis (!) fußend, daß die Altäre der Kirche durch darauf niedergelegte Reliquien zu heiligen seien. Dieser Gebrauch wurde darauf als so unumgänglich erkannt, daß der heilige Ambrosius sich trotz der Bitten des Volkes weigerte, eine Kirche einzuweihen, die keine Reliquien aufzeigen konnte, und das Concil von Constantinopel (692) die Zerstörung aller Altäre anordnete, unter denen sich keine Reliquien befänden. „Es liegt eine eigene tragische Ironie darin" sagt Karl Hase, „daß jene Märtyrer, die sich selbst geopfert haben, um nicht falschen Göttern zu opfern, gerade die Ahnherren der Heiligen geworden sind, denen wiederum neben dem wahrhaftigen Gotte Altäre errichtet und Weihrauchfässer geschwenkt werden."

Die Sammelwuth der Reliquien stieg von jener Zeit bis in die Kreuzzüge hinein und artete bei einzelnen Kirchenpatronen zu einer wahren Narrheit aus, sofern ihr ganzer Ehrgeiz darauf hinausging, die kostbarsten Reliquien zu besitzen, sie um jeden Preis zu kaufen und andern Liebhabern dabei zuvorzukommen oder ihr Angebot zu überbieten. Die unscheinbarsten, oft ekelhaft aussehenden Gegenstände wurden so zu einer der begehrtesten Handelswaaren und zu dem Objecte gewinnsüchtiger Speculationen. Man hat mehrere Beispiele, daß die Belagerung wichtiger Festungen um eine von den Eingeschlossenen dargebotene Reliquie aufgehoben wurde, und der Kaiser Heraklius erließ dem von ihm

mehrfach auf's Haupt geschlagenen persischen Fürsten, der vordem Jerusalem erobert und geplündert hatte, gegen Rückgabe des Kreuzes Christi und ähnlicher Reliquien alle und jede Kriegsentschädigung und Buße. Einige Beispiele historisch verbürgter Preise geben den besten Maßstab für den Grad der herrschenden Verblendung. Kanut von England zahlte für einen armseligen Arm des heiligen Augustin, der nicht einmal Märtyrer war, hundert Talente Silber; Heinrich dem Löwen, der auf seinem Kreuzzuge einen Daumen des heiligen Markus erbeutet hatte, bot die Republik Venedig vergeblich für diese ihr besonders theure Reliquie eine halbe Million Thaler; Ludwig der Heilige hielt die Kosten seiner sehr unglücklichen Kreuzfahrt reichlich durch die erworbenen Reliquienschätze bezahlt. Es glückte ihm obendrein, die Dornenkrone zu erlangen, welche der byzantinische Hof für 15000 Goldstücke an einen venetianischen Kaufmann verpfändet hatte und nicht wieder einlösen konnte, wofür Ludwig noch dem Kaiser Balduin 10000 Mark Silber Entschädigung gab. Niemand war glücklicher als der fromme König von Frankreich, der dem seltenen Schatze barfuß entgegen zog und ihn selbst in seine Hauptstadt hineintrug. Man kann sich denken, wie viele Heilige damals gegründet wurden und berechnen, was ein wohlgeleitetes Altknochen- und Lumpengeschäft einbringen konnte. Die Reformation veranlaßte den „Krach" dieses Kirchengeschäfts; man erzählt, daß ein englisches Kloster schon unter Heinrich des Achten Regierung einen um 40 Pfund versetzten Finger des heiligen Andreas nicht habe einlösen wollen.

Zur einträglichen Ausbeutung der Reliquien-Tollheit gehörte in jenen Zeiten nichts weiter als eine zureichende Kenntniß der Kirchengeschichte und solide Geschäftsverbindungen im Morgenlande. Die Waare selbst war am Ende an jedem Orte zu finden. Kein Galgen war damals vor einer Plünderung sicher, und selbst einem heiligen Martinus von Tours — heutzutage selber ein großer Heiliger — konnte es zustoßen, daß sein Geschäftsfreund auf dem Todtenbette bekannte, ihm das betrübte Beingerüst eines armen Sünders als Heiligen-Reliquie verschachert zu haben. Andern erging es vielleicht noch schlechter, insofern sie zuletzt erfuhren, ihre inbrünstigen Gebete jahrelang an die unheiligen Knochen irgend einer Bestie vom Schindanger gerichtet zu haben.

Nicht ohne schmerzliches Bedauern standen die Reliquienhändler vor den beiden Gräbern der Maria, die sich glücklicherweise in den Himmel gerettet hatte, zu Ephesus und Jerusalem, wenigstens aber legte man auf ihre Locken und auf ihre sämmtlichen Kleider als Andenken Beschlag; ihren Gürtel, welcher außer an vielen andern Orten auch in Aachen vorhanden ist, soll sie im Entschweben dem heiligen Thomas in den Schooß geworfen haben. Falsche Haare sind heute nichts Seltenes, aber so viel verschiedenfarbige Zöpfe und Locken, wie die Maria ihren Verehrern hinterlassen hat, kann kaum die wohlassortirte Perrückenkammer einer Schauspielerin aufweisen. Die Aachener sind meistens blond.

Christus hat außer vielen Blutspuren mehrere Nabel und — damit die Schwindeleien der Priester nicht aus unangebrachter Scham verschwiegen werden — auch mehrmals dasjenige hinterlassen, wofür er seinen Taufnamen eingetauscht hat. Man entblödete sich nicht, diese letztere Reliquie an fünf verschiedenen Orten der Verehrung der Gläubigen auszustellen, und thut es bis auf den heutigen Tag. Die Windeln Christi, welche über die Welt zerstreut sind, zählen nach vielen Dutzenden. Die Aachener bestehen aus einem braunen Wollengewebe und sollen nach alter Tradition aus den Hosen oder Strümpfen des heiligen Joseph gefertigt sein. Ebenso verhält es sich mit Christi Schweißtuch und Gürtel; selbst der ungenähte Rock ist in mehreren Exemplaren vorhanden. Die Marterwerkzeuge, die Dornenkrone, die Nägel, der Schwamm, das Rohr, die Lanze sind so oft gefunden worden, wie man sich nach ihrem Besitze gesehnt hat, und an jedem Stücke kleben einige eingetrocknete Tropfen des kostbaren für die Menschheit vergossenen Blutes. Es sind nach Bestellung gefertigte Waaren, gegen die man höchstens einwenden kann, daß Schnitt und Styl nicht immer richtig getroffen sind.

Interessanter ist der Fall bei den mehrfach vorhandenen Köpfen, Gliedern oder ganzen Skeleten eines und desselben Märtyrers, die sich dann gegenseitig ihre Unechtheit vorwerfen. Allerdings mag der Streit meistens unnütz sein, denn in der Regel sind sie alle unecht. Gleichwohl müssen sie verehrt werden, denn das Concil von Trient hat (1563) gegen Alle diejenigen, die ihnen nicht die schuldige Verehrung erweisen, den Fluch der Kirche geschleudert. Zugleich hat die Kirche wiederholt die Möglichkeit öfteren Betruges zugestanden, aber zugleich einen erheblichen Schaden derartiger Vorkommnisse geleugnet, da es bei der Verehrung weniger auf Echtheit der Reliquie als auf Echtheit des Glaubens ankomme. Selbst die mehrfache Ausstellung derselben Reliquie hat sie niemals anstößig gefunden, denn einmal könne man nicht wissen, welches die echte sei, und andererseits könne sich eine Reliquie, welche Wunder wirke, auch zur Bequemlichkeit der Gläubigen vervielfältigt haben, oder durch ein Wunder Gottes vervielfältigt worden sein. Es ist leicht einzusehen, daß mit solchen Zugeständnissen die Betrügerei geradezu autorisirt wurde. Schließlich hat sich ein ansehnlicher Theil des Clerus selber dieses einträglichen Geschäftes bemächtigt.

Den Anfang mag der Handel mit Kreuzpartikeln und dem Feilstaub der in Rom verwahrten Kette des heiligen Petrus gemacht haben. Man schloß den letzteren in die Höhlung von silbernen, kupfernen oder eisernen Schlüsseln ein, welche der Papst als kostbares Geschenk, sozusagen als Himmelsschlüssel austheilte. Die Nägel vom heiligen Kreuz wurden vervielfältigt, indem man nach einem der angeblich echten Exemplare gefertigte Copieen mit jenem bestrich, wobei die geheimnißvolle Kraft des ersteren wie der Magnetismus übergehend gedacht wurde, ohne daß in jenem die Stärke dadurch vermindert wurde. Man erzählt, daß der heilige Borromäus den angeblich echten Mailänder Nagel auf diese Weise verachtfacht habe, und kann sich sonach nicht wundern, daß die drei oder vier Nägel, welche Helena mitgebracht haben soll, eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt haben.

Aber auch auf andre Gegenstände wurde diese Heiligung durch Berührung zugestandenermaßen häufig angewendet. Wenn man einmal zugab, daß in die Windeln oder den Rock eines Heiligen etwas von der Kraft desselben, Wunder zu thun, eingezogen sein konnte, so mußte dies auch geschehen können, wenn man ein gewöhnliches Tuch kurze Zeit über die wunderkräftigen Heiligengebeine ausbreitete. Wir haben das Zeugniß Papst Gregor des Großen, eines der ersten Kirchenlichter, daß dieser Gebrauch schon im sechsten Jahrhundert in Rom bestand. Er antwortet nämlich einer Fürstin, die ihn um das Haupt des vorgeblich in Rom begrabenen Apostel Paulus gebeten hatte, in einem noch erhaltenen Briefe, daß man wahre Märtyrergebeine nicht erheben könne, da Donner und Blitz, Krankheiten und plötzlicher Tod Jeden träfen, der sie zu berühren wage. Alle transportirbaren und aus der Ferne hergebrachten Reliquien seien nach seiner Meinung falsche. In Rom habe man deshalb den Gebrauch angenommen, etwas in einer Büchse eingeschlossenes Leinenzeug den Märtyrergebeinen zu nähern, was ungestraft geschehen könne, und dieses Leinenzeug sodann zu versenden. Es erlange durch die Berührung dieselben Kräfte wie die Reliquien selber und verrichte dieselben Wunder. Als einige Griechen dies bezweifelt hätten, da habe der Papst Leo eine Scheere bringen lassen und in derartiges heiliges Leinenzeug hineingeschnitten. Es sei sogleich Blut herausgeflossen. Man ersieht hieraus, wie früh bereits die römische Reliquienfabrikation die Sanction der Nachfolger Petri erhielt, und sie hat seitdem das Geschäft mit ungeschwächten Kräften, soweit es der Absatz gestattete, fortgesetzt. Vor zwei Jahren wurde ein solcher römischer Reliquienfabrikant, der es gar zu arg getrieben, vor die Gerichte gefordert. Nicht nur, wie der Ablaßkrämer in Chaucer's Canterbury-Geschichten:

> Macht' er den Schleier, den Maria trug,
> Aus eines alten Bettbezuges Resten,

sondern er fabricirte auch ganze Märtyrer, die das den echten versagte Vermögen, auf der Eisenbahn zu reisen, vertragen konnten. Warum sollte auch ein schneeweiß gebleichtes und von allen sündhaften Fleischresten kunstvoll befreites Armsünder-Gebein, wenn es ordentlich in einer Kirche eingesegnet und auf den Namen dessen, den es vorstellen soll, getauft wird, nicht ebenso gut und per procura Wunder thun können, wie der wahre Jakob?

Die Echtheit der Reliquien wird im Allgemeinen selten oder nie durch Documente, Inschriften, Siegel und dergleichen fälschbare Zeugnisse bewiesen, sondern immer nur durch die Wunder, welche sie bewirken. Man erkennt das Grabmal eines Heiligen nicht an dem Epitaph oder an Inschriften, sondern an den

Wundern, die auf demselben geschehen. Der fehlende Name wird dann in der Regel durch Traum oder Offenbarungen kund gemacht. Nun könnte ein naiver, junger Mann glauben, der Reliquien-Fabrikant müsse in größter Angst und Sorge sein, wie sein Präparat die Probe bestehen werde. Nicht doch, diese Sorge darf er getrost dem Käufer überlassen. Die Wundersucht der Menge ist, wie sie im Mittelalter war, auch noch heute so groß, daß der betrügerische Fabrikant eher glauben könne, er sei behext, als daß seine Reliquien jemals fehlschlagen könnten. Der heute vergessene heilige Paris in Paris hat seiner Zeit zum starren Schrecken der Jesuiten mehr Wunder gethan, als der Erzmärtyrer Stephan, obwohl dessen Gebeine ihrer Zeit das Denkbarste leisteten und auf der Insel Minorca mehrere hundert Juden freiwillig bekehrten, nachdem man ihre Synagoge verbrannt und sie zwischen Exil und Bekehrung wählen gelassen. Man denke doch an das Wasser von Lourdes, an die Wunder des heiligen Rocks zu Trier und seines Doppelgängers zu Argenteuil. Die heilige Louise von Lateau thut alle Freitage Wunder. Auch der heilige Hohenlohe that sie schon bei Lebzeiten.

Der Cardinal von Retz sah in Saragossa einen zweibeinigen Menschen, den alle Leute der Stadt vorher als einbeinig gekannt hatten und dem der Stumpf durch Einreibung mit Reliquienöl wieder nachgewachsen war. Mehr kann kein Mensch von einer Reliquie und daraus geflossenem Knochenöl verlangen, aber merkwürdig — der Cardinal von Retz, obgleich er den Mann sah und die Domherren seine Identität mit dem ehemaligen Einbein versicherten, scheint nicht an das Wunder geglaubt zu haben. Wir werden also nicht nöthig haben, mehr zu thun als er.

Was mich betrifft, so glaube ich, daß der feste Glaube an Reliquien mitunter Krankheiten, nicht allein Nervenübel, sondern auch dem geistigen Processe entfernter stehende Unordnungen im Organismus beseitigt haben kann. Ein fester Glaube an Sympathiemittel, ärztliche Verordnungen &c. thut nicht selten ähnliche Wunder. Der italienische Philosoph Pomponatius, welcher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, hat sehr richtig gesagt, daß die Knochen eines Hundes die Heilung eines Kranken ebenso gewiß hervorbringen würden, wie Märtyrer-Gebeine, wenn Jener das gleiche Vertrauen auf ihre Wirksamkeit hätte. Die geistige Umstimmung ist es, welche die Wirkung hervorbringt, nicht, wie die Kirche, welche das Vorhandensein heilender falscher Reliquien nicht leugnet, sagt, die Belohnung Gottes für den (Aber-)Glauben. Der Vater des englischen Ministerpräsidenten, J. Disraeli, erzählt einen prächtigen Beleg für diese Behauptung.

Als die Reformation sich in Lithauen ausbreitete, reiste der Fürst Radziwil, ein entschiedener Gegner derselben, nur darum nach Rom, um dem Papste seine Ergebenheit zu beweisen, und erhielt zum Danke eine Büchse kostbarer Reliquien von seiner Heiligkeit. Sobald die Letzteren in der Heimathskirche niedergelegt waren, ersuchten einige Mönche den Fürsten, die Wirksamkeit an einer Besessenen erproben zu dürfen, deren Krankheit bisher allen Beschwörungen getrotzt hatte. Man brachte die Besessene unter großem Volkszulauf nach der Kirche, versuchte noch einmal und wiederum vergebens die üblichen kirchlichen Beschwörungsformeln, dann brachte man die Reliquien in Anwendung und sofort wich der Dämon. Dem Fürsten, welcher, als die Menge einmal über das andere Mal Wunder schrie, sich sehr in seinem Glauben gestärkt und glücklich fühlte, war dessenungeachtet nicht entgangen, daß der junge Edelmann, dem er seinen Schatz unterwegs anvertraut, während der heiligen Handlung gelächelt und mit dem Kopfe geschüttelt hatte. Darüber erzürnt, nahm er den jungen Mann bei Seite, um zu fragen, was er mit diesen Mienen habe ausdrücken wollen, und dieser, nachdem er um Verzeihung auch für das noch zu Erzählende gebeten, beichtete Folgendes: Er habe unterwegs die Reliquienbüchse verloren und, nicht wagend, den Verlust einzugestehen, eine ähnliche anzuschaffen gewußt und sie mit Hunde- und Katzenknochen sowie ähnlichen Trümmern angefüllt. Sein Lächeln über den Pomp, welcher diesen Kehrichtabfällen zu Ehren stattfand, und besonders über ihre Kraft die Dämonen auszutreiben, dürfte also verzeihlich erscheinen. Disraeli setzt hinzu, daß Fürst Radziwil nach dieser Erklärung ein eifriger Lutheraner geworden sei, überzeugt, daß die Heilung der Besessenen ein bloßer Betrug seiner Mönche gewesen sein müsse.

In der That kennzeichnet auch die Art, wie die Reliquien und Heiligen eine Heilung bewirken, den Vorgang als ganz gewöhnlichen Zauber. Man hängt bekanntlich ein Abbild des kranken Gliedes aus Wachs vor dem Reliquien-Schreine auf, damit die heilkräftige Wirkung erst auf dieses Abbild und dann sympathisch auf das Urbild zurückwirke. Es ist einfach die Umkehrung des bei den alten Griechen und Römern, sowie namentlich vom dreizehnten bis siebenzehnten Jahrhundert herrschenden Aberglaubens, daß man Jemanden durch Beschädigung seines Abbildes, durch das Stechen, Enthaupten oder Schmelzen desselben krankmachen und tödten könnte, eines furchtbaren Aberglaubens, der in Frankreich vielen hochgestellten Personen im Proceßwege das Leben gekostet hat. Der Reliquien-Schwindel schädigt aber die Gesellschaft nicht blos dadurch, daß er dem Aberglauben Vorschub leistet, sondern auch unmittelbar diejenigen Kranken, die im Vertrauen darauf, daß kein Arzt heilen könne, was selbst dem Heiligen unmöglich sei, die Hülfe des Ersteren aufzusuchen versäumen.

Was soll ich endlich von dem meist mit den Reliquien-Ausstellungen verbundenen Ablaßhandel sagen? Ueberall verkauft man nebenbei geweihte Wachsschafe gleichsam als ironische Ebenbilder des Käufers, die „wahre Länge des Kreuzes Christi", ein heilkräftiges Band mit dem Siegel der Kirche und ähnlichen Unsinn. Am verderblichsten für die Sittlichkeit des Volkes ist ohne Zweifel der für das Anglotzen der Reliquien gewährte Ablaß aller Sünden. Das Aachener Stift behauptet sogar das Recht zu haben, seit den Zeiten des großen Karl einen vollkommenen Ablaß für alle bis zur Heiligthumsfahrt begangenen Sünden gewähren zu können, Ursache genug, die Aachener Heiligthumsfahrt zu einer der bedeutendsten in der Christenheit zu machen. Wie es damit in den alten Zeiten gestanden hat, ist nicht sicher nachzuweisen; Papst Leo der Zehnte soll durch seinen Ablaßbrief Aachen mit Jerusalem gleichgestellt haben; allein auch diese Urkunde ist verloren. Indessen besteht der Ablaßkram noch heute und Papst Pius der Neunte verlängert ihn von zehn zu zehn Jahren. Wie lange wird dieser Schwindel, der doch offenbar direct die Sittlichkeit und das allgemeine Rechtsbewußtsein schädigt, noch vom Staate geduldet werden? Die Reliquien des heil. Nepomuk in Prag, der bekanntlich nicht wegen Bewahrung des Beichtgeheimnisses, sondern wegen einfacher Widersetzlichkeit gegen das Staatsoberhaupt von der Moldaubrücke gestürzt wurde, sind von den Pfaffen sogar in den Ruf gebracht worden, Mörder und Verbrecher aller Art, die voll Vertrauen zu ihnen beten, vor der Entdeckung ihres Geheimnisses durch die weltliche Obrigkeit zu beschützen.

Zu einigen Schlußbemerkungen giebt mir noch das vielgenannte Reliquienkästchen „Noli me tangere" (Berühre mich nicht!) des Aachener Stifts Anlaß. Dieses im Jahre 1356 mit dem Geheiß, es „der Würde der Kirche wegen" niemals zu öffnen, verschlossene Kästchen, enthielt angeblich Theile der großen Reliquien, die ein frommer Mann — denn Reliquien stehlen ist ja keine Sünde, wenn es aus wahrer Verehrung geschieht — aus dem Marien-Schreine gestohlen und, wie man sagte, auf dem Todtenbette zurückerstattet habe. Als die Kaiserin Josephine im Jahre 1809 die Heiligthümer des Münsters in Augenschein nahm, ging das Kästchen von selbst auf, und man fand in der That abgeschnittene Gewebstückchen darin, die den vier großen Heiligthümern angehört haben sollen, aber seitdem theilweise verschwunden sind. Es entsteht der dringende Verdacht, daß beim Schlusse des „Noli me tangere" nicht sowohl der Wunsch, den geschehenen Diebstahl zu verheimlichen, als vielmehr der Umstand maßgebend gewesen ist, daß besagte Abschnitte dem Stoffe nach nicht mit dem inzwischen vielleicht erneuerten Inhalte des Kleiderschrankes übereinstimmend gefunden wurden. Nur ein ähnlicher Beweggrund konnte ein ewiges Verschließen „der Würde der Kirche wegen" rechtfertigen. Diese meine Hypothese wird durch Zweierlei unterstützt, erstens durch das erneute Verschwinden mehrerer dieser Fragmente, und zweitens durch das alte Herkommen, beim Anfange und beim Schlusse der Ausstellung mit dem Noli me tangere-Reliquiar den Segen zu geben. Man deutete dadurch an, daß hierin die einzigen Ueberbleibsel seien, die einen entfernten Anspruch auf wirkliche Echtheit, das heißt auf die Möglichkeit einer solchen hätten.

Wer weiß, ob nicht überhaupt der ganze Vorrath Carolingi-

In der Klosterkirche zu Unter-Rinxingen.
Nach der Natur aufgenommen von Robert Heck.

scher Reliquien bei dem großen Brande des Aachener Münsters (1236) zu Grunde ging. Verdächtig genug ist der Umstand, daß fast alle Reliquienbehälter, der prachtvolle Marienschrein, in welchem die vier großen Reliquien bewahrt werden, voran, Kunstwerke einer späteren Zeit sind, und daß fast alle Documente und Schriftstücke (deren Alter man wissenschaftlich feststellen könnte, was bei Knochenresten und Geweben nicht so leicht ist) aus der Zeit vor dem Brande verschwunden sind. Es wird zwar erzählt, daß der damalige Domdechant noch auf dem Todtenbette versichert habe, alle Heiligthümer des Doms gerettet zu haben, allein wen wird eine solche selbstverständliche „Domtradition“ überzeugen? Mir und den meisten meiner Leser wird es überdem ziemlich gleichgültig erscheinen, ob das jetzt vorgezeigte Gerümpel noch dasselbe ist, welches für zweifellos hohe Preise erworben wurde, denn die Wahrscheinlichkeit irgend einer Echtheit haftete schon jenen nicht an. Reliquien haben vor anderen todten Capitalien den Vortheil voraus, daß man sie nicht gegen Brand, Plünderung etc. zu versichern braucht, denn man weiß beinahe kein Beispiel, daß jemals Reliquien durch Brand oder Plünderung verloren gegangen wären. Als man in der französischen Revolution den Aberglauben mit Stumpf und Stiel auszurotten beschloß, da trug man das Gerippe der heiligen Genoveva und alles ähnliche alte Knochen- und Lumpenthum von Paris zu einem großen Scheiterhaufen auf den Grève-Platze zusammen und verbrannte es sorgfältig im Beisein einer großen Menschenmenge. Nichtsdestoweniger ist heute das Skelet in ziemlicher Vollständigkeit wieder im Pantheon zu Paris beisammen, angeblich aus Stücken gesammelt, die vorher an verschiedene Kirchen vertheilt worden waren. Vielleicht war es überhaupt ganz unnöthig, daß der Aachener Domdechant die Reliquien rettete, denn von dem darunter befindlichen Schweißtuche Christi weiß man durch die Legende, daß es, in's Feuer geworfen, unverletzt emporstieg und in den Schooß eines Christen niederfiel.

Von der großen Sorgfalt, mit welcher das Aachener Stift jederzeit seine Reliquien aufbewahrt hat, legt ein Umstand Zeugniß ab, der den Gläubigen beinahe unmöglich erscheinen wird. Was werden sie sagen, wenn ich ihnen erzähle, daß der Münsterschatz Hunderte kleiner Reliquien in Beutelchen, Schachteln und Kapseln aufweist, deren Name und Charakter ganz und gar verloren gegangen ist. Sie sind theilweise ganz in Staub und Fetzen zerfallen, wahrscheinlich also älter und beachtenswerther als diejenigen, mit denen man paradirt; nicht einmal die Namen zu notiren, haben die frommen Schatzhüter für nöthig gehalten. Doch genug oder vielmehr schon zuviel über diese Alterthümer, den Kehrichthaufen des Aberglaubens, welchen wegzufegen wohl endlich an der Zeit wäre. Aber vielleicht kann man umgekehrt wünschen, daß diese Ausstellungen fortdauern. Diejenige des heiligen Rocks in Trier hat Millionen die Augen geöffnet und die des Aachener Stifts bringen alle sieben Jahre eine Auswahl der schönsten Denkmäler des frommen Eifers zur öffentlichen Notiznahme. Es sind wahre Prachtstücke darunter, z. B. ein kolossaler Mittelhandknochen vom Daumen des heiligen Christophorus, eine Reliquie vom heiligen Georg, dessen Skelet in sechsundzwanzig Exemplaren die Kirchen unsicher macht, obwohl bereits Papst Gelasius 494 seine Legende als Dichtung erklärte etc. Auf Wiedersehen denn nach sieben Jahren!

Blätter und Blüthen.

Aus alter Zeit. (Mit Abbildung, S. 763.) Im Skizzenbuche eines Freundes blätternd, der als feinfühliger Bildhauer häufig an den in reicherem Style ausgeführten Neubauten Stuttgarts beschäftigt ist, unterhielt ich mich mit ihm über den Aufschwung der Architectur in der Schwabenhauptstadt und über deren Eigenart, welche zu ihrem bildlichen Schmuck sehr häufig Motive aus der Pflanzenwelt verwendet und dadurch zierlich, sinnig und fein wird, während zum Beispiel in der Nachbarhauptstadt München die Bauformen gern breit, schwer und gewaltig werden. Von der Untersuchung der Gründe dieser verschiedenen Erscheinung — hier das Weinland mit seinen Hügeln, seiner feinen und doch festen Steinart, welche zu zarten Ausführungen von selbst einladet, und dabei der beweglichere Charakter des Volksstammes; dort die breit ausgegossenen Flächen der Donau- und Isarniederung, der Backsteinbau und der Biercultus — kamen wir auf die vom Urheber des Skizzenbuches so oft angewandte Benutzung der in Pflanzen und Blüthen schon gegebenen Formen für das Ornament, und es war wirklich erstaunlich, wie in diesen Zeichnungen nach der Natur die ordnende Hand des Bildhauers durch scheinbar nur unwesentliche Aenderungen oft aus den einfachsten Pflanzenformen, aus Petersilie, aus einem Waldglöckchen etc., die feinsten Motive für irgend eine Rosette oder andere Ornamentenbestandtheile herausgebildet hatte.

Es mutheten diese Zeichnungen das Auge an, wie etwa die kurze Rede eines verständigen Mannes das Ohr.

Mitten in diesen Blättern hielt ich plötzlich inne und fragte den Bildhauer: „Wo ist denn das zu finden?“ — Es war eine edle weibliche Figur in Nonnentracht, von einer spitzbogigen Nische umschlossen, welche wieder mit reichen Ornamenten und Wappenschildern umsäumt war; die ganze Erscheinung war auch diesmal nur mit wenigen Linien, das Wesentliche wiedergebend, ausgeführt.

„Ja, dies ist freilich schön,“ antwortete er; „es ist ein Grabstein in der Ruine einer Kirche in Unter-Rinxingen, der mit noch manchen anderen, umrankt von wilden Pflanzen, dort im Innern der Kirche steht.“

Von da an ließ mir die alte Edelfrau in ihren Nonnenkleidern keine Ruhe mehr, und als eine Woche später der Himmel gar zu mailustig blaute und auf der Erde Blüthe um Blüthe sich aufschloß, da flog ich hinaus zum Stelldichein mit meiner steinernen Ersehnten. In Bietigheim, den Dampf und Ruß des Bahnzuges abschüttelnd, brachten mich schon ein Paar Schritte weg vom lärmenden Gewühle und hinein in die sonnenduftige Thalebene der Enz, welche in tiefem Einschnitt hier mit vielfachen weich geschwungenen Bögen thalabwärts schleicht, um eine Stunde weiter unten sich mit dem lustigen Neckar zu verbinden. Wie so ganz anders springt die fröhliche, goldbraune und doch so bis zum Grund klare Schwarzwaldtochter weit hinten in den immergrünen Wäldern von Fels zu Fels, brausend und schäumend vor Jugendlust! Aber freilich in Wildbad schon mußte sie sich von so und so viel übercultivirten Menschen angucken und kritisiren lassen; dann legte man ihr Wehr um Wehr, Damm um Damm vor, bis sie vom vielen Stauen und Hemmen lebensmüde und vom vielen Arbeiten und Menschenverkehr schmutzig und trübe geworden ist. Aber auch auf ihr glänzte nun das Frühlingssonnenlicht und wob seinen silbernen Strahlenschleier über ihren stillen Spiegel.

Kaum eine Stunde an ihren blühenden Ufern aufwärtsschreitend, sah ich nach einer raschen Wegwanderung das Dorf Unter-Rinxingen vor mir, auf der einen Seite von einem neueren Schloß mit Park und einem alten Festungsthurme, auf der andern Seite von der Kirchenruine und einem sanft ansteigenden Hügel flankirt. Wo ein Dorf oder Städtchen zwei derartige Flügelmänner auf den Seiten hat, da ist im Innern desselben in der Regel wenig Einladendes zu schauen; auch hier war's so; ich vermied deshalb die ärmlichen Häuser, schritt unter lauter blühenden Bäumen an einem munteren Bächlein hin und stand nach wenigen Minuten vor der so malerischen Kirchenruine, deren Vorplatz nun zum Kirchhofe dient; ein Sprung über die Umfassungsmauer und einige Schritte über niedrige Hügel führten mich durch die spitzbogige Thüröffnung, und ich stand vor dem steinernen Frauenbilde, das mich hierher gerufen. Aber meine Blicke blieben nicht allzulange auf demselben haften, obgleich sie hier noch schöner und in künstlerischer Hinsicht vollendeter schien, als jene flüchtigen Skizzenstriche es ahnen ließen; denn außer ihrem Steinbilde stand noch eine ganze Reihe anderer Figuren, theils Männer in Ritterrüstung, theils Frauen im Costüme der Edeldamen des Mittelalters, theils Kinder, mit mehr oder weniger Kunstvermögen in Relief oder im lebensgroßen Rundbilde in Stein gemeißelt, vor meinem verwunderten Auge; selbst der ganze Boden war überdeckt mit Grabsteinen in ganz unverdorbener Bildhauerarbeit. Ringsum zeigten sich die Umfassungsmauern an Stellen, wo Regen und Hagel die Wand nicht erreichen konnten, mit Fresken übermalt, welche meistens Scenen aus dem jüngsten Gerichte darstellten, oft in wunderschöner Linienführung gezeichnet, aber — höchst wahrscheinlich von anderer Hand — in kindlich einfacher Weise ausgeführt.

Oben über all den Grabsteinen, Bildern und Mauern war aber keinerlei Dach mehr. Regen und Schnee, Wolken und Sonne ziehen durch die offenen Kirchenräume, und dem entsprechend sah denn auch der Kirchenboden aus; wo nur irgend eine Spalte zwischen den Grabsteinen vorhanden war, da hatte sich Erde angesammelt; Samenkörner waren vom Winde hereingetragen worden, und so hatte sich im Reiche der Kirche, der Kunst und des Todes die unsterbliche Natur immer reicher sprossend entwickelt und den jetzigen Zustand herbeigeführt; denn Epheu rankt sich auf an den Edelfrauen und Rittern; Brombeerstauden und Himbeerbüsche haben ein Viertheil des Kirchenraumes in Manneshöhe mit ihrem tiefen Grün überwuchert, und an anderen Stellen haben Holunderstauden sich schon zu kleinen Bäumen entwickelt, haben am Boden, wo die Fuge zwischen den Grabsteinen zu eng wurde, kurzweg eine Ecke der Steinplatten weggesprengt und strecken nun ihre schirmförmigen Blattkuppeln mit den weißen Blüthendolden dem Sonnenlichte zu. Ebenso seltsam, fast wunderbar sieht es im Chore aus, zu welchem vom Kirchenraume aus ein mächtiger Spitzbogen den Zutritt öffnet; dort ist kein Pflanzenwuchs auf dem Boden zu sehen, aber ein desto sonderbareres Dach steht drohend über demselben.

Zeit und Wetter haben nämlich auch hier von außen die Ziegel und Balken, welche dieselben trugen, zerstückelt und vernichtet; Regen und Schnee konnten somit ungehindert auf das Chorgewölbe einwirken und haben denn auch Kalk und Bindemittel von den Gurtbögen und den Füllsteinen der Chordecke auf's Gründlichste weggewaschen, so daß man, unten im Chor stehend, zwischen jeder Steinfuge durch den Himmel sieht, und die ganze Decke, welche jetzt nur noch durch die gegenseitige Spannung der Steine zusammenhält, wie ein Damoklesschwert über dem Beschauer

hängt. Die Abschließung des Lichtes nach oben giebt aber den drei Fensteröffnungen des Chores mit ihrem edlen frühgothischen Maßwerk einen ganz eigenthümlichen Reiz, denn dieselben schließen so als schwarze Rahmen den Dämmerton des Chores ab und lassen die durch die Fenster hinaus sichtbaren Theile des Himmels und der Landschaftsferne nur in desto leuchtenderem Blau und Violett erscheinen.

In vollster Harmonie mit der Gesammtwirkung dieses Bildes steht die lautlose Stille, welche um diesen träumerisch schönen Raum ausgegossen liegt; kaum daß ein Käferlein auf den einzelnen Blüthen summt oder eine kleine Eidechse erschreckt den seltenen Eindringling anstarrt und dann scheu bei der leisesten Bewegung unter dem nächsten Busche sich birgt; sonst ist Alles lautlos still; ja selbst die Wißbegierde ist zum Schweigen genöthigt, da kein Kirchen- oder Rathhausbuch Aufschluß über das frühere Schicksal dieses Raumes giebt, sondern die ganze Geschichte desselben, sein Werden, Blühen und Vergehen aus den Steintrümmern herausgelesen werden muß.

Mit wie stolzer Freude mögen einst vor nun sechshundert Jahren die mönchischen Erbauer dieses Kirchenraumes das fertige Werk angeschaut haben! Wie verächtlich hätten ihre Gesichter drein geschaut, wenn ein Fernsehender ihnen gesagt hätte, daß kaum zwei Jahrhunderte später das Wort eines gegen seine Obern rebellischen Mönches dieser Kirchenschöpfung sowie viel tausend andern den Todesstreich versetzen würde!

Und doch kam es so. Nicht die Kriegsfurie warf die Fackel in die herrliche Kirche; nicht einmal der elektrische Funke vom Himmel bewahrte sie vor dem unrühmlichsten Ende, vor dem Verlassen- und Vergessenwerden, sondern der Blitz der Reformation verjagte auch hier die Priester, nachdem er die ganze Umgegend protestantisch und die Mönche hierdurch brodlos gemacht hatte. Eine Zeitlang mag die Verlassene noch als Begräbnißplatz für die umliegenden Edelgeschlechter gedient haben; als aber auch diese ausstarben oder verkamen und allmählich verschwanden, wurde die Kirche selbst von den Todten verlassen; das Dach verwitterte, verfaulte und stürzte endlich zusammen; die Bauern benutzten für ihre armen Hütten kleine Reste aus den Trümmern, und so schuf sich allmählich der jetzige Zustand der Ruine, der in seiner traumhaften Stille so manches Kunstschöne birgt, aber eine weit größere Fülle innerer Anschauungen über das Grundwesen des menschlichen Strebens erweckt. — Unwillkürlich tritt ein Lächeln des Mitleids über die kindliche Naivetät der Menschen jener Zeiten uns in's Antlitz, wenn wir einen Theil jener Bilder des jüngsten Gerichtes überblicken; aber hat unser Jahrhundert nicht auch noch seinen heiligen Rock in Trier, Mariahemd und andere heilige Fetzen, Splitter und vergoldete Heiligenknochen an andern Orten? Haben wir wirklich ein so großes Recht, über die Thorheit jener Zeit uns lustig zu machen? Gewiß nicht! Aber was wir thatsächlich haben, das ist eine Fülle von gegründeter Hoffnung, dereinst völlig Sieger noch zu werden über alle jene plumpen und feineren Versuche, die ewige Wahrheit in ihrer einfachen Größe und Schönheit zu umdunkeln und zu übertünchen, und so schritt auch ich aus diesen Kirchenräumen mit ihren gesprengten Gräberdecken und mit ihrem eingestürzten Steinhimmel fröhlich hinaus in die um und um blühende, sonnenglänzende Welt, in froher Siegeshoffnung, wie schon oft, die herrlichen Prophetenworte Lenau's wiederholend:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.“

K. H.

Eine Leistung der Telegraphie. Die Nr. 302 vom 29. October dieses Jahres der „Kölnischen Zeitung“ enthält folgende Anzeige:

„Heute Morgen hat der Proceß wider Kullmann begonnen. Bei dem Interesse, welches sich demselben zuwendet, haben wir ein stenographisches Bureau unter Leitung eines Mitgliedes unserer Redaction in Würzburg eingerichtet, welches die Verhandlungen wörtlich aufnimmt und uns telegraphisch mittheilt.“

Diese zunächst wohl kaum beachtete Mittheilung gewann erst eine Bedeutung, als die Zeitung ihr Versprechen zu lösen begann und man Berichte las, deren Lesen bei allem Interesse ermüdend war.

Nach Beendigung der Verhandlungen erkennt dieselbe Zeitung in einer Notiz an, daß die Leistungen der Telegraphie bei dieser Gelegenheit, zumal bei Ueberladung der Drähte mit Preßdepeschen über denselben Fall nach England, Frankreich, Amerika ꝛc. ihre Erwartungen bedeutend überstiegen hätten. Man liest wohl häufiger in Zeitungen von der Beförderung englischer Thronreden nach wer weiß wie vielen Orten in unglaublich wenigen Minuten, und das große Publicum nimmt das ruhig hin, während der Techniker an allerhand Dinge denkt, die mit Reclame, Humbug ꝛc. Aehnlichkeit haben. Die angeblichen Leistungen steigen natürlich mit der Entfernung des Ortes, wie man neulich ganz ernsthaft (aus Amerika!) von einem Apparate schrieb, der stündlich 6000 Worte befördert. In Deutschland ist man nicht gewöhnt, dergleichen zu lesen, und die Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung“ sind deshalb wohl einer technischen Beurtheilung werth.

Die Artikel der „Kölnischen Zeitung“ über die Gerichtsverhandlung umfassen 33 Spalten mit 160 bis 180 Zeilen, im Mittel 170 Zeilen. Das macht, jede Zeile zu 11 Worten gerechnet $33 \times 170 \times 11 = 61710$ Worte oder mit Rücksicht auf nicht volle Zeilen circa 60000 Worte. Ein Telegraphist, welcher an dem gewöhnlichen Morse'schen Apparate arbeitet, telegraphirt in der Minute 10 Worte, in der Stunde also 600 Worte. Rechnet man ein Sechstel für Hindernisse, Störungen ꝛc. ab, so bleiben 500 Worte stündlich, und man braucht deshalb für 60000 Worte 120 Arbeitsstunden. Da die Mittheilungen 3 Tage füllen, so würden täglich 40 Arbeitsstunden erforderlich gewesen sein. Man gelangt also mit einem Drahte nicht zum Ziele, muß vielmehr zwei Drähte nehmen, das heißt auf jedem die Hälfte der Depesche befördern. Zwei Drähte würden mit derselben demnach je 20 Stunden auf 3 Tage belastet sein.

Bei Anwendung des Typendruck-Apparates von Hughes gestaltet sich die Sache bei Weitem günstiger. Ein sehr gewandter Telegraphist kann im Maximum etwa 35 Worte in der Minute abtelegraphiren, stündlich rund 2000 Worte. Da der Apparat jedoch wegen seines complicirten Mechanismus vielen Störungen unterworfen ist, kann man in der Praxis etwa nur auf 1200 Worte stündlich rechnen. Dies ergiebt für 60,000 Worte 50 Stunden Arbeitszeit, also ungefähr die halbe Zeit. In diesem Falle reicht man daher mit einem Drahte aus.

Hiernach kann man sich dem günstigen Urtheile der Kölnischen Zeitung rückhaltlos anschließen. Die Telegraphen-Verwaltung macht beiläufig bei solcher Depesche kein schlechtes Geschäft, denn 60,000 Worte zwischen Köln und Würzburg berechnen sich zu 1000 Thaler Gebühren.

Bemerkt mag schließlich werden, daß sich mit dem Siemens'schen automatischen Schnellschreiber und mit dem ähnlichen Wheatstoneschen Apparate (bis jetzt die am schnellsten arbeitenden Apparate) unter günstigen Verhältnissen vielleicht 2400 Worte stündlich abtelegraphiren lassen, wonach überseeische Reclamen zu beurtheilen sind.

Von unserem alten Holtei gehen uns nachstehende Zeilen zur Veröffentlichung zu. Nicht ohne im Innersten ergriffen zu sein, leisten wir der Bitte des trefflichen Veteranen deutscher Dichtung Folge, indem wir seine Worte hier mittheilen. Sie lauten:

„‚Die Kränze, die Du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach-erbleichen.
Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.
Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.
Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest von Leben.
Wer nach mir übrig bleibt, wenn ich geschieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunklen Blumen hin.
Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze sagt: So geht die Welt vorbei!‘

Laß' ich das eine Wort ‚Ruhm‘ als auf mich nicht anwendbar weg, und vertausch' ich's mit irgend einem auf meine geringe Bedeutung passenden Ausdrucke, dann bilden obige Verse unseres großen Friedrich Rückert den zweckmäßigsten Eingang zu nachstehender Bitte, womit ich Abschied zu nehmen denke von Allen, die mich seit langen Jahren durch schriftliche Grüße beglückten, und denen ich bisher immer noch, wenn schon sehr unregelmäßig, mit alljährlich matter werdender Hand, schriftlich zu danken liebte. Auch dieser letzten Lebensfreude muß ich nun entsagen. Denn ich darf nicht fernerhin empfangen wollen, nachdem ich unfähig geworden, zu geben. Wie viel ich dadurch verliere, ahnen wahrscheinlich diejenigen kaum, deren nachsichtige Huld mir unerschütterlich treu geblieben war. Weder Zeit, noch Raum, noch meine Versäumnisse konnten ihre Geduld erschöpfen.

Von nun an darf ich aber nichts mehr in Anspruch nehmen, als gütige Verzeihung. Der düstere Novembermonat ist so recht geeignet, diese letzte Bitte auszusprechen. Wird sie mir gewährt, dann will ich entsagend des ‚dunklen Schnitters‘ harren, der jeden Zweifel friedlich löset, der jeden Groll versöhnt.

Wer mich ein Bischen lieb gehabt, gönne mir dann auch ein Blümchen zu jenem ‚letzten Kranze für die leere Siedelei!‘

Breslau, im November 1874. **Holtei.**

Vorstehendem Lebewohl an Freunde hab' ich eine höchst prosaische Nachschrift, an Fremde gerichtet, beizufügen.

Mir sind die verflossenen Jahre kümmerlich-kränkelnden Daseins mannigfach noch verbittert worden durch Zusendung verschiedenartigster Manuscripte, zu welchen ich den mir — so wie Andern — unbekannten Verfassern und (!!!) Verfasserinnen Verleger gewinnen, und über welche ich kritische Urtheile abgeben sollte. Beides vermochte ich nicht.

Solche Erzeugnisse waren sodann sorgsam wieder einzupacken, der Sicherheit wegen recommandirt auf die Post zu befördern und machten mir förmliche Sorge. Diese Quälereien, mitunter auch von zudringlichsten Ansprüchen begleitet, gingen bisweilen über eines kranken Greises Kräfte und haben endlich, je älter und kränker ich wurde, nur immer mehr zugenommen. Weshalb ich gerade dazu ausersehen schien, bleibt mir unbegreiflich.

Ich sehe mich gezwungen zu erklären: daß ich derlei Frohndienste nicht weiter verrichten, sondern sämmtliche, mir auf diese Weise über den Hals geschickten Packete uneröffnet zurückweisen werde. H.“

Schiller katholisch! In Würzburg erscheint ein „Fränkisches Volksblatt“, welches an jesuitischer Frechheit Alles leistet, was nur ein Ultramontanenherz erfreuen kann. In Nr. 249 desselben ist in einem Artikel, „Die Bekehrung der Königin-Mutter“, der Satz aufgestellt: „Das ehrlose Begräbniß während der Nacht scheint in Norddeutschland für Convertiten schon förmlich Brauch zu sein,“ und daran als Beweis dafür die Nachricht gehängt: „Wenige wissen, daß auch Schiller, der ‚Lieblingsdichter der Nation‘, katholisch gestorben ist. Noch sehr viel weniger aber sind Diejenigen (!!), welche wissen, daß Schiller dafür in stiller Nacht von bezahlten Schneidergesellen ehrlos zu Grabe getragen wurde.“ Zum Schlusse heißt es: „Auf das Drängen der Nation, welche ihren Lieblingsdichter in einem würdigen Denkmale (!!) wissen wollte, wurde Schiller's

Leiche zwanzig Jahre später wieder erhoben. Alles war vernichtet bis auf den Schädel; denn Schiller hatte in einer Kalkgrube gelegen. Der Schädel wurde am 17. September 1826 im Saale des Bibliothekgebäudes beigesetzt.“

Für die Leser der „Gartenlaube“ brauchen wir Diesem kein Wort hinzuzufügen; sie wissen aus einer Reihe von Mittheilungen im Jahrgange des Schiller-Jubelfestes, daß 1) zu jener Zeit nächtliche stille Beerdigungen in Weimar Sitte waren, daß ferner eine kirchliche Feier stets am Tage nach der Beerdigung stattfand und auch für Schiller in würdigster Weise stattgefunden hat; 2) daß Schiller nicht von Schneidergesellen, sondern von einer Anzahl seiner Verehrer aus dem Gelehrten- und Beamtenstande zu Grabe getragen worden ist; 3) daß Schiller’s Leichnam nicht in einer Kalkgrube, sondern in einer Gruft bei der Jakobskirche beigesetzt worden war; 4) daß außer dem Schädel auch seine übrigen Gebeine aufgefunden worden sind und endlich 5) daß der so „ehrlos“ begrabene Schiller nun längst bei seinem Großherzoge und Goethe in der Fürstengruft zu Weimar ruht.

Einer solchen Reihe von Lügen bedurfte das Würzburger Jesuitenblättchen, um zu beweisen, daß man Schiller nur für sein Katholischwerden so hart gestraft. Die unerhörte Behauptung, daß Schiller „katholisch gestorben“ sei, steht als ausgemachte Wahrheit da, wenn auch nur „Wenige“ sie wissen. Wir fordern die Redaction dieses „Fränkischen Volkblattes“ auf, für ihre Behauptung den Beweis der Wahrheit zu liefern.

Der fliegende Fuchs. Man schreibt uns aus Australien mit Bezug auf den Brehm’schen Artikel „Fliegende Hunde“ in unserer Nr. 31 des Jahrgangs 1871 Folgendes: „Es war im Jahre 1858, daß man im Sidneyer botanischen Garten in Australien eine Anzahl seltsamer Gestalten bemerkte, die, altmodischen, schwarzledernen Strickbeuteln ähnlich, bewegungslos an den Zweigen der Bäume hingen. Der botanische Garten ist eine der beliebtesten Promenaden der Sidneyer eleganten Welt, und schnell bildeten sich Gruppen von Neugierigen, welche jene ungewöhnliche Erscheinung mit Interesse beobachteten. Bald fanden sich auch einzelne Neunmalkluge, welche diese seltsamen Wesen für fliegende Füchse (flying foxes) erklärten und über selb’ge allerhand Wunderliches zu erzählen, und noch mehr zu fabuliren wußten. Schon früher, in den Jahren 1791 und 1792, während einer Periode außergewöhnlicher Hitze und Trockenheit, hatten diese Thiere der damals noch jungen Ansiedelung einen Besuch abgestattet. Sie waren in Myriaden gekommen, so daß ihre verwesenden Leichen Luft und Wasser verpestet hatten. Dieses Mal aber waren ihrer so wenig, daß man sie ruhig gewähren ließ. Nachdem sie sich an Sidney und die Sidneyer sich an ihnen satt gesehen hatten, nahmen sie denn auch friedlich wieder Abschied, und ließen in den nächsten fünf Jahren wenig von sich sehen und hören.

In den Monaten Februar und März 1863 erschienen sie auf’s Neue in Sidney. Jetzt aber kamen sie leider in solcher Menge, daß sie unendlichen Schaden anrichteten. Im botanischen Garten suchte man vergeblich, ihrer Verwüstung Einhalt zu thun. Wenn auch Hunderte todtgeschossen wurden, so hatte dies doch keine merkliche Wirkung. Diese im botanischen Garten getödteten Exemplare waren alle männlichen Geschlechts. Sie maßen von dem Ende der einen Flughaut zu dem der andern von vier Fuß bis fünf Fuß zwei Zoll.

Mehr noch litt der Obst- und Orangeriegarten eines Mr. M’Keown auf der Nordseite des Port Jackson. In diesem erschienen nicht weniger als dreitausend dieser hungrigen Gäste und zerstörten binnen einer einzigen Nacht alle Aepfel, Birnen, Feigen und Quitten. Glücklicher Weise waren die Orangen noch grün, und dieser Umstand rettete sie. Eine große Menge Leichen dieser Thiere lagen zu jener Zeit in den Straßen Sidneys umher, und die Straßenjugend schleppte solche an ihren ledernen Flügeln von Ort zu Ort.

Einer ihrer Lieblingsplätze war Levey’s Folly, nahe Kissing Point bei Sydney, wo man ihre Anzahl auf zehntausend schätzte. Diese Localität ließ sich leicht finden, wenn man nur dem Geruche nachging, welchen diese Thiere verbreiteten. Aber auch hier erwiesen sich alle zu ihrer Vertilgung getroffenen Maßregeln unzureichend. Unter den Getödteten fand man ungleich mehr männliche als weibliche Exemplare. Die Letzteren hatten Milch in ihren Brüsten; aber von Jungen konnte nicht ein Einziges, lebendig oder todt, gefunden werden, obwohl die Naturforscher versichern, daß die Mütter solche mit sich herumtragen.

Im Hunter-river-District bildete sich eine Gesellschaft, um diese Räuber in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu bekämpfen. Ein Augenzeuge berichtet darüber in den ‚Singleton Times‘: ‚Wie wir die ziemlich steile Seite des Gebirges hinabstiegen, sahen wir die Bäume in einem Umkreise von mehreren Ackern schwarz von fliegenden Füchsen, und die größere Hälfte unserer Jagdgesellschaft begann zu operiren. Nach einer Viertelstunde des wildesten Blutbades gewahrten wir zu unserer Bestürzung, daß sich die ganze Masse in fliegende Bewegung setzte, und ein wunderbarer Anblick war das. Das Gehölz war etwa anderthalb Meile lang, und seine ganze Länge und Breite war eine einzige Wolke fliegender Füchse. Einen Begriff von diesem Gewühle zu geben, fehlen mir die Worte. Mäßig veranschlagt, konnten der Füchse nicht weniger sein, als fünfzigtausend, doch glaube ich, das Doppelte dieser Zahl würde der Wahrheit näher kommen.‘

Seit dem Jahre 1863 hört man von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Theilen des Landes von ferneren Besuchen der fliegenden Füchse, und jeder solcher Besuch ist gleichbedeutend mit einem totalen Verluste der Obsternte. In der That, wenn man bedenkt, daß der fliegende Fuchs nicht der einzige Feind des australischen Obstgärtners ist, daß vielmehr der Letztere gleicher Weise mit zahlreichen anderen Thieren, mit Brand und Mehlthau, sowie einem excentrischen Klima zu kämpfen hat, welches die Früchte auf den Bäumen bald bäckt, bald ertränkt, so wundert man sich, daß es hier zu Lande noch Leute giebt, welche Muth und Energie genug besitzen, sich mit Obstbau zu befassen.

Der fliegende Fuchs oder Hund ist in der That ein wunderliches Thier, wenn auch Vieles von dem, was man in früherer Zeit von ihm erzählte, erdichtet ist. Der fliegende Fuchs lebt ausschließlich von Früchten und Honig haltenden Blüthen und ist ein feiner Obstkenner und Gutschmecker. Gerade das macht ihn so schädlich, daß er von hundert Früchten, die er pflückt, neunundneunzig nur kostet und verwirft und vielleicht kaum eine reif und wohlschmeckend genug erachtet, um sie zu verspeisen. Diese letztere verzehrt er denn auch vollständig bis auf die Schale, welche er in jedem Falle verschmäht.

Der fliegende Fuchs ist eine Art Fledermaus; er schläft des Tages und geht das Nachts auf Raub aus. Seine bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit liegt darin, daß er wachend und schlafend nicht sitzt, liegt oder steht, sondern ‚hängt‘, mit den Füßen an einen Zweig angeklammert und mit dem Kopfe nach unten. Wenn er frißt, hängt er an einem Beine und braucht das andere wie eine Hand, um sich die Frucht zu brechen und sie zu halten. Es ist eine gräßliche Idee für einen vollblütigen Menschen, so ein ganzes Leben lang mit dem Kopfe nach unten zu hängen, wie gewisse Seiltänzer, welche sich mit den Füßen an ein schlaffes Seil befestigen und, den Kopf nach unten, allerhand wunderliche Kunststücke ausführen.

Wenn der fliegende Fuchs schläft, so wickelt er die ledernen Flughäute um sich herum, wie etwa eine Dame ihr Umschlagetuch. Bei seinem nächtlichen Schmauße gestört, schlägt er mit diesen Häuten um sich. Die fliegenden Füchse verrathen übrigens ihre Anwesenheit ebenso durch ein eigenthümliches Geräusch, wie durch den sonderbaren Geruch, welcher ihnen beiwohnt. Des Morgens ziehen sie sich in ein entlegenes Gehölz zurück, um ihre Raubzüge bei Eintritt der Dunkelheit auf’s Neue zu beginnen.

Das Fleisch dieses Thieres ist wohlschmeckend und wird von den Eingeborenen gegessen. Wenn angeschossen, ist der fliegende Fuchs sehr wild und beißt tüchtig um sich. Es bedarf dann großer Vorsicht, um ihn zu fassen.“ O. P.

Deutsches Künstler-Album. Als Vorboten der „fröhlichen, seligen Weihnachtszeit“ stellen sich auch dieses Jahr allmählich wieder unsere alten Bekannten, die illustrirten und nicht illustrirten Prachtwerke, ein. Wie lustige, bunte Vögel kommen sie, eines nach dem anderen, dahergeflogen und bieten sich für das Fest feil. Einer der ersten unter diesen Fest-Verkündern ist auch diesmal wieder das von dem talentvollen Ernst Scherenberg redigirte „Deutsche Künstler-Album“ (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.), welches in diesem Jahre zum achten Male erscheint. Was wir schon bei früheren Gelegenheiten an dem trefflichen Unternehmen gerühmt haben, Geschmack und Tact in der Auswahl der artistischen und literarischen Beiträge, sowie höchst elegante und solide äußere Ausstattung, das müssen wir auch an dem diesjährigen Künstler-Album loben. Unter den Illustrationen befinden sich einige wahrhaft reizende Genrebilder, wie z. B. A. Kindler’s „Ein süßes Stündchen“ und A. von Rößler’s „Klosterkätzchen“. An Dichtern hat sich diesmal außer dem alten Stamm — Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath, Karl Gerok, J. G. Fischer, Friedrich Hofmann, Albert Traeger, Hermann Lingg, Emil Rittershaus u. A. — eine Reihe jüngerer Kräfte, wie P. J. Willatzen, Ernst Eckstein, Albert Möser, Ernst Ziel, Stephan Milow u. A. mit mehr oder weniger ansprechenden Beiträgen an dem Album betheiligt. Den Schluß desselben bilden zwei Novellen, „Die Stiftsdame“ von dem letztgenannten Dichter, und „Erlkönigs Töchter“ von Ludwig Salomon. Wir geben dem „Deutschen Künstler-Album“ auf seine Reise in alle Welt den Wunsch mit auf den Weg: es möge mit seinen duftigen Blüthen aus den Gärten der Malerei und der Poesie recht viele Herzen in der Nähe und Ferne erfreuen, namentlich aber unter dem strahlenden Weihnachtsbaum, seiner Bestimmung gemäß, in mancher schönen Frauenhand eine willkommene Gabe sein!

Kleiner Briefkasten.

G. B. in S. Das mit unserer Nr. 45 ausgegebene Blatt: „Der illustrirte deutsche Shakespeare“ ist eine buchhändlerische Beilage, wie jede andere. Daß es nicht zur „Gartenlaube“ gehört, können Sie schon aus der am Fuße derselben angefügten Druckerei-Firma ersehen.

Berichtigung. Unter dem Holzschnitte „Aus dem Regen in die Traufe“ in unserer Nr. 44 ist statt „Nach dem Oelgemälde von J. Rosenthal“ zu lesen: „ . . . von Toby E. Rosenthal“.

Von **E. Werner,** dem Verfasser der „Gesprengten Fesseln“, sind erschienen:

Werner, E., Gartenlaubenblüthen. 2 Bände. Inhalt: „Ein Held der Feder“ — „Hermann“. . . . Eleg. brosch. 2 Thlr.

Werner, E., Am Altar. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 2 Thlr.

Werner, E., Glück auf! 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Papieren eines Wohlbekannten.

(Fortsetzung.)

„Die Sonne stand bereits nahe am Horizonte, und im Walde fing es allmählich zu dunkeln an. Mein Kind, das geschlafen hatte, erwachte und begann zu weinen. Mathis, der mit seinem Knaben sofort abgestiegen war, stand bereits am Wege, bang erwartend, was nun geschehen werde. Widerstand konnten wir nicht leisten, ja, wenn wir es vermocht hätten, würde es jedenfalls die äußerste Thorheit gewesen sein, dies zu thun. Ich stieg also, wie uns geheißen war, aus, und gleich hinter mir folgte die Wärterin mit dem Kinde, das ich sofort in meine Arme nahm, um es selbst zu schützen, wenn es gefährdet sein sollte, denn meine Besorgniß war sehr groß.

Als wir Alle, angstvoll der Dinge harrend, die geschehen würden, am Wege standen, stiegen zwei der Bewaffneten in den Wagen und durchsuchten denselben genau. Ein Dritter setzte sich zu dem Kutscher, den man nicht genöthigt hatte, abzusteigen, auf den Bock, und ein Vierter nahm den Platz hinten am Wagen ein. ‚Umkehren!‘ riefen gleich darauf die Zwei, die in den Wagen gestiegen und darin geblieben waren. Wir standen noch immer am Wege und fürchteten nun, ebenfalls wieder zum Einsteigen genöthigt und mit Gewalt zurückgebracht zu werden. Der Kutscher lenkte indeß um, wie ihm befohlen war, dann trieb er die Pferde zu raschem Laufe an und fuhr in den Hohlweg zurück, aus dem wir soeben herausgekommen waren. Wir aber standen hülflos unter dem freien, dunkelnden Himmel, und wußten nicht, ob Die, welche uns angehalten hatten, Revolutionsmänner waren, die mich an der Flucht zu hindern beabsichtigten, oder Räuber, die vermutheten oder wußten, daß ich eine Summe Geldes bei mir im Wagen habe, und derselben sich bemächtigen wollten. Da uns durchaus sonst kein Leid angethan worden war, so schien wohl die letztere Annahme die richtige zu sein.

‚Der Kutscher ist im Einverständnisse mit den Räubern oder wohl gar der Anstifter des Anfalls gewesen,‘ meinte Mathis.

Daß ich irgend einmal und zwar bei der ersten Gelegenheit Frankreich, das ich haßte, so lange es unter den Schreckensmännern der Revolution schmachtete, verlassen werde, war unter meinen Leuten allerdings kein Geheimniß, auch hatte man sehr wohl bemerken können, daß ich in der letzten Zeit Vorbereitungen getroffen, die auf meine baldige Abreise deuteten, und daß ich mich reichlich mit Geld bei dieser Gelegenheit versehen werde, ließ sich sehr wohl voraussehen. Die Vermuthung des treuen Mathis hatte also die Wahrscheinlichkeit für sich.

Da standen wir nun in dem einsamen, dunkelnden Walde, ohne zu wissen, was wir beginnen sollten. Sollten wir umkehren, uns bemühen, die Uebelthäter zu ermitteln und sie der Strafjustiz zu übergeben? Aber dann wurde meine Absicht, das Land zu verlassen, unbestreitbar offenkundig, und ich setzte mich der Rache der Revolutionäre noch mehr aus. Vielleicht, ja wahrscheinlich, war der schreckliche Eulogius Schneider mit der Guillotine und seinen Begleitern unterdeß unserer Gegend noch näher gekommen, und wenn ich ihm in die Hände fiel, war ich unrettbar verloren. Diese Aussicht, die sich mir mit allen Schrecknissen immer fürchterlicher darstellte, entschied, und ich erklärte, daß wir trotz Allem, was geschehen sei und vielleicht noch geschehen werde, den Weg fortsetzen müßten.

‚Eines Wagens werden wir gar nicht bedürfen,‘ äußerte Mathis, ‚weil wir uns in ganz geringer Entfernung vom Rheine befinden. Das Dorf, in welchem der Mann wohnt, der versprochen hat, gegen eine bestimmte Summe uns über den Fluß hinüber zu bringen, muß ganz in der Nähe liegen. Haben wir dann deutschen Boden betreten, können wir unsere Reise ungestört nach Belieben fortsetzen, wann und wohin wir wollen.‘

So wanderten wir denn, keineswegs entmuthigt, jenem Dorfe zu und erreichten dasselbe auch glücklich, ehe die Nacht vollständig eintrat. Wir hörten deutlich das Rauschen des Rheines, denn das kleine Dorf lag dicht am Ufer desselben, und der Mann, der uns überzusetzen versprochen hatte, wohnte in dem ersten Häuschen.

Mathis ging zu ihm voraus: ‚Alter, da sind wir!‘ rief er an der Thür des Häuschens. ‚Wie steht's? Alles in Ordnung?‘

‚Das Boot liegt schon bereit,‘ antwortete ihm der Mann, ‚aber ich rathe, mit der Ueberfahrt zu warten bis zum nächsten Morgen. Ich allein kann im Dunkel die Fahrt nicht wagen, denn der Rhein geht hoch, und mein Gehülfe ist nicht zur Hand. Ehe er aufgefunden werden kann, vergeht wohl eine Stunde, und dann ist finstere Nacht. Gleichwohl ist er der Einzige, dem wir trauen dürfen, und es ist im Dorfe bereits gemeldet, daß Aristokraten kommen und von hier aus zu fliehen versuchen würden, auch Befehl gegeben, sie anzuhalten.‘

Wir traten in das Häuschen des Schiffers.

‚Retten Sie uns!‘ beschwor ich ihn. ‚Ich will Sie reich belohnen, reicher als Sie vermuthen können — aber retten Sie uns sofort! Sie sind mit dem stürmischen Elemente vertraut; so wagen Sie es denn, uns allein über den Fluß zu bringen! Schaffen Sie uns hinüber — es soll Sie nicht gereuen!‘

Digitized by Google

‚Ich werde tapfer mitrudern,‘ sagte Mathis, indem er den Mann zur Eile trieb.

‚Sei's denn!‘ meinte dieser nach längerem Widerstreben.

Wir stiegen also in das Boot, hüllten uns zum Schutze gegen die kalte Luft auf dem Flusse so gut wie möglich in unsere Tücher und Mäntel ein, und — der Schiffer stieß das leichte Fahrzeug vom Ufer mit den Worten ab: ‚in Gottes Namen sei's gewagt!‘

Ich athmete wieder auf, denn ich betrachtete mich schon als gerettet. Unsere Abfahrt war ja erfolgt, ohne daß wir gesehen worden. Auch entfernten wir uns ziemlich schnell mehr und mehr vom Ufer. Wir vernahmen nichts als das Rauschen des Flusses und das leise Geräusch der Ruder. Leichte Nebel schwammen über dem Wasser, und ich segnete sie, denn sie verhüllten unser Boot vor den Feinden, wenn diese uns verfolgen wollten. Noch hatten wir die Mitte des Flusses nicht erreicht, als wir in die Nähe einer der Inseln gelangten, deren es in jener Gegend im Rheine mehrere giebt. Der Schiffer begann kräftiger und rascher zu rudern, und das Boot glitt schnell dahin. Mit jedem Ruderschlage kamen wir der Insel näher; bald befanden wir uns ihr gegenüber und fuhren einige Augenblicke an derselben hin. Der Schiffer ruderte mit verstärkter Macht. Fast hatten wir die Insel bereits hinter uns gelassen, als plötzlich Stimmen von derselben her in gebieterischem Tone uns ‚Halt!‘ zuriefen und ein Boot an der Spitze der Insel, von der andern Seite derselben her, auf uns zukam. Die Strömung war indeß hier so stark, daß das jedenfalls feindliche Boot, welches gegen dieselbe fahren mußte, sich uns nur langsam nähern konnte.

‚Halt!‘ rief man uns immer auf's Neue und immer heftiger und drohender zu.

‚Jetzt gilt's,‘ flüsterte der Schiffer und strengte seine Kräfte auf das Aeußerste an.

‚Halt!‘ hörten wir noch einmal, und gleich darauf knallten zwei oder drei Schüsse. Die Kugeln, die uns galten, pfiffen über uns hin, ohne uns zu treffen. Der Schiffer keuchte vor Anstrengung, und auch Mathis führte das Ruder mit Aufbietung all seiner Kraft. Gott war uns gnädig. Das feindliche Boot verschwand im Nebel, während bald darauf, schon ziemlich deutlich zu erkennen, das rettende — das deutsche — Ufer vor uns lag. Auch ein Haus schien da zu stehen, denn wir bemerkten ein Licht. Nicht lange mehr, und wir hatten deutsches Land erreicht. Der Schiffer sprang an das Ufer, befestigte das Boot, und wir konnten wohlbehalten aussteigen. Mit welchen Gefühlen betrat ich das Land, das nicht Frankreich war! Der Schiffer, unser Retter, begleitete uns zu einem ihm wohlbekannten Hause in der Nähe und empfahl uns den Bewohnern desselben, die uns freundlich aufnahmen.

‚Mathis,‘ sagte ich, ‚lohne dem Braven, der uns gerettet, reichlich diese muthige That!‘ — und der treue Diener that, wie ich befohlen.

Der Schiffer erschöpfte sich in Danksagungen und wünschte mir eine baldige glückliche Rückkehr in besserer Zeit. Dann erbot sich Mathis, da wir in dem kleinen Hause nicht wohl die Nacht verbringen konnten, in die ihm wohlbekannte sehr nahe kleine Stadt zu gehen und einen Wagen zu bestellen, der mich und die Meinigen so bald wie möglich dahin abhole.

Es war fast Mitternacht, als wir in einem Gasthause jener Stadt ankamen, wo wir nach dem ereignißreichen Tage endlich Ruhe fanden. Wir verweilten dort beinahe eine Woche lang, um uns ganz zu erholen, bevor wir die Reise weiter fortsetzten, deren nächstes Ziel Freiburg sein sollte, wo ich Nachricht von der Jugendfreundin erhalten zu können hoffte, da die Besitzung ihrer Eltern, wie ich mich wohl erinnerte, in der Nähe jener Stadt gelegen war und die Freundin selbst mit dem Sohne des Nachbars hatte verheirathet werden sollen. Freiburg, wo ich während meiner hoffentlich nur kurzen Abwesenheit aus dem Vaterlande zu verweilen gedachte, war damals eine fast französische Stadt geworden, in welcher sich namentlich viele geflüchtete französische Geistliche, auch solche aus Klöstern, aufhielten. Häufig begegnete man ihnen in ihren verschiedenen Ordenstrachten in den Straßen.

Es gelang mir bald, eine wenn auch bescheidene Wohnung dort zu finden, die nach der einen Seite hin den Blick auf den rebenbepflanzten Schloßberg, nach der andern auf den zierlichen Thurm des herrlichen gothischen Münsters gestattete. Den Namen meines Mannes, den ich bis dahin hatte führen müssen, legte ich nun ab, um mich auch in dieser Weise ganz von ihm loszusagen und durch den Namen nicht fortwährend an ihn erinnert zu werden. Ich nannte mich nach den Disteln in dem Wappen meines Vaters Madame Chardon und untersagte meinen Leuten streng, mich jemals anders als mit diesem einfachen, unbekannten Namen zu bezeichnen. Ich fühlte mich nun gesichert, auch ziemlich beruhigt und gewöhnte mich bald an das stille Leben, das mir um so mehr wohlthat, als die Nachrichten aus Frankreich und namentlich aus dem Elsaß täglich grauenerregender lauteten. Von andern Sorgen war ich frei. Mein Kind gedieh sichtbar, und durch Mathis hatte ich in Frankfurt einen Theil der dort hingelegten Gelder erheben lassen.

Eines Tages, als ich aus dem Münster kam, in welchem ich regelmäßig meine Andacht verrichtete, stieg aus einem Wagen, der an dem Haupteingange hielt, eine stattliche, schwarz gekleidete Dame. Meine Blicke fielen zufällig auf sie, und kaum konnte ich einen freudigen Ausruf zurückhalten, denn ich erkannte in ihr, wie sehr sie sich auch verändert hatte, die Mutter meiner Klosterfreundin, die ich stets verehrt und geliebt hatte. Sie dagegen schien mich nicht zu erkennen. Ich hatte freilich seit dem Aufenthalt im Kloster zu Straßburg ein ganz anderes Aussehen erhalten. Dennoch trat ich ihr freudig entgegen und rief ihr den Namen jenes Klosters zu. Sie blieb verwundert stehen und sah mich forschend an. Da nannte ich ihr meinen Mädchennamen. Sofort traten ihr die Thränen in die Augen, und sie ergriff meine beiden Hände. Ich berichtete ihr flüchtig, daß ich aus meinem unglücklichen Vaterlande geflohen sei und seit einigen Tagen hier in Freiburg wohne. Dann fragte ich nach ihrer Tochter, meiner Freundin, und erzählte, daß ich derselben eigentlich zürne, weil sie mir keine Antwort auf meine Briefe gegeben.

‚Ein Geschäft,‘ entgegnete die Dame darauf, ‚hat mich heute nach Freiburg geführt, und ich kann die Stadt nie verlassen, ohne im Münster zu beten. Geben Sie mir Ihre Wohnung an! Ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen von meiner Tochter zu sprechen.‘

Ich that, wie sie gewünscht hatte, und wir schieden. Die Dame trat in den Dom, ich aber eilte nach Hause. Eine halbe Stunde später klingelte es an meiner Thür, und die Mutter meiner Freundin trat bei mir ein. Sie erzählte unter Thränen, daß sie keine Ruhe mehr finde, seit ihre unglückliche Tochter im Grabe ruhe, denn sie klage sich täglich an, daß sie die Schuld an dem Tode derselben trage.

‚Seit dem Tage‘, begann die unglückliche Frau, ‚an welchem sie den ihr bestimmten Bräutigam gesehen, verfiel meine arme Tochter in tiefe Trauer. Unter Thränen erklärte mein beklagenswerthes Kind, daß es den Mann, mit dem es verbunden werden sollte, nie werde lieben können. Das ganze Wesen desselben war dem zarten Mädchen in tiefster Seele verhaßt, denn nur zu bald wurde es klar, daß er alle üblen Eigenschaften der Franzosen, ihre Laster und ihre gleißenden Formen, ohne eine Spur von deutschem Gemüthe besitze. Dennoch stellte ich meiner Tochter in unseliger Verblendung vor, daß sie durch Voreingenommenheit sicherlich sich täuschen lasse, und, wie sie immer sanft und gehorsam gewesen, willigte sie auch diesmal, um ihre Eltern nicht zu betrüben, nach kurzem Widerstreben ein, die Frau des jungen Grafen zu werden. Sie hoffe, sagte sie, ihn wenigstens achten zu lernen, wenn es ihr auch nicht möglich sein werde, ihn zu lieben. Die Trauung erfolgte, und meine Tochter bezog mit ihrem Manne eine Besitzung in der Nähe, die ihm sein Vater überließ — aber achten und lieben lernte sie ihn nicht. Nach kurzer Zeit fanden sich mehrere seiner Pariser Freunde und leider auch seiner Freundinnen ein, und es begann ein Leben so toll und frech, daß ich es zu schildern gar nicht versuchen will. Meine Tochter verbrachte ihre Tage in Trauer und Einsamkeit, weil sie sich weigerte an den Festen und Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alle Tage stattfanden und die sie verletzten. Gott verzeihe mir, daß ich es ausspreche — es war ihr Glück, daß sie im Kindbette starb. Ihr Mann, der junge Graf, hatte sich durch seine Lebensweise in maßlose Schulden gestürzt; seine Besitzung wurde verkauft, die andern Schulden

aber zu bezahlen, verweigerte sein Vater; er selbst ging nach Coblenz und trat in das Heer der französischen Prinzen und Emigranten.'

Ich weinte mit der armen Mutter und versprach ihr, einige Tage zu ihr zu kommen, ehe ich aber mein Versprechen ausführen konnte, sah ich mich durch die täglich sich wiederholenden Gerüchte von dem nahe bevorstehenden Erscheinen der Sansculotten in Deutschland veranlaßt, das zu dicht an der Grenze Frankreichs liegende Freiburg zu verlassen und einen anderen, sicherern Zufluchtsort aufzusuchen. Ich fand keinen mir ganz zusagenden, und wir zogen deshalb unstät von Stadt zu Stadt: wir hielten uns in Mannheim und Frankfurt und eine längere Zeit in Weimar auf, wo die verwittwete Herzogin Amalie mich sehr freundlich aufnahm. Ich hätte hier ruhig und unbelästigt leben können, aber — es waren nun seit meiner Flucht Jahre vergangen, und die Gelder, die ich nach Deutschland mitgebracht hatte, fingen allmählich an, zu Ende zu gehen; ich hatte mich sogar bereits genöthigt gesehen, einige meiner Juwelen zu verkaufen, so daß ich nicht mehr ohne Besorgniß in die Zukunft sehen konnte, zumal an eine baldige Rückkehr nach Frankreich für mich noch nicht zu denken war. Geld aus Frankreich zu erhalten, war ganz und gar unmöglich. Die Nachrichten aus der Heimath lauteten zwar beruhigend, mir widerstrebten aber die Zustände dort noch immer, und ich blieb fest entschlossen, meinen Fuß auf den Boden des blutgetränkten Frankreichs nicht zu setzen, so lange man die königliche Familie nicht zurückberufe und die Republik bestehen lasse. Nach meinem Manne mich zu erkundigen, unterließ ich aus fortdauernd ungeschwächtem Hasse gegen denselben, aber man meldete mir unaufgefordert, daß die Folgen meiner Flucht traurig genug gewesen.

Meine Besitzung mit dem merkwürdig alterthümlichen Schlosse, von dem aus ich geflohen, war von der revolutionären Regierung eingezogen worden, wie die Güter aller Emigrirten. Die Besitzung hatte auch verkauft werden sollen, mein Mann aber hatte es durchzusetzen gewußt, daß sie ihm als Belohnung für seine der Revolution geleisteten Dienste eigenthümlich überlassen wurde. Man meldete mir auch, daß ich durch ihn von Spionen umgeben, daß die Räuber, durch die ich auf meiner Flucht überfallen worden, von ihm gedungen gewesen wären und den Auftrag erhalten hätten, mir nur das Geld abzunehmen, das ich im Wagen bei mir haben dürfte, mich selbst aber reisen zu lassen. Das Kind freilich sollte mir auch geraubt werden, aber nicht, so lange ich mich auf französischem Boden befände, weil man mit Recht erwartete, ich werde mich von ihm nicht trennen lassen. Aus diesem Grunde sollte das Boot, das uns über den Rhein brachte, mit Gewalt angehalten, das Kind hier mir entrissen, zu seinem Vater zurückgebracht, ich aber verhindert werden, demselben zu folgen. Deshalb hatte man uns auf dem Rheine anzuhalten versucht, deshalb sogar auf uns bei der Ueberfahrt geschossen, und nur der ungewöhnlichen Anstrengung des braven Schiffers war es zu danken gewesen, daß der schändliche Plan mißrieth. Für seine gute That war dann aber leider der Schiffer gleich nach seiner Rückkunft in die Heimath festgenommen worden, weil er mir, einer Aristokratin, zur Flucht verholfen. Er war als das erste Opfer des Ungeheuers Eulogius Schneider gefallen, als dieser mit der Guillotine in jener Gegend erschienen war.

Alle diese Nachrichten erschütterten und erzürnten mich heftig. Dazu kam mein täglich wachsender Haß gegen den neuen Helden der Revolution, gegen Bonaparte, von dem ich im Anfange gehofft hatte, er werde die Familie des ermordeten Königs zurückführen und dem Ungeheuer ‚Revolution' das Haupt zertreten, der aber, wie sich bald deutlich zeigte, die Herrschaft derselben weiter, selbst über die benachbarten Länder ausbreitete und vielleicht gar für sich und seine eigenen ehrgeizigen Pläne thätig war."

Hier endeten die Aufzeichnungen, und der junge Förster, welcher mit Spannung gelesen hatte, rief unbefriedigt aus:

„Nun bin ich so klug wie vorher und weiß nicht, warum Ihr in Deutschland geblieben seid und warum wir uns gerade hier befinden."

„Das werde ich Dir erzählen," entgegnete sein Vater, „und zwar sogleich, da wir gerade jetzt ganz ungestört sind. Höre mich also aufmerksam an! Was Du gelesen hast, ist alles noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts geschehen. Ich und Marie, die Tochter der Schreiberin, waren noch sehr jung, ich erinnere mich aber noch lebhaft unseres Aufenthaltes in Weimar, von dem in den Aufzeichnungen zuletzt gesprochen wird, und ich sehe noch immer die gnädige Frau, wie sie damals aussah, vor mir. Mein Vater, der der beste Schütze seiner Zeit war, gefiel bei einer großen Jagd, die der Herzog von Weimar veranstaltete, einem der anwesenden fremden Herren so sehr, daß er von demselben aufgefordert wurde, in seine Dienste zu treten. Dieser Herr war der Vater unseres jetzigen Guts-Oberherrn. So angenehm meinem Vater der Antrag war, der seinen Neigungen und Kenntnissen vollständig entsprach, und so gern er ihn gewiß angenommen hätte, schlug er ihn doch aus, weil er sich nicht entschließen konnte, seine Herrin zu verlassen. Er sprach dies gegen den fremden Herrn unverhohlen aus und gewann dadurch die Achtung desselben in dem Maße, daß er aufgefordert wurde, zu bleiben wo er sei, zugleich aber auch die Versicherung erhielt, daß er ihm zu jeder Zeit willkommen sein werde.

Bald nach jenen Jagdtagen erkrankte unsere liebe Herrin aus Verdruß über eine neue Nachricht aus Frankreich. Vielleicht war es die Nachricht gewesen, daß ihr Gemahl, den sie so sehr haßte, daß sein Name vor ihr nie genannt werden durfte, in der Armee Bonaparte's diene, den sie nie anders als den Usurpator und den größten der Revolutionäre nannte. Ihre Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und die gute Frau selbst fing an zu glauben, daß sie bald werde sterben müssen.

Eines Tages ließ sie uns Alle an ihr Bett bescheiden, um Abschied von uns zu nehmen. Sie verfügte über ihr Vermögen, das nur noch klein war, bestimmte eine Summe für ihr Begräbniß, eine andere für die Pflegerin ihres Kindes, der sie zugleich empfahl, sobald wie möglich in ihre Heimath zurückzukehren; denn sie wußte, daß die Frau große Sehnsucht nach Frankreich empfand. Meinem Vater übergab sie den ihr gebliebenen Rest von Schmucksachen mit dem Auftrage, dieselben nach und nach zu verkaufen und für ihre Tochter zu verwenden. ‚Nimm die Dir angebotene Jägerstelle an,' fuhr sie fort, ‚aber führe mein Kind mit Dir und laß' es gemeinsam mit Deinem Knaben erziehen! Der Gedanke, meine Tochter könne einmal ihrem Vater wieder übergeben werden, läßt mich nicht ruhig sterben. Schwöre mir, treuer Diener, jenem Manne, der mich so unglücklich gemacht hat, den Aufenthalt seiner und meiner Tochter stets zu verheimlichen! Nenne Niemandem den wahren Namen und Geburtsort des Kindes! Laß' meine Tochter in Unkenntniß über ihren Stand und ihr Herkommen! Erziehe sie einfach, wie ich es bisher gethan, in der Furcht Gottes und in der Liebe zu ihrem Fürsten!'

Dann nahm die Kranke ein goldenes Medaillon, auf dem man außen das Bild eines alterthümlichen seltsamen Schlosses in sehr schöner Prägung und Ciselirung sah und in dem sich ein kleines Portrait ihres Vaters befand, vom Halse. Sie übergab es meinem Vater mit den Worten: ‚Dies soll meine Tochter anlegen und niemals von sich thun, wie ich es nie abgelegt habe. Meine Mutter, die es als Brautgeschenk von meinem Vater erhielt, hat es ebenfalls stets getragen.' Mein Vater schwor mit Thränen in den Augen, getreulich Alles zu erfüllen, wenn, was er nicht fürchten möge, der Tod sie uns entreiße.

Sie lebte darauf nur noch einige wenige Tage. Die Kammerfrau machte sehr bald Gebrauch von der erhaltenen Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und verabschiedete sich eilig, sowie ohne großen Schmerz von uns und dem Kinde ihrer Wohlthäterin, das sie über alles zu lieben vorgegeben hatte. Aber auch das Kind sah sie ohne Trauer ziehen. Mein Vater, der nun mit zwei Kindern, einem eigenen und einem fremden, im Auslande sich befand, konnte sich dennoch nicht entschließen, in sein Vaterland zurückzukehren; er schrieb vielmehr an den Herrn, der ihn hatte in seinen Dienst nehmen wollen, meldete demselben, daß er jetzt bereit sei zu kommen, und erhielt bald darauf die Weisung, sobald wie möglich einzutreffen.

Er verließ alsbald Weimar mit mir und Marie; wir zogen hierher, und die neue stille Wohnung am Walde wurde uns allmählich eine wirkliche liebe Heimath. Wir lernten die guten Leute im Dorfe kennen und spielten wohl auch gelegentlich mit den Kindern. Ich erinnere mich, daß Marie von den anderen Mädchen ihres Alters im Dorfe durch ihre lieblichere

und gewandtere Zierlichkeit, durch die dunklere Farbe ihrer Augen und ihres Haares, sowie durch ihre weit größere Lebhaftigkeit sich unterschied, die sich sogar bis zur Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit steigerte. Wir Beide hatten beim Schullehrer und Pfarrer Unterricht, auch in der Religion und zwar im protestantischen Glauben, weil weit und breit kein katholischer Geistlicher sich befand. So wuchsen wir allmählich heran in jugendlichem Glücke und fühlten uns durch nichts Fremdes von unseren Nachbarn und Bekannten getrennt, zumal wir Beide unsere Muttersprache wenig übten, da sie selbst in unserm Familienkreise mehr und mehr außer Gebrauch gekommen war.

Als die Franzosen bis in unsere Nähe gelangt und bei Jena die große Schlacht siegreich geschlagen hatten, war Marie bereits eine stattliche Jungfrau geworden, und ihre Angst vor den französischen Soldaten steigerte sich von Tag zu Tag, gleichsam als sei dieselbe eine Erbschaft von ihrer Mutter, wie das Medaillon, das sie nach der Weisung derselben stets am Halse trug. Oftmals bat sie uns sogar um Verzeihung, daß sie uns mit dieser ihrer Furcht quäle, aber welche Mühe sie sich auch gab, ruhig zu sein, wurde sie doch stets von unerklärlicher Angst ergriffen, wenn sie nur von Franzosen sprechen hörte.

Eines Tages, als sie auch so gegen mich sich aussprach und zwar als wir Beide allein hier im Zimmer waren, antwortete ich: ‚Fürchte Dich nicht, liebe Marie! Ich bin ja bei Dir und ich schütze Dich, sollte es mir auch mein Leben kosten.‘

Sie schmiegte sich nach diesen Worten an mich, als suche sie an meiner Brust den Schutz, den ich ihr verheißen hatte. Was in diesem Augenblicke in mir vorging, weiß ich nicht. Ich hatte Marie immer sehr lieb gehabt, lieb wie eine Schwester, jetzt auf einmal sah ich nicht die ‚Schwester‘ in ihr, sondern nur das schöne Mädchen, und entdeckte plötzlich in meinem Herzen ein Gefühl, das andere, leidenschaftlichere Liebe war. Unwillkürlich umfaßte ich sie, die sich vertrauensvoll an mich gelehnt hatte; ich mußte ihr sagen, daß ich sie liebe und nichts mehr wünsche, als sie mein Weib nennen zu können, und ich fragte sie, ob sie die Meine werden wolle.

‚Ewig die Deine!‘ antwortete sie. ‚Ich habe Dich immer geliebt und es oftmals in stiller Nacht der Mutter im Himmel gestanden, während ich ihr Medaillon küßte, auch meinen Wunsch gegen sie im Gebete ausgesprochen, immer bei Dir zu bleiben.‘

Das war unsere selige Verlobungsstunde.

Als der Vater dann zu uns kam, theilten wir ihm mit, was wir einander gestanden und gelobt hatten.

‚Ich gebe gern meinen Segen dazu,‘ antwortete er, ‚und ich weiß, daß ich Dir, Marie, auch den Segen Deiner Mutter geben kann. Als ich ihr geschworen habe, getreulich alles Das zu thun, was sie mir über Dich aufgetragen, setzte sie leiser, gegen mich gewandt, die Worte hinzu, die ich Euch jetzt wiederholen darf. Sie sagte: ‚Wenn die Kinder herangewachsen sind, und in ihren Herzen entwickelt sich eine Neigung zu einander, so daß sie als Gatten mit einander durch das Leben gehen möchten, so tritt ihrem Wunsche nicht entgegen! Ich habe die feste Ueberzeugung, daß meine Tochter an der Seite Deines Sohnes glücklicher sein wird, als ich es in anderen Verhältnissen gewesen bin. Nur laß sie nie nach Frankreich zurückkehren, wie Du mir feierlich geschworen hast!“

‚Von dem, was Deine Mutter sonst besaß, Marie,‘ fuhr mein Vater fort, ‚ist nichts mehr übrig geblieben als ein Perlenhalsband, das ich nie verkaufen mochte, obgleich sie mir die Erlaubniß dazu gegeben hatte, weil ich wußte, daß es ihr liebster Schmuck gewesen war, ein Andenken an ihre Mutter.‘

Er suchte das Perlenhalsband hervor und übergab es Marie, die bald dieses neue Andenken an die theure Mutter, bald das Medaillon unter Freudenthränen küßte. Wir saßen an dem Tage noch lange traulich bei einander, denn der Vater, der ungewöhnlich heiter geworden war, erzählte vielerlei aus Frankreich und von vergangenen Zeiten. Seine Heiterkeit wurde nur ein wenig gestört, als Marie ihn bat, ihr auch von ihrem Vater etwas mitzutheilen. Es schien ihm schwer zu werden, eine rechte Antwort darauf zu finden. Endlich sagte er:

‚Ich habe ihn nicht gekannt, und Deine Mutter sprach nie von ihm.‘

Der Bund unserer Herzen empfing die priesterliche Weihe, doch verging, ehe das geschehen konnte, eine ziemlich lange Zeit, denn der Geistliche verlangte Papiere über unsere Herkunft, die theils nicht zu beschaffen waren, theils der Vater zu erlangen nicht einmal versuchen wollte. Endlich erfolgte unsere Trauung, ohne daß die geforderten Papiere vorgelegt worden wären, weil man der Versicherung des Vaters glaubte, daß sie im Sturme der Revolution verloren gegangen. Wir waren nun insgesammt über alle Beschreibung glücklich, da mir die Zusicherung gegeben war, des Vaters Nachfolger zu werden, namentlich aber da auch der Krieg eine Zeitlang geschwiegen oder sich in ferne Länder gezogen hatte. Leider sollte die Zeit des Friedens nicht lange währen. Im Frühlinge des Jahres 1813 zeigten sich wiederum gewaltige Truppenmassen auch in unserer Gegend, und es hieß sogar, daß es in unserer Nähe zur Schlacht kommen werde. An einem der ersten Maitage jenes Jahres, als ich im Dunkel des Abends von einem Gange zurückkam, sah ich drüben auf der Anhöhe hinter dem Dorfe, in der Richtung nach Lützen hin mehrmals Leuchtkugeln aufsteigen, und ein Bekannter, der mir begegnete, wollte am Tage fernen Kanonendonner gehört haben.

Am andern Tage — ein Sonntag war es, wenn ich nicht ganz irre, — schon ziemlich früh erschienen bei uns Flüchtlinge aus dem nächsten Städtchen, die mit Entsetzen meldeten, es würden zahlreiche Verwundete von dem Schlachtfelde bei Lützen dahin gebracht und ein Theil des siegreichen französischen Heeres ziehe heran. Es sei möglich, daß es auch zu uns kommen werde. Indeß verging uns der Tag ruhig, wenn auch in großer Angst und Aufregung. Gegen Abend etwa kamen in der That endlose Massen französischer Infanterie aus dem Walde auf dem Wege unterhalb des Dorfes heraus und wendeten sich diesem zu. Ich sehe sie mit den langen Gamaschen und den hohen schwarzen Bärenmützen noch deutlich vor mir. Sie sangen. Voll Besorgniß fragten wir uns Alle, wohin die Schaaren sich wenden würden, da es bereits zu dunkeln anfing. Marie zitterte vor Angst und schloß die Thür des Hauses. Ich wich nicht von ihrer Seite, denn sie war, was wir lange vergeblich ersehnt hatten, zum ersten Male guter Hoffnung; der Vater dagegen ging bis an das Dorf, um zu sehen, wohin die Truppen zögen, und es uns dann zu berichten. Sie marschirten, wie er uns heimkehrend berichtete, in dichtgeschlossenen Reihen durch die Gassen des Dorfes, noch immer singend, bis auf die Felderfläche vor demselben. Dort machten sie Halt. Sie schienen, wie der Vater meinte, die Nacht hier verbringen und ein Lager aufschlagen zu wollen.

Unterdeß war es völlig Abend geworden. Es herrschte eine Todtenstille im Dorfe, weil sich in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, Niemand regte. Plötzlich vernahm man eigenthümliche Trommelschläge, die bis zu uns drangen und einen schauerlichen, unheimlichen Eindruck in der stillen Nacht machten.“

(Schluß folgt.)

Der Maler der „Wild-, Wald- und Waidmannsbilder“.

Ein Stück Selbstbiographie.

Von den Meinigen jederzeit auf's Herzlichste geliebt, wie ebenfalls von Spiel- und Schulgenossen wohlgelitten, wurde ich in meiner Jugend nur von meinem grämlichen Rector als eine unverbesserlich nichtsnutzige Range verschrieen. Freilich war ich kein Stubenhocker und stillsitzender, fleißiger Schüler, ließ vielmehr oft genug Aufgaben Aufgaben sein, und eilte dafür hinaus in die bis unmittelbar an meine Vaterstadt heranreichende, von mir schon damals so heiß geliebte Dresdener Haide, dort in stiller Waldeinsamkeit das rege Thierleben, von der Ameise und der gaukelnden, tiefblauschillernden Libelle an bis zu der rastlos muntern Vogelwelt und dem scheuen Wilde aller Art, mit innigster Herzenswonne zu belauschen. Dabei regte sich aber doch bereits

Guido Hammer.
Nach einer Photographie von Christ. Hahn in Dresden.

auch in mir der dem Menschen so tief innewohnende begehrliche Drang die harmlosen Geschöpfe des Waldes nicht nur betrachten, sondern auch — lebendig oder todt — besitzen zu wollen. Und dieses selbstsüchtige Trachten lehrte mich denn schon als Knaben, mit Geschick Fische, junge Vögel und Eichhörnchen, Igel und dergleichen mehr mit den Händen zu fangen, wie ich durch Vogelsteller von Profession, Feld- und Waldhüter und sonstige, oft recht problematische Naturen, mit denen ich draußen in freundlichem Verkehr trat, Sprenkel und Dohnen und Fallen stellen beziehentlich mit ihren verrosteten Dienstgewehren allerhand Gethier, worunter auch schon Lampe eine Rolle spielte, erlegen lernte.

So ward denn frühzeitig der Grund zu meiner späteren Jagdleidenschaft gelegt, und der von Kindheit an instinctiv gehegte Wunsch, einst Jäger von Beruf werden zu wollen, zum ernstlichen Plane befestigt. Doch der Mensch denkt — Gott aber lenkt! Als ich nach meinem vierzehnten Jahre dem mir verhaßten Schulzwange entronnen war und nun freudig der zu-

Digitized by Google

versichtlichen Hoffnung lebte, endlich bei einem Förster als Lehrling eintreten zu dürfen, um dabei vollberechtigt Tag und Nacht im stillen Walde hausen zu können — da trat als hinderndes Schicksal mein guter Vater, der ernste, stramme Ministerialbeamte, auf Grund seiner unüberwindlichen Abneigung gegen die lustige, freie Jägerei, mit einem gebieterischen Nein! dazwischen. Hingegen versagte der mir ja sonst so sorglich Wohlwollende unter Beistimmung meiner für alles Poetische und Künstlerische leicht empfänglichen lieben Mutter seine Genehmigung nicht einen Augenblick dazu, meines ältesten Bruders Julius, des Dichters von „Schau um Dich und schau in Dich“, Rath befolgen zu dürfen, die Akademie zu besuchen, um mich darin zum Maler auszubilden. Hiermit begann denn eine neue Aera für mich.

In dieser unterbrach ich aber keineswegs meine geliebten Waldgänge, sondern gab mich dem mir ganz unentbehrlich gewordenen Genusse nur um so schrankenloser hin, als ich mir die Grenzen dazu bedeutend erweiterte. Infolge dessen galten jetzt meine Ausflüge zumeist der poesiereichen Umgebung des bekannten königlichen Jagdschlosses Moritzburg mit seinem umfänglichen Thiergarten. Hier weilte ich nun an waldumschlossenen verschilften Teichen und weiten Brüchen unter dem dort immerhin leicht zugänglichen Wilde aller Art tagelang, ja oft die mondhellen Nächte hindurch, um dessen selbst geheimstes Gebahren nach und nach zu erlauschen. Auch versäumte ich niemals, den königlichen Jagden, welche draußen abgehalten wurden, beizuwohnen, natürlich nur als geduldeter Zuschauer oder höchstens freiwilliger Treiber. Hierbei fand ich aber doch durch angeknüpfte Bekanntschaften mit der dortigen Jägerei endlich auch die längst und heiß ersehnte Gelegenheit, selber mit der Büchse in der Hand auf „Nachsuchen“ oder bei befohlenem Abschusse von Wild unter der Hand thätig mit eintreten zu dürfen. Und da ich hierbei eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit, namentlich Raschheit, entwickelte, außerdem aber auch noch ein allezeit williger, anstelliger, unermüdlicher und dadurch nützlicher Gehülfe beim Transporte und „Ausbrechen“ des erlegten Wildes war, und dieses in der Regel auch noch zur Freude aller Grünröcke „so hübsch abmalte“, so ward ich von diesen nach und nach — als in ihre „Farbe“ passend — wie ein ihnen ebenbürtiger Standesgenosse betrachtet.

Es ist mir ja aber auch später das edle Waidwerk in der That, schon um meines erwählten Faches in der Kunst willen, zum wirklichen Berufe geworden, so daß ich nach dem Verlassen des Ateliers meines vortrefflichen Lehrers und Meisters meine Existenz lediglich darauf stützen konnte und mußte; habe ich doch bis heute nur in der Jägerwelt Mäcene gefunden. Aber die Höchstgestellten davon haben mich nicht nur mit ihren Aufträgen beehrt und an ihren Jagden theilnehmen lassen, wie der so kernfeste, ritterliche Jägersmann, der regierende Herzog von Coburg, und der Altmeister im Waidwerk, der hochherzige Reichsgraf zu Solms — nein, Beide erstreckten in wahrer Liebe zur Jägerei und Kunst ihre Huld für mich, der ich ihnen als Vertreter einer wie der andern Richtung gleichviel gelte, auch noch so weit, daß sie mich bei vielen Gelegenheiten auszeichneten und wahrhaft beglückten. Zumal das gesammte edle Haus zu Solms hat mir in nie erloschener freundlicher Zuneigung so unendlich viel Liebes erzeigt, daß es sogar vor Kurzem meine heißeste Sehnsucht nach einem eigenen Heim gestillt. Hier im föhrenumrauschten, hirschgeweihgeschmückten, trauten Häuschen, wo ich nun frohgemuth und sorglos an der Seite meiner Lieben schaffen und wirken kann, fühle ich mich jeden Tag von Neuem so überglücklich, daß mich mein Herz mit unwiderstehlicher Gewalt dazu drängt, gerade an dieser Stelle, vor aller Welt, meine unauslöschliche Dankbarkeit dafür zu bekunden.

So hat sich meine warme Liebe und getreue Anhänglichkeit für die Jägerei reich belohnt, wie ich mich denn überhaupt rühmen darf, so glücklich gewesen zu sein, daß, wo ich mit deutschen Jägern, hoch oder niedrig, zusammengetroffen, ich überall im raschen Fluge deren Freundschaft gewann. War es in Sachsens holzreichen Gebirgen oder Gauen, war es in Böhmens herrlichen Forsten, war es in Schlesiens weitgestreckten, bis hinein nach Polen und Galizien reichenden kiefernbestandenen, wundersam anziehenden Wälderstrichen, war es im bairischen, tiroler oder steirischen Hochlande mit seinen urwäldlichen Beständen, Almen, Schroffen und schneegegipfelten Firsten, oder war es selbst am fernen Meeresstrande des Bosporus — überall fand ich Freunde unter den Jägern. Bedarf's doch aber auch bei Waidleuten nur, sich Aug' in Aug' zu blicken, einen biedern Händedruck, dazu ein frisches, echtes Jägerwort — und Herz zu Herz hat sich gefunden.

Doch auch einigen wenigen Nichtjägern bin ich, namentlich in Bezug auf meine Künstlerlaufbahn, in meinem Leben zu innigem Danke verpflichtet worden. So werde ich in treuer Erkenntlichkeit es niemals vergessen, daß Professor Hübner, der vielbegehrte Meister, es war, der mich nach meinem akademischen Cursus aus eigenem Antriebe seiner auserwählten Schülerzahl einreihte und mich dadurch zu Dem gebildet hat, was ich als Künstler geworden. Neben diesem aber hat mein Freund Professor Bürkner durch anregende Aufträge für den Holzschnitt, wie allererste Verwendung meiner schriftstellerischen Arbeiten mir den Weg gebahnt, nun schon seit zwei Jahrzehnten in diesen Spalten durch Bild und Wort vor meine Leser treten zu dürfen. Und wenn ich ihm, dem freundlichen Vermittler hierzu, noch heutigen Tages auf's Wärmste dafür danke, um wie viel mehr noch dem Begründer und Leiter der „Gartenlaube“, meinem lieben, hochverehrten Freunde Keil, der mir in jeder Beziehung und allezeit mit seltener Uneigennützigkeit die Hand geboten und herzlichste Zuneigung bewiesen!*

So schließe ich denn dankbaren Herzens gegen Alle, auch nicht Genannte, welche mir im Leben Gutes gethan, meine vom freundlichen Gönner mir abgeforderte Lebensskizze, doch nicht, ohne auch noch meinen lieben Lesern als begleitenden Gruß zu nebenstehendem Conterfei ein recht herzliches „Waidmanns Heil!“ zuzurufen.

Guido Hammer.

* Die bestimmte Ordre des seit zwanzig Jahren getreuen Mitarbeiters meiner Gartenlaube, vorstehenden Artikel Wort für Wort und unverändert abzudrucken, zwingt mich, auch diesen letzten Passus in seiner ursprünglichen Fassung aufzunehmen. Von einer „Uneigennützigkeit“ kann aber bei Hammer's vortrefflichen künstlerischen Leistungen, die jedem Blatte eine stets willkommene Zierde sein würden, nicht die Rede sein. E. K.

Literaturbriefe an eine Dame.

Von **Rudolf Gottschall.**

XV.

Sie zweifeln doch nicht an der Macht der Sympathien, verehrte Frau? Welche Frau hätte jemals an einer Macht gezweifelt, der sie allein ihre Siege verdankt!

Doch in der Literatur will man von der Sympathie nichts wissen. Die ästhetische Kritik kommt mit ihren unveräußerlichen Maßstäben, rückt sich die Brille zurecht, mißt und secirt die Dichter und bestimmt nach anatomischen Grundsätzen am Secirtische, ob ihr Organismus gesund, ob ihr Herz zu groß oder zu klein ist, ob ihr Gehirn an Blutarmuth oder Blutüberfüllung leidet. Das geht Alles so streng wissenschaftlich zu! Unfehlbar wie des ferntreffenden Apollo Lichtgeschoß ist der Ausspruch der Kritik — und wenn irgend ein Marsyas geschunden wird wegen seines unglückseligen Flötenspiels, so findet diese Execution ebenfalls nach allen Regeln der Kunst statt.

Und doch, verehrte Frau, mit dieser olympischen Hoheit der Kritik, mit dieser Würde und Unfehlbarkeit ist es nicht ganz geheuer! Ihre Cirkel werden oft gestört, öfter als sie selbst in ihrem erhabenen Selbstbewußtsein glaubt — und was diese Cirkel stört, das ist eben jenes geheimnißvolle Wesen mit dem Januskopfe, das ist die Sympathie und Antipathie, die uns wie mit einem nervösen Fluidum magnetisiren. So gut wie uns dieser oder jener Sterbliche gleich bei seinem Erscheinen mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das wohlthuendste berührt, daß wir in seine Zaubersphäre wie festgebannt sind, ohne von seinen

Vorzügen oder Tugenden etwas zu wissen; so gut wir einen Andern nicht ausstehen können, und wenn er der bravste Mann wäre, wie ihn Bürger mit Orgelton und Glockenklang feiert: ebenso ergeht es uns mit den Dichtern. Es giebt Unsterbliche, die uns abstoßend langweilig und ungenießbar sind, denen gegenüber wir mit Mühe und nur aus Rücksichten auf ihren hohen Rang ein Gähnen unterdrücken; es giebt Sterbliche, die im höchsten Grade sterblich sind, die nur von heute bis morgen leben und die auf uns eine ebenso anziehende wie fesselnde Wirkung ausüben. Und die vornehme Dame Kritik sollte von diesen Neigungen und Abneigungen unberührt bleiben? O nein, verehrte Frau! Sympathie ist der geheime Grund aller Kritik. Es gehört das mit zur Philosophie des Unbewußten. Was im Lichte des Bewußtseins klar und logisch bewiesen wird, das hat seinen tieferen Grund in dem geheimen Magnetismus der Seelen. Eine Zeitlang war es Mode, die Frage aufzustellen, ob Goethe oder Schiller ein größerer Dichter sei. Viele Kritiker haben sich für den einen oder den andern entschieden; sie haben diese Entscheidung sehr beweiskräftig zu begründen gesucht, und doch ging ihre Ueberzeugung jedem Beweise voraus und war unabhängig von allen logischen Schlußfolgerungen; es war Allen die innerste Sympathie, die sie zu dem einen oder dem andern zog und von der dasselbe gilt, was Schiller von der Liebe singt:

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet;
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Diese Sympathie kann, wie wir es bei manchen Bewunderern Shakespeare's sehen, eine so gefährliche Alleinherrschaft gewinnen, daß sie außer ihrem Lieblingsdichter nichts zwischen Himmel und Erde gelten läßt, daß sie bei jedem Tadel desselben in Wuthausbrüche verfällt; ja, es giebt nicht nur gewöhnliche Sterbliche, sondern selbst Schriftsteller, die sich in einen gefeierten Dichter so hineinleben, daß sie die Welt nur mit seinen Augen ansehen, nur in seinen Versen empfinden, in seinen Sentenzen denken. Man könnte an eine Seelenwanderung glauben — nur daß der Geist des unsterblichen Ahnherrn durch diese Lebensläufe in absteigender Linie geschädigt wird. Wie viele Dichter und Kritiker gehen in Shakespeare ohne Rest auf — und wie viele Abdrücke des britischen Dichters, selbst auf Packpapier und Löschpapier, giebt es in unserer literaturhistorischen Curiositätensammlung!

Aus Gerechtigkeitsgefühl, verehrte Frau, habe ich oft gelobt, was mir persönlich gar nicht behagte, wenn es mir in seiner Art gut und trefflich erschien, und habe auch den sauersüßen Ton zu vermeiden gesucht, der bei solchen Huldigungen aus Gewissenhaftigkeit sich nur zu leicht einstellt. Doch etwas sonorer klingt immer ein Lob, das aus voller Sympathie gespendet wird, und ich will Sie heute an einen Dichter erinnern, dem ich diese Sympathie stets entgegengebracht habe und der auch Ihnen kein Fremdling ist.

Alfred Meißner hat seine „Gesammelten Werke“ in achtzehn Bänden (Leipzig, F. W. Grunow) erscheinen lassen und so eine stattliche Summe langjähriger literarischer Thätigkeit dem Publicum vorgelegt. Es ist ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß unsere Dichter in ihren besten Jahren bereits solche Gesammtausgaben erscheinen lassen; früher waren dies in der Regel Ausgaben letzter Hand. Auch Paul Heyse, der zehn Jahre jünger ist, als Alfred Meißner, hat bereits seine „Sämmtlichen Werke“ herausgegeben. Productive Schriftsteller, bei denen Erfolge und Mißerfolge bunt durcheinandergehen, fühlen das Bedürfniß, in einer raschlebenden Zeit, wo oft nur der letzte Eindruck haftet, sich in ihrem gesammten Wirken der Nation vorzustellen. Eine Summe dichterischer Leistungen fällt ganz anders in's Gewicht, als ein vorübergehender Erfolg, der oft nur eine aus dem Glückslotto gezogene Nummer ist. Wie viele solche literarische Eintagsfliegen hat der aufmerksame Beobachter im Sonnenscheine flattern und zerflattern sehen!

Alfred Meißner begann als Lyriker, hat aber später als Dramatiker und Romandichter eine vielseitige Thätigkeit entwickelt. Man pflegte ihn längere Zeit mit dem jüngstverstorbenen Moritz Hartmann zusammenzustellen. Beide waren in Böhmen geboren, und hielten sich in Leipzig auf, wo sie die ersten Gedichtsammlungen erscheinen ließen. Und in ihren Gedichten war bei allem Freisinne ein gewisses böhmisches Colorit unverkennbar. Damals schwärmte man für alle Nationalitäten, die in irgend einer Weise unterdrückt schienen oder die Rolle der Unterdrückten spielten; mit den Czechen von heute hat man in Deutschland so wenig Sympathien, daß man sich auch für ihre Nationalhelden von früher nicht mehr begeistern kann, und wenn ein Dichter die Trommel Ziska's heute rühren wollte, so würden wir nur die Trommelwirbel zu hören glauben, mit denen die czechische Reaction ihre Getreuen gegen das Deutschthum und die Freiheit zu den Waffen ruft. Damals aber klang uns „Kelch und Schwert“ sehr romantisch, als ein Symbol der Völkerbefreiung, und wir lauschten mit Andacht der poetischen Kunde der Heldenthaten, welche Ziska mit seinem eisernen Streitkolben vollbracht hat.

Alfred Meißner's Muse hat einen schwermüthigen Zug; sie liebt die Felseneinsamkeit auf hohen Bergen, in tiefen Schluchten, mit rauschenden Tannenwäldern, und selbst wenn sie auf der stillen See im Abendstrahle ein weißes Segel ziehen sieht, so fühlt sie ein leises Weh durch ihr Gemüth gleiten. In dem tiefen felsumschlossenen Thale, wo die Tannen an den Wänden schauern und der Bergstrom in die Schlucht tost, fühlt der Dichter die Qual hoffnungsloser Liebe, und mitten in dem schroffen, gezackten Felsgebirge, in der Urwüste der Welt ruft er aus:

Hier lerne, wie klein eines Menschen Weh'n,
Hier lerne jauchzen und untergehn!

Dabei trat er auf als Anwalt der Armen und Unterdrückten und hatte eine besondere Vorliebe für die verlorenen Sünderinnen; doch sein Pathos hatte etwas Seelenvolles, eine anziehende und hinreißende Gemüthswärme.

Man hat Meißner oft einen Reflexionspoeten genannt; Sie wissen, verehrte Frau, was es mit solchen Bezeichnungen auf sich hat. Viele wollen, daß die Dichtung gar keine Gedanken zum Ausdrucke bringe, sondern nur in musikalischen Stimmungen dahinschwebe, etwa wie Elfengeister im Mondenscheine. Das ist berechtigt für das Lied, aber nicht für die höheren Gattungen der Lyrik. Alle wahrhaft großen Dichter von Pindar bis zu Schiller und Byron sind gedankenreich gewesen, und ihre Größe besteht eben darin, daß sie dauernden Gedanken die dauernde Form gegeben haben.

Das gefällt freilich vielen Dichterlingen nicht, welche den berechtigten Wunsch hegen, unsterblich zu werden, denen es aber zur Erfüllung dieses so weitverbreiteten Wunsches an dem nöthigen Fonds fehlt. Da ist der sehr gelehrte Professor in Ihrer Kreis- und Gymnasialstadt, der fortwährend in des Knaben Wunderhorn tutet und in deutschen Schulstunden seinen Zöglingen auseinandersetzt, wie man sich in der Dichtung vor Gedanken und Reflexionen hüten müsse, eine Warnung, welcher er selbst so gewissenhaft wie möglich nachkommt. Der dicke Herr leidet an einem fortwährenden lyrischen Asthma, wenn er dichtet; es ist ein beständiges Seufzen und Athemholen. Schreibt er aber eine Ballade, so fehlt Schön-Ellen und Jung-Walter nicht und das beliebte Hopp, hopp! In einem kurzen Verse von zwei Zeilen wird eine innige Liebe abgehandelt, im zweiten ein Ritt bei Mondscheine, im dritten bricht man den Hals oder geräth in die Sümpfe und die Arme der Nixen — das ist der kurzathmige Balladenstyl und gegen ein solches Meisterwerk erscheinen natürlich Schiller's „gedehnte und schleppende“ Balladen als mißlungene Experimente.

Oder denken Sie an Ihre liebenswürdige Nachbarin, das sentimentale Schloßfräulein, das, der Farbenharmonie zum Trotz, stets in Blau und Grün geht, wie ein Veilchen und Vergißmeinnicht, und jeden Tag einen Strauß der duftigsten Albumsverse pflückt. Da ist alles Glaube, Liebe, Hoffnung; alles quillt so warm aus der Seele heraus; nichts als Empfindung, gestaltlose, nicht greifbare Empfindung, eine Gedankenlosigkeit, wie sie der Gymnasialprofessor nicht vollendeter sich wünschen könnte.

Sie sehen, wie hoch ein Reflexionspoet wie Meißner zu schätzen ist! Freilich, Gedanken ohne Gestaltung wären nicht viel besser; doch Meißner hat in seinen epischen Dichtungen bewiesen, daß er auch ein tüchtiges Gestaltungsvermögen besitzt. Zwar in seinem „Ziska“ wallen und wogen die Bilder oft wie dissolving views durcheinander; es sind eben große Massenbewegungen, von denen sich die düstere Gestalt des Helden abhebt; die stimmungsvolle Beleuchtung durch den Gedanken über-

wiegt die plastische Gestaltung des Einzelnen; aber es ist Feuer und Leben in diesen Bildern und dichterischer Zug und Schwung.

Auf ein kleines Juwel epischer Dichtung, welches erst neuerdings Meißner's Muse zu Tage gefördert, möchte ich Sie aufmerksam machen, verehrte Frau; es ist das Gedicht „Werinherus", dessen Held der Mönch aus Tegernsee, der muthmaßliche Verfasser des altdeutschen Gedichts „Meine Helmpracht" ist. Der Gegensatz des freien und schönen Griechenthums gegen den dumpfen Mönchsgeist wird hier, nicht in weitschweifigen Betrachtungen, sondern in einer Reihe sinnreicher und lieblicher Bilder uns vorgeführt. Das ausgegrabene Venusbild, welches der Mönch gegen die Volkswuth schützt und dann in seiner Zelle aufstellt, wird seinem ganzen Leben verhängnißvoll; die Liebe, der er sich hingiebt, wie die Liebe, welche er zurückweist, führen ihn in schlimme Verwicklungen, in lange Klosterhaft, bis er zuletzt einsam unter seinen weißen Rosen in Tegernsee als Greis mit dem Silberhaare über die Irrungen des Lebens nachdenkt.

Auch als Dramatiker ist Alfred Meißner aufgetreten. Seine Dramen „das Weib des Urias", „Reginald Armstrong" und „der Prätendent von York" sind, namentlich die beiden letzteren, in der Ausführung nicht so dichterisch glänzend, wie man es von Meißner's reichem Talente erwarten durfte; aber der dramatische Entwurf ist geistreich, correct und bühnengewandt, und man hatte allen Grund, eine Kraft, wie diejenige Meißner's, an die Bühne zu fesseln. Gleichwohl zog sich der Dichter nach diesen Versuchen wieder von ihr zurück. Es ist ja das Loos des deutschen Theaters, daß die reichsten Erfolge nur der Mittelmäßigkeit oder gar der auf den rohesten Effect speculirenden Routine zufallen, daß die echten Talente sich jeden Erfolg mühsam erkämpfen müssen, und bald, ermattet von dem Ringen mit den feindlichen Mächten der Bühne, sich wieder einer friedlicheren Wirksamkeit zuwenden. Es ist dies sehr bedauerlich, verehrte Frau, und wenn so oft von dem Verfalle des deutschen Theaters gesprochen wird, so kann man den Grund desselben hauptsächlich in der geringen Unterstützung suchen, welche hervorragende Talente bei dem Publicum finden.

Am bekanntesten in weiteren Kreisen ist Alfred Meißner durch seine größeren Romane geworden, ein Genre, dem er sich von Jahr zu Jahr mit immer größerer Hingebung zuwendete. Er hat es verstanden, dieses Genre nicht zu einem genre ennuyeux, dem einzig unerlaubten, zu machen. In der That, verehrte Frau, ein langweiliger Roman ist ein Gräuel vor dem Herrn zu nennen, denn auch der strengste ästhetische Richter, nicht allein das bloße Unterhaltungsbedürfniß müssen von einem Roman verlangen, daß er spannt und fesselt. Vielleicht steht der Roman nicht in einem ganz legitimen Verhältnisse zu den neun Musen; selbst Schiller wollte in dem Romandichter nur den Halbbruder des Dichters sehen. Doch gerade, was ihm an Berechtigung fehlt, muß er durch Liebenswürdigkeit ersetzen. Eine Ehefrau darf langweilig sein, eine Freundin nicht. Meißner hat aber viele Eigenschaften, die ihn befähigen ein volksthümlicher und unterhaltender Romanschriftsteller zu sein; er hat eine reiche und lebendige Phantasie, eine Vorliebe für Situationen, die etwas auf der Spitze stehen, für das Packende, Nervenerschütternde, für effectvolle Ueberraschungen und tragische Ausgänge, für jenes Stoffartige, welches im Mysterienroman in Blüthe steht; aber alle diese Elemente werden durch künstlerische Behandlung ihrer Härte beraubt und in einen Guß verschmolzen mit dem geistig Bedeutsamen, das in dem Grundgedanken eines Kunstwerkes liegt.

Meißner hat in seinen ersten Gedichten und Romanen etwas, was an Lord Byron erinnert. Die Zipfel des Byron'schen Halstuches gehören bekanntlich zu den fashionabeln Kennzeichen vieler neuen Dichter, welche durch diese flatternde Genialität sich dem großen Briten verwandt glauben. Meißner hat aber eine Byron'sche Ader; sein Don Juan in der „Sansara", der Freiherr von Hostiwin, ist ein Held, der in seiner Physiognomie an viele Helden des britischen Dichters erinnert. „Sansara" bedeutet bei den Indern das bunte Weltleben, im Gegensatze zur „Nirwana", dem Versinken in das Nichts, wie es die großen Weisen des Ganges und der letzte Buddha lehrte, der an der Table d'hôte in Frankfurt am Main mit seinem geheimnißvollen Pudel saß. Meißner nannte seinen Roman „Sansara", weil er uns in demselben die Wirren eines wildbewegten Lebens schildert, eine Welt der Liebesabenteuer, ein rastloses Streben nach Genuß. Später wird dieser Don Juan mit dem Lasso des ehelichen Glückes von einer Schönen eingefangen, welche ihn die Freuden edler Liebe kennen lehrt. Es ist dies eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu. Daß diese Don Juans mit ihrem unbegrenzten Streben nach Glück und Genuß sich auf einmal in ihren vier Pfählen so heimisch fühlen, daß sie nie wieder ihren früheren süßen Gelüsten verfallen: das ist doch wohl etwas „Neues", welches dem Gange der Welt nicht entspricht, eine zu gewagte, zu wenig bestätigte Annahme. Doch der Dichter muß einen Strich machen unter die Vergangenheit, wie wäre sonst ein Abschluß möglich?

Das Hauptwerk Meißner's ist der Doppelroman „Schwarzgelb" und „Babel", ein Roman voll von Geist und Leben, voll spannender, oft starker, ja greller Motive, bei welchen das Politische und Criminalrechtliche sich ablösen, trefflich in seiner ernsten und humoristischen Charakteristik, ein Zeitgemälde, welches die Geschicke seiner Helden und Heldinnen an die neuere Geschichte Oesterreichs knüpft: „Schwarzgelb" an die Zeit nach der Revolution von 1848, „Babel" an die Epoche des österreichisch-französischen Krieges, dessen Schilderungen, wie besonders die Schilderung der Schlacht von Magenta, einen wichtigen Theil des Werkes ausmachen. Herausgeschrieben ist der Roman aus der vollen Empfindung einer Zeit, welche, in heftigen Wehen begriffen, den Umsturz alter Ordnungen und die Neugestaltung der Zukunft mit augenblicklichem Wirrsale büßt. „Nicht nur unser Oesterreich," heißt es in „Babel", „die ganze große im Umbau begriffene Welt ist ein Babel geworden. Uralte Mauern brechen zusammen; alte Götzen stürzen nieder; der Staub umwirbelt den Blick." Meißner's Roman hat aber nicht, wie „die Ritter vom Geiste", den nur leise angedeuteten Hintergrund eines bestimmten Staates; seine österreichische Localfarbe ist mit brennender Prägnanz aufgetragen. Solche alte Haudegen wie der General Greifenstein, solche liberale Salonschönen wie Leonie, deren Leben eine Kette von Abenteuern ist, Redacteure wie Schmey, welche industriellem Schwindel und ehelichen Privatspeculationen huldigen, selbst solche problematische Charaktere, wie der Major von Weyher, der großsprecherische Münchhausen, sind durchweg als eigenthümliche Producte des österreichischen socialen Lebens zu betrachten.

Es giebt frivole und unternehmungslustige Salondamen überall — Sie lächeln, verehrte Frau, denn Sie denken an unsere gemeinsame Bekannte, die einen ganzen Liebeskalender mit rothgedruckten Heiligen besitzt — aber diese Leonie Meißner's ist jeder Zoll eine Oesterreicherin. Sie wissen, daß die Kunstgärtner durch das verschiedenartige Erdreich verschiedene Varietäten derselben Pflanze erziehen — und das verlangen wir auch von dem Dichter. Wir begleiten den Helden in mancherlei politische Verwicklungen und Cabinetsintriguen; wir stoßen auf die Portraits österreichischer Staatsmänner, doch ohne Unterschrift; wir machen selbst die persönliche Bekanntschaft des geheimnißvollen Mannes aus den Tuilerien, dessen Nimbus in letzter Zeit so rasch verblichen ist. Doch auch poetische Erscheinungen wie Cornelia fesseln uns; die criminellen Katastrophen, die dunklen Punkte der Handlung erhellen sich allmählich und halten lange unsere Spannung auf die Lösung wach; sie selbst sind mit der keck zugreifenden Derbheit der Mysterienromane geschildert.

Auch alle anderen Romane und Erzählungen Meißner's, verehrte Freundin, haben den gleichen Vorzug der frischen Schilderung, des Phantasiereichthums und der geistigen Perspectiven. Hierzu kommt, daß sie in einem klaren, lebendigen Styl geschrieben sind, welcher frei von jeder falschen Vornehmheit und gezierten Manier ist. Frisch und frei zu schreiben, wie man denkt und spricht, ohne an den Worten herumzukünsteln: das ist ein großes Verdienst in einer Zeit, in welcher viele Autoren glauben, sie müßten, um sich von dem Jargon des Pöbels zu unterscheiden, sich eine ganz besondere Zigeunersprache der Classicität zurecht machen. Wir lieben, verehrte Freundin, was sich natürlich giebt, und echte Begeisterung ist stets eine Tochter der unverfälschten Natur und spendet ihren Auserwählten den Pfingstgeist von selbst.

Der letzte Sonnensohn.

Nachdruck untersagt.

Eine Historie von Johannes Scherr.

1.

Werden, wachsen, blühen, welken, vergehen! Das ist das ewige Gesetz der Natur und der Geschichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menschen, gilt es auch für die Völker. In seiner 1844 geschriebenen Strophe:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die and're voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land —"

hat Freiligrath dieses Naturgesetz, diese weltgeschichtliche Thatsache in schöne Worte gekleidet.

In unsern Tagen ist für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin sich vollziehenden Wechsel von Leben und Sterben im Universum das Modewort „Kampf um's Dasein" aufgekommen. Es hat seine Vollberechtigung. Nicht nur „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein", sondern existiren wollen heißt kämpfen müssen. Fressen oder gefressen werden! Es gibt kein Drittes. Diese eiserne Nothwendigkeit steigt von den niedrigsten Organismen bis zu den höchsten empor. Vom Grashalm bis zum Menschen, vom Menschen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um sein Dasein. Wir wissen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menschlichen Gesellschaft geherrscht haben soll, ist nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede", welcher die sociale Entwickelung krönen soll, ein Märchen für ausgewachsene Schwachköpfe. Die Geschichte der Menschheit war, ist und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüßte! Alle Religionen, alle Philosopheme haben die traurige Räthselfrage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen" zu beantworten versucht und haben alle mitsammen als Antwort nur ein Chaos von Unsinn zuwegegebracht.

Die sogenannte Weltgeschichte zeigt uns, wie ein Volk nach dem andern auf die geschichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geschick und Kunst seine Rolle spielt, mehr oder weniger Effect macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassend. Wo sind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen" innehatten? Wo ist das ägyptische, das assyrische, das persische, das makedonisch-griechische, das römische „Weltreich"? Schon lange dahin, schon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt" —

wobei nur zu bemerken, daß beim Hinsinken der verschiedenen Ilioſſe von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das Welken von Pflanzen, Thieren, Menschen, Völkern und sicherlich auch von Gestirnen ist eben ein häßlicher Proceß. Seine Häßlichkeit ist das genaue Gegenbild zur Hoffnungsfrische des Wachsens und zum Schönheitsglanze des Blühens.

Wollt ihr ein solches Völkerwelken mitansehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieses Land die führende und gebietende „Weltmacht". Heute ist es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die sich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palastskandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert stand der dichterische und künstlerische Genius des Landes schöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velasquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eines der tiefsinnigsten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entsprungen; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon schuf den spanischen Faust („el magico prodigioso"), Moreto die graziöseste Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden"). Heute trägt die spanische Literatur sklavisch die Schleppe der französischen, welche früher bei ihr die umfassendsten Anleihen aufgenommen hatte, und seit langem vermag Spanien an der wissenschaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchsten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien ist an der Religion zu Grunde gegangen, also an etwas, dessen, die Herren Kraftstoffel mögen sagen, was sie wollen, die menschliche Gesellschaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion ist der Idealismus des Volkes. Sie ist und bleibt das einzige Mittel, wodurch sich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abstrakten Ding von „Volk", welches die Jan-Bockolte unserer Tage lächerlich-willkürlich zusammengeschneidert und aufgeschwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftstoffelei zum Trotz ein sehr reales kulturgeschichtliches Motiv ist und bleibt, in Beziehung setzen kann, wenn auch noch so unzulänglich und in noch so grotesken Formen. In Spanien hatte sich, wie jedermann weiß, die Religion in Folge der jahrhundertelangen Kämpfe der sogenannten Christen mit den Islamiten zum wildesten Fanatismus hinaufgesteigert. Alles wurde diesem geopfert. Der Spanier war immer Katholik, Spanier oft, Mensch nie, außer in seinen Lastern. Die Inquisitionsfeuerbrände, welche die spanischen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation versengt.

Aber gewiß ist auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu so hochrother Feuerblüthe ausgeschlagen war, da hat sie — immer in ihrem Sinne freilich — das gesammte Dasein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweise für die alte Thatsache geliefert, daß die Religion, wie sie die furchtbarsten Leidenschaften im Menschen aufzustürmen vermag, so auch die edelsten menschlichen Triebe zur Vollbringung der staunenswerthesten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern versteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unsere Historie spielt — es kann keinem Zweifel unterstellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermeßlichen Länderstrecken der Neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der wilde Golddurst, welcher durch die in's Märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallschätzen Amerikas in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorstellung vom „El Dorado", ebenso die durch die Moriskenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgespannte spanische Abenteuersucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen" Karl's V. unschwer angeflogene Größenwahn, alle diese Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeistes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, sehr viel beigetragen. Aber die Seele der spanischen „Conquista", d. h. der beispiellosen Eroberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatsächlich doch die Religion, derselbe glühend-fanatische Glaube, welcher jeden Spanier innigst überzeugt sein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau stritte, daß er, je mehr „Seelen" der rothen Heiden er zur Hölle spedire, um so zuversichtlicher erwarten dürfte, daß seine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der spanischen „Conquistadoren" an ihren religiösen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im Guten wie im Bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte" (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Henkerschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landschaft Estremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Bastard geboren, Francisko Pizarro, dessen früheste Kindheit so verwahrlost war, daß später die nicht gerade reinliche Sage ging, das von seiner Rabenmutter ausgesetzte Findelkind sei nur durch die Barmherzigkeit einer säugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher ist,

daß der wildaufwachsende Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht lesen, nicht schreiben lernte und, um sein Leben zu fristen, Schweinehirt wurde. Aber der arme Bursche hatte etwas, viel sogar von dem Metall in sich, aus welchem bedeutende Menschen geschmiedet werden, unter Umständen Helden oder Heilande, unter andern Umständen weltgeschichtliche Schurken oder Scheusale. Will man gerecht sein, so muß man sagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheusal. Im Uebrigen ein rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, scharfverständig, schlau, zäh, unbeugsam, skrupellos, das verwirklichte Ideal eines spanischen „Conquistador“, für welchen das Wort „Furcht“ ein ganz inhaltloser Schall war.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgespräch in Spanien, setzten die echtspanische Phantasie des Schweinehirten in Brand. Er warf seinen Stab weg, bettelte sich nach Sevilla durch, woselbst die Banden des „El Dorado“ suchenden „Heldengesindels“ sich zu sammeln und einzuschiffen pflegten, und gelangte nach Westindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er sich auf Hispaniola und versuchte sich, unterstützt von seinem entfernten Verwandten Hernando Cortez, dem nachmaligen Eroberer Mexikos, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahr 1513 den unerhört mühsäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der ersten Männer von weißer Rasse, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Oceans gefallen sind. Nachmals, so um 1515 herum, ist er als Hauptmann in den Diensten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut sich auch des Besitzes eines Landgutes von sehr mäßigem Umfang in der Nähe dieser Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier sich zunächst gegen Norden und Westen, später auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war in Folge der entdeckenden und erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermeßliches Gebiet der spanischen Krone unterworfen.

Nun gelangten die bestimmteren Botschaften von der wundersamen Eroberung Mexikos nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um so zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikanischen Abenteuers zugleich unbestimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturstaat im Süden unter den Kolonisten von Darien sich verbreiteten. Unser gewesener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerster Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht sehr weit gebracht hätte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in sich fühlen, das ihm sagte: „Was dein Vetter Cortez konnte, das kannst du auch und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, so ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfte, welche jetzo, in südlicher Richtung unternommen — nach dorthin soll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama sehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?“

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeschäften sprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu sprechen. Denn, in Wahrheit, die spanischen Conquistadoren waren richtige „Gründer“ in ihrer Manier. Sie „machten“ in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börsenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taschendieben zu verwechseln bitte — in „Türken“ und „Rumänen“ machen. Das fieberhafte Aufsuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeschäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stil geworden.

In Betracht seiner eigenen unzulänglichen Mittel that sich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand solche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, selbstverständlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro besorgte den Ankauf, die Ausrüstung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Desperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition“, im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt absegeln. Er kam freilich nicht nach „El Dorado“ und überhaupt nicht sehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Wasser und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieses Ergebniß mit, daß, je weiter man südwärts steuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und so zu sagen von Gold starrenden Reiche immer bestimmtere Gestalt gewann.

Daraufhin gingen unsere Gründer nur noch energischer ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20.000 „harte Thaler“ (pesos duros) aufgetrieben und damit die Kosten der Ausrüstung einer zweiten Expedition bestritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den absonderlichsten Kuriositäten der Geschichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Christi“, wie der Eingang lautete, die drei Associés festsetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, soweit sie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter sie, die drei Geschäftstheilhaber, getheilt werden sollten und zwar „mit allem Zubehör, was besagte Länder an Menschen, Thieren, Gold, Silber und Edelsteinen enthielten, mit selbstverständlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieser Oberherrlichkeit fließenden Rechte“. Zu einer solchen Naivität der Philosophie des Raubes hat sich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuschwindeln gewußt. Drei Lumpe theilen förmlich unter sich ein noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör“ — der kolossalste Humbug, die tollste Don-Quijoterie; aber ganz ernsthaft gemeint und mit derselben echtspanischen Grandezza betrieben, womit der sinnreiche Caballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboso eine Prinzessin sah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama südwärts und gelangten, an der Küste hinsteuernd, bis zur Mündung des Flusses, welcher nachmals der Rio San Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmucksachen aus Gold — ein Vorglanz so zu sagen vom Goldlande Peru. Also rüstig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage steigt auch die Mühsal der Fahrt. Ein Theil der Mannschaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht an's Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander schnurstracks widersprechende Ansichten werden mit mehr oder weniger heftigem Gebärdenspiele vorgebracht. Pizarro steht auf: „Genug des Geschwätzes!“ Dann zieht er sein Schwert und zeichnet mit der Spitze desselben eine von Osten nach Westen gehende Linie in den Küstensand und sagt:

„Freunde und Gefährten, seht, auf dieser Seite liegen Mühsal, Hunger, Regen, Sturm, Verlassenheit und Tod, aber auch Peru mit seinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrlosigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit seiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe südwärts.“

Das heldische Wort that seinen Dienst, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entschlossener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beschlossen, während die Anderen auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwischenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle seine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. Endlich gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Pasado genannte Landspitze zu umschiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäischen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die schöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten sie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche sich vor ihnen entfaltete. Der schmale, aber üppig grüne Ufersaum, durch welchen sich zahlreiche Wasseradern dem Meere zuwanden, war mit einer Reihe von Städten und Dörfern besetzt. Hinter diesen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob sich der riesige Bergwall der

Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei seiner schönsten Kolosse gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimborasso und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächsten Morgen kreuzten unsere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angesichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren Aussehen ihre Zugehörigkeit zu einem civilisirten Staatswesen bezeugte. Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das so lange, so mühsälig gesuchte El-Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küste von Peru.

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?

Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat seine Urbevölkerung von Asien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorstellen, wo ein Halbthier von Mensch nordasiatisch-mongolischer Rasse seine Blicke über die Beringstraße hinüberwarf und sich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Diese Frage muß so oder so gelöst worden sein, denn die Rassegenossenschaft der asiatischen Mongolen und der amerikanischen Indianer scheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterstellt werden zu können. Im übrigen ist die vorzeitliche Geschichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerst ein Chaos, für dessen Entwirrung und Aufhellung zwar schon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu thun sein wird. Die zwei großen Pfadesucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforschung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geschichtliche Thatsache ist vorderhand, daß die indianische Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf sehr verschiedenen Kulturstufen stand. Ebenso, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika schon auf die ruinenhaften Ueberbleibsel einer bereits zu Grunde gegangenen Civilisation stießen. Endlich, daß wir durch Vermittelung der spanischen Conquistadoren von den Zuständen, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendsten Staats- und Gesellschaftswesen, welche die Cultur der amerikanischen Rothhäute geschaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfassende Kunde besitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern diese beiden Staatswesen erschienen, bezeugt schon der Umstand, daß sie dem Beherrscher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karl's des Fünften, den Titel „Kaiser" (emperador) beileg'en und damit die außerordentliche Machtstellung dieser indianischen Fürsten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Absicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagnisse und ihrer Erfolge in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, mit im Spiele gewesen sein.

Als Pizarro und seine Mitränber — denn diese Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippschaft — an der Küste von Peru erschienen, hatte dieser Staat das Hochmaß seiner Ausdehnung erreicht, während seine Gesundheit und Kraft schon im Sinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Grenzmarken des Reiches bestimmen, wenn man sagt, daß die Inka-Kaiser das ganze Gebiet beherrschten, welches heutzutage die vier sogenannten Republiken Ecuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdische Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdische Bodenbeschaffenheit dagegen konnte sich an Fruchtbarkeit mit den östlichen Küstenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht messen. Im peruanischen Reiche mußte gearbeitet werden und zwar tüchtig, um die nöthigen Lebensmittel für die Bevölkerung zu beschaffen. Die große Meisterin Noth mit ihrer erstgeborenen Tochter Arbeit, sie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruanischen Civilisation früher am Titikakasee suchen zu müssen geglaubt, ist aber jetzt vergewissert, daß diese Civilisation in und bei Kuzko ihren Ursprung genommen habe. Diese Stadt, deren Name „Nabel" bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inkareiches, und es drängt sich uns als ein denkwürdiger Zusammenklang in den Anschauungen grundverschiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel" (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruanische Cultur in der Form der Eroberung südwärts bis an die Grenzen des Araukanerlandes, nordwärts über Quito hinaus vorgedrungen. Ostwärts erstreckten sich die Grenzen des Reiches bis hinauf zur Wasserscheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derselben hinüber und in die Pampas des südamerikanischen Festlandes hinein. Unlange vor der Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel seiner Machthöhe erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei stumpfe Ecken Berlins.

Wenn man im ältesten Theile der jetzigen Hauptstadt des deutschen Reichs vom Molkenmarkt aus den Weg nach dem Kölnischen Fischmarkt einschlägt, sieht man in der von der Poststraße und dem Mühlendamme gebildeten „stumpfen Ecke" die stattlich abgerundete Façade eines drei Stockwerke hohen Gebäudes hervorspringen, dessen reiner und sauberer Anstrich ihm fast ein modernes Ansehen verleiht, das aber bei näherer Betrachtung in seinem Baustil und seinen Verzierungen unschwer seinen alterthümlichen Charakter erkennen läßt. Der von acht Säulen getragene Balkon mit dem künstlerisch schöngeformten Gitter und den zierlichen Figuren, sowie hoch oben die steinernen Vasen, welche das Gebäude krönen, deuten darauf hin, daß es kein gewöhnliches Bürgerhaus ist. Und in der That, das hohe Alter und die historisch denkwürdige Vergangenheit des Hauses, welches mehrere absonderliche Geschlechter durch seine Räume ziehen sah, berechtigen es, mit selbstbewußter Würde auf seine niedrigen und unscheinbaren Nachbarn herabzublicken.

Der sogenannte „Mühlendamm", dessen Abschluß das Gebäude auf seiner rechten Seite bildet, gehört zu den ältesten Anlagen der Stadt und zugleich zu denjenigen Theilen derselben, welche seit ihrer Erbauung keine sehr wesentliche Umbildung der äußeren Form erfahren haben. Um das Jahr 1100 soll die Anlegung von Mühlen, veranlaßt durch den größeren Bedarf an Mehl, der eine Folge der rasch zunehmenden Bevölkerung war, stattgefunden haben. Sie standen ursprünglich der Landesherrschaft zu, wurden aber später theilweise von dem Rathe und den Bürgern Berlins erworben. Dieses getheilte Eigenthumsrecht hörte nach der großen Empörung der Berliner Bürger 1448 unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich's des Zweiten auf. Stadt und Bürger büßten alle ihre Lehne und auch ihre Mühlen ein, welche von diesem Zeitpunkte an Eigenthum des Landesherrn wurden und es auch geblieben sind. Der Mühlendamm selbst bestand vor Alters aus einem schmalen, unansehnlichen Gange, welcher mit einigen hölzernen Krambuden besetzt war.

Etliche solcher „Hausbuden" nahmen denn auch ursprünglich die am Mühlendamm gelegene Seite unseres Grundstückes ein, während in der Front der Poststraße mehrere von einem offenen Platze umgebene Gebäude auf demselben standen. Die ältesten Urkunden über das Grundstück, welches jetzt die Nr. 16 der Poststraße führt, reichen bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenn man heutigen Tages den wohlgeordneten großstädtischen Verkehr beobachtet, wird man sich kaum eine Zeit vorstellen können, in welcher diese Gegend wüst, schmutzig und der Heerd schrecklicher Seuchen war. Bei Regenwetter bildeten sich auf dem ungepflasterten Damm der Straße riesige Pfützen, in denen sich das Federvolk der Enten und Gänse mit Behagen niederließ. Jeder Hauseigenthümer hielt sich dergleichen Hausgethier, welches für stattliche Mistbeete sorgte, die den Zugang zu den mit Lehm oder, wenn es hoch kam, mit Schindeln gedeckten und durch kleine Sandwüsten oder schlammige Sümpfe von einander getrennten Häusern erschwerten. Denkt man sich um dieses ungeregelte, schmutzige Chaos erbärmlicher Wohngebäude eine halbverfallene Mauer, welche schwerlich im Stande

Das Ephraim'sche Haus in der Poststraße in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Doepler in Berlin.

Die Passage an der Ecke der Friedrichs- und Behrenstraße in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Doepler in Berlin.

Digitized by Google

war, irgend einem Feinde zu imponiren, so hat man einen Begriff von der damaligen „Residenz" des Kurfürsten von Brandenburg. Aber allmählich machten sich auch hier die Fortschritte der Cultur geltend. Handel und Verkehr nahmen größere Dimensionen an; der Wohlstand wuchs, und die Ansprüche auf die Bequemlichkeit der Wohnstätten erhöhten sich.

Auch das Grundstück in der „stumpfen Ecke", auf welchem nach Aussage der Chronik ein gewisser Hans Zehender, auf Grund eines ihm vom Magistrat verliehenen Privilegiums, im Jahre 1488 eine Apotheke errichtet hatte, sah einer besseren Zeit entgegen. Ein angesehener Berliner Bürger, der Apotheker Tonnenbinder, in dessen Besitz das Grundstück zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts überging, ließ die einzelnen Gebäude niederreißen und an ihrer Stelle ein Eckhaus aufführen, welches den Raum des jetzigen Balconbaues umfaßte.

Tonnenbinder's Familie gerieth später in's Elend. Sein Sohn und Erbe hatte den Erweiterungsbau des Hauses zu weit in das in der Poststraße angrenzende, ihm nicht angehörige Grundstück hineingeführt. In einen Proceß verwickelt, mußte er das nachbarliche Terrain für fünfunddreißigtausend Thaler erstehen. Zu diesem schweren Verluste kam, um sein Unglück zu beschleunigen, der Zusammensturz des schon bis zum Dache vollendeten Gebäudes.

Es war im März 1761, als der berühmte und berüchtigte Hofjuwelier und Münz-Entrepreneur Friedrich's des Großen, Veitel Heine Ephraim, vom König zum Ankauf eines zweiten Hauses und zum Etablissement seiner Kinder mit der Freiheit eines christlichen Banquiers bei rechtlichen Angelegenheiten vor und außer Gericht „begnadigt", von dem Apotheker Johann Faber das Grundstück erwarb. Ephraim hatte im Jahr 1754 seine berüchtigte Thätigkeit begonnen, nachdem Friedrich der Große einen Vertrag zur Prägung der Landesmünzen mit ihm abgeschlossen hatte, und stand trotz aller ihn compromittirenden Vorgänge sieben Jahre später noch immer in königlicher Gunst. So soll er jene acht, den Balkon unseres Hauses tragenden Säulen, welche von dem gräflich Brühl'schen Schlosse herrühren, das im siebenjährigen Kriege der Zerstörung preisgegeben wurde, von Friedrich dem Großen zum Geschenk erhalten haben.

Ephraim ließ nun nach Entfernung der Buden am Mühlendamm das Haus in Anschluß an das ältere Gebäude vollständig ausbauen und nach Dietrich's Angaben in derjenigen Gestalt aufführen, in der es sich noch gegenwärtig präsentirt.

Von dem gewaltigen Reichthum der Ephraim'schen Familie und der Stellung, welche sie einnahm, mag eine Episode Zeugniß geben, welche wir dem mit der Geschichte des alten Berlin so vertrauten Ferdinand Meyer nachzuerzählen uns gestatten. Ephraim's Vater besaß das Haus Nr. 30 in der Spandauer-Straße, welches nach seinem Tode auf den Sohn überging. Es lag dem Rathhause gegenüber und war das stattlichste unter den dreißig Häusern, welche die Juden bis zum Jahre 1763 überhaupt nur in Berlin besitzen durften. In diesem Hause wurde am 7. Januar 1740 auf besonderen Befehl der Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Herrschaft, wie auch der königlichen Familie, auf Ephraim's und seiner Söhne Kosten eine Eheverbindung zwischen zwei von ihnen erzogenen Waisen, Namens David Zacharias und Irie Wolff vollzogen. Die Judenschaft mußte zur Kurzweil des Hofes derartig aufgedrungene Ehrenbezeigungen über sich ergehen lassen, wußte aber durch den Schacher bei solchen Gelegenheiten sich dafür zu entschädigen. Die Façaden des Hauses waren mit prachtvollen Tapeten behangen. In einem Zimmer rechter Hand erblickte man ausgelegte Galanteriewaaren, zur Linken ein Gemach mit reichen französischen Stoffen, während Ephraim selbst in einem besonderen Zimmer seine Juwelen ausgestellt hatte und verschiedene jüdische Kaufleute kostbare Brabanter Spitzen nebst anderen Weißwaaren feilboten. Außerdem waren noch zwei Gemächer, das eine mit reichgestickten Gewändern, das andere mit feinen italienischen und holländischen Gemälden ausstaffirt. Den Fußboden des Hofes bedeckten Brabanter Tapeten; Tannenzweige nebst Hunderten von Lampen und Lichtern an den Außenwänden erhöhten den Glanz der Festlichkeit.

Gegen halb vier Uhr erschien der Hof mit zahlreichem Gefolge und wurde zunächst nach dem Seitenflügel rechter Hand geleitet, woselbst drei kostbar neumöblirte Zimmer zu seiner Aufwartung hergerichtet waren. — Demnächst fand eine Besichtigung der ausgelegten Waaren statt, verschiedene Einkäufe wurden befohlen und sodann die Trauung nach jüdischem Ceremoniell auf freiem Hofe unter einem Traghimmel vollzogen. Noch ein Tanz der jungen Leute, dem die fürstliche Gesellschaft beiwohnte, und zurück begab sich dieselbe nach Hofe.

Ephraim ließ sich nun eine glanzvolle Ausstattung des neu erworbenen Gebäudes angelegen sein. Bemerkenswerth ist das noch erhaltene „chinesische Zimmer" im zweiten Stockwerk und das schöne und hohe, mit kunstvoll gearbeitetem Geländer versehene Treppenhaus, das in sanfter Rundung hinansteigt und den Blick bis hoch oben an die Decke schweifen läßt.

Der König hatte ein persönliches Interesse an diesem Gebäude, in welchem er als Kronprinz eine Zeit lang geweilt und jenes bekannte Zusammentreffen mit seiner Braut, der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, gehabt hatte. Er soll später geäußert haben, daß das Gebäude nichts zu wünschen übrig lasse, als — einen Galgen, denn er (Ephraim) habe ihn ganz abscheulich betrogen.

Im Jahre 1843 fiel das Haus, nachdem es zwanzig Jahre früher aus den Händen der Nachkommen Ephraim's, welche auf dem anfangs bis zur Spree sich ausdehnenden Terrain eine Tabaksmühle erbaut hatten, in den Besitz des Kaufmanns Ulrici übergegangen war, dem Fiscus zu, wurde später aber wieder Privateigenthum. Seit jener Zeit ist die heilige Hermandad in den Vorderräumen des Gebäudes heimisch, in welchen für verschiedene Abtheilungen des Polizeipräsidiums die erforderlichen Bureaus eingerichtet sind.

Als sollte dieses ehrwürdige Bauwerk aus dem alten Berlin gleichsam das Recht haben, auch eine lebendige Originalität aus der „guten alten Zeit" in sich zu bergen, haust in demselben als „Castellan" ein wunderliches Männlein, das im altmodischen langen Rocke, mit den schlurrenden Pantoffeln an den Füßen, der langen Pfeife im Munde und dem abgenutzten Käppchen auf dem spärlichen Haare den Eindruck einer leibhaftigen Antiquität macht, welche das moderne Berlin aus dem vorigen Jahrhunderte überkommen hat. Auf unser mit rührender Devotion entgegengenommenes Ersuchen um einige, auf das Gebäude bezügliche Mittheilungen erzählte das Hausväterchen, daß es früher einmal in einem Zeitungsblatte gar Vieles und Schönes über das Haus, in dem es seit zwanzig Jahren dem Posten des Castellans vorstehe, gelesen habe. Auf unsere Frage, wann dies geschehen sein mochte, meinte der Alte nach einigem Sinnen: „Meine Frau ist in den Sechszigern gestorben und vorher ist es gewesen," und mit ungläubigem Kopfschütteln nahm er unsere Versicherung, diese ganz neue Art der Zeitrechnung als ein Curiosum aus der stumpfen Ecke an der Poststraße und dem Mühlendamme der „Gartenlaube" verrathen zu wollen, entgegen.

Und nun zu jener zweiten „stumpfen Ecke" Berlins, an welcher die große Friedrichsstraße mit der Behrenstraße sich kreuzt. Welch' ein anderes Bild entfaltet sich vor den Augen des Beschauers, wenn er seine Blicke auf den glanzvollen Bau der Passage richtet! Welch' ein Unterschied in den auf beiden Bildern vom Künstler mit frappirenden Zügen fixirten Physiognomien des öffentlichen Verkehrs! Dort an dem Mühlendamme das bunte Treiben des geschäftigen Lebens. Man sehe nur den Omnibus dort, welcher schwerbeladen dahinrasselt, sehe die ihren Fahrgast erwartende Droschke, deren Klepper einen drastischen Contrast bildet zu den prächtigen Rossen, wie man sie auf dem andern Bilde erblickt! Man betrachte nur jenen „Mühlendammer", welcher für einen Rock von etwas zweifelhafter Verfassung den „Rechten" gefunden hat, der nicht ohne Zögern in die Tasche greift, um den geforderten Preis zu erlegen; jenen Herrn, der ohne Zweifel die eiligen Schritte zur Börse lenkt, daneben den rastlosen Laufburschen, der, wie von der Tarantel gestochen, um die Wette mit einem maulkorblosen Köter davonläuft; weiterhin den bebrillten, zugeknöpften Bureaukraten, dem der Actenstaub noch vom vorigen Tage auf den Kleidern sitzt; die zierliche kleine Putzmacherin, welche auf dem Wege in's „Geschäft" ist, und vorn zur Rechten den biederen Blousenmann, mit dem Wächter des Gesetzes in eifriger Debatte über die Affaire Arnim begriffen.

Und nun vor der „Passage", welch' anderes Leben und Treiben, welch' Bild des Wohllebens, welcher Zusammenstrom eleganter Erscheinungen, welche Fülle großstädtischen Luxus! Und

als stattlicher Hintergrund zu diesem bewegten Genrebilde ragt der stolze Bau der Passage empor! Noch vor gar nicht so langer Zeit trugen die Straßen Berlins fast durchweg den Charakter tödtlicher Nüchternheit und echtester Kleinstädterei. Erst neuerdings und Hand in Hand mit dem Erwachen des nationalen Selbstgefühls ist auch der Sinn für schöne und der deutschen Residenz würdige Bauten erwacht, welcher in einer großen Reihe schnell hintereinander entstandener Werke seinen Ausdruck fand. Die Menge aber der neuen palastartigen Privathäuser und durch Eleganz des Stils, wie durch Gediegenheit des Materials ausgezeichneten öffentlichen Gebäude wird von der köstlichen Copie der weltberühmten Mailänder Passage überragt. Das großartige, 1873 vollendete Werk, an dem nur eines, der französische Name, zu bedauern ist, bedurfte zu seiner nach dem Entwurfe der Baumeister Kyllmann und Heyden ausgeführten Erbauung eines Zeitraums von drei Jahren. In einer Länge von vierhundertundzehn, einer Breite von sechsundzwanzig Fuß und einer Höhe von zweiundvierzig Fuß bildet die Passage, eine mit Glas überdeckte Verbindung zwischen der Straße „Unter den Linden“ und der Behrenstraße. Beide Façaden, nach den Linden und der Behrenstraße, sind im Stile reicher, an französische Kunst sich anlehnender Renaissance gehalten. Das Gebäude nach den Linden zu enthält außer vielen Nebenräumen einen prachtvollen großen Concert- und Redoutensaal, dessen Decke und Wände mit vorzüglichen Gemälden von Begas, Hildebrand und Ewald und dessen Fenster mit Glasgemälden geschmückt sind. Im Innern des nach der Behrenstraße gelegenen Flügels befinden sich echt großstädtisch eingerichtete Geschäftsräume, unter ihnen jene schönen und bequemen Correspondenzsäle, wie sie Berlin bisher nicht gekannt hat. Für eine geringe Vergütigung empfängt der Gast daselbst alle erforderlichen Schreibmaterialien, Couverts und Marken, um an comfortablen Pulten Briefe oder Depeschen zu schreiben. Ein Briefkasten nimmt das Geschriebene auf, um es direct in das Postbureau im Erdgeschosse hinabgleiten zu lassen, von wo es an Ort und Stelle expedirt wird.

Das Restaurationslocal der Passage umfaßt die ausgedehnten Räume des Entresols und des ersten Stockes, einen Complex von sechszehn Sälen und Nebengemächern, ihrer Anlage und inneren Einrichtung nach ebenso behaglich, wie luxuriös, ebenso künstlerisch schön in der Ausstattung, wie zweckentsprechend für den Gebrauch.

Vom Treppenflur, zu dem sich der Eingang in der Behrenstraße öffnet, führt eine Wendelstiege aus schlesischem Marmor in einem zwar schmalen, aber stattlichen Treppenhause zum ersten Geschoß hinauf. Ein langer Speisesaal mit sechszehn Fenstern Front nimmt den Raum nach der Behrenstraße hin ein. Er geht unmittelbar in den hohen, strahlenden Concertsaal über, welcher, von unserer „stumpfen Ecke“ gesehen, oberhalb des großen Eingangsthors von der Friedrichsstraße her liegt. Er ist von imposanter architektonischer Anlage und Decoration, dreiseitig nach der Straße hin abgeschlossen.

Vom Westende des Speisesaales führt die Wendeltreppe zu den Räumen des Entresols, in welchem namentlich die kolossalen Billardsäle Staunen erregen.

Die eigentliche Glasstraße, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend von dem promenirenden Publicum dichtgefüllt ist, die sogenannte „Kaisergalerie“, ist ganz in Terracotta ausgeführt und mit figürlichen Compositionen der Bildhauer Afinger, Enke, Wittig, Calandrelli u. A. geschmückt. Der Fußboden ist mit Mettlacher Platten belegt. Die Tausende, welche diese Galerie täglich passiren, richten in der Mehrzahl ihre Augen wohl weniger nach oben zu den herrlichen Ausschmückungen, die zu beschreiben einer eigenen Broschüre bedürfte, als nach den Seiten der Galerie, auf welchen eine Reihe von Magazinen, von denen eines immer reicher und eleganter ist, als das andere, die Schaulustigen anlockt.

Am belebtesten ist es in und vor der Passage zur Nachmittagszeit, wenn die junge vornehme Welt sich zur Promenade anschickt. Namentlich Sonntags, wenn der Himmel nicht eine gar zu düstere Miene macht, ist des Menschengewühls hier kein Ende. Einen solchen Moment belebter Nachmittagspromenade hat der Künstler zu seinem Bilde gewählt. Das Trottoir ist mit Spaziergängern reich besetzt; elegante Gestalten, geputzte Kinder überschreiten die Straße; durch den Eingang der Passage drängt sich die Menge; noble Equipagen jagen im Hintergrunde vorüber, und von stolzen Rossen herab übersieht ein vornehmes Paar das farbenreiche Gruppenbild vor der Passage. Wir folgen dem Strome, suchen in dem nach Wiener Muster eingerichteten Café, welches in der Mitte des Durchgangs zur Einkehr einladet, kurze Rast und lassen das Panorama großstädtisch-aristokratischen Lebens mit demselben Interesse an uns vorüberziehen mit welchem wir das bürgerlich-geschäftliche Getriebe an der „stumpfen Ecke“ des Mühlendammes beobachtet haben.

M. R.

Blätter und Blüthen.

Klein-Deutschland. Mit dem Namen „Klein-Deutschland“ oder auch „Dutchtown“, wie der Amerikaner es in seine Sprache übersetzt, wird ein ziemlich umfangreicher Stadttheil New-Yorks bezeichnet, der zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise von Deutschen bewohnt ist. Die obige Bezeichnung für das deutsche Quartier und namentlich die amerikanische Lesart derselben ist hier bei Weitem geläufiger als in Deutschland der Name Waldeck oder Lichtenstein. Der Ankömmling von drüben, an welchem Punkte der Manhattan-Insel er immer landen möge, darf sicher sein, daß er in dem Ersten, der ihm begegnet, einen sichern Wegweiser nach „Dutchtown“ findet.

Schon das äußere Gepräge dieses Stadttheils unterscheidet sich merklich von seiner Umgebung, allerdings nicht immer zum unbedingten Vortheile unserer Landsleute. Was ihn ganz besonders kennzeichnet, ist der in ihm durchweg vorherrschende Gebrauch der Muttersprache, leider in einer so verkommenen Gestalt, daß ein „Grünhorn“ (Bezeichnung für den Ankömmling) versucht werden könnte, sie für ein völlig fremdes Gewächs zu halten. Außerhalb „Dutchtown“ dürfte es auf der Erde kaum einen Platz geben, wo die verschiedensten deutschen Mundarten in gleicher Weise gegen einander ausgetauscht werden. Vom derben ostfriesischen Seemannsfluche bis zur gewähltesten Höflichkeitsformel eines biederen Sachsen varirt der herrliche Mutterlaut in allen ihm möglichen Modulationen. Durch den fortwährenden unmittelbaren Austausch der Dialecte einerseits und durch die Aufnahme vieler mundgerechter englischer Wörter, die meistens von unsern schwäbischen Landsleuten des bessern Klanges wegen mit der Nachsilbe „le“ geziert werden, andererseits entsteht jenes wundervolle Sprachsammelsurium, das in Pennsylvanien unter dem Namen „deutsch-pennsylvanisch“ sogar der Landessprache gefährlich zu werden droht.

„Klein-Deutschland“ umfaßt etwa vierhundert Häusergevierte oder sogenannte Blocks; es hat sechs Avenues oder Längenstraßen, die von vierzig und einigen Querstraßen rechtwinkelig geschnitten werden. Auf diesem Flecke wohnen nicht weniger als fünfzigtausend Deutsche einmüthig beieinander; in höchst einzelnen Fällen hat sich ihnen eine irische Familie zugesellt. Während politische Grenzen in keiner Weise sichtlich hervortreten und an die alten Tage der Heimath erinnern, scheint religiöser Einfluß durchgehend die Wahl einer Niederlassung bestimmt zu haben. So haben die Katholiken namentlich den untern oder südlichen Theil in Beschlag genommen, wo ihre mächtige Kathedrale an der dritten Straße den Schwerpunkt bildet, während die einfachen, meist thurmlosen Gotteshäuser der Protestanten und freien Gemeinden nur im oberen Theile zu finden sind. Will der Jude einer ähnlichen Neigung folgen, so siedelt er sich bei seinen Glaubensgenossen in der zehnten Straße an.

In industrieller und mercantiler Hinsicht steht „Klein Deutschland“ nicht nur keinem der übrigen Stadttheile nach, sondern es hat in verschiedenen Branchen des gewerbthätigen Lebens gar eine Berühmtheit erlangt. So beherrschen die Norddeutschen den ganzen Kram- und Gemüsemarkt New-Yorks, während Süddeutschland vorzügliche Bierwirthe liefert. Das Fleischer- und Bäckeramt betrachten die Schwaben als ihr Privilegium, wie die polnischen Juden die Weißwaaren- und Putzgeschäfte.

Wenn irgendwo in der Welt das Handwerk einen goldenen Boden hat, so ist dies ganz gewiß in „Dutchtown“ der Fall. Hier ist Armuth eine große Seltenheit; dahingegen würde man bei etwaiger Haussuchung kaum eine Familie finden, die nicht im Besitze eines Sparcassenbuches wäre, das freilich in den wenigsten Fällen Reichthümer enthält; denn nach hiesiger Auffassung der Begriffe „reich“ und „arm“ giebt ein Vermögen von zwei- bis dreitausend Dollars noch kaum das Recht, seinen Besitzer wohlhabend, geschweige denn ihn reich zu nennen.

Unter den Geschäftsstraßen, die unser „Deutschländchen“ der Länge nach durchschneiden (denn nur die Längenstraßen sind in größeren amerikanischen Städten die eigentlichen Geschäftsstraßen), darf ich zwei als besonders charakteristisch hervorheben: die Bowery, zugleich westliche Grenze, mit ihren zahlreichen Kunsttempeln und Vergnügungslocalen, die der Deutsche mit dem Irländer brüderlich theilt, und die Avenue B, an welcher sich die mercantilen Geschäfte concentriren. Letztere wird auch deutscher „Broadway“ genannt. Wenn man sich eine Leipziger Messe oder irgend einen der größten Jahrmärkte Deutschlands vergegenwärtigen will, so hat man damit eine ziemlich schwache Vorstellung von dem Leben und Treiben, das Tag für Tag, jahraus, jahrein auf dieser Promenade herrscht. Jedes Erdgeschoß ist eine blühende Werkstatt, jede Beletage ein brillanter Laden, und die streckenweise überdachten Seitenwege bilden einen unabsehbaren Stapelplatz für Waaren, offen für Jedermann; obwohl nun tausenderlei allerliebster Kleinigkeiten von geschickten Fingern ohne viel Aufhebens zu annectiren wären, gehört ein Diebstahl auf offener

Straße doch zu den Seltenheiten. Unsere Diebe sind gar romantische Naturen; sie lieben gefahrvolle Einbrüche, blutige Raubanfälle, aber es würde eine Schande für die ganze Sippschaft sein, ließe sich einer auf einem so gewöhnlichen und gefahrlosen Wege ertappen.

Je näher der Abend kommt und je mehr das Leben im unteren, dem eigentlichen Geschäftstheile der Stadt erstirbt, desto mehr beleben sich die Straßen im „kleinen Deutschland“. Tausende und aber Tausende von Familienvätern sind heimgekehrt, und ein Jeder derselben macht nach eingenommenem Abendbrod den üblichen Spaziergang mit Weib und Kindern, wobei in der Regel die Einkäufe für den folgenden Tag besorgt werden. Dem Nützlichen verbindet sich das Angenehme. Orgeldreher und fahrende Musikbanden erscheinen auf der Scene, beginnen jetzt den glanzvollsten Abschnitt ihrer Thätigkeit und finden auf Schritt und Tritt ein dankbar lauschendes Publicum. Fruchthändler und der unvermeidliche Zuckerwaaren-Verkäufer belagern die Straßenecken, und die pyramidenartig aufgestapelten Producte des Südens lächeln gar zu verführerisch in dieser magischen Kienspahnbeleuchtung. Ein zahlloses Heer barfüßiger Zeitungsjungen versorgt um diese Zeit den Markt mit echten und unechten Depeschen, die das Kabel am Nachmittage gebracht, oder mit Abendblättern, die in politisch-mageren Zeiten von schauerlichen Sensationen strotzen. Hie und da lodert eine mit Theer bestrichene Tonne mitten auf der Straße, um von irgend einem frohen Familienereignisse Kunde zu geben oder um die Reste verfaulten Bettstrohes zu verschlingen. Sobald die Witterung ein längeres Verweilen unter freiem Himmel gestattet, entfaltet das beschriebene Bild sich in einem noch größeren Maßstabe auf dem „Tompkin-Square“, einem großen quadratförmigen freien Platze im Centrum unseres deutschen Quartieres.

Auch im Uebrigen hat der Bewohner „Dutchtowns“ sich den Gebräuchen der alten Heimath wenig entfremdet; ja manche seiner Naturanlagen scheinen hier sogar noch einer höheren Entwickelung fähig zu sein. Der Genuß des Bieres zum Beispiel ist verhältnißmäßig stärker als in irgend einer durstigen Stadt der alten Welt, selbst München nicht ausgenommen. Bier und Sauerkraut sind die einzigen deutschen Wörter, welche hinsichtlich ihrer Aussprache dem Amerikaner keine Schwierigkeiten machen, die einzigen Laute, die ihm zu Gebote stehen, wenn er das Nationalgefühl seines teutonischen Vetters reizen will, und nicht selten haben wir die Ehre Mr. Lagerbier oder Mr. Sauerkraut angeredet zu werden. Gambrinus ist der gute Geist in jeder Familie: ihm zu Ehren thront der Pitcher (Krug) in allen Größen und Formen auf dem Kamingesimse jeder Haushaltung, und die ritterliche Gestalt des edlen Flandern erscheint in allen unseren Festzügen und ungleich majestätischer als die verblichene Fratze des irischen Sanct Patricks, der bei dergleichen Gelegenheiten den Whiskey zu repräsentiren hat.

Wie man Bowery die Kunststraß- Avenue B die Geschäftsstraße nennen könnte, so ließe sich Avenue A als Lagerbierstraße bezeichnen. Hier reiht sich eine Halle des erhabenen Gambrinus an die andere; hin und wieder nur ward es einem Austern-Salon oder einer Specereihandlung gestattet, die Eintönigkeit zu unterbrechen. „Das muß ein gar gemüthliches Kneipenleben sein,“ denkt man gewiß in Deutschland. Aber man irrt sich; gemüthlich ist es keineswegs, und so ein alter, regulärer Stammgast von drüben möchte das Leben in einem New-Yorker Bierlocale höchst unbehaglich, sogar unheimlich finden. In vielen Fällen wird der Mann auf seinen Biergängen vom Weibe begleitet, das sich theils unter die Gesellschaft des Salons mischt, theils gleich einer Rebekka am Brunnen mit dem Kruge am Schenktisch auf den Quell des Lebens wartet. Wenn der deutsche Mann hier ein Auge zuzudrücken hat, genießt er auf der andern Seite das dem Amerikaner fast unbekannte Glück, in seinem Weibe eine treue Lebensgefährtin zu besitzen. Mit geringer Ausnahme ist das deutsche Weib hier eine wackere, in das Geschäft oft fördernd eingreifende Hausfrau. Die Weiberrechtlerinnen haben im „Deutschländchen“ bisher wenig Anklang gefunden, während es unseren Frauen keineswegs an Energie fehlt, die ihnen innerhalb ihres Bereiches zustehenden Rechte mit dem größten Nachdrucke zu vertheidigen. So war ich noch vor wenigen Tagen Zeuge einer gar komischen Scene, die darin bestand, daß ein Haufen Mütter einen Yankee, der sich etwas vorwitzig über den deutschen Kindersegen ausgesprochen hatte, mit Besenstielen bis zur Grenze transportirten.

Bezüglich der Temperanz- und Sonntagsgesetze nimmt „Klein Deutschland“ dem übrigen New-York gegenüber eine immerwährend feindliche Stellung ein, die in ruhigen Zeiten jedoch niemals einen herausfordernden Charakter annimmt. In der Wahlzeit aber würde ein politischer Candidat nie auf die Stimme eines Deutschen zählen können, wofern er es unterließe, die Beseitigung der verhaßten Gesetze in sein Programm aufzunehmen. So wenig der Deutsche sich sonst um die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt kümmert, an seinem Sonntagsvergnügen hat er mit der ihm eigenen Zähigkeit festgehalten. Während in den irischen und Yankee-Quartieren der Sonntag eine plötzliche unheimliche Stille hervorruft, gleicht das Völkchen von „Dutchtown“ an diesem Tage einem summenden Bienenschwarme in der Stille des Urwaldes.

Die zahllosen Vergnügungslocale, die Volks- und Nationalgärten an der Bowery sind bereits am Nachmittage übervölkert, und Kunstgenüsse der verschiedensten Art vom classischen Drama bis zur Puppen-Komödie herab befriedigen den Geschmack und das vorhandene Bedürfniß in jeder Richtung. Neben diesen für Jedermann meistens gratis geöffneten Kunsttempeln laden zahlreiche Vereine und Gesellschaften zu ihren Abendunterhaltungen ein; Gesang, Declamation, ein Lustspiel, abwechselnd mit einer Operette, und Ball bilden in den meisten Fällen das während der Saison wenig veränderte Programm. Unser „Deutschländchen“ zählt allein an sechszig Gesangvereine, unter denen mehrere ihr eigenes Local besitzen. Während der Sommermonate werden die Sonntage natürlich zu weiteren Ausflügen benutzt; Excursionen zu Wasser oder zu Lande dürfen bei uns Deutschen stets auf lebhafte Theilnahme rechnen, und vor allen Plätzen ist das liebliche „Staten-Island“ am Eingange der Bai von New-York das Ziel unserer sonntäglichen Wallfahrten. Die schattenreichen Waldungen, die anmuthigen Hügel, die eine weite Aussicht auf das Meer gestatten, zumeist aber das Kommen und Gehen heimathlicher Segel — alles Dies übt einen ganz besonderen Zauber und läßt uns die liebe alte Heimath nie ganz vergessen. Die Anziehungskraft dieses Eiländchens ist so gewaltig, daß selbst die entsetzliche Westfield-Katastrophe, die an einem Sonntagnachmittage des vorigen Sommers mehr als hundert Menschenleben auf dieser Fahrt vernichtete, seiner Frequenz kaum etwas geschadet hat. Auch die an der Nordseite der Stadt gelegenen Parks bieten unseren deutschen Völkerschaften ein günstiges Terrain zur Abhaltung landesüblicher Feste, unter denen das dreitägige Cannstädter Volksfest eine hervorragende Stelle einnimmt. An dieses schließt sich dann eine Reihe von Kirchweihen, Schützen- und Sängerfesten, Wurst- und Traubenmärkten, die erst spät im Herbste ihr Ende erreicht.

Auf dem Gebiete der Politik, das bekanntlich hier zu Lande zu den einträglichsten gehört, haben unsere Klein-Deutschen sich bisher am unthätigsten gezeigt, und ich bin genöthigt, ihnen diese Lauheit bis zu einem gewissen Grade als eine Ehre anzurechnen. Die himmelschreienden und vor aller Welt beispiellos dastehenden Uebelstände in der städtischen Verwaltung New-Yorks belasten das Conto unseres ehrlichen Namens nicht mit dem geringsten Posten, und kein Deutscher figurirt auf der Liste unserer größten und gemeinsten Staatsverbrecher. Zwar besitzen wir auch unsere politischen Genossenschaften, jedoch nur, um am Wahltage die Parade mitmachen zu können. Auch fehlt es im „Deutschländchen“ nicht an sogenannten Wardpolitikern, ehrlosen Subjecten, die den Judaslohn sicher nicht von der Hand weisen würden; allein das politisch schwerfällige deutsche Element ließ sich für ihre Zwecke nie verwerthen. Erst die allmächtig strahlende Siegessonne des deutschen Kaiserreichs erweckte auch bei uns Deutsch-Amerikanern neues politisches Bewußtsein und eine regere Theilnahme am öffentlichen Leben. In jenen glorreichen Tagen war es eine Lust, durch's „Deutschländchen“ zu wandern. Guirlanden und Kränze schmückten jeden Giebel, und die Fahnen verschwanden fast nie von den Dächern. Jünglinge, die „Wacht am Rhein“ singend, durchzogen die Straßen Arm in Arm, als ginge es zu einer Rekrutenaushebung oder zum Ausmarsche in's Feld. Die wunderbare „Nationalhymne“ erklang vom frühen Morgen bis spät in die Nacht; sie klang aus jeder Bierhalle, aus jedem Arbeitsshop; der Vater lehrte sie seinem Knaben; die Mutter sang ihren Säugling damit zur Ruhe. Versammlungen fanden an allen Ecken und Enden statt; ich erinnere mich, daß ich an einem Abend an sieben verschiedenen Plätzen Sympathien für die gerechte Sache meines Vaterlandes zum Ausdrucke gebracht habe. Uebrigens nehmen seit dieser Zeit die Deutschen mehr Antheil an den hiesigen politischen Bewegungen.

J. J.

Die Friedenslinde an der Hasenhaide. Ueber die Großthaten der Gegenwart und deren Verherrlichung sollen wir nicht vergessen, daß auch unsere Vorfahren große Zeiten gesehen, Zeiten, denen wir um ihrer gewaltigen uns noch heute fruchtenden Errungenschaften willen ein pietätvolles Gedenken schulden. Die Epoche von 1813 bis 1815 ist in der Geschichte deutschen Ruhmes ein nicht minder wichtiger Merkstein, wie das glorreiche Jahr 1870/71 es ist, und darum sollen uns die Denkmäler jener Zeit der Befreiung vom fremden Joche immerdar heilig bleiben. Nun steht aber auf einem Hügel am Eingange zur Hasenhaide bei Berlin (von der Seite des Cottbuser Thores aus), dicht neben der Happold'schen Brauerei eine prachtvolle Linde, welche nach den blutigen Kämpfen der Befreiungskriege von patriotischen deutschen Männern zur Feier des Friedensschlusses gepflanzt wurde — heute ist sie fast ganz vergessen; aber nicht nur das, ihre Wuzeln sind in einer Tiefe von sechs bis acht Fuß vom Erdreich völlig entblößt. Regen und Wind verzehren den Hügel immer mehr, und der nächste Sturm kann den Baum fällen, den unsere Großväter zu Ehren des Vaterlandes gepflanzt haben. Im Hinblicke auf diese für uns beschämende Möglichkeit dürfte es, wie uns von einer Anzahl Berliner Bürger mitgetheilt wird, nöthig sein, zur Befestigung der zu machenden Erdaufschüttung das Terrain dieser Friedenslinde abzusteifen oder um den Hügel eine kleine Mauer zu ziehen; denn ohne solchen Gegenhalt würde trotz geschehener Ergänzung der weggefallenen Erde nach einigen Jahren der Zustand dieser Erinnerungsstätte derselbe sein, wie heute. Wie leicht wäre hier geholfen!

Kleiner Briefkasten.

K. in B—n. Wir haben das neue Lindau'sche Stück noch nicht gesehen und deshalb kein Urtheil darüber. Nach Berliner Berichten hat es dort bei der ersten Vorstellung wenig angesprochen, wird aber trotzdem im Schauspielhause weiter aufgeführt und macht volle Häuser. Nach Dresdener Mittheilungen hat dagegen der „Erfolg“ — zweifelsohne Erfolg gehabt.

M. in Kbg. Warum nicht? Auch die Pädagogen ziehen zuweilen die Schalksjacke an. Im Jahre 1852 konnte man in Nordamerika noch einen englisch geschriebenen Leitfaden der Geographie finden, der über Deutschland nur Folgendes zu berichten hatte: Deutschland ist ein großes Land mit großen Wäldern, **in denen viel Pech fabricirt wird.** — Hatte der Mann bis 1870 so sehr Unrecht?

In der Verlagshandlung der „Gartenlaube“ ist so eben in einer eleganten Buch-Ausgabe erschienen:

E. Marlitt,

Die zweite Frau.

2 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 49. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Ein Meteor.

Von E. Werber.*

Mein Leben ist einsam und fruchtlos wie die Haide, auf der ich geboren ward. Ich will auch nicht von mir, sondern von einem Meteore erzählen, welches leuchtend vom Horizonte meiner Haide aufstieg und zu meinen Füßen erlosch.

Ich hatte etwa zehn Jahre als Maler in B. gelebt, als ein Buch im Druck erschien, welches große Bewunderung und großen Verdruß hervorrief. Dieses Buch führte den Titel „Alltagslichter und Meteore“. Der Verfasser dieses originellen und geistreichen Werkes hatte sich nicht genannt, und es war meinen allerdings beschränkten Forschungen nicht gelungen, seinen Namen aufzufinden.

Um dieselbe Zeit riefen mich Familienverhältnisse nach W. Dort erfuhr ich den Namen des Verfassers und zugleich Näheres über ihn selbst. Er war Ordensherr eines kirchlichen Stifts und Collegiums in Dalmatien. Ich will jenes Stift in meiner Erzählung „Constantin“ und den Verfasser des Buches „Bodiwil“ nennen.

Man wußte nur wenig vom Stift. Es waren wohl von Zeit zu Zeit in den Kirchenberichten kleine zerstreute Bemerkungen darüber erschienen, welche von einer Malerschule sprachen, die einer der Stiftsherren zu Constantin gegründet habe; allein das Stift lag einsam und gänzlich abgeschnitten von der Kunstwelt, und der Begriff von klösterlicher Tendenz, welcher sich bei Nennung des Stiftes unwillkürlich aufdrängte, hatte keine Sympathie in den Künstlerkreisen erweckt und ein lebhaftes und allgemeines Interesse für die obscure Malerschule zu Constantin nicht aufkommen lassen. Man hielt es nicht der Mühe werth, sich von der Sache zu überzeugen; man dachte, eine Schule von künstlerischer Bedeutung würde suchen, sich öffentlich zur Geltung zu bringen, während die Schule des Stiftes Constantin niemals einen Schritt aus ihrer klösterlichen Zelle gethan. Die Künstler insbesondere betrachteten die Malerei zu Constantin, wenn sie wirklich existirte, als eine dilettantische Stümperei, durchaus nicht der Beachtung und höchstens eines Lächelns werth.

Das Buch „Alltagslichter und Meteore“ aber hatte, da der Verleger desselben den Namen des Verfassers verrieth, mit einem Schlage die Neugier erweckt, und als kurze Zeit darauf — noch während meines Aufenthaltes in W. — der kunstsinnige Fürst Ap. von einer Reise in Dalmatien zwei Gemälde des Stifts nach W. brachte und für seine Bekannten und die Künstler in der Gemäldegalerie seines Palais ausstellte, da merkten die Künstler wohl, daß die Malerei zu Constantin etwas sehr Ernsthaftes, etwas sehr Neues und Bedeutendes sei. Die Bilder stammten von Bodiwil, dem Haupte der Schule, und als ich sie zum ersten Male sah, empfand ich etwas wie einen elektrischen Stoß.

Das eine stellte Satan in der gewitterhaften Schönheit des grollenden Engels dar. Er stand im schwarzen Strahl seiner Fittige. Das zweite hatte zum Gegenstande: Fingal, welcher den Geist Loda's mit seinem Speere durchbohrt, eine Episode aus dem Ossian'schen Gedichte Carrik-Thura. Es war ein Bild, in die Nacht hinein gemalt. Aus schwarzbrauner Wolke beugte sich die ungeheure, neblichte Gestalt Loda's, von dem hinter ihr stehenden blutigen Monde durchschimmert. Dasselbe Licht, aber stark und voll, fiel auf Fingal's Angesicht, seinen rechten Arm und den emporgehobenen Speer. Alles Uebrige war Nacht.

Da standen wir und staunten, wir kleinen Maler, und fühlten den Wurm im Herzen, den Wurm der Geistesarmuth. Ja, wir waren nur malende Alltagsmenschen, Alltagslichter, der Stiftsherr Bodiwil aber war der malende Poet — das Meteor.

Ich faßte eine wahre Leidenschaft für Bodiwil's Genie und empfand den brennenden Wunsch, ihn kennen zu lernen. Das Gerücht, Bodiwil habe eine Einladung des Fürsten Ap. angenommen und werde binnen Kurzem in W. eintreffen, wurde mir vom Fürsten Ap. selbst bestätigt. Indessen verzögerte sich Bodiwil's Ankunft, und mein Urlaub war zu Ende. Ich mußte nach B. zurück, wo ich die Fresken für ein neues städtisches Gebäude übernommen und bereits angefangen hatte.

In B. vernahm ich nach einigen Wochen die Ankunft Bodiwil's in W. Ich hoffte stets, mich für einige Tage von B. entfernen zu können, allein die Einweihung des neuen Gebäudes war auf einen festgesetzten Zeitpunkt bestimmt, die Arbeit sehr umfangreich, kurz, es war an ein Fortgehen von B. nicht zu denken.

Fünf Monate vergingen. Ich hörte, daß Bodiwil W. längst verlassen habe und nach Constantin zurückgekehrt sei. Nach fünf weiteren Monaten war meine Arbeit beendet. Ich hatte mich übermüdet und bedurfte der Erholung. Eine Reise nach Dalmatien lag mir im Sinn; ohne aber mich dafür entschieden zu haben, ging ich nach W., wo ich vorerst Näheres über Bodiwil zu erfahren hoffte.

Die Urtheile und Meinungen meiner Bekannten in W. — meistens Künstler — waren verschieden; allein eigentliche Sympathie hatte Bodiwil in Keinem derselben erweckt. Einige hielten ihn für überaus stolz und jede nähere Berührung abwehrend. Andere glaubten, es liege diesem Stolze Menschenscheu und über-

* Verfasser von „Eine Leidenschaft“. Die Redaction.

Digitized by Google

reizte Sensitivität zu Grunde. Seine Art zu sprechen bezeichneten Alle als fließend und natürlich; allein Einige meinten, er spreche nur wenig. Andere hoben mit Tadel hervor, daß er mit verschiedenen Personen in verschiedenem Tone spreche und die Eindrücke, welche diese Personen auf ihn machten, viel zu sehr fühlbar werden lasse, und noch Einige bemerkten mit Verdruß, er sage fast immer Dinge, welche keinem Anderen noch eingefallen seien. —

Ich sah, daß Bodiwil's ausgeprägte und überlegene Individualität im Kreise dieser Menschen, von welchen jeder Einzelne sich für sehr bedeutend hielt, Unbehagen und Neid hervorrief. Der Wunsch, Bodiwil persönlich kennen zu lernen, wurde nur dringender in mir; ein Besuch beim Fürsten Ap., dem liebenswürdigen Bewunderer und Freunde Bodiwil's, bestimmte mich unwiderruflich zu einer Reise nach dem Stifte Constantin. Vom Fürsten brieflich an den Prälaten des Stiftes und an Bodiwil empfohlen, durfte ich hoffen, gütig empfangen zu werden.

Da ich nicht von mir und nicht von meiner Reise erzählen will, so übergehe ich die ersten neun Tage derselben. Ich war theils mit der Post, theils zu Fuße gereist. Im Städtchen Bl. nahm ich einen Führer und zwei kleine starke Pferde. Wir verließen die Poststraße und nahmen den Weg über die Berge, die Ausläufer der julischen Alpen.

Es war Anfang September; die Frische der Luft und die Düfte des Waldes berauschten mich und gaben meiner Erwartung einen besonderen poetischen Reiz. Das Gebirge verflachte sich allmählich; das Thal erweiterte sich, und am Vormittage des zweiten Tages wurde die Gegend mehr und mehr einsam. Wir kamen an mehreren fast ganz trockenen Teichen vorüber. Der Boden wurde moooricht und war nur zuweilen durch ein dürftiges Wäldchen geschmückt.

Gegen Abend kamen wir durch ein Dorf, und von hier erhob sich rechts allmählich eine niedrige grüne Hügelkette, während links die braune Ebene sich hinzog, von den stahlblauen Bergen begrenzt. Die Hügel bildeten kleine Vorsprünge in die Ebene und hatten beinahe die anmuthigen Windungen eines Flusses. Als wir den fünften dieser Vorsprünge umgangen, wies mein Führer mit dem Finger auf den nächsten und sagte:

„Sieh, Herr, dort liegt das Stift Constantin.“

Ich hielt mein Pferd an. Die Sonne war noch nicht hinuntergegangen. Sie hing über dem fernen Gebirge, strahlenlos und blutroth; das Stift stand von ihrer Lohe übergossen. Die Abendglocke begann vom Hügel herab zu läuten; sie hatte einen ernsten majestätischen Klang. Als die Sonne verschwand, schwieg die Glocke. Der Himmel brannte noch; das Gebirge aber hüllte sich in einen sammtenen Duft und an seinem Fuße tauchten rosige Dünste auf, vielfach zerrissen und langsam erbleichend. Dann sank die Dämmerung schnell herab. Ich trieb mein Pferd zur Eile an und wandte den Blick jetzt nicht mehr vom Stiftsgebäude.

Es war in byzantinischem Stile erbaut, überaus groß und imposant und schien mindestens dreihundert bis vierhundert Jahre alt zu sein. An den zwei Stockwerken der uns zugewandten Seite zählte ich vierundsechszig Doppelfenster. Dies war die lange Seite des Gebäudes. Sie hatte zwei Eingänge: ein hohes Portal und eine niedrige Pforte, welche recht klösterlich aussah. Die Bäume eines Gartens ragten von der Rückseite über das flache Dach. An der östlichen kurzen Seite des Gebäudes schoß ein runder schlanker Thurm in die Höhe, an dem ein vergoldetes Kreuz blinkte.

Wir erreichten eine große, dem Stifte gehörende Meierei, wo ich die Nacht zu bleiben beschloß. Ich erfuhr dort, daß die Stiftsherren große Freiheit genössen. Sie trügen weltliche, nur mäßig lange Kleidung und wären nicht gebunden, die Messe zu lesen. Diese, wie alle streng priesterlichen Pflichten wären auf zwei Geistliche übertragen, welche dem Orden des Stifts nicht angehörten. Die Stiftsherren selbst beschäftigten sich hauptsächlich mit der intellectuellen Ausbildung der Zöglinge und mit der christlichen Gelehrsamkeit.

— Am nächsten Morgen um neun Uhr machte ich mich auf den Weg zum Stifte. Da die Länge meines Aufenthaltes in Constantin von dem Empfange beim Prälaten und Bodiwil abhing, so entließ ich meinen Führer vorläufig nicht.

Das Stift war nur zweihundert Schritte von der Meierei entfernt. Ich ging durch das offene Portal in einen länglich viereckigen Hof, den ein niedriger, gedeckter Säulengang mit dem Gebäude verband. Die Steine des Hofes waren mit Moos überwuchert. In der Mitte lag ein rundes, von Oleanderbäumen umgebenes Bassin, in dessen trübem Wasser einige Enten schwammen.

Ein unter den Säulen gehender junger Mann kam auf mich zu, höflich fragend, ob er mir in Etwas dienen könne. Ich erfuhr durch ihn, daß der Prälat für einige Wochen verreist, Bodiwil aber im Stifte anwesend sei. Er führte mich in einen Saal, wo er mich Bodiwil zu erwarten bat, den er von meiner Anwesenheit in Kenntniß setzen wolle. Ich bat ihn, Bodiwil den Brief des Fürsten Ap. zu übergeben.

Der Boden des Saales war mit bunten Strohmatten belegt. Von den breiten Doppelfenstern fielen blaue Vorhänge herab; altmodische Stühle standen steif an den Wänden. Nach einigen Minuten trat ein Mann herein — ich werde die Erscheinung nie vergessen. Er war mehr als mittelgroß und überaus fein gebaut. Sein schwarzes gelocktes Haar fiel in Büscheln auf eine weite und weiße Stirn. Ich fühlte, daß dieser Mann Bodiwil war.

Sein ernstes Auge fixirte mich einen Augenblick, dann sagte er mit warmer Stimme und mir die Hand entgegenreichend: „Ich danke Ihnen für das Interesse, welches Sie an mir nehmen. Wie? Um mich zu sehen, haben Sie diese Reise gemacht?“

Dieser einfache und herzliche Empfang bezauberte mich.

Ich sagte ihm, daß ich, um ihn kennen zu lernen, nicht nur nach Dalmatien, sondern bis nach Japan gegangen sein würde.

„Hat man Ihnen in W. nicht gesagt, daß ich unangenehm sei?“ frug er fein lächelnd.

Ich erzählte ihm ganz offen, wie meine Bekannten über ihn urtheilten, und versicherte ihm, daß diese Urtheile meinen Wunsch, ihn kennen zu lernen, noch gesteigert hätten.

„Hätte man Sie in W. liebenswürdig und sympathisch gefunden,“ setzte ich hinzu, „so würde ich aufgehört haben, mich für Sie zu interessiren, ja, ich würde sogar nicht mehr geglaubt haben, daß Sie es sind, der ‚Satan‘ und ‚Fingal‘ malte.“

„Es ist nicht meine Schuld,“ versetzte Bodiwil, „daß ‚Satan‘ und ‚Fingal‘ zur Ansicht des Publicums gelangten. Ich gab die Bilder dem Fürsten Ap. als einen sehr schwachen Ausdruck meiner Verehrung für ihn. Sie glauben nicht, welche ursprüngliche, große Natur der Fürst ist; allein deshalb ist er auch in seinen Gefühlen nicht zu bändigen. Seine Bewunderung für mein schwaches Talent geht fast bis zur Vergötterung und beschämt mich. Ich empfand ein großes Unbehagen, als ich erfuhr, meine Gemälde seien in W. bekannt geworden.“

Auf meine Frage, ob er beabsichtige, immer verborgen zu bleiben, antwortete er: „Ja. Es existirt so viel Schöneres und Größeres, als ich schaffe, daß die Welt mich sehr leicht entbehren kann. Als ich glaubte, durch meine Ideen über die Alltagslichter und die Meteore im Leben und in der Kunst der Welt nützlich sein zu können, beging ich einen großen Irrthum.“

„Wie so?“ frug ich erstaunt.

„Anstatt Aufklärung zu geben, habe ich nur Verdruß und Neid geweckt. Anstatt die Mittelmäßigkeit in ihre Grenzen zu verweisen, habe ich sie zu noch größerem Dünkel aufgestachelt. Keiner will ein Alltagslicht sein; Jeder hält den Andern dafür, aber niemals sich selbst. Alle wollen Meteore sein. Die mittelmäßigen Alltagsmenschen, welche ich früher nur als würdevoll, sicher, gespreizt, herablassend und vorlaut gekannt, fand ich, nachdem sie mein Buch gelesen, arrogant, herausfordernd, impertinent, pomphaft aufgebläht und tödtlich bewaffnet. Die wenigen Meteore, die ich sah, flogen schweigend und mit scheu zurückgehaltenem Athem vorüber. Denn die Alltagsmenschen, die sonst mit mitleidiger Duldung diesen Meteoren zuweilen einen gütigen Blick durch die Lorgnette zuwarfen, bellten sie jetzt an, wie die Hunde den Mond. Als ich dies sah, unterdrückte ich die im Druck begriffene dritte Auflage des Buchs und entschädigte den Verleger aus meiner Casse.“

„Sie können aber die bestehenden Exemplare nicht vertilgen,“ sagte ich.

„Das ist auch nicht nöthig,“ erwiderte er ironisch; „die Zeit wird sie vertilgen.“

Er hatte sich bei diesen Worten im Saale umgesehen und

fragte mich, wo ich mein Gepäck habe. Ich sagte ihm, daß ich es im Meierhofe bei meinem Führer gelassen.

„Sie brauchen jetzt keinen Führer mehr," fiel er lächelnd ein. „Ich bestehe darauf, daß Sie einige Wochen hier bleiben und mein Gast sind. Ihr Gepäck werde ich sogleich holen lassen; den Führer können Sie im Laufe des Tages verabschieden. Sind Sie damit einverstanden?"

„Sie überschütten mich mit Güte," sagte ich, „und thun es auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich entschlossen bin, zu bleiben und mich ruhig überschütten zu lassen."

Er bat mich nun, mit ihm auf seine Zelle zu kommen. Wir verließen den Saal. Bodiwil hatte einen leichten, eleganten Schritt und eine prächtige Haltung. Er sagte mir, indem wir einen langen Gang durchschritten, daß die Fundamente des Gebäudes römischen Ursprunges seien. Es sei anzunehmen, daß die Saracenen später eine Festung hier gehabt, wofür der orientalische Thurm an der Ostseite des Gebäudes spreche. „Im Erdgeschosse," sagte er, „sind das Empfangszimmer, ein immenser Festsaal, welcher die ganze Westseite einnimmt, die Zimmer des Prälaten, die Bibliothek, eine Naturaliensammlung, das Refectorium, die Apotheke, mehrere Lehrsäle und die Kapelle. Im oberen Stocke liegen die Zimmer der Stiftsherren und der Zöglinge, die Fremdenzimmer, eine Gemäldesammlung, einige Lehrsäle und das Atelier der malenden Zöglinge."

Wir stiegen über eine steinerne Treppe in den obern Stock, wo auf der Nordseite über dem Garten Bodiwil's Zelle lag, wie er sein Zimmer nannte. Es war ein Saal, durch einen Vorhang von schwerem violettem Seidendamast in zwei ungleiche Theile getheilt. Die größere Hälfte bildete Bodiwil's Studir- und Wohnstube; in der kleineren schlief er. Der Vorhang war in der Mitte offen; ich sah über Bodiwil's Bett ein Gemälde, eine Sphinx darstellend. In der Studirstube standen ein Schreibepult, ein Piano, verschiedene Glasschränke, in welchen ich Bücher und ägyptische Merkwürdigkeiten sah; auf einer niedrigen Truhe stand ein ägyptischer Sarg, der eine Mumie enthielt.

Bodiwil sagte, als er meine Ueberraschung sah: „Wundern Sie sich über meine Vorliebe für Aegypten? Ich habe stets eine unbezwingliche Neigung für das tiefsinnige Land der Sphinxen gehabt, und der Wunsch, jenes Land zu sehen, wurde eine Plage für mich und für Andere. Mein Oheim, der Prälat, wollte mich wohl nach Italien gehen lassen, weil er dachte, es sei für meine künstlerische Ausbildung nothwendig; allein eine Reise nach Aegypten hielt er für unzweckmäßig. Ich ließ mich nach Italien schicken, und von da aus ging ich, ohne um Erlaubniß zu fragen, nach Aegypten. Ich schrieb dem Prälaten aus Kairo, daß, wenn er mir diese Unart nicht verzeihe, ich Muselmann werden und einen Turban tragen werde. Darauf kam eine vollständige Verzeihung und die Erlaubniß, das ganze Nilthal bereisen zu dürfen."

Auf meine Frage, wie lange Zeit er dazu gebraucht habe, antwortete er:

„Zwei Monate; was für die Schätze Aegyptens gerade so wenig ist, wie zwei Tage für die Genüsse dieser Erde."

„Darf ich das Gemälde über Ihrem Bette sehen?" fragte ich.

Bodiwil zögerte, wie es mir schien, einen Moment, sagte aber sehr verbindlich: „Gewiß, es ist mein bestes Bild; allein dies ist das Verdienst des Gegenstandes und nicht das meinige."

Das Gemälde wirkte auf mich wie jene Weine, welche erst eine süße Wärme, aber nach und nach ein fahrendes, wahnsinniges Feuer in uns verbreiten. Die Sphinx lag im Sande hingestreckt, das Angesicht voll dem Beschauer zuwendend. Das Licht im Bilde hatte die matte bräunliche Färbung der Abenddämmerung. Ein Purpurstreifen, der sich am Himmel hinzog, ließ einen zarten Schimmer auf den Scheitel der Sphinx fallen. Der Scheitel war von der strengen ägyptischen Haube bedeckt, welche bis zu den Schultern herab fiel und ein weißes, mit goldenen Fäden durchwirktes Gewebe zu sein schien. Das Angesicht der Sphinx, welche nicht ein steinernes Bild, sondern ein lebendiges Weib war, hatte die Blässe einer sehr blassen Theerose. Feine, gerade Augenbrauen zogen sich über den nicht besonders großen, mandelförmigen Augen hin, welche die Farbe einer reifen Haselnuß hatten. Der Mund war unbeschreiblich süß und unbeschreiblich ernst, das Kinn weich und oval. Zwei dicke braune Flechten fielen unter der Haube herab und verschlangen sich auf der Brust zu einem reichen Knoten.

Aber die Stirn! Sie war breit, voll und von so geistiger Feinheit, daß die Gedanken darunter hervorzuleuchten schienen. Der Ausdruck der Augen war leidenschaftlich und tiefsinnig, sanft und begeistert, durchdringend und träumerisch. Ich dachte bei mir: wenn ein solches Weib lebt, der, welcher es sähe, müßte seine Seele daran verlieren.

Bodiwil führte mich nun in sein Privat-Atelier, welches neben dem Studirzimmer lag. Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich hier eingehend von den Bildern sprechen, welche ich sah. Ich hebe nur einen Christus hervor, in dessen herrlichem Angesichte Hoheit, Milde und feine Ironie auf's Wunderbarste verschmolzen waren. Alle Bilder Bodiwil's hatten indeß die Gewalt der Wahrheit und des Ureigenen. Täglich, so lange ich im Stifte war, stand ich vor diesen Schöpfungen, und mit jedem Tage bewunderte ich sie mehr. Der Fürst Ap. hatte mit Recht gesagt: „Bodiwil's Bilder erinnern an keine Schule und an keine Epoche. Es ist eine absolute, große Individualität darin, die Individualität eines gottbegnadeten Genies."

Bodiwil's Schule zählte neun Zöglinge, von welchen zwei bedeutendes Talent hatten. Ihre Bilder waren übrigens frei gewählt und frei ausgeführt. Bodiwil's Princip war, die Individualität seiner Schüler herauszulocken; er wollte, daß Jeder eine eigene Auffassung und Gefühlsweise, einen eigenen Styl, eigenen Ausdruck und Ton habe. Er erkannte diese Verschiedenheiten unter seinen Schülern mit seltenem Scharfsinne und bildete sie künstlerisch aus durch die Unmittelbarkeit und Feinheit seines Genies.

Dieses Princip der Originalität, der Vielseitigkeit gab der kleinen Schule zu Constantin einen Vorzug, der nicht genug geschätzt werden kann. Bodiwil war übrigens nicht eigentlich der Stifter der Schule. Er erzählte mir, daß er im Alter von zwölf Jahren seine Eltern verloren habe. Der Prälat des Stiftes, ein Bruder von Bodiwil's Vater, führte den verwaisten Knaben nach Constantin. Es hatte damals schon ein älterer Stiftsherr die Malerei in den Unterricht eingeführt und, da die meisten Zöglinge drei bis vier Jahre im Stifte blieben, die talentvollsten der Schüler bis zu einem gewissen künstlerischen Grade ausgebildet. Bodiwil hatte nie einen anderen Unterricht, als den des alten Stiftsherrn genossen. Sein wunderbares Genie ward die Veranlassung einer Theilung unter den Schülern. Man schied die entschiedenen Talente von den mittelmäßigen und beschloß, die letztern als Dilettanten, die erstern aber als angehende Künstler zu betrachten. Es wurde ein Atelier gebaut und die zu einer Schule gehörenden Requisiten angeschafft. Die kleine Bildergalerie des Stiftes bestand, mit Ausnahme einiger alter byzantinischer Bilder, nur aus Gemälden der Zöglinge. Nach des alten Stiftsherrn Tode ward Bodiwil das Haupt der Schule. Er beschäftigte sich täglich zwei Stunden mit seinen Zöglingen im allgemeinen Atelier. Außer der Malerei lehrte er Geschichte der bildenden Kunst, Geschichte des Alterthums und Anatomie. Seine Kenntnisse des Alterthums, namentlich Aegyptens und Indiens, waren staunenswerth; sein Vortrag frei, fließend, hinreißend.

Je mehr ich diesen klaren, überlegenen Verstand, diesen sprühenden Geist, diese warme, große Natur kennen lernte, desto unbegreiflicher ward es mir, daß Bodiwil sich mit der dumpfen, obscuren Existenz auf Constantin begnügte. Hätte er in der Welt gelebt, so würde er sich einen unsterblichen Namen errungen haben.

Man hatte mir ein Zimmer in Bodiwil's Nähe angewiesen, und da er ebenso viel Sympathie für mich zu haben schien wie ich für ihn, so fühlte ich mich im Stifte schon nach einigen Tagen wie zu Hause. Nach dem Abendessen pflegten Bodiwil und ich im Garten auf und ab zu gehen. Oftmals machte Bodiwil einsame Spaziergänge, nach welchen ich ihn stets einsilbig und zerstreut fand. Bei unseren gemeinsamen Spaziergängen war er mittheilsam und beinahe überfließend. Als ich ihn einmal fragte, ob er aus eigener Wahl Klosterherr geworden sei, da zuckte er die Achseln und sagte:

„Mein Onkel hatte diese Idee, als ich noch zu jung war, um selbst Ideen haben zu können. Auch liebte ich die Malerei so leidenschaftlich, daß ich ganz darin aufging und nicht dem

Unterschiede zwischen Welt und Kloster nachsann. Später, als ich zum ersten Male in die Welt ging — auf einer Reise mit dem Prälaten —, trug ich die großen Menschentypen des Alterthums in mir und fand das moderne Leben und die modernen Menschen so hohl, so klein, so erbärmlich, daß ich mich nach der braunen Moorebene und der Einsamkeit von Constantin zurücksehnte. Ich begriff wahrhaftig nicht, wo die Menschen, die ich in der mittleren und hohen Gesellschaft sah, den Muth hernahmen, sechszig und noch mehr Jahre ein Leben zu leben, in welchem sie sich vom Thiere durch nichts auszeichnen, als, anstatt im Stalle, unter einer seidenen Federdecke zu schlafen, mit Messer und Gabel zu essen, aus krystallenen Gläsern zu trinken, ein wenig Grammatik zu lernen, sich für Andere anzukleiden, sich gegenseitig anzulügen, zu verleumden, zu hassen, zu zerreißen und zu belächeln."

Ein anderes Mal sagte er: „Ich bin nicht menschenscheu, es ist nicht Furchtsamkeit, was mir den Umgang mit der Gesellschaft unbehaglich macht; aber ich habe eine so furchtbare moralische Spürkraft, daß ich die Natur eines Menschen beim ersten Blicke erkenne. Es ist dies keine Menschenkenntniß, es ist reine Gefühlssache, und ich bin darum zu bedauern, denn die Sympathien und Antipathien unterjochen mich gänzlich. Um mit einer solchen Organisation in der Welt vorwärts zu kommen, muß man ein niedriger Heuchler werden. Meine Einsamkeit hingegen läßt mir meine ganze Freiheit. Ich habe nicht nöthig, mir Freunde oder Gönner zu machen; ich darf volle, schwarze Abneigungen haben und sie zeigen und mich ruhig darum hassen lassen."

Bodiwil hatte, ohne schön zu sein, Momente von großer Schönheit. Sein dunkles, hochgebautes Auge war von seltener Klarheit und Festigkeit. Seine Nasenflügel, welche sich unter einer gebogenen, fast zu feinen Nase wölbten, waren von einer Lebhaftigkeit, die seine Erregbarkeit verrieth. Er trug, nach dem Gesetze des Ordens, keinen Bart. Sein Mund war fest und ruhig; aber wenn Bodiwil sprach, dann spielte um die Winkel eine seltsame Mischung von geistreichem Uebermuthe und heimlichem Schmerze.

Obwohl wir sehr vertraut geworden waren, hatte Bodiwil für mich etwas Räthselhaftes. Er verschwand zuweilen für mehrere Stunden, für einen halben Tag; dann machte er seine einsamen Spaziergänge. Er sagte mir nie, wo er gewesen, welche Pflanzen oder Insecten er gesammelt. Diese Spaziergänge machte er bei Regen und Sturm wie bei Sonnenschein. Er hatte im Garten einen Lieblingsplatz, eine Rotunde von Kastanien, unter welchen eine steinerne Bank stand. Wir saßen oft bis spät Abends dort und plauderten, wenn es zu dunkel zum Lesen geworden. Zuweilen, wenn der Abend kalt war, holte er Mäntel und Decken für uns Beide. Er hatte, wie es mir schien, eine fast krankhafte Vorliebe für jenen Platz. Wenn wir im Garten auf- und abgingen und es saß einer der Stiftsherren auf der Bank, so bemerkte ich, daß Bodiwil unruhig, ungeduldig wurde, und mehr als einmal sagte er dann: „Will Er denn noch nicht aufstehen und gehen?" Ein fast trostloser Ausdruck überzog sein Gesicht, wenn er von seiner Bank abgerufen wurde. Auch sah ich ihn von meinen Fenstern aus zu verschiedenen Tageszeiten in der Rotunde sitzen oder an einen der Bäume gelehnt, ein Buch in der Hand und über das Buch hinaus träumerisch in die Landschaft schauend.

Diese Landschaft hatte indessen keinen besonderen Reiz. Es war, wie gesagt, eine moorichte Ebene, weit hingestreckt, in welcher zuweilen ein Wäldchen grünte oder auch ein Busch Haidekraut. An den Hügeln hingen einige vereinzelte Bauernhäuser, von Wiesen oder Feldern umgeben. Der in der Ferne sichtbare Zweig der julischen Alpen war fast immer verschleiert.

Einer der periodischen Seen, welche in Dalmatien häufig, aber im Sommer trocken sind und erst im Spätherbste sich füllen, gähnte dunkel in der Ebene, und nur selten glitzerte aus ihm ein seichter Wasserstreifen.

Oft hingen, da wir schon im September waren, dichte Nebel an den Hügeln und wallten schwermüthig über das Moor hin. Bodiwil pflegte dann ein kurzes Fernglas aus der Tasche zu ziehen und nach den Hügeln hinzublicken. Ich unterließ instinctmäßig, ihn wegen dieser Seltsamkeit zu befragen. Wenn ich Abends neben ihm in der Rotunde saß und sein brennendes Auge die Lichtlein auf den Hügeln verschlingen sah, als wären sie Sterne des Himmels, dann war mir zu Muthe, als säße ich neben einem Geheimnisse, und dieses Geheimniß schien nicht unter einem Schleier, sondern unter Siegeln zu schlummern.

Eines Tages that Bodiwil's Herz einen Schrei, und die Siegel sprangen. Ich war seit vier Wochen im Stifte, als eines Nachmittags, während ich beim Flüstern des Regens auf meinem Zimmer malte, rasche Schritte gegen meine Thür kamen. Man klopfte an dieselbe und trat gleichzeitig ein. Es war Bodiwil. Als ich ihn sah, stand ich sprachlos und der Pinsel entfiel meiner Hand.

Bodiwil war todtenbleich, und seine Züge drückten die tiefste Verzweiflung aus. Er faßte meinen Arm und fragte mit erstickter Stimme: „Haben Sie Freundschaft für mich?"

„Können Sie zweifeln?" fragte ich zurück.

„Ich liebe ein Weib und dieses Weib ist sterbend," rief er, mit beiden Händen seinen Kopf fassend

„Um des Himmels willen, was kann ich für Sie thun? — "fragte ich, kaum der Sprache mächtig.

„Gehen Sie zu ihr, gleich, augenblicklich! Sagen Sie ihr, daß ich in einer halben Stunde bei ihr sein werde. Ich kann jetzt nicht gehen, ich kann nicht. Der Prälat ist soeben angekommen und hat nach mir verlangt. Sagen Sie ihr, daß ich in einer halben Stunde bei ihr sein werde — wenn ich bis dahin nicht wahnsinnig bin," rief er mit herzbrechendem Tone. „Verlangen Sie, sie selbst zu sprechen! Sagen Sie ihr, daß Sie mein Freund und von mir geschickt sind! Suchen Sie etwas zu ihrer Erleichterung, zu ihrer Rettung zu thun! In meinem Zimmer finden Sie einen Mann, der Sie hinführen wird. Wenn Sie schnell gehen, so können Sie in zehn Minuten dort sein. Nicht wahr, Sie gehen schnell, schnell, schnell!?"

Ich versprach Alles.

„Ich werde Ihnen später Alles erzählen," sagte Bodiwil mit bebender Stimme; „später, morgen, wenn's ein Morgen für mich giebt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Puppendoctorin.

Auch ein Weihnachtsbild.

Weihnachten rückte heran. Mann und Weib steckten die Köpfe zusammen, um den nicht zu umgehenden Weihnachtsetat vorsichtig festzustellen. Kinder kosten Geld, und Puppen auch. Fünf Kinder, neben einander gestellt wie die Orgelpfeifen und außerdem die dazu gehörigen Puppen und, wie man zu sagen pflegt, was sonst noch drum und dran hängt — das wollte „reiflich überlegt sein, um es faßlich wiederzugeben", zumal die vorhandenen Puppen sich in einem hoffnungslosen Zustande befanden. Glücklich priesen wir uns daher, als wir von befreundeter Seite zu unserer Verwunderung hörten, daß in Leipzig, unserem Wohnorte, eine Puppendoctorin existire. Natürlich wurde diese sofort in Anspruch genommen, und als mir mein Weib freudestrahlend die Nachricht brachte, daß sie die Puppendoctorin glücklich aufgefunden und die ganze Puppendoctorei ein reizendes Bild für die Gartenlaube gebe, begab ich mich selbst an Ort und Stelle. Als ich in's Zimmer trat, das der Leser nun im Bilde vor sich sieht, was konnte ich da anderes ausrufen, als: „Ist das ein Märchen? Hat hier eine Puppenschlacht stattgefunden und ist die kleine Frau drinnen nicht die wunderthätige Fee, welche sich der hülflosen Verwundeten und der schauderhaft zugerichteten Puppen erbarmt und ihnen Allen zu einem neuen Leben verhilft?" Und doch, eine Puppenschlacht ist hier nicht geschlagen worden, sondern es ging Alles ganz natürlich zu. Bei eingehenderer Besichtigung unseres Bildes findet man auch, daß trotz des kunterbunten Durcheinander doch vollständig Ruhe und Friede herrscht, ja aus dieser Welt im Kleinen lacht und leuchtet uns eine Unschuld entgegen, die wirklich bis in die Puppen geht. Alles, was man hier sieht, ist gewissenhaft der Wirklichkeit ent-

Die Leipziger Puppendoctorin.

Nach der Natur aufgenommen von Emil Schmidt.

Digitized by Google

nommen und mit voller Hingabe der Natur abgelauscht, ja mit solch einer Strenge und Genauigkeit, daß ich wohl die Behauptung wagen darf, daß so manche Kinderseele ihre Puppe wiedererkennen wird, vorausgesetzt, daß die mit dem Glorienscheine umgebene Weihnachts-Puppen-Auferstehung nicht die Erinnerung an die frühere traurige Hinfälligkeit des Puppenbalges überstrahlt und zu Nichte gemacht hat. Auch muß ich mich im Voraus gegen die etwa aufzustellende Aufsicht verwahren, das Bild habe Uebertreibungen aufzuweisen; dies ist keineswegs der Fall, denn die auf dem Bilde nicht sichtbaren Räume der Stube waren ebenfalls dicht gedrängt von Puppeninsassen besetzt. Ja, es war sogar nebenan noch ein Zimmer und — wohin man schaute, Alles war puppenvoll und puppentoll. Und die kleine freundliche Frau? Das ist sie selbst, die Leipziger Puppendoctorin. Ja, ja, die Puppendoctorin! Und der Titel reicht nicht einmal hin, ihre Thätigkeit erschöpfend zu bezeichnen; denn unser Pudel auf dem Tische, welchem sie wieder auf die vier Beine geholfen, legt ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß sie auch dem geliebten Vieh eine treue Helferin ist.

Die Puppendoctorin wohnte, als ich ihr meinen Besuch mit dem Skizzenbuch unter dem Arme machte, in der seitdem vom Erdboden verschwundenen Jahrhunderte alten „Schulgasse". An einer Thür stand der Name „Schneider". Auf mehrmaliges Anklopfen ertönte das übliche „Herein!". Ein Blick in die Stube sagte mir, daß ich hier recht sei. Die Puppendoctorin gewährte, nachdem ich meinem Anliegen Ausdruck gegeben, dasselbe in freundlichster Weise. Ich hatte den glücklichsten Zeitpunkt gewählt: drei bis vier Wochen vor Weihnachten, und zwar im Jahre 1873. Das Geschäft war im vollsten Flor; es waren so viele Patienten da, daß sich mein Auge erst daran gewöhnen mußte, um sich zurecht zu finden.

Tagelang arbeiteten wir nun zusammen — sie auf ihrem Stuhle mit der größten Ruhe und Sicherheit die schwierigsten Operationen und Wundercuren ausführend, ich, auf einem Fußbänkchen hockend, in mein Skizzenbuch Puppe an Puppe reihend.

Mein Gott, was habe ich da Alles gesehen! Wahrlich, die Curen des weltberühmten, aufgeblasenen Prahlhanses Doctor Eisenbart sind nichts dagegen. Mit mindestens gleicher Liebe, gleicher Schonung und rührender Hingebung wurden da die Puppenpatienten, einer nach dem andern, ohne Ansehen der Person und des Herkommens, ohne vorausgegangene Marktschreierei und Reclame curirt. Und die Doctorrechnung? Wahrlich, über die hatte sich Niemand zu beklagen.

Da waren Patienten, die den Kopf verloren. Nun, er wurde ihnen wieder aufgesetzt, oder es wurde der alte Balg gar mit einem neuen modernen Köpfchen geschmückt. Zerschmetterte oder zerbrochene Gliedmaßen wurden wieder geheilt oder gleichfalls durch neue ersetzt. Wer seinen Haarwuchs verloren, wurde zur Friseuse geschickt; denn unsere Wunderdoctorin mußte sich in Betreff des Haarwuchses eine Assistentin, eine Haarkünstlerin, halten. Dort wurde aus dem ruppigen Balge eine Jungfrau, die, wie es ja vorkommt, je nachdem man sie drehte, verschämt die Augen auf- oder niederschlug und „in der holden Locken goldnem Glorienglanze" dann der Dinge harrte, die da kommen sollten. Wem im Gedränge die rothen Wangen erbleichten, wer im Kampfe des Lebens runzlig geworden, wer sich die Nase abgelaufen oder eingerannt, — der Schmelz eines neuen Teints, der Wangen Milch und Blut, der Lippen Rosengluth, der Nase edle Form, kurzum die ganze Jugendfrische, das Ohrringeleinsetzen nicht zu vergessen, wurde durch die treffliche Behandlung unserer Puppendoctorin wieder zurückgezaubert. Wer die Augen nicht mehr aufschlagen konnte — ach, und deren giebt es viele — oder gar anstatt der Augen ein paar Löcher im Kopfe hatte, dem nahm sie vorsichtig den Hirnschädel auseinander, putzte die Fenster der Seele, richtete sie wieder ein oder ersetzte sie durch neue, und siehe da, der ganze Sehapparat that wieder seine gewohnte lachende Schuldigkeit. Wem der Athem, die Stimme ausgegangen, dem wurde ein neuer Odem eingeblasen, und freudigwimmernd quäkte und quikte die kleine Schreipuppe wieder ihr „Papa" und „Mama". Ich will aufhören, all die Wundercuren aufzuzählen. Hier heißt es: Geht hin und überzeugt euch selbst!

Während unsrer Arbeit ging das Erzählen und Unterhalten herüber und hinüber, doch in eigentlichen Fluß konnte es mit dem besten Willen nicht kommen, denn — ich lüge nicht — alle fünf Minuten klopfte es, worauf natürlich ein „Herein!" und alsdann ein Besuch erfolgte.

Was kamen da alles für Menschen! Groß und Klein, Alt und Jung, Männlein und Weiblein, Arm und Reich, kurzum die ganze menschliche Gesellschaft schickte ihre Vertreter, und nur in den allerseltensten Fällen entließ die gute Frau Doctorin Jemanden ohne Hoffnung. Tag und Nacht hörte das Wundercurenthum nicht auf, denn die gemüthliche Frau repräsentirt eine ganz bedeutende Arbeitskraft; vor zwei bis drei Uhr Morgens macht sie nicht Feierabend, und das geht, mehrere Wochen vor Weihnachten beginnend, Tag für Tag so fort bis zum Feste, wo sie endlich auf den verdienten Lorbeeren ruhen und Feiertag halten kann.

Bewundernswerth ist der Scharf- und Ueberblick, mit welchem sie ihr Puppenlazareth beherrscht. Viele der Puppen waren zwar numerirt, doch die größte Anzahl entbehrte dieses Abzeichens. Dennoch kam kein Irrthum, keine Verwechselung vor. Wie ausgezeichnet und von Erfolg gekrönt ihre Curen waren, lehrt der durchaus nicht vereinzelt dastehende Fall, daß geheilte Puppen von der Empfängerin kaum oder gar nicht wiedererkannt wurden; doch man kann sich getrost auf die Gewissenhaftigkeit und den Kennerblick unsrer Puppendoctorin verlassen; denn wie eine Mutter ihr Kind, so kennt unsre Puppendoctorin genau ihre Pfleglinge. Sie weiß stets, wer sie sind, woher sie stammen und wohin sie gehören.

Auch wenn die Gartenlaube den Raum dazu übrig hätte, wer könnte sie alle darstellen, die bei jedem Besuche sich immer wieder erneuernden, anregenden und erheiternden Scenen im Puppenlazarethe? Und so scheiden wir vom Gegenstande unsrer Abbildung mit dem Wunsche, daß die Frau Puppendoctorin noch recht lange zur Freude unserer Kinderwelt ihre heitere Curanstalt bevölkert sehen möge, und mit dem schönen Gruße an alle unsere Leser: Gesunde Feiertage!

Emil Schmidt.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

I. Zur Einleitung.

Speculation und Schwindel sind die beiden Mächte, die heute auf dem Throne der Welt sitzen, unter deren Herrschaft die civilisirte Menschheit seufzt und stöhnt, siecht und verkümmert. Wenn Speculation und Schwindel einen außerordentlichen Fang gethan haben, wenn in ihrem Netze Hunderttausende und Millionen zappeln, wenn auf der ausgeplünderten und ausgesogenen Gesellschaft ein allgemeiner Nothstand lastet — dann spricht die moderne Volkswirthschaft von einer Krisis, die sie bald eine Handels-, bald eine Geschäftskrisis nennt. Solche Krisen kehren seit dem letzten Vierteljahrhundert immer häufiger, mit erschreckender Regelmäßigkeit wieder, und die Herren Nationalökonomen scheinen sie schon als ein nothwendiges Uebel zu betrachten, indem sie dieselben als krankhafte Zeitströmungen erklären und nach Art eines medicinischen Lehrbuchs die „Diagnose" der angeblichen Krankheit stellen und die „therapeutischen Mittel" zu ihrer Bewältigung abhandeln. Das heißt aber doch, die Begriffe verkehren, die Thatsachen verdrehen; es heißt, die Schuldigen unterschlagen und dafür die armen bethörten Opfer anklagen wollen. Fürwahr, ein Hohn, wie er grausamer nicht zu denken ist!

Der jüngste Schwindel geschah 1871 und 1872; er übertraf seine Vorgänger weitaus an Umfang und an Frechheit, und an den Wunden, die er geschlagen, blutet heute ganz Europa und auch Nordamerika. Die Veranlassung zu ihm gab unter Anderm der glorreiche Krieg gegen Frankreich. Das deutsche Volk, plötzlich geeint und mächtig, mußte sein erwachendes Selbst-

und Frohgefühl sofort theuer bezahlen. Die Dämonen des Schwindels stürzten darüber her und überrumpelten es in seiner Siegesfreude und nationalen Begeisterung. Die heiligsten Gefühle eines Volkes wurden von der Speculation und von dem Schwindel für ihre schnöden Umtriebe, für ihre verbrecherischen Zwecke ausgebeutet.

Freilich, der Boden war schon früher vorbereitet. Schon seit 1866 begann das Börsentreiben, das bis dahin hauptsächlich in Paris blühte, sich auch nach Deutschland zu verpflanzen und auch hier üppig emporzuwuchern. Die Berliner Börse überholte die Plätze von Hamburg und Frankfurt am Main und fing an, mit ihrer Schwester in Wien mächtig zu wetteifern. Der Börsenverkehr nahm, wie der Börsenjargon sich ausdrückt, einen „internationalen Charakter" an; das heißt, die Geldmächte aller Länder reichten einander die Hände zum schönen Bunde. Allerhand fremde „Fonds", darunter die famosen „Italiener" und die noch famoseren „Türken"; allerhand unsagbare „Lotterieanleihen", zum Beispiel Schwedische Zehnthaler- und gar Neuenburger Zehnfranken-Loose wurden gleichzeitig an den Börsen eingeführt, und das Geld floß in einem Gewirr von Bächen und Canälen in's Ausland ab. Hundert Banken und Bänkchen überschwemmten die deutschen Staaten mit ihren Noten, und die Papiergeldwirthschaft bedrohte und schädigte das Publicum über die Maßen. Gewisse Effecten, wie die Actien der Oesterreichischen Creditanstalt, der Oesterreichischen Südbahn und der Oesterreichisch-Französischen Staatsbahn (kurzweg „Credit", „Lombarden" und „Franzosen" genannt), wurden zu Spielpapieren an allen europäischen Börsen; und das sogenannte Differenz- oder Zeitgeschäft, wo man verkauft, was man gar nicht hat, und wo man kauft, was man nie beziehen will — bildete, wie früher in Paris und Wien, nun auch in Berlin den eigentlichen Börsenverkehr, gegen welchen das Cassageschäft, das sind die wirklichen Käufe und Verkäufe, immer mehr in den Hintergrund trat.

Mancherlei Projectenmacher, Glücksjäger und Industrieritter kamen nach Berlin und excellirten hier wie kaum anderswo. Am Himmel der Speculation schoß ein neues Gestirn herauf, ein Komet mit riesigem, unendlich langem Schweife, und der eigenthümlich schillernde und glitzernde Schein, den er verbreitete, verdunkelte bald das sonstige Licht, namentlich auch das in dem Hirne seiner neuen Mitbürger. Dieser Komet nannte sich Strousberg; er war ein Sohn des auserwählten Volks und gebürtig aus dem polnischen Ostpreußen, da, wo Fuchs und Wolf sich „Gute Nacht!" sagen. Seine Thaten und seine Erfolge harren noch ihres eigentlichen Sängers, aber sie waren so wunderbar, so fabelhaft, daß eifrige Jünger und ehrliche Schwärmer ihn den „Eisenbahnkönig" hießen, ihn als einen „Culturheros" feierten. Wie das Leben aller Heroen und Halbgötter ist auch die Geschichte Strousberg's ein — Mythos. Als zwölfjähriger polnischer Judenjüngling wanderte Baruch Hirsch Straußberg nach England und traf zwanzig Jahre später als ein der christlichen Kirche angehöriger Doctor Bethel Henry Strousberg in Berlin ein. Was er inzwischen getrieben? Wahrscheinlich alles Mögliche. Er selber läßt erzählen, daß er in der Fremde Commis, Reporter, Lehrer, Speculant, Rentier, Redacteur und Dichter (!) gewesen sei. Ohne Frage führte er ein wechselvolles, abenteuerliches Leben, aber es wollte ihm nicht glücken; John Bull und Bruder Jonathan waren nicht dümmer als er, und so kehrte er nach Deutschland zurück, wo er sein Genie endlich verwerthen konnte.

Zunächst war er eine Art Agent oder Commissionär, bis er sich auf den Eisenbahnbau warf, indem er die „Generalentreprise" oder, wie der Abgeordnete Lasker so treffend sich ausdrückte, das „System Strousberg" erfand. Er baute binnen wenigen Jahren wohl ein Dutzend Eisenbahnen, und zwar in der originellsten Weise. Er baute mit fremdem Gelde, denn er selber hatte nur Schulden, und er baute im Uebrigen so schlecht wie nur möglich und so theuer wie nur denkbar. Natürlich mußten dabei Millionen abfallen, nicht nur für ihn, sondern auch für seine Verbündeten und Helfershelfer. Bald schätzte man ihn für einen zwanzig- bis fünfzigfachen Millionär, nannte ihn den modernen Crösus, einen zweiten Grafen Monte Cristo.

Sein Herauskommen war rapid, aber doch nicht ohne Hindernisse und ohne Schwierigkeiten. Die Börse und die ganze Geschäftswelt behandelte ihn mit großem Mißtrauen. Lange wies man seine Wechsel zurück, und er konnte sie nur mit ungeheuerem Damno (Verlust) unterbringen. Die von ihm geschaffenen Eisenbahnactien und Eisenbahnprioritäten fanden nur widerwillige Aufnahme; er mußte sie förmlich verschleudern; er schlug sie zu jedem Preise los, aber er fabricirte immer wieder neue und in immer größeren Massen. So machte er Geld und mit dem Gelde machte er alles Uebrige. Zwar lachte und spottete man über den verwegenen Abenteurer, über den dreisten plumpen Emporkömmling, aber seiner Einladung folgte doch die vornehmste Gesellschaft und schmauste und zechte mit ihm. Er besoldete Literaten aller Grade; er beschenkte Journalisten und setzte ihnen Pensionen aus, und so gewann er die Presse. Fortan konnte man in allen Zeitungen täglich Anekdoten und Notizen über den großen „Doctor" lesen, über seinen luxuriösen Haushalt, über seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit, über seine Projecte und Unternehmungen. Herr von Bismarck mußte es sich gefallen lassen, in den pikanten Artikelchen der Localblätter neben Strousberg und neben der Lucca zu figuriren, und diese oder jene Zeitung warf allen Ernstes die Frage auf: Wer denn größer sei, der „eiserne Graf" oder der „Eisenbahnkönig"? Auch die Witzblätter verarbeiteten den „Wunderdoctor" in Wort und Bild und machten aus ihm eine stehende Figur. So wurde Strousberg zum Tagesgespräch, die größte Berühmtheit Berlins. An den Schaufenstern der Buchhandlungen erschien der mehr robuste als geistreiche Kopf des großen „Doctors", sowie eine „Biografische Karakteristik" (buchstäblich!), geschrieben von einem Literaten, der sich einen Magyaren zu nennen liebt. Strousberg legte sich endlich auch noch eine eigene Zeitung bei, die „Post"; sie erforderte einen Zuschuß von jährlich vierzig- bis achtzigtausend Thalern, hatte zu Mitarbeitern eine gar seltsame Galerie von Charakteren und Capacitäten, leistete aber trotzdem kaum das Mittelmäßigste.

Um seine „Geschäfte" in's Werk zu setzen, um allerhand Connexionen zu gewinnen und dadurch von den Regierungen die Concessionen zu erlangen, hatte der „Wunderdoctor" nur Eine Maxime, die ihn aber nie im Stiche ließ. Sie lautete: Ein goldener Schlüssel öffnet jede Thür, und ein mit Gold beladener Esel übersteigt jede Mauer. In jedem Bureau war Strousberg bekannt; in jeder Behörde, bis zu den Ministerien hinauf, hatte er seine Freunde und Gönner, die ihm Auskunft und Rath ertheilten, die sein Interesse mit Begeisterung verfochten. Verschiedene hohe Beamte mußten um seinetwillen ihren Abschied nehmen. „Der Mann, der Alles kauft," lautete die Ueberschrift eines Artikels, den ein Localblatt dem großen „Doctor" widmete.

In der That kaufte Strousberg Alles — das war sein offenes Geheimniß. Zu guter Letzt kaufte er sich noch den hohen und höchsten Adel, Grafen und Herzoge, und zog mit ihnen nach Rumänien. Seine letzte Schöpfung waren circa fünfundsechszig Millionen Thaler siebenundeinhalb procentige Rumänische Eisenbahnobligationen. Dieselben kamen 1868 zum Course von 71 an die Börse und wurden hier unter „Ausländischen Fonds" notirt, während sie blos von Herrn Strousberg und seinen Genossen, Herzog von Ujest, Herzog von Ratibor und Graf Lehndorff „fundirt" waren — eine von den vielen Täuschungen, welche die unglücklichen Käufer dieses Papieres erfahren mußten! Als Herr Strousberg und Consorten zu Neujahr 1871 die garantirten Zinsen nicht mehr zahlten, während der betreffende Eisenbahnbau selber liegen geblieben war, sanken die „Rumänier" bis auf einen Cours von 40 herab, worauf sie durch Vermittelung Dritter in fünfprocentige Actien umgewandelt wurden. Wie viel die hochadligen „Mitconcessionäre" bei diesem saubern Geschäfte verdient haben, ist nicht genau bekannt geworden; dem großen „Doctor" rechnete jedoch Herr J. Hoppe in der „Vossischen Zeitung" (1871 Nr. 205) nach, daß er mindestens zehn Millionen Thaler in die Tasche gesteckt habe und über fast ebensoviel die Abrechnung schuldig geblieben sei. Mit den „Rumäniern", die doch zu viel Gestank verbreiteten, trat der „Wunderdoctor" einstweilen vom Schauplatze ab, und seine Hinterlassenschaft übernahmen die „Discontogesellschaft" und das Haus S. Bleichröder, indem sie die betrogenen Gläubiger zu einer Actiengesellschaft vereinigten. Man verlangte, daß die Attentäter von ihrer Beute circa fünfundzwanzig Millionen Thaler herausgeben sollten, aber Herr Strousberg bewilligte nur sechs Millionen, und man mußte wohl oder übel damit zufrieden sein, denn der „fünfzig-

fache Millionär" war inzwischen ein bettelarmer Mann geworden, indem er all' seine Häuser, Paläste, Schlösser, Güter und sonstige Liegenschaften an seine Frau abgetreten hatte.

Seitdem kamen die „Schöpfungen" des großen „Doctors" sehr in Verruf. Seine Eisenbahnen waren von wahrhaft frevelhafter Beschaffenheit, konnten entweder gar nicht in Betrieb gesetzt werden oder verursachten doch bald mancherlei Unglücksfälle. Die meisten seiner Eisenbahnen werden in diesem Jahrhundert keine Dividende mehr abwerfen; die Unmasse der von ihm fabricirten Actien ist zum größten Theile Maculatur. Wie viel blutige Thränen sind von den eingefangenen Gimpeln, die rasch reich zu werden gedachten, über den Mann geweint worden, wie viel Flüche und Verwünschungen haben sich auf sein Haupt ergossen, wie viel Jammer, Elend und Verzweiflung hat er zu verantworten!! Die unter dem Nimbus seiner hochadligen Genossen, mit allen Mitteln vertriebenen „Rumänier" wurden zu einer wahren Landseuche, die Tausende von Existenzen geknickt hat. Gar mancher Besitzer von „Rumäniern" legte Hand an sich, gar mancher wanderte in's Armen- oder in's Irrenhaus.

Und diesen Mann nannte ein großer Theil der Presse und das von ihm geleitete Publicum einen „Wohlthäter der Menschheit", einen „Cultur-Heros"! — Und in gewissem Sinne war er wirklich ein Heros, nämlich eine Art von Hercules. Hercules, der Hellene, reinigte bekanntlich die Ställe des Königs Augias; Strousberg, der Semite, aber füllte und hinterließ uns einen solchen Stall, einen Augias-Stall voll Unrath und Verderbniß. Er corrumpirte die Presse; er corrumpirte die Beamtenwelt und den Adel; er umging und höhnte die Gesetze; er schlug der Moral öffentlich in's Gesicht!! — — Und gegen diesen unseligen Menschen und sein verbrecherisches Treiben erhob sich keine Stimme, auch in unsern Parlamenten nicht. — Alles blieb stumm und still. Erst im Februar 1873, als Strousberg längst abgethan war, enthüllte und verdammte Herr Lasker das „System Strousberg". Und hier war ihm sogar die Presse zuvorgekommen. Nach dem Sturze Strousberg's ermannte sich auch die Presse, und wie mit einem Schlag fiel sie über den „Wunderdoctor" her. Dieselben Zeitungen, die früher vor ihm gekrochen, traten ihn nun mit Füßen. Dasselbe Localblatt, welches ihn einst unter dem Titel „Der Mann, der Alles kauft" verherrlicht hatte, erklärte jetzt feierlich, wie es sich nie mit Strousberg befaßt, sondern ihn stets weit von sich gewiesen habe. —

Strousberg hat eine Schule hinterlassen, eine sehr zahlreiche Schule — und um dessen willen haben wir uns so lange mit ihm aufgehalten. Manche seiner Jünger und Trabanten werden wir unter den Gründern der großen Schwindelperiode finden und sie haben sich ihres Meisters durchaus würdig bewiesen. Andererseits war wieder Strousberg nicht recht möglich ohne unsere moderne Volkswirthschaft, ohne die Fraction der Freihändler oder das sogenannte Manchesterthum. Dieses, welches noch immer fast die ganze Presse hinter sich hat, auf den volkswirthschaftlichen Congressen vorherrscht und auch unsere Juristen wie Verwaltungsbeamte beeinflußt — kennt und lehrt als ersten und letzten Grundsatz die freie Concurrenz, wonach der Staat sich in Handel und Industrie nicht einmischen, sondern die Dinge ruhig und ungestört ihren Gang gehen lassen solle. Namentlich verbieten die Manchesterleute dem Staat den Bau von Eisenbahnen, welcher allein der Privatconcurrenz überlassen bleiben solle. Dieser Lehre verdankt denn auch Herr Strousberg seine Carrière. Er concurrirte um eine Eisenbahn nach der andern, und er schlug bald alle Mitconcurrenten aus dem Felde. Graf Itzenplitz, der damalige preußische Handelsminister, übrigens ein ehrlicher, wohlmeinender, aber nicht entfernt scharfsinniger Mann, verhandelte sogar am liebsten mit Strousberg, der ihm Alles so bequem zurechtzulegen verstand, und ließ sich von dem „System Strousberg" dermaßen berücken, daß er mehr und mehr von Staatsbahnen absah und die einträglichsten Linien an Privatunternehmer vergab, allerdings unter dem Einfluß hoher und höchster Personen auch wohl vergeben mußte.

Aber Strousberg, wie wenig er sich auch um Recht und Gesetz kümmerte, sah sich doch von gewissen Schranken umgeben, die selbst ihm unübersteiglich blieben. Da thaten sich die Manchesterleute zusammen und lösten der „freien Concurrenz" auch die letzte Fessel. Am 20. Mai 1870, während die Tage des Reichstags gezählt waren und er deswegen mit verdoppelter Dampfkraft arbeitete, berieth man das Gesetz, welches die Actiengesellschaften fortan von jeder Genehmigung und Aufsicht des Staats befreien sollte. Hei, wie gingen die Herren in's Zeug; mit einem Eifer, der wirklich einer besseren Sache werth war! Herr Miquel vergaß sich sogar etwas stark, indem er dem Aufsichtsrathe respective Vorstande einer Actiengesellschaft gewisse Täuschungen und „Verschleierungen" freigeben wollte, worauf er sich von Herrn Lasker zur Besinnung gerufen sah. Nun, das Gesetz war in vier Tagen fix und fertig; daß es aber ein übereiltes, höchst mangelhaftes ist, daß es den jüngsten großen Schwindel entschieden mitverschuldet hat und dringend einer Revision bedarf, haben hinterher auch diejenigen zugestehen müssen, die da selber es gemacht haben. Am 27. Juni ward das neue Actiengesetz publicirt, und nun konnte der Hexensabbath losgehen, aber plötzlich brach der Krieg aus, und so mußte man sich schon noch etwas gedulden.

Der letzte Sonnensohn.

Nachdruck untersagt.

Eine Historie von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

Auf den Anfängen der Völkergeschichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiösen Idee mehr oder weniger hell besonnt. Die Menschen wußten es sich nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie sich nach und nach entbestialisirt hätten, daß sie allmälig so klug, so anstellig, so civilisirt geworden wären. Da mußte ihnen denn eine „höhere Macht" das Thierfell geschoren haben, so zu sagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Culturmythus, das heißt auch sie führten den Ursprung ihrer Vermenschlichung auf „überirdische Mächte" zurück, wie solche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchsigen Menschen das Gefühl seiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens gestehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organisch daraus entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht übel, ja gewissermaßen rationell. Knüpften sie sich doch an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit", und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen herüberzuführen, die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka", welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem Aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhob. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das Auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals von seiten der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiten, ohne Frage als Civilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach

Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Perus bis gegen Centralamerika hinaustrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, d. h. sie waren als angebliche „Sonnensöhne", als Abkömmlinge der höchsten Gottheit, zugleich politische und religiöse Despoten und genossen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geistlich-weltliches Szepter vererbten sie nach dem Rechte der Erstgeburt, d. h. der erstgeborene Sohn der „Koya" — so hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka, welche zugleich seine Schwester sein mußte, im Unterschiede zu dem ungezählten Schwarme der Insassinnen des kaiserlichen Harems — wurde der Nachfolger seines Vaters. Der kaiserliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, so recht goldschimmernd. Der Inka-Palast in Kuzko bildete mit seinen Nebengebäuden eine Stadt für sich. Er machte mit dem „Korikancha" (wörtlich Goldhaus), d. h. dem Reichstempel der Sonne — in Ansehung der Kostbarkeit des Materials seiner Ausschmückung wohl das reichste Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptstädtischen Kastell die Dreizahl der großartigsten Bauwerke Perus aus. Die kolossalen Trümmer der Festung erregen noch jetzt das Staunen der Betrachter. Es waren zu dieser Burg Bausteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und diese Steinblöcke sind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eisens kannten, wohlverstanden! — so genau zugehauen und in einander gefügt gewesen, daß man keine Messerklinge in die Fugen zu stecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denselben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und Gunstsklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die kostbarsten Juwelen und Geräthschaften der Todten. Die Leichname wurden kunstvoll balsamirt und mumisirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle gesetzt.

Die Familie der Inka hatte sich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahllosen Nebensprößlinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaste, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen" zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es ist klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge des Volksstammes gewesen sind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, diese unterworfen hatte. Die Nachkommenschaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk" zu nennen gewohnt sind, im alten Peru die dienende, frohndende Masse.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von seinen Bewohnern nicht Peru, sondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinsuyu") genannt. Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, so daß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, d. h. Lästerung der Sonne oder des Inka, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspeeren, Schleudern, Morgensternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verschiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt. Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden," genannt hat. Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse. Denn im Inkastaate war ja das kommunistische Ideal verwirklicht, da es, streng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des ersten gehörte der Sonne, d. h. der Klerisei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk" Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieses Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupt sein Jahresbesitz nach der Mitgliederzahl seiner Familie zugemessen, welche Einrichtung auf einer genauen Registerführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Diese mittels der sogenannten Quippus-Schrift geübte Statistik ermöglichte auch die Durchführung eines streng geordneten Steuerwesens, dessen Last, maßen Klerus, Adel und Beamtenschaft steuerfrei waren, ausschließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geschah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs" Perus frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsstraßen. Das ganze Dasein des peruanischen Volkes war in das Netz bureaukratisch-kommunistischer Bevormundung eingeschnürt und kann für Augen, welche sehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menschen jede Selbstbestimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die schlimmste Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so hat auch jedes Volk einen Gott, dessen Wesen die Bildungsstufe und Anschauungsweise der Gesammtheit seiner Verehrer widerspiegelt. Ist dieser Satz wahr, so gestattet er einen nicht ungünstigen Schluß auf die Cultur und den Nationalcharakter der Peruaner. Das religiöse Fühlen und Glauben derselben hob sich über die Stufe der bloßen „Naturreligion" empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, sondern auch als ein beseeltes, durchgeistigtes Wesen, als eine mit Bewußtsein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieser Gottesbegriff streifte um so näher an den Monotheismus, als das mythologische Beiwerk desselben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Tempel, Klerus und Kult. Ganz fest war in dieser Sonnenreligion das Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele hingestellt, und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich die weitere von einem sogenannten Himmel und einer sogenannten Hölle im sogenannten Jenseits. Der Gottesdienst war im Ganzen so, wie er einer als sittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menschenopfer vor, wohl ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbarischen Urbevölkerung des Landes. Sonst wurden als Opfer Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Askese wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauschaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes" ablegen mußten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommersonnenwende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Rahmi", das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gotte aus mit „Chika" (gegohrenem Maissaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn am östlichen Horizont hinter den majestätischen Andesfirnen emporstieg.

Alles in allem genommen, stand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck überhaupt statthaft ist, an Vernünftigkeit dem Christenthume der spanischen Inquisitoren daheim und der spanischen Conquistadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, sehr im Gegentheil, zumal noch zu sagen ist, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geschlechter ein sehr sittsames, das Familienleben innig, die Kinderzucht sorgsam und die Umgangsformen fein waren.

Allein trotz alledem trug die peruanische Gesellschaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltsamen Welkens in sich: sie mußte an ihrem Kommunismus sterben, die Eigenthumslosigkeit brachte sie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Gesetz des socialen Vorschritts, das heißt den thatkräftigen Trieb im Menschen, sein Loos zu verbessern. Diesen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu seine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß sich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es sich widerstandslos einem schläfrigen Dahinvegetiren ergab. Wie hätte es also dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der spanischen Conquistadoren widerstehen sollen? Diesem „Heldengesindel", welches bei seinen fast unglaublichen Wagnissen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Rasse und durch alle Vortheile einer vorgeschritteneren Cultur unterstützt wurde.

Um die geschichtliche Thatsache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her schlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der Peruaner, daß schon auf den höchsten Glanz von Peru — welchen auf einem Mißverständniß beruhenden Namen erst die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen sei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen sich angekündigt habe. Im Volke schlich von Alters her die Sage um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden dereinst in's Land kommen und dasselbe erobern; Kometen erschienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfest in Kuzko versammelte Volk sah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Priester murmelten düstere Weissagungen. Selbst den großen Inka Huayna Kapak erfaßte ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem Erscheinen weißer bärtiger Männer am Gestade der Südsee sichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit seinen Gefährten gewesen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß unter diesen Waghälsen auch der Mann, Pizarro, sich befand, welcher so bald das Reich Tavantinsuyu vernichten sollte; aber sterbend deutete Huayna Kapak die Erscheinung der bärtigen Blaßgesichter auf die „Fremdlinge" der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er selber die Erfüllung beträchtlich gefördert, so daß Peru's Verderben von innen heraus schon angehoben hatte, als die Gefahr der spanischen Conquista von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die festgefugte Staatsordnung mit eigner Hand zu zerbrechen, indem er sich durch seine Vorliebe für einen seiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallva hieß, verleiten ließ, zu Ungunsten seines ältesten Sohnes Huaskar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die südliche Hälfte mit der Hauptstadt Kuzko erhielt Huaskar, die nördliche mit der Hauptstadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrscheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der rastlosen, kriegerischen, ehr- und herrschsüchtigen Sinnesweise Atahuallpa's kommen mußte. Nachdem der Herrscher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob er den Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimborasso trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entscheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geschlagene Schlacht noch mehr: Huaskar wurde da der Gefangene seines Bruders, welcher sich jetzt des ganzen Reiches seines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grausamkeit den Peruanern seinen vollständigen Triumph und die ganze Schwere seiner Despotie verkündigte.

Dies geschah im Jahre 1532, und schon etliche Monate darauf brach das spanische Verhängniß über Peru herein.

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieses Verhängnisses geworden? Wo befand sich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez gesehen und gehört, unschwer die Ueberzeugung geschöpft, daß denn doch seine Absicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt nach endlicher Findung vom El-Dorado, zu verfügen hatte, in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnisse ständen. Wir müssen das Geschäft gründlicher nehmen und auf eine solidere Basis stellen, sagte er sich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müssen, keine Möglichkeit ist, so will ich nach Spanien hinüber und die Krone selbst für das Unternehmen zu interessiren suchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entschlossen Anpackenden, bei denen dem Gedanken so gewiß und rasch die That folgt wie dem Blitze der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiser Karls des Fünften, in dessen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch, so auch der größte Pumper seiner Zeit gewesen ist. Da war es nun merkwürdig, zu sehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Eumäus von Truxillo auf dem glatten Hofboden sich zu bewegen wußte. So etwas haben die formsicheren Menschen romanischer Rasse doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß sie nicht zu schauspielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß sie des Formsinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiser soviel Theilnahme ab, als dieser kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro besaß ja jene kunstlose, aber energische Beredsamkeit, wie sie zum Befehlen bestimmten Menschen angeboren zu sein pflegt. Seine Schilderungen dessen, was er seit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geschaut, gehört, gelitten und gestritten, mögen dem Kaiser, welcher sich bislang um die amerikanischen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerst eine bestimmtere und deutlichere Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Werthe der unermeßlichen Besitzungen beigebracht haben, welche da drüben der spanischen Herrschaft unterworfen waren. Pizarro, der seinen Mann und dessen ewig leere Tasche kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neuentdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls schimmern zu lassen, und legte um dieses sein Wortgemälde her den Rahmen peruanischer Goldproben, welche er fürsorglich mitgebracht hatte. Der Kaiser empfahl daraufhin Pizarro und dessen Angelegenheit dem „Rathe von Indien", also der obersten Colonialbehörde Spaniens, und diese hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unserem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeschäften abgeschlossen. Kraft dieses Vertrages sollte dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San Jago gemacht wurde, das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zustehen und sollte er nach vollbrachter Besitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden ursprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Bestallung als Gobernador und Pater Luque die als Bischof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro seinerseits übernahm die Verpflichtung, binnen sechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beschaffung von Geschützen und Munition behilflich sein sollte.

Der also mit Brief und Siegel förmlich zum Conquistador ernannte San Jago-Ritter vermochte die seinerseits übernommene Vertragspflicht nur mühsälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 segelte er mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, seine Mannschaft musterte, hatte er hundertdreiundsechszig Soldaten zu Fuß und siebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüstung. Mit dieser Handvoll verwegener Gesellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Perus aus, nachdem er seinem Geschäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannschaft anzuwerben und ihm dieselbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzusenden. Dies geschah denn auch und war der eifrige Almagro im Stande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verstärkungen seinem Compagnon nachzusenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Mississippi in der Geschichte Amerikas

einen unvergänglichen Namen sich gesichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten sich diese Verstärkungen mit der Mannschaft des Conquistadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel sprachlicher Verständigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer bei seinem ersten Besuche aus Tumbez mitgenommen und die als seine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwischen spanisch gelernt hatten. Einer dieser Dolmetscher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, spielte in der Geschichte der Eroberung seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieselbe Rolle, welche in der Geschichte der Eroberung von Mexiko eine indianische Dolmetschin und Geliebte des Cortez, die schöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro scheint sich überhaupt das Verfahren seines Vetters in Anahuak vielfach zum Muster und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältnissen lag. Er verwandte zuvörderst große Achtsamkeit darauf, zu Tumbez über die Zustände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau sich zu unterrichten und Einsicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erst recht die Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens, aber auch, was dasselbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerster Wichtigkeit die Kunde von dem so eben ausgefochtenen Bruderkriege zwischen Huaskar und Atahuallpa. Pizarro mußte sich ja erinnern, wie sehr die Zwistigkeiten der verschiedenen Volksstämme von Anahuak dem Cortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbestrittenen Besitze der Gewalt, aber immerhin ließen sich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weise, wie der Inka zur Herrschaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieser, daß die fremden Eindringlinge sich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyrannischen Usurpators darstellen konnten. Die Menschen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen sein.

Weiterhin galt es dann zunächst, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küste festen Fuß zu fassen, wie das Cortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde südlich von Tumbez im schönen Thale von Tangarola eine Pflanzstätte gegründet, welche den Namen San Miguel erhielt. Sie sollte als Aus- und Einschiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieser ersten spanischen Colonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptstadt residirte, sondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärschen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenstromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, sein Hoflager aufgeschlagen hätte. Sofort erhob sich im spanischen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, stracks den weiten Südmarsch nach der Hauptstadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Residenz des Inka aufzusuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte sich über das Wesen des Inkathums auch schon ein so sicheres Urtheil gebildet, daß er den Marsch nach Kaxamalka beschloß. Es mußte ihm ja aus Allem, was er bislang in diesem Lande gesehen und gehört, klar geworden sein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schicksal des Herrschers müßte das des Reiches entscheiden. Wie sich der Conquistador diese Entscheidung dachte, ist nicht zu sagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeschichte von Peru lassen es unbestimmt, ob er zuvörderst friedliche Mittel versuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltschlag sann. Das Wahrscheinlichste ist, daß er sich sagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerst nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umstände lehren, was zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Goldgruben.

Mit der zunehmenden Erkenntniß der Abhängigkeit unserer Gesundheit von reiner Luft zum Athmen und reinem Wasser zum Trinken sind auch die Bemühungen fortgeschritten, uns diese unschätzbaren Güter immer mehr zu gewinnen. Dem stehen namentlich in großen Städten gewaltige Schwierigkeiten entgegen. Große Mengen thierischer und pflanzlicher Abfall- und Auswurfsstoffe sind dort fortwährend bestrebt, durch Fäulniß die Luft und durch Einsickern das Grundwasser zu verderben. Es gilt, diese Stoffe möglichst schnell zu beseitigen und unschädlich zu machen. Das ist nicht schwer, aber schwierig ist es, die Aufgabe so zu lösen, daß der Stadtsäckel durch die Kosten nicht überbürdet wird. Um in dieser Beziehung seine Kenntnisse an den neuen großartigen, der Gesundheit gewidmeten Maschinen- und Canalanlagen der Stadt Paris zu erweitern, reiste der Verfasser, Dank der Freigebigkeit des königlich preußischen Ackerbau-Ministeriums, in den ersten Tagen des Septembers nach Paris. Er hatte dabei das Glück, eine bekannte Fach-Autorität, den Director der landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, Professor Dr. Dünkelberg, zu begleiten und durch dessen gütige Mittheilungen eine eingehende Würdigung der landwirthschaftlichen Seite zu gewinnen. In Erinnerung an das wachsende Interesse und den hohen Genuß, welchen die gemeinnützigen Sehenswürdigkeiten gewährten, hoffen wir durch einen Reisebericht den Lesern der Gartenlaube anregende Unterhaltung darzubieten.

Um die vorhandenen und im Werden begriffenen Anlagen zu würdigen, werden wir am besten mit einer Rückschau über ihre Entwickelung beginnen.

Zuerst suchte man die Reinigung der Stadt Paris durch Einrichtung der sogenannten Schwemm-Canalisation durchzusetzen. Die Abfälle der Haushaltungen, Straßen, Fabriken u. s. f., werden dabei durch Röhren in unterirdisch angelegte Canäle geführt und in diesen durch das mitlaufende Wasser weiter geschwemmt. Die Canäle bilden ein zusammenhängendes Gebiet. Wie auf der Erdoberfläche unbedeutende Zuflüsse sich nach und nach zu Bächen, Flüssen, Strömen vereinigen, so wurden die Abwässer unter der Erde schließlich gesammelt in zwei großen Hauptcanälen. Davon ergoß der eine seine schwarzgetrübten, unheimlichen Fluthen unterhalb Clichy, der andere bei St. Denis in die Seine. Durch die stetige Abführung der unreinen Stoffe war der Stadt wesentlich geholfen; aber das Uebel wurde nicht gründlich beseitigt. Man entfernte es nur aus Paris, um es weiterhin zur großen Belästigung der Schifffahrt und der Uferbewohner der Seine zu übergeben. Die schädlichen Folgen offenbarten sich bald. An der Ausmündung der Canäle zeigten sich riesige Schlammmassen, zu deren Beseitigung die Stadt große Summen (beispielsweise in einem Jahre zweihunderttausend Franken) aufwenden mußte, auch wurden die Uferbewohner nicht müde, gegen die Verunreinigung des Flusses zu petitioniren. Im Laufe der Jahre mußte das Uebel nothwendig zunehmen, kurz, man sah ein, daß Abhülfe nöthig war.

So wurde der Chef-Ingenieur M. Mille beauftragt, im Auslande ähnliche Verhältnisse zu studiren, um eine Lösung der Frage aufzufinden. Er kam zu der Ueberzeugung, daß die Wässer am billigsten und vollständigsten gereinigt werden könnten durch ihre Verwendung in der Landwirthschaft als Nahrungsmittel für Pflanzen. Auch betonte er, daß es wegen der Nähe des Marktes von Paris einträglicher sein würde, nicht, wie in Edinburgh und Mailand, die Wässer zur Wiesencultur zu verwenden, sondern nach Muster der reichen „Huerta“ von Valencia, Garten- und Feldgewächse zu ziehen. Wie sich erwarten ließ, fand diese Ansicht heftige Gegner. Nach deren Meinung sollten die mit Cloakenwasser ernährten Gemüse ungenießbar ausfallen, die Felder unerträgliche Gerüche verbreiten, und im Winter sollte die Unterbringung des Wassers auf dem Ackerboden überhaupt unmöglich sein. Gleichzeitig wurde die schwefelsaure Thonerde als chemisches Mittel angepriesen, um die Wässer schnell und billig zu reinigen. Nach dem Grundsatze: „Prüfet Alles und das Beste behaltet“ beschloß die Stadtverwaltung, während des Jahres 1868 bis 1869 beide Methoden auf einem großen Versuchsfelde bei Clichy einer praktischen Prüfung zu unterziehen.

Der darüber vorliegende Bericht verbreitet sich zunächst über Menge und Gehalt der ankommenden Wässer. Im großen

Durchschnitte bringt der Canal in jeder Secunde zwei und einen halben Kubikmeter oder zweitausendfünfhundert Liter Wasser, doch ist das Quantum nach Tages- und Jahreszeit sehr veränderlich. Um elf Uhr Mittags traf am meisten ein, um zwei Uhr Nachts am wenigsten. Bei heftigem Regenwetter wurde die Wassermenge mehr als verdoppelt und sank bei anhaltender Dürre auf ein Drittel des Mittelwerthes. Um den Werth für den Ackerbau darzuthun, berechnete man annähernd, wie hoch der Preis der von den siebenzig Millionen Litern Abwasser jährlich mitgeführten Dungstoffe sein würde, wenn man sie in gewöhnlicher Weise ankaufte. Dies ergab die ansehnliche Summe von sieben Millionen Franken, die also bis dahin nur schadenbringend der Seine zugeführt wurde.

Was nun die Erfolge der Versuche betrifft, so brachte die chemische Methode zwar die Gewißheit, daß ein Zusatz von schwefelsaurer Thonerde das Wasser veranlaßt, in großen Bassins seine Schlammtheile vollständig abzusetzen und klar abzufließen; indessen ist die Reinigung insofern nur eine scheinbare, als ein Drittel der verunreinigenden Stoffe in aufgelöster Form vom Wasser zurückgehalten wird. Weit vollkommener wirkte die Berieselung von Ackerland. Das den Boden durchsickernde Wasser verlor nicht allein seine Schlammtheile, sondern auch fast alle in Lösung befindlichen Substanzen, namentlich die gefährlichen, welche dem Pflanzen- und Thierreiche entstammten. Gemüse, Getreide, Gras ꝛc. gediehen im berieselten Boden zu üppiger Ernte. Auch waren Geschmack und anderweitiges Verhalten von den in gewöhnlicher Weise geernteten Früchten nicht verschieden. Ferner beklagte sich Niemand über die von den Gegnern der Berieselung vorhergesagten übeln Ausdünstungen und Gerüche, weil sie nicht zu bemerken waren, so wenig im Felde, wie in dessen Umgebung. Die Ansicht des M. Mille hatte somit einen glänzenden Sieg errungen und die chemische Methode konnte nur noch als Aushülfe in Betracht kommen, um etwa im Winter das vom Boden zurückgewiesene Wasser zu klären.

Die Berechnung ergab, daß etwa zweitausend Hectare Bodenfläche genügen würden, um alle Abwässer von Paris darauf während des ganzen Jahres zu vertheilen. Glücklicher Weise brauchte man das geeignete Terrain nicht weit zu suchen. Es lag auf dem Clichy gegenüberliegenden Seine-Ufer in der Ebene von Gennevilliers, wie zu diesem Zwecke geschaffen, ein sehr durstiger durchlassender Sandboden mit Kiesunterlage, der wegen dieser Eigenschaften bisher nur spärliche, in trockenen Jahren verschwindende Ernten gegeben hatte. Für diesen Boden mußte das Wasser höchst segensreich wirken. Allein die anliegenden Gemeinden wollten nichts davon wissen. Wie in früheren Zeiten die erleuchteten Magistrate vieler Städte sich mit allen Mitteln gegen die ihnen zugedachten Eisenbahnen wehrten, so entstand hier eine allgemeine Opposition gegen die beabsichtigte Wasserzuführung.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.
Originalzeichnung von Professor Thumann.

Die Stadt beschloß, ohne Gewaltmittel vorzugehen und die gute Sache durch überzeugende Beispiele mit der Zeit siegen zu lassen. Sie kaufte in der Nähe ein Grundstück von fünf bis sechs Hectar, versah dasselbe reichlich mit Abwasser und übergab es gratis geschickten und willigen Gärtnern zur Bebauung. Unter erfahrenen fleißigen Händen bedeckte sich der unfruchtbare Boden bald mit den üppigsten Pflanzen, welche ihre Nahrung dem Canalwasser entnahmen und durch ihr herrliches Gedeihen den Reichthum des Wassers bekundeten. Neidisch sahen jetzt die umliegenden Landleute ungeahnte Erträge heranreifen und baten nun ebenso dringend um Wasser für ihre Ländereien, wie sie es vorher zurückgewiesen. Die Gesuche wurden natürlich gern gewährt. Dadurch erlangte das Ganze ein so erfreuliches Ansehen wunderbarer Fruchtbarkeit, wie die Oase in der Wüste. Selbst der Kaiser Napoleon wurde hingeführt, um den Anblick zu genießen. Er soll sich auch sehr daran ergötzt haben, allein das hinderte ihn nicht, bald das Signal der Zerstörung zu geben, indem er Deutschland den Krieg erklärte. Beim Nahen des deutschen Heeres wurden die Seinebrücken und damit die Wasserzuleitungen zerstört. Später wurden die eben befruchteten Felder von den Soldaten der Regierung in ihren Kämpfen gegen die Commune zertreten und die Maschinen-Anlagen mit Granaten beworfen. Als ruhigere Zeiten eintraten, hat man sie wieder aufgebaut und das Werk soweit entwickelt, wie wir es jetzt fanden. Wir bitten den Leser uns auf einem Rundgange zu begleiten.

Vom Bahnhofe St. Lazare in Paris kommt man durch ein Billet nach Asnières in wenigen Minuten an Ort und Stelle. Von Asnières führt der Weg über die nahe Seinebrücke zur

Pumpstation bei Clichy, die man am hohen eisernen Schornsteine leicht erkennt. Kurz davor liegt das Bureau. Dort holen wir uns die Erlaubniß zur Besichtigung und erreichen nach einigen Schritten das Maschinenhaus. Eingetreten, steht man zunächst vor zwei großen in graue Blechmäntel gehüllten Dampfkesseln. Dahinter gelangt man, einige Stufen niedersteigend, in den eigentlichen Maschinenraum. Wenn man in der Meinung kam, hier von Schlamm und Schmutz belästigt zu werden, findet man sich angenehm enttäuscht. Die größte Sauberkeit herrscht überall. Der lackirte Fußboden ist sogar mit Teppichen belegt. Ein hoher, heller, fast eleganter Raum umschließt die rastlos arbeitende liegende Dampfmaschine, deren blanke Theile freundlich glitzernd die Lichtstrahlen zurückwerfen. Mit majestätischer Ruhe und anscheinender Leichtigkeit dreht sich ein kolossales Schwungrad mit einer Kraft von hundertfünfzig Pferden. Der gezahnte Umfang desselben treibt ein kleineres Rad, dessen Welle sich rechts und links in zwei mannshohen Gehäusen verliert, die uns als die eigentlichen Pumpen (Centrifugal-Pumpen) enthaltend bezeichnet werden. In der Mitte des ersten Gehäuses tritt ein eisernes Rohr ein, welches draußen im Canal das Schlammwasser aufsaugt. Dieses Wasser wird im Gehäuse durch radiale Flügel in schnelle Drehung versetzt, dadurch am Umfange derselben fortgetrieben und durch eine Rohrleitung der Mitte des zweiten Gehäuses zugeführt. Hier nochmals durch Flügel angetrieben, entflieht es am Umfange des Gehäuses in die Rohrleitung, welche es zunächst über die Seine, dann in den Hauptcanal der Ebene befördert. Wir erfahren gleichzeitig, daß die Kraft der einen Maschine nicht ausreicht, um alles bei Clichy ankommende Canalwasser zu bewältigen. Dazu gehören noch vier Maschinen derselben Größe und Einrichtung, deren Beschaffung noch von der Bewilligung der nöthigen Geldmittel abhängt.

Folgen wir dem Laufe der Wässer über die Brücke bei Clichy, so treffen wir in einiger Entfernung rechts ein erhöhtes Bassin, in dem die bis dahin unterirdisch geführte Flüssigkeit heftig brodelnd zu Tage kommt. Auf dem Rande des Behälters werden wir allerdings durch die um zwölf Meter gehobenen stark bewegten Wässer etwas belästigt. Der Geruch verliert sich indessen, sobald sie in den etwa zwei Meter breiten Hauptcanal übergetreten sind und, ruhig dahinfließend, durch eine lange schwarze Linie die Hauptader der umliegenden Felder bezeichnen. Durch seine Einbettung in die Krone eines aufgeschütteten Dammes, den Napoleon der Erste als Schutzwehr gegen die Ueberschwemmungen der Seine errichten ließ, beherrscht der Canal die umliegende Ebene und gestattet den Abfluß des Wassers nach jeder Stelle derselben. Auch wird sein Wassergehalt vom entgegengesetzten Ende aus durch den Zufluß der Abwässer noch verstärkt, welche bisher bei St. Denis in die Seine übergingen, jetzt aber durch eine neue Leitung mit natürlichem Gefälle hierher geleitet werden, indem sie die Seine an der Brücke bei St. Ouen überschreiten.

Unter den dunkeln Linden.
Originalzeichnung von H. Heubner.

Von dem großen Hauptcanale aus beginnt nun die Vertheilung der Wässer in die Ebene. Was in der Stadt an einzelnen Haushaltungen gesammelt wurde, wird jetzt in umgekehrter Weise durch Canäle über und unter der Erde verzweigt, bis zu den an den einzelnen Feldern gelegenen Ausfluß-Oeffnungen. Hier vertheilt es sich auf der Fläche, um als Pflanze, durch Licht und Wärme zu höherem Leben erweckt, wieder der Stadt zurückgebracht zu werden und seinen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Betrachten wir ein Grundstück genauer, etwa ein naheliegendes Weißkohlfeld. Wir sehen am Kopfende das schwarze Wasser, wie eine Quelle sprudelnd, austreten, um zunächst einen aus Erde aufgeworfenen Quergraben zu füllen. Von diesem zieht es in zahlreichen Furchen nach der Länge des Feldes, um schließlich ganz im Boden zu verschwinden. Zwischen je zwei Furchen ist ein erhöhter Streifen, auf dem nur eine lange gerade Reihe Weißkohlpflanzen Platz findet. So rieselt das Wasser in vertieften Rinnen zwischen den Pflanzen, kommt also mit diesen in keine verunreinigende Berührung. Nur unter der Erde bringt es den Wurzeln willkommene Nahrung. Begierig wird dieselbe aufgenommen, und daß sie wohl bekommt, beweisen die riesigen festen Köpfe der Kohlpflanzen. Dem Landwirth er-

leichtert das Wasser die Bestellung außerordentlich. Im Winter setzt er sein Feld ganz unter Wasser und findet es im Frühjahre mit fruchtbarem Schlamme bedeckt. Nun läßt er abtrocknen, bearbeitet es in der beschriebenen Weise und säet oder pflanzt nach Bedarf. Tritt dann trockene Witterung ein, so braucht er nur die Wasserquelle zu öffnen, um ohne Mühe die Pflanzen zu begießen und mit feuchter Nahrung zu versehen. Freilich die Hände darf er nicht in den Schooß legen; denn im üppigen Boden wuchert neben dem Kraute auch das Unkraut. Erstaunlich ist dann aber auch die Fülle, mit der die Pflanzen unter guter Pflege gedeihen, und vergebens sucht das Auge ein welkendes Blatt.

Wer Freude hat an üppiger Pflanzenvegetation, wird im Rieselfelde reichlichen Genuß finden. In der Mitte entfaltet sich ein herrlicher Blumenflor in auffallend brillanten Farben. Weiter gehend, hat man Gelegenheit, schönes Spalierobst und reichhaltige Baumschulen zu bewundern; dann folgen Spargel, Artischocken, Kohl, Rüben, Bohnen rc., endlich Getreidefelder und am Ufer der Seine einige Wiesen. Bemerkenswerth sind auch große mit Minze bestellte Flächen. Sie liefern einer daneben liegenden Fabrik wohlriechender Essenzen das Material für die Destillation des Pfefferminzöls. Also inmitten des angeblich durch üble Gerüche verpesteten Feldes bereitet man wohlriechende Essenzen. Man mag daraus ersehen, wie solche Gerüche überhaupt dem Fabelreiche angehören. Nur an frisch gedüngten, im Abtrocknen begriffenen Feldern ist etwas Geruch zu spüren, aber gewiß nicht mehr, als am gewöhnlich gedüngten Boden. Auch das Grundwasser erscheint rein. Wir haben ohne Widerstreben ein inmitten des Rieselfeldes aus einem Brunnen geschöpftes Glas Wasser getrunken und weder am Geschmacke noch am klaren Aussehen desselben Tadel gefunden.

So glauben wir uns zu dem Schlusse berechtigt, daß Boden und Pflanze geeignet sind, den Abfall der Städte ohne Nachtheil für die Gesundheit der Menschen aufzunehmen und in Segen zu verwandeln. Wir können uns den Wunsch nicht versagen, daß viele Städte unseres deutschen Vaterlandes dem aufgestellten Beispiele folgen möchten. Auch müssen wir freudig anerkennen, daß Danzig, um seine übergroße Sterblichkeit zu vermindern, erfolgreich vorgegangen ist, indem es durch seine Canalisationsanlagen den Dünensand befruchtete und insofern Paris noch voransteht, als es durch die Erträge der Rieselfelder auch die Kosten der Wasserförderung erlangt.

Bonn, im October 1874. **Ed. Gieseler**, Ingenieur.

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Papieren eines Wohlbekannten.

(Schluß.)

„Der Vater", fuhr der alte Förster in seiner Erzählung fort, „ging nochmals in's Dorf, um zu erfahren, was jene Trommelschläge bedeuteten. Es war das Signal zum Plündern. Die Soldaten stürzten sich in regellosen Haufen eilig und gierig auf das arme Dorf. Der Vater kam alsbald zurück. Was geschah, erzählte man uns später. Die Franzosen hatten seit zwei Tagen nichts gegessen; der Hunger trieb sie in die Häuser. Ein jedes durchsuchten sie von unten bis oben, vom Keller bis unter das Dach; kein Winkel blieb verschont; mit Lichtern, mit brennenden Spähnen, ja mit lodernden Strohwischen, liefen sie suchend in jede Kammer, in die Ställe und selbst in die Scheune. Nicht blos was sie an Eßbarem fanden, war gute Beute, auch Kühe, Schafe und Schweine führten sie hinweg und alle Kessel, Töpfe und Schüsseln folgten als Koch- und Eßgeschirr hinaus in das Lager, wo man dann zu schlachten und zu kochen begann. Alle Thüren in den Häusern, alle Tische und Stühle, alles Holz und Stroh, Planken und Zäune, mit einem Worte, alles Brauchbare schleppte man ebenfalls fort, um die Koch- und Wachfeuer damit zu nähren, die auf den Feldern in einem weiten Halbkreise vor dem Dorfe nacheinander aufflackerten und die Umgegend grell und schauerlich beleuchteten. Dann trat wieder tiefe Stille ein. Die Bewohner des Dorfes waren zum Theil geflohen, als die Franzosen erschienen, und hatten ihre gesammte Habe preisgegeben; zum Theil waren sie in ihren Häusern geblieben. Die Weiber weinten, und die Männer saßen entweder in dumpfer Ergebung da oder fluchten leise.

Nachdem die Ruhe etwa eine Stunde gedauert hatte, erschreckten uns die früheren unheimlichen Trommelschläge noch einmal und wiederum fielen die Soldaten gleich Heuschrecken über das unglückliche Dorf her. Sie waren gesättiget und kamen nun, um Stroh, Betten, Kleidungsstücke und Decken zu suchen und sich Lagerstätten daraus zu bereiten. Sie suchten wohl auch Geld und Geldeswerth, gewiß ist wenigstens, daß sie alles, buchstäblich alles, was sie forttragen konnten, mit sich nahmen, wenn sie offenbar auch keinen Gebrauch davon machen konnten. In jedem Hause bewegten sich, einander entgegengesetzt, zwei Menschenströme, einer in das Haus hinein, die Treppe hinauf und durch die Kammern, ein anderer die Treppe hinunter und aus dem Hause hinaus. Fünfzig, hundert Mann und mehr noch sollen gleichzeitig in einem der kleinen Häuser gewesen sein. Dieses Hin- und Herwogen unendlicher Menschenmassen dauerte ununterbrochen fort, bis ein anderes Trommelsignal die Soldaten wieder in das Lager rief. Dann trat von Neuem Stille ein. Jeder Soldat bereitete sich draußen auf dem Felde, im jungen Getreide, unter freiem Himmel mit dem, was er erbeutet hatte, eine Lagerstätte, streckte die müden Glieder auf derselben aus und versuchte, zu schlafen. Für die zurückgebliebenen Bewohner des Dorfes aber gab es diese Nacht keinen Schlaf; sie hatten auch nichts, wohin sie ihr sorgenschweres Haupt legen konnten.

Auch wir in unserem Hause, das vom Lager, ja von dem Dorfe aus nicht gesehen werden konnte und deshalb von solchen Besuchen freigeblieben war, wagten nicht, uns zur Ruhe zu begeben. Der Vater saß still am Fenster und horchte auf jedes Geräusch draußen. Marie schmiegte sich in ihrer Angst vor den französischen Soldaten an mich; sie zitterte an allen Gliedern und weinte, so liebevoll ich ihr auch Muth und Trost zuzusprechen nicht müde wurde. Sie fürchtete noch immer, daß auch unser Haus entdeckt und dann von plündernden rohen Soldaten heimgesucht werde. Sie bat sogar unter Thränen: ‚Laßt uns in den Wald fliehen, tief hinein! Dort werden sie uns nicht suchen, nicht finden; mögen sie hier rauben, was ihnen gefällt!'

‚Noch ist uns ja kein Leid geschehen, Marie,' antwortete der Vater, ‚noch ist unser Haus nicht einmal entdeckt worden, und vielleicht ziehen die Soldaten ab, sobald es Tag wird.'

In diesem Augenblicke verkündigte die Uhr die zwölfte Stunde.

Gleich darauf hörten wir rasche Tritte vor unserem Hause und dann auch ein starkes Klopfen an der verschlossenen Thür.

Marie rief halblaut und unter starkem Zittern:

‚Mein Gott, sie kommen!'

Dabei sank sie mit gefalteten Händen in die Kniee und betete, daß Gott uns schützen möge.

Der Vater stand auf, um die Thür zu öffnen, da das Klopfen immer stärker wurde.

‚Nicht aufmachen, Vater, nicht aufmachen!' bat Marie ängstlich.

‚Es ist nur ein Mann, wie ich sehe,' antwortete der Vater. ‚Weisen wir ihn ab, so kehrt er vielleicht zum Lager zurück und holt Andere, um die Thür gewaltsam zu öffnen.'

Er ging, um die Thür zu öffnen.

‚Ein Bett! . . . Schlafen . . . eine Stunde!' hörten wir draußen den Fremden in gebrochenem Deutsch sagen.

‚Treten Sie ein!' antwortete der Vater, indem er den Mann eintreten ließ, wohlbedacht aber die Thür hinter ihm wieder schloß und bald darauf mit ihm in unserem Zimmer erschien, in dem nur eine kleine Lampe brannte.

Der Fremde war ein Franzose, ein höherer Officier, von Wetter gebräunt, von Pulver geschwärzt, mit kleinen stechenden Augen und harten Zügen. Er mochte etwa in den Fünfzigern sein und machte den Eindruck, als sei er sehr ermüdet und übler Laune.

Der Vater sah ihn lange aufmerksam und kopfschüttelnd an.

‚Ein Franzose!' sagte Marie im Tone des Entsetzens, indem sie sich zu mir schutzsuchend flüchtete.

‚Ja, Franzose!‘ antwortete der Officier. ‚Vive l'empereur! Ein Bett! Schlafen — eine Stunde!‘

Und er näherte sich bei diesen Worten Marie.

Sie trat noch weiter zurück, als fürchte sie schon seine Nähe. Er lächelte gezwungen und versuchte ihr in das Gesicht zu sehen. Sie hielt den Kopf tief gesenkt. Da streckte er die Hand nach ihr aus, faßte sie am Kinne und richtete ihr den Kopf empor. Kaum hatte er einen Blick in ihr Gesicht gethan, so blieb er starr vor ihr stehen und schaute sie forschend unverwandt an.

‚Wunderbar!‘ sagte er dabei halblaut vor sich hin.

Er hielt sie noch immer am Kinne fest, damit sie den Kopf nicht wieder senke, und dabei fiel ihm nun auch das Medaillon, das sie an diesem Tage, wie immer, am Halse trug, in das Auge.

‚Das Gold sehen!‘ sagte er erregt und griff hastig nach dem Medaillon.

Da fürchtete Marie wohl, er wolle ihr das theure Andenken an ihre Mutter entreißen; sie machte sich gewaltsam von ihm los und floh in das kleine Nebenzimmer da, aus dem, wie Du weißt, eine Thür in den Garten und von da in den Wald führt. Wollte sie sich in dem Stübchen in ihrer Angst einschließen, oder durch die Gartenthür in den Wald fliehen, ich weiß es nicht; sie wollte sich zunächst wohl nur dem Franzosen entziehen.

Dieser rief nochmals: ‚Das Medaillon!‘ und eilte der Fliehenden nach, ehe sie die Thür des Stübchens schließen konnte.

Wir, der Vater, welcher die Augen von dem Fremden nicht abwenden konnte, und ich, standen da und wußten nicht, was wir thun sollten. Wenn wir den Franzosen anfaßten, um ihn mit Gewalt zurück zu halten, reizten wir ihn vielleicht zu Thätlichkeiten. Ein Leid konnte Marie'n nicht geschehen, da wir ja im Nothfalle zu ihrer Hülfe in der Nähe waren. Ich rief ihr nur bittend zu, sie möge zurückkommen. Sie antwortete nicht. Sie stand drüben in dem Stübchen, wie ich wohl sah, in der fernsten Ecke, da wo die Gewehre hingen. Der Franzose, der, wie gesagt, ihr nachgeeilt war, trat rasch in ihren Versteck und auf sie zu.

‚Ne me touchez pas!‘ rief ihm Marie zu unserer nicht geringen Verwunderung zu, denn sie hatte lange Zeit kein französisches Wort über ihre Zunge gebracht.

‚Ah, vous êtes Française, vraiment?‘ entgegnete der Franzose in seltsam bewegtem Tone, und sein Eifer, Marie das Medaillon abzunehmen, schien sich zu verdoppeln. Schon streckte er die Hand wieder nach demselben aus, um es zu fassen. Da griff Marie in Verzweiflung oder Zorne nach einem der neben ihr an der Wand hängenden Gewehre und hielt dasselbe dem Franzosen zitternd entgegen.

‚Um Gottes willen, Marie!‘ rief ich ihr zu und wollte zu ihr eilen, um sie zu beruhigen und zu verhüten, daß vielleicht gar ein Unglück geschehe. Als ich den Fuß bereits über die Schwelle setzte, sah ich, daß der Franzose das Gewehr gefaßt hatte, um es ihr zu entreißen, und in demselben Augenblicke erschütterte ein Schuß das Haus. Das Gewehr hatte sich entladen und der Fremde stürzte, in die Brust getroffen, lautlos zu Boden.

Alles war das Werk einer Secunde gewesen.

Wir aber standen wie versteinert vor dem Grauenhaften und konnten es nicht fassen. Der Vater, der sogleich auch herbeigeeilt war, kam zuerst zu einiger Besinnung. Er trat zu Marie, die noch immer todtenbleich und regungslos dastand, die weit aufgerissenen Augen auf das Gewehr gerichtet, das sie noch in den zitternden Händen hielt, nahm es ihr ab und hängte es an die Wand, an die Stelle, von der sie es genommen hatte. Ich aber trat zu dem Daliegenden, überzeugte mich bald, daß kein Leben mehr in ihm sei, und sagte bebend: ‚Er ist todt.‘

‚Todt?‘ wiederholte Marie entsetzt. ‚Eine Mörderin bin ich? Aber ich bin nicht schuld an seinem Tode; ich drückte das Gewehr nicht ab — ich schwöre es vor Gott und bei dem seligen Geiste meiner Mutter.‘ Sobald sie ‚Mutter‘ gesagt hatte, stürzte ihr ein Strom von Thränen aus den Augen.

‚Was aber nun?‘ fragte der Vater. ‚Was sollen wir thun? Was wird uns geschehen? Man wird den Officier vermissen und suchen. Wenn man ihn hier findet — als Leiche, sind wir Alle verloren. Wir müssen den Todten wegschaffen,‘ fuhr er zu mir gewendet fort, ‚sogleich, ehe es zu spät wird. Man kann den Schuß draußen gehört haben. Wir müssen den Leichnam hinaustragen in den Wald und dort sogleich begraben.‘

Dann öffnete er das Fenster, damit der Dampf und Geruch vom Pulver sich verziehe, und als dies geschehen war, sagte er seufzend zu mir:

‚Fasse den Todten mit an, damit wir ihn hinwegtragen können! Erst aber ein Tuch auf das Gesicht, damit ich dasselbe nicht sehe, denn es weckt Erinnerungen in mir, die sich mir immer von Neuem aufdrängen, wenn ich sie auch mit Gewalt von mir weise und mir sage, es sei eine Täuschung und müsse eine Täuschung sein.‘

Er breitete das erste beste Tuch, das er fand, über das Gesicht des Todten.

Dann trugen wir ihn hinaus in den Wald, eine ziemliche Strecke weit, gruben da ein seichtes Grab und legten ihn hinein. Später pflanzte ich die Tanne darauf, die prächtig gedieh und nun, nach fünfzig Jahren, von dem Sturme entwurzelt worden ist.

Das war jene entsetzliche, furchtbare Nacht, und daß ich nie von ihr habe reden mögen, wird Dir nun erklärlich sein.

Aber noch war nicht Alles vorüber.

Als früh der Morgen zu grauen anfing, waren wir mit unserer grausigen Arbeit zu Ende und kehrten in das Haus zurück.

Marie war in demselben zurückgeblieben, denn der Vater hatte ihr aufgetragen, als wir die Leiche forttrugen, die dicke wollene Decke zu entfernen, auf welche der Franzose gefallen war, weil auf derselben wahrscheinlich Blutflecke sich befinden würden.

Als wir eintraten, lag Marie neben der allerdings blutigen Decke. Sie hatte dieselbe aufheben und hinwegtragen wollen, als sie aber das Blut daran erblickt, das sie vergossen hatte, war sie ohnmächtig niedergesunken.

Ich trug sie in ihr Bett und bemühte mich mit dem Vater, sie wieder in's Leben zu rufen. Es währte eine lange Zeit, ehe sich ein Zeichen rückkehrenden Lebens und Bewußtseins erkennen ließ. ‚Ich sterbe,‘ waren die ersten Worte, die sie leise zu mir sprach. Kaum waren diese Worte über ihre Lippen, so vernahmen wir starkes Trommeln aus dem Dorfe drüben. ‚Sie kommen, sie kommen!‘ fuhr Marie in Todesangst fort. ‚Sie wollen mich holen. — Laß uns fliehen!‘

Sie konnte sich kaum regen, so matt war sie. Der Vater aber, der vielleicht auch fürchtete, daß die Soldaten eine Nachsuchung nach dem Officiere in den Häusern anstellen wollten, lief rasch in das Stübchen, um die mit Blut getränkte Decke zu entfernen, die noch immer dalag und Alles verrathen konnte.

Dann trat er vor die Thür des Hauses, um sich zu überzeugen, was das Trommeln bedeute; er kam sehr bald zurück, um uns zu melden, daß die Soldaten abmarschirten. ‚Gott sei Dank!‘ sagte er, ‚wir sind gerettet.‘ Die Töne der rasselnden Trommeln entfernten sich in der That mehr und mehr; die Franzosen zogen also wirklich ab. Ein Haus aber in dem Dorfe brannte; die Bewohner weinten und rangen die Hände. Auf den Feldern draußen, wo die Franzosen gelagert, zeigte sich ein fast noch traurigeres Schauspiel. Nicht genug, daß das Getreide zertreten war, Betten, Kleider, Kochgeschirre, Ueberreste von dem geschlachteten Vieh &c. lagen wirr unter einander. Die Morgensonne dagegen schien hell und warm in die Fenster unseres Hauses; einer ihrer Strahlen traf das Gesicht Mariens, die dalag blaß wie eine Leiche. ‚Wie ist Dir?‘ fragte ich sie theilnehmend.

‚Ach!‘ entgegnete sie, ‚ich möchte fliehen, fliehen vor mir selber. Ich bin eine — Mörderin.‘

Noch im Verlaufe dieses Tages, des Tages nach der grauenvollen Nacht, wurdest Du geboren und Marie, Deine Mutter, verfiel in eine schwere Krankheit. Lange schwebte sie zwischen Tod und Leben, und nur sehr langsam erholte sie sich; aber niemals konnte sie vergessen, was geschehen war. Niemals habe ich sie wieder lachen sehen, und nur bisweilen lächelte sie, wenn sie Dich, ihr Kind, erblickte. Mit Widerwillen und Grauen, und nur, wenn sie es nicht vermeiden konnte, betrat sie das Nebenstübchen, in welchem die That geschehen war, und niemals wagte sie sich in die Nähe der Stätte im Walde, wo wir den Todten begraben hatten. In der Nacht, im Schlafe fuhr sie oft auf und rief angstvoll nach Hülfe. Der Wurm, der an ihr nagte, zehrte unablässig an dem Marke ihres Lebens und so

starb sie frühzeitig, als Du zehn Jahre alt waist, wie Du Dich erinnern wirst. Von dem Franzosen, der draußen unter der Tanne den Todesschlaf schlief, haben wir niemals etwas vernommen; es scheint keine Nachforschung nach ihm angestellt worden zu sein; mein Vater aber sagte oft: ‚sein Gesicht schwebt mir immer vor, und wenn die Muthmaßung, die sich mir stets aufdrängt, nicht gar zu gräßlich wäre, würde ich sie, wenigstens gegen Dich, ausgesprochen haben, um keinen Preis möchte ich sie aber Marien nur andeuten, denn, wenn ich es thäte, würde sie sicherlich vor Schmerz und Grauen sterben oder wahnsinnig werden.‘“

„Und Du hast nie erfahren, was er meinte?“ fragte der junge Förster seinen Vater.

„Ich erfuhr's erst kurz vor seinem Tode,“ antwortete dieser, „auf seinem Sterbebette, begann er: ‚Ich muß Dir nun offenbaren, was mir so lange schwer auf dem Herzen gelegen hat, so schwer, daß ich es allein kaum ertragen konnte. Als der französische Officier in jener Nacht Einlaß in unser Haus begehrte und ich seine Stimme vernahm, weckte ihr Klang Erinnerungen aus längst vergangener Zeit in mir, aber sie wurden mir nicht deutlich; als ich dann sein Gesicht sah, wußte ich, daß ich dasselbe sehr oft gesehen, daß ich es sehr wohl gekannt, daß es aber verändert, sehr verändert sei. Als er hier im Zimmer Marien scharf und starr ansah, als er vor sich hinsprach: „wunderbar!“ als weckten ihre Züge in ihm ebenfalls Erinnerungen auf, und zumal als er hastig nach ihrem Medaillon faßte, wurde mir es fast über allen Zweifel klar, wer der Fremde sei. Als er dann, von der Hand Mariens getödtet, im Stübchen lag, faßte mich ein so gewaltiges Grauen, daß ich sein Gesicht nicht noch einmal sehen mochte. Ich bedeckte es mit einem Tuche, damit nicht etwa meine schreckliche Ahnung noch mehr bestätigt werde. Sie ganz zurückzudrängen habe ich nie vermocht, die entsetzliche Ahnung, daß der Fremde kein anderer war als . . .‘

Er flüsterte den Namen so leise, daß ich ihn kaum verstand. Ich erschrak so, daß ich vor Grauen und Entsetzen aufsprang. Wenn ich auch glauben mußte, daß mein Vater wohl bedacht habe, was er sprach, habe ich doch immer gezweifelt, daß es die Wahrheit gewesen, die er gesagt; jetzt aber, da der Ring in so wunderbarer Weise an's Licht gebracht, zweifle ich nicht mehr. Das Wappen, das in den Stein eingeschnitten ist, kenne ich sehr wohl; ich habe es ja gar oftmals gesehen auf anderen im Besitze unserer ehemaligen Herrin befindlichen Ringen und in Abdruck auf Siegeln; es ist das Wappen des Gemahls unserer Herrin, des Mannes, den sie, wie Du gelesen, so heiß haßte, der sie aus der Heimath vertrieben und der ihre Güter sich angemaßt, des Mannes, vor dem sie um jeden Preis ihre Tochter schützen wollte. Gott sei Dank, daß dieser, ihrer Tochter, erspart worden ist auch nur zu ahnen, daß der Mann, vor dem sie sich so sehr fürchtete, den sie durch ihr Gesicht wahrscheinlich an ihre Mutter erinnerte und der jedenfalls auf dem Medaillon das Bild des Schlosses erkannte, in welchem sie zusammen gewohnt, daß der Mann, den sie — wenn auch ohne ihre Schuld — erschossen hat — ihr Vater war, der im französischen Heere mit hierher gekommen!

Die Wege des Herrn sind wunderbar.“

Blätter und Blüthen.

Zwei Blätter aus dem „Album für Deutschlands Töchter“ (mit Illustrationen, S. 794 und 795), Blätter aus dem Buche des menschlichen Lebens voll tiefer, rührender Wahrheit. Das ewig alte Leid der Liebe in seiner herzerschütternden Gewalt. Hier der Jüngling, der an der Hand der Mutter sich hülflos niederwirft in heißem Gebete vor dem heiligen Bilde der gnadenreichen Madonna; dort der Mann, der allein mit sich in der Einsamkeit des Friedhofs nach Fassung ringt und seinen stummen Schmerz in tiefster Seele verschließt. Wie oft hat diesen Schmerz der Liebe das Lied des Dichters besungen und die Hand des Künstlers gestaltet! Doch unerschöpflich reich, wie das Leben selbst, bleibt die Kunst in der Verklärung solcher Tragik des menschlichen Herzens, und sie wird stets von ergreifender Wirkung sein, wenn ein Dichter, wie Heine, sich des Stoffes bemeistert. Die Wallfahrt nach Kevlaar zeigt uns so recht, wie wunderbar es Heine verstanden hat, dem Volke sein Empfinden und Sprechen abzulauschen. Betrachten wir das Bild zu diesem Gedichte, dann müssen wir zunächst gestehen, daß gerade der Holzschnitt in seiner kräftigen Unmittelbarkeit sich als vortreffliches Illustrationsmittel solcher volksthümlichen Lieder erweist. Wie lebensvoll und wahr ist jede einzelne Figur dieser mit echt künstlerischem Tacte von Meister Thumann componirten Gruppe! All die Leiden des Leibes und der Seele haben hier ihren ergreifenden Ausdruck gefunden. Wie tief empfunden und wie überaus wirkungsvoll ist der Contrast des lieblichen in ahnungsloser Unschuld dareinschauenden Kindergesichts inmitten dieser herzbewegten, aus Noth und Elend zum Himmel flehenden Menge!

Das zweite Blatt, dem das reizende Lied „Unter den dunkeln Linden“ von Robert Reinick zu Grunde liegt, ist eine höchst stimmungsvolle Naturstudie Heubner's, deren sorgfältige Durchführung sich auf das richtige Maß zwischen oberflächlicher Skizzirung und subtiler Detailarbeit beschränkt.

Beide Blätter sind einem Buche entnommen, das nun in achter Auflage erscheint und seit mehr als zwanzig Jahren seinen wohlbegründeten Ruf behauptet: dem „Album für Deutschlands Töchter, Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Thumann, Georgy u. A., Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.“ Die mit sorgsamster Rücksicht auf das Mädchenalter getroffene Wahl der Lieder ist eine überaus glückliche; die Illustrationen rühren von bekannten Meistern her und sind auf das Sauberste ausgeführt. Ueberdies ist die Ausstattung des Buches eine höchst geschmackvolle und glänzende und das Werk somit für den Weihnachtstisch bestens zu empfehlen.

Kleiner Briefkasten.

Dr. A. P. Das Original des in unserer Nr. 43 veröffentlichten Portraits der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm befindet sich im Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. Dasselbe stammt von dem dortigen Maler Ferd. Wolf, welcher noch im Besitze einer Oelskizze der Frau von Gleichen und jederzeit bereit ist, dieselbe künstlerisch auszuführen und zu veräußern.

Dem Sohn des Mars in Berlin. Jede berliner Sortimentshandlung giebt darüber Auskunft. Ueber Dietrich von Falkenberg konnten wir keine Specialitäten erfahren.

A. G. in Neudörfchen. Wenn Sie die ostindische Stadt Tellicherry meinen, so wird Ihre vorgeschlagene Schreibweise Telli-Gherry unrichtig sein, weil man neuerdings sogar Tellitscherry geschrieben findet.

N. N. in München. Der Ring ist richtig angekommen und wird in der letzten Rechnungsablage quittirt werden.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Bechstein, Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel. 5. **Auflage.** Mit 79 prachtvollen Vogelportraits in Farbendruck, eleg. broch. 2 Thlr.

Marlitt, Gold-Else. . . . . . Illustrirte Salon-Ausgabe Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Thlr. 15 Ngr.

Marlitt, Gold-Else. . . . . 9. Volks-Ausgabe. Eleg. brosch. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Marlitt, Das Geheimniß der alten Mamsell. . . . . 7. **Auflage.** 2 Bände. Eleg. brosch. 2 Thlr.

Marlitt, Reichsgräfin Gisela. . . . . 4. **Auflage.** 2 Bände. Eleg. brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marlitt, Thüringer Erzählungen. . . . . 3. **Auflage.** Eleg. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prutz, Rob., Buch der Liebe. . . . . 3. **Auflage.** Prachtband. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rittershaus, Emil, Gedichte. . . . . 4. **Auflage.** Prachtband. 2 Thlr. 5 Ngr.

Scherenberg, E., Gedichte. . . . . Prachtband. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Scherr, Joh., Goethe's Jugend. . . . . Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. . . . . 10. **Auflage.** Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 50. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Ein Meteor.

Von E. Werber.

(Fortsetzung.)

Ich ging mit dem Manne. Der Kopf brauste mir. Ich war wie Einer, den man plötzlich aus dem Schlafe gerissen und auf die Straße gestoßen hat und der noch nicht recht zu sich gekommen und nicht weiß, was ihm geschah. Ein halbverwischter Traum schwirrt ihm vor dem Auge.

Ich ging barhaupt. Der Regen that mir wohl, und ich kam nach und nach zu mir. Ich bemerkte, daß ich nicht ging, sondern rannte. Der mir nachkeuchende Mann rief: „Herr, wenn Du so läufst, so wirst Du gleich hinsinken und dann kommen wir gar nicht vorwärts.“

Der Mann hatte Recht. Ich hielt einen Augenblick an; allein Bodiwil's Angst, mit der er gebeten hatte: „Nicht wahr, Sie gehen schnell, schnell, schnell!?“ klang mir im Ohr, und ich fing von Neuem an, zu laufen.

„Rechts!“ rief der Mann, als der Weg sich theilte. Ich war genöthigt, langsamer zu gehen, denn der Boden wurde jetzt mehr und mehr mooricht und feucht und erschwerte schnelles Gehen. Nach und nach stieg der Pfad; wir näherten uns einem Hügel, und da war festerer Boden.

„Haben wir noch weit?“ fragte ich den Mann.

„Nein, Herr,“ antwortete er. „Siehst Du das röthliche Haus unter den Tannenbäumen auf dem Hügel? Dort ist's, wohin wir gehen.“

Noch einige Minuten — und wir standen vor dem Hause. Es hatte ein Stockwerk mit einem einfenstrigen Aufsatz und zeichnete sich durch Nichts von den Bauernhöfen der Gegend aus. Meine Bangigkeit wuchs, als ich über die Schwelle trat.

Die Thür eines Zimmers öffnete sich leise, und eine ältliche Frau in der Landestracht schaute mich mit bangen, verweinten Augen an. Sie schien Alles zu verstehen, noch ehe ich gesprochen hatte.

„Warum kommt er nicht selbst?“ fragte sie.

Ich sagte ihr die Ursache und bat, zu der Kranken geführt zu werden.

„Gleich,“ sprach sie, „ich will das Fräulein nur erst vorbereiten.“

Nach einigen Secunden kam sie zurück und sagte: „Komm', Herr! Sie will Dich sehen.“

Ich folgte der Frau; das Herz hämmerte mir in der Brust. Sie führte mich durch eine kleine Stube in eine größere, wo zwei Dinge mir in die Augen fielen: ein violetter Damastvorhang und eine auf einem Divan davor liegende weibliche Gestalt, in einen weißen Shawl gehüllt und mit einer türkischen Decke bis über die Kniee zugedeckt. Sie hielt beide Hände vor's Gesicht, feine, durchsichtige Hände, und zwischen den Fingern quollen reichlich Thränen hervor.

Ich stand erschüttert. Ihre Hände sanken herab — ich empfand, als ich ihr Gesicht sah, einen elektrischen Stoß, wie ich ihn beim Anblick von Bodiwil's Bildern empfunden hatte — es war das Gesicht der Sphinx, die über Bodiwil's Bette hing. —

Sie streckte eine Hand nach mir aus und sagte mit schwacher Stimme: „Sie sind sein Freund?“

Ich beugte mich zu ihr nieder und küßte ihre Hand. „Allmächtiger Gott!“ rief es in mir, „soll dieses Geschöpf sterben?“

„Wird Bodiwil bald kommen?“ fragte sie.

Ich rang nach Fassung und sagte: „Vielleicht gleich, längstens aber in einer halben Stunde.“

„Ich fühle mich ein wenig besser,“ sagte sie seufzend. „Vielleicht kann ich noch ein paar Tage leben. Sagen Sie Bodiwil nicht, daß ich geweint habe! Er könnte glauben, ich habe Furcht, und ich weine doch nur, weil ich von ihm gehen muß.“ Sie trocknete die Thränen, die zitternd auf ihre Wangen herabtröpfelten.

Das Herz wollte mir brechen. „Kann ich nichts für Sie thun?“ fragte ich.

„Doch!“ sagte sie, und wies auf einen Stuhl, welchen die Frau neben den Divan gestellt hatte.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie,“ sprach sie, „verlassen Sie Bodiwil nicht, wenn ich todt bin; nicht bei Tag und nicht bei Nacht! Zwingen Sie ihn zur Arbeit! Er darf der Kunst nicht verloren gehen. Reißen Sie ihn aus der Einsamkeit, nehmen Sie ihn mit nach Deutschland und wecken Sie seinen Ehrgeiz! Eine Intelligenz, wie die seinige, gehört der Welt und nicht dem Kloster. Müßte ich nicht sterben, so wäre es *meine* Aufgabe, ihn zum Ruhme zu führen; aber bei allem guten Willen bin ich ohnmächtig wie ein Kind, denn ich bin in der Gewalt des Todes.“

Ich wagte, ihr zu erwidern: „Verlieren Sie den Muth nicht! So jung, wie Sie sind, stirbt man nicht so leicht.“

„Nein,“ sagte sie wehmüthig, „man stirbt nicht leicht, allein man stirbt darum nicht weniger sicher.“

Sie schwieg erschöpft und schloß die Augen. Nach einiger

Zeit hörte ich Schritte vor dem Hause. Die Kranke hörte sie auch. Eine selige Verklärung flog über ihre Züge, und sie richtete sich auf. „Das ist Bodiwil," sagte sie und heftete die Augen auf die Thür.

Bodiwil trat ein und sank am Divan zusammen. Ich stützte ihn, bis er sich ermannt hatte. Dann verließ ich das Zimmer und setzte mich im Vorgemach nieder, nachdem ich die Thür hinter mir geschlossen.

Ich begann mich zu sammeln. Das also war das Geheimnißvolle in Bodiwil. Warum auch hatte ich nichts geahnt, wenn er einsam in der Rotunde saß und zu den Hügeln hinblickte, oder wenn er die Nebel mit dem Fernrohr zu durchdringen suchte! Wer aber war das Wesen, das hier verborgen lebte? Wie konnte Bodiwil sie besuchen, ohne daß man im Stifte Kenntniß davon bekam? Woran starb das Mädchen, und war es wirklich unrettbar?

Als die Frau, welche die Pflegerin der Kranken zu sein schien, nach einiger Zeit herein kam, fragte ich sie, worin des Fräuleins Krankheit bestehe.

„Sie hat das Sumpffieber, Herr, aber sie stirbt nicht eigentlich daran," sagte sie.

„Woran denn?" fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und sprach: „Ich kann Dir das jetzt nicht sagen, Herr. Es ist zu traurig."

„Ihr habt doch einen Arzt gerufen?" rief ich bestürzt.

„Der Arzt sagt, es sei dem Fräulein nicht zu helfen," erwiderte die Frau und verließ, in Thränen ausbrechend, das Zimmer.

Ich saß lange allein. Der Regen fiel noch immer; zuweilen schlug der Wind die Tropfen gegen die Fensterscheiben, und jedes Mal erschrak ich. Als es zu dämmern anfing, trat Bodiwil herein und sank in einen Sessel. „Wie ist es möglich!" rief er. „Wie soll ich es ertragen?!"

„Ist ihr besser?" fragte ich.

„Sie schläft; vielleicht erwacht sie nicht mehr," erwiderte er, und schwere Tropfen fielen aus seinen Augen.

„Muth, Bodiwil, Muth!" sprach ich.

Es wurde dunkel in der Stube. Keiner von uns sprach; Keiner wagte dem Andern seine Gedanken zu sagen. Als später die Frau mit Licht herein kam, äußerte Bodiwil: „Lieber Freund, ich bitte Sie, diese Nacht und morgen, und vielleicht länger noch sich hier mit mir zu verbergen. Ich habe, um bei Mariana bleiben zu können, dem Prälaten gesagt, wir machten eine Excursion und kämen erst in zwei oder drei Tagen zurück."

„Wie?" fiel ich ein, „wird man es nicht seltsam finden, daß wir bei Regen eine Excursion unternehmen?"

„Seltsam oder nicht!" versetzte Bodiwil. „Uebrigens ist man an mir allerlei Excentricitäten schon gewohnt."

Mariana war erwacht und rief Bodiwil. Er ging zu ihr und ließ die Thür offen. Ich hörte Beide längere Zeit leise sprechen; dann rief mich Bodiwil. Eine Lampe brannte in einer Ecke des Zimmers. Mariana's Züge schienen mir seltsam gespannt; ihr Auge hatte einen Blick, der mir durch die Seele schnitt — ich fühlte, daß der Tod im Zimmer war. Mit einer Stimme, süß und schaurig zugleich, sagte sie zu mir: „Ich vermache Ihnen meine Freundschaft für Bodiwil. Verlassen Sie ihn nicht, lieben Sie ihn und wachen Sie über ihn! Weil ich so frühe sterben muß, soll er um so länger leben. Machen Sie, daß er noch glücklich werde!"

Sie hatte langsam und mühsam gesprochen. Bodiwil kniete neben ihr. Ich gelobte ihr, Bodiwil zu lieben, ihn nicht zu verlassen und über ihm zu wachen. Dann verließ ich, meiner selbst kaum noch mächtig, das Sterbezimmer.

Gegen Mitternacht hörte ich einen dumpfen Schrei und einen Fall; ich eilte hinzu und fand Bodiwil besinnungslos neben Mariana's Leiche an der Erde liegen.

Drei Tage später erhob sich im Tannengrunde hinter dem Hause ein Grabhügel. In die Rinde der ihm zu Häupten stehenden Tanne waren die Worte gegraben: Mariana Santorin.

Bodiwil und ich waren, nachdem wir Mariana in die Erde gelegt hatten, in's Stift zurückgekehrt. Ich gab vor, er habe sich erkältet und einen Anfall von Sumpffieber, welches in der Gegend häufig ist.

Man ließ ihn ruhig auf seinem Zimmer. Ich war stets bei ihm. Der Prälat, welcher täglich zweimal nach ihm sah, verrieth weder durch Wort noch Blick, daß er von den Ereignissen und unserem Aufenthalte während der drei letzten Tage Kunde hatte. Ich erfuhr dies erst später. Er war ein Mann von etwa fünfundsechszig Jahren und hatte ein intelligentes und gemüthvolles Gesicht. Er flößte mir großes Vertrauen, große Verehrung ein. Dem Fieber Bodiwil's scheinbar Glauben schenkend, brachte er aus der Hausapotheke die gegen das Fieber gebräuchlichen Mittel herauf und fragte besorgt nach Bodiwil's Wünschen; mehr als einmal sah ich Thränen in seinen Augen stehen.

Bodiwil war wie ein still Wahnsinniger. Er verweigerte jede Speise, und wenn ich versuchte, ihm eindringlich zuzureden, so hielt er sich die Ohren zu oder trat an's Piano und schlug laute, schreiende Accorde an, die meine Stimme übertönten. Nach einigen Tagen verlangte er auszugehen; ich begleitete ihn. Er schlug den Weg zum Tannengrunde ein. Als wir an Mariana's Grab kamen, fanden wir ihren Hund, eine große braune Dogge, todt neben dem Hügel liegen.

„Hat dieser Hund mehr Schmerz empfunden als ich?" rief Bodiwil ingrimmig aus. „Mariana! Mariana! Warum kann ich nicht sterben?"

Dann wandte er sich heftig zu mir und sagte: „Heinrich, wenn Sie das Geschöpf, das hier unten liegt, gekannt hätten, so würden Sie mich, der ich es schon um sechs Tage überlebt habe, für den stärksten oder auch für den erbärmlichsten Menschen halten." Er sank mit diesen Worten der Länge nach auf den Grabhügel, drückte seine Finger in das Erdreich und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. Er überließ sich einem Schmerzensausbruche, der mich entsetzte.

„Bodiwil," rief ich, „das Weib hier drunten ist mit männlicher Fassung gestorben, und Sie, ein Mann, haben nicht den Muth, das Leben mehr zu ertragen? Das Leben, welches sie mich gebeten hat Ihnen zu erhalten? Ihr Genie, Ihren Beruf — vergessen Sie Alles?"

„Mein Genie!" rief er. „Als ob die Welt oder das Kloster es brauchten! Als ob ich es überhaupt noch besäße! Es ist in mir erloschen, langsam erloschen, da sie zu sterben anfing."

Ich wollte ihm entgegnen; allein er fiel mir in's Wort und sagte: „Kommen Sie mit mir in das Haus, in dem sie starb! Dort will ich Ihnen von ihr erzählen."

Dieser Entschluß war mir erwünscht; ich dachte, die Mittheilung werde ihn erleichtern, ihm wohlthun.

Mariana's Zimmer waren unberührt geblieben. Der Divan, auf welchem sie verschieden, stand noch vor dem Vorhange, welcher, ganz wie in Bodiwil's Zimmer, die Wohnstube von dem Schlafcabinete trennte. Ein Theil des Vorhanges war zurückgeschlagen; ich sah Mariana's Bett und über ihm Bodiwil's Bild, in Oel gemalt. Dieses Bild war merkwürdig durch die Wahrheit des Ausdrucks, in welchem die ganze reiche und mächtige Individualität Bodiwil's zu lesen war, und durch eine Durchsichtigkeit und Vergeistigung des Tons, wie ich sie nie in einem Portrait gesehen hatte.

Es war Bodiwil in einem jener Momente, wo, wie bei allen genialen Naturen, der ganze Inhalt seines Wesens aus den Schlupfwinkeln trat und dem Angesicht eine Zaubergewalt verlieh, die man „seelischen Magnetismus" nennen könnte.

Das Bild war ein Meisterwerk, welches einen Maler hätte unsterblich machen können.

„Wer hat dieses Bild gemalt?" fragte ich Bodiwil.

„Sie — Mariana," antwortete er.

Erstaunt blickte ich ihn an. „Aber wer war denn das wunderbare Geschöpf? Reden Sie!" bat ich.

Bodiwil setzte sich neben den Divan und heftete seinen Blick auf das Kissen, wo Mariana's Haupt gelegen hatte.

„Als ich," begann er, „ein zwölfjähriger Knabe, in's Stift kam, war sie noch nicht geboren. Ein Jahr später wurde auf dem zwei Stunden von hier entfernten Gute des Herrn Santorin die Taufe eines Töchterchens gefeiert. Der Prälat und zwei Stiftsherren waren zur Taufe geladen und nahmen mich mit. Das Kind lag in einer mit hellblauer Seide ausgefütterten Korbwiege und schlief, als man es mir zeigte. Ich mußte

weinen und wußte nicht, warum. Santorin war ehrgeizig, leidenschaftlich und finster. Seine Besitzung war groß, und er galt für reich und angesehen in der Umgegend; allein er wollte der Reichste und Angesehenste unter den Gutsbesitzern werden und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich Land und Vieh auf vortheilhafte Weise zuzulegen. Einige Jahre nach der Geburt seines Töchterchens suchte er die Verwaltung des Stifts zur Abtretung eines großen Landstriches zu bewegen, welcher an seine Besitzungen stieß. Dieser Landstrich war dem Stifte sehr nützlich, fast unentbehrlich; die Verwaltung lehnte daher Santorin's Vorschlag ab und blieb unbeugsam, als Santorin nach einigen Monaten noch einmal und ziemlich gebieterisch die Sache in Vorschlag brachte. Von da an brach Santorin allen Umgang mit dem Stifte ab und wurde unser Feind. Er grüßte keinen der Stiftsherrn mehr; er verbot seinen Pächtern und Dienstleuten den Umgang mit den Leuten unserer Meierei; er verleumdete die Tendenz des Collegiums und suchte uns die Söhne der angesehenen dalmatischen Familien zu entziehen. Er ging in seinem Hasse und seiner Rachsucht bis zu Gewaltthätigkeiten: eines Morgens sah man seinen Sohn, einen Knaben von vierzehn Jahren, in der Nähe einer unserer Schafhürden und fand zehn Schafe darin niedergestochen. Etwas später that man es den Pferden an. Man hatte fünf Zugpferde in einer warmen Sommernacht, in einem leichten Holzverschlage angebunden, auf dem Felde gelassen. Der in der Nähe schlafende Hüter erwachte durch das entsetzliche Toben der Pferde. Als er hinzu eilte, fand er zwei der Pferde todt, die andern rasend. Er schoß sie nieder und fand in ihren Ohren brennenden Schwamm. Der Prälat ließ die Sache gerichtlich untersuchen. Man konnte Santorin oder seine Leute der That nicht überführen, obwohl Meilen weit keine andern Besitzungen als die Santorin'schen lagen und sein Wohnhaus sogar nahe dem Felde stand, wo die That begangen wurde. Allein der Proceß und der Verdacht, welcher auf seinem Namen lag, schadeten seinem Ansehen in der Umgegend. Sein Haß wurde jetzt noch ingrimmiger; doch Santorin wußte, daß er scharf beobachtet wurde, was ihn zur Vorsicht zwang und von Gewaltthätigkeiten abhielt. Eine dalmatische Rache aber schläft nie, selbst wenn sie die Augen zu hat. Santorin's Rache that zuweilen kleine Katzensprünge, da ihr die Tigerangriffe versagt waren. Von seiner Familie hörten wir nichts mehr seit dem Tode von Santorin's Frau, welche eine Deutsche war und während der Zwistigkeiten starb.

Ich machte häufig Ausflüge, theils um mich im Skizziren zu üben, theils um Pflanzen und Insecten zu sammeln. Als ich eines Abends bei Sonnenuntergang, nahe bei Santorin's Gute, durch ein Wäldchen kam, hörte ich leises Wimmern. Ich ging der Stimme nach und fand ein Mädchen von acht bis neun Jahren, welches in einen Sumpf gerathen und bis an's Knie hineingesunken war. Als die Kleine mich sah, rief sie:

‚Herr, Herr, ach hilf mir!‘

Ich zog sie aus dem Sumpfe und fragte, wie sie heiße.

‚Mariana Santorin,‘ sagte sie.

Ich fragte, ob sie die Tochter des Gutsherrn Santorin sei.

‚Ja, Herr,‘ antwortete sie. ‚Mein Vater wohnt nicht weit von hier.‘

Auf meine Frage, wie sie in den Sumpf gerathen war, erwiderte sie:

‚Ich liebe die Bäume; ich komme oft her, um sie auswendig zu lernen, damit ich sie zu Hause zeichnen kann.‘

Ich öffnete mein Skizzenbuch und bat die Kleine, mir einen Baum hineinzuzeichnen. Sie blickte einen Augenblick auf eine meiner Skizzen und sagte: ‚Du machst lauter kleine Bäume, Herr; ich kann solche kleine Bäume nicht leiden.‘ Dann machte sie zwei kräftige Striche in großer Entfernung, einen oben und einen unten.

‚Sieh, Herr,‘ sagte sie, ‚der Strich oben ist der Himmel und der unten die Erde, und dazwischen hinein zeichne ich meine Bäume. Die Wurzeln gehen in die Erde, und die Spitze stößt an den Himmel.‘

In wenigen Secunden hatte sie mit groben, aber sichern Strichen eine Tanne gezeichnet, wie sie in Norwegen, aber nicht in Dalmatien zu finden ist: groß, breit, voll, ernst und ausdrucksvoll. Sie war mit einem so wahren Naturgefühle gezeichnet, daß ich bei mir dachte: ich möchte diesem Kinde Unterricht geben. Sie sagte mir, es helfe ihr Niemand beim Zeichnen, und es kümmere sich auch Niemand zu Hause darum. Ich nahm das Kind an der Hand, um es nach Hause zu führen; bald fühlte ich an seinen schwankenden Schritten, daß seine Füßchen im Sumpfe schwer und müde geworden waren. Ich hob es auf meinen Arm und trug es bis zu Santorin's Hause. Vor der Thür saß eine Frau und spann; ich übergab ihr das Kind und erzählte ihr mit kurzen Worten, wo und wie ich es gefunden hatte. Sie dankte mir mit finsterm, verdrossenem Tone, einen langen Blick auf mein Gewand werfend, welches den Stiftsherrn erkennen ließ. Die Kleine küßte mir die Hand und sagte: ‚Herr, ich danke Dir. Du bist sehr gut gegen mich gewesen. Wie heißt Du?‘

Ich sagte ihr meinen Namen und ermunterte sie, fleißig zu zeichnen. Dies war das einzige Mal, daß ich Santorin's Töchterchen sah. Als ich einige Wochen darauf Santorin's Sohn im Felde begegnete, hetzte er seinen Hund auf mich. Ich fragte ihn, warum er dies thue?

‚Weil Du meine Schwester auf den Armen getragen hast,‘ antwortete er. ‚Du solltest mir dafür danken,‘ sagte ich, ‚denn Deine Schwester war müde.‘ ‚Ich wollte lieber, daß sie im Sumpfe erstickt wäre, als daß ein Stiftsherr von Constantin sie berührt hat,‘ erwiderte er und hetzte auf's Neue den Hund auf mich. Ich schlug diesem mit meinem Stocke über den Rücken, ließ den wüthenden Jungen toben und ging meines Weges.

Nach und nach schenkte man im Stifte den ohnmächtigen Rache-Ausbrüchen der Santorin keine Aufmerksamkeit mehr, und selten nur nannte man ihren Namen. Jahre vergingen; ich hatte meine Reisen gemacht und war nach Constantin zurückgekommen. Der Stiftsherr Samuel starb, und die Leitung der Malerschule wurde auf mich übertragen. Vor zwei Jahren starb der Gutsherr Santorin. Sein Sohn verkaufte die Güter und zog mit seiner Schwester fort. Wir wußten nicht, wohin sie gegangen, und kümmerten uns auch nicht darum. Sehen Sie, der Gedanke, daß ich neben einem Wesen, welches die Gottheit für mich schuf, achtzehn Jahre lang in unwissender Gleichgültigkeit gelebt habe — dieser Gedanke könnte mich wahnsinnig machen." Vodiwil vergrub seinen Kopf in beide Hände und schwieg.

Ich entgegnete nichts, denn ich begriff die furchtbare Bitterkeit seines Gedankens.

„Der Fürst Ap.," fuhr er nach einer Weile fort, „kam im vorigen Herbste nach Constantin. Ich mußte ihm versprechen, ihn in W. zu besuchen. Ende December reiste ich ab; der Prälat gab mir einen Urlaub von drei Monaten. Der Fürst hatte alle erdenklichen Aufmerksamkeiten für mich. Da er meinen Hang zur Einsamkeit kannte, hatte er ein Häuschen am Ende seines Gartens für mich einrichten lassen; es war in maurischem Stile erbaut und enthielt mehrere Zimmer und ein großes Atelier. Ein Diener, welcher die Zimmer in Ordnung hielt, war die einzige Person, welche mit mir das Häuschen bewohnte. Der Fürst ging oft in Gesellschaft, und nur um ihm gefällig zu sein, ging ich mit. Ich war durch die Bilder, welche ich dem Fürsten zum Geschenke gemacht und die er vor meiner Ankunft ausgestellt hatte, für Manche ein Gegenstand der Neugierde und empfing zuweilen Besuche in meinem Atelier, namentlich Besuche von Damen. Es konnte mich also nicht befremden, als eines Vormittags mein Diener wieder eine Dame bei mir anmeldete. Ich ließ sie bitten, einzutreten. Gott, wie war sie verschieden von den andern! Sie trug ein einfaches schwarzes Seidenkleid und hielt eine Mappe an einem Bändchen. Sie schien kaum achtzehn Jahre alt zu sein; ihr Gesicht war blaß, süß und ernst. Sie blieb an der Thür stehen und sagte: ‚Verzeihen Sie, daß ich Sie störe und es wage, ohne Empfehlung zu Ihnen zu kommen!‘

Ich bat sie, sich zu setzen und fragte, ihr die Mappe abnehmend, was mir die Ehre ihres Besuches verschaffe.

‚Ich bin Mariana Santorin,‘ sagte sie.

‚Santorin?‘ wiederholte ich, mich besinnend.

‚Ja,‘ sprach sie, ‚die kleine Santorin, welche Sie vor zehn Jahren aus einem Sumpfe zogen.‘

‚Wie?‘ rief ich, ‚Mariana Santorin besucht den Stiftsherrn von Constantin? Das beweist viel Selbstüberwindung.‘

‚Vielleicht auch nicht,‘ erwiderte sie. ‚Ich komme nicht, um Ihnen einen Gegendienst zu erweisen, sondern um eine Gunst

von Ihnen zu erbitten.' Sie warf einen Blick auf die Mappe, welche ich ihr abgenommen und auf einen Stuhl gelegt hatte, und sagte: ‚Ich habe einige Skizzen mitgebracht und bitte Sie, dieselben prüfen und mir einige Anleitung geben zu wollen, wenn Sie meine Fähigkeiten dieser Ehre werth halten.'

‚Sie malen?' fragte ich.

‚Ja,' antwortete sie. ‚Ich habe ein halbes Jahr lang Unterricht beim Maler Fl. gehabt. Seit ich Ihre Bilder in der Galerie des Fürsten Ap. sah, habe ich den Unterricht bei Fl. aufgegeben. Ich hörte von Ihrer Ankunft, allein — ich hatte nicht gleich den Muth, mich Ihnen vorzustellen.'

Ich öffnete die Mappe. Sie enthielt etwa ein Dutzend Bleistift- und Kohlenskizzen und einen auf Leinwand gemalten Greisenkopf. Die Skizzen waren poetische Momente, kühn hingeworfen und von einem großen Zug durchweht. Zwei davon waren meisterhaft, das eine: Zenobia's Geist, traurig aus einer Wolke auf die Trümmer Palmyras niederschauend; das andere: die Poesie, eine schöne weibliche Gestalt vor einer steinernen Sphinx in tiefe Träumerei versunken, eine Leier in der lässig herabhängenden Hand haltend. Dies war so neu, so ureigen empfunden und entsprach so ganz meiner eigenen Gefühlsweise, daß ich erstaunt ausrief: ‚Und dies, in der That, sind Ihre eigenen Compositionen?'

Ich blickte das Mädchen theilnehmend an; es war mir, als sei sie eine Widerstrahlung, eine Verdoppelung meines eigenen Wesens. Es war etwas Feierliches in diesem Augenblicke, wir fühlten es Beide. Es hätte mich verlegen gemacht, ihr meine Bewunderung auszusprechen. Ich sagte ihr nur, sie habe eine reiche Phantasie und ein großes Gestaltungstalent, und fragte, ob sie Künstlerin werden wolle.

‚Nicht für die Oeffentlichkeit, nur für mein eigenes Glück,' sagte sie.

Auch diese Empfindungsweise entsprach meiner eigenen und fiel mir um so mehr auf, als mit einer so reichen künstlerischen Natur, wie die Mariana's, gewöhnlich ein glühender Ehrgeiz verbunden ist.

Ich sagte ihr, daß ich nur noch zwei Monate in W. bleiben werde, da sie aber schon eine so bedeutende künstlerische Selbstständigkeit besitze, so werde diese kurze Zeit wohl zu dem Wenigen genügen, was ich sie lehren könne. Ich fragte sie auch, ob sie sich bequemen wolle, in meinem Atelier zu arbeiten, und sie antwortete, sie habe nicht zu hoffen gewagt, daß ihr eine solche Ehre zu Theil würde.

Auf meine Frage, ob sie sich für immer in W. niedergelassen, theilte sie mir mit, daß ihr Bruder das Gut des Vaters verkauft habe, weil er die Landwirthschaft nicht liebe, und da sie von frühester Jugend periodisch am Sumpffieber gelitten, habe er es für gut befunden, ganz mit ihr fortzuziehen. Nach einer Reise durch Italien hätten sie sich für unbestimmte Zeit in W. niedergelassen; ihr Bruder habe sich aber inzwischen mit einer jungen Dame verlobt und werde nach seiner Verheirathung nach Mähren ziehen, wo er eine Erzgießerei gekauft habe. Ich frug sie, ob sie noch immer am Fieber leide.

‚Seit ich Dalmatien verließ, bin ich viel wohler,' sagte sie.

Ich stellte ihr frei, zu kommen, so oft sie wolle, und bevollmächtigte den Diener, sie in mein Atelier zu führen, wenn ich auch gerade nicht zu Hause sein sollte.

Sie bat, gleich am nächsten Tage kommen zu dürfen. Ich ward von ihrem Eifer gerührt und versicherte ihr, daß sie mir keine größere Freude machen könne, als schon morgen und alle Tage zu kommen.

Ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht; es stand ihr gut und that ihr wohl. —

Als ich allein war, befand ich mich in einem sonderbaren Zustande. Es war nicht, als ob mich eine Dame besucht oder ich eine Schülerin übernommen, sondern als ob ich eine Erscheinung gehabt, die Erscheinung eines Wesens, mit dem ich vor tausenden von Jahren Eins gewesen wäre. Am Abend desselben Tages ging ich mit dem Fürsten in Gesellschaft. Ich fand die Frauen hohl, albern, lächerlich.

Am nächsten Morgen kam Mariana, von einem Diener gefolgt, welcher eine Staffelei und eine Leinwand trug. Als ich ihren Finger an die Thür klopfen hörte, schlug mein Herz hörbar; dies geschah mir lange Zeit täglich, denn sie kam täglich. Ich wies ihr zum Arbeiten einen Platz an, an welchem ich sie von meiner Staffelei aus sehen konnte. In den ersten Tagen ließ ich sie in der Farbenbehandlung sich üben, da mir schien, als habe sie einige Unsicherheit darin. Sie faßte schnell, und was sie erfaßte, das konnte sie auch augenblicklich ausführen. Die Technik war bei ihr nicht Sache der Uebung, sondern des Begriffs. Sie war in diesem Punkte, wie in so manchem Andern, ein Phänomen. Schülerhaftes Copiren war ihr unmöglich; überall brach ihre eigene mächtige Natur durch. Ich bin gewiß, daß, wenn ich dies getadelt hätte, sie bei ihrem großen und ernsten Eifer sich alle Mühe würde gegeben haben, ihre Natur zu unterdrücken; allein ich bin auch ebenso gewiß, daß sie es nicht gekonnt hätte. Ihr Wesen war ein tiefer, voller Strom, von einem Gott getrieben — und er trieb mächtig, dieser Gott.

Mariana war stets schweigsam und ernst; sie sprach nur, wenn ich sie anredete. Hörte sie aus der Art meiner Frage, daß ich meine Gedanken von der Arbeit losriß, so antwortete sie kurz; fühlte sie aber, daß ich gern ein Gespräch mit ihr anknüpfte — und sie fühlte immer richtig — so antwortete sie wortreicher und setzte die Unterhaltung selbst fort. Ihre Gedanken waren ernster und hoher Art; für die gewöhnlichen Lebensformen und Vergnügungen hatte sie gar keinen Sinn. Zuweilen, wenn sie sprach, blickte sie zu mir herüber, und ihr Auge gab mir Räthsel auf, tiefsinnigere als die griechische Sphinx dem Oedipus zu lösen gab. Jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen hingen sich an mich und umschlangen mich wie ein unabweislicher Zauber. Ich konnte mir bald nicht mehr verhehlen, daß ich Mariana liebte. Ich fragte mich mit Sorgen, was aus Mariana und mir werden würde, denn — es war seltsam — ich hatte die feste Ueberzeugung, daß Mariana für mich geschaffen sei und daß sie mich lieben müsse — ich glaubte unfehlbar daran. Ich glaubte sogar, daß diese Bestimmung es war, was sie unbewußt zu mir getrieben hatte, und daß Mariana, gleich mir, sich in diese Liebe fügen werde, wie in ein himmlisches Gebot.

Es schien mir natürlich, daß unser Loos außerhalb der gewöhnlichen Lebensformen lag. Zuweilen beruhigte mich dieser Gedanke, und ich ließ das Schicksal dann ruhig im Verborgenen unsere Seligkeiten und unsere Nöthe weben; zu anderen Malen aber überkam mich eine grenzenlose Bangigkeit. Ich wurde dann finster und hart, um mich nicht zu verrathen.

Es war etwas furchtbar Ernstes in dieser Liebesgewalt. Oft, wenn Mariana vor ihrer Staffelei saß, die zarte Gestalt ein wenig in sich gesunken und den ausdrucksvollen Kopf tiefsinnend vorgebeugt, hätte ich Thüren und Fenster vermauern und zu ihren Füßen stürzen und sagen mögen: ‚Du weißt, daß Du mein bist, denn Du bist von Anbeginn mein gewesen. Laß uns hier mitsammen sterben!' —

Ihr Fleiß war beunruhigend. Sie kam Morgens um neun und arbeitete bei mir bis zwei Uhr. Zu Hause arbeitete sie gleichfalls. Sie brachte wöchentlich zwei bis drei Skizzen, welche ihr den ganzen Nachmittag und Abend mußten genommen haben. Ich bat sie eines Tages, sich weniger anzustrengen. ‚Sie sind ja jung,' setzte ich hinzu, ‚und haben noch viele Jahre zur Vollendung vor sich.'

‚Nein,' sagte sie, ‚das habe ich nicht. Ich muß mich im Gegentheil sehr beeilen, denn ich werde kaum noch ein Jahr leben.'"

(Schluß folgt.)

Ein römisches Modell.

Wie jeder Fremde, der nach Rom gekommen, lustwandelten auch wir, einige Freundinnen, welche Liebe zur Kunst nach der ewigen Stadt geführt, gern und oft nach dem Monte Pincio. Hier entfaltet sich täglich in den Nachmittagsstunden das bunteste Leben. Das Militärconcert unter der Palme zieht unzählige Spaziergänger aller Stände und eine unabsehbare Reihe von glänzenden Equipagen hierher. Der Fremde sieht hier staunend den höchsten modernen Luxus zur Schau getragen, und in un-

Die kleine Cäcilie in Rom.

Nach dem Oelbilde von Helene Richter in Düsseldorf.

aufhörlichem Wechsel wogt die Menge in den schattigen Alleen hin und her, bis die Glocken Ave Maria ankündigen und die Schaaren den Heimweg antreten.

Das Spiel ist zu Ende; der Pincio wird geschlossen. Abendliche Schatten lagern sich über die weit ausgedehnte Stadt; die Kuppel des St. Peter's glüht noch im Abendsonnengolde, und unvergleichlich schön breitet sich das Panorama der Stadt und Umgegend aus, begrenzt von den Linien der blauen Albaner Berge.

Ganz betäubt von solchen Eindrücken, kehren wir in die Stadt zurück und wählen wie Viele den Weg über die „spanische Treppe“. Welch ein Gegensatz zu dem eben Gesehenen bietet sich hier! Dort sahen wir den begüterten und vornehmen Menschen in Pracht und Herrlichkeit, die ihm Stand und Vermögen bieten, hier den ärmsten Erdensohn — und doch wie oft in Pracht und Herrlichkeit einer unverfälschten Natur, im angestammten Gefühl für Schönheit und Würde.

Auf der „spanischen Treppe“ ist der Ort, wo die Künstler die Modelle für ihre Werke suchen und oft auch finden.

Digitized by Google

Die Modelle sind die einzigen Leute, die des Geldverdienstes wegen sich noch in die malerische Landestracht kleiden, mitunter prächtige, charaktervolle Figuren.

Oben auf der Terrasse, an der breiten Brüstung des Treppengeländers sind die Männer in Gruppen versammelt von frühem Morgen bis zum Abend. Sie rauchen, plaudern, schmausen und warten in Ruhe, bis ein Künstler sie erwählt; dann ist Alles an ihnen Feuer und Bewegung. Eine Schaar lebhafter Knaben tummelt sich um sie herum und stürzt, sobald ein Fremder sich naht, diesem mit Frohsinn und Zuversicht bettelnd entgegen. Dem verwöhnten, vornehmen Reisenden ist dies ein lästiger, gräßlicher Eindruck; er sieht nur Lumpen und Verkommenheit, weil er nichts anderes von „solchem Volke“ erwartet, nichts anderes an ihm sehen will.

Wie anders wir! Lachend plaudern wir mit der lustigen Schaar. Schnell und gern greift die Hand in die Tasche, um durch eine kleine Gabe den fröhlichen Dank durch Wort und Blick einzuernten. Bald ist man Allen bekannt und weiß sie bei Namen zu nennen, und schon aus weiter Ferne sieht man den Gruß des „kleinen Cecco, il piccolo“, des drolligsten Kerlchens der Welt, im Schafpelzjäckchen, immer mit strahlendem, lachendem Gesichte die begehrliche kleine Hand entgegenstreckend oder winkend. Er ist unwiderstehlich komisch; man sieht es ihm an, Betteln ist ihm Lebensberuf, sein allerangenehmstes Handwerk; er wird nicht müde, einem entgegenzutrippeln und, mit einer Hand den Hut, damit er nicht herunterfällt, festhaltend, die andere zuversichtlich entgegenzustrecken, während sein Vater oder Pflegevater, der den Jungen nur zum Betteln engagirt hat, sich in behaglichster Stellung, eine Cigarre rauchend, hingestreckt hat und den Geber gnädig lächelnd anschaut, ohne die Stellung im Geringsten zu verändern. Der Kleine muß für die ganze Familie verdienen. Entweder steht er Modell in fast täglichem Wechsel der verschiedenen Ateliers der vielen Künstler, die ihn gebrauchen, oder er bettelt fleißig, ist wohlgemuth, wohlgenährt und kerngesund dabei, ein Liebling der Künstler, wie des Publicums, eine kleine Berühmtheit von Rom.*

Auf den unteren Stufen der spanischen Treppe haben die Frauen ihren Platz. Sie ist ihr Daheim. Hier arbeiten, essen und vergnügen sie sich. Dabei entfaltet sich eine unerschöpfliche Fülle von „Motiven“ für den beobachtenden Künstler. Hier findet er Gestalt und Ausdruck für eine Mater dolorosa so gut wie für eine Bacchantin. Und welche Genrebilder! Wie sie sich gruppiren, die Spindel oder das Nähzeug in der Hand, ihr einfach Mahl verzehrend, Weißbrod, Obst und geröstete Kastanien den Kindern austheilend, die sorglos und fröhlich um sie herumspielen! Alles, was sie thun, hat „Art“ und ist fesselnd. Der Künstler findet oft die unmittelbare Anregung zu neuem Schaffen durch den Anblick und Eindruck der Wirklichkeit.

Wir gingen gern, den Zauber dieser frischen Eindrücke zu genießen, den Weg. Aber so oft wir kamen, fesselte uns vor Allem der Anblick eines drei- bis vierjährigen kleinen Mädchens, welches nicht, wie die andern Kinder, sich herumtummelte und bettelte, sondern sich befangen zurückzog und an's Knie der Mutter, einer schönen Frau, anschmiegte, wenn wir es begrüßten. Der Wunsch wurde rege, das ernste, schüchterne, schöne Kind, die „kleine Cäcilie“ zu malen, so, wie sie oft vor uns dastand, stolz und eigenartig, abgesondert von ihren Gespielen. — Die Kleine wurde bestellt, und die Mutter begleitete sie zu den Sitzungen. Bei der großen Beweglichkeit ihres Mienenspiels war es nicht möglich, eine Photographie der Kleinen anzufertigen. Noch verstand sie es nicht, Stellung und Ausdruck nach Wunsch des Künstlers festzuhalten; es war eben ein eigenes und dadurch unbeschreiblich anziehendes Kind, wie es nur unter dem milden Himmel Italiens gedacht werden kann. Bei ihrem Anblicke gedachte man unwillkürlich der Strophe „Aus dunklem Laub die Goldorange glüht“. Die Mutter unterhielt die Kleine, erzählte ihr Legenden und sang mit ihrem Lieblinge volksthümliche Weisen, welche uns völlig fremd waren; dabei leuchteten Cäciliens große Kinderaugen, und jeder Eindruck spiegelte sich in ihren Zügen.

Wer war schöner und anziehender in solchen Momenten, die Mutter oder das liebliche Kind? Man mußte sie zusammen sehen und sich ihrer freuen. Die Malerin ließ oft die fleißige Hand sinken, um staunend und bewundernd zu beobachten. Bald waren Beide die allerbesten Freunde, und je unbefangener die Kleine wurde, desto reicher zeigte sich die hochbegabte Kindernatur in Ausdruck und Bewegung.

Es war Osterfest und die Mutter mit dem Kinde zu Verwandten auf's Land gegangen. Wenige Tage darauf kam Cäcilie und überreichte uns, strahlend vor Freude, zehn frische Eier, die sie uns mitgebracht hatte. Sie war überglücklich dabei, noch mehr als sonst, wenn sie durch Geschenk einer Puppe, bunter Bänder, Obst oder Naschwerk überrascht wurde. Dann schlang sie dankerfüllt und kindlich anmuthig die kleinen Arme um den Hals der Geberin; beim Geben aber war sie stolz und doch lieblich.

Aber ernst und großartig, wie der erste Eindruck war, den das Kind auf uns gemacht, sollte ja das Bild werden. Es wurde immer schwerer dies bei den immer neuen Anregungen durchzuführen, doch es gelang. Das Bild wurde in Rom vollendet und fand hier bald in goldstrahlendem Rahmen in einem Palaste seinen Platz. In herrlicher Umgebung erfreut es die Besitzer durch seine Schönheit — und Wahrheit.

Das Kind selbst aber saß nach wie vor auf den Stufen der spanischen Treppe.

Unwillkürlich fragten wir uns: „Was wird aus diesem Kinde werden? Wird es in Armuth und dem elenden Lebensberufe verbleiben, wie die Eltern und seine Geschwister?“

Möge ein gütiges Geschick es in bessere Bahnen führen!

Die spanische Treppe, der Schauplatz eines so regen bunten Lebens, ist jetzt leer. Die neue Regierung schafft Ordnung in der alten Roma; das Herumlungern ist verboten. Der verwöhnte Reisende wird nicht mehr von dem „faulen Gesindel“ durch Betteln belästigt werden — aber viele, viele weniger verwöhnte Fremde, besonders die Künstler, werden schmerzlich die bunte Gesellschaft vermissen, mit der sich so traulich verkehren ließ und bei welcher der Künstler so viele Eindrücke zu Studien und Bildern sammeln konnte.

Wie gern mochte man hier Rast machen! Am liebsten, wenn das Abendsonnengold Alles so schön und glücklich erscheinen ließ, wenn in der Carnevalszeit beim schwirrenden aufregenden Tone des Tambourins sich bunt maskirte Tänzer zur Tarantella unermüdlich einfanden, mit ihrer Fröhlichkeit die Vorbeigehenden festhielten und durch ihr Beispiel die Kinder anregten, ihnen nachzuahmen, was unvergleichlich komische Scenen bot.

Das Original-Oelbild der kleinen Cäcilie, gemalt von Helene Richter in Düsseldorf, wurde in Rom von mir photographirt und wird, wie es heute in diesem Blatte vorliegt, von denen, die in Rom waren, gewiß mit Freude begrüßt werden; giebt es doch Kunde von einer Zeit, wo alltäglich auf der Straße Eindrücke zu sammeln waren von einem Leben reich an Ursprünglichkeit und Schönheit. Möge das Bild, da es durch die Blätter der vielverbreiteten Gartenlaube den größten Kreisen zugänglich gemacht wird, Vielen eine liebe Erinnerung sein!

Düsseldorf. **E. Planck.**

* Der kleine Cecco ist von derselben Künstlerin gemalt worden; das Bild wurde von der photographischen Gesellschaft vervielfältigt.

Der letzte Sonnensohn.

Nachdruck untersagt.

Eine Historie von **Johannes Scherr.**

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anspruch genommen. Längeres Zögern schien dem Conquistador um so unthunlicher, als unter seiner Mannschaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado sei, immer lauter zu werden begann. Er mußte sich daher zum Aufbruche nach Karamalka entschließen, ohne weitere Verstärkungen von Panama her abwarten zu können. In San Miguel eine Besatzung zurücklassend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußsoldaten und siebenundsechzig Reitern seinen Marsch an, eines der kühnsten

Spiele wagend, welche jemals gewagt worden sind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagnisses entsprach so recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der Sinnesweise des „Heldengesindels" der Conquistadoren. Man läßt dem Francisko Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefaßt und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefaßte und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Kordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, sakrosancten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Prätorium aufsuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken aussinnen und zur That machen. Dabei ist noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsenschützen befanden sich unter der Schaar, und was das „Geschütz" anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen" kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagmärsche führten durch ein mälig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Joches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet. Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka mußte sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Rast hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marsch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen sein mußte. Leider wissen wir nicht, was sich Atahuallpa, welcher, von seinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das schon damals seiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badkur gebrauchte, bei der Kunde von dem Erscheinen der weißgesichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — so hatten ihm seine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit sich führten und auf wunderbaren Geschöpfen, so man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie gesehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erscheinung der Fremdlinge zunächst nur die Neugier des Sonnensohnes erregt und scheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgestiegen zu sein. So erklärt es sich, daß er einen seiner Edelleute als Gesandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieselben an sein Hoflager einladen zu lassen. Der Gesandte, welcher selbstverständlich zugleich ein Spion war, wie ja das die Gesandten allzeit oder überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höfischen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß noch diesseits des Gebirges Verstärkungen von Panama her und über San Miguel zu ihm stoßen würden. Aber er mußte diese Hoffnung endlich aufgeben und so, wie er war, und mit dem, was er hatte, die Ersteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühsal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieses riesigen Gebirges, dessen Firnschneegipfel in die Wolken sich verloren und das sie überklettern sollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das Unbekannte, Nichtzuahnende sich zu stürzen, der Muth gesunken. Aber der Führer verstand es auch jetzt, wie immer, den gesunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klassische Geschichtschreiber der Conquista, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch in's Hochgebirge an seine Mannschaft hielt. Die „santa fé catolica" spielte darin eine große Rolle. Ebenso die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Christen so klein an Zahl. Gott ist unser Beistand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen und sie zu unserem heiligen katholischen Glauben herüberführen."

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfsäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen sahen.

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leser und vielleicht auch eine noch klügere Leserin meiner Historie murmeln: „Dieser Sonnensohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel gewesen sein. Wie hätte er sich sonst die Spanier so auf den Hals kommen lassen können?"

Die Frage ist berechtigt und auch schon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, scheint Atahuallpa zuvörderst einer, wie leicht begreiflich, sehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erscheinung von dem Nimbus und Reiz des Geheimnisses umgeben war, an sein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruanischen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakasee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wach geworden sein und ihm ein freundliches Verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das Verfahren Pizarro's zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, von spanischer Seite die Behauptung aufgestellt, das zuvorkommende Gebahren des Sonnensohnes sei von Anfang an nur Verstellung gewesen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in sein Lager locken wollen, um sich ihrer wundersamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, sie selber aber umzubringen. Dazu ist zu sagen, daß die notorische Verschlagenheit und Grausamkeit Atahuallpa's dieser Unterstellung allerdings eine scheinbar gute Stütze gibt. Allein diese Stütze hält nicht vor angesichts der Thatsache, daß der Inka die Spanier ohne alle Belästigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und sie nach ihrer Ankunft daselbst so gastlich behandelte, daß sie selber schlechterdings kein Symptom feindseliger Absichten von seiner Seite anzugeben vermochten. Das Entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mußten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen, und demnach vollzogen sich die Geschicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aber aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblicke der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblicke des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen

empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts! —

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten schmettern und marschirte so, die Reiterei voran, die Feldschlangen in der Mitte, in echt spanisch-stolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte seinen Zweck: er imponirte. Tausende und wieder tausende von schwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles so fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erscheinen konnte. Später dürften sie sehr geneigt gewesen sein, zu glauben, die Hölle hätte diese Blaßgesichter ausgespieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquistador, daß der Inka in einer Villa residirte, welche etwa eine Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruanischen Lagers gelegen war. Dorthin entsandte, den „Emperador" zu begrüßen, Pizarro seinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterschaar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiserlichen Residenz hinausführenden, wohlangelegten Kunststraße hingaloppirte. Bei ihrem Herankommen traten die peruanischen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten sich aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behausung des Inka war leicht, aber hübsch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglasur versehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad" sichtbar war, das heißt eine große steinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Wasser geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Offiziere füllte den Hofraum. Auch reichgeschmückte Frauen des kaiserlichen Harems waren sichtbar. Unschwer vermochten die Spanier die Person des Inka zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Sessel dasitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle Bezeigen der ihn umstehenden höchsten Würdenträger als den „Emperador" bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnherrschaft, das heißt durch die rothseidene Stirnbinde, die „Borla", deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte diesen Kopfschmuck tragen, und Atahuallpa hatte sich mit diesem heiligen Zeichen unumschränkten Herrscherthums erst geschmückt, nachdem er mittels Besiegung und Gefangennahme seines Bruders in den alleinigen Besitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquistadors mit der ganzen Gemessenheit und stoischen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Rasse bei Haupt- und Staatsactionen überall eigen war und ist. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetschers Felipillo ihren Auftrag aus, indem sie das wiederholten, was der Eroberer schon in Zaran dem Abgesandten des Inka's gesagt hatte. Der Herrscher von Tavantinsuyu hörte schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botschaft. Nur einer der ihm zur Seite stehenden Würdenträger sagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakonisch: „Es ist gut." Damit war aber den Boten nicht gedient, und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, selber mit ihnen zu sprechen und ihnen seinen Entschluß und Beschluß mitzutheilen. Nun ging — so hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernsten Züge Atahuallpa's, und er ließ sich herab, zu sagen: „Meldet Eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen."

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplane vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um solcher Feigheit willen noch am Abende desselben Tages haben hinrichten lassen.

„Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen" — hatte der Inka gesagt. Lag in dieser Aeußerung souveränen Machtbewußtseins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem besitze ich die Mittel, euch Blaßgesichter mitsammt eurem Blitz und Donner, mitsammt euren vierfüßigen Schlangen zu erdrücken, sobald es mir beliebt!"? Nahm es Pizarro so?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es so genommen, das weiß man. Kamen doch seine beiden Boten trotz des berauschenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch schöne Odalisken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit sehr gemischten Eindrücken aus dem Lager des Inka nach Kaxamalka zurück. Was sie da gesehen hatten und was sie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahllosen Lagerfeuer der peruanischen Krieger von den Berghalden herableuchteten — „so dicht wie die Sterne am Himmel," meldet uns einer der Augenzeugen —, da sank diesem in tausend Gefahren hartgegerbten „Heldengesindel" der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro selbst, welcher derweil seine Leute in dem großen kasernenartigen Gebäude untergebracht hatte, welches den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfaßte. Dieses Bauwerk bestand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche sich gegen den Platz hin aufthaten und diesen zu einem geschlossenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefestigten Thore versehene Mauer abgeschlossen wurde. Die Beschaffenheit seines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbestimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang gestellten Plan, aber einen Plan, welcher mit ebenso fester Hand ausgeführt wurde, wie er mit festem Geiste entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer seiner bündigen, von Energie schwellenden Anreden seiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholischen Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der schlechterdings gethan werden müßte, so sie nicht alle schmählich zu Grunde gehen wollten, versammelte er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte, und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefaßtheit eines Mannes, welcher wußte, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

6.

Aus wolkenlosem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers von 1532 die Gottheit Peru's in stralender Majestät auf ihr Land herab. Sie sollte es an diesem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder sehen.

Draußen im Lager des Inka war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenstöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquistador erschien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenso seine Officiere und seine sämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improvisirten Altar eine Messe und stimmte zum Schlusse das „Exsurge, Domine!" an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz", das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem rechten und dem linken Flügel in zwei von seinem Bruder und De Soto be-

schligten Trupps seine Reiter auf, im Mittelflügel sein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserlesenen Leuten, die er unter seiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannschaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu sein, und ihre Officiere erhielten die letzten Losungen von dem General.

Der höchste Einsatz war gemacht, und die Schicksalswürfel rollten in der Urne, das heißt der Conquistador stand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von seinem Rechte dazu war der Mann vollständig überzeugt. Diese Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretisch aufstellte, den Satz: „Jeder hat gerade soviel Recht, wie er Macht hat“ — überall praktisch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben später, um ihr schnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen lassen, sie hätten nur das Prävenire gespielt, indem sie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabsichtigt hätte. Diesen Vorwand zu widerlegen lohnt sich nicht der Mühe. Es ist ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatsache dagegen ist, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm gestellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blaßgesichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath sich vorzustellen, welchen seine Gäste gegen ihn im Schilde führten. Dies beweist zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte sagen können: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“ Aber das hatte hier, wie überall, wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der physischen Welt eine unbekannte Größe, ist auch in der sogenannten „moralischen“ nur das immer gesuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeschichte ist bekanntlich der Erfolg, vor welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch“, aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, daß er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstatten werde. Quer das! Aber es ließ sich nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Vedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber — zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt Halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Stadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche Tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronsitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte von Gold und Edelsteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in seinen Haaren waren kostbare Steine befestigt und die Fransen der rothen Borla fielen über seine Stirn herab. Seine Haltung war würdevoll, sein Blick ruhig. Die schon über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leisesten Schatten auf seine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden spanischen Christen vor Begier gefunkelt haben mögen, als sie beim Hereinschwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle diese heidnische Pracht erblickten!

Spanischer Aussage zufolge ordnete sich die Menge des kaiserlichen Geleites mit bewunderungswerther Raschheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächst nicht ein Spanier zu sehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa Halt, blickte suchend umher und fragte: „Wo sind denn die Fremden?“

Als hätte er ein Stichwort gesagt, begann jetzt sofort das Verrathspiel, in welchem charakteristischer Weise ein Priester mit der „Exposition“ betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Bischofsstab vom Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in seiner weißen Kutte vor, das Kruzifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte sich dem Thronsessel des Inka und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier seien nach Peru gekommen, um dieses Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüstig ging der eifrige Mönch sofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka selber vorzunehmen, und er hub an die schwierige Lehre von der christlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht so ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menschen und von der Erlösung durch Jesus Christus auseinanderzusetzen. Hierauf sprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt und wie der Apostel Petrus zum Statthalter Christi auf Erden bestellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpste, die Obergewalt über den ganzen Erdkreis besäßen. Dies alles war die solide Basis für des Mönches Schlußapostrophe, nämlich: „Der Papst hat dem Kaiser Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der Neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts Besseres thun, als sich schleunigst zu dem ihm soeben vorgetragenen Christenthum zu bekehren und sich nebenbei als treugehorsamer Vasall seinem Oberherrn, besagtem Kaiser Karl, zu unterwerfen.“

(Schluß folgt.)

Ein Grab im Unterland.

„Zu Cleversulzbach im Unterland“ beginnt zwar ein Mörike'sches Gedicht, aber trotzdem wissen wohl Wenige im Schwabenlande, daß diesen Namen wirklich ein einsames, kleines Pfarrdorf jenseits Heilbronn trägt, noch weniger aber mag man es außerhalb der Grenzen des württembergischen Landes ahnen, daß dieses Dörflein eine geweihte Stätte birgt, welche von der ganzen deutschen Nation heilig gehalten zu werden verdiente.

Cleversulzbach liegt fern vom lauten Weltgetriebe, verschollen und verborgen am Fuße eines waldigen Hügels. Kein Schnauben, Pfeifen und Rasseln des Dampfrosses klingt in die Stille. Selten geschieht's, daß ein Wandersmann den Weg nach dem Dorfe einschlägt, noch seltener, daß ein Wagen dahin rollt. Die Verbindung mit dem nächsten Städtchen unterhält allein der Postbote — ein seltsam Ziel also zu einer Pilgerfahrt, und dennoch ein würdiges.

Wie schön ist die Fahrt an dem sonnigen Herbstmorgen durch die gesegneten Auen des Schwabenlandes, zwischen den grünen, traubenbehangenen Weinbergen dahin! Von den Höhen und aus den Thälern grüßen altersgraue Oerter, Wartthürme, verfallene Schlösser; der „silberblinkende Neckar windet sich anmuthig an dem malerischen Lauffen vorüber, wo Hölderlin, sein Sänger, geboren wurde. Heilbronns uralte Thürme tauchen auf und schwinden wieder, und — Neckarsulm ist erreicht, die letzte Eisenbahnstation.

Cleversulzbach, das stille Dorf, liegt indessen noch mehr als zwei Stunden von Neckarsulm, diesem aus dem Bauern-

kriege bekannten Orte, entfernt. Der Weg dahin führt über Neuenstadt an der Linde, das auf den Trümmern einer Römerniederlassung erbaut wurde, nachdem die Mutterstadt, der Ort Helmbund in der Niederung, im vierzehnten Jahrhundert durch Wassersnoth oder Krieg zerstört worden. Zwischen dieser „neuen Stadt" und Cleversulzbach steht das „tausendjährige Kirchlein", das allein von dem ehemaligen Helmbund übrig blieb. Halb zerfallen, sieht es traurig aus seinen drei gothischen Fensteraugen hinüber nach der auf dem Bergrücken liegenden Neuenstadt, die sein vergaß. Stolz und beschattend breitet die uralte Linde, nach welcher die Stadt mit benannt wird, ihre grünen Arme dort oben aus.

Auf dem Wiesenteppiche zur Rechten stehen Tausende der melancholischen Herbstzeitlosen. Links breiten sich bunte Saatfelder aus, und dann tauchen die Häuser des Pfarrdorfes Cleversulzbach auf und sein windschiefer, kleiner Thurm. Vor dem Eingange des Dörfchens liegt der Friedhof — und dorthin ist unser erster Gang. Die Thür knarrt in den rostigen Angeln; die Umfassungsmauer ist alt und schadhaft, und auf die letzten Ruhestätten der Dörfler brennt die Sonne sengendheiß herab. Nirgends ein schattenspendender Baum; das Gras ist verdorrt; die schlichten Holzkreuze hüben und drüben sind verwittert; am Wege ist ein Kindergrab halb zugeschüttet. Der Todtengräber ruht von seiner Arbeit; zwei Blumenkränze, die den neuen, kleinen Hügel schmücken sollen, hängen einstweilen auf fremden Kreuzen. Aus der naheliegenden Kirche klingt Orgelton und der Gesang der Gemeinde herüber.

Welch heilige Ruhe auf diesem schmucklosen Friedhofe! Wenige Schritte zur Rechten, nach der Mauer hinüber und unter dem einzigen Baume des Friedhofes, einer kümmerlichen Linde, ist ein rohes, steinernes Kreuz sichtbar. „Schiller's Mutter", sagt die kunstlos eingegrabene Inschrift. Kein Geburtsjahr und kein Todestag, kein Bibelspruch und kein gereimter Vers ist auf dem schlichten Denkmal zu finden, und ich meine, so ist's recht und würdig. Schiller's Mutter unter dem Hügel da vor uns, den versengtes Gras und spärlicher Ephen bedecken! Eine einzige Blume, eine blaue Campanula blüht auf dem Hügel; sie beugt matt ihr Haupt. Einförmig zirpen die Grillen auf dem Boden; ein Vogel flattert erschreckt auf und duckt sich hinter der Mauer des Nachbargartens. Es ist traumhaft still auf dem kleinen Gottesacker.

Was die hier Ruhende der deutschen Nation, der ganzen Welt gab, ist ein Unsterbliches. Ob das deutsche Volk nicht auch der Mutter seines Dichters hätte gedenken und sorgen sollen, daß ihrer letzten Ruhestätte ein Denkmal würde, das länger der Zeit und dem Verfall trotzen könnte, als jenes unscheinbare Steinkreuz? Unwillkürlich fragt man so. Und die Antwort?

Mit dem Grabe der „Schillerin" durch eine Stein-Einfassung vereint, befindet sich dort ein zweites, das ein gleiches Kreuz trägt. Ein blühender Rosenstrauch steht statt einer Linde darauf, und ein Kranz ist darüber gehängt — ein Zeichen, daß es kein „vergessen Grab" ist. Charlotte Mörike — eines andern schwäbischen Dichters Mutter — schläft hier neben Elisabeth Dorothea Schiller. Und der, welcher dem Andenken seiner Mutter den Stein errichtete, war's auch, welcher jenes fast schon verschollene Grab, nach welchem bisher Niemand gefragt, bezeichnete und so der Vergessenheit entriß.

Im Jahre 1834 wanderte ein „musengelüstet" junger Pfarrer gen Cleversulzbach, um dort sein Amt als Seelenhirt der kleinen Gemeinde anzutreten, Eduard Mörike. Er wußte, was Andere lang vergessen, daß einer seiner Vorgänger, der Pfarrer Frankh, Schiller's Schwager gewesen und daß Frau Elisabeth Dorothea hier ihre müden Augen geschlossen. Und als er endlich ein einsames Grab gefunden, legte er einen unvergänglich schönen Schmuck auf dasselbe nieder, folgende Verse:

„Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall' ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel! Es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose, dich find' ich allein statt anderer Blumen,
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig öffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf."

So viel aber auch die pietätvollen Verse gelesen und gehört wurden, es fand sich Niemand, der dazu aufgefordert hätte, den stillen Vorwurf, welcher in ihnen lag, zu nichte zu machen. So ließ Eduard Mörike selber, vielleicht damals, als man seine eigne Mutter in's Grab legte, dasjenige von Schiller's Mutter neu herrichten und setzte ihr das einfache Kreuz.

Als man am 10. November 1859 das Geburtshaus des „großen Marbacher Kindes" ganz seinem Andenken weihte, wurde auch die Schenkungsurkunde vom Grabe der Mutter dort niedergelegt. Die Gemeinde Cleversulzbach überließ das Eigenthumsrecht an demselben dem Schillerverein. Eine kleine Summe ist für die Erhaltung des Hügels zwar bestimmt, aber die Bodenbeschaffenheit und der Sonnenbrand machen jede Blumenpflanzung auf demselben fast unmöglich.

Der gütigen Bemühung des jetzigen Herrn Pfarrers von Cleversulzbach verdanken wir den wörtlichen Auszug aus dem Todtenbuche — das Einzige, was sich noch Schriftliches über Schiller's Mutter daselbst findet. Der Eintrag rührt von der Hand des Schwiegersohnes her und lautet:

„1802 D. 29. Apr. N. M. 2 Uhr starb meine Frau Schwieger, weil. Frau Elisabeta Dorothea, weil. Hr. Johann Caspar Schillers, Herzogl. Württembergischen Majors u. Intendanten der Herzoglichen Solitude Gemalin, an der Entzündung u. wurde den 1 Mai Nachmittags 2 Uhr standesmäßig beerdigt, 69 Jahre 4 Mon. 16 Tage alt."

Ueber den Pfarrer selber fand sich nur folgende kurze Notiz in den Registraturacten:

„Pf. M. Johann Gottl. Frankh, geb. Stuttgart d. 26 Dz 1760, hier angestellt als auf dem ersten Dienst, a. 1799 od. 1800, studierte fleißig die Bibel u. seine kirchlichen Autoren, hatte a. 1804 1 Knaben von ½ J. u. verschwindet wieder, indem d. 1. Febr. 1805 ein neuer Pfarrer, Gottlieb Friedr. Hirzel eingetreten ist." — —

Bilder vergangener Tage ziehen an uns vorüber. Die Sonne lacht goldig in die Fenster des weißen, saubern Häusleins. Tritt da nicht eben aus der geöffneten Thür die etwas gebeugte und doch immer noch rüstige Gestalt Frau Elisabeth Dorothea's? Ihr Gesicht schaut so freundlich aus der weißen, faltigen Haube, und ihre Augen blicken strahlend auf ein Etwas, das sie, in weißen Kissen sanft gebettet, behutsam in den Armen trägt. Das erste Enkelchen ist im Cleversulzbacher Pfarrhause geboren, und die Großmutter trägt es, nachdem es, alter schwäbischer Sitte gemäß, baldigst die Taufe empfangen, zum ersten Male in den sonnenwarmen Garten. Sie denkt dabei, wie sie einen andern Enkel gewiegt, den Erstgeborenen ihres Sohnes — damals stand noch der Gatte verklärt lächelnd neben ihr, und der „Fritz", der einstige heimathlose Flüchtling, hatte im stolzen Glücke den Arm um sein Weib geschlungen und sah mit leuchtenden Augen die Freude seiner alten Eltern. Das war in dem fernen Ludwigsburg gewesen. Trübes und Freudiges lag für die Matrone zwischen jenem Tage und dem Heute. Der stramme alte Major Schiller hatte sein Haupt zur Ruhe gelegt und seine Wittwe mit der letzten Tochter, Luise, in dem verwitterten Leonberger Schlosse jenseits der Solitüde zurückgelassen.

„Ich und Luise befinden uns zum Preise Gottes auch recht erträglich. Außerdem leben wir so in der Stille beisammen, arbeiten mit Spinnen und Stricken und anderen häuslichen Geschäften, machen wenige Besuche, damit wir nicht wieder Gegenbesuche bekommen, weil es in den Landstädten der üble Gebrauch mit vielem Aufwande."

Noch stiller wurde es, als Luise mit dem Manne ihrer Wahl davonzog. Nun saß die Matrone allein am Spinnrocken, und allerhand Gedanken und Erinnerungen umwebten sie, während das Rad schnurrte und ihre fleißigen Finger nicht müde wurden, den Faden zu drehen. Da war zuerst die schmucke Gestalt Johann Caspar Schiller's, wie er als Brautwerber vor die Jungfer Elisabeth Dorothea Kodweis trat, die erröthend und züchtig die Blicke senkte. Dann tauchte das braungetäfelte Stübchen in Marbach auf, wo neben dem mächtigen Kachelofen ein Hausrath zu sehen war, den man im Verzeichniß der „Liegenschaft und Fahrniß" des jungen Ehepaares noch als „anzuschaffen" aufgeführt hatte — eine Wiege. In derselben

lag ihr Knabe und lauschte, die großen klugen Augen weit offen, den sanften Wiegenliedern der Mutter. Wie schön das Lächeln auf dem Antlitze der Matrone ist, wenn sie des Sohnes denkt! Von dem Kinde in Marbach bis zum Professor in Jena war zwar ein langer Weg, und manche Thräne ist den Mutteraugen bis dahin entquollen, aber — hier richtet sich das graue Haupt höher auf — kaum eine zweite Frau darf sich mit so gerechtem Stolze eine „glückliche, gesegnete Mutter“ nennen, wie sie. — Zuweilen kommt ein Freudenbote in ihre Einsamkeit, ein Brief vom Fritz oder ihrer ältesten Tochter Christophine Reinwald, und dann setzt sich die Schillerin an den Eichentisch und greift zur Feder, und wenn sie auch lange Zeit braucht, bis sie einen Brief „stylisiret“, sie läßt sich die Mühe nicht verdrießen, und bei den Empfängern erregt jeder ihrer Herzensergüsse Freude und Rührung.

Die Briefe von Schiller's Mutter sind das Zeugniß ihrer Seelengüte und wahren Frömmigkeit. Mit echt hausfraulicher Sorgfalt sucht sie die fernen Lieben mit dem zu erfreuen, was ihre eigenen fleißigen Finger geschafft haben.

„Nehme Er, liebster Sohn, dieses Wenige von meinem dankbaren Herzen an. Das Stückle Tuch ist auch von unseren Kindern gesponnen und ich wünschte, daß Er es zu einem halben Dutzend Hemden selbst tragen möchte. Das Tischzeug ist für die liebe Lotte. Nebstdem überreiche für unsern besten Karl die Sacktücher, dem kleinen Ernst Zitz zu Bettkitteln. Hätte ich noch etwas von meinen Sachen, so steht Ihm Alles zu Seinem Verlangen, auch habe ich der Luise schon gesagt, Alles das Beste und Schicklichste soll nach meinem Tode für Ihn und die liebsten Seinigen aufgehoben werden. Wie glücklich und ruhig wäre ich, wenn ich auch noch vermögend an der so herzlich kindlichen Liebe meinen Dank beweisen könnte; denn meine selbstgemachte Leinwand ist immer mehr als noch so gut als in Kaufläden; es schmerzte mich, meinen Fleiß unter fremde Menschen kommen zu lassen. Wir spannen öfters bis Nachts 12 Uhr und der liebe, selige Vater hatte eine große Freude, uns Flachs zu kaufen.“

Bleiben jedoch einmal die Briefe vom Sohne länger, als gewöhnlich, wie geängstigt und besorgt ist dann gleich das treue Mutterherz! So schreibt sie einmal:

„Leonberg, 16. Mai 1797.

Mein bester Sohn, diesesmal wird uns die Zeit allerdings zu lang, keinen Buchstaben von Ihm in einem Vierteljahr zu sehen; es macht mich anfangen sehr unruhig, da ich alle Posttag vergeblich warte, welches doch in meinen wirklichen Umständen mir den größten Trost auf der Welt noch gewährt — immer gute Nachricht von meinen lieben Kindern zu bekommen. Gott gebe, daß Alles bei Ihm und den Seinigen wohl ist. — Da ich schon so lange keine Nachrichten von Euch Lieben bekommen, so habe ich die Briefsammlung von Ihm noch von Mannheim und Leipzig, Dresden, Weimar und Jena durchgelesen, welche mir theils Thränen, theils Freude gekostet; es stärkt aber immer mein Dankgefühl gegen Gott, der uns schon durch so manche Labyrinthe geführt und doch Alles bisher so weislich zu unserm Besten gefügt und zwar zu unserm ewigen Heile. O, wenn ich zurück denke, wie viele Barmherzigkeit Gott an mir allein erwiesen, so muß ich ausrufen, ich bin viel zu gering, aller dieser Gnade, die er an mir und meinen lieben Kindern erwiesen. Es ist unglaublich, daß ich noch lebe und mich so gesund und in Kräften bewegen kann, wenn ich bedenke, was ich schon in etlichen vierzig Jahren um meines Ehestandes durchgemacht, und ich stärke mich immer durch das Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung, in dem noch kleinen Rest meines Lebens nicht verlassen zu werden. — Gott erhalte Sein theures Leben in Gesundheit noch lange Jahre, welches ich täglich in meinem Gebete thue. Die treueste und dankbare und Euch Alle zärtlich liebende Mutter S.“

Aber auch in Cleversulzbach sehnt man sich nach der Mutter, und das junge Ehepaar holt sie aus der Unruhe und dem Kriegslärme, welchen die Franzosen in der Umgebung Stuttgarts verbreiteten, in die beschauliche Stille des Dorflebens.

Die Schilderung, die Mörike „im alten Thurmhahn“ entwirft, mochte auch wohl auf das Studirstübchen des Herrn Pfarrer Frankh zutreffen, welches Mutter Schillerin immer mit einer gewissen Ehrfurcht betrat:

„Hier wohnt der Frieden auf der Schwell',
In den geweihten Wänden hell,
Sogleich empfing sie sondre Luft,
Bücher und Gelehrtenduft,
Gerani- und Resedaschmack,
Auch ein Rüchlein Rauchtabak.“

Das häusliche Glück ihres jüngsten Kindes wirft neuen Freudenschein über ihre alten Tage: „Die Luise ist wohl und vergnügt und sie schicken sich gut für einander. Er thut sein Amt recht gut versehen und ist auch ein guter Prediger, wie die Leute sehr gut mit ihm zufrieden hier sind,“ berichtet sie dem Fritz, aber so stolz sie auch auf den geistlichen Herrn Schwiegersohn ist, ganz so hoch als den Dichtersohn stellt sie ihn doch nicht im Wissen und Können.

„Pfarrer Frankh wird sich fürchten, an seinen Schwager zu schreiben; verzeih' Er also, wenn es noch nicht geschehen ist,“ schreibt sie.

Im Pfarrhause hätte man gern gesehen, die sorgende, kluge Großmutter nähme beständig dort ihren Wohnsitz. „Sie wollen haben, daß ich vor immer dableiben soll, zu Diesem bin ich aber nicht entschlossen, weil ich mein Logis in Leonberg nicht ganz vergeben möchte.“

So zieht sie sich denn, als die junge Mutter genesen und sie den Enkel tüchtig gedeihen sieht, wieder auf ihren Wittwensitz nach Leonberg zurück, um nur dann und wann einige Zeit in Cleversulzbach als Gast einzukehren. Die freundliche Gestalt der „Pfarrersmutter“ war gewiß im Dorfe bald bekannt, und man grüßte sie überall ehrfurchtsvoll, wenn sie dasselbe an der Seite der Tochter durchschritt. Das Dörfchen liegt dem Walde nahe, und so wenig malerischen Reiz es an und für sich hat, es besitzt etwas, auf welches seine Bewohner ein besonderes Gewicht legen: „einen Gesundbrunnen“. Unten am Bache befindet sich ein krystallenes Bassin mit starkem Abflusse, von einer Gruppe hochgewachsener Erlen und niederen Buschwerks malerisch umgeben. Der Sage nach soll die Tiefe unergründbar sein. Die Dorfbewohner schreiben dem etwas schwefelhaltigen Wasser Heilkraft zu. Gewiß schöpften auch die beiden Frauen aus dem Pfarrhause auf ihren Spaziergängen an dieser Stelle. Die Mutter Schiller's war eine große Freundin der Natur. Wie bei ihrem Sohne, so mochte sie auch in dem Mädchen den Sinn für dieselbe geweckt haben, und sicher schlug man an manchem Sonntag Nachmittage den Weg nach dem Walde ein.

Die Pfarrerin Frankh ist, dem noch von ihr existirenden Bilde nach, weder schön noch anmuthig gewesen. Sie hatte hiernach ein scharfes Profil und eine stark gebogene Nase: der Kopf war von reichgelocktem Haare umwallt. Ihre Briefe zeigen sie als gute Hausfrau, Tochter und Gattin; sie pflegte die schwerkranke Mutter mit rührender Liebe bis zum Ende. Auch ihre Gestalt taucht dort zwischen den Beeten des Gartens auf, als:

— — „Hausfrau, die so reinlich stets
Den Garten hielt, gleich wie sie selber war, wann sie
Nach schwülem Tag am Abend ihren Kohl begoß,
Derweil der Pfarrer ein paar Freunden aus der Stadt,
Die eben weggegangen, das Geleite gab;
Er hatte sie bewirthet in der Laube dort,
Ein lieber Mann, redseliger Weitschweifigkeit.“

Von Leonberg aus schreibt die Matrone am 28. October 1801 einen Brief nach Cleversulzbach, aus welchem ihr ganzer Mutterstolz über den Dichtersohn spricht:

„Auch habe ich vor etlichen Tagen Briefe wieder von Fritzen und Lotte bekommen. Er ist nicht in Berlin gewesen, aber in Dresden und Leipzig, da in letzterem ihm große Ehre geschah. Er schrieb auch, daß ein neues Stück, von ihm gemacht, zu Lieb ihm aufgeführt worden. Als er in die Loge, so wäre Er gleich mit Pauken und Trompeten empfangen worden und nach dem ersten Acte rief Alles zusammen: ‚Es lebe Friedrich Schiller!‘ und er mußte hervortreten und sich bedanken. Als er aus der Komödie ging, nahmen Alle die Hüte vor ihm ab und riefen: ‚Vivat, es lebe Schiller, der große Mann!‘ Das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird. — Auch die Lotte schrieb mir, daß ihm so viele Ehre erwiesen worden, daß es sie zu Thränen gerührt.“ —

Das ist der letzte fröhliche Brief, welchen sie schrieb; ihre Gesundheit war stets eine schwankende gewesen, und mehrmals hatten sie heftige Krankheiten bis an den Rand des Grabes gebracht. Nun befiel sie auf's Neue ein Leiden, dem sie erlag.

Während eines Curgebrauchs in Stuttgart wurde sie so krank, daß Luise Frankh sie in Betten gehüllt heimholte. So betrat sie am 12. Februar 1802 zum letzten Male die Schwelle des Cleversulzbacher Pfarrhauses, um es nicht eher wieder zu verlassen, als bis man sie hinaustrug, um sie drüben in den stillen Grund zu betten.

Ein einziger Brief ist aus jener Zeit erhalten; er ist an Christophine Reinwald gerichtet und vom 2 April 1802 datirt. Die ruhigste Ergebung in einen höheren Willen spricht sich darin aus und die rührendste Dankbarkeit für die Liebe ihrer Kinder. Einen Monat später — und die zitternde Hand, welche ihn niedergeschrieben, ruhte starr und kalt auf dem Herzen, das so warm und edel geschlagen. Wie sanft und gottergeben sie aus dem Leben schied, schildern am besten Luisens Worte an den Bruder:

„So wie sie zu sich selbst wieder kam, sprach sie von ihren lieben Kindern und dankte Gott mit innigster Rührung vor diesen Trost im Tode. Ach, von Dir, lieber Bruder, sprach sie oft und segnete Alles mit so vieler Dankbarkeit gegen Dich, was Du je unternehmen würdest. Ich mußte ihr Dein Medaillonportrait zwei Tage vor ihrem Ende holen, das drückte sie an ihr Herz und dankte Gott vor ihren lieben Sohn. Auch mir dankte sie oft für meine Pflege und Vorsorge in ihrer schmerzlichen Krankheit, und ich konnte ihr doch so wenig Linderung verschaffen. — Sie wurde mit aller möglichen Ehre und Ehrerbietung, die je unser Dorf vermochte, zur Erde bestattet und liegt so nahe meinem Garten, daß ich aller Augenblicke ihren Grabhügel sehen kann."

Der einfache Sarg von den angesehensten Bauern getragen, unter dem Gesange der Schulkinder in die Grube gesenkt, eine warme Grabrede des Schwiegersohns — so mochte die Bestattung sein.

Das Grab von Schiller's Mutter.

Noch vor des Dichters Tode zu Anfang des Jahres 1805, war der Pfarrer Frankh nach dem jenseits Neuenstadt liegenden Städtchen Möckmühl versetzt; von dort aus konnte die Tochter wohl nur selten einmal das Grab der Mutter besuchen, um einen frischen Kranz darauf zu legen. Und Jahre kamen und gingen, und der Hügel war eingesunken und die darunter ruhende einfache und natürliche, mit der größten Herzensgüte begabte Mutter unseres volksthümlichsten Dichters war — scheinbar vergessen.

Scheinbar nur! Der Ruhm, das Grab vor gänzlicher Vergessenheit und Zerstörung bewahrt zu haben, gebührt, wie gesagt, einzig Eduard Mörike. Die duftigen Lieder dieses sangbegnadeten Dichters sind lustig hinaus geflattert in die Welt; er selber legte den Hirtenstab kränklichkeitshalber nieder. Als er zum letzten Male unter die Buche im kleinen Pfarrgarten, die „Dichterbuche", trat, mochten ihm die Blätter ein wehmüthiges Lebewohl zurauschen, aber auch die Linde auf dem Grabe der Dichtermutter bewegte ihre Zweige grüßend. Wäre sein Name nicht als Dichter genannt und bekannt, er verdiente es der einzig guten That wegen, überall gerühmt zu werden, wo man Schiller's Andenken feiert, der That wegen, das Grab der „Schillerin" geschmückt und gepflegt zu haben.

Die Mutter Schiller's! Noch einen letzten Blick und Abschiedsgruß nach ihrer Schlummerstätte! Was sie dem deutschen Volke gegeben, ist unvergänglich. Wer weiß und ermißt, wie viele der poetischen Anregungen sie dem Kinde mitgab, wie groß ihr unbewußter Antheil an all dem war, was er an unsterblichen Werken schuf?! Verdient das schmucklose Grab nicht ein grünes Blättchen von den zahllosen Lorbeerkränzen, welche man dem Andenken ihres großen Sohnes flicht?

E. B—y.

Ich ziehe mit!*

Vier Wände sind es nur, ein schlichtes Dach,
Doch fass' ich's kaum, soll ich von ihnen scheiden.
O, dieses Haus ruft Tage, Jahre wach,
Die froh uns sah'n und auch in bittern Leiden.
Mein Mann, nach Westen all' dein Sinnen steht,
Wo eine bess're Zukunft uns soll tagen —
Ich ziehe mit, doch wie an's Herz mir geht
Der Abschied, kann kein Wort, kein Blick dir sagen.

Vier Wände nur, vom Sturme bald durchwühlt,
Doch bleiben sie mir ewig lieb und theuer.
Hier hab' ich ja zuerst die Lust gefühlt,
Zu wärmen mich an eig'nem Heerdes Feuer.
Hier saßen nach des Tages Müh' wir oft
So froh zusammen, still in uns vergnüget. —
Ach! was wir damals all' geglaubt, gehofft,
Wie anders, anders hat es sich gefüget!

Hier hab' ich meine Kinder treu gewiegt;
O Gott! wie war ihr Lächeln lieb und sonnig!
Welch' ein Gefühl, hielt ich sie fest geschmiegt,
Durchdrang mich hier, so unaussprech'lich wonnig!
Doch hab' ich hier mit Augen thränennaß
Auch oft an ihrem Bett gewacht mit Zagen:
Nun wächst ob zweien schon das kühle Gras,
Und, wo sie ruh'n, da soll ich nicht mehr klagen?

Wo sie gestanden, wo sie einst gespielt,
Von all' den Orten soll ich fort, den lieben!
Hier stand so oft, das braune Haar zerwühlt,
Der ält'ste Bub, das Mädchen sinnend drüben
Mein Mann, wird drüben über'm Ocean,
Wenn nach der Heimath unsre Blicke schweifen,
Auch Einer wohl uns mitempfindend nahn,
Auch Einer unsern tiefen Schmerz begreifen?

Zu Boden trüb' und bang dein Auge blickt.
Ach, hab' ich hier zuerst nicht auch empfunden,
Wie schmerzlich, wenn ein Weh' den Liebsten drückt!
Ich hat' kein Kraut zu finden an deine Wunden! —
Die theure Zeit, das böse Fieber kam,
Was sorgsam wir erspart in bessern Zeiten:
Zur Neige ging's — ich sah den bleichen Gram
Mit finstrer Macht auf deiner Stirn sich breiten.

Und konnt' nicht helfen! O, den herben Schmerz!
Ich fühl' ihn heut', ich fühl' ihn stets auf's Neue,
Doch glaube nicht, es schwanke noch mein Herz;
Sieh, felsenfest bleibt meine Lieb' und Treue.
Sie soll auch in der Fremde, über'm Meer,
In ungeschwächten Gluthen stets entbrennen.
Ich ziehe mit, doch schwer, o, bitterschwer
Wird's mir, von dieser Schwelle mich zu trennen.

Reinhard Neuhaus.

* Obiges Gedicht entnehmen wir der soeben bei Hartung und Sohn in Leipzig in zweiter Auflage erschienenen Sammlung lyrischer Poesien von Reinhard Neuhaus. Der Dichter hat sich bereits in den fünfziger Jahren unter dem Pseudonym Gustav Reinhart durch einen Band schwunghafter Gedichte zahlreiche Freunde erworben. Auf die nunmehr erschienene Sammlung haben schon vor einigen Monaten Emil Rittershaus, Ferdinand Freiligrath und andere rheinische Poeten in hervorragender Weise aufmerksam gemacht, indem sie in einem eigenen Circulär das Publicum auf diese werthvolle Musengabe hinwiesen. In der That dürfen sich diese Neuhaus'schen Gedichte, was Lebenswahrheit in den gestaltenden und Gemüthswärme in den rein subjectiv gehaltenen Dichtungen anbetrifft, getrost neben die besseren Erzeugnisse des jüngsten lyrischen Marktes stellen.

D. Red.

Die glücklich geborgene Weihnachtsgans.
Eine Verhörscene aus dem Jahre 1870 von unserm Feldmaler F. W. Heine.

Stammverwandt.

Im Jahre 1867, an einem südlich warmen Octoberabend, vereinte mich in Mailand die Tafel des Gasthofs „Zu den drei Schweizern" mit drei blonden Wanderern. Alle trugen echt germanische Gesichtszüge. Alle waren noch gegenseitig unbekannt und hatten, unabhängig von einander, erst heute die Alpen und blauen Seen hinter sich gelassen, Jeder in freudiger Erwartung dessen, was Italiens Schönheitswelt, an deren Schwelle sie sich befanden, ihnen bieten würde. Die Tafel war schon abgeräumt, nur noch die Flaschen rothen lombardischen Weines und die rothgebundenen Reiseführer hoben sich vom weißen Tischtuch ab, aber die lebendigste Unterhaltung war bereits in Fluß gekommen, ohne daß es irgend einer Vorstellung untereinander bedurft hätte. Gleich fremder Boden, gleiche Interessen, gleiche Stammverwandtschaft, gleiche Bildung und endlich gleiche Wanderfreunde — was brauchten wir auch Weiteres zu schneller und herzlicher Annäherung! Und so wurde beschlossen, andern Tags, was uns Mailand bieten konnte, gemeinsam zu genießen.

Nun erst gab Jeder sich zu erkennen: was und woher und weß Namens er sei. Ein junger Däne von der Insel Seeland, ein Holländer aus Leyden und ein Oesterreicher aus Preßburg hatten sich mit mir zusammengefunden. Das Gespräch lenkte sich bald auf Heimath, auf Stammverwandtschaft und Stammesunterschied und, wie es wohl kaum anders sein konnte, auch schnell genug auf die Politik. Wohl war erst vor wenigen Jahren der Donner des Düppelsturmes verhallt und Schleswig-Holstein seinem lang-

Digitized by Google

jährigen Beherrscher wieder entrissen; wohl brannte noch manche offene Wunde von Königgrätz; die unerquickliche Luxemburger Affaire füllte noch täglich die Spalten der Zeitungen, und auch in unseren Gesprächen spiegelte sich deutlich genug wieder, was die Herzen der Völker selbst bewegte, ja, schon wollte sich sogar dann und wann eine leise Mißstimmung unter uns zeigen, und sogar ein paar peinliche Pausen traten ein.

Namentlich verstimmt und empfindlich war der Däne, ein junger reizbarer Musiker, der nach Rom wollte, um alte Kirchenmusik zu studiren. Da plötzlich erhebt Einer von uns sein Glas — es war der Holländer, ein Philologe seines Berufs. „Kein Wort jetzt von Politik weiter!“ rief er; „kein Haß noch Hader mehr! Wir Alle sind Glieder einer einzigen großen Völkerfamilie; stoßen wir einträchtig an auf die Zukunft, auf eine Zeit, da all dieser kleinliche Haß und Hader längst vergessen und begraben ist, aber dafür wieder erwacht ein schönes, tiefes und starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Germanen, wodurch einst ein Werk entstehen möge, wie noch keines auf Erden war! — Stoßen wir an auf einen einzigen großen Germanenbund zu Schutz und Trutz!“

„Ja, zu Schutz und Trutz,“ tönte es von anderer Seite, „sei's denn gegen slavische oder romanische Völkermassen!“

Da war mit einem Male auch der letzte und leiseste Mißton unter uns verstummt. Wir Alle erhoben uns, klangen an mit den Gläsern und drückten einander in ahnungdurchschauerter Begeisterung warm und innig die Hand.

Es war eine Stunde, die mir unvergeßlich bleiben wird. Sieben Jahre verflossen seit jenem Abende. Unterdessen sind große Dinge geschehen: wir Deutschen sind ein Volk geworden, und nach langer schmachvoller Zeit steht unser Vaterland da, so stark und achtunggebietend nach außen, so frei und einig im Innern, wie nimmer zuvor, ja, und selbst in den Sympathien unserer germanischen Nachbarstämme und Brudervölker sehen wir schon eine Wandlung sich vollziehen, welche wir nur mit echter Herzensfreude begrüßen können. Zum Theil mag diese Wandlung allerdings noch sehr gering, ja kaum merkbar erscheinen, ihr Werden und Wachsen aber ist für jeden tiefer Schauenden ohne allen Zweifel und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Diese Hoffnungen freilich beruhen aber zunächst auf uns selbst, auf dem unablässigen Schützen und gesunden Weiterbilden des so rasch und ruhmvoll Errungenen. —

In erster Reihe wohl steht Deutsch-Oesterreich mit seinen Sympathien zu uns. Aus keinem andern stammverwandten Volke scholl so früh, selbst noch in den Tagen unseres großen Kampfes und Siegeszuges der Jubel zu uns herüber; kein anderes reichte uns so innig die Bruderhand; in keinem schlagen die Herzen wärmer und begeisterter für uns, als im Volke an der „blauen Donau“. Das ist sicher, was auch ultramontane Blätter dort dagegen vorbringen mögen.

Freilich nicht ganz so erfreulich ist in dieser Hinsicht der Blick auf die Schweiz. Mag allerdings die größte Zahl der dortigen Gebildeten deutschen Blutes die Sache klaren Blickes schauen, wie sie liegt, einsehen, daß sie Deutschland als die stärkste Stütze ihrer Freiheit betrachten darf, mögen Manche darunter selbst mit warmem Herzen sich zu Kaiser und Reich halten, als Stammgenossen in vollem Maße unserer Freude über den großen Umschwung der Dinge theilen und nachfühlen — die große Menge verhält sich uns gegenüber entweder völlig gleichgültig oder ergeht sich wohl gar in offenbarem Neide und Grolle, da sie recht gut fühlt, daß der Abstand zwischen ihrer mit Recht gepriesenen republikanischen Freiheit und unserer constitutionellen von Tage zu Tage geringer wird. So klammert sie sich denn aus Mangel an großen Thaten der Gegenwart um so eifriger an die der Vergangenheit, und das Uebrige thut der alteingewurzelte, freilich grundlose Preußenhaß, der allerdings lange genug von den Süddeutschen redlich getheilt wurde.

Gern wollen wir den Schweizern die liebevolle Aufnahme der heruntergekommenen Soldaten des edeln Bourbaki als christliches Liebeswerk anrechnen; die empörenden Auftritte in Zürich aber, wo unter den Augen der Polizei und während die übrige Bevölkerung vollkommen gleichgültig blieb, mit brutaler Gewalt der Pöbel die Friedensfeier der Deutschen störte, obwohl sie ohne alle äußere Demonstrationen in einem geschlossenen Raume stattfand — nicht genug können solche Ereignisse als ein ebenso beklagenswerthes, wie verdammungswürdiges Zeichen der damals herrschenden Gesinnung bezeichnet werden. Erst in den letzten Zeiten können wir auch bei unseren Stammgenossen im Alpenlande eine entschiedene Wendung der Sympathien wahrnehmen, was vor Allem durch den gemeinsamen Kampf gegen den Ultramontanismus hervorgerufen wurde. Von noch größerer Bedeutung aber ist die Gesinnungswandelung, die wir im germanischen Norden von Europa beginnen sehen.

In keinem anderen Lande finden wir das altgermanische Blut so rein, so unvermischt und unberührt von fremden Elementen, als in den wogenumbrandeten und felsumstarrten drei Ländern, die wir in dem einen Namen Skandinavien zusammenfassen, und dennoch wurden französische Sympathien, sowie Groll, Neid und Abneigung gegen unser stammverwandtes Vaterland fast nirgends lebendiger unterhalten als dort. Von jenen drei Stämmen waren sicherlich die wackeren Norweger uns stets noch am meisten zugethan, im Gegensatze zu ihren schon in vieler Beziehung verschieden gearteten Nachbarn, den Schweden. Worin deren Abneigung gegen uns, sowie deren Sympathien für die Franzosen eigentlich begründet sind, mag ihnen vielleicht selbst nicht recht klar sein, denn schwerlich ist es doch zu glauben, daß sie noch heute an den Verlust Pommerns, Rügens oder des Herzogthums Bremen denken sollten, oder daß die Besetzung ihres Thrones durch eine Familie französischen Bluts auf das Volk eine so tiefe Einwirkung haben könnte. Sei es, wie es sei — sie nährten grundlosen vieljährigen Groll gegen uns, und ihre Zeitungspresse machte durchaus kein Hehl aus dieser Gesinnung, während wir Deutschen in unserer allumfassenden Empfänglichkeit fortfuhren auf's Wohlwollendste uns für sie und für nordische Natur, Sitte, Sang und Sage zu interessiren.

Dänemarks lebendiger Haß und Groll ist vielleicht noch jüngeren Datums, und wie er im Kampfe um Schleswig-Holstein zu mächtigen Flammen aufloderte, ist jedem Schulknaben bekannt. Es war nicht immer so. Als Klopstock den lebenden Königen auf dänischem Throne und den gestorbenen in Roeskilds Gräbern seine Oden sang, als Dänemarks Dichter, ein Baggesen und ein Oehlenschläger, bald in deutscher bald in dänischer Sprache dichteten, daß man kaum wußte, welcher Literatur sie in erster Linie angehörten, und wir wiederum Thorwaldsen's classische Größe bewunderten, stolz darauf, daß auch in seinen Adern germanisches Blut floß, nachdem er sich voll Verehrung unserm Carstens, dem großen Bahnbrecher in der Kunst, zugeneigt hatte — in jenen Tagen wußten Deutschland und Dänemark wenig von Haß und Groll gegen einander, ein Gefühl, das die Gemüther dann so lange und tief erfüllen und aufregen sollte — bis auf die jüngsten Tage.

Die jüngsten Tage aber zeigen zu unsrer Freude, nicht nur in Skandinaviens Nordländern, sondern auch in dessen Süden eine wenn auch noch leise, aber doch zweifellose und fortschreitende Wandlung, ausgehend vom Throne und einem kleinen Häuflein Gebildeter, aber schon wahrnehmbar weitere und weitere Kreise berührend und bewegend.

Und endlich Holland.

So nah es uns liegt, so eng es mit uns verwandt ist, es wird doch nur selten von Reiselustigen besucht. Wenig wissen wir von seinen inneren politischen Strömungen und Richtungen, und in gleicher Weise auffallend gering ist unsre Kenntniß seines übrigen geistigen Lebens. Jeder gebildete Holländer kennt, liest und verehrt unsre großen Dichter und hervorragendsten Schriftsteller. Wer von uns kennt etwas von Hollands Literatur?

In jüngster Zeit begrüßten wir nun als schönen Beweis echt germanischen Sinnes ein Unternehmen eines holländischen Gelehrten, das wohl verdient bei uns bekannt und gewürdigt zu werden. Der Sprachforscher Johann Winkler zu Leeuwarden stellte sich nämlich die Aufgabe sämmtliche niederdeutsche und friesische Mundarten „von der Maas bis an die Memel“ zu sammeln und in seinem zu Gravenhage 1874 erschienenen zweibändigen Werke: Algemeen nederduitsch en friesch Dialecticon in gleicher stets sich wiederholender Probe übersichtlich neben einander zu stellen. Er wählte dazu ein biblisches Capitel im Lucasevangelium, die Geschichte vom verlorenen Sohne, und erließ über ganz Norddeutschland eine Menge eigenhändiger Briefe mit der Bitte um genaue Uebersetzung jenes Capitels in die Mundart der Heimath.

Von einem Gelehrten und Freunde der Sprachkunde wandte er sich zum andern, Jeden um weitere Adressen für seinen Zweck ersuchend, und Jahre lang verfolgte er so denselben mit dem unermüdlichsten Sammeleifer, wie er vor allen dem Holländer und dem ihm in so manchen Zügen verwandten Engländer eigen ist. Und so ist sein rastloses Streben denn auch mit dem schönsten Erfolg gekrönt, und wir haben so ein Werk durch ihn erhalten, welches jenes Capitel in nicht weniger als hundertachtundsechszig niederdeutschen Mundarten wiedergiebt, jedes derselben begleitet und erläutert durch Anmerkungen und Vergleichungen; eine Arbeit, für die unser norddeutsches Volk ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist. Namentlich aber begrüßen wir es als lebendigen und thatsächlichen Ausdruck echter Stammesangehörigkeit, der sich auch schon in der Vorrede auf's Deutlichste kund giebt.

Aber einen noch viel klareren Einblick in die politischen Sympathien Hollands gewährt uns ein Brief von daher. Mit besonderer Bezugnahme auf die Gartenlaube ward er jüngst an den Schreiber dieser Zeilen gerichtet, der es nicht unterlassen will, ihn hier theilweise zu veröffentlichen, theils seines Inhalts, theils aber auch des wohlthuend treuherzigen und reizvoll naiven Tones wegen, den sein wackerer, aber des Deutschen nur mangelhaft kundiger Verfasser darin anschlägt. —

„Ich kann nicht anders,“ schreibt er, „lieber Herr, ich muß Ihnen schreiben, um einen Irrthum aufzuklären, in dem Sie befangen sind.

In Ihrem letzten Briefe nämlich steht Folgendes:

‚Ist es doch wahrhaft betrübend, daß in Holland sich eher eine Abneigung als Hinneigung zum großen, nahen und stammverwandten Bruderlande zeigt und die Sympathien so Vieler dort sich lieber dem eitlen und wankelmüthigen Franzosenvolke zuwenden.‘ —

Ach, lieber Landsmann! (denn Sie sind gerade so ein guter Friese wie ich selber bin) das ist unwahr. So ist die Gesinnung unseres Volkes durchaus nicht. Gerade das Gegentheil ist wahr. Freilich wundert es mich nicht, daß Sie so denken, denn wir wissen nur zu gut, daß die Deutschen größtentheils das meinen. Ach, und diese Meinung eben hat gerade schon viel böses Blut gemacht, hüben wie drüben. Die Sache aber verhält sich so (daß ich die reine Wahrheit sage, weiß Gott): daß das niederländische Volk, ob friesischen, sächsischen oder fränkischen Stammes, rein deutscher Abstammung ist, das weiß hier Jedermann und wir wissen auch, daß Sprache, Sitten &c. alles hier urgermanisch ist, ja in mancher Beziehung reiner als in Deutschland selbst.

Wir fühlen uns Alle Germanen und sind stolz darauf. Daß die Deutschen unsere Brüder sind, das weiß hier auch Jedermann, und unsere Sympathien sind im Großen und Ganzen, sowohl die der höheren wie die der niederen Stände, entschieden mit Deutschland, was auch die ‚Kölnische Zeitung‘ und andere deutsche Blätter behaupten mögen. Nur geht unsere Hinneigung nicht so weit, daß wir annectirt werden möchten. O nein! Niederländer wollen wir sein und bleiben, auch schon, weil wir bessere, das heißt mildere und freiere Gesetze haben, als Sie, und überhaupt in mancher Beziehung besser daran sind; deshalb hat die Furcht während des französischen Krieges, die Furcht, annectirt zu werden, hier Viele dahin gebracht, daß sie gegen Deutschland ungerecht wurden. Dieses war zumal im eigentlichen Holland der Fall; weniger war's in den anderen Provinzen. Es ist überhaupt ein großer Unterschied zwischen diesen und jenem. Nur unsere wenigen Katholiken darf man nicht mitrechnen; die sind fast Alle ultramontan durch und durch und dem deutschen Reiche nicht freundlich gesinnt. Brabant und Limburg sind namentlich unser rechtes Ultramontanien.

Sie würden sich aber freuen, lieber Landsmann, wenn Sie sähen, wie wir Anderen hier deutsche Wissenschaft und Kunst, deutsche Bildung, Literatur, Sprache und Musik hochschätzen und welch freundliches Begegnen die zahlreichen Deutschen finden, die unter uns wohnen. Freilich, Viele davon sind Westphalen und Niederrheinländer und leider auch ultramontan gesinnt. Diese natürlich finden dieselbe Abneigung wie unsere Katholiken, aber nicht weil es Deutsche, sondern weil es Römische sind.

Wahre Franzosenfreunde aber giebt es gar nicht unter uns; dazu haben wir gerade so wenig Ursache wie unsere deutschen Brüder, denn nichts als Uebles und Modetand verdanken wir den Franzosen. Noch leben Tausende, die das Elend und die Erniedrigung, den Hohn und die Schmach mit durchgemacht haben während der französischen Vergewaltigung. Oder meinen die Deutschen, daß wir so schlechte, entartete Söhne und Enkel wären? Gottlob, nein!

Auch hierher sandte Ludwig der Vierzehnte seinen Louvois, hier zu mordbrennen gleichwie in Eurer Pfalz. Auch uns stahl dieser ‚Roi soleil‘ eine schöne Provinz, ein hochwerthes Theil von Flandern. Und dieses französische Flandern (jetzt Departement du Nord) ist gerade so unser Schmerzenskind, wie es Ihnen so lange das Elsaß war. Nein und wieder nein. Sieben Achtel der Niederländer (Brabant und Limburg natürlich nicht mitgerechnet) sind wahre Freunde der Deutschen und Feinde der Franzosen. Nur an unserm Königshofe ist das leider nicht so. Unser König und die Königin sind ausgemachte Franzosenfreunde, und es hätte wenig gefehlt, so wären wir durch deren Sympathien mit in den großen Krieg geschleppt worden, als Verbündete Frankreichs. Das aber hätte dem Könige gewiß seinen Thron gekostet. Vor Allem aber ist die hohe Aristokratie um den Hof herum leider so sehr französisch gesinnt. Aber die Dummheit dieser Leute kann man doch unserm urgermanisch fühlenden Volke nicht anrechnen.

Fast jedes Jahr besuche ich nebst Tausenden meiner Landsleute zu meinem großen Genusse Ihr schönes Vaterland. Da habe ich denn bei so Vielen falsche Ansichten über uns Niederländer gefunden, aber bin nicht müde geworden, sie zu corrigiren. Auch die Feder hat oftmals in meiner Hand gezuckt vor Verlangen, die vielen Unwahrheiten über uns in deutschen Blättern zu widerlegen; aber daß ich kein fehlerfreies Hochdeutsch schreibe, hat mich stets zurückgehalten. Zumal war dies der Fall, als auch sogar die Gartenlaube, das Lieblingsblatt von tausend Niederländern, solche Irrthümer verbreitete (siehe Jahrgang 1874 Seite 137). Darum, lieber Landsmann und Stammgenosse, belehren Sie doch statt meiner Ihre Landsleute durch einen kleinen Aufsatz in jenem Blatte! Ich kann leider kein so gutes Hochdeutsch schreiben, wie ich möchte. Also bitte, thun Sie es für mich! Denn zwischen Brüdern darf keine Unwahrheit sein.“ —

So weit der wackere Holländer. Mit Freuden erfülle ich seinen Wunsch, und nicht besser glaube ich es zu können, als durch Wiedergabe seiner eignen treuherzigen Worte.

An den Abend in Mailand mußte ich denken, als ich den Brief gelesen hatte. — Mögen denn auch seine Worte mitwirken am großen Werke der Zukunft, dessen Gedanke damals mit ahnungsvoller Begeisterung unsere Herzen erfaßte, an dem herrlichen Werke eines einzigen großen germanischen Völkerbundes zu Schutz und Trutz! Wann erscheint der Tag, da dieser Gedanke zur That wird? —

Hermann Allmers.

Blätter und Blüthen.

Der galvanische Strom als unbesoldeter Nachtwächter. Zu den unschätzbaren Diensten, welche uns der galvanische Strom in der Haus-, Staats- und Welt-Telegraphie, in den schönen und nützlichen Künsten der Metallplattirung und Galvanoplastik, der Heilkunde, Uhren-Regulirung, Sprengtechnik &c. leistet, ist in der Neuzeit die Anstellung desselben als eines niemals schlafbedürftigen, noch zerstreuten oder unaufmerksamen Wärters für allerlei Geschäfte und Bedürfnisse getreten. So ist es z. B. für viele ökonomische und industrielle Zwecke hochwichtig, die Ueberschreitung einer bestimmten Temperatur in einem Raume — sei es ein Brüt- oder Trocken-Ofen, eine Malzdarre, oder eine Bierbrauerei — zu verhüten. Statt nun eine Person zu verpflichten, Tag und Nacht das Thermometer zu beobachten und das Verderben der jungen Küchlein oder der Bierwürze von einem Augenblicke der Unaufmerksamkeit abhängig zu machen, hat man darauf gedacht, dem Thermometer selber die Pflicht aufzulegen, es zu melden, sobald das Quecksilber bedenklich hoch gestiegen ist. Die Sache ist höchst einfach. Um eine elektrische Klingel zum Läuten zu bringen, dazu gehört bekanntlich weiter nichts, als daß man durch einen Druck oder sonstwie die Berührung zweier so lange getrennter Metalltheile bewerkstelligt, durch die dann der Monate und Jahre lang geduldig wartende galvanische Strom seinen Weg nach der beliebig entfernten Läutvorrichtung fortsetzen kann.

Diese metallische Berührung ist nun auf vielerlei Art zu bewerkstelligen. Man denke sich z. B. einen Thermometer mit großem Gefäß und weiterer Röhre, in welcher ein eingeschmolzener Platindraht von oben bis zu dem Punkte der Scala herabsteigt, den die Quecksilberoberfläche niemals überschreiten soll. Jener Draht bildet den *einen* Endpunkt der elektrischen

Leitung, das Quecksilber, zu dem ein zweiter Draht von untenher durch die Glaswandung tritt, den andern. So wie die Quecksilbersäule nun steigt und mit ihrer Kuppe den oberen Draht erreicht, wird damit die Stromleitung geschlossen, und die im Comptoir oder sonstwo angebrachte Glocke macht so lange einen Heidenlärm, bis dem Uebelstande abgeholfen ist. Die deutschen Professoren Gebrüder **Landois** haben einen **selbstthätigen Brüte-Apparat** nach diesem Principe eingerichtet, bei welchem der sonst am Läutewerk thätige Elektro-Magnet sofort die Gasflamme zurückschraubt, wenn das den Brütraum umspülende Wasser diesem bedachtsamen Thermometer zu warm vorkommt. Vielleicht werden wir uns, Dank dieser Erfindung, bald nicht mehr von den alten Aegyptern in Ausnützung der Thatsache, daß ein Huhn im Jahre fünfmal mehr Eier legen als ausbrüten kann, beschämen zu lassen brauchen.

Derselbe Apparat kann auf jede beliebige Temperaturgrenze und mithin auch so eingestellt werden, daß er erst bei einer sehr großen Hitze zu wirken beginnt, also als Wächter in leer gelassenen Fabrikräumen, Magazinen &c. dienen kann, um eine ausbrechende Feuersbrunst rechtzeitig zu melden. Die französischen Ingenieure **A. Joly** und **P. Barbier** haben zu diesem Zwecke ein geeignetes Kabel construirt, um die zu schützenden Räume mit demselben zu durchziehen. Dasselbe besteht aus zwei Metalldrähten, welche durch eine Lage von Guttapercha oder eine ähnliche schmelzbare Substanz von einander isolirt und durch eine besondere Procedur stark zusammengedreht werden. Sobald nun in irgend einem von dem Kabel durchzogenen Raume eine Feuersbrunst ausbricht und die isolirende Substanz zum Schmelzen kommt, tritt sofort die Gefahr anzeigende metallische Berührung der Drähte ein. Oft kann es nun sehr erwünscht sein, ein Sinken unter eine bestimmte Temperatur, z. B. in Gewächshäusern, schleunigst gemeldet zu erhalten. Ein diesen Zwecken gewidmetes elektrisches Alarm-Thermometer hat unter Anderm der Mechanicus **Hane** in Berlin construirt. Die Schiffer, welche sich in bestimmten Meeresregionen und Zeiten (z. B. im Frühjahre unweit der Küste von Neufoundland) bei Nacht und Nebel nur schwierig vor dem Zusammenlaufen mit schwimmenden Eisbergen schützen können — wie dies noch im vorigen Frühjahre das Verunglücken des Packetbootes „Europa“ bewies — haben hier ein leichtes Mittel, die Gefahr einer solchen Nähe zu erfahren. Da das Wasser der Meeresoberfläche im weiten Umfange dieser Kolosse mehrere Grade unter die mittlere Temperatur sinkt, so ließ man in solchen gerade dort häufigen Nebelnächten einen Bootsmann beständig Wasser schöpfen und die Temperatur messen. Diese Arbeit kann man aber, wie der Ingenieur **Michel** gezeigt hat, viel besser einem an den Flanken des Schiffes angebrachten in einer Kapsel enthaltenen Metallthermometer, einem aus zwei verschiedenen Metallen gebildeten, spiralig gedrehten Doppelstreifen, überlassen, bei dem ein Uhrzeiger, sobald er rückwärts geht, die Stromschließung durch Metallberührung vollendet und die Gefahr nach der Bootmannscoje meldet.

Der Turiner Officier **Lanzillo** will nun gar dem galvanischen Strome geradezu die Dienste eines Haushundes aufbürden, der jedes Oeffnen der Thür eines verschlossenen leerstehenden Hauses, falls die Vorrichtung nicht vorher außer Thätigkeit gesetzt ist (was von außen nur durch einen besonderen Schlüssel möglich ist), als Einbruch nach dem städtischen Polizeibüreau meldet. Die Häuser einer Stadt wären also hierbei durch elektrische Klingeln mit dem Polizeibüreau zu verbinden, und eine ähnliche Vorrichtung, wie in Hôtels die Zimmernummer kund thut, würde hier Straße, Nummer des Hauses, in welchem eingebrochen wird, oder ein Brand im Entstehen ist, kurz, wo man Hülfe braucht, anzeigen.

Nicht minder nützlich und vertrauenswürdig sind die Signalapparate, durch welche **Siemens** in Berlin und andererseits die französischen Ingenieure **Lartigue** und **Forest** dem galvanischen Strome den Sicherheitsdienst auf Eisenbahnen übertragen haben. Die zur Auslösung des Signals — hier einer forttönenden Dampfpfeife — führende metallische Berührung wird dadurch hervorgebracht, daß die Locomotive eine an irgend einer Wegstelle angebrachte metallene Platte inmitten des Schienenweges mit einer an ihrem Bauche befindlichen metallenen Bürste abfegt. In demselben Augenblicke, wo dies geschieht, meldet eine Dampfpfeife auf der nächsten Station, daß der erwartete Zug eben jene Stelle passirt, der betreffende Schienenstrang also besetzt ist. Die Locomotive sorgt mithin durch eine nie versagende Vorrichtung selbst für ihre Sicherheit. C. St.

Es giebt noch gute Menschen, und zwar überall, möchte ich hinzusetzen. Schickt mir da neulich ein unbekannter N. aus B—m, ohne alle Anregung von meiner Seite und nur weil er meint, die Noth klopfe wohl öfters an die Thür der Gartenlaube, volle fünfundzwanzig Thaler ein — für „wirklich bedürftige Arme“, dann aber, wie er wörtlich schreibt, „in einem Satz, daß der oder die Empfänger wirklich Segen davon haben.“ Es muß wohl eine unverhoffte, liebe Freude gewesen sein, die den unbekannten Geber dazu drängte, in seinem Jubel unbekannter Armen zu gedenken, die vom Glück weniger bedacht sind als er. Jedenfalls quittire ich dankend den Betrag.

Aber nicht genug damit. Die Leser der Gartenlaube erinnern sich vielleicht der Briefkastennotiz in Nr. 43, worin ich über das Elend einer Soldatenmutter berichtete. Ohne die vielgeplagten Freunde meines Blattes wieder zu Liebesgaben aufzufordern, hatte ich einfach aus einem mir zugekommenen Briefe die betreffenden thatsächlichen Mittheilungen zusammengestellt und nur die Bemerkung angefügt, daß trotz der Unterstützung des Reichs wohl noch manche Wunde blute. Das Unglück der armen Mutter Bartel, die vor Metz ihren einzigen Sohn und mit ihm ihre einzige Stütze verloren, sprach auch eindringlicher, als ich hätte schildern können. Und siehe, die Notiz, welche keine Bitte aussprach, war kaum erschienen, als sofort von vielen Seiten Briefe und Gaben einliefen. Da schickt ein „alter Abonnent aus Barmen“, ohne seinen Namen zu nennen 25 Thlr.; ein W. F. aus Frankfurt a. M. ebenfalls 25 Thlr.; ein G. Fiedler in Teplitz 10 Thlr.; ein nicht genannter „Verehrer der Gartenlaube“ 5 Thlr.; A. Pollack aus Rawicz 3 Thlr.; ein Leipziger Landsmann in Moskau 5 Rubel; A. Kühner in Danzig 2 Thlr.; Wil. in Pößneck, ein Ungenannter, S. W. in Dresden, H. G. in Aschersleben und Eine, deren Bruder gesund von Metz zurückgekehrt, je Einen Thaler, zusammen also 75 Thaler und 5 Rubel, mit den oben von N. in B. eingesandten 25 Thalern im Ganzen 100 Thaler und 5 Rubel — Alles Früchte einer kleinen unbedeutenden Notiz.

Die Sender dieser Liebesgaben mögen wohl sämmtlich der begüterten Classe der Gesellschaft angehören und in ihren Börsen die kleinen Abgänge kaum gefühlt haben. Aber wenn demnächst die Weihnachtskerzen auf ihrem Tannenbaume leuchten, dürfen sie schon freudigeren Herzens die reichen Christgaben annehmen und austheilen; sie haben ihr Herz dem Mitleiden nicht verschlossen und nach Kräften den Weihnachtsabend — nein, die ganze nächste Zukunft einer alten vereinsamten Mutter erhellt, die auf Erden nur noch auf Eins hoffte — auf einen baldigen Tod. E. K.

Ein neues Richter-Album. Von Ludwig Richter, diesem volksthümlichsten und in einem gewissen Sinne zartesten unter den deutschen Zeichnern der Gegenwart, welchen man nicht unrichtig den Idyllendichter mit dem Stifte nennen könnte, erschien soeben bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ein Richter-Album, eine Sammlung der von unserem Künstler allein gezeichneten Illustrationen zu W. O. Horn's Schriften. Es haben in diesen von echtester Poesie erfüllten Blättern des greisen Zeichners sinniger Ernst und köstlicher Humor einen so innigen Bund geschlossen, es reichen sich in ihnen kindliche Einfalt und gereifter Schönheitssinn zu so glücklicher Vereinigung die Hände, daß das Werk einen wahren Born der Erquickung allen Denjenigen bietet, welche vom beunruhigenden Getriebe unserer vielbewegten Tage auf Momente im Anschauen wahrer Kunstgebilde ausruhen wollen.

Neueste Fahr- und Reisegelegenheiten. Die Erleichterung des Passagier- und Verkehrswesen im Allgemeinen gehört sicherlich nicht zu den letzten Errungenschaften unserer Zeit, aber nur selten begegnen sich völlig zufriedengestellte Reisende, denn das Menschenherz ist ebenso unerschöpflich im Wünschen, wie der Geist im Erfinden. Man reist ja sehr nobel in einem Wagen erster oder zweiter Classe, aber wenn die Schienen schlecht sind, so bekommt man auch da noch sein gerütteltes und geschütteltes Maß und verspürt nach einer längern Fahrt immer noch die Empfindungen einer gelinden Räderung. Der Franzose **Giffard** will deshalb die theureren Wagenclassen mit Hülfe einer doppelten Aufhängung von allen Stößen befreien, so daß man wie im Schooße einer Wolke, und sanfter selbst als in einem Nachen, die Grenzen von aller Herren Ländern übergleiten würde. Der Naturforscher-Congreß, welcher im Sommer in Lille tagte, konnte bereits eine solche „Eisenbahnhängematte“ benutzen und dabei sein Votum dahin abgeben, daß nach einigen lebhafteren Schwankungen beim Abgange des Zuges die Schwingungen bald so rhythmisch und sanft geworden seien, daß man mit der größten Bequemlichkeit habe lesen und schreiben können, während allerdings die Neigung zum — Einschlafen befördert worden sei, was, wenigstens für Schlafwagen, kein Schaden wäre. Der Engländer **Bessemer** hat bekanntlich einen großen Raddampfer mit einem ähnlichen schwebenden Schiffssalon für den Verkehr auf dem meist sehr lebhaft bewegten Canale erbaut, um das unendliche Welt-Elend der seekranken Engländer und Franzosen zu mindern. Es wird aber bezweifelt, daß es ihm gelingen werde, diesem tragikomischen Leiden den Boden zu entziehen. Praktischer dürfte der Gedanke seines Collegen **A. Bois** sein, mit einer „Dampffähre“, welche ganze Eisenbahnzüge aufnehmen soll, diesen Verkehr zu erleichtern. Die Maschine würde inmitten der auf kahngestalteten Parallelschwimmern ruhenden Platform angebracht werden und, ohne ein Umwenden erforderlich zu machen, die Fähre hin- und zurückbewegen. — Eine der originellsten Reisegelegenheiten der Neuzeit verspricht aber die einschienige Eisenbahn oder „Dampfkarawane“ zu werden, welche der Engländer **Haddan**, Ober-Ingenieur der ottomanischen Regierung, auf der einhundertsiebenundfünfzig Kilometer langen Strecke zwischen Alexandrette und Aleppo in Syrien zu bauen beabsichtigt. Die Bahn wird einen einzigen Schienenstrang erhalten, der auf einem Mauerfundamente von zwei und einem Viertel Fuß Höhe und vierzehn Zoll Breite ruht. Die eigenthümlich gestalteten kleinen Wagen des Zuges, sogenannte Zwillinge, reiten gleichsam auf dieser Schiene, indem ihre Hälften, wie die Körbe eines Lastesels, zu beiden Seiten der Mauer herabhängen. Die Locomotive wie der Schlußwagen müssen durch horizontale Klemmräder mit Lederbeschlag, wie sie bei einigen Bergbahnen in Anwendung gebracht worden sind, gegen das Fundament um so stärker angepreßt werden, je größer die vorhandene Neigung des Bahnkörpers ist. Jede Wagenhälfte soll zwei, der ganze Zug sechsundneunzig Personen aufnehmen. Als Vortheile dieses Systems von Wüsteneisenbahnen werden sehr geringe Baukosten angegeben; sie sollen einen Schnellverkehr in Gegenden möglich machen, in denen nicht leicht auf größere Bahnanlagen zu rechnen wäre. C. St.

Kleiner Briefkasten.

B. N. in Nbg. Allerdings ist noch Mangel an guten dramatischen Lust- und Schauspielen für die Jugend, aber ganz, wie Sie meinen, ist dieses Genre unsrer Literatur noch nicht eingeschlafen. Wir empfehlen Ihnen vor Allem das in Stuttgart erschienene „Kindertheater“ von Charlotte Krug, geb. Schnorr von Carolsfeld, das außer vier andern allerliebsten Stücken auch das preisgekrönte Lustspiel „Vetter James“ enthält. Das Buch wird sich ganz für Ihre Zwecke eignen; wenigstens dürfen wir Ihnen versichern, daß sämmtliche darin abgedruckten Stücke bereits die Feuerprobe der Aufführung bestanden haben.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Ein Meteor.

Von E. Werber.

(Schluß.)

„Mariana sagte dies in einem so natürlichen Tone voraus, daß ich erschrak. Ich wollte es sie nicht merken lassen und rief lächelnd: ‚Wie können Sie nur eine so krankhafte Idee haben?‘ Da sie mir nicht antwortete, drang ich in sie und fragte, ob sie denn immer noch am Fieber leide.

‚Es ist nicht des Fiebers wegen,‘ sagte sie. ‚Vielleicht hilft das zum Ende, allein ich werde nicht eigentlich daran sterben.‘

Ich legte Pinsel und Palette nieder und sah Marianen voll und ernst in's Auge. ‚Sagen Sie mir, was es ist und wie Sie zu diesem unseligen Traume gekommen sind!‘ bat ich.

Sie hörte auf, zu malen und sagte: ‚Als ich funfzehn Jahre alt war und wieder einen starken Fieberanfall hatte, schickte mich mein Vater mit der Frau, die meine Amme gewesen war, in die Berge. Es lagerte dort eben eine Bande Zigeuner. Das malerische Treiben dieser Leute hat stets einen großen Reiz für mich gehabt, ich ging daher oft mit Christina, meiner Amme, auf's Feld, wo die Zigeuner ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Eines Tages, als wir wieder die Zigeuner besuchten und ich Nüsse und Trauben unter die Kinder vertheilte, nahm Christina eine alte Frau aus der Bande zur Seite und sprach leise mit ihr. Die Frau ging mit uns nach Hause; meine Amme wollte, wie sie mir sagte, ihr alte Leinwand geben. Ich war nach meinen Spaziergängen immer so ermüdet, daß ich mich schlafen legen mußte. Auch diesmal legte ich, zu Hause angekommen, mich auf's Bett, um zu schlafen. Ich schloß meine Augen; allein ich schlief nicht ein. Mit einer Art von Wohlbehagen hörte ich die Schwalben vor den Fenstern zwitschern und die zwei Frauen im Zimmer nebenan leise sprechen. Ich hörte auch eine Schieblade knarren und dachte bei mir: jetzt giebt Christina der Zigeunerin die Leinwand. Dann hörte ich das Glucksen einer Flüssigkeit und dachte, jetzt giebt Christina der Zigeunerin ein Glas Wein. Ich war vollständig wach, allein ich konnte mich nicht rühren, nicht einmal die Augen öffnen, und meine Gedanken gingen langsam und wie in der Dämmerung. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür meines Zimmers, und leise Schritte näherten sich meinem Bette. Ich fühlte, daß Christina sich über mich beugte; dann hörte ich sie flüstern: ‚Sie schläft.‘ Und nun nahm sie vorsichtig meinen Arm, der an der Seite des Bettes herabhing, und drehte ihn langsam, bis die innere Fläche meiner Hand nach oben lag. Ich fühlte instinctmäßig, daß sie meine Hand der Zigeunerin hinhielt und daß mir diese daraus wahrsagen werde. Kühle Finger, welche nicht die Christina's waren, legten sich leise auf die meinigen und drückten sie sanft herab. Dann sagte die Zigeunerin nach einer Weile: ‚Armes Kind! Die Lebenslinie ist durchschnitten. Das Kind stirbt in seinem zwanzigsten Jahre an einer Wunde in der Brust, an einer im Herzen und an seinen eigenen Gedanken.‘ ‚Jesus Christus!‘ stöhnte Christina. Als die Frauen hinausgegangen waren, richtete ich mich gewaltsam auf, um mich zu überzeugen, daß ich wachte. Ich hörte Christina schluchzen und sah durch's Fenster die Zigeunerin dem Felde zuschreiten.‘

Hier schwieg Mariana und malte ruhig weiter. Ich war nicht abergläubisch und ich hatte die Ueberzeugung, daß Mariana es auch nicht war. Hätte ein anderes Mädchen mir diese Geschichte erzählt, so würde ich nur abgeschmackten Aberglauben oder sentimentale Coquetterie darin gefunden haben; allein daß die ernste, verständige, groß denkende Mariana dieser Voraussage unbedingten Glauben schenkte, dies machte mich schauern, ich gestehe es. Ich fragte sie, ob sie die Zigeunerin später nicht wieder gesehen habe.

Sie antwortete: ‚Doch, sie wollte mir aber nichts Genaueres sagen. Ich bin gefaßt, zu sterben. Manchmal thut es mir leid, daß ich so jung aus dem Leben gehen soll; allein ich sage mir dann, daß nicht die Länge des Lebens das Leben ausmacht. Auch bin ich Niemand auf dieser Erde unentbehrlich.‘

Ich wollte ‚doch!‘ rufen — aber ich bezwang mich und sagte: ‚Wie? und Ihr Bruder?‘

‚Mein Bruder!‘ rief sie. ‚Mein Bruder ist ein finsterer Mensch, dem ich zur Last bin. Ich wohne viel mehr in seinem Gewissen, als in seinem Herzen.‘

‚Weiß Ihr Bruder, daß ich Sie unterrichte?‘ fragte ich.

‚Nein,‘ antwortete sie fest.

‚Soll er nichts davon wissen?‘ fragte ich wieder.

Sie zögerte einen Moment, dann sagte sie: ‚Es ist besser, daß er es nicht weiß.‘

Ich fragte sie, ob er die Stiftsherren von Constantin noch immer hasse. Sie blickte mich groß an und erwiderte: ‚Der Haß eines Dalmatiers stirbt nicht; er vererbt sich bis in's siebente Glied.‘

Als sie nach diesem Gespräche aufstand, um zu gehen, kam mir ein Gedanke. Die Art, nach welcher die Zigeuner aus der Hand wahrsagen, war mir bekannt; ich wollte Mariana's Hand, scheinbar zum Scherze, betrachten.

Digitized by Google

‚Geben Sie mir Ihre Hand! Ich will Ihnen auch wahrsagen,' sagte ich zu ihr. Sie reichte sie mir hin.

Die Hand, äußerlich mattweiß, war auf der inneren Fläche zart geröthet wie ein Rosenblatt. Diese Röthe folgte genau der Zeichnung der Hand bis zu den Fingerspitzen. Es sah aus, als ob sie mit Rosenblättern gefüttert wäre. Ich weiß nicht, ob Sie sich den Reiz einer solchen Hand vorstellen können?" fragte Bodiwil.

Ich nickte mit dem Kopfe.

Bodiwil fuhr fort: „Kaum hatte ich diese Hand in die meinige gelegt, als ich vergaß, warum ich es gethan. Es war mir, als hielte ich Mariana's Seele in meiner Hand. Das Mädchen sah es, und obschon selbst bewegt — ihre Hand zitterte in der meinen — sagte sie: ‚Sie wollten mir wahrsagen, nicht wahr?'

Ich hatte nicht den Muth ihre Hand zu prüfen. Ich sagte: ‚Es war nur Scherz, ich verstehe mich nicht auf Zigeunerkünste. Ich wollte Sie nur bitten, nachzudenken, zu welchem Zwecke die Natur unser Schicksal in unsere Hand gegraben hätte. Etwa, damit wir es erfahren, wenn wir zufällig einer Zigeunerin begegnen? Und zu was trügen diejenigen Menschen, welche der Zigeunerin nicht begegnen, ihr Schicksal in den Linien der Hand? Versprechen Sie mir, darüber nachzudenken!'

‚Ich hatte Unrecht, es Ihnen zu erzählen — denken Sie nicht mehr daran!' bat sie.

Von diesem Tage an war es, als wären wir uns schweigend um einen Schritt näher gekommen. Ich nahm mich jetzt weniger zusammen; oft überraschte sie mich, wie ich müßig zu ihr hin schaute; wenn sie ging, gaben wir uns jedesmal die Hand, und ich glaubte zuweilen zu fühlen, daß Mariana dabei von einem leisen Zittern ergriffen wurde. Aber die Lippen schwiegen, die ihren und die meinen. Es war in diesem stummen Kampfe etwas Süßes und etwas Entsetzliches.

Mariana's Eifer ließ jetzt auch nach. Sie brachte stets seltener Zeichnungen von Hause mit, und auch bei mir saß sie oft müßig und zerstreut vor der Staffelei. Dies beunruhigte mich; ich fürchtete, sie fühle sich krank, und suchte sie auszuforschen. Sie, die immer meine Gedanken errieth, sagte: ‚Nein, ich bin nicht krank; allein, da ich doch nicht mehr lange genug leben werde, um etwas Tüchtiges leisten zu können, warum soll ich so viel arbeiten?'

Diese Aenderung in ihrem Wesen beängstigte mich. Ich fragte mit schlecht verhehlter Bestürzung, ob sie den Unterricht aufgeben wolle.

‚Aufgeben? Wie meinen Sie das?' fragte sie, mich erstaunt anblickend.

‚Nicht mehr her zu mir kommen —' sagte ich mit gepreßter Stimme.

‚Nicht mehr her zu Ihnen kommen?' rief sie, vom Stuhle aufstehend und beide Hände auf die Brust drückend. ‚Was sollte dann aus mir werden, wenn ich nicht mehr her zu Ihnen käme? — Mein Gott! Mein Gott!'

Mir flimmerte es vor den Augen, als ich sie so reden hörte, und das Blut schoß mir in Wogen zum Herzen. Ich erfaßte ihre Hände; sie entriß sie mir und schlug sie vor das Gesicht.

‚Mariana, haben Sie Erbarmen mit mir! Ich wollte Ihnen nicht wehe thun,' rief ich außer mir. Sie sank sprachlos in einen Stuhl. Meiner nicht mehr mächtig, stürzte ich zu ihren Füßen und rief ihren Namen.

In diesem Augenblicke schellte es an der Hausthür. Es waren zuweilen Besuche gekommen; ich hatte Mariana immer unbefangen als meine Schülerin vorgestellt. In diesem Augenblicke aber konnte ich sie den Blicken Fremder nicht preisgeben. Ich nahm sie auf meine Arme und trug sie in das an das Atelier stoßende Zimmer, wo ich sie zu bleiben bat, bis ich zurückkäme. Ihren Hut und Mantel, welche auf einem Stuhle im Atelier lagen, deckte ich mit einem Teppiche zu. Der Bediente meldete mir einen Fremden; ich ließ ihn bitten, einzutreten. Er war jung, groß gebaut und von schöner, aber finsterer Gesichtsbildung.

‚Sie kennen mich nicht?' fragte er.

Ich verneinte höflich.

‚Mein Name ist Julian Santorin; ich komme, meine Schwester nach Hause zu führen,' sagte er.

‚Seien Sie mir willkommen!' versetzte ich. ‚Ihre Schwester hat mein Atelier heute früher als gewöhnlich verlassen; ich bedaure, daß Sie sich umsonst zu mir bemüht haben.'

‚Ich bin entschlossen, den Unterricht meiner Schwester abzubrechen,' sagte Santorin. ‚Es verträgt sich mit den Verhältnissen und meinen Gefühlen nicht, daß Mariana Santorin Unterricht bei einem Stiftsherrn von Constantin nehme. Wenn Sie den richtigen Tact besäßen, so hätten Sie meine Schwester nicht als Schülerin angenommen.'

Ich war tief verletzt. ‚Mein Herr,' sagte ich, ‚ich bin nicht gewöhnt, Zurechtweisungen von Menschen, die ich nicht kenne, anzunehmen; ich weise daher mit Entschiedenheit Ihre Bemerkung zurück.'

‚Sie kennen doch den Haß der Santorin?' fragte er höhnisch.

‚Der Haß ist mir keine Pflicht, wie er es Ihnen zu sein scheint,' erwiderte ich. ‚Die Stiftsherren von Constantin erinnern sich der Santorin'schen Gewaltthätigkeiten nicht mehr. Ihre Schwester ist eine geniale Erscheinung, deren wunderbare Fähigkeiten zu fördern ich mit Freuden übernahm. Name und Verhältnisse fallen vor der Kunst in Nichts zusammen.'

Santorin maß mich mit drohendem Blicke und sagte: ‚Es sind vielleicht zehn Jahre her, daß ich meinen Hund auf den Stiftsherrn Bodiwil hetzte, weil er meine Schwester auf den Armen getragen hatte. Damals war ich ein Knabe, heute bin ich ein Mann. Ich *will* nicht, daß Mariana Santorin die Schülerin und Freundin des Stiftsherrn Bodiwil sei. Verstehen Sie mich? Des Knaben Waffe war ein Hund; des Mannes Waffe ist ein Messer. Erwarten Sie meine Schwester nicht mehr!'

‚Ich erwarte den freien und selbstständigen Entschluß Ihrer Schwester,' sagte ich ruhig.

Santorin biß sich auf die Lippen und sprach: ‚Meine Schwester hat keinen freien und selbstständigen Entschluß zu treffen; ich bin ihr älterer Bruder und ihr Vormund.'

Ich entgegnete: ‚Die Vormundschaft hat kein Recht, den freien Willen eines vernünftigen Wesens zu knechten; ihre erste Pflicht ist: Humanität.'

‚Pfäffische Feinheiten sind nicht meine Sache,' sagte Santorin mit häßlichem Lächeln; ‚ich bin ein Dalmatier. Meine Sprache ist ein Messer in der Scheide, und wer mich nicht verstehen will, dem zeige ich das Messer ohne Scheide.'

‚Ich meinerseits verstehe diese Banditensprache nicht,' versetzte ich, ‚und da wir uns gegenseitig nicht verstehen, so ist es besser, daß wir unser Gespräch abbrechen. Sollten Sie je mit friedlicheren und würdigeren Gesinnungen meine Schwelle wieder betreten, so werde ich Ihnen mit Freuden meine Hand reichen.'

Santorin erhob seinen Arm und rief: ‚Meine Hand soll verfaulen, wenn sie je vergißt, was sie der Rache schuldig ist.' Mit diesen Worten ging er hinaus und schlug die Thür heftig hinter sich zu. Ich wartete, bis er das Haus verlassen und ich seine Schritte im Garten hörte, dann wandte ich mich, um zu Mariana zu gehen.

Sie stand auf der Schwelle des Ateliers, bleich, entschlossen, kühn, wie ich sie nie gesehen hatte. ‚Ich habe Alles gehört,' sagte sie. ‚Es war nicht Feigheit, was mich zurückhielt, sondern die Gewißheit, daß Blut fließen würde, wenn mein Bruder mich aus Ihren Zimmern kommen sähe.'

‚Mariana,' sprach ich heftig kämpfend, ‚ich verliere viel, ich verliere Alles, wenn ich Sie aufgebe; aber ich thue es dennoch. Ihr Bruder ist der Stärkere, und ich will nicht, daß Sie meinetwegen leiden. Ich bitte Sie, kommen Sie nicht mehr — sagen Sie mir Lebewohl!'

‚In Ewigkeit nicht!' rief sie entschlossen und feierlich. ‚Ich will, wenn es sein muß, mit meinem Leben das einzige Recht meines Herzens behaupten. Bodiwil — ich saß lange in Stille und Gram und wollte das himmlische Feuer mit meinen Thränen ersticken; ich habe Unrecht an Gott, an Ihnen und an mir selbst gethan. Ich weiß, Sie haben nicht zu mir gesprochen, weil Sie ein Mönch sind; darum, und weil ich nicht mehr lange leben werde, will *ich* sprechen. Bodiwil — ich will nicht Gott aus Ihrem Herzen reißen; ich will nicht Ihr Gelübde lockern; ich will nicht Ihre geweihten Finger beflecken — aber ich sage Ihnen, daß ich Sie liebe, mächtig, unerschütterlich, ewig.'

Ich riß Marianen an mich und wünschte, daß in diesem seligen Augenblicke ein jäher Tod unser Leben enden möge."

Bodiwil schwieg hier und drückte sein Angesicht in das Kissen, auf dem Mariana's sterbendes Haupt gelegen. Ich überließ ihn einige Zeit sich selbst; dann richtete ich ihn auf. „Reden Sie weiter!“ bat ich, „erschöpfen Sie sich ganz. Es wird Ihnen wohl thun.“

„Am nächsten Morgen,“ fuhr Bodiwil fort, „kam sie zur gewöhnlichen Stunde. Sie erzählte mir, daß sie eine Unterredung mit ihrem Bruder gehabt, in welcher sie ihm erklärte, daß es ihr Wille sei, den Unterricht bei mir fortzusetzen, und daß ihr Wille unbeugsam sei. ‚Warum mußt Du gerade bei Bodiwil lernen?‘ fragte er sie. Sie sagte ihm, ich sei der einzige Lehrer, welcher sie nach ihrer eigenen Gefühlsweise malen lasse. Dann fragte er sie, warum sie denn überhaupt noch lernen wolle, da sie doch bald sterben zu müssen glaube. Sie antwortete ihm: ‚Deine Leidenschaft ist die Jagd; die meinige ist, eine geistige That zu thun, ehe ich sterbe.‘ Als er ihr zum Vorwurf machte, daß sie den Haß ihres Vaters und ihres Bruders zu wenig ehre, und hinzusetzte: ‚Vielleicht empfindest Du für den Stiftsherrn von Constantin das Gegentheil von Haß,‘ antwortete sie ihm: sie sei nicht verpflichtet einen Haß zu ehren, den sie für höchst ungerecht halte. Als sie ihn noch immer unbeugsam fand, erklärte sie ihm, daß, sollte er sich eine Gewaltthätigkeit gegen sie erlauben, sie sich unter den Schutz des Gerichtes stellen werde. ‚Verheirathe Dich, schmiede Dein Eisen und laß mich ruhig sterben!‘ sagte sie ihm. Er verließ sie, einen Fluch zwischen den Lippen murmelnd. Von diesem Tage an fühlte ich, daß die Zigeunerin wahr gesprochen hatte, und ich sah das Schicksal heran kommen.

Mariana las stets meine Gedanken; oft sagte sie: ‚Warum denkst Du immer daran und quälst Dich damit? Laß das Unvermeidliche doch ruhig heran kommen!‘ Oft auch klammerte sie sich an mich und sagte: ‚Hör' auf zu arbeiten, sieh mich an, sprich mit mir! Je mehr Dein Herz von mir erfüllt ist, desto seliger sterbe ich, denn ich bin und bleibe dann in Dir.‘

Mein Urlaub ging indeß zu Ende; gleichzeitig näherte sich der Hochzeitstag Santorin's. Mariana und ihre künftige Schwägerin waren sich nicht sympathisch. Mariana gab ihrem Bruder gegenüber vor, nach Italien zu gehen, um sich in der Malerei weiter auszubilden; in Wahrheit aber wollte sie nach Dalmatien zurückkehren und sich in der Nähe des Stiftes niederlassen. Ich besuchte Mariana nie in ihrer Wohnung in W., des Bruders wegen. Sie kam täglich, beim heftigsten Regen und in der grimmigsten Kälte. Oft waren ihre Hände und Füße, wenn sie kam, so kalt und steif, daß sie eine Stunde brauchte, um sich zu erwärmen. Gegen Ende des Monats März kam eines Morgens statt ihrer selbst ein Brief. Sie schrieb mir, sie habe sich stark erkältet und werde wohl für einige Tage nicht ausgehen können. Ihr Bruder gehe am Nachmittage des nächsten Tages auf die Jagd; sie bitte mich, Abends zu ihr zu kommen.

Meine Folter während der beiden Tage war grenzenlos. Die Zeit schien stille zu stehen. Gott, wie war es lange bis morgen Abend! Endlich kam die Stunde. Ich flog zu Marianen. Es war viel Schnee gefallen und fiel noch. Menschen und Pferde gingen geräuschlos, und nur das Klingeln eines Schlittens war zuweilen zu hören. Es war alles so still, so weiß, so weich. Es war etwas süß Einlullendes in den Flocken, wie sie dicht und unaufhaltsam herab kamen. Ich hatte ein Gefühl von Wonne, die mir neu war. Wie ein Trunkener hielt ich mich an der Pforte ihres Hauses, ehe ich die Klingel zog. Eine Frau, Mariana's Amme, öffnete mir und führte mich, nachdem ich ihr meinen Namen genannt, in Mariana's Wohnstube. Als ich eintrat, flog Mariana mit einem Schrei vom Lehnstuhle, in welchem sie gesessen, in meine Arme. Mir schwanden die Sinne; nur zwei Dinge fühlte ich noch: Mariana's seidene Hand, die mir sanft über Stirn und Wangen glitt, und ihr Herz, das ungestüm gegen meine Brust klopfte. Als ich zu mir selbst kam, saß sie im Fauteuil, und ich lag auf den Knieen vor ihr. Das röthliche Licht einer Lampe fiel auf ihr Gesicht, welches eine Glückseligkeit ausdrückte, die ihr eine übermenschliche Schönheit verlieh. Lassen Sie mich schweigen von dieser Stunde, aber hören Sie ihr Ende, ihr schreckenvolles, unseliges Ende!

Mariana's Wohnung lag im Erdgeschosse; darüber waren zwei Stockwerke, von Leuten bewohnt, die Mariana nicht kannte. Wir plauderten selig; plötzlich hörte ich, daß die Hausthür von außen geöffnet wurde. Erschrocken fuhr ich auf. Mariana sagte beruhigend: ‚Es ist Jemand von Oben; es geht uns nichts an;‘ sie schlang ihren Arm um meinen Hals und legte meinen Kopf an ihre Schulter. Im Vorzimmer saß Christina, allein. Da sie die Nacht zuvor bei Mariana gewacht hatte, war sie eingeschlafen und hörte nicht, daß Einer eintrat. Auch trat er vorsichtig ein und leise wie eine Katze, denn wir selbst hörten ihn nicht. Mit einem Male öffnete sich die Thür zu Mariana's Zimmer, und Julian Santorin stand vor uns. Ich sprang auf; Mariana blieb ruhig in ihrem Fauteuil sitzen, den Blick fest auf ihren Bruder geheftet. Dieser sagte mit kaltem Lächeln: ‚Mariana Santorin bezahlt dem Stiftsherrn die Lectionen mit süßer Münze.‘

Ich versetzte: ‚Der Stiftsherr läßt sich seine Lectionen mit keinerlei Münze bezahlen; allein er nimmt sich die Freiheit, seine kranke Schülerin zu besuchen —‘

‚Und ihr die am Morgen versäumte Lection am Abend zu geben,‘ fiel mir Santorin höhnisch in's Wort.

Christina kam herbei und wollte Santorin beschwichtigen; er schob sie rauh zur Seite. Mariana erhob sich, that einen Schritt gegen ihren Bruder und fragte: ‚Warum ist Julian Santorin nicht auf die Jagd gegangen, wie er vorgab?‘

‚Weil er ein Wild hier in der Nähe witterte,‘ sprach er, einen drohenden Blick auf mich werfend.

‚Ich glaubte nicht,‘ versetzte ich, ‚daß ein ehrlicher Jäger das Wild bis in das Zimmer einer kranken Frau verfolgen würde.‘

‚Ein Santorin jagt, wo er will,‘ rief Julian, indem er ein Jagdmesser unter seiner Weste hervorzog und auf mich zustürzte. Mariana, schneller als er, warf sich zwischen ihn und mich; aber der vor Wuth Unsinnige stach ihr sein Messer in die Brust. Als Mariana aufschrie, that er über ihre Schulter hinweg einen Stich in meinen Arm. Christine riß ihn zurück; er taumelte, und das Messer entfiel seiner Hand. Sie hob es auf und wollte Mariana hinwegtragen. Allein jetzt geschah etwas, was ich heute noch für unmöglich halten würde, hätte ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen. Vom Fieber und vom Heldenmuthe mit doppelter Kraft beseelt, umfaßte Mariana ihren Bruder mit beiden Armen und trug ihn durch zwei Zimmer hindurch in seine Schlafstube, wo sie ihn einschloß. Dann rief sie ihm durch die Thür zu: ‚Julian Santorin, Du weißt, daß, wenn einem Dalmatier der Schimpf geschah, von einer Frau auf den Armen hinweg getragen zu werden, so darf er mit dieser Frau nichts mehr gemein haben und muß sie meiden, bis an sein Ende, wäre sie auch seine Mutter, seine Schwester oder Frau.‘

Santorin brüllte und schlug mit der Faust auf den Tisch. Mariana war von Blut übergossen; sie ließ sich von mir auf ihr Bett tragen, wo sie bewußtlos zusammenbrach. — Sie hatte jetzt die Wunde in der Brust; die Wunde im Herzen hatte sie auch — ich fühlte das Ende kommen. — —

Ihre Wunde war nicht tödtlich, aber schwierig. Vierzehn Tage nach diesem Ereignisse stand sie zum ersten Male auf, obschon das Fieber sie noch nicht verlassen hatte. Santorin hatte am Tage nach dem schauderhaften Ereignisse das Haus verlassen und ließ nichts von sich hören; wir vermutheten ihn in Mähren.

Mariana war von jetzt an wie verwandelt. Sie sprach mehr und schwungvoller als früher, und in ihrer Stimme zitterte eine hinreißende Innigkeit. Sie war wie ein junger Adler, dem die Flügel wachsen und der die Stunde kommen fühlt, wo er der Sonne entgegenfliegen wird. Die Gedanken über Kunst, Liebe und Ewigkeit strömten ihr so reichlich zu, daß sie täglich schrieb, um sich zu erleichtern, wie sie sagte. Sie gab mir jeden Abend, was sie den Tag über geschrieben hatte. Es war sie selbst: voll Geist und voll Empfindung, groß, feurig und tiefsinnig; es war anders, als alles Andere, was ich kannte. Sie zog mich in ihre wunderbare Atmosphäre; ich ward darin ein Gott — heute bin ich ein Bettler. —

Mein Urlaub war zu Ende; eine Trennung von vier Wochen war unumgänglich nothwendig, da der Arzt erklärte, Mariana könne eine Reise nicht eher wagen. Am Abend vor meiner Abreise sagte Mariana:

‚Höre mich, Bodiwil! Wüßte ich nicht, daß ich bald sterben werde, so würde ich Dir nicht nach Dalmatien folgen. Ich würde Dir sagen: Brauchst Du mich zu Deinem Glück, so mache Dich frei, brauchst Du mich nicht, so bleibe ein Mönch und

meide mich! Aber da ich bald sterben werde, soll nichts Gewaltsames geschehen.‘

Der Abschied war hart. Die sonst so starke Mariana zerfloß in Thränen; mir brach fast das Herz. Als ich auf der Straße stand, war es mir, als hätte ich mich von mir selber losgerissen und sei nur mein Schatten.

Es war im April, als ich W. verließ. Laue Winde brausten durch's Land; die Bäume knospeten; vollgesogene Wolken ließen große Tropfen auf das sprossende Gras herabfallen. Diese sehnsüchtige, drängende Natur erweckte in mir eine solche Verzweiflung, daß mein ganzes Wesen ungestüm zu Marianen zurücktrieb. Hundertmal war ich im Begriffe, aus der Postchaise zu springen und über die Berge und durch die Haide zu ihr zurückzulaufen. Vier Wochen ohne Marianen leben, vier Wochen! Der Gedanke warf mich fast nieder. —

Meine Ankunft im Stifte wurde gefeiert; es war mir lästig, denn ich sollte eine Freude zeigen, die ich nicht empfand.

Mariana's Amme hat einen unverheiratheten Bruder, dem dieses Häuschen gehört. Er willigte ein, Mariana und seine Schwester aufzunehmen. Mariana und ich schrieben uns täglich; unsere Briefe gingen durch die zuverlässige Hand von Christinens Bruder. Man war im Stifte gewöhnt, öfters Bauern zu sehen, welche mir Pflanzen und Insecten brachten. Unter diesem Vorwande kam Christinens Bruder zu mir, auch dann noch, als Mariana angekommen war, denn da wir uns nicht täglich sehen konnten, schrieben wir uns häufig. Zehn Tage nach meiner Ankunft im Stifte schrieb mir Mariana, daß ich keinen Brief mehr an sie abschicken solle, da sie in fünf Tagen abreisen werde. Sie sei wohl und könne nicht länger mehr die Trennung ertragen. Freude und Angst durchzuckten mich. War es nicht gefährlich, die Reise schon so früh zu wagen? Ich stelle mir noch jetzt täglich, stündlich die Frage, ob Mariana nicht noch leben würde, wenn sie der ärztlichen Vorschrift gehorcht hätte. Wäre sie nicht gänzlich zu retten gewesen, wenn nicht der unselige Glaube an ihren frühen Tod sie jede Vorsicht hätte für unnütz ansehen lassen? Das sind Dinge, welche nicht zu ergründen sind.

Mariana kam. Um alles Aufsehen zu vermeiden, hatte sie in D. die Postchaise verlassen und eine Landkutsche genommen, mit der sie spät Abends hier eintraf. Ich lauschte im Stiftsgarten unter den Kastanien, von wo man dieses Häuschen sieht.

Als der Wagen unten am Stifte vorbeirollte, drohten mir die Kniee zu brechen, und in einer Art süßen Wahnsinns glaubte ich das Rollen der Räder zu hören, als es längst in der Ferne verhallt war. Dann nahm ich mein Fernrohr an's Auge und bohrte meinen Blick in die Finsterniß.

Ich hatte stets die Gewohnheit einsamer Spaziergänge und konnte daher drei- bis vier- oder auch mehrmal wöchentlich Mariana besuchen, ohne Verdacht zu erwecken. Dieses Haus war unserm Geheimnisse günstig; denn man kann, wie Sie wissen, anstatt von der Straße den Hügel hinanzusteigen, von hinten durch den Tannengrund das Haus erreichen, ohne gesehen zu werden, da die Tannen bis an den Gemüsegarten heraufgehen.

Lassen Sie mich schweigen über unser Wiedersehen!“

Bodiwil ging jetzt im Zimmer auf und ab, jeden Gegenstand mit andächtigem Blicke betrachtend. „Dieses Buch hat ihre Hand berührt,“ sprach er; „auf diesem Bilde hat ihr Blick geruht; diesen Teppich hat ihr Fuß gestreift; auf diesem Kissen hat ihr Haupt geruht; aus diesem Glase hat ihr Mund getrunken. — Heinrich, sagen Sie mir, ist es möglich, daß sie ganz todt ist? Alles soll so bleiben bis an mein Ende. Dieses Zimmer ist mein, und Niemand hat das Recht, etwas darin zu berühren. Ich will, daß ihr Odem, der noch in dieser Luft sich wiegt, nicht verwehe; ich will etwas Körperliches von ihr behalten.“

Bodiwil setzte sich nieder und stützte den Kopf in beide Hände.

„Erzählen Sie weiter, erzählen Sie mir Alles!“ bat ich.

„Alles!“ rief er bitter. „Ich habe nichts mehr zu erzählen; die Geschichte ist aus.“

„Aber an was starb sie denn?“ fragte ich.

„Die Zigeunerin hat es gesagt. — Als Mariana hierher kam, war sie, kleine abendliche Wundfieber ausgenommen, wohl. Allein schon nach wenigen Tagen wurden diese Fieber stärker, und nach vier Wochen kam das Sumpffieber hinzu. Der herbeigerufene Arzt verordnete ihr Bergluft. ‚Es ist Alles umsonst,‘ sagte sie zu mir, ‚ich werde sterben, und wenn ich auch in die Alpen gehe; ich fühl's — ich weiß es. Ich will keine Woche, keinen Tag in unnützer Trennung von Dir verlieren. Ein Leben fern von Dir ist auch ein Tod. Warum soll ich dem einen entfliehen, um dem andern in die Arme zu sinken? Die Trennung würde mein Ende nur beschleunigen.‘

Sie *wollte* nicht gehen und klagte bitter, so oft ich davon sprach. Sie sah dem Tode ruhig entgegen, von der Ueberzeugung ausgehend, daß es ihr Schicksal sei. *War* es ihr Schicksal? Hat die Zigeunerin wahr gesprochen? Zeichnet die Natur unser Schicksal in unsere Hand? Sind wir zu dem oder jenem Ende vorausbestimmt? — Ich erinnere mich, daß der Fürst Ap., als Mariana eine Isis vollendet hatte, das Bild lange betrachtete und dann zu mir sagte: ‚Wenn ich Jemanden kenne, der mehr Genie hat als Sie, Bodiwil, so ist es Mariana Santorin. Aber ich fürchte, sie wird nicht zum Ruhme gelangen, denn solche Wunder sterben früh.‘“ —

Bodiwil's Schmerz ward von diesem Tage an milder. Er gab seine Lectionen im Stifte und widersprach mir nicht, wenn ich ihm die Vortheile einer Reise nach Deutschland auseinandersetzte. Er schien freilich nicht davon überzeugt zu sein; allein ich begnügte mich für den Augenblick mit der Geduld, mit welcher er mich anhörte.

Als ich ernstlicher in ihn drang, sagte er: „Ich glaube, Heinrich, Sie sind ein großer Heuchler. Ein Mann, wie Sie, weiß sehr gut, daß der Ehrgeiz eine schmerzhafte Krankheit ist. Warum wollen Sie mir diese Krankheit einimpfen? Ist dies Freundschaft?“

Ein anderes Mal entgegnete er mir: „Sie sollten wissen, daß ich viel zu vernünftig bin, als daß der Ruhm Reiz für mich haben könnte. Ich achte die Menschen viel zu wenig, als daß es mir einfiele, von ihnen bewundert werden zu wollen. Was den Ruhm nach dem Tode betrifft, so ist man seiner niemals sicher, und wäre man es auch, was liegt daran? Ich finde die Befriedigung des Gedankens, nach dem Tode von Menschen, die wir nicht kennen und die noch gar nicht geboren, folglich uns gleichgültig sind, zuweilen noch genannt zu werden, eine kindische, eine höchst kindische.“

„Sie leugnen aber doch nicht den Vorzug, Genie zu haben, und die Pflicht, es für die Menschheit zu verwerthen?“ rief ich.

„Ich leugne nicht den Vorzug, Genie zu haben, aber ich leugne die unbedingte Pflicht, es für die Menschheit zu verwerthen,“ erwiderte Bodiwil. „Eine edle, große Handlung thut mehr für die Menschheit und ihre Veredlung, als alle Gemälde und Statuen der Welt je für sie gethan haben und noch thun werden. Mein Glaube ist der: Der mehr oder minder empfängliche Mensch empfängt von einem Kunstwerke einen sehr oberflächlichen, einen sehr flüchtigen, einen sehr zweifelhaften Genuß und keine nachwirkende Erhebung des Gedankens. Eine Natur hingegen, welche den göttlichen Funken in sich trägt, empfindet in einem Kunstwerke *sich selbst* und dieses kann weder die Gedanken dieser Natur bereichern, noch ihre Empfindungen veredeln, noch ihre Gestaltungskraft ausbilden. Wer den göttlichen Funken in sich hat, ist und bleibt positiv in seiner Natur.“

Drei Wochen nach Mariana's Tode kam er zu mir auf mein Zimmer und sagte: „Heinrich, ich will Ihnen meinen guten Willen und meine Dankbarkeit für Ihre Freundschaft beweisen: ich werde mit Ihnen nach Deutschland reisen.“

Ich umarmte ihn vor Freude. Der Prälat gab ihm einen Urlaub von sechs Monaten. Am Tage vor unserer Abreise ließ dieser mich zu sich rufen.

„Ich weiß Alles; verheimlichen Sie Bodiwil, daß ich Kenntniß davon habe!“ sagte er. „Suchen Sie ihn um jeden Preis dem Leben zu erhalten! Wenn es nothwendig ist, werde ich seine Entlassung aus dem geistlichen Stande erwirken. Schreiben Sie mir, wenn die Zeit dazu gekommen ist!“

Wir hatten beschlossen, den folgenden Morgen abzureisen. Der Postwagen, von M. kommend, sollte unten auf der Straße halten und uns aufnehmen. Am Abend ging Bodiwil in's Häuschen auf dem Hügel; gegen zehn Uhr kam er zurück. Wir plauderten bis gegen Mitternacht, ordneten unsern Reiseplan

und unsere Papiere und sagten uns dann gute Nacht. Als Bodiwil unter der Thür stand, wandte er sich noch einmal um und fragte:

„Wann müssen wir morgen bereit sein?"

„Um sieben Uhr," sagte ich.

„Gut," versetzte er und schloß die Thür hinter sich.

Ich war müde. Nach einem prüfenden Blick an den Himmel, der trüb und wolkig war und kein schönes Reisewetter versprach, legte ich mich nieder. Die Stiftsuhr schlug zwölf; ich zählte die Schläge mechanisch nach und schlief ein.

Als ich am Morgen erwachte, war es nicht ganz fünf Uhr. Ich hörte das Knarren einer Thür im Gange draußen und schnelle Schritte auf der Treppe. Nachdem ich noch eine halbe Stunde im Halbschlummer liegen geblieben, stand ich auf und kleidete mich an. Ich öffnete das Fenster; die frische, fast kalte Herbstluft wehte mir entgegen und gab mir eine angenehme Empfindung von hoffnungsvoller Fröhlichkeit. Ein leichter Nebel lag über dem Moor. Am Himmel zog grauweißes Gewölke hin, durch welches die Sonne zuweilen einen Strahl niederfallen ließ, und dann schimmerte der Nebel wie flüssiges Silber.

Die Macht der Thränen.

Originalzeichnung von Professor Thumann.

Man klopfte an meiner Thür; es war ein Küchenjunge, der mich zum Frühstück in's Refectorium hinab rief. Ich blickte auf meine Uhr. Es war fünf Minuten über sechs. Indem ich den Gang durchschritt, sah ich die Thür von Bodiwil's Zimmer halb offen. Ich trat unter die Thür und rief: „Bodiwil, ich gehe in's Refectorium hinunter."

Da ich keine Antwort erhielt, dachte ich, er sei schon unten. Allein ich fand ihn nicht im Refectorium und wartete einige Minuten vergebens auf ihn. Ich ging in Bodiwil's Zimmer zurück: er war nicht darin, auch nicht im Atelier. Auf's Höchste unruhig, ging ich in's Refectorium zurück, rief den Küchenjungen und fragte ihn, ob er Bodiwil nicht gesehen habe. Er sagte mir, ich habe schon vor fünf Uhr den Stiftsherrn die Treppe herunter kommen sehen; der Stiftsherr habe ihm zugerufen, das Frühstück auf sechs Uhr bereit zu halten, und sei dann durch die kleine Pforte in's Freie gegangen. Dies beruhigte mich.

Ich dachte mir, Bodiwil werde noch einmal in's Häuschen auf dem Hügel gegangen sein. Er hatte das Frühstück selbst auf sechs Uhr bestellt, konnte also jeden Augenblick zurückkommen. Ich setzte mich und frühstückte; von Zeit zu Zeit blickte ich auf die Uhr. Als es halb sieben Uhr war, beschloß ich, Bodiwil zu holen, vermuthend, daß er die Zeit vergessen habe.

Auf der Straße überfiel mich auf's Neue eine Bangigkeit. Das Gras am Wege zitterte in der kühlen Herbstluft, und bleiche Nebel wallten schwermüthig über das Moor. Ich hatte halb und halb erwartet, Bodiwil auf der Straße zu begegnen, und mit jeder Minute wuchs meine Angst. Zuweilen schoß mir eine heiße Blutwelle jäh zu Kopf.

Ich fand die Hausthür angelehnt und die Thür zum Vorzimmer offen. Als ich dasselbe durchschritten, klopfte ich an der Thür zu Mariana's Zimmer. Ich blickte durch's Schlüsselloch; es stak kein Schlüssel darin. Ich rief Bodiwil's Namen und blieb ohne Antwort. Christinens Bruder schlief in der Mansarde; ich ging hinauf, um nach Bodiwil zu fragen — die Mansarde war leer. „Bodiwil ist wahrscheinlich im Tannengrunde," dachte ich und eilte hinunter. Auch dort war er nicht. Mariana's Grab lag einsam in der Morgenstille und war mit einem frischen Tannenzweige zugedeckt.

Es war mir, als ob eine eisige Hand mir das Herz zerdrückte — von Todesangst gefoltert eilte ich zum Hause zurück. Im Gemüsegarten fand ich Christinens Bruder, von welchem ich erfuhr, daß Bodiwil am verflossenen Abende zu Christinen gesagt, er werde früh Morgens noch einmal kommen, sie solle daher nicht unruhig werden, wenn sie Geräusch höre, sondern ruhig weiter schlafen. Er selbst, Christinens Bruder, sei schon um drei Uhr in einen Torfstich gegangen, und komme eben nach Hause. Ich bat ihn um einen Schlüssel, der Mariana's Zimmer öffne. Er folgte mir; ich schloß die Thür auf und öffnete sie. — Barmherziger Gott! — Bodiwil lag in einer furchtbaren Blutlache, mit dem Gesichte an der Erde. Ich hob ihn auf; sein Haupt fiel schwer auf die Brust herab — er war todt.

Ich raffte, was mir an Kraft noch blieb, zusammen und entkleidete ihn. Er hatte zwei Wunden im Rücken und eine in der Seite.

Ich hatte noch nie so etwas Entsetzliches gesehen und hatte noch nie einen Bodiwil verloren; kalter Schweiß bedeckte mich, und der Jammer übermannte mich. Als ich mich wieder kräftiger fühlte, legten Christine und ich den Leichnam auf den Divan. Sein Haupt ruhte, wo das Mariana's geruht hatte. Ich trat zu ihm hin, küßte ihm Stirn und Hände und netzte sie mit leidenschaftlichen Thränen.

Plötzlich, von einer unwillkürlichen Bewegung getrieben, trat ich vor den Vorhang, welcher das Zimmer theilte; ich öffnete ihn und blickte auf Bodiwil's Bild — es war in Fetzen zerschnitten. Ich erschrak so heftig, daß ich mich am Fußende des Bettes mit beiden Händen festhalten mußte. Da hörte ich etwas zwischen dem Bette und der Wand zu Boden fallen. Mit einem Ruck entfernte ich das Bett von der Wand und fand einen Dolch an der Erde. Bodiwil's Blut klebte daran — ich hob ihn schaudernd auf und forschte in den Arabesken des Griffs mit gierigen Augen. Ich fand, was ich geahnt hatte, die Buchstaben J. S.

Sofort fuhr ich auf einem Leiterwagen zum nächsten Städtchen, wo ich dem Schultheiß Bericht über das Geschehene erstattete und den Dolch als einen Beweis gegen Julian Santorin niederlegte.

Die Gerichtsbarkeit in Dalmatien ist oder war damals von so trauriger Beschaffenheit, daß ich voraus sah, es werde die Ermordung Bodiwil's nicht gesühnt werden. Selbst die Würde des Prälaten, das Ansehen des Stifs und die Entrüstung der Umgegend blieben diesem Mangel an einer geordneten und tüchtigen Gerichtsbarkeit gegenüber machtlos. Julian Santorin wurde nicht aufgefunden, und Bodiwil blieb ungerächt.

Nachdem ich in's Stift zurückgekehrt war und dem Prälaten das Furchtbare mitgetheilt hatte, ging ich zur Leiche Bodiwil's

zurück. Da das Häuschen auf dem Hügel dem Friedhofe näher lag als das Stift, ließ man die Leiche bis zur Beerdigung dort. Ich wachte bei ihr Tag und Nacht. Da lag er nun kalt und steif, der schöne, sonst so geschmeidige Körper! Die nicht ganz geschlossenen Augenlider ließen unter den dunkeln Wimpern einen Streifen des Auges sehen; um den Mund lag ein Friede, um den ich den Toden beneidete. „Bodiwil, wo bist Du nun? Fliegt Dein Geist durch die Finsternisse der Ewigkeit, Marianen suchend? Sie kann nicht weit sein, Bodiwil; Du bist ihr ja so schnell nachgefolgt. Oder hat sie am Thore der Ewigkeit auf Dich gewartet und fliegt Ihr miteinander den ewigen Sonnen zu? Oder schläfst sie traumlos im Tannengrund und schläfst Du traumlos hier auf der Bahre?“ — Ach, was ich zu ihm sprach, was ich ihn fragte, es blieb ohne Antwort. Seine Lippen öffneten sich nicht mehr, und sein sonst so beredter Blick war erloschen. Bodiwil gab mir keinen Aufschluß über den Tod und keinen Trost für mein zerrissenes Herz.

Ehe man den Deckel des Sarges schloß, legte ich ihm Mariana's Briefe und Manuscripte, welche ich aus Bodiwil's Koffer genommen, unter sein Haupt. Als er unter der Erde lag, trieb es mich mit Hast von Constantin hinweg. Ich hatte Bodiwil mehr geliebt als meinen eigenen Bruder; ich konnte den Ort, wo mir so Schmerzliches und so Entsetzliches geschehen, nicht mehr ertragen. Mit einem Gefühl von Trostlosigkeit, das ich nicht beschreiben kann, löste ich sein zerfetztes Bild aus dem Rahmen und nahm es mit mir.

Auf dem Rückwege zum Stifte weinte ich wie ein Kind — und ich schäme mich nicht, es zu bekennen.

Am folgenden Tage nahm ich Abschied vom Prälaten. Ich fand ihn geknickt und fühlte, daß er sich nicht mehr aufrichten werde. Mit einem Händedruck sagte er zu mir: „Nehmen Sie die Sphinx über Bodiwil's Bett zum Andenken mit!“

Am nächsten Morgen reiste ich ab. Ich erwartete den Postwagen um sieben Uhr; es blieb mir noch eine Viertelstunde; ich ging in den Garten und setzte mich auf die Bank unter den Kastanienbäumen. Ein dichter Nebel lag über dem Moor und den Hügeln. Alles lag vor mir da wie eine Wüste. Ein Schwalbenzug strich durch die Luft — auch ich zog fort, aber nicht froh, wie jene Schwalben. — Als ich das Rollen des Wagens hörte, ging ich den Hügel hinab. Der Postillon blies eine lustige Weise, die mir in's Herz schnitt.

Ich warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo im Nebel der Friedhof lag. Dann stieg ich in den Wagen und drückte meinen Hut tiefer in's Gesicht hinab.

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen; ein Theil des Stiftes Constantin brannte ab, und mit ihm verbrannten Bodiwil's Bilder. Das Stift ist aufgelöst; die Stiftsherrn wurden da und dorthin zerstreut. Ich bin alt und lebe einsam auf der Haide. Wenn ich in lauen Sommernächten vor meinem Häuschen sitze und es fliegt ein Meteor am Himmel vorüber, dann rufe ich laut und inbrünstig: „Gruß Dir, mein Bodiwil!“

Der letzte Sonnensohn.

Nachdruck untersagt.

Eine Historie von **Johannes Scherr.**

(Schluß.)

Bei diesem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden sein, wie dem wohlbekannten Schüler in Goethe's Faust bei dem immerhin beträchtlich verständlicheren Vortrag Mephisto's wurde: dumm, sehr dumm. Indessen scheint der Inka, wenn auch nicht sämmtliche Prämissen des Dominikaners, doch aber die praktischen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrschers von Peru mehr und mehr sich verfinsterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgesalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer andern vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott“ — (und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtig am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball) — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?“

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wußte zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle er darin eine Erklärung aller dieser wunderlichen Dinge suchen. Als aber das Brevier stumm blieb, warf er es, plötzlich in Jähzorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich sie für alles, was sie in diesem Lande gethan, zur Rechenschaft ziehen werde.“

Ob Atahuallpa wirklich so drohend gesprochen hat? Wir besitzen hierfür eben nur das sehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverschämt genug, auch einen weit weniger stolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, seinerseits über diesen Ausgang seines Bekehrungsversuches nicht wenig entrüstet, raffte sein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro seinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquistador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß sich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an diesem hochmüthigen Hunde Lunge und Zunge verschwenden? Greift an! Greift an! Ich absolvir' Euch.“

Also aus Priestermund der Verdienstlichkeit seines Werkes versichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und schwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordsignal. Alsbald wurden die beiden Feldschlangen und soviel der Arkebusen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeter erlönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf sich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San Jago!“ wüthend auf die arg- und waffenlosen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollständig. Schrecken und Entsetzen fielen auf die überfallene Menschenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerstand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menschen wagten, war dieses, daß sie in dem angehobenen schrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Person ihres Inka mit rührender Hingebung und edler Selbstopferung zu schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend, die Brust den Mordschwertern dar. Wiederholt erneuerte sich dieser Wall. Umsonst! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronsessel stürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erschlagen worden, so nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und sich nicht mit erhobenen Armen schützend vor Atahuallpa gestellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquistador viel mehr als ein getödteter.

Nach also zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnensohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete sich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blaßgesichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruanische Heer zerstob in alle Winde. Tavantinsuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeschlagen hatte, ein langsam verblutender, willen- und regloser Rumpf.

Die Zählung der Erschlagenen schwankt zwischen zweitausend und zehntausend. Daß gar kein aktiver Widerstand geleistet worden, erhellt aus dieser Thatsache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geschweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden gestürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines seiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa setzte seinem furchtbaren Geschicke den Stoicismus seiner Rasse entgegen. Er fand sich, haben seine Verderber ausgesagt, sofort in seine neue Lage. In seinem Gebaren gegen seine Unterthanen stets die feierliche Würde eines stolzen und strengen Gebieters herauskehrend, sei er gegen die Spanier leutselig gewesen und habe sich sogar mitunter zu scherzhaften Aeußerungen herabgelassen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tische sitzend, habe er seine Bewunderung der Geschicklichkeit und Energie, womit die Spanier sich seiner Person bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geschlossen mit dem Resignationsworte: „So geht es im Kriege zu, siegen, oder besiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido)."

7.

Selbstverständlich unterließ der Conquistador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San Jago, auch nicht zu vergessen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er sich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, sowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelsteinen — insbesondere schöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurst der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff seines kaiserlichen Gefangenen waren die Absichten des Generals noch unbestimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein kostbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in der Person Atahuallpa's sich in seiner Gewalt befand, so gab er sich Mühe, den Gefangenen vorerst bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorschriften einer strengen Bewachung es gestatteten, durfte der Inka seinen Hofstaat und sein Harem bei sich haben und in den Augen seiner Unterthanen wurde seine unumschränkte Autorität durch seine Gefangenschaft nicht im geringsten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttisch zu verehrende und verehrte Sonnensohn. Hätte dieser ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußersten den Krieg zu machen, sie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in diesem Kampfe aufzuwenden. Allein ein solcher Befehl erging nicht an sie, maßen der Inka sehr wohl wußte, daß er sich mittels Ausgebung desselben das Todesurtheil sprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verstärkungen von der Seeküste her wartete, gefiel er sich darin, er, dessen Herz von der Härte des unteren Mühlsteins war, gegenüber seinem Gefangenen den süßchristlichen Bekehrer zu spielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseligsten Jungfrau und sämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur einen Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer thatsächlichen Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Golddurstes seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thörichtehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner Officiere bei dem Inka war, nahm dieser das Wort und erbot sich, als Preis seiner Freilassung soviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großsprecherei und sagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieses Lächeln, stellte Atahuallpa sich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und sagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das ganze Gemach mit Gold füllen, so ihr mich freigebt."

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das Märchenhafte wahr und wirklich sein könnte, dachte der Conquistador und erklärte, das Anerbieten des Inka annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeschlagenen Vertrag urkundlich aufsetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigsten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchsten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand sich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieser ganze Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müßte dasselbe nicht zu Barren geschmolzen sein, sondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anstoßendes etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weise mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten sollte dieser ungeheure Gold- und Silberschatz beigebracht sein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka seine Befehle hatte in's Land ausgehen lassen. Von allen Seiten wurden schwere Lasten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeschleppt. Oft gingen an einem Tage solche im Werthe von vierzig- bis sechszigtausend Pesos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Lasten) Goldes. Mußte doch der Korinkancha in der Hauptstadt eines Theiles seiner kolossalen Reichthümer sich entäußern, um das Lösegeld für den Sonnensohn zu vervollständigen: siebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöst.

Zwischenhinein spielte eine tragische Episode. Der von seinem Bruder in einer Festung eingethürmte Prinz Huaskar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geschehen, vernommen. Es schien ihm dienlich, seine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wußte Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botschaft gelangen zu lassen, des Inhalts, er, Huaskar, sei erbötig, für seine Befreiung den Spaniern ein noch größeres Lösegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieser, welcher niemals in Kuzko gelebt hätte, wüßte ja gar nicht, was für Schätze die Hauptstadt bärge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huaskar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huaskar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarka ertränkt. Pizarro empfand diesen Todesfall als den Verlust einer schweren Trumpfkarte im Spiele seiner Politik, allein sein Verdruß ward ihm versüßt durch den großen Glücksfall, daß sein Mitgründer Almagro zu Ende Decembers von 1532 mit drei Schiffen an der Küste nahe bei San Miguel landete und sodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüsteten Verstärkungsmannschaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüsterte sich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erschien am Himmel, und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er sah es lange an und sagte dann kummervoll: „Ein solcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen."

Die Erfüllung der düsteren Ahnungen des brudermörderischen Gefangenen ließ nicht lange auf sich warten. Schon war die Nemesis hinter ihm her, aber wie so oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu bestrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche sich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr auf

häufte, unter sich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie schrie laut nach Theilung und der Conquistador mußte sich herbeilassen, der „öffentlichen Meinung", der „Volksstimme-Gottesstimme" zu entsprechen. Eine Schar von peruanischen Gold- und Silberschmieden wurden demnach kommandirt, die Werke ihrer Kunst zu zerstören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu schmelzen. Ausgenommen von dieser Einschmelzung wurden nur Gegenstände von hunderttausend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien bestimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiser Karl überbringen sollte. Es waren darunter wirkliche Kunstwerke, besonders schön geformte und zierlichst ciselirte Vasen von reinstem Golde, sowie ein Springbrunnen, der aus silbernem Becken einen funkelnden Goldstral in die Höhe trieb und an dessen Rand aus Gold und Silber kunstvoll geformte Vögel spielten. Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geschätzt, was in Berücksichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindestens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, so darf wohl behauptet werden, daß eine solche Beute an Barschaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen sei. Der Hauptmann der Bande vergaß selbstverständlich bei der Theilung sich keineswegs: er empfing als seinen Antheil 57,222 Pesos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geschätzten Goldthron des Inka's. Die Offiziere erhielten je nach Graden und Dienstleistungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchschnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber sie schrieen nach mehr und verlangten nach Kuzko zu marschiren, weil sie von dem Goldreichthum der Hauptstadt ganz fabelhafte Vorstellungen sich gebildet hatten. Pizarro war um so geneigter, den Marsch auf Kuzko anzutreten, als ihm längst klar geworden, daß nur der Besitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrschaft über ganz Peru geben und sichern würde. Aber sollte man den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, d. h. auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, so lange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischte und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müßten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles seine Form, seine Farbe und seinen Firniß haben. Das Schlechteste, Böseste, Ruchloseste zumal ist häufig darauf versessen, sich recht anständig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menschen, aber doch Leute. Laßt uns also, kalkulirten Pizarro und Comp., auf einen anständigen Vorwand sinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles schon dagewesen." Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, so haben sie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine spanische Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingestellt. Diese Kunst praktizirte nun auch schon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir sind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angestifteten Verschwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätherischen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verschwiegen darf werden, daß zur Erregung solchen Argwohns und Hasses gegen Atahuallpa ein Peruaner sehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetsch, ein boshaftes Kerlchen, welches von seiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblasen war und sich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebschaft anzuspinnen. Als er mit seiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnensohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beschwerte sich bitter bei dem Conquistador und äußerte: „Nach peruanischem Gesetze kann ein solcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und seiner ganzen Familie gesühnt werden." Allein die Spanier sahen dieses Vorkommniß spanisch und nicht peruanisch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas so tragisch nehmen oder gar mit dem Tode bestrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Christen sind, ebenfalls gethan haben.... Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beschwerde war also dieser, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachsucht den Lügenbalg von Verschwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier sammt und sonders zu verschlingen drohte.

Wie prächtig sich das machte! Nun konnte man spanischerseits die gekränkte Unschuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten spielen, konnte man „von rechtswegen" gegen den Inka vorgehen, konnte man das schamloseste Possenspiel von Gerichtsprocedur in den anständigsten Formen in Scene gehen lassen.

Und so that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich gestohlen, sie stahl ihm nun auch noch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angestrengt. Die Anklageakte, ein Meisterstück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beschuldigungen vor, unter anderem diese: Der weiland Inka hat einen Harem gehabt, folglich ist er des Ehebruches schuldig; er ist ein notorischer Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verschwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde schließlich das Verschwörungsphantom ausgespielt. Pizarro und Almagro saßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich schuldig fand. Das Urtheil lautete: „Atahuallpa soll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden." Ein Priester der „Religion der Liebe" sagte, damit das i sein Tüpfelchen erhielte, zu diesem grotesken Urtheil Ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß seines Erachtens der Inka „jedenfalls" den Tod verdient habe. Tröstlich ist es aber, zu hören, daß sich unter allen diesen frommen Barbaren doch etliche Menschen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichtshofes" protestirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und gänzlich unzulässig. Natürlich hatte dieser Protest das Schicksal aller Minderheitsproteste. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abwesend. Er hat nachmals den höchsten Unwillen gegen die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, sich taufen zu lassen, als er schon auf den Scheiterhaufen geschleppt und an den Todespfahl gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Versprechens, daß er, so er sich noch im Handumdrehen „bekehrte", nicht lebendig verbrannt, sondern nur mittels der „Garrote" erdrosselt und nachmals eingeäschert werden sollte.

Das geschah denn am 29. August von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka, und so starb auf Anordnung eines weiland spanischen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnensohn.

Er ist bei seinem Tode etwa dreißig Jahre alt gewesen, ein Mann von schöner Gestalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieterischer Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verschrieen. Doch gab es später mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa gescheid, kühn, tapfer, edelherzig und freigebig gewesen sei. Gewiß ist, daß er geliebt worden: nach seiner Ermordung gaben sich mehrere seiner Frauen den Tod, um, wie sie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquistador in Kuzko ein, und jetzt schien die Eroberung von ganz Peru eine vollendete Thatsache zu sein. In der Hauptstadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, so daß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als sein Antheil das große, schön gearbeitete, massiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korinkancha über dem Opferaltar aufgehangen

gewesen war. Er verspielte es in einer Nacht, woher das spanische Sprichwort: „Juega el sol antes quo amanezca“ (die Sonne verspielen, bevor sie aufgegangen).

Symbolisirt diese Spielgeschichte nicht so zu sagen die gesammte Geschichte der spanischen Conquista in der Neuen Welt? War diese Conquista nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenschaftliches Hazardspiel? Und dennoch, wie sehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantische Kolonisationsweise der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derselben die laute Anerkennung, daß sie ein kulturgeschichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirksamkeit gewesen ist. Die Weltgeschichte arbeitet ja nicht mit Moral, sondern mit Nothwendigkeiten und Interessen. Diese werden durch die menschlichen Leidenschaften, und zwar durch die bösen wie durch die guten, flüssig und für die große, das Dasein der Menschheit beseelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es ist so eine geschichtegesetzliche Nothwendigkeit gewesen, daß Amerika gefunden, erobert, besiedelt und die eingeborene Bewohnerschaft unterjocht oder geradezu ausgerottet werden mußte, damit der Europäismus seine Kulturherrschaft über den Erdball antreten und feststellen könnte. Da half und hilft kein sentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner“. Schon jetzt läßt sich mit so zu sagen mathematischer Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Rasse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkerstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuel der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau“, welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutsamsten volkswirthschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen mußte, ist klar. Es fällt auch auf und sieht einem welthistorisch-mephistophelischen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen“, von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mußten.

Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte“ anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden sind schwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieses Land sind die blendenden, die märchenhaften Erfolge seiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheile ausgeschlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Besitze unermeßlicher Länderstrecken jenseits des Oceans, im Besitze der Goldlager Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquistadoren selbst ist die Vergeltung schwer gefallen. Am schwersten auf die von Peru. Sie haben sich in mörderischen Händeln gegenseitig aufgerieben. Fast alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich sind eines gewaltsamen Todes gestorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Francisko Pizarro selbst. Am 26. Juni von 1541 ist er von einer Rotte zu seinem Verderben verschworener Spanier in seinem Palaste in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menschheit. Vorwärts!!!

Ein Häckerlingsschneider als Apostel.

Culturbild aus unserem Jahrhundert.

Im Königreiche Sachsen liegt zwischen Leipzig und Dresden die freundliche Stadt Leisnig. Selbstverständlich markire ich die Lage des Ortes nicht für die sächsischen und deutschen, sondern für die Leser der „Gartenlaube“ weit und breit in fernen Landen und jenseits der Meere.

Seit die Leipzig-Dresdener Eisenbahn auch die Stadt Leisnig berührt, wird dieselbe jährlich von Tausenden besucht, die sich hier an der Schönheit der Natur erquicken. Und wenn nun auch an Wochentagen die Wagenzüge nicht allzulang sind — an Sonn- und Festtagen vom Frühlinge bis zum Spätherbste ist das doch anders. Die eiserne Schlange des öffentlichen Verkehrs, welche sich dampfend durch die weite Welt windet, erscheint dann auch hier als eine bedeutend gewachsene, langgestreckte, nicht selten als Riesenschlange.

Alle die Tausende, die sie herbeiträgt, erfreuen sich nun der reizenden Lage der Stadt; sie besuchen Garten und Park des Dr. Mirus, dessen Kunstsinn diese Plätze von Jahr zu Jahr verschönert, und dessen Humanität Jedem den Eintritt in dieselben gestattet, ohne erst eine Begrüßung oder Bitte darum zu verlangen. Kaum zweihundert Schritte von diesem Garten und Park thürmt sich das alte Schloß Mildenstein auf; da besteigt man die Höhe des Steinriesen, einer altersgrauen Warte, und hält dort belohnende Umschau. Ganz in der Nähe streckt sich der Schloßberg mit seinen Anlagen und Fernsichten hin; an der Tiefseite des Schloßberges aber zieht sich in aufsteigender Schlucht eine uralte Vorstadt herauf, wahrhaft schweizerartig, da an manchen Stellen Häuser und Häuslein an Felsen geklebt sind und in eigenthümlichem Holzwerk, kleinen Fenstern und bemoosten Schindeldächern Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte aufweisen.

Blicken wir nach der andern Seite der Stadt. Da wandern die Sonntagsgäste von der hochgelegenen Straße hinab durch die hübschen, reinlichen Anlagen, unter den Obstbäumen hin, an grünen Ruheplätzen vorbei, in das von der klaren Mulde durchrauschte Thal. Sie nehmen ihren Weg nach dem prächtigen Eichberge oder auch weiter hinauf bis zur Meylust, welche uns durch Axt und Spaten von dem sinnigen Waldfreunde und Oberförster Mey aufgeschlossen wurde. Hier führt der Bergweg zunächst in eine majestätische Vorhalle, aufgebaut aus mehr als hundert schlanken, kerzengeraden, alten Tannen, Prachtbäumen von seltener Höhe. — Aus dieser grünen Tannenhalle, die man mit Recht auch einen lebendigen Säulensaal, einen hochgewölbten freien Dom nennen könnte, geht's dann zu den übrigen herrlichen Plätzen, geschaffen durch Wald und Fels, gastlich und sauber gemacht durch Menschenhand. Von den meisten dieser Plätze hat man eine erquickende Aussicht. Bald blickt das Auge hinab in das reizende Muldenthal, bald hinüber über das Thal auf die bewaldeten Uferhänge und fruchtbaren Felder, bald wieder hinab auf die langgestreckten, saftgrünen Wiesen des lieblichen Scheergrundes oder auf das einst dunkle und faulenzende, jetzt hell-freundliche und fleißig arbeitende Kloster-Buch.

Mit Ausnahme des zuletzt genannten Punktes sieht man von fast allen Höhen ein Kirchlein, welches drüben über der Mulde und hinter der bewaldeten Uferwandung emporragt. Die meisten von den Besuchern Leisnigs haben das ferne Kirchlein gesehen und des landschaftlichen Bildes sich erfreut; Keiner aber der Fremden wußte und weiß, welch eine grausige That sich dort einst vollzog. Auch Wenige in der Stadt und Umgegend selbst wissen davon, sie müßten denn alt sein, so alt wie ich etwa. Und wenn Manche auch davon wissen, so haben es doch Wenige nur gesehen mit eigenen Augen, wie ich es sah. So will ich denn im Folgenden auf Grund authentischer Actenstücke und aus meinen eigenen Erinnerungen erzählen, zu welchen Ausschreitungen sich zu Anfang dieses Jahrhunderts einige religiöse Fanatiker hinreißen ließen, irregeführt durch die verwirrten Vermahnungen eines Mannes, der sich das Ansehen eines Apostels gab.

Nah an jenem Kirchlein breitet sich der Kirchhof aus, und auf ihm hatte man im Jahre 1818, den 21. Juli eine Kanzel erbaut, weil das Kirchlein viel zu klein war, die herbeigeströmten Menschenmassen aufzunehmen. Zahlreiche Gensd'armen, Tags vorher eingerückt, hielten in der Nähe des Friedhofes, einige auf dem Friedhofe selbst. Auch ein geöffnetes Grab gab es auf diesem, und neben dem Grabe stand ein Sarg, und in dem Sarge lag ein Mann mit gespaltenem Haupte, mit abgehauenen Händen und abgehauenen Füßen. Er lag auf dem Rücken, und darum konnte Niemand die Stiche sehen, die durch den Rücken dem Manne in den Leib gegangen waren. Ich aber hatte sie zwei Tage zuvor gesehen, als sein Weib und seine fünf unerzogenen Kinder jammernd den verstümmelten Leichnam umklammerten. Dieses Bild wiederholte sich auch heute an dem Sarge des Unglücklichen.

Und nicht nur sein Weib und seine Kinder weinten. Denn der Mann, der vor uns im Sarge lag, ein armer Häusler aus dem benachbarten Orte Naundorf, galt weit und breit für einen Ehrenmann, für fleißig, bescheiden, in seiner Armuth doch ringend, das zu verdienen, was für sein Hüttenleben und die Familie Bedarf war. Dieses Zeugniß gaben ihm nicht nur Alle, die ihn kannten; auch der Pfarrer von Altenhof — so heißt das Dorf, wo das Kirchlein heute noch steht — auch der Pfarrer, der damals die Feldkanzel bestieg und eine lange Leichenpredigt hielt, gab ihm dieses Zeugniß.

Der Pfarrer ließ die sogenannte Leichenpredigt drucken und, was das Beste dabei war, zur Unterstützung der armen Familie verkaufen. Die Predigt liegt, indem ich diese Zeilen schreibe, vor mir, und sie mag wenigstens für den einen oder den anderen Zweifler das feststellen, was ich oben über den verstümmelten Leichnam sagte. Auf der fünften Seite der Predigt heißt es: „Wollte Gott, es wäre blos eine erdichtete Nachricht — doch nein, Menschen, gleich reißenden Thieren, haben nicht nur das Blut eines ihrer unschuldigen Mitbrüder vergossen, sondern ihm auch Hände und Füße abgehauen und seinen Kopf zerspalten." — Die Predigt ergeht sich über den Text: 1. Mos. 37. Vers 33. „Ein böses Thier hat Joseph gefressen; ein reißend Thier hat Joseph zerrissen." Daraus hätte sich Etwas machen lassen. Der gute Pastor steifte sich aber allzusehr auf „den herrlichen, tugendhaften Joseph", der doch, wie schon Seume sagt, ein richtiger „Kornwucherer" war, was ja Jeder, der tiefer in jenen antiken Getreidebörsenschwindel blickt, bestätigen muß.

Lassen wir das. Die Predigt war zu Ende; der Sarg wurde versenkt; die Nachmittagssonne warf noch ihren Abschiedsgruß auf ihn und den Todten, und Hunderte umdrängten das Grab und grüßten auch noch mit einer Handvoll Erde. —

Auch ich that es und wand mich dann mit Mühe durch die Menschenmenge, welche sich nur langsam zerstreute, obgleich die Gensd'armen wiederholt zum Weggehen mahnten. Vor dem Kirchhofe bildeten sich verschiedene Gruppen, in denen man sich ziemlich ungehalten darüber aussprach, daß heute noch Cavallerie in die umliegenden Dörfer einrücken solle, da die Bauern an der ganzen Sache doch unschuldig wären.

„Räsonnirt nicht!" rief ein hinzutretender Gensd'arm in solch eine laute Gruppe hinein. „Es wird sich schon zeigen, ob Ihr unschuldig an der Sache seid. Liefert nur erst den Häckerlingsschneider aus, der Euch lange Abende hindurch mit seinen Vorlesungen, Predigten und Offenbarungen die Köpfe verdreht hat! Warum versteckt Ihr den Kerl?"

„Ein Kerl ist er nicht!" schnatterte laut eine alte Frau, „er ist ein ehrlicher Mensch; er schneidet am Tage fleißig sein Stroh, und wenn er am Abende hier und da Gottes Wort predigt, da geht er ganz nach der Bibel, wie der Pastor. Wenn aber der Pastor kein Kerl ist, so ist der Häckerlingsschneider auch kein Kerl."

Viele lächelten der Rednerin Beifall zu und zwickerten mit den Augen, daß sie fortfahren solle.

Das gefiel der alten Frau und sie sprach ruhig weiter: „Und das glaubt nur, Herr Gensd'arm, der Häckerlingsschneider macht's gewiß oft besser, als der Pastor. Das würdet Ihr auch sagen, Herr Gensd'arm, wenn Ihr seine Predigten hörtet. Und Gottes Wort bleibt Gottes Wort, ob's der Pastor in der Kirche oder der Häckerlingsschneider in der Bauernstube redet. Und noch dazu — der hat kein Pfarrgut, kein Holz, keinen Decem, der ist arm, wie es Jesus war, und wenn der Herr Jesus kein Kerl war, so ist auch der Häckerlingsschneider kein Kerl. Und nun wißt Ihr's, Herr Gensd'arm."

Es schien, als fänden diese Worte einen ernsten Nachhall in dem Gemüthe der Umstehenden. Man verhielt sich schweigend, nur eine stille Bewegung ging durch den Haufen der Bauersleute. Der Gensd'arm stutzte; er erkannte die starke Anhänglichkeit des ganzen Haufens an den Häckerlingsschneider und fragte die geschwätzige Frau: „Alte Hexe, wie heißt Ihr?"

Die Alte machte sich schnell aus dem Staube, ohne Antwort zu geben. Der ganze Trupp löste sich auf, und ob auch der Gensd'arm ihnen einige Schritte nachging und nochmals laut nach dem Namen der alten Frau fragte, er erhielt keine Antwort. Die Leute schritten schnell nach verschiedenen Richtungen auseinander; sie verriethen die Frau nicht, die man in Altenhof und Umgegend nur die „alte Müllerchristel" nannte.

Ich mußte diese Scene erwähnen, weil in ihr die Stimmung sich abspiegelt, welche weithin auf vielen Dörfern für den Häckerlingsschneider vorherrschend war. Und nicht nur unter den Unbemittelten, auch unter den wohlhabenden Landwirthen gab es für den Häckerlingsschneider Johann Gottlieb Kloß starke Sympathien. Wir werden dem Manne näher treten, indem wir das grausige Blutbild, von welchem wir ein Stück schon sahen, nun weiter aufrollen. —

Es war am 19. Juli des Jahres 1818, also zwei Tage vor der erwähnten Kirchhofsscene und gerade an einem prachtvollen Sonntagsnachmittage, als ich in meiner Geburtsstadt Leisnig im hohen Grase eines kleinen, aber reizend gelegenen Gartens saß. Außer mir befand sich eine Kegelgesellschaft im Garten, um die ich mich nicht kümmerte, weil in mir eine verzeihliche Verstimmung lag. Ich war nämlich damals Obersecundaner auf der alten Kloster- oder Fürstenschule zu Grimma. Genau nach diesem Sonntage schlossen die Ferien, welche ich in meiner Heimath verlebt hatte, und das eben verstimmte mich. Alle Einrichtungen waren damals auf der Grimmaschen Fürstenschule noch strengklösterlich; im ganzen Jahre gab es nur vierzehn freie Tage, wo man die Zelle verlassen und daheim sein, oder einige Meilen weit hineinwandern konnte in die Welt. Diese vierzehn freien, schönen Tage waren nun abermals auf ein ganzes Jahr dahin. Mein Bündel lag schon geschnürt, nur ein Buch hatte ich noch nicht eingepackt; ich las darin, als ich im hohen Grase des Gartens saß, und suchte aus ihm frischen Muth zu schöpfen für den neuen Eintritt in die klösterliche Zelle. Das wollte mir nicht gelingen. Ich las und las, aber immer schwirrte mir lockend der Wunsch durch den Kopf: könnte ich doch morgen, statt in das alte Kloster zurück zu müssen, weit hinaus in die schöne Welt! — Das Buch, in welchem ich las, war „Seume's Spaziergang nach Syrakus".

Plötzlich wurde ich aus meinem Gedankenzuge herausgerissen, denn mehrere Sonntagsspaziergänger riefen durch die offen stehende Gartenthür: „Wisset Ihr's schon? in der Mühle zu Beiersdorf hat der Häckerlingsschneider einen Mann geopfert. Boten sind herein in's Amt; man sucht die Gerichtspersonen. Der Amtswachmeister ist schon mit den Ketten fort. Wir wollen eben auch hinaus."

Ich klappte mein Buch zu; die Kegelgesellschaft zerstäubte. Alles machte sich auf den Weg nach der Beiersdorfer Mühle, eine Stunde von Leisnig, nicht weit von Altenhof gelegen, wo jenes Kirchlein steht. Bald war ich drüben über der Mulde bei den Schaaren, die nach der Mühle zogen. Da wurde nun manche Rede, manches Urtheil laut. Bald hieß es: „Der Häckerlingsschneider Kloß hat's gethan, er selbst." — Ein Anderer rief: „Gewiß nicht; ich kenne den Mann; so etwas thut er nicht, und zu solcher That fordert er auch nicht auf. Ich habe ihn einige Male gehört, wenn er predigte." — Und wiederum ein Anderer meinte: „Nun, wenn er es selbst nicht that, so haben es die Kloßianer gethan."

„Kloßianer" hießen nämlich schon seit einigen Jahren die Anhänger des Häckerlingsschneiders Kloß, überhaupt Alle, die seine Predigten oder, wie er sie selbst nannte, seine „Vermahnungen" besuchten.

Als wir bei der Mühle ankamen, war die Sonne untergegangen. Der Juli-Abend, hell genug, um Alles erkennen zu lassen, breitete sich aus auf die Felder, wo hier und da die

Ernte schon begonnen hatte und hochaufgeschichtete Garben ihrer Einfuhr nach der Tenne entgegensahen. Ringsum lag Friede — nur in der Mühle nicht. Aus ihr klangen kreischende Stimmen, wildes Geschrei, toller Lärm.

Der Mühlenbesitzer Friedrich Gottlieb Fischer, seine Frau und die sogenannte Kleinemagd, Namens Christine Birke, rannten tobend in der Wohnstube hin und her. Auf dem Tische lagen mehrere Plättstähle, ein Hirschfänger, eine Axt, ein Spaten, eine Heugabel. Bald ergriffen sie die eine, bald die andere Waffe und drohten damit hinaus in den Hof unter dem Geschrei: „Der Teufel ist todt! — Gott hat's befohlen! — Wir haben ein gutes Werk vollbracht!“

Das jetzt angekommene Leisniger Justizamt schritt sofort ein, und obgleich die Müllerin sich bedeutend zur Wehr setzte und den Amtswachmeister mit dem Hirschfänger verwundete, so waren doch die drei Tobenden bald in Ketten gelegt. Hatten sie sich aber schon vorher gerühmt, daß sie „den Teufel getödtet und ein Gott wohlgefälliges Werk vollbracht“ hätten, so rühmten sie sich dessen in ihren Ketten noch mehr.

Als sie gefragt wurden, wo der Häckerlingsschneider sei, versicherten sie: „Der ist nicht hier; seine Stunde kommt später; uns hat's Gott befohlen.“

Nun wurde nach dem Häckerlingsschneider gesucht — Niemand sah und fand ihn. Ich aber sah und fand, was ich nie vergessen werde. In der Mitte des Mühlhofes lag der Gemordete — an dessen Grabe wir ja schon auf dem Friedhofe standen — in seinem Blute, mit gespaltenem Haupte, mit hoch über dem Gelenke abgehackten Füßen und Händen, mit mehreren Degen- und Heugabelstichen im Rücken. Die Hände — ich kann einen genaueren Vergleich nicht geben — leuchteten im Abendscheine wie rothe Stulphandschuhe, die Füße wie rothe Halbstiefeln. Auch der weiße Leinwandkittel war mit Blut getränkt.

Seitwärts von dem Todten — Christoph Friedrich Flohr war sein Name — befand sich die Düngerstätte, auf der sich ein aufgeschichteter Hügel erhob. Das war, wie man sich allgemein sagte, der Opferaltar. Er trug die Opferstücke: einen todten, noch blutenden Ziegenbock und fünf Stück blutige Enten. Drei Pferde, von denen besonders das jüngste und beste zum Opfer ausersehen war, weil in ihm „der Teufel am lebendigsten rumorte“, hatte der Mühlknappe Claus, der von der Tollheit frei geblieben war, hinausgeritten in den Wald, die Kinder der Müllersleute aber waren von der sogenannten Großemagd, Namens Wartig, gerettet worden, während die vorhin genannte Kleinemagd, theils verführt und gezwungen, theils von dem Fanatismus mit ergriffen, sich unter den Mördern befand.

Mittlerweile hatte sich der mildeste Sommerabend niedergesenkt. Es war, als wolle die Natur die Menschheit beschämen. Der Mond — es mochte ziemlich Vollmond sein — stieg auf und beleuchtete wie mit traurigem Angesichte die schaurige Stätte. Die Männer der Gerichtsbehörde ließen einen Wagenkorb über den Leichnam stülpen und ordneten an, daß bis zum nächsten Tage, wo die gerichtliche Aufhebung erfolgen sollte, zwei Wächter an die Stätte gestellt wurden. Dann fuhr ein Leiterwagen vor. Der Müller Fischer, seine Frau und die Kleinemagd mußten den Wagen besteigen, und ich sehe es noch heute, wie der Mond ihre blutbefleckten Sonntagskleider beleuchtete.

Der Wagen fuhr ab. Vor, hinter ihm, an den Seiten desselben schritten Menschen. Die Leute von Leisnig verhielten sich still, denn in der ganzen Stadt hatte der Häckerlingsschneider Kloß kaum ein Dutzend feste Anhänger. Unter den Landleuten aber, von denen viele aus den benachbarten Dörfern herbeigekommen waren, zeigte sich Aufregung und Bewegung. Man nahm den Häckerlingsschneider in Schutz, und es klang aus diesen Schutzreden stark ein pietistischer, oft mystischer Ton.

Noch weit stärker und voller von Nacht und Wahn durchtränkt waren die Reden, welche die Gefangenen vom Wagen herab an das Publicum hielten. So oft auch der Wachmeister hinaufrief: „Haltet Ruhe!“ immer wieder predigte besonders die junge, sechsundzwanzigjährige Müllerin laut und gehoben, aber in abgebrochenen Sätzen: „Wir haben recht gethan. Wir sind getrost und wollen gerne leiden; auch die Apostel haben gelitten. Die Teufel müssen getödtet werden. Abraham wollte ja auch seinen Sohn opfern, aber da kam Gott und brachte den Widder; der Sohn Isaak blieb lebendig, und Flohr, in welchem der Teufel war, wird auch wieder lebendig werden. Gott wird bald kommen und das Weltgericht halten, aber die Teufel müssen wir erst tödten, die noch in der Welt sind, da ja geschrieben steht: ‚Der Teufel geht umher, wie ein brüllender Löwe.‘“

Ich ging immer dicht am Wagen; ich hörte Alles und blieb bei dem Wagen, bis er in Leisnig an dem alten Schlosse Mildenstein vor dem Gefangenhause hielt. Hier wurden die Drei heruntergehoben; ich hörte noch das Geklirre der Ketten, dann entfernte ich mich. Erschüttert und still durch die laue Mondnacht schreitend, sagte ich zu mir: „Diese armen Leute liegen nun in Ketten, weil sie geknechtet liegen unter religiösem Wahnsinne.“

Für den Secundaner war's vielleicht genug. Heute, wo ich Greis bin, sage ich allerdings noch mehr.

Am andern Morgen, obgleich die Nacht ziemlich schlaflos für mich verging, war ich doch früh schon auf dem Platze. Fest entschlossen, heute nicht nach Grimma in die Fürstenschule zurückzukehren, hing ich das schon geschnürte Bündel an die Wand, muthig und getrost auf die Carcertage schauend, die mich als Strafe für mein Außenbleiben erwarteten. Wie hätte ich auch gehen können! Die Stadt war lebendig; Cavallerie zog vorbei und belegte viele umliegende Dörfer, von denen man wußte, daß sie von der pietistischen Seuche ergriffen waren. Und in der That hatte sich diese weit verbreitet; auch in der Gegend von Döbeln, Mügeln, Oschatz 2c. waren viele Dörfer angesteckt — der Häckerlingsschneider stand in Renommée.

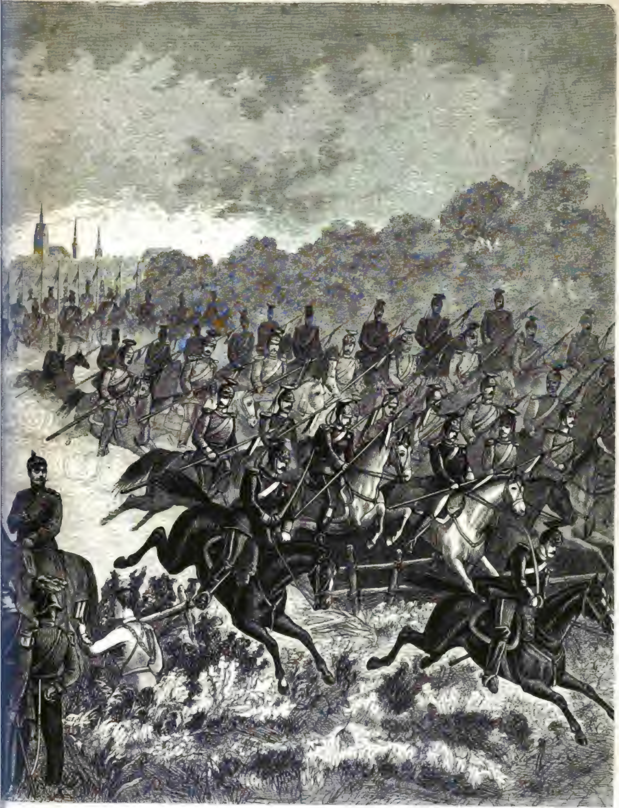
Aber warum griffen die Behörden nicht früher ein? Man hielt die Sache für unschädlich; hatte doch Kloß auf der Superintendentur zu Oschatz und anderweit, wo er eine Art Examen bestehen mußte, wenn auch nicht schriftlich, doch mündlich das Wort erhalten; man war der Ansicht, daß seine „Vermahnungen“ unschädlich seien. Unschädlich aber waren seine Vorträge durchaus nicht.

Ein Jahr früher hörte ich ihn selbst einmal. Die Bauernstube, in welcher er sprach, war von Menschen gedrängt voll. Tabak durfte nicht geraucht werden, und man sagte mir, Kloß dulde das Rauchen nicht; er behaupte, der Tabak sei das Unkraut, welches der Teufel unter den Weizen gesäet habe, und aus den Untersuchungsacten ergiebt sich, daß Kloß gelehrt habe: „wie jetzt der Rauch aus dem Munde des Tabakrauchers komme, so werde er auch in der Hölle aus seinem Halse fortbrennen.“ Wie stets bei seinen Vermahnungen, so saß der Apostel Johann Gottlieb Kloß auch damals auf einem Stuhl, der in der Bauernstube auf den Familientisch gestellt wurde. Er war ein stattlicher Mann, dreißig Jahre alt, und unverheirathet. Er wohnte eigentlich auf einem Dorfe bei Roßwein, zog aber seit einigen Jahren, Häckerling schneidend und predigend, besonders in der Leisniger Gegend umher. Die bunte Kattunjacke und die gelblichen Lederhosen, die er trug, gaben ihm ein besonderes Ansehen. Auf dem Tische stand ein Glas, mit Bier gefüllt, aus welchem er während seiner Rede oft trank. Ehe diese begann, wurde ein orthodoxes Lied gesungen. Dann erhob er seine volle, klangreiche Stimme und ermahnte die Anwesenden zur Gottesfurcht und Tugend, weil sie sonst nicht mit ihm eingehen könnten in's „gelobte Land“. Bald vermengte er aber das „gelobte Land“ mit dem „Paradiese“, das es ja ebenfalls geben müsse, weil sonst der Herr Jesus gelogen hätte am Kreuze, wo er auf das Paradies noch hingewiesen. Dann sprach er von seinen Träumen, Visionen, Offenbarungen, von seinem durch Gott ihm befohlenen Lehrberufe 2c. Nach einer Pause schlug er die Bibel auf und las mehrere Verse aus der „Offenbarung Johannis“. In schauerlicher Weise legte er dieselben aus, sprach drohend von Krieg und Theuerung, Uebel, welche eintreten müßten, wenn sich die Menschen nicht bessern würden, und verkündete dumpf und mit prophetischem Tone die Nähe des jüngsten Tages und des Weltgerichts. Todtenstille herrschte unter den Anwesenden. Gegen Tanz, Spiel, Musik, Schänkenbesuch eiferte er heute nicht, obgleich er das sonst in jeder „Vermahnung“ zu thun pflegte, wohl aber forderte er am Schlusse alle Anwesenden auf, niederzuknieen. Willig kam man dieser Aufforderung nach, während er selbst vom Stuhle sich erhob und auf dem Tisch niederkniete.

Ich schlich still zur Thür hinaus, hörte aber draußen das sinnverwirrende Gebet, das er laut und feierlich sprach. Als

Aus den Manövern b

Nach der Natur aufge



Armeecorps bei Hannover.
Carl Grote in Hannover.

Digitized by Google

sich die Gemeinde erhoben hatte, legte man Geld auf einen Teller, dann gingen die Meisten fort, nur die sogenannten „Auserwählten“ blieben da. Durch das Fenster sah ich noch, daß der Prophet sehr freundlich mit einer jungen, sauberen Magd sprach. Mir schien es, als rede er ihr zu, auch noch da zu bleiben. In dem Gehöfte, in welchem der Prophet sprach, hatte er nämlich auch jedesmal freie Station und Nachtquartier. Uebrigens war er, wie Jedermann sagte, in seinem Umgange freundlich, bescheiden, dienstfertig — und den Häckerling schnitt er überall preiswürdig. Ich aber erkannte schon damals, daß trotz dieser guten Eigenschaften der ganze Mann von pietistischen Albernheiten erfüllt war. (Schluß folgt.)

Epische Briefe.

Von **Wilhelm Jordan.**

V. Das indische Epos.

Aus der Urheimath westwärts erfolgte die Wanderung der arischen Völker. Nur eines derselben wandte sich erst südwärts, dem Laufe des Indus folgend, und nach diesem Strome Inder benannt, zog es dann erobernd ostwärts bis zur Yamuna und den Mündungen des Ganges. Dieses eine, geographisch gegen den Lauf der Sonne zurückgegangene Mitglied der großen arischen Völkerfamilie ist auch in der Cultur rückläufig geworden.

Die Kämpfe um den Erwerb und Besitz der Yamuna- und Gangaländer erfüllen die indische Heldenzeit und bilden, erweiternd angeknüpft an die arische Ursage, den Inhalt des indischen Epos. Seine Kunstgestalt hat dieses etwa zwei Jahrhunderte früher erreicht als das griechische durch Homer. Wir aber besitzen es nur in dem Zustande, bei welchem es acht oder neun Jahrhunderte später angelangt war. Es wurde nämlich fortwährend umgebildet und durch Zusätze vergrößert, erst zu politischen, dann zu hierarchischen Zwecken. So ist es allmählich angeschwollen zu einem ungeheuerlichen Wust vom allermindestens Fünffachen seines ursprünglichen Umfanges. Diese Umwandlung ist sehr beachtenswerth; denn sie giebt lehrreiches Zeugniß von der Rolle der Poesie in der Völkergeschichte und läßt uns namentlich das Epos erkennen, nicht nur als den treuen Spiegel, sondern zugleich als den Prägstock der Nation, als den Träger einer Kraft, welche die Schicksale des Volkes mit bestimmen hilft.

Das indische Epos besteht aus zwei Sammlungen, den Erzählungen vom großen Kriege, Mahabharata, und den Thaten des Rama, Ramajana.

Nur in der ersteren ist das alte Kunstepos auch unter der angeschwollenen Mißgestalt einigermaßen erkennbar geblieben. Den echten Kern bilden die Schicksale des Heldengeschlechts der Kuruinge und ihre Kämpfe mit den Pandus um den Königssitz und das Reich von Hâstinapura. An einer auch geschichtlichen Grundlage ist nicht zu zweifeln. Ein frisch aus dem Norden eingedrungener und durch das heiße Klima noch nicht entnervter Stamm hatte das genannte Reich einem früher ausgewanderten, ebenfalls arischen Stamme entrissen. Die neue Dynastie des siegreichen Volkszweiges, eben die Kuruinge, hat das Epos ursprünglich gefeiert und als seinen Haupthelden den Karna verherrlicht. Später aber muß es angeblichen oder wirklichen Nachkommen der alten Dynastie der Pandu gelungen sein, ihre Besieger wieder zu verdrängen, wahrscheinlich mit Hülfe der Priesterschaft, und sich dauernd zu behaupten, da in der That ein Fürstengeschlecht, welches seinen Stammbaum auf sie zurückführte, bis in's vierte Jahrhundert vor Christi Geburt über Hastinapura geherrscht hat.

Diese Dynastie nun ließ das Epos umfälschen und ihre Vorfahren statt der alten Gegner darin verherrlichen. Es fehlte nicht an lohngierigen Schmeichelsängern, die dazu bereit waren. Sehr bezeichnend ist es, daß ein solcher Umfälscher im Epos selbst als dessen Dichter gerühmt und doch zugleich als eine der mithandelnden Personen der Vorzeit geschildert wird, obendrein mit einem Namen, der lediglich die Berufsthätigkeit ausdrückt. Er heißt Vyasa, und vyasas, ungefähr das griechische Diaskeuastes, bedeutet Ueberarbeiter, Liedordner, wie das indische samasas sich deckt mit „Homeros“, das ist Zusammenfüger zu einem Ganzen.

Ihre erste Besiegung im Kampfe durch die Kuru ließen die Pându umfälschen in einen Verlust des Reichs durch betrügliches Würfelspiel ihrer Gegner. Selbst die Namen dieser Gegner verschonten sie nicht. An einigen von den Fälschern übersehenen und richtig erhaltenen Stellen der alten Dichtung heißt der Kurukönig noch Sugodhana, das ist der Gutkämpfer, sonst aber überall Durgodhana, Schlechtkämpfer.

Was das Epos von den Pandu Schlimmes berichtet hatte, ist natürlich mit besonderer Sorgfalt ausgetilgt worden. Daher unterliegt es kaum einem Zweifel, daß ursprünglich die Pandu gerade so als die Vertreter und Abkömmlinge der bösen Dämonen und Mächte der Finsterniß dargestellt waren, wie die Kuru als Kämpfer für die Mächte des Lichts und als Abkömmlinge der himmlischen Götter. Denn Letzteres ist durch alle Fälschung hindurch sehr deutlich erkennbar geblieben. Den Karna haben wir schon im vorigen Briefe kennen gelernt als einen Sohn des Sonnengottes. Noch deutlicher wird es durch die Betrachtung einer anderen Hauptgestalt, des Bhischma. Dieser Held bekämpft, wie der homerische Nestor, schon das vierte Geschlecht. Er sagt einmal:

. . . . O schreckliche Pflicht des Kschatrija*
Zu schießen den Pfeil in der Enkel Herz
die als Kinder so oft mein Schooß gewiegt!
Nur Ekel erweckt mein Leben mir;
nur Kampf und Mord, und Kampf mit wem?
Noch nirgend fand ich den tapfern Mann
der meiner Kraft gewachsen war.
Vor Zeiten streckt' ich die Väter dahin,
die Söhne sodann, und muß nun gar
Das Enkelgeschlecht, ja den Enkelsohn
bekämpfen und immer der Sieger sein!
Erscheine mir endlich, o Jama**, und nimm
hinweg die drückende Lebenslast! —
So stöhnte der Greis, derweilen die Nacht
die Fluren bedeckte mit Finsterniß
Und Wölf' und Hyänen die Walstatt rings
durchschweiften, mit grausen Dämonen vereint,
Um hinunter zu schlingen das Leichenmahl
bevor sie verscheuche der Morgenstrahl.

Welchem Geheimniß Bhischma seine übermenschliche Lebenskraft verdanke, das verräth schon die eindrucksvolle Schilderung seines Aufzugs. Weiß von Haar und Bart, in weißem Gewande und weißem Turban, silberweiße Waffen und Rüstung tragend, schrecklich zu schauen wie ein weißer Berg und donnerstimmig, fährt er einher auf silbernem, weißem, von weißen Rossen gezogenem Wagen und führt in seinem Banner fünf silberne Sterne. Er ist der verkappte Himmelsgott, der wolkengewaltige Zeus Homer's; sein Wagen ist die Wolke selbst, seine weißen Rosse sind die Schimmel unseres Wodan, welche ebenfalls die Wolken bedeuten, und die fünf Bannersterne sind die den Indern bekannten fünf Planeten. Ganz an die Lehre von Wodan, der die tapfersten Helden fallen läßt, um sie als Einherier in Walhall aufzunehmen, gemahnt es, wenn es von ihm heißt:

Da rief der donnerstimmige Greis
dem kämpfenden Heer die Worte zu:
Ihr Helden wisset, das Himmelsthor
ist heut euch wieder aufgethan;
So schreitet auch Ihr den Weg, den einst
die Väter und Ahnen gewandelt sind
Hinauf nach Indras Wonnewelt
und laßt auf Erden ewigen Ruhm.
Beschlößet ihr lieber den Lebenslauf
daheim auf kläglichem Krankenbett?
Dem ächten Kschatrijer ziemet allein
im Felde zu sterben den Schlachtentod.

Bhischma ist der auf die Erde und in's Menschendasein hinunter verbannte Himmelsgott. Nach den Angaben des Epos in der überlieferten Gestalt, soll er während dieser Verbannung unter die Menschen nicht der Gründer eines Geschlechtes werden und muß deßhalb unvermählt bleiben. Aber als Mensch ist auch er den heiligen Satzungen unterworfen, und eine derselben,

* Angehöriger des Waffenadels, der Kriegerkaste.
** Der Todesgott.

genannt Manu's Nothgesetz, gebietet ihm, seinem unfähigen Stiefbruder Nachkommenschaft zu erwecken. So ist er dennoch der Großvater der Kuru geworden, ohne es in anerkannter Weise zu sein. Wenn nun aber in der ganzen ferneren Darstellung die Tendenz hervortritt, die Schicksale seiner Nachkommen als fortgesetzte Erdenbuße erscheinen zu lassen, so verräth das deutlich die spätere Brahmanenlehre.

Wir werden also schwerlich irre gehn mit der Annahme, daß ursprünglich die Menschwerdung des Himmelsgottes nicht als eine gezwungene Verbannung dargestellt war, sondern als freiwillige Erdenfahrt, von vorn herein unternommen in der Absicht, das Heil der Menschen zu fördern durch Erzeugung eines Heldengeschlechtes. Denn eben dieser Auffassung begegnen wir bei den anderen epischen Völkern, welche aus demselben arischen Urquell geschöpft hatten, in der iranischen Sage, in der griechischen, wie namentlich im Heraklesmythus, und zumal in unserer eigenen germanischen, von Wodan Sigi und den Wölsungen. Dem brahmanischen System freilich lief das, wie wir noch sehen werden, so schnurstracks zuwider, daß sie diesen Gräuel einer freiwilligen Vermenschlichung der Gottheit, da er nicht leicht auszutilgen war, in der uns vorliegenden Weise umdichten mußten.

Kurz, die Kuruinge und Pandu waren einander ursprünglich gerade so entgegengestellt wie unsere Wölsunge und Nibelunge. Denn diese, die Nibelunge, sind die Söhne der Nachtwelt und namentlich von ihrem Haupthelden, Hagen, hat uns die Sage seine Erzeugung durch einen finstern Erdgeist ausdrücklich erhalten. Jene aber, die Wölsunge, stammen her von Sigi, dem Sohne, welchen Odin mit sterblicher Mutter zeugt, nachdem er selbst sich zur freiwilligen Erdfahrt von der Magd eines Bauern als Knecht Bölwerk hat gebären lassen. Die Kämpfe dieser beiden Geschlechter haben also die höhere Bedeutung eines Kampfes der Mächte des Lichts und des Heiles mit denen der Finsterniß und des Verderbens. Da dies auch in der Zendreligion und im ganzen iranisch-persischen Epos überall das ausgesprochene Hauptthema bildet, dürfen wir dasselbe mit Sicherheit auch für die ursprüngliche Gestalt des Mahabharata annehmen.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß auch die Umfälschung des Mahabharata zu Gunsten der Pandu in unserem Epos ihr Seitenstück gefunden hat. Wie der ursprüngliche Hauptheld Karna von der Ueberarbeitung zurückgedrückt und mit Ungunst behandelt wurde, um statt seiner die Panduhelden zu verherrlichen, den Krischna und besonders den Ardschuna, den indischen Hagen, der den verrathenen Karna hinterrücks erschießt, so ist im Nibelungenliede des Mittelalters nicht mehr der Wölsung Sigfrid, sondern der Nibelung und Meuchelmörder Hagen der eigentliche Held, für den der Dichter Theilnahme und Bewunderung zu wecken bestrebt ist.

Auch mit dem homerischen Epos hat das Mahabharata einige Züge gemein. Wenn zum Beispiel der beleidigte Karna, dem man seine angebliche Abkunft von einem Fuhrmann vorgeworfen, grollend ausruft:

> Indessen der Feind euch stürmend bedrängt
> auf dem Felde der Schlacht, gedenke nun Ich
> Geruhig zu sitzen im eigenen Zelt,
> bis der Hülfe bedürftig der Könige Sproß
> Durgodhana selbst, die Stirne geschmückt
> mit dem goldenen Reif der Kuru, erscheint
> Und als Bittender naht mir, dem Fuhrmannssohn . . .

wer würde da nicht sofort an den müßig grollenden Achill erinnert? Und wenn Draupadi, eine Heldin des Epos, den um sie werbenden Fürsten verkündigt, daß sie demjenigen als Gemahlin folgen werde, welcher den berühmten Bogen ihres Vaters zu spannen und mit dem Pfeile das Ziel zu treffen im Stande sei, so ist darin der Bogenkampf der Freier um Penelope unverkennbar.

Schon im Mahabharata ist auch die zweite viel verderblichere Umwandlung des Epos, die religiöse zu Gunsten einer herrschsüchtigen Priesterschaft, sehr deutlich erkennbar, so namentlich in einer der friedlichen Zwischenerzählungen, die uns ein Bild der Zustände des Volkes nach den Eroberungskriegen entwerfen. Es ist dieselbe, aus welcher im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt Kalidasa den Stoff zu seinem berühmten Drama „Sakuntala" geschöpft hat. Der Stammfürst hat sich durch die Dictatur im Kriege in einen unumschränkten Herrscher verwandelt. Duschmanta, der König, heißt schon der Weltgebieter und hat einen Harem von Frauen, die ihn preisen als Abbild des Gottes Indra. Mit ungeheuerm Gefolge und verschwenderischem Prunke zieht er zur Jagd. Nebenher, wie ein alltägliches Gewürz des Vergnügens, wird es erwähnt, daß die verwundeten Elephanten eine Menge von Menschen zerstampfen. Aber dieser allmächtige Herrscher betritt mit Ehrfurcht den Hain der heiligen Büßer und legt demuthsvoll die Zeichen der Königswürde ab, bevor er die Schwelle des Brahmanen Kanwa überschreitet. Letzterer besitzt Wissenschaft von Dingen, die er weder gesehen noch gehört hat. Sakuntala, als es scheint, daß der König sie treulos verleugnen wolle, fragt sich, was sie denn in einem früheren Leben verbrochen habe, um solche Strafe zu verdienen. Weil sie aber die Pflegetochter des heiligen Mannes ist, muß eine Stimme vom Himmel herab den Knoten lösen. Im heiligen Haine befindet sich schon eine ganze Colonie frommer Büßer, welche bedacht sind auf Abtödtung der Sinne und ihre Schüler lehren, wie man sich durch Versenkung in die Gottheit mit dem ewigen Urgeiste vereinigen könne.

Wie das Epos vollends umgeschaffen wurde zur Priesterwaffe und wie es als solche nur allzuwirksam mitgeholfen, dem Volke die letzte Thatkraft zu lähmen und es willenlos zu beugen unter ein erdrückendes Joch: das wird uns die Betrachtung der anderen Sammlung, Ramajana, in der zweiten Abtheilung dieses Briefes zeigen. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

„Deutsche Kunst in Lied und Bild". Neben dem neulich von uns erwähnten „Deutschen Künstler-Album", herausgegeben von Ernst Scherenberg, verdient als ein würdiges Denkmal deutschen Dichtens und Schaffens das von Albert Traeger redigirte Jahrbuch „Deutsche Kunst in Lied und Bild" (Leipzig, Julius Klinkhardt) eine rühmende Hervorhebung; denn es giebt gegenüber der großsprecherischen Behauptung von der Ohnmacht und Armuth der heutigen deutschen Dichtung den erfreulichen Beweis, daß unser Dichterwald an frischen und ursprünglichen Talenten gegenwärtig so reich ist, wie er je war. Alle Töne der Lyrik, vom leichten sangbaren Liede bis hinauf zum ernsten Reflexionsgedichte, daneben die Ballade und die Romanze, die Ode und die Elegie, das Sinngedicht und das Epigramm — alle diese lyrischen Dichtungsarten finden in dem Traeger'schen Album durch oft überraschend schöne Beiträge ihre Vertreter. Und wenn neben dem Guten und Besten hier und da eine Leistung von mittelmäßigem Werthe auftaucht, so ist das ein unvermeidliches Loos, welches das Album mit allen derartigen Unternehmungen theilt. Dichter aus allen deutschen Gauen haben diesmal zu dem Jahrbuche beigesteuert. Am meisten vertreten ist das Königreich Sachsen, so durch R. Gottschall, Fr. Hofmann u. A. Das reichsherrliche Berlin wird vor Allem durch den als Lyriker weniger bekannten Fr. Spielhagen repräsentirt, und unter den übrigen preußischen Dichtern ragt F. Dahn hervor, der aus der Stadt der reinen Vernunft sein philosophisches „Lucifer" singt; aus München läßt H. Lingg seine Lyra erschallen, während von Stuttgart her K. Gerock u. A. sich in den Reigen der Sangesbrüder mischen; vom grünen Rhein herüber tönen die Lieder E. Rittershaus' und seiner Genossen, und das schöne Deutsch-Oesterreich wird in erster Linie durch den genialen R. Hamerling repräsentirt. Bietet das Traeger'sche Album somit eine reiche Auswahl duftiger Blüthen der Poesie, zu denen der Herausgeber selbst einige stimmungsvolle Lieder beigesteuert hat, so muß die Sammlung von Lithographien und Farbendrucken nach Gemälden unserer bedeutendsten Künstler, welche den Gedichten beigegeben ist, eine nicht minder reiche genannt werden. Bringen wir noch die prächtige innere und äußere Ausstattung des Werkes und die den Schluß bildenden musikalischen Beiträge in Anschlag, so dürften wir, wegen einer gediegenen Weihnachtsfestgabe befragt, kaum ein passenderes Prachtwerk zu empfehlen wissen, als dieses Album „Deutsche Kunst in Lied und Bild".

Das deutsche Volkslied (mit Abbildung, Seite 819) hat schon seit mehr als einem Jahrzehnt in Georg Scherer, dem Dichter zarter und sinniger Lieder, einen treuen Freund und Pfleger gefunden. Scherer begnügte sich nicht damit, nur aus bereits gedruckten Sammlungen ein neues Buch auszuwählen, sondern er schöpfte aus dem Urquell des Volksliedes, aus dem Volke selbst. Aus den verschiedensten Heimstätten deutschen Lebens trugen sein eigener Eifer und die Emsigkeit gleichstrebender Genossen einen frischen Schatz von Liedern zusammen, und erst mit diesem in der Hand schlug er die seit Herder bei uns angehäufte Literatur der Volkspoesie auf und brachte so, vergleichend, sichtend und säubernd, ein Musterbuch zu Stande.

Schöpfung, Verfall, Neuerwachen und neue Blüthe des Volksliedes hielt stets mit unseren nationalen Schicksalen gleichen Schritt. Die Mehrzahl der heute noch bevorzugten Volkslieder danken wir dem aufgeweckten,

muthigen und lebensfrischen Geiste des deutschen Volkes im Reformationszeitalter und dann dem Wiedererwachen des Nationalgeistes unter dem alten Fritz und in den Befreiungskriegen. Und wer waren und sind noch ihre Dichter? Darüber belehrt uns Heinrich Heine so schön. „Gewöhnlich," sagt er, „sind es wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburschen, und Letztere ganz besonders. Gar oft, auf meinen Fußreisen, verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen, und kam nachher ein anderer Bursch mit Ränzel und Wanderstab vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein in's Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all' die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln." Diese Worte schrieb Heine nieder, als ihm zum ersten Male „Des Knaben Wunderhorn", jene Sammlung von Achim von Arnim und Clemens Brentano, vor Augen kam. Auch dieses Werk ist neuerdings von H. Killinger u. Comp. in Wiesbaden in einer illustrirten Prachtausgabe dem Publicum zugeführt worden.

Volkslieder sind nur zum Singen da, und darum war man auch früh bemüht, die alten Volksweisen zusammenzutragen. Eine der bedeutendsten Sammlungen verdanken wir O. L. B. Wolff in seiner „Halle der Völker". Auch Scherer's erste Ausgabe des heute von uns besprochenen Werkes führt den Titel: „Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen". Die vorliegende neueste Ausgabe kündigt sich als „illustrirte Pracht-Ausgabe" an, die, neben einer Bereicherung des Buchs um siebenunddreißig Lieder, ihr Hauptgewicht auf die Illustration legt. Die Originalzeichnungen dazu lieferten Jacob Grünenwald, Andreas Müller, Karl von Piloty, Arthur von Ramberg, L. Richter, M. von Schwind, A. Strähuber und P. Thumann. Von der kunstreichen und sinnigen Hand des Letzteren ist die Probe, welche wir unseren Lesern auf S. 819 zu dem nachstehenden Volksliede mittheilen.

Die Macht der Thränen.

Es kam von einer Neustadt her
Eine Wittfrau sehr betrübet;
Es war gestorben ihr liebes Kind,
Das sie von Herzen geliebet.

Sie ging einmal in's Feld hinaus,
Ihre Traurigkeit zu lindern;
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.

Mit weißen Kleidern angethan,
Mit Himmelsglanz verkläret,
Mit einer schönen Ehrenkron'
War'n diese Kinder gezieret.

Und als die Mutter ihr Kind erblickt,
Schnell thät sie zu ihm laufen:
„Was machst Du hier, mein liebes Kind,
Daß Du nicht bist bei'm Haufen?"

„Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Der Freud' muß ich entbehren;
Hier hab' ich einen großen Krug,
Muß sammeln Eure Zähren.

Habt Ihr zu weinen aufgehört,
Vergessen Eure Schmerzen,
So find' ich Ruh in dieser Erd',
Das freute mich von Herzen."

Ernst Scherenberg. Zu den vielgenanntesten und weitbekanntesten unter unseren jüngsten Dichtern gehört zweifellos Ernst Scherenberg, der Redacteur der „Elberfelder Zeitung", ein Neffe des berühmten Schlachtensängers. Besonders sind es die politischen und patriotischen Lieder, mit denen er seit 1859, dem Beginne der aufsteigenden Bewegung, bis heute allen Fortschritten der vaterländischen und freiheitlichen Sache gefolgt oder vorangeeilt, welche seinem Namen die allgemeine und verdiente Aufmerksamkeit zugewandt haben. In Aller Erinnerung hallt noch wieder der begeisterte Jubelruf: „Hoch Deutschland, herrliche Siegesbraut!" im August 1870, und das vielfach componirte: „Hie Papst! — Hie Kaiser!" (October 1873) verleiht der deutschen Entrüstung über das römische Unwesen einen würdigen und mannhaften Ausdruck.

Scherenberg's „Gedichte" sind jetzt in einer Gesammtausgabe in Leipzig erschienen und bewähren den Ruf des Dichters auch auf anderen Gebieten. Tiefe der Empfindung, Klarheit und Fülle der Gedanken, sowie eine schöne, einfache und ungekünstelte Form sind Vorzüge, die auch jetzt noch ihren Werth behaupten und dem Dichter zu seinen vielen Freunden und Verehrerinnen immer neue gewinnen werden. Die Perle der Sammlung ist ohne Frage der Lieder-Cyclus „Verbannt", der den Schluß des Buches bildet. Der Dichter schildert uns hier in bald wehmüthig-weichen, bald mannhaft-kräftigen Tönen die Schicksale eines nach Amerika ausgewanderten Freiheitskämpfers. Die deutschen Männer seien darauf aufmerksam gemacht, daß die deutschen Frauen und Jungfrauen das geschmackvoll ausgestattete Buch gewiß mit Freuden auf ihrem Weihnachtstische begrüßen werden. A. Traeger.

Die Rüstung des Friedens. (Dazu Abbildung S. 826 und 827: „Die Kaisermanöver bei Hannover".) „Militärische Schauspiele" werden von den Zeitungen die großen Manöver genannt, zu welchen seit der Neu-Errichtung des deutschen Reichs nach den Einzelübungen der Bataillone, Regimenter und Brigaden schließlich die Divisionen der deutschen Armeecorps zusammengezogen werden, um nach vorgeschriebenem Plane alle Arbeiten eines Gefechts oder einer Schlacht durchzumachen. Durch den Ernst der Zeit haben sicherlich die großen Manöver eine höhere Bedeutung erhalten, als die von Bundestags wegen controlirten Manöver und Manöverchen der verschiedenen Contingente der Bundesarmee hatten; aus dem „Schauspiele" ist strenge „Schule" geworden, und nachdem der letzte große Krieg auch den Blick des Volkes für den Werth einer tüchtigen Wehrkraft gestärkt, gewinnt solch ein großes Manöver eines deutschen Armeecorps das weit bedeutungsvollere Gewicht, daß es dem Volke die Beruhigung giebt, in welcher dasselbe den Frieden mit Zuversicht benutzt und den Krieg nicht fürchtet. Diese Beruhigung hat auch das letzte große deutsche Manöver des zehnten Armeecorps bei Hannover erweckt, und deshalb halten wir eine bildliche Darstellung eines Augenblickes desselben auch in unserem Blatte für gerechtfertigt.

Am rechten Ufer der Leine, südwestlich von Hannover, erhebt sich der kahle, nur von zwei Windmühlen besetzte Rücken des Krohnsbergs, dessen breite Hochfläche von Südwest nach Nordost streicht. Am Abhang desselben liegen nach Westen die Dörfer Kirchrode und Bemerode, nach Osten Wülferode und im Norden Anderten. In der Ebene ist das Terrain von Waldungen umkränzt. Der Manöverplan war nun folgender. Das zehnte Armeecorps hatte einen Feind zu verfolgen, welcher seinen Rückzug von Minden über Hannover nach Braunschweig hin nahm und bereits Hannover im Rücken hatte, als der Befehl eintraf, Stand zu halten, Hülfe zu erwarten und eine Schlacht anzunehmen. Der Feind wählt den Krohnsberg als den günstigsten Vertheidigungspunkt; er selbst wird nur durch wenige Truppen dargestellt, deren Abtheilungen mit rothen Fahnen Bataillone und Schwadronen zu bedeuten haben; ebenso gelten einzelne Geschütze für Batterien. Die zwanzigtausend Mann des Corps mit achtundsechzig Geschützen haben nun am Krohnsberg den Feind anzugreifen, und sie besiegen ihn schließlich durch ein im französischen Krieg bewährtes Manöver, nämlich dadurch, daß eine Division des Corps die linke Flanke des Feindes umgeht und — hier bei Wülferode — ihn hinter seiner Fronte angreift. Das ganze Boden- und Manöverbild soll sehr an die Schlacht bei Gravelotte erinnert haben.

Unsere Illustration stellt den Augenblick dar, wo soeben eine große Officiersconferenz beendet ist. Wir sehen im Vordergrund zur Linken um den Tisch eine Gruppe der zahlreich anwesenden fremden Officiere, von denen die meisten an ihren Uniformen als Oesterreicher, Engländer, Russen, Franzosen, Italiener, Schweden, Dänen, Niederländer, Türken &c. zu erkennen sind. Dahinter der Wagen der Prinzessin Albrecht und daneben der Kronprinz sowie Prinz Friedrich Karl und auch die Kronprinzessin zu Pferd und in der Uniform ihres Regiments. Ebenso leicht zu erkennen sind die übrigen Officiere vom großen Generalstab des Kaisers, welcher, zur Seite des Großherzog von Mecklenburg, die soeben beginnende Attaque eines Ulanenregiments beobachtet. Ganz im Vordergrund der Höchstcommandirende des Manövers, Prinz Albrecht von Preußen, den Ulanen nachblickend. Die Thürme von Hannover ragen im Hintergrunde über den das Manöverbild begrenzenden Wald.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal und der zweiundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Vorläufig zur Nachricht, daß der nächste Jahrgang an Erzählungen bringen wird:

„Eine namenlose Geschichte" von E. Marlitt,

„Das Capital" von Levin Schücking,

eine Erzählung von **Ernst Wichert** (Verfasser von „Schuster Lange") und eine Novelle von **Karl Frenzel**.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Neujahr aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

No 52. Die Gartenlaube. 1874.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 16 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Fliederzweige.

Eine einfache Geschichte, einem Freunde nacherzählt von **H. S. Waldemar.**

Mein Vater war in dem kleinen Städtchen Wiesenheim ein ehrsamer Schneidermeister, und ich glaube, sein Vater und Großvater betrieben dasselbe Handwerk.

Welchen Lebensberuf meine Ahnen in jenen Tagen hatten, da die alten Deutschen in Thierfellen einhergingen, davon schweigt unsere Familientradition, aber so viel steht fest, daß ein Karl Röhring schon geschlitzte Wämser und Pluderhosen verfertigte und dadurch wahrscheinlich mehr Geld verdiente als der jetzige Karl Röhring, mein ältester Bruder, durch Einsegnungsleibröcke und Turnanzüge. Außer durch die vererbte Treue für das löbliche Schneiderhandwerk ist das Geschlecht der Röhrings noch besonders dadurch bemerkenswerth, daß stets der älteste Sohn der Familie den Namen Karl bekommt, wie der zweite den Namen Gottlieb; stellte sich, was im Laufe der Zeiten ziemlich häufig vorgekommen ist, noch ein dritter oder gar ein vierter Sohn ein, so wurde er nach dem Kalenderheiligen seines Geburtstages genannt. Von weiblichen Familiengliedern kennen wir eigentlich nur Annen und Marien und die Ueberlieferung weiß wenig von ihnen zu erzählen, so wenig, daß man guten Grund hat anzunehmen, daß die Annen und Marien Röhring die besten Frauen ihrer Zeit gewesen sind. Mit gerechtem Tadel aber spricht die obenerwähnte Ueberlieferung von einem entarteten Schneidermeister Röhring, der sich unterfing, seinen ältesten Sohn Richard taufen zu lassen; daß er nebenbei noch zuweilen ein Glas über den Durst trank, konnte bei so deutlich an den Tag gelegter Verachtung althergebrachter Sitte nicht weiter Verwunderung erregen. Der kleine Richard starb aber noch im Kindesalter, und der Stammbaum der Röhrings erhielt sich unbefleckt.

Nun geschah es aber, daß, als ich das Licht der Welt erblickte, die Familienwiege vor mir schon von einem Karl, einem Gottlieb, einem Gideon und einem Desiderius benützt worden war, welch letzterer aber seinen Namen mit Unrecht trug, denn nach den drei Knaben wäre meinen Eltern eine Marie oder eine Anna erwünschter gewesen.

An dem Tage, da ich die enge Wohnung der allemal jüngsten Röhrings bezog, stand eben Mittfasten im Kalender. Was war da zu thun? Ein kleiner „Mittfasten“ Röhring war noch nicht dagewesen, und der Pfarrer würde diesen wohl auch schwerlich als christlichen Taufnamen haben gelten lassen. Das muß meinem Vater wohl viel Sorge und Kopfzerbrechen gemacht haben, denn etwa acht Tage nach meiner Geburt trat einer unserer geachtetsten Mitbürger, Herr Hartlieb, schlechtweg der alte Hartlieb genannt, kopfschüttelnd in das Zimmer, in welchem mein Vater mit zwei Gesellen am Schneidertische saß. Er trug eine neue Tuchhose in der Hand und redete meinen Vater also an:

„Ei, ei, lieber Meister, wo habt Ihr nur Eure Gedanken gehabt? Schickt mir da die bestellte Hose in's Haus, und als ich sie anziehen will, findet mein rechtes Bein unten keinen Ausweg. Seht her, Ihr habt die rechte Hose unten zugenäht.“

Die beiden Gesellen verbissen sich mit Mühe das Lachen; mein Vater aber kraute sich hinter dem Ohre und bat den geschätzten Kunden tausendmal um Verzeihung. Er wolle sich solcher Nachlässigkeit nicht wieder schuldig machen, denn er hoffe, seine Frau werde ihm keinen zweiten derartigen Streich spielen und ihm ein Söhnlein an Mittfasten schenken.

Der alte Hartlieb fragte nun weiter, was denn dabei Schlimmes sei, daß ein Kind an Mittfasten geboren würde, und als ihm mein Vater von dem alten Familienbrauche erzählte, sagte er:

„Wißt Ihr was, Meister? Nehmt mich zum Taufpathen für Euer Söhnlein und gebt ihm meinen Namen: Franz! Der ist so gut, wie irgend ein anderer.“

Eine solche Ehre schlug mein Vater natürlich nicht aus, und so ist mir der Zufall, daß ich an Mittfasten geboren bin und mein Vater in Folge dessen die Hosen seines besten Kunden am unteren Ende zusammengenäht hat, zum größten Glück geworden, denn was ich bin und habe, danke ich meinem Pathen, dem alten Hartlieb. Er war trotz seiner Sonderbarkeiten einer der angesehensten Männer von Wiesenheim, obwohl er, was sonst in einer kleinen Stadt besonderes Ansehen verleiht, keinerlei Amt bekleidete und auch, seinem Vermögen nach, nicht die erste Stelle einnahm. Denn wenn ich ihn vorhin meines Vaters besten Kunden nannte, so darf das nicht so verstanden werden, als hätte er eine sehr umfangreiche Garderobe besessen — er fand nur stets sehr bald Jemanden, der seiner noch sehr brauchbaren Kleider dringend bedürftig war. Und so hatte er stets genug, einem Mitbürger aus der Noth zu helfen, und wenige gingen ohne Hülfe, keiner aber ohne Trost und Rath von ihm. Er wohnte in einem kleinen, von seinem Vater ererbten Hause, hart am Ende der Stadt, dort, wo sie nur durch ein kleines Gewässer von den ausgebreiteten Wiesen getrennt ist, denen sie ihren Namen verdankt.

Vor vielen Jahren — das heißt viele Jahre ehe er sich meinem Vater als Gevatter anbot — hatte er sich noch ein Nachbarhaus

Digitized by Google

käuflich erworben, dessen Besitzer gestorben war. Die Gärten der beiden Häuser — sie trugen die schönsten Fliedersträuche, die ich jemals gesehen — stießen an einander, und man hatte geglaubt, er habe den Kauf hauptsächlich gemacht, um seinen Garten zu vergrößern, dessen Pflege er sich sehr angelegen sein ließ, aber der Zaun, der die beiden Besitzthümer trennte, fiel nicht; weder das angekaufte Haus noch der Garten wurden jemals benützt. Ueber den Grund dieses seltsamen Verfahrens mögen seiner Zeit wohl die mannigfachsten Vermuthungen umgelaufen sein; als ich in das Alter kam, darüber nachzudenken, waren sie längst verstummt und das ehemalige Dreßler'sche Besitzthum ein Gegenstand abergläubischer Furcht geworden. Man wollte seltsame Schatten an den geschlossenen Fenstern, eine weiße Gestalt im verwilderten Garten gesehen haben, ja, man war so fest überzeugt von dem Dasein dieser Gestalt, daß man ihr einen Namen gab und sie Sabine nannte nach einer Tochter des früheren Besitzers, die in der Ferne geheirathet und, wie man wissen wollte, unglücklich geworden war. Ob diese Tochter noch lebte, wußte man nicht, man mußte aber wohl das Gegentheil angenommen haben, denn wie hätte sonst ihr Geist umgehen können?

Zur Zeit, da ich mich der Wiesenheimer Schuljugend beigesellte, galt es für einen Beweis hohen Muthes, am späten Abend an dem Dreßler'schen Hause vorüberzugehen, und ich gelangte bei meinen Cameraden in den Ruf wilder Tollkühnheit, als ich einmal gewagt hatte, zu später Stunde den kleinen Bach zu durchwaten und in den öden Garten einzudringen. Mir war die weiße Sabine nun freilich nicht sichtbar geworden; ich war ja eben an Mittfasten geboren und deshalb kein Sonntagskind, welches bekanntlich stets ein Auge für Gespenster haben muß, aber auf die Schmerzen, die mir bei diesem Abenteuer die Dornen und Brennnesseln an Händen und Füßen verursachten, war ich so stolz, wie ein Krieger auf seine im ehrenvollsten Kampfe erlangten Wunden. Mein Herr Pathe, der alte Hartlieb, würde an diesem Wagestück wohl schwerlich Gefallen gefunden haben und hat es auch niemals erfahren.

Er kümmerte sich um jene Zeit wenig um mich und ich sah ihn nur, wenn er bei meinem Vater ein neues Kleidungsstück bestellte oder eine Rechnung zu bezahlen kam. Alsdann sprach er mich freundlich an, ließ sich auch wohl mein letztes Schulzeugniß zeigen und klopfte meinen flachsblonden Kopf oder schüttelte seinen grauen, je nachdem es eben ausgefallen war. Aber je älter ich wurde, desto häufiger wurde das erstere, das beifällige Klopfen meines Kopfes nämlich, denn das Lernen wurde mir leicht und machte mir darum auch Freude.

Mit der Zeit trat denn auch die Frage an uns heran, was aus mir wohl eigentlich werden sollte. Karl und Gottlieb handhabten schon Nadel und Scheere; Gideon war bei einem Bäcker in die Lehre getreten, Desiderius frühzeitig gestorben, ich selbst aber verspürte nicht die geringste Lust für das ehrsame Schneiderhandwerk, denn seit ich einmal als Kind der bei meiner Mutter zum Besuche sitzenden Gevatterin, der reichen Bäckermeisterin Klenze, ohne daß sie es bemerkte, kleine kunstlose Viereckchen aus dem feinen kornblauen Wollenkleide geschnitten und von meinem Vater die gebührende Strafe mit dem Rohrstöckchen empfangen, hatte ich mich weislich gehütet, jemals wieder eine Scheere zur Hand zu nehmen.

Zum Ueberfluß war auch noch mehrere Jahre nach mir ein Brüderchen geboren, ohne daß die Reihe männlicher Röhrings durch eine Anna oder Marie unterbrochen worden wäre, und der kleine Anselm offenbarte schon jetzt ein auffallendes Talent für das erbliche Handwerk. Selbst mein Vater, ein so eingefleischter Schneider er auch war, konnte nicht erwarten, mehr als drei seiner Söhne in seine Fußstapfen treten zu sehen — aber was sollte aus mir werden? Bei seinem nächsten Besuche wurde des alten Hartlieb Rath eingeholt. Er kam auf den Ausweg, mich selbst danach zu fragen, was meinem Vater niemals eingefallen war.

„Wozu hättest Du wohl Lust, mein Sohn?" und da er sah, daß ich zögerte, „sprich nur dreist heraus! Wir wollen sehen, was sich thun läßt."

Da faßte ich Muth zu dem kühnen Bekenntniß:

„Am liebsten möchte ich wohl studiren und Arzt werden, Herr Pathe."

Mein Vater glaubte, ich habe den Verstand verloren, und meine Mutter schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, aber der alte Hartlieb wiegte nur bedächtig sein graues Haupt und sagte: er wolle sich die Sache überlegen.

Und am nächsten Morgen kam er wieder und erklärte meinem Vater, er wolle von nun an die Sorge für meine Ausbildung übernehmen und mit Gottes Hülfe einen Arzt aus mir machen. Mein Vater war es wohl zufrieden, und meine gute Mutter — ich glaube, sie hatte die ganze Nacht wach gelegen vor Sorge und Aufregung — küßte mich unter Freudenthränen, und mit Thränen und Segenswünschen entließ sie mich einige Zeit darauf, als ich an die höhere Schule abging, die mich für die Universität vorbereiten sollte.

Endlich bezog ich die Universität und setzte stolz hinter meinen Namen ein: stud. med. Ich bewohnte ein Stübchen, das in einem vierten Stockwerke nach vorn heraus gelegen war. Schon an dem Tage meines Einzuges bemerkte ich gegenüber an einem Fenster, allerdings tief unter meiner Höhe, einen braunlockigen Mädchenkopf, der sofort mein ganzes junges Herz in Flammen setzte. Ich hütete mich wohl, mich danach zu erkundigen, wer dort drüben wohne, es hätte ja meine ganze Illusion zerstört, wenn ich erfahren, sie sei anderen Leuten als Fräulein Schulze oder Müller bekannt; für mich sollte sie die Eine, die Namenlose bleiben. Ich bedurfte keines Namens, sie damit zu bezeichnen, denn neben ihr gab es für mich ferner kein Mädchen auf der Welt. Ich vergaß gänzlich das rosenwangige Minchen Klenze, obgleich mir das freundliche Mädchen zum Abschied ein so schönes Buchzeichen von himmelblauer Seide mit der Inschrift: „Aus Freindschaft" gestickt hatte.

Auch einen anderen Frauenkopf mit silberweißem Scheitel erblickte ich zuweilen neben dem braunlockigen, der mit diesem eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigte. Natürlich machte die Liebe mich zum — Dichter. Aber über dem Dichten versäumte ich das Studiren nicht, nein, ich widmete mich ihm mit verdoppeltem Eifer, denn ich hatte mir vorgesetzt, nach glücklich bestandenem Examen die Bekanntschaft meiner Angebeteten zu suchen, und war von dem Gelingen dieses Vorhabens ziemlich fest überzeugt. Aber ach, als ich einst nach den im Elternhause verlebten Ferien in mein mir so lieb gewordenes Stübchen zurückkehrte, suchte ich im Hause gegenüber umsonst den braunen Mädchenkopf; die Fenster waren alle geöffnet und ließen mir den Einblick in die leeren Wände — die Familie war ausgezogen. Umsonst durchwanderte ich die Straßen der Stadt und blickte an den Häusern empor, nirgends sah ich die Eine, der mein Suchen galt.

Es vergingen Jahre; ich bestand glücklich mein Examen und erhielt eine Anstellung als Gehülfe eines berühmten Arztes. Die Meinigen hätten es gar gerne gesehen, wenn ich mich in meiner Vaterstadt niedergelassen. Allein ich wollte erst noch ein wenig mich in der Welt umsehen, auch besaß Wiesenheim bereits einen geschickten Arzt außer dem alten Wundarzte, der allen kleinen Wiesenheimern die ersten Zähne ausriß, und der Ort war zu gesund, als daß er einem Dritten Beschäftigung geben konnte. Mein Pathe Hartlieb, der ganz in seiner alten Weise fortlebte, billigte meinen Entschluß vollständig.

Eines Abends saß ich noch spät bei meiner Studirlampe, als meine Aufwärterin eilig in's Zimmer trat.

„O Herr Doctor, Sie möchten recht schnell zu einer Kranken kommen — es soll sehr schlimm stehen."

Vor der Thür erwartete mich ein sauberes junges Mädchen, die mich mit den Worten empfing:

„Kommen Sie nur recht schnell, Herr Doctor! Unsere Frau Geheimräthin will sterben."

„Ist es wirklich so gefährlich?" fragte ich unterwegs.

„Ganz gewiß, sonst würde ich Sie nicht geholt haben, sondern zu einem bessern Arzte gegangen sein, so aber sagte unser Fräulein, ich solle den holen, der am nächsten wohnt."

Sie führte mich in ein elegant möblirtes Schlafzimmer, in welchem eine alte Frau mit dem Tode rang. Ich erkannte sofort die Größe der Gefahr, aber auch zugleich, daß der Fall noch nicht hoffnungslos war.

Zu Füßen des Bettes, in welchem die Kranke lag, kniete eine schlanke Mädchengestalt und verbarg schluchzend ihr Gesicht. Bei meinen ersten Worten, die von Hoffnung sprachen, erhob sie den Kopf und blickte durch ihre strömenden Thränen zu mir auf, aber bei der schwachen Beleuchtung des Zimmers konnte ich ihre Züge nicht erkennen.

Als meine Mittel der Kranken einige Erleichterung verschafften, die schmerzliche Erstarrung ihrer Gesichtszüge nachließ und die Todtenblässe einer natürlichen Farbe wich, kam mir das Antlitz der alten Dame sehr bekannt vor, nur wußte ich im ersten Augenblick nicht, an welchem Punkte meines Lebensweges mir dieses trotz seines Alters noch schöne Gesicht begegnet war. — Ich verließ die Nacht über meine Kranke nicht; das junge Mädchen ging mir zur Hand, so viel sie konnte, aber als die ersten Morgenstunden der Alten einen ruhigen Schlummer brachten, widerstand auch sie nicht länger, sondern gab ihrem erschöpften Körper nach und versank, am Fußende des Bettes auf einem niedrigen Schemel sitzend, in einen tiefen Schlaf. Ich wachte bei den beiden Schlafenden, weil ich eine Rückkehr des gefährlichen Anfalles befürchtete, aber die Kranke schlummerte fort, und als die ersten Strahlen der Morgensonne durch das Fenster drangen, stand ich leise auf, horchte noch einmal auf ihre regelmäßigen Athemzüge und beugte mich zu dem Mädchen nieder. Jetzt, da Angst und Schmerz das junge Antlitz nicht mehr entstellten, erkannte ich in ihr — mein angebetetes Gegenüber aus meiner Studentenzeit.

Ich hatte, aufrichtig gesprochen, in den letzten Jahren kaum noch an sie gedacht; dennoch freute es mich, sie jetzt wiederzusehen und ihr einen Dienst leisten zu können. Sie hatte damals den schmächtigen blonden Studenten, der ihr gegenüber, dicht unter den Wolken wohnte, wohl nicht bemerkt, aber dem jungen Arzt, der das Leben ihrer Großmutter gerettet, begegnete sie mit großer Freundlichkeit.

Ich erfuhr, daß Margarethens Eltern, welche damals mit ihr nach einer andern Stadt gezogen, in der Zwischenzeit gestorben waren, ohne sie in so glänzenden Verhältnissen zurückzulassen, wie die waren, in denen sie aufgewachsen war. Sie lebte nun hier mit ihrer Großmutter von deren Wittwenpension und den Resten ihres Vermögens, aber ich lernte die alte Geheimräthin Wildhofen als eine gar stolze, unnahbare Dame kennen, deren Sinn alles Mißgeschick, das sie betroffen, nicht zu beugen vermochte.

Ich kam wochenlang täglich in das Haus, weil die alte Dame meiner noch bedurfte, dann aber auch, weil die braunen Augen ihrer Enkeltochter mich zuerst so freundlich willkommen hießen, bei meinen späteren Besuchen aber schüchtern den meinen auswichen und ein höheres Roth ihre Wangen färbte.

So geschah es eines Tages, daß die Frau Geheimräthin uns überraschte, als mein Arm um Margarethens Schulter und ihr Kopf an meiner Brust lag. Wir erschraken wohl ein wenig bei ihrem unerwarteten Eintritt, aber ich hielt die Geliebte nur noch fester, als ich mich an ihre Großmutter wandte und um deren Segen zu unserer Verbindung bat.

Die alte Dame betrachtete mich kalt und prüfend, gleichsam als sei sie erstaunt über meine Kühnheit, dann fragte sie mich kühl, was ich denn neben meinem Herzen ihrer Enkeltochter zu bieten habe. Das war denn nun freilich nicht allzuviel, wenn sie die Aussichten auf eine bessere Stellung nicht gelten lassen wollte.

„Und noch eins, mein junger Herr Doctor," sagte sie endlich spottend, „der Sie so zuversichtlich um Fräulein von Rhoda werben, als erwiesen Sie ihr damit eine Ehre: aus was für einer Familie stammen Sie?"

Ruhig, das heißt so ruhig, wie ein Liebender in solchem Augenblick eben sein kann, gab ich ihr zur Antwort, daß mein Vater und meine Brüder, dem Beispiele ihrer Vorfahren folgend, das ehrsame Schneiderhandwerk betrieben und ich nur durch die Güte meines Pathen zu einer höheren Ausbildung gelangt sei.

Doch wozu soll ich länger bei diesem Gespräch verweilen —, genug, daß mir die Geheimräthin mit herben Worten das Haus verbot und ich meine liebe weinende Margareth verlassen mußte. Ich war jung und muthig, baute fest auf die Treue meiner Geliebten und sah hoffnungsvoll in die Zukunft. Doch sollte meine Zuversicht auf eine schwere Probe gestellt werden.

Es war an einem Novembertage, als die alte Dame mir die Thür wies; der Winter verging; der Sommer folgte ihm; es wurde wiederum Herbst und wiederum Winter, und die Erfüllung meines Herzenswunsches schien mir noch eben so unerreichbar fern zu liegen.

Da theilte mir mein Vater mit, der Wiesenheimer Arzt gehe mit der Absicht um, nach einer größeren Stadt überzusiedeln, und bat mich, den Wunsch der ganzen Familie zu erfüllen und in meine Vaterstadt zurückzukehren, an Praxis werde es mir, als geborenem Wiesenheimer, der überdies mit den angesehensten Bürgern des Ortes durch Bande des Blutes, der Verschwägerung oder doch der Gevatterschaft verbunden sei, noch weniger fehlen als meinem Vorgänger. Bei meiner tiefgewurzelten Anhänglichkeit an die Meinigen und die alte kleine Stadt hätte mir nichts erwünschter sein können, wenn nicht der Wechsel des Wohnortes zugleich eine vollständige Trennung von meiner geliebten Margareth bedeutete. Wenn ich auch seit jenem Herbsttage nie wieder ihr Haus betrat, so sah ich sie doch zuweilen am Fenster oder es glückte mir auch, auf der Straße oder bei einer uns beiden befreundeten Familie ein paar Worte mit ihr zu wechseln, wenn sie eben nicht von ihrer Großmutter begleitet war. Und nun sollte ich auch diesen letzten kargen Trost von mir weisen? Unmöglich! Und doch — es war eine schwere Wahl, vor welcher ich stand.

Zum Glück ließ man mir Zeit zur Ueberlegung. Der Arzt, dessen Nachfolger ich werden sollte, beabsichtigte seine Uebersiedelung erst zum Frühjahre auszuführen, und zu dieser Jahreszeit konnten die Wiesenheimer immer noch am leichtesten eine Zeit lang sich mit dem alten Wundarzt begnügen; der Ort war, wie ich schon gesagt habe, sehr gesund und die meisten Krankheitsfälle zeigten sich bei seinen Kindern im Herbste, wenn das Obst zu reifen begann. Aber gerade jetzt, wo ich am dringendsten eine Unterredung mit Margarethen ersehnte, gelang es mir nicht, ihr irgendwo zu begegnen, und ich erfuhr, daß eine neue Erkrankung ihrer Großmutter sie an's Haus fessele. Das arme Mädchen, wie mochte sie meines Beistandes, meines Trostes bedürfen! Der Zustand der Großmutter verschlimmerte sich, und endlich überwog Margarethens Herzensangst ihre Furcht vor dem Zorne der Kranken: sie ließ mich rufen.

Anfangs wagte ich mich nicht an das Bett der Leidenden, aus Furcht, durch Aufregung ihren gefährlichen Zustand noch zu verschlimmern, aber bald trat heftiges Fieber und völlige Bewußtlosigkeit bei ihr ein, so daß ich ihr beistehen konnte, ohne von ihr erkannt zu sein. Der kräftige Körper der alten Dame widerstand der Krankheit lange, und nachdem ich schon jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben hatte, kamen immer noch Tage, an welchen sie sich wieder zu erholen schien. Meine arme Margareth war sehr unglücklich bei dem Gedanken, ihre letzte Verwandte verlieren zu sollen, und jeder Gedanke an ihre Härte verschwand vor der Erinnerung an die zahlreichen Liebesbeweise, die sie dem verwaisten Mädchen gegeben hatte.

„Wenn sie stirbt, ohne unseren Bund gesegnet zu haben, kann ich selbst an Deiner Seite niemals glücklich werden, Franz!" Es waren traurige, bange Tage für uns Beide.

Darüber brach der Frühling herein, und zwar ein Frühling, der seinem Namen Ehre machte. Margareth, an das Bett der Großmutter gebannt, fühlte nicht die balsamische Luft, konnte sich nicht an dem Anblick der Blüthenbäume, dem Dufte der Blumen, dem Gesange der Vögel erfreuen.

Als ich mich eines Tages, mit diesen Gedanken beschäftigt und von innigem Mitleide für sie erfüllt, auf dem Wege nach ihrem Hause befand, bot mir ein kleines ärmlich gekleidetes Mädchen einen Strauß blühender Fliederzweige zum Kauf. Ich nahm ihn an mich und begab mich damit in's Krankenzimmer.

Die Geheimräthin lag in ruhigem Schlummer, und ich setzte mich an's Fenster, wo Margareth mit einer Handarbeit beschäftigt war. Sie empfing freudig den Strauß aus meiner Hand und athmete den süßen Duft. Wie mich die Fliederblüthen an meine Heimath erinnerten, besonders an den Garten des alten Hartlieb und den daranstoßenden, in welchem der Geist der Sabine lustwandeln sollte! Zum ersten Male erzählte ich meiner Geliebten Näheres über den Pathen, der mir ein zweiter Vater geworden war, und schilderte ihr sein freundliches kleines Besitzthum. Ich sprach auch von seinen Eigenthümlichkeiten, von jener auffallendsten, daß er bei dem Tode des Nachbars dessen Haus und Garten angekauft, ohne das Grundstück je zu benutzen und ohne auch einem fremden Fuße den Eintritt zu demselben zu gestatten.

Ein Seufzer vom Bette her unterbrach meine Erzählung. Die Kranke lag mit geöffneten Augen, die so mild und freundlich blickten, wie ich sie nie zuvor gesehen. Sie winkte uns, zu ihr

zu treten, und als wir gehorchten, nahm sie Margarethens Hand und legte sie in die meine, dann faltete sie ihre Hände um den Fliederzweig, den die Enkelin auf ihr Bett niedergelegt hatte, und ein Ausdruck tiefen Friedens breitete sich über ihr Antlitz; sie athmete noch einmal tief und schloß die Augen zum letzten Schlaf. Wir legten die Blüthen in ihren Sarg.

An dem Tage, da wir sie zur Ruhe bestatteten, erhielt ich eine Todesbotschaft aus der Heimath: der alte Hartlieb war nach kurzem Krankenlager gestorben, fast zu derselben Stunde wie Margarethens Großmutter. In seinem Testament hatte er mich zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. So war nun nach jeder Seite hin für unsere Zukunft gesorgt; ich ließ mich in Wiesenheim nieder und führte meine Margareth heim. Muß ich noch hinzufügen, daß ich Beides nie bereut habe?

Eines Abends, als ich von meinen Krankenbesuchen nach Hause kam, fand ich meine süße kleine Frau in Thränen; ein paar beschriebene Blätter lagen in ihrem Schooße.

„Sieh her, Franz, was ich beim Aufräumen in Deines Pathen Schreibtisch fand!“

War es ein Tagebuch? War es ein Brief? Doch an wen hätte der alte Hartlieb wohl schreiben sollen? Ich hatte nie von Verwandten, nie von einem vertrauten Freunde gehört.

Ich las.

„Es ist ein wunderbar schöner Frühlingsabend,“ so stand auf den vergilbten Blättern geschrieben; „ich sitze am geöffneten Fenster und blicke in den Garten hinaus, wie es seit fünfzig Jahren und länger wohl meine liebe Gewohnheit ist. Drüben, hinter Nachbars Dach, taucht eben der Mond auf — ich sage, auch aus alter Gewohnheit noch, ‚Nachbars Dach‘, obwohl das Haus längst schon mir gehört und die Leute schon aufgehört haben, sich darüber zu wundern, daß ich es gekauft habe, um es leer stehen zu lassen, und es nicht einmal vermiethen will. Der Duft des Flieders zieht mit dem Abendwinde in mein Stübchen, und in dem Gesträuche schlägt die Nachtigall, aber so süß duftet der Flieder nicht mehr, so schmelzend singt die Nachtigall nicht wie in meiner Jugend, da sie in Nachbars Garten ihr Nest baute und Nachbars Sabine ihr zuhörte. Es ist wohl auch längst nicht mehr dieselbe Nachtigall, die uns Beiden sang; es ist ja nur dem Menschen bestimmt, daß er seine Jugend so lange überleben soll.

Ich bin ein alter, alter Mann. Es ist mir zuweilen, als sei ich eigentlich gar niemals jung gewesen, als sei ich schon als Greis zur Welt gekommen in derselben Stunde, in der meine junge Mutter starb. Ich glaube, ich habe in der Wiege schon recht alt und unkindlich ausgesehen, und meine Amme hätte mich vielleicht damals schon den alten Hartlieb genannt, wenn sie diese Bezeichnung nicht für meinen Vater, den Herrn Bürgermeister, gebraucht hätte.

Von meinen ersten Kinderjahren weiß ich nichts; ich hatte ja nicht, wie andere glückliche Kinder, eine Mutter, welche die ersten Regungen des Menschengeistes bewacht, sich der ersten Offenbarungen des Verstandes freut. Meine frühesten, mir erinnerlichen Gedanken beschäftigten sich mit der Frage, warum wohl Apothekers jüngster Sohn, der doch mehrere Jahre älter war als ich, von seinen Eltern Fränzchen genannt wurde, während mich Niemand anders als Franz nannte. Ich glaube, wenn es meinen Pathen eingefallen wäre, mir anstatt dieses kurzen den längsten aller Kalendernamen zu geben, so würde doch mein Vater niemals an eine Abkürzung oder einen Liebesnamen, wie sie Kinder so gern haben, gedacht haben. Ich habe nie an seiner väterlichen Zuneigung gezweifelt, aber er war ein kalter, ernster Mann, der auch in seinem Hause nicht den Bürgermeister verleugnete.

Meine Schulcameraden kümmerten sich wenig um meinen Vornamen; für sie war ich vom ersten Tage an der alte Hartlieb, da ich mich nicht an ihren lärmenden Spielen betheiligte, theils weil mir die Lust dazu nicht angeboren war, theils auch weil es mein Vater mir als für mich unschicklich verboten hatte. Und so ist denn der Name ‚der alte Hartlieb‘ an mir haften geblieben für mein ganzes Leben, jetzt freilich führe ich ihn schon seit vielen Jahren mit Recht.

Ich war zwölf Jahre alt, als unsere junge Nachbarin, Frau Anna Treßler, starb, die Einzige, die zuweilen freundlich mein Haar gestreichelt hatte. Sie ließ ein kleines Mädchen zurück, das eben die ersten Versuche zum Gehen machte. Von dieser Zeit ab war ich oft in Nachbars Hause und bewachte mit ängstlicher Sorgfalt die zaghaften Schritte der kleinen Sabine. Ich dachte es freilich damals nicht, daß eben diese zarten Füßchen später so achtlos mein Herz zertreten würden.

Aber warum schreibe ich das nieder? Es ist doch nur eine Geschichte, wie sie gar oft vorfällt, wenn auch Jeder denkt, so groß wie sein Schmerz sei kein anderer unter dem Himmel.

Sie hing an mir bald mehr als an ihrem eigenen Vater, und die ersten zusammenhängenden Worte, die sie sprach, waren: ‚Alter Hartlieb‘, wie die Leute es ihr, mich zu necken, vorgesprochen hatten. Ich sehe es noch oft in meinen Träumen bei Tage und bei Nacht vor mir, das hübsche braunäugige Kind, wie es lachte, wenn es mich kommen sah, und mir die Arme entgegenstreckte.

Die Jahre vergingen. Sabine wurde je älter, desto hübscher; wir spielten zusammen zwischen den Fliederbüschen ihres Gartens. Und die Nachbarn wußten es schon ganz bestimmt, daß der Franz und die Sabine ein Paar werden würden, und unsere Väter sprachen darüber, ob sie alsdann den Zaun, der ihre Gärten trennte, ganz fortnehmen oder nur eine Thür hindurch brechen sollten. Für mich war Beides nicht nöthig; ich sprang allabendlich darüber hinweg.

Ich hatte nun die Schule verlassen, und mein heißester Wunsch war, in eine größere Stadt zu kommen und etwas Rechtes zu lernen, ehe ich einen eigenen Hausstand gründete. Oder wenn ich gar hätte Reisen machen können, über Berge und Flüsse, und am liebsten wohl gar über das Meer! Aber davon wollte mein Vater nichts hören; er war ja auch nie aus unserer guten kleinen Stadt hinausgekommen und hatte es doch bis zum Bürgermeister gebracht, und höher hinauf konnte doch selbst mein Ehrgeiz nicht gehen. Er hat es wohl gut gemeint, mein braver Vater, aber vielleicht wäre es mir doch besser gewesen, er hätte meinen Bitten nachgegeben.

Und nun gar die Sabine! Wenn ich ihr von meinen Wünschen und Plänen sprach, da schlang sie ihre Arme um meinen Hals und sagte mit Thränen in den Augen:

‚Aber, lieber alter Franz, was soll aus Deiner Sabine werden, wenn Du fortgehst?‘

Wenn es sich um mein Lebensglück gehandelt, hätte ich doch ihre schönen braunen Augen nicht trüben mögen, und so blieb ich und tröstete mich mit dem Gedanken an das Glück, das mich erwartete, wenn Sabine erst meine Frau sein würde. Aber ihr von meiner Liebe zu sagen, fiel mir nicht ein; sie hat wohl auch niemals erfahren, wie sehr sie mir an's Herz gewachsen war.

Sie war nun eine Jungfrau, so blühend und schön, wie unser Städtchen keine zweite aufzuweisen hatte, und ich bekleidete ein kleines Amt in der Stadt und dachte nun ernstlich daran, um sie zu freien. Ich war schon öfter, mit einem Ringe meiner verstorbenen Mutter in der Tasche, zu ihr gegangen in der Absicht, ihn ihr an den Finger zu stecken und dabei mein Anliegen in wohlgesetzten Worten vorzubringen, aber immer verließ mich der Muth ihren schelmischen Kinderaugen gegenüber, und ich kam mit dem Ringe in der Tasche wieder heim. Ich trage ihn jetzt an meinem kleinen Finger; er ist mit der Zeit sehr dünn geworden; aber ich denke, er wird wohl noch so lange zusammenhalten, bis man ihn mir in den Sarg mitgiebt.

In dieser Zeit erkrankte mein Vater plötzlich so heftig, daß ich alle anderen Gedanken um seinetwillen aufgeben mußte. Nach einem mehrwöchentlichen, schmerzhaften Krankenlager erlöste ihn ein sanfter Tod. Ich hatte ihn aufrichtig verehrt und betrauerte ihn nun, wie es sich für einen Sohn geziemt.

In der ganzen Zeit seit seiner Erkrankung hatte ich Sabinen nur ein einziges Mal, und nur flüchtig, gesehen, als ich nach einer Nachtwache in den Garten ging, um mich zu erfrischen. Ihr Vater kam öfter zu uns, und von diesem hörte ich, daß in sein Haus Besuch gekommen sei, ein junger Vetter, ein studirter, sehr vornehmer Herr. Ich hörte kaum danach hin, oder doch nur mit dem Gedanken, daß wir den jungen Herrn Vetter, wenn er nicht allzu vornehm wäre, vielleicht zur Hochzeit einladen könnten.

Doch war jetzt, so bald nach meines Vaters Tode, nicht die Zeit, an Werben und Freien zu denken; ich wollte auch nicht zu Sabinen gehen, so lange der fremde Besuch in ihrem Hause

Vor dem Schlosse seiner Ahnen.
Originalzeichnung von Richard Püttner.

Digitized by Google

war. Es war darüber Frühling geworden, und eines Abends — o, wie genau erinnere ich mich seiner! — ging ich in meinem Garten auf und nieder; der Flieder duftete, und die Nachtigall sang so sehnsüchtig, wie noch nie — da kam meine Liebe mit überwältigender Macht über mich; ich übersprang leicht den Zaun und stand im Garten des Nachbars. Dort, hinter jenem Fliederbusche, in dem die Nachtigall immer ihr Nest baute, stand eine kleine Bank, die unser Lieblingssitz war; dort hoffte ich jetzt Sabinen zu finden.

Ja, dort saß sie, aber nicht allein — der Vetter saß neben ihr und hatte den Arm um sie gelegt; eben jetzt beugte er sich herab, ihren Mund zu küssen. — — —

Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Unser Hausarzt bestand auf einer Luftveränderung, einer Zerstreuung für mich, um meine durch die Krankenpflege angegriffene Gesundheit zu stärken, und so erfaßte ich die Gelegenheit, mich von meiner Vaterstadt und allen ihren Banden für längere Zeit loszureißen.

Sabine heirathete im Spätherbste, und kurze Zeit darauf kehrte ich nach Hause zurück, in die Heimath, die mir nun kaum noch wie eine solche erschien. Jetzt hätte ich all' die schönen Pläne von Reisen nach Nord und Süd wohl ausführen können; nichts hinderte mich daran, aber ich hatte die Lust dazu verloren. Ich lebte einsam in meinem leeren Hause und wurde bald, wozu man mich dem Namen nach schon lange gemacht hatte: der alte Hartlieb.

Als der Nachbar Dreßler gestorben war, kaufte ich sein Haus und seinen Garten — ich hätte es nicht ertragen können, fremde Leute darin zu sehen, aber ich betrete es nie. Das Haus habe ich verschlossen, so wie ich es fand; noch steht Sabinens einfacher alter Nähtisch an dem Fenster, an dem ich sie so oft im Vorübergehen begrüßte, und im Garten haben die Fliedersträuche wohl schon die Bank und den Weg überwuchert.

So ist es gekommen, daß ich ein einsamer alter Mann geworden bin. Ich habe keine Familie und bekleide kein Amt, und es mögen wohl Viele mein Leben für ein recht nutzloses halten, aber wenn ich so manches ‚Gott vergelte es Euch, Nachbar!' höre, so tröstet mich der Gedanke, daß mein Dasein doch wohl kein ganz verlorenes sein mag.

Und nun geht es wohl auch bald mit mir zu Ende. Nur noch kurze Zeit und ich darf die müden Augen schließen und ausruhen unter den alten Linden unseres Kirchhofes, und dort bin ich nicht mehr einsam.

In meinem Hause, das ich meinem Pathen vererbe, wird es dann wohl auch wieder lebendig werden, und junge Füße werden durch Haus und Garten eilen. Aber sie werden mir auch eindringen in das Stübchen, das ich so ängstlich verschlossen hielt, und werden die Spinnweben von Sabinens Fenster fegen und den Staub von ihrem Arbeitstischchen. Doch mir thut das nicht mehr weh.

Vielleicht hält unter dem alten Fliedergesträuche einmal der junge Franz sein Lieb im Arm, und dann schlägt wohl die Nachtigall so süß wie ehedem." — — — —

„Und Sabine Dreßler war der Mädchenname meiner Großmutter," sagte meine Frau, als ich ihr die Blätter wieder zurückgab, „sie hat von ihrem Geburtsorte nie gesprochen, aber ich weiß nun, weshalb sie in ihrer letzten Stunde, in der Stunde, in welcher Du mir von dem alten Franz Hartlieb erzähltest, unsere Hände ineinander legte."

Jahre sind vergangen seit jenem Tage; mein kleiner Franz hat gestern seine ersten Höschen bekommen, die ihm sein Oheim Karl gemacht hat; für den Andern, noch Namenlosen, der in der Wiege liegt, habe ich sie schon vorläufig bei Bruder Gottlieb bestellt, und die runden Händchen der kleinen dicken Sabine haben heut' die ersten Fliederblüthen auf des alten Hartlieb Grab niedergelegt.

Das ehemalige Dreßler'sche Haus habe ich niederreißen lassen und dadurch noch unsern Garten vergrößert, und an jener Stelle, wo Sabinens Arbeitstischchen am Fenster stand, nicken jetzt blaue und weiße Fliederzweige über den Zaun nach der Straße hinaus.

Vor dem Schlosse meiner Ahnen.

(Mit Abbildung.)

Das ist das Schloß im Buchenhain,
Das meiner Kindheit Wiege war.
O Weihnachtszeit, wie zogst du ein
So märchenschön, so wunderbar!
Wie war so lieb die Mutter mein —
Nun schläft sie längst im Grabe.
Das ist das Schloß im Buchenhain,
Wo süß geträumt der Knabe.

Das ist im Schloß der Ahnensaal,
Wo unter'm Christbaum weihevoll
„Gelobt sei Gott!" im Festchoral
Wie himmlischer Gesang erscholl.
Nun jubeln Fremde dort beim Mahl —
Mein Ohr vernimmt's mit Schmerzen.
Das ist im Schloß der Ahnensaal,
Wo mir gestrahlt die Kerzen.

Das ist im Hain der Laubengang,
So weihnachtshell im Lichterschein.
Einst war ich Herr im Schloß — wie klang
Mein Wort so stolz in Haus und Hain!
Ach! Glück und Glanz, wie lang', wie lang'
Verloren und verdorben!
Ein Bettler steht im Laubengang,
Dem Lieb' und Lust gestorben.

Ernst vom Strande.

Epische Briefe.

Von **Wilhelm Jordan**.

V. Das indische Epos. (Schluß.)

Das zweite indische Epos, Ramajana, wird einem Brahmanen, **Valmiki**, zugeschrieben. Auch machen es Inhalt und Tendenz unzweifelhaft, daß berechnende Priesterarbeit ihm seine jetzige Gestalt gegeben hat.

König Daçaratha von Ajodhja hat von drei Frauen drei Söhne: Rama, Lakschmana und Bharata. Schon alt und schwach, will er den Erstgeborenen zum Könige weihen. Aber Keikeja, seine dritte Frau, hatte ihn einst nach schwerer Verwundung aus der Schlacht gerettet, geheilt und dafür von ihm das Versprechen empfangen, ihr eine Bitte zu erfüllen. Eine boshafte, weil buckelige Sclavin stiftet sie an, nunmehr den Thron zu fordern für ihren Sohn Bharata. Obgleich ihr der König flehend zu Füßen fällt, sie besteht auf ihrer Forderung und er muß sein Wort halten. Rama selbst ist voll edler Entsagung und zwingt ihn dazu. Aber Lakschmana, sein Bruder, ein Vertreter der alten kriegerischen Gesinnung und des Heldenstolzes des Mahabharata, lehnt sich dagegen auf, daß er das Heil des Reichs der Tücke einer Sclavin opfern wolle, und erklärt diese weichliche Ergebenheit für unwürdig eines hochgeborenen Kschatrija. Ihn zu widerlegen ist die Hauptaufgabe der Dichtung. Rama schlägt ihn denn auch mit siegreichen Gründen. Was wiegt das Wohl eines Reiches gegen die Heiligkeit eines Fürstenwortes, und sei es auch noch so thöricht! Entsagung und leidender Gehorsam seien die obersten Pflichten. Er und seine Gattin Sita schenken

ihre Schätze den Priestern und Armen und verbannen sich in den wilden Wald Dandaka. Sein Vater stirbt aus Gram, nachdem er zuvor erkannt, es sei das die gerechte Strafe einer Jugendsünde; denn er hatte einst durch einen Fehlschuß statt des Wildes den Sohn eines frommen Büßers getödtet. Auch Bharata, der neue König, ist lauter Großmuth und will Rama auf den Thron zurückholen, damit die Sünde seiner Mutter ihm verziehen werde. Rama verzeiht, bleibt aber in der einmal gelobten fünfzehnjährigen Verbannung. Mit Indra's Schwert und Bogen tödtet er vierzehntausend Riesen. Da entführt ihm Ravana von Lanka (Ceylon), der Riesenkönig, seine Gemahlin Sita. Rama jedoch verbündet sich mit den Affen. Hanuman, der Affenkönig, läßt ihm von ungeheuern Felsblöcken eine Brücke schlagen nach der Insel Lanka. Auf ihr begegnen einander in ihren Streitwagen Rama und der Riesenkönig. Die Erde erbebt von ihrem Zusammenstoße; sieben Tage dauert der Kampf. Endlich fällt der Riese; die befreite Sita beweist durch die Feuerprobe, daß sie treu geblieben, und kehrt mit dem Gatten, nachdem die fünfzehn Jahre verflossen, nach Ajodhja zurück, wo Rama unter hundert Pferdeopfern den Thron besteigt, um nun lange Jahre in Glück und Frieden zu herrschen.

Als geschichtlicher Vorgang liegt dieser monströsen Dichtung zu Grunde die Eroberung der Halbinsel Dekhan und der Insel Ceylon. Da „Sita" die Furche der Pflugschar bedeutet, ist die Entführung und Wiederbefreiung der Gattin Rama's wohl anzusehen als der allegorische Ausdruck dafür, daß jene Eroberung durch Einführung des Ackerbaues bewirkt und durch dessen Sicherung gegen die Elemente und die wilden Urbewohner vollendet wurde. Alles das tritt aber schattenhaft zurück gegen die grell hervorleuchtende Tendenz: den letzten Rest des ehrbegierigen Kriegerstolzes und der dem Leben selbst zugewendeten Thatenlust der Helden des Mahabharata zur Werthlosigkeit hinabzudrücken gegenüber der frommen Entsagung und dem duldenden Gehorsam gegen die Priesterlehre. Rama ist nicht mehr ein Kriegs-, sondern ein Glaubensheld und bußesüchtiger Märthyrer. Nicht Muth und Kraft, sondern Wunderwaffen und Zauberei verschaffen ihm Sieg über fabelhafte Unholde. Die Poesie ist bereits der krankhaften Sucht nach maßloser Ungeheuerlichkeit verfallen. Schließlich aber erweisen sich alle diese Kämpfe und Leiden in der Königsfamilie nur als die Buße für das unbeabsichtigte Vergehen gegen ein Pfaffensöhnlein. —

Die ehemaligen „Vorbeter" (Brahmanas) hatten schon während der Kriege an Einfluß gewonnen; denn der Sieg galt für abhängig von der rechten Anrufung der Götter. Diesen Einfluß steigerte die Muße des Friedens. Nahrung lieferte das üppige Land in Fülle und was der Boden an Arbeit verlangte, geschah zumeist durch unterjochte Stämme, die man hinabgedrückt hatte zu verachteten Kasten. Die große Mehrheit des herrschenden Stammes durfte sich beschaulichem Nichtsthun hingeben und fand ihre Hauptunterhaltung im Anhören einer allerunterthänigsten und bigotten Poesie, welche immer schärfer ausdestillirt wurde für den beabsichtigten Giftrausch. Die Gaben der Erde waren im heißen Gangeslande, wie noch heutigen Tages, weit mehr vom Wetter, in der Auffassung des Volkes also von den Göttern, abhängig, als vom Fleiße des Menschen. So wurde die Gewogenheit der Götter zur wichtigsten Frage, Gebet und Opfer zur vornehmsten Thätigkeit. Hatte weiland jedem Familienhaupte das Recht des Opfers zugestanden, so galt es jetzt für einen Frevel von äußerster Verderblichkeit, die Götter anzurufen ohne die genaueste Kenntniß der inzwischen bis in's Unermeßliche vermehrten Ceremonien und Formeln. Im erblichen Besitze derselben waren nur die Priesterfamilien, und ihre Behauptung, vermöge dieser Zaubersprüche die Macht der Götter ihrem Willen gehorsam machen zu können, fand allgemeinen Glauben. So mußten sich schließlich die Brahmanen selbst für Wesen von höherer Art halten.

Diesen ihren eigenen Dünkel verwandelten sie in eine neue allmächtige Gottheit. Wie ist es möglich, fragten sie, daß unsere Gebete die Götter zwingen? Der erlogene, aber für die Praxis im verkümmerten Gehirne des Volkes zur Wahrheit gewordene Vordersatz erlaubte nur einen Schluß, und diesen zogen sie mit unerschrockener Frechheit: es giebt einen Gott, der stärker ist als die andern alle zusammen und sie zwingen kann, unsern Sprüchen zu gehorchen. Sie nannten ihn Brahmanaspati, das ist den Herrn des Gebetes, und so wurden sie die einzigen Priester' welche nicht sich nach ihrem Gotte, sondern ihren Gott nach sich benannt haben.

Bisher waren die Natur und ihre Geschöpfe nichts gewesen als das Theater und die Marionetten der Götter. Nun erschien sie wie mit einem Schlage verwandelt. Die Berge mit ihren Firnkronen und Schneemänteln, die wasserreichen Ströme mit ihren gewaltigen Ueberfluthungen, die unermeßlich üppige und farbensatte Vegetation des Tropenlandes, Orkane und Gewitter von beispielloser Furchtbarkeit, eine wundersame vielgestaltige und bunte Thierwelt, hier die kolossalen Elephanten, Nashörner, Krokodile und ringelnden Riesenschlangen, dort in unzähligen Arten und unendlichen Schwärmen die Vögel im Federschmucke von juwelischer Pracht; alles dies erschien jetzt als der sichtbare Leib, als die millionenfach wechselnde Gestaltung eines Grundwesens, der unsichtbaren Weltseele. Brahma — so wurde der Name verkürzt — stand nicht über und außer der Natur, sondern athmete in ihr als ihr eigentliches Leben, Werk und Werkmeister zugleich. Sämmtliche Wesen bilden eine Stufenleiter von ihm hinunter bis zum Steine, und von diesem hinauf bis zur unterschiedslosen Einheit mit dem Allgeiste.

> Je nach seinen frühern Thaten, mit Gefühl für Qual und Lust
> Bleibt im vielgestalt'gen Dunkel alles sich des Ziels bewußt.
> Aus der Gottheit durch den Menschen, Thier und Pflanze bis zum Stein
> Sinkt es nieder zum Verderben hier im schreckenvollen Sein,
> Um, in tausend von Geburten ringend nach der Wiederkehr,
> Endlich wieder zu verrinnen in dem einen Gottesmeer.

So erhaben diese Vorstellung anmuthet, die Folgen ihrer Anwendung auf das Leben waren furchtbar. Nun galt der Zustand, den das Volk angenommen in einem Moment der ewig umschmelzenden Geschichte, für einen Zustand Gottes und sollte als geheiligte Verfassung erstarren für die Ewigkeit. Die Stände und ihr Beruf wurden unantastbare Schranken der Weltordnung; das Menschengeschlecht bestand aus zunächst viererlei Arten von Geschöpfen, mindestens eben so sehr von einander verschieden wie etwa Pferd und Esel. Die Geschichte sollte still stehen, und bald that sie es wirklich — für die Indier.

Vollendet haben die Brahmanen die Unterjochung des Volkes durch ihre Lehre von den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Sie lehrten Unsterblichkeit als S t r a f e, Aufhören gesonderter Fortdauer als B e l o h n u n g. Die Unheiligen können selbst der Umkehr zur Richtung nach Brahma hin erst würdig werden durch vieltausendjährige Pein in einer heißen Hölle. Da werden ihnen die Köpfe täglich mit Hämmern eingeschlagen; auf glühendem Eisen schreitend müssen sie lebendige Kohlen verschlucken und geschmolzenes Kupfer trinken. Nach Verbüßung dieser Strafen beginnt die neue Wanderung der Seele, die ganze Stufenleiter des Thierreichs empor, und ein umfangreiches Gesetz bestimmt genau nach den vormaligen Sünden die Zahl und Art der Wiedergeburten als Wurm, als Schlange, Krokodil, Ratte 2c., bis sie wieder anlangt beim Dasein als Mensch der niedrigsten Kaste, von wo sie es, unter tausendfach größerer Wahrscheinlichkeit des Rückfalls, zuletzt wieder bis zum Brahmanen bringen kann, um endlich nach richtigen Bußübungen als unterschiedsloser Tropfen in Brahma selbst zu zerfließen. Die Gottheit ist ein thatenloses Wesen, nur erfüllt vom einsamen Wohlgefühle ihrer unvermischten Reinheit. Aber sie träumt einen bösen Traum, und was sie träumt, wird wirklich als die sichtbare Schöpfung. Alles Dasein ist Verbannung und Verfinsterung, zu der sie sich in freiwilliger Selbstqual verurtheilt. Das höchste Ziel des Strebens ist, so schnell wie möglich wieder abgedampft zu werden zu jenem unvermischten Spiritus. Dem sittlichen Fortschritte des Menschen ist der Nerv abgeschnitten. Sein Gott hat nichts mehr von einem Ideale menschlicher Vollkommenheit, dessen Freiheit der Mensch durch seine Kraft, dessen Schönheit er durch seine Kunst, dessen Allwissenheit er durch seine Wissenschaft, dessen Allmacht er durch arbeitende Bewältigung der Natur, dessen Allgüte und Gerechtigkeit er durch Erziehung und Rechtsordnung in stetiger Annäherung nachzuahmen hätte. Sie ist nur noch ein erhabenes, aber inhaltloses Nichts jenseits alles Stoffes, zu dem der Mensch nur gelangen kann durch gedankenloses Starren in's Leere. Das Ziel, das sie ihm vorschreibt, ist die leibliche und geistige Selbstvernichtung.

Im sechsten Jahrhunderte v. Chr. Geburt war das Dasein des Volkes wirklich geworden, was es nach der Brahmanenlehre sein sollte: die Reise durch ein Jammerthal voll scheußlichster Tyrannei ebenso entnervter wie verruchter Despoten und voll grauenhafter Selbstqual des religiösen Wahnsinns, zu dem es die Priesterkaste planmäßig vergiftet hatte, um über dem allgemeinen Elende in göttlichen Ehren zu thronen.

Ja, auch die Poesie ist eine weltgeschichtliche Macht, und die Lieder Homer's haben das Völkergeschick mindestens ebenso wirksam bestimmt wie die Eroberungszüge des großen Alexander. Aber sie ist eine Macht nicht nur des Heiles, sondern auch des Verderbens. Sie vermag Nationen zu schaffen und aus der Zersplitterung herzustellen; wie denn auch Uns die Möglichkeit, durch Blut und Eisen wieder eine Nation zu werden, erst hergestellt worden war durch die Poesie unserer Lessing, Goethe und Schiller. Aber sie kann die Nationen auch vergiften zu unheilbarem Siechthum, wenn sie sich hergiebt zur schminkenden Helferin der Despotie und des geisteskuechtenden Priesterdünkels; wie wir auch davon eben jetzt ein Beispiel erleben in dem hoffnungslosen Todeskampfe eines der höchstbegabten Völker, das auch seine Philippe zusammt der Inquisition so gänzlich zu verderben nimmer im Stande gewesen wären, wenn nicht seine Lope de Vega und Calderon geholfen hätten, es in den Abgrund des Elends hinunter zu dichten.

In den brasilianischen Urwäldern wächst eine Liane, welche als zarte Ranke das junge Bäumchen umschlingt. Emporgehoben von seinem Wachsthum wächst sie mit ihm in die Höhe. Dann läßt sie prachtvolle Guirlanden von seiner Krone bis auf den Boden herunterhängen und schmückt ihn über und über mit einer Blüthenfülle von prächtigem Farbenschmelz und berauschendem Duft. Zuletzt aber raubt sie dem Baume, den sie ziert, so Luft wie Licht. Ihre zarten Ranken verwandeln sich in ein Gewirr von armdicken Tauen, das erdrückend und erstickend auf ihm lastet und, eigene Wurzeln in die Erde krallend, auch den stärksten Riesenbaum endlich als Leiche zu Boden reißt. Man nennt sie daher den Matador, das ist den Mörder.

Diese Liane ist ein treffendes Bild der indischen Poesie, welche ihr Volk zum geschichtlichen Tode geführt hat, weil sie treulos wurde ihrem obersten Amte, das heilige Erbe der Heldensage lebensfähig zu bewahren, weil sie sich selbst dazu hergab, es zu fälschen im Sinne der Despoten und Priester, weil sie die epische Kunst, große Menschen handelnd zu veranschaulichen, verweichelte zur Gefühlsschwelgerei einer weltfeindlichen Bußeromantik und so das Epos freventlich verunstaltete, vernichtete.

Ein Häckerlingsschneider als Apostel.

Culturbild aus unserem Jahrhundert.

(Schluß.)

Wir kehren zurück zu dem Morgen, welcher an jenen blutigen Sonntag sich anschloß. Ich ging also nicht in meine Klosterschule nach Grimma, sondern hinaus auf den Beiersdorfer Mühlhof.

Welch eine Menschenmenge war hier versammelt! Sogar auf den Dächern der Mühlgebäude und auf den umstehenden hohen Bäumen saßen Leute. Von einigen Reitern begleitet kam der Wagen mit den drei Gefangenen an. Der Müller und die Kleinemagd verhielten sich ruhig, nur die Müllerin sprach noch hitzig vom Teufel, von Aposteln, von Jesus, Abraham, Isaak, und der bekannten Opferfabel.

Als die Drei in ihren Ketten an die Gerichtstafel gestellt waren, die man im Hofe errichtet hatte, sprach der Untersuchungsrichter einige Worte mit dem Amtswachmeister. Dieser trat an den Wagenkorb, welcher am Abende vorher über den Leichnam gestülpt worden war. Stille herrschte an der Gerichtstafel, Stille ringsum. Die drei Gefangenen mußten die Augen auf den Korb richten. Der Wachmeister und der dabeistehende Wächter hoben den Korb empor und legten ihn zur Seite. Ein Schrei des Entsetzens ging jetzt durch die Menge — die drei Gefangenen blickten ruhig, ohne jegliches Zeichen einer innern Bewegung hin.

Kaum war der Korb abgehoben, da stürzte sich jammernd die Frau des Todten nieder auf den Leichnam; die Kinder, größtentheils Knaben, schrieen weinend: „O, der Vater, der Vater, der gute Vater!" Und als nun die Kinder den todten Vater jammernd herzten, da ging ein Wehklagen durch die Menge und tausend Augen wurden naß. Die drei Gefangenen aber blickten ruhig und getrost auf Alles.

Das Verhör war kurz. Die Gefangenen legten volles Geständniß ab und rühmten sich ihrer That. Die Müllerin besonders gab zu den Acten: „Gott wollte es so haben. Ich wußte, was ich that, und da ich allein zu schwach war, mußten mein Mann und die Magd mir helfen."

Bald wurden die Uebelthäter wieder zurückgefahren in ihre Gefängnisse — wohl Tausende begleiteten sie auch heute. Ich blieb längere Zeit noch in der stattlichen Mühle, welche überall von Wohlstand zeugte. In der Wohnstube setzte ich mich müde und ergriffen auf das Sopha, bis ich wieder hinaus mußte, denn man brachte den Leichnam zur gerichtlichen Section herein. Die weinende Wittwe kam hinterdrein mit den Kindern. Die Letzteren hatten einige Blumen aus dem Mühlgarten geholt und sie auf ihren Vater gestreut, auch eine Rose trug er in einem der Knopflöcher seines Leinwandkittels. Durch die Fenster aber fiel der Glanz der Himmelsrose — die Julisonne beschien die Mutter, die Kinder, den todten Vater.

Ich ging nach Leisnig zurück, hier und da auf einige Reiter stoßend, welche, um dem Häckerlingsschneider nachzuspüren, in die umliegenden Dörfer ritten, von denen man wußte, daß sie für denselben Partei nahmen.

Ein entschiedener Parteigänger, bei Meißen wohnend, hatte ihn auch wirklich versteckt; der Prophet war in dem Gute seines Beschützers in den Backofen gekrochen. Noch an demselben Tage aber kroch er wieder hervor und stellte sich freiwillig in dem Justizamte zu Meißen, von wo er später in das Leisniger Amt abgeliefert wurde. Hier offenbarte sich dann, daß er an dem blutigen Morde nicht die eigentliche, nicht die schwerste Schuld trug. Wohl hatte er einige Male seine „Vermahnungen" in der Mühle gehalten und sonst noch die Müllersleute in ihrer finsteren pietistischen Richtung befestigt, ihnen vorgelesen, mystische Tractätchen gegeben, mit ihnen gefrömmelt und geschwärmt. Noch zehn Tage vor dem blutigen Ereignisse hielt er mit den Müllersleuten eine der „Betstunden" ab, die sich von den „Vermahnungen" dadurch unterschieden, daß sie nicht öffentlich, sondern in der Familie stattfanden und dabei nur gesungen und knieend gebetet wurde. Dennoch war es ein Anderer, der diese Leute auf die eigentliche Höhe der Geistesnacht trieb, auf welcher sie den Mord verübten.

Bald nach der eröffneten Criminaluntersuchung wurde dieser Andere verhaftet und in das Arresthaus zu Leisnig eingesetzt.

Der Hufschmied Goldammer, einundvierzig Jahre alt, in dem Dorfe Alt-Leisnig wohnend, war dieser andere Mann.

Wir bemerken, ehe wir weitergehen, daß wir, wie bisher, auch jetzt nur den Kern, nur die Hauptsachen aus den ungemein dickleibigen Acten geben. Wollten wir auf die Nebensachen eingehen, dann müßte der gegenwärtige Artikel, selbst wenn man sich dabei nur an den vor dreißig Jahren gedruckten Auszug aus den Acten halten würde, doch zu einem starken Buche werden. Unser Artikel ist eine getreue Skizze aus den Acten.

Goldammer hatte den Häckerlingsschneider oft gehört, in nähere Bekanntschaft aber kamen Beide erst gegen Fastnacht 1818, wo Kloß nun auch eine „Vermahnung" in Goldammer's Wohnung hielt. Letzterer hatte das gewünscht, denn er wollte den Schein gewinnen, als sei er nun auch ein warmer Kloßianer. Unter dieser Verschmitztheit gedachte er die wohlhabenden Müllersleute auszubeuten, deren pietistischer Hang ihm bekannt war. Geld aber brauchte er, denn Ambos und Hammer reichten nicht aus, ihn bei seinem wüsten Leben zu ernähren. Ueberdies hatte er eine Frau und sieben Kinder — also Geld wollte er schaffen um

jeden Preis. Mit Kloß wurde innige Freundschaft geschlossen, ebenso mit den Fischer'schen Eheleuten, bei denen er leicht Eingang fand, da sie in naher Verwandtschaft zu einander standen.

In kurzer Zeit war er im Müllerhause der beste „Herzensfreund" geworden; er sang und betete mit diesen Leuten und tauchte sie immer tiefer und tiefer in den mystischen Sumpf, wobei ihm nicht nur seine Ehefrau, sondern auch seine vierzehnjährige Tochter Rosine Marie Beihülfe leistete. Die Tochter besonders mußte an dem finsteren Werke mitarbeiten. Als scheinbare Hellsehende erklärte sie die Fischer'schen Eheleute für „Auserwählte", die den Teufel aus der Welt schaffen sollten. Dabei wahrsagte die Tochter, wie es der Vater ihr vorher eingab. Mit prophetischem Tone verkündete sie das nahende Weltgericht, redete mit Gott und dem Heilande, gab den Müllersleuten Verhaltungsregeln; — und die Getäuschten warfen sich gläubig vertrauend und mit innigster Liebe in die Arme der Hellsehenden. Letztere verschrieb auch in ihrem Wunderschlafe allerhand Wurzeln und Kräuter, welche der Schmied zur Heilung kranker Menschen und Thiere verkaufte. — kurz er trieb Monate lang seinen Betrug in und außer dem Müllerhause mit großem Vortheile. Kloß, ebenfalls getäuscht, hat an dem Betruge nicht mitgeholfen, er glaubte aber an die Tollheiten, die das Wundermädchen aussagte.

Wir übergehen hier viele einzelne Sprossen, aus welchen der Schmied die finstere Leiter erbaute, auf der er die „Auserwählten und Begnadeten" immer höher steigen ließ, bis dieselben, was er sicher nicht wollte, sich in ihrem Wahne auch auf die letzte Sprosse stellten und von da herabstürzten in die Menschenblutlache.

Das konnte aber der Schmied nicht gewollt haben. Damit hätten ja all die Vortheile und Genüsse für ihn aufgehört, die er von den Müllersleuten zog. Lieh doch Fischer noch am 16. Juli, drei Tage vor der Blutthat, willig und gern seinem „Herzensfreunde" vierzig Thaler mit der Bemerkung, daß er ihm das Geld nicht wiederzugeben brauche. — Zum Morde sollte es also nicht kommen. Zwar hatte er den in geistige Nacht Gestoßenen auch Wurzeln und Thee gebracht, wovon sie trinken mußten, aber in der Untersuchung wurde nachgewiesen, daß dieselben nicht besonders schädlich waren. — Vielleicht auch wäre der Mord unterblieben, wenn die vom Teufelswahne Erfüllten die Rosse hätten abschlachten können, welche der Mühlknappe rettete.

Da aber kam der arme Häusler Flohr. Er wollte einen Sack Mehl aus der Mühle abholen, — er that das für den Schulmeister, da er für seine Kinder nur ein knappes Schulgeld zahlen konnte. Als er in die Wohnstube trat, fragte Fischer: „Das ist ja wohl Flohr?"

„Nein, der ist's nicht," rief die Müllerin, „es ist Verstellung; es ist der Teufel."

Mit diesem Zuruf warf sie einen Plättstahl nach ihm, was sie unter demselben Schrei heute schon gegen drei Andere gethan, ohne gerade hart zu treffen.

Flohr aber war hart getroffen; er taumelte zu Boden, und schnell versetzte die Müllerin ihm einige Stiche mit dem Degen. Dennoch raffte Flohr sich auf und sprang in den Hof. Unter dem Geschrei: „Der Teufel! Der Teufel!" eilten die drei Rasenden ihm nach, erreichten ihn auf der Mitte des Hofes, wo der Verfolgte stürzte und nun die gräßliche Blutarbeit an ihm vollendet wurde.

Wir haben diese Arbeit angeschaut, haben den armen Mann gesehen, auch sein Weib und die Kinder, theils am Sarge auf dem Friedhofe, theils an der Blutstätte auf dem Mühlhofe, wo sie den Leib des Todten mit Blumen bedeckten und eine Julirose ihm in's Knopfloch seines Kittels steckten — genug denn haben wir gesehen von der schauerlichen Tragödie. Auch erkannten wir genug. Nicht physisch, sondern weit mehr psychisch erklärten wir uns den Zustand jener drei Unglücklichen. Durch den von Kloß, hauptsächlich aber von Goldammer ihnen beigebrachten Wahn, daß man die im Alten Testamente vorgeschriebenen Opfer ehren, den Teufel bannen, sich und Andere mit Gott aussöhnen müsse durch Blut, kamen sie zur schrecklichen That. Und nun das Gebet dazu! Fischer sagte vor Gericht aus, daß er mit seiner Frau täglich dreimal knieend gebetet habe. Ganz recht, man werfe die eingekapselten Funken nur geschickt in pietistische Gemüther — und wie leicht werden die Flammen des Fanatismus aufsprühen!

Die Untersuchung dauerte weit über ein Jahr hinaus. Die Urthel, welche damals in Sachsen noch von der Leipziger Juristenfacultät oder dem Schöppenstuhle gefällt wurden, geben uns einen Gradmesser der verschiedenen Schuldhöhe.

Der Hufschmied Goldammer wurde mit mehrjähriger Zuchthausstrafe ersten Grades belegt. Damals befand sich in Sachsen das strengste Zuchthaus noch in Zwickau. Goldammer, so kräftig und stark er von Natur war, hielt die harte Zuchtstrafe nur kurze Zeit aus; er erlag ihr bald. — Seine Kinder sind brave Leute geworden.

Die Müllersleute Fischer kamen nicht als Verbrecher, sondern als Wahnsinnige nach Waldheim, wo zu jener Zeit theils Armen- und Krankenanstalt, theils Irrenhaus und milderes Zuchthaus bestand. Sie wurden auf unbestimmte Zeit daselbst untergebracht. Späterhin, als das Irrenhaus nach Colditz verlegt wurde, mußten sie auch mit dorthin. Erst nach dreizehn Jahren konnten sie entlassen werden. Trotz der großen Proceßkosten war ihnen das Mühlengrundstück erhalten geblieben. Sie kehrten dorthin zurück und lebten noch lange in der Mitte ihrer Kinder, die sie zu wackeren Menschen erzogen. Jetzt ruhen sie auf demselben Friedhofe, wo das Kirchlein steht und wo auch der in finstrer Geistesnacht von ihnen getödtete Flohr ruht.

Die Kleinemagd Christine Birke, mehr als Verführte und zur Unthat mit Gezwungene verurtheilt, bekam nur ein halbes Jahr Gefängnißstrafe. Sie lebt heute noch und ist glückliche Mutter und Großmutter.

Auch die Tochter des Hufschmiedes Goldammer, welche genöthigt durch ihren Vater, die Somnambule spielte, erhielt nur mäßige Strafe, die Mutter derselben aber ein halbes Jahr Zuchthaus. Beide sind gestorben. Endlich der Häckerlingsschneider Kloß. Er mußte nur auf ein einziges Jahr in's Spinnhaus wandern — damals die mildeste Strafanstalt in Sachsen. Als er entlassen war, heirathete er noch und wohnte nun bei seiner Schwester, auf einem Dorfe in der Nähe von Roßwein. Zwar war ihm das Abhalten von Vorträgen streng untersagt, aber zuweilen versammelten sich die ihm treu gebliebenen pietistischen Querköpfe doch hier und da in einem Gehöfte, wo er seinem alten Berufe gemäß den Tag über Häckerling aus Stroh schnitt, am Abend aber sinnverwirrenden Katechismushäckerling aus seinem Kopfe darbot und sich freute, wenn für ihn der Zinnteller herumging. Er starb ziemlich arm und liegt auf dem Friedhofe zu Roßwein begraben. —

Und wie wurde es mit mir? Wie ging es mir in Grimma? Der Rector zürnte sehr, aber ich mußte erzählen, und da die alte Frau Rectorin mit zuhörte und heimlich dann mit ihrem Manne sprach, so ging Alles gut — Strafe sollte nicht erfolgen.

Mit den übrigen Professoren, bei denen ich mich als Eingetroffener melden mußte, ging's nun viel leichter, denn ich konnte sagen: „Der Herr Rector hat erkannt, daß ich nicht kommen konnte."

Einer der Professoren, der Lehrer der Mathematik — es war der stramme, feueräugige Professor Töpfer mit gepudertem Haupte und dickem Zöpflein, an den gar Viele sich gern erinnern werden, die zu jenen Zeiten als Fürstenschüler dem Manne nahe standen — fragte mich, nachdem ich erzählt hatte:

„Was sagt Er zu dieser Geschichte? Hat Er darüber nachgedacht? Was trieb die Leute zu dieser schändlichen That?"

„Religiöser Wahnsinn," antwortete ich.

Er schritt in seiner derben Weise auf mich zu, schlug mich auf die Schulter und sagte: „Da hat Er Recht. — Und nun marsch in die Zelle!"

„Religiöser Wahnsinn", er war es, unter dessen grausiger Gewalt die Müllersleute Fischer und ihre Magd die schaurige That vollbrachten. Wir sahen, daß dieser Wahnsinn sie nicht urplötzlich ergriffen hatte, sondern daß die pietistische Richtung, die ihnen schon eigen war, durch den Häckerlingsschneider gesteigert und dann durch die unsinnigen, mystischen Belehrungen von Seiten Goldammer's zur höchsten Höhe getrieben wurde.

Von Stufe zu Stufe baut sich die geistige Nacht fast

immer auf. Anfangs das starre, dunkelgläubige Lesen in Katechismus und Bibel, dann das Hören davon und die Belehrung in Schule und Kirche: das macht, wenn die Vernunft nicht dagegen arbeitet, den Pietisten fertig. Aus dem Pietisten — das lehrt tausendfach die Erfahrung — entpuppt sich leicht der Mucker; die Muckerei erzeugt den Fanatismus, und nun ist's ein kleiner Schritt nur zum völligen religiösen Wahnsinn. Also die Grundlage, die dunkle Schule und die dunkle Kirche, hinweg — und selten nur wird ein Pietist aufwachsen. Mit dem Pietismus fallen die weiteren Nächte.

In solch eine Nacht schauten wir durch die obigen Mittheilungen. Wäre die, welche im Jahre 1818 das Muldenthal umschattete, die letzte gewesen! So ist's nicht. Im Jahre 1819 zog sie schaurig durch den Canton Zürich in der Schweiz. Der Anfang war Pietismus, das Ende war religiöser Wahnsinn mit blutigem Verbrechen. Auch dort lag die Nacht auf einer wohlhabenden Bauernfamilie: zur „Ueberwindung des Teufels“ kreuzigte Margarethe Peter ihre Schwester und ließ sich dann selbst an's Kreuz schlagen. Bei dem Anschauen dieser zwei Leichen riefen andere Tolle aus: „O, könnten wir auch sterben, wie diese Heiligen!“ — Im Jahre 1855 vollzog sich eine gleiche Blutarbeit in Chemnitz in Sachsen. Da war es der Schuhmacher Vogt, der den Verein „Die heiligen Männer“ stiftete. Zwei Mütter, die zu dem Verein gehörten, wurden beredet, ihre kranken Kinder abzuschlachten, weil sie „vom Teufel besessen wären“. — Hunderte von Beispielen ließen sich aufführen. Man lese darüber den geistreichen Culturhistoriker Johannes Scherr!

In allen Ländern gab und giebt es blutige Thaten des „religiösen Wahnsinns“, auch, wie die „Gartenlaube“ erst neulich mittheilte, gräßliche Stücke in Amerika. — Und immer, in alter und neuer Zeit, stiegen die pietistischen Nächte, die frommen Seuchen, der ganze religiöse Wahnsinn aus der altkirchlichen Pandorabüchse. Tausende von Beweisen giebt es dafür.

Aber verzagen wir nicht! Lüge und Wahn werden auch auf diesem Felde weichen. Tüchtige Männer heben ja jetzt fleißig das Erz der Wahrheit aus den Schächten der Naturwissenschaft; tüchtige Männer sitzen an den Schmelzöfen; tüchtige Männer prägen die gewonnenen Goldbarren zu Münzen, und rolliren diese Münzen nur erst frei in den Volksschulen, dann — zehn Jahre kaum, und das ganze Volk wird mehr und mehr die Wahrheit erkennen.

Ludwig Würkert.

Einsam auf dem Throne.

Nichts auf der Welt hat beharrlichere Feinde und unverdrossenere Verfolger, als das Geheimniß. Alle Reize der verbotenen Frucht gesellen sich zu dem verlockenden inneren Drange, absichtliches Dunkel mit der Leuchte zu beschleichen, Verborgenes zu enthüllen, Unbekanntes auf den Markt zu ziehen. Noch gesteigert aber wird diese Spürlust nach dem Geheimniß in dem Grade, als es in höheren Regionen spielt, je dichter sein Schleier ist und je sorglicher er zusammengehalten wird. Ein solches Geheimniß ist nur in den seltensten und eben darum denkwürdigen Fällen für immer zu retten; in der Regel ist seine Enthüllung nur eine Frage der Zeit, und sehr häufig hebt ein Zufall den dichtesten Schleier vor Augen, die nach nichts weniger, als derlei Geheimnissen ausgelugt haben.

Letzterer Fall ist der unsere wenigstens für die ersten Blicke auf den uns vorliegenden Gegenstand.

Die Schneewölfe leuchteten trotz der nahenden Lenzsonne noch an den Hügeln meiner mitteldeutschen Heimath, als der Besuch eines von einer Geschäftsreise heimkehrenden Freundes mich aus meiner Winterruhe aufstörte. Er hatte die Alpen in ihrer Eispracht gesehen und erging sich über die Herrlichkeit der Gebirgsnatur unter dem starren Schmucke des Winters und über die Urgemüthlichkeit des Lebens in den zur Sommerszeit von den „Saison“-Gästen überschwemmten Gebirgsorten in so verlockenden Schilderungen, daß ich hastig fragte: „Wäre wohl noch jetzt Etwas von der Pracht zu erhaschen?“

„Ei, satt und genug,“ antwortete der Freund, „nur dürfen Sie sich unterwegs nicht von etwaigen Sehenswürdigkeiten aufhalten lassen.“

Sofort wurde zur Fahrt gerüstet, ein lieber Verwandter, F. M. in München, telegraphisch und Freund S., der Künstler und Alpenkenner, mündlich zur Mitfahrt aufgefordert, und fort ging's schon am nächsten Morgen. In Augsburg trafen wir mit F. M. zusammen und hier setzte die nun volle Reisegesellschaft fest, über Kempten, Füßen, Hohenschwangau und Reutte bis Partenkirchen vorzudringen.

Das Glück war mit uns auf die Reise gegangen. Wir kamen zur Abendzeit wohlgeborgen im „Mohr“ zu Füßen an und hatten schon einige Stunden bei Licht gesessen, als S., von einem kurzen Ausgang zurückkommend, uns von der wundervollen Gebirgslandschaft im Mondenscheine so viel vorschwärmte, daß wir seiner Verführung zu einer so späten Lustwandlung im Freien nicht widerstehen konnten. Mit Sturmschritt ging's in die Mondnacht hinein. Es schlug zehn Uhr im Städtchen, als S. uns auf der Lechbrücke zum Stillstand brachte. — Ja, das war ein Bild, ein Winterpracht- und Mondnacht-Panorama, das allein die ganze Reise lohnte. Aber wer will da mit Schildern und Beschreiben anfangen! Selbst wer das Sommerbild dieses Gebirgswinkels vor Augen hatte, kann es mit der Phantasie allein nicht zu diesem Winterprachtstück umwandeln. Dort entzückt jährlich Tausende von Augen das Grün im Sonnenglanz — und hier ist's das Weiß im Mondenstrahl, aber welche Mannigfaltigkeit von glitzernden Lichtern bis zum tiefsten Schattenschwarz ist über Thal und Wälder ausgegossen bis zu den aufstarrenden Zackenkronen der Felskolosse am bald scharf abgegrenzten, bald durch Wolkengebilde verschwimmenden Nachthimmel! Unsere Herzen schwärmten so lange durch die Augen in der überraschenden Herrlichkeit, bis die Füße beim Kopf anfragten, ob sie noch nicht kalt genug seien, um wieder von der Stelle zu kommen.

Voller Lust schritten wir drauf los, waren bald vom reif- und schneebedeckten, wie verzuckert glänzenden Parkwald Hohenschwangaus umfangen und wandelten hier bald zwischen dichtem Gehölz, bald an Walddurchschnitten und von den silberglänzenden Bäumen eingerahmten Durchblicken und Fernsichten dahin. Schon waren wir dem Schlosse so nahe, daß wir es bei einer Wegbiegung bis zum Erkennen der einzelnen Bautheile deutlich vor uns sahen, da wurden alle Augen und Ohren plötzlich nach einer Richtung hingelenkt. Sprühendes Fackellicht und Rossestampfen kam eilends uns entgegen.

„Das ist der König,“ rief S. „Geschwind hinter die Bäume!“

Meine Frage: „Na, warum denn?“ kam zu spät. Jeder hatte schon seinen bergenden Stamm und auch ich suchte gedeckte Stellung. Abermals hatte das Glück uns geführt. Wir standen im Winkel einer Biegung, die uns auf längere Strecke nach beiden Seiten hin den Weg zu überschauen gestattete.

Noch eine Zeitlang leuchten die Fackelflammen blitzartig zwischen den Stämmen und dem dichten Unterholze der Waldung her. Jetzt bricht es hervor; die Fackelträger sind Vorreiter; die grelle Beleuchtung spielt auf bortenreicher Livrée. Hutform und Kleiderschnitt gehören vergangener Zeit, gehören den Tagen Ludwig's des Vierzehnten an. Hinter ihnen biegt ein Viergespann von weißen Rossen in goldstrotzendem Geschirre auf die Bahn herein, auf den Sattelpferden Reiter in derselben schimmernden Tracht. Hinter ihnen ist, sie Alle hoch überragend, eine goldene Krone, wie in der Luft schwebend, sichtbar. Je näher, je prachtvoller wird das Bild. Amoretten sind es, die an und zwischen den zu einem hohen Bogen emporsteigenden Schlittenkufen die Abzeichen des Königthums tragen; wir erkennen deutlich Scepter, Reichsapfel und Schwert; bald wird auch die Muschelform des Schlittenkastens sichtbar; er ist auf Tritonen gestützt; eine Nereide hält die Schlittendecke, alles goldstrahlend — und im Schlitten — von zwei Laternen hell beleuchtet, in Pelze gehüllt, ganz allein, sitzt der König. Gar zu rasch rennen die Rosse; fest halten möchte man die feenhafte Erscheinung, denn nicht der geringste Schmuck derselben ist das Antlitz des in sich gekehrten Mannes, der nur der schweigenden Nacht einen solchen Anblick

vergönnt. Unsere Augen hängen an dem Zuge, so weit sie ihm folgen können. Baum um Baum erglüht im Widerscheine des dahineilenden Fackellichts, als wäre das der Waldgruß für den einsamen Gebieter, und endlich ist's wieder nur die Krone, die noch erleuchtet schwebt, bis Roß und Mann dem Gesicht entschwinden und das verhallende Geräusch der nächtlichen Stille ihr Alleinrecht zurückgiebt.

Man wird es uns nicht verdenken, daß das seltene Erlebniß uns mächtig aufregte. Wir hatten das Kunstwerk von Schlittenbau und plastischer Zierde gesehen, dessen Lobpreisung längst durch alle Blätter gegangen war, ohne daß sich damit eine nähere Beschreibung desselben verbunden hätte; ja wir hatten den vielbesprochenen jungen Monarchen in einer seiner bevorzugtesten Eigenthümlichkeiten, im geheimnißvollen und einsamen Genusse der Natur und königlicher Pracht zugleich gesehen. In aller Weise hochbefriedigt, eilten wir nun unserer Nachtherberge zu.

S. entwarf noch vor dem Schlafengehen die Skizze dieser königlichen Nachtfahrt; mir gelang es während unserer Gebirgswinterreise, ihm eine genaue Abbildung des Prachtschlittens dazu zu verschaffen — wie und von wem, muß mein Geheimniß bleiben. Nach dieser Zeichnung ist der Schlitten in künstlerischer Beziehung von hohem Werthe. Die beiden Tritonen, welche mit dem langen, gewundenen und mit Schwanzflossen endenden Fischleibe, auf die Kufen gestützt, die Muschel auf den Schultern tragen, sind ebenso Vertrauen erweckend kräftige Gestalten, als die die Decke mit emporgehobenen Armen haltende Nereide sich durch reizend schöne Körperformen auszeichnet. Die bedeutungsreichste Zierde bilden aber offenbar die Emblementräger an den zu ansehnlicher Höhe emporragenden Kufenbogen. Es sind deren neun. Drei stützen in der Stangenhöhe der Kufen ein Blatt, auf welchem zwei Amoretten stehen, von denen der eine das Schwert, der andere etwas nicht genau Erkennbares trägt; über diesen schwebt ein sechster, gleichsam dem im Schlitten Sitzenden den Siegerkranz darreichend; noch höher erhebt sich der Scepter- und über diesem der Reichsapfelträger, und zuoberst kniet auf dem in Form eines Krummstabes geschwungenen Bogenende die beflügelte Kindesgestalt, welche eine Krone auf der linken Schulter emporhebt. Eine vollständigere Verherrlichung des Königthums in mythologischem Rococostil ist schwerlich noch einmal in der Welt zu finden.

Ich darf nicht verschweigen, daß, so wenig wir auf unserer Reise durch Baiern bis Füßen an die Person des Landesregenten gedacht hatten, so sehr seit der Schlittennachtfahrt er unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Unwillkürlich brachten wir mit ihm Alles in Beziehung, was wir in und um Hohenschwangau sahen, und benutzten von da an jede Gelegenheit zu Nachforschungen nach den so verschieden beurtheilten Eigenthümlichkeiten des ungewöhnlichen Mannes. Um so überraschender war es für uns, daß wir in dem bis dahin sehr schweigsamen F. M. den genauesten Kenner und gewissenhaftesten Forscher auf diesem subtilen Gebiete besaßen, als er endlich in Reutte in die Stimmung kam, das Schloß vom Munde zu nehmen.

In Reutte nämlich, wo, wie Schaubach sagt, „der Bildersaal des Lechthals“ sich aufthut und wo unsere Gebirgswinterlandschaftssehnsucht von Neuem lohnendste Befriedigung fand, folgten wir der Führung M.'s. Nachdem er in dem Gasthause, welches er uns angewiesen, mit der Wirthin gesprochen, mußten wir ihm in ein Zimmer folgen, in welchem wir nichts als die einfachste Einrichtung vorfanden. „Sehen Sie sich dieses Stübchen recht genau an!“ sagte er; „in diesem bescheidenen Raume bringt König Ludwig manche Stunde ernster Arbeit zu, denn hier, und in guter Jahreszeit an einem Tisch im Freien, da drunten im Hausgärtchen, vollzieht er sehr oft seine Staatsgeschäfte, und zwar mit der musterhaftesten Gewissenhaftigkeit. Ich muß meinem Herzen die Freude machen, Ihnen vor Allem ein unbedingtes Lob des Königs auszusprechen. Minister und Andere berichten geradezu Staunenswerthes aus den Audienzen: wie rasch der König auffasse, wie lange er sich genau erinnere, mit welcher Schärfe er unterscheide, mit welcher Raschheit und Bestimmtheit, ohne das bei seinen Vorgängern so oft beklagte Schwanken, er sich entschließe. Nie sind im Ministerium die königlichen Entscheidungen, trotz der häufigen Abwesenheit des Königs im Gebirge, so rasch eingetroffen, nie war der Geschäftsgang in dieser Hinsicht ein so geordneter, wie unter ihm. Das sind sehr schätzenswerthe Regenten-Eigenschaften, Ihr Herren, und darum war es mir seit Jahren eine sehr ernste Sache, über Leben und Wesen dieses Fürsten, und namentlich die Contraste, welche dasselbe für die gewöhnliche Auffassung so unklar erscheinen lassen, mir durch vielseitigste Forschungen volle Klarheit zu verschaffen. Ich habe dies nicht gethan, um Beiträge zu einer bekannten ‚Geschichte der Höfe‘ zu liefern und der unlautern Gier nach Pikantem zu fröhnen, sondern der Wahrheit zu Ehren und um einer Partei, welche aus Haß gegen Deutschland und jeden Fortschritt so gern — und das ist ein öffentliches Geheimniß in ganz Baiern — die Krone des Landes auf einem andern Haupte sähe, in der Presse um so entschiedener entgegentreten zu können. Was ich erforscht, hat mich bald mit Freude, bald mit Wehmuth und oft mit Schmerz erfüllt, und nun sollen Sie es hören, und zwar in diesem Zimmer.“

Stundenlang saßen und lauschten wir, aber — aber — wie übel bin ich gestellt, aus dem vielen nicht Mittheilbaren das wenige Mittheilbare auswählen zu sollen! Die Gesetzgeber auf den Thronen wissen nicht, welch Unheil sie angerichtet haben, als sie aus der schlimmsten Zeit des römischen Reichs den Begriff der „Majestätsbeleidigung“ hervorzogen und den schreckhaften Paragraphen fortführten bis in die jüngsten Preßgesetze. Wie viele unschätzbare Wahrheit ging dadurch für Diejenigen verloren, für die sie gerade von der höchsten Bedeutung ist! Die Lehren der Geschichte sind, wie Jeder an sich erkennen muß, gleich „fremden Erfahrungen“, von denen nur Wenige lernen, und so geht fort und fort das Leiden durch die Welt, daß über die Fürsten die Wahrheit zu spät für sie selbst an das Licht kommt, erst wenn sie todt sind. — Nur an Unverfängliches, Harmloses darf die Feder sich wagen, und das sei hier geboten.

Will man ein irgend gerechtes Urtheil über Jemanden ermöglichen, so ist es nothwendig, nicht bloß die Erziehung &c., sondern auch erbliche Familienanlagen in's Auge zu fassen. Bekanntlich vereinigten sich bei Ludwig dem Ersten die widersprechendsten Anlagen und Eigenschaften: Er war „teutsch“ gesinnt und hartnäckigst particularistisch; in Kunstdingen liberal, in Politik despotisch; leutselig und rücksichtslos, ja grausam verletzend; gescheut und jesuitenfeindlich und doch pfäffisch-ultramontan. Auch Max der Zweite offenbarte sehr schroffe Contraste: er war pfaffenfeindlich und doch „hat er mehr für die katholische Kirche gethan, als irgend ein bairischer Fürst“ (Geschichte vom Archivrath Dr. Söltl); scrupulös gewissenhaft als Monarch, und doch vor Verfassungsverletzung nicht zurückscheuend; er liebte aus Gesundheitsrücksichten die Jagd, ließ sich aber überall bequeme Reitwege bauen, um zu den Jagdplätzen hinaufreiten zu können, setzte sich dann auf einen Feldstuhl und las in überall mitgeschleppten Büchern, bis sein Büchsenspanner ihn anstieß und auf die Gemse zeigte. Liebenswürdig im Umgang, errichtete er Abendgesellschaften mit Rauchzimmer, aber ein Wort eines Geladenen, zum Beispiel Bluntschli's, konnte ihn dabei so verletzen, daß er ihn, den vorher Gerufenen, wieder zum Lande hinausjagte; den Abgeordneten Völk hielt er sehr werth, bis dieser einmal sagte, es helfe nichts, von „deutscher Gesinnung“ immer zu reden, man müsse auch, Souveränetätsrechte opfernd, handeln: da fiel er in mehr als Ungnade.

Was nun Erziehung und Unterricht betrifft, so hat namentlich bei König Ludwig dem Zweiten die außerordentliche Begabung und der Privatfleiß Vieles gut machen müssen, was von Seiten des Vaters hierin versäumt worden war. König Max hielt ihn und den Prinzen Otto mit einer auffallenden Kälte und Unnahbarkeit von sich ab, wohl weil er sicher auf längeres Leben hoffte und daher glaubte, es käme für ihn noch die Zeit, an die Erziehung seiner Söhne zu gehen. Wenn er aber Klagen hörte, war er sehr streng und züchtigte. Die ebenso herzensgute als, wie sie während des Kriegs bewies, auch opferbereite Königin schmerzte dies so tief, daß sie sehr bald deshalb das Verschweigungssystem vorzog.

So schon in zarter Jugend viel auf sich selbst angewiesen, gewann der junge Prinz sehr bald eine Selbstständigkeit, die ihn in den Stand setzte, sich eigene und ganz eigenthümliche Ziele zu stecken und sie später als König mit überraschender Energie zu verfolgen. Bis jetzt sind es zwei Richtungen seines Geistes,

welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und der Presse Jahre lang Stoff zu den verschiedenartigsten Beurtheilungsweisen dargeboten haben.

Das Nächstliegende ist sein Verhältniß zu Richard Wagner. In der That identificirte der König sich so vollständig mit diesem Musikfürsten, daß er ihn völlig wie seinen „geistigen" Vater verehrte. Er las halbe Nächte lang nur Wagner'sche Schriften, spielte auf dem Clavier nur Wagner und wollte nur Wagner hören; dies ist übrigens noch heute der Fall, wenn auch Schauspiele mit Beziehungen auf Louis den Vierzehnten oder den Fünfzehnten neben jene Vorliebe getreten sind. Von den Ansprüchen des geliebten Maestro an die königliche Civilliste wird so Unglaubliches berichtet, daß wir es hier nicht nacherzählen wollen. Allbekannte Thatsache ist es aber, daß die Eitelkeit und Anmaßung Wagner's es so weit trieb, bis der Unwille von allen Seiten gegen ihn losbrach und sein König selbst ihn in München nicht mehr halten konnte.

Von allen Werken Richard Wagner's äußerte die Oper Lohengrin den stärksten Eindruck auf den König, obwohl er auch zu anderen Opern Wagner's sich von Künstlern eigene Bilder und Cartons fertigen ließ, um einzelne Scenen immer vor Augen haben zu können. Der Schwan (welcher übrigens auch bei Max dem Zweiten im Hohenschwangau eine große Rolle spielte) wurde für ihn eine Art Sinnbild, und die schmeichlerische Geschäftigkeit Dritter brachte ihn überall an.

Eine große Vorliebe faßte der König für die Schweiz, in Folge der nothgedrungenen Uebersiedelung Richard Wagner's dahin, und im Zusammenhange damit ließ er sich kostbare Decorationen vom Vierwaldstätter See durch deshalb eigens an Ort und Stelle geschickte Theatermaler herstellen. Die Sammlung derselben ist so reich und trefflich, daß der König nicht selten für sich allein bloße Decorationsvorstellungen geben läßt.

Für das Decorations- und überhaupt für Theaterwesen hat übrigens der König auch an sich und abgesehen von jedem Zusammenhange mit Richard Wagner ein leidenschaftliches Interesse. Er kennt einzelne Theaterstücke von Schiller auswendig und ließ sich oft theils Schauspieler, theils Schauspielerinnen (unter Anderen die Frau von Buljowsky) in die Residenz kommen, um sich Stücke vorlesen oder einzelne Partien einer Rolle vorrecitiren zu lassen. Wenn hierbei dem Recitirenden einmal der Faden zerriß, so vermochte der König stets sofort aus dem Gedächtniß ihm einzuhelfen. — Die Vorliebe für Decorationen ging so weit, daß der König in der grandios-lieblichen Natur Hohenschwangaus sich bekanntlich selbst in seinem Schlafzimmer eine Gebirgsdecoration herrichten ließ, hinter welcher er durch einen vom Bette aus dirigirbaren Zug den Mond aufgehen lassen konnte.

Ueberhaupt ist Romantik ein Grundzug im Geistesleben des Königs, und sie ist von Richard Wagner wohl am meisten gesteigert worden. Man denke sich diese Einwirkung und die Jugend des so ganz unvorbereitet zur königlichen Macht gelangten Fürsten, und man wird selbst bedenkliche Excentricitäten ganz erklärlich finden. Greife doch Jeder in sein eigenes Herz und Gedächtniß, versetze er sich in seine Jugendzeit zurück und denke, wohin sein dieser Zeit entsprechender romantisch-schwärmerischer Zug gekommen sein würde, wenn er ihm mit achtzehn Jahren frei wie ein König hätte nachgehen können! Selbst der greise König Johann von Sachsen äußerte bei einer gelegentlichen Anwesenheit in München, er begreife vollständig den Einfluß Richard Wagner's auf den jugendlichen König von Baiern, habe doch er selbst sich kaum von dem Zauber, welchen Wagner auf ihn ausgeübt, zu befreien vermocht.

Der angeborene Kunsttrieb wurde durch dieselbe hohe Anschauung des Königthums, von welcher der Schlittenschmuck Zeugniß giebt, auch auf die Baukunst übergeleitet. Das Bergschloß Hohenschwangau, das stolze Werk des Vaters, soll durch einen nach Lage und Stil noch romantischeren und prachtvolleren Bau übertroffen werden. In der Nähe desselben strebt ein steiler Fels aus düsterem Waldesdunkel hoch empor. Auf diesem fast unzugänglichen Felsen, auf welchem nur schwer ein Untergrund künstlich herzustellen war, ersteht auf des Sohnes Geheiß ein zweites Königsschloß: Neu-Schwanstein. Ein anderes Gebirgsschloß ließ sich der König unweit von Oberammergau bauen: den „Linderhof". In tiefster Einsamkeit erhebt sich ein mit Luxus gebautes und besonders im Innern mit den reichsten, aber auch geschmackvollsten Möbeln ausgestattetes und mit Frescomalereien geschmücktes wahrhaft königliches Schloß.

Noch prachtvoller ist das auch weit romantischere Schloß „Am Schachen". In der Abgeschiedenheit eines wahrhaft kolossalen Gebirgsstockes (Wetterstein) im Rain-Thale, zwischen Zugspitz und Karwendel, schwebt hoch oben auf schwindelnder Höhe die mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattete Königsburg. Maurische Säulen und Springbrunnen à la Alhambra, zwischen und über duftenden südlichen Gewächsen plätschernd, zaubern auf kalter Bergeshöhe ein Bild von „Tausend und eine Nacht" voll südlicher Gluth herbei.

Diese Freude an der Nachahmung der Natur durch die Kunst und ebenso der durch die Kunst geschmückten Natur ließ in dem König sogar den Wunsch auftauchen, auch den Vulcan in seine Alpen hereinzurufen. Vom Schachen aus sieht man einen Bergkegel, welchem gegenüber der König gern schöne Mond- oder Sternennächte bald im Freien, bald in einem Pavillon, immer aber allein und mit möglichst entfernter Dienerschaft, zubrachte. Dieser Bergkegel entfaltete nun in einer Nacht eine kunstreiche vulcanische Thätigkeit: sein Haupt warf Feuer aus und ließ glühende Lava rinnen. Es soll ein schönes Schauspiel gewesen sein, wurde aber, der Kostspieligkeit wegen, nicht oft wiederholt.

In diesen Feensitzen weilt der junge König größtentheils „mutterseelenallein", wie das Volk die tiefste Einsamkeit so herzig bezeichnet. Nur mit dem nothdürftigsten Personale von Dienern, welche zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet sind, bezieht der Fürst möglichst ungesehen, wo möglich bei Nacht und Fackellicht, diese Bergasyle. Früher ritt der König, später ließ er sich eigene kleine Wagen bauen, in welchen er auf den Reitwegen auf die Höhen fahren kann. Niemand darf die neuen Bergschlösser betreten, gleichviel ob der König gerade darin weilt oder nicht. Eine auffallende Ausnahme ist es, wenn der König einmal einen andern Sterblichen auf sein Bergschloß einladet. Auch ein solcher wird nur zur Nachtzeit hinauf- und nach kurzer Audienz wieder herabgeleitet.

Selbst der Diener braucht zur Servirung des Tisches des Königs Zimmer nicht zu betreten. In Linderhof ist dazu eine Art „Tischlein deck' dich" eingerichtet, welches von einem untern Stockwerke unsichtbar in das obere emporgehoben und auf ein Zeichen herabgelassen und mit der nächsten Speise versehen wieder nach oben befördert wird.

In neuester Zeit äußert sich die Liebe zur Abgeschlossenheit besonders darin, daß der König selbst seine Leidenschaft für das Theater mit jenem Triebe in Einklang bringt. Er läßt ziemlich häufig im Residenztheater oder selbst im großen Hoftheater für sich ganz allein Theaterstücke oder Opern aufführen. Dieselben beginnen erst zu einer vorgerückten Stunde und endigen meist spät nach Mitternacht. Ueberhaupt übt gerade die späteste Nachtzeit auf ihn ihren Reiz aus. Früher machte der König im Gebirge insbesondere zur Nachtzeit große Ritte, nur von einem Stallknechte begleitet. Auch jetzt liebt der König noch vorzugsweise zur Nachtzeit zu reisen, nur geschieht es seit den letzten Jahren immer zu Wagen oder Schlitten, wie wir ja selbst gesehen haben.

Als das Verhältniß zu Richard Wagner gelockert und der Wunsch der nächsten Verwandtschaft des Königs durch Entfernung Wagner's von München erfüllt war, trat unseres Wissens alsbald eine gewisse Vorliebe für Louis den Vierzehnten und sein ganzes Wesen ein. Insofern lag hierzu schon eine Anlage vor, als der junge König, unvorbereitet zum Throne wie er war, das Königthum in einer gewissen subjectiven Weise auffaßte. Zu verwundern ist es darum nicht, wenn, auch nachdem die constitutionelle Auffassung des Königthums ihm heiliger Ernst geworden war, mitunter der Gedanke durchbrach: es wäre denn doch recht hübsch, zur Zeit Ludwig's des Vierzehnten gelebt zu haben, oder — er selbst gewesen zu sein. Gewiß ist, daß diese Vorliebe zu einem sehr hohen Grade gedieh. Trotz der königlichen Abneigung gegen das republikanische Frankreich wurde plötzlich nach Paris und Versailles gereist und das Musterschloß des vierzehnten Ludwig in Augenschein genommen, obwohl Baiern in dem königlichen Lustschloß Nymphenburg bei München bereits eine Stylnachahmung und eine sehr schöne Copie des berühmten Versailler Theaters in dem sogenannten Residenztheater besitzt. Auch der Literatur über die

Nächtliche Bergfahrt Ludwigs des Zweiten im Königsschlitten.
Originalzeichnung von Gustav Sundblad.

Digitized by Google

fragliche Zeit wendete nun der König seine ganze Aufmerksamkeit zu. Eine Uebersetzung von einem Theaterstücke ließ er eigens unter seiner Oberleitung verfertigen, andere wurden aus den Bibliotheken zusammengesucht, und so erscheint, mit aller Liebe behandelt, nun jene Zeit vor Allem auf den „Brettern"; auch große Galatafeln im Costüme von Louis Quatorze sind schon, jedoch ebenfalls nur vom König allein, abgehalten worden.

Wie man nun auch über diese Verwirklichungen von Phantasieen, welche bei anderen gleichbegabten Menschen stumme Wünsche oder wachende Träume bleiben, denken möge: Jeder, der dem König Ludwig dem Zweiten um seiner vielen trefflichen Eigenschaften und um seiner ungewöhnlichen Begabung willen von Herzen zugethan ist, kann für ihn nur den einen Wunsch hegen, daß Gott ihm recht bald das höchste Glück auf Erden, ein braves Weib und einen redlichen Freund schenke und dadurch ihn aus seiner auf die Länge gewiß unerträglichen Vereinsamung erlöse — zum Heil nicht blos Ihm, sondern auch Baiern und Deutschland.

Ist es nicht etwa geboten, wegen des Hervorziehens eines solchen Gegenstandes an die Oeffentlichkeit uns zu entschuldigen? Müssen wir einem Manne, der auf den höchsten, dem Menschen in unserem Staatsleben erreichbaren Höhen weilt, nicht das Recht einräumen, als Mensch sein Haus und sein Leben sich frei nach eigener Weise einzurichten? Und wenn Beides von der gewohnten und gewöhnlichen Art der Zeitgenossen abweicht, darf es deshalb schon der öffentlichen Besprechung verfallen?

Darüber mögen die Meinungen so verschieden sein, wie die Stellung der Einzelnen auf den Rangstufen der Gesellschaft von der Ebene des Bürgerlebens bis zu den Thronen hinauf. Unsere Meinung darüber ist diese: die Gegenwart hat mit vielen Vorrechten und Vorurtheilen der Vergangenheit gebrochen und namentlich den ehemaligen Abstand zwischen Kronenträger und Unterthan ausgefüllt mit neuen, der Erhabenheit der Stellung entsprechenden Pflichten des Ersteren. Geblieben ist aber das höchste Recht der Krone, daß ihr Träger im Leben wie in der Geschichte sein Volk repräsentirt. Tausende von Männern, als Menschen von gleichem und oft von weit höherem Werthe, als der Fürst, verschlingt die Zeit, ihre Spur geht dahin, wenn sie nicht durch eigene Kraft ihren Namen für die Nachwelt retten; der Fürst allein steht von selbst ewig im Lichte der Geschichte. Dieses ungeheure Vorrecht wird nur durch die Pflicht des Fürsten ausgeglichen, daß sein Leben nicht ihm, sondern seinem Volke gehört. Er steht auf der höchsten Höhe, um von Allen gesehen zu werden, und darum hat er nicht die Freiheit des Privatmanns, sich und sein Leben beliebig von seinem Volke abzusondern und vor ihm zu verhüllen. Dieses unbestreitbare Volksrecht auf das Fürstenleben erachten wir als entschuldigend genug für unser Unterfangen, über Dinge zu reden, von denen man seit Jahren nur flüstert und die bisher wohl das Heraustreten an die Oeffentlichkeit nur scheuten, weil sie längst öffentliches Geheimniß sind.

M. v. M.

Sturm.

Von Dr. Hermann J. Klein.

Wer erinnerte sich nicht von seiner Jugendzeit her mit Vergnügen jener Seeromane, in welchen neben ritterlichen Piraten und kühnen Strandräubern, die meistens ehedem bessere Tage gesehen hatten, ein tüchtiger Seesturm niemals fehlte? Berghoch schwollen die Wogen an und rissen das Schifflein, welches den Helden der Erzählung trug, bald hoch in die Lüfte empor, bald schleuderten sie es in den Abgrund des Meeres hinab. Dabei rabenschwarze Nacht, die nur von Zeit zu Zeit durch das grelle Licht zuckender Blitze erhellt wird, prasselnder Regen und dumpfes Geheul des Windes. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, daß solche Bilder — und sie entsprechen innerhalb gewisser Grenzen durchaus der Wirklichkeit — auf das jugendliche Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck hervorbringen und eine nicht selten schwärmerische Begeisterung für jene Seefahrer erzeugen, die mitten im Gewühl der entfesselten Naturgewalten, kühl bis an's Herz hinan, ihre Barken weiter steuerten. Dieser persönliche Muth und eine gewisse, im Verlaufe jahrelangen Herumstreifens auf den „fröhlichen Wassern" erlangte individuelle Erfahrung waren die hauptsächlichsten Requisite eines Seefahrers von ehedem, als noch das Licht der Wissenschaft die Dunkelheit der Sturmnächte nicht durchleuchtet hatte und die Gesetze noch nicht aufgefunden waren, denen die Orkane gehorchen. Heute ist das Alles anders. Neben der persönlichen Erfahrung berücksichtigt der Seefahrer vor allen Dingen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, ja er nimmt für weite Reisen ganz bestimmte Segelanweisungen mit, welche ihm genau vorschreiben, wie er zu steuern hat, um am schnellsten und gefahrlosesten sein Ziel zu erreichen.

Daneben ist die Wissenschaft bemüht, den aus dem Hafen auslaufenden Schiffer vor etwa im Anzuge befindlichem Unwetter zu warnen und die draußen befindlichen Fischerboote zur Heimkehr zu mahnen. Alles dies ist lediglich eine Folge unserer heutigen Kenntnisse vom Wesen und Verlauf der Stürme und der Art und Weise, wie diese sich ankündigen. Die Sturmwarnungen bedürfen dazu noch der Mitwirkung des electrischen Telegraphen, der, schneller als der Wind, die bedrohten Punkte von dem noch in weiter Entfernung befindlichen Unwetter unterrichtet. — Daß der Wind nichts als ein Strömen oder Fließen, überhaupt eine Bewegung der Luft ist, weiß heute Jedermann; weniger allgemein bekannt dürfte dagegen die Thatsache sein, daß die Heftigkeit des Windes allein von der Geschwindigkeit abhängt, mit welcher sich die Luft bewegt. Beträgt die Luftströmung blos ein oder zwei Fuß in der Secunde, so ist sie dem Gefühle kaum merklich und man spricht von angenehm säuselndem Winde; ist ihre Geschwindigkeit fünfzehn bis sechszehn Fuß in der Secunde, so nennt der Schiffer diesen Wind eine frische Brise; bei dreißig Fuß hat er einen guten Segelwind; bei fünfzig Fuß ist der Wind schon stark; bei siebenzig bis achtzig Fuß hat man bereits Sturm, und bei einer Schnelligkeit von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Fuß in der Secunde tobt der wüthendste Orkan. Diese Geschwindigkeiten mögen Manchem gering vorkommen, es würde aber sehr schlimm um unsere Bauwerke aussehen, wenn Luftströmungen von hundertfünfzig Fuß Geschwindigkeit in der Secunde bei uns häufig vorkämen. Ein Orkan von dieser Schnelligkeit drückt nämlich auf die Fläche eines mäßigen Hauses mit einer Kraft von etwa eintausendfünfhundert Centnern, und wenn man bedenkt, daß dieser Druck nicht gleichförmig und andauernd, sondern ungleichmäßig und stoßweise wirkt, so wird man begreifen, daß die stärksten Mauern ihm nicht Stand halten. Dem entspricht die Erfahrung in jenen Gegenden, welche bisweilen von Orkanen heimgesucht werden, vollständig.

Die in Westindien tobenden Stürme, welche die Engländer Hurricanes, die Spanier Tornados nennen, verwüsten bisweilen ganze Ortschaften. Der Orkan vom 10. October 1780 zerstörte im Vereine mit den Wogen des rasenden Meeres die ganze Stadt Saint Pierre auf der Insel Martinique, stürzte in Port Royal die Kathedrale, sieben Kirchen und vierzehnhundert Häuser um und begrub sechszehnhundert Kranke unter den Ruinen des Hospitals. Auf der benachbarten Insel Sanct Lucia zerstörte er die stärksten Gebäude bis auf ihre Fundamente und riß Menschen und Thiere vom Erdboden empor. Die Stadt Kingstown auf Sanct Vincent wurde ganz zerstört. Auf den Leeward-Inseln zog sich, als der Sturm heftiger wurde, die Familie des Gouverneurs in die Mitte des Hauses zurück, welches wegen seiner drei Fuß dicken Mauern hinlänglich Schutz versprach; dennoch brach der Wind durch; man floh in den Keller, aber hier stieg das Wasser vier Fuß hoch; man rettete sich nach der Batterie und suchte unter den Kanonen Schutz, aber einige Zwölfpfünder wurden vierhundertzwanzig Fuß weit fortgetrieben. Als der Tag anbrach, glich die Gegend einer Winterlandschaft — kein Blatt, kein Ast war an den Bäumen zu sehen. So furchtbar aber auch der Sturm auf diesen Inseln gewüthet haben mochte, so waren die Verheerungen, welche er auf offener See an den dort befindlichen Schiffen anrichtete, womöglich noch schrecklicher. Eine französische Flotte von zwei Fregatten und fünfzig Transportschiffen mit fünftausend Mann

Truppen befand sich damals gerade an der Südküste der Insel Martinique. Alle diese Schiffe wurden bis auf deren sechs oder sieben, die dem Untergange entrannen, vernichtet. Aber auch die englische Kriegsflotte, unter Sir Georges Rodney, wurde zerstört.

Von dem Sturme, der am 10. August 1831 auf der Insel Barbados wüthete und von hier in sechs Tagen bis nach New-Orleans hinschritt, berichtet ein Augenzeuge Folgendes. Der Orkan begann um neun Uhr Abends mit mäßigem Nordwinde. Bald folgten einige Windstöße, die durch ruhige Pausen getrennt waren. Nach Mitternacht flammten die Blitze furchtbar und der Sturm brauste aus Nord und Nordost. Um ein Uhr Morgens raste der Wind mit furchtbarer Wuth und wandte sich plötzlich von Nordost in Nordwest. Gegen zwei Uhr war das Heulen des Orkans so arg, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Lieutenant *Nickle* hatte unter einem Fensterbogen Schutz gesucht und hörte wegen des Sturmes nicht das Einstürzen des Daches und des obern Stockwerkes. Um drei Uhr nahm der Wind ab; auch das Flammen der Blitze hörte einen Augenblick auf, und eine schreckliche Finsterniß hüllte die Stadt ein. Das dumpfe Geräusch des Windes sank zu einem majestätischen Gemurmel herab. Nach einer halben Stunde, während deren das elektrische Feuer zwischen den Wolken und der Erde eine großartige Thätigkeit entwickelt hatte, brach der Orkan wieder aus, dieses Mal aus Westen, tausend Trümmer als Wurfgeschosse vor sich hertreibend. „Die festesten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde selbst zitterte, als der Zerstörer über sie hinwegschritt. Kein Donner war zu hören, als das gräßliche Geheul des Windes, das Brausen des Oceans, dessen mächtige Wellen alles zu zerstören drohten, was die anderen Elemente etwa verschonen möchten; das Gerassel der Ziegel, das Zusammenstürzen der Dächer und Mauern und die Vereinigung von tausend anderen Tönen bildeten ein Entsetzen erregendes Geräusch. Nach fünf Uhr ließ der Sturm einige Augenblicke nach, und da hörte man deutlich das Fallen der Ziegel und Bausteine. Um sechs Uhr war der Wind Süd, um sieben Uhr Südost, um neun Uhr schönes Wetter. Der Anblick der Gegend war der einer Wüste, nirgends eine Spur von Vegetation, einige Flecke welken Grüns ausgenommen. Der Boden sah aus, als wenn Feuer durch das Land gegangen wäre, welches alles versengt und verbrannt hätte."

Wie furchtbar aber auch in Westindien, Frankreich, Holland und anderen Gegenden die Gewalt der entfesselten Naturkraft auftreten mag, so verschwinden ihre Schrecken doch vollständig vor jenen, mit welchen Sturm und Fluth gelegentlich die nordfriesischen Inseln an der Westküste Schleswigs bedrängen. Theils friedlich, theils in tobendem Kampfe hat hier seit Jahrhunderten die See das Land fortgeführt, und wo einst Dörfer und Kirchen standen, rollen nun die Wogen der unermeßlichen See. Allein seit dem elften Jahrhunderte haben die wackeren Friesen auf jenen Landfetzen einhundertundfünfzig Sturmfluthen ausgehalten. Mancher Schiffer, der heimkehrte aus entlegenen Zonen, fand die grüne Wiese um den Wurthügel, der sein Haus trug, vom Wasser des Meeres bedeckt; ja dort gab es, wie Weigelt in seinem wundervollen Buche über die nordfriesischen Inseln sagt, Leute, welche ihr Heimathland überlebten. Nicht leicht läßt sich etwas Schreckhafteres denken, als eine Sturmnacht auf einer kleinen Erdenscholle mitten in der See, wenn schäumende Wogen die Mauern durchbrechen und die Bewohner im Giebel des Hauses Schutz suchen müssen. Und damit auch das Schauerliche dem Schreckensvollen nicht fehle, so erzählt man aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Pastorat der Hallig Gröde, daß damals eine Sturmfluth die Särge aus den Gräbern riß: sie stießen mit den Wogen gegen die Wände des Hauses und drangen in's Zimmer. „So kamen im Geheule des Sturmes die Todten, um die Lebenden zu rufen."

Wenden wir uns nun von den Erscheinungen, welche die Stürme im Einzelnen darbieten, zu den allgemeinen Gesetzen, denen sie bei ihrem Auftreten gehorchen. Wir begegnen dabei gleich der merkwürdigen Thatsache, daß ein Sturm sich stets durch ein mehr oder weniger rasches Fallen des Barometers, also durch eine Abnahme des Luftdruckes ankündigt. Schon der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke, der Erfinder des Barometers, hatte die Bemerkung gemacht, daß, wenn das Wettermännchen in seiner mit einer Flüssigkeit angefüllten und oben verschlossenen Glasröhre am tiefsten stand, sehr heftiger Wind aufzutreten pflegte; er schrieb daher an den tiefsten Punkt derselben das Wort „Sturm". Gegenwärtig bildet die Beobachtung des Barometers für den Seefahrer eine wichtige Arbeit. Der berühmte Nordfahrer Scoresby erklärt, daß er in Folge der aufmerksamen Beobachtung der Warnungen des Barometers mehrmals drohenden Stürmen entgangen sei.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß ein Sturm um so heftiger sein wird, je rascher und tiefer das Barometer fällt. Meist dauert es noch einige Stunden nach dem Fallen des Barometers, ehe der Sturm sich einstellt, oft ist er aber auch sehr schnell da. Am 3. August 1837 wurde zu Puerto Rico um vier Uhr Nachmittags angekündigt, daß bei dem ungewöhnlich starken Sinken des Barometers Sturm drohe. Derselbe traf so schnell ein, daß dreiunddreißig vor Anker liegende Schiffe nicht gerettet werden konnten. Der furchtbare Teifun vom 6. October 1831 erschien so rasch nach dem Falle des Barometers, daß die Schiffe im Hafen von Macao nicht die geringsten Vorkehrungen treffen konnten und Tausende von Fahrzeugen sammt ihrer Ladung zu Grunde gingen.

Colonel *Copper* war der Erste, welcher die Erscheinungen des Teifuns genauer studirte, indem er die an verschiedenen Punkten gemachten Beobachtungen miteinander verglich. Er kam im Jahre 1801 zu dem überraschenden Resultate, daß die ostindischen Orkane ungeheure Wirbelwinde seien, bei welchen die Luft sich kreiselnd um den Ort bewege, an welchem der geringste Barometerdruck stattfindet. Dieses Ergebniß wurde damals allerdings wenig beachtet. Erst als *Dove* nachwies, daß der große Sturm am Weihnachtstage des Jahres 1818 ein ungeheurer Wirbelwind gewesen sei, dessen Centrum von Brest in Frankreich über den Canal, England und die Nordsee, gegen die Südspitze von Norwegen fortschritt, wurde die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt rege. Drei Jahre später kam *Redfield* zu dem Ergebnisse, daß auch die westindischen Hurricanes und Tornados Wirbelstürme seien und daß die Luft in ihnen stets in entgegengesetzter Richtung wirbelt, wie sich der Zeiger einer Uhr dreht. Umgekehrt geschieht auf der südlichen Erdhälfte die wirbelnde Bewegung der Luft in derselben Richtung wie die Bewegung des Uhrzeigers. In der Meteorologie sagt man kurz: die Stürme der nördlichen Erdhälfte drehen *gegen die Uhr*, die der südlichen Halbkugel *mit der Uhr*. Die Geschwindigkeit der wirbelnden Bewegung, also die Gewalt des Sturmes nimmt von außen gegen den Mittelpunkt des Wirbels hin zu, im Centrum selbst aber, wo das Barometer am niedrigsten steht, herrscht meist völlige Windstille. Sobald daher der Mittelpunkt eines Sturmes über einen Ort hinwegschreitet, verstummt das Geheul des Windes wie durch Zauberschlag. Der Unkundige freut sich dessen und glaubt alle Gefahr plötzlich verschwunden, aber der erfahrene Schiffer benutzt die kurze Rast, um sich für den Eintritt in die zweite Hälfte des Wirbels vorzubereiten. Oft nach wenig Minuten, bisweilen aber auch nach einigen Stunden ist dieser angelangt und der Sturm setzt mit gleicher Wuth wie früher, aber nun aus der entgegengesetzten Richtung kommend, ein. Im Allgemeinen ist die Heftigkeit dieser Stürme um so größer, je kleiner der Durchmesser der wirbelnden Luft ist, und die Stärke des Windes vermindert sich in dem Maße, wie der Orkan seine Wirbel ausdehnt, was im Verlaufe seiner Fortbewegung geschieht. Aus diesem Grunde sind auch diejenigen Stürme, welche, von Westindien kommend, bisweilen die ganze Breite des Atlantischen Oceans überschreiten und sich der europäischen Küste nähern, hier bei weitem nicht mehr so heftig wie in der Nähe der amerikanischen Gestade.

Ich habe bereits bemerkt, daß der Mittelpunkt eines Wirbelsturmes durch den Ort des niedrigsten Barometerstandes bezeichnet wird, und daß dieser Mittelpunkt nicht stehen bleibt, sondern sich über die Erdoberfläche fortbewegt. Wenn man nun, auf Grund der Beobachtungen, untersucht, in welcher Richtung die Fortbewegung dieses Sturmcentrums stattfindet, so ergiebt sich, daß die westindischen Hurricanes, so lange sie in der heißen Zone bleiben, alle von Südost nach Nordwest vorschreiten, sobald sie aber auf diesem Wege in die gemäßigte Zone gelangen, biegen sie sofort um und schreiten nun von Südwest nach Nordost vorwärts. Umgekehrt verhält es sich mit den

Mauritius-Orkanen; sie schreiten innerhalb der heißen Zone von Nordost nach Südwest fort, biegen aber beim Uebergange in die südliche gemäßigte Zone um und bewegen sich dann in der Richtung gegen Südost.

Die Kenntniß dieses gesetzmäßigen Verhaltens der Wirbelstürme ist für den Seefahrer, der von einem solchen Orkane überrascht wird, von größter Wichtigkeit. Denken wir uns, ein Schiff würde auf der nördlichen Halbkugel in der heißen Zone von einem Wirbelorkane überfallen. Hier schreitet das Centrum des Sturmes von Südost nach Nordwest fort und die Luft wirbelt gleichzeitig von Süd durch Ost und Nord nach West. Das Schiff muß nun suchen aus der Bahn des Orkans zu kommen und jedenfalls vom Centrum desselben möglichst entfernt zu bleiben. Die Richtung, in welcher dieses letztere zu suchen ist, bestimmt sich leicht aus der Regel, daß, wenn man dem Winde den Rücken zukehrt, das Sturmcentrum sich auf der nördlichen Erdhälfte links, auf der südlichen aber rechts befindet. Wenn in unserem Beispiele der Sturm als Nordost einsetzt und sich durch Ost nach Südost dreht, so befindet sich das Schiff auf der Nordostseite des Wirbels und muß nordostwärts steuern, um aus der Bahn des Orkans zu kommen. Wäre der Wind anfangs nordwestlich und drehte er sich dann durch West nach Südwest, so würde sich das Schiff auf der südwestlichen Seite des Sturmfeldes befinden und müßte nach Südwest steuern, um dem Bereiche der wirbelnden Luft zu entgehen.

Daß ein Schiff, welches der Gewalt eines Kreiselorkans überlassen ist, von diesem in gewaltigen Bogen im Kreise herum geführt wird, hat unter Anderen die Brigg „Charles Heddle“ erfahren. Sie wurde am 22. Februar 1845 etwa zweihundertzehn Seemeilen nördlich von Mauritius im Indischen Oceane von einem Cyklon erfaßt und nach Verlust ihrer Segel von dem Orkane bis zum 27. Februar fünf Mal um das Stillmcentrum herumgeführt, ähnlich wie eine Motte das Licht umkreist. Sieht man sich auf einer Karte den Weg, welchen das Schiff beschrieb, genauer an, so erkennt man, daß die Kreise, welche dasselbe um das Sturmcentrum beschrieb, immer kleiner wurden, daß also die wirbelnde Luft eigentlich eine spiralförmige Bewegung besitzt. Von außen strömt ununterbrochen Luft gegen das luftdünne Centrum und steigt hier empor. Professor Reye hat berechnet, daß in dem großen Cuba-Orkane vom 5. bis 7. October 1844 in jeder Secunde mindestens vierhundertzwanzig Millionen Kubikmeter Luft einströmten und in der Nähe des Centrums aufstiegen. Wenn diese feuchten und warmen Luftmassen die höheren, kalten Schichten der Atmosphäre erreichen, so verdichtet sich dort ihr unsichtbarer Wasserdampf zu ausgedehntem schwarzem Gewölke, aus dem jene ungeheuren Regenmassen herabstürzen, welche die Wirbelstürme begleiten. Die gewaltige Wolkenmasse zeigt sich schon aus weiter Ferne als schwarzes Wölkchen, von den Seefahrern „Ochsenauge“ genannt, das der Unerfahrene kaum beachtet, das aber das Herz des erfahrenen Schiffers mit Besorgniß erfüllt, denn er weiß, daß dieses Wölkchen, aus sich selbst heraus sich ausdehnend, bald den ganzen Himmel überdecken und den Sturm mitbringen wird.

Werfen wir zum Schlusse noch einen raschen Blick auf die Entstehung der Stürme. Die Wissenschaft hat in dieser Beziehung ihr letztes Wort noch nicht gesprochen, jedoch ist es, wie besonders die Untersuchungen von Professor Reye in Straßburg gezeigt haben, außerordentlich wahrscheinlich, daß die ersten Keime zu den gewaltigen Kreiselorkanen der tropischen Meere in dem Emporsteigen von warmen, feuchten, unteren Luftschichten in größerem Maßstabe zu suchen sind. In einzelnen Fällen mag zuerst die rasche Bildung ausgedehnter Gewitterwolken einen starken aufsteigenden Luftstrom hervorgerufen haben. Daß ein kräftig emporsteigender warmer Luftstrom häufig die Ursache heftiger Wirbelwinde wird, ist längst bewiesen. Bei der Ausrodung der Urwälder in Nordamerika durch Feuer hat man häufig das Entstehen furchtbarer Wirbelstürme beobachtet. Im Sommer 1824 ließ Dr. Cowles an einem absichtlich zur Verhütung weiterer Verbreitung des Feuers gewählten heitern und windstillen Tage eine aufgehäufte Masse trockenen Holzes verbrennen. Flammen und Rauch stiegen in Gestalt eines mächtigen Kegels empor, und bald erhob sich ein gewaltiger Wirbelwind, der große Reisigbündel hoch in die Luft führte und an entfernten Stellen wieder niederfallen ließ. Bei einem ähnlichen Feuer zu Stockbridge im Jahre 1783 erhob sich die Flamme zweihundert Fuß hoch, und gleichzeitig entstand ein Wirbelwind, der umgehauene Bäume von sechs bis acht Zoll Durchmesser vom Boden fortriß und zu vierzig bis fünfzig Fuß emporhob. Olmsted berichtet, daß beim Brande eines von Bäumen besetzten Rohrgebüschs am Ufer des Black-Warrior-Flusses bei Tuscaloosa sich Wirbelwinde von großer Mannigfaltigkeit bildeten, bald trichterartig, mit dem Fuße auf Haufen brennenden Rohres ruhend, bald cylinderförmig mit schraubenförmiger Bewegung, wodurch der schwarze Rauch in Windungen gegen den Gipfel der sichtbaren Säule getrieben wurde.

Diese Beispiele ließen sich leicht noch vermehren, doch genügen sie, um in populärer Form die oben genannte Theorie der Entstehung der Wirbelstürme zu illustriren. Natürlich sind bei diesen Orkanen alle Verhältnisse weitaus großartiger. Es ist bekannt, daß der Wind durch die ihm innewohnende Kraft Arbeit verrichten, z. B. die Flügel einer Windmühle drehen kann. Wenn man diese Arbeit mit derjenigen vergleicht, welche durchschnittlich ein Pferd zu leisten im Stande ist, so erhält man die Arbeitsleistung des Windes oder der strömenden Luft in Pferdekräften, und es ist ohne Weiteres klar, daß umgekehrt genau ebenso viel Pferdekraft erforderlich wäre, um die betreffende Luftmenge in strömende Bewegung zu versetzen.

Nach dieser Voranschickung wird es Jedem verständlich sein, wenn ich hervorhebe, daß nach der Berechnung von Professor Reye der Cuba-Orkan vom 5. bis 7. October 1844 allein zur Bewegung der einströmenden Luft mindestens eine Arbeit von vierhundertdreiundsiebenzig Millionen Pferdekraft während dreier voller Tage aufwendete. Dieser Aufwand von mechanischer Arbeit ist weit größer, als der aller Windmühlen, Wasserräder, Dampfmaschinen, Menschen- und Thierkräfte der ganzen Erde in der gleichen Zeit.

Blätter und Blüthen.

Heidelbergiana. Wer weiß heute noch in der Neckarstadt von dem Nadler Tiehl, von Studenten- und Unsinnsgnaden Hof- und Staatsrath? Wie es ein paar lustige Vögel von Studenten in Heidelberg angefangen haben, den harmlosen Nadler Tiehl, der sich mit Anfertigen von kleinen Draht- und Messingwaaren redlich und kümmerlich ernährte, um sein bischen Verstand zu bringen, wird wohl niemals ganz aufgeklärt werden und ich am wenigsten will das etwas rüde Gebahren der Studenten entschuldigen. Einige kurze Lichtblicke in das kurze Glanzleben dieses Märtyrers des akademischen Ulks sollen ihn vor dem gänzlichen Vergessen bewahren.

Zum allgemeinen Jubel der tollen Jugend stolzirte der bisher ärmlich gekleidete Tiehl, seines Zeichens Nadler und Junggeselle, plötzlich im flottesten Studentenwichse, in Kanonenstiefeln und rother Mütze, umringt von einigen Haupthähnen des Corps der Schwaben, einher. Bald war er bei einer Spritztour nach Mannheim, bald bei einem Ausritte nach Neckargemünd zu sehen; bald saß er im Café Wachter vor einem Schreibtische und versudelte eine Masse Papier mit dem blühendsten Unsinn, den er Gedichte und Staatsschriften nannte — sogar in einem fingirten Duelle mußte er in der Rose in Neuenheim fechten, das ich, damals Gymnasiast, durch besondere Vergünstigung mit ansehen durfte. In einigen Wochen war der maskirte Student soweit, daß er mit der größten Ernsthaftigkeit ein burleskes Doctor- und Staatsexamen machen konnte, nach welchem ihm ein großes illustrirtes, mit sieben Siegeln versehenes Patent behändigt wurde, als „Hof- und Staatsrath in hessen-darmstädtischen Diensten“. Sein lithographirtes Bild war in allen Wirthschaften zu sehen und wurde auf Pfeifenköpfen gemalt getragen. — Es war damals, Anfangs der zwanziger Jahre, die schönste Zeit der Reaction und Demagogenriecherei, wo die Mainzer Commission wie eine Spinne auf die kleinste Fliege lauerte, um ihr den Lebenssaft auszusaugen.

Der Minister X. in Darmstadt galt als einer der schärfsten Schnüffler auf der Fährte der Verfolgten. Vor der Wohnung dieses Würdenträgers hielt eines schönen Sommerabends eine dreispännige Equipage; neben dem Kutscher saß ein auffällig galonnirter Diener, etwa siebenzehn Jahre alt, mit impertinentem Blicke und gleicher Haarfarbe; es war der später allgemein bekannte rothe Fischer, der hier in seinem ersten Probespiele auftrat.

Der Diener öffnete den Wagenschlag und half einem etwas ungelenken Herrn heraus, dessen untere Gliedmaßen mit hohen Kniestiefeln und Sporen, dessen Leib mit einem viel zu weiten Schnürrock bekleidet, und auf dessen Haupt ein großer Federhut gestülpt war. Wir erkennen unseren Hof- und Staatsrath, der sein Patent in einer großen Kapsel wie einen Marschallsstab in Händen trug.

Mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit fragte er das staunende Gesinde nach dem Minister und trat in das ihm bezeichnete Zimmer, natürlich ganz studentenmäßig, ohne anzuklopfen, den Hut auf dem Kopfe.

Der Minister, durch die ungewöhnliche Erscheinung erschreckt, der wohl auch die große, das Patent enthaltende, blecherne Büchse für eine Mordwaffe hielt und unwillkürlich an Kotzebue's Ende dachte, concentrirte sich rückwärts mit einem gewaltigen Sprunge hinter seinen Schreibtisch, und rief um Hülfe, während die ihn schreckende Erscheinung in eintöniger, ganz leidenschaftsloser, auswendig gelernter Rede sprach:

„Minister X., Du bist abgesetzt, und hast sogleich den unten stehenden Wagen zu besteigen, nach Heidelberg zu fahren und Dich daselbst bei dem Seniorenconvent zu melden, der über Dein künftiges Schicksal entscheiden wird. Ich bin der Hof- und Staatsrath Diehl, übernehme von heute an Deine Stelle, Dein Haus und Deine Familie.“

Unterdessen war auf das wiederholte Rufen des Ministers dessen Familie und Dienerschaft erschienen, die das abenteuerliche menschliche Räthsel anstarrten, das fortwährend mit lauter sonorer Stimme sein eben hergesagtes Sprüchlein wiederholte und keine andere Antwort auf die von allen Seiten heftig gestellten Fragen gab. Nur als der Minister in höchster Aufregung nach Wache und Polizei rief, sagte der Eindringling ganz ruhig: „Ja wohl lasse ich Dich arretiren, wenn Du Dich nicht gleich in den Wagen setzen und nach Heidelberg zum Seniorenconvent fahren wirst.“ Nachdem diese Scene seit der Ankunft des Ministerprätendenten etwa eine halbe Stunde gewährt hatte, erschien wirklich auch die herbeigeholte Polizei und brachte den Hofrath mit Gewalt in den Wagen und in die Haft. Der junge rothe Bediente hatte schnell einen Mantel übergeworfen und war spurlos verschwunden. Führer, Pferde und Wagen wurden vom Traubenwirth als Eigenthum des Kutscher Hormuth in Heidelberg festgestellt und einstweilen entlassen. Bei dem am andern Tage angestellten Verhör war natürlich aus dem Arrestanten nichts herauszubringen, der als einzigen Ausweis sein in den drolligsten und unsinnigsten Ausdrücken abgefaßtes Diplom vorzeigte, fest und beharrlich behauptete, daß er Hof- und Staatsrath sei, und fortwährend seine gestrige Rede aufsagte. Es wurde nun die räthselhafte Persönlichkeit nebst Diplom und Acten, unter scharfer Bewachung, in dem Wagen nach Heidelberg an den dortigen Stadtdirector Wild zur Bestrafung und Ermittelung der Helfershelfer gesandt.

Hier war aber schon vorher der rothe Fischer eingetroffen, der in der Nacht von Darmstadt nach Heidelberg gelaufen war und die Nachricht von der Festnahme des Hof- und Staatsraths gebracht hatte.

Glücklicherweise waren die Veranstalter des Ulks keine Burschenschafter, denen in diesem Falle jahrelange Untersuchungshaft in sicherer Aussicht gewesen wäre. Die muthwilligen Sünder waren Söhne hochgestellter Beamten und Mitglieder des Corps der Schwaben, das damals schon im Rufe unverbrüchlicher Regierungsergebenheit stand. Ehe daher der Gefangene in Heidelberg eingeliefert wurde, hatte sich der hervorragendste der Missethäter zum Stadtdirector begeben und Beichte des gespielten Streiches abgelegt, worauf ihm nach einigen Unterhandlungen in Anbetracht des Namens und der Stellung seiner Familie volle Absolution ertheilt wurde. — Der arme um seine Ministerstelle geprellte Hof- und Staatsrath wurde aber bei seiner Einlieferung auf einige Tage in Gewahrsam genommen, und erst nachdem die Aerzte ihn nach genauer Untersuchung für unzurechnungsfähig erklärt hatten, laufen gelassen. Das darüber ausgestellte Zeugniß wurde dem Minister X. in Darmstadt mitgetheilt, und somit die Geschichte begraben.

Mit Schluß des Semesters verließen die lustigen Protectoren des Hofraths, die schon längst bemooste Häupter waren, die Universität und ihren Schützling, der bald seinen Nimbus einbüßte, die Zielscheibe des Nachwuchses der Jugend und endlich vergessen wurde. — Der Hauptanstifter des Ulkes ist zur Vergeltung später badischer Staatsrath geworden und als Präsident eines Ministeriums gestorben. O. A.

Goethe's Jugend. Es liegt ein Zauber in diesem Worte, dem kein gebildeter Mensch zu widerstehen vermag, der verjüngend den Alten in die Seele weht wie Frühlingsodem und duftiger Maienglanz, der die Gemüther der Jungen ergreift und emporzieht wie ein strahlendes Bild aus höherer Welt. Goethe's Jugend! Wer ihre Geschichte mit sinniger Empfänglichkeit, mit unbefangenem und verständnißvollem Geiste in sich aufgenommen, der hat sein Inneres mit einem Quell bereichert, aus dem ihm Freude und Erquickung, befruchtende und bildende Anregung sprießen wird bis an das Ende seiner Tage. Nicht als ob diese Jugend frei gewesen wäre von den Schatten und Flecken der Creatur, den Fehlgriffen und Verirrungen, dem dunkelen Ringen und unsicheren Tasten alles Menschenstrebens. Eine so übermenschlich makellose, unerreichbar über dem Irdischen schwebende Vollkommenheit würden wir in kalter Bewunderung anstaunen, aber sie würde nicht im Stande sein, die Theilnahme unserer Herzen zu gewinnen. Auch ein Goethe zeigt uns alle Züge eines durch Nacht zum Lichte, aus leidensreichen Kämpfen mühsam zu harmonischem Dasein sich emporarbeitenden Menschenkindes. Die Art aber, wie er schon frühe die Wogen zertheilt, die ihn umbrausten und verschlingen wollten, die Kraft des großen Instincts, mit der er die Stürme beschworen, alles hemmende Nebelgewölk durchbrochen und seine Bahn gelichtet und geebnet hat in sicherer Vorahnung seiner hohen Bestimmung, schon das allein verleiht allem fesselnden Bilderwechsel und aller unruhevollen Gährung dieser bewegten Jugend den Schimmer einer unvergleichlichen Majestät.

Man weiß, daß das Leben Goethe's Tausenden inner- und außerhalb unseres Vaterlandes ein ebenso erhabener und erhebender Gegenstand liebevoller Betrachtung und hingebenden Studiums ist, wie es seit vielen Jahrzehnten seine Werke sind; man weiß auch, daß Goethe's Werke nicht voll und ganz erfaßt, genossen und verstanden werden können ohne eine möglichst genaue Kenntniß seines Lebens, namentlich nicht ohne ein Wissen von dem Aufknospen und Erblühen, dem Werden und Reifen, dem Entfaltungs- und Entwickelungsgange dieses außerordentlichen und einzigen Menschen. Dennoch ist es mit jenem Wissen bei sehr Vielen leider noch äußerst schwach bestellt, da bekanntlich unsere Schulen bis jetzt wenig oder nichts zur Ausfüllung solcher Bildungslücken gethan, ja sogar vorschriftsmäßig derartigen literargeschichtlichen Lehrstoff, Hinlenkung auf die Biographien unserer großen Dichter, ihren Zöglingen gänzlich fern gehalten haben.

Die Redaction der Gartenlaube hatte sich daher nicht getäuscht, als sie durch Mittheilung jener Artikelreihe, in welcher Johannes Scherr das Jugendleben Goethe's geschildert hat, einer Pflicht zu genügen, eine bedeutsame Anregung zu geben, einem lebhaft sich regenden Bedürfnisse entgegenzukommen glaubte. Goethe's Kindheits- und Jugendgeschichte, in so lebendigen, farbenreichen und streng geschichtswahren Bildern aus der Feder eines unserer hervorragendsten Schriftsteller und Schilderer vorübergeführt, das entsprach einem stillen Wunsche Unzähliger, das fiel anheimelnd und erwärmend in die Herzen und wurde sichtlich in weiten Kreisen des Publicums mit dankbarster Aufmerksamkeit empfangen. Es bedarf daher auch wohl keiner Rechtfertigung, daß der Verfasser seine zunächst der Gartenlaube überlassenen Schilderungen nunmehr auf eigene Füße gestellt und durch einen besondern Abdruck in die Reihe der selbstständigen Literaturerscheinungen gestellt hat. Unter dem Titel „Goethe's Jugend, der Frauenwelt geschildert von Johannes Scherr“ ist das zusammenhängende Gemälde soeben in einer dem poetischen Inhalte entsprechenden Buchform als ein mit sauberer Eleganz ausgestattetes Bändchen erschienen und es dürfte überflüssig sein, wenn wir es an dieser Stelle eingehend charakterisiren, den obigen Hindeutungen auf den Werth und die Anziehungskraft des Stoffes noch eine besondere Empfehlung hinzufügen wollten.

Bemerkt sei nur für Diejenigen, welche die Leistung noch nicht kennen, daß Scherr hier zwar nur die Jugend Goethe's bis zur italienischen Reise (1786) behandelt, aber seine Darstellung durch ein Schlußcapitel weit über diese Perioden hinausgeführt und überhaupt in dieselbe viele bedeutsame Winke auf das spätere Schaffen und Leben des Dichters verflochten hat. Im Uebrigen ist es auch mit der im Titel angedeuteten Begrenzung auf die Frauenwelt so genau nicht zu nehmen. Das anmuthige und charaktervolle Büchlein wird vielmehr eine genußreiche und erfrischende Gabe für Alle sein, die im heißen Gedränge unserer von gewaltigen Bewegungen und Fragen erzitternden, in ihren Neigungen und Stimmungen aber vielfach doch recht kleinsinnig gewordenen, der geräuschvollen Mittelmäßigkeit und Unbedeutendheit huldigenden Zeit gern Stärkung und Erhebung, Sänftigung und Klärung suchen mögen im gesammelten Ausblicke zu einem überreich von dem reinen Lichte unvergänglicher Schönheit durchstrahlten, auf hochgeschwungenen Bahnen das Höchste erreichenden Wirklichkeit.

A. Fr.

Die Studentenloge im königlichen Schauspielhause zu Berlin. Denjenigen, welche in der Morgenstunde zwischen acht und neun Uhr den der Jägerstraße zugewandten Theil des Schillerplatzes passiren, wird es nicht entgangen sein, daß dort eine dichtgeschlossene Phalanx junger Leute die Thür des königlichen Schauspielhauses belagert. Mag es regnen oder schneien, mögen die Decemberstürme auch noch so rauh die jungen Wangen peitschen, unbeweglich beharren die Jünglinge auf ihrem Platze, und je näher die Zeiger der nebenanstehenden Kirchen auf die neunte Stunde rücken, um so beträchtlicher wächst das Häuflein der theaterbeflissenen Söhne der Alma mater Berlins. Endlich schlägt es neun Uhr; der Glückliche, welcher der Thür zunächst steht, faßt krampfhaft die eisige Klinke; der fest ausschreitende Schließer verkündet klirrend seine Ankunft; das „Ruhig, ruhig, meine Herren!“ des bärtigen Schutzmanns ertönt, jedoch nur, um ungehört zu verhallen, denn schon stürzt durch die geöffnete Thür die jugendfrische Cohorte unaufhaltsam bis zum Billetschalter vor. Doch hier strecken sich zu gleicher Zeit zehn bis zwölf Hände in die Oeffnung, alle bewaffnet mit der studentischen Legitimationskarte, dem blauen Bon und einem Fünfsilbergroschenstück; der Billetverkäufer weiß natürlich nicht, wem er zuerst gerecht werden soll, bis endlich ein schutzbeflissener Mann des Gesetzes Ordnung in die wogende Schaar bringt, indem er sie „zu Vieren“ abzählt und dann jeden einzeln vor den Schalter läßt. Diejenigen, welche die fortlaufenden Nummern eins bis zwölf — sie bilden die beiden vordersten Bänke der Loge — erhalten haben, eilen freudestrahlenden Antlitzes von dannen; es folgen darauf minder frohe, sogar mitunter verteufelt mürrische Gesichter, denn diese Plätze sind nichts weniger denn gut, bis endlich die letzte Nummer 47 verkauft worden ist. Wenige Minuten nach neun Uhr herrscht tiefes Schweigen in diesen noch soeben wildbelebten Räumen: die Studentenloge ist ausverkauft.

So etwa verläuft jeden Morgen der Hergang am Schillerplatze. Sehr stürmisch, ja zuweilen gefährlich ist es an den Tagen, wo eine Novität oder ein classisches Stück gegeben wird. Auch Lustspiele, in denen Vater Döring und seine getreue Partnerin, die Frieb-Blumauer, beschäftigt sind, erweisen sich als zugkräftig; jedoch der stärkste Magnet für die Studenten ist ein Mann, der von ihnen mit Beifall förmlich überschüttet wird, der auch in Leipzig wohlbekannte Richard Kahle. Ein Stück, in dem Kahle beschäftigt ist, füllt die Studentenloge bis zum letzten Platze, und der Künstler darf dessen gewiß sein, daß ihn nach jedem Actschlusse Hervorruf von Seiten seiner frühern Commilitonen ehrt. Denn Kahle ist Student gewesen, besuchte noch in jüngster Zeit als Schauspieler die Collegien des bejahrten Professors Werder und zeigt überhaupt unverhohlen, daß er ein reges Interesse für die Studentenschaft empfindet. Mag es nun auch immerhin der Fall sein, daß ein großer Theil des Beifalls, der ihm so bereitwillig gespendet wird, dem collegialischen Enthusiasmus der Studenten zuzuschreiben ist, die Kahle wohl immer noch als zu ihnen gehörig betrachten, so ist der Künstler dennoch in der That großartig. Wer Gelegenheit hatte, seinen Narciß, Richard den Dritten, Narr in „Was ihr wollt“, Marinelli und besonders Lear und Franz Moor zu sehen, stimmt gern und willig ein in den Applaus, der donnernd aus der kleinen Parterreloge erschallt.

Neben Kahle sind es Döring und die Frieb-Blumauer, welche in hervorragendem Grade die Gunst der Studentenloge genießen. Doch bei ihnen haben die Studenten mit keiner Opposition zu kämpfen, wie dies bei Kahle der Fall ist. Dieses Veteranenpaar der Hofbühne besitzt die ungetheilte Neigung des gesammten Berliner Publicums, das sich von den aristokratischen Logen bis zum höchsten Gipfel des Olymps beeifert, seinen innigsten Beifall zu zeigen. Hauptsächlich glänzen beide Künstler in den harmlosen Lustspielen von Benedix; doch wem sind nicht außerdem die Musterdarstellungen der Frieb als Amme in „Romeo und Julie“, als Daja im „Nathan“, als Martha im „Faust“, wem nicht Döring's Nathan, Mephisto und vorzüglich sein Malvolio in „Was ihr wollt“ bekannt?

Ein anderes, in der Studentenloge vielleicht noch geschätzteres Künstlerpaar sind Louise Erhartt und Berndal. Wie die Frieb und Döring die Hauptstützen des heitern Genres sind, so halten die Erhartt und Berndal durchaus das classische Drama aufrecht. Und weil sie gerade die Repräsentanten unserer erhabensten Dichtungen sind, die ohne sie sicher mehr und mehr aus dem einfachschönen Hause am Schillerplatze verdrängt würden, erfreuen sie sich auch des ungetheiltesten Beifalls der Studentenschaft. Einer von diesen beiden in der Geschichte des Berliner Hoftheaters so strahlenden Namen auf dem Theaterzettel genügt schon, um ein oben geschildertes Gedränge zu bewirken; sind Beide in irgend einem classischen Stücke beschäftigt, so ereignet es sich wohl, daß, wie jüngst bei einer Vorstellung des Don Carlos (30. October), vierzig Studenten, ohne ein Billet erhalten zu haben, davon ziehen müssen. Ein classisches Drama, ausgenommen die des großen Briten, die wiederum ungewöhnlich oft vorgeführt werden, ist eben nachgerade eine Seltenheit im Vergleich zu der ungemein häufigen Aufführung von Stücken, die für die Literatur nichts als kurzlebende Eintagsfliegen sind. Don Carlos hat bisher immer noch seinen Platz im Repertoire zu behaupten gewußt, und es ist immerhin dankend anzuerkennen, daß die Generalintendanz des Hoftheaters nicht dem herrschenden Geschmacke derart Rechnung trägt, daß sie das classische Genre gänzlich verabschiedet. Diese trostlose Oede bei classischen Dramen ist unbeschreiblich; während „Mamsell Angot“, „Die Fledermaus“, „Mein Leopold“ und die „Sieben Raben“ das Publicum zu Schaaren in die Räume der Friedrich-Wilhelmstädtischen, Wallner- und Victoriabühne ziehen, zeigt die Clavigofeier ein kaum zur Hälfte besetztes Parquet, der aristokratischen Logen und des ersten Ranges gar nicht zu gedenken. Als decorative Verzierung sind die drei bis vier von Cadetten besetzten Parquetbänke zu erwähnen, deren Insassen sehnsüchtig zum ersten Rang hinaufblicken und sich die holden Stunden im Geiste ausmalen mögen, da sie nicht mehr auf das plebejische Parquet commandirt, sondern ihnen artige Freibillets zum ersten Rang zugeschickt werden.

Bedauernswerthe, schnürbrust-verzierte Söhne des Mars, während euch die behaglich gepolsterten Parquetplätze, auf denen ihr so erbaulich die euch ewig fremden Räume des Schillertempels anschauen könnt, für eure hohe militärische Würde ungeziemend erscheinen, sitzen hinter euch, weit hinter euch, im entlegensten Eckchen, siebenundvierzig Jünger des Apoll, eines weit edlern Gottes, als euer menschenvertilgender Ares es ist, und schwitzen in dem engen Raum wie die Bratäpfel; während ihr gelangweilt — denn die schöne Helena und Ritter Blaubart sind euch capabler — die heiligen Klagen Tasso's oder Iphigeniens anhören müßt, pochen hinter euch die Herzen der hellenisch gebildeten Jünglinge und in Manches Brust befestigt sich der Entschluß: Du mußt Aehnliches zu vollbringen versuchen.

Erhebend ist es, daß bei der immer mehr und mehr durchgreifenden Apathie der Berliner gegen das classische Drama die Studentenloge fort und fort das regste Interesse dafür zeigt. Freilich ist in den letzten Jahren manches edle Meisterwerk unserer Dichterheroen vom Repertoire geschwunden, und die Reihen der Darsteller classischer Rollen sind sehr empfindlich gelichtet worden. So Frau Jachmann-Wagner und Robert! Welchem ältern Studenten — die der jüngern Semester kennen diese Namen wohl nur vom Hörensagen — treten nicht jene Abende vor die Seele, da Fr. Jachmann-Wagner die Iphigenie, die Mutter der feindlichen Brüder, die jungfräuliche Königin und die Antigone, Robert den Max, Mortimer, Romeo oder Don Carlos darstellte! Beide verließen fast zu gleicher Zeit die Berliner Hofbühne, Johanna Wagner gewiß schmerzlich bewegt von einem Publicum scheidend, von dem sie sich so geschätzt wußte, Emerich Robert aus unbekannten, vielleicht unmotivirten Gründen grollend, um unter Laube's Aegide ein neues Feld für seine seltene Begabung zu gewinnen. Beide werden in Berlin wohl niemals ersetzt werden, und die Parterreloge war sich wohl bewußt, welchem Verlust die Hofbühne entgegen ging, denn die Abende, an denen die Jachmann und Robert zum letzten Male vor das Publicum traten, gehören zu den stürmischsten, die der Verfasser dieser Zeilen erlebt.

Die kleine Parterreloge im äußersten Winkel des Schauspielhauses hat übrigens auch ihre Stammgäste, und die Inhaber der hintersten Parquetplätze wissen manche Geschichte davon zu erzählen. Augenblicklich sind mir und wohl Jedem, der das Hoftheater häufiger besucht, drei Studenten bekannt, welche kaum etwas Anderes als das Theater studiren. Sie lesen jede bedeutende Zeitung Berlins und Wiens, das heißt sie haschen nach den Theaternachrichten, die darin enthalten sind. Wenn irgend ein neues Stück gegeben, oder in irgend einem Repertoirestück eine Veränderung in der Besetzung vorgenommen wird, trifft man sie sicher im Theater. Da sitzen denn die drei theaterstudirenden Söhne der Universität womöglich auf den drei ersten Sitzplätzen des Parterreraumes, die sie sich des Morgens nach langem Harren und mit vielen Rippenstößen sauer erkauft haben, und entwickeln in der Unterhaltung eine Kenntniß der gesammten Theaterverhältnisse, die überraschend ist. Ganz genau kennen sie natürlich jeden Stammgast des Schauspielhauses und wissen auf das Genaueste und Bestimmteste anzugeben, wo Frenzel, Remy, Schmidt-Cabanis, Glaßbrenner, Fontane, Gumbinner, Lindau und all die anderen kritischen Größen Spree-Athens ihren Platz haben. Besonders ereignißvoll ist für sie natürlich ein Novitätenabend. Der Dichter des Stückes kann nicht gespannter sein als die drei Insassen der Loge.

Und wie streng kritisch verfahren sie; ihr Beifall ist durchdringend, denn sie klatschen im Tempo, ihr abweisendes Zischen verhängnißvoll. Rosen's „Schwere Zeiten“ wurden im jüngsten Frühjahre wohl nicht zum Mindesten von ihnen und ihrem Anhange, denn sie scheinen in der Parterreloge die Hegemonie zu besitzen, mit Donnergepolter zu Grabe getragen und die Iphigenie der Erhartt jeder Kritik zum Trotz mit unzähligen Hervorrufen belohnt. Nicht selten finden sie jedoch in der eigenen Loge — der fortwährenden Meinungsverschiedenheiten mit dem übrigen Publicum gar nicht zu gedenken — energischen Widerstand. Dann glühen die begeisterten Gesichter der Söhne der Berliner Hochschulen, „Hie Welf, hie Waiblingen!“ schallt es in dem engen Raume, und jede Partei sucht auf die durchdringendste Weise ihre Ansicht geltend zu machen. Ein solcher Kampf fand jüngst bei der ersten Aufführung von Brachvogel's „Alte Schweden“ statt.

Welche Rolle die Studentenloge bei Aufführung des neuesten Lindau'schen Stückes spielte, und welche Conflicte dadurch zwischen der Intendantur und der Universität hervorgerufen wurden, dürfte den Lesern der Gartenlaube aus den Tagesblättern genügend bekannt sein.

Wilhelm Bauer, der arme Kreuzträger in München, hat zu seinem körperlichen noch das tiefste Seelen-Leid erfahren: sein einziges blühend herangewachsenes Töchterchen Constanze, die dem auf der ganzen rechten Seite seit Jahren völlig gelähmten Vater als Briefschreiberin und dadurch als traute Vermittlerin desselben mit der Außenwelt diente, ist nach wenigen Schmerzenstagen gestorben. Das ist das einzige Merkzeichen, welches im Jahre seines fünfundzwanzigjährigen Erfinder-Jubiläums noch zum Schluß sein hartes Schicksal ihm vergönnte. Wir schicken heute, aus Mangel an Raum, nur diese Notiz einem längeren Artikel voraus, welcher seinen letzten Lebenswunsch, daß seine 1819 begonnenen Erfindungen in ihren Modellen, Zeichnungen und Beschreibungen zum Besten seiner Familie öffentlich angekauft und aufbewahrt werden möchten, eingehender aussprechen soll.

Nicht zu übersehen.

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der zweiundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst angeben zu wollen, und machen ihnen zugleich die erfreuliche Mittheilung, daß im neuen Jahrgang folgende Erzählungen veröffentlicht werden:

„Das Capital“ von **Levin Schücking,**

„Eine namenlose Geschichte“ von **E. Marlitt,**

„Ein kleines Bild“, Erzählung von **Ernst Wichert** (Verfasser von „Schuster Lange“) und eine Novelle von **Karl Frenzel.**

Von den demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikeln heben wir vorläufig hervor:

Am Grabe eines Märtyrers. Mit Abbildung. — Eine Künstler-Laufbahn. Mit Abbildung. — Der Wüstenfuchs und das nächtliche Thierleben in der Oase. Von dem Afrikareisenden G. Schweinfurth. Mit Abbildung. — Ein Pionier deutscher Kunst. Von W. Hamm. Mit Abbildung. — Räuber und Wegelagerer im Pflanzenreiche. Von Carus Sterne. Mit Abbildung. — Am Sterbebette eines Kaisers in der Wiener Hofburg. Mit großer Illustration. — Das Urbild der Isolde. Mit Abbildung. — Das deutsche Gaunerthum und seine Gegenspieler. Von Fr. Helbig. — Die Ernährung der Kinder. Von H. v. Liebig (Sohn des Justus v. Liebig). — Theater-Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Von Fr. Tietz. — Ein Gang durch die Berliner Stadtvogtei. Von Adolf Rutenberg. &c. &c.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Neujahr aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google